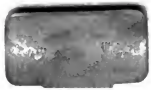
Ethische kultur

Digitized by Google

HN1
E84q
v.12-14

Library of

Princeton University.



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Ethische Kultur.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Zwölfter Jahrgang.

1904.

rd Bieber.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des zwölften Jahrganges.

Hauptblatt.

Abhandlungen, Skizzen, Erzählungen etc.

Altschul, Emily, Das Glück und sein Schatten 59
Arnold, Ernst, Der Kampf gegen den Zweikampf ꝛc. . 82, 93
Boehm, Elisabet, Warum fliegt die Motte nach dem Licht? 155
Brix, Theodor, Tua res agitur 121
Cohen, Hermann, Das allgemeine, gleiche und direkte Stimmrecht 42
Criticus, Das allgemeine, gleiche und direkte Stimmrecht 52, 57
Doering, August, Das allgemeine, gleiche und direkte Stimmrecht 42
" " Simultanschule und weltliche Schule 169
Ernstken, Carola v., 9 Geschäft lehren 149, 156
Foerster, Wilhelm, Die sozialethischen Probleme der nächsten Zukunft 9
" " Das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht 58
" " Petition an den Reichstag zum Entwurf eines Gesetzes betr. die Wetten bei öffentl. veranstalteten Pferderennen 89
" " Der sozialdemokratische Parteitag . 137
Foerster, Friedr. Wilh., Einige nachträgliche Bemerkungen zu den letzten Sittlichkeitskongressen . 178
Francé, R. H., Zum Kapitel der weiblichen Inferiorität . 94
Frost, Laura, Aus den Briefen Fr. Riepsches . . . 65
Gilman, Nicholas Paine, Der Unternehmer und seine Arbeiter 180, 187
Grund, Otto, Konfessionelle Friedenssehnsucht . . . 153
" " Toensfeier 177
Hartmann, Eduard von, Das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht 42
Hasse, Else, Vom Opfer 3
Henning, Major a. D., Der Totalisator 81
Höffding, Harald, Das allgem., gleiche und direkte Wahlrecht 43
Kalscher, Leopold, Das Frauenstimmrecht 98
" " Ethische Briefe, die ihn nicht erreichten 163
Kahenstein, L., Der Berliner Spar- und Bauverein . 122
Kellner, Albert, Der Sozialingenieur 97
" " Die Schule der Vereinigten Staaten . 98
Leonhardt, Eb., Zwangserziehung 125
Maeterlinck, Maurice, Das allgemeine Stimmrecht . 138
Marcuse, Oscar, Justitia fundamentum regnorum . . 5
Michels, Robert, Edmondo de Amicis, der Sozialist der Ethik 52
" " Der Internationalismus der Arbeiter . 118
Natorp, Paul, Das allgem., gleiche und direkte Stimmrecht 43
Netter, C., Zur Sozialpolitik des deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches 17, 26, 35
" " Vom deutschen Richter 105, 114
Noack, C. L., Freidhof, Moral, Religion und Schule . . 145
Oesterreich, K., Kant und die Frauen 185
Penzig, Rudolph, August Döring 95
" " Unsere Kolonialpolitik 49
" " Das allgemeine, gleiche und direkte Stimmrecht 57
" " Zum Frauenkongreß 81
" " Mein Eigen sollst du sein ꝛc. . 99, 107
" " Die Häufung der „Fälle" 129
" " Konfessionelle oder weltliche Schule? . 161
Ramakrishnah, Aus der indischen Kulturwelt . . . 77
Roesch, Hubert, Die Haupt- und Erbsünde der Universitätsphilosophie 83
Schmidkunz, Hans, Frauenfrage und Kunstbildung . . 91
Schwimmer, Rosika, Ein bedauerlicher Streik . . . 74
" " Säuglings- und Mütterheimstätten . 141
Sheldon, Walter, Das Gebet vom ethischen Standpunkt . 139
Spranger, Eduard, Humanität 1
Staudinger, Franz, Was die Glocken sagten 93
" " Unsere öffentliche Moral 65
" " Leben wir in einem Rechtsstaat? . 97
" " Eine gute Gesellschaft 124
" " Das Gemüt und die Wahrheit . . . 171
Stead, W. T., Der wahre Herrscher der Kulturwelt . . 132
Stern, Julius, Religionsphilosophie 116
" " Beisheit 155
Toennies, Ferdinand, Das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht 49
Vorländer, Karl, Im dunkelsten Wien 140
Wolff, Karl, Vom Reden und Schweigen 76
* * * Die Notwendigkeit eines besseren Tierschutzgesetzes . 74

Streiflichter.

Abspannen, abdringen oder abwendig machen 95
Amerika und die Spielsucht 95
Auf zum Kampf wider den Schmutz ꝛc. 69
Daheim! Den Eltern helfen ꝛc. 44
Das Recht auf Schlaf (J. Berger) 188
Der erste Schritt (Th. Brix) 172
Der sieghafte Generalanzeiger (Th. Brix) 189
Der strafrechtliche Schutz des Heiligen 181
Die koloniale Lüge 133
Die neue Richtung im ungarischen Unterrichtswesen (R. Sch.) 157
Die völlige Unlauterkeit der Moral 41
Die weiße Gefahr 151
Eine Aufgabe für den neuen Friedenskongreß (D. D.) . 181
Eine Niederlage der Prügelfreunde (Th. Brix) . . . 22
Einer von den wenigen Ganzen (Th. Brix) 20
Ein ethisches Vorpostengefecht in Bayern 60
Eine verpaßte Gelegenheit 170
Eilendgentalkit 14
Fürchtet Eure Richtigkeit? 38
Frucht und Samenkorn 6
Gegen den Totalisator 29
Geistige Interessen 93
Gerichtsentscheidung zur Ethik der außerehelichen Verkehrsbeziehungen 141
Gesetzeskunde als Unterrichtsfach (R. Schwimmer) . . 20
Gesunder Egoismus (Th. Brix) 134
Gute Soldaten, schlechte Christen 142
Herzenserziehung 20
Jahrhundert des Kindes (D. D.) 197
Internationale Moral 181
Kinderschutz in England (B. K—r.) 109
Mission und Kultur 183
Moralisches Irrseln (Th. Brix) 53
Nach dreißig Jahren 164
Nächtliche Wohltätigkeit 110
Noch einmal die Prügelstrafe (W. Börner) 101
Personenwechsel, kein Systemwechsel (Th. Brix) . . . 118
Pobedonossew und die europäische Kultur (Fr. Lange) . 69
Religion und Geschäft 102
Rote Mordzettel 165
Ruhig lesen und wirken lassen 45
Schulkompromiß und Liberalismus 151
So mußte es kommen 95
Sozialethischer Einfluß des Konsumenten 7
Sozialmuseen (L. H.) 158
Steads ethisches Tageblatt 30
Thesen zur strafrechtlich. Behandlung der Kinder (M. Raschke) 86
Verurteilung des Imperialismus 86
Warum die Japaner siegen 102
Wem gehört Hereroland? 118
Zur Ethik des Sozialismus (F. Staudinger) 78

Sprechsaal.

Ethik des Klassenkampfes (R. Michels) 21
" " " (R. Penzig) 22
" " " (W. Foerster) 33
Ethische Autinomieen (Wilib. Dreißigacker) . . . 28, 85
" " " (F. Staudinger) . . . 29, 85
Görlitzer Gerichtsentscheidung (Bruno Meyer) . . . 166
" " (Max Thal) 183

(RECAP) 589611
Digitized by Google

Kapitel von der weiblichen Inferiorität (Joh. Battig). . . 103
" " " " (Hjalmar Crohns) . 110
Le Superflu Chose très nécessaire (E. H. Fried) 100
Nutzig lesen und wirken lassen (Bernh. Lehmann) 55
Sozialethischer Einfluß des Konsumenten (Criticus) . . . 15
Sozialpolitik des deutsch. Bürgerl. Gesetzbuches (E. Schneider) 54
" " " " (O. Netter) . 54
Wo kommen die Kinder her? (Dr. M.) " 87
" " " " (M. Penzig) 87

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin 30, 45, 78, 173
" Breslau 182
" Frankfurt a. M. 39, 55, 182, 190
" Magdeburg 30, 55, 62
" München 78, 103
" Wiesbaden 46, 190
Der 9. Jahresbericht der ersten öffentl. Lesehalle der D. G. E. R. 119
Hauptvorstandssitzungen 23, 39, 45, 86, 102, 159, 182

Vermischtes.

Der Verein Jugendschutz Berlin 71
Die Hauptversammlung der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung 143
Eine Reformbewegung im Blindenunterricht (Dr. E. Cohn) 70
Ein internationaler Freidenkerkongreß 143
Kongreß der internationalen Abolitionistischen Föderation . 143

Bücherschau.

Böhmert, Victor, Die Gewinn-Beteiligung der Arbeit (E. R—r.) 143
Bürkner, Richard Herder (J. Stern) 111
Der [illegible]schel (-nz-) 71
Eltern[illegible]gend von morgen (-nz-). 111
Ely, [illegible] studies in the evolution of industrial society (M. M.) 127
Ferrari, Zante, J. Tempi, la vita, la dottrine di Pietro d'Abano (M. Michels) 31
Foerster, Wilhelm, Lebensfragen und Lebensbilder (Selbstanzeige) 46
Goldstein, Julius, Die emische Geschichtsauffassung Humes (J. St.) 7
Gompertz, Heinrich, Die Lebensauffassung der griechischen Philosophen (A. Döring) 134
Hillgers Illustriertes Frauen-Jahrbuch (E. R—r.) . . . 183
Jordan, Ven. Gaston Paris (Robert Michels) 46
Key, Ellen, Ueber Liebe und Ehe (M.) 127
Kreitchman, H. von, Kriegsbriefe (-nz-) 119
Kuhlenbeck, Ludwig, Im Hochland der Gedankenwelt (Jul. Stern) 79
Lutze, Ferdinand Wilh., Auf Reitschule (J. St.) 15
Lutter, Hermann, Sie müssen (-nz-) 142
Lenß, Hans, Aus dem Zuchthause (Dr. W. Bode) 31
Marc Aurel, Selbstbetrachtungen (K. Nothe) 63
Michels, Robert, Brautstandsmoral (R. M.) 71
Manuel, Julius, L'éducation de la volonté (E. Jo.) . . . 167
Mumford, Arthur, Aus der indischen Gedankenwelt (-nz-) 79
Nichter, Raoul, Friedrich Nietzsche (-nz-) 63
Schreiber, Adele, Kinderwelt und Prostitution (R. Michels) 7
Spiegel, M., Die Arbeiterwohnungen in London (E. R—r.) 135
Sternc, Carus, Werden und Vergehen (-nz-) 135
Werner, Eine für viele (Gisela Michels-Lindner) 46
Werner, Einer für viele (Gisela Michels-Lindner) 47
Wagner, C. D., Die Entwicklung der französischen Volksschule (R. Döring) 135
Wagner, Die Strafinseln (R.) 151
Woolman, F., Leitfaden der Moral (J. St.) 15
*** Wiesener (-nz-) 151

Bei der Redaktion eingegangene Bücher.

15, 39, 47, 55, 71, 87, 95, 127, 136, 159, 167, 183 (außerdem in „Kinderland" 8).

Zum Wanderrednerfonds.

47, 175, 191. — — Briefkasten 191

Monatsbeilage „Kinderland."

Artikel.

Arnold, Emma J., Die Geschichte von den 11 Städten . 22
Bauer, Michael, Die beiden Engel auf Erden 16
" " " Mutter überall 20
Becker, Marie Luise, Kindergeselligkeit 30
" " " Zur Schule 35
" " " Puppentheater 42
D., D., Was soll ich werden? 37
" " Die drei Bäume 46
Fei, L., Die Kraft des Gebets 19
Foerster, Friedr. Wilh., Für die Gesangsstunde . . . 2
" " " Zur Psychologie und Pädagogik der Arbeit 5, 9
" " " Blumenblüte und Mädchenblüte 7
" " " Der Bogenerzog 12
" " " Was man beim Staubsaugen lernen kann 14, 18
" " " Zweierlei Umgang mit Menschen 45
Frost, Laura, Mutterbrief 33
Hahn-Lux, Ida, Buben und Mädel 11
Hasse, Else, Ueber den Gehorsam 13
" " Kinderantworten im Moralunterricht . 21, 26, 30
" " Sonntagskinder 41
Jannasch, Lilli, Dämme bauen 6
" " Von der Hand 25
" " Vom Helfen 39
" " Die Theseussage 43
" " Fex 48
Penzig, Rudolph, Zur Einführung 1
" " Sich verewigen 35
Salus, Hugo, Wo kommen die Kinder her? 17
Scherb, H., Was haben die Eltern in der Schule zu suchen? 15
Staudinger, Franz, Prometheus 46
Steyner, H., Ahana 38
Wilke, Bruno, Werdet gute Bausteine 4
" " Das Samenkorn 7

Gedichte.

Eabanis, Georg Paul Sylvester, Meinem Jungen . . . 28
" " " " Wenn die kleinen nicht essen wollen 28
Kernstock, O., Ein Wort an die Jugend 44
Penzig, Rudolph, Waldbrand — Weltbrand 29

Zwischen den Dornen und am Wege.

Die gemeinsame Erziehung der Geschlechter 32
Mutterbeispiel 48
Mütter können mehr als Frauen 8
Vogelschutz und Kinderschutz 8
Vom Teufelchenboten zum Doktor der Chemie (H. Steyner) 36

Lesefrüchte.

4, 12, 16, 24, 32, 40.

Empfehlenswerte Eltern- und Kinderbücher.

Beyhle, Schulandachten und Ansprachen (F. W. F.) . . 32
Eglin, Moritz von, Jugendblätter (-nz-) 44
Foerster, F. W., Jugendlehre (-nz-) 28
Gjems-Selmer, Agot, Die Doktor-Familie im hohen Norden (-nz-) 20
Schneider, Georg, Lehrbuch für den religiös-sittlichen Unterricht (-nz-) 24
Siebert, Dr. med., Ein Buch für Eltern (-nz-). . . . 20
Thimm, Johanna, Erziehungsfragen (M. Stern). . . . 24

Digitized by Google

Erscheint
am 1. u. 15 jeden Monats.
Preis:
vierteljährlich 1,60 Mk.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate:
Die kriegsfeine Kompareillezeile 40 Pf.
Beilagen billig nach freier
Vereinbarung.
Annahme in allen
Annoncenbureaus und
in der Expedition
Berlin S. W. 48,
Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung.

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

XII. Jahrgang. | Gottesberg, den 1. Januar 1904. | Nr. 1.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Humanität. Von Eduard Spranger (Charlottenburg).
Vom Opfer. Von Else Hasse.
Justitia fundamentum regnorum. Von Rechtsanwalt Marcuse (Breslau).
Streiflichter:
Frucht und Samenkorn.
Sozial-ethischer Einfluß des Konsumenten.
Bücherschau:
Dr. Julius Goldstein.
Adele Schreiber.

Humanität.

Von Eduard Spranger (Charlottenburg).

Wie ein Fremder trat Herder in diesen letzten Tagen der Jahrhundertfeier seines Todes in unsern Kreis. Wird er uns mit sich zurücknehmen wollen in das große Schaffen und Ringen seiner Zeit, oder hat er auch uns noch etwas zu sagen, das gegenwärtigen Lebens und befreiender Kraft voll ist?

Denn ein Befreier war er, einer von jenen titanenhaften Menschen, denen jede Lebenswendung ein Anstoß zum Schaffen und Entdecken ganzer Geistesreiche wird, in denen sich jede Empfindung zum Wollen, jedes Wollen zum allgemeinen Werte gestaltet. So lebte er zuerst das neue, reiche Leben, nachdem der letzte Umsturzwoge in den Adern der rationalistischen Zeit verflogt war. Sein Herz tat sich auf für die unendliche Fülle der Lebendigkeit, die in uns und um uns wogt. Mit allen Genüsskräften sog er in sich ein, was im Stande der Natur die menschliche Seele geahnt und gedichtet hatte; er folgte ihr in ihrem Gange durch Völker und Zeiten; überall war sie ihm die ganze, webende, aus unergründeten Tiefen gestaltende. Ihr Dasein war Genialität auch in der kleinsten ihrer Schöpfungen; nur dem Genius verriet sie den Zauber ihres Wirkens.

Und er enthüllte dieses Geheimnis den Genossen seiner Jugend. Goethes Seele weitete sich an diesem allumfassenden Geiste. Bald war er der Führer derer, denen ein neues Ideal in Kunst und Leben empordämmerte, die der greisenhaften Zeit aus ihrem unverseglichen Reichtum neue Kräfte zu spenden gedachten. Wie einst die Humanisten die Fesseln starrer Formen gesprengt hatten, so wollten auch sie jede Kraft der Seele einer freien Entfaltung entgegen führen; mußte doch der künstlerische Formtrieb, der allem Lebendigen eigen, auch für diese höchste Daseinsform Gestalt und Maß aus sich erzeugen können. Und wie sie den Menschen verstanden nur aus dem ganzen, wogenden Untergrunde seiner Geschichte, so verstanden sie auch des Menschen Ziel nur aus der Fülle alles dessen, was in ihm, halbbewußtunmerndt, der Vollendung entgegenreifte: Sinn der Geschichte, der vergangenen, wie der künftigen, ist Humanität.

So erschien im Lichte eines umgeheuren Erziehungsplanes die Welt und das Geschick der Menschheit in der Welt. Eine zweite Renaissance ließ das antike Menschheitsideal noch einmal in tieferer Durchdringung aufleben; aber in Wahrheit hing doch der Blick an der leuchtenden Zukunftshoffnung, der unendlichen Perfektibilität des menschlichen Wesens. Das Wort des scheidenden Lessing: „Und was habe ich denn zu verſäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?" gestaltet sich bei Fichte zu der gewaltigen Willensentscheidung; „Nun so ströme denn unaufhaltsam mein ganzes Leben auf diesen einen Zweck hin!"

Eine andere Stimme haben wir in unsern Tagen vernommen, der auch der große Gedanke der Erziehung aufgegangen war; aber verschwunden ist jenes siegesgewisse Wollen; statt seiner die Klage: „Weh' mir, den Weg habe ich verloren, also auch das Ziel." Auch unsere Zeit durchzieht ein großes Sehnen nach dem „Menschen." Ahnende Dichterseelen träumen von ihm in ihren stillsten Stunden. Man beschwört aus der Vergangenheit Geister von Erziehern herauf, und doch will uns das große Werk nicht gelingen. Ein dunkles Gefühl der Gegenwart sträubt sich gegen alles, was Humanität heißt, und so geht ihr Suchen auch achtlos an dem großen Erzieher vorüber, dem alles irdische Geschehen in dem einen Sinn und dem einen Ziel, den reinen Menſchen heranzubilden, zusammenlief.

Was soll uns Humanität? Ist nicht der Kosmopolit ein unseliges Wesen, das nirgends wurzelt, in keinem geistigen Zusammenhange heimatliche Werte hegt? So und nicht anders beurteilen wir noch heute das Menschheitsideal eines Herder und Goethe, eines Schiller und Kant. Noch immer trübt der weltbürgerliche Zug der französischen Revolution unseren Blick für das, was sie unabhängig von politischen Konstellationen in ihrem bleibenden Wesen bedeutete. Wir sehen es heute in anderer Weise deutlich genug, daß alle Gleichmacherei im Grunde nur die Durchgangsform zu höherer individueller Entfaltung ist. Die Revolution war die Geburtsstunde der bewußt abgeschlossenen Nationalitäten; aller Sozialismus will den Individualismus. Rousseau, der die ganze Welt mit seinen Worten ins Innerste traf, sprach doch zugleich aus: „Dédiez vous de ces cosmopolites qui vont chercher, au loin dans leurs livres des devoirs qu' ils dédaignent de remplir autour d'eux. Tel philosophe aime les Tartares, pour être dispensé d'aimer ses voisins." Sollte das Weltbürgertum unserer

Digitized by Google

Klassiker diese blasse, kraftlose Allgeschmeidigkeit gemeinl haben? Wäre dies der letzte Sinn der großen Empfänglichkeit und Universalität, zu der sie ihr Leben ausgeweitet haben? Dann allerdings hätten wir ein Recht, von ihrem pädagogischen Enthusiasmus gering zu denken. Mag man von fernen Zeiten hoffen, was man will: für unsere Existenz kann die Nation nicht aufhören, Realität zu sein. Es steckt das Lebensmerk von Generationen, das stille Schaffen unablässiger Willensmächte in dieser großen Objektivität. Sollte der Einzelne seinen Charakter bilden können, ohne im Bann dieser in festen Formen kristallisierten Werte zu stehen? Sollte das Individuum immer reicher werden, das Volk aber zugrunde gehen einem geliebten Europäertum zu Liebe? Nationale Entschränkung in diesem heimatlosen Sinne ist Sache haltloser Charaktere, untätiger Aesthetiker, die Sklaven jedes schmeichelnden Eindruckes sind und ihr Volkstum nicht verstehen, weil sie zuvor ihr Selbst verloren haben. Nationaler Stolz ist wie der Stolz der vollendeten Persönlichkeit: duldsam, ja dankbar für jede andere Art des Seins, sofern sie ernster Zucht und tätigem Wollen entspringt; aber eingeplommen in das Bewußtsein: es gibt nichts zweites auf der Welt, das dir gleicht!

Wir Deutschen mögen nach beiden Seiten mehr als andere Völker gesehlt haben; und doch war die Gefahr des Selbstverlierens immer unsre innerste Not. Regt sich vielleicht jetzt das Gefühl, daß wir von unseren Erziehern, den Schöpfern des deutschen Geistes, zu wenig gelernt haben? So wenig, daß wir denen Kosmopolitismus vorwerfen, denen wir unser Deutschsein verdanken?

Was heißt es, ein Schöpfer auf geistigem Grunde zu sein? Von den Werken des Genius ist keins unergründlicher als dies! Der Dichter beseelt sich an fremdem Leben; mehr als er ist der Künstler des Lebens selbst, Shaftesburys virtuoso, in dem das Dasein neue Form gewinnt, aber eine Form, der die höchste Gabe des Lebens nicht fehlt: der Zeugnistrieb und die Kraft fortzeugender Wirkung. Auch hier gibt es keine unbedingte Originalität: gerade das ist ja der Wert der Geschichte, daß sie dem, der weit und reich genug ist, sie rein in sich aufzunehmen, noch weit mehr als die Natur zu enthüllen vermag:

„Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
Und sich die gold'nen Eimer reichen."

Herder besaß diesen Blick; nicht minder bei den nordischen Völkern wie bei den Alten fand er diese befruchtenden Züge. Wir können es im einzelnen nachweisen, wieviel Goethe noch spät mit dem Auge sah, wie Herder es ihm geöffnet hatte. Aber sie beide strebten hinaus über die blasse Nachahmung des älteren Humanismus: an dem fremden sollte sich eigenes Können und Wollen entzünden, und dieses Spiegeln in der Geschichte sollte schließlich deutscher Art und Kunst nur das eigne, ungeklannte Antlitz enthüllen. Doch die feurigen Worte, mit denen Herder dies schon in den „Fragmenten zur neueren deutschen Literatur" aussprach, sind ungehört verrauscht. Noch heute suchen wir in tastenden Organisationen ein deutsches Bildungsideal. Aber alle Organisationen sind vergeblich, wo der einheitliche Strom des Lebens fehlt. Sollte dieser Strom nicht auch durch die Versenkung in die klassischen Ursprünge unserer Literatur in neue Bewegung gebracht werden können?

Trotzdem liegt in diesen nationalen Ideen der letzte Grund dafür, daß wir im Rückgang auf Herder und Fichte die Lösung unserer Bildungsfragen erhoffen. Denn es gibt ein Allgemein-Menschliches, das jenseits aller historisch-politischen Trennung sein Wesen hat, mag es auch in der Erscheinung nie ohne solche nationale Gestaltung bleiben. Die Erfahrung dieser letzten Realitäten war es, was jener Zeit das Ideal der Humanität erstehen ließ. Versuchen wir, statt des historischen Berichts, von uns aus diesem Punkte der Wirklichkeit nahe zu kommen.

Im unablässigen Kampf des Willens mit den umgebenden Machtsphären verzehrt sich das Leben. Unser inneres Wesen wird geglüht und geschmiedet, bis es Gestalt empfängt. Wo das Dasein diese metaphysisch-ethischen Erfahrungen durchlebt, wird es der Grundwurzeln seiner Existenz inne. Fern von allem Begriff, unzugänglich dem Symbol hat der Wille seine tiefsten, vitalsten Beziehungen zu dem Seienden. Immer eindringender erfaßt er diese Welt und in ihr sich selbst. So erwächst ihm in einem langen Erziehungsprozeß allmählich die Bewußtseinsstellung, die ihm die individuelle Form seiner Existenzmöglichkeit enthüllt. Dieses Werden des Willens ist das tiefste metaphysische Geheimnis; zeigt es doch den Punkt, wo die Welt und der Einzelwille eins werden, wo der ewige Zwiespalt für eine kurze Spanne in Harmonie ausklingt. In dieser Tatsache wird uns der letzte Kern der Fichteschen Lehre verständlich: in der Gestaltung des Willens gestaltet sich auch die Welt.

Aber das Abmessen ihrer Sphären gegen einander ist im letzten Grunde ein künstlerisches Tun. Der ästhetische Reiz der Persönlichkeit beruht eben auf dem, was Plato das Maßhabende nannte. Und für den Menschen unserer Zeit hat dieses Gestalten des Lebens eine besondere Bedeutung. Dittheu nennt es Gefühl der Diesseitigkeit: ein stark naturalistisches Bewußtsein ist es, mit dem die Bildung der Persönlichkeit zu kämpfen, gegen das sie sich zu behaupten hat. Jacobi und Goethe, Herder und Kant fühlen sich ursprünglich tief eingebettet in den Zusammenhang dieser Welt. Wie sollte die Persönlichkeit in ihr Raum haben, die doch nicht minder Realität war als die den Willen bändigende Gesetzlichkeit des Naturgeschehens? In dieser Antinomie zwischen dem frei Schöpferischen des Einzelwillens und der allumfassenden Ordnung, zwischen der Stimme des sittlichen Bewußtseins und der unerbittlichen Notwendigkeit lag das Zentrum für den Kampf um die Weltanschauung. In der Philosophie Kants, in seiner Lehre von der Freiheit und dem intelligiblen Charakter spiegelt sich theoretisch das tiefe seelische Arbeiten der Zeit. Herder fand in Spinoza Ruhe; Goethe ging eine weite Strecke mit ihm, um als Greis seine Tragödie der Humanität im Fichte'schen Sinne zu beschließen.

Und so ist es: Humanität ist nicht eine Form geistiger Existenz, sondern sie ist Leben auch in dem Sinne, daß sie in mannigfaltiger Gestalt sich offenbart. So kann auch ihr Inhalt in keiner noch so umfassenden Formel ausgesprochen werden; sie will, wie jedes Kunstwerk, nacherlebt werden, wenn sie die besondere Art ihres Seins enthüllen soll. Nur ein Zeichen ist ihr eigen: die Vermählung von Begehren und Gesetz. In der Resignation entfaltet sich Freiheit und Herrschaft. Eine Ihfigenie bleibt unter Barbaren dieselbe hehre, unverletzlich hohe Jungfrau: Ihr Leiden findet sie gehorsam; ihr Wirken realisiert das ideale Ziel, in dem Pflicht und Freiheit zu einem verschmelzen. Sie läßt uns hoffen, daß die Stimme dieser reinen Menschheit auch anderen vernehmbar sein wird:

„Es hört sie Jeder,
Geboren unter jedem Himmel, dem
Des Lebens Quelle durch den Busen rein
Und ungehindert fließt."

Ruhelose Naturen, denen dies Werk der Ueberwindung nicht gelang, erfahren die läuternde, emporziehende Kraft eines solchen Lebens. Auch Goethe hat in Faustischem Drang manchen Irrweg getan; aber ihm ist die gleiche Zauberwirkung nicht versagt geblieben; er fand Ruhe, Mäßigung und Beschränkung im Anblick eines so gefestigten Lebens, immer wieder zieht sich durch sein Dichten das Motiv:

„Alle menschlichen Gebrechen heilet reine Menschlichkeit."

Warum ist uns diese Humanität so wesensfremd geworden? Wir genießen wohl ihr künstlerisches Gewand,

Digitized by Google

aber Glauben und Hoffnung weckt sie uns nicht. Oder wäre es etwa so, daß wir in jenes Reich letzter Erfahrungen nicht mehr hinabsteigen? Nein, Dank jener Kunst ergreift uns dieses Erleben noch tiefer, elementarer und schmerzlicher als sie, die die hohe klassische Ruhe umschwebte. Es ist nicht der innere Reichtum und die allseitige Empfänglichkeit, was uns fehlt. Sondern es ist jenes „Maß habende," das allein dem starken Willen und dem ethischen Ernst zuteil wird. Wir glauben mit dem Leben fertig zu sein, wenn wir es von seiner ästhetischen Seite auf uns haben wirken lassen. Darum der endlose Weltschmerz und der tatenlose Pessimismus. Wer gibt uns die Aktivität wieder, sie, die jede Kraft unverkümmert erhält und uns ein Herrengefühl gegenüber dem Leben gibt? Hat die Erziehung auch über diese Stumpfheit und Energielosigkeit Macht?

Wir begegnen bisweilen Menschen, die so entscheidende Züge ihrer Herkunft durch Vererbung und Anerziehung gewonnen haben, daß diese starre Masse sie auch bei sonst glücklichen Gaben hindert, die ihnen sich auftuenden, freien Möglichkeiten mit voller Beweglichkeit zu ergreifen. Sie hasten an ihrer Sphäre; es fehlt ihnen diejenige Bildsamkeit, die ihrer Natur nach mehr Stärke des Willens als Geschmeidigkeit ist. Am schwersten erzeugt sich eine positive Ethik, eine eigne Stellung zum Leben. Die meisten Menschen beschränken sich auf vererbte Güter in dieser Hinsicht, oder sie gelangen zur Negation. Die Kraft, schöpferisch zu werden, finden sie nicht. Aber das wäre ja gerade reine Menschlichkeit, in freier Atmosphäre alles das abwerfen zu können, was unserem Wesen jemals als Fremdes aufgezwungen worden ist, und nun aus dem Grunde des Selbst eigne Ästen mit belebter Kraft hervorsprießen zu lassen. In dieses Wunderwerk der Schöpfung einzugreifen, vermag die pädagogische Technik nicht. So sollte sie uns in den Jahren, wo unserem Wesen noch eine glückliche Freiheit eignet, zu den Quellen solcher künstlerischen Originalität zurückführen, damit sie mit unserem Sein verschmelzen und schlummernde Kräfte in uns lösen.

Humanität ist die Kunstform des geistigen Daseins, der Persönlichkeit. Durch die Welt in uns beherrschen wir die Welt um uns. Subjektivismus ist der Grundzug unseres Denkens. Wie schwer scheint von hier aus der Weg zum objektiven Frieden. Den Epigonen hat sich der tragische Zwiespalt nie überbrückt. Aber in der klassischen Humanität zeigt sich auch diese Art des Kunstschaffens in der Vollendung. Hier handelt es sich nicht um das Weltbürgertum, das in den flüchtigen Tagesideen der französischen Revolution lag und sich in einer verzeihlichen Selbsttäuschung auch jenen Geisteshelden im Bewußtsein zeitweise vordrängte, sondern um ewige Typen metaphysisch-ethischer Lebensgestaltung. Ewige Erfahrungen der Menschheit, die dem Begriff widerstreben, aber im Gewande der Kunst ein für alle Zeiten befruchtendes Leben führen!

Vom Opfer.

Von Elie Hasse.

In der kürzlich erschienenen Schrift von Wilhelm Stern: „Das Wesen des Mitleids" wird die Ansicht vertreten, daß „das allgemeine Neunzeichen jeder sittlichen Handlung ein mit einem Unlustgefühl verbundenes Opfer sei." Die Hervorhebung des Opfergedankens ist von Wert. Denn die natürliche Selbstsucht, der Lebensdurst, ja, die Lebenstrunkenheit veranlaßt so manchen modernen Sittenreformator, sich mit einem Sprung über den Opfergedanken hinwegzusetzen, um zu einer Ethik ohne Selbstverleugnung, Verzichtleistung, Entsagung, Bescheidung, Triebunterdrückung zu gelangen. Aber dieser Sprung ist wirklich ein Salto mortale, wobei die Sittlichkeit sich zu Tode fällt. Und nicht nur sie — auch alle Gemeinschaft, alles Verbundensein der Menschen untereinander würde mit dem Wegfall des Opfers hinfällig werden. Denn das Opfer ist nicht nur die Grundlage der Naturveredlung, sondern des menschlichen Zusammenlebens überhaupt.

Was heißt „opfern?" Der Begriff des Opfers ist für uns zunächst eine Antwort auf die Frage: Läßt sich das Heil des Menschen auf die gesamten entfesselten Kräfte seiner Natur gründen oder ist es notwendig, einzelne Kräfte als lebenverhaltend, andere als lebenentziehend von einander zu sondern und das Erhaltungsgemäße auszuwählen? Und wenn das Erhaltungsgemäße herausgesucht worden ist — was soll mit den überschüssigen Kräften geschehen, die doch auch nach Leben und Macht verlangen? Unsere Antwort auf diese Frage lautet: Opfere, was Dich und andere schädigt — das heißt: Entledige Dich seiner, gib es preis, löse Deinen Willen, Deine Wünsche und Träume, Deine Lust und Dein Begehren von ihm ab, raube ihm seine Macht über Dich, verriegele ihm die Möglichkeit, auf offene oder geheime Weise ins Innerste Deiner Entschlüsse zu gelangen, weise ihm fest umgrenzte Spielräume an oder weihe es der Entkräftung, dem langsamen Verfall, ja, dem schnellen Tode. — Das ist die negative Seite des Opfers, ohne welche die andere, die positive, nicht bestehen könnte: Das willige Hingeben innerer und äußerer Besitztümer.

Obwohl der Opferbegriff sich heute aus anderen Erwägungen herleitet als an seinem historischen Anfang, wo die primitive und eigennützige Erfahrung: Gebe ich etwas hin, so erhalte ich etwas wieder! die Mutter der Opferweisheit gewesen sein mag, so ist doch das Wesen des Opfers sich selbst geblieben; es ist sich gleich geblieben, obschon die lange Geschichte des Opfers uns mit unzählig verschiedenen Formen desselben bekannt macht. Die Formen richteten sich nach den jeweiligen Begriffen des Lebenerhaltenden, des Guten und Bösen oder nach abergläubischen und willkürlichen Bewertungen, die von Machthabern aller Art aufgestellt wurden, um die Opferpflicht den Schwächeren aufzubürden, sich aber den Vorzug des opferfreien Lebensgenusses zu sichern. So sind Frauen und Hörige, Sklaven, Leibeigene und Diener, Lehnsmänner, Krieger und Priester u. a. m. Träger des Opfergeistes geworden und haben dem Opfer tausendfeiei Gestalt geliehen, vom höchstverwerflichen Menschenopfer bis zur höchstberechtigten, echt sittlichen Selbstverleugnung. Und so verwachsen ist das Opfer mit dem Leben des Menschen und der menschlichen Gesellschaft, daß manche Formen des Opfers bereits Instinkthandlung geworden sind — die Mutter, der Krieger, zuweilen auch Staatsdiener und Bürger, Aerzte, Lehrer und Geistliche erfüllen ihre mannigfachen Opferpflichten, ohne sich einer Aufopferung bewußt zu werden.

Es ist hiernach also nicht richtig, das Opfer als mit einem Unlustgefühl notwendig verbunden vorzustellen. Die instinktive Opferhandlung wird entweder gleichmütig oder mit stillen Befriedigungsgefühlen vollbracht; die erhabene und begeisterte Opferhandlung ist von der höchsten Glückseligkeit begleitet, neben welcher alle Schmerzen verstummen, und nur die kleineren, bewußten Opfer, die der Selbstsucht täglich abgerungen werden müssen, oder die Opfer eines Menschen, der unter einem Zwange handelt, in der Liebe zum Guten schwankt und von Leidenschaften gefesselt wird oder dessen Opferentschluß anderen Leid und Schmerzen bereitet, andere in die Gefahren des Opferlebens mit hineinzieht — nur solche Opfer sind mit Unlustgefühlen bis zur bittersten Pein verbunden.

In der „Geschichte der hl. Therese" findet sich die hierfür bezeichnende Stelle: „Sie zögerte, sie zitterte vor gewissen Opfern, hauptsächlich deshalb, weil sie dieselben nur bringen konnte, wenn sie sie auch anderen auferlegte."

Digitized by Google

Während es der liebenden Seele, der doch die Aufopferung etwas Selbstverständliches ist, schmerzlich schwerfällt, Opfer aufzubürden, zu verlangen und anzunehmen, beanspruchte der Egoist ein unbegrenztes Maß von Hingabe, ohne selber fähig zu sein, auch nur ein böses Wort, eine üble Laune der Nächstenliebe zum Opfer zu bringen. Und so darf man wohl mit einiger Berechtigung sagen: Die Stellung des Menschen zur Opferfrage entscheidet über seinen sittlichen Wert. Und zwar muß zu dieser Frage auch mit der Vernunft Stellung genommen werden, denn es genügt nicht, daß die Opferwilligkeit nur gefeganntlich durch Instinkte oder Begeisterungen belebt oder hie und da erzwungen wird. Gibt es doch neben den Kurzsichtigen, die das Opfer für lebensfeindlich halten, auch Menschen, welche dem vernünftigen Sinn des Opfers dadurch zuwiderhandeln, daß sie blindlings alles verschleudern, was sie haben: Zeit, Kraft, Würde, Gefühl, Leben und dabei sich und andre ärmer machen, während der echte Opfergeist verlangt, daß das Blut, das wir vergießen, nicht im Sande versickert, sondern sich als nährende Kraft im Leben bewährt.

Die lebenspendenden Wirkungen des echten Opfersinnes sind mit der Vernunft leicht genug einzusehen. Denn soviel ist sicher, daß es kein sittliches Gefühl, keine sittliche Handlung gibt, die ganz ohne Opfer zustande käme. Opfer sind der Tauschpreis für alle Arten von seelisch-sittlicher, leiblicher und sozialer Gesundheit. Solange es Triebwucherungen, Auswartungen, Uebertreibungen gibt, solange wird das, was auswächst, beschnitten werden müssen, damit das Innen- und Außenleben sich der Gesundheit und Formschönheit annähere. „Was wäre alle Bildung," hat Goethe zu Eckermann geäußert, „wenn wir unsre natürlichen Richtungen nicht wollten zu überwinden suchen?"

In der herrlichen Bhagavad Gita, der „Bibel der Inder," findet sich eine Aufzählung „von Eigenschaften als Wesen, die himmlischer Geburt entgegengehn." Jede dieser Eigenschaften —

„Furchtlosigkeit und Herzensreinheit, Wille
Zum Streben nach der Freiheit, Liebesfülle
Für alles was da lebt, Ausdauer, Opfermut,
Zurückgezogenheit und Selbstbeherrschung,
Entsagung, Unschuld, Wahrheitsliebe, Güte,
Freigebigkeit, Barmherzigkeit, Geduld,
Bescheidenheit und Gleichmut, innere Ruhe,
Beständigkeit, ein freudiges Gemüt,
Zornlosigkeit und Milde, Keuschheit, Stärke,
Verständesklarheit und ein ruhig Herz —"

wirkt wie eine Seligkeit für sich; sieht man aber näher zu, so zeigen sich verborgen unter dem heitern Glanz dieser Tugenden die Opfer, die sie ermöglichten.

„Im Anfang, als
Der Herr die Menschen zeugte und mit ihnen
Das Opfer schuf, da sprach Pradschapati:*)
„Geht hin und opfert, und vermehrt euch
Durch Opfer. Durch das Opfer werdet ihr,
Was ihr erstrebt, im Ueberfluß erlangen."

Es ist jedoch kein finsterer Opfergeist, der den Schlüssel zum Ueberfluß, zum „Himmel unsres Innern" in der Hand hält, nein:

„Wer opfert und genießt, der handelt recht.
Niemand gewinnt, indem er nur entbehrt.
. . . . Was man Entsagung nennt,
Ist die Ergebung in des Höchsten Tun . . .
Wer so mit Gott beständig sich vereint
Und sich zum Opfer bringt, der fühlt in sich
Die grenzenlose Seligkeit, mit der
Ihn Gottes stete Gegenwart erfüllt.
Zweifellos
Ist's schwer, des Herzens Triebe
Zu zügeln, denn das Herz ist flatterhaft
Und nur durch Selbstentsagung zu bezähmen,
Die durch die Uebung zur Gewohnheit wird.

Doch wer im Selbstwahn sagt: „Ich will nicht kämpfen,"
Betrüget sich; die eigene Natur
Durch ihre Eigenschaften wird zum Kampf
Ihn zwingen, wenn er ihn auch nicht begehrt.
Sei kühn und tapfer und erhebe dich.
. . . . denn wer kein Opfer bringt,
Für den ist nichts zu hoffen."

Die Milde der altindischen Opferweisheit ist im Urchristentum wiederaufgelebt und nur im Mittelalter, in jener an schroffen Gegensätzen so reichen Zeit, als die Selbstsucht weltlicher und geistlicher Machthaber immer schrankenloser wurde, hat andrerseits auch die Selbstentäußerung sich ins Grenzenlose gesteigert und den Sinn des Opfers verdunkelt und überspannt. Auf die Erfahrung fußend, daß die stete und konsequente Uebung im Hinopfern alles dessen, was Herz und Sinnen wohltut und sie entflammt, die Seelenkraft des Menschen und seine Freiheit und Fesellosigkeit ins Absolute steigert, hat das asketische Mönchstum das Opfer zum Lebens- und Selbstzweck erhoben. Nietzsche hatte Recht, wenn er das als die „geistlich-geistigste Herrenlosigkeit" bezeichnete. Es ist der fanatische Wille zur Macht über den inneren Menschen, der in dieser Opferleidenschaft zum Ausdruck kommt; Leidenschaft aber zerstört, und mit der Abtötung aller Wünsche und Begehrungen geht die auch für das sittliche Leben grundlegende Fähigkeit verloren, Interesse für etwas zu fühlen, Wert auf etwas zu legen; die Opferleidenschaft endet in der Sackgasse der Gleichgültigkeit.

Innerhalb der Jesuslehre hatte das Opfer ursprünglich eine etwas andere Bedeutung und steht in innigem Zusammenhang mit der Praxis der Liebe. Jesus dürfte tief durchdrungen gewesen sein von der sittlichen Erfahrung: Daß der Mensch mit demjenigen am innigsten verwächst, dem er am meisten opfert. Auf diese Tatsache gründet sich die Festigkeit der Mutterliebe und Gattenliebe, die Stärke der Vaterlandsliebe in Zeiten der Not und die Solidarität aller, die gemeinsam kämpfen, entbehren und einander aushelfen müssen. Das ist die Kraft des Opfers, daß es verbindet, nicht trennt. Eine Liebeslehre darf das Opfer nicht streichen, eben weil sich nach dem Kapital an Opfern und Lebenskraft, das wir in einem Menschen, einer Idee, einer Arbeit oder in Gott angelegt haben, die Stärke und Lauterkeit der Liebe bemißt. Durch Opfer und Entsagung reinigt sich die Liebe und wird erst dadurch zur rettenden Macht. Darum erweist sich Jesus in Matth. 5, 29, 30 und 40, 41 als meisterlicher Psychologe; wenn er dort mit starken Worten und leicht übertreibenden Gleichnissen den Ratschlag erteilt, einzelne ausartende Triebe aufzuopfern, damit nicht der ganze Mensch verderbe und dem Bittenden immer mehr zu geben, als gefordert wird, so mußte er solches empfehlen, weil sein ganzes Trachten auf die Liebe ging, auf die echte Selbstliebe und das Verbundensein der Menschen untereinander. Ja, er mag der Kraft des Opfers so unbrünstig vertraut haben, daß er — als es seiner Predigt und seinem Beispiel nicht völlig gelang, die Jünger mit seinem Geist zu durchdringen — den Opfertod beschloß, weil er als tiefer Menschenkenner wußte, daß schon der Anblick eines großen Opfers, mit dem Schmerz, der Rührung, Begeisterung und heiligen Entrüstung, die er erregt, die Seelen zusammenschweißen, emporheben und mit großer Liebeskraft erfüllen kann.

Von einem Kritiker des Christentums ist kürzlich die Stimmung der Verzweiflung als „Weltuntergangsstimmung" und die Perlenschnur der Gleichnisse als „verzweifelte Proben der Selbstaufopferung-Selbstwegwerfungsfähigkeit" bezeichnet worden. Allein: kann man sagen, daß sich der Sanftmütige, Friedfertige, Reine, Gerechte, Opferfreudige wegwirft? Bewahrt er sich nicht viel mehr? Schafft er sich nicht ein inneres Kräftezentrum, von wo aus Schicksal und Eigenwille zu beherrschen und zu besiegen sind? Finden wir im Besitz der Opferkraft nicht jene heitre Ruhe, der die Wechselfälle und

*) Brahma — die Summe der schöpferischen Kräfte im Weltall.

Digitized by Google

Verluste des Lebens nichts anhaben können? Und ist das Hingebenkönnen nicht das freieste, glücklichste, sorgtosete der Gefühle, ein Gefühl, das den Gebenden und Nehmenden im Innersten erwärmt? Nur wer im Opferleben steht, kann wissen, was Freiheit und Liebe ist.

Unser Leben wimmelt von logischen Widersprüchen. Und einer derselben heißt: wer gewinnen will, der muß zuvor verlieren, wer aus seinem Wesen ein Ganzes gestalten will, der muß Teile desselben opfern; das Opfer fügt dem Bestand der Welt etwas hinzu. Jeder Künstler weiß das: er opfert Einzelheiten, um ein künstlerisches Ganzes zu erhalten.

Der Opfergedanke ist denn auch so wenig veraltet, daß selbst die neuesten Lebensanschauungen sich seiner bedienen. Sei es nun, daß man die gesunde Entwicklung der Gattung oder die Züchtung eines höheren Menschentypus, sei es, daß man eine Läuterung der sexuellen oder politischen Sittlichkeit, eine sozialistische Neuordnung der Gesellschaft u. dgl. ins Auge faßt: immer wird der Entartung und der Selbstsucht nur durch Opferwilligkeit zu steuern sein. Die zunehmende Verschlechterung der Gesundheitsverhältnisse durch die Verwilderung des Geschlechtstriebes, die bis zum Wahnwitz gesteigerte Geldgier, die grenzenlose Genußsucht — dem allen wird sich eines Tages der Selbsterhaltungsinstinkt der Menschheit gewappnet entgegenstellen müssen, und es bleibt abzuwarten, an welche Gesetze, Institutionen, Glaubensvorstellungen er dann seine Opfervorschriften binden wird. Denn nur das Opfer erlöst von selbstmörderischer Zügellosigkeit, nur ein teilweises Aufgeben individueller Ansprüche und jener Stoiz, der nichts umsonst haben will: „Wer vom Pöbel ist, der will umsonst leben; wir andern aber, denen das Leben sich gab — wir sinnen immer darüber, was wir am besten dagegen geben!“ (Nietzsche-Zarathustra). Schon hat das Opfer, wenn auch incognito, in der Theorie des Sozialismus seine Stelle erhalten: Die Verstaatlichung großer Privatkapitalien, die Vergesellschaftung der Produktion würde dem Einzelnen die empfindlichsten Opfer auferlegen.

Vielleicht ist der Aufruhr gegen den Opfergedanken, den man im heutigen Leben überall beobachten kann, nur das letzte Aufraffen eines Individualismus, der das Ich und sein vergängliches Leben höher stellt als die unsterblichen Ideen, welche den Gang der Menschheit leiten. Zur Befruchtung des Kulturlebens ist ja notwendig, daß das Ich mit seinen persönlichen Wahrheiten und relativen Ansprüchen immer wieder fordernd auf den Plan tritt, um der individuellen Freiheit eine Gasse zu bahnen; ebenso notwendig ist es aber, daß im Wechselspiel der Kräfte die Herrscherrolle auch wieder vertauscht wird, und daß die Idee, die überpersönliche Wahrheit, das Feinste und Allgemeinste, was der Mensch ersonnen und erfahren hat, ihren vollen Einfluß wiedergewinnt. Zu diesen praktischen Vernunftideen aber gehört das Opfer, als ein Selbsterhaltungsgesetz der Menschheit und ein Hebel aufsteigender Entwicklung. Denn auch der neue Gott „Exzelsior“ ist ein starker und eifriger Gott — auch er verlangt viele Opfer.

Justitia fundamentum regnorum.

Von Rechtsanwalt Mareuse, Breslau.

Ich stehe unter dem unmittelbaren Eindrucke eines Urteils, das wieder einmal ein helles Licht auf die Rechtsprechung unserer Berufsgerichte zu werfen geeignet ist. Auf Grund von Momenten, deren Hinfälligkeit sich bei unbefangener Prüfung geradezu aufgedrängt hatte, ist ein nach meiner innersten Ueberzeugung unschuldiger Mensch ins Elend gestoßen worden, und dies von Rechtswegen. Noch gellt in meinem Ohre der Ruf, der nach Verkündigung des Spruchs mit elementarer Wucht aus der Brust des Unglücklichen hervorbrach: „Ich bin unschuldig; Sie haben einen Unschuldigen verurteilt!“ Der Gattheit dieses Schmerzensschreies werden sich vielleicht auch die Richter nicht verschlossen haben, und es wird ihnen dann vielleicht doch ein leiser Zweifel an der Unfehlbarkeit ihrer Erkenntnis gekommen sein, die allerdings keine Zeit hatte, sich Skrupeln hinzugeben, da die Tageszeit schon vorgerückt war und andere „Sachen“ noch ihrer Erledigung harrten. Doch was verschlug es, daß ein Menschenleben zerbrochen vor ihnen lag? Sie waren ja nicht über das niedrigste Strafmaß von einem Jahr Zuchthaus hinausgegangen, die weisen, die gerechten Richter, mochte auch das Verbrechen, das man ihnen abgeurteilt worden war, so schwarz gewesen sein, daß die zulässige höchste Strafe allenfalls ein Aequivalent hätte sein können. Bitterlich kam mir da die Erinnerung an die „mildernden Umstände,“ die dem Hauptmann Dreyfus von seinen Richtern zugebilligt wurden, obwohl auch hier vielleicht die härteste Strafe am Platze gewesen wäre, wenn eben er der Täter gewesen. Man pflegt dies ja wohl „Kompromiß mit dem Gewissen“ zu nennen. —

Ob es gelingen wird, das Urteil in einer höheren Instanz zur Aufhebung zu bringen, steht bei der formalen Beschränktheit des allein in Frage kommenden Rechtsmittels gar sehr dahin. Das was hier in erster Reihe in Betracht käme, die Würdigung der Beweise ist bekanntlich ein Riihr' mich nicht an, hat ja doch der Gesetzgeber die Besetzung der Strafkammer mit fünf Richtern für eine ausreichende Gewähr gegen Verstöße in jener Richtung erachtet, eine Anschauung die angesichts der erschreckenden Zunahme von Fehlsprüchen wohl allgemein als irrtümlich erkannt worden ist. —

Um was handelt es sich? Ein Mann, gegen dessen anständige Gesinnung nichts vorzubringen war, der seit Anfang dieses Jahres in glücklicher Ehe lebt, war angeklagt worden, ein etwa zehnjähriges Mädchen vergewaltigt zu haben. Die Anklage stützte sich im Wesentlichen auf die Aussage dieses Kindes, das, als ihm nach Verlauf vieler Wochen der Angeklagte zum ersten Male vorgestellt wurde, diesen als den Täter bezeichnete. Objektiv feststellbare Zeichen der ihm angetanen Gewalt waren nicht gefunden worden; auch hatte das Kind unmittelbar nach dem Vorgange weder einer betreundeten Frau, der es auf dem Heimwege begegnete, noch seiner Mutter das Vorkommnis mitgeteilt, dies vielmehr erst später auf vieles Drängen getan. Der Verdacht der Täterschaft war auf den Angeklagten gefallen, weil er zur Zeit des Vorganges gerade in der fraglichen Gegend beschäftigt und an dem betreffenden Tage in der Nähe des Ortes zugestandener Maßen gewesen war. Die Zeit hatte allerdings nicht mit unzweifelhafter Sicherheit festgestellt werden können, da das Kind in seinen Angaben schwankte. Jedenfalls konnte aus den Mitteilungen der Mutter entnommen werden, daß es um 3½ Uhr nachmittags bereits zu Hause war. Um diese Zeit war indeß der Angeklagte auf einer Chaussee, die zu dem Tatort führte, gesehen und gesprochen worden (er hatte dies in Abrede gestellt, was nach Verlauf von mehreren Monaten ihm füglich nicht zu verdenken war, und dies scheint ihm verhängnisvoll geworden zu sein). Flugs nahm das „erkennende Gericht“ an, daß er und kein anderer der Täter gewesen sein müsse, indem es ohne weiteres den Vorgang in jene Zeit verlegte, obwohl festgestellt war, daß der Angeklagte sich schon um 4 Uhr in einer mehrere Kilometer vom Tatorte entfernten Restauration befand. — Vergeblich wurde auf die Unzuverlässigkeit des menschlichen Erinnerungsvermögens im allgemeinen hingewiesen, die nach neueren, von Psychologen und Kriminalisten veranstalteten Untersuchungen (vergl. u. a. den Aufsatz des Privatdozenten Dr. Stern: „Zur Psychologie der Aussage“ im 22. Bande der Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft) geradezu als Norm angesehen werden müsse und natürlich bei Kindern, namentlich bei solchen, die, wie das hier in Frage kommende, auf niedrigster Entwicklungsstufe stehen, in noch erheblich verstärktem Maße vorliege. Vergeblich wurde auf die warnenden Spuren eines früheren Urteils hingewiesen, durch das ebenfalls der Angeklagte

Digitized by Google

auf Grund von Rekognitionen für schuldig erklärt worden war, um hinterher im Wiederaufnahmeverfahren freigesprochen zu werden. Vergeblich wurde auf das Fehlen aller objektiven Zeichen skrupelhafter Gewalt hingewiesen, was notwendig darauf hindeutete, daß das Kind unter dem Einflusse einer Autosuggestion seine Aussage (soweit von einer zusammenhängenden Aussage und nicht vielmehr nur von einer bloßen Bejahung von Fragen, die an der Hand der früheren Protokolle gestellt waren, gesprochen werden könne) abgegeben habe. Vergeblich endlich wurde auf die schwankenden Zeitangaben und auf die innere Unwahrscheinlichkeit einer Tätereinheit des Angeklagten auf sonstigen wie persönlichen Gründen hingewiesen. Es half alles nichts. Das Gericht verlegte willkürlich den Zeitpunkt der Tat auf die Zeit nach $3^{1}/_{2}$ Uhr, hielt die Rekognitionen des Angeklagten durch das Kind für völlig ausreichend und verurteilte — von Rechtswegen. —

Der Fall ist typisch, wenn mir auch in langjähriger Praxis eine derartige von den positiven Ergebnissen der Verhandlung sich loslösende „Beweiswürdigung" noch nicht vorgekommen ist. Es rächt sich furchtbar die Verrannensseligkeit, mit der s. Z. der Gesetzgeber das Schicksal von Menschen, die ihr Recht suchen, in die Hand von fünf (richtiger vier) irrenden Richtern gelegt hat, ohne eine Gewähr dafür zu schaffen, daß in deren Person die für Lösung dieser verantwortungsvollen Aufgabe erforderlichen wissenschaftlichen und ethischen Voraussetzungen möglichst gegeben sind. Das Richtermaterial, wie es meist, insbesondere bei den kleinen Gerichten (ein solches hat den vorliegenden Spruch gefällt) uns entgegentritt, versagt in beiden Beziehungen. Unberührt von den Einflüssen, die ein andauernder Kontakt mit der forschreitenden Wissenschaft (der strafrechtlichen wie der ganz unentbehrlichen Hilfswissenschaften, Psychologie, Volkswirtschaftslehre, Ethik) und dem frisch pulsierenden Leben ausübt, erachten unsere Durchschnittsrichter die Kenntnis der positiven Gesetzesbestimmungen für ausreichend, um die ihrer Beurteilung unterliegenden Fälle, die oft genug nur dem gründlichen Kenner menschlichen Seelenlebens ihr Wesen enthüllen, nach allen Richtungen hin zu erschöpfen. Und wenn auch nur immer eine ausreichende Kenntnis des positiven Rechts vorhanden wäre, an deren Stelle vielfach nur ein blindes Schwören auf die Autorität von Kommentaren und höchstrichterlichen Entscheidungen sich findet. — Was aber noch weit schwerer wiegt als diese Mängel, das ist das oft ganz unverkennbare Fehlen eines lebendigen Verantwortlichkeitsgefühls, das getragen ist von dem Bewußtsein der ungeheuren Schwere der Aufgabe, auf Grund von mehr oder weniger subjektiv gefärbtem Beweismaterial die objektive Wahrheit zu finden und Entscheidungen zu fällen, die das Wohl und Wehe von Nebenmenschen oft auf das tiefste berühren. Der in der Theorie seit je geltende Satz, daß bei zweifelhafter Sachlage Freisprechung zu erfolgen hat, scheint in der Praxis seine Bedeutung verloren zu haben. Der Gründe für diese beklagenswerte Rückbildung unserer Strafrechtspflege sind gar viele; nicht zuletzt dürfte sie dadurch verursacht sein, daß die Berufung und mit ihr das für Durchschnittsmenschen so heilsame Bewußtsein, daß ihre Leistungen der Kontrolle einer höheren Instanz unterliegen, beseitigt worden. Dem Glauben an die Unfehlbarkeit ihrer Erkenntnis war hiermit der Boden bereitet; die Schranken menschlichen Erkenntnis-Vermögens allgemein anzuerkennen, dafür fehlt den meisten die allein durch stetige wissenschaftliche Arbeit zu gewinnende Selbstbescheidung.

Gründlichere Durchbildung der mit der Pflege des Strafrechts betrauten Richter, Heranziehung des Laienelements in umfassendem Maße, sei es in Form von Schöffengerichten oder besser: der bisherigen Schwurgerichte, Wiedereinführung eines die Tatfrage treffenden Rechtsmittels, das sind u. a. Forderungen, die nicht mehr abzuweisen sind, wenn ernstlich eine Gesundung unserer Rechtspflege und eine Wiederherstellung des im Schwinden begriffenen Gefühls der Rechtssicherheit in allen Volksschichten angebahnt werden soll. Es muß die Möglichkeit ausgeschlossen werden, daß Willkür an die Stelle des Rechtes tritt; es muß, soweit dies Menschen möglich ist, eine Gewähr dafür geschaffen werden, daß objektive Gerechtigkeit, dieses schon durch unsere Vernunft aufgestellte Postulat eines geordneten Zusammenlebens, von den hierzu berufenen Organen geübt wird. Fordert die Gerechtigkeit, daß derjenige Wille, der in eine fremde Willenssphäre übergegriffen hat, nach dem Maße dieses Übergriffs in seiner eigenen Sphäre verneint werde, dann müssen Kautelen dafür geschaffen werden, daß auch der wirklich Schuldige getroffen wird. Möge das Volk in seiner verfassungsmäßigen Vertretung für Erfüllung jener Forderungen sorgen; eines seiner heiligsten Güter schwebt in dringendster Gefahr.

Streiflichter.

Frucht und Samenkorn. Faust, der Mann der vier Fakultäten („Habe nun, ach, Philosophie . . . .") endet mit dem Selbsteständnis des praktischen Handelns und wird als Ethiker, der immer strebend sich bemüht, erlöst. Aehnliche Wege werden selten gewandelt, aber sie werden gewandelt. Die Novembersitzung der Münchener k. Akademie der Wissenschaften hat uns mit einem Faustnachfolger bekannt gemacht. Wenn Millionäre, die ihr Vermögen anhaltendem Fleiß und rücksichtsloser Energie, aber auch glücklichen Spekulationen und der Gunst der Verhältnisse verdanken, einen Teil ihres Erworbenen idealen Zwecken, wie so oft in Amerika, opfern, haben wir den Gedanken an ein Sühnopfer für die zuweilen mißhandelte Idealität oft nicht los werden können, — mag das in diesem oder jenem Falle auch nicht ganz zutreffen. Der Samson-Stiftung, von der hier die Rede ist, gegenüber scheint dies Mißtrauen nicht angebracht. Der Urheber dieser Stiftung Albert Samson, ist, wenn wir den „Münchener Neuesten Nachrichten" folgen wollen, im November 1837 zu Berlin geboren. Sein Lebenslauf wird, wie folgt, geschildert:

„Im Hause eines Pastors zu Braunschweig erzogen, absolvierte er das Gymnasium und widmete sich sodann dem kaufmännischen Berufe des Vaters, der ihm die Filiale seines Bankhauses in Newyork zuteilte. Schon nach einem Jahre gab er indes diese Tätigkeit auf und unternahm längere Reisen durch England, Deutschland, die Schweiz und Italien, begleitete u. a. General Lamoriciere auf seinem Zuge über die Apenninen nach dem belagerten Ancona und war Zeuge der Schlachten von Castelfidardo, Santa Maria di Capua und am Volturno. Sodann ließ er sich in Turin nieder und unternahm von dort ausgedehnte Reisen durch alle Küstenländer des Mittelmeeres. Später verlegte er seinen Wohnsitz nach London und unterrichtete sich von da aus durch mehrfache wissenschaftliche Reisen über die sozialen Zustände in Nord-Europa und Nord-Amerika. Im Jahre 1869 errichtete er unter seinem Namen ein Bankhaus in Berlin, trat jedoch im Jahre 1874 die Leitung desselben ab. Nunmehr 37 Jahre alt geworden, begann Herr Samson sich ganz dem ihn angeborenen wissenschaftlichen Triebe hinzugeben, aus dem bereits seine planmäßig angelegten Reisen hervorgegangen waren. Von dem idealen Drange beseelt, sich selbst und die Welt kennen zu lernen, warf er sich mit ingendlichem Enthusiasmus nacheinander auf das Studium der Naturwissenschaften, der Medizin, der Nationalökonomie, der Geschichte, der Völkerkunde und der Philosophie. Es gibt kaum einen berühmten Lehrer dieser Fächer in Berlin, den Herr Samson damals nicht gehört hätte. Mit vielen stand er in persönlichem Verkehrsmittel. Sogar mit fernerliegenden Fächern, mit Aegyptologie und Assyriologie machte er sich bekannt. Die Pflege dieser allseits mit großem Ernst betriebenen Studien nahm nicht weniger als zwölf Jahre in Anspruch. Endlich hat er sich noch vier Jahre den juristischen Fächern zugewendet. Auf dem Grunde einer ebenso allseitigen als tiefen Bildung erhob sich in ihm mit der Kraft einer Lebensaufgabe der heiße Wunsch, mit kräftiger Hand am moralischen Fortschritt der Menschheit mitzuwirken. Es schien ihm, als ob in dem großen Kreise der menschlichen Wissenschaften die Erforschung der Moral nicht den Platz einnehme, den sie nach ihrer Bedeutung einzunehmen berechtigt ist."

Diese Ueberzeugung verdichtete sich in ihm zur Tat. Die Frucht seiner Studien sollte zum Samenkorn neuer Fruchtbäume werden. Und so überließ er der k. bayrischen Akademie

Digitized by Google

der Wissenschaften die Summe von 500000 Mk. mit folgender Bestimmung:

Der Zweck der Stiftung besteht vor allem in der wissenschaftlichen Erforschung der Moral der Einzelmenschen und der gesellschaftlichen Moral, der geschichtlichen Entwicklung der Moral und der einzelnen Moralgesetze sowie der maßgebenden Einflüsse. Die Stiftung, in deren Vorstand Gelehrte aller Länder aufgenommen werden können, wird von der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften gemäß ihren Statuten organisiert und verwaltet. Eine besondere wissenschaftliche Leitung wird die geeigneten Kräfte für die Forschungen bestellen und die jeweils als veranlaßt erscheinenden Arbeiten sowie die Veröffentlichungen anregen und unterstützen.

Wir freuen und dieser Stiftung, nicht nur, weil von ihr eine tatkräftige Förderung ethischen Studiums zu erwarten ist, sondern vornehmlich als eines Zeichens für die wachsende Anerkennung der Moral als der wichtigsten Zukunftsaufgabe.

* * *

Sozial-ethischer Einfluß des Konsumenten.

Was ist ein Konsument? Diese Frage dürfte sich in ihrem allgemeinsten Sinne wohl kaum beantworten lassen. Denn es gibt keinen Menschen, der im wirtschaftlichen Getriebe lediglich produzierte und nicht auch konsumierte, d. h. gegen Tauschzwecke dasjenige erwürbe, was andere geschaffen, verarbeitet, geformt oder doch zum mindesten an Ort und Stelle geschafft haben. Konsumenten in diesem allgemeinsten Sinne sind also schlechtweg alle Menschen.

Indessen wird das Wort doch auch noch in einem anderen engeren Sinne gebraucht, und da bedeutet es den Käufer von allgemeinen Gebrauchsartikeln im Gegensatz zu denen, welche solche Gebrauchsartikel verkaufen. Daß es sich hier um eine ganz deutlich umgrenzte wirtschaftliche Interessengruppe handelt, ersieht man daraus, daß es auch Organisationen dieser Gruppen gibt: Konsumgenossenschaften, Konsumvereine u. dgl. Hierbei aber handelt es sich eben immer um Vereinigungen, die bestimmte soziale Interessen wahrnehmen wollen, wenn auch oft allgemeinere und selbst ideale Interessen damit verknüpft werden. Doch sind neuerdings auch Organisationen von Konsumenten entstanden, die lediglich idealen und zwar insbesondere sozial-ethischen Zwecken dienen und die Organisation der Konsumenten nur als Mittel zu diesem Zweck betrachten. Nicht in Deutschland, wohl aber in England und Nord-Amerika, den beiden Ländern, die ja in solchen praktischen Organisationen am weitesten vorgeschritten sind, haben sich sogenannte Ligen (consumer's leagues) gebildet, die den Zweck verfolgen, die Macht der vereinigten Konsumenten zu benutzen, um nicht sowohl praktische Vorteile für diese selbst als sozial-ethische Fortschritte für die Verkaufsstellen, deren Angestellte, Arbeiter, Handlungsgehilfen u. s. w. zu erreichen.

Diesen Bestrebungen liegt zweifellos ein berechtigter und wertvoller Gedanke zu Grunde: Dem Zwecke, der hier angestrebt wird, wird man keinen Widerspruch entgegen setzen. Aber es fragt sich, ob das gewählte Mittel ganz einwandfrei ist, d. h. ob eine Organisation der Konsumenten am ehesten geeignet ist, diesen Zweck zu erreichen.

Vielleicht wird man diese Frage im Großen und Ganzen doch verneinen dürfen. Eine organisierte Gemeinschaft wird sicherlich einen ganz anderen Druck auf die Inhaber von Verkaufsstellen ausüben können als der Einzelne, aber damit ist doch auch immer die Gefahr verknüpft, daß der Stärke des Druckes die des Gegendruckes proportional zunimmt, daß also die von jenen Betroffenen und Bedrohten sich ebenfalls zur Abwehr organisieren und dadurch oft — wie es gerade auch in Amerika vielfach wirklich geschehen ist, — die Lage nicht gebessert, sondern verschlechtert worden ist, namentlich dann, wenn von seiten der Konsumenten-Liga das so leicht erbitternde Mittel des Boykotts angewandt wird. Daß hier die Boykottierenden nicht unmittelbare Interessenten sind, wirkt, wie psychologisch leicht erklärlich, eher mehr als weniger erbitternd, stärker jedenfalls als wenn solche Kampfmaßregeln von den Arbeitern und Angestellten selbst ausgingen.

Von allen solchen Gefahren ist die sozial-ethische Aktion der Einzelnen befreit. Und sie ist doch imstande sehr viel zu erreichen. Man stelle sich vor, daß einige wenige oder vielleicht sogar ein Einzelner auf den Inhaber einer Verkaufsstelle einen Druck ausüben, die Lage seiner Angestellten zu verbessern, daß ihm der Verlust einer Kundschaft droht, wenn er nicht z. B. Sitzgelegenheit für seine Angestellten schafft, wenn er nicht die übermäßige und reinliche Arbeitszeit verkürzt, die schlimmsten hygienischen Mißstände abstellt u. s. w. — so wird ein solcher Druck, ausgehend von einem wirtschaftlich Uninteressierten, wenn anders er nur mit einigem Takt ausgeübt wird, seines Effektes selten verfehlen, sei es nun, daß den einen Verkäufer die reinen sozialethischen Erwägungen als solche schon beeinflussen, dem anderen diese erst durch die Verbindung mit seinen materiellen Interessen nahe gebracht werden.

Zu solcher Ausübung der Macht der Konsumenten bietet sich zudem unauffällig immer wieder Gelegenheit — zu keiner Zeit mehr als in den Wochen vor Weihnachten, in welchen der Konkurrenzkampf der Verkäufer besonders stark ist, und jeder deshalb auch für alle „Anpondarabilien" im Verkehr mit den Konsumenten besonders feinfühlig wird. Wenn die Macht der Konsumenten nach dieser Richtung auch nur von verhältnismäßig wenigen ausgenutzt wird, so können dadurch schon sehr erhebliche Fortschritte erreicht werden. Und wenn man diese möglichst auszudehnen und zu verallgemeinern wünscht, dann ist es jedenfalls ratsam, nicht die Konsumenten, sondern die Aufklärung zu organisieren, welche allmählich die einzelnen dazu anleitet, ihren Einfluß als Konsumenten in sozial-ethischer Richtung geltend zu machen.

* * *

Bücherschau.

Dr. Julius Goldstein: Die empiristische Geschichtsauffassung Humes mit Berücksichtigung moderner methodologischer und erkenntnistheoretischer Probleme. Eine philosophische Studie. Leipzig, Türr 1903. 1,50 Mk.

Die gehaltvolle Abhandlung zeigt an dem Beispiele Humes, wie die empiristische Geschichtsauffassung, die in der Geschichte nichts sieht als „eine Sammlung von Tatsachen, die sich fortwährend ohne Ende vervielfältigen," zu völliger Unwissenschaftlichkeit führen muß; denn den Kern der Geschichte, die inneren geistigen Vorgänge des Menschen, übersieht sie gänzlich. Für Hume speziell sich dieser Standpunkt notwendig aus seinem erkenntnistheoretischen Empirismus und äußert sich in seinen ethischen, religiösen und politischen Anschauungen. Aber wirkliche Geschichtsschreibung findet, wie der Verfasser im letzten Abschnitte darlegt, erst da statt, wo die Geschichte als ein Ganzes aufgefaßt wird, wo also Geschichtsphilosophie in irgend einer Form zugrunde liegt. Das Büchlein ist sehr lesenswert. J. St.

* * *

Adele Schreiber: Kinderwelt und Prostitution. Leipzig 1903, Verlag der Frauen-Rundschau. 30 Seiten.

Der Titel ist mißleitend. Die Verf. untersucht nicht, wie sich die Prostitution im südlichen Ural malt, sondern sie gibt in ihrer Broschüre eine knappe inhaltreiche Beschreibung der Prostitution unter Minderjährigen. Die Verf. ist über das in Prage stehende Argument gut unterrichtet. Sie bekennt die bezügliche Literatur, die sie freilich recht häufigen Citierens leider nur höchst ungenügend angibt, vollkommen. Daß die moderne anthropologische Schule in ihrer „Verbrecherlegende" den sozialen Faktor keineswegs ausschließt, ist Adele Schreiber freilich entgangen. In dem Grundsatzkapitel nämlich, daß es „innerhalb der bestehenden Gesellschaftsordnung nie gelingen wird, die Prostitution völlig auszurotten" und daß in erster Linie nicht „Bekehrung," sondern nur Prophylaxe nutzbringend sein kann, steht die Verf. durchaus auf dem Boden positiver Wissenschaft. Leider erwähnt sie die beiden Hauptfaktoren der Prophylaxe: Steigende Löhne und Verwischung der sozialen Klassengegensätze nur andeutungsweise: „Wenn die jungen Pflanzen schon heranwachsen, angenagt vom Wurm, können sie nie gesunde Stämme werden, und man wird viel gesunde Stämme brauchen, damit die Zeit einer besseren Wirtschaftsordnung ein besseres, gesünderes Menschenmaterial vorfindet." Gut! Aber es entsteht die Frage, ob denn die heutige „Ordnung der Dinge" im Stande ist, ein solches Material zu ergezugen. —

Dr. Michels.

Digitized by Google

Junge, blinde, auf Staatskosten ausgebildete

Klavierspielerin

wünscht gegen mäßiges Honorar in Privatgesellschaften, Kindergesellschaften ꝛc. zum Tanz zu spielen. Vorzügliche Zeugnisse als Tanzpianistin vorhanden.

Auskunftsstelle der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, **Unter den Linden 16 III** oder Frl. **Morgenstern**, Luisenstr. 6 III.

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von Mk. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Nachlieferung von Einzelnummern gegen Einsendung von je 25 Pf. in Marken, soweit möglich.

Verlag für ethische Kultur, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121.

Aufruf.

Die Ausbreitung der Grundsätze und die Förderung der Aufgaben der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur soll durch Aussendung unserer

Wanderredner

in energischer Weise weiter betrieben werden, und zwar sowohl dort, wo Abteilungen oder Zweige unserer Gesellschaft bereits bestehen, als auch namentlich an den zahlreichen, wichtigen Plätzen, an denen Vereinigungspunkte für Gesinnungsgenossen erst zu bilden sind. Zahlreiche Gesuche um Vorträge, denen leider aus Mangel an Mitteln nicht immer entsprochen werden kann, beweisen uns ein weitverbreitetes Bedürfnis nach ethischer Fortbildung. Wertvolle Arbeit ist seit Jahren bereits auf diesem Gebiete geleistet worden, aber dauernder Nutzen ist nur zu erwarten von der planvollen Regelmäßigkeit dauernder Organisation.

Wir wiederholen daher, mit herzlicher Danksagung an die freundlichen Geber der Vorjahre, unsere Bitte, unsere Mitglieder möchten persönlich, aber auch durch freundschaftliche Heranziehung solcher Personen, die mit unseren Zielen sympathisieren, ohne aus äußeren Gründen der Gesellschaft beitreten zu können, nach Kräften beisteuern zum

Wanderrednerfonds.

Beiträge werden von den Unterzeichneten, sowie vom Bureau der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur (Berlin W., Unter den Linden 16) mit herzlichem Danke entgegengenommen.

Die Vorstände der Abteilungen und Zweige werden gebeten, diese Sammlung unter Benutzung der ihnen gelieferten ev. nachzubeziehenden Sammellisten tatkräftig zu unterstützen.

Ueber den Empfang der Beiträge wird wie bisher in der Zeitschrift „Ethische Kultur“ quittiert.

Berlin, den 1. Januar 1904.

Der Hauptvorstand der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.

Namens desselben:

Professor Dr. Döring, 1. Vorsitzender, Gr.-Lichterfelde bei Berlin, Bismarckstraße 1.	Justizrat Stern, Rechtsanwalt und Notar, 2. Vorsitzender, W., Taubenstraße 34.	Justizrat Dr. Rothe, 1. Schriftführer, W., Königgrätzerstr. 126.	Dr. R. Penzig, 2. Schriftführer, Charlottenburg, Grolmanstraße 15.	Paul Jaffé, Kassenführer, W., Magdeburgerstr. 20.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Sonnabend, den 16. Januar 1904: Monatsversammlung im Bürgersaal des städtischen Rathauses, abends 8¼ Uhr. Professor Dr. Haake: „Ibsens Kritik der Ehe.“ Diskussion. Für Mitglieder frei. Eintrittskarten für Gäste zu 50 Pf. im Vorverkauf in der Buchhandlung Späth (Königstr. 52), Nicolai (Dorotheenstr. 75) und bei Gebr. Wertheim (Leipzigerstr. 132/5).

Sonnabend, den 30. Januar, 8¼ Uhr abends. Saal 109 im städtischen Rathaus. Vortrag vorbehalten.

Montag, den 1., Mittwoch, den 3. und Sonnabend, den 6. Februar: Vortragszyklus von Dr. R. Penzig in der Aula des Friedrich Werderschen Gymnasiums, Dorotheenstraße, über **„Die ethische Bedeutung von Zarathustra.“** Näheres Programm folgt. Für die Mitglieder gelten folgende Preise: Zukunftskarten reserv. 2,50 Mark, nicht reserv. 1,50 Mark; für Gäste: Zukunftskarten reserv. 4,— Mark, nicht reserv. 2,50 Mark. Einzelkarten reserv. 1,50 Mark, nicht reserv. 1,— Mark. Vorverkauf wie oben und im Bureau der Gesellschaft, Unter den Linden 16, III.

Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

In meinem Verlage ist erschienen:

Psychologie

der

Französischen Literatur

von **Eduard Engel.**

Vierte, völlig neu bearbeitete Auflage.

Preis elegant broschiert 3,50 Mark, gebunden 4,50 Mark.

Der bekannte Verfasser der **„Geschichte der französischen Literatur“** hat in seiner **„Psychologie der französischen Literatur“** ein höchst eigenartiges Werk geschaffen: **eine Naturgeschichte des französischen Geistes.**

Das längst berühmte Buch ist völlig neu bearbeitet worden und in seiner **jetzigen** Form ein auch **sprachlich** geradezu **klassisches** Werk.

Berlin. **Leonhard Simion Nf.**

Verlagsbuchhandlung.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an **Dr. R. Penzig, Charlottenburg, Grolmanstr. 15.**

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15 jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1,60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S.W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 48, Wilhelmstraße 121.

XII. Jahrgang.	15. Januar 1904.	Nr. 2.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Wir bitten unsere Leser, insbesondere die Mitglieder von Abteilungen der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, auch die letzten Seiten aufmerksam zu beachten, da alle geschäftlichen Anzeigen der Abteilungs-Vorstände (Programme u. s. w.) unter Wegfall der bisherigen Sonderbenachrichtigungen dort ihren Platz finden.

Ferner bitten wir diejenigen unserer Post-Abonnenten, die in diesem Vierteljahr (durch ein bedauerliches Mißverständnis bei der Anmeldung) noch den früheren Quartalspreis von Mk. 2 statt Mk. 1,60 entrichten mußten, den zuviel gezahlten Betrag unter Einsendung ihrer Post-Quittung bei unserer Expedition SW. 48, Wilhelmstraße 121 zurück zu verlangen.

Verlag und Redaktion.

Inhalt:

Die sozial-ethischen Probleme der nächsten Zukunft. Von Professor Wilhelm Foerster (Berlin).
Streiflichter:
Ellenbogentaktik.
Bücherschau:
Dr. F. Wollny.
Friedrich Wilhelm Kuthe.
Eingegangene Bücher.
Sprechsaal.

Die sozial-ethischen Probleme der nächsten Zukunft.

Von Professor Wilhelm Foerster (Berlin).
(Vortrag, gehalten am 30. Dezember 1903 im Bürgersaal des Berliner Rathauses).

Meine letzte Jahresschluß-Betrachtung an dieser Stelle war hauptsächlich einem Rückblick auf das im Oktober 1902 zu Ende gegangene erste Jahrzehnt der ethischen Bewegung in Deutschland gewidmet. Die nächsten Aufgaben und Ziele der Bewegung konnte ich damals nur in einigen Grundzügen zur Sprache bringen.

Heut soll meine Betrachtung in erster Linie einem Ausblick in diese nächste Zukunft gelten.

Im letzten Jahre haben sich unverkennbar die Zustände in der Kulturwelt überwiegend in solchem Sinn entwickelt, daß jetzt bei ruhigen Menschenfreunden gar kein Zweifel mehr bestehen kann über die Unerläßlichkeit und die Dringlichkeit umfassender ethischer Milderungen und Läuterungen in allen Lebenskreisen.

Sowohl innerhalb des nationalen, als innerhalb des internationalen Gemeinschaftslebens sind fast überall Steigerungen und Verschärfungen des Unfriedens und der Unzufriedenheit, Trübungen und Erschwerungen der Verständigung und, was wohl am schlimmsten ist, Verminderungen der Sicherheit in Betreff der Anerkennung und Geltung der sittlichen Grundüberzeugungen zu Tage getreten.

Und an diesem Eindruck können auch die neuerdings ins Leben getretenen Schiedsgerichts-Verträge und -Einrichtungen und ähnliche zunächst formale Fortschritte nichts erhebliches ändern.

Fast nirgends aber lassen sich bei den leitenden Institutionen und Personen trotz vielen höchst redlichen Willens und mancher Helligkeit des Erkennens, Aussichten auf eine tiefere Würdigung der sittlichen Nöte und Gefahren, geschweige denn ernste und konsequente Anfänge zu ihrer Bekämpfung wahrnehmen.

Und bei den kirchlichen Gemeinschaften, innerhalb deren für gewisse besondere Erscheinungen des sittlichen Rückganges ein sorgenvolles Verständnis vorhanden ist, wird die Verständigung über das, was dringendst not tut, teils durch die Erbitterung der Konfessionen gegen einander und durch die entsprechende Unreinheit ihrer Machtpolitik, teils durch Unterwürfigkeit unter nationale und staatliche Machtpolitik gehemmt.

Ich maße mir nicht an, in meinem kurzen Vortrage diese düsteren Auffassungen der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart etwa durch eine Zusammenstellung der wichtigsten einschlägigen Tatsachen, die in diesem Abschnitt der Tagesgeschichte zu verzeichnen sind, näher begründen zu wollen. Es gehört überdies zu den größten Uebeln der jetzigen Zustände, daß die Kenntnis der Tatsachen und nun gar die Kenntnis ihrer tieferen Zusammenhänge und ihre gewissenhafte Deutung sowohl in nächster Nähe, als in den Weiten des gesamten Erdenlebens, die jetzt schon in so nahen Beziehungen zu uns und zu einander stehen, trotz aller hochentwickelten Verkehrs- und Benachrichtigungs-Mittel, überaus schwierig und unsicher geworden ist, man kann sagen — im Verhältnis zu der gesteigerten Komplikation des Geschehens — schwieriger und unsicherer als je, weil sich gar so leicht Parteinahme und Interessententon schon in die Berichterstattung einmischt.

Daß man es trotzdem wagen darf, verallgemeinernde sittliche Urteile über die Zustände auszusprechen, wird nur dadurch möglich, daß sich doch gewisse Gipfelpunkte der sozialen Erscheinungen hervorbilden in Gestalt von Vorgängen, deren Eindruck über alle Mängel der Berichterstattung mächtig wird und mit elementarer Gewalt bei Freund und Feind

Digitized by Google

die Gemüter und Gewissen bewegt, so daß auch alle subjektiven Verschiedenheiten der Deutung, wie sie bei unvollkommener Kenntnis des Tatsächlichen kaum vermeidbar sind, zum Schweigen kommen.

Ich muß auch sogleich gegenüber dem naheliegenden Einwurfe, daß die soeben ausgesprochene Auffassung der gegenwärtigen Weltlage eine allzu pessimistische sei, hinzufügen, daß sicherlich zunehmende und auch jetzt schon sehr weite Kreise der Menschenwelt vorhanden sind, in denen die Stärke der sympathischen Regungen und der Ernst der sittlichen Grund-Ueberzeugungen trotz Allem auch jetzt zweifellos im Aufsteigen begriffen ist. Und diese Kreise sind es gerade, welche die Hoffnung und die eigentliche Wirkungssphäre der ethischen Bewegung bilden.

Das große Kapital an Güte und Hingebung, an Gerechtigkeits- und Wahrheits-Liebe, welches die Menschheit in diesen Kreisen, und zwar in allen Ständen und Klassen, schon besitzt, kommt nur noch nicht zur gehörigen Geltung und Verwertung als höchste sittliche Energie der Menschenwelt.

Und eigentlich besteht doch das zentrale sozial-ethische Problem der menschlichen Entwickelung darin, daß diesen höchsten sittlichen und geistigen Kräften der Menschheit auch in der Führung der politisch-sozialen und wirtschaftlich-technischen Geschäfte und Arbeiten endlich die entscheidende Stellung und Wirksamkeit eingeräumt und gesichert werde, welche bis jetzt überwiegend von den weniger hochstehenden und näher mit den Leistungen der niederen Organismen verwandten Energie-Formen der Menschennatur beansprucht und beinahe unerändert aus den Urzeiten her festgehalten wurde.

In der Versammlung vom Oktober 1892, von welcher die Begründung der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur ausging, wurde bereits in der einleitenden Rede hierauf hingewiesen und etwas näher ausgeführt, daß alle politisch-sozialen und religiösen Reformen und Umwälzungen — und dasselbe gilt für die wirtschaftlich-technischen — schließlich auf Danaiden-Arbeit hinauslaufen, so lange bei denselben noch die verhängnisvollen Grundsätze des Kampfes ums Dasein herrschen, jene antediluvianischen Grundsätze, denen man neuerdings durch Analogien aus dem blinden und groben Spiel der Kräfte in der niederen Lebewelt fast die Würde von Natur- oder gar von Sitten-Gesetzen zu verleihen gesucht hat. Es heißt in jener Rede:

„Trotz der unaussprechlich liebevollen und beseligenden Lehren des neuen Testaments, trotz der hohen Lebensweisheit, welche das alte Testament enthält, trotz der auf gleicher Höhe stehenden Feinheit und Innigkeit der griechischen Ethik, trotz der Erhabenheit und Tiefe alt-indischer und alt-chinesischer Hinweisungen auf Alles, was den Menschen und die Gemeinschaft der Menschen wahrhaft adelt und beseligt, trotz aller dieser durch die ganze Menschengeschichte hindurch erklungenen einleuchtenden und ergreifenden Mahnungen ist auch jetzt noch unsere ganze Alltagsmoral, unser ganzer Gesellschaftszustand, unser ganzes schlechtweg übliches Urteilen und Handeln im Leben des Einzelnen, sowie der kleineren oder größeren Gemeinschaften, vielfach sogar unser bestes und feinstes Denken und Empfinden, von den alten Sophismen und Leidenschaften des elementaren Kampfes ums Dasein geknechtet und am meisten da, wo die Bedingungen des Daseins die verfeinertsten, komplizierteten und anspruchsvollsten geworden sind.

Das Beste und Edelste, was bei Jahrtausenden unsere teuren Wärtmer, Propheten, Dichter und Weisen gedacht und gelehrt haben, es bleibt „im Buche" stehen, oder es wird in kanonischer Form für Kirche und Schule ausgeprägt. Vielleicht gelangt es bis in die Tiefen der Seele; aber es dringt nur selten in das Leben."

Neue ethische Lehren sind hiernach nur insofern ein Bedürfnis, als die uralten begeisterten Ueberzeugungen und Verkündigungen von den erfahrungsmäßigen Bedingungen wahrer menschlicher Beseligung nicht blos an die alten Weisheits-Lehren und Symbole, sondern auch an die Form und Sprache angeschlossen werden müssen, in welche die Wissenschaft jetzt die Lehre von der Menschenseele und einem edlen Gemeinschaftsleben kleidet.

Im Uebrigen wird es sich fortan bei der ethischen Unterweisung, insbesondere bei der Jugendlehre, darum handeln, gerade das Erleben der in tiefster Seele unter allen Umständen stärkenden und beglückenden Wirkungen des Guten zu kultivieren und zu befestigen.

Daß aber die höhere und feinere Seelenkultur in der Menschheit nur so äußerst langsam in der Führung und Sittigung der politisch-sozialen und wirtschaftlich-technischen Geschäfte und Arbeiten zu der ihr gebührenden Stellung und Wirksamkeit gelangt, hat sehr naheliegende Erklärungsgründe.

Die Wohlmeinenden gelten für die Schwachen. Und mit den höchsten Energie-Formen der Menschen-Natur, die ihren vollen Ausdruck nicht blos in der umfassenden Weisheit und Güte, sondern auch in der treusten Beständigkeit und der nachhaltigsten Stärke finden, ist eine Stille der Zuversicht und der Resignationsfähigkeit intim verbunden, welche auch selber allzusehr geneigt ist, die eifrige raftlose Tagesarbeit jener politisch-sozialen oder geschäftlichen Führung des Gemeinschaftslebens einerseits nicht nach Gebühr zu schätzen, andererseits dieselbe allzu unbekümmert walten zu lassen.

„Wüßtest du mein Sohn, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird," ist eine bekannte humorvolle, aber selber auch nicht auf der Höhe der Weisheit stehende Aeußerung solchen Ursprunges.

Andererseits sind die temperamentvolleren, die leidenschaftlichen Naturen, also im tiefsten Grunde die weniger nachhaltigen, weniger harmonisierten, weniger gewissenhaft und zuverlässig denkenden Naturen in den Augen Vieler mit einem gewissen Glanz des unmittelbareren Effektes umflossen, der ihnen über die höher organisierte Energie des Maßes und Einklanges, der Güte und Weisheit nicht selten ein momentanes Uebergewicht gibt, durch welches sie leicht die Führung in dem großen Weltleben erlangen. Diese Naturen sind aber dann ihrerseits, in den dunklen oder bewußten Widerstreit gegen die höheren Seelenmächte auch besonderen sittlichen Gefahren ausgesetzt. Ueber der intensiveren Sorge und dem technischen Raffinement der Tages-Arbeit verlieren sie leicht, wenn sie auf die Mitarbeit der höheren Elemente der Menschen-Natur in leidenschaftlicher Ueberhebung verzichten, oder bei den letzteren kein Vertrauen finden, die rechte Schätzung nicht blos für die Aufgaben und Bedingungen der echten Kultur, sondern auch für die großen Einheben an reinerem Menschenglück und tieferem Menschenwert, durch welche die positiven Bilanzen ihrer Macht- oder Geld-Gewinne so oft ausgewogen und gänzlich illusorisch gemacht werden.

Es wird sich also für die sozial-ethische Zukunft der Menschheit in erster Linie darum handeln, die dominierende Stellung endlich einzuschränken, welche die niederen Interessen und Regungen der Menschen-Natur, die Begehrungen und Leidenschaften, sowie die ihnen dienenden Affekte und Sophismen in den politisch-sozialen und wirtschaftlich-technischen Betätigungen der Menschheit solange schon und bis jetzt eingenommen haben. Die bisher von jener dominierenden Führung der Staaten, der Parteien und der wirtschaftlichen Gemeinschaftsbildungen vielfach nur als dienend behandelten Intellekte der tieferen Seelen werden sich in Einschränkung ihrer Resignation, zu höherer Mitarbeit erheben und vereinen müssen, und aus ihrer Wirksamkeit werden dann Organisationen wahrhaft großen Styles hervorgehen, ebensowohl im Sinne stärkster individueller Intensität, als im Sinne größtmöglicher sozialer und kollektiver Oekonomie und Sicherheit.

Es soll aber daraus nicht etwa wieder eine neue Art des Dominierens entstehen — etwa eine Philosophen-Herrschaft — sondern ein Zusammenwirken in voller Freiheit, aus welchem nur alle Härten und Schärfen durch Maß und Einklang ausgeschieden sind, und über welchem statt des

Digitized by Google

hohlen Herrschaftsglanzes der Augenblicks-Einbildungen, der Affekte und Leidenschaften, der Humor und die liebevollste Solidarität walten wird. Und es wird dabei selbstverständlich sein, daß auch die bisher dominierenden elementareren Formen der natürlichen Energie an den geeigneten Stellen zur Mitarbeit, unter Umständen sogar zu bedingter und vorübergehender Führung, berufen sein werden.

Ist das nicht aber Alles völlig utopisch? Ist es denn denkbar, daß eine ethische Bewegung dazu gelangen könnte, so gewaltige Umbildungen der jetzigen Zustände auch nur einzuleiten, geschweige denn zu vollziehen?

Es ist denkbar, wenn dieses zentrale sozial-ethische Problem und die einzelnen sich daraus ergebenden Aufgaben und Probleme mit der vollen, klaren Erkenntnis der Grundbedingungen individueller und sozialer Harmonie erfaßt werden, und wenn dann der Geist und die Formen des ethischen Wirkens in unentwegter treuer Uebereinstimmung mit diesen Grundbedingungen erhalten werden und nicht etwa auch wieder in Autoritätswesen, Unduldsamkeit und Härte ausarten, wie es bis jetzt so oft bei dem Eindringen reformatorischen Wirkens in die älteren Formen und Einrichtungen des Gemeinschaftslebens geschehen ist. Sehr lehrreich hinsichtlich der bisherigen relativ geringen Erfolge reformatorischer Bestrebungen der höheren Intellekte ist es denn auch gewesen, zu sehen, wie auf solche Weise die alte rohere Energie wieder ihren Einzug in die führenden Stellungen hielt, und wie dann die feineren Intellekte, um ihren Einfluß auf die führenden Stellen nicht ganz zu verlieren, traurige Zugeständnisse machten, durch welche das alte triumphierende Wort der Gewalt- und Leidenschafts-Naturen „die Wohlmeinenden sind die Schwachen," immer und immer wieder bestätigt wurde.

Wie ich vorhin erörtert habe, hat diese Schwäche einen tieferen Zusammenhang mit der größeren Geduld und Resignationsfähigkeit, welche einem tieferen Seelenleben einwohnt; aber es ist doch merkwürdig zu sehen, wie selten dieser tiefere innere Einklang auch die nachhaltige Widerstandsfähigkeit gegen das Schlechtere gehörig ins Spiel bringt.

Offenbar ist es im Menschenleben so schwer, die richtigen Grenzen zu finden zwischen den Formen der Betätigung sittlicher Stärke und Festigkeit einerseits, und den Energie-Formen der Leidenschaft und des Affektes, welche leider Gottes noch immer schlechtweg für das Vornehmere und Kraftvollere gelten.

Es kommt hinzu, daß mit der reicheren Entwicklung des Kulturlebens und seiner sozialen Organisation die Abhängigkeit der Einzelnen, und sogar der Besten, von gewissen sozialen Bindungen, Stimmungen und Interessen enorm gesteigert ist.

Ich habe an anderen Stellen schon wiederholt ausgeführt, welche starke Verminderung der Gewissenhaftigkeit, sowie überhaupt der Gerechtigkeits- und Wahrheitsliebe der Menschen dadurch eingetreten ist, daß sie in viel höherem Grade als früher auch in ihrem individuellen Leben nach Gemeinschafts-Interessen denken und handeln.

Das Bewußtsein der Hingebung an eine Gemeinschaft oder gar einer gewissen Aufopferung für dieselbe tritt vielfach ganz an die Stelle der Gewissensruhe und des inneren Einklanges des Menschen, und in den Gemeinschaften dominieren dann über solche skrupelloseGesolgschaften ganz überwiegend die gröberen Intellekte mit ihren Leidenschaften und Interessen.

Das Parteiinteresse und das Staatsinteresse, neuerdings auch noch das Interesse der Kasse, am allerstärksten aber das Interesse der Konfession, regiert so auch das innerste Leben zahlloser Menschen nach den kasesten Grundsätzen und vermindert dadurch oft in unglaublichen Grade ihren inneren Einklang und die Treue ihrer Unterordnung unter die ausfieferen sittlichen Erfahren und Denken sich ergebenden Normen und Grund-Ueberzeugungen.

Auch bei den Gemeinschaftsbildungen der ethischen Bewegung wird dieser Sachverhalt sorgfältig zu beachten sein.

Haben wir es doch in den letzten Wochen erlebt, daß in unserer Zeitschrift von einem eifrigen und hochintelligenten Mitgliede unserer Gesellschaft in begeisterter Würdigung der idealen Kulturziele der sozialdemokratischen Partei eine Lanze gebrochen worden ist für die Zulässigkeit der Abweichung von der strengen Wahrheit, wenn es sich um die Förderung jener idealen Ziele handelt.

Kaum jemals ist — trotz des mildernden Schlußwortes jener Aeußerung — so nackt, wie es dort geschehen, die Ausnahmestellung einer Sozial-Moral gegenüber den unverbrüchlich-heiligen Grundsätzen der Individual-Moral ausgesprochen worden.

Daß den Ketzern gegenüber Versprechungen nicht zu halten seien, hatte allerdings schon vor nahezu 500 Jahren ein Konzil ausgesprochen.

Daß man bei der Begründung eines nationalen Staatswesens sich jeden Mittels bedienen dürfe, welches der Privatmoral versagt sei, hat bald nachher auch Machiavelli ausgesprochen, und das ist neuerdings auch in Deutschland mit einigen Einschränkungen wieder aufgenommen worden. In der Zeit der Gegenreformation ist zweifellos von Seiten der Jesuiten der Grundsatz „der Zweck heiligt die Mittel" formuliert und auch praktiziert worden. Aber es blieb der Gegenwart vorbehalten, daß auch von Seiten eines der sogenannten Intellektuellen, welche sich über die moralischen Schnödigkeiten der Kirchenpolitik so sehr ereifern, ein ähnlicher Satz ausgesprochen wurde, welcher doch die Grundlagen alles menschlichen Zusammenlebens in Frage stellt.

Die Traditionen, welche auf solche Weise in der Partei geschaffen werden würden, könnten doch nur dazu führen, daß dieselbe einschließlich ihrer Projekte ein Ende mit Schrecken nähme. Glücklicherweise scheinen es nur einige Intellektuelle in der Partei zu sein, welche sich zu solchen Ungeheuerlichkeiten versteigen. Der gesunde Sinn der immensen Mehrheit des arbeitenden Volkes in der Partei wird solche Verkehrtheiten mit voller Sicherheit ablehnen, wie denn überhaupt grade diese Volksschichten in ihren einfacheren Lebensverhältnissen ein sehr wichtiges Element der Ruhe und Sicherheit des sittlichen Urteils gegenüber allen den enthusiastischen oder interessierten Benommenheiten und Verwirrungen des Urteils bilden, die in andern Volksschichten z. B. durch die Uebertreibungen des nationalen Eifers und Ehrgeizes oder durch die komplizierten ökonomischen Verhältnisse hervorgerufen und genährt werden.

Die sittlichen Unsicherheiten und Nöte, welche aus den enthusiastischen Steigerungen des sozialen Geistes für den einzelnen Menschen entstehen können, waren eines der Motive, aus denen unser unvergeßlicher Oberstleutnant v. Egidy die Zusammenfassung seiner Reformbestrebungen in eine Gemeinschaftsbildung mit Statuten und dergl. lange Zeit hindurch so ernst ablehnte.

Ganz freie Gemeinschaftsbildungen und zwar immer nur zu bestimmten besonderen Zwecken der Gesittungspflege und der Länterung der vorhandenen politisch-sozialen und wirtschaftlichen Organisationen — nicht ihrer Beseitigung oder Beherrschung — erschienen ihm allerdings ganz im Sinne der obigen Darlegungen als erstrebenswert.

Er glaubte aber, daß es sich dabei zunächst nur um gewisse Kernbildungen von Institutionen handeln würde, welche alsdann Kristallisationspunkte für die ethische Mitwirkung von Männern und Frauen aus allen Lebenskreisen werden könnten, auch wenn dieselben der kernbildenden engeren Gemeinschaft garnicht angehörten.

In demselben Sinn und Geist hat sich bisher die ethische Bewegung in Deutschland auf dem Gebiete der Lesehallen-Anregung und -Begründung und der Begründung von „Auskunftsstellen" schon erfolgreich betätigt.

Digitized by Google

Ich hatte, ehe ich vor nahezu 6 Jahren durch stärkere und ältere Aufgaben und Pflichten gezwungen wurde, meine unmittelbare Tätigkeit in der ethischen Bewegung vorübergehend einzuschränken, mich nach zwei Seiten hin mit Plänen auf verwandten Gebieten beschäftigt, indem ich im Jahre 1894 in den damals publizierten Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur auf die Wichtigkeit und Notwendigkeit der Begründung von Zentralstellen zur Sammlung und Sichtung tatsächlicher Feststellungen in Betreff der Zustände auf dem Gebiete der Rechtspflege, der Armen- und Waisen-Pflege, der Fürsorge für verwahrloste Kinder, ferner der Gefängnis- und Gesundheitspflege in weitestem Sinne hinwies.

Schon vorher auf der Zusammenkunft in Eisenach im Jahre 1893 hatte in unserem Kreise, welcher damals durch die Entsendung eines Vertreters der ethischen Bewegung in England verstärkt wurde, der Gedanke der Begründung einer internationalen Akademie für sozial-ethische Kulturarbeit Gestalt gewonnen.

Diese Akademie sollte zugleich eine Art von Mittelpunkt für die Pflege von wissenschaftlichen und praktischen Reformen für die gesamte Pädagogik werden, und es war sogar der kühne Gedanke in dem Plan aufgenommen, mit dieser Akademie vorbildliche Schul- und Erziehungsanstalten für alle Stufen, von der Kinderschule bis zu den Hochschulen, zu verbinden.

Ein internationaler Kongreß der ethischen Bewegung, welcher im Jahre 1896 in Zürich abgehalten und durch eine größere Reihe von Vorträgen über die bei den Arbeiten einer solchen Akademie im Vordergrunde stehenden Aufgaben und wissenschaftlichen Untersuchungen gewirkt wurde, stellte eine weitere Entwickelungsphase jenes Gedankens dar.

Weiterhin haben mein Sohn und ich versucht, gemeinsam mit den nordamerikanischen, englischen und französischen Freunden, durch Verbreitung einer Denkschrift über die Begründung einer internationalen Akademie für sozial-ethische Kultur-Arbeit, in deutscher, englischer und französischer Sprache, dem ganzen Projekte in weiteren Kreisen Eingang zu verschaffen, leider bis jetzt noch ohne greifbare Ergebnisse.

Es wäre eitle Selbstbespiegelung behaupten, zu wollen, daß die vorerwähnten Projekte irgendwie maßgebend oder vorbildlich für einige verwandte Organisationen geworden seien, welche auf dem Gebiete der sozial-ethischen Unterweisung, Forschung und Praxis in den letzten Jahren, sei es in Frankfurt a. M., sei es in London, Paris und Brüssel geschaffen worden sind, aber als Trost ist es vielleicht nicht ganz ungerechtfertigt anzunehmen, daß auch in den ersten Keimungsstadien unserer umfassenderen Projekte kleine Anregungswirkungen von ihnen ausgegangen sind.

In nächster Zukunft habe ich die Hoffnung, auch nach diesen Seiten hin etwas lebhafter und förderlicher wirken zu können, und der nächste Schritt nach dieser Richtung hin wird in der Veranstaltung einer für den Mai 1905 geplant.n, in Deutschland abzuhaltenden internationalen Zusammenkunft von Vertretern der Geistesbildung und Gesittung der verschiedenen Völkergruppen und Rassen der Erde bestehen.

Wir stehen im Zeitalter der Weltpolitik. Mehr und mehr konzentriert sich ein dominierender Teil aller politischen und sozialen Energie, aller wirtschaftlichen und technischen Leistungsfähigkeit der leitenden Nationen auf die Durchforschung und Urbarmachung der ganzen Erde und auf die Einordnung der einzelnen Völkergruppen und Rassen in das Werk der Kultur.

Unaufhaltsam schreitet dieser Entwickelungsprozeß fort. Jene Einordnung oder Unterordnung und die Kolonisation in großem Styl ist zu einer hohen sittlichen und technisch-wissenschaftlichen Angelegenheit derjenigen Völker geworden, die man jetzt in besonderem Sinne die Kulturvölker nennt.

Wir stehen aber erst am Anfang dieser welthistorischen Bewegung. Die ersten großen Zusammenstöße sind erfolgt und haben die ganze Schwierigkeit der hier vorliegenden Kulturprobleme vor aller Augen dargetan. Es ist zur Zeit eine kleine Ruhepause eingetreten, auch in der wirtschaftlichen Entwickelung, die augenblicklich unter dem Zeichen des Abschlusses neuer Handelsverträge oder der Vorbereitung von Zollkriegen steht. Diese Pause bietet allen Beteiligten Anlaß, sich die furchtbar ernste Frage vorzulegen, ob man an jenes große Werk der Organisation und Kolonisation der Erde sowie der sozialen und sittlichen Behandlung der verschiedensten Völkergruppen und Rassen bisher mit einer der Größe der Aufgabe entsprechenden Einsicht und mit einer wahrhaft realpolitischen Abschätzung aller in Betracht kommenden Wirkungen und Rückwirkungen herangetreten ist. Sind nicht hierbei gewisse „ideale" Faktoren und Wirkungen allzusehr unterschätzt oder übersehen worden, die bei näherer Ueberlegung sich als die realsten und mächtigsten darstellen und schließlich auch der wirtschaftlichen und politischen Aktion allein die richtige Direktive und die unentbehrliche innere Stärke zu geben vermögen.

Natürlich werden auch Vertreter der verschiedenen Völkergruppen und Kulturgemeinschaften Europas und Amerikas, einschließlich der kirchlichen Gemeinschaften, eingeladen sein. Die große Erweiterung des Gesichtsfeldes intellektueller und sittlicher Kultur, die in der Wirksamkeit der ganzen Veranstaltung zu Tage treten könnte, würde sicherlich auch für die Verständigung der einander näher verwandten und trotzdem so vielfach verfeindeten Gruppen und Anschauungen in besonderem Grade förderlich sein.

Der Gedanke liegt schließlich auch nicht fern, daß aus einer solchen Zusammenkunft, deren unmittelbare Wirkung, zumal für abgeneigte Urteile, keinesfalls sehr erschüttlich sein wird, ein Keim oder Kernpunkt für eine dauernde Institution hervorgehen könnte. Dieselbe hätte der Pflege der Verständigung auf diesem Gebiete sowie einem fortgehenden Austausch von zuverlässigen Berichterstattungen zu dienen und wäre auch mit der Anbahnung von Wiederholungen solcher Zusammenkünfte in längeren Perioden zu betrauen, alles nach dem Vorbilde der schon bestehenden und blühenden internationalen Institutionen auf wissenschaftlich-technischen Gebieten.

Letzterem Vorbilde würde es auch entsprechen, wenn jene Zentralstelle zugleich zu einem Sammelpunkt für Forschungsmaterial in den vorliegenden kulturellen Fragen und zu einem Ausgangs- und Mittelpunkte von Anregungen und Unterweisungen für diejenigen Berufskreise entwickelt werden könnte, die in die betreffenden Gebiete der Weltpolitik verantwortlich einzugreifen haben.

Ich darf mitteilen, daß der Plan dieser Versammlung, zu welcher wissenschaftlich und persönlich hervorragende Vertreter Indiens, Chinas, Japans, der islamitischen Völker und der Neger-Kultur eingeladen werden sollen, bei den deutschen Forschern auf dem Gebiete der bezüglichen Sprachen und Literaturen sehr lebhaften Anklang findet, und daß die Geldmittel zur Bestreitung der Reise- und Aufenthaltskosten für solche hervorragende Vertreter bereits von hochgesinnter Seite gesichert sind. Es wird nur besondere Aufmerksamkeit darauf zu richten sein, daß die ganze Veranstaltung streng als nichtoffiziell, also gänzlich unpolitisch behandelt wird, und überhaupt in keiner Weise den Eindruck von andern, als sozial-ethischen und wissenschaftlichen Zwecken hervorruft. Auch hier wird es sich gewiß wieder bewähren, daß die ethische Bewegung höheren Zwecken dient, ohne ihre eigene direkte Ausbreitung oder ihren eigenen Ruhm dabei zum Ziele zu haben. Sie will sich eben als einen kleinen und noch armseligen Rest von dem Lichte einer feineren Welt-Ordnung betrachten, welches schon früh den größten Geistern aufgegangen ist und jetzt allmälig beginnt, auch in zahlreiche einfachere Seelen hineinzuleuchten. —

Digitized by Google

Was nun die unmittelbarsten und drängendsten sozialethischen Probleme in unserer Nähe betrifft, so stehen in erster Linie die Schul- und Erziehungs-Aufgaben.

Sei es mir gestattet, bevor ich darauf mit einigen Mitteilungen und Ausblicken eingehe, einige Worte zu sagen über die Art und Weise, wie sich meiner Ansicht nach die ethische Bewegung, in nächster Zukunft, überhaupt auf sozialpolitischem und wirtschaftlichem Gebiete betätigen sollte.

Es wird ihr nicht anstehen, in ihrer Eigenschaft als ethische Gemeinschaftsbildung direkt hineinzureden in das Getriebe der Parteien und Interessen. Sehr leicht haftet solchem Urteil einer sich ethisch nennenden Gemeinschaft ein Schein pharisäischer sittenrichterlicher Ueberhebung an. Wir Alle stehen ja doch mitten in diesem häufig so anfechtbaren Gemeinschaftsleben und tragen Alle einen größeren oder kleineren Teil der Mitschuld daran. Dieses Bewußtsein wird jedenfalls die Klangfarbe unsers ganzen Auftretens in der Oeffentlichkeit, der Vertretung eines Teils des öffentlichen Gewissens, bestimmen müssen.

Wir haben uns mit vollstem Freimut als einen Kernpunkt, aber nicht als Mundstück von Kundgebungen des öffentlichen Gewissens zu betätigen. Höchst Ernstes muß fortan in dieser Richtung geschehen. Die Unweisheit der politischen Parteien, der Interessenten-Gruppen, auch der Kundgebungen der Regierungs-Organe bedarf dringend einer ganz anderen Form der sittlichen Beurteilung, als ihr innerhalb der Parlamente selber und der Tagespresse zu teil wird.

Vor Allem muß dieser Beurteilung mit strenger Sorgfalt der Charakter der Authenticität und Wahrhaftigkeit gegeben und jeglicher Eindruck von Leidenschaft, Affekt und Verletzung der Selbstachtung des Anderen fern gehalten werden. Es gibt aber eine ganze Reihe von wichtigen Fragen und Vorgängen, welche schon in naher Zeit solche ernste Formulierungen der öffentlichen Meinung erfordern werden.

Man wird hier einwenden, daß auf diesem Wege, in Konkurrenz mit den, sozusagen, berufenen Stellen, praktische Erfolge nicht zu erzielen seien. Niemand von der offiziellen Welt werde sich darum kümmern. Man werde höchstens spöttisch von Nebenparlamenten und dergleichen reden. Nun ich glaube doch, daß eine gehörige Beachtung zu erzielen sein wird, einesteils durch die Sorgfalt, Gerechtigkeit und Nachhaltigkeit der Kritik, anderenteils durch den Ernst, mit welchem auf eine bestimmte Angelegenheit zurückgekommen wird, so lange bis Abhülfe oder Beachtung derselben erfolgt ist. Nötigenfalls geht man auch mit Petitionen an die Parlamente vor, aber man läßt keineswegs die Sache einfach dort ablaufen, sondern man kommt mit ehrerer Ausdauer wieder, nötigenfalls von Jahr zu Jahr.

Zu den dringendsten Aufgaben sorgfältiger Beachtung und Beurteilung unsererseits gehören die Zustände auf dem Gebiete des Schulwesens in Deutschland, insbesondere in Preußen, und zwar ist in erster Linie der Zustand und die Leitung des Volksschulwesens in den Dörfern einer sorgfältigen Prüfung zu unterziehen, wobei geeignete Mitglieder und Organe der Lehrervereine sicherlich die entscheidende Hülfe leisten werden.

Nach bereits vorliegenden zuverlässigen Berichten sind wenigstens in einigen Teilen des Preußischen Staatsgebietes sowohl die Schuleinrichtungen als die äußeren und inneren Zustände in der Lehrerwelt in hohem Grade der Verbesserung bedürftig.

Insbesondere leiden die Volksschulen, bis in die Städte hinaus, vielfach an ganz unzulässigen Ueberfüllungen. Der Lehrerstand hat zwar in den letzten Jahren Aufbesserungen seiner äußeren Lage erfahren, doch ist diese Lage der Lehrer an sehr vielen Stellen noch immer sehr kümmerlich.

Vor Allem aber sind hinsichtlich der inneren Freudigkeit ihrer Berufsarbeit weitere Rückgänge in der zunehmenden Einschränkung und Verarmung ihrer geistigen und wissenschaftlichen Vorbildung zu konstatieren.

In diese Verhältnisse wird durchaus mit allem Ernste hineinzuleuchten sein und zwar mit gehöriger Respektierung des guten Willens der Schulbehörden, denen es leider so oft an den erforderlichen Geldmitteln gebricht, um wirksame Verbesserungen durchzuführen, da der Staat durch die gewaltigen Anforderungen für seine Armierung und Verteidigung übermäßig beansprucht ist.

Die große Politik verschließt auch hier den Mund der sachmäßig kompetentesten Organe für eindringliche und nachhaltige Klagen ganz ebenso, wie die große Politik den edlen und kompetenten Organen der Schulleitung und Schulverwaltung, im Hinblicke auf die dominierende Stellung der kirchlichen Parteien in den Parlamenten, unablässig die schmerzlichsten Zugeständnisse hinsichtlich der Einschränkung und Verkümmerung der Vorbildung und des geistigen Horizontes der Lehrerwelt auferlegt.

Hier geschieht offenbar trotz alles pflichtmäßigen Ernstes der Regierungsorgane vieles, was „gen Himmel schreit,“ wenn wir einmal einen affektvollen, aber nicht eigentlich verletzenden Ausdruck gebrauchen wollen.

In allen Stufen der Schulen aber, von der Volksschule bis hinauf in die oberen Klassen der Gymnasien und Realschulen, fehlt es immer empfindlicher an einem wirklich erzieherischen, allen Landeskindern gemeinsamen und von den Verschiedenheiten und Verbetzungs-Gewohnheiten der einzelnen Konfessionen unabhängig gemachten Moral-Unterricht.

Man darf annehmen, daß in dieser Beziehung schon in naher Zukunft auch bei den Regierungsorganen eine Einsehr und Umkehr stattfinden wird, selbst wenn es den Machinationen der großen Politik in nächster Zeit noch gelingen sollte, ein, den Konfessionszwang im Schulunterricht und die kirchliche Knechtung der Lehrerwelt noch verstärkendes Schulgesetz zu Stande zu bringen, wie es vor 12 Jahren vernicht wurde, damals noch durch lebhafte Kundgebungen des sittlichen Unwillens seitens der ganzen Intelligenz des Landes kurz vor dem Zustandekommen weggefegt.

Die Schulbehörden selber sind sich offenbar immer mehr der Gewissensbedrängnis bewußt geworden, die ihnen durch den religiösen Zwangsunterricht von Kindern der aus den Kirchengemeinschaften ausgetretenen Eltern auferlegt wird, und sie befinden sich auch in denjenigen Landesteilen, in denen verschiedene Nationen und Sprachen zusammen leben, angesichts der Abhängigkeit des Religions-Unterrichtes von der meistens zur Parteiergreifung für die eine dieser Nationalitäten geneigten Geistlichkeit, in recht schwieriger Lage.

Die deutsche Gesellschaft für ethische Kultur hat seit ihrer Begründung unablässig für die Vorarbeiten zu der Gehaltung eines wahrhaft erzieherischen, allen Landeskindern gemeinsamen und von den Verschiedenheiten der Weltanschauung unabhängig zu machenden Moral-Unterricht Sorge getragen. Sie hat zunächst durch das Preisausschreiben für ein Handbuch dieser sogenannten natürlichen Ethik die deutschen Lehrer und Denker zu einer wirksameren Behandlung dieses Gegenstandes angeregt, und es sind aus dieser Anregung auch wertvolle Bücher hervorgegangen, obwohl der volle Preis nicht erteilt werden konnte, weil doch immerhin die Voraussetzungen für eine ganz befriedigende Lösung der Aufgabe in der bisherigen pädagogischen Erfahrung noch nicht genügend erfüllt waren.

In anderen Ländern, wie besonders in Frankreich, wo nun seit nahe 20 Jahren, wenigstens in den staatlichen Volksschulen (die aber nur einen kleineren Teil der öffentlichen Schulen bildeten), der unabhängige konfessionsfreie Moral-Unterricht durchgeführt wurde, ist leider die bezügliche Literatur noch recht unvollkommen geblieben.

Man hat sich in Frankreich die Sache ziemlich leicht gemacht, indem man statt der religiösen Erwärmung, die

Digitized by Google

in den bezüglichen Schulbüchern durch einen sehr nüchternen Theismus verdrängt ist, die patriotische Erwärmung durch die Vaterlandsliebe gesetzt hat. Man hat aber auf diese Weise zu einer überhitzten Steigerung des Nationalgefühls beigetragen, welcher gewiß auch ein Anteil an gewissen überaus schmerzlichen Vorgängen und den daraus entsprungenen Zerrüttungen der neueren französischen Zustände beizumessen ist.

Aus den Anregungen, welche durch das Preisausschreiben der deutschen ethischen Gesellschaft gegeben wurden, ist indessen ein Handbuch der natürlichen Ethik und des Moralunterrichtes hervorgegangen, welches den Herrn Vorsitzenden unseres Hauptvorstandes zum Verfasser hat, und welches offenbar in Form und Inhalt einen großen Fortschritt auf dem Wege zu einer befriedigenden Gestaltung der Grundlagen eines gemeinsamen Moralunterrichts darstellt. Wir besitzen jetzt außerdem das treffliche Buch von Dr. Penzig „Ernste Antworten auf Kinderfragen", in welchem zugleich mit dem Lehrer der Vater und Erzieher in der Richtung der neuen Gestaltung der Grundlagen des erzieherischen Unterrichtes zu Worte kommt.

Ich darf außerdem mitteilen, daß Dr. F. W. Foerster in Zürich sein in den letzten Jahren auf zahlreiche Lehrerfahrungen in Kreisen von Kindern und jungen Leuten der verschiedenen Altersstufen aufgebautes Buch, welches denselben Zwecken dienen soll, unter dem Titel „Jugendlehre" innerhalb der nächsten 3 Monate bei einem der ersten Verleger Deutschlands erscheinen läßt.

Es wird die Aufgabe der ethischen Bewegung sein, für die Verbreitung dieser Bücher in den weitesten Kreisen nachhaltig einzutreten und alsdann für die Einführung eines, frei von den Verschiedenheiten der Weltanschauung alle Schüler in wahrer Gemeinsamkeit verbindenden Moralunterrichts mit dem höchsten Ernst zu wirken.

Deutschland würde damit einen sehr bedeutsamen Schritt der inneren Gesundung und Stärkung seines ganzen Volkslebens tun, einen Schritt pädagogischer Reform, der auch seinen besten Ueberlieferungen und den größten Wohltaten entspräche, welche die Menschheit bisher der deutschen Geistesarbeit zu verdanken gehabt hat.

Es wird bei dem gegenwärtigen Stande der großen Politik und des Parteiwesens eine der schwierigsten Aufgaben sein, dies zu erreichen, aber mit jener Ausdauer, von welcher oben schon die Rede war, wird und muß dieser große Fortschritt zu reinerer Menschlichkeit gelingen.

Wenn die ethische Bewegung auf die Möglichkeit der Durchführung einer umfassenden und nachhaltigen ethischen Unterweisung schon im Jugend-Unterricht, frei von trennenden Voraussetzungen religiöser oder metaphysischer (einschließlich materialistischer) Art, vertraut, so deukt sie dabei wahrlich nicht an ödes Moralpredigen. Sie teilt aber auch nicht die Auffassung des mit ihr sonst nahe verwandten englischen Positivismus, welcher die ethische Läuterung zwar nicht von der wissenschaftlichen Erkenntnis der Welt und des Menschenwesens trennen und dieselbe keinesfalls irgend einer über die Grenzen kritischer Erfahrung hinausgehenden Idealanschauung unterordnen will, aber doch meint, „die Notglut der Leidenschaft in der Menschheit sei in entscheidender Weise nur durch die größere Stärke der Weißglut einer hohen intellektuellen Begeisterung," nämlich einer Begeisterung für die Herrlichkeit der Ziele und der Heroen und Märtyrer der Menschheitsentwickelung zu bemeistern.

Nicht in der Mitwirkung solcher Begeisterungen, aber in der Ueberschätzung derselben liegen unsers Erachtens ebenfalls ernste Unduldsamkeitsgefahren.

Die tiefste Grundlage unseres Vertrauens auf eine nachtwolle unabhängige Entwickelung der Ethik und auf die Fähigkeit dieser unabhängigen Ethik zur Lösung der großen Probleme der Selbstbeherrschung und der Gestaltung eines ebenso freien als harmonischen Gemeinschaftslebens ist enthalten in der kulturgeschichtlich begründeten Zuversicht auf die Leistungsfähigkeit der wissenschaftlichen Methode und Organisation, welcher die Menschheit auf dem Gebiete der Welterkenntnis schon so Großes verdankt, und von welcher der ethischen Forschung und Lebenslehre bisher, infolge ihrer mißverständlichen sozialen Gebundenheit durch die bloßen inneren Schöpfungen der Seele auf religiösem und philosophischem Gebiete, so wenig Arbeit freier und großer Art zuteil geworden ist.

Und es gibt doch auf Erden für die, so entscheidend wichtige, sozial-ethische Pflege der Wahrhaftigkeit keinen festeren Anhalt und Schutz, keine wirksamere Unterstützung der Lehrenden, als die bewährte Genauigkeitsordnung jener wissenschaftlichen Arbeit. Ebenso kann auch die wahre Frömmigkeit ehrfurchtsvoller Selbstbescheidung kaum ein wirksameres Vorbild finden, als in der andachtsvollen Unterordnung, in welcher die Forschung unablässig die Erprobung alles ihres noch so sicher erscheinenden Deukens in höherer Instanz der Befragung feinster Naturvorgänge unterwirft.

Dem Boden eines auf gewissenhaftestem Denken aufzubauenden Gemeinschaftslebens entsprießt aber, als schönste Blüte, die Freude an der gesunden sympathischen Entwickelung eines solchen Gemeinschaftslebens, und in der unverbrüchlichen Sicherheit jener gewissermaßen kosmischen Gemeinschaftsordnungen enthaltet sich dann, unbehelligt von jeglicher mikrokosmischen Autoritätssucht, die volle Freiheit und Seligkeit der individuellsten religiösen und philosophischen Weltanschauungen.

Die Sehnsucht, verwandte Seelen zu umfassen und zu verbinden, welche gerade in den individuellsten Weltanschauungen lebt, drängt dieselben allerdings wieder zu sozialen Gestaltungen, in denen sich die Gemeinschaftsempfindungen zu sehr hoher Intensität steigern, sodaß wieder soziale Entartungen durch feindseligste Trennung von entsprechenden anderen Vereinigungen entstehen, die auf andere Weltanschauungsgrundlagen schwören.

Der hieraus hervorgehenden Gefahren und Leiden, von denen die Menschheit bisher so schmerzlich bedrückt worden ist, werden die ethischen Gemeinschaftsordnungen, aber auch nur diese, mächtig werden, denn sie allein können wahrhaft tolerant sein, und sie allein werden vor der Anwendung niederer Mittel der Einschränkung Andersgläubiger sicher sein, durch welche nur Oel in jenes Feuer gegossen wird.

Streiflichter.

Ellenbogentaktik. Warum die kleine hessische Stadt Nagenellenbogen so heißt, weiß ich nicht. Sollte aber jemand einmal das Bedürfnis haben, auch die Ellenbogen des homo sapiens L. in einem Stadtmanen zu verherrlichen, so müßte man ihm Berlin empfehlen. Hier wird vornehmlich mit dem Ellenbogen, figürlich und wirklich, gearbeitet. „Natürlich — Kampf ums Dasein!" murmelt man; „wer vorwärts kommen will, muß Püffe austeilen und vertragen." Ganz recht, aber wollte man darin nicht auch des Guten etwas zu viel tun können? Es gibt eine ruhige Gelegenheit, die sich energisch, aber ohne rechts und links anzustoßen, vorwärtsschiebt; und es gibt eine renommistische Naturburschenroheit, die nicht im Vorwärtskommen, sondern im Püffeaustei len die Heldenhaftigkeit sucht.

Von dieser letzten haben wir hier eine reiche Musterkarte. Man beobachte einmal den Ansturm auf einen elektrischen Wagen, auf die überfüllte Stadtbahn an Feiertagen; das „Drängeln" in Theater- und Konzert-Garderoben, ja selbst in „feinen" Gesellschaften des Sturm auf das Buffet! Da fällt oft genug Herren und — Damen die Kulturmaske vom Gesicht. Mitkommen um jeden Preis, zuerst an die Krippe gelangen, nur nicht blöde scheinen,

Digitized by Google

vor allem in den Augen der Damen den schneidigen Jüngling markieren — das ist das Hauptziel; wir sind wir, und die andern sind das leidige Publikum, das man nur murrend ertragen muß, aber nicht, ohne ihm mit einigen Ellenbogenstößen das Gefühl seiner Nichtigkeit klar gemacht zu haben. Ob dies Kaum angesehene, lästige Publikum etwa von einem gebrechlichen, alten Herrn, einer kränklichen Dame oder von schüchternen Kindern gebildet wird, ist ja gleichgültig. Die Herrschaften sind uns nicht vorgestellt oder gar nicht vorstellungsfähiges „Volk."

Und da nun unsere öffentlichen Einrichtungen zum großen Teil ganz augenscheinlich auf die Ellenbogentaktik eingerichtet sind, so krönt den Rücksichtslosesten meist der Erfolg; d. h. die Rücksichtslosigkeit wird gezeugt gezüchtet; die Jugend hält diese Art von Vorwärtskommen für imponierend schön. Trotzdem ist eine Erziehung zum Besseren nicht ausssichtslos. An den wenigen Stellen, wo die Ellenbogentaktik zugunsten der Gerechtigkeit verdrängt ist, weiß sich das Publikum ganz manierlich zu benehmen. Derselbe Norden, der eben eine alte Dame vom Trittbrett gebort hat, betritt ein Bureau, ja ein Postamt, und stellt sich bescheiden an das Ende der Kette vor dem Schalter.

Hier ist merkwürdigerweise schon feste Sitte geworden, was andernwärts noch als unmöglliche „Bevormundung des Publikums" gilt. In Paris erhält jeder auf einen Tramway Wartende durch einen einfachen Drehkür-Mechanismus im Kiosk seine Nummer und das Besteigen der Wagen regelt sich so vollkommen ohne Stoßen und Drängen. Müssen es aber immer Nummern sein, die die menschliche Herde zu Ordnungsstieren abkennyeln?

Vorläufig vielleicht noch ja; aber an Post- und Fahrkartenschaltern ist auch ohne dies eine Observanz geschaffen, die den Ellenbogentaktiker der allgemeinen Entrüstung preisgibt, wagt er die geheiligte Reihe zu durchbrechen.

Das sind Kleinigkeiten. Aber man unterschätze sie nicht. Auch die Ellenbogentaktik, die wir heute Konkurrenzkampf nennen, hat eine ganze Menge überflüssiger Püffe und Stöße, die ohne Schaden des Einzelnen und zum Vorteil Aller wegbleiben könnten. Schließlich ist es doch nicht ganz aussichtslos, daran zu erinnern, daß an den Ellenbogen eine Menschenhand sitzt, der es besonders gut ansteht, wenn sie sich einmal in eine schwache getrende andere Hand legt, um den Menschenbruder freundlich durch Fährlichkeiten zu leiten.

Bücherschau.

Dr. F. Wollny: Leitfaden der Moral. Leipzig, Theod. Thomas.

Der Verfasser hat in einer ganzen Anzahl von Schriften zu allerhand brennenden Fragen unserer Zeit Stellung genommen, so über die Freiheit des Menschen, über das Verhältnis von Philosophie und Religion, über Hypnotismus und derzl. In der vorliegenden, nun in 2. Auflage erschienenen Broschüre stellt er die Moral, die ihm „die Theorie oder auch die Kunst der allgemeinen Befriedigung des Gemüts" ist, auf eine menschlich-natürliche Grundlage, d. h. Moral ist ihm Ethik. „In der lebendigen, aus den Leben geschöpften Kenntnis dieser (für das sittliche Handeln geltenden) allgemeinen Regeln besteht dasjenige, was man moralisches Bewußtsein nennt, und in der leichten Erregbarkeit der in derselben Richtung liegenden durch Uebung gefestigten und ausgebreiteten Gefühlstriebe ist dasjenige zu suchen, was im Besonderen Gewissen heißt." So ist ihm die Moral „das Ideal der Menschheit und diejenige Geistesmacht, welche mit unwiderstehlicher Kraft die Menschheit auf dem Wege ihrer Vervollkommnung fortreißt." Von dieser allgemeinen Grundlage aus zeichnet er die Linien eines Systems der Moral. „Das individuelle Handeln," „Das interhumane Verhältnis" (d. h. die gegenseitigen Beziehungen der Menschen); besonders schön sind hier seine Ansichten über die Ehe), „das abwehrende Handeln" (d. h. der Kampf gegen das in der Welt wirkende Böse), „die Kollision der Pflichten"; so sind die vier Teile dieses Systems überschrieben. Im einzelnen finden sich viele anregende Gedanken, und wer in dem Kampfe um eine freie, von allem Dogmatismus und abgestorbenen Autorität losgelöste Moral einen gesicherten Standpunkt einnehmen will, oder wer über Gegenstände der Moral Unterricht erteilen will, der wird sich nicht ohne Nutzen durch das Schriftchen durcharbeiten.

Aber durcharbeiten muß er sich. Der Verfasser gefällt sich auch hier wieder in einer Aneinanderreihung endloser Schachtelsätze, die nicht nur auf literarische Feinschmecker ermüdend wirken müssen. J. St.

Friedrich Wilhelm Nutzhe: „Aus Nietzsche. Eine Tragödie der freien Liebe. Dresden und Leipzig, Pierson 1902.

Margarethe Tellwitz ist eine begabte Künstlerin, erfüllt von ethischen Idealen. Edle Freundschaft verbindet sie mit dem Ulanenleutnant Fritz von Lohenberg, der sich vor seinem Kameraden von der Reitschule durch Kartell, eine Ohrfeigung und vorunteilsfreie Gedankenfreiheit auszeichnet. Aus der Freundschaft wird eine „freie Liebe." Margarethe wird, ohne daß es Fritz weiß, Mutter eines Knaben. Ihre Weltanschauungsfreiheit führt sie in das Haus einer „Engelmacherin." Ihr Kind stirbt. Sie kehrt zu ihrer Tante zurück. Dort findet sie Fritz, der sie lange vergebens gesucht hat. Seine Lebenskraft ist ungebrochen. Aber Margarethe kann ihm in das „neue Leben" nicht folgen; sie mißt sich die Schuld an dem Tode ihres Kindes bei. Er in seiner „ungebrochenen Jugendkraft" gehört dem Leben, sie aber muß sterben. Sie tötet sich durch Gift. — Der Konflikt zwischen ihrer einer fernen Zukunft angehörigen Persönlichkeitsethik und den gesellschaftlichen Vorurteilen der Gegenwart hat sie vernichtet.

An manchen Stellen zeigt der Dialog störende Tendenzfärbung. Aber das Stück ist im ganzen eine erschütternde Tragödie. J. St.

Eingegangene Bücher.

Testament des neuen Glaubens. Bamberg, Verlag der Handelsdruckerei.

Textaner Julius. Uebungsstoffe zur Nevet. d. latein. Casuslehre. Dr. Oskar Dähnhardt, Leipzig, Türrsche Buchhandlg. 80 Pfg.

Berthold Otto. Fürst Bismarcks Lebenswerk. Den Kindern und dem Volke erzählt. 3.—5. Auflage. Leipzig bei M. G. Th. Scheffer Mk. 1,40.

Erbliche Entartung, bedingt durch soziale Einflüsse. Von Dr. M. Alsberg. Kassel u. Leipzig, Th. Fischer und Co. 80 Pfg.

Herder, sein Leben und sein Wirken. Von Richard Brückner. Berlin, Ernst Hofmann u. Co. geh. Mk. 3,60.

Freidenkertum — Theologismus — Positivismus. Von Dr. H. Molenar. Leipzig, Ind. Uhlig. 20 Pfg.

Weg zur Metaphysik als exakter Wissenschaft. Teil I Gedanke und Naturwelt. Von Dr. Ludwig Dilles. Stuttgart, Fr. Frommanns 1903. Mk. 3.—

Im Hochland der Gedankenwelt. Grundsätze einer heroisch-ästhet. Weltanschauung. Von Ludwig Kuhlenbeck. Leipzig, Eugen Diederichs Mk. 3,—, geb. 4,—.

Sprechsaal.

Sozialethischer Einfluß der Konsumenten? Sehr schön! Was ist ein Konsument? so fragt em Antor in Nr. 1 d. Bl. — Aber wo für produziert man? verkauft man? Diese Frage wäre besser gewesen, denn die hätte schon die Frage mit der Nase auf die Antwort gestoßen! Man produziert und verkauft heute nicht, um den Konsumenten — die ja ganz richtig als „alle Menschen" bezeichnet werden — zu dienen, sondern man bedient sich der Bedürfnisse der Konsumenten, um Geld und Macht zu erlangen. Und so können Tausende nicht konsumieren, weil sie keine Arbeit bekommen, und Tausende werden dazu gedrängt, sich als Händler einander aufzureiben, und die Konsumenten samt den Produzenten als Parasiten auszunützen. Denn von all den Händlern wäre höchstens der fünfte bis sechste Teil — nötig. Die anderen sind Händler geworden, weil sie sonst kein Brot fanden.

Aber nun kommt der Konsumverein, und bringt ihrer Hunderte ganz ums Brot? — Das sagt der Autor gerade nicht, aber er hält diese „Organisation" nicht „für einwandfrei." Er will, daß „die Einzelnen" wieder für Singelgenheit rc. Wie aber können die Einzelnen so, wie es z. B. der Konsumverein tut, eine Million an Händlerlöhnen sparen? Und mit dieser Million können sämtliche Menschen wieder nützliche Gegenstände produzieren und leben, ohne Parasiten zu sein, leben als nützliche Produzenten. Die wollen dann keine Händler werden, brauchen es nicht. Aber selbst die Händler, die man noch braucht, haben Nutzen davon. — Aber an solch tiefere Zusammenhänge denkt man nicht. Singelgenheit und hygienische Mißstände — das ist genug."

Kritikus.

Digitized by Google

Die ethische Bedeutung von Nietzsche's Zarathustra.

Vortrags-Zyklus von **Dr. Rudolph Penzig**, am 1., 3. und 6. Februar, abends 8¼ Uhr.
Aula des Friedrich Werder'schen Gymnasiums, Dorotheenstr. 18/14.

Erster Vortrag (Montag, den 1. Februar):

Der Prophet des Lebenswillens.

Der einsame Höhenwanderer. — „Unter mir Welt, Mensch und Tod." — Opfer und Tragik. — Die Umwertung aller Werte. — Der Verstehende oder Schaffende. — Hammerschläge auf die Tafeln ewiger Gesetze. — Abrechnung mit den Hinterweltlern. — Moral als Mißverständnis. — Moral als Fälschung. — Genealogie der Moral. — Zarathustra als Gottsüchtiger. — Das diesseitige Jenseits.

Zweiter Vortrag (Mittwoch, den 3. Februar):

Der Verkündiger des Uebermenschen.

Die Ueberwindung des Tiers. — Biologische und soziale Bedeutung des Uebermenschen. — Der neue Adel. — Die Tugenduniform. — Kinderstubenprämien. — Der verlorene Sohn. — Pflegmatische Tugend. — Ritter der Gerechtigkeit und gottergebene Dulder. — Mein Selbst meine Tugend. — Erlösung durch den Willen. — Seelenlose und Fortpflanzungsrecht. — Der Garten der Ehe. — Kinderland.

Dritter Vortrag (Sonnabend, den 6. Februar):

Der Prediger des Machtwillens und des ewigen Lebens.

Die Entgleisung des Uebermenschen zum Herrenmenschen. — Die Sophismen der Herrenmoral. — „Schone Deinen Nächsten nicht." — Das Opfer der Nächstenliebe an die Fernstenliebe. — Gleichheits-fanatiker. — Gleichheit kein Endziel, sondern Etappe. — „Was fällt, soll man noch stoßen." — Die Mitleidsmoral des Märchens. — Der Stärke Krone: das heilige Lachen. — Löwe und Taube. — Versöhnung von Kraft und Milde. — „Ich liebe Dich, o Ewigkeit."

Eintrittskarten im Vorverkauf in den Buchhandlungen: Spath (Königstraße 52), Nicolai (an der Potsdamerbrücke), ferner bei A. Wertheim (Leipzigerstraße 133/5), Verlag Leonhard Simion (SW. 48 Wilhelmstraße 121) und im Bureau der D. G. E. K. (W. 64 Unter den Linden 16, III).

Preise: Karten für den ganzen Zyklus: reservierter Platz Mk. 4,00, nicht reservierter Platz Mk. 2,50.
Einzelkarten für jeden Vortrag: reservierter Platz Mk. 1,50, nicht reservierter Platz Mk. 1,00.
Für Mitglieder der D. G. E. K., von Lehrer- und Lehrerinnen-Vereinen Vorzugspreise **nur im Bureau:** Unter den Linden 16, III: Zyklus-Karten: reservierter Platz Mk. 2,50, nicht reservierter Platz Mk. 1,50. Einzelkarten wie oben.

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von Mk. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Nachlieferung von Einzelnummern gegen Einsendung von je 25 Pf. in Marken, soweit möglich.

Verlag für ethische Kultur, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121.

Verlagsbuchhandlung A. Wehner, Leipzig.

In meinem Verlag ging über:

Penzig, Dr., Rudolph

Ein Wort vom Glauben

an seine Verfechter und Verächter.

Preis 3 Mark.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Sonnabend, den 16. Januar 1904: Monatsversammlung im Bürgersaal des städt. Rathauses, abends 8¼ Uhr. Professor Dr. Haake: „Ibsens Kritik der Ehe." Diskussion. Für Mitglieder frei. Eintrittskarten für Gäste zu 50 Pf. im Vorverkauf in der Buchhandlung Spath (Königstr. 52), Nicolai an der Potsdamer Brücke, A. Wertheim (Leipzigerstr. 133/5) und in der Expedition des Blattes SW. Wilhelmstraße 121.

Montag, den 1., Mittwoch, den 3. und Sonnabend, den 6. Februar: Abends 8¼ Uhr: Vortragszyklus von Dr. R. Penzig in der Aula des Friedrich Werderschen Gymnasiums, Dorotheenstraße, über **„Die ethische Bedeutung von Nietzsche's Zarathustra."** Näheres Programm s. a. St. Für die Mitglieder gelten folgende Preise: Zykluskarten reserv. 2,50 Mark, nicht reserv. 1,50 Mark; für Gäste: Zykluskarten reserv. 4.— Mark, nicht reserv. 2,50 Mark. Einzelkarten reserv. 1,50 Mark, nicht reserv. 1,— Mark. Vorverkauf wie oben und im Bureau der Gesellschaft Unter den Linden 16, III.

Montag, den 15. Februar: Abends 8¼ Uhr im Bürgersaal des städtischen Rathauses: **Gedächtnisfeier des 100 jährigen Todestages Kants.** Für Mitglieder frei. Gastkarten zu 50 Pf. an den oben genannten Verkaufsstellen.

Sonnabend, den 5. März: Abends 8¼ Uhr im Bürgersaal des städtischen Rathauses: Monatsversammlung. Vortrag Dr. **Julius burger**: „Die Ethik der Gesellschaft den Geisteskrankheiten gegenüber." Diskussion. Für Mitglieder frei. Gastkarten wie oben.

Donnerstag, den 17. März: Abends 8¼ Uhr im Lesesaal unserer Gesellschaft, Berlin W. Unter den Linden 16, III. **Abteilungstag.** Jahres-Bericht des Vorstandes. Neuwahl des Vorstandes. Nur für Mitglieder.

Dienstag, den 26. April: Abends 8¼ Uhr im Bürgersaal des städtischen Rathauses: Monatsversammlung: Vortrag Prof. **Dr. Bruno Meyer**: „Moderne Monumentalkunst in Berlin." Diskussion. Für Mitglieder frei. Gastkarten wie oben.

Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Hermann Walther Verlagsbuchhandlg.
G. m. b. H.
Berlin SW., Kommandantenstr. 14.

Pioniere des sittlichen Fortschritts.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen:

Le mouvement éthique

par

Alfred Monlet.

Von

Dr. R. Penzig.

VI. und 102 Seiten. Preis Mk. 1.20.

Inhalt:

1. Wesen und Ziele der Gesellschaften für ethische Kultur. 2. Ethische Kultur und religiöser Glaube. 3. Humane ethische Erziehung. 4. Ethische Kultur und Politik. 5. Ethische Kultur und soziale Frage. 6. Ethische Kultur und Friedensbewegung. 7. Ethische Kultur und Frauenfrage. 8. Die nationalen ethischen Verbände. 9. Der internationale ethische Bund. 10. Die völkerverbindende ethisch-soziale Akademie.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Heinel, Gotteberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15 jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1.60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

XII. Jahrgang.	1. Februar 1904.	Nr. 3.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Wir bitten unsere Leser, insbesondere die Mitglieder von Abteilungen der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, auch die letzten Seiten aufmerksam zu beachten, da alle geschäftlichen Anzeigen der Abteilungs-Vorstände (Programme u. s. w.) unter Wegfall der bisherigen Sonderbenachrichtigungen dort ihren Platz finden.

Ferner bitten wir diejenigen unserer Post-Abonnenten, die in diesem Vierteljahr (durch ein bedauerliches Mißverständnis bei der Anmeldung) noch den früheren Quartalspreis von Mk. 2 statt Mk. 1,60 entrichten mußten, den zuviel gezahlten Betrag unter Einsendung ihrer Postquittung bei unserer Expedition SW. 48, Wilhelmstraße 121 zurück zu verlangen.

Verlag und Redaktion.

Inhalt:

Zur Sozialpolitik des Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches. Von Dr. Retter (Karlsruhe).

Streiflichter:

Einer von den wenigen „Ganzen." Theodor Brix.

Herzens-Erziehung. Mr. Edward Carpenter.

Sprechsaal.

Zur Ethik des Klassenkampfes. Von Dr. Michels. Dr. Penzig. Dr. Foerster.

Aus der ethischen Bewegung. Döring. Penzig.

Druckfehlerberichtigung.

Zur Sozialpolitik des Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches.

Von Dr. Retter (Karlsruhe).

I.

Als vor nunmehr 15 Jahren der Entwurf eines deutschen bürgerlichen Gesetzbuches der Oeffentlichkeit übergeben wurde, ergoß sich eine Flut von größeren und kleineren Schriften über das Werk. Eine mächtige Bewegung setzte ein; in voller Erkenntnis der gewaltigen kulturellen Bedeutung des geplanten Gesetzeswerkes wurde von Seiten der Praktiker und Theoretiker, der Romanisten und Germanisten, der Politiker und Laien, der Parteien von Rechts und Links und der Mitte umfassende Kritik geübt. Bis zur Publikation des Gesetzes im Jahre 1896 und von da an in angestrengter wissenschaftlicher Bearbeitung und Kommentierung der vollendeten Kodifikation schwoll Jahr um Jahr die Literatur zum B. G.-B. ins schlechthin Unabsehbare an. Vor dem geltenden Gesetz trat die Kritik allerdings mehr zurück oder verlor doch ihre hauptsächlichste Bedeutung; hinter ihm verschwindet aber auch die Fülle der Kräfte, die in den verschiedenen Stadien der Gesetzgebung in dieser oder jener Richtung Einfluß auf das werdende Recht zu erlangen strebten. Als ein Ganzes und Unabänderliches, so steht uns das neue Recht nun gegenüber; das Interesse der Allgemeinheit an ihm scheint weniger ein kritisches als ein positives, ein Bedürfnis nach Kenntnisnahme und Aneignung der geltenden Rechtsnormen.

Unter jenen kritischen Schriften über den ersten Entwurf nun war eine, die nicht nur durch die Tapferkeit und Entschiedenheit ihres Standpunkts, sondern vor allem auch durch die hinreißende Wärme ihrer Ueberzeugung, den Mut und die Entschlossenheit ihrer Gedanken, die Wärme und sittliche Höhe ihres Inhalts eine einzigartige Stellung einnahm. Vom literarischen Standpunkt mag darin die Rechtfertigung liegen, wenn jetzt, 7 Jahre nach Inkrafttreten des B. G.-B., eine neue Auflage dieses Buchs erscheint. Aber Anton Menger kann ein tieferes Recht geltend machen für die Veröffentlichung dieser soeben erschienenen neuen, dritten Auflage seines Werkes „Das bürgerliche Recht und die besitzlosen Volksklassen." (Tübingen, Lampe'sche Buchhandlung. 1904). Damit ist nicht einmal das historische Recht gemeint, das eine Schrift für sich in Anspruch nehmen könnte, die auf die Sozialisierung unseres bürgerlichen Rechts nachhaltigen Einfluß gewann, deren Ideen auf das neue Schweizerische Zivil-Gesetzbuch bedeutsam einwirkten und durch die österreichischen Prozeßgesetze von 1895 und 1896 in vielen Punkten verwirklicht wurden, die endlich auch ihre Kreise bis ins Ausland, nach Italien und Spanien zog. In tieferem Sinne hat diese Schrift ein Recht, dauernd einen Ehrenplatz in der Kulturgeschichte der Neuzeit einzunehmen. Dahin wird sie gestellt durch die stolzen und selbstbewußten, aber berechtigten und tapferen Einleitungsworte ihres Verfassers:

„Alle Lebenskreise, welche in der heutigen Gesellschaft Geltung besitzen, werden ohne Zweifel nicht säumen, ihren Standpunkt gegenüber dem neuen Gesetzeswerk festzustellen und zu vertreten. Nur ein Standpunkt wird in der großen Diskussion wahrscheinlich unvertreten bleiben, obgleich die betreffende Volks-Gruppe mindestens vier Zehntheile der gesamten Nation umfaßt, und dieser Standpunkt ist jener der besitzlosen Volksklassen. Ich sah nun zu den wenigen deutschen Juristen gehöre, welche auf dem Gebiete des Rechts das Interesse der besitzlosen Volksklassen vertreten, so habe ich es für meine Pflicht gehalten, in dieser wichtigen Nationalangelegenheit die Stimme der Enterbten zu führen."

Lebte solch klarer und bewußter Idealismus hinter recht vielen grünen Tischen, es stände wahrlich vielfach besser um die Juristerei und um die ethische Kultur. Diese Einsicht legt es nahe, die Sozialpolitik unseres nunmehr geltenden

Digitized by Google

Bürgerlichen Gesetzbuchs einer grundsätzlichen Untersuchung zu unterziehen. Diese Aufgabe ergibt sich überdies aus der Notwendigkeit, zu den Mengerschen Anschauungen in diesen Blättern Stellung zu nehmen, gerade wegen ihrer hervorragenden Bedeutung, die sie auch heute noch haben; denn ihre erwähnten Vorzüge werden nicht unerheblich geschwächt durch starke Mängel. Der Versuch einer Klärung ist daher umsomehr geboten, je ernster das Recht und seine Diener es mit ihrer Aufgabe nehmen, dem Fortschritt der Kultur zu dienen, d. h. mit den schönen Worten Stammlers, des bedeutendsten lebenden Rechtsphilosophen:

„Dem Fortschritt in guter Gesinnung, dem Vorwärtsschreiten im Sinne eines stets stärkeren und gesicherteren richtigen Verhaltens der Menschen gegen einander, einer Vervollkommnung aller ihrer Anlagen und Fähigkeiten unter dem Primate der praktischen Vernunft."

Um so ernster ist dadurch aber sowohl für die Juristen wie die Nichtjuristen die Pflicht die Gedanken des Rechts, unter dem sie leben, in wahrhaft lebendige Wirklichkeit umzusetzen. In den Gemeinschaftsgedanken jedes Gesetzes sind uns Normen gegeben, deren wir uns zur Beurteilung der Lebensverhältnisse bedienen müssen, die uns dazu verhelfen sollen, im Widerstreite der mannigfach durcheinander wogenden Interessen die klare Linie zum obersten, unverrückbaren Ziele aller Gemeinschaftsentwicklung zu erkennen, festzuhalten und in praktischer Betätigung durchzuführen. In der Tat hat so jedes Recht — und jede Verkörperung des Rechts in einem Gesetz — eine soziale Aufgabe. Als Grundlage jeder Gemeinschaft soll es allen Kräften der Gemeinschaft zu möglichst tiefer und umfassender Entfaltung verhelfen. Nur hieße es, gerade die schlimme Seite des Rechts, den Formalismus, hervorkehren, wollte man nicht einsehen, daß durch natürliche Bedingungen, daß vor allem durch die wirtschaftliche Entwicklung der Neuzeit die Voraussetzungen zu solchem Ziele für die verschiedenen Volkskreise verschiedene sind. Wer der Wirklichkeit ohne die Brille der Schablone fest ins Auge blickt, der weiß, wie Menger mit Recht betont, daß es keine größere Ungleichheit gibt, als das Ungleiche gleich zu behandeln. Darum ist es oberste Aufgabe jeder Gesetzgebung, die Lebensbedingungen der Gesamtheit auszugleichen, dort eine übermäßig günstige Stellung zu nivellieren, hier eine übermäßig ungünstige Stellung zu heben.

Negativ ausgedrückt darf die Gesetzgebung sich jedenfalls nicht durch irgendwelche Rücksichten auf bestimmte Interessentengruppen bestimmen lassen; und auch das geschichtlich gewordene Recht muß sich die Anpassung gefallen lassen an das Recht, das mit uns geboren ist und jedem, der Menschenantlitz trägt, sei es ein Reicher oder ein Armer, sei es Frau oder Mann in gleicher Weise die Bedingungen gewährleistet, seine Persönlichkeit frei zu entfalten und sich mit seinen natürlichen Gaben gebührenden Anteil zu verschaffen an den Gütern dieses Lebens.

Diese Bemerkungen bezeichnen Recht und Grenze einer Kritik des bürgerlichen Rechts vom Standpunkte der Sozialpolitik. Ihr Recht besteht darin, daß es sich um die Lösung des Problems handelt, wie den tatsächlich unter der schweren Not der geschichtlich gewordenen Verhältnisse in ihren Persönlichkeitsrechte bitter beeinträchtigten Volksgenossen die Möglichkeit eines lebenswerten Daseins rechtlich geschaffen und garantiert werden soll. Die Grenze solcher Kritik liegt darin, daß die Besitzlosen eben immerhin nur ein Stand unter Allen sind, daß es dringend geboten ist, die Standesunterschiede auszugleichen, daß aber eine Klassenjustiz gleich verderblich für die Gemeinschaftsentwicklung wirkt, ob sie einseitig im Interesse der Armen oder einseitig im Interesse der Reichen erfolgt. Der Klassenkampfstandpunkt mag für ein engbegrenztes Gebiet der Politik seine Berechtigung haben — auch das kann man sehr bezweifeln — für die Gemeinschaft und jede ihrer Funktionen, also auch für das Recht besteht jedenfalls die Pflicht, gegenüber dem Trennenden das Gemeinsame, gegenüber dem Individuellen das Allgemeine, gegenüber dem Subjektiven das Objektive auszubilden und festzuhalten.

Ueber dem Individuum und seiner Freiheit wie gegenüber Gruppen von Individuen steht die Geschichte und die Notwendigkeit. Es gibt kein Wirken ins Große und Allgemeingültige lediglich aus der Sphäre der Subjektivität heraus, die zeitlos und raumlos sich ihre Ideale schaffte. Das Subjekt bedarf der Welt wie die Welt des Subjekts bedarf, um in dem Einzelwesen die Idee der Gattung zu entwickeln und aus dieser Idee heraus den Anschluß an die Tatsachen des wirklichen Lebens und Gewordenseins zu finden und in ihnen, über sie hinaus im Sinne jener obersten Idee zu wirken. So enthält jede große Rechtsschöpfung in sich die Elemente des Gewordenen, an die sie anknüpfen, und die Elemente des Werdenden, das sie ersassen und zur Gestaltung zu bringen versuchen muß.

Verbinden wir dieses historische mit dem sozialen Moment, so gewinnen wir den leitenden Gesichtspunkt für jede Rechtsschöpfung, ihren obersten Zweck. Er steht an der Spitze des Systems einzelner Zwecke, die ein bestimmtes Rechtsgebiet zu ordnen hat, schließt also dessen Politik in sich prinzipiell ein. Diese Politik muß außerdem eine prinzipiell soziale sein, in dem Sinne, daß sie über allen Sonderinteressen das Interesse der Gesamtheit beobachtet und gewährleistet. Maßstab für die Sozialpolitik des bürgerlichen Rechts ist demnach die Idee, die Materien des bürgerlichen Rechts in einer Weise zu ordnen, daß sie dem Volke, für das dieses Recht gelten soll, also einem bestimmten Volk auf einer bestimmten Stufe seiner geschichtlichen Entwicklung die möglichste Entfaltung aller seiner Kräfte und Fähigkeiten gewährleistet. Der Grad, bis zu welchem dem Bürgerlichen Gesetzbuch die Verwirklichung dieser Idee innerhalb der nationalen und geschichtlichen Bedingungen geglückt ist, bestimmt seine sozial-ethische Bedeutung.

Im Folgenden soll versucht werden, darüber ein Urteil zu gewinnen auf Grund einiger unter diesem Gesichtspunkt besonders bedeutsamer Bestimmungen und Normen des Gesetzbuchs. Das juristische Detail im Einzelnen anzuführen wie auch erschöpfende Heranziehung der einschlägigen Rechtssätze ist hier nicht möglich. Es muß die Hervorhebung einiger leitenden Grundzüge genügen. Ihre Erörterung wird auch dem Buche Mengers gegenüber die gebotene Stellung schaffen.

Das Privatrecht ordnet die individuellen Interessen der Bürger, die aus ihrer Stellung innerhalb der Gesellschaft sich ergeben, sowohl die der eigentlich individuellen Lebenssphäre (Verträge und Eigentum) wie die das Individuum überragende und umfassende Sphäre der Gattungsinteressen (Familie und Erbfolge). Das Privatrecht wird daher üblicher Weise in vier Abteilungen gefaßt: Vertragsrecht, Sachenrecht, Familienrecht, Erbrecht. Im Nachfolgenden sei die Beschränkung auf Vertragsrecht und Familienrecht gestattet. Wenn auf einem Gebiete die Gegenüberstellung der Interessen der Besitzenden und der Besitzlosen gerechtfertigt ist, so ist es sicher auf dem Gebiete des Vermögensrechts. Hier, wo dem Recht die Regelung der verschiedenen Verträge zufällt, steht der Möglichkeit der einen Seite, gegen Entgelt Leistungen sich zu verschaffen oder zu gewähren, auf der andern Seite die Notwendigkeit gegenüber, Leistungen gegen Entgelt zu bieten. Weniger juristisch gesprochen: Der Fabrikherr, der Vermieter, der Dienstherr sind — mehr oder weniger — frei in ihrem Entschlusse, Verträge zur Verwertung ihres Eigentums einzugehen. Der Besitzlose ist, vom juristischen Standpunkt, freilich auch „frei" zum Verkauf seiner Arbeitskraft und zur Vereinbarung der dabei maßgeblichen Bedingungen. Solange er keinen Vertrag geschlossen hat, zwingt ihn kein Gesetz, um einen Hungerlohn sich in Sklaverei zu begeben oder irgend einen erbärmlichen

Digitized by Google

Winkel als „Wohnung“ zu mieten. Aber wozu ihn kein Gesetz zwingt, dazu zwingt ihn die bittere Not, da er ja doch nun einmal in irgend einer Form die Mittel sei es auch zum primitivsten Lebensunterhalt sich verschaffen, in irgend einem Winkel „wohnen“ muß. Hier ist einer der Punkte, wo die juristische Lebensfremdheit am deutlichsten ihre Blößen zeigt. Die Motive zum Entwurf des B. G.-B schreiben ruhig den Satz nieder:

„Auf dem Gebiete des Rechts der Schuldverhältnisse können die Parteien vermöge des Prinzips der Vertragsfreiheit ihre Rechts- und Verkehrsbeziehungen nach ihrem Ermessen . . . . . bestimmen.“

Nun ist es sicher eine übertriebene Einseitigkeit Mengers, wenn er den Grund der Vertragsfreiheit darin erblickt, daß

„vorzüglich auf dem Gebiete der Schuldverhältnisse der Zusammenstoß der wirtschaftlichen Interessen zwischen den besitzenden und den besitzlosen Klassen erfolgt, und daß den ersteren durch jenen Grundsatz bei der Erhebung des arbeitslosen Einkommens freie Hand gelassen werden soll.“

Vielmehr ist es sicher, daß die ganze Tendenz der Gesetzgeber bei Abfassung des B. G.-B. auf die Bewahrung der geschichtlich erwachsenen Grundlage unseres Rechtszustandes gerichtet war. Zur teilweisen Rechtfertigung dafür könnten sie sich immerhin darauf berufen, daß die Ansichten gerade in diesen Fragen heute noch wild durcheinander gehen; es mag darum vom Standpunkte der Gesetzgebungspolitik leicht Bedenken erwecken, wollte man mit starker Hand das erst Werdende gestalten. Sicher ist, daß solche Erwägungen bei den an der Abfassung beteiligten Juristen obwalteten, zumal sie ja zum größten Teile unter dem Banne der historischen Schule standen. Ebenso sicher aber scheint es, daß sie sich ihre Aufgabe etwas gar zu leicht machten, wenn sie glaubten, an der bewährten Theorie festhaltend nur konservieren zu sollen. Die einseitig auf die Geschichte und das Gewordene gerichtete Geistesrichtung, die es verabsäumt, das lebendig ringsum wogende Leben der Gegenwart zu studieren und in seiner denkenden Betrachtung sich über die tieferen Beziehungen und Zwecke des Rechts, der Rechtswissenschaft und Rechtspflege, klar zu werden, verfäumt die eigentliche Aufgabe des Juristen; diese liegt sicher nicht in der Vergangenheit, sondern im tatkräftigen Mitwirken an der Lösung der großen Zeitfragen. Nicht also, wie Menger meint, in direkter Parteinahme zugunsten der Besitzenden, sondern in der aus einer einseitigen Geisteśrichtung entstammenden Unkenntnis des wirklichen Lebens, seiner Bedingungen und Bedürfnisse, liegt die Ursache für die falsche Grundlage des Vermögensrechts. Während der einzelnen Stadien der Gesetzgebung ist der schroff antisoziale Charakter des Entwurfs im Obligationenrecht allerdings in einigen Punkten geändert worden. Immerhin wird eine Betrachtung einzelner wichtigerer Verträge zeigen, wie unzulänglich diese schwachen Konzessionen an die Forderungen der Zeit sind.

Berücksichtigen wir zunächst den Dienstvertrag. Unter ihm versteht das B. G.-B. den Vertrag, durch den derjenige, welcher Dienste zusagt, zur Leistung der versprochenen Dienste, der andere Teil zur Gewährung der vereinbarten Vergütung verpflichtet wird. Nach dieser Fassung ist also der Dienstvertrag in seinem wesentlichen Kerne Lohnvertrag. Keines Beweises bedarf der Satz Mengers, daß die Existenz der großen Mehrheit der Nation auf diesen Vertrag gegründet ist. Alle, die ihre Arbeitskraft um Geld verkaufen, vom ärmsten Proletarier bis zu den in Diensten höherer Art Angestellten, den Lehrern, Erziehern, Privatbeamten, Gesellschafterinnen, unterstehen diesen Bestimmungen. (Von drei bedeutsamen Ausnahmen, den gewerblichen Arbeitern, dem kaufmännischen Personal und den Dienstboten, wird später zu sprechen sein). Der erste Entwurf hatte diese ganze Materie in 8 Paragraphen geordnet, das B. G.-B. hat sie auf 19 Paragraphen erweitert. Immerhin zwingt es zu eigentümlichen Schlüssen, wenn man dem z. B. die Regelung des Hypothekenrechts in fast 1000 Paragraphen (§ 1113—1203) gegenüberhält. Gewiß hängt die sozialpolitische Bedeutung der Bestimmungen des B. G. B. über den Dienstvertrag nicht von ihrer Zahl ab. Sie ist aber immerhin ein Anzeichen dafür, wie wenig diese Regelung gerechten Erfordernissen entspricht. Hat doch ein angesehener Rechtslehrer über den Dienstvertrag des B. G. B. geschrieben, er habe sein Wesen in persönlicher Dienstreue, darin eben bestehe sein Unterschied vom bloßen Arbeitsvertrag (eine Bezeichnung übrigens, die seitens der sozialdemokratischen Abgeordneten im Reichstag bei der Beratung des Entwurfs ebenso nachdrücklich als erfolglos statt „Dienstvertrag“ verlangt wurde). Die ganze moderne Entwicklung unserer gesellschaftlichen Verhältnisse drängt dagegen darauf hin, das patriarchalische System zu zerstören und wirkliche — nicht nur juristische — Freiheit und Gleichberechtigung an seine Stelle zu setzen. Es wird schon heute kaum mehr mit Recht gesagt werden können, daß die allgemeine Auffassung diese persönliche Beziehung zwischen den Kontrahenten des Dienstvertrags anerkenne. Das erniedrigende Bestreben aller Einsichtigen geht vielmehr dahin, den Arbeiter aus seiner persönlichen Unterwerfung zu befreien, ihn als gleichberechtigten Kontrahenten dem Arbeitgeber gegenüberzustellen. Das B. G. B. hat nun allerdings Fürsorge dahin getroffen, daß im Erkrankungsfall der Dienstherr zur Verpflegung des Dienstnehmers verpflichtet ist, freilich ohne in Wirklichkeit zu verhindern, daß die Wirkungen dieser Erkrankungen auf die Schultern des Schwächeren abgewälzt werden; denn diesem werden die Verpflegungskosten am Lohn abgezogen und er muß sich die Kündigung gefallen lassen. Es verpflichtet weiter den Dienstherrn auf Gefahren für die Gesundheit, das Leben des Dienstnehmers Rücksicht zu nehmen, soweit die Natur des Dienstverhältnisses dies gestattet, sowie in Ansehung des Wohn- und Schlafraums, der Verpflegung und der Arbeits- und Erholungszeit diejenigen Einrichtungen und Anordnungen zu treffen, die mit Rücksicht auf die Gesundheit, die Sittlichkeit und die Religion des Verpflichteten erforderlich sind. Es wird ohne Weiteres klar sein, daß die Frage, ob diese Bestimmungen praktische Bedeutung erlangen werden und welche Wirkungen der aus ihnen sprechende immerhin wohlwollende Geist ausüben wird, von dem Richter abhängt, der sie zu handhaben hat. Eine weitere Bestimmung des Dienstvertrags besagt, daß der Verpflichtete das Anspruchs auf die Vergütung nicht dadurch verlustig geht, daß er für eine verhältnismäßig nicht erhebliche Zeit durch einen in seiner Person liegenden Grund ohne sein Verschulden an der Leistung verhindert wird. Die Fassung dieser Bestimmung ist trotz ihrer vielfachen Verklausulierung so unklar, daß heute schon lebhaft darüber gestritten wird, ob sie durch Vertrag ausgeschlossen werden kann, ob sie also eine Ausnahme vom Prinzip der Vertragsfreiheit bilde, oder nicht. Gerade diese Rechtssätze, die zur Abstellung tiefer Schäden bestimmt sind und daher doppelt klar und unzweideutig sein müßten, zeichnen sich durch eine Fassung aus, die den Armen, die sie bedürfen, in Gefahr bringen, seiner gesetzlich anerkannten Ansprüche durch juristische Spitzfindigkeiten beraubt zu werden. Wieder zeigt sich, daß es in der Hauptsache dem Richter liegt, ob diese sozialen Normen des B. G. B. ihre gewollten Wirkungen auch erreichen. Der grundsätzliche Fehler tritt aber auch hier wieder hervor, daß gerade auf diesem Gebiet, wo die Interessengegensätze am schärfsten aufeinanderprallen und Macht am schroffsten gegen Ohnmacht steht, das Meiste der „freien“ Vereinbarung überlassen ist, oder die zwingenden, unabänderlichen Gesetzesvorschriften doch so unklar ihren Willen ausdrücken, daß ein rücksichtsloser Richter den Schutz der Schwachen völlig illusorisch machen kann. „Die Gesetzgebung hat für die wichtigeren Vertragsverhältnisse einen typischen Inhalt festzustellen, innerhalb dessen sich die freie Vereinbarung zu bewegen hat. Diese Bestimmung eines festen und unantastbaren Bestandes, gleichsam eines Minimums

Digitized by Google

von Wohlwollen und Menschlichkeit in den Verkehrsbeziehungen der Staatsbürger, ist namentlich bei jenen Vertragsverhältnissen unerläßlich, die, wie der Lohnvertrag, regelmäßig zwischen wirthschaftlich sehr starken und wirthschaftlich sehr schwachen Personen abgeschlossen werden."

(Fortsetzung folgt). (Menger).

Streiflichter.

Einer von den wenigen „Ganzen." „Voilà un homme!" Durch dies Wort gab der große Landesverwüster und Menschenschlächter Napoleon seiner Hochachtung vor der geistigen Größe Goethe's Ausdruck. Auch von Herbert Spencer läßt sich nichts Besseres und Zutreffenderes sagen, als dies kurze Wort: „Der war ein Mann," ein Mann, der die edelste, herrlichste, erhebendste, menschliche Thätigkeit sein Leben hindurch ausgeübt hat, getrieben von einem unwiderstehlichen Drang, von dem unlöschbaren Durst nach Wahrheitserkenntnis. Nicht ein Mann war er, der es, äußerlich angesehen, „zu etwas gebracht," der „Karriere gemacht," sich die Gunst der Hohen erworben hat, aber ein Mann, der dies nicht wollte, der es verschmähte, der zu groß war, um das zu begehren, was die Menge schätzt. Der dänische Literaturhistoriker Brandes erzählt in seinem Buch: „Moderne Geister" eine hübsche, kleine Geschichte von Stuart Mill. Er wurde als Wahlkandidat in einer aus lauter Arbeitern bestehenden Wählerversammlung gefragt, ob er die Worte geschrieben und veröffentlicht habe, daß die arbeitenden Klassen in England in der Regel lügenhaft seien. Er antwortete sogleich und kurz: „I did!" (Ich tat es). Nach diesen Worten brachen die Zuhörer, die es gewohnt waren, von den Wahlkandidaten zweideutige und ausweichende Antworten zu vernehmen, durch Mill's Aufrichtigkeit überrascht, in einen Beifallssturm aus.

So selten ist Unabhängigkeit und Wahrheitsmut im vollen Sinne des Worts. Ich glaube, daß dazu Naturanlagen gehören. Die Stuart Mill, die Carlyle, Spencer, waren solche unabhängige Männer, selbständige, schroffe Charaktere, die keine Konzessionen machten. Dabei haben wenigstens die zwei, Carlyle und Spencer, lange mit materieller Not kämpfen müssen, ehe ihre Bedeutung erkannt wurde und sie sich durch ihre schriftstellerische Tätigkeit eine auskömmliche Existenz sichern konnten. Welcher Opfermut, welche zähe unermüdliche Schaffensluft, welcher feste unerschütterliche Glaube an den Wert des eignen Schaffens gehört dazu, Jahre lang so mit Verkennung und Gleichgiltigkeit zu kämpfen. Ich las neulich, Herbert Spencer habe einmal gesagt, er habe öfter im Namen einer geringen Minderheit gesprochen, und mitunter habe diese Minderheit nur aus einer einzigen Person bestanden. Welcher männliche Stolz spricht aus diesen Worten!

Gerade die äußere Schicksalheit dieses Mannes bei seiner hohen geistigen Bedeutung hat etwas in hohem Grade Achtunggebietendes. Ein einfacher Mr. Spencer ohne Titel und Würden ist er ja immer geblieben. Die vielen Hofratseelen in Deutschland werden es kaum begreifen können, daß Herbert Spencer einen vom deutschen Kaiser ihm angebotenen Orden zurückwies. Sie können am wenigsten begreifen, daß es echter Stolz war, der Spencer diese Auszeichnung verschmähen ließ. Was konnte dem, der das Bewußtsein des eignen Wertes in der Brust trug, eine Auszeichnung gelten, die viele niedere Geister erwerben können. Es ist ja richtig, daß sogar wirklich bedeutende Männer oft solche Auszeichnungen annehmen, sie wohl gar nicht gut ablehnen können. Aber sie lassen sich dann diese Auszeichnungen wohl mehr gefallen, als daß sie dadurch eine Mehrung ihres Ruhmes zu erlangen glauben. Es bleibt immer wahr, daß geistige Größe und Geringschätzung von Aeußerlichkeiten von Natur zusammengehören.

Einsam hat dieser Mann dagestanden im Gewühle und Getriebe der Großstadt. Ihm hat das gefehlt und mußte das fehlen, was den meisten Menschen Bedürfnis ist, der Gedankenaustausch in persönlichem Verkehr mit Gleichgesinnten. Wo sollte er sie denn finden? Seine unsterblichen Werke sind das Sprachrohr, durch die er seine Gedanken der Menschheit mitgeteilt hat. Sein eigner reicher, innerlichster Gedankenschatz war die Quelle, aus der er geistige Nahrung empfing und mitteilte.

Als mutiger, unabhängiger Mann hat er sich auch bewiesen, als er jede Erklärung der Weltvorgänge aus übernatürlichen Ursachen ablehnte. Er hat es noch vor einigen Jahren dem Minister Balfour gegenüber, der in einer von ihm herausgegebenen Schrift die Theologie zu retten suchte, offen erklärt, daß Männer seiner Art gezwungen seien, mit dem Glauben zu brechen, daß es ihnen unmöglich sei, ihr Denken den Forderungen des Gemüts unterzuordnen.

Theodor Brix.

Herzens-Erziehung. Mr. Edward Carpenter*) sprach am vergangenen Donnerstag (7. Jan.) in einer Sitzung der Federation National of Head Teachers' Associations in Sheffield über die Erziehung der Kinder zu Staatsbürgern. Dem „Sheffield Daily-Telegraph" entnehmen wir auszüglich das Folgende aus Mr. Carpenters Rede:

Vor 30 Jahren lag das Ideal des Lehrens darin, daß man den Schülern das Gedächtnis stärkte, daß sie „mit Hirn ausgerüstet wurden. — Einige Zeit später fing man an einzusehen, daß das nicht ausreiche, und daß eine technische Erziehung von der größten Wichtigkeit war, sowohl für die zukünftige Position des Kindes in der Welt, als auch für die Abwicklung auf seine Geisteskräfte, auf seine geistige Entwickelung. In jüngster Zeit ist es nun deutlich zu Tage getreten, daß sogar eine Geistes-Ausbildung und eine technische Erziehung allein Kind damit völlig befähigen in Gemeinschaft mit Anderen zu arbeiten, wenn sie es auch in den Stand setzen können, sich persönlich in der Welt einen Weg für sich zu bahnen. Es fehlte noch etwas; und dieses Etwas wurde durch die Idee von einem wahren Bürgertum gegeben, durch einen Moral-Unterricht, welcher dem Kinde Sinn für gemeinsames Wirken, und ein Zusammengehen mit Anderen in der Arbeit anzuwöhnen sollte. So versprach es ein guter Bürger zu werden, wenn seine Zeit gekommen; so konnte er veranlaßt werden, seine erworbenen geistigen und technischen Tätigkeiten am besten zu betätigen. Es gab also im Verlaufe der Entwicklung drei Stadien des Ideals, die durch Geist, Hand und Herz gekennzeichnet waren.

Mögen auch in der Zukunft noch andere Ideale vom Himmel auf uns herabkommen, so ist doch schwerlich ein großartigeres Erziehungs-Ideal auszudenken als das, welches Knaben und Mädchen vorbereitet, die, geschickt für eine spätere wirksame Arbeit als edle Männer und Frauen Seite an Seite miteinander, würdige Bürger eines großen Staates werden. — Kräfte der Hand und Kräfte des Geistes können gebraucht und können mißbraucht werden. In der Tat ist mit diesen Kräften den Kindern noch keine Richtkraft gegeben. Es fehlte noch der Kompaß, eine innere Fähigkeit, welche die Kräfte zu dem besten Tun sowohl für das Kind, als auch für den Staat leiten kann. Hierzu dienen die großen moralischen Fähigkeiten: Gemeinsinn, Gerechtigkeit, Duldung, Bescheidenheit, Hilfsbereitschaft, Wut und Wahrhaftigkeit, welche die Individuen des Staates zusammenhalten, welche sie fähig machen, zusammen zu leben und einen großen und mächtigen Staat zu bilden. Dieselben Eigenschaften halten auch das Individuum zusammen, einigen seine Kräfte und fördern, daß diese in Selbstsucht und in einer Hingabe an Leidenschaften zerstreut und zunichte werden.

Diese Grundeigenschaften werden dem Kinde nicht gelehrt durch das Wiederholenlassen von Phrasen wie: „Ehrenhaftigkeit ist die beste Richtschnur" — so und so viel mal des Tag. Den Kindern muß gelehrt werden sie in die Tat umzusetzen, damit die Jugend ganz Herr dieser Wahrheiten werde, sie zu einem Stück ihres Seins mache. Die alte Schul-Idee war passiv. Die Kinder mußten stundenlang in ihren Bänken eingeklemmt dasitzen, während der Lehrer ihnen so eine Art abgezapfter Wissenschaft einflößte, etwa in derselben Weise wie ein Chemiker eine widrige Flüssigkeit in eine Reihe Gläser vor sich eingießt; und dann erwartete man von den Kindern, daß sie beim Aufrufen ein gewisses Quantum dieses Filtrats von sich gäben.

Jetzt sah man ein, daß das Kind dazu gebracht werden mußte, seine Fähigkeiten selbstständig zu benutzen. Man ist im

*) vergl. E. A. 11. Jahrg. Nr. 1 S. 2.

Digitized by Google

Begriff dieje Ideen zu verwirklichen; man bemüht sich die Schaffensluft der Kinder auf jede Art und Weise hervorzulocken. Man erlaubt ihnen so viel als möglich. So fühlen sie Verantwortlichkeit und zeigen ein wenig Initiative in Dingen, die sie angehen, zeigen Interesse für ihre Arbeit.

Man sollte die ganze moralische und geistige Erziehung eines Kindes zu einem einzigen Stück machen. Die gesteigerte Unabhängigkeit, das Selbstvertrauen, die Initiative, das Verantwortlichkeitsgefühl neben dem Kinde einen festen Platz in der Welt geben. Bringt die Schule in Berührung mit dem Leben der Welt, und weist es und macht es schön durch die Erlösung zu einem sozialen Leben, zum Leben der Hülfe, Sympathie und Treue, Vertrauen und Verhältnichkeit durch und durch. Das Ideal wird nichts zu kommen, das Kind brauchen nach Selbstaufopferung, welches die Erziehung vor einem Jahrhundert charakterisierte, führte zu einer Gemeinschaft hinzigster Konkurrenz, deren einziger Impuls, wie's scheint, der der Selbstvergrößerung war: das Niederreißen Anderer. Gott sei Dank werden, wie das Bürgertums, wenn es in die Schulen und überhaupt in das ganze Erziehungssystem dringt, zu einem weit großartigeren Typus der Gesellschaft führen wird. Man wird darunter eine Gesellschaft verstehen, die wahrhaft human genannt werden kann.

Sprechsaal.

Zur Ethik des Klassenkampfes.

Die möglichste Klarstellung des Themas: „Wie kann die Menschheit zu einer ethischen Kultur gelangen?“ ist, sollte ich meinen, gerade für die Leser dieser Zeitschrift zu wichtig, als daß ich nur aus dem opportunistischen Gefühl heraus, nicht noch weiteren „reichlichen Widerspruch still oder laut“ zu sein, mein ganz gewiß nur als Kompromißvorschlag böser sozialdemokratischer Ideen schuldiges Haupt zu legen, es mir versagen dürfte, der Debatte aus dem vorigen Jahre wenigstens noch eine kurze Fortsetzung zu geben, zumal da ja das Ziel, zum besten Erreichung es sich hier handelt — um mit Dr. Penzig's freilich nicht gerade sehr klaren Worten zu reden — ein „meinetwegen weiterhin also worin nicht? N. d. V.) wirklich“ dem Rein-Ethiker und Sozialdemokraten gemeinsames ist.

Um es von vornherein zu sagen: Hätte das Urteil Dr. Penzig's über die strittige Frage des Klassenkampfes Behauptung gegen Behauptung gestellt und sich in seinem Aufsatz-Artikel überhaupt zu einer festen Gestalt verdichtet, die meiner Auffassung scharf abgegrenzt gegenüber gestanden hätte, so würde ich mich in meiner Duplik damit begnügt haben, etliche Richtigstellungen zu machen, wäre aber auf die Frage selber nicht mehr eingegangen.

Aber Dr. Penzig hat es vorgezogen, seine Taktik in ein Dunkel zu hüllen, welches mich verhindert, ihm zu folgen, vermag als die paar Andeutungen, die er darüber macht, sich mir obendrein auch noch gegenseitig zu widersprechen scheinen.

Nur Eins: steht fest nach Dr. Penzig, nämlich: „Es gibt nichts, was so göttlich ruhig zu warten versteht, als die Wahrheit.“ Lassen wir hier unerwähnt, was das für ein Ding ist, diese metaphysische Abstraktion, die man als die „Wahrheit“ zu bezeichnen pflegt, jedenfalls geht doch als logische Schlußfolgerung aus diesem Satze zweifellos neben dem Recht auf einen unbegrenzten Fatalismus und der Tatsache des unterstützenden Optimismus auch noch das Postulat hervor: „Verbrüdert Euch ruhig, kämpfet nicht für die „Wahrheit;“ denn „es gibt nichts, was u. s. w.“ Daß Dr. Penzig an jener Stelle dieses Postulat wirklich in diesem Sinne erhebt, dafür ist die Anfechtung Beweis, die er meiner Bebauptung, „Weltanschauungen“ müßten „anderen mitgeteilt“ werden, zu teil werden läßt. Ist es mir oder zum mindesten auffällig, daß Dr. Penzig den vorherzitierten Satz in der . . . „Ethischen Kultur“ schreibt, denn ich wüßte keinen anderen Erstenzgrund für diese Zeitschrift, als daß eben eine Anzahl mit dem sittlichen Gehalt unseres heutigen Kulturlebens unzufriedener Männer eigens zu dem Zweck sich eine Tribüne geschaffen haben, um von ihr herab „ihre Weltanschauung anderen mitzuteilen,“ und zwar je „dringender“ desto besser, und mit Recht! Denn die Wahrheit ist nicht, wie Dr. Penzig annimmt — „Nichts, was so das leidenschaftlichen Kampfes seiner Anhänger bedarf!“ — eine in unbewußter Herrlichkeit über den Wolken thronende Göttin des ewigen Wartens, sondern sie läßt sich in bestimmten, sehr bestimmbaren Postulaten ausdrücken und — und darauf kommt es an — ist auf ein Medium angewiesen, durch welches sie sich allein zu offenbaren vermag — das menschliche, je nach dem Temperament der Einzelnen leidenschaftlich oder ruhig ausgesprochene, immer aber tief gefühlte gesprochene Wort ihrer Anhänger in der Propaganda, oder, wenn es besser klingen sollte, der Agitation. „Wahrheit“ ohne Kampf ist wie Freiheit ohne gesetzliche Bestimmungen, die sie umgrenzen und ohne wirtschaftliche Möglichkeit sie auszunützen.

Doch halt! Am Schlusse seines Artikels schreibt Dr. Penzig die Worte: „Nichts irriger, als daß ich den Kampf verwürfe. Er (der Ethiker) wird auch kämpfen!“ Wie aber, Herr Dr. Penzig, ich meine, die „Wahrheit“ verstände „so göttlich ruhig zu warten wie nichts?“ Wozu bedarf es dann des Kampfes? oder liegen hier irgendwo Druckfehler vor? — —

Ernster als der Kampf gegen den Kampf im allgemeinen ist aber wohl der Kampf gegen den Klassenkampf zu nehmen. Oder doch nicht? Belenchten wir zur Klarstellung das Problem nochmals kurz — die Anzahl des Platzes gebietet es — mit einigen Zügen.

Es ist gewiß nicht leicht, von jedem einzelnen Menschen, der uns begegnet, sagen zu können: „Der und der gehört in diese oder jene Klasse!“ Wie alle Begriffe der Wissenschaft, so lassen sich auch die Menschen, als soziale Wesen genommen, nicht restlos rein geschieden in Schachteln unterbringen, auf deren Etikett mit großen Lettern der Name jeder Klasse geschrieben stände. Alles ist im Fluße auch die K lassen. Keine Kirchhofsmauern schließen sie von einander ab. Ihr Gegensatz bemerken wir zwischen je zwei Klassen Zwischenschichten der verschiedensten Art, unklassifizierbare Neutra, welche oft nur durch die Formen der Lebenshaltung und allerhand Ideologien, geroiffermaßen als Kometen, mit bestimmten Klassen in Verbindung gebracht werden können.

Diese je nach den einzelnen Landstrichen mehr oder weniger dünnen Zwischenschichten aber abzerechnet, ist es doch wohl nicht gut zu leugnen, daß unsere heutige Gesellschaft aus zwei großen Sammel-Klassen besteht, welche sich, wenn auch untereinander wieder in Unterklassen zerfallend, als die des Kapitals und die der Arbeit bezeichnen lassen und denen damit heute unser gesamtes politisches und soziales Leben fast allein beherrscht.

Nicht die Sozialdemokratie, nicht einmal eine ungeschickte Regierung hat diese Klassen geschaffen. Sie existieren als ein Produkt der historischen Entwickelung, und nur eine Weiterentwickelung im Sinne der Abschaffung jeglicher materiellen Abhängigkeit des Einzelmenschen vom Einzelmenschen wird sie wieder vom Erdboden verilgen können. Nicht Vernunft, nur Temperament kann das Vorhandensein dieser zwei großen Klassen leugnen. Alle Tage offenbart es sich uns. Das Grundgesetz allen Klassenkampfes ist je heute Vorschrift, wie nur möglich: Der Arbeitgeber, also der Vertreter des Kapitals (natürlich kollektiv gesprochen) wünscht für einen möglichst langen Arbeitstag möglichst geringen Lohn zu zahlen; der Arbeitnehmer, also der Vertreter der Arbeit, aber wünscht für einen möglichst kurzen Arbeitstag möglichst hohen Lohn zu empfangen! das Gegenteil. Die Klassengegensätze, die sich ja im letzten Grunde auch der Klassengesellschaft — wer will dies ernsthaft leugnen? — selbst erneben, bestehen also realistisch und liefern täglich neue Beweise ihrer Existenz. Löhnen, Streiken, Krawallen, nicht zuletzt die vergangenen Reichstagswahlen, in welchen bei den Stichwahlen die Antisemiten mehrfach für jüdische Kandidaten, die Zentrumsarbeiter trotz Widerspruchs ihrer Kapläne für die Sozialdemokraten — beide Male also Klassengenossen für Klassengenossen — eintraten sind, sind da nur markirte redte beredte Illustrationen zur Theorie vom Klassenkampfe und nur der Vogel Strauß, der seinen Kopf in den Baumstumpf steckt, um nichts sehen zu können, kann die Frage stellen: „Wo sind denn die Klassen?“

Dr. Penzig polemisiert auch gegen meine Behauptung, es gäbe einen Klassenegoismus. Freilich bringt er absolut nichts zur Widerlegung derselben vor.*)

Er stellt sich die also durch keinen Klassenegoismus behinderte Entwickelung zum „Sozialismus“ überhaupt als einen allmählichen Uebergang der Vorherrschaft Adelsherrschaft und Bourgeoisieherrschaft zum Sozialismus dar — eine schöne, aber doch gar zu utopische Konception — und glaubt, mich deshalb verspotten zu dürfen, weil ich der Meinung bin, daß die Sozialisten bürgerlicher und feudaler Herkunft Ausnahmen sind, welche nach den bisherigen natürlicherweise inhärenten Klassenegoismus bildeten. Dr. Penzig geht so weit, zu sagen, er möchte dieselben als „Vorläufer“ bezeichnen!

Nein, ganz so simplistisch darf man sich die Entwickelung zum Sozialismus und die Abschaffung der Klassen denn doch nicht vorstellen. Weder werden die das Kapital repräsentierenden Klassenschichten eine nach der anderen mit fliegenden Fahnen zum Sozialismus übergehen — gleichsam pour ses beaux yeux! — noch wird es, wie Dr. Penzig es nur als möglich unterschiebt, notwendig sein, daß eine Klasse „sterben“ müsse — etwa unter der Guillotine? — um den Sozialismus triumphieren zu lassen. Natürlich werden die Klassen „sterben“ müssen, aber nur als „Klassen,“ nicht als Menschenjammerserfassungen. Der Kampf der übergrossen Majoritätsklasse wird die privilegierten Stände

*) Dr. Penzig nimmt es mir übel, daß ich den Adel in besonders hohem Grade klassenegoistisch halte und hält mir entgegen, er besitze ja gerade zum Industrialismus und unterrichtenen Herren. Das ist doch kein Gegenbeweis sondern eine Bestätigung. Ja ist ja eben Tatsache, daß der gute Adel politisch konservativ-nationalliberal ist. Der gesamte Freisinn zählt meines Wissens keinen einzigen Renbaten von irgendwelchem Rang. Wohlthätigkeitsliften und Zeichnerlisten finden sich aber in allen Parteien. Ein freisinniger Rittergutsbesitzer würde von Gesinnungsfreunden ebenso boykottiert werden, als ein konservativer Sozialdemokrat.

Digitized by Google

zur Anerkennung des allgemeinen Menschenrechtes auf Entwickelungs-Möglichkeit des Individuums und zur Anerkennung der großen Menschenpflicht, der Unterordnung des Einzelnen unter das Wohl der Gesammtheit — dieses Recht und jene Pflicht stehen bedauerlichermaßen keineswegs in einem Widerspruch — zwingen. Auf diese Weise werden die Klassen allerdings, wenn man will, „getötet."

Gewiß ist der Klassenkampf an und für sich, das heißt aus dem Zusammenhang der Emancipationsbestrebungen des Proletarias herausgerissen, nichts „Sympathisches." Aber er ist da. Und da kann es nicht Sache des Ethikers sein, darüber in Jammern auszubrechen oder gar sich ein Tuch um die Augen zu binden, sondern er muß es als Pflicht anerkennen, seine Hand anzulegen, auf daß dieser Klassenkampf in die rechten Bahnen gelenkt werde, das heißt, auf daß er sich in möglichst „zivilisierten" Formen abspiele und nicht mit der Einführung einer neuen Klassenherrschaft einem vorläufigen Abschluß finde. Der Klassenkampf des brutalen Proletariats ist und bleibt nichts anderes als ein ihm von der geschichtlichen Entwickelung selbst gereichter Hebel zur Abschaffung der nach Dr. Penzig freilich gar nicht vorhandenen) Klassenunterschiede und Klassenprivilegien. Und wenn man die Benutzung dieses Hebels schlankweg als ein „Schüren" des Klassenhasses bezeichnet, so ist das ein unliebenswürdiger Ausdruck für den liebenswürdigeren Ausdruck: Wecken des Klassenbewußtseins zum Zwecke eines über das Ich hinaus wirkenden Solidaritäts- und Brüdergefühlsgefühls und eines die Abschaffung aller unnatürlichen „unausgeglichenen" Zustände der Menschheit fordernden und fördernden Klassenkampfes. Ueber Ausdrucksweisen aber soll man nicht streiten.

* * *

Die Idee, in welcher mancher Ethiker noch befangen ist, daß er über sie alles Reale um sich herum völlig vergißt, ist das im engeren, nicht im weiteren Sinne verstandene Gebot: Du sollst Niemandem ein Härchen krümmen. Aus diesem Motiv entspringt auch die Abneigung manches Nein-Ethikers gegen den Klassenkampf. Gibt es ein unethischeres Ding als die Schädigung des Menschen durch den Mitmenschen? Wie kann ein Kampf ethisch genannt werden, der es bezweckt, Tausende von Mitbürgern zu depossedieren?

Ich gebe zu, daß es schöner wäre, idealer, ethischer, wenn ein Kampf gelehrt werden könnte, ohne jemandem irgendeine unangenehme Empfindung zu bereiten, was mit materiellen Opfern zusammenginge. Es wäre wunderbar schön, ideal und ethisch, wenn man das Ziel durchführen könnte, jedem Menschen ein Notlichkeitsches Vermögen und einen Fürst Pückler'schen Landsitz als Eigentum zu verschaffen. Wenn nur aber eine gerechtere Verteilung der Gesamtarbeitsertrages und eine gleichmäßigere, nach dem Auffassungsvermögen, nicht aber, wie heute, nur nach dem Geldbeutel bedingte Teilnahme an den Errungenschaften der Kultur erstreben — ist laut ich — und dieser zwingenden Tatsache müssen wir alle, auch Dr. Penzig, uns beugen, ob wir wollen oder nicht, unterordnen! — diese neue Gesellschaftsethik aber schlechterdings nicht durchführen, ohne die auf Kosten der Massen ein mehr oder weniger intensives Genußleben führenden paar Tausende auf ihr einziges Recht zurückzuverweisen, nämlich das Recht auf den vollen Ertrag ihrer Arbeit. Wie meinen Mitbruder aber wird die neue Gesellschaftsethik Schmerzen bereiten! Wie viele werden sich genötigt sehen, zu arbeiten, wie viele ihre Dienerschaft zu entlassen und anderer heiligster Kulturgüter verlustig zu gehen!

Aber trotzdem der Klassenkampf und sein Ziel nicht auf dem Grundsatz stehen können, niemandem „etwas zu leide zu tun," so behaupte ich dennoch, daß er der größte kulturelle, ja, ethische Gedanke unseres Jahrhunderts ist. Er ist der einzige Weg, aus dem heutigen Zustand der geistigen Niederhaltung, nationalen Unterdrückung und wirtschaftlichen Knechtung einer großen Majorität durch eine privilegierte winzige Minorität herauszukommen und er bietet überdies im letzten Grunde selbst denen, die er bekämpft und niederzwingt, das Schönste an, welches Menschen überhaupt angeboten zu werden vermag: Solidarität des Menschengeschlechtes zum Behufe des gemeinsamen Arbeitens, zur Erringung weiterer und höherer Kulturformen und zur Läuterung der menschlichen Moral.*)

Ob sich da in dem Kampf der Lohnklassen auch vielleicht hier und da einmal eine menschliche Eigenschaft zeigt, welche von Blumenseelen als Haß bezeichnet wird, das ist eine Frage von deutbar untergeordneter Bedeutung, sobald es sich uns als klar herausgestellt hat, daß der Klassenkampf nicht nur eine historische, sondern auch eine ethische Notwendigkeit im Sinne des unvergleichlich geringeren Uebels ist. „Haß" ist, wie ich bereits in Nr. 50 der „Ethischen Kultur" ausführte, eine unvermeidliche Begleiterscheinung jeden Kampfes (nicht wie Dr. Penzig fälschlich zitiert des Kampfes) und es kommt allein darauf an, den Haß von den Personen ab und auf die Sache zu lenken, ihn also selbst zu einem ethischen Faktor zu gestalten. Nebenbei bemerkt, könnte der apolitische Ethiker froh sein, wenn er bei allen Klassen so wenig Klassenhaß zu sehen brauchte, als bei dem sozialdemokratisch fühlenden Proletariat.

Ueber die Mittel, mit welchen jeder Kampf zu führen ist, also auch der Klassenkampf, bin ich mit Dr. Penzigs Ansichten vollständig einverstanden. Denn nicht mein, sondern Dr. Penzigs „Temperament", welches auch hier ungeahnt laß und ungenau zitierte, ist an der Legende schuld, daß ich die Waffe der Lüge als ein teilhaberschändliches Kampfmittel erachte. Genau das Umgekehrte habe ich gemeint und für den, der meine Anmerkung aufmerksam gelesen hat, auch geschrieben. Der Kampf mit reinen Waffen ist ein selbstverständliches Postulat des neuen Zielgedankens. Nur der Ethiker, daß die Wahrheit, die Welt aus den Banden einer ethisch inhaltbaren Wirtschaftsordnung zu befreien, bedarf des vergifteten Pfeiles der Lüge. Die Wahrheit muß die Zwillingsschwester des Kampfes für Freiheit sein. Oder der Sieg wird nicht sein!

Ein Anderes aber ist es, und darum handelt es sich ja wohl vorzugsweise in der Kontroverse zwischen mir und „einem Sozialdemokraten", ob es nicht erlaubt sind hier Ausnahmefälle geben wird und geben muß. Zweifellos, ob denn wirklich jeder Mensch als Mensch denselben Anspruch habe auf meine Wahrhaftigkeit. Ad 1. Ich zu bemerken, daß die Wahrheit, wie vulgär gebrochen, keineswegs immer eine „Tugend" ist. Wenn z. B. in den denn Gossen die Krankenschwester dem sterbenskranken Adoptivkinde auf deffen angstvolle Ahnung, daß es doch nicht, wie man ihm weismachen will habe, „das rote Kind von Papa und Mama sei, ruhig antwortet: „Doch Du bist das Kind Deiner Eltern," so ist das etwas unzweifelhaft eine Lüge, wie es unzweifelhaft ein Verbrechen wäre, in diesem Falle nicht zu lügen. Tatsächlich analoge Fälle auch im Leben einer ethischen Partei ereignen können, steht nicht zu bezweifeln.

Was die andere Frage aber anbelangt, so ist sie eigentlich schon beinahe eher gelöst als gestellt. Dr. Penzig wird mir wohl, ich hätte eine Skala der Pflicht zur Wahrhaftigkeit nicht dem Grade der Gesinnungsfreundschaft angedeutet, schreibt aber einige Zeilen später selber, die Pflicht zur Wahrhaftigkeit sei zwar eine allgemeine, was ich keineswegs bestritten habe, aber bei Nächerschenden müsse sie sich ja potenzieren. Nun, wenn Dr. Penzig also selber zugiebt, daß also ein Verstoß gegen die Wahrheit einem Freunde und Mitkämpfer gegenüber schwerer wiegt als einem Gegner gegenüber, wozu kann der — scheinbare gesagt — die Privatverletzung über Wahrheitsliebe, die er dem unmaßgeben Michels — nicht mir — gehalten?")

Zum Schluß. Wer den Klassenkampf nicht sieht, von dem kann man sagen, daß er den Balken im Auge nicht sieht. Wer ihn aber sieht und begreift, der wird nicht als tränenreicher Dulcimado den Grundsatz aufstellen: Nur niemandem auch nur ein Härchen krümmen! Nur niemandem auch nur ein Tälerchen nehmen! sondern der wird sich bescheiden lagen müssen: Es ist immer noch besser, es werde im Klassenkampf einem Menschen ein Härchen gekrümmt und ein Tälerchen genommen als daß, wie heute, Millionen geistig stabiliert werden und ihnen ökonomisch das Fell über die Ohren gezogen wird. —

Im übrigen, ebenso, wie ein wahrhafter Sozialist, dem Sozialdemokraten Ethiker sein muß, ebenso muß der wahrhafte Ethiker mit der Sozialdemokratie gehen. Nur Mißverständnisse und Unkenntnisse, nicht Prinzipien können sie trennen.

Marburg. Dr. Robert Michels.

* * *

Herr Dr. Michels hat mich — so überaus dunkel dürfte ich also nicht gewesen sein — „mißverstanden." Ich verstehe allerdings jeden „Kampf" um die „Wahrheit," wofern man, wie gerade Dr. Michels „sporadisches Auftreten von Personenhaß leider als eine unvermeidliche Begleiterscheinung jeden Kampfes" bezeichnet, mit einem Wort: ich verwerfe die Einmischung der Leidenschaft in den Kampf um die Wahrheit und die Verwirklichung der Unwahrheit durch Wahrheit. Man kann diesen Prozeß so gut einen Kampf nennen, wie den Kampf der Elemente Feuer und Wasser um den Erdball etwa. Ich sehe in der Geschichte den Kampf der Logik (Vernunft) gegen die Unvernunft, und psychologisch spielt sich dieser Kampf in jedem Menschengeist neu ab. Da nun Leidenschaft schlechthin alogisch, vernunftwidrig ist, trete ich eben für den logischen, leidenschaftslosen Kampf ein, der

*) Nur einen der vielen Sozialisten, die diesen Gedanken wiederzugeben haben, möchte ich hier zitieren. Ferdinand Lassalle, der in seiner Broschüre: „Arbeiterprogramm über den Zusammenhang der gegenwärtigen Geschichtsperiode mit der Idee des Arbeiterstandes" (Berlin, Buchhandlung Vorwärts, 1863) die Idee in folgende bezeichnende Worte kleidet: „Wer also die Idee des Arbeiterstandes als das herrschende Prinzip der Gesellschaft anerkennt in dem Sinne, wie sich das entwickelt, der stellt . . . . einen Schritt der Versöhnung aus, einen Schritt, der die ganze Gesellschaft umfaßt, einen Schritt der Anziehung für alle Gegenstände in den gesellschaftlichen Kreisen." (p. 38.)

*) Bei dieser Gelegenheit. „Der Lümmel, welcher etc." hat allerdings auch Recht auf Wahrheit, nicht aber darauf, daß ich ihm ebenso sehr Aerkenschaft über mein Tun und Lassen schulde als meiner Frau. Auch der Lümmel belogen werden müßte, habe ich nicht gesagt, sondern wiederum das Temperament Dr. Penzigs herausgerissen.

Digitized by Google

natürlich vor allem mit dem Wort zu führen ist. Propaganda und Agitation entscheiden sich aber gerade dadurch spezifisch, daß jene überzeugen, diese überreden will, jene an die Vernunft, diese an die Leidenschaft appelliert.

Drum gerade ist die ethische Gesellschaft nicht eine „Weltanschauungsgemeinde" — Dr. Michels vergißt völlig § 1 der Satzungen mit den Worten: „unabhängig von allen religiösen und metaphysischen Voraussetzungen" — sondern ein Bund sittlichen Wollens und Handelns; wir fragen den Einzelnen nicht nach seinen (religiösen oder philosophischen) Worten, sondern ob er mit uns die sittliche Kultur praktisch fördern helfen will. Das genügt.

Nun zum Klassenkampf. Ich habe — litera scripta manet — weder die faktische Klassentrennung noch den Klassengegensatz „geleugnet." Wohl aber habe ich darauf hingewiesen, und tue es von Neuem, da mein verehrter Gegner z. B. noch nicht hören will, daß meines Erachtens die parteipolitische Verabsolutierung der Klassengrenzen und das Dogma von der inneren Unüberwindlichkeit des Klassengegensatzes unwissenschaftlich, unvernünftig und unerbittlich sind. Für Dr. Michels ist freilich die auf Erfahrung gegründete Einsicht in die Güte und Vernunft der unverbildeten Menschennatur „kümpliziertes Denken", es zieht den komplizierteren Verlauf vor, das eine Klasse aus rein idealen Gründen, die andere niederschlage, um sie dann zu beglücken — Geschmackssache! Einmütigstimmen und „der reiche Vater" haben übrigens bisher den Weltproletariern gegenüber noch gar nicht so schlecht abgeschnitten.

Bei der Besprechung der Kampfesmittel — ich nenne die meinigen nochmals ausdrücklich: Bewußtsein des guten Rechts, seine furchtlose Vertretung durch Wort und Tat, rückgratfestes Handeln oder auch Leiden nach Maßgabe des Gesetzes — verschmäht zu meinem Bedauern Dr. Michels nicht die billige und kaum mehr blendende Verlästerung der Altruismus mit dem Unterstimm. Nitzsch und wie ist von der Ethik — vielleicht abgesehen von dem religiösen Prinzip des Nichtwiderstehens bei Tolstoi u. a. — die absolute Forderung etwaben worden: „Du sollst Niemandem ein Härchen krümmen!" Gewinde Ethik gerät vielmehr mit kräftiger Faust in den Kampf! Anderer und ich, der eigene, und gerade dann, wenn dabei Haare gelassen werden müssen. Das Opfer ist der Grundstein jeder höheren Kultur, aber nur das freiwillig gebrachte Opfer festigt den Bau — wie im alten Stammesglauben. Wir wissen auch: von manchen Spitze kann man Opfer; aber wir verlangen ganz bescheiden, daß die Leidenschaft nicht blind darauf los wüte, daß die Späune fliegen, sondern daß die Vernunft das Beilholz zurichte unter möglichster Vermeidung von wertlosem Abfall. Darum scheint uns nicht der Klassenkampf, sondern die Klassenerlösung „der einzige Weg" zu dem gemeinsam gewollten Frieden, gerade so, wie wir den Bannerisser tadeln würden, der beim Abbruch eines Gebäudes erst einmal meint, alles kurz und klein hacken zu müssen, weil er mit dem alten guten Material nicht mehr bauen konnte. Das ist der ewige unsittorische Radikalismus aller revolutionären Stürmer.

Mit der ganz erkenntlich deutlichen Absage an die Lüge als Kampfmittel können wir zufrieden sein, wenn auch das dort angeführte alte Schuldbeispiel der s. g. „frommen Lüge" beweist, daß wir offenbar über die ethische Konvexkriterien noch recht verschiedener Meinung sind.

Mit ungetrübter Freude aber sei, da uns doch einmal Ethik über der Parteipolitik steht, das Zugeständnis aufgenommen, daß jeder wahrhafte Sozialdemokrat übrigens auch Konservativer, Nationalliberaler etc. sein könnte, wenn er — wenn anders er nämlich auf dauernden Erfolg seiner Partei rechnen will. Die Umkehrung des Satzes aber scheint mir, da Ethik auf Parteipolitik so wenig verpflichtet, wie auf Religion oder philosophische Weltanschauung, weniger schlüssig; aber sonst dürfen wir zugeben: der wahrhafte Ethiker wird nur mit der Partei gehen, die tatsächlich Partei ist, sondern die die Menschheitsinteressen der Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitigen Achtung tatkräftig vertritt.

Dr. A. Penzig.

* * *

Mein in der vorigen Nummer dieser Zeitschrift abgedruckter Vortrag vom 30. v. Mts. enthält eine sehr lebhafte Kritik über eine in einer Nummer der vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift veröffentlichte Aeußerung des Herrn Dr. Michels, betreffend die Zulässigkeit gewisser Abweichungen von der strengen Wahrheit, wenn dieselben durch das Interesse einer großen Kultur-Partei geboten erscheinen. Es ist mir leidlich, lediglich nach eigenen, tieferen Erwägungen, die mir bei wiederholtem Lesen jenes Abdruckes meines Vortrages vor die Seele getreten sind, und ohne Anlaß von irgend einer anderen Seite, zu einem Bedürfnis geworden, hiermit zu erklären, daß ich, ohne in der Sache irgend Etwas zurücknehmen, die Schärfe einiger meiner Worte über die in Rede stehende Auffassung des Herrn Dr. Michels herzlich bedaure. Insbesondere bemerke ich, daß ich die Bezeichnung „Verlehrtheit" in der Anwendung auf jene Aeußerung hiermit als eine etwas leidenschaftliche Uebertreibung meinerseits zurücknehme; denn der Ausdruck „Verlehrtheit" bedeutet eine dauernde Urteilsverwirrung, während ich nach nochmaligem Lesen jener Aeußerung zu der Ueberzeugung gelangt bin, daß es sich nur um eine der augenblicklichen „Ungeheuerlichkeiten" des Meinungsausdruckes dabei gehandelt hat, vor denen auch der besonnenste und klarste Intellekt unter dem Einflusse polemischer Erregung nicht völlig gesichert ist. Wir müssen uns gegenseitig solche Irrungen kräftig verweisen, aber wir sollten niemals aus ihrem Vorkommen einen Schluß auf irgend eine tiefere, dauernde Verblendung ziehen, wie sie der Ausdruck „Verlehrtheit" anzunehmen scheint.

Prof. Wilhelm Foerster.

Aus der ethischen Bewegung.

Sitzung des Hauptvorstandes den 27. Dezember 1903. Professor Döring berichtet über verschiedene Eingänge u. a. auch über eine Einladung zum Kongreß der Freidenker, Freiretigiösen, Ethiker usw. anläßlich der Weltausstellung in St. Louis. Es wird beschlossen, den Felix Adler, New York, über den Charakter dieser Veranstaltung aufzutragen und die weitere Behandlung davon abhängig zu machen, wie diese Erkundigung ausfällt. Ein Antrag Jaffé, unsere Literatur dortihin zu senden, wird ebenfalls bis dahin vertagt.

Der Zentralverband zur Bekämpfung des Alkoholismus lädt die D. G. E. S. zu korporativem Beitritt oder doch zur Empfehlung seiner Bestrebungen im Kreise der Mitglieder ein. Jaffé beantragt mit Mark 10.— Jahresbeitrag korporativ beizutreten. Der Antrag wird mit 6 gegen 2 Stimmen angenommen.

Die Bestimmung der Revisoren ist verschiedentlich beim letzten Gesellschaftsabend unterblieben. Außerdem hat Herr Dr. Ginsberg sein Amt als Revisor wegen häufiger Abwesenheit von Berlin und Geschäftsüberhäufung niedergelegt. Die Frage der Zuständigkeit des Hauptvorstandes wird auf Grund von § 8 des Statuts zwar nicht bejaht, doch werden interimistisch vom Vorstande bis zum nächsten Gesellschaftsabend die Herren H. Hecht-Berlin, und Albert Stern-Berlin mit den Funktionen der Revisoren betraut.

Das Protokoll des Gesellschaftsabends von München wird nochmals verhandelt. Nach längerer Diskussion wird beschlossen die beiden Referenten Hr. Foerster und Dr. Pinagat nochmals mit kurzer Frist zur Einsendung des authentischen Reimnes ihrer Referate zum Punkt: „Stellung der D. G. E. S. zu den Religionsgemeinschaften" aufzufordern und dann mit den bisher eingelaufenen Aenderungen die endgiltige Drucklegung des Protokolls vorzunehmen.

Punkt 4 der Tagesordnung betreffend die Vortragstätigkeit der Abteilungen wird auf Antrag Penzig vertagt, um auch Herrn Geh. Regierungsrat Prof. Foerster die Teilnahme zu ermöglichen. Professor Döring teilt schließlich mit, daß nach Vereinbarung mit Herrn Geheimrat Professor Dr. Foerster am 31. Dezember d. J. auf Grund des betreffenden Beschlusses des Gesellschaftstages der Vorsitz des Hauptvorstandes an diesen übergehen wird.

Döring. Penzig.

Druckfehlerberichtigung.

In der Rubrik „Streiflichter," S. 14, 2. Spalte unter „Eulenspiegelkatikat" ist in Zeile 9 v. o. statt „wollte" „sollte" zu lesen. Und im nächsten Satz: „Es gibt eine ruhige „Gelassenheit" (nicht „Gelegenheit.")

Sachkundige Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an **Dr. A. Penzig, Charlottenburg, Grolmanstr. 15.**

Verlagsbuchhandlung A. Wehner, Leipzig.

In meinem Verlag ging über:

Penzig, Dr., Rudolph

Ein Wort vom Glauben

an seine Verlechter und Verächter.

Preis 3 Mark.

Digitized by Google

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Breslau.

Freitag, den 5. Februar: Abends 8¼ Uhr, im Vereinszimmer des Café Bristol (Gartenstraße): Fortsetzung der neulich abgebrochenen Erörterung über die Bedeutung von Vergeltungs- und Zwangsstrafe und die Stellung der Gesetzgebung zu diesem Gegensatze.

Hierauf: Referat über den **historischen Materialismus im Lichte der Ethik.**

Sonnabend, den 19. Februar: Abends 8¼ Uhr: **Oeffentlicher Vortrag** in einem noch bekannt zu gebenden Raume; Thema, auch Redner, stehen noch nicht ganz fest.

Der Vorstand.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Gedächtnisfeier

zum

100jährigen Todestage Kants.

Gedenkrede von **Dr. M. Kronenberg:**

„Die Kantische Gedankenrevolution in der Ethik."

Montag den 15. Februar 1904, abends 8¼ Uhr im Bürgersaal des Rathauses. Gastkarten zu 50 Pf. in den Buchhandlungen von Späth, Nicolai, bei A. Wertheim und im Bureau der Gesellschaft, Unter den Linden 16.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur Abteilung Berlin.

Montag, den 1., Mittwoch, den 3. und Sonnabend, den 6. Februar: Vortragszyklus von Dr. R. Penzig: „Die ethische Bedeutung von Nietzsche's Zarathustra." Friedrich-Werder'sche-Gymnasium, Dorotheenstraße 13/14, 8¼ Uhr abends.

Sonntag, den 7. Februar: Abends 7 Uhr: XX. Volksunterhaltungsabend der ersten öffentl. Lesehalle. Mitwirkende: Frau Hanna Schütt, Konzertsängerin, Fr. Ellinor Hohenstein, Rezitatorin, Adrian Rappoldi, Violinvirtuos. Im Saale des Berliner Handwerkervereins, Sophienstr. 15.

Montag, den 15. Februar: Abends 8¼ Uhr im Bürgersaal des städt. Rathauses: **Gedächtnisfeier des 100jährigen Todestages Kants.** Gedenkrede von Dr. M. Kronenberg: „Die Kantische Gedankenrevolution in der Ethik." Für Mitglieder frei. Gastkarten zu 50 Pf. im Vorverkauf bei Späth Königstr. 52, Nicolai Potsdamerstr. 123b, Wertheim Leipzigerstraße 132.

Sonnabend, den 5. März: Abends 8¼ Uhr im Bürgersaal des städt. Rathauses: Monatsversammlung. Vortrag **Dr. O. Juliusburger:** „Die Pflicht der Gesellschaft den Geisteskrankheiten gegenüber." Diskussion. Mitglieder frei. Gastkarten wie oben.

Donnerstag, den 17. März: Abends 8¼ Uhr im Lesesaal unserer Gesellschaft, Berlin W. Unter den Linden 16, III. **Abteilungstag.** Jahres-Bericht des Vorstandes. Neuwahl des Vorstandes. Nur für Mitglieder.

Dienstag, den 26. April: Abends 8¼ Uhr Bürgersaal des Rathauses: Monatsversi.: Vortrag Prof. **Dr. Bruno Meyer:** „Moderne Monumentalkunst in Berlin." Diskussion. Für Mitgl. frei. Gastkarten wie oben. Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Im unterzeichneten Verlage erschien soeben:

Urgeschichte, Geschichte und Politik.

Populär-naturwissenschaftliche Betrachtungen

von

Dr. Bernhard Kahn,

Privatdozent an der Universität Berlin.

4 Bücher in einem Bande. Gr. 8°, 23 Bogen stark. Brosch. 8 Mk., geb. 10 Mk.
oder
in 8 Lieferungen à 1 Mark.

Der Verfasser bemüht sich nachzuweisen, daß dieselben Gesetze, die die Deszendenzlehre für die Entstehung des Menschen und seine Urgeschichte als maßgebend erkannt hat, auch für die Entwickelung des Staatenwesens, für die Geschichte der Völker und für die moderne Politik maßgebend sind.

Er beweist dies auch für das **Deutsche Reich** im besondern, für die Menschheit und die Fortschritte der Kultur im allgemeinen und erhofft eine friedliche Lösung der sozialen Frage im Anschluß an ein eingehendes Studium der Politik nach Analogie der naturwissenschaftlichen Erkenntnis.

Jeder Gebildete, welchem Berufskreise oder welcher Richtung er auch angehören mag, wird mit hohem Interesse die klaren Ausführungen des Verfassers verfolgen und sich mit dem Gang seiner kritischen Betrachtungen beschäftigen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlage.

Hochachtend

Berlin SW., Wilhelmstraße 121. **Leonhard Simion Nf.**

Wenn Sie

wirklich Genuss haben wollen als Raucher, so nehmen Sie unsere Fehlfarben von

Mantilla-Cigarren 100 Stück M. 5,60

garantiert mit Havanna-Einlage. Andere Sorten von M. 1,75 an.

Versand gegen Nachnahme.

Jenckel & Co. Hamburg I.

Einbanddecken

für die Ethische Kultur

eleg. ausgestattet, sind zum billigen Preise von Mk. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Nachlieferung von Einzelnummern gegen Einsendung von je 25 Pf. in Marken, soweit möglich.

Verlag für ethische Kultur
Berlin SW, Wilhelmstr. 121.

Das Bureau der D. G. E. K.,
Unter den Linden 16 III. ist täglich geöffnet.
Sprechstunden des Unterzeichneten:
Montag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag von 10½—12½ Vorm., Sonnabend von 4—5 Nachm. Dr. Penzig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1.60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

XII Jahrgang. | 15. Februar 1904. | Nr. 4.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Wir bitten unsere Leser, insbesondere die Mitglieder von Abteilungen der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, auch die letzten Seiten aufmerksam zu beachten, da alle geschäftlichen Anzeigen der Abteilungs-Vorstände (Programme u. s. w.) unter Wegfall der bisherigen Sonderbenachrichtigungen dort ihren Platz finden.

Ferner bitten wir diejenigen unserer Post-Abonnenten, die in diesem Vierteljahr (durch ein bedauerliches Mißverständnis bei der Anmeldung) noch den früheren Quartalspreis von Mk. 2 statt Mk. 1,60 entrichten mußten, den zuviel gezahlten Betrag unter Einsendung ihrer Post-Quittung bei unserer Expedition SW. 48. Wilhelmstraße 121 zurück zu verlangen.

Verlag und Redaktion.

Inhalt:

August Döring. Vom Herausgeber.
Zur Sozialpolitik des Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches. Von Dr. Retter (Karlsruhe). II.
Der Sozial-Ingenieur. Von Albert Kellner.
Was die Glocken sagten. Von F. Staudinger.
Streiflichter:
Gegen den Talionstor.
Geistige Interessen können nur Konfessionsverwandte gemeinsam haben.
Steads ethisches Tagesblatt.
Aus der ethischen Bewegung.
Bücherschau.

August Döring.

„Wir können das Ganze der sittlichen Forderung in wenige kurze Sätze zusammenfassen: Hauptregel: Mache Dein ganzes Wollen und Handeln der Wohlfahrt der anderen dienstbar. — Einzelregeln: Schädige Niemand! (Gerechtigkeitspflichten). Stelle dein ständiges Wirken mit den Dir verliehenen höheren Kräften in den Dienst der anderen! (Berufspflichten). Sei versöhnlich und hilfreich! (Pflichten der Güte). Regele Deine gesamte Lebensführung so, daß ein möglichst hoher Grad von Fähigkeit zum Dienste der anderen herauskommt! (Pflichten der Vervollständigung). Regele Dein Tun so, daß stets das wertvollste und dringlichste Gute vorangehe! (Pflichten der Weisheit)."

Mit diesen knappen und logisch scharf gegliederten Sätzen umschreibt Prof. Dr. Aug. Döring in seinem Handbuch der menschlich-natürlichen Sittenlehre (Stuttgart, Fr. Frommann's Verlag 1899, S. 202) die Summa aller praktischen Moral. Es darf nun wohl, zumal bei festlicher Gelegenheit, da der verehrte Denker fern von uns den Abschluß des biblischen Alters feiert, ausgesprochen werden, ohne daß dadurch seiner Bescheidenheit oder der ernsten Aufrichtigkeit dieser Zeitschrift zu nahe getreten würde, daß sein siebzigjähriges Leben wesentlich der Annäherung an dieses praktische Ideal des „ethischen Menschen" geweiht war. Einfach, aller Ueberschwenglichkeit abhold, hat er das Bild dieses ethischen Menschen gezeichnet, nicht ohne zu bemerken, daß die „vollständige Verwirklichung der sittlichen Forderung in diesem Sinne sich nirgends findet." „Der ethische Mensch," heißt es dort, „gleicht einem wohlbebauten Acker, auf dem kein Unkraut wächst, und dessen Ertrag durch die höchste Kunst und Sorgfalt des Bebauers bis zur höchsten Ertragfähigkeit gesteigert ist, einem wohlgepflegten Garten, in dem kein Fleckchen unbenutzt geblieben und alles aufs beste beteilt ist. Der ethische Mensch ist der vollkommen soziale Mensch, der Segensmensch, von dem nichts Gesellschaftsförderndes, Glücksfeindliches, sondern nur Heilsames ausgehen kann."

Solche Sätze haben Erdgeruch an sich, sie sind nicht am Schreibtisch erklügelt, sondern aus dem Erleben geboren. Und wahrlich, ein langes Leben des Lernens und Lehrens hindurch hat der verehrte Mann in unablässiger Selbstarbeit wie in beispielgebender Anleitung diesen Garten zu bebauen gesucht. Als Geistlicher, Lehrer und Leiter von Erziehungsanstalten, seit fast 20 Jahren Universitätsprofessor, endlich als gründlicher und fruchtbarer Schriftsteller für ein nicht nur aus Gelehrtenkreisen bestehendes Publikum, hat Döring die ethischen Grundüberzeugungen seiner Jugend in viele dankbare Schülerherzen zu senken verstanden und darf wohl einst in jener keinem Sterblichen ersparten Stunde, die seine elastische und zähe Natur zu unserer Freude noch recht fern erscheinen läßt, von sich das stolze Wort sagen: non omnis moriar.

Einen ganz besonderen Dank aber schuldet ihrem langjährigen Vorsitzenden die deutsche Gesellschaft für ethische Kultur, ja, die gesamte ethische Bewegung. In einem schwierigen Augenblicke, da nach dem frühen Tode Georg v. Gizycki's sich auch der älteste Vorsitzende und Begründer der ethischen Gesellschaft durch schwerwiegende sittliche Berufsrücksichten zu zeitweiligem Verzicht auf praktische Mitarbeit veranlaßt sah, übernahm er das vom Vertrauen Aller ihm übertragene Amt, der schweren Aufgabe sich voll bewußt und nur in übergroßer Bescheidenheit sich die Rolle eines „blosen Platzhalters" zuschreibend. Die sechs Jahre seiner Amtsführung, in denen er, keine Verwaltungstätigkeit vernachlässigend, gleichzeitig mit zielbewußtem Streben an dem inneren Ausbau der uns einigenden menschlich-natürlichen Ethik unablässig arbeitete, haben bewiesen, wie hier der rechte Mann zur rechten Zeit am rechten Platze war.

Digitized by Google

Ihm zum großen Teile verdankt die deutsche ethische Gesellschaft die wertvollsten programmmatischen Festsetzungen — es sei hier u. a. nur an die „Leitsätze," an das Flugblatt: „Einige Fragen über konfessionelle und weltliche Schule," wie zuletzt an seine wirkungsvolle Einigungsarbeit bei den Thesen des letzten Gesellschaftstages, die Stellung der D. G. E. K. zu den kirchlichen Gemeinschaften betreffend, erinnert.

So folgen dem, nicht zu bloßer Erholung, sondern zu weiterer ernster Berufsarbeit in Italien und Sizilien Weilenden unser Dank und unsere Glückwünsche nach; wissen wir doch, daß sein höchstes Glück mit unseren Zielen sich deckt: Der Förderung ethischer Kultur durch vorbildliche Persönlichkeit. —

Zur Sozialpolitik des Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches.

Von Dr. Retter (Karlsruhe).

II.

Die Gewerbeordnung ist in dieser Beziehung wesentlich weiter vorgeschritten; ihrer Vergünstigungen werden alle gewerblichen Arbeiter teilhaftig, für welche die Normen des B. G. B. nur ergänzend in Betracht kommen. Auch diese Bestimmungen sind freilich noch bescheiden genug, sowohl was die Regelung der Lohnverhältnisse, wie Arbeiterschutz und Arbeitszeitschutz betrifft. Umso bedauerlicher ist es, daß die Bestimmungen des Vereinsrechts im B. G. B. so reaktionär sind, daß sie den Berufsvereinen der Arbeiter keine Möglichkeit bieten, eine freiere und gesichertere Stellung zu erlangen und so den Interessen, denen sie dienen, energische Anerkennung zu verschaffen. Am schmerzlichsten aber berührt die — juristisch, wie es es scheint, nicht zu umgehende — Erkenntnis, daß die Bestimmungen des B. G. B. kurzsichtig so getroffen wurden, daß ihr kärglicher Schutz gegenüber den „Aermsten der Armen," den Hausindustriellen versagt. Wie bekannt, werden die Hausindustriellen, also z. B. die Heimarbeiterinnen der Kleiderkonfektion mit einer Arbeitszeit von 15—20 Stunden täglich und einem Wochenlohn von durchschnittlich 5,95 Mark, durch die Gewerbeordnung nicht geschützt, da sie ihr nicht unterstehen. Nun zeigt sich, daß hier, wo „die Not der Zustände allmählich gen Himmel schreit: unsagbar niedrige Löhne, eine erschreckend lange Arbeitszeit, die allerdürftigste Ernährung und ein unbeschreibliches Wohnungselend" auch durch das B. G. B. kein Wandel geschaffen ist; man muß annehmen, weil der Gesetzgeber das wirkliche Leben nicht kannte, um nicht glauben zu müssen, daß er hier die Hilfe des Gesetzes böswillig versagte.

Die Rechtsverhältnisse der kaufmännischen Angestellten sind im „Handelsgesetzbuch" einer im Wesentlichen mit dem B. G. B. übereinstimmenden Regelung unterworfen. Dagegen hat das B. G. B. die Regelung des Gesinderechts ausdrücklich der Landesgesetzgebung überlassen. Ist auch das mitunter noch bestehende Züchtigungsrecht des Dienstherrn wenigstens beseitigt, so sind mit den Landesgesetzen — man denke an ostpreußische Verhältnisse — doch genug rückständige und modernen Anschauungen hohnsprechende Bestimmungen erhalten geblieben.

„Man kann mit gutem Grunde behaupten, daß kein Teil unseres Privatrechtssystems so zurückgeblieben ist und so sehr an die Lebensgestalt und an ähnliche gewaltätige Herrschaftsverhältnisse der feudalen Gesellschaftsordnung erinnert, wie das Gesinderecht. Ja, was noch mehr ist, selbst die Volkssitte hat im Anschluß an eine überlebte Gesetzgebung den Geist vergangener Epochen festgehalten, da auch die Besten unter uns im häuslichen Verkehr mit dem Gesinde nur zu häufig vergessen, daß ein Mensch niemals blos als ein Mittel für die Zwecke anderer behandelt werden darf." (Menger.)

Trotzdem auch hier ein besorgtes Zurückweichen des Gesetzes vor alteingewurzelten Mißständen, eine scheue Furcht vor mutigem, zielbewußtem Durchgreifen unter ängstlichem Seitenblick auf die agrarischen und konservativen Parteien. Hier läßt sich deutlich der unheilvolle Einfluß konstatieren, den die herrschende Reichstagsmajorität für den Fortgang der sozialen Gesetzgebung hatte und hat. Die Lehren ergeben sich von selbst.

Dem Lohnvertrag an sozialpolitischer Bedeutung am nächsten steht der Mietvertrag. Wird durch den Lohnvertrag unter den bestehenden Verhältnissen der Arbeiter vielfach, wenn auch nicht rechtlich, so doch tatsächlich ohne zuverlässige Hilfe des Gesetzes gezwungen, seine ganze Persönlichkeit zur Fristung seiner kärglichen Existenz einzusetzen und aller Fähigkeit, Kraft und Zeit beraubt, sein Leben mit tieferen Werten zu erfüllen, so führen die Bestimmungen über den Mietvertrag zu ähnlich traurigem Ergebnis. Bürgerliche Moralphilosophen verstehen nicht, gegen den umstürzlerischen Charakter der Sozialdemokratie den hohen Wert von Privat-Eigentum und Familie auszuspielen. Sie betonen mit Recht, daß ein inniges und tiefes Familienleben die Wurzel alter echten Sittlichkeit ist. Für die Arbeiterklasse kommt hierzu noch eine Erwägung, die zwar keineswegs für sie allein, aber doch für sie eine besonders tiefgreifende Bedeutung hat, und die Menger in die trefflichen Worte kleidet:

„Das heutige Arbeitergeschlecht, vielfach in den ungünstigsten Verhältnissen aufgewachsen, wird das Ziel seiner Bestrebungen mit eigenen Augen niemals erblicken. Wenn sich vielmehr die arbeitenden Klassen über die vergänglichen Interessen des Augenblicks zu erheben und ihre wahren Zwecke ins Auge zu fassen verstehen, so müssen sie weniger eine Verbesserung ihrer eigenen Lebenshaltung als eine körperliche, geistige und sittliche Hebung ihrer Kinder anstreben. Dadurch erst werden diese die Eignung erlangen, die Umbildung des Rechts- und Polizeistaats in den Arbeits- und Wirtschaftsstaat und damit die größte Veränderung in dem sozialen Zustand der Menschheit zu bewirken."

Aus diesen beiden Gesichtspunkten — von andern hier zu schweigen — kann die sozialethische Bedeutung eines guten Familienlebens kaum zu hoch eingeschätzt werden. Daraus sollte nun wohl die Konsequenz sich ergeben, daß für die Erhaltung der Grundlagen der Familie nicht durch Bekämpfung der Sozialdemokratie, sondern vor allem positiv durch die Erhaltung ihrer notwendigsten „Grundlage," guter gesunder und geräumiger Wohnungen, gesorgt werde. Hier sind aber die Bestimmungen des B. G. B. ganz und gar unzulänglich; und es kann nicht etwa zur Entschuldigung angeführt werden, daß es sich um Bewahrung historisch überkommener Einrichtungen handle, wie teilweise beim Lohnvertrag; oder daß eine Umgestaltung mit Rücksicht auf die Mietgestaltung und mangelnde Reife der Reformpläne unmöglich erscheine. Die Frage ist durchaus spruchreif, auch wenn man selbstverständlich vom B. G. B. nicht mehr als die reine privatrechtliche Regelung des Mietsvertrags verlangt, die selbst bei vollkommenster Ausgestaltung nur Hand in Hand mit bodenreformerischen Einrichtungen und guten Baugenossenschaften eine Lösung des Problems, eine Beseitigung der schreiendsten Mißstände erreichen kann. Eine an sich ziemlich zweckmäßige und sachgemäße Regelung des Mietverhältnisses hat das B. G. B. selbst geschaffen, nur hat es leider bei dieser Regelung übersehen, daß die schönsten Rechtssätze nicht viel mehr als Makulatur sind, wenn sie die wirtschaftlichen Machtverschiedenheiten völlig außer Acht lassen. Die Normen des B. G. B. über den Mietvertrag stellen nur ergänzende Bestimmungen dar, die eingreifen, wenn und soweit die Parteien nicht vermöge des Prinzips der Vertrags„freiheit" — ein Anderes vereinbart haben. Was daraus folgt, mußte sich jeder, der die Tatsachen des Wirtschaftslebens auch nur einigermaßen kennt, von vornherein sagen: Der Mieter wird dem Vermieter gegenüber so „frei" handeln und Verträge eingehen können, wie der Fabrikarbeiter etwa mit einem Stumm oder Krupp: Der Vermieter diktiert und der Mieter unterschreibt, froh und zufrieden, überhaupt noch ein Unterkommen zu finden, sei es auch um den doppelten Preis des

Digitized by Google

wahren Werts, sei es auch im erbärmlichsten und gesundheitsschädlichsten Winkel. Aber nicht nur für den Proletarier im engeren und eigentlichen Sinn gilt diese verderbliche Wirkung der Vertragsfreiheit. Die „Hausagrarier“ als die wirtschaftlich weitaus stärkeren beherrschen die Mieter bis weit in die sogenannten Mittelstandskreise hinein, ein Beweis für viele, daß an sozialpolitischen Fragen wie der einer Reform des Mieterhäuslichkeitsrechtes keineswegs nur die Besitzlosen im engsten Wortsinne interessiert sind. Als Beleg seien hier aus Jay's bereits erwähnter Schrift einige Bestimmungen des Formulars für Mietsverträge zitiert, wie es vom Zentralverband der deutschen Hausbesitzer-Vereine vorgeschrieben worden ist:

Nach dem B. G. B. ist die Miete nach Ablauf der Mietzeit zu zahlen, nach dem Formular vorher; nach dem B. G. B. kann der Vermieter kündigen, wenn der Mieter mit 2 Terminen im Rückstand ist, er kann es nicht, wenn der Mieter mit einer Gegenforderung (z. B. einer Entschädigungsforderung) aufrechnet. Nach § 2 des Formulars genügt schon Nichtzahlung eines Termins, Aufrechnung ist ausgeschlossen. Nach B. G. B. muß der Vermieter, wenn er — berechtigt — vorzeitig kündigt, die vorausgezahlte Miete zurückzahlen, nach § 2 des Formulars kann er sie behalten; nach dem B. G. B. ist Untermiete gestattet, nach dem Formular ist sie verboten u. s. w.

Kurz, aller vom Gesetz dem Mieter gewährte Schutz wird im Wege der „freien“ Vereinbarung beseitigt; und alle Rechte des Vermieters werden bis in die letzte Konsequenz festgehalten. Entfernt so auf der einen Seite die Selbstsucht der Interessenten unter berechneter Ausnutzung ihrer wirtschaftlichen Ueberlegenheit alle Ansätze zu einer sozialen Ausgestaltung des Mietsrechts, so kommt ihr auf der andern Seite leider sogar die höchstrichterliche Rechtsprechung zu Hilfe. Während das B. G. B. die heilsame Bestimmung enthält, daß das Pfandrecht des Vermieters sich nicht auf die unpfändbaren Sachen des Mieters erstrecke, diesem also jedenfalls das zum Lebensunterhalt Unentbehrliche bewahrt bleiben solle, hat das Reichsgericht sich dahin ausgesprochen, daß diese Gesetzesvorschrift nicht zwingendes Recht enthalte, sondern durch „freie“ Vereinigung ausgeschlossen werden könne. Was sich die Hausagrarier natürlich nicht zweimal sagen ließen. — Immerhin steht zu hoffen, daß die einmütige Verurteilung, die dieses Urteil des Reichsgerichts in der Fachgesetzschriften erfahren hat, über kurz oder lang eine Aenderung der Rechtsprechung herbeiführen wird. So bleibt in Wirklichkeit von allen sozialpolitischen Bestimmungen des Mietrechts in der Mehrzahl der Fälle nur eine in Geltung, die besagt, daß eine gesundheitsgefährliche Wohnung unter allen Umständen gekündigt werden kann, selbst wenn der Mieter bei Eingehung des Mietverhältnisses die Gesundheitsgefährlichkeit kannte. Wenn diese Vorschrift in zahlreichen Fällen keinen praktischen Wert haben wird, so darf die Schuld dafür dem Privatrecht jedenfalls nicht in die Schuhe geschoben werden; die Durchführung der Bestimmung wird vielmehr an derselben bitteren Notwendigkeit scheitern, die auch einer energischen Wohnungsinspektion leicht einen Damm entgegenstellt: Selbst die ungesundeste Wohnung ist noch gefunder als die völlige Obdachlosigkeit. Solange nicht von Staats- oder Gemeindewegen für gesunde Wohnungen zu entsprechendem Preis gesorgt wird, läßt sich das Bewohnen ungesunder Räume, läßt sich das Schlafgängerwesen, das Zusammenwohnen von Erwachsenen und Kindern, kurz lassen sich all die grauenhaften Mißstände des Wohnungswesens mit all ihren schmerzlichen Folgen kaum beseitigen. Endlich sei noch bemerkt, daß es juristisch sehr zweifelhaft ist, ob der Vermieter für die Ueberlassung gesundheitsschädlicher Räume auf Schadenersatz belangt werden kann. Ausdrücklich bestimmt das Gesetz diese Folge nicht, so selbstverständlich sie auch erscheint. Sie kann daher nur aus den allgemeinen Grundsätzen über Schadenersatz bei unerlaubten Handlungen abgeleitet werden.

Eine Verpflichtung zum Ersatz von Schaden besteht bei vorsätzlicher oder fahrlässiger Verletzung von Rechtsgütern.

Sozialpolitisch bedeutsam ist insbesondere die fahrlässige Rechtsverletzung, weil auf sie die allgemeinen sittlichen und rechtlichen Anschauungen bestimmenden Einfluß haben; und so auch umgekehrt gerade in ihnen die sozialethischen Anschauungen des Gesetzes zu typischem Ausdruck kommen. Der erste Entwurf bestimmte, daß fahrlässig handle, wer die Sorgfalt eines ordentlichen Hausvaters verletze. Dies faßt das B. G. B. formell anders dahin, es handle fahrlässig, wer die im Verkehr erforderliche Sorgfalt außer Acht läßt. Inhaltlich ist dies dasselbe; und Menger hat nicht ganz Unrecht, wenn er auf diesen juristischen Normalmenschen die volle Schale seines Spotts und Hohns ergießt:

„Läßt der ordentliche Hausvater jemand in Gefahr oder Not verkommen, dem er leicht hätte helfen können, so antwortet er, daß ein ordentlicher Hausvater nur über die Seinigen und das Seine mit Gewissenhaftigkeit und Treue wacht.“ „Deshalb,“ so fährt Menger fort, „wird eine volkstümliche Reform des Privatrechts niemals gelingen, wenn man den juristischen Normalmenschen von dem Mittelpunkt der Sittlichkeit, auf welchen sich der ordentliche Hausvater befindet, nicht auf ein höheres Niveau emporzuheben versucht.“

Damit ist aber auch zugleich der Weg bezeichnet, auf dem eine Weiterentwicklung der schwachen sozialpolitischen Tendenzen des B. G. B. in der Praxis erfolgen kann. Das Gesetz verweist hier im Mietvertrag auf die Anschauungen des Verkehrs, wie es im Lohnvertrag auf die Natur der Dienstleistung, auf die Rücksichten auf Gesundheit, Sittlichkeit und Religion verweist. Dazu kommen noch die allgemeinen Bestimmungen des B. G. B. über die Nichtigkeit von Rechtsgeschäften, die gegen die guten Sitten verstoßen und die Schadenersatzpflicht bei vorsätzlichen Handlungen gegen die guten Sitten. Es kann daher sehr wohl sich ereignen, daß ein Arbeits- oder Dienstvertrag oder auch sonst eine Vereinbarung vom Richter als gegen die guten Sitten verstoßend aufgehoben und der eine Vertragsteil zur Leistung von Schadenersatz verurteilt wird. Hier liegen die Keime der reichsten sozialpolitischen Wirkungen, die von dem Gesetz ausgehen können. An dieser Stelle sei dies nur angedeutet, um zunächst auf dem zweiten sozialpolitisch bedeutsamen Gebiet, dessen Regelung dem Privatrecht zufällt, im Familienrecht die in dieser Hinsicht wesentlichen Grundsätze des B. G. B. zu entwickeln.

(Schluß folgt).

Der Sozial-Ingenieur.

Von Albert Kellner.

[Nachdruck verboten].

Die das letzte Jahrhundert kennzeichnenden großen Umwälzungen im Industriebetriebeid wurzeln in der überlegenen Produktivität der durch Dampf getriebenen Maschinen. Sie riefen die von gewaltigen Fabriken erfüllten Riesenstädte hervor. Dem 20. Jahrhundert steht eine andere industrielle Umwälzung bevor, die aus der Erkenntnis der höheren Produktivität gut behandelter, menschlicher Arbeitskräfte hervorgeht und bereits erhebliche praktische Fortschritte zu machen beginnt, nachdem sie schon seit einiger Zeit vielen Köpfen aufgedämmert ist. Ein hervorragender Nationalökonom hat vor 13 Jahren geschrieben, daß den Arbeitern an guter Behandlung weit mehr gelegen sei, als an hohen Löhnen, und die mit Wohlfahrtseinrichtungen und sonst gemachten Erfahrungen bilden eine ebenso starke wie unanfechtbare Bekräftigung dieses Ausspruchs. Die Einsicht, daß für die Hebung der Lage der Angestellten ausgegebene Geld sei eine vorzügliche Kapitalsanlage, bricht sich immer mehr Bahn, und ist, wenn erst allgemein geworden, berufen, die Arbeitsverhältnisse ihrer schlimmsten Schattenseiten zu entkleiden.

Aus zahlreichen neueren englischen Mitteilungen geht hervor, daß die lohnende Philanthropie heute die meisten Anhänger bei den geschäftskingen Yankees hat — mit eine

Digitized by Google

Erklärung des stetig wachsenden wirtschaftlichen Aufschwungs der Vereinigten Staaten.

Die Handelskammer zu Cleveland (Ohio) hat einen Ausschuß „zur Erteilung von Ratschlägen bezüglich der Hebung der sozialen Verhältnisse der Arbeiter“ eingesetzt und einen „sozialen Ingenieur“ an dessen Spitze gestellt. Das Ergebnis ist, daß bereits rund dreißig dortige größere Fabriks- und Handelshäuser das Los ihres Personals beträchtlich verbessert haben. So z. B. hat die Metallwarenerzeugungsgesellschaft einen Mittagsspeisesaal mit abwechslungsreicher Speisekarte eingerichtet, eine unentgeltlich benützbare Bücherei angelegt, die im Walzwerk früher häufig vorgekommenen Entkräftungen durch Einführung von drei achtstündigen, statt zweier zwölfstündigen Schichten, bedeutend an Zahl verringert und schließlich mit Hilfe technischer Neuerungen gänzlich beseitigt — mit dem Erfolg, daß die Arbeiter gesünder sind und ohne Kostenerhöhung weit mehr leisten als ehedem. Auch eine Hilfskasse wurde ins Leben gerufen. Eine Farbenfabrik stellte den Arbeitern, die sich ihr Essen mitbrachten und es früher da oder dort verzehren mußten, zunächst einen Saal zur Verfügung. Bald sorgte sie auch für Speisen, die teils unentgeltlich, teils zu Selbstkosten abgegeben werden. Die leitenden Persönlichkeiten speisen oft in Gesellschaft des Personals, denn sie dadurch näher treten. Da sie glauben, daß die Gesundheit der Angestellten etwas Lohnendes sei, haben sie für die Arbeiterinnen Ruhezimmer hergestellt und mit braunen Stühlen und Feldbetten versehen. In mehreren Teilen der Gebäude befinden sich Regen- und Wannenbäder. In der Trockenfarb-Abteilung ist die tägliche Benützung des Regenbades vorgeschrieben, auch erhält hier jeder Arbeiter täglich einen reinen Anzug — zwei einfache Maßregeln, die zur Folge haben, daß die Erkrankungen unter Vergiftungserscheinungen, vorher beständig zwanzig von Hundert, jetzt gleich Null sind, und daß seither niemand wegen Krankseins die Abteilung verlassen mußte, während früher niemand länger als durchschnittlich anderthalb Monate hatte daselbst verbleiben können! Das spricht Bände für den Wert des Aufgebens der Gleichgültigkeit und Gedankenlosigkeit seitens der Unternehmerwelt. Eine örtliche Straßenbahngesellschaft hat für ihr Zugspersonal, damit es in den Pausen nicht umherzulungern brauche, bequeme Ruhezimmer mit Billardtischen u. s. w. eingerichtet. Die Schneckenbahnerischaft stellt ihren Leuten einen Rauch-, Lese- und Frühstückssaal zur Verfügung und gewährt ihnen Preise für praktische Anregungen zur Besserung ihrer eigenen Lage. Sie steht sich dabei gut, denn die Durchführung dieser Anregungen hat zur Erhöhung des Geschäftsertrauisses beigetragen. Für die Schmelzofenarbeiter sind Brausebäder vorhanden, die jeder nehmmals täglich — insgesamt eine halbe Stunde lang — benutzen darf, mit dem Ergebnis, daß die Arbeitsleistung besser und trotz der Herabsetzung der Stundenzahl reichlicher ist als früher. Die im Kühlraume angebrachten Lüftungsröhren haben zur Vermehrung der Erzeugung um ein Viertel geführt.

Ungemein lehrreich und interessant ist auch die Geschichte der bei der Dantoner Kassenregistrierapparat-Gesellschaft eingeführten Reformen. Eine Schiffsladung von Apparaten im Werte von 30000 Dollars kam wegen Mangelhaftigkeit aus England zurück. Das gab der Leitung zu denken, und sie hielt es für das beste, vorerst ihr Menschenmaterial zu verbessern. Das Personal wurde durch Vorträge, Broschüren und Kurse technisch gehoben und durch Preisausschreibungen zum Nachdenken über vorzuschlagende Reformen aufgemuntert. Die Arbeitsräume und die Umgebung der Fabrik erfuhren eine weitgehende Ausschmückung. Wo nur irgend möglich, pflanzte man Reben, Blumen, Gesträuch. Eine Anhäufung von Unkraut und Stein wich einem ungeheuren Rasen. An die Stelle häßlicher Eintönigkeit trat anziehende, stimmungsvolle Freundlichkeit. Sodann wurden die Gebäude der Fabrik gereinigt, die Fenster vergrößert, die Außenmauern hell gemalt und eine Anzahl weißuniformierter Wächter zur Beaufsichtigung des Geschäftsgangs angestellt. Allmählich führte die Gesellschaft unentgeltliche Bäder und Heilmittel ein, errichtete eine Wanderbibliothek und setzte den Arbeitstag von 10 auf 9 1/2 Stunden für die Männer beziehungsweise 8 Stunden für die Weiber herab. Die Mädchen gewöhnten sich an das Lesen guter Bücher und kauften schließlich für den ihnen zur Verfügung gestellten Rastsaal ein Klavier aus Eigenem. All dies hatte eine große Steigerung der Tüchtigkeit und Arbeitsfreudigkeit der Leute und mittelbar des geschäftlichen Gedeihens der Firma zur Folge. Während früher von 52 Mädchen durchschnittlich 5 bis 6 krankheitshalber abwesend waren, beträgt der Durchschnitt jetzt nur 1 von 115; das bedeutet eine Verminderung von ca. 10 auf weniger als 1 Prozent!

Ein anderes Beispiel gründlicher Umwandlung einer armseligen in eine erfreuliche Umgebung führt Phillips aus dem südlichen London an. Die zumeist sehr arme Bevölkerung des dortigen Stadtteils „Sliderlown“ wohnte in baufälligen Hütten, an deren Verschönerung sie nicht dachte. Die Eigentümer der daselbst befindlichen Fabriken bewirkten zunächst die Umtaufung des Viertels auf „Sugpark“ und verlegten sich dann darauf, die Bewohner für die Verschönerung zu interessieren — teils durch Preisausschreibungen für die hübschesten Blumenfensterkasten, Vordergärtchen, Hinterhöfe u. s. w., teils durch Vorträge mit Nebelbildern, welche die Kleingartenkunst praktisch zur Darstellung brachten. Bald war das Aeußere der Gegend gründlich verändert — überall Blumen, Reben, Sträucher, schöne Straßen. Schließlich kaufte die Fabrikverwaltung ein Cottage und machte daraus ein „Haus der Nützlichkeit“ mit Klubs, Kindergarten, Sonntagsschule, Mütterheim ꝛc. für das Personal.

Ein hervorragender amerikanischer Industrieller fragte im vorigen Jahre Tolmann, ob er nicht einen jungen Mann oder eine junge Dame empfehlen könne, intelligent genug zum Privatsekretär mit der alleinigen Aufgabe, durch persönlichen Verkehr mit den Arbeitern deren Bedürfnisse kennen zu lernen und der Firma Ratschläge zu erteilen, die zu Maßregeln führen könnten, welche die Selbstachtung und Leistungsfähigkeit der Leute steigern würden. Eine andere Firma drückte ihm gegenüber den Wunsch aus, die Lage ihrer Angestellten zu heben, meinte aber: „Wir sind zu beschäftigt, um zu derlei Zeit zu haben.“ Tolmann antwortete: „Eben darum bedürfen Sie eines Menschen, der sich ausschließlich mit diesen Dingen abgibt, das heißt, Sie brauchen einen sozialen Ingenieur.“ In seinem Aufsatz sagt er: „Der soziale Ingenieur ist ein neuer Beruf, der den Industriellen lohnt, denn ein kräftigerer Arbeiter kann mehr, ein gewissenhafter gewissenhafter, ein intelligenter intelligenter arbeiten.“ Und er erzählt von einer amerikanischen Fabrik, in der ein gebildetes Mädchen angestellt ist, damit es seine ganze Zeit dem Wohle des Personals widme. „Das Haus, in welchem die junge Dame wohnt, ist ein sozialer Mittelpunkt. Die Küche, das Speisezimmer, die Schlafstube, der Baderaum und die übrigen Wohnräume sind mit allen Erfordernissen einer Haushaltung ausgestattet, um diese soziale Ingenieurin in den Stand zu setzen, die Paare, die zu heiraten gedenken, über alles Notwendige und dessen Kosten praktisch zu belehren . . . . Auch lernen sie hier ästhetischen Sinn; sie erfahren, daß es ohne jede Mehrausgabe möglich ist, das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden und zum Beispiel Tapeten von einem zum Teppich passenden Muster oder einen zu den Möbeln passenden Teppich zu wählen, ohne daß sie diese Wahl etwas kosten würde.“

Orcutt berichtet nicht über Geschehenes, sondern macht Vorschläge, was in der in Rede stehenden Richtung geschehen sollte — wenigstens soweit Maschinenbauwerkstätten in Betracht kommen. Er spricht sich für Verbesserungen in Heizung, Lüftung und Beleuchtung aus und fordert schließlich freies Mittagessen für die Arbeiter: „Die Sicherung des größten

Digitized by Google

Behagens und der angenehmsten Umgebung für die Arbeiter ist etwas Lohnendes . . . . Gute Gesundheit und das Fehlen störender Einflüsse erhöht die Leistungsfähigkeit . . . . Es würde sich bestimmt bezahlt machen, in der Fabrik einen Speisesaal zu halten und darin unentgeltliches Mittagessen zu verabreichen . . . . Dies würde die Entlohnung des Arbeiters um die Kosten des Essens (etwa 50 Pf. pro Kopf) erhöhen, die er zur Hebung seiner Wohlfahrt verwenden könnte, was andererseits auch dem Unternehmer zugute käme . . . . In den Fabriken sollte das Menschenleben mehr gelten als die Maschinen. Die Leute sollten nicht durch Hunger in sie hineingetrieben, sondern durch günstige, gesundheitliche Vorrichtungen angelockt werden. Da die Arbeitsteilung eine wirtschaftliche Notwendigkeit ist, muß man ernstlich daran denken, ihre die Leistungsfähigkeit verringernden Folgen zu mildern, und das mindeste, was in dieser Hinsicht geschehen kann, ist die Errichtung gesunder Arbeitsstätten.

Was die Glocken sagten. *)

Von F. Standinger.

Von der Kirche her riefen die Weihnachtsglocken feierlich über die Stadt: „Tretet herein! Tretet herein! — So klang ihr Ruf, und viel Volks folgte dem Klange.

In der Kirche glänzte ein Lichterbaum; und ein Chor sang: „Ehre sei Gott in der Höhe!" — „Und Friede auf Erden!" war das Echo.

„Friede auf Erden?" Warum wird's doch in der hohen, kalten Kirche so erstickend und schwül?" — Luft! hinaus! Nur einen Blick nach dem heiteren Himmel.

Aber wo ist der? Nebel! Nichts als Nebel! — Doch ganz trübe blinkt da noch ein Stern herunter. Ist's der von Bethlehem? — Aber so kalt!

Wieder läuten die Glocken! Weither tönt es zwischen die Häuser in die engen Gassen. Aber nicht mehr: „Friede auf Erden!" nicht mehr: „Tretet herein!" — deutlich und dumpf ruft's: Kriminalschau! Kriminalschau!

Fortwährend tönt's so, immer entfernter, immer leiser und dumpfer. Aber da um die Ecke kommt der Ton heller herüber: Herrenmoral! Herrenmoral! Und dann zwischen den Häusern kein Laut mehr.

Kein Laut, wie in Kriminalschau. Ob dort wohl der Kirchenchor sang: „Friede den Herren?" denn den Knechten ward ja nur der Friede des Schweigens. Und gar den gemeinsamen Weihnachtsbaum hatte die wohllöbliche Polizei ihnen verboten.

Als ich noch jung war, da hörte ich sagen, ein Fluch sei über die Menschen gekommen, wie sie vom Goldapfel aßen. Da sei das Paradies zur Seite gerückt und vor dem Thor sei mit flammendem Schwerte Polizeirat Cherub getreten; und eine Stimme habe gerufen:

„Er soll Dein Herr sein!" — Nicht blos dem Weib hat die Stimme gegolten. Denn nun gab es ringsum Herren und Knechte.

Und ein andermal erzählte man, — als ich noch jung war — von einem Kinde, das arm und nackt in der Krippe zu Bethlehem lag; das man arm und nackt später an's Kreuz schlug, weil es lehrte: Ihr alle seid Brüder!"

Ja, so lautete die Botschaft: Ausgetilgt sein soll das alte Fluchwort: „Er soll Dein Herr sein!" vor dem Worte „Bruder." Ein Bruderreich soll das Reich Gottes auf Erden sein; Gott nicht mehr der Schwerthert, sondern der Vater der Vollkommenheit.

Kindermärchen! — Gerade die, welche sich Christen nennen, schlagen heute Christus ans Kreuz. Sie lassen — um Herr zu sein, ihre Brüder in christlicher Liebe — hungern.

Wo ist der Stern? im Nebel verschwunden. Im Ohre tönts noch einmal, weit, weit her — Ist's Wirklichkeit? Ist's hell in der Seele? „Friede auf Erden!"

Wintersonnenwende ist's! Wer heraufte das Steigen der Sonne. —

*) Zwar verspätet, aber auch als Epilog leider noch gar nicht veraltet. (Die Red.)

Streiflichter.

Gegen den Totalisator. Die Neigung zum Hasard-Spiel, welche sich bisher am leidenschaftlichsten in den Lebensverhältnissen der oberen Klassen entwickelt und betätigt hatte, droht jetzt in gewissen Formen immer mehr auch in die mittleren und unteren Stände sittlich verwüstend einzudringen. Und diese höchst gefährliche Entwickelung scheint überdies die besondere Unterstützung der oberen Klassen zu finden, denen sie für gewisse, dem Interesse der Pferdezucht als förderlich erachtete, Veranstaltungen die Beteiligung eines immer größeren Publikums und damit eine erhebliche Steigerung von Einnahmequellen zuführt.

Es mag einstweilen dahingestellt bleiben, ob die Wettrennen wirklich jene gemeinnützige Bedeutung haben. Völlig zweifellos ist es aber, daß die damit verbundene Steigerung und Erweiterung des Wett-Spielens in den mittleren und unteren Klassen der menschlichen Gesellschaft sittliche Gefahren von zunehmender Erheblichkeit herbeiführt.

Angesichts der bereits in Aussicht gestellten gesetzgeberischen Maßregeln, durch welche diese Einrichtung des Wett-Spiels auch eine Erhöhung der Toleranz seitens des Staates und sogar, wie es scheint, seitens der Kirche erfahren soll, wird es in nächster Zeit von sehr großer Bedeutung sein, das öffentliche Gewissen durch zuverlässige und vollständige Ermittelungen über die Art der Wirksamkeit jener Wett-Spiel-Einrichtungen tunlichst aufzuklären, um sowohl die Regierung als die gesetzgebenden Körperschaften vor unweisen Maßregeln auf diesem Gebiete schützen zu helfen.

Eine gründliche Untersuchung des bezüglichen Sachverhaltes verlangt es aber, daß sich eine Anzahl gemeinnützig denkender Männer und Frauen in den nächsten Wochen und Monaten einer sozialen Hilfsarbeit im Sinne einer gewissenhaften Kenntnisnahme von den bezüglichen Vorgängen und Zuständen in den geeigneten Zeitpunkten und an den geeigneten Stellen widmen, und daß die Ergebnisse dieser Ermittelungen an einer zentralen, aber unabhängigen Stelle bearbeitet und schließlich zur Kenntnis der entscheidenden Stellen und der Oeffentlichkeit gebracht werden.

Gleichzeitig wird auch in anderen Ländern entsprechende Information einzuholen sein, besonders in England, wo nach glaubhaften Nachrichten die entsittlichenden Wirkungen jenes Wett-Spiels schon bis in die untersten Klassen hinein in der betrübendsten Weise ersichtlich sein sollen.

Die Redaktion ist bereit, Meldungen zur Beteiligung an der vorliegenden sozialen Hilfsarbeit in Empfang zu nehmen und eine Organisation des Zusammenwirkens dieser Hilfskräfte vermitteln zu helfen. Zugleich wird die Redaktion für alle Mitteilungen dankbar sein, die ihr hinsichtlich der bisher schon wahrgenommenen Uebelstände auf dem Gebiete dieses Sports-Wett-Spieles auf Grund zuverlässiger Wahrnehmungen zu dem obigen ernsten Zwecke beigetragen werden können.

Geistige Interessen können nur Konfessionsverwandte gemeinsam haben — so entschied ein österreichischer Statthalter und das Ministerium des Innern. Aus Wien wird der „Frankfurter Zeitung" (Nr. 29) geschrieben:

„In einem Rechtsstreit um die Genehmigung eines Freidenkervereins hat das Reichsgericht eine bemerkenswerte Entscheidung gefällt. In Prag wollten Freidenker einen Verein gründen. In diesem sollten nur Konfessionslose ordentliche Mitglieder werden,

Digitized by Google

während Angehörige irgend einer Konfession nur als außerordentliche Mitglieder sollten Aufnahme finden können. Der Statthalter unterlagte die Gründung des Vereins. Auf die Beschwerde hin schloß sich das Ministerium des Innern dem Verbot an, dessen Motivierung darin gipfelte, daß der § 2 der Statuten, „Förderung der geistigen Interessen der Mitglieder," den Zweck des Vereins nicht klar genug ausdrücke. Denn Konfessionslose und Angehörige einer Konfession könnten nach Ansicht des Ministeriums nicht gemeinsame „geistige Interessen" haben! Das Reichsgericht entschied, das Verbot der Gründung des Freidenkervereins stelle eine Verletzung des verfassungsmäßig gewährleistesten Rechts, Vereine zu bilden, dar. Der Zweck des Vereins sei hinlänglich klar angegeben und es sei nicht ersichtlich, warum konfessionslose und Angehörige einer Konfession nicht gleiche geistige Interessen haben könnten."

Lag hier nicht eine Verwechslung von geistig und geistlich vor?

*

Steads ethisches Tagesblatt. „Ich will den Versuch machen, bei der Leitung dieser Zeitung nach dem Grundsatz zu handeln:

Was du nicht willst, daß dir geschieht,
Das tu' auch einem andern nit.

Soweit es auf mich ankommt, gedenke ich mit allen Menschen in Frieden zu leben, Zorn mit Sanftmut zu erwidern, dem Schlagenden die andere Wange zu reichen und meinen Feinden Gutes zu tun. Sollte es nach 1900 Jahren etwas so Außerordentliches sein, die Vorschriften der Bergpredigt zu befolgen?"

Diese prächtigen Worte finden sich im Programm der seit 4. Januar erscheinenden Londoner Tageszeitung „The Daily Paper", herausgegeben von dem den Lesern der „E. K." wohlbekannten W. T. Stead, dem hervorragendsten Journalisten Englands. Zubezug auf Geschäftsbetrieb und Redaktionsführung ist das neue Unternehmen ein originelles Unikum, geeignet, den modernen Journalismus in neue Bahnen zu lenken. An dieser Stelle jedoch interessiert uns hauptsächlich das ethische Element, durch welches das „Daily Paper" sich auszeichnet. Es will nicht, gleich den meisten anderen Tagesblättern, blos eine Männer-, sondern eine für die ganze Familie geeignete Zeitung sein und bringt daher nichts über den Rennsport, den Wettsport, die Effektenbörse, auch keinerlei auf Laster spekulierenden Anzeigen, nicht einmal Inserate über geistige Getränke. „Noch wichtiger aber als der Ausschluß ungeeigneter Stoffgebiete und Anzeigen ist der Fortfall des aufreundlichen, hämischen Geistes, der der wahren Atmosphäre des Hauses — mit ihrem Geiste des Wohlwollens, der Duldsamkeit, der Langmut — so ungemein schadet."

Demgemäß will Stead in seinem neuen Organ einem fröhlichen Optimismus huldigen, einem wohlgemuten Vertrauen in den Fortschritt der Welt und in das langsame aber sichere Herantreiben einer höheren, edleren Kultur als es die jetzige ist. Er wird die Menschen am liebsten so sehen, „wie sie sich selber in ihren besten Stunden erschienen," nicht aber so, „wie sie ihren Feinden in ihren schlechtesten Stunden erschienen." Im Interesse der Verbreitung ethischer Gesinnung wäre dem „Daily Paper" ein ungeheurer Erfolg zu wünschen, uns Deutschen jedoch die Schaffung einer ähnlichen Zeitung.

Für unsre Leser ist noch die folgende Stelle aus Steads Programm von Interesse:

„Wir wollen uns bemühen, die Wahrheit mit Milde und Sympathie zu sagen. Wenn wir gegen Uebelstände und Mißbräuche auftreten, werden wir es nicht mittels heftiger denunziatorischer Frontangriffe tun, sondern mittels wirksamer Flankenangriffe, durch die wir zeigen werden, um wie viel besser es in der Welt bestellt sein würde, wenn jene Mißstände beseitigt wären."

L. K.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Magdeburg: Seminarlehrer Foerster hielt hier einen Vortrag über „Bestrafung des Bösen und Belohnung des Guten im Leben des einzelnen und innerhalb der menschlichen Gesellschaft." Der Vortragende entwickelt zunächst den Begriff der Vergeltung, nennt gut, was als Wohltat, und böse, was als Uebelat empfunden wird. Für das Maß der Vergeltung sei die Idee der Billigkeit, d. h. des Ausgleichs bestimmend; doch sei man dabei häufig in den Fehler verfallen, die Taten nur quantitativ gegeneinander abzuwägen und ihre verschiedenen Folgen außer acht zu lassen. Was die Form der Vergeltung anbelange, so müsse es im allgemeinen dem Zartsinn des Empfängers über lassen bleiben, eine Wohltat zu erwidern. Eine Uebeltat zu sühnen, dürfe aber nicht dem Affekt des Betroffenen oder seiner Angehörigen (Blutrache), auch nicht dem Ermessen der Masse (Lynchjustiz) überlassen werden, sondern sei ausschließliche Befugnis des Richters. Redner kommt dann auf das Strafsystem zu sprechen und begründet aus dem Gesichtspunkte der ausgleichenden Gerechtigkeit. Für ihren Zweck kämen drei Punkte in Betracht: vom Standpunkte des Rechts aus die Abschreckung, von dem der Vollkommenheit aus die Warnung und endlich von dem des Wohlwollens aus die Besserung. Bei Zumessung des Strafquantums müsse neben dem objektiven Moment, das Orts- und Zeitverhältnisse der Straftat berücksichtigt, auch das subjektive Moment obwalten, das den Täter psychologisch zu verstehen sucht. Lombroso gehe darin zu weit, die Zurechnungsfähigkeit des Verbrechers überhaupt in Abrede zu stellen. Redner gibt dann einige Beispiele aus dem Leben der Völker für die Verschiedenartigkeit der Strafrechtspflege. Während die Naturvölker mehr nach dem allgemeinen Rache- oder Wohlempfinden strafen, sei im modernen Rechtsstaate die Vergeltung von Gesetzesparagraphen abhängig. In den Betrieben, immer nur dem unmittelbaren Täter zu treffen, habe man zu Zeiten Tiere oder gar leblose Gegenstände bestraft. An Strafkategorien unterscheidet der Vortragende Todes-, Freiheits-, Geld- und Ehrenstrafen. Für die Todesstrafe sprechen nach seiner Auffassung die Vergeltungs- und die Abschreckungs-, gegen dieselbe die Besserungs- und die Irrtumstheorie. Immerhin wird die Todesstrafe auch in Zukunft praktisch unentbehrlich sein. Die Ehrenstrafen zerfielen in die direkten, im Mittelalter angewandten (Pranger, Brandmal), die eine Besserung des Gestraften für immer unmöglich machten, und in die indirekten Zusatzstrafen (Degradierung, Ehrverlust u. s. w.), wie sie in der humaneren Neuzeit üblich seien. Zum Schluß sprach der Vortragende die Hoffnung aus, daß der Staat künftig die für Gefängnisse und Zuchthäuser verausgabten recht beträchtlichen Summen auf die Hebung der Volksbildung umwenden können, deren Darniederliegen so viele Straftaten verschulde.

In der Diskussion fragte Frau Balzer an, ob die Prügelstrafe in der Schule als direkte Ehrenstrafe aufzufassen sei, womit ihr gleichzeitig alle Berechtigung abgesprochen wäre. Der Referent stellt die Prügelstrafe als körperliche Züchtigung im Prinzipe nicht mit der Todesstrafe, möchte sie zwar nicht abgeschafft, aber doch mit der größten Vorsicht gehandhabt wissen. Rechtsanwalt Behrendt weist auf die Theorien der noch jungen Strafverfahrungswissenschaft hin, die den Rückfall gerade als eine Folge der Vergeltungslehre betrachtet. Demgegenüber stelle die neue Schule die Forderung auf, die durch den Ausenthalt im Gefängnis oder Zuchthaus geistig und sittlich Beeinträchtigten wieder sozial brauchbar zu machen. Dr. Kramer bezeichnete die Strafen als einen Notbehelf, der des Fiasko der Vergeltungstheorie sollenden Vorgetan habe und mit der Zunahme von Bildung und Wohlstand im Volke immer entbehrlicher werde. Den Verbrecher könne schon um deswillen keine Tat nicht zugerechnet werden, als er gar keine Willensfreiheit besäße und infolge seiner Entwicklung wie unter dem Druck der Verhältnisse gar nicht anders habe handeln können. Rechtsanwalt Behrendt bestreitet, daß die Vergeltungstheorie abgewirtschaftet habe, sie könne jedoch nicht allein ausschlaggebend sein, sondern müsse mit der Besserungstheorie Hand in Hand gehen. Auch Dr. Felsch hält die Vergeltungslehre für unentbehrlich, da eine, wenn auch zumeilen getrübte Willensfreiheit bei jedem Menschen bestehe. Es entspinnt sich darauf eine zum Teil persönliche Auseinandersetzung zwischen Dr. Felsch und Dr. Kramer über den Begriff der relativen Willensfreiheit. Damit schließt die Versammlung nach 11 Uhr. („Magdeb. Central Anzeig.")

Abteilung Berlin: Prof. Dr. Haake über „Ibsens Kritik der Ehe." Der Vortragende führte etwa folgendes aus:

In der Gesellschaftskritik Ibsens nimmt die Kritik der Ehe einen bevorzugten Platz ein. Der Individualismus Ibsens war geeignet, ihn zu einem strengen Kritiker der Ehe zu machen. Von dem Standpunkte des Individualismus aus erscheint die Ehe leicht als eine die freie Entwickelung des Individualismus hindernde Hemmung. Aber dem Individualismus Ibsens ist, wenn auch nicht die egoistische Wurzel ausgerissen, so doch die egoistische Spitze abgebrochen. Ibsen hat sich zu der Erkenntnis durchgearbeitet, daß der Grundsatz „Sei Du selbst" mit dem Grundsatz „Lebe für Andere" vereinbar ist. Das aus dieser Vereinigung hervorgehende Lebensideal läßt sich nirgends vollkommener als in der Ehe verwirklichen.

Allein zumal unter dem Einfluß persönlicher Erlebnisse gewann auch der ursprüngliche Trieb nach rücksichtsloser Durchsetzung des eigenen Ich in ihm gelegentlich die Vorherrschaft. Aus einer solchen Gemütsverfassung scheint die „Komödie der Liebe" mit ihrer satorischen Tendenz gegen die Liebe und Ehe hervorgegangen zu sein. Eine solche Tendenz findet sich in den spätern Dramen Ibsens nicht wieder. Zu ihnen läßt er keinen Zweifel darüber, daß er der Ehe für den Einzelnen wie für die

Digitized by Google

Gesellschaft den höchsten Wert beimißt. Aber die echte Ehe muß den mannigfachen Formen der Ehelüge, der Zwangsehe, der kauf- und Verkaufungsehe, der Stimmenehe nur zu häufig Platz machen. Die Hauptschuld daran trägt nicht sowohl der Einzelne, als vielmehr die Gesellschaft mit ihren konventionellen Anschauungen, mit ihren wirtschaftlichen und rechtlichen Ordnungen. Besonders verhängnisvoll ist die wirtschaftliche und soziale Unselbständigkeit der Frau. Sie nötigt die Frau, die Verheiratung durch die Ehe als wichtigste Aufgabe anzusehen und nimmt ihr mehr als dem Manne die Freiheit der Wahl. Das Gefühl dieser Unfreiheit und der dadurch bedingten Entwürdigung ist das eigentliche Gespenst in der Ehe. Frau und Mann. Die mannigfachen und sozialen Ursachen, die selbständigkeit, verbinden mit einer entsprechenden Erziehung prägt der Frau auch in der Ehe selbst den Stempel der Unebenbürtigkeit auf, durch die sie in den Augen so vieler Männer den Anspruch auf volles geistiges Mitleben mit ihm verliert. Dadurch verliert die Ehe ihren höchsten Wert, den, eine geistige Gemeinschaft zu sein. Viele Frauen ertragen diese Zurücksetzung geduldig, wie Frau Berwick in den „Stützen der Gesellschaft," andere empören sich dagegen, wie Nora. Ibsen schätzt die geistige und sittliche Leistungsfähigkeit der Frau sehr hoch, daher auch ihren Einfluß auf die geistige und sittliche Entwickelung des Mannes in der Ehe. Ein ergreifendes Beispiel, wie Mann und Frau durch ihren gegenseitigen Einfluß wachsen, bietet die geistige Ehe Rosmers und der Rebeka West in „Rosmersholm." Das Ideal eines Läuterungsprozesses der Menschen in der Ehe ist „Julien Gvost."

Wo der Mangel einer geistigen Zusammengehörigkeit zum Bewußtsein kommt, erscheint es als Pflicht, die Ehe zu lösen.

Ob und wie weit andere Pflichten höher stehen, hat der Einzelne selbst zu entscheiden. Die Aufgabe der Ehe, die Ibsen den Zeitgenossen am nachdrücklichsten legen möchte, ist diejenige, die Nietzsche mit den Worten ausspricht: Nicht fort sondern hinauf Euch zu pflanzen, dazu wark Euch der Garten der Ehe.

Bücherschau.

Aus dem Buchhaufe. Von Hans Leuß. Berlin W 15, Joh. Rade. 8° 241 S. 2 M. 50 Pf.

Wenn man über ein Buch nicht ganz objektiv urteilen kann, soll man es sagen. Mir ist der Verfasser, der frühere antisemitische Redakteur und Reichstagsabgeordnete, nie in den Weg gekommen, aber ich kenne die Frau, der zu Liebe er einen Meineid geschworen hat, ich kenne den Gerichtssaal, den er in diesem Buche verherrlicht; ich hatte mit einigen Angehörigen, die er schildert, zu tun, und habe von der Kanzel des Zuchthauses zu Celle, das Leuß drei Jahre bewohnt hat, einmal einen Vortrag gehalten. Ich stehe dem Buche auch insofern nicht ganz frei gegenüber, als ich Leuß persönlich kennen gelernt, schon längst habe; er konnte mich also mit seinem Belehrungsbuche wohl erfreuen, aber nicht mehr bekehren. Der Zweck dieser Schrift ist der gleiche wie bei Tolstoi's „Auferstehung": Tolstoi stellt als Richter, Leuß als Schuldverr eigener Sünden und innerer Erlebnisse sich mannigfaltige Ungerechtigkeit der, das innere „Gerechtigkeitspflege" sowohl beim Strafprozeß, als beim Strafvollzug anhaftet. Die Menschen können nicht Richter und nicht einmal Zeugen sein; wir beladen uns nur selber mit Schuld, wenn wir den Hoffnungslosen Verdacht hegen, die wirkliche oder vermeintliche Schuld Anderer durch Strafe sühnen zu wollen. Auf einer höhern Kulturstufe wird sich Niemand mehr dazu hergeben, Henker, Gefängnisdirektor, Gefängniswärter, Staatsanwalt, Richter, Justizminister und dergl. zu sein. Allerdings wird es noch recht lange dauern, bis auch nur eine antithetische Wahrheit die Geschäftlichkeit und Entbehrlichkeit unserer Strafanstalten und Strafverfolgungen einsieht oder aus dieser Einsicht Folgerungen zieht. Wir haben ja erst vor einigen Jahren erlebt, wie Jedermann Tolstoi's Wort las und wie schnell man sich mit dem Gedanken beruhigte, daß es sich da um russische Dinge handelte. Leuß legt deutsche Zustände bloß, und was ihm passierte, kann uns selbst und unsern Nächsten auch zustoßen; dennoch fürchten wir, daß er nur wie und da den ersehnten Erfolg hat. „Interessant" und „beachtenswert" wird zu freilich jeder Leser das Buch finden.

Wir wollen dem Strafsystem nichts Gutes nachsagen, wenn wir hinzufügen, daß Leuß selbst als ein viel besserer Mann und lieferer Geist aus dem Zuchthause herausstrat, als er einst in der Redaktionsstube des „Volk" oder in Abgeordnetensammlungen gewesen. Er ist durch Leuer gegangen und hat glücklicher Weise nur an seiner körperlichen Gesundheit Schaden gelitten. Bei zehntausend Anderen zerstören wir, die Gesellschaft, aber auch bestandig die Seelen, damit die „Gerechtigkeit" ihren Lauf habe!

Weimar. Dr. Ws. Bode.

Sante Ferrari: I Tempi, la Vita, le Dottrine di Pietro d'Abano. Saggio Storico-Filosofico. Genova 1900. Tipografia Reale Istituto Sordomuti. 491 Folioseiten.

Es ist selbstverständlich ein Ding der Unmöglichkeit, über ein solches Werk, wie das vorliegende, in einer kurzen Besprechung ein auch nur einigermaßen erschöpfendes Urteil abzugeben, zumal wenn derjenige, welcher sich über das betreffende Werk ein Urteil erlaubt, nicht im allercenauesten Sinne des Wortes ein Fachkollege des Autors ist. Immerhin glaube ich es aber mit aller Bestimmtheit aussprechen zu können, daß die kritische Forschung mittelalterlicher Naturwissenschaft durch das vorliegende Werk des italienischen Gelehrten — Sante Ferrari ist Docent an der Universität Genua — in hohem Maße bereichert worden ist.

Wie schon Format und Seitenzahl des Werkes angeben, zählt dasselbe unter den Begriff der sogenannten „Wälzer." Und doch wird jeder es gerne wälzen, der einen mehr als oberflächlichen Einblick in die Lebens- und Leidensgeschichte, sowie die wissenschaftliche Anschauungsweit eines Mannes tun will, der im Mittelalter italienischer Geistesgeschichte eine solche Rolle hat spielen können, eine Rolle überdies, welche uns modernen Menschen als die eines vielbewußt klaren Bahnbrechers des Menschheitsgedankens der Neuzeit, der Gedankenfreiheit und in letzter Linie selbst der Wiederverjüngung realicher klassischer Kultur erscheinen mag.

Pietro d' Abano, geboren 1250 in Padua und gestorben in selbiger Stadt im Jahre 1316 als Lehrer an der dortigen Universität, war seines Zeichens Arzt, aber er faßte seine Wissenschaft sehr weit auf. Nach ihm umschloß die ärztliche Kunst eigentlich alles menschliche Wissen der damaligen Naturwissenschaften. Seine Lieblingsbeschäftigung galt der Philosophie. Man kann ihn mit einem gewissen Recht zu den Neuplatonikern rechnen. Seine Hauptbedeutung auf diesem Gebiete liegt freilich nicht in Lehre in der Aufstellung einer neuen Methode sowie neuer theoretischer Grundsätze, sondern in einem ihm eigenen, teils wohl intuitiven, teils aber auch kraftlos-während eines langen Studien-Aufenthalts an der Pariser Sorbonne, wo damals die schismatischen Kämpfe um die sogenannten gallikanischen Freiheiten, um die Obhilfe der Schäre von Frankreich sich mit Bonifacius VIII. rang, begründeten heftigste Tendenzen waren, entstandenen Oppositionsgeist gegen einzelne Dogmenformen der mittelalterlichen Kirche. Es ist aus dem Geiste einer herrschenden Kaste heraus verständlich, wenn die Kirche den ketzerischen Gelehrten nicht in Ruhe seinen heterodoxen Ideen nachgehen ließ, und in der That ist es wohl nur Pietro d' Abano nicht weniger als zwei Mal, einmal in Paris und das andere Mal in Padua, von der Inquisition auf das heftigste verfolgt werden. Selbst mit den Gebeinen des Toten führte sie unversöhnlich noch Krieg.

Die Wissenschaft d' Abanos war, wie schon angedeutet, eine vorzugsweise eklektopädisch-eklektische. Was sie vor allen Dingen auszeichnete, war die Anwendung logischer Folgerungen auch auf dem Gebiete der im Anfang des XIII. und zu Beginn des XIV. Jahrhunderts noch beinah vollständig in scholastischen Formen treibenden Philosophie. Die Scheu vor dem Wissen und Glauben wurde von ihm bereits mit seltener Schärfe ausgesprochen und prägnant. Dem Wissen, der freien Forschung allein aber wollte er die ersten Wissenschaften überlassen. Früher lautete denn die Anklage der Inquisition gegen ihn auf „Materialismus". D'Abano erklärte mit großem moralischem Mute alle Naturereignisse, mitkanische Eruptionen, Senkungen, Dünen u. s. w. für von der Religion vollständig unabhängige, allein auf dem Wege der wissenschaftlichen Forschung zu lösende Probleme. Die Leugnung von natürlich und übernatürlich und eine energische Verweisung des letzteren aus dem Gebiete der Naturforschung, das war die große Lebensaufgabe des padnanischen Gelehrten und das ist es, was ihn uns mit Recht als einen Wegweiser aus den dunklen Zeiten des „Obskurantismus als Norm" erscheinen läßt.

Dem Thema entspricht auch die Behandlung, die ihm in dem vor uns liegenden Werke zu Teil wird. Pietro d'Abano, das kann man mit Fug und Recht sagen, hat seinen Homer gefunden. Sante Ferrari ist ihm ein überaus fleißiger und gewissenhafter Biograph geworden, mehr noch, ein verständnisvoller Nachfühler und Nachdenker. Sicherlich ist dieses oder jenes Kapitel seines Bienenfleißwerkes nicht nur trocken zu lesen, sondern auch flößlich arm. Das aber ist nicht die Schuld des Verfassers, sondern der unsterordentlich kargen Nachrichten, die der Nachwelt über den Arzt-Philosophen zugekommen sind. Ferrari hat alles getan, was er nur konnte, um das Bild, das er zu zeichnen hatte, nicht bloß möglichst ähnlich, sondern auch möglichst lebendig zu gestalten, indem er ihm durch kurze aber treffende Abschweifungen vom engeren Stoffgebiet auf die politische und intellektuelle Gestalt des Dante in Betracht kommenden Europas Relief zu verleihen sucht. Alles in allem, der Autor hat einen würdigen und schweren Stoff würdig behandelt, ohne ihn durch semiletonistische Mätzchen seine inharente Schwere zu nehmen.

Robert Michels.

Druckfehlerberichtigung.

Von Kleinigkeiten abgesehen, muß ich leider wieder bitten, auf S. 23 in meiner Sprechsaal-Replik zu berichtigen: J. 2 von oben: „unterscheiden" statt: „entscheiden." J. 3. v. o. „des Richtwiderstrebens" statt: „den Richtwiderstehens." J. 42 v. o. „festigt," nicht „fertigt." Endlich im vorletzten Absatz J. 14 von unten: „noch" sind wir verschiedener Meinung, statt des dort gesetzten vorteilgen „nicht."

Digitized by Google

Verlagsbuchhandlung R. Wehner, Leipzig.

In meinen Verlag ging über:

Penzig, Dr., Rudolph

Ein Wort vom Glauben

an seine Verfechter und Verächter.

Preis 3 Mark.

Wenn Sie

wirklich Genuss haben wollen als Raucher, so nehmen Sie unsere Fehlfarben von Mantilla-Cigarren 100 Stück Mark 5,60 garantiert mit Havanna-Einlage. Andere Sorten von M. 1,75 an. Versand gegen Nachnahme.

Jenckel & Co. Hamburg I.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Breslau.

Der für den 19. Februar in Aussicht genommene öffentliche Vortrag muß in Folge Behinderung des Redners auf März verschoben werden. Dafür **Mittwoch, den 17. Februar, abends 8½ Uhr,** im Vereinszimmer des Café Bristol: Referat und Diskussion über **die Grundprinzipien der Ethik.** Gäste willkommen.

Der Vorstand.

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von Mk. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Nachlieferung von Einzelnummern gegen Einsendung von je 25 Pf. in Marken, soweit möglich.

Verlag für ethische Kultur, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur Abteilung Berlin.

Montag, den 15. Februar: Abends 8½ Uhr im Bürgersaal des städt. Rathauses: **Gedächtnisfeier des 100 jährigen Todestages Kants.** Gedenkrede von Dr. M. Kronenberg: „Die Kantische Gedankenrevolution in der Ethik." Für Mitglieder frei. Gastkarten zu 50 Pf. im Vorverkauf bei Späth Königstr. 52, Nicolai Potsdamerstr. 123b, Wertheim Leipzigerstraße 132.

Sonnabend, den 5. März: Abends 8½ Uhr im Bürgersaal des städt. Rathauses: Monatsversammlung. Vortrag Dr. O. Juliusburger: „Die Pflicht der Gesellschaft den Geisteskrankheiten gegenüber." Diskussion. Mitglieder frei. Gastkarten wie oben.

Donnerstag, den 17. März: Abends 8½ Uhr im Lesesaal unserer Gesellschaft, Berlin W. Unter den Linden 16, III. **Abteilungstag.** Jahres-Bericht des Vorstandes. Neuwahl des Vorstandes. Nur für Mitglieder.

Dienstag, den 26. April: Abends 8½ Uhr Bürgersaal des Rathauses: Monatsversl.: Vortrag Prof. Dr. Bruno Meyer: „Moderne Monumentalkunst in Berlin." Diskussion. Für Mitgl. frei. Gastkarten wie oben. Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Die Mitgliedschaft der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur wird erworben durch Anmeldung bei dem Vorstande (Bureau Berlin W., Unter den Linden 16, III — zugleich das Bureau der Abteilung Berlin), oder bei den Vorständen der Abteilungen und Zweige in den einzelnen Orten sowie durch Einzahlung eines Beitrags, welcher mindestens drei Mark jährlich betragen soll, unter gleichzeitiger Erklärung der Annahme der Satzungen der Gesellschaft. Diese Satzungen sind von dem obenerwähnten Bureau der Gesellschaft kostenfrei zu beziehen.

Zahlungen und sonstige geschäftliche Einsendungen, welche für den Hauptvorstand oder die Zentral-Verwaltung der D. G. E. K. oder den Vorstand und die Verwaltung der Abteilung Berlin bestimmt sind, sind am besten an das „Bureau der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, Berlin W. Unter den Linden 16, zu Händen des Herrn Dr. R. Penzig" zu richten.

Auszug aus den Satzungen der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.

§ 1. Es ist der Zweck der Gesellschaft, im Kreise ihrer Mitglieder und anderweit dadurch bedeuten als das Gemeinsame und Verbindende, unabhängig von allen Verschiedenheiten der Lebensverhältnisse, sowie der religiösen und politischen Anschauungen, die Entwicklung ethischer Kultur zu pflegen. Unter ethischer Kultur als Ziel ihrer Bestrebungen versteht die Gesellschaft einen Zustand, in welchem Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten.

§ 2. Zur Erreichung des Zweckes der Gesellschaft sollen hauptsächlich folgende Bestrebungen dienen: 1. Im Kreise der Mitglieder Anregung und Förderung jeglicher Art in Bezug auf ethische Aufgaben, Grundsätze und Pflichten; 2. insbesondere und auch nach außen hin: a) Erörterung der Tatsachen und Formen des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens; Unterstützung der Reformen, die sich als ethisch notwendig erweisen; b) Maßnahmen, um der gesamten Jugenderziehung eine rein ethische Grundlage zu geben und zu sichern; c) Erschließung der Schätze der Kunst und Wissenschaft in ihrer ethisch erziehlichen Bedeutung für das gesamte Volk; d) Herausgabe und Unterstützung von ethisch förderlichen Schriften aller Art, Büchern, Zeitungen, Flugblättern u. s. w.; e) Stetigende Einwirkung auf die Formen der Geselligkeit und des Umganges, mit Einschluß des Verkehrs verschiedener Nationalitäten untereinander.

Renaissance-Bibliothek

Preis pro Band eleg. brosch. 3 Mk., eleg. geb. 4 Mk.

Band I.

Byrons Tagebücher und Briefe.

In neuer Bearbeitung (4. Aufl.)

Mit 2 Bildnissen (Lord und Lady Byron) und mehr als 100 **bisher unbekannten,** zum ersten Mal veröffentlichten Briefen Byrons.

Deutsch bearbeitet von **Eduard Engel.**

Band II.

Rahel. Ein Buch des Andenkens

herausgegeben von **Dr. Hans Landsberg**

(Mit Bildnis Rahels).

Band III.

Albrecht Dürers schriftliches Vermächtnis

herausgegeben und eingeleitet

von **Dr. Max Osborn.**

Band IV.

Friedrich Halms ausgewählte Novellen

herausgegeben und umgearbeitet

von **Prof. Dr. Alfred Klaar.**

Berlin. **Leonhard Simion Nf.** Verlagsbuchhandlung.

Das Bureau der D. G. E. K.,

Unter den Linden 16 III. ist täglich geöffnet. Sprechstunden des Unterzeichneten:

Montag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag von 10½ bis 12½ Vorm., Sonnabend von 4—5 Nachm.

Dr. Penzig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15 jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1,60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 48, Wilhelmstraße 121.

XII. Jahrgang. | 1. März 1904. | Nr. 5.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Wir bitten unsere Leser, insbesondere die Mitglieder von Abteilungen der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, auch die letzten Seiten aufmerksam zu beachten, da alle geschäftlichen Anzeigen der Abteilungs-Vorstände (Programme u. s. w.) unter Wegfall der bisherigen Sonderbenachrichtigungen dort ihren Platz finden.

Ferner bitten wir diejenigen unserer Post-Abonnenten, die in diesem Vierteljahr (durch ein bedauerliches Mißverständnis bei der Anmeldung) noch den früheren Quartalspreis von Mk. 2 statt Mk. 1,60 entrichten mußten, den zuviel gezahlten Betrag unter Einsendung ihrer Post-Quittung bei unserer Expedition SW. 48. Wilhelmstraße 121 zurück zu verlangen.

Verlag und Redaktion.

Inhalt:

Die Haupt- und Erbsünde der Universitäts-Philosophie. Von Hubert Röck (Innsbruck).

Zur Sozialpolitik des Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches. III. (Schluß). Von Dr. Netter (Karlsruhe).

Streiflichter:

„Zirigkeit oder Richtigkeit."

Aus der ethischen Bewegung. Hauptvorstand. Abt. Frankfurt.

Eingegangene Bücher.

Die Haupt- und Erbsünde der Universitäts-Philosophie.

Von Hubert Röck (Innsbruck).

Welchen Eindruck würde es hervorrufen, wenn unsere medizinischen Fakultäten die Welt mit der Erklärung überraschten, Aufgabe der echten wissenschaftlichen Medizin könne es nicht länger sein, Krankheiten zu verhüten, zu heilen, zu bessern oder wenigstens so erträglich als möglich zu machen, sondern ihr wahrer Beruf sei es, Anatomie, Physiologie, Pathologie, Bakteriologie, Geschichte der Medizin, alle diese und andere theoretische Wissenschaften bloß ihrer selbst wegen und ohne Rücksicht auf ihre praktische Verwertung im Interesse der leidenden Menschheit zu betreiben? Die Verblüffung darüber würde bei Regierungen und Publikum nicht minder stark und allgemein als die Entrüstung sein, und die Herren Nur-Theoretiker unter den Professoren würden im Notfalle ganz einfach durch zunächst verfügbare Praktiker ersetzt werden, selbst wenn die reine Wissenschaft dabei einstweilen zu kurz käme.

Wie anders liegen die Verhältnisse bei der Universitätsphilosophie! Die Philosophieprofessoren stehen heute ihrer Majorität nach wirklich mehr oder weniger entschieden, was die prinzipielle Auffassung des Berufes der Philosophie betrifft, auf dem analogen, ihren Kollegen von der medizinischen Fakultät hypothetisch zugeschriebenen Standpunkte, und Regierungen und Publikum regen sich darüber nicht allein nicht auf, sondern scheinen es nicht einmal zu bemerken oder finden es wohl selbstverständlich und in bester Ordnung. Philosophie soll eine rein theoretische Wissenschaft sein und zum praktischen Leben an sich und unmittelbar in keinerlei Beziehung stehen — — — will man uns einreden.

So heißen bei Professor Zeller, einer Koryphäe, die mit dieser Auffassung der Philosophie Schule gemacht hat, Medizin, Jurisprudenz und Theologie deswegen praktische Wissenschaften, „weil sie nicht um wissenschaftlichen Erkennen als solchem, sondern an der richtigen Behandlung gewisser praktischer Aufgaben, an der kunstmäßigen Einwirkung auf die Zustände des Menschen ihren letzten Zweck haben, die wissenschaftliche Erkenntnis dagegen für diesen Zweck zwar unentbehrlich, aber doch zunächst nur ein unentbehrliches Mittel ist." Eben deshalb bedürfe aber jede von diesen praktischen Wissenschaften zu ihrer Begründung und Ergänzung der rein theoretischen Forschungen, welchen es um die Erkenntnis als solche, ganz abgesehen von ihrer praktischen Verwertung, zu tun sei. Dies könne offenbar nur eine solche Wissenschaft leisten, die von dem Besondern auf das Allgemeine zurückgehe, und das wäre nach Zeller eben die Philosophie. Näher bestimmt sei die Philosophie „Wissenschaft," die sich von den andern Wissenschaften dadurch unterscheide, daß diese alle auf die Erforschung eines besonderen Gebietes ausgingen, während die Philosophie die Gesamtheit des Seienden als Ganzes ins Auge fasse, das Einzelne in seiner Beziehung zum Ganzen und aus den Gesetzen des Ganzen zu erkennen und so einen Zusammenhang alles Wissens zu gewinnen strebe.

Ungefähr auf dasselbe wie bei Zeller kommt es hinaus, wenn Professor Wundt, ein anderer einflußreicher Denker, die Philosophie definiert als „die allgemeine Wissenschaft, welche die durch die Einzelwissenschaften vermittelten allgemeinen Erkenntnisse zu einem widerspruchslosen System zu vereinigen," oder, wie es an anderer Stelle heißt, „die Ergebnisse der Einzelwissenschaften zu einer widerspruchslosen Weltanschauung zu verbinden" habe. Der Satz des Sokrates, daß Wissen und Tugend eins seien, sei maßgebend für die ganze Lebensanschauung des Altertums gewesen. Diese Einheit von Leben und Lehre, von Wissen und Glauben gehöre unbestreitbar zu den unwiederbringlichen

Digitized by Google

Vorzügen der antiken Geistesbildung, bleibe aber trotzdem für den modernen Menschen kein wiederherzustellendes Ideal, sondern eine überwundene Entwickelungsstufe. Während sich die Philosophie in früheren Zeitaltern, besonders im Altertum, berufen gefühlt hätte, Religion zu erzeugen oder zu vernichten, zu verteidigen oder zu bekämpfen, sei das jetzt anders geworden:

„Die Philosophie kann ebensowenig mehr daran denken, Religion zu erzeugen oder zu ersetzen, wie sie sich berufen fühlt, den Staat oder die Rechtsordnung nach ihren Begriffen zu schaffen oder umzuwandeln. Ihr einziger Zweck der Religion gegenüber bleibt es vielmehr, sie zu begreifen."

Wenigstens stimmen Zeller und Wundt im allgemeinen darin überein, daß die eigentliche Aufgabe der Philosophie, wie man es heute mit einem einzigen Worte auszudrücken liebt, darin bestehe, sogenannte Universalwissenschaft zu sein. Daneben gibt es aber andere Koryphäen der Universitätsphilosophie, die der Philosophie wesentlich verschiedene Aufgaben zuweisen möchten und untereinander nur so weit übereinzustimmen pflegen, als sie sich für ihre Bestrebungen durchaus auf den Namen Philosophie kapprizieren. Die in solcher Namensverwendung liegende Willkür sucht man damit zu rechtfertigen, daß sich eine geschichtlich allgemein zutreffende Wesensbestimmung der Philosophie überhaupt nicht geben lasse, nicht einmal in Gestalt einer rein formalen Definition. Wie inhaltslos der Name Philosophie für manche Philosophieprofessoren nachgerade geworden ist, erhellt aus folgender Bemerkung Professor Meinongs über die Tendenz, den Namen auf Erkenntnistheorie allein anzuwenden:

„Meritorisch ließe sich dagegen wenig beibringen; wollte man aber schon einmal mit der usuellen Verwendung des Wortes Philosophie brechen, wäre es da nicht ratsamer, sich desselben sogleich ganz zu entschlagen? Schädigung der Sache möchte davon kaum zu fürchten sein."

Ja, wenn nur diejenigen, die auf den altehrwürdigen Namen so leichthin verzichten zu können glauben, umsonehr auf Rettung der Sache bedacht wären! Was ist aber eigentlich Sache der Philosophie? Das ist eben die wichtige Frage, von der Professor Avenarius meinte, sie sei eine „scheinbar so harmlose, in Wirklichkeit so delikate Frage," um sich dann in seiner Weise um sie herumzudrücken.

Einer der wenigen modernen Philosophieprofessoren, die sich nicht scheuen, diese Frage an der richtigen Seite anzugreifen, ist Alois Riehl, der geradezu erklärt: „Das erste philosophische Problem ist heute die Philosophie selbst als Problem. Was will und soll, — was war und ist sie?" Nach seiner Auffassung hat es ursprünglich nur eine griechische Philosophie gegeben, die, soweit sie rein theoretische Zwecke verfolgte, nichts anderes als die antike Wissenschaft sei. Niemals aber habe es der Philosophie genügt, bloße Wissenschaft zu sein. Die Wissenschaft als solche kenne den Begriff des Wertes nicht, sie erkenne, aber sie bewerteie nicht. Und darum sei die Philosophie, die von den Werten ausgehe, nicht reine Wissenschaft; sie sei mehr als Wissenschaft oder etwas anderes als Wissenschaft: „Die Kunst der Geistesführung" oder „praktische Weisheitslehre." Zwei Begriffe seien also von altersher, ohne daß man dies deutlich erkannt habe, mit dem Namen Philosophie verbunden gewesen, woraus die Aufgabe entstehe, die Einheit ihrer Verbindung zu zeigen. Nach Riehl läge die wahre Einheit dieser Verbindung darin, daß die Philosophie, insofern sie eine Wissenschaft neben andern Wissenschaften, nämlich „kritische" Philosophie oder „allgemeine Wissenschaftslehre" sei, der Philosophie als „Geistesführung" oder als „praktische Weisheitslehre" die Wege zu bereiten habe. Unter einem Philosophen habe man daher nicht bloß einen Lehrer der Wissenschaft zu verstehen, sondern seiner praktischen Bestimmung nach sei er, wie Kant ihn nenne, der Lehrer des Ideals, der auf dem Boden der Wissenschaft fußend die allgemein menschlichen Interessen zu vertreten habe. Dagegen sei es keine unterscheidende Aufgabe der Philosophie, eine „Weltanschauungslehre" zu begründen. Die Begründung und Ausführung der wissenschaftlichen Weltanschauung könne nur das gemeinschaftliche Ziel der Gesamtheit der Wissenschaften, nicht aber einer einzelnen Disziplin bilden, auch der Metaphysik nicht, die überhaupt keine Wissenschaft sei.

Von Zeller, Wundt und Genossen unterscheidet sich Riehl, wie man sieht, dadurch, daß er der Philosophie die von jenen so streng verhorresizierte Aufgabe zuerkennt, nicht nur irgend eine Wissenschaft für die Schule, sondern außerdem „Geistesführung" oder „praktische Weisheitslehre" für das Leben zu sein, also gerade das, was man sonst als selbstverständlich zu betrachten gewohnt war, was jedoch unter modernen Philosophen von Fach als „überwundene Entwicklungsstufe" gelten soll. Wie man ferner ohne weiteres sehen muß, ist dieser Gegensatz von einer solchen prinzipiellen Bedeutung, daß entweder ausschließlich auf der einen oder ausschließlich auf der anderen Seite mit Fug und Recht von Philosophie gesprochen werden kann. Bestenfalls wäre es noch im Sinne Nietzsches — abgesehen von seinen Ueberschwenglichkeiten — der Gegensatz zwischen „philosophischen Arbeitern nach dem edlen Muster Kants und Hegels," „die irgend einen großen Taldestand von Wertschätzungen — das heißt ehemaliger Wertsetzungen, Wertschöpfungen, welche herrschend geworden sind und eine Zeit lang „Wahrheiten" genannt werden, festzustellen und in Formeln zu drängen" haben, und den „eigentlichen Philosophen," die „Befehlende und Gesetzgeber" sind, die sagen „so soll es sein!" und erst das Wohin? und Wozu? des Menschen bestimmen. Durchschnittlich gilt aber von der modernen „wissenschaftlichen" Universitätsphilosophie folgendes Verdikt Nietzsches:

„Die Wissenschaft blüht heute und hat das gute Gewissen reichlich im Gesichte, während das, wozu die ganze neuere Philosophie allmählich gelangten ist, dieser Rest Philosophie von heute, Mißtrauen und Mitleid, wenn nicht Spott und Mitleiden gegen sich rege macht. Philosophie auf „Erkenntnistheorie" reduziert, tatsächlich nicht mehr als eine schüchterne Epochistik und Enthaltsamkeitslehre: eine Philosophie, die gar nicht über die Schwelle hinwegkommt und sich peinlich das Recht zum Eintritt verweigert — das ist Philosophie in den letzten Zügen, ein Ende, eine Agonie, etwas das Mitleiden macht. Wie könnte eine solche Philosophie — herrschen!"

Dieser Gegensatz in der Auffassung vom eigentlichen Berufe der Philosophie ist es nun auch, der die Haupt- und Erbsünde der bisherigen Universitätsphilosophie, diejenige Riehls selbst nicht ausgenommen, aufs handgreiflichste zum Vorschein kommen läßt. Philosophie ist, wie das Wort seiner klaren Etymologie gemäß im ganzen Altertum verstanden wurde, Liebe zur Weisheit, zur Lebensweisheit, und äußert sich nicht nur als theoretisches Weisheitsstudium sondern zugleich als das private wie das öffentliche Leben durchdringende praktische Weisheitsübung. Weisheit ist die „Geistesführerin" (animorum magistra), ist die „Lebenskünstlerin" (artifex vitae), heißt es kurz und gut bei Seneka. Insofern ist Philosophie mit Religion identisch, wobei jedoch Religion nicht mit Theologie verwechselt werden darf. Jede echte Religion, wie das Christentum, ist ein ganzes Lebensweisheitssystem. Wie die herrschenden Religionen öffentliche Philosophien sind, so stellen die Philosophien eines Pythagoras, Sokrates, Platon, Zenon, Epikur, Hobbes, Holbach, Rousseau, Comte, Dühring private Religionen dar. Wenn daher von der Wahrheit und Vortrefflichkeit ihrer Religion überzeugte Christen bekennen, das Christentum sei zugleich ihre Philosophie und sie brauchten keine andere, so haben sie damit auf ihrem Standpunkte ganz recht. Ebenso recht haben aber diejenigen, die, überzeugt von der Falschheit und Gemeinschädlichkeit des Christentums, auf seinen Ersatz durch ein vollkommeneres Lebensweisheits-System sinnen,

Digitized by Google

mögen sie dafür den Namen Religion oder Philosophie oder einen neuen, noch nicht mißbrauchten, zu wählen für gut finden. Deshalb sind aber auch Konflikte zwischen den Bekennern der verschiedenen Religionen und Philosophien unausweichlich. Auf dem Kampfe ums Dasein, den Religionen und Philosophien untereinander führen, beruht aller ethische Kulturfortschritt, sowie aller ethische Kulturrückschritt, je nachdem ob eine vollkommenere Religion oder Philosophie als Siegerin hervorgeht oder einer unvollkommeneren das Feld räumen muß.

Die Haupt- und Erbsünde der Universitätsphilosophie besteht eben darin, daß sich ihre Vertreter der großen Mehrzahl nach an diesem wahrhaften Kulturkampfe entweder unter dem Vorwande, nichts als um die Wissenschaft rein ihrer selbst willen interessierte Denker sein zu dürfen, gar nicht beteiligen, oder falls sie sich doch dazu angetrieben fühlen, dies, anstatt im Vordertreffen zu stehen, auf so unsäglich laue und flaue Weise besorgen, daß damit nur die unter den Gebildeten heute mehr als je grassierende Lauheit und Flauheit in allen auf Hebung des ethischen Kulturniveaus zielenden Fragen befördert wird. Daß, was das Verhalten der zweiten Art betrifft, auch Riehl keine durchaus rühmliche Ausnahme bildet, zeigt schon der sonderbare Doppelberuf, den er der Philosophie als etwas Wesentliches beigelegt wissen möchte, wonach sie also förmlich eine Art geistiger Zwillingsbildung wäre. Nein, die Philosophie besitzt kein derartiges Doppelwesen und hat nie eins besessen, ebenso wenig wie die Religion, so oft und so viel sich beide auch herausgenommen haben, den Spezialwissenschaften ins Handwerk zu pfuschen. Alle Achtung vor der „allgemeinen Wissenschaftslehre," wie Riehl sie verteidt, aber als solche ist sie eine so selbständige Spezialwissenschaft wie eine andre und gewinnt ihre Daseinsberechtigung nicht erst durch die Philosophie als „Weisheitslehre" oder im Bunde mit ihr. Ebenso ist sie nicht die einzige oder die wichtigste, sondern nur eine von den Spezialwissenschaften, die der Philosophie als Weisheitslehre die Wege zu bereiten haben. Uebrigens führt sich Riehl selbst ad absurdum, wenn ihm gelegentlich die Bemerkung entschlüpft:

„Ob man den Namen Philosophie — wie ich es für richtiger halten würde — ausschließlich zur Bezeichnung ihrer zweiten, ethisch-praktischen Aufgabe anwenden, oder wie bisher auch für ihren rein wissenschaftlichen Teil gebrauchen will, ist als eine Sache bloßer Benennung nur von geringer Erheblichkeit."

Auf Kant und dessen Unterscheidung zwischen „Schulbegriff" und „Weltbegriff" der Philosophie darf sich Riehl zur Rechtfertigung für seine Auffassung am allerwenigsten berufen, wie schon aus folgenden Aeußerungen Kants hervorgeht;

Die „eigentliche Bedeutung" von Philosophie sei „Weisheitslehre." — „Der praktische Philosoph, der Lehrer der Weisheit durch Lehre und Beispiel, ist der eigentliche Philosoph. Denn Philosophie ist die Idee einer vollkommenen Weisheit, die uns die letzten Zwecke der menschlichen Vernunft zeigt (Werke, herausgegeb. v. Rosenkranz, I. 660 — III. 185).

Glücklicherweise hängt Bestand und Fortschritt der Philosophie, wie ihre Geschichte beweist, nicht davon ab, welchen Begriff sich die Universitätsphilosophen von ihr zu machen belieben. Philosophie als Lebensweisheit ist und bleibt ein Bedürfnis aller besseren Naturen und läßt sich nur mit diesen selbst ausrotten. Gerade diejenigen, die dieses Bedürfnis am lebhaftesten gefühlt haben, sind keine Philosophieprofessoren gewesen, was von Nietzsche also begründet wird: „Es kommt nämlich vor, daß der Staat vor der Philosophie überhaupt Furcht hat, und gerade, wenn dies der Fall ist, wieder umsonehr Philosophen an sich heranzuziehen sucht, welche ihm den Anschein geben, als ob er die Philosophie auf seiner Seite habe."

Zur Sozialpolitik des Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches.

Von Dr. Netter (Karlsruhe).

III.

(Schluß).

Vom Vertragsrecht in dem dargelegten Sinne unterscheidet sich in sozialpolitischer Beziehung das Familienrecht in zwei wesentlichen Punkten. Dort wird ein scharfer Kontrast durch die Tatsache geschaffen, daß auf der einen Seite die im Besitze von Eigentum und Erwerbsmitteln Befindlichen durch diese Macht über andere Menschen erlangen, die Besitzlosen dagegen eines mehr oder minder wesentlichen Teils ihrer Persönlichkeit und Freiheit sich entäußern müssen, um überhaupt eine relative Freiheit erlangen zu können. Der Fabrikherr bleibt in der Entwicklung und Betriebigung seiner persönlichen Bedürfnisse gleich frei, ob er die Hälfte oder ein Drittel seines Kapitals in der Fabrik investiert; der Fabrikarbeiter aber muß jedenfalls einen sehr beträchtlichen Teil seines Kapitals, das heißt seiner Arbeitskraft „investieren," um sich wenigstens die Befriedigung seiner primitivsten Bedürfnisse ermöglichen und in dem geringen Umfang seine Persönlichkeit entwickeln zu können, den ihm der tägliche Frohndienst „frei" läßt. Hier besteht also die sozialpolitische Aufgabe des Rechts in der Unterstützung der Besitzlosen gegen die Besitzenden; in der Regelung der Besitzverhältnisse und der daraus entspringenden Wirkungen sind die Forderungen zu verwirklichen, die im Interesse einer Entwicklung der größtmöglichen Fähigkeiten der größtmöglichen Zahl an das Recht herantreten. Im Familienrecht beruht die Ungleichheit nicht — oder doch jedenfalls nicht in erster Linie — auf dem Besitz, sondern auf der natürlichen oder sagen wir besser geschichtlich überkommenen Ueberlegenheit des einen Geschlechts über das Andere. Nach Lage der Verhältnisse ist der „Schwache," der, dem das Gesetz zu Hilfe kommen muß, auf diesem Gebiet die Frau, sowohl die Frau als Gattin, wie die Frau als Mutter, insbesondere auch die uneheliche Mutter und in beiden Fällen das (eheliche und das uneheliche) Kind.

Viel stärker und eingewurzelter als auf dem Gebiete des Vertragsrechts sind auf dem Gebiete des Familienrechts die überkommenen Werturteile, die festgewurzelten Ansichten und Gefühle der Allgemeinheit. Damit hängt es zusammen, daß hier viel klarer als dort die Einsicht herrscht in die sozialethische Notwendigkeit fester und unabänderlicher Rechtssätze. Im Familienrecht gilt daher seit Alters her nicht das Prinzip der Vertragsfreiheit, sondern das entgegengesetzte des Ausschlusses der Vereinbarung gegenüber der gesetzlichen Regelung. Niemand würde es für zulässig halten, wenn das Gesetz etwa bestimmen wollte, daß die Ehegatten durch einen einfachen Vertrag die Ehe oder ihre Verpflichtungen gegen die Kinder aufheben können; daß die Beteiligten durch Vertrag die Rechtsfähige über die Vormundschaft ausschließen können. Obwohl also hier die Interessengegensätze infolge des beiderseitigen Bewußtseins der sittlichen Verpflichtung keine so scharfen sind, wie im Obligationenrecht, ist im Familienrecht doch eine eingehende Regelung der einzelnen Institute erfolgt; worans ein weiterer Rückschritt gehoben ist darauf, wie unrichtig, im rechtlichen und sittlichen Sinne, die Herrschaft der Vertragsfreiheit im Vertragsrecht ist. Die festere Verknüpfung von Recht und Sittlichkeit im Familienrecht — Sittlichkeit hier im Sinne der objektiv herrschenden sittlichen Anschauungen genommen — bedingt aber hier eine etwas veränderte Anwendung des historischen Prinzips unter dem sozialpolitischen Gesichtspunkt. Denn es prägen sich demnach die Wandlungen des Zeitbewußtseins in Fragen des Familienrechts — Ehe, Kindesverhältnis, Vormundschaft — viel rascher und viel eindeutiger aus als etwa die in Bezug auf das Arbeitsverhältnis. Der einsichtige Sozialpolitiker kann

Digitized by Google

und wird dem Gesetzgeber im Obligationenrecht die Pflicht nicht ganz bestreiten können, den überkommenen Besitzstand maßvoll zu konservieren und in der rechtlichen Regelung der im Flusse befindlichen Umwandlungen mit gebührender Sorgfalt zu verfahren. Der sozialethische Charakter der Familie und Ehe dagegen hat sich tatsächlich bereits derartig verwandelt, daß es nicht Aufgabe des Gesetzgebers mehr sein kann, Zustände und Anschauungen, die durch die tatsächliche Entwicklung bereits überholt sind, kurzsichtig in den Sätzen seines Gesetzes zu einer kurzen und ruhmlosen Auferstehung zu wecken; denn kurz und ruhmlos wird die Wirksamkeit jeder Gesetzesvorschrift sein, die von dem allgemeinen Zeitbewußtsein nicht getragen wird. Solche Rechtssätze sind sozialpolitisch falsch; denn sie drücken einen Teil des Volks, der tatsächlich bereits die neugeweckten Kräfte in den Dienst der Gesamtheit zu stellen begonnen hat, künstlich in die Fessel des Gesetzes.

Es müßte hier die ganze Frauenfrage aufgerollt werden, um im Einzelnen festzustellen, in wieweit von diesem Standpunkt die Vorschriften des B. G. B. sozialpolitisch wertvoll oder schädlich sind. Bekannt dürfte sein, daß sowohl gegen den Entwurf wie gegen das fertige Gesetz die verschiedensten Richtungen der Frauenbewegung, nicht nur die radikalen, einen — im Großen und Ganzen wohl erfolglosen — Kampf führten und führen. Diese Bestrebungen, insbesondere die der radikalen Parteien, können nicht ganz von Doktrinarismus freigesprochen werden. Denn dies ist jedenfalls nicht zu verkennen, daß die Frau durch das B. G. B. mindestens in vielen Teilen unseres Vaterlandes, insbesondere in den bisher französisch-rechtlichen (Rheinprovinz und Baden), gegenüber ihrer seitherigen Rechtslage eine bedeutend vermehrte Freiheit und Selbständigkeit erlangt hat. Die Frau ist grundsätzlich gleichberechtigt mit dem Manne (was sie bisher durchaus nicht in allen Rechten war); soweit ihre Handlungs- und Verfügungsfreiheit Einschränkungen erleidet, sind diese durch das eheliche Güterrecht bedingt.

Die Art und Weise, wie das B. G. B. die Vermögensverhältnisse innerhalb der Ehe geregelt hat, ist indessen Gegenstand heftiger Angriffe gewesen. Wohl mit Unrecht. Das B. G. B. setzt einen Güterstand als den gesetzlichen fest; er tritt ein, sofern die Ehegatten keine abweichende Regelung vereinbaren. Nach ihm behalten die Ehegatten ihr in die Ehe eingebrachtes Vermögen zu Sondereigentum; der Mann aber übernimmt die Verwaltung des weiblichen Einbringens und hat daran die Nutznießung, trägt aber auch die Lasten der ehelichen Gemeinschaft. In einer großen Zahl von Fällen wird diese Regelung den Interessen beider Ehegatten entsprechen. Wo im Einzelfall dies nicht zutrifft, stellt das Gesetz vier andere Formen zur Verfügung, die sich zwischen völliger Gütertrennung und völliger Gütergemeinschaft abstufen. Es ist also gesetzlich wohl ausreichend Fürsorge getroffen, in jedem Fall die vollkommenste Regelung der materiellen Seite der Ehe zu sichern, freilich unter der Voraussetzung, daß die Beteiligten von ihren Rechten Gebrauch machen und Eheverträge schließen. Die Frauenbewegung hat denn auch eine lebhafte Propaganda für Einbürgerung der Eheverträge entfaltet und so ihr Teil jedenfalls dazu beigetragen, hierin den sozialen Absichten des Gesetzes zur Durchführung zu verhelfen.

Nicht so zutreffend ist die ideelle Seite der Ehe geordnet. Hier ist das Gesetz durch religiöse und — mißverstandene — ethische Rücksichten beeinflußt worden; oder vielmehr die parlamentarischen Mehrheitsverhältnisse, das Zentrum voran, haben ihren reaktionären Einfluß geübt. Das Ergebnis ist, daß durch diese Regelung wertvolle sittliche Kräfte an der Entfaltung gehindert, unsittliche unterstützt und befördert werden, daß das Gesetz ein reiches Maß von Elend und Kummer, von bitterer Seelennot mit seinen Netzen verdeckt und die vertieferen ethischen Anschauungen, die gerade über das Wesen der Ehe in der Bildung begriffen sind, feinerseits mit aller Macht an der Entwicklung zu verhindern sucht. Das werden die unausbleiblichen Wirkungen der im Gesetz aufs Aeußerste erschwerten Ehescheidung sein. Nicht nur in der Auffassung der „Wenigen," sondern in den weitesten, jedenfalls in den besten Kreisen unseres Volks hat die Ehe heute den Charakter eines Gewaltverhältnisses durchaus verloren; es läßt sich ruhig als allgemeine Anschauung bezeichnen, daß die Ehe um so sittlicher, um so tiefer ist, je mehr sie auf vollkommener Freiheit beruht, je mehr sie jeden Zwangs entbehrt und nur durch innerliche, seelische Bande zusammengehalten wird. Ist auch die Zahl der in ihren Vorurteilen und ihrer Selbstsucht Erstarrten noch reichlich groß genug, so sind diese ethischen Anschauungen doch hinreichend tief eingewurzelt, um ein Gesetz auf ihnen aufbauen zu können. Vollends aber muß es entsittlichend wirken, wenn eine innerlich zerbrochene und gelöste Ehe durch die Fessel des Gesetzes zusammengehalten und Mann und Frau in lebenslangem Martyrium aneinandergeschmiedet werden. Ins Einzelne des Ehescheidungsrechts einzugehen ist in diesem Zusammenhang leider nicht möglich; daher auch keine Prüfung der Frage, wie dennoch diese Bestimmungen in dem sozialpolitisch wünschenswerten Sinne gehandhabt werden können. Soviel dürfte durch das Gesagte wohl bewiesen sein, daß es ein durchaus einseitiger Standpunkt Mengers ist anzunehmen, die Wichtigkeit, die man der Ehescheidungsfrage beilegt, entspringe „vorherrschend aus der Nervosität und Ueberfeinerung der höheren Stände."

Gegen eine Erleichterung der Ehescheidung führt man meistens die Verpflichtung gegen die Kinder ins Feld. Jedoch mit Unrecht; denn der materiellen Verpflichtung kann auf anderem Wege genügt werden, die Erfüllung der ideellen dagegen ist unmöglich, wo Vater und Mutter feind und kalt sich gegenüberstehen.

Dies führt zur Betrachtung der Rechtsnormen, die sich mit der Stellung von Mutter und Kind außerhalb der Ehe, mit anderen Worten mit den Rechtsfolgen des außereheliches Geschlechtsverkehres befassen. Auf seinem Gebiet ist die Kritik der Rechtsnormen unter sozialpolitischem Gesichtspunkt zu größerer Vorsicht und Zurückhaltung genötigt. Denn die hier zu regelnden Probleme hängen aufs Engste zusammen mit den Problemen, die uns die sexuelle Frage aufgibt und die sicher zu den schwierigsten, aber auch zu den bedeutsamsten für die Entwicklung der Kultur und Sittlichkeit gehören. Jedenfalls ist es ein naiver Glaube der Gesetzgeber gewesen, die da meinten, durch eine allzu große Verbesserung der Lage der unehelichen Mütter und Kinder könnte leicht — wie die Motive sich geschmackvoll ausdrücken — „das Ueberhandnehmen der unehelichen Kinder gefördert" werden. Wenn dieser Satz außer im Hirne eines weltfremden Juristen sonstwo noch Geltung hätte, so wäre das sexuelle Problem zum größten Teil gelöst: Mit Einführung des B. G. B. würde jeder Anreiz schwinden, das „Ueberhandnehmen" zu fördern, denn Kapital läßt sich aus seinen Normen gewiß nicht schlagen. Nicht minder falsch ist aber die Ansicht Mengers „nur straf- und vermögensrechtliche Rechtssätze könnten die höheren Stände von Eingriffen in das Geschlechtsleben der besitzlosen Volksklassen abhalten." Abgesehen davon, daß ja bekanntlich die etwa 9%% der unehelichen Geburten (auf 100 eheliche) nicht einzig und allein aus Verbindungen reicher Männer mit armen Mädchen stammen, wird wohl keiner der Beteiligten in den in Betracht kommenden Fällen erst im B. G. B. nachschlagen, welche Verpflichtungen oder Rechte ihm erwachsen, und danach sein Verhalten einrichten. Offenbar ist der einzige Gesichtspunkt, der sozialpolitisch hier maßgebend sein kann, der, wie Mutter und Kind soweit geschützt werden können, daß nicht alle Folgen des Fehltritts die Mutter und jedenfalls keine das durchaus unschuldige Kind treffen. Man preist vielfach die Vorschrift des B. G. B., wonach der Vater verpflichtet ist, dem Kinde Unterhalt bis zum 16. Lebensjahre zu ge-

Digitized by Google

währen; und sicher ist das ein bedeutsamer und erfreulicher Fortschritt gegenüber manchen früheren Gesetzen, z. B. dem französischen Recht, das die Erforschung der Vaterschaft verbot. Nur übersieht man dabei, daß dieser Unterhalt sich lediglich nach der Lebensstellung der Mutter richtet, also der reiche Wüstling, der ein armes Ladenmädchen verführt, keineswegs verpflichtet ist, mehr für sein Kind zu tun, als ihm eine dem Stande der Mutter entsprechende Rente zu zahlen, in dem Falle also vielleicht 15—20 Mark im Monat. Die Proletarisierung eines solchen Kindes ist damit besiegelt; und sei es noch so fähig und tüchtig, es wird auf seinem Dornenwege nie zu einer freien und frohen Entfaltung seiner Kräfte kommen. Vollends aber, wenn seine Mutter während der Empfängniszeit auch nur mit einem Manne noch intim verkehrte — man denke z. B. den gewiß nicht seltenen Fall, daß ein armes Mädchen, das heiraten will und einen Bräutigam hat, den verlockenden Anerbietungen irgend eines reichen Verführers nicht widersteht — dann muß das Kind dies büßen; es hat in diesem Falle keinen Unterhaltsanspruch, es sei denn den gegen die uneheliche Mutter, die freilich selbst nicht weiß, wie sie sich unterhalten soll. Denn ihre Rechte sind aufs Aeußerste beschränkt. Von den Kosten der Entbindung und dem Ersatzanspruch für unmittelbar dadurch gebotene Aufwendungen abgesehen hat sie keinen Entschädigungsanspruch nur, wenn ihr der Verführer die Ehe versprochen hatte oder wenn er ein Sittlichkeitsverbrechen an ihr verübte. In allen anderen Fällen nicht. Im Falle einer Fehlgeburt vor dem 6. Monat der Schwangerschaft hat sie gar keinen Anspruch. Während sie in unzähligen Fällen genötigt sein wird, infolge ihrer Schwangerschaft ihre Stellung aufzugeben — man denke an Dienstmädchen, Ladenmädchen, Arbeiterinnen u. s. w. — und dadurch gerade vor der Niederkunft, in körperlich ohnedies geschwächtem Zustand, der bittersten Not preisgegeben ist, gewährt ihr das Gesetz erst einen Anspruch, wenn das Kind geboren ist. Dies ist die Würdigung der außerehelichen Mutterschaft im deutschen Rechte anno 1900.

Im engen Zusammenhang mit diesem Gebiete steht eine Frage, die hier nur gestreift werden soll, deren sozialethische Bedeutsamkeit indessen gewiß nicht gering ist. Soll die Mutter zur Stillung ihres Kindes *persönlich* verpflichtet sein? Das Gesetz sagt hierüber freilich nichts; und es tut gut daran, denn es schweigt nicht etwa, wie Menger in seiner Einseitigkeit auch hier annimmt, weil dies „die Bequemlichkeitsinteressen der höheren Stände fordern,“ sondern, weil es ein geradezu absurder Gedanke wäre, wollte ein Gesetz, wie Menger fordert, die ehelichen Mütter der wohlhabenden Bevölkerungsklassen“ oder gar jede „gesunde eheliche und uneheliche Mutter“ verpflichten, ihr Kind selbst zu stillen. Weder in der Competenz noch in der Macht des Rechts liegt es, hierüber eine Bestimmung zu treffen, solange wir wenigstens unser höchstes Gut, die eigene sittliche Verantwortlichkeit, nicht antasten wollen. Eine ganz andere Frage ist freilich, ob die sozialethischen Verpflichtungen, die hier moralisch ebenso zweifellos bestehen, wie sie, freilich häufig unter dem unwiderstehlichen Druck der Not, tatsächlich verletzt werden, nicht indirekt durch das Recht unterstützt werden könnten. Es ließe sich durchaus verteidigen, wenn der Ammenvertrag in irgend einer Form rechtlich geregelt oder doch kontrolliert würde. Die Anregung Mengers, die Ammenverträge von vormundschaftsgerichtlicher Genehmigung abhängig zu machen, verdient jedenfalls ernste Beachtung, auch wenn man wohl berücksichtigt, daß hier ganz andere Fragen mit hineinspielen als rein juristische.

Wir haben damit die Tätigkeit des Vormundschaftsrichters gestreift. Ueber sie wäre einiges Wenige von unserm Standpunkt aus noch zu sagen. In erster Reihe kommt hier in Betracht, daß jedes uneheliche Kind einen Vormund haben muß. Desgleichen jedes eheliche Kind, dessen Eltern gestorben sind oder dessen allein noch lebende Mutter einen Beistand wünscht. Auch wenn die Eltern eines ehelichen Kindes noch leben, ihre Erziehungspflichten aber grob vernachlässigen, sind dem Vormundschaftsrichter weitgehende Rechte eingeräumt, die ihn jedenfalls in die Lage setzen, für das körperliche und sittliche Wohl der Minderjährigen die einschneidendsten Maßnahmen zu treffen. Der Vormund selbst untersteht in seiner ganzen Tätigkeit der Kontrolle des Gerichts; seine Verantwortlichkeit ist juristisch scharf und nachdrücklich ausgeprägt. Auf diesem Gebiet sind also die gesetzlichen Vorschriften sozialpolitisch richtig. Es kommt nur darauf an, wie sie gehandhabt werden.

Fassen wir das Ergebnis der Untersuchung zusammen, so zeigt sich: Die Sozialpolitik des B. G. B. ist in vielen Richtungen eine durchaus unzulängliche. Es ist dies bis zu einem gewissen Grade entschuldbar bei einem Gesetze, das mitten in der Zeit geschaffen wurde, die wiederhallt vom Kampfe der Interessen und Theorien, in der soziale Probleme ebenso alle denkenden und vorurteilslosen Köpfe erfüllen, wie ihre Lösung umstritten und im Flusse ist, in der für die Gesetzgebung neue, ungewohnte Aufgaben entstehen, denen sie unmöglich beim ersten, ernsten Versuche sich gewachsen zeigen kann. Daneben aber zeigt das B. G. B. in vielen Beziehungen wertvolle Tendenzen einer zielbewußten Sozialpolitik auf; ihre tatkräftige Ausnützung und Durchbildung in lebendiger Praxis ist geeignet, den neuen Gesetze eine ehrenvolle Stelle in den Ringen um die Lösung der sozialen Probleme aufzuweisen. Diese Möglichkeiten lassen sich in dreifacher Hinsicht ausgestalten. Die sozialpolitische Bedeutung des B. G. B. aber liegt darin, daß es diese Möglichkeiten schafft und ihnen die rechtliche Grundlage gibt. Es handelt sich einmal um den Geist der Rechtsprechung und Rechtspflege, sodann um die Ethisierung des Rechtsbewußtseins, endlich um die Förderung einzelner bestimmter sozialer Reformen.

Das B. G. B. weist in vielen seiner Rechtssätze den Richter hin auf „die guten Sitten,“ auf die Anschauungen des „Verkehrs,“ auf sein „billiges Ermessen,“ auf die „Sittlichkeit,“ auf die Beurteilung, ob ein Verhalten einen Mißbrauch der Erziehungspflicht enthalte, u. a. m. Hier überall liegt es in der Hand des Richters, welche sozialpolitische Bedeutung unser Gesetzbuch erlangen wird. Alle Mittel, die geeignet sind, Richter und Rechtspflege mit sozialem Geiste zu durchdringen, dienen damit indirekt den höchsten Aufgaben unseres wie jeden Rechts. Es wird hier zwörderst eine Selbsterziehung des Richters zu klarem, reifen Erfassen des Geistes seiner Zeit, der Tatsachen und Tendenzen des wirklichen Lebens in Betracht kommen. Das erfordert eine teilweise Umbildung des rein formalistisch-begrifflichen Denkens, ein Arbeiten für das Leben und aus dem Leben. Diesen Schritt aber wird die Rechtswissenschaft machen müssen, nicht nur im Interesse der Lösung sozialer Probleme, viel mehr noch aus eigenstem Interesse an ihrer fruchtbaren Weiterentwicklung. Doch wird das nur geschehen können auf der Basis einer veränderten Vorbildung unserer Juristen, angepaßt ihren veränderten Berufsaufgaben und ihren veränderten Berufspflichten. Die spezifisch und ausschließlich juristische Vorbildung — im engeren Sinne dieses Wortes — erzieht so wenig Juristen im wahren Wortsinne wie die Kenntnis aller modernen und antiken Gesetzbücher Kenntnis des Rechts, des Rechten und Richtigen, gewährleistet. Ohne vertiefte sozialwissenschaftliche, insbesondere sozialethische und rechtsphilosophische Vorbildung werden uns die juristischen Fakultäten wohl geschickte juristische Handwerker und Techniker, aber keine Juristen, keine Richter und Anwälte des Rechts erziehen.

Diese eine Vorbedingung sucht ihre Ergänzung auf dem Gebiete der Rechtsverfolgung. Denn selbst der beste Richter würde seine oberste Pflicht verkennen, wollte er der an juristischen Kenntnissen oder materiellen Mitteln ärmeren Partei einseitig helfen. Es ist ein ebenso gedankenloser wie undiskutierbarer Vorschlag Mengers, daß „der Richter als

Digitized by Google

Richter die Vertretung der armen Partei übernehmen solle.“ Denn höher als alle Sozialpolitik steht ihr Leitgedanke: Gerechtigkeit. Ihr, nicht den Armen, nicht den Reichen zu dienen ist des Richters Pflicht. Doch ist es richtig, daß der Besitzlose vielfach zurückgesetzt ist bei der jetzigen Organisation unserer Rechtsverfolgung. Dieser Mißstand bedarf unsomehr der Abstellung, je unklarer und schwieriger gefaßt unsere modernen Gesetze sind, an ihrer Spitze vielfach das B. G. B. Auch hier macht Menger — neben unbrauchbaren — manch beachtenswerte Vorschläge. Das Armenrecht unseres geltenden Prozeßrechts reicht jedenfalls nicht aus. Für die Anwälte des Rechts dürfte hier die Zukunft eine schöne und dankbare Aufgabe bergen. Je tiefer soziale und sozialethische Anschauungen das allgemeine Bewußtsein durchdrungen haben, desto leichter wird es sein, solche Reformen durchzusetzen. Aber desto lebendiger wird auch der Einfluß sein, den sie auf die Richter ausüben. Auch die Richter sind Kinder ihrer Zeit, Söhne unseres Volks. Je intensiver ein sozialer Geist alle Volksschichten durchdringt, desto sicherere Gewähr wird uns, daß die Rechtspflege in solchem Geist gehandhabt wird. An den geltenden Anschauungen wird der Richter sein Urteil bilden, sie werden ihn in seinem ganzen Entwicklungsgang, in seinem täglichen Verkehr, in seiner Lektüre und in seinen Gesprächen beeinflussen. In diesem weiteren Sinne muß jede ausgebreitete und intensive Arbeit im Sinne der sittlich-sozialen Ideale eine, wenn auch nicht direkt feststellbare, so doch sichere Einwirkung auf Recht und Rechtspflege ausüben.

Dies wird sie insbesondere, soweit sie praktisch sich betätigt in Durchführung bestimmter sozialer Reformen. Nach alle dem Gesagten wird dies kaum näherer Erörterung bedürfen. Eine soziale Gestaltung des Arbeitsvertrags hängt aufs Engste zusammen mit der Ausbildung des Arbeitsnachweises, mit der Durchführung weitgehenden Arbeitsschutzes, mit der Befreiung des ländlichen und häuslichen Gesindes, mit der rechtlichen Regelung der Hausindustrie. Die tiefgreifenden sozial-ethischen Wirkungen des Mietvertrages stehen in unlöslicher Beziehung zur Entwicklung der Baugenossenschaften, des Kommunalen Wohnungswesens, der Bodenreform, ja schließlich mit den kunstgewerblichen Bestrebungen. Die Ausgestaltung des Eherechts im Ganzen und im Einzelnen erfordert ein tätiges und zielbewußtes Eingreifen der Frauenbewegung, wie auch nur durch sie die sittliche Kultur der Frauen und damit die Gesamtkultur die Förderung erfahren kann, die notwendig ist im Interesse der schwierigen und tiefen Probleme, die hier der Lösung harren. Nur durch die volle Emanzipation der Frauen endlich, durch ihre Erziehung zu voller und tiefer Erfassung der ihnen obliegenden hohen Pflichten kann das Fürsorgewesen und die Armenpflege die Erweiterung und Vertiefung erfahren, ohne die eine Einwirkung des Vormundschaftsgerichts unmöglich ist. Zugleich aber ist dies auch der sicherste und zuverlässigste Weg für die Reform der Erziehung überhaupt, für ihre Vertiefung, Verbesserung und bewußte Durchdringung mit sozialen Idealen. Recht und Volk und Sozialreform können nur gedeihen, alle Sozialpolitik kann nur dann fruchtbare und vertiefte Wirkungen zeitigen, wenn die Hingabe an große und ernste Lebensideale, das volle Einsetzen der ganzen Persönlichkeit im Dienste der sozialen Pflichterfüllung mit dem heranreifenden Kinde reift und im erwachsenen Menschen zu vollem Menschtum sich auslebt.

Streiflichter.

„Frigkeit oder Richtigkeit.“ Aus Anlaß der Krimmitschauer Aussperrung schreibt Graf von Hoensbroech im Februarheft von „Deutschland“ (Berlin, C. A. Schweitschke und Sohn) Worte, die seit Beginn der deutschen ethischen Bewegung in ähnlicher Form oft aus unseren Reihen ertönt sind und die ihrer ganzen ungeheuren Wichtigkeit wegen auf die Dauer nicht nur Worte bleiben, sondern sich zu Taten verdichten müssen: Es heißt da:

„Die Macht der Presse! Wer erkennt sie mehr und freudiger an, als ich. Aber dieser machtvollen Stellung entspricht ein Pflicht-, ein Verantwortungsgefühl, das nicht immer ganz empfunden, nur selten voll betätigt wird. Die Aufgabe der Presse ist nicht die schnelle, sondern die wahrhaftige Berichterstattung. Alle „Frigkeit“ muß zurücktreten hinter der Wahrheit. Stehen alle Redaktionen auf diesem Grundsatz? Geht ihnen die Wahrheit des Inhaltes ihres Blattes über Parteirücksicht, über Sensation? Wie ganz anders sähe es in unserem Deutschland, in der Welt aus, wenn diese Fragen bejaht werden könnten! Wohl weiß ich, welchen Schwierigkeiten gerade die Forderung nach wahrhaftiger Berichterstattung begegnet: Man muß sich auf andere verlassen, man will die ersten, die schnellsten Meldungen haben, die Zeit zur Nachprüfung fehlt, die Neugierde, um nicht zu sagen die Sensationslust des Publikums soll befriedigt werden, u. s. w. Aber je mehr Schwierigkeiten gerade der hauptsächlichsten Anforderung gegenüber stehen, die eine wirklich gute und vornehme Presse an sich selbst stellen muß, um so größer muß die Anstrengung sein, dieser Forderung zu entsprechen. Ohne Erfüllung dieser Forderung ist es unmöglich, daß die Presse ihrer hohen Aufgabe gerecht wird: Wahrheit und Aufklärung zu verbreiten; ist es unmöglich, daß sie zu einem Bildungsmittel für das Publikum wird. Die Presse fällt ab von ihrem Beruf, wenn sie Rücksicht nimmt auf Leidenschaften und Instinkte der Menschen. Fort mit der Sensation in der Presse! Lieber einen gewissenhaft, wahrheitsgetreu abgefaßten Bericht 48 Stunden später, als einen „fixen,“ sensationellen aber schiefen, irreführenden Bericht. Wir Zeitungsleser können nach dieser Richtung hin viel tun. Scheuen wir die Mühe nicht, uns hinzusetzen und der Redaktion zu schreiben, wann immer uns ein Artikel nach Inhalt oder Aufzug mißfällt, wann immer wir Falsches, Schiefes in unserm Blatt entdecken. Jede anständige Redaktion wird uns Dank wissen; aber auch abgesehen davon, wir tun so unsere Pflicht, wir wirken mit, daß die Großmacht der Presse eine Großmacht werde — es kann das nicht genug wiederholt werden — der Wahrheit und Aufklärung.

So dankenswert der Appell an das feinde Publikum auch ist, einen großen Erfolg erwartet wohl niemand davon. Eine praktische Reform müßte u. E. von einer anderen Seite ausgehen, nämlich von weitblickenden und gemeinnützig denkenden Kapitalisten, die es gelernt haben, daß der Dienst an idealen und dem Ganzen zugute kommenden Bestrebungen nicht notwendig mit realen Verlusten und Opfern des Einzelnen erkauft zu werden braucht. (Beispiele: Die Wohlfahrtseinrichtungen der Industrie, ja unsere ganze soziale Gesetzgebung, die indirekt immer wieder den zuerst Opferbringenden zu gute kommen, bis zu dem Beispiel der aus idealen und gemeinnützigen Ideen geborenen und doch wohl rentierenden Schillertheater!). Ich meine die Gründung einer Telegraphen-Agentur nach dem Muster der vielen bestehenden, nur mit dem Unterschiede, daß die „Frigkeit“ der Berichterstattung neidlos den alten Institutionen überlassen bleibe, dafür aber die „Richtigkeit“ oberstes und leitendes Prinzip wäre.

Natürlich bedürfte es dazu nicht nur eines gewaltigen Kapitals — aber wie hilflos sind doch auch manche Multimillionäre der neuen Welt bei ihren Millionenstiftungen für Zwecke, die nicht annähernd dieselbe Bedeutung für die gesamte Kulturwelt haben, wie dieser — sondern auch eines in langsamer Arbeit heranzuziehenden Stabes der bestunterrichteten, kritisch geschulten, parteilosen und völlig unabhängigen Männer und Frauen, die nicht als Sensationsreporter, sondern als Wahrheitsforscher an den Schauplatz wichtiger Begebnisse gesandt würden. So ungeheuer schwierig auch ihre Aufgabe ohne allen Zweifel wäre, so sehr auch, besonders im Anfange, Fehler gemacht werden würden, wie skeptisch man auch über die Fähigkeit, das was ist, zu sehen denken mag — die völlige Unmöglichkeit solcher Berichterstattung könnte nur behaupten, wer überhaupt an der Möglichkeit objektiver Erkenntnis verzweifelt.

Andererseits kann nicht in Abrede gestellt werden, daß eine solche Zentralstelle zur Sichtung und Würdigung der tatsächlichen Vorkommnisse vom allerhöchsten Nutzen, nicht nur idealer, sondern praktischer Art wäre. Wenn es wahr ist — und jede Börse beweist es — daß die Kenntnis der wirklichen Fakta einen in vielziffrigen Zahlen ausdrückbaren

Digitized by Google

Wert besitzt, wenn es weiter wahr ist — und wir zweifeln nicht daran — daß nur eine winzige Minderheit der Presse absichtlich aus egoistischen Motiven die Tatsachen fälscht, wenn es endlich wahr ist — und die Erfahrung unserer Väter und Großväter beweist es — daß das Lesepublikum zum Warten erzogen werden kann und lieber eine beglaubigte Nachricht 24 Stunden später als eine sensationelle Lüge sofort erfahren möchte — dann ist hier ein Kulturwerk ersten Ranges zu leisten. Es braucht ja nicht sofort weltumfassend gedacht zu werden. Aus kleinen Anfängen — unabhängig von Regierungen und Parteien natürlich —, vielleicht zunächst auf einige wichtigste Zweige menschlicher oder nationaler Betätigung beschränkt, könnte eine solche Wahrheits-Agentur sich langsam auswachsen zu immer umfassenderer Arbeitsleistung — sind doch Keime dazu schon heute zahlreich vorhanden in den zentralisierten Sekretariaten, statistischen Bureaus, wissenschaftlichen Sammlungsstellen und dergl.

Ungenauigkeit, Fahrlässigkeit, Mißverständnis sind ohne allen Zweifel viel gefährlichere Feinde ruhigen Denkens und Erwägens, als selbst bewußte Fälschung und Irreführung. Gelänge ein solches Unternehmen auch nur in annähernder Weise, so möchten wir die Zeitungen sehen, die, wie sie kritiklos die Depeschen der Agence Havas oder des „Wolff'schen Telegraphenbureaus abdrucken, ihre Spalten der „Agentur Veritas" verschließen möchten!

Aus der ethischen Bewegung.

Sitzung des Hauptvorstandes am 31. Januar 1904, vormittag 11 Uhr. Professor Foerster eröffnet die Sitzung. Dr. Penzig berichtet, daß zur Zeit Halbjahresberichte der Abteilungen noch nicht eingelaufen seien. Es wird beschlossen, die Abteilungsvorstände zur Erfüllung dieser statutarischen Pflicht neuerdings aufzufordern.

Auf die im vorigen Protokoll beschlossene Erkundigung bei Professor Adler über den Kongreß in St. Louis ist die Antwort eingegangen und wird verlesen. Der Vorstand beschließt, zu dem Kongreß unsere Literatur zur Ausstellung zu senden, aber dem Komitee unser Bedauern auszudrücken, daß wir nicht in der Lage sind, einen speziellen Vertreter nach St. Louis zu schicken.

Die Abteilung Magdeburg bittet um eine Unterstützung aus dem Wanderrednerfonds behufs Honorierung eines geplanten Vortrages. Nach längerer Debatte wird beschlossen, der Abteilung Magdeburg mitzuteilen, daß, da der in Aussicht genommene Redner aus der Wanderrednerschaft der Gesellschaft offiziell ausgetreten ist, der Hauptvorstand nur in der Lage ist, eine Garantiesumme in Höhe von höchstens 35 Mark aus dem Wanderrednerfonds zu bewilligen, mit der Maßgabe, daß die Einnahmen nach Abzug der rein sächlichen Kosten zunächst zur Honorierung des Redners zu verwenden sind und daß die Gesamt honorierung des Redners vorgenannten Betrag nicht überschreiten darf.

Eine Petition des Bundes deutscher Frauenvereine, um das aktive und passive Wahlrecht bei der Neuordnung der Kaufmannsgerichte wird einstimmig unterstützt.

Eine private an Dr. Penzig gerichtete Anfrage betreffend die Beschaffung von geeigneten Lehrpersonen für die Einführung eines nach unseren Prinzipien zu leitenden Moral Unterrichts in einer Anzahl von privaten Erziehungsanstalten wird eingehend besprochen. Es wird beschlossen, Dr. Penzig zu beauftragen, mit der Briefschreiberin und dem Vorstand jener Anstalten in nähere Fühlung zu treten.

Der zweite Punkt der Tagesordnung betreffend die Besprechung der Vortragstätigkeit der Abteilungen wird, nachdem eine Generaldiskussion stattgefunden hat, vertagt.

Eine Beileidskundgebung an die Witwe von A. E. Franzos seitens des Hauptvorstandes wird beschlossen.

Nachdem der Vorsitzende noch einige vertrauliche Mitteilungen über die zunächst geplante weitere Aktion der D. G. E. A. gegeben hat, erbittet Justizrat Stern das Wort, um im Namen des gesamten Hauptvorstandes dem vom Vorsitz zurücktretenden Professor Dr. Döring den wärmsten Dank der Gesellschaft für seine langjährige, aufopfernde und energische Leitung der Geschäfte auszusprechen, der insbesondere die D. G. E. A. eine Reihe höchst wertvoller programmatischer Kundgebungen verdanke. Darauf schließt der Vorsitzende die Sitzung.

Abteilung Frankfurt a. M. Zur Erinnerung an die hundertste Wiederkehr von Kants Todestage hielt in der hiesigen Abteilung der „Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur" Dr. Arthur Pfungst einen Vortrag: „Warum feiern wir Kant?" Der Redner führte aus, daß vor allem die ethischen Gesellschaften Kants gedenken müßten, weil seine Lehre der Boden gewesen, aus dem die ethische Bewegung entsprossen ist. Der große Philosoph sei überhaupt der erste gewesen, der den Gedanken aussprechen habe, daß man eine Verbindung von Menschen, welche eine Fahne der Tugend als Vereinigungspunkt für alle ausstrecken, die das Gute lieben, — eine ethische Gesellschaft nennen könne." Professor Felix Adler in New-York, der die erste amerikanische ethische Gesellschaft begründete, habe ganz unter dem Eindruck der Kant'schen Lehre gestanden, als er versuchte, die sittliche Bildung durchaus unabhängig von allen theologischen Begriffen einzig und allein aus den unseren Existenzbedingungen der Menschen aufzubauen. Da die „D. G. E. A." wiederum auf Anregung der amerikanischen Bewegung entstanden ist, kann man die merkwürdige Tatsache feststellen, daß der Gedanke Kants hundert Jahre nach seiner Veröffentlichung in Deutschland und speziell auch in Königsberg vernichtet worden ist, nachdem er den Umweg über die Vereinigten Staaten gemacht hatte. Pfungst gab hierauf eine Darlegung von der philosophischen Grundanschauung Kants und zeigte, daß die Bedeutung des Weisen von Königsberg vor allem darin bestehe, daß er als Erster unser Erkenntnisvermögen analysierte und dabei die größte wissenschaftliche Entdeckung machte, welche die Geschichte kennt, nämlich, daß die Grundelemente der äußeren Welt, der Raum, die Zeit und die Kausalität nichts anderes sind, als die angeborenen Formen unseres Bewußtseins. Hierauf zeigte der Redner, auf welche Weise es Kant gelungen war, zu einer Ethik zu gelangen, und behandelte ausführlich seine Lehre vom kategorischen Imperativ, in welchem Kant jedenfalls den pädagogisch wirksamsten Ausdruck für die von ihm angestrebte Aufklärung des sittlichen Bewußtseins für seinen eigenen Zustand gefunden habe. Für die ethischen Gesellschaften sei die Beschäftigung mit Kants sittlicher Persönlichkeit ebenso wichtig wie mit seiner Lehre. Anknüpfend hieran gab der Redner eine Darstellung von Kants Lebensgang und von seinen Verhältnis zu Staat, Kirche und Regierung. Er zeigte, wie Kant unter Friedrich dem Großen unbehelligt seine Werke veröffentlichen konnte und exemplifizierte besonders auch auf seine Schrift: „Zum ewigen Frieden", die heute wieder so aktuell geworden ist. Hierauf behandelte er den Konflikt, in welchem er mit dem Nachfolger Friedrichs des Großen, mit Friedrich Wilhelm II und dessen reaktionären Minister Wöllner geriet, die ihm maßregelten, als er seine berühmte Schrift „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" veröffentlicht hatte. Pfungst, der in seinem Vortrage überhaupt mehrfach die indischen Philosophieriesen zum Vergleiche mit Kants Lehre heranzugezogen hatte, kritisierte dieses Verhalten des Königs, indem er zeigte, wie vor 2½ Jahrtausenden die indischen Philosophen von den damaligen Machthabern geehrt wurden. Alle Freunde der echten menschlichen Kultur müßten den Weisen von Königsberg feiern, als Denker, als Ethiker und als Charakter von höchster Reinheit.

(Frankfurter Kleine Presse.)

Druckfehlerberichtigung.

In dem Aufsatz von Dr. Netter, zur Sozialpolitik des deutschen bürgerlichen Gesetzbuches vom 15. Februar, Nr. 4, bittet man zu berichtigen, heißt: hinzuzufügen: S. 26, erste Spalte, Z. 25 v. o. ist das Zitat entnommen aus: Jlau, Rechtsgleichheit und wirtschaftliche Machtverschiedenheit. Berlin 1902. — S. 27, erste Spalte, Z. 34 v. u. „Vereinbarung", nicht „Vereinigung". — S. 27, zweite Spalte, Zeile 19 v. o. „Nullpunkt" statt „Mittelpunkt".

Eingegangene Bücher.

Das Geschlechtliche im Unterricht und in der Jugendlektüre. Von Herm. L. Koester. Leipzig, Ernst Wunderlich. 60 Pfg.

Platon. Das Gastmahl. Ins Deutsche übertragen von Rudolf Kassner. Leipzig, Eugen Diederichs. Mk. 2,—, geb. 3,—.

Immanuel Kant. Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. 3. Aufl. Herausgegeben von Karl Vorländer. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. Mk. 3,20.

Aufsätze zum Verständnis des Buddhismus. Von Paul Dahlke. 2. Teil. Berlin E. A. Schwetschke und Sohn 1903. Mk. 2,50.

Licht und Wahrheit. Ein Sang für alle, auf welche das Ende der Welt gekommen ist. Von Friedrich Nandsen. Berlin, Hermann Walther 1903. Mk. 5,—, geb. 6,—.

Digitized by Google

Verlagsbuchhandlung A. Weßner, Leipzig.

In meinem Verlag ging über:

Penzig, Dr., Rudolph

Ein Wort vom Glauben

an seine Verfechter und Verächter.

Preis 3 Mark.

Wenn Sie

wirklich Genuss haben wollen als Raucher, so nehmen Sie unsere Fehlfarben von **Mantilla - Cigarren 100 Stück Mark 5,60** garantiert mit Havanna-Einlage. Andere Sorten von M. 1,75 an. Versand gegen Nachnahme.

Jenckel & Co. Hamburg I.

Junge, blonde, auf Staatskosten ausgebildete

Klavierspielerin

wünscht gegen **mäßiges Honorar** in Privatgesellschaften, Kindergesellschaften etc. zum Tanz zu spielen. Vorzügliche Zeugnisse als Tanzpielerin vorhanden.

Auskunftsstelle der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, **Unter den Linden 16 III** oder Frl. **Morgenschein**, Luisenstr. 6 III.

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von Mk. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Nachlieferung von Einzelnummern gegen Einsendung von je 25 Pf. in Marken, soweit möglich.

Verlag für ethische Kultur, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur Abteilung Berlin.

Sonnabend, den 5. März: Abends 8¼ Uhr im Bürgersaal des städt. Rathauses: Monatsversammlung. Vortrag **Dr. O. Julusburger**: „Die Pflicht der Gesellschaft den Geisteskrankheiten gegenüber." Diskussion. Mitglieder frei. Gastkarten 50 Pfg. Vorverkauf bei Späth Königstr. 52, Nicolai Potsdamerstr. 128 b, A. Wertheim Leipzigerstr. 132/137.

Sonntag, den 6. März: Unterhaltungsabend der ersten öffentlichen Leselhalle der D. G. E. K. im Handwerkerverein, Sophienstraße 15. Mitwirkende Frl. **Marianne Geyer**, Konzertsängerin, Miß **Jeanette Powers**, Violinspielerin, Herr Direktor **Lorenz**, Rezitator. Eintrittskarten mit Programm zu 25 Pfg. in den gewohnten Buchhandlungen und im Bureau der D. G. E. K. Unter den Linden 16, III.

Donnerstag, den 17. März: Abends 8¼ Uhr im Leselaal unserer Gesellschaft, Berlin W. Unter den Linden 16, III. **Abteilungstag.** Jahres-Bericht des Vorstandes. Neuwahl des Vorstandes. Aus für Mitglieder.

Dienstag, den 26. April: Abends 8¼ Uhr Bürgersaal des Rathauses: Monatsversf.: Vortrag Prof. **Dr. Bruno Meyer**: „Moderne Monumentalkunst in Berlin." Diskussion. Für Mitgl. frei. Gastkarten wie oben. Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

In meinem Verlage ist erschienen:

Psychologie

der

Französischen Literatur

von **Eduard Engel.**

Vierte, völlig neu bearbeitete Auflage.

Preis elegant broschiert 3,50 Mark, gebunden 4,50 Mark.

Der bekannte Verfasser der **„Geschichte der französischen Literatur"** hat in seiner **„Psychologie der französischen Literatur"** ein höchst eigenartiges Werk geschaffen: **eine Naturgeschichte des französischen Geistes.**

Das längst berühmte Buch ist völlig neu bearbeitet worden und in seiner **jetzigen** Form ein auch **sprachlich** geradezu **klassisches** Werk.

Berlin SW. 48. **Leonhard Simion Nf.**

Verlagsbuchhandlung.

Verlag von Leonhard Simion Nf., Berlin SW., Wilhelmstr. 121.

Volkswirtschaftliche Zeitfragen.

Vorträge und Abhandlungen

herausgegeben von

der volkswirtschaftlichen Gesellschaft in Berlin.

Von diesen Zeitfragen erscheinen jährlich 8 Hefte in zwangloser Folge.

Preis des Einzelheftes **1 Mk.**, der Abonnementspreis **pro Jahr 6 Mark.**

Bisher sind 202 Hefte erschienen, von denen Verzeichniss **auf Verlangen gern gratis und franko versandt werden.**

Verlag von Leonhard Simion Nf.

Berlin SW. Wilhelmstrasse 121.

Der Arbeiterfreund.

Zeitschrift für die Arbeiterfrage.

Organ

des

Central-Vereins für das Wohl der arbeitenden Klassen.

Herausgegeben

von

Professor **Dr. Viktor Böhmert** in Dresden.

XLI. Jahrgang.

Jährlich erscheinen 4 Hefte.

Abonnementspreis pro Jahr 10 Mark.

Das Bureau der D. G. E. K.,

Unter den Linden 16 III, ist täglich geöffnet. Sprechstunden des Unterzeichneten:

Montag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag von 10½ bis 12½ Vorm., Sonnabend von 4—5 Nachm.

Dr. Penzig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Heniel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1.60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 68, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

XII. Jahrgang. | Berlin, den 15. März 1904. | Nr. 6.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Wir bitten unsere Leser, insbesondere die Mitglieder von Abteilungen der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, auch die letzten Seiten aufmerksam zu beachten, da alle geschäftlichen Anzeigen der Abteilungs-Vorstände (Programme u. s. w.) unter Wegfall der bisherigen Sonderbenachrichtigungen dort ihren Platz finden.

Ferner bitten wir diejenigen unserer Post-Abonnenten, die in diesem Vierteljahr (durch ein bedauerliches Mißverständnis bei der Anmeldung) noch den früheren Quartalspreis von Mk. 2 statt Mk. 1,60 entrichten mußten, den zuviel gezahlten Betrag unter Einsendung ihrer Post-Quittung bei unserer Expedition NW. 48. Wilhelmstraße 121 zurück zu verlangen.

Verlag und Redaktion.

Inhalt:

Das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht.
Streiflichter:
Daheim! Den Eltern helfen im trauten Familienkreis.
Anhig lesen und wirken lassen.
Aus der ethischen Bewegung.
Hauptvorstand. Abteilung Berlin. Abteilung Wiesbaden.
Bücherschau.
Eingegangene Bücher.

Das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht.

Die starke politische Bewegung des vergangenen „Wahljahres," die immer wieder von Freunden und Feinden der bestehenden Wahlrechte gemachten Versuche, diese oder jene Form der Ermittelung des Volkswillens entweder theoretisch zu rechtfertigen oder grundsätzlich zu reformieren, ließen es der Redaktion wünschenswert erscheinen, die Frage auch einmal nach ethischen Gesichtspunkten in diesen Blättern zu erörtern. Als daher unser geschätzter Mitarbeiter „Criticus" uns die unten abgedruckten Sätze mit einem geschlossenen Briefumschlag, in dem seine Auffassung von der Lösung der „Antinomieen" enthalten war, überfandte, wandten wir uns an eine kleinere Anzahl hervorragender Männer der Wissenschaft und Politik mit der Bitte, uns auch ihre Ansicht nicht vorzuenthalten.

Bei der starken Arbeitslast, die alle diese Herren zu bewältigen haben, ist es begreiflich, daß eine Anzahl überhaupt aus diesem Grunde die Beantwortung ablehnte (so Prof. D. Harnack-Berlin, Pfarrer Naumann-Berlin, Prof. Dr. Jodl-Wien, Dr. Th. Barth-Berlin, Prof. Dr. Schmoller, Dr. Jastrow u. a.). Wir freuen uns aber doch, im Folgenden einige bedeutsame Aeußerungen wiedergeben zu können, die gerade, weil die besprochene Frage bei der Wahlreform in mehreren großen deutschen Staaten noch immer zur Erörterung steht, eines lebhaften Interesses weiter Kreise sicher sind. Sollten sich daran fernere Besprechungen knüpfen, so wollen wir diesen nach Maßgabe des verfügbaren Raumes gern Aufnahme gewähren. D. Red.

Ethische Antinomieen.

I. Drei Fragen.

1. Ist ein Bürger persönlich frei und mit anderen rechtsgleich, wenn er auf das Gesetz, dem er gehorchen soll, nicht gleichen Einfluß üben darf, wie andere?

2. Ist ein Rechtsstaat möglich, ohne daß persönliche Freiheit und Rechtsgleichheit herrschen?

3. Ist es moralisch zulässig, eine Verfassung dem Namen nach auf letzterem Grundsatz aufzubauen, in der Tat aber nicht die Konsequenz des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts zu ziehen?

II. Drei Gegenfragen.

1. Können Menschen, die nicht intellektuell und moralisch gleichwertig sind, gleichwertig an der Gesetzgebung zusammenwirken?

2. Ist es also moralisch zulässig, den Grundsatz der Freiheit und Rechtsgleichheit bei einem Wahlrecht, das die Klügeren und Besseren durch die Masse der Minderwertigen unterdrückt, zur Durchführung zu bringen?

3. Ist ein Rechtsstaat überhaupt nur möglich, so lange die Masse der Bevölkerung das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht nicht zur Herstellung wirklicher Freiheit, sondern nur zur Durchsetzung ihrer Interessen benutzt?

III. Schlußfrage:

Wie sind diese Antinomieen praktisch miteinander in Einklang zu setzen?

U. A. w. g.

Da eine Gruppierung der Antworten nach rein sachlichen Gesichtspunkten zu einer Zerreißung der Einzelausführungen führen müßte, reihen wir sie einfach, nur die kürzesten vorwegnehmend, aneinander. — Ziemlich allgemein wurde die Bezeichnung der Fragen als „Antinomieen" abgelehnt. So von Professor Dr. Delbrück, der im Uebrigen die Frage I, 1 mit: „Es ist nicht möglich," die sämtlichen übrigen Fragen mit Ja beantwortete. Auch Professor Dr. von Liszt erwidert kurz: „Die Antinomieen fallen mit der Entgegenstellung der „Klügeren und Besseren" einerseits, der „Masse der Minderwertigen" andererseits, also mit

Digitized by Google

der Hebung des körperlichen und geistigen Zustandes der Zurückgebliebenen (sei es „unteren," sei es „höheren") Volksschichten."

* * *

Es folgt Dr. Ed. von Hartmann:

„Jede Zumessung von Rechten ist inneres Erachtens ungerecht, die nicht den übernommenen Pflichten und wirklichen Leistungen proportional ist. Solange die Menschen nicht alle das Gleiche für den Staat leisten und willig und fähig sind, gleiche Pflichten auf sich zu nehmen, ist eine mechanische Gleichheit der Rechte der Gipfel der Ungerechtigkeit. Das gleiche Wahlrecht aller ist das schlechteste aller möglichen, weil sein proletarisch-demagogischer Zuschnitt auf die Dauer notwendig zur Ochlokratie führen muß. Die persönliche Freiheit muß in jedem sozialen Organismus durch den Kreis der sozialen Rechte und Pflichten eingeschränkt sein. Antinomieen bestehen gar nicht, sobald man die Abwägung der Rechte nach den Pflichten und Leistungen anerkennt. Daß jede Bevölkerungsklasse bei den Wahlen ihre Interessen vertritt, schadet dem Rechtsstaat nicht, sofern nur die den verschiedenen Bevölkerungsklassen zuerteilten politischen Rechte proportional ihrer Bedeutung für das Gesamtwohl sind; denn dann bleibt die Harmonie der Einzelinteressen im Sinne des Gesamtinteresses gewahrt.

Das hier Angedeutete habe ich näher ausgeführt an folgenden Stellen: „Das sittliche Bewußtsein," 2. Auflage Seite 300—323 („Die Prinzipien der Freiheit und Gleichheit"); „Zwei Jahrzehnte Deutscher Politik," Seite 245—262 („Zur Wahlreform"); „Tagesfragen," Seite 25—84 („Die Gefahr der Demokratie; unsere Verfassung; der Niedergang der Volksvertretung; die Reform der Volksvertretung"). Sämtlich in Leipzig bei Hermann Haacke."

* * *

Prof. Dr. Döring-Berlin schreibt:

Es wird da eine überaus heikle Frage gestellt, durch deren gewissenhafte Beantwortung man leicht schweren Anstoß erregen und sich Anfechtungen zuziehen kann. Trotzdem will ich aus meinem Herzen, d. h. aus meinen wohlermogenen und seit lange mit vollster Bestimmtheit vertretenen Ueberzeugungen keine Mördergrube machen.

Wäre die Frage auf unsre heute vorliegenden öffentlichen Zustände mit ihrem erdrückenden Schwergewicht des Feudalismus, des Bureaukratismus und des Notabelntums gerichtet, so würde ich sagen: Das bestehende Reichswahlrecht muß trotz seiner augenfälligen Uebelstände die Macht des Zentrums und der Sozialdemokratie; als ein notwendiges, wenn auch nur schwaches Gegengewicht gegen jene freiheitsfeindlichen Mächte unter allen Umständen aufrecht erhalten werden. In einem weltlichen Staat mit weltlicher Schule und einem vernünftigen Bürgerunterricht würden ohnedies jene Uebelstände sich sehr erheblich herabmindern.

Da die Redaktion aber die Frage in ganz abstrakter Weise in Bezug auf den idealen Rechtsstaat stellt, so fällt meine Antwort anders aus.

Ich beantworte zunächst die Fragen und Gegenfragen.

1. Persönlich frei: ja, soweit persönliche Freiheit im Staate möglich ist. Auch bei völliger Gleichheit der staatsbürgerlichen Rechte muß der in der Minorität Bleibende sich den Mehrheitsbeschlüssen unterwerfen. Rechtsgleich: Nein.
2. Ja.
3. Nein.

Gegenfragen:

1. Nein.
2. Nein.
3. Nein.

Schlußfrage:

Rechtsstaat bedeutet keineswegs einen Staat, in dem alle Staatsangehörigen auch hinsichtlich ihrer staatsbürgerlichen Rechte rechtsgleich sind. Das Recht kann seine Bestimmung nur aus seinem Zwecke, der möglichsten Verwirklichung der allgemeinen Wohlfahrt, erhalten. Aus diesem Zwecke des Rechts ergibt sich, daß der Einfluß der Einzelnen auf die Gesetzgebung nach der Würdigkeit, d. h. nach der Fähigkeit, das der allgemeinen Wohlfahrt Dienliche zu erkennen, bemessen werden muß. Gerechtigkeit bedeutet nicht, daß jeder das Gleiche, sondern daß jeder das ihm Zukommende erhalte (suum cuique). Wenn Demokratie abstrakte Gleichheit der staatsbürgerlichen Rechte bedeutet, so ist Demokratie eine Ungerechtigkeit.

Eine Verfassung kann die Stufen dieser Würdigkeit natürlich nur ganz im Großen, gleichsam mit der Art zurechtgehauen, festlegen. Das ist die Unvollkommenheit aller menschlichen Dinge. Aber es sind doch Verfassungsbestimmungen denkbar, die der wahren Gerechtigkeit in praktisch ausreichendem Maße nahekommen. Eine vollkommene Gesellschaft kann so wenig, wie mit gleichem Arbeitsertrag, mit gleichem Wahlrecht gedacht werden.

Geheime Abstimmung dagegen muß unter allen Umständen gefordert werden.

* * *

Prof. Dr. Hermann Cohen-Marburg äußerte sich folgendermaßen:

„Für die Beantwortung Ihrer Fragen bitte ich Sie, Aenderungen in der Reihenfolge und im Texte derselben mir gestatten zu wollen. Ich beginne mit der zweiten Frage, die ich verneinend beantworte. Ein Rechtsstaat, ein Staat des Rechts macht das Recht der Personen, die den Staat bilden, zu seiner Voraussetzung. Die persönliche Freiheit ist ein erhöhter Begriff. Die Anwendung desselben auf den Rechtsstaat bildet die Rechtsgleichheit. Eine Ungleichheit des Rechtes hebt den Begriff der Person auf. Die Person ist Rechtsperson, Rechtssubjekt. Es gibt keinen Bruchteil eines Rechtssubjekts. Die Gleichheit des Rechts gehört ebenso unbedingt zum Begriffe der Person, wie der Satz der Identität zum Begriffe des Denkens.

In der ersten Frage muß ich an dem Worte Gesetz Anstoß nehmen. Auf das Gesetz, dem er gehorchen soll, muß nicht ein jeder Bürger den gleichen Einfluß üben. Rechtskunde und anderweite theoretische Vorbildung sind Erfordernisse für die Formulierung eines Gesetzes. Aber es handelt sich hier um ein Grundgesetz, um das Grundgesetz des Staates, welches das allgemeine Wahlrecht bildet.

Unsere erste Erwägung bezog sich auf die Person, insofern sie durch ihr Recht den Staat begründet. Die Person bildet jedoch nicht allein die Grundlage, sondern zugleich das Ziel des Staates. Auch der Staat ist Person. Nur als Person hat er Einheit. Das ist nicht Mythologie, sondern ebenso staatsrechtliche, wie ethische Wahrheit. Die Person ist bedingt durch den Willen. Auch die Person des Staates muß auf dem Staatswillen beruhen. Dieser Staatswille vollzieht sich nicht unmittelbar in den Gesetzen, die er erläßt; sondern er hat seine Quelle und seinen Grund in einem fundamentalen Rechte, welches zum Inhalt hat die Konstituierung des Staates, und durch diese die Begründung des Rechts. Dieses fundamentale Recht, in welchem der Wille des Staates sich ursprünglich vollzieht, ist das Wahlrecht. Es ist das Recht, welches den Staat konstituiert.

Es liegt im Begriffe des Wahlrechts der Gedanke eingeschlossen, daß durch seine Ausübung der Staat begründet wird. Ist die Ausführung fehlerhaft, so ist die Begründung verfehlt; der Staat kann Machtstaat sein; als Rechtsstaat ist er nicht zu Stande gekommen. Der Wille des Staates ist verstummelt; der Staat ist nicht Person, nicht Einheit geworden.

Das allgemeine, gleiche Wahlrecht zieht die Konsequenz des direkten nach sich; denn seine Entziehung ist eine Beschränkung des Grundrechtes.

Digitized by Google

Die dritte Frage beantworte ich dahin, daß es nicht nur moralisch unzulässig ist, sondern ebenso auch staatsrechtlich, eine solche schreiende Differenz zwischen der Verfassung und der Praxis des Staatsrechts aufrecht zu halten. Der Begriff des Rechtes und des Staates wird dadurch unverständlich verletzt.

Ihre Gegenfrage muß ich zusammenfassen. Unterschiede in der intellektuellen und moralischen Gleichwertigkeit, welche die Anteilnahme an der Constituierung des Staatswillens beschränken könnten, sind nicht anzuerkennen. Das Rechtssubjekt ist Staatsbürger; das Rechtssubjekt ist also solches intellektuell und moralisch gleichwertig. Die intellektuelle Gleichheit bedeutet die Gleichartigkeit und Normalität. Sie ist unbedingte Präsumtion. Sie könnte sonst auch schwerlich durch den Census ersetzt werden. Auch dürfte die politische Intellektualität kein sehr geeigneter Gegenstand für eine Staatsprüfung sein.

Sogar moralisch sind alle Staatsbürger gleichwertig. Moralische Wertunterschiede sollte auch der Richter nicht machen; so wenig als der Psychiater dies tut. Das Rechtsurteil beruht auf seiner geistigen Normalität. In dieser ist für unser menschliches Wissen die moralische eingeschlossen. Auch die herrschenden Klassen haben keine geringere moralische Qualität, wenngleich sie eine ausgiebigere politische Veranlassung zum Unrecht besitzen. Ohnehin ist durch die Wissenschaft und Philosophie dieses Ungleichheit im Rechtsgefühle einigermaßen ausgeglichen.

Von „Klügeren und Besseren," von „Minderwertigen" beim Wahlrechte zu reden, ist nicht gerechtfertigt. Die Minderwertigen sind doch der allgemeinen Wehrpflicht würdig. Sie sollen doch, und zwar nicht als Söldner, den Staat verteidigen, sondern als ihr Vaterland. Der Staat des Vaterlands darf keinen Unterschied machen zwischen der gleichen Wehrpflicht und dem gleichen Wahlrecht. Das Wahlrecht unterscheidet den Wehrpflichtigen vom Söldner.

Die mildernden Einwendungen haben Sie nicht erwähnt, wie die Unterschiede in der politischen Reife. Das ist der grundsätzliche Irrtum, daß der Mensch reif und selbständig werden könnte auf anderem Wege als durch seine selbständige Mitwirkung am Staat, und in erster Linie an der Mitbegründung des Staatswillens. Es ist dies die größte Gefahr, welche durch die ganzheure Vorstellung von der Religion herbeigeführt wird, als ob sie allein, ohne Recht und Staat, den Menschen zur sittlichen Mündigkeit zu bringen vermöchte. Das gleiche Wahlrecht ist das exakte Mittel der sittlichen Volkserziehung.

Schließlich muß ich sagen, daß diese Fragen nicht als Antinomieen angesehen werden müssen, da sie nicht innere Widersprüche des vernünftigen Denkens darlegen; sondern auf dem Widerspruch zwischen dem Rechte der Verfassung und dem Unrecht der Praxis, welche dennoch als positives Recht ist, beruhen."

* * *

Daß der Ethiker, Prof. Harald Höffding in Kopenhagen, auch in Deutschland, wie bisher, aufmerksames Gehör verdient, zeigen seine folgenden Bemerkungen:

„a) Ein großer Staatsmann hat gesagt: „Wenn die Menschen Engel wären, wäre keine Regierung notwendig. Und wenn die Menschen von Engeln regiert würden, wäre es nicht notwendig, mit der Regierung Kontrolle zu führen." Die Notwendigkeit einer Kontrolle hat allmählich in den am meisten fortgeschrittenen Staaten zu einem sehr ausgedehnten Wahlrechte geführt. Diese Kontrolle ist nicht rein negativ. Wenn auch die Weisen und Guten regieren, ist ihre Macht doch nur dann recht fundiert, wenn sie für ihre Ideen und Pläne, für die Richtung ihrer Politik Verständnis und Anschluß, ja, Begeisterung bei der großen Menge finden können. Und dieser Anschluß wird am besten durch Abstimmung ausgedrückt. Ein großer Staatsmann muß diese Macht im Rücken haben. Früher war es genug, wenn er seinen Fürsten gewinnen konnte; aber die Zeiten haben sich geändert und werden sich noch mehr ändern.

b) Wer soll entscheiden wo die „intellektuell und moralisch" Besten zu finden sind? Wenn hier kein objektiver Maßstab vorhanden ist, ist es besser alle Bürger des Landes verantwortlich zu machen für das Vertrauen, das einem Staatsmann erwiesen wird.

c) Allgemein im strengsten Sinne kann kein Wahlrecht sein. Das Kind in der Wiege kann nicht wählen. Eine Altersgrenze muß gesetzt werden, und sie fällt am zweckmäßigsten mit dem Zeitpunkte der bürgerlichen Volljährigkeit zusammen.

d) Nur durch Freiheit kann ein Volk zur Freiheit erzogen werden. Wie Aristoteles lehrt, daß man nur durch Zitherspielen ein guter Zitherspieler wird, so wird man nur frei durch den Gebrauch der Freiheit. Es gilt hier eine Erziehung des Menschengeschlechts, und die Gefahren dieser Erziehung müssen übernommen werden. Man muß Mut und Geduld haben.

e) Der Kampf bei den Wahlen ist ein Kampf zwischen den verschiedenen Interessen, die im Volke repräsentiert sind. Jede Klasse will ihre Interessen durchsetzen und wird meinen, daß sie dadurch dem Staate am besten dient. Wenn man diesen Streit nicht durch Abstimmung entscheidet, ist kein anderer Ausweg als der Bürgerkrieg — offener oder maskierter Bürgerkrieg."

* * *

Von Professor Dr. Paul Natorp in Marburg erhielten wir folgende Antwort:

„Die Fragen I, 1—3 lassen sich nicht wohl beantworten, weil persönliche Freiheit, Rechtsgleichheit, Rechtsstaat zu wenig bestimmte Begriffe sind. Die Einen finden es mit der persönlichen Freiheit schon unvereinbar, überhaupt einem Gesetz gehorchen zu sollen, mit dem sie nicht einverstanden sind; die Andern halten zur persönlichen Freiheit für hinreichend, daß nicht die Willkür eines Gewalthabers, sondern das Gesetz regiert, das auch den Gesetzgeber bindet. Eben dies pflegt man unter „Rechtsstaat" zu verstehen, der also als solcher das allgemeine Wahlrecht nicht fordert. Auch unter „Rechtsgleichheit" pflegt nur verstanden zu werden, daß alle gleicherweise dem Gesetz unterliegen, nicht, daß alle durchaus gleiche politische Rechte, insbesondere gleichen Anteil an der Gesetzgebung haben.

Wohl aber ist zu behaupten, daß auf einer bestimmten Stufe der sozialen Entwicklung das allgemeine Stimmrecht zur unabweislichen Forderung wird. Es ist besonders eine unabweisliche Konsequenz der allgemeinen Wehrpflicht. Dem Staate gegebenen Falls sein Leben zum Opfer zu bringen kann sittlicher Weise nur der verpflichtet sein, dem auch eine aktive Teilnahme am Staat zusteht. Ich kann sittlicher Weise nicht mit meiner ganzen Existenz einer menschlichen Institution verhaftet sein, die sich erlaubt, über mich zu verfügen, ohne daß mir auch nur zusteht, meine Stimme dagegen zu erheben; die gegen mich nicht einmal die Verpflichtung anerkennt, mir Rechenschaft zu geben von dem, was sie über mich beschließt. Wer also das allgemeine Wahlrecht rückgängig machen will, muß sich über die Konsequenz klar sein, daß dann auch die allgemeine Wehrpflicht rückgängig zu machen ist.

II, 1. Allgemeines rc. Wahlrecht ist nicht gleichbedeutend mit „gleichwertigem Zusammenwirken an der Gesetzgebung." Steht es jedem frei, seine politische Ueberzeugung zu vertreten und für sie zu werben, so kann gerade unter dem allgemeinen Wahlrecht das intellektuelle und moralische Uebergewicht sich kräftig zur Geltung bringen. Es würde tatsächlich weit mehr als schon jetzt zu seinem Rechte gelangen, wenn nicht engere berufliche oder auch allgemeine z. B. wissenschaftliche Interessen (von Trägheit ganz abgesehen) viele der besten

Digitized by Google

intellektuellen und moralischen Kräfte dem öffentlichen Leben fernhielten. Auch dem entgegenzuwirken ist aber das allgemeine Wahlrecht, gerade mit seinen zeitweilig üblen Folgen, das wirksamste Mittel, indem es für jeden die stärkste Aufforderung, und auf die Länge die zwingendste Nötigung einschließt, sich um die gemeinsamen Angelegenheiten der Nation zu kümmern.

2. Daß infolge des allgemeinen Wahlrechts notwendig „die Klügeren und Besseren durch die Masse der Minderwertigen unterdrückt" würden, ist daher ernstlich zu bestreiten. Sie mögen nur ihre höhere intellektuelle und moralische Kraft einsetzen für die allgemeinen Interessen der Nation und nicht ausschließlich für ihre persönlichen oder bloßen Berufsinteressen, so werden sie gerade unter dem allgemeinen Wahlrecht nicht unterdrückt. Rettungslos aber werden sie unterdrückt, wenn es ihnen nicht freisteht, ihre politische Ueberzeugung in voller Unabhängigkeit zu vertreten, wozu eben das allgemeine Wahlrecht die erste unerläßliche Voraussetzung ist.

3. „Interesse" und „Freiheit" ist kein klarer Gegensatz. Jeder hält, im ganzen bona fide, die Vertretung seiner Interessen für die Vertretung seiner Freiheit, ja er hat damit im ganzen auch Recht.

Der Fehler ist nicht, daß man sein Interesse vertritt, sondern daß man das Interesse des Anderen nicht achtet. Aber eben dagegen ist das allgemeine Wahlrecht das einzige wirksame Korrektiv, weil es jedem gleiche Befugnis gibt sein Interesse zu vertreten. Ist aber gemeint, daß sich unter dem allgemeinen Wahlrecht einseitig die ökonomischen Interessen durchsetzen, so ist zu antworten: 1. wenn die Vertreter der höheren, geistigen Interessen sich mit voller Kraft am öffentlichen Leben beteiligten, so würden unter dem allgemeinen Wahlrecht auch diese nicht zu kurz kommen; 2. aber, eine gesunde ökonomische Grundlage des sozialen Lebens ist in der Tat die erste Voraussetzung zu allem Weiteren, also die Vertretung des ökonomischen Interesses der bisher niedergedrückten Volksklassen das erste, dringlichste Erfordernis. Es ist natürlich, daß dann die ökonomisch mächtigen Klassen ebenfalls ihr Interesse mit allen ihnen zustehenden, auch intellektuellen und moralischen Kräften verteidigen. Aber, wenn die politische Gewalt schrankenlos in ihrer Hand, die unterdrückten Klassen von solcher ganz ausgeschlossen wären, so würden ja jene die Staatsgewalt vollends schrankenlos in ihrem einseitigen Interesse gebrauchen, während sie jetzt doch eine gewisse Schranke finden an dem, durch das allgemeine Wahlrecht zum Ausspruch kommenden, Gegeninteresse der bedrückten Klassen. Das allgemeine Wahlrecht ist, hier wie überhaupt, kein Wundermittel, welches von heut auf morgen, ohne weitere Anstrengung, alle Schäden heilt. Unter dieser wie unter jeder Staatsform muß gearbeitet werden, und nicht von der Staatsform bloß als solcher, sondern davon, ob und wie gearbeitet wird, hängt die Heilung der Schäden ab. Aber doch hat diese Staatsform den ungeheuren Vorzug, daß sie die vorhandenen Schäden rücksichtslos ans Licht bringt, damit aber jeden, der redlichen Willen und geeignete Kräfte hat, auffordert und schließlich nötigt, seine besten Kräfte eben da einzusetzen, wo es im gemeinen Interesse erforderlich ist. Daß es dazu unter irgend einer anderen Staatsform eher kommen würde, läßt sich schwerlich behaupten.

Wer aber die gestellten Fragen im Sinne einer Ablehnung des allgemeinen Wahlrechts beantworten würde, hätte folgendes zu bedenken.

1. Gibt es einen einwandfreien Maßstab des intellektuellen und moralischen Wertes, der zu einer Einschränkung oder Differenzierung des Wahlrechts brauchbar wäre? Welche Intelligenz und moralische Qualität darf sich auf die Höhe stellen, über das Vorhandensein oder Fehlen der zu sinngemäßer Ausübung des Wahlrechts erforderlichen Intelligenz und Moral bei den Einzelnen und gar bei ganzen Volksklassen maßgeblich zu entscheiden? Der Steuerzettel jedenfalls gibt einen solchen Maßstab nicht; aber auch nicht ein etwa abzulegendes Examen. Jede Bevorzugung nach irgend einem allgemein anwendbaren äußeren Maßstab schafft sicher größere Ungerechtigkeiten als das allgemeine Wahlrecht.

2. Ist eine Entziehung oder Einschränkung des Wahlrechts, nachdem dieses einmal besteht, denkbar, ohne daß sie als eine solche Entrechtung empfunden wird, die sich gefallen zu lassen dem einmal politisch mündig Gesprochenen nicht zugemutet werden kann? Die politische Entrechtung der unteren Klassen wäre die denkbar schärfste Herausforderung zur Revolution. Ernst zu nehmen ist ein dahin zielendes Bestreben wirklich nur dann, wenn damit eben die Revolution, als willkommener Vorwand zur gewaltsamen Unterdrückung der unteren Volksklassen, bewußt angestrebt wird.

Ist demnach das allgemeine Wahlrecht ein gegebener, ehrlicher Weise nicht mehr abzulehnender Faktor unseres politischen Lebens geworden, so ist vielmehr zu fragen: Welches sind die geeigneten Mittel, eine sinngemäßere Ausübung des Wahlrechts zu erreichen?

Das Grundmittel ist: daß dem ganzen Volk, bis zum letzten Mann, eine allgemeine und bürgerliche Erziehung auf streng gleichheitlicher und autonomer Grundlage zuteil wird, welche hinreichend ist, um an der Gesetzgebung in förderlicher Weise teilnehmen zu können. Gewiß sollen die Gebildeten und Erzogenen auch die Regierenden sein. Aber daraus folgt nur, daß allen eine solche Bildung und Erziehung gegeben werden muß, wie sie sie brauchen, um an dem sozialen Leben den Anteil nehmen zu können, den das Gesetz des sozialen Lebens selbst für alle fordert. (S. m. Sozialpädagogik, 2. Aufl. 1904, S. 210.) Einen andern Weg gibt es nicht, und es ist gewiß nicht die übelste Konsequenz des allgemeinen Wahlrechts, daß es eine jede Nation, die sich zu seiner Annahme einmal entschlossen hat, zwingt, diesen Weg zu beschreiten — wenn sie nicht vorzieht zu Grunde zu gehen."

(Fortsetzung folgt).

Streiflichter.

Daheim! Den Eltern helfen im trauten Familienkreis! Das schöne anheimelnde Bild hat eine furchtbare Erläuterung gefunden in den soeben beendeten Verhandlungen des ersten deutschen Heimarbeiterschutz-Kongresses. Was Kundigen kein Geheimnis war — wir haben oft, zuletzt durch die Skizzen von E. v. Enzaetten, unsere Leser darauf hingewiesen —, daß unsere ganze Arbeiterschutzbewegung an den Schutzbedürftigsten vorüber ging, vorübergehen mußte nach Lage der Gesetzgebung, das ist in ergreifenden Bildern auch denen in diesen Tagen vorgeführt worden, die sich von der Heimarbeit etwa — es gibt noch genug solcher Leute in unseren oberen Kreisen — ein Bild nach der Manier Ludwig Richters machten: Alt und Jung mit fröhlichem Scherz um die traulische Lampe des Familientisches geeint, bis die Uhr 9 schlägt und das Familienoberhaupt schmunzelnd Feierabend gebietet.

Nein, die Wirklichkeit sieht wahrhaftig ein wenig anders aus. Wir wollen aus den z. T. geradezu ergreifenden Schilderungen des hier herrschenden Elends nichts wiederholen — haben doch unsere Tageszeitungen nicht die Nervenschwäche der preußischen Regierungsvertreter bewiesen, die unmöglich dort erscheinen können, wo vielleicht einige harte Worte fallen, sondern recht ausführlich über die Verhandlungen im Einzelnen berichtet — es seien hier nur im Auszuge die maßvollen und treffenden Worte wiedergegeben, die unsere Mitarbeiterin Henriette Fürth in der „Welt am Montag" (7. 3. 04, X. Jahrg. Nr. 10) aus diesem Anlasse schrieb:

„Was ist Heimarbeit? Nach Sombart „diejenige Form des kapitalistischen Betriebes, bei welcher die Arbeiter bei sich daheim" aber auf fremde Rechnung beschäftigt werden. Ihre Verteidiger

Digitized by Google

rühmen ihr nach, daß sie die Mutter in der Familie belasse und auf diese Weise den Zusammenhalt der Familie, der Arbeiterin aber die völlige Verfügungsfreiheit über die Ausdehnung der Arbeitszeit wahre, es ermögliche, die heranwachsenden Kinder in angemessener Weise zur Mitarbeit heranzuziehen und endlich solchen Frauen und Mädchen einen Zusatzverdienst verschaffe, die durch häusliche Arbeit oder sonstige Verhältnisse an der außerhäuslichen Erwerbstätigkeit gehindert sind. Daß daneben im Heimarbeiter dem Unternehmer eine Arbeitskraft zur Verfügung steht, für die er Werkraum, Heizung und Beleuchtung nicht zu stellen hat, die er nach Belieben anfordern und ansetzen kann, eine Arbeiterschaft, deren zerstreut lebende Glieder sich gegenseitig die Arbeit streitig machen, sich unterbieten, bei ungemessener Arbeitszeit sich mit dem geringsten Lohn begnügen und dadurch jeder Solidarität, jedem Kampf um besseren Lohn und bessere Lebenshaltung in den Nischen fehlen, das wird von den Lobrednern der Heimarbeit vielleicht nicht gewußt, jedenfalls aber nicht gesagt. So wie sie auch nicht sagen, daß die Möglichkeit, die Arbeitszeit selbst zu bestimmen, die unglücklichen Opfer dieser Pseudo-Freiheit zu unerhörten Anstrengungen peitscht, sie vom grauenden Tag bis tief hinein in die Nacht an den Erwerb fesselt, den mit arbeitenden Kindern Gesundheit, Frische und Lebensfreude raubt, den Keim von tausend Krankheiten mit den Erzeugnissen dieses eigenen, dumpfen, oftmals durchseuchten und übervollten Wohnungen angepannten Fleißes in die Welt hinausschickt.

Und dies alles wozu? Zwischen 4 und 10 Mk. wöchentlich schwanken die Verdienste unserer deutschen Heimarbeiterschaft, Kinder frenen sich, wenn sie selbst nur 1—2 Mk. verdienen. Im Jahre 1895 brachte es nach einer Enquete des früheren Ministers Berlepsch eine Oberschlesische im Hausierhandel tätige Familie auf 30 Mk. Wochenverdienst. Die alleinstehende Heimarbeiterin der Großstadt bringt's auch heute noch mit wenigen Ausnahmen auf 8—10 Mk. pro Woche. Das langt dann noch nicht mal immer zu einem warmen Mittag essen und abends besänne sie gar nichts, wenn nicht das „Verhältnis" sorgte. Und nun hat den vom Vorsitzenden des internationalen Arbeitsamtes, Prof. Dr Bauer in Basel, bearbeiteten Berichten über die gewerbliche Nachtarbeit der Frauen geht hervor, daß eine deutsche Heimarbeiterin der Blusenkonfektion, die geschickt und fleißig ist, 240 Frs. jährlich verdienen kann, wenn sie die Nacht zu Hilfe nimmt. Sie bekommt für eine Sommerbluse — „kleine Fältchen an beiden Seiten, einer großen Falte vorn, Knopflöcher und Spitzengarnitur, breite Falte hinten, gesteppter und garnierter Kragen, ebensolche Manschetten mit Knopflöchern, Gürtel mit einem Knopfloch" 0,25 Frs. Nachtlohn.

Was müssen Fabrikgriese, so lange der Fabrikant über den ungeschützten Arbeiter im „trauten Heim" verfügt, so lange der arbeiten muß, arbeiten um jeden Preis, um nicht zu verhungern! Und wenn auch der Kongreß die Abschaffung der Heimarbeit nur als ein ideales Ziel wird hinstellen können, zu dessen tatsächlicher Verwirklichung Weg und Mittel heut noch nicht vorhanden sind und aus wirtschaftlichen und sozialen Gründen auf der einen, aus solchen technischer Zweckmäßigkeit auf der andern Seite, nicht vorhanden sein können, das eine wird als Ergebnis der Tagung mit unbedingter Sicherheit sich herausstellen: Jeder Arbeiterschutz größeren Stils, ist es nun die Herabsetzung der Arbeitszeit, der vor oder Einschränkung der Nachtarbeit, jede gewerkschaftliche oder politische Zusammenfassung und Fortbildung wird ihrer eigentlichen Tragkraft und Wirkungsfähigkeit beraubt, so lange man sich nicht dazu entschließen kann, die Heimarbeit in allen Stücken der Fabrikgesetzgebung und allen ihren Annexen zu unterstellen und die Durchführung der gesetzlichen Bestimmung durch Unterstellung der Heimarbeit unter die Gewerbeaufsicht sowie durch Schaffung einer mit ausgedehnten Kompetenzen ausgestatteten Lohnungsinspektion zu gewährleisten.

Das wird das eine Ergebnis sein. Und als ein zweites wird sich die ganze Verantwortungsschwere auftun, die den Gesetzgeber drückt, wenn er durch Aufrechterhaltung der gegenwärtigen trost losen und zum Teil grauenhaften Zustände in der Heimarbeit die körperliche und sittliche Kraft und Widerstandsfähigkeit weiter Volksschichten fortgesetzt schädigt und herabsetzt."

Ohne die berechtigte und wirtschaftlich gesunde Heimarbeit ganz zu vernichten, wird man doch überall da einschreiten müssen, wo — mit den Worten Prof. Sombarts — die Heimarbeit hemmend in die beiden Triebräder des sozialen Fortschritts greift, nämlich Arbeiterschutz und Arbeiterorganisation. —

* * *

Ruhig lesen und wirken lassen. In der „Frankfurter Zeitung" No. 29, vom 29. Januar steht folgende Korrespondenz, um deren schleunige Berichtigung, wenn sie möglich, wir die Magdeburger Gerichtsbehörde bitten:

Magdeburg, 22. Januar. „Ein überaus trauriges Bild bot heute hier eine Verhandlung vor dem Schöffengericht. Angeklagt war der ehemalige, schon über 60 Jahre alte Gerbergeselle Aug. Schmidt aus Halle wegen Bettelns. Sch. fristet sein kümmerliches Dasein seit der Zeit, da er sonst nichts mehr arbeiten kann, mit dem Ausbessern von Stühlen und Körben 2c. Da er jedoch nicht genug verdiente, um davon seinen Hunger zu stillen, war er zeitweilig zum Betteln gezwungen. Dabei wurde er immer kränklicher und schwächer und schließlich sah er sich genötigt, in ein hiesiges Krankenhaus zu gehen. Auf dem Wege dorthin — er hatte an dem bett. Tage weder gegessen noch getrunken — überkam ihn der Durst und ein gerade in einer Haustür stehendes junges Mädchen bat er „um einen Schluck Wasser oder Kaffee." Das Mädchen brachte ihm gern eine Tasse Kaffee. In demselben Augenblick trat ein Schutzmann hinzu und verhaftete ihn. Die Folge davon war eine Anklage wegen Bettelns. (Sch. war wiederholt mit Haftstrafen wegen Bettelns bestraft.) Vor dem Schöffengericht konnte ihm außer dem obigen Fall nichts nachgewiesen werden. Trotzdem verurteilte das Gericht den Mann, der nur mit Hilfe zweier Krücken sich fortbewegen kann, zu zwei Wochen Haft, wobei das Gericht bemerkte, daß man von der Ueberweisung an die Landespolizeibehörde und ans Arbeitshaus „noch einmal" abgesehen habe. Und das alles wegen einer Tasse Kaffee."

Kein Wort mehr. — Nur ein bischen Nachdenken.

Aus der ethischen Bewegung.

Sitzung des Hauptvorstandes am 28. Februar 1904. Nachdem der Vorsitzende die Sitzung eröffnet, berichtet Dr. Penzig, daß ihm „von einem Wohlgesinnten" der Betrag von 1000 Mark zur Deckung der Ausgaben der Zentralverwaltung übergeben worden sei, daß der Geber aber seine Namensnennung auch im kleinen Kreise nicht wünscht. Der Hauptvorstand beauftragt Dr. Penzig, dem freundlichen Geschenkgeber seinen besten Dank auszusprechen.

Der Bericht der Abteilung München wird verlesen. Im Anschluß daran wird von Herrn Dr. Bieber angeregt, die Herren Dr. Unold und Professor Dunkde aufzufordern, sich auch offiziell der Rednerschaft der Gesellschaft anzuschließen. Der Bericht wird übrigens mit Dank für die eifrige Tätigkeit der Abteilung zur Kenntnis genommen.

Herr Geheimrat Foerster überreicht der Bibliothek der Gesellschaft den Band II seiner „Lebensfragen und Lebensbilder" (Verlag Vita, Berlin), was mit Dank angenommen wird.

Herr Dr. Kronenberg berichtet über seinen unter starker Beteiligung in Magdeburg gehaltenen Vortrag über „Schillers Erziehungsideal."

In der Besprechung der Vortragsangelegenheit der Abteilungen schlägt der Vorsitzende vor, ihn zu ermächtigen, in der „Ethischen Kultur" einen Artikel über diesen Gegenstand im Sinn der Ergebnisse dieser Besprechung zu veröffentlichen, an den sich dann im „Sprechsaal" weitere Diskussion anschließen könnte. In der Diskussion wird dem Redner völlig beigestimmt, daß eine Einwirkung des Hauptvorstandes auf die Abteilungsvorstände in dieser Sache untunlich sei, daß dagegen eine freie publizistische Erörterung der Sache sehr wünschenswert wäre.

Zu Punkt 3 der Tagesordnung: Die Totalstatorfrage" erklärt der Vorsitzende, daß die englischen und freilich auch die deutschen Verhältnisse auf dem Gebiete des Wettsports zu einem energischen Vorgehen aufzufordern scheinen. Er hält für die sinnfälligste soziale Wirksamkeit die Begründung einer „Tagesgeschichtlichen Korrespondenz" für Zeitungen für notwendig. Es erfolgt eine kurze Besprechung der Angelegenheit, in der die Schwierigkeit der Feststellung von tatsächlichem Material hervorgehoben, von Herrn Jaffé aber der Gedanke einer zu veranstaltenden Materialiensammlung angeregt, von Dr Bieber aber die Möglichkeit der Erlangung ausreichender Information betont wird. Kronenberg hält neben einer sozial tatsächlichen Enquete, die theoretische Aufklärung über die ethische Bedeutung von Wette und Spiel für unsere Spezialaufgabe.

Abteilung Berlin. Zum hundertsten Todestage Kants hatte auch die Gesellschaft für ethische Kultur eine Gedächtnis feier veranstaltet, die am 15. Februar im Bürgersaal des Rathauses, der mit einer überlebensgroßen nach Rauchs Denkmal modellierten Büste Kants geschmückt war, zahlreiche Mitglieder und Gäste vereinte. Die Gedenkrede hielt Dr. Kronenberg, der die bekannte Biografy des Philosophen, über das Thema: „Die Kantische Gedankenrevolution in der Ethik." Einleitend wies er darauf hin, wie gerade die Gesellschaft für ethische Kultur besondere Veranlassung habe, diesen Tag zu feiern, da ihre ganze Existenz und Arbeit auf der erst von Kant geschaffenen Grundlage beruhe und daß alle Ethik völlig unabhängig, rein natürlich und rein menschlich sei, daß sie alle ihre Normen lediglich durch Vernunft und Erfahrung gewinnen dürfe, nicht aber von irgend einer Autorität her, sei es auch die vermeintliche Autorität eines Gottes. Und diese Begründung der unabhängigen Ethik durch Kant [illegible]

Digitized by Google

nicht bloß eine unter seinen vielen Ruhmestaten, sondern die größte und die im Mittelpunkt seiner gewaltigen Gedankenarbeit stehende. Redner zeigte dann, wie Kant zuerst auf dem Gebiete der Naturerkenntnis die letzten Reste des Wunderglaubens vernichtete und die volle Unabhängigkeit der Vernunft sicherte, indem er nachwies, daß auch die Ordnung des Sternenheeres, die Entstehung des Weltalls rein vernunftgemäß aus einfachen natürlichen Prinzipien abzuleiten sei, nicht aber aus der Allmacht und Willkür eines Gottes. Und eben diese Aufgabe, die er hier für den großen Kosmos des Weltalls gelöst hatte, löste er auch für den kleinen Kosmos, die Menschenwelt. In siegbringender Gedankenarbeit zeigte er, daß Gott, auf den man alle Sittlichkeit, d. h. alle Gesetzgebung und innere Ordnung des menschlichen Lebens zurückführen wollte, nur eine Idee sei, vom menschlichen Geiste erzeugt und mit allen menschlichen Schwächen erfüllt, daß also die Quelle aller sittlichen Gesetzung nicht in Gott liegen könne, sondern weiter rückwärts, da wo diese Idee — Gott — selbst entsprungen ist, d. h. in der Vernunft. Und die positive Ethik Kants, welche diese negative, wie Mendelssohn sagte, „alles zermalmende" kritische Arbeit Kants ergänzt, ist nichts anderes als eine Ableitung der inneren Ordnung des Menschenlebens aus reiner Vernunft in derselben Art, wie die Kantische Kosmogonie — die noch jetzt als Kant Laplaceshe Weltheorie anerkannt ist — die innere Ordnung alles Wirklichen, des ganzen Weltalls, aus reiner Vernunft entwickelt. Das Gedächtnis Kants ehren, so schloß Redner, heiße mit lebhaftestem Beifall aufgenommene Rede, erfordert vor allem, daß man dieses Ergebnis der Kantischen Gedankenrevolution, die völlige Unabhängigkeit und Freiheit der Vernunft auf allen Gebieten des Wirklichen, in seiner Reinheit erhalte und bewahre und es nie wieder durch mystische Nebel, hinter die sich die Feigheit des Denkens flüchtet, verdunkeln lasse. (Berliner Volks-Zeitung).

Abteilung Wiesbaden. Frau Martha Back, Gattin des Direktors der Gewerbeschule in Frankfurt, sprach bei uns über „Fröbel und sein Wert im Lichte unserer modernen Erziehungsbestrebungen". Die Rednerin wies hin auf die wachsende Erkenntnis der Not und Notdurftige des sozialen Lebens, auf das Bemühen, Aufklärung in die unteren Schichten zu tragen, dem Volke Licht, Licht und Gesundheit zu schaffen, und die sittliche und materielle Lage zu heben. Für alle Kreise aber sei die Erziehungsfrage in den Vordergrund gestellt. Die Rednerin verbreitete sich nun über das Wort: „Wer Erziehen fragen, der so fegensreiche Anleitung zur Lösung dieser Frage schon vor 62 Jahren gegeben, und oder seinen äußeren und inneren Lebens und Werde gang, mit seinem schon früh sich offenbarenden Sinnen und Verlangen, bestimmt und bildend auf die sittlichen einwirken, endlich zu der Erkenntnis gelangend, daß eine durchgreifende, bessere Menschenerziehung nur möglich sei durch eine Reformation der mütterlichen und häuslichen Erziehung, durch Heranbildung des weiblichen Geschlechts für seinen ihm von der Natur Zugewiesenen Beruf, durch Gründung von Anstalten für das vorschulpflichtige Alter, um die Erziehung des Hauses zu ergänzen. Dieser Idee widmete er sein ganzes Leben, seine schöpferische Tätigkeit, dem Erforschen der Kinderseele galt sein Studium und seine Arbeit, und so entstand das System seiner Spiel- und Beschäftigungsmittel, es führte ihn zur Gründung der Kindergärten und Erziehungsstalten, zur Ausbildung der Kindergärtnerinnen. Es war zugleich seine Arbeit für die Befreiung der Frau. Bäre sein Erziehungsideal ganz verwirklicht, so wäre die Frau schon längst in alle Rechte eingesetzt, die unser modernes Frauenbestreben erstrebt; teilte er doch der Frau die Hauptarbeit an der Lösung der sozialen Frage zu in ihrem Beruf als erste Erzieherin des Menschengeschlechts, und als solche verlangte er ihr Wirken für die Verbesserung des Erziehungswesens, die Reorganisation der Schule bis zur Universität hinauf, ja, auch ihre Teilnahme am politischen Leben. So dachte Fröbel. In diesem Sinne hat auch der Bund deutscher Frauenvereine bereits 1898 eine unberücksichtigt gebliebene Petition an die deutsche Regierung gerichtet, mit dem Verlangen, den Fröbelschen Kindergärten und Bildungsanstalten vom Staate neben Anstalten anderer Bestrebungen Zuschußmittel zu verschaffen, und erst ganz kürzlich richtete der Fröbel Verband, zu dessen Vorstand Frau Back gehört, eine Eingabe an das preußische Unterrichtsministerium im Sinne von Fröbels Forderung der „Bilfenschaft der Mütter", die als Ziel und Krone in jede Mädchenschule gehöre. Mit dem Hinweis, daß sich die Fröbelschen mit den höchsten sozialen und ethischen Bestrebungen deckegnen, schloß die Rednerin ihren anregenden, großen Beifall findenden Vortrag.

(„Wiesbadener Tageblatt.")

Bücherschau.

Lebensfragen und Lebensbilder, sozial-ethische Betrachtungen von Professor Dr. Wilhelm Foerster (Berlin).

Von dieser Sammlung von Vorträgen und Zeitschrift-Artikeln ist soeben in dem „Deutschen Verlagshaus Bita" (Berlin N.-W. 52) der zweite Band erschienen, broschiert, ebenso wie der erste Band, der jetzt in demselben Verlage zu haben ist, zum Ladenpreise von zwei Mark. Auch in diesem zweiten Bande sind, wie in dem ersten, vor 14/2 Jahren erschienenen, ältere und neuere Veröffentlichungen zusammengestellt, zum Teil unverändert, zum Teil umgearbeitet und vervollständigt. Die früheren Veröffentlichungen waren hauptsächlich in der „Ethischen Kultur," oder in der „Deutschen Allgemeinen Revue" oder in dem Frankfurter „Freien Wort" erfolgt. Die in der Sammlung abgedruckten Vorträge wurden teils von der Gesellschaft für ethische Kultur, teils in Versammlungen von Studierenden oder Lehrern gehalten. In den Kreisen der ethischen Bewegung werden diese Zusammenfassungen, wie der Verfasser hofft, nicht unwillkommen sein und auch außerhalb dieser Kreise unter ihrer Mitwirkung sich allmählig Freunde erwerben. Es wird an dieser Stelle die Leser dieser Zeitschrift interessieren zu erfahren, daß das letzte Januar-Heft der Monatsschrift für die höheren Schulen, welche von zwei vortragenden Räten des preußischen Unterrichts-Ministeriums herausgegeben wird, den ersten Band meiner Lebensfragen sehr eingehend und vielfach zustimmend besprochen. Dr. Forchhammer.

* * *

Dr. Leo Jordan: Gaston Paris. München 1903. Druck der Buchdruckerei der „Allgemeinen Zeitung." 31 Seiten.

Die Gestalt Gaston Paris' ist nicht nur für den Sprachforscher interessant. Auch der Sozialpsychologe ihr manches interessante Lehrreiche gewinnen können. Haben seine Forschungen auf linguistischen Gebiete doch Rückschlüsse auf Rassentheorien erlaubt, welche zur Lösung der schwierigen sogenannten Nationalitätenfragen unter Umständen ihr Teil beitragen können. Trotzdem er den cynischen Zynismus der Taferinnerung des Königs Artus als keltischen Ursprungs erklärte, und somit seinen Landsleuten ein historisches Denkmal eigenster, sozusagen „eingeborener" Dichtkunst aus alten Zeiten, welches stofflich und psychologisch nicht nur heterogen-romanisch war, schenkte und dadurch dem nationalistisch gefärbten Rektizismus der Franzosen neuen Stoff zuführte, war Gaston Paris doch selbst nichts weniger, als ein keltischer Barde. Sein Nationalitätsgefühl hatte eine andere Gestalt angenommen. Sein soziologisches Dogma läßt sich in den von ihm selbst ausgesprochenen Satz zusammenfassen: „Bei Germanen und Slaven ist die Nationalität ausschließlich auf dem Blute basiert, die „Romanität" hingegen ist ein rein historisches Produkt: So scheint ihre Aufgabe jenen Staaten gegenüber, welche nur vergrößerte Stämme sind, die zu sein: Vereinigung der Rassen unter der Zivilisation (p. 23. Nun ist ja zweifellos in der Person des von Gaston Paris theoretisch gepredigte ein weiterte Stammesgefühl der sogenannt „lateinischen" Nationen weder wissenschaftlich berechtigter noch politisch vermutlicher als der enger umgrenzte Keltizismus, auch enthält die Behauptung Paris', die „Nationalität" der germanischen und slavischen Volker beruhe ausschließlich auf dem Blut, nicht eine ganz unwissenschaftlichkeit, immerhin aber ist der Schluß, den der Pariser Professor aus diesen zum Teil keineswegs richtigen Prämissen zieht: Vereinigung der Rassen unter dem Banner der Kultur — ein Schluß, dem er übrigens im Leben stets treu blieb — von fundamentaler Bedeutung für die keineswegs einfältige Lunge, unter der Aegide Paris' arbeitende französische Gelehrtenwelt. Paris selbst ist stets der Prototyp eines zwar auf sein Vaterland stolzen, aber durchaus international gesinnten Gelehrten gewesen.

Das kurze Lebewohl, das Leo Jordan uns in vorliegender Broschüre in feinsinniger und geistreicher Weise von dem großen Romanisten entwirft, bietet natürlich nichts erschöpfendes. Aber es regt in sehr gewandter Weise zu weiteren Studien über Theorie und Persönlichkeit von Gaston Paris an.

Dr. Robert Michels.

* * *

Vera. „Eine für Viele" aus dem Tagebuche eines Mädchens. 14. Auflage. Leipzig 1903. Hermann Seemann Nachfolger (2 Mk.)

Die Form ist uralt; der Gang der Handlung gespannen und oft nicht genügend motiviert — besonders der Schluß wirkt wie eine Verlegenheitsphrase — und doch verdient dieses Werkchen vollauf den großen Erfolg, auf welchen die 14 Auflage hinweist. Unterstimmt es doch die Verfasserin, mit grellem Licht eine Seite der Frauenfrage zu beleuchten, welche bis jetzt nur um so tiefer im Schatten altbergebrachter Anschauungen stand, je mehr es auf den benachbarten, leichter zugänglichen Gebieten zu dämmern begann. Vera aber bringt mutig vor, und der scharfe unerbittliche Schein ihrer Laterne muß selbst den Lichtscheuesten zwingen, die Augen zu öffnen.

Sie führt uns ein in die Seelenkämpfe eines — der Durchschnitt wird sagen, überspannten — jungen Mädchens, welches über der Entdeckung zu Grunde geht, daß sein Verlobter nicht gleich ihr unberührt in die Ehe treten wird, sondern das übliche Jünglingsmännerleben mit all seinen „Erfahrungen" gestillt hat, und dem es „wahrscheinlich schon als großes Opfer" erschien, daß er ihr seit einem Jahre treu geblieben war. Der ganze letzte Teil des Buches ist ein einziger Aufschrei, man möchte fast sagen, ein Feldgeschrei gegen die doppelte Moral, deren unverrückbaren Leitsätzen sich seit Jahrtunderten die Frauen der sogenannten „besseren

Digitized by Google

Stände" blindlings unterwerfen, zu deren Anerkennung die jungen Mädchen von ihren Müttern planvoll erzogen werden, ja sogar bis zu dem Grade, daß es ihnen schließlich oftmals beinah wünschenswert erscheint, daß ihr „Zukünftiger" vor der Ehe schon etwas „hinter sich hat," denn sonst fürchten sie, daß er sich noch nach der Ehe „austobt."

Mit glänzenden Argumenten verteidigt Vera ihre Forderung von der Keuschheit des Mannes, selbst gegen die Einwendungen mancher Aerzte, welche behaupten, daß langwährende Enthaltsamkeit der Gesundheit des Mannes Schaden zu bringen vermöge: „Kann die Keuschheit je so furchtbare, leben- und glückzerstörende Krankheiten nach sich ziehen wie die Unkeuschheit? — — — Und ist es nicht eine schreiende Sünde, selbst wenn irgendwelche Verletzungen geschützt werden, ein Geschlecht von Frauen seelisch und körperlich unter Qualen zu Grunde zu richten?"

Die Schreiberin des Tagebuches erkennt die Unmöglichkeit, einem Manne anzugehören, der ihr nach seinen Erfahrungen einen körperlichen Widerwillen einflößt, und so nimmt sie sich das Leben, da sie ihren Verlobten anderenfalls noch so stark zu lieben meint, daß ihr ein Dasein ohne ihn unerträglich scheint. An diesem Resultat liegt eben, wie gesagt, eine Schwäche des Buches, denn schon durch mehrfache Herzensergüsse der Heldin im ersten Teile, vor der Entdeckung, wird im Leser der Glaube erweckt, daß eine wirklich starke Liebe zwischen Vera und ihrem Verlobten nicht mehr bestehen kann, da sie fühlen und klar darüber ist, daß er sich keineswegs über den Durchschnittstypus des Mannes erhebt, der ihr so in tiefster Seele zuwider ist. Mehrmals klagt sie über geistige Vereinsamung. Er wünscht, sie soll sich das Denken abgewöhnen, er mag seine „philosophierende Frau" im Gegenteil, er möchte sie „zu seiner Sache machen, zu einem Werkzeug seiner Gewalt, zu einem Mobiliar seiner Bequemlichkeit!" — So durfte logischerweise die fatale Enthüllung ihr nur noch den letzten Reiz von Achtung und Liebe nehmen, die sie noch für ihren Verlobten empfand, bis ihr auch der Glaube an seine Reinheit genommen wurde.

Diese kleine Schwäche des Buches tritt aber völlig zurück hinter den vielen großen Seiten, der Fülle von originellen und treffenden Gedanken, der glänzenden Schreibweise und vor allem der tiefgründigen Lebenskunst, mit welcher sich die Schreiberin zur würdigen Vorkämpferin einer höheren und reineren Moral macht. Aber — sie sagt es selbst —, „Vorläufig stehen wir vor endlosen Wällen, die durchbrochen werden müssen. Die lieben Weiblein, mit ihrer Emanzipationsscheinfucht machen einen Heidenlärm, indem sich die Köpfe blutig. Und nur in seltenen Fällen gelingt es ihnen, ein schwaches Steinchen aus dem Gemäuer zu lösen. — Dazu braucht es einen mächtigen Sprengstoff. — Unsere ganze soziale Ordnung müßte in die Höhe fliegen wie Spreu im Sturme." . . . .

Im gleichen Verlage ist in gleicher äußerer Ausstattung und Form ein zweites Buch, offenbar als Gegenstück zu „Vera" erschienen **„Vorus** „Einer für Viele," aus dem Tagebuche eines Mannes, 3. Auflage. 2 Mark; ebenso ist es nicht von der gleichen Güte. Während die von Vera gepredigte neue Moral der heute herrschenden unsittreibar himmelweit überlegen ist, gelingt es Verus durchaus nicht, den Leser für seine Ideale zu begeistern — wenn auch im Einzelnen mancher wahre Ausspruch in dem Buche zu finden ist.

Es handelt sich hier um ein junges Paar, bei welchem Vera's Forderung von der Reinheit des Mannes von vornherein erfüllt ist, aber hier leidet der Mann zunächst unter übertriebener Aengstlichkeit der Frau. Die Alltäglichkeiten des Zusammenlebens und besonders das Kind mit aller Not und Aufregung, die es in den jungen Haushalt hineinbringt, fühlen ihre gegenseitige Liebe ab und beide Gatten sehen enttäuscht ein, daß sie eigentlich nicht zusammen passen. Er tröstet sich mit einer jungen Dame, deren Bekanntschaft er durch Postkarten mit Ansicht gemacht hat, und sie mit dem Arzt ihres Töchterchens. Es folgt ein anmutiges classes—evidez, die Gatten trennen sich in Frieden und Freude, und Jeder lebt in Zukunft glücklich mit dem resp. der Geliebten bis an sein selig Ende. Und die Moral von der Geschichte? — Sie wird uns von dem als Apostel auftretenden Arzt verkündet: „Sterile Ehe mit Kündigungspflicht." — Kinder sind die „Zerstörer alles Idealismus, sie legen dem freien Menschen lästige Fesseln auf, drum überlasse man ihre Zeugung dem „Dummköpfen" — ich glaube, dieser Leitsatz wird wenig Anhänger finden. „Ehe mit Kündigungspflicht" müßte alleidings, darin hat der Verfasser recht, nicht nur eine praktische, sondern auch vor allem eine sittliche Forderung sein, die wir an unsere heutigen Moralbegriffe zu stellen haben, das „resignierte Nebeneinander," das heutzutage Konvention und — leider sogar auch Gesetz — vorlangen, selbst wenn beide Teile klar erkannt haben, daß sie sich nicht mehr lieben, ist nichts anderes als eine Lüge. Aber „die Gesellschaft liebt die Sitte, aber nicht die Sittlichkeit, und die noble Lüge ist ihr immer mehr gewesen als die schönste Wahrheit."

So sympathisch nun auch diese „Ehe mit Kündigungspflicht" in der Theorie ist, so sind die von Verus zur Illustration seiner These geschilderten Menschen in ihrer ganzen Handlungsweise doch höchst unsympathisch. Von der bald sentimentalen, bald gefühlsrohen Frau und dem völlig schattenhaft bleibenden Doktor bis zu dem übersensiblen Manne, der auf einem mehr als banalen Wege, durch törichte anonyme Spielereien mit Ansichtspostkarten seine schöne Unbekannte findet, die lange erträumten Ideale ent spricht, können wir uns durchaus nicht für diese Gemütsmenschen erwärmen, die die schwierigsten und verwickeltsten Probleme mit beinahe kaufmännischer Geschäftsmäßigkeit, ohne alle inneren Kämpfe lösen, und das unglückselige Kindchen, den indirekten Anstifter der ganzen Affäre, als höchst unnötigen Ballast mit in Kauf nehmen!

Kurz, Verus ist Vera entschieden nicht im entferntesten gewachsen — wenn freilich auch dieses Buche die gute Absicht an zumerken ist, an ungesunden und unberechtigten Zuständen unseres sozialen Lebens die Sonde anzulegen.

Gisela Michels - Lindner.

Zum Wanderrederfonds

erhielten wir seit Anfang Dezember 1903 bis heute (spät. letzte Quittung in Nummer 49 des XI. Jahrg.) folgende Beiträge: M. 6. 7,50. — Frl. J. Jaffé, Berlin 6,00. — Elise Hafer, Zürich 5,35. — L. u. 2,00. — u. d. Leden, Berlin 20,00; — Frau Dr. Keibel, Eisenach 2,00. — Prof. Tröbing, Berlin 5,00. — E. Hellwich, Freiburg i. B. 5,00. — Bl., Leden 0,40. — Frau Dr. Rosenow, Berlin 2,00. — Summa Mk. 55,20.

Zum Zeitungsfonds

ist von 128 Mitgliedern der Abteilung Berlin eine Gesamterhöhung ihrer Beiträge um rund 500 Mk. bewilligt und von Eingaben Extrabeiträge in Gesamthöhe von rund 150 Mk. gezahlt worden.

Endlich wurden uns von Gräfin C. J. aus London, anläßlich der Jahrhundertfeier 2 £ 10 sh., und „von einem Wohlgesinnten" zur Deckung der Ausgaben der Zentralverwaltung Mk. 1000,00 überwiesen.

Allen diesen unseren Freunden sprechen wir hiermit unsern herzlichsten Dank aus.

Berlin W. 64, Unter den Linden 16.

J. A.: Dr. Penzig, Schriftführer.

Eingegangene Bücher.

Im Hinterhause. Drama in 4 Akten. Von Ernst Preczang. Verlag Dr. J. Marchlewski München. Mk. 1,50.

Schnee. Drama in 4 Akten. Von Stanislaw Przybyszewski. München. Dr. J. Marchlewski u. Co. Mk. 2,—.

Mare Nurel, Selbstberrachtungen. Leipzig, Eugen Diederichs. Mk. 3,—, geb. 4,50.

Die Christus-Mythe als monistische Weltanschauung. Von Dr. Bruno Wille. Rita, Deutsches Verlagshaus, Berlin. Wirklichkeit und Schein. Novellen von Roberto Bracco. München 1903. Le J. Marchlewski. Mk. 1,50.

Zwan Bunin, Erzählungen. München, Dr. J. Marchlewski u. Co. Mk. 1,50.

Die Franziskanische Bewegung. Ein Beitrag z. Gesch. sozialer Reformideen im Mittelalter. Von Friedrich Glaier. Stuttgart, Berlin J. G. Cotta.

Ein innerer Feind. Vom Kampf gegen die Tuberkulose. Von Berthold Otto. Leipzig, G. A. Th. Scheffer. 60 Pfg.

Archiv für Altersmundarten und Sprachforsche. Vereinsabrichrift, herausgegeben von Berthold Otto. 1. Heft. Leipzig, R. G. Th. Scheffer, jährlich Mk. 6,—.

500 Jahre Hohenzollernregiment. Vaterländ. Gedichte von Dr. E. Zander. Leipzig, Türr'sche Buchhdlg. 90 Pfg.

Sibirische Erzählungen. Von W. Sirosjewski. Autor. Uebersetzung v. M. Sinram. München Dr. J. Marchlewski u. Co.

Geschichten und Legenden. Von J. Jeger. München. Dr. J. Marchlewski u. Co.

Joyzelle. Schauspiel in 5 Aufzügen von Maurice Maeterlinck, Deutsch von Fr. v. Oppeln-Bronikowski. Leipzig, Engen Diederichs. Mk. 2,—, geb. 3,—.

Lebensinteressen. Von Adolf Tzyzanikski. Deutsch von M. Sinram. München, Dr. J. Marchlewski u. Co.

Hygiene der Nerven und des Geistes. Von Professor Dr. August Forel. Stuttgart, Ernst Heinrich Moritz. Mk. 2,50 geb. 3,—.

Charles Ferguson, Lebensbeshreibung. (Leben und Wissen Band 3) Leipzig, Eugen Diederichs, broich. 2,50 geb. 3,50.

Meister Eckehards Schriften und Predigten. Aus dem Mittelhochdeutsch, übersetzt und herausgegeb. von Hermann Büttner. Bd. I. Leipzig, Eugen Diederichs 1903.

Digitized by Google

Verlag von Leonhard Simion Nf. in Berlin SW. 48.

RAUCH'S ENGLISH READINGS.

Kartoniert à 50 Pfennig.

Die mit * bezeichneten Hefte haben ein Wörterverzeichnis.

Die mit † bezeichneten Hefte sind in zwei Ausgaben erschienen: 1. mit Fußnoten, 2. mit Anmerkungen in einem besonderen Anhange (Ausgabe für Mädchenschulen).

Heft
*1. *Sheridan, R. B.*, The School for Scandal.
*2. *Coyne, J. Stirling*, Black Sheep.
*3. *Bulwer*, Money.
4. *Tennyson*, Enoch Arden and other Poems.
†*5. *Bulwer*, The Lady of Lyons; or, Love and Pride.
†6. *Dickens, Ch.*, A Christmas Carol in Prose.
*7. *Sheridan, R. B.*, The Rivals.
*8. *Robertson, T. W.*, Society.
9. The Age of the Stuarts.
†*10. *Longfellow, H. W.*, The Courtship of Miles Standish.
†*11. *Moore, Th.*, Paradise and the Peri and Fire-Worshippers.
*12. *Pope, Alex.*, The Rape of the Lock and other Poems.
*13. *Bulwer*, Richelieu; or the Conspiracy.
*14. *Dickens*, Sketches.
*15. *Jerrold, D.*, Paul Pry. — *Howard, P.*, Opposite Neighbours.
16. *Smiles*, George Stephenson.
*17. *Howe*, The Reign of Queen Elizabeth.
*18. Tom Brown's School Days. Part I.
*19. 20. Tom Brown's School Days. Part II & III.
†*21. *Dickens, Charles*, The Cricket on the hearth.
†*22. Captain *Marryat*, The three Cutters.
*23. *Byron*, The Corsair.
†24. *Longfellow*, Evangeline.
25. *Dickens, Ch.*, Extracts from a Tale of Two Cities.
26. *Goodhy, C.*, The England of Shakespeare.
27. *Marsden, T. H.*, Milton.
*28. 29. *Scott, Walter*, Tales of a Grandfather.
30. *Tennyson*, Idylle of the King. Enid.
*31. *Irving, Washington*, The Sketch-Book.
*32. *Irving, Washington*, The Alhambra.
*33. *Swift, Jon.*, Gulliver's Voyage to Lilliput.
*34. *Dickens, Charles*, The Wreck of the Golden Mary.
*35. Treasures of Memory.
*36. *Dickens, Charles*, The Perils of certain English Prisoners.
37. *Shakespeare*, The Merchant of Venice.
38. *Shakespeare*, Julius Cæsar.
39. *Shakespeare*, Macbeth.
40. *Irving, Washington*, Dolph Heyliger.
41. *Thackeray*, Gerge II and George III.
*42. *Longfellow*, Kavanagh.
†*43. *Lamb*, Tales from Shakespeare.
44. *Scott, Walter*, The Lady of the Lake.
45. *Farnell*, An Englishman's Adventures on German Rivers.
*46. *Mrs. Markenness*, Two Sunbeam Stories.
47. *Scott, Walter*, Marmion.
48. *Edgeworth, Maria*, Lame Jervas.
49. *Macaulay, T. B.*, Lord Clive.
50. *Dickens, Charles*, Three Christmas Stories.
†*51. *Grimm, Brothers*, German Household Stories.

Wenn nicht besonders verlangt wird: „Ausgabe mit Anmerkungen in besonderem Anhange" oder „Ausgabe für Mädchenschulen," wird stets die Ausgabe mit Fußnoten geliefert.

Verlag von Leonhard Simion Nf., Berlin SW. 48.

Moderne ärztliche Bibliothek

Herausgegeben von

Dr. med. F. Karewski (Berlin).

Aufgabe der „Modernen ärztlichen Bibliothek" soll es sein, in inhaltsreichen, aber knappen, von den Meistern der einzelnen Disziplinen geschriebenen Darstellungen in bequemer und billiger Form diejenige Uebersicht zu bieten, welche man sich bisher nur aus kostspieligen und für die praktischen Bedürfnisse zu ausführlichen Special- und Sammelwerken oder aus der in Zeitschriften zerstreuten Literatur verschaffen konnte.

Die einzeln käuflichen Hefte sind je nach ihrem Umfange von 2 oder 4 Druckbogen zum Preise von 1 resp. 2 Mk. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Erschienen sind bis jetzt:

Heft 1: Die wissenschaftlichen Grundlagen der **Kryoskopie** in ihrer klinischen Anwendung. Von Prof. Dr. A. von Koranyi (Budapest).

Heft 2: Wert der **Röntgenuntersuchung** für die innere Medizin. Von Dr. Albers-Schönberg (Hamburg).

Heft 3: Ueber **Neurasthenia hysterica** und die **Hysterie der Frau.** Von Prof. Dr. A. W. Freund (Berlin).

Heft 4 und 5: **Bedeutung der Kryoskopie** für Diagnose und Therapie von **Nierenerkrankungen.** Von Prof. H. Strauss (Berlin).

Heft 6: Ueber die Verwendung **kolloidaler Metalle** (Silber und Quecksilber) in der Medizin. Von Dr. J. L. Beyer (Dresden).

In Vorbereitung sind unter anderem:

Zweckmässige Ernährung der Diabetiker. Von Prof. Dr. Sandmeyer (Berlin).

Wasser als Krankheitserreger. Von Prof. Dr. Proskauer (Berlin).

Hygiene auf Kriegsschiffen. Von Oberstabsarzt Dr. **Mastius** (Berlin).

Prophylaxe bei Infektionskrankheiten. Von Geh. Rat Prof. Dr. Dönitz (Berlin).

Prophylaxe der Geschlechtskrankheiten. Von Dr. Blaschko (Berlin).

Sexuelle Perversionen und Geisteskrankheit. Von Dr. A. Moll (Berlin).

Aufgaben des Schularztes. Von Prof. Dr. A. Baginsky (Berlin).

Die juristische Verantwortlichkeit des Arztes. Von Justizrat Sello (Berlin).

Die Stellung der Aerzte zur sozialpolitischen Gesetzgebung. Von Reichstagsabg. Dr. Mugdan (Berlin).

Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121.

Leonhard Simion Nf.,
Verlagsbuchhandlung.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur Abteilung Berlin.

Donnerstag, den 17. März: Abends 8¼ Uhr im Lesesaal unserer Gesellschaft, Berlin W. Unter den Linden 16, III. **Abteilungstag.** Jahres-Bericht des Vorstandes. Neuwahl des Vorstandes. Nur für Mitglieder.

Karfreitag, den 1. April: Abends 7 Uhr Geselliges Beisammensein im „Brandenburger Haus" Motzenstraße 47. Vorlesung von **Richard Wagners Dichtung „Parsifal."** Gäste willkommen. Eintritt frei.

Dienstag, den 26. April: Abends 8¼ Uhr Bürgersaal des Rathauses: Monatsvers.: Vortrag Prof. **Dr. Bruno Meyer:** „Moderne Monumentalkunst in Berlin." Diskussion. Für Mitglieder frei. Gastkarten 50 Pfg. Vorverkauf bei Nicolai Potsdamerstr. 123b, Späth Königstr. 52, A. Wertheim Leipzigerstr. 132/137.

Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Breslau.

Freitag, den 18. März, abends 8½ Uhr, in dem gewohnten Versammlungsraum **Abteilungstag** mit der üblichen Tagesordnung (Rechenschaftsberichte, Vorstandswahl u. a.)

Der Vorstand.

Das Bureau der D. G. E. K.,

Unter den Linden 16III, ist täglich geöffnet. Sprechstunden des Unterzeichneten:

Montag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag von 10½ bis 12½, Vorm., Sonnabend von 4–5 Nachm.

Dr. Penzig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Heniel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1,60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die beigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

XII. Jahrgang. | Berlin, den 1. April 1904. | Nr. 7.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Unsere Kolonialpolitik. Vom Herausgeber.
Das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht. II.
Edmondo De-Amicis. Der Sozialist der Ethik.
Streiflichter:
Moralisches Irrsein.
Sprechsaal.
Aus der ethischen Bewegung.
Eingegangene Bücher.

Unsere Kolonialpolitik.

Was ging es wohl die Familien derer v. François, Bendix, Velten und der anderen Offiziere und Mannschaften, die neuerdings in dem unrühmlichen Kriegszuge gegen die Hereros gefallen sind, an, wie Fürst Arenberg seinen Sohn erzog? Nichts! — Mit welchem Recht hätten sie da hineinreden dürfen? Und doch Alles — denn von dieser Erziehung hing das Leben ihrer Angehörigen ab — wenn anders die Mitteilungen des kolonialfreundlichen „Reichsboten" ebenso richtig, wie wahrscheinlich sind, daß nämlich die Schandtaten dieses deutschen Kulturträgers und ähnlicher schneidiger Tropenhelmträger mit ihrem Anhange beutegieriger Händler in ursächlichem Zusammenhange mit dem Aufstand der verzweifelten Eingeborenen gestanden haben. Mit dem Gefühl tiefster Scham und Empörung nur kann der Deutsche, der sein Vaterland wahrhaft groß und mächtig als Hort der Gesittung und Kultur sehen möchte, auf diese, wahrlich nicht vereinzelt dastehenden Vorkommnisse blicken, und es steht uns vor einem Vergeltungsfeldzug, der etwa nach bisherigem Gebrauch mit dem unbarmherzigen Motto: Kein Pardon! geführt werden könnte.

Ein erschütterndes Beispiel für ethische Fernwirkungen ist die Notwendigkeit dieses Feldzuges. Alle die, unbehindert durch unsere christliche Sittlichkeit fortwirkenden brutalen Instinkte des Gewaltmenschen, wie sie sich in den unerfreulichen Erscheinungen der Soldatenschindereien und den unheimlich gehäuften Skandalgeschichten der Offizierkorps am deutlichsten verraten, sie haben unseren Kolonisationsbestrebungen ihren Stempel aufgedrückt und machen aus dem zivilisatorischen Gewinn neuer Landstrecken und Völker für wahre Kultur, die allein die Ausbreitung der alten Völker im Neuland rechtfertigen könnte, eine Versuchung eben dieser Völker und einen Gifttherd für das Mutterland. Die Rhinozerospeitsche und das kleinkalibrige Gewehr, dort gegen wehrlose Männer mißbraucht, und — noch schlimmer — die zügellose Gier, die Frauen und Mädchen ohne alle Bedenken schändet — sie vernichten nicht nur die unglücklichen Schwachen, die ihnen als Objekt dienen, sondern mit tötlicher Sicherheit eben auch die „Kulturträger" selbst — und fast kommt es uns vor, als ob die Herero waffe, von einem in seinen Besten gekränkten Krieger geschwungen, so manchem Abenteurer noch nicht das schlechteste Ende bereitet. Schlimmer ist's, wenn er „lorbeer"gekrönt zurückgekehrt, im Kasino den staunenden jungen Kameraden die Fidelität dieses Feldzuges und die — hm! kleinen Annehmlichkeiten — des freien Kolonialdienstes auseinandersetzt.

Es ist wahrlich Zeit, höchste Zeit, daß sich unser Volk bewußt werde, ob es die Raubzugspolitik, die es bei Engländern, Belgiern und Franzosen nicht scharf genug verurteilen konnte, wirklich verantworten will oder ob unsere Kolonialpolitik ganz neue Bahnen einschlagen soll — Bahnen, auf denen ihr unsere besten Forscher und Kolonisatoren, die Nachtigall, Emin Pascha u. a. vorangegangen sind: mit Gerechtigkeit und Freundlichkeit, höherer Geistes- und vor allem Herzensbildung den Wilden wirklich Vervollerers zu bringen, als den Schund unserer Industriewaren, unsere Zivilisationslaster und den Abschaum unserer Bevölkerung.

In der „Christlichen Welt" (Nr. 12 d. lfd. Jahrg.) fragt mit vollem Recht M. C.

„Wenn wir, d. h. die Vertreter der Kolonialmacht, seien es Beamte oder Privatleute, Plantagenbesitzer, Farmer oder Kaufleute, es selber um kein Haar besser treiben als die früheren Häuptlinge, wenn nur unter verschleierten Formen Sklaverei und Mädchenraub auch von uns weiter geübt werden, wenn wir nur in den Massenverhältnissen geringere, sonst aber ebenso schändliche Grausamkeiten verüben, wenn wir unter Beiseitesetzung des in dem Wort Humanität liegenden allgemein menschlichen Rechtsanspruchs die Bevölkerung unserer Kolonien rein als Objekt der Ausbeutung, d. h. auf deutsch als Sache betrachten: wo ist dann ein Schatten von Legitimierung unserer Besitzergreifung? wo bleibt dann die Idee der Kultur?"

Der Feldzug selbst wird, unbeirrt von solchen Erwägungen, seinen Gang gehen. Aber es gilt eines: Aus den Gräbern der beklagenswerten Opfer muß und der felsenfeste Entschluß erstehen: Unsere Kolonialpolitik muß Förderung sittlicher Kultur im Binnenland und draußen werden — oder sie mag untergehen. —

Das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht.

II.

Am ausführlichsten äußerte sich Prof. Dr. Ferdinand Tönnies (Eutin):

I. Drei Fragen.*)

Antwort auf 1. Persönliche Freiheit und Rechtsgleichheit sind Begriffe, bei denen, wie eigentlich bei allen

*) Siehe umstehend.

Digitized by Google

Begriffen, unterschieden werden muß, ob sie als empirische Begriffe oder als Ideen gemeint sind. Empirische Begriffe sind bloße Sammelplätze, worin die Dinge abgeteilt werden für irgendwelche praktische Zwecke; Zwecke der Verständigung, der gesetzlichen Bestimmung u. s. w. Idee ist der vollkommene Begriff. Ein schlichtes Beispiel wird diese Unterscheidung klar machen. Es gibt verschiedene empirische Begriffe des Menschen; ich denke zunächst an den landläufigen des Sprachgebrauchs. Nach diesem Begriffe ist ein Idiot (ein völlig Blödsinniger) auch ein Mensch. An der „Idee" von einem Menschen gemessen, entspricht er dieser so wenig, daß er nicht als Mensch gerechnet werden kann; dies leigt sich z. B. darin, daß er strafrechtlich nicht verantwortlich gemacht wird, daß ihm seine Taten nicht zugerechnet werden. Kein Mensch erfüllt die Idee von einem Menschen; aber der erwachsene, vernünftige Mensch entspricht ihr hinlänglich, um, auch an dieser Idee gemessen, Mensch zu heißen. — Woher unsere Ideen stammen und worin sie die Gewähr für ihre Gültigkeit besitzen, geht uns hier nicht an. Genug, wir haben auch eine Idee von persönlicher Freiheit und Rechtsgleichheit, und diese fordert (postuliert), daß jeder erwachsene Mensch an der Schaffung des Rechtes, nach dem sich zu richten man von ihm verlangt, mitwirke; daß er also insofern keinem anderen Menschen untertan sei, als er nur sich selber gehorcht, seinem eigenen Willen unterworfen ist, indem er das Gesetz achtet und befolgt; sein Wille soll in dem allgemeinen Willen enthalten sein. Nach der richtigen Vorstellung, die auch den Juristen geläufig ist, trifft dies wie von selber zu, so lange als das Gesetz nicht „gegeben wird," sondern im Gewohnheitsrecht gegeben ist. So können denn sogar Verhältnisse der Unfreiheit und Abhängigkeit bis zu einem gewissen Grade durch Gewohnheitsrecht geheiligt und gerechtfertigt werden. In großen und ganzen hat aber immer und überall das eigentliche Volk, namentlich der Bauernstand, im uralten Herkommen, in seinen ihm teuren Gewohnheiten auch die Gewähr seiner rechtmäßigen Freiheit und Gleichheit gesehen. Gesetze setzen sich an die Stelle von Gewohnheiten. In weitem Umfange gilt, daß gerade Gesetze, als willkürliche Satzungen und Verordnungen der „Obrigkeit," die rechtliche Freiheit und Gleichheit zerstören; zum großen Teile freilich nur, indem sie der tatsächlich gewordenen, durch die wirtschaftliche Entwickelung unweigerlich herbeigeführten Unfreiheit und Ungleichheit das rechtliche Siegel aufdrücken. Auch die willkürlichen Gesetzgeber (absolute Fürsten rc.) anerkennen indirekt, daß das Recht durch den allgemeinen Willen bedingt sei: sie lassen ihre Macht regelmäßig einerseits im Erbrecht — einer gewohnheitsrechtlichen Institution — beruhen, andererseits durch Religion oder göttlichen Willen geheiligt werden; wobei die Unterstellung als selbstverständlich gilt, daß der allgemeine Wille den göttlichen Willen gelten, ja herrschen lassen wolle, wollen müsse (moralisch dazu verbunden sei). Daher kann auch eine neue willkürliche Obrigkeit, die weder auf Erbrecht noch auf religiöse Bevorzugung ihres persönlichen Trägers sich zu stützen vermag, — der Cäsarismus — sich nicht anders rechtfertigen als durch die Berufung auf den ausgesprochenen allgemeinen Willen des Volkes, auf das allgemeine Stimmrecht, das Plebiszit! — Das allgemeine Wahlrecht soll ebenso das Gesetz rechtfertigen, wie das Plebiszit die Herrscher rechtfertigt.

Antwort auf 2. Daß ein Rechtsstaat möglich sei, ohne daß persönliche Freiheit und Rechtsgleichheit „herrschen," möchte ich nicht in Abrede stellen; aber gewiß ist, daß die nicht Persönlich-Freien an einem solchen Rechtsstaate minderen oder gar keinen Anteil haben, je nachdem ihre persönliche Unfreiheit mehr oder minder ausgeprägt ist; und daß jede Ungleichheit öffentlich-rechtlicher Art, also aller Minderbesitz an staatsbürgerlichen Rechten eine Art der Unfreiheit darstellt.

Antwort auf 3. Diese Unwahrheit ist ohne allen Zweifel moralisch verwerflich.

II. Drei Gegenfragen.

Antwort auf 1. Gleichwertig nicht. Aber es ist auch keine notwendige Folgerung, daß der intellektuell und moralisch Höhere durch vergrößertes oder verstärktes Stimmrecht seinen wertvolleren Einfluß geltend mache. Es handelt sich bei der politischen Wahl unmittelbar nur darum, daß der einzelne Bürger seinen Wunsch ausdrücke, durch eine bestimmte — von ihm bezeichnete — Person vertreten zu werden; um sein (materielles oder ideales) Interesse an so oder so gearteter Gesetzgebung in rechtlicher Weise geltend zu machen. Die Stärke dieses Interesses ist aber von seinem intellektuellen und moralischen Werte viel weniger abhängig als von seiner äußeren, insbesondere also von seiner wirtschaftlichen Lage. Zum Beispiel wird der Höhere (um in Kürze so zu sagen), wenn er reich ist, weit weniger durch viele Arten der Gesetze bedrückt, als der Niedere, wenn er arm ist; der Höhere, wenn er ein lediger oder kinderloser Mann ist, weit weniger durch die meisten Gesetze überhaupt berührt, als der Niedere, wenn Ehemann und Familienvater. Dafür aber, einen geeignet und tüchtig scheinenden Vertreter seines Interesses ausfindig zu machen, oder den, der sich dazu anbietet, als solchen zu erkennen, ist der höhere intellektuelle und moralische Wert des Einzelnen gleichfalls nicht von erheblicher Bedeutung. Die weitaus größte Menge wird notwendiger Weise einen Mitbürger wählen, der wenigstens intellektuell ihr überlegen ist, oder zum allermindesten für diese (politische) Tätigkeit besser befähigt. Intellektueller und moralischer Wert gehen aber keineswegs in gleichem Schritte mit einander. Ein in gewisser Richtung angelegter und geübter Intellekt wird allerdings die moralische Gefühls- und Denkweise verbessern, veredeln, verfeinern und verstärken; ein in anderer Richtung angelegter und geübter Intellekt wird die entgegengesetzten Wirkungen haben, wie sie alltäglich massenhaft beobachtet werden. Da nun für eine hoch differenzierte Tätigkeit — wie die politische — moralischer Wert von mindestens ebenso großer Bedeutung ist, wie intellektueller; namentlich sofern es dabei auf das gemeine Wohl ankommt; so folgt: der intellektuell Höhere kann eine moralisch schlechtere, der intellektuell Niedere eine moralisch bessere Wahl treffen; ebenso wie der moralisch Höhere eine intellektuell schlechtere Wahl treffen kann, der moralisch Niedere eine intellektuell bessere Wahl; und für beide Arten der Eventualitäten bestehen in der Tat hohe Wahrscheinlichkeiten. Es findet dadurch eine gewisse Ausgleichung statt. Das Beste ist immer das Seltenste. Es liegt eben im Zusammentreffen der besten moralischen mit den besten intellektuellen Anlagen und Charaktereigenschaften. Sie können in einem Individuo zusammentreffen — aber nicht zu verhoffen ist, daß irgend eine größere Körperschaft aus lauter solchen Individuen bestehe oder auch nur ihrer Mehrheit nach, so wünschenswert dies auch wäre; dafür ist jenes Zusammentreffen eben

*) Zur Beanemlichkeit der Leser drucken wir hier die Thesen nochmals ab:

Gtbliche Antinomien.

I. Drei Fragen.

1. Ist ein Bürger persönlich frei und mit anderen rechtsgleich, wenn er auf das Gesetz, dem er gehorchen soll, nicht gleichen Einfluß üben darf, wie andere?

2. Ist ein Rechtsstaat möglich, ohne daß persönliche Freiheit und Rechtsgleichheit herrschen?

3. Ist es moralisch zulässig, eine Verfassung dem Namen nach auf letzterem Grundsatze aufzubauen, in der Tat aber nicht die Kassenzahl des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts zu ziehen?

II. Drei Gegenfragen.

1. Können Menschen, die nicht intellektuell und moralisch gleichwertig sind, gleichwertig an der Gesetzgebung zusammenwirken?

2. Ist es also moralisch zulässig, den Grundsatz der Freiheit und Rechtsgleichheit bei einem Wahlrecht, bei dem Klügeren und Besseren durch die Masse der Minderwertigen unterschlicht, zur Durchführung zu bringen?

3. Ist ein Rechtsstaat überhaupt nur möglich, so lange die Masse der Bevölkerung das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht nicht zur Herstellung wirklicher Freiheit, sondern nur zur Durchsetzung ihrer Interessen benutzt?

III. Schlußfrage:

Wie sind diese Antinomien praktisch miteinander in Einklang zu setzen?

U. R. w. g.

Digitized by Google

zu selten. Wir müssen zufrieden sein, wenn die intellektuellen und die moralischen Qualitäten in einem richtigen Verhältnis, in Harmonie mit einander stehen, sowohl bei den einzelnen Mitgliedern einer Körperschaft, zumal einer politischen, als auch bei der gesamten Körperschaft als einer Einheit. Und hierfür bietet das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht mindestens ebenso gute Chancen als jedes andere Wahlrecht, das praktisch möglich ist. Bei weitem bessere, die besten Chancen würde allerdings das ausschließliche Wahlrecht der intellektuell und moralisch Besten gewähren. Aber gesetzt, der Grundsatz der Gleichheit käme nicht in Frage, wie sollten diese Besten als Wähler herausgefunden werden? Bestandene Prüfungen können in einigem Maße intellektuelle Qualitäten garantieren; aber auch moralische? Oder sollen ferner sowohl die intellektuell Besten, aber vielleicht moralisch Minderwertigen, als auch die moralisch Besten — wenn sie herausgefunden sind —, wenn auch intellektuell Minderwertigen, Wahlrecht resp. vermehrtes Wahlrecht haben? Im allgemeinen halten sich die Reichen für intellektuell und moralisch besser. Intellektuell sind sie es zuweilen; aber auch moralisch? Ein Blick ins Leben genügt, um diese Ansicht als töricht erscheinen zu lassen. Und auch die intellektuelle Tüchtigkeit — soweit sie bei den Reichen vorhanden ist — inbezug auf eigene Interessen ist noch lange nicht intellektuelle Tüchtigkeit inbezug auf allgemeine Interessen.

Antwort auf 2. Die Frage hat nur Sinn unter der Voraussetzung, daß die erste Frage verneint war. Aus dieser Verneinung folgt, daß es nicht zulässig scheint, den Grundsatz u. s. w. zur Durchführung zu bringen. Daß aber das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht ein Wahlrecht von der charakterisierten Art wirklich oder sehr wahrscheinlicher oder sogar notwendiger Weise sei, ist nicht bewiesen, und nicht beweisbar. Als Wähler sind die Klügsten und die Besten ohne Zweifel eine kleine, ja verschwindende Minderheit. Aber Klügere und Minderkluge, Bessere und Mindergute sind in vielen Abstufungen über alle sozialen Schichten, die an sozialen Berufen teil haben, wenn auch in verschiedenen Proportionen verstreut. Den Klugen und Guten vorziehen, also wählen, können die Minderklugen und die Minderguten, wenn der Abstand nicht sehr groß ist, ebenso gut wie die Klügeren und die Besseren; eine geringe Ueberlegenheit in der einen oder der anderen Beziehung (wie sie durch den Comparativ zunächst allein ausgedrückt wird) befähigt zum Wählen nicht besser. Ein kluger und guter Lehrer wird von den klügsten und besten Schülern wahrscheinlich am besten erkannt und geschätzt. Die Minderklugen und Minderguten sind aber nicht im Verhältnisse zu ihrer Klugheit und Gutheit mehr oder minder fähig, ihn zu lieben und vorzuziehen. Sondern sie werden, mit Ausnahme etwa einiger ganz Dummer und ganz Schlechter, mit jenen übereinstimmen, und in der Regel sich auch durch deren Autorität leiten lassen.

Antwort auf 3. Wenn als Rechtsstaat ein Staat verstanden wird, worin Gerechtigkeit als ein vernünftiges Gleichgewicht widerstreitender Interessen verstanden wird, so ist ein solcher offenbar bei einem solchen Gebrauche des Wahlrechtes nicht möglich. Die Frage ist nur, ob ein solcher Gebrauch aus dem Dasein des Wahl-Rechts mit Notwendigkeit folgt! Jedes Recht kann mißbraucht werden; daraus folgt nicht, daß das Recht nicht bestehen solle. Wer so argumentiert, muß Allen, die für törichte oder lasterhafte Zwecke Geld ausgeben, das Recht absprechen, Geld zu besitzen. Kampf der Interessen wider einander, zum großen Teil mit unmoralischen Mitteln geführt, hat mehr oder weniger zu allen Zeiten stattgefunden, ist jedenfalls in der modernen Gesellschaft unvermeidlich. Es ist aber irrtümlich zu meinen, daß gerade die „Masse" der Bevölkerung, mit andern Worten gerade die Minderwertigen, wie nach der 2. Gegenfrage verstanden werden muß, am entschiedensten das Wahlrecht zur Durchsetzung ihrer Interessen benutzen. Als ob etwa die Großgrundbesitzer und die Kommerzienräte — zwei Gruppen, die sonst ziemlich verschieden, doch darin übereinkommen, daß sie keine „Massen" bilden —, das Wahlrecht nicht, oder weniger, zur Durchführung ihrer Interessen anwendeten! Vielmehr sind die intellektuell Minderwertigen sich ihrer Interessen am wenigsten bewußt; moralische Minderwertigkeit kann auch den Klugen zu Irrtümern über sein wahres Interesse verführen und macht unbedenklich oder geradezu gewissenlos in der Wahl der Mittel zur Verfolgung jedes Interesses. — Der Gegensatz: Herstellung wirklicher Freiheit — und Durchführung ihrer Interessen — ist nicht hinlänglich klar. Es scheint darin enthalten zu sein, daß Herstellung wirklicher Freiheit mit dem Streben nach Gemeinwohl sich schlechthin decke. Jeder denkende Politiker, der seiner Verantwortung sich bewußt ist und sie ernst nimmt, wird das gemeine Wohl sich angelegen sein lassen, auch wenn er das Wohl einer gewissen Klasse unmittelbar zu befördern strebt, sei es, weil er durch die Blüte dieser Klasse — z. B. der Ackerbauer oder der Handwerker — den dauernden Wohlstand des Staates für bedingt hält, oder weil er die Hebung der zahlreichsten und ärmsten Klasse als vorzugsweise wichtig erkennt für die Herstellung der sozialen Eintracht, die wiederum eine wesentliche Grundlage für die bleibende Kraft des Staates ist.

III. Schlußfrage.

Antwort. Die Bezeichnung der Fragen und Gegenfragen als „Antinomien" setzt voraus, daß diese wie jene insgesamt mit „Nein" beantwortet worden sind; sie wären damit in Thesen und Antithesen verwandelt. Da aber keine Beantwortung von Fragen als selbstverständlich gelten oder vorgeschrieben werden darf, so ist die Benennung „Antinomien" logisch nicht richtig. Gleichwohl können wir darauf eingehen, indem wir den Sinn unterstellen, der den Fragen beigegeben wird, ohne auf die Formulierung im einzelnen Rücksicht zu nehmen. Es ergibt sich dann die einfache „Antinomie": A. Die Gerechtigkeit verlangt allgemeines u. s. w. Wahlrecht B. Die Wirkungen des allgemeinen Wahlrechts sind überwiegend schädlich. Ich kann aber weder den Satz A noch den Gegensatz B ohne Umschweife als richtig anerkennen. Es ist nicht die absolute Idee der Gerechtigkeit, sondern die Gerechtigkeit auf den gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustand bezogen, die das allgemeine u. s. w. Wahlrecht postuliert. Ferner kann ich nicht zugeben, daß wie B behauptet, die Wirkungen dieses Wahlrechts überwiegend schädlich sind, sondern nur daß sie es werden können und daß sie teilweise schädlich, teilweise gesährlich sind. Ein Argument gegen das Wahlrecht läßt sich daraus nicht ableiten. Die Schwierigkeiten und Gefahren des allgemeinen Wahlrechts sind in Wirklichkeit die Schwierigkeiten und Gefahren des gesellschaftlichen Zustandes, der ihm zu Grunde liegt; sie werden durch das allgemeine Wahlrecht offenbar als sie sonst sein würden, was durchaus und in hohem Maße erwünscht ist.

Insofern daher als eine wirkliche Antinomie besteht, so ist sie nicht durch Aufhebung des allgemeinen Wahlrechts, sondern durch Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes lösbar. Dazu gehört auch die Verallgemeinerung und Vertiefung des Unterrichts. Freilich lassen sich minderwertige intellektuelle und moralische Begabungen nicht durch Unterricht beseitigen. Wohl aber läßt sich, bei durchschnittlicher Begabung das Wissen vermehren. Hier ist besonders das Wissen um Gesellschaft und Staat, um Recht und Sitte, um Gedanken großer Denker, kurz die allgemeine politische und philosophische Bildung gemeint. Hingegen sollte der Unterricht in keiner Weise direkt auf die Gesinnung einzuwirken versuchen. Es wird sehr leicht das Gegenteil dessen dadurch erzielt, was man erzielen wollte. Daß eine edle Gesinnung wachsen und sich entwickeln könne, daß sie Spielraum, Macht und Einfluß gewinne, ist aber auch für die Politik in letzter Instanz wichtiger, als alles Wissen und alle Bildung.

Digitized by Google

Endlich bemerkt der Thesensteller selbst zunächst: „Zu den vorliegenden Erörterungen will ich heute noch nicht das Wort ergreifen. Nur zur Vermeidung von Mißverständnissen sei folgendes bemerkt: Unter „Freiheit" verstehe ich ganz einfach die historisch im Gegensatz zu dem Robot- und Tributsystem in der Revolution festgestellten Grundsatz, daß keiner den Nebenmenschen ohne entsprechende Gegenleistung und ohne seinen Willen zu einer Abgabe oder einem Dienst verpflichten könne. Unter „Gleichheit" vor dem Gesetz verstehe ich die im Gegensatz zur Privilegierung des Einzelnen stehende gleiche Rechtsfähigkeit zu Bildung, Besitz, Stellung zu gelangen und vor Gericht bürgerlich gleich behandelt zu werden. Daraus ergibt sich unmittelbar, was unter „Rechts"staat im Gegensatz zu einem Gewaltstaat zu verstehen ist; ebenso wohl, daß unter „wirklicher Freiheit" (II 3) nur ein Zustand zu verstehen ist, in dem „jedes Freiheit mit der anderen ihrer zusammenbestehen kann," wie Kant sagt.

Nach diesen Vorbemerkungen bitte ich die der Redaktion s. Z. unter Verschluß mitgesandten Sätze, die meine eigene Antwort, bezw. neue Fragen darstellen, hiermit zurückzuziehen.

Der Thesensteller.

* * *

Hier sind sie:

Die Antinomien des Wahlrechts.

Antwort und Fragen.

I. Antwort auf die Fragen in Nr. 6 der Eth. K.

1) Wenn ein Rechtsstaat nicht möglich ist, ohne Freiheit und Rechtsgleichheit aller rechtsmündigen Staatsbürger, so ist die unausbleibliche Konsequenz davon, das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht unbedingt zu gewähren.

2) Wenn der Rechtsstaat unmöglich ist, so lange die Majorität ihre Rechtsgewalt nicht zur Herstellung allgemeinen Rechts, sondern zur Durchsetzung ihrer Interessen verwendet, so muß durch Erziehung und praktische Organisation dahin gestrebt werden, daß das weiterschauende moralische Interesse die Sonderinteressen allmählich überwindet oder absorbiert.

3) Das ist praktisch nur möglich, wenn eine Volksschicht vorhanden ist, deren natürliches Interesse auf Herstellung allgemeinen Rechts gerichtet ist, und in dem Maße, als diese Volksschicht die intellektuelle, moralische, und politische Macht erringt, dies ihr Interesse durchzusetzen.

II. Fragen:

1) Gibt es heute eine solche Volksschicht?

2) Welche Stellung muß der Ethiker zu ihr nehmen?

U. A. w. g. Criticus.

Edmondo De-Amicis, der Sozialist der Ethik.

Der Uebergang Edmondo De-Amicis' in das Lager der internationalen Sozialisten — ein in Deutschland noch nie genügend gewürdigtes Phänomen — dürfte eines der hervorspringendsten Beispiele dafür sein, welche Anziehungskraft die im Sozialismus vereinigten wissenschaftlichen und humanitären Ideen auf alle diejenigen ausüben mußten, welche sich, wenn auch anfänglich nur gegnerischen Sinnes, dazu bequemen, den sozialen Forderungen des vierten Standes überhaupt einmal näher zu treten.

De-Amicis, sicherlich heutzutage mit Gabriele d'Annunzio der populärste und am meisten gelesene Dichter und Schriftsteller Italiens, hat seinen Ruhm bekanntlich mit den „Bozzetti della Vita Militare" (Skizzen aus dem Soldatenleben) begründet. Er feiert in ihnen, wenn auch in überaus feinfühliger und poetischer Weise, die Ideale der militärischen Bourgeoisie. Blinde Pflichttreue, sklavischer Gehorsam, dienerhafte Selbstaufopferung für nicht bewußte Zwecke waren ihm die Hauptmotive. Freilich hat De-Amicis sich auch damals schon diesen Idealen keineswegs bedingungslos hingegeben. Auch aus den Bozzetti blickt schon der spätere Volksfreund heraus, der trotz seiner Offiziersuniform sich ein warmes Herz für die Leiden der Aermsten und Allerärmsten bewahrt hat. Es ist bekannt, daß es nicht zum wenigsten seiner Anregung zu verdanken war, wenn die alte verrostete und verrottete Militärjustiz seines Vaterlandes wenigstens einigermaßen die mittelalterlichen Hüllen abzulegen sich anschickte. Seiner humanitären Bestrebungen ungeachtet, war und blieb De-Amicis damals aber ein Mann der Rechten. Stand, Traditionen, Lebensbedingungen, alles wies ihn darauf hin, konservativ zu denken. Als alter Kriegsschüler der Scuola Militare zu Modena, späterer Offizier und Redakteur des Militärblattes L'Italia Militare, mußte sich begreiflicher Weise Edmondo De-Amicis in seinen Erzählungen und Gedichten, als das entpuppen, was er seiner ganzen Erziehung gemäß sein mußte, nämlich als Militarist und Monarchist vom reinsten Wasser.

Welchen Kontrast bietet hierzu der feurige Vorkämpfer der Bertha von Suttnerschen Friedensgedanken, und gar der Mann, dem die sozialistische Partei einer der größeren Städte Italiens bei den nächsten Wahlen ihr Kommandowort anvertrauen will! Ein Zittern durchfuhr die ganze besiegende Welt Italiens, als es offenbar wurde, daß ein Edmondo De-Amicis zu den vermeintlichen Feinden des Vaterlandes und den wirklichen des Heeres übergegangen . . . ein alter Offizier zum Deserteur geworden sei!!

Es ist in den literarischen Kreisen, auch der außeritalienischen Länder, viel darüber verhandelt worden, aus welchen Gründen der Uebertritt des berühmten Schriftstellers wohl erfolgt sein könnte. Ein Witzblatt erlaubte sich den Scherz, ihn mit weinerlicher Miene darzustellen, aus beiden Augen quollen ihm Ströme von Tränen. Er hätte ja Frau gehabt, meinte der erläuternde Text, so heule er jetzt über das Elend der Masse. Ganz ähnlich urteilt auch ein italienischer Historiker. Pietro Orsi, Privatdozent an der Universität zu Padua, welcher meint, der Sozialismus De-Amicis' sei nur eine natürliche Folge seiner Sentimentalität.[1])

Nur unter einer Bedingung können wir diesen Urteilern Recht geben, wenn wir nämlich an Stelle der sogenannten „Sentimentalität" Gemütstiefe setzen und dazufügen, daß dieselbe mit einem sehr klaren Verstand gepaart ist. Sicherlich war ein Uebertritt De Amicis' früher oder später unvermeidlich. Ein Mann, der wie er, zum hervorragendsten Zug seines Charakters die Sehnsucht nach einem vollwertigen und gleichzeitig erreichbaren Ideal hat, konnte, nachdem er die Hohlheit des aristokratischen und bürgerlichen Lebens als nicht nur in der sozialistischen Phraseologie bestehend erprobt, nichts anderes tun, als einer Weltauffassung Treue schwören, deren Ziele und Bestrebungen der ganzen Grundlage seines Seins so voll entsprachen: —

Edmondo De Amicis hat seine sozialistischen Ideen in einer ganzen Reihe von Büchern dargelegt, von denen hier nur drei genannt seien: „Il Romanzo di un Maestro" (Der Roman eines Schulmeisters), „La Carrozza in tutti" (Der allen gehörige Wagen) sowie „Lotte Civili" (Bürgerkämpfe). Es möge uns gestattet sein, auf das letztere etwas näher einzugehen. Es ist unbedingt die klarste und packendste der politischen Selbstentbüllungen des italienischen Dichters.

Die „Lotte Civili," erschienen bei G. Nerbini in Florenz 1899 3 Auflage, sind aus sehr verschiedenartigen Teilen zusammengesetzt. Sie stellen ein Gemisch von tendenziösen Erzählungen, Reden, Dialogen und soziologischen Betrachtungen dar. Allen gemeinsam ist die tiefinnerlich sozialistische Empfindung des Verfassers.

De Amicis wendet sich nicht so sehr an die Arbeiterschaft als vielmehr vor allen Dingen an das Bürgertum selbst. Ihm gelten sowohl seine Exkurse als auch seine Tiraden, denn es wohnen zwei Seelen in seiner Brust, beide von der Sache selbst hingerissenen Propagandators, der es unternimmt, sein Ideal auch den Gegnern mundgerecht zu machen, sowie die des herben strengen Moralpredigers und des ethischen Rigoristen. Louis Blanc hat einmal, freilich in anderem Zusammenhang, ausgesprochen, um die bürgerliche Welt sei ihm nicht bange, die würde schon von selbst zum Sozialismus übergehen, wenn sie sich erst von der Haltlosigkeit ihrer eigenen Zustände überzeugt habe.[2]) Ganz ähnlich prophezeit auch Edmondo De-Amicis. Wenn alles erst drunter und drüber gehen wird im sozialen und wirtschaftlichen Leben — und das kann bei der Schärfe der Konkurrenz nicht mehr lange auf sich warten lassen — dann bleibt für die sozialistische Propaganda nichts mehr zu tun übrig.

Dem ersten langen Kapitel — der Bekehrgabe einer an die Studenten der Universität Turin gehaltenen Ansprache — redet er zur gebildeten akademischen Jugend. Gewiß ist August Bebels gleichartige Ansprache ein oratorisches und politisches Meisterstück, gewiß entbehren auch Theobald Zieglers, in dem Buche „Der Student am Ende des 19. Jahrhunderts" gesammelten Vorträge keineswegs eines hohen, moralischen Sinnes, aber so warm, so gefühlt, so von Herzen kommend und wieder zu Herzen gehend wie die Worte De Amicis' ist dennoch weder das eine noch das andere. De Amicis ist eben zugleich Akademiker und Sozialist. Und ein ähnlicher Zug geht auch durch die Kapitel seines Buches, die er den Kindern, den Frauen, den Künstlern und Gelehrten widmet. Ueberall appelliert er an die tiefsten Gefühle des Menschen, überall versteht er es, das Beste im Zuhörer anzurühren, seine mächtige Persönlichkeit gewaltig auf den Leser

[1]) Pietro Orsi, L'Italia Moderna. Milano 1901, pag. 835.

[2]) Louis Blanc, La Revolution de Février au Luxembourg. Paris 1848 p. 47.

Digitized by Google

einwirken zu lassen. Hier ist nichts mehr von jenem liebenswürdigen, oft etwas sentimentalem Humor der Empfindung zu verspüren, der seine früheren Werke auszeichnet und so oft, wenn auch meiner Meinung nach durchaus fälschlich, mit der Heinrich Heine'schen Ironie sorglichen worden ist, u. a. von Gustav Karpeles.[1] Hier spricht nur ein einer großen Sache würdiger, tiefer sittlicher Ernst.

Edmondo De Amicis beschäftigt sich mit allen Problemen des sozialen Lebens. Es dürfte interessant sein, hier einmal kurz auf die Ansichten des großen Piemontesen einzugehen.

Den vornherein muß freilich einer gesagt sein: Edmondo De Amicis ist, wenn auch durchaus auf realem Boden stehend, weit davon entfernt, von dem wissenschaftlichen Marxismus durchtränkt zu sein. Vielleicht hetzo wohlmender wirft aber sein echter Herzenston. Man darf eben eins nicht vergessen: De Amicis ist Dichter, Künstler, Idealist, er ist ein Moralprediger im höchsten Sinne des Wortes und wenn auch ein leidlicher Pädagoge, so doch kein kühler Denker und Philosoph. Er ist, möchte ich sagen, vor allem Gefühlsmensch.

Dabei finden sich in seiner sozialistischen Weltanschauung entschieden manche Anknüpfungspunkte an die ältere französische Schule, Louis Blanc, Pecqueur, Vidal und zumal Benoit Malon.

Mit letzterem trifft er sich vor allen Dingen in seinen Anschauungen über die sexuelle Liebe und die Frauenfrage, die ja freilich bei ihm keine so sehr große Rolle spielen. In schroffstem Gegensatz zu Giuseppe Mazzini und anderen italienischen Sozialisten, welche eine gesunde Regelung des Geschlechts-Verkehrs nur durch Einführung der sogenannten freien Liebe gewährleistet sehen, bekräftigt sich De Amicis darauf die heute bestehende Ehe reformieren zu wollen. Er kämpft gegen alle Käuflichkeit, auch in der Ehe, und ist ein eifriger Fürsprecher der Heirat aus Liebe. Selbstverständlich tritt er auch für völlige Gleichberechtigung der Frau ein. —

De Amicis ergäbt selbst, daß er ein Schüler von Filippo Turati sei. Offenmütig bekennt er, von der Richtigkeit der sozialistischen Weltauffassung habe ihn nicht zum wenigsten Filippo Turati überzeugt[2]). Es hätte aber meines Erachtens dieses ihn ehrenden Zugeständnisses gar nicht bedurft, so sehr atmet der Sozialismus De Amicis' den Geist jener berühmten Protestiven des hochbegabten Mailänder Dichters und Politikers, welche der jungen Partei so viele neue Kräfte, und nicht die schlechtesten, gewinnen ließen.

De Amicis ist vor allen Dingen ein leidenschaftlicher Anhänger der sich in Turatis bekannter Schrift „Rivolta e Rivoluzione"[3]) offenbarenden Evolutionstheorie. Ebenso kräftig wie er Krieg und Militarismus bekämpft, ebenso heftig bekämpft er auch jeden sich so äußernden Gedanken einer gewaltsamen Umlosebedung, ein Umstand, welcher den im letzten Grunde das Proletariat mit allen Mitteln befreien wollenden begabten Sozialisten Arturo Labriola kürzlich — und nicht ganz mit Unrecht — veranlaßte den Dichter liebäugertlicher Gesinnung zu zeihen.[4]) Aber entschuldigt, ob dieser Vorwurf gerechtfertigt oder nicht, oder ob diese ganze den Sozialismus tiefbewegende Frage nicht am Ende doch auf ein gegenseitiges Mißverstehen herauskäuft, jedenfalls ist es ganz erstaunlich, mit welchem Kraftaufwand De Amicis, dem eine scharfe Kritikerin, die ihn persönlich sehr gut kennt, Paola Lombroso Carrara,[5]) jede kampfesmutigkeit abspricht — sie charakterisiert sein Wesen als „indolente non bel pensiero, ma nell' azione" — für eine friedliche Lösung aller nationalen und sozialen Fragen ins Feld springt.

Sehr vorsichtig bewahrt sich De Amicis hingegen in der Theorie vom Eigentum, ich weiß nicht recht, ob aus eigenstem Gefühl heraus oder mitveranlaßt durch die Einsicht, daß sich der Sozialismus nur durch diese vorsichtige Behandlungsweise derselben aus den Kreisen des Kleinbürgertums und Bauerntums Anhänger verschaffen kann. Sein Kollektivismus beschränkt sich daher auf die „großen" Produktionsmittel, alles übrige bleibt ruhig beim alten bleiben. „Jede andere Art des Besitzes an nutzlichen sowohl als überflüssigen Gegenständen, ob diese nun zur Bequemlichkeit, zum Schmuck oder zum Spiele dienen" ist erlaubt,[6]) in welch' letzterer Anschauung er sich übrigens mit allen anderen modernen Sozialisten trifft.

Der Sozialismus Edmondo De Amicis' ist voller Hoffnungsfreudigkeit. Aber diese Hoffnungsfreude ist, glaube ich, nicht so sehr begründet auf die wissenschaftliche Gewißheit, daß die gesamte Entwicklung der Kultur und der Wirtschaft notgedrungen zur sozialistischen Gesellschaft führen müsse, sondern auf den Ires bei ihm wiederkehrenden Gedanken, die sozialistische Weltanschauung könne auch deren Einzug schon heute Utopie sein, weil es ja sonst nichts Gutes und Schönes auf der Welt, keinen menschlichen Fortschritt und keine kulturelle Weiterentwicklung mehr gäbe!

Eine weitere Eigentümlichkeit im Sozialismus Edmondo De Amicis' ist der christlich gläubige Zug, der ihn bewegt[7]) und den er nur mit sehr wenigen seiner politischen Glaubensgenossen teilt und der so scharf absticht gegen die sich fast wild äußernde Gegnerschaft, die beinah alle übrigen Sozialisten Italiens dem Katholizismus entgegenbringen. Natürlich fordert auch er völlige Gewissensfreiheit, klagt auch er die Diener der Kirche mancher Gewissenslosigkeit an; tief im innersten Herzen ist er aber ein frommer Katholik. Nebenbei, wie bei uns Paul Göhre, glaubt auch er, ein jeder wahrhaft gläubige Mensch müsse gerade durch seinen Glauben zum Sozialismus hingetrieben werden[8]).

Wie bereits gesagt, ist es das ethische Moment, welches den Hauptbestandteil der Weltanschauung De Amicis' ausmacht. Er erregt es immer und immer wieder, daß der Sozialismus im höchsten Grade zur moralischen Hebung der Menschheit beitrage. Sein Lieblingswort ist „Gerechtigkeit." „Was sollen so viele im Elend zu Grunde gehen, nur damit es wenige besonders gut haben?" Der sozialistische Schriftsteller, dessen beste Artikel jämmerlich schlecht bezahlt werden, während sein konservativer Kollege durch Artikel, die desselben Wertes sind, reichlich lohnt, und der sozialistische Arbeiter, der nach getaner harter Tagesarbeit abends noch, um sich weiterzubilden, Versammlungen besucht, während sein indifferenter Kollege sich von des Tages Mühen in der Kneipe auszuruht, werden von De Amicis hoch gepriesen. Ihm ist überhaupt Sozialismus gleichbedeutend mit Moral.

Desto mehr braust sein gerechter Zorn auf, wenn er die sozialistische Weltanschauung, in welcher er doch eben die Stätlichkeit selbst verkörpert sieht, gegen platte Verleumdungen verteidigen muß. Der vornehme, so unendlich erhabene und selbstbewußte Geist, mit welchem ein Edmondo De Amicis der Gegner abzutun pflegen, ist De Amicis fremd. Ihm steht, um gehässige Vorwürfe abzuwehren, nur eine ungeheuer sensible, fast schmerzliche Entrüstung oder gar ein wildend um sich beißender Spott zu Gebote. So weit er die blöden Angriffe der Gegner auf die vermeintliche Vaterlandslosigkeit der Sozialdemokratie nur mit Gram im Herzen zurück. Er kann es eben gar nicht begreifen, wie Menschen, welche doch alle eben sträfte des Landes zu höchster Entfaltung bringen wollen, vaterlandslose Gesellen geschimpft werden können, und greift andererseits in unwiderstehem Zorn die alte Phrase an, nur eine Halbbildung könne den Sozialismus großzüchten und schleudert sie als Anklage der Bourgeoisie zurück, die noch in ihrer imbecillità (Idiotentum) jammervoll am sich selbst zu Grunde gehen werde, ohne bis zu gutersept auch nur irgend etwas „verstanden" zu haben!!!

Bei aller fremittigen Ehrlichkeit, die jedes seiner Worte atmet, ist seine Sprache dennoch stets rein und ornehm und vor allen Dingen nichts weniger als gehucht und gehreizt, eine Eigenschaft die in diesem Zeitalter Nietzsches doppelt angenehm berührt. Freilich, welch ein Unterschied überhaupt zwischen Nietzsche und De Amicis! Dort der krasseste Egoismus und Individualismus, hier der edelste Altruismus und Sozialismus! Künstler sind ja beide, nur daß der eine die Tradition niederreißt und dafür das Recht des Selbstgesetzgebertums, Selbstverleihung legt, der andere aber, ebenfalls die Tradition niederreißend, dafür mit prophetischem Blick der Menschheit eine bessere und sicherer Zukunft einfordert, die er nicht nur für menschlich, sondern auch für künstlerisch schöner erklärt als die ode Gegenwart. Dr. Robert Michels.

---

[1]) „Allgemeine Geschichten der Literatur" Berlin 1901, 1 746.

[2]) „Le Basi Economiche Morali Sociali" Milano, Ufficì della Critica Sociale 1896.

[3]) De Amicis sagt hierüber selbst in den „Lotte Civili" (Firenze, Barbini 1899) folgendes: Ho letto tutti gli scritti di Filippo Turati. L'opera del suo ingegno meditativo, sostenuta da una salda coltura scientifica ed armata da una dialettica potente, concorse in gran parte a farmi accettare la dottrina ed abbracciare la causa del socialismo. (Al Tribunale di Guerra, in mia Deposizione nel Processo a Filippo Turati p. 348).

[4]) Milano, Ufficì della Critica Sociale, 1903.

[5]) hierüber zumal seine Erzählung: Un episodio della battaglia di Custoza (in den Feiderheimmnach der Amicos Lombarda „Ciò in Armi" Milano 1901 p. 33), welche in den harten Kampf zwischen Oesterreichern und Italienern ein versöhnendes Moment bringt.

[6]) Arturo Labriola: „Riformismo e Socialismo" (Firenze, Nerbini, 1901 p. 29.)

[7]) Paola Lombroso: „I Sogni Rivelatori della Personalità-Torino," Bocca, 1902.

[8]) „Lotte Civili" p. 223.

Streiflichter.

Moralisches Irrelein.

Als die Gerichtsverhandlungen wegen der grausamen Tat Dippold's stattgefunden hatten, sprach ich hier*) die Ansicht aus, daß dieser Mensch vielleicht an moralischem Irrsinn leide. Zu einem großen Teil der Presse dagegen, besonders in Blättern konservativer Richtung, wurde eine ganz andere Auffassung vertreten. Man äußerte starke moralische Entrüstung; man tadelte die Milde der Rechtsprechung und man fand die Strafe durchaus

*) Vergl. XI. Jahrg. p. 340.

Digitized by Google

ungenügend. In einigen dieser Blätter wurde Verschärfung der Strafe durch Prügel verlangt. In allen diesen Stimmen der Presse wurde also die Ansicht vertreten, daß Dippold ein Mensch sei, der die volle Freiheit des Handelns besitze.

Ein anderes Bild. Der Prinz Prosper v. Arenberg ist für geistig unzurechnungsfähig erklärt worden. Gegen dieses Gutachten der Sachverständigen ist kaum irgendwo in der Presse ernstlicher Widerspruch erhoben worden. Es ist begreiflich, daß die liberale und besonders die sozialistische Presse diesem Gutachten zustimmt. Sie ist ja ohnehin viel eher, als ihre konservativen Gegner, geneigt, an geistige Unzurechnungsfähigkeit bei Verbrechern zu glauben. Sie hat auch zugleich die Gelegenheit ergriffen, schwere und berechtigte Vorwürfe gegen die Armeeverwaltung, die einen solchen Menschen in einer verantwortlichen Stellung beließ, zu erheben.

In welchen Widerspruch mit ihrer bisherigen Haltung aber setzt sich doch die konservative Presse. Sie war bisher geneigt, es als einen Verstoß gegen die Grundsätze der Gerechtigkeit zu betrachten, wenn ein Verbrecher für unzurechnungsfähig erklärt wurde. Zwar werden auch jetzt in einigen konservativen Blättern Bedenken hinsichtlich der Folgerungen, die aus dem Fall Arenberg für die Gerichtspraxis gezogen werden könnten, geltend gemacht. Es wird namentlich die Forderung erhoben, daß man so gefährliche Menschen durch Freiheitsentziehung dauernd unschädlich mache und nicht alsbald auf die Geselligkeit loslasse. Aber die Autorität der Sachverständigen wird doch nicht angezweifelt. Und das ist von großer Bedeutung, denn dies zwingt zu einem Vergleich mit der Behandlung und Beurteilung anderer Fälle.

Es ist wiederholt viel Mühe und Scharfsinn darauf verwandt worden, Alles hervorzusuchen, was zur Stütze der Ansicht von der Unzurechnungsfähigkeit Arenberg's dienen könnte. Die ganze Vergangenheit dieses Mannes ist auf einmal in ein anderes Licht gerückt worden, als worin sie bisher erschien. Darum ist auch zu bedenken, ob nicht die gegen die Militärverwaltung und die Kolonialverwaltung erhobenen Vorwürfe, die an sich gewiß berechtigt sind, doch zu weit gehen. Es sollte bedacht werden, wie schwer im allgemeinen abnorme Geistes- und Gemütszustände von der großen Mehrzahl der Menschen, die von der wahren Natur dieser Zustände keine Ahnung hat, erkannt werden. Daß ein Mensch der nun auf einmal als ein gemeingefährlicher Kranker hingestellt wird, sich so lange der Freiheit erfreuen durfte, läßt darauf schließen, daß es von ähnlichen „Kranken" wahrscheinlich eine viel größere Zahl in der menschlichen Gesellschaft gibt, als wir uns träumen lassen.

Worin besteht überhaupt die „Krankheit" Arenberg's? Doch wohl nur in einer ganz ungewöhnlichen auffallenden Gefühlsrohheit, einer widernatürlichen, bei seinem gutgearteten Menschen zu findenden Lust am Verüben von Grausamkeiten. Aber könnte man denn nicht die Soldateneinzelner, deren Bestialität so große Entrüstung erregt hat, mit demselben Recht krank nennen? Warum sind nicht die zwecklosen wahrhaft widersinnigen Grausamkeiten, die Dippold an den unglücklichen Kindern verübte, eben so gut, wie Arenberg's Thaten, ein Beweis dafür, daß in diesem Menschen krankhafte Verbrechertriebe walten? Welche Gedankenlosigkeit, um nicht einen schwereren Vorwurf zu erheben, gehört denn dazu, um auf das Urteil der Sachverständigen hin einen so weitgehenden Unterschied in der Beurteilung zweier einander sehr ähnlichen Verbrechen zu machen, wie es die oben erwähnte Presse tut. Alle die von Dippold verübten Scheußlichkeiten wurden zum Anlaß genommen, dadurch ein hohes Maaß sittlicher Entrüstung über sein Tun zu begründen, daraufhin die strengste Bestrafung dieses Uebeltäters zu fordern. Die ganz ähnlichen Handlungen und Charakterzüge Arenberg's dagegen werden als Milderungsgründe gelten gemacht. Wo bleibt da die Gerechtigkeit? Theodor Brix.

Sprechsaal.

An den Darlegungen von Dr. Retter in Karlsruhe: „Zur Sozialpolitik des Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches" finde ich verschiedenes auszusetzen. Die Forderung in Ziffer 7 der Leitsätze erkenne ich als vollberechtigt an; was ich aber nicht billigen kann ist, daß Herr Dr. Retter nach Gesetzesparagraphen und Polizeistock ruft. Er sagt S. 26, die Bestimmungen des B. G. B. seien so furchtbar getroffen, daß ihr kärglicher Schutz gegenüber den „Aermsten der Armen," den Hausindustriellen, versagt. Wie bekannt, werden die Hausindustriellen, also z. B. die Heimarbeiterinnen der Kleiderkonfektion mit einer Arbeitszeit von 15—20 Stunden täglich und einem Wochenlohn von 5,35 Mark durch die Gewerbeordnung nicht geschützt, da sie ihr nicht unterstehen. Nun zeigt sich, daß hier, wo „die Not der Zustände allmählich gen Himmel schreit": unsagbar niedrige Löhne, eine erschreckend lange Arbeitszeit und ein unbeschreibliches Wohnungselend, auch durch das B. G. B. kein Wandel geschaffen ist; man muß annehmen, weil der Gesetzgeber das wirkliche Leben nicht kannte, um nicht glauben zu müssen, daß er hier die Hilfe des Gesetzes böswillig versagte!!!" Das ist geradezu eine Ungeheuerlichkeit. Wie bedauerlich es auch sein mag, wenn wirklich so traurige Verhältnisse bestehen, so kann doch wahrlich nicht durch irgend ein Gesetz, oder eine Polizeimaßregel abgeholfen werden. Kann man vielleicht einem Konfektionsgeschäftsinhaber gesetzlich vorschreiben, wie viel Wochenlohn er einem Heimarbeiter zu zahlen hat? kann man dem Heimarbeiter befehlen: Du darfst nur so und so viele Stunden daheim arbeiten? kann man dem oder jenem Besitzer eines schönen Hauses den Befehl erteilen: Du mußt dem Arbeiter eine komfortable Wohnung einräumen? S. 18 sagt Dr. Retter: „Eine Klassenjustiz wirft gleich verderblich für die Gemeinschaftsentwicklung, ob sie einseitig im Interesse der Armen, oder einseitig im Interesse der Reichen erfolgt, und doch ruft er hier nach Klassenjustiz, will privatrechtliche Verhältnisse, die eben weil sie private Verhältnisse betreffen, nicht in irgend eine Gesetzesschablone gepreßt werden können, mit Gesetzesparagraphen regeln. S. 35 erklärt er die Herrschaft der Vertragsfreiheit im Vertragsrecht für unrichtig; wie sollen denn aber überhaupt Verträge geschlossen werden können, wenn die Kontrahenten nicht frei sind über die Vertragspunkte Verfügung treffen dürfen? S. 27 spricht Dr. Retter von „verderblicher Wirkung der Vertragsfreiheit" in Beziehung auf die Mietsverhältnisse. Er tadelt es, daß nach dem Formular des Hausbesitzer Vereins einem Mieter gekündigt werden kann, wenn er an einem Termin die Zahlung unterläßt. Er tadelt es, wenn ein Mieter sich ein Pfandrecht vorbehält. Der Vermieter soll also sich ruhig gefallen lassen, daß z. B. ein Mieter zwei Vierteljahresmieten schuldig bleibt. Erst fürs dritte Vierteljahr soll er kündigen dürfen. Selbstverständlich zahlt ein solcher Mieter auch fürs dritte Vierteljahr nicht, zurückbehalten darf ihm aber nichts werden, denn es ist ja „unrichtig," wenn ein Vermieter sich ein Pfandrecht vorbehält, und so kann also ein Mieter Jahre lang wohnen, ohne einen Pfennig Miete zu bezahlen, wenn es ihm gelingt, immer wieder einen Vermieter zu finden, den man um die Miete prellen kann. Heißt das nicht eine „Klassenjustiz" verlangen, die man sonst selbst verabscheuen hat? Dr. Retter spricht S. 27 von „Hausagrariern," die als die wirtschaftlich Stärkeren die Mieter bis weit in die sogenannten Mittelstandskreise hinein beherrschen. Ist dem Herrn so ganz unbekannt, daß ein großer Teil der Hausbesitzer Mieter zu kämpfen hat, um Hypothekzinsen, Steuern, Umlagen, Reparaturkosten ꝛc. zu bestreiten? und dann mutet man ihm zu, auf die Miete zu verzichten, Proletariern Wohnungsfreiheit zu gewähren, um schließlich selbst Proletarier zu werden. Soweit, wie Wenger und Dr. Retter, gehen kaum die Sozialdemokraten. Noch meinem Dafürhalten muß die ethische Bewegung anderswo in ihren Bestrebungen der gerechten Verteilung der Lebensgüter einsetzen, als die beiden Herren es haben wollen, sonst kommt die Gesellschaft für E. A. in Mißkredit. Diese meine Ansicht teilen verschiedene meiner Bekannten, die nicht zu den „Hausagrariern" gehören, und denen ich die Haldmonatsschrift zum Lesen gab.

Mit der Bitte, diese freimütige Aeußerung nicht übel zu nehmen, zeichnet

Ansbach. E. Schneider, Oberlehrer a. D.

* * *

Auf die mir freundlichst zur Kenntnis gebrachten Ausführungen des Herrn E. Schneider zu meinem Aufsatze über die „Sozialpolitik des B. G. B." möchte ich einiges Wenige entgegnen:

ad. 1. Die Bitte, meinen Aufsatz noch einmal recht gründlich durchzusehen. Dann erledigen sich einige Vorwürfe, die auf Mißverständnis beruhen. Darunter rechne ich den, daß ich nach „Gesetzesparagraphen und Polizeistock rufe," während doch die ganze Tendenz meiner Erörterung deutlich zeigt, daß ich andere Mittel für viel wesentlicher halte, agl. S. 37 zweite Spalte und ff. Weiter stammen die Erörterungen S. 26 über die Heimarbeit nicht von mir, sondern, wie deutlich bemerkt, aus Jhags dort

Digitized by Google

zierter Schrift, mit deren Standpunkt ich mich allerdings identifiziere. Zu den Irrtümern meines Herrn Gegners gehört auch die Annahme, daß ich nach „Klassenjustiz“ rufe; das Gegenteil steht in meinem Aufsatz, allerdings mit meines Erachtens sehr wichtigen Gründen für eine Justiz zugunsten der defizitären Volksklassen. Im Einzelnen will ich nur bemerken, daß ich nirgends das Vermieter Pfandrecht als solches tadle, sondern nur seine Ausdehnung auf die unpfändbaren Gegenstände.

ad. 2. Was die Stellung zur Heimarbeit anlangt, so entbehrt mich der Hinweis auf den soeben stattgehabten Heimarbeterschutzkongreß wohl der Notwendigkeit weiterer Erörterung. Für jeden sozial Empfindenden schreit dieses Elend zum Himmel. Die Manchestertheorie, daß der Gesetzgeber in diese „privaten Verhältnisse“ nicht eingreifen könne, gehört zum alten Eisen. Die Forderung des Minimallohns, der Wohnungsinspektion, des 10-stündigen Arbeitstages zeigt, daß man allerdings mit dem Gesetz helfen kann — nur nicht solange die Mehrheit noch denkt wie Herr Schneider und glaubt, es könnten keine Verträge mehr geschlossen werden, wenn ein Teil des Vertragsinhalts gesetzlich zwingend geregelt wird.

ad. 3. Was die Mietrechtsreform anlangt, so beschränke ich mich auf die Bemerkung, daß ich mindestens so gut weiß, wie schwer manche Hausbesitzer um die Existenz kämpfen, als Herr Schneider weiß, daß es nicht gerade Hausbesitzer sind, die den Zustrom zum Proletariat mehren, wie er weiter weiß, daß das arbeitslose Einkommen als Terrainspekulation einen gewaltigen Teil der Schuld an unserm sozialen Elend trägt. Und da er das weiß, ist er wohl mit mir darin einig, daß denen, die am elendesten daran sind, eben am nächsten geholfen werden muß.

Dr. Retter.

* * *

„Ruhig leben und wirken lassen!“ Zu dem Artikel in Nr. 6 der „E. A.“ möchte ich mir eine Bemerkung erlauben.

Wer die Mitteilung „ruhig leben und auf sich „wirken lässt,“ wird zweifellos in dieselbe Empörung geraten, mit der Sie — oder der „Betreffende Herr“ — die Angelegenheit den Lesern der „E. A.“ unterbreiten. „Kein Wort mehr.“ Sehr richtig. Und doch: Ich habe die Geschichte noch einmal und noch einmal durchgelesen und mit „deutscher Gründlichkeit“ darüber nachzudenken versucht.

Sollte irgend ein Moment von Belang zu der Darstellung der Sache fehlen, so daß man hinterher den Magdeburger „Richtern“ neo gerum salis Recht geben und „Ja so!“ sagen muß? — Es hat nicht den Anschein, denn es sind alle Beziehungen des Opfers menschlicher Gerechtigkeit erwähnt und geschildert, vor Allem gesagt, daß der Mann kein Säufer war — was bekanntlich Alles anders erscheinen läßt.

Also was bleibt? Nur eins: Es war ein Akt des Mitleids. Da man ihnen anderen Menschen nicht „so“ helfen kann, so nahm man ihn wenigstens 14 Tage lang in ein Unterkommen, für das er nichts zu bezahlen brauchte. Draußen ist's kalt, und zum Einheizen hat der arme Kranke kein Geld. Da wird einer der Schöffen ein menschliches Rühren empfinden seinen Kollegen und den Richter gesagt haben: „Es sieht zwar aus wie ein hartes Urteil, aber dem Mann ist wahrscheinlich wohler, wenn er nicht als Freigesprochener wieder auf die Straße geschickt wird.“ —

Von „entehrender Strafe,“ „Freiheitsentziehung“ wird nicht gesprochen — man nimmt das ein Lebewesen, wie dieser Unglückliche, für „so etwas“ kein Gefühl hat.

So ist die Affäre psychologisch zu erklären, anders nicht. Wenn man „Kuferstehung“ und Leuß' „Erlebnisse aus dem Zuchthause“ gelesen hat, bleibt Einem angesichts solcher Tatsachen und dem Leben nichts übrig, als schließlich auch für die Richter Mitleid zu empfinden!

Bernhard Lehmann.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Magdeburg. Hier hielt am 14. März Dr. Kronenberg-Berlin einen Vortrag über „Schillers Erziehungsideal.“ Schon früh habe Schiller den Zwiespalt zwischen der Natur und dem Geiste des Menschen erkannt und zeigte bereits in seinen Erstlingsdramen, wie er die Welt nach in ihm lebenden Idealen neu gestalten wollte. Das Aesthetische brachte er mehr und mehr in den Vordergrund und näherte sich damit Goethe und Kant. Schiller suchte einen Weg, das geistige und sinnliche Wesen im Menschen zu vereinen, deshalb interessierte ihn mächtig die französische Revolution von 1789, die die Idee, aus Vernunftprinzipien den Staat neu zu gestalten, anscheinend auf ihre Fahne geschrieben hatte. Da aber die Revolution ganz andere Dinge zeigte, kam er zu dem Glauben, daß in dem Erziehungsstoffen der Menschen ein Fehler liegen müsse, daß sie nicht reif zu großen sittlichen Taten seien. In seinen Briefen über ästhetische Erziehung und in den philosophischen Gedichten „Die Künstler“ und „Ideal und Leben“ zeigt Schiller nun den Weg zur geistigen und sittlichen Vollkommenheit. Er fordert darin die Erziehung zum Schönen und Erhabenen und setzt zwischen die beiden gegensätzlichen Triebe im Menschen, den Stofftrieb als dem sinnlichen und den Formtrieb als dem ästhetischen, den Spieltrieb, der beide zu einer höheren Einheit verbinde. Der Dichter will die Menschen in die Welt der Ideale führen, wo sie nichts mehr begehren, sondern nur betrachten. Die Kunst sei bei ihm der beste erzieherische Faktor, da sie uns in der Form der sinnlichen Erscheinung für alles Schöne und Edle begeistere, und der beste Erzieher sei der Künstler, der uns durch sein Kunstwerk beweise, daß er den Stoff und Geist zu vereinigen verstanden habe. So sei dem Erziehungsideal Schillers, der Kunst, auch heute noch großer Wert beizumessen.

(Magdeburger Central-Anzeiger.)

* * *

Abteilung Frankfurt a. M. Dr. Kronenberg-Berlin hielt am 17. März im polytechnischen Saal einen Vortrag über das Thema: „Demokratie und Erziehung.“ In Deutschland, wie in Frankreich treten, so führte der Redner aus, im öffentlichen Leben zahlreiche bedrohliche Erscheinungen hervor, die sich alle darauf zurückführen lassen, daß zwar formell, aber nicht tatsächlich und dem Geiste nach das öffentliche Leben auf demokratischer Grundlage ruht. Am schärfsten tritt dies in der Jugenderziehung hervor, die gerade in ihrem Mittelpunkt, der sozial-ethischen Orientierung, fast ganz versagt, weil sie abhängig gemacht ist von konfessionell-religiöser Unterweisung und sich auf Autorität stützt, während sich die Demokratie auf die freie Selbstbestimmung des Individuums gründet. Der Redner legte dies im Einzelnen dar und suchte nachzuweisen, wie selbst die höchstentwickelten Formulierungen der Ethik des Alten und Neuen Testaments, Zehn-Gebote und Bergpredigt im schroffsten Widerspruch stehen zum wirklichen Leben, und wie es ganz unmöglich ist, mit dieser Leitung den drängenden Fragen der Zeit gerecht zu werden. Nur durch volle Verweltlichung der Schule, in der die Religion als eine rein individuelle Funktion, nicht mehr eine Angelegenheit der Allgemeinheit ist, kann, so klang der beifällig aufgenommene Vortrag aus, eine Gesundung herbeigeführt werden. (Frankfurter Zeitung.)

Eingegangene Bücher.

Auf Gottes Wegen. Roman von Björnstjerne Björnson. Deutsch v. E. Pastor-Normann. Berlin, Franz Wunder. 1903. Mk. 3, geb. Mk. 4.

Moderne Dichter. Herausgegeben T. Hans Landsberg, Berlin, Goie und Tetlaff. Jedes Heft 50 Pf.

a) Paul de Legardi. Von E. Plaphoff. Lejeune. b) Stendhal. Von Wilh. Weigand. c) Max Klinger. Von Rudolf Klein. d) Friedrich Hebbel. Von Theodor Poppe. e) Oscar Wilde. Von Felix Paul Greve.

Freie Klänge. Gedichte von Friedrich Dorschner-Lang, Bergarbeiter. Verlag „Freie Worte.“ Zwodau.

Neue Gedichte. Von Arthur Pfungst. Dritte vermehrte Aufl. Berlin, F. Zimmer. 1903.

Das Elend der Kritik. Ein Weckruf von Fr. Dietert. Zoppot. Grenzfragen-Verlag. Danzig-Zoppot.

Die Revision des Liberalismus. Von Julianus. Berlin, Herm. Walther. 1903. Mk. 1,20.

Aus dem Austritt aus dem Jesuitenorden. Von Graf Paul v. Hoensbroech. 9.—10. Tausend. Berlin, Herm. Walther.

Max Havelaar. Von Multatuli. Uebersetzt von Wilh. Spohr. Minden i. W. J. C. C. Bruns Verlag. Mk. 2, geb. Mk. 2,50.

Aus Armenien und Mazedonien. Eine Manifestation. Uebersetzt von Ilie Trapan. Genf. Herausgegeben von der Union des étudiants Arméniens de l'Europe.

Die Jugendbriefe Goethes. Goethe und die Romantik. Goethes Ballade. Von Stephan Waetzoldt. 2. Auflage. Leipzig. Türr. Mk. 1,60.

Die Kulturanschauung des Sozialismus. Von David Koigen. Mit einem Vorwort von Ed. Bernstein. Berlin, F. Dümmler. 1903. Mk. 1,50.

Hat das Menschenleben einen Zweck? Eine naturwissenschaftliche Betrachtung von Dr. med. R. Leo. Berlin. Verlag von W. & S. Loewenthal.

Aristoteles' Metaphysik. Herausgegeben Dr. theol. Eug. Rolfes. Leipzig, Dürr, 1904. Mk. 2,50.

Novelle della Pace. S. R. Timofii. Aequi 1904.

Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters. Neue Folge. Herausgegeben Paul Göhre. Leipzig. Eug. Diederichs. 1904.

Der demokratische nationale Bundesstaat Oesterreich. Von Richard Charmat. N. F. B. 1904. Mk. 1.

Moderne Wissenschaft und Anarchismus. Von Peter Kropotkin. Berlin J. Räde. 1904.

Grashalme. Von Walt Whitmann Leipzig. Eugen Diederichs. 1904. br. Mk. 5.

Digitized by Google

Verlag von **Leonhard Simion Nf.** in **Berlin SW. 48.**
Wilhelm-Strasse 121.

Biblioteca italiana.

Zum Schul- und Privat-Gebrauch

begründet von **Prof. Dr. A. Gtth.**

Preis pro Heft 50 Pf.

Heft 1: **Un curioso accidente.** Commedia in tre atti di *Carlo Goldoni.*

Heft 3: **Filippo.** Tragedia in cinque atti di *Vittorio Alfieri.*

Heft 4: **Oreste.** Tragedia in cinque atti di *Vittorio Alfieri.*

Heft 5: **Il vero amico.** Commedia in tre atti in prosa di *Carlo Goldoni.*

Heft 6: **Memorie d'un fanciullo. — Il cappellano della Rovella.** Novelle di *Giulio Carcano.*

Heft 7: **La madre e il figlio.** Novella di *Giulio Carcano.*

Heft 8: **Il burbero benefico.** Commedia in tre atti in prosa di *Carlo Goldoni.*

Heft 10: **Merope.** Tragedia di *Scipione Maffei.*

Heft 11: **Cuore** di *Edmondo de Amicis.*

Heft 12: **Il ventaglio.** Commedia in tre atti di *Carlo Goldoni.*

Heft 13: **O bere o affogare.** Commedia in un atto di *Leo di Castelnuovo.*

Die Hefte 2 und 9 sind vergriffen.

Im Berliner Fröbel-Verein

(Vorst. Prof. **D. Dr. Zimmer**) beginnen am **12. April neue Kurse.**

Das **Kindergärtnerinnen-Seminar** (städt. Schulhaus: Wilms- und Bärwaldstr. Ecke, Leiterin Frl. **A. Pappenheim**) bietet jungen Mädchen mit höherer Töchterschul-Bildung Gelegenheit zu einer den weiblichen Anlagen und Neigungen entsprechenden Weiterbildung oder Berufsausbildung. Es gewährt die zur Fröbel'schen Kleinkinder-Pädagogik vorbereitende Kenntnisse und erweckt durch praktische Tätigkeit in den Vereins-Kindergärten Verständnis für das Wesen und die Behandlung des Kindes; auch zur Erlernung der Säuglingspflege, sowie zur Arbeit in einem Kinderhort wird Gelegenheit geboten.

Für Mädchen mit Volksschul-Bildung eignet sich die **Kinderpflegerinnen-Schule** (städtisches Schulhaus: Stallschreiberstr. 54, Leiterin Fräulein **A. Zobel**) zur Vorbereitung für Familienstellungen. Neben dem theoretischen Unterricht werden die Schülerinnen zu praktischer Hilfeleistung in einem Kindergarten, sowie in einem Haushalt, auch bei der Pflege jüngerer Kinder, angehalten.

Prospekte und Stellen-Vermittelung im Vereins-Bureau: S. W. Johannisstr. 19 II.

Verlag von Leonhard Simion Nf. in Berlin SW. 48.

Vobertag, Felix,

Geschichte des Romans

2 Bände broschiert. Preis 12 Mark.

Höchst interessantes Werk über die ältere deutsche und französische Romanliteratur.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur Abteilung Berlin.

Karfreitag, den 1. April: Abends 7 Uhr Geselliges Beisammensein im „Brandenburger Haus" Mohrenstraße 47. Vorlesung von Herrn **Max Patogg**, Mitglied des Schillertheaters: **Richard Wagners Dichtung „Parsifal."** Gäste willkommen. Eintritt frei.

Sonntag, den 10. April: Abends 7 Uhr im Handwerkerverein, Sophienstr. 15. XXII. Unterhaltungsabend der ersten öffentlichen Lesehalle der D. G. E. K. **Klarinettentrio** von Beethoven (die Herren Alfred Meyersberg, Max Bruch jun. und Erich Simon), **Vorlesung** aus Marie v. Ebner-Eschenbach und Holtei (Herr Dr. Penzig), **Frauenchöre** von Brahms, Bargiel u. a., **Lieder** von Schubert, Brahms, Jensen u. a. (Frl. Vera Goldberg und Frl. Harriet Oelsner). — Karten zu 25 Pf., numerierter Platz 75 Pf., in der Lesehalle, Münzstr. 11, beim Kaufm. Verband für weibliche Angestellte, Seydelstr. 25, im Büreau der D. G. E. K. und an der Kasse.

Dienstag, den 26. April: Abends 8½ Uhr Bürgersaal des Rathauses: Monatsvers.: Vortrag Prof. **Dr. Bruno Meyer:** „Moderne Monumentalkunst in Berlin." Diskussion. Für Mitglieder frei. Gastkarten 50 Pfg. Vorverkauf bei Nicolai Buchhandlung, Poststr. 123 b, Späth Königstr. 52, A. Wertheim Leipzigerstr. 132/137.

Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

In meinem Verlage erschien:

Moderne Erziehungsfragen.

Briefe einer Mutter.

Von **Johanna Thimm.**

Preis 1 Mk. elegant broschiert.

Dieses Buch in vornehm gediegener Ausstattung hat großes Aufsehen erregt. Die Verfasserin vertritt in selten vorurteilsloser, fesselnder und eigenartiger Weise den neuen Standpunkt über Kindererziehung.

Für jede Mutter, die es mit der Erziehung ihrer in reiferem Alter befindlichen Kinder ernst meint, ist dieses Buch unentbehrlich.

Berlin SW. 48. **Leonhard Simion Nf.**

Gesucht

Eth. Kultur **VI. Jahrgang 1898: Nr. 42, 44, 48, XI. Jahrgang 1903: Nr. 1,** apart von Verlag für Eth. Kultur, **Berlin,** Wilhelmstraße **121.** Für gütige Uebersendung im Voraus ergebenen Dank.

Das Bureau der D. G. E. K.,

Unter den Linden 16 III. ist täglich geöffnet. Sprechstunden des Unterzeichneten:

Montag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag von 10½ bis 12½ Vorm., Sonnabend von 4—5 Nachm. Dr. Penzig.

Verlag von Leonhard Simion Nf. in Berlin SW. 48.

Thimm, Rudolf,

Deutsches Geistesleben

Geh. 5 Mark, broschiert 4 Mark.

Aus dem reichhaltigen Inhalte hebe ich folgende Aufsätze als besonders erwähnenswert hervor: **Die öffentlichen Vergnügungen im Mittelalter, Hans Sachs, Bürgers Lenore und ihr Verhältnis zur deutschen Volkssage, Die Brüder Grimm** ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Rudolph Penzig** in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1,00 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die 7spaltige Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin s. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 48, Wilhelmstraße 121.

XII. Jahrgang. | Berlin, den 15. April 1904. | Nr. 8.

Nachdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Schlußworte zu den Fragen des Wahlrechts. III.
Das Glück und sein Schatten. Von E. Altschul.
Streiflichter:
Auf zum Kampf wider den Schmutz in Wort und Bild!
Ein ethisches Vorpostengefecht in Bayern.
Die völlige Untauglichkeit der Moral.
Aus der ethischen Bewegung. Magdeburg.
Bücherschau.

Schlußworte zu den Fragen des Wahlrechts.

III.

Wir lassen zunächst die Antwort folgen, die sich „Criticus" selbst auf die am Schlusse des vorigen Abschnitts neu aufgeworfenen Fragen (S. 52) erteilt:

1. Die Volksschicht, welche heute am reinsten und zweifelfreiesten das natürliche Interesse daran hat, ein allgemeines, auf dem Boden der Freiheit und Rechtsgleichheit folgerecht aufgebautes Recht zu schaffen, ist die Arbeiterklasse, d. h. die Klasse aller derer, die heute von dem Verkauf ihrer körperlichen oder geistigen Arbeitskraft leben müssen.

2. Der Ethiker hat

a. zu studieren, woher das natürliche Interesse der Arbeiterklasse an der Herstellung eines Rechtsstaats und das natürliche anderseitige Interesse der übrigen Bevölkerung stammt.

b. zu prüfen, wie das erste ethisch selbstbewußt zu machen, zu vertiefen und von Schlacken zu reinigen, das letzte aber zu bekämpfen und zu überwinden ist.

c. für alles das entschlossen Partei zu ergreifen, was zur praktischen Durchführung des Rechtsstaats und seiner sittlichen Ziele notwendig ist. Criticus.

* * *

Einige Worte seien noch dem Herausgeber dieser Blätter gestattet. Es kann natürlich nicht meine Absicht sein, mit den Vorgängern zu disputieren, auch dürfte die eigentliche Fragenbeantwortung hinreichende Klärung gebracht haben, so daß ich darauf nicht mehr eingehen will. Nur unterstreichen möchte ich das, was z. B. Hermann Cohen kurz so gefaßt hat: „Das gleiche Wahlrecht ist das exakte Mittel der sittlichen Volkserziehung," was Höffding ähnlich (unter d. S. 43) ausspricht und was kurz auch bei Natorp und Tönnies wiederkehrt.

Ich gehe aus von dem unbestrittenen Tatbestand: Die Menschen sind weder physisch, noch intellektuell, noch moralisch gleich, soweniq wie sie gleich sind nach Besitz und politischen Rechten. Formale Gleichheit an sich erfreut Niemanden. Niemand will gleich schwach, gleich töricht, gleich unsittlich, gleich arm, gleich rechtlos sein, wie der Andere. Das Streben nach Gleichheit ist immer ein verkapptes Streben nach dem Besseren. Nur die unten wollen denen oben gleich sein (Nietzsches Sklavenaufstand der Moral), nicht umgekehrt. Der Weg zur Gleichheit kann nun ein doppelter sein. Rache, Neid, Vergeltungsdrang u. s. f. kann „das Erhabene in den Staub ziehen," die Spitzen erniedrigen wollen (anechanische Gleichmachnng); göttliche Unzufriedenheit, Trang nach dem Höheren u. s. f. geht den Weg der Erhebung der Niedrigen (organische Gleichwerdung.) Nur von dieser ist hier die Rede. Gleichheit ist da kein Endziel menschlichen Sehnens, auch praktisch nie zu erreichen, da ja die Oberen auch nicht stille stehen, wohl aber ein Etappenziel. Will eine Gemeinschaft, ein Volk, die Menschheit ein solches Etappenziel erreichen, dann muß sie in geschlossener Front vorrücken und darf, mag sie auch geniale Individuen als Aufklärer voranschicken, keine Nachzügler, am wenigsten ganze Klassen, zurücklassen, es seien denn die hoffnungslos Maroden (Unternormalen) d. h. sie hat alle ihre Glieder nach der körperlichen, geistigen und sittlichen Seite den Bestentwickelten gleich werden zu lassen. Gleiche Bildungsmöglichkeit, gleiche hygienische Verhältnisse, gleiche sittliche Gefahrzonen, ein Minimum gleicher Lebensmöglichkeit für alle, endlich gleiche Rechte. Auch der Staat darf, um dem Ideal einer Gemeinschaft „persönlich freier und mit andern rechtsgleicher Bürger" näher zu kommen, nicht nach unten blicken zu Heloten, Sklaven und Leibeigenen, die in ihrer Rechtslosigkeit auch gleich sind, sondern nach oben, nach den intellektuell, moralisch und physisch Höchstentwickelten. Diesen gleich zu werden und damit für die Gesellschaft auch gleichwertig, ist das Etappenziel der Einzelnen und Klassen. Das einzigste und beste Erziehungsmittel dazu aber ist die gewissermaßen vorschußweise erteilte politische Gleichberechtigung auf manchen Gebieten, so etwa bei den Wahlen. Man kann auch nicht etwa die Erteilung gleicher Rechte gleichsam als Belohnung oder Folge an die Bedingung vorher erreichter Gleichwertigkeit knüpfen; denn mit dem Augenblick, da dieses Ziel erreicht wäre, ist überhaupt Staat und Gesetz unnötig, die ideale Anarchie der gleichmäßig Hochstehenden zur Wirklichkeit geworden. Das ist meines Erachtens der durchschlagende ethische Grund für das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht, und diese Berechtigung kann kein Mißbrauch erschüttern. Stimmen ungeschulte und ungebildete Massen die geistig oder sittlich Reiferen nieder, siegt vorläufig noch auf Jahrzehnte und länger selbstsüchtige Interessenpolitik über ethische Kultur-

Digitized by Google

politik: Das sind die Geburtswehen, in denen die Menschheit von der in ihr reifenden Wahrheit, Güte und Vernunft entbunden wird. Noch niemand ist anders als durch Irrtümer zur Wahrheit, durch Verlust der Paradiesunschuld zur Tugend gelangt.

Dr. Penzig.

* * *

Auf Wunsch der Redaktion will ich mir auch noch gestatten, in der Wahlrechtsfrage einige Bemerkungen zu der Klärung und Verständigung beizutragen, für welche insbesondere die Darlegungen der Herren Natorp und Tönnies so Dankenswertes gespendet haben.

Von den einzelnen Fragen und den Antinomieen möchte ich dabei jedoch ganz absehen. Auch mir erscheinen dieselben keineswegs als förderlich für die ganze Diskussion, wenngleich ich zugeben muß, daß für eine solche Umfrage eine Art von formaler Führung kaum entbehrt werden kann.

Ich möchte meine kurze Betrachtung anknüpfen an die Meinungsäußerung des Herrn Dr. Eduard v. Hartmann, die mir einen besonders schmerzlichen Eindruck hinterlassen hat. Dieselbe begann und gipfelte mit der Forderung, daß jede Zumessung von Rechten proportional sein müsse zu den übernommenen Pflichten und wirklichen Leistungen.

Das klingt so selbstverständlich und zugleich so vernichtend für das allgemeine und gleiche Wahlrecht unter den gegenwärtigen politisch-sozialen Verhältnissen. Wenn man indessen näher zusieht, wird dadurch nur eine formelle Präzisierung gegeben, aber in der Sache gar nichts geklärt.

Die Proportionalität zwischen den Rechten und den Pflichten oder pflichtmäßigen Leistungen ist eine sehr einfache Sache bei der Bemessung der Ansprüche auf Entlohnung von unmittelbaren Arbeitsleistungen, ferner bei der Verzinsung von Geld-Einlagen, sowie bei der Festsetzung des Stimmrechtes der Aktionäre nach ihrem Aktienbesitz usw. Aber für die Festlegung des Maßes der Beteiligung an den Erwägungen und Entscheidungen der Staatsverwaltung, mit allen ihren, über das unmittelbare wirtschaftliche Interesse so weit hinausgehenden, sittlichen und hochidealen Aufgaben, bildet die Feststellung des Maßes der zugehörigen Pflichterfüllungen und Leistungen, dem jenes Beteiligungsrecht proportional sein solle, gerade die eigentliche und fast unlösbare Schwierigkeit.

Die Bemessung des Stimmrechtes bei der Beteiligung an der Staatsverwaltung ist nach dem Maße der bloßen Geldleistungen, welche der einzelne Staatsbürger für die Verwaltung des Gemeinwesens zu entrichten hat, erscheint doch immermehr als eine unerträgliche Unweisheit und Ungerechtigkeit. Die Höhe der Pflichterfüllung und Leistung für das ganze Staatswesen, für seine Gesundheit und dauernde Leistungsfähigkeit, für seine intellektuelle und sittliche Kultur, welche schließlich auch die wahre Grundlage alles wirtschaftlichen Wohlstandes bildet, steht mit der Höhe der bloßen Steuerzahlung sicherlich in keinem irgendwie festen und einfachen Verhältnis.

Man geht andererseits sicherlich viel zu weit, wenn man behauptet, daß die Höhe der Steuerzahlung umgekehrt proportional sei zu der Höhe der wahren Pflichterfüllung und tieferen sittlichen Leistung für das Gemeinwesen; aber es ist doch klar, daß es große Gruppen von Staatsbürgern gibt, von denen fast jeder Einzelne bei minimaler Steuerzahlung mit seiner ganzen Existenz, mit seiner ganzen Geisteskraft, mit seinem Herzblut viel mehr für den Wohlstand des Staates beiträgt, als der größte Steuerzahler. Ich brauche nur auf die Lehrerschaften und auf die Geistlichkeit hinzuweisen.

Die höchstbesteuerten Staatsbürger sind jetzt auch häufig genug von ihren gesteigerten und vielfach bedrohten Interessen und von ihren komplizierten Verpflichtungen so sehr in Abhängigkeit, daß die höchsten Aufgaben und Interessen des Gemeinwesens in ihren Händen am unsichersten geborgen wären.

Andererseits sind diejenigen Gruppen von Staatsbürgern, welche die höchsten idealen — zugleich die realsten — Leistungen für den wahren Wohlstand des Staatswesens darbieten, auch nicht unbedingt die allergeeignetsten unmittelbaren Vertreter der Gesamtheit bei den Erwägungen und Entscheidungen der Staatsverwaltungen. Denn auch bei ihnen entwickeln sich, gerade durch die Größe und Besonderheit ihrer Leistungen für das Gemeinwesen, gewisse Abhängigkeiten und Einseitigkeiten, die, in Verbindung mit ihrem geringeren Verständnis für die wirtschaftliche Arbeit und für die Bedingungen des Gedeihens eines umfassenderen Haushaltes, ein zu weitgehendes Vorwiegen ihrer Aktion im Staatswesen ebensalls nicht raisam erscheinen lassen.

Offenbar haben Betrachtungen obiger Art dem genialen Staatsmann vorgeschwebt, dem so viele unheilvolle Fehlgriffe zur Last fallen, dem aber auch zwei der preisenswertesten Großtaten in der sozialen und politischen Entwickelung Deutschlands, nämlich die Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechtes und des Beginnes der Arbeiter-Versicherungen zu danken sind.

Fürst Bismarck hat zweifellos schon in den Zeiten, in denen er dem damals dominierenden „bürgerlichen" Liberalismus ein Gegengewicht in der Emporhebung der Arbeiterschaften zu politischem Einflusse zu bieten gedachte, die Erwägung gehegt, daß diejenigen Volksgenossen, die sich in den schlichtesten Lebenslagen befinden, auch am meisten darauf angewiesen seien, für das Walten der elementarsten Grundsätze der Gerechtigkeit und der wirtschaftlichen Redlichkeit im gesamten Staatsleben einzutreten. In diesem Sinn konnte man sie gewissermaßen als die Vertreter der unbefangensten sozialen Moral ansehen, gegenüber der Gefährdung derselben einerseits durch das Raffinement gesteigerten wirtschaftlichen Interessententums, andrerseits durch sophistische Rechtsbaereien führender Intellekte.

Es ist wahr, daß dabei im Hintergrunde die Gefahr stand, daß sich aus dem politisch gehobenen Proletariertum ein mächtiges kollektives Interessententum für die soziale und wirtschaftliche Hebung der untersten Stufen der Lebensführung entwickeln werde. Eine Beruhigung hierfür bot damals und bietet jetzt noch deutlicher die Hoffnung, daß mit einer größeren Beteiligung der unteren Volksklassen an den Erwägungen und Entscheidungen der Staatsverwaltung auch, in Verbindung mit der besonderen Stärke des Mitgefühls in diesen Klassen, ein wachsendes Verständnis für die Gesamtbedingungen edlen Zusammenlebens aller Stufen und Formen menschlicher Arbeit sich entwickeln werde. Und dies ist ja überhaupt angesichts der Unvollkommenheiten, welche der abstrakten Gleichheit des allgemeinen Wahlrechtes auch trotz der vorstehenden mildernden Erwägungen zweifellos anhaften, der größte Trost, daß dasselbe nicht blos dazu beiträgt, das intellektuelle und sittliche Emporstreben der unteren Volksklassen allmählich immer mehr zu beleben, sondern vor Allem auch den sogenannten „besseren" Ständen die allerkräftigsten Antriebe gibt, sich um dieses Emporstreben mit treuer Fürsorge zu bekümmern.

Völlig sophistisch ist der Gedanke, daß man den unteren Volksklassen die Gleichheit des Wahlrechtes zum Reichstage wieder entziehen könne. Eine solche Gewaltat, und wenn sie sich auch in den strengsten staatsrechtlichen Formen vollzöge, könnte nur eine ruhelose Erbitterung erzeugen, welche dem sittlichen und wirtschaftlichen Wohlstande Deutschlands die schwersten Wunden schlagen und uns vielleicht dauernd zu einer untergeordneten Stellung unter den Völkern verurteilen würde.

Und welche Art von Wahlrecht wollte man denn an die Stelle des abstrakt gleichen Wahlrechtes setzen! Läßt sich irgend eine rationelle und einleuchtende Abtönung der Ungleichheiten denken, welche nicht viel größere Einwände sozial-ethischer Art gegen sich hätte, als jene Gleichheit, und welche anderdem mit dem Fluche beladen sein würde, daß

Digitized by Google

sie ein Auskunftsmittel zur Beschönigung einer Tat wäre, die jetzt von Millionen von Volksgenossen als ein schmählicher Raub an elementaren Menschenrechten empfunden werden würde.

Zwei Verbesserungen des Wahlsystems sind allerdings noch offen, welche der wahrhaften Zustimmung aller Verständigen sicher sind: Erstens die Ausdehnung des gleichen Wahlrechtes auf die Frauen, zweitens die Verfeinerung im Sinne einer, sehr rationell durchführbaren, sogenannten Proportionalwahl, durch welche die volle Vertretung der bei der Wahl abgegebenen Stimmen im Reichstage ermöglicht wird.

Je höher die Gesittung steigt, desto gleichgültiger werden die politisch-sozialen Formen des Zusammenlebens. Nur in dieser Richtung der Entwicklung sollte die Lösung der größten Schwierigkeiten möglichst einwandfreier Gestaltung der Staats-Einrichtungen gesucht werden.

Wilhelm Foerster (Berlin).

Das Glück und sein Schatten.

Einmal war ich dem Glück ganz nahe. Es breitete seine leuchtenden Schwingen vor mir aus und alles war in Gold und Rosenglut getaucht; aber als ich die Arme danach ausstrecken wollte, während ein Jauchzen aus meiner Brust hervordrang, rauschte das Glück an mir vorüber. Ich stand plötzlich im tiefsten Schatten und neben mir — der Schmerz.

„Warum muß ich so leiden?“ brach es aus mir hervor. „Ich sehe andere, die glücklich sind und ich ertrage es nicht länger, ich kann, ich will nicht mehr!“ „Bist Du so sicher,“ sprach der Schmerz, „daß alle die, welche Dir glücklich scheinen, auch glücklich sind? Vielleicht daß, während Du hier in Klagen ausbrichst, sie von Dir sagen, wie glücklich sie sein muß.“

„Willst Du mich verhöhnen?“ fuhr ich auf. „Wagst Du zu leugnen, daß es Glück gibt auf Erden, daß andere glücklich sind, während ich mir die Seele wund ringe?“

„Wie vermöchte ich das Glück zu leugnen, erwiderte der Schmerz, ich, der ich sein Schatten bin, der dunkle Bruder, dem jeder aus dem Wege geht, den jeder flieht, von dem nur wenige ahnen, wie viel sie ihm zu verdanken haben!“ Die Stimme des Schmerzes hatte einen eignen, tiefen, schweren Klang und während er sprach, fühlte ich, wie die leichten Fäden zerrissen, an denen mein armes Herz seine lichten Hoffnungen noch festgehalten hatte. Und als ich sie nun davonflattern sah, weit, weit von mir hinweg, in die mir unerreichbare, unermeßliche Ferne, da wußte ich auch, daß alles mit ihnen dahinschwand, was ich so heiß ersehnt und erhofft hatte.

Da war es, als breitete sich eine tiefe Einsamkeit um mich aus. In meinem Herzen tobte der Sturm, aber um mich war eine Totenstille, die mich von allem schied, was lachte und glücklich war. Ein eisig kalter Windstoß ließ mich erschauern und vor Frost zitternd sah ich plötzlich, aller Schleier beraubt, mein Leben vor mir, wie es mich erwartete, freudlos, lichtlos, ohne eine große Hoffnung, ohne einen großen Wunsch, in seiner tötlichen Leere. —

Es war mir, als suchten Menschenstimmen die Oede um mich her zu durchdringen, aber ich verstand nicht, was sie mir sagen wollten, und ich selbst konnte mich ihnen auch nicht verständlich machen.

Mit einem Male erklang neben mir die Stimme des Schmerzes, aber sie schien mir nicht mehr so schwer und dunkel, wie zuvor, sondern heller und weicher und fast wohltuend; es war doch eine Stimme, die ich verstand.

„Du zitterst vor Kälte?“ sprach der Schmerz. „Wie gerne wollte ich Dich in den Sonnenschein führen, doch das ist mir nicht vergönnt, mein Weg liegt im Dunkeln. Aber nur schwache Naturen erliegen mir; wer Kraft und Mut hat, ringt sich selbst durch zu Licht und Wärme! Und die Einsamkeit braucht keiner zu scheuen, dem ich die Augen öffne. Lerne nur sehen, schau her!“ und der Schmerz strich mir sacht über die Augenlider. — Da sah ich mich mit einem Male mitten in einem dichten Volksgedränge, aber die Gesichter um mich her waren bleich und eingefallen, die Blicke düster und gramvoll. Waren meine schönen Hoffnungen schon so weit von mir dahin geschwunden, daß ich nichts mehr für mich selbst empfand, oder was war es, daß mich sagen ließ: „Sie sind elender und unglücklicher als ich, ich wünschte, daß ich ihnen helfen könnte!“

„Schmerz“, fuhr ich fort „nun Du mir jene dort gezeigt, werde ich nicht mehr zu klagen wagen. Ich will alles tun, was ich vermag, ich will ihnen mein Leben widmen! Aber wenn dann das Ende kommt, wenn meine erkaltenden Finger umhertasten und eine Stütze suchen, wird keine Freundeshand sich ausstrecken, an der sie sich festzuklammern vermöchten? Wenn es vor meinen Augen zu dunkeln beginnt und mein erlöschender Blick ausschweift unsicherer, wird kein geliebtes Antlitz, dem ich alles bin, sich über mich neigen, kein Arm mich umschlingen und festzuhalten suchen?“ Allein zu sein im Sterben, das muß hart sein, Schmerz. — „Du denkst noch zu viel an Dich selbst“ versetzte dieser, „vergiß Dich ganz, lebe für die Anderen, die armen Schattenkinder, die kaum wissen, daß irgendwo die Sonne lacht.“ „Erkenne, wie viel Du noch vor anderen voraus hast; denn als das Glück an Dir vorbeigerauscht, hat Dich doch leise sein Flügelschlag getroffen; einen Moment durftest Du ihm doch in die leuchtenden Augen schauen; davon bleibt ein Glanz im Gemüte zurück, der nie vergeht; ein stilles Leuchten und Glühen, ein Hauch, süß und weich wie Veilchenduft!

Wenn Du erst recht inne werden wirst, wie viel Not und Jammer und Verzweiflung die Erde trägt, wie viel stumpfes, lichtloses Elend, wie viel vergittete Freude, dann wird das Leid, das Dich jetzt niederbeugt, Dir wie eine Wohltat erscheinen, ein frischer Trunk aus dem Born reiner, großer Gefühle, die, ob sie uns glücklich oder unglücklich machen, der Seele Schwingen verleihen!

Erkenne die Kraft, die Dir geworden ist!

Du bist traurig und einsam! — so tröste und erheitre die Traurigen und Einsamen! Du bist unglücklich? — so schaffe Glück! Du streckest vergebens die Arme aus nach dem strahlenden Licht, nach der leuchtenden Wärme, die Deinem Leben versagt bleiben sollten — so werde selbst zum Licht! so werde selbst zur Wärme! Bringe Licht in das Dunkel und Wärme in den Schatten!

Träume nicht! wirke und handele! Es ist so unendlich viel für Dich zu tun!

Nur vergiß Dich ganz!“ —

•

„Deine toten Hoffnungen deckt nun ein sonniges Lächeln, wie blühende Rosen die Gruft, da Geliebtes still vergeht. Wohin Dein selbstvergessener Blick fällt, wird es licht und hell in den Menschenherzen. Weit hinter Dir liegt die Sorge um das, was Dir selbst beschieden ist im Leben und im Sterben! Selten nur und wie ein anderer zu einer großen Freude eilt, vergönnt Du es Dir, einen Blick zu werfen in Dein eigenes Herz, der Zeit zu gedenken, da das Glück an Dir vorbeigerauscht, Dich der Sehnsucht hinzugeben, die nie erlischt. Selten, sehr selten; denn Du gehörst Dir nicht mehr selbst an. Alles was Du hast und bist, Dein Herz, Deinen Geist, Deine Tiefe und Deine Kraft weihtest Du jenen, die ich Dir gezeigt, den Armen, den Elenden, denen die unglücklich und einsam sind — den Anderen!“ —

•

„Und wenn Du so durchs Leben schreitest, mutig und entschlossen, als trügen Dich, die Du doch selbst einsam und traurig bist, die Flügel des Glückes, dann soll es Dir vergönnt sein, so manche arme Seele, die meine ernste Gefährtschaft nicht zu ertragen vermöchte, sacht an mir vorbeizuführen! Das ist alles, was der Schmerz zu geben vermag. Es ist nur der Schatten des Glückes, das Du ersehnt, aber doch vielleicht mehr und Besseres, als Du jetzt ahnst. —

Digitized by Google

Weine Dich aus, arme Seele und dann — lebe Dein Leben!“ Da ließ ich mein Antlitz in meine Hände sinken und weinte, wie ich nie zuvor geweint, wie ich hoffe nie in meinem Leben wieder weinen zu müssen. Etwas zerbrach da in mir, das nie wieder heilt. Dann legte ich still meine Hand in die des Schmerzes und neben diesem ernsten Begleiter einherschreitend, soll, so hoffe ich, mein Leben nicht nutzlos vertrinnen.

Emily Altschul.

Streiflichter.

Auf zum Kampf wider den Schmutz in Wort und Bild!

„Als die Lex Heinze fiel und auch wir dies nicht bedauerten, haben wir mit Vielen darauf gewartet, daß nun die Kunst selbst, die Künstler, Dichter und Schriftsteller persönlich, den Kampf wider das freilende Uebel aufnehmen würden. Unsere Sache war es nicht, denn uns fehlt die intime Kenntnis der Dinge, und unser Publikum mußten wir erst lange belehren über das, worum es sich handelt: Das geht nicht an. Nun, wir haben gewartet — vergeblich. Ansätze, Regungen hier und da, selbst in Goethebunden. Aber, war es Mangel an Ernst oder war es Ohnmacht? geschafft wurde Nichts. Da trifft es sich, daß gleichzeitig in zwei Tageszeitungen der Finger auf die Wunde gelegt wird, fest und sicher: Gott gebe, daß es schmerzt!

Am „Tag“ Nr. 39 vom 24. Januar schreibt Professor Justus von Pfingst-Hartung über „eine trübselige Literatur,“ jene Production, die das perverse Geschlechtsleben behandelt, und vor deren Zudringlichkeit sich demnächst niemand mehr wird retten können. Maulk sie sich doch bis in die Anzeigenspalten der besten Blätter breit. „Alle ehrlich und vaterländisch denkenden Menschen, voran die Buchhändler, sollten sich verbinden, um die Verbreitung dieser Ausschreitung zu bekämpfen.“

Und in der „Täglichen Rundschau“ Nr. 19 vom 23. Januar nimmt Otto von Leixner zum dritten Mal das Wort „zum Kampf gegen den Schmutz.“ Er zeigt, daß das gemeine Inserat es ist, das den ärgsten Schaden anrichtet und zu allererst gefaßt werden muß, bei gutem Willen auch gefaßt werden kann. Und er ruft nachdrücklich zur Gründung einer Kampfgenossenschaft wider diese Zustände auf. „Männer aller Berufsfärben, gleichgiltig zu welchen kirchlichen oder politischen Glauben sie sich bekennen.“ Er bittet um Meldung Gleichgesinnter. Möchten ihm viele von unsern Lesern ihren Namen und ihren guten Willen zur Verfügung stellen!

So schrieb M. Rade in Nr. 6 der „Christlichen Welt.“ Wir freuen uns jedesmal, wenn wir trotz prinzipieller Gegnerschaft, die auch gerade in dieser Nummer (im Artikel „Sozial“ von J. Kaftan) wieder zu Tage tritt, in praktischen Fragen an seine Seite treten können; denn es steckt weit ernstes und aufrichtiges Wollen in den kirchlichen Kreisen, die sich um dies Blatt gruppieren. Darum wägen hier zum Zeichen dafür, wie sehr wir in diesem Punkt übereinstimmen, einige Zeilen stehen, die der Herausgeber dieser Zeitschrift in der Februarnummer der „Jugendfürsorge“ (herausgegb. v. Franz Pagel, Berlin) schrieb:

„Nichts ist charakteristischer für den ethischen Tiefstand unserer öffentlichen Moral, als der Anblick der Straße in der Großstadt. In jeder sogenannten Kunsthandlung Oskonkäten, mit einem rotleuchtenden Papierschurz vor der Spitrnase des den vorschriftsmäßigen Anstoß nehmenden Polizisten gesichert. An jedem dritten Hause ein Kasten mit unsittlichen Ansichtskarten. Jeder Bigbsigkeit nur durch ihre rohe Gemeinheit übertroffen wird; sog. Bigbsitter der niedrigsten Sorte mit pikanten Deckelzeichnungen ausgebrüllt; die minnigen roten Laternen, die Bedienung von Garter Hand verbirgen. In allen Tuerstrassen; Plakate, die zu unzweideutigen Balllokalen rufen, werden umhergetragen; in den Buchhändlerläden prangen die neuesten Erzeugnisse — der Pornographie? O nein, die wissenschaftlich sterbaren Untersuchungen über Sodomie, die Geheimnisse des Sexuallebens u. s. f. Zeitungen, auch sonst anständige, müssen in einem Hause voll lesendebürftiger Kinder verschlossen gehalten werden, weil das Sensationsbedürfnis der Masse auch sie zu ausführlichen Berichten über seruelle Greuel zwingt. Zwingt? Dasselbe sagen die Buchhändler, die Ansichtskartenhändler, die Kunsthändler gar und tutti quanti. Nur dies sind „Brotartikel.“ — Wie dagegen ankämpfen? Der Ruf nach der Polizei ist ausschtslos; sie kann nicht helfen, und ihre Hilfe hieße nur die Verdorbnis in Schlupfwinkel jagen und Symptome kurieren. Das Gleiche? Wie haben gesehen, wie solche Versuche bei unserer Parteizerrissenheit ausfallen. Die öffentliche Meinung? Die ist ja gerade verderbt. Der einzelne wird seine Kinder möglichst von diesen Stätten fernhalten — aber ist Asepsis möglich? Es bleibt nur die Antwort: die anständigen Leute müssen sich zusammentun, um der Macht mit Macht zu begegnen. Anfänge sind ja da. Wohl schließt ein Buchhändlerverein „Kollegen“ aus, die nur Pornographie vertreiben, ebenso wie den, der zu billig verkauft. Sollte sich der Buchhandel nicht endlich dazu verstehen, für bestimmte Werke ein Schaufensterverbot auszusprechen und die Zuwiderhandelnden zu maßregeln? Für die anderen Stände gibt es doch auch Berufsvereinigungen, der Kunstleute, der Schriftsteller, der Gastwirte, der Straßenhändler. Und es wäre durchaus verkehrt, sie in ihrem ehrlichen Streben, Anständigkeit aufrechtzuerhalten, zu unterschätzen. Nur zu wenig scheut sich ihr Gewissen, zu schwer der Druck der Konkurrenz. Und da müßte das Publikum helfen. Eine Liga von Konsumenten, die jeden unsere Kinderseele direkt oder indirekt Gefährdenden boykottiert. Sie lächeln? — fromme Wünsche! Ja, aber ich erwidere: glauben Sie, daß der Kampf gegen die Unsittlichkeit anders erfolgreich geführt werden kann, als durch Versittlichung der Einzelnen? Wo sind die Eltern, die ihre Kinder gern vergiften lassen? Nur eine laue Gleichgiltigkeit, Schwäche und Indolenz ist es, die sie abhält, sich zu diesen Zwecken zu vereinigen.

Daß dabei die Kunst nicht zu Schaden zu kommen braucht, darüber sind wir wohl einig. Echte Kunst hat mit Unsittlichkeit nicht das Geringste zu tun. Die Mißgriffe? sagen Sie. Ich sage: lieber zehn und hundert „Mißgriffe,“ die doch heute wesentlich nur zur Reklame dienen, als eine verdorbene Kinderseele! Mit dem Worte „Kunst“ wird ein unglaublicher Mißbrauch getrieben. Sicherlich soll der Mensch von Jugend auf erzogen werden zu der völlig von allen sudektiven Empfindungen reinen Betrachtung auch des Nackten, zur Versenkung in den Gegenstand — aber wo ist denn heute diese Erziehung? Wo die Objekte? Ich erinnere, so wie unsere Kultur geworden ist, für 99% auch der Erwachsenen zunächst das „Unanständige“ — wie sollte es den erotisch gespannten jungen Leuten etwas anderes sagen? Als jemand die medizeische Venus eben in ihrer völligen Nacktheit feusch fand, und jedes Zeigenbild als direkte Verleitung zur Unanständigkeit empfindet, ist ein weiter Weg. Den soll unsere Jugend geführt werden — aber die wahl- und geschmackose Ueberschwemmung ihres Gesichtsfeldes mit Nuditäten, die zumeist wenig von jener zwingenden Schönheit oder Erhabenheit an sich haben, die die Sinnlichkeit tötet, ist eine öffentliche Gefahr.

Wir bitten unsere Leser dringend, im Interesse des Zustandekommens einer solchen „Kampfgenossenschaft“ oder Elternliga, ihre Zustimmungen an Otto von Leixner, Groß-Lichterfelde zu richten.

* * *

Ein ethisches Porgotengericht in Bayern.

Der treffliche „Freien Bayerischen Schulzeitung,“ die trotz (oder etwa infolge?) ihres an der Stirn getragenen schmückenden Beiwortes bereits im 5. Jahrgang zu Nürnberg, von bayrischen Lehrern herausgegeben, erscheint, entnehmen wir die Kunde von einem kleinen Scharmützel zwischen Kirche und Schule, das uns strammen Freunden der Hoffnung weckt, es könnte, mit Bismarck zu sprechen, aus der „faulen Gährung süddeutscher Zuchtlosigkeit“ am Ende doch ein reiner Edelwein hervorgehen. Ein süddeutscher Volksschullehrer, Herr Gutmann, hatte in der Beilage zur „Allgem. Zeitung“ Nr. 2 einen Vortrag veröffentlicht mit dem Titel: „Welche Anforderungen an die Bildung des Volksschullehrers ergeben sich aus seinen Berufsaufgaben?“ Die oben genannte Zeitung faßt den Hauptinhalt dessen, was er verlangt, so zusammen:

Er will Sittlichkeit unabhängig von Dogmen gelehrt, er will die Ethik auf eigene Füße gestellt wissen, er will die Jugend dafür gewinnen, daß die Sittlichkeit in ihr, er will die Jugend dafür erwärmen, daß sittliches Handeln schön sei. Er will nichts anderes, als was die ethische Bewegung unserer Tage, als was sogar ein durchaus kirchlich gesinnter Schulmann, wie Dörpfeld, wollte.

Es mögen aber auch die, in einer späteren Nummer abgedruckten Ausführungen Gutmann's selbst hier Platz finden. Er schreibt u. a.

„Befeelt von der Auffassung, daß die Religion nur der Ausdruck der idealen Mächte der Menschenbrust ist, und daß religiöse Gedanken und Lebensformen unter verschiedenen Zonen und Zeiten schon gewechselt haben und im Laufe der Jahrhunderte immer wechseln werden, daß aber unversiegtich weiterfließen jene seelischen Urquellen alles Wahren, Guten, Schönen: wird sich der Lehrer vertraut zu machen haben mit der humanen Ethik, die die Ausgestaltung der religiösen Vorstellungswelt als etwas Subjektives

Digitized by Google

dem einzelnen überläßt und aus allen Religionssystemen das Gemeinsame, das allgemein Verbindliche, das rein Menschliche heraushebt, um damit eine unerschütterliche Grundlage zu einer sittlichen Lebensführung für alle Menschen zu gewinnen. Die verschiedenen Konfessionen und Religionen mögen sich noch so sehr wegen ihrer Lehrsysteme oder einzelner dogmatischer Aufstellungen bekämpfen, kein Bekenntnis der Erde wird es verläumden, für das Verhältnis der Menschen untereinander Wahrheit, Wahrheit und Liebe zu fordern. Tugenden, die alle christlichen Führer der Menschheit von je gefordert haben. Hat der Lehrer diese Gedankenwelt einer rein menschlichen Ethik in sich aufgenommen, so wird er auch die schwierige Aufgabe zu lösen wissen, eine übersichtliche Vorstellungsweise in seinen Kindern zu erzeugen. Und sicherlich ist diese Aufgabe unter den heutigen Verhältnissen. Für die Kirche, die noch über eine große Macht verfügt, ist es ein Leichtes, zu verbindern, daß in Deutschland ähnlich, wie das in Frankreich geschehen ist, ein reiner Moralunterricht zur Einführung gelange. Nur sind und bleiben Religion und Sittlichkeit unreife Begriffe. In systematischer Weise die Kinder mit den Grundsätzen einer rein humanen Ethik vertraut zu machen, bleibt uns also verwehrt. Um so häufiger werden wir Gelegenheiten suchen müssen, um ohne jede transferdentale Beziehung die Kinder die sittliche Schönheit ethischen Handelns, empfinden zu lassen, sie begeistern zu lehren, daß jede gute oder schlimme Tat ihren Lohn in sich selbst trägt. Da gilt es auszunützen die stille Freude des Kindes an den Erfolgen seines Fleißes oder an einer Tat des Mitleids dem Mitschüler gegenüber; da muß die Frage für das Bewußtsein des Kindes als eine Herzfrage in anschaulichen Vorstellungen gebrandmarkt werden; da muß die Treue des Freundes dem Freunde, des Dieners dem Herrn, des Soldaten dem Vaterlande gegenüber in leuchtenden Farben geschildert werden. Eine wahre Fundgrube für einen ethischen Anschauungsunterricht bietet unser Leidbuch, das, wie schon ein flüchtiger Blick in das Inhaltsverzeichnis beweist, eine reiche Auswahl von Beispielen sittlichen Handelns aufweist. Nicht darum handelt es sich, die Kinder mit öden Morallehren zu langweilen, was so unfruchtbar bliebe wie das religiöse Katechisieren; sondern darum, in kurzen, eindringlichen Worten die Schönheit sittlichen Tuns aufzuzeigen. Es muß Herz zum Herzen sprechen. Wie sich dann auch in Zukunft das Glaubensleben des Kindes gestalten möge, an der unbedingten Verbindlichkeit sein sittlicher Forderungen wird es niemals irre werden."

Noch erfreulicher ist das freimütige Bekenntnis der „F. B. Sch." zu diesen manuhaften Worten:

„Wir möchten nun nicht sagen: Was Herr Gutmann gesagt habe, habe ein Einzelner gesagt, die andern dächten nicht so, und ein Einzelner bedeute hier nichts. Wir gestehen offen, daß es noch gar manchen unter Bayerns Lehrern gibt, der der Anschauung Gutmanns ist, wenn dies auch keineswegs von der Mehrzahl der bayrischen Lehrer gesagt werden kann, die im positiven Trott gedankenlos weiter marschiert. Also eine Minorität, die den Bestrebungen der „Ethischen Kultur" und einer Sittlichkeit, frei von dogmatischer Ueberlieferung, zugetan ist, gibt es. Gibt es zu unserer Freude. Es wäre ein trauriges Zeugnis für die bayrische Lehrerschaft, wenn man von ihr sagen könnte, die moderne Zeit sei an ihr so spurlos vorüber gegangen wie an der Kirche, es gäbe nicht auch unter den Lehrern, wie in allen gebildeten Ständen, die Geistlichen nicht ausgenommen, Männer, die in echt protestantischem Geiste sich von dem Gängelbande der kirchlichen Ueberlieferung frei gemacht haben."

Es wird Niemanden überraschen, daß solche Ketzereien die Geistlichkeit auf den Plan riefen. An ein und demselben Tage machte der protestantische und der katholische Klerus mobil. Unter Bezugnahme auf die Ausführungen Gutmanns erklärte das Korrespondenzblatt für die evangelisch-lutherisch Geistlichen Bayerns vom 29. Januar 1904:

Damit die „Entwickelung" so werden „die Ergebnisse einer aufdringlichen Agitation" spöttisch genannt nicht über Erwarten den alten Besitz die geistliche Schulinspektion hinwegfege sei es notwendig,

„daß diejenigen unter uns Geistlichen, die als Landpfarrer in kleineren, aber darum auch durchsichtigen Verhältnissen den Lehrerstand genauer kennen lernen als der städtische Kollege, die Ergebnisse ihrer vielseitigen Beziehungen ihrer größeren Erfahrungen in dem „Korrespondenzblatte" veröffentlichen."

Der Zweck dieser Veröffentlichungen wird, nachdem man „dem Lehrerstande noch alle taktvolle Rücksicht" zugesichert hat, genauer dahin präzisiert,

„die Mißstände und Schäden" aufzudecken, die zur Zeit ein Fortbestehen der geistlichen Schulaufsicht, besonders der Lokalschulaufsicht, als notwendig erscheinen lassen, ... nicht nur um der Kirche, sondern um der Schule willen!"

Begründet nun Pfarrer Wilhelm Herold, der Schreiber dieser Zeilen, mit der ethischen Entgleisung Gutmanns die Notwendigkeit der geistlichen Schulaufsicht, so fährt die „Augsburger Postzeitung" vom ultramontanen Standpunkt schärferes Geschütz auf. Sie nennt die oben zitierten Worte „Phrasen" und denunziert ihren Verfasser als Staats- und Volksfeind, ja als verkappten Umstürzler:

„So reibt sich ein innerer Konflikt an den andern bei so einem Manne der humanen Ethik, wenn er wirklich nach dem Rezepte Gutmanns seinen Beruf auffassen würde. Eine traurige Gestalt würde er sein, der gute Mann, ein Feind des Staates, ein Feind des Volkes." . . . .

„Unsere Staatsregierung will keine Humanitätsduseleien in der Schule, sondern echtes, kerniges Christentum. Mit dem Szepter der humanen Ethik läßt sich kein Volk regieren." . . . .

„Unser Volk in seiner Mehrzahl, es will seine Steuern und Umlagen nur für solche Lehrkräfte verwendet wissen, welche den Glauben seiner Väter und Ahnen im zarten Kindesherzen achten und befestigen.

Befremden könnte sich der gute Mann mit solchen Ansichten nur bei jenen Leuten, welche ohne transzendentale Beziehung den Himmel den Spatzen überlassen, um auf Erden Thron und Altar umstürzen zu können, mögen sie nun Ballonmützen oder Glacehandschuhe tragen."

In sehr würdiger und treffender Weise weist die Fr. B. Sch. diese Vorwürfe zurück; hier kann leider nicht darauf weiter eingegangen werden. Bemerkenswert aber und sehr erfreulich ist die Absage, die im protestantischen Lager Pfarrer Herold gefunden hat. So erwidert ihm Pfarrer Nägelsbach u. a. mit der Frage:

„Kann ein Gottesfegen fürs Volksleben daraus entspringen, wenn eine solche Lehrerschaft durch die sie umklammert haltende Faust der geistlichen Schulaufsicht zum Verstecken ihrer Gesinnung, also zur Unlauterkeit im Berufsleben, gezwungen wird?"

Und noch entschiedener spricht sich Pfarrer Pauli aus:

„Der wirkliche Erfolg der geistlichen Schulaufsicht in vielen Fällen ist: sie zwingt die Lehrer zu heuchlen. Können wir's ihnen verdenken, daß sie über diese tiefste Schmach ihres Standes empört sind? Und sind wir dem wirklichen Leben und den tatsächlichen Verhältnissen so entfremdet, daß wir glauben, aus einem so gegebenen Religionsunterricht könne eine gute Frucht erwachsen? Wie lange nimmer dürfte ein Lehrer gezwungen werden, seiner Ueberzeugung entgegen, Religionsunterricht zu geben."

Er fährt dann fort:

„Zwar fehlt ohne Zweifel der pädagogischen Tätigkeit eines Mannes, der für seine Person keine religiöse Ueberzeugung hat, die Krone; das Beste kann ein solcher den Kindern nicht geben; daß er aber trotzdem an den rechten Platz gestellt, der Jugend sehr ersprießliche Dienste leisten kann, kann nur ein Fanatiker bestreiten. Es würde sich also darum handeln, solche Lehrer da anzustellen, wo die Weckung religiösen Lebens in den Kindern nicht mit zu ihrer Berufsaufgabe gehört. Denn daß es unmöglich ist, allen für ihre Person nicht positiv christlich gesinnten Männern den Weg zum Schulamt zu versperren, darüber kann sich nur ein sehr unpraktischer Idealist einer Täuschung hingeben."

Endlich:

„Die Eltern haben das natürliche Erziehungsrecht über ihre Kinder, das freilich im staatlichen Interesse Einschränkungen unterliegt. Dasselbe auch dahin einzuschränken, daß z. B. atheistisch gesinnte Eltern ihre Kinder in der Schule religiös unterweisen lassen müssen, halte ich für sehr bedenklich. Es hilft ja doch nichts; denn der häusliche Einfluß arbeitet nur um so erbitterter dem der Schule entgegen, da er in dieser religiösen Zwangserziehung eine Verletzung der Gewissensfreiheit und der natürlichen Elternrechte sieht. Der Staat mag zwingen, die Kirche kann nicht tun. Denn wahre Religiosität wächst nur auf dem Boden der Freiheit. Jeder durch die Kirche geübte Zwang wirkt nur Geistesknechtschaft bei den schwächeren, Widerwillen und Auflehnung bei den kräftigeren Naturen, aber nirgends christlichen Glauben."

Bravo! Mit dem wahrhaft gewissenhaften und frommen Geistlichen wird eine Verständigung immer möglich sein. Den süddeutschen Freunden aber rufen wir einen kameradschaftlichen Heilgruß zu.

* * *

Die völlige Untauglichkeit der Moral für christliche Lebensführung ist wieder einmal feierlich festgestellt worden. Schon Origenes prägte das Wort von den Tugenden der Heiden, die, wenn sie sich durchaus nicht leugnen lassen ließen, wenigstens nur „glänzende Laster"

Digitized by Google

sein sollten. Aehnlich verfährt der vom letzten kirchlich-sozialen Kongreß in Hagen i. Westf. ernannte Referent über die Frage: „Welche Folgen würde die Erfüllung des christlichen Religionsunterrichts durch einen Unterricht in der Moral nach sich ziehen?“ Daß sich der Kongreß mit dieser wichtigen Frage überhaupt beschäftigte, rechnen wir ihm hoch an; daß ein kirchlicher Kongreß nicht gerade zur Empfehlung eines konfessionslosen Moralunterrichts gelangen würde, bot nichts Ueberraschendes. Aber erwarten konnte man wohl, daß in einem sich auch sozial nennenden Kreise nicht eine so werkwürdige Blindheit gegenüber den einfachen Tatsachen des Gemeinschaftslebens zu Tage treten würde, wie sie die Leitsätze des Professor Boettcher-Hagen verraten. Freilich, Thesen sind zunächst nur Behauptungen, und wir wollen hoffen, die Beweisführung hat völlig neue, überraschende Tatsachen ans Licht gebracht, vor denen wir kapitulieren müssen. Leider meldet der Bericht in der Deutschen Warte vom 7. April d. J., dem wir folgen, weder diese Beweise noch auch die Annahme der Thesen. Aber sie sind so charakteristisch, daß wir sie unseren Lesern nicht vorenthalten wollen:

1. Die Erziehung des christlichen Religionsunterrichts durch Moralunterricht würde ein Aufgeben des christlichen Erziehungsideals bedeuten; denn kein Unterricht in der Moral vermag zu freudigem Gottvertrauen, zu williger Ergebung im Leiden, zur Entsagungsfähigkeit, zu verständnisvoller, hoffnungsfreudiger Arbeit an der Besserung unserer Zustände, zur Erkenntnis der Liebespflicht gegen die Notleidenden ohne Rücksicht auf Stand, Volk oder Würdigkeit, zu unbedingter Gewissenhaftigkeit und zum Vertrauen auf Gottes vergebende Gnade zu erziehen. 2. Das Aufgeben des christlichen Erziehungsideals würde zur Folge haben, daß in immer weiteren Kreisen des Volkes auch das christliche Lebensideal aufgegeben wird. 3. Der Kirche wäre ein Weg, durch Kindesmund zu den Herzen der Eltern zu dringen, verwehrt. 4. Die Kirche wäre genötigt, andere Wege zur Besitzung der Jugend in christlicher Erkenntnis zu suchen, weiteren Ausbau der Bibelstündchen, Gründung von Konkurrenzschulen, Wege, die jedoch große Opfer und schwere Kämpfe erfordern würden.

Beachtenswert ist hierin überhaupt nur der begründende Satz von These 1; die übrigen Sätze sind von so verblüffender Nichtigkeit, daß man sich eigentlich nur über die Genügsamkeit des Referenten wundern kann, der die Folgerung: Die Entfernung des christlichen Religionsunterrichts aus der öffentlichen Schule werde seine Freunde nötigen, ihn außerhalb dieser Schule unterzubringen, in einer Reihe von Sätzen feierlich feststellen zu müssen glaubt. Um so überraschender aber sind die Behauptungen der ersten These. Daß ein Unterricht in der Moral freilich weder das Vermögen, noch auch die Aufgabe hat, zu freudigem Gottvertrauen und zum Vertrauen auf Gottes vergebende Gnade zu erziehen, ist wieder zweifellos richtig. Aber er sei unfähig, „willige Ergebung im Leiden zu lehren? Wir nehmen an: in das unabwendbare Leiden sei gemeint, denn sonst dürfte der Tugendwert dieser Ergebung zweifelhaft sein. Vom Stoicismus, vom Kismet des Muselmanns, vom ethischen Werte willigen Leidens hat der Referent wohl nie etwas gehört? „Entsagungsfähigkeit, verständnisvolle, hoffnungsfreudige Arbeit an der Besserung unserer Zustände“ sind christliches Monopol? War denn in diesem kirchlich-sozialen Kreise keiner, der dem Berichterstatter mitteilen konnte, daß es neben der kirchlich-sozialen Bewegung noch so etwas wie eine, nun sagen wir nur: von Christentum und Kirche unabhängige soziale Bewegung geben soll? Und die Entsagungsfähigkeit der Geistlichen, Professoren, in Ehren — aber die Entsagungsfähigkeit des Arbeiters im Dienste seiner Ideale dürfte doch wohl den Vergleich aushalten! Nur christliche Erziehung heißt es weiter, führe „zur Erkenntnis der Liebespflicht gegen die Notleidenden, ohne Rücksicht auf Stand, Volk oder Würdigkeit.“ Wir vermissen zu diesem seltsamen Trio die Konfession, Herr Professor! Ist es Ihnen wirklich unbekannt, daß die Entkonfessionalisierung der rein menschlichen Liebestätigkeit eine Hauptaufgabe der ethischen Gesellschaften bildet? Aber im Hintergrunde Ihrer These lauert ja deutlich der Satz: nur der Christ ist ein wahrer Mensch. Und da haben wir einander nichts mehr zu sagen. Darum muß auch, hundert Jahre nach Kant!, die „unbedingte Gewissenhaftigkeit“ aller Theorie und Praxis zum Trotz spezifisch-christliche Errungenschaft bleiben. —

Was soll man dazu sagen? Wenigstens eins: eine bescheidene Bitte an die kirchlichen Kreise: Wenn Sie schon so freundlich sind, mit uns disputieren zu wollen, dann senden Sie uns, bitte, anstatt eines Homileten einen wirklichen Apologeten und Dialektiker! —

Aus der ethischen Bewegung.

Auf Einladung der **Abteilung Magdeburg**, der sich die Ortsgruppe des „Allgemeinen deutschen Frauen-Vereins“ und der „Magdeburger Jugendschutz“ mit zusammen 450 Mitgliedern angeschlossen hatten, sprach in der Aula der Lutherschule Herr A. Damaschke-Berlin, Vorsitzender des Bundes deutscher Bodenreformer, über die sittliche und soziale Bedeutung der Wohnungsfrage. Redner betonte, daß die Wohnungsfrage von einschneidendster Bedeutung sei, und man müsse die Gesellschaft anklagen, daß sie an dem heutigen Wohnungselend schuld sei. Am 1. Januar 1900, also mitten im wirtschaftlichen Aufschwung, habe man in Berlin amtlich 27792 Wohnungen mit einem einzigen heizbaren Raum und mit einer dauernden Bewohnerzahl von 6 bis 14 festgestellt. 485 Wohnungen hatten 2 heizbare Zimmer mit 11 bis 21 Bewohnern. Rund 200000 Personen mußten daher auf ein behagliches gläubliches Familienleben verzichten. In anderen Städten stehe es zum Teil noch schlimmer. Breslau habe 7000 überfüllte Wohnungen, Magdeburg habe deren 4501. Während man für den Kopf der Bewohner 20 bis 25 Kubikmeter Luftraum verlangen müsse (in Gefängnissen hat man 28 Kubikmeter), so habe man z. B. in Halle bei einer Prüfung in einem Viertel 148 Wohnungen mit weniger als der Hälfte des Raumes festgestellt. Nicht nur sittliches Elend, Prostitution und Verzweiflung sei die Folge solcher Zustände, sondern auch die tägliche in Deutschland 500 Opfer fordernde Tuberkulose sei die natürliche Folgerscheinung der Verbältnisse. Alle idealen Mäßigkeitsbestrebungen, ethische und bildende Momente seien solange nebensächlich, bis das Notwendigste zu einem gesunden häuslichen Leben erreicht worden sei. Es sei ein Vorrecht der gebildeten ehrlichen und tapferen Menschen an der schwierigen Wohnungsfrage zu arbeiten. Nicht durch den Wohnungsbau der Genossenschaften und Genossenschaften werde der Spekulant wirksam bekämpft. In Häusern der Brotgeber zu wohnen, sei nicht erspießlich. Das eigentliche entscheidende Reformgebiet liege in der Regulierung der Bodenfrage. Rings um die großen Städte habe sich ein Ring von Grund und Boden gebildet, der in festen Händen liegt. Berlin habe allein 73 Terraingesellschaften, durch deren Einfluß der Wert des Bodens steigt, ohne daß menschliche Arbeit dabei im Spiele ist. Redner gab eine Reihe krasser Beispiele von Preistreibereien für Baugelände, das vom Wert des Ackerlandes in kurzer Zeit geradezu ungeheuer emporschnellte. Werte von 300 Mark stiegen in wenigen Jahren, beziehungsweise durch Verkehrserleichterungen, auf 150000 Mark. Es sei höchst verderblich, wenn Bodenspekulanten ohne jegliche Arbeit so hohe Summen einheimsen, um das Wohnungselend dadurch in frivoler Weise heraufzubeschwören, da dadurch der Bau billiger Wohnungen unmöglich gemacht werde. Die Nutzung vor der städtischen Arbeit werde dadurch geschädigt. Bahnbrechend sei die Stadt Frankfurt vorgegangen. Diese Stadt habe 51 Prozent des gesamten Bodens in ihrem eigenen Besitz und fördere den Bau kleiner, billiger Häuschen. Bis jetzt sind deren schon 40 auf dem Wege des Erbaurechts entstanden. Es sei bedauerlich, daß in vielen Städten den Bodenspekulanten geradezu ein Steuerprivilegium in der Besteuerung nach dem Nutzungswert gewährt werde. In Dortmund habe die Einwirkung der Besteuerung nach dem gemeinen Wert auf das Bodenspekulantentum geradezu Wunder gewirkt. Bis jetzt haben schon 140 größere preußische Gemeinden die Besteuerung nach gemeinem Wert durchgeführt, und keine beabsichtigte wieder im Hinblick auf die segensreiche Wirkung für den soliden Hausbesitz von dem System abzugehen. In Breslau wurden für Terrains jetzt 315000 Mark Steuer erzielt, wo früher 10000 Mark nur eingingen. Diesen ersten Betrag mußten sich ausschließlich die Terrainspekulanten aufbringen. In Köln habe die Einführung der Besteuerung nach dem gemeinen Wert eine Verminderung der Einkommensteuer um 40 Prozent ermöglicht. In Spandau habe die Einführung schwere Kämpfe verursacht, aber eine Ermäßigung der

Digitized by Google

Einkommensteuer um 49 Prozent war die Folge. Die Steuer nach dem gemeinen Wert schaffe bei ihrer Einfachheit die vielen Steuer-Reklamationen aus der Welt. Der kleine Hausbesitz habe besonders viele Vorteile von der neuen Besteuerung, während die Millen Besitzer etwas schärfer herangezogen werden. In Frankfurt a. M. sasse man sogar eine Zuwachssteuer ins Auge, d. h. vom Ueberschuß bei Verkäufen stieße ein Teil der Kommunalkasse zu. Schließlich empfahl Referent auch für Magdeburg dringend die Einführung der Steuer nach dem gemeinen Wert. (Ist inzwischen angenommen. Anmerkung der Red.) Es folgten dann noch Mitteilungen über die Organisation des Bundes der Bodenreformer, welcher es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Spekulation mit dem Grund und Boden unseres Vaterlandes zu bekämpfen. In 200 Städten habe der Bund schon 190000 Mitglieder, darunter Herren in höchsten Stellungen. Redner schloß mit dem Wunsche, daß ehrliche Arbeit mehr zur Geltung kommen müsse, damit unserem Vaterlande eine glückliche Zukunft leuchte.

(„General-Anzeiger.")

Bücherschau.

Raoul Richter, Friedrich Nietzsche, sein Leben und sein Werk. Leipzig, Türr'sche Buchhandlung 1903, Mark 4,—.

Nietzsche ist kollegienreif geworden, etwas schneller als sein großes Vorbild Schopenhauer; das bewiesen die 15 Vorlesungen, die hier ein tüchtiger Kenner der Philosophie, ein verständiger Kritiker und geschmackvoller Aesthetiker, nachdem er sie in Leipzig vor Studierenden aller Fakultäten gehalten, zusammengefaßt hat. Das Buch verleichnet einen bedeutenden Fortschritt in der Nietzsche-Literatur. Tumultlen sich in dieser bisher vorwiegend Bewunderer und Gegner, persönliche Freunde und Angegriffene, Nietzschephilologen und Kärrner, so ist hier endlich der Versuch gemacht, das Werk dieses allerpersönlichsten Denkers nach streng wissenschaftlicher Methode, soweit angängig, von dem ihm anhaftenden Zufälligen zu sondern, sein Darzustellen und endlich philosophie-geschichtlich zu kritisieren und zu rubrizieren. Wohl sind Ansätze zu solcher Behandlung auch in den früheren größeren Monographien, vor allem bei Ziegler, aber auch bei Riehl, Wallburg u. a. vorhanden, aber eben nur Ansätze, die hier leichter, bald später in den von unserem Autor so treffsich herausgeforderten Sympathien und Antipathien ersticken. Richter, der, wie es mir scheinen will, auch nicht ganz dem Schicksal der Nietzsche-Strdierenden entgangen ist, nämlich mit immer tieferem Verständnis auch immer wärmere Bewunderung für diese ganz geniale Natur fast wider Willen zu empfinden, hat sich in seiner Darstellung, wie in seiner Kritik mit Erfolg bemüht, den Standpunkt wissenschaftlicher Objektivität nicht zu verlassen. Der erste Abschnitt, der sich mit dem Biographischen beschäftigt, verzag bei der Unvollständigkeit der bisher bekannt gewordenen Daten, nichts wesentlich Neues zu bringen; sehr glücklich aber ist in dem Kapitel über die „Persönlichkeit" m. E. die dreifache Natur Nietzsche's, als die eines Künstlers, Denkers und Propheten hervorgehoben und auf's Klarste gestellt worden. Vortrefflich und gerundet allen seinen Darstellungen, die auch den sprunghaften Nietzsche'scher Dialektik nur seine Protestnatur herauslesen wollten, überzeugend wahr ist die Konsequenz seiner philosophischen Entwickelung geschildert („das werdende Werk" S. 93—184). Die Darstellung des „gewordenen Werks" trifft mit der Darstellung der Ethik als des Zentrums dieser gegen Wertphilosophie durchaus das Richtige — vgl. S. 192: „die Ethik ist auch bei Nietzsche — um in stolschen Bildern zu sprechen — die Dotter des Eies; Metaphysik und Erkenntnistheorie, die in diesem letzten Stadium auch nicht fehlen, sind dem Eiweiß und der Schale zu vergleichen." Daß Richter indessen das, auch von ihm als solches anerkannte Hauptwerk, das Zarathustrabuch, wesentlich nur aus dem Gesichtspunkt: „halb Dichtung und halb Prophetie" (S. 236) würdigt, ist nach meinem Empfinden zu bedauern. Wohl bietet hier die Form und der Inhalt mehr als der vier verschiedenen Bücher einer nüchternen Darstellung des ethischen Gehalts besondere Schwierigkeiten; nichts destoweniger glaube ich, daß R. nicht nur selbst in diesem „inspirierten" Werke die Krönung seines ganzen Nietzsche-Verständnisses gefunden hat, sondern daß eine vorzüglige Forschung darin auch Gedankenelemente hochethischer Art entdecken kann, die Neues zu seiner Wert- und Lebensthorie hinzubringen. In einer späteren Auflage würde ich auflelde das ziemlich zwecklose Abdrucken einzelner, nicht immer mit Geschick ausgewählter Stellen fort und setzte an deren Stelle eine Darstellung der Zarathustralehre begegnen, zumal der Zarathustra-Commentar Naumanns (Leipzig, Verlag Haessel 1899—1904) trotz seiner vier Bände doch nur sehr bescheidenen Ansprüchen zu entsprechen vermag, und keineswegs so von großen Mißverständnissen frei ist. Endlich folgt von S. 253—296 die Kritik der Philosophie Nietzsches. Es ist immer heikel, eine Kritik zu kritisieren, weil diese naturgemäß in der Weltanschauung des Kritikers ihre (verborgene) Wurzel hat. Darum sei nur im Vorbeigehen gesagt, daß Regnerent dem Verfasser nicht beistimmen kann in der Behauptung, Nietzsche's Angriff auf „letzte Werte" sei ohne Entscheidung geblieben (S. 287), vielmehr gemeint ist, gerade in der Erkenntnis von der notwendigen Subjektivität aller Wertlegungen eine hochbedeutsame Tat zu sehen, daß vergleichbar mit der Erkenntnis Kant's von der Subjektivität der Erscheinungswelt, die beide weder der Realität der Welt noch der der Dinge zu nahe treten. — Das Buch ist also vor allem der ernsten Masse der Haldekmer Nietzsches als sehr notwendiges Purgativ, aber auch allen, die sich ernsthaft mit ihm beschäftigt haben, warm zu empfehlen.

— ns —

Marc Aurel. Selbstbetrachtungen. Neu verdeutscht und eingeleitet von Dr. Otto Kiefer. Mit Buchschmuck von Peter Behrens. Leipzig. Eugen Diederichs 1903.

Man muß es dem Diederichs'schen Verlage lassen: er hat ein feines Verständnis für das, was unsere Zeit wünscht und braucht. Das hat er in letzter Zeit mit seinen Publikationen und den Debiete religiöser Neukultur deutlich bewiesen; das zeigt er aufs Neue durch die Neuherausgabe von Werken praktischer Lebensphilosophie aus dem Schatze der Literatur aller Zeiten und Völker. Sozusagen den Reigen eröffnet das obige Buch. Es ist die erste wirklich moderne Ausgabe der berühmten Schrift. Die äußere Ausstattung natürlich wieder — wie immer bei Diederichs — bestechend für den Bücherfreund und den ästhetisch Gebildeten: einfach, würdig, vornehm! Daher erscheint mir das Buch auch als Weihnachtsgeschenk für Weihnachten, zu Geburtstagen, zur Konfirmation und beim Eintritt ins akademische oder praktische Leben als besonders geeignet. Sowohl reiferen Gymnasiasten wird es eine Fülle von geistig-sittlicher Anregung geben, sie vor der Seichtigkeit und Plattheit und den sonstigen Gefahren des heutigen studentischen Lebens bewahren und ihnen als eine Art geistliches Brevier oder Evangelium ein bald liebgewonnener Begleiter auf der Lebensbahn werden.

Aber auch der Erwachsene wird dabei auf seine Rechnung kommen. Für manchen wird die Lektüre direkt zu einem „Erlebnis" werden. Man nehme ja an nicht, daß diese Selbstbetrachtungen alles bieten! Wir haben hier ein „document humain" im unsfassendsten und edelsten Sinne des Wortes! Tagebuchartig in Form hingeworfene oder längerer Notizen, hingeworfen wie der Augenblick sie brachte, auf der Reise, im Kriegslager, in der Hauptstadt, vor und nach schlimmster Krankheit die uns heute doch ermöglicht, tiefe Einblicke zu tun in das Ringen dieser großen edlen Menschenseele! Aber auch abgesehen von diesen mehr persönlichen Zügen eine Fülle edelster Weisheit über die tiefsten und schwersten Fragen des Lebens, Anweisungen, wie man sich unter den kleinen Ereignissen des Alltags dis hinein in die Feinheiten der Kunst des „Umganges mit Menschen" — dieses Wort in einem tieferen als dem konventionellen Sinne, nämlich gleichbedeutend mit gesellschaftlichem Feingefühl und Takt, genommen! Wahrlich eine „Bibel für die Seele," die im Laufe der Jahrhunderte ist, ein „Handbuch der praktischen Moral," das wohl einzig dasteht! Und welche Hoheit der sittlichen Gesinnung bei diesem Manne, der das Christentum nicht oder doch nur in entarteter Form kannte; ich meine: hier ist ein Wert, dessen Wert neben dem der christlichen Evangelien wohl bestehen kann, ja sie bis zu einem gewissen Grade seiner Fundamente überträft! Jedenfalls steht unser heutiges sittliches Durchschnittsbewußtsein trotz aller Einflüsse des Christentums tief unter der sittlichen Kultur dieses Weltmenschen. Und welcher wahrhaft religiöse Seelenfreiheit! Hier gelingt sich einmal praktisch die Ueberlegenheit der Selbsterlösung über die Erlösung durch Verdienst eines anderen, der autonomen über die heteronome Sittlichkeit. Und endlich, worauf ich besonders Nachdruck legen möchte, die sittliche Kraft, ja der sittliche Heroismus, die Mannesstarke, die aus dem Werke hervorleuchtet — ach, wie klein erscheint unser weibisches, energieloses, „von des Gedankens Bläße angekränkeltes" Geschlecht gegenüber solcher Römertüchtigkeit! Hier ist der Punkt, wo Marc Aurel m. E. direkt zum Kulturträger, zum Propheten und Reformator, zu einem Bade der Wiedergeburt für uns alle werden kann.

Wer mehr hierüber und überhaupt über Marc Aurel, seine Lehre und die kulturelle Bedeutung seines Bekenntnisbuches hören will, den verweise ich auf die Einleitung zu dem oben erwähnten Buche, die einen neue Ausführung der Einzelheiten, an denen meine seine Freude haben wird, ausgezeichnet vor anderen ähnlichen Elaboraten durch eine gewisse weise Selbstbeschränkung im Maße des Gebotenen und Nabel, daß in allen Wesentlichen vollkommen erschöpfend. Dakelbst finden sich auch interessante und zum Teil überraschend neue Ausführungen über die Einwirkungen Marc Aurels auf spätere, insbesondere auf Schleiermacher, Renan, Talute und vor allem — Maeterlinck! Die Uebersetzung erstredt nicht philologische Vorzugsanglelt, sie will vielmehr lediglich Lesgenuß sein, Singetreu aber im höchsten Sinne des Wortes. Dadurch unterscheidet sie sich vorteilhaft von früheren, insbesondere der Reclamschen Marc Aurel Ausgabe. Die Sprache der Uebertragung ist ein klassisches modernes Deutsch. Das Buch wird seinen Weg in die Häuser unserer Gebildeten finden.

Kurt Rothe.

Digitized by Google

Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121.

Unter dem Gesamttitel

Die neue Kunst

sind soeben erschienen:

a) **Karl Scheffler, Die moderne Malerei und Plastik**
elegant broschiert 1,20 Mk.
und

b) **Dr. Hans Landsberg, Die moderne Literatur**
elegant broschiert 1,50 Mk.,

während ein drittes Bändchen:

Dr. Leopold Schmidt, Die moderne Musik

demnächst folgen wird.

Zum ersten Male wird in diesen drei innerlich zusammenhängenden Schriften der Versuch gemacht, ein charakteristisches Bild der Modernen Kunst in gründlicher und fasslicher Darstellung zu bieten. Ohne sich von Modeströmungen und Tageserscheinungen beirren zu lassen, gibt hier jeder Autor auf Grund der bisherd wertvollen Werke, welche die moderne Kunst hervorgebracht hat, ein Bild ihrer Entwickelung, eine Darstellung ihrer gegenwärtigen Lage und endlich ein Programm der Forderungen, die sie erfüllen muß. Jeder Gebildete wird aus diesen Schriften sein Urteil befestigen und wahres Verständnis für die moderne Kunst gewinnen.

Das Bureau der P. G. E. K.,

Unter den Linden 16 ist mit dem 1. April nicht mehr im dritten, sondern **zweiten Stock**, rechts. Auskünfte etc. werden, falls der Unterzeichnete nicht anwesend ist, aber, nach wie vor, auch in der Auskunftsstelle im III. Stock erteilt. Sprechstunden bis zum Ende April, aus besonderen Gründen, nur Montag, Mittwoch, und Freitag von 10–12 Uhr. Zuschriften sind bis dahin besser an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmanstraße 15 zu richten.

Dr. Penzig.

Wenn Sie

wirklich Genuss haben wollen als Raucher, so nehmen Sie unsere Fehlfarben von **Mantilla-Cigarren 100 Stück Mark 5,60** garantiert mit Havanna-Einlage. Andere Sorten von M. 1,75 an.
Versand gegen Nachnahme.

Jenckel & Co. Hamburg I.

Verlagsbuchhandlung R. Wehner, Leipzig.

In meinen Verlag ging über:

Penzig, Dr., Rudolph

Ein Wort vom Glauben

an seine Verfechter und Verächter.

Preis 3 Mark.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur Abteilung Berlin.

Dienstag, den 26. April: Abends 8½ Uhr Bürgersaal des Rathauses: Monatsvortrag Prof. **Dr. Bruno Meyer:** „Moderne Monumentalkunst in Berlin." Diskussion. Für Mitglieder frei. Gastkarten 50 Pfg. Vorverkauf bei Nicolai Potsdamerstr. 123 b, Späth Königstr. 52, A. Wertheim Leipzigerstr. 132/137.

Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Im **Verlage für Ethische Kultur,** Richard Bieber, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121 (früher Verlag der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur) sind erschienen und werden daselbst und im Bureau der Gesellschaft (W., Unter den Linden 16) jetzt solange der Vorrat reicht, zu ermäßigten Preisen abgegeben:

Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. 2. Jahrgang 1894 (1. Jahrgang, 2 Hefte, erschien bei F. Dümmler, Berlin) Verlag d. D. G. E. K. Heft 1—5. Gr. 8°, 90 S. 0,50
3. Jahrgang 1895, Heft 1—3. Gr. 8°, 44 S. 0,30
4. Jahrgang 1896, Nr. 1—10, gr. 4°, 40 S. 0,50

Ethische Kultur, Wochenschrift für sozial-ethische Reformen. Begr. 1893 von Prof. G. v. Gizycki, unter Mitwirkung von Dr. F. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg, herausgeg. von Dr. R. Penzig. [Jahrg. 1—V (1. Semester bei F. Dümmler, Berlin.] Vers. f. eth. K., Jahrg. V (2. Semester) 1897; VI, 1898; VII, 1899; VIII, 1900; IX, 1901; X, 1902. XI, 1903. Gr. 4°. Einzel-Nr. 0,20. Jed. volle Bd. geb. 6,50

Ethische Hoffnungen und Aussichte. (Die Eisenacher Zusammenkunft zur Förderung und Ausbreitung der eth. Beweg. v. 5.—15. Aug. 1893. Abdruck sämtl. 14 Vorträge u. Besprechungen, zusammengestellt von G. Maier. Berlin, Verlag d. D. G. E. K. 1893. 2. Aufl. 1895. gr. 8° 328 S. 2,00

Daraus sind nur noch einzelne Sonderdrucke zu haben und zwar von

F. Foerster, Eröffnungsrede und einl. Darstellung beir. den eth. Bund und die Akademie für eth. Kultur. 16 S. 0,20

G. Maier, Die Organisation der ethischen Gesellschaft gemäß den Lehren der Geschichte, unter besonderem Bezug auf die Freimaurerei. 24 S. 0,20

Lina Morgenstern, Die Aufgabe der Frauen i. d. Erziehung. 16 S. 0,20

R. Pöring, Der ethische Unterricht. 22 S. . . 0,20

Dr. F. W. Foerster, Die Arbeitslosigkeit und d. moderne Wirtschaftsentwicklung. Eine Mahnung zur Vorsicht gegenüber der obligatorischen Arbeitslosenversicherung und dem kommunalen Arbeitsnachweis. Berlin 1898, 8° 52 S. . . . 0,50

Einführung in die Grundgedanken der ethischen Bewegung. Mit Anhang: Programm des Ethischen Bundes und Schriftenverzeichnis. 4. Auflage 1900. gr. 8°. 16 S. 0,10

Bericht über die ethische Bewegung. Im Auftrage des Ethischen Bundes herausgegeben von Dr. F. W. Foerster, Sekretär des Ethischen Bundes (Zürich). Den Mitgliedern gratis und franko.

Nr. 1	vom	1. April 1897, 8° 36 S.	(vergriffen)
„ 2	„	1. Januar 1898, 8° 52 S.	0,25
„ 3	„	1. Juli 1899, 8° 40 S.	0,25
„ 4	„	1. Oktober 1898, 8° 20 S	0,25
„ 5	„	1. Februar 1899, 8° 47 S.	0,25
„ 6	„	1. Juli 1899, 8°	0,25
„ 7	„	1. Januar 1900, 8°	0,25
„ 8	„	1. Juli 1900	0,25
„ 9	„	1. Januar 1901	0,25
„ 10	„	1. Juli 1902	0,25
„ 11	„	1. Januar 1903	0,25

Gesucht

Ethische Kultur III. Jahrgang 1895: cplt. VII. Jahrgang 1899: Nr. 50, 52, VIII. Jahrgang 1900: Nr. 3—5, 7—10, apart vom Verlag für Ethische Kultur, Berlin, Wilhelmstraße 121. Für gütige Uebersendung im Voraus ergebenen Dank.

Stud. arch. 22 Jahre, freidenkend, der bereits mit Erfolg unterrichtete, sucht Familienverhältnisse halber Stellung als

Hauslehrer.

Beste Referenzen. Offerten an Verlag für Ethische Kultur, **Berlin,** Wilhelmstraße 121, **sub. C. M. 121166.**

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1,60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen bilig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

XII. Jahrgang. | Berlin, den 1. Mai 1904. | Nr. 9.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Unsere öffentliche Moral. Von Professor F. Staudinger.
Aus den Briefen Friedrich Nietzsche's. Von Laura Frost.
Die Schule der Vereinigten Staaten. Von A. Kellner.
Streiflichter:
Pobedonoszew über die europäische Kultur.
Gesetzkunde als Unterrichtsgegenstand.
Vermischtes.
Bücherschau.
Eingegangene Bücher.

Unsere öffentliche Moral.

Von Professor F. Staudinger.

Es war am 16. April im Jahre des Heils 1904; da tat in der erlauchtesten Versammlung des deutschen Reiches ein edler Grundherr bedeutend den Mund auf und verteidigte sich gegen den Vorwurf, daß er einen Taglöhner, der für Herrn Gotheln gestimmt hatte, entlassen. — „Ich bin der Meinung, daß ich auf meinen Grundstücken die Politik allein zu bestimmen habe!" so sprach er mit der völlig rechtsentfremdeten Anschauung unentwegten Feudalgewinkens.

Folgenderart begründete Herr von Oldenburg seine rechts- und gesetzlose Tat: „Wie kann Herr Gotheln, der sich nie um die Landwirtschaft gekümmert hat, darüber sachverständig urteilen? Das Verhältnis zwischen Industriellem und Arbeiter ist sekundär; das auf dem Lande ist persönlich. Wenn ein Arbeiter anders wählt, als der Herr will, so ist das keine politische Ueberzeugung, sondern ein Zeichen mangelnden Vertrauens. Und man darf beanspruchen, daß das unterbleibt."

So etwa schwingen — in heiterster Unbefangenheit — die Gangliengellen des mittelalterlichen Schloßherrn. Sein Wille beanspruche noch heute seiner Gefolgschaft Gesinnung zu bestimmen. Sein Belieben soll ihnen Recht und Gesetz sein! Was im Lande Recht und Gesetz ist, was fragt er danach?

Wir leben in einem Verfassungsstaat, sagt man. In einem Verfassungsstaat soll Recht für alle, nicht Willkür Herr sein, so sagt man. In einem Rechtsstaat soll jeder frei wählen nach eigenem Gewissen, so sagt man. In einem Staat, wo Gesetz herrscht, soll Leben, Eigentum und Ehre geschützt sein gegen willkürlichen Eingriff — so sagt man.

Und in der Tat, wenn jemand den anderen schlägt, so wird er gestraft — von rechtswegen; und wenn er nur einen silbernen Löffel gewaltsam wegnimmt, so wandert er als Räuber zum Kerker — im Namen des Gesetzes; und schon, wenn er nur eine Zeitung auf der Türklinke heimlich entwendet, winkt ihm für einen Tag — das Gefängnis. Aber des Gewissens Ehre darf man wegnehmen; andre politische Meinung, als sie der Herr will, ist keine Ueberzeugung, sondern dem Mißtrauen entsprungen. — Der Schloßherr raubt die Gewissen seiner Gefolgschaft — und kein Mündhauch bewegt sich.

Wozu haben wir heute wohl Recht und Gesetz? Wohl bloß gegen die Schwachen? Man darf wohl übergezogt sein, daß Herr von Oldenburg in der vollen Unschuld seiner Herrenmoral sprach. Er war sich gar nicht bewußt, welche Verrnchtheit er aussprach, welch ein Umsturz der Fundamente von Gesetz und Moral in seinen Worten enthalten war. Und der „lebhafte Beifall rechts" zeigt deutlich, wo heute die „Umstürzler" sitzen.

Wehe, wenn heute einer der Linken, ein Demokrat oder gar ein Sozialdemokrat sagen wollte: „Das Eigentum des Herrn von Oldenburg ist seinem Wesen nach Raubeigentum, das wir ihm nehmen dürfen, wenn uns die Macht wird." Da gäbe es einen Sturm im Wälderwalde der „Ordnungs"liebenden, und die „gerechte Entrüstung" böte schon Arnee, Polizei und Gesetz wider den Umsturz auf, der in einem drohenden Worte bestände. Hier aber besteht der Umsturz von Ordnung, Gesetz und Recht in der Tat. Kein armer Teufel ist es, der ihn droht, sondern ein wohlerzogener, adliger Herr, der ihn wirklich begeht. — Ein Wohlerzogener? Oder muß nicht die gängliche moralische Unerzogenheit dieses Edelmannes Milderungsgrund sein? — Daß er so gar keine Ahnung hat, das Recht der Persönlichkeit sei mehr, als das Recht des Eigentums, der Raub der Ueberzeugung tausendmal schlimmerer Frevel, als der Raub eines Löffels: wer, was ist daran schuld?

Ist vielleicht heute der Edlen Gewissen überhaupt so verwahrlost, daß sie den Umsturz nicht sehen, den sie selber üben; wenn sie das Recht der Armen von der Klinke des Gesetzes gestohlen, während der Arme, der eine Zeitung von der Türklinke nimmt, ins Gefängnis gesetzt wird, so macht das ihnen nicht das geringste Bedenken? —

Es muß wohl so sein. Denn in humorvollster Weise floß jene gesetzlose Moral aus dem Munde des Edlen — Und der Chor der Edlen, die Rechte — rief Beifall.

Aus den Briefen Friedrich Nietzsches.

Von Laura Frost.

Briefe Verstorbener sind ein wesentlicher Beitrag zu der Charakteristik ihrer Verfasser. Sie sind einst unbeeinflußt von Nebenzwecken entstanden, reden eine wahrhaftige Sprache

Digitized by Google

und wirken in ihrer Unmittelbarkeit dadurch übergewaltig. Wer die Briefe Nietzsches liest, erhält einen Begriff von der erschütternden Tragik seines Lebens, aber auch von der Reinheit seiner Seele und von seinem Ringen um die Erfüllung seiner Lebenspflicht.

„Wir sind nicht geboren, glücklich zu sein, sondern unsere Pflicht zu tun," sagt er einmal, „und wir wollen uns segnen, wenn wir wissen, wo unsere Pflicht ist."

Vor seine Briefe könnte man als Leitmotiv seine Worte aus dem Jahre 1876 setzen:

„Durch die tägliche Not sich und Andere höher heben mit der Idee der Reinheit vor den Augen, immer als ein exoulsior, — so wünsche ich mein und meiner Freunde Leben."

Die Briefe Nietzsches*) an seine Freunde umfassen die Zeit von 1864 bis 1888 und geben ein lebensvolles Bild von dem Werkehr, in dem er mit ihnen stand. Schon in Schulpforta übte er einen weitgehenden und starken Einfluß auf sie aus, und einer dieser Freunde, Professor Deussen, sagt darüber: „Er entflammte frühzeitig in mir, in intimem Gespräch über alle möglichen Dinge eine Begeisterung für alles Große und Schöne, die seitdem nie wieder erloschen ist, und er flößte mir, mehr noch durch sein Beispiel als durch seine Worte, die gebührende Verachtung für das Verfolgen wissenschaftlicher Bestrebungen im Dienste materieller und persönlicher Zwecke ein." Und ein anderer, Freiherr von Gersdorff, erklärt, daß er schon bald nach Eintritt in die Untersekunda herausgefühlt habe, daß Nietzsche allen seinen Mitschülern an Geist und Gesittung weit überlegen sei und einst Großes leisten werde.

Rege geistige Interessen verbanden diese Freunde auch weiter, nachdem sie von Schulpforta auseinander gegangen waren, und Nietzsches Briefe zeigen, wie lebhaft seine Teilnahme an allem war, was die Andern beschäftigte. Oft war er der Führende und Stützende und mancher praktische Rat ging von ihm aus, mu unliebsame äußere Verhältnisse zu besserer Gestaltung zu fördern. Seine eigene Person kam immer erst in letzter Reihe, und doch begann schon früh für ihn der Kampf mit seinem schwer leidenden Körper. Weihnachten 1875 wurde ihm die Erkenntnis seiner ernsten Erkrankung; traurige Worte gelangten an den Freunden. „Viel Schmerzen waren inzwischen mein Los, ihr Ertragen meine Hauptthätigkeit" — „Meine Existenz ist eine fürchterliche Last."

Doch aber stellte sich immer wieder sein kraftvoller Geist über das körperliche Leiden und holte sich Mut im Anschauen des Lebens und in der Freude am Leben. „Jeder hat zu tragen," schreibt er. „Ueber allem Jammer immer wieder ein Lied der Freude — nicht wahr, das ist das Leben! Das kann es sein!" —

Der Ruf seiner glänzenden Begabung hatte ihm 1869 die Professur in Basel verschafft, ehe er noch seine Dissertation geschrieben hatte.

Es war der Tag vor seiner Abreise, der letzte Abend, den er noch in der Heimat, in Naumburg, verlebte. Sein Herz war übervoll; wieder einmal galt es Abschied zu nehmen; ungewohnte Pflichten warteten seiner, ungekannte Menschen und Verhältnisse. Ein heiliger Ernst erfüllte seine Gedanken. Noch in später Stunde schrieb er an Herrn von Gersdorff, und es kennzeichnen die folgenden Worte die hohe sittliche Auffassung des jungen Professors von seiner Lebensaufgabe:

„Etwas mehr möchte ich sein als ein Zuchtmeister tüchtiger Philologen .... Versuchen wir es dieses Leben so zu gebrauchen, daß Andere es als wertvoll segnen, wenn wir glücklich von ihm erlöst sind."

Leicht ergreifen irrtümliche Vorstellungen den Leser, der Nietzsches philosophische Werke zum ersten mal vor sich hat, irrtümliche Vorstellungen von dem Charakter und der Art des Mannes, der solche oft harten, alles über den Haufen werfenden Aussprüche tun konnte. Wer aber die Briefe Nietzsches liest, dem werden solche Empfindungen fern bleiben; nur die eine, große, die schmerzvollsten Mitleids wird ihn erfassen für den Mann, der rein und hochstrebend wie selten ein Anderer, so unbeschreibliche Qualen zu erleiden hatte, bis endlich geistige Erstarrung ihm barmherzig das Bewußtsein nahm. Fortschreitend mit den Jahren kam zu der körperlichen Qual das Gefühl der Vereinsamung; langsam aber unwiderbringlich trennte ihn der Kampf, den er gegen Alles führt, was bisher von den Menschen verehrt und geliebt worden war, von den Andern. Seit dem Jahre 1879, als seine Krankheit ihn zwang, die Professur in Basel niederzulegen, lebte er auf Reisen: in Italien, in der Schweiz, im Gebirge, überall, wo er eine Linderung seiner Schmerzen erhoffte. An die fernen Freunde kamen trübe Nachrichten. „Das war kein stolzes Schweigen, das mir inzwischen den Mund fast gegen Jedermann verbunden hat," schreibt er von Nizza im Februar 1888 an Freiherrn von Seydlitz, „vielmehr ein sehr demütiges, das eines Leidenden, der sich schämt zu verraten, wie sehr er leidet." Und einige Wochen später klagt er Dr. Karl Fuchs:

„Wie alles auseinander läuft! Wie still das Leben wird! Kein Mensch, der mich kennte weit und breit! Meine Schwester in Südamerika! Briefe immer seltener. Und man ist noch nicht einmal alt!!!!"

An den Einen, der seinem Herzen fast während seines ganzen Lebens am nächsten stand — an Erwin Rohde allein — wendet sich Nietzsche in den Briefen, die der zweite Band enthält. Wunderschön sind die mitveröffentlichten Antworten Rohdes; sie lassen keine Lücke in der Erkenntnis der innigen ehrlichen Freundschaft, die diese beiden Männer verband, bis später die Entfremdung eintrat, die Nietzsche so tief unglücklich machte. In Bonn, wo sie im Sommersemester 1865 dieselben Kollegien besuchten, hatten sie sich kennen gelernt; ihr gemeinsamer Lehrer Friedrich Ritschl und die gleichen Ansichten über Schopenhauers Schriften und Wagners Schöpfungen führten sie zusammen. Der erste Brief ist von Rohde aus dem September 1867. Kurze Zeit darauf ist Nietzsche bei der Feldartillerie in Naumburg eingetreten, um sein Jahr abzudienen. Er fühlte sich dort wohl, tat mit Eifer und Interesse seine Pflicht, und von dem voll empfundenen Bewußtsein kräftigen Lebens geben die Worte Zeugnis:

„Darf man darauf nicht stolz sein, wenn man als der beste Reiter unter dreißig Rekruten gilt? Wahrhaftig, lieber Freund, das ist mehr, als eine philologische Prämie."

Aber schon nahte das Verhängnis. Nietzsche erkrankte. Bei einem Sturz vom Pferde zerriß er sich einige Muskeln der Brust, mußte wochenlang schwer leiden und stand im Juni 1868 einer Operation gegenüber, die ihm klar machte „an wie einem dünnen Faden das Ding hängt, so man Leben nennt." Democh arbeitete er eifrig, „so lange es Tag ist," obgleich ihm auch das Schreiben große Beschwerden machte. Seine größte Erquickung war ein Brief von Rohde, der ihm aber auch mit der größten Zärtlichkeit ergeben war. „Mit Dir mich eins zu wissen," schrieb dieser, „und das immer neu zu erfahren, macht den besten meiner Gedanken."

Unbekümmert um die damals unter den Gebildeten herrschende Meinung, verehrten beide Schopenhauer und Wagner und einmal äußerte darüber Nietzsche:

„Mein Anhören Wagner'scher Musik ist eine jubelnde Intuition, ja ein stammendes Schielbildstinden. Das alles mit einem Freunde wie Du bist zu genießen, ist mir wirklich ein glühendes Bedürfnis, so daß ich mit Begierde der Zeit gedenke, die uns wieder zusammenführt."

Besonders sympathisch sind die Briefe der beiden Freunde vom Dezember 1868 und Januar 1869. Mit dem Ungestüm der Jugend, dem Idealismus ihrer 23 und 24 Jahre malt sich ihre Freundschaft die Zukunft, die in einer gemein-

*) Nietzsches gesammelte Briefe. 2 Bände. Verlag Schuster & Löffler.

Digitized by Google

schaftlichen Reise nach Paris ihnen ein erfreuliches Zusammensein gewähren soll. Da tritt Nietzsches Berufung nach Basel als Professor der klassischen Philologie dazwischen. Seine Zeit wird ihm teuer. Seine Arbeiten, die Dissertation — dazu das Losreißen von der so zärtlich geliebten Hoffnung des Wiederzusammenlebens mit dem einzig Geliebten.

„Lebe wohl," schreibt er „und verzeih', wenn Du kannst, die Treulosigkeit Deines treusten Freundes. 's gibt halt keine Treue auf der Welt. Das Leben ist mir recht schwül; ich spüre so etwas, wie das Herannahen des Sommers."

Und der Freund antwortet voll Trauer, daß er allein im Schatten bleibt und doch voll Freude, daß er es allein ist und nicht sie Beide, und wünscht ihm Glück. Dann bittet er, daß er ihm erlauben möge, ihn ein wenig ins Gesicht zu loben.

„Weiß ich nicht aus eigenster Erfahrung, daß Deine Nähe Segen und Glück bringend ist? Und so wirst Du in Basel und überall nicht nur philologische Vernunft und Bebendigkeit der Jugend beibringen, sondern durch Deine ganze Art einen „Stachel in ihrer Seele" lassen. Das macht, daß der Mensch bei Dir noch viel mehr wert ist, als der Philologe, daß jener Schopenhauersche Ernst in Dir wohnt, der zugleich eisig und zu mitder, weil freier Auffassung geneigt macht ..... Was mir das gemeinsame Leben mit Dir gewesen ist — und gewesen sein würde, das kann ich mehr fühlen als ausdrücken. Das Reinste und auf alle Dauer Erquickendste, ein Wohlgefühl, für das ich Dir zu tiefstem Danke verpflichtet bin. Laß mich's Dir noch einmal sagen, daß niemand im Leben mir wohler und lieber getan hat, als Du, und daß ich das empfinde mit allen Fibern meines Wesens .... In all' unserm Besten, unserm eigentlichen Wesen wollen wir uns eins wissen, wie bisher!"

Getrennt, beginnen sie sich nach einander zu sehnen, Rohde ist in Italien, Nietzsche in Basel, wo er sich unter seinen Kollegen bald fremd und gleichgültig fühlt. Im Februar 1870 bittet Nietzsche den Freund, auf der Rückreise einige Zeit bei ihm zu wohnen, denn er habe „so gar Niemanden" an Ort und Stelle, dem er das Beste und Schwerste des Lebens sagen könnte. „Ich bitte Dich, wie ein Kranker bittet: „komm' nach Basel!"" Auch in dieser Zeit ist er der Führer und Ratgeber des Freundes und Rohde nennt ihn deshalb „glücklicher organisiert." Nietzsche ist es, der den Freund zu energischem Vorgehen ermuntert, der selbst für ihn die Initiative ergreift, als es sich um neue Besetzung von Professuren handelt. Zu gern möchte er Rohde in seine Nähe. Aber aus verschiedenen Gründen gelingt es keinmal.

Ein Wiedersehn im Juni 1870 — dann einige Wochen später bricht der deutsch-französische Krieg aus. Nietzsche wird von Leipzig aus als Krankenpfleger Mitte August abgesandt, und erst vom 24. November datiert sein nächster Brief. Seine Gesundheit ist schlecht; Ruhr und Diphtherie haben ihn sattsam ruiniert; doch nun fühlt er sich wieder Mensch unter Menschen. Aber sein Zustand verschlimmert sich bis zu Magen- und Darmentzündung. Quälende Schlaflosigkeit peinigt ihn, und die Aerzte schicken ihn nach Lugano. Nach längerem Aufenthalt dort geht er wieder zurück, noch immer leidend, in niedergedrückter Stimmung, voll Verlangen nach Gesundheit, dankbar für jede gute Nacht, für jeden warmen Sonnenstrahl, und dabei überzeugt davon, daß irgend welche innern Organe in Zerrüttung sind. Seine Nerven sind überreizt und in Unordnung; schlaflose Fiebernächte sind ihm gewohnt.

Aber nur wenig spricht Nietzsche von seiner Krankheit. Er berichtet dem Freunde von seinen Entwürfen und Plänen. „Die Geburt der Tragödie" ist geschrieben. Er nimmt Rohdes volle Teilnahme dafür in Anspruch und findet bei ihm das erwartete Verständnis, den Gleichklang ihrer Gedanken und Empfindungen.

„Mein lieber Freund, wir haben noch ein großes Stück Leben mit einander auszumessen: wir wollen treu sein."

Es ist ein ergreifender Augenblick für ihn, als am 2. Januar 1872 die ersten Exemplare seiner Schrift bei ihm eintreffen.

„Ich habe immer die Worte auf den Lippen: Schaff' das Tagwerk meiner Hände, großer Geist, daß ich's vollende."

Aber die deutschen Professoren lehnen das Buch ab; was er darüber hört, scheint ihm so unglaublich, daß er es dem Freunde nicht schreiben will.

„Ein ungeheurer Ernst ersaßt mich bei Allem, was ich darüber verneinte, weil ich in solchen Stimmen die Zukunft deßen, was ich vorhabe, errate. Dieses Leben wird noch sehr schwer."

Kein anerkennendes Wort wird ihm von seinen alten Bekannten, den Philologen in Leipzig zu Teil. Doch sein Freund Erwin Rohde versteht ihn!

„Man kann nicht engere Gemeinschaft des Empfindens haben, als ich mit Dir," schreibt er ihm, „der ich in jeder Faser empfinde, wie dieses Buch auch meinen tiefsten Erfahrungen überall den mir leuchtend klaren und erschöpfenden Ausdruck gibt." — „Wie unendlich einsam ich mich fühlen würde," antwortet ihm Nietzsche, „wenn ich bei allen Aussichten und Hoffnungen nicht an Dich denken dürfte, kann ich nur garnicht ohne Schauder vorstellen."

Auch noch andere Freunde treten für ihn ein. Bülow ist so begeistert von Nietzsches Arbeit, daß er mit zahlreichen Exemplaren derselben herumreist, um sie zu verschenken. Nietzsche aber hat jetzt schon das Bewußtsein, mit „Feuerbränden" inmitten der Akademiker zu stehen.

Er hat sich nicht getäuscht. Insolge des feindseligen Verhaltens der Philologen bleiben im Wintersemester die Studenten für Philologie in Basel aus, und es gelingt ihm nur mit äußerster Not, ein Kolleg über Rhetorik mit zwei Zuhörern zu Stande zu bringen. In dieser Zeit teilt er dem Freunde einmal mit, daß ein Irrenarzt nachgewiesen habe, daß Wagner irrsinnig sei und ein anderer Irrenarzt dasselbe von Schopenhauer behauptet habe.

„Du siehst, wie sich die „Gesunden" helfen: sie detretieren für die unbequemen ingonia zwar kein Schaffot; aber jene schleichende, bösswillige Verdächtigung nützt ihnen noch mehr, als eine plötzliche Beseitigung; sie untergräbt das Vertrauen der kommenden Generation."

Das Jahr 1873 findet ihn häufig krank; aber seine Stimmung ist bis auf eine kurze Zeit der Schwermut heiter und hoffnungsvoll. „Man muß Hoffender sein oder Verzweifelter. Ich habe mich ein- für allemal für das Hoffen entschieden," schreibt er. In allem Leiden der nächsten Zeit denkt er oft mit Stolz und Rührung an die Freunde, die ihm noch angehören, und er kommt sich bisweilen wie ein Glücksspiz vor, der sich unter der Schar der wirklich Unglücklichen garnicht sehen lassen dürfte. Auch lernt er Peter Gast, einen jungen Musiker, kennen, der seinetwegen nach Basel kommt, ihn durch seine Musik erfreut und mit seltener Aufopferung sich ihm überall hilfreich erweist.

Rohde verlobt sich und in der Nacht nach dem Empfang der Nachricht dichtet Nietzsche die Verse: „Es geht ein Wandrer durch die Nacht." Sie sind ein ergreifender Ausdruck seiner Seelenstimmung und eine Ergänzung der Worte, die er dem Freunde schreibt:

„Du hattest die ganz vertrauende Seele so nötig und hast sie und Dich auf einer höhern Stufe gefunden. Mir geht es anders . . . mir scheint das alles nicht so nötig, — seltene Tage ausgenommen. Mein Verlangen und meine Not ist anders: ich weiß kaum es zu sagen und zu erklären."

Im August des folgenden Jahres 1877 findet die Hochzeit des jungen Paares statt; Nietzsche weiß, was das für ihn bedeutet; er hat das Gefühl, als müßte er Glück und Tränen und Alles nun allein tragen und in sich verschlucken.

Bald tritt auch die erste Meinungsverschiedenheit zwischen sie. Rohde versteht den Freund nicht in seinem neuesten Werke: er ist selbst schmerzlich überrascht davon und hebt zum Schluß seines Briefes ausdrücklich hervor: „nichts, deßen sei gewiß, soll mich Dir je im Innern entfremden." Doch sie kommen weiter auseinander. Rohde in seinem glücklichen Familienleben bedauert Nietzsche, der sich immer mehr von seinen Freunden zurückzieht und ganz der Arbeit lebt. Der brieflische Verkehr wird spärlich und wehmütig erinnert Rohde den Freund an die gemeinsame Vergangenheit.

Digitized by Google

„Ich denke immer an Dich, wenn ich die besten und reinsten und folgereichsten Momente meiner Jugend mir ins Gedächtnis heraufsteigen lasse. Ich kann Dich nie verlieren, möget Du die fernsten Gedankengebirge erklettern; was man im vorigen Jahrhundert die „Sympathie" nannte, zieht mich mit, ein Verständnis, das nicht aus dem Kopfe, sondern aus der ganzen Komposition des Wesens stammt und sich fast wie ein Zwang äußerlegt . . . Was Du den wenigen Leiern Deines Buches für ein Geschenk machst, kannst Du selbst kaum deutenlen, denn Du wohnst eben in Deinem eigenen Geiste, wir andern aber hören solche Stimmen sonst nie, nicht gesprochen, nicht gedruckt: und so geht es mir, wie von jeher, wenn ich mit Dir zusammen war, auch jetzt: ich werde für eine Zeitlang in einen höhern Rang erhoben, als ob ich geistig geadelt würde."

Traurig antwortet ihm der Einsame. Dann vergehen 1½ Jahre. Nietzsche ist in Genua. Seine Gesundheit ist in solchem Zustande, daß er niemandem das Los wünscht, „an das er anfängt sich zu gewöhnen, weil er anfängt zu begreifen, daß er ihm gewachsen ist." Im Juli 1881 schickt er seinem „alten, lieben Getreuen" wieder ein Buch in der festen Ueberzeugung seiner Zustimmung; „ich wüßte sonst garnicht mehr, wie ich es auf Erden noch dazu bringe, jemandem eine Freude zu machen . . . . Behalte mich lieb!" bittet er zum Schluß. — Ueber drei Monate später, als er noch immer keine Antwort darauf von Rohde hat, bittet er: „schreibe mir jetzt nicht!" Er fühlt, daß der Freund dabei Schwierigkeiten zu überwinden hat, und der Gedanke ist ihm unerträglich, auf ihn eine Art Zwang auszuüben.

„Was liegt an einem Buche! Ich habe noch Wichtigeres zu tun — und ohne dies wüßte ich nicht, wozu leben. Denn es geht mir hart, ich leide viel."

Die letzten Briefe Nietzsches atmen eine tiefe Traurigkeit. Immer kleiner wird die Zahl seiner Freunde, das Gefühl der Einsamkeit drückt ihn schwer.

„Das Leben hat mir die Pflicht immer mehr mit der furchtbaren Nebenbedingung ihrer einsamen Erfüllung vorgestellt. Wehe mir, wenn ich einmal diese Entfremdung nicht mehr aushalte!"

Im November 1887 ist er in Nizza. Von dorther ist der letzte Brief an Rohde datiert.

„Laß Dich nicht zu leicht von mir entfremden," bittet er wieder. „In meinem Alter und in meiner Vereinsamung verliere ich wenigstens die paar Menschen nicht gern mehr, zu denen ich einmal Vertrauen gehabt habe . . . . . Ich habe jetzt 43 Jahre hinter mir und bin genau noch so alleiu, wie ich es als Kind gewesen bin."

Diese Bitte um Liebe blieb. Als der Geist Nietzsches erschöpft zusammengebrochen war, blieb diese Sehnsucht nach Liebe die ihn am stärksten beherrschende Empfindung. Wie ein krankes Kind zur Mutter aufsieht, so grüßten seine großen, schönen Augen in rührender Hilfsbedürftigkeit die Schwester bei ihrem Nahen, und seine Arme streckten sich verlangend ihr entgegen. Ueber seinen kühnen Gedanken aber lag die Ruhe des Todes. Er hatte sich selbst, vorahnend einst die Verse geschrieben:

Ringe nur Welle und Spiel.
Was je schwer war,
sank in blaue Vergessenheit,
müßig steht nun mein Kahn.
Sturm und Fahrt — wie verlernt er das!
Wunsch und Hoffen ertrank,
glatt liegt Seele und Meer.

Die Schule der Vereinigten Staaten.

Von A. Kellner. (Nachdruck verboten.)

Das britische Unterrichtsministerium „board of education" gibt ein großes Sammelwerk über das Unterrichtswesen der Kulturstaaten heraus. Die einzelnen Abteilungen haben angesehene Sachverständige (Thiselton, Mark, M. E. Sadler, Fitch, Alice Ravenhill u. a.) zu Verfassern. Der eben veröffentlichte 11. und 12. Band behandelt das Erziehungswesen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.*) Das Buch ist so wertvoll, lehrreich und anregend, daß man bedauern muß, daß es als Regierungspublikation mit viel Ballast belastet ist. Die allen Aufsätzen gemeinsame echte Begeisterung fürs Schulwesen sollte zur weiten Verbreitung eines Auszuges — unter Weglassung des umfangreichen statistischen Materials — durch einen Privatverleger führen. Leider muß ich mich an dieser Stelle darauf beschränken, aus dem Inhalt einige ganz besonders charakteristische und augenfällige Merkmale des Unterrichts namentlich des Volksschulwesens der Vereinigten Staaten herauszugreifen.

In erster Reihe steht der hohe Ernst, der hinsichtlich des Unterrichtswesens allenthalben herrscht. Im Gegensatze zu den europäischen Kulturstaaten, in deren Budget die Bildungsausgaben neben denjenigen für die Landesverteidigung fast verschwinden, betragen in der Union die staatlichen Ausgaben für Bildungszwecke ein Vielfaches derjenigen für Heer und Flotte. Die Vereinigten Staaten geben für ihre Schulen jetzt jährlich so viel aus, wie Deutschland, England und Frankreich zusammen für ihre Kriegsmarine — das will etwas heißen! Das Volksschulbudget hat sich seit 1870 verdreifacht. Dazu kommen bekanntlich riesige Privatspenden für Unterrichtszwecke; in den letzten zehn Jahren 115—120 Millionen Dollars! Die Schule ist nicht in den Händen einzelner Parteien oder verschiedener Bekenntnisse, sondern in denen der ganzen Nation. Im Laufe des letzten Vierteljahrhunderts haben die Lehrmethoden und der Geist des Unterrichts eine gründliche Umgestaltung erfahren, namentlich im Volksschulwesen. Dieses ist völlig amerikanisch geworden. Ausländische Ideen sind nicht verworfen, sondern affimiliert worden, aber im großen ganzen trägt der Unterricht ein recht amerikanisches Gepräge im besten Sinne des Wortes. Das zeigt sich vor allem in Sachen der Disziplin. An die Stelle des Befehlens sind die Anregung und die Erklärung getreten. Statt ein Herrscher zu sein, bringt der Lehrer das Element der Sympathie zur Geltung. Hierunter hat die Disziplin durchaus nicht zu leiden: „Die Freiheit ist die des Heims," schreibt Herr Mark, „und die Kinder vergelten sie mit freiwilliger Arbeit an den Erfordernissen der Schule." Man versteht es, die Schüler begreifen zu machen, warum sie gehorchen sollen und die Folge ist, daß der Lehrer sie kaum jemals zur Ruhe oder Ordnung zu ermahnen braucht.

In der Union — und auch in Kanada — hat sich der Grundsatz, daß die Volksschule die Grundlage bildet, auf der ein demokratisches Gemeinwesen beruhen muß, allgemeine Anerkennung errungen. Demgemäß wird von ihr gefordert, daß sie ins weiteste Sinne öffentlich sei, und daß sie von reich wie arm besucht werde. Das Empfinden in dieser Beziehung ist so eingewurzelt, daß ein Millionär, wenn er seine Kinder in eine Privatschule schickt, sich darob entschuldigen zu müssen glaubt, als ob er damit etwas Unamerikanisches täte. In Toronto (Kanada) fand ein Besucher in einer Volksschule den Sohn des Premierministers neben dem eines Zimmermannes sitzen. Ein bekannter Geistlicher, der seit 21 Jahren in Chikago lebte, teilte Herrn Mark mit, er habe in dieser langen Zeit keine einzige Familie gekannt, die ihre Kinder deshalb nicht in eine öffentliche Schule geschickt hätte, damit sie nicht mit den Kindern armer Leute in Berührung kämen. In zahllosen Volksschulen kann man die Kinder der Unternehmer mit denen ihrer Arbeiter beisammen sehen; dazu kommt, daß der Reichtum des Vaters nicht zur Bevorzugung des Kindes führt; häufig wird gerade der ärmste Knabe von den Mitschülern zum Klassen-„Präsidenten" gewählt.

Zu den bemerkenswertesten Zügen der nordamerikanischen Volksschule gehört ferner die „co-education," der gemeinsame Unterricht beider Geschlechter, in fast sämtlichen Volks-

*) Special Reports on Educational Subjects. Volumes 10 and 11: Education in the United States of America. London 1902, Eyre und Spottiswoode. 1200 Oktavseiten. Preis 42½ Schill.

Digitized by Google

und den meisten Mittel- und Hochschulen. An der Chikagoer Universität z. B. hören neben 52% männlichen, volle 48% weibliche Studenten. Dr. W. T. Harris faßt die Ursachen des Vorherrschens der co-education „drüben“ in folgenden Worten zusammen: Sie ist naturgemäß, denn sie entspricht dem gemischten Bau der Familie und der Gesellschaft. Sie entspricht den Gewohnheiten und Empfindungen des Alltagslebens. Sie ist unparteiisch, denn sie bietet beiden Geschlechtern die gleichen Bildungsmöglichkeiten. Sie ist wohlfeiler als der gesonderte Unterricht. Sie bietet den Lehrern und den Schuldirektoren bezüglich der Zuerkennung, der Abstufung, des Unterrichts und der Disziplin große Bequemlichkeiten. Sie ist dem Geist, der Moral, den Gewohnheiten und der Entwickelung der Schüler zuträglich. Das Ueberwiegen der coeducation macht es begreiflich, daß das weibliche Element im amerikanischen Unterrichtswesen eine so ungeheuere Rolle spielt, und zwar in der Volks-, der Mittel- und der Hochschule. Nicht weniger als 68%, also volle zwei Drittel der gesamten Lehrkräfte des Landes sind weiblich!

Sehr auffällig ist ferner die Tatsache, daß die Kinder „durch Tun lernen.“ Der Unterricht wird auf die eigene Erfahrung des Schülers basiert, der nicht angetrieben oder gehetzt, sondern geführt wird. Man bemüht sich in jeder Weise, die Kinder zur Selbstarbeit und zur Beachtung des Geistes statt des Buchstabens anzueifern. Bemerkenswert ist auch der Umstand, daß auf den Unterricht in Bürgerkunde und der Vaterlandskunde immer mehr Gewicht gelegt wird. Mitunter ist ein komischer Beigeschmack unverkennbar; so z. B. werden in den Mittelschulen mancher Bundesstaaten während des Tagens der betreffenden Stadtvertretung fingierte Stadtvertretungs-Versammlungen abgehalten und die Aufzeichnungen über die Debatten mit den Zeitungsberichten über den Verlauf der „echten“ Sitzungen verglichen. Das Abfingen nationaler Lieder und die Veranstaltung geschichtlicher Gedenkfeiern stärken den Patriotismus. Die in Europa so große Schwierigkeiten bietende Religionsfrage macht den Amerikanern bei ihrem Schulwesen keinerlei Sorge. „Die Geistlichen als solche haben mit der Schule nichts zu tun,“ schreibt Frich. „Die Verfassungen aller Bundesstaaten sprechen die gänzliche Freiheit der religiösen Anschauung und des Religionsunterrichts, sowie die gesetzliche Gleichstellung aller Bekenntnisse aus.“ Immerhin wird an den Schulen des Yankeelandes wohl ebensoviel ethisch wertvoller Religionsunterricht erteilt, als in irgend einem Staate Europas. 1896 wurde von 946 Schuldirektoren über das Bibellesen in den ihnen unterstehenden Anstalten berichtet; nur in 197 davon war die Bibel ausgeschlossen. Ich schließe mit den Worten Steads: „Ob nun aber die Bibel gelesen wird oder nicht, stets wird die ethisch-sittliche Erziehung im Auge behalten und ihre Anwendung gibt dem ganzen Unterricht sein Gepräge.“

Streiflichter.

Pobedonoszew über die europäische Kultur.

Die europäische Kultur muß es sich ab und zu gefallen lassen, daß sie von Leuten kritisiert wird, die eigentlich die Wohltaten dieser Kultur nie gründlich kennen gelernt haben. Und so darf es uns nicht wundern, wenn diese Kritiker an der europäischen Kultur nichts finden, das ihnen Achtung abringt und ebenso wenig hervorheben, was sie als nachahmenswert hinstellen könnten.

Zu diesen Kritikern gehört kein geringerer, als der russische Staatsmann und Religionsphilosoph K. P. Pobedonoszew, der in seiner „Sammlung Moskowitischer Studien“ (E. Piersons Verlag, Dresden 1904) die europäische Kultur einer scharfen Kritik unterzieht.

An Europa gefällt dem russischen Staatsmann eigentlich gar nichts. Das öffentliche und private Leben, Erziehung und Unterricht, Kunst und Wissenschaft, wie sie die moderne Kultur kennt, sie taugen alle nicht. Und man muß sagen, daß er immer die Seiten der Kultur hervorzuheben versteht, mit denen wir selbst auch nicht immer zufrieden sind und die wir sehr gerne beseitigt sehen möchten. Während aber für uns neben diesen schlechten Auswüchsen der Kultur noch sehr viel Gutes vorhanden ist, will Pobedonoszew von den Wohltaten der Kultur nichts wissen.

Der Zweck, den er verfolgt liegt auf der Hand. Er entwirft ein trauriges Bild, das auf seine Landsleute abschreckend wirken soll. Seht, das sind die Segnungen der Kultur, unser lieber Herrgott bewahre euch davor! Da ist uns schon unser altrussisches System viel lieber, tönt uns aus den Zwischenzeilen des ganzen Buches entgegen. Jeden Einfluß der westeuropäischen Kultur, jeden freiheitlichen Gedanken möchte er unterdrücken. Wozu auch Freiheit, wenn sie die Menschen nicht glücklich macht! Schaut auf Europa hin, sind denn die Menschen dort glücklicher durch die Freiheit geworden, oder wurden sie etwa durch die Kultur gebessert?

Es ist ja möglich, daß die westeuropäischen Institutionen, die westeuropäische Kultur nicht für Rußland passen, daß ein russischer Bauer für die Freiheiten, die ein englischer Bürger z. B. genießt, nicht reif ist, aber daraus folgt ja noch nicht, daß die westeuropäische Kultur nichts taugt.

Trotzdem enthalten die Betrachtungen von Pobedonoszew viel Treffendes und Beachtenswertes. So z. B. wenn er sagt:

Es ist schwer zu ermitteln, wie viele Kräfte in unserer Zeit durch ungerechte, widernatürliche, zufällige Verteilung, durch regellose Zirkulation der Kapitalien auf unserem Markte untergehen. Das Resultat ist: junge, aber durch das Leben schon gebrochene, verkrüppelte, zerschlagene Menschen. Einige vermögen ihre Last nicht zu schleppen und zerspringen wie ein ungleichmäßig erwärmtes Gefäß; in Ungeduld endigen sie ihr Leben durch Selbstmord, der dem Aufschrei nach einem Menschen nicht schwerfällt, der gewöhnt ist, sich allein als Mittelpunkt seines Seins anzusehen, der es mit irdischem Maße mißt und fühlt, daß dieses Maß ihm entglitten ist und seine Berechnungen sich verwirrt haben. Andere irren auf der Welt herum und vermehren die Zahl der Unzufriedenen, der Erbitterten, der gegen das Leben und die Gesellschaft Empörten.

Die sittliche Erziehung der Schnte ist nach Pobedonoszew eine sehr unvollkommene, wie er überhaupt der modernen Schule sehr skeptisch gegenüberstebt.

Der Glaube an die Allmächtigkeit der Schule, — sagt er — der Bücherweisheit und des Lesens gehört zu der Zahl der Hauptirrtümer unserer Zeit. Sogar als Werkzeug der Verstandesbildung legt man dem Buche zu viel Bedeutung bei. Lesen heißt mit fremden Augen sehen — heißt lernen mit fremden Fähigkeiten.

Pobedonoszew liegt es viel mehr an der Bildung des Herzens als des Verstandes. Und man kann ihm vollkommen beipflichten, wenn er sagt, daß die sittliche Gewohnheit nicht durch Unterricht gebildet wird:

Ein jeder, hat im Leben Gelegenheit zu bemerken gehabt, daß ein Arbeiter, der zwar nicht lesen kann, aber nüchtern, ehrlich und fleißig bei der Arbeit ist, unvergleichlich mehr Wert hat, sich selbst und für andere, als ein gelernter und wissender, aber unordentlicher, trunkender, nicht an die Familie denkender. In den höheren Klassen hat ein Verschwender und Spieler, wie gebildet und geistig entwickelt er auch sein mag, nicht den Wert eines Menschen, der seinen patentierten Kurius durchgemacht hat, sein Geschäft aber gewissenhaft betreibt, selbst seine Kinder versorgt und sie nicht in Armut der Sorge der Verwandten hinterläßt. Also wenn man die Sache nimmt, wie sie in der Wirklichkeit ist, so muß man zur Ueberzeugung gelangen, daß Charakter unvergleichlich mehr ist für die gesellschaftliche Wohlfahrt, als Vielwissen. Von allen Zielen, die ein Gesetzgeber verfolgen kann, ist das allererste die Bildung des Charakters des Volkes und die Befestigung des Bewußtseins der persönlichen Verantwortung.

Man darf sich nicht wundern, wenn sich Pobedonoszew als ein großer Gegner des Parlamentarismus deklariert. Für ihn ist das Parlament die große Lüge unserer Zeit, die er ein für allemal aus den Köpfen des denkenden Teiles

Digitized by Google

der russischen Bevölkerung verbannt sehen möchte. Für ihn ist das Parlament eine „Einrichtung zur Befriedigung des persönlichen Ehrgeizes, der Eitelkeit und der persönlichen Interessen der Abgeordneten. Diese Einrichtung ist ein überzeugender Beweis der Selbsttäuschung des menschlichen Geistes." Der Parlamentarismus ist ihm weiter nichts als der Triumph der Selbstsucht und auf die egoistischen Zwecke der Abgeordneten berechnet. In den grellsten Farben schildert er die Wahlmanipulationen und schließt seine Betrachtung mit den Worten:

„Die Vorsehung hat Rußland bei der großen Stammesverschiedenheit seiner Bevölkerung vor ähnlichem Elende bewahrt. Gravenhaft ist es, auch nur zu denken, was der uns entsetzen würde, wenn uns das Schicksal das verhängnisvolle Geschenk eines altruistischen Parlaments gemacht hätte! Nie möge das geschehen."

Ob das für die weitere Entwickelung Rußlands von Segen sein wird, bleibt allerdings abzuwarten. Jedenfalls scheint der Wunsch Pobedonoszews für längere Zeit gesichert zu sein.

Frieda Lange.

Gesetzkunde als Unterrichtsgegenstand.

Welch' unnötiger Ballast wird so einem zarten Kindergehirn aufgeladen, wie gewaltsam drängen die offiziellen Lehrpläne der reifenden Jugend Wissenschaften auf, deren Zweck und Nutzen sich nie, aber nie erweist. Um wie viel mehr wird aber zu unterrichten verabsäumt. Wie viel bedeutendere, notwendigere Wissenschaften gibt es, die im heutigen Lehrplan überhaupt fehlen, denen gar keine Beachtung geschenkt wird.

Die Forderung nach Naturwissenschaft, nach Realität im Wichtigsten des Lebens wird ja erfreulicherweise immer lauter. Nun gilt es auch für andere, bisher vernachlässigte Kenntnisse eine Lanze zu schwingen. Eine der wenigst kultivierten und doch im alltäglichen Leben jedem Menschen unentbehrlichen Kenntnisse ist die Gesetzkunde.

Der Mangel dieser, den Fachleuten strenge vorbehaltenen Wissenschaft macht sich jedem Menschen mehr oder weniger fühlbar. Wer hätte sich nicht schon ganz unschuldigerweise in die Fallstricke des „Buchstabens der Gesetze" verwickelt? Ein Tag „bei Gericht" genügt, um zu erkennen, wie wichtig und notwendig die Kenntnis der Gesetze für jedermann wäre.

„Ja, wenn ich das gewußt hätte," seufzt man, wenn man hört, gerade dies oder jenes hätte unterbleiben müssen, oder gerade dieses oder jenes noch getan werden, damit die Hüter des Gesetzes keinen Anstand nehmen. „Ja, wenn ich das gewußt hätte!"

Wir sind mit den Ketten der Gesetze um und um gefesselt. Kein Schritt, der uns nicht mit ihren Maschen und Gliedern in Reibung bringen könnte.

Aber die Augen hält man uns fest zu, damit wir ja nicht sehen, wo die Ketten liegen, die nicht überschritten werden dürfen, die die Grenze für all unser Tun und Lassen abstecken sollen, an die zu streifen hart und schmerzlich sein kann. Man verläßt sich darauf, daß wir schon fühlen werden, wenn wir stolpern.

Ist es nun aber nicht gerade absurd, Gesetze zu machen, Strafen zu stipulieren und die Menschen nicht genau darüber zu belehren, was sie tun müssen oder unterlassen um Strafen auszuweichen, Konflikte zu vermeiden? Es gibt ja wohl Gesetzbücher „für Laien" die über alles belehren, wir sind ja aber nicht gewöhnt, in dieser Beziehung prophylaktische Maßregeln zu ergreifen. Erst wenn „etwas passiert" schlagen wir Paragraphen nach.

Wohl scheint die kompakte Masse des fiskalischen Wissens für die Allgemeinheit zu massig, zu schwer, doch wollen wir ja auch nicht jedem Menschen jenes Quantum von Rechtswissenschaft eingeben, mit dem sich heute blos die Rechtsgelehrten befassen.

Wenn in der Schule statt der mit der Fibel gleichzeitig einsetzenden, unfruchtbaren Gegenstände, dem Kinde über das, wofür es verantwortlich ist, gesprochen würde, wenn dann auffteigend die Hauptgrundsätze der Landesgesetze in ihren jedem nahegehenden Teilen erklärt würden, bliebe nicht nur vieles ungeschehen, was Menschen verdirbt, sondern der Jugend würden auch rechtliche Grundsätze beigebracht, die eine wohltuende Wirkung auf die Charakterentwickelung ausüben müßten.

Nur ein Teil der Rechtswissenschaft soll verbreitet werden, der, den man auf Schritt und Tritt braucht, dessen Mangel arbeitsabhängigen Menschen jeglichen Kampf für Menschenrechte unmöglich macht.

Speziell die arbeitende Klasse wird durch die Rechtsunkenntnis in der größten Knechtschaft gehalten. Nicht minder leiden Frauen als Gattinnen und Mütter an der Unkenntnis ihrer Rechte.

Wir müssen die Rechtskenntnis für jeden Menschen fordern, der Gesetzen unterliegt.

Vieles wird uns überflüssigerweise eingepaukt, vieles zu bieten verabsäumt, sorgen wir dafür, daß sich auch hier endlich eine Besserung zeige, die es möglich macht, die Last des gemeinverantwortlichen Lebens etwas leichter zu tragen.

Die Schule hat die Pflicht in diese Wissenschaften einzuführen, die Menschen dürfen ihre Rechtskenntnisse nicht durch Zu- und Unfälle ihrem eigenen Schaden verdanken.

Die Forderung ist nicht schwer erfüllbar. Sie muß nur beharrlich aufrecht erhalten werden, um sich geltend zu machen.

Rosita Bédy—Schwimmer.

Vermischtes.

Eine Reformbestrebung im Blindenunterricht Es ist bekannt, daß dem Schulzwang nur normale, zur unbehinderten Teilnahme am Schulunterricht fähige Kinder unterliegen, und daß die geistige Ausbildung blinder oder sinnlich anormaler Kinder durch keine allgemein gültigen Normen geregelt ist. Während bei jenen für den ersten, grundlegenden Unterricht die einheitlich geregelte Volksschule in Betracht kommt, sind diese hingegen auf staatliche, provinziale, städtische oder private Institute angewiesen. Es wäre sehr wohl denkbar, und läge sicherlich nicht außerhalb des Bereiches des Möglichen, daß der Unterricht in diesen Anstalten interiolal geregelt wäre, und daß es nicht von den Fähigkeiten und dem Belieben des jeweiligen Lehrkörpers abhinge, was und wie viel die Zöglinge dieser oder jener Anstalt lernen. Es ist nicht verständlich, vor allem aber nicht recht, daß Justinus, welche der Ausbildung unnormaler Kinder dienen, sich nicht des regen Interesses und keiner sachgemäßen Fürsorge seitens der vorgesetzten Schulbehörde zu erfreuen haben. Nirgends, nicht einmal in der einsamsten Feldschule, herrscht eine solche Anarchie in der Unterrichtsmethode, der Unterrichtsmaterie und der Unterrichtsintensität wie in einzelnen Kategorien solcher Anstalten. Als Typus für das Schulweisen, wie es unter keinen Umständen sein dürfte, muß man, von wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, das Schulwesen in den deutschen Blindenanstalten hinstellen. Ich habe selbst meinen ersten Unterricht in einer als ziemlich gut bekannten Blindenanstalt genossen, und ich habe häufig Gelegenheit, mich von der Qualität des Unterrichtes anderer Blindenanstalten zu überzeugen. Auf Grund dieser meiner eigenen Erfahrungen kann ich nur immer und immer wieder sagen, es ist geradezu ein Jammer, mit anzusehen, wie dürftig und kümmerlich die geistige Nahrung ist, welche den blinden Kindern in den meisten Anstalten geboten wird. Für den Fachmann stelle sich dieser Unterricht geradezu nur als eine Dressur auf gewisse Geistes- oder Gedächtniskunststückchen dar, während eine reelle Basis fehlt. Es mangelt hier an Raum, näher darauf einzugehen, was ein solcher Unterricht für die geistige Entwicklung des Kindes zu bedeuten hat, und welche traurigen Ergebnisse damit gezeitigt werden. Ganz kurz sei nur gesagt, daß der Schüler aus der zweiten Klasse einer Berliner Gemeindeschule ein weit umfangreicheres und gründlicheres Wissen besitzt, als ein Kind, welches die Schule einer Blindenanstalt von der letzten bis zur ersten Klasse absolviert hat. Zwar steckt der eventuell, aber längst nicht in allen Blindenanstalten vorhandene Lehr- und Stoffplan weitere Ziele, doch das tatsächlich während eines Schuljahres zur Erledigung gelangende Pensum ist recht minimal. Woher kommt das nun?

Digitized by Google

Zunächst setzt sich das Schülermaterial aus den denkbar heterogensten Teilen zusammen, die, zu einer Klasse vereinigt, als einheitliches Ganzes unterrichtet werden. Gerade das blinde Kind hat viel Eigenes, viel Eigentümliches in seinem Charakter und verlangt weit mehr als jedes andere Kind nach einer verständnisvollen individuellen Behandlung. Das ist aber im allgemeinen in den Anstalten nicht möglich. Da dort bei der verhältnismäßig großen Zahl geistig etwas zurückgebliebener Schüler, deren Fassungsvermögen erst geweckt und gebildet werden muß, das Niveau des Schulunterrichts kein sonderlich hohes sein kann, kommen geistig regere, höher befähigte wieder bei diesem Unterricht nicht auf ihre Rechnung, ja, ihr Geist macht, wie ich dies zu beobachten häufig Gelegenheit hatte, eine rückschrittliche Bewegung durch, bis er auf einem durchaus ungeeigneten Standpunkte ankommt. Doch auch das Lehrermaterial ist in den Blindenanstalten bei weitem nicht das, welches es sein müßte, wenn von den vorgesetzten Behörden wirklich in richtiger Weise für diese Institute gesorgt würde. Die sachgemäße Ausbildung allein macht noch längst nicht den Blindenlehrer; wenn nicht ein tiefes pädagogisches Verständnis und ein scharfer psychologischer Blick dazu kommen, kann von einer Befähigung zum Blindenlehrer überhaupt nicht die Rede sein. Die beiden letzten, wichtigsten Qualitäten fehlen aber leider einer großen Zahl, ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich sage, der Mehrzahl unserer Blindenlehrer, und das kommt daher, weil eben ihre Vorgesetzten, die Inspektoren und Revisoren auch keine Blindenpädagogen und Blindenpsychologen sind.

Bislang sagte man sich: was kann der Blinde schon werden: Bürstenbinder, Stuhlflechter, Korbmacher; das genügt schon die Bildung, die er in den Anstalten genießt. Nun, dieser, übrigens von vielen Blindenlehrkräften vertretene Standpunkt spricht gegen sich selbst. Ja es doch gerade seine mangelhafte Bildung, die dem Blinden das für ihn ohnehin so erschwerte Aufsteigen auf der logischen Stufenleiter noch mehr erschwert, und wir sehen nach vollendeter Blinder! d. h. ein Blinder, der die in ihm ruhenden Fähigkeiten zu entfalten keine Möglichkeit hatte und sich mit einer weit geringeren Bildung begnügen mußte, als sie sein reger Geist in der Jugend verlangte. Solche Typen der gesellschaftlich gedrückt unterdrückt. Daß sie so werden, liegt nicht an ihnen, sondern an ihrer verfehlten Ausbildung. Wenn nun, um diesem viel zu beklagenden Mangel abzuhelfen, die dem staatlichen Schulwesen vorgesetzte Behörde verlangt, so muß seinem privaten Kreis die Reform auf diesem wie auf manchem andern Gebiete in die Wege geleitet werden. So ist es denn das Bestreben wirklicher Blindenpädagogen und Blindenpsychologen, in Berlin, so bald als möglich ein Lehrinstitut ins Leben zu rufen, in welchem individueller Unterricht erteilt werden soll. Je nach Befähigung des Schülers und nach Wunsch der Eltern oder deren Vertreter soll der 20jährige Volksschul-, Mittelschul-, Gymnasial- oder Töchterschulunterricht genießen, und zwar in einer seinen Fähigkeiten, Veranlagungen und physischen oder psychischen Eigentümlichkeiten verständnisvoll Rechnung tragenden Form. Meine guten Erfolge im Privatunterricht in wie die Erkenntnis, daß, mag sie auch noch so wenig in Anspruch genommen werden, eine solche Institution dringendes Bedürfnis ist, veranlaßt mich, eine derartige Gründung ins Leben zu rufen. Ich bin weit davon entfernt, blinde Gelehrte kommt erziehen, und dadurch die Schar derer unnütz zu vermehren, die schwer und mühsam um ihr tägliches Brot kämpfen müssen; ich strebe nur dahin, denjenigen blinden Kindern Gelegenheit zu bieten, ihren Geist zu voller Entfaltung kommen zu lassen und ihnen so die Möglichkeit zu bieten, gesellschaftlich auf die Stufe zu gelangen, auf welcher ihre geistesverwandten sehenden Mitmenschen stehen.

Von der Zahl der sich meldenden Schüler wird es abhängen, in welcher Form, ob als bloßes Lehrinstitut oder als Pensionat das neue Unternehmen ins Leben treten kann. Letzteres wäre erwünscht, weil dann mit dem Unterricht auch eine entsprechende Erziehung Hand in Hand gehen könnte. In jeder näheren Auskunft bin ich gern bereit. Wann und in welcher Form das Institut ins Leben treten wird, kann erst, wenn über Zahl und geistige Qualität der Schüler ein Ueberblick zu gewinnen ist, genauer angegeben werden.

Dr. phil. Ludwig Cohn,
Berlin W. 15, Düsseldorferstr. 167.

* * *

Der Verein „Jugendschutz“-Berlin, der außer den Lediggenehmen sich allensthehende junge Mädchen, Kinderbewahr- und Garten und jener Fürsorgetätigkeit seit vielen Jahren durch seine Schriften für Aufklärung, Hygiene und Erziehung vorbeugend tätig ist, hat jetzt eine kleine Schrift herausgegeben: „Bolten die Frauenvereine das gewerbsmäßige Gewerbe der Prostitution vom Getein erlaubt oder verboten wissen??“ in der er alle Frauenvereine, Wohlfahrtsvereine, Sittlichkeitsvereine bittet, zu dieser wichtigen Frage Stellung zu nehmen.

Diese Schrift ist durch das Büreau des „Jugendschutz“ C. 2. Kaiser Wilhelmstraße 39 gegen Einsendung von Marken (1 Expl. = 10 Pfg., 25 Expl. = 50 Pfg.) zu beziehen.

Bücherschau.

Dr. Robert Michels: Brausestandsmoral. Eine kritische Betrachtung. Leipzig, Magazin-Verlag. 20 Seiten.

Der den Lesern der „Ethischen Kultur“ wohlbekannte Dr. R. Michels behandelt in dem vorliegenden Schriftchen mit ehrlicher Offenheit eine Frage, die aus einer gewissen Scheu vor der öffentlichen Behandlung von derzeichen delikaten, daß intimste Verhältnisse der beiden Geschlechter berührenden Fragen sonst noch kaum angeschnitten worden ist: die „Brautstandsmoral.“ Er polemisiert gegen die in den meisten europäischen Kulturländern nicht sowohl in Arbeiterkreisen, wohl aber bei den „höheren“ Ständen übliche Sitte, welche Braut und Bräutigam während der ganzen Verlobungszeit in ängstlich-philisterlöser Weise von einander fernhält, um sie dann am Hochzeitstage mit einem Male zur intimsten Verbindung zusammenzubringen. Er verlangt statt dessen, nach dem Vorbild von Nord-Amerika, einen freieren Verkehr und eine allmähliche, unter „vielen und sanften Uebergängen“ sich vollziehende geistig-sinnliche Annäherung zwischen den Brautleuten. Mancher wird vielleicht in seinen Forderungen nicht ganz so weit gehen wie Michels, manchen „leuscht“ Ohr wird sich auch durch die derbe die Dinge offen beim Namen nennende Art verletzt fühlen. Absicht und Grundtendenz sind jedenfalls durchaus ideal, aus dem lobenswerten Bestreben einer Erhöhung der vielfach üblichen „Brautstandsmoral“ hervorgegangen.

Dr. R. V.

* * *

„Der g'rode Michl.“ Parteilose Monatsschrift, herausg. von Franz Pfisching, Graz, St. Petersgasse 17. Jährlich 1 Kr., für Deutschland 1 Mk.

Von erfreulicher Seite werden wir aufmerksam gemacht auf dies Blättchen, das trotz kümmerlicher äußerer Verhältnisse es versucht, die Gedanken rein-ethischen Menschentums in österreichischen Arbeiterkreisen zu verbreiten. Der Herausgeber ist Maurergehilfe, hat aber als sehr bedürfnistiefer Mensch (Abstinent und Vegetarier) sich eine recht tüchtige Bildung selbst erworben, und, was mehr, einen klaren und von Parteirücksichten nicht getrübten Blick für das, was not tut, gewonnen. Man lese z. B. die folgenden Worte, entnommen seinem Aufruf der Dezembernummer: „An die Besitzenden und Besitzlosen“:

„Der g'rode Michl“ hat alle derengenden Schenklappen abgestreift, er sieht den Menschen nackt vor sich, er beklämpft nicht Personen, ob es dann Arbeiter, Bauern, Bürger oder Aristokraten sind, sondern er will in allen das Pflichtgefühl, die Menschenwürde wachrufen, daß sie alle an der Verbesserung, an der Veredelung mitarbeiten, jeder Einzelne für sich, daß er sich besserer; dann muß auch die Menschheit als solche eine bessere werden. Prinzipiell muß dahin gearbeitet werden, daß sich alle guten und edeldenkenden Menschen zu einer Geistesgemeinschaft solcher zusammenschließen, die das Schlechte überall bekämpfen, die sich zu dem Leogramm bekennen: „Die ganze Menschheit ist unsere Partei, Menschenliebe unsere Religion, Vernunft und Erkenntnis leiten unsere Führer!“ Unser Kampf ist und muß ein geistiger sein, jede wie immer sich nennende Gewalt wird von uns als den Menschen entwürdigend verworfen. Wir wollen und werden siegen durch die Macht der Idee alles Guten. Und wenn nur ein kleiner Teil von Menschen dies erfaßt und begreift, dann ist der Anfang schon gemacht und es muß vorwärts gehen, wenn wir nur wollen. Also brechen wir mitten durch die Macht der Finsternis, der Wahrheit, streibet mit Menschlichkeit eine Gasse, und nur mit geistigen Waffen, eingedenk, daß wir Menschen sind. So werden wir die Welt besiegen und wenn sie voll von Teufeln wäre!“

Wer das Blättchen, das sich so selbst empfiehlt, erhalten will (ein Doppelsinn des Wortes), hat seine Mark gut angewendet, wenn er sie an die oben mitgeteilte Adresse sendet.

—nz—

Eingegangene Bücher.

Das Sanatorium der freien Liebe. Von Hans Hermann. Berlin. H. Priebe u. Co.

Giordano Bruno, das Aschermittwochsmahl. Herausgegeben von L. Kuhlenbeck, Leipzig. Diederichs br. Mk. 4 geb. M. 5,50.

Giordano Bruno, die Vertreibung der triumphirenden Bestie. Herausgegeben von L. Kuhlenbeck, Leipzig. Diederichs.

Der Idealstaat. Von Dr. Eugen H. Schmitt, Berlin. J. Räde.

Bibel und Offenbarung. Von Alb. Rau, Teltschik Mk. 1. 1903.

Politische Porträts. Von Theod. Barth. Berlin. G. Reimer. 1901. Mk. 2.

Digitized by Google

Leonhard Simion Nf., Berlin.

Soeben erschien zur Fortsetzung:

Moderne ärztliche Bibliothek

Herausgegeben von

Dr. med. F. KAREWSKI (Berlin).

Heft 7.

Ueber Becquerelstrahlen u. radio-aktive Substanzen.

Von Prof. Dr. W. MARCKWALD (Berlin).

Heft 8.

Erzeugung und physikalische Eigenschaften der Röntgenstrahlen.

Von Prof. Dr. SPIES (Posen).

Ich mache auf diese die bedeutendsten physikalischen Entdeckungen der Neuzeit behandelnden Hefte besonders aufmerksam.

Bisher sind von der **Modernen ärztl. Bibliothek** erschienen:

Heft 1. Prof. Dr **A. von Koránvi**, Budapest: Die wissenschaftlichen Grundlagen der Kryoskopie in ihrer klinischen Anwendung.

Heft 2. Dr. **Albers-Schönberg**, Hamburg: Wert der Röntgenuntersuchung für die innere Medizin.

Heft 3. Prof. Dr. **W. Freund**, Berlin: Ueber Neurasthenia hysterica und die Hysterie der Frau.

Heft 4/5. Prof. Dr. **Strauss**, Berlin: Bedeutung der Kryoskopie für die Diagnose und Therapie von Nierenerkrankungen.

Heft 6. Dr. **Bayer**, Dresden: Ueber die Verwendung kolloidaler Metalle (Silber und Quecksilber) in der Medizin.

Weitere Hefte werden in kurzer Zeit zwanglos folgen.

Der Preis für das Einzelheft **Mark** 1.—.

Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung

Berlin SW., Wilhelmstrasse 121.

Soeben erschien und ist für jeden Ethiker von höchstem Interesse:

Endzweck des Menschheits-Daseins.

Beiträge zur Lösung der Welträtsel.

Von **Ludwig Otto.**

Preis: 1 **Mark.**

„Denn was die Menschen sind, das hängt wesentlich davon ab, für was sie sich halten."

„Es werden schon einmal den Menschen über die wahre Beschaffenheit der Dinge die Augen aufgehen. Dann wird die Menschheit in das Stadium der gesetzten Reife eintreten." A. Spir.

Der Titel ergibt den Inhalt der Broschüre, der ausklingt in dem Satz: „Erfüllung der Sehnsucht nach dem Unendlichen, auch der Sehnsucht, mit welcher die Liebe über die Grenzen dieses Lebens hinausreicht, findet der Mensch in dem ewig gesunden und erfrischenden Reiche des Schönen, dessen Glanz auch die Gipfel der religiösen Schöpfungen menschlicher Einbildungskraft umleuchtet, und dessen Lebensodem die Sympathie, die „Liebe" bildet.

Wenn Sie

wirklich Genuss haben wollen als Raucher, so nehmen Sie unsere Fehlfarben von **Mantilla - Cigarren 100 Stück Mark 5,60** garantiert mit Havanna-Einlage. Andere Sorten von M. 1,75 an. Versand gegen Nachnahme.

Jenckel & Co. Hamburg I.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur Abteilung Berlin.

Dienstag, den 3. Mai 1904: Abends 8½ Uhr Bürgersaal des Rathauses: Monatsversammlung: Vortrag von Fräul. **Lilli Jannasch** „Die Erziehung zur Freude an der Natur." Diskussion. Für Mitglieder frei. Gästekarten 50 Pfg. Vorverkauf bei Nicolai Potsdamerstraße 123 b, Späth Königstraße 52, A. Wertheim Leipzigerstraße 132/137.

Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Der Verein „Jugendschutz"

bittet für **kränkliche, mittellose junge Mädchen** um freundliche Sendung von **Getreideträgern**, um diesen Schützlingen eine Erholungszeit auf dem Lande zu ermöglichen.

Ebenfalls werden für diesen Zweck zurückgesetzte **Kleider, Wäsche, Schuhe, Jacken, Mäntel** (auch gebrauchte) dringend erbeten.

Sendungen nimmt die 1. Vorsitzende des Vereins „Jugendschutz," Frau **H. Bieber-Böhm** Kaiserin Augustastr. 39 II, dankend entgegen.

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von Mk. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Nachlieferung von Einzelnummern gegen Einsendung von je 25 Pf. in Marken, soweit möglich.

Verlag für ethische Kultur, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121.

Gesucht

Eth. Kultur III. Jahrgang 1895: cpl. VII. Jahrgang 1899: Nr. 50, **52, VIII. Jahrgang 1900:** Nr. 3—5, 7—10, apart vom Verlag für Eth. Kultur, **Berlin**, Wilhelmstraße 121. Für gütige Uebersendung im Voraus ergebenen Dank.

Verlag von Leonhard Simion Nf.,

Berlin SW., Wilhelmstr. 121.

Volkswirtschaftliche Zeitfragen.

Vorträge und Abhandlungen

herausgegeben von

der volkswirtschaftlichen Gesellschaft in Berlin.

Von diesen Zeitfragen erscheinen jährlich 8 Hefte in zwangloser Folge.

Preis des Einzelheftes 1 **Mk.**, der Abonnementspreis **pro Jahr 6 Mark.**

Bisher sind 202 Hefte erschienen, von denen Verzeichnisse auf Verlangen gern gratis und franko versandt werden.

Das Bureau der D. G. E. K.,

Unter den Linden 16 ist mit dem 1. April nicht mehr im dritten, sondern **zweiten Stock**, rechts. Auskünfte etc. werden, falls der Unterzeichnete nicht anwesend ist, aber, nach wie vor, auch in der Auskunftsstelle im III. Stock erteilt. Sprechstunden bis zum Ende April, aus besonderen Gründen, nur Montag, Mittwoch, und Freitag von 10—12 Uhr. Zuschriften sind bis dahin besser an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmannstraße 15 zu richten. Dr. Penzig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15 jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1.60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die 6mal gespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „**Kinderland**," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

XII. Jahrgang. | Berlin, den 15. Mai 1904. | Nr. 10.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Ein bedeutsamer Strike. Von Rosika Schwimmer (Budapest).
Die Notwendigkeit eines besseren Tierschutzgesetzes.
Vom Reden und Schweigen. Von Dr. Karl Wolff (Karlsruhe).
Aus der indischen Kulturwelt.
Streiflichter:
Eine Niederlage der Prügelfreunde.
Zur Ethik des Sozialismus.
Aus der ethischen Bewegung. München. Berlin.
Sprechsaal.
Bücherschau.

Ein bedeutsamer Strike.

Von Rosika Schwimmer, (Budapest.)

Nur unter der Leitung bedauernswert kurzsichtiger Staatsmänner konnte ein in jeder Beziehung so sensationelles Ereignis stattfinden, wie es der vom 19. bis 25. April dauernde Eisenbahnbeamtenstrike war.

Es war ein Strike, der im ersten Augenblick Ungarn mit der falschen Glorie einer höchstentwickelten sozialpolitischen Kultur umgab. Denn wo innerhalb weniger Minuten das Blut in den Verkehrsadern eines ganzen Landes erstarren kann, wo, wie im Dornröschens-Märchen die Regungslosigkeit tausender rollender Züge und zehntausender arbeitsgewohnter Menschen auf einen Schlag eintritt, müssen wir eine tiefgehende, ernste Organisationsarbeit voraussetzen.

Die Stockung aber, die den mitteleuropäischen Verkehr in Unordnung brachte, die Ungarn in eine dem Belagerungszustand mit allen seinen Unannehmlichkeiten nahekommende Verfassung versetzte, die 40000 Menschen mit einem Schlag in Solidarität vereinigte, sie war nicht vorbereitet, noch weniger Ergebnis einer wohlüberlegten Organisation.

Die Angestellten der k. ungar. Staatsbahnen beziehen seit mehr als drei Dezennien ein Gehalt, das schon damals unzureichend war, heute aber, nachdem sich die Lebensführung unmäßig verteuert hat, den Beamten zwingt sich in Schulden zu stürzen.

Ein lange betonter Wunsch, eine stets loyal vorgetragene Forderung der Staatsbahnangestellten war die Erhöhung ihrer Bezüge und die Regelung ihrer Dienstverhältnisse, d. h. Schaffung einer Dienstpragmatik. Die Beamten — ein vorzügliches Stimmmaterial — wurden im Jahre 1901 etwas ungeduldig und formulierten ihre Wünsche in mehreren Landeskonferenzen einheitlich. Das im Strike so berühmt gewordene 1901er Memorandum provozierte die üblichen ministeriellen Versprechungen, deren Einlösung sich aber weiter nicht erwarten ließ.

Endlich begann man des Zuwartens müde zu werden. Anfang März dieses Jahres beschloß ein Landeskongreß der Eisenbahnbeamten, die Regierung energisch aufzufordern, die Gehaltsregelung unverzüglich durchzuführen. Das schleichende Mißtrauen, daß seit langem unter den Eisenbahnbeamten herrschte, verwandelte sich im Nu zu flammender Empörung, als die Regierung Anfang April den lange verzögerten Gesetzentwurf einreichte. Eine grenzenlose Erregung bemächtigte sich der Beamten, da sie es schwarz auf weiß vor sich hatten, daß die väterliche Fürsorge, die handgreifliche Anerkennung ihrer Forderung nur Betäubungsmittel waren, deren sich die Regierung bedient hatte, um sie desto länger im Zustande dumpfen Zuwartens zu erhalten. Die Antwort auf den Gesetzentwurf bestand in der Einberufung einer Landeskonferenz, die am 20. April in Budapest abgehalten werden sollte.

Den unmittelbaren Anstoß zum Ausbruch des Strikes gab die Gesetzwidrigkeit, mit der der Oberstadthauptmann Budapests die Anmeldung der Versammlung nicht zur Kenntnis nahm, d. h. sie nicht erlaubte. Das Versammlungsrecht ist in Ungarn weder beschränkt noch auerkannt, gilt demnach als frei. Eine „Verordnung" giebt jedoch das ganze Recht der Willkür der Polizei preis, indem es die Anmeldung von Versammlungen bei der Polizei vorschreibt und dieser das Recht zugesteht, Anmeldungen solcher Versammlungen „die die öffentliche Ruhe gefährden könnten," nicht zur Kenntnis zu nehmen. Aus der Wortklauberei: eine Versammlung könne in Ungarn zwar nicht verboten werden, ihre Anmeldung brauche aber nicht zur Kenntnis genommen werden, ist auch ersichtlich, daß viele der gerühmten ungarischen Freiheiten nur in der Einbildung bestehen.

Die Ablehnung des Oberstadthauptmanns bediente sich nicht einmal des Vorwandes der Gefährdung der öffentlichen Ruhe. Ganz nackt und ungeschminkt verweigerte er die Aufnahme, weil die Anmelder nicht die Erlaubnis ihrer Vorgesetzten aufweisen konnten. Davon steht aber kein Wort in der Verordnung, daß sich der Oberstadthauptmann um dies Verhältnis der Vorgesetzten zu Versammlungsbedürftigen zu kümmern habe. Am 19. April wurde den Einberufern der Versammlung — die vom Oberstadthauptmann bei dem Handelsminister angezeigt wurden — ihre Suspendierung mitgeteilt. Diese Suspendierung war so zu sagen der Spindeltrieb, der ringsum im Lande das pulsierende Verkehrsleben narkotisierte. Auf diese Mitteilung: die zwei Führer seien vom Dienste suspendiert, schlang sich die Kette der Solidarität um 36000 Menschen, die nun mit einem Ruck fühlten, wie unhaltbar, wie gewalt ihre Lage sei. 36000 Menschen, die sonst in Klassen-, in Interessen-

Digitized by Google

gruppen zerfallen, Diener, Unterbeamte, Diurnisten, Beamte, hohe Verkehrs- und Verwaltungsbeamte, Ingenieure, Monteure, alle, alle durchzuckt es mit einer spontanen Wallung, für die es noch kein Beispiel gab; in bewunderungswerter Harmonie drücken sie es aus: Einer für alle, alle für einen.

Sie haben keine Organisation, — weil die Erlaubnis Organisationen zu gründen bisher zu den unerfüllten Wünschen der Eisenbahner gehörte, — noch weniger gehören sie der sozialdemokratischen Partei an; die Masse war also auf Solidarität nicht geschult, weder theoretisch, noch praktisch für ein Zusammenhalten trainiert. Diese imposante Masse stellte einmütig, mit stolzem Selbstbewußtsein ihr menschliches Recht höher als ihren Beamteneid. Sie streckte sich und sprengte mit einem Ruck die für unverwüstlich gehaltenen Fesseln des militärischen Drills, der blinden Ergebenheit.

Man stutzt einen Moment: der Eidbruch greift selbst die menschenfreundlichsten Nerven an. Das Wortbrechen ist ehrlos. Hätte Einer es gebrochen oder Hundert, wir hätten sie als Eidbrecher verurteilen können; wenn aber viermal zehntausend Menschen einen Eid brechen, muß etwas dahinter stecken, was die Ehrlosigkeit aufhebt. Ein Korps von vierzigtausend Menschen besteht nicht aus lauter Ehrlosen, wenngleich sie ein Ministerpräsident dafür erklärt, sie danach behandelt. Und wir finden die Erklärung wohl. Wenn Regierung auf Regierung seit vielen Jahren die Angestellten der Staatsbahnen mit leeren Worten täuscht und beim wirtschaftlichen Aufschwung ihres Eisenbahngeschäftes nicht nur unterläßt, die aufopferungsvolle Pflichttreue ihrer Mitarbeiter durch die Aufbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage zu honorieren, sondern auf die schließlich provozierten Versprechungen ganz ungeniert den Bruch dieser Versprechungen folgen läßt, bleibt dem Personal, dem das Koalitionsrecht nicht zugestanden, die Versammlungsfreiheit ungesetzlich genommen wird, kein anderes Mittel, als die Insubordination. Die Auflehnung gilch dem Fluchtversuch eines unschuldig zum Tode Verurteilten. Mit Ungesetzlichkeit und Uebermacht unterdrückt, mußte die Empörung den Ausdruck gewinnen, der ihr einzig möglich war. Die Regierung hat die Mine selbst gelegt, indem sie die wirtschaftliche Ausnutzung der Hilfskräfte bis aufs äußerste getrieben hatte.

Den unzweifelhaft berechtigten Interessen der Streikenden stand nun das Interesse einer Bevölkerung von 19 Millionen gegenüber. Das soziale Gefühl dieser Bevölkerung bot ein hochinteressantes Bild. Während des Strikes drückte sich ein Mitempfinden, ein opferwilliges Mithalten klar aus. Trotz des wirtschaftlichen Schadens, der auf jedem Einzelnen lastete, trotz der Stockung, die sich unsere verkehrsgewöhnte Gesellschaft nie hätte vorstellen können, trotz allen damit zusammenhängenden Unannehmlichkeiten, enthielt sich das Publikum jeder Demonstration, die die Lage der Streikenden hätte verschlechtern können. Das Verhalten der Regierung —, die heute Verhandlungen pflog und Bedingungen formulierte, die sie nach 24 Stunden, als die Strikenden darauf eingehen wollten, nicht mehr aufrecht erhielt, weil sie sich inzwischen solcher Gewaltsmaßregeln bedient hatte, die ihr Machtgefühl ins Grenzenlose gesteigert hatten, — erweckte ebensolches Mißbehagen, wie die polizeilichen Gewalttätigkeiten, denen nahe an tausend der zur verbotenen Versammlung nach Budapest gekommenen Beamten zum Opfer fielen. Die mit nichts zu rechtfertigende Verhaftung des Strikekomitees, die gewaltsame Auflösung des Strikelagers, wie die Einberufung der im Eisenbahndienste stehenden Reservisten lähmte nicht nur die Strikebewegung selbst, sondern nötigte auch das Publikum, sich seines individuellen Schadens bewußt zu werden. Die Sympathie für die Streikenden wich der Gleichgültigkeit, mit der man dem Unterliegenden sein „selbstverschuldetes" Schicksal gönnt, und heute erhält die Regierung sogar Sympathiekundgebungen für die energische Niederwerfung des Strikes. Die Bevölkerung ist natürlich froh, daß der Verkehr und damit die Verhältnisse ins normale Geleis gelangten, keinesfalls sollt sie aber der Regierung für die Art der Bezwingung jene Bewunderung, die in ihrem Namen in zahlreichen Huldigungsadressen ausgedrückt wird.

Heute stehen die gewaltsam niedergerungenen Strikenden in ihrer Militäruniform im Dienst, morgen werden sie wieder in der Bluse mit dem Flügelrade arbeiten, und übermorgen kann sich die momentane Stumpfheit in das Gegenteil verwandeln. Der Militarismus giebt der Regierung wohl noch Macht und Glauben an ihre Unbesiegtichkeit. Hält sie es aber wirklich für ausgeschlossen, daß diese Waffe einmal versagt? Glaubt sie wirklich an einen dauernden Frieden, der statt von der Befriedigung berechtigter Ansprüche durch mißbrauchte Gewalt gestiftet wurde? Ist die Arrangierung der lauten Huldigungen nicht das Lied des kleinen Kindes, womit es bezwingen will, daß es sich im finstieren Zimmer nicht fürchte?

Das Spiel ist noch längst nicht aus. Die Regierung verschloß sich vor der parlamentarischen Behandlung der Angelegenheit, indem sie in der Zeit dringendster parlamentarischer Arbeit einfach Sessionsschluß machte. Was aber nicht ausgesprochen werden kann, gärt in den oppositionellen Parteien, die es nicht verstummen werden, früher oder später politisches Kapital aus der Sache zu schlagen. Die öffentliche Meinung ist, wie wir gesehen haben, unberechenbar; wer steht dafür, was dann wieder kommen mag?

Nur die Erfüllung der seit Jahren als berechtigt anerkannten Forderungen: gerechte Regelung der Bezüge, Schaffung der Dienstpragmatik, Erlaubnis zur Organisation eines Landesverbandes, Sicherung des automatischen Vorrückens im Dienst-Verhältnis kann unberechenbaren Zukunftsfragen vorbeugen. Denn jetzt haben die Eisenbahner ihre Niederlage mit der Lehre bezahlt, daß sie einer stramnen Organisation, wohldurchgearbeiteter Pläne bedürfen, wenn sie ihre Forderungen mit sozialpolitischen Waffen erkämpfen wollen; sie werden es gewiß nicht versäumen sich diese Lehre zu Nutze zu machen.

Die Notwendigkeit eines besseren Tierschutzgesetzes.

Der deutsche Reichstag wird sich diesmal mit mehreren Petitionen zu beschäftigen haben, welche eine Abänderung des längst als unhaltbar erkannten § 360 Nr. 13 im Strafgesetz fordern. Die umfassende Begründung hierzu hat der „Weltbund zum Schutz der Tiere" in seiner Eingabe geliefert, und wir halten es für angebracht, einige der wichtigsten Tatsachen daraus unseren Lesern mitzuteilen. Man muß sich eigentlich wundern, daß eine so völlig unhaltbare und unheilvolle gesetzliche Bestimmung, wie die bisherige, sich jahrzehntelang hat fortschleppen dürfen, und daß die Reichsregierung alle Petitionen nach dieser Richtung, als hätten sie gar keine Eile, immer nur zu den Akten genommen hat, um sie mal nach Jahren bei der in Aussicht stehenden allgemeinen Durchsicht des Strafgesetzbuches zu verwerten. Daß aber hier ein wirklicher Notstand vorliegt, der schleunige Abhülfe erheischt, und daß es ein himmelschreiendes Unrecht ist, diese Frage noch weiter auf die lange Bank zu schieben, wird jedem klar werden, der nachstehende Ausführungen liest, welche die heutige Rechtsprechung bezüglich der Tierquälerei grell beleuchten.

§ 360 Nr. 13 des Strafgesetzbuches für das Deutsche Reich bestimmt:

„Wer öffentlich oder in Aergernis erregender Weise Tiere boshaft quält oder roh mißhandelt, wird mit Geldstrafe bis zu 150 Mark oder mit Haft (bis zu 6 Wochen) bestraft."

Digitized by Google

Die Mängel dieses Gesetzes bestehen erstens in der völlig unzulänglichen Feststellung des Begriffes „Tierquälerei". Nach dem Wortlaut gilt nur die Tierquälerei als strafbar, welche

1. öffentlich, oder
2. in Aergernis erregender Weise begangen, und bei welcher
3. das Tier boshaft gequält oder roh mißhandelt wurde.

Danach können also die niederträchtigsten Verbrechen an der wehrlosen Tierwelt straflos verübt werden, wenn der Tierquäler nur die Vorsicht anwendet, seine Opfer vorher an einen Ort zu bringen, wo die Oeffentlichkeit ausgeschlossen ist. Die meisten heute üblichen furchtbaren Tierquälereien geschehen im geheimen, können mithin strafgesetzlich nicht verfolgt werden. — Aber eine Strafverfolgung soll noch dann möglich sein, wenn die Tierquälerei ein Aergernis erregt hat. Sobald indes die Mißhandlungen in Gegenwart von rohen Menschen vor sich gehen, die daran kein Aergernis nehmen, sondern sich an der Qual des Tieres ergötzen, so ist — man höre! — die Bestrafung ausgeschlossen.

Eine weitere Einschränkung der Verfolgbarkeit ergibt sich daraus, daß die Fassung des Artikels 390 Nr. 13 zum Strafstatbestande ferner erfordert, daß das Tier boshaft gequält oder daß es roh mißhandelt werde. Hiernach können und müssen wieder eine nicht geringe Anzahl von Fällen straflos bleiben, welche an sich gewiß ihre Strafe verdienen würden, wo jedoch nach Auffassung des Gerichtes von boshaften Qualen oder roher Mißhandlung nicht zu reden ist. Die vielen Fälle, in denen Tiere zum Vergnügen (Sport), aus Mutwillen, aus Neugierde gequält werden, stehen tatsächlich außerhalb der Verfolgung durch den Tierschutz-Paragraphen.

Es ist erklärlich, daß bei so vielen Maschen und Lücken des Gesetzes vor Gericht alter Scharfsinn, alle Auslegungskunst aufgewendet wird, um Vergehen, die nach dem einfachen gesunden Menschenverstande bestraft werden müßten, noch als gesetzlich zulässig erscheinen zu lassen. Die höchst seltsame Verklausulierung macht eben den § 360 Nr. 13 zu einer Maßregel, welche eigentlich mehr die Tierquäler vor Strafe, als die Tiere vor Quälereien schützt. Daher haben sich sogar Witzblätter mit diesem Meisterstück der Gesetzgebungskunst beschäftigt, wie folgende Probe bekundet:

Gendarm Peinlich wird Anzeuge einer Tierquälerei und erstattet hierüber folgende Anzeige: „Gestern abend 5 Uhr sah ich, wie der Kutscher Lorenz Meier in der Schmiedstraße sein Pferd durch Schläge roh mißhandelte. Ich notierte ihn deshalb und setzte meine Patrouille fort. Nach einiger Zeit aber fiel mir ein, daß ich nicht das gesetzlich vorgeschriebene Aergernis an seiner Handlungsweise genommen hatte. Ich kehrte deshalb um, traf ihn glücklicherweise noch bei der Tat, nahm daran das Aergernis und ging nun auf die Station. (Fliegende Blätter.)

Ein anderer großer Mangel der jetzigen Regelung ist sodann die Einreihung der Tierquälerei unter die bloßen „Uebertretungen der öffentlichen Ordnung", also unter die leichtesten der strafbaren Handlungen, welche das Strafgesetz kennt. — Jede absichtliche Beschädigung einer fremden, leblosen Sache gilt als ein „Vergehen", die Verletzung eines lebenden, fühlenden Wesens dagegen gilt nur als eine „Uebertretung". Die Sachbeschädigung wird laut § 303 des Str.-G.-B. mit Geldstrafe bis zu 1000 Mark oder mit Gefängnis bis zu 2 Jahren bestraft, dagegen selbst die grausamste Tierquälerei nur mit Geldstrafe bis zu 150 Mark oder mit Haft!

Es ist unbedingt ein Gradmesser für die wahre Höhe unserer Gesittung, daß die Gesetzgeber in Deutschland das schändlichste Martern von Tieren nicht schlimmer gefunden haben, als wie unbefugtes Tragen einer Uniform oder ruhestörendes Singen auf der Straße; und daß sie auch die ganze Sache für so unwichtig ansehen, daß sie in Jahrzehnten sich nicht die Zeit und Mühe genommen haben, dieses klassende Rechts-Unrecht zu beseitigen.

Die völlig ungenügende strafgesetzliche Bewertung der Tierquälerei wirkt nun auf die Praxis geradezu verderblich zurück durch die Anwendung von fast nur minimalen Strafen. Während schon an sich wenige Tierquälereien nach den heutigen Bestimmungen bestraft werden können, werden sie, im schroffsten Gegensatz zu der auf manchem anderen Gebiete der strafrichterlichen Tätigkeit geübten Praxis, von den meisten Gerichten so milde bestraft, daß das Strafmaß in gar keinem rechten Verhältnis steht zu der Abscheulichkeit der Tierquälerei.

Solche geringfügigen Bußen schrecken natürlich vor Tierquälerei nicht ab und bieten den Tieren gegen Unholde keinen Schutz. Vielmehr ist der allgemeine Eindruck in den Massen der, daß die Tierquälerei kaum eine so schreckliche Verfehlung sein könne, weil sie sonst härter bestraft werden würde. Es ist also dringend nötig, die Tierquälerei als eine ehrbefleckende Handlung hinzustellen und gesetzlich schärfer zu ahnden. Man soll daran denken, daß die Tiere, welche am allermeisten unter der Willkür roher Menschen zu leiden haben, gerade diejenigen sind, welche uns am treuesten dienen und am meisten nützen.

Hätten wir Raum, so würden wir aus der Denkschrift des Weltbundes auch einige Freisprechungen von Tierquälern mitteilen; wenigstens aber eine höchst seltsame, nach dem heutigen Gesetz allerdings logische Ablehnung der Strafverfolgung eines Tierquälers soll dem Aktenstaube entrissen werden.

Ein Lehrling in Hamburg hatte das Pferd seines Dienstherrn grausam mißhandelt, indem er dem Tiere mittels eines Taues die Zunge herausgehoben und dis hinten abgeschnitten hatte. Die Tierquälerei wurde angezeigt. Darauf erhielt der Hamburger Tierschutzverein von der Staatsanwaltschaft nachstehendes Schreiben:

C. 25577. Hamburg, 13. November 1891.

In der Strafsache gegen den Knecht Lehmann, wegen Verletzung des Tierdes des Grünwarenhänders Schulz, teile ich Ihnen mit Bezug auf Ihr Schreiben vom 11. Juli 1891 hierdurch ergebenst mit, daß ich das Verfahren eingestellt habe. Zur Strafbarkeit der Tierquälerei gehört nach dem Strafgesetzbuch, daß dieselbe entweder öffentlich geschehen ist oder Aergernis einer die Tat wahrnehmenden Person erregt hat. Beides trifft nicht zu. — Wegen Sachbeschädigung kann nicht eingeschritten werden, weil der Beschuldigte nach seiner glaubwürdigen Angabe nicht beabsichtigte, das Tier zu beschädigen.

Der Staatsanwalt.
(gez.) von Bergen.

„Da hört ja alles auf," wird mancher ausrufen. Gewiß, das natürliche, unbefangene Rechtsgefühl wird durch dieses traurige Tierschutzgesetz auf Schritt und Tritt beleidigt. Deshalb ist es freudig zu begrüßen, daß von verschiedenen Seiten diese Frage aufs neue vor die gesetzgebenden Körperschaften gebracht wird. Es wäre aber sehr zu bedauern, wenn der Reichstag die Petitionen bloß der Reichsregierung zur Berücksichtigung bei der vielleicht in 5 bis 10 Jahren fertigen Revision des Strafgesetzbuches überweisen und nicht jetzt gleich einen Beschluß auf die sofortige Ausarbeitung einer besseren Tierschutzbestimmung fassen wollte. Um diese Gefahr zu verhüten, haben wir heute das Wort ergriffen. Die Frage ist eine brennende und sie ist auch eine wichtige. Denn es ist für das Staatswesen in einer Zeit zunehmender sittlicher Verwilderung nicht gleichgültig, daß in der fast angestörten barbarischen Behandlung der Tiere die größte Quelle für die Verrohung der Menschen sprudelt. Der Fall des Mordprinzen von Arenberg hat ja erst jüngst den Zusammenhang zwischen Tierschinderei und Menschenschinderei unwiderleglich bewiesen.

Digitized by Google

Vom Reden und Schweigen.*)

Von Dr. Karl Wolff (Karlsruhe).

Es ist eine erstaunliche Einsicht, die aber nur für Auserlesene bestimmt und nur für sie erträglich ist: zu wissen, daß alle Worte notwendigerweise Lügen sind. In Augenblicken tiefster Erregung merken die meisten etwas ähnliches. Aber immer und überall ein Auge zu haben für jene feinste Inkongruenz zwischen dem geprägten Wort und dem wogenden stimmernden Material des inneren Lebens — das ist ein Martyrium der wenigen, die überhaupt für die Tragik der kleinen Distanzen empfänglich sind und oft an ihnen, zum Staunen aller gröberen Naturen, zugrunde gehen.

•

Was ist dein Bestes? — Was dein Eigenstes ist. Was ist dein Eigenstes? — Was an dir einzigartig ist.

Ein Weiser sagte einst: Kein Blatt gleicht auf der Erde einem anderen Blatte. Wie viel weniger gliche ein Mensch genau dem anderen?

Ist es nicht ein Gefühl, das dich zum König macht und aus dem trostlosen Gewühl der dunklen Massen herausreißt, wenn du bedenkst, daß es nur einmal ein Wesen gibt wie du, trotz deiner Kleinheit, trotz der verächtlichen Gleichgültigkeit, mit der der ungeheure Strom des Geschehens dich weiterrollt? Schau um dich: von deinem Ich spinnt das Gewebe der Ursachen sich vorwärts und rückwärts ins Unendliche. Nur einmal knüpfte sich der Knoten, durch den du wurdest. So bist du einig — einzig, der Kern- und Schnittpunkt alles Daseins, wenn du nur willst. Nimm dich heraus aus diesem ewigen Gespinst und das All stürzt zurück in die Urnacht des Chaos.

Darum sagte ich: das Beste an dir ist, was an dir, in dir einzigartig ist.

Was aber ist die Sprache?

Der Niederschlag des Allgemeinsamen, die Form für alles, was an vielen gleich ist, gangbare Münze, mit der man Marktware bezahlt. In dieser Hülle kannst du nicht das Feinste deiner Seele bergen.

•

. . . Du denkst vielleicht an glänzende Stilisten unserer Tage, deren Sprache wie ein schmiegsam lebendiges Wesen ist, das klagt und jauchzt, das girrt und schmeichelt, wie sein Herr es befiehlt. Du denkst an herrliche Meister, bei deren Worten du meinst, ihre vibrierende Seele in einem gläsernen Gefäß zu sehen.

Aber weißt du denn, was diese Großen — wollten?

Glaube mir, es ist keiner unter ihnen, der nicht schmerzlich litt, als er sein warmes, pochendes Leben in diese harten Formen goß. Es ist keiner, der nicht mit einer seltsamen Scheu und Fremdheit die kalte, glänzende Haut anschaut, die er gleich einer bebenden Schlange von sich streifte, daß ihr etwas zum Schein und Betasten härtet.

Wer dieses Leiden, diese Scheu nicht kennt, der ist ein fleißiger Handwerker — weiter nichts.

Wem nicht das sprachgewordene Werk herbstlich und grau vorkommt gegenüber dem heißen, farbigen Blütensommer in seiner Seele, der ist ein kluger Erfinder, weiter nichts.

•

. . . Du denkst vielleicht der großen Redner, die dein Innerstes erschüttert haben.

Geh hin, sagst du, und frage diese, ob sie der Sprache nicht froh werden.

Aber du vergissest, daß hier das Urteil eines Redners uns nichts nützt. Wie ist der wahre Redner? Aus dem gleichen Geiste geboren wie der Feldherr, mit einem Adlerblick und unbändiger Lust, auf Massen zu wirken, Massen zu zwingen.

Er freilich braucht die Sprache, die ihrem Wesen nach Organ der Masse ist. Sie ist ihm der Zauber, der sein starres Gold in tausend klingende Münzen verwandelt, um die das Volk sich balgt. Denn das will er, daß das Volk sich um ihn dränge, und, wenn er die Hand erhebt, unbeweglich stehe wie ein gefrorenes Meer, und wiederum schreie und sich stoße, wenn er seine Gaben unter sie wirft.

Der echte Redner leidet nicht darunter, daß die Sprache unwahrhaftig ist. Denn es ist nicht Wahrhaftigkeit, nach der sein Innerstes zielt. Er will herrschen.

•

Wann fühlst du den Zwang der Rede mit seinem Trug und seiner Schwere?

Ich sehe zwei Menschen mit tief erregtem Herzen und einem ernsten Drang, sich nah zu kommen, um manchen dunklen Weg fortan gemeinsam zu gehen.

Ich höre sie reden und reden, sich mißverstehen und zornig werden, sich streiten und schließlich auseinandergehen — auf immer . . .

Wüßtet ihr doch, was euch trennt! Was als grauer Schleier sich vor euer Auge schiebt und eurer Seele alle Klarheit nimmt!

„Worte, Worte, Worte!"

•

Du mußt reden, wenn du verstanden werden willst.

Deine Seele muß gleich jenem Kaiser des Morgenlandes in ein gemeines Gewand schlüpfen und sich unkenntlich machen, wenn du unter Menschen gehst.

Es gibt keine Brücke von einem Ich zum andern als diesen ausgetretenen Weg, und er führt nur durch die äußeren Mauern der Umwallung und endet vor einer verschlossenen Tür.

Du mußt reden, wenn du verstanden werden willst.

•

Freilich, du kannst auf allen Gassen hören: Schweigen sei oft beredter als Worte.

Darin liegt nichts Tieferes.

Du drückst einem Trauernden mit ernster Miene die Hand, du schaust einen Fröhlichen mit leuchtenden Augen an — und er wird dich verstehen, ohne daß du den Mund auftust.

Aber warum?

Weil er weiß, was du sprechen würdest. Die Worte sind nicht wirklich ausgeschaltet. Dein Freund ergänzt sie in seinem Innern. Nur das Aussprechen erspart du dir und ihm. Was du tatest, ist nichts als eine Abkürzung, eine stellvertretende Geste.

Zeichensprache — also immer noch Sprache.

Das ist es, was der Alltag meint mit seiner Alltagswahrheit: daß Schweigen oft beredter sei als Worte.

•

Oder — gibt es nicht doch etwas Höheres?

Es gibt Stunden, da ist eine große Stille in dir und ein seliges Anflechten, ein Glanz, wie er über dem Meere liegt, wenn es ruhig atmet und den purpurnen Widerschein des Abends in seinem Spiegel trägt.

Das sind die Stunden des wahren Schweigens.

Wenige erleben sie und auch den Begnadeten nahen sie selten. Ueber ihnen liegt ein Hauch der Ewigkeit.

•

In den seltenen Stunden des wahren Schweigens strahlt deine Seele ihre unsichtbare Atmosphäre aus, vor welcher der Fremde, bis ins Mark versengt, zurückprallt, während es die Seele deines Bruders lockt und an sich zieht, bis ihr beide in Einem heiligen Feuer loht.

*) Wir entnehmen diesen bei einer Konkurrenz mit dem ersten Preis ausgezeichneten Artikel unseres Mitarbeiters (mit Genehmigung der Redaktion) der Wiener „Zeit." 2. Jahrg Nr. 447.

Digitized by Google

Wer aber die fremd und wer dein Bruder sei, das weißt du nur, wenn jenes wahre Schweigen dich berührt und hellsehend macht.

Wehe dem Weib an deiner Seite, wehe dem Freund an deinem Herd, wenn sie die Probe nicht bestehen. Sie würden zu Fratzen werden, die du nicht mehr kennst.

Aber es kann sein, daß du dich wendest und dem Taglöhner vor deinem Fenster, der Dirne, die dich am Rocke zerrt, ins Antlitz schaust — und aus ihren Augen leuchtet die ewige Liebe.

* * *

Es gibt ein Schweigen, das ist nur Tod und Starrheit, und es gibt ein Schweigen, das ist das tiefste Leben.

Seiner dachte ich eben.

Wenn es zu dir kam und du gewagt hast, dies Glück in seiner Furchtbarkeit zu tragen, so wirst du wissen: es währte nicht lange und vor seinem Feuerblick flog all die bunte Bärtlichkeit wie farbige Nebelfetzen davon, und was dir blieb — —

„Ja, was blieb dir?“ fragen die Mißbegierigen.

Ach, du würdest vergebens stammeln, krankene Seele. Und — warum auch? Wäre es nicht vermessen, von diesem Schweigen zu reden?

Aus der indischen Kulturwelt.*)

„So lange noch jemand laut ruft: „O Gott! o Gott! kannst Du Dich darauf verlassen, daß er Gott noch nicht gefunden hat; denn wer Gott gefunden hat, der wird still.“

* * *

„Gleiche nicht dem Frosche, der im Brunnen sitzt. Der Frosch im Brunnen kennt nichts Größeres und nichts Gewaltigeres, als seinen Brunnen. So sind alle Frömmler: sie sehen nichts, als ihren eigenen engen Glauben.“

* * *

„Ein Waschmann hat ein riesiges Lager von Kleidern, die seinen ganzen Kleiderschrank füllen — aber sie gehören nicht ihm. Wenn die Kleider fertig gewaschen sind, wird sein Schrank wieder leer. — Menschen, die keine eigenen Gedanken besitzen, gleichen diesem Waschmann.“

* * *

Nachdem sich ein Mann vierzehn Jahre lang in einem einsamen Walde der Askese hingegeben hatte, erlangte er endlich das Vermögen, über das Wasser schreiten zu können. Außer sich vor Glück über diese Errungenschaft eilte er zu seinem Lehrer und erzählte ihm seine Heldentat. Der Lehrer antwortete ihm: „Mein armer Knabe! Das, was Du nach vierzehnjähriger unablässiger Arbeit errungen hast, vollbringen gewöhnliche Menschen, indem sie dem Fährmann einen Penny bezahlen!“ —

Rämakrishnah.

*) vergl. auch Bücherschau.

Streiflichter.

Eine Niederlage der Prügelfreunde. Bekanntlich ist in Deutschland schon öfters und auch wieder in der letzten Zeit die Forderung geteilt worden, daß als Verschärfung der „Zuchthausstrafe die Prügelstrafe eingeführt werde. Diese Forderung wurde aber immer von reaktionärer Seite, von Konservativen und Agrariern, erhoben, während sie von liberaler und sozialistischer Seite bekämpft wurde. Sie hängt offenbar mit den politischen und religiösen Anschauungen zusammen, zu welchen die Konservativen sich bekennen. Da ist es denn merkwürdig, daß vor einiger Zeit in Dänemark der Justizminister, Mitglied der dortigen liberalen Regierung, einen Gesetzesvorschlag einbrachte, durch welchen die Prügelstrafe in den Zuchthäusern für gewisse Verbrechen, Rohheitsverbrechen, Sittlichkeitsverbrechen, eingeführt werden sollte. Den Anlaß dazu hatte häufiges Vorkommen solcher Verbrechen in der letzten Zeit gegeben. Der Minister hatte der populären Vorstellung von der Wirksamkeit körperlicher Schmerzen als Zuchtmittel, die in gewissen Volkskreisen, namentlich den ländlichen, stark vorherrscht, nachgegeben.

Der dänische Justizminister Alberti bereitete durch dies Vorgehen nicht nur den Anhängern der Prügelstrafe in Dänemark, sondern auch ihren deutschen Gesinnungsgenossen große Freude. Diese lobten die verständigen Dänen, die sich anschickten, mit neuzeitlichen Irrtümern und Vorurteilen zu brechen und wirksame Mittel gegen die Ausbreitung der Verbrechen zu ergreifen. Aber an die Stelle des erhofften Sieges der Prügelidee, der zum Vorbild für die deutsche Gesetzgebung werden sollte, ist eine schwere Niederlage getreten. Und der Verlauf des Kampfes, der in Dänemark um diese Frage geführt wurde, ist sehr lehrreich. Es hat sich gezeigt, daß Anschauungen der Neuzeit, die ein Gemeingut der Kulturmenschheit geworden sind, eine gewaltige Macht sind, die sich nicht bei Seite schieben läßt. Es hat sich die Ueberlegenheit der Intelligenz und Aufklärung über reaktionäre Bestrebungen gezeigt.

Der betreffende Gesetzesvorschlag rief in Dänemark große Aufregung hervor. Monate lang drehte sich der politische Kampf der Parteien hauptsächlich um diese Frage und brachte eine vollständige Verwirrung in die Parteiverhältnisse. Für das Gesetz wie auch dagegen stimmten so wohl liberale als konservative Volksvertreter; nur die Sozialdemokraten stimmten geschlossen dagegen. In der unteren Kammer der dänischen Volksvertretung, den Folketing, wurde die Vorlage von einer schwachen Mehrheit angenommen. Wie schwach aber eigentlich die Anhängerschaft des Gesetzes war, ging daraus hervor, daß manche Volksvertreter, wie allgemein bekannt wurde, nicht aus Ueberzeugung von der Zweckmäßigkeit der Prügelstrafe, sondern aus politischen Gründen, nämlich weil sie eine Ministerkrisis vermeiden wollten, für die Vorlage stimmten.

Als dann nach dem Osterfest die Vorlage an die obere Kammer, das Landesting, ging, von der ein Widerstand am wenigsten erwartet wurde, setzte im Volke eine starke, hauptsächlich von der Sozialdemokratie angeregte Agitation gegen den Gesetzesvorschlag ein. An der Seite der Sozialdemokratie kämpfte die Intelligenz des Landes, kämpften die Gelehrten, Gebildeten, die Fachmänner auf dem Gebiete der Strafrechtspflege. Sie alle erklärten, daß der Glaube an die Wirksamkeit dieser Strafe ein Irrtum sei, daß die Einführung eines solchen Gesetzes eine Schmach für das dänische Volk sein würde. Es war wohl hauptsächlich den Wirkungen dieser Agitation zuzuschreiben, daß der Ministerpräsident, der von Anfang an ein Gegner des Gesetzes gewesen war, aber dem Justizminister nachgegeben hatte, dem König erklärte, er werde abgehen, wenn das Gesetz eingeführt werde. Der König entschied sich für das Verbleiben des Ministerpräsidenten, und die Vorlage wurde zurückgezogen.

In Deutschland hat, wegen des starken Vorherrschens der reaktionären Richtung, auch der Glaube an die Wirksamkeit von Prügeln viel tiefere Wurzeln im Volksgeist, als in Dänemark. Es ist beschämend für das deutsche Volk, daß die Sozialdemokratie eine richtigere Einsicht von der Natur des Verbrechens hat, als Viele, die den oberen Ständen angehören und die mit Freuden die Einführung eines Prügelgesetzes begrüßen. Sollten die neuesten Vorgänge in Dänemark nicht ein wenig Eindruck auf diese Kreise machen?

Theodor Brir.

* * *

Digitized by Google

Zur Ethik des Sozialismus. Hat der Sozialismus eine Ethik? Das ist ja oft von Anhängern wie von Gegnern bestritten worden. Dann ist gesagt worden, der Sozialismus habe zwar eine Ethik, aber diese wachse aus den Bedürfnissen und Instinkten der Arbeiterklasse hervor und sei hier zu studieren und von hier aus zu begründen. Der Revisionismus entwickelte allmählich ein blasse Ahnung von einer Ethik, die doch etwas mehr sei und sich anders zu begründen habe als aus Interessen und Instinkten. Denn diese müssen ja ihrerseits erst wissenschaftlich unterfucht werden, ehe man wissen kann, ob und wieweit sie berechtigt oder perverS sind.

In dieser Richtung tut im Maihefte der Soz. Monatshefte George Forel, ein enthusiastischer Freund von Jean Jaurès, einen Schritt weiter. Er faßt hier in einem Aufsatz über „die Ethik des Sozialismus" geradezu: (S. 375)

„Die treibende Kraft der ganzen sozialistischen Bewegung ist der Gegensatz, welcher zwischen Moral und „(gegebenem)" Recht hervortritt, sobald das Bewußtsein bis zu einem gewissen Grade größerer Verfeinerung gelangt ist . . . Der historische Rechtsgrund die Basis der ganzen sozialen Organisation und der menschliche Rechtsgrund, den uns die Moral lehrt, geraten alsdann untereinander in Konflikt".

Und an anderer Stelle heißt es: (S. 379)

„Das sittliche Verhalten muß von zwei bestimmten Gesichtspunkten aus betrachtet werden, von der äußeren Seite einerseits in Bezug auf seine Wirkungen in der Gesellschaft und seine Wechselbeziehungen zu den Institutionen und von der inneren Seite andererseits, indem man es als das Verhalten freier Menschen behandelt und den psychologischen Zustand zu verstehen sucht, der einer bestimmten «Willens-» Entscheidung entspricht."

Damit hat er in der Tat die zwar wesentlichen — aber, so setzen wir hinzu, auch wesentlich untrennbaren — Pole bezeichnet, die die Ethik bestimmen, wenn auch statt der psychologischen Entscheidung die logische zu setzen wäre, d. h. die, welche der Logik der Wechselbeziehung freier Individuen in einer Gesellschaft entspricht. Im Uebrigen sagt er später (S. 380) in ganz folgerechter Entwickelung vorstehender Gedankens:

„Das, was wir Endziel nennen, besteht bloß für unser inneres Leben" (d. h. es ist Ideal als Richtlinie für unser Handeln) . . . „Der Sozialismus verwirklicht sich jeden Tag, unter unseren Augen in dem Maße, wie wir lernen, die Institutionen zu leiten und in dem Maße, wie sich allmählich die sozialistische Ethik in unserem Bewußtsein entwickelt."

Das sind Kernsätze, die stehn bleiben können wie sie stehn. Wir wollen mit dem Verfasser nicht viel rechten, daß er sie doch nicht überall so folgerecht durchgedacht hat, wie sie in den angeführten Sätzen formuliert sind. Er bringt es z. B. (S. 378) fertig, einerseits Regeln für ein normales sittliches Verhalten aufstellen zu wollen, andererseits aber das Prinzip des sittlichen Verhaltens darin zu suchen, wie das „Verhalten der Menschen im wirklichen Leben eingeschätzt wird." Das hieße das Faltgesetz aus den verschiedenen empirischen Fällen ableiten. — Ebenso ist er sich nicht recht klar darüber, daß das sogenannte „Naturrecht," das er (S. 368 f.) in Gegensatz zum „historischen Recht" bringt, im Grund eben das bezeichnet, das er selbst im erstangeführten Gedanken als „Moral" in Gegensatz zum gegebenen Recht stellt. Und so noch einiges von minderer Bedeutung.

Wir wollen, statt das zu schelten, uns vielmehr jener trefflichen Kernsätze freuen und den Wunsch aussprechen: Möge es in dieser Richtung in der sozialistischen Bewegung sich weiter entwickeln.

F. Staudinger.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung München. Am 18. April 1904 hielt Herr Dr. Kronenberg aus Berlin in der ethischen Gesellschaft München einen Vortrag über „Goethe und Spinoza in ihrer ethischen Gemeinschaft." Die abgeklärte Reife gütlicher Weltanschauung verwickelte sich in den sormvollendeten und durch innere Klarheit erhebenden Ausführungen des Redners. Auf die Gegenüberstellung des Schwerfinkens in die Fülle alles Lebens, repräsentiert in Goethe, und des Sichzusammenreißens auf ein Einziges, Letztes, die Gesamtheit aller wirkenden Kräfte der Natur, die Substanz, repräsentiert in Spinoza, folgte der Nachweis auf das Gesetz der Kontrastwirkung, aus dem heraus sich erklärt, was Goethe zu Spinoza hinzog.

Auf eine Psychologie des Wesens der Persönlichkeiten Goethes und Spinozas in ihrer strikten Gegensätzlichkeit folgte eine Darstellung der Umwandlung des spinozistischen Substanzbegriffes durch Goethe. Während bei Spinoza das Absolute alles Individuelle, Relative zu ersticken drohte in seiner Eigenschaft als klenlichst-kleinliche Modifikation der Substanz, gelangte Goethe zu einer den Ewigen wie den Zeitlichen gleich gerecht werdenden Weltanschauung.

Wie alle Modifikationen nur in Beziehung zur Substanz, zum Wahrhaft-Seienden existieren, so lebt die Substanz doch auch nur durch die Modifikationen. So kommt zu ihrem Recht die egoistische Ethik, die in der Gestaltung des Individuums zur Individualität, zu einer möglichst reichen Modifikation der Substanz gipfelt, so kommt zu ihrem Recht die altruistische Ethik, sich hinzugeben, möglichst einzuverleiben in die Substanz, durch Leben für Andere, für die Menschheit; und zum Gipfel aller Gipfel führt, zur Substanz selbst, die Vereinigung Beider, wo sich Kunst und Ethik in Eins ergießen, in die Religion, das nur in Weisheitsmienen erreichbare Höchste, in die Betrachtung unter dem Gesichtswinkel der Ewigkeit.

In der Abteilung Berlin hielt am 26. April Professor Dr. Bruno Meyer einen Vortrag über „moderne Monumentalkunst in Berlin." Der Redner erörterte den in jüngster Zeit scharf zugespitzten Kampf um die Freiheit der Kunst, indem er betonte, daß den Standpunkten des Bestellers oder Mäcenaten bei der privaten und des Staates bei der öffentlichen Kunstpflege auch billige Rücksicht zuteil werden müsse. Er wies ferner darauf hin, daß über die künstlerische Kunst nicht nach den Kategorien und mit der Sicherheit, wie über die Kunst der Vergangenheit, geurteilt werden kann, und daher die von gewisser Seite gestellte Forderung unerfüllbar ist, bei den Staats-Ankäufen und -Aufträgen eine ähnlich vorurteilsfreie und „gerechte" — sachgemäße — Auswahl zu treffen, wie das etwa von den Vorständen der Museen für ältere Kunst geschieht. Es könnte auch nicht unerwähnt bleiben, daß der Kunst die „Freiheit," d. h. die Möglichkeit, ganz so zu schaffen, wie es dem Künstler drängt, ja dem niemanden verwehrt wird, daß aber in der Kunst auch wie in der Wissenschaft die Berechtigung der Erzeugnisse erwiesen und ihre Ausnahme erzwungen werden kann. Es wurde dann auf eine Reihe von Grundsätzen und Eigentümlichkeiten des speziell so genannten modernen Kunstschaffens hingewiesen — als da sind: Originalitätsdrang, Ausdrucksmittel, gesteigerte Selbstempfindlichkeiten, Mangel an Naivität, Gedankenvielerei, kapriziöse Naturauschauung, technische Wunderlichkeiten u. dgl. m. — Die sämtlich dahin zusammenwirken, diese Kunstrichtung für monumentale Schöpfungen ungeeignet zu machen. Ohne daß man unsichen bestehenden Werken, welche als Ausklänge älterer Kunstrichtungen zu betrachten, und denjenigen, welche deutlich den modernen anderen Bestrebungen entsprossen sind, ein Unterschied gemacht wurde, da ja zunächst alles gleichgültige jüngere den Anspruch hat, als Erzeugnis moderner Kunst angesehen zu werden, und ja auch alles in gewisser Weise und bis zu einem gewissen Grade von dem insbesondere sogenannten modernen Kunstgeiste beeinflußt ist, wurde eine Reihe von monumentalen Schöpfungen der Architektur und der Skulptur der näheren Betrachtung unterworfen, wobei es nicht zu umgehen war, sie als im ganzen recht unbefriedigend zu charakterisieren. Doch mußte zum Schlusse daran erinnert werden, daß die Glanzperioden monumentalen Schaffens in Preußen, und insbesondere in Berlin, der Zeit der Wende des XVIII. und XIX. Jahrhunderts zu scheint auf einander gefolgt sind, und namentlich der jetzt, wo Schinkel-Rauschche, eine so lange Nachblüte gehabt hat, daß es ungerecht wäre, schon wieder eine neue Blütezeit der Monumentalkunst zu erwarten, so gerechtfertigt eine solche Ansicht auch nach allen geschichtlichen Erfahrungen in der Zeit nach dem großen nationalen Aufschwunge der siebziger Jahre zu sein schien.

Die Diskussion brachte nur ein weiteres Moment in dem von berufener Seite erbrachten Nachweise plötzlicher recht brauchbarer Ansätze in einer von der bisherigen „Konvention" abweichenden monumentalen Kunst in Deutschland und wieder — „allerdings nicht in Preußen oder gar speziell in Berlin." Es konnte das natürlich nur als eine Betrachtung des in dem Vortrage selber Dargelegten aufgenommen werden.

Sprechsaal.

Zu den „Ethischen Antinomien." Es scheint wir zweifellos, daß die Beantworter der als „Ethische Antinomien" gestellten Frage, soweit sie auch teilweise in ihren Ansichten aus-

Digitized by Google

einandergehen, doch darin einig sind, daß eine Entwickelung unseres Staates zu dem idealen Rechtsstaat des Ethikers erst dann zu erwarten ist, wenn die Möglichkeit besteht, die Zahl der wahrhaft „Gebildeten" unseres Volkes auf den jeweils höchstmöglichen Prozentsatz derselben zu bringen. Hierzu wäre, meines Erachtens, erforderlich, daß jedem künftigen Staatsbürger 1. das gleiche Maß moralischer und sozialer Bildung und 2. das jenige Maß intellektueller Bildung zuteil werden könnte, das seinen geistigen Anlagen entspricht. Dies dürfte wiederum nur dadurch zu erreichen sein, daß alle Schulen kostenlos allen geöffnet würden oder, mit andern Worten: daß die Erlangung jeglicher Art von Schulbildung unabhängig gemacht wird vom materiellen Besitz der Eltern.

Nun haben sich vor kurzem diejenigen, welche neben den Besitzlosen am meisten darunter zu leiden haben, daß wir von dem gedachten Ideal von Schulgesetzgebung noch soweit entfernt sind, die deutschen Oberlehrer, zu einem Verband zusammengeschlossen, um gemeinsam eine Hebung der materiellen Lage ihres Standes anzustreben. Kein Mensch wird ihnen das verargen können; wohl aber, meine ich, sollte man nicht widerspruchslos die Mittel in Anwendung bringen lassen, welche Professor Dr. Paulsen-Berlin als allein Erfolgbringend auf dem deutschen Oberlehrertage in Darmstadt am 9. d. Mts. ausgerufen hat und welche, da ein Widerspruch nicht erfolgt ist, als heilbringend von der Versammlung anerkannt worden sind. Sie bestehen nach dem Bericht des „Mainzer Tageblatts" v. 11. 4. 04 neben dem Erlangen gesetzlicher Sicherheit:

1. in der Regelung der Rang- und Titelverhältnisse
2. in der stärkeren Heranziehung der Eltern zu den Schullasten zur Ermöglichung einer Arbeitsverminderung der Lehrer.

Sollten die Oberlehrer wirklich glauben, daß ihr Stand zu größerem Ansehen gelangt, wenn die Titulaturen geändert werden und wenn sie nur die Kinder der Reichen zu unterrichten haben? Ist es wirklich der Sinn von Hr. Paulsens Rede gewesen, daß „man den Eltern klar machen soll, daß sie zahlen müßten, wenn sie für ihre Söhne gute Bildung haben wollen?" Ich meine, es müßte namentlich für die Ethiker interessant sein, zu erfahren, ob die Mitglieder eines Standes, welcher stets aus „Intellektuellen" gebildet sein sollte, wirklich alle so denken.

Meine Bitte an Sie, geehrter Herr Doktor, besteht daher darin, daß Sie den Herrn Professor Staudinger in Darmstadt, welcher sicherlich der Versammlung beigewohnt hat, zu einer Aeußerung zu dieser Sache — vielleicht in der „Ethischen Kultur" veranlassen möchten.

Mainz. Wilh. Dreißigacker.

* * *

Auf die betr. der Rede Paulsens gestellten Fragen Antwort zu geben, ist mir nicht möglich. Da ich die Rede nur teilweise hören konnte; ein endgiltiges Urteil ist erst nach deren Veröffentlichung tunlich. Was aber allgemein betr. der gestellten Fragen zu sagen wäre, darauf habe ich schon öfter hingewiesen.

Was zunächst die Titel- und Rangfrage betrifft, der ich persönlich sehr kühl und teilnahmlos gegenüberstehe, so möchte ich bemerken, daß sehr viele Kollegen, die den heute hierin entwickelten Standpunkt einnehmen, einstens ganz anders dachten. Wenn denn einmal Titel und Rang derart abgewogen werden, so verlangen wir wenigstens, daß der Lehrerstand den gleichartig vorgebildeten Berufen auch gleichgeachtet und nicht, weil er Jugend zu behandeln hat, gar zu jugendlich behandelt werde.

Was sodann die Minderung der Arbeitsleistung für den höheren Lehrer anlangt, so ist sie keineswegs mit der Frage nach Schulgelderhöhung zusammen zu koppeln. Ich habe auch nicht gehört, daß Paulsen das getan hätte. Er begründete die Minderung der Pflichtstundenzahl mit dem Hinweise darauf, daß der Lehrer, wenn er seinen Beruf gerecht sein Teile, wissenschaftlich weiterarbeiten müsse; und daß ihm dazu die nötige Zeit zu geben sei. Fraglos ist, daß nur ein Lehrer, der selbst wissenschaftlich denken und arbeiten kann — was mit Gelehrsamkeit freilich durchaus nicht identisch ist — wirkliche Anregung und Erleichterung geben kann, und daß der, welcher dies nicht vermag, stets nur dressieren, abrichten, mechanisch unterweisen wird. (Vergl. Kants Pädagogik. Werke, Rosenkranz und Schubert IX, S. 380). Wie weit man in der Gewährung von freier Zeit gehen wird, das wird stets in erster Linie vom Geldpunkt sein, sodann aber muß es sich fragen, wie weit die Lehrer selbst dazu vorgebildet, angeregt und gesponnt werden können, auch wirklich wissenschaftlich weiterzuarbeiten.

Käme nun die Frage nach dem unentgeltlichen Zutritt zu den höheren Schulen. Diese Frage ist nicht so einfach zu beantworten, wie der here Fragesteller zu glauben scheint. Die Forderung, daß den Veranlagten aller Volksschichten gleiche Möglichkeit höherer Ausbildung gegeben werde, ist zweifellos richtig. Aber es fragt sich eben, ob man dies Ziel dadurch erreicht, daß man die höheren Schulen einfach ohne Schulgeld offen hält. Tatsächlich würde, wenn von dem Rechte gleichmäßig Gebrauch gemacht würde, die Wirkung die sein, daß ungeheuer viel mehr Zudrang zu den höheren Schulen stattfände, als nachher in Staat und Industrie Stellen vorhanden wären. Die Leute, die heute schon oft bis aus dreißigste Jahr warten müssen, müßten dann noch weit länger warten; und diejenigen Kernweren, die nicht etwas Vermögen hinter sich haben, wären hierzu nicht im Stande. So würde die Macht der heutigen Verhältnisse die Sache ganz automatisch derart regulieren, daß die Kinder der Reichen die Schulen unentgeltlich auf Jahren aller Steuerzahler besuchten, und den Kernweren der Zutritt mehr noch als heute verschlossen bliebe.

Denn heute können doch wenigstens einige von letzteren auf Grund der durchaus nicht als Gnade, sondern nach bestimmter Regel zu gebenden Freistellen und Stipendien höhere Bildung erlangen. Es ist aber charakteristisch, daß wenigstens nach meiner bisherigen Erfahrung die vorhandenen Freistellen nicht einmal voll in Anspruch genommen werden, und noch dazu selten von Proletarierkindern, sondern zumeist von den Söhnen von Beamtenmitrem, kinderreichen kleinen Beamten se., oft solchen, die nur knapp der für die Freistelle geforderten guten Leistung genügen.

Nach diesen Erwägungen — die i. A., wenn ich nicht sehr irre, auch einmal in der soz. Neuen Zeit" in ähnlicher Weise angestellt wurden, dürfte es wohl kaum doch sehr zweifelhaft sein, ob die Freigabe der höheren Schulen heute in erwünschter Richtung besserte. Der richtige Vorschlag, das Schulgeld prozentual nach dem Steuergesetz unter Berücksichtigung der Kinderzahl festzusetzen, ein Gedanke, der sich von Standpunkte gerechten Ausgleichs eher hören ließe, dürfte vor der Hand wenig Gegenliebe finden. Die Hauptsache dürfte bis auf weiteres die Forderung der allgemeinen, obligatorischen Volksschule, und die Erhöhung ihres Bildungsniveaus (nicht Wissens-) Niveaus sein. F. Staudinger.

Bücherschau.

Aus der indischen Kulturwelt. Gesammelte Aufsätze von Dr. Arthur Pfungst. Stuttgart, Fr. Frommann (E. Hauff) 1904. Mk. 2,60.

Während sonst Leserwelt und Verleger mit einem gewissen Recht der Sammlung von Aufsätzen und Vorträgen etwas mißtrauisch gegenüberstehen — weil allzuhäufig das geistlich und leiblich Wertvolle durch die Buchausgabe etwas zu ausprunkvoll auftritt — dürfen wir diese Sammlung mit ungeteilter Freude begrüßen und Autor und Verlag für ihren Entschluß aufrichtig danken. Das bescheidene Büchlein ist ein wahres Schatzkästlein uralter Lebensweisheit und dürfte mehr als viele große, dem Fachmann so überaus wertvolle, Publikationen aus dem indischen und buddhistischen Weisheitsschatz zur Verbreitung richtiger Anschauungen über diese älteste und erhabenste Menschheitsschre beitragen. Wir haben an anderer Stelle dieser Nummer bereits eine kurze Probe aus den Gedankenwelt eines „indischen Heiligen unserer Zeit" mitgeteilt. Es bleibt uns nur übrig, darauf hinzuweisen, daß die Lektüre des Buches keineswegs bereits eine intimere Bekanntschaft mit den buddhistischen Gedankengängen oder gar Sprachkenntnisse voraussetzt. In leichter und anmutiger Form will uns der als tiefer Fachkenner rühmlich bekannte Autor den Leser zu dem Wunsche führen, das alte Märchenland im Osten immer besser kennen zu lernen — und diese Absicht dürfte schwerlich mißlingen sein. -nz-

* * *

Ludwig Auckenbeck: Im Hochland der Gedankenwelt. Leipzig, Eugen Diederichs. 1903. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Der Verfasser hat in demselben Verlage eine Uebersetzung einer Auswahl aus den Werken Giordano Brunos erscheinen lassen. Dieser Pantheist und hoch und vornehm denkende Märtyrer der Wahrheit aus dem 16. Jahrhundert bekennt Auckenbecks Philosophieren — er nennt sich selbst einen „philosophischen Dilettanten" —; auch sonst hat er viel bei Dichtern und Denkern sich umgetan und benützt nun, was er gefunden hat, um daraus „Grundsätze einer heroisch-ästhetischen Weltanschauung," die er auch „Individualismus" nennt, zu gewinnen. Man kann keinen Ausführungen über die Einheit des Subjekts folgen, bis er plötzlich mit einem salto mortale sich im Supranaturalistischen befindet. „Wenn wir den Individualismus als rechter da bronco unserer Weltanschauung stabilieren, so meinen wir damit, daß eine in uns sinnliche Kraftanlage den innern Kern unseres Wesens ausmacht." (S. 43.) Und doch sagt er wieder: „Und wir haben nicht nur seinen Busen, diese erste Ursache außer uns zu suchen, sondern sind sogar gezwungen, sie in uns zu setzen." (S. 49). Oder: „Alle Wirklichkeit besteht eben nur in Empfindungen und Vorstellungen, und jenseits derselben ist Nichts." (S. 83.) Solche Widersprüche sind wohl Kennzeichen des Dilettantismus. — Aber viel schöne Lesefrüchte enthält das Buch, und ehe ist das Ziel, wofür der begeisterte Verfasser kämpft: „Ausbreitung eines besseren Menschentypus in Fleisch und Blut und dadurch auch an Geist und Seele."

Julius Stern.

Digitized by Google

Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 48,
Wilhelmstraße 121.

Soeben erschien:

Goethe-Stätten

und

andere Erinnerungen aus Thüringen.

Von **J. Trinius.**

Elegant brochiert 2 Mark.

Der unermüdliche „Thüringer Wandersmann" bietet mit diesem schmucken Werke seinen Freunden und den Freunden des schönsten grünen Waldgebirges Deutschlands wieder eine sicherlich froh willkommene Gabe.

Thüringen, zwischen dessen heiterer Bergwelt die deutsche Literatur zweimal ihre höchste klassische Blütezeit feiern durfte, ist ja überreich an Stätten, welche mit dem Namen des Lieblings der Götter und der Frauen — Goethe! — für immer verbunden sind. Doch nicht allein zu diesen führt uns der Verfasser. Wir wandern mit ihm durch Schnee und wieder Frühlingspracht empor und über den sagenumwobenen Rennsteig, den uralten Höhenpfad des Thüringerwaldes; er geleitet uns durch stille Täler und über einsame Höhen, über welchen noch der volle Zauber weiterner Poesie weht. Und zuletzt träumen wir auf der Wartburg mit ihm, und Gestalten ziehen an uns vorüber, die sich seit der Wiederherstellung der alten Landgrafenveste wie wir uns des unlagbaren Zaubers hier oben für Stunden freuten.

Der Name Trinius ist heute zu eng bereits mit Thüringen verbunden, um zu einem neuen Werke desselben noch etwas hinzuzufügen. Thüringen hat in ihm ja seinen begeisterten Apostel gefunden, dem es sein liebevolles Wirken vielleicht später noch einmal danken wird.

Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung
Berlin SW., Wilhelmstrasse 121.

Soeben erschien und ist für jeden Ethiker von höchstem Interesse:

Endzweck des Menschheits-Daseins.

Beiträge zur Lösung der Welträtsel.

Von **Ludwig Otto.**

Preis: 1 **Mark.**

„Denn war die Menschen sind, das hängt wesentlich davon ab, für was sie sich halten."

„Es werden schon einmal den Menschen über die wahre Beschaffenheit der Dinge die Augen aufgehen. Dann wird die Menschheit in das Stadium der geistigen Reife eintreten."
A. Spir.

Obige Broschüre enthält für jeden Laien einen leicht fasslichen kurz gedrängten Auszug aus A. Spir's Moral-Philosophie (Bd. III seiner „Gesammelten Schriften"), genügend für jeden, dem es vergagt ist, dies Buch selbst zu lesen, und dürfte daher anregend für alle diejenigen wirken, welche Zeit und Lust haben, es selbst studieren zu wollen.

Am Schluss der Broschüre befindet sich ein Auszug der Schlussrede, welche Herr Geh. Rat Prof. Dr. Wilhelm Foerster bei Gelegenheit der Eisenacher Zusammenkunft von Freunden der deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur (1893) gehalten hat.

Verlag von Leonhard Simion Nf.
Berlin SW. Wilhelmstrasse 121.

Der Arbeiterfreund.

Zeitschrift für die Arbeiterfrage.

Organ

des

Central-Vereins für das Wohl der arbeitenden Klassen.

Herausgegeben
von
Professor **Dr. Viktor Böhmert** in Dresden.
XLII. Jahrgang.
Jährlich erscheinen 4 Hefte.
Abonnementspreis pro Jahr 10 Mark.

Die 5. Generalversammlung

des **Landes-Vereins Preuß. Volksschullehrerinnen** wird in den Pfingstferien d. Js. vom **22. bis 25. Mai** in **Kassel** tagen. Volksschullehrerinnen aus allen Provinzen sind bereits angemeldet. **„Die gemeinsame Erziehung der Geschlechter"** und **„Die Volksschule und der Kampf gegen die Unsittlichkeit"** werden in den beiden öffentlichen Versammlungen Gegenstand der Verhandlungen sein. Es wird eine Nebenversammlung abstinenter Lehrerinnen und eine Nebenversammlung in Sachen der Fortbildungsschule stattfinden.

Junge, unbemittelte Mädchen

finden sogleich Aufnahme in dem in der Nähe von Berlin gelegenen **Landheim des Vereins „Jugendschutz."** Unter der freundlichen Fürsorge einer gebildeten Hausmutter ist dort die Gelegenheit zur häuslichen Fortbildung und zur Pflege des eigenen Gartens sowie zu Spaziergängen in den nahen Waldgegeben. Gesunde Mädchen können ihren Unterhalt dort sogleich durch Lederarbeit verdienen. Erholungsbedürftige können gegen billige Pension (15—25 Mk. pro Monat) aufgenommen werden. Um Zuwendung von Mitteln für einige Freistellen wird herzlich gebeten. Persönliche Meldungen nimmt die Vorsitzende des Vereins „Jugendschutz," Frau **Dr. Bieber-Böhm,** Kaiser Wilhelmstraße 39 II von 9—10 und 3—4 Uhr entgegen.

Verlag von Leonhard Simion Nf. in Berlin SW. 48.
Wilhelm-Straße 121.

Moderne Erziehungsfragen.

Briefe einer Mutter.
Von **Johanna Thimm.**
Preis 1 Mk. elegant brochiert.

Dieses Buch in vornehm gediegener Ausstattung hat großes Aufsehen erregt. Die Verfasserin vertritt in selten vorurteilsloser, fesselnder und eigenartiger Weise den neuen Standpunkt über Kindererziehung.

Für jede Mutter, die es mit der Erziehung ihrer in reiferen Alter befindlichen Kinder ernst meint, ist dieses Buch unentbehrlich.

Das Bureau der D. G. E. K.,

Unter den Linden 16 ist mit dem 1. April nicht mehr im dritten, sondern **zweiten Stock,** rechts. Auskünfte etc. werden, falls der Unterzeichnete nicht anwesend ist, aber, nach wie vor, auch in der Auskunftsstelle im III. Stock erteilt. Sprechstunden des Unterzeichneten nur Montag, Mittwoch und Freitag von 10—12 Uhr. Eilige Zuschriften sind daher besser an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmanstraße 15 zu richten.

Dr. Penzig.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt des Verlages von **Greiner & Pfeiffer, Stuttgart,** betreffend: **„Hans von Kretschmann: Kriegsbriefe aus den Jahren 1870 bis 1871"** bei, worauf wir unsere Leser hierdurch aufmerksam machen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Heusel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1.40 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

XII Jahrgang. | Berlin, den 1. Juni 1904. | Nr. 11.

Nachdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Der Totalisator. Von Major a. D. Henning.
Der Kampf gegen den Zweikampf in Sachsen vor 300 bis 200 Jahren. Kulturgeschichtliche Studie von Ernst Arnold.
Zum Kapitel der weiblichen Inferiorität. Von A. H. Francé, (München).
Streiflichter:
Verurteilung des Imperialismus.
Theien zur strafrechtlichen Behandlung der Kinder und Jugendlichen.
Aus der ethischen Bewegung. Hauptvorstand.
Sprechsaal.
Eingegangene Bücher.

Der Totalisator.

Von Major a. D. Henning.

Am 4. Mai kam der neue Gesetzentwurf im deutschen Reichstage zur Sprache. In diesem kurzen Beitrage das alles zu widerlegen, was dort von einem Teil der Regierungs- und Volks-Vertreter gesagt wurde, ist uns nicht möglich. Wir greifen daher einzelne Punkte heraus, um zu zeigen, daß man in falschem Fahrwasser steuert.

Der Totalisator ist eine von Frankreich übernommene sinnreiche Maschine, welche es ermöglicht, dem Nichtorientierten in sehr gewandter Weise das Geld aus der Tasche zu ziehen. Der Vergleich, welcher im Reichstage mit England gezogen wurde, stimmt nicht, sondern ist **absolut falsch.** Man sagt: „Es ist eigentümlich zu sehen, daß im freien England kein Mensch einen moralischen Defekt erleidet, wenn er gewettet hat."

Von Wetten ist ja am Totalisator gar keine Rede, dort wird nur Geld auf ein Pferd gesetzt und man überläßt es dem Zufall, ob man 11 Mark für 10 Mark Einsatz, oder 3910 Mark für 10, wie am 13. 10. 1899 zu Weißensee bei Berlin nach dem Siege des Trabers Dutch-Jim, erhält. Daß solche Totalisator-Quoten den Laien, wie auch den ärmeren Mann mächtig anreizen, auch sein Glück zu versuchen, ist natürlich. Aehnliches trug sich am 4. Mai 1904 in Daglfingen bei München, nach dem Siege von Teufelsdorn zu. Dort hatte ein Mann 5 Mark auf den Gaul gesetzt und erhielt 1405 Mark. In den folgenden Rennen wurden Outsiders, also diejenigen, welche wenig Chancen hatten, stark gesetzt, ohne daß die Erwartungen sich erfüllt hätten.

Die Rennzeitungen bringen nun oft die Eventual-Quoten, welche gezahlt worden wären, wenn eins der anderen Pferde, welche nicht siegten, gesiegt hätte.

Wir greifen den 27. Juli 1903 zu Hoppegarten heraus.

Die höchste Eventual-Quote findet sich an diesem Tage im Sport-Rennen mit 1565 : 10 bei Sakuntala. Auch diese, wenn auch nicht gezahlten Quoten wirken anreizend zum Hazardieren. Es ist nicht recht verständlich, wie man das Spiel am Totalisator verteidigen und ihn freisprechen kann von einem demoralisierenden Einfluß auf die Menge. Die am Totalisator sich Drängenden bestehen zum größten Teil aus Menschen, denen es schon aus dem Grunde nie einfallen kann, eine subjektive Anschauung zu verteidigen, weil ihnen der Gegenstand ihres Einsatzes ein Buch mit sieben Siegeln ist. Ihnen schweben nur die Favoriten der Rennzeitungen vor, welch letztere für 20 Pfennige vor dem Rennen gekauft werden. Daß ein Sportsmann auch dort setzt, ist eine große Seltenheit, denn die Maximalhöhe — sagen wir von 50 Mark — genügt nicht, um einen höheren Ertrag als Besteuer für die Auslagen auf ein Pferd im Rennen einstreichen zu können. Diese Herren setzen nicht, sondern **wetten** beim Buchmacher, bei welchem **vor** Beginn des Rennens die zu zahlende Summe festgesetzt wird, falls der gewählte Gaul siegt. Beim Setzen am Totalisator wird der Ertrag bekanntlich erst nach dem Rennen kalkuliert.

Wie gewöhnlich wurden am 23. Juli 1903 alle 64 Pferde vom Totalisator in allen sieben Rennen besetzt und ist **hierdurch allein** das Hazardieren nachgewiesen.

Wir zeigen nun, wie sich ein Mann mit Hülfe der Sport-Welt, welche er soeben erstanden hat, an den Rennen mit Setzen am Totalisator beteiligt.

Rennen.	Zeitungs-Favoriten.	Sieger.	Quote.	tiefen.
I Sport-Rennen	**Gowi**	**Gowi**	**22 : 10**	15
II Dahlberg Handicap	Fremdling	Lisbun	0 : 10	9
III Hohenlohe-Rennen	Bonito	Beowulf	0 : 10	6
IV Entschädig.-Rennen	**Pathos**	**Pathos**	**19 : 10**	12
V Rauch-Memorial	Angely	Adien	0 : 10	5
VI Totalis. Handicap	Barbien	Fitzgran	0 : 10	10
VII Rosenberg-Memorial	Radetl	Scotch Moor	0 : 10	7
			41 : 70	64

Pferde.

Der Vertrauensselige setzte also 70 Mark, gewann 41 Mark und verlor daher 29 Mark.

Einen Unterschied zwischen den Runden des Totalisators und der grünen Spieltische kann man nur insofern finden, als die Karten ehrlich abgezogen werden müssen, während im Rennen manche Pferde mitgehen, die gar nicht gewinnen wollen oder können; das Warum bleibt dem Laien ein Buch mit sieben Siegeln. Wer Lust hat sich darüber zu orientieren, findet das Erforderliche in „Vorschläge zur Einführung öffentlicher Leistungsprüfungen für Pferde." A. Hopfer, Burg 1895. Dort sind Seite 22—28 im ganzen

Digitized by Google

63 Punkte zusammengestellt, von denen jeder einzelne den Sieger zum Besiegten machen kann, je nachdem sich diese Punkte in positivem oder negativem Sinne auf ein Individuum vereinigen.

Es ist also nicht nur das Totalisator-Verfahren allein im Gegensatz zu der rationellen Wette ein Hazardieren, sondern auch in Bezug auf die Pferde-Rennen nach dem herrschenden Reglement.

Nur die Mechanik am Totalisator ist anzuerkennen, er selbst würde aber ebenso stark besetzt werden, wenn an Stelle der Pferde, Esel, Hunde oder Frösche erschienen.

Wir glauben bewiesen zu haben, daß es sich am Totalisator nicht um Wetten handelt.

Das Unmoralische liegt teils im Totalisator-Verfahren und teils im Renn-Reglement begründet. Nach letzteren läßt sich Betrug von einem ehrlich durchgeführten Rennen nicht unterscheiden, wie Graf Clemer Batthyany, der Präses des Oesterreichischen Jockey-Klubs, sagte.

Es ist daher nicht ganz korrekt, wenn das Mitglied des Reichstags, Herr U. v. Oertzen sagt: „Das unmoralische liegt nur darin, wenn Personen, die nichts davon verstehen über Pferderennen wetten."

Nach diesem Satz müßte man erwarten, daß also gegen das Setzen am Totalisator plädiert worden wäre, aber der Herr Redner bittet, trotz der Immoralität den Gesetzentwurf anzunehmen. Wir können uns dies nur dadurch erklären, daß er glaubt, mit dem Ankauf eines Eintrittsbillets zur Rennbahn bricht ein riesiger Pferdeverstand über den Käufer herein. — Herr v. Oertzen schließt mit den Worten: „Nehmen sie den Gesetzentwurf an; damit werden Sie sich ein großes Verdienst um unser ganzes Volksleben erwerben."

Am 29. Januar 1890 sagte derselbe Herr im Landtage, als es sich um die Staatsrennpreise handelte: „Vertassen sie sich darauf, daß wir nie etwas tun können, wodurch die Sache (Nennangelegenheiten) geschädigt werde; legen sie die Sache wie bisher vertrauensvoll in unsere Hände, rc., die Landespferdezucht wird sich dabei wie bisher nicht schlecht stehen."

Heute nach 17 Jahren stehen wir vor einem züchterischen und sportlichen Jena — wahrscheinlich weil in Zigarrenläden und Barbierstuben Einsätze für den Totalisator in letzter Zeit angenommen sind. —

Unserer Ansicht nach liegt der Schaden tiefer.

Herr U. von Oertzen zieht ferner die Zahlen aus der Broschüre des Herrn Landstallmeisters Dr. Grabenitz an und sagt: „In Frankreich werden an Rennpreisen 15 Millionen Franks, in Deutschland nur ungefähr 3 Millionen (richtiger 3,088,000 Mark) gegeben.

Als gewandter Parlamentarier hat er vergessen, daß der Herr Landstallmeister so ehrlich war und dazu bemerkte, daß in Frankreich 1901 rund 1908 Fohlen, in Deutschland rund 500 Fohlen sich gegenüberstehen. Rechnet man daher die Rennpreise auf ein Fohlen um, so hat Frankreich 6289 Mark und Deutschland 6176 Mark als Rennpreise, also fast gleichviel zur Verfügung, trotz der 20% Steuer und trotz der „Zigarren- und Barbierläden.

Daß Herr von Oertzen für Deutschland noch nicht ganz 100 Vollblauhengste aufführt, ist zwar falsch, aber als gewandter Parlamentarier kann man es verstehen, die 600 Hengste Frankreichs dagegen anszuspielen.

Daß von der Rechten nur hört! hört! gerufen wurde, zeigt wie viel Verständnis für die Sache auch dort herrscht. Bekanntlich haben wir in Preußen nicht ganz 100 Vollblauhengste in den Staatsgestüten.

Auch muß dem Redner entgangen sein, daß der Export in Frankreich im Jahre 1884 schon größer war, als der Import und zwar um 3329 Köpfe. 1888 überstieg der Export schon um 25,818 Köpfe den Import, wie die französische Gestütsverwaltung in ihren Jahresberichten mitteilt. Der Herr Redner geht nun auf den Import von Pferden nach Deutschland ein und es wurden nach ihm über 100,000 Köpfe eingeführt. Das waren nun in der Hauptsache schwere Pferde und nicht Rennpferde oder Vollblutpferde; trotzdem wird von Verbesserung der Vollblutzucht und Erhöhung der Rennpreise weiter gesprochen. Wie reimt sich dies wohl zusammen?

In Bezug auf das militärische Interesse möchten wir hinzufügen, daß die gesteigerten Anforderungen, die an die Leistungsfähigkeit der Kavalleriepferde heute gestellt werden müssen, auch leistungsfähige Vatertiere bedingen, die ihre Fähigkeiten auch vererben können. Diese Vaterpferde der Kavallerie-Remonten sind hauptsächlich Halbblutpferde und diese stammen von Vollblutpferden ab. Letztere müssen daher einen hohen Grad von Leistungsfähigkeit in den Rennen bewiesen haben, um diese durch die HalbblutHengste auf die Remonten vererben zu können. Da nun aber diese Vollblüter bei uns degenerieren, so ist ganz besonders hoher Wert auf die bewiesene Leistungsfähigkeit zu legen.

Zu diesem Zweck muß unsere Minimal-Forderung von 51/5 Meter die Sekunde auf 1000 Meter, wie sie das landwirtschaftliche Ministerium 1888 festsetzte, verschwinden und die in Heft 24 „Unsere Pferde" (Schickhardt und Ebner, Stuttgart) festgesetzten Forderungen als Anhalt dienen. In den Rennen muß die Ausdauer durch längere Distanzen mehr zur Geltung gelangen, natürlich unter entsprechenden Minimal-Forderungen, denn ohne letztere hat ein Bummeln über längere Distanzen keinen Wert.

Die Ausplünderung der Laien am Totalisator hat mit der Erziehung härterer ausdauernder Pferde der Kavallerie ebenso wenig zu tun, wie mit dem Import schwerer Pferde. Daher fort mit dem Totalisator zur Reinigung des deutschen Turfs.

Der Kampf gegen den Zweikampf in Sachsen vor 300 bis 200 Jahren.

Kulturgeschichtliche Studie von Ernst Arnold.

(Nachdruck verboten).

Duelle, Verurteilungen von Zweikämpfern und Duellantenbegnadigungen machen neuerdings wieder ebenso viel, wenn nicht noch mehr, von sich reden, wie die mit immer mehr Nachdruck einsetzenden Bestrebungen der deutschen Antiduelliga, die in den letzten beiden Jahren viele neue Ortsgruppen gegründet hat und eine lebhafte Bewegung gegen den Zweikampf auch in der deutschen Studentenschaft hervorruft. Wer dabei von den Maßnahmen des Staats gegen den Duellunfug einst und jetzt spricht, gedenkt auch zumeist der von den preußisch-brandenburgischen Fürsten erlassenen Verbote gegen das Duell, läßt aber die seitens anderer deutscher Staaten gegen den Zweikampf geführten Kämpfe fast stets unbeachtet. Das kann auch insofern nicht Wunder nehmen, als das verhältnismäßig geringe Alter des neuen deutschen Reichs und der Umstand andererseits, daß Kaiser Wilhelm I. viel und oft von seinen Vorfahren spricht, das allgemeine Interesse an der preußischen Geschichte, das um die Mitte des vorigen Jahrhunderts rege zu werden begann, derart wach halten, daß sich der durchschnittsgebildete Deutsche fast gar nicht mehr um die Vergangenheit anderer deutscher Staaten bekümmert.

Bezüglich der Bekämpfung des Duells verdient aber gerade Sachsen mit in erster Reihe Beachtung, da die sächsische Regierung, wenn nicht mehr, so sicher ebensoviel in dieser Beziehung geleistet hat, wie die preußisch-brandenburgische. Besonders zahlreich und nachdrücklich waren die Duellverbote und Duellantenverfolgungen in Sachsen im

Digitized by Google

17. und 18. Jahrhundert, der Zeit, da das Duellunwesen in Deutschland besonders überhand nahm.

Wenn die gewöhnliche Angabe, das Duell sei in Deutschland zuerst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gebräuchlich geworden, zutrifft, so muß man anerkennen, daß im Kurfürstentum Sachsen die landespolizeiliche und strafrechtliche Behandlung des Zweikampfes und der Zweikämpfer sehr früh begonnen hat, denn schon in den unterm 21. April 1572 vom Kurfürsten August erlassenen „Verordnungen und Constitutiones des rechtlichen Processus, auch wasser massen etzliche zweiffelhafftter Fälle halben, durch die bestallten und geordneten Hof-Gerichte, Juristen-Facultäten, Schöppen-Stühle, auch andere Gerichten, in Ihren Landen, zu Recht erkannt und gesprochen werden solle" finden wir im vierten Teile „Criminalia" unter Nr. 9 und 10, mitten zwischen den Verordnungen über die Behandlung von Todtschlägern zwei Anweisungen mit den Ueberschriften: „Waser gestalt diejenigen, so andere provociren und ausfordern, zu bestraffen?" und „Welcher gestalt der zu straffen, so auf vorgehende Ehrenverletzliche Ausforderung verbrochen?" Da lesen wir denn, daß der Herausforderer, auch wenn „kein Schade daraus erstanden", mit einer „ziemlichen Geldbuße", Gefängnis oder Landesverweisung bestraft werden sollte, und bemerken, daß der Geforderte, der den Provokanten enthauptet hat, „mit ordentlicher Strafe der Todtschläger nicht beleget, sondern willkürlich, als: mit Landes-Verweisung und dergleichen, gestraffet werden" sollte.

Diese Bestimmungen sind in doppelter Beziehung beachtenswert; erstens deshalb, weil den Herausforderer die schwere Strafe der Landesverweisung treffen konnte, auch wenn das Duell unblutig verlaufen war, und zweitens um deswillen, weil wir daraus erkennen, daß die Richter beim ersten Auftreten des Duells den „Duellmörder", wie die Duellgegner von heute, als Todtschläger behandeln wollten, ja vielleicht bis zum Erscheinen der in Rede stehenden Verordnung auch als solchen behandelt haben.

Dem ersten Mandat, das sich ausdrücklich als Duellmandat bezeichnet, begegnen wir in der sächsischen Gesetzgebung um die Mitte des 17. Jahrhunderts, nachdem in der Lausitz zu dessen Beginn ein vom 2. April 1602 datiertes Amts-Patent zur „Abstellung einiger eingerissenen Unordnungen" u. a. das Ausfordern und Verwunden, ferner das Balgen und Schlagen ohne Ausfordern bei der Strafe der Einziehung „in Bestrickniß" bis zur Zahlung von 50 Talern und endlich das Ausfordern „auf Büchsen und Röhre" nebst „feindlicher Absage" bei Leibesstrafe und Verlust der Ehren verboten hatte.

Nachdem ferner ein unterm 20. April 1645 in Budissin erlassenes Amts-Patent „wider etliche rohe, unartige und ungezogene von Adel ꝛc.", das deren „Enclopiches, unordentliches und ruchloses Wesen" rügt, u. a. vor den nicht zu den „rittermäßigen Taten und Meriten" gehörigen „unnützen, ärgerlichen und schädlichen Duellen" unter Strafandrohungen gewarnt hatte, erließ im Jahre 1653 Kurfürst Johann Georg I. im Kurfürstentum und in den Lausitzen je ein Mandat, in deren Ueberschriften das Duell je ausdrücklich benannt ist. Für die Kurlande war es das vom 30. Juni 1653 datierte Mandat, „das unhöfliche Unbreuhen, üppige Leben, auch unchristliche Ausfordern und Balgen betreffend" und für die beiden lausitzischen Markgrafentümer das ein Quartal zuvor, unterm 31. März 1653 erlassene Mandat „wider allen Zanck, Friedens-Störung, Ausforderungen und Duelliren", denen dann unter Johann Georg II. und Friedrich August dem Starken eine lange Reihe von Verfügungen in Form von Mandaten und Interpretationen, Resolutionen und „Erläuterungs-Befehlen" dazu folgten.

Betrachten wir zunächst die beiden vor 2½ Jahrhunderten erlassenen Verordnungen Johann Georgs I., um die Anschauung der amtlichen Kreise Sachsens über die Behandlung der Duellanten in jener Zeit kennen zu lernen, in der sich der militärische Ehrbegriff aufs Allerkünstlichste zuspitzte und einen unzähligen Opfer fordernden Duellkodex schuf, so finden wir, daß man damals — vom Standpunkt der neuzeitlichen Duellgegner aus — weiter war, als unser Zeitalter. Beide Mandate ordnen mit fast gleichem Wortlaut an, daß weder der

„ausgefoderte Theil noch jemand anders an seine statt (zum Duell) zu erscheinen schuldig, auch die nicht Erscheinung kennen an seinen Ehren, Leumuth, Adelichen Herkommen, und erworbenen redlichen Rahmen, auf einigerley Wege zu Verletzung oder Vorwurff, auf was Weise es geschehen mag, prajudicirlich oder nachtheilig seyn, sondern iedermännigklich, wer der auch sey, mit seinen Beyständen (Cartellträgern), Rathgebern, so sich dessen unterfangen, zur Leib und Leben straffmäßig geachtet, also daß der Uebertreter alles desselben, was obgelegt (oben steht), an Leib, Gut und Blut, nach Gelegenheit derer Fälle, unnachläßig gestraffet, seiner Ehren verlustig gehalten" werde.

Das ist also in ungefähr allen Punkten das gerade Gegenteil von der jetzigen Behandlung der Duellanten; heute hält man es in gewissen Kreisen für feige, sich nicht zum Duell zu stellen; heute würde man es dem Ehrenrat („Ratgebern" der Verfügungen von 1653) und Kartellträgern nicht vergeben, wenn sie vom Zweikampfe abraten wollten, und heute erklärt man — ganz abgesehen von den Strafmaßen sonst und jetzt — den Duellanten für den allerehrenvertesten Menschen. Wenn vor 250 Jahren in oben näher bezeichneten Verfügungen davon die Rede war, das „Raufen" verstoße „nicht nur wider die ausdrücklichen Göttlichen und Weltlichen Rechte, Reichs-Abschiede, Erbarkeit und Policen, vor welchem Laster auch die Barbarischen Völcker einen Abscheu tragen, und mit harten Straffen zu belegen pflegen", sondern greife „auch dadurch Uns, als vorgesetzter ordentlicher Obrigkeit in Unser Lande-Fürstliches hohes Ambt und anvertrautes hohes Rach-Schwerdt", so entsprachen diese Worte zweifellos der damaligen Praxis, die wir eben kennen lernten, während alle ähnlichen Hinweise heutzutage eitel Theorie zu bleiben pflegen.

Bemerkenswert ist dabei noch, daß die beiden Mandate noch besonders ernstliche Verwarnungen und Strafandrohungen für etwa säumige Gerichte enthalten; man wollte eben nichts zur möglichsten Erreichung des Zwecks versäumen, „daß allen Ausforderungen, Zuschickung derer Kartelle oder Absags-Briefen, und was sonsten zu Anstellung eines Duelli, Kampffs, oder vorsetzlichen Balgeren zu Roß und Fuß vorgenommen werden möchte, mit Ernst gesteuret und gewehret werde". Man beachte dabei übrigens auch, wie rasch die Gesetzgebung hier auf die Unterdrückung neuer Mißbräuche der Wehrhaftigkeit Bedacht nimmt: das Duell zu Pferde, dieser absonderliche Versuch, die mittelalterlich-ritterliche Kampfweise der Turniere mit der modernen Waffe, der Pistole, zu verbinden, war gerade um jene Zeit aufgekommen; es hielt sich übrigens nicht lange.

Noch bestimmter als diese Mandate lauten die Verfügungen Johann Georgs II. im „Titulus VII" seiner „Policey- ꝛc. Ordnung" vom 22. Juni 1661; die rasche Auseinanderfolge dieser und einiger sogleich zu erwähnender Erlasse zeigt übrigens auch an, wie sehr damals die Duellseuche grassierte. Abgesehen davon, daß wir hier strengere Bestrafungen der Herausforderer finden — nämlich „bloß, des Ausforderns halben, wenn gleich das würckliche Balgen oder Kugel-wechseln nicht erfolget, von eins, zwey, dreyhundert, bis fünffhundert, Reichsthaler, auch nach Gelegenheit derer Umbstände, und wann Er es ja zum andern oder drittenmahl wiederholet, gar mit Landes-Verweisung und anderen ernsten unnachläßigen (nicht erlaßbaren) Straffen angesehen" — bestimmt Johann Georg II. hier die Todesstrafe als Strafmaß für den überlebenden Duellanten; die derßfälligen Worte lauten klipp und klar: „mit der ausdrücklichen Erklährung, wofern in dem Balgen ein oder

Digitized by Google

das andere Theil entleidet würde, daß die ordentliche Strafe des Todtschlags ohne Unterscheid, es habe der Täter ausgefordert oder sey ausgefordert worden, vollstrecket werden soll." Die „ordentliche Straffe des Todtschlags" aber war damals (z. B. nach der „Carolina", Art. 137) die Todesstrafe. Unter den Vernunftgründen, die wir hier gegen den Zweikampf angeführt sehen, ist besonders interessant die Begründung, daß durch das Duell „vielen der Verlust des Lebens, welches sie doch zu Rettung und Dienste des Vater-Landes ehrlicher anzuwenden versparen solten, und die Gefahr der Seelen-Seligkeit, plötzlich übern Hals gezogen, ja zu grossem Aergernüß Anlaß und Ursach gegeben wird." Zugleich ist der Kurfürst auch um eine schnellere Abndung der Injurien besorgt, indem er ein ausserordentliches Processverfahren gegen den Beleidiger einführt.

Aber „die von Adel, Officirer und andern Bedienten" ließen nicht ab vom Zweikampfe, weshalb Johann Georg II. schon in den Jahren 1665, 1670, 1672 und 1677 neue Verfügungen, zwischen 1661 und 1677 in Gangen deren sechs, treffen mußte. Unterm 19. Juli und 20. September 1665 erließ er je ein Mandat „wider Injurien-Händel, Tumultuiren, Degenblössen, Ausfordern, Balgen und Duelliren". Beide weisen ganz besonders strenge Bestimmungen auf, die strengsten bis dahin; ja, es ist noch eine unentschiedene Frage, ob sie in ihrer Gesamtheit nicht noch härter sind, als die vielen und äußerst detaillierten Strafbestimmungen des weiterhin noch zur Erörterung vorgesehenen Edikts August's des Starken vom Jahre 1706.

Die beiden Mandate Johann Georgs II. erfordern ein näheres Eingehen. Man behauptet nicht zu viel, wenn man sagt, sie zeigen, wie dem Kurfürsten die Galle übergelaufen ist, als er zu vielen Malen gesehen hatte, daß seine und seines Vaters Verordnungen zur Unterdrückung der Zweikämpfe so herzlich wenig auszurichten vermochten. Das um zwei Monate ältere der beiden Mandate ist ein Befehl für's Militär; der Kurfürst „füget" darin „allen und ieden, Dero Hohen- und Niedern- Hof- und Kriegs-Officirern zu Roß und Fuß . . . zu wissen", er habe mit ungnädigstem Mißfallen erfahren,

„wie das von ermelten Dero Officirern, von Adel und andern Bedienten, sich bis anhero . . . gelüsten lassen, mit Gefahr ihrer Seelen Seeligkeit in der Ehur-Fürstl. Residentz und Hof-Lager, io wohl in Dero Gegenwart und gleichsam vor ihrem Consport und Augen, als bey Derofelben Abweesenheit, in- und ausser der Stadt, io gar auch in der Burg-Freyheit allhier (in Dresden), das nachmittäliche höchst verbothene Rauffen, Balgen und Duelliren, darauf bißhero unterschiedliche Entleibungen erfolget, vorzunehmen, wie auch allerhand ärgerliche, unverantwortliche üppige Excesse und unfertige Händel gantz ungescheuet zu begehen, dadurch . . . . viel und grosse Blut-Schulden und Sünden auf Dero Lande zu treiben, und des höchsten GOttes gerechten Zorn und mausbleibende Straffen immer mehr und mehr zu häuffen".

An weitere Betrachtungen über das Unrecht und an die Wiedereinschärfung des Duellverbots in Verbindung mit Verbot aller Händel, Zänkereien, Verbal- und Realinjurien usw. schließen sich Strafandrohungen an, worin es heißt:

„Welcher aber den andern provociren und fordern, oder zum Duelliren und Balgereen, es sei zu Roß oder Fuß, begehren wird, wie nicht weniger derjenige, io auf solches Erfordern, Besprechen oder einstandenen Cartell sich hierzu stellet und erscheinet, Derselbe, er sey Beleidiger oder Beleidigter, Soll, ohne Unterscheid, samt seinen Adhaerenten, Beschick-Leuten und Beystänlden den Kopff verlohren haben, und, ohne einige Chur-Fürstl. Gnade, mit dem Schwerdt vom Leben zum Tode gebracht, derjenige auch, welcher in dergleichen Duell bleibet und umgebracht, oder welcher dergestalten massen gestraffet worden, in keine Kirche, noch auf den Kirch-Hof oder Gottes-Acker geleget, sondern ohne Klang und Gesang, und einige Ceremonien begraben werden".

Ja, der Kurfürst verbietet sogar „bey Verlierung der Hand, der Landes-Verweisung und anderer unnachläßiger Straffe", daß jemand „bey vorgehenden Streitigkeiten" den Degen „ausziehe und entblöße". Zugleich aber sucht der Landesherr nach einer genügenden Maßnahme zur „Satisfaktion" und setzt daher eine aus „Cavallieren und Rechtsverständigen" bestehende Deputation ein, die über alle Fälle von Real- und Verbalinjurien „nach Begebenheit derer Fälle . . . und denen Rechten und der Billigkeit gemäß" erkennen sollen.

Das andere Mandat vom 20. September 1665, das sich an alle Behörden des Kurfürstentums wendet, hat im Wesentlichen denselben Inhalt, den es nur in einigen Punkten erweitert; u. a. bestimmt es, daß auch die Wirte auf „Friedensstöhrer, Aufwiegler, Zäncker, Haderer und Tumultairer . . . gute Achtung geben" und Beobachtungen über Vorbereitungen zu Zweikämpfen zur Anzeige bringen sollten.

Unter den Vernunftgründen, durch die der Kurfürst seine Unterlanen vom Duell abzubringen suchte, findet sich wieder der Hinweis darauf, wie durch den Zweikampf „vielen der Verlust des Lebens, welches sie doch zu Rettung und Dienste des Vaterlandes ehrlicher anzuwenden versparen solten, und die Gefahr der Seelen Seligkeit plötzlich übern Hals gezogen" wird.

Johann Georg sah sich dann genötigt, innerhalb der nächsten zwölf Jahre noch drei Verfügungen wegen des Duells zu erlassen, darunter allerdings ein „Erklärungs-Rescript" für die Rechtsprechung. (Schluß folgt.)

Zum Kapitel der weiblichen Inferiorität.

Von R. H. Francé, (München).

Die größte Schwierigkeit bei der Ueberwindung eines Vorurteils besteht darin, zu der Einsicht zu gelangen, daß man ein Vorurteil hat. Diese Einsicht zu gewinnen bei historisch gewordenen Vorurteilen fällt aber ungemein schwer, da man Begriffe, die uns durch die Erziehung, als „unumstößlich gültig und verständlich" vorkommen, durch mühsame historische Studien erst entkräften und durch „Gegenbeweise" ihrer Gültigkeit entkleiden muß. Es hat demnach die Kulturgeschichtsforschung gerade für den nach ethischer Höherbildung Strebenden einen besonderen Wert, liefert sie ihm doch die wertvollsten Fingerzeige, in welchen Fragen sein Empfinden und Denken durch alte Vorurteile irregeleitet wird. Einen trefflichen Beleg für das Gesagte bietet uns eine vor Kurzem erschienene kulturgeschichtliche Studie, welche hell hineinleuchtet in eines unserer brennendsten Probleme, nämlich in die Frauenfrage.

„Die Summa theologica des Antonin von Florenz und die Schätzung des Weibes im Hexenhammer" so lautet der Titel einer ungemein fleißigen Arbeit des Helsingforser Geschichtsforschers Hjalmar Crohns*), die im Anrollen einer interessanten Geistesrichtung des ausgehenden Mittelalters uns unvermutet die Augen öffnet, wieso es denn möglich ist, daß für uns die „Gleichwertigkeit" der Frau überhaupt noch eine Frage sein kann? Es wird durch sie nämlich klar, daß die unbewußte Geringschätzung des weiblichen Geschlechts, die offenbar in dieser „Frage" liegt, nichts anderes als die, durch die lange Kette der Generationen zwar abgeschwächte, aber immerhin direkte Deszendenz eines ins Krankhafte gesteigerten Affektsinns ist, der einst unsere Vorfahren tief durchdrang.

Freilich ist das entrollte Bild düster und unerquicklich, aber es ist lehrreich. — Es belehrt uns, daß die noch von vielen aufgeklärten und „vorurteilsfrei" denkenden Männern geteilte Anschauung von der Inferiorität des Weibes eben auch ein Vorurteil ist, ein Vorurteil schon deshalb sein muß, weil diese Anschauung, ins krasse Extrem gesteigert, unserem

*) Erschienen in den Acta Societatis scientiarum Fennicae. Band XXXI. zu Helsingfors. (Im deutschen Buchhandel bei A. Duncker, Berlin).

Digitized by Google

Volke einst künstlich, man könnte sagen, gewaltsam angezüchtet wurde.

Daß die, eigentlich aus den egyptischen Serapistempeln und den Anachoretenhöhlen des Sinai und des nitrischen Tales stammende weltverachtende Geistesrichtung der mittelalterlichen Mönche Clunyscher Observanz die Inferiorität des Weibes lehrte, ist wohl ziemlich allgemein bekannt; völlig unbekannt dagegen ist die schreckliche Konsequenz, mit welcher diese Lehre zu einem System ausgebaut wurde, und nur in fachwissenschaftlichen Kreisen bekannt ist der ungeheuere Einfluß dieser Lehre auf die Geistigkeit dreier Jahrhunderte, die damit systematisch und völlig durchtränkt wurde.

Crohns zeigt uns, wo die eigentlichen geistigen Werkstätten waren, aus denen dieses System der Spätscholastik und der wissenschaftlichen Askese hervorging, welches noch lange, nachdem die Renaissancebildung den Kampf gegen die asketischen Ideale aufgenommen, die Grundstimmung des sittlichen Denkens beherrschte. Dies sind die beiden Mönchsorden der Dominikaner und Franziskaner, vorzugsweise die ersteren, welche vom XIV. Jahrhundert an alle ethischen Begriffe des ganzen christlichen Europas nach ihrem Belieben umwerteten. „Es gab ja keinen, nur einigermaßen bedeutenden gelehrten Beruf, in den sie sich nicht eindrängten, keine Angelegenheit in Staat und Kirche, worein sie sich nicht mischten. Aus ihren Reihen gingen Prediger, Beichtväter, Moralisten, Kasuisten, Missionäre, Professoren und scholastische Philosophen hervor. Tief wurzelten auf allen Gebieten des Lebens die Vorurteile, welche sie ausbreiteten, ein. Stolz auf ihre „docta ignorantia", die alles empirische Wissen zugunsten der Spekulation verwarf, machten diese grübelnden Asketen sogar ihre ungesundesten Einfälle zu Objekten des Glaubens für ihre Zeitalter." So urteilt ein maßgeblicher Kenner jener vergangenen Geistesströmungen über ihre Wirkung und Bedeutung. Und sein Urteil wird durch die Tatsachen bestätigt, ist doch eines der typischesten Erzeugnisse dieses spätmittelalterlichen Asketismus noch immer ein geschätztes Lehrbuch der Moraltheologie in den Priesterseminaren unserer Zeit. Dieser Geist strömt noch durch die „berufsmäßigen Lehrer der Moral," er beeinflußt, geschützt durch die wiederholte Sanktion der obersten Autorität, noch immer ihre wesentlichsten moralischen Grundanschauungen und sickert durch den Jugendunterricht stets von neuem in die Volksseele. Deshalb ist es von größtem Werte für uns, diese Quelle kennen zu lernen — manches Rätselhafte und Betrübende im Strom der Zeit weist ja auf sie zurück.

Das Lehrbuch der Moraltheologie, von dem die Rede ist, führt den Namen: Die Summa theologica des Antonin von Florenz. Der Florentiner Dominikaner und Erzbischof († 1459) wurde als Konfessor, Pontifex und Doktor kanonisiert — sein Werk erlebte vom XV.—XVIII. Jahrhundert zehlreiche Auflagen; nach Haucks Realencyclopaedie der theologischen Wissenschaften ist es noch gegenwärtig in Italien sogar das erste Lehrbuch der Moral, — es ist also gewiß ein wichtiger Bestandteil der geistigen und ethischen Nahrung für immer neue Generationen von Lehrern und Seelsorgern der Völker — es stellt aber auch eine ungeheuere Summe dar in dem moralischen Besitz, das die ethische Bewegung zu einer so brennenden Notwendigkeit macht.

Diese kühne Behauptung ist leider leicht zu beweisen. Es genügt ein einziges seiner Kapitel zu betrachten, die Abhandlung über den Ehestand, welche die für die römische Kirche noch maßgebliche „Wertschätzung der Frau" in sich schließt.

Antonin betet, gemäß dem Autoritätsprinzip der Scholastik, hier blind das Urteil eines noch maßgeblicheren Moralisten nach, nämlich das des Kardinals und päpstlichen Beichtvaters Johannes Dominici, der noch jetzt als „wissenschaftliche Zierde" des Dominikanerordens gilt. Seine Gedanken über die „Eigenschaften der Frauen" nahm Antonin in seine Summa auf und verlieh ihnen dadurch autoritative Lehrkraft für Hunderttausende. Er stellt sie zusammen in einem Alphabet der weiblichen Eigenschaften, das er mit einem Kommentar begleitet. Das Ganze ist ein Dokument von solcher Ungeheuerlichkeit, daß wir es, wie Crohns sagt — für einen „brutalen Scherz halten könnten," hätte es nicht unermeßliches Unheil für die ethischen Anschauungen ganzer Zeitalter im Gefolge gehabt.

Nach dem Alphabet des Dominici sind die vorzüglichsten Eigenschaften der Frauen die Folgenden:*)

Die Frau ist ein habgieriges Wesen, ein Abgrund tierischer Unvernunft, eine lodernde Brandung von Zorn und Ungeduld, von unersättlicher Sinnenlust, der verkörperte Unglaube (!), eine geschwätzige Zunge, eine hölische Furie, glühender Haß, ein regelloses Gemisch von Nörgelei und Zank, eine Seuche, ein lügenhaftes Ungetüm, die Quelle der Sünde, die Störung der Ruhe, der Ruin der Staaten ꝛc. ꝛc. Wir haben hierbei noch den Ausdruck mildern müssen, da uns die Derbheit und Unsittlichkeit des Originals wiedergegeben unmöglich ist. Denn steht auch der Kommentar nicht im Geringsten nach. Alles was in der in das Mittelalter hinübergeretteten antiken Litteratur, bei Seneca, Cicero, Cato, was bei den asketischen Kirchenvätern, bei Chrysostomus, Hieronymus und Origenes an Misogynie erhalten ist, wird darin als Beweis verwendet und zu einem System der Verachtung und des Abscheues ausgebaut. Denn so muß man ihn wahrlich bezeichnen, diesen Kommentar, dessen Gehässigkeit nur von seiner Albernheit übertroffen wird, dessen krankhafter Frauenhaß sogar den von der Kirche heilig gesprochenen Frauen „glühenden Haß" andichtet. Die Frau wird in diesem Kommentar als ein Abgrund der Verworfenheit geschildert, in absurdester Weise werden alle Frauen der unnatürlichsten Laster beschuldigt. „Giftmischerei" und „Zauberei" werden als selbstverständlich von ihnen angenommen. In welchen Extremen das Ausdruckes sich aber diese ganze Denkrichtung bewegt, dafür möge als Probe nur ein Citat dienen: „Eine Chimäre ist das Weib, ein dreigestaltiges Schensal, mit einem Löwenkopf geschmückt, durch den riechenden Leib der Ziege verunstaltet und bewehrt mit giftigem Schlangenschwanz."

Man sollte nun glauben, daß eine solche Ausgeburt eines krankhaft erregten Asketenhirnes eben infolge der Absurdität ihrer Maßlosigkeiten nie ernst genommen werden konnte, aber es wurde auch hier gemäß dem Grundsatze: Credo, quia absurdum est gehandelt. Dominici-Antonius Alphabet wurde nicht nur unverändert beibehalten (es gewann durch die Jahrhunderte nur an Autorität), ja dieses Schriftstück wurde — wie eben Crohns scharfsinnig herausfand — sogar die Hauptquelle, aus welcher die zwei berüchtigten Verfasser des „Hexenhammers", Institoris und Sprenger das Material zu ihrer schrecklichen Lehre schöpften, daß die Frau schon durch ihre verworfene Natur für die „hölischen Künste" prädisponiert sei. Die ganze Anspinnung des Hexenwahnes auf das Weib, welches hunderttausenden unschuldiger Mädchen und Frauen einen qualvollen Tod bereitete, ist die direkte Folge jener menschenfeindlich-asketischen Verirrungen unter der Dominikanerethik. Aber das, was durch die päpstliche Bulle vom 5. Dezember 1484 anempfohlen wurde, die Ueberzeugung, daß das Weib „wegen seiner allgemeinen Inferiorität und seiner natürlichen Schlechtigkeit" zu Maleficien greife, das wurde jahrhunderte hindurch von Pfarrern, Predigern und Richtern mit furchtbarer Ernsthaftigkeit als „unfehlbare" Wahrheit angenommen; danach wurde gelehrt und gehandelt.

Wenn wir einmal diese historische Entwickelung der „Ueberzeugung von der Inferiorität des Weibes" kennen, erst dann gewinnen wir hellites Verständnis dafür, was historisch gewordene Vorurteile bedeuten. Betrofften sehen wir, wie

*) Nach dem Lateinischen des Originals übersetzt.

Digitized by Google

gerade das, was eine neuerdings wieder etwas stärker hervortretende Richtung zu Gunsten des Mannes geltend macht, genau in derselben Formulierung von den päpstlichen Hexenrichtern aus der Antonin'schen Frauenschilderung abgeleitet wird. Denn ihre Schlußfolgerung ist „daß das Weib sowohl hinsichtlich des Verstandes, als auch hinsichtlich einer anderen Seelenkraft — der des Willens — dem Manne nachsteht. . . ."

Es kann kein Zweifel sein, daß die Behauptung von der Inferiorität des Weibes vor allem auf dieser historischen Basis zum Leben kam. Der Hexenhammer wurde durch seine dreifache Autorität, die päpstliche Bulle zu seinen Gunsten, die (zwar gefälschte, aber doch wirksame) Approbation der Universität Köln und eine königliche Genehmigung, nicht minder durch seine ungeheure Verbreitung ein integrierender Bestandteil des geistigen Lebens bis vor 4—5 Generationen. Ist es da denkbar, daß diese systematische Herabwürdigung des Weibes auf der Kanzel, im Gerichtssaal und in der Schule schon jetzt spurlos aus dem Gemütsleben unseres Volkes ausgetilgt ist, wenn dazu die „Moraltheologie" eigentlich noch immer daran festhält? Nein, dies war bisher noch nicht möglich, und die letzte Form der asketischen Weltanschauung tritt uns noch einmal in der ethischen Seite der Frauenfrage entgegen. Vielleicht genügt die Kenntnis ihrer Geschichte, um uns auch hier von einem ererbten Vorurteil zu befreien.

Streiflichter.

Verurteilung des Imperialismus. Nicht ein ethischer „Humanitätsdusler," sondern ein sehr praktischer Staatsmann, der auf ein 77jähriges Leben und auf eine reiche Erfahrung im Staatsleben zurückfieht, war es, der im englischen Unterhaus vor wenigen Tagen die praktische Summa seiner Beobachtung des wachsenden Imperialismus und des damit unvermeidlich vorhandenen finanziellen und sittlichen Niederganges des Volkes zog. William Harcourt, der greise Führer der Whigs, gab sein politisches Testament, als er die Volksvertretung beschwor, der Regierung der Chamberlain und Balfour endlich ein Halt! zuzurufen:

„Was zu diesem Anwachsen der Ausgaben führe, das er verdamme, sei der Geist der Invasion, der Annexion und der Einfälle in jeden Winkel, der Geist der Vergeltung und Großsprecherei, sowie der Appelle an die internationale Eifersucht. Das seien Künste, die Unwissende täuschen können, aber ein kostspieliger Luxus. Die Früchte dieser Politik seien ruinöse Ausgaben, ormehrte Schulden und eine unerträgliche Besteuerung."

Da ethische Verirrungen dieser Art, wie sie hier gekennzeichnet sind, international und epidemisch auftreten, könnten unsere Regierenden sich diese Strafrede ruhig ohne Rücksicht auf ihren Ursprung zu Herzen nehmen, wenn nur — ja wenn eben nicht die Selbsttäuschung so geschäftig am Werke wäre, den „Geist der Invasion, der Annexion und der Einfälle in jeden Winkel": berechtigtes Selbstgefühl der Großmacht und legale Erweiterung der Interessensphäre zu nennen, die Vergeltung auf internationalem Gebiet (siehe Nachtrieg nach China!) als sittlich berechtigt hinzustellen und „Deutschland in der Welt voran!" für nichts weniger als großsprecherisch und internationale Eifersucht erregend zu halten.

* * *

Thesen zur strafrechtlichen Behandlung der Kinder und Jugendlichen.

I. Das Kindesalter im Sinne des Strafrechts ist bis zum vollendeten 16. Lebensjahr hinaufzurücken.
   1. Verwahrloste oder sittlich verdorbene Kinder sind, auch wenn sie sich gegen die Strafgesetze vergangen haben, nicht strafrechtlich zu verfolgen. Sie sind dem Kindergerichtshofe — Vormundschaftsrat genannt — zu übergeben, der je nach ihrem Zustande eine Entscheidung über ihre Behandlung trifft.
   2. Der Vormundschaftsrat besteht aus dem Vormundschaftsrichter und 6 von den kommunalen Behörden gewählten Mitgliedern, unter diesen aus einem Prediger, einem Pfarrer oder Arzt, einem Lehrer und 2—3 Frauen. Er ist beschlußfähig, wenn 4 Mitglieder anwesend sind. Die Mitglieder des Vormundschaftsrates werden auf 2 Jahre gewählt. Wiederwahl ist statthaft. Der Vormundschaftsrat hat das Recht, Hilfskräfte (Männer und Frauen) anzustellen. Die hierzu Ernannten sind verpflichtet, den Auftrag anzunehmen.
   3. Als Besserungsmittel sind anzuwenden: Zwangserziehung, Verweis oder Ueberweisung an die Schulbehörde zur angemessenen Bestrafung.
   4. Geistig nicht gesunde Kinder werden einer besonderen Behandlung unterzogen.
   5. Der Vormundschaftsrat hat die Ueberwachung der nicht der Zwangserziehung überwiesenen und der aus der Zwangserziehung probeweise entlassenen Kinder.

II. Das jugendliche Alter ist das Alter vom vollendeten 16. bis zum vollendeten 21. Lebensjahre. Begeht ein Jugendlicher eine strafbare Handlung, so wird er gerichtlich verfolgt.
   1. Die Verhandlungen sind nicht öffentlich.
   2. Der Richter kann entweder auf Strafe oder auf staatlich überwachte Erziehung oder auf beides erkennen. Betrifft das auf Zwangserziehung und Strafe lautende Urteil Jugendliche unter 18 Jahren, so hat stets die Zwangserziehung der Strafe vorzuzugehen. Die Strafe ist von dem Erfolge der Erziehung abhängig zu machen.
   3. Die Dauer der Strafe wird im Urteil nicht bestimmt.
   4. An Stelle der Strafe kann die bedingte Verurteilung treten.
   5. Die Zwangserziehung ist nicht Strafe, sondern Zuchtmittel. Bei längerer guter Führung ist der Zögling probeweise zu entlassen. Er muß entlassen werden, wenn er das 21. Lebensjahr vollendet hat. Hat er sich bis dahin nicht gebessert, so ist er zur erneuten Entscheidung dem Strafrichter zu übergeben.
   6. Dem Richter ist zur Unterstützung bei Erforschung der Lebensverhältnisse des Angeklagten und der näheren Umstände, welche zur strafbaren Handlung geführt haben, ein besonderer Beamter beizugeben.
   7. Der dem Richter zur Unterstützung beigegebene Beamte hat die Ueberwachung der aus der Zwangserziehung vorläufig Entlassenen und der bedingt verurteilten jugendlichen Uebeltäter.
   8. Geistig nicht gesunde Jugendliche sind besonders zu behandeln. Es kommen hier die in das neue Strafrecht einzuführenden Vorschriften über verminderte Zurechnungsfähige in Anwendung.

Dr. jur. Marie Raschke.

Aus der ethischen Bewegung.

Sitzung des Haupt-Vorstandes der D. G. E. K. in Charlottenburg in der Behandlung des erkrankten Herrn Dr. Penzig am 1. Mai 1904.

Anwesend die Herren Foerster (als Vorsitzender), Bieber, Jaffé, Levy, Meyer, Penzig, Rothe und Stern.

Der Vorsitzende macht zunächst die Mitteilung, daß der Fortgang der Veranstaltungen für die zum nächsten Jahre geplante internationale Zusammenkunft von Vertretern der verschiedenen Völkerkulturen zur Zeit mit Rücksicht auf die gegenwärtigen Zustände in Ostasien vertagt sei.

Zur Frage der sittlichen Gefahren der Spiel- und Wett-Veranstaltungen wird beschlossen, den Gegenstande zunächst eine publizistische Darstellung zu widmen und dieselbe den sämtlichen Mitgliedern des Reichstages und Bundesrates zugehen zu lassen. Herr Professor Foerster übernimmt die Ausarbeitung.

Ferner wird beschlossen, in nächster Zukunft, womöglich noch vor den weiteren Reichstags-Verhandlungen und womöglich gemeinsam mit anderen Vereinigungen, eine öffentliche Versammlung zur Erörterung der Totalitator-Angelegenheit einzuberufen, falls sich ein völlig geeigneter Redner dafür findet.

Sodann werden die Vierteljahrs-Berichte der Abteilungen München, Jena, Frankfurt, Breslau und Wiesbaden verlesen und mit lebhaftem Interesse entgegengenommen.

Der Kassenführer teilt mit, daß von der Abteilung München ein Betrag von 53,50 Mk. eingegangen ist.

Die nächste Hauptvorstandssitzung soll am Sonnabend, den 28. Mai, Abends 8 Uhr, bei Herrn Professor Foerster in Westend stattfinden.

Digitized by Google

Sprechsaal.

In der Monatsbeilage „Kinderland“ vom Mai wird ein Märchen von Hugo Salus „Wo kommen die Kinder her“ aus der Berliner Zeitung verworfen, ohne daß eine, wie es zustimmende, sei es abweichende Ansicht über den darin vorliegenden Beitrag zur Lösung der bekannten schwierigen pädagogischen Frage geäußert wird. Es scheint mir wichtig, daß dies gerade an der Stelle nicht ganz unterlassen wird; und so möchte ich mir durch eine erste Notiz hierüber erlauben, die Diskussion in Fluß zu bringen.

Mein pädagogisch scheint es mir vollkommen gleichgültig zu sein, wenn schon Märchen aufgetischt werden, ob sie so oder so erzählt sind. Ja, es ist vielleicht besonders unrichtig, zum Behufe der Erklärung, wie es hier geschehen, Märchen mit modernen, ihren Eristenz von vielen Richtungen unerhaltt der Pädagogik wohl nicht als etwas den Kindern wie eine Wahrheit beizubringendes betrachtet und behandelt wird. Demgegenüber haben vielleicht die altväterischen Stöcke noch den Vorzug, daß sie wenigstens ihrer Eristenz nach durch die Anschauung gegeben sind, und höchstens dem kindlichen Gemüte die Schwierigkeit überlassen wird, ihre Kraft und ihre nur zeitweilige Anweisheit zur Stelle mit dem ihnen nachsagigen Berufe in Uebereinstimmung zu bringen. Aber wie gesagt, Märchen ist Märchen, und nicht darauf kann es ankommen, ein geschmackvolleres an die Stelle eines plumperen, geschmacklosieren zu setzen, was lediglich eine ästhetische Rücksicht wäre; sondern die Aufgabe kann doch nur darin gesucht werden, wirliche, wahrheitsgemäße Aufklärung zur rechten Zeit an die Stelle einer unbefriedigenden Fantasienwelten Vorspiegelung zu setzen. In dieser Richtung aber fördert das Märchen von Salus nicht um den kleinsten Schritt.

Die wahre Schwierigkeit in der Sache liegt darin, daß, sowie der Wahrheit die Ehre gegeben wird, notwendig Dinge ins Spiel kommen, die eine so ideale Auffassung und Darstellung des Sachverhaltes, wie sie hier im Hintergrunde auftaucht und den Meisten als wünschenswert und möglich vorschwebt, nicht wohl aufrecht erhalten lassen; denn neben der Einweihung in die natürlichen Zusammenhänge wird unumgänglich, wenn auch zunächst vermeiden, den aufsteigenden Kindern die Kenntnis davon zuzuweisen, daß erstens der sogenannte „Kinderzeugen“ nur in den allerseltensten Fällen als etwas wirklich erwünschtes und erfreuliches hingenommen wird, daß zweitens die Vorbedingungen dazu nicht in den idealen und unteren Verhältnisse zu der Wirkung stehen, wie es in dem Salus'schen Märchen angedeutet ist, und in der Tierwelt ja auch tatsächlich der Fall ist. Mir scheinen unumgänglich die Schwierigkeiten gerade an dieser Stelle zu liegen, daß unnötig einerseits die Abneigung von den rein den Naturzwecken angepaßten Triebleben der Tiere die Reinheit des Phänomens beim Menschen beeinträchtigt, andererseits die Kulturverhältnisse der Menschheit, die geschlechtlichen und sonstigen äußeren Bedingungen des menschlichen Lebens die Empfindungen wesentlich und nicht zu ihrem Vorteile beeinflussen. Vielleicht übernimmt es einmal jemand, diese eben angedeuteten Gesichtspunkte weiter zu verfolgen und, sei es zustimmend, sei es ablehnend, zu behandeln, um damit das notwendig zu lösende pädagogische Problem einer hoffentlich nun einen erfreulichen Schritt zu fördern. Die Aufgabe leidet unter der Unaufrichtigkeit und Heuchelei, mit welcher diese ganzen Dinge in unserer Kulturwelt und — was viel schlimmer ist — auch in der Tiefstellen der Ethik behandelt werden.

B. M.

* * *

Der Vorredner verkennt meines Erachtens völlig den Charakter des fraglichen Beitrages. Er sieht darin einen Versuch, die Aufklärungsarbeit auf sexuellem Gebiet zu fördern — woran der liebenswürdige Märchenerzähler gewiß nie gedacht hat. Wenn ein Vogel im Laub sein Liedchen singt, dann ist der Nachweis, daß dadurch weder die Melodie noch Anthmit gefördert werde, übel angebracht. Schön klang der Gesang trotzdem sein.

Ueber die Verwertlichkeit von Märchen, noch die der Engellegende in der Erziehung gebe ich dem Kritikus zu. Sie sind schön, poetisch wahr, von unübertroffener Anschaulichkeit, und dem Kindergemüt entsprechend, weil sie spielend Wahrheit vorbringen. Nicht die ganze, gewiß; ja sogar Wahres mit „Unwahrem“ gemischt, aber von jener Sorte Unwahrheit, die man höflicher Dichtung nennt. Daß man seine Strahleneden von Sternen abbrechen kann, werden die Kinder am Ende schon wissen — oder, sollten sie es wirklich erst später lernen, dann dürften sie diese „Lüge“ ihrem Vater wohl verzeihen! B. M. hat wohl auch überlegt, daß ein sechs- und vierjähriges Kind das Publikum bildeten! Soll man diesen auch Schneewittchen unterschlagen, weil es keine Zwerge gibt? „Märchen ist Märchen?“ — nein! mit Verlaub! Es gibt albene Märchen — siehe Storch — und geistreiche, ethisch wertvolle, Dichterwahrheit enthaltende Märchen!

Und nun nach dem Nigorismus eis betreibender Pessimismus! Hätte B. M. damit wirklich Recht, was ich entschieden bestreite, so würde ich ihn und ebenso Tenkende dringend bitten, die Hand von dieser „Aufklärung“ der Kinder zu lassen. Erziehen heißt wirklich nicht, Kinder rechtzeitig in den Schmutz des Lebens führen, damit sie sich nur ja keine Illusionen machen, sondern es heißt ihnen Höhen weisen, zu denen sie, durch den Schmutz und trotz des Schmutzes den Weg finden. D. Red.

* * *

In Bezug auf die in Nr. 10 im Sprechsal verhandelte Angelegenheit über die höheren Schulen schreibt Herr Dreizigacker, Mainz noch Folgendes:

„Was die Frage der Freigabe der höheren Schulen betrifft, so erkenne ich wohl, daß es schwer ist, dieselbe zu lösen; ich kann aber nicht recht glauben, daß heute Raumverhältnis in den zu erwartenden ungeheuer viel größeren Zudrang zu den höheren Schulen liegen soll. Wie ich aus einer Erfahrung weiß und wiederholt von Oberlehrern zu hören bekam, wird in den höheren Schulen viel „Ballast“ mitgeführt Schreiber man diesen aus, so dürfte sich meines Erachtens schon ziemlich Raum zur Aufnahme der befähigten Kinder aus der bestsolen Klasse ergeben. Die Frage, in wieweit der Raum ausreicht, wird sich ohne umfassende statistische Erhebungen, die anzustellen übrigens nicht schwierig sein kann, nicht entscheiden lassen. Das größte Hindernis in der Lösung dieses Schulproblems wird doch wohl in dem Widerstand innerhalb der gesetzgebenden Körperschaften zu finden sein, und daß dies heute und in absehbarer Zeit zu beseitigen sein wird, wage ich selbst nicht zu glauben.

Daß die Freistellen an den höheren Schulen so wenig von Proletarierkindern benutzt werden, scheint mir darauf zurückzuführen sein, daß das Vorhandensein derselben in Proletarierkreisen nicht genügend bekannt ist. Die Lehrer der 3. Volksschulklassen könnten angewiesen werden, befähigte und würdige Schüler in Vorschlag zu bringen, dann würde sich sicherlich eine zweckmäßige Vergebung der Freistellen ermöglichen lassen.“

Darauf ist zu erwidern:

Daß viel „Ballast“ mitgeführt wird, ist richtig, aber wer den ausscheiden? Ein großer Teil wird ja schon ausgeschieden durch wiederholtes Sitzenbleiben. Aber die Wohlhabendsten unter den Unbefähigteren erreichen dann doch oft durch Nachhilfe, und wenn es in der öffentlichen Schule gar nicht mehr geht, durch Privatunterricht und auf „Pressen“ ein Ziel, das der Aermere eben nicht erreichen kann, weil die Mittel fehlen.

Die Vorschlag, die Volksschullehrer sollen begabte Volksschüler für höhere Schulen vorschlagen, würde den in den sozialen Verhältnissen gegründeten Zustand kaum ändern. Es würden da evtl. auch tüchtige Kräfte den technischen Fächern entzogen, ohne daß die Gewähr gegeben wäre, daß sie nun in der neuen Sphäre glücklicher wirkten und lebten. — Schließlich, ich wiederhole es, braucht man für die gelehrten Berufe heute nur eine beschränkte Anzahl von Menschen; die werden gelesen; und ob sie aus dem oder jenem Stande kommen, ist nachher gleichgültig. Die von unten her kommenden sind oft später durchaus nicht anders als die übrigen. — Was nötig ist, ist allgemeine Hebung der Bildung im Geist freien Gedankens. — F. Staudinger.

Eingegangene Bücher.

Vereinigter alter Orden der Druiden. Von H. Wiese, und D. Fricke Hamburg, 1904. Mk. 3.

Die Abstammung des Menschen. Von W. Bölsche. Stuttgart, Mk. 1.

Die Ethik Huldreich's Zwinglis. Von C. v. Kügelgen Leipzig. M. Wöpke 1902.

Weiberhaß und Weiberverachtung. Von Grete Meisel-Heß. Wien. 1904.

Atlas. Von Helene Otto, in der Sprache der 10jährigen erzählt. Leipzig, K. G. Th. Scheffer. 1904. M. 2.25.

Affenspiegel. Von Reinwert-Nowaczyński, München.

Dr. J. Marchlewski.

Frauenrecht und Frauenrechtlerei. Von K. G. Diedrich. Straßburg, J. Singer. 1904.

Wir wir unsere Heimat sehen. Herausgegeben vom Verein Leipziger Zeichenlehrer. Leipzig. K. G. Th. Scheffer 1903.

Rahel, ein Buch des Andenkens an ihre Freunde. Von Dr. H. Landsberg, Berlin. Leonhard Simion. Mk. 3.

Die Gleichnisse Jesu. Von D. Weinel, Leipzig. B. G. Teubner. Mk. 1.

Vom Nervensystem. Von Prof. Dr. Zander. Leipzig Verl. B. G. Teubner. Mk. 1.

Die Grundsätze der israelitischen Religionsgeschichte. Von Prof. Dr. F. Giesebrecht. Leipzig. Teubner. M. 1.

Die Inderkultur. Von Dr. med. W. Schumburg. Leipzig B. G. Teubner. Mk. 1.

Die Jesuiten. Von H. Böhmer-Romund. Leipzig. B. G. Teubner. Mk. 1.

Digitized by Google

Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121.

Soeben erschienen:

Handbuch
für
Volkstümliche Leseanstalten.

Theoretisch-praktische Anleitung
zur Begründung und Verwaltung von Volksbibliotheken und Lesehallen in Stadt und Land.

Von
J. Tews,
Generalsekretär der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung.

Preis 3 Mark.

Etwa 12 Bogen 8°.

Das Handbuch behandelt die Frage der volkstümlichen Leseanstalten in ihrem ganzen Umfange theoretisch und praktisch. Es bietet eine allseitige technische Orientierung über das Gebiet und erörtert im Zusammenhange damit auch die durch die Volksbibliotheken berührten und zu lösenden allgemeinen Bildungsprobleme. Der Text wird durch Abbildungen und Zeichnungen erläutert.

Will der Leitfaden lediglich dem praktischen Bedürfnisse dienen, so wendet sich das Handbuch an ein lebhafter und allgemeiner interessiertes und der Volksbildungsfrage in ihrem weiteren Umfange zugewandtes Publikum.

Jeder Verwaltungsbeamte, Lehrer, Geistliche, der an die Begründung einer Volksbibliothek herantreten möchte, findet in dem Handbuch einen nach jeder Richtung hin kundigen Wegweiser und Ratgeber, der insbesondere auch dann nicht versagt, wenn es sich darum handelt, noch bestehende Vorurteile zu widerlegen und zu beseitigen.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur
Abteilung Berlin.

Sonntag vor oder nach Johanni findet unser

üblicher Ausflug

statt. Wir bitten unsere Mitglieder freundlichst, die nächste Nummer genau zu brachten, in der Alles nähere mitgeteilt wird.

Gäste, wie immer, herzlich willkommen.

Welcher Wohltäter

verschafft einem Gelehrten (Christ, Historiker, Kunsthistoriker usw.), Vers. glänzend aufgenommener Bücher, durch eine Ausstellung die Mittel, um eine Allgemeine Kulturgeschichte zu schreiben?

Werte Adr.: unt. „Lebensglück" an die Exped. d. Zeitschr. erb.

Manuskripte erwirbt aus allen Gebieten der **Religionswissenschaft** und **Philosophie, Literaturgeschichte** und **Kunstwissenschaft, Geschichte** und **Philologie, Biographie** und **Pädagogik, Staats-** und **Sozialwissenschaften, Biologie** und **Anthropologie** streng wissenschaftlicher und gemeinverständlicher Art, ferner aus der **schönen Literatur.** Vorherich erforderlich.

Albert Zehler, Verlag Berlin N. W. 7.

Das Bureau der D. G. E. A.,

Unter den Linden 16 ist mit dem 1. April nicht mehr im dritten, sondern **zweiten Stock,** rechts. Auskünfte etc. werden, falls der Unterzeichnete nicht anwesend ist, aber, nach wie vor, auch in der Auskunftsstelle im III. Stock erteilt. Sprechstunden des Unterzeichneten nur Montag, Mittwoch und Freitag von 10—12 Uhr. Eilige Zuschriften sind daher besser an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmanstraße 15 zu richten.

Dr. Penzig.

Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121.

Soeben erschienen:

Volkstümliche Leseanstalten.

Leitfaden
zur Begründung und Verwaltung von Volksbibliotheken und Lesehallen für Stadt und Land.

Von
J. Tews,
Generalsekretär der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung.

Herausgegeben vom
Zentralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen.

Preis 40 Pfennig.
5 Bogen gr. 8° kartoniert.

Die Begründung von Volksbibliotheken und Lesehallen in Stadt und Land ist heute eine Volksbildungsfrage ersten Ranges, vielleicht die wichtigste und dringendste, die den Staatlichen, kommunalen und privaten für die Bildung des Volkes tätigen Organen erwächst. Im Laufe von wenigen als 10 Jahren sind in Deutschland einige Hundert städtische Bibliotheken und Lesehallen und Tausende von ländlichen Volksbibliotheken begründet worden. Die Staatsregierungen, Gemeinden, Vereine und Private wetteifern in der Schaffung neuer und in der Ausgestaltung vorhandener Volksbibliotheken. Ueberall bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß die dürftigen Büchersammlungen, die von früher her den Namen Volksbibliotheken trugen, die breiteren Volksschichten mit guter, unterhaltender und belehrender Literatur zu versorgen, nicht erfüllen können. Auch in kleinen Ortschaften ist man bemüht, Bibliotheken zu schaffen, die, trotz der notwendigen Beschränkung auf das Notwendigste, in der Auswahl der Bücher und in Bezug auf Einrichtung und Verwaltung auf der Höhe der Zeit stehen.

Um so mehr ist das Bedürfnis nach einer Anleitung vorhanden, die auch den Laien rasch orientiert. Eine solche Anleitung bietet das vorliegende Buch, das im Auftrage des „Zentral-Vereins für das Wohl der arbeitenden Klassen" verfaßt worden ist. Der Verfasser ist Generalsekretär der „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung", die in den letzten Jahren etwa 7500 Bibliotheken mit 250000 Bänden gegründet und unterstützt und auch durch ihre Zentralauskünfte, Anleitungen, Kataloge und Formulare um die Entwickelung der deutschen Volksbibliotheken in kleinen Städten und auf dem platten Lande sich große Verdienste erworben hat. Der Urheber und Leiter dieser umfangreichen Arbeit erscheint in erster Linie berufen, eine Anleitung für die Begründung und Verwaltung von Volksbibliotheken abzufassen. Aus diesem Grunde hat ihn auch der Vorstand des Zentral-Vereins (Vorsitzender Se. Exzellenz Herr Unterstaatssekretär Lohmann, stellv. Vorsitzender Se. Exzellenz Herr Admiral Staatssekretär a. D. Hollmann, im Vorstande die Herren Professor Dr. Gustav Schmoller, Reichstagsabgeordneter A. Schrader u. a.) für die Arbeit berufen.

Die Anleitung erstreckt sich auf alle bei der Begründung, Einrichtung und Verwaltung einer Volksbibliothek in Betracht kommenden Fragen. Sie geht überall auf die nächstliegenden praktischen Bedürfnisse ein, stellt das Technische in den Vordergrund und vermeidet, allgemeine Fragen des Gebiets zu erörtern. Der „Leitfaden" will lediglich der Praxis dienen und ist darauf berechnet, daß er jedem Bibliothekar auch im kleinsten Landorte als Anleitung in die Hand gegeben werden kann.

Um den Bezug zu erleichtern, haben wir den Preis für den Leitfaden so niedrig als möglich bemessen.

Gesucht

Eth. Kultur III. Jahrgang 1895: evtl. VII. Jahrgang 1899: Nr. 50, 53, VIII. Jahrgang 1900: Nr. 3—5, 7—10, X. Jahrgang 1902: Nr. 15, apart vom Verlag für Eth. Kultur, Berlin, Wilhelmstraße 121. Für gütige Ueberlassung im Voraus ergebenen Dank.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1,80 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen bitte nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 68, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

XII. Jahrgang. | Berlin, den 15. Juni 1904. | Nr. 12.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Zum Frauenkongreß. Vom Herausgeber.
Petition an den Reichstag zu dem Entwurf eines Gesetzes betr. die Wetten bei öffentlich veranstalteten Pferderennen.
Frauenfrage und Kunstbildung. Von Dr. Hans Schmidkunz (Berlin Halensee).
Der Kampf gegen den Zweikampf in Sachsen vor 300 bis 200 Jahren. Kulturgeschichtliche Studie von Ernst Arnold. II.
Streiflichter:
So mußte es kommen.
Abspannen, Abdringen oder abwendig machen.
Amerika und die Spielsucht.
Eingegangene Bücher.

Zum Frauenkongreß.

Grüßte die „Ethische Kultur" nicht die Frauen, die sich in diesen Tagen zu strenger Arbeit und Organisation künftiger Arbeit für die Menschheit hier zusammengefunden haben, sie wäre nicht nur undankbar für das, was sie der Frau bisher verdankt, sondern sie schien der echten ethischen Kultur selbst die Hochachtung zu verweigern. Ethische Kultur ist wirklich ohne die Mitwirkung der Frau undenkbar. Jahrtausende lang haben vorzugsweise Männer die Kultur geschaffen, die Naturkraft gebändigt, sie mit zwingender Faust oder mit listiger Klugheit dem Menschengeist unterworfen, die Menschheit selbst durch Erfindungen und Entdeckungen zur Herrin der Erde gemacht — und doch blieb diese Kultur ein Aeußerliches, ein Firniß, ein Stückwerk immer, bis ethische Kultur, vornehmlich durch Frauengeist und Frauenhand, Harmonie schuf im Durcheinander der Kämpfenden, dem Gemüt seinen Einfluß rettete vor dem Ueberwiegen bloßer Willensenergie und kalter Verständelei und die sittliche Persönlichkeit immer wieder zum Kunstwerk rundete mitten in dem Zusammenprall unpersönlicher Mächte und wenig gezügelter Triebe.

Nur dürftige Kunde gibt die vom Manne aufgezeichnete Geschichte über das, was die Frau als Gebärerin und Erzieherin der Kinder und Männer für den Kulturfortschritt geleistet; wer aber die Blätter, die von echter Menschenfortbildung berichten, zu lesen versteht, der weiß, wie sie nicht nur in ihrer Leiblichkeit, sondern vor allem durch ihren Geist auf ferne Geschlechter zu wirken vermochte, sei es als belebende Muse des Dichters und Denkers, als sorglich hütende Bildnerin des Genius, oder als hellsichtige Künderin solcher Geheimnisse, die dem grob zupackenden Mannesverstand zu fein waren. Kein Wunder der Natur wirkt überwältigender auf den Denkenden, als der sich vor unseren Augen abspielende unablässige Erneuerungsprozeß der Menschheit, wie im Schoße der Mutter, unberührt von den Schädigungen, die das Leben den Eltern zufügte, immer wieder eine neue reine Menschenknospe aufblüht. Trägerin unbegrenzter Möglichkeiten — aber kein Wunder der Geschichte auch ist erhabener als der Siegeszug weiblichen Geistes durch die Kultur der Zeiten und Völker, wie aus der von unbegreiflicher Verblendung diktierten Unterdrückung, Knechtung und Mißhandlung der einen Menschheitshälfte durch die andere die Frau sich emporringt zur Anerkennung ihrer vollen Gleichberechtigung, nicht um „unweiblich" zu werden, wie die törichte Geschlechtsbefangenheit fabelt, sondern um ihre volle geistig-leibliche Weiblichkeit neben die volle Männlichkeit zu stellen und damit erst die Menschlichkeit harmonisch bauen zu helfen.

Allmählich fängt man auch in weiteren Kreisen an, eine Ahnung davon zu bekommen, welche großartige geschichtliche Bewegung wir hier mit erleben dürfen, gegen die jene als Merksteine geschichtlicher Epochen angesehenen Völkerbewegungen wie etwa die indogermanische Besiedelung Europas, die Völkerwanderung, die Kreuzzüge, verblassen. Wir aber, die wir den Segen der Mitarbeit der Frauen reichlich erfahren haben, bieten den rüstigen Vorkämpferinnen und Wegebereiterinnen einer besseren Menschheit fröhlich kameradschaftlichen Handschlag und Willkommensgruß bei ihrer Tagung in Berlin.

Es ist vielleicht die feinste Blüte der ethischen Kultur im Mannesherzen, wenn er zu erkennen beginnt, daß er fürder der Mitarbeit der freien, hochentwickelten, selbständigen Frau nicht mehr entraten kann.

Petition an den hohen Reichstag

zu dem Entwurf eines Gesetzes

betr. die Wetten bei öffentlich veranstalteten Pferderennen.

(Aktenstück Nummer 365).

Die deutsche Gesellschaft für ethische Kultur, vertreten durch ihren Haupt-Vorstand, bittet um Ablehnung des Gesetzentwurfes, betreffend die Wetten bei öffentlich veranstalteten Pferderennen, sowie, im Sinne der Reichsgerichts-Entscheidung vom 7. Juli 1882, um die Herbeiführung nachhaltigster Bestrafung aller aus diesen Veranstaltungen hervorgegangenen Glücksspiel-Einrichtungen und der dadurch hervorgerufenen Zustände, zugleich aber um die Eröffnung ergiebiger und sittlich unbedenklicher Hilfsquellen für die Förderung der Pferdezucht in Deutschland.

Zur Begründung obiger Bitten erlauben wir uns folgendes zu bemerken:

Digitized by Google

Die am 4. Mai abgehaltene erste Beratung des Reichstages über den Gesetzentwurf, betreffend die Wetten bei öffentlich veranstalteten Pferderennen, hat nach dem Zeugnis des stenographischen Berichtes einen Verlauf genommen, welcher die Hoffnung nicht ausschließt, daß die bevorstehenden weiteren Beratungen des Reichstages und der Regierungen über diesen Gesetzentwurf doch noch zu dem Beschlusse führen könnten, überhaupt der Duldung der in Rede stehenden Art des Wettspielens sobald als irgend möglich ein Ende zu machen.

In der Tat läßt die genauere Wiedergabe der Aeußerungen sowohl der Regierungsvertreter als der Redner aus fast allen Parteien erkennen, wie sehr auch an diesen Stellen jene Wett-Veranstaltungen als ein sehr ernst zu nehmendes soziales Uebel empfunden werden. Erhoben sich doch selbst die Verteidiger des Gesetzentwurfes nur bis zu der Wendung: „Wir müssen doch auch nicht zu viel die Moral in den Vordergrund schieben," oder: „Ich kann so tragisch den Gesetzentwurf nicht ansehen."

Angesichts dieser Sachlage entsteht für alle diejenigen, welche den sittlichen Gefährdungen des Gemeinschaftslebens eine sorgenvolle Aufmerksamkeit widmen, die dringende Verpflichtung, die schweren Gewissensbedenken, welche, ebenso wie im Reichstage selber, in weiten Kreisen unseres Volkes gegen die Zulassung oder gar Kultivierung jener Wett-Veranstaltungen obwalten, ungesäumt durch eine an den Reichstag zu richtende Vorstellung zum Ausdruck zu bringen.

Die deutsche Gesellschaft für ethische Kultur, in deren Namen dies hiermit geschieht, will sich keineswegs ein Urteil über die Bedeutung anmaßen, welche die Wettrennen für die Pferdezucht haben können. Sie will nur mit allem Ernst darauf hinweisen, daß es zur Förderung dieser Zwecke gewiß nicht unerläßlich ist, den bezüglichen Veranstaltungen eine Entwickelung zuzugestehen, deren schädliche Einwirkungen auf die Gesittung unseres Volkes größer sind und trotz gewisser Einschränkungen, die der Gesetzentwurf vorsieht, noch viel größer werden können, als die Vorteile, welche die Nation aus der Hebung der Pferdezucht für ihre wirtschaftliche Prosperität und für ihre Sicherheit ziehen zu können glaubt.

Es wird und es muß möglich sein, diese letzteren Zwecke auch mit Mitteln und Einrichtungen zu erreichen, welche jene Bedenken und Gefahren nicht hervorrufen. Gegen den Einwand, daß diese letzteren gröblich übertrieben werden, bitten wir, zulässlich zu den in der Begründung des Gesetzentwurfes selber schon enthaltenen Aussprüchen, folgendes bemerken zu dürfen.

Die wetteifernde Erprobung von Kraft und Leistungsfähigkeit und eine anstachelnde Prämiierung der Sieger in solchen Wettkämpfen haben zweifellos noch immer eine die Entwickelung von Kraftentfaltungen erheblich steigernde Bedeutung, obwohl sich in der Menschenwelt bereits Antriebe und Beweggründe von einer höheren und reineren Ordnung an die Stelle jener atavistischen, auch bei den Tieren wahrnehmbaren Wirkungen zu setzen beginnen, so daß bereits in wichtigen Leistungsgebieten Preis-Wettkämpfe als eine sehr unvollkommene, durch feinere Organisation des Zusammenwirkens in Zukunft zu überwindende Einrichtung gelten. Zumerhin werden aber voraussichtlich die Wettkämpfe an sich als Weckungs- und Reizungs-Mittel zur Betätigung besonders temperamentvoller Energie noch lange nicht verschwinden. Vielleicht werden sie sogar dauernd in denjenigen Gebieten menschlichen Zusammenwirkens eine Existenz behalten, in denen nicht der volle systematische Ernst bewußter individueller und sozialer Kraftentfaltung zu höheren Zwecken, sondern die freie individuelle Lust an dem Spiel der Kräfte und sogar auch an einer Mischung intelligenter Aktion mit den unberechenbaren Wirkungen des Zufalles zur Geltung kommt.

Es ist aber eine wesentliche Begriffs-Bestimmung des freien Spieles, daß es sich in den Grenzen hält, innerhalb deren es in keine nachhaltigen Konflikte mit den strengeren Forderungen und Beziehungen verwickelt wird, welche zwischen der menschlichen Arbeit und den bereits als gesetzmäßig erkennbaren und lenkbaren Vorgängen in der Außenwelt bestehen. Ueberschreitet das Spiel diese Grenzen, dann wird es Verfall und Entartung. In den Gebieten der geordneten Wirksamkeit, in welcher der schließliche und solide Erfolg nur der Intelligenz im Bunde mit der Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit oder, in technischem Ausdrucke, der Genauigkeit gehört und gebührt, werden alle zufälligen, im einzelnen noch unberechenbaren Vorgänge als die Feinde jeder wahrhaft produktiven Leistung erachtet und als solche auch tunlichst durch kollektive Schutzmaßregeln, in Gestalt der verschiedenen Formen der Versicherung usw. bekämpft.

Und diejenigen, welche gar mit einem wesentlichen Teil ihrer Betätigung auf den günstigen Zufall spekulieren, erscheinen als geringwertige, sogar unter Umständen als gefährliche Elemente des Gemeinschaftslebens.

Aus diesen anscheinend subtilen Betrachtungen gehen aber sehr deutliche Fingerzeige für die Beurteilung der verschiedenen Grade von Gefahren hervor, welche mit verschiedenen Erscheinungsformen des Wettspielens, überhaupt des Zufallspieles, verbunden sind.

Im „Bürgerlichen Gesetzbuch" heißt es kurz: „Durch Spiel oder durch Wette wird eine Verbindlichkeit nicht begründet." Hiermit ist klar ausgesprochen, daß Gewinn und Verlust durch Spiel oder Wette aus dem Gebiete des geordneten Wirtschaftslebens und der sozialen Rechtsverhältnisse ausgeschlossen sein sollen. In Ergänzung dieser Bestimmung läßt man aber in denjenigen Kreisen, bei denen im Genuß einer anscheinend oder wirklich gesicherten Existenz und bei einer verminderten täglichen Arbeitssorge die vorerwähnte Lust am freien Spiel eine größere Entfaltung findet, den Spiel- und Wett-Schulden eine Vorzugsbehandlung zuteil werden, indem sie als sogenannte Ehrenschulden betrachtet und dadurch zu sozialen Regungen von einer gewissen Feinheit und Eigenart in ein näheres Verhältnis gebracht werden.

Es ist daher vollkommen richtig, wie es von mehreren Rednern, insbesondere auch von dem Königl. Preußischen Herrn Minister für Landwirtschaft, in der Verhandlung vom 4. Mai ausgesprochen worden ist, daß in diesen Kreisen die Beteiligung an Wettspielen und dergleichen im allgemeinen keine Gewissensbedenken hinterläßt, solange jene Schulden nicht merklich beeinträchtigend in das Gebiet der geordneten Lebensführung übergreifen.

Nach Erwägungen ganz derselben Art sind aber alle Glücksspiele — und mögen sie noch so maßvoll geordnet und von Gemeinschafts-Autorität getragen sein — als verwerflich und gefährlich zu erachten, sobald bei ihnen Gewinne möglich sind, welche für Angehörige der weitesten Volkskreise die Möglichkeit eröffnen, wesentliche, und seien es auch nur ganz vorübergehende, Erhöhungen der Lebenslage durch bloße Zufallsgunst zu erlangen. Die Vorspiegelung und Erwartung solcher Erhöhungen hat eine tiefe Wirkung auf das tägliche Erwerbs- und Arbeits-Leben zahlreicher Volksgenossen, in einzelnen Fällen vielleicht wie ein idealer tröstlicher Hintergrund, aber doch weit überwiegend wie eine Art von nachhaltiger Schwächung der Spannkraft ernsten Wollens und Bemühens.

Die staatlich genehmigte Organisation des Wettspielens bei öffentlich veranstalteten Pferderennen hat aber, wie in der Begründung des Gesetzentwurfes selber zugestanden wird, auch nicht einmal vermocht, die Einhaltung gewisser Grenzen und Formen der Entwickelung des Spiel-Bedürfnisses der Menge zu sichern. Im Zusammenhange mit den Erhöhungen der Besteuerung der Wettspiel-Einrichtungen hat vielmehr das Entstehen von Privat-Wettbureaus für Pferderennen, die sich dieser Steuer entziehen konnten, tatsächlich — wie es in jener Begründung wörtlich heißt —

Digitized by Google

„einen Umfang, wie nie zuvor, angenommen und sich geradezu zu einer öffentlichen Kalamität ausgebildet. Die durch sie herbeigeführte Ausnutzung der Spielwut gerade der weniger bemittelten Klassen der Bevölkerung lasse, verbunden mit der Unsicherheit der Erlangung der etwa bei der Benutzung jener Privat-Wettbureaus erzielten Gewinne, ein gesetzliches Vorgehen gegen dieselben als notwendig erscheinen . . . . .“

Sodann aber wird hinzugefügt:

„Außerdem seien insolge des Anwachsens dieser Welt-Bureaus auch die Einnahmen des Reiches aus dem Totalisatorstempel erheblich zurückgegangen. Allen diesen Mißständen gegenüber lasse sich ein wirksamer Erfolg nur erwarten, wenn allgemein das Vermitteln von Wetten unter Strafe gestellt wird.“

Letzteres geschieht nun durch die Vorschrift des § 3 des Gesetzentwurfes, wonach „das geschäftsmäßige Vermitteln von Wetten für öffentlich veranstaltete Pferderennen nicht gestattet wird.“ Diese Bestimmung wird weiterhin in der Begründung noch dahin präzisiert, daß nur das rein private gelegentliche Vermitteln von Wetten erlaubt bleibe.

Um aber gleichzeitig dafür Sorge zu tragen, heißt es weiter in der Begründung:

„daß dem bestehenden Wettbedürfnisse beim Pferderennen unter amtlicher Kontrolle der erforderliche Spielraum gewährt wird, sei es notwendig, daß die Landes-Zentralbehörden, wie es bisher in Preußen geschehen ist, allgemein ermächtigt werden, die Erlaubnis zum Betriebe des Totalisators bei öffentlich veranstalteten Pferderennen in dem ihnen angemessen erscheinenden Umfang zu erteilen.“

Zwei Seelen wohnen, ach, in dieser ganzen Behandlung der Angelegenheit. — Die volle gewissenhafte Erkenntnis, daß jene zur Zeit obwaltenden Zustände eine „öffentliche Kalamität“ seien, führt zu dem Verbot der Privat-Wettbureaus, und der erklärliche Wunsch, die für die Hebung der Pferdezucht bisher fließenden Hilfsquellen nicht schwinden zu lassen, da für deren Ersatz durch andere Einnahmequellen sich keine Aussicht zu bieten scheint, führt zu dem Entschluß der Erhaltung oder gar der Förderung konzessionierter Wett-Einrichtungen. Und diese sind doch eigentlich die Wurzel des Uebels, dessen Beseitigung oder auch nur wesentliche Verminderung durch das Verbot der Privat-Wettbureaus doch höchst zweifelhaft erscheint.

Es ist unter allen, die von dem Wettspiel-Betriebe bei den Pferderennen in Deutschland, zumal in der Nähe der großen Städte, Kenntnis genommen haben, nur eine Stimme darüber, daß durch die Steigerung der mittelbaren oder unmittelbaren Beteiligung der weitesten Volkskreise an diesen Wettspielen die „Spielwut“ selbst bis in die untersten Volksklassen hinein in der bedenklichsten Weise gesteigert worden ist, während früher im Vergleich mit den Nachbarländern, insbesondere Italien und England, das deutsche Volk von diesem Uebel verhältnismäßig frei geblieben war und vielleicht einen Teil der großen wirtschaftlichen Erfolge seiner Arbeitskraft und Intelligenz dieser früheren relativen Immunität seiner Arbeiterschaften gegen jene sittlichen Schädigungen zu verdanken gehabt hat.

Es wäre in hohem Grade wünschenswert, wenn recht viele Menschenfreunde demnächst Veranlassung nehmen wollten, durch eigene Wahrnehmungen sich von der rauschähnlichen Verfassung zu überzeugen, in welcher ein großer Teil der bei jenen Gelegenheiten zusammenströmenden Menschenmengen sich befindet.

Von unseren Freunden in England empfangen wir neuerdings die schmerzlichsten Mitteilungen über die fast erschreckende Ausbreitung und Steigerung, welche dort das Wettspielen in allen Volksklassen erfahren hat, und besonders über den sittlichen Verfall, welcher dadurch in die Arbeiterklassen einzudringen droht.

Zur Pathologie dieser Erscheinungen wird von jener Seite aus auch die Wahrnehmung mitgeteilt, daß anscheinend der Spielrausch stärkere Ausbreitung gerade an solchen Stellen findet, an denen es gelungen ist, die Nöte des Alkoholrausches erheblich zu vermindern. Vermandt ist hiermit die Wahrnehmung, daß in Italien, wo die Uebel des Alkoholismus relativ gering sind, der Rausch des Lotto-Spiels, im Bunde mit altem Aberglauben, sehr stark verbreitet ist.

Die polizeiliche und gerichtliche Verfolgung der Privat-Wettbureaus erscheint doch nur wie ein Schlag ins Wasser. Solange die staatlich kultivierten Anhaltspunkte des Wettspielens bestehen, ist, wie wir glauben, nur zu befürchten, daß an Stelle der von der Bildfläche verschwindenden Privat-Wettbureaus alle möglichen Formen der sogenannten Buchmacherei und der heimlichen Vermittelung kollektiver Wetten ihr Unwesen noch in stärkerem Grade treiben werden. Es wird also gar nichts anderes übrig bleiben, als der Pferdezucht auf einem anderen, direkteren und rationelleren Wege zu helfen, dagegen die Gefahren der Spielwut in der Menschenwelt mit der allergrößten Sorgfalt und Energie einzudämmen. Hierzu bedürfen die Regierungen allerdings der Mitwirkung der einsichtsvollen und erleuchteten sozialen Hilfsarbeit, um dem Bedürfnis nach einem gewissen Lebensrausch, welches sich gerade in den grauen Nöten der Tagesarbeit und der Existenz-Sorgen so gebieterisch entwickelt, ein Gegengewicht zu schaffen durch Veranstaltungen höherer Art, welche sich an die Seele des Volkes wenden und ihm edle Freude zugleich mit sittlicher Stärkung bringen.

Berlin, Anfang Juni 1904.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur
vertreten durch den Hauptvorstand.
J. A.:
Prof. Wilhelm Foerster, Geheimer Regierungs-Rat.

Frauenfrage und Kunstbildung.

Von Dr. Hans Schmidkunz (Berlin Halensee).

Durch alle Begeisterung für die moderne Sache der Frauenemanzipation geht ein mehr oder weniger bewußter hemmender und drückender Zug hindurch. Wie einst die Sklavenbefreiung, die Bauernemanzipation und dergleichen eine übergroße Menge von Menschen aus verhältnismäßig gesicherten Zuständen in alle Unsicherheit und Not der Freiheit hineinwarfen, sodaß gar manchmal das graufe Wort ertönte: „Wir wollen nicht frei sein!“ — ebenso liegt auf der modernen Frauenbewegung als ein düsterer Schatten die Frage, ob den Befreiten nicht schlimmere Lose bevorstehen, als ihnen in ihrem goldenen oder eisernen Käfig geblüht hatten. Es findet sich einfach — kurz gesagt — nicht immer genug Arbeit. Zu den wichtigsten Unterstützungen dieser Bewegung gehören demnach die Erschließungen neuer Arbeitsgebiete für die Frauen. Wenn wir nun bedenken, daß neben der sogenannten Frauenbewegung mehrere andere formell ähnliche moderne Erscheinungen einhergehen, so liegt die Idee nahe, die einen zu gunsten der anderen zu benutzen. Nun wird in der letzten Zeit nicht bald etwas so aktuell, wie das Streben nach einer besseren Bildung weiter und enger Kreise in den Künsten. Wir haben da mit einer mannigfaltigen Kunstbewegung zu tun, einer Art Kunstemanzipation, einer Befreiung des Volkes aus Kunstarmut und Befreiung der Künstler und ihrer Verwandten von unerträglichen Verhältnissen der Kunstpraxis. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir die Art und Weise, wie Künstler, Kunstfreunde und Kunstgenießende ihre Bildung in den ihnen allen gemeinsamen Gegenständen empfangen, als eine meistens geradezu jämmerliche bezeichnen. Am fühlbarsten wird es in der Kunst, die bekanntlich am meisten mit Geräusch verbunden ist: in der Tonkunst. Was da alles in Gesangs-

Digitized by Google

unterrichte der Schule, in der fachmäßigen Sängerausbildung, in der Behandlung der ganzen Armee von Klavierfechtern und von künftigen Klavierlehrern u. s. w. gesündigt wird, kann nicht leicht zu schwarz dargestellt werden.

In jüngster Zeit haben die Freunde einer sortschrittlichen Kunstbildung die Aufmerksamkeit ganz besonders auf den Gesangsunterricht in den öffentlichen Schulen gelenkt. Wir können hier nicht auf die technischen Einzelheiten dieser Frage eingehen. Genug daran, daß ästhetisch wie hygienisch des Argen übergenug ist. Denken wir z. B. nur an die Rücksichtslosigkeit, mit welcher ältere Kinder in der Zeit der Entwicklung gezwungen, oder so gut wie gezwungen werden, das Chorsingen oder Chorschreien in der Schule mitzumachen. Gehen wir weiter, und sehen wir zu, wie z. B. bei Prüfungskonzerten von Musikschulen Leistungen dargeboten werden, vor denen alle guten Geister eiligst von dannen fliegen, so ist es wahrlich kein müssiger Einfall, daß wir hier mit aller Energie nach einem Wandel drängen. Nun wird das weibliche Geschlecht mit Vorliebe gerühmt als der Teil der Menschheit, dem, gegenüber dem Walten des Verstandes und des Nutzens, die Welt der Gefühle und der Schönheit vorbehalten bleibt. Beobachten wir im gewöhnlichen Leben die Art und Weise, wie Männer und wie Frauen sprechen, so geht die Vermutung vielleicht nicht ganz irre, daß den Frauen eine ausdrucksvollere, innigere, vielleicht auch schärfere Sprache eigen sei, als den Männern. Wer jedoch Gelegenheit gehabt hat, Frauen in ihrer musikalischen Betätigung zu beobachten, kommt leider eher zu einem entgegengesetzten Ergebnis: sie spielen ihr Instrument schlaffer, gestaltungsloser, ausdrucksärmer als ihre männlichen Kollegen. Es besteht denn auch ein weit verbreitetes Vorurteil gegen weibliche Musiklehrer; nach dem Gesagten nicht mit Unrecht.

Nun steht jener modernen Bestrebung nach einer ausgedehnteren und gediegeneren Kunstbildung das Erwachen der Einsicht zur Seite, daß die Kunst, daß jede Kunst im Grunde nicht eine Verschönerung des Lebens, ein Luxus oder dergleichen Nebensächliches ist, sondern vielmehr eine, ja sogar wohl die großartigste Gelegenheit, ein Bedürfnis zu befriedigen, das jedem lebenden Wesen von Natur aus eigen ist: das Bedürfnis nach Ausdruck. Musik ist Ausdruck und zwar nicht nur von Gefühlen, sondern auch von anderen Bestandteilen unseres inneren Lebens. Selbst die Architektur und schließlich jede kleinste von den sogenannten Liebhaberkünsten und dergleichen ist ein Ausdruck: eine Formensprache für einen geistigen Inhalt. So war es immer, so mußte es immer sein, und so wird es immer sein — versteht sich, wo wirkliche Kunst in Frage kommt. Alle Fortschritte in der künstlerischen Bildung weiter Kreise sowie in der Ausbildung zum Künstlerberufe werden von dieser Erkenntnis ablhängig sein.

So lange nun die Frauen, entgegen ihrer Natur, in ihrer Kunstpflege gerade diese hauptsächliche Seite der Sache verkämmen, wird von ihnen für die modernen Bestrebungen der Kunstpädagogik nichts wesentliches zu erwarten sein. Sobald sie jedoch ihr eigentlich weibliches Wesen der Neigung zu einer Gefühlssprache auch hier entfalten, wird das weite Gebiet der modernen Kunstbildungsarbeit ihnen eine Stätte geben, auf der sie sich so gut betätigen können, wie vielleicht auf keinem anderen Gebiete.

Dazu kommt, daß Frauen für die Bedürfnisse der Jugend in Ernst und Spiel ein besseres Verständnis, eine größere Geschicklichkeit des Eingreifens besitzen als durchschnittlich die Männer. Darum spielen auch in der Schulwelt die Lehrerinnen immer mehr und mehr eine Rolle. So weit unsere Kenntnisse reichen, werden Frauen im Gesangsunterricht noch nicht so zahlreich verwendet, wie es unserer Meinung nach vorteilhaft sein würde. Die Gesangsstimmen von jüngeren Knaben und Mädchen stehen in gleicher Lage wie die Frauenstimmen; schon dieser Umstand spricht für den Vorzug weiblicher Gesangslehrer. Nun aber noch mehr! Ein gewisser sentimentaler und schwärmerischer Zug, der uns oft die Beteiligung der Frauen an der Kunstpraxis verleidet, kann doch gerade hier zum Guten geführt werden, wenn er verwendet wird als Schutz gegen eine Behandlung der Musik, durch welche von ihr alles, nur nicht ihr Erstes: ihre Gemütsseite, zur Geltung kommt. Dazu gehört nun freilich mehr als nur eine gute Gesinnung, ein weicher Sinn; dazu gehört vor allem eine Musikbildung, welche u. a. aufgebaut ist auf der Einsicht in die Ausdrucksbedeutung der Musik und auf der dazu gehörigen Einsicht, daß Musik — sehr trivial gesprochen — eine Sache des Herzens ist. So selbstverständlich dies sein muß, so wenig wird es doch in der Tat beachtet. Unser Musikreiben ist viel mehr eine Sache der Muskeln, der Sing- und Spielmuskeln, als des Gehöres; der Musikunterricht wird für die Augen und die Finger, bestenfalls für den Verstand erteilt, aber nicht für das Ohr und die Seele. Nun scheint uns, daß ein darüber hinausgehender kunstgemäßerer Unterricht in der Tonkunst, wenn er nur energisch gehandhabt wird, auf keinen fruchtbareren Boden fällt, als auf den eines weiblichen Verständnisses und Sinnes. Und gelangen wir einmal dazu, eine Musikbildung nicht nur für die Musikmacher, sondern auch für die Musikhörer zu bekommen, so können wir uns kaum bessere Verkündiger des Wesentlichen in dem weiten Felde der Musik denken, als eben Frauen. Seit einiger Zeit geht durch die Musiklehrerinnenwelt ein Zug nach allseitiger Hebung des Musikunterrichtes. Vielleicht sind es blos Gründe der Quantität, die in dieser Bewegung voranstehen; vielleicht aber ist es auch die Folge eines mehr oder weniger dunklen Fühlens, daß gerade Frauen auf diesem Boden zwar schlechter wirken als Männer, so lange nicht Ernst gemacht wird, daß sie aber dann, wann einmal Ernst gemacht wird, hier geradezu fruchtbarer wirken können als Männer.

Soviel von der Musik, also der Kunst, deren Leiden und Freuden bekanntlich am spürbarsten sind. In anderen Künsten sind die Verhältnisse, wenn auch weniger spürbar, so doch grundsätzlich nicht anders gelagert. Jene moderne Bewegung nach einer Hebung des Kunstunterrichts in dem Sinne, wie sie sich namentlich auf den bisherigen zwei Kunsterziehungstagen ausgesprochen hat, appelliert in erster Reihe an die Lehrer der verschiedensten Kategorien. Und zwar ist hier vorwiegend an die bildende Kunst gedacht. Zum Teil beruhrt sich denn auch jene Bewegung mit der ihr verwandten einer Propaganda für die sogenannten Liebhaberkünste, für den Dilettantismus im besonderen Sinne des Wortes. Wer diese Propaganda näher verfolgt, könnte deutlich sehen, welche Rolle die Frauen namentlich auf den Gebieten verschiedener Liebhabertechniken spielen. Nun liegt das Heil dieser Dinge nicht in technischen Einzelheiten, nicht in den Fortschritten technischer Lederarbeiten und dergleichen, sondern vielmehr in der prinzipiellen Verständigung darüber, was die Kunst ist und will, was die Kunst für das Volk sein kann, und was das Volk für sie sein kann. Jener Kunstbewegung dient ein weites Netz von mündlichen, schriftlichen und sonstigen Bemühungen, die mit den Bestrebungen nach Volkswohlfahrt, Volksbildung und Volksunterhaltung überhaupt zusammengehen oder zusammengehen können. Haben nun die Frauen hier schon überhaupt viel geleistet, so ist zu erwarten, daß speziell die Wege einer reformatorischen Kunstbildung für sie die dankbarsten sein werden. Allerdings gehört dazu, daß die an solche Aufgaben herangehenden Kräfte vorerst selber auf der Höhe moderner Bildung in Kunstverständnis und Kunstpraxis stehen. Sie dahin zu führen, wird eine besondere Aufgabe unserer Schulen für die verschiedenen Kreise sein. Dazu genügt natürlich nicht, daß man für einen zahlreichen Besuch dieser Schulen von Seiten der Mädchen sorgt; dazu ist vor allem nötig, daß die Leistungen dieser Schulen selber im Sinne der von uns angerezten Gedanken vor sich gehen. Ist

Digitized by Google

dann einmal der Zug nach Teilnahme an der heute einzig würdigen Erfassung und Behandlung der Kunst in die Welt der vorwärtsstrebenden Frauen eingedrungen, so läßt sich hoffen, daß die in der Frauenbewegung angesammelten Kräfte in einer kaum überschätzbaren Weise unserem Kunstleben zu gute kommen werden.

Wie vorhin der Tonkunst, so sei hier zum Schlusse noch ein längeres Verweilen den bildenden Künsten gewidmet und zwar speziell denen, die für unser Thema ganz besonders in Betracht kommen: den sogenannten anhängenden oder angewandten Künsten und unter ihnen wieder vornehmlich dem Kunstgewerbe. Längst treiben junge Damen Vorzellanmalerei u. dergl. Allein damit ist in unserem Sinne noch nichts rechtes erreicht. Es handelt sich vielmehr hauptsächlich darum, das Können in Kunst und Kunstfertigkeit nicht auf einen oder den anderen kleinen Teil des gesamten Gebietes der Kunstarbeit zu beschränken, sondern es soweit auszudehnen und zu vertiefen, daß auch die Besitzerin je nach Bedarf mitschaffen in einen anderen Gebietsteil übergegangen werden kann. Schon die wirtschaftlichen Verhältnisse, die so den einzelnen Arbeitsfeldern sehr wechselnde Angebote und Nachfragen und sonstige Konjunkturen zuweisen, legen dies nahe; sodann aber tut es die Kunstentwickelung selber, und ihr kann nachgelogen oder gar vorangehen nur der Besitzer eines umfassenderen Könnens. Außerdem kommt im Kunstgewerbe viel auf eine Beherrschung seiner mannigfachen technischen Grundlagen und somit vor allem der Physik und der Chemie, weiterhin aber auch der systematischen Naturgeschichte an. Mit solcher Ausstattung von Wissen und Können werden Fortschritt und Fortkommen auch für Frauen anstelle der Klagen über Stagnation und Ueberfüllung treten. Der Umstand, daß das kunstgewerbliche Musterzeichnen noch immer gute Aussichten bietet, enthebt nicht von der Pflicht zu jenen Studien. Uebrigens ist in der Frauenbewegung das Eintreten für kunstgewerbliche Schulung der Mädchen — dank besonders Frau Helene von Forster — nichts ganz neues mehr. Zu tun bleibt hier jedoch soviel, daß unsere Hinweise sich rechtfertigen dürften.

Der Kampf gegen den Zweikampf in Sachsen vor 300 bis 200 Jahren.

Kulturgeschichtliche Studie von Ernst Arnold.

(Nachdruck verboten).

(Schluß.)

Fünf Jahre nach Erlaß des zweiten der beiden strengen Mandate von 1665 fühlte sich Johann Georg II. bewogen, eine gewisse Milderung dieser Bestimmungen eintreten zu lassen. Der Grund dafür war aber nicht etwa ein Nachlassen der Duellseuche, sondern lag in wiederholten Vorstellungen der Stände. Hierüber heißt es in dem vom 5. Oktober 1670 datierten „wiederholten Mandat, darinnen das unchristliche Injurioren, Duelliren, vorigen Verordnungen nach, nochmahls verboten, auch wie die Uebertreter, wegen ihrer Begünstigungen und Excesse im Injuriren, zu bestraffen, das beleidigte Theil aber an seinen Ehren zu restituiren sey, erklähret wird," ausdrücklich nach Erwähnung des Umstands, daß der Kurfürst früher die Verordnungen seines Vaters „aus bewegenden Ursachen, zu schärffen bewogen worden":

„So hat doch Unsere getreue Landschafft von Ritterschafft und Städten zu unterschiedenen malen unterthänigste Anruchung gethan, solche Mandata revidiren, die darin enthaltene Straffen, als Einziehung der Lehen, und derselben Anwartungen, die Leibes-Straffe derer Duellisten (im Fall kein Mord vorgangen) und derenjenigen, so zu Beichts-Leuten und Beyständen gebrauchet werden, wie auch Abhauung der Hand, indistincte an denenjenigen, so den Degen gezogen, milderen, auch den poenam reparationis honoris in gute Mäßigkeit setzen zu lassen."

Man sieht, daß damals schon, wie heute noch gewisse Kreise hartnäckig für ihr vermeintliches Recht auf den Zweikampf eintraten, und die auch jetzt wieder viel umstrittene Frage, ob das Gesetz für die Beleidigungen ausreichend strenge Strafen vorsehe, schon im 17. Jahrhundert zur Erörterung stand.

Johann Georg teilt nun weiter mit, er habe sich nach reiflicher Erwägung „endlich entschlossen," seine beiden früheren Erlasse „folgender Gestalt zu erklären, und hierüber allenthalben gegenwärtige Verordnung abzufassen." Auf allgemeine Ermahnungen zu friedlichem Leben und Vermeidung aller Verunglimpfungen, Händel und Zänkereien und Verhaltungsmaßregeln für die gerichtlichen Beamten des Kurfürstentums folgen nun die verschiedenen Strafmaße, von denen wir die wichtigsten hier anführen:

Verbal-Injurien bis zu 200 Thalern, bei Unvermögen oder Fluchtverdacht 6 Wochen Gefängniß,

Real-Injurien (ohne gegebene Ursach) „biß auf ein Jahr mit Gefängniß, darinnen er mit Wasser und Brodte zu speisen," Herausforderungen (wenn das Balgen und Kugelwechseln wirklich nicht erfolget) bis zu 500 Thalern,

Unblutiges Duell jeder der beiden Gegner „mit 500 Thalern oder 1 Jahr Gefängniß, so über der Erden, darinnen er mit Wasser und Brodt zu speisen."

Bei Entleibung im Duell soll es bei der im zweiten 1665er Mandat angeordneten „Leib- und Lebens-Straffe" bleiben, doch darf der Gefallene ein Begräbniß auf dem Kirchhof erhalten. Die auf andere Händel, wie Ueberfall „mit dem bloßen Degen oder anderem gezogenen Gewehr" auf der Straße und im Hause, Ueberschreitung der Nothwehr u. s. w., gesetzten Strafen können wir, als nicht unmittelbar hierzu gehörig, übergehen.

Von den Maßnahmen zur „Erstattung der verletzten Ehre" sind in erster Reihe erwähnenswert die öffentliche Abbitte und Widerruf nebst Ehrenerklärung; dabei ist besonders beachtlich folgender Passus:

„Anlangend die Real-Injurien, soll derjenige, welcher den Andern mit der Hand, Stabe oder andern Instrumenten, ohne gegebene Ursach beleidiget, anzuhalten seyn, dem Beleidigten einen Widerruff vor denen Commissarien (jedoch seiner Ehren unschädlich,) auf den Knien, mit diesen Formalien zu thun: daß er ihn in dem Fall nicht als ein ehrlicher Mann geschlagen, auch daran alleuthalben unrecht und zu viel gethan ꝛc. und wie die Worte eines öffentlichen Widerruffs einzurichten, deräuchtig ist."

Der Erfolg der Regierung war wieder äußerst geringfügig. Sechs und ein halb Jahr später beklagt sich Johann Georg in seinem unterm 3. März 1677 erlassenen Mandat „des Duellirens halber, und dessen Extension auf das Bastioniren und Prügeln, oder ander dergleichen Tractament" lebhaft darüber, daß seine früheren Erlasse keine Beachtung fänden.

„Was massen wir, mit sonderbarem Mißfallen vernommen, wie nicht allein Unsere, des unchristlichen Duellirens halber, hiebevorn in Druck ausgelassene . . . Mandata . . . fast gänzlich ausser Augen gesetzet werden, Sondern auch es dahin gedeyhen will, daß etliche, welche von einem oder dem andern beleidigt zu seyn vermeynen, durch Vermaglagerung auf freyen Strassen und Gassen, Ueberfallung in denen Häusern und Wohnungen, und mit schimpflichen Prügeln die Selbst-Rache zu ergreiffen sich nicht scheuen, auch noch wohl es für eine zugelassene Sache achten dürfen,"

heißt es in der Einleitung. Da daraus aber Mord und Todtschlag erfolge, so sei er nicht „gemeynet", dem zuzusehen, sondern wolle „das unverantwortliche Duelliren samt dem schimpflichen Prügeln ein für allemahl abgestellet . . . wissen" und erneuere hiermit sein Duell-Mandat vom 5. Oktober 1670, indem er zugleich anordne, daß zwei darin enthaltene Paragraphen wegen Ueberfalls und kniefälliger Abbitte sich „mit der dabey verordneten Straffe und Satisfaction auch auf das schimpflichte Bastioniren und Prügeln, oder ander dergleichen unverantwortliches Tractament" beziehen sollten.

Ehe nun die besonders zahlreichen Maßnahmen Augusts des Starken gegen den Zweikampf zur Erörterung gelangen, bleibt — weil zeitlich hierher gehörig — noch die Duellfrage

Digitized by Google

„bey der Miliz" zu besprechen. Schon im „Articuls-Brieff" Johann Georgs I. vom 5. Juni 1631,

„darauf die Hoch-Teutschen Knechte, welche Ihre Churfürstl. Durchl. zu Beschützung Dero Land und Leute, durch derofelben bestallten Obersten und Kriegs-Officier werden lassen, zu dienen und den zu halten, zu geloben und nachzukommen, schwören sollten,"

finden sich vier Androhungen von Strafen an Leib und Leben für Tätlichkeiten nach Art des Zweikampfs; das Wort Duell ist darin allerdings nicht gebraucht. Auch Johann Georg II. bedroht in seinem am 14. Oktober 1673 erlassenen „Articuls-Brieff" für alle seine Infanterie das Raufen, Balgen usw. mit strengen Strafen bis zur Todesstrafe; ebenso hält es sein Sohn, der „Soldatenkurfürst" Johann Georg III., unterm 20./30. Dezember 1680, 26. April 1684 und 25. Januar 1686 unter Berufung auf die allgemeinen Duell-Mandate.

Für die „Artillerie-Bedienten", die eine bevorzugte Stellung im Heere einnahmen, ordnete zwar Johann Georg I. unterm 1. Juni 1654 gleiche Strafen für das Balgen an, sah aber zugleich vor, daß sich die „ehrlichen Artillerie-Verwandten" mit Genehmigung „ihrer vorgesetzten Obrigkeit" balgen durften. Wurde der „Ursacher" des Balgens mit Verlaub der Obrigkeit dabei aber so beschädigt, „daß er förder seines Herren Dienste nicht versehen könte", so sollte er, „weil er sein Unheil selber gesucht, andern zum Exempel ohne Passport von der Artillerie gewiesen werden." Wir haben es hierbei aber augenscheinlich nicht mit eigentlichen Duellen, sondern einer Art Mensur zu tun, denn wir finden auch in Johann Georgs II. „Articuls-Brieff" für die „Artillerie-Personen" vom 31. Juli 1673, also zu einer Zeit, wo dieser Fürst, wie oben dargelegt, mit ganz besonderer Strenge gegen das Duellunwesen vorging, eine Wiederholung dieser Bestimmung, wobei vom Artillerie-Gericht und dessen oder des Kurfürsten „Consens und Verlaub" zum Raufen die Rede ist. Dabei enthalten beide Verfügungen auch den Satz, daß derjenige, der nach Verwundung seines Gegners und „deshalb übernommenen Frieden weiter zu schlagen und seinen Widerpart mit einem Hieb oder Stich verwunden" würde, „daß er das Leben drüber lassen müßte, an Leib und Leben darüber gestraft werden" sollte.

Den Offizieren und Soldaten anderer Waffengattungen aber war der Zweikampf schlechtweg verboten. Eine Ausnahme bildet ein unterm 17. Dezember 1688 von Johann Georg III. erlassener „Articuls-Brieff, worauf die Beschlichshabere vom Lieutenant an eingeschlossen, ingleichen die Corporals, Gefreyten und gemeinen Schützenmanne, zusammt denen Spielleuthen, bey der verglichenen Landes-Verfassung im Churfürstenthum Sachsen, nach vollbrachter Musterung zu vereyden und in Pflicht zu nehmen." In Abweichung von seinen drei oben angeführten Erlassen gleicher Art bestimmt „Sachsens Mars" hier:

„Würde auch gleich einer von dem andern ehren-rührig ausgefordert, oder also tractiret, daß es nach Soldaten-Brauch mit dem Degen ausgeführet werden müste; So soll auch weder der Hauptmann, noch ein anderer Beschlichshaber in kein Duel vermilligen, ohne Vorwissen und Vergünstigung des Obristen, an welchen der Hauptmann durch besondere Ordre gewiesen, alles bey hoher, auch nach gestalten Sachen, da Mord und Todschlag erfolget, unnachläßiger Leib- und Lebens-Straff, womit auch nebenst denen Urhebern diejenigen beleget werden sollen, die einen Todtschläger verbergen, oder zu seiner Flucht und Wegkommung beiffen."

Um die Behandlung des Zweikampfs unter Militärpersonen gleich vollends zu erörtern, mögen hier, bevor wir uns mit den allgemeinen Duellverboten Augusts des Starken beschäftigen, auch dessen bezügliche Bestimmungen für sein Heer zur Besprechung gelangen. In seinen beiden „Articuls-Briefen" vom 1. November 1697, deren zweiter nur für die zum „Dienste bey der Guarnison in der Festung Pleissenburg geworbenen Officirer und Soldaten" galt, in seinem desgleichen vom 30. November 1700 für das Heer im Allgemeinen, vom 16. Juli 1708 für die „Guarnison der Festung Wittenberg" und vom 28. Juli 1708 für „Neu- und Alt-Dresden, auch König- und Sonnenstein, wie ingleichen Stolpen" findet sich jeweilig der Passus: „Alles Rauffen, Duelliren, Balgen und Schlagen soll Krafft Dero vormahls darüber publicirter Mandate, nochmahls alles Ernstes, bei derer in denenselben angedrohetem Strafen verboten seyn." Später hat er eine etwas andere Fassung und einen beachtenswerten Zusatz; er lautet nämlich:

„Alles Zancken, Injuriren, Rauffen, Balgen, Duelliren und Schlagen, soll, Krafft Königl. Pohln. und Churfl. Sächsl. erneuerten und geschärfften Duell-Edicts, alles Ernstes, bey denen in selbigen angedrohten Straffen verbothen seyn, und sie hier wider weder die Ausflucht eines unzulläßigen Scherzens, noch andere ungegründete Excuse schützen, oder von der geordneten Straffe befreyen."

Wieder bildet die Artillerie eine Ausnahme; in der 1704 aufgestellten „Haus-Beitallung und Feld-Artillerie-Articuls-Brieff" findet sich die Bestimmung, die Artilleristen sollten sich

„weder bey belagter Wacht in der Vestung, oder im Felde mit einander in Duell einlaßen, ohne sonderbare Vergünstigung und Erlaubniß eines Officiers, oder der Obertreter, nach Befindung des Verbrechens, an Leib oder Leben gestrafft, auch sonsten mit allen Ernst ohnnachläßig gestrafft werden."

Alles Schlagen war den Artilleristen „bey Straffe der Eisen" unterlagt.

Für die Allgemeinheit ergingen unter August im Ganzen 17 Erlasse, die mit dem Duell zu tun hatten, darunter namentlich und zuerst die beiden Mandate vom 15. April 1706 und 2. Juli 1712, die zufolge Kirchen-Befehlen vom 4. Juni 1706 und 21. September 1712 alljährlich am 6. Sonntag nach Trinitatis von den Kanzeln herab in Erinnerung gebracht werden sollten, was auch die §§ 52 bezw. 61 dieser Mandate vorschreiben.

Vorausgegangen waren zwei Verfügungen für die Laußzen „wider das brutale (unhöfliche) Umreiten und Unfug unartiger Junzen von Adel" vom 24. Mai und 14. Juli 1703, in denen sich Strafandrohungen wegen der Zweikämpfe finden.

Die soeben angeführten Paragraphen-Ziffern zeigen durch ihre Höhe, daß wir es bei Augusts beiden Duellmandaten mit ebenso umfangreichen, wie spezialisierten Verfügungen zu tun haben, die in der Folgezeit eine lange Reihe von Auslegungen, Erläuterungen, Entschließungen und Neuerungen notwendig machten. Ein näheres Eingehen darauf verbietet sich schon darum, weil es den Rahmen dieser Skizze weit überragen würde, und ist auch deshalb nicht angebracht, weil ich über Augusts des Starken Verhältnis zum Duell und zum Adel wohl anderweit ausführlich schreiben werde.

Um aus der Fülle der Bestimmungen hier aber einige Stichproben dafür zu geben, wie eigenartig die Maßnahmen des Kurfürsten und Königs gegen den Zweikampf und alles, was damit zusammenhing, waren, teile ich noch mit, daß Beleidiger bei der Leistung von Abbitte und Widerruf gehalten waren, sich auf die Knie niederzulassen, sich selbst Lügen zu strafen „oder gar auf's Maul zu schlagen." Auch bleibe nicht unerwähnt, daß neben der Todesstrafe auch die Beerdigung außerhalb des Kirchhofs und das Abhauen der rechten Hand wieder auftritt, daß ferner Dienern, die auf Befehl ihrer Herren jemanden „prügeln oder barbatichen", Nasen und Ohren abgeschnitten werden sollen, und daß Herausgeforderte bei Vermeidung einer halbjährigen Gefängnisstrafe bei Wasser und Brot zur „Denunciation" verpflichtet waren. Gefängnis, Geldbußen, Aufhängen der Bildnisse von Duellanten an Galgen, Vermögenskonfiskationen usw. usw. vervollständigen den Inhalt dieser Verfügungen, mit denen die sächsische Regierung vor 200 Jahren den Kampf gegen den

Digitized by Google

Zweikampf führte. — Auf welche Weise sie dies später tat, das mache ich jedenfalls ein ander mal zum Gegenstande einer kultur- und rechtsgeschichtlichen Untersuchung.

Streiflichter.

So mußte es kommen, nämlich zu dem Umfall der Nationalliberalen in der Frage der konfessionellen Schule. Im Gegensatz zu fast der ganzen liberalen Presse sehen wir in dieser Entwicklung einen entschiedenen Fortschritt. Der landläufige Liberalismus, nicht nur der der nationalliberalen Partei, sondern bis weit nach links hin, mußte einmal endgültig zu entschiedener und grundsätzlicher Stellungnahme für oder gegen die Konfessionalisierung oder Säkularisierung der öffentlichen Schule gedrängt werden. Die unglückseligen opportunistischen Halbheiten sind, wie überhaupt in Grundsatzfragen vom Uebel, nirgends so verderblich gewesen, wie auf dem Gebiete der Schule. Zu den Halbheiten rechnen wir auch die Simultanschule, die durch das Nebeneinander der Konfessionen oder das Durcheinander farbloser Mischung um das strikte Entweder-Oder herumzukommen hoffte. Dies Entweder-Oder heißt: Entweder hat der Staat und als sein Organ die öffentliche Staatsschule die sittliche Gesinnungsbildung nach seinen, weltlichsittlichen Methoden zu pflegen — und dann hat kirchlich-konfessioneller Unterricht dort überhaupt nichts zu suchen — Oder die Kirche wird in allen oder einzelnen Konfessionen als alleinige Sittlichkeitslieferantin anerkannt, erhält dafür das Monopol, und wir haben eine Art Theokratie.

Es muß wirklich manchmal schlimmer werden, wenn es besser werden soll.

* * *

Abspannen, Abdringen oder abwendig machen verbietet Luthers Katechismus beim zehnten Gebot gegenüber von „Weib, Knecht, Magd, Vieh oder Allem, was sein ist", dem Nächsten nämlich. Aber wer mag wohl der Nächste sein? Natürlich der Arbeitgeber. Damit darüber ja kein Zweifel entstehen könnte, hat die preußische Regierung den Gesetzentwurf betreffend den Vertragsbruch der landwirtschaftlichen Arbeiter eingebracht. Wenn Luther noch meinte: „Hier ist gewehret, dem Nächsten nichts abspenstig zu machen, ob man gleich mit Ehren vor der Welt dazu kommen kann, daß dich niemand zeihen noch tadeln darf, als habest du es mit Unrecht erobert", so bestimmt § 1 des Gesetzes ausdrücklich, daß „mit Geldstrafe bis zu 150 Mark oder mit Haft bestraft werden soll, wer Dienstboten oder landwirtschaftliche Arbeiter, von denen er weiß oder bei Anwendung der erforderlichen Sorgfalt wissen müßte, daß sie einem anderen Arbeitgeber zu landwirtschaftlicher Arbeit oder zum Gesindedienst verpflichtet sind, in Arbeit nimmt."

Also der Arbeitgeber wird in seinem „Recht", sollte es auch tausendmal nur die Gewalt der Hungerpeitsche sein, wie fast überall in der ostelbischen Gesindepraxis, geschützt durch Beschränkung des Rechtes seiner Nachbaren, sich auch auf die Beute zu stürzen — aber ist der Arbeiter selbst nicht auch ein Nächster? Macht man ihm nicht sein Recht der Freizügigkeit abspenstig auf diesem Umwege der Bestrafung des Arbeitgebers, der ihn etwa in den Dienst nähme, wenn er verzweifelnd abwanderte? Nicht sein Vertragsbruch soll hier entschuldigt werden — er ist ja auch nach dem geltenden Gesetze schon strafbar — auch gegen die Bestrafung hinterlistiger Verleitung zum Kontraktbruch ist nichts einzuwenden, aber es darf dem Arbeiter, der um sich aus unerträglichen Verhältnissen zu retten, die materiellen und gesetzlichen Nachteile des Kontraktbruches auf sich nimmt, nicht diese Möglichkeit auf einem Umwege genommen werden. Die praktische Folge des Gesetzes wird in nichts anderem bestehen, als daß die „schwarze Liste" der Arbeitgeber gesetzlich sanktioniert wird, daß jeder Dienstsuchende oder jede Dienstmagd, die sich etwa nicht die nach der Gesindeordnung noch immer zulässigen handgreiflichen Zurechtweisungen des Inspektors gefallen lassen will und aus dem häufig so unüberlegt eingegangenen Dienstverhältnis läuft, weder auf dem Lande noch in der Stadt weiterhin Arbeit findet und daß damit die Hörigkeit der Landarbeiter wieder praktisch eingeführt wird. Daß übrigens die Strafbestimmung des Gesetzes dem Wortlaut nach gegen die Reichsgewerbeordnung verstößt, ist von Dr. Jastrow in seinem „Arbeitsmarkt" schon überzeugend nachgewiesen worden.

Mag das Abspannen, Abdringen etc., d. h. die Verleitung zum Vertragsbruch durch Zusicherung von Vermögensvorteilen immerhin gesetzlich strafbar gemacht werden, soweit darf keine Gesetzgebung gehen, daß sie an „die ew'gen Rechte" tastet, „die droben hängen unveräußerlich", und nach denen der Gedrückte nur dann „getrosten Mutes greift, wenn unerträglich wird die Last." —

* * *

Amerika und die Spießsucht. Von H. Münsterberg, Professor an der Harvard University erscheint dieser Tage ein Buch „Die Amerikaner" in einem Berliner Verlag, in dem gegen das europäische Vorurteil von der Dollarjagd der Amerikaner Einspruch erhoben wird. Wohl gibt der landeskundige Verfasser zu, daß der Gelderwerb eine große Rolle spielt, er macht aber mit Recht darauf aufmerksam, daß dies nicht im gleichen Maße vom Geldbesitz gilt, zum mindesten von dem nicht ererbeteten Besitz:

> Um ein Beispiel anzuführen, das auch gerade durch den Gegensatz zum europäischen Kontinent wirksam ist, sei auf die Verachtung hingewiesen, mit der der Amerikaner auf alles Lotteriespiel blickt. Wäre er wirklich lediglich auf Geld erpicht, so würden Mittgift und Lotterie ja doch die bequemsten Hebel sein. Tatsächlich aber ist die Lotterie nicht nur gesetzlich verboten, und zwar in jeglicher Form, sondern das gesamte sittliche Empfinden sträubt sich gegen jedes Zufallsspiel. Erst kürzlich konnte der Präsident der Harvard-Universität in einer öffentlichen Rede, in der er über den Wechsel der sittlichen Anschauungen sprach, vor großer Versammlung als eines der drastischen Beispiele für den Wandel der ethischen Ideen erzählen, daß noch vor zwei Generationen die Stadt Boston eine Lotterie veranstaltete, um die Mittel zum Aufbau eines abgebrannten Universitätsgebäudes zu gewinnen. Lebhaft wies er darauf hin, wie ein solches Verfahren uns heute geradezu undenkbar erscheine und wie sich unser Gefühl heute dagegen sträube, daß der sittliche Zweck, die Gelder für ein Lehrgebäude zu gewinnen, durch das schlechthin unsittliche Mittel einer öffentlichen Lotterie erreicht werden könnte. Das ganze Auditorium schien seinen Standpunkt als selbstverständlich zu betrachten, ohne die geringste Ahnung, wieviel Dreimarkloose noch heute Dome bauen. Amüsant war es, zu verfolgen, wie Carnegie's Schätzung Schwab, der angestaunte Leiter der Stahlwerke, in der öffentlichen Meinung sank, als von der Riviera die Nachricht kam, daß er in Monako am Spieltisch zu sehen sei. Geld verdienen, ohne sich zu betätigen, erscheint dem Amerikaner verächtlich. Es kommt eben offenbar nicht auf das Geld, sondern auf die Betätigung an; diese allein sucht er, diese schätzt er und nur um dieser willen wertet er das Geld.

Eingegangene Bücher.

Aus der Schneegrube. Von Wilh. Bölsche. Dresden. Carl Reißner.

In eigner Sache. Drama von Fr. A. Adolph. Straßburg i. E. Joseph Singer.

Die Entstehung des Christentums. Von A. Kalthoff Leipzig. Eug. Diederichs. Mk. 3.

Sehnsüchte. Von Eug. Lüthgen, Straßburg i. E. J. Singer. 1904.

L'idée de Dieu et l'Éducation rationelle. Von Alfred Moulet, Lyon. A. Storck. 1904. 2 francs.

Den Raben und Geiern zum Fraß. Von S. K. Jerowski, München, Dr. Marchlewski. 1904.

Die Kolossows. Von W. Bereisajeff, München, Marchlewski. Mk. 1,50.

Verlorene Illusionen, gefundene Wahrheiten. Von Nan Friedmann, Stuttgart, Litt. Bureau.

Flammenzeichen. Von Hugo E. Jüngst. Dresden, Blasewitz.

Digitized by Google

Leonhard Simion Nf., Berlin.

Soeben erschien:

Moderne ärztliche Bibliothek

Herausgegeben von

Dr. med. F. KAREWSKI (Berlin).

Heft 9.

Erkrankungen der Gallenblase und Gallengänge.

Von Geh. M.-Rat Prof. Dr. **C. A. Ewald**, Berlin.

Heft 10.

Licht als Heilmittel.

Von Geh. Med. Rat Prof. Dr. **Brieger** u. Dr. **M. Mayer**, Berlin.

Die Namen der allbekannten Autoren bürgen wohl für den bedeutenden Inhalt der Hefte.

Bisher sind von der **Modernen ärztl. Bibliothek** erschienen:

Heft 1. Prof. Dr. **A. von Korányi**, Budapest: Die wissenschaftlichen Grundlagen der Kryoskopie in ihrer klinischen Anwendung.

Heft 2. Dr. **Albers-Schönberg**, Hamburg: Wert der Röntgenuntersuchung für die innere Medizin.

Heft 3. Prof. Dr. **W. Freund**, Berlin: Ueber Neurasthenia hysterica und die Hysterie der Frau.

Heft 4/5. Prof. Dr. **Strauss**, Berlin: Bedeutung der Kryoskopie für die Diagnose und Therapie von Nierenerkrankungen.

Heft 6. Dr. **Boyer**, Dresden: Ueber die Verwendung kolloidaler Metalle (Silber und Quecksilber) in der Medizin.

Heft 7. Prof. Dr. **Marckwald**, Berlin: Ueber Becquerelstrahlen und radioaktive Substanzen.

Heft 8. Prof. Dr. **Spies**, Posen: Erzeugung und Eigenschaften der Röntgenstrahlen.

Weitere Hefte werden in kurzer Zeit zwanglos folgen.

Der Preis für das Einzelheft (gr. 8°, ca. 2 Druckbogen) ist **1 Mark.**

Verlag von Leonhard Simion Nf., Berlin.

Verhandlungen

des Vereins

zur

Beförderung des Gewerbfleisses.

93. Jahrgang.

Jährlich erscheinen 10 Hefte zum Preise von 30 Mark.

Redakteur: **Prof. Dr. W. Wedding.**

Welcher Wohlthäter

verschafft einem Gelehrten (Jurist, Historiker, Kunsthistoriker usw.), Vers. glänzend aufgenommener Bücher, durch eine Anstellung die Mittel, um eine Allgemeine Kulturgeschichte zu schreiben?

Werte Adr.: unt. „Lebensglück" an die Exped. d. Zeitschr. erb.

Verlag von Leonhard Simion Nf. in Berlin SW. 48.

Bobertag, Felix,

Geschichte des Romans

2 Bände broschiert. Preis 12 Mark.

Höchst interessantes Werk über die ältere deutsche und französische Romanliteratur.

Gesucht

Ethische Kultur **Jahrgang 1897.** II. Semester ferner **Jahrgang 1898—1903** cplt.

Verlag für Eth. Kultur, **Berlin SW.,** Wilhelmstraße 121.

Für gütige Uebersendung im Voraus ergebenen Dank.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur Abteilung Berlin.

Am **Sonntag, den 26. Juni** findet ein **Ausflug** nach **Eberswalde** und Kloster **Chorin** statt. Um eine Verbilligung des Fahrpreises (Preis per Rückfahrtkarte III. Klasse Chorin statt 3 Mk. 50 Pfg. nur 1 Mk. 75 Pfg.) zu erlangen, bitten wir alle an der Partie teilnehmenden Mitglieder und Gäste dringend, sich freundlichst bis spätestens am 20. Juni im Bureau unserer Gesellschaft Unter den Linden 16[III] oder im Verlage für ethische Kultur Wilhelmstraße 121 zu melden.

Abfahrt vom Stettiner Bahnhof Sonntag, den 26. Juni Vormittag 8^{40}, Ankunft in Eberswalde Vormittag 9^{33}.

Wanderung nach Kloster Chorin ca. 1¾ Stunden; dazwischen Frühstückspause im Walde ca. 1 Stunde.

Um 1 Uhr Mittagessen in der „Neuen Klosterschenke" à 1 Mk. 25 Pfg. für diejenigen, welche sich nicht selbst mit Proviant versehen. Nach Tisch Besichtigung des Klosters; Spiele im Walde.

5 Uhr Kaffee in der „Neuen Klosterschenke".

6 Uhr Spaziergang zum Bahnhof Chorin ca. ¾ Stunden; Rückfahrt von dort 7^{34}, Ankunft in Berlin um 9 Uhr abends.

Teilnehmerkarten für Fahrt und Mittagessen sind vom 20. bis 24. Juni im Bureau unserer Gesellschaft: Unter den Linden 16^{III} abzuholen, werden eventl. gegen Einsendung des Betrages resp. Postnachnahme zugesandt. Gäste herzlich willkommen.

Manuskripte erwirbt aus allen Gebieten der **Religionswissenschaft** und **Philosophie, Literaturgeschichte** und **Kunstwissenschaft, Geschichte** und **Philologie, Biographie** und **Pädagogik, Staats-** und **Sozialwissenschaften, Biologie** und **Anthropologie** streng wissenschaftlicher und gemeinverständlicher Art, ferner aus der **schönen Literatur.** Vorbericht erforderlich.

Albert Kohler, Verlag **Berlin N.-W. 7.**

Das Bureau der D. G. E. K.,

Unter den Linden 16 ist mit dem 1. April nicht mehr im dritten, sondern **zweiten Stock**, rechts. Auskünfte etc. werden, falls der Unterzeichnete nicht anwesend ist, aber, nach wie vor, auch in der Auskunftsstelle im III. Stock erteilt. Sprechstunden des Unterzeichneten nur Montag, Mittwoch und Freitag von 10—12 Uhr. Eilige Zuschriften sind daher besser an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmanstraße 15 zu richten.

Dr. Penzig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint an 1. u. 15 jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1,60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

XII. Jahrgang. | Berlin, den 1. Juli 1904. | Nr. 13.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Leben wir in einem Rechtsstaat? Von Prof. F. Staudinger.
Das Frauenstimmrecht. Von Leopold Kaitscher.
„Mein eigen sollst Du sein." I. Von Dr. Rudolph Penzig.
Streiflichter:
Noch einmal die Prügelstrafe.
Warum die Japaner siegen.
Religion und Geschäft.
Aus der ethischen Bewegung. Hauptvorstand. Abt. München.
Sprechsaal. „Zum Kapitel der weiblichen Inferiorität."
An unsere Leser.

Leben wir in einem Rechtsstaat?

Von F. Staudinger.

Mancherlei Dinge, die in letzter Zeit — und zwar merkwürdigerweise auf Seiten der sogenannten „Staatserhaltenden" — sich ereignet haben, von dem Verfahren der sächsischen Regierung in Criminalsachen bis zu dem Verfahren der preußischen in Magdeburg u. a. m., lassen heute gar manchen diese Frage stellen.

So drängt sie sich uns auch mit geradezu elementarer Wucht auf, wenn wir die eben beendeten Verhandlungen vor der Saarbrücker Strafkammer lesen. Da hat nicht etwa ein privater, etwa ein Frhrl. Stumm'scher Beamter, nein ein Königlich preußischer Geh. Bergrat Hilger, ein Vertreter der staatlichen Autorität, ein Vertreter also von Recht und Gesetz, den dortigen Vertrauensmann des deutschen Bergarbeiterverbandes Karl Krämer persönlich und dienstlich anklagen lassen, weil dieser Mann die unerhörte Dreistigkeit gehabt hat, eine königliche Bergwerksdirektion der Arbeiterentrechtung, der Vergewaltigung, der systematischen Unterdrückung und Bevormundung der Arbeiter zu bezichtigen. Das kann einem bestellten Vertreter von Gesetz und Recht gegenüber doch nur die frivolste Verleumdungssucht behaupten!

Und so muß der Herr Geh. Bergrat den Missetäter natürlich verklagen.

In der Verhandlung selbst ist sehr vieles interessant. Auf der einen Seite spielt das „Dienstgeheimnis" seine Rolle, auf der anderen Seite werden Leute zum Zeugnis gezwungen, die, wie heute die Dinge liegen, schweren Nachteil befürchten müssen. Ein Bergmann fragt, wer ihn vor Maßregelung schütze, wenn er unter Eid die Wahrheit sage. Und der Vorsitzende, der Richter über das Recht, muß die Antwort geben, daß er darauf keine Antwort geben könne, also nicht im Stande sei, den etwa um der Wahrheit willen Verfolgten zu schützen.

Das allein ist schon „Geschichte" des „Rechtsstaats." Natürlich — Herr Geh. Bergrat Hilger kann den gegen ihn ausfagenden Bergmann „ablegen." Wenn dieser sich an den Staatsanwalt wendet, so kann dieser nicht Klage erheben; und wo kein Kläger, da ist kein Richter. Das ist der Golgathagang unseres Rechts — und wie viel Wahrheit wird an dessen Ende — gekreuzigt!

•

Aber lassen wir es bei Seite! Lassen wir auch die Aussagen der Zeugen bei Seite. Halten wir uns nur an das, was der Vorwalter von Recht und Gesetz im Bergbetrieb von Saarbrücken, der Königlich Preußische Geh. Bergrat Hilger selber bekannt hat.

Er gesteht zu:

1. „Ich gebe ohne weiteres zu, daß den Arbeitern unter Androhung sofortiger Entlassung verboten wurde, sozialdemokratische Versammlungen zu besuchen. Es sind von uns Leute in die Versammlungen geschickt worden, um zu sehen, welche Arbeiter sich dennoch an der Versammlung beteiligten."

2. „Ich kann nicht dulden, daß die Bergleute sich einem sozialdemokratischen Verein anschließen. Sie sollen wählen zwischen Grube und Verein."

3. „Es besteht allerdings ein Verbot, wonach alle Dasbachschen (ultramontanen) Zeitungen nicht gehalten werden dürfen. Ich habe dies Verbot erlassen, da ich von den Dasbachschen Zeitungen manchmal beleidigt worden bin."

4. Auf den Vorhalt, daß er einen Knappschaftsältesten entlassen, weil dieser sich von der Lugerpartei als Gemeinderatsmitglied aufstellen ließ, antwortet Hilger, dieser Mann habe einem Komitee angehört, das gegen die Zechenverwaltung im Gemeinderat agitierte, und deshalb sei er verwarnt, und weil erfolglos, entlassen worden.

Mit diesen Zugeständnissen gibt Herr Geh. Bergrat Hilger, Königlich Preußischer Oberbeamter, bestellter Verwalter von Recht und Gesetz, also zu, daß er wider Recht und Gesetz Staatsbürgern, die gleiches Recht als Staatsbürger wie er selber haben, ihre religiöse und politische Meinung zu betätigen, auf Grund seiner Arbeitgebermacht dies Recht wegnimmt, sie also tatsächlich, wie Karl Krämer ihm mit vollstem Fug vorwarf, entrechtet, vergewaltigt, und — da er das ja als grundsätzlich ausspricht — auch systematisch bevormundet und unterdrückt hat. Weil er „persönlich" in bestimmten Zeitungen angegriffen wird, dürfen seine Untergebenen diese Zeitung nicht halten; weil sie an einer behördlichen Stelle, im Gemeinderat, ihre Beschwerden geltend machen, werden sie entlassen.

Digitized by Google

Wie der Spruch des Gerichtes ausfalle,*) das sei nicht abgewartet. Es handelt sich hier darum, an das Rechtsbewußtsein gänzlich uninteressierter Kreise zu appellieren, ohne bereits durch einen ergangenen Spruch beeinflußt zu sein.

•

Dieses Rechtsbewußtsein sagt aber, um es rund und nett auszusprechen:

In ein Haus einbrechen um Gold oder Wertsachen wegzunehmen, ist sicher ein Verbrechen; eine wehrlose Frau zu vergewaltigen ist sicher ein größeres. Aber was bedeuten sie gegenüber dem Einbruch in Gesetz und Recht, den da ein bestellter Verwalter von Gesetz und Recht vornimmt? Was bedeuten sie gegenüber der Wegnahme der elementarsten Menschen- und Bürgerrechte, zu der ein königlicher Beamter sich ganz offen bekennt? Was bedeuten sie gegenüber der Vergewaltigung von persönlicher Ehre und Menschenwürde, gegenüber der moralischen Knickung der Persönlichkeit, die der Beraubte, Unterdrückte, Vergewaltigte sich gefallen lassen muß — weil er und seine Familie Hunger haben. *Objektiv genommen* sind das zweifellos weit schlimmere Missetaten!

Die Leute sollen „wählen zwischen Grube und Verein! sagt der Herr Geh. Bergrat schauerlich trocken und kalt. „Sie sollen wählen zwischen Menschendasein und sklavischem Tierleben!" So wäre richtig gesagt. Denn mit solcher Forderung drückt der Herr dem Knechte das Brandmal des Untermenschen auf, der kein Mensch sein, keine Ansicht haben, keine politischen und sozialen Ziele verfolgen darf, die das Herrentum nicht genehmigt. Da fragt man ernstlich, ob wir in Rußland leben. Haben wir dazu Gesetz und Verfassung, daß sich die Verwaltungswillkür, wenn es ihr nicht in den Kram paßt, achtlos darüber hinwegsetzen darf? Ist ein Recht, das bloß auf dem Papiere steht, nicht ein Schemen?

Ja aber der Umsturz! Soll eine königliche Staatsregierung dulden, daß ihre Beamten und Arbeiter mit Umsturzgedanken infiziert werden? Umsturzgedanken? Hat man nicht Gesetze, die jeden Fehl gegen Gesetz und Verfassung scharf und unnachsichtig strafen? Und wird solche Strafe nicht schon bei der leisesten Ueberschreitung, ja oft bei Handlungen, die der Laienverstand gar nicht als verbrecherisch einsehen kann, in oft schwerster Weise verhängt gegen Arbeiter? Aber wie kommt es nur, daß dasselbe Gesetz nicht ebenso strenge ist gegen Verächter des Gesetzes da oben? Dürfen die, aus wirklicher oder vielleicht gar nur vorgeblicher Besorgnis vor dem Umsturz, ihrerseits Recht und Gesetz selber umstürzen? Wo bleibt da der Staatsanwalt? Wo bleibt das Recht?

•

Gewiß, den Herrn Geh. Bergrat persönlich machen wir nicht für sein dem Recht und der Gesetzlichkeit hohnsprechendes Verfahren verantwortlich. Wer weiß, ob es nicht bei ihm ebenfalls heißt: Wähle zwischen Stelle und solcher „Pflichterfüllung." Wer weiß, wie er seinerseits, ohne es zu wissen, infiziert ist von dem umsturzlerischen Rechtsbewußtsein der sogenannten „guten" in Wahrheit heute überaus schlechten „Gesellschaft." Wer jüngst die rechtlosen Ausbrüche unserer „Herren" im Herrenhaus gelesen hat, der versteht wohl da einen tieferen Zusammenhang, für den *einzelne* Personen nicht verantwortlich gemacht werden können.

Wäre aber das öffentliche Rechtsbewußtsein stärker, wäre es auch nur so, wie es noch in den sechziger Jahren war, so wäre das wohl anders. Müßte der Herr Geh. Bergrat für sein gesetzwidriges Tun die Nachteile befürchten, die der arme Bergmann befürchten muß, wenn er *unter Eid* dem Gesetz und dem Gewissen gemäß die *Wahrheit* sagt: würde er so kühl solche rechtsumstürzende Reden und Taten tun?

Aber gerade weil die Dinge heute so liegen, weil unser öffentliches Rechtsbewußtsein eingeschlafen ist, darum müssen die reden, die noch etwas davon in sich spüren. Rücksichtslos und mit allem Nachdruck müssen wir solchen Vorkommnissen gegenüber die ernste Frage an aller Herzen legen:

Leben wir in einem Rechtsstaat?

*) Bekanntlich ist es, wie gewöhnlich, gegückt, den Wahrheitsapostel in der Schlinge der Beleidigung für drei Monate einzufangen. D. Red.

Das Frauenstimmrecht.

Ein Nachwort zum Frauenkongreß von Leopold Katscher.

Auf dem großen Welt-Frauenkongreß zu Berlin war ein ganzer Vormittag und eine imposante Abendversammlung (17. und 18. Juni) der Frage des politischen Wahlrechts der Frauen gewidmet. In derselben Woche fanden in der Reichshauptstadt zwei sozialdemokratische Versammlungen statt, welche sich mit demselben Gegenstand befaßten. Am 3. und 4. Juni wurde die erste internationale Stimmrechtskonferenz gehalten und am 6. Juni mit einer riesigen öffentlichen Versammlung abgeschlossen. Man hatte bei all' diesen Anlässen erfreuliche Gelegenheit, zahlreiche hervorragende weibliche Redner über den so wichtigen Gegenstand sprechen zu hören, z. B. Frau Chapman Catt, Frl. Dr. Augspurg, Frl. Annie Shaw, Frl. Dr. Käte Schirmacher, Frau Gilman, Lily Braun, Klara Zetkin, Marie Stritt u. a. Es fehlte auch nicht an Sticheleien zwischen „bürgerlichen" Frauen und den Sozialistinnen; der unbefangene Beobachter darf aber wohl sagen, daß das ein Streit um des Kaisers Bart war, und daß *jede* Frau ohne Rücksicht auf Parteiangehörigkeit das Recht hat, an der guten Sache — an *jeder* guten Sache — mitzuarbeiten. Können oder wollen nicht alle gemeinschaftlich arbeiten, so mögen sie eben getrennt marschieren; die Hauptsache ist, daß sie, eingedenk des Wortes „all's fish that comes to net," vereint schlagen.

Was schlagen? Nun, die eingewurzelten Vorurteile der Männerwelt und die Gleichgiltigkeit der gedankenlosen Mehrheit der Frauenwelt, das träge Sichnichtkümmern und die blöden Abwehr-Argumente. Dieselben Besprechungen, die — seither längst von den Tatsachen widerlegt — gegen die Schaffung besserer Frauenbildungseinrichtungen laut wurden, machen sich gegen das Stimmrecht der Frauen geltend: Die Mädchen würden nicht mehr heiraten wollen, sie würden unweiblich oder männlich werden, die Familienbande würden zerrissen, das Heim zerstört u. s. w. Als ob die in 3 bis 5 Jahren einmal erfolgende Abgabe eines Stimmzettels derlei Ergebnisse haben könnte! Das sind nur leere Phrasen, wie sie bei allen großen, gemeinnützigen Neuerungen ertönen: einst bei der Schaffung der Weltausstellungen, der Eisenbahnen, der Fabrikmaschinen, des Pennyportos etc., gegenwärtig bei den Kämpfen der Arbeiter und der Frauen um ihre primitivsten Rechte. All das Gerede gegen das weibliche Wahlrecht steht kaum auf einer höheren Stufe als die Worte, die ein Berliner Polizeibeamter, bei dem ich dieser Tage einige Kongreßteilnehmerinnen anmeldete, zu mir äußerte: „Was wird bei dem Kongreß herauskommen? Die Weiber werden uns Männer nun wohl ganz verdrängen."

Zur Zeit des Matriarchats waren die Männer unterdrückt. Seither waren's die Frauen. Jetzt ist die Zeit reif, zu verlangen, daß die beiden Geschlechter nicht mehr *gegen*, sondern *mit* einander arbeiten, streben, leben. Fort mit der Herrschaft *Eines* Geschlechts und der damit verbundenen grausamen Doppelmoral! Die Zukunft der Menschheit beruht auf der gerechten *Gemeinschaft* von Mann und Frau. Gleiche Rechte und gleiche Pflichten für

Digitized by Google

Alle! Das ist eine so selbstverständliche Forderung, daß nur die Macht der Ueberlieferung oder die Furcht vor dem Verluste des Vorranges die Männerwelt von der Gewährung abhalten kann — abhalten trotz der günstigen praktischen Ergebnisse des politischen Frauenstimmrechts überall dort, wo es besteht. So z. B. in vier nordamerikanischen Bundesstatten (Wyoming, Utah, Colorado, Idaho), wo die Folgen u. a. sind: Die Wahl gediegenerer Männer zu Abgeordneten und Beamten, die Erbringung besserer Staatsgesetze, die Steigerung der Gehälter weiblicher Beamten, die Verbesserung des Ehegluͤcks und daher eine beträchtliche Abnahme der Anzahl der Scheidungen. In jenen vier Staaten sind, wie Mrs. Chapman Cott, die Vorsitzende des am 4. Juni gegründeten Weltbundes für Frauenstimmrecht, erzählte, Preise für je sechs Unterschriften von Männern ausgeschrieben worden, die das Wahlrecht der Frauen für in der Praxis verfehlt erklären würden — ganz ergebnislos, es fanden sich keine Preisbewerber. Gewiß ist der Stimmzettel nicht in der Hand jedes weiblichen Wesens gut angebracht, denn nicht alle Frauen sind „reif“; aber läßt sich nicht genau dasselbe von den Männern sagen? Wozu also mit zweierlei Maß messen? Und warum den Frauen nicht durch Gewährung des Wahlrechts erst recht Gelegenheit zu geben, durch Erzielung einer besseren Gesetzgebung „reif zu werden?

Was den jungen australischen Staatsbund, der den Frauen das Wahlrecht vor zwei Jahren, und Neuseeland, das es ihnen vor zwölf Jahren gewährte, betrifft, so hat der Bundespremier Barton zugestanden, früher ein Gegner gewesen, jedoch durch die Beobachtung der Ergebnisse bekehrt worden zu sein. Seine Erfahrungen bezüglich der Wirkungen dieses Stimmrechts hätten keinen einzigen der Uebelstände bestätigt, deren Eintritt vorhergesagt worden war. Aber auch abgesehen hiervon sollte das Stimmrecht, „da es logisch korrekt“ sei, auch dann bewilligt werden, wenn es Uebelstände im Gefolge hätte.*) fügte er hinzu.

Einen höchst wertvollen Vorteil bot denen „praktischen Nutzen“ des Frauenstimmrechts hielt Käte Schirmacher auf dem Kongreß. „Der Wahlzettel ist nicht ein papierener Wisch,“ sagte sie in ihrer stets den Nagel auf den Kopf treffenden Weise, „sondern eine gewaltige Waffe im Daseinskampf, ein politisches und soziales Machtmittel.“ Es ist daher Unsinn, den Frauen vorzuwerfen, daß sie den Stimmzettel nur als Spielzeug oder aus Verschrobenheit fordern; sie fordern ihn, weil sie mit seiner Hilfe ihre eigene Lage und die der Gesamtheit verbessern wollen und können, insbesondere auch ihre materiellen, juristischen und sozialsittlichen Verhältnisse zu heben und sich gegen die Wegnahme bereits besessener Rechte zu schützen vermögen. Der Stimmzettel soll den Frauen Rechte verbriefen, während sie jetzt nach Käte Schirmacher „im Kartenhause der widerruflichen Gnadengeschenke sitzen.“

Nach alledem kann man jenen Kongreßrednerinnen, die die Erlangung des Wahlrechts als den Kernpunkt oder den Eckstein der Frauenbewegung erklärten, nur zustimmen. Daher muß die Gründung des neuen Wahlbundes, der teils aus den National-Stimmrechtsvereinen der einzelnen bereits organisierten Länder, teils aus Einzelmitgliedern in den nicht-organisierten Ländern, bestehen wird, freudig als ein bedeutsamer Schritt begrüßt werden, und darum ist auch der Beschluß, männlichen Anhängern der guten Sache den Eintritt in den Bund zu gestatten, ein sehr wichtiges Ereignis. Einsichtige Männer können anmoch, eben weil sie Männer sind und daher minder parteiisch erscheinen, das Streben der Frauen nach dem Wahlrecht vielleicht kräftiger fördern als die zunächst Beteiligten selber.

*) Vergleiche William Pember Reeves's Broschüre: „Das politische Wahlrecht der Frauen in Australien“; Leipzig, Felix Dietrich, 1904. Sehr interessant; Preis nur 30 Pfg.

Leider hat die hochgehende Wahlrechtsstimmung der Konferenzlerinnen und Kongreßlerinnen eine höchst betrübende Dämpfung erfahren durch die Haltung der Regierung gegenüber der die Kaufmannsgerichte betreffenden Gesetzesvorlage. Die Grafen Bülow und Posadowsky haben den Kongreßteilnehmerinnen einen glänzenden Empfang bereitet; gleichzeitig jedoch bereiteten sie der Forderung der kaufmännischen Frauenwelt und der Reichstagsmehrheit, den betreffenden weiblichen Interessenten, wenn schon nicht das passive, so doch wenigstens das aktive Wahlrecht zu den neuen Kaufmannsgerichten zu gewähren, einen schmählichen Empfang, indem die Regierung ohne jeden Grund dieses so geringfügige, maßvolle und selbstverständliche Verlangen ablehnte. Mit Recht nannte Albert Träger eine solche wertwürdige Stellungnahme einen „Faustschlag ins Gesicht des hier tagenden Frauenkongresses.“ Diese heutzutage ganz verblüffende, durch nichts zu rechtfertigende Rückständigkeit in einer so kleinen Sache läßt ermessen, wie furchtbar schwierig es sein wird, den deutschen Frauen das politische Stimmrecht zu erringen.

Allein je größer die Hindernisse, desto notwendiger der Kampf. Und die deutschen Frauen sind zum Kampf gerüstet. Einerseits die bewährten Rednerinnen der Sozialisten, andererseits der Bund „bürgerlicher“ deutscher Frauenvereine haben die Erlangung des politischen Wahlrechts auf ihre Fahne geschrieben — der unter Marie Stritts Vorsitz stehende „Bund“ erst neuestens. Daneben besteht seit drithalb Jahren ein von Dr. Anita Augspurg geleiteter „Deutscher Verein für Frauenstimmrecht“. Bestehen auch zur Zeit noch gewisse sachliche und persönliche Differenzen zwischen diesen Verbänden, so ist doch mit Grund zu hoffen erlaubt, daß diese Unstimmigkeiten, (um ein neuerdings beliebtes Wort anzuwenden) die auf der internationalen Stimmrechtskonferenz und auf dem Welt-Frauenkongreß glücklicherweise nicht merklich zum Ausdruck kamen, dem Fortgang der Bewegung nicht nur nicht schaden, sondern ihn infolge zu erwartenden gegenseitigen ungewollten Aufstachelns zu erhöhter Tätigkeit sogar fördern werden. So könnten die, vor einer weiterblickenden Betrachtung nicht allzu erheblich erscheinenden Differenzen schließlich zum Geist werden, der Böses will, aber Gutes schafft.

„Mein eigen sollst Du sein, Keines Andern mehr als mein . . .“

Von Dr. Rudolph Penzig.

Wer kennt sie nicht, die trauten Worte unseres naiven Volksliedes „Das Lieben macht groß Freud'!“ Und das ganze Hochgefühl der Liebenden, denen das Wort Ewigkeit kaum auszureichen scheint, um die Fülle, Wärme und Unvergänglichkeit ihrer Gefühle auszudrücken, gipfelt in diesem „dem Andern angehören“ mit Leib und Seele, jetzt und immerdar. Schlechte Romane von anno dazumal pflegten damit zu schließen; unsere modernen Romane würden glauben sich lächerlich zu machen, wenn sie dergleichen Ueberschwang auch nur erzählend aufnähmen, um dann natürlich den Zusammenbruch der „ewigen“ Liebe zu schildern. Der Lebenserfahrene aber meint genug getan zu haben, wenn er mit gutmütigem und verstehendem Lächeln diesen ungestümen Drang, sich zu entäußern und dem Andern zu eigen zu geben, unter die liebenswürdigen Illusionen der Jugend rechnet. Ist indessen je die Frage, ob überhaupt die sittliche Persönlichkeit ein Recht hat, sich zu verschenken, ob sie ferner Dispositionsfähigkeit und -Möglichkeit, auf längere Zeit, auf ein ganzes Leben einem Andern sich zu eigen zu geben, besitzt, ernstlich nach ethischen Gesichtspunkten geprüft worden? Ich fürchte, man wird in der theologischen, aber auch in der philosophischen Ethik wenig Grundsätzliches darüber finden, und dann noch wesent-

Digitized by Google

lich Spekulationen ohne rechten Untergrund, von den Träumen Platons über die zwei Hälften des Ichs, bis zu den Phantasien der Mystik, die das Ich erst im völligen Sichverlieren sich selbst wiederfinden läßt. Und doch ist die Frage nicht nur für die Psychologie, sondern für das ganze praktische Kapitel unseres Liebe- und Ehelebens ganz offensichtlich überaus wichtig.

Keine Lösung, nicht einmal den Versuch dazu, aber allerdings einen lebhaften Anstoß zur Beschäftigung damit, bringt uns ein Buch, das der Verfasser von „Freie Menschen in der Liebe und Ehe“ (1893) und von „The old and the new Ideal“ (1896), Emil F. Rudebusch unter dem Titel „Die Eigenen,“ Tendenzroman für freie Geister, soeben bei Joh. Räde in Berlin herausgegeben hat. Man darf den Untertitel wohl als Warnung für unwillkommene Leser und Kritiker auffassen; denn das Buch ist wirklich nicht für jedermann. Text und Buchschmuck von Fidus verlangen Leser und Betrachter, die „etwas vertragen können,“ vor allem die Abweichung vom gewöhnlichen, speziell sittlich genannten, Vorurteil. Wer aber nun meinen sollte, es handle sich um die bekannte widerliche Spekulation auf erotische Triebe, würde dem Werk und Autor bitteres Unrecht tun. Ein Verfasser, der nach dem Ausverkauf der ersten Auflage jenes oben zuerst genannten Buches die Neuauflage unterläßt, weil ihm sein Werk selbst nicht mehr genügt, der bei dem zweiten Buche das Glück wirkungsvollster Reklame, wie sie ihm durch Verurteilung zu einem Tage Gefängnis und 1200 Dollar Strafe wegen Postversands „obszöner“ Schriften von einem amerikanischen Gerichtshof gemacht worden, nicht ausnützt und die dritte Auflage verweigert, weil er nicht annehmen kann, „daß viele von den Personen, die nun gierig nach dem als obszön gebrandmarkten Buche verlangten, zu den Lesern gehören würden, die er zu erreichen wünschte“ (Vorwort S. 5) — ein solcher Schriftsteller dürfte nur vom Unverstand oder von der Bosheit zu den Pornographen gerechnet werden. Aber auch für literarische Feinschmecker ist es nichts. „Ich mache keinen Anspruch auf Künstlerschaft“ heißt es a. a. O., und wirklich ist die Fabel des Romans, wenn man von derlei überhaupt sprechen kann, völlig kunstlos, ohne psychologische Vertiefung in die Charaktere und unter Verzicht auf starke Handlung rein nach tendenziösen Zwecken zusammengezimmert.

Und doch ist das Buch bei „freien Geistern“ eines starken Eindrucks sicher, einfach, weil es zum Denken, zur Vertiefung in das genannte Problem zwingt und für diesen Zweck ureigenartig zugespitzt ist.

Das Buch ist nicht eine Kritik der Durchschnittsehe und der zahlreichen schweren Mängel der bisherigen „Ordnung“ des Sexualverkehrs, sondern wendet sich vielmehr wesentlich gegen Theorie und Praxis der „freien Liebe,“ wie sie jenseits und diesseits des Ozeans begeisterte Apostel und noch viel mehr heimliche Anhänger predigen und üben. Freilich dürften die konservativen Verteidiger der idealen Monogamie an dieser Verurteilung wenig ungetrübte Freude erleben, obwohl der Verfasser dem alten christlichen Scheidegl zum mindesten das Zugeständnis macht, unvergleichlich viel besser und sittlich höher zu sein, als die „freie Verbindung auf Zeit und Widerruf.“ Aber die neue Organisation des sexuellen Lebens, wie sie hier als Heilmittel vorgeschlagen wird, ist doch so neu und überraschend, und schlägt gleichzeitig den Jahrtausende alten Denkgewohnheiten und ethischen Urteilen der Gesellschaft so kräftig ins Gesicht, daß nicht nur die Anhänger des Alten zunächst stutzig werden müssen.

Da unsere Leser sich wohl mit Fug zu den „freien Geistern,“ also den Adressaten des Autors im Sinne vorurteilsfreier Würdigung aller ernsten sittlichen Bestrebungen, auch wenn diese irren sollten, rechnen dürfen, so sei hier der Versuch gemacht, zunächst den reinen Gedankeninhalt aus der romanhaften Einkleidung auszulösen, um dann einige wenige kritische Bemerkungen anzuknüpfen, und zwar nur solche, die in dem Buche nicht bereits ihre Widerlegung oder doch wenigstens Bestreitung gefunden haben.

In dem durch Jahrhunderte geheiligten alten Liebesideal, daß in der „echten, wahren“ Liebe nur die „vollkommene Ergänzung des eigenen Ichs in einem Wesen des anderen Geschlechts“ sieht und die „perfekte seelische und sinnliche Harmonie“ zum Ziel hat (96), erblickt Rudebusch die Quelle aller Unwahrheit, Verlogenheit und wahnsinnigen Verkehrtheit auf diesem Gebiete. Liebe sei vielmehr „jede innige Anerkennung des Wertes, den ein menschliches Wesen für unser eigenes Wohlbefinden, für unser Glück besitzt.“ (205). Mutterliebe, schwesterliche (brüderliche), seelische oder sinnliche, platonische oder begehrende Liebe seien nicht der Art nach, sondern nur „nach Stärke und Tiefe des Gefühls und in der Art ihrer Kundgebung“ von der ehelichen Liebe unterschieden. Diese, auch die innigste und leidenschaftlichste, sei nicht Sache des Willens (181), sondern des Zufalls (198). Je stärker differenziert ein Ich mit zunehmender Zivilisation werde, desto weniger könne seine „Ergänzung“ in jeder Art des Zusammengenießens und Zusammenwirkens von einer einzigen Person geleistet werden (202). „Wie der enthusiastische Jüngling sehne auch ich mich nach einer vollkommenen Ergänzung meines ganzen Ichs, aber ich wünsche und erwarte diese nicht in einer Person zu finden, sondern bin mir bewußt, daß ich dazu des liebevollen Verkehrs mit vieten Menschen bedarf.“ (209). Von der Liebe streng zu scheiden sei einerseits der Wunsch ehelicher treuer Kameradschaft für das Leben auf ökonomischer Grundlage und zu bestimmten Zwecken (z. B. Kindererziehung); „die Liebe soll nicht vom Geschäft, das Geschäftliche nicht von der Liebe abhängig sein“ (159) — dafür dienen feste Kontrakte; andererseits ist auch die bloße Frage: wen ziehe ich für den sexuellen Verkehr vor? keineswegs der ganze Inbegriff der Liebe. (204).

Was vor allem Andern verzüchtet wird, das sei die Exklusivität der Liebe, oder anders ausgedrückt, der Gedanke des Besitzes in der Liebe. Nur bodenlose Eitelkeit der Verliebten könne sich einbilden, dem Andern Alles sein zu wollen, alles, was man am andern Geschlecht schätzens- und liebenswert findet, ohne allen Zwang in einer Person zu finden (105, 175). Die Exklusivität in der Liebe ist etwas so Unnatürliches, daß auch die stärkste Liebe allein zu ihrer Erhaltung nicht genügt.“ (149). Sie ist nur zu erreichen durch persönliche Opfer (166), durch äußeren Zwang (Sitte und Gesetz) oder inneren Zwang (Religion, Moral, praktische Erwägungen) (198); sie erfordert viel Entsagung, sowie eine gewisse gegenseitige Verblauung, und ist „eigentlich nur bei religiösen Gemütern als schön und einigermaßen beglückend zu denken.“ (203) Zwang in der Liebe selbst sei völlig verwerflich; was erzwungen werden könne, sei höchstens die Treue (21); andererseits sei es gar nicht wahr, daß jede neue Liebe die alte zerstören müsse, vielmehr sei das genaue Gegenteil zu erwarten (210). Ausgerottet müsse werden eben die „wahnsinnige Besitzwut“ (189), die aus dem befeligenden Verhältnis freier Menschen eine schnöde Leibes- und Seelensklaverei mache. Edelstes Liebesglück sei nur möglich, „wenn der freie Mann immerdar um die Gunst des freien Weibes wirbt und den Sieg erringt, nur weil seine Gefühle erwidert werden“ (177). Wer aber diese Momente höchsten Liebesgenusses (die übrigens keineswegs stets die sexuelle Vereinigung einschließen) verewigen wolle durch einen dauernden Zwang, der erniedrige das Ideallste zu einer philiströsen Gewohnheit (208). Wohl sei die Illusion der exklusiven Liebe ein fast unausbleibliches momentanes Gefühlsmoment jeder echten Verbindung (186), gerade wie die wahnsinnige Eifersucht, das Zerrbild des Einander-Angehörens; diese Gefühle müßten eben durch vertieftes ethisches Empfinden überwunden werden. (189, 332). Das Bedürfnis nach „Abwechslung“ beruhe nicht etwa auf einem besonderen polygamischen Charakter des Mannes, sondern sei auch der Frau nicht fremd, ob sie wohl meine, nur der Liebe zu

Digitized by Google

Einem fähig zu sein (179), so daß auch die edelste Frau im Stande sei, „innerhalb 24 Stunden zwei Männern das zu schenken, was die Menschen bezeichnen als das Niedrigste und Häßlichste — und zugleich das Höchste und Schönste, das ein Weib einem Manne gewähren kann“ (184). Oft sei die gepriesene exklusive Liebe nur Mangel an Gelegenheit zu anderer Liebe (225). Die „freie Liebe“ komme diesem Bedürfnis nach Abwechselung in ganz anzureichender Weise entgegen; sie sei nichts als „freie Wahl des Besitzers“ (204) und schleppe damit das ganze Elend des Liebesbesitzes in das neue Verhältnis hinüber; gelegentlicher Personenwechsel mit seinen unvermeidlichen Konflikten und Krisen ändere an der verfehlten Auffassung des Liebesverhältnisses nichts. Die vielgerühmte „freie Vereinigung“ sei nichts weiter als „eine lächerliche Parodie auf die christliche Ehe, in der alles Gute und Beglückende der alten Institution verworfen, alles Schlechte und Erniedrigende derselben aber beibehalten oder gar verstärkt sei“ (197). Darum gelte es vielmehr, jeden Liebesbesitz überhaupt unmöglich zu machen und die „freie Selbstbestimmung“ auch im Sexualleben einzuführen. Dazu bedürfe es einer Gemeinschaft:

„in welcher jedes Kind schon von seiner Umgebung und seinen Erziehern angeleitet wird zur Erkenntnis und innigen Anerkennung des Wertes, den jedes Mitglied der großen menschlichen Gesellschaft besitzt, sowohl für das Ganze, wie für jedes einzelne Individuum — wo alle Jungfrauen und alle Jünglinge beim Eintritt in die Gesellschaft der Erwachsenen, d. h. der Freien und Selbständigen, erfüllt sein werden von der frohen Zuversicht, daß ihr sehnlichstes Verlangen sicherlich schöne Erwiderung finden wird im Herzen lieber Freunde, daß sie daher ihren besten und schönsten Gefühlen keinen Zwang anzutun brauchen — wo das Leben jedes Mannes, jedes Weibes, verschönt wird durch viele Momente des idealsten Liebesgenusses, im welchem die ganze Welt vergessen wird, um ein einziges ihrer Geschöpfe — wo aber auch eine gewisse materielle Wohlfahrt, herzliches Interesse an seinem Wohl und Wehe, Hilfe in der Not jedem Menschen auf Lebenszeit gesichert ist durch eine Art Kameradschaftskontrakt mit der ganzen Gesellschaft, dessen Erfüllung keiner strengen Gesetze bedarf, da er begründet ist auf dem Gefühl der Gegenseitigkeit und der idealen Menschenliebe, die jedes Mitglied besäßigt, mit wahrer Innigkeit der ganzen menschlichen Gesellschaft zurufen: „Dein Glück ist mein Glück, Dein Leid ist mein Leid.“ (209)

Die Lösung des Problems, eine solche Gemeinschaft zu schaffen, ist ein wenig — man darf es wohl sagen — Ei des Columbus. Man nimmt einfach einige amerikanische Millionäre, einige Hundert vorurteilsfreie Menschen beiderlei Geschlechts, baut ein Cooperativheim, ein mit allen Bequemlichkeiten versehenes Hotel, ein Mutterheim und Kinderhospital, gründet industrielle und Handelsniederlassungen zur Verzinsung des Kapitals, gibt eine Wochenschrift heraus — und die Association of Self-Owners, die Gemeinschaft der Eigenen ist fertig. Doch halt! Bald hätten wir die Hauptsache vergessen, die „neue Sitte.“ Das Motto der Gesellschaft lautet: „Ich bin und bleibe mein eigen! Ich bin zu stolz, um mich jemals als einem andern Menschen angehörend etikettieren zu lassen, und zu klug, um mich nach der Liebe zu sehnen, die mir aus Pflichtgefühl oder Gewohnheit von einem mir angehörenden Wesen entgegengebracht werden könnte.“ (230) Dementsprechend wird die unsinnige Idee des Besitzes organisatorisch völlig ausgeschaltet durch die Verpflichtung für jedes Mitglied, nicht nur ein exklusives Gebrauchsrecht eines Privatheims, evtl. nur eines Zimmers, zu haben, sondern auch „von Zeit zu Zeit jeden seiner achtenswerten Bekannten des anderen Geschlechts, die dazu bereit sind, einzeln in seinem Privatheim zu empfangen und dafür Sorge zu tragen, daß die Vorgänge bei diesen Zusammenkünften in keiner Weise von der Außenwelt beobachtet werden können.“ (232) Eine solche Einladung sei übrigens keineswegs etwa als Aufforderung zu irgend welchem intimen Verkehr zu betrachten; sie gebe freilich auch die Gelegenheit dazu (ohne Gelegenheit sei ja Freiheit bedeutungslos), bedeute aber an und für sich nichts, als die Bekundung der „Eigenheit.“

Die Folgen dieser einfachen Maßregel werden als überaus bedeutsam geschildert. Wohl sei das Delikt des Ehebruchs abgeschafft, aber keineswegs die Ehe selbst. Diese bedeutet nach wie vor „ein Kameradschaftsbündnis, das je nach Wunsch mit mehr oder weniger materieller Interessenvereinigung verbunden ist, und das auf Lebenszeit unzertrennliche gemeinschaftliche Interesse an dem Kind oder den Kindern der Frau bekundet.“ (301) Das Kind sei naturgemäß Eigentum der Gebärerin. Vaterrechte würden durch die Zeugung nicht erworben, (ebensowenig wie Pflichten auferlegt), sondern nur durch gegenseitige freiwillige Vereinbarung mit der Mutter; durch die Sorge für Mutter und Kind sichert sich der Vater das moralische, durch die legale Ehe das legale Recht auf die Kinder. In jene freie Vereinbarung könnte auch die Bedingung aufgenommen werden, die dem Vater nur selbsterzeugte Kinder sichert. (306) Männliche und weibliche Prostitution sei fast unmöglich geworden; wo Liebe nur durch persönliche Liebenswürdigkeit, dann aber auch sicher, erworben werden könne, sei weder für käufliche Liebe noch für pikante Abenteuer Platz. Selbstverständlich werde auch der Fluch von den unehelichen Kindern genommen: „Wünsche ein Weib, ein Kind ganz für sich allein zu haben und keinem Manne irgend welche Rechte darauf zu gewähren, so würde sie deshalb innerhalb dieser Gesellschaft eher höher als niedriger geschätzt, und da Wöchnerinnen und Kinder freie Station hatten und die Mitgliedschaft des neuen Erdenbürgers durch die Geburt und das Aufnachsen in der Gesellschaft gesichert war, brauchten ökonomische Bedenken sie nicht zurückzuhalten.“ (301) Endlich schließt ein Ausblick auf die Lösung der sozialen Frage, bei der die Gesellschaft der Eigenen mindestens dazu beitragen werden, durch Erhöhung der Glückschancen gleichmäßig für Reich und Arm und durch die Nötigung zur wahren „Liebenswürdigkeit“ den Kampf zwischen Kapital und Arbeit zu mildern, das interessante Buch. (Schluß folgt.)

Streiflichter.

Noch einmal die Prügelstrafe. Durch die Mitteilung in einer österreichischen Lehrerzeitung, daß die Lehrerschaft einer deutschen Stadt um das Züchtigungsrecht eingekommen sei, und durch die Ausführungen über „Eine Niederlage der Prügelfreunde“ in Nr. 10 der „Ethischen Kultur,“ ist mir die alte pädagogische Streitfrage über Zulässigkeit und Zweckmäßigkeit der Prügelstrafe wieder recht nahe gelegt worden. Ich möchte nun diese Frage in den folgenden Zeilen von einem Gesichtspunkt aus beleuchten, der, soweit ich die einschlägige Literatur überblicke, so ziemlich unberücksichtigt geblieben und meines Erachtens doch überaus ausschlaggebend ist.

Es wurde schon oft und nachdrücklich auf den wunden Punkt unserer Rechtspflege, oder besser gesagt, der Gesetzgebung hingewiesen, welchen die Inkompatabilität von Schuld und Strafe in ihr meist darstellt. Nirgends macht sich diese aber so sehr geltend, als bei Anwendung der Prügelstrafe. Fassen wir irgend einen beliebigen Fall ins Auge, bei dem sich die erwähnte Unvergleichbarkeit zeigt. Wenn ein Kutscher abends mit unangezündeten Laternen fährt, wird er zur Strafe 24 Stunden seiner persönlichen Freiheit beraubt. Hier zeigt sich diese Inkompatabilität von Schuld (Ungehorsamkeit gegen die Vorschriften) und Strafe (Beraubung der Freiheit) schon recht stark. Auch sieht man hier ganz deutlich, daß von Gerechtigkeit im eigentlichen Sinne nicht die Rede sein kann; denn warum entsprechen dem Vergehen gerade 24 Stunden Freiheitsstrafe? Werden nicht 5 Stunden genügen? Oder sind nicht sogar 48 Stunden zu wenig? Man sieht ohne weiteres ein, daß diese und ähnliche Fragen nicht zu beantworten sind. Immerhin haben aber solche Fälle noch etwas gemeinsam: Schuld und

Digitized by Google

Strafe bewegen sich, wenn ich so sagen darf, auf demselben Gebiete, nämlich in der Sphäre des Physischen. Man schätzt — so willkürlich es auch sein mag — das physische Vergehen des Ungehorsams, und das physische Uebel, welches durch eine 24stündige Freiheitsentziehung hervorgerufen wird, als äquivalent. Bei solchen Fällen, wo die Prügelstrafe in Anwendung kommt, fehlt aber sogar dieser noch einigermaßen verlässliche Faktor. Bleiben wir nur auf dem Gebiete der Kindererziehung: wann wird da die Prügelstrafe angewandt? Bei Verlogenheit, Ungehorsam, schlechtem Fortgang in der Schule, Unhöflichkeit, Ungezogenheiten aller Art, Ungeschicklichkeit u. v. a. Dies alles sind rein physische Verschuldungen und die Strafe dafür steht — im physischen Affizieren des Körpers. Man braucht nur Fragen, wie etwa die, wie viele Schläge für eine Lüge, wie viele für eine Unhöflichkeit usw. gerecht seien, an die Verteidiger der Prügelstrafe zu stellen, um sie verstummen zu machen. Dazu kommt noch, daß die einzelnen Schläge doch durchaus nicht gleich empfunden werden, sondern daß die Körperteile, die Wucht, mit der sie ausgeführt werden, die individuelle Empfindlichkeit u. v. a. in Rechnung gezogen werden müßte, was absolut unmöglich ist. Es ist eben hier die Unvergleichbarkeit zwischen Schuld und Strafe eine so ungeheuer große, daß jeder Versuch, sie überbrücken zu wollen, notwendig scheitern muß.

Ich glaube, diese Andeutungen dürften genügen, um zu zeigen, daß bei Anwendung der Prügelstrafe Gerechtigkeit, d. h. Anpassung des Ausmaßes der Strafe an die Größe der Schuld, ein Ding der Unmöglichkeit ist. Damit scheint mir aber diese Strafform als pädagogisches Mittel — in welcher Beziehung immer — am härtesten gerichtet zu sein. Denn selbst das gegen die Prügelstrafe meist ins Feld geführte Argument, die Liebe des Erziehers zum Zöglinge, eignet sich zur prinzipiellen Entscheidung nicht so sehr, wie das eben erwähnte, weil die Liebe infolge ihres ganz subjektiven Charakters allzugroßen individuellen Schwankungen unterliegt. Was ein zart besaiteter Mensch schon als roh ansieht, findet ein anderer noch liebevoll. Bei weitem objektiver ist aber die Gerechtigkeit und auch wo die Liebe des Erziehers gleich Null wäre, müßte ihm die Gerechtigkeit die Anwendung der Prügelstrafe verbieten. Neben vielen anderen schon oft erörterten Argumenten scheint mir also die Forderung der Gerechtigkeit, — welcher die Prügelstrafe niemals genügen kann — ein Hauptargument gegen diese zu sein.

Wilhelm Börner (Wien).

* * *

Warum die Japaner siegen hat merkwürdiger Weise schon **vor** dem Ausbruch des ostasiatischen Krieges ein englischer Gelehrter von Ruf erklärt. Sir Norman Lockyer veröffentlichte im vorigen Jahre einen Aufsatz über den „Einfluß der Gehirnkraft auf die Geschichte." Dort führte er über das aufstrebende Japan folgendes aus:

„Japan hat die moderne Zivilisation mit Leib und Seele angenommen. Es hat nicht nur die Reisenschienen nachgeahmt, die ein mißwollisiertes Volk seiner Originalität berauben, ohne ihm dagegen einen wirklichen Wert zu geben, sondern es hat sich den Gehalt der modernen Bildung durch emsige Arbeit assimiliert. Modern sind seine Schulen, wo die Kinder aller Volksschichten einen sittlichen Unterricht, aber nicht einen religiösen erhalten, weil jede kirchliche Unduldsamkeit vermieden werden soll. Modern ist seine Anschauung, daß Priester sich von politischen Streitigkeiten fernhalten und ausschließlich darum bemüht sein sollen, in der Ausübung ihres frommen Berufes einen führenden Platz zu erwerben. Modern ist ihr Streben, trotz mancher harter Reibungen während der Uebergangszeit, ohne Vorurteil jede freimütige Kritik öffentlicher Angelegenheiten zu achten und die Opposition nicht mit roher Gewalt niederzuhalten, oder was noch schlimmer ist, sie durch planmäßige Verdächtigungen abzuschrecken. Modern ist auch ihre ehrliche Achtung vor der Freiheit der Wissenschaft, ihre Freude an einer Weltanschauung, die nur die Geisteskraft, nicht den Aberglauben, zur Herrschaft über die Tätigkeit des Menschen ruft und jede neue Entdeckung und jeden neuen Gedanken mit Genugtuung begrüßt. Modern ist endlich ihre Politik, die jedermann zur Entwickelung seiner Fähigkeiten anspornt, anstatt dem Geiste Fesseln anzulegen, die auch jede materielle Produktion fördert, anstatt sie zu behindern."

Das böse Friedericianische Wort „Gott halte es immer mit den stärkeren Bataillonen" kann man vielleicht dahin erweitern, daß er es nicht mit den Heiligenbildverantbetern, sondern mit den sittlich Tüchtigeren zu halten scheint.

* * *

Religion und Geschäft. Freiherr v. Mirbach hat viel zu spät gesprochen, um den peinlichen Eindruck, den sein Verhalten sogar in ihm nahestehenden Kreisen gemacht hat, zu verwischen. Er hat nur widerstrebend, auf das Drängen der Presse hin, Mitteilungen gemacht, die früher von ihm hätten erwartet werden können, und diese Mitteilungen haben nicht einmal die volle wünschenswerte Aufklärung der Tatsachen herbeigeführt. Wenn daher einige der Regierung ergebene Blätter von einer glänzenden Rechtfertigung Herrn v. Mirbach's sprechen, so ist es doch anerkennenswert, daß es ehrliche konservative Blätter gibt, die erklären, daß sie durchaus nicht befriedigt sind. Darüber, daß das Gericht sich mit der halben Aufklärung zufrieden gibt, kann man sich nach Vielem, was bei uns vorgefallen ist, nicht mehr wundern.

Worin liegt die Bedeutung des Falles? Der Betrug der Bankdirektoren ist dadurch ermöglicht worden, daß der Titel „Hofbank" ihnen als Empfehlung diente, und sie haben kirchliche Spenden zum Zweck der Erlangung dieses Titels gemacht. Der Mißbrauch, der mit dem Schein der Kirchlichkeit getrieben wird, fängt nicht erst da an, wo dieser Schein dem Betrug als Deckmantel dient, sondern jede Ausnutzung desselben zu Geschäftszwecken oder zum Zweck der Erlangung von Ehren und Würden und äußerer Stellung widerspricht dem Wesen der Frömmigkeit. Die Beantwortung der Frage, ob Herr v. Mirbach wirklich so wenig Menschenkenntnis besitzt, daß er Gesetze, die wahren Bewegründe vieler ihm zunächststehenden Geschäftsleute, ihm Unklaren bleibt, ist nur für die Beurteilung dieses einen Mannes von Bedeutung. Aber die Bedeutung der einzelnen Person verschwindet ganz vor der des Systems, und das System führt notwendig zu Mißbrauch, zu Verteilung und Heuchelei. Es handelt sich dabei nicht nur um die Kirche. Wer will entscheiden, wie viele Spenden zu patriotischen Zwecken aus ganz anderen Beweggründen, als dem nach außen hin vorgegebenen, dargebracht werden? Auf die Ueberzeugung Vieler in Deutschland wird ein Druck ausgeübt, und dadurch entsteht die tiefe Unehrlichkeit unseres politischen Lebens, die oft in so abtötbender und erschreckender Weise hervortritt. Daß die Hauptträger des Systems das Gute zu fördern glauben, ändert nichts an diesen Wirkungen. Was die Kirche betrifft, so kann ihr natürlich kein schlechterer Dienst geleistet werden, als durch die ihr gewährte offizielle Protektion, die ihr gestellte Aufgabe, der staatlichen Gewalt als Stütze zu dienen. Das was zur Förderung ihres Ansehens dienen soll, kann nur zu noch tieferer Schädigung ihres Ansehens dienen.

Theodor Brix.

Aus der ethischen Bewegung.

Sitzung des Hauptvorstandes der D. G. E. V. Anwesend: Geheimrat Foerster, Rechtsanwalt Dr. Bieber, Paul Jaffé, Prof. Bruno Meyer, Dr. Penzig, Prof. Dr. Döring, Dr. Kronenberg, Justizrat Dr. Rothe, Dr. Levy.

Entschuldigt: Justizrat Stern.

Vor der Tagesordnung wählt der Vorstand anläßlich des bevorstehenden internationalen Frauenkongresses in Berlin Frau Justizrat Stern zur Delegierten der D. G. E. V. als Bundesverein.

1. Der Vorsitzende berichtet über die neuesten Verhandlungen in Betreff des Ethischen Bundes. Da infolge des Rücktrittes der Beiträge der einzelnen Länder die Herausgabe der internationalen Berichte sehr eingeschränkt werden mußte, hatte Dr. F. W. Foerster-

Digitized by Google

Zürich die Aufgabe des Sekretariats in Zürich vorgeschlagen, nachdem Herr Dr. Stanton-Coit, London in schriftlicher Verhandlung mit den Herren Dr. Foerster, Dr. Plungst und Prof. W. Foerster eine Neubelebung des ethischen Bundes mit Domizilierung des Sekretariats in London in Anregung gebracht hatte. Dr. Stanton-Coit hofft, im September 1905 in London einen internationalen ethischen Kongreß zu Stande zu bringen. Der Hauptvorstand begrüßt diese Initiative.

2. Die Totalsatorfrage. Der Vorsitzende und Herr Jaffé berichten über die leider vergeblichen Versuche, einen geeigneten Redner für die geplante Volksversammlung zu gewinnen. Der Vorsitzende verliest sodann den wesentlichen Inhalt des von ihm redigierten Entwurfes für eine an den Reichstag in dieser Angelegenheit zu richtende Petition. Nach einer lebhaften Diskussion wird der Entwurf des Vorsitzenden und das von ihm beabsichtigte weitere Vorgehen von der Mehrheit gebilligt.

Zur Frage des Moralunterrichts macht der Vorsitzende erneute Mitteilung über eine bei ihm Frage betreffende Publikation aus seiner Feder, welche in nächster Zeit erscheinen soll.

W. Foerster. Dr. Penzig.

Abteilung München. Herr Raoul Francé hielt in der Münchener Abteilung einen Vortrag über die Stellung des Menschen in der Natur, in welchem er zu den alten Beweisen für die natürliche Herkunft des Menschen, soweit sie der gegenwärtigen Forschung Stand bieten, neue beizufügen versuchte. Interessant war hierbei zu beobachten, auf wie verschiedene Weise man zu gleichen Resultaten gelangen kann. Wie in einem früheren Vortrage Herr Schwantje die Stellung des Menschen zum Tiere vom Standpunkt der Humanität aus beleuchtete, zeigten die Darlegungen des Herrn Francé ohne Tendenz ebenso — logisch weiterentwickelt —, daß der anthropocentrische Dünkel noch beseitigt und beseitigt werden muß, im Interesse der Wahrheit ebensowie der Gesittung.

Scharf wurde das Bestreben zurückgewiesen, mit den Irrtümern und Hypothesen des Darwinismus auch dessen erwiesene Wahrheiten hinweg zu räumen. Und zum Schlusse legte der Redner dar, daß sich die Ethik auf der Erkenntnis von der natürlichen Herkunft des Menschen aufbauen müsse. Von dieser Grundlage aus kann sie sich zu den höchsten Höhen einer Kultur erheben, die aber um so mehr ihre Basis außer Acht lassen darf, wenn sie fähig bleiben soll, zu beglücken und zu veredeln.

Sprechsaal.

„Zur Kapitel der weiblichen Inferiorität." Als fleißiger und wohlwollender Leser der „Ethischen Kultur" und als praktischer Katholik, der das Gute freudig anerkennt, wo er es findet, darf ich wohl einer falschen Auffassung entgegentreten, die gerade in dieser Zeitschrift nicht unberichtigt passieren soll.

In Nr. 11 will Herr M. H. Francé, gestützt auf eine kulturhistorische Untersuchung des Heilsinformer Dozenten Hjalmar Johannes Crohns, auch weitere Kreise darüber aufklären, daß die weltverachtende Geistesrichtung der mittelalterlichen Mönche Clunyscher Observanz die Inferiorität des Weibes lehrte und diese Lehre in schrecklicher Konsequenz zu einem System ausbaute, das dann auf die Geistigkeit dreier Jahrhunderte einen ungeheuren Einfluß ausgeübt habe.

Die Arbeit Crohns liegt mir nicht vor. Dieselbe stützt sich jedoch nach dem Referat und wie ein Vergleich ergibt, auf Kapitel 25 aus dem Traktat über die Ehe des Dominikaners Antonin von Florenz (1389—1459).

Herrn Crohns und nach ihm seinem Referenten ist aber hier ein sehr fataler Mißgeschick passiert: sie haben das Kapitel entweder nur ganz flüchtig oder nicht vollständig gelesen. Gegen den Schluß des Kapitels heißt es nämlich: „Hoc igitur alphabetum est de malis mulieribus . . . ." „Dieses Alphabet versteht sich nun aber von den schlechten Weibern" (!). Und weiter schreibt Antonin: „Aber das gottesfürchtige Weib wird gepriesen, über dessen Lob das ganze Kapitel des Sprüchwörter zu lesen." Er hebt auch ausdrücklich hervor, daß und warum im neuen Testament, im Christentume, das Weib höher geachtet werde, als im Altertum. Maria, die Mutter Christi, die nicht nur die Frauen, sondern auch die Männer und Engel an Heiligkeit übertroffen, habe das Weib geadelt.

Wenn das Alphabet Antonins, das er von Johannes Dominici herübergenommen hat, ein sehr krasses Sündenregister des schlechten Weibes darstellt, so ist zu berücksichtigen, daß es eben im Anschluß an Ecclesiastikus entstanden, der aus seinem Herzen auch keine Mördergrube macht, wo er vom schlechten Weibe — von der Hure — spricht. Immerhin gebe ich gerne zu, daß dieses Sündenregister auch so aus einer Summa theologiae besser weggeblieben wäre, bemerke aber auch, daß weder Antonin noch Dominici zu den großen Kirchenlehrern, sondern zu den Schultheologen zweiter Klasse des Mittelalters gehören, deren Zahl groß ist. Bei den großen Kirchenlehrern des Mittelalters, Bernhard, Bonaventura, Thomas von Aquin, findet sich dergleichen nicht.

Daß übrigens Antonin eine etwas pessimistische Auffassung von der Ehe und der Frau im allgemeinen gehegt, ergibt sich aus seinen Schriften durchaus nicht als wahrscheinlich. Seine Einleitung zum Traktat über die Ehe ist durchaus korrekt, auch seine Briefe sowie seine „Regola di vita cristiana" (Regel christlichen Lebens), die er für die Witwe Lorenzos de'Medici geschrieben, widersprechen einer solchen Auffassung.

Ferner ist zu korrigieren, daß Antoninus und Dominici nicht den Mönchen Clunyscher Observanz, sondern dem Dominikanerorden angehörten. Dem Dominikanerorden gehörten aber auch an die beiden großen mittelalterlichen Kirchenlehrer Bonaventura und Thomas von Aquin, welche, wie die katholische Kirche überhaupt, stets gelehrt haben, daß die Frau mit dem Manne wesensgleich — aequalis quoad essentiam quae consistit in anima et ejus potentiis — daß sie ihm zur Gemeinschaft der Liebe — caritatis — gegeben, weder zur Herrin, noch zur Sklavin, sondern zur Genossin, daß aber der Mann das Haupt der Familie sei.

Was nach alldem von der behaupteten brutalen Verachtung der Frau seitens der mittelalterlichen Mönche und damit indirekt der katholischen Kirche zu halten ist, dürfte klar zutage liegen. Die ganze kulturhistorische Ausführung der Referat Crohns und des Referates mit ihren Konsequenzen fällt in diesen Punkte dahin. Die katholische Kirche als solche hat die Frau von jeher gegen Verunglimpfungen und Vergewaltigungen in Schutz genommen.

Daß die Frau, kulturgeschichtlich betrachtet, bis in die neueste Zeit hinein, im Vergleich zum Manne nicht zwar essentiell, aber graduell in der Entwickelung der Fähigkeiten, inferior war, wird kaum geleugnet werden können. Leider Gottes wurden die Geistes-, Herzens- und Berufsbildung der Frau jahrhundertelang bedauerlich vernachlässigt. Darunter hat ihre Stellung zum Manne, ihre Sittlichkeit, ihre Achtung gelitten und daher entwickelte sich auch die Inferioritätsidee. In neuester Zeit ist es hierin glücklicherweise besser geworden, aber noch immer fehlt viel zu voller Ausbildung des Frauengeschlechtes vor allem auch noch die richtige Wertschätzung des Zieles. Dasselbe nicht nur in der Konkurrenz mit dem Manne in jeder Beziehung, sondern in der Erreichung einer den Anlagen und Aufgaben der Frau entsprechenden höchstmöglichen Geistes-, Herzens- und Berufsbildung. Die wünschbaren und naturgemäßen Freiheiten und Rechte ergeben sich dann alsbald von selbst.

Den „physiologischen Schwachsinn des Weibes" wissenschaftlich abhandeln zu wollen, ist eine der neuesten maliziösen Professorengrillen, die in ernsten Kreisen wenig Anklang gefunden hat, die Frauenstrage in keiner Weise fördert und täglich durch die Tatsachen widerlegt wird. Es gibt Mädchen von 12 und 13 Jahren, die einen eminent schärfer und besser arbeitenden Geistesapparat haben, als erwachsene Männer mit einigen hundert Gramm mehr Gehirngewicht und ich habe selber einst einer pygmäenhaft kleinen jungen Dame Lateinunterricht gegeben, die mit zwei Wochenstunden nach einem halben Jahre weiter war, als irgend ein deutscher Sekundaner mit wohldemessenem Gemeinschaftsdeh. Die Dame ist längst Dr. phil.

Man soll nicht von Inferiorität reden, sondern auf einem vernunftgemäßen geistigen, sittlichen und materiellen Fortschritt der Frau hinarbeiten, dann wird die Frau dem Manne immermehr zur wahren Genossin und Gehilfin werden, mit der er verhältnismäßig glücklich sein kann. Weder der Mann ist für sich allein ein vollkommener Mensch, noch die Frau. Beide sind bestimmt, einander zu ergänzen. Und es ist denn auch eine Tatsache, daß ein gutverheirateter Mann, ceteris paribus, dem Junggesellen gegenüber ganz bedeutend gewinnt und diesem im praktischen Leben fast in jeder Beziehung bedeutend überlegen ist. Nur wer mit andern und für andere lebt, hat vollen Menschenwert!

Luzern, 9. Juni 1904.

Joh. Büttig, Kantonsbibliothekar.

An unsere Leser.

Die beorstehende Reisezeit gibt unseren Freunden nicht nur die hoffentlich erwünschte Gelegenheit, dem Fortschritt ethischer Kultur persönlich neue Kämpfer zu werben, sondern auch der Sache durch Förderung unseres Blattes zu nützen. Man vergesse zunächst selbst nicht die Erneuerung des Abonnements und Nachsendungsvermerk! Man gebe seinen Reisebekanntschaften das Blatt zu lesen! Man frage danach in allen größeren Hotels, Restaurants und Badesalons! Probenummern auf Wunsch überall hin frei!

Verlag und Redaktion.

Digitized by Google

Leonhard Simion Nf., Berlin S. W. 48.

Soeben erschien: **Wichtig für die Sommerzeit.**

Insekten als Krankheitsüberträger.

Von

Dr. Erich Martini,

Marine Oberstabsarzt, kommandiert zum Institut für Infektionskrankheiten.

Preis 1 Mark.

Die mit den Namen **Rob. Koch** und **Louis Pasteur** untrennbar verknüpften bedeutenden Entdeckungen auf dem Gebiete der Ursachen und Uebertragungen von Krankheiten haben eine weite Folge von weiteren Forschungen gezeitigt, deren Ergebnisse meist neuerer und neuesten Datums sind und daher nicht allein für jeden Arzt, sondern auch für jeden gebildeten Laien von hohem Interesse sein werden. Der Verfasser hat nun in dem obigen Heft besonders eine Beschreibung der Insekten als Krankheitsüberträger mit Bezug auf die betreffenden Krankheiten gegeben und sich darauf beschränkt, das herauszugreifen, was man wissen muss, um die einzelnen in Frage kommenden Insekten erkennen zu können.

Obige Broschüre bildet Heft 11 der **„Modernen ärztlichen Bibliothek"** herausgegeben von **Dr. Ferdinand Karewski,** Berlin. Ausführliche Prospekte auf Verlangen gratis und franko vom Verlag.

In meinem Verlage ist erschienen:

Psychologie
der
Französischen Literatur
von **Eduard Engel.**

Vierte, völlig neu bearbeitete Auflage.
Preis elegant broschiert 3,50 Mark, gebunden 4,50 Mark.

Der bekannte Verfasser der **„Geschichte der französischen Literatur"** hat in seiner **„Psychologie der französischen Literatur"** ein höchst eigenartiges Werk geschaffen: **eine Naturgeschichte des französischen Geistes.**

Das längst berühmte Buch ist völlig neu bearbeitet worden und in seiner **jetzigen** Form ein auch **sprachlich** geradezu **klassisches** Werk.

Berlin SW. 48. **Leonhard Simion Nf.**
Verlagsbuchhandlung.

Zum Druck von **Broschüren**
wissenschaftlichen Werken,
Jahresberichten, Flugblättern,
sowie zur Anfertigung
• • • **sämtlicher anderen Druckarbeiten** • • •
in moderner und sauberer Ausführung, bei billigster Berechnung, empfiehlt sich
Oskar Hensels Buchdruckerei
Gottesberg (Schlesien).
Druck der **„Ethischen Kultur,"** des **„Freidenker"** und freireligiösen **„Sonntagsblatt."**
☞ Bei Bedarf verlange man Kostenanschlag.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin W. 35.

Soeben erschien:

Dr. Rudolph Penzig,

Ernste Antworten auf Kinderfragen.

3. durchgesehene und vermehrte Auflage, 2,80 Mk., gebunden 3,60 Mk.

Der Verlag für Ethische Kultur, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121 bittet ergebenst um freundliche Zusendung folgender Nummern, die ihm fehlen: 1898 Nr. 42; 1900 Nr. 2 und 8; 1901 Nr. 1, Nr. 29, Nr. 30; 1902 Nr. 5 und 15, und dankt im Voraus ergebenst für gütige Erfüllung seiner Bitte.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Die Mitgliedschaft der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur wird erworben durch Anmeldung bei dem Hauptvorstande (Bureau Berlin W., Unter den Linden 16, III — zugleich das Bureau der Abteilung Berlin), oder bei den Vorständen der Abteilungen und Zweige in den einzelnen Orten sowie durch Einzahlung eines Beitrages, welcher mindestens drei Mark jährlich betragen soll, unter gleichzeitiger Erklärung der Annahme der Satzungen der Gesellschaft. Diese Satzungen sind von dem obenerwähnten Bureau der Gesellschaft kostenfrei zu beziehen.

Zahlungen und sonstige geschäftliche Einsendungen, welche für den Hauptvorstand oder die Zentral-Verwaltung der D. G. E. K. über den Vorstand und die Verwaltung der Abteilung Berlin bestimmt sind, sind am besten an das „Bureau der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, Berlin W. Unter den Linden 16, zu Händen des Herrn Dr. R. Penzig" zu richten.

Auszug aus den Satzungen der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.

§ 1. Es ist der Zweck der Gesellschaft, im Kreise ihrer Mitglieder und darüber hinaus denselben als das Gemeinsame und Verbindende, unabhängig von allen Verschiedenheiten der Lebensverhältnisse, sowie der religiösen und politischen Anschauungen, die Entwicklung ethischer Kultur zu pflegen. Unter ethischer Kultur als Ziel ihrer Bestrebungen versteht die Gesellschaft einen Zustand, in welchem Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten.

§ 2. Zur Erreichung des Zweckes der Gesellschaft sollen hauptsächlich folgende Betätigungen dienen: 1. Im Kreise der Mitglieder Anregung und Förderung jeglicher Art in Bezug auf ethische Aufgaben, Grundsätze und Pflichten; 2. insbesondere und auch nach außen hin: a) Erörterung der Tatsachen und Formen des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens; Unterstützung der Reformen, die sich als ethisch notwendig erweisen; b) Maßnahmen, um der gesamten Jugenderziehung eine rein ethische Grundlage zu geben und zu sichern; c) Erschließung der Schätze der Kunst und Wissenschaft in ihrer ethisch erzieherischen Bedeutung für das gesamte Volk; d) Herausgabe und Unterstützung von ethisch fördernden Schriften aller Art, Büchern, Zeitungen, Flugblättern u. s. w.; e) Sittigende Einwirkung auf die Formen der Geselligkeit und des Umganges, mit Einschluß des Verkehrs verschiedener Nationalitäten untereinander.

☞ **Manuskripte erwirbt** aus allen Gebieten der **Religionswissenschaft** und **Philosophie, Literaturgeschichte** und **Kunstwissenschaft, Geschichte** und **Philologie, Biographie** und **Pädagogik, Staats-** und **Sozialwissenschaften, Biologie** und **Anthropologie** streng wissenschaftlicher und gemeinverständlicher Art, ferner aus der **schönen Literatur.** Vorbericht erforderlich.
Albert Kohler, Verlag **Berlin W. 15,** Meierottostraße 5.

Das Bureau der D. G. E. K.,

Unter den Linden 16 bleibt **im Juli und August geschlossen;** dagegen die Auskunftstelle im III. Stock geöffnet. Alle Mitteilungen, Wünsche, auch **redaktionelle Sendungen** bitten der Unterzeichnete zu adressieren:

Werbellinsee bei Joachimsthal i. U.
Dr. R. Penzig.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung **Georg Reimer, Berlin W. Lützowstraße 107 109,** bei, die beiden Werke von **Dr. Fr. W. Foerster „Jugendlehre"** und **„Lebenskunde"** bei, worauf wir unsere Leser hierdurch aufmerksam machen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1,60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition: Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

XII. Jahrgang. | Berlin, den 15. Juli 1904. | Nr. 14.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Vom deutschen Richter. I. Von Dr. Retter, Karlsruhe.
„Mein eigen sollst Du sein." II. Von Dr. Rudolph Penzig.
Streiflichter:
Kinderschutz in England.
Nächtliche Wohlthätigkeit.
Sprechsaal.
Bücherschau.

Vom deutschen Richter.

Von Dr. jur. Retter (Karlsruhe).

I.

Es ist noch nicht gar zu lange her, da sprach einer unserer angesehensten deutschen Philosophen — er ist den Lesern dieser Zeitschrift kein Fremder —, ein Mann ebenso unabhängig und unbestechlich in seinem Denken, wie klar und hochzielend mit seinem Urteil, das bitterböse Wort: „Mein Vertrauen zum deutschen Richterstande ist nicht mehr unbedingt vorhanden." Ein Sturm der Entrüstung in vielen Kreisen, eine erregte Debatte im Parlament, ein schüchterner Versuch, solchen Mut mit einem Disziplinar-Verfahren zu belohnen — aber diese Worte wirken fort, nicht nur wegen der Autorität dessen, der sie sprach, vor allem wegen ihrer symptomatischen, ihrer sozialethischen Bedeutung. In der Tat, es läßt sich nicht leugnen, daß das unbedingte Vertrauen weiter Kreise zu unserm Richterstande ins Wanken gekommen ist; und es läßt sich ebensowenig leugnen, daß hier ein Problem vorliegt, das tiefe Schlaglichter wirft auf die sittlichen und sozialen Zustände unserer Zeit, ein Problem von ernster Wichtigkeit für Jeden, dem sittlicher Fortschritt, dem die durch Recht und Moral gleicher Weise bedingte Verwirklichung der Gemeinschaftszwecke am Herzen liegt. Nicht etwa die weltfremde Auffassung eines hochgespannten Idealisten kommt in jenem Wort zum Ausdruck — die Beurteilung unserer Rechtsprechung nach ihrem eigentlichen Sinn und Zweck zwingt zu jener ernsten Ueberzeugung. Jenem Philosophen zur Seite steht ein juristischer Theoretiker, Professor Krückmann, der („Die Entfremdung zwischen Recht und Volk") sich zu dem Zugeständnis veranlaßt fühlt, in unserer Rechtsprechung sei nicht alles so, wie es sein solle. Ebenso bestätigen Stammler, gleichfalls ein juristischer Theoretiker, (in seiner „Lehre vom richtigen Rechte"), Dove, ein früherer Landgerichtsrat („Die Unpopularität des Juristenstandes") wenn auch nicht direkt das Mißtrauen, so doch die Abneigung weiter Kreise gegen die Juristen überhaupt. Und vor wenigen Monaten erst schrieb ein Richter in einer der angesehensten juristischen Fachzeitschriften:

„Es geht ein Raunen durch das deutsche Volk von begründetem Mißtrauen in die Rechtspflege, von bewußter Rechtsbeugung."

Auch die Tagespresse beginnt sich ernsthaft mit diesem Problem zu beschäftigen (vgl. den Aufsatz des Verfassers über „Moderne Rechtsphilosophie" in der „Frankfurter Zeitung" vom 9. und 10. März 1904). In Zeitschriften ist dem Schreiber dieses neuerdings ein Aufsatz von Pfluck-Hartung in der März-Nummer des „Türmer" bekannt geworden, der sich mit den „Entartungen in Medizin und Jurisprudenz" beschäftigt, insbesondere aber in der „Sozialen Praxis" vom 11., 18. und 25. Februar d. Js. eine verdienstvolle Arbeit von Zimmermann über „Gerechtigkeit," beide Zeichen eines tiefen Mißtrauens gegen unsere Rechtsprechung. (Vgl. ferner: Flatau, „Mehr Schutz für die Rechtspflege," Josef, Neurasthenia judicis specifica [Das freie Wort, 3. Jahrgang Nr. 10], Liepmann, „Zur Kritik richterlicher Urteile und der Rechtspflege.") Man muß diese aus den verschiedensten Lagern stammenden Warnungszeichen zusammenstellen, will man sich von vornherein gegen den Vorwurf eines subjektiven Urteils schützen, der gerade hier umso schwerer träfe, wo es gilt, ebenso objektiv wie rücksichtslos den Finger auf eine offene Wunde zu legen, an der unsere Rechtsprechung und folglich unser Volkskörper krankt. Zu dieser Objektivität gehört aber auch die Bereitwilligkeit, sich die vorhandenen Fehler ohne unangebrachte Reizbarkeit und Empfindlichkeit ehrlich einzugestehen. So nur kann der Versuch glücken, die Gründe dieses Mißtrauens gegen unsere Richter aufzudecken und mitzuarbeiten an der Ueberbrückung der Kluft, die sich hier aufgetan, versöhnend zu wirken im Sinne einer Beseitigung der Mißstände, um dem Rechte und seinen Trägern Bahn frei zu machen zur Erfüllung ihrer Aufgabe im Dienste der Gemeinschaft. Aus solchen Beweggründen ist die neueste Arbeit hervorgegangen, die sich mit der Stellung des deutschen Richters beschäftigt, mit den Problemen, die sich an ihr entwickelt haben: „Der deutsche Richter, ein Wort zur Abwehr und Förderung" von Karl Kade, Landgerichtsrat (Berlin, Heymann's Verlag).

Es ist zunächst von symptomatischer Bedeutung, daß den angeführten Stimmen sich hier nun auch die eines älteren, erfahrenen Richters zugestellt. Zwar geht Kade von der Ansicht aus, der Vorwurf der Parteilichkeit werde dem deutschen Richter völlig zu Unrecht gemacht, aber er gibt doch zu, daß in unserer Zeit sich die Angriffe gegen die Richter und die Gerichte wegen ihrer angeblichen Unfähigkeit und Einseitigkeit erheblich vermehrt haben, er erblickt darin ein Zeichen der Zeit, das ernsteter Beachtung wert sei. Die Ausführungen Kades sind getragen von dem auf-

Digitized by Google

richtigen und verhältnismäßig vorurteilslosen Willen, den Gründen für dies Mißtrauen auf die Spur zu kommen. Im Einzelnen vielfach sehr beachtlich, suchen sie nach den verschiedensten Seiten hin die Ursachen aufzudecken, die das nach Kades Ansicht unbegründete Mißtrauen erzeugt haben, um so die Mittel zur Abhilfe zu finden. Bei aller Anerkennung des gewissenhaften Strebens Kade's ist aber die hauptsächliche Bedeutung seiner Arbeit doch in dem zu erblicken, was sie nicht sagt oder doch nur unter anderem Gesichtspunkt streift. Gemessen an den Anschauungen breiter Kreise unserer Richter hat der Standpunkt Kades gewiß viel wohltuend Freies und Ernstes; er ist ausgezeichnet durch das lebhafte und ernste Streben, einer hohen Berufsauffassung gerecht zu werden. Schon aus diesem Grunde ist der Schrift weiteste Verbreitung zu wünschen. Das darf aber nicht von der Feststellung abhalten, daß auf der andern Seite viel Typisches in Kades Ausführungen liegt, daß der Horizont seiner Prüfung und ihre Beweisführung nicht über die Grenzen reicht, die einseitig technisch-juristisches Denken sich allzu leicht aneignet. Innerhalb solcher berufsmäßigen Grenzen ist das, was Kade sagt, meist richtig; und es kann hier Vieles besser werden durch Anwendung der Mittel, die er vorschlägt. Das Problem des Mißtrauens in unsere Rechtsprechung ist aber viel umfassender, greift viel tiefer, als Kade sieht; er trifft wohl diese oder jene Seite des Problems, die Wurzel hat er nicht gefunden, geschweige denn untersucht. Ohne den Wert der Arbeit zu verkennen, scheint mir also in dem unbewußt Einseitigen und Eng-Begrenzten ihre wesentlichste Bedeutung zu liegen. Das muß ruhig ausgesprochen werden, denn es zeigt gerade mit voller Klarheit und Schärfe, wo die Wurzel des Uebels liegt: In dem engen Gesichtskreis vieler unserer heutigen Juristen, eng, gemessen an den philosophischen, volkswirtschaftlichen, soziologischen Kenntnissen, die sie haben müßten, um ihre Aufgabe klar und in ihrer ganzen Tragweite erfassen zu können, um dem Grundübel formalistischer Denkweise entgegenzuwirken. Durch Denken und Arbeit das Gemeinschaftsleben in seiner lebendigen Wirklichkeit umfassen, seine Gesetze kennen und verstehen und so sich und seiner Tätigkeit eine bewußte und konsequente Richtung auf das Berufsideal geben, ohne den festen Boden der Wirklichkeit unter den Füßen zu verlieren, in dieser Absicht und Vertiefung der Rechtswissenschaft und Rechtspflege liegt die einzige Möglichkeit, das Uebel zu heilen. Gewiß streift auch Kade gelegentlich diese tiefere Seite des Problems; aber er fühlt mehr instinktiv, daß diese Fragen hineinspielen, als daß er sich klar bewußt ist, welche Bedeutung ihnen für die Lösung der Aufgabe zukommt, die er sich gestellt hat. Das eben aber ist das Wesentlichste, daß wir aus der unsicheren und schwankenden Gefühlsjurisprudenz herauskommen, daß wir Juristen uns selbst und unsere Stellung gegenüber der Gesamtheit klar und bewußt erkennen.

Der ernste Wille, gerecht und unparteiisch zu urteilen hilft sehr wenig, solange man nicht weiß, was dies viel mißbrauchte Ideal „Gerechtigkeit" besagen will, von welchen Bedingungen seine Verwirklichung abhängt, welches die Kräfte und Tatsachen sind, die seine Realisierung hemmen. Dann erst läßt sich im Einzelfalle objektiv und frei von persönlicher Stimmung und Anschauung urteilen, denn dann erst hat der Richter einen objektiven, nicht nur in seinem Gefühl gegebenen Maßstab.

Deshalb ist der Ausgangspunkt Kade's unrichtig oder mindestens schwach fundamentiert. Kade teilt seine Ausführungen in drei Teile: Abwehr, Selbsthilfe, Staatshilfe (Ein weiterer Teil, der sich mit Vorschlägen zu Gesetzesänderungen befaßt, kann trotz mancher trefflicher Bemerkungen hier unberücksichtigt bleiben.) In der sehr temperamentvoll geschriebenen „Abwehr" hat sich aber Kade doch wohl zu sehr subjektiv beeinflussen lassen. Es ist psychologisch verständlich, vielleicht sogar selbstverständlich, daß ein Richter, der, wie Kade es fordert, in strenger Selbstprüfung, in Gewissenhaftigkeit und unerschütterlichem Gerechtigkeitssinn seines Amtes waltet, sich schmerzlich berührt fühlt, wenn er trotz dieser ernsten und treuen Pflichterfüllung dem Vorwurf der Parteilichkeit nicht entgeht. Aber mit dem Hinweis darauf, daß es an jenen Eigenschaften bis jetzt den deutschen Richtern nicht gefehlt habe, läßt sich jenem Vorwurf nicht begegnen. Daß, von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, unser deutscher Richter es an Selbstprüfung, Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeitssinn fehlen lasse, behauptet niemand; denn er müßte damit dem Richter ein Verbrechen vorwerfen, dessen sich gewiß so leicht kein Richter schuldig macht. Aber darum handelt es sich gar nicht; und das verkennt Kade. Es scheint nicht zu gewagt, diese Verkennung darauf zurückzuführen, daß seine Ausführungen sich auf die Auffassung von Recht und Gerechtigkeit gründen, die ebenso herrschend ist in unseren Juristenkreisen wie sie zweifellos falsch ist. Kade spricht von dem „wirklichen, unwandelbaren Rechte," von dem die Rechtsprechung sich nicht entfernen dürfe, davon, daß „das Recht von jeher etwas Unabänderliches, Festes ist, das von den jeweiligen politischen und wirtschaftlichen Anschauungen an sich losgelöst sein muß." Ein wirkliches, unabänderliches, unwandelbares Recht gibt es aber nicht, hat es nie gegeben und wird es nie geben. Was wir Recht nennen, sind bestimmte Vorschriften und Gesetze, abstrakte Formeln, die an sich Gesetz sein können, aber niemals Recht. Recht entsteht erst dadurch, daß in dem konkreten Fall das geltende Gesetz in richtiger Weise angewendet wird; und da seine Anwendung immer des Mediums eines menschlichen Willens bedarf, so ist es nötig, daß dieser Wille sich richtig betätigt, daß das, was er im Einzelfall als dem Recht entsprechend darlegt, wirklich Recht sei. Unter diesem allgemeinsten Gesichtspunkt ist also das Recht abhängig von einer richtigen Erkenntnis seiner ihm innewohnenden notwendigen und allgemein gültigen Gesetze; und von der weiteren Erkenntnis, daß diese Gesetze, sowohl die positiven wie die philosophischen, nur formale Vorschriften sind, die lediglich ein Kriterium geben, niemals aber inhaltlich bindende und verpflichtende Normen enthalten. Das Mißtrauen gegen die Richter bekundet also nicht, daß man den Richtern im allgemeinen vorzuwerfen habe, sie wendeten wider besseres Wissen und Gewissen die bestehenden Gesetze falsch an, sondern es bringt zum Ausdruck, daß weite Kreise der Meinung sind, die bestehenden Gesetze würden nicht in richtiger Weise gehandhabt, der Geist unserer Rechtsprechung sei kein gerechter. Das ist nun freilich auch wieder nur ein Gefühl; und an sich ist dies getrübte Rechtsgefühl um nichts klarer und um nichts berechtigter als jenes Gerechtigkeitsgefühl der Richter, hinter dem sie Deckung gegen Vorwürfe suchen. Geht man aber den Gründen jenes getrübten Rechtsgefühls weiter nach, so zeigt sich, daß hier die Reaktion auf tatsächliche Verletzungen vorliegt, die in erheblichem Grade stattfanden und stattfinden. Dagegen wird nun Kade sofort einwenden, daß „die gegen die Richter erhobenen Schmähungen der tatsächlichen Grundlagen entbehren, nirgends hätte auch nur die geringste Tatsache angeführt werden können, daß ein Richter pflichtwidrig gehandelt habe." Aber von pflichtwidrig im strafrechtlichen Sinne ist auch selbstverständlich gar nicht die Rede. Es gibt eine höhere Auffassung der Berufspflicht als die technisch-juristische, jene die sich ableitet aus der Erkenntnis der Aufgaben unseres Menschenlebens, insbesondere der Aufgaben der sozialen Gemeinschaft und vor allem der Aufgabe, die dem Rechte und der Rechtspflege unter diesen großen und unbedingt gültigen Gesichtspunkten zukommt. Am Maßstab dieser Pflicht gemessen, verliert die Pflichterfüllung des nur gewissenhaften Richters wesentlich von ihrer Bedeutung; sie erscheint dann nur als die selbstverständliche Grundlage für die Erfüllung viel größerer und ernsterer Pflichten. Und die Frage ist, ob unser deutscher Richter diesen Pflichten stets so nachkommt,

Digitized by Google

daß das herrschende Mißtrauen unbegründet ist. Richtig ist, daß damit an den Richter — übrigens an den Juristen überhaupt — Anforderungen gestellt werden, die der Durchschnitt nicht erfüllt. Aber damit ist nicht gesagt, daß solche Anforderungen deshalb unberechtigt sind. Man könnte auch etwa mit Rade einwenden, wenn trotz der anerkannt hohen Eigenschaften unserer Richter

„wirklich äußere Vorgänge, als eigene körperliche Zustände, Aeußerungen Dritter, sogenannte herrschende Meinungen, imstande sind, Menschen in ihrer jeweiligen Urteilsbildung zu beeinflussen, so ist dies eben ein dem menschlichen Wesen anhaftender Mangel und die Richter sind als Menschen auch diesen unterworfen."

Dem ist aber entgegenzuhalten, daß die Gerechtigkeit eben auch fordert, sich über die subjektiven Hemmungen vorurteilslosen Verstehens energisch klar zu werden und dann sie unentwegt zu bekämpfen. Der Richter — wie überhaupt der Jurist — dem es nicht gelingt, in seinem Berufe Gerechtigkeit zu üben im höheren Sinne, der mag menschlich zu entschuldigen sein, weil er den sehr hohen Anforderungen seines Berufs nicht entspricht — ein schlechter Jurist bleibt er deswegen doch; und ebenso bleibt es notwendig, seine Unfähigkeit kritisch klar zu legen und ihn, im Interesse der Gerechtigkeit, möglichst unschädlich zu machen. Schließlich übrigens — ein Ideal wird dadurch nicht als falsch erwiesen, daß man die Schwierigkeiten aufzeigt, die seiner Verwirklichung im Wege stehen. Um die Verwirklichung handelt es sich aber überhaupt nicht. Es liegt im Begriffe des Ideals, daß es nie völlig Wirklichkeit werden kann, sondern nur das unerreichbare notwendige Ziel bildet, dem alles menschliche Streben sich zuwenden muß. In dem unausgesetzt ernsten Willen, den Forderungen des Ideals gerecht zu werden, liegt seine Wirkung auf die Gegenwart, nicht darin, daß plötzlich Menschen restlos und lückenlos im Sinne der Idee handeln und wirken. Richtig bleibt, daß auch dabei stets ein „Erdenrest, zu tragen peinlich" mitwirken wird, denn ein Mensch sein heißt eben immer auch Widersprüche, Unvollkommenheiten in sich tragen. Diese Einschränkungen als berechtigt zugegeben, besteht aber immer noch die Frage: Ist das Mißtrauen gegen die Richter berechtigt, gemessen an den Pflichten ihres Berufs einerseits, der notwendigen menschlichen Beschränktheit andrerseits?

(Schluß folgt).

„Mein eigen sollst Du sein, Keines Andern mehr als mein . . ."

Von Dr. Rudolph Penzig.

II.

So in kurzen Zügen, die freilich eben nur die Umrisse des lebensvollen Bildes geben, die Konstruktion des neuen Gemeinschaftsideals. Es wäre unbillig, wollte man mit dem Autor darüber rechten, warum er gerade diese Form der „Verklavung" durch Liebesleidenschaft zum Gegenstande seines heftigen Angriffes gemacht habe, wo doch allerdings die Verklavung durch den Hunger und die Selbstversklavung durch Gewöhnung an den Luxus des Kulturlebens und tausendfache Bedürfnisse viel mehr Opfer fordern und Leid in die Welt bringen; immerhin ist gar nicht zu leugnen, daß auch auf dem Gebiete des Sexuallebens unendlich viel Elend herrscht gerade infolge der Mängel unserer Gesellschaftsordnung.

Durchaus sympathisch berührt mich auch der gewissermaßen philosophisch-spekulative Gedanke, der den Ausführungen zu Grunde liegt: nämlich die Verwerfung des Besitzes in jeder Form. Auf allen Gebieten menschlicher Betätigung ringt sich die Ueberzeugung durch: Beglückend wirkt nur die Arbeit selbst, nicht der Besitz; das Werben und Kämpfen, nicht der Sieg. Das Erreichthaben ist, um es kurz zu sagen, der Tod alles Strebens; nichts hat z. B. so verwüstend auf geistigem und sittlichem Gebiet gewirkt, als die religiöse oder philosophische Illusion des Wahrheitsbesitzes; aus der geselligen Heiligung des Eigentums und seinem weitestgehenden Schutz durch die Gesellschaftsordnung im individualistischen Interesse sind die sozialen Nöte unserer Zeit hervorgegangen; sogar auf politischem Gebiet, um ein neugeprägtes Schlagwort zu brauchen, ist „die Bewegung alles, das Ziel nichts" — kurz, wirklich und wahrhaftig ist die Idee des Besitzes an irgend etwas die Pandorabüchse, aus der unsäglliches Elend und unzählbare Plagen auf die Menschheit losgelassen worden sind.

Und so ist der Kampf gegen die unverdrängbare Idee ausschließlichen Besitzes auch im Eheleben ohne allen Zweifel vollberechtigt. Trägt doch der Befreiungskampf der Frau direkt den Namen der Emanzipation, d. h. Lösung aus der Sklaverei der mit der Faust erbeuteten (manu captum-mancipium-Stave) Zwangsgenossin zur vollberechtigten freien Gefährtin. Und auch für den Mann verlangt wenigstens die Idee der christlichen Ehe und die auf Grundlage der Monogamie aufgebaute Sitte, wie das Recht, ausschließliche Hingabe mit Leib und Seele an die Ehegenossin, also wenn man so will, eine gewisse Leibeigenschaft im Wortsinne. Es soll dabei nicht vergessen werden, daß es sich, in der Theorie wenigstens, stets um ein frei eingegangenes und um ein gegenseitiges Verhältnis handelt, wodurch ihm, immer wieder in der Theorie, die Anstößigkeit wesentlich genommen wird.

Aber es bleibt nun allerdings die Eingangs aufgeworfene Frage nach der prinzipiellen sittlichen Berechtigung und der praktischen Brauchbarkeit des exklusiven gegenseitigen Besitzes. Das babylonisch-semitische Grundgesetz im Dekalog enthielt bekanntlich zwar das Verbot des Ehebruchs, subsumiert darunter aber schwerlich den außerehelichen Verkehr des Mannes mit Kebsweibern (wie auch die naive Praxis beweist), sondern schützt nur den Mann vor Untreue der Frau und die Ehe des Anderen vor unberechtigtem Eindruch in seinen Besitz — wie denn auch im 9. Gebot das Weib harmlos mit Knecht, Magd, Vieh und allem Eigentum gleichgestellt wird. Daß die sittengeschichtliche Entwicklung dreier Jahrtausende uns nicht übermäßig viel weiter gebracht hat, obwohl der Ehebruch jetzt auch von Seiten des Mannes durch Sitte und Gesetz verurteilt wird, ist bekannt.

Immerhin darf man sagen, daß das Ideal der Monogamie, bei dem die Exklusivität der Liebe die natürliche und völlig freie Folgeerscheinung des Willensentschlusses der Eheschließenden wäre, immer mehr die stillschweigende Voraussetzung für Sitte und Recht geworden ist, am schärfsten (und darum freilich am meisten lebensabgewandt) in der unlöslichen katholischen Ehe. Man könnte dies sogar auffassen als Versuch zur Ueberwindung des Besitzgedankens: Wenn ich nicht mehr Dein bin, als Du mein, wenn ich freiwillig und ohne jeden Zwang mein gesamtes Liebesleben in Taten, Worten, Gedanken und Wünschen auf eine einzige Person übertrage, die gleiches mit gleichem vergillt — dann kann vom Besitz und Besessenwerden nicht mehr wohl die Rede sein. Aber man wird doch hinzusetzen müssen: es ist ein Versuch mit untauglichen Mitteln, nämlich: was eben einzig und allein aus der ureigensten Freiheit fließen sollte, wird durch den Zwang von Gesetz und Kirchensatzung zu erreichen gesucht und eben dadurch seines ethischen Charakters entkleidet. Auf ein Ideal, das eben, weil Ideal, praktisch nie vollkommen erreicht wird, darf der Gesetzgeber keine Maßnahmen nicht gründen. Die Unlöslichkeit der Ehe ist als sittliche Norm am Platze, als Kirchengesetz unheilvoll. Damit, daß das Gesetz den Ehebruch bestraft, wie den Einbruch in fremdes Eigentum, sanktioniert es die Ehe als Besitzverhältnis oder bestraft als Kontrakbruch, was doch seinem Wesen nach mehr als ein Kontrakt sein sollte. Es dürfte vollkommen genügen, wenn der Staat die Ehescheidung — im Falle des Ehebruchs — ermöglichte, auf eine gesetzliche Strafe des Ehebruchs aber verzichtete; zeigt doch die Praxis, daß

Digitized by Google

der Antrag, der dazu erforderlich ist, selten genug gestellt wird und daß sich die Beurteilung der Schuld in diesen intimsten Dingen fast ganz dem richterlichen Ermessen entzieht.

Radikaler geht nun der Vorschlag Ruedebuschs vor; er macht den Ehebruch überhaupt unmöglich dadurch, daß er aus dem Begriff der rechtlichen Ehe das Besitzverhältnis überhaupt vollkommen eliminiert. Wohl gemerkt: in seiner idealen Form der freiwillig gewählten Monogamie strengster Observanz bleibt es nicht nur bestehen, sondern wird erst recht idealisiert, weil allen Zwanges entleidet; aber alle erzwingbaren Rechte daraus sind null und nichtig. Es ist nicht zu leugnen, daß für die übergroße Mehrzahl der Ehen, wie sie in praxi sind, das im tiefsten Grunde unsittliche Besitzverhältnis faktisch so am radikalsten weggeschafft wird. Zu bedenken ist aber denn doch, ob bei dieser Eisenbartkur nicht schließlich sehr wertvolle Elemente des individuellen und des Gemeinschaftslebens zugleich dem Untergange geweiht werden, und ob nicht ein anderer, vielleicht langsamerer, Weg doch sicherer zum Ziele führe.

Es muß zunächst auffallen, daß R. seinen Ausgangspunkt rein von der individualistischen Seite her nimmt, wenn er auch, bei dem engen Zusammenhang des Individuallebens mit dem sozialen die Gesellschaftsinteressen nicht ganz übersieht. Er geht aus vom individuellen Glück des Liebeslebens und sucht hier die Glückschance auf ihren größten Wert zu bringen. Offenbar ist ihm das größte Glück der größtmöglichen Zahl das Ziel, und in dessen Erreichung die ganze Mission der Menschheitsentwicklung beschlossen.

Man wird hier, selbst wenn man sich auf seinen Boden stellen wollte, den Einwand erheben können, daß der notgedrungene Verzicht auf die Exklusivität der Liebe für eine überaus große Anzahl von Menschen, vorwiegend der Frauen, eine solche Summe von Genußleid, von der vielleicht wirklich unvernünftigen Eifersucht, die aber doch trotzdem peinigt, bis zu den tiefsten Herzensschmerz des Teiles, der sich ganz hingegeben, und doch der Liebe des anderen Teiles nur vorübergehend oder teilweise teilhaftig wird, mit sich bringen muß, daß damit die erhöhte Glückschancebei der Schmetterlingsnaturen mehr als ausgeglichen ist. Und wenn schon, wie R. zugibt, der Moment höchster Liebesseligkeit das Bewußtsein der Exklusivität auslöst, so heißt es sich doch die Sache zu leicht machen, wenn einfach dies Bewußtsein und diese Sehnsucht als pure Illusion, als eine zu überwindende Grille behandelt wird.

Mag der Satz: la donna è mobile auch eine Erfahrung sein, die vielleicht besonders von den intellektuell und gemütlich anders gearteten Romanen gilt, so ist doch nicht zu leugnen, daß die Entwicklungstendenz der Menschheit, besonders wiederum der gemütstieferen Frauenwelt, zu immer größerer Exklusivität der Liebe geht. Die stärkere Differenzierung der Menschen kann wohl eine volle und allseitige Ergänzung schwieriger machen, noch mehr zum Glücksfall stempeln, als sie es heute schon ist, aber sie steigert gerade mit dem Erstarken der sittlichen Persönlichkeit auch die Ansprüche, die diese Persönlichkeit an die ungeteilte und volle Hingabe des anderen Teils stellen muß. Ob die psychologische Beobachtung, die uns der Autor von der Variabilität des Empfindens auch einer geistig und sittlich hochstehenden Frau erzählt, richtig ist oder nicht, daß es ihr nämlich möglich sei, ihre Gunst in kurzer Zeit verschiedenen Männern zuzuwenden, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls dürfte nicht jedermann darin eine Erhöhung des weiblichen Typus erblicken; bisher urteilte man genau gegenteilig. Dasselbe gilt natürlich vom Manne.

Damit kommen wir freilich bereits auf eine andere, die soziale, Betrachtungsweise. Nicht um das größtmögliche Glück der größten Zahl handelt es sich hier, sondern um die Vervollkommnung der Menschheit. Gehen wir aber von diesem Standpunkt an die Beurteilung der neuen Gemeinschaft, dann dürften noch erhebliche andere Erwägungen platzgreifen müssen.

Es soll zunächst zugegeben werden, daß auch von dieser Seite her der Verfechter des neuen Liebesideals einige Trümpfe im Spiel hat. Abgesehen von der bereits zugestandenen Hebung des Sittlichkeitsniveaus durch die Abschaffung der Liebes-Verklavung ließe sich geltend machen, daß die „neue Sitte“ eine zahlenmäßige und qualitative Steigerung der Volksvermehrung nach sich ziehen würde; die Möglichkeit, daß jede gesunde Keimanlage auch zur Entwicklung kommen werde (freilich auch jede kranke! wenn auch nicht in demselben Prozentsatz) würde erhöht. Sterilität wäre nur individueller Ausnahmefall, während sie bei der alten Ehe schon bei der Krankheit eines Teiles eintreten mußte, und die Wahrscheinlichkeit der Erziehung von physisch und intellektuell normaler und übernormaler Nachkommen durch die vermehrte Mischungsmöglichkeit erhöht.

Daß aber auch nach der Seite eines vertieferen Gemütslebens der Kinder bessere Resultate zu erwarten wären, wird man in Abrede stellen müssen. Es ist klar, daß hier die ursprüngliche Keimesorganisation viel weniger bedeutsam ist, als der Einfluß der Umwelt, speziell also des Elternhauses. Ob aber die intensive Erziehungsarbeit durch Mutter und Vater auf dem Grunde einer engen seelischen Gemeinschaft überhaupt die gelegentlichen sexuellen oder auch rein platonischen Diversionen der Ehegatten verträgt und nicht vielmehr, auch ohne das gelbäugige Gespenst der Eifersucht, ein inniges Gemütsleben im Familienkreise unmöglich macht, hat der Autor überhaupt gar nicht gefragt; ihm genügt schon und allein der Kontrakt, der doch seinem Wesen nach nur die alleräußerlichsten Erziehungs- oder Unterhaltsbedingungen regeln kann.

Wenn man also auch schon nach dem Glücksempfinden des einen Teils, dem die Exklusivität der Liebe unabweisliches Gemütsbedürfnis wäre, nicht fragen will, so wird man doch den Anspruch des Neugeborenen, ein harmonisches Elternheim zu besitzen, nicht ebenso leicht bei Seite schieben dürfen. R. sieht eben viel zu sehr in der Liebesgemeinschaft eine bloße Veranstaltung zu individueller Beglückung, und übersieht, oder betont doch nicht genügend, daß sie vor allem eine soziale Betätigung zu Gunsten der Nachkommen und der Volks- und Menschengemeinschaft ist. Seit Menschen in Gesellschaft leben, d. h. also seit wir überhaupt vom Menschen sprechen können, und noch weiter hinab bis tief in die Tierwelt, wurden die Formen der sexuellen Vereinigung nicht von der Rücksicht auf höchstes Glücksempfinden der Individuen, sondern von den in Gewohnheit, Brauch, Sitte und Recht sich niederschlagenden sozialen Bedürfnissen des Ganzen bestimmt. Die Alleinherrschaft des Stieres über eine weibliche Herde mit Ausschließung der Jungstiere reicht wesentlich so lange, als sie dem Ganzen wirklich nützlich ist, mit Rücksicht auf eine gesunde und kräftige Nachzucht; wird er alt und schwach, muß er dem Stärkeren das Feld räumen, — und so oft. Das menschliche, fast schon zum Instinkt gewordene Verbot der Verbindung von Aszendenten und Deszendenten, der Geschwisterehe, der Inzucht überhaupt ist nur durch die Rücksicht auf die Wohlfahrt des Ganzen erklärbar, keineswegs durch individuelles Glücksempfinden, das sonst sicher den nahen bequemen Ausweg dem schwierigeren und nur durch Opfer zu erreichenden vorgezogen hätte. Und so darf man auch das mit der Exklusivität des Liebeslebens verbundene Opfer durchweg auffassen als Erziehungsmaßregel im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt.

Die Frage nach der Möglichkeit polygamischen Liebeslebens tritt also ganz in den Hintergrund. Der und die Einzelne sollen — nicht auf ein willkürliches Gottesgebot hin, sondern nach dem Ausdruck des Gemeinschaftswillens, — eben durch freiwilligen Verzicht auf diese Möglichkeit sich selbst zu Charakteren schmieden, in der Einehe zu einem einheitlichen Gemeinschaftswillen

Digitized by Google

zusammengeschweißt werden, im Interesse ihres persönlichen Wertes für die Gesamtheit und zu Gunsten der Nachkommen.

Die Abschaffung der Besitzwütigkeit, die ja allerdings auf dem Grunde dieser von Sitte und Gesetz geforderten ehelichen Treue als übles Unkraut aufgewuchert ist, erfordert meines Erachtens nicht einen so radikalen Weg, wie er hier vorgeschlagen. Es bedarf nur geringer Aufmerksamkeit, um zu erkennen, daß sie auch heute schon im geraden Verhältnis zur Steigerung des Eigenwertes der Persönlichkeit bei wahrhaft gebildeten Menschen abnimmt. Jener von N. so kunstvoll inszenierte Zustand, die Freiheit müssiger der Gelegenheit zu Seitensprüngen, existiert ja bereits in allen vermünftigen Ehen. Wo ist denn der Ehemann, der seiner Frau es untersagte, in seiner Abwesenheit Personen des anderen Geschlechts, auch allein und unbeobachtet, zu empfangen? Wo die Ehefrau, die auch nur die Möglichkeit hätte, abgesehen vom Willen, ihren Gatten bei seiner vielfältigen Geschäftsabwesenheit zu kontrolieren? Gewiß, diese Typen kommen noch immer vor, in der Kleinstadt, auf dem Dorfe — und in Gesellschaftskreisen, wo man sich zum Sklaven der konventionellen Formen macht oder machen läßt. Aber der Ehegatte, der sich der Treue des andern Teils durch solche rein äußerliche Maßnahmen glaubt versichern zu müssen, versichern zu können, erinnert doch bedenklich an den mittelalterlichen Ritter, der bei seinen Kriegsfahrten auch mehr auf kunstvoll eingerichtete Schlösser als auf die Treue seines Gemahls vertraute.

Den Harem überließen wir den orientalischen Völkern; die festgeschlossene Kemenate hat sich geöffnet; die Frau hockt nicht mehr als erste unter gleichuntergeordneten Mägden in Küche, Back- und Spinnstube, sie ist auch nicht mehr im Rokoko-Salon das Pracht- und Schaustück, das der glückliche Besitzer seinen Gästen zur Bewunderung vorführt: sie ist aus einem geist- und seelenlosen Besitz wirklich auf dem Wege, vollbewußte Persönlichkeit und gleichberechtigte Gefährtin zu werden. Persönlichkeiten aber lassen sich weder besitzen noch wünschen sie, andere ohne deren Willen zu besitzen, wohl aber sind sie fähig, einander aus freiem Willensentschluß, wenn selbst unter Opfern, Treue zu halten. Sie brauchen dazu weder die Strafandrohung himmlischer oder höllischer Gewalten, noch das lahme Mittel der strafrechtlichen Sühne des Ehebruchs; für ihr Freiheitsbewußtsein und die menschenwürdige, weil ihre Persönlichkeit achtende Ausgestaltung ihres Verkehres mit dem anderen Geschlecht bedürfen sie wiederum nicht erst des geheimen Zellenfystems der „Eigenen."

Es ist der grundlegende Irrtum des besprochenen, immerhin geistvollen Versuches, dasjenige, was nur durch die sittliche Fortbildung lebendiger Menschen zur Wirklichkeit werden kann, durch rein organisatorische Maßnahmen, die nicht einmal alles Zwanges entbehren können, plötzlich hervorzaubern zu wollen. Und vergessen bleibt dabei die tiefe psychologische Wahrheit, daß die opfer- und entsagungsvolle Hingabe des Ichs an einen Andern, an eine Idee, dieses Ich nicht ärmer, sondern reicher macht, daß „wer seine Seele finden will, sie erst verlieren muß," religiös gesprochen . . . Und wenn nun seit Jahrtausenden höchste Liebesseligkeit immer und immer wieder sich ausdrach etwa in den einfachen Zeilen Werther von Tegernsee's: „ich bin din und du bist min" so war sich die Menschheit immer, wenn auch bald dunkler, bald heller, dessen bewußt, daß damit nicht ein Sklavenverhältnis begründet wurde, sondern daß das edelste und freieste In-eins-Verschmelzen zweier Seelen und Körper zu einem höheren Ganzen hier seinen ahnenden Ausdruck fand. Dieses zwangslose und abgrundtief vom Eigentumsbegriff getrennte Verhältnis verlangt ein so tiefes Sichversenken in die Individualität des anderen Teils, ein Teilen sämtlicher Erinnerungen, ein solches Verstehen des Anderen aus seinem Werden heraus, ein so unbedingliches Verlangen nach Mitfreude und Mitleid an allem inneren und äußeren Erleben, ein sich Einswissen im Höchsten und Besten der Menschenseele und ein so ununterbrochenes stetes Geben und Nehmen von beiden Seiten, daß die Exklusivität schließlich nicht mehr ein Verzicht auf Möglichkeiten, sondern innerste psychologische Notwendigkeit wird. Erst in der wahrhaft monogamischen Ehe, die als Ziel auf dem Wege des Kulturfortschritts der Menschheit liegt, werden die Gatten wirklich Eigene, sich selbst Angehörende — die „Eigenen" dieser Gedankenverirrung werden in ihrer Promiskuität vielmehr nichts als Verschwender ihres besten Selbst und bloße Sklaven der Ichsucht.

Streiflichter.

Kinderschutz in England. Fast täglich berichtet die Presse über Fälle von an Kindern begangenen Mißhandlungen. Es ist empörend, daß im 20. Jahrhundert dergleichen noch möglich ist und daß noch immer in Stadt und Land Engelmacherinnen tausende von Säuglingen durch den Hungertod ins Jenseits befördern können. Das Traurige dabei ist, daß diese Kindlein oft wohlhabende Mütter oder Väter haben, die in der Lage wären, ihre Sprößlinge am Leben zu erhalten und die nur aus Gleichgültigkeit oder aus Furcht vor Schande zu Verbrechern werden, aber in den meisten Fällen straflos ausgehen.

Wie oft werden gefallene Dienstmädchen oder arme Fabrikarbeiterinnen, die aus Not oder Verzweiflung die Zeugen ihrer Schuld beseitigen, als Kindesmörderinnen zu den härtesten Strafen verurteilt, während die oben erwähnten, weit schuldigeren Personen anstandslos in der Gesellschaft geduldet werden.

Man möchte sich ob solcher Ungerechtigkeiten das Haar raufen, aber damit wäre den kleinen Märtyrern nicht geholfen, und helfen möchte ich ihnen, indem ich die Aufmerksamkeit meiner Mitschwestern und Mitkämpferinnen auf eine in Amerika und England schon seit Jahrzehnten bestehende Einrichtung lenke, die es sich zur Aufgabe macht, Kinder vor den Mißhandlungen und Grausamkeiten ihrer Eltern, ihrer Pfleglinge, ihrer Lehrherrn u. s. w. zu schützen, sie vor dem Hungertod zu retten und ihnen zu einem menschenwürdigen Dasein zu verhelfen.

Das wäre eine der Frauenwelt würdige Tätigkeit, denn Spürsinn, Barmherzigkeit und Liebe zu Kindern sind ja beim weiblichen Geschlecht ausgeprägter als beim männlichen.

Der in London seit 1889 bestehende „Verein zur Verhütung von Grausamkeiten gegen Kinder" steht unter dem Protektorate des Königs und der Königin von England, er hat einen Herzog zum Präsidenten und viele Aristokraten im Hauptausschusse. Der eigentliche Leiter ist der begeisterte Kinderfreund Benjamin Waugh. Ihm hat man es hauptsächlich zu verdanken, daß 1889 im Parlament das große Kinderschutzgesetz durchgedrungen ist. Jahraus jahrein bereist er das Land kreuz und quer, um in den 840 Zentralen nach dem Rechten zu sehen. Im Londoner Hauptquartier des Vereins sitzen 40 bis 50 angestellte Bureaubeamte, darunter 6 Stenographen und Maschinenschreiber und 15 Inspektoren, die in allen Schlupfwinkeln der Millionenstadt nach Gesetzesübertretern fahnden, welche sie sofort den Gerichten anzeigen, nötigenfalls die mißhandelten Kinder ihrer Obhut entziehen und unter den Schutz des Vereins stellen.

In dem Bureau werden jährlich ca. 30000 Briefe empfangen und geschrieben, 600000 Vereinsdrucksachen und 5000 Pakete versendet; auch befindet sich daselbst ein gut organisiertes Auskunftsbureau für alle im Lande beschäftigten Mitarbeiter, die das Interesse der kleinen Märtyrer wahren.

Alle diese Funktionen könnten nach meiner Ansicht Frauen oder Mädchen ebensogut und besser verrichten. In jeder Großstadt sollten sich mildtätige Damen zusammen tun,

Digitized by Google

um nach berühmten Mustern Kinderschutzvereine zu gründen und tüchtigen, mit Organisationstalent begabten oder von Mitleid mit den leidenden Kindern erfüllten Frauen und Mädchen Gelegenheit zu bieten, ihre Fähigkeiten und ihre Kinderfreundlichkeit zu verwerten. Solche Vereine würden zweifellos allerorten die werktätige Unterstützung des großen Publikums finden.

B. K-r.

* * *

Nächtliche Wohltätigkeit. Unter dem Namen „Der Kapitän" treibt eine der bekanntesten Straßenfiguren Newyorks praktische Philanthropie. Es heißt: „Die Dummen sterben nicht aus." Zum Glück für das Gemeinwohl kann man das Sprichwort auch auf die Guten anwenden. Zu allen Zeiten und allerorten finden sich Leute, die es als ihren Lebenszweck betrachten, den Elendesten der Elenden hilfreich unter die Arme zu greifen. Zu dieser Sorte gehört auch der „Kapitän," dessen wirklichen Namen nur wenige kennen. Ebenso originell wie seine Individualität ist auch seine Tätigkeit. Während der strengen Wintermonate, in denen das Schicksal der Obdachlosen das beklagenswerteste ist, begibt sich dieser einstige Soldat allabendlich um Punkt sieben Uhr an die belebteste Stelle des Broadway. Eine Schar Obdachloser erwartet ihn bereits, die von Stunde zu Stunde wächst und gegen Mitternacht ihren Höhepunkt erreicht. Der Kapitän läßt sie in viergliedrigen Reihen auf dem Gehweg Stellung nehmen, mustert sie mit militärischer Strenge und stellt sich schließlich an die Spitze seiner Armee. Seine Aufgabe besteht darin, den ganz unbemittelten Obdachlosen allabendlich eine Schlafstelle zu verschaffen. Er tut dies auf echt amerikanische Art, indem er die Passanten, die natürlich neugierig stehen bleiben, um milde Gaben angeht. Er erklärt ihnen, daß er 15 Cents pro Kopf brauche, schildert die Notlage dieses aus aller Herren Länder zusammengewürfelten Abschaums der Menschheit, der wohl zum Teil aus eigener Schuld, zum größeren Teil jedoch durch Schicksalsschläge in solche Notlage geraten sei. Er wird nicht müde, an das „goldene Herz" des nicht gerade freigebigen Publikums zu appellieren. Bei jedem Wetter trifft er auf seinem Posten ein, organisiert die teils aus Neuankömmlingen, teils aus alten Kunden bestehende Schar, defiliert auf und ab, die Aufmerksamkeit der Passanten durch seine Kommandoworte erregend, und weicht nicht, ehe er für den letzten Mann das Schlafgeld in der Tasche hat. In der Regel ist Mitternacht längst vorbei, bis er seine Armee in eines der Riesenasyle der Armenviertel abkommandiert. Er unterhandelt persönlich mit dem Besitzer und wartet, bis der letzte Mann in seinen Kämmerchen verschwunden; nun zahlt er pro Kopf 15 Cents, für welche Summe jeder seiner „Soldaten" nicht nur das Anrecht auf ein warmes Bett hat — er darf auch sich und seine Wäsche waschen, was für diese Parias eine wahre Wohltat ist. Im Laufe der letzten par Jahre hat der „Kapitän" über 40000 Obdachlosen in den strengen Wintermonaten zu einem Nachtlager verholfen. Wieviel Menschenliebe und Selbstlosigkeit gehört dazu, um jahraus, jahrein die Passanten auf offener Straße für andere anzubetteln! Wieviel Grobheiten, wieviel Spott und Undank muß er einstecken! Doch all das stört ihn nicht. Er behauptet, daß es seine „Bestimmung" sei, ein Freund und Helfer der Bedrückten, Elenden und Gefallenen zu sein. Seine Tätigkeit beschränkt sich daher nicht darauf, Obdachlosen Schlafstellen zu vermitteln, zu seinen „Spezialitäten" gehört es, Krankenhäuser und Gefängnisse zu besuchen und unter die Kranken Blumen, die er bei den Blumenhändlern billig aufkauft, zu verteilen, während er den Gefangenen Briefpapier und Zeitschriften bringt. Für die Hättlinge, die nicht selbst schreiben und lesen können, verfaßt er auch Briefe und Bittschreiben, oder er liest ihnen lehrreiche Geschichten vor.

Befragt, ob er sich nicht nach einer behaglicheren Existenz sehne und ob er die Freude des Lebens nie vermisse, hat er wiederholt erklärt, sich in seinem erwählten Wirkungskreise vollkommen glücklich zu fühlen. Er ist bereits ein älterer Herr, seine Kleidung ist abgetragen, aber stets peinlich sauber. Er wohnt in einem kleinen Kämmerchen, in welchem nur sein Bett und ein Tisch Platz haben, und zwar in jenem verrufenen Viertel Newyorks, wo die Neger und die Aermsten der aus ganz Europa hierher Verschlagenen und Gestrandeten hausen. Hier lernt er das Elend in seiner erbarmungswürdigsten Form aus eigener Anschauung kennen. Wenn ihn hie und da der Gedanke nach Wohlleben beschleicht, so genügt ein Gang durch die „Slums," um ihn an seine „Mission" zu mahnen und seinen Wohltätigkeitseifer zu verdoppeln.

Auch solche Käuze muß es geben! Nur schade, daß sie allerorten zu den Ausnahmen gehören.

Sprechsaal.

„Zum Kapitel der weiblichen Inferiorität." Herr Kantonsbibliothekar Joh. Bätzig in Zürich hat, obgleich ihm, wie er ausdrücklich sagt, meine Arbeit „Die Summa theologica des Antonin von Florenz und die Schätzung des Weibes in den mittelalterlichen Hexenhammer: ich greife ein Kapitel aus dem Werke Antonins heraus und zeige, daß dieses Kapitel mit den darin enthaltenen Ausführungen über die Frauenlaster den Verfassern des „Malleus" das Material geliefert hat, um das „Hexenwesen" auf das weibliche Geschlecht zuzuspitzen. Um dies nachweisen zu können, habe ich, wie aus meiner Darstellung hervorgeht — und wie jedermann getan hätte, der ein sicheres Resultat erzielen wollte —, durch Benützung von mehreren Auflagen (mir lagen fünf vor) des Antoninischen Werkes den möglichst richtigen Text des betreffenden Kapitels hergestellt. Herr Bätzig behauptet, ich habe das Kapitel nur flüchtig oder nicht vollständig gelesen!" Ich habe ferner das Kapitel bei Antonin teils abgedruckt, teils referiert, das erstere natürlich besonders insofern es für meinen Zweck notwendig war, d. h. um den Beweis liefern zu können, daß die Verfasser des „Hexenhammers" in der betreffenden Abteilung ihres Werkes Satz für Satz, Teile der Ausführungen Antonins entlehnt haben. Schließlich bin ich auf sämtliche von Antonin benutzten, von ihm oft sehr unvollständig angegebenen Quellen zurückgegangen, um durch gewisse Eigenheiten und Fehler im Zitieren, die bei Antonin vorkommen und von den Verfassern des „Malleus" reproduziert wurden, nachzuweisen, daß ihr Material eben aus Antonin geholt ist, nicht aus den Werken, die sie selbst angeben. Herr Bätzig behauptet aber, ich habe das Kapitel bei Antonin nur flüchtig oder nicht vollständig gelesen!!

Durch meine Untersuchung steht es fest, daß die Summa des von der Kirche kanonisierten Erzbischofs, dessen Arbeit im Laufe der Zeit zwanzig Ausgaben erlebte, den Verfassern des „Hexenhammers" die wissenschaftliche Begründung, die wahrwitzigen Argumente lieferte, durch welche in den folgenden Jahrhunderten Tausende und Abertausende von unglücklichen Frauen und Mädchen dem qualvollen Flammentode überantwortet wurden. Das ist die ganze kulturhistorische Aufführung meiner Arbeit.

Ich glaube, ich habe den unbefangenen Lesern der „Ethischen Kultur" den Wert der „Kritik" meiner Arbeit klar gemacht. Herrn Bätzig ist — ich erlaube mir seine eigenen Worte zu zitieren — „ein sonderliches Mißgeschick passiert."

Der Herr Kantonsbibliothekar teilt in sichtlicher Entdeckungsfreude mit, daß bei Antonin auch die Worte „Aber das gottesfürchtige Weib wird gerettet werden" ꝛc." sich finden. Es genügt auf S. 16 meiner Arbeit hinzuweisen, wo ich das Betreffende ausführlicher referiere, als Herr B. Dr. Scheel diese Schlußausführungen Antonins den Eindruck des abhandelten Weiberhasses, den das Kapitel gewährt, benehmen können, ob sie ihm

Digitized by Google

seine verhängnisvolle Bedeutung benommen haben, darüber brauchen wir uns nicht den Kopf zu zerbrechen. Die Geschichte hat schon ihr unparteiisches Urteil gefällt. Trotz der Huldigung für „das gottesfürchtige Weib," wurde das Kapitel eine Quelle für den „Hexenhammer," das verrückteste und deunoch unheilvollste Buch der Weltliteratur. Und auch der „Hexenhammer" hat seine unseligen Wirkungen ausgeübt, obgleich er sogar weitläufiger als Antonin das Thema bespricht, das die Frauen auch im Guten Großes leisten können. (Siehe meine Arbeit S. 20).

Ich könnte eigentlich hier abbrechen. Aber die Darlegungen des Herrn B. enthalten noch zu viel Interessantes, als daß man ohne weiteres an ihnen vorübergehen könnte. Ich möchte nur einiges herausgreifen.

Das Alphabet, welches den Hauptdefstandteil der mir zu Grunde liegenden Ausführungen der Antonin bildet, beginnt sich, erklärt Herr B., nur auf die schlechten Weiber, was aus dem Satze „Hoe igitur alphabetum est de malis mulieribus" hervorgehen soll. Prüfen wir also die Frage, ob Antonin das Alphabet nur für die „schlechten" des schwachen Geschlechts gelten lassen will.

Das betreffende Kapitel trägt den Titel „Ueber verschiedene Laster der Weiber." Antonin läßt dem Alphabet eine Art Einleitung vorangehen, in welcher er Hauptsächlich R. VII. V. 27 des Predigers kommentiert und immer von dem Weibe überhaupt spricht. „Die Frau wird bitterer als der Tod genannt," heißt es, „weil der körperliche Tod ein offener, schrecklicher Feind ist, die Frau dagegen ein verführerischer und versteckter"; sie wird „ein Fangnetz Jäger," weil sie in der Tat genannt," weil sie durch Behören des Gesichtssinnes oder des Ohres ihre Künste übt u. s. w. Die Worte Habakuks „ihr Angesicht ist wie ein Gluthwind" werden, wie ich nachgewiesen habe, sämtlich auf das Weib bezogen, und es wird auch der dritten Quelle fälschlich eine Angel des Teufels genannt (der Prophet bespricht die Chaldäer, nicht das Weib und den Teufel). Dann folgt das unselige Alphabet. Auch hier wird von Anfang bis zu Ende das Weib überhaupt besprochen; ist ausnahmsweise nur das böse Weib genannt und wird in den Quellen nur dieses genannt, so wird es ausdrücklich gesagt. Aber sonst: Die Frau bildet einen Gegensatz zum Manne, weil sie aus einer krummen Rippe geschaffen ist (also nicht aus Grund ihres Ursprunges selbst); schon die Etymologie des Wortes femina, Frau (also der Name des ganzen Geschlechts) beweist, „vielleicht" — Antonin schrickt diesmal sogar selbst zurück — das sie ungläubig ist. Nach Lactantius wird mitgeteilt, daß ein Weib niemals Philosophie verstanden habe, „Themiste allein ausgenommen." Für die Behauptung, daß die Frau ein Tier sei, wird bewiesen durch der Bibel Sarah, Rachel, Anna und Martha angeführt, sie das Epistel „Eitelkeit der Eitelkeiten." Pelagia, die die Kirche heilig erklärt hat; nach Secundus und Petrus Ravennas, die beide von der Frau überhaupt sprechen, wird sie als „unersättliches Tier," „der Name des Grabes" gedeutet, und diese Beispiele könnten zehnfach vermehrt werden! So geht es das ganze Alphabet hindurch, bis wir zum letzten Buchstaben gelangen: Sie ist „das Urbild der Eifersucht." Als Beispiel wird auf Laodice, die Gemahlin des Antiochus von Syrien hingewiesen. „Es ist nun das Alphabet von den schlechten Weibern," heißt es ferner . . ., „und weil Salomon mit allzu glühender Liebe sich den Weibern hingab, so lernte er von ihnen ihre Schlechtigkeit (eigentl. böse Lehre) . . ." Wie kann es nun im Hinblick auf diese Zitaten überhaupt jemandem einfallen, den obigen Satz drucken Sap anders auszulegen, als er verstanden werden muß? Es heißt das Alphabet von den schlechten Weibern, nicht von den schlechten Weibern, daran kann leider keine Interpretation helfen. Das Wort „aber" in den Satz einzuschieben, ist gelinde gesagt vollständig unberechtigt. Auf diese Weise wurde schon oft der Sinn wichtiger Textstellen in das Gegenteil verkehrt.

Es ist mir den Worten „hoc est" ɔc. kein Gegensatz ausgesprochen — dies kann gar nicht sein, weil im Folgenden wieder von den Bösen überhaupt gesprochen wird.

Wie eigentümlich klingt aber nun, wenn man sich den Inhalt des Alphabets und seine verhängnisvolle Bedeutung vergegenwärtigt, der Satz des Herrn B.: „Immerhin gebe ich gerne zu, daß dieses Sündenregister auch so aus einer Summa Theologica besser weggeblieben wäre" (man hat er die Opfer der Hexenverfolgungen nach Millionen berechnet!) Wie viel edler Enthusiasmus für das Gute und wie viel gesunde Entrüstung über das Böse hat sich nicht durch derzleichen blutlose Sätze zu Tode gefroren; wie viel Fortschritt ist nicht durch solche verhindert worden! Und was für eine Beleuchtung der ofiziellen Moral unserer Zeit geben nicht solche „wohlwollende" Einnämungen.

Das übrigens Antonin eine etwas pessimistische Auffassung von der Frau im allgemeinen gehabt, ergibt sich aus seinen Schriften nach Herrn B. „nicht als wahrscheinlich." Die Beweise bleibt er uns schuldig. Ich werde mir erlauben, ihm zu Hilfe zu kommen, indem ich z. B. auf die Ausführungen „Antonins betreffend den Ornatus" (Summa II, Tit. IV, c. V) hinweise. Antonin nimmt hier u. a. die Frage auf, warum Ueberfluß in der Tracht öfter bei den Frauen vorkommt, als bei den Männern. Es ist, belehrt er uns, weil das Weib gewöhnlich „von kleinlicherem Geiste und schwächerer Urteilskraft ist als der Mann" und ferner „weil sie nach Origenes der Ursprung der Sünde ist und die Waffe des Teufels, die Waffe nämlich, durch welche er fromme Männer niederstreckt, (sie ist) . . . sein Fanggarn . . ., deswegen zeigt der Teufel . . . das Weib an, sich zu schmücken." Das ist kein Pessimismus mehr, das ist schon die Moral, dargestellt am Abwegen, daß sie zum Zerrbild wird.

Daß die mittelalterlichen theologischen Verfasser dann und wann auch mildere Töne für die Beurteilung des Weibes finden, weiß jedermann, der die betreffende Literatur auch nur einigermaßen kennt. Die obengenannten Ausführungen bei Antonin, und im „Hexenhammer" können als Beispiele dienen. Man konnte ja seine Augen vor der Wirklichkeit nicht vollständig schließen. Und das Leben lehrte immer wieder, daß die Bosheit des Weibes gar nicht so groß war, daß die Kirche unter ihren Poenitenten, besonders auf dem Gebiete des Geschlechtslebens, wo die Frau angeblich die Verführerin war, viel mehr Männer als Weiber hatte. Aber mächtiger als die Erfahrung war die herrschende asketische Schulrichtung. Sie gibt den Ausführungen der genannten Verfasser das Gepräge. Schon um den Forderungen des Herzens und der Natur bei den jungen Priestern entgegenzutreten, mußte das Weib als „Schöpferin des Uebels," „Pforte der Hölle" hingestellt werden. So ist die Askese, die als natürliche Reaktion gegen die Unsittlichkeit der römischen Welt ins Christentum Eingang fand, ein unerhörtes Unglück für unsere ganze Kultur geworden.

Wenn ich den verehrten Verfasser recht verstanden habe, der in Nr. 11 dieser Zeitschrift meine Arbeit als Substral eines Aufsatzes genäßt hat, so ist das auch der Grundgedanke seiner Ausführungen.

München, den 5. Juli 1904. Hjalmar Crohns.

Bücherschau.

Jugend von morgen. Ein Schauspiel in 4 Akten. Von Franz Eisen. Verlag Albert Markwitz, Wanne i. W.

Der Waschzettel nannte dieses „Drama" einen neuen Faust. Diese Geschmacklosigkeit weckte die stärksten Befürchtungen in mir. Sie wurden übertroffen.

Ich würde hier schließen, wenn der Autor sich etwa wirklich für einen jungen Goethe hielte. Vielleicht aber ist er als bloßer Anfänger ganz unschuldig an der Verlagsnotiz. Darum setze ich für ihn noch hinzu: Ein Schauspiel sollte Charaktere bieten. Die Bühne verträgt weder seitenlange Monologe mehr, noch Volksreden von halbstündiger Dauer. Wenn sich Menschen innerlich wandeln, so sollte das motiviert werden. Kandidaten der Jurisprudenz, die Schmiede werden und eigenhändig to erfolgreich arbeiten, daß sie 2 Millionen verschenken können, sind nicht überzeugig glaubhaft. Alte fanatische Pastoren pflegen selten mehr Sozialdemokraten zu werden. U. s. w. — ns —

* * *

Richard Bürckner: Herder. Sein Leben und Wirken. (Band 45 der „Geisteshelden.") Berlin, Ernst Hofmann & Cv. 1904.

Herder für alle Zeiten lebendig erhalten zu wollen, wird wohl vergebene Liebesmüh sein. Er wurzelt zu sehr in seiner Zeit. Andere Größe, wie etwa Goethe, treiben ihre Wurzeln durch das Zeitliche hindurch in den ewig fruchtbaren Boden des Reinmenschlichen und strecken daher ihre Blüten und Früchte in den Aether der Unvergänglichkeit, der ewigen Jugend. Nicht so Herder; er ist ganz der Sohn seiner Zeit. Aber seine Zeit ist das Zeitalter der Aufklärung, ist durchweht vom Menschheitsfragen. Die Geistesströme, deren Quellen sich im 18. Jahrhundert erschlossen, sind noch nicht versiegt, sie wälzen immer noch stattliche Wogen. Darum kann Herder noch lange zu den führenden Geistern gehören. Er hat den „Stimmen der Völker" gelauscht und so zuerst den Sinn für die Erforschung der Volksseele geweckt; er hat zu einer philosophischen Betrachtung der Menschheitsgeschichte den Grund gelegt. Er wollte in allem, was er sagte und schrieb, „menschlich" sein; so hat er die Humanitätsidee vertieft. Und vor — laut not lasst — Goethe den Weg zur Natur und, was daßelbe ist, zur Antike gewiesen.

Aber auch rein persönlich ist er für den Menschen von heute noch lebendig: er ist ein Sohn des Volkes im herbsten und im erhebendsten Sinne des Wortes. Aus drückendster Not unglaublich enger Verhältnisse hat er sich emporgearbeitet, hat sich seine flügelbegabte Seele zu den klaren Höhen der Dichtung und der Forschung erhoben. Und wenn auch sein Persönlichkeitsbild in dem nie ganz drang- und zwanglosen Leben voll harter Arbeit nicht ganz fleckenlos geblieben ist, so kann doch eine Darstellung seines Lebensganges vortreffliche Erziehungsarbeit tun, voraus gesetzt, daß sie ein Volksbuch im guten Sinne des Wortes ist. Diese Aufgabe scheint uns Bürckner vollauf gelöst zu haben.

J. Stern.

Digitized by Google

Soeben erschienen!

Dr. F. W. Foerster: Georg Reimer Verlag Berlin

Jugendlehre 740 Seiten.
Ein Buch für Eltern, Lehrer und Geistliche. Preis Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

Der Verfasser des Buches will den Aufgaben dienen, die in der Gegenwart auf dem pädagogischen Gebiet gefordert werden: mehr Charakterbildung in der Schule, Einführung eines besonderen konkreten ethischen Unterrichts. Für den Lehrer soll die Jugendlehre ein Hülfsbuch zum Unterricht in der Sittenlehre sein; den Eltern, sowie allen Erwachsenen, die in irgend einer Weise junge Menschen zu beeinflussen Gelegenheit haben, soll ein Weg gezeigt werden, wie sie auch mit schwer erziehbaren, verwahrlosten und abnormen Kindern wirksam umgehen können.

Lebenskunde 384 Seiten.
Ein Buch für Knaben und Mädchen. Preis gebunden Mk. 3.—.

Unter dem Titel „Lebenskunde" sind die Beispiele und der „Jugendlehre" für die Hand der Kinder gesammelt. Die „Lebenskunde" soll neben der religiösen Erziehung eine Begründung des Sittengesetzes geben, die lediglich an die unmittelbar einleuchtende Lebensbeobachtung und Selbsterfahrung appelliert: „Lebenskunde," nicht als ein Ersatz der Religion, sondern als eine Vertiefung, die sittlichen Wahrheiten der religiösen Tradition auch im Sinne der realistischen Lebensbeobachtung als lebenswahrheiten nachzuweisen

Leonhard Simion Nf., Berlin SW. 48.

Soeben erschien in meinem Verlage:

Weltpolitik und Flottenpläne

von

Ludwig Flatau,

Rechtsanwalt in Berlin.

8°, 52 Seiten. Preis 1 Mark.

Der Herr Verfasser bemerkt im Vorwort der obigen Schrift über den Zweck und Inhalt derselben:

Aus der Mitte des deutschen Bürgertums ist einst der Ruf nach einer starken, dem geeinten Deutschland dienenden Seeflotte erhoben worden. Den einen Fürsten im „deutschen Purpur", der einem Volk gebieten wird, sah schon Herwegh, — Poet und Prophet — als seegewaltigen Herrscher. Er meinte Deutschlands künftige Entwicklung in dem Satze zusammenfassen: „Das Meer, das Meer macht frei!"

Die kühle Zurückhaltung, der wir neuerdings in den Fragen der deutschen Seegeltung bei einem nur zu grossen Teile unseres Bürgertums begegnen, liess eine Nachprüfung dieser Stellungnahme auf ihre politische und wirtschaftliche Berechtigung geboten erscheinen. Eine solche Prüfung wird hier versucht: in Unabhängigkeit von Fraktionsprogrammen und Parteiparolen. Um so entschiedener konnten die gemeinsamen Grundsätze und Grundanschauungen des deutschen Liberalismus zum Ausdruck kommen, der sich der Wechselwirkung und des notwendigen inneren Zusammenhanges zwischen einer stärkeren Berücksichtigung der politischen und wirtschaftlichen Bedürfnisse unseres Bürgertums und dem Anstieg Deutschlands zu einer wirklichen Weltmachtstellung immer bewusst gewesen ist.

Gesucht

Ethische Kultur **1893** Nr. 3; **1897** Nr. 1, Nr. 24, Nr. 29; **1898** Nr. 42; **1899** Nr. 1, Nr. 33, Nr. 37, Nr. 49, Nr. 50, Nr. 52; **1900** Nr. 2, Nr. 8; **1901** Nr. 1, Nr. 29, Nr. 31; **1902** Nr. 5, Nr. 15, **1903** Nr. 1 vom **Verlage für Ethische Kultur, Berlin S. W. 48,** Wilhelmstraße 121. Für gütige Ueberlendung im Voraus ergebenen Dank.

An unsere Leser.

Die bevorstehende Reisezeit gibt unseren Freunden nicht nur die hoffentlich erwünschte Gelegenheit, dem Fortschritt ethischer Kultur persönlich neue Kämpfer zu werben, sondern auch der Sache durch Förderung unseres Blattes zu nützen. Man vergesse zunächst selbst nicht die Erneuerung des Abonnements und Nachlendungsvermerk! Man gebe seinen Reisebekanntschaften das Blatt zu lesen! Man frage danach in allen größeren Hotels, Restaurants und Badekasinos! Probenummern auf Wunsch überall hin frei!

Verlag und Redaktion.

Das Bureau der D. G. E. A.,

Unter den Linden 16 bleibt **im Juli und August geschlossen;** dagegen die Auskunftstelle im III. Stock geöffnet. Alle Mitteilungen, Wünsche, auch **redaktionelle Sendungen** bittet der Unterzeichnete zu adressieren:

Werbelinse bei Joachimsthal i./M.

Dr. R. Penzig.

Verlag von Leonhard Simion Nf., Berlin SW. 48.

Moderne ärztliche Bibliothek

Herausgegeben von

Dr. med. F. Karewski (Berlin).

Aufgabe der „Modernen ärztlichen Bibliothek" soll es sein, in inhaltsreichen, aber knappen, von den Meistern der einzelnen Disziplinen geschriebenen Darstellungen in bequemer und billiger Form diejenige Uebersicht zu bieten, welche man sich bisher nur aus kostspieligen und für die praktischen Bedürfnisse zu ausführlichen Special- und Sammelwerken oder aus der in Zeitschriften verstreuten Literatur verschaffen konnte. Preis pro Heft 1 Mk.

Bisher sind von der **Modernen Arztl. Bibliothek** erschienen

Heft 1. Prof. Dr. **A. von Kerányi,** Budapest: Die wissenschaftlichen Grundlagen der Kryoskopie in ihrer klinischen Anwendung.

Heft 2. Dr. **Albers-Schönberg,** Hamburg: Wert der Röntgenuntersuchung für die innere Medizin.

Heft 3. Prof. Dr. **W. Freund,** Berlin: Ueber Neurasthenia hysterica und die Hysterie der Frau.

Heft 4/5. Prof. Dr. **Strauss,** Berlin: Bedeutung der Kryoskopie für die Diagnose und Therapie von Nierenerkrankungen.

Heft 6. Dr. **Boyer,** Dresden: Ueber die Verwendung kolloidaler Metalle (Silber und Quecksilber) in der Medizin.

Heft 7. Prof. Dr. **Marckwald,** Berlin: Ueber Becquerelstrahlen und radioaktive Substanzen.

Heft 8. Prof. Dr. **Spies,** Posen: Erzeugung und Eigenschaften der Röntgenstrahlen.

Heft 9. Geh. Med. Rat Prof. Dr. C. A. **Ewald,** Berlin: Erkrankungen der Gallenblase und der Gallengänge.

Heft 10. Geh. Med. Rat Prof. Dr. **Brieger** und Dr. **M. Mayer,** Berlin: Licht als Heilmittel.

Heft 11. Marine-Oberstabsarzt Dr. **Erich Martini,** kommandiert zum Institut für Infektionskrankheiten: Insekten als Krankheitsüberträger.

Weitere Hefte werden in kurzer Zeit zwanglos folgen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes oder direkt vom Verlag.

Verlag von Leonhard Simion Nf. in Berlin SW. 48.

Thimm, Rudolf, Deutsches Geistesleben

Geb. 5 Mark, broschiert 4 Mark.

Aus dem reichhaltigen Inhalte hebe ich folgende Aufsätze als besonders erwähnenswert hervor: **Die öffentlichen Vergnügungen im Mittelalter, Hans Sachs, Bürgers Lenore und ihr Verhältnis zur deutschen Volkssage, Die Brüder Grimm** ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats
Preis: vierteljährlich 1,00 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Kompareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „**Kinderland**," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

XII. Jahrgang. | Berlin, den 1. August 1904. | Nr. 15.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Der Internationalismus der Arbeiterschaft. Von Dr. R. Michels.
Vom deutschen Richter. Von Dr. Netter, Karlsruhe. (Schluß.)
Religionsphilosophie. Von Julius Stern (Bruchsal).
Streiflichter:
Wem gehört Hereroland?
Personenwechsel, kein Systemwechsel.
Aus der ethischen Bewegung. Der neunte Jahresbericht ꝛc.
Bücherschau.

Der Internationalismus der Arbeiterschaft.

Von Robert Michels. (Marburg.)

„Der echte Internationalismus streitet überhaupt nicht mit dem echten Nationalismus. Es wäre keine rechte Familie, in der nicht jedes Glied das Recht seiner Eigenart behaupten dürfte. Aber auch das wäre keine rechte Familie, in der das einzelne Glied seine Eigenart nur durch Mißachtung der anderen und Ueberhebung über sie glaubte zur Geltung bringen zu können."

Paul Natorp: „Zum Gedächtnis Kants." Leipzig 1904. Klinghard. — Seite 6.

Wieder einmal sieht die Kulturmenschheit, teils erstaunt, teils erschrocken — und nur zum ganz kleinen Teile mit freudigem Herzen, — die Arbeiterschaft und die der Klassenpartei derselben angegliederten Intellektuellen aus allen Ländern und Weltteilen zu einem gemeinsamen Kongreß zusammenströmen und aus dem Munde der Regierenden tönt ihnen das Wort entgegen: „Vaterlandslose!" —

Das ist ein Effekt trauriger Begriffsverwirrung. Internationalismus bedeutet nicht Vaterlandslosigkeit. Man kann sein Vaterland sehr lieb haben und dabei doch sehr international gesinnt sein. Heimatsliebe schließt die Liebe zum Menschengeschlecht nicht aus. Täte sie es, so wäre sie wahrlich nicht viel wert. Ein aufrichtiger Patriot müßte gerade durch seine Vaterlandsliebe dazu kommen, auch den anderen Nationen die ihren Fähigkeiten und überdies schon allein ihrem Menschentum schuldige Achtung entgegenzubringen. In diesem Sinne ist auch die moderne Arbeiterbewegung national und international zugleich. Sicherlich wird keiner ihrer Anhänger die großen Unterschiede, die in Kultur und Lebensanschauung, Charakter und Lebensart zwischen den einzelnen Nationen existieren, leugnen. Sozialismus ist Wissenschaft und als solche wird er nie daran denken, Tatsachen totzumachen. Auch ist es keineswegs das Bestreben der internationalen Sozialisten, die existierenden nationalen Rassenunterschiede künstlich vernichten zu wollen. Ebensowenig, wie der moderne Sozialismus etwa „teilen", das heißt das Privatvermögen aller Menschen auf Heller und Pfennig gleichhalten möchte, ebensowenig hat er es im Sinn, etwa dem italienischen Proletariat abzugewöhnen, Polenta und Macheroni zu essen und ihm dafür die gewiß nicht freiwillige Vorliebe des deutschen Proletariats für Kartoffeln anzugewöhnen. „Gleichmachen" möchte er beide nur darin, daß er in gleicher Weise dafür Sorge tragen will, beide Völker in den Stand zu setzen, sich mit besseren und kräftigeren Nahrungsmitteln, wie Fleisch etc. zu ernähren, wobei es dann natürlich ganz irrelevant ist, ob sich die zum Teil durch klimatische Einflüsse bedingte individuelle Eigenart des Italieners etwa zum Kalbfleisch und die des Deutschen zum Rindfleisch entschließen sollte. Kurz, der Sozialismus erkennt an, daß es natürliche Verschiedenheiten zwischen den Völkern gibt und, wenn er auch die diplomatisch willkürlichen Grenzpfähle aus der Erde nehmen will, so ist es ihm doch ganz klar, daß die Sprachen- und Rassengrenzen, soweit solche überhaupt noch scharf abgegrenzt existieren, bestehen bleiben werden. Aber er erkennt nicht an, daß diese natürlichen Rasse-Verschiedenheiten zu gegenseitigem Haß und zu mörderischem Blutvergießen führen müßten, und will, daß jedes Volk und jeder Volksstamm das unveräußerliche Recht haben soll, seine Zugehörigkeit zu diesem oder jenem Lande unbeschränkt nach eigenem Ermessen zu bestimmen, und verabscheut deshalb alle Belagerungszustände, Hakatistenvereine und Germanisationen der Welt.

Ist der allgemeine Friede eine Utopie? Vorderhand vielleicht ja, weil wir im Zeitalter des individualistischen Industrialismus leben und es sich ab und zu immer wieder ergibt, daß es im Interesse der neue Absatzgebiete suchenden herrschenden Klassen dieses oder jenes Landes liegt, sich im Kriege materielle Beute und ideellen Ruhm zu holen, indem sie mit der Stärke der gezwungen ihr Heer ausmachenden „Genteinen", den Konkurrenten des Nachbarlandes simbildlich oder leibhaftig totschlagen lassen.

An und für sich aber ist der ewige Friede nichts weniger als eine Utopie. Ein historischer Rückblick allein scheint das zu beweisen. Im Mittelalter befehdeten sich die einzelnen Städte, ja, die einzelnen Ritterburgen mit Feuer und Schwert, und der Haß zum Beispiel zwischen Oberschwaben und Unterschwaben im schwäbischen Städtekrieg zu Ende des XIV. Jahrhunderts oder der zwischen den „freundvetterlichen" Nachbarstaaten der Dudozherrscher von Lothringen und der Pfalz im sogenannten Wildfangsrecht-Krieg anno 1668 mag vielleicht nicht schwächer gewesen sein, als

Digitized by Google

der durch künstliche Hetze erzeugte Haß zwischen Deutschen und Dänen im Jahre 1864. Noch 1866 haben Preußen mit Badensern, Hessen, Bayern, ja ihren jetzigen Mitpreußen in Nassau und Hannover blutig gekämpft. Wer würde heute ein solches Brudergemetzel noch für möglich halten? Die Geschichte lehrt uns eben, daß sich so manche Utopien verwirklicht haben, und, wenn man tiefer in sie hineinschaut, so sieht man auch, daß die sich feindlich gegenüberstehenden Verbände, wenn auch der Ausdehnung nach immer größer, so doch der Zahl nach immer kleiner werden. Die Periode der Städtekriege ist endgiltig überwunden. Mit fortschreitender sozialer Weltdurchdringung werden auch zunächst die europäisch-kontinentalen Kriege verschwinden, und in den Geschichtsbüchern unserer Enkelkinder wird man von ihnen reden wie von den völlig unbegreiflichen Taten einer Horde von Kannibalen.

Aber es sind nicht bloß die Ideen der Humanität, es ist nicht bloß das liebevolle Verständnis anderer Nationen und ihrer Eigenarten, nicht nur der glühende Wunsch, in lebhaftem Gedankenaustausch mit ihnen sich selbst intellektuell zu bereichern, welche den Sozialismus von Natur aus zu einem internationalen gemacht haben, sondern auch ein historisches Bedürfnis und eine volkswirtschaftliche Einsicht. Der Sozialismus ist die Partei des Proletariats, das heißt aller Darbenden an Geld und an Bildung. Das Proletariat und die Darbenden aber sind auf kein Land allein beschränkt, sondern überall da, wo es Privateigentum an großen Produktionsmitteln und gewaltigen Kapitalien gibt, da ist auch ein Proletariat vorhanden. Schon deshalb drängt es die Proletarier aller Länder zum internationalen Zusammenschluß, als einer politischen Notwendigkeit. Der Klassenkampf — eben kein künstliches Machwerk sozialistischer Verhetzung, nicht einmal die Frucht ungeschickter Regierungen, sondern nichts weiter als ein Produkt unserer geschichtlichen Eigentumsk-Entwicklung — ist nicht national gebunden. Er wird gekämpft von dem Proletariat aller Länder gemeinsam gegen das Kapital aller Länder gemeinsam. Der nächste politische und wirtschaftliche Gegner des Arbeiters ist nicht der Kollege vom Ausland, nicht einmal so sehr und so unmittelbar der auswärtige Kapitalist, sondern es ist der Vertreter der herrschenden Klassen des eigenen Landes. Die internationale Verbrüderung aller Proletarier ist zum historischen Bedürfnis geworden, weil allüberall, in Deutschland wie in Italien, in Bulgarien wie in Dänemark, in Rußland wie in Japan, die Lage des arbeitenden Volkes in den Grundzügen dieselbe geworden ist.

Die volkswirtschaftliche Einsicht aber zeigt uns, daß der Krieg nur ein Mittel zur weiteren Bereicherung der bereits Reichen und der Militarismus ein vorzügliches Mittel ist, von der Entwicklung bereits überholte Regierungssysteme noch weiter künstlich aufrecht zu erhalten. Die politische Weisheit aber zeigt den internationalen Arbeitermassen und den es mit ihnen haltenden Intellektuellen, daß die Emanzipation eines separaten Proletariats gar nicht möglich ist, ohne daß gleichzeitig das Proletariat aller anderen, auf annähernd der gleichen Kulturstufe stehenden Nationen gleichfalls seine Emanzipation durchsetzt. Die — auch nur zu einem Drittel vollbrachte — Durchführung der sozialistischen Wünsche, auf ein Land beschränkt, ist nicht lebensfähig. Der für die sozialistischen Prinzipien eroberte Staat würde von den Bajonetten der zurückgebliebenen Nachbarländer sofort angegriffen und niedergeschmettert werden, auch wäre eine Regelung von Produktion und Konsumtion, wie die Sozialisten sie erstrebeu, nicht in genügendem Maße durchführbar, wenn die Grenzen jeden Augenblick von außen wieder geschlossen werden könnten, ein weiterer Gesichtspunkt, der ein einheitliches und geschlossenes Vorgehen der Sozialisten aller Länder gebietet.

Es sind also sehr gewichtige und überaus mannigfache Gründe, — alle habe ich sie hier nicht einmal nennen können — welche die Sozialdemokratie zu einer internationalen Erscheinung machen und ihre unbedingte internationale Solidarität bedingen. Und in der Tat, überall, wo politisch und gewerkschaftlich organisierte Arbeiter verschiedener Nationen an gleichen Orten zusammen gearbeitet haben, da haben sie stets in einer kompakten Masse zusammengestanden. Natürlich, daß die „ideellen“ Verbindungen über die Grenze hinüber noch herzlicher sind. Die guten Beziehungen z. B. zwischen dem deutschen und dem französischen Proletariat sind eine historische Tatsache geworden.

Die soeben von mir kurz analysierte politische und wirtschaftliche Lage der verschiedenen Arbeiterparteien macht es wohl auch dem Laien verständlich, warum der Sozialismus international sein muß, und überall denselben Prinzipien huldigt. Nicht in der Haltung eines internationalen ständigen Parteisekretariats in Brüssel, nicht in gegenseitiger Geld-Hülfe bei Wahlen und Streiks, nicht in großen gemeinsamen internationalen Parteitagen erschöpft sich die Gleichheit der verschiedenen sozialistischen Parteien. Auch die Grundzüge des Programms sind überall dieselben. Von der sozialistischen Sektion Jokohamas bis zu den sozialistischen Gruppen am Fuße des Vesuvs, von den farbigen Sozialisten auf Martinique bis zu den kämpfenden Studenten Südrußlands werden genau dieselben Postulate von der Vergesellschaftung der großen Produktionsmittel, vom Selbstbestimmungsrecht der Völker, von der Gleichheit der Frau usw. erhoben. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, ist die internationale Sozialdemokratie eine gleichförmige Masse. Sie ist eine gleichförmige Masse vor allen Dingen auch in dem allerinnersten Wunsch, der sie beseelt: dem Wunsch der gleichberechtigten selbstverständlichen Teilnahme aller Geborenen an den Gütern der Kultur. Der heftige, bisweilen rücksichtslose Kampf, den das Proletariat aller Länder um die wirtschaftlichen Dinge führt, ist nicht Selbstzweck. Er soll erst die Basis schaffen zur Entfaltung aller leiblichen und geistigen Kräfte in gemeinsamer friedlicher Arbeit auf allen Kulturgebieten. Aus dem Kampf aller gegen alle, wie er sich heute unseren Augen zeigt, soll der Kampf aller Menschen gemeinsam gegen die Natur werden. Nicht Menschenzerstörung sondern Lebenserhaltung ist das Grundmotiv der modernen Arbeitsbewegung.

Der Kongreß von Amsterdam ist noch ein Embryo. Aber aus diesem Embryo wird sich mit der Zeit das große internationale Friedensparlament entwickeln.

Vom deutschen Richter.

Von Dr. jur. Netter (Karlsruhe).

(Schluß.)

Kade würde auch bei dieser Fassung der Frage zu einem energischen „Nein“ kommen. Er geht davon aus, eine Parteilichkeit der Richter sei an sich nur denkbar, entweder aus politischen Rücksichten oder infolge allzugroßer Arbeitslast, die zu freisprechenden Urteilen führe oder durch allzu große Nachgiebigkeit gegen die Staatsanwaltschaft. Im Uebrigen sei ein Fehlspruch nur die Folge mangelhafter Gesetze, für die den Richter aber kein Vorwurf treffe, oder allzu großer Arbeitshäufung, die eine Vertiefung in die Individualität des einzelnen Falls erschwere oder verhindere; auch daran treffe den Richter keine Schuld. Ohne zunächst auf das Einzelne dieser Auffassung einzugehen, muß man doch erstaunt fragen: Gibt es denn überhaupt nur

Digitized by Google

Strafrichter, nicht auch Zivilrichter? Und richtet sich das Mißtrauen etwa nur gegen die Strafrichter, nicht auch gegen die Rechtsprechung in Zivilprozessen? Die ganze Beweisführung Kade's denkt einseitig nur an die Strafrechtspflege; denn daß in Zivilprozessen das Verhältnis zur Staatsanwaltschaft und die Arbeiterleichterung durch Freisprechung nicht in Betracht kommt, ist klar. Hinsichtlich politischer Einflüsse liegt die Sache etwas anders, darauf wird sofort zurückzukommen sein. Hier handelt es sich zunächst um die Klarlegung der seltsamen Tatsache, daß Kade nicht sieht, wie auch die Rechtsprechung des Zivilrichters vielfachen Mißtrauen begegnet. Das von Kade selbst dafür angeführte Symptom, der Wunsch nach Sondergerichten für die einzelnen Berufe — neuerdings die Schaffung von Kaufmannsgerichten — bezieht sich doch jedenfalls nur auf die Zivilrechtspflege. Insoweit geht also die ganze Beweisführung Kades fehl. Sie zeigt aber auch, wie schwer es dem Juristen wird, seine gewohnten Gedankengeleise zu verlassen und über die Enge seines Berufs hinaus klar in das Leben zu blicken, das er beherrschen soll. Dann drängte sich von selbst der Schluß auf, daß eben diese einseitige Konzentration auf juristisch-technisches Denken, auf Bilden und Bearbeiten von Begriffen, den Juristen von seinem eigentlichen Berufe immer mehr abzieht, ihn immer unfähiger macht, sich zunächst einmal die Tatsachen des Lebens ruhig und unbefangen anzusehen, sich Denk- und Gefühlsweise der Menschen klar zu machen, die er beurteilen soll, also doch auch verstehen muß, und dann dies ganze Material umfangen im Sinne richtigen Rechts mit dem Maße des gegebenen Gesetzes zu messen. Da mag dann gewiß gelegentlich einmal ein veraltetes Gesetz den Richter zwingen, einen Spruch zu fällen, den er selbst für falsch hält — aber diese Fälle werden sehr selten sein, viel seltener als jetzt, wo insbesondere unsere Strafrechtspflege vielfach in einer schematischen Begriffsreduktion erstarrt ist und nach durchaus subjektiven und zufälligen Momenten in unklaren Sühneverlangen allem eher wie einer wahren Gerechtigkeit dient. Vielleicht zählt Kade auch diese Behauptung unter jene Schmähungen, die in ausschweifendster Weise gegen unsere Richter zielen, mit dem Anschein wissenschaftlicher Behandlung, aber ohne Beibringung der geringsten tatsächlichen Grundlagen. Es sei von vornherein zugegeben, daß, was das Strafrecht anlangt, die Vorwürfe zum großen Teil an das Gesetz, nicht an die Richter zu adressieren sind. Auch im Bürgerlichen Recht ist selbst der gerechte Richter vielfach durch das Gesetz gebunden, eine Behauptung, für die unlängst erst in diesen Blättern („Zur Sozialpolitik des Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuchs*) eingehend Beweis geführt wurde. Aber auch mit dieser Einschränkung bleibt der erhobene Vorwurf begründet; es mag dabei, um jede Mißdeutung auszuschließen, nochmals wiederholt werden, daß er sich nicht gegen die anerkannte und unbestrittene Gewissenhaftigkeit und Unbestechlichkeit unserer Richter in ihrer überwiegenden Mehrzahl richtet. Er besagt nur, daß diese Eigenschaften in der Form, wie sie von unserm Richterstand heute in der Praxis gehandhabt und betätigt werden, den Anforderungen nicht mehr genügen, die das Zeitbewußtsein, unsere vertiefte Erkenntnis, unsere so überaus komplizierten wirtschaftlichen und sozialen Zustände, die ungeheure Verschiedenheit im Denken und Fühlen der verschiedenen Volksklassen, die Tragweite und Schwierigkeit der wirtschaftlichen, sozialen und sittlichen Probleme, die richterlicher Beurteilung unterliegen, kurz, die die durch den Wandel der Zeiten vertiefte sozialethische Bedeutung und Einschätzung des Rechts und damit auch des Richterstandes mit sich gebracht hat.

Nirgends zeigt sich dies deutlicher, charakteristischer als in der sozialen Rechtsprechung, das heißt in all jenen Zivil- oder Strafprozessen, die sich mit der Arbeitertschaft, mit Problemen der sozialen Frage zu beschäftigen haben. Gerade weil hier tatsächlich so gewaltige wirtschaftliche und psychologische Differenzen der einzelnen Klassen in Frage kommen, fordert die richterliche Beurteilung viel mehr als ein formales Handhaben irgend einer leeren Gesetzesformel.

„Der Geist der Rechtshandhabung — im Rahmen des gesetzlich zulässigen freien Ermessens — erscheint dem Arbeiter in erster Linie als das Fremde, als der Feind ihres Lebens und Strebens, der mit seinen antisozialen Rechtssprüchen grade ihr wichtigstes Recht, das der Koalition, zu vernichten droht." (Zimmermann in der „Sozialen Praxis" a. a. O.)

Man muß mit aller Schärfe betonen, daß es unter den heutigen Verhältnissen Pflicht jedes Juristen, Pflicht vor allem aber jedes Richters ist, und zwar nicht seine Pflicht als Bürger — das steht auf einem andern Blatt — sondern seine Berufspflicht, mit voller Hingabe das Leben rings um sich herum zu studieren, sich Verständnis zu verschaffen für die tiefgreifenden Fragen, die seine Zeit bewegen, sie zu messen an dem, was für den Kulturfortschritt notwendig ist; denn dessen Bedingungen zu gewährleisten, die Grundlage zu schaffen für eine freie Entfaltung aller sittlichen, geistigen, wirtschaftlichen Volkskräfte, das eben ist Aufgabe des Rechts, der Rechtspflege, die Recht und Gerechtigkeit zu verwalten hat. In dieser Beziehung versagt auch Kade vollständig, ein typischer Beweis dafür, daß ein Jurist den ernstesten, lautersten Willen haben kann, zur Hebung seines Standesansehens beizutragen und dabei doch nicht aus seiner gewohnten Denkart herauskommt, sich von den Vorurteilen und Einseitigkeiten seines Standes, seiner gesellschaftlichen Stellung, seiner beruflichen Vorbildung nicht freimachen kann. Darin liegt, von den erwähnten Lücken des Wissens abgesehen, ein weiterer tiefer Grund der Entfremdung zwischen Richter und Volk, des berechtigten Mißtrauens. Mit Recht schreibt Zimmermann, nachdem er die Rechtsprechung über Streiks beleuchtet und die rechtliche Behandlung oder vielmehr Mißhandlung der Arbeiterorganisationen dargelegt hat:

„Das frißt sich als Quintessenz all dieser Urteile in Herz und Hirn jener Arbeiter, in deren Kreisen der Sozialpolitiker die tüchtigsten Elemente zur sozialen und geistigen Hebung der Gesamtarbeiterschaft sucht, ein. Der Richter steht dieser gewaltigen Kulturarbeit so fremd gegenüber, daß er als Prinzipien seiner Rechtsprechung genau die nämlichen Anschauungen zu Grunde legt, die hervorragend einseitige Führer der Arbeitgeberorganisationen für die Behandlung der Arbeiterbewegung proklamieren."

Es lassen sich hier nicht all die zahlreichen Urteile der einzelnen Gerichte anführen, auf die Zimmermann seine scharfen, aber leider nur allzu begründeten Vorwürfe stützt. Liest man diese Zusammenstellung, so kann man sich eines niederschlagenden Eindrucks nicht erwehren. Ist man dazu noch in der Lage, die juristische Seite jener Urteile nachzuprüfen, so muß man sich erschüttert eingestehen, daß hier richterliche Unfähigkeit mit bestem Wissen und Gewissen über zahlose Mitbürger tiefes Unglück verhängt hat, daß eine große Zahl tüchtiger, strebsamer Arbeiter blinder Justiz mit Unrecht zum Opfer gefallen ist. Um diesen ernsten Vorwurf auch hier nicht ganz ohne seine tatsächliche Grundlage anzuführen, seien von den bei Zimmermann genannten Fällen nur die krassesten hier angeführt:

1. Beim Klempnerstreik in Magdeburg war ein Streikender an einen Arbeitswilligen von auswärts herangetreten, hatte ihm die Hand auf den Arm gelegt und gesagt: „Du wirst doch nicht so dumm sein und arbeiten; wenn Du Geld brauchst, kriegst Du welches aus dem Verband." Urteil: 5 Tage Gefängnis wegen Ehrverletzung und Anwendung von Gewalt (§ 153 Gewerbeordnung). 2. In einer Weberei waren alle Weber bis auf einen Verbandsmitglieder; ein Weber forderte den Eigenbrödler auf, in die Organisation einzutreten und fügte hinzu: Wenn Du nicht unter den Verband gehst, so ehren wir Dich nicht mehr. Urteil: 14 Tage Gefängnis wegen Bedrohung. (!) Dazu die sinnige Begründung: „Der Arbeiter hat oft nichts weiter als seine Ehre; wird ihm diese von seinen Arbeitskollegen genommen, so wird ihm die Arbeitsstätte zur Hölle." 3. Ein Arbeitersekretär wurde wegen „Beleidigung" verurteilt, weil er ein Plakat verbreitet hatte: „Achtung, Schreiner! Die Möbelfabrik L . . . ist wegen Zahlung schlechter Löhne und wegen Maßregelung derjenigen Kollegen, die sich dagegen aufzulehnen wagten, gesperrt." 4. Ein Maurer hatte bei Gelegenheit eines Maurerstreiks mehreren

Digitized by Google

arbeitenden Kollegen zugerufen: „Wenn ihr nicht aufhört zu arbeiten, kommt euch der Teufel auf den Kopf." Urteil: 3 Monate Gefängnis wegen Nötigung. 5. Ein Maurer hatte zwei Unorganisierte aufgefordert, die Arbeit, die sie übernommen hatten, nicht anzutreten, da sonst die organisierten Kollegen sämmtlich die Arbeit niederlegen würden. Dabei soll er, was nicht bewiesen wurde, die Richterorganisierten beschimpft und auf die Zehen getreten haben. Urteil: 1 Jahr 6 Monate Gefängnis wegen Nötigung, Beleidigung, Körperverletzung.

Daß diese Urteile nicht etwa vereinzelt sind, beweist — außer den bei Zimmermann weiter angeführten und zahlreichen, von Tönnies veröffentlichten („Vereins- und Versammlungsrecht gegen Koalitionsfreiheit") — die Durchsicht der Tageblätter. Kade sucht sich die „Schmähungen" der Sozialdemokratie gegen die Richter damit zu erklären, daß die Sozialdemokraten in den Richtern politische Gegner sehen. Ja, er geht soweit, die Disziplinierung derjenigen Rechtsanwälte zu verlangen, die „öffentlich und eifrig zu einer Partei halten, die es sich zur Aufgabe macht, den deutschen Richterstand zu schmähen und herabzuwürdigen."

Derartigen Mißgriffen gegenüber muß hier betont werden, daß das Mißtrauen in unsern Richterstand sich mit so gewaltthätigen und unverständigen Mitteln nicht bekämpfen läßt. Seine Gründe liegen tiefer, es müssen daher auch die Maßnahmen, die auf eine Versöhnung zielen, tiefer greifen. Hier kann man Kade wieder beipflichten, wenn er verlangt, daß der Richter ernst und gewissenhaft an sich selbst arbeite, wenn er den Bureaukratendünkel bekämpft, der Beteiligung des Richters am öffentlichen und geselligen Leben das Wort rede, eine Verbesserung der sach- und allgemeinwissenschaftlichen Kenntnisse, Fähigkeiten und Leistungen fordert, eine Aufbesserung der Gehälter, Beteiligung der Ueberlastung der Gerichte, Reform des Rechtsstudiums und des Vorbereitungsdienstes. Das alles aber sind nur Pflaster, die da und dort eine Wunde schließen können, ohne das Uebel an der Wurzel zu packen. Das ist nur möglich, wenn der Student schon tiefer in die sozialen und wirtschaftlichen Grundlagen seines Berufs eingeführt wird, der junge Beamte aus eigener Initiative oder durch geeignete Einrichtungen in fortwährender Fühlung mit dem Leben bleibt, seine Menschenerkenntnis erweitert, sein Charakter gefestigt wird und all dies sich zusammenfaßt in einer aufopfernden Hingabe an seinen Beruf, in klarer und hochstrebender Erfassung seiner Ziele und Aufgaben: Gerechtigkeit und Recht zu schaffen und zu üben.

Religionsphilosophie.

Von Julius Stern (Bruchsal).

Religion ist Erlösungsbedürfnis; Religionsgeschichte die Geschichte von den Erlösungsversuchen der Menschenseele; Religionsphilosophie die Wissenschaft von der psychologischen Entstehung und Entwickelung des Erlösungsgedankens. Der Kern der Religion ist immer ein Seelenerlebnis, fordert also psychologische Erklärung.

Ich weiß, daß diese Ansicht nicht allgemein geteilt wird. Aber für mich steht es fest, daß man bei jeder anderen Betrachtungsweise, mag sie von der mythologisch-historischen oder von der metaphysischen Seite herkommen, dem Kerne der Religion sich wohl nähern, jedenfalls ihm nicht ganz gerecht werden kann. — —

Warum schreit das Kind beim ersten Augenaufschlag ins Leben? Warum weinen die Knaben, die Mädchen so viel und so bitterlich? Warum sieht der Jüngling, die Jungfrau in die große Natur oder in die Einsamkeit des stillen Kämmerleins? Was treibt den Reifenden und Gereiften, die Seele zu suchen, aus der seinen tiefsten Fragen ein verstehendes Echo klingt?

Zwiespalt ist im Menschen. Mag dieser Zwiespalt als dumpfer Druck empfunden werden, mag er deutlich als der beunruhigende, niederziehende Abstand zwischen dem Gewollten und dem Erreichten erkannt sein: immer ist es ein Zwiespalt, für den ein Ausgleich gesucht wird. Ein Druck, von dem der Mensch befreit sein will.

Was zwingt den Wilden auf die Knie vor seinem Fetisch, was treibt ihn, dem Götzen Menschen zu schlachten? Was zieht die Scharen der Wundergläubigen in die Gotteshäuser zu frommem Gesang und zu Weihrauchkräuschen? Was nötigt den Forschergeist, in das Wesen der Dinge zu tauchen, die Tiefe der „Gründe" aufzuhellen? Was den Künstler, die Schönheit, von der seine Seele schwanger ist, aus sich heraus zu holen und sichtbar zu machen?

Es lastet Druck auf dem Menschen, es ist Zwiespalt in ihm.

Ausgleich für diesen Zwiespalt, Erlösung von diesem Drucke suchen: das ist Religion; und das Ideal der Religion ist dieser Ausgleich, der „Einklang in sich selbst," die vollkommene Seelenharmonie.

Religion ist also nicht ein einzelnes Vorstellungs- und Erkenntnisgebiet, auch nicht nur eine bestimmte Art des Fühlens und Wollens, die für viele gleich sein könnte: sie ist Art des Lebens, des ganzen Lebens. Leben aber ist Persönlichkeitsauswirkung. Religion ist also kein Allgemeines, sondern für jeden Menschen ein Besonderes: sie ist Grundzug der Persönlichkeit. Damit ist jede Gemeinschaftsbildung auf religiöser Grundlage gerichtet. —

Daß sich die Phantasie, sobald sie erwacht, dieses Grundtriebes bemächtigt, ist natürlich und notwendig. Wie sie jenen Drang in Vorstellungen und Gestalten umsetzt, wie sie Götter und Gott daraus macht, wie sie ihre Geschöpfe nach den Gesetzen des Geschehens verknüpft (Mythologie): das ist Gegenstand der Religionsgeschichte. Es ist klar, daß jedes Volk seine eigene Religionsgeschichte hat, unbeschadet des „ethischen Untergrundes" aller historischen Religionen, und daß mit forschreitender Besonderung des Menschen jeder einzelne seine Religionsgeschichte haben muß.

Wie aber dem Religionsideale näher gerückt werden kann, das zu zeigen, ist die Aufgabe der Religionsphilosophie. Beide zusammen bilden die Religionswissenschaft.

Unsere Zeit ist erfüllt vom Wellenschlage dieser tiefsten Fragen. Sie ist eine neue Zeit; das Alte, das Ueberlieferte kann ihre neuen Rätsel nicht mehr lösen. Aber sie hat wie keine frühere, den ununterbrochenen Zusammenhang alles Geschehens, auch des seelischen Geschehens erkannt. Darum blüht jetzt die Geschichtswissenschaft, insonderheit die Erforschung der Religionsgeschichte hat sich neue hoch verdienstliche Organe geschaffen. Wohl an erster Stelle steht das bei Teubner in Leipzig erscheinende „Archiv für Religionswissenschaft," das jetzt von Dieterich und Achelis herausgegeben wird. —

Nur darf der ganz bewußt lebende Mensch bei dieser rein geschichtlichen, rückwärts gerichteten Betrachtung nicht stehen bleiben. Wo das Alte die Antwort verweigert, da kann es nicht mehr antworten, es ist tot. Da muß dich zum Neuen, Lebendigen bekennen.

Tot ist für uns alles Dogmatische, der ganze sogenannte „positive" Inhalt der sogenannten „geoffenbarten" Religionen.

Tot sind auch die Worte, die sie geschaffen haben. Ein neuer Inhalt muß neue Gestalt, neues Gewand haben.

Dorner*) bezeichnet als das absolute Religionsideal „die Religion der Gottmenschheit." „Gott muß der Seele immanent sein, ohne ihre Selbstthätigkeit zu vernichten, d. h. er muß zugleich von ihr unterschieden, transzendent sein, um eben die letzte, alles zur Einheit zusammenfassende Kraft sein zu können, die unerschöpfliche Quelle alles tatkräftigen Lebens. Das auf Aktivität angelegte Wesen des Menschen wird nur in einer solchen Religion befriedigt

*) „Grundriß der Religionsphilosophie" von D. Dr. A. Dorner. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung 1903. 7 Mk.

Digitized by Google

sein, in welcher die letzte Einheit zugleich die Quelle der Aktivität ist."

Der Satz ist charakteristisch für die ganze Art Dorners. Ich bin überzeugt: wäre ihm nicht durch die Christologie das Wort Gottmenschheit überliefert, er hätte es nie geprägt. Sein Ziel ist etwa dasselbe, was E. v. Hartmann mit „Religion des Geistes" bezeichnet. „Die Religion entwickelt sich mit dem Geiste" sagt auch Dorner. Alle Funktionen sollen durch diese Religion umfaßt werden; sie ist das, was das Ziel aller Menschheitsentwickelung ist: die Entfaltung der Persönlichkeit. Diese (so religiös durchgebildete) Persönlichkeit „ist die konzentrierteste Macht der Welt, von deren Tätigkeit alle Harmonisierung der Welt ausgeht," der alles Einzelne, Zeitliche in das Licht der Ewigkeit gerückt erscheint. Man könnte diese Religion einfach die Religion des Idealismus nennen, oder noch einfacher: Idealismus.

Wenn wir aus dem vortrefflichen Buche all das ausscheiden, was durch die Uebermacht der Tradition hineingekommen oder besser noch nicht herausgekommen ist, so bleibt der Kern des Werkes übrig, und der ist ein gesunder und heilbringender. Die Betrachtungen über das Verhältnis der Religion zur Wissenschaft, zur Kunst, zur Ethik zeigen die weisenhafte Wahrheitsliebe und Denkfreiheit des Mannes. Eines leuchtet aus allem, was er sagt, klar hervor: Die Kirche, das Dogma, die Erstarrung hat auch für ihn mit Religion nichts zu tun. Leben, Persönlichkeit ist alles. Es wäre eine verlockende Aufgabe, den Mann, der die Geschichte seiner Wissenschaft wie ihre Dialektik gleich meisterhaft beherrscht und seine Denkergebnisse im warmen Tone echter Begeisterung vorträgt, auf seinen Gängen zu begleiten. Der Raum dieser Zeitschrift gestattet es nicht. Wohl gehört auch Dorner noch zu jenen „Vermittlern," von denen er (S. 434) spricht: er sucht einen Ausgleich zwischen der als „alt" empfundenen überlieferten Religion und dem Neuen, d. h. der Religion an sich. Würde er sich ganz auf den Boden des „Neuen" stellen, dann würde er auch den letzten Rest des „Supranaturalistischen" aufgeben, das bei ihm ja doch fast nur noch Wort ist. Diese Erlösung von dem Wort, worin ich das Wesen des Modernen sehe, hat er noch nicht erlebt. Aber ich weiß: wer mit Ernst das Buch liest, der wird leicht die noch vorhandene dogmatische Spreu von dem echt wissenschaftlichen Weizen sondern und dann für sein „metaphysisches Bedürfnis" (ich meine nichts „Supranaturalistisches") wahrhaft erquickende Nahrung finden. —

Auch Dorners Buch ist ein Beweis dafür, daß alles Normative an der Religion stillschweigend ist, daß also die Religion, sofern sie überhaupt gedanklich erfaßt werden kann, mit Notwendigkeit in die Ethik ausmündet. —

Eine Religion der Persönlichkeits-Ethik verkündet Carl Martin in seinem „Evangelium vom neuen Menschen."*) Ein wundervolles Erbauungsbüchlein. Alles, was in Wissenschaft und Kunst der Gegenwart den Kampf mit den Geistern der Vergangenheit aufgenommen hat und zur Gösendämmerung, zum Siege über die leider immer noch mächtigen Gespenster führen muß, hat in diesem reifen und doch so jungen Gemüte Wurzel geschlagen und Blüten erschlossen. Und wertvürdig: Dieser „neue," ganz neue Mensch schöpft sich und uns den ergnickenbsten Labetrunk aus einem uralten Quickborn: jener anderen Heilsbotschaft, deren reinste Klänge in der Bergpredigt ertönen. Auch in der Form hat er die Schlichtheit und Größe jener Worte Christi nachzuahmen versucht. Es ist immer ein gewagtes Unternehmen, den Vergleich mit einem ganz Großen, die Menschheit Ueberragenden herauszufordern. Aber Martin besteht mit Ehren; nur wenige mißverständliche Sprachbildungen stören. Aber wer wird sich darüber aufhalten bei einem Buche, in dem er liest:

„Daß es nur eine Wahrheit gibt, nämlich Leben."
„Wachset und dehnet euch in Schmerzen und Aengsten, auf daß ihr werdet.
Geist muß werden, er fällt auch nicht vom Himmel."
„Der Mensch ist ein Teil von dem großen Geschehen, so ihr Natur nennet. Das ist aber ein einig Geschehen und Eines folget darinnen dem Anderen und ist mit ihm verbunden. Wenn nun Eines geschiehet, so muß auch das Andere geschehen.
Und merket nun: Der Mensch aber ist ein bewußt Teil dieses großen Geschehens; er weiß, was ihm geschiehet und was ihm geschehen wird und so sagt er: „Ich will" und so spricht er: „Ich bin frei.""

U. s. w. Ich müßte fast das ganze Büchlein ausschreiben. Es ist ein Beweis dafür, wie dem ganz „neuen," dem völlig vom „Wort" erlösten Menschen die Bibel lebendig bleibt. Das Ethische in der Bibel. —

Wie völlig tot und unfruchtbar dagegen die Bibel in den Händen derjenigen ist, die sich als ihre berufenen Hüter fühlen, das zeigt mit wohltuendem, erfrischendem Wahrheitsmute Dr. Johann Johannsen in seiner Streitschrift „Gegen die Konfessionen.**) Mit gleicher Schärfe und rücksichtsloser Klarheit wendet er sich gegen den „Reformkatholizismus," als dessen Vertreter er den Wiener Theologen Albert Ehrhard herausgreift, und gegen den sich frei und wissenschaftlich dünkenden Protestantismus, der in Adolf Harnack seinen angesehensten Vorkämpfer hat. Daß der Versuch, zwischen Glauben und Wissen Versöhnung zu stiften, notwendig zu Unwahrhaftigkeit und Heuchelei führt, ist schon oft gezeigt worden, zuletzt mit erquickender Geistesfrische und verstehender Herzensmilde von Karl Albr. Bernouilli in dem Aprilhefte der „Neuen Rundschau," der die „moderne Christlichkeit" als einen Widerspruch in sich erweist. Freilich wird auch das religiöse Leben der Menschheit — in historischer Anknüpfung progressiv" sein müssen — um Viktor Hehns Ausdruck zu gebrauchen —; aber gerade die Ehrfurcht vor dem Christentum, wie es war, wird den modernen Menschen über die „moderne Christlichkeit" hinaushehen. „Denn in seiner Zucht und Schule," sagt Bernoulli, „sind ihm die Augen aufgegangen für den ganzen Schrecken und das ganze Leid, aber auch für das ganze heiße Glück und den ganzen inbrünstigen Jubel eines kurzen, rein nur auf das Diesseits gestellten Daseins." Auf diesem Boden kraftvoller, in sich selbst sicherer Diesseitigkeit steht auch Johannsen und führt nun gegen die in den Kreisen unserer „Gebildeten" herrschende Heuchelei tötliche Schwerthiebe. Er kämpft für unbedingte Wahrhaftigkeit und offenes Bekennen des als Wahrheit Erkannten. Darum ruft er: „Los von Rom! Los von Wittenberg! (Er hätte noch hinzufügen können: Los von Jerusalem!) Hin zu Wahrheit und Pflicht!" Eine Erlösung von dem Wirrwarr des Konfessionalismus hält er mit Recht nur dann für möglich, wenn alle die den Konfessionen den Rücken kehren, die ihnen innerlich nicht mehr angehören. Es wäre eine stattliche Schar. —

Es klingt so selbstverständlich, was hier ausgesprochen ist, wie ja das Ethische überhaupt — nach dem Worte Fr. Vischers — sich immer von selbst verstehen sollte; und doch sind wir heute dem Ziele nicht näher als vor Jahrzehnten. Im Jahre 1878 erschien zum erstenmale ein Buch von Josef Popper,**) das in seinem ersten Teile ganz ähnliche Ideen versicht Voltaire ist sein Führer im Kampfe gegen die Tradition, Voltaire, der einst triumphierte: „Ich bin es müde, immer wieder zu hören, daß zwölf Menschen genügten, um das Christentum zu verbreiten; ich werde zeigen, daß Einer genügt, um es zu vernichten." Popper meint, „diese ungeheure Tat habe er wirklich vollbracht." „Voltaire hat die Ehrfurcht vor allem Dogmatischen wie mit einem Schwamm weggewischt, er hat die Verachtung

*) Verlegt von C. G. Naumann in Leipzig.

*) Münchener Politische Schriften I. München 1902, Franz Stein. (Auslieferg. durch L. Staackmann, Leipzig.

**) „Das Recht zu leben und die Pflicht zu sterben." Sozialpolitische Betrachtungen. 3. Aufl. Dresden und Leipzig, Verlag von Karl Reißner 1903.

Digitized by Google

an deren Stelle eingepflanzt." Wirklich? Hat er das? Kann das so allgemein gelten? Auch Nietzsche nannte sich „Antichrist." Aber auch er ist dieser „Eine" noch nicht. — Poppers Buch fordert an vielen Stellen zum Widerspruch heraus. Aber es ist voll der anregendsten Einfälle, wie es von dem Verfasser der „Phantasien eines Realisten" zu erwarten ist; und seine Vorschläge auf sozialpolitischem Gebiete, zur Reform der Strafgesetzgebung und zur Behandlung des Kriegs- und Friedensproblems verdienen ernste Beachtung. Er geht überall von dem ethisch allein berechtigten Standpunkte aus, daß dem Menschen das Selbstbestimmungsrecht gewahrt bleiben muß. — —

Ich habe oben gesagt, unsere Zeit sei erfüllt von dem Wellenschlage religionsphilosophischer Forschungen und Bestrebungen. Sie ist es vielleicht mehr als irgend eine frühere. Auch die wenigen Bücher, die ich hier besprochen habe, mögen als Proben dieser ernsten, auf die letzten und tiefsten Beschwerden der ringenden Menschenseele gerichteten Fragestellung dienen, — wie verschieden sie auch unter sich sind, und wie merkwürdig sich die Verfasser in dieser Vereinigung vorkommen mögen. — Endgültige Antwort zu geben, dazu ist die Stunde noch nicht gekommen. Aber manche wegweisende Anleitung mag auch hier gefunden werden. Das eine Gestirn leuchtet schon klar aus dem brodelnden Dunste heraus: Religions-Gemeinschaft wird es in einer reiferen Zukunft nicht geben. Religion wird nur sein, wo und soweit Persönlichkeit ist.

Streiflichter.

Wem gehört Hererorland? „Gerechtigkeit für die Deutschen in Südwestafrika" verlangt der Pfarrer der deutschen evangelischen Gemeinde in Windhuk, Wilhelm Anz, in einer Zuschrift an die „Christliche Welt" (Nr. 28, 7. Juli d. J.). Mit Nachdruck und unverkennbarer Aufrichtigkeit tritt er der durch die Presse, vom „Reichsboten" bis zur „Volkszeitung," verbreiteten Auffassung entgegen, daß die „Weißen ganz allgemein als weiße Teufel, die Eingeborenen ebenso allgemein als schwarze verführte Engel" zu gelten hätten. Ohne die Anschreitungen Einzelner zu leugnen oder zu beschönigen,*) weist er zunächst ernst auf die Mitschuld Deutschlands hin, das hauptsächlich seinen „Volksfehrlicht" dahin ausgeschüttet hätte. Er fragt:

„Wer hat denn unser Land mit solchen Menschen beglückt, deren Glaube zerfetzt und deren sittliches Gefühl zerrüttet war? Wer anders als die europäische Kultur, die sich jetzt beschweren will? Wer hat denn die schon anbrüchigen Charaktere herausgesucht in ein nervenerregendes, Sinnlichkeit weckendes Klima, unter ein Volk, dessen Weiber es sich zur Ehre anrechnen, Kinder von Weißen zu haben, unter eine niedrigstehende Rasse, die das Herrengefühl im Weißen mächtig herausfordert, zwischen Versuchungen, denen nur der Stärkste widersteht, in unsertige Verhältnisse, die dem Haltlosen keine Stütze bieten? Wo war da die europäische Kultur, als es daran ging, Farbige zu zahlen? Es ist bequem, ungeratene Söhne in die weite Welt hinauszuschicken, da hat man sie nicht mehr vor Augen und braucht sich nicht mehr über sie zu ärgern. Aber wenn sie dann draußen sich auch als ungeratene Söhne betragen, selber ins Verderben geraten und andere mit ins Verderben ziehen, wer ist daran schuld, wenn nicht der Vater, der sie hinausgestoßen hat? Mit billiger Entrüstung wird er sich von seiner Verantwortlichkeit wohl schwerlich loskaufen. . . .

Und ganz Deutschland, das jetzt über Südwestafrika zu Gericht sitzt, täte wohl daran, sich vom Apostel Paulus erinnern zu lassen: Worinnen du einen Andern richtest, verdammest du dich selbst, sintemal du eben dasselbe tust, das du richtest. Oder gibts in Deutschland keine Unzucht? Jeder, der gebient hat, wird da erschreckende Einblicke getan haben. Ists nicht allgemeine Klage, daß Roheitsvergehen reißend zunehmen? Ist nicht die Alkoholpest ein Krebsschaden geworden an der deutschen Volksgesundheit? Und ist Herrenübermut und brutale Vergewaltigung des Schwächeren in Deutschland etwa unbekannt? Die Polizeiberichte der Zeitungen liefern massenhafte Beweise, daß drüben dieselben Sünden im Schwange gehen wie hüben, nur hier verschärft durch das Fehlen von Gesetzen, Sitten, Bräuchen, Rücksichten, hundert unsichtbaren Banden, die in Ländern alter Kultur den Einzelnen vor den allergröbsten Ausschreitungen bewahren. Grund, zur Buße zu rufen, gewiß, aber alle Deutschen diesseits und jenseits des Weltmeeres; es sind allgemeine Volkssünden, die hier nur wiederwärtig unverhüllt ans Tageslicht gekommen sind."

Die Hereros selbst kommen bei unserem Gewährsmann auch nicht gut weg. Er wirft ihnen Grausamkeit, „Hochmut als hervorstechendste Eigenschaft," Faulheit, leichtsinniges Schuldenmachen, Lüge und Verstellung vor; besonders ihre Jugend sei eine „müßiggängerische, zügellose, freche Gesellschaft, zu Raub und Gewalttat geneigt, ohne Verantwortlichkeitsgefühl." Den Krieg führten sie „mit Mord und Brand und feigem Verrat, mit Schändung der Leichen (oder der Lebenden?) mit Abschlachten der Verwundeten, mit bestialischer Grausamkeit, wie sie tief im Charakter des Herero liegt."

Um so eindrucksvoller müssen die Schlußworte des Artikels auf jeden ethisch Empfindenden wirken, — vielleicht hätte ein tieferes Durchdenken dieser Gedankengänge den Autor selbst auch die Charaktereigenschaften der Hereros in etwas milderem Lichte sehen lassen — der nur mit Trauer und banger Ahnung Deutschland die Wege des Imperialismus betreten sah. Den Kernpunkt des ganzen Ausstandes sieht W. A. in dem Kampf um die Macht:

„Wem gehört Hererolands? Uns gehört Hererolands. Wem gehört Hererolands? Uns gehört Hererolands" — mit diesem immer wiederholten Gesang sollen in dem Gefecht von Owiumbo die Hererofrauen dicht hinter der Linie mitgiehend ihre kämpfenden Männer angefeuert haben. Das ist glaublich, denn es entspricht durchaus der Lage. Jetzt wird die große Frage ausgefochten: wer ist Herr im Hererolande? Die Deutschen sind ins Land gekommen als Freunde und Beschützer, während doch ihre Meinung immer nur sein konnte und auch gewesen ist, daß sie die Herren hier seien. Darin liegt eine Unehrlichkeit der großen Politik, die sich nun bitter rächt. Die Frage nach dem sittlichen Recht jeder beliebigen Kolonialpolitik, ob sie sich nun als gewaltsame Eroberungspolitik darstellt, oder ob sie auf friedlichem langsamen Wege das neue Land allmählich mit den eigenen Volkselementen durchdringen will — wie man es hier versucht hat — drängt sich angesichts des Hererooaufstandes mit erneutes Wucht auf. Schließlich läuft doch jede Kolonisierung auf eine Vergewaltigung der alteingesessenen Bewohner hinaus. Ob das Unrecht, das darin liegt, ausgeglichen oder überwogen werden kann, dadurch daß wir den Eingeborenen Besseres bringen als wir ihnen nehmen, oder ob nicht aus dem Ur-Unrecht unserer ganzen Stellung hier mit Notwendigkeit neues Unrecht hervorwachsen muß, das ist ein schweres Problem, wohl der Erwägung wert. Aber man soll nicht glauben, es so zu erledigen, daß man die ganze Schuld auf die weißen Ansiedler abwälzt. Hier ist gesündigt, das sei noch einmal gesagt, aber nicht von Allen; und die Sünden der Uebrigen sind nicht der eigentliche Grund des Herero-Aufstandes, der liegt tiefer, in der Erwerbung der Kolonien selber.

Sehr richtig! —

* * *

Personenwechsel, kein Systemwechsel. Der Justizminister Schönstedt wird abgehen. Warum geht er ab? Weil, so wird uns gesagt, seine Stellung durch seine wiesen, namentlich parlamentarischen, Mißerfolge schon erschüttert war und nun der neueste Mißerfolg, der einer der schlimmsten ist, das Fiasko des Königsberger Prozesses, das Maß voll macht.

Aber hat etwa ein einzelner Mann allein diese Mißerfolge verschuldet? Nimmermehr. Die Schuld liegt an einem ganzen System. Und nun waschen sich Viele, die mit dazu geholfen haben, dies System zu stützen, die Hände in Unschuld. Nun werfen sie Steine auf den Mann, der als das Opfer des Systems fällt, als „Sündenbock" davon geht.

Man kann unsere Minister tadeln, weil sie sich zu Werkzeugen einer verkehrten an inneren Widersprüchen

*) Gern nehmen wir dabei, da auch in der „E. K." ein Zusammenhang der Schandtaten des Prinzen Arenberg mit dem Aufstande vermutet wurde (vgl. Nr. 7 d. Z.), Notiz von der folgenden Richtigstellung: „Der Fall Arenberg hat mit dem Aufstand der Hereros nichts zu tun: Die Verwandten des damals ermordeten Willi Kain haben bei der Estabteilung der deutschen Truppe Spionendienste getan; Kain selbst war bei den Hereros verhaßt."

Digitized by Google

krankenden Regierungspolitik hergeben. Aber man werfe ihnen nicht Ungeschicklichkeit vor, wenn sie bei dem Bemühen, die Grundsätze dieser Politik in der Praxis auszuführen, scheitern.

Herr v. Miquel mußte abgehen, weil er trotz seines Scharfsinns und seiner Gewandtheit die Aufgabe, die Agrarier bei guter Laune zu erhalten und doch zugleich eine von den Agrariern heftig bekämpfte Vorlage durchzuführen, nicht lösen konnte. Ob Graf Bülow einmal wird abgehen müssen, wenn sich herausstellen sollte, daß die mittlere Linie zwischen den Ansprüchen der Agrarier und den Forderungen eines modernen Wirtschaftslebens mit hoher industrieller Entwickelung sich nicht finden läßt, weiß ich nicht. Sollte aber der Fall einmal eintreten, würde die Schuld nicht an einem Mangel an Fähigkeiten beim Grafen Bülow liegen, sondern an der Undurchführbarkeit der ihm gestellten Aufgabe.

Unsere Regierung hat es zwar abgelehnt, auf die Forderung der Scharfmacher, daß ein neues Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie eingeführt werde, einzugehn. Aber viele ihrer Maßregeln lassen erkennen, daß die Anschauungen, die vor Jahren die Einführung des Sozialistengesetzes bewirkten, aus unserer Regierungspolitik noch immer nicht verschwunden sind. Von polizeilichen Unterdrückungsmaßregeln, von Bestrafung der politischen Gesinnung werden Wirkungen erwartet, die in Wahrheit nicht eintreten. Dies Regierungssystem hat mit dem Zarismus, wenn es auch nicht ganz auf derselben tiefen Stufe steht, wie dieser, doch eine gewisse Verwandtschaft. Daher die Sympathien unserer Regierung für den Zarismus, das Bewußtsein einer Interessengemeinschaft mit ihm, das Bemühen, ihm bei seinem Vertzweiflungskampf gegen die immer stärker werdende Unzufriedenheit zu helfen. Rußland ist über die Regierungsweisheit, daß man eine revolutionäre Bewegung durch Gewaltmaßregeln und drakonische Strafen niederhalten könne, nicht hinausgekommen. Bei uns sollte diese Anschauung billigerweise überwunden sein, und doch tritt sie überall hervor.

In dem Königsberger Fall ist der Bogen überspannt worden. Uebereifer der Behörden hat verschuldet, daß die rechtlichen Grundlagen des Verfahrens gegen die angeklagten Sozialdemokraten nicht genügend geprüft wurden. Dies ist eine eklatante Niederlage der obersten Gerichtsbehörde. Aber die tiefere Ursache des Mißerfolges wird schwerlich erkannt werden. Herr Schönstedt geht. Aber der Geist, der in dem von ihm vertretenen System steckt, wird bleiben.

Theodor Brix.

Aus der ethischen Bewegung.

Der neunte Jahresbericht der ersten öffentlichen Lesehalle zu Berlin C, Münzstraße 11 für das Jahr 1902 ist soeben erschienen; wir entnehmen ihm Folgendes: Im neunten Betriebsjahre wurde die Lesehalle an 357½ Tagen von 89395 Personen aufgesucht, von denen 13647 auf 50 Sonntage entfielen. Der Tagesdurchschnitt betrug also 250 (Sonntags 273) Leser. Neben den ausgelegten Zeitungen, Fachblättern und Zeitschriften wurden in der Lesehalle 26794 Bücher gelesen, zu häuslicher Benutzung 4625, zusammen 31419 Bände entliehen.

Für die Entlehnung nach Hause, die wir nur soweit zulassen, als sie nicht den auf die Lesehalle angewiesenen Benutzern wichtigen Lesestoff entzieht, wurden 337 Lesekarten neu ausgestellt, davon 34 an Frauen. Benutzt wurden im Monat durchschnittlich 178 Karten.

Für freiwillige Hilfsarbeit in der Lesehalle sind wir jahraus jahrein Freunden unserer Anstalt zu Dank verpflichtet. Es sei aber auch erwähnt, daß diese Arbeit für manche von ihnen eine ernstere Bedeutung gewonnen hat, insofern unsere Lesehalle in den letzten Jahren immer häufiger von Frauen, die sich dem Volksbibliothekswesen zuwenden, dazu benutzt wird, um den Betrieb praktisch kennen zu lernen. Auch die Teilnehmerinnen des von Herrn Professor Dr. Wolfstieg seit zwei Jahren eingerichteten bibliothekarischen Lehrgangs werden behufs praktischer Ergänzung ihrer Ausbildung an die Bibliothekarin Bona Peiser verwiesen, um von ihr teils in der Lesehalle, teils in der Bibliothek des Kaufmännischen Verbandes weiblicher Angestellter in die Verwaltung eingeführt zu werden.

Die Mittel zur Unterhaltung unserer Anstalt verdanken wir wie bisher zum großen Teile dem Wohlwollen der städtischen Behörden, die uns wiederum einen Zuschuß von 4000 Mark bewilligten, zum andern Teil den Beiträgen unserer Freunde und Gönner, worüber der Kassenbericht das Nähere nachweist.

Unserer bei der Begründung der Lesehalle ausgesprochenen Tendenz, keine Tendenz zu haben, sondern die Bücher nur auf ihren literarischen Wert und ihre Brauchbarkeit als Bildungsmittel anzusehen, sind wir treu geblieben. Es wäre überdies ein vergebliches Beginnen, dem Leser Bücher bestimmter politischer oder religiöser Richtung, oder auch solche, die sich gar zu liebevoll um seine Erziehung und Besserung bemühen, aufzuzwingen. Gewiß, es können schließlich nur die Bücher gelesen werden, die da sind; aber — müssen sie auch gelesen werden? Und einem erst vor kurzem wieder erfolgten Angriff auf die Lesehallen der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur wegen ungenügender Vertretung der sog. christlichen Literatur seien die Erfahrungen entgegengehalten, die der um die Einrichtung von Wanderbibliotheken hochverdiente Landrat Dr. Seifert in Berlin in dieser Richtung gemacht hat. „Erbauungsschriften," so berichtet er, „die wir aus den vorhandenen gemeinen Kirchspielbibliotheken übernommen hatten, wurden nicht nur nicht gelesen, sondern geradezu zurückgewiesen. Wir haben sie daher ganz aus dem Bücherbestande entfernt. Ebensowenig Beifall fanden Schriften, in denen die patriotische Tendenz allzu aufdringlich hervortritt."

Ueber unseren im vorigen Jahresbericht erwähnten Antrag an die städtischen Behörden, die voraussichtlich zu Ostern 1905 freiwerdenden Räume des Schulhauses Linienstr. 162 zur Einrichtung einer städtischen Lesehalle unter Uebernahme unserer Bücherbestände zu verwenden, ist eine Entscheidung noch nicht getroffen. Wir behalten die Angelegenheit im Auge, erbitten aber inzwischen nach wie vor, die tatkräftige Unterstützung aller Freunde unserer Sache.

Zur Entgegennahme von Beiträgen sind nach wie vor die Herren Gebrüder Arons, Mauerstraße 34, und sämtliche hiesige Depositenkassen der deutschen Bank gern bereit.

Bücherschau.

Hans v. Kreisch mann, Kriegsbriefe aus den Jahren 1870/71. Herausgegeben von Lily Braun, geb. v. Kretschmann. 4. Auflage. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer 1904.

Es war eine mutige Tat, eine Tat, wie man sie von der Tochter Hans v. Kretschmanns erwarten durfte, die Herausgabe dieser Blätter. Mutig, nicht im Hinblick auf die Anfeindungen seitens entfernterer Familienangehörigen. Wer ehrlich sein Leben selbst zu leben entschlossen ist, wie Lily Braun es von jeher war, der kann sich dieser Nadelstiche. Aber mutig, weil sie wußte und wissen mußte, daß die Veröffentlichung dieser Briefe diskaritig in die behagliche Ruhmesatmosphäre, in die man die Helden des großen Krieges einzuwickeln gewöhnt ist, einschlagen und Zwiebel aufstören würde, die auch das Andenken ihres Vaters vorübergehend trüben könnten. Mutig auch vor allem, weil sie keineswegs sicher sein konnte, in der neugewählten Umgebung das seinere psychologische Verständnis für das Gewordensein und die knorrige Eigenart ihres hochgestellten Vaters zu finden, das peinliche Mißverständnisse unmöglich macht. Aber sie hat gewußt, daß die Wahrheit immer heilsam ist, gleichviel ob man patriotische oder unpatriotische Märchen zerstört.

Die Briefe enthalten natürlich subjektive Wahrheit, d. h. aufrichtiges Ausströchen dessen, was dem Briefschreiber für wahr galt. Das ist ungeheuer viel, wenn man weiß — und man kann es auch aus diesem Buche erfahren — wie die offizielle „objektive" Wahrheit gemacht wird. Diese Briefe enthalten kein Falsch im Sinne irgendwelcher Täuschung. Wovon der Autor als von Selbsterlebtem berichtet, das ist Geschichte — soweit eben überhaupt menschlichen Sinnen zu trauen ist. Und daß diese Geschichte häufig interessant wird — nicht nur durch den Stoff an sich — sondern durch den pikanten Widerspruch, in den sie mit der offiziellen Geschichte gerät, dafür kann der Briefschreiber nichts. Für die Herausgeberin aber liegt darin nicht Schuld, sondern Verdienst. Das vermag nur zu ermessen, wer da ahnt oder weiß, wie viel wertvollste Memoiren- und Briefliteratur „höheren Rücksichten" zum Opfer gefallen ist. Es kann einem angst und bange werden, wenn man sieht, wie oft Geschichte gefärbt werden muß, um erträglich zu sein. Daß solche Schönfärberei hier nicht nötig war, daß die Kriegsbriefe „unfrisiert" hinaus gehen konnten, stempelt ihre Herausgabe überdies zu einem Akt echter Pietät. -ur-

Digitized by Google

Soeben erschienen!

Dr. F. W. Foerster: Georg Reimer Verlag Berlin

Jugendlehre
740 Seiten.
Ein Buch für Eltern, Lehrer und Geistliche.
Preis Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

Lebenskunde
384 Seiten.
Ein Buch für Knaben und Mädchen.
Preis gebunden Mk. 3.—.

Der Verfasser des Buches wird den Aufgaben dieses, die in der Gegenwart auf dem pädagogischen Gebiet gestellt werden: mehr Charakterbildung in der Schule, Hinführung eines bejahenden konkreten ethischen Unterrichts, Hilfe für das Lehrer soll die Jugendlehre ein Hilfsbuch zum Unterricht in der Sittenlehre sein; den Eltern, sowie allen Erwachsenen, die in irgend einer Weise junge Menschen zu beeinflussen Gelegenheit haben, soll ein Weg gezeigt werden, wie sie auch mit schwer erziehbaren, nervösen und abnormen Kindern mit Erfolg umgehen können.

Unter dem Titel „Lebenskunde" sind die Beispiele aus der „Jugendlehre" für die Hand der Kinder gesammelt. Die „Lebenskunde" soll neben der religiösen Erziehung eine Begründung des Sittengesetzes geben, die lediglich an die natürlichen einfachen Lebensbeobachtung und Selbsterfahrung appelliert. „Lebenskunde," nicht als ein Ersatz der Religion, sondern als eine Fundgrube der sittlichen Wahrheiten der religiösen Tradition auch im Sinne der rein sittlichen Lebensbeobachtung als lebenswahrheiten nachzuweisen.

Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung,
Berlin SW. 48, Wilhelmstrasse 121.

Von dauerndem Interesse ist:

Urgeschichte, Geschichte und Politik.

Populär-naturwissenschaftliche Betrachtungen
von
Dr. Bernhard Rawitz,
Privatdozent an der Universität Berlin.

Gr. 8°. Preis broschiert 8 Mark, gebunden 10 Mark.

In diesem Werke macht der bekannte Verfasser zum ersten Male den bedeutsamen Versuch, die naturwissenschaftlichen Grundlehren Darwins, die auf alle übrigen Gebiete der Geisteswissenschaften längst ihre Uebertragungen gefunden haben, auch für die Politik, d. h. die wissenschaftliche Betrachtung der Vorgänge im staatlichen Leben der Menschheit, vollzählig anzuwenden. Er unternimmt es, das staatliche Dasein des Menschen von den Ideen des Darwinismus aus zu untersuchen, die er einleitend nebst ihrer Fortbildung durch Häckel in populärer Form bespricht. Durch eine kurze Darlegung der Tendenzen, die in der Urgeschichte und der historisch bekannten wachsenden Zwischation der Menschheit wirksam waren, gelangt er zu dem Axiom, daß eine heutige Politik nur durch Vereinigung der staatlichen und der rein persönlichen Interessen, die sich harmonisch ergänzen müssen, möglich ist, durch eine Vereinigung von Cosmopolitismus (Gemeinschaftsgefühl) und Personalismus (Individualismus). Wie die Persönlichkeit sich erst aus dem Gemeinschaftsleben entwickeln konnte, so muß umgekehrt unser heutiges Staatsleben stärker als es bisher geschehen ist, sich mit dem Geiste des Individualismus durchdringen; es muß in höherem Maße den individuellen menschlichen Strebungen Rechnung tragen. Die Geschichte zeigt uns, daß bisher zwischen beiden Staatsverfassungen Prinzipien ein ständiger Widerspruch herrschte, der nunmehr einer harmonischen Versöhnung beider Platz machen muß. Positive Forderungen für die Erreichung dieses Zieles stellt der Verfasser besonders im Hinblick auf die innerpolitischen Zustände Deutschlands auf. Er bespricht die Wirkungssphäre des sozialen Lebens (Verwaltung, Rechtspflege, Schule, Militär) und die eigene Interessensphäre des Individuums. Er kommt zu dem Ergebnis, daß der Staat seinen Einfluß weit über seine natürlichen Grenzen ausgedehnen betrieb ist, und kämpft für eine stärkere Bewertung des Individualismus, für die größere Freiheit der Einzelpersönlichkeit im Staatsleben, da jeder kulturelle Fortschritt eben auf dieser Freiheit beruhe.

Die „Positive Zeitung" endet eine längere Besprechung mit folgenden Worten: **„Man wird immer die angenehme Empfindung haben, sich mit einem gebildeten und geistvollen Manne von eigenen Gedanken zu unterhalten."**

Das Bureau der D. G. E. A.,

Unter den Linden 16 bleibt **im Juli und August geschlossen;** dagegen die Auskunftsstelle im III. Stock geöffnet. Alle Mitteilungen, Wünsche, auch **redaktionelle Sendungen** bittet der Unterzeichnete zu adressieren:

Werbellinsee bei Joachimsthal i. U.
Dr. R. Penzig.

Der Verlag für Ethische Kultur, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121 bittet ergebenst um freundliche Zusendung folgender Nummern, die ihm fehlen: 1893 Nr. 3; 1897 cplt. 1898 Nr. 8, 13/23, 25, 42, 44, 48; 1900 Nr. 8; und dankt im Voraus ergebenst für gütige Erfüllung seiner Bitte.

Zum Druck von **Broschüren**
wissenschaftlichen Werken,
Jahresberichten, Flugblättern,
sowie zur Anfertigung
sämtlicher anderen Druckarbeiten
in moderner und sauberer Ausführung, bei billigster Berechnung, empfiehlt sich
Oskar Hensels Buchdruckerei
Gottesberg (Schlesien).
Druck der „Ethischen Kultur," des „Freidenker" und freireligiösen „Sonntagsblatt."
Bei Bedarf verlange man Kostenanschlag.

Verlag von Leonhard Simion Nf. in Berlin SW. 48.

Renaissance-Bibliothek.

Band I.
Byrons Tagebücher und Briefe.
In neuer Bearbeitung 4. Aufl.)
Mit 2 Bildnissen (Lord und Lady Byron) und mehr als 100 bisher unbekannten, zum ersten Mal veröffentlichten Briefen Byrons.
Deutsch bearbeitet von **Eduard Engel.**
Preis eleg. brosch. 3 Mk., eleg. geb. 4 Mk.

Band II.
Rahel. Ein Buch des Andenkens
herausgegeben von **Dr. Hans Landsberg**
Mit Bildnis Rahels.
Preis eleg. brosch. 3 Mk., eleg. geb. 4 Mk.
In Vorbereitung:
Band III.
Albrecht Dürers schriftliches Vermächtnis
herausgegeben und eingeleitet
von **Dr. Max Osborn.**
Preis eleg. brosch. 2 Mark; geb. 3 Mark.

An unsere Leser.

Die beiverstehende Beilage gibt unseren Freunden nicht nur die hoffentlich erwünschte Gelegenheit, dem Fortschritt ethischer Kultur persönlich neue Kämpfer zu werben, sondern auch der Sache durch Förderung unseres Blattes zu nützen. Man vergesse zunächst selbst nicht die Erneuerung des Abonnements und Nachbestellungsvermerk! Man gebe seinen Reisebekanntschaften das Blatt zu lesen! Man trage damit in allen besseren Hotels, Restaurants und Badeetablissements! Probenummern auf Wunsch überall hin frei!

Verlag und Redaktion.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1,80 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Kompareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

XII. Jahrgang. | Berlin, den 15. August 1904. | Nr. 16.

Nachdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Tua res agitur. Von Theodor Brix.
Der Berliner Spar- und Bau-Verein. Von Dr. Louis Katzenstein.
Eine gute Gesellschaft. Von F. Staudinger.
Zwangserziehung. Von Prof. Eduard Leonhardi (Wien).
Streiflichter:
Der strafrechtliche Schutz des Heiligen.
Bücherschau.

Tua res agitur.

Von Theodor Brix.

In dreifacher Weise ist die Ermordung des russischen Ministers von Plehwe von der deutschen Presse beurteilt worden. Die sozialistische Presse spricht von der „Hinrichtung" Plehwes. Sie billigt, verherrlicht sogar die Tat. Die liberale Presse billigt nicht gradezu die Tat, stellt sie aber als die unvermeidliche Folge des in Rußland bestehenden Zustandes hin. Sie richtet an die russischen Machthaber die dringende Mahnung, diese Uebelstände abzustellen. Ganz anders ist die Haltung der konservativen Presse, zu der man in diesem Fall auch eine Anzahl von sogenannten nationalliberalen Blättern rechnen muß. In dieser Presse herrscht trotz mancher Abweichungen im einzelnen doch ein gemeinsamer Grundton vor. Sie leugnet nicht, daß in Rußland schwere Uebelstände bestehen. Aber sie folgert daraus nicht, daß diese Regierung mit allem Ernst an die Abstellung der Uebelstände gehen muß, und daß sie zu dem Zweck einen ganz anderen Weg einschlagen muß, als den bisher von ihr beschrittenen. Vielmehr sucht sie die Aufmerksamkeit ganz auf die revolutionäre Bewegung in Rußland hinzulenken, die sie als verbrecherisch verdammt und der gegenüber sie sich auf die Seite der Regierung stellt, womit sie dann eigentlich doch eine Billigung der ganzen russischen Mißwirtschaft ausspricht.

Es zeigt sich bei dieser Gelegenheit wieder, daß die Sozialdemokratie nicht jedes Blutvergießen verdammt, sondern daß sie ihr Urteil über das Töten von Menschen davon abhängig macht, welchem Zweck es dienen soll. Sie bezeichnet zwar den politischen Mord als unpraktisch, seinen Zweck verfehlend. Aber sie will nichts davon wissen, daß er moralisch schlechterdings verwerflich sei. Und sie wird, wenn es zur allgemeinen Volkserhebung in Rußland kommen sollte, nicht anstehen, den Massenmord als ein berechtigtes Mittel zur Erlangung der Freiheit zu bezeichnen.

Eben diese Haltung der Sozialdemokratie gibt den Konservativen oder den „Scharfmachern" einen willkommenen Anlaß, die Aufmerksamkeit von der Hauptsache, nämlich von der Frage, was die russische Regierung tun soll, abzulenken. Obgleich die Presse dieser Richtung die russische Mißwirtschaft nicht gradezu in Schutz nehmen kann, gibt doch nach der Darstellung dieser Presse die offene Auflehnung gegen die staatliche Macht der russischen Regierung das Recht, die revolutionäre Bewegung mit Gewaltmitteln zu bekämpfen. Eine Regierung darf nach konservativer Ansicht in solcher Lage nicht nachgeben, nicht Furcht und Schwäche zeigen, und die Anwendung von Gewalt gibt ihr das Recht, dem Gewalt entgegenzusetzen. Die Frage, ob der so überspannte Bogen nicht brechen wird, darf für diese Presse überhaupt nicht in Betracht kommen. Sie verschließt die Augen gegen die ungeheure Gefahr, die in solchem Zustande liegt, denn sie will den Grundsatz nicht preisgeben, daß der „Untertan" unter allen Umständen gehorchen soll, daß er unter keiner Bedingung sich gegen ungerechten Druck oder sei es auch gegen eine an Wahnwitz grenzende Tyrannei auflehnen darf. Ich will die Frage, ob der politische Mord berechtigt ist, oder nicht, nicht erörtern. Aber wenn man ihn ein Verbrechen nennt, so gebe man wenigstens zu, daß mit Ernst geprüft werden muß, wie er zu vermeiden ist. Wenn man diese Pflicht der Regierungen bestreitet, wenn man ihnen den Rat gibt, an einem ganz verfehlten und zwecklosen Unterdrückungssystem festzuhalten, so ist das Leichtsinn und zugleich eine arge Verwirrung der Rechtsbegriffe. Sind nicht die Regierungen, die ein Volk zur Verzweiflung, zum Mord, zur Empörung treiben, die größeren Verbrecher? Und ist es nicht ein Gebot der Staatsklugheit eben so wohl, wie der Gerechtigkeit, daß man der wilden Selbstzerfleischung eines Volkes vorzubeugen sucht?

Aber für die deutschen Vertreter der Monarchenverehrung und des Loyalitätsstandpunktes handelt es sich eben um die Festhaltung des Prinzips. Sie dürfen nicht zugeben, daß der Absolutismus ungerecht und unhaltbar ist, daß der angebliche Selbstherrscher zum Spielball einer Beamtenclique oder des Parteigeistes wird, daß politische Freiheit, verbunden natürlich mit Aufklärung und politischer Erziehung des Volkes, die beste Bürgschaft für den inneren Frieden ist, daß Gerechtigkeit und nicht Gewalt, ein Volk regieren muß. Denn sie haben redlich daran gearbeitet, die politische Entwickelung Deutschlands zurückzuschrauben, und wenn wir glücklicher-

Digitized by Google

weise, dank unserer höheren Kultur, bei weitem nicht auf den tiefen Stand Rußlands herabgekommen sind, so fehlt es bei uns doch nicht an höchst bedenklichen Symptomen einer inneren Zerfetzung, einer fortschreitenden Gährung. Aber jedes Verschulden der Regierung und der auf ihrer Seite stehenden Parteien wird standhaft bestritten, und gegen die Unzufriedenheit wird Unterdrückung als nie versagendes Mittel, Gehorsam zu erzwingen, empfohlen. Man sagt den oppositionellen Elementen: An euch ist das Nachgeben! Erinnert das nicht an russische Regierungsgrundsätze? Unsere Reaktionäre verteidigen ihre eigene Sache, indem sie für das russische Regierungssystem eintreten. Auch die Freiheitsfreunde in Deutschland wissen, wie nahe die Sache uns angeht. Aber ihre Warnungen finden nicht Gehör.

Der Berliner Spar- und Bau-Verein.

Von Dr. Louis Katzenstein.

Das Ideal, das die älteren Baugenossenschaften erstrebten, bestand darin, den Genossen zum Eigentümer eines kleinen Hauses zu machen. In dieser Weise wollten sie ihn aus der Mietssklaverei befreien, wollten ihn aus einem städtischen Nomaden, der mit seiner Familie von Wohnstätte zu Wohnstätte wandert, zu einem seßhaften und zufriedenen Bürger machen; in dieser Weise wollten sie an der Lösung der großstädtischen Wohnungsfrage mitarbeiten. Es war dies zweifellos ein Ideal, für das man sich begeistern konnte, das im Interesse des Einzelnen und der Gesamtheit mit allen Mitteln und Kräften verwirklicht zu werden sich lohnte. Es war nur schade, daß es zum großen Teil Ideal blieb und daß die Schwierigkeiten, die seiner Verwirklichung entgegenstanden, nicht überall überwunden werden konnten.

Die großstädtische Wohnungsfrage dreht sich hauptsächlich darum, wie den Arbeitern oder der großen Mehrzahl der unbemittelten Bevölkerung gute, gesunde und preiswerte Wohnungen beschafft werden können. Für den Arbeiter ist aber aus mehr als einem Grunde der eigene Besitz eines Wohnhauses nicht erreichbar oder nicht wünschenswert. Es fehlt ihm zunächst an den dazu nötigen Mitteln, und selbst wenn die Genossenschaft ihm die Anschaffung auch mannigfach erleichtert, so bleibt er doch gewöhnlich ein Schuldner, dessen Zinslast die frühere Mietslast häufig genug übersteigt. Es ist ferner ausgeschlossen, kleine Wohnhäuser innerhalb des städtischen Gebietes zu errichten, weil hier der Grund und Boden zu teuer ist. Der Arbeiter muß also, wenn er teilweise Eigentümer eines Genossenschaftshauses geworden ist, außerhalb der Stadt und fern von seiner Arbeitsstätte wohnen. Das wäre kein großes Uebel bei billigen Fahrpreisen und bei ständigem Arbeitsstage, wie er in England schon vielfach gebräuchlich ist, so daß der Arbeiter um 5 Uhr nachmittags frei ist. Muß er aber 11 oder 12 Stunden arbeiten und dehnen häufige Pausen den Arbeitstag noch weiter aus, so wird die große Entfernung von dem Arbeitsplatz für ihn und für sein Familienleben verhängnisvoll. Wird aber in dieser Weise dem Arbeiter das Familienleben zerstört, so hat das Hauseigentum kaum noch irgendwelche Bedeutung für ihn. Noch andere Nachteile sind aber mit dem eigenen Besitz für den Arbeiter verbunden. Er bindet ihn an einen bestimmten Ort und verhindert ihn, sich dorthin zu begeben, wo die Arbeitsbedingungen für ihn am günstigsten sind.

Auch der eigentliche Zweck der genossenschaftlichen Tätigkeit wird durch den Uebergang des Hauses in das Eigentum des Arbeiters vielfach vereitelt. Der Eigentümer eines derartigen Hauses wird, da es gewöhnlich 2 bis 3 Wohnungen enthält, selbst zum Vermieter. Als solcher entwickelt er sich oft zu dem schlimmsten Hausstrannen; denn die Zinslast nötigt ihn zu Mietssteigerungen und diese führen wieder zu Untervermietung und zu ungesunder und unsittlicher Ueberfüllung der Wohnungen. Kann er das Haus nicht halten, so kommt es von einer Hand in die andere und wird zum Spekulationsobjekt. Außerdem kommt in Betracht, daß der Genosse, der zum Hauseigentümer geworden ist, sein Interesse an der Genossenschaft verliert, die dadurch in ihrer Weiterentwicklung gehemmt wird.

Alle diese Umstände wirkten zusammen, um die ältere Art der Genossenschaft nicht zu einem Faktor von großer Bedeutung für die Lösung der großstädtischen Arbeiterfrage werden zu lassen.

Um die erwähnten Hemmnisse der genossenschaftlichen Betätigung zu beseitigen, entstand um die Mitte der achtziger Jahre eine andere Form der Baugenossenschaft, die Häuser baut, die sie selbst als Eigentum behält, und die die Wohnungen an ihre Genossen vermietet. Dr. Max Kromrey*) hat sich das Verdienst erworben, durch eine eingehende Studie das Wesen einer derartigen Baugenossenschaft klarzulegen, die als ein hervorragendes Beispiel der zweiten und jüngeren Art gelten kann. Es ist der Berliner Spar- und Bau-Verein, dem wir im Anschluß an die Studie Kromreys nachfolgende Betrachtungen widmen wollen.

Der Berliner Spar- und Bau-Verein wurde im Jahre 1892 organisiert. Um seine Gründung hatten sich vor allem die Leiter der Zentralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen verdient gemacht, die dann auch in Verbindung mit anderen sachverständigen Kräften dem Verein ihre tätige Sympathie bis heute gewidmet haben. In dem treuen Zusammenwirken von Vertretern verschiedener Gesellschaftsklassen liegt ein verführendes Moment und die Ursache für den Erfolg der Organisation. Die Arbeiter selbst, mit deren Hilfe und in deren Interesse die Genossenschaft ins Leben gerufen war, hätten die mannigfachen geschäftlichen, technischen und juristischen Fragen, die mit der Gründung und der Verwaltung gegeben waren, niemals allein lösen können. Da waren im Vorstande Männer, die im Verwaltungsfache vielfache Erfahrungen gesammelt hatten und die den Verkehr mit den Behörden leicht vermitteln konnte; da waren erfahrene Geschäftsleute vertreten, die die Buchhaltung und die Finanzverwaltung übernehmen konnten; da war ein tüchtiger Baumeister, der auf dem Gebiete des Kleinwohnungsbaues schon hervorragende Leistungen vollbracht hatte und der die Pläne entwerfen und den Bau überwachen konnte. Sonst aber suchte man die Arbeiter, soweit es irgendwie ging, zur Selbstverwaltung heranzuziehen.

Die Beteiligung der besitzenden Klassen war auch deshalb erwünscht, weil nur mit ihrer Hilfe das Kapital, das die Grundlage für die Bautätigkeit des Vereins bilden sollte, zusammengebracht werden konnte.

So haben wir es bei dieser Genossenschaft zunächst mit zwei verschiedenen Klassen von Mitgliedern zu tun. Die eine Klasse bilden die Mitglieder, die eine Wohnung der Genossenschaft beziehen wollen, die andere diejenigen, welche die Zwecke der Genossenschaft durch Kapitaleinlagen fördern, ohne daß sie selbst etwas anderes als die ihnen zukommende Verzinsung ihres Kapitals erwarten.

Das Eintrittsgeld beträgt 1 Mark, — und der Geschäftsanteil beläuft sich auf 300 Mark, — der durch wöchentliche Teilzahlungen von mindestens 0,30 Mark erworben werden kann.

Die bis zum Jahre 1902 eingezahlten Geschäftsanteile beliefen sich auf 172025,55 Mark, die Spareinlagen auf 388092,35 Mark; jene wurden mit 3½%, diese mit 4% verzinst.

Die Mitgliederzahl, die im Jahre 1892 562 betrug, war 10 Jahre später auf 2565 angewachsen. Von dieser Gesamtzahl gehörten 1809 der Arbeiterklasse an und können

*) Baugenossenschaften und der Berliner Spar und Bauverein von Dr. Max Kromrey. Berlin 1904.

Digitized by Google

ungefähr 2 428 als Wohnungsbedürftige betrachtet werden. Die Bautätigkeit des Vereins dauerte ununterbrochen von 1893—1900. Dann trat eine unerwartete Störung ein, die erst jetzt überwunden worden ist.

Es war zunächst keine leichte Aufgabe, die Hindernisse, welche der Berliner Bauplan der Errichtung billiger und gesunder kleiner Wohnungen bietet, zu beseitigen. Die Kostspieligkeit der Anlage breiter Straßen, die Kanalisationsgebühren, die Höhe der Grund- und Gebäudesteuern, die zunehmende Verteuerung des Baulandes, die hauptsächlich durch die Tiefe der ausgelegten Baublocks begünstigt wurde — all das waren Umstände, die auf den Häusern mit kleinen und billigen Wohnungen viel schwerer lasteten, als auf den Häusern mit großen und kostspieligen Wohnungen, und die dahin führten, daß im Verhältnis zum Zustrom der Arbeiterbevölkerung die kleinen und kleinsten Wohnungen sich viel zu langsam vermehrten.

Der Privatbauunternehmer, der vor allem eine günstige Verzinsung seines angelegten Kapitals anstreben muß, wird durch diese Schwierigkeiten, welche Bauordnung und Bauplan mit sich bringen, in die Zwangslage versetzt, das Baugrundstück möglichst auszunutzen und möglichst billig zu bebauen. Daher entstehen dann die hohen Vorder-, Quer- und Seitengebäude, die keinen Sonnenstrahl und keinen frischen Luftzug in den von ihnen umschlossenen, engen Hofraum eindringen lassen, und die eine möglichst große Zahl von kleinen Wohnungen, die kaum den notdürftigsten hygienischen Anforderungen genügen, enthalten.

Die Genossenschaft dagegen, die nicht als Hauptzweck ihrer Tätigkeit die Erzielung eines hohen Reingewinns betrachten darf, braucht mit dem Bauland und den Baukosten nicht in dieser Weise zu geizen.

In seiner 7jährigen Bautätigkeit hat der Verein 4 Niederlassungen errichtet: in Berlin NW. (Sickingenstraße), in dem Vorort Westend (Ecke der Ulmen- und Eschenallee), in Berlin O (Prokauerstraße und in Berlin N. (Stargarderstraße). Der Buchwert dieser Grundstücke wurde 1901 mit 2110390,17 Mark angegeben.

Wenn wir von dem kleineren Gebäude in Westend absehen, so handelt es sich bei allen Niederlassungen um größere Gebäudekomplexe, die einen großen, freien, mit gärtnerischen Anlagen geschmückten Hofraum umschließen. Dieser freie Innenraum nimmt gewöhnlich die Hälfte des ganzen Grundstücks in Anspruch. Hier findet man auch Spielplätze für die Kleinen und Turngeräte für die Größeren. Im ganzen machen die Häuser nicht den Eindruck der gewöhnlichen Berliner Mietskasernen, sondern den eines gemütlichen und ansprechenden Heims.

In den 4 Niederlassungen finden sich außer den Läden, die hauptsächlich der Rentabilität zu Liebe angelegt sind, 348 Wohnungen. Die Wohnungen bestehen aus 1—3 Stuben und Küche und die dafür gezahlten Mieten steigen von 150—600 Mark. Doch der bei weitem größte Teil der Wohnungen geht mit 2 Stuben nicht über 350 Mark Jahresmiete hinaus.

Der ganzen Anlage nach sind es durchweg gesunde und freundliche Wohnungen, die sich auer durchlüften lassen und die keinen dunklen Raum, auch nicht das übliche Berliner Zimmer, aufweisen. Gewöhnlich liegen auf einem Flure 2 Wohnungen, von denen jede in sich abgeschlossen ist und ein besonderes Wasserkloset besitzt. Zu jeder Wohnung gehören 1 Boden- und 1 Kellerraum, und die Benutzung der Waschküche und der Badezimmer, die sich auf dem Boden befinden, kann jeder Mieter kostenlos beanspruchen.

Das sind sicher Vorzüge kleiner Wohnungen bei außergewöhnlich niedrigen Mietspreisen, die man in Privathäusern vergeblich sucht. Es kommen aber noch andere wichtige Umstände in Betracht, die bewirken, daß der Mieter sich vollständig dem Gefühl hingeben kann, als ob er im eigenen Hause wohne. Zunächst genießt er ja faktisch als Mitglied der Genossenschaft den Mitbesitz ihrer Häuser und kann in der Generalversammlung seine Stimme über die Art ihrer Verwaltung in die Wagschale werfen. Aber es kann ihm auch die Wohnung, solange er der Genossenschaft angehört, nicht gekündigt werden. Der Mieter besitzt das Recht der Kündigung, nicht aber die Vermieterin. Ferner kann ihm die Miete der Wohnung, solange er sie inne hat, nicht gesteigert werden. Das sind Vorteile, die weit schwerer wiegen, als der niedrige Mietspreis. Er braucht auch nicht die Gefahr zu fürchten, daß er im Falle der Krankheit und Not hilflos auf die Straße gesetzt wird, wenn er die Mietszahlungen nicht pünktlich leistet. Die Genossen helfen und unterstützen sich gegenseitig und der Verein besitzt Hülfsfonds, aus denen er notleidenden Mitgliedern Unterstützung gewähren kann. Es wird vorausgesetzt, daß der Mieter die Wohnung stets in gutem Stand hält und daß er sie regelmäßig heizt und lüftet; um die Ueberfüllung der Wohnungen zu verhüten, ist die Aftervermietung allgemein verboten.

Das Haus der Genossenschaft und diese selbst bilden auch den Ausgangspunkt für weitere genossenschaftliche Bestrebungen. Diese dienen zunächst der Verbilligung und Verbesserung der Lebenshaltung. So besorgen die einzelnen Ansiedelungen den gemeinschaftlichen Einkauf von Brennmaterialien für ihre Bewohner. Aus dem Kreise der Genossen sind ein Konsum-Verein und eine Bäckereigenossenschaft hervorgegangen, die gute und billige Lebensmittel liefern, und der Geselligkeit dient das Genossenschaftswirtshaus, das sich in fast jeder Ansiedelung befindet.

Die Mieter der einzelnen Niederlassungen bilden unter sich eine besondere Hausgenossenschaft, die nun wieder für die Förderung der Bildung, der Geselligkeit und des genossenschaftlichen Zusammenschlusses Sorge trägt. Jede Hausgenossenschaft hat ihr Versammlungslokal, ihre Leihbibliothek und ihren Gesangverein und einzelne haben auch Kinderhorte und Kindergärten eingerichtet. Es werden Vorträge, Konzerte, Bälle und Kinderfeste veranstaltet, die gewöhnlich den ganzen Verein zusammenführen.

Die Bildungsbestrebungen sind dann weit über die Genossenschaft hinausgegangen und haben sich auf weite Kreise der Berliner Arbeiterschaft erstreckt. Mit Hilfe der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrts-Einrichtungen veranstaltete ein Ausschuß, der sich aus Mitgliedern der Genossenschaft gebildet hatte, klassische Konzerte und Oratorienaufführungen zu einem Eintrittspreis von 40 Pfg. Hierbei sicherte man sich die Mitwirkung der besten Kräfte, wie des Philharmonischen Orchesters unter der Leitung von Nikisch und der Solisten Amalie Joachim, Lili Lehmann, Bußz, Knüpfer usw. Zur Aufführung gelangten u. a. Bachs Matthaeus Passion 4 mal vor 10000 Arbeitern, Händels Messias 2 mal vor 5000 Arbeitern, Brahms Deutsches Requiem 1 mal vor 2500 Arbeitern.

Von demselben Ausschuß wurden unter sachverständiger Leitung Führungen von Arbeitergruppen in sämtlichen Berliner Museen und die bekannten Berliner Volks-Hochschulkurse der Universitätslehrer eingerichtet.

Es zeigt sich hier, wie in der Genossenschaft selbst, wenn sie eine gewisse Größe erlangt hat, die Grundlage gegeben ist für weitere Organisationen und Kulturbestrebungen und wie durch einen derartigen weiteren Ausbau die Genossenschaft selbst an Lebenskraft gewinnt. Die Basis muß aber breit genug sein, um alle möglichen politischen und religiösen Richtungen in sich aufnehmen zu können. Auch in dieser Beziehung werden im Berliner Spar- und Bau-Verein keine Unterschiede gemacht, der trennende Einfluß von Politik und Religion ist eliminiert und sein Wahlspruch lautet: „Einigkeit macht stark."

Digitized by Google

Eine gute Gesellschaft.

Von F. Standinger.

Sie waren bisher allwöchentlich einmal abwechselnd in ihren verschiedenen Wohnungen zusammengekommen und hatten sich auf das angenregteste über alle menschlichen Lebensfragen unterhalten. Heute war das Kranzchen bei Frau Finanzrat Rode, die sich nicht wenig darauf zu Gute tat, daß Herr Geh. Ober-Regierungsrat v. Klops, zu dem der Ruf der kleinen Gesellschaft gedrungen war, ihr zum ersten Mal die Ehre seiner Anwesenheit geschenkt hatte.

Man sprach eben auf eine Bemerkung des letzteren hin darüber, ob der Einzelne oder die Familie oder der Staat oder die Menschheit das Zentrum unseres Daseins und das Ziel unseres Strebens zu bilden hätten. Herr Geh. Ober-Regierungsrat v. Klops hatte nämlich den Gedanken des „Individualismus“ wie des „sagen Kosmopolitismus“ mit einer Handbewegung beseitigt, mit der man einen lästigen, auf dem Tisch verirrten Käfer hinwegwischt. „Der Staat ist heute Zentrum und Ziel der Menschheit und wird es bleiben!“ so sprach er bedeutend.

„Verzeihen der Herr Geheimrat!“ warf der jugendliche Professor Bämmer hellräflig ein. „Der Staat ist um des Menschen Willen da, nicht der Mensch um des Staats willen; und der Staat ist nur ein Teil im Gefüge der Menschheit. So sind Mensch und Menschheit die Pole, darin sich alles vollendet. Nur wenn die Menschheit im Menschen lebt, ist er Mensch, und Menschen bilden ist das Ziel der Menschheit — und so auch aller Zwischengebilde in ihr.“

Die Anwesenden blickten sich, da der Herr Geheimrat etwas verwundert und vornehm zu dem ungewohnten Bestreiter seiner Autorität hinüberlah, etwas verlegen an und warteten, was hochdieselben entgegnen würden.

In diesem Schweigen erscholl aus der Ecke auf einmal die Stimme eines kleinen weißhaarigen Männleins:

„Wat is de Minschheit? Unter lütte Fingel!“

Niemand wußte recht, wer das Männlein war, woher es stammte, was sein Geschäft war. Aber in jede Gesellschaft war es geladen. Denn es besaß das Talent, jedesmal, wenn eine Unterredung ins Stocken kam, oder wenn eine Stimmung gefpannt zu werden drohte, durch irgend einen Spruch in irgend einer den Anwesenden verständlichen Sprache die Spannung auszulösen. Denn des Herrn Dr. Sebaldus Boriterer Worte kamen stets gar drollig und in unerwarteter Richtung zum Vorschein.

So lachte auch diesmal alles, als er, ein Wort Fritz Reuters benutzend, jene Aeußerung tat. Der Herr Geh. Ober-Regierungsrat aber glaubten wieder Oberwaffer zu haben und sprachen gleichgültig gewichtig: „Der Herr Dr. dürften recht haben. Nichts als „lütte Fingel,“ nichts als zerstreute Mehrheit ist, was wir Menschheit nennen. Der Staat, der Staat ist das allein mächtige Bollwerk, das die auseinanderstehenden Teile zusammenschließt. Nehmen Sie ihn weg und alles zerfällt in Stücke.“

„Was aber schließt den Staat zusammen?“ so fragte Frau Georgine Kobold bescheiden.

„Natürlich die Monarchie, das Gesetz, die Verwaltung, die Armee vor allem!“ meinten Herr Geheime Ober-Regierungsrat höchst überlegen.

„Doch Rom sank!“ wandte Frau Georgine ein, „und besaß doch alles, was Sie, Herr Geheimrat nennen, in höchster Ausbildung.“

„Und bestand schon aus „luter lütten Fingeln,“ ehe die Barbaren es niederwarfen!“ sekundierte Herr Konrad Grübel, der Verehrer der schönen, geistreichen Witwe.

„Heute stehen wir zu fest, als daß so etwas wiederkehren könnte!“ dekretierten der Herr von Klops niederwerfend. „Die staatserhaltenden Kräfte konsolidieren sich stetig mehr und die scheinbar anwachsende Sozialdemokratie wird sich an dem aere perennius erbauten Turme des Reichs nur die Schädel zerschmettern.“ —

„Und wieder nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren“

zitierte Frau Georgine elegisch Rückerts Chidder.

„Fünfhundert!“ rief Herr Grübel! „Sagen wir fünfzig, wenn es hoch kommt, dann wird sich das, was sich heute „staatserhaltend“ nennt, längst für alle als staat- und moralzersetzend herausgestellt haben, was freilich heute schon meist zutrifft.“

„Wie meinen Sie das?“ fragten der Herr Geheime Ober-Regierungsrat von Klops in höchstem Erstaunen.

„Nun“ meinte Herr Grübel gelassen, „unsere Verfassung ist, soviel ich gelernt habe, theoretisch im wesentlichen auf der persönlichen Freiheit und Rechtsgleichheit der Staatsbürger aufgebaut. Persönliche Frohnden und Tribute sind abgeschafft. Aber bei alledem arbeiten die Menschen immer weniger für den natürlichen Zweck, daß sie ihre, der Ihrigen und ihrer Gemeinschaft Bedürfnisse befriedigen.“

„Für was denn sonst?“ meinten der Herr Geheim-Rat verwundert.

„Für eine Macht, die sich zwischen dem Menschen und seinem Bedürfen aufgerichtet hat! Für den Profit!“ sagte Herr Grübel frei heraus. „Der Erwerb ist heute nicht mehr um des Menschen, sondern der Mensch um des Erwerbs willen da. Das wachsende Ungeheuer, der goldene Drache, will ernährt sein. Um seinetwillen arbeiten die Menschen, und er verschlingt Fleiß und Ehre und Recht und Glück in dem Maß als er wächst. Eine ähnliche Bestie war auch der Grund, daß Rom zerriel.“

„Die Unsittlichkeit war es!“ sagten Herr Geh. Oberregierungs-Rat, sich unmutig abwendend.

„Sie war — wie auch heute — die Folge der Uebermacht des Goldwerts und Grundherrn“ entgegnete Herr Grübel.

„Ganz recht!“ meinte Herr Professor Bämmer. „Aber tadeln ist leichter als Bessermachen. Wie das ändern?“

„Zwei Dinge,“ entgegnete Grübel, „könnten den verderblichen Streit der Gewinninteressen in der Hauptsache beseitigen und den Staat erhalten, der sonst durch keine Armee zu erhalten ist: Der Aufbau der Konsumentengenossenschaften und die durchgreifende Heimholung der Grundrenten durch die Grundwertsteuer von seiten ihrer natürlichen Eigentümer, des Staates und der Gemeinden.

„Das sind moderne Hirngespinste!“ meinten der Herr Geheimrat abweisend.

„Nun, ich denke, diese Hirngespinste wären bereits praktisch genug!“ erwiderte Herr Grübel. „Wenn die Herren von der Regierung einmal den Konsumentenvereinigungen der Arbeiter und Beamten das gleiche Interesse zuwenden wollten, wie sie es den ländlichen Genossenschaften gegenüber tun; wenn sie eine rationelle Verknüpfung von ersteren und letzteren anbahnen hälfen, so wäre schon manches gebessert.“

„Und die Heimholung der Grundrente? Das verstehe ich nicht,“ rief Herr Professor Bäumer.

„Nun,“ meinte Herr Grübel, „wenn der Staat ein, Eisenbahn baut oder die Stadt eine neue Straße anlegte so laufen die Grundwerte auf die anliegenden Gelände, wie das Vieh auf der Nachbarn Aecker läuft, wenn der Stall geöffnet ist. Und das behalten dann die Anlieger und schlachten es für sich aus, als ob es ihnen gehörte. Dieses Grundwertvieh mit der Steuer zurückzufangen in die Ställe von Staat und Gemeinde, das ist die Aufgabe.“

„Aber das sind ja völlig sozialdemokratische Ideen!“ fuhren der Herr Geheime Oberregierungs-Rat entrüstet auf.

„Wären sie es doch!“ so entgegnete Grübel, den entrüsteten Ton überhörend. „Dann wäre jeder verständige Mensch bald Sozialdemokrat. Aber leider denken erst wenige Sozialdemokraten so. Die Matadoren wenigstens fassen alles nach dem Groben und Plumpen, wollen das Haus

Digitized by Google

vom Dache aus bauen, und was Gesetz und Freiheit ist, wissen sie oftmals nicht."

„Ils veulent être libres et ne savent pas être justes!" warf das weiße Männlein dazwischen.

Einige Damen nickten lächelnd Zustimmung und Herr Geh. Ober-Regierungsrat von Klopp bestätigten salbungsvoll: „Ganz recht, Herr Dr. Borstorffer, frei wollen sie sein, aber sie können nicht gerecht sein! Darum werden wir, die wir den Staat erhalten wollen, Sorge tragen, daß sie Objekt, nicht aber Subjekt der Gesetzgebung seien, diese Subjekte."

„Wenn nicht," warf Herr Gräbel unerschrocken ein, „ihre Interessen trotz allem, wenn man sie recht erfassen und leiten wollte, nolens volens in eminentem Maße staatserhaltend und rechtserhaltend wären, wogegen die Profitinteressen der . . —"

„Verstehe genügend!" unterbrach Herr Geh. Ober-Regierungsrat verhalten gereizt. „Wenn es freilich soweit gekommen ist, daß man es wagen darf in guter Gesellschaft derartige Grundsätze . . ."

„Brechen wir lieber ab!" rief Frau Geheimrat Ehrenfels, die so gewissermaßen die Präsidentin der Kränzchen zu spielen pflegte. „Das Thema scheint dem Frieden der Erörterung gefährlich zu werden. Ueberhaupt," so fuhr sie mit einem Tone des Vorwurfs, sich gegen Frau Georgine und Gräbel wendend fort, „haben wir in letzterer Zeit die Gepflogenheit guter Gesellschaft, nicht über Politik und Religion zu reden, etwas außer acht gelassen."

„Wir fügen uns ganz Ihrem Kommando, gnädige Frau!" rief Herr Professor Wolfgang Bäumer: „Allein die völlig unpolitische Bemerkung sei mir doch gestattet, daß gerade in letzter Zeit unsere Zusammenkünfte mehr denn vordem besucht und angeregt waren, und daß wenigstens heute Herr Gräbel und seine verehrte Nachbarin den Vorwurf nicht verdienen dürften, den Sie gerade an sie zu richten schienen."

„Immerhin haben doch sie die heutige sozialpolitische Erörterung hervorgerufen," meinte die Dame des Hauses.

„Das eben möchte ich, ohne unbescheiden zu sein, von dem Haupte der beiden abwälzen! Denn die Frage, ob die Menschheit oder der Staat oder der Einzelne Ziel und Zentrum der Entwickelung sei, wurde, wenn ich nicht irre, von Herrn Geh. Ober-Regierungsrat selbst angeregt — was ich natürlich nicht schelten will."

„So wäre ich der Sündenbock!" sagten der Genannte spitz. „Ich dächte doch kaum. Denn wohin ich komme, befleißige ich mich, denn von Frau Geheimrat von Ehrenfels mit Recht vertretenen Grundsatz zu folgen, daß keine Politik . . .

„Meine Politik heißt „meine" Politik!" sagte kaum hörbar Frau Georgine Kobold vor sich hin, während der Herr Geh. Ober-Regierungsrat nach Worten suchend einhielten.

Aber alle hörten das leise gesprochene Wort. Und es brachte keineswegs die Wirkung hervor, wie die Worte des guten Herrn Borstorffer. Ein eisiges Schweigen lagerte über der Gesellschaft und der Herr Geheime Ober-Regierungsrat schienen sich erheben und die Gesellschaft verlassen zu wollen.

„Mich, solche Geschöpfe, erwürgen!" rief da das kleine Männlein. „Denn ich habe den Dolch im Gewande getragen mit meiner Bemerkung, daß die Menschheit aus sitten Engeln bestehe."

„Das stimmt!" riefen der Herr Geh. Ober-Regierungsrat erleichtert. „Und den Beweis, daß Ihre Behauptung richtig sei, haben Sie gar nicht angetreten, haben uns nur in Erregung gebracht!" setzte er, seiner früheren Zustimmung uneingedenk, hinzu.

„Wenn mau," so fiel der Professor Bäumer etwas unwillig ein, „nicht einmal in solch kleinem Stück Menschheit, solchen Stücklein, wie unser bisher so vergnügliches Kränzchen ist, Dinge, die doch unser aller Gedanken bewegen, frei erörtern darf, aus Furcht, das lose Band des Konvenienz möge springen, so ist, denke ich der Beweis durch die Tatsachen geliefert."

Eine leichte Röte ergoß sich über des Herrn Geheimen Ober-Regierungsrats Stirn und der Frau Geheimrat Wangen.

„Ja, die Politik!" seufzte die Hausfrau.

„Das Mal hollen, dat is mannichmal of politisch!" meinte Herr Dr. Borstorffer.

Da lachte wieder alles und das Gespräch wandte sich zu dem völlig unpolitischen Thema, wieviel das Kleid gekostet haben möchte, das die Prinzessin Adele auf dem letzten Hofball getragen.

Aber als die Gesellschaft sich trennte, sagte Frau von Ehrenfels zur Dame des Hauses: „Du, Mathilde, den Gräbel und seine Georgine lassen wir doch in Zukunft besser bei seite; die sind gar zu taktlos."

„Auch den Professor fordere ich zu mir wenigstens auch nicht mehr auf!" meinte diese. „Und daß das gerade heute passieren mußte, wo wir die Ehre hatten, den Herrn Geh. Ober-Regierungsrat in unserer Mitte zu begrüßen. Nein! Ich bin untröstlich."

Das kleine Männlein hatte diese Worte gehört. Es legte, als es hinaus ging seinen Arm auf Herrn Grübels Schultern und sagte freundlich, doch bezeichnend.

Qui sonne le tocsin sera pendu comme incendiaire!*)

*) Wer die Sturmglocke läutet, wird als Brandstifter gehängt.

Zwangserziehung.

Von Prof. Eduard Leonhardt (Wien).

Ganz unter dem Eindrucke der düsteren Bilder menschlichen Elends, die ich in Gorkis „Nachtasyl" kennen gelernt hatte, stehend wäre es eine Erlösung für mich gewesen, wenn ich, mich im Leben umsehend, zur Ueberzeugung gelangt wäre, daß Gorki zu schwarz gesehen, daß das Leben doch besser sei. Und gerade in dieselbe Zeit fiel in Wien ein Prozeß gegen die Inhaberin eines Massenquartiers, der noch erschütterndere Bilder zutage förderte. Zwölfjährige Kinder, Knaben und Mädchen, nächtigten in gemeinsamen Betten in diesem „öffentlichen Massenquartier." Die meisten waren bereits mit ekelhaften Krankheiten behaftet. Schulkinder haben sich unter solchen Verhältnissen wiederholt zu Diebesbanden organisiert usw. Wenn in Wien ein Hund ohne Maulkorb auf der Straße läuft, so gilt das als Zeichen, daß er herrenlos sei und die Polizei schreitet ein; dem verlassenen, verlaufenen Kinde aber, das sich in den Straßen herumtreibt, wird nicht die gleiche Aufmerksamkeit geschenkt. Dieselben drängen sich dann scharenweise in die Asylherbergen, wo sie dem Verbrechen zugeführt werden und rettungslos zugrunde gehen; die Anstalten für verwahrloste Kinder aber sind fast leer. Wie vereinbart sich das mit der vielgepriesenen Humanität unserer Zeit? In Staaten, wo ein solches noch fehlt, (wie z. B. in Oesterreich?) müßte ein Zwangserziehungsgesetz geschaffen werden, denn das ist eine dringende Notwendigkeit. Es ist heute z. B. in Oesterreich mit großen Schwierigkeiten verbunden, ein Kind in einer Besserungsanstalt unterzubringen. Nach dem Gesetze kann der Richter bei einem schulpflichtigen Kinde nur dann auf Abgabe in eine Besserungsanstalt erkennen, wenn dasselbe straffällig geworden ist, d. h. wenn es ein Verbrechen oder Vergehen begangen hat, wenn es gänzlich verwahrlost ist und wenn kein anderes Mittel zu seiner Erziehung mehr zur Verfügung steht. Ja, wenn es mit einem Kinde schon so weit gekommen ist, ist denn da eine Besserung in den meisten Fällen überhaupt noch möglich? Ist da nicht alles schon zu spät? Und auf wen fallen eigentlich da die Sünden zurück? Der Umstand müßte zu denken geben!!

Digitized by Google

Unser Elternrecht ist veraltet! Man steht den Eltern gegenüber machtlos da, auch wenn sie ihre Kinder mißhandeln, moralisch verderben oder direkt zu Verbrechen heranziehen. Es muß erst ein krasser Fall festgestellt werden können, ehe man ihnen das Kind entreißen kann! Dann aber ist es eben in der Regel schon zu spät. Und wohin dann mit dem Kinde? Es fehlen uns die geeigneten Erziehungsanstalten in Oesterreich.

In manchen Staaten ist es in dieser Hinsicht besser bestellt! Preußen hatte im Jahre 1900 678 Erziehungsanstalten mit einem Vermögen von etwa 100 Millionen Mark und jährlichen Ausgaben von etwa 11 Millionen Mark. Die Zahl der internierten Zöglinge betrug 30722; eine Zahl, die an und für sich schon für die Notwendigkeit solcher Einrichtungen deutlich genug spricht. In England waren im Jahre 1891 76230 Kinder in ähnlichen Anstalten untergebracht. Die „Union," eine englische Gesellschaft unter dem Protektorate des Prinzen von Wales, erhält fast 700 Anstalten mit über 51000 Zöglingen. Straßenagenten sind angestellt, welche verwahrloste Kinder ausforschen haben. Und die Folgen bleiben nicht aus. In England ist die Straffälligkeit Jugendlicher in stetem Sinken begriffen. — In Oesterreich bestanden im Jahre 1897 im ganzen nur 20 (davon 11 Landesanstalten und 9 private Anstalten) solche Anstalten mit dem Gesamtbelegraum für nur 2464 Kinder. Fünf dieser Landesanstalten waren mit Zwangsarbeitsanstalten verbunden. Die Organisation derselben aber ist eine unrichtige, denn sie sind alle nach dem Kasernensystem eingerichtet. Es werden einer solchen Anstalt zu viele Kinder zugewiesen, so daß eine individuelle Behandlung ganz ausgeschlossen ist, welche allerdings allein erfolgverheißend sein kann. In Eggenburg waren z. B. im Jahre 1901 445 Zöglinge. Das sind Mängel, die nach Abhilfe rufen!

Es dürfte kein Kulturstaat länger eines Fürsorge-Gesetzes entbehren, auf Grund dessen es möglich ist, daß gewissenlosen Eltern die Kinder, welche verwahrlost sind oder dieser Gefahr entgegen gehen, weggenommen werden können, damit sie zwangsweise erzogen werden können.

Während im Jahre 1881 die Zahl der jugendlichen Verbrecher in Oesterreich 5865 (17,2% sämtlicher wegen Verbrechens Verurteilter!) betrug, stieg dieselbe schon im Jahre 1897 bis auf 7285.

Bettelnde, hausierende, herumlungernde Kinder, Kinder solcher Eltern, welche einen unmoralischen Lebenswandel führen, Verbrechen begangen haben usw., müßten in dergleichen Anstalten untergebracht werden, oder es müßte sonstwie für deren Heil gesorgt werden. In Wien beispielsweise, aber auch in allen anderen großen Städten, gibt es Kinder genug, die den Eltern weglaufen und monatelang herumlungern. Was soll aus diesen werden? Hier muß eingegriffen werden. Aber bei der Organisation der zu diesem Zwecke zu errichtenden Anstalten muß darnach getrachtet werden, daß das Familienprinzip zum Durchbruche kommt. Mir schwebt dabei die Einrichtung des „Rauhen Hauses" in Hamburg, des „Johanneums" in Berlin vor.*) Allerdings ist die Durchführung dieses Prinzips kostspielig, diese Frage kann aber und soll bei solchen Einrichtungen nicht hindernd wirken!

In den Zwangsarbeitshäusern aber müßte die Abteilung für „Jugendliche" aufgelassen werden, denn es ist nicht zulässig, schon dem Kinde für sein ganzes Leben ein Brandmal aufzudrücken. Am verwerflichsten aber ist es, Kinder in Gefängnisse zu stecken, wo sie sicher zu den raffiniertesten Verbrechern herangebildet werden. Und wenn sie herauskommen, werden die wenigsten die Kraft besitzen, den nennerlich auf sie einstürmenden Versuchungen zu widerstehen!

Es ist höchste Zeit, daß man solch' armen Geschöpfen gegenüber mehr Vorsicht und verdientes Mitleid als unverdiente Verachtung walten lasse!!

*) Zehn bis 15 Knaben bilden eine Familie, der Familienleiter ist eine pädagogisch gebildete, geeignete Kraft, dem ein oder zwei Gehilfen zur Seite stehen. Jede „Familie" bewohnt ein Häuschen, das von einem Garten und Feld umgeben ist, wo die Knaben zu arbeiten haben.

Streiflichter.

Der strafrechtliche Schutz des Heiligen ist, wie bekannt, dem § 166 des D. St. G. B. anvertraut. Mit recht bescheidenem Erfolg. Denn zieht man die Verurteilungen einiger grober und unflätiger Gesellen, die in trunkenem Zustande Gotteslästerungen ausstoßen, kirchliche Feiern stören u. dgl., ab — Vergehen, die sehr leicht auch unter einem anderen Rubrum ihre Sühne finden könnten — so bleiben fast nur solche Fälle einer durch konfessionellen Fanatismus überhitzten Kritik an der gegnerischen Religionspartei übrig, die sich sehr schlecht durch Richterspruch, möge er ausfallen, wie er wolle, entscheiden lassen, am wenigsten aber einem Laienkollegium von Geschworenen, die sich überaus schwer hier von ihrem persönlichen Standpunkt freimachen können, überwiesen werden sollten.

Wir sagen das trotz des Freispruchs, mit dem die Geschworenen von Karlsruhe, wie im Jahre zuvor in Mannheim, dem früheren Prediger Gottfried Schwarz bezugt haben, daß sie in seiner scharfen Kritik des Papsttums und des Zentrums eine Beschimpfung der katholischen Kirche und ihrer Einrichtungen nicht haben finden können. Denn so erfreulich auch der Spruch vom Juli d. J. für den Angeklagten selbst, einen aufrichtigen und treuen Vorkämpfer der Geistesfreiheit, und für seine Gesinnungsfreunde sein mag — es konnte auch anders kommen! Und nicht immer stehen dem aus § 166 Angeklagten so kräftige Bundesgenossen zur Seite, wie es hier der Fall war: ein vortrefflicher Verteidiger, ausgerüstet mit ungewöhnlicher Sachkenntnis in der alten und neueren Kirchengeschichte, die bedeutende und von idealster Ueberzeugungstreue getragene Rednergabe des Angeklagten selbst und — nicht zuletzt, bewußt oder unbewußt, die zeitige öffentliche Meinung des badischen Volkes, das gegenüber den fortwährenden Zugeständnissen an das Zentrum aus seiner starken Mißstimmung kein Hehl mehr macht.

Wie mißlich es ist, die Kirche und alle ihre taktischen Handlungen unter den Begriff des zu schützenden „Heiligen" zu bringen, hat der Mißerfolg der Anklage des Ersten Staatsanwalts, nachdem das zuständige Amtsgericht ein gerichtliches Einschreiten abgelehnt hatte, bewiesen. Beanstandet war ein Flugblatt „Deutschland in höchster Gefahr," das sich ausschließlich mit dem Toleranzantrag des Zentrums beschäftigte. Diesem und damit auch der katholischen Kirche, als deren Vertreter es sich selbst bezeichnet, war u. a. „Gottlosigkeit" und Heuchelei vorgeworfen; es war behauptet, die römische Kirche hasse und vernichte alle Geistesfreiheit, während sie diese zu schützen vorgebe; dieser „Lug und Trug" sei den eigenen Kirchenmitgliedern bekannt; Rom enthüllte sich durch diese Hinterlist als eine Macht des Bösen; es beweise damit „sein eigenes böses Gewissen" und „es sei sich der Schlechtigkeit seiner Sache wohl bewußt."

Man wird zugeben, daß hier die Kritik hart an Beleidigung und Beschimpfung stößt. Es ist nun einmal eine nicht ungestraft zu verletzende Sitte, wenigstens im öffentlichen Leben dem Gegner keine anderen Motive unterzuschieben, als die, zu denen er sich bekennt, mag auch ihre Fadenscheinigkeit noch so augenfällig sein. Daß aber auch sachlich eine andere Auffassung des Toleranz-

Digitized by Google

antrages möglich ist, haben wir in dem Artikel: „Religionsfreiheit von Zentrums Gnaden" („Eth. Kultur" IX., S. 185) ausgeführt. Aber sei dem, wie ihm wolle, die Maßlosigkeit der Verurteilung kann nur gut heißen, wer alle Hoffnung auf eine dereinstige Versöhnung der Volksgenossen aufgegeben hat. Auch Luther hat nicht mit, sondern trotz der Derbheit seiner übrigens durch die Zeit entschuldigten Sprache gesiegt, weil er das bessere Recht auf seiner Seite hatte.

So wenig wir also die gewählten Ausdrücke in Schutz nehmen möchten, so freuen wir uns dennoch des freisprechenden Urteils; denn nicht Justitia, sondern Ethik und Aesthetik haben hier das Wort. Selbst wenn die angegriffene Kirche vielen Mitbürgern als etwas Heiliges gilt, einem andern Teil der Bevölkerung gilt wieder die Geistesfreiheit als heilig, und heilig der opferfreudige Ueberzeugungsmut, der auch vor Kerkermauern nicht zurückschrickt. Es wäre darum gut, wenn endlich die hoffnungslosen Versuche, das „Heilige" mit sehr weltlichen Maßregeln zu schützen, aufgegeben würden und die Regierung sich entschlösse, den allmählich allen Parteien verekelten § 166 endgiltig zu beseitigen.

Bücherschau.

Ellen Key: Ueber Liebe und Ehe. Essays. (S. Fischer, Verlag, Berlin. Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Ein neues Buch von Ellen Key fordert vor aller Kritik eines: Freude. Ihre Werke bieten den seltenen Genuß, die schwierigsten philosophischen und ethischen Fragen mit einer Einfachheit behandelt zu sehen, die durch ihre Konsequenz und Energie ästhetisch wirkt. Gehaltvollster Glaube an der Zukunft reichste Möglichkeiten, glühende Begeisterung, hinreißender Schwung der Leidenschaft, reichste Fülle der Empfindung, feinschlüssige Analyse zartester und kompliziertester Seelenstimmungen. Verstehen, das die Tiefen des Menschenwesens umfaßt und auch den höheren der Menschheitsentwickelung gleich glaubensvollen, sieghafter Optimismus, das alles sind Worte, Begriffe, die nichts wiedergeben vom Zauber der Persönlichkeit Ellen Keys. Menschen und Werken von solch riesgewinnender Einseitigkeit zu begegnen ist immer eine Freude. In diesem Fall ist die Freude aber nicht nur eine künstlerische, sie ist auch eine ethische. Gewiß ist Ellen Keys Stellung zur Frauenfrage, zum Ehe- und Liebesproblem eigenartig — eigenartig wie ein Standpunkt immer sein mag, wenn er nicht nur eine blasse Theorie ist, sondern der durchempfundene und konsequente Ausdruck einer reichen konzentrierten Persönlichkeit. Und er muß d'rum all denen einseitig scheinen, bei denen eine andere Mischung der Elemente andere Seiten bevorzugt, jene zurücktreten läßt. Auch beruht Ellen Keys Weltanschauung in tiefstem Sinne auf dem Gefühl; das Gefühl-Seelische kommt nicht immer in gleich vollendeter Weise zum Ausdruck so feinsinnig sie auch ihr grundsätzliches Empfinden bewußt nach allen Seiten zu verfolgen, in seinen Tiefen und Weiten durchzuführen versteht. Daher fehlt wohl für Manchen ihrer Arbeit auch das begriffliche System, die — somit in solchen Fragen übliche und wohl auch notwendige — methodische Deduktion. Sie schreibt überhaupt „unwissenschaftlich": es sind eine Menge Bücher vor ihr geschrieben worden über die Fragen, die sie behandelt, Bücher, die sie zum großen Teil nach eigenem Geständnis nicht kennt, zum Teil nicht berücksichtigt. Es ließe sich also methodisch und prinzipiell wohl manch sachhaltiger Einwand gegen das Buch vorbringen, wenn — ja, wenn eben das Buch es einem nicht so außerordentlich schwer machte, Einwände vorzubringen. Mancher mag auf andern Fundamenten bauen wie Ellen Key: aber ihre Bausteine wird sein Bau nicht Lücht noch Luft haben. Ein Anderer wird diesen oder jenen Stein anders setzen, die einzelnen Räume vielleicht anders einteilen, aber er wird doch fühlen: jenes Werk von jener Mensch sind eine Einheit. Und an der Einheit zerschellt die Kritik ebenso wie die Freude und der Genuß wächst. Ellen Key will überzeugen, reformieren, erziehen, Menschen bilden, Schönheit, Sittlichkeit, Wahrheit schaffen, wo heute Häßlichkeit, Unmoral, Lüge herrschen. Sie will als Prophet wirken, weil sie durch und durch eine Propheten-Natur ist, voll jener glühenden, tiefen Leidenschaft, die Ketten sprengt und Wege bahnt, die lockt und leitet und mitreißt, eben darum nicht ganz ohne Gefahr für Naturen, denen Tiefe der Empfindung und Festigkeit des Willens fehlt, die Ketten ganz zu sprengen, die Wege zu Ende zu gehen und so das Wagnis neuer Rechte durch die Freiheit neuer Pflichten auszugleichen. Und doch ist es ein Buch für Werdende nicht minder wie für Gereifte, weil es beide bereichert und festigt. Intuition und Tiefe des Gefühls öffnen Ellen Key den Eingang in die verschwiegensten Räume der menschlichen Seele; und sie müßte nicht Ellen Key sein, wenn sie es nicht meisterlich verstände, das Unsagbare und Unberührbare zu sagen und zu berühren mit Worten, aus denen eine große Seele, ein großer Mensch klingt. Mag man sich zu ihrer Weltanschauung wie immer stellen: dies gilt gewiß: Sie kämpft und wirbt für das, was in den Besten von uns als Hoffnung lebt, sie strahlt den Mut, der vom Traume zum wirklichen Leben führt, sie formt zum Ausdruck für Ideale, die, auf mancherlei Wegen gesucht und umkämpft, eines gemeinsam haben: Das Gesetz all derer zu sein, die zur Höhe streben. In keinem ihrer vorhergehenden Werke hat Ellen Key eine solche Fülle und Rundung des Ausdrucks, solche Klarheit und Schärfe des Gedankens, solche sichere, tief in sich gefestigte Ruhe und wirkungsvolle Geschlossenheit des Ideengangs erreicht wie in ihrem neuen Buche. Es wird die Gegner, an denen es gewiß nicht fehlt, zwingen, sich aufs neue mit diesem tiefen, ernsten Geiste zu beschäftigen; es werden der hier geborenen Lösung der Probleme nicht adäquaten können, daß sie die Schwierigkeiten in ihrer ganzen Tragweite erfaßt, daß sie nie dilettantisch, immer aber getragen ist von einem stolzen Glauben und einem mutigen Willen, von mütterlichem Verstehen. Den Freunden Ellen Keys wird es neuen Reichtum bringen, in manches Dunkel licht, in manche Kämpfe Friede. Mut und Zuversicht. Und steht auch da oder dort ein Eigener ihrer Freunde sich auf eigene Wege gedrängt: Ihn ganzer ist das Buch eines von denen, die unbedingt verneint oder unbedingt bejaht sein wollen. Und wer das Buch beiseite beiseite, muß zu dem Buche ein fremdes Ja sagen, denn es ist ein Führer auf den Wegen, die aus der Niederung in die Höhe führen, wo Freiheit und Schönheit ist und tiefere Sittlichkeit als die von gestern.

N.

* * *

Ely, Richard T.: Studies in the evolution of industrial society. New York, Macmillan, 1903. 8°. XVIII u. 417 S. 12 Mk.

Ein sehr hervorragendes Werk eines bedeutenden Gelehrten über ein Thema von großer Zeitgemäßheit. Wer seine Werke über „Kartelle und Monopole" und „Sozialismus und Sozialreform" kennt, wird sich den wirtschaftswissenschaftlichen Genuß vorstellen können, den sein vorliegendes neuestes Buch bietet. Reichtum und Besonnenheit, lichtvollste Klarheit und wohltuende Unparteilichkeit, die bekannten Hauptvorzüge dieses amerikanischen Volkswirtes, zieren auch seine neuen Darlegungen, die ungemein anregend, vielleicht auch von Hoffnungslosigkeit und Mut getragen sind. Letzteres ist begreiflich, wenn man bedenkt, daß viele seiner vor 15 bis 20 Jahren gemachten Vorschläge, die damals für radikal gehalten wurden, seither durch Maßregeln verwirklicht worden sind, welche heute als gemäßigt betrachtet werden. Mit erstaunlicher Beweiskraft und Gelehrsamkeit verbindet Ely moderne praktischen Sinn, mit Wissenschaftlichkeit einen scharfen Blick für die Zeitbedürfnisse. Daher finden seine Anregungen so häufig die verdiente Beachtung.

Der Umstand, daß der Verfasser in seinen früheren Schriften dem Sozialismus, ohne ihn zu billigen, achtungsvolle Sympathie bewies, bewirkte, daß er zu den Katheder-Sozialisten gezählt wurde. Wie sehr mit Unrecht, erhellt aus der Tatsache, daß er in dem Kapitel „Sozialreform" den Sozialismus ausdrücklich für überflüssig erklärt und ihn gegenüber, natürlich mit den nötigen Vorbehalten, „die Stärke — die wirkliche, die latente und die mögliche — der bestehenden Wirtschaftsordnung" betont. Im übrigen behandelt er eine große Zahl von Problemen, Stoffen und Erscheinungen, die mit seinem Gegenstand zusammenhängen, z. B. die Idee der gesellschaftlichen Entwicklung, die wirtschaftlichen Stadien, die wirtschaftlichen Klassen, das Wesen des Konkurrenzkampfes, Wettbewerb und Erfolg im Wirtschaftsleben, Ringe und Monopole, Munizipalisationsmus, Verdichtung und Verteilung des Reichtums, Industriefreiheit, industrielle Freiheit, Umfang der ethischen Verpflichtung usw. usw. Jedes Kapitel könnte Stoff zu einem ganzen Buch bieten, aber Ely bewältigt alles mit prächtiger Knappheit. Der humanitär-ethische Standpunkt weist bei ihm eine ungeheure Rolle, allein das Buch überzeugt von der Tatsachen und von der aller Reformintendsüchtelei hält er sich ebenso streng von allem Utopischen wie von jedem Dogmatismus fern.

Höchst anziehend geschrieben, verdient das Buch die lebhafte Beachtung aller Volkswirte und Menschenfreunde, mehr noch als es vieles ganz Neue, zahlreiche originale Gedanken enthält. Nicht mit Unrecht wird es von einem kanadischen Kritiker „eins der bedeutendsten Werke unserer Tage" genannt. Eine deutsche Ausgabe wäre gar wohl am Platze.

L. K—r.

Eingegangene Bücher.

Geschichte der Philosophie. Von Prof. Dr. C. Mannheimer, Frankfurt a. M. A. J. F. W.

Wissenschaft und Religion. Von A. Malwert. Frankfurt a. M. A. J. F. W.

Digitized by Google

Zur **Verlage für Ethische Kultur**, Richard Bieber, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121 (früher Verlag der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur) sind erschienen und werden daselbst und im Bureau der Gesellschaft (W., Unter den Linden 16) jetzt solange der Vorrat reicht, zu ermäßigten Preisen abgegeben:

Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. 2. Jahrgang 1894 (1. Jahrgang, 2 Hefte, erschien bei F. Dümmler, Berlin) Verlag d. D. G. E. K. Heft 1—5. Gr. 8°, 90 S. 0,50
3. Jahrgang 1895, Heft 1—3. Gr. 8°, 44 S. 0,30
4. Jahrgang 1896, Nr. 1—10, gr. 4°, 40 S. 0,50

Ethische Kultur. Wochenschrift für sozial-ethische Reformen. Begr. 1893 von Prof. G. v. Gizycki, unter Mitwirkung von Dr. F. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg, herausgeg. von Dr. R. Penzig. [Jahrg. 1—V (1. Semester) bei F. Dümmler, Berlin.] Verl. f. eth. K., Jahrg. V (2. Semester) 1897; VI, 1898; VII, 1899; VIII, 1900; IX, 1901; X, 1902. XI, 1903. Gr. 4°. Einzel-Nr. 0,20. Jed. volle Bd. geb. 6,50

Ethische Hoffnungen und Ausblicke. (Die Eisenacher Zusammenkunft zur Förderung und Ausbreitung der eth. Beweg. v. 5.—15. Aug. 1893. Abdruck sämtl. 14 Vorträge u. Besprechungen, zusammengestellt von G. Maier. Berlin, Verlag d. D. G. E. K. 1893. 2. Aufl. 1895. gr. 8° 328 S. 2,00

Daraus sind nur noch einzelne Sonderdrucke zu haben und zwar von

W. Foerster, Eröffnungsrede und einl. Darstellung betr. den eth. Bund und die Akademie für eth. Kultur. 16 S. 0,20

G. Maier, Die Organisation der ethischen Gesellschaft gemäß den Lehren der Geschichte, unter besonderem Bezug auf die Freimaurerei. 24 S. 0,20

Ema Morgenstern, Die Aufgabe der Frauen i. d. Erziehung. 16 S. 0,20

R. Döring, Der ethische Unterricht. 22 S. . . . 0,30

Dr. F. W. Foerster, Die Arbeitslosigkeit und d. moderne Wirtschaftsentwicklung. Eine Mahnung zur Vorsicht gegenüber der obligatorischen Arbeitslosenversicherung und dem kommunalen Arbeitsnachweis. Berlin 1898, 8° 52 S. . . . 0,50

Einführung in die Grundgedanken der ethischen Bewegung. Mit Anhang: Programm des Ethischen Bundes und Schriftenverzeichnis. 4. Auflage 1900. gr. 8°. 16 S. 0,10

Bericht über die ethische Bewegung. Im Auftrage des Ethischen Bundes herausgegeben von Dr. F. W. Foerster, Sekretär des Ethischen Bundes (Zürich). Den Mitgliedern gratis und franko.

Nr. 1	vom	1. April 1897, 8° 26 S.	(vergriffen)
„ 2	„	1. Januar 1898, 8° 52 S.	0,25
„ 3	„	1. Juli 1899, 8° 40 S.	0,25
„ 4	„	1. Oktober 1898, 8° 20 S.	0,25
„ 5	„	1. Februar 1899, 8° 47 S.	0,25
„ 6	„	1. Juli 1899, 8°	0,25
„ 7	„	1. Januar 1900, 8°	0,25
„ 8	„	1. Juli 1900	0,25
„ 9	„	1. Januar 1901	0,25
„ 10	„	1. Juli 1902	0,25
„ 11	„	1. Januar 1903	0,25

Verlag von **Leonhard Simion Nf.** in **Berlin SW. 48.** Wilhelm-Straße 121.

Moderne Erziehungsfragen.

Briefe einer Mutter
Von Johanna Thimm.

Preis 1 Mk. elegant brochiert.

Dieses Buch in vornehm gediegener Ausstattung hat großes Aufsehen erregt. Die Verfasserin vertritt in selten vorurteilsloser, fesselnder und eigenartiger Weise den neuen Standpunkt über Kindererziehung.

Für jede Mutter, die es mit der Erziehung ihrer in reiferem Alter befindlichen Kinder ernst meint, ist dieses Buch unentbehrlich.

Gesucht

Ethische Kultur **1893** Nr. 3; **1895** Nr. 37; **1897** Nr. 1, Nr. 24, Nr. 29; **1899** Nr. 7; **1900** Nr. 8 vom **Verlage für Ethische Kultur, Berlin S. W. 48,** Wilhelmstraße 121. Für gütige Uebersendung im Voraus ergebenen Dank, die Nummern werden zur Kompletierung der Jahrgänge sehr dringend gebraucht.

An unsere Leser.

Die gegenwärtige Reisezeit gibt unseren Freunden nicht nur die hoffentlich erwünschte Gelegenheit, den Fortschritt ethischer Kultur persönlich zu vertreten, Käufer zu werben, sondern auch der Sache durch Förderung unseres Blattes zu nützen. Man vergesse zunächst selbst nicht die Erneuerung des Abonnements und Nachsendungsverlangen! Man gebe seinen Reisebekanntschaften den Rat zu lesen! Man frage danach in allen größeren Hotels, Restaurants und Badekasinos! Probenummern auf Wunsch überall hin frei!

Verlag und Redaktion.

Das Bureau der D. G. E. K.,

Unter den Linden 16 bleibt **im Juli und August geschlossen;** dagegen die Ausstunftstelle im III. Stock geöffnet. Alle Mitteilungen, Wünsche, auch **redaktionelle Sendungen** bittet der Unterzeichnete zu adressieren:

Werbellinsee bei Joachimsthal i. U.
Dr. R. Penzig.

Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121.

Soeben erschienen:

Handbuch
für
Volkstümliche Leseanstalten.

Theoretisch-praktische Anleitung
zur Begründung und Verwaltung von Volksbibliotheken und Lesehallen in Stadt und Land.
Von
J. Tews,
Generalsekretär der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung.

Preis 3 Mark.

Das Handbuch behandelt die Frage der volkstümlichen Leseanstalten in ihrem ganzen Umfange theoretisch und praktisch. Es bietet eine allseitige technische Orientierung über das Gebiet und erörtert im Zusammenhange damit auch die durch die Volksbibliotheken berührten und zu lösenden allgemeinen Bildungsprobleme. Der Text wird durch Abbildungen und Zeichnungen erläutert.

Verlag von Leonhard Simion Nf., Berlin SW., Wilhelmstr. 121.

Volkswirtschaftliche Zeitfragen.

Vorträge und Abhandlungen
herausgegeben von
der volkswirtschaftlichen Gesellschaft in Berlin.

Von diesen Zeitfragen erscheinen jährlich 8 Hefte in zwangloser Folge.
Preis des Einzelheftes **1 Mk.**, der Abonnementspreis **pro Jahr 6 Mark.**
Bisher sind 205 Hefte erschienen, von denen Verzeichnisse auf Verlangen gern gratis und franko versandt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Heusel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1.40 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage **„Kinderland."** Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

XII. Jahrgang. | Berlin, den 1. September 1904. | Nr. 17.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Die Häufung der „Fälle." Vom Herausgeber.
Das Gebet vom ethischen Standpunkt aus betrachtet. Von Walter Sheldon.
Der wahre Herrscher der Kulturwelt. Von W. J. Stead.
Streiflichter:
Die koloniale Lüge.
Gesunder Egoismus.
Bücherschau.

Die Häufung der „Fälle."

Vom Herausgeber.

Die breite Ausgestaltung des „Falles Mirbach," auf die der Fall Mirbachs noch immer nicht folgen will, veranlaßt zu der nachdenklichen Betrachtung, warum unser öffentliches Interesse eigentlich seit Jahrzehnten fortwährend mit „Fällen" der bezeichneten Art angestrengt wird. Ist das nur die Folge der Skandalsucht einer minderwertigen Presse? Es soll nicht geleugnet werden, daß vielverbreitete „parteilose" Organe der Oeffentlichkeit das mangelnde Parteiinteresse durch Spekulation auf die Sensationslust der Massen zu ersetzen suchen und gern „Fälle" konstruieren, mit deren Analysierung, Detaillierung und — Dementierung das Publikum nervenkitzelnd unterhalten werden kann. Ebensowenig mag das Zugeständnis fehlen, daß hie und da Parteileidenschaft harmlose oder doch vor ein anderes Forum gehörende Vorfälle aufbauscht und in nicht einwandfreier Weise gegen den Gegner verwertet (auf der Rechten so gut wie auf der Linken). Das gehört in's Kapitel: Die Politik, soll heißen: Politischer Fanatismus, verdirbt den Charakter. Aber das gilt nicht von den eigentlichen „Fällen". Deren besonderes Merkmal ist es vielmehr, daß sie nicht auf die Partei- und nicht auf die Sensationspresse beschränkt bleiben und daß sich, widerwillig und nach vielen Totschweige- oder Ablehnungsversuchen, die ganze Zeitungswelt mit ihnen zu beschäftigen gezwungen sieht. Und ein Fall tritt immer dem andern auf die Fersen — augenblicklich scheint der Fall Groeneveld den Fall Mirbach abzulösen — sodaß unsere Zeitungen schon fast etwas Grammatikartiges bekommen, wenn alle die aktuellen Fälle abgehandelt und abgewandelt werden. Auch kann man nicht umhin, darin eine „Deklination" im grammatischen und astronomischen Sinne zu erblicken. Es ist etwas im Sinken.

Vielleicht wie schon zugegeben, der Geschmack der Zeitungsleser. Aber dann gewiß nicht allein. Geschmacksverirrungen sind immer Folgezustände von Krankheit. Und hier scheint die Krankheit doch tiefer zu sitzen. Für die Diagnose dürfte man doch fragen müssen: Wo kommen die Fälle in ihrer übergroßen Mehrheit vor? Wer liefert sie? Da ist die Antwort nicht zweifelhaft: Aus den Kreisen der Bevorrechteten, der „Herrschenden", der Verantwortungtragenden unendlich viel reicher, als aus der misera plebs contribuens. Das ist freilich so selbstverständlich und natürlich, daß mancher die Lippen kräuseln wird zu einem mitleidigen Lächeln über die billige Weisheit: verfehlen könne sich nur, wem etwas anvertraut sei, und weithin sichtbar sei eben nur, was an hoher Stelle geschieht. Immerhin ist damit die Sache nicht abgetan. Man kann sehr aufrichtig und gerecht die höhere Gefahrenmöglichkeit und die gesteigerte Wahrscheinlichkeit eines Amtsmißbrauchs im Verhältnis zur Vermehrung des Machtbereichs zugeben und doch überaus besorgt auf die Zunahme dieser Fälle schauen. Auch der billige und beliebte Trost: in unserer Zeit unbeschränkter Oeffentlichkeit bleibe eben nichts verborgen und heute finde nur alles seine Sühne, was sonst unentdeckt oder in Geheimkanzleien begraben blieb — auch dieser Trost ist schäbig genug, weil er allen Fortschritt in Gesittung und Bildung schlankweg in Abrede stellt.

Nein, aufrichtiger und fördernder ist es, der Tatsache fest in's Auge zu sehen und zu erkennen: Wir haben heute so wenig Menschen, die ungestraft befehlen können, weil wir so wenig Selbstzucht mehr üben; so wenig aller Verantwortung Gewachsene, weil die Selbstverantwortlichkeit nicht mehr als dringendste Gewissenspflicht empfunden wird, so wenig Achtung vor dem Recht, weil zu viel Liebe zur Macht, so wenig sittliche Freiheit, weil so viel Knechtung unter Willkür und Leidenschaft.

Wägen die „Fälle" aus dem Offizierkorps, von den Unteroffizieren oder aus der Kolonialbeamtenschaft herrühren, aus hohen Hofbeamtenkreisen oder der Finanzaristokratie, mag Ostelbien's Junkerschaft oder die Industrietrannei fiskalischer Kohlenzechenbarone sie liefern: das gemeinsame Merkmal ist immer, was die griechischen Tragiker mit dem Worte Hybris bezeichneten: übermütiger, der Verantwortung vor dem eignen Innern nicht bewußter Machtmißbrauch; rücksichtsloser, schneidiger Gewaltrausch und skrupelloser Durst nach immer mehr Herrschaftsausdehnung im Größten wie im Kleinsten. So „lebt" sich der Leutnant „aus", so mißhandelt der Unteroffizier seine Rekruten, um den „besten"

Digitized by Google

Zug vorzuführen, so „regiert" der Weiße die Schwarzen mit der Nilpferdpeitsche, so muß das Geld, mit vollen Händen für „ideale" Zwecke gegeben und unbelehrens genommen, recht unlauteren Zielen vermehrten Scheinansehens dienen, so übt man patriarchalische Vormundschaft über Tagelöhner und selbst Schullehrer, so bleibt man „Herr im eignen Haus" und taubt mit der Hungerpeitsche dem Arbeiter sein Bürgerrecht.

Dürfen wir es bei solcher Selbstprüfung der Presse der Sozialdemokratie verübeln, wenn sie warnend und mahnend immer und immer wieder solche Fälle an's Licht zieht? Dürften wir das, selbst dann, wenn wir sicher wären, daß auch bei ihnen in dem Maße als sie zur Herrschaft und in einflußs und verantwortungsreiche Stellungen gelangten, die Fälle des Mißbrauchs der Gewalt sich noch stärker mehren würden? Müssen wir ihnen nicht vielmehr beispflichten und freimütig zugestehen, daß die am Ruder Befindlichen vielfach nicht die Eignung zu verantwortungsvoller regierender Stellung mehr besitzen? Jene Hybris ist — das lehrt die Weltbühne als moralische Anstalt mit Flammenworten — stets die Vorläuferin des Sturzes, und eine Gesellschaft, die nicht mit eiserner Strenge diese aus ihrer Mitte erwachsenen wilden Schößlinge abschneidet, macht sich zur Mitschuldigen der Verbrecher.

Solange diese Fälle, in je höheren Kreisen sie sich abspielen, um so sicherer vertuscht werden, solange sie entschuldigend als bloße unvermeidliche, aber nichts für die Allgemeinheit beweisende Einzelfälle gelten, solange nicht der feste Entschluß gefaßt wird, unsere Lebensanschauung und Erziehung zum Leben wieder auf die feste Grundlage der Selbstbescheidung und strengen Selbstzucht zu stellen, solange nicht die unglückselige Anbetung der äußeren Macht, des Erfolges und des Scheins der Ueberzeugung von dem alleinigen Wert idealer Güter gewichen ist, — so lange darf selbst die gewissenlose Ausbeutung der Fälle zur Schürung des Klassenhasses nicht blind machen gegen die ungeheure Gefahr, die unserer Gesellschaftsordnung von innen, nicht von außen her, droht.

Vielleicht wird es immer eine Art herrschender und dienender Bevölkerungsschichten geben — die Aufgaben des Kulturlebens sind zu mannigfaltig und schwierig, um nicht vielfach die Zusammenfassung vieler Einzelwillen in einen starken Führerwillen zu fordern — aber auf die Dauer herrschen können werden zweifellos nur diejenigen, die am selbstlosesten dem Gemeinwohl zu dienen trachten und die ihre Herrscherwürde in strenger Zucht am eigenen Leib und Geist bewährt haben. Am sichersten aber werden sie ihre Herrschaft begründen, wenn sie sich jeden „Fall" eines der Ihrigen zum energischen Anstoß zur Erhebung werden lassen.

Das Gebet vom ethischen Standpunkt aus betrachtet.

Von Walter Sheldon.*)

Da wir Amerikaner die Ansicht vertreten, die Ethik sei im Stande als Religion zu dienen, hat man uns öfters die Frage vorgelegt, weshalb wir dann das Gebet nicht in irgend einer Form einführten, denn bisher wurde dasselbe doch als Hauptbestandteil jeder Religion betrachtet. Darauf sei vorerst im Nachstehenden Antwort zu geben.

Die große Mehrzahl unter uns ist gelehrt worden zu beten. Es gibt kaum ein Kind, das nicht allabendlich eine Bitte an die unsichtbare Gottheit richtet. Aber nur wenige bleiben dieser Gewohnheit in späteren Jahren treu, und wiederum nur ein Bruchteil von diesen obliegt der Sitte mit Inbrunst und wahrer Befriedigung; und die Frage wurde aufgeworfen, ob dieser Umstand nicht einer allgemeinen Vergrößerung der Gefühle, einer wachsenden Vermenschlichung zuzuschreiben sei. Doch darüber können wir uns beruhigen, denn man findet gewiß nicht nur unter den Betern edle und gute Menschen. Es ist sogar eine alltägliche Erfahrung, daß gerade die größte Selbstsüchtigkeit und Hochherzigkeit bei denen anzutreffen ist, die das Gebet ganz aufgegeben haben. Trotzdem wollen wir nicht behaupten, daß alle Nichtbeter zu dieser Klasse gehören. Bei gar manchen entspricht diese Handlungsweise nur absoluter Gleichgültigkeit gegen alle höheren Fragen — also der nackten Irreligiosität. Diese Menschen wissen nicht, weshalb sie nicht mehr beten, auch nicht, wann sie damit aufgehört haben. Bäte man sie heute einer religiösen Gemeinschaft beizutreten, so würden sie jedenfalls ablehnen, ohne doch imstande zu sein, einen triftigen Grund dafür anzugeben. Von diesen wollen wir aber nicht reden. Sie sind die ersten, die in Zeiten von Not und Gefahr Gebete stammelnd auf die Knie fallen.

Wir sprechen dagegen von all denen, die mit Ehrlichkeit ihre Gefühle prüfen, die gerne dem höheren Zug ihres Empfindens Folge leisten, die aber das Hülferufen zu einer Gottheit nicht mehr mit ihrer Ueberzeugung vereinbaren können.

Mütter beobachten dies voll Kummer an ihren Kindern; auch Väter, die selber schon längst denselben Weg gegangen sind, berührt es peinlich, die Söhne in ihre Fußstapfen treten zu sehen; die Geistlichkeit aber erblickt darin ein gefährliches Anwachsen des Materialismus.

Untersuchen wir, ob diese Sorge der Väter, der Mütter und der Geistlichkeit auch begründet sei.

Mancher mag die Gewohnheit des Betens mit Bedauern aufgegeben haben. Aber wir können eben nicht immer Erhebung in der Art finden, wie wir es am liebsten möchten, denn wir sind nicht nur empfindsame, sondern auch vernunftbegabte Wesen. — Jedem Beobachter muß es klar werden, daß die allgemeine Ansicht über die Wirksamkeit des Gebets sich im Lauf der Zeit sehr verändert hat, sogar bei denen, die der Gewohnheit treu geblieben sind. Früher wurde angenommen, daß jede gläubige Bitte um materielle Hülfe Erhörung fände. Wenn ein Volksstamm durch die Barmherzigkeit seiner Nachbarn vom Hungertod gerettet wurde, hielt man dies für eine direkte Folge der Bitte an Gott. Heute gewinnt hingegen die Ueberzeugung Raum, daß es ein Hinabziehen der Gottheit wäre, ihr zuzumuten, fortwährend ändernd in die Gesetze einzugreifen, welche sie selbst für die Naturwelt aufgestellt hat. Eine überwältigende Anzahl von Beispielen widerspricht auch dieser Annahme. Wir sind gezwungen zuzugeben, daß die Sonne für die Gerechten ebenso wie für die Ungerechten scheint, und daß, soweit materielles Wohlergehen in Betracht kommt, das Menschengeschlecht auf seine ursprünglichen Hülfsmittel angewiesen bleibt. Die Geistlichkeit zeigt sich auch mehr und mehr geneigt, in diesem Punkte den Priestern der Naturwissenschaft die Hand zu reichen, und wer aufmerksam auf die Worte hört, die heutzutage in den Kirchengebeten gebraucht werden, dem wird es auffallen, daß die Bitte um materielle Hülfe mehr und mehr umgangen wird, um den denkenden Kirchengängern nicht zu viel zuzumuten.

Es ist schwer, sich die Gewalt der Naturgesetze, die unsere Gebete umstürzen sollen, ganz klar zu machen. Wir können uns noch vorstellen, welche Folgen es haben würde, wenn die Sonne plötzlich stillstände, und deshalb begreiflich selbst manch guter Beter die Geschichte von Josuah, als er den Jordan kreuzte; aber nur Tieferblickende vermögen einzusehen, daß ähnliche und ebenso weitgehende Folgen durch die kleinste willkürliche Veränderung eines noch so verborgenen Naturgesetzes entstehen würden.

*) Aus dem Englischen übersetzt von Dora Weinrich.

Digitized by Google

Wenn die Kette auch sehr lang und sehr seingliedrig ist und jedes Glied nur ein winziges Ding an sich scheinen mag — dennoch! wollte man es zerbrechen, so gäbe es eben keine Kette mehr. — So mag es uns ganz selbstverständlich vorkommen zu beten: „Unser täglich Brod gieb uns heute“ und doch, sollte das kleinste Atom menschlicher Nahrung uns anders, als auf die natürliche Art zukommen, so müßte die ganze Entwickelungsgeschichte der Erde verändert werden. Es ist eben so unvernünftig zu erwarten, daß eine solche Bitte an die Gottheit unsere Möglichkeiten, uns Nahrung zu verschaffen, verbessere, wie anzunehmen, daß auf unser Flehen hin das Sonnensystem zum Stillstand kommen könne. Von diesem Gesichtspunkt aus werden aber die jungen Leute, die unter dem praktischen Einfluß unserer Zeit aufgewachsen sind, das Beten als nutzlos verwerfen. Heutzutage ist man gewohnt, bei jedem Unternehmen zu fragen: „Lohnt es sich auch?“ Und so fragen die Menschen auch einfach: „Was habe ich denn vom Beten?“ Es wird alles von ihnen nach seinem Profit bemessen. Man will seine Kräfte nicht verschwenden, auch nicht, wenn es sich nur um gesteigerte Gefühle handelt. Aber es gibt einen noch tieferliegenden Grund. Den finden wir bei wahrhaft religiösen Naturen. Diese möchten gerne beten, aber eine unerbittliche Stimme sagt ihnen, daß sie nicht beten dürfen, ohne an Erhörung zu glauben. Es ist das Gewissen selbst, das es ihnen verbietet. — Nun wird man uns sagen, daß das Beten nicht nur im Bitten bestehe; es vereble den Mensch, auch ohne besonderes Anliegen, Geist und Herz zu Gott zu erheben. Dies ist die neueste Auffassung des Gebets.

Am Anfang wurde nur um Hülfe gebetet, in großen und kleinen Nöten, bis es den Menschen anfing klar zu werden, daß der Allwissende besser als sie selber wissen müsse, was sie brauchten. Darauf erhob sich das Gebet zur reinen Anbetung, zum Ausbreiten der Menschenseelen vor ihrem Schöpfer; man sei verpflichtet, ihm alle Kümmernisse zu erzählen, auch wenn er sie schon kennen sollte. Aber die Gottesidee verfeinerte und vertiefte sich abermals: auch dieses Beten genügte nicht mehr. Und so sind wir zu dem letzten Punkt gelangt: man sagt uns, daß wir beten sollten, um unsere Seelen zu erheben, unsere Gefühle zu veredeln, wir seien es unserem Innenleben schuldig, manchmal Einkehr zu halten und den Staub der Alltagswelt abzuschütteln. Nun beten wir also um unser selbst willen, und Glauben oder Unglauben kommen nicht mehr in Betracht. Diese letzte Stellungnahme mag gleicher Weise dem Theisten wie dem Atheisten genügen.

Man möge nicht denken, daß wir durch diese Besprechung das Gebet als solches herabsetzen wollten. Wir versuchen nur das gedankenlose Gebet zu verurteilen; denn wenn Menschen beten, ohne zu glauben, schädigt es ihren Charakter. Alle die, deren Innenleben nicht wahrhaftig ist, können überhaupt nicht wahrhaftig sein. Wer dagegen an die Wirksamkeit seines Gebetes glaubt, wer da vertraut, daß er durch inbrünstiges Flehen das Gewünschte wirklich zu erreichen vermöchte, der mag weiter beten.

Wir sind uns keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß diese Beweise menschlichen Empfindens, die durch Jahrtausende fortlaufen, einen höheren Zweck hatten, als nur den, überschüssige Gefühlskräfte unterzubringen. Daß das Beten früher allgemein war, hatte seinen tiefliegenden Grund, und brachte der Menschheit sicher manchen Gewinn. Die Welt entwickelt solche Erscheinungen niemals zwecklos, und wenn wir auch selbst nicht mehr in ihrem Banne stehen, so können wir uns doch als ihre Schuldner fühlen für das, was aus ihnen hervorgegangen ist. Von der Leiter, auf welcher die Menschheit zu ihrer jetzigen Höhe hinangestiegen, ist das Gebet zweifellos eine Sprosse gewesen und wir müssen bekennen, daß ohne diese spezielle Aeußerung religiösen Gefühls die Welt ihren heutigen Standpunkt noch nicht erreicht haben würde.

Doch für alle die, welche es nicht mehr mit ihrem Gewissen vereinbaren können zu beten, wollen wir versuchen, einen Ersatz dafür zu finden. Dazu müssen wir uns erst klar machen, worin die Befriedigung bestand, die dem Gebet entströmte, und wann die Menschen am meisten dem Gebet oblagen.

Betrachten wir einen Mann, dem sein erstes Kind in den Arm gelegt wird. Wie einfach menschlich ist er mit einem Mal! Gerade wie jeder andere. Man könnte im Augenblick nicht sagen, welcher Gesellschaftsklasse und welchem Beruf er angehört — jeder Unterschied ist wie fortgewischt. Er ist nur Mensch. Alle Interessen, die vorher scheinbar sein ganzes Leben füllten, sind verschwunden. Wir lächeln über seine überströmende Freude und wir achten ihn dafür. Er ist so froh, daß er sein Herz rückhaltlos vor jemand ausschütten muß — und er dankt Gott.

Und derselbe Mann ist wieder ganz Mensch, wenn der erste, große Schmerz ihn trifft. Denn abermals ist er wie jeder andere, denn alle Sonderinteressen sind ausgelöscht. Er ist hülfsbedürftig — er strauchelt, er streckt die Hand nach einer Stütze aus — er ruft Gott an.

Es rührt uns, zu sehen, wie solch ein selbstbewußter und selbstgefälliger Mensch völlig zusammenbricht unter der Wucht eines Kummers. Die höchste Freude und der mächtigste Schmerz durchdringen die Schale alltäglicher Interessen, reißen das Herz auf und legen den wahren Menschen bloß. Viele nennen das „schwach werden.“ Aber es ist oft gerade das Gegenteil. Nur die äußere Hülle kongentrierter Eigenliebe wird schwach, der Mensch selbst erstarkt. Lage auf Lage oberflächlicher Gefühle hatte sich angesammelt, bis es schien, als ob der ganze Mensch daraus bestünde, aber wenn das Leid kommt, fällt all dies Aeußerliche ab. Solange er sein Leben der Weltlichkeit lebte, war er wohl imstande allein zu stehen, aber nun, da sein Inneres heimgesucht wird, ist er gleich dem Kind, das hülfesuchend nach der Mutter faßt.

Und was beweist dies alles?

Es beweist, daß, wenn wir am menschlichsten sind — d. h. soviel wie am göttlichsten — wir nicht gerne einsam stehen. Es wird uns dann plötzlich klar, wie klein wir sind und wie allein, und wir sehnen uns nach etwas Mächtigem, das uns stützt und das uns versteht. Darin wurzelt der Ursprung des Gebets.

Es wurde in Zeiten festlicher Erregung das Glied, das die Menschen mit etwas höherem verband.

Was also heute noch imstande ist, dies zu vollbringen, alles, das unser Innenleben erhöht und veredelt, ist berufen an Stelle des Gebets zu treten.

Die Grundbedingungen sind dieselben geblieben und werden immer dieselben bleiben. Der Unterschied liegt nur in der Art, in welcher wir auf das gleiche Ziel lossteuern.

Es ist dreierlei, worauf Religion beruht.

Erstlich das Verhältnis des Menschen zu sich selbst. Zweitens, das zu seinem Nächsten und drittens das zur Naturwelt samt ihrem Ursprung oder Schöpfer. Und in dem Maße, in welchem ein Mensch sich zu einem oder allen von diesen Punkten gleichgültig verhält, in demselben Maß beträgt er sich selbst um sein heiligstes Menschentum.

Jeder dieser drei Punkte verlangt absolute Anerkennung. Keiner kann als Ersatz für den anderen dienen.

Das Verhältnis des Menschen zu sich selbst, also sein Innenleben, ist an den Früchten seiner Handlungen ersichtlich. Dabei kommt aber die Art der Arbeit gar nicht in Betracht, sondern nur die Gesinnung, in der sie ausgeführt wird. Derjenige, der seine engen, alltäglichen Lebenspflichten in dem Gedanken erfüllt, die Welt dadurch, wenn auch nur ein wenig, vorwärts zu bringen, führt gewiß ein erhabeneres Dasein als der üppigste Millionär, der seinem Genuß lebt, oder der glänzendste Feldherr, der sich nur von persönlichem Ehrgeiz treiben läßt. Denn mit dem Bewußtsein, einem

Digitized by Google

höheren Zweck zu dienen, wird der Mensch über sich selbst gehoben und von einem Gefühl verklärt, das früheren Generationen durch das Gebet kam. Hand in Hand damit geht die Brüderlichkeit, die Nächstenliebe, die der Erkenntnis entspringt, daß wir zusammen gehören und alle mit einem Geist getränkt sind. Die Tat jedes einzelnen berührt in gewissem Sinne alle. Das Verbrechen des einen befleckt das ganze Geschlecht. Der Edelmut eines anderen findet hellen Wiederklang in unseren Seelen. Und immer fester und zarter sollen die Bande werden, die Wesen mit Wesen verbinden und immer kräftiger das Gefühl der Einheit, das Verständnis unter einander. Dafür haben wir unsere Klassiker. Einen Shakespeare statt eines Gebetbuches! Da tun wir wahre Blicke in das Mysterium der Brüderseele, da lernen wir die Menschen lieben, denn die meisten sind ja liebenswert und menschlich gut, nur bedarf es allzuoft tragischer Erschütterungen um dies zu offenbaren.

Eine rührende Geschichte wurde mir kürzlich erzählt von einem rauhen Minenarbeiter des Nordwestens. Er war bei einem Unfall hoffnungslos verletzt worden. Da bat er einen Kameraden flehentlichst, ihn doch für die letzten Lebenstage zu seiner Mutter zurück zu bringen. War das nicht ebenso gut, wie wenn er jemanden gebeten hätte das Vaterunser für ihn zu sprechen? Gerade diese Gefühle sollten in den Menschen an Macht gewinnen, nur sollte man nicht erst an der Pforte des Todes stehen, um auf sie zu achten.

Und auch die tausend Stimmen in uns und um uns, die von unserer Verwandtschaft mit der Natur predigen, dürfen wir nicht achtlos überhören. Wir können uns nicht mehr als außerhalb der Natur stehend betrachten, denn wir wissen, daß wir ein Teil von ihr sind. Wir dürfen die Erde nicht mehr als rohe Materie ansehen, denn sie ist unsere Mutter. Durch welchen geheimnisvollen Vorgang, wissen wir nicht. Aber von ihr wurde der Kryställ, die Blume, die Menschenseele geboren. Wir können uns dem nicht entziehen und unsere Brudergefühle auf unseren Nächsten beschränken, denn wir sind unlöslich mit allen Bestehenden verknüpft, von dem fernsten Stern, bis zu dem Tautropfen zu unseren Füßen. Und ein liebevolles Eingehen in die Natur um uns her muß dazu dienen, uns noch immer inniger mit ihr zu verbinden. Je mehr wir von der Geschichte der Erde erforschen, je vollständiger wir die Bewegungen der Nervensysteme begreifen, desto mächtiger flutet das Leben in uns selbst, desto deutlicher fühlen wir uns als ein Teil des Alls.

Und dabei kommt ein Frieden über uns, wie ihn sonst das Gebet gebracht haben mag. Vielleicht durch das Erfassen der Großartigkeit der Weltordnung. Es beruhigt uns, zu wissen, daß selbst weit draußen im Weltall die Sternbilder den erhabenen Naturgesetzen gehorchen und die Planeten nach ihrem Kreislauf wieder zu ihrem bestimmten Platz zurückkehren.

Man soll die Natur nicht nur studieren, um Tatsachen zu lernen oder sich Tabellen einzuprägen, sondern man soll in der Freude der Arbeit aufgehen und den Sporn zu gesteigerter Tätigkeit daraus gewinnen.

Wir fühlen, um zu handeln. Bleibt es nur beim Fühlen, so ist es eine gar wertlose Sache. Wir sollen versuchen, unsere besten Gefühle zu steigern, um die edelsten Taten zu vollbringen. Natur und Menschengeschichte nehmen uns nicht an ihr Herz, damit wir da ausruhen. Sie sagen uns deutlich, daß wir kein Recht haben zu rasten, solange die große Welt draußen unsere Arbeit braucht. Wenn wir diese Lehre einmal voll erfaßt haben, werden wir auch imstande sein, den wahrhaft ethischen Wert dieser Ersatzmittel für das Gebet zu begreifen.

Der wahre Herrscher der Kulturwelt.

Von W. J. Stead.*)

„Es gibt in England ein Ding, geliebte Königin, von dem wir in Xanthia keine Ahnung haben. Selbst in unserer heiligen Schrift, die alle Traditionen der Vergangenheit birgt, wird keiner ähnlich würdigen Sache Erwähnung getan. Viele Engländer behaupten, von ihrem König regiert zu werden, andere glauben, daß das Parlament die Zügel in Händen habe; wirklich kluge Männer sagen jedoch, daß keines von beiden der Fall sei und daß England von den Zeitungen regiert werde. Das klingt sehr geheimnisvoll, nicht wahr? Ich fürchte, daß ich nicht imstande sein werde, dir die Sache begreiflich zu machen; begreife ich sie doch selbst kaum . . . Eine Zeitung, mußt du wissen, ist nämlich nur ein großer Bogen Papier, der mit allerlei wahren und falschen Worten bedruckt ist. Sie erscheint morgens und abends. Was ich nicht begreifen kann, ist, daß das Abendblatt schon vor der Mittagsstunde erscheint und daß man niemals die erste, zweite und dritte Auflage bekommen kann. Für die Zeitung scheint der Abend vor zehn Uhr morgens zu beginnen und ich habe bisher vergeblich nach den ersten drei Auflagen gesucht. Kein Mensch konnte mir eine solche verschaffen. Die Zeitungen enthalten zweierlei gedruckte Worte. Die einen nennt man Nachrichten und sie werden für teures Geld aus der ganzen Welt gesammelt. Die Leiter der Blätter zahlen oft ungeheure Summen, um sie zu erhalten. Die anderen nennen die Engländer „Ads“ (Annoncen). Für diesen Teil der Zeitung zahlen die Besitzer nichts. Im Gegenteil, man zahlt ihnen ungeheure Summen, damit sie erscheinen. Die Nachrichten und die „Ads“ sind so durcheinander gemischt, daß ich sie nur schwer von einander unterscheiden kann. Die Engländer behaupten, es auf den ersten Blick zu wissen, und sind sehr beleidigt, wenn ich die Nachrichten mit den „Ads“, und umgekehrt, verwechselte. Aber man sagt mir, daß es in England genug Zeitungen gibt, welche für das, was sie als Nachrichten drucken, ebenso Geld nehmen, wie für die „Ads.“ Die anständigen Leute sagen, daß das eine Schufterei sei.

Es scheint in diesem so gepriesenen Lande in noch manch anderen Dingen Schufstereien zu geben. Wenn sich bei uns in Xanthia eine Frau als Prophetin ausgibt und sich für ihre Prophezeiungen bezahlen läßt, wird sie ins Gefängnis geworfen, selbst wenn sich ihre Prophezeiungen erfüllt haben. In England ist das anders. Die meisten Zeitungen z. B. haben Wahrsager angestellt, welche die Namen der Pferde prophezeien, die an diesem und jenem Tage den Preis bei den Rennen gewinnen werden. Nur selten erfüllt sich ihre Weissagung und doch werden sie nicht eingesperrt, obgleich viele törichte Leute, die den Prophezeiungen glauben, dadurch ihr ganzes Vermögen verlieren. Wenn sie gestern noch so falsch prophezeit haben, so dürfen sie heute wieder prophezeien, ohne daß man sie daran hindert; ja, sie werden sogar von den Zeitungsbesitzern sehr gut bezahlt. Die Engländer behaupten, daß sie das Spiel hassen und drücken von Zeit zu Zeit in den Zeitungen ihre Entrüstung über einen Fürsten aus, dem ein Ort, Monte Carlo genannt, gehört und der in einem eigens dazu erbauten herrlichen Palast ein öffentliches Spiel gestattet. Eines Tages fragte ich einen Engländer, worin denn der Unterschied zwischen diesem Monte Carlo und den englischen Pferderennen bestehe und ich erhielt die verblüffende Antwort: „O, da ist ein großer Unterschied. In Monte Carlo kann man nicht betrügen und nur wenige können spielen, während man bei den Wettrennen leicht betrügen kann und jedermann mitspielt.“

*) Vergl. „Eth. Kultur“ XI. Jahrg. Nr. 15. **Vorbemerkung zu:** „Die englische Volkskunst.“ Zum Verständnis nur, daß der Autor seine Satire in die Form von Berichten kleidet, die der Abgesandte einer utopischen Königin dieser über die Zustände der zivilisierten Welt, speziell Englands, erstattet. **D. Red.**

Digitized by Google

Erlaube, o Königin, daß ich nach dieser kleinen Abschweifung, welche dir die Inkonsequenz der Engländer vor Augen führen sollte, zu der Beschreibung der Zeitungen zurückkehre. Als ich zum erstenmal eine solche zur Hand nahm, war ich nicht wenig verwirrt, denn sie ist nicht wie die Bücher, die unser Lehrer uns zeigte, mit gleichen Buchstaben gedruckt, sondern mit solchen in den verschiedensten Größen. Auf meine Frage, warum dies geschehe, antwortete man mir: um Zeit zu ersparen, damit man die wichtigen Nachrichten von den unwichtigen auf den ersten Blick unterscheiden könne. Die ersteren seien mit großen Aufschriften versehen. Nach dieser Auskunft begann ich aufmerksam ein Blatt zu studieren und fand, daß die Preise von allerlei Pillen und Schnäpsen und die Adressen von Kakaoerzeugern und dergleichen mit den größten Buchstaben gedruckt waren. „Wie kommt das?“ fragte ich erstaunt. „Sie lesen ja die „Ads“ und nicht die Nachrichten,“ entgegnete mein Begleiter ärgerlich. „Diese werden stets nach der Höhe der Summe, die für sie bezahlt wird, gedruckt, während bei den Nachrichten die Titelköpfe im Verhältnis zu ihrer Wichtigkeit groß oder klein gedruckt werden.“

Nun studierte ich das Blatt weiter und kam zu einer Seite, welche gar keine Ueberschrift trug. Ich schlug sie natürlich um, denn ich dachte, daß sie ganz unwichtig sei; da kam ich aber schon an, als ich das sagte.

„Mensch, begreifen Sie denn nicht, das ist ja der Leitartikel, das Wichtigste im ganzen Blatte, der braucht keinen Titelkopf.“

Ich werde es aufgeben müssen, eine englische Zeitung lesen zu lernen. Ich bemühte mich redlich, sie aufmerksam zu studieren und erfuhr nur Eines klar — daß Alles eine Neuigkeit sein kann, was der Besitzer so zu nennen beliebt. Sie braucht nicht neu, sie braucht nicht wahr zu sein — wenn sie in einer Zeitung erscheint, nimmt man sie als eine Neuigkeit hin. So weit ich bis jetzt herausgefunden habe, dient die Zeitung nicht zur Belehrung des Volkes, sondern als Chronik für alle Verbrechen, Laster und die Kriege. Sie ist die Bibel der Engländer — die einzige, welche fast von Jedem gelesen wird, sogar von kleinen Knaben und Mädchen. Nichts ist so beliebt, wie die furchtbarsten Mord- und Raubgeschichten, die von menschlichen Qualen und Leiden erzählen.

Bisher habe ich noch keinen Zeitungsbesitzer persönlich kennen gelernt, aber dieselben müssen gar bedeutende Menschen sein; denn höre, o Königin, sie brauchen keine Prüfung abzulegen, man verlangt kein besonderes oder tiefes Wissen von ihnen, sie brauchen nichts von Staatswissenschaft zu verstehen und kein Zeugnis über ihren persönlichen Charakter beizubringen, um ihre hohe Machtstellung auszufüllen. Deshalb glaube ich, daß es von Gott außerordentlich Geschickte sein müssen, deren Allwissenheit sich auf ihrem Antlitz spiegelt. Wie könnten sie sonst so hohe Stellen einnehmen, über Kaiser und Könige zu Gericht sitzen und die verwickeltesten und wichtigsten Staats- und Kirchenfragen lösen wollen? Und diese halbgöttlichen Richter über Menschen und Dinge genießen alle Freiheiten — nur eine nicht. Sie dürfen nämlich, wenn zwei Engländer mit einander im Streite sind, keinerlei Kommentare darüber in den Zeitungen drucken, damit die Richter nicht beeinflußt werden. Tun sie es doch, so werden sie oft sogar mit Gefängnis bestraft; wenn aber zwei Staaten mit einander im Streite liegen, so daß der Friede arg bedroht ist, ja sogar ein unheilbringender Krieg die Folge sein kann, dann ist es den Zeitungen nicht nur gestattet, sondern sie werden sogar ermutigt, alles zu tun, was in ihrer Macht liegt, um die Leidenschaften zu entflammen und durch ihre Kommentare Vorurteile wachzurufen. Dieses Uebel, Nationen gegen einander zu hetzen, ist bereits so schlimm geworden, daß mir ein alter, erfahrener Gesandter ganz ernstlich versicherte, es gäbe keine Kriegsgefahr, wenn man ihm erlauben wollte, ein halbes Dutzend Zeitungsbesitzer aufhängen zu lassen. Da man ihm das nicht erlaubt hat, fahren die Zeitungen fort, Feuerbrände zwischen die Nationen zu schleudern. Die Zeitungen fürchten eben weder ihren Gott noch auch die Menschen — bis auf diejenigen, die ihnen für die „Ads“ bezahlen. Vor diesen liegen sie im Staube, denn ohne sie müssen sie verhungern. Aus alledem geht klar hervor, daß die erste Macht im Staate weder der König, noch das Parlament, noch die Zeitungen sind, sondern die Fabrikanten von allerlei Pillen und Schnäpsen. Die Engländer behaupten jedoch, sie würden von der „öffentlichen Meinung“ — ein Ding, das wir nie begreifen werden — regiert. Diese „öffentliche Meinung“ wird aber von den Zeitungen gemacht, welche wieder von den Bezahlern der „Ads“ gemacht werden, und da ist es doch sonnenklar, daß das stolze England von Pillenverkäufern u. dgl. regiert wird.

Die Engländer behaupten, daß die Zeitungen das unerläßlichste Instrument zur Regierung des Reiches seien. Ohne diese gedruckten Riesenpapierlappen — von denen einer groß genug wäre, um einer ganzen Familie als Decke zu dienen — könnte man das Volk nicht beeinflussen. Merkwürdig ist, daß die Massen des Volkes sich um die Ansichten der Staatsmänner und um die politischen Nachrichten gar nicht kümmern. Du würdest lachen, o Königin, wenn ich dir schreiben wollte, welcherlei Nachrichten die Engländer mit Gier verschlingen. Denke dir: alles, was die Kleidung der Frauen und die Vergnügungen der Männer betrifft, erregt ihre Neugier mächtig. Ein neuer Skandal ist wichtiger als eine neue wissenschaftliche Entdeckung, und ein Ball erregt mehr Interesse als die weisesten Aussprüche eines Philosophen. Ich hoffe, daß dir, meine geliebte Königin, dieser Brief einen Begriff von dem, was „Gottes Engländer“ ihre „Presse“ nennen, gegeben hat und daß du davon ebenso wenig begeistert bist wie ich.

Dein ergebener Kallikrates.

Streiflichter.

Die koloniale Lüge, mit der Deutschland leider, dem Beispiel der anderen Länder gelehrig folgend, seine gewaltsamen Eroberungen über dem Meere als Schutzaktionen bezeichnet hat, fällt immer mehr guten Deutschen aufs Gewissen. Auf die in der vorvorigen Nummer teilweise aus der „Christlichen Welt“ abgedruckten Ausführungen des Pfarrers Anz antwortet ebenda der bekannte Missionar J. Irle, der 34 Jahre unter den Hereros gelebt hat, und er findet gleichfalls starke Worte für die Unaufrichtigkeit, mit der die Usurpierung des westafrikanischen „Schutzgebietes“ eingeleitet worden ist, und an deren Folgen jetzt deutsche Mütter, wie die unglücklichen Schwarzen zu leiden haben. Uns interessiert besonders der Schluß seines Artikels; es heißt da:

Zum Schlusse möchte ich Herrn Pfarrer Anz meinen aufrichtigsten Dank aussprechen für den Freimut, mit welchem er den schwierigsten Punkt der Kolonialfrage zur Debatte stellt. Er sagt:

„Die Deutschen sind ins Land gekommen als Freunde und Beschützer, während doch ihre Meinung immer nur sein konnte und auch gewesen ist, daß sie die Herren hier seien. Darin liegt eine Unehrlichkeit der großen Politik, die sich nun bitter rächt.“

Ich möchte diese Worte noch verstärken durch den Hinweis auf ein Bekenntnis des Herrn F. J. von Bülow, Premierleutnant a. D., in seinem Buch „Deutsch Südwest-Afrika“ (2. Auflage, Berlin, Mittlersche Buchhandlung 1897, Seite 125. Dort lesen wir: „Es drückte mich das Gefühl, daß unsere Gegenwart im Schutzgebiet entweder mit einer Lüge, falschen Vorspiegelungen oder einem nicht gehaltenen Versprechen begonnen hatte, oder daß wir aus irgend einem andern Grunde zu Unrecht dort wären, daß wir diesen Leuten bisher keinen Segen gebracht hatten und auch nie bringen würden. Wohl möglich, daß mich mein Gefühl täuschte und der wohl unbestrittenen Tatsache entsprang, daß die Kultur so viele Schäden und die Kolonisation so viele Härten

Digitized by Google

für die Ureinwohner bringt, daß es kaum möglich ist, Kultur und Kolonisation als einen Segen für die letzteren zu betrachten; möglich auch, daß mein Gefühl gegenüber spitzfindigen Juristen und berechnenden Staatsmännern ein irriges zu nennen ist Gleichviel! es war vorhanden und ist es noch!"

Hier liegt der Kern der Sache. Kolonien erwerben ist nicht ein einfaches kurzes Geschäft mit schnellem Gewinne, sondern ein weitausgehendes Unternehmen mit hohem Einsatz und ernsten wirtschaftlichen, militärischen, politischen, ja auch ganz gewiß mit moralischen Verpflichtungen. Diese müssen alle rechtzeitig anerkannt und erfüllt werden, wenn es gut gehen soll. Aber die Rechtsbegriffe, die unser Volk in das Schutzgebiet hinaustrug, waren dort unverständlich; die Gesetzesbestimmungen zum Teil ungeeignet; die Versuche des Gouvernements man denke unter anderm an die treffliche Verordnung über Rechtsstreitigkeiten vom 1. Januar 1899, einen Rechtszustand herbeizuführen, der den Verhältnissen einigermaßen entsprach, mißlangen. Von dem „billigen Ermessen," das durch das bürgerliche Gesetzbuch bei der Beurteilung von Schuldverhältnissen empfohlen wird, war bei manchen ausführenden Stellen wenig zu spüren. Und doch muß die „Billigkeit" im Verkehr mit einem unzivilisierten Volke noch eine ganz andere Rolle spielen als in der Heimat! Aber mit wenigen Ausnahmen dachte man überhaupt nicht an die Zukunft der Eingeborenen und die ihnen gegenüber übernommenen Verpflichtungen. Das eigene Interesse stand überall im Vordergrund. In möglichst kurzer Zeit und mit möglichst wenigen Mitteln sollten um jeden Preis wirtschaftliche Früchte errungen werden. Für die Schutztruppe und für die Verkehrsmittel scheute man vor großen Aufwendungen zurück. Das Zuströmen neuzeitgemäßer Elemente wurde nicht verhindert. Nun ist die böse Folge da. Wenn es aber nicht gelingt, die allgemeinen rechtlich sittlichen Grundgebote auch auf dem Gebiete der Kolonialpolitik irgendwie zur Anerkennung zu bringen, so wird niemals ein Segen daraus erwachsen, ja das draußen vorhandene gemeine Gute wird nur vollends vernichtet, und der heimische Streit wird vermehrt. Möchten doch vielen deutschen Männern rechtzeitig die Augen geöffnet werden, auf daß der leider notwendig gewordene harte Kampf der Gerechtigkeit mit dem Frieden diene!

Und wir fügen hinzu: Möchten doch viele deutsche Männer ernstlich darüber nachdenken, ob denn wirklich Gerechtigkeit und Frieden Exportartikel sind, die wir „unzivilisierten" Völkern auf der Spitze des Schwertes zu bringen im Stande sind!

* * *

„Gesunder Egoismus." Der in Deutschland herrschenden „nationalen" Richtung fällt es gar zu schwer, ein Verschulden deutscher Landsleute gegenüber fremden Völkerschaften einzugestehen. Bei Zwistigkeiten mit anderen Völkern siegt in der Praxis der deutschen Politik immer die Ansicht, daß alles Recht auf deutscher Seite sei, daß Nachgiebigkeit, Milde und Schonung im Verkehr mit anderen Völkern törichte Schwäche sei. Als die Abgesandten der afrikanischen Ansiedler hier erschienen und die bündige Versicherung abgaben, daß die dortigen Weißen am Aufstande unschuldig seien, wurde ihnen geglaubt. Handelte es sich doch darum, für sie möglichst hohe Unterstützungen zu erwirken, damit die Luft, Afrika zu kolonisieren, stärkeren Anreiz erhalte.

Nun hat einer der Wortführer der afrikanischen Deutschen, Herr Schlettwein, eine kleine Schrift herausgegeben, worin er als Sachverständiger die Grundsätze einer wahrhaft praktischen Kolonialpolitik, die sich von den bisher begangenen Fehlern freihalten müsse, bezeichnet. Der Verfasser dieser in liberalen Blättern sogar als verständig empfohlenen Broschüre erklärt sich für gesunden Egoismus, gegen übertriebene Menschlichkeit, gegen Idealismus, unvernünftige Gefühlsduselei. Er will von christlicher Nächstenliebe nichts wissen. Er verlangt, daß die Herero besiegt gemacht und zur Arbeit ohne Lohn, nur für Kost, gezwungen werden. Sei in der Kolonie nicht genug Arbeit für sie, möge man sie als Plantagenarbeiter in unsere tropischen Kolonien ev. auch nach Südafrika in die Minen abgeben. Eine jahrelange Zwangsarbeit sei nur eine gerechte Strafe und dabei die einzig richtige Erziehungsmethode.

Obgleich Herr Schlettwein das Wort „Sklave" nicht ausspricht, ist es doch klar, daß er die Einführung der Sklaverei empfiehlt. Ueberhaupt ist ja die Politik, die er als einzig zweckmäßig bezeichnet, eine Politik der Vergeltung, der Rache. Kann man nun wirklich glauben, daß Leute von solcher Gesinnung an dem Aufstande ganz unschuldig sind, und welche Bürgschaft ist für den künftigen Frieden gegeben, wenn, was sehr wahrscheinlich ist, solche Vorschläge durchdringen?

Grade in der letzten Zeit nun ist in der Presse von einem neuen „Fall Arenberg" in Südwestafrika berichtet worden. Gegen die Richter wird der Vorwurf erhoben, daß sie mit größter Parteilichkeit verfahren, daß sie einen Ansiedler zu schweren Strafen verurteilt haben zur Vergeltung dafür, daß er die Tat eines Beamten, der einen Neger in grausamer Weise ermordete, angezeigt hatte. Was von einem offiziösen Blatte zur Entkräftung dieser Beschuldigung angeführt wird, klingt wenig überzeugend. Wir wissen ja, welche Rolle in unserer Politik die Neigung zum Vertuschen alles Nachteiligen spielt.

Besonnene Kenner der afrikanischen Verhältnisse machen geltend, daß nicht die Niederwerfung des Aufstandes, sondern die Herstellung friedlicher, geordneter Zustände die schwierigste Aufgabe ist. Abgesehen davon nun, daß die erstere Aufgabe noch lange nicht gelöst ist, wie sollte genügender Schutz für die Ansiedler geschaffen werden können, wenn Willkür und Ungerechtigkeit fortwährend tiefe Erbitterung bei den Eingeborenen erregen und durch weitere Verschärfung des Systems grausame Instinkte in den Weißen förmlich gezüchtet werden? Herrn Schlettweins Vorschläge sind nicht nur inhuman, sondern auch unklug, unpraktisch. Wenn diese extreme Gewaltpolitik überhaupt durchführbar ist, wird sie jedenfalls überaus kostspielig sein.

Dennoch ist zu fürchten, daß die künftige Kolonialpolitik sich wenigstens annähernd in der von ihm bezeichneten Richtung bewegen wird. Das wäre nichts anderes als Züchtung des nationalen Uebermutes, der noch einmal schwereres Unheil über uns bringen wird, als die südwestafrikanischen Unruhen.

Theodor Brix.

Bücherschau.

Heinrich Gomperz. Die Lebensauffassung der griechischen Philosophen und das Ideal der inneren Freiheit. Zwölf gemeinverständliche Vorlesungen mit Anhang zum Verständnis der Mystiker. Leipzig, E. Diederichs 1904. 322 S. 8 Mark.

Die „E. M." ist kein Organ für die Beurteilung rein wissenschaftlicher Werke. Nicht einmal für das Gebiet der so außerordentlich vielgestaltigen, in die verschiedensten Richtungen auseinandergehenden wissenschaftlichen Ethik kann sie ein Forum bilden. Nur in den allgemeinsten Umrissen kann ich daher an dieser Stelle meine Stellungnahme zur vorstehenden Schrift präzisieren.

Das Buch hat zwei Vorzüge, über die man sich freuen muß. 1. Es stellt ein bedeutendes Maß energischer, konzentrierter, eindringender Geistesarbeit dar. 2. Es faßt die antiken Denker nicht als bloße Kathedermänner, denen es lediglich um theoretisches Wissen zu tun ist, sondern es konzentriert die Aufmerksamkeit ganz auf die bei der Behrzahl derselben tatsächlich das Interesse beherrschenden Fragen der Lebensführung und Ethik.

Leider hat das Buch aber auch die Fehler dieser seiner beiden Tugenden. Ad 1 gelingt es dem Verfasser durchaus nicht immer, seine anregenden und eindringenden prinzipiellen Erörterungen zu vollkommener Deutlichkeit zu bringen. Er wird vor lauter Spitzfindigkeit dunkel; das Simplex sigillum veri, das sich als die Frucht reifster Durcharbeitung des Stoffes sowohl hinsichtlich der leitenden Gesichtspunkte, als auch hinsichtlich des Historischen gewiß ergeben haben würde, bleibt oft zu vermissen. Das Prädikat der Gemeinverständlichkeit auf dem Titel bezeichnet daher tatsächlich eine löbliche, aber nur in ganz geringem Maße verwirklichte Absicht.

Ad 2 verbindet sich mit der berechtigten Intention, die antiken Philosophen unter dem Gesichtspunkte der Ethik zu be-

Digitized by Google

trachten, die höchst unberechtigte Tendenz, sie nun samt und sonders als Kronzeugen für die eigene Ethik des Darstellers in Anspruch zu nehmen. Sie werden, um können das gewünschte Zeugnis abzupressen, in rücksichtslosester Weise mit Taumelschrauben behandelt und in ein Prokrustesbette gezwängt. Um dieses für die Beurteilung der Schrift entscheidenden Punkt besser ins Licht zu setzen, muß etwas weiter ausgeholt werden.

Heinrich Gomperz, der Sohn des berühmten Philologen Theodor Gomperz in Wien, trat bereits 1897 mit einer „Grundlegung der neusokratischen Philosophie“ (Leipzig und Wien) vor die Oeffentlichkeit. Diese Schrift war mit der förmlichen Approbation eines „für die sokratische Propaganda“ zeichneten Herrn versehen und gab sich als der wissenschaftliche Ausdruck einer geschlossenen Gruppe oder Schule, eben der Neusokratiker. Während nun in der gegenwärtigen Schrift dieser etwas spielerisch anmutende Aufputz nicht mehr hervortritt, erscheint der Lehrgehalt dieses Neusokratismus in verteilester Durchbildung auch hier als die Grundüberzeugung unseres Autors, und eben dieser Lehrsystem ist es, dem hier in etwas gewaltsamer Weise die antiken Ethiker samt und sonders tributär gemacht werden sollen.

Ich kann nun leider weder dieses ethische System selbst gutheißen, noch die historische Auffassung der sämtlichen philosophischen Ethiker Griechenlands als Vertreter dieser Ethik als berechtigt erachten. Den ersten Punkt anlangend, so läuft die Ethik der „inneren Freiheit“ darauf hinaus, dem Individuum gegenüber jeder Unterordnung unter Ueberzeugungen, Gesinnungsmächte und handelnd verfolgte Zwecke die souveräne innere Unabhängigkeit zu wahren. Es darf, sticht und will alles nur zum Spaße (παιδιᾶς χάριν), und darin besteht seine Selbsterlösung.

So wenig nun dieser Lebensauffassung vom Standpunkte ethischer Kultur aus ein Wert und eine Berechtigung zuerkannt werden kann, so wenig zutreffend sind für die meisten griechischen Ethiker die Ausführungen, durch die ihnen der Stempel von Vertretern wenigstens der einen einseitigen Seite dieser Lebensauffassung aufgedrückt werden soll. Sokrates kann hierfür nur in einem Nebenpunkte in Anspruch genommen werden, sofern er der Vorläufer der Kyniker und — in etwa — der formenlosen Doktrin ist. Wirklich Vertreter der „inneren Freiheit“ nach bestimmten Richtungen sind die Kyniker (die aus der inneren sogar eine äußere Freiheit machen) und die Kyrenaiker. Auch in der Stoa kann ein entsprechendes Element anerkannt werden, das ich aber freilich auch bei ihr wie bei Sokrates nur als ein sekundäres gelten lassen und an einer anderen Stelle suchen würde, wie der Verfasser. Damit aber wäre denn auch die Kronzeugenschaft der antiken Ethiker für das Gomperzsche Prinzip so ziemlich erschöpft. Die übrigen vertreten ganz andere Formen und Richtungen desselben, was ich in meiner Geschichte der griechischen Philosophie als axiologische Ethik bezeichnet habe. Doch auf das Detail namentlich dieser historischen Fragen einzugehen, ist ganz und gar nicht dieses Ortes Ich glaube auch mit dem Gesagten meine Auffassung von Richtung und Wert des Gomperzschen Buches schon genügend, als für diese Stelle eigentlich zulässig, gekennzeichnet zu haben.

A. Döring.

* * *

E. O. Wagner. Die Entwicklung der französischen Volksschule im Kampfe gegen die Kongregationen. Leipzig 1904, 75 S., 1 Mark.

Dieses kleine Schriftchen kann als Orientierungsmittel in Bezug auf den z. Z. in Frankreich im Gange befindlichen Schulkampf und die gegenwärtige Lage des französischen Volksschulwesens überaus brauchbar empfohlen werden. Es ist reich an Tatsachen, die es in knappster Form bietet, und die von allem Einschlagenden wenigstens die entscheidenden Punkte umfaßt, kann es dem in seiner Zeit bedrängten das Studium dickleibiger Werke erlassen. Der Verfasser, anscheinend ein Dresdener Lehrer, berichtet auf Grund eines mehrmonatlichen Studienaufenthalts in Frankreich und fleißiger Berücksichtigung der in Betracht kommenden Literatur, und wer es versteht, sich unter sorgfältiger Beachtung auch der oft nur mit großer Knappheit aufgeführten Einzelzüge aus dem Mosaikboden ein einheitliches Ganzes zusammenzulesen, kann aus der kleinen Schrift ein recht konkretes und deutliches Gesamtbild gewinnen.

Dieses Gesamtbild ist das einer nach vielen Richtungen hin deutlich bemerkbaren Aufwärtsbewegung auf dem Gebiete der staatlichen Elementarschule in Frankreich, einer Aufwärtsbewegung freilich, die nur durch eine Mannigfaltigkeit zum Teil drückender Uebelstände empfindlich gehemmt wird. Diese Uebelstände liegen auf den verschiedensten Gebieten: Vorbildung, Besoldung, rechtliche Lage des Lehrerstandes u. s. w. Das Hauptbindernis für die Erreichung der von der Staatsschule angestrebten Ziele freilich bildet noch immer die überaus starke Konkurrenz der geistlichen, der sogenannten Kongregationsschulen. Ueber das Wesen der Kongregationen überhaupt und über ihr Wirken für den Volksunterricht insbesondere erfahren wir aus unserm Büchlein mancherlei. In das innere Treiben der Kongregationsschule freilich hat Verfasser keinen Einblick tun können. Auch erkennen wir nicht den Modus, in dem die Schüler der „freien“ Schulen in der Lage sind, den vom Staate gestellten Bildungsanforderungen zu genügen. Dagegen erfahren wir mit Verwunderung, daß die nicht gesetzlich anerkannten Kongregationen, denen die so viel Staub aufwirbelnden Repressionsmaßregeln des Staates gelten, nur einen winzigen Bruchteil der gesamten, auf dem Schulgebiet wirkenden Kongregationen bilden. Neun Zehnteln der Kongregationsschulen kann der Staat unter der Lex Falloux nichts anhaben, weil sie die staatliche Anerkennung nachgesucht und erhalten haben.

Unser Hauptinteresse an der französischen Staatsschule ist auf die Gestaltung des Moralunterrichts in ihr gerichtet. Da erfahren wir denn, daß nach den Wahrnehmungen unsres Berichterstatters einige der von seinem Ursprung her übelbeleumdeten Mängel im Verschwinden begriffen sind. So die Verquickung mit Religionsvorstellungen: man läßt die Pflichten gegen Gott fallen. So in höchst erfreulicher Weise der kranke Chauvinismus (Belege S. 40 ff). Dagegen scheint sich nach dem Verfasser eine andere sehr bedenkliche Neuerung einzuschleichen: die Beschränkung des Moralunterrichts auf eine Viertelstunde täglich. Das läßt vermuten, daß man auf diesem Gebiete doch noch nicht das rechte Verfahren nach Stoff und Methode gefunden hat.

Auch beachtenswerte Literaturangaben für weitere Orientierung bringt der Verfasser in der Vorrede, sowie verschiedentlich an den einschlagenden Stellen.

A. Döring.

* * *

M. Spiegel: Die Arbeiterwohnungen in London. Wien 1903, Emil M. Engel. 23 Seiten. 8°. 50 Heller.

Sehr kurz leider, aber sehr interessant sind diese Mitteilungen über ein hochwichtiges Thema, vorgebracht von einem Fachmann, der als Sekretär der „Kaiser Franz Joseph-Jubiläum-Stiftung für Volkswohnungen“ zum Studium der einschlägigen englischen Verhältnisse entsandt war. Bekanntlich ist in Wien jetzt eine Aktion in diesem Gebiete im Gange, die die verheißvolle Tätigkeit der genannten Stiftung zu ergänzen und zu erweitern berufen ist. Da kommt das vorliegende Schriftchen recht gelegen, um großere Kreise über die vielfach musterhaften englischen Reformbestrebungsergebnisse aufzuklären und zur Nachahmung anzuspornen. Die allgemeinen Zustände sowie die Schöpfungen des Grafschaftsrates, der Peabodystiftung, des Gemeinsinns, der „Artisans Dwellings Company, der Working-Dwellingsgesellschaft usw. werden in der Spiegelschen Broschüre beleuchtet. Der Verfasser entledigt sich seiner Aufgabe in anerkennenswerter Weise, wenngleich er, wie gesagt, mit dem Raum allzu sehr spart; namentlich die so sehr vorbildlich gewordenen Londoner Bauweg, welche auch in Wien werden nachgeahmt werden, würden eine ausführlichere Darstellung verdient haben.

L. K—r.

* * *

Werden und Vergehen. Von Carus Sterne. Eine Entwickelungsgeschichte des Naturgangen in gemeinverständlicher Fassung. Sechste neubearbeitete Auflage, herausgegeben von Wilhelm Bölsche. Berlin SW. 11. Gebrüder Borntträger. Vollständig in 40 Heften zu 50 Pfg.

Erst zwei Hefte dieses mir seit Jahrzehnten lieben alten Buches, des jüngstverstorbenen Forschers Ernst Krause sind fein erschienen, und schon ist zu erkennen, daß die Ueberarbeitung der Neubearbeitung an W. Bölsche ein sehr glücklicher Griff der Verlagsbuchhandlung war. Es ist begreiflich, daß der Autor für das eigene Werk, zumal wenn dasselbe Jahre lang verdienten großen Beifall gefunden hat, eine gewisse leicht zu weit gehende Pietät besitzt. Er ändert wohl dies und jenes und setzt hinzu, wo die neue Forschung in ihrem überaus raschen Gang neu zweifelhaft Besseres gefunden hat, aber er ist doch meistlich konservativ gesinnt. Da ist es für das Buch und seinen Leserkreis — so gerne wir Ernst Krause noch die Freude an immer neuen Auflagen gegönnt hätten — doch ein großer Gewinn, wenn es unter der Hand eines durchaus geistesverwandten tüchtigen Freundes des Verstorbenen eine Auferstehung erlebt. Ueber den Beruf Bölsches zu streng fachmännischer Durchsicht und zu volkstümlich verständiger Darstellung brauchen wir hier kein Wort zu verlieren. Eine flüchtige Vergleichung dieser ersten zwei Hefte mit den entsprechenden Abschnitten der früheren Auflagen zeigt deutlich, daß es sich um eine ganz durchgreifende Neubearbeitung handelt, die das Werk durchweg auf die Höhe der wissenschaftlichen Erkenntnis der Neuzeit führen wird. Und so wird trotz der vielen inzwischen neu entstandenen volkstümlichen Weltanschauungswerke „Werden und Vergehen“ noch geraume Zeit des Gesetzes von Werden und Vergehen spotten dürfen. Namentlich empfehlen wir das Werk als Geschenk für die heranwachsende Jugend beiderlei Geschlechts.

—nt

Digitized by Google

Eingegangene Bücher.

Tuberkulose-Heilstätten-Dauererfolge. Von Dr. H. Weicker, Leipzig, Fr. Leineweber 1903.

Beiträge zur Frage der Volksheilstätten VIII von Dr. H. Weicker, Leipzig. F. Leineweber, G. M.

Volksbildung. Von Dr. Paul Bergemann. Berlin, Eisenach, Leipzig. Preis 80 Pfg. Verlag: Hermann Hillger.

Unser Zeitschriftenwesen und die deutsche Geisteskultur. Thüringische Verlagsanstalt, Eisenach und Leipzig.

Heinrich Schliemann. Von Professor Dr. D. Joseph. Berlin. H. Schildberger, Verlag. 50 Pf.

Die Grundlagen der Naturwissenschaft. Von Carl August. Berlin 1904. Hermann Walther. Preis 1,50 Mk.

Luther-Kirche zu Bad Harzburg. Von B. Dohme. Verlag B. H. Frees.

Die Logenarbeit und das „Reich Gottes". Von Diedrich Bischoff. Leipzig 1904. Max Hesse's Verlag.

Friedrich Nietzsche. Von Gustav Tschirn. Breslau 1904. Oskar Hensel, Gottesberg. 1904.

Professor Ladenburg und der Unsterblichkeitsgedanke im Judentum. Berlin W. 1904. Gustav Levinstein.

Die zehn Gebote und die besitzende Klasse. Von Adolf Hoffmann. Berlin O 27. Hoffmann. Preis 80 Pfg.

Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. Von O. Külpe. B. G. Teubner, Leipzig.

Wie erhält man sich gesund und erwerbsfähig? Von Professor Dr. O. Scheltenberg. Verlag der Abegg-Stiftung. Berlin SW.

Märchen. Von Amanda Sonnenfels. Theodor Dieter. Leipzig 1903.

Göz Kraffi. Roman von E. Stilgebauer. Berlin. Rich. Bong.

Abiagquellen für Schriftsteller. Von der Redaktion d. Feder. Berlin. Dr. Max Hirschfeld.

Koalitionsrecht! Von M. v. Schulz. Preis 15 Pfg. Leipzig. Dietrich. 1904.

Leonhard Simion Nf., Berlin S. W. 48.

Soeben erschienen:

Die Grundlagen der Serumdiagnostik

von

Stabsarzt Dr. **Hetsch**

Kommandiert zum Königl. Institut für Infektionskrankheiten in Berlin.

Preis: 1 **Mark**.

Obige Broschüre bildet Heft 12 der:

Modernen ärztlichen Bibliothek

herausgegeben von

Dr. **Ferdinand Karewski** (Berlin).

☞ Ausführliche Prospekte auf Verlangen gratis und franko vom Verlag.

Rekonvaleszentinnen finden **sofort Aufnahme** in dem neugegründeten, schön am Walde gelegenen **Erholungsheim Arnsvelde** bei **Frankfurt a. O.** Pensionspreis täglich 1,50 Mk., **Unbemittelten wird nach Rücksprache Ermäßigung gewährt.** ☞ Auch nimmt der Verein **„Jugendschutz"** Haushaltungsschülerinnen, die in allen Fächern des Haushaltes sowie Küche ausgebildet werden, sowohl in Berlin als in Neuzelle auf. Nach beendetem Kursus werden passende Stellen vermittelt und finden die jungen Mädchen auch später jederzeit Rat und Beistand durch den Verein.

Meldungen an die Stellvertreterin der Vorsitzenden, Frau Stadtsyndikus **Hirschberg, Berlin, Lützowstr. 89/90** Gartenhaus freundl. erbeten.

Persönliche Vorstellung von 9—10 und 3—4 Uhr.

Verein **„Jugendschutz"**

Berlin C. Kaiser Wilhelmstraße 39, II.

Gesucht

Ethische Kultur **1893** Nr. 3; **1895** Nr. 37; **1897** Nr. 1, Nr. 24, Nr. 29; **1899** Nr. 7; **1900** Nr. 8 vom **Verlage für Ethische Kultur, Berlin S. W. 48**, Wilhelmstraße 121. Für gütige Uebersendung im Voraus ergebenen Dank, die Nummern werden zur Komplettierung der Jahrgänge sehr dringend gebraucht.

Beachten Sie, dass die rühmlichst bekannte staatl. konzess. nicht bei Jena, sondern bei Naumburg a. Saale liegt. Herrliche Lage, mildes, kräftiges Klima. Vorzügliche Erfolge bei allen chron. Krankheiten, Nerven- und Frauenleiden, Asthma, Lähmung, Ischias, Prosp. frei. Besonders geeignet zu Herbst- und Nachkuren. ☞ Zu Frankfurter ist entfernt. ☜

Natur-Heilanstalt Bad Grosssteina

Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121.

Soeben erschienen:

Volkstümliche Leseanstalten.

Leitfaden

zur Begründung und Verwaltung von Volksbibliotheken und Lesehallen für Stadt und Land.

Von

H. Tews,

Generalsekretär der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung.

Herausgegeben vom

Zentralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen.

Preis 40 Pfennig.

5 Bogen gr. 8° kartoniert.

Die Anleitung erstreckt sich auf alle bei der Begründung, Einrichtung und Verwaltung einer Volksbibliothek in Betracht kommenden Fragen. Sie geht überall auf die nächstliegenden praktischen Bedürfnisse ein, stellt das Technische in den Vordergrund und vermeidet, allgemeine Fragen des Gebiets zu erörtern. Der „Leitfaden" will lediglich der Praxis dienen und ist darauf berechnet, daß er jedem Bibliothekar auch im kleinsten Landorte als Anleitung in die Hand gegeben werden kann.

Um den Bezug zu erleichtern, haben wir den Preis für den Leitfaden so niedrig als möglich bemessen.

Zum Druck von Broschüren

wissenschaftlichen Werken,

Jahresberichten, Flugblättern,

sowie zur Ausfertigung

sämtlicher anderen Druckarbeiten

in moderner und sauberer Ausführung, bei billigster Berechnung, empfiehlt sich

Oskar Hensels Buchdruckerei

Gottesberg (Schlesien).

Druck der **„Ethischen Kultur,"** des **„Freidenker"** und freireligiösen **„Sonntagsblatt."**

☞ Bei Bedarf verlange man Kostenanschlag. ☜

Das Bureau der D. G. E. K.,

Unter den Linden 16 befindet sich jetzt nicht mehr im dritten, sondern im **zweiten Stock** rechts. Auskünfte 2c. werden, falls der Unterzeichnete nicht anwesend ist, aber, nach wie vor, auch in der Auskunftstelle im III. Stock erteilt. Sprechstunden des Unterzeichneten nur Montag, Mittwoch und Freitag von 10—12 Uhr. Etwige Zuschriften sind daher selber an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmanstraße 15 zu richten.

Dr. Penzig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1,80 Mk. Kann abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

XII. Jahrgang. | Berlin, den 15. September 1904. | Nr. 18.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Der sozialdemokratische Parteitag. Von Professor Wilhelm Foerster-Berlin.
Das allgemeine Stimmrecht. Von Maurice Maeterlinck.
Im dunkelsten Wien. Von Karl Vorländer.
Streiflichter:
Gerichtsentscheidung zur Ethik der außerehelichen Verkehrsbeziehungen.
Gute Soldaten, schlechte Christen.
Bücherschau.
Vermischtes.

Der sozialdemokratische Parteitag.

Von Professor Wilhelm Foerster-Berlin.

In wenigen Tagen, am 18. September, tritt in Bremen der sozialdemokratische Parteitag zusammen.

Vor wenigen Wochen hatte in Amsterdam der internationale Sozialisten-Kongreß getagt, und wir haben gesehen, wie von Seiten des maßgebenden Führers der deutschen Sozialdemokraten dort hinsichtlich der Ziele und der Aktion der Partei, insbesondere auch hinsichtlich der Art ihres Kämpfens, dieselben Grundsätze und leitenden Gedanken mit unverminderter Energie verkündet worden sind, wie sie von dem vorjährigen Parteitage in Dresden mit großer Mehrheit gebilligt worden waren.

Wir müssen hiernach erwarten, daß in Bremen sich ein ähnliches Bild der Verhandlungen entwickeln wird, wie es in Dresden zu so tiefem Leidwesen vieler Parteigenossen und zum Schmerz einer noch größeren Zahl von anderen gerecht und frei denkenden Volksgenossen geschah.

Als die ethische Bewegung in Deutschland im Herbst 1892 sich in etwas festeren Formen zu organisieren begann, geschah dies unter freudiger Mitwirkung von mehreren jüngeren Männern, welche der sozialdemokratischen Partei angehörten, und von einer größeren Anzahl von Männern und Frauen, deren sozial-ethische Ueberzeugungen mit den idealen Grundzügen vieler sozialistischen Forderungen und Hoffnungen nahe übereinstimmten.

Es wurden damals auch zwei Mitglieder der „Partei" in den Hauptvorstand der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur gewählt, als Vertreter derjenigen politischen Richtung, deren Bestrebungen und Grundsätze mit den in den Kreisen der ethischen Bewegung neu belebten Forderungen der Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit am nächsten im Einklang zu sein schienen oder in immer volleren Einklang zu kommen versprachen.

Die Wege der ethischen Bewegung und der sozialdemokratischen Aktion gingen aber weiter auseinander, als man damals in der Begeisterung einer neuen Gemeinschaftsbildung annahm. Von der ethischen Bewegung sagt ein Kritiker in einer soeben erschienenen Nummer der Zeitschrift „Es werde Licht" (35. Jahrgang, Heft 12) die folgenden, nach seiner Meinung vernichtenden Worte: „Die Erfolglosigkeit der Gesellschaft für ethische Kultur ist ganz auffallend. Was haben andere Organisationen in der gleichen Zeit erreicht! Vielleicht ist der Mißerfolg zum großen Teil der Unfähigkeit von leitenden Persönlichkeiten zur Agitation, zur Propaganda, überhaupt zur Anwendung der Mittel, mit denen man heute Macht gewinnt, zuzuschreiben."

Die „Mittel, mit denen man heute Macht gewinnt!" Es war ja Inhalt und Ziel der ethischen Bewegung, daß die in immer weitere Kreise eindringende Anwendung dieser Mittel und die tiefe Verderbnis, welche dadurch das ganze menschliche Zusammenleben zu ergreifen begonnen hat und immer mehr zu ergreifen droht, endlich konsequent bekämpft werden sollte durch ehrlichste Selbstbesinnung, durch ernstes Nachdenken über das unentrinnbare Elend, welches früher oder später die Folge der Anwendung jener „erfolgreichen" Machtmittel ist. Gerade im Sinne der Gegenwirkung gegen alle opportunistische, auf unmittelbaren Erfolg, auf Machtsicherung und Machtgewinn, einschließlich der Macht des Geldes, gerichtete Scheinweisheit hatte die ethische Bewegung es auch als eine ihrer nächsten Aufgaben erklärt und in Angriff genommen, die moralische Erziehung erlösen zu helfen von der Abhängigkeit, in der sie unter dem, bei aller traditionellen Ehrwürdigkeit und Klugheit so drückenden Joch der konfessionellen „Mächte" gehalten wird. Die gemeinsamen Erziehungsaufgaben sollen endlich den tieferen und reineren Seelenmächten anvertraut werden, welche keine Opfer an innerer Wahrheit und keinen Gehorsam zu äußeren Machtzwecken verlangen, welche vielmehr dazu helfen, als sicherste Grundlage der Ordnung und Eintracht die einfachsten, wahrhaft gemeinsamen Seligkeiten des Gewissens und des Mitgefühls zu kultivieren.

In dem Sinne dieser Ziele hat die ethische Bewegung in Deutschland bisher gewirkt, allerdings scheinbar erfolglos. Greifbare Erfolge auf solchen Gebieten gibt es auch nicht in Jahren und Jahrzehnten. Im Stillen und jetzt allmählich an's Licht tretend sind

Digitized by Google

auf dem Boden der Bewegung Geistesprodukte schon emporgewachsen, welche bald dazu beitragen werden, jenen idealen Forderungen und Hoffnungen deutlichere Gestalt zu geben. — Gewiß hätte, auch ohne die Anwendung von Mitteln, „mit denen man heute Macht gewinnt," weit mehr auch in der Richtung äußeren Erfolges geschehen können, aber solche Entwickelungen haben auch ihre Schicksale und sind nicht blos von konsequenten Willensmächten abhängig.

Die oben erwähnten persönlichen Beziehungen zwischen den leitenden Organen der Gesellschaft für ethische Kultur und Mitgliedern der sozialdemokratischen Partei haben sich sehr bald gelöst. An den leitenden Stellen der Partei hatte und hat man den Eindruck, daß die Energie des Klassenbewußtseins und Klassenkampfes sich nicht vertrage mit den weicheren Tönen der Versöhnlichkeit, welche in der ethischen Bewegung angeschlagen werden.

Eine gewisse Ausschließlichkeit, ein gewisser Terrorismus gehören zu jenen Mitteln, mit denen man heut „Macht gewinnt." In den Diskussionen, welche sich in den jungen Tagen der ethischen Bewegung mit den sozialdemokratischen Kollegen im Vorstande unserer Gesellschaft entspannen, sowie in zahlreichen freundschaftlichen Erörterungen mit ihnen wurden von ihrer Seite stets die Notwendigkeiten hervorgehoben, welche der Partei auferlegt würden durch die Ungerechtigkeiten und Gewalttätigkeiten, mit denen ihre Bestrebungen und Forderungen, auch die berechtigtsten, von seiten der staatlichen und der wirtschaftlichen Mächte bekämpft würden. Gegenüber unserer Forderung des höchsten Maßes von Vorsicht, Wahrheitsliebe und Genauigkeit in den Klagen und Anklagen, welche gegen jene „feindlichen" Mächte von der Partei und von den sozialdemokratischen Arbeiterschaften erhoben würden, machte man zur Rechtfertigung von Ausschreitungen in dieser Richtung die elementare Leidenschaft geltend, welche durch Mißhandlungen und Rechtswidrigkeiten schlimmster Art geweckt werde.

Unsere Antwort auf alle Entgegnungen solcher Art bestand nicht in abstrakter Moralpredigt, sondern in dem Hinweis darauf, daß eine Partei, welche den Zukunftsstaat auf ihre Fahnen schreibe, welche also ein künftiges Gemeinwesen von idealer Vollkommenheit nicht bloß der Ernährung, sondern auch des Einklanges und der Feinheit aller menschlichen Beziehungen vor Augen habe, daß eine solche Partei es der sittlichen Höhe ihrer Endziele schuldig sei, auch in den Mitteln und Wegen ihrer Bestrebungen und Betätigungen, also auch in den Formen und der Taktik ihres Kämpfens diesen sittlichen Adel schon zum Ausdruck zu bringen. Es stehe ihr daher besonders wohl an, den herrschenden Mächten, die vielfach durch blöde Unterordnung verwöhnt und gegen die feinere Mitempfindung verhärtet, nicht selten auch durch Verkennung und durch Übermaß der Verantwortung, infolge der Verkehrtheit mancher Einrichtungen, an die Grenzen der menschlichen Geduld gebracht seien, in besonderer Weise zu Hülfe zu kommen. Durch feinere und großmütigere Würdigung der Schwierigkeiten ihrer Lage werde man ihnen auch die Würdigung eines neuen Gemeinschaftsgeistes und die Abwendung von mißverständlicher Verkennung neuer Berechtigungen und Forderungen erleichtern. Die Partei, welche die große Masse repräsentieren wolle, müsse sich erst recht als die vornehmste an Gerechtigkeits- und Wahrheitsliebe erweisen, denn die umfassenden und großartig gedachten Organisationen des ganzen Wirtschafts- und Gemeinschaftslebens, die ihr vorschwebten, seien überhaupt und besonders in den Übergängen gar nicht denkbar ohne einen bisher noch nirgends auf der Erde erreichten Grad von Zuverlässigkeit und Redlichkeit weitester Kreise.

Mit besonderem Ernste wurde in jenen Tagen von ethischer Seite auch das Hervortreten gewisser sozialistischer Dogmen bekämpft, deren Fragwürdigkeit zugleich mit der Absolutheit ihrer Formulierung den sonst so verdienstlichen erzieherischen Charakter der sozialdemokratischen Organisation erheblich in Frage stelle, indem dadurch ähnliche niederdrückende Unfreiheiten, wie bei den konfessionellen Zuständen geschaffen würden.

Nun, diese Auffassungen in den Kreisen der ethischen Bewegung haben damals nur zu einer einstweiligen Lösung der anfänglichen, wohl mehr persönlichen als formellen Verbindungen mit Angehörigen der sozialdemokratischen Partei geführt. Der Anteil, den die Gesellschaft für ethische Kultur der Emporentwickelung der sozialdemokratischen Partei widmet, ist davon gänzlich unberührt geblieben.

Das allgemeine Stimmrecht.*)

Von Maurice Maeterlinck.

Mehr und mehr scheint alles darauf hinzuweisen, daß die letzten Wahrheiten sich an den Endpunkten des Denkens finden, die der Mensch bisher absichtlich unerforscht ließ. Man kann dies für die Moralwissenschaften wie für die positiven Wissenschaften behaupten; und es ist kein Grund vorhanden, die Politik, die doch nur eine Erweiterung der Moral ist, hiervon auszuschließen.

Jahrhundertelang hat die Menschheit sozusagen auf halbem Wege zu sich selbst gelebt. Tausend Vorurteile, allen voran die tiefeingefressen religiösen Vorurteile, verhüllten ihr die Gipfel ihrer eigenen Vernunft und ihrer Gefühle. Heute, nach dem Verschwinden der Mehrzahl dieser künstlichen Berge, die sich zwischen ihren Augen und ihrem wahren Geisteshorizont erhoben, wird sie sich gleichzeitig ihrer selbst und ihrer Stellung im Weltall wie auch des Zieles bewußt, nach dem sie trachtet. Sie beginnt zu begreifen, daß alles, was nicht ebenso weit geht wie die logischen Schlußfolgerungen ihres Verstandes, nur ein eitles Spiel auf dem Wege ist. Sie sagt sich, daß sie den Weg, den sie heute nicht zurücklegt, morgen zurücklegen muß, und daß sie ihre Zeit auf den einzelnen Abschnitten verliert, ohne etwas anderes zu gewinnen als ein wenig trügerischen Frieden.

Es ist in unser Wesen eingeschrieben, daß wir Endpunkte und Gipfel sind; darin liegt unsere Kraft und der Grund unserer Fortschritte. Wir drängen mit Notwendigkeit und ganz instinktiv nach den letzten Grenzen unseres Wesens. Wir fühlen uns nur dann wirklich lebendig und können uns das Leben nur dann zu unserer Befriedigung gestalten, wenn wir bis an die äußersten Grenzen unserer Möglichkeiten gehen. Aus diesem immer klarer werdenden Instinkt entspringt ein immer einmütigeres Streben, nicht mehr bei den Lösungen halber Art stehen zu bleiben und die Versuche auf halber Höhe künftig zu unterlassen, oder vielmehr so schnell wie möglich über sie hinauszugehen.

Damit ist nicht gesagt, daß dieses Streben nach dem Äußersten hinreicht, um uns zu endgültigen Gewißheiten zu führen. Es gibt stets zweierlei Extreme, zwischen denen wir zu wählen haben, und oft ist es schwer zu bestimmen, welches von beiden sich im Augenblick des Aufbruchs oder der Ankunft befindet. So haben wir uns in der Moral zwischen dem absoluten Altruismus oder Egoismus zu entscheiden, und in der Politik zwischen der besten Regierung, die man sich vorstellen kann, die die geringsten Handlungen unseres Lebens leitet und schützt, und der absoluten Regierungslosigkeit. Diese beiden Fragen sind noch unlösbar, obwohl die Annahme erlaubt ist, daß der absolute Altruis-

*) Mit Genehmigung des Verfassers und Verlegers dem Werke: „Der doppelte Garten," übersetzt von Dr. v. Oppeln-Bronikowski, Leipzig, Eugen Diederichs, entnommen.

Digitized by Google

mus extremer ist und dem Ziel unserer Gattung näher steht als der absolute Egoismus, ebenso wie die Regierungslosigkeit extremer ist und der Vollkommenheit unserer Gattung näher steht als die bis ins kleinste noch so tadellos durchgeführte Regierungsform, so wie man sie sich etwa am letzten Ziel des unentwegten Sozialismus denken mag. Es ist erlaubt, dies zu glauben, weil der absolute Altruismus und die Regierungslosigkeit diejenigen Extreme sind, die den vollkommeneren Menschen erheischen. Und nach dem vollkommenen Menschen haben wir unsere Blicke zu richten, denn in dieser Richtung müssen wir hoffen, daß die Menschheit sich bewegt. Die Erfahrung spricht noch nicht dagegen, daß man weniger Gefahr läuft, sich zu täuschen, wenn man den Blick vorwärts anstatt rückwärts richtet, wenn man zu hoch anstatt zu tief blickt. Alles, was wir bisher errangen, ist von denen angefändigt und sozialgen herbeigerufen worden, die man im Anfang beschuldigte, zu hoch zu blicken. Wenn also Zweifel bestehen, so tut man klug, sich an dasjenige Extrem zu halten, das die vollkommenste, edelste und hochhergigste Menschheit voraussetzt. Derart konnte man auf die Frage, ob es gut sei, den Menschen trotz ihrer gegenwärtigen Unzulänglichkeit eine möglichst vollständige Freiheit zu geben, die Antwort erteilen: „Jawohl, alle, deren Gedanken der bewußtlosen Masse vorauseilen, haben die Pflicht, alles zu zerstören, was die menschliche Freiheit behindert, gleich als ob alle Menschen die Freiheit verdienten; wiewohl man doch weiß, daß sie erst lange nach ihrer Befreiung der Freiheit würdig sein werden. Der harmonische Gebrauch der Freiheit läßt sich nur durch langen Mißbrauch ihrer Zeugungen erwerben. Nur indem man von Anfang an nach dem fernsten und höchsten Ideal strebt, hat man große Wahrscheinlichkeit, im Laufe der Zeit das beste Ideal zu entdecken." Und was von der Freiheit wahr ist, das gilt in gleicher Weise von den anderen Menschenrechten.

Will man dieses Prinzip auf das allgemeine Stimmrecht anwenden, so muß man sich zuvor die politische Entwicklung der modernen Völker vergegenwärtigen. Die Linie dieser Entwicklung ist überall gleichmäßig und unbeugsam. Eines nach dem anderen dieser Völker entrinnt der Tyrannis. Eine mehr oder minder aristokratische oder plutokratische Regierung, mit beschränktem Stimmrecht erwählt, tritt an die Stelle des absoluten Herrschers, und diese Regierungsform wird ihrerseits wieder fast überall überwunden von der Herrschaft aller durch das allgemeine Stimmrecht. Wohin wird uns dieses führen? Zur Tyrannis zurück? Oder wird es sich in ein Klassenwahlsystem umwandeln? Zu eine Art von Mandarinentum, in die Herrschaft einer Elite oder in den organisierten Anarchismus? Wir wissen es noch nicht, denn bis heute ist kein Volk über die Phase des allgemeinen Stimmrechtes hinausgekommen.

Unter dem Zwange des mächtigen Zeitgesetzes, das uns zum Äußersten drängt, zerstört man fast überall die Zwischenstufen, um sobald wie möglich das anscheinend höchste politische Ideal der Völker zu erreichen: das allgemeine Stimmrecht. Dieses Ideal verdeckt noch völlig das bessere Ideal, das sich wahrscheinlich hinter ihm verbirgt, und erscheint noch nicht als das, was es vielleicht ist, nämlich als eine provisorische Lösung. Es wird solange, bis alle in ihm enthaltenen Illusionen erschöpft sind, die Blicke und Wünsche der Menschheit auf sich lenken. Es ist das notwendige, gute oder böse Ziel, dem die Völker entgegegen gehen. Es ist unerläßlich für den Gerechtigkeitsinstinkt der Masse, daß diese Entwicklung sich vollzieht. Alles, was ihm im Wege steht, ist nur ein vorübergehendes Hindernis. Alles, wonit man dieses Ideal zu verbessern vorgibt, bevor es erreicht ist, bringt uns zurück in die Irrtümer der Vergangenheit. Wie jedes allgemeine und gebieterische Ideal, das sich in den namenlosen Tiefen des Lebens bildet, hat es zuerst das Recht, sich zu verwirklichen. Wenn man nach geschehener Verwirklichung gewahr wird, daß es nicht hält, was es versprach, so ist es recht und billig, an seine Verbesserung oder seine Ersetzung zu denken. Inzwischen aber ist es in den Instinkt der Masse eingeschrieben, so ungerstörbar wie in Bronze, daß alle ein natürliches Recht darauf haben, diese Entwicklungsphase des menschlichen Polypenstocks durchzumachen, und daß ein jeder für sich, in seiner Sprache, mit seinen besonderen Tugenden und Fehlern die Glücksmöglichkeiten, die sie bringt, erproben darf.

Darum auch ist dieses Ideal, von der Pflicht zu leben erfüllt, mit gutem Grund eiferüchtig, unduldsam und übertrieben. Wie jeder noch junge Organismus stößt es heftig alles ab, was die Reinheit seines Blutes gefährden kann. Es ist möglich, daß die der Monarchie oder Aristokratie entlehnten Elemente, die man seinen jungen Adern einzuflößen sucht, an sich vortrefflich sind; sie sind ihm trotzdem schädlich, weil sie ihm das Uebel einimpfen, von dem es sich erst zu heilen hat. Ehe die Herrschaft Aller verständiger, klarer und harmonischer wird durch Beimischung anderer Regierungsformen, muß sie sich durch ihre eigene Gärung geläutert haben. Erst wenn sie alle Spuren und Erinnerungen der Vergangenheit ausgeschieden hat, erst wenn sie in der Sicherheit und Lauterkeit ihrer Kraft gefestigt hat, ist es angezeigt, sie in dieser Vergangenheit auswählen zu lassen, was ihrer eigenen Zukunft ersprießlich ist. Sie wird es mit ihrem natürlichen Hunger auswählen, denn dieser hat, wie der natürliche Hunger jedes Wesens eine sichere Kenntnis dessen, was dem Musterium des Lebens frommt.

Die Völker haben also recht, vorläufig alles zurückzuweisen, was vielleicht besser ist, als das allgemeine Stimmrecht. Es ist unmöglich, daß die Masse mit der Zeit einsieht, daß die Intelligenteren das allgemeine Wohl besser erkennen als die anderen und besser regieren. Sie wird ihnen alsdann ein rechtmäßiges Uebergewicht verleihen. Augenblicklich denkt sie noch nicht daran. Sie hat noch keine Zeit gehabt, sich selbst zu erkennen und erschöpfende Versuche anzustellen, die absurd erscheinen mögen, aber doch notwendig sind, weil sie die Stätte freilegen, wo sich wahrscheinlich die letzten Wahrheiten verbergen.

Es ist mit den Völkern wie mit den Einzelnen: nur das zählt mit, was sie aus sich selbst und auf eigene Kosten lernen, und die Irrtümer der Gegenwart bilden den Schatz der Zukunft. Es ist vergebens, einem Kind oder Jüngling einzuschärfen: „Lüge nicht, täusche nicht, tue niemand etwas zu leide!" Diese Weisheitslehren, die zugleich Glückslehren sind, durchdringen nur dann den Menschen, nähren nur dann sein Denken und werden nur dann zu wohltätigen Wirklichkeiten, wenn das Leben sie ihm als neue, herrliche Wahrheiten offenbart, die vordem keiner geahnt hat. Genau so ist es vergebens, einem Volke, das sein Schicksal sucht, immerzu vorzupredigen: „Glaubt nicht, daß die Zahl recht hat, daß eine Lüge aus hundert Kehlen keine Lüge mehr ist, daß ein Irrtum einer Schar von Blinden zu einer von der Natur geheiligten Wahrheit wird. Noch minder glaubt, daß Ihr etwas wißt, wenn Ihr Euch zu Zehntausend gegen einen einzigen Wissenden stemmt, oder daß Ihr das bescheidenste Weltgesetz zwingen könnt, Euch zu folgen und ihn, der es erkannte, im Stich zu lassen. Nein, das Gesetz wird seinen Platz an der Seite des Weisen behaupten, der es entdeckte, und es ist Euer eigener Schade, wenn ihr Euch alle von ihm entfernt, ohne es angenommen zu haben! Ihr werdet es eines Tages auf Eurem Wege wieder antreffen, und das, was Ihr getan habt, um es abzuwenden, wird sich gegen Euch kehren."

Was man so zu der Menge spricht, ist sehr wahr; aber ebenso wahr ist es, daß dies alles erst dann eine Wirkung hat, wenn es erlebt und erfahren worden ist. In diesen Problemen, in denen alle Lebensrätsel zusammenmünden, behält die irrende Menge satt immer recht gegen den Weisen, der recht hat. Sie weigert sich, ihm aufs Wort zu glauben. Sie fühlt dunkel heraus, daß hinter den

Digitized by Google

augenscheinlichsten abstrakten Wahrheiten unzählige lebendige Wahrheiten stehen, die kein Hirn vorhersehen kann; denn sie bedürfen der Zeit, der Wirklichkeit und der menschlichen Leidenschaften, um ihre Wirksamkeit zu offenbaren. Und darum mag man sie auch warnen, wie man will, und ihr vorpredigen, was man will, sie verlangt vor allem, daß man es auf die Probe ankommen lasse. Können wir sagen, daß sie dort, wo sie dies erreicht hat, unrecht hatte, es zu verlangen? Es bedürfte einer Spezialuntersuchung, um zu prüfen, welchen Vorteil das allgemeine Stimmrecht der allgemeinen Intelligenz, dem öffentlichen Gewissen, der Volkswürde und dem bürgerlichen Gemeinsinn der Völker gebracht hat, die diese Einrichtung besitzen; aber wenn dadurch auch weiter nichts erreicht ist, als jenes Gefühl wahrer Gleichheit, wie in Frankreich und Amerika, das man dort einatmet wie eine menschlichere und reinere Atmosphäre, und das denen, die von wo anders kommen, neu und fast wunderbar erscheint, so wäre dies bereits eine Wohltat, die seine schlimmsten Irrtümer verzeihlich machte; und jedenfalls ist es die beste Vorbereitung auf das, was da kommen muß.

Im dunkelsten Wien.

Von Karl Vorländer.

Vor etwa einem Jahre bereits haben wir an dieser Stelle auf die Notwendigkeit hingewiesen, die für den Sozial-Ethiker besteht, sich mit dem Leben und Denken auch der untersten, ihm in der Regel so fern stehenden Schichten seines Volkes bekannt zu machen; sei es durch direkte Anschauung oder, wo dies nicht möglich ist, an der Hand unbedingt zuverlässiger Quellen, die uns in ungeschminkter, weder übertreibener noch verhüllender, Darstellung von dem täglichen Leben und den Anschauungen dieser Kreise erzählen. Die „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen“ des Arbeiters Karl Fischer, die uns den Anlaß zu den damaligen Betrachtungen gaben, sind ingwischen erfreulicherweise recht rasch in weiteren Kreisen bekannt geworden, so daß der Herausgeber (Paul Göhre) sich veranlaßt gesehen hat, den „hauptsächlichen Rest“ des Fischer'schen Manuskripts als „Neue Folge“ in einem zweiten, starken Bande zu veröffentlichen. Mit einem Bildnis und einem höchst originellen, an Fischart gemahnenden „Prolog“ des Autobiographen ausgestattet, wird auch dieser zweite Band allen denen willkommen sein, deren Interesse der erste gewonnen hat.

Leitete uns Karl Fischer zurück in die Vergangenheit, so führt uns eine andere, neuerdings erschienene Schrift in die unmittelbarste Gegenwart. Wir meinen: „Im dunkelsten Wien“ von Max Winter.[1]) Neben den zwei umfangreichen Bänden Fischers nimmt sich das Büchlein Winters mit seinen nur 150 Seiten Klein-Oktav sehr schmächtig aus. Und doch ist sein Inhalt kaum weniger bedeutsam. Der Stoff ist verwandt und doch Inhalt wie Form ganz anders, die letztere fast entgegengesetzter Art. Nicht ein Arbeiter ist es, der zu uns spricht, sondern ein Journalist, den sein warmes Herz zu den Niedrigsten unserer Brüder trieb. Nicht in das Leben des vierten, sondern in das des fünften Standes, der Aermsten und Elendesten, führt er uns hinein, jener unzgezählten Hunderte, ja Tausende, die in unseren großen Städten leben, ohne an ihren Segnungen teilzuhaben, in eine Welt, von der die meisten von uns niemals etwas gesehen, ja kaum etwas vernommen haben: in die unterirdischen Kanale, in die Schlupfwinkel der Arbeits- und Obdachlosen, in Mietskasernen und Schmutzhütten und ins — Polizeigefängnis.

Aber er tut das weder mit großen, pathetischen Worten, in einer Kraßmalerei, die sofort in dem sachlich denkenden Leser den Eindruck des Unwahrscheinlichen hervorrufen würde, noch mit wehleidiger Sentimentalität. Nein, er läßt die Dinge, Zustände und Personen, die er so anschaulich wiedergibt, daß wir sie vor uns zu sehen glauben, durch sich selbst sprechen; nur selten einmal entschlüpft ihm ein unwillkürlicher Ausdruck sittlicher Empörung oder sittlichen Mitleids. Er erzählt nur, was er selbst unmittelbar gesehen und erlebt hat. Und, der es erzählt, ist selbst ein Wiener Kind, in einem der Vororte Wiens aufgewachsen, mit Sprache und Denkart des Volkes von Jugend auf vertraut, jetzt Redakteur an der Wiener „Arbeiterzeitung,“ in deren Spalten denn auch, soviel wir wissen, die meisten oder alle seine Skizzen zuerst erschienen sind. Daher die Volkstümlichkeit, die packende Lebendigkeit, und bei allem bitteren Ernst doch zuweilen ein Körnlein jenes echten österreichischen Humors, der mit geistreicher Witzelei nichts zu schaffen hat.

Wir können uns nicht enthalten, nun ein Bild von seiner plastischen Schreibart zu geben, die Anfangsskizze seiner Schilderung des Kanalstrotterlebens hierher zu setzen:

„Während eines Morgenspazierganges im vorortlichen Wien hatte ich einmal eine merkwürdige Begegnung. Ein Mann verschwand vor meinen Augen in einem Einstiegloch des Kanals. Er hob, den kurzen Stiel einer Hacke, eines sogenannten Säuels, als Hebel benützend, das Kanaldeckel, stellte es auf, stieg in den Schacht und schloß es wieder, indem er es, mit dem Rücken stützend, langsam niedergleiten ließ. Trunken war er!“

„Wer war der Mann und was wollte er da unten in den Kanälen?“ Nun, es war einer von der armseligmühseligen Gilde derer, die dort unten nach dem Abfall der Großstadt, den verlorenen Dollern und Kreuzern, den Knochen, Metallgegenständen und sonstigen Stücken suchen, die mit dem Spülicht der Wasserleitung dahinunter geraten, es war ein „Strotzgänger.“

Und nun machen wir (mit Max Winter und seinem „Speckmoritz“) einen solchen Strotzgang mit. Erst geht es durch einen niedrigen, kaum 1 Meter hohen und 80 Zentimeter breiten Seiten-, dann durch einen etwas größeren, dafür aber auch wasserreichen Hauptkanal, im ganzen nur eine Viertelstunde Wegs in vier Stunden beständigen mühevollen Kriechens durch die übelriechende, von dem mitgenommenen Lämpchen notdürftig erleuchtete Finsternis zurückgelegt, sodaß es der Ungewohnte (Winter) „noch nach vier Tagen in den Gliedern spürte.“ Und das ganze Resultat eines solchen, zur Regenzeit oft lebensgefährlichen Strotzgangs? Zwölf Kreuzer, ein Heller, ein ganzer und ein halber Zimmlöffel, ein Wasserleitungsschlüssel! „Mehr wird's selten. Da müßt'n S' schon 'a Glück hab'n.“

Und dann geht es weiter aus dem unterirdischen ins oberirdische Elend, zu den Armen der Brigittenau. Wir lernen das schwere Tagewerk der Schiffsleute und Uferarbeiter am Donaukanal kennen, dessen Ufer und Kähne den ungeheilteten Kindern der Armen zum Spielplatz dienen. Dort befinden sich auch — in Kähnen und Gräben, im Sommer genügen Sandhaufen — die Schlupfwinkel und Nachtquartiere der Obdachlosen; andere schlafen an der Rückwand eines verlassenen alten Schuppens, des „Hotels zur Teppichklopferei“, wie ihn der Humor der „Betteger“ getauft hat, wo sie sich enge Löcher, wahre Höhlen als Schlafstätten eingerichtet haben. -- Nur wenig besser steht es in den großen Zinsburgen, die übersüllt sind, namentlich mit Kindern, und wo dennoch die „Hausordnung“ das „abendliche Versammeln am Haustor“, ja „das Spielen der Kinder auf den Gängen, Stiegen und im Hofe“ — bei Strafe der Kündigung verbietet. Da lernen wir als Inwohner unter anderen ein Paar kennen, das siebzehn Jahre zusammen gedarbt hat, ohne zum Heiraten zu kommen, und dessen Kinder bis zum zehnten Jahr ihr Kindeskind verwahrt, die eigene Mutter nicht kennen; ein Zimmer, in dem vier Schwestern mit zwei Männern und zwei Kindern schlafen, ohne mehr als zwei Betten zur Verfügung zu haben; einen fleißigen und sparsamen Bauarbeiter, der bis zum Abend mit — 24 Heller (= 19 Pfennig) sich ernährt

[1]) Wiener Verlag. Wien und Leipzig 1903. Mit Umschlagzeichnung von Emil Manzenhofer. Der Preis beträgt nur 50 Pf.

Digitized by Google

hat, einen alten Lehrhäftsgeber, der nach 25 Jahren städtischen Dienstes von der Gemeinde ohne Krankengeld aufs Pflaster geworfen ist. — Die schlimmsten Zustände aber sand Winter in einem der aus früherer Zeit zwischen den großen Mietskasernen stehengebliebenen ebenerdigen Häuschen oder vielmehr Hütten. Wir verweisen bezüglich der Eingehenden auf seine Schilderung selbst und geben nur die Zusammenfassung. „Einen Stall, der für Tiere zu schlecht geworden ist, fand ich als Behausung für zehn Menschen, darunter drei Kinder, die in wilder Unzucht unter völlig herabgekommenen Lumpenproletariern leben." (S. 104). Und doch brachte diese scheußliche Hütte ihrer edlen Besitzerin, der Wurstmachersrau Rosa Pazicek — 270 Kronen Miete im Jahre ein. In diesem Falle hat Winters Schilderung wenigstens den Erfolg gezeitigt, daß acht Tage nach ihrem Erscheinen die Hütte demoliert, die Kinder in Instituten untergebracht und so der jahrelang geduldete Skandal beseitigt wurde.

Wir wollen ihm nicht weiter in das dumpfige Polizeigefängnis für aufgegriffene Obdachlose oder zu seinem tragikomischen Verhör vor dem Kommissar (denn Winter hat sich, um auch dies am eigenen Leibe kennen zu lernen, als „Obdachloser" verhaften lassen) folgen, sondern einige allgemeine Betrachtungen anfügen, welche die Lektüre seiner Schilderungen in uns erweckt hat. Das Nächste ist natürlich das Gefühl, das er einmal im Gespräch mit einigen Obdachlosen in die einfachen Worte zusammenfaßt: „Es muß ja net sein, daß in der Millionenstadt Wien die Leut' so z'grund gehen." Und der Gedanke: Wie bald könnte wenigstens dem ärgsten Jammer „mit einigen kommunalen Asylhäusern oder Ledigenheimen ein Ende gemacht, auch diese Tiere zu Menschen erzogen werden", die in dumpfen Erdhöhlen hausen müssen, während „hunderte von Wiener Wohnungen leer stehen, viele große Paläste unbewohnt sind." (S. 79).

Dann aber fragen wir uns weiter: Wie ertragen diese Aermsten ihr trauriges Dasein? Und da tun wir an der Hand der Winter'schen Schilderungen einen Blick in die selbst durch solches Elend nicht zerstörbare Güte der Menschennatur. Gewiß fühlt und sagt der Kanalstrotter: „Das is a elendig's Leben", und er meint nicht mit Unrecht (obwohl er es zunächst bloß auf die verschiedenen Kategorien der Kanalarbeiter bezieht): „So is 's in der Welt, wer si' plagt und d' ganze Arbeit macht, kriegt nir und der andere, was zuschaut, all's." Und dennoch ist sein ärmliches Heim nicht ohne Sonnenschein. Als unser Journalist ihn dort besucht, um den beabsichtigten Streifgang mit ihm zu besprechen, trifft er ein kleines Idyll: Der Vater von der schweren Arbeit ruhend, in lachender Spielerei mit dem achtjährigen Blondkopf von Buben, das zehnjährige Mädchen brav an seiner Schulaufgabe am Kindertischchen schreibend, das Jüngste in der Wiege schlafend, die Großmutter zu Besuch. So idyllisch ist es nun freilich anderswo keineswegs. Aber äußerste Genügsamkeit herrscht auch da. So sagt von einer der großen Mietkasernen im Vorort Erdberg die Inwohnerin einer der zweihundert Wohnungen in treuherziger Beschränktheit dem Verfasser: „So Häuser sollten mehr sein. Dö san a wahre Wohltat für die arme Menschheit." (S. 151). Da kann man nur mit einer anderen Stelle unseres Buches erwidern: „Sie begreifen es nicht, die armen Leute, weil sie nicht wissen, wie reich die Welt und wie gewissenlos sie ist", in diesem Falle die Edle von Zo und so, die aus dieser Zinsburg die nette Summe von über 30000 Kronen Miete herausschlägt, d. i. eine weit reichlichere, als sie aus einem gleich großen Ringstraßenhause beziehen würde.

Und ein Zweites fällt uns bei den Schilderungen unseres Wieners auf, was einem auch in den „Erinnerungen eines Arbeiters" immer wieder entgegentritt und auch mir selbst (etwa bei Fahrten in der IV. Klasse oder sonstigem Verkehr mit sozial Niedrigstehenden) oft genug begegnet ist: Man stößt „dort unten" in der Regel auf eine weit größere Freundlichkeit, Hilfsbereitschaft und vertrauende Offenherzigkeit als in den „höheren" Kreisen. Wohin Winter auch kommt: sobald man nur merkt, daß er kein Polizist ist, kommt man ihm fast überall mit dem freundlichsten Zutrauen entgegen. Und von der (freilich nicht überall vorhandenen) uneigennützigen Sorge für andere gibt das schönste Beispiel eine ungeschriebene Gewohnheit der Strottgänger: Sie stecken die verrosteten Messer und Gabeln die sie auf dem Kanalgrunde finden, weithin sichtbar in die Spalten der Mauerwände, damit sich kein Nachfolger durch Treten darauf einen Schaden, etwa eine Blutvergiftung zuziehe. Und aus ähnlichem Beweggrund wirft „Speckmoritz", der nur auf Münzen und Metallstücke fahndet, gesundene Knochen auf den von ihm herausgeschleuderten Sand, damit sie der Nächste, der vielleicht Knochen sammelt, finde.

Wir sehen aus solchen kleinen Zügen, deren sich noch viele anreihen ließen: An der ursprünglichen Güte der Menschennatur brauchen wir, wenn sie auch unter rauher äußerer Schale steckt, ja oft von wirklicher Verkommenheit stark überwuchert ist, nicht zu verzweifeln. Sorgen wir nur an unserem Teile dafür, daß diesen Parias der Menschheit die Möglichkeit menschenwürdigen Lebens, menschenwürdiger Tätigkeit gegeben werde! Mag dies auch eine noch so schwierige Arbeit erfordern, mögen die Fortschritte langsam und unterbrochen sein, hier heißt es: Arbeiten und nicht Verzweifeln! Eben, weil die soziale Frage im letzten Grunde eine sittliche Frage ist, so ist die sittliche Frage eine soziale Frage.

Streiflichter.

Gerichtsentscheidung zur Ethik der außerehelichen Verkehrsbeziehungen. Eine für die sittliche Bewertung des außerehelichen Verkehrs charakteristische Entscheidung ist seitens des Königlichen Amtsgerichts und Landgerichts zu Görlitz*) ergangen. Es handelt sich hierbei um folgenden Sachverhalt:

> **Der Angestellte eines Warenhauses war ohne Kündigung entlassen worden, weil er mit einer in demselben Geschäft angestellten Verkäuferin verkehrt habe. Er klagt auf Gehaltszahlung, indem er die Entlassung als tatsächlich und rechtlich unbegründet bekämpft. Beklagter wendet dagegen ein: Kläger habe die R. N., deren Vorgesetzter er gewesen sei, anfangs hart behandelt, ihr später aber unsittliche Anträge gestellt. Sie habe ihn sodann auf seinem Zimmer besucht, woselbst er sie, wie er sich einem Dritten gegenüber gerühmt habe, besessen habe.**

Das zunächst zuständige Amtsgericht Görlitz hat, da die Beweisaufnahme ein unzweifelhaftes Ergebnis bezüglich des vom Kläger bestrittenen Verkehrs nicht hatte, auf einen Eid für den Kläger dahin erkannt, daß er in der Zeit, während welcher er Handlungsgehilfe bei dem Beklagten war, keine der inkriminierten Handlungen begangen habe.

Das Landgericht Görlitz hat auf die Berufung des Klägers das erste Urteil **aufgehoben** und den Beklagten zur Gehaltszahlung nach dem Klageantrage verurteilt. Im Gegensatz zum ersten Richter, welcher den geschlechtlichen Verkehr mit einer Angestellten desselben Geschäfts grundsätzlich als wichtigen Grund zur Entlassung ohne Einhaltung einer Kündigungsfrist im Sinne des § 70 H. G. B. gelten läßt, führt das Landgericht u. a. aus:

> **„Die Tatsache eines außerehelichen Geschlechtsverkehrs ist keine derartige sittliche Verfehlung"**) **daß Beklagter deshalb ohne weiteres zur sofortigen Lösung seiner Beziehungen mit dem Kläger berechtigt wäre. Zu verneinen ist aber auch die weitere Frage, ob die dem Kläger vom Beklagten vorgeworfene Tatsache**

*) Abgedruckt in Nr. 4 5 der Zeitschrift der Anwaltskammer im Oberlandesgerichtsbezirk Breslau, 1904, Seite 27 ff.

**) Nach der Ansicht des Gerichts vermutlich nur für den männlichen Teil.

Digitized by Google

etwa geeignet ist, in dem Geschäftsbetrieb des Beklagten eine solche Störung zu verursachen, und ihm solche geschäftliche Nachteile zu bringen, daß die Ergreifung einer derartigen Gewaltmaßregel, wie sie die sofortige Entlassung eines Handlungsgehilfen ist, ihre Berechtigung hat."

Das Liebesverhältnis zwischen zwei im gleichen Warenhause angestellten Personen bietet also nach Ansicht des Berufungsgerichts dem Geschäftsgang kein sonderliches Hindernis.

Schließlich führt das Berufungsgericht noch aus:

„Unerheblich ist auch die vom Beklagten unter Beweis gestellte Tatsache, daß sich der Kläger zu der M. N. im Verhältnis eines Vorgesetzten zur Untergebenen befunden habe. Durch die gegenseitigen geschlechtlichen Beziehungen wird doch das Autoritätsverhältnis nicht so gelockert, daß in der prompten Erledigung der Geschäfte eine Verschlechterung zu befürchten steht."

Diesen Ausführungen gegenüber scheint uns das erste Gericht ein gesunderes Urteil bewiesen zu haben. Man muß staunen, daß in tatsächlicher Hinsicht ein deutsches Gericht den geschlechtlichen Verkehr so gering bewertet, daß es „eine Lockerung des Autoritätsverhältnisses" zwischen den Liebenden für ausgeschlossen erachtet, mehr noch, daß ihm das Empfinden dafür abgeht, daß unter allen Umständen die Ausnutzung des Autoritätsverhältnisses zur Herbeiführung geschlechtlichen Verkehrs im höchsten Maße sittlich verwerflich ist. — Bei dem häufigen Vorkommen derartiger Verkehrsbeziehungen im Leben der großstädte erscheint vom sittlichen Standpunkte die vorliegende Gerichtsentscheidung bedauerlich. Richtig ist, daß auch der Richter zunächst von den gegebenen Verhältnissen und Anschauungen der Volkskreise ausgehen und damit zu rechnen hat. Aber die Urteile der Gerichte wirken wiederum auch zurück auf die sittliche Volksanschauung. Der Richter darf daher, wenn diese Anschauung lax ist, nicht ihr beitreten, er muß vielmehr auf eine höhere Warte sich stellen und seine eigene bessere Anschauung zum Maßstab seines Urteils machen. Mit Recht sagt Professor Jos. Kohler***): „Das Recht, auch sofern es für den Pöbel ist, darf nie pöbelhaft sein, es muß stets ideal bleiben. Das Recht muß bilden, erziehen, es muß die Fackel vorantragen, nicht hintan kriechen im Nachtrab der Kulturentwickelung."

Solange die Gerichte den außerehelichen Geschlechtsverkehr zwischen einer Vertäuferin und ihrem Vorgesetzten im selben Geschäft als etwas gleichgiltiges und unanstößiges hinstellen, kann eine Verschärfung der sittlichen Begriffe nach dieser Richtung und eine Hebung des sittlichen Niveaus nicht erwartet werden. Dr. Max Thal.

***) Aus Kultur und Leben, Berlin 1904, S. 151.

* * *

Gute Soldaten, schlechte Christen. „Nur ein guter Christ kann ein guter Soldat sein" rief Kaiser Wilhelm II. einst seinem Volk in Waffen zu. Wie er über die Soldatenqualität der Japaner urteilt, ist bisher nicht bekannt geworden. Immerhin sind sie nicht nur Nichtchristen, was ihrem blinden Heidentum vielleicht zu verzeihen wäre, sondern auch Nichtreligiöse. Und trotzdem wird niemand den Leuten Mangel an Idealismus, an charakterfestem Patriotismus vorwerfen wollen, die mit fast beispiellos Todesverachtung zu Tausenden keinen anderen Ehrgeiz haben, als mit ihren Leichen für die Nachstürmenden die Schanzgräben zu füllen. Sie verstehen es, „für König und Vaterland" zu sterben, auch wenn ihnen das „Mit Gott" fehlt.

Am Ende ist eine rein menschlich-natürliche Ethik gar nicht so unbrauchbar, wie die Vertreter des Bündnisses von Thron und Altar glauben machen wollen.

Der japanische Staatsmann Baron K. Sutjematsu schildert im N. Wiener Tageblatt, wie die Leute es fertig bekommen, ohne Anwartschaft auf überreiche himmlische Seligkeit in den sichern Tod zu gehen.

Nach den Mitteilungen dieses Gewährsmanns fallen den ethischen Prinzipien die Hauptaufgaben im japanischen Schulwesen zu. Für die Behandlung der Kinder in den Normal- (gewöhnlichen Volks-) Schulen sind in einer kaiserlichen Verordnung vom Jahre 1900, welche vor allem die Grundlagen der Moral und der natürlichen Ethik bietet, folgende Weisungen gegeben: „Den Kindern sind zuerst Begriffe, welche leicht geübt werden können, wie Liebe zu den Eltern, brüderliche Anhänglichkeit, Freundschaft, nüchterne Lebensführung, Wahrhaftigkeit, Selbstbeherrschung, Tapferkeit und ähnliche Tugenden beizubringen, und erst allmählich sind hierauf andere, jedoch noch immer einfache Themata anzufügen, wie zum Beispiel die Pflichten des Bürgers Staat und Gesellschaft gegenüber. Auf diese Weise sollen die Empfindungen der Kinder auf ein höheres Niveau gebracht, ihr Denken geschärft und ein unternehmender, mutiger, öffentlicher Geist, Achtung für öffentliche Tugenden und Wertschätzung patriotischen und loyalen Geistes geweckt werden. Dieselben Themata gelten für Volks- und Bürgerschulen; zwischen beiden werden nur in der Behandlung des Gegenstandes kleine Unterschiede beobachtet. Die Methode ist in diesen vorgeschrittener als in jenen. Auch beim Vortrage anderer Gegenstände, wie in den Stunden für Geschichte, Geographie und Naturwissenschaften, ja selbst beim Zeichnen und Singen, müsse sich, so wird des weiteren angeordnet, der Lehrer stets vor Augen halten, daß er den Kindern moralische Prinzipien beizubringen hat. So soll beispielsweise beim Unterricht in den Naturwissenschaften nicht blos die elementare Erkenntnis von Naturobjekten und von Naturerscheinungen gelehrt werden, sondern es wird vom Lehrer gefordert, daß er gleichzeitig im Kinde auch „die Liebe zur Natur fördere und entwicke." Religion, fügt der Autor der Ausführungen hinzu, wird bei uns in der Schule überhaupt nicht gelehrt. Dieser Teil der Erziehung wird völlig den Eltern überlassen. Sutjematsu kommt dann auf die besondere militärische Schulung der Soldaten und Matrosen in Japan zu sprechen. Auch hier gibt es ein kaiserliches Reglement aus dem Jahre 1882, in dessen allgemeiner Einleitung es heißt: „Erfahret, Soldaten, daß Wir euer oberster Kriegsherr sind. Wir bauen auf euch. Ihr seid uns Arme und Beine und ihr müßt auf euren Souverän wie auf einen Kopf und Nacken achten. Nur dieserart läßt sich die Anhänglichkeit, welche uns verbindet, vertiefen. Ob wir imstande sein werden, unser Reich zu schützen und zu schirmen und unsere Gegnungen bei Himmelsh, lenke in hohren Taten unserer erlauchten Vorfahren würdig zu erweisen oder nicht, hängt davon ab, ob ihr Krieger eure Pflicht erfüllt oder nicht. Fällt unser ruhmvolles Reich in den Staub, so werdet auch ihr die Schande davontragen müssen. Erwacht aber wieder der kriegerische Geist in unserem Kleide und leuchtet er neuerlich strahlend fort, so werden wir den Ruhm mit euch teilen." Die Personalvorschriften werden dann in fünf Gruppen geteilt: 1) Die Pflichten des Soldaten inbezug auf Loyalität und Patriotismus. 2) Die Ehre und das Benehmen des Soldaten. 3) Mut und Tapferkeit. 4) Treue und Glauben. 5) Mäßigkeit. Zu jedem dieser Punkte folgen dann ausführliche und leicht verständliche Erklärungen. Viel Sorgfalt wird auch darauf verwendet, dem Soldaten den Wert eines liebevollen, freundlichen Gemütes immer wieder in Erinnerung zu rufen. So wird unter der Ueberschrift „Ehre und Benehmen" erklärt, daß der Vorgesetzte dem Untergebenen gegenüber nicht anmaßend sein darf. Jeder Vorgesetzte habe seine Befehle vorher wohl zu überlegen und sie dann in freundlichem Tone zu geben, denn nur dann können Vorgesetzte und Untergebene im Herz, eines Herzens und eines Sinnes, in entsprechender Weise den Aufgaben nachkommen, die ihnen im Staate zufallen. Als ein Bürger Japans kann ich es frei aussprechen, daß dem Vorteil des Gemeinwesens bei uns jederzeit das Interesse des Individuums geopfert wird. Freiheitliche Ideen haben daneben im Denken des Japaners nicht minder tiefe Wurzeln gefaßt; aber er vergißt niemals, daß der einzelne unbedingt zurücktreten muß, wo die Gesamtheit in Frage kommt."

Wenn solche Gesinnung auch zur Zeit sich noch in der verhältnismäßig rohen Form kriegerischer Todesverachtung äußert, so muß doch dem Gerede von der bloßen Kulturtünche des neuen Japans gegenüber nachdrücklich auf diesen Keim echter Sittlichkeit hingewiesen werden.

Bücherschau.

„Sie müssen." Ein offenes Wort an die christliche Gesellschaft. Von Hermann Kutter, Pfarrer am Neumünster in Zürich. Berlin, Hermann Walther 1904.

Digitized by Google

Wenn dieses Buch nicht, wie es allerdings den Anschein hat, stärkste Beachtung finden sollte, so könnte nur der sehr unglücklich gewählte Titel daran Schuld haben. Inhaltlich verdient es durchaus eine solche. Aber es ist mit bemerkenswertem Ungeschick so angelegt, daß der flüchtig Durchblätternde fast mit Sicherheit abgeschreckt werden muß. Zu dem zunächst rein inhaltslosen und unverständlichen Titel kommen die Kapitelüberschriften, die, zumal ein Pfarrer als Autor genannt ist, notwendig die Erwartung erwecken, als ob man eines der sattsam bekannten kirchlichen Pamphlete gegen die Sozialdemokratie vor sich hätte. „Die Sozialdemokratie leugnet das Dasein Gottes." „Die Sozialdemokraten unterdrücken und zerstören die christliche Bäuerheit." „Die Sozialdemokratie anerkennt die Sünde nicht" u. s. w. — Wer nun freilich sich nicht abschrecken läßt und liest, der glaubt zunächst seinen Augen nicht zu trauen. Alle jene Kapitelüberschriften stehen nur da, um widerlegt zu werden; die sozialdemokratische Bewegung wird in flammenden Worten der Begeisterung als die echte Nachfolge Christi, als die einzig ernst zu nehmende Religion hingestellt — von einem Pfarrer!

Mit sind ja die Methode, Christus selbst für die Arbeitersache in Anspruch zu nehmen und vor Kurzem besprach ich hier noch Headodys vortreffliches Werk. Mit solcher historischer Arbeit hat dies Werk nichts zu tun. Es ist vom ersten bis zum letzten Wort eine heiß leidenschaftliche Anklageschrift gegen die „christliche Gesellschaft" und gegen die offizielle Kirche, die Jesu Namen trägt und von Gott fabelt, während sie doch seinem andren Gotte, als Gott Mammon diene.

Eine Anklageschrift will mit anderem Maße gemessen sein, als eine wissenschaftliche Arbeit. Nicht als ob man seiner Uebertreibungen und Ungerechtigkeiten nachsinnen dürfte, die der dieser streng zu verurteilen sind. Im Gegenteil sollte gerade der Angegriffene, um der Güte seiner Sache selbst willen, peinlich maßvoll sein. Aber wohl in dem Sinne, daß in der Anklageschrift, sofern sie nur überhaupt berechtigt ist, nicht unumstößliche Thesen wie jede Aufstellung der Wissenschaft zu sein brauchen. Nicht Thesen auf, um deren Nachweis im Einzelnen zu verzichten, sondern sie gibt den Gesamteindruck einer Zeitströmung, einer Geschichtsentwicklung auf eine Persönlichkeit. Es nützt nichts zu sagen: so schlimm ist es ja nicht mehr. Ausnahmen kommen doch vor; es gibt auch ein soziales Uebersentum u. s. f. Das ändert nichts an der Hauptsache. Und da muß doch sehr aufrichtig auch von den Freunden der bestehenden Gesellschaftsordnung zugestanden werden, daß die Strafpredigt sehr, sehr verdient ist. Die jüdischen Propheten bieten sich bei ihrem zornigen Strafgericht über Israel auch nicht auf bei den einzelnen Gerechten: dem Volk in seiner Gesamtheit galt ihr liebevoller Zorn. Und mit jesajanischer Beredsamkeit ruft hier ein wahrer Priester des Guten, den des Volkes jammert, zur Besinnung, schärft die Gewissen, und predigt den Gegensatz von Gottesdienst und Mammonismus mit alten Formeln, hinter denen sich der Mammonismus versteckt.

Zu diesem neuen Apostel darf man der Sozialdemokratie Glück wünschen. Sie würde sehr wohl daraten sein, wenn sie ihn als Schutzwort vom Kampf gegen das Kapital in seinem Sinne umprägte in den Kampf gegen den Mammonsdienst. Und sie würde des Sieges völlig sicher sein, wenn sie sich immer mehr dem Bilde ähnlich und ähnlicher erwiese, was hier ein Idealist reinsten Wassers, nicht um zu schmeicheln, sondern um die Sehnsucht nach dem Ideal zu wecken, von ihr zeichnet. -ar-

* * *

Böhmert, Viktor: Die Gewinnbeteiligung der Arbeitnehmer in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz. Dresden, C. A. Böhmert, 1903. Gr. 8. 128 S. M. 1.50.

Auf dem Weltkongreß des Internationalen Genossenschaftsbundes (Paris 1900) wurde beschlossen, neue Ermittlungen über den Stand der Gewinnbeteiligungsbewegung anzustellen. Mit der Bearbeitung der deutschsprachigen Länder betraute man selbstverständlich den Altmeister dieser Frage, Geheimrat Professor Böhmert. Das Ergebnis seiner Forschungen über die seit der Veröffentlichung seines zweibändigen grundlegenden Buches „Die Gewinnbeteiligung" (Leipzig 1878) vorgegangenen durchgreifenden Veränderungen bildet das vorliegende Werk. Es ist nicht nur die naturgemäß neueste und durch Wiedergabe der gesamten jetzigen deutschen, österreichischen und schweizer Praxis wertvollste Schrift über den ungemein wichtigen Gegenstand; es zeichnet sich auch durch eine lichtvolle, sehr interessante Zergliederung und Erläuterung der erzielten Resultate, Mitteilungen rc., sowie durch allgemeine Darlegungen über das Wesen der Teilung des Geschäftsgewinns zwischen Unternehmern und Angestellten aus, die er namentlich in einem bemerkenswerten Nachwort („Schlußergebnisse") niederlegt. Wenn trotz B.'s und meiner eigenen jahrzehntelangen und sehr eifrigen Bemühungen die Einführung der Gewinnteilung so langsame Fortschritte macht — was sehr bedauerlich ist — so liegt dies meines Erachtens an der Engherzigkeit, mit welcher die meisten der betreffenden Firmen rc. den zu bewilligenden Anteil bemessen, so daß dieser zu wenig verlockend erscheint. Die von B. mitgeteilten Ziffern bestärken mich in meiner alten Ansicht über das Haupthindernis der Verbreitung der guten Sache. L. K-r.

Vermischtes.

Die diesjährige **Hauptversammlung der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung** findet am 1. und 2. Oktober in Straßburg i. E. statt. Auf der Tagesordnung steht als Hauptgegenstand „Das öffentliche Vortragswesen." Diese für alle Vereine, die für die Fortbildung ihrer Mitglieder tätig sind, ungemein wichtige Frage wird von Sachverständigen im Einzelnen behandelt werden. So wird der Wanderredner der Gesellschaft, Dr. von Poehlmeyer, Berlin, über das Vortragswesen im Allgemeinen referieren, Dozent Franz Fürstenberg, Berlin, über Projektionsvorträge und Projektionsapparate, Lichtbilder rc., Frau Ottilie Stein, Düsseldorf, über Volksunterhaltungsabende. Ferner wird die Versammlung sich nach Referaten von Dr. Kalisch, Bibliothekar der Volksbibliothek, Straßburg i. E., und Dr. Marckwald, Bibliothekar an der Universitäts- und Landesbibliothek, Straßburg i. E., mit den Bildungsbestrebungen und dem literarischen Schaffen in Elsaß-Lothringen beschäftigen. Alle Freunde der freiwilligen Bildungsarbeit sind als Gäste auf der Versammlung willkommen. Die ausführliche Tagesordnung sendet auf Wunsch das Bureau der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung, Berlin NW. 21, Lübecker Straße 8.

* * *

Ein internationaler Freidenkerkongreß findet vom 20. bis 22. September d. Js. in der großen Aula der Universität zu Rom statt. Bei der Eröffnungsfeier wird die italienische Regierung durch den Unterrichtsminister Orlando vertreten sein, und eine große Anzahl hervorragender Gelehrter und Künstler aus den verschiedensten Ländern wird sich außer den vielen hunderten von Besuchern an dem Kongreffe beteiligen. So werden unter anderen Ernst Häckel und Bruno Wille aus Deutschland, der 77jährige berühmte Chemiker Berthelot aus Frankreich, Björnson aus Norwegen, Herr Denis aus Belgien, Stanton Coit und Mandsley aus England, Salmeron aus Spanien, Novikow aus Rußland, Arbigo, Ferri, Lombroio, Morielli, Sergi aus Italien kommen. Aus der reichen Tagesordnung sei angeführt: „Dogma und Wissenschaft," „Trennung von Staat und Kirche," „Verweltlichung des Unterrichts." Der internationale Bundesvorstand ladet nicht nur alle Freidenker ein, sondern auch alle diejenigen, die da wünschen, daß Vernunft und Bildung über Aberglauben und Unwissenheit triumphieren. Wer den Kongreß besuchen will, erhält gegen Vorzeigung von 3 Lire (ungefähr 2.50 Mk.) an den Sekretär des Komitees, Herrn Ingenieur Carlo Berlenda, Rom, Via Prinzipe Amadeo 42, eine Teilnehmerkarte und ein Fahrtchenheft. Dieses enthält verschiedene Abschnitte, wovon der erste zur Fahrt von der italienischen Grenze bis Rom vom 10. September bis 20. September mit zweimaligem Aufenthalt unterwegs je einen Tag berechtigt. Nachdem das Heft auf dem Kongreß gestempelt worden ist, kann es zu den verschiedensten Fahrten durch Italien bis zum 9. November benutzt werden. Es wird je nach der Entfernung mit Preisermäßigungen von 40 bis 60 Prozent gewährt. Genaue Auskunft, auf Wunsch wird auch deutsch geantwortet, erteilt der Sekretär in Rom über die Fahrten, den Kongreß, Wohnungen, Pensionen, die geplanten billigen Ausflüge in die herrliche Umgebung Roms usw.

* * *

Vom 21.—24. September d. J. wird zum ersten Male der **Kongreß der Internationalen Abolitionistischen Föderation auf deutschem Boden** — in Dresden — stattfinden. Seit ihrer Gründung im Jahre 1875 sind diese Kongresse in dreijähriger Folge in fast allen Kulturländern abgehalten worden. Die öffentliche Raimeerksamkeit wurde dadurch auf Zustände gelenkt, die sonst mit Schweigen bedeckt werden. Die Notwendigkeit ihrer Bekämpfung dargelegt und das Verständnis für die hierzu wirksamen Mittel in weite Kreise getragen. Deutschland ist erst vor wenigen Jahren in die abolitionistische Bewegung eingetreten, und der Dresdener Kongreß soll der erste Vorstoß gegen jenes System des reglementaristischen Prinzips in Deutschland sein. Aus dem Programm entnehmen wir folgende Hauptpunkte: Die Ausbreitung der abolitionistischen Grundsätze in Deutschland. Berichterstatter: Frau Katharina Scheven, Dresden. Warum trachtet die Föderation die Prostitution nicht als strafbares Vergehen? Berichterstatter: Frau Marie Stritt, Dresden, Herr Henri Monod, Genf. Der Reorglementarismus. Berichterstatter: Herr de Morsier, Genf, Frl. Anna Pappritz, Berlin, Miß Leppington, England. Die Rolle der Krankenversicherung bei der Prophylaxe der Geschlechtskrankheiten. Berichterstatter: Herr P. Kampffmeyer, Tegel bei Berlin, Mme. Pieczynska, Bern. Nähere Auskünfte erteilt die Vorsitzende des Lokalkomitees Frau K. Scheven, Dresden, Bautznerstraße 27.

Digitized by Google

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur Abteilung Berlin.

Voranzeige. Die Monatsvorträge werden in diesem Herbst stattfinden: **Im Bürgersaal des Rath. Rathauses:** Freitag den 14. Oktober, Freitag den 11. November, Freitag den 30. Dezember.

Im Zimmer 109 des städt. Rathauses: Sonnabend den 29. Oktober und Montag den 28. November.

Wir bitten unsere Mitglieder vorläufig davon Notiz zu nehmen und sich diese Abende möglichst freizuhalten. Das ausführliche Programm folgt.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Eingegangene Bücher.

Goethe-Stätten. Von A. Trinius. Berlin. Leonhard Simion Nf. 1904.

Was wissen wir von Jesu? Von A. Kalthoff. Schmargendorf-Berlin. 1904. Verlag „Renaissance." Preis 50 Pf.

Endzweck des Menschheits-Daseins. Von Ludwig Otto. Berlin. Leonhard Simion Nf. 1904. Preis 1 Mk.

Kinderarbeit und Kinderschutz. Von K. Agahd Leipzig. Dieterich 1904. Preis 15 Pfg.

Beachten Sie, dass die rühmlichst bekannte staatl. konzess. **Natur-Heilanstalt Bad Grossjena** nicht bei Jena, sondern bei Naumburg a. Saale liegt. Herrliche Lage, mildes Klima. Vorzügliche Erfolge bei allen ihren Heilfaktoren. Vornehmes Passantenhaus. Aerztl. Leitung. Illustrierte Prospekte frei. Berechnen günstigst zu Verkehr- und Nachkuren. Mässige Preise. Die Trockenkur ist eröffnet.

Gesucht

Ethische Kultur **1893** Nr. 3; **1895** Nr. 37; **1897** Nr. 1, Nr. 24, Nr. 25; **1900** Nr. 8; **1901** Nr. 51 vom **Verlage für Ethische Kultur, Berlin S. W. 48,** Wilhelmstraße 121. Für gütige Uebersendung im Voraus ergebenen Dank, die Nummern werden zur Komplettierung der Jahrgänge sehr dringend gebraucht.

Leonhard Simion Nf., Berlin SW. 48.

Soeben erschien:

Vergeltungszölle.

Von

Dr. Heinrich Dietzel,

Professor an der Universität Bonn.

Obige Broschüre bildet Heft 204/205 der:

Volkswirtschaftlichen Zeitfragen,

Vorträge und Abhandlungen

herausgegeben von

der Volkswirtschaftlichen Gesellschaft in Berlin

(XXVI. Jahrgang.)

Jährlich erscheinen 8 Hefte zum Abonnementspreise von 6 Mark. Einzelpreis für jedes Heft 1 Mark.

Ausführliche Prospekte auf Verlangen gratis und franko vom Verlag.

Humanistische Gemeinde Berlin.

Versammlungen

in der

Aula der Friedrich Werderschen Oberrealschule

Niederwall-Straße 12,

hinten auf dem Hofe links 1. Etage

am 1. und 3. Sonntag jeden Monats Vormittags 10½ Uhr.

A. Vorträge.

Vortragszyklus von Herrn Dr. Penzig.

Das Selbst als Erlöser.

Sonntag,	18. September.	I. Der Mensch ein Schöpfer.
„	2. Oktober.	II. Der Selbstbetrüger als Vollmensch.
„	16. „	III. Sich selber treu.
„	6. November.	IV. Sich selbst verlieren.
„	20. „	V. Auf eigenen Füßen.
„	4. Dezember.	VI. Das Selbst als Richter.
„	25. „	VII. Scheinende Liebe.

B. Der Jugendunterricht

wird, wie bisher, Unter den Linden 16, III., Sonnabends Nachmittag von 3 Uhr ab erteilt werden, für jüngere Kinder von 10—12 Jahr von Fräulein Lilli Jannasch, Berlin W., Lutherstraße 5; für ältere von 13—15 Jahr von Herrn Dr. Penzig, Charlottenburg, Grolmanstraße 15. Kinder, die neu eintreten wollen, sind rechtzeitig anzumelden.

Der Vorstand:

B. Limper, Südende, Steglitzerstraße 15.

Verlag von Leonhard Simion Nf.

Berlin SW. Wilhelmstrasse 121.

Der Arbeiterfreund.

Zeitschrift für die Arbeiterfrage.

Organ

des

Central-Vereins für das Wohl der arbeitenden Klassen.

Herausgegeben

von

Professor **Dr. Viktor Böhmert** in Dresden.

XLII. Jahrgang.

Jährlich erscheinen 4 Hefte.

Abonnementspreis pro Jahr 10 Mark.

Ein Geisteskämpfer.

Gedächtnisrede für den langjährigen Sprecher der freireligiösen und der humanistischen Gemeinde zu Berlin,

Georg Siegfried Schaefer.

Von Dr. **Rudolph Penzig.** Gottesberg. O. Hensel.

(Gegen Einsendung von 10 Pfg. und 3 Pfg. Porto Zusendung durch die Expedition dieses Blattes).

Das Bureau der D. G. E. K.,

Unter den Linden 16 befindet sich jetzt nicht mehr im dritten, sondern im **zweiten Stock** rechts. Auskünfte rc. werden, falls der Unterzeichnete nicht anwesend ist, aber, nach wie vor, auch in der Auskunftstelle im III. Stock erteilt. Sprechstunden des Unterzeichneten nur Montag, Mittwoch und Freitag von 10—12 Uhr. Eilige Zuschriften sind daher besser an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmanstraße 15 zu richten.

Dr. Penzig.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt des Verlages von **Greiner & Pfeiffer, Stuttgart,** betreffend: „Der Türmer". Herausgeber Joannot Emil Freiherr von Grotthus, bei, worauf wir unsere Leser hierdurch aufmerksam machen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Lieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats
Preis: vierteljährlich 1,50 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die 6mal gespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage **„Kinderland."** Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

XII. Jahrgang. | Berlin, den 1. Oktober 1904. | Nr. 19.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Moral, Religion und Schule. Von C. L. Frithjof Noack.
Säuglings- und Mütterheimstätten. Von Rosika Schwimmer (Budapest).
„'s Geschäft lehren." Von Carola v. Eynatten.
Streiflichter:
Schulkompromiß und Liberalismus.
Die weiße Gefahr.
Bücherschau.

Moral, Religion und Schule.

Ein Beitrag zum Schulkampf.

Von C. L. Frithjof Noack.

Die Schaffung ganzer Menschen, den Naturmenschen zum sittlichen Charakter zu erheben, ist das Ideal jeder Erziehung. Diese Erkenntnis ist auch der leitende Gesichtspunkt, von dem aus die Freunde der Konfessionsschule den berüchtigten Schulantrag gestellt haben; sie halten für die sittliche Erziehung unseres Volkes die religiöse, ja konfessionelle Grundlage für die einzig richtige, die Konfessionsschule demgemäß für unentbehrlich. Das nämliche Spiel ist schon vor 12 Jahren, i. J. 1892, versucht worden; von denselben Gesichtspunkten ausgehend, brachte der damalige preußische Kultusminister, Graf Robert v. Zedlitz und Trützschler, den Schulgesetzentwurf ein, der ihm sein Portefeuille kosten sollte.

Damals erschien unter dem obigen Titel eine kleine Schrift von Friedrich Jodl, Professor der Philosophie an der Universität Wien, die heute berufen ist, ihre Wiedergeburt zu feiern.*) Friedrich Jodls Stimme ist von besonders schwerwiegender Bedeutung im Kampf um die Schule. Seine eifrige Mitarbeit an den Fragen der geistigen Kultur, seine unermüdliche Tätigkeit für ethische Bewegung, die mehrere treffliche Schriften ... hat, neben der zweibändigen „Geschichte der Ethik in der neuen Philosophie,**) ferner seine „Gedanken über Reformkatholizismus,***) machen ihn zu einem Auserwählten unter den berufenen geistigen Führern unseres Volkes. Er hat, darin seinem unsterblichen Meister, Ludwig Feuerbach, folgend, es als die vornehmste Aufgabe des Denkers erkannt, seine Wissenschaft, die Früchte seines Strebens, nicht in der Studierstube oder vor wenigen Eingeweihten verkümmern zu lassen, sondern sie in das Volk zu tragen, in unserer Zeit des Ringens und Strebens, der Gährung, eine Leuchte zu bieten auf dem Wege zu den Quellen des geistigen Lebens allen denen, die nach freier Lebensanschauung dürsten. Wie sehr eine solche „Verweltlichung" unserer wissenschaftlichen Erkenntnis Not tut, das wird dem aufmerksamen Beobachter, der mit dem Volke (die sogenannten „Gebildeten" nicht ausgeschlossen!) in geistige Berührung kommt, täglich in die Augen springen. — Und jetzt soll, wie 1892, das wichtigste Mittel, die Volksseele zu veredeln, diese vornehmste Kulturaufgabe zu fördern, dem Fortschritt wieder entzogen werden: die Schule!

Ja! denn die Konfessionsschule kann die sittliche Erziehung in unseren Tagen nicht mehr leiten, sie ist nicht befähigt, das Ideal aller Erziehung, die Schaffung sittlicher Charaktere, zu verwirklichen; die Gesichtspunkte, von denen Pastor Hadenberg und seine Genossen ausgehen, sind hinfällig. Diesen Gedanken führte 1892 Friedrich Jodl in lichtvoller Klarheit, nach allen Seiten hin, aus in seinem oben erwähnten Schriftchen.

Jede religiöse Morallehre sanktioniert die sittlichen Gebote als autokratischen Willen eines höchsten Richters, der auf ihre Befolgung oder Uebertretung ewigen Lohn bezw. ewige Strafe setzt. Je schärfer die Religion überhaupt hervorgehoben wird, und das liegt doch im Wesen der Konfessionsschule, desto ausschließlicher werden sich die sittlichen Vorstellungen der so Erzogenen auf diesen „alten Glauben" stützen. Die vielen Klagen über zunehmende Sündhaftigkeit, noch deutlicher die Kriminalstatistik, das Anwachsen der Zahl der jugendlichen Verbrecher (mögen bei diesen Erscheinungen auch andere soziale Momente mitspielen) zeigen, daß schon jetzt bei einem großen Teile der Bevölkerung die Sittlichkeit mit dem religiösen Glauben steht und fällt.*)

Aber wie steht es mit dem „alten Glauben?" Wir sehen, seine Fundamente wanken schon lange, der „Unglaube" gewinnt immer mehr Boden, die fortschreitende Volksaufklärung unterwühlt sicher und beständig den

*) „Moral, Religion und Schule." Zeitgemäße Betrachtungen zum Preußischen Schulgesetz von Friedrich Jodl. Stuttgart, Cotta, 1892. Mk. 0,80.

**) Stuttgart, Cotta, 1882 bis 1889. 2 Bde., gr. 8. Mk. 18.

***) Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag, 1902.

*) Der Verfasser erinnert sich noch aus seiner Schulzeit, daß ein katholischer Mitschüler, dabei einer der Besten der Klasse, bei Erörterung des Einflusses des Atheismus auf die Lebensanschauung, seine Ansicht, theoretischer Naturalismus führe auch notwendig zu ethischem Materialismus, damit begründete: „Wenn ich nicht mehr an Gott glaubte, würde ich schlecht handeln!" So geschehen in der Oberprima eines humanistischen Gymnasiums zu Köln (!) im Anfang des 20. Jahr-

Digitized by Google

religiösen Glauben der Massen. Daran wird auch eine „gläubige Wissenschaft," die sich so geschäftig rührt wie die ultramontane, nichts ändern können;

„eine Pseudowissenschaft, welche allen erdenklichen Scharfsinn, große Gelehrsamkeit und alle Künste einer biegsamen Methode nur dazu verwendet, um die Völker über den wahren Sachverhalt immer aufs Neue zu täuschen und dem Verstande einleuchtend zu machen, daß schwarz weiß und 3 soviel wie 1 sei" (Jodl, a. a. O. S. 23).

kann auf die Dauer nicht auf Erfolge rechnen. Oder:

„Denkt man jenen Schlachtruf Voltaires gegen eine tausendjährige Herrschaft des Wahnes und des Zwanges gegen uns zu kehren, und mit dem „Ecrasez l'infâme" gegen den freien Gedanken zu Felde zu ziehen? Trügerische Hoffnung, wenn man glaubt, die eine Hälfte der Menschheit werde sich von der anderen knechten und zu geistigem Stillstande verurteilen lassen. Keine Macht der Welt ist stark genug, um jene Fülle geistiger Energie niederzuhalten und in vorgezeichnete Bahnen zu lenken, welche von den romanischen und germanischen Kulturvölkern in der harten Arbeit der letzten Jahrhunderte, immer im Kampfe gegen kirchliche und staatliche Bevormundung, aufgehäuft worden ist." Jodl, a. a. O. S. 24 f.)

Es wird in der Tat ein müßiges Beginnen sein und bleiben, gegen den „Unglauben" zu kämpfen:

„die Religion dem Volke erhalten" zu wollen ist ein anachronistischer Wahn. Wir müssen uns also nach einer anderen „Sanktion" der sittlichen Gebote umsehen, die der modernen Wissenschaft entspricht, die die Menschen aus Knechten zu freien, autonomen sittlichen Wesen erzieht auf Grund der positiven, natürlichen Erkenntnis des Sittengesetzes und seiner Bedeutung als allgemein-menschlicher Moral!"

Die Möglichkeit einer solchen haben schon 1892, in merkwürdiger Unkenntnis des wissenschaftlichen Sachverhalts, Reichskanzler und Kultusminister geleugnet. Ihre beiden Hauptein wände waren: 1. Es gäbe keine allgemein-menschliche Moral ohne Konfession. — 2. Falls es eine solche gäbe, könne sie nicht von der Schule gelehrt werden, sondern „nur Gegenstand eines philosophischen Katheder vortrags" sein.

Die Widerlegung dieser beiden Hauptbedenken, die man auch diesmal, das läßt sich mit ziemlicher Sicherheit voraussagen, dem Abgeordnetenhause vortragen wird, bildet das eigentliche Thema der Jodl'schen Broschüre. — Ich möchte aber an dieser Stelle nicht versäumen auf die einleitenden Bemerkungen über den Liberalismus, die Jodl seiner Erörterung vorausschickt, nachdrücklichst hinzuweisen. — Er rügt offen einen in der Folgezeit leider noch schärfer hervorgetretenen Fehler des deutschen Liberalismus, die Neigung aus politischer Klügelei das Prinzip zu vertuschen, die grundsätzliche Gegnerschaft gegen die Reaktion zu verwischen, eine Taktik, die so viele dem liberalen Gedanken entfremdet und in die Arme der Sozialdemokratie getrieben hat, die den Liberalismus, wie die letzten Reichstagswahlen gezeigt haben, vielfach bei den Besten in argen Verruf gebracht hat. Hiergegen bemerkt Jodl sehr treffend:

„Nur dem entschiedenen Wollen gehört der Sieg auf politischem Gebiet; nur die einfache Klarheit eines Prinzips, nicht das tausendfach verschnörkelte Wenn und Aber rechnender Klugheit vermag das Volk zu begeistern und zu gewinnen."

Und diesem Prinzip, dem Prinzipe jedes freien Denkens, dem Wahrheit, Menschheit und Fortschritt als wegweisende Sterne leuchten, gibt er unverhohlen Ausdruck.

Gegenüber dem ersten Einwande des Kultusministers räumt er selbstverständlich als gewissenhafter, kritischer Historiker ein, daß von einer allgemein-menschlichen Moral im Sinne von allgemeinen, unveränderlichen, für alle Zeiten und Völker gültigen sittlichen Normen schlechterdings nicht die Rede sein kann; Religion und Sittlichkeit sind Kulturerzeugnisse. Aber gewisse gemeinsame Grundzüge, wie sie uns die Entwickelung der Menschheit noch auf wirtschaftlichem, politischem und geistigem Gebiete zeigt, wiederholen sich auch hier. Die nämlichen sittlichen Anschauungen und Begriffe bilden sich allmählich bei wachjender Kultur in verschiedenen Formen aus, und Laotse und Konfutse, Buddhismus und Islam zeigen uns „Schätze des feinsten moralischen Gefühls, die dem, was das christliche Abendland so gern als sein ausschließliches Erzeugnis und Eigentum betrachtet, vielfach ebenbürtig sind" (S. 10). Ja, die vornehmsten Gebote christlicher Sittlichkeit wie Nächstenliebe und Achtung des Feindes, Verläugnung des eigenen Selbst und Reinheit der Gesinnung sind nicht Entdeckungen des Christentums; Jahrhunderte vor seiner „Offenbarung" hat natürliches Nachdenken und praktische Weisheit im Menschengeschlechte ähnliche Normen entwickelt." (S. 11). Wenn die Gegner einer solchen, auf das Studium der Menschheitsgeschichte sich stützenden Auffassung dennoch eine unbedingte Superiorität des Christentums in einer allgemeinen Hebung des sittlichen Lebens der Völker durch die Kirche erblicken wollten, so seien sie hingewiesen auf das, was Jodl S. 11 sagt:

„Hat die christliche Liebe die Menschen gehindert, sich gegenseitig zu zerfleischen und den Unterdrückten Blut und Mark aus den Knochen zu pressen? Das Evangelium verlangt, dem, der den Rock nimmt, noch den Mantel dazu zu geben, und dem, der den Rücken schlägt, auch noch die Backe hinzuhalten, und der Statthalter Christ, der Knecht der Knechte Gottes, verteidigt wie oft, und noch in diesem Jahrhundert, seinen weltlichen Besitz in Schlacht und Kampf. Und sind die Ausgeburten christlicher Askese auf dem Gebiete geschlechtlicher Sittlichkeit minder abstoßend, als die „Natürlichkeiten" der antiken Völker?"

Jene allgemeinen Grundsätze sittlichen Handelns, von denen ich oben sprach, hat in den letzten Jahrhunderten die philosophische Ethik von kirchlichen Vorstellungen losgelöst und auf die durch die edelsten Geister (Hume, Mill, Feuerbach) neuentdeckte Grundlage der Natur, des natürlichen Zusammenlebens der Menschen gestellt.

„Die ganze geistige Entwicklung der modernen Welt drängt dahin, die sittlichen Normen als Naturbedingungen menschlicher Gemeinschaft zu begreifen und sie aus dem Zusammenhang des Einzelnen mit dem Ganzen heraus zu begründen."

Wir sehen: die Wissenschaft hat längst eine „allgemein-menschliche Moral" gefunden, eine Tatsache, die, wenigstens 1892, den Männern, die Preußens und Deutschlands Geschicke lenkten, noch unbekannt gewesen zu sein scheint.

Kann nun die Schule diese Moral den Kindern unseres Volkes lehren? Das hatte der Kultusminister Graf v. Zedlitz ebenfalls bezweifelt, aber auch hier sprechen die Tatsachen gegen ihn. Frankreich hat seit dem 28. März 1882 unter den Lehrgegenständen an erster Stelle, wo im rückschrittlichen Deutschland noch die „Religion" ihren Platz behauptet, den „enseignement moral et civique" eingesetzt. Dabei ist wohl zu beachten, daß von einem Zwang in religiöser Beziehung nicht die Rede sein kann, denn jedem Bürger

hunderts! Man vergleiche, was Jodl zu dieser Pfaffenauffassung sagt; mit flammender Entrüstung ruft er solchen Dunkelmännern zu: „Es heißt, die Menschheit in ihrem Edelsten beleidigen, wenn man ihr mit dem Apostel Paulus zumutet, ohne den Gedanken an das Jenseits mit seinen Belohnungen und Strafen im innersten Herzen nichts anderes zu kennen als den Wunsch: „Laßt uns essen, trinken und lieben, denn morgen sind wir tot!" (Jodl a. a. O. S. 20).

Digitized by Google

steht es frei, seine Kinder in der Religion erziehen zu lassen, die ihm die beste dünkt; das ist Privatsache der einzelnen Eltern, dafür ist die Kirche da! — Das Nämliche ist in Italien der Fall. Auf der italienischen Volksschule ist der Religionsunterricht nur facultativ; die obligatorische Lehre über „Diritti e Doveri dei cittadino“ (Rechte und Pflichten des Bürgers) nimmt dagegen einen hervorragenden Platz ein; das Lesebuch für das dritte Schuljahr der italienischen Volksschule weist bereits einen besonderen Abschnitt auf über „Sittliche Handlungen,“ welcher in einer dem Kinde verständlichen Form, meist an der Hand von volkstümlichen Beispielen aus der römischen Geschichte, das sittliche Gefühl des Kindes, ihm selber unbewußt, weckt und bildet. Die höheren Lehranstalten Italiens (Gymnasien, u. s. w.) haben sogar den Religionsunterricht aus dem Lehrplan völlig ausgeschaltet. Man beachte, als aktuelle Illustration, daß am 20. September d. J., dem 34. Gedenktage der Befreiung Roms, der italienische Unterrichtsminister als Vertreter der Königl. Regierung den internationalen Freidenkerkongreß in Rom eröffnet hat! — Aehnliche Ziele, wie in Frankreich und Italien der Staat, verfolgen in England und den Vereinigten Staaten weitverbreitete private Vereinigungen, die „Ethischen Gesellschaften.“

Aber Beispiele, wie die Frankreichs und Italiens sind in Deutschland kaum beachtet worden ja, vor 12 Jahren scheinen diese Staatseinrichtungen des Nachbarn und des Verbündeten den Lenkern von Deutschlands Geschicken einfach unbekannt gewesen zu sein.

Aber Beispiele, wie die Frankreichs und Italiens, sind in Deutschland kaum beachtet worden, ja vor 12 Jahren scheinen diese Staatseinrichtungen des Nachbarn und des Verbündeten den Lenkern von Deutschlands Geschicken einfach unbekannt gewesen zu sein.

Wird Deutschland soweit kommen? Der Kampf um den Schulantrag wird die Entscheidung bringen, ob wir wieder zurück sollen in die Finsternis oder aufwärts zum Lichte. Als äußerst wertvolles Rüstzeug zu diesem Kampfe wollte ich Friedrich Jodls Schrift in Erinnerung bringen, da ja wohl anzunehmen ist, daß die Vorkämpfer der Reaktion, und diesmal gehören leider die Nationalliberalen wieder einmal dazu, sich im Großen und Ganzen derselben Waffen bedienen werden wie im Jahre des Heils 1892 Reichskanzler und Kultusminister. Jeder, dem das Wohl unseres Vaterlandes und der Fortschritt in unserem geistigen Leben am Herzen liegt, muß diese 36 Seiten kennen lernen, in denen vom höchsten, dem philosophischen Standpunkte die Frage nach allen Seiten hin erörtert wird. Möge sich Friedrich Jodls Wunsch erfüllen, daß es seinen Gedanken gelänge, „da und dort einen Wiederhall zu wecken und für den noch bevorstehenden Kampf Waffen schmieden zu helfen.“ — Schließlich ist es, das hebt auch Jodl hervor, nicht nur eine interne preußische Angelegenheit, sondern auch eine deutsche; was die führende Macht tut, kann nicht ohne Einfluß auf das Ganze bleiben. Und wenn die Reaktion einmal die Volksschule völlig in der Hand hat, dann ist kein Ende abzusehn! Sehr wertvoll sind in dieser Hinsicht die Bemerkungen, die Jodl über sein Heimatland Bayern auf S. 16 f. macht.

Die Zeichen stehen schlimm, aber wir wollen doch nicht am deutschen Geiste verzweifeln und vielmehr voll Zuversicht mit Jodls Worten schließen:

„Es wächst der Mensch mit seinen größeren Zwecken; jedes große allgemeine Bedürfnis ruft auch die Geister, die es zu befriedigen imstande sind. Das deutsche Volk hat ein Recht zu wissen, daß der Schritt, welcher getan werden muß, um der kirchlichen Bevormundung sich zu entwinden und in der großen Fortschrittsbewegung der Menschheit nicht zurückzubleiben, kein Schritt ins Ungewisse, Bodenlose ist, sondern daß es eine Wissenschaft gibt, welche die Bedürfnisse des Geistes und Herzens einer neuen Zeit kennt und die Mittel hat, sie zu befriedigen.“

Säuglings- und Mütterheimstätten.

Von Rosika Schwimmer (Budapest.)

Die Gloriole der Mutterschaft, die in den Augen der Vielen das Weib erst zum Mensch macht, die Mutterschaft, von vielen als die einzige Entschuldigung für die Frau, überhaupt auf der Welt zu sein, betrachtet, verwandelt sich in einen Dornenreif für solche, die wissend oder verführt Mütter werden, ehe die behördliche oder kirchliche Sanktionierung ihrer Verbindung mit dem Manne erfolgte.

Der Heiligenschein wird ein Marterinstrument, das in die Schläfen einschneidet, bis das Blut hervorspritzt und das Gehirn zu springen droht. Statt liebevoller Sorgfalt, inniger Achtung und Betreuung werden die „Sündigen“ mit Schimpf und Hohn bedeckt, aus der Gemeinschaft „anständiger Leute“ verwiesen. Bis so ein unglückliches Geschöpf Mutter wird, hat es alles gelitten was die Erfinder der Höllenidee in diese niederlegten. Die Gefallene der besseren Kreise mag das am stärksten fühlen, wenn sie in legitimer Ehe mit allen Ehren, die unsere gesellschaftliche Moral für die werdende Mutter zu vergeben hat, der Geburt entgegensieht, wenn sie ihr Kind freudig an die Brust drücken darf, es in Vaterhänden ruhen, von sorgsamer Pflege behütet und gepflegt sieht und zurückdenkt an das andere, das sie im Verborgenen, von zornsprühenden Eltern oder gehässigen Fremden umgeben, zur Welt brachte, damit es ihr unverzüglich entrissen und in einen weltfremden Winkel versteckt werde. Wie müssen die heißen Tränen sie brennen, wenn sie das glückliche Vaterlächeln über dem Legitimen scheinen sieht und an die kalte Liebloſigkeit denkt, in der ihr „Anderes“ verkommen ist, verkommt oder zugrunde gehen wird.

Das „Andere“, das keinen Vater, keine Verwandten hat, dem Fluch anhaftet von der Minute seines Seins ab, Das „Andere“, ein Dorn im Auge aller, die um das Geheimnis seiner Existenz wissen, ein gebrandmarktes, rechts- und anspruchloses Geschöpf, ärger mißachtet, als der struppige Sprößling einer räudigen Katze. Das „Legitime“ im Besitz seiner Kinderrechte, Anwärter aller Freuden, die uns das Leben, wie der Flötenspieler von Hameln, lockend vor den Augen herumgankeln läßt, damit wir ihm willig folgen, bis an den Rand, bis an das Unbekannte. Wie mögen diese Frauen den Hohn fühlen, der in der Glorifizierung der Mutterschaft liegt, dieser Heuchelei, die sich einfach des erhabenen Worts: Mutterschaft bedient, wo doch nur die legitime Mutterschaft geheiligt wird.

Bleiben wir also einen Moment lang stehen, und stellen wir fest: ist die Mutterschaft etwas Ehrwürdiges oder nicht? Ein millionenfaches Ja tönt uns entgegen. Wir hören sogar Bejahungen, die in ihrem Teufall gleich ausdrücken: an der Frau ist überhaupt nur die Mutterschaft ehrwürdig. Aber wir wollen jetzt nicht mit den verschiedenen Zufügen polemisieren, sondern uns blos an das Ja halten, und uns Reine bringen, wie weit es glaubwürdig, in wieferne es aufrichtig ist. Das entscheidende—Ja wird doch gewiß unsicher klingen, wenn nicht gar ein empörtes Nein werden, wenn wir die Gefragten der Reihe von 100000 unehelichen Mütter, die z. B. im Jahre 1891 blos in 14 Staaten Europas gezählt wurden, gegenüberstellen würden. Diese Mütter werden nicht geheiligt weder von den Vätern ihrer Kinder, noch von der umbarmherzigen, liebloſen Gesellschaft. Die wohlhabenderen Kreisen entstammende uneheliche Mutter hat an der Acht der moralischen Folgen genug zu tragen, die Tochter des ärmsten Standes aber steht unter der dreifachen Belastung der Verachtung, der Sorge für die Erhaltung des Kindes

Digitized by Google

und des erschwerten Kampfes für die eigene Existenz. Sie wird in jeder Beziehung bedrängt und bedarf wirklicher Heldenhaftigkeit, um sich vor dem Dämon des Tötens zu retten. Wo aber nicht die eigene Mutterhand zu dem Schrecklichsten greift, arbeitet die wirtschaftliche Notlage mit, die bei der unehelichen Mutter, weil sie es ist, noch qualvoller, grässlicher eintritt, als bei der lindernden oder ehelichen Proletarierin. Wo sie auch hinschauen mag, überall grinst ihr der Vorwurf ihres „Falles", ihrer „Sünde" entgegen, und der jährliche Tod von 40 % aller unehelich geborenen Kinder, gegen 8 % der Kinder der begüterten Klasse und 20 % der arbeitenden Bevölkerung, beweist das soziale Elend der von der Gesellschaft Ausgestoßenen.

Himmelschreiend ist das Unrecht, das die uneheliche Mutter büßen läßt, während der Kindesvater alle Ehren ruhig weiter genießt, höchstens zu der kleinen Unbequemlichkeit einer materiellen Unterstützung verhalten wird, wozu man ihn nicht einmal in allen Ländern gesetzlich an den Leib rücken kann.

Unendlich grausamer ist aber noch der Haß, mit dem das Kind aus einer illegitimen Verbindung verfolgt wird. Diese unglückseligen Geschöpfe sind, sofern sie dem Elend nicht schon im zartesten Alter erliegen, den grausamsten Qualen ausgesetzt, vom Tage an, da sie mit ihrem Erscheinen der Mutter Schande enthüllen. Wenn die Mutterliebe stark genug ist, dem Kinde nicht entgelten zu lassen, wofür es nichts kann, beginnt der Golgathaweg des Kindes an dem Tag, da der Geburtsschein mit dem stammenden Zeichen der Illegimität Schulbehörden vorgelegt werden muß. Kein Schritt im Leben von da ab, der es nicht immer und immer zum Vorwurf herangerufen wird: Du bist unehelich geboren und nicht gleichwertig mit den Anderen. Manche laute und viele stille Tragödien drehen sich darum. Diese Kinder mögen sich auch ihre Gedanken machen, wenn sie die Phrase von der Mutterschaft hören. Unserer ethischen Vertiefung bedarf es noch, um das Wort zur absoluten Wahrheit zu machen.

In Wort und Schrift treten besonders zwei Frauen, Anna Pappritz und Adele Schreiber, für die Anerkennung der unehelichen Mütter ein, und krönen ihre Propaganda durch eine Bewegung, die in Schaffung von „Pflanzstätten der Mutterliebe", wie letztere es benennt, den Ausdruck ihrer Gesinnung geben will. Säuglingsheime sollen errichtet werden, „an deren Türe alle pochen sollen, die mühselig und beladen mit der doppelten Bürde der Not und der Mutterschaft". In flammenden Begeisterung für das Gute, das mit zu schaffen sie im Begriffe ist, schildert sie den Geist der Säuglingsheime, die in allen Städten Deutschlands organisiert werden sollen:

„Eine größere, höhere Moral wird dort herrschen, und für jede, die dort Aufnahme findet, wird der Spruch nicht lauten: „Sie ist gerichtet," sondern: „Sie ist gerettet" — man wird den Zurückstrauchelnden nicht von Schande und Sünde, nicht von Verdammung und Buße reden — aber ihr ganzes Leben in dem Heim wird auf das eine Ziel hinweisen, die Schuld zu bezahlen, die sie dem Kinde gegenüber auf sich genommen, es zu einem gesunden, glücklichen Menschen heranzubilden. Durch drei Monate wird das Haus als einzige Gegenleistung (neben der nötigen Hausarbeit) beanspruchen, daß die Insassinnen ihre Kinder nähren, pflegen und lieben — und dann sollen die Mütter wieder ins Leben hinaustreten, genesen an Leib und Seele, getragen von dem Bestreben, für ihr Kind zu arbeiten, sich ihr Mutterrecht zu wahren. Eine Tagestripper, liebevoller Rat, ärztliche Sprechstunden sollen weiter zur Verfügung stehen und eine mit dem Heim verbundene Auskunftsstelle wird Frauen, die der Mutterschaft entgegen sehen, ärztliche Hilfe und menschliche Teilnahme gewähren."

In Verteidigung gegen den sehr gerne gebrauchten Einwand, die Errichtung solcher Wöchnerinnenheime sei eine Unterstützung des Leichtsinns, des Lasters, führt die Autorin ferner aus:

„Es gibt wohl kaum ein Prinzip, das weniger dazu geeignet erscheint, die Leichtfertigkeit zu fördern, als Menschen zu lehren, die volle Verantwortlichkeit für ihre Handlungen zu tragen. Der Geist gesunder Gerechtigkeit wird in dem Hause herrschen und täglich zu den Müttern sprechen: „Du findest Erlösung für alles was dir auf der Seele lastet, denn du hast eine Aufgabe zu erfüllen: gib dem Kinde, das durch dich in die Welt gesetzt wurde, was du nur irgend vermagst, deine mütterliche Nahrung, die Arbeit deiner Jugend, die ganze Fülle deiner Liebe!" Und so sollen aus dem Heime Frauen hervorgehen, denen das Leben Ziel und Inhalt bietet, Kinder, die nicht geradezu haltlos, verbittert, verroht in der Welt herumgestoßen werden, und die auch ihrerseits lernen, für ihre Mutter einzutreten, weil diese alles getan um an ihnen gutzumachen, was sie je an ihnen gefehlt."

In einer kleinen Broschüre*) weist Anna Pappritz in nüchterner Eindringlichkeit die nationalökonomische Notwendigkeit der Errichtung solcher Heime nach.

Kühl reiht sie Zahlen an Zahlen, bis aus den nackten Daten Anklagen herausbrechen, die anfreizender wirken, als die leidenschaftlichsten Exclamationen.

„Im Jahre 1901 starben rund 480000 Kinder unter 4 Jahren (in Deutschland)" sagt sie, um damit zu beweisen, daß Wöchnerinnen- und Säuglingsschutz nicht nur eine ethische Forderung, sondern im Interesse Jener liegt, die „die Zukunft, die gesunde Fortentwickelung seines Volkes, seine Konkurrenzfähigkeit auf dem internationalen Arbeitsmarkt von seinem Geburtenüberschuß abhängig machen."

Sie warnt die Sozialstatistiker vor der Ueberschätzung des Geburtsüberschusses, — auf den besonders die Deutschen so stolz sind, — denn eine so unmäßige Kindersterblichkeit gegenüberstehe. Von der unzweifelhaft richtigen Aufstellung ausgehend, daß das Volk das produktionsfähigste sei, das die meisten Menschen zwischen 20—60 Jahren habe, kommt sie zu dem Schluß, daß das wegen seines Kindermangels so arg bedauerte Frankreich ein viel produktiveres. Leistungsfähigeres Menschenmaterial habe, als das kinderreiche Deutschland. In Deutschland kommen nämlich auf 1000 Einwohner 242 Kinder unter 10 Jahren, in Frankreich nur 173. Dafür aber zählt Erwachsene Deutschland

von 20—30 Jahren,	162,		Frankreich	163 auf's Tausend.	
„ 30—40	„	127,	„	138	„ „
„ 40—50	„	104,	„	123	„ „
„ 50—60	„	78,	„	101	„ „

Der Egoismus des Staates, der Arbeitskräfte und Soldaten haben will ohne Rücksicht auf die materielle und physische Schädigung, die der einzelne an einem Zuviel an Kindern erleidet, trifft sich hier mit dem brennenden Mitleid jener, die als Bollwerk gegen die Unkenntlichkeit der Geschlechter zum Heile der unehelichen Mutter und ihres Kindes, wie zum Schutze der in Elend gebärenden Frauen Stätten errichten wollen, die der sozialen Not das Opfer von hunderttausend und aberhunderttausend in zartem Kindesalter hinwelkender Menschenopfer abringen sollen.

Vorläufig hat Berlin neben einigen schon seit Jahren bestehenden Horten seit 3 Monaten ein geradezu mustergültiges in dem von Adele Schreiber schon wiederholt beschriebenen Säuglingsheim. Es ist von hervorragenden Fachmännern geleitet, einzig in seiner Vollkommenheit. Alle Mittel werden angewendet um auf die für 3 Monate aufgenommenen Mütter seelisch wie physisch so stark einzuwirken, daß sie für das fernere Leben einen festigenden Halt bekommen. Ganz besonders vortrefflich ist aber das mit dem Säuglingsheim verbundene, als Ergänzung dienende Mutterheim.

Das erstere bietet Mutter und Kind während 3 Monaten unentgeltlich vollständige Pflege. Die Mütter werden nur zur Hausarbeit herangezogen und in der Kinderpflege besonders unterwiesen. Nach Ablauf der 3 Monate wird die Geeignetste vom Verein, der das Heim erhält, als Pflegerin für die Kinder solcher Mütter angestellt, die entweder selbst im Mütterheim wohnen oder das Kind nur in Tagespflege dort lassen. Die Insassinnen des Mütterheims müssen ihren Unterhalt verdienen und auch für die Bekreuung des Kindes

*) Die Errichtung von Wöchnerinnenheimen und Säuglingsasylen eine soziale Notwendigkeit, eine nationale Pflicht. Von Anna Pappritz, Verlag Felix Dietrich, Leipzig 1904, 30 Pfg.

Digitized by Google

einige Mark zahlen. Vorläufig können nur wenige Frauen aufgenommen werden. Wie sie dort verpflegt werden, wie man ihre geistige und seelische Beeinflussung nach bestimmten Gesichtspunkten zu leitet, daß die Geleiteten die neuen Erkenntnisse aus sich heraus wachsen fühlen und nicht von dem drückenden Bewußtsein berührt werden, man zwinge sie in eine neue Richtung, ist einfach musterhaft. Das Mutterheim ist keine Wohltätigkeitsinstitution, die Frauen bezahlen ja für ihre Verpflegung, es ist aber in seinem Geiste unendlich mehr als wohltätig, es ist: menschlich im besten Sinne des Wortes.

„'s Geschäft lehren."

Von Carola v. Eynatten.

Taktmäßig, ohne jede Hast, klatschte der schmale Lederriemen auf den entblößten Rücken, die Arme und Hüften eines halbwüchsigen Jungen nieder, der mit zugebundenem Munde auf eine Bank geschnallt war. Die Hand des Züchtigers, eines Mannes von mittleren Jahren mit dem Gesichte eines Alkoholikers, wurde weder vom Zorn noch von Entrüstung oder einer ähnlichen Empfindung regiert, sie war vollkommen ruhig und besorgte das Prügelgeschäftsmäßig. Dabei zählte der Mann mit einer gewissen Gemütlichkeit jeden fallenden Schlag, bis er nach dem fünfundzwanzigsten den Riemen wieder an einen Nagel in der Wand hing. Dann wurde der Knabe losgemacht, auf die Füße gestellt und das Tuch von seinem Munde entfernt.

Totenblaß, an allen Gliedern zitternd, mit klappernden Zähnen und einem Ausdruck wahnsinnigen Entsetzens in den sieren Augen stehe der Mißhandelte mitten in der engen, ziemlich unsauberen Stube, während der Mann sich mit der Hand die von der „Arbeit" feuchtgewordene Stirne trocknet und dann stöhnend auf einen Stuhl fällt.

„Jetzt weißt wie's tut, wenn eins seine Sach nicht gahlt!" begann er. „Bisher hast allaweil nur einen kleinen Denkzettel kragt, ich seh' aber, es geht so nicht, Du wirst nur faul dabei und bildest Dir wohl noch ein, Du hättest 's beste Recht in mein'm Bett zu schlafen und an mein'm Tisch zu futtern. Gestern hast eine Mark zehn 'bracht, heute gar nur sechzig Pfennige, macht zusammen eine Mark siebzig anstatt drei Mark — meinst, das geht so weiter? Morgen muß der Rückstand bezahlt werden, eine Mark fünfzig für'n Tag und die schuldige Mark dreißig macht zwei achtzig, fehlt ein Pfennig daran, so schmier' ich Dir fünfzig herunter, die Du noch ganz andere g'spüren sollst als die heutigen — verstanden!"

Dann wendete er sich zu einem seitwärts stehenden Knaben und Mädchen von etwa elf bis zwölf Jahren, in deren Mienen sich kaum geringeres Entsetzen ausdrückte als in denen ihres Kameraden.

„Mit euch zwei'n zieh ich jetzt auch andere Saiten auf, denn ihr werdet mir auch liederlich; wer am Abend seine anderthalb Märkle nicht beisammen hat, den hau' ich bis er sich nimmer regen kann. — Marsch naus!"

Der Geschlagene versucht einen Schritt zu machen, die Glieder versagen aber den Dienst, und er wäre wohl zusammengebrochen, ohne die Unterstützung der herbeispringenden Kameraden, die ihn unterfassten und hinausführten. Ohne ein Wort zu sprechen, lasten sich die drei Kinder eine stockdunkle Flur entlang und über eine steile Treppe hinauf, um endlich in eine von eisigen Dezemberwinde durchwehte Dachkammer zu treten, in der zwei Betten stehen. Auf den Kissen des einen ruhen, dicht aneinander gedrängt, zwei Kinderköpfchen.

Das große Mädchen teilt der Kleinen Lager, im andern Bette schlafen die beiden Knaben, und der jüngere macht sich heute so dünn wie möglich, um nicht anzustoßen an den wunden Kameraden.

„Du," fängt er nach einer Weile an, „mir hat der Guder heute auch mit der großen Pritsch' ein paar über die Beine gezogen, daß es Blut geben hat, und der Lene hat er gar einen ganzen Büschl Haar ausgerissen!"

Der Ton, in welchem der Bub das sagt, ist ein heiserer, haserfüllter. — Einen Augenblick mit Stöhnen einhaltend, erkundigt sich Hans matt:

„Habt ihr auch zu wenig gehabt?" — „Ja, es macht aber für uns beide nur dreiundzwanzig Pfennig aus. Keins will mehr Sand kaufen, man muß alles zusammen betteln!" — „Weil zu viel Sandkinder laufen." — „Ich lauf' aber nimmer lang, das ist sicher!" — Oder meinst, ich wollt 'n Guder füttern? Er schafft 's ganze Jahr kein Streich, und laßt er Hunger leiden, und wir können ihm Geld verdienen! Nein, das gleb's nicht! Wie ich beieinander hab', was ich will, sag ich 'm Lehrer wie 's uns geht und was der Alte mit uns treibt, und dann kann er sehen, wie 's ihm geht! Mach's Du nur auch so, Hänsel, schlechter kriegen wir's ja doch nicht." — „Dann sagt er aber, wir wären Dieb', und sie sperren uns ins Zuchthaus, wo wir klettern an die Füß kriegen und allaweil im finstern liegen müssen, an die Mauer angehängt!" — „Ist ja alles verlogen, Hans, das sagt er nur, damit wir tun sollen wie er will! Erst habe ich's auch 'glaubt, jetzt aber weiß ich, daß es alles verlogen ist. Sie stecken uns höchstens ein paar Tage in 'n Käfig, wo man doch satt zu essen hat und kein Prügel kriegt." — „Meinst?" ertönte Hans ängstlich. — „Ich weiß es, hab' andre gefragt. Wir sind noch zu jung und dann haben wir auch nur aus Furcht vor der unmenschlichen Prügel gestohlen, so können 's uns nicht viel tun." — „Ich hab gar nicht gestohlen, nie!" — „Wirklich nicht?" fragt der Genosse gedehnt, voll Zweifel. — „Nie Berti! Weißt, gelacht hat's mich manchmal schon, aber die Angst hat mir's nicht zugelassen." — „Mußt nur nicht so verschrocken sein; wenn eins ordentlich aufpaßt und nicht tappig ist, kann's viel mitgehen heißen, eh's nur einmal derwischt wird. Ich mein, wo ich was kriegen kann, 's ist mir eins, will nicht allaweil Prügel haben und Hunger leiden!"

Hans hatte eine schlimme Nacht, vermochte keinen Augenblick zu schlafen vor Schmerz, und als der Morgen kam, es Zeit wurde das Lager zu verlassen, die ihm obliegende Hausarbeit zu verrichten, war er kaum fähig zu stehen. Er schleppte sich nur mühsam fort, bei jeder Bewegung Qualen ausstehend, die jeder sehen konnte. Aber es bekümmerte sich niemand darum, man schenkte ihm keine Arbeit. — Lene und die beiden Jungen, die sich bei den Blechner Guder'schen Ehelenten in „Pflege" befanden, bei ihnen „unentgeltliche" Aufnahme gefunden, mußten am Morgen die Wohnung in Ordnung bringen, das Frühstück bereiten, Kleider und Schuhe, sowie das Koch- und Eßgeschirr vom Vortag reinigen, alles Nötige einholen und das Mittagessen vorrichten, oft auch noch Wäsche waschen. War dann alles besorgt, so nahmen sie die Schultasche und die Sandsäcke, denn während der Mittagpause durfte keins von ihnen heimkommen. Sowie der Unterricht beendet war, begann das Hausieren und Betteln.

„Horchen," redete der Blechner Guder die Kinder scharfen Tones an, als sie schon im Begriffe standen, den Schulweg anzutreten, „ihr wissen, was ihr zu sagen haben, wenn jemand nach euren Aleuten fragt, und ihr wissen auch, was ihr 'm Lehrer antworten müßt, wenn 's ein Gerede gibt von wegen den Aufgaben; ihr habt vergessen, sie zu machen, verstanden! Wer nur ein Wörtle anders sagt, als ich ihm gelehrt hab', den hau' ich windeweich und dann bring' ich ihn auf die Polizei und sag, daß er ein Dieb ist! —" — „Ich hab noch nie nichts genommen, kein Geld und kein —" — „'s Maul gehalten! Du bist genau so ein Dieb wie der Albert und 's Lene!" schrie der Blechner Hans an. „Mir haben ihr schon Geld gestohlen und andern Leuten auch, erwischt ich aber einmal eins dabei, dann kann er sich g'freuen! — Marsch!"

Durch die körperlichen Qualen und den Gedanken an die zwei Mark achtzig Pfennig, die er bis zum Abend erbeitein sollte, zur Verzweiflung gebracht, sagte Hans unterwegs: „Heut müssen die zwei Mark achtzig heraus, 's mag gehen wie's will, oder ihr kriegen mich nimmer wieder zu sehen." —

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Kaufen mir Sand ab, Fräulein, 's Mäßle sechs Pfennig und gehaust voll!

Bei der Teigfabrikation gestört, war das ältliche Dienstmädchen, an welches sich diese Aufforderung richtete, recht übler Laune und schickte sich an, Hans die Tür gleich wieder vor der Nase zuzuschlagen mit sehr ärgerlichem: „Mach',

Digitized by Google

daß d' fortkommst, bist seit Mittag der Fünfte!" — Die Furcht vor Strafe besiegt jedoch des Knaben gewöhnliche Aengstlichkeit, ein Schritt, und er steht innerhalb des Glasabschlusses, heftig, mit kläglicher Stimme fortfahrend: „Sind doch so gut, Fräulein — nur ein Mäßle! Kein Pfennig hab ich noch verdient, der Vater ist schon seit einem Jahr arg krank, die Mutter kann ihn nicht allein lassen, und wir sind unser sechs Kinder, von denen ich 's Aeltste bin. Nur ein Mäßle, Fräulein, sind doch so gut!" und die letzten Worte klingen in einem grellen Schluchzen aus.

Die schon so oft gehörte Erzählung würde das alte Mädchen nicht gerührt haben, doch dem wie mit elementarer Gewalt hervorbrechenden Schluchzen vermag es nicht zu widerstehen, umsoweniger, als des Knaben Lippen zucken und dicke Tränen über seine schmalen, ins Grünliche spielenden Wangen laufen. Das ist echter, ungeheuchelter Schmerz! In dieser Ueberzeugung vergißt die Minna des Buben freches Eindringen in die Wohnung, führt ihn in Küche und sucht zusammen, was an Speiseresten vorhanden, um es zu einer Mahlzeit für ihn zuzurichten. Der Hunger und das Elend schauen ihm ja aus den Augen heraus! Auch zwei Mäßle Pulzand werden gekauft, obgleich man keine Verwendung dafür hat; Almosen will ihm das brave Mädchen aber nicht geben, „denn es ist Gift für junge Seelen."

Während der Junge gierig das vorgesetzte Essen verschlang, setzte sich die Minna, ihren Teig im Stiche lassend, zu ihm an den Küchentisch und ließ sich erzählen. Was sie zu hören bekommt, klingt einfach und glaubhaft. Der Vater, ein gelernter Blechner, wäre durch einen Sturz von einem Neubau siech geworden und könnte nichts mehr schaffen. Acht Menschen brauchten viel, wenn auch jedes nur ein wenig bekomme, die Invalidenrente aber sei gering und die städtische Armenunterstützung fließe auch recht spärlich. Darum müßten sie, die Kinder, „tüchtig zusammen helfen." Viel vermöchten sie aber noch nicht zu leisten, denn das Jüngste wäre nicht einmal noch in der Schule. Es handiere aber doch schon mit Blumensträußchen.

Weniger das, was Hans sagt, als wie er es sagt, das verhaltene Schluchzen in der Stimme, der trostlose Gesichtsausdruck gewinnen ihm der Dienerin menschenfreundliches Herz vollständig. Sie notiert sich die Adresse der Blechnersleute, dann geht sie zu ihrer Herrschaft in die Wohnstube; sie will leben, ob es nicht möglich ist, ihrem Schützling abgelegte Kleider zuzuwenden.

Ganz leicht scheint sich das aber nicht zu machen, denn sie bleibt lange fort, weinäsenes ist Hans dieser Ansicht, dem es ist, als setze er auf Kohlen. Es ist beinahe 5 Uhr und einmal dunkel, kann er nirgends mehr anklopfen. Wo dann die noch fehlenden fünfundsiebzig Pfennig hernehmen? Die Passanten auf der Straße um ein Almosen bitten? Das hat er schon öfter versucht, aber keinmal besonderes Glück damit gehabt; auch sind die Schutzleute zu fürchten.

Mit jeder verrinnenden Minute steigert sich das Jungen Sorge, und er überlegt eben, ob es nicht das Klügste wäre, auf und davon zu gehen, als sein Blick auf einen gestickten Geldbeutel fällt, den ein Ring zusammenhält. Er liegt auf dem Fensterbrett, wie für ihn hingelegt, und scheint viel Geld zu enthalten. „Hier ist Hilfe!" Durchzuckt es ihn wie ein elektrischer Funke, und seine Stirne bedeckt sich mit Schweiß. Er sieht auf und tritt ans Fenster; sein Atem geht schwer. — Soll er, oder soll er nicht? — Er hat noch nie gestohlen — und das Mädchen ist so gut zu ihm gewesen, wie schon lange niemand mehr. — Nimmt er die fünfundsiebzig Pfennig aber nicht und bringt er sie auch nicht mehr zusammen, so prügelt ihn der Guder wieder geradeso wie gestern oder noch ärger, und das hält er nicht aus. — Nein, er hält es nicht aus, und ehe er sich nochmals so zerprügeln läßt, eher legt er sich in den Schnee oder springt ins Wasser.

Eine Minute — eine Ewigkeit; über des Knaben Kopf rauscht es wie von schweren Flügeln — es ist die Versuchung, die ihn umkreist. Mehrmals streckt sich seine Hand aus, aber er läßt sie immer wieder sinken, ehe sie den Geldbeutel berührt hat. — Wie sein Pflegebruder, der Berti, ihn auslachen würde, sähe er ihn jetzt! Der hat schon mehrmals Geld gestohlen und macht sich nicht einmal etwas daraus; Guders Schuld sei es, — nicht die seinige, sagt er. Ob das wohl wahr ist? — Die schweren Flügel über seinem Haupte rauschen wieder und es hört sich an, als frächzte eine rauhe Stimme: „ja, es ist des Alten Schuld, denn er treibt euch dazu!" — Da streckt Hans abermals die Hand aus, schließt die Augen und faßt den Geldbeutel. — Aber er wird gewiß keinen Pfennig mehr nehmen, als die fehlenden fünfundsiebzig. Vielleicht hilft Gott morgen wieder.

In diesem Augenblick wird eine Türe geöffnet und eine Männerstimme sagt: „Na, Junge, komm 'mal her zu mir!" Dem Hans aber entfährt ein leiser Schrei, er wirbelt herum, läßt den Geldbeutel aus den vor Schrecken zitternden Händen gleiten, und auf den Steinplatten des Fußbodens rollen große und kleine Münzen bunt durcheinander. — Die Minna aber schlägt die Hände zusammen, indem sie in den Ruf ausbricht: „Er ist ein Dieb! Zum Dank für meine Guttat hat er mir Geld aus dem Beutel gestohlen!" — „Keinen Pfennig hab' ich —" Zwei schallende Ohrfeigen von Minnas Hand verschlichten ihm jedoch vorerst den Mund. „Lüg' auch noch, du gaulloser Strolch!" kreischt sie dabei. — Hans aber bleibt standhaft, trotz seines Schreckens und seiner Angst erwidert er fest. „Ja ich hab fünfundsiebzig Pfennig nehmen wollen, aber noch keinen einzigen genommen, Fräulein!"

Jetzt aber nahm Minnas Dienstherr die Sache in die Hand. Sich dem Erzapfen gegenüberfetzend, eröffnete er ein regelrechtes Verhör. Warum er gerade fünfundsiebzig Pfennig habe nehmen, wozu er sie habe verwenden wollen und noch andres mehr verlangt er zu wissen. Die Furcht vor dem Blechner Guder ist aber so mächtig in dem unglücklichen Knaben, daß er stumm bleibt oder Antworten giebt, in denen man sofort die Ausflucht erkennt. — „Hast du schon öfter gestohlen?" fragte endlich der Hausherr. — Da hebt sich des Buben Kopf und er entgegnet mit festem Blicke und ohne Zögern: „Nein, noch kein einzigesmal." — „Wenn du jetzt die volle Wahrheit sagst, ohne mehr Ausflüchte zu gebrauchen, werde ich sehen, was geschehen kann," beginnt der Herr nach einer Weile von Neuem, „anderenfalls werde ich dich in die Obhutnahme des ein Schutzmann zur Stelle ist, dem ich dich übergeben kann."

Hans würde so gerne alles sagen, Guder aber hat ihn so einzuschüchtern gewußt mit ungeheuerlichen Drohungen, daß er vergebens einen Versuch dazu macht; die Worte wollen nicht über seine furchtbebenden Lippen. Nach einigen Augenblicken fruchtlosen Wartens erhebt sich der Hausherr und sagt, mit der Hand noch einer schnalzn Türe in der entgegengesetzten Küchenwand weisend: „Vorwärts!" Gleichzeitig zieht er ihm einen leichten Stoß in den Rücken, der dem Knaben einen grellen Schmerzensschrei erpreßt. Er schnappt ein paarmal nach Atem, wankt und wäre zu Boden gesunken, hätten sich ihm nicht vier Arme entgegengestreckt. — „Bist du krank?" — Ein stummes Kopfschütteln zur Antwort. „Hast du irgendwo eine Wunde?" — Wieder ein Kopfschütteln. Man richtete ihn wieder aufrecht, und dabei drangen abermals unterdrückte Stöhnlaute über seine Lippen, die von Schmerzen zittern.

„Ziehen Sie ihm mal die Jacke ab, Minna, ich will doch sehen, ob der Kerl Komödie spielt oder was es mit ihm hat," ordnet der Hausherr an. — Allerdings versucht Hans sich zu widersetzen, aber er ist zu elend, um erfolgreichen Widerstand zu leisten, und dann verursacht ihm auch die leiseste Bewegung oder Berührung unerträgliche Qualen. Das alte Mädchen merkt es sehr bald und es bestimmt sie

Digitized by Google

zur äußersten Vorsicht. Was sie und ihr Dienstherr zu sehen bekommen, übertrifft jedoch bei weitem ihre Erwartungen. Des Knaben Rücken ist geschwollen, und ebenso wie die Schultern, Oberarme und Hüften durchzogen von langen blauen Streifen, an verschiedenen Stellen zeigt sich die Haut aufgerissen, an andern stark entzündet.

Herr und Dienerin schauen sich voll Entsetzen an, dann sagt ersterer: „Holen Sie den Arzt, Minna, und schicken Sie einen Dienstmann zu des Jungen Eltern, der Vater oder die Mutter möchten sofort zu mir kommen."

(Schluß folgt).

Streiflichter.

Schulkompromiß und Liberalismus. Die in allen größeren Städten mächtig einsetzende Bewegung gegen die Konfessionalisierung der Volksschule scheint leider nicht nur nicht zur „Einigung der Liberalen" in dieser Lebensfrage des Volks zu führen, sondern sich als ein neues Zersetzungsmittel für den Liberalismus herauszustellen. Für die Zukunft der Schule und des Liberalismus selbst darf einem dabei wohl bange werden; trotzdem wird der Politiker es lieber sehen, daß „das, was ist" deutlich zu Tage tritt, als daß man sich über die Heeresfolge des liberalen Bürgertums bei einer grundsätzlichen Schulreform weiter täuschen müßte.

Für die Verweltlichung der Schule sind weder die Nationalliberalen, auch nicht ihre Jugendvereine, noch die beiden freisinnigen Parteien zu haben — das ist nunmehr klar geworden. Sie verlangen viele schöne Reformen, die auch der Ethiker fordert, aber ihr Freisinn ist mit dem Versuch der Erhaltung der Simultanschule erschöpft. Typisch dafür war, neben anderen Versammlungen, der Verlauf der am 12. September in Berlin vom Wahlverein der Liberalen einberufenen Protestversammlung gegen das Schulkompromiß. Der springende Punkt des Problems wurde nur gestreift, statt dessen wurde von den Rednern Tews und Naumann in sehr ausführlicher Weise nur das allgemeine liberale Schulprogramm, das m. E. in einer liberalen Versammlung als selbstverständliche Grundlage außerhalb der Diskussion hätte stehen sollen, erst entwickelt. So forderte man die Einheitsschule mit freien Lernmitteln, die Beseitigung der Vorschulen, die organische Verbindung aller Schularten, obligatorische Fortbildungsschulen, konfessionelle Trennung nur im Religionsunterricht und Aufhebung des Zwanges dazu, höhere Lehrerbildung, bessere Dotierung der Volksschule, Fachaufsicht, Trennung des Unterrichtsvom Kultus-Ministerium usw. Sehr schön. Als aber von anderer Seite eine runde und nette Stellungnahme zur Frage der Trennung von Kirche und Schule und ein Eintreten für die positive Staatsaufgabe sittlicher Erziehung verlangt wurde, da versagte die Versammlungsleitung ihre Unterstützung. So wurde die Resolution:

„Wir wünschen, daß der Staat als die über allen Konfessionsgemeinschaften stehende sittliche Gesellschaftsorganisation seine Oberhoheit über die öffentliche Schule als eine rein weltliche Anstalt aufrecht erhalte; wir verwerfen darum jede konfessionelle Trennung der Schuljugend und fordern, daß die gemeinsame Volksschule unter Beseitigung alles Zwanges zu konfessionellem Sonderunterricht der Jugend eine gemeinsame sittliche Unterweisung und Erziehung zu teil werden lasse,"

abgelehnt, nachdem dem Antragsteller „wegen der vorgerückten Stunde" das Schlußwort versagt worden war.

Nichtsdestoweniger mehren sich die Anzeichen, daß das Volk konsequenter denkt als seine Führer, und es ist zu hoffen, daß die Ueberzeugung von der absoluten Notwendigkeit positiver Maßnahmen zu besserer sittlicher Erziehung des Volkes gegenüber dem bloßen faulen Frieden des konfessionellen Neben- und Gegeneinander durch den bevorstehenden Meinungskampf in immer weitere Kreise dringe.

* * *

Die weiße Gefahr. Nicht die gelbe Rasse bedroht in Wahrheit die Kultur, so gelehrige Schüler auch die Japaner für unsere Kanonenweisheit waren und sind, sondern die weiße. Soeben sind die Engländer wieder einmal, mit der unzerstörbaren Dreistigkeit des siegesgewissen Boxers dem Schwächeren gegenüber, in Lhasa eingezogen. Natürlich in reiner Friedensmission, um Handelsbeziehungen anzuknüpfen mit Leuten, die indische und britische Handelserzeugnisse nicht brauchen, und um ihnen das Christentum und die Kultur zu bringen, die uns so gestittet gemacht haben. So zogen die Russen in die Mandschurei, die Deutschen nach Kiautschau und in's Hereroland, die Franzosen nach Marokko, die Italiener nach Abessynien, die Belgier an den Kongo u. s. f. u. s. f.

Was nach kommt, das sollte man jetzt eigentlich nach diesen Abenteuern wissen. Es wird auch in Tibet nachkommen. Wie Mr. Jamesons Ritt ins Burenland, so dürfte auch Oberst Younghusbands glückliche Mission noch ein kleines Schwänzchen haben. — Schreit das Blut der Zehntausende und Hunderttausende, die da stumpf und ohne zu ahnen, warum, im Osten hingemetzelt werden, noch nicht laut genug zum Himmel? Völker Asiens, möchte man ausrufen, wahrt Eure heiligsten Güter gegen die weiße Gefahr christlich-europäischer Zivilisation! —

Bücherschau.

Pfäßersee. Bilder aus dem Berliner Zentralgefängnis. Von ***. Berlin, Lüstenöder & Cie.

„Eine Nachahmung von Hans Leuß. Aus dem Zuchthause," war mein erster Gedanke, als ich das mit einem sehr charakteristischen Titelbild eines Verbrechers geschmückte Büchlein erhielt. Die Lektüre belehrte mich eines Besseren. Mag vielleicht auch der Erfolg jenes Buches den Anstoß zur Veröffentlichung gegeben haben, das Buch ist durchaus originell und lesens- wie empfehlenswert. Mit gutem Humor und trefflicher werden Bilder aus dem uns so nahebiegenden Journalistenverkehrsleben gezeichnet. Sehr erfreulich ist dabei der ernste Grundton, der die Arbeit aus der bösen Unterhaltungsliteratur heraushebt und sie als ein beachtenswertes Mahnwort an alle in der Strafrechtspflege und im Strafvollzug tätigen Personen kennzeichnet. Ein erbliches Musterstück ist z. B. das Kapitel „Gottesdienst im Maskenkugel." Das Büchlein kann mit Genuß und Nutzen im Familienkreise gelesen werden. Probatum est.

-n.

* * *

Wagner, „Die Strafinseln." Verlag Fritz Lehmann in Stuttgart.

Verfasser der Arbeit ist Oberlandesgerichtsrat Wagner in Zweibrücken. Dieser hatte an den deutschen Reichstag einen Antrag dahingehend eingebracht, im Interesse der Sicherung des Landes gegen das Anwachsen von Verbrechertum und Anarchismus, im Interesse der durch den bisherigen Strafvollzug in ihrer Lebenskraft bedrohten Strafpflege und im Interesse einer rascheren und wirksameren Entwickelung unseres überseeischen Besitzes der Frage näher zu treten, ob sich nicht die Einführung der Strafverschickung für das Deutsche Reich empfehle. Im Gegensatze zu der ablehnenden Haltung des Posener Juristentages großer politischer Körperschaften und des Kaiserlichen Reichsjustizamtes, beschloß der deutsche Reichstag in seiner Sitzung vom 28. Februar laufenden Jahres durch Mehrheitsbeschluß, die Eingabe dem Herrn Reichskanzler als Material zu überweisen. Zu diesem ersten offiziellen Erfolge des Deportationsgedankens gesellte sich die Schlußäußerung des Berichterstatters der Petitionskommission, Reichstagsabgeordneten Kreth: es werde allerseits hinsichtlich der Frage der Strafverschickung anerkannt, daß sie nicht bloß für die Rechtspflege hochwichtig, sondern dazu angetan sei, bei der Regelung des Strafvollzuges eine große Rolle zu spielen. — In weiterer Verfolgung seiner Bestrebungen schrieben Oberlandesgerichtsrat Wagner die Nachteile der bisherigen Strafvollstreckung und entwirft demgegenüber ein Zukunftsbild der Gestaltung des Strafvollzuges auf den von ihm vorgeschlagenen Inselgebieten. Bei der fundamentalen Wichtigkeit, die die Strafvollzugsreform im Gesamtgebiet der Reform unseres Strafrechts einnimmt, verdienen die Bestrebungen auf Einführung der Deportation weitgehendste Beachtung und Prüfung. Aus diesem Grunde ist dem Buche Verbreitung zu wünschen.

N.

Digitized by Google

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur Abteilung Berlin.

Freitag, 14. Oktober, abends 8½ Uhr, Bürgersaal des Rathauses: **Konfessionelle oder weltliche Schule?** Referenten: Dr. **Penzig,** Prof. **Döring,** Prof. **Bruno Meyer.** Diskussion. Eintritt frei.

Sonnabend, 29. Oktober, abends 8½ Uhr, Bürgersaal des Rathauses: **(nicht** Zimmer 109). Gemeinsam mit dem Verein „Jugendschutz". Besprechung von **Fr. W. Foersters Jugendlehre.** Referent: Frl. **Lilli Jannasch.** Eintritt frei.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Mit der vorliegenden Nummer beginnt das vierte Quartal. Wir bitten unsere Freunde und Leser, uns auch in diesem Quartal nicht nur selbst treu zu bleiben, sondern auch in der weiteren Ausbreitung der „Ethischen Kultur" uns möglichst zu unterstützen. Probenummern stellen wir bereitwilligst zur Verfügung.

Unsere Postabonnenten

machen wir bei dem Quartalswechsel auf die seit einiger Zeit bestehende postalische Einrichtung aufmerksam, wonach die Zeitungsgelder von den Briefträgern, welche zur rechtsgültigen Quittungsleistung berechtigt sind, eingezogen werden können. Eine weitere Bequemlichkeit für die Leser liegt darin, dass man die Einziehung der Zeitungsgelder bei Neubestellungen schriftlich beantragen kann. Man wirft einen Benachrichtigungszettel in den Briefkasten, worauf der Briefträger zur Entgegennahme der Bestellung und Abholung des Geldes erscheint. Etwaige Kosten entstehen dadurch nicht.

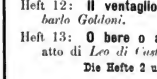
Berlin S.W. 48. ***Verlag für ethische Kultur.***

Verlag von **Leonhard Simion Nf.** in **Berlin SW. 48.**
Wilhelm-Strasse 121.

Biblioteca italiana.

Zum Schul- und Privat-Gebrauch
begründet von **Prof. Dr. A. Güth.**
Preis pro Heft 50 Pf.

Heft 1: **Un curioso accidente.** Commedia in tre atti di *Carlo Goldoni.*
Heft 3: **Filippo.** Tragedia in cinque atti di *Vittorio Alfieri.*
Heft 4: **Oreste.** Tragedia in cinque atti di *Vittorio Alfieri.*
Heft 5: **Il vero amico.** Commedia in tre atti in prosa di *Carlo Goldoni.*
Heft 6: **Memorie d'un fanciullo. — Il cappellano della Rovella.** Novelle di *Giulio Carcano.*
Heft 7: **La madre e il figlio.** Novella di *Giulio Carcano.*
Heft 8: **Il burbero benefico.** Commedia in tre atti in prosa di *Carlo Goldoni.*
Heft 10: **Merope.** Tragedia di *Scipione Maffei.*
Heft 11: **Cuore** di *Edmondo de Amicis.*
Heft 12: **Il ventaglio.** Commedia in tre atti di *barlo Goldoni.*
Heft 13: **O bere o affogare.** Commedia in un atto di *Leo di Castelnuovo.*
Die Hefte 2 und 9 sind vergriffen.



Beachten Sie, dass die rühmlichst bekannte staatl. konzess. nicht bei Jena, **Natur-Heilanstalt Bad Grosssjena** sondern bei Naumburg a. Saale liegt. Herrliche Lage, mildes Klima. Vorzügliche Erfolge bei allen chron. Krankheiten, Nerven- und Frauenleiden. Aerztl. Leitung. Illustrierte Prospekte frei. Besonders geeignet zu Herbst- und Nachkuren. Mässige Preise. Die Traubenkur ist eröffnet.

Jetzt naht die Zeit der Traubenkuren

und machen wir darauf aufmerksam, daß in **Bad Grosssjena bei Naumburg a. d. Saale** sich die beste Gelegenheit hierzu bietet. Die ausgezeichnete Wirkung der Traubenkur bei Stoffwechselkrankheiten, Gicht, Rheuma, Nervenkrankheiten ꝛc. ist hinreichend bekannt. — Der Besuch der herrlich gelegenen **Natur-Heilanstalt in Bad Grosssjena** steigert sich dank seiner vorzüglichen Heilerfolge von Jahr zu Jahr. Es ist aber auch wirklich ein prächtiges Fleckchen Erde und weisen wir daher gern unsere Leser ausdrücklich auf dasselbe hin. Illustrierte Prospekte belagen alles Nähere.

Leonhard Simion Nf., Berlin S. W. 48.

Soeben erschienen:

Moderne Hydrotherapie

von

Prof. Dr. L. Brieger, Geh. Med.-Rat und Leiter **und Dr. A. Laqueur,** Assistent

der

hydrotherapeutischen Anstalt der Universität Berlin.

Preis 2 Mark.

Obige Broschüre bildet Heft 13/14 der:

Modernen ärztlichen Bibliothek

herausgegeben von

Dr. **Ferdinand Karewski,** Berlin.

Ausführliche Prospekte auf Verlangen gratis und franko vom Verlag.

Gesucht

Ethische Kultur **1893** Nr. 3; **1895** Nr. 37; **1900** Nr. 8; **1901** Nr. 51 vom **Verlage für Ethische Kultur, Berlin SW. 48,** Wilhelmstraße 121. Für gütige Uebersendung im Voraus ergebenen Dank, die Nummern werden zur Komplettierung der Jahrgänge sehr dringend gebraucht.

Zum Druck von Broschüren

wissenschaftlichen Werken,
Jahresberichten, Flugblättern,
sowie zur Anfertigung
sämtlicher anderen Druckarbeiten
in moderner und sauberer Ausführung, bei billigster Berechnung, empfiehlt sich

Oskar Hensels Buchdruckerei

Gottesberg (Schlesien).

Druck der **„Ethischen Kultur,"** des **„Freidenker"** und freireligiösen **„Sonntagsblatt."**

☞ Bei Bedarf verlange man Kostenanschlag. ☜

Das Bureau der Y. C. E. K.,

Unter den Linden 16 befindet sich jetzt nicht mehr im dritten, sondern im **zweiten Stock** rechts. Auskünfte ꝛc. werden, falls der Unterzeichnete nicht anwesend ist, aber, auch wie vor, auch in der Auskunftstelle im III. Stock erteilt. Sprechstunden des Unterzeichneten nur Montag, Mittwoch und Freitag von 10—12 Uhr. Etwa Zuschriften sind daher besser an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Groimanstraße 15 zu richten.

Dr. Penzig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1,60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Konpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage **„Kinderland."** Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

XII. Jahrgang. | Berlin, den 15. Oktober 1904. | Nr. 20.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Konfessionelle Friedens-Sehnsucht. Von Otto Grund (Maing).
Weisheit. Von Julius Stern (Baden-Baden).
Warum fliegt die Motte nach dem Licht? Von Elisabeth Boehm (Lamgarten).
„'s Geschäft lehren." Von Carola v. Emmanen. (Schluß).
Streiflichter:
Jahrhundert des Kindes?
Die neue Richtung im ungarischen Unterrichtswesen.
Sozialmuseen.
Aus der ethischen Bewegung. Hauptvorstandssitzung.
Eingegangene Bücher.

Konfessionelle Friedens-Sehnsucht.

Von Otto Grund (Maing).

„Sorgen Sie uns immer für ein bischen Kulturkampf, sonst fallen wir im Zentrum auseinander!" hat einmal ein preußischer Zentrumsabgeordneter gesagt und damit den Nagel auf den Kopf getroffen. Kulturkampf ist des Zentrums Lebenselixier, und wenn das Volk durchaus nichts davon wissen will, dann muß er eben künstlich erzeugt werden. Wozu ist denn die Zentrumspresse da? Sie ruft gern zum Kampfe auf, von dem sie lebt. Daß sie daneben die Eigentümlichkeit hat, mitten im Kriegsgeschrei einen hörbaren Seufzer nach konfessionellem Frieden auszustoßen, berührt freilich wunderbar. — —

Daß das Zentrum und seine Presse erst durch den „Kulturkampf" zu ihrer äußerlichen Größe gelangt sind, versichert uns die Presse ja bei jeder Gelegenheit; warum sollte sie also einen Zustand, der sie groß gemacht hat, nicht dauernd wünschen?

Ich behaupte aber: der wahre Friede im Glaubensstreit ist überhaupt nicht innerhalb, sondern nur außerhalb der Konfessionen möglich. Prüfen wir die Tatsachen.

Im Frühjahr versuchte die „Köln. Volksztg." eine große konfessionelle „Friedensbewegung" zwischen Protestantismus und Katholizismus einzuleiten, auf die sie nicht wenig stolz war, denn sie kam später noch öfter auf ihre Verdienste um die Sache zurück. Der erste Aufsatz erschien unter der Ueberschrift: „Ein Wort zum Frieden unter den Konfessionen" (Nr. 348, 1904) und zeigte eigentlich weniger die Hauptsache, nämlich den Weg zum Frieden, als daß er die gegenseitigen Fehler aufzählte. Daß gegenseitig Fehler gemacht worden sind, war für den Einsichtigen nicht übermäßig neu, immerhin war es eine seltene Erscheinung im ultramontanen Blätterwald, daß zugegeben wurde, auf katholischer Seite seien manchmal auch Fehler gemacht worden. In der Regel wird ja alles vom katholischen Lager ausgehende als „Abwehr auf Uebergriffe und Hetzereien" bezeichnet. Hier hieß es aber:

„Es fällt uns nicht ein, alle Schuld an diesem Prozeß ausschließlich da drüben zu suchen. . . . Auch auf katholischer Seite sind Fehler gemacht, ist die Wahrheit, Gerechtigkeit und christliche Liebe manchmal verletzt worden, wenn auch nach unserer festen und ehrlichen Ueberzeugung in ungleich geringerem Grade als im anderen Lager."

Entsprechend dieser Ueberzeugung sind denn auch die Fehler im eigenen Lager möglichst klein und die im anderen Lager möglichst groß dargestellt.

Wie vorauszusehen war — zweifellos auch für die K. V. selbst —, blieb diese „Friedensstimme" in der Hauptsache gänzlich erfolglos. Sie mußte es bleiben, denn zwischen Katholizismus und Protestantismus ist ein Friedensverhältnis grundsätzlich ausgeschlossen. Das zeigten nicht nur die der „Friedensstimme" folgenden publizistischen Kämpfe, das war schon lange vorher so und kann nicht eher anders werden, bis die beiderseitigen Grundprinzipien umgestaltet werden. Und dazu ist nicht die geringste Aussicht vorhanden. Die K. V. ist die letzte, die von dem Fundament des Ultramontanismus nur ein Jota abgeht, — was redet sie also von der Möglichkeit eines konfessionellen Friedens?

Sehen wir uns zuerst an, was nach ihrer „Friedensstimme" kam. Die Presse hat sich ziemlich viel damit beschäftigt, aber der Erfolg im Sinne des Friedens war gleich Null. Zahlreiche katholische Blätter druckten den Aufsatz ab, indem sie namentlich die Fehler auf der „anderen" Seite hervorhoben; viele tadelten sogar direkt das Zugeständnis, daß auf der eigenen Seite auch Fehler gemacht worden seien. In einer Zuschrift an das „Mainzer Journal" (Nr. 128, 1904), die schon in der Ueberschrift das Wort „Leisetreterei" enthielt, hieß es z. B. direkt:

„Ich vermag der K. V. nicht zu folgen, wenn sie in ihrem Friedensartikel den Katholiken eine „Mitschuld" an dem heutigen Sturm der Protestanten auf die katholische Kirche auferlegen will. So etwas klingt ja sehr unparteiisch und gerecht, gefällt den Gegnern, stärkt sie aber auch in dem Vertrauen auf die vermeintliche Gerechtigkeit ihrer Sache, ihrer Kampfesweise. Das dürfte sogar die Hauptfrucht des Friedensartikels sein.

Und an zwei anderen Stellen derselben Zuschrift heißt es:

„Der Katholik — von der Wahrheit der katholischen Religion überzeugt — darf seinen Glauben nie verleugnen, er darf den Protestanten nicht darüber im Zweifel lassen, daß er

Digitized by Google

sein religiöses Bekenntnis für eine Irrlehre hält. Diesen Stachel (die beiden letzten Worte sind im Original unterstrichen!) darf er aus dem Gewissen des Protestanten nie herausziehen, wenn anders er wünscht, daß derselbe zur Erkenntnis der Wahrheit kommen soll. Die innere Unruhe haftet jeder Irrlehre, besonders dem Protestantismus mit seiner inneren Unkonsequenz an; ein Zeuge Beweis liegt — trotz aller gerühmten Heilsgewißheit — darin, daß es keine protestantische Versammlung fertig bringt, sich einzig mit protestantischen Dingen zu befassen, immer ziehen sie katholische Angelegenheiten hinein; wie der Schatten dem Wanderer folgt, so folgt ihnen überall der Gedanke an die katholische Kirche, die „treulos verlassene Mutter . . . Was aber die Sache anbelangt, so gibt es zwischen Wahrheit und Irrtum keine Vermittelung; deswegen ist auch jede Vertuschung (gemeint ist natürlich: der Gegensätze) von Unheil. Letzteres, welche sich scheuen die katholische Wahrheit auszusprechen, oder die historische Wahrheit vertuschen, werden nie einen Protestanten für die Rückkehr zur katholischen Kirche gewinnen.

Das sind echte Kampftöne, ist eine beabsichtigte Verschärfung der Gegensätze. Hören wir schließlich noch die Worte, die das Organ des schwäbischen Zentrums, das „Deutsche Volksblatt," seinen Lesern anläßlich der Einweihung der Protestantenkirche in Speyer vorsetzte:

„Mit List und Betrug, mit Anwendung brutaler Gewalt, in unerhörter Unterdrückung der Glaubens- und Gewissensfreiheit (dieser Vorwurf gerade von ultramontaner Seite aus ist köstlich!) begünstigt von unsagbar traurigen Verhältnissen in Staat und Kirche, so und nur so ist der Protestantismus geworden."

Daß solche Aeußerungen den konfessionellen Frieden fördern, wird niemand im Ernste glauben. Man hängt sich wohl den Friedensmantel in prächtigen Falten um, von friedfertigem Handeln jedoch ist keine Spur zu finden.

Und auf evangelischer Seite? Da gibt es auch einzelne Stimmen, die vom konfessionellen Frieden reden und ihn für möglich halten. Das ist zum mindesten naive Selbsttäuschung einer kleinen Minderheit. Die K. B. konstatiert in einem späteren Rückblick auf die Erfolge ihrer „Friedensstimme" selbst:

„die schroffe Ablehnung, mit der die große Mehrheit der Prediger alle Vorschläge zur Wiederherstellung des konfessionellen Friedens beantwortet."

Diese Mehrheit der Prediger ist — wenn auch sie natürlich niemals den wahren religiösen Frieden herbeiführen wird — wenigstens ehrlich, indem sie mit den Tatsachen rechnet. Die Kreissynode Berlin II beschloß einen Antrag, in welchem der Satz vorkommt: „Das einzig denkbare Verhältnis zwischen Protestantismus und Ultramontanismus ist der Kampf." Der ausgesprochen protestantische „Reichsbote" erklärte die Friedensmahnungen der K. B. für in den Wind gered et; nach seiner Ansicht ist für den Protestantismus ein Friede mit der katholischen Kirche in ihrer jetzigen Gestalt unmöglich. Und die K. B. fügte dieser Mitteilung hinzu: „Es ist leider wohl anzunehmen, daß der Reichsbote recht hat." — Ja, war ihr das denn etwas neues? Sie mußte wissen, daß man in beiden Lagern vom wahren Frieden nichts wissen will. Schon lange vor ihrer Friedensmahnung hat sie, nach der Notignahme von einer sehr scharfen protestantischen Aeußerung gegen das Papsttum, einmal kurz und bestimmt erklärt:

„Wir werden uns das zur Lehre dienen lassen und künftig keinem freundlichen oder friedlichen Wort von jener Seite mehr glauben. Die katholische Kirche hat ja viele Gegner; die Sozialdemokraten, die Freimaurer, die bildungsstolzen Liberalen wollen wenig von ihr wissen. Aber an Bitterkeit des Hasses übertragt sie doch bei weitem das Urbild des deutschen protestantischen Predigers."

Die K. B. spricht folgerichtig denn auch dem Protestantismus die Gleichberechtigung mit dem Katholizismus ab. Sie schreibt als Antwort auf die Forderung des evangelischen „Märk. Boten," daß die katholische Kirche die evangelische formell als gleichberechtigt anerkennen solle:

„Der „Märkische Bote" weiß ganz genau, daß die katholische Kirche andere Religionsgesellschaften als gleichberechtigt nicht anerkennen kann. Weil er das weiß, bietet er nach dem Vorbilde eines Führers des Gustav Adolf-Vereins den Katholiken die Friedenshand unter einer „unmöglichen Bedingung": sie sollen zunächst die evangelische Kirche als gleichberechtigt anerkennen. Das wäre genau so, als wenn wir verlangten, die Protestanten sollten erst Dr. Martin Luther als Irrlehrer anerkennen. Um des Friedens willen kann doch nicht einer der beiden Teile seinen Glauben aufgeben."

Mit Erlaubnis: Was hat der innere Glaube mit der äußeren Gleichberechtigung zu tun? Man braucht den ersteren durchaus nicht aufzugeben, wenn man die letztere zugesteht. Man will eben — das ist die Hauptsache — nichts von Gleichberechtigung der „Irrlehre" wissen, man ignoriert das Fundament jedes ehrlichen Friedens — mit andern Worten: man will überhaupt nicht den Frieden.

Nun macht allerdings die K. B. hierbei einen scheinbar recht schlauen Schachzug, indem sie dogmatische und bürgerliche Toleranz auseinander gehalten wissen will. Dogmatisch, in der Lehre könne die katholische Kirche nicht tolerant sein, da sie allein die ewige Wahrheit besitze; wohl aber sei sie geneigt, bürgerliche Toleranz zu üben, d. h. im täglichen Leben den Andersdenkenden zu dulden (N. B.: weil es nicht gut anders geht). Das angebliche Recht auf dogmatische Intoleranz wird denn auch weidlich ausgenutzt, wofür aus päpstlichen und bischöflichen Erlassen Dutzende von Beispielen anzuführen wären. Hier nur zwei ganz kurze: Papst Leo XIII. (der „Friedenspapst") nannte die Andersgläubigen in dem Sendschreiben an die Bischöfe Bayerns vom 22. Dezember 1887 eine unreine, nicht genug zu verabscheuende Pest, und sein Nachfolger Pius X. nannte, wie wohl alle seine Vorgänger, im April 1904 in einer Antwort an eine deutsche katholische Deputation den Protestantismus eine Irrlehre. Solche Aussprüche sollen, weil sie „dogmatisch" sind und in das Gebiet der „Lehre" fallen, erlaubt sein. Aber schließlich ist das Verfahren grade so, als wenn ich einen Mitbürger in der Zeitung „Schuft" nenne oder ihn Dritten gegenüber als schlechten Kerl bezeichne, während ich in seiner Gegenwart den Liebenswürdigen spiele. Was hilft ihm da meine „bürgerliche Toleranz," wenn ich ihn „dogmatisch" beschimpfe? — Von autoritativer katholischer Stelle werden alle Andersgläubigen fortgesetzt beschimpft. Die K. B. empfindet das auch wohl, denn sie erwiderte einmal auf solchen Vorwurf:

„Mehr als einmal hat man in katholischen Blättern derartige Wendungen des Kuriatstiles (!) im Interesse des konfessionellen Friedens bedauert, und wir glauben zu wissen, daß schon vor Jahren hervorragende deutsche Katholiken bei der Kurie ihre Bedenken dagegen gelend gemacht haben. Ireen wir nicht, so sind neuerdings Kundgebungen der fraglichen Art von Rom aus nicht mehr erfolgt."

Was den letzteren Punkt betrifft, so stellt sich die K. B. entweder absichtlich unwissend, oder sie kennt — was man ihr doch aber nicht zumuten darf — wirklich die von ihr selbst bis in die neueste Zeit mitgeteilten päpstlichen Erlasse (der oben erwähnte ist ja auch noch nicht alt) und Hirtenbriefe nicht. Aber abgesehen davon: Was fragt das „andersgläubige" Volk denn darnach, ob es im Kuriatstil oder sonstwie beschimpft wird? Daß die Beschimpfungen überhaupt erfolgen und von der ultramontanen Presse verbreitet werden, ist entscheidend. Wenn man ehrlich den Frieden will, dann teilt man solche „Wendungen des Kuriatstiles" erstens nicht mit und zweitens „bedauert" man sie nicht, sondern verurteilt sie mit aller Schärfe.

Digitized by Google

Ist mir der Beweis gelungen für meine Behauptung: daß es einen konfessionellen Frieden, einen Frieden innerhalb der Konfession, nicht gibt, daß der wahre religiöse Friede nur außerhalb konfessioneller Schranken möglich ist? Die Entscheidung darüber muß ich dem Leser überlassen. Eins steht jedenfalls fest: Die konfessionelle Trennung eines Volkes ist unnatürlich, wenn sie auch von den Orthodoxen in beiden Lagern als das einzige Heil bezeichnet wird. Und wo Gegensätze förmlich gezüchtet und immer wieder betont werden, kann von einem Friedenszustand keine Rede sein. Ein Berliner Mitarbeiter der K. B. bezeichnet zwar als „bestes Mittel zur Erhaltung des konfessionellen Friedens möglichste konfessionelle Absonderung" und begründet das mit folgendem Vergleich:

„Es ist ähnlich so, wie der Verkehr zwischen Familien, die in ihren Lebensgewohnheiten und Anschauungen starke Verschiedenheiten aufweisen: kommen sie zu oft zusammen, so tritt bald ein „Krach" ein, aber wenn sie sich nur alle sechs Monate einmal sehen, halten sie Frieden."

Zwischen Familien und ganzen Volksteilen besteht aber doch wohl hier ein himmelweiter Unterschied. Familien können sich sechs Monate meiden, aber zwei große ineinander greifende Volksteile nicht eine Stunde. Ihre Lebensadern sind dieselben und deshalb müssen sie immer das Gemeinsame suchen und das Trennende unterdrücken. Was sollte aus dem deutschen Volke werden, wenn sich die konfessionelle Schranke zu einer hohen Mauer auswüchse?

Die K. B. ließ sich einmal (Nr. 445, 1904) folgenden Satz entschlüpfen: Man kann sogar gerne zugeben, daß dem Gedanken an ein Niederbrechen aller konfessionellen Schranken eine schöne Empfindung zugrunde liegt . . ."

Nun also! möchte man ausrufen!

Uns zeigt dieser Satz, nach welcher Richtung der Weg zum wahren Frieden führt. Nicht im Katholizismus, nicht im Protestantismus, noch in irgend einer anderen Konfession liegt das Heil, sondern einzig im wahren Menschentum, in der alles umfassenden Nächstenliebe. Ueberlassen wir die streitenden Priester sich selbst; wir wollen nicht fragen: ob katholisch oder evangelisch, ob Christ oder Heide, — ein edler Mensch nur muß er sein, der unser Bruder werden will!

Weisheit.

Von Julius Stern (Baden-Baden.)

Gott spricht: Ich bin der Weg und bin das Ziel.
Dich stellt' ich auf den Weg. Nun schreite zu!
Ahnst Du das Ziel, so ahnest Du, wie viel
Von mir Dich trennt. Du bleibest immer Du. —
Doch ahnst Du mich; so trägst Du mich in Dir,
Bist ahnend Ich: Nichts trennet Dich von mir.

Weise sein heißt mit sich einig sein. Der Mensch ist von Widersprüchen erfüllt. Die Fäden seines Wollens und Denkens bilden einen verworrenen Knäuel, daraus er ein klares Gewebe gestalten soll; das ist die Aufgabe seines Lebens.

Die wenigsten kommen so weit. Die Entwirrung des Knäuels ist nur dem vergönnt, der erkannt hat, daß er aus sich heraus die Fäden spinnt.

Diese Einsicht in die Einheit von Schöpfer und Schöpfung, von Schicksal und Leben, von Subjekt und Objekt ist der Anfang der Weisheit. — —

Die Variationen der Torheit sind so zahlreich wie die Menschenarten und die Arten zu leben. Ob Knabe, ob Mann; ob Jüngling, ob Greis: ihre Torheit ist das Nichtinsichschauen, das Nichterkennen ihres Weges und ihres Zieles. Darum ist die größte Torheit der Neid. Das selbstmörderischste aller Gefühle. Wer zur Seite schielt nach dem, was der andere hat und kann, wird immer übersehen, was er selbst in Händen hält und in sich trägt. So wird er sich immer der Freude am Leben berauben, die allein auf dem Bewußtsein des Besitzes von Lebenswerten beruhen kann. — Wer den Neid überwunden hat, der erst hat sich selbst entdeckt, der erst hat sich die Pforte zur Weisheit erschlossen. — —

Für die Menge ist der Weise immer ein Tor; denn die Menge besteht nur aus Toren. Sokrates muß den Schierlingsbecher trinken. Christus wird ans Kreuz geschlagen. Sie sind Weise. Jener trinkt das Gift heiter und frei; er hätte fliehen können. Dieser stirbt den Martertod, weil so erst sein Lebenswerk vollbracht ist. Der Weise ist der Schöpfer seines Schicksals. — —

Aber nicht nur auf den Höhen der Menschheit sind die Weisen zu finden. Der Handwerker, der den engen Kreis seiner Fähigkeiten erkannt hat und ihn mit treuer Arbeit ausfüllt, ist weise. Der Gelehrte, der fern vom Getriebe der genuß- und kampfvollen Welt in das Meer des Wissens taucht und Erkenntnisperlen hebt, ist weise. Er bleibt sich treu, er schafft und erfüllt sein Schicksal. — —

Glücklich im Sinne der Menge wird der Weise nie sein. Das Glück der Menge wird für ihn nie Glück sein. Dieses äußere Glück kann nur pflücken, dessen Auge und Sinn an der Oberfläche der Dinge haftet. Weisheit aber ist nur Lohn tiefster Seelenerfahrungen, und tiefe Seelenerlebnisse sind nicht ohne herbe Leiden. Nur der Faust, der als Jüngling die Bettügereien seines Vaters in stummem Schmerze mit ansehen mußte, der als Mann in den Wirrsalen der Leidenschaft fast untergeht, der im unbefriedigten Heißhunger nach der Wahrheit fast verzweifelt: nur der Faust kann zu jener Klarheit reifen, in der er sich und die Menschheit beglückende Lebenswerte schafft, nur er wird weise. — —

Die Dramatik des Lebens hat der Weise hinter sich. Er hält fest in der Hand den Ariadnefaden, der ihn durch die dunklen Irrgänge des Lebenslabyrinthes zum Lichte führt. Das Gefühl seiner selbst, das Bewußtsein seines Wesens, seiner Kraft und seiner Grenzen, ist lebendig in ihm. — —

Wer im Hochgebirge an einem leuchtenden Augustfrühmorgen am Rande der Gletscherwelt steht, sieht unter sich im Tale noch dicht geballt, undurchdringlich die Nebel der Tiefe; um ihn schweben leichte Wölkchen, und über ihm lösen sich die letzten Boten der Dunkelheit in nichts auf, dort breitet sich der reine Aether.

Auf dieser Grenze steht der, der zur Weisheit erwacht. — —

Was ist Weisheit? Wo leuchtet die Sonne, die die Nebel der Tiefe verzehrt und deine Lebenssphäre mit Licht und Wärme erfüllt? In dir, in deiner Brust.

Das Ziel deines Weges muß dir klar sein, dann wird auch der Weg hell und gerade vor deinen Blicken liegen, dann wird deine Gottheit in dir walten, und dann wird das Glück des Weisen dir blühen: Das Glück der Beglückung. —

Die Weisheit ist immer nur des einzelnen, deine Weisheit. Darum kann sie dir immer nur die alte Lehre geben: „Bleib dir selber treu! Werde, der du bist!" und die noch ältere: „Erkenne dich selbst!"

Warum fliegt die Motte nach dem Licht?

Von Elisabet Boehm (Lamgarten).

Es ist ein warmer Sommerabend; wir sitzen mit der Lampe auf der Veranda unseres Landhauses und lesen. Aber kaum dringt der schwache Lampenschimmer hinaus in den Garten, da kommen in Schaaren die Nachtschmetterlinge an, umflattern die Lampe, fliegen unter

Digitized by Google

die Glocke, verbrennen sich die Flügel, die Körper, winden sich in Todesqualen auf der Tischdecke, auf meinem Buch, erheben sich todeswund noch einmal zu neuem Versuch der hellen Flamme ganz nahe zu kommen, fliegen mir ins Gesicht, auf die Hände, stürzen sich von oben durch den Lampenzylinder in die Flamme, die mit einem leisen Zischlaut das kleine Lebewesen zerstört und aufsaugt. Und überall liegen nun schon die kleinen Leichen, kleben zu Hunderten auf dem Glasbassin der Petroleumlampe, liegen mit ausgebreiteten Flügeln still und tot auf dem Tisch. Wie schön sind diese Flügel! Mit welcher Farbenpracht hat Mutter Natur diese Tierchen ausgestattet! Welche Feinheit und Mannigfaltigkeit in Zeichnung und Farbe! Jedes anders, eine schier unerschöpfliche Reichhaltigkeit in Mustern — und alle diese Verschwendung von Schönheit und Leben nur um hier so elend umzukommen?

Eine große Traurigkeit überfällt mich. Ich stehe auf und trete in den Garten.

Welche Pracht!! Der Vollmond gießt seinen ganzen Zauber auf die Landschaft aus, fast blendend liegt sein Licht über den Rasen und die weiten Wiesenflächen ausgebreitet; schwarz hebt sich der Schatten der Bäume davon ab, die in einzelnen Gruppen auf dem Rasen des Vordergrundes stehen und sich im Hintergrunde zu kompakten Massen zusammentun.

Welcher Friede ruht auf Allem! Die Linden duften stärker als am Tage und durchziehen die reine Nachtluft mit herrlichem Wohlgeruch; kein Lüftchen rührt sich, es ist als schlafe die ganze Natur. Nur die Grillen zirpen auf den Wiesen; in weißen Schleiern steigt der Nebel vom nahen Flüßchen auf und lagert sich in schmalen Streifen hin auf die Wiesenflächen.

Wie schön ist die Welt! Wie friedvoll! Warum bliebt ihr nicht hier in dieser friedlichen Pracht, ihr armen Nachtfalter? Warum sucht ihr die Flamme, die Qualen, den Tod??

Da horch! Gesang! Erst leise, dann näher und näher kommend, bis man männliche und weibliche Stimmen unterscheidet. Es ist unsere erwachsene Dorfjugend, die allabendlich im Mondschein spazieren geht. Sie singen Choräle, die feierlich durch die Ferne herklingen und deren Melodien ganz der Stimmung angepaßt sind, oder die schönen geistlichen Volkslieder, oder Balladen, die in stets wechselnder, von Jahr zu Jahr sich verändernder Melodie und Zusammenstellung sich um ein „schwarzbraunes Mädchen und einen jungen Grafen" gruppieren, an deren Schicksal die Volksseele immer von Neuem herumdichtet. Welche Lebenskraft ist in unserem Volk! Jetzt, im Hochsommer, in unserem leider so kurzen Sommer, wo jede Minute ausgenützt werden muß und wo deshalb die Arbeit von morgens 5 Uhr bis Sonnenuntergang — also oft 9 Uhr des Abends dauert! Aber schon morgens um 3 Uhr ist Alles wach und munter im Dorf und jetzt, abends 11 Uhr ziehen sie nach schwerem Tagewerk singend durch die Felder oder tanzen nach eigenem Gesang oder den Klängen einer Handharmonika stundenlang unten auf der hölzernen Brücke.

Welche Lebenskraft, welche Genußfähigkeit, welche Schönheit auch hier! Belohnt Mutter Natur mit diesen reichen Gaben die, die sich ihr ganz anpassen, ihr Leben einrichten nach den Normen, die sie gibt? Sammeln wir Ostländer die Kraft für den arbeitsvollen und doch so herrlichen Sommer in dem langen Winter, wo unser Tag nur von 8—3 Uhr dauert und die kurze Arbeitszeit nur mit leichten Arbeiten ausgefüllt wird? Halten nicht auch die Menschen dann gewissermaßen Winterschlaf, so daß wir im Sommer kaum des Schlafes bedürfen?

Der Gesang ist verstummt. Mit Gelächter und Scherzworten trennt sich die Jugend: Die Söhne und Töchter unserer Arbeiterfamilien bleiben im Dorf, meine Hausmädchen kommen herauf, begleitet von den jungen Knechten, die im Nebenhause wohnen. Ich stehe im Schatten der Bäume: nicht weit von mir bleiben sie stehen, wenden sich zurück, überschauen das herrliche Nachtbild und sprechen davon, wie schön der Abend war, wie friedevoll.

Ja, auch sie empfinden mit Wonne Frieden und Schönheit des Landlebens, und doch — — Nur einmal braucht das Licht der Großstadt vor ihnen aufzuleuchten und sie taumeln hinein und versinken nur zu oft in Elend und Laster! Wie Viele habe ich nun schon so durchs Leben verfolgt! Fast von der Taufe an, in der nahen Dorfkirche, wo das kleine Bündel mir warm im Arm lag, durch die fröhliche Kindheit hindurch, wo die runden Flachsköpfe auf drallen Körperchen sitzen, wo die festen braunen Beinchen zu dick sind für die städtischen hohen Stiefel! An wie viel Weihnachten haben die glänzenden Augen an unserem Weihnachtsbaum gehangen, während die hellen Kinderstimmen das Weihnachtslied sangen, oder wohl auch schon auf den verdeckten Tischen nach den für sie bestimmten Gaben gesucht!! Wie sie kräftig heranwuchsen in Frohsinn und Gesundheit! Wohl Denen die ein gütiges Geschick in der Heimat hielt. Wie kräftig stehen die Siebzigjährigen im Kreise der Kinder und Enkel, wie wurzeln sie fest im Heimatboden, welch ein Vorbild sind sie dem jungen Geschlecht!!

Aber die Andern? Wie die Motten nach dem Licht, so zogen sie nach der Großstadt oder nach dem hohen Lohn der Bergwerke und Industriezentren.*) Bleich und elend, gebrochen an Körper und Seele, so kommen Viele zurück. An Manchen vermag die Heimat noch ihre Heilkraft zu beweisen; Andere kommen nur um in der Heimat zu sterben. Und die Ungezählten, die in der Fremde untergehen? Die dem Laster, der Verführung verfallen? Von deren Untergang und Elend die Zurückkehrenden erzählen? — — — Sie, waren nicht zu halten, nicht zu retten! Ebenso wie diese armen Motten nicht zu retten sind. Es nützt nichts, die Lampe nach dem Garten hin zu verhängen, die Tierchen zurück zu tragen in den Mondscheinzauber: wie wahnsinnig stürzen sie sich in die Flamme.

Ich kehre zurück, zur Veranda und ihrem großen Leichenfeld.

Warum, oh du verschwenderische, gütige, grausame Natur, warum stiegen die Motten nach dem Licht?

*) Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß hier nicht die berechtigte Landsflucht aus erbärmlichen Lebens-, Lohn- und Rechtsverhältnissen verurteilt wird, sondern nur die unerfreuliche sittliche Nebenwirkung der städtischen Menschenanhäufung. D. Red.

„'s Geschäft lehren."

Von Carola von Egnatten.

(Schluß.)

Und dabei bleibt es, Hans mag sich dagegen wehren, mag bitten und weinen wie er will. Frau Schleifer räumt ihr Gastzimmerchen ein und der Junge wird in das blühweiße Bett geschafft.

Für den bald darnach eintreffenden Arzt bedurfte es nur eines Blickes, um ihn in dem Jungen das Opfer schwerer Mißhandlung erkennen zu lassen, was er auch unumwunden ausspricht. „Sag uns offen und ehrlich, wer Dich so übel zugerichtet hat und was Du getan hast, um Dir eine solche Strafe zuzuziehen," forderte er dann seinen Patienten auf. „Du brauchst keine Angst zu haben, wir werden Dich zu schützen wissen, Herr Schleifer und ich, und dafür sorgen, daß derartiges nicht wieder vorkommen kann. Nicht im Reden, sondern im Schweigen liegt für Dich die größere

Digitized by Google

Gefahr." — Auch der Hausherr redete dem Knaben zu, allerlei Versprechungen hinzufügend, bis dieser endlich Mut faßt und dem Herren gesteht: Die der Minna erzählte Leidensgeschichte sei unwahr, eine Lektion, die der Blechner Guder ihm eingelernt habe, um die Leute zum Kaufe von Sand oder zur Spendung eines Almosens zu bewegen. Die Blechnersleute seien nicht seine Eltern, er habe keine, sei ein Gemeindekind. Seine Mutter wäre Dienstmädchen gewesen, wer der Vater war, wisse er nicht. Er sei in Hensfeld geboren und von einer Häuslerfrau aufgezogen worden bis zu seinem sechsten Jahre. Als aber nach seiner Mutter Tode niemand mehr für ihn bezahlte, sei er an die Gemeinde gefallen, und diese habe ihn vor fünf Monaten dem Blechner Guder übergeben, dessen Frau aus Hensfeld gebürtig sei und der dem Bürgermeister angeboten, einen Armenknaben, der schon ein wenig was leisten könne, unentgeltlich in seine Familie aufzunehmen.

Das wäre aber nur eine Redensart, damit ihm die Leute die Kinder gäben, denn gleich am Morgen nach seiner Ankunft hätte er ihm gesagt: in seinem Hause sei es Brauch, daß jedes sich selber verdiene, was es brauche. Seine eigenen Kinder, von denen das Aelteste noch keine sieben Jahre alt wäre, gingen mit Blumen, Streichhölzchen und derlei Kram hausieren, die Fremden — er hatte noch zwei Pflegekinder, Bruder und Schwester, hielten Puzjagd feil, und er solle ebenfalls Sandbub werden. Den Erlös für den Sand und die Almosen müsse er daheim abliefern für die Schlafstelle, das Frühstück und Abendessen; was er an Essbarem bekomme, dürfe er für sich zum Mittagsmahl verwenden, denn tagsüber wolle er kein Kind sein Haus betreten sehen. Danach habe er ihm auswendig lernen lassen, wie er seinen Sand anzubieten und wie er um Almosen zu bitten habe, wenn die Leute nicht kaufen wollten, und am dritten Tag schon wäre er mit dem Sandsack am Rücken fortgezogen. — Während den ersten vier Wochen, die Guder die Lehrzeit genannt, hätte er keinen bestimmten Geldbetrag abzuliefern gehabt, dann täglich eine halbe, später eine Mark und seit den letzten drei Wochen endlich eine Mark und fünfzig Pfennig. Die Pflegegeschwister müßten ebensoviel aufbringen, aber sie hätten mehr Glück und gerieten selten in Rückstand. Ihm dagegen hätten manchmal fünfzig bis sechzig Pfennig gefehlt, und den vollen Betrag hätte er nicht oft zusammengebracht. Der Guder aber schenke keinem nur fünf Pfennig; wer zu wenig habe, bekomme nachts weder Kaffe noch Brot, wohl aber gehörige Prügel. Solche wie gestern hätte er aber noch nie bekommen, und er wolle viel lieber sterben, als sich nochmals so prügeln zu lassen. Guder nenne das „'s Geschäft lehren." —

Zur Ausbeilung seines Rückens kam Hans zunächst ins Hospital, von wo aus er nach sechs Wochen nach Hensfeld zu seinen früheren Pflegeeltern, wohlhabenden Hofbauern, zurückkehrte, die jetzt auch auf das Restgeld verzichteten. Albert und Helene Höiner dagegen, die einen Vater besaßen, der nicht aufzufinden war, wurden in Zwangserziehung gegeben, da man größere Geldbeträge und allerlei Gegenstände in ihrem Besitze fand, die sie offenbar entwendet hatten, und auch die Nachbarsleute ihnen ein sehr ungünstiges Zeugnis ausstellten. Der Peiniger und Verderber der Kinder, der Blechner Guder, ein arbeitsscheuer, trunksüchtiger Mensch, ging leider straflos aus, denn aufmerksam gemacht durch Herrn Schleifers Botschaft, war er am gleichen Abend noch aus der Stadt verschwunden, seine Frau mit den eigenen und fremden Kindern ohne einen Pfennig zurücklassend.

Streiflichter.

Jahrhundert des Kindes? Nachdem lange Zeit das Sensationsbedürfnis durch Berichte über Soldatenmißhandlungen befriedigt worden ist, erzählen uns jetzt die Zeitungen von Kindermißhandlungen. Es bedarf keiner besonderen Ausführung, daß beide Erscheinungen Symptome desselben Uebels sind. — Ein Volk, das Grausamkeit auf dem Kasernenhof duldet, wird auch solche in der Familie hinnehmen. Oder auch umgekehrt. Jedenfalls regt es zum Nachdenken an, daß der aktive Held der letzten Kindertragödie den militärischen Kreisen angehört. Reitpeitsche und Reitstiefel treten dem eigenen Kinde gegenüber in Wirksamkeit, das durch mangelhafte Begabung den Erwartungen der Eltern nicht entspricht. Die entrüsteten Untergebenen sind so gut diszipliniert, daß sie nicht zu „mucksen" wagen; und das dünn bekleidete Kind wird „zu Befehl" in den Keller gesperrt, obwohl man die Winterkälte leidnahmsvoll in Betracht zieht. Ein begütigendes, mahnendes Wort, auch wenn es von Untergebenen kommt, kann zuweilen bewirken, daß man zur Besinnung kommt. Das entspricht aber nicht dem in diesen Kreisen herrschenden Ton.

Das Kriegsgericht hat den Angeklagten für unfähig zum Militärdienst erklärt und so den wesentlichen Zweck der Justiz erfüllt, indem es, soweit es möglich, analogen Fällen vorbeugte. Wer sein eigenes Kind mißhandelt, ist sicher unfähig, irgend welche Macht über andere ohne Mißbrauch auszuüben. Hoffentlich ist auch dafür gesorgt, daß das Kind dem Machtbereich dieser Eltern entzogen bleibt, die wohl nicht imstande sein werden, in ihm etwas anderes als die Ursache ihres Unglücks zu sehn. —

Das öffentliche Gewissen ist noch recht stumpf in Bezug auf das, was an Kindern gefrevelt wird. Der Größte der Menschenkenner und -bildner, der die Gewalt aller Leidenschaften vor uns aufrollt, ergreift uns am tiefsten, indem er die Leiden der Kinder uns enthüllt, der unschuldigen Opfer einer wilden Zeit. Die wildesten Söhne dieser wilden Zeit, die Henker, die ihnen geschickt werden, stehen erschüttert, und die Waffe entfällt ihrer Hand. Das sind die Menschen des Zeitalters des Krieges der beiden Rosen. Und wir? — Man spreche nicht von ungeheuriger Uebertreibung! — Wenn auch selten getötet und geblendet wird „im Heugabelsinne der Gewalt," wie beim jungen Arthur und den Söhnen Eduards, so wird doch genug vernichtet in diesen jungen Wesen. Frische und Gesundheit, Freude und Vertrauen, Offenheit und Liebe, — wie oft werden sie getötet und verstümmelt, in den Familien, und vor allem in den Schulen! Die Kinder, die sich nicht in den landläufigen Typus hineinpressen lassen, die irgend welchen Erwartungen nicht entsprechen, deren man „sich schämt," sind meistens Märtyrer. Goethes goldene Worte:

„Wir können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen:
So wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben,
Sie erziehen auf's Beste und Jegliches lassen gewähren;
Denn der Eine hat die, die Andern andere Gaben;
Jeder braucht sie, und Jeder ist doch nur auf eigene Weise
Gut und glücklich."

müßte Jeder, der sich mit Kindern beschäftigt, an jedem Morgen bedenken.

Und was den Standpunkt der öffentlichen Meinung betrifft, so beachte man einen vor Kurzem gefällten Richterspruch:

Ein Vater schneidet seinem Kinde den Hals ab, um sich an seiner Frau, die ihn gereizt und schlecht behandelt haben soll, zu rächen. Wohlgemerkt, er greift nicht die Frau an, er gibt auch nicht dem Kinde einen Stoß, der das Unglück herbeiführt. Nachdem sich die Frau entfernt, nimmt er ein Messer, geht an das Bett des Kindes und vollführt die Tat. Er wird nicht für unzurechnungsfähig erklärt, sondern wegen Körperverletzung mit tötlichem Ausgang verurteilt und ihm mildernde Umstände zuerkannt. —

Und dieses Urteil scheint das allgemeine Rechtsbewußtsein ohne weiteres zu verdauen. Es geht doch nichts über einen guten Magen!

D. D.

* * *

Die neue Richtung im ungarischen Unterrichtswesen. Die medizinische, philosophische und pharmazeutische Fakultät der ungarischen Universitäten stehen den Frauen

Digitized by Google

seit 1895 offen. Der jetzige Unterrichtsminister Dr. Albert Berzeviczy ist kein Freund des Frauenstudiums, weshalb er — da es nicht mehr möglich ist die Frauen von der Universität ganz auszuschließen — die Zahl der Hörerinnen möglichst beschränken will. Erstens beschränkt er die Zulassung auf jene Hörerinnen, die ein vorzügliches Reifezeugnis aufweisen, während die „gut" maturierten blos als außerordentliche Hörerinnen — mit der Möglichkeit nach zwei Semestern auf Vorschlag des Universitätssenats als ordentliche Hörer inskribiert zu werden — aufgenommen werden dürfen. Die „einfach" Maturierten sind ohne Zulassung der Appellation gänzlich abzuweisen. Einer ad hoc zusammengetretenen Vereinigung gelang es, die Aufschiebung dieser Maßregel — die ca. 70 „einfach" Maturierte nach langjährigem Studium, ohne Vorbereitung, aus der Bahn zu einem längsterwählten Beruf warf, zu erwirken, doch nur für dieses Studienjahr. Der Minister erklärt die Maßregel für notwendig, da der Staat außerstande sei, all den Philosophie-Hörerinnen Stellungen zu geben. Wie wenig stichhaltig die Ausrede des Ministers ist — abgesehen davon, daß Studienfreiheit von der Existenzfrage unabhängig ist, — erhellt auch daraus, daß gleichzeitig eines der Budapester staatlichen Mädchengymnasien geschlossen wurde — wegen der geringen Anzahl der neugemeldeten Schülerinnen. Also das Gymnasium wird geschlossen, weil zu wenig Schülerinnen sind und die Universität wird verbarrikadiert, weil der Zuzug beängstigend ist. Einfach aber nicht verständlich. Nach dieser Sensation folgte gleich die zweite: Der neue zur theologischen Fakultät gehörige Rektor der Budapester Universität verfügte nämlich, daß Hochschüler, außer akademischen Vereinen, keiner wie immer gearteten Vereinigung angehören dürfen.

Es ist unleugbar, daß sich die Hochschüler zu Zeiten etwas zu viel mit Politik befaßt haben, — so 1848, da die Hochschüler die Helden der Freiheitsbewegung waren — doch kömen wir heute durchaus keinen annehmbaren Standpunkt dafür finden, daß Studenten, eben wie das Militär, von allen Zivil-Vereinen, die nicht unter akademischer Vormundschaft stehen, fernghalten werden sollen. Die Wohltätigkeits- wie Sportvereine, die Organisationen sozialer Arbeit und Forschung, all diese sind ausgeschlossen, trotzdem sie nichts weniger als politisch tätig sind. Die Beschränkung der bürgerlichen Freiheit ist nicht nur vom menschlichen Standpunkt aus entschieden zu verurteilen, sondern geradezu verhängnisvoll im Hinblick auf den sozialen Schaden, den die Allgemeinheit damit erleidet. Als Mittelschüler sind Knaben und Mädchen von Vereinstätigkeit ausgeschlossen. Nun kommt die Hochschulzeit nicht nur zu wissenschaftlicher Vorbereitung, sondern als Lehrzeit der praktischen Lebenskunde, als Bindeglied zu dem Berufsleben, in das bei den heutigen ökonomischen Verhältnissen der größte Teil der Menschheit von Existenzsorgen bejangen tritt. Einmal im Berufe stehend, behält der Arzt, oder der Lehrer ebensowenig, wie Angehörige anderer Berufe, Zeit, sich jene sozialen Kenntnisse zu erwerben, deren Fehlen die richtige Ausübung all der Berufe unmöglich macht, in denen Mensch mit Mensch zu verkehren hat. Nur die akademische Studienzeit, und gerade nur die Mitarbeit an Vereinen ermöglicht es den Studenten Menschen- und Lebenskenntnis zu erwerben. Und wo und wann soll die akademische Jugend, aus deren Reihen die ungarischen Reichstagsabgeordneten nicht selten noch als Hochschüler hervorgehen, (auch jetzt hat das ungarische Parlament solche) politische Erfahrung und Ueberzeugung hernehmen, wenn sie, — wie Kinder, streng gehalten werden, das politische Feuer zu vermeiden? Geradezu empörend aber ist die geharnischte Forderung des hochwürdigen Rektors: jeder Student sei verpflichtet, Anzeige davon zu machen, wenn er einen Kollegen auf der Ueberschreitung dieser Verordnung „erwischt." Wer nicht anzeigt, wird ebenso bestraft, wie der Uebertretende. Die bösen Instinkte der Jugend geradezu herausfordern, dazu gehört ein ganz besonderer Mut, den nicht so leicht ein Mensch in der Stellung des Rektors einer Universität aufbringen dürfte.

Hochwürden Dr. Temko bringt aber noch viel mehr Mut auf, und zeigt sich als würdiges Mitglied der ecclesia militans. In seiner Antrittsrede verkündete er nämlich im Beifein des Unterrichtsministers und der ganzen offiziellen Unterrichtsverwaltung seinen tiefen, ehrlichen und tatenwilligen Abscheu gegen die ungezügelte Lehrfreiheit! In eine moralische und eine unmoralische Forschungsweise teilt er die Arbeit der Wissenschaft. Letztere ist jene, „die nicht zu Gott, als dem alleinigen moralischen Prinzip führt, die nicht auf religiöser Basis . . . ," ꝛc., dergleichen unqualifizierbare Gemeinplätze mehr. Er kündigt als pflichtgemäße Maßregel der öffentlichen Gewalt das Einschreiten gegen jene Lehren an, die etwas enthalten, was dem Ansehen der Religion und des Vaterlandes schadet, und damit der endgültigen Verkommenheit der Seelen dient. Daß ein „liberaler" Minister die Ankündigung der Lehrfreiheits-Beschränkung ruhig mitanhört, wäre unverständlich, wenn man nicht wüßte, daß der Minister seinerseits gegen die Lernfreiheit ist.

Gegen die Studienfreiheit richtet sich auch die Verordnung, daß es mittellosen Schülern fortan nicht mehr gestattet sei, durch Sammlungen das Schulgeld aufzubringen. „Aus den zur Verfügung stehenden Fonds werden alle würdigen armen Schüler eingeschrieben. Die Uebrigen mögen sich forischeren." Wir wissen, daß bei den Mädchen die pädagogisch schon längst in Unrecht stehende Klassifikation als Grad der Würdigkeit zum Universitätsbesuch angesehen wird. Bei den zahlungsfähigen männlichen Studenten wird der Würdigkeitsnachweis nicht verlangt. Und was als solcher für die mittellosen Schüler gilt, ist nicht angegeben. Wohl die Tauglichkeit zum „Angeben"?

Schließlich fallen sich die beiden ungarischen Universitäten noch in die Haare, und legen vor der Oeffentlichkeit klar, was man bisher nur munkelte. Der abtretende Rektor der Budapester Universität, deren Prestige es schaden soll, wenn arme Burschen die Inskriptionsgelder borgen oder geschenkt nehmen, höhnt die zweite Universität, indem er ihr in seiner Abgangsrede vorwirft, sie sei eine „Diplomfabrik." Prompt stellt sich der Rektor der angegriffenen Kolozsvárer Universität mit der seiner Eröffnungsrede eingefügten Antwort ein, es sei nicht zu verwundern, — daß sterbliche Hochschüler vorziehen, die Prüfungen bei menschlichen Gelehrten abzulegen, als bei olympischen Halbgöttern, die für sie nur Donnergepolter haben. Der Rektor lehnt die Anschuldigung der für ihren Kaviar fürchtenden Budapester Professoren ab.

Ein schlimmer Kurs, der neue Kurs, und eröffnet recht erfreuliche Aussichten!

R. Sch.

* * *

Sozialmuseen. Im Jahre 1852 war es der Engländer Twining, der zuerst mit großer Beharrlichkeit für die Notwendigkeit ökonomischer Museen für die arbeitenden Klassen eintrat. Seine Vorschläge zu „Sammlungen von Gegenständen der häuslichen und sanitären Wirtschaft zum Gebrauch der arbeitenden Klassen" waren so weitgehend, daß sie noch heute als mustergiltig hingestellt werden können. Seine Pläne wurden zuerst in Wien 1889 in die Praxis übertragen, wenn auch nur in kleinem Maßstabe, durch die Gründung eines gewerbehygienischen Museums; diese Anstalt hat sich im Laufe der Jahre weiter ausgebaut. Auch in Delft, Hamburg, München und Berlin sind ähnliche Anstalten errichtet worden, die aber alle noch in den ersten Anfängen stecken. Die 1903 in Berlin—Charlottenburg eröffnete „Ständige Ausstellung für Arbeiterwohlfahrt" verdient auch noch lange nicht den Namen eines Sozialmuseums. Die einzige Anstalt, welche diesen Namen wirklich rechtfertigt, ist das 1892 in Paris gegründete „Musée social," Rue Las-Cases 5. Der Zweimillionen Stiftung des Grafen Chambrun

Digitized by Google

und der tatkräftigen Mitarbeit des Philanthropen Charles Robert ist der schnelle Aufschwung dieser Anstalt zu danken, die eine aktive Rolle in der sozialen Entwicklung spielt. Die Ansammlung und unentgeltliche Verbreitung von Aufschlüssen und Urkunden jeder Art über alle Gebiete der Sozialwirtschaft, die Beratung von Personen und Vereinigungen, die Einrichtungen zur Hebung der materiellen und sittlichen Lage der Arbeiter ins Leben rufen wc., ist der Zweck dieses Sozialmuseums. Ein französischer Volkswirt verglich die Anstalt mit einer Sauz- und Druckpumpe; denn, sagt er: „Sie vereinigt die Auskünfte und sammelt sie an, um sie dann zu kanalisieren und zu verteilen." Eine Direktion leitet den Gang der Anstalt und unterhält Beziehungen zu allen Tierstzweigen, während das Sekretariat die einlaufenden Fragen beantwortet und Erkundigungen einzieht durch Einsendern von Schriftstücken und Berichten von Vereinen und Firmen aller Art. Außerdem hält es Umfragen über Waisenhäuser, Lehrlingswesen, Heilstätten usw. Auch Konsultationen über Rechtsfragen, Arbeiterversicherungen zc. werden von Sachverständigen erteilt. Alle Auskünfte, die gegeben werden, werden im Archiv aufbewahrt und bilden eine Studienunterlage für den Anfang einer gesellschaftsrechtlichen Sammlung. Auch alle parlamentarischen Verhandlungen, welche die soziale Frage betreffen, die die gesetzgebenden Körperschaften Frankreichs und aller anderen Länder beschäftigen, werden gesammelt. Ein Arbeits- und Lesesaal giebt Gelegenheit, sich selbst zu orientieren. Eine weitere wichtige Organisation ist der unter verschiedenen Delegierten stehende Industrie- und Arbeitsdienst, der die Beziehungen der Industriearbeiter zur Unternehmerwelt studiert und alle Maßregeln verzeichnet, die zu einer günstigen Beeinflussung dieser Beziehungen geführt haben. Der Landwirtschaftsdienst ist in gleicher Weise organisiert. Beide letztgenannten Einrichtungen werden in gleicher Weise von Arbeitgebern und -Nehmern in Anspruch genommen, weil sie ein durchaus objektives Bild der Arbeitszweige geben. Auch mit dem Auslande steht das Sekretariat des Museums durch ständige Korrespondenzen in Verbindung, die über die sozialpolitischen Vorgänge der jeweiligen Länder berichten. Durch Vorträge, Veröffentlichungen und Preisausschreiben für literarische Arbeiten sichert sich die Anstalt eine umfassende Beeinflussung des öffentlichen Lebens und wirkt zugleich erzieherisch.

In Budapest, New-York und Moskau ist man augenblicklich mit der Einrichtung sozialer Museen nach Pariser Vorbild beschäftigt und es ist dringend zu wünschen, daß diese segensreiche Einrichtung bald in allen Ländern Eingang finden möge, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß die Einrichtung solcher Zentralstellen für die ganze Entwicklung unseres Gesellschaftslebens von unabsehbarer Bedeutung ist und immer mehr werden wird.

L. J.

Aus der ethischen Bewegung.

Aus der Hauptvorstandssitzung vom 3. September d. Js. Der Vorsitzende, Geheimrat Foerster legt Sonderdrucke seiner Publikation in der „Woche": „Menschenglück und Wissenschaft" vor.

Ferner kommen die Berichte der Abteilungen Wiesbaden und Danzig zur Verlesung. Es wird beschlossen, der Abteilung Wiesbaden auch für das kommende Vortragshalbjahr den eisernen Garantiefonds von 65 Mark aus dem Rednerfonds zu gewähren.

Der diesjährige Gesellschaftstag soll nach dem Beschluß des Münchener Gesellschaftstages in Jena stattfinden. Mit Rücksicht auf die vorgerückte Zeit und die Notwendigkeit längerer Vorberatung wird beschlossen, von einer Einberufung noch in diesem Jahre abzusehen. Pr. Penzig beantragt, die Versammlung in der Woche nach Ostern 1905 anzuberaumen. Die Entscheidung darüber wird vertagt.

Der Vorsitzende berichtet über den Fortgang der schriftlichen Verhandlungen mit Dr. Stanton Coit, London, Professor Adler, New York und Dr. Pfungst, Frankfurt a. M., betreffend die Ueberführung des internationalen Sekretariats des ethischen Bundes nach London, wo in der Person des Herrn Gustav Spiller eine geeignete Kraft gewonnen zu sein scheine. Nach längerer Diskussion beschließt der Vorstand, die Angelegenheit auf die nächste Sitzung zu vertagen, inzwischen aber durch Herrn Geheimrat Professor Foerster und Dr. Pfungst mit Herrn Dr. Stanton Coit weiter in dem Sinne zu verhandeln, daß ein finanzieller Beitrag der D. G. E. K. nur dann zu erwarten ist, wenn das Sekretariat als objektiv-referierende Zentralstelle der Berichterstattung über die nationalen ethischen Gesellschaften gedacht sei, nicht aber als eine Art von kritischer Instanz.

Eine kurze Besprechung schließt sich nach an die Absicht der Abteilung Berlin, eventuell in einer Protestversammlung gegen die durch das Schulkompromiß der nationalliberalen Partei drohende Konfessionalisierung der Volksschule Stellung zu nehmen. Der Vorsitzende hält eine Protestversammlung z. Z. für aussichtslos und wird wohl eher eine positive Aktion der D. G. E. K. zur besseren Verbreitung der ethisch-pädagogischen Ideen unter der Gesellschaft empfehlen, etwa durch Sammlung eines entsprechenden Fonds. Dagegen werden verschiedene Bedenken erhoben. Es kommt auch von Neuem der z. Z. vom Berliner Gesellschaftstag von 1901 abgelehnte Antrag Penzig auf Begründung einer Liga für Moralunterricht zur Sprache. Die Angelegenheit wird schließlich vertagt.

Sitzung vom 25. September d. J. Aus Anlaß des für 1905 geplanten Gesellschaftstages erinnert Justizrat Stern daran, den Satzungsparagraph betreffend die jährliche Berufung des Gesellschaftstages rechtzeitig dort zur Aenderung vorzuschlagen. Herr Caffé bittet überhaupt, die Satzungen auf Revisionsbedürftigkeit zu prüfen.

Der Vorsitzende berichtet, über die weiteren Verhandlungen betreffend das internationale Sekretariat, die indessen noch nicht zum Abschluß gelangt sind. Die finanzielle Beteiligung der D. G. E. K. soll zwar nicht mehr bestritten werden, aber in wahrscheinliche Aussicht gestellt werden. Caffé bittet, auch diese eventuelle Zusage nur für ein Jahr zu erteilen und erörtert mit Penzig die finanzielle Lage der D. G. E. K. Stern hofft, daß die Beitragszahlung sich durch die Tätigkeit des Sekretariats wieder einbringen lassen werde und möchte sie wenigstens auf zwei Jahre bewilligen. Bieber betont, daß gerade Deutschland sich hervorragend für die Internationalität der Bewegung interessiert habe und darum sich das Recht mitzureden auch durch finanzielle Beteiligung sichern müsse. Es wird beschlossen, einen Beitrag von 500 Mark unter den besprochenen Cautelen eventuell auf zwei Jahre zu bewilligen.

Geheimrat Foerster berichtet ferner über den Fortgang der Verhandlungen zur Begründung einer internationalen ethischen Akademie und die Schaffung eines einwandfreien internationalen Nachrichtendienstes. Ferner teilt er mit, daß Nr. 18 der „Ethischen Kultur," enthaltend einen Artikel aus seiner Feder zum sozialdemokratischen Parteitag in Bremen, dort in dreifachen Exemplaren zur Verteilung gekommen ist.

Zur Frage der Begründung einer Liga für Moralunterricht referiert Penzig. Damit wird die Beratung eines Antrages der Abteilung Berlin an den Hauptvorstand verbunden. Dieser möge ein Flugblatt zur Klärung der Meinungen über konfessionellen, simultanen und ethischen Jugendunterricht entwerfen. Nach längerer Debatte wird beschlossen, zunächst Professor Döring mit der Abfassung eines solchen Entwurfs zu betrauen, Professor Döring erklärt sich zu einem Versuch in dieser Richtung bereit. Ferner soll an Dr. F. W. Foerster-Zürich die Bitte gerichtet werden, einen Aufruf zur Begründung einer Liga für Moralunterricht zu entwerfen.

W. Foerster. Penzig.

Eingegangene Bücher.

Was will die Bodenreform? Von Timmermann Leipzig. Dietrich. 1904. Preis 15 Pfg.

Japanische Wirtschafts- und Sozialpolitik. Von L. Katscher. Leipzig. Dietrich. 1904. Preis 15 Pfg.

Warum interessiert sich heute Jedermann für Fragen der Volkswirtschaft und Sozialpolitik? Von Werner Sombart. Leipzig. Dietrich. 1904. Preis 15 Pfg.

Kurd Laßwitz, Religion und Naturwissenschaft. Leipzig. B. Elischer. Preis 60 Pfg.

Erkenntnisse und Lebensweisheit in Aphorismen. Von Reinhold Anke. Essen-Ruhr. H. L. Goeck. 1904.

Geschichte der Philosophie. Von A. Rosenbischer. Berlin. Hermann Walther. 1904. Preis 2,50 Mk. geh. 3 Mk.

Gustav Natzenhofer und seine Philosophie. Von Dr. Graumow. Berlin. H. Schildberger. 1904

Erziehung zur Persönlichkeit. Von Fr. Naumann. Berlin-Schöneberg. Verlag der „Hilfe". 1904. Preis 25 Pfg.

Vers la langue internationale. Par Leon Bollack. Preis 50 centimes. Paris. La Revue.

Ideale Erziehung. Von Fritz Wüst. Verlag H. Priebe Berlin Steglitz.

Digitized by Google

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur Abteilung Berlin.

Sonnabend, 29. Oktober, abends 8½ Uhr, Bürgersaal des Rathauses: **(nicht** Zimmer 109). Gemeinsam mit dem Verein „Jugendschutz". Besprechung von **Fr. W. Foersters Jugendlehre.** Referent: Frl. **Lilli Jannasch.** Eintritt frei.
Die nächste Sitzung findet **Freitag, 11. November** im Bürgersaal statt. Vortragsthema und Referent noch vorbehalten.
Freitag, 30. Dezember, abends 8¼ Uhr, Bürgersaal des städt. Rathauses: Geh. Regierungsrat Prof. Dr. **Wilhelm Foerster:** „Sollen die höheren oder niederen Wohl- und Wehgefühle die Welt regieren?" Nachher geselliges Zusammensein.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Verlag von Leonhard Simion Nf. Berlin.

Soeben erschienen:

Zum Kulturkampf um die Schule

von

Dr. Rudolph Penzig

8°. 10 Bogen elegant broschiert Preis **2** Mark.

Angesichts der Unklarheit, der auch bei den linksstehenden Parteien die grundsätzliche Frage nach dem **Verhältnis von Staat, Kirche und Schule** begegnet, ist diese Schrift höchst bemerkenswert, welche bei allen Politikern, Lehrern und Eltern des lebhaftesten Interesses gewiß ist.

Dr. Penzig, der Verfasser, der schon in **dritter** Auflage erschienenen „Ernsten Antworten auf Kinderfragen" tritt in diesem neuesten Werk ein für die **Verweisung des bisher üblichen Religionsunterrichts** aus der Schule und seine Ersetzung durch **einen praktisch sittlichen Unterricht in der Lebenskunde,** dessen Grundzüge in dem obigen Werke festgelegt werden.

Verlag von Leonhard Simion Nf., Berlin.

Soeben erschien als drittes Bändchen der kleinen Sammlung: **Die neue Kunst:**

Die moderne Musik.

Von

Dr. Leopold Schmidt.

Elegant broschiert Preis 1 Mark 20 Pfg.

Der als Musikkritiker rühmlichst bekannte Verfasser gibt an einer Stelle seiner Arbeit an, daß er

„in den vorstehenden Ausführungen den Versuch gemacht, für das „Wesen der modernen Tonkunst erklärende Begriffe zu finden „und ihr Entstehen in geschichtlichem Zusammenhange dar„zustellen usw.,

und an anderer Stelle:

„Nach einer Seite hat die Gegenwart aus ihrer Be„schäftigung mit der Musik Erfolge aufzuweisen, die ihr allein „angehören und als wahre Gewinn zu betrachten sind; das „ist die wissenschaftliche."

„Das Vorwalten des Intellektes vor den Funktionen „des Gemütes und der Phantasie, das die Neigung zur „exakten Forschung erklärt, äußert sich künstlerisch in dem „verstandesmäßigen, reflektierten Charakter eines großen „Teiles der heutigen Musik."

Im Anfang dieses Jahres erschienen die beiden ersten Bändchen:

Dr. Karl Scheffler, die moderne Malerei und Plastik. Preis elegant broschiert 1 Mark 20 Pf.

Dr. Hans Landsberg, die moderne Literatur. Preis elegant broschiert 1 Mark 50 Pf.

welche eine sehr günstige Aufnahme fanden.

Wer nervös oder magenleidend ist etc. verlange Ill. Prospekt von dem kränk. gelegt. **Bad Grossjena** b. Naumburg a. S. am Thür. Wald. Herrl. Lage. Gute Erfolge. Mässige Preise. Sanatorium **Erholungsheim.** Die Traubenkur ist eröffnet.

Gesucht

Ethische Kultur **1893** Nr. 3; **1895** Nr. 37; **1900** Nr. 8; **1901** Nr. 51; Jahrgang **1893** und **1897** komplett vom Verlage für **Ethische Kultur, Berlin SW. 48,** Wilhelmstraße 121. Für gütige Uebersendung im Voraus ergebenen Dank.

Freie Hochschule Berlin.

Aus dem Programm für das am 17. Oktober beginnende Herbstquartal seien folgende Vortragszyklen genannt: Dr. **Bruno Wille:** „Goethes Weltanschauung im Faust." **Theodor Kappstein:** „Die Weltanschauung in Henrik Ibsens Dramen," und: „Was wissen wir über Jesus Christus?" Dr. **R. Penzig:** „Nietzsche's Zarathustra," und: „Menschenerziehung." **Else Lüders:** „Einführung in die Probleme der Frauenfrage." Dr. **Alfred Koeppen:** „Raffael, Lionardo da Vinci, Michel Angelo." **L. Bloch:** „Die Kunst des Vortrags." **A. Damaschke:** „Einführung in die Probleme der modernen Nationalökonomie." Dr. **R. Steiner:** „Die deutsche Mystik und ihre Voraussetzungen." Dr. **M. Maurenbrecher:** „Kaiser Wilhelm I. u. a. m." Ausführliche Programme und Hörerkarten sind in allen größeren Buchhandlungen (erstere auch in allen Filialen von Loeser & Wolff zu haben.

Humanistische Gemeinde Berlin.

Versammlungen

in der

Aula der Friedrich Werderschen Oberrealschule

Niederwall-Straße 12,

hinten auf dem Hofe links 1. Etage

am 1. und 3. Sonntag jeden Monats Vormittags 10½ Uhr.

Vortragszyklus von Herrn Dr. Penzig.

Das Heilsspiel als Erlöser.

Sonntag,	16. Oktober.	III.	Sich selber treu.
„	6. November.	IV.	Sich selbst verlieren.
„	20. „	V.	Auf eigenen Füßen.
„	4. Dezember.	VI.	Das Selbst als Richter.
„	25. „	VII.	Schenkende Liebe.

Der Vorstand:

B. Limper, Südende, Steglitzerstraße 15.

Das Bureau der D. G. E. K.,

Unter den Linden 16 befindet sich jetzt nicht mehr im dritten, sondern im **zweiten Stock** rechts. Auskünfte ꝛc. werden, falls der Unterzeichnete nicht anwesend ist, aber, nach wie vor, auch in der Auskunftstelle im III. Stock erteilt. Sprechstunden des Unterzeichneten nur Montag, Mittwoch und Freitag von 10—12 Uhr. Eilige Zuschriften sind daher besser an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmanstraße 15 zu richten.

Dr. Penzig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — **Verlag:** Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — **Vertretung** für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — **Druck:** Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15 jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1,60 Mk. Bon abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

XII. Jahrgang. | Berlin, den 1. November 1904. | Nr. 21.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Konfessionelle oder weltliche Schule? Von Dr. R. Penzig.
Ethische „Briefe, die ihn nicht erreichten."
Streiflichter:
Nach dreißig Jahren!
Rote Mordzettel.
Sprechsaal.
Bücherschau.

Konfessionelle oder weltliche Schule?

Von Dr. R. Penzig.

In jedem zeitgeschichtlichen Kampf um ideale Güter erleben wir ein Stückchen des kulturgeschichtlichen Entwicklungsprozesses, der die Menschheit weiter, und wie wir hoffen, zu größerer Höhe führen soll. Das Erleben wäre an sich nichts; es kommt darauf an, ob wir es bewußt erleben. Ein Stück Religions- und Sittengeschichte der Menschheit spielt sich eben auch auf märkischem, preußischen Boden ab, wie in unvergleichlich größerem Maßstabe z. B. im Nachbarlande Frankreich. Die Frage: Konfessionelle oder weltliche Schule? führt uns natürlich sofort vor das sittengeschichtliche Problem, ob der Kirche, den religiösen Gemeinschaftsbildungen, die seit Jahrtausenden das sittliche Ideal hüteten, oder dem Staate, dem sittlichen Gebilde der Neuzeit, die Gesinnungsbildung der Jugend, die Sittlichkeit von morgen, überlassen werden soll. Aber auch dieser Kampf zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt, Papst und Kaiser, liegt noch auf der Oberfläche. Schärfen wir den Blick, so erkennen wir in dem Tagesstreit einen letzten fernen Ausläufer einer Bewegung, die durch das Leben der gesamten Kulturmenschheit tief seitdem geschichtliche Kunde davon zu uns drang, das letzte Wetterleuchten eines Gewitters, das die Seelen unserer Vorfahren erzittern machte. Wir stehen in dem vorläufig letzten Akte des gewaltigen Menschheitsdramas, das man nennen könnte: „Wie Gott Mensch wurde;" der Umbildung der religiösen Gottesidee zum höchsten sittlichen Ideal der Menschheit, der Thronentsagung der Gottheit vom „Weltenthrone" und ihrer Erhöhung im menschlichen Willen.

Starke Worte für einen verhältnismäßig so bescheidenen Vorgang, ob die Kirche über die Schule herrschen solle, oder der Staat, ob der Religionsunterschied die junge Generation durch das Leben begleiten solle, oder ob hinter und über der Religion ein Gebiet des Friedens und der Versöhnung liege. Aber nicht zu starke!

Es gilt von vornherein dem Problem, das uns heute bewegt, den rechten Hintergrund zu geben, es in die Beleuchtung zu rücken, die vom Gipfel der Ewigkeitsschau her strahlt.

Furcht und Hoffnung standen an der Wiege der Götter. Die wilden und wohltuenden Naturmächte menschlich sich näher zu bringen, war die erste Aufgabe. So trug der Mensch seinen Geist in die Elementarkraft hinein. Sie wurden ihm zu Personen, mit Haß und Liebe. Und doch ohne die körperlichen, zeitlich-räumlichen Schranken der Person. In Jahrtausenden religionsgeschichtlichen Prozesses vergeistigte er sie; sie wurden sittliche Potenzen. An die Stelle der groben Furcht und gewinnheischenden Hoffnung traten die Ehrfurcht vor dem Erhabenen, das Vertrauen zu der Güte. Gott wurde Geist und Liebe. Das edelste Sehnen der Menschheit war Gott. Bis der Mensch sich zu der großen kopernikanischen Tat aufraffte, den Satz und seine Anschauung umzukehren. Mit Feuerbach zu reden: Gott das Produkt der edelsten Menschensehnsucht. Nicht der außerweltliche Gott der Welt- und Menschheitsschöpfer, sondern die Menschheit in dieser Welt die Schöpferin Gottes.

Was ich Ihnen hier mit Riesenpinselstrichen schildere, das ist der Prozeß, wie Religion zur Ethik wurde und wird, der Kampf zweier Weltanschauungen, der bis in die letzten kleinen Tageskämpfe hineindröhnt.

Dort der Dualismus eines außerweltlichen Geistes über dem Stoff, einer übernatürlichen Kraft, die selbst mit Wunder und Offenbarung hineingreifen kann in die Notwendigkeit des Naturgeschehens — — hier der Monismus einer Einheit von Gott und Welt, Geist und Materie, Vernunftgesetz und Naturgesetz, der weder Wunder noch Offenbarung braucht, weil ihm diese Natur einschließlich der Menschheit das größte Wunder und die herrlichste Offenbarung ist.

Dort die scheinbar so bescheidene und doch dem angenommenen Schöpfer gegenüber so unbescheidene Annahme einer natürlichen Verderbtheit, Schlechtigkeit und Bosheit des Menschen, dem nur durch übernatürliches Eingreifen, ein geoffenbartes Gottesgesetz, ein vom Sinai hertönendes „Du sollst!", endlich durch Opfer und unverdiente Gnade aufgeholfen werden könne — — hier ein sieghafter Glaube an die natürliche Güte, an einen göttlichen Willen in der Menschheit, die sich in mühseliger Arbeit aus der Tierheit heraus ein Sittengesetz in Jahrtausenden erarbeitet, keine Offenbarung braucht, als die der Vernunft, keine Erlösergnade, als die der Selbsterlösung, keine Freundgesetze erträgt, aber der leisen Stimme des „ich will" lauscht. —

Dort Heteronomie, — hier Autonomie; dort Autorität, — hier Freiheit; dort Zittern um des Individuums Heil und Seligkeit, — hier freudiger Dienst und opferwilliges sich Hingeben in den Dienst der Menschheit, des Universums; dort ein Weltrechenmeister nötig, der in einem jenseitigen Leben die Bilanz zwischen Sittlichkeit und Glückseligkeit aus-

Digitized by Google

gleicht, — hier der Glaube an die stetig wachsende Harmonie zwischen Gutswollen, Guthandeln und innerer Zufriedenheit; dort die Illusion eines Wahrheitsbesitzes und menschentrennende Bekenntnisse, — hier ein stetes Forschen nach, Ringen um die Wahrheit und gemeinsames Wollen und Streben; dort die Kirche der Gleiches Glaubenden, — hier die Arbeitsstätte der Menschen guten Willens.

Das sind zwei Weltanschauungen, mag sich immerhin die eine aus der anderen losgerungen haben; das Weltbild zweier um hunderte von Menschenaltern getrennten Generationen, das des pessimistischen Greisengeistes, der das Paradies der Vergangenheit preist und von der Zukunft nichts erwartet, und das der optimistischen Jugend, die mit Selbstvertrauen, und vielleicht Selbstüberschätzung, vom folgenden Tage das Höchste erwartet. — Nicht, daß die eine alle Wahrheit für sich hätte, die andre nur Täuschung — könnten wir es uns doch abgewöhnen, alles mit Wahr und Falsch zu etikettieren! — auch in dem senilen, dem religiösen Weltbild steckt viel Lebenserfahrung und reife Weisheit — und doch darf und soll sich die Menschheit, vor allem die, die sich mit der Erziehung und Ausbildung der kommenden Generation beschäftigt, wesentlich nur der jugendlichen Tagansicht vom Leben zuwenden. Nicht auf das Bekenntnis zu alten Wahrheiten kommt es an, sondern auf den lebendigen Glauben an das Ideal. Nicht daran hängt die Zukunft der Menschheit, ob unsere Jugend rechtgläubig ist im Sinne der Alten, ob sie für ein Jenseits vorbereitet und ihrer Seelen einstiger Seligkeit gewiß sind, sondern daran, ob sie das Gute wollen, wie es sich der wachsenden Menschheitserfahrung immer neu enthüllt, ob sie es gelernt haben in dieser Welt festzustehen und hier sich umzusehen, und ob sie ohne Rücksicht auf das eigene Glück mitarbeiten wollen an der Vervollkommnung der Menschheit.

Erst so angesehen erhält unsere Frage, ob konfessionelle oder weltliche Schule das Bedürfnis der Zeit sei, ihr rechtes Licht.

Die alte Weltanschauung sah und sieht in der Kirche mit ihrer Konfession die höchste sittliche Gemeinschaft, die sich auf angeblichen alleinigen Wahrheitsbesitz gründet. Die neue Weltanschauung erblickt, ohne den Einzelnen und ihren konfessionellen Gemeinschaftsbildungen ihre Glaubens- und Gewissensfreiheit schmälern zu wollen, die zur Zeit höchstwertige Gemeinschaft im nationalen Staat, im Kulturstaat, der sich auf das gemeinsame Wollen der Wohlfahrt des Ganzen gründet.

Nur solange diese zwei Weltanschauungen nicht auseinander getreten waren, solange auch die staatliche Gemeinschaft nichts weiter sein wollte, als die Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden, also eine Theokratie, solange sie auch tatsächlich nur eine Vereinigung von Gleiches Glaubenden war, solange uneingeschränkt und unbestritten das religiöse Ideal mit dem sittlichen Ideal zusammenfiel, solange herrschte Frieden. Da aber heute sowohl der Staat, wie die Kirche den ganzen Menschen beanspruchen, da faktisch die Staatsgemeinschaft ein umfassenderes sittliches Ideal vollster Gerechtigkeit und Toleranz repräsentiert, da in keinem zivilisierten Staate mehr der Grundsatz gilt: cuius regio, eius religio, also Konfessionsmischung überall herrscht, darum muß der Konflikt ausgetragen werden. Für denjenigen, der da weiß, daß das allgemein-menschliche sittliche Ideal wohl auch das religiöse Ideal umfaßt, nicht aber umgekehrt, weil jede Konfession und Religion selbst bei weitester Toleranz doch ihre Glieder höher einschätzen muß, als die irrenden Brüder, für den ist die Richtungslinie der Entwicklung und das endliche Resultat des Kampfes nicht zweifelhaft.

Jede Kirche, die da allein das Recht aller sittlichen Zwecksetzung beanspruchte, die ihre Aufgaben höher bewertet, als die allgemein menschlichen Aufgaben, muß den Staat auf ihrem Wege finden, besonders auf dem Felde der Jugenderziehung.

Darum handelt es sich, wie auch Th. Lipps in „Deutschland“ *) ausgeführt hat, bei diesem Tagesstreit um das sittliche Existenzrecht des Staates. Gibt er die Volkserziehung, die Grundlage aller Kulturaufgaben, an die Konfessionen ab, so erklärt er damit seinen sittlichen Bankerott. Seine, und nur seine, Aufgabe ist es, die sicheren, allgemeinen, materiellen, intellektuellen und ethischen Bedingungen und Grundlagen für die Erfüllung der gemeinsamen Kulturmission der Menschheit, im Rahmen der nationalen Bedingtheit, zu schaffen. In der Volksschule sind Volksbürger zu erziehen, nicht Christen, Juden, Heiden oder sonstige Konfessionsverwandte; der Staat ist keine Glaubensgemeinschaft, sondern eine Rechtsgemeinschaft.

Schon die Privilegierung gewisser Religionen als Staatsreligionen oder staatlich anerkannte Konfessionen schafft Rechtsungleichheit und wird als Verletzung des fundamentum regnorum empfunden, selbst von feinfühligen Anhängern der begünstigten Bekenntnisse (abgesehen von dem tötlichen Gift, das bisher in der gesamten Geschichte von jeher die staatliche Anerkennung dem inneren religiösen Leben jeder Konfessionsgemeinschaft eingeflößt hat). Er hat die sittliche Einheit des Volksganzen zu bewachen und gerade da am sorgfältigsten, wo sie durch den Streit der Konfessionen bedroht ist.

Die Berliner Kreis-Synode II hat es jüngst ausgesprochen: „Das einzig mögliche Verhältnis des Protestantismus zum Ultramontanismus ist der Kampf.“ Das gilt selbstverständlich von allen Konfessionen und Religionen, da sie ja alle Besitzerinnen der einen ungeteilten Wahrheit zu sein glauben. In diesem Kampf staatlich Partei zu nehmen, hieße die sittliche Grundlage des Staates zerstören. Er kann und muß das Gegeneinander der Konfessionen überwachen, daß der Kampf mit anständigen, geistigen Waffen geführt werde, daß nicht in wildem Fanatismus die bürgerlichen Rechte in Trümmer geschlagen werden, aber er darf nie und nimmer seine Schule, die Schule aller Bürger, zum Schlachtfeld dieses Kampfes hergeben. Er kann und muß das Nebeneinander der Konfessionen dulden, auch in der Schule, ja vielleicht hat er sogar, wie einige meinen, die sittliche Berechtigung, dies Nebeneinander zu erzwingen, damit durch die Reibung und durch die Abschleifung die rabies theologorum geschwächt werde. Er darf nie, so oft er es auch mit negativem Erfolge versucht hat, ein künstliches Ineinander der Konfessionen erzwingen wollen, durch Einführung etwa eines allgemein christlichen oder deistischen Religionsunterrichts — ein Leichnam, dem man das Herz, die konfessionelle Unterscheidungslehre, ausgeschnitten hat. Sein einziger Platz ist über den Konfessionen. Er muß die Weite des Blickes haben, die jene nicht haben können, das Sittliche in aller Reinheit, ungetrübt durch die Schleier religiöser Vorstellungen, zu erkennen und zu würdigen, die Weite und Schärfe des Blickes, in allen Konfessionen das Wertvolle, weil Sittliche, zu bemerken, schon damit er, wie jene wollen, allen Konfessionen die Erlaubnis, Schulen zu erhalten, erteile; er muß ein von allen Konfessionellen unabhängiges Urteil darüber haben, was sittlich erlaubt und was zu verhindern sei, ist er doch der Träger der Staatsaufsicht über alle Kirchenschulen; er muß es wissen und kann es wissen, daß bürgerliche Zucht und Tugend, Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit, Rechtlichkeit und Güte nicht das Monopol irgend einer Konfession sind, sondern völlig unabhängig vom Glauben; er muß endlich als Hüter und Schutzherr von Wissenschaft und Kunst, von Gewissens- und Lehrfreiheit, als Träger der Rechtspflege den sittlichen Idealen des Wahren, Guten und Schönen freie Bahn

*) Monatsschrift für die die gesamte Kultur, herausgegeben von Graf von Hoensbroech. Nr. 24.

Digitized by Google

schaffen über alle Hindernisse hinaus, die seit Menschengedenken konfessioneller Eifer ihnen in den Weg gelegt hat.

Nicht selbst eine Weltanschauung in seinen Schulen zu lehren und zu verbreiten, ist seine Aufgabe. Damit würde er in Konkurrenz treten als ein Gleichberechtigter oder — Unberechtigter neben die Konfessionen. In der Staatsschule hat Freidenkertum, Monismus oder freireligiöses Wesen genau so wenig zu suchen, als Ultramontanismus, Protestantismus oder Christentum überhaupt. Was wahr, schön oder gut sei, unterliegt nicht seinem Richterspruch. Darauf geben im Laufe der Menschheitsentwickelung jeweilig die Wissenschaft, Kunst und Ethik Antwort. Keine staatlich approbierte Weltanschauung, keine königlich preußische Kunst, keine Staatsmoral! Das ist der Irrtum Pfleiderers, der sich*) leider zu den Freunden der Konfessionsschule gesellt, weil der Staat, wie er meint, wohl Elemente des Wissens in seinen Schulen verbreiten dürfe, nicht aber eine Weltanschauung. Diese müsse er vielmehr als gegebene Größe aus dem Volksbewußtsein entnehmen — und das Volk wolle in seiner ungeheuren Mehrheit religiös-konfessionelle Erziehung.

Wollte man die letzte Behauptung auch einmal zugeben — sie ist überaus anfechtbar, weil das Volk im Grunde nichts als sittliche Erziehung will und nur in der Unbeholfenheit seiner durch Jahrtausende verkehrten Erziehung das Sittliche nicht vom Religiösen zu trennen weiß — dann wäre immer noch die Frage aufzuwerfen, ob denn nicht der Kulturstaat die direkte Pflicht habe, als Erzieher des Volkes aufzutreten und durch die Weltlichkeit seiner Schule die reinliche Trennung des Glaubens, Wissens und Wollens, der Religion, Wissenschaft und Moral vorzubereiten. Wie ungeheuer die Kulturaufgaben unseres Volkstumes leiden unter der unseligen Zersplitterung des einheitlichen Volksgutes in Konfessionen und Konfessiönchen, wie unser ganzes politisches Leben gelähmt und vergiftet ist durch das Hineintragen dieser Gesichtspunkte des reinsten persönlichen Glaubensempfindens auf den Markt der Interessen — das brauche ich nicht weiter auszuführen. Staatsregierung und Parteien müssen es erst wieder lernen, was sie unter dem Schachern und Markten um winzige Teil- und Augenblickserfolge verlernt haben: großzügige Kulturpolitik zu treiben mit dem Blick auf die Ewigkeit der Menschheitsentwicklung.

Vielleicht erinnert man sich dann auf allen Seiten der Worte des großen Menschheitslehrers: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers, Gott, was Gottes ist!“ Konfessionsunterricht den Konfessionen, dem Staate aber die öffentliche Schule und sittliche Erziehung der Jugend!

*) In „Deutschland“ Nr. 25.

Ethische „Briefe, die ihn nicht erreichten“.

Vor Kurzem hat Ellen Key die herrliche Ehe des berühmten englischen Dichterpaares Browning in einer vortrefflichen Studie geschildert und schon wieder wird der Welt eine literarisch-ethische Musterehe ersten Ranges in Erinnerung gebracht, diesmal von einer der zwei Beteiligten selber. Zu „Briefe an einen Toten“ (Dresden, Pierson, 1904) — der Titel erinnert entfernt an die vor etwa 70 Jahren erschienenen, freilich einer ganz andern Gattung angehörenden „Briefe eines Toten“ von dem geistvollen Reisenden und Causeur Pückler-Muskau — setzt Berta von Suttner ihrem Gatten 1902 dahingegangenen Gatten und damit ihrem erlöschenen außerordentlichen Eheglück, ja, der innigen Gattenliebe überhaupt, ein würdiges Denkmal. Das Buch, welches binnen wenigen Monaten die 6. Auflage erreicht hat, kann als ein monumentales Hohelied des Eheglücks bezeichnet werden.

Da es sich um ein hochethisches Werk handelt, fehlt es darin begreiflicherweise nicht an den bekannten Vorzügen der Verfasserin: edle Tendenzen, künstlerische Form, Menschen- und Tierfreundlichkeit. Jeder „bessere“ Mensch müßte diese neueste Schrift der edeln „Schwärmerin für Güte“ lesen; er würde dadurch noch besser werden, denn sie ist ein wahres Erbauungsbuch für jeden Ethiker. Die Baronin erzählt ihrem geliebten Toten in geschickter literarisch hochstehender Verquickung von ihrem einstigen Glück und ihrem jetzigen Unglück, von seiner Krankheit und seinem Tode, von den bisherigen unethischen, also betrübenden, und ethischen, also erfreulichen Weltereignissen: den Untaten in Serbien, Finland, Kischenew, Armenien rc., den Forschritten der Schiedsgerichtsbewegung u. s. w., natürlich alles aus den Suttnerschen Gesichtspunkten beleuchtend. Von Seelengröße zeugt der geschilderte tapfere Kampf der verzweifelnden Frau am Sterbebette gegen die von den Angehörigen gewollte, vom Baron aber nicht gewollte Zuziehung des Pfarrers. Besonders großartig ist der 11. Brief geschrieben, das Fantasiestück „Im Eden“, das an die schönsten Partien von „Schach der Qual!“ heranreicht, was viel heißen will.

So sehr es mich aber drängt, auf das schöne Buch näher einzugehen, versage ich mir das. Erstens sind unsre Leser mit der Eigenart der Suttner schon vertraut. Zweitens will ich ihnen den Genuß nicht durch zu vieles Verraten verleiden. Daher beschränke ich mich darauf, ihnen einen Vorgeschmack zu geben durch Anführung einer Anzahl der hübschen, gedankenreichen, geistvollen Aussprüche, an denen das Werk reich ist. Hier also einige der aphoristischen Lichtstrahlen; mögen sie den Appetit unserer Leser reizen:

An Aufgaben ist kein Mangel. Die Weltereignisse in ihrer Wucht und Fülle fordern den Kämpfer für Menschenrecht und Menschenglück förmlich heraus zu feuriger Anwaltschaft, zu leidenschaftlichen Protesten. Aber was gehört dazu, eine Aufgabe zu erfüllen? Die ganze Hingabe der Seele gehört dazu.

Liebe und Tod — das sind doch zwei gewaltige Mächte! Beide dienen einer noch gewaltigeren: dem Leben. Liebe schafft das Leben, der Tod schafft ihm Raum. Wie könnte der Lebensbaum in ewiger Jugend erblühen, wenn nicht die welken Blätter fielen? Freilich sind auch manches noch grüne Blatt mit zu Boden.

Die Trauer kann ebenso leidenschaftlich sein wie die Liebe. In demselben Geist wie das Wort „verliebt“ sollte man ein Wort prägen: „vertrauert“.

Unsere Zivilisation ist noch ein gar dünnes Häutchen auf dem Riesenkörper der alten Barbarei . . . Mit welchem Recht dreistet sich das 20. Jahrhundert seiner sogenannten Kultur? Hat es denn noch den Mut gehabt, ein einziges Gebot der Kultur — Totschlag als ultima ratio, Aberglaube als Dogma, Vergeudung und Ausbeutung als Wirtschaft — abzuschütteln?

Nur nicht weichen von den alten Positionen! Es ist ohnehin so vieles schwankend geworden; rühren wir uns so wenig wie möglich, damit das Schwankende nicht zusammenfällt!

Ein Tedeum wird abgehalten. Wenn die Menschen etwas recht Schlechtes getan, ein Land verwüstet, Hekatomben geschlachtet haben, sinken sie in die Knie: dich, Gott, loben wir!

Dient man der Menschheit mit Zorn und Klagen? Ich glaube doch! Das Böse und das Widersinnige sollen angeklagt werden. Schweigen ist eine Form der Mitschuld und zwar die feigste. Freilich, der bloße empörte Hinweis auf Uebel und Greuel zieht Entmutigung nach sich, ruft jene gefährliche Stimmung wach: verzweifeln an den Menschen und Zuständen. Als ob die Menschen unverbesserlich und die Zustände unveränderlich wären!

Eine schwache Stimme?! Wenn jeder einzelne von hunderttausend Gleichgesinnten seinen leisen Ton erhebt, so braust der Zusammenklang als Orkan.

Gewalt ist ein Attribut der Wildheit, sofern das Recht das Attribut der Kultur ist. In dem Maße wie die Kultur die Wildheit verdrängt, verdrängt das Recht die Gewalt, das Edle die Roheit, das Milde die Strenge.

Ein fürchterlicher, verhängnisvoller Irrtum waltet noch vor: man glaubt, daß moralische Bedenken und Gefühle auf politischem Gebiet keine Geltung haben können, haben dürfen. Diesen Irrtum auszurotten, die Regeln der Sittlichkeit in das politische Leben einzuführen, ist Ein Weg zum Heil.

Digitized by Google

Der Staat proklamiert als gesunden Egoismus, als Staatsraison, was die dümmste, primitivste Phase der Selbstliebe ist: nur für sich und nur durch sich leben zu wollen. Man will nicht andere schätzen und bleibt selber ungeschätzt; man liebt nicht und bleibt ungeliebt, man ist „souverän", d. h. — allein. . . Sein Selbstgenügen ist sein Stolz. Es schämt sich seines Egoismus nicht — im Gegenteil, er brüstet sich damit. Und obwohl es das unvernünftigste ist, was er tun kann: auf niemand Rücksicht nehmen, weil dann auch ihn niemand Rücksicht nimmt, nennt er diese seine Unvernunft „Staatsraison!"

Wie hoch das Unrecht in Ehren steht, das verkünden in ihrer kleinen Seele Menge der den Gewaltmenschen, den Blut- und Eisenmännern so verschwenderisch errichteten Denkmäler.

Zur Güte strahlt Stärke: das sehen die Leute noch nicht ein. In der allgemeinen Auffassung sind „gut" und „schwach" beinahe identische Begriffe. Aber man wird noch begreifen lernen, daß es Genies und Helden der Güte geben kann und daß die Welt heute solche Helden braucht — solche, die das Gute und Edle nicht nur wollen, sondern es allem Widerstand gegenüber auch durchsetzen.

Nicht genußreines, sondern verprochenes Glück bildet den Gipfel der Lebensfreude.

„Es werde Licht!" sprach der Schöpfer mit herrischer Geberde, aber „Es blühe!" beseht er mit einem Lächeln.

Daß Müde höher steht als Streuge, wird man bald begreifen. Bewunderung geht nicht mehr recht mit Zorn im Bereine. Das Wort „Ehrfurcht" muß aussterben wie die Anbrache „Euer Gestrengen" ausgestorben ist. Nicht den man fürchtet, wird man ehren, sondern dem man vertraut. „Ehrtrauen" sollte das neue Gefühl dann heißen.

Die Welt versteht noch nicht, daß das Uebermenschentum nicht auf dem Gebiete der Härte und Kälte heranwachsen wird. Es ist eine alte Denkgewohnheit, daß Größe nicht anders vorzustellen als mit Unglücke verbunden, wie man ja auch gewohnt ist, Schmerz, Entsagung und Leiden als den Boden zu betrachten, dem die Tugend entsprießt. Nein, die Tugend der Zukunft wird als Unterground die Freude haben und als Krönung das Glück. Aber da müssen gar fühne, entschlossene, leidenschaftlich Gute entstehen, Napoleons der Güte, Bezwinger und Hüter, Verrerter und Eroberer des wahren Edeltums.

Man sagt, der Weg zur Hölle sei mit guten Vorsätzen gepflastert; doch die Quadern der Pfeiler, welche den Himmel stützen — das sind unsre schönen, nie erfüllten Pläne.

Zorn ist unqut, unwissenschaftlich? Nicht immer. Wenn aus Heiligkeit, Bosheit und Haß zusammengeeizt, ist er unqut. Wenn er sich gegen unbewußte Naturereignungen wendet, ist er unwissenschaftlich. Wenn aber die Güte empört, die Liebe verletzt worden, dann ist nicht Zorn sondern Gelassenheit unqut. Nur wenn die Abkehrung eines Uebels sich bis zum Zngrimm steigert, wird sie zur Auflehnung, zur kräftigen und siegreichen Auflehnung.

Bruthunde sind eine schlimme Gattung Tiere; aber schlimmer sind jene, die sie reizen und hetzen.

In der Seelenwelt gibt es gerade so zahlreiche Blüten wie auf den Wiesen. Die Binnen haben eine Königin: die Rose. Und eine Königin haben auch die Gefühle: die Liebe.

Man soll nicht nur an Selbstveredlung arbeiten. Nein, hinausstragen muß man jedes gute Wort, das helfen kann, einen andern zu veredeln: hinausrufen mit frohem Mute, was man als wahr erkannt; Gedanken aussprenen in alle Winde — irgendwo und irgendwann wird sie schon auf. Beliebt ist in den Gehirnen eines nächsten Geschlechts. Den noch Ungebornen gilt unsre Arbeit. Euch, Nascituri, grüßen wir!

Das geistige Auge der Menge nimmt die Keime, die in der Zeit liegen, ebensowenig wahr wie unser aller körperliches Auge in einer Landschaft die aus dem Boden sprießenden und in den Lüften flatternden Samenvoren.

Erst bemerken, dann begreifen, zuletzt benutzen: das sind die Stadien, die der Mensch nach und nach den physikalischen Erscheinungen gegenüber durchmacht. So wurden die Naturkräfte in unsern Dienst gebracht. Die sozialen Kräfte wurden lange gar nicht bemerkt; heute beginnt man schon einige zu begreifen; benützen wird man sie erst morgen. Dann werden die Stürme uns nicht an Klippen schleudern, sondern unsre Segel zu schnellerer Fahrt blähen. Dann werden Kundige am Steuer stehen und jeder wird wissen, wohin des Weges. Deutlich weist die Magnetnadel zum Pol, und dieser Pol heißt „Glück". Aber jetzt sind wir überhaupt noch ohne Kompaß.

Lieber als jehn Millebenden helfen, wollen wir eine halbe Million Nachgeborener in den Stand setzen, Hilfe zu entbehren. . . Was ist besser: ein paar Lungenkranke pflegen, oder Zustände schaffen, in welchen die Leute dieser Krankheit nicht ausgesetzt sind? Gefängnisse bauen oder dem Verbrechen vorbeugen? Für die Verwundeten des nächsten Krieges Verbandzeug machen oder das Tribunal beseitigen, das den nächsten Streikfall mit kriegerisch lösen kann? Ein gebrochenes Bein kunstgerecht anzuwenden zu lassen oder das Beim überhaupt nicht zu brechen? Die Menschheit sollte ihre Wohltäter in jenen sehen, die das Unglück von ihr abwenden wollen und die positives Glück ihr zuzuführen sich bestreben

Es wäre ja ganz schön, sich nicht um die Politik zu kümmern, wenn sie sich nicht soviel um uns kümmerte. Aber sie ist es, die in ihrer Moral- und Vernunftlosigkeit alle Fesseln schmiedet, die uns drücken; sie schafft die Unsicherheit unsres sündisch der Kanonenlawine eines Kriegsherrn ausgesetzten Lebens; sie streut das Gift der Verrohung und Verhetzung in die Massen; sie verschuldet mit ihren Rüstungs- und anderen Verschwendungen den drückenden Alb der Armut und hindert mit ihren Zollschranken die natürliche Verbreitung der Güter. Anderseits könnte sie, wenn in die Rahmen des Edelsinns und der Weisheit gelenkt, der menschlichen Gesellschaft Sicherheit und Wohlstand, das heißt also den Boden schaffen, aus dem Glück und Schönheit sich erhebt, auf dem das Edle und Große sich entfalten könnte.

Wir können keine große Seele haben, wenn wir den Leib aushungern.

Leopold Katscher.

Streiflichter.

Nach dreißig Jahren! Der Zufall spielt uns eine Zeitungsnummer vom 10. September 1874 in die Hand, also aus der Zeit des „Kulturkampfes," deren Leitartikel im Hinblick auf den Gedanken: wie herrlich weit haben wir's seitdem gebracht! überaus interessant erscheint. Er erscheint nämlich heute wie ein sehr verständiger Beitrag zu der aktuellen Frage nach der Konfessionalität der Schulen. Wir lassen ihn darum, etwas gekürzt, folgen. Die in Dortmund erscheinende „Westfälische Zeitung" schrieb also in ihrer Nr. 249 vor dreißig Jahren:

Die konfessionslose Sittenlehre in der Volksschule.

Die Kämpfe, welche die preußische Staatsregierung gegenwärtig mit einer gewissen Religionspartei führt, müssen früher oder später in logischer Konsequenz zur konfessionslosen Schule, d. h. zur Trennung des dogmatischen Religionsunterrichts von dem eigentlichen Volksschulunterricht führen. Mag man noch so sehr die Unentbehrlichkeit der Dogmen für den bei Weitem größten Teil des deutschen Volkes anerkennen; mag man noch so oft wiederholen, daß der Staat über dogmatische Fragen nicht entscheiden könne und wolle; — so lange die Dogmen in der Schule gelehrt werden, wird sich die Schulaufsichtsbehörde im einzelnen Falle der Entscheidung nicht entziehen können, ob dies oder jenes Dogma zu lehren sei oder nicht, und wie es zu lehren sei; denn der Lehrer kann nur den Anweisungen der Staatsbehörde Folge leisten und es darf keine andere Instanz als die Staatsbehörde in der Volksschule entscheiden. Hierdurch ist aber der Konflikt mit der Kirche gegeben, welche ihrerseits die alleinige Entscheidung auf dogmatischem Gebiet niemals aufgeben kann ohne ihre Existenz in Frage stellen. . . .

Wir werden also den Konflikt zwischen Staat und Kirche in der Schule so lange haben, als in der Schule Dogmen gelehrt werden. Keine Kirche kann ohne Aufgabe ihrer Existenz jemals darauf verzichten, auf dogmatischem Gebiete selbständig, allein und ganz unabhängig von der Staatsregierung, zu entscheiden. Es gibt nur eine einzige Lösung des Konflikts zwischen Staat und Kirche auf dem Gebiete der Schule, d. i. die Beseitigung des konfessionellen, dogmatischen Religionsunterrichts in der Schule oder die konfessionslose Schule. Um jeder Unklarheit vorzubeugen, bemerken wir hier ausdrücklich, daß nach unserer Auffassung die Simultanschule in der Tat nicht genügen würde, sondern wirklich nur die konfessions- und religionslose Schule, welche die Leitung des Religionsunterrichts nach Vorschrift der preußischen Verfassungsurkunde den einzelnen Religionsgesellschaften überläßt. Ob der Religionsunterricht von den Religionsgesellschaften dann in den Räumen der Volksschule oder außerhalb und zu welcher Zeit erteilt wird rc., sind völlig externe Fragen; das Wesentliche wäre nur, daß er nicht erteilt werden darf von dem der Staatsbehörde zu unbedingtem Gehorsam verpflichteten

Digitized by Google

Lehrer und nicht im organischen Zusammenhange mit dem von der Staatsbehörde festgestellten Lehrplan.

Wenn man sich aber entschließt, die Konfession oder den dogmatischen Religionsunterricht aus der Schule zu entfernen, so kann dies nur geschehen, indem man eine konfessionslose Sittenlehre an Stelle des Religionsunterrichts in die Volksschule einführt, welche für die zu dem bestimmten Staatsverbande gehörenden Juden, Muhamedaner und Christen aller Bekenntnisse eine und dieselbe ist; denn der Staatsverband ist eine sittliche Institution, welche die Eingrenzung der Sittengesetze bei der Volkserziehung nicht missen kann.

Dies scheinen uns die wenigen logischen Schlüsse zu sein.

Nun aber befindet sich die Schulaufsichtsbehörde vor der Schwierigkeit, eine solche konfessionslose Sittenlehre in der Schule so vorzutragen, daß sie den Kinderherzen verständlich und zugänglich ist, daß sie das Kindergemüt wirklich erwärmt und in ihm die heilige Flamme der allgemeinen Menschenliebe wirklich entzündet; daß sie wirklich Früchte trägt, d. h. zur Sittlichkeit führt. . . .

Wird nun das Dogma aus der Schule entfernt, so bedarf die Sittenlehre einer anderen Grundlage an Stelle des Dogmas. Wir haben nicht mehr die vom Herrn im feurigen Busch den Menschen direkt übergebenen Gesetzestafeln, wir haben auch nicht mehr den unfehlbaren Mund eines auf übernatürlichem Wege auf die Welt gelangten Mittlers oder Gottesmenschen, oder eines vom Herrn direkt inspirierten Propheten; wir müssen uns nach einer anderen Grundlage umsehen. Daß die Sittenlehre, wie sie die Philosophen, Kant nicht ausgenommen, bisher konstruiert haben, gar nicht für die Volksschule paßt, brauchen wir wohl nicht näher auszuführen.

Wer nur einmal einen schwachen Versuch gemacht hat, sich in dieser philosophische Systeme hinein- oder durchzuarbeiten, wird sofort fühlen, daß diese Abstraktion niemals eine Stelle im Volksschulunterricht finden könne. Es gibt auch in der Tat eine viel natürlichere Grundlage für die Sittenlehre; es gibt eine natürliche, eine natürliche, gesetzliche Sittenlehre. Nicht, weil der Mensch auf die Außenwelt gestaltend wirken muß und in sich das Gefühl für Gut und Böse trägt; nicht weil er ein absolut geistiges und gutes Prinzip in sich trägt, hat er die Sittengesetze zu befolgen, sondern: weil er von der Natur darauf angewiesen ist, gesellig zu leben, muß er diejenigen Bedingungen erfüllen, unter denen eine menschliche Gesellschaft überhaupt bestehen kann. Der Mensch ist darauf angewiesen, sich zu größeren oder kleineren, zu loseren oder festeren Gesellschaftsverbänden zu vereinigen, weil ihn die Natur schaffen, d. h. als Mensch existieren will. . . . Sprache, Schrift, Kultur, Geschichte u. s. w., kurz Alles, was den Menschen qualitativ vom Tier unterscheidet, ist begründet im Gesellschaftsverbande und kann sich ohne ihn nicht entwickeln, und dieser Satz bleibt wahr trotzdem, daß es auch noch heute dem Menschen geselligt lebende Tiere gibt.

Der Geselligkeitstrieb ist also tief in der menschlichen Natur begründet und die engeren, festeren, selbständigen Gesellschaftsverbände nennen wir Staaten. Ueber den einzelnen Staaten schwebt das allgemeine ideale Menschentum. . . . Aus der Verpflichtung, in der Gesellschaft zu leben, und aus der Berechtigung, die Vorteile des geselligen Lebens zu genießen, folgen aber mit logischer Konsequenz ohne alle Dogmen und ohne alle Offenbarung alle Sittengesetze; und es folgt daraus ferner, daß es ein absolutes, allgemeines Sittengesetz nicht gibt. Die Sittengesetze sind vielmehr diejenigen Bedingungen, welche ein geselliges Zusammenleben ermöglichen und sind deshalb für die verschiedenen Kulturstufen verschieden. Die Völker auf der Stufe der Wilden sind für frühere Kulturstufen nicht unsittlich gewesen; es lassen sich noch heute Kulturstufen denken, für welche sie nicht unsittlich sind; mit der höheren Zivilisation sind Polygamie wie Sklaverei unverträglich und deshalb unsittlich. Das Sittengesetz für den Australneger ist ein anderes, als dasjenige für die Europäer, wenn beide auch in einzelnen Punkten zusammen fallen mögen; aber der Europäer hat viel größere und detailliertere Pflichten gegen die Gesellschaft, in der er lebt, deren Vorteile er genießt, als der Negrito. Ja das Sittengesetz modifiziert sich sogar nach den Gesellschaftsklassen, denen sich jemand der bestimmten Situation. . . . Es gibt kein absolutes Sittengesetz; die Sittengesetze beziehen sich immer auf eine bestimmte Kulturstufe und es gibt Situationen, wo die Gesellschaft selbst bestimmte, zu ihrer Existenz unentbehrliche Sittengesetze außer Kraft setzen muß, um sich selbst zu erhalten.

Man sieht, wie die Schwierigkeiten einer volkstümlichen Sittenlehre sich häufen und trotz alledem: Ist auch die Sittenlehre, welche in der deutschen Volksschule an die Stelle des konfessionellen Religionsunterrichts treten könnte, noch nicht gestrieben; — wer möchte sich unterfangen zu behaupten, daß sie nicht möglich sei?

Hat es nicht zu allen Zeiten Männer gegeben, welche den historischen, den naturwissenschaftlichen, den geographischen Unterricht u. s. w. so tief und warm zu fassen vermochten, daß die Flamme der Begeisterung in den Herzen der Schüler hell aufloderte? Sollte es deshalb nicht auch möglich sein, den auf der reinen Menschenkultur gegründeten ethischen Unterricht so tief und warm zu fassen, daß er in den Herzen der Kinder die reine allgemeine Menschenliebe, die Liebe zum Guten und Edlen entzündet; den Abscheu vor dem Bösen und Gemeinen fest pflanzt u. s. w.? Ja noch mehr! — Die Begeisterung, das warme Interesse, welches der Lehrer in irgend einem Unterrichtsgegenstande hervorzurufen vermag, hat sie nicht stets einen ethischen Grund? — ist eine Begeisterung, Erwärmung, Anregung des Schülers überhaupt denkbar ohne Vermittelung tief in der Menschennatur begründeter sittlicher Wahrheiten oder Sittengesetze? — und dieselben Sittengesetze, welche jede Begeisterung und Erwärmung vermitteln, sollten selbst nicht im Stande sein, das Kindesgemüt zu erwärmen und zu packen? Wir sind ganz sicher, daß es über kurz oder lang möglich werden wird oder muß, eine solche wirklich erwärmende und fruchtbringende dogmenfreie Sittenlehre in der Volksschule vorzutragen; es fehlt nur zur Zeit allerdings noch die Feder, welche sich dieser Aufgabe mit Wärme weiht; es fehlt der Mann, welcher verzichtet auf den Nimbus des Philosophen und Gelehrten, welcher gleichzeitig den mittelbigen Seitenblick der Kirchenlichter und um der Sache selbst willen sogar den ungerechten Vorwurf erträgt, die Religiosität zu untergraben, während er sich selbst nur in seiner Sphäre ist, ihr Gebiet in eben diesem Sinne erweitert, um dasselbe uneingeschränkt den Organen der verschiedenen Religionsgesellschaften zu überlassen. — Es fehlt allerdings zur Zeit noch dieser Mann, aber er wird und muß kommen! . . .

Weshalb sollte es nicht möglich sein, auf diesem Wege dem Kinde die Sittengesetze fest einzuprägen? Sollte das Gebot: „du sollst nicht stehlen“ wirklich einer Begründung durch übernatürliche Offenbarung bedürfen? — sollte es wirklich nicht möglich sein, einem Kinde von 7 Jahren die Gesetze: Sei wahr! sei fleißig! sei gehorsam! sei ehrlich! sei mäßig! sei keusch! sei duldend! sei friedlich! u. s. w. klar zu machen und das Kindesgemüt für solche guten Sitten zu erwärmen? — Jede vernünftige und pflichttreue Mutter prägt doch diese Sittengesetze ihrem Kinde schon in den frühesten Jahren ein! — sollte es wirklich für ein 7jähriges Kind unverständlich bleiben, wenn es darauf aufmerksam gemacht wird, daß die Menschen ohne Befolgung dieser Gesetze gar nicht neben und mit einander leben können, daß sie sich selbst und Andern durch die Nichtbefolgung die erheblichsten Nachteile zuziehen? Also: der Gedanke, eine allgemeine humanistische Sittenlehre ohne alle Dogmen an Stelle des konfessionellen Religionsunterrichts in die Volksschule einzuführen, erscheint bei näherer Betrachtung nicht so ungeheuerlich und verdient die ernsteste Erwägung, weil nur auf diesem Wege der Streit zwischen Kirche und Staat aus der Schule entfernt und der Streit und Haß zwischen den verschiedenen Konfessionen gemildert werden kann. . . .

Zwei preußische Staatsminister, und das ist bisher nicht bekannt geworden, haben schon im Jahre 1804 auf Grund dreijähriger Erfahrung den wichtigen, der Volksschule den konfessionellen Charakter zu nehmen und an Stelle der Religion eine Sittenlehre ohne Dogmen gleichmäßig für Juden, Katholiken und Protestanten vorzutragen. Der König hat freilich unter dem 31. Januar 1805 diesen Antrag in einer den Gegenstand warm und tief behandelnden, wunderschönen Kabinettsordre abgelehnt, deren warmer und milder Ton Jeden sympathisch berühren muß. Wird heute dieselbe Frage wieder so ruhig, warm und tief erwogen, wie sie jene Ordre, gerichtet an die Staatsminister Großkanzler von Goldbeck und Freiherrn von Schrötter, tut, so können wir vertrauen, daß die damalige, die konfessionslose Volksschule ablehnende Entscheidung heute nach 90 Jahren, einer wiederholten, unbefangenen Erwägung der Frage nicht präjudizieren wird.

Soweit jener Artikel. Man sieht, daß der damalige Optimismus die „Westfälische Zeitung“ getäuscht hat. Denn wo sind wir jetzt — volle hundert Jahre nach dem Eintreten preußischer Minister für die konfessionslose Schule?!

* * *

Rote Mordtextel. Zu den durch die sonstägliche Zeitungsentlohnung geteigerten Sensationen des Montags pflegt in Berlin seit Jahren der rote Zettel an den Anschlagsäulen zu gehören, der von dem neuesten Mord berichtet. Daß die Mörder für die Ausführung ihrer Tat eine Vorliebe für die Nacht zum Sonntag haben, erklärt sich leicht durch den Gewinn von 24 Stunden für die

Digitized by Google

Publikation ihres Verbrechens. Ebenso begreiflich ist auch der Wunsch der Kriminalpolizei, die breitesten Volkskreise zur Beihilfe bei der Entdeckung der Mörder aufzurufen, und die neuerdings meist recht stattlichen Belohnungen, die ausgelobt werden, beweisen, daß die Justizpflege keine Kosten scheut, wo es gilt, schnell und kräftig das Attentat auf die öffentliche Sicherheit zu sühnen.

Und doch darf die Frage aufgeworfen werden, ob diese an sich berechtigte Sühnepflicht der organisierten Gesellschaft nicht mit ihren Erziehерpflichten in einen Konflikt gerät, der heute einseitig zu Gunsten der ersteren entschieden zu werden pflegt, ja, ob nicht der laute Aufruf an die weiteste Oeffentlichkeit, zur Beistrafung eines begangenen Verbrechens beizutragen, die ungewollte Wirkung hat, neue ähnliche Verbrechen zu suggerieren. In Kriminalistenkreisen und selbst, dank jener Publizität, deren sich heute alle schweren Fälle und ihre traurigen Helden erfreuen, im Laienpublikum ist es bekannt, daß die oft bemerkte „Duplizität der Ereignisse“ (sich erinnere z. B. an die soeben unter ganz ähnlichen Nebenumständen erfolgte Abschlachtung zweier Schulmädchen) natürlich keine geheimnisvolle übernatürliche Ursache hat, sondern einfach auf den durch die ausführliche Beschreibung hervorgerufenen Anreiz zu ähnlicher Tat zurückzuführen ist. Schlummernde perverse Instinkte werden geweckt; dazu gehört auch jene Karrikatur der Heldenverehrung, die den zynischsten Verächter fremden und des eignen Lebens in Verbrecherkreisen begleitet. Der rote Mordzettel hat die Tendenz, Nachfolger zu bekommen, und sei es nur die jenes anderen roten Zettels, auf dem der Staatsanwalt mitteilt, daß „der Gerechtigkeit Genüge geschehen ist.“

Liegt dieses Bedenken aber noch auf dem Gebiet der Justizpflege selbst, so erheben sich doch auch auf pädagogischem Felde sehr starke Einwendungen gegen die heute geübte Art der Verbrecherverfolgung. Welch' ein Fest für die Schuljugend der Großstadt, vom mühsam buchstabierenden Volksschüler bis zur höheren Tochter, solch' ein „interessanter“ Zettel an den Litfaßsäulen! Da steht mit unheimlicher Deutlichkeit, was der oder die Ermordete angehabt und nicht angehabt, welcher Art die Verletzungen waren, welche Elemente für die Täterschaft in Betracht kommen usw., und am Abend ist das Lokalblatt, das durch seine Berichterstatter die meisten Einzelheiten mit blutrünstigen Ueberschriften in behaglichster Breite vorklatschen kann, die begehrteste Lektüre von Alt und Jung und solchen, die sonst für Zeitungen keinerlei zweckentsprechende Verwendung haben.

Ist es wirklich vernünftig, die Phantasie von Zehntausenden von Kindern und Hunderttausenden von Erwachsenen fast zwangsweise mit scheußlichen Bildern aus der Nachsteite des gesellschaftlichen Lebens zu peraften, damit ein vertierter Mensch für seine an einem vielleicht ebenso tiefgesunkenen Opfer geübte Tat der sinnlichen Bestrafung nicht entgehe? Steht hier Zweck und Mittel in richtigem Verhältnis?

Ich leugne das auf das Entschiedenste, auf die Gefahr hin, daß man mir mit der „verletzten Majestät des Gesetzes, die unter allen Umständen gesühnt werden müsse“ komme. Den Grundsatz: fiat justita, pereat mundus auch auf die Strafgerechtigkeit anwenden zu wollen, verbietet uns wohl inzwischen das unbehagliche Gefühl der völligen Reformbedürftigkeit dieser Strafrechtspflege. Und ein Bedürfnis der Gesellschaft, jede dunkle Tat brühwarm mit dem Morgenblatt aufgetischt zu erhalten, ist wahrlich auch nicht vorhanden. Das ist Mißbrauch der Oeffentlichkeit.

Sprechsaal.

Zu der Gerichtsentscheidung, welche in Nr. 18 der „Ethischen Kultur“ besprochen ist, möchte ich um die Erlaubnis bitten, einige Bemerkungen machen zu dürfen.

Es ist eine der wichtigsten Regeln für Kritik und Polemik, seinen Gegenstand und seine Gegner ganz richtig aufzufassen und darzustellen, und nicht auf irgend ein Strohmann, welches an ein Vielstrohhaus von weitem anklingt, sofort einzufallen und die Gelegenheit zu einer Erhärtung des eigenen Standpunktes unter Ausfällen à tout prix auf den Gegner zu benutzen. Die Art, wie die Entscheidung des Landgerichtes Görlitz beurteilt wird, kann von Niemandem gebilligt werden, der verlangt, daß die Gerichte die vor sie gebrachten Konflikte ganz sachlich und nach dem geschriebenen Rechte entscheiden. Nichts als das ist nämlich im vorliegenden Falle von dem Landgerichte geschehen, und es hatte recht, das Urteil der ersten Instanz aufzuheben, welche sich eine gröbliche Verwirrung und Verwechslung hatte zu Schulden kommen lassen.

Es ist zweierlei, ob ein Angestellter plötzlich entlassen wird, weil er seine Stellung zum Zwecke der Verführung einer unter ihm stehenden Verkäuferin oder dergleichen gemißbraucht hat, oder ob die plötzliche Entlassung damit motiviert wird, daß das nun einmal bestehende Verhältnis zwischen den beiden Personen als eine Gefahr für das Autoritätsverhältnis zwischen dem Vorgesetzten und der Untergebenen und somit für die ordnungsmäßige Leitung des Geschäftes anzusehen ist. — Ich bemerke hierbei, daß die „Absbedingung“ der Stellung des Gemaßregelten seiner Untergebenen gegenüber nach dem Vorliegenden durchaus nicht festgestellt ist; aber jedenfalls unterlag dieses Verhältnis selbst im Augenblicke gar nicht der Beurteilung. Das intime Verhältnis mochte entstanden sein, wie es wollte; im Augenblicke wurde nur behauptet, daß die Bestehen die Interessen der Unternehmer bedrohe; und so durfte auch nichts als dies zur gerichtlichen Entscheidung kommen.

Nun ist unzweifelhaft, daß die einzeln aufgeführten Gründe zur plötzlichen Entlassung eines Handlungsgehilfen in § 72 des Handelsgesetzbuches nicht enthalten sind, und es fragt sich also, ob im Sinne des § 70 ein von jenen spezifizierten Gründen abweichender „wichtiger Grund“ vorlag. Es ist das ein sehr dehnbarer Begriff, dessen Dehnbarkeit allzu sehr in Anspruch zu nehmen die Gerichte sich hüten müssen; und die ausdrückliche Anführung einer Anzahl von Gründen, welche als besonders „wichtig“ angesehen werden sollen, in dem Gesetze weist wohl im allgemeinen die Richtung, in der sich die Prüfung der „Wichtigkeit“ zu bewegen hat. Es wird aber niemand im Ernste behaupten wollen, daß Beziehungen zwischen einem Handlungsgehilfen und einer Angestellten an sich so geartet sind, daß sie den gedeihlichen Fortgang des Geschäftes sind, dem Beide dienen, daß sie als ein wichtiger Grund, der eine plötzliche Entlassung rechtfertigt, im Sinne des Gesetzes anerkannt werden könnten. Es war nur die besondere Frage gestellt worden, ob das Autoritätsverhältnis zwischen dem Vorgesetzten und der Untergebenen, welches im Interesse des Geschäfts unangetastet bestehen muß, durch das Verhältnis in Frage gestellt wird. Das könnte unter Umständen zu geschehen; das heißt, es könnten Vorgänge sich ereignet haben, aus denen eine Untergrabung der Autorität erkennbar geworden ist. Davon ist in dem Urteilen aber nicht die Rede gewesen; sondern man hat aus dem Verhältnis an sich die Möglichkeit für die Zukunft ableiten wollen, daß das Autoritätsverhältnis nicht genügend erhalten werden würde.

Um diese Befürchtung zu hegen, d. h. eine solche Folge des Verhältnisses für eine generell wahrscheinliche, ja beinahe sichere zu halten, muß man aber sehr wenig Psychologie sein. Im allgemeinen dürfte wohl angenommen werden können, daß ein derartiges Verhältnis die zwangsmäßige Unterordnung unter den Vorgesetzten eher in eine willige Folgsamkeit umzuwandeln geeignet sei. Jedenfalls muß man wohl — bis zum tatsächlichen Beweise des Gegenteiles — voraussetzen, daß beide Angestellte, wenn ihnen ihre Stellung lieb ist, es sich angelegen sein lassen werden, durch ihre persönlichen Beziehungen ihre Berufsstellung nicht erschüttert werden zu lassen. Es scheint also völlig ungerechtfertigt, für die Zukunft aus einem derartigen Verhältnisse Gefahr in so hohem Grade abzuleiten, daß diese drohende Gefahr ein hinreichend „wichtiger“ Grund zur sofortigen Entlassung wäre. Ist einem Geschäftsinhaber das Bestehen derartiger Verhältnisse unter seinem Personale widerwärtig, und hält er es mit seinen Grundsätzen nicht für vereinbar, derartiges zu dulden, so genügt es, wenn er von der gesetzlichen oder vertraglichen Kündigungsfrist Gebrauch macht. Da hinein hat ihm niemand zu reden; aber darum handelt es sich schlechterdings nicht; und so ist es also ein unverfeuer Uebergriff, wenn bei der hier dem Gerichte abverlangten Entscheidung ethische Urteile über derartige Verhältnisse und die Notwendigkeit der Herbeiführung derselben von dem unteren Gerichte angestellt und in der Besprechung neulich von dem höheren Gerichte mit Pathos gefordert werden.

Sehr unrichtig und mißbräuchlich ist zum Schlusse auch die Berufung auf Josef Kohler. Wenn dieser sagt: „Das Recht, auch sofern es für den Pöbel ist, darf nie pöbelhaft sein, es muß stets ideal bleiben. Das Recht muß bilden, erziehen, es muß die Fackel vorantragen, nicht hinten kriechen im Nachtrab der Kulturwelt,“ — so hat der Verfasser des neulichen Artikels bei

Digitized by Google

der Nutzanwendung dieses Ausspruches vollständig überlesen, das Richter vom Rechte, und nicht von der Rechtspflege spricht. Das Recht, das geschriebene Gesetz, soll allerdings ideal sein und soll nicht mit seinen Fehlgriffen warten, bis der Pöbel, das heißt auch die ganze rohe Masse der Bevölkerung, von der Richtigkeit eines Rechtsgedankens überzeugt und durchdrungen ist; sondern es soll „die Fackel vorantragen" durch neue Gesetzesbildungen, sobald ein grundlegender Rechtsgedanke den erleuchteten Köpfen der Nation klar geworden ist, — wie z. B. im Augenblicke der Gedanke des „Rechtes am eigenen Bilde," der mit vollem Rechte in einem Gesetze Gestalt gewinnen soll, obgleich sich von allen möglichen Seiten her, selbst bis zu hochgestellten Vertretern der Rechtswissenschaft, noch Gegner desselben regen. Aber die Rechtspflege hat weder die Aufgabe noch das Recht, eine Fackel vorantragen auf Grund subjektiver Anschauungen, die nicht juristisch, sondern ethisch sind. Die Gerichte haben nicht das Recht, die Gesetze nach außer ihnen liegenden Gesichtspunkten zu interpretieren und zu gewissen gewünschten Anwendungen bequem zu machen. Ein Gericht würde sich beinahe der Heuchelei verdächtig machen, wenn es so tun wollte, als wenn solche intimen Verhältnisse sonderliche Seltenheiten wären, und wenn man durch Abhaltung derselben in einem Betreffenden Falle eine vorkommenden Falle solcher bedauerlichen Anschreitungen zurückhalten könnte. Das wird Sache der ethischen Erziehung sein; die Gerichte aber haben mit den nüchternen Tatsachen der Lebensverhältnisse einerseits, der Gesetzesvorschriften in ihrem erkennbaren, wirklichen Sinne andererseits zu schalten, und nicht in ihren feinsten Regungen und in unmittelbar belanglose Nebenumstände oder Vorbereitungsstadien der streitigen Rechtslage einzugehen und zurückzugreifen. Die einzige zur Erörterung stehende Frage war: „Ist ein bestehender intimer Verkehr zwischen zwei einander untergeordneten Angestellten ein wichtiger Grund im Sinne des Gesetzes zur sofortigen Entlassung?" Diese Frage war, sobald nicht vorhandene Erfahrungen aus der Vergangenheit die Gefährdung des Geschäftsinteresses durch jenes Verhältnis darlaten (wovon mit keinem Worte die Rede gewesen ist) ohne weiteres zu verneinen, wie es das Berufungsgericht getan hat. Darin liegt auch keine Anerkennung oder Beschönigung des Verhältnisses oder derartiger Verhältnisse an sich; sondern es stellt das die weise und richtige Beschränkung auf die vorliegende Rechtssache und die formelle Anwendung des obigen Grundsatzes dar.

Es wird ohne weiteres einleuchten, daß es der Sache, die allen an der ethischen Kultur Beteiligten in gleicher Weise am Herzen liegt, nicht zuträglich sein kann, wenn durch ethischen Uebereifer eine Polemik hervorgerufen wird, die, wenn auch auf die allerindirekteste Weise, für so etwas wie Schonung oder Berücksichtigung so unrichtiger Verhältnisse zur Steuer der Wahrheit und Gerechtigkeit eintreten muß. Nur um vor derartigen Unbesonnenheiten zu warnen und hämischen Ausdeutungen von anderer Seite zuvorzukommen, habe ich mir die Freiheit genommen, noch einmal auf diesen unerquicklichen Gegenstand zurückzukommen.

Bruno Meyer.

Bücherschau.

L' Éducation de la Volonté von Jules Payot. Uebersetzt von Dr. Titus Voelkel. Erschienen bei R. Voigtländer, Leipzig.

Obwohl die „Erziehung des Willens" in erster Linie für die akademische Jugend Frankreichs geschrieben ist, so ist es doch von ganz universeller Bedeutung, was uns da geboten; denn die Willensschwäche und Zerfahrenheit hat das moderne Leben zeitigt und die besonders verhängnisvoll auf die heranwachsende Jugend wirkt, ist in allen Kulturländern dieselbe und entspringt den gleichen Ursachen. Payot's Buch giebt uns eine methodische, auf feinster psychologischer Beobachtung und vielseitiger Erfahrung beruhende Anleitung zur richtigen Benutzung aller inneren und äußeren Kräfte, die dazu dienen können die Selbstbeherrschung in den heranwachsenden Generationen zu entwickeln. Das Buch leistet aus einem theoretischen und aus einem praktischen Teil. Mit Eifer bekämpft P. die pessimistischen Theorien, welche gestützt auf die Lehre vom angeborenen Charakter (Schopenhauer) in den letzten Jahrzehnten wesentlich dazu beigetragen haben die Willensschwäche zu begünstigen und das Individuum als einen hilflosen Spielball seiner Triebe und Anlagen hinzustellen. P. weist nach, daß es einen „angeborenen Charakter" überhaupt nicht gibt, da der Charakter keine Einheit ist, sondern ein Komplex, bestehend aus einer unendlichen Vielheit von Trieben und Anlagen, die erst durch den Willen geordnet und regulliert werden müssen. Erst wenn das geschehen, kann von einem Charakter die Rede sein. Dank der Vielheit der Anlagen bei jedem Individuum ist es möglich die Entwicklung des Charakters in verschiedenartiger Weise zu beeinflussen. Eingehend behandelt P. die Physiologie des Willens und kommt zu dem Ergebnis, daß der Verstand auf den Willen so gut wie keinen Einfluß hat, sondern daß unsere Handlungen lediglich von den Gefühlen diktiert werden. Es gilt also vor allem, das Empfindungsleben der Jugend so zu beeinflussen, daß es die Willensherrschaft unterstützt. P. weist nach, bis zu welchem Grade sich die Gefühle beeinflussen lassen, wie man sie allmählich daran gewöhnen kann mit bestimmten Willensregungen in dauernde Verbindung zu treten und dadurch zu einer Trainierung des Willens gelangt. Von wesentlicher Bedeutung, um zur sittlichen Selbstständigkeit zur Willensherrschaft zu gelangen, ist das zeitweise Sichzurückziehen von der Welt, denn nur dann ist es möglich, unbeeinflußt von den kleinlichen Tagesinteressen zur objektiven Betrachtung unseres Lebens und zur Selbsterkenntnis zu gelangen. Nur wenn unser Dasein immer wieder durch die ruhige Meditation geklärt wird, können wir davor bewahrt werden, willenlos wie Marionetten allen Suggestionen nachzugehen, die Erziehung und Milieu rc. auf uns ausüben. Dieses Nachdenken kann natürlich nur fruchtbar werden, wenn es sich mit der Tatkraft verbindet und zwar mit jener Tatkraft, deren tägliche kleine Anstrengungen Schritt für Schritt die Verwirklichung eines höheren Lebenszieles erstreben. P. hält nicht viel von einmaligen großen Taten, die wie ein Gewitterstrum daherrasseln. Wie in der Natur alles Werdende langsam, langsam heranwächst und jede Sekunde bedeutungsvoll ihren Wert in der ewigen Entwicklung hat, so ist auch in der sittlichen Entwicklung die Arbeit die einzig wertvolle, die im täglichen Leben Atome auf Atome häuft. Die Zeit ist unser stärkster Verbündeter, weil sie uns die Möglichkeit bietet, unsere Willenskräfte zu kapitalisieren. — Sehr beachtungswert ist auch, unsere Lebenswerte für eine Entfaltung der Willensherrschaft. Nur wenn der Körper in richtiger Weise ernährt wird und genügend Zeit auf Bewegung in freier Luft verwendet wird, kann jene innere Freudigkeit, jenes Vertrauen zur eigenen Kraft erzeugt werden, die jedes höhere Streben bedingt. Eine der gefährlichsten Klippen für die Willensherrschaft ist die Sentimentalität und die erwachende Sinnlichkeit der Uebergangsjahre. In jenem gefährdeten Alter ist es von größter Wichtigkeit, dafür zu sorgen, daß die Phantasie sich nicht mit ungesunden Vorstellungen beschäftigt, sondern, daß sie angeregt wird, sich für hohe Ziele und ernste Arbeit zu begeistern, denn wenn nicht bei Zeiten die Lebensauffassung vertieft wird, dann können die sittlichen Kräfte sich nicht entfalten, die dazu gehören, um jenem ersten Ansturm des Lebens stand zu halten. Zum Schluß weist P. auf die großen Lücken im Erziehungswesen aller Staaten hin, das sich ausschließlich mit der Verstandesausbildung befaßt, anstatt als höchste und wichtigste Aufgabe eine Vereinfluß des sittlichen Charakters anzustreben.

Unsern Lesern wird P.'s Buch neben vielem Bekannten neue Gesichtspunkte geben; es ist ein wichtiger Beitrag für unsere Bestrebungen und wiederum ein Beweis dafür, wie sich in allen Ländern immer mehr die Ueberzeugung Bahn bricht von der unbedingten Notwendigkeit einer zielbewußten Pflege der sittlichen Kräfte der heranwachsenden Jugend. L. J.

Eingegangene Bücher.

Franz Grillparzer und sein Liebesleben. Von Hans Rau. Berlin W. 1904. Barsdorf. Verlag.

Marx-Studien. Band I. Von Dr. M. Adler und Dr. R. Hilferding. Wien. 1904. Verlag Josef Brann.

Die Alkoholfrieren Wirtschaften. Von Frau Orelli. Basel, Alkoholgegnerbund. Preis 10 Pfg.

Immanuel Kant und die Gedanken! Von Max Adler. Komm. Franz Deutike. Wien und Leipzig. 1904. Preis 1 Mk.

„Der Zweck heiligt die Mittel." Von Graf Paul von Hoensbroech. Berlin. C. A. Schwetschke u. Sohn. 1904.

Die Heimatkunde in der Schule. Von Professor Dr. Conwentz. Berlin O. Gebr. Borntraeger.

Sie müssen. Ein offenes Wort an die christliche Gesellschaft. Von Hermann Kutter. Berlin. Hermann Walther. 1904.

Sagen und Märchen (in der Sprache d. 10jährigen erzählt). Von Helene Otto. Verlag Scheffer, Leipzig. Preis 2,25 Mark.

Sagen (in der Sprache d. 10jährigen erzählt). Von Helene Otto. Verlag Scheffer. Leipzig. Preis 2,25 Mark.

Nibelungen I. Band. Siegfriedsage (in der Sprache der 10jährigen erzählt). Von Helene Otto. Verlag Scheffer, Leipzig. Preis 2,25 Mark.

Nibelungen II. Band. Hildebrandslage (in der Sprache d. 10jährigen erzählt). Von Helene Otto. Verlag Scheffer, Leipzig. Preis 2,25 Mark.

Ein Jahr Witwe. Von Dr. W. Fischer. Verlag Eußlin und Laiblin, Reutlingen. Preis 20 Pfg.

Bekos. Von Dr. W. Fischer. Verlag Hermann Hillger, Berlin, Eisenach, Leipzig. Preis 20 Pfg.

Der Sozialismus und die Seele des Menschen rc. Von Oskar Bilde. Berlin 1904. Karl Junkers Verlag. Preis brosch. 2,50 Mark, geb. 4 Mark.

Theologische Schriften. Von Emanuel Swedenborg. Verlag Eugen Diederichs. Jena. Preis brosch. 8 Mk., geb. 10 Mk.

Digitized by Google

Dr. F. W. Foerster:

Jugendlehre — Ein Buch für Eltern, Lehrer und Geistliche.
740 Seiten. Preis Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

Lebenskunde — Ein Buch für Knaben und Mädchen.
384 Seiten. Preis gebunden Mk. 3.—.

3. bis 5. Tausend

Diese beiden Foerster'schen Bücher waren Gegenstand einer Besprechung, welche in der

Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur

zu Berlin am 29. Oktober 1904 stattfand.

Verlag von Georg Reimer
Berlin W. 35, Lützowstraße 107—8.

Soeben erschien und ist durch den **Verlag für ethische Kultur Berlin S. W. 48,** Wilhelmstraße 121 zu beziehen:

Zum Kulturkampf um die Schule

Lebenskunde — nicht Jenseitslehre!
Sittlichkeit — nicht Bekenntnis!
Menschenerziehung!

Ein Mahnwort an Denkende

von

Dr. Rudolph Penzig

8°. 10 Bogen elegant broschiert Preis **2** Mark, elegant gebunden **3** Mark.

Eine Bestellkarte liegt der heutigen Nummer zur gefälligen Benutzung bei. **Leonhard Simion Nf.**

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur Abteilung Berlin.

Freitag, 11. November, abends 8½ Uhr, Bürgersaal des städt. Rathauses: Dr. **L. Katzenstein:** „Wohnungsreform." Diskussion. Für Mitglieder frei; Gäste erhalten Eintrittskarten zu 50 Pf. bei Nicolai Potsdamerstr. 123b, Späth, Königstr. 52, A. Wertheim, Leipzigerstr. 132/137 und im Bureau der ethischen Gesellschaft Unter den Linden 16, II.

Montag, 28. November, 8½ Uhr abends, Zimmer 100 im städt. Rathaus: Justizrat **Stern:** „Die Vorschläge des deutschen Juristentages in Innsbruck betreffend die strafrechtliche Behandlung der Geistesminderwertigen und Jugendlichen." Diskussion. Eintritt frei. Gäste willkommen.

Sonnabend, 10. Dezember, 8½ Uhr abends: **Unter den Linden 16,** III. Diskussionsabend **nur für Mitglieder:** „Wie gewinnen wir Einfluß?" Referent: Herr Paul Jaffé.

Freitag, 30. Dezember, abends 8½ Uhr, Bürgersaal des städt. Rathauses: Jahresschlußversammlung. Geh. Regierungsrat Prof. Dr. **Wilhelm Foerster:** „Sollen die höheren oder niederen Wohl- und Wehgefühle die Welt regieren?" Eintritt frei. Gäste willkommen. Nachher geselliges Zusammensein.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Zeitungs-Nachrichten in originalgebundenen Mappen über Politik, Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft sowie über Personalien jeder gewünschten Person des öffentlichen Lebens

Redaktion Bureau Adolf Schustermann
BERLIN W. 57.
Handel, Bureaubau, Reformen etc. gratis und prompt.

Sanatorium Bad Grossjena
bei Naumburg an der Saale, Thüringen.
Erfolgreiche Herbst- und Winter-Kuren.
Herrliche Lage, mildes Klima, mässige Preise, ärztliche Leitung.
Behandlungsplan. Illustrierter Prospekt frei.

Sechs Vorträge von **Dr. phil. J. Henrici** über: „**J. J. Rousseaus Forderung der Rückkehr zur Natur**" in den Privaträumen Tauenzienstraße 5 part. I. Dienstag nachm. 5½ Uhr präzise. I. 8. November, Rousseaus Kulturpessimismus. II. 15. November, Rousseaus Stellung zur Kunst. III. 22. November, Rousseaus Stellung zur sozialen Frage IV. 29. November. Die Hauptgrundsätze der Erziehungslehre Rousseaus. V. 6. Dezember, Rousseaus Idealmensch. VI. 13. Dezember, Rousseaus ethisches Ideal. Nach den Vorträgen freie Diskussion. Anmeldungen und Vorgebühr von 10,00 Mark nimmt entgegen: Frau **Josephy,** Tauenzienstr. 5 part. **Berlin W. 50.**

Zum Druck von **Broschüren**
wissenschaftlichen Werken,
Jahresberichten, Flugblättern,
sowie zur Anfertigung
• • • sämtlicher anderen Druckarbeiten • • •
in moderner und sauberer Ausführung, bei billigster Berechnung, empfiehlt sich
Oskar Hensels Buchdruckerei
Gottesberg (Schlesien).
Druck der **„Ethischen Kultur,"** des **„Freidenker"** und freireligiösen **„Sonntagsblatt."**
Bei Bedarf verlange man Kostenanschlag.

Das Bureau der D. G. E. K.,
Unter den Linden 16 befindet sich jetzt nicht mehr im dritten, sondern im **zweiten Hof** rechts. Auskünfte rc. werden, falls der Unterzeichnete nicht anwesend ist, aber, nach wie vor, auch in der Auskunftstelle im III. Stock erteilt. Sprechstunden des Unterzeichneten nur Montag, Mittwoch und Freitag von 10—12 Uhr. Eilige Zuschriften sind daher besser an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmanstraße 15 zu richten.
Dr. Penzig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1,80 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin N. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage **„Kinderland,"** Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

XII. Jahrgang. | Berlin, den 15. November 1904. | Nr. 22.

Nachdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Simultanschule und weltliche Schule. Von A. Döring.
Das Gemüt und die Wahrheit. Von Franz Staudinger.
Streiflichter:
Der erste Schritt.
Eine verpaßte Gelegenheit.
Aus der ethischen Bewegung. Abteilung Berlin.
Zum Wanderrednerfonds.

Simultanschule und weltliche Schule.

Von A. Döring.

Wieder einmal ist eine Frage der inneren Schulorganisation auf der Tagesordnung. Wieder einmal erhebt sich bange Sorge und wir hören den Ruf: „Väter! Mütter! wahret eure heiligsten Güter!" Durch das sogenannte Schulkompromiß zwischen den Konservativen und dem größten Teile der Nationalliberalen soll die Simultanschule, die bisher wenigstens gesetzlich eine gleichberechtigte Stellung mit der konfessionellen Schule hatte, auch gesetzlich zu einer bloßen Ausnahmestellung herabgedrückt werden.

Da sind auch wir wohl berufen, Stellung zu nehmen. Von der einen wie von der andern Seite wird uns die betreffende Schulform, hier die konfessionelle, dort die Simultanschule, aufs Nachdrücklichste angepriesen. Da gilt es denn, nicht mit rhetorischen Phrasen, sondern in kühler und gewissenhafter Erwägung der Vorteile und Nachteile die Entscheidung zu treffen.

Vom Standpunkte der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur kann es sich freilich nur um die Frage handeln, welche von den beiden Schulformen das kleinere Uebel ist.

Denn beide kranken, von unserm Standpunkte aus gesehen, an einem doppelten Grundgebrechen. Einesteils daran, daß beide von Staatswegen einen dem evangelischen, katholischen oder jüdischen Dogma entsprechenden Religionsunterricht zwangsweise in sich schließen. Andernteils daran, daß in ihnen ein eingehender, den Anforderungen des modernen Gesellschaftslebens entsprechender, vom Religionsunterricht gesonderter Moralunterricht keine Stelle findet.

Dazu kommt noch ein anderer Punkt, der auf die Unterschiede zwischen den beiden Schularten in hohem Grade abschwächend wirkt.

Die Vertreter der Simultanschule fordern keineswegs ihre ausschließliche Einführung allüberall, in Stadt und Land, in kleinen und großen, konfessionell gemischten und konfessionell einheitlichen Gemeinden. Das wäre eine Forderung, die schon an der so überaus großen Zahl der einklassigen Schulen scheitern müßte. Wo überhaupt nur ein Lehrer vorhanden ist, kann von einem konfessionell gemischten Lehrerkollegium nicht die Rede sein. Sie fordern, in Uebereinstimmung mit dem zur Zeit noch geltenden Rechte, nur die Gleichberechtigung der Simultanschule und ihre Erhaltung oder Einführung da, wo das tatsächliche Verhältnis der Konfessionen sie als möglich und zweckmäßig empfiehlt. Es ist ohne weiteres klar, daß auch diese Einschränkung der Forderung das Gewicht der Frage wesentlich verändert und beide Schularten, von einem höheren Standpunkte aus gesehen, einander näher rückt.

Dennoch möchte ich persönlich dafür eintreten, daß der Simultanschule relativ der Vorzug gebührt. Die konfessionelle Schule ist die in ihrem Lehrerpersonal und hinsichtlich der weit überwiegenden Mehrheit der Schüler evangelische, katholische oder jüdische Schule. Sie trägt nicht nur im Religionsunterricht, sondern im gesamten Unterricht das Gepräge der betreffenden Religionsgemeinschaft.

Die Simultanschule oder paritätische Schule ist die Schule mit konfessionell gemischtem Lehrerkollegium und konfessionell gemischter Schülerschaft. Der Religionsunterricht ist obligatorisch, wird aber für die Angehörigen der verschiedenen Religionsgemeinschaften von Lehrern ihrer Konfession gesondert erteilt. Der übrige Unterricht muß so gehalten werden, daß er den Angehörigen der verschiedenen Bekenntnisse keinen Anstoß erregt. Die Vorteile und Nachteile, hinsichtlich deren wir diese beiden Schulformen zu vergleichen haben, fallen unter drei Gesichtspunkte.

Der erste dieser Gesichtspunkte ist der praktische der Schuleinrichtung oder Schulorganisation. Die konfessionelle Schule hat in kleinen und mittelgroßen Gemeinden mit konfessionellen Minderheiten den großen Nachteil, daß statt der einheitlichen großen 6—8 klassigen Schulsysteme oder neben denselben kümmerliche konfessionelle Zwergschulen, ein- und zweiklassige, noch dazu oft mit verschwindend kleiner Schülerzahl, errichtet werden müssen. Es wird da die erhöhte Wirksamkeit des Unterrichts in einem System von aufsteigenden Klassen der konfessionellen Absperrung zum Opfer gebracht; es wird zugleich in den oft fächerlich kleinen Schulklassen eine höchst unwirtschaftliche Verschwendung mit den Lehrkräften getrieben. Es wird das Problem gelöst, mit höherem Geldaufwand schlechtere Schulen zu schaffen.

Selbstverständlich knüpft sich daran der weitere Uebelstand, daß die Kinder, um ihr gegen den Verkehr mit Irrgläubigen gesichertes Schulasyl zu erreichen, meist sehr viel weitere Schulwege zurücklegen müssen. Tag für Tag, in allen Jahreszeiten, bei gutem und schlechtem Wetter haben sie notgedrungen die Treue gegen ihr Bekenntnis durch die Wanderung zum fernen Schulhause ihrer Konfession zu betätigen.

Digitized by Google

Eine Fülle von drastischen Beispielen zur Erläuterung dieser Uebelstände, die zugleich zeigen, in wie weitgehendem Maße schon die Minierarbeit des „Verwaltungsweges“ den gesetzmäßigen Zustand untergraben hat, bringt die verdienstvolle Broschüre unsres Freundes Tews „Schulkompromiß, konfessionelle Schule, Simultanschule“ Berlin 1904.

Da finden wir an einem und demselben Orte neben vollentwickelten evangelischen Schulsystemen einklassige katholische oder jüdische Schulen mit 40, 20, 6, 5 Schülern und ähnlich umgekehrt. Das Ganze dieser lehrreichen Beispiele erinnert entfernt an das bekannte löbliche Bestreben, selbst die Friedhöfe von der Verunreinigung durch ketzerische Leichen frei zu halten.

Ein zweiter Gesichtspunkt der Vergleichung ist der, daß beide Schularten sich offenbar nicht in ganz gleicher Weise zu einer Gruppe von Uebelständen verhalten, deren Vorhandensein in unsrem öffentlichen Schulwesen vielfach beklagt und schmerzlich empfunden wird. Ich meine erstens die geistliche Kreis- und Lokalschulaufsicht, zweitens die Handlangerstellung des Religionsunterrichts zu dem des Geistlichen vor der Einsegnung, dem sie den nötigen Memorierstoff an Katechismusstücken, Bibelsprüchen und Gesangbuchversen zu liefern hat, drittens die strenge Konfessionalität auch der Seminarien, viertens den Gewissensdruck, der auf denjenigen Lehrern lastet, deren persönliche Ueberzeugung sich nicht streng auf der konfessionellen Linie bewegt, die Bedrückung ferner auch derjenigen Eltern, deren Weltanschauung den konfessionellen mehr oder minder entfremdet ist, eine Bedrückung, die sich bei den formell aus der Kirche geschiedenen Dissidenten, indem ihre Kinder zum Besuche auch des Religionsunterrichts gezwungen werden, bis zur Unerträglichkeit steigert.

Man kann ja natürlich nicht sagen, daß schon die bloße Existenz der Simultanschule diesen Uebelständen den Garaus machen müßte. Es kann nur behauptet werden, daß mit dem Bestehen der Simultanschule eher die Möglichkeit ihrer Abstellung gegeben wäre. Am wenigsten vereinbar wäre mit der Simultanschule wohl die geistliche Schulaufsicht. Und das ist ein Punkt von ganz außerordentlicher Tragweite. Das Unwürdige und für den Lehrer Erniedrigende, daß die Kontrolle seiner Arbeit in den Händen eines wenig Sachverständigen liegt, dessen Interesse überdies naturgemäß überwiegend dem Religionsunterricht zugewandt ist, wird gegenwärtig von Seiten der Geistlichen selbst vielfach unumwunden zugestanden. Jedenfalls ist der weltliche Schulaufseher sehr viel weniger der Gefahr ausgesetzt, ein Werkzeug des Fanatismus und der Verhetzung zu werden.

Auch das Handlangertum des Religionsunterrichts könnte vielleicht in der Simultanschule eher beseitigt werden. Das simultane oder paritätische Seminar könnte als Konsequenz und Parallelerscheinung der Simultanschule wenigstens als künftig möglich erwartet werden.

Dagegen würde freilich der Gewissensdruck der Lehrer und der freier denkenden Eltern sich wenigstens hinsichtlich des Religionsunterrichts in der Simultanschule kaum vermindern, und ob man in ihr den Dissidenten eher die Befreiung ihrer Kinder vom Religionsunterricht zugestehen würde, ist eine offene Frage.

Ich komme zum dritten Gesichtspunkte der Vergleichung. Hier wird mit besonderem Nachdruck der Vorzug der Konfessionsschule geltend gemacht. Sind in der paritätischen Schule abgesehen vom Religionsunterricht Kinder der verschiedenen Religionsgemeinschaften vereinigt, so ist der Lehrer verpflichtet, in Geschichte, Literatur, Naturwissenschaft alles den verschiedenen Bekenntnissen Anstößige peinlich zu vermeiden. Er trägt den Knebel der ängstlichen Parteilosigkeit im Munde und muß sich auf Schritt und Tritt beengt fühlen. Bei lebhafterem Naturell wird es ihm schwerlich immer gelingen, die erforderliche farblose Objektivität innezuhalten.

In der konfessionellen Schule dagegen kann er, vorausgesetzt daß er selbst mit seiner persönlichen Ueberzeugung auf dem Boden seiner Konfession steht, in jedem Teile des Unterrichts ungescheut und frisch von der Leber weg die seiner Weltanschauung entsprechende Auffassung zur Geltung bringen.

Das scheint zu nun ein recht einleuchtender Vorteil. Nur leider wird dabei nicht bedacht, welche verhängnisvolle, Staat und Gesellschaft in ihren Grundfesten bedrohende Schädigung mit diesem Vorteil Hand in Hand geht.

Die alten Griechen hielten es für nötig, in den Bürgereid, den jeder Herangewachsene beim Eintritt in die bürgerlichen Rechte abzulegen hatte, die ausdrückliche Verpflichtung zur bürgerlichen Eintracht aufzunehmen.

Unser Staat scheint in seiner Volksschulpolitik das entgegengesetzte Prinzip zu verfolgen. In selbstmörderischer Verblendung erhebt er in der konfessionellen Schule die bürgerliche Zwietracht auf den Schild. Er öffnet der Verhetzung und Verketzerung in Bezug auf alle Teile der Lebensanschauung das weiteste Feld. Wenn schon die räumliche Trennung in den zarten Seelen der Kinder das unheimliche Gefühl einer fremden, feindlichen Sphäre erwecken muß, so ist dann vollends durch den gesamten Unterricht der konfessionellen Schule die Möglichkeit gegeben, die Jugend mit Scheuklappen zu versehen und mit Anschauungen auszustatten, die denen der anderen Volksteile diametral entgegenstehen. Der Staat züchtet mit dem kostbaren Apparat seines unvergleichlichen Schulsystems Zentrumswähler und Jesuitenknechte und dreht sich selbst den Strick, mit dem er geknebelt wird.

Diesem ungeheuren Schaden steht auf Seiten der Simultanschule allerdings der Uebelstand der peinlichen farblosen Parteilosigkeit im Unterricht in Bezug auf alle zwiespältigen Punkte gegenüber. Das ist ein beklagenswerter Uebelstand, von dem aber, so lange die konfessionellen Gegensätze vorhanden sind, mit der Simultanschule jede Schulart außer der konfessionellen betroffen wird. Wo immer Kinder verschiedener Religionsparteien gemeinsam unterrichtet werden, muß der Unterricht sich die Fessel einer gewissen rein sachlichen Farblosigkeit anlegen.

Als Gesamtresultat dieser Vergleichung ergibt sich, daß von den beiden Schularten die Simultanschule nicht nur ans praktischen Gründen, da wo solche Platz greifen, den Vorzug verdient, sondern daß sie auch in mehrfacher Beziehung dem Wesen der wahren Staatsschule, wie sie von der Gegenwart gefordert wird, etwas näher kommt als die Konfessionsschule. Sie ist, von einem höheren Standpunkte aus gesehen, nur eine Nuance und Spielart der Konfessionsschule, die aber wenigstens für einen Teil der Bevölkerung einige Vorteile bietet.

Wir sind daher m. E. verpflichtet, zur Zeit für sie als das relativ Bessere oder als das kleinere Uebel einzutreten. —

Dieses Zugeständnis kann uns aber nicht abhalten, laut unsere Stimme zu erheben und Zeugnis abzulegen für das Höhere und Bessere, das wir fordern.

Das ist zunächst die konfessionslose, die weltliche Schule.

Die Schule ist Staatsanstalt; der Staat aber ist kein Religionsinstitut.

Er ist, wie Luther von der Ehe sagt, ein weltlich Geschäfte. Er hat nicht die Aufgabe, für das Seelenheil seiner Bürger zu sorgen.

Er ist auch nicht berechtigt, die Religion als Vorspann und Hülfsapparat zur Herstellung einer gefügigen Untertanengesinnung zu gebrauchen, in dem Sinne und Geiste, wie Mephistopheles von den Mädchen sagt:

Die Mädels sind sehr interessiert,
Ob einer fromm und schlicht nach altem Brauch.
Sie denken, duckt er da, folgt er vielleicht uns auch.

Die Schule mit Religionsunterricht ist ein Ueberlebsel aus der schönen Zeit, wo der Landesvater auch die Konfession

Digitized by Google

seiner Untertanen bestimmte und diese daher im wesentlichen einheitlich war. Da war die Konfessionalität eine einfache und selbstverständliche Sache. Bei der heutigen Konfessionsmischung in einem und demselben Staate senkstehen dann freilich alle die Uebelstände, von denen die Rede war. Und da ist ferner dieser eine und gleiche Staat genötigt, in seiner Schulverwaltung eine etwas komische Rolle zu spielen. Er muß das Kunststück fertig bringen in einem Atem evangelisch, katholisch und jüdisch zu sein und mit derselben zärtlichkeit das Gedeihen jeder dieser sich ausschließenden Glaubensrichtungen in der Schule väterlich zu überwachen.

In voller Würdigung dieser vielfachen Widersinnigkeiten erhebt den Ruf nach der weltlichen Schule auch die Deutsche Volkspartei und die Sozialdemokratie.

Worüber man sich aber nicht genug verwundern kann, das ist, daß keine dieser beiden Parteien bisher das notwendige Korrelat, die unumgängliche Ergänzung der religionsfreien Schule, den weltlichen Moralunterricht, nach seiner hohen Bedeutung gewürdigt hat.

Was der Religionsunterricht nur nebenher in verkümmerter und unzulänglicher Gestalt schaffen kann, die Erkenntnis dessen, was die menschliche Gesellschaft von uns fordert und die festgewurzelte Ueberzeugung, daß wir dem so Erkannten um unserer eigenen Glückseligkeit willen nachzuleben haben, das leistet der weltliche Moralunterricht. Er lehrt uns unsere Menschen- und Gesellschaftspflichten kennen und lehrt sie uns als unsre Pflichten erkennen. Ohne diese Ergänzung durch die sittliche Erziehung und Bildung ist die weltliche Schule eine unglückliche Halbheit und ein würdeloses Ding, das den Forderungen der Gesellschaft nicht gerecht werden kann.

Dieser weltliche Moralunterricht in der einheitlichen weltlichen Schule ist zugleich das beste Band zwischen den durch die Religionsgegensätze zerklüfteten und auseinandergerissenen Volksteilen, das beste Mittel zur Ueberbrückung der schmerzlichen, nicht genug zu beklagenden Kluft, die durch die Religionsgegensätze in die Volkseinheit gerissen wird. Mit Recht kann man den weltlichen Moralunterricht auch den einheitlichen und einigenden nennen. Er bezeichnet ein Gebiet, auf dem die religiös getrennten Volksgenossen in Einheit des Geistes zusammentreffen können; und er würde diese einigende Kraft selbst dann noch bewähren, wenn es möglich wäre, ihn seinem echten und unverfälschten Geiste nach neben dem Religionsunterricht in die Simultan- oder Konfessionsschule einzuführen.

Gegen diese unsere Forderung wird nun von gegnerischer Seite der Einwurf erhoben, der Moralunterricht sei der Jugend unverständlich und langweilig; sie habe für die darin erörterten Probleme noch kein Verständnis und es werde ihr der ganze Gegenstand verleidet. Das ist ein Vorwurf der Gedankenlosigkeit, des Vorurteils und der krassesten Unwissenheit. Möchten doch die Herren, die ihn erheben, sich einmal die Mühe nehmen, nur die von der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur veröffentlichten Schriften zum Moralunterricht gründlich zu studieren, ehe sie ihre durch feinerlei Sachkenntnis getrübtes Urteil abgeben!

Jedenfalls gilt das Urteil der Unverträglichkeit mit dem jugendlichen Geiste und der Verleidung durch die verfrühte zwangsweise Beschäftigung damit in unendlich viel höherem Maße gerade vom Religionsunterricht.

Freilich sind diese unsere einleuchtenden Forderungen in unsern dunklen öffentlichen Zuständen leider nur wirklichkeitsfremde Phantasien und Utopien. Ich möchte aber nicht schließen, ohne auf ein Gebiet hingewiesen zu haben, auf dem ihnen doch selbst heute schon eine Einführung in die Wirklichkeit nicht unmöglich wäre. Die unmittelbare Gegenwart arbeitet eifrig an der Herstellung der obligatorischen Fortbildungsschule. Soviel mir bekannt, ist der Lehrgang derselben noch nicht dermaßen der bureaukratischen Reglementierung und Uniformierung anheimgefallen, daß nicht eine gewisse Freiheit und Mannigfaltigkeit in der Wahl der Unterrichtsgegenstände möglich wäre. Welche Art von Kenntnissen aber könnte dem jungen Menschen, der eben ins wirkliche Leben mit seinen Problemen und Irrwegen eingetreten ist, heilsamer und auch interessanter sein, als die des Sittlichen in lebensvarmer Gestaltung und farbenreicher Ausmalung? Hier wäre in der Tat ein Punkt gefunden, an dem gleich heute und morgen mit dem weltlichen Moralunterricht eingesetzt werden könnte!

Und nun zum Schluß noch ein Hinweis auf ein Gebiet, das ebenfalls als ein unumgängliches Lehrfach in der weltlichen Schule der Zukunft wird gelten müssen. Das ist der Bürgerunterricht.

Es ist eigentlich unbegreiflich, daß man in Staaten, in denen es nicht stumm gehorchende Untertanen, sondern am Staatsleben mitwirkende Bürger gibt, ohne diesen auskommen zu können glaubt. Wenn es ein Lebensinteresse des Staates ist, den künftigen Bürgern die für ihren Beruf als Staatsbürger nötige Vorbildung zu gewährleisten, so kann es sich dabei unmöglich bloß um die fürs geschäftliche Leben erforderlichen Kenntnisse handeln. Ein viel dringlicheres Interesse hat der Staat daran, daß der künftige Bürger vom wirtschaftlichen Leben der Gesellschaft und den gesetzlichen Grundlagen des Staatslebens einen elementaren Begriff bekomme. Hier wäre dann auch der geeignete Ort, um dem angehenden Staatsbürger in ganz objektiver Weise ein Verständnis für das Wesen der Religionsgemeinschaften zu eröffnen, die im Leben der Gesellschaft eine so bedeutende Stellung einnehmen. Doch wird ja auch schon der Geschichtsunterricht an seinem Teile auf diesen wichtigen Punkt ein Licht geworfen haben. Jedenfalls ist die Bürgerkunde ein heilsameres und nützlicheres Stück des Unterrichts als etwa die Mitteilung, daß Gott einmal in grauen Tagen gesprochen habe: Lasset uns herniederfahren und ihre Sprachen verwirren, damit sie ihren Turm nicht bis in den Himmel bauen, oder daß der jüdische König Saul von Gott verworfen worden sei, weil er nicht dem altheidnischen Pfaffentum Kadavergehorsam leisten wollte.

Das wären also unsere Forderungen an die öffentliche Schule. Sie werden dem Praktiker, der mit den heute noch im Staatsleben maßgebenden Mächten rechnet, völlig utopisch erscheinen. Wir leben aber der Zuversicht, daß das dem wirklichen Kulturleben der Gegenwart Entsprechende in nicht zu langer Frist den ihm gebührenden Platz einnehmen wird; und daß die überlebten Nachtgespenster der Vergangenheit vor ihm wie Spreu vor dem Winde zerstieben werden.

Das Gemüt und die Wahrheit.

Von Franz Staudinger.

Ueber den in der Herbstsonne blinkenden Rheinstrom zog langsam eine Fähre, darauf blitzende Helme sich dicht gedrängt reihten. Ein Regiment zog zum Manöver herüber nach Rheinhessens Hügeln. Plötzlich, in der Mitte des Stroms ertönte Musik; und gleich darauf brauste das Lied, das schon so manche Heerschar, über den Strom ziehend, jubelnd gesungen: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall . . .“

Immer näher kam es und riß die Seele mit seinen Klängen hinweg in die Zeit, wo es schier täglich ertönte. Mich riß es mit sich fort! Und die blinkenden Helmbüschel, die den Strom in der Ferne begrenzten, das sich färbende Laub, die blauenden Berge, die sonnigen Hügel, sie riefen den Tag zurück, da in den Feldern hinter Metz einst das nämliche Lied erklang, da in der Nacht zuvor die berauschende Kunde uns geweckt hatte: „Der Kaiser, der Kaiser gefangen!“

Seltsame Gedanken und Stimmungen beschlichen mich, als die Stimmen verstummten, und die Heerschar dröhnend über die Landungsbrücke hinwegschritt. Zweigespalten war Gedanke und Stimmung. Zogen sie nicht hin, sich zu üben

Digitized by Google

zum Morde? — Und doch: Muß solche Uebung heute nicht sein? Denn wie soll sich, wie die Dinge beschaffen, die Geister gestimmt sind, ein Land schützen gegen Angriff des Frechen? Muß es nicht Sorge tragen, daß schon der Anblick der mächtigen Rüstung ihn schrecke? Aber muß es nicht auch bangen, daß wilde Begierde im Inland nicht einmal zum Kampfe reize, zu frechem Angriff aufs Ausland? Und daß Kriegergesetz nicht die Gesetze geordneteren Daseins zerstöre?

Und sei's auch zum Schutze nur: Ein Uebel bleibt dennoch solche Uebung zum Morde, wenn auch ein heute noch unvermeidliches Uebel! Und doch hatte das brausende Kampflied in der tiefsten Seele gepackt und mit fortgerissen, als es so plötzlich, so mächtig ertönte.

Sie alle, die es sangen, hatte es mächtig gepackt, und ihre Begeisterung, alte Erinnerung rufend, war über der Seele Gestimmung hinweg in die Tiefe auch meines Herzens gedrungen. Ja, es hatte mich berauscht, — einen Augenblick nur, — aber es hatte berauscht.

Wie kann das sein? Ein Uebel kann niemals begeistern, wenn es von Herzen als Uebel erfaßt wird. So hat also doch mein Herz den Dämon des Krieges noch nicht völlig als Uebel erfaßt? Steckt doch etwas in mir vom Trieb des Indianers, der mit Wonne den Gegner zerfleischt?

So fragte ich mich bangend. Und es mag ja wohl wahr sein. Ohne unser Wollen durchzieht die Seele noch in vielem so oft ein Drang des Gefühls, den wir lange gebannt und vernichtet gewähnt. Wie aus urbarem Acker noch oftmals nach Jahren des gerodeten Waldes Schößling hervorsprößt, so sprießen auch in unserem Gemüte noch nach langen Jahren Triebe hervor, die wir längst nicht mehr drinnen vermutet. Ja, vielleicht ist es öfters ein Trieb, den wir selber noch niemals vorher empfanden, ein Trieb, der einstmals wilderer Ahnen Brust zu unbändigen Taten zwang.

War das solch ein Trieb, der da in mir aufgestiegen war? War es bloß die Erinnerung an jene Tage des Kampfes gegen Frankreich, der mich in Jugendtagen begeistert? Ich kann es nicht sagen.

Aber eines ist doch zu bedenken. Daß in der Tiefe der Seele sich solche Gefühle losringen können, die so ganz unseren besten Gedanken zuwider sind, und daß sie Gewalt über uns gewinnen können trotz dieses Gedanken, das ist ein wunderbar Ding.

Und wenn sie nun gar von etwas Anderem, als von rohem Kampfe, wenn sie von Ehrfurcht reden, wo der Verstand sagt, es sei kein Grund zur Ehrfurcht, oder von Glaube, wo die Prüfung spricht: zweifelhaft oder falsch sei, was das Gefühl flüstert, oder von Hingabe, wo uns die Stimme der Einsicht zuruft: Stoße zurück! Laß dich nicht ziehen!

Da tritt an uns so häufig die Frage heran, welche der Stimmen recht habe, die des starken, dunklen Stromes im Herzen, oder die der kalten Erwägung, die doch auch so gern irre geht. Da kommt, wenn der Verstand oftmals geräuscht hat, jener Glaube ins Herz, was der Verstand der Verständigen nicht sehe, das könne von selber ein sindlich Fühlen ergreifen.

Und wirklich! Es scheint sich gar oft so zu treffen. Gar oft führt ein leises Gefühl, ein Instinkt die tastende Seele sicher, wo Verstand uns völlig verläßt. Ists da ein Wunder, wenn der in solcher Erfahrung geleitete Geist, den Gedanken verachtend, vom „inneren Erleben“ als vom untrüglicher Wahrheit spricht? Da meint er, ein Wunder geschehe dort innen, das keines Verstandes bedürfe. Und er will doch dies Wunder verstehen und redet darüber mit Verstandesworten. Und er will den Schluß daraus ziehen mit dem Verstande, daß der Verstand so gar wenig bedeute.

Seltsame Verwirrung des Geistes, daß er das Zeichen, welches er prüfen und deuten soll, ansieht als Deuter der Wahrheit!

Wie der vom Weine Berauschte bald den rechten Pfad geht, bald auch zur Seite wankt, zornig die Führung verschmähend, so giebt auch der vom Rausche des inneren Erlebens Erfaßte selbstsicher des Wegs, zufrieden des Beifalls. Ob die Sicherheit des Wollens auch Sicherheit des Wegs, oder der Beifall ein Beifall von Nüchternen, oder ein Beifall von Taumelnden sei, das kann er nicht merken. Denn er verschmäht ja da zu fragen, wo ihm allein, wenn auch nicht unfehlbare Wahrheit, so doch das an Wahrheit bezeugt werden kann, was wir Menschen zu ergründen vermögen.

Der Wahrheit Richter bleibt doch allein der Verstand, und er sagt uns an, ob und unter welcher Bedingung auch dem Gefühle zu trauen ist, wo wir ihm trauen dürfen selbst über ihn selber hinweg. Keiner Kirche Gebot hat ihm dabei zu gebieten, und keines Gefühles Spruch gilt ihm, wo er selbst es nicht zugibt.

So durchforscht er, warum sich oftmals ein wider ihn selber sich kehrend Gefühl als besserer Leiter zur Wahrheit erweist, als er selber es sein kann. So erkennt er, daß das Gefühl des Lebens lebendiger Strom ist und in den Bahnen dahinzieht, die Macht der Natur, Gewohnheit und stetige Uebung, — auch Uebung im Denken — geschaffen.

Und so erfährt er, nur dann sei dem Fühlen zu trauen, wenn sein leises Flüstern, sein starkes Drängen zu Taten treibt, die des Lebens gegebenem, dauernden Umtrieb entsprechen. Wenn du lange dein Wohnhaus in gleicher Ordnung gehalten, dann findest du ohne Beschwer selbst im Dunkeln den Hausrat; hast du langjährige Ordnung verändert, so führt dich dein Fühlen ins Irre.

Wo im Einzelnen wie im Ganzen deines Wirkens Bahnen sicher gefügt sind, da kann oft auch seiner und seiner dein Fühlen dich leiten, sicherer und sicherer dir Wege weisen, die forschendes Denken vielleicht erst lange nachher ergründet. —

Das zu begreifen, ist Schlüssel zum Geheimnis von der oftmals so sicheren, oftmals so trügenden Leitung des Fühlens. Wenn uns dieses bekannt ist, so verstehen wir leicht, warum in unserer, so eitig die Ordnung des Lebens wandelnden Zeit das Gefühl so oft trauert, wie eine entwurzelte Pflanze in dem Glühen der Sonne. So verstehen wir, wie von selbst, das heute so mächtige Sehnen und Streben nach reichem, reinem und sicherem Fühlen.

Dann verstehen wir auch, daß die, welche solches nicht wissen, ihr Gefühl stürmen lassen wider „den kalten, toten Verstand“ und von Pflege des Gemüts reden, als ob Gemüt sich pflegen lasse zu sicherer Leitung, wenn nicht des Lebens Bahnen gefestigt werden wider egoistische Willkür. —

„Lieb' Vaterland, magst ruhig sein!“ so klang es im Ohre noch nach, und die Krieger zogen von dannen, sich zu üben zum Werke des Mordes. — Wann wird neues Gefühl so gebildet sein, daß es sich nicht mehr, trotz besseren Bewußtseins, begeistern kann an den Fanfaren des Völkermords? — Wann wird in neuen Lebens bewußter, stetiger Uebung ein neues Gefühl gekräftigt sein, — ein neues Gefühl, das nicht bloß trotzig „Nein!“ sagt zum alten, sondern jauchzend sein „Ja“ ruft, in neuen Lebens sicheren Bahnen sicher uns leitend! —

Streiflichter.

Der erste Schritt. „Wir können nicht zurück,“ dies Wort dient auf mehreren Gebieten zur Entschuldigung einer verfehlten Politik. Wir sind im Osten und im Norden Deutschlands immer tiefer in das System der Zwangsgermanisation hineingeraten, weil es hieß, daß eine Zurücknahme der eingeführten Maßregeln nicht möglich sei.

Eben so geht es mit der Kolonialpolitik. Wenn auch die eigentlichen Kolonialschwärmer den Mut nicht sinken lassen, wird doch in vielen Blättern, die bisher die Kolonialpolitik verteidigten, offen eingestanden, daß die Erwerbung

Digitized by Google

der südwestafrikanischen Kolonie ein Fehler war, daß diese Kolonie der bisher darauf verwendeten Kosten nicht wert ist und noch viel weniger der ungeheuren Opfer an Geld und Menschenleben, die dieser Krieg kosten wird. Aber, was hilft's, so heißt es, wir haben sie einmal und müssen sie festhalten, entweder weil die deutsche Ehre es gebietet oder weil gerade die Höhe der aufgewandten Opfer uns zwingt, nun doch aus unserem Besitz so viele Vorteile herauszuschlagen, wie möglich ist.

Dies System bringt es aber mit sich, daß nicht nur das Wiedergutmachen der Fehler, die schon einmal begangen sind, unterbleibt, sondern daß Fehler auf Fehler gehäuft werden. Durch den Krieg ist gegenseitige Erbitterung erregt worden, und dadurch wird die endliche Aussöhnung, die Herstellung des Friedens, immer schwerer. Anstatt daß nun die führenden Kreise zur Mäßigung hätten raten sollen, haben die Tonangeber unserer Kolonialpolitik behauptet, Leutwein habe durch die von ihm vor einigen Jahren bewiesene Mäßigung, durch den Friedensschluß mit den Eingeborenen, den jetzigen Aufstand verschuldet. Es wurde gefordert, daß die Neger, wenn nicht vollständig ausgerottet, so doch entwaffnet und völlig entrechtet würden. Eben die Furcht vor der Ausführung dieser von den Weißen angekündigten Absichten hat, wie es scheint, die bisherigen Verbündeten der Deutschen zum Aufstand getrieben. In der ganzen Kolonie ist dadurch Beunruhigung entstanden und der Aufstand droht weiteren Umfang anzunehmen.

Ist es denn noch nicht klar, daß die Vertreter einer schneidigen Politik uns auf sehr gefährliche Abwege führen? Es wird allgemein zugegeben, daß die Kolonie ein wertvolles Ansiedlungsgebiet nicht ist. Die schon geschaffene Kultur ist zerstört worden und kann nur durch neue Opfer wieder hergestellt werden. Wenn es nun auch feststeht, daß das bisherige System durch immer weitere Einschränkung des Besitzes und der Freiheit der Eingeborenen und durch Uebergriffe der Weißen den Aufstand verschuldet hat, so wäre doch wohl zu erwägen, ob es nicht weiser wäre, das Kolonisationssystem einzuschränken, um zum Frieden mit den Eingeborenen zu gelangen. Die mutmaßlichen Kosten des Krieges werden bereits auf 200 Millionen geschätzt. Was das Leben vieler hoffnungsvoller junger Männer, die dort hingeopfert werden, wert ist, läßt sich nicht nach Geldwert berechnen.

Aber wir sind noch anderswo in der Welt engagiert, als in Südwestafrika. Eben so wenig, wie der dortige Aufstand vorausgesehen worden ist, läßt sich auch voraussehen, was anderswo eintreten könnte. Die Möglichkeit, daß wir durch unsern Kolonialbesitz einmal in einen Krieg mit Großmächten verwickelt werden könnten, ist nicht zu bestreiten. Dann ist es auch leicht möglich, daß wir einen Teil unseres Kolonialbesitzes verlieren, weil wir zur See zu schwach sind und trotz unseres forcierten Schiffbaues niemals England werden die Spitze bieten können. Sollte der Fall eintreten, so werden die Kolonialpolitiker einen schweren Stand bekommen, und die Frage, ob das Alles nötig war, wird dann mit mehr Ernst und Nachdruck erhoben werden. Wenn es zu spät ist. Theodor Brix.

* * *

Eine verpaßte Gelegenheit: In allen Lesebüchern pflegt die erbauliche Geschichte zu stehen, wie ein hochbegabter, aber bitter armer Junge durch die Großmut eines Gönners, den er sich durch irgendwelche Tugendhaftigkeit gewonnen, eine gute Ausbildung auf höheren Schulen erfährt und dann mit Zinseszinsen die Schuld durch seine tüchtige Lebensarbeit abträgt. Das Provinzialschulkollegium, der Berliner Magistrat und das Direktorium des Gymnasiums zum grauen Kloster in Berlin scheinen diese Geschichte vergessen zu haben. Schade! Denn sie hätten eine so gute Gelegenheit zu ihrer Uebersetzung ins Leben gehabt!

Wie der „Vorwärts“ (Nr. 250, vom 29. Oktober d. Js.) unter genauem Abdruck der betreffenden Dokumente mitteilt, besteht an diesem Berlinischen Gymnasium seit der Gründung im Jahre 1574 eine Stiftung, die „Kommunitätskasse,“ aus der „unbemittelte, aber fähige“ Schüler unterstützt werden sollen. Die Verwaltung der Kasse, die sich nach Ansicht des Magistrats nicht als Stiftung mit eigener juristischer Persönlichkeit,“ sondern als „Zweckvermögen“ charakterisiert, steht dem Direktor des Gymnasiums unter Aufsicht des Magistrats als Schulpatrons und des Königl. Provinzialschulkollegiums zu. In den Vertobjekten dieser Kasse gehörte ein Ende des 17. Jahrhunderts geschenktes Grundstück, das 1898 zuletzt eine Jahrespacht von 4000 Mark brachte, was zu $3^1/_2$ % Zinsen gerechnet einem Grundwerte von rund 115000 Mark entsprechen würde. Dieses Grundstück wurde nun 1898 vom Direktor unter Genehmigung der Aufsichtsbehörden für den Preis von 1500000 Mark verkauft; der Wert hatte sich also verdreieinhalbfacht; der Zins würde also rund 52000 Mark betragen. Vor dieser Summe haben nun offenbar die leitenden Personen einen heillosen Schreck bekommen, denn sie schreiben „es sei unmöglich erschienen, Zinsen im Betrage von mehr als 45000 Mark in der bisherigen Weise zu Stipendien u. s. w. unmittelbar zum Nutzen unbemittelter aber fähiger Schüler zu verwenden.“ Und so wurde denn das entsetzlich viele Geld unter Genehmigung der Aufsichtsbehörde benützt zur „Erweiterung und zum Umbau der Räume des Gymnasiums,“ nota bene: eine halbe Million zum Ankauf eines Grundstücks für die Wohnungen des Direktors und zweier Oberlehrer, zu deren Neubau, zum Umbau des Direktorialgebäudes für drei Oberlehrerwohnungen, zum Neubau eines kleineren Schulgebäudes und zur Ablösung eines kirchlichen Wohnungsrechtes an dem alten zur Turnhalle verwendeten sogenannten Küsterwohnungsgebäude.

Wie weit hier ein juristischer Einspruch möglich gewesen wäre, da doch ohne Zweifel der klaren Absicht der Stifter entgegengehandelt wurde, soll hier nicht untersucht werden. Der „Vorwärts“ aber kommt, mit vollem Recht, leider natürlich aber jetzt ohne praktischen Erfolg mehr, der Verlegenheit des Magistrats mit folgender Rechnung zu Hilfe:

Man weiß, daß Gewährung von Freischule völlig unbemittelten Kindern selten zu Gute kommen kann, weil einfach die Lebenskost der Eltern die Unterhaltung eines Knaben durch 12—13 Jahre und den Verzicht auf seinen Verdienst vom vierzehnten Lebensjahre an unmöglich machen. So ist es ja auch bekannt, daß die Freistellen wenigstens an Gymnasien selten ganz, und sehr selten an Kinder aus Arbeiterfamilien zur Verteilung kommen. Rechnet man nun ein Jahresstipendium von 1200 Mark auf neun Gymnasialund drei Universitätsjahre, so würde die völlige Ausbildung eines Stipendiaten in 12 Jahren rund 14000 Mark kosten; die Stadt Berlin könnte also jährlich drei der ausgezeichnetsten Schüler ihrer Gemeindeschule an dem Gymnasium zum grauen Kloster zuführen und würde gleichzeitig immer etwa vierzig solcher Stipendiaten über die Lebensnot hinausheben und für höhere Berufe ausbilden.

Und vor einer solchen Tat, die doch wahrlich der Bildungsnot der Aermsten gegenüber einen Tropfen auf den heißen Stein darstellte, ist man erschrocken!

Man sieht, die verpaßten Gelegenheiten zu Anfängen sozialer Versöhnung sind nicht nur in den Ministerien zu Hause, sondern auch in Gemeindeverwaltungen!

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin: Der Besprechung von Friedrich Wilhelm Foersters „Jugendlehre“ war der Abend des 29. Oktober gewidmet, an dem eine überaus zahlreiche Versammlung von Mitgliedern der ethischen Gesellschaft, des Vereins „Jugendschutz“ und von Gästen im Bürgersaal des Rathauses zusammengeströmt war. Fräulein Lilli Jannasch hatte das einleitende Referat übernommen und führte etwa Folgendes aus:

Digitized by Google

Die Jugendlehre von Dr. **Friedrich Wilhelm Foerster** ist ein Werk von fundamentaler Bedeutung für unsere ganze Kulturentwickelung. Man kann es mit Recht als einen Wendepunkt in der Menschheit bezeichnen! Die tiefgründige Bedeutung des Werkes liegt erstens darin, daß es die seelischen Ursachen aller Schäden unserer oberflächlichen, vorwiegend technischen Kultur unter einem einheitlichen großen Gesichtspunkt zusammenfaßt, und weitens darin, daß es Mittel und Wege zeigt, wie die unendliche Fülle tiefer und wahrer Lebenskräfte in der Jugend geweckt werden muß, um für das spätere Leben fruchtbar zu werden. Zu allen Zeiten war die Ausgestaltung der menschlichen Beziehungen, die Persönlichkeit, ein Problem, welches die Erzieher der Menschheit, die Dichter, Propheten, Religionsstifter und Philosophen in allerhöchstem Maße beschäftigte. Die völlige Umwälzung aller Lebensformen durch die Technik kettet die Menschen immer enger zusammen und bringt sie äußerlich in immer größere Abhängigkeit von einander. Nur wo höhere Lebensziele die Menschen auch innerlich zusammenführen, kann die Gemeinschaft verstillichend wirken. Wo das Bindeglied fehlt und nur der Kampf um die größte Schüssel tobt, wird die Menschheit immer verzweifelte Rehnlichkeit mit den Bewohnern eines Raubtierzwingers haben, denn jede neue technische Vervollkommnung wird eben nur eine neue Gelegenheit sein um Raubbau zu treiben an den höchsten Gütern der Menschheit. Foerster fragt nun, was unser modernes Zeitalter geleistet hat, um den hohen Anforderungen zu genügen, die heute an die sittliche Standhaftigkeit der Menschen gemacht werden müssen? Bildung, Volksbildung dient allein nicht der sittlichen Läuterung, nicht der Charakterbildung. Soll Bildung Gesittung werden, so muß sie vor allem die tieferen Lebenserfahrungen erläutern, die intime Bertetzung der menschlichen Handlungen und ihre Beziehung zur Gesamtheit zum Bewußtsein bringen. Den Menschen als einem sozialen Wesen zu machen das muß die vornehmste Aufgabe unserer Kultur werden. Die ethisch-soziale Jugenderziehung ist der einzige Weg, der hier zum Erfolg führen kann. Zu den seltenen Wegweisern auf diesem einsamen Pfad gehört die Foersterische Jugendlehre. Ihr größte Bedeutung, was gegen eine ethische Unterweisung angeführt wird, gipfelt gewöhnlich in der Behauptung, daß es unmöglich sei die menschliche Natur umzuschaffen; aber davon soll ja gar keine Rede sein! Es handelt sich nur darum, alle guten Anlagen und Keime der Jugend zu entwickeln zu kräftigen, damit sie nicht aus Mangel an Nahrung verkümmern. In früheren Zeiten war es der religiöse Kultus, der den Menschen die höchsten Forderungen des Lebens immer wieder zum Bewußtsein brachte. Religion und Kirche haben es aber nicht verstanden, innerhalb des modernen Lebens eine tiefe Wirksamkeit zu organisieren, weil sie es versäumt haben, sich mit den konkreten Forderungen des Lebens auseinander zu setzen. Daher die Lebensfremde der Religion, daher der Abfall von der Kirche, daher auch die dringende Forderung aller Kulturvölker nach einer weltlichen Lebenslehre. — Erfolge ist es doch, wenn Männer durch jahrzehntelange praktische Arbeit und durch vieljährige Praxis und feinster psychologischer Erfahrungen Aufklärung darüber, wie man bei Kindern etwa vom achten Jahre ab das Interesse für Charakterbildung und für Selbsterziehung wecken kann. Die allgemeinen Gesichtspunkte sind etwa folgende: Es muß ernstlich damit gerechnet werden, das Moralische als eine Repression der Kräfte hinzustellen, im Gegenteil, man muß es als das hinstellen was es wirklich ist, als eine Lebenssteigerung, als einen Sieg der feinsten Geisteskräfte über die plumpen körperlichen Triebe. Der Erzieher soll der Befreier werden! — Erfolglos ist es auch, wenn Kinder durch moralpredigten oder durch moralische Geschichten Eindruck machen zu wollen, denn alles Abstrakte langweilt das Kind; man darf nie vom Gebote ausgehen, sondern muß ganz konkret mit dem persönlichen Erlebnis des Kindes beginnen, also mit dem täglichen Leben. Die Menschheit hat ja auch erst Gebote eingeführt, nachdem sie die sittliche Erfahrung gesammelt hatte, deshalb muß auch für das Kind das Moralische erst Erlebnis geworden sein, ehe es das Gebot in seiner ganzen tieferen Bedeutung fassen kann.

Die Familie und das Schulleben muß die Grundlage für die Lebenskunde bilden. Die richtige Orientierung innerhalb des Familienkreises wird sich besonders auf die Stellung zu den Eltern, Geschwistern und Dienstboten erstrecken, und auf alle Gelegenheiten, die hier dem Kinde geboten sind durch Hilfsbereitschaft und Freundlichkeit besonders auf alle schwierige Verhältnisse zu wirken. In der Schule muß die Stellung zu den Kameraden und zum Lehrer sowie der tiefere Wert der Arbeit und Gewissenhaftigkeit in den Vordergrund treten. Die leitenden Gesichtspunkte sind folgende:

1. Die ganze Schulordnung ist so einzurichten, daß die äußere Zwangsdisziplin vermieden wird, und der Zwang in das Innere des Kindes verlegt wird. Es herrscht Selbstdisziplin und Selbstregierung in den Klassen. Die Schulordnung wird von den Kindern selbst unter Beihilfe des Lehrers gemacht. Es wird Begeisterung für Arbeit und Ordnung in den Kindern geweckt, weil man sie in den tieferen Sinn derselben einführt. Es wird alles getan um die Entfaltung der besten Kräfte zu begünstigen.

2. Der gesamte Wissensunterricht ist dem Gesichtspunkt der Charakterbildung unterzuordnen, die verschiedenen Lehrfächer erhalten durch die sozial-ethische Weihe eine höhere Einheit. Beispielsweise wird im Geschichtsunterricht die Kulturgeschichte in den Vordergrund gerückt, das Werden nationaler Institutionen und das darin verkörperte menschliche Ringen. Nur in dieser Form kann Wissen allmählich zum Gewissen werden, kann Bildung zur Gesittung werden.

3. Die verschiedenen Anregungen, die auf diese Weise der Jugend zufließen, werden dann noch durch einen direkten ethischen Unterricht geordnet, erläutert und vertieft.

Was die schwierige Frage der Religionslehre und ihrer Stellung zur Lebenslehre betrifft, so muß vor allem folgendes klar gelegt werden: Angesichts der zunehmenden Entfremdung von der Kirche und der außerordentlichen Verschiedenheit religiöser Bekenntnisse ist es im Interesse des bürgerlichen Gleichberechtigung nicht mehr wünschenswert konfessionelle Religionslehre in der Schule als Lehrfach aufrecht zu erhalten. Allen reaktionären Bestrebungen entgegen, wird die Religion in Zukunft immer mehr Privatsache werden. Nun schließt aber die Ethik die Religion keineswegs aus. Foerster vertritt sogar in seiner Jugendlehre mit aller Entschiedenheit den Standpunkt, daß die Ethik die Menschen wieder zur Religion führen wird, weil dieselbe durch die konkrete Erläuterung des Lebens die Menschen wieder vorbereitet für das Verständnis der höchsten Lebenserfahrungen, die in der Religion verborgen sind. Für Foerster ist die Ethik die Vorstufe zur Religion. Will aber die Religion wieder an Boden gewinnen, so muß sie die ethische Erläuterung in ihre Lehre aufnehmen, um dadurch die richtige Stellung zum Leben zu gewinnen.

Mit besonderer Ausführlichkeit wird in der Jugendlehre die sexuelle Pädagogik behandelt, weil das ganze schwierige Gebiet des Geschlechtslebens bisher das Stiefkind aller erzieherischen Beeinflussung gewesen ist. Kein Wunder daher, daß die Zufälle nach dieser Richtung hin in allen Kulturländern in voller Auflösung begriffen sind, und daß die sittlichen und körperlichen Schäden, die aus dieser Vernachlässigung entstanden sind, ins Ungeheuerliche wachsen. Das wesentliche bei einer Orientierung auf diesem Gebiet ist, daß der Hauptwert nicht auf die biologischen Tatsachen gelegt wird, sondern auf die psychologischen. Die Erläuterung der heiligsten Gedanken, die dazu geführt haben, mittels der Jahrtausende allmählich die Verbindung der Geschlechter über das Tierische zu erheben, muß der Brennpunkt werden, um den sich die ganze direkte und indirekte Aufklärung gruppiert. Auch die ganz besondere Bedeutung der Erziehung zur Selbstbeherrschung auf allen Gebieten muß betont werden, damit beim Erwachen des sinnlichen Triebledens eine Kraftstation von Selbstbeherrschung vorhanden sei, die dem jungen Menschen dazu verhilft, Herr zu bleiben über seine inneren Naturgewalten. Man darf auch nicht davor zurückschrecken das ganze soziale Elend zu besprechen, was durch die sexuelle Zügellosigkeit entsteht, die verschiedenen Formen der freien Liebe und aller Sophismen, die zu ihren Gunsten sprechen. Es kommt hier ganz besonders darauf an, die Stellung des Einzelnen zur Gesamtheit zu erläutern und die tiefe Bedeutung der sozialen Verantwortung. Zum Schluß muß dann die Ehe als einzig würdige Form des intimen Zusammenlebens besprochen werden, weil sie die höchste und feinste Entfaltung aller sittlichen Kräfte ermöglicht.

Was die Anordnung des Lehrstoffes anbetrifft, so ist eine methodische Anstellung derselben in der Jugendlehre angegeben. Es muß jedoch mit besonderer Rücksicht auf die Bedürfnisse des gewillten Publikums geachtet werden. Die Vorbereitung des Lehrers wird auf die Forderung hinauslaufen, daß er vollständig umlernen muß, er muß seine Gedanken, seinen Fühlen, sein Denken muß wieder Wahrheit sein im wirklichen Leben. Die beste Anleitung hierfür wird er aus den Fragen und Antworten der Kinder schöpfen. Das Litteraturverzeichnis im Anhang der Jugendlehre, sowie der Abschnitt „Beispiele" daselbst wird ihm Anhaltspunkte bieten.

Da voraussichtlich in der nächsten Zeit in deutschen Schulen kein ethischer Unterricht eingeführt werden wird, so kommt es hier besonders darauf an, daß ihm innerhalb der sozialen Arbeit eine zentrale, seiner Bedeutung entsprechende Stellung gegeben wird. Es gibt eine große Anzahl von Menschen, gerade in der sozialen Arbeit, die auf dem Standpunkt stehen, daß, solange die sozialen Zustände nicht bedeutend gebessert sind, keine Versittlichung der niederen Volksklassen möglich ist. Gewiß ist es außer Zweifel, daß das ungünstige Milieu eine Anzahl von Menschen sittlich vernichtet, aber das Milieu ist nicht allmächtig und die Lebenslehre soll ja gerade das Hauptgewicht darauf legen, im Menschen Kräfte zu entfalten, die ihn aus der Tyrannei der Umgebung befreien. Es gilt, um mit Foerster zu reden: „In allen Klassen eine Schicht von ethisch durchgebildeten Kultur-

Digitized by Google

pionieren heranzubilden, das ist eine erretchbare Aufgabe der Erziehung und ist Voraussetzung aller wirklich sozialen Reformen."

Im Anhang der Jugendlehre erörtert Foerster noch den erziehlichen Wert der Strafe. Er will auch im Privatleben die Strafe unter denselben Gesichtspunkten betrachtet wissen, die sich im modernen Strafrechtsverfahren immer mehr Bahn brechen. Nämlich: Die Sühne soll möglichst so beschaffen sein, daß die moralische Schädigung, die der Delinquent sich und der Gemeinschaft zugefügt hat, aufgehoben wird durch eine positive Leistung im Interesse der sittlichen Gemeinschaft.

Den obigen Ausführungen möchte ich noch ein persönliches Schlußwort hinzufügen. Solange die Ethik nicht in den Schulen bei uns eingeführt ist, liegt die Ausgestaltung der weltlichen Lebenslehre vorwiegend in den Händen der sozialen Hilfsarbeit. Sie ist ihr unvertraut und je erfolgreicher sie auf diesem Gebiet durchgeführt wird, desto eher wird sich auch der Staat bequemen müssen, sie öffentlich einzuführen. Alle praktischen Erfahrungen der sozialen Arbeit auf dem Gebiet der Lebenslehre werden später zu ernsten Schwierigkeiten führen. Deshalb müssen die ethischen Gesichtspunkte in jeder sozialen Reform vorwiegend werden und nicht die Linderung der materiellen Not, die ja meist auch nur eine Folge der sittlichen Verwahrlosung und Kraftlosigkeit ist. — —

Reicher Beifall folgte diesen fesselnden Ausführungen. Darauf verlas Fr. Jacobi einen Aufsatz eines vierzehnjährigen Mädchens als Beweis dafür, wie gut die nach den Foersterschen Grundsätzen erteilte moralische Lehre vom kindlichen Herzen aufgenommen wird.

Professor Haake erklärt sich als prinzipiellen Freund des Buches, wenn man auch in Einzelheiten anderer Meinung sein könne. Manchmal sei ihm die Auffassung des Autors zu „weiblich," zu zart, so bei dem extremen Beispiel der nicht erwiderten Ehrliebe. Es hätte auch zweigt werden müssen, wie der ethische Unterricht in den Lektionsplan der Schulen und Klassen einzufügen wäre. Der in der Jugendlehre behandelte Stoff reiche nur auf 1—2 Jahre. Was dann? Dann müßte sich Bürgerkunde und eine systematische ethische Propädeutik anschließen.

Geh. Rat Nicolai W. v. Bianchi kommentiert darauf, daß wir noch in den ersten Anfängen ethisch-pädagogischer Literatur ständen, obwohl gerade aus den Kreisen der Ethiker bereits sehr bedeutsame Arbeiten, von Döring und Penzig z. B., vorlägen. Die große Bewegung zur Einführung der Pflichtfortbildungsschulen könne vortrefflich benutzt werden, um Moralunterricht mit der Lebensorientierung, die dort ganz unentbehrlich sei, in die Lehrpläne hinein zu bringen. — Die pädagogische Behandlung des Verhältnisses von Egoismus und Altruismus in dem vorliegenden Werke hätte vielleicht in Einzelheiten noch vorsichtiger gehalten sein können; das Obersiebenbuch sei für eine reife Erfassung des Problems, dank dem menschlichen Vorurteil, nicht gerade günstig.

Fräulein Simion wünscht, daß nach dem Foersterschen Muster stets Ethik und Psychologie in engsten Zusammenhang gebracht werden möchten.

Hr. Penzig glaubt, daß ein so hochbedeutendes Werk und sein Autor nicht nur Anspruch auf ungeteiltes und wahrlich wohlverdientes Lob in diesem Kreise habe, sondern auch auf freimütige und aufrichtige Kritik. Das Buch werde ohne Zweifel noch der doppelten Richtung dienen, die pädagogische Kultur immer mehr zur ethischen zu machen, die Sittlichkeit als realen Machtfaktor in die Menschheit einzuführen, und die ethische Kultur, d. h. vor allem die strenge sittliche Arbeit am eigenen Selbst, zu erleichtern und zu organisieren. Man könne es mehr Jugendliteratur, als Jugendlehre nennen. Aber es ist zugleich eines der allerpersönlichsten, erlebtesten Bücher. Das sei sein Tadel, eher ein großes Lob; aber es liege doch dem Kritiker die Pflicht auf, scharf zwischen diesen persönlichen Elementen, die der Autor aus seiner Lebenserfahrung geschöpft habe, und den von ihm so scharf betonten Prinzipien höher zu vertretenden Grundsätzen zu unterscheiden. Entgegen dem Standpunkt vollster Neutralität, den diese allen religiösen und konfessionellen Gemeinschaften gegenüber vertrete, betone Foerster schon im Vorwort die „unvergängliche ethische und pädagogische Bedeutung der Religion," ja er nenne selbst die Kirche ein „einziges Bollwerk der Menschheit." (122). Die christliche Passionsgeschichte hebe er weit über die ethische Bedeutung sonstiger profaner Lebensopfer für die erkannte Wahrheit (Sokrates!) (68), die Bibel wolle er nicht als Literatur, sondern als Trägerin einer „Offenbarung" betrachten (113); in der kirchlichen Gnadenlehre sehe er einen Fortschritt der ethischen Entwickelung" (148) sordere das religiöse Erlebnis von Sünde, Reue und Versöhnung schon im Kindesherzen (108), und, während er sich selbst ganz klar darüber ist, daß der „Kern des Unterschiedes religiöser und natürlicher Ethik" in der Frage enthalten ist, ob der Mensch aus eigner Kraft oder mit göttlicher Hilfe das Höchste wollen, erkennen und verwirklichen könne, stelle er sich auf die zweite Seite der Alternative und behaupte folgerichtig „die Ueberlegenheit der christlichen Religion über alle wissenschaftliche Ethik." (150). Die kirchliche Organisation sei trotz ihrer Gefahren dem „anarchischen" Individualismus vorzuziehen (39); im weltlichen Staat sehe er nur eine grob kollektive Interessengemeinschaft; das „Pochen auf unseren eigenen kleinen Verstand" werde mißbilligt und ihm die Autorität „der Uebereinstimmung der Weisen aller Zeiten" entgegengestellt (402). Das seien — darüber müssen wir uns klar sein — zwei verschiedene Weltanschauungen. Redner wolle hier nicht gegen die Auffassung Foersters polemisieren — auch er könne ja nur seine persönliche Ansicht vertreten und schließlich habe jede Persönlichkeit das Recht auf ihre erlebte Wahrheit — sondern nur dem Unterschied deutlich klar legen. Auch auf dem Gebiete der sexuellen Ethik könne er Foerster nicht durchweg folgen, wo er das Animalische, in bewußtem Gegensatz gegen die lustfeindlichen Naturvergötterung, ekelhaft, brutal und sinnlos schelte (614) — und so gebe es noch zahlreiche Einwendungen, die im Einzelnen zu machen wären. Nichtsdestoweniger spreche er die volle Ueberzeugung aus, daß die Persönlichkeit mit diesem Werke jeden Leser gewaltig aufrütteln und besser machen werde, zumal auf dem Gebiete der Kindererziehung.

Geh. Regierungs-Rat Professor Foerster erkennt an, daß die soeben geübte Kritik vielfach berechtigt sei; aber er müsse es als ein besonderes Glück für die ethische Bewegung bezeichnen, daß sie unter den denkbar harten Verhältnissen unter eine habe, die ihr inneres Leben durch Erfahrungen bereichert habe, die ein volleres Verständnis für die Geisteswelt unserer religiösgesinnten Mitbürger vermitteln. Es werde dadurch ohne Zweifel viel Mißverständnis gelöst werden und das Buch werde friedlich verbinden, nicht trennen.

Auf eine Anfrage aus dem Publikum, ob nicht die eben festgestellte große Verschiedenheit der Weltanschauungen im Schoße der Gesellschaft den Ausbau einer praktischen Ethik und eines Moralunterrichts unmöglich machen würde, erwidert der Vorsitzende, Justizrat Stern, daß ja gerade alle Verschiedenheiten nur auf dem Gebiete der Beurteilung religiöser und metaphysischer Vorstellungen aufstanden, daß aber völlige Uebereinstimmung herrsche auf dem Gebiete der Ethik und Pädagogik. Gerade diese Trennung der Moral von aller religiösen oder metaphysischen Begründung sei der Errungenschaft der Gesellschaft. Redner verliest dann, um nachzuweisen, wie sein Foerster den ethischen Kern aus der religiösen Schale hervorzuholen verstehe, das Kapitel von der „Ohrfeige."

Professor Dr. Bruno Meyer: Die drei Probleme: Wie entsteht Ethik? Was ist der Inhalt der ethischen Forderung? Wie ist Moral methodisch zu lehren? habe Foerster in seinem Werk gemeinsam behandelt; das sei der Grundfehler des Buches, denn sie müßten streng auseinander gehalten werden. Daß er sie noch in sehr subjektiv-religiöser Färbung beantworte, müsse weiter der Kritik zugestanden werden. Die ethische Bewegung habe wirklich in unserer Zeit nur zu Religion, wenn diese sei unangreifbar und allerpersönlichste Angelegenheit. Man müsse nur aufs allerschärfste immer zwischen Religion und Bekenntnis unterscheiden — das habe Foerster nicht getan. Ja noch mehr, er habe die kirchliche Konfession so gestreich und tief umgedeutet, daß sie sich kaum selber in diesem Spiegel wiedererkennen würde. Nun sei eine solche Umdeutung und Interpretation ja gewiß wirkungsvoll und überraschend schön, aber doch wissenschaftlich nicht zu rechtfertigen. Wenn man selbst die Theie Foersters, daß höchstenmöglichste Ethik zur Religion führe, noch als diskutabel ansehen wolle, so sei doch dichter Zweifel daran gestattet, ob Ethik zur Konfession führen könne oder gar müsse. Die pädagogische Methodik Foersters dagegen sei auf feinste psychologische Beobachtung gegründet; er knüpfe überall an das Gegebene an und zeige, wie wahr das Wort ist: „Erziehung ist Anstelle des Bessern." Natürlich sei die Handhabung dieser Methode nicht leicht und stelle die höchsten Anforderungen an den Lehrer. Trotzdem werde der Moralunterricht weniger Zeitaufwand beanspruchen, als der bisherige Gesinnungsdrill mit seiner Mechanik der Gedächtnisüberlastung.

Im ihrem Schlußwort betonte Frau Foerster-Nicolai noch, daß ihres Erachtens Foerster in seinem Werke niemals die Konfession empfehle, sondern immer jene tiefsten und persönlichsten Lebenswahrheiten, die die Religion mit der Kunst teile.

Zum Wanderrednerfonds

geleistete Beiträge wurden zuletzt am 15. März d. J. in Nr. 6 S. 3 quittiert. Seitdem erhielten wir für diesen Zweck folgende freundliche Gaben: Ernst Wohlfahrt, Kanazawa, Japan 5,— Mk.; Fr. Hedwig Scherbius, Frankfurt a. M. 10,— Mk.; Aug. Schneider, Berlin 5,— Mk.; Fr. Gutfeld, Berlin 5,50 Mk.; Frl. Amalie Racken, München 10,— Mk.; Reinhold Müller, Berlin 1,— Mk.; Fr. Julius Plungis, Frankfurt a. M. „zum 31. Oktober" 100,— Mk.; Von einem „Wohlgesinnten" 100,— Mk. Zusammen 236,50 Mk.

Mit herzlichem Dank an diese freundlichen Geber verbinden wir die Bitte an „die Anderen," auch ihrerseits wieder dieser

Digitized by Google

Aufgabe unserer Gesellschaft, durch das lebendige Wort neue Freunde und Mitkämpfer zu gewinnen, ihre Aufmerksamkeit und Unterstützung zuzuwenden.
Berlin W. 64. Unter den Linden 16. II.
Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Sanatorium Grossjena
bei Naumburg a. Saale. Herrl. Lage, stets besucht, illustrierte Prospekte.

Soeben erschien und ist durch den **Verlag für ethische Kultur Berlin S. W. 48,** Wilhelmstraße 121 zu beziehen:

Zum Kulturkampf um die Schule

Lebenskunde — nicht Jenseitslehre!
Sittlichkeit — nicht Bekenntnis!
Menschenerziehung!

Ein Mahnwort an Denkende

von

Dr. Rudolph Penzig

8°. 10 Bogen elegant broschiert Preis 2 Mark, elegant gebunden 3 Mark.

Leonhard Simion Nf.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur Abteilung Berlin.

Montag, 28. November, 8¼ Uhr abends, Zimmer 109 im städt. Rathaus: Justizrat **Stern:** „Die Vorschläge des deutschen Juristentages in Innsbruck betreffend die strafrechtliche Behandlung der Geistesminderwertigen und Jugendlichen." Diskussion. Eintritt frei. Gäste willkommen.

Sonnabend, 10. Dezember, 8¼ Uhr abends: **Unter den Linden 16,** III. Diskussionsabend **nur für Mitglieder:** „Wie gewinnen wir Einfluß?" Referent: Herr Paul Jaffé.

Freitag, 30. Dezember, abends 8¼ Uhr, Bürgersaal des städt. Rathauses: Jahresschlußversammlung. Geh. Regierungsrat Prof. Dr. **Wilhelm Foerster:** „Sollen die höheren oder niederen Wohl- und Wehgefühle die Welt regieren?" Eintritt frei. Gäste willkommen. Nachher geselliges Zusammensein.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Alt-Berlin. ●● Verlag: J. Spiro, Berlin. ●●

In einer Reihe vorzüglicher Bildertafeln, nach den von Chodowiecki, Jean Rosenberg ꝛc. stammenden Vorlagen in vorzüglicher Wiedergabe hergestellt, lernen wir in diesem Album das ehemalige Berlin kennen und zwar auf das treueste und anschaulichste, ein fesselndes Werk für Jeden, der Liebe zu seiner Heimat hat und Verständnis für die glanzvolle Entwickelung unserer Reichshauptstadt.

Das prächtig ausgestattete Album „Alt-Berlin," Doppellieferung I und II, enthält 24 Tafeln, Bildergröße 35×22 cm, Papiergröße 50×36 cm, der Preis beträgt 20 Mark und muß für die Reichhaltigkeit des Gebotenen als ein sehr niedriger gelten. Lieferung I mit 12 Tafeln, auch einzeln erhältlich, Preis 10 Mark.

Die Schluß- (III.) Sammlung erscheint Ende November, — 12 Tafeln — Preis 10 Mark, zeigt das Leben auf den Straßen in Alt-Berlin und bringt die Porträts der bedeutenden Männer der 40 Jahre auf geistigem und künstlerischem Gebiete.

Die Verlagsbuchhandlung vergütet bei Bestellung durch die Expedition dieses Blattes für die Zwecke der „T. G. f. E. K." 15 Prozent des Barpreises.

Verlag von Leonhard Simion Nf., Berlin.

In den nächsten Tagen erscheint:

Die Rückwirkung des

Ostasiatischen Krieges auf das Völkerrecht.

Die Notwendigkeit einer neuen Seerechtskonferenz.

Von **E. Kitzer** (Bremen).

Gr. 8°. Ca. 4½ Bogen. Brosch. Preis 2 Mk.

Die durch das Vorgehen der russischen Kriegsschiffe gegen die Handelsschiffe verschiedener Großstaaten geschaffenen Kontroversen werden in der obigen Broschüre eingehend behandelt, und wiederholt wird nachgewiesen, wieviel Lücken das jetzige internationale Seerecht noch aufweist, und wie unbedingt nötig es ist, daß durch eine neue Seerechtskonferenz diese Lücken ausgefüllt und eine größere Sicherheit für die Handelsflotten der neutralen Staaten gegenüber den kriegführenden geschaffen werden.

Verlag von Leonhard Simion Nf. in Berlin SW. 48.

Soeben erschien als drittes Bändchen der Renaissance-Bibliothek:

Albrecht Dürer's

schriftliches Vermächtnis.

Ausgewählt und eingeleitet

von

Dr. Max Osborn.

Elegant broschiert 2 Mk. Elegant gebunden 3 Mk.

Es ist das erste Mal, daß das gesamte schriftstellerische Vermächtnis Dürers in einer streng auf wissenschaftlicher Grundlage hergestellten, in der Textgestaltung sich eng an die Ueberlieferung anschließend, aber in der ganzen Anlage doch auf die weitesten Kreise des kunstliebenden Publikums berechneten Ausgabe erscheint.

Das Büchlein zeigt uns das Bild des großen Nürnbergers abrundend, den herrlichen Menschen Albrecht Dürer in seinem künstlerischen Streben, seinem täglichen Tasten, seiner ganzen frischen, naiven, humorvollen, gütigen und tiefsinnig grübelnden Natur und versucht es, ihn dem lebenden Geschlecht nahe zu bringen. Daß der großen Dürergemeinde wird es sicher allgemeinen Anklang finden und bei dem mäßigen Preise und der guten Ausstattung gern gekauft werden.

Das Bureau der J. G. E. K.,

Unter den Linden 16 befindet sich jetzt nicht mehr im dritten, sondern im **zweiten Stock** rechts. Auskünfte ꝛc. werden, falls der Unterzeichnete nicht anwesend ist, aber, nach wie vor, auch in der Auskunftstelle im III. Stock erteilt. Sprechstunden des Unterzeichneten nur Montag, Mittwoch und Freitag von 10—12 Uhr. Eilige Zuschriften sind daher besser an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmanstraße 15 zu richten.

Dr. Penzig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1,60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „**Kinderland**," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

XII. Jahrgang. | Berlin, den 1. Dezember 1904. | Nr. 23.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Totenfeier. Von Otto Grund (Mainz).
Einige nachträgliche Bemerkungen zu den letzten Sittlichkeitskongressen. Von Dr. Fr. W. Foerster (Zürich).
Der Unternehmer und seine Arbeiter. Von Nicholas Paine Gilman.
Streiflichter:
Mission und Kultur.
Eine Aufgabe für den neuen Friedenskongreß.
Internationale Moral.
Aus der ethischen Bewegung. Hauptvorstand (2 Sitzungen). Abteilung Frankfurt. Abteilung Breslau.
Sprechsaal.
Bücherschau.

Totenfeier.

Von Otto Grund (Mainz).

Alljährlich, wenn der Novemberwind durch die kahl gewordenen Zweige fährt, wenn die abgestorbenen dürren Blätter unter den Füßen rascheln und die Natur mit gewaltiger Stimme Vergänglichkeit predigt, flackert auf unseren Friedhöfen noch einmal volles Leben auf. Die Grüfte werden geschmückt, die Gräber mit Blumen überschüttet, kostbare Palmenzweige sieht das Auge in Fülle. Die einsamen Gänge zwischen den Gräbern beleben sich, hunderte von Menschen wandeln dort in stillem Gedenken an ihre verstorbenen Lieben und suchen deren letzte Ruhestätten auf.

„Ein Tag im Jahre ist den Toten frei" heißt es, nicht völlig zutreffend zwar, aber doch zu einem recht großen Teil. Viele Menschen werden ihrer Toten öfter als einmal im Jahre gedenken, aber auch sie weihen wohl einen Tag besonders innig dem Gedächtnisse ihrer Verstorbenen. Und diese Totenfeier hat sicher großen ethischen Wert; sie rüttelt Gedanken auf, die eingeschlafen, schärft Gefühle, die abgestumpft waren. Und das haben wir um so notwendiger, je mehr das moderne Wirtschaftsleben den geistigen Menschen verwässert, Herz und Charakter überwuchert. Kaum ein Tag ist aber so geeignet zum Aufrütteln der Empfindungswelt als das alljährliche Totenfest, denn im Angesicht des Todes, im Gedenken an ihre Toten können nur sehr wenige Menschen ganz gefühllos bleiben.

In richtiger Erkenntnis dieses Umstandes haben es auch die Priester immer verstanden, den Menschen in solchem Augenblick zu packen, da seine Gedanken sich mit dem Tode beschäftigten. Wie manchen sogenannten Freigeist haben sie in der Sterbestunde durch schreckliche Schilderung des Todes „ohne Gott" für Gott, oder richtiger: für ihre Kirche zurückgewonnen, weil er eben kein wirklich freier Geist war, sich vielmehr nur ein Bischen Atheismus angelesen und angelernt hatte. Denn der wahrhaft freie Mensch, dessen geistige Freiheit in ernsten Kämpfen von innen heraus geboren wurde, fürchtet den Tod niemals, obschon oder gerade weil er sich mehr Gedanken darüber macht als der „Schablonenmensch." Seine Totenfeier wird auch, je tiefer und reicher sie innerlich ausgestaltet ist, desto unscheinbarer nach außen sein, während der Hohlkopf und der Schablonenmensch durch äußerlichen Pomp zu ersetzen sucht, was ihm nach der Gefühlsseite hin fehlt.

Welche Totenfeier nun die bessere ist, die tief innerliche, den äußeren Schein verschmähende, oder die glanzvoll auftretende, das liegt auf der Hand. Selbstverständlich muß der denkende Mensch, wenn er sein Denken aus irgend welchen Rücksichten nicht ausschaltet, auf Seiten der bescheidenen, mehr innerlichen Feier stehen.

Die Totenfeier ist gut, die heutige Totenfeier ist schlecht und unfruchtbar. Sie klebt allzusehr an den Gräbern, neigt zur gedankenlosen Verschwendung durch das größere Anwachsen äußeren Pompes und vergißt über den Toten das wichtigste: die Lebenden. In einem früher veröffentlichten Gedicht zum Totenfest habe ich gesagt:

An den Gräbern eurer Lieben
Klaget ihr um all das Glück,
Das der Tod zu früh euch raubte;
Weinend und gedenkend legt ihr
Blumen auf die Hügel hin. —
Ach, wenn ihr aus diesen Tränen
Nur die eine Wahrheit lernt:
Hier im Leben mehr zu üben
Wahre Liebe zu den Menschen,
So daß nie die Reueträne
Auf den Totenacker fällt,
Das wär' herrlichster Gewinn!

Ein großer Teil der reuevollen Totenklage wäre überflüssig, wenn man sich im Leben mit den Nebenmenschen friedlicher stellte, ihnen Liebe erwiese und Freude bereitete. Und das ist das wichtigste, der Kern der echten Totenfeier: eine gewaltige und sich immer wieder erneuernde Mahnung, der Lebenden zu gedenken. Dazu ist es aber notwendig, die heutige Totenfeier von Grund aus umzugestalten. Fort mit den pomphaften Aufzügen, den kostbaren Blumenarrangements, die morgen vergehen, fort mit dem großartigen Schmuck der Begräbnisstätten! Den Toten nützt all der Aufwand nichts, aber zahlreiche Lebende, denen er zu Unrecht entzogen wird, sind in bitter Not.

Digitized by Google

Wer am Feste Allerheiligen-Allerseelen über den Friedhof einer vorwiegend katholischen Stadt geht (auf protestantischen Friedhöfen ist's immerhin etwas einfacher), der muß staunen über die Pracht, welche dort über die Grabstätten ausgebreitet ist. Viele tausend Mark sind da für die Schaulust der Menge ausgegeben worden, denn die Toten sehen nichts davon. Keiner möchte hinter dem andern ungefähr gleich Situierten zurückstehen, man überbietet sich gegenseitig in sinnlosem Aufwand. Aber der Aufwand ist nicht nur sinnlos, er ist direkt gefährlich, da er verflachend und ablenkend auf die Besucher des Friedhofes wirkt. Wohl kommen diese in großen Mengen herangeströmt, jedoch nicht zu stillen Stunden des Nachdenkens, sondern zum Bestaunen und Bekritteln des Grabschmuckes. Ich habe bei Gelegenheit spitze und scharfe Urteile gehört, die absolut keine Teilnahme für die Toten und keine Empfindung für die Weihe des Ortes verrieten.

So wird auch die große erzieherische Aufgabe des Friedhofes lahmgelegt. Aber das ist nicht einmal die Hauptsache. Viel schlimmer ist der Umstand, daß die armen Lebenden entbehren müssen, was man den Toten zwecklos opfert.

Dem Gedächtnisse der Toten Opfer zu bringen, ist gut und edel; ich bin der letzte, der diese Regung bekämpfen wollte, im Gegenteil: bestärken und erweitern möchte ich sie. Nur eins wünschte ich anders: Das man den Strom der geopferten Gaben nicht zu den Gräbern der Toten, sondern direkt in die Hände der armen Lebendigen lenkte, die vielleicht das Leben verwünschen, weil sie nicht satt zu essen haben.

In jeder Stadt, in jedem Ort müßte eine Sammlung „zum Gedächtnisse der Toten für die Lebenden" begründet werden, zu der jeder am Allerseelentage nach Kräften beisteuerte und in welche die Gelder flössen, die heute ihren Weg durch die Friedhofstore suchen. Was könnte mit einer solchen Sammlung für Elend gemildert, wieviel Tränen könnten damit getrocknet werden! Die Toten wären, wenn sie ihren Willen kund tun könnten, gewiß am ehesten damit einverstanden; sie haben jetzt genug an einem einfachen Kranz für wenige Groschen — die Lebenden aber brauchen mehr!

Es wäre eine würdige Totenfeier! — Wo wird sie zuerst begangen? . . .

Einige nachträgliche Bemerkungen zu den letzten Sittlichkeitskongressen.

Von Dr. Fr. W. Foerster (Zürich)

Es gibt nicht wenige Männer und Frauen von großem ethischen Ernste, die sich doch den sogenannten Sittlichkeitskongressen fernhalten, weil dort vielfach eine unerfreuliche Pietisterei und ein starrer Pharisäismus das Wort führen und weil dort leider fast immer eine starke Majorität für Polizeimaßregeln der äußerlichsten Art zu finden ist. Solches Fernbleiben hat aber nun doch für die Sache der sexuellen Ethik recht bedenkliche Konsequenzen: „Jugend" und „Simplizissimus" übernehmen dann die Führung der öffentlichen Meinung in diesen Fragen und verwerten die leider nicht zu leugnenden Blößen und Kindlichkeiten der Argumentation, um die moralische „Philisterei" an den Pranger zu stellen. Und wer fürchtet nicht den Fluch der Lächerlichkeit?

Man sollte dann doch wenigstens einmal einen Kongreß für sexuelle Ethik einberufen, auf welchem für Referenten gesorgt wäre, welche die betreffenden Fragen von höheren Gesichtspunkten aus zu behandeln und die Redouten-Moral gewisser dreister Wortführer des „lebendigen Lebens" in ihrer ganzen Schlappheit und Geistlosigkeit zu kennzeichnen vermöchten. Unter „höheren" Gesichtspunkten sollen hier natürlich nicht nachsichtigere und laxere Gesichtspunkte verstanden sein, sondern es soll ein Standpunkt bezeichnet werden, von dem aus den tieferen Ursachen der Dinge nachgegangen und von dem aus rein äußerliche Heilmittel auch als solche behandelt und beurteilt werden.

Nehmen wir beispielsweise die Frage der Homosexuellen. Was die Resolution des Kongresses über die „schamlose Agitation der Homosexuellen" betrifft, so kann man das Wort „schamlos" von ganzem Herzen unterschreiben, ohne sich doch irgendwie damit einverstanden zu erklären, daß man die Gegenwirkung gegen solche Perversitäten einfach dem Strafrichter überweist und damit einem Denunziantenwesen Tür und Tor öffnet, das an Widerwärtigkeit und korrumpierender Wirkung hinter dem Homosexualismus durchaus nicht zurücksteht. Giebt es in unserer Kultur keine anderen Mittel, um solcher Dinge Herr zu werden, als Polizei, Gefängnis und Denunziantentum, dann soll sie nur getrost einpacken. Darum kann man die Agitation des sogenannten humanitären Komitees in dieser Richtung nicht so blindlings verurteilen, sondern muß sie vielmehr unbedingt gut heißen. Auf der anderen Seite aber werden von denjenigen, welche die Homosexuellen gegen eine bloß strafrechtliche Behandlung schützen wollen, vielfach sehr schwere und verhängnisvolle Fehler begangen, indem sie bei ihrer allzu intensiven Beschäftigung mit dem Entschuldigen und Verstehen jeden ethischen Maßstab für die Beurteilung des Homosexualismus preisgaben und damit den also Veranlagten die Möglichkeit ernster Selbstbeurteilung und Selbstbehandlung nahmen. Je mehr man aber ein gewisses Tun von der strafrechtlichen Brandmarkung emanzipieren will, desto energischer und unzweideutiger muß man das sittliche Urteil festhalten, sonst geht die menschliche Gesellschaft aus den Angeln. Solches sittliche Urteil ist für pathologisch gefährdete Menschen ja der wirksamste soziale und geistige Halt, den sie gegenüber ihrer eigenen Schwäche und Urteilsverwirrung haben. Freilich — und dies weist wiederum auf die Notwendigkeit einer tieferen Behandlung der ganzen Frage hin — gehört zu einer solchen geistig-sittlichen Gegenwirkung schon eine ganz andere Art von Ethik und Lebensphilosophie als diejenige, welche allerlei verschämte Kultur mit den sinnlichen Trieben treibt und bei jeder Gelegenheit bereit ist, bescheiden hinter diesen „Naturgewalten" zurückzutreten und dieselben nur dort innezuhalten bittet, wo soziale Interessen handgreiflichster Art berührt werden. So wie bei einer großen wirtschaftlichen Krise nur die wahrhaft solide fundierten Unternehmungen den Sturm überstehen, so wird auch die große und wachsende Gefahr des Homosexualismus am deutlichsen alle oberflächlichen und lebensfremden Moralbegründungen in ihrer ganzen Ohnmacht erweisen — denn diesen Verirrungen ist nur eine Ethik gewachsen, die ganz konsequent von dem Rechte und der Kraft des geistigen Menschen ausgeht. Die oben bezeichnete homosexuelle Schamlosigkeit ist ja nur eine Konsequenz aus gewissen modernen Anschauungen, deren Vertreter die tragischen Konsequenzen ihrer eigenen Gesichtspunkte nicht kennen, weil sie infolge ihrer zufälligen persönlichen Veranlagung niemals in Versuchung waren und sind, sie praktisch zu ziehen und zu betätigen. Wir wünschen auch denjenigen, welche die ewige Bedeutung der Askese (es gibt eine Askese auch ohne Säulenheilige) nicht anerkennen wollen und nicht sehen, wie unentbehrlich gerade den gefährdeten Temperamenten der Anblick heroischer Leistungen auf dem Gebiete der größten menschlichen Schwäche ist — wir wünschen ihnen nur, daß ihr Mangel an Menschenkenntnis und ihr Mangel an Ehrfurcht vor der Menschenkenntnis der tiefsten

Digitized by Google

Männer und Frauen der Vergangenheit sich niemals an ihren eigenen Kindern rächen möge.“—

Die Verteidiger des Homosexualismus haben mehrfach in Broschüren und Vorträgen behauptet, daß man gar kein Recht habe, jene Menschen von der ihrer Veranlagung entsprechenden erotischen Befriedigung zu verhindern und sie gar noch dafür zu bestrafen. Mit dem gleichen Rechte könnte man dann auch sagen, daß Menschen wie Dippold, deren perverser Sexualzustand das Prügeln ihrer Mitmenschen erotische Befriedigung bereitet, die freie Ausübung ihrer Praxis nicht verwehrt werden dürfe. Der Einwand, daß es sich hier doch um eine direkte Schädigung anderer handle, wäre nicht stichhaltig, weil eben diese Schädigung von jeder perversen Praxis ausgeht, indem ja der Perverse beständig darauf gerichtet ist, normale Menschen sich zu Willen zu machen und zu verführen und weil außerdem jede sexuelle Perversität sich erfahrungsgemäß sehr oft zu immer komplizierteren und gefährlicheren Anormalitäten steigert — was eben damit zusammenhängt, daß das Sinnliche hier losgelöst ist von der gesunderhaltenden Verbindung mit höheren Lebenszwecken, vor allem mit all den willenstärkenden und vom bloßen Genusse ablenkenden Gefühlen der Verantwortlichkeit und Fürsorge, welche die lebenslängliche eheliche Gemeinschaft im Menschen entwickelt und in Übung hält. Daß bei vielen Homosexuellen die sinnlichen Regungen auch von den höheren Liebesgefühlen begleitet sind, ist kein hinreichender Schutz gegen sinnliche Entartung, weil es sich hier eben um ganz vage und stets wechselnde Empfindungen handelt, denen außerdem auch gerade jenes unendlich wichtige Korrektiv gegen brutale Sinnlichkeit fehlt, das Goethe den Zug zum „Ewig weiblichen“ nennt: das tiefste wunschlose und selbstlose Mitfühlen kann der Mann nur vom Weibe empfangen.

Mit diesen Ausführungen soll kein Stein geworfen werden auf diejenigen Bedauernswerten, die ohne jede eigene Schuld erotische Neigungen für das eigene Geschlecht in sich entdecken — sich aber niemals dazu erniedrigen, diesen Neigungen auch physisch nachzugeben: Es soll nur energisch dagegen gewarnt werden, die wirkliche homosexuelle Praxis von der stärksten sittlichen Achtung zu befreien. Wer sich hier von gewissen Schlagworten der Freiheit und Duldung bestechen lassen möchte, der lese die niederschmetternden Worte, mit welchen Benvenuto Cellini in einer Zeit, in der Alles erlaubt war, einen homosexuellen Praktiker verurteilt und in den Scheiterhaufen verwiesen hat.

*

In der Frage der öffentlichen Ausstellung des Nackten wäre auch eine Mitte zwischen zwei Extremen zu finden. Die Polizei als Kunstwart ist unmöglich. Würde man der Polizei derartig delikate Aufträge anvertrauen, so wäre nicht abzusehen, weshalb man ihr nicht noch eine ganze Reihe weiterer Eingriffe und Bevormundungen wieder einräumen sollte. Andererseits ist die freche Schaustellung lüsterner Bilder und die damit verbundene öffentliche Degradation des Weibes gar nicht mehr mit anzusehen. Wir schlagen hier das vor, was die Amerikaner „white list“ nennen und was die dortigen Frauenvereine bezüglich sozialpolitischer Beeinflußung der Geschäftswelt mit größtem Erfolge praktiziert haben: Es wird von maßgebenden Vereinen nach Verständigung mit einer großen Reihe von Geschäftsinhabern eine „weiße“ Liste veröffentlicht, in welcher alle diejenigen Firmen namhaft gemacht sind, welche bestimmte Arbeits- und Erholungsbedingungen für ihre Angestellten einzuhalten sich verpflichten. Warum sollte sich solche Kontrolle durch die Konsumenten nicht auch bezüglich jener widerwärtigen Schaustellungen durchführen lassen?

Wenn bei solchen Ueberwachungen gelegentlich auch „künstlerische Nuditäten“ von der Schaustellung in Ladenfenstern zurückgestellt werden sollten, so wäre das kein so großer Schade — denn wahrhaft künstlerische Nuditäten, d. h. Werke, bei denen der schaffende Künstler selber völlig frei von Begehren gestaltet hat und die darum auch kein Begehren wecken, sind unendlich selten. Die Herren von der „Jugend“ 2c. pflegen gern mit bluttigem Hohn über diejenigen herzufallen, welche die wachsende Ausstellung des Nackten auf allen Straßen wegen der davon ausgehenden sinnlichen Anstachelung bekämpfen: „Aha“ so rufen jene Herren, „dem Reinen ist alles rein — daß Ihr von diesen Dingen solche Wirkungen befürchtet, das zeigt jedenfalls, daß . . . .“ Darauf ist ganz einfach zu antworten: Ihr Herren vom reinen Kunstgenuß des Nackten — die Botschaft von Eurer Reinheit hör ich wohl — allein mir fehlt der Glaube. Der Unterschied der Auffassung auf diesem Gebiete liegt bloß darin, daß es leider sehr viele Menschen gibt, welche gegen ihre eigenen unreinen Vorstellungen und Kitzel sehr tolerant sind, und daher auch gegen die betreffenden Stimulantien edelste Toleranz üben — das sind die Menschen mit den großen weitherzigen Ansichten . . . . hinter den großen Worten aber hört man ihre eigenen Ketten rasseln.

Unser früherer Mitarbeiter C. Henke hat einmal mit Recht zu dieser Frage bemerkt:

> Es ist eine freche Beleidigung des weiblichen Geschlechtes, wenn seine schönste Schönheit in seinen Formen und Fleischteilen gesucht und ausgestellt wird. Ich empfinde diese Beleidigung jedesmal, wenn ich auf den unzähligen Bildern diese freche Preisgabe des Weibes, also auch unserer Frauen und Töchter sehe, denn ich habe höhere Schönheiten von Frauen kennen gelernt und nur wer das Weib in toto verachtet, kann solcher „Kunst“ das Wort reden.
>
> Aber auch aus pädagogischen Gründen ist das zu verurteilen. Wenn der Körper als das Schönste gepriesen wird, ist es da ein Wunder, wenn flache Naturen ihr ganzes Denken auf die Pflege des Körpers richten und ihn selbst, überzeugt von seiner Schönheit, ausstellen?

Das ist außerordentlich richtig und ließe sich noch auf manches Andere anwenden, was heute in aller Harmlosigkeit geredet und publiziert wird und auch nur dazu dient, den Menschen abhängiger vom Fleische zu machen. Da eine größere Zahl der Frauen nicht schön ist und selbst die Schönen nur zu leicht durch Krankheit, Anstrengung, Alter und Sorge ihre körperlichen Reize verlieren, so ist jenes Preisen, Ausstellen und Verherrlichen der körperlichen Weibesschönheit eine unverantwortliche, gedankenlose Härte gerade gegenüber den Tausenden der besten und würdigsten weiblichen Wesen — denn dadurch wird eben die ganze Phantasie des Mannes in der einseitigsten Weise erregt und mit Ansprüchen erhitzt, die das Leben nicht erfüllen kann und die unendlich viel Roheit und große und kleine Untreue erzeugen und doch auf ganz wertlosen Illusionen über das Vergänglichste aller Dinge beruhen. Darum ist auch die übertriebene Pflege der weiblichen Körperformen, die neuerdings unter allerlei bestechenden Namen von Amerika zu uns herüberkommt und als eine laute und stolze Religion propagiert wird, während sie früher nur einem verschwiegenen Reich weiblicher Eitelkeiten angehörte, eine gar nicht zu unterschätzende Gefahr für alle höhere Kultur. Und viele reine Frauen, die harmlos und ohne Lebenskenntnis solche Dinge begrüßen oder mitmachen, sehen eben nicht, daß sie damit Geister beschwören, die vielleicht noch ihr eigenes Leben oder das ihrer Nächsten zerstören könnten.

Digitized by Google

Der Unternehmer und seine Arbeiter.

Von Nicholas Paine Gilman.*)

Heutzutage haben die Arbeitgeber viel von falschen Philanthropen auszustehen. Nur zu viele Personen, die in den praktischen Geschäften gänzlich unerfahren sind, halten sich für berechtigt, ihnen die einzig richtige Art der Geschäftsführung, soweit diese das Verhalten zu dem Personal betrifft, vorschreiben zu wollen. Diese Leute pflegen den Unternehmer zu beschuldigen, er bilde die Hauptursache der in der Industriewelt herrschenden Ruhelosigkeit und Verwirrung. Sie zeihen ihn der Hartherzigkeit, weil er sich weigert, höhere Löhne oder kürzere Arbeitszeit zu gewähren, als die marktläufigen, und sie beklagen seine Kurzsichtigkeit, wenn er ihre Meinung nicht teilt, daß angesichts der vermeintlich bald bevorstehenden Beseitigung der freien Konkurrenzwirtschaft und der Einführung des sozialistischen Staates oder einer allgemeinen Vergenossenschaftung der Untergang der Unternehmerklasse sicher sei.

Der gewöhnliche Arbeitgeber erkennt klar, daß die guten Leute bei ihren Vorwürfen und Ratschlägen manche Tatsachen außer Acht lassen, die ihm selbst wohl bekannt sind, wie z. B. jene, daß er sehr häufig trotz Anspannung aller Kräfte froh sein muß, sich selbst bei den Lohnsätzen und den Arbeitsstunden seiner erfolgreichen Konkurrenten über Wasser halten zu können. Dem Hinweis auf die Nabobs unter seinen Berufsgenossen, die Krankenhäuser, Freibüchereien, Musteransiedlungen u. dgl. m. gestiftet haben, kann er die nicht selten überaus wahre Behauptung entgegenstellen, er habe sich als ein genügend praktischer Arbeiterfreund gezeigt, indem er trotz der Schwankungen des Marktes sein Personal jahrelang stetig zu beschäftigen wußte, obwohl ihm seine Fabrik 2c. sehr wenig oder nichts eingebracht. Auch hegt er in der Regel die Ueberzeugung, daß es nichts tauge, Geschäft und Philanthropie zu vermischen. Für den Anfang strebt er nur danach, sein Geschäft nach gesunden Geschäftsgrundsätzen zu führen; die Philanthropie habe Zeit, bis dasselbe einmal fest begründet und genügend einträglich geworden sein werde.

Die Gerechtigkeit gebietet, daß man nicht einseitig für die Arbeitnehmer Partei ergreife, sondern auch die Ansprüche der Arbeitgeber genügend würdige. Meiner Ueberzeugung nach wird in der Industriewelt wie anderwärts, auf unabsehbare Zeit eine wahre, natürliche Aristokratie — die Führerschaft der Tüchtigsten — am Ruder bleiben. Das Genossenschaftswesen entwickelt sich sehr langsam und der sozialistische Staat kommt noch sehr lange nicht in Betracht. Ich glaube gern und leicht an die Vernünftigkeit der Männer, die ihre Mitmenschen in größeren oder kleineren Unternehmungen beschäftigen, und ich wage nicht zu bezweifeln, daß sie im allgemeinen den Wunsch hegen, ihr Personal gerecht zu behandeln. Aber der Unternehmerstand im modernen Sinne des Wortes ist eben noch lange nicht vollkommen, er ist noch zu jung, als daß er bereits den wünschenswerten Grad von ethischer Ausbildung hätte erlangen können. Da er nun voraussichtlich sehr lange bestehen wird, wird und soll er im Laufe der Zeit seine Vorzüge immer mehr zur Entfaltung bringen. Bildet er wirklich das Hirn des Körpers „Industrie", so muß er zur Erkenntnis gelangen, daß es zu den Hauptaufgaben des Geistes gehört, nach Idealen zu streben — nach gewissenhaften, durchführbaren, stetig besser werdenden Idealen.

Schon jetzt schweben den Unternehmern Ideale vor hinsichtlich der Errichtung der besten Fabriken, des Ankaufs der geeignetsten Maschinen, der Erzeugung der vorzüglichsten Ware in möglichst großer Menge, der Erzielung des reichlichsten Absatzes. Es ist aber auch notwendig, daß er an die hohe Wichtigkeit des lebenden Materials — der menschlichen Arbeiter — für den Erzeugungsapparat denke. Zwischen der Leitung und dem Personal einer Fabrik sind ideale Beziehungen denkbar; ihr Idealitätsgrad hängt lediglich von dem Verständnis und dem guten Willen der Leitung ab.

Dem Unternehmer fällt die Aufgabe zu, die Arbeitsfaktoren Kapital und Arbeit zu gemeinsamer Tätigkeit zu vereinigen, die er nur durch seine Tüchtigkeit und Umsicht nutzbringend gestalten kann. Er ist es, mit dem der Arbeiter zu kämpfen oder sich zu vertragen hat, bei dem er Beschäftigung und Lohn sucht, gegen den er um Lohnerhöhung in den Ausstand tritt und mit welchem zusammen er in gutem Einvernehmen Waren erzeugt. Das „Arbeitsproblem" betrifft wesentlich die Herbeiführung möglichst günstiger Beziehungen zwischen Arbeit und Leitung. Nun denn, das Wohl des Arbeiters erfordert vor allem, daß sein Brothert geistige Fähigkeiten und allgemeine Charakterstärke besitze. Diese braucht nicht in erster Reihe sittliche Stärke zu sein. Für den Arbeiter ist es von größerer Wichtigkeit, daß sein Chef finanziell erfolgreich als daß er freundlich oder großmütig sei. Ein „harter" Unternehmer, der sein Personal jahrelang zu den üblichen Lohnsätzen stetig beschäftigt, ist demselben ein größerer Wohltäter, als etwa ein philanthropischer Chef, der durch Unerfahrenheit oder Unfähigkeit schon nach Monaten die Sperrung der Fabrik herbeiführt. Die Arbeiter werden dem letzteren Sympathien entgegenbringen, ihn aber nicht als ihren wahren Freund betrachten. Angesichts seiner vielfältigen Verantwortlichkeit bedarf der moderne Großunternehmer vor allem der Stärke, der Kraft. Das Gelingen oder Mißlingen hängt von seiner Tüchtigkeit ab; für das erstere lobpreist man ihn, für das letztere zieht man ihn zur Rechenschaft.

Wer die Kulturentwicklung von höheren geschichtlichen und philosophischen Gesichtspunkten betrachtet, kennt die Langsamkeit, mit welcher sich neue Formen menschlicher Beziehungen versittlichen. Anfänglich wird stets davon ausgegangen, daß der Zweck die Mittel heiligt; erst recht spät kommt die ethische Seite in Betracht. Die ersten Gewinner aus der neuen Form denken lediglich an ihr eigenes Interesse, nicht an die Sittlichkeit oder Unsittlichkeit ihres Gewinnes. Die späteren Nachahmer 2c. müssen freilich diese Gleichgültigkeit aufgeben und sich, mindestens mittelbar, der Anlegung eines Moralmaßstabes fügen. Auch speziell im Geschäftsleben muß eine neue schlechte Praktik sich erst mehr oder weniger ausgebreitet haben und ihre schädlichen Folgen müssen bereits ziemlich allgemein anerkannt worden sein, ehe der Schrei nach Abhülfe laut genug sein kann, um die Gesetzgebung oder die Staatsgewalt zum Einschreiten zu zwingen. Mit anderen Worten: einer Einrichtung muß, ehe sie verstittlicht werden kann, zuerst der Stempel der Unsittlichkeit aufgeprägt worden sein, den sie im Beginn nicht trug; sie kann nicht eine Moralgeschichte haben, ohne vorher eine Naturgeschichte gehabt zu haben. So war es z. B. mit der Sklaverei, und so war es mit der Habsucht der geistig und sittlich tiefstehenden Großindustriellen der Anfangszeit des Fabrikswesens. Diese Habsucht mußte sich in der bekannten herzlosen Behandlung zahlloser Kinder äußern, ehe die Notwendigkeit einer Abhülfe allseitig eingesehen wurde.

Diejenigen heutigen Arbeitgeber, welche ob des vielen „Predigens" der Sozialreformer ungeduldig sind und es für überflüssig halten, sollten sich der erwähnten ersten Phasen des Fabrikszeitalters (1780—1830) erinnern, in denen zahlreiche britische Industrielle die einfachsten Gebote der Sittenlehre und der Menschlichkeit schmählich verletzten und sich namentlich in der Behandlung von Weibern und Kindern die ärgsten Ungerechtigkeiten zu schulden kommen ließen — so sehr, daß lange Zeit hindurch die menschenfreundlichen Bemühungen der Redner (an der Spitze Lord Shaftesbury) und der Schriftsteller (insbesondere Thomas

*) Verfasser der preisgekrönten Werke „Die Gewinnbeteiligung." „Die Gesetze des Betragens" 2c.

Digitized by Google

Carlyle's), sowie das humanitäre Beispiel des Fabrikanten und Sozialreformers Robert Owen vergeblich blieben. Schließlich behielten Shaftesburn und Carlyle, Owen u. A. aber dennoch Recht und die herzlosen Arbeitgeber mußten ihre schädige Ausbeutungswirtschaft aufgeben, denn die Unsittlichkeit ihrer Mißbräuche wurde langsam aber sicher erkannt. Wenn nun die Philanthropen gegenwärtig, wie gesagt, auch manchmal übertreiben, so dürfen die Unternehmer ihrerseits nicht vergessen, wie notwendig es sei, daß die ersteren eher zu viel als zu wenig „predigen". (Schluß folgt.)

Streiflichter.

Mission und Kultur. Angesichts des in Kolonialkreisen noch nicht erloschenen Streites darüber, ob Missionare im Konfliktsfalle die Sache des Landes, von dem sie ausgegangen, oder die Sache des Volkes, in dem sie wirken, zu der ihrigen zu machen haben, sind die herzhaften Worte erfreulich, mit denen Pfarrer Bonus, unsern Lesern bekannt durch seine kräftige Sprache gegen die schulmäßige Verkelung der Religion, die Frage vom Standpunkt des Frommen, nicht des kirchlichen entscheidet. In der Monatsschrift „Deutschland" (herausgegeben von Graf v. Hoensbroech, Nr. 26, C. A. Schwetschke, Berlin) bekennt er sich zunächst als grundsätzlichen Gegner der Mission:

> Wenn soviel von einem Missionsbefehl die Rede ist, so hält er (Verf.) für Recht darauf hinzuweisen, daß jedenfalls das einzige, einigermaßen authentische Herrenwort über die Mission das ist, welches Matthäus 23, 15 geschrieben steht und lautet: „Wehe euch, Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr Land und Wasser umziehet, daß ihr Einen Proselyten macht! und wenn er es geworden ist, macht ihr aus ihm ein Kind der Hölle, zweifältig mehr denn ihr seid." Der Weg der Wilden zur höheren sittlichen Kultur geht normalerweise über ihre Treue zu ihrem Stamm. Deshalb halten wir eine Tätigkeit, die darauf gerichtet ist, einzelne Glieder fremder nichtchristlicher Völkerschaften ihrem Volksverband zu entfremden, für sittlich bedenklich. Wie wissen doch alle, wie gemischte Gefühle wir hatten, wenn wir von jenen Proselyten einer fremden, ob auch höheren Kultur hörten, dem Neduer Divitiaku, dem Oberuskre Segest, dem Buren Piet de Wet. Gewiß, nach der Theorie ist alles in schönster Ordnung. Die Missionare wollen gar nicht eine fremde Kultur aufdrängen, sie wollen lediglich die rein-religiöse Werbung der innerkirchlichen Kräfte, aus deren Entfaltung dann originale Kultur erwachsen kann. Indessen sehen wir näher zu, so sind die Missionare meist gar nicht fähig, zwischen Religion und Kultur zu unterscheiden und was sie als Religion bringen, das ist lediglich mißverstandene, abgeplattete Kultur, die nur deshalb unverdorben aufgenommen wird, da sie religiös verstellt ist, eine Vorstellungswelt, die fremd und unverständlich ist und mit Haut und Haar als heilig angebetet wird, als eine Art Fetisch, an dessen Kraft man glaubt, ohne irgend ein inneres Verständnis für sie zu haben. Eine wirkliche religiöse Erweckung wäre doch erst da möglich, wo der Missionar die Kraft besäße, die primitiven religiösen Vorstellungen der Wilden aufzunehmen, und von innen her fortzubilden, alles das zu tun, was die berühmten Apostel der Deutschen versucht haben zu tun, als sie unsere heiligsten Vorstellungen beschnuzten und uns andere gaben, deren Heiligkeit zu verstehen uns — als Volksganzen — noch heutigen Tages nicht gelungen ist.
>
> Wo nun aber eine eigentlich religiöse Verkündigung versucht werden sollte, wäre die erste Voraussetzung die, daß die Missionare in dem Volke aufzugehen versuchten, in dem sie wirken wollten und dazu die erste Vorbedingung, daß sie das Unrecht, das ihm getan wird, mitzufühlen verständen. Wenn wir auch skeptisch bleiben in bezug auf die religiöse Wirksamkeit unserer Missionare, d. h. auf ihren wirklich religiösen und religios wertvollen Erfolg, so hätte es doch etwas Großes für unsere Anschauung, uns vorzustellen: daß in ihnen eine Art freundliche Sachwalter und Verteidiger der Schwachen und Vergewaltigten zu den Wilden ginge. Was man ihnen tun und her von ihnen hören kann, wozu weiße Leute diese halb Tiere, halb Kinder mißbrauchen, das ist so entsetzlich, daß es etwas Versöhnendes hat, denken zu dürfen, daß dieselben Völker, die diese Bestien aussenden, doch auch wie als eine Sühne ihnen Menschen schicken, die sich vor Gott verpflichtet halten sollen, nicht die Partei ihrer Landsleute zu nehmen, sondern unparteiische Beurteiler und vertrauenswürdige Freunde dieser — wie soll man sagen? — Schuhbesohlenen der Bestien zu sein.
>
> Nun kann ja der Staat natürlich sich dieser Auffassung versagen. Er kann bekannt machen: Wir schützen in unseren Kolonien alle diejenigen, welche dort „berechtigte Interessen" verfolgen, d. h. sich ein Vermögen zu schaffen suchen, sei es durch einfachen Handel, sei es, indem sie die Unverständigen übers Ohr hauen, sei es, indem sie sie dazu verführen sich an ihrem Alkohol tot zu saufen, oder die sonst welche Bedürfnisse der blonden Bestie zu befriedigen begehren, sowie ferner die, welche alle diese berechtigten Interessen verteidigen. Dagegen bleiben von jetzt an ungeschützt alle die, welche „nur ideale" Zwecke verfolgen, besonders wenn sie den „berechtigten" in den Weg treten. Dies wäre eine einfache und klare Sprache, die alles das ausdrückte, was man zurzeit gegen die Missionare auf dem Herzen hat und zwar in allgemeinverständlicher Weise. Dagegen ihren Beruf anerkennen und ihnen zugleich zurufen — unmöglich von höchster amtlicher Stelle aus —, daß sie ihre Pflicht nicht tun dürfen, das hat keinen sittlich anerkennbaren Zweck. Trauten wir dem Reichskanzler ein Bewußtsein dessen zu, was er mit seiner Aufforderung zage, so müßten wir sie für eine Aufforderung zur Unsittlichkeit erklären. So aber haben wir den Eindruck, daß der Fehler darin liegt, daß diese Missionen protestantisch sind; hätten sie das Glück, der Konfession des Prinzen Arenberg anzugehören, so würde der Reichskanzler kaum gezögert haben, sich rechtzeitig das nötige Verständnis für sie zu verschaffen.

Wie boshaft doch manchmal auch protestantische Pfarrer werden können!

* * *

Eine Aufgabe für den neuen Friedenskongreß. Die traurigen Vorgänge in Innsbruck sollten allenthalben zum Nachdenken anregen. Die Angehörigen zweier Nationalitäten, die kulturell und politisch auf einander angewiesen sind, gehen in rasender Wut gegen einander vor. Die unmittelbare Folge ist die Vernichtung eines hoffnungsvollen Menschenlebens, die weitere eine gegenseitige Verstimmung, die immer größere Kreise zieht. Der Anlaß ist so unlöglich wie möglich. Gegen den Willen sowohl der Deutschen als der Italiener wird die italienische Fakultät errichtet; man meint, sie müßten sich vereinigen um diese Institution, die beiden ein Dorn im Auge, aus der Welt zu schaffen. Wie kommt es, daß sie statt dessen an einander geraten? — Die nationale Verhetzung auf beiden Seiten trägt die Schuld daran. Ist es doch ein Kennzeichen unserer Zeit, daß man zu lieben glaubt, indem man haßt. Sein Vaterland lieben bedeutet nicht mehr, freudig seine besten Kräfte dem Dienste der Gesamtheit, der man angehört, widmen, sondern alle Ausländer hassen, gering schätzen und sich ihres Schadens freun.

Es ist keine Frage, daß heut die Regierungen friedlicher denken, als die Völker. Daß Volksströmungen einen Krieg veranlassen können, daß sie von Ehrgeizigen mit Leichtigkeit benutzt werden können, ist wohl unbestreitbar. Schon das gegenseitige Mißtrauen ist verhängnisvoll. Die Italiener verstehen sich mit Waffen, weil man sie vor den Absichten der Deutschen warnt. Die Deutschen entrüsten sich und beginnen den Kampf, weil die Italiener sich mit Waffen versehen haben. Dadurch, daß zwei Parteien oder zwei Völker den Zusammenstoß für unvermeidlich halten, wird er unvermeidlich. Jeder fürchtet die Ueberrumpelung, will dem Andern zuvorkommen. Die beste Verteidigung ist der Hieb. Wenn dann das Unheil geschehen, behauptet jeder bona fide, der Andere habe angefangen.

Die Kreise der Nationen, die auf einer höheren Warte stehn, denen die Erhaltung der Kultur und des Friedens eine Herzenssache ist, sollten es als ihre Pflicht schätzen, diesen verderblichen Volksstimmungen entgegen zu arbeiten. Das erscheint ebenso wichtig, ja wichtiger, als Friedenskongresse. Die Friedensgesellschaften sollten sich offen zu der Parole bekennen: „Gegen den Nationalismus!" D. D.

* * *

Internationale Moral. Der Kongreß, welchen die französische Unterrichts-Liga unlängst in Amiens abgehalten hat, darf eine ganz besondere Bedeutung für sich in Anspruch nehmen, denn er zeigt, welchen großen

Digitized by Google

Wert die Franzosen auf die humanitäre Entwicklung der Schule legen und wie gewaltige Fortschritte sie auf dem Gebiete der Unterrichtsfrage anstreben. Dahin gehören: Einführung der obligatorischen Fortbildungsschule, Erweiterung des Handfertigkeits- und Handwerksunterrichts, Haushaltungsschulen für die Mädchen, Organisation der Schulaufsicht, Sorge für arme Schulkinder, Volks-Hochschulkurse, Besserstellung der Lehrer, Förderung der Ferienkolonien, u. s. w.

Von besonderem Interesse aber sind die Erörterungen, welche auf dem Kongreß die Frage des Moralunterrichts in der Volksschule unter-Ausschluß des kirchlichen Einflusses erfahren hat. Der Kongreß hat erklärt:

1. „Die weltliche Moral fügt sich auf die Vernunft und erstrebt die Entwickelung der individuellen Freiheit, sowie die Verwirklichung der Gerechtigkeit."

2. „Mit Ausschluß aller anderen Methoden soll in der Volksschule nur noch der einzig vernünftigen Methode unterrichtet werden, die darin besteht, daß man in das Bewußtsein des Kindes keine Vorstellung, keine Meinung und keinen Glauben dringen läßt, der nicht zuvor durch die Vernunft geprüft worden ist."

3. „Der weltliche Moralunterricht hat sich nach folgenden Grundsätzen zu richten: Die Moral ist das Ergebnis der menschlichen Entwicklung; durch ihre methodische Vervollkommnung wird sie immer mehr wissenschaftlich; sie ist also unabhängig von jeder religiösen oder metaphysischen Doktrin; sie ist ausschließlich weltlich und ihr Ziel ist das rein menschliche, die Beziehungen zwischen den Völkern nach den Gesetzen der Vernunft und den Ergebnissen der Wissenschaft zu regeln."

4. „Der Kongreß wünscht, daß die öffentlichen Gewalten bei der Abfassung der Unterrichtsprogramme sich von den Ideen des Friedens leiten lassen, und er wünscht insbesondere:

daß man beim Unterricht in der Geschichte weniger Wert lege auf die Ausmalung blutiger Schlachtenbilder und Eroberer-Biographien, und dafür mehr die Fortschritte der Zivilisation, die Anstrengungen der Völker um ihre Befreiung und die Bemühungen der großen Wohltäter der Menschheit aufzeige;

daß man beim Unterricht in den Wissenschaften und namentlich in der Geographie den Schülern einprage, wie sehr die Entdeckungen und Empfindungen des menschlichen Geistes dazu beitragen, die Bande der Solidarität, die alle Glieder der großen menschlichen Familie umschlingen, immer enger zu schließen;

daß man beim Moralunterricht sich von dem Gedanken beseelen lasse, daß die Liebe zum Vaterland aufrichtig sein kann, ohne in Haß und Gewalttat auszuarten, und daß sie die Liebe zur Menschheit nicht ausschließt;

daß endlich in den offiziellen Programmen Raum geschaffen werde für die Lehre Friedlicher Lösungen, sowie für die Darstellung der Anstrengungen, die von den Völkern gemacht worden sind, um zur schiedsgerichtlichen Beilegung aller internationalen Streitigkeiten zu gelangen."

In Verbindung mit diesem Beschluß steht eine Resolution, die erklärt: „Daß die Bemühungen der zivilisierten Völker immer kräftiger darauf gerichtet werden müssen, daß die internationalen Streitigkeiten nicht mehr durch Gewalt, sondern durch die gleiche Achtung vor dem Rechte und dieselben Regeln der Gerechtigkeit, die bei den Konflikten der Individuen oder Gruppen innerhalb der Nation zur Anwendung kommen, geschlichtet werden müssen."

Aus der ethischen Bewegung.

Sitzung des Hauptvorstandes am 30. Oktober 1904. Der Vorsitzende berichtet über seine Begegnung mit Professor Ferd. Buisson in Paris; die von diesem gegründete union pour l'enseignement laique breitet sich mit ungewöhnlicher Schnelligkeit aus und verzeichnet erfreuliche Erfolge.

Die Abteilung Berlin beabsichtigt, den Bericht über die Monatssitzung vom 14. Oktober („Konfessionelle oder weltliche Schule?") für die „Eth. Kultur" und in Broschürenform anzugiebig zu verwerten und ersucht den Hauptvorstand, zu diesem Unternehmen einen entsprechenden Beitrag zu leisten. Dr. Penzig begründet den Antrag und gibt Auskunft über die im Rednerfonds noch vorhandenen Mittel. Nachdem die Kostenfrage eingehend besprochen worden, stellt Professor Döring das Amendement, den Beitrag in erster Reihe aus den Zinsen des Handduchfonds zu entnehmen. Alle diese Anträge werden einstimmig zum Beschluß erhoben.

Sodann verliest Professor Döring den von ihm verfaßten Entwurf eines Flugblattes betr. die Einführung der weltlichen Schule; Geh. Rat Foerster den von ihm und F. W. Foerster-Zürich verfaßten Entwurf eines Aufrufs zur Bildung einer „Vereinigung für Moralpädagogik". Es findet über den Entwurf des Flugblattes eine sehr lebhafte Debatte statt, die indessen wegen vorgerückter Stunde unterbrochen wird.

Die Abteilungen werden erinnert, die Berichte für das laufende Vierteljahr rechtzeitig vorzubereiten und die rückständigen Jahresbeiträge einzusenden.

W. Foerster. Dr. Penzig.

* * *

Sitzung des Hauptvorstandes am 6. November 1904. Zur Diskussion steht der Entwurf des Herrn Dr. F. W. Foerster betr. Aufruf zur Gründung einer „Vereinigung für Moralpädagogik", den Herr Geheimrat Foerster etwas abgeändert hat. Die neue Redaktion wird verlesen. Daran knüpft sich ein umfassender Gedankenaustausch. Justizrat Stern beantragt, den Entwurf zu weiterer Ausgestaltung einem Ausschuß von vier Mitgliedern zu überweisen, und gleichzeitig diesem Ausschuß auch die Bearbeitung des Flugblatt-Entwurfes zu übertragen, den Professor Döring vorgelegt hatte und der sich an die weitesten Kreise wenden soll zur Belehrung über die Stellung der „D. G. E. K." zur Schulfrage. Dr. Bieber stellt den Zusatzantrag, daß dieser Ausschuß in der nächsten Sitzung Bericht erstatten möge. Die Anträge werden angenommen; der Ausschuß wird zusammengesetzt aus Döring, Foerster, Kronenberg, Bruno Meyer. Es sollen dann beide Entwürfe der Kommission vorvielfältigt werden und den Mitgliedern des Hauptvorstandes vor der nächsten Sitzung zugehen.

Abteilung Darmstadt stellt den Antrag, die Honorarsätze und Reisespesen für Vorträge des Herrn Dr. Penzig auf den Rednerfonds zu übernehmen; Wiesbaden bittet für einen Vortrag desselben Herrn die Garantie gegen einen Fehlbetrag zu übernehmen. Genehmigt.

Herr Jaffé bittet die Rednertafel allen Hauptvorstandsmitgliedern zuzustellen und die Abteilungen aufzufordern, Vorschläge zur Erweiterung der Rednerliste zu machen. In diesem Sinne wird beschlossen.

W. Foerster. Dr. Penzig.

* * *

Abteilung Frankfurt a/M. Die hiesige Abteilung der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur hielt am 10. November in der Rosenau ihren Abteilungstag ab. Der Vorsitzende Dr. Pfungst bemerkte im Jahresbericht, daß die Vorträge außerordentlich gut besucht sind, daß aber die Mitgliederzahl nur langsam wachse. Man darf erwarten, daß die Gesellschaft bei dem bevorstehenden Kampf um die Schule jetzt rascher zunehmen wird. Ihre Bestrebungen zur Einführung eines von allen konfessionellen Voraussetzungen freien Moralunterrichts in der Schule finden offenbar immer mehr Anklang. Nachdem der Vorsitzende auf das kürzlich erschienene Buch „Jugendbeichte" von Dr. Foerster hingewiesen hatte und auf die Schrift „Zum Kulturkampf um die Schule" von Dr. Penzig, teilte er noch mit, daß Ende November Dr. Penzig hier einen Vortragszyklus über die ethische Bedeutung von Nietzsches Werken halten wird. An den Bericht schloß sich eine längere Diskussion. Die Wahlen ergaben folgende Zusammensetzung des Vorstandes: Dr. Pfungst erster Vorsitzender, Regisseur Lautze zweiter Vorsitzender, Zahnschriftführer, Redakteur Henning Kassierer, Peters-Frensdorff Beisitzer. Zum Revisor wurde Redakteur Hörth gewählt.

* * *

Abteilung Breslau. Das erste der für den laufenden Winter in Aussicht genommenen Referate über „Wesen und Bedeutung des konfessionslosen Moralunterrichts" brachte unter Anlehnung an das Dr. Penzigsche Buch: „Zum Kulturkampf um die Schule" eine Darlegung der neuen Erziehungsziele. Sein Gedankengang war im wesentlichen folgender: Unser Zeitalter könne mit Rücksicht auf die gesteigerten Anforderungen, welche die soziale Entwicklung an den Einzelnen stelle, deren Verwirklichung notwendig auf erzieherischen Gebiete angestrebt werde, ein pädagogisches genannt werden. Doch nicht mehr sei es der Einzelmensch, um den sich die ganze Erziehungswelt drehe; an die Stelle der wesentlich dem Christentum zuzuschreibenden Individualisierung der Erziehung trete immer mehr der antike Gedanke, daß der Einzelne vorzugsweise für die Zwecke des Staats, der Gesellschaft erzogen werde, nur daß jetzt an die Stelle des Nationalstaats immer mehr die ganze Menschheit trete. Habe früher die Kulturmenschheit ihre sittlichen Kräfte einem hochgespannten Himmelsideal anzupassen versucht, so werde gegenwärtig mit der durch Erfahrung und logisches Denken erworbenen Sicherheit einem erreichbaren diesseitigen Ziele zugestrebt. Dementsprechend seien drei Richtungen in dem Streben nach Neuordnung der Erziehungsprinzipien zu unterscheiden: die erste sei der Drang, Bildung und Wissen als die wesentlichsten

Digitized by Google

Faktoren auch sittlicher Weiterbildung an alle Volksgenossen zu bringen (obligatorische Fortbildungsschulen, Volkshochschulen, Volksbibliotheken u. a.); die zweite habe speziell die Reform der öffentlichen Schule in den verschiedensten Beziehungen im Auge (Einheitsschulbestrebungen, Hochschulpädagogik u. a.); die dritte und wichtigste Richtung sei die bei allen Besserungsvorschlägen hervortretende Tendenz, die Unterrichtsanstalt wieder zur Erziehungsschule umzugestalten, deren Hauptaufgabe weniger in der Uebermittlung von Wissen als in Charakterbildung bestehe. Nicht Religionsfeindschaft, sondern die Sorge um Erhaltung echter Religiosität und zugleich um die sittliche Fortbildung der neuen Generation fordere eine Loslösung der Moral von den schwankenden und menschentrennenden Glaubensvorstellungen älterer, oder neuerer Zeit. Der Sittenunterricht solle den Kindergeist einführen in die Fülle der Wirklichkeit und solle durch Weckung und Vertiefung der Einsicht in die vielverschlungenen menschlichen Lebensbeziehungen, die sich nur durch den roten Faden der Menschenliebe zu einem klaren Gewebe ordnen lassen, Motive für Bestimmung des Willens schaffen helfen. Dann könne trotzig die dogmatische Gedankenwelt zusammenbrechen; der sittliche Halt werde unter ihren Trümmern nicht begraben.

Sprechsaal.

Die von mir in Nr. 18 der „Ethischen Kultur" besprochene Gerichtsentscheidung hat in Nr. 21 eine Verteidigung gefunden, welche mich veranlaßt, kurz zu erwidern, ohne indessen den grundlos animosen Ton der Erwiderung nachzuahmen.

Drei Punkte scheinen mir einer Erörterung zu bedürfen. Der Verfasser der Erwiderung unterstellt in tatsächlicher Hinsicht, es sei „nur behauptet, daß das Bestehen (eines intimen Verhältnisses mit einer Untergebenen) die Interessen der Unternehmer bedrohe." Das ist unrichtig. Hätte der Verfasser von dem „als einer der wichtigsten Regeln für Kritik und Polemik" von ihm aufgestellten Grundsatz: „Gegenstand und Gegner ganz richtig aufzufassen und darzustellen" freundlichst selbst Gebrauch gemacht, so hätte ihm nicht entgehen können, daß auch in dem sehr abgekürzten Referat in Nr. 14 ausdrücklich als Parteibehauptung angeführt war: „Kläger habe die N. N., deren Vorgesetzter er gewesen sei, anfangs hart behandelt, ihr später aber unsittliche Anträge gestellt. Sie habe ihn sodann auf seinem Zimmer besucht" etc. Hieraus geht doch wohl klar hervor, daß nicht nur das Bestehen, sondern auch das Entstehen des Verhältnisses, die Art und Weise der Anbahnung des selben Gegenstand der Parteibehauptung und somit der richterlichen Kognition war. Hätte der Verfasser aber behufs „ganz richtiger Auffassung" des ihm unter Quellenangabe zu fällerte Entscheidung nachgelesen, so hätte er noch nähere — zur Mitteilung an weitere Kreise nicht geeignete — Details betreffend die behauptete Verführung des jungen Mädchens gefunden. Die Fragestellung des Verfassers ist daher nur eine ausschließlich auf bestehende intimen Verkehr bezieht, von vorn herein eine falsche, und es hätte vielmehr das Gericht auch die Art und Weise der Anknüpfung der Verkehrsbeziehungen, die — hauptsächlich von mir betonte — Ausnützung des Autoritätsverhältnisses, um das ihm untergebene Mädchen sogar durch gute Behandlung gefügig zu machen, in den Bereich seiner Erwägungen ziehen müssen.

Aber auch, was ferner die Würdigung eines bestehenden Liebesverhältnisses anbelangt, kann ich dem Herrn Verfasser der Erwiderung nicht beipflichten und muß schon ein solches als geeignet, das Autoritätsverhältnis und die Disziplin zu lockern, und daher als einen wichtigen Grund zur Entlassung im Sinne des § 70 Handelsgesetzbuchs ansehen. Auf die Gesahr hin, bei dem Verfasser als sehr wenig Ritterlich zu gelten, behaupte ich, daß solcher Verkehr — wenn er Folge haben wird, daß der männliche Vorgesetzte den Mädchen gegenüber, dessen Liebhaber er ist und dessen Gunstbezeugungen er wünscht, die volle Unparteilichkeit verliert, daß er ihr mancherlei nachsieht oder sie vor anderen Angriffen nicht schützt, daß ferner solche Beziehungen im Geschäft gewöhnlich nicht unbemerkt bleiben und zu Klatsch und Eifersüchteleien Anlaß und jedenfalls ein schlechtes Beispiel geben. Auch pflegen normaler Weise öfters sichtbare Folgen des Verkehrs nicht auf sich warten und die bisherigen hervorgerufenen vielfachen Beziehungen sind gleichfalls nicht geeignet, das geschäftliche Autoritätsverhältnis zu stärken. Alle diese Umstände liegen menschlich und natürlich derartig nahe, daß der Richter sie bei der ethischen Würdigung des Verhältnisses wohl in Betracht ziehen muß, und wenn demgegenüber mein Herr Kritiker derartigen Verhältnissen gar nachrühmt, daß sie „die zwangsweise Unterordnung unter den Vorgesetzten eher in eine willige Folgsamkeit umzuwandeln geeignet seien" so verkennt er doch ebenso sehr die gewöhnlichen plastischen Wirkungen derartigen Verkehrs als das Wesen der für ein großes Geschäftshaus notwendigen strengen Disziplin, welche sachgemäße Unterordnung und nicht Folgsamkeit „aus Liebe" erfordert.

Die Ausführungen schließlich, durch welche der Verfasser der Bemerkungen in Nr. 21 Recht und Rechtspflege in Gegensatz stellt und die Aufgaben der letzteren begrenzt, sind offensichtlich unzutreffend und lassen den Laien auf diesem Gebiete erkennen. Gewiß hat sich der Richter in erster Reihe an das geschriebene Recht und dessen „erkennbaren, wirklichen Sinn" zu halten. Aber häufig ist eben die Frage: welches ist der wirkliche Sinn? und: Wo drei schon, bei der Auslegung des Gesetzes, hat der Richter ja nach seinem besten Können einen gewissen freien Spielraum. Auch hier „hängt vieles" — wie Kohler in anderem Zusammenhange sagt — „nicht von den großen Ideen, sondern von den kleinen Mückenknüttungen ab." Bei der unbegrenzten Mannigfaltigkeit des Lebens aber hat das Gesetz auch vielfach Lücken, welche die Rechtsprechung zu ergänzen hat, oder es läßt, um den wechselnden Lebensanschauungen Rechnung zu tragen, mit Absicht Maschen offen, wie gerade in unserem Falle: indem das Gesetz — abgesehen von den Beispielen in §§ 71, 72 l. c. — als Erfordernis nur einen „wichtigen Grund" aufstellt, überläßt es der Rechtsprechung, festzustellen, was als wichtiger Grund anzusehen sei. So hat die letztere die Aufgabe, das geschriebene Recht nicht nur auszulegen, sondern auch auszugestalten und fortzubilden; und wir wissen, daß in der Praxis die Entscheidungen höchster Gerichtshöfe nahezu dieselbe Kraft und Bedeutung gewinnen, wie das Gesetz selbst. In diesen engeren Grenzen hat daher die Rechtsprechung, ebenso wie das Recht selbst, die hohe Aufgabe, erziehlich zu wirken und die sittlichen Ideale zu verdeutlichen.

Hierin hat die fragliche Gerichtsentscheidung, mag sie auch unzweifelhaft nach bestem Wissen und Gewissen getroffen sein, nach meiner Ueberzeugung fehl gegriffen und daher mich zu der erfolgten Kritik herausfordert. Zu sachlicher Kritik aber halte ich, als Jurist und Schriftsteller, mich für berufen, ohne irgend einem anders Denkenden das Recht freier Meinungsäußerung zu verschränken. Max Graf Behrendt.

Wir halten damit die Angelegenheit für abgeschlossen.

Die Redaktion.

Bücherschau.

Hillgers Illustriertes Frauenjahrbuch 1904/05. Herausgegeben von Hermann Hillger. Mit vielen Illustrationen. Berlin. Hillger (XII, 982 Seiten) Mk. 1.—

Vor dieser verlegerischen Quantitätsleistung für 1 Mark steht selbst der buchhändlerische Fachmann staunend, ja verdlifft. Und dabei eine solche Qualität! Weitaus die meisten bedeutschreibenden Schriftstellerinnen von Ruf, die Frauenrechtlerinnen und die anderen, sind hier mit Aufsätzen vertreten, deren Stoff mit der Frauenfrage oder der Frauenbewegung in Zusammenhang steht. Die Vollständigkeit ist eine fast absolute; kaum ein Punkt fehlt auf den Gebieten des Bildungswesens, der Berufstätigkeit, des Rechtslebens, der sozialen Tätigkeit, der Aufschwungsbestrebungen 2c. der Frauenwelt. Dieses Erstrecken auf sämtliche Aeußerungen des Lebens und des Strebens der Frau, ferner die Gediegenheit auch Knappheit der einzelnen Beiträge, endlich die Vorzüglichkeit der Zusammenstellung des Inhalts machen aus dem Buche geradezu ein praktisches Kompendium der Frauensache, wie es sich die Sozialreformer, die Politiker, die Redakteure, kurz, alle Interessenten nicht viel besser wünschen können. Die Engländer haben seit Jahrzehnten ein ähnliches Jahrbuch: „The Englishwoman's Yearbook," das auch nur 1 sh. kostet, aber viel weniger bietet. Hoffentlich findet die hillgersche Neuschöpfung, welche berufen ist, die Frauensache in den Ländern deutscher Zunge gewaltig zu fördern, bei dem fabelhaft niedrigen Preis genügend Absatz, um das jährliche Erscheinen zu sichern, jedenfalls entspricht sie einem ebenso zeitgemäßen wie dringenden Bedürfnis. Zu tadeln wüßte ich nur dreierlei: erstens lassen im Inhaltsverzeichnis die Seitenangabenverweisungen an Richtigkeit zu wünschen übrig; zweitens findet die Frauenstimmrechtsfrage zu wenig Berücksichtigung; drittens sind viele Porträts arg verdruckt. Diese Mängel lassen sich aber im 2. Jahrgang beheben. L. K-r.

Eingegangene Bücher.

Maurice Maeterlinck, der doppelte Garten. Verlag Eugen Diederichs, Jena 1904. Preis brosch. 4,50 Mark, geb. 5,50 Mark.

Ludwig Feuerbach. Von Friedrich Jodl. Stuttgart 1904. Verlag Frommann. Preis 2 Mark.

Melancholie. Von K. Przerwa-Tetmajer. München 1904. Verlag Dr. J. Marchlewski. Preis brosch. 3 Mark.

Das Paradies der Kindheit. Von Lina Morgenstern. Leipzig und Regensburg 1904. Verlag Ed. Wunderling. Preis brosch. 3 Mark, geb. 4 Mark.

Digitized by Google

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur Abteilung Berlin.

Sonnabend, 10. Dezember, 8¼ Uhr abends: **Unter den Linden 16,** III. Diskussionsabend **nur für Mitglieder:** „Wie gewinnen wir Einfluß?" Referent: Herr Paul Jaffé.

Freitag, 30. Dezember, abends 8¼ Uhr, Bürgersaal des städt. Rathauses: Jahresschlußversammlung. Geh. Regierungsrat Prof. Dr. **Wilhelm Foerster:** „Sollen die höheren oder niederen Wohl- und Wehgefühle die Welt regieren?" Eintritt frei. Gäste willkommen. Nachher geselliges Zusammensein. Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Soeben erschien:

Konfessionelle oder weltliche Schule?

Drei Ansprachen in der
Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, Abteilung Berlin,
am 14. Oktober 1904.

Berlin SW. 48, Verlag für ethische Kultur.

Kl. 8°. 32 Seiten, broschiert. Preis 30 Pfg. (auch in Briefm.)
50 Exemplare Mk. 10.—, 100 Exemplare Mk. 15,—,
durch die Exped. d. Zeitschrift und im Bureau der D. G. E. K.
zu beziehen.

Als empfehlenswerte Geschenkwerke sind durch den **Verlag für ethische Kultur, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121** zu beziehen:

Byrons Tagebücher und Briefe. In neuer Bearbeitung (4. Auflage) mit 2 Bildnissen (Lord und Lady Byron) und mehr als 100 bisher unbekannten zum ersten Mal veröffentlichten Briefen Byrons. Deutsch bearbeitet von Professor Dr. Eduard Engel. Preis broschiert 9 Mk., gebunden 4 Mk. Als notwendiger Ergänzungsband zu sämtlichen deutschen Byron-Ausgaben erschienen, enthält dieses Buch Byrons Leben von ihm selbst erzählt, und ist bereichert durch eine Fülle der interessantesten brieflichen Enthüllungen über sein Leben.

Albrecht Dürers schriftliches Vermächtnis. (Mit Bildnis Dürers). Ausgewählt und eingeleitet von Dr. Max Jadasohn, broschiert 2 Mk., gebunden 3 Mk. Das Buch enthält Dürers Briefe, sowie sie uns erhalten sind, und man darf annehmen, daß gerade in unserer Zeit eine derartige Ausgabe vielfachen Wünschen entgegenkommt, um so mehr als der Name Dürers heute mehr als je ein Heiligtum für alle Freunde deutscher Kunst ist.

Engel, Prof. Eduard. Psychologie der französischen Literatur. 8. völlig neu bearbeitete Auflage. Preis broschiert 3,50 Mk., gebunden 4,50 Mk. Der bekannte Verfasser hat hier eine Naturgeschichte des französischen Geistes geschaffen, und bildet das längst berühmte Buch in seiner jetzigen Form ein auch sprachlich geradezu klassisches Werk.

Landsberg Dr. Hans. Die moderne Literatur. Brosch. 1,50 Mk. Die kleine Broschüre hat als ein Ausdruck des ästhetischen Empfindens der Gegenwart ihr literarisches Interesse.

Penzig, Dr. Rudolph. Zum Kulturkampf um die Schule. Ein Mahnwort an Denkende. Broschiert 2 Mk., gebunden 3 Mk. Der wohlbekannte Verfasser tritt hier für eine unumgängliche Reform unseres öffentlichen Erziehungswesens ein und gibt einen trefflichen Wegweiser in den Wirren des Kampfes um die Zukunft der Schule.

Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. (Mit Bildnis Rahels). Herausgegeben von Dr. Hans Landsberg. Preis broschiert 3 Mk., gebunden 4 Mk. Rahel, Varnhagen. Die bedeutendste Frauengestalt der Romantik hat uns in ihren Briefen und Tagebüchern ein unvergleichliches Kulturbild ihrer Zeit hinterlassen. Sie ist die erste wahrhaft moderne Frau ganz erfüllt von der Aufgabe, dem Weibe diejenigen Rechte zu geben, die für seine Entwickelung notwendig sind. Rahel: Ein Buch des Andenkens ist ein Buch des Lebens, ein Evangelium hoher Weiblichkeit.

Rawitz, Dr. Bernhard, Privatdozent an der Universität Berlin: Urgeschichte, Geschichte und Politik. Populär-naturwissenschaftliche Betrachtungen. Broschiert 8 Mk., geb. 10 Mk. Jeder Gebildete wird mit hohem Interesse die klaren Ausführungen des Verfassers verfolgen und sich mit dem Gang seiner kritischen Betrachtungen beschäftigen.

Scheffler, Karl. Moderne Malerei und Plastik. Broschiert 1,20 Mk. Der bekannte Verfasser gibt eine sehr ruhige und klare Uebersicht über das Wesen der modernen Kunst und sucht ältere und moderne Anschauungen mit einander zu versöhnen.

Schmidt, Dr. Leopold. Die moderne Musik. Preis elegant broschiert 1,20 Mk. Der berühmte Musikkritiker macht in diesem Buche den Versuch, für das Wesen der modernen Tonkunst erklärende Begriffe zu finden und ihr Entstehen im geschichtlichen Zusammenhange darzustellen.

Chimm, Rudolf. Deutsches Geistesleben. Broschiert 4 Mk., gebunden 5 Mk. Aus dem reichen Inhalte verdienen folgende Aufsätze besonders hervorgehoben zu werden: Die öffentlichen Vergnügungen im Mittelalter, Hans Sachs, Bürgers Lenore und ihr Verhältnis zur deutschen Volkssage, Brüder Grimm u. s. w.

Trinius, A. Goethe-Stätten und andere Erinnerungen aus Thüringen. Preis broschiert 2 Mk., gebunden 2,75 Mk. Der Name Trinius ist heute zu eng bereits mit Thüringen verbunden, um einem neuen Werke desselben noch etwas hinzuzufügen. Thüringen hat in ihm seinen begeisterten Apostel gefunden.

Leonhard Simion Nf.

Sanatorium Grossjena
bei Naumburg a. Saale. Herrl. Lage, viels besucht, illustrierte Prospekte.

Verlag von Leonhard Simion Nf. in Berlin SW. 48.

Bobertag, Felix,

Geschichte des Romans

2 Bände broschiert. Preis 12 Mark.

Höchst interessantes Werk über die ältere deutsche und französische Romanliteratur.

Zeitungs-Nachrichten

Nachrichten-Bureau
Adolf Schustermann
BERLIN N. 37.
Büchner-Brücke 1.
Fernsprecher: Amt I, No. 3.

Originale Informationen über Politik, Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mässigen Preisen prompt, gewissenhaft und discret.

Das Bureau der D. G. E. K.,

Unter den Linden 16 befindet sich jetzt nicht mehr im dritten, sondern im **zweiten Stock** rechts. Auskünfte 2c. werden, falls der Unterzeichnete nicht anwesend ist, aber, nach wie vor, auch in der Auskunftstelle im III. Stock erteilt. Sprechstunden des Unterzeichneten nur Montag, Mittwoch und Freitag von 10—12 Uhr. Eilige Zuschriften sind daher besser an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmanstraße 15 zu richten.

Dr. Penzig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1.60 Mk. Zu beziehen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

XII. Jahrgang. | Berlin, den 15. Dezember 1904. | Nr. 24.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

...kunft und die Frauen. Von T. Oesterreich.
...r Unternehmer und seine Arbeiter. Von Nicholas Paine Gilman. (Schluß).
...reslichter:
Das Recht auf Schlaf.
Der sieghafte Generalanzeiger.
...s der ethischen Bewegung.
...rechsaal.
...erkosten.

Mit der vorliegenden Nummer schließt das vierte Quartal. Wir bitten unsere Freunde und Leser recht herzlich, uns ...n neuen Fälle nicht nur selbst treu zu bleiben, sondern auch uns in der weiteren Ausbreitung der „Ethischen Kultur" und ihrer Monatsbeilage „Kinderland" möglichst zu unterstützen. Probenummern stellen wir bereitwilligst zur Verfügung und senden dieselben gratis und franko an andere Adressen.

Unsere Postabonnenten

...en wir bei dem Quartalswechsel auf die seit einiger ...r bestehende postalische Einrichtung aufmerksam, wonach ...ezugsgelder von den Briefträgern, welche zur rechts...en Quittungsleistung berechtigt sind, eingezogen werden ...nen. Eine weitere Bequemlichkeit für die Leser liegt ...n, dass man die Einziehung der Zeitungsgelder bei ...stellungen schriftlich beantragen kann. Man wirft ...n Benachrichtigungszettel in den Briefkasten, worauf ...r Briefträger zur Entgegennahme der Bestellung und ...ung des Geldes erscheint. Etwaige Kosten entstehen ...rch nicht.

Ein fröhliches Neujahr Allen!

Redaktion und Verlag für ethische Kultur.

Kunst und die Frauen.

Von T. Oesterreich.

Der Kampf des Weibes um seine Menschenrechte ...m auch in Deutschland auf der ganzen Linie be...en und ein Sieg ist nicht mehr zweifelhaft. ...uf hat die neue Kulturidee schon einzelne Gruppen ...dividuen erfaßt. Noch aber fehlt uns der große ..., der es ausspricht in Worten oder hinstellt in ...n und Steinr, was dem modernen Menschen die ...n tiefsten bewegt. Noch auch ist die Philosophie ...funden, die den Geist der Zukunft in ihren ...t und die dem Leben selber die Wege weist. ...ische Kultur fühlt diese Lücke — das Tasten und unsichere Suchen der Hypermoderne beweist es unerträglich — denn den tiefsten Ausdruck seines innern Lebens hat der deutsche Geist erst in der Philosophie gefunden. Durch sie nur wird er fertig mit den großen Realitäten des Daseins. Und fehlt sie wie in unseren Tagen, so ist es das Zeichen, daß des Lebens Stücke für uns noch roh und fragmenthaft nebeneinander liegen, noch ungeeint von gestaltender Seelenkraft.

Neue Ansätze zu einer modernen Philosophie existieren bereits, aber der Geist, der die Macht in sich hat, die disparaten Zerrissenheiten heutigen Seinsgefühls aufzuheben, ist noch nicht da. Man sage nicht, daß sie für ewig unversöhnbar sind. Nur von der Kraft und der Tiefe des Menschen hängt es ab, ob er innerlich fertig wird mit den gegen einander arbeitenden Kräften des Lebens oder ob sie ihn haltlos bald hierhin bald dorthin eine Strecke mit sich ziehen, um ihn dann wieder liegen zu lassen mit zerrissner Seele.

Kommt dieser Mensch erst, dessen Seele aus Erz sein wird und doch anklingend auf jeden leisen leichten Ton, dann wird in der Weltanschauungsphilosophie der neuen Kultur auch das Weib den Rang finden, der ihm als Menschen gebührt.

Heute steht es noch außerhalb des Weltgefühls der meisten deutschen Denker. Die wenigen, bei denen es Eingang fand, leben noch unter uns, haben noch nicht in die Tiefe gewirkt.

Dem Größten der Vergangenheit aber, dessen Werke heute wieder gelesen werden wie vor hundert Jahren, blieb das Weib als Mensch fremd und fern. Mit darum giebt uns auch Kants Philosophie so wenig zum Lebenkönnen. Wie der Leben gebende Strom des Aesthetischen ihm nie gestossen ist, hat auch das Menschentum des Weibes ihm nie die Seele erregt.

Bereits ein frühes Zeugnis gewährt uns einen flüchtigen Blick in sein Gefühl. In seiner ersten Schrift, die noch ins Ende seiner Studentenzeit fällt, griff er mit starkem Selbstvertrauen neben anderen großen Namen seiner Tage auch die Freundin und Geliebte Voltaires, Madame de Chastelet, scharf an. Und ein wenig doktrinär heißt es dann:

„Gegen jede andere Person ihres Geschlechts würden seine Angriffe das Ansehen eines ungesitteten Betragens und einer gewissen Aufführung, die man pedantisch nennt, an sich haben. Allein der Vorzug des Verstandes und der Wissenschaft an derjenigen Person, von der er rede, der sie über alle übrigen ihres Geschlechts und auch einen großen Teil des anderen hinwegsetze, heraube sie zugleich desjenigen, was das eigentliche Verreich des schöneren Teiles der Menschen sei, nämlich der Schmeichelei und der Lobsprüche, die demselben zu Grunde liegen."

Digitized by Google

Die der Zeit entsprechende Galanterie dieser Zeilen hat der Philosoph sein Leben lang beibehalten, aber die leise Hochachtung vor weiblicher Intelligenz ist später verschwunden. Ihren Grund hat sie sicherlich in der außerordentlichen Hochschätzung gehabt, die Kant in jüngeren Jahren überhaupt dem Verstande des Menschen entgegenbrachte.

„Es war eine Zeit — so schreibt er selbst von sich — da ich glaubte, dieses alles (d. h. der Drang nach Erkenntnis und ihr Besitz) könnte die Ehre der Menschheit machen und ich verachtete den Pöbel, der von nichts weiß."

Dieser außerordentlichen Bewertung des Intellekts hat später der Einfluß Rousseaus ein Ende bereitet. Gleichzeitig oder vielleicht schon früher hörte auch die Sympathie des Denkers für weiblichen Intellektualismus auf. Es scheint, als wenn persönliche Erfahrungen mit dazu beigetragen haben. In den von Erdmann aus dem Nachlaß herausgegebenen Reflexionen Kants, wie auch in der Anthropologie, heißt es einmal: „Das Frauenzimmer braucht seine Bücher, wie es seine Uhr braucht; es ist ein Zierrat: denn danach sich zu richten, ist ihre Absicht nicht." Und einer Dame, die einmal in der Unterhaltung nachdrücklich behauptete, auch Frauen könnten ebenso gelehrt wie Männer sein, antwortete der sonst so vollendete Gesellschafter: „Nun ja, es ist auch danach."

Ein so prinzipielles Absprechen über die intellektuellen Fähigkeiten der Frauen hat selbstverständlich einen tieferen Grund als die paar spärlichen Erfahrungen, die im weltentlegenen Königsberg vielleicht zu machen waren. Er liegt vielmehr in dem Geschlechtscharakter des bisherigen durchschnittlichen deutschen Mannes begründet, den eben auch Kant teilte. Der deutsche Mann, auch der tiefer gebildete, steht seiner Natur nach fast niemals im Weibe einen ganzen Menschen, sondern nur ein Geschlechtswesen. Daher hatte auch ein Kant für die geistige Bedeutung eines Weibes höchstens „kalte Bewunderung" übrig. Spöttisch meint er sogar: „ein Frauenzimmer, das den Kopf voll Griechisch hat . . . oder über die Mechanik gründliche Streitigkeiten führt . . ., mag nur immerhin noch einen Bart dazu haben." Borowski, ein vertrauter Freund und Biograph Kants, erzählt sogar:

„Von einem weiblichen Wesen, das ihn an seine Kritik der reinen Vernunft erinnern oder über die französische Revolution, über die er sonst in männlicher Gesellschaft sich leidenschaftlich unterhielt, mit ihm ein Gespräch hätte anknüpfen wollen, würde er sicher augenblicklich sich weggewendet haben!"

Daraus kann man auch entnehmen, wie wir es aufzufassen haben, wenn ein anderer Zeitgenosse, Jachmann, mit jener Art ausnahmsloser Bewunderung, die bei den Dutzendbiographen die Stelle der Ehrfurcht vertritt, behauptet, daß Kant allgemeine Bildung an Frauen geschätzt habe.

Nein, Kant hat für die höhere intellektuelle Seele des Weibes nicht die geringste wärmere Regung übrig gehabt. —

Was Schelling einmal von einer der früheren Schriften des Philosophen, den „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen," bemerkt, sie zeige „eine Tendenz zu französischer Eleganz und dem gesellschaftlich Geistreichen dieser Nation," gilt auch vom Verhältnis Kants zu den Frauen, ja den Menschen überhaupt. Er war zweifellos von großer Galanterie. Nicht von jener hochgalanten freilich, wie sie die großen Schriftsteller der französischen Aufklärung vollendet zur Anwendung brachten. Borowski bemerkt ausdrücklich: „Sein Leben war — keiner seiner Vertrauten von Jugend auf wird mir widersprechen — im strengsten Verstande züchtig."

Schönheit und Grazie — noch im Alter hatte er Sinn für weibliche Reize (Jachmann) — sind die Leitgefühle, nach denen Kant auch die Seele des Weibes wertete. Die genannten „Beobachtungen", die er als Vierzigjähriger schrieb, sind das klassische Zeugnis dafür.

„Die Tugend des Frauenzimmers ist eine schöne Tugend... Sie werden das Böse vermeiden, nicht weil es unrecht, sondern weil es häßlich ist und tugendhafte Handlungen bedeuten bei ihnen solche, die sittlich schön sind. Nichts von Sollen, nichts von Müssen, nichts von Schuldigkeit. Das Frauenzimmer ist aller Befehle und alles mürrischen Zwanges unleidlich. Sie tun etwas nur darum, weil es ihnen so beliebt, und die Kunst besteht darin, zu machen, daß ihnen nur dasjenige beliebe, was gut ist."

Diese schönen Seelen waren nicht ohne Anziehung für Kant und er war sehr liebenswürdig zu ihnen. Eine dieser Frauen (von der Recke) schrieb, als sie eben die Todesnachricht des großen Mannes erhalten hatte:

„Er, den Mendelssohn den alles Zermalmenden nannte, er, der unserer Denkungsart einen erschütternden Schwung gab, ist nicht mehr. Ich kenne ihn durch seine Schriften nicht, weil seine metaphysische Spekulation über den Horizont meines Fassungsvermögens ging — —. Aber schöne, geistvolle Unterhaltungen danke ich dem interessanten, persönlichen Umgange dieses berühmten Mannes; täglich sprach ich diesen liebenswürdigen Gesellschafter in dem Hause meines Vaters, des Reichsgrafen von Kaiserlingk zu Königsberg. Kant war der dreißigjährige Freund dieses Hauses und liebte den Umgang der verstorbenen Reichsgräfin, die eine sehr geistreiche Frau war. Oft sah ich ihn da so liebenswürdig unterhaltend, daß man niemals den tiefen abstrakten Denker in ihm geahnt hätte, der eine solche Revolution in der Philosophie hervorbrachte. In gesellschaftlichem Gespräch wußte er bisweilen sogar abstrakte Ideen in ein liebliches Gewand zu kleiden, und klar setzte er jede Meinung auseinander, die er behauptete. Anmutsvoller Witz stand ihm zu Gebote und bisweilen war sein Gespräch mit leichter Satyre gewürzt, die er immer mit der trockensten Miene anspruchslos hervorbrachte."

Diese Worte zeigen, wie gewandt und höflich Kant im Umgang mit den Frauen war, aber sie vermögen das schwerwiegende Zeugnis Borowskis nicht zu entkräften, daß er sich nie mit einer Frau auf ein Gespräch über wahrhaft ernste und große Dinge, wie die französische Revolution es war, eingelassen hätte:

„Die Männer erholen sich bei den Frauen von den öffentlichen Angelegenheiten. Sie bringen auch in die menschlichen Dinge die Kleinigkeit eines Spiels, wie es wirklich beschaffen ist, und mäßigen die übergroße Wichtigkeit."

Dies Wort Kants hat sicher auch für ihn Giltigkeit. Doch dürfen wir die Oberflächlichkeit seiner Beziehungen zu Frauen auch nicht überschätzen.

„Ein Mensch, sagt er, welcher tändelt, ist jederzeit ohne Gefühl, sowohl der wahren Achtung, als auch der zärtlichen Liebe. Ich möchte wohl, um wer weiß wieviel, dasjenige nicht gesagt haben, was Rousseau so verwegen behauptet: daß ein Frauenzimmer niemals etwas mehr, als ein großes Kind werde."

Er verlangt dementsprechend von den Frauen „gute, gesunde Vernunft, Natürlichkeit, Heiterkeit und Häuslichkeit." Nicht aber höhere Geistesbildung, wie sie die Voraussetzung tieferen Menschentums bildet. Gelegentlich hat er freilich dieses letztere auch für erstrebenswert gehalten. So heißt es einmal in dem Aufsatz „Was ist Aufklärung?" bitter:

„Daß der bei weitem größte Teil der Menschen, darunter das ganze schöne Geschlecht, den Schritt zur Mündigkeit, außerdem daß er beschwerlich ist, auch für sehr gefährlich halte, dafür sorgen schon jene Vormünder, die die Oberaufsicht über sie gütigst auf sich genommen haben."

Aber solche Worte sind überaus selten. Neben jener Stimmung, die das Anmutvolle der Frauenseele preist, findet sich am häufigsten die der Verachtung. Diese Vereinigung beider ist etwas Typisches. Wem es innerlich widersteht, Frauen ernst zu nehmen, wer nicht auch im Weibe den Menschen fühlen und schätzen zu können verlangt,

Digitized by Google

der verachtet sie in der Tiefe ohne Ausnahme, so entzückt er auch über sie sein mag. Und so klingt es denn auch bei Kant schon in den „Beobachtungen" durch: die Frauen sind sittlich minderwertig. Für die freie und leicht geübte, ich möchte sagen instinktive Sittlichkeit der schönen Seele hat er doch nur ästhetisches, nicht auch ethisches Verständnis. Allein auf Grund bewußter Grundsätze und Maximen muß der Mensch handeln, um in seinen Augen sittlich zu sein. Die schöne Seele, die gut handelt, weil das Schlechte ihrer Natur widerspricht, gilt ihm sittlich nicht viel. Je mehr jener formalistische Moralismus in Kant zunahm, um so ausgeprägter ist auch seine moralische Geringschätzung der Frauen geworden. In den „Beobachtungen" heißt es noch milde:

„Ich glaube schwerlich, daß das schöne Geschlecht der Grundsätze fähig sei, und ich hoffe dadurch nicht zu beleidigen, denn diese sind auch äußerst selten beim männlichen. Dafür aber hat die Vorsehung ihrem Busen gütige und wohlwollende Empfindungen, ein feines Gefühl für Anständigkeit und eine gefällige Seele gegeben."

Ganz anders klingt es schon, wenn es in Erdmanns Kant-Reflexionen heißt: „Wenn man eine kennt, kennt man sie alle." Oder „Ein Frauenzimmer hält sich niemals für verbindlich und will desfalls jederzeit für frei passiren. Sie sind daher niemals dankbar." In Bezug auf das Allgemeinwohl sollen sie „völlig gleichgiltig" sein, „ob sie gleich nicht immer (!) in Ansehung einzelner Personen, die sie kennen, liebloss sind." Ja, die Frauen, „verwandeln, man mag es anfangen, wie man will, jederzeit die Tugend in Anständigkeit." *)

Kurz, die „Propagation" ist das Einzige, wozu die Frauenzimmer taugen." (Fragmente aus dem Nachlaß) . . . War es nur eine momentane erregte Stimmung, der das Wort entsprang?

Noch zu einer andern Tätigkeit scheint Kant die Frauen besonders würdig und geeignet gehalten zu haben — zum Kochen. Er war selbst ein wenig Feinschmecker und mit Frauen hat er besonders gern von der Kochkunst gesprochen. Auch legte er großen Wert darauf, daß die Mädchen ohne Ausnahme darin gründlichst unterrichtet würden.

„Er hatte gewiß alle Achtung für das weibliche Geschlecht — so erzählt Jachmann — und schätzte viele talentvolle und kenntnisreiche Damen als seine Freundinnen; aber deshalb (wie logisch) meinte er: ein jedes Frauenzimmer möchte seiner „allgemeinen Ausbildung" unbeschadet sich noch für die speziellen Zwecke als Gattin und Hauswirtin gehörig ausbilden, um ihre künftige Bestimmung ganz zu erfüllen. Zu dem Zwecke hielt er es für nötig, daß man seine Tochter ebenso von einem Koch eine Stunde in der Kochkunst unterrichten lassen möchte als von dem Musikmeister in der Tonkunst . . . . Seiner Meinung nach könnte es auch dem geistreichsten Manne, und wäre er selbst Dichter und Künstler, nicht gefallen, wenn seine Frau anstatt ihm ein gehöriges Essen vorzusetzen, ihn mit einem Gedicht oder Gemälde entschädigen wolle, das sie zu der Zeit verfertigte, wo sie sich der Küche annehmen sollte."

Was dem modernen Menschen an diesen Anschauungen so unerträglich ist, das ist nicht die Forderung, daß die Frauen etwas vom Kochen verstehen möchten, sondern die ganze Auffassung vom Lebensinhalt der Frau und von der Ehe, die daraus spricht. Dieselbe ist eine durchaus niedrige. Vielleicht ist sie in früheren Jahren höher gewesen. Kant selbst hatte zwei Mal die Absicht gehabt, eine Ehe einzugehen, zögerte aber in übergroßer Bedenklichkeit zu lange mit seinem Antrage und versehlte so die Gelegenheit dazu. Seinen Freunden empfahl er, wie Jachmann und Borowski übereinstimmend berichten, bei Heiratsabsichten besonderen Wert auf die pekuniären Verhältnisse ihrer Frau zu legen. Er entwarf auch selbst für seine Freunde Heiratspläne unter diesem Gesichtspunkte. Ja, er wurde sogar recht empfindlich, als ihm eines Tages ein Bekannter, für den er ohne sein Wissen eine sehr reiche Partie ausfindig gemacht hatte, erklärte, er habe bereits aus Neigung gewählt. Von den aus Liebe geschlossenen Ehen behauptet er sogar, daß sie „alle unter den Grad von Verträglichkeit hinabsänken," weil die Wirklichkeit nicht hielte, was die Leidenschaft des Geschlechts versprach. Eine Enttäuschung, wie sie freilich für eine Lebensauffassung nicht ausbleiben kann, die vom Weibe spricht: „Man fordere ja nicht Aufopferungen und großmütigen Selbstzwang. Ein Mann muß es seiner Frau niemals sagen, wenn er einen Teil seines Vermögens um einen Freund in Gefahr setzt" — und die „den Heiraten aus Spekulation vor allen übrigen den Vorzug erteilte." —

Die Empfehlung der Prostitutionsehe ist das letzte Wort über die Beziehungen zum Weibe aus dem Munde des Philosophen, der selber den Anspruch erhebt, als erster unter allen Philosophen die Sittlichkeit in ihrer Reinheit erfaßt zu haben, der es immer von neuem gepredigt hat, seine Menschen als bloßes Mittel zu gebrauchen. Eine unbegreifliche Dissonanz, wenn man die Gegensätze nackt aneinander stellt. Sie löst sich allein, wenn man die Gesamtpersönlichkeit des großen Mannes in Rücksicht zieht. —

Fragen wir nun noch zum Schluß: Wie würde Kant geurteilt haben, wenn er, der die Emanzipation des demokratischen Geistes von den Fesseln der Autokratie in der französischen Revolution mit Begeisterung herannahen fühlte, auch das Ringen des Weibes nach ganzem Menschentum erlebt hätte?

Ob dann nicht die leisen Spuren dieses Ideals in seiner Seele zu einem festen erschütterungsfreien Ganzen sich zusammengeschlossen hätten, ob nicht auch er das Mündigwerden auch des Weibes als unerbittliche Notwendigkeit für den Fortgang der Kultur und die Vertiefung des gesamten Lebens hingestellt hätte?

*) Um so merkwürdiger ist eine, übrigens eine recht geringe Kenntnis der durchschnittlichen Frauenseele verratende Stelle aus der Pädagogik: „Der Jüngling lerne frühzeitig eine anständige Achtung vor dem anderen Geschlecht hegen, sich dagegen durch sittenreine Tätigkeit derselben Achtung erwerben, und so dem hohen Preise einer glücklichen Ehe entgegenstreben." Es ist gleichzeitig eine der nicht häufigen, eine etwas höhere Auffassung der Ehe bekundenden Stellen.

Der Unternehmer und seine Arbeiter.

Von Nicholas Paine Gilman.

(Schluß.)

Glücklicherweise fordert die öffentliche Meinung immer lauter eine stetig zunehmende Verbesserung der sittlichen Beziehungen des Arbeitgebers zu seinen Leuten. Jetzt wird es ihm sehr schwer gemacht, Fabriken ohne hygienische Vorrichtungen zu bauen, ohne Hastpflicht gefahrdrohende Maschinen aufzustellen und die Arbeitskraft von Weibern und Kindern zitronenartig auszupressen. Der moderne Staat achtet die „Rechte" des Unternehmers nur soweit, als sie weder dessen Personal noch die Gesamtheit schädigen. Veranlaßt ihn nicht sein Gewissen oder sein erleuchteter Eigennutz, den Arbeitern gegenüber seine Gerechtigkeitspflicht zu üben, so zwingt das Gesetz ihn dazu. Will er nicht seine Empfindungen, so muß er doch wenigstens seine Handlungen dem anerkannten Sittlichkeitsmaßstab anpassen. Allerdings ist damit noch nicht ganz geholfen; der äußeren Verwirklichung muß die innere folgen, damit der Arbeitgeber der „neuen Zeit" eine wirklich ethische Einrichtung werde. So lange er erklärt oder glaubt, seinen Angestellten außer der pünktlichen Lohnzahlung und der Erfüllung des Buchstabens des Gesetzes nichts zu schulden, hat er die wahren ethischen Möglichkeiten seiner Beziehungen zum Personal durchaus nicht erkannt und die Anforderungen jener gesteigerten Moral,

Digitized by Google

die allen menschlichen Beziehungen innewohnen sollte, keineswegs erfaßt. Ähnliches gilt auch vom Arbeiter. Wenn er seinen Fleiß und seine Sorgfalt auf das zur Beibehaltung seiner Stelle unerläßliche Maß beschränkt, wenn ihm das Gedeihen der Firma gleichgültig bleibt, wenn er sich während des Streikens nur gerade der physischen Gewalttätigkeit enthält, sonst aber gänzlich unsozial benimmt, so beweist er, daß seine Beziehungen zum Brotherrn noch nicht genug versittlicht sind und daher einer höheren ethischen Fortbildung bedürfen.

Im großen Ganzen ist die Unternehmermoral noch lange nicht vollkommen. Die in der Industriewelt eine bedeutende Rolle spielenden Spannungen und Reibungen werden wahrscheinlich zumeist verschwinden, wenn das Pflichtgefühl des Arbeitgebers einmal der Größe seiner Macht entsprechen wird. Der Einfluß, den namentlich ein Großunternehmer auf seine „Hände" ausüben kann, ist ein riesiger. Zu hunderten oder tausenden sind sie herbeigekommen, um sich in seinen Dienst zu stellen. Sie bilden ein Gemeinwesen, zuweilen sogar eine neue Stadt. Jahraus, jahrein ist ihnen ihre Arbeit die wichtigste Lebensfrage. Sollten die das ganze Unternehmen besitzenden bezw. leitenden Personen wirklich keine anderen Beziehungen zu jenen haben als das Auszahlen von Löhnen, das Einsammeln der Miete und dergleichen? Sind sie nicht vielmehr berufen, jene für erziehungs- und entwicklungsfähig zu halten, sich für sie zu interessieren und ihre Gegenwart wie ihre Zukunft möglichst günstig zu beeinflussen? Diese Berufung leugnen oder nicht erkennen, das zeugt von einer seltsamen Verkennung der Menschenpflicht und es ist ein grelles Beispiel vom Ueberleben der scheinbar abgetanen Stammesmoral und von der Dünne des christlichen Kulturfirnisses auf der heidnischen Selbstsucht.

Die Moralisten, Philanthropen und Sozialreformer können sich heutzutage keine verlockendere und nützlichere Aufgabe stellen als die kluge, richtige Uebertragung einer idealen Gerechtigkeit auf den Unternehmerberuf. Wenn im Familien- oder im bürgerlichen Leben die Beachtung von Idealen von hohem Wert ist, muß dies auch im Geschäftsleben der Fall sein, vorausgesetzt, daß die betreffenden Ideale den Anforderungen der Praxis entsprechen. Man kann nicht verlangen, daß Geschäftsleute Helden, Heilige oder Philanthropen seien und dadurch die Leistungsfähigkeit ihrer Unternehmungen gefährden. Die Arbeitgeberideale müssen menschlich und geschäftlich durchführbar sein, von keiner Seite allzu große Opfer fordern, aber unter allen Umständen dahin führen, daß die Lohnarbeiter freundlich und wohlwollend behandelt werden, während sie noch immer nur zu oft für Maschinen oder Lasttiere gelten. Die herrschende persönliche Entfremdung zwischen dem Chef und dem Personal verschuldet mehr als jede andere Ursache die Zwistigkeiten in der Arbeitswelt. Ihr Grund ist teilweise in der großen Ausdehnung vieler Industrieunternehmungen und dem daraus folgenden Mangel an persönlicher Bekanntschaft zwischen den beiden Interessenten zu suchen. Die modernen Produktionsweisen haben den einst — als der Meister gewöhnlich an der Seite seiner Gesellen arbeitete — üblich gewesenen freundschaftlichen Verkehr schwierig oder unmöglich gemacht. Immerhin aber ist ein die Teilnahme des Chefs für seinen Stab bekundender Ersatz keineswegs unmöglich — ein die Eintracht fördernder, die sittlichen und wirtschaftlichen Uebelstände des Großbetriebes mildernder Ersatz, dessen Formen und Einzelheiten sich nach den jeweiligen Umständen richten müssen.

Derjenige Unternehmer, welcher sich für die Wohlfahrt der für ihn Arbeitenden ehrlich interessiert, weil er sie als menschliche Wesen anerkennt und sich bewußt ist, auf sie einen für beide Teile segensreichen Einfluß ausüben zu können, ist ein praktischer Idealist und kann seinem Hause unschwer den Industriellen Frieden sichern, denn die Arbeiter sind für Freundlichkeit und guten Willen gar sehr empfänglich. Tut er nicht besser, sich, statt etwa um die Belehrung von Heiden in fremden Erdteilen, um die Hebung der Lage seiner armen und unwissenden Angestellten zu bekümmern? Carroll D. Wright hat die prächtigen Worte geschrieben:

„Das Wohl und Wehe der Arbeiterbevölkerung hängt überall großenteils von der Art ab, in welcher die Brotgeber sich der ihnen übertragenen Verantwortlichkeit entledigen. Kann es eine heiligere Aufgabe geben als die der Großindustriellen im Hinblick auf die Menschen, mit denen sie so eng verbunden sind? Der reiche, angesehene Fabrikant mit seiner Bildung und Tüchtigkeit ist nicht bloß ein Gütererzeuger und verfügt nicht nur über die Subsistenzmittel der von ihm Beschäftigten, sondern auch über ihr moralisches Gedeihen."

Vollkommen moralisiert ist ein Unternehmer, wenn er diese großartige Gelegenheit erfaßt. Welche Mittel er dann zur Betätigung seiner Erkenntnis anwendet, das ist Sache des Studiums, der Umstände, der Erfahrung. Der Aufbau einer ersprießlichen Verkörperung seiner Ideale mag vielleicht langsam vor sich gehen — die Hauptsache bleibt die Einsicht und der gute Wille.

Den Einsichtigen mit gutem Willen fehlt es längst nicht mehr an zahlreichen nachahmenswerten Beispielen, die er sich, mutatis mutandis, zu Vorbildern nehmen kann — Beispiele bewährter, vorzüglicher Wohlfahrtseinrichtungen; und die Gestalt von Wohlfahrtseinrichtungen dieser oder jener Art wird die Teilnahme für das Los des Personals in der Regel anzunehmen haben. Zuweilen wird weniges genügen. Wer seinen Leuten durch den Großeinkauf von Grundstücken und Baumaterial zu billigen Wohnhäuschen verhilft und überdies darauf sieht, daß dieselben hübsch und gesund erbaut werden, weiß vielleicht nicht, daß er ein Sozialreformer ist, ist es jedoch weit eher, als der theoretierende Enthusiast, dessen weit ausgreifende Pläne an der Beschaffenheit der menschlichen Natur scheitern. Ist man in der Lage, umfassendere Wohlfahrtseinrichtungen zu treffen, desto besser. Die Sozialpolitik verfügt in dieser Hinsicht über reiche Erfahrungen, betreffend Versicherungen, Altersfürsorge, Schulen und Kurse, Bücherein, Vorträge, Klubs, Prämien, Hilfskassenzuschüsse, billige Wohnungen, Aktienerwerbung, Gewinnbeteiligung, Tantièmen u. s. w. Je klarer der Unternehmer den vollen Umfang seiner Pflichten erkennt, desto mehr und besser wird er seine Wohlfahrtseinrichtungen ausgestalten, bis an die Stelle des einfachen, von menschlichen Erwägungen freien Lohnvertrags, ein segensreicher sozialer Bau getreten ist.

Da es keinen Stillstand gibt, werden die Wohlfahrtseinrichtungen nicht das Endziel der Sozialpolitik sein; vorläufig indeß sind sie berufen, eine immer größere Rolle zu spielen. Ihre allgemeinere Einführung wird allen Beteiligten ein besseres Verständnis der wahren Anforderungen der modernen Industrie an die geistigen und physischen Arbeiter beibringen. Die allmähliche gänzliche Uebertragung ihrer Verwaltung an das Personal wird diesem ein Gefühl der Brüderlichkeit sowohl untereinander als auch gegenüber den Chefs einflößen. Kurz, sie können nicht verfehlen, außer materiellen Vorteilen, erzieherische zu bieten. Der ernste Wille des Brotgebers, seinen Leuten ein wahrer Freund zu sein, ist die sicherste Grundlage der wünschenswerten Harmonie zwischen den Faktoren der Gütererzeugung, d. h. des Industriefriedens — ganz besonders dort, wo zur Gewinnbeteiligung gegriffen wird, dieser idealen Art, die Interessen aller Beteiligten unter einen Hut zu bringen.

Streiflichter.

Das Recht auf Schlaf. Unsere Arbeiterkinder haben meist zu wenig oder gestörten Schlaf. Was das heißt, kann man schon daraus ersehen, daß Schlafentziehung im Mittelalter als Tortur angewendet wurde, die fast immer mit dem Tode endigte. Ungenügender Schlaf reibt den Körper auf,

Digitized by Google

schädigt den Geist, läßt krankhafte Seelenstimmungen entstehen, die Willensbeherrschung auflösen und legt oft den Grund zu Irrsinn oder Verbrechen.

Wie und wo schlafen nun aber häufig die unglücklichen Sprößlinge der Enterbten?

Zusammengepfercht in stickigem, luftlosem Raum, liegen sie auf Lagerstätten, die kaum diesen Namen verdienen. Geplagt von Schweiß und Ungeziefer im Sommer, von Kälte und Feuchtigkeit im Winter, verbringen sie oft die Nächte in einer Art von lethargischem Schlummer, der mit dem gesunden, kräftigenden Schlaf der Jugend wenig gemeinsam hat.

Doch diese ruhererschwerenden Verhältnisse sind noch nicht die größten Schlafesfeinde der Armen. Viel schlimmer wirken oft unmoralische und unsittliche Eindrücke, die das Kind in der Nacht empfängt.

Manchmal sieht es schreckensvoll der Stunde entgegen, wo der schwerbetrunkene Vater in die Stube wankt und polternd, ja sogar häufig die Seinen mißhandelnd, den Segen des Schlafes verscheucht. Wie oft lauschen Kinder atemlos der Unterhaltung ihrer Eltern, die sich auf verbrecherische Pläne bezieht, und je nach Charakteranlage wird die Phantasie der Wachenden abgestoßen oder angezogen; jedenfalls aber derartig erhitzt, daß der wohltätige Schlaf die Kinderaugen flieht.

Ich kannte einen kleinen Knaben, der jahrelang mit seinem Vater, einem mit epileptischen Krämpfen behafteten Mann, das Bett teilen mußte. Allnächtlich wurde das Kind vor Furcht, die Anfälle mit ansehen zu müssen, geschüttelt und konnte sich niemals einem sorglosen Schlaf hingeben. Diese ununterbrochenen Angstbeherrschungen vermochten es nach und nach, Körper und Seele des gut beanlagten Jungen derart zu verkümmern, daß er, anstatt Stütze und Halt seiner Eltern zu werden, ihnen nur Last und Kummer ausbürdete.

Was für eine Welt von jammervollen und zerrütteten Menschenleben träte in Erscheinung, wenn alle grausam sittenmordenden Zustände, die nächtliches Dunkel verhüllt, an das Tageslicht gezogen würden! Diese furchtbaren Eindrücke nehmen nun halberwachsene Mädchen und unreife Knaben ins Leben hinaus, und diese bösen Keime in so schlecht behüteten Kinderherzen sprießen auf und bringen eine verderbliche Ausfaat von Sittenlosigkeit und Verkommenheit hervor.

Wie kann man nun diesen Mißverhältnissen entgegentreten, ohne durch Trennung der Kinder von den Eltern den Vorwurf auf sich zu laden, daß man das Familienleben der Armen zerstören will?

Das soll nicht geschehen. Besonders die schulpflichtigen Kinder sind ja, ohne auf die gemütvolle Seite der Sache näher einzugehen, schon oft Stütze und Hülfe im Haushalt. Am Tage sollen sie nicht von ihren Eltern entbehrt werden. Aber dafür müssen sie in der Nacht eine reinere Atmosphäre atmen.

Es werden in dankenswerter Weise Unsummen für wissenschaftliche, gemeinnützige Zwecke verausgabt. Man spendet reichlich für Kirchen und Krankenhäuser. So sollte man besonders zuerst in der Großstadt in einem Arbeiterviertel den Versuch machen, ein Haus zu gründen nur allein zwecks Schlafstelle für die Schuljugend unserer schlechtgestellten Klassen. Lohnt der Versuch, so können in verschiedenen Teilen der Stadt derartige Häuser errichtet werden.

Es müßte ein Gebäude sein mit luftigen großen Räumen, zwar bescheiden ausgestattet, aber hygienisch einwandsfrei, mit bequemen, reinlich gehaltenen Lagerstätten, mit Wasch- und Badegelegenheiten. Eine Seite des Hauses für die Mädchen, die andere für die Knaben.

Allabendlich um 8 oder 9 Uhr müßten die Kinder erscheinen. Sie hätten ihre Kleidung zu reinigen, sich von Kopf bis Fuß zu waschen, Nachtkleidung, die der Anstalt verbleibt, anzuziehen, und auch wöchentlich ein Bad zu nehmen.

Morgens um 5 oder 6 Uhr werden die Kinder geweckt. Sie erhalten ein einfaches Frühstück und gehen sogleich von der Anstalt — nennen wir sie „Kinderfrieden" — in die Schule oder zuvor noch an diejenige Arbeit, die sie im elterlichen Hause zu verrichten haben.

Human gesinnte Männer und Frauen, die sich teils freiwillig, teils gegen nicht zu hohe Bezahlung in den Dienst dieser guten Sache stellen zum Zweck der Disziplin und Ordnung, würden sich gewiß leicht finden lassen.

J. Berger.

* * *

Der sleghafte Generalanzeiger. Die früher sehr angesehene Berliner „Nationalzeitung," die nun schon seit mehrern Jahren mit Unterbilanz arbeitet, wird zum 1. Januar eingehen. Mehrere andere nationalliberale Blätter sind in den letzten Jahren schon eingegangen oder ringen schwer um ihr Dasein. Das könnte um so auffallender scheinen, da bei den letzten Wahlen die nationalliberale Partei einen Stimmenzuwachs zu verzeichnen hatte. Aber diese Partei ist im Laufe der Jahre etwas ganz anders geworden, als sie zu Anfang nach der Einigung Deutschlands war. Ihr gehörten damals die bedeutendsten Politiker an; in ihr war ein freies, starkes, selbstbewußtes Volkstum vertreten. Es war die Zeit, da das deutsche Volk tätigen Anteil an der Politik nahm und die Führerge für seine wichtigsten Angelegenheiten für eine dringende Aufgabe hielt. Heute aber hat das politische Leben in Deutschland ein greisenhaftes Aussehen. Mut und Kraft — und Selbstvertrauen fehlen. Die nationalliberale Partei ist von ihrer Höhe längst herabgesunken und zu einem bloßen Anhängsel der Regierung und der Konservativen geworden. Die nationale Wählerschaft setzt sich zum großen Teil aus solchen Wählern zusammen, die der Regierung das Regieren und damit auch das Nachdenken über die Politik und die Verantwortung für des Volkes Wohl oder Wehe überlassen.

Diese brauchen keine Zeitung, die sich einer vornehmen Haltung befleißigt und gediegene geistige Arbeit darbringt. Ihnen genügt und ihrem Geschmack entspricht besser der Generalanzeiger, der nebenbei die Politik bespricht, dabei gewohnheitsgemäß und gedankenlos Loyalitätsphrasen herbetend, im übrigen aber „interessante," das Sensationsbedürfnis kitzelnde Neuigkeiten bringt. Geistige Verflachung, politische Gleichgültigkeit und Urteilslosigkeit haben im deutschen Volk einen erschreckenden Umfang angenommen.

An das Eingehen der „Nationalzeitung" sind nun in der deutschen Presse viele Betrachtungen geknüpft worden, in denen Bedauern über das Schicksal dieses Blattes ausgesprochen wurde. Dieses Bedauern ist gerechtfertigt, weil, wie schon gesagt, die Verdrängung eines solchen Blattes durch billigen und minderwertigen Lesestoff ein bedenkliches Anzeichen des Niedergangs ist. Aber es sollte nicht übersehen werden, daß gerade die Nationalzeitung einen großen Teil der Schuld an dem Niedergang der von ihr vertretenen Partei und damit an ihrem eigenen unglücklichen Schicksal trägt. Sie hat zwar zuletzt die Politik, die sich ganz in den Dienst der agrarischen Interessenpolitiker stellte, bekämpft. Aber sie hat in früheren Jahren, besonders im Jahre 1887, als das Bündnis der Nationalliberalen mit den Konservativen eingeleitet wurde, sehr viel zur Rechtsentwickelung der nationalliberalen Partei und damit zur Rechtsverschiebung unserer ganzen Politik und Gesetzgebung beigetragen. Dies geschah unter Berufung auf die Autorität Bismarcks, aber es war der Kampf gegen die Selbständigkeit des Volkswillens, der damit eingeleitet wurde, und der Erfolg dieses Kampfes hat eine verderbliche Wirkung auf das deutsche Volk ausgeübt. Aus der Gewohnheit, Bismarck in politischen Dingen zu vertrauen, wurde die Gewohnheit, den Kaiser, den Erben der Macht Bismarcks, für die Politik sorgen zu lassen. Die Personenverehrung, die in Bismarcks staatsmännischen Eigenschaften doch eine gewisse Rechtfertigung fand, wurde

Digitized by Google

zum stummen, gedankenlosen Gehorsam gegen den Träger der höchsten Staatsgewalt. Militarismus, Gouvernementalismus, Interessenpolitik, diese Bundesgenossen mit allen ihren häßlichen Auswüchsen gewannen die Herrschaft in Deutschland. Der Freisinn folgte mehr und mehr den Spuren des Nationalliberalismus, und die Kraft eines selbständigen, das Recht der Opposition beanspruchenden Volkswillens ist leider fast nur noch in der Partei zu finden, die zugleich die bestehende Gesellschaftsordnung bekämpft. Dies ist ein unerfreuliches Bild, aber um gerecht zu sein, muß man auf die Keime dieser politischen Entwickelung zurückgehen. Ein solcher Liberalismus gräbt sich selbst sein Grab.

Theodor Brix.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Frankfurt a. M. In seinem ersten Vortrag aus dem Zyklus „Die ethische Bedeutung von Nietzsches Zarathustra" charakterisierte der Redner, Dr. Penzig aus Berlin, zunächst den Philosophen selbst und sein anderes Ich, den Seelenfreund Zarathustra, als den einsamen Höhenwanderer, der alles Menschliche tief unter sich gelassen habe. Hinauf trieb es ihn, das Leben von den eisigen Alpengipfeln der Erweiterschau her zu betrachten, in der seinen und dünnen Höhenluft Einsamkeitsäther zu atmen, von den starren Gletschern und Felsschründen die Erhabenheit schroffster Naturnotwendigkeit zu lernen, die helle Heiterkeit einer menschenfremden Sonne über den Nebeln zu empfinden, aber freilich auch dem Gießbach es abzusehen, wie er felsenrollend und splitternd zu Tal stürzt und doch seine Wasser ringsum auf den Matten neues Leben wecken läßt." Denn dieser Ewigkeitsfreund sei zugleich der gewaltigste Prophet des Willens zum Leben gewesen, ein fleischgewordenes Paradoxon: „Gottlos aus Frömmigkeit, immoralisch aus Sittlichkeit, Götzenstürzer aus Verehrungshunger, Menschheitslehrer aus Menschenverachtung." Nietzsche sei stets ein Fragender geblieben, nie ein Problemlöser gewesen, aber er habe so hoch noch nie getragen, um Antworten aber so klar sei. Die Frage nach der Existenz objektiver Werte mit ihrer notwendigen Verneinung habe ihn erst zum Schaffenden werden lassen; seine unbedingte Bejahung des Lebens rufe stürmisch nach der ethischen Wolkerpflichtheit, dem „Uebermenschen." So sei sein „Philosophieren mit dem Hammer," sein Zerbrechen der alten Sittlichkeitstafeln nur die Vorarbeit zu dem Werke der Selbsterlösung. Zarathustra, der Gottsüchtige, lasse sich von nichts anderem herabjagen aus seiner Wolkenhöhe, als durch die quellende Sehnsucht seines Herzens, der Menschheit ein diesseitiges Jenseits, den Philistern den Höhenmenschen, den Lebenden den Uebermenschen zu predigen. Der Vortrag fand sehr starken Beifall.

* * *

In seinem zweiten Vortrag behandelte Dr. Penzig das Problem des Uebermenschen und wie derselbe in Nietzsches Zarathustra sich langsam zu der Karrikatur des Herrenmenschen wandele. Das Charakteristikum des Uebermenschen sei Tugend, gleich Tüchtigkeit in antikem Sinne, das des Herrenmenschen der Wille zur Macht. In humorvoller, oft durch laute Beifallsäußerungen unterbrochener Rede erläuterte der Vortragende dann das Kapitel „von den Tugendhaften" und schloß mit einem begeisterten Appell an den Willen zur Selbsterlösung, den Zarathustra zu wecken suche. Der dritte Vortrag dann behandelte die Entstehung des Uebermenschen („Von Kind und Ehe"), die Kritik der Herrenmoral und endlich in tiefgründiger philosophischer Darstellung Zarathustras Lehre von der ewigen Wiederkehr des Gleichen. Auch hier wurden die rein erkenntnistheoretischen Voraussetzungen Nietzsches geprüft und zu leicht befunden. Uneingeschränkt aber könne dem schrankenlosen ethischen Optimismus der Schlußkapitel des Zarathustrabuches zugestimmt werden, der zu der Ewigkeit lebendiger Entwickelung sein Ja und Amen sage. (Frankfurter Zeitung.)

* * *

Abteilung Wiesbaden. Dr. Penzig-Berlin erging sich Montag abend in einer von der hiesigen Abteilung der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur veranstalteten, gut besuchten Versammlung des Eingehenden über das Thema „Staat, Schule und Kirche." Sein Gedankengang war der folgende: Die Frage, wer in der Schule herrschen solle, der Staat oder die Kirche, sei eine Kulturfrage ersten Ranges. Hätten die Religionen sich nach und nach zu dem Gedanken: „Gott ist die Liebe!" entwickelt, so sei es nur ein Schritt weiter zu dem Gedanken: Die Liebe ist Gott. Wie sich das Zentrum der sichtbaren Welt verschoben habe, so sei auch das Zentrum der Sittlichkeit nicht unverrückbar. Es könne beim Individuum eine Zeit kommen, wo zwischen seinem Gott- und Sittlichkeitsbegriff eine Disharmonie hervortrete. Bei dem Kampf um die Schule handle es sich darum, welche Weltanschauung den Sieg davontragen solle. Die Religion stehe auf dualistischem, die Ethik auf monistischem Standpunkt. Diese letzte Gattung sei inniger Verbindung mit der Welt. Was sich in den Naturgesetzen zeige, das trete nach ihr auch in den Vernunftgesetzen zutage. Die Welt selbst wachse sich zum höchsten Wunder aus. Sie sei voll Gottes, und alle Menschenwerke redeten ihr von der Größe der sittlichen Welt. Nach religiösen Vorstellungen hab der Mensch nichts, Gott alles. Nicht einmal seine Gesetze der Sittlichkeit könne sich der Mensch geben. So sei die Ethik die Anschauung des grenzenlosen Optimismus, die Religion die des Pessimismus. Nach jener sei der Mensch von Natur gut; gut, was er wolle, gut das Ideal seines ganzen Strebens. Erreichen könne er seine höchsten Ideale zwar nicht, aber ihnen nahe kommen, Schritt auf Schritt machen, um den hohen Berg der Vollendung zu erreichen. Dem gegenüber vertrete die Religion den Standpunkt einer sittlichen Gesetzgebung von außen und der Erlösung durch diese. Die Selbstgesetzgebung stehe der Fremdgesetzgebung gegenüber. Die Ethik vertraue, daß die Sittlichkeit immer mehr fortschreite. Sie glaube, daß die Menschheit nur aus sich selbst heraus erlöst werden könne. Bei den Religionen komme es darauf an, was man glaube, bei der Ethik nur auf die Intensität des Glaubens, auf das volle Herz und das Vertrauen in der Güte der Natur. Die Religion glaube die Wahrheit zu besitzen, die Ethik kenne keine fertige Wahrheit, nur ein Fortschreiten nach der Wahrheit. So repräsentiere die Kirche die Vergangenheit, die Ethik die Zukunft. Für die ethische Weltanschauung sei der Lebende der Berufene der Staat. Für ihr verschwinde das religiöse Glück. Ihr sei Glück die innere Harmonie, die langsam erarbeitet werden müsse. Ob die Jugend in der einen oder anderen Anschauung erzogen werden solle, das müsse entschieden werden. Kirche wie Staat verlangten ganze Menschen, weil menschlich viel dazu gehöre, solches zu sein. Es habe eine Zeit gegeben, wo religiöse und sittliche Ideale ineinander übergegangen seien. Das sei gewesen, als die Kirche die Herrschaft gehabt auch über den Staat. Die Zeiten aber, wo der Fürst dem Lande auch die Religion gab, seien vorüber. Ueberall, im Elsaß, sei in Bevölkerung religiös gemischt. Wollte der Staat auf die Minorität keine Rücksicht nehmen, so verleugne er das Prinzip des Staates. Man nenne den heutigen Staat christlich. Wie aber äußere sich das? Die ganze Nation sei der Staat, ohne Unterschied der Religion, des Glaubens und Wollens. Wenn es sich nicht des Staates, für möglichste Verförderung der Toleranz zu sorgen, wie es die Kirche, die die Wahrheit zu besitzen glaube, nicht könne. Wenn heute dem Staat zugemutet werde, die Schule aus der Hand zu geben, die er kraft sittlichen Rechtes besitze, so verlange man von ihm die Preisgabe seines eigentlichen Fundamentes. Allerdings müsse der Staat, der auf dem Gebiete der Schule seine ganze Aufgabe lösen wolle, ein Kulturstaat sein im wahren Sinne des Wortes. Die Wissenschaft und ihre Lehre müssen in ihm auch in der Tat frei sein. Auf die Gewissen dürfe er nicht drücken, aber er müsse Gelegenheit zur Entfaltung der sittlichen Kräfte geben in der Staatsschule, neben der Schulen der Religionsgenossenschaften nicht fehlen dürften.

(Rheinischer Courier.)

Sprechsaal.

Le Superlu Chose très nécessaire. Zu dem Artikel „Totenfeier" von Otto Grund (Mainz) in der Nummer vom 1. Dezember d. J. möchte ich mir einige Bemerkungen erlauben.

Gegen den Gräberluxus wendet sich Herr Grund, weil er „die große erzieherische Aufgabe des Friedhofes lahmlegt" und weil „die armen Lebenden entbehren müssen, was man den Toten zwecklos opfert." Nicht zu den Gräbern der Toten, sondern direkt in die Hände der armen Lebenden soll man nach Ansicht des Verfassers den Strom der geopferten Gaben lenken.

Das ist an sich hoch sittlich gedacht und entschieden vom Grunde aus vernünftig. Die Ausschreitungen in der Pietätsbezeugung gegen die Toten verwerten für die Linderung des Leids der Lebenden, würde, wenn durchführbar, unserem Empfinden in hohem Grade entsprechen. Ich glaube nur, der so beredte Verfasser übersieht dabei etwas Wichtiges: das Wesen des Luxus in seiner psychologischen und in seiner wirtschaftlichen Bedeutung.

Es geht zunächst nicht gut an, sich über den Gräberluxus zu entrüsten und die dafür verausgabten Summen für die Barbenden verwertbar machen zu wollen, ohne den Luxus überhaupt zu verdammen. Es ist zwar verständlich, daß sich bei der luxuriösen Ehrung der Toten, die „nichts mehr brauchen," der Gedanke an die zahlreichen Lebenden, die noch brauchen können, aber ihren Bedarf nicht zu befriedigen imstande sind, recht herausfordernd aufdrängt. Aber treffen die auf den Luxus der Totenehrung vorgebrachten Bedenken nicht auf den Luxus

Digitized by Google

im allgemeinen zu? Müßte man nicht dann jeden Aufwand, der über das Notwendigste hinausgeht, solange als unsittlich bezeichnen, solange es Menschen gibt, die Mangel an diesem Notwendigsten haben? Warum bei den Gräbern bleiben? Wohin wir blicken, sehen wir Verwendung von Geld, das denen, die es verausgaben, selten mehr frommt, als zur Befriedigung ihrer Eitelkeit und ihres verwöhnten Geschmacks. Müßte nach solchen Grundsätzen nicht jede Verschwendung von Bauten und Parks, jede Errichtung von Denkmälern, die Förderung der Kunst überhaupt unterbleiben?

Das Motiv zur luxuriösen Ausschmückung der Gräber mag in vielen Fällen ein wenig sittliches sein, indem es dem vom Autor gekennzeichneten Drange entspricht, sich gegenseitig zu überbieten, bei Anderen die eigene finanzielle Kraft oder zum mindesten deren Schein zu erwecken. Daraus erkennt man aber zunächst, daß es eine irrige Voraussetzung ist, wenn Grund meint, daß der Gräberluxus für die Toten verantwortet wird, die „nichts davon haben." Es ergibt sich vielmehr, daß dieser Luxus, wie jeder Luxus, dem eigenen Ich der ihm Fröhnenden zu dienen berufen ist. Das Motiv des Luxus, ob sich dieser in Gestalt einer glänzenden Karosse, eines Diamantenschmucks, einer künstlerischen Hausfassade oder eines schön geschmückten Grabhügels äußert, ist immer dasselbe. Ich will aber die schwerwiegende Frage nicht erörtern, ob Luxus deshalb unsittlich sei, hingegen eine andere Frage anregen, ob wir den Luxus aus unserer Kultur, selbst wenn seine Motive unsittlich wären, verbannen wollten. Diese Frage wage ich rundweg zu verneinen. Der Luxus ist untrennbar mit der Kultur verbunden, er stellt den steten Antrieb zu Höherem, Vollendeterem, Verbessertem dar. Der Drang nach Wohlbehagen und die Freude daran zeitigen jene Überschreitungen des Notwendigen, die uns vom Pfahlbürger unterscheiden.

Aber rein wirtschaftlich betrachtet ist die Bekämpfung des Luxus unvernünftig. Wieder wir beim Gräberluxus. Das Geld, das hier der Totenehrung entzogen werden soll, soll den Enterbten zugute kommen. Gut. Man vergißt nur, daß all diese Sitten wirtschaftliche Interessenten hinter sich haben, die deren Aufrechterhaltung unterstützen. Das Geld würde einem großen Erwerbszweig entzogen werden. Die meisten Blumenhändler würden, wenn das Prinzip des Herrn Grund ein allgemeines werden möchte, zugrunde gehen, die Arbeiter, die sie beschäftigen, würden arbeitslos werden, die Zahl der Enterben und um das Notwendigste Darbenden würde sich auf der einen Seite vermehren, während man auf der anderen Seite eine Anzahl dieser Darbenden beträchtlich könnte. Es erscheint noch zweifelhaft, ob dabei ein großer Teil der durch den Gräberschmuck in Umlauf gebrachten Summen nicht doch verloren gehen würde. Den Gräberluxus bestimmt der Ehrgeiz und die öffentliche Kontrolle unterhält ihn. Bei der Stiftung der dafür ausgegebenen Summen für Arme würde der Ehrgeiz leider sehr zusammenschrumpfen und die Kontrolle würde sehr erschwert sein; denn erstens wirkt ein zahlenmäßiger Ausweis nicht so, wie ein pompöser Gräberschmuck und zweitens entzieht sich solch ein Ausweis den Augen derjenigen, die es angeht, während die Sitte diese gerade an den gebotenen Totentagen herbeiruft.

Da man aber ein sittliches Postulat nicht als Ausnahmebestimmung auffassen kann, sondern verallgemeinern muß, so muß man auch an die allgemeine wirtschaftliche Folge der im erwähnten Artikel empfohlenen Maßnahme für den Fall denken, daß sie überhaupt durchzuführen wäre. Man denke all die hunderttausend Geschäfte, die heut dem Luxus dienen, weg, man denke sich die Millionen Hände weg, die der Luxus in Bewegung setzt, und man wird zugeben müssen, daß eine Beseitigung des Luxus zugunsten derjenigen, denen es am Notwendigsten fehlt, unweigerlich den Zustand verschlimmern würde, der beseitigt werden soll.

Ich halte daher den Vorschlag Grunds für falsch. Es kann sich nicht darum handeln, das für Luxus verausgabte Geld sozial verwerthet zu machen, weil dieses bereits eine soziale Aufgabe von größter Wichtigkeit erfüllt. Es kann sich vielmehr nur darum handeln, das soziale Pflichtbewußtsein so zu heben, daß in dessen Betätigung ebenfalls Luxus getrieben wird; jenes Pflichtbewußtsein, das sich des Besitzenden bemächtigt und das ihm klar macht, daß der mehr Habende seines materiellen Könnens darin liegt, daß er die Unebenheiten der Gesellschaft nach Kräften ausfüllt. Die Fürsorge für die Enterbten wird heute nur als ein Anäshthetikum des sozialen Empfindens geübt. Es muß dahin gewirkt werden, daß sie ein Stimulans wird.

Alfred H. Fried.

Briefkasten.

Herrn Prof. Dr. Bruno Meyer, Berlin. Sie sind, zu meinem Bedauern, nicht einverstanden mit dem Schluß der Verhandlungen über das mehrfach besprochene Görlitzer Landgerichtsurteil und senden uns einen neuen langen Gegenartikel gegen die Ausführungen des Herrn Max Thal im Sprechsaal der Nummer 23. So gern wir nun auch unseren Freunden und Mitarbeitern hier das Wort zu sachlichen Disputationen erteilen, so findet doch diese Liberalität ihre Grenze an der Verpflichtung des Herausgebers, das Allgemein-Interesse der Leser nicht durch offenbar schwer zu einem natürlichen Ende zu bringende Streitigkeiten subtiler Art zu ermüden. Da ich nun überzeugt bin, daß die beiden Herren Gegner, wenn auch auf beiden Seiten gelegentlich das Temperament die Darstellung leise färbte, nur zu sachlicher Verständigung zu kommen wünschen, so bitte ich herzlich, diese auf dem Wege privaten weiteren Notenwechsels zu suchen, und bin zu solcher Vermittelung gern bereit. Aber da doch einmal, vielleicht bei der dritten oder vierten Replik, die Akropolisthere der Redaktion den Faden der Diskussion gewaltsam wird zerschneiden müssen, so — ist der erste Aerger besser als der letzte. Die Redaktion.

Aufruf.

Die Ausbreitung der Grundsätze und die Förderung der Aufgaben der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur soll durch Aussendung unserer

Wanderredner

in energischer Weise weiter betrieben werden, und zwar sowohl dort, wo Abteilungen oder Zweige unserer Gesellschaft bereits bestehen, als auch namentlich an den zahlreichen, wichtigen Plätzen, an denen Vereinigungspunkte für Gesinnungsgenossen erst zu bilden sind. Zahlreiche Gesuche um Vorträge, denen leider aus Mangel an Mitteln nicht immer entsprochen werden kann, beweisen uns ein weitverbreitetes Bedürfnis nach ethischer Fortbildung. Wertvolle Arbeit ist seit Jahren bereits auf diesem Gebiete geleistet worden, aber dauernder Nutzen ist nur zu erwarten von der planvollen Regelmäßigkeit dauernder Organisation.

Wir wiederholen dabei, mit herzlicher Danksagung an die freundlichen Geber der Vorjahre, unsere Bitte, unsere Mitglieder möchten persönlich, aber auch durch freundschaftliche Heranziehung solcher Personen, die mit unseren Zielen sympathisieren, ohne aus äußeren Gründen der Gesellschaft beitreten zu können, nach Kräften beisteuern zum

Wanderrednerfonds.

Beiträge werden von den Unterzeichneten, sowie vom Bureau der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur (Berlin W., Unter den Linden 16) mit herzlichem Danke entgegengenommen.

Die Vorstände der Abteilungen und Zweige werden gebeten, diese Sammlung unter Benutzung der ihnen gelieferten eventuell nachzubeziehenden Sammellisten tatkräftig zu unterstützen.

Ueber den Empfang der Beiträge wird wie bisher in der Zeitschrift „Ethische Kultur" quittiert.

Berlin, den 15. November 1904.

Der Hauptvorstand der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.

Namens desselben:

Prof. Dr. W. Foerster, Geh. Regierungsrat, 1. Vorsitzender, Westend, Ahorn-Allee 40.	Justizrat Stern, Rechtsanwalt und Notar, 2. Vorsitzender, W., Französ. Straße 43.	Justizrat Dr. Rothe, 1. Schriftführer, W., Königgrätzerstr. 126.	Dr. R. Penzig, 2. Schriftführer, Charlottenburg, Grolmanstraße 15.	Paul Jaffé, Kassenführer, W., Magdeburgerstr. 20.

• Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur Abteilung Berlin. •

Freitag, 30. Dezember, abends 8½ Uhr, Bürgersaal des städt. Rathauses: Jahresschlußversammlung. Geh. Regierungsrat Prof. Dr. **Wilhelm Foerster:** „Sollen die höheren oder niederen Wohl- und Wehgefühle die Welt regieren?" Eintritt frei. Gäste willkommen. Nachher geselliges Zusammensein. Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Dr. Paul von Gizycki

Grundprobleme der Ethik

Das Weib

Gut und Böse

Fragmente zur Ethik und Psychologie aus der Weltliteratur.

Ein wahrer Schatzbehalter auf dem Gebiete ethischer Literatur; in diesem ganz außergewöhnlich hervorragenden Werke hat der Verfasser mit außerordentlichem Feingefühl und Geschick zu einem harmonischen Ganzen das Beste zusammengetragen, was die hervorragendsten Männer des Geistes aller Nationen aus klassischer Epoche wie aus neuerer Zeit über diese drei Materien zu sagen wußten; Poesie und Prosa, Epigramme und Zitate sind zu einem wahren Erbauungsbuch vereinigt, das vornehmste literarische Geschenkwerk, das überall dort auf den Weihnachtstisch kommen soll, wo ein verwöhnterer Geschmack und reifes Verständnis für ein gehaltvolles Buch in ihren Ansprüchen weit mehr als befriedigt werden, wo diese das Gesuchte wirklich gefunden haben. —

Diese drei Bände (aus dem Gesamtwerke „Vom Baume der Erkenntnis") empfiehlt als gediegenste Weihnachtsgabe zum Bezuge durch jede Buchhandlung. Jeder Band in elegantem Halbfranz gebunden à **Mk. 10.—**.

Berlin W. 35. **Ferdinand Dümmlers** Verlagsbuchhandlung.

Als empfehlenswerte Geschenkwerke sind durch den **Verlag für ethische Kultur, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121** zu beziehen:

Byrons Tagebücher und Briefe. In neuer Bearbeitung (4. Auflage) mit 2 Bildnissen (Lord und Lady Byron) und mehr als 100 bisher unbekannten zum ersten Mal veröffentlichten Briefen Byrons. Deutsch bearbeitet von Professor Dr. Eduard Engel. Preis broschiert 8 Mk., gebunden 4 Mk. Als notwendiger Ergänzungsband zu sämtlichen deutschen Byron-Ausgaben erschienen, enthält dieses Buch Byrons Leben von ihm selbst erzählt, und ist bereichert durch eine Fülle der interessantesten brieflichen Enthüllungen über sein Leben.

Albrecht Dürers schriftliches Vermächtnis. (Mit Bildnis Dürers). Ausgewählt und eingeleitet von Dr. Max Osborn, broschiert 2 Mk., gebunden 3 Mk. Das Buch enthält Dürers Briefe, sowie sie uns erhalten sind, und man darf annehmen, daß gerade in unserer Zeit eine derartige Ausgabe vielfachen Wünschen entgegenkommt, um so mehr als der Name Dürers heute mehr als je ein Heiligtum für alle Freunde deutscher Kunst ist.

Penzig, Dr. Rudolph. Zum Kulturkampf um die Schule. Ein Mahnwort an Denkende. Broschiert 2 Mk., gebunden 3 Mk. Der wohlbekannte Verfasser tritt hier für eine unumgängliche Reform unseres öffentlichen Erziehungswesens ein und gibt einen trefflichen Wegweiser in den Wirren des Kampfes um die Zukunft der Schule.

Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. (Mit Bildnis Rahels). Herausgegeben von Dr. Hans Landsberg. Preis broschiert 3 Mk., gebunden 4 Mk. Rahel, Varnhagen. Die bedeutendste Frauengestalt der Romantik hat uns in ihren Briefen und Tagebüchern ein unvergleichliches Kulturbild ihrer Zeit hinterlassen. Sie ist die erste wahrhaft moderne Frau, ganz erfüllt von der Aufgabe, dem Weibe diejenigen Rechte zu geben, die für seine Entwickelung notwendig sind. Rahel: Ein Buch des Andenkens ist ein Buch des Lebens, ein Evangelium hoher Weiblichkeit.

Schaffler, Karl. Moderne Malerei und Plastik. Broschiert 1,20 Mk. Der bekannte Verfasser gibt eine sehr ruhige und klare Uebersicht über das Wesen der modernen Kunst und sucht ältere und moderne Anschauungen mit einander zu versöhnen.

Schmidt, Dr. Leopold. Die moderne Musik. Preis elegant broschiert 1,20 Mk. Der berühmte Musikkritiker macht in diesem Buche den Versuch, sich von dem Wesen der modernen Tonkunst erklärende Begriffe zu finden und ihr Entstehen im geschichtlichen Zusammenhange darzustellen.

Trinius, A. Goethe-Stätten und andere Erinnerungen aus Thüringen. Preis broschiert 2 Mk., gebunden 2,75 Mk. Der Name Trinius ist heute zu eng bereits mit Thüringen verbunden, um einem neuen Werke besonders noch etwas hinzuzufügen. Thüringen hat in ihm seinen begeisterten Apostel gefunden.

Leonhard Simion Nf.

Zum Druck von **Broschüren**

wissenschaftlichen Werken,

Jahresberichten, Flugblättern,

sowie zur Anfertigung

• • • sämtlicher anderen Druckarbeiten • • •

in moderner und sauberer Ausführung, bei billigster Berechnung, empfiehlt sich

Oskar Hensels Buchdruckerei

Gottesberg (Schlesien).

Druck der „Ethischen Kultur," des „Freidenker" und freireligiösen „Sonntagsblatt."

☞ Bei Bedarf verlange man Kostenanschlag. ☜

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von Mk. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Gesucht Ethische Kultur 1897 Nr. 1 bis 26 sowie 1898 Register. Für gütige Ueberweisung im Voraus herzlichen Dank.
Verlag für ethische Kultur Berlin SW. 48.

☞ Titel und ein ausführliches Inhaltsverzeichnis des XII. Jahrganges liegt der nächsten Nummer bei.

Das Bureau der D. G. E. K.,

Unter den Linden 16 befindet sich jetzt nicht mehr im dritten, sondern im **zweiten Stock** rechts. Auskünfte ꝛc. werden, falls der Unterzeichnete nicht anwesend ist, aber nach wie vor, auch in der Auskunftstelle im III. Stock erteilt. Sprechstunden des Unterzeichneten nur Montag, Mittwoch und Freitag von 10—12 Uhr. Gütige Zuschriften sind daher besser an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmanstraße 15 zu richten.
Dr. Penzig.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.
Abteilung Berlin.

Ihre Neujahrsglückwünsche

können, wie bisher, unsere Freunde durch eine beschiedene (oder typige) Zahlung an unsere Kasse zur Förderung unserer Bestrebungen ablösen. Die Namen derer, die sich auf diese Weise wohltätig von konventionellem Zwang befreien, werden in der ersten Nummer des neuen Jahres mit der Gesamtsumme (ohne Anführung der Einzelbeträge) abgedruckt werden.

Berlin W. 64, Unter den Linden 16.

Dr. Penzig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Januar 1904.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur.“

Herausgegeben von Dr. K. Penzig.

Inhalt:

Kinderland. Vom Herausgeber.
Für die Gesangstunde. Von Dr. Fr. Wilh. Foerster.

Werdet gute Bausteine. Von Bruno Wille.
Lesefrüchte. Ruskin, Praeterita.

Oh meine Brüder, nicht zurück soll euer Adel schauen, sondern hinaus! Vertriebene sollt ihr sein aus allen Vater- und Urvätterländern!

Euer Kinder Land sollt ihr lieben Diese Liebe sei Euer neuer Adel, — das unentdeckte, im fernsten Meere! Nach ihm heiße ich eure Segel suchen und suchen!

Nietzsche-Zarathustra.

Ihr möchtet blenen dem Vaterland?
Wohlan, so pfleget das Kinderland!
Die Väter leben, die Väter sind tot:
Den Vätern tut Lieb' und Arbeit nicht not.
Sie schlafen hinten in schwelgender Nacht.
Doch vor uns glühend der Tag erwacht.
Bald wird sein Licht ein Land umfassen.
Drum neue Enden und Menschen hriehen.
Wir sind des Landes Sonne und Regen.
Des Landes Speise, des Landes Segen.
Drum auf, dich Kinderland! beheiß.
Zu gründen die neue, die bessere Weis!

Bruno Wille.

Unserer Kinder Land! Unser Kinderland! Das erste hebt sich im Strahl der Morgensonne vor dem zukunftsfrohen Blick, wenn auch die Nebel der Gegenwartserde noch trübend darüber streichen. Das andere liegt in der Vergangenheit, umgluht und verschönt durch den Abendsonnenschein der Erinnerung, wenn auch die durchsichtig klare Herbstluft uns alle Unebenheiten und Steine des Anstoßes, daran wir gestolpert, deutlich erkennen läßt. Wie Eltern und Kinderfreunde stehen Alle an dieser Mittagsgrenzscheide. Zurück taucht unser Blick in die herrliche Zeit, da wir noch Hoffnung, lebendige Hoffnung waren, und rasch streicht er weg über die Gegenwart, die so viele Blütenträume nicht reifen sah, vorwärts weit in die Zukunft, haftet auf den blühenden Gesichtern unserer Kinder, denen wir Sterbliche das heilige Feuer des Lebens reichten, es weiter zu tragen, und verliert sich in hellen Lichtträumen von Glück und Vollkommenheit, wie es nie der Augenblick sah. Werdende sind wir, bewußt Werdende. Wie uns das Sein unter der Hand zerrinnt in ein ewiges Sichwandeln, scheinbar Vergehen und Neubilden, wie wir den Augenblick umsonst zum Verweilen einladen oder fortscheuchen, so gleitet unser persönliches Leben und Erleben hinein in die Riesenwelle des Menschheitsgeschehens, die dem fernen unentdeckten Strande zueilt.

Aber die Tropfen sind es, die die Welle aufbauen, sie türmen und ihr Richtung geben; die Welle ist es, die sich ihren Strand formt.

Wohl kennen wir nicht die geheimnisvolle Kraft, die das Urmeer des Geschehens in wilde Bewegung setzte, wohl sind wir machtlos gegen die kosmischen Stürme, die über die schaumgekrönten Gipfel jagend sie unbekannten Fernen zuwälzen, aber wohl können wir uns einordnen, oder trotzig widerstreben der Strömung, von der die Menschheit getragen wird; an uns liegt es, ob wir mit den anderen früher oder später das Eiland erreichen:

Das Eiland der Sehnsucht des Menschenherzens seit seinem ersten Pulsschlag; das Land, das wir immer wieder unsern Kindern verheißen müssen, weil unser Fuß nicht würdig ist, es zu betreten — das Paradies der Heiligkeit und Seligkeit, von dessen Existenz wir so innig überzeugt waren, daß wir es lieber im Dunkel der Vergangenheit suchten, seine Ausgestoßenen und Heimatsfremdlinge heißen wollten, als es gar nicht zu kennen; die unentdeckte Küste, nach der unsere Segel mit Kolumbus-Zuversicht suchen und suchen.

Dorthin, nach dem Aufgang, geht unser tiefstes Sehnen und Vorwärtsdenken, in dieser Richtung tastet auch unser Fuß weiter. Die Menschheit erhöhen, über sich hinaus steigen, das Beste der Menschenseele zur uneingeschränkten Herrschaft bringen, einen Geist schaffen, der dem Schöpfergeist gleich das Innere der Natur durchschaut, einen Willen, in dem die Gottheit von ihrem Weltenthrone niedergestiegen und Fleisch geworden ist, die Kraft und Schönheit verlebendigen, die herrenhaft mit der Materie und den Weltkräften spielt — dieser Harmonie des Dreiklangs, wahr, gut und schön, drängen die verworrenen Töne unseres Erdenlebens mit ihren Dissonanzen und klagenden Septimenakkorden zu — wir können sie ja nicht lassen: es muß eine Auflösung geben, da die reine Melodie mit erhabenem Brausen, lieblichem Wohllaut und kraftvollem Rythmus alles Menschenleid in selige Ruhe taucht.

Und unsere Kinder sind es, die da vorangehen; zwar nicht als Führer, die den Weg wüßten, auch nicht als Vorwärtsgedränge, die wir von hinten aus leiteten, wohl aber wie ahnende Traumseher, die ihrem Genius in der Brust gehorchend, sich im dunklen Drange des rechten Weges wohl bewußt sind. Wenn wir sie nur nicht immer hindern wollten, das Beste in sich auszuleben, wenn wir die zarten Schultern nicht stets mit der Bürde unserer eigenen Fehler und Sünden belastet hätten, wenn wir nur etwas bescheidener wären mit unseren Wegleitungen und unfehlbaren Erziehungswinken! Wohl

Digitized by Google

sollen und dürfen wir sie ausrüsten für den Lebensweg, ihre Schwäche schützen mit unserer Kraft, ihre Unreife mit unserer Erfahrung — aber das Land müssen sie selber finden. Und wenn nun Menschenalter um Menschenalter die Jugend immer wieder voranrückt, wenn nun auch nach Jahrhunderten und Jahrtausenden immer wieder die Altgewordenen zweifelnd innehalten und, selbst an der Erreichung ihres Zieles verzweifelnd, ihre Jugendkraft als Vor sacrum weiter senden — wenn ihr nicht, daß dann trotz aller Irrwege und Zickzack- und Spirallinien die Menschheit als Ganzes nicht doch den Gefilden der Seligen näher gekommen sein wird?

Wir glauben es zuversichtlich. Aber noch eins sei gesagt.

Zu diesem Kinderlande führt nur eine große Straße; es gibt keine Schleichwege und heimliche Fußpfade, wo Du hinter dem Rücken des großen Heeres, Du mit Deinen Kindern, hineinschlüpfen könntest. Alle oder keiner!

Deine Kinder sollen es gut haben, Deine Kinder sollen die beste Erziehung erhalten, Deine Kinder sollen Muster und Idealbilder menschlicher Vollkommenheit werden — und die andern? Darfst Du sie dahinten lassen in Elend Schmutz, Irrtum und Gemeinheit? In welcher Welt werden denn Deine Kinder leben? Werden nicht alle diese erbärmlichen, geistig Zurückgebliebenen, sittlich Verkommenen, diese Tiermenschen einmal die Genossen, Gefährten, Mitarbeiter und Mitmenschen Deiner Kinder sein? Das ist die Umwelt, in die Du Deine sorglich gehüteten Musterkinder hineinstellen willst? Ach, wie bald werden ihre Engelsfittiche ausgerupft, ihre reinen Kleider beschmutzt, ihre zarte Feinheit unter die Füßetreten sein! Oder sie werden — darf man es den günstigsten Fall nennen, oder ist es nicht der schlimmste? — die andern unter die Füße treten, mit Herrschsucht und Hohn und Menschenverachtung die edlen Züge ihres Antlitzes vernichtet haben und weniger Mensch sein, als die sie knechteten.

Nein, es gibt kein Kinderland, kein Paradies mit einem „Eingang nur für Herrschaften!“ Gemeinsam sich an den Händen haltend, in herzlichem Liebestreigen, die Locken bekränzt mit gemeinsam gepflückten Blüten, alle gleich rein und weiß und gleich leuchtend das Angesicht von innig-r Mitfreude und menschlicher Würde wird die jüngste Generation ihren Einzug halten in die Heimat, die ihnen bereitet war von Anbeginn der Welt.

Und wie, wenn es sich gar nicht um ein nebelhaftes Eiland handelte? Wenn unsere Füße, uns selbst unbewußt, schon wandelten in den Grenzen seines Reiches? „Hier stehe ich und sehe hier Dich um! Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm!“ ruft uns Goethe zu. Und ein anderer Großer in Welt- und Gottesweisheit mag uns das Schlußsprüchlein sagen, Angelus Silesius:

„Halt' an! Wo läufst Du hin? Der Himmel ist in Dir,
Suchst Du ihn anderswo, fehlst Du ihn für und für.
Du sprichst, Du wirst wohl Gott noch sehen und sein Licht —
O Narr, Du siehst ihn nie, siehst Du ihn heute nicht!“

Für die Gesangsstunde.*)

Das alte Klavier.

In einem Rasthause auf dem Schwarzwald stand ein altes Klavier. Alle Sonntage spielte darauf der Schullehrer den Bauern, wenn sie aus den Tälern zum Tanze heraufkamen. Und abends, wenn die Touristen dort zusammensaßen, dann wurde mächtig auf das arme alte Klavier eingehauen, es mußte Studentenlieder begleiten und unermüdlich jeder Stimmung folgen — bis endlich die Wirtin kam und das Licht auslöschte. Dann stand es allein in dem rauchigen Zimmer und wartete, bis der erste Student am Morgen wieder begann: „Der Mai ist gekommen.“

Wer wollte sich wundern, daß es bei solcher Behandlung längst seinen Klang verloren hatte und nur mit dünnen und gepreßten Tönen den Sängern folgen konnte?

Da kam eines Abends ein großer Künstler in das Rasthaus, gerade als die Sonne ihr letztes Gold in den Rhein versenkte und dann hinter den Vogesen hinabglitt. Er trat an's Fenster und überschaute noch einmal die Herrlichkeit. Dann setzte er sich an das Klavier und schlug einige Töne an. Es antwortete leise und verschämt, so wie ein Kind, das von einem großen Herrn angeredet wird. Aber ihm war zu voll um's Herz, um sich damit zu begnügen. Er griff mächtig in die Saiten; es war als wenn er sie zugleich streicheln und bis in's Innerste erschüttern wollte. Da war es mit einem Mal, als erwache das alte Klavier. Die Gäste am Tische horchten auf, wunderbare Klangfülle begann in die dämmernde Landschaft hinauszuströmen. Es schien, als wolle das Klavier plötzlich alles vom Herzen singen, was es jahrelang unter Tanzmelodieen und Gassenhauern hatte verschweigen müssen. Es war den Gästen, als wenn alle Saiten in ihren eigenen Herzen mittönen müßten bis zum Zerspringen. Rings ein atemloses Lauschen. Noch ein jauchzender Aufschrei aller Tongewalten — dann brach der Künstler plötzlich ab.

Als alle Gäste schlafen gegangen waren, da stand das alte Klavier noch lange zitternd in seinem Winkel. Die Wirtin sagte am Morgen, es habe die ganze Nacht leise geklungen.

Der Künstler aber war schon vor Sonnenaufgang weitergegangen. Das Klavier gab wieder seine dürren seelenlosen Töne von sich. „Was ist das für ein alter verstimmter Kasten!“ sagten die Leute und hieben lieblos auf die Tasten ein.

Wißt ihr wohl, das alte Klavier — ja das alte Klavier — dem geht es wie vielen Menschen in diesem Leben. Sie wurden immer von Stümpern mißhandelt und roh angeschlagen — sie fanden nie den großen Künstler der Liebe, der ihr verborgenes Leben zu wecken wußte, und wenn einmal einer kam, so war er vor Sonnenaufgang schon wieder fort. Nicht nur bei den Klavieren — nein, noch vielmehr bei den Menschen kommt so unendlich viel darauf an, wer es ist, der spielt und wie er spielt, ob er alle die vielen Saiten recht anzuschlagen weiß voll Kraft und doch voll Zartheit .... Ja, da liegt das Geheimnis.

Die zweite Stimme.

So, das war nun heute unser erster Versuch, zweistimmig zu singen. Es ist nicht so leicht, nicht wahr? Worin liegt eigentlich das Schwere dabei? Daß man nicht in die Stimme des andern verfällt, nicht wahr? Es ist ein beständiger Kampf zwischen der ersten und zweiten Stimme, wer die größere Festigkeit in seiner Stimme hat oder wer sich von andern herauslocken läßt. Es ist auch gar zu verführerisch, wenn uns die andere Melodie so dicht am Ohre klingt. Man muß einfach nicht hindören auf den andern, sondern nur an seine eigenen Noten denken, natürlich sich auch recht oft üben in seiner Melodie, dann bleibt man schön fest, auch im Chorgesang.

Wißt Ihr wohl, daß es einem auch im Leben oft gut sein kann, wenn man seine Stimme zu halten versteht, mag der andere singen wie er will? Wenn euer Bruder euch in aufgeregtem oder hochmütigem Ton anfährt — dann ist es auch ungeheuer schwer, nicht in seine Stimme

*) Beispiele zur ethischen Verwertung und Belebung des Musikunterrichtes.

Digitized by Google

zu fallen, sondern der eigenen Melodie treu zu bleiben. Stellt euch vor, man hörte solch Gespräch von einem andern Zimmer aus. Zankt ihr einstimmig, dann hört man nichts als ein Hin und Her von heftigen Tönen — ist aber eins dabei, das die zweite Stimme halten kann, so hört man immer einen groben Laut und dann wieder einen ernsten, ruhigen — und zum Schluß wird man immer hören, wie die geduldige und leise Stimme über die andere siegt und sie auch zur Ruhe bringt.

Was ihr hier in der Gesangstunde an Festigkeit der Stimme lernt, das wird euch zu gute kommen, wenn euch im Verkehr mit euren Mitmenschen die Stimme des andern reizt, aus eurem eigenen Ton herauszufallen — und wenn ihr es im Verkehr mit euren Geschwistern und Kameraden fertig bringt, neben einer groben Stimme unbeirrt eure freundlichen Antworten weiter zu singen, so wird euch das auch im Duett und Chorgesang stärker machen.

Sagt einmal: Wozu singt man eigentlich zweistimmig? Nur damit es schöner klingt? Gewiß vor allem deshalb, weil man mehr ausdrücken kann. So gut wie in einem Orchester die verschiedenen Instrumente dazu dienen, verschiedene Stimmungen auszudrücken, so dienen auch beim Singen die verschiedenen Stimmen nicht blos dem reicheren Klang, sondern auch der größeren Ausdrucksfähigkeit. Ich will euch mal etwas von Beethoven vorspielen, da könnt ihr ganz deutlich hören, wie verschiedene Stimmen und Melodieen durcheinander gehen, wovon die eine froh und seegesgewiß klingt, während die andere noch dunkel und voll Kampf zu sein scheint. Damit wird die Seele des Menschen und ihr inneres Leben wahrer und vollkommener ausgedrückt, als durch eine einzige Stimme geschehen könnte. So ist es eben auch beim Singen. Nehmt z. B. einmal das Lied: „Der Mai ist gekommen." Was drückt die Melodie aus? So recht, jubelnde Lebensfreude. Wenn ihr dagegen die zweite Stimme allein singt, so werdet ihr das Gefühl haben, sie klinge eigentlich traurig und wehmütig. Es ist als ob der, welcher die zweite Stimme singt, uns mitten in aller Freude daran erinnern wollte, wie vergänglich all das Blühen ist, oder wieviele Menschen heute, während wir jubeln, mit stillem Gesich auf dem Schmerzenslager liegen oder in schwerem Kummer leben und mit tränenden Augen in die blühende Welt hinausschauen. Singt ihr nun beide Stimmen zusammen, so klingt es auch noch froh und fest — aber mit einer ganz leisen frommen Wehmut, daß nicht alle ihren Mai haben — und solche ernste Unterstimme heiligt eigentlich erst die Freude.

Ihr seht also, die zweite Stimme ist nicht blos so eine Tienerin der ersten Stimme, die ein wenig dunkler singt, damit der helle Glanz der führenden Melodie um so schöner hervortrete — sondern sie hat ihre ganz besondere Aufgabe, ja vielleicht hat sie sogar die feinere und größere Aufgabe: Sie dient der allerfeinsten Wahrhaftigkeit, sie erinnert an manches, was der Mensch vergißt und überhört, wenn er in einem großen Gefühl befangen ist — so wie ihr vergeßt bei Schlittenwetter vor lauter Freude euch die Stiefel draußen zu reinigen und dadurch dem Mädchen schwere Arbeit macht.

Ich denke dabei immer an das menschliche Leben. Auch da gibt es Menschen, welche wie man sagt, die erste Violine spielen oder die erste Stimme singen, und Menschen, welche die zweite Stimme übernehmen müssen. In jedem Hause, in jedem Berufe, überall ist es so. Und da gibt es nun viele, die furchtbar unglücklich sind, wenn sie nicht die tonangebende Melodie haben, sondern unscheinbare und untergeordnete Arbeit verrichten müssen und im Hintergrund stehen. Sie sollten immer daran denken, daß die zweite Stimme unendlich vieles ausdrücken kann, was die erste Stimme übergehen muß — und oft gerade das Feinste und Zarteste: So kann ein Mensch auch in einer untergeordneten und bescheidenen Stellung, oder wenn er wegen seiner Erscheinung und wegen seiner Gaben wenig beachtet wird, doch in seinem Leben und Tun die Güte und Treue im kleinen zum Ausdruck bringen und das wieder gutmachen und ergänzen, was die Großen und Erfolgreichen im Rausche ihrer führenden Stellung übersehen und ungetan lassen oder unrichtig tun.

Piano-Singen.

Was ist eigentlich leichter, laut zu singen oder leise? Lautsingen ist leichter. Jeder Ochs im Stalle kann es. Leise-Singen aber ist schon schwer, weil wir dabei eine größere Herrschaft über die Stimme brauchen, als beim Lautsingen. Das leise Singen ist eigentlich gegen unsere Natur — denn natürlich ist uns das Brüllen, so wie es ja auch dem Menschen natürlich ist, sich überall möglichst laut geltend zu machen.

Versucht es nur einmal: Je leiser ihr singt, um so mehr fühlt ihr, welche Anstrengung das den Stimmmuskeln kostet. Besonders das piano-Einsetzen — da will der Ton heraus wie ein Wildbach, und es gehört schon große Uebung dazu, ihn von Anfang an so zu dämpfen, daß er sich genau der Aufgabe fügt, die er zu leisten hat.

Wißt ihr übrigens, daß man das Pianosingen durchaus nicht nur in der Gesangstunde lernt? Nein — man kann es überall üben. Wenn euer Vater oder eure Mutter im Nebenzimmer schlafen oder wenn ihr zum Poltern gereizt werdet durch eins eurer Geschwister und nun gern so recht laut und rechthaberisch schelten und streiten möchtet. Dabei muß man nur immer wie ein heimliches schützendes Amulett den Gedanken bei sich tragen, daß das Lautschreien kein Zeichen der Kraft, sondern der Schwäche ist: Man hat die Stimme nicht in der Gewalt, sie geht mit uns durch wie ein Pferd mit einem Sonntagsreiter. Also piano Singen kann man auch im Verkehr mit den Mitmenschen — und wer es darin weit gebracht hat, dem merke ich es sofort in der Gesangsstunde an.

Die Geschichte der Stimme.

Wir wollen heute einmal über den Ausdruck der Stimme sprechen. Dabei will ich euch allerdings nicht verhehlen, daß der richtige Ausdruck immer aus dem Herzen kommen muß. Der Lehrer kann ihn nicht anlernen, er kann höchstens zeigen, welche Mittel es gibt in der Behandlung der Stimme, um das Gefühl des Herzens auch äußerlich geltend zu machen. Nehmt z. B. die Worte: „Wie lieblich sind die Boten, die den Frieden verkünden" — wer das richtig singen will, der muß eine wirkliche innige Liebe zum Frieden haben — dann kommt es von selbst auch in die Stimme. Wer keine solche Liebe zum Frieden hat, der bekommt auch den Ausdruck beim besten Willen nicht heraus. Der ganze Ton ist dann ohne Frieden: denn die Stimme des Menschen nimmt in ihrem Klange immer die Tonart an, deren sich der Mensch am häufigsten bedient: Zankt und hadert er viel, so bekommt die Stimme etwas Scharfes, Kratziges und Rauhes; jede Stimme hat sozusagen ihre Geschichte, die ein erfahrener Beobachter sofort ablesen oder vielmehr abhören könnte: man fühlt heraus, was die Stimme am liebsten geredet hat. Habt ihr z. B. schon einmal fremde Stimmen im Telephon beobachtet, wo man nur den Ton hört und durch nichts abgelenkt wird: Wie deutlich man da aus dem Klang der Stimme die verschiedenen Arten Menschen heraushört, und wie man von der einen abgestoßen, von der andern angezogen wird. Der Ausdruck der Stimme hängt eben von ihrer Geschichte ab. Glücklicherweise hat man diese Geschichte auch ein wenig in der Hand: wer schön und erfreuend singen lernen will, der sollte seine Stimme nicht blos vor zu lautem Schreien und Krächzen bewahren, sondern mehr noch vor allem häßlichen Streiten und vor allen gemeinen Reden. Dann gibt es einen guten Klang!

Digitized by Google

Tontreffen.

Wie schwer ist es es oft, den richtigen Ton zu treffen! Mancher hat einfach nicht das nötige Gehör mitbekommen und schlägt immer wieder fehl. Immerhin kann man vieles durch Übung und Aufmerksamkeit lernen. Aber alles dies, selbst das unfehlbarste Tontreffen ist doch erst der Anfang in der Ausbildung der Stimme. Weit wichtiger und leider noch viel schwieriger ist es, den richtigen Ton im Verkehr mit Menschen zu treffen — im rechten Augenblick immer den rechten Klang, der berührt, statt zu empören, der einen Herzton so zu sagen weiß, daß es nicht verletzend und verstockend wirkt, der Behauptungen, die andere nicht teilen, bescheiden und fragend ausspricht, oder wenigstens ohne hochmütige Sicherheit, ja, da brauchen wir alle am dringendsten einen Unterricht in der Ausbildung der Stimme! Denn unglaublich viel Gelingen und Mißlingen hängt im Leben nur von dem richtigen Tontreffen ab. Leider kann hier der Unterricht nicht viel machen: man muß sich selbst unterrichten, indem man sich stets recht gründlich in die andern hineinversetzt; dann wird das Herz schon den richtigen Ton bilden!

Fr. W. Foerster.

Werdet gute Bausteine!

Habt ihr schon mal gemauert, Kinder? Versucht es mal, wenn dazu eine Gelegenheit sich bietet. Vielleicht seid ihr in den Ferien auf dem Lande und dürft bei einer halb zerfallenen Gartenmauer spielen; dann könnt ihr euch ein wenig im Mauern üben, indem ihr Steine zusammensucht, einen nach dem andern in die Mauerlücke einordnet und durch Kalk, Lehm oder hinein gestopftes Gras und Moos mit der festen Mauer verbindet. Bei dieser Tätigkeit könnt ihr nicht allein einige Geschicklichkeit im Mauern gewinnen, sondern, wenn ihr nachdenkt, auch noch eine wertvolle Lehre fürs ganze Leben.

Also denkt nach; ich will euch dabei helfen und auf die Lehre hinführen. Fragen will ich euch etwas, und ihr habt zu antworten. Also: läßt sich wohl der Mensch mit einem Mauersteine vergleichen? — Warum nicht? Denn wie man aus Mauersteinen eine Mauer und aus Mauern ein Gebäude, ein Wohnhaus oder einen prächtigen Tempel zusammensetzen kann, so läßt sich auch aus einzelnen Menschen eine Art Bau errichten.

Und was für einen Bau ich meine? Denkt zum Beispiel an eure Schulklasse, wenn der Lehrer eintritt, und wenn dann jeder von euch kerzengrade, still und brav auf seinem Platze sitzt, so daß ihr mit euren Mitschülern wie Mauersteine aufgebaut, wohlgeordnet und fest zu einem einzigen Ganzen zusammengebaut. Oder denkt an eine Familie, wo Vater, Mutter und Kinder, die Großeltern und vielleicht noch eine Tante oder ein anderer Mensch aus der Verwandtschaft so recht liebevoll, treu und einig zusammenleben; ist solch eine Familie nicht einem Gebäude aus Mauersteinen ähnlich? Und ferner denkt an den Staat der Spartaner oder Lacedaemonier, von dem ihr wohl in einem geschichtlichen Buche schon etwas gelesen habt: Die Spartaner waren ein Zweig des griechischen Volksstammes. Sie waren eine Zeit lang ausgezeichnet durch ihr festes Zusammenhalten und ihre strenge Ordnung. Im Kriege stand ihr Heer, wenn die Feinde dagegen anstürmten, gleich einer unerschütterlichen Mauer, weil jeder spartanische Soldat auf seine Stelle paßte und sich mit dem Ganzen innig verbunden fühlte.

Die Spartaner kämpften gegen verschiedene Feinde und einmal gegen einen anderen Zweig des griechischen Volkes, gegen den Nachbarstaat der Athener. Das war nun eigentlich schade; denn Zweige ein und desselben Volkes sollten wie Brüder zusammenhalten, sich gegenseitig nicht beneiden und übervorteilen, sondern fördern. Da aber alle Völker der Erde eigentlich Zweige ein und desselben großen Stammes, nämlich der Menschheit sind, so sollten all' die verschiedenen Völker, wenn sie auch ihre guten Eigentümlichkeiten festhalten dürfen, doch in gewisser Hinsicht als Geschwister einer einzigen Familie sich betrachten. Denn mögen sie auch mancherlei Sprachen, eigenartige Trachten und Gebräuche, verschiedene Staatsformen und Staatsgesetze haben, so gibt es doch gute Sitten und Ansichten über Gut und Böse, worin sämtliche gebildete Völker unseres Erdenballes übereinstimmen. Diese sittliche Uebereinstimmung verbindet alle Teile der Menschheit zu einer einzigen Gemeinschaft, gleichsam zu einem riesigen Gebäude, das aus verschiedenen Abteilungen besteht. Man nennt dies Gebäude die menschliche Gesellschaft, und jeder einzelne Mensch ist berufen, ein Baustein der menschlichen Gesellschaft zu sein.

Es gibt nun, wie ihr in jeder Straße beobachten könnt, schlechte, unzweckmäßig und unordentlich gebaute Häuser, welche ungesund, häßlich und vielleicht wegen ihrer Baufälligkeit gar gefährlich sind. Andererseits findet man auch gute, schöne, gesunde und dauerhafte Häuser. Und so gibt es auch Verfassungen der menschlichen Gesellschaft, die schlecht oder gut sind — so daß die Glieder der Gesellschaft, die Einzelnenschen, entweder ein gutes oder ein schlimmes Leben führen.

Ob ein Haus gut oder schlecht ist, das hängt vom Bauplane ab, und zugleich von der Beschaffenheit und Anordnung der Bausteine. Soll das Haus dauerhaft sein, so müssen die Steine Haltbarkeit, gutes Gefüge und eine feste Verbindung unter einander haben. Und soll das Haus zweckmäßig und schön sein, so muß ein kluger und geschmackvoller Plan die Steine angeordnet haben. Behagliche Verhältnisse finden sich in der menschlichen Gesellschaft. Nur dann kann sie Bestand haben, wenn die Menschen, aus denen sie zusammengesetzt ist, sich innig mit einander verbunden fühlen zu einer sittlichen und geistigen Gemeinschaft. Und die menschliche Gesellschaft kann nur dann zweckmäßig sein, so daß sich in ihr gut wohnen läßt, wenn die Menschen, aus denen sie sich zusammensetzt, in einer vernünftigen Ordnung zusammengefügt sind — wie die Glieder eines gesunden Körpers.

Damit nun die Bausteine gut zu einander passen und fest zusammenhalten können, müssen sie eine bestimmte, ordentliche Form haben. Von Natur sind die Steine ja ziemlich formlos, müssen also, um zum Bauen geeignet zu sein, behauen, geformt und an die rechte Stelle gesetzt werden. Aehnlich ist es mit den Menschen. Sollen sie brauchbare Bausteine für den gesellschaftlichen Bau, den erhabenen Tempel der Menschheit, werden, so muß man ihnen eine bestimmte Bildung, ein geistiges und sittliches Gepräge geben. Das tun die Menschen, welche in sich den Beruf des Erziehers hegen. Besonders Eltern, Lehrer und Schriftsteller tun es, indem sie durch Belehrung, Lob oder Tadel, durch gute oder abschreckende Beispiele, durch rechte Pflege und Führung die Kinder auf den Weg der Tüchtigkeit, Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit und Menschenliebe führen. Doch es genügt nicht, gute Erzieher zu haben; man muß sich auch willig von ihnen erziehen laſſen.

Willst Du, daß wir mit hinein
In das Haus Dich bauen,
Laß es Dir gefallen, Stein,
Daß wir Dich behauen.

Bruno Wille.

Lesefrüchte.

„Man sollte Kindern wie den Soldaten Urlaubsorten geben, und kann man sich einmal darauf verlaſſen, daß der Gehorsam auf Erfordern ein unbedingter ist, dann sollte man der kleinen Kreatur sehr früh zeitweise zur Uebung den Befehl über sich selbst anvertrauen, sollte sie auf das ungeheuerste Pferd ihres eignen Willens setzen, damit sie es durch eigne Kraft bändige . . . .

(Ruskin, Praeterita).

Digitized by Google

Februar 1904.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. F. Penzig.**

Inhalt:

Zur Psychologie und Pädagogik der Arbeit. Von Dr. F. W. Foerster.
Dämme bauen! Von Lilli Jannasch.
Blumenblüte und Mädchenblüte. Von Fr. W. Foerster.
Das Samenkorn. Von Bruno Wille.
Zwischen den Dornen und an den Wege:
Vogelschutz und Kinderschutz.
Mütter können mehr als Frauen.
Eingegangene Bücher.

Zur Psychologie und Pädagogik der Arbeit.

Von Dr. F. W. Foerster.

I.

Die Darstellung der Rückwirkung all unseres Tuns auf uns selbst hat eine ganz besondere pädagogische Bedeutung dort, wo es sich um die Anregung zu Arbeiten handelt, die zu wenig Reiz in sich selber tragen und deren Zweck zu unscheinbar oder fernliegend ist, als daß sie gewissenhaft und beharrlich geleistet werden könnten ohne die Mitwirkung von Vorstellungen, die den innersten Menschen berühren und anrufen, indem sie die betreffende Arbeitsleistung in eine deutliche Beziehung zu bestimmten höheren Lebensgütern und Lebenszwecken setzen: Man lernt z. B. arbeiten „zur Ehre Gottes", „um Christi willen" oder für die eigne Vervollkommnung in Geduld und Selbstverleugnung, in Willensstärke und Genauigkeit. Es gibt Menschen, denen das bloße abstrakte Ideal der Pflichterfüllung genügt, um ihnen die Kraft zur gewissenhaftesten Vollbringung täglicher mühsamer und langweiliger Arbeit zu geben; es gibt andere Menschen, für welche der Ehrgeiz oder die Liebe zur Familie ein Sporn ist, der sie zu den größten Anstrengungen befähigt — aber daneben gibt es auch zahlreiche Menschen, für deren geistige Organisation jene sozialen Motive nicht hinreichen und die durchaus eine Beziehung der Arbeit zu ihrem persönlichen Innenleben brauchen. Im Sinne dieser Aufgabe hat das Christentum gerade für die menschliche Arbeit Unvergleichliches geleistet, trotz seiner scheinbaren Gleichgültigkeit, ja Feindseligkeit ihr gegenüber — indem es nämlich Ideale persönlicher Vervollkommnung gab und Forderungen der Selbstüberwindung und Geduld aufstellte, welche den Menschen die Bedeutung der Arbeit in einem ganz neuen Licht zeigte, nämlich als ein Mittel moralischer Selbstentwicklung — so daß man sich gerade unter dem Einfluß des Christentums mit einer in der Antike nie erreichten Intensität der Arbeit zuwandte, ja mit Vorliebe gerade der mühseligsten und ernstdringendsten, weil in ihr die größten Möglichkeiten der Selbstverleugnung lagen. Indem also das Christentum jene innerlichen Güter über alles emporhob und demgegenüber den Wert der bloßen Geschäftigkeit und Betriebsamkeit herabsetzte, ja darin sogar eine Gefahr für die Seele des Menschen sah — gab es doch wieder gerade der Arbeitsamkeit neue und unerschöpfliche Inspirationen, nämlich derjenigen Arbeitsamkeit, die aus Liebe zu jenem Höheren entspringt, ihm zu dienen strebt und sich ihm jederzeit unterordnet. Die unübertroffene Sorgfalt und Feinheit der mittelalterlichen Arbeit, die unmittelbar aus dem christlichen Geiste entsprang, von ihm inspiriert wurde und ihm diente, ist genug Zeugnis dafür.. Es ist charakteristisch, daß Josef de Maistre und nach ihm auch der Physiologe Dubois Reymond in ganz ähnlichem Sinne behaupten durfte, daß sogar die Arbeit der modernen Wissenschaft auf dem Christentume ruhe, weil erst das Christentum diesen Geist der selbstverleugnenden Geduld und Sorgfalt im Kleinsten geschaffen habe, welcher die mühsamen Untersuchungen und die Präzisionstechnik der exakten Wissenschaft möglich gemacht habe. Man wird die Richtigkeit dieses Gesichtspunktes um so mehr begreifen, wenn man sich z. B. auch daran erinnert, daß Frauen — eben wegen ihrer tiefern Geduld und Sorgfalt — auf dem Gebiete der Präzisionstechnik stets besonders leistungsfähig waren: die Leistung des Christentums bestand eben darin, daß es diese mütterlichen Eigenschaften durch die höchsten Heiligungen in den Vordergrund auch der Erziehung des Mannes rückte und sie dem unruhigen und ungeduldigen Menschen einprägte und ihn deshalb um der Vervollkommnung willen gerade solche Arbeit suchen ließ, welche jene Eigenschaften der stillen Selbstverleugnung voraussetzte und zu entwickeln geeignet war.

Es ist gerade für den Pädagogen und speziell für den Schulmann von größter Bedeutung, sich diese Zusammenhänge, betreffend die Psychologie und Pädagogik der menschlichen Arbeit klar zu machen. Schon Robert Owen hat darauf hingewiesen, wieviel Sorgfalt und Studium man aufwende, um eine Maschine richtig in Gang zu halten, und wie sinnverbalt man im Vergleich damit die komplizierteste aller Maschinen, den Menschen behandle. Das gilt aber auch ganz besonders für die Psychologie der menschlichen Arbeitsleistung, für die Lehre von Qualität und Intensität der seelischen Inspirationen, welche für die verschiedenen menschlichen Naturen nötig sind, um sie zur größten und solidesten Arbeitsleistung zu bringen. Da meint man, es sei ganz gleichgültig, ob in breiten Volksschichten die alten Inspirationen schwinden und an deren Stelle überhaupt nichts anderes oder nur der Trieb nach größtmöglichem Gewinn trete, der gewiß Wunder der Pro-

Digitized by Google

duktivität vollbracht hat, aber zugleich das sittliche und geistige Leben — ja schließlich auch die menschliche Gesundheit — in einer Weise gefährdet und untergräbt, welche die ganze Kultur in Frage zu stellen beginnt. Es sollte geradezu zu einer Hauptfrage der pädagogischen Psychologie werden, wie man auf die umfassendste und mannigfaltigste Weise die moralischen Kraftquellen der menschlichen Arbeit flüssig machen und pflegen könne, statt nur Individuen von bestimmter geistiger Organisation zu berücksichtigen oder gar nur die gröberen Motive der Angst und des Ehrgeizes und des materiellen Vorteils zu kultivieren, deren vorwiegende Mitarbeit in der Kulturarbeit stets eine moralische und psychische Gefahr für den Einzelnen und für die Gesamtheit bedeutet.

Ich möchte geradezu behaupten, daß ein nicht geringer Teil der modernen Nervosität darauf beruht, daß die Menschen heute zuviel arbeiten, nicht im Verhältnis zu ihrer wirklichen Leistungsfähigkeit, sondern im Verhältnis zu der Kraft und Mannigfaltigkeit der Beweggründe zur Arbeit. Man weiß nicht mehr, warum man eigentlich arbeitet — darum wird alles zur Ueberarbeitung — eben weil die echte Befriedigung über die eigene Leistung fehlt und weil ohne die Mitwirkung tieferer geistiger und moralischer Kraftquellen die Arbeit in der Tat ein den Körper und die Nerven übermäßig erschöpfender Frohndienst ist. Auch die moderne Ueberbürdungsfrage — auf welche die ältere Generation so gerne zu antworten pflegt: „Als wir in eurem Alter waren, hatten wir noch viel mehr zu tun" — ist wohl auch in diesem Sinne zu beurteilen, daß eben gerade das modern erzogene Kind in seiner ganzen geistigen und sittlichen Existenz nicht mehr davon durchdrungen ist, daß das Leben eine Schule der Selbstüberwindung und der Geduld ist, sondern meint, es sei vielmehr ein Ort, wo jeder so viel „mitnimmt" wie er nur irgend kann — daher empfindet dieses Kind die Arbeit auch in ganz besonderm Maße als etwas Aufgedrängtes, mühselig Abgezwungenes; es fehlt der große Wille zur Arbeit, der alles leicht macht und der das Ergebnis einer ganzen Lebensanschauung ist, die sich dem Kinde mitteilt, auch ohne daß es sie in ihrer Begründung und im Einzelnen versteht. Jene Lebensanschauung wurde bisher in großen Symbolen und anschaulichen Bildern von der Kirche vertreten; unserer Ueberzeugung nach in unvergänglicher und unersetzlicher Weise; wer an Stelle dieser geistigen Mächte, gerade auch für die tiefere Inspiration der Schularbeit etwas anderes setzen will, muß mindestens zeigen, daß er das pädagogische Problem kennt, welches hier vorliegt und welches eine der Hauptursachen für das Fehlschlagen ernster Männer und Frauen an der religiösen Schule ist — statt dessen stehen wir — z. B. gerade auch in Frankreich, vor der bedrückenden Erscheinung, daß die Radikalen mit den zum Ersatz dargebotenen moralischen Inspirationen noch so sehr an der Oberfläche bleiben, daß man deutlich sieht: Ihnen ist nicht einmal die Existenz des oben besprochenen pädagogischen Problems gegenwärtig, geschweige denn, daß sie dasselbe in seiner ganzen psychologischen Schwierigkeit begriffen haben. Und da will man schon ersetzen und vertreiben!

Da nun wegen der fortschreitenden sozialen Gleichberechtigung aller Weltanschauungen der Religionsunterricht wohl in der Staatsschule vorläufig keine dauernde Existenz haben wird, so ist es von großer Wichtigkeit, die in der religiösen Tradition enthaltenen Anschauungen und Gesichtspunkte über das Verhältnis unserer Arbeit und unserer Arbeitsweise zu unserem inneren Leben auch einmal rein psychologisch darzustellen und zu erläutern. Eine solche konkrete Erläuterung würde auch der religiösen Pädagogik zugute kommen, welche, wie schon mehrfach ausgeführt, immer noch zu sehr von den letzten und dritten Formulierungen der Lebens- und Seelenerkenntnis ausgeht, statt damit zu endigen. (Schluß folgt).

Dämme bauen!

Ihr habt gewiß schon alle von reißenden Gebirgsgewässern gehört, deren wilde Strömungen zu gewissen Jahreszeiten planlos dahinrasen, Wälder entwurzeln, Städte und Dörfer zerstören und tausende von Menschen brod- und obdachlos machen. Bis weit in die Ebene hinab kann man oft die Verwüstungen solcher Gewässer verfolgen und viele Jahre vergehen, ehe es dem Menschenfleiß gelingt, die verschlammten Felder wieder ertragfähig zu machen. Um solcher Wassernot vorzubeugen werden Schutzmaßregeln getroffen. Es werden Dämme und Deiche an den Ufern der Flüsse errichtet und Kanäle gebaut, um eine künstliche Entwässerung herbeizuführen. Durch diese Vorkehrungen wird nicht nur den Ueberschwemmungen vorgebeugt, sondern die gewaltigen Wassermengen werden auch für die Schifffahrt nutzbar gemacht. Ferner ermöglichen es die Kanalanlagen Aecker und Wiesen zu bewässern, die weitab vom Fluß liegen und die infolge ihrer natürlichen Trockenheit sonst nicht ertragfähig wären. — Ihr seht also, daß bei umsichtiger Fürsorge das rohe Walten der Naturkräfte in segensreicher Weise für die Menschheit ausgenutzt werden kann.

Wie in der Natur, so gibt es auch im Inneren der Menschen gewaltige Kräfte, die, wenn sie nicht in richtiger Weise verwertet und eingedämmt werden, auch wild hervorbrechen und eben so schlimme Verwüstungen anrichten, wie die Gebirgswasser, die über die Ufer treten.

Habt Ihr schon einmal darüber nachgedacht, was wohl die tiefinneren Gründe von all den Kriegen gewesen sein mögen, die den Weg der Weltgeschichte so blutigrot färben? Wenn Ihr darnach forscht, so werdet Ihr finden, daß von der ältesten bis in die neueste Zeit fast alle Feldzüge eine Folge der Maßlosigkeit und Selbstüberhebung der Völker und Herrscher gewesen sind! Je mächtiger ein Volk nach außen hin dastand, desto leichter neigt es zum Uebermut, zur Schrankenlosigkeit und kommt in Versuchung seine Macht zu mißbrauchen, weil es scheinbar ungestraft sich Rücksicht gegen andere, kleinere Völker außer acht lassen kann. Aber das ist eine kurzsichtige Politik. Jeder Mißbrauch der Gewalt, jede Rücksichtslosigkeit nach außen führt notgedrungen zu einer inneren Entartung, zu einer Verrohung, die sich nach allen Seiten hin fühlbar macht. Wie das Gebirgswasser, wenn es fesselnd über die Ufer schäumt und Saaten und Dörfer vernichtet, so zerstört auch die Maßlosigkeit, die Freude an der Gewalt alle feinere Gesittung, alle guten Triebe in den Menschen, alle jene Triebe, die von Jugend auf entwickelt werden müssen, damit sie Schutzdämme und Deiche werden können für die gewaltigen inneren Kräfte der Völker. Haben sich die Menschen aber erst einmal an die Schrankenlosigkeit gewöhnt und ihre besten Kräfte in den Dienst der Gewalt gestellt, so geht es ihnen wie dem Bergstrom; sie finden nur schwer in ihr altes Bett zurück, das verändert und leicht geworden ist; sie sind heimatlos geworden; denn das, was ihnen einst lieb und wert war, haben sie selber zerstört. Jahre vergehen, ehe die Spuren der Verwüstung getilgt sind!

Was von den Menschen im Allgemeinen gilt, trifft auch auf das Leben des Einzelnen zu. Ihr habt gewiß schon oft genug an Euch selber und Euerer Umgebung beobachten können, wie unendlich schwer es ist maßzuhalten und nicht gewalttätig und rücksichtslos gegen Schwächere zu sein. Denkt nur daran, wie viel Selbstbeherrschung z. B. für einen Klassenersten nötig ist, wenn er seine Macht nicht mißbrauchen will! Nun werdet Ihr alle schon beobachtet haben, was geschieht, wenn der Klassenerste sich nicht beherrschen kann und durch barsche Befehle, anstatt durch Höflichkeit, die Ordnung unter den Kameraden aufrecht zu erhalten sucht. Ihr wißt ganz gut, daß der grobe Ton einen noch gröberen hervorruft! Auf diese Weise wird sehr oft durch die schlechte Gewohnheit eines Einzigen die Ruppigkeit und

Digitized by Google

Roheit bei vielen Anderen großgezüchtet. Ihr seht also, wie gefährlich die Maßlosigkeit wirken kann. Ihr habt aber alle, wie Ihr da seid, ein Mittel in der Hand, um dieser Maßlosigkeit entgegenzutreten. Versucht es einmal selber Euch in der Selbstbeherrschung zu üben. Seid einmal um so höflicher, je gröber Ihr angefahren werdet, umso hilfreicher, je selbstsüchtiger Eure Umgebung ist, und Ihr werdet sehr bald erfahren, daß Euer Benehmen nicht nur Allen Respekt einflößt, sondern, daß auch eine Kraft von Euch ausgeht, die sich den Anderen mitteilt, daß Ihr diese gewissermaßen zum Guten verzaubert. Die Dämme und Deiche der Selbstbeherrschung, die Ihr errichtet, gereichen nicht nur Euch selber zum Segen, sondern auch allen denen, die mit Euch in Berührung kommen.

Je nach den verschiedenen Anlagen, die wir mit auf die Welt bringen und je nach den Verhältnissen, in denen wir leben, ist natürlich auch das Gebiet, in dem wir uns in der Selbstüberherrschung üben müssen, verschieden. Am wirksamsten ist die Uebung natürlich immer da, wo sie uns am schwersten wird; z. B.: Wenn ein Schüler wegen seiner Begabung und seines Fleißes immer von den Lehrern gelobt und den Kameraden als Muster hingestellt wird, so ist es für diesen Schüler jedenfalls sehr schwer, sich in der Bescheidenheit zu üben. Für einen unverdientlichen Menschen wiederum liegt in dem Streben nach Ordnung die größte Selbstüberwindung, u. s. w.

Wenn Ihr über diese Fragen nachdenkt, so wird bald ein jeder von Euch seinen wunden Punkt herausfinden und sich selber am besten die Medizin zudikturen, die ihm am bekömmlichsten ist. Ihr müßt nicht etwa denken, daß Euer jugendliches Alter Euch vor Verantwortlichkeit schützt und die Schuld an Euren schlechten Gewohnheiten Anderen zuschieben. Sobald Ihr Eure Fehler erkannt habt, müßt Ihr selber Dämme und Deiche gegen sie errichten, damit Ihr nicht von ihnen fortgerissen werdet. Alle Rücksichtslosigkeiten, alle schlechten Gewohnheiten, die sich in der Jugend bei Euch zugaste laden, bleiben später als widerliche Schmarotzer an Euch hängen und werden Euch im Leben überall hinderlich sein. Auch wenn ein Mensch noch so talentvoll und fleißig ist, wird er im Leben nichts Gutes ausrichten, wenn er ein unangenehmer und rücksichtsloser Patron ist, mit dem niemand auskommen kann. Ein solcher Mensch wird in seiner Umgebung immer nur die niedrigsten Instinkte entfesseln, deshalb kann sein Werk nie zum Segen der Menschheit gedeihen! —

Wo Ihr Umschau haltet, sei es in der Weltgeschichte oder im täglichen Leben, überall werdet Ihr es bestätigt finden: Wo keine Charakterstärke vorhanden ist, wo die menschliche Energie nicht durch die Dämme und Deiche der Selbstbeherrschung geregelt ist, da wirkt sie anstatt fördernd vernichtend, wie der entfesselte Gebirgsstrom.

Lilli Jannasch.

Blumenblüte und Mädchenblüte.

Ein Rosenbeet im März und ein Rosenbeet im Juli, welch ein Unterschied! Im März nichts als das gedrungte schwarze Beet, mit recht unerquicklichen Gerüchen und dazu der kahle, graugrüne Stamm! Und dann im hohen Sommer die herrliche, glühende Blüte, die den ganzen Garten mit Düften erfüllt!

Habt Ihr wohl einmal daran gedacht, was für ein meisterhafter Verwandlungskünstler doch so ein Rosenstrauch ist, der aus dem Mist eine Rose zu gewinnen vermag? Aus dem dunklen, schmutzigen Erdreich weiß er die Säfte zu saugen für Farben und Düfte, die nicht die leiseste Spur ihrer Herkunft verraten. Oder seht ein Veilchen am Raiendang. Woher dieser süße Duft und diese tiefe Farbe? Aus der grauen Erde hervorgezaubert. Jede Pflanze ist eigentlich eine solche Werkstätte, in der ununterbrochen die Erdstoffe in Blüten verwandelt werden!

Wir Menschen lassen uns oft von den Blumen und ihrer Verwandlungskraft beschämen. Beim Rosenduft merkt niemand mehr auch nur die leiseste Spur des Erdgeruches. Unser Antlitz ist unsere Rosenblüte, und unser Erdreich ist das Leben. Und unsere Seele ist bestimmt, die Verwandlung hervorzubringen und dafür zu sorgen, daß alles, was uns im Leben widerfährt, auch wirklich in eine Blüte verwandelt wird, voll Duft und Lieblichkeit — statt daß alles Unangenehme, Schmerzliche und Häßliche ohne jede Verarbeitung sofort auf dem Gesichte erscheint. Wie viele Mädchen vergessen leider, daß es keine Mädchenblüte gibt ohne die Verwandlungsarbeit der Seele! Alles Widerwärtige und Aergerliche, was das tägliche Leben mit sich bringt, steigt gänzlich ungereinigt bis ins Antlitz empor. Wo soll da Blüte und Duft herkommen? Nichts als Bodengeruch und Erdfarben gibt's bei solchen Menschen!

Und doch ist gerade das Unangenehme im Leben der beste Stoff, um daraus die edlen Kräfte zu gewinnen, welche Blüte und Duft hervorbringen. Es kommt nur auf die Verwandlungskraft an! Was man aus allem zu machen versteht, wie man Geduld und Selbstverleugnung daraus lernt.

Ich kann mir ein Mädchen vorstellen, die gerade dann, wenn ihr das Aergerlichste passiert, sich am stärksten zusammenrafft und liebenswürdiger und heiterer ist als je — um den Erdgeruch in Rosenblüte zu verwandeln. Das nennt man in der Sprache der Religion: „Das Irdische überwinden!"

Die Leute sagen dann vielleicht: Ihr muß heute wieder etwas recht Schweres begegnet sein, man merkt es immer daran, daß sie dann so strahlend freundlich und wohlmeind nach allen Seiten ist!

Sie hat die große Verwandlungskraft — sie ist eine wirkliche Mädchenblüte!

Fr. W. Foerster.

Das Samenkorn.

Zwei Wanderer zogen gemeinsam die Landstraße dahin und führten ein gutes Gespräch. „Sieh, wie üppig die grünen Saaten stehen!" sagte der eine, welcher Heinrich hieß. „Ja," entgegnete der andere, Johannes mit Namen, „mir lacht das Herz, und ich wünsche, die Menschen möchten sich diese Saaten zum Vorbilde nehmen."

„Wieso das?" fragte Heinrich. Und Johannes gab zur Antwort: „Fruchtbar soll nicht bloß das ausgesäte Korn sein, sondern jeder Mensch; er soll etwas Gutes hervorbringen! Gelingt ihm das nicht, so hat sein Leben keinen Sinn."

Bei diesem Gespräche waren die beiden Wanderer in ein Dorf gekommen. Während sie nun zur Herberge schritten, ging plötzlich ein Feuerlärm, Menschengetümmel und Glockengeläute los, und aus einem Dache brach Feuer und Rauch hervor. Da warf Johannes Wanderstab und Bündel von sich und wollte den vom Feuer bedrohten Hausbewohnern zu Hilfe eilen.

Aber Heinrich suchte ihn zurückzuhalten und sprach: „Begib dich nicht in Gefahr! Weshalb sollen wir uns hier aufhalten? Sind denn nicht Hände genug zum Helfen in diesem Dorfe vorhanden? Sorge für dein eigenes Wohl! Was kümmert dich das Fremde?"

Johannes indessen rief: „Fruchtbar soll der Mensch sein!" riß sich los und rannte zum brennenden Hause, während Heinrich mißmutig und kopfschüttelnd von ferne zusah.

Das Haus brannte schon lichterloh, so daß man nicht ohne Lebensgefahr hineindringen konnte. Vor der Haustür aber stand eine Mutter händeringend und rief: „Meine Kinder! Hol' sie doch einer heraus!"

Digitized by Google

Wie Johannes das hörte, ergriff ihn Mitleid, als ob die gefährdeten Kinder seine eigenen wären. Er sprang in das brennende Haus zwischen die krachenden Balken; Rauch und Lohe umwirbelten ihn und das Volk rief: „Der ist verloren!“

Aber nach ein paar Minuten kam Johannes in Freie herausgestürzt, Haar und Bart völlig versengt; und sieh, zwei Kindlein trug er auf den Armen zur Mutter. Die umarmte ihre Kleinen und fiel dem Retter dankbar zu Füßen, während das Volk jubelte.

Als nun Johannes und Heinrich hierauf zur Herberge gingen, meinte Heinrich: „Wie konntest du etwas so Gefährliches wagen!“

Johannes erwiderte: „Ist es nicht Menschenpflicht, die junge Saat zu bewahren? Ich meine unsere Kinder, die ja Samenkörnern gleichen und die Bestimmung haben, später einmal gute Früchte zu tragen.“

„Wie denn aber,“ warf Heinrich ein, „wenn nun das einstürzende Haus unter seinen Trümmern dich mitsamt den Kindern begraben hätte —?. Was hättest du dann gewußt?“

Lächelnd und mit strahlendem Auge sprach Johannes: „Ei, so wäre ich selber ein fruchtbares Samenkorn. Mein Körper zwar würde zu Grunde gegangen sein. Aber was schadet das? Auch das Samenkorn in der Erde muß verwesen, wenn es keimt. Doch wie aus dem verwesenden Samenkorn ein Halm hervorsprießt, der zur Erntezeit vielfältige Frucht trägt, so hätte meine Tat als begeisterndes Vorbild bei meinen Mitmenschen und in der Nachwelt manche gute Tat herbeigeführt. Und so wäre ich keineswegs nutzlos gestorben.“

Bruno Wille.*)

*) Nach einem Motiv von Krummacher.

Zwischen den Dornen und am Wege.*)

Vogelschutz und Kinderschutz. Björnstjerne Björnson schreibt in der Zeitschrift L'Européen an die Franzosen einen herzlichen Brief, der auch uns zu denken geben darf: „Dieses Mal werde ich mich im Namen von Millionen an diese große und hochfinnige Nation mit der Bitte, unsere kleinen Singvögel zu schonen. Schont die kleinen Freunde, die unsere Felder, Gärten und Bäume von schädlichen Insekten befreien, die unseren kurzen Sommern Gesang und unseren Kindern Freude spenden. Das Familienidyll der kleinen Reisenden unter unsern Dächern, auf unsern Bäumen und auf den Feldern läßt die Kinder den Haushalt der Natur verstehen, weckt in ihren Herzen Mitgefühl und zieht ihre Phantasie mit sich auf die Reise nach sonnigeren und wärmeren Ländern.“ . . .

„Bei uns mordet man keine Singvögel. Schon vor langer Zeit haben unsere Kinder sich zu Vereinen zusammengetan, um die Vogelnester zu schützen. Doch was wir hierbei für unsere Felder, Gärten und Wälder gewinnen, ist ein Nichts gegenüber dem, was die Erziehung unserer Kinder gewinnt, indem wir ihnen die Grausamkeit abgewöhnen und sie zu Beschützern der kleinen Vögel machen. Wir lehren sie, über Tieren beherrschen, und wecken Begeisterung für große Ziele. Ihre Raubluft verwandeln wir in Edelmut. Wir lehren sie, den Haushalt der Natur, sowie das Leben und Wohl anderer zu achten, und erziehen damit eine Gesinnsrichtung, welche einst die Solidarität der Völker fördern wird. Ich kann nicht beobachtet, daß kein protestantisches Volk, soviel ich weiß, die Ausrottung von Singvögeln gewerbsmäßig betreibt? Warum sind es Engländer und Deutsche, welche in Italien Tierschutzvereine bilden? Ein Gesetz, wie es in Frankreich existiert, das den Fang der einheimischen Singvögel verbietet, die Jagd auf Zugvögel (d. h. die Vögel anderer) aber gestattet, wäre bei uns unmöglich, und ich glaube auch nicht, daß ein solches Gesetz in andern protestantischen Ländern besteht. Auch eine Diskussion, wie sie kürzlich in der Deputiertenkammer über diesen Gegenstand stattgefunden hat, könnte bei uns nicht vorkommen. Bei uns sind es die Schulen, welche die Kinder über ihre Pflichten gegen die kleinen Singvögel unterrichten, und in den Schulen bilden die Kinder ihre Vereine zum Schutz der Vögel. Wie so viele andere europäische Völker können auch wir Frankreich nie genug danken für alles, was wir von ihm gelernt haben. Könnten wir doch jetzt in akt der Bescheidenheit Frankreich als Vergeltung nur dieses eine lehren: wie es die Singvögel zu schützen hat.

* * *

Mütter können mehr, als Frauen! Der in Frankfurt a. M. erscheinenden „kleinen Presse“ Nr. 14 vom 17. Januar d. J. entnehmen wir folgende beherzigende Worte: Wenn es unter den Alkoholgegnern Optimisten gibt, welche glauben, die Frauen hätten die Macht, auf die Männer oder die Frauen überhaupt einzuwirken, so zeigt die tägliche Erfahrung, daß dies eine irrige Meinung ist. Hunderte und Tausende von Frauen, die durch Trunksucht des Mannes ihre Familie dem unverwüstlichen Untergang entgegen sehen, haben alles erdenkliche versucht, den Mann zur Umkehr zu bewegen, und meist war es umsonst. Der Einfluß der Frau ist hier nur gering; aber er kann groß werden, wenn sie ihn in geeigneter Weise auf die heranwachsende Jugend ausübt. Wenn es ihr gelingt, vom Familienleben alle alkoholischen Getränke so lange zu verbannen, wenn sie dem Kinde zeigt, wie hochbegabte Menschen zu Grunde gehen, wie die Tatkraft gelähmt wird, wie die körperliche Schönheit Einbuße erleidet, wie die Besten um ihr Lebensglück betrogen werden.

Hier ist kein feiges Ausweichen am Platze! Dem Kinde muß das Verständnis für die Gefahr des Alkoholgenusses systematisch anerzogen werden, und die Jugendeindrücke müssen so nachhaltige sein, daß sie ein ganzes Leben lang vorhalten. Es ist ganz falsch, es dem heranwachsenden Kinde zu überlassen, seine eigenen Erfahrungen zu machen. — Man hat auch verlangt, daß die Schule die Unterweisung in die Hand nehme. Das ist gewiß nur zu billigen. Aber warum will man der Schule eine Aufgabe zuschieben, die dem Hause richtiger zuerteilt der Familie gelöst werden sollte. Jede Frau müßte es als ihre heiligste Aufgabe erkennen, ihre Kinder nicht nur ohne Alkohol zu erziehen, sondern auch das Verständnis für die Gefahren dieses Genußmittels bei ihm zu wecken. Durch Wort und Vorbild muß sie unablässig wirken. Eine furchtlose Frau wird es beispielsweise verstehen, die ästhetischen Bedürfnisse ihrer Söhne auf Gebiete hinzuleiten, die nicht im Zusammenhang mit der Trinksucht stehen; sie wird das stetig wachsende Interesse an Sport aller Art in kluger Weise zu fördern wissen, sie wird es verstehen, ihrer Häuslichkeit solchen Reiz zu verleihen, daß sie die männlichen Familienangehörigen unbändig nach Haus fesselt und somit den verderblichen Einflüssen des Wirtshauses entzieht. Sie wird sich vor allem bestreben, den irrigen Glauben, daß die Trinksitten nicht zu umgehen seien, zu zerstören und in täglich sich wiederholender unermüdlicher Kleinarbeit an der Lösung der großen Aufgabe mitwirken.

Eingegangene Bücher.

Die Straßinsel. Von Kasimir Wagner, Stuttgart, Fritz Lehmann 1904.

Die Grundsätze der monistischen und dualistischen Weltanschauung. Von Gustav Portig. Stuttgart, Max Kielmann 1904. Mk. 2,—, geb. 3,—.

Tat und Wahrheit. Eine Grundfrage der Geisteswissenschaft. Von Hans von Lüpke. Leipzig, Türr'scher Verlag 10 Pfg.

Gustav Adolf Wislicenus. Ein Lebensbild aus der Geschichte der Freiresig. Bewegung. Von C. Thierbach. Leipzig, Th. Thomas 1904.

Ueber die Grenzen der Gewißheit. Von Dr. Ernst Türr, Leipzig, Türr'scher Verlag. Mk. 3,50.

Hat Christus überhaupt gelebt? Von G. Tschirn, Breslau. Bamberg, Handelsdruckerei 50 Pfg.

Die ethische Volksschule. Eine zeitgemäße Reform. Von Friedrich Wyß, Schulinspektor a. D., Bamberg, Handelsdruckerei. 1 Mk.

Das Studium der Philosophie mit Berücksichtigung der seminaristischen Vorbildung. Von Dr. Baron Cay von Brockdorff. Kiel, Universitätsbuchhandlung. Mk. 2.

Der Weg zum ewig-Lebendigen. Von Bernhard Wilm. Leipzig, Eugen Diederichs. Mk. 3,—, geb. 4,—.

Nach einmal Babel und Bibel. Von Emin. Berlin, Leipzig, Eugen Diedrichs. Mk. 3,—, geb. 5,50.

Johann Gottfried Herder und die Kultgesellschaften des Humanismus. Von Dr. Ludwig Keller. (Vortrag im Auftr. der Comenius-Gesellschaft.) Berlin, Weidmann 1904. Mk. 1,50.

Kinderlieder. Von Egon Hugo Straßburger. Berlin W. 35. Ernst Hofmann u. Co. 20 Pfg.

Der Neo-Nihilismus (Anti-Militarismus) Sexualehre. Von Kurig. Leipzig, Max Sangerwald, Mk. 1,80.

Solidarismus. Natürliche wirtschaftliche Erlösung des Menschen. Von Rudolf Diesel. München und Berlin, R. Oldenbourg.

*) Unter dieser Rubrik wollen wir die Samenkörner der Erziehung, die bisher noch fern auf Land zu zur ersträglicher Frucht sonden, aufstreben und neu ausstreuen auf Zukunftshoffnung. D. Red.

Digitized by Google

März 1904.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. F. Penzig.**

Inhalt:

Zur Psychologie und Pädagogik der Arbeit. II. Von Dr. F. W. Foerster.
Buben und Mädel. Von Ida Hänny-Lux.
Der Boomerang.
Lesefrüchte.

Zur Psychologie und Pädagogik der Arbeit.

Von Dr. F. W. Foerster.

II.

Bevor ich einige moralpädagogische Beispiele in dieser Richtung gebe, sei es mir gestattet, noch einige prinzipielle Gesichtspunkte für das Verhältnis von innerer Bildung und Arbeit aufzustellen. Denn darauf soll ja diese pädagogische Betrachtung hinauslaufen, die Rückwirkung menschlicher Arbeit auf das Wachstum des innern Menschen zu beleuchten und pädagogisch fruchtbar zu machen.

Daß die geistige Arbeit — womöglich das akademische Studium — heute ziemlich allgemein als die im eigentlichsten Sinne bildende Arbeit betrachtet wird, diese Tatsache zeigt allein schon, daß man heute dem Einfluß, den die Art unserer Arbeit auf unsere seelischen Fähigkeiten ausübt, nicht viel tiefere Aufmerksamkeit widmet. Sonst könnte man nicht so verkennen, daß gerade die abstrakte geistige Tätigkeit, so notwendig und nützlich sie für die Wissenschaft ist, doch für die wirkliche Bildung des Menschen weit eher eine Gefahr als eine Förderung bedeutet. Denn diese Art der Arbeit leitet die geistige Kraft des Menschen vom Handeln und der Selbstzieherziehung ab, während alle Bildung ja doch eben darin besteht, daß etwas „gebildet und geformt wird: nämlich der Körper durch den Geist. Die intellektuelle Arbeit aber bringt gerade die „Abwesenheit" des Geistes vom Körper mit sich; daher auch die Zerstreutheit. Die allbekannte Tatsache, daß es sehr ungebildete Menschen mit sehr großem und wohlgeschulten Intellekt gibt, zeigt doch allein schon, daß durch die bloße Uebung und Füllung des Geistes das Wesentliche der Bildung gar nicht berührt wird, nämlich die Verwertung der geistigen Fähigkeiten zur Beherrschung der Triebe, zur Erziehung des Willens. Für diese eigentliche Bildungsaufgabe liegen gerade in der nichtwissenschaftlichen und nicht abstrakt-geistigen Arbeit viel stärkere und reichlichere Möglichkeiten der Uebung, nämlich in all derjenigen Arbeit, die es mit irgend einer körperlichen Tätigkeit zum Zwecke der Ordnung oder Umgestaltung äußerer Verhältnisse oder mit der unmittelbaren Erziehung, Leitung und Beziehung von Menschen zu tun hat. Auf all diesen Arbeitsgebieten wird der Geist genötigt, den Körper und seine Aktionen zu dirigiren und zu kontrolliren; es wird eine mehr oder weniger komplizirte Innervation und Beherrschung von Bewegungen, Handlungen und Worten gefordert und dadurch die Verbindung zwischen der reflektiven Gehirntätigkeit und den motorischen Centren gestärkt, entwickelt und gesichert, und gerade in der Herstellung dieser Verbindung und der wachsenden Verfeinerung und Befestigung ihrer Funktion liegt das Wesen der menschlichen Bildung, liegt auch das Wesen dessen, was wir Vergeistigung und „Beseelung" nennen, — nicht also in dem, was der Geist, losgelöst von der konkreten Beziehung zum Handeln in rein wissenschaftlicher Tätigkeit gestaltet und entdeckt. In diesem Sinne hat vielleicht der persönliche Dienst die stärkste bildende Bedeutung, bildet die meisten und schwierigsten Gelegenheiten zur Uebung in Geduld, in Selbstüberwindung und Selbstkontrolle — wobei es natürlich darauf ankommt, daß man die Gelegenheit auch wirklich benützt, d. h. daß man im rechten Geiste und im rechten Bewußtsein ihres Bildungswertes arbeitet.

Aber auch schon die bloße einfache Handarbeit und Hausarbeit, abgesehen von der Beziehung zu den Personen, hat für die Charakterbildung mehr unmittelbare Gelegenheiten als die intellektuelle Arbeit, eben weil es sich dort um eine beständige Kontrolle von Bewegungen durch den Intellekt handelt, um die Befestigung also der Beziehungen zwischen Aktion und Reflexion, während die intellektuelle Arbeit die Verbindung der geistigen Kräfte mit den Bewegungszentren weit eher schließt als in Uebung stellt. Freilich kann man auch eine intellektuelle Arbeit als eine Uebung in Geduld und Ausdauer benützen — aber diese Uebung bezieht sich wiederum nur auf die Stetigkeit rein intellektueller Prozesse, während das wesentlichste der Charakterbildung eben in der geistigen Regulirung der Impulse und des Handelns liegt. Ein Gelehrter kann mit größter Geduld eine wissenschaftliche Untersuchung machen und jeder Selbstbeherrschung unfähig sein, wenn er dabei gestört wird; die Verbindungslinien zwischen Zentrum und Peripherie sind schlecht entwickelt; die motorischen Zentren z. B., welche die Aeußerung des Unmutes innerviren, entbehren einer festgewohnten Aufsicht seitens der Vorstellungswelt: die betreffenden geistigen Kräfte sind anderweitig absorbirt.

Man muß sich das ganz klar machen, um die Illusion los zu werden, als bringe intellektuelle Volksbildung auch schon Volkssittlichkeit mit sich, während in Wirklichkeit die starke Inanspruchnahme der geistigen Kräfte durch das Wissen eine moralische Gefahr bedeutet, der nur dadurch begegnet werden kann, daß man innerhalb des Lehrplans

Digitized by Google

selber wieder mehr Raum schafft für die Pflege des Charakters.

Eben von diesem Standpunkt aus beginnt man mehr und mehr die bildende Bedeutung des Handfertigkeitsunterrichtes einzusehen und ihn wegen dieser allgemeineren Bedeutung und nicht etwa als spezielle Berufsvorbereitung in die Schulen einzuführen. Skandinavien mit den sogenannten Sjöld-Schulen, Amerika und die Schweiz sind in dieser Beziehung allen anderen Ländern voran. An einzelnen sind vielleicht Prof. Felix Adler, der Begründer der „Working mans School“ in New-York die charakterbildende Bedeutung des Handfertigkeitsunterrichtes vertreten und beschrieben und dadurch, sowie durch das Musterbeispiel seiner eigenen Schule die Einführung dieses Unterrichtes in die öffentlichen Schulen New-Yorks erreicht.

Indem man nun den eigentlich bildenden Prinzip dieses Unterrichts weiter nachgegangen ist, nämlich eben seiner stärkenden Wirkung auf die kontrollierende Tätigkeit des Gehirns, ist man überhaupt aufmerksam geworden auf den geistes- und willensstärkenden Einfluß aller geregelten körperlichen Arbeit und hat z. B. auch in den Turnübungen ein vorzügliches Mittel erkannt für die Erziehung zur Selbstbeherrschung. In dem Reformatorium in Elmira gibt es eine sogenannte „Gehirnklasse“ für jugendliche Verbrecher, deren intellektuelle und moralische Funktionen ganz besonderer Pflege bedürftig sind — und es ist charakteristisch, daß diese Regeneration des Gehirns nicht auf intellektuelle Tätigkeit, sondern auf Turnübungen gegründet wird: Man beginnt mit den einfachsten und endet mit den komplizirtesten Bewegungen und regt eben dadurch die leitende und regelnde Funktion des Gehirns an, das hier geübt wird, die Körperbewegungen ganz bestimmten Zwecken möglichst exakt anzupassen, und das damit allmählich eine feinere Beziehung zum gesamten Handeln des Menschen bekommt. Von dem gleichen pädagogischen Gesichtspunkt geht z. B. auch ein Erziehungsverein aus, der in manchen japanischen Gefängnissen mit jugendlichen Delinquenten gemacht wird: sie müssen eingelegte Emaillearbeit auf kupfernen Gefäßen machen, eine Arbeit, welche die feinste und sorgfältigste Handfertigkeit, die vollkommenste Beherrschung jeder Bewegung verlangt: So werden sie zur Selbstbeherrschung erzogen. Wie richtig dieses Mittel ist, das zeigt u. a. der Ausspruch eines englischen Beobachters, der von dieser Arbeit sagt: „Ich hätte nie geglaubt, daß das menschliche Auge so accurat, die menschliche Hand so sicher, das menschliche Herz so geduldig werden könne.“

Schon Pestalozzi hat diese ethische Bedeutung einer richtig geleiteten Hand- und Hausarbeit eingehend gewürdigt und sie in der Jugenderziehung als ein Mittel gegen den „Schwindelgeist,“ gegen das „Sommervogelleben unserer Zeit“ und gegen die „Verstandesspest“ empfohlen. Ja, er weiß für die geschlechtliche Erziehung der Knaben und Mädchen, für die Erziehung zur Keuschheit und Schamhaftigkeit gar nichts Wirksameres vorzuschlagen, als daß man die Jugend von früh an zu sorgfältiger Arbeit im Hause anhalte und sie gewöhne, nichts „ohne Besonnenheit“ zu vollbringen, damit ihnen eben diese Gegenwart des Geistes bei allem Tun zur zweiten Natur und dadurch auch zum sichersten Schutz gegen Leichtsinn auf dem folgenreichsten Gebiete werde. Es soll, wie er sagt, „die Gewaltsamkeit des Triebes durch Uebungen in der Ordnung und Bedächtigkeit“ eingeschränkt werden. Also auch hier eine Warnung vor der Ueberschätzung der intellektuellen Bildung, welche die „Geistesabwesenheit,“ die Entfremdung vom konkreten Leben mit sich bringt — statt dessen weit mehr „Arbeitsbildung.“ Hinwendung des Geistes auf die Beherrschung und Ordnung des unmittelbaren konkreten Lebens.

Björnson hat in seinem Roman „Absalons Haar“ die Tragödie solcher Menschen geschildert, deren Leben sozusagen von der Peripherie aus geleitet wird und nicht vom Zentrum, Menschen, bei deren täglichem Tun und Gehenlassen der Geist abwesend ist, bei denen diese wichtigste Verbindung zwischen Tun und Denken durch die Erziehung nicht rechtzeitig geknüpft und geübt wurde, so daß sie dem Leben nicht gewachsen sind.

Gerade bei phantastischen, leidenschaftlichen oder auch abstrakt intellektuell angelegten Kindern gibt es daher nichts Notwendigeres, als solche Arbeitserziehung, nicht nur durch Handfertigkeitsunterricht, sondern vor allem auch durch Tätigkeit in der Haushaltungsarbeit. So wie jener Riese der griechischen Mythologie immer neue Kraft erhielt, so bald er seine Mutter Erde berührte, so bekommt auch der innere Mensch stets eine stärkere Willenskraft, eine festere Herrschaft über die Lebenskräfte, eine tiefere Beziehung zur Wirklichkeit selber, sobald er eine einfache Handarbeit mit Geist und Liebe verrichtet.

Bei der Anleitung der Kinder zu solcher Tätigkeit ist es aber von entscheidender Wichtigkeit — und dies ist in der Methodik des Handfertigkeits- und Haushaltungsunterrichts noch nicht genügend beachtet worden — daß ihnen selber ein deutlicher Begriff von der menschlich-bildenden Bedeutung solcher Arbeit beigebracht werde und daß sie selber von diesem Gesichtspunkte aus ein Interesse für die betreffende Arbeit fassen, statt daß man sie nur einfach zur Erleichterung der Erwachsenen zur Dienstleistung kommandiert.

Man lasse die Kinder den Tisch decken, die Schüsseln abspülen, Staubwischen ꝛc., indem man ihnen dabei das Bewußtsein beibringt, nicht das Decken, Spülen und Wischen, sondern die Art, wie sie das machen, sei das einzige Wichtige dabei. Man interessiere sie dafür, die beste Methode zu finden, wie man die betreffenden Handgriffe am schnellsten und doch am solidesten ausführt, z. B. auch beim Abräumen des Tisches; man lasse sie in Hotels und Wirtschaften an großen Tischen die Methoden der Kellner beobachten: Wie man die Teller auseinanderschichtet, wie man bei dieser Schichtung die Messer und Gabeln plaziert, wie man den geringstmöglichen Lärm dabei vollführt — wieviel geistige Arbeit in das alles hineingelegt werden kann. Ebenso mit der „Methodik“ des Bettmachens, Treppenputzens, Stiefelwichsens ꝛc. Ich habe den 12—14 jährigen Knaben meines Unterrichts ein vorzügliches kleines Haushaltungsbuch „Wie Grittli haushalten lernt“ von Frau Corradi-Stahl (Zürich 1902) empfohlen, damit sie sich einmal auf diesem Gebiet etwas bilden und womöglich sogar ihren Schwestern zu deren größtem Erstaunen einige praktische Winke geben können, z. B. wie man einen Linoleum-Teppich am besten reinigt ꝛc. Das bringt zur Mutter Erde zurück, befeitigt den leeren Wissensdünkel und lehrt auch die Hausarbeit der Frauen richtig schätzen und werten. „Die Bildungsmittel der Wohnstube“ nennt Pestalozzi diese Arbeiten. Und er hofft, daß durch die Erziehung zur strengsten Solidität in diesen kleinsten Verrichtungen der allmächtigen Ehrerbietung vor allem, was außen für und innen nix“ sei, entgegengearbeitet werden könne. „Es ist unglaublich“ sagt er, „was die Felthaltung solcher Kleinigkeiten dem Erzieher für Fundamente zu großen Zwecken gibt.“

Im Folgenden**) einige Beispiele, wie man die einfache Hand- und Hausarbeit den Kindern interessant machen kann, indem man ihnen zeigt, welche reichen und lebendigen Beziehungen dieses scheinbar einfachste Tun zum ganzen Leben hat. Es läßt sich auch hier wieder der pädagogische Grundgedanke illustrieren: Nicht Moralpredigt, sondern Lebenskunde; nicht das bloße Kommando: Decke den Tisch, wische den Staub, putze die Treppe, sondern vor allem die Frage: Weißt du eigentlich, was Haushaltungsarbeit ist? Welche Stelle sie

**) siehe nächste Nummer!

Digitized by Google

im wirklichen Leben spielt? Welche Wirkungen von ihr ausgehen? Was sie aus dir machen kann?*)

Ich meine natürlich nicht, daß das Geheiß ganz fortfallen soll. Aber damit seine Befolgung nicht auf der bloßen Dressur, auch nicht auf bloßer Dienstwilligkeit, sondern auf tieferem Interesse, auf Lebenskenntnis beruht, sollte eine derartige Besprechung und Verständigung in einem geeigneten Zeitpunkt der jugendlichen Entwickelung nie versäumt werden.

*) Anmerkung: In seiner Selbstbiographie „Up from Slavery" erzählt der Negerpädagoge Booker-Washington, wie heute auch in der Negererziehung die Wissensbildung ungeheuerlich überschätzt werde: Es gäbe viele Mädchen, die wüßten ganz genau wo Peking liegt, aber nicht, wo Messer und Gabel bei Tische liegen müssen.

Buben und Mädel.

Vor einiger Zeit war es mehrere Male vorgekommen, daß mein elfjähriges Töchterlein beschimpft und verhöhnt wurde, weil es mit den Buben einer uns befreundeten Familie toll, wie ein Junge, spielte. Natürlich war das Kind darüber außer sich und ich suchte der Sache nachzugehen, um zu erfahren, ob nur in diesem speziellen Falle oder überhaupt die Stimmung gegen die Co-education vorherrsche und ich kam bald dahinter, daß im Allgemeinen das gemeinsame Spielen von Buben und Mädeln zum mindesten für die Mädchen als eine Gefahr betrachtet wird.

Da hatte ich also wieder etwas gelernt, was meinen Ansichten in diesem Punkt direkt widerspricht und es galt für mich alle Für und Wider zu prüfen, um der Entwickelung meines Kindes willen.

Es regt sich zwar schon allerorten das Bestreben, Buben und Mädchen gemeinsam zu unterrichten, und es wird auch die Zeit kommen, wo diese Idee verwirklicht wird. Heute müssen wir noch mit weniger vorlieb nehmen und die tatsächlichen Verhältnisse ins Auge fassen. In Familien, wo Kinder beiderlei Geschlechts vorhanden sind, wird die Frage ohne weiteres praktisch gelöst. Was aber macht man da, wo der ersehnte Bruder oder das gewünschte Töchterlein ausbleibt? Da bleibt eben nur die Anleihe beim Nachbar, der uns aushelfen kann, und wir müssen uns in dieser Weise behelfen, auch auf die Gefahr hin, daß alle die Schattenseiten zu Tage treten, die die Feinde der gemeinschaftlichen Erziehung zu konstatieren glauben. Was für Gefahren sind denn das eigentlich? Für den Jungen könnte man höchstens fürchten, daß er sich verweichlichen oder daß er durch das spielerige Wesen der Mädel von seiner ernsten Arbeit abgeleitet würde, doch wird das kaum in Betracht kommen im Vergleich zu der Tatsache, daß der Junge durch den Verkehr mit Mädchen feinsinniger wird und ganz auf sich heraus sich eine Ritterlichkeit angewöhnt, die himmelweit von der obligaten Galanterie des Mannes der Frau gegenüber absticht. Bleibt also nur die Gefahr für die Mädchen! Da muß man schon zugeben, daß durch die intime Gemeinschaft mit Jungens in das Mädchenleben ein Element hineinkommt, das vielfach noch gefürchtet und nur von fortschrittlichen Eltern freudig begrüßt wird: es ist das die Lust an frischer, selbständiger Betätigung der körperlichen Kräfte, die sehr leicht auch die Freude an Selbständigkeit überhaupt im Gefolge hat. Das Leben gibt aber den freier denkenden Eltern Recht, denn die Welt verlangt nicht mehr die lebensfremde, blumenhafte Frau, sondern den Menschen, der seinen Platz auszufüllen vermag, wo immer das Schicksal ihn hinstellt. Und gerade das Spiel mit den Kameraden lenkt das Mädchen unvermerkt diesem Ziele entgegen und verleiht ihr vielerlei Fähigkeiten, die ihr einst das Leben erleichtern.

Das Kind bedarf neben und nach der Schule der Bewegung, und zwar das Mädchen eben so gut wie der Junge; ja, im Allgemeinen braucht das Mädchen die äußere Anregung zum körperlichen Spiel mehr, als der Junge, und sie muß auch die Zeit besser ausnützen. Nur bis zur eigentlichen Entwickelungsperiode wird das Mädchen ganz mit den Buben mittun können, und es kommt ihr gerade in dieser Zeit sehr zu gut, wenn sie sich vorher körperlich gekräftigt hatte; später ist der Unterschied in der Körperkraft zu groß und die sorgende Mutter wird so wie so zu verhüten suchen, daß ihr Kind in dieser kritischen, oft für das ganze Leben entscheidenden Zeit sich irgendwie überanstrengt oder in Gefahr begibt. Es kommt auch ein natürlicher Entwickelungsvorgang den Eltern zu Hilfe; das reine Mädchen sucht dann das laute Spiel nicht mehr, fondern entfaltet sich mehr in seiner Innerlichkeit, und so zieht die Natur selbst ihre geheiligten Grenzen zwischen den beiden Geschlechtern. Die körperliche Betätigung, die für den sich entwickelnden Menschen immer eine Hauptsache sein sollte, läßt sich dann in die glatten Bahnen des Sports leiten, wo selbstverständlich das Zusammengehen von Jungvolk beiderlei Geschlechts weit weniger übel vermerkt wird.

Es bleibt also noch die Gefahr von früh beginnenden Liebeleien. Die ist natürlich vorhanden, aber sie ist nicht größer, als wenn die Kinder getrennt aufwachsen — das wissen wir Eltern doch eigentlich am besten. Merkwürdigerweise haben wir durchweg ein so kurzes Gedächtnis für die Ereignisse unserer Jugend und bilden uns so leicht ein, die Tugendsterne gewesen zu sein, zu denen wir unsere Kinder heranzuziehen suchen. Es werden nicht viele unter uns sein, die nicht hinter Vaters und Mutters Rücken ihren Schulschatz hatten und noch heute mit der süßen Wehmut, die uns für unsere köstlichsten Erinnerungen bleibt, ihrer ersten, wirklich allerersten Liebe gedenken. Wie prächtig war es doch damals, als uns unser Auserwählter mit Püffen und ungeschlachten Aufmerksamkeiten regalierte und unser Gefühl sich in schämigem Erröten oder gar in fürstlichen Geschenken von Schokoladenplätzchen oder andern Kostbarkeiten äußerte. Wir berauben uns selbst eines feinen Genusses, wenn wir mit unsern Kindern in diesen Erlebnissen, ohne daß sie es zu merken brauchen, nicht mitgehen. Die Gefahr, die die Eltern fürchten, besteht natürlich für schwache Kinder; sie ist aber nur um so größer, je weniger das Kind in all dem Vielen, was seine Gedanken und seine Sinne erregt, bei den Eltern Verständnis findet und ist auch im allgemeinen größer beim Umgang von Kindern gleichen Geschlechtes.

Sehen wir einmal unsern Kindern zu, wenn sie zusammen spielen! Ist das nicht eine Herzensfreude! Die Buben sind für etwas Wildes: sie spielen Indianer; die Mädel gehen begeistert mit, verwahren sich aber bestimmt dagegen, nur die Squaws zu sein, nein, sie wollen mitkämpfen und skalpieren und gefangen werden! Nur besorgen sie dann die äußere Ausrüstung, Baumzweige, Farrenbüschel, phantastisch verknotete Taschentücher. Die Haare fliegen, die Augen leuchten, alles ist glühendes, blühendes Leben und eine Fröhlichkeit, die wie ein Springquell aus dem tiefsten Innern quillt. Ein Junge wird sich hüten, seine größere Körperkraft zu mißbrauchen, und ein Mädchen sich schämen, wehleidig über irgend eine Unbequemlichkeit zu jammern. Dann kommt die Rast; die Buben suchen den Mädeln durch ihre Wissenschaft zu imponieren; aber lange hält der Ernst nicht vor, die Scherze fliegen hinüber und herüber und das Necken endet schließlich wieder im lustigen Ringen. Da haben wohl die Buben die Oberhand. Dann aber bemerkt plötzlich eines der Mädchen etwas Schönes in der Außenwelt, eine Blume, ein Tier, eine Beleuchtung, und nun holt sie sich die andern Kinder in ihr Leben hinein, vielleicht in eine Phantasiewelt, die auf den Buben ebenso segensreich wirkt, wie auf sie das starke Wirklichkeitsempfinden des Kameraden.

Wie viel physische Spannung durch den harmlosen Verkehr der Geschlechter normal gelöst wird, braucht nicht erst erwähnt zu werden. Und nicht weniger wichtig ist die

Digitized by Google

Tatsache, daß die beiden Geschlechter sich durch ein gemeinsames Jugendleben richtig bewerten lernen. Besonders der Frau wird es schwer gemacht, ein gerechtes Urteil über den Mann zu haben, und eine gewisse Art Unterhaltungsliteratur, die sich bemüht, den Mann so ohne weiteres als etwas unendlich Hohes darzustellen, verwirrt die Begriffe noch weit mehr. Es entzieht sich natürlich jeder Beurteilung, wie viele Ehen gerade durch solche verkehrte Auffassung unglücklich geworden. Der Mann wird durch größere Lebenskenntnisse vor diesem Irrtum eher bewahrt, aber auch diejenigen Momente, die ihn so oft bei der Wahl der Lebensgefährtin beeinflussen, würden weniger gefährlich sein, wenn er das Kind, das Mädchen und die Jungfrau besser kennen und verstehen könnte.

Dieselbe Welt, die schon die Kinder fein säuberlich in Männlein und Weiblein einteilt und in separaten Gehegen aufziehen möchte, so daß sie ohne gegenseitiges Verständnis ins Leben hinein wachsen, befundet ein brennendes Interesse daran, die Getrennten eines Tages in der „heiligen Ehe“ zu vereinigen. Daß es dann nicht nur zu einer äußerlichen Vereinigung, sondern zu einer tief innerlichen Lebensgemeinschaft kommt, sollte viel weniger Glücks- und Zufallssache sein, als bisher, sondern ein Ziel, dem vernünftige Eltern ihre Kinder bewußt entgegenführten, damit der Tag, an dem das Naturgesetz, aller Menschensatzung zum Trotz, Mann und Weib zusammentreibt, zum Segen werde für sie und künftige Geschlechter.

Ida Hahn-Lur.

Der Boomerang.

Gewiß habt ihr alle schon von jenen eigenartigen Wurfgeschoß der Australneger gehört, das in großem Kreise zu demjenigen zurückkehrt, der es geschleudert hat. Ja vielleicht habt ihr selber schon einmal solchen „Boomerang“ geschenkt bekommen und euch schleunigst geflüchtet, wenn er nach dem Wurfe plötzlich wieder auf euren Kopf zurückwirbelte.

Habt ihr wohl schon einmal beobachtet, daß man eigentlich alle Handlungen des Menschen mit einem solchen australischen Wurfgeschoß vergleichen kann? Alles was wir tun — Gutes und Böses — es wirbelt nicht etwa so auf Nimmerwiedersehen in die blaue Luft hinaus und trifft diesen oder jenen, sondern es kehrt stets mit verdoppelter Wucht gegen unser eigenes Haupt zurück — auch wenn wir's nicht gleich bemerken. Ja und selbst wenn das, was wir Schlechtes tun, zufällig den andern, den wir treffen wollten, gar keinen Schaden zufügt: uns selber trifft der Schade so sicher, wie die Sonne jeden Abend ihre Bahn vollendet. Ich hörte einmal, wie ein Knabe aus dem Fenster einem anderen ein Schimpfwort zurief. Als ihn seine Mutter deshalb zu Rede stellte, sagte er: „Ach, der hat's ja garnicht gehört“. Und wirklich, er hatte es nicht gehört. Der Schimpfer aber wußte nicht, daß jedes Schimpfwort ein Boomerang ist, das dem am sichersten an den Kopf fliegt, der es ausgesendet hat. Hätte er beim Schimpfen sein Gesicht im Spiegel sehen können, so hätte er gewiß sofort gewußt, wo ihn das Wurfgeschoß verletzt hat. Er hat das Wort „Ochse“ hinuntergerufen — aber er selbst hat in diesem Augenblick etwas Ochsiges gebabt, so etwas Plumpes, Grobes, Stößiges — und leider nicht nur für den Augenblick, sondern es bleibt etwas davon zurück, genau so wie von jedem innigen Wort der Liebe oder jedem frommen Wort der Ehrfurcht etwas im Menschen zurückbleibt — oder so wie von jeder Turnübung eine Stärkung derjenigen Muskeln zurückbleibt, die man in Bewegung setzte.

Oder nehmt einmal den Fall, daß ihr den Schlag oder den Stoß eines Mitschülers mit dem Gleichen erwidert. „Es geschah ihm recht, er hat's verdient, warum hat er angefangen“ so sagt ihr. Ja, aber habt ihr es eigentlich verdient, daß ihr euch den Schaden zufügt und auch eine Roheit begeht? Sein Schlag hatte euch nichts geschadet — geschadet hat euch der Schlag, den ihr ihm gegeben habt. Das war ein Boomerang, der zu euch zurückkehrte. Ich gebe euch hier keine Beichte: „Ihr sollt keinen Schlag oder Stoß mit dem Gleichen vergelten“ — Ich frage euch bloß: Habt ihr euch überlegt, daß alles was ihr tut, nicht nur für die andern ist, sondern auch für euch? Und ist die Rückzahlung des Stoßes so wichtig, daß ihr deshalb zum Rüffel werden mögt? Dann kann der andere wirklich ein Triumphgeschrei anstimmen. Zuerst brachte er nur seinen Körper aus dem Gleichgewicht, jetzt sogar eure Seele, die doch weit stärker ist, als der Körper; er hat erreicht, was er wollte: alles purzelt übereinander, wie beim Kegeln „alle nenne“. Steht ihr aber fest und seht ihn nur kopfschüttelnd an, so hat sein Schlag nur dazu geholfen, euch noch fester zu machen, als ihr schon wart.

Oder stellt euch einmal vor, ihr machtet bei der Prüfung in der Schule eine kleine Betrügerei oder Unehrlichkeit. Niemand merkt es und ihr kommt schön glatt durch's Examen. Auch hier frage ich wieder: Bei all eurer Listigkeit habt ihr Eins vergessen. Es war doch jemand da, der es gemerkt hat. Eure eigene Seele nämlich. Sie erhielt einen schweren Stoß, ja bei manchem war solche erste Unehrlichkeit der Todesstoß, der ihn zu allem Weitern führte. Habt ihr wohl daran gedacht, was die Scheu vor der ersten kleinen Unehrlichkeit für den Menschen bedeutet? Was der Schmelz für die Zähne, das ist diese Scheu für den Menschen. Ist der Schmelz einmal fort, dann hilft noch so viel Putzen und Zahnstochern nicht mehr gegen die Fäulnis. Und ist die Scheu vor der ersten kleinsten Falschheit einmal fort, dann beginnt man allmählich auch Größeres zu entschuldigen — man hat den Schutz nicht mehr, man hat den Schmelz verloren, man ist wehrlos gegen all die vielen giftigen Versuchungen, die mit so süßem Geschmack den Menschen betören. Und so wie der Zahnschmelz aus dem harten Knochenmaterial selbst entsteht, so entsteht auch aus dem Härtesten und Festesten im Menschen diese feinste Scheu gegen die kleinste Unehrlichkeit, dieser Schmelz, der allein dem Eindringen der Fäulniskeime gewachsen ist — es ist so eine Härte des Menschen gegen sich selbst, gegen das Weichliche, Bequeme und Feige in seinem Innern, und diese Härte stammt aus demselben Stoff, aus dem das Rückgrat gemacht ist und die freie tapfere Menschenkirn — also seid fest und denkt immer daran, was die kleinste Unehrlichkeit in euch selber anrichtet, selbst wenn es niemand merkt. Das ganze Leben ist ein einziges großes Examen, eine ernste Prüfung, in der niemand besteht, der sich an unredliche Mittel gewöhnt hat und in der auf die Dauer nur das hilft, was der Mensch in seinem innersten Kern wirklich ist. Und bei diesem Examen kommen alle Durchstechereien ans Licht, die der Mensch im verborgensten Winkel verübt hat, und alle Treue und Strenge wird belohnt, die wir dem Weichlichen in uns abgerungen haben — belohnt nicht mit äußeren Zeichen, aber durch den Frieden des Herzens, das Vertrauen unserer Mitmenschen und das frohe Kraftgefühl der eigenen Festigkeit.

Lesefrüchte.

Die Blumen wollen Dir ein Gottgeheimnis sagen:
Wie feuchter Erdenstand kann Himmelsklarheit tragen.

Rückert.

Der Himmel ist in Dir, und auch der Hölle Qual,
Was Du erliest und willst, das hast Du überall.

Angelus Silesius.

Jeder von uns hat seinen idealen Menschen in sich, den er heimlich von Jugend auf frei und ruhig zu machen strebt. Am hellsten schaut Jeder diesen heiligen Seelengeist an in der Blütenzeit seiner Kräfte, im Jünglingsalter.

Jean Paul.

Digitized by Google

April 1904.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

Ueber den Gehorsam. Von Else Hasse.
Was man beim Stadtzwischen lernen kann. Von Dr. F. W. Foerster.
Was haben die Eltern während des Unterrichts in der Schule zu suchen?
Die beiden Engel auf Erden. Eine Parabel von Michael Bauer.

Ueber den Gehorsam.

Von Else Hasse.

Der Versuch, das Individuum allseitig zu entfesseln, hat folgerichtig dazu geführt, daß man auch dem Pädagogen die Zuchtrute aus den Händen wegdisputierte und sein Recht, dem Kinde Zwang aufzuerlegen, mehr und mehr eindämmte. So ist man dazu gelangt, sogar den Gehorsam als eine Art Freiheitsberaubung anzusehen und seinen erzieherischen Wert zu verdächtigen. Selbst bei einer Individualistin edelster Prägung wie Ellen Key, deren pädagogische Instinkte sonst so fein entwickelt sind, findet sich häufig wiederkehrend der Satz: „wenn das Kind es wünscht und will." Kein Zwang — nur Freiwilligkeit; Unterwerfung unter fremden Willen könnte des Kindes eigne Willenskraft hemmen und untergraben und ihre Schwungfedern lähmen.

Nun schließt der Gehorsam allerdings eine Hemmung des Eigenwillens durch einen Fremdwillen ein; es wäre aber falsch, die Hemmung als schlechthin entwicklungsfeindlich anzusehen. Es ist ein universales Gesetz, daß jede Kraft nur durch Hemmungen erstarkt und daß „ganz allgemein, biologisch gesprochen, die Hemmung, der Widerstand die Bedeutung eines aktiven Weltgesetzes hat, indem gerade sie das eigentlich Entscheidende für die Formierung des überall vorhandenen und zur Betätigung drängenden Lebens sein dürfte."*)

Die Physiologie hat vielerlei Hemmungsvorrichtungen und -vorgänge im menschlichen Körper nachgewiesen, auf deren Beschreibung wir hier nicht eingehen wollen.

Was aber für den Haushalt des Körpers notwendig ist, gilt auch für das seelisch-sittliche Leben. Nur ist hier die Auswahl der richtigen Hemmungen nicht naturgesetzlich geregelt; sie wird nicht einmal vom Individuum getroffen, sondern beruht auf dem Uebereinkommen von Ethikern, Pädagogen, Sozialreformern und auf mannigfachen gesetzlichen Einrichtungen. Und hier ist die Hemmung z. T. noch ein Problem, das nach endgültiger Lösung ringt. Einheit des Urteils über die Frage, ob, wie und wo das freie Spiel der Kräfte zu hemmen wäre, ist noch nicht erzielt.

*) Dr. K. L. Schleich: „Schlaf und Traum."

Wenn man das Leben befragt, wo denn die bessere Ausrüstung für den Kampf ums Dasein, die bessere Willensbildung zu finden sei, bei den Gehemmten oder Ungehemmten, so kann man die interessantesten Aufklärungen erhalten. Das Leben ist heute für den Einzelnen ungebundener und unabhängiger geworden, Druck und Hemmung haben vielfach nachgelassen; die Freiheit im Familienleben, in Staat und Gesellschaft und die wirtschaftliche Freiheit haben zugenommen und es gibt unter uns mehr Miniatur-Autokraten, Unverantwortliche und Unbelastete, als es den Anschein hat. Hat nun die Abwechselheit des Zwanges, die Vermehrung der Freiheiten eine allgemeine Willenskräftigung nach sich gezogen? Kaum. Wohl kann man in jeder Wettbewerbs-Arena des modernen Lebens eine Zunahme an Energiespannungen bemerken, eine ersprießliche Kräftigung des Willens aber nirgends, wo die Hemmungen gefehlt haben.

Und nicht blos, daß der Wille alsdann unentwickelt bleibt, er erleidet auch krankhafte Ausartungen. Jedermann kann in seinem Erfahrungsbereich Belege dafür finden, daß Menschen, die ohne Autorität und Gehorsamszwang oder mit allzugroßer Nachsicht erzogen wurden und die später zu einer selbständigen, vernünftigen Willensbeschränkung nicht gekommen sind, allmählich von der Schrankenlosigkeit des Wollens zur Energielosigkeit hinüberschwanken und am leichtesten der Neurasthenie (die mit einer Entrantung des Willens Hand in Hand geht) und der Geisteskrankheit verfallen. Die meisten Opfer dieser immer mehr umsichgreifenden Krankheiten stammen aus Gesellschaftskreisen, wo die Disziplin der häuslichen Erziehung sich sehr gelockert hat, wo der kindliche Individualismus belacht und provoziert wird, wo später der Libertinismus der Söhne einer blinden Duldung begegnet und wo genügende Mittel vorhanden sind, um dem Erwachsenen eine möglichst unabhängige Stellung zu sichern. Selbstherrscher und Tyrannen in ihrem Lebenskreise, werden die „Ungehemmten" ihrerseits Sklaven von Gewohnheiten oder Schlimmerem, und die Folge ist oft ein Schrecken ohne Ende in der Familie oder ein Ende mit Schrecken im Irrenhaus, ja auch im Zuchthaus. Denn dem an keine Willenshemmung Gewöhnten ist der Zwang von Gesetzen etwas Unerträgliches, und wo nicht eine gewisse Gutmütigkeit ihn davon abhält, da verletzt er sie. Der unbeschnittene Wille muß notwendig auswachsen und macht den Willensträger fett- und kraftlos, zu einer Beute blinder Affekte.

Da also der moderne Mensch häufig in Lebenslagen versetzt wird, wo er nur geringfügige Willenshemmungen erfährt und wo der Wille kaum über das niedere Stadium der Impulsivität erhoben wird, so erhellt hieraus die Not-

Digitized by Google

wendigkeit einer Erziehung, welche mit Hemmungsmitteln arbeitet und auch den Gehorsam als ein solches verwendet. Der Gehorsam soll dahin wirken, daß die Willensimpulse sich der Kontrolle des vernünftigen Bewußtseins unterziehen.

Es wird vielfach behauptet, der Gehorsam sei etwas rein Automatisches, wobei Vernunft und Selbstbestimmung nicht mitsprächen. Das ist unrichtig. Der Gehorsam soll im Gegenteil die automatischen, die Reflexbewegungen des Willens aufhalten, er soll einen Aufenthalt schaffen zwischen dem impulsiven Wollen und dem Handeln. Durch den Gehorsamszwang wird der Impuls zunächst in seinem blitzschnellen, gedankenlosen Vorwärtsdrängen gehemmt, denn ein Befehl ist immer etwas, wobei wir einen Augenblick stehenbleiben; wir empfinden einen Widerwillen gegen das Müssen und um ihm nicht kraftlos zu unterliegen, prüfen wir es mit der Vernunft; durch das Eingreifen der eigenen Vernunft, durch ihre Einsicht und Zustimmung erhalten wir unser Freiheitsgefühl zurück; das Müssen beeinträchtigt danach unser Selbstbestimmungsrecht nicht mehr in empfindlicher Weise und wir nehmen das Fremdgebot beruhigt in den eignen Willen auf und verschmelzen es mit ihm. So wird jede Heteronomie, sobald sie das Vernunftgemäße verlangt, in Autonomie verwandelt werden und in dieser Verwandlung besteht die Freiheit des Gehorsams, eine Freiheit, die das Kind, das blindlings oder aus einem hellseherischen Instinkt gehorcht, natürlich erst zu erwerben vermag, wenn die Vernunftentwicklung über die ersten Anfänge hinaus ist. Meist sind es denn auch die begabten, gesunden Kinder, die sich am ehesten zum Gehorsam verstehen, selbst wenn ein starker Eigenwille ihnen den Weg dazu verlegt, und auch unter den Erwachsenen sind es die Einsichtigen und Starken, die einen geläuterten Fremdwillen, Gesetze, Instanzen, Ideale über sich dulden und ihnen gehorchen. „Auflehnung — das ist die Vornehmheit des Sklaven, Eure Vornehmheit aber sei Gehorsam," rät Nietzsche selbst den Herrennaturen.

Gehorsam — vorausgesetzt, daß nicht vernunftlose Tyrannei ihn fordert und den Menschen entmündigt — ist demnach nichts Automatisches, kein entnervtes Ausruhen in fremdem Wollen, sondern mithandelnder Wille, kein völliges Abschieben von Verantwortungen, sondern teilweise Mitverantwortung. Es dürfte in der Tat selten geschehen, daß ein Mensch ganz ohne innere Zustimmung und etwelche Freiwilligkeit unter absolutem Gehorsamszwange steht; wo dies der Fall ist, da wird diese Knechtschaft nicht ohne zähnefnirschenden Widerstand ertragen. Selbst der berüchtigte Cadavergehorsam ist doch ein fanatisches Sichidentifizieren mit einer Gesetzesregel.

Wenn der Gehorsam einerseits den ziellosen Willenslauf wohltätig hemmt und den geistig und sittlich Unselbständigen unentbehrliche Stützen gewährt, so ist er es auch, der durch Ab- und Umlenkung der Impulse, durch die Einführung fremder Vorstellungen, fremder Willensart in die wirrige die geistig-sittliche Entwicklung erst recht in Fluß bringt und den Menschen von schädlicher Einseitigkeit befreit. Im Gehorchen gewinnen wir Einsicht in eine Fülle uns ursprünglich fremder Absichten, Zwecke und Motive, und da es sich für das sittliche Leben darum handelt, eine reiche Skala von Motiven zu schaffen, um durch den Widerstreit derselben das einfache Sichgehenlassen zu verhindern, so wird der Gehorsam auch dadurch, daß er unserm vernünftigen Willen neue Motive aufdrängt, zu einem Stützpunkt der Sittlichkeit.

Der sittlich Entwicklungsfähige, indem er das Uebergeordnete auffucht, um es demütig anzuerkennen, sucht geradezu nach dem Gehorsam. Und wer sein eigenes praktisches Verhalten rückblickend untersucht, wird zugeistehen müssen, daß durch Gehorsam, durch ein instinktives Flüchten in einen andern, stärkeren, verehrten Willen sich die Entwicklung zur sittlichen Selbstbestimmung in ihm vollzog. Aus dem Gefühl der Schwäche heraus versucht es zunächst jeder Anfänger im sittlichen Streben mit gläubiger Nachahmung, entlehnten Grundsätzen und jener Form der Selbstgesetzgebung, wo eine Vorschrift als Wegweiser aufgepflanzt wird, nach welchem man für eine ganze Lebensstrecke sein e Schritte gehorsam lenkt. Durch Uebung in solchem Gehorsam stählt sich die Kraft für eine Moral des sichselbstbestimmenden, freihandelnden Willens und auch diese „Uebung kann

> fast das Gepräge der Natur verändern,
> Sie zähmt den Teufel oder stößt ihn aus
> Mit wunderbarer Macht."
>
> (Shakespeare „Hamlet.")

Da Vernunft und Wille nicht aus eigner Kraft den Lebensgang des Einzelnen zum Wohle Aller regeln können, so wird der Gehorsam in Haus, Schule und Leben eine pädagogische Forderung bleiben müssen, trotz des Einspruchs mancher Individualisten. Die bisherige Erfahrung lehrt, daß ohne beständig einwirkende Heteronomie sich niemand zur geistigen und sittlichen Selbständigkeit entwickelt und wer — so darf man fragen — würde je so unkindlich, daß er des Gehorsams ganz entraten könnte?

Was man beim Staubwischen lernen kann.

Von Dr. F. W. Foerster.

Ja, ich frage Euch: Was kann man beim Staubwischen lernen? Ihr seid gewiß sehr erstaunt, denn, daß man aus Büchern etwas lernen kann und beim Reisen und aus dem Umgang mit gescheiten Menschen, das wißt Ihr sehr wohl — aber vom Staubwischen soll man auch etwas lernen können? Wie langweilig es ist und wieviel Staub man dabei schluckt und wie schnell alles wieder schmutzig ist, wenn man gestern erst gestaubert hat — das lernt man dabei vielleicht, so meint Ihr, aber was etwa sonst noch? Da sehe ich in Gedanken so einen älteren Bruder bei seiner lateinischen Grammatik morgens am Kaffeetisch sitzen, während die Schwester umhergeht und Staub wischt. „Wie gescheit werde ich doch" denkt er, „und wie dumm bleibt doch so ein Mädchen mit ihrem geistlosen Staubwischen! Panis, pulvis, crinis, finis . . richtig, ja pulvis heißt der Staub, pulveris, pulveri, pulverem. Sie wischt den Staub und ich kann ihn deklinieren wie ein alter Römer. „Du Gertrud, hör mal, weißt Du eigentlich, was der Staub auf lateinisch heißt?" — „Nein, das ist mir auch ganz egal, weg mußer doch, auch wenn er einen lateinischen Namen hat." — „Ja, so seid Ihr, gar kein Interesse für Fortbildung, bleiben immer so am Kleinen hängen — na übrigens, Gott sei Dank, es müssen auch Menschen da sein, die Staub wischen, sonst hätten wir ja keine Muße für die höhere Bildung." Darauf sieht er wieder in sein Buch und lernt weiter. Gertrud hält einen Augenblick inne und betrachtet ihren Bruder. „Wenn ich nur seinen Bildungsdünkel mal etwas abstäuben könnte" denkt sie. „Fritz" sagt sie dann, „Ihr Männer könnt einem eigentlich schrecklich leid tun. Ihr habt so gar kein Interesse an Eurer Fortbildung. Ihr bleibt immer so gern am gelehrten Kram hängen und vergeßt darüber die höhere Bildung." Da hättet Ihr Fritz sehen sollen! „Unverschämtes Mädel Du", ruft er aus und stößt mit dem Buch die Kaffeetasse um, „wa . . wa . . was fällt Dir ein? Sagst Du das noch einmal, so werf ich Dich hinaus, so groß Du bist, erlaub Dir nicht noch mal so etwas zu sagen: ich sei ungebildet — bodenlos lächerlich." — „Ich danke Dir Fritz, daß Du mir so schnell bewiesen, wie recht ich habe — denn nennst Du das höhere Bildung, solch' Poltern und Kollern gegenüber einer schwachen Frau? Ich nehm' es Dir aber gar nicht übel, denn Selbstbeherrschung lernt man eben nicht aus der lateinischen Grammatik — und ihr armen Mannsleut' habt ja vor lauter

Digitized by Google

Bücherlesen gar nicht Zeit, an Eurer Fortbildung zu arbeiten.“ Fritz fühlt sich getroffen; er möchte nicht gerne weitere Beweise seiner Unbildung liefern, sondern die Ehre seiner lateinischen Grammatik retten und sagt: „Selbstbeherrschung soll man nicht aus meiner Grammatik lernen können? Da, auf Seite 23 steht extra die Geschichte von Mucius Scävola, der seine Hand langsam am Kohlenbecken verbrennen ließ. Das bekommst Du doch nicht fertig, so etwas — da möcht ich Dein Geschrei hören.“

Gertrud schluckt diesen letzten Ausfall hinunter und sagt nur: „Sag mal Fritz, ernst Du zwanzigmal hintereinander Klimmziehen am Reck dadurch, daß Du in der Zeitung liefert, Moritz Schulze in Nürnberg habe das fertig gebracht und den Preis dafür bekommen? Nein, üben muß Du es selber täglich, und das Reck benützen oder den Turbalken und mit dem Kleinsten anfangen — und so weiter. Meine Worte waren noch lange kein brennendes Kohlenfeuer für Dich, und doch konntest Du sie nicht aushalten, ohne laut aufzubrüllen. Ich meine eben, da liegt Eure Unwissenheit trotz all' Eurer Gelehrsamkeit; ihr wißt gar nicht Bescheid über das Allerwichtigste, nämlich wie man es anstellen muß, sich da fortzubilden, wo man am meisten Bildung nötig hat, nämlich in der Geduld und Selbstbeherrschung. Du lächelst so mitde auf mein Standwischen herab — aber ich sage Dir, ich bilde mich beim Staubwischen fort, es ist für mich eine Muskelübung in der Selbstbezwingung, genau so wie das Reck für den Turner das notwendige Instrument ist und nicht die lateinische Grammatik. Euer Wissen ist gewiß auch schön und gut — aber die wichtigste Bildung gibt es nicht, und wer das nicht weiß, der ist unvissend trotz allem Wissen. Entschuldige die lange Rede.“

Fritz entschuldigt es gerne, er ist im Grunde ein guter Kerl und hat den ehrlichen Wunsch nach Fortbildung, er hat nur bisher irrtümlich gemeint, der Mensch bilde sich um so mehr, je mehr er wisse und alle Handarbeit sei im Grunde erniedrigend und verdummend. Er ist nun aber neugierig geworden und will mehr hören. „Ja, wie meinst Du denn das aber mit der Fortbildung beim Staubwischen?“ „Mache mit mir einen Rundgang durch's Zimmer“ antwortet sie, „dann will ich Dir zeigen, wie merkwürdig bildend der rechte Umgang mit dem Staublumpen ist.“

„Schau, gleich beim Beginn des Staubwischens merke ich so recht deutlich, daß ein begnemer und ein ungeduldiger Mensch in mir steckt. Da beginnt gleich die Fortbildung. Wenn's nur auf die Hand ankäme, sie würde gleich erlahmen und nur so achtlos hinwischen über alles. Da braucht's gute Gedanken und Willenskraft, daß man sich selber in Disziplin nimmt und mit dem Tuch in jeden Winkel und zwischen all' die Holzverzierungen hineinfährt. Ihr meint, nur ihr tätet geistige Arbeit? Nein, jede Handarbeit ist geistige Arbeit, wenn die Hand durch Nachdenken, Geduld und Sorgfalt geleitet wird — alles Dinge, von denen die bloße Hand nichts versteht. Kennst du das Wort Christi: wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Großen treu? Dieses Wort sagt uns doch gerade, wie alle Fortbildung in den allerhöchsten Dingen und für die größten Aufgaben des Lebens anfangen muß mit solchen kleinsten und unscheinbarsten Verrichtungen und Uebungen — daher Du denn auch nicht immer meinen mußt, Staubwischen habe es nur mit dem Staube zu tun und mit den Möbeln, und nicht am meisten vielleicht mit Dir selber.

Wer jenes Wort von der Treue im Kleinen tief im Herzen trägt, und damit überall seine Finger regiert, der bildet sich geistig, denn er arbeitet ja dahin, daß all' sein Tun vom Geist geformt und bewacht werde — und so kann er ein wahrhaft beseelter Mensch werden, auch wenn er gar keine gelehrten Bücher versteht, und wer gelehrte Bücher liest, aber nicht sein Handeln und seine Worte beseelen lernt, so daß ihm nichts Tierisches, Unsichliches, Ungeduldiges herausfährt, der bleibt ungebildet, und wenn er auch alle lebendigen und toten Sprachen beherrscht.

Noch an ein anderes Wort muß ich hier denken: „wer bis an's Ende beharrt, der wird selig.“ Dieses Wort gilt nicht nur von der Ausdauer in den großen Dingen, sondern auch für das allerkleinste Tun. Ja, die Beharrlichkeit im Großen erwirbt man sich auch nur, wenn man im Kleinen anfängt: Wer bis an's Ende beharrt, wer nicht ungeduldig fortdrängt, wenn es ihm zu langweilig wird, oder wenn ihn etwas anderes lockt, sondern getreulich fortwischt bis ins letzte Eckchen, der wird selig, d. h. es beginnt in ihm die beste Kraft des Menschen zu wachsen, die heilige Zuverlässigkeit, ohne die er im Leben stets in Schuld und Not gerät.

Also Du siehst, wieviel Gelegenheit zur Fortbildung gerade in der unscheinbarsten Hausarbeit liegt. Ich glaube: wer sich so recht hart dazu zwingt, kein Stäubchen sitzen zu lassen, der wird überall gewissenhafter werden, er wird es mit der Wahrheit genauer nehmen und keinen Staub der Ungenauigkeit oder Verdrehung auf ihr sitzen lassen mögen — er wird in der Krankenpflege zuverlässiger, wird in seinem ganzen Leben reinlicher werden — und das alles von einem unscheinbaren Anfange her.“

(Fortsetzung folgt).

Was haben die Eltern während des Unterrichts in der Schule zu suchen?

Diese Frage — speziell für die höheren, 9klassigen Anstalten aufgeworfen — wird in der pädagogischen Presse lebhaft erörtert. So schreibt die „Pädagogische Zeitung“: 19. 11. 03.

„Aus dem oft gewinschten innigen Zusammenwirken von Schule und Haus ist noch immer nicht viel geworden. Die öffentlichen Prüfungen läßt man mit Recht fallen, Elternabende bürgern sich hier und da ein, befriedigen aber auch nicht so, wie man erwarter hat. Andere Vorschläge, wie man der alten Forderung gerecht werden könnte, treten deshalb wieder in den Vordergrund. So tritt Herr Schierf in der „Voss. Ztg.“ für die Einrichtung der „Elternwoche“ ein. Er schreibt u. a.: „Die ehemaligen öffentlichen Prüfungen sind verschwunden — unbeklagt, aber auch unersetzt. Daß jene Paradeleistungen nicht die Zeit und Mühe der Vorbereitung gelohnt haben, darüber war alle Welt einig; zum Ersatz aber sollte uns Eltern zeitweise Einblick in das Alltagsgetriebe des Schullebens gewährt werden. Dürften wir pro Semester eine Woche lang dem Unterricht still zuhörend beiwohnen, so wäre das schon ein unendlicher Gewinn. . . Eine einzige Stunde, die wir dem Unterricht des Lehrers beiwohnten, läßt uns die Aeußerungen des Kindes zu Hause mit ganz anderem Verständnis aufnehmen, als bisher — und darauf hat das Kind einen Anspruch! . . . Ihren Abschluß fände eine solche Woche zweckmäßig in einer Zusammenkunft der Eltern mit dem Lehrerkollegium — nicht etwa zur Entgegennahme eines Vortrages oder gar von Veranstaltungen unterhaltender Art, sondern lediglich zu freiem Gedankenaustausch unter dem frischen Eindruck des Vorangegangenen. Die Anwesenheit einiger Mitglieder der Schulaufsichtsbehörde und eines Schularztes könnte der Verwirklichung guter Vorschläge und berechtigter Wünsche nur förderlich sein. Auch die Befürchtung, daß Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten sich in die Hervorhebung höherer Gesichtspunkte mischen würden, sollte keinen Hinderungsgrund gegen eine Einrichtung abgeben, die im wesentlichen wohltätig wirken müßte.“

Der Verfasser hat bereits einen weiteren Schritt getan; er hat seinen Vorschlag dem Kultusministerium unterbreitet, aber einen ablehnenden Bescheid erhalten. Man glaubt im Ministerium nicht, daß sich das empfohlene Mittel als „allgemeine Anordnung bewähren würde.“ Da läge es doch gewiß nahe, daß man es an einigen Schulen versuchte. Den Eltern, denen man für ihre Kinder die Schulpflicht auferlegt, muß man aus Billigkeitsgründen auch das Recht zugestehen, von der Erziehung ihrer Kinder durch die Schule Kenntnis zu erhalten. Daß die „Elternwoche“ den Zweck erfüllen könnte, leuchtet ein. Andererseits ist eine gewisse Störung des Unterrichts zu befürchten, aber doch wohl nur solange die Einrichtung für die Kinder neu und fremdartig ist und namentlich solange vollbesetzte Klassenräume den Eltern ungenügenden oder ungeeignetен Platz bieten. Aengstliche Gemüter können auch in der auf die „Elternwoche“ folgenden Zusammenkunft der Eltern, des Lehrerkollegiums und der Mitglieder der Schulaufsichtsbehörde einen Gerichtshof wittern, vor dem sie als Angeklagte stehen sollten. Der Vorteil aber, den die Einrichtung für die Erziehung unserer

Digitized by Google

Jugend durch Schule und Haus haben würde, liegt klar auf der Hand und müßte alle kleinlichen Bedenken und Hindernisse beseitigen, zum mindesten aber einen Versuch mit der „Elternwoche" veranlassen.

Hierzu war dem genannten Blatte aus Frankfurt a. M. geschrieben worden:

„Der Versuch mit der Elternwoche braucht bei uns nicht mehr gemacht zu werden. Er ist an mehreren hiesigen höheren Schulen durch einen Zeitraum von 12 bis 15 Jahren angestellt worden, hat aber noch nicht die Früchte gezeitigt, die man erhoffte. Man hat ihn deshalb still zu Grabe getragen. Hinzufügt war der „Alltagsunterricht" doch kein Alltagsunterricht. Schüler und Schülerinnen so gut wie Lehrer und Lehrerinnen wußten einige Tage vorher, wann „Besuchstage" angesetzt waren, und machten äußerlich wie innerliche Toilette, kamen doch — selbstverständlich! — auch die Eltern nicht im Werktagskleid. Vor allem aber: gerade die Eltern kamen nicht, deren Gegenwart Lehrern und Lehrerinnen am erwünschtesten gewesen wäre, die Eltern schwacher oder untergezogener Schüler und Schülerinnen. Die Eltern und Angehörigen tüchtiger und braver Kinder, die Schmeichelhaftes zu hören und zu sehen hofften, kamen anfangs in ziemlich großer Zahl. Bald aber erlahmte auch ihr Interesse, und zwar umso eher, je mehr der Lehrer „Alltagsunterricht" gab und nicht ihre Sprößlinge besonders vornahm und glänzen ließ. Kann und darf man das den Eltern verdenken? Welches Interesse konnten sie daran haben, zu sehen, was ganz unbelannte und gleichgültige schwache Kinder leisten, während ihr „gutes" und „gescheites" stumm dasitzen und zuhören muß, wie mit den Unbegabten mühsam gearbeitet wird? Ging und geht aber der Lehrer auf die stummen oder auch laut geäußerten Wünsche der Gekommenen ein, so haben wir eben doch wieder die „Parade." Dazu kamen vielfach Belästigungen und Besturmungen der Lehrer mit Fragen in den Pausen, vor und nach der Stunde, so daß die „Besuchstage" zu den größten Strapazetagen des ganzen Jahres wurden. Und das alles ohne sichtlichen Erfolg nach irgendwelcher Seite hin. Wie die ganze Einrichtung schließlich offiziell aufgehoben wurde, da merkte es in der Tat kaum jemand. Es starb ein still Jahren schon Toter. . . . Tröstlich ist bei diesem kaltlosen Versuchen alter und neuer Brüten zwischen „Schule und Elternhaus" nur das Eine: daß deren „Verhältnis" schlecht und recht weiter besteht wie vorher. Aus den Erfahrungen eines Menschenalters und einer langen Beobachtung des öffentlichen Lebens heraus spreche ich es als volle, freudige Ueberzeugung aus: Das Verhältnis zwischen Schule und Haus ist in Deutschland durchweg gut. In keinem Lande findet sich's enger nur annähernd ähnlich. Das hindert nicht, daß zuweilen scharfe Wetter hinüber und herüberziehen, oder der „unbewölkte Zeus" ist doch die Regel. Vielleicht bleibt das am ehesten so, wenn man recht wenig daran künstelt. N."

In Nr. 3 der „Pädagogischen Zeitung" — 1904 vom 21. 1. — führt Herr Scherf, von dem die Frage angeregt worden war, noch folgendes dazu aus:

„Künstelei" will ich wahrlich nicht. Ist es es denn aber etwa natürlich, daß wir Eltern in der Regel weder die sachliche Umgebung unseres Kindes in der Schule, noch seine Lehrer kennen, daß wir nie mit eigenem Auge hineinblicken in sein Leben unter Institutionen, denen es ein Jahrzehnt lang unbedingten Gehorsam schulde? Nein. Nur gezwungen vorübergehend kann es nicht natürlich finden, daß die Lehrer, die jahrelang den bedeutendsten Einfluß auf unsere Kinder ausüben. Unbelannte, bloß Leute für uns sind, mit denen wir, wenn uns der Zufall im Eisenbahn-Koupé zusammenlang zusammenwerfen ließe, vielleicht nicht einen Gedanken austauschen würden. — Die Verbindung zwischen den beiden Erziehungsfaktoren ist in der Grostadt wirklich von der Art!

Ihr Herr Einsender aber schreibt: „Das Verhältnis zwischen Schule und Haus ist in Deutschland durchweg gut." Es ist so „gut," wie die Kinder, wenn sie schlafen! Ich behaupte aus Erfahrung: eine einzige Stunde schon, die wir dem unterrichtlichen Praktizieren dieses und jenes Lehrers beigewohnt haben, läßt uns die Aeußerungen unseres Kindes zu Hause mit ganz anderem Verständnis aufnehmen als bisher — und darauf hat es einen Anspruch! Nicht darum handelt es sich, unsere „Sprößlinge glänzen," sondern unser Kind in der Schule auf seinem Platze und den Lehrer beim Werke zu sehen — ein ganz klein wenig Autopsie zu üben am inneren Schulbetriebe. Ganz selbstverständlich erscheint es dabei, daß ein Kind, dessen Angehöriger anwesend ist, auch herankommt. Das muß schon aus bloßer Höflichkeit geschehen, wenn der Lehrer den Angehörigen überhaupt nur kennt. Die Schule soll sich zu freuen — so hört man immer — an dem bewiesenen Interesse der Eltern. . . .

Ihr Herr Einsender glaubt feststellen zu können, daß ein ersichtlicher Erfolg ausgeblieben sei. Sie haben bereits selbst treffend darauf hingewiesen, daß das „Bestürmen" der Lehrer mit Fragen ein Bedürfnis der Eltern, sich mit ihnen auszusprechen, klar erweise. Ja, der ersichtliche Erfolg! Wieviel mehr Lehr- und Lernfreude herrschte wohl überhaupt, wenn unser Pensum-, Zensur- und Prüfungswesen nicht wie ein Alb auf dem Lehrkünstler und den Wißbegierigen lastete und jenen zwänge, alles „ersichtlich" zu machen! — Muß das durchaus auch auf das Verhältnis zwischen Schule und Haus übertragen werden? Rechtfertigt denn nicht — das Erziehungswerk als Ganzes betrachtet — der Gewinn der Eltern an besserem Verständnis für das Schulleben ihres Kindes den erhobenen Anspruch vollauf? Die Schule ist doch nicht eine bloße Wissensprese, sondern tut reichlich das ihrige, um den Charakter unserer Kinder zu prägen.

Ich meine, Herr Scherf hat Recht. Noch stets haben Schulen, die nichts zu verbergen oder eine seltweilige Schwachheit der Lehrkräfte, wie sie innerhin vorkommen mag, zu bemänteln hatten, mit dem Grundsatz der Oeffentlichkeit die besten Erfahrungen gemacht. Eine gute Schule erzieht eben auch — die Eltern!

Die beiden Engel auf Erden.

Eine Parabel von Michael Bauer.

Gott wollte sich der Menschen erbarmen und schickte zwei Engel auf die Erde.

Zuerst den Engel der Liebe. Der sollte sie lehren gut miteinander zu sein, auf daß keiner den andern übervorteile.

Dann den Engel des Lichts, der sollte ihnen die Arbeit leichter machen, auf daß sie Zeit zur Freude hätten.

Den ersten Engel nahmen die Menschen jedoch nicht auf. „Das ist ja alles recht schön," sagten sie; „aber von der Liebe kann man nicht leben. Wir bedürfen!" Und sie schicken ihn von einer Tür zur andern.

Den zweiten Engel hingegen empfingen sie mit offenen Armen.

Das war doch was Greifbares, was Praktisches. Er zeigte ihnen, wie man aus schwarzen Steinen Feuer mache, wie man Wasser auf das Feuer stelle und Rädern damit treibe, wie man Werkzeug an diese Räder spanne, damit sie Arbeit täten an Stelle der Menschen. Er zeigte ihnen, wie man den Blitz zähme, ihn lautlos und lichtlos dünne Eisenschnüre entlang laufen lasse und ihn zwinge, stille zu halten und zu leuchten dort, wo es ihnen genehm sei. Und jeden Tag zeigte er ihnen etwas Neues.

Die Menschen frohlockten. Sie sahen eine Zeit kommen, wo der Fluch vom Schweiße des Angesichts zur Lüge geworden, wo das Elend ausgestorben wäre auf Erden. —

Aber sie täuschten sich!

Weil die Liebe nicht unter ihnen war, rissen die Klügsten und Stärksten gar bald des Lichtengels Künste an sich; und sie allein wurden reich. Die vielen andern mußten bei den Maschinen stehen, deren Feuer zu unterhalten, Rohstoffe herbeizuschaffen und die fertigen Waren wegzutragen; und ihre Arbeit wurde nicht leichter, und ihre Zeit zur Freude nicht länger; sie hatten sich bitter getäuscht. —

Und das wäre noch das Geringste gewesen. Es kam Schlimmeres.

Sie wurden arm an Herz und Sinn, ärmer als sie zuvor gewesen, durch des Lichtengels Künste. Stumpf wurde ihr Auge für Blumenglanz und Sternenschein durch das grelle Gelecht ihrer Hallen, taub das Ohr für Vogelgesang und Waldesrauschen durch das laute Geraffel ihrer Räder und verschlossen das Herz, und ungeschickt zu rechter Fröhlichkeit und Freude, durch das ewige Handlangertum ihrer Arbeit.

So sehr verlechzte sich der Segen des Lichtengels zum Fluch, weil die Menschen so gering gedacht hatten und nichts annehmen mochten vom Engel der Liebe.

Lesefrüchte.

Ein Kind ist eine fleischgewordene Liebe. Novalis.

Verwöhnte Kinder sind die Unglücklichsten; sie lernen ich an in jungen Jahren die Leiden des Tyrannen kennen.

Marie von Ebner-Eschenbach.

Digitized by Google

Mai 1904.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

Wo kommen die Kinder her? Von Hugo Salus.
Was man beim Staubwischen lernen kann. (Schluß.) Von Dr. F. W. Foerster.
Die Kraft des Gebets. Von L. Frei.
Mutter überall.
Empfehlenswerte Kinder- und Elternbücher.

Wo kommen die Kinder her?

Ein Märchen von Hugo Salus.*)

Wenn wir Kinder hätten — der sechsjährige braune Bub hieße Wolfgang, das ist selbstverständlich, und das blonde vierjährige Mädel Riccarda, weil der Name so wunderschön klingt — wenn wir Kinder hätten, so säße ich wohl in der Dämmerung mit ihnen im Kinderzimmer — der Bub nennt es den Stall, weil er seine Pferde in der Ecke aufgestellt hat — und sie müßten nicht meine Kinder sein, wenn sie da nicht Märchen von mir hören wollten, und ich nicht ihr Vater, wenn ich sie ihnen vorenthalten würde. Und ich weiß bestimmt, daß dann der Bub auf einmal seine großen glänzenden Augen emporheben und mich fragen würde:

„Vater sag', wo kommen eigentlich die Kinder her?"

Auf eine solche Frage sollte eigentlich jeder Vater vorbereitet sein, wenn sein Bub sechs Jahr alt wird; denn dann ist es doch wirklich die höchste Zeit, daß sich so ein kleiner Kerl mit diesen wichtigen Dingen zu beschäftigen anfängt und sich seine Gedanken darüber macht! Und wenn ich nicht ich wäre, würde ich wohl in einem solchen entscheidenden Augenblicke meine Geschichte etwa so beginnen:

Ja, wo kommen also die Kinder her! Habt ihr nicht im Park die großen, würdigen, stelzbeinigen Klapperstörche gesehen? Und draußen vor der Stadt, so weit, daß die elektrische Bahn gar nicht bis dort hin fahren kann, so weit ist es, dort liegt ein kleiner See, und in dem See liegen die kleinen Kinder, und die Störche . . .

Aber ich hoffe, mein Bub wäre gescheiter und würde fragen: „Ja, aber wer legt denn die Kinder in den Teich hinein?"

Und ich weiß, daß in diesem Augenblick leise, ganz leise die Tür des Kinderzimmers aufginge und die Mutter hereinkäme, um, wie alltagsabendlich, den Märchen zu lauschen. Und ich müßte nicht ich sein, wenn ich dann nicht über die Lüge rot würde, die ich meinem kleinen Naturforscher erzählen wollte, und dann würde ich wohl mein Märchen ganz anders erzählen, und es wäre gar kein Märchen mehr, aber wunderschön, viel, viel schöner, als ich es hier aufschreiben kann, und es wäre meine ganze Liebe darin, mein Dank und inniges Mitleid, und meine Kinder — wenn wir Kinder hätten — würden mit großen, wissenden oder sich erinnernden Augen zuhören und zur Mutter emporblicken, als hätten sie sie noch nie gesehen, und sie müßten sie noch einmal so lieb haben wie bisher. Und mein Märchen, das gar kein Märchen ist, würde etwa so lauten:

Ja, wo kommen also eigentlich die Kinder her? Wo seid ihr hergekommen? Also, dort oben im Himmel, dort oben, wo ihr zwischen den Vorhängen gerade den schönen Abendstern schimmern seht, dort spielen an solchen Abenden die Engelkinder und, wenn gerade besonders schönes Wetter ist, dann schauen sie auch auf die Erde herunter und in die Fenster der Menschen, die sie und die einander lieb haben. Und da haben sie denn auch vor sieben Jahren in unsere Fenster hineingeschaut und haben Mutter und mich beisammen sitzen gesehen und gleich gemerkt, daß wir ein Paar nach ihrem Wunsche sind und wie gern wir einen Wolfgang und eine Riccarda hätten. Und wenn die klugen Englein so etwas merken, dann fassen sie einander bei den Händen und tanzen rund um einen Stern einen Ringelreihen und singen dabei:

Himmelsgarten, Schimmerstern,
Salusens möchten Kinder gern,
Zwei brave Kinder haben;
Einen Buben erst, ein Mädel dann.
Wer nimmt sich ihres Wunsches an?
Wer bringt zuerst den Knaben?

Und dann tanzen sie noch einmal, die ganze Kette von Engeln, um den Stern herum, und plötzlich lassen sie die Hände los und tanzen jedes zu einer Spitze des Sterns; denn so ein Stern hat eine Menge von Zacken, viel, viel mehr und größer als der Weihnachtsstern über dem Christbaum. Und der Engel, der zu spät kommt, und keine Spitze erreicht, der muß auf die Erde hinunter und die Botschaft bringen. Und damit er den Weg gut trifft, bricht er sich ein Stücklein von einer Sternspitze ab und wirft es auf die Erde hinunter, daß es leuchtet. Und unten die beiden Menschen in ihrer Stube, Mutter und ich, sehen gerade zum Himmel und, wenn sie die leuchtenden Sternschnuppen fallen sehen, dann schließen sie fest die Lider zu und wünschen sich etwas recht vom Herzen, und wenn beide den gleichen Wunsch haben, dann geht er sicher in Erfüllung. Und seht ihr, an jenem Abend haben wir uns beide recht vom Herzen den Wolfgang gewünscht, und da war auch schon der Engel bei unserem Fenster und hat dreimal an die Fensterscheibe gehaucht, und seinen Segen gesprochen. Da hat die Scheibe wie Silber geleuchtet, und da haben wir gewußt, daß unser Wunsch in Erfüllung gehen wird. —

*) Aus der „Berliner Zeitung" Nr. 14, v. 9. Januar 1904.

Digitized by Google

Wenn ich bis hierher erzählt hätte, dann würden die beiden Kinder sicher schon Augen haben, wie die Fensterscheibe, daran der Engel gehaucht, ihre Wangen würden glühen, und Wolfgang würde sich ungemein wichtig vorkommen, weil seinetwegen ein lichter Engel vom Himmel herunter mußte, um ihm anzukündigen. Riccarda aber würde wohl etwas unruhig um meine Knie herum wetzen, denn sie ist ja auch auf der Welt und hätte gerne ihre Geschichte gehört. Ich aber wollte jetzt erst recht ernst und feierlich werden, denn mein Märchen, das gewiß kein Märchen ist, sollte ja jetzt eigentlich erst beginnen, und ich würde die Hände meiner lieben, lieben Frau in die meinen nehmen und wollte die Hände vor den Kindern lange und lange küssen, was immer auf unsere Kleinen einen besonders tiefen Eindruck macht. Und dann würde ich weiter erzählen: Mutter stünde vor uns und die Kinder nun meine Knie hätten nichts anderes zu tun, als zu ihr emporzuschauen und sich zu wundern, wie sie immer größer, immer schöner und heiliger vor ihnen emporwüchse . . .

Also, seht ihr, liebe Kinder, wenn solch ein schöner Engel zu den Menschen herniederfliegt, um ihnen einen Wolfgang oder eine Riccarda, ja, mein liebes blondes Mädel, oder eine Riccarda zu verkünden, dann wird ihnen ein Kind geschenkt, denn die Mutter, die Mutter empfängt von dem lieben Englein nur die Weisung, dem Vater ein Kind zu schenken. Und dann beginnt es unter ihrem Herzen zu keimen, wißt ihr, wie ich euch im vorigen Jahre eine Bohne gezeigt habe, die im feuchten Boden zu keimen beginnt; der Boden gibt ihr die Stärke und Kräfte, daß sie keimen und die Pflanze hervorbringen kann. Und so wächst auch unter dem Herzen das kleine, kleine Kindlein, und die Mutter gibt ihm die Kraft, ihr Blut ernährt es und wärmt es, ihre Liebe durchglüht es, die Hoffnungen, daß es ein schönes und gutes Kind wird, lassen es wachsen und größer werden. Und sie geht durch die Straßen und schafft im Hause und geht wie auf einer Wolke, so erfüllt ist sie von Glücke, daß sie einem Kindlein ihre Schönheit, ihre Kraft und ihre Güte überlassen darf; und so innig ist all ihr Denken und Fühlen auf das wachsende Leben unter ihrem Herzen hingekehrt, daß sie gar nicht mehr wie auf Erden wandelt, daß sie immer nur an das keimende Leben denken muß, dem sie ihr Leben zuströmt. Und das Kindlein fühlt es unter ihrem Herzen, wie viel Liebe es wärmt, wie viel Schönheit ihm das Blut der Mutter zuführt, und es ernährt, und es wächst und wächst, und wird immer größer und schöner.

Seht ihr, Kinder, — und jetzt müßten meine Worte wie von einer fernen feierlichen Orgel begleitet sein — so habt ihr unter dem Herzen dieser Mutter gelegen, sie hat euch ernährt mit ihrem Blute und euch in ihrem Leibe gehegt und gepflegt, und das ist kein Märchen und ist doch das größte und heiligste Märchen und Wunder, das auf Erden geschieht. Es ist ein so herrliches Märchen, daß die größten Dichter ehrfurchtsvoll die Köpfe neigen, wenn sie es wieder einmal hören, und daß die mächtigsten Kaiser auf die Kniee sinken, wenn sie ihren Müttern für alle Liebe danken wollen, die diese ihnen gewidmet haben, noch ehe sie auf der Welt atmeten. Und darum traut ihr euch auch jetzt gar nicht, die liebe Mutter anzuschauen, und müßt euch der Tränen nicht schämen, ihr lieben Kinder, die jetzt bei diesem Märchen, das gar kein Märchen ist, über eure Wangen herniederrollen, denn es sind Tränen des Dankes und der Liebe, und diesen Dank und diese Liebe hat sich die Mutter tausendmal um euch verdient!

Jetzt aber will ich euch das Märchen doch noch zu Ende erzählen. Denn indessen haben die Englein oben im Himmel jeden Abend ihre Spiele gespielt, und es ist Abend um Abend vergangen, und der Mond ist hundert- und hundertmal über den Himmel geschwommen, und endlich, eines Abends, schaut der Engel, der damals zu uns herniederflog, wieder in unser Fenster, und er ruft die anderen Englein zu sich, und sie setzen sich um den Stern und schauen bald herunter in unsere Stube und bald auf den Stern, denn es ist indessen die Spitze, die ihm der Engel damals abgebrochen hatte, wieder gewachsen, und gerade an diesem Abend ist er ganz fertig geworden und leuchtet mild und gütig durch den blauen Himmelsgarten. Da fassen sich die Englein wieder bei den Händen, und singen ein ganz leises Lied, so leise und so schön, daß es kein Mensch auf Erden je hören, noch nachsingen kann; aber es bedeutet, daß uns ein Kindlein geboren werden kann, daß ihm die Mutter genug von ihrem Leben gegeben hat, und daß es nun auf die Welt kommen soll. Da fliegt denn das Englein wieder zur Erde hernieder, und diesmal braucht es kein Licht mehr, den Weg zu finden, und haucht wieder dreimal an die Scheiben; Mütterchen erschaut gleich den Engel draußen; ihr ist, als ob sie sterben müßte vor Glück, weil jetzt ihr Kind, ihr eigenes Kind ihr gegeben werden soll. Und das Kind löst sich von ihrem Herzen, der Mutter vergehen die Sinne, sie sieht das Englein nicht mehr, dann aber erwacht sie aus tiefem Schmerze, und es liegt neben ihr und schaut sie mit großen, verwunderten Augen an. Aber es ist gar nicht das Englein, sondern ihr Kind, und der Vater steht bei ihr, es ist auch sein Kind, und die Mutter lächelt und reicht es ihm glückselig hin. Und dann hören sie wirklich die Englein im Himmel singen . . .

Seht ihr, liebe Kinder, das ist das Märchen, und so kommen die Kinder zur Welt.

Und ich weiß, während ich dieses Märchen erzählt habe, werden die Kinder sehr still und sehr nachdenklich geworden sein, und Mutter wird vor uns stehen und im Innersten beben und möchte weinen vor frommer Scham und Glückseligkeit, und sie wird leise, leise aus dem Zimmer verschwinden. Die Kinder werden kein Wort sagen und kaum zu atmen wagen, so wirkt das rein Menschliche auf die Gemüter, und dann werde ich sie vom Boden aufheben und, in jedem Arme eines, in die Bettchen tragen; und sie werden an diesem Abend gar nicht mehr essen wollen. Es ist auch nicht nötig an einem Abend, an dem sie das Märchen von ihrer Entstehung gehört haben!

Und der Bub müßte nicht mein Bub sein, wenn er in dieser Nacht nicht von Englein träumen würde und ihm nicht ihr Liedchen: „Himmelsgarten, Schimmerstern“ ans Ohr klänge, und das Mädel nicht meiner Frau Tochter, wenn sie nicht, wie in einer bangen Ahnung, in ihr Kissen weinte; und früh, weiß ich, würde Wolfgang als ein reifer Mann aufwachen und zu allererst den Storch aus seinem unzerreißbaren Bilderbuch herausreißen; ich weiß ja, daß er sich schon früher über diesen Vogel hat allerhand unerfreuliche Lügen aufbinden lassen . . .

Und Mutter würde mir wohl an diesem Abend über mein unmenschliches, allzu unmenschliches Märchen Vorwürfe machen, die ich aber mutig abwehren würde; denn ich habe so meine Ansichten über Kindererziehung in unserem klarängligen Jahrhundert und hielte mein Märchen, trotzdem und weil es gar kein Märchen ist, für viel wunderbarer als alle Märchen der Welt. Und wenn Mutter mir das nicht glauben wollte, dann würde ich zum Himmel hinaufdeuten, wo eben eine Sternschnuppe im großen Bogen zur Erde fällt, und würde ihr etwas ins Ohr sagen. Und da würde sie gewiß ganz stille werden . . .

Wenn wir, ja wenn wir Kinder hätten . . .

Was man beim Staubwischen lernen kann.

Von Dr. F. W. Foerster.

(Schluß.)

„Weißt Du, was man noch beim Staubwischen lernen kann? Sieh' mal die Figuren da. An ihrer Vorderseite habe ich eben alles abgestäubt, aber hinter ihnen sitzt noch

Digitized by Google

der Staub. Aber man sieht es nicht, weil sie davor stehen. Jetzt kommt es darauf an, ob ich mich daran gewöhne, nur für den äußern Schein zu arbeiten und für die Leute, oder ob ich arbeite um des Segens der treuen Arbeit willen. Lasse ich den Staub hinten sitzen, so werde ich auch in allen andern Dingen beim Schein und beim Aeußern stehen bleiben lernen und gleichgiltig gegen das Innere und Wirkliche werden. Würde ich Geschäftsmann, ich würde mich nicht sorgen um das, was meine Ware wirklich ist, sondern nur um den Schein, der die Kunden betrügt, und wenn ich Häuser zu bauen hätte, so füllte ich die Mauern mit schlechtem Gerümpel und nähme überall das haltloseste Material, aber nach außen hin gäbe es feinsten Gypsschmuck und nachgemachte Quadersteine."

„Das ist richtig" unterbricht hier Fritz, „neulich traf ich in der Badeanstalt so ein paar Herren, die auf der Straße immer das Neueste und Sauberste tragen, feine Schlipse, sage ich Dir — aber als sie sich auszogen und ich ihre Hemden sah . . ."

„Laß nur, laß nur, ich glaub's schon, der Mensch begehre nimmer und nimmer zu schauen, was die Götter gnädig bedecken mit Nacht und mit Grauen. Wenn die Betreffenden als Knaben eine rechtzeitige Staubwischkur durchgemacht hätten, wäre ihnen vielleicht noch zu helfen gewesen."

„Consuetudo est altera natura" sagt Fritz.

„Was heißt das?" fragt die Schwester.

„Ach, das ist aus meiner lateinischen Grammatik: die Gewohnheit ist unsere zweite Natur — ich verstehe jetzt erst recht, was das heißt. Uebrigens, da fällt mir auch noch etwas aus meinem griechischen Uebungsbuche ein, wovon ich jetzt auch erst den rechten Sinn begreife: Auf den Statuen, welche die griechischen Künstler für die Giebelfelder hoch oben am Tempel arbeiteten, war die Rückseite, die nie ein Mensch zu sehen bekam, genau so sorgfältig ausgemeißelt wie die Vorderseite. Denn das Werk war ja für die Götter, deren Augen alles sahen. Sie belohnen oder bestrafen auch das, was an der Rückseite unserer Arbeit geschieht und was die Menschen nicht sehen — an uns selber wird es gerächt oder gesegnet, wie wir eine Arbeit vollbringen."

„Ja, so ist es" sagt die Schwester, „und man könnte als einen Gottesdienst jede Arbeit bezeichnen, bei welcher das Beste in uns geübt und gestärkt wird. Jede Arbeit, auch die kleinste und unscheinbarste, kann zu unserm Verhängnis werden, wenn wir sie nachlässig betreiben, oder zu unserer Stärkung in allem Guten, wenn wir dem Guten in uns den Auftrag geben, sie zu vollbringen: davon hängt alles ab."

„Jetzt will ich Dir noch etwas zeigen. Kleine Porzellanfiguren abzustäuben, ist recht schwer. Mancher geht so ungeschickt damit um, daß Arme und Beine abgehen oder sogar der Kopf hinunterfliegt. Man muß jedes Figürchen ganz fest, aber auch ganz zart anfassen, da wo es die größte Stärke hat und dann überall sorgfältig klopfen und wischen. Dabei kann man auch Umgang mit Menschen lernen. Denn der Mensch ist auch so eine Porzellanfigur und besonders zerbrechlich, wenn man ihm Staub abklopfen will. Mancher will seinem Nächsten den Staub abklopfen, ich meine die Fehler und Unarten, und schlägt dabei so ungeschickt darauf los, daß der Gestäubte alle Achtung vor sich selbst verliert und dann erst recht verloren geht. Man muß den Menschen fest, aber liebevoll an seiner Stärke packen und dann recht sorgfältig die bestaubten Stellen vornehmen, dann läßt er sich viel gefallen."

„Aha, so hast Du es heute mit mir gemacht, nicht wahr?"

„Ich habe gar nichts gemacht — ich wische diese Figuren nun schon seit zwei Jahren jeden Morgen und Du sagst ja selber: die Gewohnheit wird unsere zweite Natur."

„So, jetzt bin ich fertig, was macht man nun mit dem Staubtuch? Schütteln muß es, damit der Staub im ganzen Zimmer herumfliegt? Nein, man klopft es auf Fenster aus, aber auch nicht so, daß es denen im untern Stock ins offene Fenster fliegt. Wer das Tuch einfach im Zimmer ausschüttelt, der wird auch alle unangenehmen Sachen und jeden Zank immer gleich laut im Zimmer vor Vater und Mutter ausschütteln und den ganzen Staub aufwirbeln, statt das alles leise bei Seite zu tragen.

Nicht wahr, das Staubwischen ist ein wahres Gymnasium der höheren Bildung? Und nicht nur ein Mädchengymnasium, sondern auch für die Herren. Was meinst Du, Fritz?"

Fritz bittet um sofortige Aufnahme in das Gymnasium.

Die Kraft des Gebetes.

Eine Erzählung von L. Frl.

Als ich noch jung war, etwa achtzehn Jahre alt, beging ich einmal eine Sünde. Es war eine gewöhnliche Sünde, nicht schwer und durchaus nicht für das Gesetz des Staates erreichbar, aber eine gewöhnliche Sünde der Jugend. Aber war auch meine Sünde nicht schlimm, so war doch die Strafe um so härter. Das heißt, die innerliche, Herz und Geist ermarternde, die durch Selbstvorwürfe und Gewissensqualen sühnen will. Es muß wohl recht arg in mir zugegangen sein. Denn eines Tages, als ich wieder von einer trostlosen Verzweiflung gepackt und gepeinigt wurde, da tat es dem lieben Gott selber leid und er sprach zu mir: „Es ist genug. Du leidest zu viel. Das war nicht meine Absicht. Sieh', es ist oft schwierig, für jede Sünde gleich die richtige Strafe zu finden und das Maß gut abzupassen. Manchmal wird es zu wenig, häufiger zu viel. Darum lasse ich sogar manchen Sünder ungestraft umherlaufen, weräber die Menschen zu allen Zeiten aus großer Gerechtigkeitsliebe mit gutem Grunde gellagt haben. Ich me es aus Furcht, die Buße könnte strenger ausfallen, als das Verbrechen heischte. Uebrigens, auch beim Belohnen bin ich vorsichtig. Durch zu reichlichen Lohn für eine gute Tat könnte der allzuschnell zum Uebermut verführte Mensch leicht ins Verderben kommen. Nun diesmal hat es dich hart getroffen. Dafür sollst du entschädigt werden. Du darfst dir einen Wunsch ausbitten, den ich erfüllen will." „Halt," dachte ich bei mir, „solch' eine Gelegenheit kommt mir nicht wieder." Da sprach aber der liebe Gott noch weiter: „Du mußt natürlich nicht so dummes Zeug wünschen, wie im Märchen von jenem albernen Manne erzählt wird. Der wünschte, daß sein Pferd, auf dem er ritt, auf der Stelle tot hinfallen möge, was natürlich geschah und daß der Sattel, der ihn hernach beim Tragen belästigte, an der Nasenspitze seiner Frau sitzen möge. So wurde schließlich sein dritter und letzter Wunsch nötig, um seine Frau aus ihrer schrecklichen Lage zu befreien." „Nein," sagte ich schlau, „grade an dieses Märchen dachte ich soeben und darum wünsche ich lieber, wenn ich denn schon einmal wünschen darf, daß alle meine Wünsche von jetzt an erfüllt werden." „Oho," lachte da der liebe Gott, „das wäre noch schöner, wenn ich dir statt eines einzigen Wunsches alle erfüllen sollte. So haben wir nicht gewettet. Sollte ich dir etwa alle deine bösen Wünsche erfüllen, mit denen du unerhörten Schaden stiften könntest?" „Nein," erwiderte ich, „so war es natürlich nicht gemeint. Ich wollte nur die guten Wünsche erfüllt sehen." „Selbstverständlich," sprach Gott ironisch, „das wußte ich schon. Wie willst du aber die guten von den bösen Wünschen unterscheiden? Du glaubst gewiß, daß es ein guter Wunsch ist, reich zu werden?" „Natürlich," sagte ich kleinlaut, denn das hatte ich grade, da ich unbemittelt war, ins Auge gefaßt. „Und eine recht hübsche von aller Welt als Schönheit gefeierte Frau zu bekommen?" „Ach

Digitized by Google

ja," platzte ich heraus, denn das schien mir ein sehr berechtigtes Verlangen. „Oder etwa Ruhm und Auszeichnung zu erwerben?" „Gewiß," sagte ich noch kleinlauter, denn das war immer mein höchster Wunsch gewesen. „Nein" sprach der liebe Gott, „du scheinst dennoch zu glauben, daß du der törichte Mann im Märchen bist, während ich dich nach der Aufrichtigkeit deines Schmerzes eingeschätzt hatte. Nun, ich will dir etwas sagen; da du einmal den Wunsch ausgesprochen hast, so soll er wenigstens zum großen Teil — was von dir abhängen wird — in Erfüllung gehen." Ich wollte schon losjubeln, als Gott mit einem Lächeln hinzusetzte: „ich will dir alle Wünsche erfüllen, die du ohne eigenen Nutzen für andere erbitten wirst." Als ich noch Einwände machen wollte, war der liebe Gott mir entschwunden. —

Ich zermarterte mein Hirn, einen Weg zu finden, um die mir von Gott verliehene besondere Gnade wenigstens indirekt für mich zu verwerten. Ich hoffte, den lieben Gott doch noch überlisten zu können. Ich war Elektrotechniker im dritten Semester. Dieses Studium durfte ich nicht fortsetzen. Das war klar. Zuerst reizte mich die Jurisprudenz. Welche Taten hätte ich als Richter, als Staatsanwalt, auch als Verteidiger vollbringen müssen! Aber ich glaubte, man würde bei meinen Erfolgen eher annehmen, daß ich mit dem Bösen im Bunde stände, als daß ich von der Hand Gottes geleitet werde. Mein Feld konnte nur die Heilung der Kranken, die Errettung vor dem Tode sein. So beschloß ich denn nach reiflicher Ueberlegung, Arzt zu werden. —

Ich hatte als Student, um die Mittel zum Studium zu erwerben, in einer reichen und vornehmen Familie unterrichtet. Als ich meine Examina beendet hatte, nahm mich diese Familie zum Arzt. Nach kurzer Zeit wurde der einzige Sohn, mein früherer Zögling, krank und ich bat innig zu Gott, daß er ihn schnell genesen lasse. Aber der Zustand des Kranken verschlimmerte sich von Tag zu Tag und am zehnten starb er. Man machte den Eltern bittere Vorwürfe, daß sie einem so jungen Arzte das Leben ihres einzigen Kindes anvertraut hatten, und ich verlor die Stelle, wie auch das Ansehen in den Kreisen, bei denen ich auf eine erfolgreiche Tätigkeit gehofft hatte. An diesem Verlust erkannte ich, daß ich bei meiner Bitte um die Heilung meines Patienten nicht lediglich an den Nutzen meines Nächsten, sondern in gleichem Maße an meinen persönlichen Vorteil gedacht haben mußte. Denn mir hatte allerdings vorgeschwebt, daß die glückliche Genesung des jungen Mannes viel zur Verbreitung des Ruhmes meiner Fähigkeiten beitragen würde. Ich merkte noch oft, daß ich mich betrogen hatte, als ich glaubte, die Kraft meines Gebetes könnte mir je zu einem äußeren Erfolge verhelfen. Denn man sollte es nicht für möglich halten, wie schwer es ist, selbst bei der scheinbar uneigennützigsten Handlung jede Aussicht, jede Hoffnung auf einen Lohn der guten Tat aus seinem Innern auszuschalten. Schließlich verzweifelte ich an der Wahrheit der mir gewordenen Verheißung und glaubte nichts andres, als daß meine lebhafte Phantasie allein mir die Begegnung mit Gott vorgespiegelt hatte. Eines Tages sollte ich aber doch die Wirkung meines Gebetes erfahren. In meinem Hause wohnte eine fleißige Mädchenin, die vier unmündige Kinder zu ernähren hatte. Diese erkrankte an einer schweren Lungenentzündung, und als ich sie einmal nachts in heftigen Fieberträumen mit schwachem, jämmerlichem Pulse hilflos liegend traf, da kam eine tiefe Rührung über mich und inbrünstig löste sich in meinem Herzen das Gebet zu Gott, ohne an sein Versprechen zu denken, ach wenn doch die arme Frau ihren Kindern erhalten bliebe. Und siehe, am andern Morgen, da ich mich fürchtete, den Fuß über die Schwelle eines Totenzimmers zu setzen, war das Fieber geschwunden und jede Gefahr schien beseitigt. Jetzt mehrten sich ähnliche Erfolge in der Armenpraxis, so daß ich in diesen Kreisen [illegible] meiner „glücklichen Hand" zu einer gewissen Berühmtheit gelangte. Ich wurde sogar Armenarzt, was ich wirklich durchaus nicht gewünscht hatte. Ich befand mich in meiner bescheidenen Lage recht wohl und fühlte im Innern einen großen Stolz wegen der Erfüllung des mir gewordenen göttlichen Versprechens. Aber, als ich älter wurde, machte ich die Wahrnehmung, daß Gott offenbar viele so wie mich begnadigt hatte. Denn ich sah im Leben, daß gar Mancher wohl das, was er für Andere erstrebte, erreichen konnte, aber nie für sich selbst. Da hatte ich aufrichtig gewünscht, daß ich einmal in Freundschaft mit einem solchermaßen Begnadeten zusammengeriete. Denn noch manchen unerfüllten Wunsch trug ich im Herzen. Aber damit habe ich für immer die Erfüllung dieses selbstsüchtigen Begehrens vereitelt und ich muß nun weiter für Andere die Kraft meines Gebetes erproben.

Also schilderte mir einst ein alter Arzt seinen Lebenslauf. Er ist vor kurzem, unbemittelt, unbeweibt und unbekannt gestorben.

Mutter überall.

Ein junger Löwe geriet auf seinem ersten Beuteganze nahe an ein Negerdorf und mitten in ein Häuflein spielender Kinder. Unter lauten Angst- und Schreckensrufen rannten diese in ihre Häuser; und von den Kleinsten eines klammerte sich verstört an seine Mutter und rief: „O Mutter, o Mutter! der Löwe!

Der junge Löwe war durch das Kindergeschrei auch sehr erschrocken und floh waldwärts. Ein paar Pfeilschützen schossen unterwegs auf ihn und verletzten ihn. Jammernd rannte er zur alten Löwin und rief: „O Mutter, o Mutter! die Menschen!" Michael Bauer.

Empfehlenswerte Kinder- und Elternbücher.

Diese Weihnachten hat meine Hedwig, die besonders Naturbilder liebt, eine große Freude gehabt. Ich machte sie bekannt mit der „Dollarsfamilie im hohen Norden" (von Agot Gjems-Selmer, übers. v. Francis Marx. München, Verlag Dr. J. Marchlewski & Co.) Da hat sie nicht nur ein Stück seltsame Natur kennen gelernt — hoch oben im Balsfjord, Bezirk Tromsö — sondern auch ganz prächtige ferngesunde lustige Menschen, und mit glänzenden Augen und roten Wangen hat sie mit ihnen, Vater und Mutter, den kleinen Mädchen, dem Bubi, den braven Dienstmädgen, Kühen und Kälbern, Ziegenböcken und Hühnchen einen langen, langen Winter und den kurzen, aber so herrlichen Sommer durchlebt. Und wie kernig und lindverlind das Alles geschrieben ist! Einfach, wie die Mutter erzählt — es muß aber eine richtige Mutter sein, die Kopf und Herz auf dem richtigen Fleck hat! Ja, das ist nicht nur eine Freude, diese Menschen kennen zu lernen, sondern ein dauernder Gewinn fürs Leben. Beinahe hätte meine Tochter es der elfjährigen Tordis mit ihrem herzinnigen Brief an Fritjof Nansen nachgemacht und der Dollarsfamilie brieflich eine Liebeserklärung gemacht. Nun tuts für sie der Vater; das ist ungefährlicher. — ns —

* * *

Dr. med. Friedrich Siebert. Ein Buch für Eltern. 1. Den Müttern heranreifender Töchter. 2. Den Vätern heranreifender Söhne. München. Verlag Ernst v. Schauer. — Nur für Eltern, aber gewiß für alle gebildeten Eltern in der angedeuteten kritischen Zeit. In der leicht beweglichen Briefform gibt der Verfasser nicht etwa nur eine volkstümliche Unterweisung darüber, wie Eltern ihre Kinder in das einfach natürliche Verhältnis der Geschlechter einführen können, sondern ein gut Teil gesunder Philosophie als Lebensweisheit und als Lebenskunst. Daß es ein Mediziner und Spezialist ist, der diese Fragen z. T. mit der beruflichen Herbheit behandelt, erhöht den Wert, wenn auch nicht gerade den anmutenden Reiz der Darstellung. Nicht mit jedem Worte, besonders auf pädagogisch-ethischen Gebiet wird mancher Leser einverstanden sein (ich denke an die Stellung zur körperlichen Züchtigung z. B. oder an die Würdigung weiblicher Arzte), aber die Grundrichtung lebendiger Lebens- und Weltfreude, verbunden mit einem sehr regen Verantwortlichkeitsbewußtsein für die Aufgaben eines künftigen Volkstums und der Menschheit macht die beiden Büchlein (als sehr wertvollen Ratgebern auf diesem durch jahrhunderte lange Vorbildung unnötig schwierig gewordenen Gebiete. — ns —

Digitized by Google

Juni 1904.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

Kinderantworten im Moralunterricht. I. Von Else Hasse.
Die Geschichte von den elf Städten. Von Emma J. Arnold.
Empfehlenswerte Kinder- und Elternbücher.
Lehrsprüche.

Kinderantworten im Moralunterricht.

Von Else Hasse.

I.

Es darf als eine allgemeine Regel gelten, daß die Beschaffenheit einer Antwort nach Form und Inhalt von der Fragestellung abhängt. Ein Meister der Fragekunst, der seinen Stoff in der Hand hält wie eine schöne geschlossene Knospe, die sich erst durch das Frage- und Antwortspiel zur Blüte entfalten kann, wird den Schüler zu stärkerer Selbsttätigkeit anregen als ein Lehrer, der sich nur dozierend verhält, der keine Probleme aufstellt, sondern nur Tatsachen konstatiert. Immerhin ist es aber nicht allein das Fragen und Aufzeigen von ungelösten Rätseln und Schwierigkeiten, es ist nicht allein die geschickte und genaue Anpassung des Lehrstoffes an die kindliche Auffassungskraft, was den Schüler rege und denklustig macht; es ist auch der Stoff selbst, von dem eine Wirkung auf die Lebensgeister der Kinder ausgeht.

Nun sollte man von vornherein meinen, daß dem Kinde, welches doch mehr oder weniger in den Tag hineinlebt, nichts ferner läge, als das Nachdenken über sittliche Probleme. Allein diese Ansicht erweist sich als ein melancholisches Vorurteil, sobald man die Kinder bei solcherlei Rätseltaten, beim Suchen nach den Ursachen und Wirkungen des guten und bösen Handelns, beim Beurteilen von Gesinnungen, beim Auffinden von Beweggründen und Hilfskräften für das Wohlverhalten beobachtet hat. Da zeigt es sich, daß das Kindesalter, etwa vom 10. bis zum 17. Jahre, sich nicht allein durch die frischeste Empfänglichkeit auszeichnet, sondern auch daß das Kind in dieser Zeit vorzugsweise ein moralisches Wesen ist, d. h. eines, das beinahe nur mit den Urteilsformen „gut und böse" Ordnung in das Chaos des Lebens bringen möchte. Dem kleineren Kinde ist der Unterschied von schön und häßlich leichter begreiflich; der Erwachsene wertet und mißt die Dinge mehr an seinen Maßstäben von richtig und falsch, nützlich und schädlich, wahr und unwahr; das heranreifende Kind aber weiß und fühlt mit großer Lebendigkeit, was gut und böse, gerecht und ungerecht, stark und schwach im Sinne der Seelenkraft ist, und es kommt im Moralunterricht heraus, wie das Kind im Verhältnis zu Eltern und Lehrern, im Spiel und Verkehr mit Geschwistern und Kameraden und im Umgang mit der eigenen Seele beinahe nur moralische Urteile fällt.

Wo immer wir uns urteilend verhalten, da verhalten wir uns auch gestaltend. An den Antworten im Moralunterricht ist deutlich zu merken, daß aufgeweckte Kinder eifrig bestrebt sind, die rasch fließenden Wellen des sittlichen Erlebens mit ihren Händen zu kristallener Kugel zu formen und dann festzuhalten, was weit über den Tag und den kindlichen Horizont hinaus Gültigkeit behalten kann. Was eine unverrückbare sittliche Norm ist, das kann man am ersten aus einem Kindermunde hören.

Klarer als der Erwachsene, der oft sophistisch und unaufrichtig ist und zwiel fremden und eignen abstrakten Gedankenvorrat mit sich herumträgt, erkennt das Kind mit seiner unverbildeten sittlichen Feinfühligkeit, wo sich die Wege von gut und böse scheiden und es pflanzt mit seiner kleinen festen Hand die Grenzpfähle ein. Wo es dem Lehrer ganz vertraut, da kennt es kein Verbergen und Beschönigen, da enthüllt es rückhaltlos den Himmel oder auch die Hölle seines kleinen Herzens und plaudert offen und ehrlich alle Motive aus, von denen es in seinem jungen Leben gedrängt und vorwärts geschoben und in die Irre geführt wird. Charakteristisch und wundervoll offenherzig ist schon das wissende Lächeln, wenn von den Kinderfehlern die Rede ist, und das Lachen, in dem sich Staunen, Verlegenheit und Lust an der Wahrheit kundgibt, wenn das Kind sich völlig durchschaut sieht.

Obwohl das Kind beinahe ausschließlich von egoistischen Trieben geleitet wird, obwohl das „Macht geht vor Recht," Gewalttat, List, Bosheit, Eigenwillen, das Erschleichen und Erlügen von Vorteilen, die heimliche Durchsetzung von selbstsüchtigen Wünschen, die Auflehnung wider alles Opfern und und Hingeben, das Gernegroßsein wollen und der falsche Stolz, der Wille zur Macht und das Herrenbewußtsein — obwohl alle diese dunklen Gewalten, Triebe und Künste mit dem kindlichen Herzen und dem sittlichen Gefühl des Kindes schon ihr Spiel treiben, so begreift das Kind doch beinahe unmittelbar auch das Gegenteil von alledem und die Lehren Christi finden manchmal schneller den Weg zu seiner Ueberzeugung als beim Erwachsenen. Ohne daß das Kind weiß, was Erlösung ist, findet es doch instinktiv eine Erlösung von Gehässigkeit, Unfrieden, Machtrausch und Begehrlichkeit in dem Evangelium vom Mitleid und von der Opferwilligkeit. Ohne daß das Kind schon bewußt den Zwiespalt, den Dualismus erlebt hätte, ohne daß bei ihm das Gewissen schon einmal jüngstes Gericht gehalten hätte, fühlt es doch mit einem dankbaren und andächtigen Herzen die Lichtflut und den reinen Klang, der aus den Lehren des Bergpredigers zu uns herüberweht, des Bergpredigers, der die Kindlein zu sich kommen ließ und das tiefe Wort sprach, welches durch

Digitized by Google

die Erfahrungen im Moralunterricht eine neue Bestätigung erhält: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein, so könnet Ihr nicht in das Himmelreich kommen." Auch das Himmelreich der sittlichen Erkenntnis steht dem Gemüt des Kindes offen, wenn es nur eine sanfte und liebevolle Hand findet, die es nach oben leitet.

Ich möchte im Folgenden einige authentische Kinderantworten aus dem Moralunterricht, wie er in Zürich von Dr. Foerster erteilt wird, anführen, ohne am Sprachstil und der Ausdrucksweise des Kindes etwas zu verändern. Die angeführten Antworten werden das Vorhergesagte bestätigen, und es ist nur bedauerlich, daß durch wenige Kinderaussprüche — Aussprüche, die aus dem Zusammenhang längeren, immer durch Geschichte, Bilder und Ereignisse aus dem Kinderleben vorwärtsgeführten Besprechungen herausgegriffen worden sind — die Tatsache kaum zu beleuchten ist, daß die Kinder wirklich fähig sind, ein sittliches Problem von allen Seiten zu beleuchten, daß sie immer ernstmännlich gründliche Lösungen und viele Beweise dafür finden, warum ein Handeln gut ist und warum nicht.

Die Geschichte von den elf Städten.

Von Emma J. Arnold.

Aus dem Englischen übersetzt von Helene von Wallner.

(Eine archäologische Studie für die Jugend.)

Wem macht es nicht Vergnügen in der Erde herumzugraben? Und wer von Euch hat nicht schon einmal eine Festung aus Lehm für seine Bleisoldaten und Kanonen gebaut?

Nehmen wir an, Ihr hättet ein Loch in die Erde gegraben, auf dessen Grund Ihr plötzlich einen Gegenstand findet; mit welchem Interesse würdet Ihr da weiter graben, um noch mehr zu finden! Deshalb ist das Graben an solchen Stellen, wo man etwas zu finden hofft, so schön und interessant.

Seht Ihr, so gibt es auch erwachsene Leute, welche beinahe ihr ganzes Leben damit verbracht haben, die Erde auszugraben, oder Andere zu beaufsichtigen, welche für sie diese Arbeit ausgeführt haben. Nun graben diese Leute nicht nach Gold oder Silber, sie forschen nicht nach Kohle, auch machen sie keine Gräben für Gasröhren, Wasserleitungen, Kanäle 2c. Was glaubt Ihr also, daß sie tun? Sie graben die — Weltgeschichte aus! Das klingt freilich etwas wunderlich und Ihr werdet es mir vielleicht gar nicht glauben wollen, doch kann ich es Euch beweisen!

Wißt Ihr, was die Weltgeschichte ist? Das ist die Geschichte von den Menschen, welche, seit es auf der Erde Menschen gibt, durch alle die vielen hundert und tausend Jahre lebten, was sie getan und gelitten haben.

Ein Teil dieser Weltgeschichte wurde in Büchern niedergeschrieben und wir können sie in vielen Sprachen lesen. Die Franzosen haben ihre Geschichte und wir Deutsche haben die unsere. Die Engländer, die Amerikaner, die Schweden, die Italiener, kurz alle zivilisierten Nationen besitzen ganze Bibliotheken, welche davon erzählen, was ihre Vorfahren und jene anderer Völker in all den vergangenen Zeiten erlebten. Auch die Griechen und Römer schrieben eine Weltgeschichte und die Bücher des alten Testamentes enthalten die Geschichte des jüdischen Volkes.

Je weiter wir nun in die Vergangenheit zurückgreifen, je weniger Geschichtsbücher finden wir vor. Aus vielen Gründen. Einer davon ist, daß die Völker, welche in diesen alten Zeiten lebten, ihre meiste Zeit mit Kämpfen verbrachten und nur wenig zum Schreiben kamen. Auch glaube ich kaum, daß es ihnen in den Sinn gekommen wäre, daß außer sich zu befriegen, es noch etwas gäbe, was zu tun oder zu beschreiben sich verlohnte. Sie hatten keine Ahnung, daß es jemals Jemanden interessieren könnte, wie sie angezogen waren, ob sie lesen und schreiben konnten, ob sie einen Gott oder mehrere Götter anbeteten, auf welche Art sie ihre Toten begruben und ob sie in den Krieg mit metallenen Schwertern und Schilden zogen, oder mit Stein-Aexten und Pfeilen, deren Spitzen mit Feuerstein versehen waren.

Die Wissenschaft, welche von allen diesen und noch vielen anderen Dingen in Bezug auf die Völker des Altertums handelt, nennt man die Archäologie und mit Hilfe der Archäologie sind wir im Stande, Vieles von der Geschichte jener vergangenen Zeiten, wo die Menschen noch nicht an Geschichtsschreibung dachten, herauszufinden. Die Archäologen bilden Gesellschaften untereinander und bringen das Geld auf, um Leute auszusenden, welche die Ruinen von Städten und Friedhöfen jener alten Völker ausgraben und nach all dem suchen, was sie darin zu finden hoffen. Auf diese Art, ein Stückchen hier, ein Stückchen dort, können sie die Geschichte der fernen Vergangenheit zusammenfügen. Es ist eine sehr interessante Arbeit, und jetzt wollen wir zusammen einen solchen Schatzgräber begleiten. Wir werden nun elf alte Städte ausgraben, jede betrachten und sehen, wie viel vergrabene Weltgeschichte wir finden können. Diese elf Städte stehen aber nicht an 11 verschiedenen Orten; nein, alle befinden sich auf einer und derselben Stelle!

Wie glaubt Ihr nun, daß das möglich ist? Habt Ihr je daran gedacht, daß sich der Boden aller Städte, in denen die Menschen leben, allmählich erhöht? Es mag jährlich nur ein Stückchen sein, das aber genügt, daß der Boden stetig höher wird. In solchen Städten, deren Häuser aus Stein, oder gebrannten Ziegeln erbaut sind, geht diese Zunahme nur langsam vor sich — in Hunderten von Jahren vielleicht nicht mehr, als ein, zwei Fuß. Aber es gibt Gegenden, hauptsächlich in Asien, wo die Leute, wenn sie ein Haus bauen wollen, einfach den Lehm zu ihren Füßen aufnehmen, ihn mit etwas gehacktem Stroh vermengen und zu Ziegeln formen, welche sie in der Sonne trocknen. Von diesen Ziegeln bauen sie ihre Wohnungen.

Nun könnt Ihr Euch denken, daß solche Häuser keine lange Dauer haben. Bei trockenem Wetter zerbröckeln sie, und in Gegenden, wo es regnet, wird allmählich so viel Lehm weggewaschen, daß die Familie gezwungen ist, auszuziehen.

Was tut nun der Besitzer eines solchen Hauses? Glaubt Ihr, daß er es auszubessern versucht? O nein! Er nimmt einfach einen Spaten, reißt das Haus nieder, macht es dem Boden gleich, fängt von vorne an und baut sein neues Haus gerade auf dem alten wieder auf!

So macht es sein Sohn und dessen Sohn wieder und so fort und fort. Jeder baute auf den Ruinen des vorher stehenden Hauses weiter. Auf diese Art waren Städte aus Lehmziegeln allmählich höher und höher gewachsen, bis sich die letzte Stadt endlich auf einem Hügel erhob, viele Fuß über der Ebene, auf welcher die erste Stadt erbaut worden war.

Jetzt werdet Ihr es verstehen, wie es möglich ist, daß elf Städte auf einer und derselben Stelle stehen können. Jede ruht auf den Ueberresten der vorherigen.

Der Hügel, welchen wir jetzt ausgraben werden, trug schon mehr als 400 Jahre vor Christi Geburt keine Stadt mehr. Das mag vor 2300 Jahren gewesen sein. Er war verödet, und durch die vielen Jahre hindurch zerbröckelten langsam die lehmigen Ziegel der letzten Stadt und vermengten sich mit dem Erdreich, aus dem sie gebildet waren; Regen und Wind glätteten den Gipfel des Hügels und die Menschen hatten vergessen, daß jemals eine Stadt darauf gestanden ist und Niemand ließ es sich mehr träumen, daß tief unter dem Erdboden die verfallenen Häuser von Generationen von Menschen lägen, welche vor vielen Jahren daselbst gelebt hatten und gestorben sind. Der Hügel wurde zu einem Felde gemacht und mit Korn angebaut.

Digitized by Google

Viele Jahrhunderte lang ging es so fort, bis im Jahre 1890 die Archäologische Gesellschaft „Palästiner Altertumsforscher" vom türkischen Sultan die Erlaubnis erhielt, einige Hügel in Palästina aufgraben zu dürfen. Ein Amerikaner, namens Bliß, leitete die Ausgrabungen. Im Jahre 1887 hat man in Aegypten eine Anzahl sehr alter Inschriften aufgefunden, welche auf gebrannten Tontafeln geschrieben waren. Diese Inschriften gaben Nachricht von einer alten Stadt in Palästina, welche den Namen Lachisch trug. In der Bibel wird diese Stadt erwähnt. Allein die Schwierigkeit bestand darin, sie aufzufinden, denn Niemand wußte, wo man sie suchen könnte. Keine Stadt dieses Namens war bekannt. Sie war verschwunden!

Endlich entschloß sich die Archäologische Gesellschaft Mr. Bliß zu beauftragen, einen Hügel aufgraben zu lassen, welcher Tel el Hesy genannt wurde. Wenn Ihr eine gute Karte von Palästina besitzt, könnt Ihr Tel el Hesy finden. Es liegt etwas südwestlich von Jerusalem.

Nun wollen wir uns mit einer Tarakappe versehen, und den ganzen Weg nach Tel el Hesy mit Mr. Bliß gehen. Er wird keine Ahnung haben, daß wir an seiner Seite sind und ihm über die Schulter sehen.

Während wir mit ihm den Hügel emporschreiten, überblicken wir rings umher eine Ebene von grünem, wogenden Gras, besät mit schönen, scharlachroten Blumen; doch nirgends ist ein Baum zu sehen. Sobald wir die Spitze des Hügels erreicht haben, blicken wir hinunter über den Rand eines Abgrundes, 120 Fuß tief, wo der Heyfluß vorüber fließt. Eine blasse, blaue Linie, fern am östlichen Himmel, bezeichnet die Umrisse der Hügel von Judäa, in deren Nähe Jesus geboren wurde, 2000 Jahre nach dem Tode des Volkes, welches die erste der elf Städte, die unter unseren Füßen begraben liegen, erbaut hatte. Der steile Abhang, der zum Flusse hinab führt, ist bedeckt von einem Gewirr von Schlingpflanzen und Schutt; gegen die Anhöhe zu ist der Boden mit Bohnen angebaut. Denken wir uns nun beiläufig 4000 Jahre zurück, wie mag wohl damals unser Hügel ausgesehen haben? In dieser Zeit dürfte er kaum halb so hoch gewesen sein. Seine Geschichte war erst im Entstehen. Ein Städtchen ist auf seiner Anhöhe gestanden und war von einer großen 16 Fuß dicken Mauer umgeben. Ich bin überzeugt, daß die Leute, die in dieser Stadt lebten, welche wir die Stadt I nennen wollen, Jedermann ins Gesicht gelacht hätten, der ihnen gesagt haben würde, daß nach 4000 Jahren Männer, Frauen, Knaben und Mädchen 60 Fuß über ihren jetzigen Heimstätten auf und ab wandeln werden.

Wir denken uns nun diese 60 Fuß Höhe von Schutt und verfallenen Häusern hinweggeräumt und erblicken alles gerade so, als Mr. Bliß's Leute mit dem Graben zu Ende waren. Die unterste Stadt liegt ausgedeckt vor uns und wir können sie sofort erreichen und betreten.

Wenn wir die zerfallenen Mauern dieser Stadt genau betrachten, haben wir schon den Schlüssel zu einem kleinen Teile ihrer Geschichte. Ich glaube, daß die Bewohner dieser Stadt, (in der Bibel Amoriten genannt) die starken Mauern zum Schutze gegen das ägyptische Heer aufgebaut haben, denn die Aegypter waren vor 6000 Jahren ein gar mächtiges Volk. Damals herrschte ein gewisser König Tehmi-mes III. durch 53 Jahre über das Land Aegypten und hat sein siegreiches Heer in fünfzehn Feldzügen angeführt. Zehnmal zog er durch das Land, in welchem unser historischer Hügel steht, besiegte es und zwang es, ihm Tribut zu zahlen. Tel el Hesy oder Lachisch (wie es in der Bibel heißt) lag ihm im Wege und ich zweifle nicht, daß er auch diese Stadt mit den verfallenen Mauern, auf welche wir jetzt hinsehen, belagert und eingenommen hat.

Die Menschen flohen aus ihren kleinen Häusern und suchten in der großen Citadelle Zuflucht, deren Ruinen an dem östlichen Ende unserer Mauer, die den Fluß überblickt, stehen. Doch war es vergebens; sie mußten sich ergeben und als der König nach Aegypten zurückkehrte, führte er die Beute von Lachisch und den angrenzenden Ortschaften mit sich, — „Gold- und Silberwaren, kostbare Gegenstände aus Bronze, aus Eben- und Zedernholz geschnitzte und mit Elfenbein und kostbaren Steinen eingelegte Hausgeräthschaften. Olivenöl, Korn, Wein und Honig" und zuletzt lange Züge von Kriegsgefangenen, welche er in den Bergwerken arbeiten ließ, oder die ihm die ungeheuren Tempel, die alle ägyptischen Könige mit Vorliebe errichteten, bauen mußten.

Ueber Alles dieses könnt Ihr heute noch lesen, wenn Ihr die Hieroglyphenschrift verteht, denn König Tehuti-mes ließ die Geschichte seiner Feldzüge in die Mauern des großen Tempels von Karnak eingraben und dort steht sie bis auf den heutigen Tag. Solltet Ihr einmal nach Aegypten kommen, könnt Ihr auch die Mumie, das ist der wirkliche Leib dieses großen Königs, sehen. Sie befindet sich im Museum zu Gizeh. Er war von kleiner Gestalt, jedoch ein gewaltiger Kriegsmann. König Tehuti-mes belagerte und eroberte diese Stadt schon lange bevor Moses geboren war und die Kinder Israels nach ihrer 40jährigen Wanderung durch die Wüste Palästina erreicht hatten.

Wenn wir endlich bei der V. Stadt angelangt sind, stoßen wir auf einen Zeitpunkt, von welchem aus wir im Stande sind, zurückzurechnen und mit Gewißheit behaupten können, daß König Tehuti-mes III. jener Pharao war, welcher Palästina bekriegt hatte, zur Zeit als unser Hügel eine Geschichte zu haben begonnen hat. Doch dürfen wir nicht erwarten, unter dem „Toten Gebein" unserer alten Stadt eine Anzahl von jenen Dingen ausgegraben, welche König Tehuti-mes als Beute heimgebracht hat: 3000—4000 Jahre war Zeit genug, daß sie verfallen und verschwunden sind. Wir finden höchstens einige Waffen, etliche Werkzeuge und zerbrochene Stücke von Schüsseln. In der That ist unser Hügel von oben bis unten mit Bruchstücken von alten Tonwaren, Schüsseln, Krügen, Vasen und Lampen angefüllt. Die Archäologen nennen diese Stücke „Scherben" und indem sie dieselben sorgfältigst untersuchen, sind sie oft im Stande, die Jahreszahl einer Stadt näher zu bestimmen. Wenn wir von Stadt zu Stadt empor rücken, finden wir, daß die Menschen stets bessere und bessere Tonarbeiten verfertigten. Sie gingen den Weg der Zivilisation.

Die Bewohner der Städte 1, 2 und 3 zogen mit Waffen aus Bronze in den Krieg. Sie verstanden jedoch noch nicht das Eisen zu bearbeiten, weshalb sie zu Kupfer Zuschlag nahmen, es mit Zinn vermengten und Bronze daraus machten. Da sich nirgends in der Nähe von Palästina ein Zinnbergwerk befand, mußten sie das Zinn von Cornwall an der englischen Küste hergeholt haben. Wielleicht auch brachten es ihnen die Schiffe anderer Volksstämme durch das Mittelländische Meer zu, oder sie haben es mittels Karawanen, welche Europa durchzogen, erhalten.

Welche weite und lange Reise muß dieses Zinn gemacht haben, da es damals noch kein Dampfschiff und keine Lokomotive gegeben hat! Wie wir daraus ersehen, so haben die Amoriten mit entfernten Völkern Handel getrieben. Das gibt uns wieder einen Punkt aus ihrer Geschichte, welchen wir ebenfalls durch die Bruchstücke ihrer Bronzewaffen erfahren konnten.

Und nun kommen wir zu unserem wichtigsten und interessantesten „Fund," den wir, von unten aus gerechnet, in der 5. Stadt gemacht haben. Es handelt sich nun nichts Geringeres, als um eine — Postkarte! Sie wurde uns wieder durch ein Postamt beteilt, noch hat sie ein Briefbote überbracht und dennoch haben wir sie erhalten. 3300 Jahre lang war sie auf dem Wege!

Suleiman, ein mit dem Ausgraben beschäftigter Mann rief, nachdem er sie vom Schmutze gereinigt hatte: „Da habe

Digitized by Google

ich ein Stück Seife gefunden!“ „Nein,“ erwiderte ihm Mr. Bliß, „das ist keine Seife, sieht Du nicht die Schriftzeichen darauf?“ Ihr würdet das aber kaum für eine Schrift halten, sondern es vielmehr für ein Gebrilzel erklären! Aber gerade dieses Gebrilzel bedeutete etwas. Es ist eine Schrift, — die Schrift eines Volkes, das in Asien gelebt und vor 6—7000 Jahren auf diese Weise geschrieben hat. Man vermutet, daß dieses Volk schon vor den alten Aegyptern schreiben gelernt hätte. Wie dem auch sei, diese Schrift bleibt interessant, obwohl sie nicht so malerisch und hübsch aussieht wie die Hieroglyphenschrift der alten Aegypter. Man nennt sie Keilschrift und ihrer bedienten sich die alten Chaldäer und Assyrer, welche am Euphrat ansässig waren. Viele ihrer historischen Hügel sind ausgegraben worden und man hat ganze Bibliotheken von Büchern aufgefunden, welche alle in dieser Keilschrift auf gebrannten Tontafeln geschrieben waren.

Ich nannte die Tontafel deshalb eine „Postkarte,“ da sie sich in keinem Umschlage befand. Sie ist von dunkelbrauner Kaffeefarbe, ist beiläufig $2\frac{1}{2}$ Zoll lang und 2 Zoll breit. Beide Seiten sind mit Schriftzeichen bedeckt. So lange der Ton noch weich war, wurden die Zeichen mittels eines stumpfen Werkzeuges darauf pungiert, dann in den Ofen gelegt und gebrannt. Dadurch wurde die Tafel sehr hart und das Zerbröckeln verhindert.

Nachdem diese „Postkarte“ aufgefunden war, ging man daran, sie zu entziffern und die Zeichen belehrten uns, daß sie an eine Person namens Zimrida gerichtet ist. Zimrida hat selbst auch einen jener Keilschrift-Briefe auf Ton geschrieben, welche im Jahre 1887 aufgefunden worden sind, von denen ich Euch bereits erzählt habe. Zimrida war Statthalter von Lachisch während der Regierung eines ägyptischen Königs, der etwa vor 3350 Jahren regiert hat. Könnt Ihr jetzt begreifen, wie es möglich gewesen ist, den Namen der 5. Stadt herauszufinden und den Zeitpunkt ihrer Erbauung anzugeben?

Nach Verlauf einiger Jahrhunderte wurden die Amoriten aus ihrer Stadt vertrieben. Die Kinder Israels kamen unter Anführung Josua's, ihres großen Feldherrn, nach Palästina, durchzogen das Land, belagerten die Städte und nahmen ihre Bewohner gefangen, oder töteten sie. Im alten Testament, Buch Josua (X. 31, 32) steht geschrieben:

„Und es zog Josua und das ganze Israel mit ihm von Libnah gegen Lachisch und lagerten sich wider dasselbe und bekämpften es.

Und der Ewige gab Lachisch in die Hand Israels und sie gewannen es am zweiten Tage und schlugen es mit der Schärfe des Schwertes und alle Seelen die darin waren, ganz so wie er Libnah getan hatte.“

Darüber finden wir in unserem Hügel freilich nichts vor, das uns Aufschluß gäbe. Doch wollen wir der biblischen Geschichte vertrauen und glauben, daß sämtliche Städte von dieser Zeit an von den Israeliten erbaut worden sind.

Ueber diese Städte wissen wir leider nicht viel, nur, daß Sennacherib, der große assyrische König, der etwa 700 Jahre vor Christi regierte, nach Lachisch gezogen ist, und es bekriegte. Eine der Städte, welche schon nahe dem Gipfel des Hügels stand, wurde durch Feuer zerstört. Vielleicht war es gerade diese Stadt, welche Sennacherib belagert hatte.

Wir sind nun am Ziele unserer Reise angelangt. Mr. Bliß, Ihr und ich, sind wohl mit einem sehr langweiligen „Bummelzuge“ gefahren, denn wir brauchten fast 4000 Jahre lang, bis wir vom Fuße des Hügels aus, seinen Gipfel erreicht haben. Aber was tut das! Wenn Euch diese Art des Reisens gefällt, so wollen wir bald wieder einmal eine Reise zusammen machen!

Empfehlenswerte Kinder- und Elternbücher.

Johanna Thimm: Moderne Erziehungsfragen. Briefe einer Mutter. Berlin, Verlag von Leonhard Simion 1903.

Von allen mir bekannten Büchern, Broschüren und Aufsätzen über die wichtigste und ernsteste Frage: Die Erziehung, scheint mir das vorliegende schlichte Bändchen eines der wertvollsten zu sein. Man spürt beim Lesen, wie der Verfasserin warm aus der Seele strömt, was sie sich errungen hat in tiefen Leiden und heißen Kämpfen. „Hatte ich nicht recht, wenn ich dir sagte, das Leben sei unser Lehrmeister und er fordere als Engelt meistens heißes Herzblut?“ Ja, du hattest recht!

Auch wenn sie nicht zu Anfang das Bekenntnis ablegte, „daß ihre Kinder den vollen Besitz ihrer Mutter gerade diesen traurigen Ereignis (dem frühen Tode eines seltenen Vaters) verdanken,“ hätte man die Empfindung, daß eine in Leid gereifte, edle, vornehme Frauennatur sich hier offenbart. Tiefes Verstehen und daraus hervorgehend mildes Urteil, von Konvention und Dogma gänzlich befreite Klarheit und Ruhe, für das Wesen und die Forderungen einer neuen Zeit reifes Verständnis, jugendliche Begeisterungsfähigkeit und erhebende Demut im Empfinden, kurz: eine echte, starke, vornehme Persönlichkeit begegnet uns hier. Solche Mütter sind berufen zu Erzieherinnen von Adelsmenschen und zur Mitleitung ihrer Wege und Ziele.

Wohltuend berührt auch die Kürze und die schlichte Form, in die der reiche Inhalt gekleidet ist. Man fühlt sich verlockt, einige besonders reine Perlen herauszugreifen, doch würde das zu weit führen. Die klare, allgemein verständliche Fassung ermöglicht es jeder Mutter, sich Büchlein und Inhalt zu eigen zu machen. In keiner Bibliothek, auch in der bescheidensten nicht, in keinem Heim, in dem Kinder zu ganzen Menschen erzogen werden, sollte das Schriftchen fehlen, in dem Mutterherz zum Mutterherzen spricht. Es wird schöne Früchte tragen.

Berta Stern.

* * *

Georg Schneider, Lehrbuch für den religiös-sittlichen Unterricht in freireligiösen Gemeinden. 3 Teile. Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag.

Der Verfasser hatte gebundene Marschroute. Sein Buch sollte ein Handbuch sein für den Lehrer wie für den Schüler; zum Schulgebrauch und Privatunterricht; es sollte umfassen ethischen Anschauungsunterricht, eine Uebersicht über die biblische Lehre, die Entwicklungsgeschichte der christlichen Kirchen und der freien Gemeinden, eine Darstellung der neuzeitlichen Weltanschauung, eine Sitten- und Pflichtenlehre und die Religionsgeschichte sämtlicher Kulturvölker — alles knapp und volkstümlich!

Was geleistet worden, erregt meine volle Bewunderung; nichts bestoweniger kann ich das Buch nur bedingt empfehlen. Alles Historische ist vorzüglich dargestellt, soweit das eben in solchem Rahmen möglich. Dagegen lehne ich die Abschnitte, die sich mit der ethischen Erziehung beschäftigen, ganz ab. Hier ist der Verfasser nicht über die Schablone, teils weichlich-sentimentaler (I. Abschn. 1), teils trocken-pedantischer Schulmeisterei (II. Abschn. 2), hinausgekommen. Im günstigsten Falle kann man darin eine Materialiensammlung für den Zugendlehrer sehen, der aus den recht bunt und ziemlich wahllos zusammengebrachten Gedichten, Sprüchen, Erzählungen rc. hie und da einmal etwas zur Belebung des Unterrichts wird herausgreifen können. Aber mit dieser Einschränkung ist das Buch trotzdem eine wertvolle Leistung. Man wird nicht leicht eine Darstellung der religiösen Kulturentwicklung finden, die, ohne jemals den freireligiösen Standpunkt des Verfassers ausdrücklich hervortreten zu lassen, so vorzüglich geeignet ist, ernst strebende Eltern zuverlässig und erschöpfend über diese Dinge, die auch dem Gebildeten nicht immer zur Hand sind, zu orientieren. —us—

Lesefrüchte.

In gewisser Art lernen wir mehr von den Kindern, als die Kinder von uns. Wer ein Auge hat, lernt hier den Menschen. Wenn die Sonne aufgeht, kann sie der Blick umfassen. Wer kann in sie sehen, wenn es hoch am Mittag ist? Hippel.

Digitized by Google

Juli 1904.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

Von der Hand. Von Lilli Jannasch.
Kinderantworten im Moralunterricht. II. Von Else Hasse.
Reinem Jungen. } Von George Paul
Wenn die Kleinen nicht essen wollen. } Sylvester Cabanis.
Empfehlenswerte Kinder- und Elternbücher.

Von der Hand.

Max und Grete waren Nachbarskinder, und seit manchem Jahre eng befreundet. Max war ein starker, wilder Junge, der überall, wo es eine Hauerei gab, der Erste war. Er hatte riesige Fäuste, die von der Jugend des ganzen Städtchens sehr gefürchtet waren. Grete hingegen war ein zartes, schwächliches Kind mit zierlichen kleinen Händen, die allerlei geschickte Dinge verrichten konnten. Eines Tages saßen die Kinder beisammen und hatten die Hände ineinander gelegt. Lange Zeit betrachtete Max die zarten Finger seiner kleinen Freundin, dann sprach er verwundert: „Wie kommt es nur, daß Du mit Deinen kleinen, schwachen Fingern, die so nach garnichts aussehen, so geschickt bist! Du kannst so fein stricken und flicken, und neulich als meine Mutter krank war, hast Du so emsig bei uns geholfen, hast meine kleinen Geschwister versorgt und neben her noch der Kranken allerlei Dienste geleistet. Das alles hast Du so geschickt und lautlos gemacht, als wäre es gar nichts, und doch muß es sehr schwer sein; denn als ich Dir helfen wollte, stellte ich mich so ungeschickt an, daß es mich alsbald verdroß und ich mich vor Dir schämte und hinausging. Und doch habe ich so große, starke Hände, daß man meinen sollte, ich könnte viel schneller und besser arbeiten als Du! Woher kommt es wohl, daß ich so ungeschickt bin?" Lächelnd sah Grete zu ihrem großen Freunde auf, der ein ganz verzagtes Gesicht machte. „Ich weiß wohl, woher es kommt, aber Du darfst mir nicht böse sein, wenn ich es Dir sage." „Ich nehme Dir nie etwas übel, Du darfst mir alles sagen, denn es tut nie weh, wenn Du etwas sagst; Du hast so eine eigene freundliche Art über alle Dinge zu reden." „Sieh," erwiderte Grete, und nahm die großen Hände ihres Freundes zwischen ihre Finger, „Deine Hände haben sich so sehr an das viele Hauen gewöhnt, daß sie ganz hart und plump geworden sind und recht ungeschickt, und wenn Du Dich mal nützlich machen willst und anderen helfen möchtest, so kannst Du es nicht, weil Du nur ans Hauen gewöhnt bist. Wenn Du Dir das viele Prügeln abgewöhnen könntest, dann würdest Du sicherlich sehr geschickt werden und vielen Menschen helfen können, weil Du so stark bist. Denke Dir, wie schön das wäre, dann würdest Du viele Freunde haben und überall, wo Du hinkämst, würde man sich freuen, während man sich jetzt vor Dir fürchtet! Freilich, es mag wohl sehr schwer sein, sich das Prügeln abzugewöhnen," sprach die Kleine seufzend. Nachdenklich hatte der Knabe zugehört und blickte lange Zeit schweigend vor sich hin; dann reckte er sich empor und sein Gesicht hatte einen festen, entschlossenen Ausdruck: „Ich glaube wirklich, Du hast Recht; es mag wohl vom Hauen herkommen, daß ich so ein ungeschickter Geselle bin, aber ich glaube doch, daß ich mir die Prügelsucht abgewöhnen kann, wenn Du mir dabei helfen willst und mich immer mal heimlich daran erinnerst, daß die Hände zu etwas Besserem da sind, als zum Hauen."

Grete versprach ihrem Freunde treulich beizustehen. Aber manches Jahr verging, ehe Max es lernte, seine Hände zu zügeln. Oft kamen seine alten Kampfgenossen und versuchten es durch allerlei Ueberredungskünste, ihn wieder in ihre Gesellschaft hinüber zu locken, und manches Mal vergaß er alle seine guten Vorsätze und machte wieder mal eine Weile mit. Aber immer wieder gelang es der geduldigen Grete, ihren Einfluß geltend zu machen, und allmählich fand Max wirklich viel mehr Gefallen daran, sich nützlich zu beschäftigen, und seine Hände wurden immer geschickter. Wenn es galt, irgend eine besonders schwierige Arbeit zu verrichten, so wurde er von seinen Kameraden um Beistand gebeten, und bald war er weit und breit als hilfsbereiter Mensch bekannt. —

Wenn ich die vielen Knaben sehe, die tagtäglich in der Schule und auf der Straße große Prügelszenen aufführen, und sich in kindischer Eitelkeit ihrer starken plumpen Fäuste rühmen, so tut es mir immer leid, daß nicht jeder Junge so eine kluge, kleine Freundin hat, wie die Grete in der obigen Geschichte! — Wenn Ihr Euch doch alle mal klar machen würdet, daß Euere Hände Euch zu etwas Schönerem und Besserem gegeben sind, als zum Hauen und Necken und Knuffen. Bedenkt doch einmal, wie viel fröhlicher und zufriedener Ihr in Schule und Haus leben würdet, wenn Ihr mehr darauf bedacht wäret, Eure Hände richtig zu gebrauchen. Ihr braucht Euch ja nur einmal aufmerksam umzusehen, so werdet Ihr gleich merken, daß in allen Familien, wo zarte und geschickte Hände walten, Fröhlichkeit und Zufriedenheit herrscht, und daß überall, wo rauhe Hände plump und roh zufassen, Zank und Streit entsteht. Denkt einmal, mit wie zarter und geduldiger Hand Euere Mütter Euere Kindheit behütet haben, und wie wohl es Euch getan hat, wenn Ihr krank gewesen seid und eine geschickte, liebende Hand Euch gepflegt hat! Vergeßt auch nicht, wie viel gewandte und fleißige Finger sich rühren müssen, um Eure tägliche Umgebung sauber und ordentlich zu erhalten, um die Kleider zu verfertigen, die Euere Blöße

Digitized by Google

bedecken, um die Speisen herzustellen, die Eueren Hunger stillen! — In der allerverschiedensten Lebenslagen ist der Mensch auf die Geschicklichkeit und Zartheit seiner Hände angewiesen!

Habt Ihr schon mal gehört, daß man von einem guten Reiter sagt: Er hat eine leichte Hand? Das bedeutet auch nichts weiter, als daß er mit dem Zügel des Pferdes zart umzugehen versteht und nicht daran herumgerrt und reißt, und dem Tiere Schmerzen verursacht. Wenn nun schon in der Pferdebehandlung eine zarte Hand nötig ist, so ist sie gewiß in der Menschenbehandlung noch viel nötiger, denn Ihr werdet mir doch alle zugeben, daß die Menschen wichtiger sind als die Tiere.

Man kann gar nicht zeitig genug darauf bedacht sein, seine Hände in der Gewandtheit, Sauberkeit und Ordnung zu üben. Denkt mal daran, wie viel Aerger Ihr Euch selbst und Anderen ersparen könnt, wenn Ihr, anstatt mit Eueren Fingern allerlei Dummheiten zu treiben, mehr darauf bedacht wärest, in Schule und Haus Euere Sachen ordentlich und sauber zu halten. Wie viel überflüssige Mühe und Arbeit würdet Ihr dadurch Eltern und Lehrern ersparen. — Habt Ihr schon mal daran gedacht, daß alle Unarten, die Euere Hände ausführen, erst in Eurem Verstande ausgedacht werden müssen? Die Taten Eurer Hände sind also ein Spiegelbild Eurer Gedanken. Wenn Ihr schlagt, neckt oder sonst allerlei Unarten mit den Fingern treibt, so sieht es in Eurem Kopf eben auch wüst und roh aus.

Wenn sich einmal ein Dichter fände, der einen Lobgesang auf die Zauberkraft der zarten Hand singen wollte, so glaube ich, daß dieses Lied nie ein Ende finden würde! Also denkt einmal daran, daß Ihr Euere Hände nicht entweiht durch allerlei Roßheiten und Grobheiten und sorgt dafür, daß Ihr schon in der Jugend geschickt und hilfbereit werdet, damit Ihr Euch und Anderen zur Freude lebt.

Lilli Jannasch.

Kinderantworten im Moralunterricht.

Von Else Hasse.

II.

Für die jüngeren Kinder ist es z. B. von höchstem Interesse, zu untersuchen, warum der Mensch bisweilen lügt. Da kamen u. A. die Antworten: „Aus Feigheit", „Aus Furcht vor dem Schmerz", „Aus Angst vor Strafe", „Aus Bosheit, damit ein Anderer die Strafe kriegt", „Aus Geiz", „Aus Not", „Um einen anderen zu schonen", „Um ihm aus der Klemme zu helfen".

Nützen solche Lügen? helfen sie ihm aus der Klemme? „Sie schaden demjenigen, dem sie helfen sollen", „Er gewöhnt sich an diese Hilfe", „Er kann nicht immer jemand bei sich haben, der ihm hilft", „Er denkt dann, alle andern Leute lügen auch", „Es will ihn dann niemand mehr zum Freunde".

Die Kinder finden, daß man sich im ersten Augenblick, nachdem die Lüge ausgesprochen ist, frischer und freier fühlt, daß es aber dann dem Lügner wie dem Bergsteiger ergeht, der Alkohol trinkt: „es tut nicht gut wie im Anfang" — „es macht nur müde und schwach".

Und als die Kinder aufgefordert wurden, ein Rezept zu verschreiben, eine Hilfe, um sich gegen die Versuchung zum Lügen zu schützen und zu wappnen, schlugen sie vor, man müsse sich nicht fürchten und grade einmal tun, was unangenehm ist, man müsse auch nicht alles wollen, was man sieht und solle sich beherrschen und einmal etwas aushalten können.

Einmütig behaupteten die Kinder, daß jede Lüge herauskommen müsse — obwohl sie anfangs noch im Ungewissen darüber waren, wie und auf welche Weise?

Die Debatte drehte sich nun ein einfaches Schulzungen-Erlebnis: es prügeln sich zweie in der Freipause und Einer schlägt ein Loch in die Fensterscheibe. Der Lehrer kommt und fragt, wer das gewesen sei — dumpfes Schweigen. Er läßt alle Schüler drei Stunden nachbleiben, aber sie sagen es nicht. Der Lehrer sieht ein, daß er es nicht herausbekommt und es wird vergessen. Der es getan hat, freut sich. Er schläft sehr gut in der nächsten Nacht. Diese Lüge kommt doch wohl nicht heraus?

„Sie kommt heraus." — Warum? „Die Knaben sagen es einmal." — Sie wollen es aber nicht tun. „Der es getan hat, könnte es doch einmal einem anderen Knaben sagen oder dem Lehrer sagen." — Er beherrscht aber seine Zunge und sagt es nicht. — „Er wird rot werden." — Es gibt aber welche, die haben das Rotwerden verlernt und sitzen ganz gemütlich da. — „Er bekommt Gewissensbisse." — Wenn er nun aber keine bekommt? Manche liegen so ruhig, wie wenn man einen Regenschirm aufspannt. „Wenn er auch sagt, er habe die Scheibe nicht zerschlagen, so verratet er sich doch einmal." „Er sagt ein Anderer habe ihn gestoßen." — Ach so, du meinst, er wird noch einen Andern mit anschwärzen? — „Dann plagt ihn das Gewissen und er sagt es einmal den Lehrer." — Wenn er aber schon so an das Lügen gewöhnt ist, daß ihn das Gewissen nicht plagt? — „Er kann sich im Schlafe verschwatzen und es ausplaudern." — „Später im Leben geht es ihm vielleicht schlecht und er denkt, wenn er es lieber nicht getan hätte, so wäre es vielleicht besser gewesen." — Ja, so kommen wir der Sache schon näher; er spürt die schlechte Wirkung. — „Er hat es sich dann angewöhnt, weil er sich nicht mehr fürchtet." — Auch richtig, er ist das erstemal so glatt durchgekommen und gewinnt die Lüge immer lieber und verheiratet sich mit ihr. Wenn Lehrer und Vater hat er nun freilich keine Ohrfeigen erhalten, aber vom Leben links und rechts. — Wie kann die Lüge also sonst noch herauskommen? — „Die Menschen vertrauen sich nicht mehr." „Er kann einem nicht mehr in die Augen schauen." — Ja, das ist es. Man merkts am ganzen Gesicht: das ist ein heimlicher, er ist so verstockt. Die Augen flackern, der Trit ist nicht fest. Ihr mögt einem solchen nicht zum Freund haben. Ihr verrauet ihm nicht. So ein Mensch ist immer schwankend und fühlt sich unsicher. Man ist nur sicher, wenn alles, was man gesagt hat, wahr gewesen ist. Wenn Ihr einen Streich gemacht habt, den ihr verheimlichen wollt — man sieht Euch gleich an Gesicht an. Die Lüge kommt sofort auf das Gesicht und so kommt jede Lüge heraus.

D'e Kinder bekennen sich selbst offen zu ihren schlimmsten Fehlern und nennen als solche: „Launenhaft," „Unordentlich," „Unfolgsam," „leicht zornig." Aufgefordert, einmal schriftlich auf einem Zettelchen ihre böseste Eigenschaft einzugestehen, schrieben die meisten: „Flüchtig." Um sich die Flüchtigkeit abzugewöhnen, verschrieben sie sich selber „Ordnungskuren" u. A. „Wenn man schreiben will, so muß man sich vornehmen, es ordentlich zu tun." „Man muß die i-Punkte und u-Haken ordentlich über den Buchstaben setzen!"

Der Humor spielt im Moralunterricht eine große Rolle und der unfreiwillige die größte.

Als einmal beiläufig gefragt wurde, welches Geschlecht man denn als das schwache zu bezeichnen pflegte, erönte aus Gymnasiastenmunde in tiefem und überzeugtem Tone die Antwort: „Die Männer." Um ihre Hilfsbereitschaft in helles Licht zu setzen, antwortete ein kleines Mädchen auf die Frage, was wohl zu tun wäre, wenn auf der Straße ein Pferd durchginge: „Man redet ihm gut zu." Ein schon etwas älteres Mädchen behauptete, daß sich die weiblichen von den männlichen Wesen dadurch angenehm unterscheiden, daß sie „eine edle Liebe" hätten. Auf die Frage, ob es eine Ehre oder Unehre für die Männer sei, die Frauen hochzuhalten, antwortete ein frühreifer Skeptiker mit mißtrauischem Gesichtsausdruck: „Das kommt ganz darauf an!"

Eine Besprechung darüber, wie man mit nervösen Menschen umgehen solle und was man dabei lernen könne, hatte zur Folge, daß ein Knabe nach der Unterrichtsstunde seiner Mutter triumphierend entgegenrief: „Nun weiß ich doch, wie ich dich zu behandeln habe, Mama!"

Als von der Selbstbeherrschung und u. A. auch vom Verhalten beim Empfang einer Ohrfeige gesprochen wurde, fiel die Frage: „Was hat Jesus von der Ohrfeige gesagt? „So dir jemand einen Streich gibt auf den rechten Backen, so —?" „So gib ihm einen auf den linken!" Schnell fuhr noch ein Anderer in die Höhe: „Nein, so gieb dir lieber zwei

Digitized by Google

auf den linken." Sehr bald aber begriffen die Kinder, was Jesus mit seinem Gleichnis hatte sagen wollen: daß die größte Kraft nicht im Heimzahlen von Schlägen, sondern im Verzeihen, im Dulden, in der Selbstüberwindung liegt. Und sie fanden: um sich in solchem Falle zu beherrschen, müsse man „an die guten Eigenschaften dessen denken, der die Ohrfeige gegeben hat," und „man könne sich eben dabei in der Selbstbeherrschung üben und wenn dann noch etwas Aergeres im Leben käme, dann könne man's ertragen." Ein kleiner Zeisig wollte freilich die rächende Ohrfeige, die ihm schon in der Hand zuckte, nur darum zurückhalten, damit er selber nicht eine zweite und dritte bekäme.

An den Besprechungen über die „Beherrschung des Magens" beteiligten sich die jüngeren Kinder mit größter Lebendigkeit und fördern aus dem Schatze ihrer Erfahrung viel drollige Lebenswahrheit zu Tage.

Es wird erzählt, daß die Indianer in der Woche zwei Fasttage abhalten, weil sie glauben mit den Speisen kämen die bösen Geister in den Menschen hinein. Wir halten das für Aberglauben und dennoch ist etwas Wahres daran.

Wie kann z. B. ein böser Geist in uns hineinkommen, wenn wir Pudding essen? —

„Man ißt zuviel." „Man möchte immer mehr." „Aus Geiz — man möchte Anderen nichts gönnen." „Man wird zu gierig und gefräßig."

„Ja, so ein Sklave des Magens ist unerfättlich. Ihr seht es schon äußerlich. Er bekommt so riesige Kinnbacken wie ein Tier im Urwalde. Das sind eben Magenmenschen. Die gehorchen ihrem Magen. Wenn er sagt: Du, geh jetzt zum Konditor und hol mir das! so laufen sie schon. Warum ist das nicht gut?

„Man könnte dann auch stehlen lernen."

„Im weiteren Verlauf der Besprechung finden die Kinder, daß, wenn man einige Repfel verzehrt, man beim Einkehren schon ein schlechtes Gewissen bekommt und zwar deshalb, „weil man dann anfängt, an die Anderen, die Armen zu denken, die nichts haben."

Ein Knabe allerdings will sich das Schlecken und Naschen zunächst dadurch abgewöhnen, daß er sich „einmal recht dick und voll ißt."

Ein Mädchen aber wollte die Gelüste seines Magens in folgender Weise beherrschen: „Man kann etwas recht Gutes vor sich hinlegen und dann beim Schularbeitenmachen immer danach sehen und es dann doch erst essen, wenn man mit den Arbeiten fertig ist." Eine Andere wollte noch stärker sein: „Man kann versuchen, fortzuschenken was man selber gerne haben möchte."

Auch die „Beherrschung der Zunge" ist ein anziehendes und beinahe unerschöpfliches Kapitel für die Kleinen, das einen lebhaften Meinungsaustausch entfesselt.

Wozu hilft die Beherrschung der Zunge?

„Daß man den Anderen nicht beleidigt." „Daß man nicht übertreibt." „Daß man den Eltern nicht widerspricht." „Daß man ein Geheimnis nicht ausplaudert." „Daß man keine Flüche ausstößt."

Ein Nachzügler, in dessen Kopf inzwischen eine Gedankenverbindung und eine Erinnerung geardeitet hatte, fügte hinzu: „Und — und — man kann auch die Ohren beherrschen, daß man nicht zu großen Leuten hinsieht und hört, was sie sagen."

Daß die Zunge nicht nur zum Suppeessen, auch zum rechtzeitigen Schweigen und rechtzeitigen Reden da ist, wird ohne weiteres eingesehen; schwierig ist nur die Lösung der Frage, wann es gut ist, zu reden und zu schweigen. Es wird die Möglichkeit erwogen: kann eine Schwester ihre Brüder durch Schweigen erlösen — wie das Schwesterchen im Märchen von den sieben Raben?

„Wenn sie etwas Böses tun, soll sie es verschweigen." Das ist aber sehr gefährlich, sie unterstützt doch dann die Brüder im Bösen?

„Sie wird sagen: wenn ihr es wieder tut, dann erst erzähle ich es."

Gibt es nicht noch ein anderes Mittel, um Brüder durch Schweigen zu erlösen?

„Wenn der Bruder ein böses Wort sagt, soll sie ruhig sein."

Noch schwieriger ist die Aufgabe, an rechter Stelle ein gutes Wort zu geben. Denn „die Zunge ist gewiß in erster Linie dazu da, daß alles, was im Herzen ist, auch ausgedrückt wird. Was soll man z. B. sagen, wenn eine Schulkameradin ihre Mutter verloren hat und nun in schwarzen Kleidern tief bedrückt wieder zur Schule kommt?"

Wie die Teilnahme sein und liebreich auszudrücken sei, das ist ja auch ein Problem für Erwachsene. Noch schwerer aber ist es für das an Schmerzlosigkeit gewöhnte Kind, sich in den Betrübten hinein zu versetzen. Die kindliche Unempfindlichkeit schlug denn auch zuerst den Asweg vor:

„Man kann es dem Lehrer sagen."

Das nützt ihr nichts und Euch nichts. Hauptsache ist, daß Ihr etwas sagt. Könnt Ihr das nicht herausbekommen, was man da sagt, wenn Einer so recht in Trauer ist? Denkt einmal richtig nach. Ihr müßt Euch hineindenken, wie es dem Mädchen zumute ist, das die Mutter verlor. Sie ist nun so schrecklich einsam auf der Welt.

„Man sagt ihr, sie solle nicht weinen, sie werde die Mutter einmal wiedersehn." „Man sagt: wir wollen Freundinnen sein und uns recht liebhaben." „Man spricht gar nicht vom Tode, muntert sie nur auf und — und sagt: Du komm, schau einmal das schöne Morgenrot."

Ebenso feinfühlig und voll herzlicher Geistesgegenwart war die Antwort eines andern kleinen Mädchens. Es ist vom Umgang mit reizbaren Menschen die Rede. Man dürfe sie nicht jäh anfahren, anbrummen, überhaupt nicht so grabenwegs mit ihnen umgehen, sondern müsse auf ihre Gedanken eingehen, aus Liebe, um sie zu schonen und sie langsam auf die andre Seite hinüberzuziehen, so wie beim Tauziehen der Stärkere den Anderen zu sich hinüberzöge. Ein Irrenarzt habe einmal gesagt: „Es wäre gut, mit allen Menschen, besonders den reizbaren, ein wenig so schonend umzugehen wie mit Geisteskranken, auf deren Einbildungen man Rücksicht nimmt." Nun wird erzählt, daß ein Geisteskranker sich einmal eingebildet habe, er sei der liebe Gott; als sein Freund ihn besuchte und der Arzt sich auf einen Augenblick entfernte, befahl er jenem: „Springe sogleich vom Balkon herunter, ich sorge dafür, daß es Dir nicht schadet." Der Freund erschrak, denn der Wille und die Kraft eines solchen Kranken sind wie durchgehende Pferde, wenn man auf ihren Wahn nicht eingeht. Was könnte nun der Freund geantwortet haben? „Es sei so schön hier, er möchte noch beim lieben Gott bleiben." Und das war fast genau die Antwort, welche der Mann dem Kranken gegeben hatte.

Die 15—17jährigen Schüler, und vornehmlich die Mädchen, die sich im Moralunterricht sehr vor den gleichaltrigen Knaben auszeichnen, gaben z. T. noch reifere, tiefergehende und kompliziertere Antworten wie die Kleinen, gemäß den verwickelteren Problemen, die ihnen vorgelegt werden. Das Frage- und Antwortspiel geht nicht so hüpfend und springend, in munterster Stimmung und steter Bereitschaft zu unbefangener Selbsterkenntnis, zum Herausfragen und Ausplaudern vor sich — es wird im Ganzen zurückhaltender, aber eben auch feinfühliger geantwortet und meistens aus einer Andachtsstimmung heraus, die jede Antwort auf einen leiseren Ton stimmt und den Humor seltner zum Vorschein kommen läßt.

Der Kernpunkt dieser Besprechungen, die Frage: wie die Seele geweckt und gebildet und gestärkt werden könne, wird im Unterricht der größeren Kinder noch deutlicher sichtbar gemacht und es werden tieferliegende Saiten der Menschenseele berührt.

Als über den „freiwilligen Gehorsam" gesprochen wurde, entspann sich eine lebhafte Debatte.

„Denkt einmal an Euern künftigen Beruf: Ihr könnt Fabrikherr, Beamter, Baumeister oder Lehrerin, Hausfrau oder dergleichen werden, da müßt Ihr befehlen. Wie könntet Ihr das lernen? Wer nicht gehorchen kann, lernt nicht befehlen, sagt ein Sprichwort. Aber ist Gehorchen nicht das Gegenteil von Befehlen?"

„Man muß denken, wie dem Menschen zumute ist, wenn man ihm böse befiehlt." „Man muß machen, daß der Mensch gern gehorcht, nicht trotzig."

„Was tut Ihr z. B., wenn der kleine Bruder in eine andre Stube soll — werdet Ihr ihn hinauswerfen?

Digitized by Google

„Man führt ihn am Aermel hinaus." „Man zwingt ihn." Ihr sollt es aber einmal so machen, daß Ihr garnicht von Eurem Platze aufsteht — das ist nämlich eine Kunst. Ihr müßt den kleinen Bruder eben kennen, den Ton finden, seine Empfindlichkeit schonen. Und seht Ihr, das ist's, was man beim Befehlen kennen muß: den richtigen Ton finden. Welches wäre nun das Mittel, diesen Ton zu finden?

„Man muß sich in die Lage des Andern hineinversetzen." Ja, sich in die Verhältnisse des Andern hineindenken. Kaiser Augustus verkleidete sich manchmal als Bettler und erduldete einen Tag lang so ein Leben, um zu sehen, wie es wäre. — Warum ist Gehorsam so schwer?

„Es geht gegen den eignen Willen." „Keiner möchte sich in den Willen des Andern fügen."

Und wenn man gehorchen kann, welche Kunst versteht man da? „Man kann sich mäßigen und bezwingen." „Man stellt seine übertriebenen Forderungen." „Man lernt sich beherrschen." „Man überlebt sich nicht."

Ja, und man lernt das Gehorchen auch für Andre zu einer Freude machen. Befehlen lernt nur, wer gehorchen und vor allem sich selbst gehorchen kann. Was also will das Sprichwort sagen: wer nicht gehorchen kann, lernt auch nicht befehlen?

„Wer sich selbst seinem Willen nicht unterwerfen kann, kann seinen Willen auch nicht Andern geben."

Ja, der freieste Geist ist der, der die Herrschaft hat und sich seinem Willen unterwarf. Und wer kann das wohl?

„Wer nur seine guten Ideen sprechen läßt."

Ja, und wer seinen Eigensinn besiegen kann, das ist der Stärkste. Heutzutage wollen sich z. B. immer viele Kaufleute selbständig machen, seiner will gerne dienen und unselbständig sein. Aber wenn sie nun selbständig werden, — ob sie da gut befehlen können?

„Nein, sie können sich nicht hineinversetzen in Andre."

„Sie könnten Dinge befehlen, die man nicht befolgen könnte." Sie müßten so befehlen, daß der Andre es annehmen kann." U. s. w.

Goethe's Harfnerlied wurde einmal zitiert:

„Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß —
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!"

Was sich der Dichter bei diesen Versen wohl gedacht habe? „Wer nie Unglück gehabt hat, konnte seine Seele nicht erproben." Ja, und wer sind wohl die himmlischen Mächte?

„Das ist die innere Kraft."

Die innere Kraft, das ist die himmlische Macht. Nun haben aber nicht alle Gelegenheit, diese zu erproben. Manchen geht es im Leben gut, sie haben meistens Sonnenschein. Ob sie wohl kräftig werden können? Was fehlt ihnen vielleicht?

„Gelegenheit, ihre Kraft zu üben."

Wie aber könnten sie das nachholen, was ihnen fehlt?

„Sie können sich selber Aufgaben stellen."

Ja, Ihr wißt von Polykrates, der sich auch eine Aufgabe stellte, weil ihm schien, er habe zuviel Glück. Was tat er?

„Er warf seinen Ring fort."

Sollen wir nun, wenn wir viel Glück haben, auch etwas fortwerfen — ein neues Kleid? ein Paar Handschuhe? oder wenn wir ein recht trautes Zuhause haben, sollen wir da eines Abends den Gut aufsetzen und sagen: Adieu, ich gehe fort — ich habe zuviel Glück?

„Nein, man soll sich aber öfters etwas versagen." —

Für die Heilung und Behandlung einer empfindlichen Schwester werden folgende Mittel von den Kindern vorgeschlagen:

„Man soll der Empfindlichen ein gutes Beispiel geben."

„Man soll zeigen, wie häßlich es ist, wenn man empfindlich ist."

„Man soll selbst einmal empfindlich sein und wenn sie sich dann ärgert, sagen: siehst Du, so häßlich ist das." „Wenn man ihr alles gesagt und sie getadelt hat, muß man ihr entgegenkommen und helfen wollen."

Sehr schön. Aber nun erzählt Euch vielleicht das Mädchen: ich weiß, daß ich empfindlich bin, aber manchmal eben wird es ganz dunkel in meiner Seele wie Novembernebel! Wie könntet Ihr sie da trösten und ihr helfen?

„Man muß sagen, sie solle mit kleinen Selbstbeherrschungen anfangen." „Man muß sie auf die Probe stellen." „Man muß sie loben, wenn sie es gekonnt hat." „Wenn sie etwas schlecht macht, soll man sie nicht gleich tadeln, sondern abwarten, bis sie einmal anders ist."

Das ist die Sache: man muß nicht gleich zanken und zürnen, sondern warten, bis sie einmal wirklich nicht empfindlich ist und sie dann loben und ihr sagen, wieviel netter sie jetzt ist. —

Beim weiteren Durchsprechen dieses Themas förderten die Kinder noch viel junge Weisheit zutage, die aus herzlich gutem Willen stammte. (Schluß folgt.)

Kleinen Jungen.

Als Widmung zu meiner Dichtung: „Der Menschheitslehrer."
Ein liebenswürdiges Lieblein von Nazareth.

Diene der Wahrheit, mein Sohn!
Sie allein hat Gewalt.
Lautlos tritt sie zu Boden
Alles, was ihr widerstrebt,
Heute oder morgen.
Diene der Wahrheit, mein Sohn!

Ringe um Wahrheit, mein Sohn!
Mit ihr nur erringst du das Glück.
Nimmer trane dem Schein,
Den nicht die Wahrheit entzündet!
Glüht er, so wärmt er doch nicht,
Blendet ohne zu leuchten.
Ringe um Wahrheit, mein Sohn!

Strebe nach Wahrheit, mein Sohn,
Beim Schaffen, wie beim Genießen!
Ob du glost oder nimmst,
Ob du lernst oder lehrst,
Säen willst, oder ernten,
Strebe nach Wahrheit, mein Sohn!

George Paul Sylvester Cabanis.

Wenn die Kleinen nicht essen wollen.

Die warme Milch im Topfe spricht:
„Das böse Lottchen mag mich nicht;
Ich werde doch vor Trauer
Gewiß noch sauer." —
Bei Regen, Wetterſturm und Wind
Ein arm verlaſſen Bettelkind
In Frost und Kälte ſteht.
„Ach hätt' ich doch ein Töpfelein
Und drin ein warmes Tröpfelein!"
So lautet ſein Gebet. —

Die Suppe in der Schüſſel ſpricht:
„Das böſe Hänſchen mag mich nicht,
Was ſoll ich nun beginnen?
Ich werde noch gerinnen." —
Noch immer ſteht in Sturm und Wind
Das arme, kleine Bettelkind;
Gar trüb iſt ihm zu Mut.
Es hat nicht Schuh, noch Söckelein,
Nur ein zerriſſen Röckelein.
Wie tät ich dem ſo gut! —

Das Eſſen auf dem Teller ſpricht:
„Das böſe Hänſchen mag mich nicht,
Und kalt wird jeder Brocken
Und ſteif und trocken.
Das arme, kleine Bettelkind,
Das äße mich gewiß geſchwind!
Und ſpräche: „Ei, das ſchmeckt!"
Und bät man ihm ein Hellerlein
Es dät' um noch ein Tellerlein.
Ganz ſchnell wär's leer geſchleckt.

George Paul Sylvester Cabanis.

Empfehlenswerte Kinder- und Elternbücher.

Wir wiſſen, daß wir unſeren Freunden eine hochwillkommene Nachricht mitteilen, wenn wir kurz anzeigen, daß das langerwartete Werk unſeres Dr. Friedrich Wilhelm Foerſter endlich bei Georg Reimer in Berlin erſchienen iſt: „Jugendlehre." Ein Buch für Eltern, Lehrer und Geiſtliche. IX und 724 Seiten. Daneben hat der Verlag in ſehr bankenswerter Weiſe die Mehrzahl der praktiſchen Lehrbeiſpiele, von denen viele unſeren Leſern als „Skizzen zum Unterricht in der Lebenskunde" ſind, geſondert in einem Bändchen von XI und 375 Seiten herausgegeben unter dem Titel: „Lebenskunde." Ein Buch für Knaben und Mädchen. Näheres ſiehe Beilage. — Eine Rezenſion hier zu bringen, wäre nicht am Platze. Genug, daß ich die ernſte Ueberzeugung ausſpreche, daß von dieſen Büchern, die ich durchaus in die Ferienzeit mitzunehmen rate, ein voller Strom des Segens in viele Eltern- und Kinderherzen ausgehen kann. — ns —

Digitized by Google

August 1904.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

Waldbrand—Weltbrand. Von Dr. Rudolph Penzig.
Kinderantworten im Moralunterricht. Von Else Hasse. (Schluß).
Kindergesellschaft. Von Marie Luise Becker.
Zwischen den Dornen und am Wege.

Waldbrand — Weltbrand!

Von Rudolph Penzig.

Wohlige Wärmeluft weht im Wald,
Grünende Gräser mit spitzigen Sprossen
Schwanken im schwellenden Schwingen der Luft.
Würmlein im Moose
Feuchtet erfrischend
Bächlein die Blumen und Blüten am Bord.
Zitternde Zacken zaubert die Sonne,
Lustige Lichter lausen verlockend
Ueber die atmende Erde hin.
Wald-Anemonen mit artigen Aeuglein,
Gelbe, glänzende, goldige Sterne,
Leberblümchen mit lappichtem Laube,
Blaue Blüten bescheidener Veilchen
Bringen behaglich aus bergenden Blättern,
Hatte doch herbstlich hauchende Kühle
Hoch sie gehäuft zu heimlicher Hut.
Hehre Häupter heben zum Himmel
Uestiger Ahorn und alternde Eiche
Blutrote Buche und birkiane Birke.
Stolz und stumm in schweigender Stille
Streben die starren Stämme der Fichten
Flechtenumsponnen aus feuchter Tiefe,
Harzduft hauchend vom hängenden Haare,
Leicht in die laulche Lenzesluft. —
Sieh', wo der sengende Strahl der Sonne
Ruht auf raschelndem Rohr am Raine,
Schleifen und schlüpfen schlanke Gestalten
Schlängelnden Schweiß — die eilenden Echsen
Grünlich glühend in goldener Glut! —
Zwischen den Zweigen
Zwitschern zu Zweien
Zeisig und Fink in fröhlichem Frieden;
Grasmücke auch mit grauem Gefieder
Gimpel und Gauch, die garen Gesellen,
Wiegen sich wohlig auf wankendem Wipfel,
Schwingen sich stolz mit schmetterndem Sange
Hoch hinauf, und nieder zum Nest.
Selbst der Specht mit spitzigem Schnabel,
Ja der Sperber, der rauhe Räuber
Rasten ruhig im dunkeln Dickicht. —
Ueber die Erde kribbelt und krabbelt
Kriechender Käfer krauses Gedränge.
Hummeln hausen in heimlichen Höhlen,
Ameisen ernten emsig am Boden,
Bienen beuten von blühenden Büschen.
Ueber offen erschlossene Augen
Tummeln sich ständend trunkene Falter! —
Tauchend den Taster in trefflichen Trank! —

Welch ein wundersam Wimmeln und Weben:
Luft und Lenz und Liebe und Leben
All überall! —

Weißlich wankt im Winde ein winzig Wölkchen
Aus der starren Streu der beslaubten Stauden,
Wächst — und wächst — und wächst zur wirbelnden Wolke!
Fachten des Feuers
Flackernde Flammen
Kinder nicht kopflos
Kurzsichtig an?
Heiße, wie heiß und
Hoch leckt die Lohe!
Knistert's und knattert's im
Knorrigen Kienholz,
Spritzen und sprühen die
Springenden Funken!
Feurige Brände
Flattern und fallen.
Zappelnde, zitternde, zündende Zungen
Lecken gelustig
Gierig, gefräßig an
Hilflosen Halmen.
Wehendem Wirbelsturm weichen die Lüfte,
Gleißender Gluthauch von glimmenden Tannen
Trocknet und dörret die zitternden Zweige
Bräunet und bleichet die bebenden Büsche.
Funkelnde Fackeln, flatternde Fähnchen
Stieben im Sturm über stäubende Stämme
Sengen die Säfte aus frotzenden Stauden —
Wandeln zur Wüste den würzigen Wald. —
Liebliche Blüten, wo seid ihr geblieben?
Schmutziger Staub am stockenden Stumpf! —
Flügelmatt fielen verblendete Vöglein
(Weiß umhauchte sie heulende Hölle)
Qualvoll verendend in quillenden Qualm.
Elend erstarb im freslenden Feuer
Eidechse auch, der Liebling des Lichts.
Schmetterlinge mit schankelnden Schwingen,
Schöne, schimmernde Sommervögel,
Taumelten toll in trunkenem Triebe
Träumend in traurige Todesnot.
Käfer und Kerfe, kleines Gesindel
Krümmten sich krampfig im kriechenden Feuer,
Nutzlos zernichtet zu ewiger Nacht. —
Karge Kost am köstlichen Blahle
Leidvoll lange erstreiten Lebens
Ließ euch des Schicksals schmerzlicher Schluß. —
Nimmer nahe nächtlicher Schlummer
Wer mit frechem freveinden Finger
Frühen Verderben
Weihe die Wunderwelten des Waldes.

Behevoll wandelte wonniges Leben
Läppischer Kurzweil kindisches Streben
Nichtig zu Nichts. —

Digitized by Google

Kinderantworten im Moralunterricht.

Von Elise Hasse.

III.

Wie tritt man dem Unangenehmen, dem Schicksal gegenüber? fragte der Lehrer einmal, als von den „Waffen der Seele“ die Rede war.

„Man muß sich so benehmen, daß keiner es merkt, wie schwer es einem wird.“ „Man muß über dem Schicksal stehen.“

Ist das schon etwas Großes, daß man sein Schicksal ertragen kann?

„Es ist einfach Pflicht, es ist garnichts Großes dabei.“

Ja, wir dürfen das nicht als groß bezeichnen, was selbstverständlich ist; daraus folgt Hochmut und Hochmut ist die größte Versuchung. —

Ein kleiner Abschnitt aus dem Kapitel über das rechte Verhalten zu den Eltern:

Ihr kennt den Spruch: „Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohlgehe und du lange lebest auf Erden.“ Warum sollen wir die Eltern so ehren? Weil das Haus ein Ort ist, wo man lernen kann, mit der Seele zu leben. Da gibt es ein schönes, wahres Gedicht von Heine:

„Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die zarten Blaublümelein,
Die sind verwelket, verdorret.
Ein Jüngling hatte ein Mädchen lieb,
Sie flohen heimlich von Hause fort,
Es wußt's weder Vater noch Mutter.
Sie haben gehabt weder Glück noch Stern,
Sie sind gestorben, verdorben.“

Warum meint Ihr, daß die Beiden nicht Glück noch Stern gehabt haben?

„Sie lernten sich nicht unterordnen.“ „Sie wußten nicht, wie sie miteinander verkehren sollten.“ „Sie gaben sich ihrer Leidenschaft hin.“ „Sie gingen nicht fort, wie sie sollten.“ „Sie wollten das Unangenehme nicht auf sich nehmen.“

Ja, die Beiden hatten nicht die Kraft, ihre Feigheit zu überwinden und in Frieden von den Eltern zu scheiden. Wenn man im Unfrieden, Zorn, Hader scheidet, dann hat man weder Glück noch Stern. — Vielleicht hatten die Beiden zuerst nicht Unrecht. Nicht immer treffen die Eltern das Richtige, auch sie können sich irren. Z. B. wenn das Kind einen Beruf ergreifen möchte und die Eltern halten es davon ab — während der Mensch doch untergeht, wenn er nicht schaffen kann. Wäre es aber in solchem Falle richtig, die Türe zuzuschlagen und heimlich von Hause fortzufliehen?

„Wer in Unfrieden geht, hat keine Befriedigung.“ „Sie hätten aber nicht die Kraft gehabt, ihre Enttäuschung zu tragen, wenn sie daheimgeblieben wären!“

Ja, sie konnten ihren Wunsch nicht opfern. Wer eben mit seinen Eltern nicht in Frieden fertig wird, hat weder Glück noch Stern.

„Ist das nicht Egoismus, wenn man bloß so handeln will, damit man dann Glück hat?“

Es wäre Egoismus, wenn ich nur meinen Vorteil wollte; der Mensch tut aber alles nicht nur für sich, sondern ebensosehr für Andre. Das ist nicht Selbstsucht, wenn man sich sagt: es ist auch für mich gut und Hilfe zum rechten Leben. Man darf sich selbst auch nicht zerstören. —

Es wurde einmal die Legende von der Kreuzträgerin erzählt, welcher ihr Kreuz zu schwer wurde, sodaß sie sich ein anderes von Gott erbat, am Ende aber doch das alte Kreuz wieder erwählte, und es wurde gefragt, was man aus dieser Legende lernen könne?

„Wir sollen nicht unzufrieden sein.“ „Wir sollen nicht immer an die denken, die 's besser haben — wenn das Unglück und die Not zu uns kommt.“

Ja, z. B. der Kranke, der da murrt, möge an den Verbrecher denken und an die Nacht des Jammers, die über dem Schuldigen, Elenden, Hungernden liegt. Manche Leute, wenn ihnen etwas quer geht, toben und rütteln wie ein wildes Tier an seinen Gefängnisstäben.

„Wenn es nun aber niemandem schlechter geht als so Einem?“ Denke an die Legende. Jeder meint, sein Kreuz sei das Allerschwerste und er möchte dennoch nicht die Kreuze der Anderen. Andre haben eben auch schwer zu tragen, selbst wenn es nicht so scheint.

Christus hat es doch noch schwerer gehabt, als der Murrende. Das ist ein richtiger Gedanke. Wie er sein Kreuz trug, das ist vorbildlich. Er murrte und schalt nicht und legte es niemand Anderem zur Last, daß er so leiden mußte, vielmehr betete er: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“

„Man sollte im Unglück noch glücklich sein — aber wenn man an Christus denkt, kann man das nicht, da ergibt man sich nur so drein.“

Müßt ihr damit sagen, es genüge nicht, an den Gekreuzigten zu denken? Sollte man im Hinblick auf den Sanftmütigen sein Kreuz nicht tragen können?

„Man kann deshalb nicht heiter sein, weil man es nicht so tragen kann wie er.“

Du meinst also: nicht so fein und edel könne man sein Kreuz tragen und man betrübe sich dann über seine Schwäche?

„Ja.“ — „Aber Christus gibt uns doch die Kraft?“

Das ist die Lösung: er gibt uns die Kraft. Wir wollen all das, was Ihr im Religionsunterricht habt, reinmenschlich ausdrücken. Und da muß ich Euch aufforderu: schaut einmal in die eigene Seele. Was heißt das: Gott und Christus gibt uns die Kraft?

„Man hat die Kraft schon selbst, man merkt es nur erst, wenn man sie braucht.“

Du meinst gewiß, es muß erst jemand, ein Größer, kommen und die Kraft wecken? Das ist wie im Märchen vom Dornröschen. Unser Kraft ist das Dornröschen, das ein vornehmer, strahlender Prinz wecken muß.

Jesus gab ein erhabenes Beispiel. Ihr habt vom empfindlichen Mädchen gesagt, daß sie ihre Schwäche nur im Hinblick auf gute Beispiele überwinden könne, denn das weckt in uns den Gedanken: ich könnte das vielleicht auch und möchte versuchen, auf diesem Wege zu gehen. So ist es mit dem Unglück auch. Wir blicken auf Christus, was er geduldig ertrug. Wenn man die Kraft fand, im Hinblick auf ihn das Unglück zu überwinden, kommt die Heiterkeit von selbst. Denkt an die Seligpreisungen. Was heißt das: „Selig sind, die da Leid tragen?“ Es heißt: ihre Seele hat gesiegt. Dann wird der Mensch getröstet und wieder heiter. Er hat das gute Gewissen.

„Christus hat aber gewußt, warum er sein Leiden trug, wir jedoch nicht — wie können wir so heiter sein, als er?“

Das ist eine schwerwiegende Frage. Wer weiß eine Antwort?

„Wir müssen denken, daß wir eben durch das Unglück stärker werden.“ — „Aber wenn man denn sterben muß?“ — Dann gewinnt man doch keine Kraft mehr?“

Das ist ein Einwand, den wir besprechen müssen. Ich setze den Fall, ein 17jähriges Mädchen bekommt die Schwindsucht — was, fragt ich, müßt ihr das Kraft gewinnen?

„Sie zeigt den Andern ihre Geduld und dann wird ihnen auch alles leichter.“

Gewiß. Warum denn überhaupt belasten sich die Menschen? Da sind Aerzte, die nicht wissen, wozu sie eigentlich auf der Welt sind — reiche Kinderlose Leute z. B., und nun fällt es ihnen plötzlich ein, sich ein fremdes Kind anzunehmen — warum wohl? Sie verursachen sich doch bloß Unbequemlichkeiten? „Sie möchten einen Gegenstand der Fürsorge haben.“

Ja, nicht wahr? Das ist das Bedürfnis jedes lebendigen Menschen: seine Kraft und seine Liebe auszugießen. Auch der Sterbende hat das und fragt sich: kann ich nicht noch irgend etwas Großes tun und dieses im Herzen der Menschen zurücklassen? Wenn das schwindsüchtige Mädchen weiß, daß es nur noch 14 Tage zu leben hat oder nur noch einen Tag, so kann es doch in dieser Frist mehr für Andre tun als Einer, der 80 Jahre alt wird. Durch das Beispiel heldenhaft und sanftmütig ertragener Leiden werden die Andern gerührt und ergriffen werden und ihr Leidtag die Geduld und den seligen Frieden der Leidenden nicht vergessen. Es ist ein großes Ziel, auch für den Kranken, auch wenn der Körper zerfällt: noch beredsam auf die Seelen zu wirken. Solche Menschen sterben in Frieden, denn sie sterben nicht als geschlossene Knospen: ihre Seele ist zuletzt noch aufgeblüht.“

Kindergesellschaft.

Von Marie Luise Becker.

Klingeling—ling—ling — die ersten Gäste!

„Jetzt schon? eben hast du halb drei? Und um 4 — zum Kaffee seid ihr geladen?“

„Wir konnten es nicht mehr erwarten!“

Wie sie glühen und lachen! Die Bekannteren haben sich vieles zu berichten, die Fremderen stehen scheu und steif und still. Nun die Puppen. Die schweigenden Puppen sind die Vermittler zwischen den stummen Kindern. Hier ein Thema, das alle interessiert. — „Meine Eva hat richtige Haare von meinem Zopf,“ sagt das kleine Mädchen ganz stolz. „Vor ein paar Wochen hat Mama ihn mir ab-

Digitized by Google

geschnitten, er war schon ganz lang, ich konnte ihn schon sehen, wenn ich um die Ecke guckte. Aber Mama hat ihn abgeschnitten. Nun hat ihn mein Kind. Seht mal die schönen Haare von meiner Eva! Und ich kann sie frisieren, wie ich will."

„Meinem Puppenjungen seine sind aber richtig angewachsen," erzählte Anne-Mieke wichtig, „man sieht genau wie sie aus dem Fleisch kommen."

Alle staunten das Wunder an, wie die Haare aus dem Wachsköpfchen herauswuchsen.

„Du, Anne-Mieke, der ist aber von Wachs, den darfst Du nicht küssen, dann geht alles ab. Solch Puppenjunge ist garnicht hübsch zum Spielen. Geht er denn auszuziehen?"

„Ich habe einen Puppenleutnant, seht mal," rief Rut. Alle bewunderten den Schwarzbärtigen.

„Der geht ja aber nicht auszuziehen," rief Dora wieder nach gründlicher Untersuchung. Ruts Kindergesicht wurde ganz traurig. Sie steckte den Finger ins Mäulchen, und schließlich sagte sie seufzend: „Ich habe es auch gleich gesehen, aber Tante sagt, daß muß so sein. Wenn man ihn auszieht, ist er kein Leutnant mehr."

Inzwischen hatten die richtigen Puppenmütter unter den kleinen Mädchen sich in einen Winkel verzogen und dort schleunigst eine Familie gebildet. Da kam Kuchen und Chokolade. „Nachher kochen wir" rief das kleine Mädchen, „kommt alle her und trinkt erst." Sie kamen gelaufen. Da gab's Ueberraschung! Auf jedem Tellerchen ein Versechen, für jede ein kleiner Gruß, zumeisten auch eine Neckerei. Einige wunderten und bedankten sich. Dann stießen sich die Köpfchen unter dem Tisch an, ein Kichern durch den Raum, ein Augenblinzeln, ein Tuscheln. Und schließlich platzt eine heraus: „Du bist doch furchtbar dumm, daß du dichtest. Dichten ist schrecklich dumm und altklug" — und alle lachten.

Dem kleinen Mädchen schossen die Tränen in die Augen, aber es lachte tapfer mit, dann seine Gäste sich gut amüsierten. Leise nur nahm es dies und jenes Zettelchen beiseite und zerriß seine Verschen.

„Seid Ihr alle hier?" fragte Mama und goß die schöne süße Chokolade in die Rosentassen. „Liesbeth — nein! Liesbeth ist noch nicht hier! Wo ist Liesbeth?" Ja wo? Am Bücherschränkchen saß sie ganz in sich versunken und las und las.

„Komm doch, Schokolade trinken" bat die kleine Gastgeberin.

„Ach, störe mich doch nicht, die Geschichte hier ist so furchtbar interessant."

„Bitte, liebe Liesbeth, komm doch erst mit uns trinken."

„Gleich, gleich!" das Köpfchen hob sich aber nicht, schließlich lief sie unlustig zum Tisch, trank ihre Tasse leer und lief zum Buch zurück, das sie bis abends nicht wieder losließ. Jeder spielte nach seinem Sinn. War es ihr zukünftiges Leben, das diese Kinder spielten? Hedwig, die Puppenmutter, was ist sie für eine gute Mutter geworden. Liesbeth hat viel gelesen und fast ihre ganze Jugend über Lesen und Lernen vergessen, und Aunchen, die sich immer heimlich an das Klavier stahl, ist eine große Künstlerin geworden.

Kindergesellschaft! Wer Euer Vogelgezwitscher verstünde, ihr Kleinen! Euer Leben wäre dem kein Rätsel mehr. Schon streute das Leben seine Saat in Euch.

Wie das lacht und plaudert! Was die Puppen alles durch ihre Mutter zu reden haben!

Das kleine Mädchen läuft von einem zum andern: „Amüsierst Du Dich auch? machts Dir auch Freude?" sie möchte sich zerteilen, um allen gerecht zu werden. Da fährt ein fettes Kuchenfingerchen über ihr feines Bilderbuch — wie sie Fettflecke haßt! — und da lachen sie über eine Geschichte, die doch so tief und treu ist, die sie so lieb hat und gewiß schon hundertmal las. Sie verteidigt die Geschichte. „Ach Du! Da sieht man wieder wie altklug Du bist. Na ja, Du dichtest ja auch. Hast Du wieder einen Roman geschrieben oder ein Drama?"

Das kleine Mädchen senkt traurig und verlegen den Kopf. Alle lachen, das tut ihr weh. Da umarmt sie ihre Liebste, Treueste. „O pfui, Ihr! wie ihr lachen könnt! sie ist doch eine Künstlerin." Und die beiden küssen sich und gehen Arm in Arm ans Fenster, um ganz für sich zu plaudern. Bald aber rufen sie die andern zurück, der Jubel wird allgemeiner, ein kleines Festessen ist auf dem Puppenherd zustande gekommen: Eierkuchen und Apfelmus und Schokolade — köstlich!

Das kleine Mädchen ist müder und müder geworden. So heiß das Zimmer! Und so laut alle um sie her! Es scheint ihr, als stände alle die heitere Lust ganz wo anders als sie. Als sähe sie alles nur so — in der Ferne — durch trübe Glasscheiben — wie müde sie ist. So schleicht sie sich fort. Die andern merkens nicht. Im Schlafzimmer ists dunkel und still. Wie eine linde Hand legt sich die Dunkelheit auf ihre müden, brennenden Augen.

Wie heilend sie die Stelle an ihrem schmerzenden Kopf fühlt! Alles tut ihr weh, so weh. Das Herz und der Kopf, die Augen — ach! so müde. Sie legt sich auf ihr Bettchen. Nur einen einzigen Augenblick. Fern hört sie das Lärmen und Lachen. O die köstliche Stille! —

Gleich wird jemand hereinkommen und sie auslachen und sie wieder hineinziehen in den Lärm und die Helle, die ihr so weh tun.

Erschrocken fährt sie empor — Schritte nahen — nun muß sie fort von hier — wie weh das Köpfchen tut! Sie gräbt die Hände tief in das weiche Haar. Ihr Herz klopft angstvoll in banger Furcht vor ihren heiteren Gästen. Um die Betten der Eltern, die so breit und behaglich beisammenstehen, hängt tief und schwer eine lange Tuchgardine. Die ist so still und weich, das kleine Mädchen faßt so gern in ihre weichen, wallenden Falten. Wenn sie sich dahinter verbergen könnte? Doch nein, da würde man sie auch finden. Und sie ist so müde, sie kann kaum stehen. Da plötzlich ein königlicher Gedanke! Eine schlanke Kindergestalt bückt sich und schlüpft unter die Betten. Wie still und kühl das harte Lager. Wie geborgen, — o wie geborgen!

Draußen vermißt man sie — man ruft und sucht, — und dann wird weiter gelacht und gespielt, — sie ist eben immer anders und hat so ihre Verdrehtheiten. „Manchmal macht sie überhaupt solche Augen, als hätte sie einer geschlagen oder als wollte sie vor Kummer sterben, wenn garnichts weiter ist, blos so," konstatierte Liesbeth.

Wie kleine Vögel zwitschernd flogen die Kinder abends heim, viele Grüße für die verschwundene Gastgeberin auftragend. Wo war die nur, wo war die nur?

„Sie ist doch ein zu ungezogenes Kind," sagte Mama. Alle riefen ihren Namen durch das Haus. Man leuchtete auf den Boden, in den Keller — und schließlich zog man ein festschlafendes Kind unter den Betten hervor, das so fest schlief, daß es nicht einmal erwachte, als Mama es auszog und in sein Bettchen legte.

Im Kinderzimmer lagen seine Bücher zwischen Kochtöpfen und Schüsselchen und seine Puppen hingen mit zerzausten Köpfchen und nackt über die Stuhllehnen. Baby, die sonst so sorgfältig verpackt in ihren Windeln schlief, mußte nackt am Fenster die Nacht verbringen, der Puppenjunge aber lag mit seinem Sammtkittelchen in Babys Bett und hatte eine zerschundene Nase.

Schlafe nur, Puppenmutter, heute weinen Deine Kinder noch nicht.

Digitized by Google

Zwischen den Dornen und am Wege.

Die gemeinsame Erziehung der Geschlechter stößt in Deutschland noch immer auf hartnäckige Vorurteile. Darum ist es immer wieder einmal angebracht, Stimmen zu hören, die aus Erfahrung darüber urteilen. Zumächst eine solche aus dem klassischen Lande der Coeducation, Amerika. Der Kommissionar for Edukation in Washington, Dr. T. W. Harris urteilt über dies System: „Es ist

1. natürlich, weil es dem natürlichen Bau der Familie und über Geschlechte folgt;
2. (in Amerika) herkömmlich, da es mit den Gewohnheiten und den Gefühlen des täglichen Leben und mit den Staatsgesetzen in Einklang steht;
3. unparteiisch, da es dem einen Geschlecht dieselbe Gelegenheit zur Bildung gewährt, wie dem anderen;
4. sparsam, indem es die für Schulen bestimmten Gelder am vorteilhaftesten verwendet;
5. günstig für die Schulvorsteher sowohl, wie für die Lehrer in Bezug auf die Wahl des Stoffes, auf das Verstehen der Leistungen, das Lehren und die Disziplin;
6. wohltätig für Geist, Moral, Gewohnheiten und Entwicklung der Zöglinge."

Ferner schrieb Professor Dr. Reuß, Jena, jüngst in den „Wartburgstimmen":

„Die Familie, die Grundlage des gesellschaftlichen Lebens, zeigt das Zusammenleben von Knaben und Mädchen. Die Schule wird oft eine erweiterte Familie genannt, und gerade hierin wird das Ideal für das Schulleben erblickt. Aber eine wesentolle Grunddedingung der Familienerziehung hat man dabei vielfach übersehen und gerade entgegen der Familienerfahrung die Trennung der Geschlechter als das Normale betrachtet.

Nicht nur das Leben der Kinder wird durch gemeinsamen Schulunterricht und gemeinsame Erziehung gewinnen, sondern auch das Leben der Erzieher und Erzieherinnen. Das Lehrerkollegium, das natürlich in den gemischten Schulen aus Lehrern und Lehrerinnen zusammengesetzt sein muß, wird den Einfluß der gemischten Zöglingschar auch an sich erfahren. Der Gesamtton, der in der Schule herrscht, wird ein feinerer, humanerer werden. Die Strenge und Rauhigkeit, die vielgerühmte Schneidigkeit, die vom Exerzierplatz auch in unsere Schule eingedrungen ist, wird, mit Milde gepaart, notwendig von ihrer Schärfe verlieren, ohne an Autorität einzubüßen. Die Führung und die Disziplin wird sehr erleichtert. Sollte dies ein geringer Gewinn sein?

Den Hauptvorteil des gemeinsamen Schulunterrichts werden ohne Zweifel unsere Knaben davontragen. Das Zusammenleben in der Schule wird eine Umwälzung in der Schätzung der Frauenwelt bei dem sogenannten stärkeren Geschlecht zur Folge haben, intellektuell und moralisch. Es wird eine gerechtere Beurteilung der Leistungen der Frauen Platz greifen und damit auch die Frauenfrage in das rechte Licht gerückt werden. Aber vor allem kann auch eine größere Achtung vor dem weiblichen Geschlecht sich entwickeln, die zu einer sittlichen Verfeinerung des Lebens führen muß. Wer die treffenden Schilderungen des Professors Dr. Theobald Ziegler in Straßburg in seiner Schrift „Der deutsche Student" gelesen hat, kann nur den dringenden Wunsch hegen, daß hier Wandel geschaffen und der Student, bisher vielfach ungewohnt des Verkehrs mit gebildeten, feinen und tüchtigen Mädchen, abgehalten werde, seinen weiblichen Umgang in einer Sphäre zu suchen, die seine physische und moralische Gesundheit untergraben muß."

Endlich seien die Worte Dr. Ludwig Gurlitt's-Steglitz in den „Propyläen" (München 1. Jahrgang Nr. 2) angeführt:

„Sieht man die freie ungezwungene Art, in der junge Amerikanerinnen und Engländerinnen der guten Gesellschaft mit ihren Freunden verkehren, so erscheinen daneben das Ungeschick, die Verlegenheit oder das Kokettieren, das Getue, kurz all die Mätzchen recht albern, mit denen das deutsche Mädchen leider so oft dem jungen Manne begegnet. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich in diesem unwahren und deshalb unerfreulichen Wesen wie es von unserer Kasternmoral den jungen Mädchen anerzogen wird, einen der bestimmenden Gründe finde, weshalb viele deutsche Männer, Studenten, Künstler, Offiziere, ihren Umgang oft in den niederen Kreisen suchen, wo mehr Natürlichkeit und Offenheit zu finden ist. Unsere höheren Töchter sind mit einen solchen Walle von vermeintlichen Anstandsrücksichten umgeben, daß einem frischen Jungen davor graust. In England ist das anders. Dort sind die Mädchen viel freier, sind dem Jünglinge wesensgleicher, aber doch — oder gerade deshalb weniger gefährdet. In der gemeinsamen Erziehung beider Geschlechter von Jugend an ist dort ein wirksames Instrument gefunden, um das rechte Verhältnis zwischen ihnen herzustellen."

„An unserer eigenen Weltanschauung läßt sich nicht viel ändern; unser Auge ist seine Brillen gewohnt, diese mögen dunkel oder rosig sein. Das Kind aber blickt mit hellem Auge fragend in die lichte Welt und blickt fragend uns an. Welche Gläser werden wir ihm geben? Rosige? schattige? vergrößernde? verkleinernde?

Kinder tragen keine Brillen! Man möge ihnen gestatten, mit ihrem natürlichen Auge diese Welt anzusehen."

Peter Rosegger.

* * *

„Soll man den Kindern sagen: Die Weltordnung ist nichts weniger als gut; die Menschen sind unvollkommen, armselig; ihr Dasein ist zwecklos, das Leben ist ein Unglück?

Soll man ihnen die schlechten und guten Seiten zeigen, ihnen alles nüchtern auseinanderlegen, wie es uns selbst erscheint?

Oder soll man sie in ihrem Sehen, daß alles groß, wünschenswert und zum Besten sei, belassen, bestärken?

Das erstere wird ein Erzieher tun, der weder Vernunft noch Herz hat; das zweite wird ein Erzieher tun, der nur Vernunft hat; das dritte wird ein Erzieher tun, der Vernunft und Herz hat."

Peter Rosegger.

* * *

„Selten zittern Kindern vor einer Gefahr. Man mache sie wohl darauf aufmerksam, aber nicht in ängstlicher Weise, die entmutigt, sondern im Tone jener ruhigen Ueberlegenheit, der im Bewußtsein eigener Kraft liegt. Und nach unglücklichen Ereignissen, bei denen der Mensch nichts zu ändern vermag, zeige man vor Kindern nie Verzweiflung oder stumpfe Entmutigung, sondern fleiß den offenen Blick der Ergebung und Hoffnung: Es wird alles wieder gut werden! Dieses Wort ist ein Zauberspruch auch für uns. Ueberall im Leben ist ein steter Wechsel von Schatten und Licht, und jedes Uebel bringt uns neue Anwartschaft auf Gutes; wer diesem Guten entgegenhofft, der genießt schon im vorhinein die Zinsen eines noch nicht fälligen Kapitals."

Peter Rosegger.

* * *

„Ja, es ist eine Lust zu leben!
Niemals dürfte die Hoffnung ruhn:
Stets Schönes kann sich begeben,
Wieviel Gutes können wir tun!"

Frida Schanz.

* * *

„Es finden die Besten selbst und die Frommen
Dies irdiche Sein oft recht unvollkommen;
Doch selten erkennt einmal einer an,
Daß er sich selbst auch noch bessern kann."

Frida Schanz.

* * *

„Laßt doch euren Knaben ihren Stolz!
Lehret sie auf sich halten und nicht weichen.
Aus dem festen starken jungen Holz
Werden dann die schönen alten Eichen."

Frida Schanz.

Empfehlenswerte Kinder- und Elternbücher.

Schulandachten und Ansprachen von Prof. Dr. Gustav Behnke, Berlin 1903. S. Mittler & Sohn.

Diese Schulandachten und Ansprachen werden den Lesern dieses Blattes, insbesondere Lehrern, sehr willkommen sein, da sie eine Fülle von Thematen für ethische Besprechungen mit Schülern der oberen Klassen enthalten, teils in Anknüpfung an religiöse Ideen, teils von rein ethischen Gesichtspunkten ausgehend. In letzterem Sinne seien besonders erwähnt die Kapitel: „Die Schule eine Stätte der Charakterbildung; Selbstprüfung; Wesen und Segen von Arbeit; Nach der Erholung von der Arbeit; Die Liebe ist ein heilig Feuer; Die Zensur." Der Verfasser dieser Rezension hat diese Ansprachen als Schüler gehört und gesteht, daß er heute noch die einzelnen Sätze wiedererkennt, ja sich des Tonfalls erinnert, in dem sie gesprochen wurden. Es geht eine so starke taggierende Kraft von diesen schlichten Worten aus — eine durchaus ungewöhnliche Persönlichkeit stand dahinter, die jeder Universität zur Zierde gereicht hätte, die aber aus aufrichtiger Liebe zur Erzieheraufgabe nicht über den einmal gewählten Wirkungskreis hinausstrachtete. Man kann an diesen Ansprachen geradezu studieren, wie ein Mensch sich in jedem Worte verrät, das er schrieb: Welche Selbstfolgigkeit, welcher gänzliche Mangel an Eitelkeit, welche Sammlung des Willens spricht aus dem ganzen Stil dieses Buches, aus der Wahl der Worte — aus dem was verschwiegen wurde!

Zürich. **Fr. W. F.**

Digitized by Google

September 1904.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

Mutterberuf. Von Laura Frost.
Zur Schule. Von Marie Luise Becker.
Sich verewigen. Vom Herausgeber.
Zwischen den Dornen und am Wege.

Mutterberuf.

Von Laura Frost.

(Nachdruck verboten.)

In der Unterhaltungsbeilage*) einer holländischen landwirtschaftlichen Zeitung stand kürzlich eine Betrachtung, die in der Uebersetzung etwa lautet:

„Ich wünschte wohl zu wissen, wie es in der Welt aussehen sollte ohne Kinder, und was wohl werden sollte ohne mütterliches Liebkosen und Kindergezänke. Denn es ist wohl wahr, eine Mutter kann von glücklichen Stunden sprechen, und mit wehmütigem Lächeln blickt sie auf dieselben zurück, wenn sie ihre strammen Wilhelms und Heinrichs zu Männern herangewachsen sieht, voll von tausend Plänen. Sie kennt die Welt der kleinen Aermchen, die sich um ihren Hals schlangen, und das selige Gefühl, wenn sich die kleinen Kindergesichtchen an ihre Wangen drückten. Es war hart, das alles zu verlieren; aber die Ehrfurcht und die bleibende Zugehörigkeit, die ein Mann sein Leben lang für seine Mutter fühlt, sind daraus geboren. Ist es nicht so? Das Leben wäre unvollständig ohne die ersten Tage, die kindlichen Liebesbezeugungen und Küsse, unvollständig auch ohne die spätere Zuneigung, welche die Kinderzeit überdauert."

Laut und sehnsuchtsvoll erschallt heute durch weite Kreise der Frauenwelt der Ruf nach dem Glück der Mutterschaft. Viele alleinstehende Frauen betrachten dieses als ein Recht, das ihnen durch die bestehenden Sittengesetze vorenthalten wird, und in ihrem wehevollen Einsamkeitsgefühl schaffen sie sich ein Bild unbeschränkten Glückes, wie es die Welt garnicht zu geben vermag. Sie vergessen, daß je größer das Glück ist, desto schmerzvoller auch das Leid sein kann, das ein Kind dem Mutterherzen bringt, und sie vergessen die vielen mühsamen Pflichten, welche die Mutter oft mit harter Hand auf den Weg der Selbstverleugnung, der Selbstzucht und der Entsagung führen; sie vergessen auch die schwere Verantwortung, die eine Mutter für die Entwickelung ihres Kindes trägt. Nur das Glück steht riesengroß vor ihnen, und sie sehnen sich danach als nach etwas Unerreichbarem.

Gewiß, das Leben wäre unvollständig ohne Kinder, ohne die kleinen, lieblichen Gestalten, die in ihrer Unschuld den Stempel des Göttlichen noch tragen. Und nicht ohne Grund spricht man von dem Paradies der Kindheit als von jener Zeit, in der farbenprächtige Blumen, buntschillernde Schmetterlinge, blauer Himmel und strahlender Sonnenschein die kleine Menschenknospe umgeben. Aber in dieses Paradies einzutreten und Teil zu haben an seinen Wonnen steht einem Jeden frei. Denn keineswegs beschränkt sich das Kind mit seinen Zärtlichkeiten auf die Mutter, die ihm das Leben gab; es wendet seine fragenden Augen Allen zu und umfaßt mit dankbarem Vertrauen Alle, die ihm freundlich begegnen. Scheint es doch, als wollte es zeigen, daß nicht die körperliche Zusammengehörigkeit, sondern die geistige Liebe das Wertvollste ist, daß sie das festeste Band zwischen Mutter und Kind bildet, und daß Niemand auf der ganzen Welt von einem solchen Liebesverhältnis ausgeschlossen ist. Die Liebkosungen eines Kindes, das Reinste und Wonnigste im Leben, kann sich ein Jeder erwerben; er muß nur selbst ein liebevolles Herz haben.

Und nun redet man so viel davon, daß es einsame Mädchen und Frauen gibt mit Herzen voller Sehnsucht nach dem Kinde und seinem Glücke, und denkt nicht daran, daß es auch so viele einsame Kinder gibt, denen die Mutter fehlt. Bei fremden Leuten, die sie oft nur des Geldes wegen zu sich nehmen, sind sie untergebracht oder in Anstalten. Und doch haben auch diese kleinen das Recht auf Mutterliebe mit zur Welt gebracht. Ihre Zartheit verlangte behutsames Anfassen, ihre Hilflosigkeit liebevolles Erbarmen, ihre Unschuld verständnisvolles Hüten. Wie viele irren in den Straßen umher, mit blassen Gesichtern, mit dunkel umrandeten Augen, mit kummervollem Ausdruck! Wo ist ihr Paradies? Warum sind sie daraus verstoßen? — Sie frieren ohne warme Zärtlichkeit; sie sind hungrig danach sich lieben zu lassen und in kindlicher Dankbarkeit dafür ihre Herzen zu öffnen.

Darum ist für jede Frau und für jedes Mädchen die Möglichkeit solchen Glückes vorhanden; sie darf nur die Hand danach ausstrecken, um es an ihr Herz zu nehmen und die kleine zitternde einsame Kindesseele auf ihren Platz im Paradiese zu führen. In dem Glück schaffen für ein Anderes schafft sich Jeder selbst ein Glück.

Es soll hier keineswegs die natürliche Zusammengehörigkeit einer Mutter mit ihrem Kinde in ihrer Besonderheit unterschätzt werden; sie ist von großer segensreicher Bedeutung für beide Teile. Aber dennoch möchte ich es wiederholen, daß alles, was die Mutter durch ihr Kind von tieferer Bedeutung erlebt, nicht in der einfachen körperlichen Zusammengehörigkeit, nicht in dem natürlichen Instinkt begründet ist, sondern daß es das seelische Verständnis ist, was als das

*) Bitto's Tydchrift Seite 113.

Digitized by Google

weitaus Wichtigere Mutter und Kind verbindet, und daß eine solche innige Zusammengehörigkeit mit einem Kinde sich jede einsame Frau schaffen kann.

Aber es ist vielleicht ratsam, den Begriff der Mutterschaft hier einmal nach allen Seiten objektiv zu beleuchten und neben der strahlenden Helle auch den dunkeln Schatten zu zeigen. Mit dem großen Leid, das so selten in Rechnung gezogen wird, weil man bei dem Wort „Mutterschaft“ immer nur an „Mutterglück“ denkt, sei der Anfang gemacht.

Die ersten Jahre der Kindheit sind bald vergangen. In das Mutterglück, das zuerst nur gestört werden konnte durch eine etwaige Erkrankung des Kindes, schleichen sich Sorgen um seine Entwickelung. Manches ist nicht so, wie die Mutter es wünscht. Unarten stellen sich ein, unliebenswürdige, auch häßliche Charaktereigenschaften bemerkungen sie. Und wir wissen Alle, daß manches geliebte, treu behütete Kind später verloren ging und auf den Weg der Sünde geriet. Und wenn das geschieht — und Niemand, keine Mutter, ist davor sicher — was ist dann? — Dann ist das große Mutterglück zum großen Mutterleid geworden. — Das vielgepriesene Mutterglück! — Wie Hohn klingt das Wort der schmerzzerrissenen Seele, die sich vergebens müde über der Frage sinnt, welche Schuld sie, die Mutter, trifft, welche Versehen ihrer Erziehung sie dafür verantwortlich machen. Eine Mutter soll aber auch nicht weinen und klagen; gerade jetzt braucht sie alle ihre Kraft. Denn eine Mutter darf nie aufhören zu hoffen und an ihr Kind zu glauben; sie darf nie aufhören zu lieben und zu vergeben und immer wieder zu versuchen, den rechten Weg zu weisen. Sie soll ihr Herz offen halten, damit allezeit ihr unglückliches Kind eine Stelle in der Welt weiß, wo es hinflüchten darf, ohne verstoßen zu werden. Das wird von einer Mutter verlangt; ihre Liebe darf nie versagen; sie soll größer noch sich zeigen im Leid, als im Glück, weil sie dann notwendiger noch gebraucht wird.

Vieles andere Schwere noch wird von einer Mutter gefordert, und das Wort von dem Schwert, das Marias Seele durchdrang, trifft oft zu. Wenn das Kind z. B. in seiner Jugendblüte gknickt, hoffnungslos krank dahinsiecht und die Mutter trösten und ermutigen soll, während ihr Herz doch unbeschreiblichen Jammer empfindet — wie ist es da schwer, Mutter zu sein! — Das sollten diejenigen, die so heiß nach dem Glück der Mutterschaft sich sehnen, auch bedenken; weiß doch Niemand vorher, wie sein Los ihm fallen wird.

Nur gering erscheinen solchen Schicksalsschlägen gegenüber die Leiden, die die Menschen sich selbst schaffen. Was will gegen sie die Tatsache sagen, daß viele Mütter sich darüber kränken, wenn ihre Kinder als Erwachsene andere Bahnen einschlagen, andern Willen haben, andere Anschauungen vertreten als die Eltern! Ist das nicht der natürliche Lauf der Dinge? Ist es nicht töricht, sich darum zu grämen? — Und doch ist es auch hier nicht so einfach, sich damit abzufinden, sondern es gehört das volle Verständnis dazu für das Wesen des Mutterberufs und für seine Verantwortlichkeit der Eigenart des Kindes gegenüber.

Viele Mütter haben trotz aller treuen Sorge und Liebe es sich niemals ganz klar gemacht, daß es doch das Ziel ihrer Erziehung sein sollte, ihr Kind zu einem selbständigen Menschen zu machen, d. h. zu einem Menschen, der seinen eigenen Weg weiß im Denken und Handeln. Ihr ganzes Verfahren zwar ging instinktiv darauf aus. Sie führten das Kind mit Hilfe ihrer Erfahrungen schneller und leichter über die Stufen, die ihnen noch schwer gewesen waren zu erklimmen; sie strebten danach, es über seine Eltern hinauswachsen zu sehen. Sie hätten infolgedessen nur Veranlassung, froh zu sein, wenn es, Dank dieser Erziehung, sich seiner Individualität gemäß seinen eigenen Weg wählt. Die meisten Mütter sind aber nicht froh, sondern recht unzufrieden darüber; der Weg ist ihnen fremd, sie wissen nicht, wohin er führt, und den Gedanken und Plänen ihres Kindes stehen sie fremd gegenüber. Und in der Erkenntnis dieses „Fremdseins“ offenbart sich der ernsten Mutter auf einmal der große Fehler ihrer Erziehungskunst. Sie hat die Seele ihres Kindes ihren Händen entgleiten lassen!

Klar und offen lag diese Seele vor ihr, als sie sich zärtlich mühte, allen den kleinen Notwendigkeiten gerecht zu werden, welche das körperliche Wohl ihres Kindes verlangte. Wenn sie sich mit derselben Treue auch um seine Seele bemüht hätte, wenn sie verständnisvoll ihrer Entwickelung gefolgt wäre, voll freundlichen Interesses ihren Aeußerungen gelauscht hätte, dann wäre sie Schritt für Schritt mit ihrem Kinde mitgegangen und hätte es verhindert, daß die Tür der jungen Seele sich vor ihr verschloß. Eine Mutter darf nicht sagen: „So denke ich, und so sollt du auch denken“ — sie darf aber auch nicht dem jungen Kinde die Freiheit des Denkens lassen und ihre eigenen Wege gehen; eine rechte Mutter soll wie ein getreuer Eckart bei ihm sein, beim Spiel, beim Lernen, bei seinen Träumen von der Zukunft. Denn sie ist verantwortlich für seine Entwickelung und nur dann wird sie darauf einwirken können, nur dann auch alles, was später kommt von Plänen und Handlungen und Gedanken verstehen. Denn sie war dabei, als es entstand, und sie sah es wachsen und werden.

Ebenso wundern sich manche Mütter, wenn es die Kinder in die Ferne zieht, heraus aus den Mauern des Hauses. Diese Mauern hielten sie doch so warm umschlossen, waren wie starke Mutterarme!

Es war doch früher anders! Da blieben die Familien zusammen und vereinigten sich zufrieden in ihren Familieninteressen, ohne hinauszustreben in andere fremde Verhältnisse! — Ja, das war früher! Und wieder muß der Mutter der Vorwurf gemacht werden, daß sie an „früher“ dachte und darüber vergaß, die Gegenwart zu sehen und für ihre Forderungen Verständnis zu suchen.

So viel ernste, selbstlose Arbeit wird von einer Mutter gefordert. Aber auch ihre Hingabe in des Kindes Individualität muß weise begrenzt sein und darf nicht so weit getrieben werden, daß sie sich selbst darüber verliert. Denn sie trägt nicht nur die Verantwortung für die möglichst günstige Entwickelung ihres Kindes, sondern auch die volle Verantwortung für die Entwickelung ihrer eigenen Persönlichkeit. Gerade durch ihre Persönlichkeit wirkt sie auf das Kind; je vollkommener diese ausgebildet ist, desto segensreicher wird auch ihr Einfluß sein. Wenn sie ihre eigenen Anlagen fördert, ihr Interesse für die sozialen Aufgaben des Lebens befriedigt, in anregender Geselligkeit sich erfrischt, dann wird sie auch ihre Pflichten dem Kinde gegenüber mit um so reicherem Inhalt füllen, mit um so schönerer Auffassung durchdringen können.

Unstreitig ist das mütterliche Gefühl bei der überwiegenden Mehrzahl der Frauen das sie am stärksten bewegende Gefühl, und es ist erklärlich und berechtigt, daß es nach Befriedigung ruft. So wünschenswert es ist, daß die nach der Mutterschaft sich sehnenden Frauen dieser fordernden Stimmung folgen — sie finden ein reiches Feld vor für die edelste Betätigung ihres Muttergefühls — viele tausend liebebedürftige Kinder — so ist es doch ebenso notwendig, daß sie die

Digitized by Google

damit verbundenen Pflichten, Sorgen und Schmerzen — und nicht nur die Freuden allein — in voller Klarheit erkennen.

Zur Schule.

Von Marie Luise Becker.

Sie war ein kleines Licht in der Schule. Immer eifrig, pünktlich, lernfroh. Keiner kümmerte sich um ihre Schularbeiten. Nur abends vor dem Schlafengehen eine Frage: „Hast Du auch alle Schularbeiten gemacht?" Das bejahte das Blondköpfchen jedesmal mit Ueberzeugung und die Eltern konnten sich darauf verlassen.

Sommer war's. So weich und warm die Luft. Wie Märchenzauber der wilde Wein über den Lauben im Garten und den duftenden Jasminsträuchern. Eine große Rose war am Strauch im Mittelbeet erblüht und die Stiefmütterchen hatten tausend Farben.

Else-Marie hatte den ganzen Nachmittag im Garten gespielt. Sie hatte ihre Puppen spazieren gefahren und ihnen dann eine Lektion gegeben. Die Puppenkinder lernten heut recht schwer. Else-Marie hatte oft prügeln müssen. Ihr helles Kinderstimmchen klang bald heiter, bald zornig durch den Garten.

Sie saßen alle in Reih und Glied auf der Bank unter der weit schattenden Kastanie, die Puppenkinder. Else-Marie saß davor in Mamas großem Korbstuhl, so recht behaglich. Das liebte sie, so zu sitzen, ein Buch in der Hand. Heut aber hatte sie keine rechte Ruhe. Sie sprang wieder empor und tanzte durch den Garten. Sie lief in die Küche und neckte Luise bei ihrer Arbeit, dann lief sie vor den Spiegel im Wohnzimmer und drehte sich hin und her und freute sich über das kleine Blondköpfchen, das ihr, als ihr Bild, entgegenlachte. Aber die rechte Freude wars auch nicht. Irgend ein Schatten ärgerte sie. Ohne sich umzusehen, lief sie hinaus in den Garten. Natürlich! Nun waren sie inzwischen unartig gewesen, die dummen Puppen! Die dummen Dinger! Sie mußte sie hauen. Und sie legte sie über ihre Knie und klopfte unbarmherzig auf Puppe Ernas geduldigen Lederbalg.

Traudsen sie nur noch einen halben Kopf hatte, mußte Puppe Lieschen ein Kirchenlied begreifen und Erna, der Hans einmal im Uebermut die Augen ausgedrückt, mußte trotz ihrer leeren Augenhöhlen das Einmaleins lernen. Nicht besser gings Lorchen, der Hans die Zähnchen kunstgerecht ausgezogen hatte.

Nun saßen Eltern und Kinder auf der Rampe beim Abendbrot. Else-Marie mit heißen Bäckchen. Dicke Milch und weißer Käse und frische Eier — wie das leckte!

„Hast Du Deine Schularbeiten gemacht?" fragte der Papa. Elschen strahlte. „Wir haben heute keine auf!" „Ihr habt keine auf? Ist das auch wahr, Elschen?" Des Vaters Augen sahen durchdringend und strenge das kleine Mädchen an. In Else-Maries Kindergesicht zuckte es. „Ja, Papa, es ist wahr. Fräulein hatte Zahnschmerzen und darum hat sie uns nichts aufgegeben," schon zitterten Tränen an den blonden Wimpern und das helle Stimmchen bebte leise. „Weil sie Zahnschmerzen hatte, soll Euch Fräulein nichts aufgegeben haben? Else-Marie, ist das auch wahr?" Da sank das Köpfchen auf die Tischkante und bitterliches Weinen klang unter den verschlungenen Aermchen hervor.

„Ja, Papa, es ist wirklich wahr. Sie hat gesagt, blos wenn wir Lust hätten, sollten wir das tun, und ich wußte gleich, daß ich heut gar keine Lust haben würde."

Nun schwiegen alle.

Mama teilte die dicke Milch, Elschens Lieblingsgericht, auf die Teller und streute süßen Zucker dazu. Die Teller klapperten und Elschen schluchzte. Jetzt setzt Hans das leckere Gericht grade vor sie hin! Sie hebt den Kopf. Wie vorwurfsvoll Papa und Mama sie ansehen! Nun wußte sie plötzlich, daß keine Lust haben, schrecklich unartig sei. Sie warf nur einen unsäglich traurigen Abschiedsblick auf die dicke Milch, auf der der Zucker glänzte. Dann schlich sie schweigend in das Haus.

Im Kinderzimmer war es ganz dunkel. Die Schultasche aber sah sie nun auch vorwurfsvoll an.

Luise hatte Licht in der Küche. Da fiel gerade ein heller Schein durch den Türspalt auf die Mappe. Mit herzbrechendem Seufzer packte Else-Marie Fiebel und Schreibtafel aus. Das war heut alles unberührt geblieben, seit sie Vormittag die Schule verlassen. Mußte man denn nun alle Tage Lust zum arbeiten haben? Alle Tage?

Auch, wenn man mal nicht brauchte? Und der Garten so duftete? Luise saß schläfrig am Herd und blinzelte teilnahmslos herüber. Es tat Else-Marie wohl, daß die sie nicht störte. Sie trug eine Fußbank und ihr Stühlchen aus der Kinderstube in die Küche, ohne ein Wort zu sagen. Auf das Stühlchen packte sie Fiebel und Tafel. Dann setzte sie sich auf das Fußbänkchen davor. Hin und wieder fiel noch eine Träne auf die Tafel und verlöschte die Zahlen. Die Uhr tickte — wie rasch der Zeiger ging. Es war gewiß schon sehr spät. — Ob Hans ihr nun die dicke Milch aufessen würde? oder ob Mama sie ihr aufhob? Mama würde es gewiß tun. Aber Haus! Dem ist nicht zu trauen. — 3 und 3 — 3 und 3 — wie schrecklich schwer es sich in so tiefer Nacht rechnete. Wenn das die Puppen wüßten! Gut, daß sie's nicht wissen. Die sind ja so dumm. Erna hat keine Augen, und Lorchen keine Zähne und Lieschens Kopf ist nur halb! Die dummen Puppen. Was die zu denken hatten! Morgen sollen sie Prügel kriegen, daß sie die Mama von ihrer Arbeit abgehalten hatten. Ja, morgen. Wenn Fräulein nun totkrank war an Zahnschmerzen? Was dann? Dann hatte sie alle Arbeit umsonst gemacht! Das wäre zu traurig. Elschen mußte von Neuem schluchzen.

3 mal 7 — 5 mal 7 — das soll einer wissen. Nun schlug gar die Uhr — wieviel nur? Elschens Kopf sank wieder auf den Tisch. Es war gewiß schon tiefe, tiefe Nacht.

Indeß umwarben Hansens bescheidene Blicke ihren Teller mit dicker Milch. Mama wollte aber nichts wissen von einer Besitzübertragung. Schließlich schlich er sich hinaus, die Schwester zu suchen. Mit strahlenden Augen kam er zurück: „Ich werde 's man aufessen, Else-Marie schläft schon."

Else-Marie war die Erste in der Klasse und hielt sehr auf ihren guten Ruf. Als Fräulein am nächsten Morgen in das Schulzimmer trat, sah Elschen gleich, daß die Zahnschmerzen fort waren. „Nun," sagte Fräulein, „wer hat denn Schularbeiten gemacht?" Alle meldeten sich — nur zwei ganz berichtigt Faule hatten keine Arbeiten ausgeführt. Da merkte Else-Marie, daß man von jetzt ab alle Tage, alle Tage Lust zur Arbeit haben müsse.

Das war eine wichtige Erkenntnis. —

„Sich verewigen."

Am stillen, schönen Werbellinsee steht eine große, weitästige, gewiß viel über hundert Jahre alte Buche. Darunter eine Bank. Dahin ging ich gern am Abend, sah die Sonne hinter die Schorfheide tauchen und freute mich des schönen Plätzchens, der glänzenden lebensfrischen Aeste und des glatten Stammes, wie rund er gleich einer herrlichen Säule aus der schwarzen Erde aufstrebte.

Als ich aber gestern meinen Lieblingssitzplatz wieder aufsuchte, da leuchtete es mir schon von Weitem von dem Stamme hell entgegen und mit großen Frakturbuchstaben, tief eingeschnitten in das weiße Holz, las ich:

Fritz Obermüller
Coepenick
20/8 1904

Digitized by Google

Wißt Ihr, was ich da unwillkürlich vor mich hin murmelte? „So, so; Fritz Obermüller aus Coepenick ist also der eitle Laffe, der auch auf der Welt herumläuft und die Natur verschandelt! Freue mich gar nicht, seine Bekanntschaft zu machen.“ Und damit drehte ich meinem armen, verschimpfierten Baum auf Nimmerwiedersehen den Rücken. So hat sich also Fritz Obermüller verewigt — und nun kann er sich sogar noch gedruckt sehen. Ich hoffe, das wird ihm keine Freude machen; was ich dazu tun kann, will ich gerne tun.

Denn ich drucke ihn hier ab als abschreckendes Beispiel! Was hat er mir außer seinem Namen nicht noch alles verraten! Er muß sich doch für sehr wichtig auf der Welt vorkommen, daß er sogar den denkwürdigen Tag, wo er am Werbellinsee stand, der Nachwelt überliefert. Also eitel! Vielleicht — so dachte er wahrscheinlich — werden spätere Geschlechter ehrfürchtig zu diesem Platze wandeln, wie auf die Höhe des Straßburger Münsters zu Goethe's Namenszug. Also eingebildet! Größenwahn verrät du, kleiner Geringroß. Statt dich still bewundernd des herrlichen Bildes vor dir zu freuen und dankbar zu genießen, hast du Auge und Hand stundenlang an den Baumstamm gehetzt — wer weiß, ob du überhaupt hier etwas anderes zu sehen verstandest, als die Unterlage für deinen werten Namen? Keine Naturfreude, kein Blick ins Weite, engherziger Maulwurf! Schief und krumm sind trotz aller Mühe die Buchstaben geworden — keine Spur von Kunstsinn! Schließlich ist es irgendwie fertig geworden, die ersten Zeichen tief eingeschnitten, in der ersten Schaffensluft, die letzten flüchtig, unsauber und flach, mehr gekritzelt als gezogen: Keine Stetigkeit, kein Fleiß! Und dir wird nie was Rechtes! Weder die glatte Schönheit der grauweißen Rinde, die in ihrer Unberührtheit wie vom ersten Künstler geweißelt schien, konnte ihn von seinem Vandalismus abhalten, noch der Gedanke, ob nicht das Messer des Zwerges den Riesen zum Tode verwundete: Keine Achtung und Ehrfurcht vor dem Gewordenen, keine Scheu vor dem Eingriff in fremdes Leben — nichts als nackter Egoismus. Vielleicht fand er den Baum mit Inschrift schöner als vorher? Vollendete Geschmacklosigkeit! Dachte er wohl an Andere, die nach ihm an den Fleck kommen würden? Jawohl, aber nur mit dem Kitzel: Die werden dich auch lesen müssen! Rücksichtslosigkeit und Selbstgefälligkeit! Oder hatte Fritz Obermüller am Ende die dunkle Ahnung, daß dies Gekritzel das einzige Mittel sei, seinem Namen ein winziges Stückchen Ewigkeit zu verleihen? Armseliger Trost! Keine Spur von Selbstvertrauen! Ja, du wirst fortleben, wie Kieselack, der den Gipfel der Geschmacklosigkeit erklommen, als er vor Jahrzehnten alle unzugänglichen Bergspitzen mit seiner Namensschablone verunzierte, wie van Houten's Cacao, Nestle's Kindermehl und die Hühnereaugensalbe in der Uhr! Wenn Dich das reizt, Fritz Obermüller . . . . . !

Aber Fritz hat leider, leider, viele Kollegen. Die haben die rechte Alpennatur und wollen auch so berühmt werden und „verewigen sich,“ nicht blos an Buchenrinden, sondern an Zäunen und Bänken, auf Gartenstichen und Aussichtspunkten, in der Badezelle und sonst wo. Und ein Glück, wenn sie's noch beim Namen bewenden lassen. Aber da dichtet mancher auf das wehrlose Holz hin:

„Nun ade
Du schöner See“

und schreibt sorglam Max Schulze darunter, damit man nicht etwa auf den Gedanken komme, das hätte Schiller oder Goethe gemacht. — Und ein ganz Schlauer schreibt darunter:

„Narrenhände beschmieren Tisch und Wände.
Felix Meyer aus Berlin.“

Von denen, die ihre innere Gemeinheit durch schmutzige Worte und Redensarten dem Publikum kund tun müssen, will ich schon gar nicht reden. —

Nein, Jungens, dazu wäre ich mir denn doch zu stolz. In der Gesellschaft soll dein ehrlicher Vatersname prangen? Das ist die ganze Unsterblichkeit, nach der du dürstest? Donnerwetter!

R. P.

Zwischen den Dornen und am Wege.

Vom Depeschenboten zum Dr. der Chemie.

Den jungen Lesern dieses Blattes möchte ich zur Anfeuerung eines ehrlichen, fleißigen Strebens das glänzende Beispiel eines selbstgemachten Mannes anführen, von dem ich in einer italienischen Zeitung, „La Tribuna,“ gelesen habe.

Giacomo Barbera wurde zu Biella im November 1875 als Sohn armer Eltern geboren. Der Vater starb ihm schon als er kaum 5 Jahre zählte, und ein Onkel, ein einfacher Tischlermeister, nahm sich des kleinen an. Im siebenten begannen die Kinder manchmal schon vom vierten Jahre an den Schulbesuch. So gab denn der Onkel dem Drängen Giacomos nach und schickte ihn in die Elementarschule. Nach Beendigung derselben erlangte Giacomo, in dem sich schon so früh eine ungeheure Lernbegier entwickelt hatte, die Erlaubnis, das Gymnasium zu besuchen. Hier machte er die 3 unteren Klassen durch. Weiter reichten jedoch die Mittel des gütigen Onkels nicht, und Giacomo war gezwungen, sich seinen Unterhalt selbst zu verdienen. Zu diesem Zweck trat er bei einem Advokaten als Schreiber ein. Mit 17 Jahren meldete er sich beim Militär, um in die Sergentenschule aufgenommen zu werden. Fünf Jahre hatte er diesen Dienst zu leisten und wurde dann mit dem Sergeantengrade des Ingenieurkorps entlassen. Hierauf fand er für einige Zeit Beschäftigung bei der Elektrizitäts-Gesellschaft in Trino Vercellese; doch fühlte er seine Lage zu verbessern, indem er eine Stelle als Bremser bei der sogenannten ökonomischen Eisenbahn in seinem Heimatsort Biella annahm. Die Strapazen und große Verantwortlichkeit seines Dienstes ließen dem jungen Menschen keine Zeit, seinen heißen Wunsche nach Wissen Rechnung zu tragen. Giacomo wollte sich also wieder verändern und nahm eine Stelle als Depeschenbote in Biella an.

Von diesem Augenblick fing nun Barbera an, mit Leidenschaft zu studieren. Er füllte sich die Taschen mit Büchern und lernte Tag und Nacht, zu Hause, auf der Straße, in im Bureau, wenn er auf Depeschen warten mußte und jede Stunde, die ihm vom Dienst übrig blieb. Des Schlafes schien der Strebsame kaum zu bedürfen. Sein unermüdlicher Fleiß war danach auch mit Erfolg gekrönt; er konnte nach 3 Jahren ungefähr ein Abiturientenexamen bestehen. Das Herz des braven Giacomo war voll von dankbarkeit. Studieren durfte nicht nur er ausgegangen; er hatte sich inzwischen eine Frau genommen.

Dem lerndurstigen Manne genügte jedoch das Erreichte nicht; er sehnte sich danach an einer Universität sein Wissen zu erweitern. Zu diesem Zweck bat er um seine Versetzung als Depeschenbote nach Turin. Seinem Wunsche wurde Folge gegeben, und er siedelte mit seiner Familie nach der schönen Stadt über. Er ließ sich nun sofort an der Universität als Hörer und Student der Chemie einschreiben, da er sich für dieses Fach vorzugsweise interessierte. Giacomo begann auch hier das Leben von Biella. Ja, er nützte, wenn möglich, seine Zeit noch mehr aus. Er bewarb sich um den Früh- und Spätdienst und gewann so Zeit, tagsüber Vorlesungen zu hören und Laboratorien zu besuchen. Außerdem studierte er noch die deutsche Sprache. Dabei war er gezwungen, Mathematikstunden zu geben, um sein schmales Einkommen zu erhöhen, denn die Familie hatte sich inzwischen um drei Kinder vergrößert. Welch ein glänzendes Beispiel lieferte dieser Mann für das Sprichwort: „Was man will, das kann man.“ Hat Giacomo Barbera nicht schier Unmögliches geleistet? Verenigte er doch den Familienvater, Depeschenboten, fleißigen Studenten und Lehrer alles in einer Person! Wahrlich es war ein hartes und reiches Leben und kaum hat jemand Franklins Sprichwort: „Zeit ist Geld“ besser verstanden und angewandt als dieser um sein täglich Brot und sein Studium schwer arbeitende Mann.

Sein Eifer wurde denn auch mit dem gebührlichen Erfolg gekrönt. Barbera, der noch nicht volle 29 Jahre zählte, hat am 12. Juli cr. sein Examen als Dr. der Chemie außergewöhnlich glänzend bestanden. In Deutschland würde das Prädikat summa cum laude gewesen sein, aber die Italiener haben dafür andere Bezeichnungen.

So viel Fleiß konnte nicht unbedacht, noch unbelohnt bleiben. Der Minister des Post- und Telegraphenwesens hatte von diesem merkwürdigen Vorfall Kenntnis erhalten. Er telegraphierte an den Oberpostdirektor von Turin und beauftragte ihn, den jungen Dr. zu befragen, ob er eine Vizesekretärstelle erster Kategorie im technischen Bureau des Telegraphenamtes in Rom annehmen wolle. Dr. Giacomo Barbera hat nicht nein gesagt und wird in einigen Tagen sein neues Amt in der ewigen Stadt antreten. Was wird aus dem Mann mit dem eisernen Fleiß noch werden?! Die „Tribuna“ schließt ihren Bericht mit den Worten: „Diese Anstellung ehrt den, der sie erteilt wie den, der sie erhält.“

H. Steyner.

Digitized by Google

Oktober 1904.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

Was soll ich werden? Von D. D.
Mama. Nach dem Italienischen erzählt von H. Stemmer.
Beim Heißen. Von Lilli Jannasch.
Lesefrüchte.

Was soll ich werden?

„Weißt Du noch, Mutti, als ich klein war, da wollte ich gern Kutscher werden."

„Jawohl, mein Kind. Manchmal auch Kaiser. Jetzt aber bist Du schon groß und klug und weißt, daß Du noch viel Zeit hast, Dir zu überlegen, was Du werden willst."

„Es ist eigentlich furchtbar schwer, sich das zu überlegen. Wie soll man eigentlich wissen, was zu einem paßt?" (Dabei sieht mich der kleine, stämmige Quartaner aus großen Augen so ernsthaft an und zieht die Stirn in so sorgenvolle Falten, daß es zugleich lustig und rührend aussieht).

„Ich sagte schon, daß Du noch viel Zeit dazu hast; aber wenn Du willst, können wir's uns ja mal zusammen überlegen. Ich und Du, wir meinen jetzt mit „etwas werden," nicht, ein guter, ein tüchtiger, ein gebildeter Mensch werden; das versteht sich ja von selbst, daß wir beide das für Dich wollen; sondern wir meinen, was für einen Beruf Du wählen willst, nicht wahr? Warum willst Du nun überhaupt einen Beruf wählen?"

„Weil ich mich ernähren will."

„Sehr richtig; Du meinst also einen Beruf, wo es an Nahrung garnicht fehlen kann, Bäcker oder Schlächter?"

„Ach, Mutti! Du weißt ganz gut, daß ich es nicht so meine. Mit ernähren meine ich doch alles, was sich gehört, nicht bloß essen, auch Sachen zum Anziehen und Wohnung und Möbel, und Bilder und Bücher, und Verreisen und so was alles."

„Ja, wodurch verschafft man sich denn so viele verschiedene Dinge? Da muß man wohl Bäcker und Schneider und Baumeister und alles mögliche werden?"

„Ach, Mutti, so klein bin ich doch nicht mehr, daß Du mir so komische Fragen stellen mußt. Das kriegt man natürlich alles, wenn man Geld hat."

„Dann kannst Du mir jetzt vielleicht deutlicher sagen, warum Du Dir einen Beruf wählen willst."

„Na ja. Weil ich mir das Geld, das ich zum Leben brauche, verdienen muß."

„Es gibt aber Kinder, und Du kennst selbst solche, die haben so viel Geld von ihren Eltern, daß sie sich keins zu verdienen brauchen. Fändest Du das richtig, wenn die sich keinen Beruf wählten?"

„Nein, sehr häßlich wäre das."

„Warum eigentlich?"

„Weil jeder Mensch arbeiten muß."

„Das hast Du sehr gut gesagt, und es ist genau so richtig, wie Deine erste Antwort: Weil ich mich ernähren will. Aber gerade wie bei dieser mußt Du mir erst noch sagen, was Du Dir alles dabei denkst. Kann man nicht auch arbeiten, ohne einen Beruf zu haben?"

„Na, man beschäftigt sich wohl mit allerhand Zeug; aber so richtig ordentlich arbeiten, das nennt man doch Beruf."

„Und warum muß jeder Mensch richtig ordentlich arbeiten?"

„Weil er sich sacht sehr langweilen möchte, für immer, meine ich; mal faulenzen ist ja sehr hübsch. Und dann könnte man ja garnicht wissen, ob man überhaupt was ordentliches machen kann."

„Das sind alles sehr gute Gründe. Der beste aber fehlt noch. Du wirst leicht darauf kommen, wenn Du an meine Frage von vorhin zurückdenkst, die Du so komisch fandst, die aber garnicht komisch ist. Ich wollte Dich darauf aufmerksam machen, wieviel Leute tagaus, tagein für Dich arbeiten, da Du doch eben nicht alles selber sein kannst. — Nun gab es und gibt es Völker, wo wirklich jeder sein eigener Baumeister, Schneider, Schuster, Ackerbauer, Bäcker, Schlächter u. s. w. war. Dir fallen jetzt gewiß die Schilderungen ein, die Du von den Eskimos und von wilden afrikanischen Stämmen gelesen. Eine Hütte oder ein Zelt wird aus Baumstämmen aufgeführt. Der Mann macht sich seine Steinart selbst, geht auf die Jagd und bringt das erbeutete Tier nach Hause, dessen Fleisch zur Speise, dessen Fell zur Kleidung und Lagerstätte dient. Da war jeder für sich und konnte ganz allein für sich sorgen. Nur wenn einmal ein sehr starkes, gefährliches Raubtier sich zeigte, taten sich wohl mehrere zusammen, oder wenn fremde Völkerschaften in die Gegend kamen. Das letzte war wahrscheinlich die Veranlassung, daß die Verhältnisse sich langsam änderten. Zum Schutz vor Feinden bildete sich zunächst eine Kriegerkaste, das heißt, die Kräftigsten, die sich am besten für den Kampf eigneten, wurden damit beauftragt, die übrigen Volksgenossen zu schützen; und dafür versorgten die andern sie mit allem, was sie brauchten. Da bemerkte man bald, daß die Krieger immer besser kämpfen lernten, und daß es für die anderen eine große Erleichterung war, eine so große Sorge und Mühe los zu werden. Und da dachte man weiter und kam auf den Gedanken, einem besonders Geschickten die Anfertigung der Werkzeuge, einem anderen die der Kleider zu übergeben, und so immer weiter. Die Arbeit wurde **geteilt**. Dadurch konnte viel bessere Arbeit geliefert werden, denn jeder bekam in dem, was er machte, Uebung. Dadurch wurde man auch verwöhnt und wollte alles sehr gut und schön haben. Und heut ist gar

Digitized by Google

keine Möglichkeit, daß einer alles, was er braucht, sich allein anfertigen könnte. Wenn aber so viele für Dich arbeiten; hast Du denn da nicht die Pflicht, auch für sie etwas zu tun? Käme es Dir denn nicht vor, als wärest Du ausgestoßen, wenn die andern dich nicht brauchen könnten?"

„Das ist gerade wie neulich vor der Reise, Mutti, wo wir so viel zu tun hatten. Da hattest Du Ernst nichts aufgetragen und er fing an zu weinen."

„Ganz ebenso ist es, mein lieber Junge! Wie wir in der Familie für einander sorgen und arbeiten, so ist es auch im Grunde mit dem ganzen Volke, wenn es auch, oberflächlich betrachtet, nicht so erscheint."

„Du! Ist das eine große Familie!"

„Nicht wahr? Und doch gehören wir einer noch viel größeren an. — Weißt Du noch, was wir neulich vorgelesen haben?"

„Ach, das war fein, Mutti! Vom Elefantenkind und vom Gürteltier und —"

„Genug! Weißt Du nicht auch, wer das geschrieben hat?"

„Ja, ein Engländer, wie heißt er gleich?"

„Kipling. Und nun bedenke! Was dieser Engländer gemacht hat, das verschafft uns Freude und Erholung. Wir haben auch für das Buch Geld ausgegeben, Geld, das Vater für seine Arbeit bekommen hat, also ein bischen Arbeit, nicht wahr? Und auf sehr verwickelten Wegen kommt dieses unser Stückchen Arbeit auch bis zu diesem Engländer. Man kann also sagen, er hat für uns gearbeitet und wir für ihn. — Nun sieh Dir mein Bücherbrett an, da stehen neben den deutschen Büchern solche in englischer, französischer, italienischer Sprache, andere sind aus dem Russischen, Norwegischen, Spanischen übersetzt. Und jetzt dies Tablett und diese Theekanne. Ich glaube, Du weißt, woher die sind."

„Das Tablett ist japanisch und die Theekanne ist aus China, die Theeblätter auch. Also haben die Japaner und die Chinesen auch für uns gearbeitet."

„Und vor mehreren Jahren sind viele Japaner hier hergekommen, um auf unseren Schulen und Universitäten zu lernen. Unsere Künstler erzählen wieder, daß sie manches von den Japanern gelernt haben. Du siehst also, ein Volk kann dem andern sehr nützlich sein, wie ein Familienglied dem andern."

„Manchmal schaden sich aber die Völker, z. B. wenn sie Krieg führen."

„Gewiß, das kommt leider vor. Sie haben eben noch nicht alle eingesehn, wie nützlich sie einander sein können. — Aber wir sind sehr weit abgekommen von dem, was wir uns überlegen wollten, bis nach Japan! Da müssen wir sehn, daß wir wieder nach Hause kommen."

„Erst muß ich aber noch rasch was sagen, Mutti: Die Römer und die Griechen nützen uns auch, dabei sind sie garnicht mehr da."

„Das freut mich sehr, mein Liebling, daß Dir das einfällt. Ja, die Griechen und die Römer und die Leute, die die schönen Geschichten und die wahren Gedanken in der Bibel aufgeschrieben haben, die nützen uns, obgleich sie längst nicht mehr da sind. Es ist so, wie mit den Sternen; weißt Du noch, was Hans Dir neulich erzählte, als wir den wundervollen Sternhimmel betrachteten?"

„Ach ja, Du meinst von den Sternen, die garnicht mehr da sind, und wir sehen doch ihre Strahlen. Ja, das ist gerade so mit den berühmten Völkern, und auch mit den berühmten Menschen, nicht wahr? — Wenn man berühmt werden will, muß man auch einen Beruf haben und recht tüchtig arbeiten."

„Nun sind wir ja glücklich von Japan über die entferntesten Sterne zurückgekehrt! — Siehst Du, mein Kind, wir wollten uns zusammen überlegen, was Du einmal werden sollst. Das haben wir freilich noch nicht heraus gebracht, aber doch, was Du einmal zu bedenken haben wirst, ehe Du Dich entschließest. Weißt Du noch, was es ist?"

„Also erstens, daß ich soviel verdiene, wie ich brauche; und zweitens muß es etwas sein, was für die andern nützlich ist. Ist nicht eigentlich alles nützlich, was man tut, wenn man es recht ordentlich tut?"

„Doch mehr oder weniger, mein Kind. Aber im Großen und Ganzen hast Du recht. Man kann in den meisten Berufen nützen, wenn man tüchtig und ordentlich seine Arbeit tut; man kann in jedem Beruf schaden, wenn man seine Pflicht unordentlich und unlustig tut. Daher muß man sich sehr gut überlegen, ob man zu der Arbeit, die man übernehmen will, befähigt ist. Ein ander Mal wollen wir uns über verschiedene Arten von Arbeit unterhalten. Aber sicher siehst Du jetzt schon ein, daß es recht gut ist, Du hast noch viel Zeit, Dir das alles zu überlegen. Nicht wahr?

D. D.

Akana.

Eine japanische Legende.

Nach dem Italienischen erzählt von H. Steyner.

Warum küssen sich die Menschen? fragte der philosophierende Kater Hidigeigei. Warum führen die Menschen Krieg? fragte der friedliebende Zar, als er die Truppen segnete und dachte dabei mit Nietzsche: „Ich schone Euch nicht, ich liebe Euch von Grund aus, meine Brüder im Kriege! Was liegt am Lang-Leben? Welcher Krieger will geschont sein!"

Wozu ist man allmächtiger Selbstherrscher und will den Frieden, wenn man nicht sagen kann: „es sei Frieden!" Muß der große russische Riese den armen japanischen Zwerg erdrücken?

Zarathustra sagt auch: „Der Krieg und der Mut haben mehr große Dinge getan, als die Nächstenliebe." Ei, so möchte er doch das arme russische Volk aus seinem vielhundertjährigen Schlafe rütteln, auf daß es sich seiner selbst bewußt würde!

Und das arme Japan mit seiner jungen europäischen Zivilisation, seinen kleinen hübschen Frauen, seinen großen, märchenhaften Blumen, muß es an diesem grausamen Kriege zu Grunde gehen? Die Legende, die ich dem Leser wiedergeben möchte, kommt mir fast wie ein Totenlied vor.

— — — — — — Japanische Soldaten ziehen in den Krieg und nehmen Abschied von ihren Lieben, die traurig und zagenden Herzens zurückbleiben. Der Zug, der sie und ihr ungewisses Schicksal davon trägt, ist gedrängt voll. Tausende von weißen Papierfähnchen, auf denen die Sonne mit glutroten Strahlen gemalt ist, werden von den Kriegern aus den Wagenfenstern geschwenkt. Frische, mutige Stimmen grüßen die Zurückbleibenden und rufen: „Wenn wir siegen, werden wir uns wiedersehen zur Zeit der weißen Chrysanthemen, dem Versprechen von Akana." Das soll heißen, im nächsten Herbst. Wenn der Japaner etwas verspricht im Namen von Akana, so meint er damit, daß er sein Versprechen selbst auf Kosten seines Lebens halten werden. Eine rührende Legende knüpft sich an dieses Fest: „Das Versprechen von Akana."

Akana Soyemon war ein Samurai (d. h. Krieger) von Szumo aus der Stadt „Von den acht aufsteigenden Wolken" einer der ältesten und poetischsten Namen der Provinz Szumo. Seit 5 Jahren hatte Akana die Heimat verlassen und lebte mit seinem Adoptivbruder und seiner Mutter in Kato, in der Provinz Hamira.

Es war vor vielen hundert Jahren, da sagte an einem schönen Frühlingsmorgen Akana zu Hasebe Samon: „Ich will gehen und die Stadt meiner Heimat wiedersehen. Lebewohl!"

Hasebe erwiderte: „Dein Szumo ist viele, viele Meilen weit von hier. Es wird Dir nicht leicht sein, die Stunde und den Tag Deiner Rückkehr zu bestimmen. Wenn die Mutter und ich es wüßten, würden wir glücklich sein, und

Digitized by Google

ich würde Dich bei Deiner Heimkehr am Gartentor an der Straße erwarten."

„Ich bin so gewöhnt genau jedes Datum zu bestimmen," erwiderte Akana, „daß es mir auch jetzt keine Schwierigkeiten macht. Ich verspreche Dir am Feste von Choyo zurückzukehren."

„Das ist der neunte Tag im neunten Monat," sagte Hasebe „dann werden die Chrysanthemen in voller Blüte stehen, und wir werden dann vereint gehen können, uns an ihrem Anblick zu ergötzen. Oh, wie glücklich werde ich sein! Sage, kannst Du bestimmt versprechen am 9. Tage im 9. Monate zurückzukehren?"

„An diesem Tage werde ich hier sein," wiederholte Akana. Er umarmte Mutter und Bruder und verließ rüstigen Schrittes das Dorf Kato. Weinend und traurigen Herzens folgten ihm die beiden Zurückbleibenden mit den Augen, soweit sie ihn sehen konnten.

„Weder die Sonne noch der Mond," sagt ein altes japanisches Sprichwort, „können dem Fluge der Tage Einhalt tun." Schnell folgte sich Tag auf Tag, Woche auf Woche, Monat auf Monat, und es kam der Herbst, die Zeit der Chrysanthemen. Es kam auch der neunte Tag im neunten Monat und Hasebe hatte ein kleines Fest für die Ankunft des Pflegebruders vorbereitet. Er hatte eine Menge schöner Sachen aufgestellt, Kuchen und Weine, den Saal herrlich geschmückt, und das ganze Haus mit Chrysanthemen in allen Farben geziert.

Seine Mutter, die dies beobachtete, sagte: „Die Provinz Szumo ist von hier hundert Ri entfernt, sein Ri ist ungefähr 4500 Meter) und die Reise durch das Gebirge ist mühsam und beschwerlich. Du kannst nicht sicher sein, daß Akana zurückkommt. Wäre es nicht besser, heute seine Ankunft nicht zu erwarten?"

„ Nein, Mutter," erwiderte Hasebe, „Akana versprach heute hier zu sein. Es ist unmöglich, daß er sein Versprechen nicht hält. Wenn er uns bei den Vorbereitungen zum Feste seiner Rückkehr überraschte, müßte er denken, daß wir an seinem Worte zweifeln, und wir müßten vor ihm erröten."

Die Mutter wollte nicht widersprechen und ging hinaus. Der Tag war sehr schön, der Himmel blau und wolkenlos, die Luft fein und rein. Am Morgen zogen viele Reisende durch das Dorf. Viele von ihnen waren Krieger. Hasebe musterte aufmerksam einen nach dem andern, gar oft glaubte er seinen Bruder Akana zu sehen.

Die Glocken des Tempels schlugen langsam und feierlich die zwölfte Mittagsstunde an und Akana kam nicht. Die Besperzeit ging vorüber, es nahte sich die Stunde, des Sonnenuntergangs, die ersten Sterne funkelten am Himmel und Akana hatte die neue Heimat noch nicht erreicht. Hasebe aber stand unbeweglich am Tor und blickte unverwandt und scharf auf die weite Straße, die vom bleichen Mondschein erleuchtet war. Die Einsamkeit des menschenleeren Weges schnürte ihm das Herz zusammen, und er verharrte in einem Zustand fieberhafter Angst.

Die Mutter sagte zu ihm: „Der Wille eines Menschen, lehrt uns das Sprichwort, kann sich leicht ändern, wie der Himmel im Herbst. Deine weißen Chrysanthemen werden morgen noch frisch sein. Jetzt ist es spät; lege Dich schlafen. Deine Glieder sind vom langen Stehen ermüdet, und morgen kannst Du wieder an das Tor gehen, um Akana zu erwarten."

„Nein, Mutter," erwiderte Hasebe, Du kannst gehen und Dich ruhen, ich bleibe hier. Mein Herz sagt mir mit jedem Schlage: „Akana wird kommen! und ich erwarte ihn." Mitternacht nahte heran, der Mond verbarg sich hinter dem fernen Gebirge. Die Stille des Dorfes wurde nur dann und wann durch das Aufheulen eines Hundes unterbrochen. Der dumpfe, unheimliche Ton der Glocke begann langsam die zwölfte Stunde zu schlagen. Da bemerkte Hasebe in der Ferne einen Mann, der sich eiligen Schrittes näherte, und gleich darauf erkannte er in diesem Wanderer seinen Pflegebruder Akana.

„Oh, Teuerster!" schrie Hasebe, indem er ihm entgegen lief, „ich habe Dich hier vom Sonnenaufgang bis jetzt erwartet. Ich wußte, Du würdest Dein Versprechen halten. Aber jetzt mußt Du müde sein, armer Bruder! Komme, tritt herein, alles ist zu Deinem Empfang bereit. Ich werde die Mutter rufen, die arme Alte hat vor einigen Stunden vom Schlafe übermannt, die Lagerstätte aufgesucht."

„Nein," sagte Akana, „laß sie schlafen, die gute, heilige Mutter!" Er trat in das Haus, doch rührte er weder Speise noch Trank an. „Höre jetzt, wie es mir ergangen," sprach er zu Hasebe, nachdem er sich auf die Strohmatte niedergelassen. „Als ich in Szumo einkehrte, fand ich, daß das Volk die Güte unseres ersten Herrschers vergessen hatte und den Geboten des Usurpators Tsuneliśa gehorchte. Dieser hatte das Schloß in Besitz genommen. Man riet mir, mich dem neuen Herrscher vorzustellen. Von der Neugierde getrieben den Thronräuber von Angesicht zu Angesicht zu sehen, folgte ich dem Rate. Meine Person mußte in den Augen Tsuneliśas Wohlgefallen gefunden haben, denn er fragte mich sofort, ob ich unter seinem Befehle dienen wollte, was ich jedoch stolz zurückwies. Als ich dann sortgehen wollte, wurde mir gesagt, daß ich Gefangener sei, und wenn mir das Leben lieb wäre, dürfte ich keinen Schritt außer dem Bereiche Tsuneliśas tun. Ich protestierte und sagte, daß ich mein Wort als Samurai gegeben hätte, nach Harima am neunten Tage im neunten Monat zurückzukehren. Es war vergebens, alles wurde mir verweigert. Und von der nächsten Stunde an mußten mich zwei Männer Tag und Nacht bewachen.

Beim Anbruch des heutigen Tages erinnerte ich mich, daß ein Samurai auf Kosten seines Lebens sein Wort halten müsse. Ohne lange zu überlegen, griff ich eine der Wachen an und überwältigte sie. Die zweite kämpfte einige Minuten mit mir, verwundete mich am Halse und ergriff dann die Flucht. Ich verband so gut es ging meine Wunde und eilte davon.

Ein altes Sprichwort sagt: Die Seele eines Menschen kann tausend Ri in einem Tage durchelen. Das machte mir Mut und so sieht Du mich endlich hier. Ich habe hundert Ri von Tagesanbruch bis jetzt durchlaufen und bin am Ende meiner Kräfte und meines Blutes! Du, Hasebe, sei gut mit unserer Mutter, und wenn Du eines Tages ein Versprechen gibst, denke daran, es treu zu halten!" So beendete Akana seine Erzählung mit schwacher, schmerzlicher Stimme, streckte sich langsam auf die Matte hin, sein Kopf fiel auf die linke Seite, und er stieß seinen letzten Seufzer aus.

Hasebe stand einige Augenblick wie vernichtet da. Dann öffnete er langsam das blutbedeckte Kleid des Bruders, beugte sich über die fürchterliche Wunde und drückte die Lippen darauf. Alles was Hasebe zum feierlichen Empfang bereitet, verwandte er jetzt dem Toten zu huldigen. Er nahm die Leuchter, auf denen die Kerzen noch brannten, und stellte sie zu beiden Seiten und zu den Füßen des Leichnams. Er sammelte die Chrysanthemen und umgab damit den Tapferen, so daß er wie in einem duftenden Treibhaus ruhte, während die Mutter ruhig im angrenzenden Zimmer schlief, ohne das Traurige zu ahnen, das in ihrer Nähe sich zugetragen hatte. — Wie viele Japaner, die heut hinausziehen, werden das Versprechen Akanas halten können?

Vom Helfen.

Ein Goldsucher war lange Jahre in fernen goldreichen Ländern gewesen und hatte große Schätze gesammelt. Als er nach seiner Meinung reich genug war, um ein glänzendes Leben führen zu können, bestieg er ein Schiff um in sein Vaterland zurückzukehren. Schon sah er in der Ferne die

Digitized by Google

heimatliche Küste winken, als sich plötzlich ein furchtbarer Sturm erhob. Das Schiff krachte in allen Fugen, es gehorchte dem Steuer nicht mehr und wurde von den Wellen hin und her geschleudert! Da der Kapitän einsah, daß menschliche Kraft gegen die wütenden Elemente nichts mehr ausrichten konnte, rief er seinen Passagieren zu, daß jeder auf die eigene Rettung bedacht sein möge! In der allgemeinen Verwirrung stand auch der Goldsucher auf Deck und war eifrig bemüht sich seine Taschen mit Gold zu füllen, um ja so viel wie möglich von seinen Schätzen zu retten. Als er so, nur mit sich selbst beschäftigt, herumhantierte, trat ein kleiner Knabe zu ihm und fragte ihn mit angstvollen Blicken: Kannst Du schwimmen, Herr? Als der Goldsucher die Frage bejahte, streckte das Kind ihm seine Aermchen flehend entgegen und rief: „Dann rette mich!“ Der Goldsucher kämpfte einen schweren Kampf, denn seine Gewinnsucht war groß und er hatte viele Jahre seines Lebens gebraucht, um die Reichtümer anzusammeln! Wollte er aber den Knaben retten, so mußte er all das schöne glitzernde Gold zurücklassen! Lange konnte er sich nicht entscheiden, aber immer wieder tönte ihm die Frage in den Ohren: Kannst Du schwimmen, und immer wieder mußte er in die flehenden Augen des Kindes sehen! Endlich siegte das bessere Gefühl in ihm; er warf das Gold von sich, hob das Kind von der Erde auf, band die kleinen Aermchen desselben um seinen Hals und sprang mit ihm ins Meer. Es war höchste Zeit, denn schon stürzte sich der Schiffsförper mit Wasser. — — Nach vielen Stunden wurden die beiden von den Insten ans Ufer gespült. Die lebtosen Körper wurden von den Küstenbewohnern aufgenommen. Als der Goldsucher nach langer Erstarrung die Augen aufschlug, fiel sein Blick zuerst auf seinen kleinen Schützling, der an dem Lager seines Retters stand und voller Ungeduld auf sein Erwachen wartete. Die Freude des Wiedersehens war groß, immer wieder fiel das Kind dem Goldsucher um den Hals! Beide hatten das Gefühl, als wären sie alte, gute Freunde und waren von Stund an unzertrennlich. Das Kind in seiner vertrauensvollen Liebe hatte das erstarrte Herz des Mannes wieder erwärmt!

„Kannst Du schwimmen, so rette mich!“ dieser Ruf klingt ach so oft in unser aller Ohren, und so oft gehen wir achtlos, nur mit uns selbst beschäftigt, weiter ohne ihn zu hören! Ich denke jetzt freilich nicht nur an die Ertrinkenden, die im Kampfe mit den Wellen um Hülfe rufen, sondern an die vielen, vielen Menschen, über denen die Wellen der Verfuchung und Verführung zusammenschlagen!

Diese kleine Geschichte von dem Goldsucher ist mir von einer Frau aus der Heilsarmee erzählt worden, und sie ist besonders bezeichnend für die Tätigkeit der Heilsarmee! Ihr müßt nämlich wissen, daß die Heilsarmee ihre ganze Kraft und Arbeit darauf verwendet, Rettungsstationen für solche Menschen einzurichten, die eben allein, aus eigener Kraft nicht stark genug sind, sich im Leben über Wasser zu halten. Die Rettungshäuser der Heilsarmee sind für die allerverschiedensten Menschen eingerichtet. Da gibt es z. B. Häuser, in denen Trunksüchtige aufgenommen und geheilt werden, dann gibt es Häuser, in denen Arbeitslose Arbeit bekommen, die vielleicht sonst, von Hunger und Armut getrieben, zu Dieben werden würden. Auch für Gefängnisentlassene gibt es Stationen, wo diese Leute freundlich aufgenommen werden und solange Arbeit erhalten, bis sie anderwärts wieder Anstellung gefunden haben. Aber wenn auch noch soviel Rettungsstationen errichtet werden, sie genügen noch lange nicht, um allen Menschen zu helfen, denn Ihr wißt ja selbst, aus eigener Erfahrung, daß es im Leben zahllose unsichtbare, tückische Klippen und Strömungen gibt, an denen die besten Vorsätze scheitern.

Was ist nun da am Besten zu tun? Ich glaube, das einzige Mittel, um uns vor diesen verderblichen Strömungen und Klippen zu bewahren, ist, daß wir uns alle verbinden und dadurch selbst solche Rettungsstationen im Kleinen gründen, dann werden wir auch stark sein und die Strömung wird uns nicht mit fortreißen. Ihr wißt ja, wie man es im Meere macht, wenn man in den hohen Wellen badet. Allein würde man sofort umgerissen werden, deshalb faßt man sich gegenseitig an, und je mehr Menschen sich anfassen, desto sicherer steht man; auf diese Weise können selbst ganz schwächliche Kinder mitbaden, ohne umgerissen zu werden. Natürlich darf niemand loslassen, wenn etwa eine besonders große Welle kommt, sondern gerade dann, wenn die Gefahr am größten ist, muß man besonders festhalten. Festhalten ist eben die Hauptsache! Ganz ähnlich ist es auch im täglichen Zusammenleben. Wenn wir uns nur immer alle anfassen und uns helfen würden, sobald wir sehen, daß über einen von uns Gefahr hereinbricht und daß er anfängt zu straucheln, dann würden wir selbst solche Rettungsstation für andere werden! Wenn wir doch nicht, sobald der Ruf ertönt: „Kannst Du schwimmen, so rette mich!“ — wenn wir doch dann nicht unsere Ohren zuhalten würden und nur an unsere eigene Rettung denken würden!

Ihr habt es ja alle schon zahllose mal erlebt, sei es in der Schule oder beim Spiel, oder sonst wo, daß einer unter Euch, weil er irgend etwas Unrechtes begangen hatte, von allen Anderen zurückgestoßen wurde und keiner mehr etwas mit ihm zu tun haben wollte. Glaubt Ihr wirklich, daß die Menschen durch solche verächtliche Behandlung gebessert werden? . . . Versucht es doch einmal, Euch in die Lage eines solchen Ausgestoßenen zu denken, dann werdet Ihr sehr bald dahinter kommen, daß die schlechte Behandlung nur Bockigkeit und Starrsinn erzeugt und alle schlechten Triebe unseres Innern mächtig emporschießen läßt . . . Wenn Ihr aus Euerer Mitte jemanden ausstoßt so handelt Ihr nicht nur liebtos, sondern auch unvernünftig; denn Euer früherer Kamerad wird sich nun gegen Euch wenden und Euch durch Hinterlist allen möglichen Schabernack spielen. Versucht es doch mal auf andere Weise ihm beizukommen! Werft mal Euer Pharisäertum ab und nehmt den Ausgestoßenen wieder freundlich in Euerem Kreise auf, helft ihm, daß er nicht wieder strauchele und haltet ihm nicht etwa immer wieder seine Sünden vor, sondern laßt ihn fühlen, daß er an Euch einen Halt, einen Freund hat. Wenn Ihr auf diese Weise untereinander für Euch sorgt, so errichtet Ihr selbst kleine Rettungsstationen und Ihr werdet bald merken, daß Ihr durch solche Rettungsarbeit nicht nur Anderen helft, sondern Euch auch selbst stärkt und Eueren Charakter festigt. Je früher Ihr Euch daran gewöhnt zu helfen, desto besser wird es Euch später gelingen Menschen zu retten, wenn der Ruf ertönt: „Kannst Du schwimmen, so rette mich!“

Lilli Jannasch.

Lesefrüchte.

„Ich habe nichts gegen das Wissen. Aber Weisheit ist mir lieber. Weisheit enthrent nicht so sehr aus dem Verstande, als aus dem Herzen. Den Kindern möge Kindlichkeit und Vertrauen bewahrt bleiben, so lange als möglich. Kindlichkeit ist der fruchtbarste Boden für das Schöne, Vertrauen ist der fruchtbare Boden für das Gute.“

Peter Rosegger.

•

„Wie man wohl richtig
Sich selber ehrt?
Nimm dich nicht wichtig,
Aber halte dich wert.“

Frida Schanz.

•

„Zu den Bessern bist du gehörig! Freilich!
Und dennoch prüfe dein Wesen täglich!
Gar mancher Fehler ist wohl verzeihlich,
Doch nicht entrinnlich!“

Frida Schanz.

Digitized by Google

November 1904.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. F. Penzig.**

Inhalt:

Sonntagskinder. Von Else Hasse.
Puppentheater. Von Marie Luise Becker.
Die Theiesslage. Von Lilli Jannasch.
Ein Wort an die Jugend. O. Kernstock.
Empfehlenswerte Kinder- und Elternbücher.

Sonntagskinder.

Von Else Hasse.

Ihr habt alle schon gefühlt, daß zwischen Sonnabend und Sonntag ein rechter Unterschied ist. Der Sonnabend steckt noch voller Arbeit; die Männer machen zwar eher Feierabend, aber dafür arbeiten die Frauen und manchmal auch Väter und Brüder zu Hause desto mehr. Da wird gescheuert, geputzt, gefegt, gewaschen — und dann kommt abends so eine wundervolle Stille; die Fabriken ruhn und man fühlt, es naht etwas Heiliges heran. Die Israeliten feierten schon den vorhergehenden Abend: sie zündeten Licht an, fasteten und beteten: der Tag des Herrn nahte sich.

Und nun der Sonntag. Schon solch ein schöner Name: Sonnentag! Wir können ihn uns auch eigentlich nicht ohne Sonne denken, wir sind ganz traurig und enttäuscht, wenn es regnet. Aber wenn der Sonntagmorgen licht heraufdämmert: wie schön ist das! Die Hähne auf dem Lande krähen heller, lauter — es ist ja alles so still. Die Stille senkt sich auch auf die große Stadt hernieder und dämpft das Getöse in den Straßen — dann hört man die Kirchenglocken läuten. Auf Feldern und Wiesen flimmert das Licht: es rinnt an tauigen Gräsern herunter, es wiegt sich in Blumenkelchen, es küßt die ganze stille Erde, die nun einmal ruht und Zeit hat, die liebe Sonne dankbar zu grüßen und ihr mit Glänzen und Freuen Dankopfer darzubringen. Der Sonntag schafft uns andre, heiligere Gedanken, wenn die Alltagsgedanken am Sonnabend mit dem Schmutz und Staub hinausgefegt worden sind — die Herzen werden helle, frei von Sorgen und heben sich in die Höhe. Vater und Mutter lassen ein Weilchen ihre Sorgen ruhn, das Kind vergißt auf ein Weilchen seine Schularbeit und alles freut sich des Lebens, wie die Vögel in der Luft und die Blumen auf dem Felde.

Ihr habt gewiß oft geheimnisvoll von Sonntagskindern reden hören. Diejenigen, welche an einem Sonntag auf diese Welt kamen, die betrachtet man als bevorzugte Wesen und sie sollen mehr sehen und hören können als Andre.

Das können sie nun freilich nicht ohne weiteres, sie müssen es erst lernen, und sie lernen es auch nur dann, wenn sie sich vornehmen: ich will mir seinere Augen und Ohren machen für das, was uns mich herum ist; ich will alle Menschen und Dinge recht lieb haben, dann vielleicht sehe ich etwas Wunderbares.

Und wirklich, die Wunder der Welt enthüllen sich ihnen dann. Ein Alltagskind z. B., das treibt sich herum im Schmutz der Straße, lärmt und balgt sich mit Anderen; ein Sonntagskind, mitten im Spielen und Fröhlichsein, schaut wohl hinauf zum blauen Himmelsdom und abends nach dem Sternenhimmel und es wird ihm ganz eigen anders zu Sinn und es muß mehr Frieden halten als die Kameraden. Ein Alltagskind rennt achtlos über blumige Wiesen, zerstampft die Blüten und rauft sie aus; ein Sonntagskind aber schaut hinein in die Blumenangesichter, von denen jedes so anders und so hold aussieht und es liebt diese stillen Geschöpfe, die Sterne, Glocken, Hütchen, Dolden, Tellerchen und Rispen, es weiß, daß sie leben und zart sind und es ihnen gewiß wehe tut, wenn man sie zertritt und ausrauft — so geht es behutsam durch die Wiese und wenn es Blumen gepflückt, stellt es sie daheim in Wasser und pflegt sie.

Nun denkt Ihr wohl: ja so ein bevorzugtes Sonntagskind: das ist am Ende gar mit heimlichen Engelsflügelchen geboren worden — da ist es eben ein Liebling von Himmel und Erde!

Wenn ich Euch nun aber sage, daß Ihr alle Sonntagskinder werden könnt, wenn Ihr eben das lärmende Alltagswesen ablegt und ein bißchen Feinheit und Stille in Eure Herzen einlaßt?!

Wir nennen große Dichter und Maler und Musiker und überhaupt große, gute Menschen gerne Sonntagskinder. Sie sind auch nicht Alle an Sonntagen geboren, bewahre! Aber sie haben eben sonntägliche Herzen bekommen, weil sie voll Liebe in die Welt hinausschauten und weil sie da soviel Wunderbares fanden. Beethoven fand so herrliche Harmonien und hat in seinem andachtsvollen großen Herzen so wunderbare Musik daraus gemacht, daß wir immer einen Sonntag erleben, wann und wo wir auch seine Musik hören mögen. Und die Dichter haben aus dem Leben, das wir doch Alle miteleben, so tiefe, wahre, schöne Gedanken herausgeholt, daß, wenn wir ihre Worte lesen oder hören, unsre eigenen Gedanken wie aus einem tiefen Zauberschlafe auffahren und sagen: „Ja so ist's! Ihr sagt uns, was wir schon dunkel gefühlt haben. Ihr habt bloß hellere, liebevollere Augen und seht mehr als wir Anderen!"

Und so ist es auch mit den Malern. Die haben Euch eigne Augen, wenn es nämlich so richtige Sonntagskinder-Maler sind. Die küssen mit ihren Augen alle Schönheit wach, die rings um uns herum heimlich blüht und die wir bloß mit unsern blöden Augen nicht sehen — so wie der

Digitized by Google

Prinz das Dornröschen wachküßte, das auch versteckt war hinter grauen Mauern und riesigen Dornhecken, sodaß nur der, der es lieb hatte, zu ihm durchdringen konnte. Da giebt es heute Maler, die malen den grauen Alltag, die harte Arbeit, das Elend, die Not, die malen eigentlich die Dornen des Lebens. Aber sie haben auch die Augen des Sonntagskindes, die Augen des liebenden Prinzen und sehen, wie sich die armen Leute gegenseitig unterstützen, wie zufrieden manche noch in ihrer Bedürftigkeit sind, wie liebevoll — und wenn dann ein Sonntagskind mit stillen Augen auf diese Bilder sieht, dann findet es die große Schönheit hinter der trüben Außenseite. Nun überlegt Euch mal, wie Ihr dazu kommen könntet, Sonntagskinder zu werden? was Ihr so im gewöhnlichen Leben tun müßtet, um all das Sonntägliche, was im Menschen steckt und im Leben draußen und in der Natur hervorzulocken, hervorzulieben? Welche Eigenschaften, welche Gefühle, welches Tun würdet Ihr ein sonntägliches nennen?

Da will ich Euch erst noch ein kleines Beispiel erzählen: eine arme Frau bekam 2 Mark geschenkt, damit sie für ihr Kindchen Kleiderstoff kaufen sollte. Die Frau wohnte in einer finstern alten Kammer, von wo aus man nur Dächer, Schornsteine, Brandmauern sah und nur ein ganz kleines Stück Himmel. War der Himmel trüb und grau, so war es ganz trostlos öde dort oben. Was tut nun die Frau mit den 2 Mark? Sie dachte: „Mein Kind fühlt sich auch wohl in einem Kleid von billigerem Stoff — ich kaufe ihm eins für 1 Mark 50 Pfennige“ — und von den übrigen 50 Pfennigen kaufte sie einen bunten Nelkenstock, der die Dachkammer so schön schmückte und fröhlich machte.

Handelte diese Frau nicht wie ein Sonntagskind? hatte sie nicht eine Seele, die der Schönheit bedurfte?

Und so kenne ich auch zwei Kinder, Geschwister. Denen gab die kranke Mutter zwei Groschen: sie sollten mit der Straßenbahn nach einem entfernten Teiche zum Schlittschuhlaufen fahren. Als die Kinder recht spät heimkamen, brachten sie der Mutter ein Veilchensträußchen mit und erzählten ganz verschämt — weil sie nicht wußten, ob sie recht gehandelt hätten —: daß sie den weiten Weg zu Fuß gelaufen seien, um der Mutter eine kleine Freude zu bereiten. War in ihren Seelen, als sie dies ausdachten, nicht Sonntag gewesen? hatten da nicht Kirchenglocken im Herzen geläutet? alle großen und kleinen Glocken und Glöckchen: alle guten Gefühle, alle herzliche Liebe und die große Vorfreude, die man hat in dem Gedanken, Freude bereiten zu dürfen?

Und dann kenne ich noch einen Jungen — das war ein drolliger, lieber Kerl: wenn der sein Vesperbrot aß, da ging er auf den Hof hinab und biß bloß ein paarmal ab und versteckte die übrigen Bissen an einer Stelle, wo die armen Kinder, die auch dort wohnten, zu spielen pflegten. Und am nächsten Tage sah er nach, ob sie sich das Brot geholt und wenn sie's nicht getan hatten, war er ganz traurig und wußte nicht, wie er's ihnen sagen sollte; denn er schämte sich, ihnen etwas in die Hand zu drücken, weil sie ja nicht gebettelt hatten. Warum hatte wohl dieser kleine Junge ein sonntägliches Herz?

Als Schulkinder seufzen wir oft: „Ach wenn es doch immer Sonntag wäre!“ Der Wunsch ist solange unerfüllbar, solange wir glauben, daß Sonntag und Faulsein ein und dasselbe ist. Wenn man aber erst weiß, wie ein richtiger Sonntag aussehen muß und was sonntägliche Gefühle sind, dann ist es garnicht schwer, sich täglich einen Sonntag zu erarbeiten. Man darf dann eben die Menschen nicht mit einem Alltagsgesicht anbrummen, sondern muß sie anschauen wie die liebe Sonne, so warm, und wie ein rechter Sonnentag muß man Strahlen werfen auf alles, was man sieht und denkt und empfindet.

Puppentheater.

(Nachdruck verboten).

Von Marie Luise Becker.

„Wünschen Sie die Stumme von Portorico oder den Infanteristen von Spanien?“ Habe ich es eigentlich gehört oder haben wir es nur unserm litterarischen Beirat in den Mund gelegt? Es war immer eine lange Beratung, ehe die Kinder sich auf den Weg machten, ein neues Theaterstück zu kaufen. Zuerst bedeutete so ein Stück eine beträchtliche Kapitalsanlage, zum zweiten Mühe und szenische Tüchtigkeit — kurz, alle die Argumente sprachen hier für die Annahme eines Stückes mit, wie sie bei den großen Theatern ausschlaggebend sind. Nur eines berührte die Kinder gar nicht, — die Frage, ob das Stück dem Publikum gefalle. Mit souveräner Gleichgültigkeit ignorierten sie diesen wichtigen Punkt. Hier waren sie allerdings Theaterdirektoren, wie sie in den kühnsten Träumen eines Schriftstellers kaum spuken dürften. Diese Frage nach dem Geschmack des Publikums kam ihnen nie, — wohl aber legten sie ihrem litterarischen Beirat eine andere vor: „Ist das Stück auch künstlerisch? Schund und Moritaten spielen wir nicht.“

Wenn also die Kassenverhältnisse derartige waren, daß die Kinder sich den Ankauf eines neuen Stückes leisten durften, erwählten sie sich aus ihrer Mitte eine Deputation, die mit den nötigen Mitteln ausgerüstet wurde. Es kam nicht oft vor, daß ihr Taschengeld die notwendige Höhe erreicht hatte. Dann aber ging die Deputation zu dem litterarischen Beirat. Daß selbiger eine Dame war, spricht für die fortschrittliche Richtung in der kleinen Stadt.

Sie wohnte in der engen, holprigen Hinterstraße in einem einstöckigen Häuschen, das gerade groß genug war, einen Laden zu besitzen. Das Häuschen war uralt und so krumm und schief wie seine Bewohnerin. Der Laden war dunkel und niedrig, und wenn draußen ein Wagen vorüberfuhr, dröhnte es so, daß alle Unterhaltungen verstummen mußten.

Rickchen Rehbaum hatte dies Haus und diesen Laden von ihren Eltern geerbt. Seit des Vaters Tode, der Buchbinder gewesen war, führte sie mit einem Lehrling das Geschäft. Sie hatte es „auf den modernen Etat“ gebracht, wie sie sagte, und führte bunte Albums, Modepuppen, Briefbogen von verführerischer Farbenpracht, Stahlfedern und Schulbücher. Rickchen war klein und kleidete sich in eine Mischung von grau und braun, die ganz mit den Farben ihres Haars, ihres Gesichts zusammenfloß, daß ich immer den Eindruck eines Rostfleckes hatte. Als ich dies einmal sagte, bedeutete Mama mir, daß Rickchen einst sehr schön gewesen sei. Das war aber lange her und man merkte es nicht mehr.

Mehr merkte man von einem andern Ereignis in Rickchens Jugend. Sie hatte außer der üblichen und einzig möglichen Volksschule Privatunterricht bei Tante Pieper gehabt. Ich besinne mich, daß es in der Kultur meiner Vaterstadt eine Epoche gegeben hat, in der alle Unterricht bei Tante Pieper hatten; Knaben und Mädchen mußten damals beisammen gesessen und nach dem Takt, den Tante Piepers Rohrstock schlug, Bildung genossen haben.

Tante Pieper unterrichtete vielerlei, — auch Französisch. Und in Rickchen Rehbaums Bildung blieb das Vielerlei und das Französisch. Die Kinder hatten das tiefste Vertrauen zu ihrem Rat.

Wenn die Kinder in den Laden kamen, pufften sie sich erst eine Weile vor Verlegenheit, bis der kühnste von ihnen erklärte, er wolle ein neues Stück für das Puppentheater. Rickchen Rehbaum pflegte am Fenster zu sitzen und zu stricken oder zu nähen. Sie schob die Brille über die Stirn — diese Brille war mit einem Gummiband um den Kopf befestigt und befand sich immer unterwegs zwischen Stirn und Augen — erhob sich und legte die Arbeit bedachtsam weg.

Digitized by Google

„Nu wartet man, bis ich den Knaul in Sicherheit habe," sagte sie bedächtig. Dann ging sie mit kleinen Schritten etwas schwerfällig um den Ladentisch und die Beratung begann. Sie verlangte den Kindern für 25 bis 30 Pfennige ein Hetchen, das nach ihrer Ansicht künstlerisch und berühmt war. Wenn die jungen Dramaturgen schwankten, sagte sie energisch: „das muß man kennen," oder „dazu sind bloß sechs Personen nötig," — und sie vermittelte ihnen die Bekanntschaft der deutschen Litteratur mit „beschränkter Personenzahl für die Jugend bearbeitet."

Fremdwörter sprach sie grundsätzlich falsch und die Kinder nahmen sie ganz naiv auf. Röckchen, die Französisch gelernt hatte und Litteratur, war durchaus authentisch. Was wußten sie auch von der mangelhaften Verwendbarkeit einzelner Konsonanten und Vokabeln in anderen Sprachen. Jedenfalls stand ihnen Don Carlos auch als Infanterist näher als wie als Infant. Sie brauchten ein Theaterstück mit möglichst wenig Rollen, — so wie so mußten einige zwei oder drei Rollen spielen, was sehr schwer war.

Hatten sie die Wahl getroffen und ein Heft gekauft, — zu mehreren reichte das Taschengeld nie, — wurden die Figuren ausgesucht.

Dann ging Röckchen an eine Tür im Hintergrunde und rief den Lehrling, der dort in der kleinen Werkstatt buchbinderte:

„Kriech mir mal den Kasten vor." Diese eigentümliche Anwendung des Verbum kriechen habe ich nie zuvor kennen gelernt und nie später gehört. Sie hatte indessen ihre Berechtigung, da der Geselle, tatsächlich kriechend, unter dem Ladentisch einen großen Kasten hervorbrachte. Das war der Höhepunkt des Interesses für die Deputation. Dieser Kasten enthielt alle Schauspieler der Welt. Jeder war auf Pappe gezogen, stand auf einen Holzklotz geklebt und hatte einen braunen Bindfaden am Kopfe. Der Holzklotz gab ihm den nötigen Halt für seine Persönlichkeit, der Bindfaden war die geistige Direktion.

Und nun wurde an der Hand des neuerstandenen Buches ausgesucht: „Ein König." „Hier ist ein König." „Muß der immer eine Krone aufhaben?" „Nein, für das Stück ist das der König," bestimmte Röckchen. „Der hat ja keine Hosen an." „Doch, bloß kurze Badehosen, das ist so in dem Stück. Der Infanterist hat auch solche." „Nein, den Infanteristen nehmen wir so nicht. Das muß ein richtiger sein."

Es wurde dann ein richtiger gewählt.

„Der gehört aber nicht hierein, der gehört in das Lustspiel: „Krieg im Frieden." „Es ist aber ein richtiger Infanterist." „Hier ist die Königin dazu." „Pfui, wie die aussieht." — „Du, aber die steht fein." — „Ach! eine Königin ist gar nicht nötig, wir haben doch schon eine." „So, wo denn?" „Na die von der Jungfrau von Orleans." „Ach so, na ja, dann sparen wir die." „Nein, Kinder," belehrte Röckchen, „in der Jungfrau ist die Königin eine alte, böse Schwiegermutter, und dem Infanteristen seine Mutter ist eine schöne, junge Frau. Die könnt ihr dazu nicht nehmen." „Ach Röckchen, Sie wollen man bloß immer verdienen. Wenn sie einen Infanteristen als Sohn hat, ist sie doch schon so alt!" „Und das hier ist die Prinzessin Eboli." — „Ist die auch nötig?" „Ja, die hat viel zu reden." „Für eine Prinzessin ist die aber sehr dick." „Ach, das sind doch bloß die Röcke. Nimm die nur, die steht so fein. So dünne fallen so leicht um." „Der König hat so dünne Beine, die knicken so leicht ab. Nein, der ist unpraktisch." — —

Endlich war das Personal zusammen. Für einen kultur-historisch Gebildeten war es nicht ganz einwandfrei. Indessen das pflegen die deutschen Bühnen nie zu sein.

Das Puppentheater hatte beträchtliche Dimensionen, höchst zahlreiche und bewegliche Kulissen und eine Fassade an der Bühne, die den Kindern immer für die klassische Schönheit solcher Bühne typisch erschien. Das Schönste war sein roter Vorhang, der äußerst imposant herabrollte und unten gemalte Franzen hatte.

Das Einstudieren der Rollen ging leidlich schnell. Meist war die Aufregung so groß, daß die Kinder es kaum erwarten konnten, bis sie ihre neue Acquisition dem ersten geladenen Publikum vorführen konnten. Die Proben wurden übers Knie gebrochen, die Schauspieler lernten schlecht. Da nur ein Heft da war, aus dem alle lesen wollten, stockte die Aufführung häufig. Auch verloren einige des öfteren buchstäblich den Faden und eine kühne Hand mußte frisch in das Menschenleben, das die Bühne darstellte, greifen, um den geistigen Zusammenhang zwischen Litteratur und Schauspielern wieder ins Gleiche zu bringen.

Auch fielen einige unmotiviert um, speziell der dünnbeinige König, was die ernstesten Konflikte nach sich zog.

Schließlich fehlte den Kindern ganz die Technik, ein Drama zu lesen. Sie lasen die vorgedruckten Szenen und alle Anmerkungen mit, so daß für die Zuhörer und Zuschauer ein ganz wunderlicher Brei zusammenkam. Meist war das Schicksal dieser Dramen, daß das Publikum vor dem die leitenden Kräfte verhüllenden Betuchtum sie als Posse oder Lustspiel aufnahm, während sich der eben genannten leitenden Kräfte eine heilige Begeisterung bemächtigte. Diese Begeisterung machte freilich für die Zuschauer, — besonders, wenn es „Große" waren, — die Sache noch unverständlicher und komischer und schließlich gingen alle lachend hinaus.

Und die Kinder?

Die glühten!

Die fühlten die Kunst, die ihnen nahe war, heilig, groß, unbewußt, — wenn sie auch: „mit beschränkter Personenzahl für die Jugend bearbeitet" zu ihnen gestammelt.

Es stammte etwas in ihnen, was der Infanterist nicht stillte.

Die Großen waren fort. Die lachten draußen. Der Zuschauerraum war leer.

Dann suchte das kleine Mädchen unter dem Vorrat der Schauspieler was ihr irgend gefiel hervor.

„Setzt Euch alle hin. Ich spiele ganz allein."

„Was denn?"

„Was ich mir denke. Macht die Türen zu, daß es keiner hört."

„Wie heißt das Stück?"

„Das weiß ich noch nicht. Wenn ich fertig bin, kann ich das erst wissen."

„Ist es zum Lachen oder traurig?"

„Das kommt drauf an, wie mir gerade zu Sinn ist."

Still, ganz still saßen die Spielgenossen. Und von Neuem gingen die Schauspieler über die Bühne, und mit hoher und tiefer Stimme erzählte das kleine Mädchen, was sich Mohren und Prinzessinnen, Grafen und Bettler, verirrte Kinder und Königinnen denken, und etwas fand sich auch immer, wie sie zusammen kamen. Und sie haben sich schließlich immer verstanden und die Kinder verstanden es auch.

Die Theseussage.

Ihr kennt gewiß die griechische Sage von dem Kampf des Helden Theseus mit dem Ungeheuer Minotaurus. Für die welche sie vergessen haben sollten, werde ich sie in Kürze nochmals wiedergeben:

Schon als Knabe hatte Theseus von dem schrecklichen Minotaurus auf der Insel Kreta gehört, von jenem Ungeheuer, dem das Griechenvolk alljährlich schmachvolle Menschenopfer darbringen mußte. Voller Empörung über diesen Zustand gelobte sich der Knabe dem Kampf mit dem Ungeheuer aufzunehmen, sobald er im Vollbesitze seiner Kraft sein würde. Endlich nahte der Tag, an dem der

Digitized by Google

Jüngling mit der Opferschar das Schiff bestieg, um nach Kreta zu fahren und den Kampf zu wagen. Bevor er sich aber in das Labyrinth, die Behausung des Minotaurus begab, erhielt er von seiner weisen Freundin Ariadne einen Fadenknäuel mit dem Rat, das äußere Ende desselben am Eingang des Labyrinths zu befestigen und den Faden beim Weiterschreiten abzuwickeln: „Denn," sagte sie, „noch nie hat ein Mensch, der nur der eigenen Klugheit vertraute den Weg zurückgefunden aus den unergründlichen, tückischen Irrgängen des Labyrinths." Nachdem Theseus den Minotaurus glücklich bekämpft, wurde ihm die Bedeutung des Ariadnefadens klar, nimmermehr hätte er ohne dessen Hilfe den Ausweg gefunden! — Was meint ihr wohl, was dieser Sage für ein tieferer Sinn zu Grunde liegt? . . . Ich denke mir, daß Theseus den sittlich starken festen Menschen darstellt, der von Jugend auf seine inneren Kräfte, als da sind Selbstbeherrschung, Opferwilligkeit 2c. an den kleinen Aufgaben des Lebens geübt hat und auf diese Weise herangereift ist zur großen befreienden Tat! Ihr könnt Euch alle auch zu solchen Theseusnaturen entwickeln, wenn ihr schon als Kinder alle Vorgänge des täglichen Lebens in Schule und Haus und auf der Straße dazu benutzt, um kleine Kraftproben von Geduld und Selbstbeherrschung abzulegen. Ihr werdet jeden Tag zahllose Gelegenheiten finden um euren Charakter in dieser Weise zu üben, sowohl im Verkehr mit Kameraden als auch mit älteren Personen . . . Das Labyrinth mit dem Minotaurus soll das Leben darstellen mit seiner Schalheit und Bosheit und all seinen Irrwegen. Wer sich da hindurchfinden will, bedarf, wie Theseus, trotz aller Charakterstärke noch eines Ariadnefadens, einer höheren Führung. Denn wenn ein Mensch auch noch so klug und scharfsichtig ist, so kann er sich in seinem Urteil doch nicht nur auf sich selbst verlassen, weil er ja alle Dinge nur nach seiner Art sieht. Er würde sehr bald ein richtiger hochmütiger Pharisäer werden, wenn er sich nicht beizeiten nach einem Hilfschor umsehen würde. Stellt euch z. B. vor, ihr wäret mit mehreren Freunden auf einer Gebirgstour und hättet den Weg verloren. Jeder von euch besteigt nun einen anderen Berg um Ausschau zu halten, natürlich hat jeder eine andere Aussicht. Nachher würdet ihr euch wieder versammeln um gemeinsam zu beraten. Jeder würde nun seine Aussicht abgeben und auf diese Weise bekämt ihr einen richtigeren Begriff von der Lage des Gebirges und würdet auch die Wegrichtung leichter wiederfinden, als wenn nur einer von euch einen Gipfel erstiegen hätte! Wie mit dem Gebirge, so ist es auch mit dem Leben: Jeder sieht es nur von seinem Standpunkt aus, aber die, welche die höchsten Gipfel erklommen, werden jedenfalls den weitesten und richtigsten Eindruck davon erhalten haben. Und viele hohe Gipfel sind im Laufe der Menschheitsentwicklung erreicht worden und das Vorhandensein von herrlichen Ländern der Verheißung ist von dort aus verkündet worden! Denkt nur an die Worte von Christus und Buddha, von Dante und Goethe und von all' den anderen großen Entdeckern des Lebens, die dank ihrer Weisheit Führer der Menschheit geworden sind. Mit ihnen müßt ihr euch vertraut machen, damit sie der Ariadnefaden in eurem Leben werden, und euch Berater und Tröster sein können in den schweren Stunden des Lebens. Denkt aber ja nicht, daß der Ariadnefaden allein euch helfen kann, und daß es nur von euch abhängt, ihn dann und wann zu benutzen; er ist nur wirksam in der Hand dessen, der ihn richtig zu führen versteht, und der Tag für Tag in Geduld ein Stückchen davon abwickelt. Gedankenlosen entgleitet er leicht und ist schwer wiederzufinden, denn vor den Augen der Willkür und Laune wird er unsichtbar!

Lilli Jannasch.

Ein Wort an die Jugend.

„Deutscher Knabe sei kein Jäger,
Den die Anwerbung ergötzt,
Kein Reklametrommelschläger,
Der sich selbst in Szene setzt!
Bücke dich mit Knechtsgeberden
Nicht vorm Gnadenunmenschlein!
Frage nicht: Was will ich werden?
Frag' dich stets: Was muß ich sein?

Tren sein mußt du den Idolen:
Freiheit, Ehre, Mannespflicht.
Vor den Götzen, vor den hohlen
Mammonsbildern, knie nicht!
Stolz sein mußt du auf der alten
Deutschen Art, die heilig ist!
Stark sein mußt du — droh'n Gewalten
Oder lockt Treuenlist!

Und wenn du kein Glück dir zimmerst
Und die Schicksalsschlacht verliert,
Wenn du als Proletverkümmert
Und nicht einmal Hofrat wirst —
Habe statt Gehalt und Orden
Dich das Trotzwort, wunder Leu:
Trotzdem ist das Glück geworden,
Doch ich selber blieb mir treu!

Deutscher Knabe, wenn ein schöner
Ehrgeiz dir im Busen brennt,
Mehr zu sein als Tagelöhner,
Als ein schnöder Kraftfindanl,
Als ein Tier der stumpfen Herden,
Die nach Stall und Futter schreien —
Frage nicht: Was will ich werden?
Frag' dich stets: Was muß ich sein?"

O. Kernstock,
(aus P. Rosegers „Heimgarten").

Empfehlenswerte Kinder- und Elternbücher.

Jugendblätter. Von M. von Egidy. Mit einer einleitenden Biographie v. C. L. A. Pretzel-Berlin 1904. Gose & Tetzlaff. Mark 1.—.

Sechs Jahre sind für Kinder eine lange Zeit; natürlich weil sie sechs Perioden stärker und rascher Entwickelung bedeuten. Sechs Jahre ist es jetzt her, daß Moritz v. Egidy die leuchtenden Augen schloß. Das bedeutet: Die Kinder, zu denen er in seinen Jugendblättern, der Beilage der „Versöhnung," sprach, sind jetzt erwachsen. Wie sie gewachsen sind, innerlich und äußerlich, klar im Kopf und liebestätig im Herzen, darum hat ja wohl der stille Mann auf dem Potsdamer Forsthof seinen Anteil, ob sie's nun wissen oder nicht. Aber die damaligen Reifbäckchen sind nun auch reif geworden, „mit dem Herzen denken zu lernen." Sollen sie garnichts von dem trefflichen Menschen haben, nur weil der Tod säpisch gerade der Besten einen vorzeitig wegnahm? Das ist ja das Herrliche der Buchdruckerkunst, daß sie den Längstdahingeschiedenen Stimme verleiht und sie über das Grab hin wirken läßt. Die wenigen Bänder, die hier zusammen sind, haben gar nichts an Frische und Eindringlichkeit verloren. Jenen und Menschen andern sich nicht so auch wie Kinderfehe. Das Büchlein gehört zu denen, die wir auf dem Weihnachtstisch deutscher Familien nicht missen möchten.

Noch ein Wort an den Herausgeber für eine neue Auflage, die hoffentlich bald nötig ist. Die Biographie ist doch wohl etwas knapp geraten. Natürlich ist der Wunsch, das Hauptwerk Egidys selbst zu lassen. Aber, je ferner dem heranwachsenden Geschlecht die Erinnerung an den Lebenden tritt, desto nötiger wird ein scharf gezeichnetes gutes Charakterbild. Daß man Kindern nichts von dem Lebenswerk des Mannes, der da zu ihnen spricht, verrät, ist doch wahrhaftig nicht nach seinem Sinn. Die „Ersten Gedanken" werden so nebenher abgetan (S. IV und VII), als könnten (oder dürften gar?) Kinder nichts davon verstehen. Das heißt ihnen eine Gelegenheit zu fruchtbarem Nachdenken unterschlagen. — Kleinigkeiten (sprachlich: „als Major wurde ihm die Einführung . . . übertragen Seite VII, sachlich: „heimlich in der Schule gelesene" Geschichtenbücher S. XI) verringen auch Besserung. Also auf bald!

Digitized by Google

Dezember 1904.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. K. Penzig.**

Inhalt:

Zweierlei Umgang mit Menschen. Von F. W. Foerster.
Die drei Bäume. Von D. D.
Prometheus. Von Franz Staudinger.
Fox. Von Lilli Jannasch.
Zwischen den Dornen und am Wege.

Zweierlei Umgang mit Menschen.

(Für die reifere Jugend.)

Es gibt zwei verschiedene Arten des Umgangs mit den Menschen: Einmal der sichtbare Verkehr, das wirkliche Zusammensein. — Dann der unsichtbare Verkehr, das Zusammensein in bloßen Gedanken, das Nachdenken über einander.

Bei vielen Menschen ist der unsichtbare Verkehr nichts als ein Nachklingen des sichtbaren Verkehrs. Ging man verstimmt oder verärgert auseinander, so bleiben die Seelen solcher Menschen auch weiterhin voll Mißmut und Groll gegen den Abwesenden; wie die Nebelwolken in einem Felsental ruhelos hin- und herziehen und sich bald in dieser, bald in jener Schlucht zusammenballen, so ziehen in jenen Seelen graue und giftige Gedanken friedlos umher und lagern sich bedrückend bald in diesem, bald in jenem Winkel des Innern.

Dann gibt es Menschen, die vorzugsweise im Sichtbaren leben und sich überhaupt nicht gern innerlich beschäftigen: Sie vergessen und verzeihen schnell und sind bei jedem neuen Zusammensein, als sei nichts vorher geschehen. Aber sie machen auch bei jedem neuen Zusammensein die gleichen Fehler — denn sie haben ja nichts gelernt unterdessen.

Niemand wird lernen, mit Menschen umzugehen (und das ist doch das Wichtigste auf Erden — Himmel und Hölle liegen darin beschlossen!), der nicht das Geheimnis des unsichtbaren Umgangs entdeckt hat: der nicht gelernt hat, einen Teil seiner Einsamkeit dem ruhigen Nachdenken über seinen Nächsten zu widmen, damit er denselben besser verstehe, seine schwachen Punkte richtig zu schonen und seine starken Seiten gebührend zu ermutigen und zu benutzen lerne.

Welch reiches Kapitel ist „der unsichtbare Umgang mit den Eltern!" Welche Entdeckungen sind hier noch zu machen! Im Kleinen und im Großen! Zu erforschen, was den Vater erquickt und ausspannt nach der Arbeit, zu begreifen, warum ihn manche Dinge besonders schwer reizen, nachzudenken über alles Schwere, was eine Mutter zu ertragen hat im Leben, sorgfältig den richtigen Ton studieren im Verkehr mit ihr, gerade wenn man älter wird und seine Selbständigkeit mehr und mehr anerkannt sehen möchte von ihr. — Das Alles sind die wahren „häuslichen Aufgaben."

Der richtige Umgang mit Vater und Mutter ist das einzige zuverlässige Zeugnis der Reife für einen jungen Menschen — und allein die Art dieses Umgangs, nicht aber Pochen und Trotzen, kann den Eltern das Vertrauen geben, daß sie es mit jemand zu tun haben, der wirklich die Kinderschuhe ausgetreten hat.

Zum unsichtbaren Umgang mit Geschwistern und Freunden gehört vor Allem, daß man nach Streitigkeiten einmal ganz von Groll und Aerger absteht und im Stillen die Partei des Andern nimmt, ihn in unserm eigensten geheimsten Innern noch einmal zu Worte kommen und ihn da Alles sagen läßt, was sich zu seinen Gunsten anführen läßt oder sein Benehmen erklärt und entschuldigt — und noch wichtiger ist es vielleicht, daß man ihn bei dieser schweigenden Unterhaltung auch sagen läßt, was ihn denn an unserm Benehmen so aufgebracht oder verstockt hat.

„Liebe Deine Feinde!" — das ist vielleicht für die Meisten ein zu schwerer Beginn. Versucht es darum zuerst einmal mit dem „unsichtbaren Umgang" mit denen, die Euch feindlich gesinnt sind. „Denke ruhig und tief nach über Deine Feinde." — Das ist die Vorstufe zur Liebe: Denn wer sich die Zeit nimmt, gründlich nachzudenken über einen Menschen, der wird stets vom Mitleid ergriffen werden — und Mitleid ist der beste Teil der Liebe.

Bei großen körperlichen Anstrengungen müssen wir tief Atem holen — bei großen Aufgaben im Umgange mit unsern Mitmenschen müssen wir unser Tun und Reden aus tiefster, stillster Seele schöpfen, sonst werden sie Herr über unseren Frieden.

Wenn die Dichter das Paradies als ein Wiedersehen feiern, in dem jedes Mißverständnis verschwunden ist, das uns auf Erden gegen einander geführt hat und wo die Verklärten in himmlischer Einigkeit zum höchsten Lichte emporschweben, — könnte uns das nicht die Sehnsucht wecken, schon hier auf Erden solch ein himmlisches Wiedersehen aller Entfremdeten zu veranstalten, nicht an einem fernen Orte, sondern in der stillen Tiefe der Seele, wo aller Haß und alle Selbstsucht schweigt, wo nur die großen Vorbilder der Liebe leuchten und unser eigenes bestes Verlangen zu Worte kommt? Und wer weiß, ob nicht dies schon das wirkliche Paradies ist, das sie Alle gemeint haben und nach dem sie Alle mitten in Streit und Groll eine heimliche Sehnsucht trugen? F.

Digitized by Google

Die drei Bäume.

In jedem Jahre wird es Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Das Gras sproßt hervor, die Bäume bekommen feste, braune Knospen, aus denen die Sonnenstrahlen langsam die schönen grünen Blätter hervorlocken. Die sind erst klein und hell und zart; später werden sie groß, dunkel und derb, und dann färben die heißen Strahlen der Augustsonne sie blutigrot oder goldgelb oder broncebraun.

Und dann kommt der Wind und bläst seine wilde Musik durch die Zweige, bläst und bläst, bis alle Blätter herabgefallen sind und die Erde decken, ein bunter, raschelnder Teppich. Und dann kommt Nebel und Schnee und Eis, und Erde und Bäume und alles wird weiß. So geht es alle Jahre, das wissen die Großen und die Kleinen; und doch freut sich Groß und Klein immer aufs Neue über alle Schönheiten, die das Jahr in gewohnter Folge bringt. Herrlich wie am ersten Tag ist die Welt immer wieder; und durch Eure lieben Fensterlein, die Augen, kann immer neue Herrlichkeit in Euch hineinziehn, wenn Ihr nämlich versteht, richtig herauszugucken. Je öfter Ihr das beobachtet, desto mehr Schönes und Interessantes werdet ihr entdecken. Bald werdet Ihr garnicht mehr begreifen, wie man sich langweilen kann. Doch nicht nur die Natur zieht durch Eure klaren Fensterlein in Euch ein; noch manch anderes könnt Ihr betrachten lernen und Euch dadurch Freude verschaffen. Ich will heut nicht von den verschiedenen Beschäftigungen der Menschen sprechen; ich glaube, die versteht ihr zu beobachten. Wenn ein Schlosser, Tischler oder anderer Handwerker ins Haus kommt, so seid ihr wohl stets sein treues Gefolge; auch in der Küche finden es die meisten interessant, und nicht blos des „Kostens“ wegen. (Findet Ihr nicht, daß ich sehr höflich bin?) — Dagegen möchte ich wetten, es gibt eine ganze Menge Kinder, die wissen nicht, was an den Wänden ihrer Wohnung hängt, obgleich sie es doch alle Tage sehn. Nämlich es spiegelt sich in den Fensterlein; es guckt aber niemand heraus und paßt auf. Dabei ist es mit den Bildern ebenso wie mit der Natur. Wenn man sie aufmerksam betrachtet, so entdeckt man immer Neues in ihnen und hat immer neue Freuden. Mancherlei Gedanken und Gefühle kommen einem bei Betrachtung eines Bildes, das ein guter Künstler gemacht hat. Ein guter Künstler ist immer ein Mensch, der sehr viel gefühlt und gedacht hat. Er will ein schönes Bild malen, nicht etwa Gefühle und Gedanken; aber ganz von selbst kommt etwas von dem, was er denkt und fühlt, mit hinein in das Bild. Jedes Kunstwerk ist eben ein Stückchen von dem Menschen, der es gemacht hat, wie das Blatt ein Stückchen Baum ist. (Das müßt Ihr mir schon glauben, wenn Ihr es auch noch nicht ganz verstehn. Ihr könnt mir wirklich glauben; denn das ist gerade bei mir die Hauptsache, daß ich Kindern nichts vorreden will.) — Daher kommt es nun, daß man beim aufmerksamen und häufigen Betrachten eines Kunstwerks mancherlei Gedanken und Gefühle hat. Ich will Euch nun erzählen, was ich bei einem Bilde denke und fühle, das bei uns hängt.

Es ist ein kleines Bild, nicht in bunten Farben, nur schwarz und weiß. Es ist auch nur eine Nachbildung, aber die eines sehr berühmten Bildes von einem der größten Künstler aller Zeiten und Länder. Ihr werdet den Namen Rembrandt wohl schon gehört haben. Das Bild heißt „Die drei Bäume.“ Es sind drei Bäume darauf abgebildet, die so eng zusammenstehn, daß die Kronen in einander übergehn; man kann nicht erkennen, wo eine aufhört und die andere anfängt. Die Stämme der Bäume erheben sich auf einer kleinen Erhöhung; ringsum scheint sumpfiges Flachland; sie allein recken sich gegen den hellen Himmel empor, der mir fahl und unheimlich erscheint, wie vor einem Sturm. Da schwebt auch schon aus der Ecke ein dunkles Wolkengebilde heran, und hinter den Bäumen ist es schwarz und unheimlich. Wenn ich lange hinsehe, so meine ich, ich sehe, wie die Bäume sich beugen, um den Anprall des Sturmes abzuschwächen; fest verteilet bleiben sie dabei. Stände dort statt der drei ein einzelner Baum, es wäre mir bange um ihn, und wäre er der stärkste. Der Sturm würde ihn doch packen und brechen oder entwurzeln. Aber drei, jeder einzeln festgewurzelt und mit festem, geradem Stamm, dabei treu zusammenhaltend, ich glaube, denen kann kein Sturm etwas anhaben.

Und so wird das Gefühl des Unheimlichen verdrängt von einem Gefühl hoher Freude. Die drei Bäume werden mir ein Bild der Tapferkeit und Treue. Ich meine nicht die Tapferkeit, die sich darin zeigt, recht viele Menschen tot zu schlagen, an der habe ich keine Freude. Nein, die Tapferkeit, die in Sturm und Unglück ausharrt, um sich selbst zu erhalten für die andern. Wenn einer des Kampfes müde wird und vor lauter Müdigkeit sich nicht mehr so eifern feitflammern möchte mit seinen Wurzeln, so denkt er daran, daß mit ihm auch die andern fallen müßten. So denken alle drei, und so widerstehn sie dem Sturm.

Aber sind denn das Bäume? — Das klingt ja wie von Menschen. — Ihr habt recht, meine lieben Kinder. Es sind Bäume auf dem Bilde; und ich spreche wohl zu menschlich von ihnen. Und fast bilde ich mir ein, mir sei das so gegangen, weil es dem großen Rembrandt umgekehrt ging und ihm Menschen zu Bäumen wurden. Doch das braucht Ihr mir nicht zu glauben. Ich wollte Euch nur erzählen, was man alles beim Anblick eines Bildes empfinden kann; und das ist wohl bei jedem Menschen anders.

Wenn der Sturm vorüber gebraust ist, und die drei Bäume sich wieder der Sonne freuen, zerzaust, es ist wahr, aber ganz und ungebrochen — glaubt ihr nicht, daß sie dann gern an den Sturm zurückdenken werden, durch den sie erst erkennen konnten, daß sie alle drei tapfere, starke, treue Gesellen sind? Ich glaube, diese Erinnerung ist auch eine Freude, die immer herrlich bleibt, wie an ersten Tag.

D. D.

Prometheus.*)

Von Franz Standinger.

Warum doch die Prometheussage immer und immer wieder die Menschen ergreift? In alter Zeit den Hesiod, und den Aeschylus, die das Problem des Kampfes zweier Weltmächte schon aufs tiefste empfinden. In neuer Zeit die Shelley, die Goethe und andere, auch solche, welche zwar nicht den Namen Prometheus gebraucht, aber unter anderem Namen dieselbe Sache beleuchtet haben.

In Byrons Kain steckt, wie Jodl mit Recht betont**), dasselbe Problem, in Schillers „Kampf mit dem Drachen“ ist es nur in anderer Weise zum Austrag gekommen, und in Siegfried Lipiners schönem Gedichte „Lucifer“ ist dasselbe Grundelement des Kampfes eines sich höher erachtenden Rechtsbewußtseins gegen mächtigeren Herrenwillen der Grundton. Ist nicht im Grunde in dem biblischen: „Du sollst Gott mehr gehorchen, als den Menschen“ derselbe Gedanke? Spricht ihn nicht schon der Antigone Wort von den „ewigen, ehernen, großen Gesetzen,“ die über gegebenen Gesetzen stehen, vernehmlich aus?

In der Tat, hier liegt ein Weltkonflikt vor. Ein Konflikt, der freilich nicht immer so große Folgen nach sich zieht, wie in der alten Sage. Doch keiner von uns allen bleibt von ihm gänzlich verschont.

Immer und immer wieder tritt uns im Kleineren wie im Größeren die Frage entgegen, ob wir der Forderung eines gegebenen Gebotes nachzukommen, oder einer Stimme in uns, die ein anderes für besser erklärt, Folge zu leisten

*) Für unsere „Großen.“

**) Vergl. Ethische Kultur 1896, Nr. 5—7.

Digitized by Google

haben. Und dieser Konflikt lastet zuweilen schwer auf uns. Fast wie von selbst tritt uns, wenn wir in heutigen Tagen solche Frage betrachten, das Bild eines Arbeitsmannes vor die Seele, welcher vom Brotherrn aufgefordert wird, seine Kameradschaft zu verlassen, deren Förderung er für seine Pflicht hält. Auf der einen Seite muß er es für schmählich erachten, sich solch willkürlichem Herrengebote zu fügen, auf der anderen Seite tritt ihm das Bild seiner hungernden Kinder vor Augen, wenn er den Gehorsam verfagt. Wenn er vom Herrn brotlos gemacht wird, so wird er vielleicht nie wieder eine Stelle gleich der vorigen erhalten, vielleicht sogar der Armenunterstützung anheimfallen. Wie soll der Aermste wählen? Soll er uns des Brotes, um der Seinen willen seiner inneren Würde Gefüllt verlieren? Soll er sich trotzig aufbäumen? Oder soll er gar den Gewalttäter täuschen? —

Wähle er da, wie er wolle, ein Stachel bleibt in ihm, jener Stachel, der nach der alten Sage auch des Prometheus Brust durchbohrte, ihn an den Felsen zu heften. Das ist das Satanische am Willkürgebote des Herrn, daß Befolgung, wie Nichtbefolgung in gleicher Weise des Lebens beste Werte zerstört.

Doch diese Satanstatik, die sich oft gar als ehrwürdiges Gottesgesetz ausgibt, ist nichts weniger als ehrwürdig. Gerade die Prometheussage kann das zeigen. Wohl dreht es sich in ihr um das Verhalten des Menschen gegen ein Gottesgebot, das doch heilig sein soll. Sehen wir aber die Sache näher an, so nimmt sie sich anders aus. Der Gott, der da auftritt, ist nicht als Verkörperung des Guten zu fassen.

Zwei Gewalten verknüpfen sich ja in den alten Göttervorstellungen; eine gute, sittliche Macht und eine den Menschen gegenüber despotisch waltende Willkür. Letztere ist es, die nach in Goethes Iphigenie im Hintergrunde droht und das Bild der reineren Gottheit trübt.

Wenn im Parzenliede die Willkürgötter mit den Menschen in Zwist geraten, so stürzen diese

„Geschmäht und geschändet
In nächtliche Tiefen
Und harren vergebens
Im Finstern gebunden
Gerechten Gerichtes."

Diese Willkürgottheit, nicht die gute Gottheit, die Vertreterin des moralischen Prinzips, deren Bild Iphigenie in ihrer Seele bewahren will, ist für die Prometheussage in Anspruch zu nehmen. In dem Verhältnis zu solcher Gottheit allein kann ein Konflikt der genannten Art in Frage kommen. Denn sobald wir uns die Gottheit als Vertreterin des Guten denken, gleichviel ob wir sie dabei persönlich oder unpersönlich vorstellen, so ist es selbstverständlich, daß da ein berechtigter Widerstreit nicht möglich ist.

Welcher Art nun das Verhalten in solchem Konflikte sein muß, das zu besprechen, ist nicht unsere Absicht. Nur am einzelnen Falle und seinem Verhältnis zum Ganzen läßt sich da überhaupt eine Antwort erwirken.

Als der liebenswürdige Saladin, der Tyrann genug war, um trotz seiner Liebenswürdigkeit Nathan eine Falle zu stellen, dem Juden zurief:

„. . . . . Das nenn'
Ich einen Weisen! Nie die Wahrheit zu
Verhehlen! Für sie alles auf das Spiel
Zu setzen! Leib und Leben! Gut und Blut!"

da erwidert Nathan weislich:

„Ja! Ja! Wenn's nötig ist und nützt."

Der Heroismus des Martyriums ist nicht immer, vielleicht sogar am seltensten das geeignete Mittel, Tyrannei mit Erfolg zu bekämpfen. Denn nur zu oft ist das Gebot auch hier eine Falle, in der der Widerstrebende gefangen und vom Herren zermalmt wird.

War es wohl so bei Prometheus? Gleichviel! Der Erfolg war der, daß er für Wohltat, die er gegen den Willen des Herrn den Menschen erwiesen, zum Märtyrer ward.

Mit wem ist da unsere moralische Sympathie? Zweifellos mit dem Verdammten! Und das Urteil des Gefühls wird in diesem Falle, so möchte man doch denken, auch durchaus vom prüfenden Verstande bestätigt. Zens, der Gewaltherrscher, will nicht, daß den Menschen das Element verliehen werde, welches sie aus der tierischen Dürftigkeit herausheben kann. Gönnt er es ihnen nicht? Denkt er, es sei unnütig für sie? — wie ja so mancher irdische Zens heute meint: Was brauchen die Leute mehr Lohn? Was brauchen sie kürzere Arbeitszeit? Was bedürfen sie besserer Wohnung? — Möchte er sie, was ja so oft unbewußt im Hintergrunde derartiger Aeußerungen steht, hübsch in Armut und Botmäßigkeit erhalten, und fürchtet er, sie würden, wenn es ihnen zu gut ginge, ihm den Gehorsam versagen?

Gleichviel! Er weigert die Gabe, die für den Fortschritt des Menschengeschlechtes durchaus unentbehrlich ist. Prometheus aber, unbekümmert um den Zorn des Gewaltigen, erweist den Menschen den für ihren Fortschritt so höheren Dienst unerläßlichen Dienst.

Die Handlung des Prometheus als solche ist also in jedem Falle unseres Beifalls würdig.

Aber neben der Handlung als solcher kommt für die sittliche Beurteilung noch ein Zweites in betracht: der Beweggrund. Auch das Gute kann aus minderwertigen Beweggründen geschehen. Handelt Prometheus aus bloßem Trotz? Gab er den Menschen das Feuer, etwa um den Götterwater zu ärgern? Dachte er sich den Beschenkten als Freund einzuschmeicheln, um selber Macht und Herrschaft über sie zu gewinnen?

In solchem Falle freilich muß das moralische Urteil ihn selber verwerfen. Ihn als moralische Persönlichkeit, wohlverstanden! Das Urteil über seine Handlung bleibt davon gänzlich unberührt. Wollen wir darum die Geschichte des Promethens fruchtbar für moralische Betrachtung machen, so ist auf das Schärfste die Handlung und die Gesinnung von einander zu trennen.

Folgendermaßen müßten wir etwa sprechen: Mit der Tat des Promethens hat du eine berechtigte Sympathie. Behalte sie und strebe, ebenso wie er, das Rechte zu tun! Doch vergiß nicht, daß auch die Absicht der Tat entspreche, daß du ebenso rein wollest, wie dein Tun sich dem Beglückten rein zeigt!

Hat Prometheus in diesem Geiste gehandelt? Wir haben keinen Grund, anderes anzunehmen. Wohl ist es richtig, diese Möglichkeit auch ins Auge zu fassen, zu warnen, daß auch das Gute nicht in übermütiger Auflehnung, in selbstsüchtigem Trotze gewonnen werde. Aber es ist nicht richtig, zu behaupten, die Tat des Prometheus sei notwendig in diesem Sinne zu denken.

Bei Goethes Prometheus, besonders in dem zusammenfassenden Schlußgedicht, tritt freilich der losgebundene Trotz des Individualisten stark hervor, wenn er Zens zuruft:

Hier sitz' ich, forme Menschen nach meinem Bild . . .
Dein nicht zu achten, wie ich!

Und doch selbst in dieser Aeußerung kann man uneingeschränkt nur dann den Ausdruck verwerflichen Trotzes sehen, wenn man den Zeus ohne weiteres als Vertreter des sittlich höchsten Prinzips erkennt. Ist er das nicht, so ist auch der Trotz ihm gegenüber durchaus nicht ohne weiteres verwerflich. Selbstbehauptung gegenüber der Willkür nimmt unter Umständen mit innerer Notwendigkeit des Trotzes Gestalt an.

Anders muß der Mensch nur dann sich zeigen, wenn er im Gebieten den Vertreter sittlicher Mächte anerkennt. Auch hier kann es freilich geschehen, daß er glaubt, einem gegebenen Gebote zuwider handeln zu müssen. Der „Kampf

Digitized by Google

mit dem Drachen" bietet ein Beispiel hierfür. Der Jüngling hat das Gebot des Meisters mit vollem Bewußtsein übertreten; aber da er wußte, der Meister habe den Kampf mit dem Drachen nicht etwa verboten, um den Drachen zu schützen, sondern um die Ritter vor Gefahr zu behüten, so sagte er sich: Wenn ich mich so wahre und wehre, daß nach menschlichem Ermessen der Sieg mir verbürgt ist, so habe ich des Gesetzes Sinn und Willen getreulich erfüllt. Den Beweis für diese Gesinnung konnte er nur dadurch liefern, daß er das seine Tat verwerfende Urteil des Meisters in Demut über sich ergehen ließ. Und als er die Probe abgelegt, mußte von seiten des gerechten, nicht willkürlich urteilenden Richters die Belohnung notwendig erfolgen.

Das Gegenstück zu dem Besieger des Drachen, der draußen und des in eigener Brust wohnenden, ist keineswegs Prometheus. Ein Karl Moor oder ein Michael Kohlhaas ist solch ein Gegenstück; nicht ein Held, der den Menschen Gutes bringt und dafür leiden muß, nein, ein Mann, der, Unrecht zu sühnen, größeres Unrecht begeht. Prometheus aber bleibt der von übermächtiger Herrenwillkür an den Felsen geschmiedete Wohltäter der Menschen. —

Fox.

Fox war ein niedlicher weißhaariger Seidenspitz. Aber wer sich — verlockt durch sein hübsches Aeußeres — etwa verleiten ließ ihn zu streicheln, wurde bitter bestraft, denn Fox schnappte nach jeder Hand, die ihn streicheln wollte. Er hatte von den redlichen Absichten der Menschen nur eine sehr geringe Meinung! Das kam daher: Er war in seiner Jugend von den Nachbarskindern viel gequält worden. Sie hatten ihn an den Löckchen gezaust, ihn am Schwanz gezogen, ihn mit allerlei Leckereien angeführt und dieselben dann zum allgemeinen Gaudium jedes verjagt u. s. w. Diese traurigen Jugenderfahrungen hatten das gute freundliche Wesen, das vor ihnen Fox' Welt erfüllte, verdorben. Nur zu seiner Herrschaft hatte er wirkliches Vertrauen; der ganzen übrigen Menschheit stand er feindselig und mißtrauisch gegenüber. Diese Feindseligkeit nahm mit den Jahren eher zu als ab und Fox hatte sie deutlich genug gezeigt, sodaß man, wenn nicht ein unerwartetes Ereignis ihn davon erlöst hätte.

Eines Tages betam Fox eine Spritzgefährtin in Gestalt einer jungen persischen Katze. Zuerst betrachtete er sie sehr feindselig und wollte von Kameradschaft nichts wissen; denn Mietzi kommte aus einem ihm ganz unbekannten Lande und war außerdem noch ein ganz junges Ding ohne jede Lebenserfahrung. Auch hatte sie gar keine Manieren, sprang auf alle Schränke, Tische und Stühle, richtete sich ihren Stammplatz ganz unaufgefordert auf dem Schreibtisch des Hausherrn ein und knagte sogar auf frisch geschriebenen Briefen spazieren zu gehen! Auch war Mietzi nur von ganz gewöhnlicher grauer Farbe! Solche und ähnliche Betrachtungen gaben Fox viel zu denken, und er war lange im Zweifel, ob eine solche Kameradschaft mit einer Katze nicht unter seiner Würde sei. Mietzi hatte von all den standesgemäßen Erwägungen natürlich keine Ahnung und war gegen Fox genau so liebenswürdig wie gegen alle anderen Hausbewohner. Bald war sie auch Fox' Freundin aller Besucher. Das gab Fox sehr zu denken und stimmte ihn gründlich: Mißtrauen dachte es wohl kommen, daß alle Menschen die Katze so lieb hatten? Als er eines Tages wieder ganz nachdenklich und bekümmert in einer Ecke saß, kam Mietzi herangesprungen und fragte ihn teilnahmsvoll nach seinem Kummer. Da erzählte er ihr von seinen bösen Jugenderfahrungen und gestand ihr, daß er seit jener Zeit einen tiefen Groll gegen die Menschheit im Herzen trage und daß er auf der ganzen Welt außer seiner Herrschaft niemanden lieb habe. Mietzi sah ihn darob ganz entsetzt an; sie konnte so etwas gar nicht begreifen, mußte sie doch kaum, was Groll war. Sie versuchte es nun nach Katzenart Fox zu trösten, machte Sammetpfötchen und streichelte ihn und erzählte ihm von den vielen guten und freundlichen Menschen, denen sie schon begegnet war. Nachdem sie ihm lange zugeredet, verbrannte ihr zwar es noch einmal mit den Menschen oerschuchen zu wollen und ebenso freundlich mit ihnen zu sein wie Mietzi. Zuerst wurde es ihm sehr schwer und er mußte sich furchtbar zusammennehmen, um nicht nach alter Gewohnheit zu zuschnappen, wenn jemand ihn anrühren wollte. Aber nach und nach gelang es ihm doch sich zu überwinden, und je freundlicher er war, desto freundlicher kamen die Menschen ihm entgegen. Man sprach und schäkerte mit ihm genau wie mit Mietzi. Nach einigen Monaten gestand er denn auch seiner kleinen vierbeinigen Freundin, daß ihm sein viel fröhlicher und froh Herz sei und daß das bittere Gefühl, das ihm früher alle Lebensfreude vergällt hatte, immer seltener über ihn komme. Je mehr er sich mit den Menschen befaßte, desto mehr kam er zu der Ueberzeugung, daß sie im Grunde gar nicht so boshaft sind, wie es oft den Anschein hat, und daß ihre guten Seiten weit besser zum Vorschein kommen, wenn man es versucht in Frieden und Freundlichkeit mit ihnen zu leben, als wenn man sich verbissen in eine Ecke setzt und kritisiert.

So wurde Fox auf seine alten Tage durch ein unerfahrenes Kätzchen von seinem Menschenhaß erlöst! L. J.

Zwischen den Dornen und am Wege.

„Mutterbeispiel.*) Was den Erwachsenen zuträglicher sei, ob ein wirklich mäßiger Bier- und Weingenuß oder das gänzliche Meiden aller Alkoholgetränke, darüber haben sich hier die Ansichten immer noch nicht geneigt gestärt. Daß aber für Kinder jeder Genuß von Wein, Bier oder Schnäpschen verderblich ist, darüber sind jetzt zum Glück die ärztlichen Autoritäten vollkommen einig. Sie haben festgestellt, daß schon dem Säugling das Bier schädlich ist, das die Mutter genießt; daß kleine und größere Kinder durch Bier- und Weingenuß nervös, dumm, schlaff und energielos werden; daß Bier- und Weingenuß das Wachstum der Kinder hemmt und das leichte Lernen in der Schule verhindert; daß es Schlaflosigkeit, Kopfschmerzen verursacht und „nasweise, frühreife, abgelebte junge Greise aus ihnen macht" wie Prof. Paulsen sagt. Nach Professor Kräpelin vergiften so Hunderte von Müttern in regelrechter Weise ihre Lieblinge durch ein Mittel, welches sie nach Umständen zu Körperlichen und zu geistigen Krüppeln macht.

Ich bin überzeugt: jede verständige, liebende Mutter wird ihren Kindern diese Vergiftung fern halten, sobald sie nur genügend über die schlimmen Folgen dieser Getränke orientiert ist.

Aber es gibt verschiedene Arten von Müttern. Die einen werden ihren Kindern zwar keinerlei Alkohol geben, aber sie wollen für sich selbst nicht auf das Trinken von Bier und Wein verzichten. Erwecken diese Mütter nicht bei jeder Mahlzeit Qualen des Verlangens in den Kindern? Wenn Du groß bist! heißt es. Bei dem starken Nachahmungstrieb dieser Kinder sehnen diese sich gar zu gerne herbei, wenn sie groß sein werden, um auch so Schönes trinken zu dürfen. So kommen sie ungestählt gerade in den gefährlichen Jahren zu diesem Gift, dem zahllose Opfer auf sittlichem Gebiete dann erliegen; denn nicht ohne Grund wünschte schon Plato ein Gesetz, daß bis zum 18. Jahre den Wein verböte, da es gefährlich sei, das Jugendfeuer mit feurigem Trank noch zu verstärken.

Die anderen Mütter werden ihren Kindern auch kein Bier und keinen Wein geben. Aber sie werden mehr tun. Sie werden sie über die schädlichen Folgen des Alkohols aufklären und ihre Lehre durch ihr eigenes Beispiel bekräftigen. Sollten diese nicht tausendmal mehr erreichen?

An Selbstzucht gewöhnt, durch das Beispiel derjenigen ermutigt, die sie am höchsten verehren, der sie gern recht ähnlich werden möchten, wie anders werden solche Kinder allen späteren Versuchungen des Lebens tapfer entgegentreten! Es ist ja auch den Mitgliedern dieses Mäßigkeitsvereins gern gestattet, ganz auf Bier und Wein zu verzichten, — als Beispiel für die schwächeren Mitmenschen. Wer sollte zu diesem Liebesdienst schneller bereit sein als die Mütter, die bekanntlich selbst ihr Herzblut gern für ihre Kinder hergeben würden?

Glücklich diejenigen Frauen, deren Gatten ihnen dann nicht entgegenarbeiten, sondern zum Wohl ihrer Lieblinge im selben Sinne zur Seite stehen!

Was wir außer dem Hause im Kampf gegen den Alkohol besiegen können, das zeigen uns unsere Schwestern in der Schweiz, in den nordischen Ländern und besonders in Amerika. Schon vor 10 Jahren habe ich dort staunend ihr segensreiches Wirken bewundert.

In Chikago ragt ein 16 Stock hohes Geschäftshaus zum Himmel, das die vereinigten Frauen der Temperenzbewegung auf Aktien gebaut hatten, um durch die Mieten desselben die Mittel für ihren Feldzug gegen den Alkohol zu gewinnen. Im obersten Stockwerk hatten sie ihr Hauptquartier, von wo aus sie diese großartige Organisation leiten. Was wir noch erhoffen, haben sie zum großen Teil schon erreicht. Es gelang ihnen, den Unterricht über die Alkoholschädigungen in die Schule einzuführen, die Gasthauskonzession und die Reform der Trinkstitten einzubürgern und die Gesetze wesentlich zu beeinflussen. Das konnte ihnen natürlich nicht dadurch gelingen, daß jede für sich behaglich im eigenen Häuschen sitzen blieb, sondern dadurch, daß sich die Frauen schwesterlich die Hände reichten. So wurden sie zu starken Helferinnen für das Wohl des Vaterlandes.

Deutsche Frauen! Auf, an die Arbeit!

*) Aus einer Ansprache an die Frauen auf der XX. Jahresversammlung des deutsch. Vereins geg. den Mißbrauch geistiger Getränke am 21. Oktober 1903, von Frau Hanna Bieber-Böhm-Berlin, Vorsitzenden des Vereins „Jugendschutz", Berlin.

Digitized by Google

Ethische Kultur.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Mit der Monatsbeilage „Kinderland." Blätter für ethische Jugenderziehung

herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Dreizehnter Jahrgang.

1905.

Berlin.
Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber.

Digitized by Google

Inhalt des dreizehnten Jahrganges.

Hauptblatt.

Abhandlungen, Skizzen etc.

Adler, Felix, Prof. Dr., Die Religion der Pflicht . . 41, 50, 58
Altschul, Emil, Die ethische Bewegung in England . . 73, 83
" " Das neue Volksheim in Wien . . . 180
Berg, A. v., Einige Vorschläge zur Fürsorgeerziehung . 4
Bergemann, Paul, Dr., Der achtstündige Arbeitstag . 81
Brieger-Wasservogel, Lothar, Adolf Menzel . . . 51
" " " Berliner Kunstphilosophismus . . 99
Bunzel, Gustav, Die sittliche Erziehung des Kaufmanns 114, 121, 130, 139
Cohen, Max, Das Schmiergelderunwesen 145
Dietert, Friedrich, Zu Wilhelm Raabes Alten Nestern . 75
Döring, August, Prof. Dr., Einige Züge zu Schiller als Ethiker 75
Ernst, A., Ein nachgelassenes Novellenbuch v. K. E. Franzos 12
Ernuelen, Carola v., Bei den Zigarrenarbeitern . . . 123
Foerster, Wilhelm, Prof. Dr., Die akademische Freiheit . 33
" " " " Die Petition an den Landtag betreffend den Totalisator 112
" " " " Bericht über die Literatur der ethischen Bewegung in England 132
" " " " Die Ethik und der Kampf ums Dasein 177
Foerster, Friedrich Wilhelm, Dr., Die Grenzen des bloßen Verstandes ꝛc. 3
" " " " Erklärung 92
Franke, Ilse, Nasmi 171
Friedmann-Gaduri, Terefita, Heilige und Helden . 137
Galli, Karl, Oberst a. D., Ansprache zur Weihe eines Mütterheims 10
Hackemann, August, Adalbert Stifter als Schulmann . 153
Hannasch, Lilli, Zur Heimkehr 129
Kalscher, Leopold, Gute und wohlfeile Populärwissenschaft 142
Kulemann, W., Landgerichtsrat, Das Lebenswerk G. Schmollers 28
Lang, Ernst, Staatsschutz und Fischwahl 34
Maraffe, M., Das Hannibinghospital in London . . 164
Massalongo, Roberto, Presse und Verbrechen . . . 14
Meyer, Bruno, Prof. Dr., Das ist der Tag des Herrn . 17
" " " Schiller 65
" " " Der Ausstand des Gefühls gegen die Vernunft 90
Michels, Robert, Dr., Die Formen des Patriotismus . 18, 26
" " Entwickelung und Rasse . . 155, 163
Mosse, Karl, Dr., Heilanstalten für soziale Krankheiten . 186
Penzig, Rudolph, Dr., Ein wenig Zukunftsmusik . . 1
" " " Um Gerechtigkeit und gegenseitige Achtung 25
" " " Wir sind das Salz der Erde . . 49
" " " Die gelbe Gefahr 89
" " " Bekenntnistreue 105
" " " Intimat Hermann Stern † . . . 113
" " " Die Bremer Lehrerschaft und ihre Kritiker 169, 178
Pudor, Heinrich, Dr., Ein soziales Reformprogramm in Finnland 19
Saager, A., Dr., Die Grenzen der Rassenpsychologie . 97
Sandhi, Nur keine Unannehmlichkeiten 9
Scharrelmann, H., Schule und Sittlichkeit 185
Schirmacher, Kaethe, Walt Whitman 107
Staudinger, Franz, Prof., Vom Quell des Sittengesetzes . 20
" " " Zwei Weltmächte 57
Stern, Bruno, Ist Mitleid das Fundament der Moral? . 67
Thal, Max, Dr., Die religiöse Ethik und die evangelisch-soziale Theologie 161, 172
Vorländer, Karl, Dr., Ethik und Kapitalismus . . 42
Wallroth, M., Oeffentliche Bestattung 188
Wirl, Otto, Ein Nationalist 147
" " Das Schmiergelderunwesen 129

Streiflichter.

Amtliche Erziehung zur Gewissenhaftigkeit 77
Auch eine Schulreform 174
Bildung (Otto Grund) 86
Bodenlose Gleichgiltigkeit ꝛc. 44
Bremen in Deutschland voran 77
Das Kulturbeispiel der Zivilisierten 125
Der Bankerott des Totschlages 17
Der Spielteufel als Steuerverheber 61
Die Begnadigung des Dr. Karl Peters 118
Die deutsche Liga für weltliche Erziehung 144
Die Heimarbeiterin (egli) 117
Die Macht des Genossenschaftsprinzips 45
Die soziale Bedeutung der Zollerhöhungen (Th. Brix) . 29
Ein Dokument aus der künftigen Schulgeschichte . . . 149
Eine Kraftprobe 14
Englisch-deutsche Verständigung 158
Flottenspende der Schüler 190
Friedrich Naumann als Ethiker 157
Fürstengeschenke (Th. Brix) 86
Gegen den Provisionsschwindel 5
Gleichgiltigkeit gegen Menschenopfer 174
Glossen eines Friedensfreundes (Ludw. Eschwege) . . . 21
Glossen zum russisch-japanischen Friedensschluß (Sandhi) . 140
Hebung der Moral durch Gemütlichkeit 94
Imponderabilien 61
Kaufmannsmoral und Fortschritt 54
Kein Siegestaumel 53
Komisch 94
Krieg und Frieden 100
Liberaler Byzantinismus 166
Lyliol 151
Moralunterricht in Oesterreich 166
Nochmals das Schmiergelderunwesen 167
Philister über euch, Diplomaten 133
Reform des Begnadigungsrechtes 134
Reform des Religionsunterrichtes 124
Spieler in hohen Beamtenstellungen 117, 188
Strafvollzug in Oldenburg 190
Studentenausschüsse 86
Trunkenheit strafbar 13
Vereinheitlichung der Versicherung 44
Zum Arbeiterversicherungskongreß in Wien 181
Zur Charakterisierung Bismarcks 189
Zur Schillerfeier 68
Zwei neue Kundgebungen für Vermehrung der Schule . 108

Sprechsaal.

Die Behandlung der Menschen- als Tiger (Wilh. Foerster) 71
Die Grenzen des Verstandes ꝛc. (Franz Staudinger) . . 15
Ueber die Bekämpfung des Luxus (Wilh. Foerster) . . 6
Wer setzt die Autorität fest? (Franz Staudinger) . . 30
Zu Glossen eines Friedensfreundes (A. H. Fried) . . 31
Zu Presse und Verbrechen (Wilh. Foerster) 31
Zur Kontroverse Foerster-Staudinger (F. Rötscher) . 30
" " " " (F. W. Foerster) . 47
" " " " (J. Arnst) . . 63
Zur Erkenntnistheorie der Ethik (F. W. Foerster) . . 22
Zum Wiener Volksheim (Adalbert Börner) 191

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin 37, 38, 62, 78, 167, 191
" Breslau 14, 45, 78
" Frankfurt a. M. 95
" Magdeburg 6, 38, 95, 182, 191
" München 182
" Oranienburg-Eden 134, 158, 182
" Wiesbaden 6, 23, 79, 191

Digitized by Google

Aus dem Hauptvorstande 14, 31, 69, 70, 87, 175, 190
Der 8. ordentl. Gesellschaftstag der D. G. E. K. 101, 106, 118, 126
Der internationale Ethische Bund 46, 54, 62
Die österreichische Gesellschaft für ethische Kultur 37

Vermischtes.

Auskunftsstelle der D. G. E. K. 15
Bachkonzerte der Berliner Singakademie 71
Der zehnte Jahresbericht der ersten öffentlichen Lesehalle d. D. G. E. K. 108
Die freie Hochschule Berlin 15
Echte Heimatskunst 183
Ein alkoholfreies Erziehungsheim für junge Mädchen 103
Eine soziale Frauenschule 23
Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung 79
Internationaler Freidenkerkongreß zu Paris 135
Jugendkonzerte 23
Kein Fremdwort mehr (M. Hankel) 135
Kinderausflüge 47
Kinder- und Mütterheim 103
Oeffentliche Bibliothek und Lesehalle 23
Verein der Freundinnen junger Mädchen 111
Verein Frauennetwerk 71
Volksbildung 71

Bücherschau.

Auffarth, Aug., Dr., Die religiöse Frage und die Schule (K. Vorländer) 182
Brix, Theodor, Bilder die Halben im Namen der Ganzen (F. Staudinger) 39
Cleutheropulos, K., Dr., Gott, Religion (J. Stern) . . . 135
Gilman, Nicholas Paine, Methods of industrial peace (L. Katscher) 6
Grabisch, Joseph, Unterredungen mit Epiktet (A. Döring) 159
Gramzow, Otto, Dr., Geschichte der Philosophie seit Kant (F. E. Willmann) 31
Labor, Chr., Dr., Das Land ohne Armut (L. Katscher) . 87
Landsberg, H., Dr., Die neue Kunst (F. E. Willmann) 79
Luther, Paul, Dr., Deutsche Volksabende (P. Sch.) . . 39
Maeterlinck, Maurice, Der bepvolte Garten (J. Stern) 143
Minuth, Fred R., Ihr Verbrechen (B. M.) 7
Morburger, Karl, Rebellen (—n.) 111
Müller, August, Arbeitersekretariate und Arbeiterversicherung (L. R.) 183
Pappenheim, Berta und Rubinowitsch, Sara, Zur Lage der jüdischen Bevölkerung in Galizien (L. K—r.) . . 79
Pudor, Heinrich, Dr., Das landwirtschaftl. Genossenschaftswesen (Selbstanzeige) 71
Richter, Raoul, Der Skeptizismus in der Philosophie (A. Döring) 151
Rothenbücher, A., Geschichte der Philosophie (A. Döring) 7
Rüttenauer, Benno, Dr., Jesus Christus als sittliches Ideal (—n.) 95
Schreiber, Adele, Settlements, ein Weg zum sozialen Verständnis (L. K—r.) 7
Schwaner, Wilhelm, Germanenbibel (—n.) 191
Schwimmer, Rosika, Machtsalter (L. K.) 135
Simon, Helene, Robert Owen (B. Z.) 158
Singer, Karl, Soziale Fürsorge (L. K—r.) 79
Spielrößner, Maxim Gorki (F. E. Willmann) 31
Thieme, Fr., Stimmen der Zeit und des Herzens (—n.) . 87
Tschirn, Eugen, Die Juden (J. Stern) 135
Wilde, Oscar, Drei Essays (L. Z.) 38
Windelband, W., Die Philosophie im Beginne des 20. Jahrhunderts (O. N.) 142

Bei der Redaktion eingegangene Bücher:

55. 63. 71. 79. 95. 96. 112. 128. 136. 143. 159.

Zum Wanderrednersonds 15. 95

Monatsbeilage „Kinderland."

Artikel.

Becker, Marie Luise, Das Küken 2
„ „ „ Die Seejungfer 7
„ „ „ Ewig 24
D., D., Arbeitssklaven oder Menschen 11
„ „ Was wir von den Künstlern lernen können . . . 19
„ „ Kinderland 33
Ennatten, Carola v., Die Hexe 42
Foerster, Friedr. Wilh., Allerlei Nachträgliches zur Jugendlehre 6
„ „ „ Die angeborene Frische 9
„ „ „ Für's Vaterland 21
Frost, Laura, Aus unsern vier Wänden 4
Gutfeld, Bettina von, Schwerer Entschluß 3
„ „ „ Eine Erinnerung 8
„ „ „ Kindliche Trauer 14
Hasse, Else, Fröbels Mutter- und Koselieder 22
„ „ Das kranke Rehbuhn 25
„ „ Vom Lugus 30
Hopf-Gutmann, Margarete, Denkt daran! 28
Hannasch, Lilli, Lebensringe 8
„ „ Tatkraft und Erziehung 17
„ „ Die Schonung 29
„ „ Vom Händereichen 35
„ „ Kreuzen 37
Key, Ellen, Lieber individualistische Erziehung 13
Latte, Sofie, Die Urnen 41
Meuring, Fr., Kirchturmgedanken einer törichten Mutter 37
Meyer, Bruno, Das Märchen in der Erziehung . . . 21, 26
Meyer-Löwinson, Johanna, Bei Ernst und Micze . . . 10
Penzig, Rudolph, Vom Schenken 1
Reinecke, Clara, Händeschwind, Poch-Poch und Schneck 30, 34

Gedichte.

Andersen, nach, Mariechen 32
Cabanis, Georg P. Sylvester, Weihnachtsgäste 48
Dieterl, Friedrich, Mein erster Schulgang 20
Federn, Otto, Vom Schwefelchen I. 44
Frost, Laura, Zu Schillers Gedächtnis 17
Hopf-Gutmann, Margarete, Kinderträumen 12
„ „ Schlafendes Kind 20
Penzig, Rudolph, Auf eignen Füßen 12

Zwischen den Dornen und am Wege.

Aus der Art geschlagene Kinder 32
Die Glaubwürdigkeit der Kinder 43
Die Schule der Zukunft 47
Quälerei von Fischen durch Kinder 32

Eltern-Ecke.

Die Kinderstimme (Helene von Wallner) 39
Tiftsdentenkinder (Ida Hahn Lur) 15
„ (Dr. Kruschewsky) 20

Empfehlenswerte Kinder- und Elternbücher.

Ernst, Otto, Asmus Semperz Jugendland (—n.) . . . 4
„ „ Der süße Willy (—n.) 36
Gerig, Georg, Der Abapiode (—n.) 40
Krüger, Herm. Andreas, Gottfried Kämpfer (—n.) . . 36
Kistlermann, Mathilde, Lustige Märchen aus aller Welt (—n.) 16
Roland, (—n.) 44
Schumann, Dr. (—n.) 44
Vogel, Rudolf, Spinnweiblein (Henr. Fürth) 48

Lesefrüchte.

24, 36, 40, 48.

Digitized by Google

Erscheint
am 1. u. 15. jeden Monats.
Preis:
vierteljährlich 1,60 Mk.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate:
Die 7spaltige Nonpareillezeile 40 Pf.
Beilagen billig nach freier
Vereinbarung.
Annahme in allen
Annoncenbureaus und
in der Expedition
Berlin S. W. 68,
Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage **„Kinderland,"** Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

XIII. Jahrgang.	Berlin, den 1. Januar 1905.	Nr. 1.

Nachdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Ein wenig Zukunftsmusik. Vom Herausgeber.
Die Grenzen des bloßen Verstandes in Fragen der Lebens- und Menschenkenntnis. Von Fr. W. Foerster (Zürich).
Einige Vorschläge zur Fürsorge-Erziehung. Von A. v. Berg.
Streiflichter:
Gegen den Provisionsschwindel.
Sprechsaal. Von W. Foerster (Westend).
Aus der ethischen Bewegung.
Bücherschau.

Ein wenig Zukunftsmusik.

Vom Herausgeber.

Alle Jahre erklingt sie um diese Zeit, die uralte, immer von der Wirklichkeit Lügen gestrafte und doch selbst von nüchternen Seelen zäh festgehaltene Zukunftsmusik der Engelstimmen aus Wolkenhöhen: „Friede auf Erden den Menschen, die guten Willens sind!" Und aus der Weihnachtszeit pflegen solche zukunftsfrohe Klänge mit leisem Nachhall noch in die Neujahrsbetrachtung hinüber zu summen, sodaß auch, wer verärgert und grämlich, und der Langsamkeit allen Fortschritts grollend das alte Jahr scheiden sah, mit dem neuen Morgen neue Hoffnung und Zuversicht fast wider Willen erwachen fühlt und froh jedes kleinste Merkzeichen begrüßt, das seinem Glauben an eine Besserung auch nur ein wenig Nahrung zu geben scheint.

Wir wollen darum keine psychologische Ausnahme machen. Unser Glaube daran, daß nur vertiefte und erweiterte, also nach Inhalt und Umfang gesteigerte Sittlichkeit der Einzelnen unser Volk, die Gesellschaft und Menschheit auf eine höhere Entwicklungsstufe heben kann und wird, bleibt an sich von solchen kleinen Frühlingszeichen einer besseren Zukunft unberührt, wie von den Sturmwarnungen der Gegenwart; dafür ist er eben Glaube, die „frohe Zuversicht des, das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht sieht."

Aber registrieren darf man es doch, wenn sich hier oder da ein winziges Blütenknöspchen zeigt, freilich nur, um gleich wieder unter Schnee und Eis zu verschwinden — trotz alledem ein Herold der stillen im Untergrunde schaffenden Kraft, die einmal einen Lenz und Sommer hoffen läßt.

Ich will hier nur von dem Verhältnis der, auch von uns, wenn auch glücklicherweise nicht nur von uns, vertretenen ethischen Kräfte zu den gewaltigen politischen Kraftzentren sprechen, die sich ehrlicher und guter Wille der Arbeiterschaft aller Länder, vermischt mit leidenschaftlichem Zorn der Unterdrückten und brennendem Hunger und Durst nach Gerechtigkeit und Bildung, in der sozialdemokratischen Partei geschaffen haben.

Der deutsche Reichskanzler, Graf Bülow, glaubte in seinem letzten Rededuell mit August Bebel, in dem, da der eine nach oben, der andere nach unten zielt, beide an einander vorbeizuschießen pflegen, die sogenannte Revisionistengruppe mit billigem Hohn als völlig einflußlos abtun zu können. Gewiß, die erste Frühlingsblüte hat keinerlei Einfluß auf die Märzwitterung und pflegt zu erfrieren. Aber es zeugt nicht eben von staatsmännischem Weitblick und tieferem Verständnis der Kulturentwickelung, daraus die Verewigung der Schee- und Eisstürme zu schließen.

Wer, auch ohne amtsmäßige Nötigung, mit aufmerksamem Blick dem Auf und Ab der Kämpfe um Grundsätze und Taktik innerhalb der internationalen Sozialdemokratie gefolgt ist, ebenso ihrer Stellungnahme zu den Wirklichkeitsmächten ihrer nationalen Umgebung, zu Wissenschaft und Kultur, der kann unseres Erachtens auf einen Preis für besondere Sehschärfe keinen Anspruch machen, wenn er leugnen wollte, daß die Entwickelungsrichtung dieser ganzen gewaltigen Volksbewegung je länger je mehr abführt von den leidenschaftlichen Ausbrüchen des Klassenhasses und einer künstlich gesteigerten Interessentenpolitik in die ruhigeren Bahnen einer vollberechtigten kulturgeschichtlichen Bewegung.

Wir wollen nicht mit den alten Führern rechten darüber, ob es weise war, und nicht nur „praktisch," zur Erzeugung einer Massenbewegung an die mehr oder minder berechtigten Leidenschaften der Enterbten zu appellieren — wir kommen alle klüger vom Rathause der Zeit, als da wir die Treppe hinaufstiegen — die nackte Tatsache der Psychologie, daß sich auf Leidenschaften keine Dauerwirkungen aufbauen lassen, wird auch dadurch nicht widerlegt, daß bis zu diesem Augenblick die stetige Schürung dieser Leidenschaft durch behördliche Ungeschicklichkeiten und Brutalisierungen, durch Klassenjustiz und parteiische Verwaltungspraxis, durch bewußte und unbewußte Ungerechtigkeiten der bestehenden und herrschenden Klassen immer neue Tausende und Zehntausende in das sozialdemokratische Lager treibt. Man nennt das bekanntlich: die Sozialdemokratie lebt nur von den Fehlern ihrer Gegner.

Aber sie lebt weder nur, noch überhaupt davon. Von der Negative kann nichts leben. Dazu bedarf es positiver Kulturideale. Um es kurz zu sagen: Die Sozial-

Digitized by Google

demokratie lebt tatsächlich und wirkungskräftig nur von der ihr immanenten (innewohnenden) Ethik. Und sie wird weiterleben nur in dem Maße, als sie diese bisher fast unbewußte ethische Kultur als bewußtes Ziel ihren Anhängern in Fleisch und Blut zu übertragen verstehen wird.

Lächerliche Zukunftsträume! Nun ja, das Veilchen im Märzsturm. — Im Jahre 1896 schrieb Robert Seidel, ein bekannter Führer der schweizerischen Sozialdemokratie, der sich vom Tuchweber bis zum sozialdemokratischen Redakteur hinaufgehungert hat, eine kleine Broschüre „Sozialdemokratie und ethische Bewegung".*) Nur einige wenige Zitate daraus:

„Es waren ethische Beweggründe, die mich in die Reihen der Kämpfer für Recht und Freiheit führten. Der wissenschaftliche Sozialismus, d. h. die Lehre von der Bildung des Reichtums und von der sozialpolitischen Entwicklung der Gesellschaft hat diese Beweggründe nur gestützt, nicht geschaffen. . . .

*

Durch ein wechselreiches Leben vom Fabrikarbeiter hindurch zum Kaufmann, Sekundarlehrer, Zeitungsschreiber, Schriftsteller habe ich die verschiedenen Klassen des Volkes gründlich kennen gelernt, und ich muß sagen, daß die allermeisten Menschen sich der Sozialdemokratie nicht etwa aus wissenschaftlicher Erkenntnis, sondern aus den Gefühlen für Gerechtigkeit, Freiheit, Wahrheit und Liebe anschließen. Wie mich die ethischen Mächte zur Sozialdemokratie führten, so führen diese Mächte ihr auch heute noch die meisten Bekenner zu. Natürlich soll damit die Urgemalt der Not für die sozialpolitische Entwickelung nicht heruntergesetzt werden; aber die Not selbst muß sich in den Köpfen doch erst in Gefühle und Begriffe umsetzen, ehe sie die Massen bewegen kann. . . . . .

*

Ethiker und Sozialdemokraten bebauen nicht nur das gleiche Feld, sondern sie haben auch das gleiche Erntziel, nämlich das allgemeine Wohl, das Glück aller Menschen.

Es muß Friede und Freundschaft zwischen beiden herrschen, damit die Arbeit besser von statten gehe und reichere Frucht bringe."

In Verfolg dieser Ideen, die freilich gegen die Orthodoxie des Marxismus verstießen, aber doch zu einem Ketzerprozesse — der schweizerischen Sozialdemokratie zur Ehre sei es gesagt — keinerlei Anlaß geboten haben, hat nun Robert Seidel jüngst den Versuch gemacht, die, wir dürfen es wohl sagen, allgemein anerkannten ethischen Grundsätze der Sozialdemokratie programmatisch fixieren zu lassen.

Mit Erfolg? Sie vergessen, daß wir noch im März sind!

Im Grütliverein Zürich-Außersihl war auf seinen Antrag einstimmig folgender Zusatz zur Prinzipienerklärung des neuen Parteiprogrammes beschlossen worden:

„Wer sich der Sozialdemokratie anschließt, der anerkennt Wahrheit, Gerechtigkeit und Sittlichkeit als die Regel seines Verhaltens gegen seine Gesinnungsgenossen und gegen alle Menschen, ohne Rücksicht auf Farbe, Glaube und Nationalität.

„Keine Pflichten ohne Rechte, keine Rechte ohne Pflichten."

Inzwischen ist nun das neue Programm der schweizerischen Sozialdemokratie, an dem Robert Seidel mitgearbeitet hat, veröffentlicht worden. Leider haben sowohl die Programmkommission, das Parteikomitee, wie endlich auch der Parteitag selbst den Antrag abgelehnt, „aus taktischen und opportunistischen Erwägungen," obwohl man „grundsätzlich nichts dagegen einzuwenden hatte."

Das Letztere ist begreiflich, weiß doch R. Seidel a. a. O. ausführlich nach, daß nicht nur Lassalle und Marx durchaus an die sittlichen Gefühle der Arbeiterschaft, die „einfachen Gesetze der Moral und des Rechts" appelliert haben, sondern daß auch die alte Internationale, zuerst auf dem Genfer Kongreß (1866), dann auf allen späteren Kongressen ausdrücklich den fast gleichlautenden Satz anerkannte:

„Daß die internationale Arbeiterassociation und alle ihr angehörigen Gesellschaften und Individuen Wahrheit, Gerechtigkeit und Sittlichkeit als die Grundlage ihres Betragens unter einander und gegen alle ihre Mitmenschen ohne Rücksicht auf Hautfarbe, Glaube und Nationalität anerkennen.

„Daß es als Pflicht des Menschen betrachtet wird, die Rechte des Menschen nicht bloß für sich selbst, sondern für jedermann zu fordern, der seine Pflicht tut.

Keine Rechte ohne Pflichten,
Keine Pflichten ohne Rechte."

Aber auch die Motivierung des nunmehr gefallenen Antrages, wie sie R. S. in den hauptsächlichsten Blättern der schweizerischen Sozialdemokratie gegeben hat, darf des Interesses unserer Leser sicher sein. Darum geben wir sie hier im Auszuge. Er schrieb:

„So schön und gut und wohldurchdacht der neue Programmentwurf aber auch ist, so hat er doch noch eine klaffende Lücke: Er spricht mit keinem Wort von den Pflichten; er enthält keine sittlichen Grundsätze und Forderungen.

Diese Lücke würde durch den Antrag des Grütlivereins Außersihl ausgefüllt werden und diese Lücke sollte ausgefüllt werden zur Ehre und zum Heile der guten großen Sache der Sozialdemokratie.

Unsere Partei spricht so viel wie die unsrige von Recht und Gerechtigkeit, und sie hat ja auch alle Ursache dazu, denn das Unrecht, das die kapitalistische Gesellschaft am arbeitenden Volke verübt, ist groß und schreiend. Aber wenn wir so viel von Gerechtigkeit sprechen und sie so kräftig fordern, warum wollen wir sie uns selbst nicht als Regel unseres Verhaltens auferlegen im Verkehr unter einander und im Verkehr mit Menschen anderer Farbe, anderen Glaubens und anderer Nationalität?

Wir rufen für unser gutes Recht die Wahrheit an, und weil wir das tun, so haben wir auch die Pflicht, die Wahrheit zur Richtschnur unseres Verkehrs mit andern zu machen, mit unseren Genossen und mit allen Menschen, Schwarzen und Gelben, Juden und Heiden.

Wir geißeln die Unsittlichkeiten der kapitalistischen Gesellschaft, wie sie im Arbeitsverhältnis, im Handel, im Rechtswesen, in der Ehe und im Parteileben zu Tage treten. Wir tun das mit gutem Grund, denn wenn der eine arbeitet und der andere die Früchte der Arbeit einsackt, so ist das unmoralisch, unsittlich; wenn im Handel die Konsumenten betrogen und belogen werden, so ist das unmoralisch, schlecht; wenn die Ehe statt aus Liebe und Achtung, aus Berechnung, Gewinnsucht und Genußsucht geschlossen wird, so ist das unsittlich, gemein, und wenn im politischen Leben List und Gewalt herrschen, so ist das ebenfalls schlecht, unsittlich, ungerecht.

Wir lehnen uns gegen alle diese Unsittlichkeiten auf, wir kämpfen gegen sie an, und wir haben dabei das sichere Bewußtsein, etwas Gutes zu tun.

Wohlan! Machen wir die Sittlichkeit, die Moral auch uns zur Pflicht, machen wir sie zur Regel unseres Benehmens gegen unsere Genossen, gegen alle Menschen.

Was wir wollen, daß uns die Leute tun, das wollen wir auch ihnen tun. Das ist Sittlichkeit. Die versteht jeder und die kann und soll jeder üben zu seinem Besten und zum Besten aller.

Wenn unserem schönen Programme die vorgeschlagenen paar Zeilen einverleibt werden, so ist damit vieles deutlich und klar ausgesprochen:

Unsere Stellung zum Antisemitismus, zum Nationalhaß, zur Rassenwelthersschaft, zum Anarchismus als schrankenlosen Individualismus ist klargestellt. Wir haben uns als Gegner aller dieser Reste der Barbarei erklärt; wir wollen für uns nicht mehr Recht, als wir allen anderen Menschen auch zugestehen, und damit gar kein Zweifel aufkommen kann, sagen wir noch obendrein:

Wir wollen keine Rechte ohne Pflichten, wir wollen aber auch keine Pflichten ohne Rechte.

Unser Programm spricht von „sittlicher Hebung", von „sittlichen Grundlagen", von „Solidarität und Verbrüderung," vom „Schönen, Wahren und Guten".

Das ist recht und gut und bewährt, daß man die sittlichen Werte und Begriffe zum Programm nötig gehabt hat, daß man um die verpönte Ideologie nicht herum hat kommen können, und daß man die Furcht vor Worten überwunden hat.

Aber die sittliche Besserung wird in unserem Programm immer bloß als Folge der verbesserten gesellschaftlichen Zustände erklärt, und das ist einseitig und folglich falsch. Die Erfahrung beweist dies.

Gewiß! Die wirtschaftlichen und politischen Umgestaltungen im Sinn und Geist des Sozialismus führen zur sittlichen Hebung des Volkes, aber die bewußte Pflege der sittlichen Kräfte führt auch zum Sozialismus, und der Sozialismus kann nur ver-

*) Zweite Auflage 3—6 Tausend, Zürich, Buchhandlung des Schweiz. Grütli-Vereins. Preis 20 Centimes.

Digitized by Google

wirklicht werden mit geistig und sittlich höher stehenden Menschen, als es die der kapitalistischen Welt sind.

Die Erziehung des Volkes zur Sittlichkeit und unsere Selbsterziehung zum Schönen, Wahren und Guten sind also im Interesse der Herbeiführung und Durchführung des Sozialismus notwendig, und darum müssen wir dem hohen und wichtigen Gebiet der Ethik ein Plätzchen in unserem Programm einräumen. Die Welt wird nicht bloß durch materielle Interessen und ökonomische Kräfte bewegt, sondern auch durch moralische und geistige Interessen und Kräfte.

Die paar einfachen Sätze, die wir vorschlagen, werden unser Programm zieren, sie werden jeder Kritik für alle Zukunft standhalten, und sie werden unserer Partei viele und die besten und begeistertsten Anhänger und Kämpfer zuführen. In ihnen leuchten ein paar der alten, ewigen Sterne des Menschengeschlechtes."

Wir sind weit davon entfernt, solche Meinungsäußerungen Einzelner zu überschätzen. Eine Schwalbe macht wirklich keinen Sommer. Aber — der Sommer kommt auch nicht ohne die erste Schwalbe.

Von der Erklärung, daß man gegen moralische Prinzipien grundsätzlich nichts einzuwenden habe, bis zu der Erkenntnis, daß diese so „selbstverständlichen" Binsenwahrheiten die tiefste Kraftquelle der Reformbewegung darstellen, ist freilich noch ein weiter Weg. Es mögen erst Wenige sein, die ihn entschlossen eingeschlagen haben. Aber es sind nicht versprengte „Ideologen," die sich vom Gros verlaufen haben, sondern — diese leise Musik tönt in unseren Ohren — die Vorläufer der künftigen Führer. Denn auch der Führer — will er nicht nur geschoben sein — muß sich zunächst einmal von der Masse trennen. —

Die Grenzen des bloßen Verstandes in Fragen der Lebens- und Menschenkenntnis.

Von Fr. W. Foerster (Zürich).

Unser Freund Staudinger hat in Nr. 22 d. Bl. eine sehr anregende Betrachtung über „Wahrheit und Gemüt" veröffentlicht, auf die ich mit einigen Bemerkungen antworten möchte, da der Artikel dem nicht ganz gerecht wird, was sich gegen die bloße Diktatur der Vernunft in ethischen Fragen sagen läßt. Vielmehr zeigt die Gegenüberstellung: Wahrheit und Gemüt, daß Professor Staudinger der Ansicht ist, bei den Gegnern des bloßen Rationalismus handle es sich um die Verteidigung der Rechte des Gefühls oder gar des Gefühlsrausches gegenüber der „nüchternen" Wahrhaftigkeit. Ich möchte demgegenüber Folgendes zur Erwägung vorlegen:

Wer nur das als ethisch führend und wahr anerkennen will, was der Verstand erkennen und nachprüfen kann, der lebt offenbar der Ueberzeugung, daß der Verstand wirklich in der Lage sei, uns über alle Tatsachen zu unterrichten und alle Zusammenhänge und Wechselwirkungen festzustellen, welche zur Unterlage unseres ethischen Urteils in Frage kommen. In Wirklichkeit ist dies aber garnicht der Fall. Ich will ein Beispiel wählen aus dem Kapitel der „Ethik des Familienlebens." Wer die gegenwärtige Litteratur auf diesem Gebiete verfolgt hat, der wird wissen, daß die strenge monogamische Ehe zur Zeit mannigfachen und wohldurchdachten Angriffen ausgesetzt ist, Angriffen, welche die absolute Freigabe der Scheidung bei jeder neuen Passion als sittliche Forderung aufstellen (Ellen Key) oder gar so weit gehen, ein „Recht auf Mutterschaft!" zu proklamieren (Ruth Bre), welches ebenfalls die monogamische Ehe in ihren Grundfesten erschüttern würde. Worauf wird sich nun die ethische Entscheidung dieser Frage gründen? Jedenfalls auf eine gründliche Untersuchung der Wirkungen, welche von der Verwirklichung solcher Forderungen auf die Grundlagen des gesellschaftlichen Zusammenlebens ausgehen würden. Wie aber werden diese Wirkungen festgestellt? Zunächst treffen wir auf eine Reihe äußerer (bürgerlicher und sozialer) Konsequenzen, welche zweifellos durch den Verstand festgestellt werden können. Aber die wichtigsten und entscheidendsten Wirkungen sind doch wohl die, welche durch die verschiedenen Arten geschlechtlicher Beziehungen und Ordnungen im Innern der betreffenden Menschen selbst erzeugt werden. Wie der Charakter dadurch affiziert wird. Wie überhaupt jahrelanges Zusammenleben auf die Seele einwirkt — und inwiefern hier bei der Frau noch andere und tiefere Wirkungen eintreten als beim Manne. Diese inneren Folgen der Dinge sind eben durch keinen noch so genialen Verstand vom grünen Tisch aus festzustellen, sondern nur durch Erleben oder durch die Intuition großer künstlerischer Begabungen. Die unglaublich kindlichen und lebensfremden Urteile sehr begabter soziologischer Schriftsteller und Schriftstellerinnen über diese Fragen zeigen das am besten. Und doch handelt es sich da um Dinge, welche geradezu ausschlaggebend für das ethische Urteil in jenen Fragen sein müssen und immer gewesen sind. Damit ist aber deutlich gezeigt, daß die Vernunft garnicht die einzige und vor allem nicht die letzte Instanz in ethischen Lebensfragen sein kann, denn ihre Organe sind auf dem Gebiete der Feststellung des Tatsächlichen den intimsten Aufgaben garnicht gewachsen. Und das sollten gerade diejenigen nicht aus dem Auge verlieren, welche die Ethik fest im Leben verwurzeln, d. h. sie auf der Kenntnis des wirklichen Menschen und der wirklichen Folgen der Dinge aufbauen wollen. Um den realen Effekt einer Handlung oder einer Institution gründlich festzustellen, muß ich ihn bis in das Innere des Menschen verfolgen und da hören, solange der Gehirnspiegel noch nicht erfunden ist (und wahrscheinlich noch länger!) die Methoden der Verstandeserkenntnis auf und es treten die Aussagen des Erlebnisses an die Stelle. Daß diese mehr gefährdet sind durch die jeweiligen Zustände des Subjekts, als physikalische Messungen und nationalökonomische Feststellungen, das mag wahr sein — ändert aber nichts an der Tatsache, daß wir auf diesem Gebiete keine andere Erkenntnisquelle haben. Die Gefahren subjektiver Einseitigkeit und Täuschung erfahren eben hier ihre Korrektur durch das, was man die „Uebereinstimmung der Weisen" nennt — eine Sicherung, von der sich die moderne Zeit leider immer mehr emanzipiert und zwar auf Grund einer ganz illusorischen Omnipotenz des bloßen Verstandes in Sachen der Lebens- und Menschenkenntnis.

Schon Goethe hat im Tasso dem oben Dargelegten zugestimmt und zwar in dem Wort: „Willst du genau erfahren was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an" — womit aber auch darauf hingewiesen ist, daß gerade in ethischen Fragen die intuitive Menschenkenntnis Vieles sehen und feststellen kann, was dem Verstande verborgen bleiben muß, der sich nur an die äußeren Wirkungen halten kann. Ob und wie tief ein Mensch durch bestimmte Handlungen oder Worte verletzt und innerlich gehemmt oder zerstört wird, das zu wissen ist doch sicherlich eine Hauptbedingung für unser sittliches Urteil über die betreffenden Handlungen oder Worte — und doch handelt es sich da um Effekte, die nur durch Erleben oder Intuition einzuschätzen und zu konstatieren sind. Das Gleiche gilt für die ethischen Fragen des Schutzes der Schwachen. Auch hier hilft uns gerade ein Wort des Tasso: „Geheimnisvolle Hilfe kommt dem Starken oft vom Schwächeren zu Gute." Man beachte: „Geheimnisvolle Hilfe" — d. h. eben, daß die Rückwirkung, welche der Schutz des Schwachen auf den Starken selbst hat, etwas ganz Intimes, Innerliches ist und sich nur dem Erleben erschließt — also wiederum eine entscheidende Tatsache für die ethische Bewertung

Digitized by Google

des Schutzes der Schwachen, die jedoch vom Verstande aus garnicht erschlossen werden kann. Darum mußte eben auch Nietzsche gerade hier so gründlich irre gehen, weil er wirklich Ernst damit machte, nur das anzuerkennen, was der abstrakte Verstand nachprüfen und feststellen kann.

Hiermit soll nicht etwa die unentbehrliche und noch lange nicht genug verwertete Mitarbeit des vernünftigen Denkens in ethischen Fragen herabgesetzt werden. Aber sowie einst Kant der reinen Vernunft ihre Grenzen steckte in Bezug auf das jenseits der äußeren Erfahrung Liegende, so wäre auch heute eine gründliche Untersuchung methodischer Art von Nöten, welche der reinen Vernunft bewiese, daß es auch im inneren Leben des Menschen etwas gibt, was jenseits der äußeren Erfahrung liegt und nur der inneren Erfahrung, dem Erlebnis zugänglich ist und doch Tatsachen und Verkettungen betrifft, die für die Feststellung ethischer Normen mindestens von der gleichen Wichtigkeit sind, wie das, was die Vernunft uns erschließen kann.

Einige Vorschläge zur Fürsorge-Erziehung.

Von A. v. Berg.

Der oft beobachtete Mißerfolg der Besserungsanstalten für Mädchen hat seine Ursachen in den Grundirrtümern der Behandlung derselben. Der größte solche Irrtum ist, daß man sie als sittlich und geistig zurechnungsfähige Individuen ansieht, die für ihre Taten und Fehler zu bestrafen sind, nicht als psychopathisch Belastete, an „moral insanity“ Leidende, nicht als körperlich und geistig abnorm Schwache, das sie meist sind. Sie sind Kranke und darum ist die Härte unbegreiflich und verderblich, die sie in der Anstalt zu Trotz, Verzweiflung und in vielen Fällen zu Selbstmord treibt. Ihnen fehlte genügende Nahrung und Schonung schon vor der Geburt und als Kind, ihnen fehlte eine sonnige heitere Kinderstube, in der andere Kinder zur Erkenntnis des Guten und Bösen heranreifen, ihnen fehlt Schulung zu ersprießlicher, schaffender Tätigkeit. — Alt das muß das Asyl ihnen bieten, wenn es wahrhaft ein sittliches Genesungsheim sein soll. Erst den Körper heilen, dann die Seele! Erst diesen stärken und dann die sittliche Kraft heben. Hier tritt der zweite Grundirrtum auf. Man meint meist, die Ausschreitungen der verwahrlosten und verführten Mädchen entsprängen einem Ueberschuß an Kraft und Lebensenergie und daher müßte jede Gelegenheit ergriffen werden, diese Vitalität zu vermindern. An sich ist jede Herabminderung der Kräfte eines Andern schon ein Verbrechen, hier aber noch ein erzieherischer Fehler. — Der Direktor eines solchen Mädchenasyls in einer großen deutschen Residenzstadt rühmte sich seiner grausamen Praxis, indem er mit boshaftem Lachen erzählte, seine einzige, aber höchst wirksame Strafe sei das wochenlange Entziehen der zweiten Mittagsspeise! Wenn man bedenkt, daß die Kost in solchen Anstalten immer gerade nur zur knappen Erhaltung des Lebens genügt, anderseits die Geldgebahrung in den Händen solchen Direktors liegt, der durch die Strafdiät große Ersparnisse machen kann, dann wundert man sich nicht über die Mißerfolge aller Besserungsversuche und Predigten mancher Anstaltsleiter. Es fehlt auch oft die Kontrolle. Dieser selbe Direktor sagte: „Ich könnte hier machen was ich wollte, es kommt nie einer der Stadträte nachsehen.“ —

Der dritte Grundirrtum betrifft die Erziehung zur Arbeit. Um Geld zu schaffen wird meist Wäsche zum Reinigen übernommen und die körperlich schwachen, fast immer unterernährten, oft wie gesagt strafweis fastenden Mädchen gezwungen, täglich, jahraus, jahrein am Waschtrog zu stehen, eine Arbeit, für die ihre Muskeln nicht geschult, ihre leichtblutenden Hände nicht abgehärtet sind. Soll dadurch die Liebe zur Arbeit geweckt werden? — Warum führt man diese Praxis des Gelderwerbs nicht auch bei Seehospizen für kranke Kinder ein und läßt die Mittel herbeischaffen, indem man die Kleinen Zündhölzer zu fabrizieren zwingt? Ebenso schädlich, körperlich und seelisch deprimierend wirkt dies Arbeiten müssen, um die Anstalt zu erhalten, die sie der Freiheit beraubt und knechtet. Unter deprimierenden Eindrücken gedeiht weder Körper noch Seele. Zu solchen gehört auch die Mißachtung des Selbstgefühls, der Menschenrechte, die man fast überall findet. Am Rhein in B. müssen die Internierten eines Asyls ohne Hut und Halstuch in langer Reihe spazieren gehn. Jeder zeigt mit Fingern auf die durch die Kleidung Gebrandmarkten, denn kein Bettelweib geht dort ohne Hut. — In einer andern mitteldeutschen Anstalt zeigte der Direktor eine Kranke und sagte, an den übrigen, furchtsam vor seiner Hand sich an die Wand drückenden Mädchen vorüberschreitend, spöttisch und scharf allen vernehmlich: „Diese Kranke ist eben zum zweitenmal eingeliefert, sie ist eine Diebin.“ — Das kranke Mädchen konnte es eben so gut gehört haben; sie duckte sich, als die Zelle aufgeschlossen wurde, heiß errötend unter die Decke und wollte niemand sehen. Ganz allein lag sie in hohem Fieber da — Pflegeschwester gab es keine im Asyl, nur eine finster blickende Aufsichtsperson, die stets einen kurzen Stock in der Hand führte, nachts einigen die Hände an die Bettpfosten band, um nicht Aufsicht üben zu müssen — im oberen Saal, die sich nicht um sie kümmerte, weil sie das schweigende Stricken unzähliger überaus grober Strümpfe beaufsichtigen mußte. Auch wieder eine Strafarbeit, die im späteren Leben keine mehr verwerten kann, und die ungesundes Denken fördert. —

Wenn wirkliche Heilung in solchen sittlichen Genesungsheimen erzielt werden soll, muß die Behandlung eine andere sein. Streng nach Alter und Veranlagung in Gruppen geschieden dürften nur wenige ein Zimmer teilen, was noch wie in Klöstern durch Vorhänge um jedes Bett abgeteilt sein müßte, um das Schamgefühl zu wecken. Die Gruppierung müßte eine bei der Anstalt angestellte Psychiaterin vornehmen, die genau alle physischen und seelischen Defekte und Anlagen feststellen müßte und der Vorsteherin mit Rat beistehen würde. Weiter müßte eine wissenschaftlich gebildete Turnlehrerin an der Anstalt wirken, denn nur durch Turnen und nicht durch einseitig ermüdende Arbeit kann das Gleichgewicht der körperlichen und seelischen Triebe hergestellt werden, nur durch Turnen kann langsam die Muskelkraft so erhöht werden, daß die dann beginnende Erlernung einer Arbeit nicht als Qual, sondern als Lust empfunden wird. Dann würde sich von selbst in der Anstalt der heitere Kinderstubenton einfinden, der so wünschenswert ist; die Arbeit könnte (nicht müßte) Gesang begleiten, sei er auch der primitivste. Wie beglückt schmettert manche fromme Seele im Gottesdienst ihre Dissonanzen in die Luft — es ist die Schaffenslust, die in jedem Menschen schlummert und die als wichtiges Erziehungsmittel auch bei der Fürsorge-Erziehung beachtet werden sollte. Wäsche reinigen, die immer wieder unrein zurückkommt, ist kein die Seele hebendes Schaffen, wohl aber, was jetzt in gut geleiteten Privat-Fürsorgeheimen einzelner Großstädte, z. B. Berlin angestrebt wird: Gartenarbeit; jedoch auch diese nur nach Vorschrift der Aerztin, da es sich um ungeübte Muskeln handelt. — Hauswirtschaftliche praktische Unterweisung, mit Belohnung für Sauberkeit wäre eine für alle geeignete Arbeit. Vielleicht ließe sich da sogar ein besserer Ersatz des sonst durch Wäscheübernahme gesuchten Zuschusses finden. Die Herstellung kräftiger Arbeiterkost, die die Arbeiterfrauen nur abzukochen hätten, brächte Einnahmen und Ersparnisse, weil in großen Mengen eingekauft würde und gleichzeitig die Kost abwechslungsreicher werden könnte, was für die Ernährung der Mädchen so wichtig ist.

Digitized by Google

Der letzte Grundirrtum ist der, daß man glaubt, wenn die Mädchen in der Anstalt, ob aus Furcht, Heuchelei oder Gehorsam, sich gut führen, seien sie gebessert und könnten entlassen werden! — Es ist aber nur dann Hoffnung, daß sie draußen je wieder gut tun, wenn innerhalb der Anstalt ihre Fähigkeiten und Kenntnisse so weit entwickelt worden sind, daß sie eine materiell und sozial doppelt so gute Position in der Welt einnehmen können wie vorher. Je niedriger das Erwerbsniveau, desto größer die Versuchung! Darum nützt es der internierten Kellnerin oder Verkäuferin nicht, jahrelang Wäsche zu waschen; sie bleibt nach der Entlassung doch nicht Waschweib, sondern kehrt zum gewohnten leichten Beruf zurück, in dem sie bald wieder sinkt. Wenn sie aber soweit ausgebildet wurde, um Büffetfräulein oder Kassierin zu werden, wird die Not wenigstens sie nicht zu verführen brauchen. Das gleiche gilt für Kinder- und Dienstmädchen; die Kinderpflegerin wie die gute Köchin sind schon weniger Versuchungen ausgesetzt. Die Unterbringung dieser so besser für den Kampf des Lebens ausgestatteten Mädchen wäre Sache der Anstaltsleitung, wie das in Waisenhäusern auch geschieht; überhaupt wären sie als Waisen zu behandeln, sie sind Waisen der Menschheit, der natürlichen Führung beraubt. Daß einer Jeden die Seelsorge vom Geistlichen ihrer Konfession zu teil werden müßte, ist selbstverständlich; auch Kirchgang in Gruppen ist ihr unverlierbares Menschenrecht, gegen das in vielen außerhalb der Stadt gelegenen Anstalten gesündigt wird. Gemeinsames Gebet als Ersatz ist ganz ungeeignet, da es leicht gegen das Beten abstumpft und die Gefahr der Heuchelei mit sich bringt.

Wenn durch solche individualisierende, liebevolle Behandlung und körperliche Kräftigung die Mädchen bis zu einer gewissen Selbstbeherrschung und innerem Frieden gebracht worden sind, dann gälte es, in ihnen das einzige Gegengewicht gegen niedere Instinkte „die geistige Mütterlichkeit" zu wecken, die veredelnder wirkt wie Mutterschaft, die oft nur einen erweiterten Egoismus ausbildet. Darum sollte man stets solche Anstalten in Verbindung mit Pflegeanstalten, Kinderasylen und Findelhäusern gebracht werden, in welchen als Belohnung für tadelloses Betragen die schon gebesserten Mädchen unter Aufsicht die Kinder pflegen dürften. Gar manche würde dann ihren Beruf entdecken und ein nützliches Leben als Pflegerin beginnen.

Es bleibt nur noch ein Wort über diejenigen zu sagen, die das schwere Amt der Leitung all dieser psychopathisch Belasteten und Entarteten zu übernehmen hätten. Männer müßten absolut ausgeschlossen sein, Furcht vor brutaler Kraft und Geschlechtsanziehung sind zwei durchaus aus der Erziehung zu verbannende Momente. Die überstrengen, mürrischen, nur um des Gehaltes willen den Mädchen dienenden Personen, die man meist an solchen Asylen findet, taugen viel weniger noch wie die, wenn auch unerfahrenen, aber doch selbstlosen und liebevollen Nonnen. Am besten wären weltersahrene Frauen von höchster Bildung und tiefster heiliger Menschenliebe, die unentlohnt am Asyle wirkten, einzig weil der Zug des Herzens sie rief, denn nur indem sie auf jede Entlohnung verzichten, sind sie im Stande, wahrhaft veredelnd auf die Mädchen einzuwirken. Bezahlte Angestellte haben das Vorurteil gegen sich, daß sie aus Vorteil ihr Amt erwählt haben, und nicht aus selbstloser Liebe, während die unentlohnten Arbeiterinnen an dem großen Werk einzig durch ihr Beispiel in den irregeleiteten Mädchen den Glauben an Menschenliebe wieder erwecken. Und das ist das Wichtigste, denn nur was man kennt und erlebt, vermag man nachzuahmen, nur durch Beispiel wird man erzogen. — An all die tausend einsamen Frauen und Mädchen ergeht von Caritas. der stärksten Herzensempfindung, der Ruf: „Kommet, helft euren Schwestern, denn was ihr einer dieser Geringsten getan, das habt ihr mir getan" spricht Christus. — Mädchen doch immer mehr Frauen dem Rufe folgen!

Streiflichter.

Gegen den Provisionsschwindel und die durch kein Gesetz gehemmte Korrumpierung der Gewissenhaftigkeit bei Angestellten führt das „Freie Wort" (Frankfurt a. M., N. F. Verlag) seit Jahren einen dankenswerten Kampf. Eine neue Vereinsgründung, die den deutschen Landwirtschaftsbeamten auf Grund eines offen organisierten Bestechungssystems wirtschaftliche Vorteile verschaffen soll, wird im 2. Dezemberheft (4. Jahrg. Nr. 18) einer scharfen, aber wohlorderdieten Kritik unterzogen. Wir lassen die Hauptsätze hier folgen:

„Der Provisionsgewährung liegt in weitaus den meisten Fällen die Absicht zugrunde, die Besitzer der Angestellten nach einer außerordentlichen Einnahme zu wecken und diese dadurch blind für Unregelmäßigkeiten zu machen, die sie unter anderen Verhältnissen in Wahrung der Interessen ihrer Arbeitgeber wahrscheinlicherweise bemerken und rügen würden. Dieses Gebahren der Geschäftsleute, Angestellten einen Gewinn oder Gewinnanteil zukommen zu lassen, wird, wenn Staats- oder Gemeindebeamten dabei im Spiele sind, als „Bestechung" bezeichnet und ist in diesem Falle dem Strafgesetzbuch unterstellt. Eine Bestechung von Privatangestellten kennt unser Gesetzbuch nicht. Dem Provisionsunwesen kann nur in einigen wenigen Fällen mit dem Gesetz „gegen den unlauteren Wettbewerb" gesteuert werden. Unsere Gesetzgebung hat somit eine Lücke, an deren Beseitigung von allen Seiten mit Eifer gearbeitet wird. . . .

Das Provisionswesen blüht insbesondere da, wo kärgliche Gehälter üblich und den Angestellten eine verhältnismäßig große Freiheit und Selbständigkeit eingeräumt werden muß. Diese Selbständigkeit bei kärglichen Einnahmen herrscht in keinem Industriezweige stärker als in der deutschen Landwirtschaft, und darum finden wir auch hier die Provisionsgewährung in dem ausgedehntesten Maße vor. Die Viehhändler gewähren den Stallleuten, den Hofverwaltern und Inspektoren Provision für jedes Stück Vieh, das ihnen zugeschlagen wird. Nicht selten besteht zwischen den verkaufenden Angestellten und den Händler eine Absprechung, daß der Gewinnanteil des Angestellten um so größer, je geringer der Preis beim Verkauf oder je höher derselbe beim Einkauf ist. Es wird wohl kaum eine landwirtschaftliche Maschinenfabrik geben, die den Angestellten eines Gutes nicht Provision zahlt, wenn ihnen eine Lieferung zugeschrieben wird. . . .

Die neueste Blüte der Provisionsgewährung sind die Bemühungen mehrerer Zuchtvieh- und Brennereilieter, die die wiederholt angeregte Organisation der deutschen Landwirtschaftsbeamten durchzuführen beabsichtigen. Die leitenden Persönlichkeiten gehen von der Voraussetzung aus, daß bei dem geringen Einkommen der Landwirtschaftsbeamten ein Fachverein der Angestellten nur dann Aussicht auf Erfolg hat, wenn die Mitglieder eines solchen Vereins durch materielle Interessen an ihn gefesselt werden. . . .

Die verschiedenen Erbhulungs-, Kranken- und Sterbekassen, die Witwen- und Waisen-Versorgung verlangt von den Mitgliedern dieses Vereins kenntlich bare Beiträge. Diese Beiträge sollen den Mitgliedern keinen roten Heller kosten. Die Mitglieder dieses neu ins Leben zu rufenden Vereins übernehmen durch ihre Beitrittserklärung lediglich die Verpflichtung, alles was sie im Interesse ihrer Arbeitgeber zu kaufen haben, so weit als irgend in ihren Kräften steht, entweder bei einem mit der Vereinsleitung in einer Verbindung stehenden Geschäftshause oder bei den speziellen Geschäften zu bestellen, die ihnen von der Vereinsleitung bezeichnet werden. Für jede Lieferung, die das Geschäftshaus oder eines der Geschäfte, mit denen von Vereinswegen ein Abkommen getroffen ist, ausführt, werden an die Geschäftsleitung des Vereins entsprechende Provisionen gezahlt und den Bestellern alljährlich eines bestimmten Prozentsatzes für Verwaltungskosten à Konto der verschiedenen Einrichtungen des Vereins zugebracht. Für die Leitung des Vereins werden die Mitglieder bestellet und der sich ergebende Ueberschuß wird auf Verlangen am Jahresschluß herausgezahlt oder für die Mitglieder verzinslich angelegt.

Kurz gesagt, der neue landwirtschaftliche Verein soll auf einem organisierten Bestechungssystem aufgebaut werden und wird von Angestellten geplant, deren Namen in den Kreisen ihrer Berufsgenossen einen sehr guten Klang haben, der aber auch in den Kreisen der Gutsbesitzer Ruf und Ansehen genießt. Die Tatsachen, daß an eine solche Vereinsgründung ernstlich gedacht werden kann, daß man sie für möglich und durchführbar hält, beweist zur Genüge, wie allgemein das Provisionsunsystem in landwirtschaftlichen Beamtenkreisen verbreitet und wie notwendig es ist, auch für die Privatbeamten den für Staatsbeamten bereits bestehenden Begriff der „Bestechung" zu schaffen."

Wir sind überzeugt, daß gerade die Privatangestellten selbst im Interesse ihrer Standesehre und der sittlichen Festigung schwankender Charaktere ein solches Gesetz freudig begrüßen würden.

Digitized by Google

Sprechsaal.

Ueber die Bekämpfung des Luxus. In Nr. 24 dieser Zeitschrift hat Herr Alfred H. Fried, unter der Ueberschrift „Das Ueberflüssige ist etwas sehr notwendiges", den Luxus zu rechtfertigen gesucht. Er will zwar die schwerwiegende Frage nicht erörtern, ob der Luxus deshalb unsittlich sei, weil er „nur dem eigenen Ich der ihm Fröhnenden zu dienen berufen sei." Aber „rein wirtschaftlich betrachtet, sei die Bekämpfung des Luxus unvernünftig."

Die Sicherheit und Allgemeinheit, mit welcher diese Behauptung ausgesprochen wird, scheint mir in umgekehrtem Verhältnis zu ihrer Begründung und zu ihrer Richtigkeit zu stehen. Zunächst darf doch an dieser Stelle die Frage auch nicht über eine kurze Spanne Zeit hinaus willen gelassen werden, ob eine Handlungsweise, die nach ihren Beweggründen sittlich nicht zu rechtfertigen sei, „rein wirtschaftlich betrachtet" als vernünftig erwiesen werden könne. Jede wirtschaftliche Rechtfertigung eines nach gründlichen ethischen Erwägungen als unsittlich oder auch nur als bedenklich erscheinenden Tuns diese doch nur das Reich des Königs Mammon, wenn nicht noch schlimmeres, predigen.

Herr Fried hätte aber sicherlich seinen Versuch einer rein wirtschaftlichen Rechtfertigung des Luxus, im Gegensatz zu der Bekämpfung desselben nach Gesichtspunkten ethischer Kultur, nicht gewagt, wenn die wirtschaftliche Bedeutung des Luxus in seinen Augen nicht auch einen wesentlich Idealen, nämlich künstlerischen oder ästhetischen Charakter hätte.

Und hierin besteht die Verhältnislichkeit, aber auch der Irrtum seiner ganzen Darlegung. Er verwechselt die Entwickelung des Luxus mit der Erhöhung der Lebensschönheit und Lebensfülle, mit der Erleichterung der Lebensmühen und mit der Verminderung der Lebensnöte.

In dem großen Siegeszuge dieser wissenschaftlichen, technischen und künstlerischen Kulturarbeit spielt aber der Luxus nur die Rolle, daß er die, fast zu allen Stufen menschlicher Vervollkommnung sich leider gesellenden, Uebertreibungen, Unvielseitigkeiten und Narrheiten verschleiert. Der Luxus stammt die Mittel, als sei er selber der „treie Antrieb zu Höherem, Vollendeterem," nur anzunehmen, weil die sozial ethische Kultur, zu deren Aufgaben die Verwertung der Ergebnisse jener großen Arbeit durch gerechte und weise Fürsorge im Verteilungsverhältnis gehört, noch gar zu unentwickelt und machtlos ist. Verbindender Ueberfluß in gewissen Kreisen und gedankenlose Nachäfferei in anderen Kreisen sind die Hauptquellen, aus denen der Luxus entspringt und sich immerfort erneuert.

Wenn man dem Luxus jene Narrenmaske einer angeblichen hohen Kulturmission abnimmt, erkennt man alsbald, und zwar in voller Uebereinstimmung mit dem allgemeinsten Sprachgebrauch, daß in den Gebieten der technischen und künstlerischen Kulturarbeit die verhängnisvollsten Unvollkommenheiten, Unzweckmäßigkeiten und Vergeudungen auf seine Rechnung fallen.

Alle Hohlheiten des äußeren Anscheins der Schönheit und des Lebenswertes, alle Verminderungen der Solidität der Leistungen zu Gunsten vergänglichster Augenblicks Effekte, alle unbewußten oder bewußten Fälschungen der wirtschaftlichen Wertungen zwischen Produktionsaufwand, Handelswert und Leistungs Stärke oder Dauer, alle Produktions-Uebertreibungen im Sinne der Befriedigung kopflofer Eitelkeiten und zum Schaden des jeweiligen tieferen Sinnes und Zweckes, sowie in offenbarem Mißverhältnis zu Mitteln und Kräften der Einzelnen und der Gesamtheit, alles das gehört zum Stundenregister des Luxus. Und wenn er auch manchmal infolge des schmerzlichen Mangels an umfassenderen wirtschaftlichen Organisationen anscheinend ein Surrogat von leidlichen Antrieben zu Arbeit ist, so ist doch bei richtiger Abschlußrechnungen sein Konto sicherlich ein immer stärker negatives werden, wenn man nicht endlich anfängt, solider und ordentlicher über diese wirtschaftlichen und ethischen Fragen zu denken.

Es ist ja unmöglich, in einer kurzen Entgegnung solchen Problemen in irgendwie gerecht werdender Weise Erörterungen können also auch nur die Bedeutung eines vorläufigen Einspruchs haben. Der Gegenstand ist wert, in diesen Blättern tiefer und zwar wiederholentlich behandelt zu werden; denn es besteht gerade über die Luxusfrage weit verbreitete und sich immer wieder erneuernde Urteilsverwirrungen.

Hinsichtlich der Gegenwirkungen gegen die luxuriösen Uebertreibungen des Blumenschmuckes auf Särgen und Gräbern wäre noch einiges zu sagen, da auch ich die bezüglichen Anregungen des Herrn Grund in Nr. 23 dieser Zeitschrift nicht für sehr glücklich halte; doch muß ich mich einstweilen in meiner Entgegnung bescheiden. Zweifellos werden die edleren Wirkungen jener Blumenspenden auf die Gemüter durch widerwärtiges Unmaß gründlich verkümmert.

Steinesfalls dürften aber bei der Erwägung der Gegenwirkungen gegen dieses Unmaß die Interessen der durch jene luxuriöse Uebertreibungen begünstigten Erwerbskreise irgendwie entscheidend ins Gewicht fallen. Es wird dabei genügen, aber allerdings auch unerläßlich sein, Beschränkungen durch radikale Renderungen zu vermeiden. Die sozial-ethische Fürsorge wird auch gegenüber den unmittelbaren wirtschaftlichen Folgen der Bekämpfung des Luxus nicht aus den Augen zu setzen sein. Bei gehöriger Vorsicht und Beiheit kann aber überhaupt die wirtschaftliche Gesamtwirkung der Einschränkungen des Luxus nur eine heilbringende für alle Beteiligten sein, und alle gediegene technische und künstlerische Entwickelung wird davon nur Vorteil haben.

Wilhelm Foerster (Westend)

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Wiesbaden. In der letzten Sitzung der hiesigen Abteilung der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, die am vergangenen Donnerstag im „Bremenda-Hotel" unter zahlreicher Beteiligung von Mitgliedern und Gästen stattfand, sprach Frau Klara Neymann aus New York über „den idealen Faktor der Frauenbewegung." Einige amerikanische Frauen, die 1840 zu dem Londoner Weltkongreß für Sklavenbefreiung delegiert waren, denen dort aber Stimme und Sitz verweigert wurden, obgleich auch Frauen sich an der Sklavenbefreiung beteiligt hatten, hätten den Kampf für das gleiche Recht der Frauen in Amerika begonnen. Die Rednerin entrollte dann ein interessantes Bild von den zahlreichen Schwierigkeiten, die dabei zu überwinden waren, und zeichnete in kurzen Zügen die hervorragenden Persönlichkeiten der Bewegung, die zuerst verhöhnt, heute die Achtung der ganzen Nation besitzen. Der Vorsitzende dankte hierauf den beiden anwesenden Damen, die ihm geschiedenen Mitgliedern Philipp Abegg und Baron Wilhelm von Korff warme Worte des Nachrufs. Ph. Abegg war der Abteilung beigetreten, als er mit ihr zusammen die Auskunftsstelle für Wohlfahrtseinrichtungen und Rechtstragen gründete, und hat an dieser in voller Harmonie mit den anderen dort tätigen Mitgliedern der Abteilung gewirkt. Baron von Korff hat die hiesige Abteilung der Gesellschaft mit begründet und war in den letzten Jahren Ehrenvorsitzender. Nachdem er in Wiesbaden Heilung von Krankheiten gesucht, die er im Kriege gefangen erlitten, kehrte er in seine russische Heimat zurück und war an verschiedenen Orten im Dienste des Finanzministeriums tätig. Dann zog er sich zurück und nahm dauernd seinen Sitz in Wiesbaden. Noch lange wird dieser edle Menschenfreund Geliebten in der Erinnerung aller, die ihn kannten. (Rheinischer Courier.)

* * *

Abteilung Magdeburg. Ueber das „Recht im Leben des Einzelnen und innerhalb der menschlichen Gesellschaft" sprach am Mittwoch Herr Seminarlehrer Förster in der Gesellschaft für ethische Kultur. Redner hätte sich in seinen Ausführungen auf Herbarts Ethik. Das Urteil, daß der Streit mißfällt, macht die Idee des Rechts aus. Man kann von einem natürlichen und einem positiven Recht sprechen. Ueber die Berechtigung des ersteren können die Ansichten auseinandergehen, über die des letzteren nicht, wenn es ist die Uebereinstimmung mehrerer Willen. Allerdings gibt es auch unter den positiven Rechten bestimmte und unbestimmte, gute und schlechte. Gute Rechte sind solche, die mit den sittlichen Forderungen übereinstimmen, schlechte solche, die gegen die sittlichen Forderungen verstoßen. Beispiele aus der Geschichte dienten zur Erläuterung hierfür. Diese Rechtsbegriffe können vom Einzelwesen auch auf die Gesellschaft übertragen werden. Wie das Zivilrecht durch internationale Rechte ergänzt werden kann, so seinen Rechte verhilft, so kann auch das Völkerrecht derart ausgebaut werden, daß es internationale Streitigkeiten durch Schiedsspruch beizulegen imstande ist. Dazu ist es aber nötig, daß die Völker auf einer sittlichen Höhe stehen; dies würden kann nur durch die ethische Vertiefung des Einzelnen erreicht werden. Dem Vortrag schloß sich eine interessante Besprechung an, in welcher das Recht auf sich selbst, das Naturrecht, Spinozas Anschauung „Recht ist Macht" u. l. w. zur Erörterung kamen. Auch die Stellung des Ethikers zur Einnahme Tibets durch die Engländer und die praktische Durchführung internationaler Schiedssprüche wurden in Betracht gezogen. (Magdeburger Zeitung.)

Bücherschau.

Nicholas Paine Gilman: Methods of Industrial Peace. Boston and New-York, 1904. Houghton, Mifflin & Co. Zweite Auflage.

Nach Inhalt und Form, nach Absicht und Geist ein neuartiges und geradezu hervorragendes Werk. Der namhafte Verfasser, nordamerikanischer Universitätsprofessor, hat seit fast zwanzig Jahren die Versöhnung zwischen Kapital und Arbeit zu seiner Lebensaufgabe gemacht: „mit, nicht gegen einander" ist sein Wahlspruch. Sein preisgekröntes Werk über die Gewinnbeteiligung, sein an dieser Stelle ausführlich besprochenes Buch „A dividend to labor" und seine sonstigen Schriften bewegen sich durchweg auf dem Boden des Industriefriedens. Sie haben die

Digitized by Google

Arbeitsverhältnisse der vereinigten Staaten merklich beeinflußt und eine gute Vorschule gebildet für das vorliegende Buch, welches drüben solchen Anklang findet, daß schon nach drei Monaten eine neue Auflage erscheinen mußte. Die Ausnahme bei allen Richtungen der Kritik ist eine glänzende, so sehr weiß Gilman sich über die Parteien zu stellen. Seine starke Seite, die ruhig abwägende Unbefangenheit, zeigt sich hier in hellerem Lichte als je. Er verteilt Licht und Schatten, Rechte und Pflichten beider Parteien, die sich seiner Ansicht nach miteinander vertragen sollten, statt sich zu bekämpfen, mit der Logik und philosophischen Geschultheit eines zugleich kühlen Schwerstehlenden und warmherzigen Beobachters. G. ist kein Theoretiker, sondern ein Praktiker; er verliert keine Steckenpferde, bringt Tatsachen und — entwirft. Er schreibt konkret und leicht faßlich, nicht utopisch und fachterminologisch. Mit ausgebreitetster Sachkenntnis geht er gerade und offenbergig auf sein Ziel los, dem großen Publikum sowohl, als den Arbeiter- und Unternehmerkreisen ein besseres Verständnis für das Arbeitsproblem zu erschließen und insbesondere die wichtigsten und bewährtesten Mittel zur Festigung des Industriefriedens klar und eingehend vorzuführen. Er führt seine Aufgabe so gut durch, daß seine Schrift wohl die beste und umfassendste unter den obigen nicht sehr gahlreichen einschlägigen sein dürfte. Von dem Reichtum des Inhalts und zugleich von der Art der Stoffeinteilung mögen die Titel der 15 Kapitel einen Begriff geben: Das Zusammenschlußprinzip in der modernen Industrie; Vereinigungen von Angestellten; Vereinigungen von Unternehmern; das Zusammenwirken; die Lohnfrage; die Einrichtung paritätischer Vereinigungen; Ziele und Methoden des Gewerkvereinswesens; der Industriekrieg; Rechte und Pflichten des Publikums; das Eintgungswesen in Arbeitsstreitigkeiten; gewerbebehördliche Einigungs- und Schiedsämter; staatliche Hilfe; die gesetzliche Regelung von Arbeitsstreitigkeiten in Monopol-Industrien; ditto Neuseeland; die gesetzliche Regelung überhaupt; wesentliche Vorbedingungen des Industriefriedens. Eine Anzahl bemerkenswerter und wichtiger Urkundenkommen, Schiedsverträge 2c. finden sich im Anhang vollinhaltlich abgedruckt. Gilmans Buch verdient die aufmerksamste Beachtung aller wirklich ernsten Staatsmänner, Sozialpolitiker und Menschenfreunde, selbstverständlich auch die der Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Schon die auszerordentliche Fülle wertvollen, wohlgruppierten Daten- und Ideenmaterials und die klarvolle vornehme, maßhaltende Schreibweise können nicht verfehlen, das Werk für die interessierten Kreise unentbehrlich zu machen.

L. Katscher.

Ihr Verbrechen. Soziales Drama von Fred. R. Manuth. Berlin 1904. Richard Schröder, Verlagsbuchhandlung (vorm. Ed. Türing's Erben).

Der vorliegende Roman ist ein achtbarer Versuch, in der gefälligen Form einer Erzählung Propaganda für soziale Ideen zu machen; aber doch er sonderlich glücklich wäre, läßt sich leider nicht behaupten. Die Begebenheiten sind kaum ungewöhnlich, wenn man nicht etwa auf das „Milieu" sieht; die hier mit dem sozialen Vorurteile durch eine kurze Unbekanntheit in Konflikt Gekommene ist die einzige Tochter eines pensionierten Majors; im übrigen leiden sich die Vorgänge in der Weise ab, die unter solchen Bedingungen die ganz gewöhnliche ist. Der Verfasser hat sich leider darin verbissen, statt in erster Linie und vielleicht ausschließlich für die Richtung des „Naturgemäßen" gegen das gesellschaftliche Vorurteil anzugehen, welches ohne Anlehen der Person und der Umstände die Heirat eines „ihr Verbrechen" der Verfolgung und dem Untergange weiht, zur Zielscheibe seines immer wiederkehrenden Spottes und seiner Anfeindung die Bestimmung des Bürgerlichen Gesetzbuches — § 1590, Abs. 2 — zu machen, daß „ein unehelich Geborener durch die Ehe seiner Eltern nicht verwandt gelten," hat sich dabei aber den bedauerlichen Irrtum zu Schulden kommen lassen, diese Gesetzesbestimmung durchaus falsch aufzufassen (ja sogar mit dem Schein der Wörtlichkeit falsch auszuführen), nämlich so, als wenn das Gesetz die von der Natur so gradezu Blutsverwandtschaft in Abgang deklarierte. Davon ist selbstverständlich keine Rede; der Schreypunkt in den Worten fällt auf das „gelten;" das heißt: für alle gesetzlichen Bestimmungen, bei denen auf Verwandtschaft Rücksicht genommen wird, gilt tatsächlich der unehelichen Vater nicht als mit seinem Kinde verwandt; und das ist ganz genau ebenso richtig und unumgänglich wie das Gegenteil, daß nämlich in der Ehe nach dem altrömischen Grundsatze geurteilt wird: „Pater est quem nuptiae demonstrant, Vater ist, wer durch die Ehe als solcher gegeben ist." Auch hier gilt der Ehegatte als Vater des in der Ehe geborenen Kindes, ganz gleichgültig, ob er es tatsächlich ist oder nicht, es sei denn, daß nach bestimmten gesetzlichen Vorschriften das letztere erwiesen wird. Und wie dies möglich ist, so ist ja auch bei dem unehelichen Kinde das möglich, was mit einem sehr schiefen Ausdrucke das Bürgerliche Gesetzbuch „Ehelichkeitserklärung" nennt, was bisher besser „Anerkennung" (der Vaterschaft) hieß, das heißt die Feststellung durch den Erzeuger, daß er das Kind als das seinige bezeichnet wissen will. In diesem Falle „gilt" auch das uneheliche Kind als verwandt mit dem anerkennenden Vater, und nur in den weiteren Folgen wird gegenüber der ehelichen Abkunft diese Verwandtschaft — ob mit Recht oder Unrecht, kann hier dahingestellt bleiben — beschränkt. Das für ehelich erklärte Kind wird nämlich mit den Verwandten des Vaters nicht verwandt, und der Vater mit dem Ehegatten seines Kindes und dieses mit der Ehefrau des Vaters nicht verschwägert (§ 1737 Abs. 1). Der wesentlichste Streitpunkt, den der Verfasser aufgestellt hat, kann also den Bissenden gar nicht interessieren, weil er nur in seiner falschen Auffassung ein solcher ist.

Als Kunstwerk angesehen, kommt der Roman kaum inbetracht. Der Verfasser schreibt ein nüchtern korrektes, aber vielfach recht unbeholfenes Deutsch, welches jeglicher Feilung und Veredelung, wie sie ein Ergebnis der literarischen Arbeit darstellt, entbehrt. Nicht der Mißbau der Fabel und die Charakteristik der Personen ist dazu geeignet zu nennen. Der Konflikt wird natürlich nicht gelöst, wenn auch sehr langsam Jögern die Doldin sich endlich zu der ihr wiederholt angetragenen Ehe mit dem Grafen Dilgen entschließt, da ihr Söhnchen von dem rohen Spielkameraden als „unehelicher Balg" verprügelt wurden ist. Und dieser Graf selber ist eine Figur, die sich als persönlich vorzustellen wohl schwerlich irgend Jemandem gelingen wird. Die Heldin verhält sich in dem ganzen Romane überwiegend leidend; aber unter den Nebenpersonen und in einigen Episoden sind Elemente gegeben, die auch außer dem sozialen Interesse der Arbeit die Mühe des Lesens belohnen.

Im ganzen ist es nicht zu ermutigen, die Kunst zu ansprechen um den Dienst der Lendenz zu stellen, wie es hier geschehen ist, mag die Tendenz an sich auch noch so gut sein. Wenn aber gar, wie wir gesehen haben, Irrtümer und Einseitigkeiten dabei hervorreten, dann tut dergleichen der guten Sache vielleicht eher Abbruch, als es ihr förderlich ist. B. M.

* * *

A. Rothenbücher. Geschichte der Philosophie für Gebildete und Studierende. Berlin 1904. H. Walther 340 S. kl. 8°.

Die Geschichte der Philosophie erfreut sich zur Zeit einer erhöhten Zahl populärisierender Darstellungen. Ob für diese Erscheinung ein geliegentes Bedürfnis des Publikums in erster Linie in Betracht zu ziehen ist, oder ob das Angebot unabhängig von der Nachfrage, aus innerem Drange sich geltend macht, möchte schwer zu entscheiden sein. Gewiß wäre der erstere Fall ein erfreuliches Symptom eines in weiteren Kreisen erwachten Bildungsbedürfnisses.

Jedenfalls muß an eine volkstümliche gemeinverständliche Darstellung der Geschichte der Philosophie eine dreifache Anforderung gestellt werden: 1. peinlichste Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit in der Erwiderung des mitunter spröden Tatsachlichen; 2. umfassende Kenntnis des Wesentlichsten und Zusammenfassung desselben zu einem einheitlichen und harmonischen Gesamtbilde; 3. Korrekter Stil und sichtvolle, der Würde des Gegenstandes angemessene Darstellung.

Der Verfasser der vorliegenden Arbeit hat vor längerer Zeit eine recht tüchtige kleine Arbeit zur Geschichte des Pythagoreismus veröffentlicht. Gern möchten wir auch der vorliegenden Schrift ein empfehlendes Wort auf den Weg geben. Leider aber entspricht es, an vorstehenden drei Anforderungen gemessen, doch gar zu wenig dem, was hier erwartet werden müßte. Dies im Einzelnen nachzuweisen, würde an dieser Stelle wohl kaum zweckentsprechend sein. A. Döring.

* * *

Schreiber. Adele, Settlements, ein Weg zum sozialen Verständnis. Leipzig, Dietrich, 1904. III S. gr. 8. 15 Pf.

Für die Sachkenntnis der Verfasserin in dieser wichtigen sozialreformerischen Materie zeugt der Umstand, — den sie übrigens bescheiden verschweigt — daß sie selbst ein halbes Jahr lang in einem großen Londoner Frauensettlement soziale Hilfsarbeit verrichtete. Sie hat über den Gegenstand schon Vorträge gehalten und verschiedentlich auch geschrieben. Die vorliegende Schrift Nr. 23 der auszerordentlich wertvollen, praktischen und gediegenen Broschürenreihe „Sozialer Fortschritt" will einem breiteren Publikum die Settlementsbewegung, welche bekanntlich von der Themsemetropole ausgegangen ist, sowohl historisch als auch sachlich, und ist so angelegt abgefaßt, daß sie, wenn sie die verdiente Beachtung findet, zweifellos sehr anregend wirken dürfte. Selbst dort, wo die Sozialdemokratie vielfach volksbildend wirkt, wie etwa in Berlin, Wien, Hamburg 2c., bleibt noch reichlich Raum für solche selbstlose „Niederlassungen" — geschweige sonstwo. Diese Veranstaltungen bilden, wie die Verf. ausführt, nicht nur eine Vorbereitung Notwendigkeit für die unwissenden Volksmassen, sie sind auch eine gute sozial humanitäre Uebungsschule für die sich ihrem Dienst widmenden gebildeten Kreise: Studenten, Lehrer, Frauen, Schriftsteller 2c. Wie in England, müßten auch bei uns die Hochschulen die eigentlichen „Ausgangspunkte und Träger der Bewegung werden; von ihnen aus könnte eine neue Lebensauffassung in die Jugend dringen." Man wende 15 Pf. und eine Lesestunde an das Büchlein Adele Schreibers — das kleine Opfer wird sich geistig und moralisch reichlich lohnen. Bei dieser Gelegenheit sei die ganze Serie „Sozialer Fortschritt" allen denkenden Volksfreunden wärmstens empfohlen. L. K—r.

Digitized by Google

Vortragszyklus von **Lilli Jannasch**
über
Soziale Arbeit und ethische Lebenslehre.
Die Vorträge finden
Donnerstags, den 5., 12., 19., 26. Januar und 2. Februar
von 11½—12½ **Uhr**
im **Frauenklub, Potsdamerstr. 125** statt.
Teilnehmerkarten à 3 Mk. sind zu haben bei Frl. Jannasch, Lutherstr. 51 und im Frauenklub, sowie im Verlag für Ethische Kultur S.W., Wilhelmstraße 121.

Verlag von Leonhard Simon Nf. in Berlin.

Soeben erschienen:
„Volksversicherung."
Ein Beitrag zur Versicherungspolitik.
Von
Prof. Dr. **Heinrich Bleicher.**
Gr. 8°, 2 Bogen, brosch. **Preis 1 Mk.** Bildet Heft 208 der „Volkswirtschaftlichen Zeitfragen."
herausgegeben von
der volkswirtschaftlichen Gesellschaft in Berlin.
☞ Ausführliche Verzeichnisse auf Verlangen gratis und franko.

Die Gemeinde,
ihre Schulgebäude und der Staat
unter Berücksichtigung der Verhandlungen
des **Abgeordnetenhauses** vom 1. und 2. Dezember cr.
Von **Dr. von Gerlach,** Justizrat
Gr. 8°. 3½ Bogen. Preis brosch. 1 Mk.

Der auf dem Gebiete des Verwaltungsrechts erfahrene Verfasser hat es unternommen, die öffentlich-rechtlichen Grundlagen des alle Gemüter bewegenden Berliner Schulkonfliktes durchaus populär und sachlich erschöpfend zur Darstellung zu bringen und von diesen aus zur kulturellen Würdigung dieser Streitfrage fortzuschreiten und mit praktischen Vorschlägen zu einer Beilegung beizutragen, sowie einer sachgemäßen Gestaltung des bevorstehenden Schulunterhaltungsgesetzes zu schließen.

Ich brauche wohl nicht auf das große Interesse, das nicht allein die Bewohner, der großen Städte, sondern das ganze Land dem sogenannten „Berliner Schulkonflikt" entgegenbringt, hinzuweisen, um die Aktualität der obigen Broschüre festzustellen.

Leonhard Simion Nf.

Penzig, Dr. Rudolph. Zum Kulturkampf um die Schule. Ein Wahnwort an Dentsche. 8°, 10 Bogen. Brosch. 2 Mk., geb. 3 Mk. Der wohlbekannte Verfasser tritt hier für eine unumgängliche Reform unseres öffentlichen Erziehungswesens ein und gibt einen trefflichen Wegweiser in den Wirren des Kampfes um die Zukunft der Schule. Leonhard Simion Nf.

Zum Druck von Broschüren
wissenschaftlichen Werken,
Jahresberichten, Flugblättern,
sowie zur Anfertigung
• • • sämtlicher anderen Druckarbeiten • • •
in moderner und sauberer Ausführung, bei billigster Berechnung, empfiehlt sich
Oskar Hensels Buchdruckerei
Gottesberg (Schlesien).
Druck der „Ethischen Kultur," des „Freidenker" und freireligiösen „Sonntagsblatt."
☞ Bei Bedarf verlange man Kostenanschlag.

Gesucht Ethische Kultur 1893 Nr. 34 apart, 1897 Nr. 1 bis 26 und 1898 Register. Für gütige Ueberlassung im Voraus herzlichen Dank. Verlag für ethische Kultur Berlin SW. 48.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur
• Abteilung Berlin. •
Voranzeige für das 1. Quartal 1905.

☞ Nfl. Wir machen **wiederholt** unsere ☜ Mitglieder und Leser darauf aufmerksam, daß alle unsere **Bekanntmachungen, Programm-Anzeigen** etc.

ausschliesslich durch die Zeitschrift „Ethische Kultur" (Anzeigenteile) erfolgen, da diese Zeitschrift seit 1. Januar 1904 **allen Mitgliedern** zugeht. Sondereinladungen wolle man also **nicht mehr** erwarten!

Sonnabend, den 7. Januar 1905, abends 8¼ Uhr, Bürgersaal des städtischen Rathauses. Gemeinsam mit dem Verein „Jugendschutz." Vortrag Professor Dr. Bruno Meyer: **„Die Krankheit der Sittlichen."** Diskussion. Für Mitglieder beider Vereine frei. Gastkarten zu 50 Pfg. im Vorverkauf bei Nicolai, Potsdamerstraße 123b, Späth, Königstraße 52 und bei Wertheim, Leipzigerstraße 132/7.

Montag, den 30. Januar, abends 8¼ Uhr **Zimmer 109** des städtischen Rathauses. Vortrag Frl. Thekla Friedländer. Näheres in der nächsten Nummer.

Anfang Februar (die Tage und Ort sind noch zu bestimmen) wird Professor Dr. Bruno Meyer eine Reihe von drei Vorträgen über das **Verhältnis der Ethik und Aesthetik** halten. Näheres vorbehalten.

Sonnabend, den 25. März, Bürgersaal des Rathauses. Redner und Thema vorbehalten.

Sonnabend, den 15. April, abends 8¼ Uhr, Bürgersaal des Rathauses. Vortrag Frl. Blum (Spandau): „Die ethische wirtschaftliche Bedeutung der Erwerbsarbeit der verheirateten Frau und Familienmutter." Diskussion.

Montag, den 1. Mai, abends 8¼ Uhr, Bürgersaal des städtischen Rathauses: Redner und Thema vorbehalten.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Von **Dr. Max Thal** erschienen kürzlich in meinem Verlage:

Sexuelle Moral. Ein Versuch der Lösung des Problems der geschlechtlichen, insbesondere der sogenannten doppelten Moral. Preis: **1 Mark.** Aus den zahlreichen Urteilen der Presse:

Breslauer Morgenzeitung: „Die Schrift des Breslauer Philosophen gehört zu den vornehmsten Erzeugnissen unserer Literatur" . . . **Mitteilungen der Ethischen Gesellschaft, Wien:** „Wir kennen über diesen heißen Gegenstand kaum ein zweites Buch, das so streng wissenschaftlich und dabei im besten Sinne des Wortes populär wäre"

Das Christentum u. d. moderne Frauenbewegung. Preis **60 Pf.** I. Bibel und Frauenfrage. II. Christliche Ehe und Ehe der Zukunft. Ferner im Verlage der **Ethischen Gesellschaft, Wien:**

Mutterrecht. Frauenfrage und Weltanschauung. Preis: **2,50 Mark.** Hierüber schreibt u. a. der **Frauenberuf:** „Durch diese außerordentlich scharfsinnige und unparteiische Darstellung der Frauenbewegung in ihrer natürlichen und sozialen Begründung hat Dr. Thal die einschlägige Literatur um ein wertvolles Werk bereichert."

Wilhelm Köhler (Inh. Paraschk & Riesenfeld), Breslau.

Sanatorium
GROSSJENA
b. Naumburg a. Saale, Thür.
Herrl. Lage, stets besuchte, 111. Preisg. Bahnhof. Wintergarten. Dr. med. Stoll, Arzt.

Das Bureau der D. G. E. K.,
Unter den Linden 16 befindet sich jetzt nicht mehr im dritten, sondern im **zweiten Stock** rechts. Ausskünfte ꝛc. werden, falls der Unterzeichnete nicht anwesend ist, aber, nach wie vor, auch in der Auskunftstelle im III. Stock erteilt. Sprechstunden des Unterzeichneten nur Montag, Mittwoch und Freitag von 10—12 Uhr. Eilige Zuschriften sind daher besser an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmanstraße 15 zu richten.
Dr. Penzig.

Einbanddecken für die Ethische Kultur
elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von Mk. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

☞ Der heutigen Nummer liegt eine **Beilage des Neuen Frankfurter Verlages Frankfurt a. M.** bei, worauf wir gefl. hinweisen.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1.00 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

XIII. Jahrgang. | Berlin, den 15. Januar 1905. | Nr. 2.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Nur keine Unannehmlichkeiten! Von Sandhi.
Ansprache zur Weihe eines Müttertheims. Von Karl Galli, Oberst a. D. (Charlottenburg).
Presse und Verbrechen. Von Roberto Massalongo.
Ein nachgelassenes Novellenbuch von Karl Emil Franzos. Von A. Ernst.
Streiflichter:
Trunkenheit strafbar.
Eine Kraftprobe.
Aus der ethischen Bewegung. Hauptvorstand. Abt. Breslau.
Sprechsaal. Von F. Staudinger.
Vermischtes.

Nur keine Unannehmlichkeiten!

Von Sandhi

Während Deutschland immer größere Fortschritte auf wirtschaftlichem Gebiete macht, während Industrie und Handel von Erfolg zu Erfolg voranschreiten, wird es ohne Zweifel immer schwerer für charaktervolle Menschen unter den in Deutschland herrschenden Verhältnissen zu leben. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß jetzt kaum eine Woche vergeht, in der die Zeitungen nicht Dinge zu melden hätten, die jeden Bürger, der ein lebendiges Gefühl für bürgerliche Freiheit, für Recht und Gerechtigkeit besitzt, mit tiefem Widerwillen erfüllen müssen. Bald sind es Vorgänge militärischer Art, wie die Feststellung des Dessauer Kriegsgerichts, wonach es beim Militär keine Notwehr eines Untergebenen dem Vorgesetzten gegenüber gebe, bald Uebergriffe von kirchlicher Seite, wie im Falle Korum und bei dem Friedhofsskandal zu Famek, bald auf dem Gebiete der Rechtspflege, wie im Falle Mirbach und bei dem Königsberger Prozesse, bald die Nichtbeförderung mißliebiger Privatdozenten, die sich um die Wissenschaft hervorragende Verdienste erworben haben und bald die offizielle Begünstigung des Scherlschen Sparsystems, gegen das sich die berufenen Fachkreise mit seltener Einmütigkeit wenden! Jeder Tag bringt Uebergriffe von Beamten, die von den Bürgern angestellt und bezahlt werden, so daß wir täglich an Hamlets Monolog erinnert werden, in dem er, unsere Zeit vorausahnend, sagt:

„Denn wer erträg' der Zeiten Spott und Geißel,
. . . . . des Rechtes Aufschub,
Den Uebermut der Aemter und die Schmach,
Die Unwert schweigenden Verdienst erweist,
Wenn er sich selbst in Ruhstand setzen könnte
Mit einer Nadel bloß?" —,

Meldeten doch selbst vor kurzem die Tagesblätter, daß eine Postbehörde einen Kaufmann mit einer Anklage wegen Unterschlagung bedrohte, weil eine abgestempelte wertlose Briefmarke auf einer Begleitadresse in Verlust geraten war!

Wenn wir die Frage aufwerfen, wer an diesen unerquicklichen Zuständen in erster Linie die Schuld trägt, dann kann die Antwort nur lauten: Der deutsche Bürger selbst. Niemals ist ein zutreffenderes Wort geprägt worden, als das, welches besagt, daß jedes Volk die Regierung habe, die es verdiene. Man mag sich noch so sehr über solche Vorkommnisse entrüsten, von welchen wir oben einige angeführt haben — die Gerechtigkeit verlangt, offen zuzugeben, daß der deutsche Bürger selbst an allen diesen Zeiterscheinungen die Hauptschuld trägt.

Gewiß ärgern ihn alle diese Dinge, er entrüstet sich auch im Familienkreise und am Stammtisch nicht wenig darüber, aber er tut nichts Ernstes, um die Mißstände abzuschaffen. Er will nämlich durchaus „keine Unannehmlichkeiten haben." Nur keine Unannehmlichkeiten! Das ist das Programm unserer Gesellschaft, das ist das Schibboleth, an dem der brave deutsche Bürger sich und Seinesgleichen erkennt, das ist das Losungswort, unter dem unsere „Patrioten" das Vaterland mit tötlicher Sicherheit zugrunde richten.

„Nur keine Unannehmlichkeit!" — der Vater flüstert's, wenn man seinem Kinde in der Schule offenbares Unrecht zufügt, denn die Lehrer könnten ja das Kind sitzen lassen! „Nur keine Unannehmlichkeit!" sagt sich der Soldat, der vom Unteroffizier schwer mißhandelt wird, denn wenn er sich beschwerte, könnte man es ihm unter Umständen schwer heimzahlen. Und die meisten haben gelernt, alles Unrecht hinunterzuwürgen, aus Angst, es könne ihnen eine Unannehmlichkeit daraus erwachsen, wenn sie ihre Rechte geltend machten. Weil man unter keinen Umständen auf etwas verzichten will, weil niemand mehr ein Opfer bringen will, darum werden die schwersten Uebergriffe jahraus, jahrein widerspruchslos geduldet. „Das ist die Rücksicht, die Elend läßt zu hohen Jahren kommen" sagt Hamlet in seinem oben zitierten Monolog. Und jeder glaubt aus einem „ihn ganz speziell betreffenden Grunde" sich ducken zu müssen. Der will Reserveoffizier werden und jener schielt nach einem Titel oder Orden, der eine fürchtet einen geschäftlichen Nachteil zu haben, der andere seinen Kindern die Karriere zu verderben. Niemand will auch einmal einen Schaden mit in den

Digitized by Google

Kauf nehmen, und läßt sich lieber alles gefallen, ehe er „wider den Stachel löckt," um mit den Worten der Apostelgeschichte zu sprechen. Da kann es wahrlich nicht wunder nehmen, wenn allmählich Zustände entstehen, unter denen charaktervolle Menschen nicht mehr existieren können. Was uns in diesem Augenblicke am dringendsten Not tut, sind Patrioten, die ihren Patriotismus damit bekunden, daß sie Unannehmlichkeiten nicht nur nicht aus dem Wege gehen, sondern sie freudig aufsuchen, wenn sie dadurch dem Unrecht und der Vergewaltigung entgegentreten können. Nur durch solche Persönlichkeiten ist zurzeit in Deutschland ein Fortschritt in die Wege zu leiten. Es genügt nicht, wenn man die Faust in der Tasche ballt, — man muß fest entschlossen sein, kein Opfer und keine Mühe zu scheuen, um sein bescheidenes Teil mitzuhelfen, damit es in Deutschland anders werde. Es gab niemals eine Zeit, in der es leichter war, Mißständen entgegenzutreten; denn die Presse und die Parlamente geben jeder Aktion sofort die weiteste Verbreitung. Man denke nur an den Erfolg, den Männer wie Scheurer-Kestner und Emile Zola in Frankreich gelegentlich der Dreyfus-Affäre hatten, als sie sich der Macht ohne Rücksicht auf persönliche „Unannehmlichkeiten" entgegenwarfen. Es genügt nicht, daß man einigen sozialdemokratischen Abgeordneten überläßt, Verfehlungen der Behörden zu bekämpfen. Jeder Einzelne muß an der Stelle, wo er steht, für bessere Zustände kämpfen, beim Militär und in der Schule, in Steuersachen und kirchlichen Dingen, auf der Eisenbahn und bei kommunalen Fragen. Nicht länger dürfen wir Unannehmlichkeiten in feiger Bequemlichkeit aus dem Wege gehen — wer sie im Kampf um die höchsten Güter aufsucht, wird sich, wie heute die Dinge liegen, unsterbliche Verdienste um das deutsche Volk erwerben.

Ansprache zur Weiheeines Mütterheims.*)

Von Karl Galli, Oberst a. D. und Baisenrat (Charlottenburg).

Auf meinem Wege hierher las ich an einer Litfaß-Säule die Ankündigung einer Festfeier gehellter Trinker der Trinitatis-Gemeinde mit Posaunen-Konzert. Mir ging wieder einmal der Schauer des Festelels über den Leib. Aber bald hatte über ihn die Freude die Oberhand, daß die Erbauerinnen dieses Heims von einer Festfeier Abstand genommen. So stehe ich hier nicht als ein Festredner, sondern nur wie der Zimmermann, der, wenn des Hauses Dachgebälk gefügt ist, die Spitze desselben mit einem bunt bebänderten Bäumchen ziert, Säge und Winkelmaß für eine Stunde ruhen läßt und nun seinen Richtspruch spricht. Daß Sie hierfür keine Prinzessin und keinen Priester wählten, sondern einen einfachen Menschen, ist mir eine rechte Genugtuung; denn als Sie es taten, vertrauten Sie, daß nur mein Herz auf meine Zunge treten würde. Und mit diesem Herzen wende ich mich zuerst an Euch, Ihr ledigen Mütter.

„Das Leid ist eine Wunde, die zu bluten aufängt, wenn eine andere Hand als die der Liebe daran rührt" — An Eure eigene Leidensgeschichte, an die Passionszeit der ledigen Mutter und ihres Kindes laßt mich Euch erinnern — denn sie ist der Untergrund für den Bau, in welchem wir heute stehen.

Mit dem Augenblicke, wo Ihr Euch Mutter fühlet, durchzog Euer Leben der Schrecken; bald gesellten sich Angst, Scham, Furcht, Sorge, Reue, zu Verzweiflung hinzu — und alle diese Lebenszerstörer steigerten sich von Woche zu Woche und wühlten sich tiefer bohrend und aufreibend in Euer Inneres hinein — und das in einer Zeit, wo die Mutter Natur nach ihren ewigen heiligen Gesetzen ein neues Leben in Eurem Schoße bildete. Keine Stunde in dieser Passionszeit warel ihr guter Hoffnung — stets nur schlimmer Befürchtung. Nun kam die Not dazu, als Ihr Eure Arbeit einstellen mußtet oder weil man sie Euch nahm. Und so sankel Ihr endlich liebeverlassen auf das Lager, als das Kind sich unter unsagbaren Wehen von Euch los hinaus in die Lebensluft riß und dabei Euern eigenen Lebensfaden zu zerreißen drohte. In diesen Stunden streckte Ihr vergebens die heißen Hände nach der Hand dessen aus, dem Ihr Euch einst in Liebe vertrauend ergeben — seine Hand legte sich nicht fühlend und beruhigend auf Eure fiebernde Stirn. Vielleicht war das für Viele von Euch in diesem Kelch des Leidens der bitterste Tropfen — das Gefühl der getäuschten Liebe, diese Erfahrung, deren Bitterkeit dem Leide die Kraft der Entwickelung nimmt. Und doch bestand das Schlimmste des Schlimmen in diesem Stück Lebensgeschichte in etwas Anderem: Nicht die Schuld Eurer Natur sondern die Feindseligkeit der äußeren Verhältnisse hatte die werdende Mutter zur Feindin des werdenden Kindes gemacht. Ihr konntet in ihm nur einen Verkünder Eurer Schande, einen Anstifter Eurer Schuld, einen Zerstörer Eurer Ehre und Eurer Existenz, einen Vernichter Eurer Arbeitsfreiheit und Erwerbsmöglichkeit fühlen. Und als Ihr noch krank aus der Stätte der Entbindung auf die Straße gedrängt wurdet, da überönte die Frage: „wohin nun mit dem Kinde?" das erste Stammeln der Mutterliebe, welches in Eurem Herzen laut geworden war, als die kleinen Händchen nach Eurer Brust langten und die gespitzten Lippen den heiligen Quell des Lebens suchten.

Habt Ihr schon einmal gehört, daß einst im Beichtstuhle ein Priester angeleht wurde von einer verzweifelten Frau, ihr Absolution zu erteilen für ein noch nicht getanes Verbrechen, nämlich für die Tötung des Kindes, vor dessen Geburt sie stand? Der lebenskundige Priester versprach ihr die Vergebung, aber unter der Bedingung, daß sie zuvor ihr Kind einen Tag lang an ihre Brust gelegt hätte. Und es geschah, wie er voraussesehen — daß sich die Mutter lieber in Stücke gerissen hätte, ehe sie ein Härchen auf dem Haupte des Neugeborenen gekrümmt hätte.

In Eurer höchsten Existenznot ist Euch durch Schwesterhand die Hilfe gekommen — diese Hand öffnete eine kleine Tür und ihr tratet in ein Asyl für Wöchnerin und Säugling. Und kaum Ihr dort an wie ein gehetztes Wild, so ließ Euch Ruhe, Wärme, Gesundheitspflege, Frieden bald erholen und unter diesen lebensfördernden Mächten erblühte mit der Mutterliebe das Gefühl des Mutterbesitzes, die Besinnung auf Eures besseres Selbst, der Glaube an eine Zukunft. Mit der Ruhe zur inneren Einkehr gekommen, faßtet Ihr das erlittene Leid nicht mehr einzig als verpittende Erfahrung, sondern als eine Schule des Leids und der Entwickelung. Ihr erkanntet, daß eine neue Lebensaufgabe Euch geworden ist, und der Wille erwuchs, sie zu lösen. Sie ist größer und schwerer als sie einer Mutter unter dem Schirmdach der Familie zufällt: Ihr sollt einem Kinde Alles sein, Vater und Familie ersetzen, seinen Lebensunterhalt mit dem Eurigen verdienen. Aber nochmals erhob sich nun das Schreckgespenst der Trennung von dem Kinde; denn das Wöchnerin- und Säuglings-Asyl konnte Euch nur bis zur Wiedererlangung der vollen Arbeitsfähigkeit bergen — und nur die gelernte Handarbeiterin kann hoffen, ein Kind so zarten Alters bei sich behalten zu können. War es nun nicht eine Grausamkeit, die doch unvermeidliche Trennung vom Kinde jetzt vornehmen zu müssen, wo die Blume der Mutterliebe erblüht ist unter sorglicher Gärtnerinnen Hand? Und da griff zum zweiten Male die helfende Schwesterhand rettend ein, indem sie hier ein Mütter-Heim schuf, aus welchem die junge Mutter hinaus geht zur erwerbenden Arbeit, aber nicht, ohne den Tag mit ihrem Kinde im Arm begrüßt zu haben und in welchem sie abends bei der Rück-

*) (Berlin W., Uhland-Straße 40/41.) Am 8. Januar 1906.

Digitized by Google

kehr eine Heimstatt hat; denn sie findet ihr Kind wieder, Tags über gewartet von kundiger Hand.

Ich mahne Euch nicht zur Dankbarkeit, ihr ledigen Mütter — ich bin ein Gegner der landläufigen Dankbarkeit — sie ist zumeist wie ein Strick um die Füße, der am freien Vorwärtsschreiten hindert. Es gibt nur eine schöne Dankbarkeit, welche das Leben vermehrt: das ist Liebe und Freude. Und so seid dankbar, indem Ihr unter den schwierigen Verhältnissen einer solchen Anstalt in Verträglichkeit und Verständnis eine kleine Liebesgemeinde bildet. Bedenkt, daß Euch in dieser engen Gemeinschaft nur ein Notbau bereitet sein kann, wie man ihn in den Schutzhütten der Alpen baut, wo die Lawinen stürzen, Wetterbäche den Weg zerreißen und Schneestürme dem Wanderer den Pfad verhüllen. Aber die Hauptsache bleibt für Euch, daß Ihr nun starke Menschen werdet, die gewillt und befähigt sind, ihrem Kinde eine lebensfreudige Kindheit zu erkämpfen. Ich habe in meiner Waisenratstätigkeit so viel Verkehr mit ledigen Müttern und habe so oft erfahren, wie entwickelt, wie tüchtig und wie hochachtbar sie in ihrer Mutterpflicht sind. Dafür ist ein Beweis, daß ich in der Mehrzahl der Fälle die ledige Mutter mit Erfolg zum Vormund ihres Kindes vorschlage und ihr hiermit bei den Richtern des Landes eine Art Ehrenbrief ausstelle, nämlich die uneingeschränkte Ausübung der elterlichen Gewalt.

Und wende ich mich nun zum Schluß zu Ihnen, verehrte und liebe Erbauerinnen dieses Heims, so enthalte ich mich jedes Wortes des Dankes — ich ehre die Scham des Gebers und will nur meiner Freude darüber Ausdruck geben, daß ich sowohl in das Wöchnerinnen-Asyl in der Akazien-Straße als in dies Mütterheim der Uhland-Straße eintreten konnte, ohne Stirn und Herz an einen jener Querbalken zu stoßen, die so oft bei solchen Veranstaltungen den Menschen nötigen, gebückt und erniedrigt einzutreten. Solche Balken, die man im eigenen Auge nicht gewahr wird, sind Selbstgerechtigkeit, die sogenannte bürgerliche Moral, Kirchenglaube und Konfessionalismus. Ueber Ihrer Tür steht nicht „gerichtet“ sondern „gerettet!“ Unter Ihnen ist Keine, die den Begriff der Sünde der ledigen Mütter, der Erniedrigung, der Schuld und Reue im Herzen kennt. Sie fühlen mit mir, daß wenn diese Mütter im Vordegang ihres Leides und ihrer schmerzlichen Erfahrung sich einer Schuld, einer Sünde zeihten, diese ihr lenksches Geheimnis bleiben muß. Mit vorbildlicher Muttertätigkeit sind Sie, verehrte Frauen, ohne Zögern an die praktische Arbeit der Kindespflege gegangen — und Sie haben diese räumlich kleine Schöpfung durch ihre Liebestätigkeit zu einem Dome der Menschenliebe gemacht, der wie ein Leuchtturm weithin leuchtet über die öden Flächen sozialer Gleichgültigkeit. Und in Ihren Dom tritt man ein, hochaufgerichteten Hauptes und läßt die Schönheit der Anmut auf sich wirken, in welcher die Sterne der Menschenliebe erglänzen. Keine Kraft geht verloren im Kosmos der Natur — jeder Sonnenstrahl setzt Licht und Wärme in Leben um. So geht im Dome der Menschheit kein Liebesstrahl verloren — er setzt Licht und Wärme in Leben um. Nach einer Reihe nebeltrüber Volkentage strahlt heute ein echter Sonntag des neuen Jahres — er sei Ihrem Werke ein glückliches Zeichen!

Mein Zimmermannsspruch ist zu Ende.

Presse und Verbrechen.

Von Roberto Massalongo.*)

Allen ist durch tägliche Erfahrung die Macht der Nachahmung, der Suggestion bekannt, die nicht nur in den verschiedensten Erscheinungen des menschlichen Geistes zu Tage tritt, sondern auch in den intimsten Vorgängen des organischen Lebens kraft jenes unlösbaren Zusammenhanges, der den Körper mit dem Geist und den Geist mit dem Körper verbindet. Es gibt keinen Arzt, der nicht die außerordentlich günstige Wirkung der Suggestion in der Therapie beobachtet hätte, nicht nur im hypnotischen sondern auch im wachen Zustande.

Obgleich die Geschichte vergangener Jahrhunderte, die Metaphysik aller Zeiten unzählbare, unbestreitbare Beweise für die Macht der Suggestion auf den Einzelnen wie auf die Gesellschaft geliefert haben, so ist es doch erst uns vorbehalten geblieben, die Entstehung und Verbreitung dieser moralischen Ansteckung, ihre pathologischen Erscheinungsformen und ihre verderblichen Wirkungen, die häufig den Charakter von Epidemien annehmen, zu studieren.

Zahlreich sind die Faktoren, welche die Wirkung der Suggestion erhöhen und die Ausbreitung der psychischen Ansteckung erleichtern, aber es ist unzweifelhaft, daß einer der wirksamsten Faktoren die Presse ist.

Es ist wahrhaftig nicht notwendig, historische Beispiele und Beispiele aus dem Alltagsleben, lange, traurige Statistiken anzuführen, um die verhängnisvollen Folgen der Suggestion durch die Zeitungen zu beweisen, denn es ist außer allem Zweifel, daß die Tagespresse sehr häufig nicht was sie sein sollte, ein nützliches Werkzeug der Volkserziehung ist, sondern ein Knecht im Dienste der Unmoral und der Roheit. Die Presse ist oft auch der Grund dafür, daß die Selbstmorde und Verbrechen sich vermehren. „Eine Angahl von Individuen“, schreibt Andrey in seinem ausgezeichneten Buche „La Contagion du Meurtre“ „gelangt bloß durch die Zeitungslektüre zu Mordgedanken.“ „Es ist unzweifelhaft,“ sagt Maudsley, „daß Handlungen der Grausamkeit häufig durch die Erzählung ähnlicher Taten in den Zeitungen inggeriert werden. Das Beispiel ist ansteckend, der Gedanke an die Untat bemächtigt sich des schwachen und niedergeschlagenen Geistes und beherrscht ihn wie ein Geschick, gegen das jeder Kampf vergeblich ist.“ „Niemals,“ fügt Georget hinzu, „sind so viele Fälle von Mordwahn vorgekommen wie heute und dies deshalb, weil die Zeitungen ohne Unterlaß die Details sich gleichender Vorfälle wiederholen.“ „Die Gerichtschronik,“ schreibt der berühmte Soziologe Tarde, „hat mehr Mordtaten auf dem Gewissen, als die Schule jemals verhindern konnte.“

Schon vor langer Zeit haben die beiden berühmten italienischen Forscher Livi und Marselli die Beobachtung gemacht, daß niemals ein Selbstmord in einer großen Stadt vorkommt, den nicht andere, unter ähnlichen Umständen vollführte, folgten.

In früheren Zeiten wurden die Bücher, welche den Selbstmord verteidigten, von einzelnen Privilegierten gelesen. Man erinnere sich aber doch an die Selbstmorde, welche in Deutschland auf die Lektüre von Goethes Werther und in Italien auf die Lektüre von Foscolos Jacopo Ortis folgten. Was damals aber eine sporadische Erscheinung war, ist heute zu einer wahren Epidemie geworden, denn das Buch, das von Wenigen gelesen wurde, ist durch die Zeitung, die in aller Hände ist, ersetzt worden.

Die Tendenz zur Nachahmung im Menschen ist eine unbestrittene und unbestreitbare Wahrheit. Die Nachahmung zwingt uns oft gegen unser besseres Wissen Taten, deren Zeugen wir gewesen sind und die mächtig auf unsere Sinne und auf unsere Phantasie gewirkt haben, zu wiederholen. Wir handeln gleichsam unter dem Einfluß einer fremden Gewalt, der wir uns nicht zu entziehen vermögen. Diese moralische Ansteckung erklärt uns ja nicht bloß die Selbstmord- und Mordepidemien, sie erklärt uns auch gewisse politische und religiöse Seuchen, die durch eine zündende Rede eines gewissenlosen Demagogen hervorgerufen werden.

Das ganze Leben kann als eine Art von Suggestion aufgefaßt werden, Suggestion von Zelle zu Zelle in unserem Gehirne, von Mensch zu Mensch im sozialen Leben. Die Suggestion allein begründet uns die außerordentliche Ver-

*) Aus „La nuova Parola“ deutsch von Leo Frieb (Wien).

Digitized by Google

breitungsfähigkeit gewisser Ideen; unter ihrem Einfluß entwickelt sich jenes Mißverhältnis der geistigen Kräfte, durch das gewisse intellektuelle Anlagen bis ins Ungeheuere wachsen. Die Psyche gleicht dann einer aufgehängten Saite, die beim leisesten Lufthauch in Schwingung gerät.

Und es ist die Presse, die durch ihre täglichen Berichte von Verbrechen aller Art dieses Phänomen hervorbringt.

Ich will damit selbstverständlich nicht behaupten, daß die Presse allein fähig ist, Verbrecher zu erzeugen, aber sicherlich trägt sie zu ihrer Entwickelung bei, denn man kennt ja den Fetischismus, mit welchem das Volk alles, was gedruckt wurde, behandelt.

In der Zeitung lesen aber diese Leute jetzt täglich ellenlange Berichte über Mordtaten, die in allen Details erzählt werden. Und wenn diese Berichte, welche von einer krankhaften Sensationssucht eingegeben sind, nicht genügen, um die aufregendsten Szenen der grausamsten Verbrechen wiederzugeben, so sorgen Illustrationen, die wir in den Auslagen von Kiosken und Trafiken erblicken, dafür, uns das Gift des Verbrechens einzuimpfen.

Der Verbrecher wird als eine bedeutende Persönlichkeit behandelt, dessen Leben man kennen muß; man beschreibt seine Lebensgewohnheiten, seine Bewegungen, seine Zwiegespräche, seine Unterredungen mit den Sträflingen, seine Poesien, kurz alles, was dazu dient, um aus diesem Bösewicht eine bedeutende Persönlichkeit zu machen. Armer Mörder! Ihm gehört unser ganzes Interesse, ihm unser Mitleid. Wie soll da ein krankhaft veranlagter Mensch noch der Verführung widerstehen können, auch seinen Namen in die Oeffentlichkeit zu bringen.

Die tägliche Lektüre von grauenhaften Untaten in der Zeitung — und die Tagespresse ist die ganze Bibliothek des Volkes — kann nicht bloß ein beinahe normales Wesen zum Verbrecher machen; sie dient auch dem professionellen Verbrecher selbst als ständiges Unterrichtsmittel. Sie lehrt ihn die verschiedenen Wege, wie er sein Opfer sicher treffen und den Nachforschungen der Justiz entgehen könne. Durch die Zeitung vervollständigt er sein Wissen; sie ist sein Lehrbuch, sein Brevier.

Man darf auch nicht vergessen, daß das Volk häufig ein Boden ist, in dem der Bazillus des Bösen sich leicht entwickelt, während der des Guten fast immer zugrunde geht, weil er nicht die notwendigen Bedingungen zu seiner Vermehrung findet. In uns allen lebt noch immer eine verborgene Tendenz zur Grausamkeit, die steril bleiben oder an's Licht treten kann je nach den äußeren Bedingungen.

Was sollen wir tun, um die schreckliche Krankheit des Geistes zu bekämpfen; wie sollen wir es verhindern, daß die Zeitung, unbewußt wie ich hoffe, als Hilfsmittel zur Verbreitung der psychischen Ansteckung verwendet wird? Das Gesetz anrufen? Das wäre sicherlich nicht durchführbar. Sollen wir vom Journalisten einen Nachweis seiner Befähigung verlangen, wie vom Advokaten, vom Ingenieur, vom Arzte? Das ist noch weniger möglich. Es ist unnütz, wenn nicht lächerlich, sagt Scipio Sighele, vom Journalisten ein Diplom zu verlangen. Was wir aber von ihm verlangen müssen, ist eine Garantie seiner Moralität und seiner Intelligenz. Angenommen selbst, man könnte noch viel radikalere Reformen durchführen, um die Fehler und den verderblichen Einfluß der Presse zu verhindern, so wären das bloß Reformen des Preßgesetzes, nicht aber Reformen der Menschen, welche die Presse verkörpern; heute gilt es aber vor allem die Menschen und nicht die Gesetze zu verändern.

Ich kenne nur ein Mittel, den Gesundungsprozeß einzuleiten, den Weg des Herzens. Es ist unbedingt notwendig, daß die Journalisten, unter denen es ja so viele freie Geister gibt, eingedenk dessen, was die Geschichte, die Erfahrung und die experimentelle Psychologie uns lehren, von nun ab unsere kräftigen Mitarbeiter werden und sich mit uns Aerzten in dem Kampfe gegen die Geisteskrankheiten verbinden*).

Möge der Alarmruf, der am medizinischen Kongreß in Venedig gegen die Sensationslust der Presse erhoben wurde, die Einleitung einer sittlichen Befreiungsarbeit sein. Die Freiheit der Presse ist notwendig, sie ist eine wertvolle Eroberung unseres öffentlichen Rechts. Aber Preßfreiheit darf nicht zur Infektionsfreiheit werden.

Was wir schaffen müssen, schreibt Professor Michieli, ist die Aesthetik des Guten, denn mit Recht wurde gesagt, daß nur im Guten jene schöpferische Kraft lebt, welche die menschliche Seele höher bildet. Aber ich höre, wie man mir entgegnet: es ist die ökonomische Frage, die den Journalisten zu seinem Vorgehen zwingt. Nein, meine Herren. Wenn in den Zeitungen auch die Beschreibungen von pathologischen Geisteserscheinungen aufhören werden, so wird die Verbreitung der Tagespresse selbst darunter nicht leiden. Wie viele schöne nützliche und anziehende Dinge wird man doch dann anstelle der „Gerichtschronik" drucken können. Die Journalisten können ja stolz darauf sein, daß die intellektuelle und ethische Gesundheit ihrer Leser in ihrer Hand liegt. Mögen sie diese Macht nicht mißbrauchen!

*) Der Uebersetzer kann diesen Optimismus leider nicht teilen.

Ein nachgelassenes Novellenbuch von Karl Emil Franzos.

Von A. Ernst.

Aus Karl Emil Franzos' Nachlaß gab kürzlich der Cottasche Verlag einen Band „Neue Novellen" heraus, der den zu Beginn des vorigen Jahres Verstorbenen als novellistischen Meister von großer künstlerischer Reife erscheinen läßt. Die Sammlung umfaßt vier Stücke, ein größeres und drei kleinere. Sie sind alle von hohem, wenn auch nicht durchweg gleichem Wert. Nur schwer wird sich sagen lassen, welcher der Novellen der Preis zuzuerkennen sei; je nach Geschmack, Anlage und Stimmung des Lesers wird das Urteil verschieden ausfallen.

Einen breiten Raum nimmt in dem Buche, wie billig, die Liebe des Weibes ein, ja man könnte sie geradezu sein Thema nennen. Im übrigen herrscht ziemliche Verschiedenheit in Ton und Vortrag. Das Technische ist virtuos gehandhabt. Die Novellen sind alle ganz brillant, fein und temperamentvoll erzählt. Der Schauplatz ist mehrfach, wie man es bei Franzos gewöhnt ist, in das östliche Europa verlegt, die wechselvolle Szenerie vortrefflich gezeichnet, der flott geführte Dialog mit Glück häufig durch mundartliche Färbung belebt. Noch durch mannigfache andere Mittel hat Franzos seinen Geschichten etwas ungemein Lebensvolles zu verleihen gewußt. Die erste wird von einem Teilnehmer an einem feineren Stammtisch als Erinnerung aus seinem Leben erzählt; das folgende Stück ist als Mitteilung aus alten Akten gegeben, die der Zufall den Verfasser finden ließ; bei Nummer drei und vier hat er seine Helden im Leben persönlich gekannt und läßt sich von ihnen ihre bedeutenden Geschicke erzählen.

All die gerühmten Vorzüge erklären aber nicht, weshalb die „Neuen Novellen" so fesselnd und in einigen Partien ganz ergreifend wirken. Das kommt vielmehr daher, daß sie nicht mit dem Verstande gemacht, sondern aus dem Herzen geflossen sind. Ein liebenswürdiger Mensch von großer seelischer Eindrucksfähigkeit spricht aus dem Buche und zugleich ein reifer Mann voll milder Weisheit, der sich trotz allem Lebensgraus und allem Weh, das Leidenschaft und Schicksal dem Sterblichen bereiten, den Glauben an das Gute bewahrt hat. Mit dem tiefen Blick des hellseherischen Poeten schaut er in das Menschenherz und findet auf seinem Grunde unter allem Schutt den Keim der Güte

Digitized by Google

— genug, um nicht zu verzweifeln. Und um dieses Guten willen liebt er die Menschen.

Ueber die dritte der Novellen, künstlerisch kaum die beste, sei ihres Stoffes wegen noch ein besonderes Wort gesagt. Sie hat den Titel „Ein Feigling“ und ist eine ganz simple Alltagsgeschichte. Ein wackrer Mann, den man aus der Erzählung liebgewinnt, nicht selbst Offizier, aber mit Offizierskreisen liiert, wird von seiner Gattin mit einem Lumpen betrogen. Die beiden sind einander wert; doch gilt der Verführer, der als treffsicherer Schütze anerkannt ist, für satisfaktionsfähig, und darum erscheint, da der Handel ruchbar wird, der Zweikampf unvermeidlich. Dem betrogenen Gatten gebietet aber sein Gewissen, seinen Kindern zuliebe sich am Leben zu erhalten, und er findet den sittlichen Mut, den Zweikampf abzulehnen. Die Konsequenz liegt auf der Hand: er ist hinfort als Feigling gebrandmarkt, geächtet, von allen „anständigen“ Leuten verabscheut und gefloḧen. Aus diesem Martyrium findet sich dann ein trotzreicher Ausweg: drüben im freieren Amerika erschließt sich dem „Kneifer“ endlich ein Boden, darin er wurzeln kann.

Eine gänzlich triviale Fabel also — mit welcher Meisterschaft aber ist sie behandelt! Hier scheint die Form alles. Und doch auch wieder erfährt der Stoff in dieser Behandlung erneute Beleuchtung. Franzos läßt sich ja berichten, was schon mehrere Jahre zurückliegt. So gewinnt er für die Erzählung trotz aller verhaltenen Leidenschaft etwas seltsam Ruhevolles, Objektives. Dabei ist der Bericht schlicht und schmucklos, fern von tendenziöser Aufdringlichkeit. Aber eben durch diese künstlerisch-maßvolle Zurückhaltung wird erreicht, daß die einfachen Tatsachen um so mächtiger, erschütternder wirken. Weil Franzos nur erzählt (durch den Mund des Feiglings), nirgends urteilt oder verurteilt, darum fühlt der Leser sich umsomehr aufgerufen, dem heldenhaften Dulder beizuspringen in zornmütiger Sympathie mit all dem Herzweh, das Torheit und Bosheit im Verein über ihn verhängt haben.

Leider wird es trotz Franzos auch fernerhin ab und zu unglückliche Helden geben müssen — zumal im lieben Deutschland —, die das Urteil der ritterbürtigen Kreise und derer, die ihre Gefolgschaft bilden, zu gemeinen Feiglingen stempelt. Da ist es eine wohltuende Erholung, über diese Dinge einmal wieder aus dem Munde des Dichters die Wahrheit zu vernehmen, die der Philosoph mit den Mitteln der Logik und Ethik eifrig verkündigt, der gröbere Teil der Preise mit den Waffen des gesunden Menschenverstandes und der Leidenschaft und leider auch mit reichlich viel Ungeschmack verteidigt, und die von fast jedem, den nicht Standesvorurteile Denkvermögen und sittliches Empfinden heillos verrückt haben, im tiefsten Grunde seines Innern unmittelbar gefühlt und anerkannt wird.

Bei Franzos ergibt sich insofern eine sehr glückliche Vereinfachung des Problems, als den betrogenen Gatten in der Tat lediglich die Sorge um seine Kinder vom Zweikampf zurückhält. An sich selbst denkt er nicht; denn seine Frau Gemahlin hat es vermocht, ihm das Leben so gründlich zu verleiden, daß er es auch nach der Trennung von ihr, die er erwarten darf, nicht mehr gontabel finden wird. Auch bleibt dem Feigling die fatale Nötigung erspart, zum Mörder zu werden, und bloß darum, weil es einem fremden Kerl, der ihn im übrigen nichts angeht, gefallen hat, sich unanständig zu betragen; denn dieser Kerl trifft ja gut und hat den ersten Schuß.

Anders freilich stellt die Sache sich dar, wenn etwa ein kleiner rosiger Leutnant sich schießen soll, ein Kerlchen mit dicken Backen, guter Muskulatur und wenig Hirn, ein Liebling der Götter und Menschen, der noch nicht an geknickten Illusionen krankt, den es vielmehr ein sehr plästerliches Geschäft dünkt, uniformiert einherzuspazieren. Natürlich findet der liebe Junge es abscheulich, totgeschossen zu werden (wenn er es auch gleich jedem Menschen von Kultur vermeiden wird, seinen Gefühlen unästhetischen Ausdruck zu geben). Daß er anders empfinden sollte, wäre ebenso wider die Natur, wie wenn das Wasser bergauf flöße. Und doch muß er sich unter Umständen den Ausdruck geben, als sei es ihm ein besonderer Hochgenuß, sich niederknallen zu lassen, nur damit sein Bild sich in den Köpfen der Herren Kameraden recht ritterlich präsentiere. Ein Glück nur für den Armen, daß er sich nicht klar macht, wie es mit der Urteilsfähigkeit besagter Herren im allgemeinen bestellt ist, und wie sie im Grunde über ihn denken und wohl auch, wenn er außer Hörweite ist, über ihn sprechen.

Man sollte glauben, der Aberglaube, den man im ganzen so ziemlich abgestellt hat, habe sich auf das Gebiet des Duellwesens zurückgezogen und feiere nun auf diesem rechten Tummelfeld für die Kapriolen menschlicher Abrichtungskünste seltsame Triumphe. Da in den Kreisen, um die es sich hier handelt, zumeist wohl mindestens ebenso wenig gedacht wird, wie von der übrigen Menschheit, so wird selten einer, der geopfert wird, sich das Unsinnige der ganzen Institution klar auf den Begriff bringen, sondern sich bei einer dumpfen Empfindung davon bescheiden. Und er wird hoffen, daß es nicht so schlimm werden wird, oder auch, wenn er minder gutartig ist, sich damit trösten, daß ja ebenso gut er den andern eins auswischen kann wie umgekehrt. Ob so zu denken gerade ehrenvoll ist, möchte doch zweifelhaft sein. Aber keinesfalls ist es ehrwürdig, natürlich zu empfinden. Und natürliches Empfinden wendet sich mit Widerwillen gegen die Unnatur, Unwahrhaftigkeit und den fratzenhaften Hochmut, die aufgeboten werden, um eine einzelne Menschengruppe mit künstlichen Scheidewänden zu umgeben. (Von einem denkbaren höchsten Standpunkt, auf dem Ehre und Unehre vor der Welt, Furcht und Hoffnung so sehr alle Bedeutung verlieren, daß sie ins Wesenlose fallen, soll hier abgesehen werden.)

Unermeßlich sind die Abstände, die Natur zwischen Menschen gesetzt hat; aber sie fallen nicht mit den Unterschieden des Standes zusammen. Es läßt sich eine Zeit denken — und vielleicht kommt sie bald —, wo es nur noch zwei Gesellschaftsgruppen geben wird: eine große, in der Urteil, Geschmack, Kenntnisse heimisch sind, und eine kleine, die das — Duell pflegt und was dahin gehört.

Doch zurück zu Franzos. Auch andere Gestalten seines Buches benehmen sich so, daß sich über sie das ordnungliebende Philistergemüt wie der Mann von Ehre entrüsten müssen; z. B. werden sie über den Ehebund dieses Doktor Ripac (Nr. 4) nicht hinwegkommen ohne den Gedanken: so was heiratet man doch nicht. Zu beneiden sind die freilich nicht, für welche es keine Probleme gibt, weil sie mit allem leicht fertig werden, dank dem bequemen Schema der herkömmlichen Schicklichkeitsbegriffe. Die feinere Seele wird sich gern von Franzos anregen lassen, über den krausen Lauf des Lebens nachzusinnen, der den Armen schuldig werden läßt. Und wenn ein solcher Leser das Buch aus der Hand legt, und es fällt ihm wieder ein, was er über der Geschichte des Doktor Ripac vergessen hatte, daß der Dichter nicht mehr auf dieser Erde wandelt —, so wird er dankbar und wehmütig empfinden, daß er einem gütigen, edlen Menschen zugehört hat, und vielleicht wird die erhebende Ueberzeugung ihm kommen, daß der Geist der Liebe und des großen Mitleids mit allem Lebenden, der die Schöpfungen der Dahingegangenen beseelt, unvergänglich weiterlebt.

Streiflichter.

Trunkenheit strafbar. Ueber den strafmildernden Einfluß der Trunkenheit bei Vergehen und Verbrechen ist bereits viel gestritten worden. Wie bedauerlich in einzelnen krassen Fällen, wo der zu gesetzwidrigem Tun Entschlossene sich nach dem Volksmund „mildernde Umstände“ angetrunken

Digitized by Google

pflegt, die schematische Gerichtspraxis auch sein mag, so wird sich doch nicht leugnen lassen, daß die Herabsetzung der Urteilsfähigkeit und die künstliche Erhitzung der Leidenschaft durch Alkoholmißbrauch an sich von dem urteilenden Richter bei der Strafabmessung nicht ganz überschen werden dürfen. Man hat darum bereits seit Langem vorgeschlagen, die bisher nur von dem Richterstuhl der Ethik geübte nicht immer von der Sitte höherer und niederer Gesellschaftsklassen) verurteilte Trunkenheit selbst zu einem Strafdelikt zu machen, selbstverständlich nur da, wo sie an die Oeffentlichkeit tritt. Bei der in Vorbereitung befindlichen Reform des deutschen Strafgesetzbuches sollten daher die Bestimmungen der englischen Trinkergesetze nicht außer Acht gelassen werden. Es heißt dort:

Trunkenheit an einem öffentlichen Orte oder in Räumen einer konzessionierten Wirtschaft ist strafbar. Gewohnheitstrinker, welche wegen dieses Vergehens innerhalb eines Jahres schon dreimal verurteilt worden sind, können auf richterliche Verfügung für die Höchstdauer von drei Jahren einer Trinkerheilanstalt überwiesen werden. Wer wegen eines in der Trunkenheit begangenen Vergehens verurteilt wird, dem kann gleichzeitig die Stellung einer Sicherheit auferlegt werden, daß er sich künftig gut führen werde. Sind Ehemann oder Ehefrau Gewohnheitstrinker, so kann der Richter die Aufhebung des Zusammenwohnens und die gesetzliche Beaufsichtigung der minder verfügen.

Man wird allerdings gut tun, auch über die Wirkungen dieses Gesetzes moralstatistische Erhebungen anzustellen. Sicher sind die Schwierigkeiten seiner Durchführung nicht gering, genannt sei nur die polizeiliche Feststellung des Umfanges und Inhalts des Begriffs der Trunkenheit selbst; ferner die zu beseitigende Privilegierung der in Club, Casino und Ehambre separée getriebenen Völkerei gegenüber der proletarischen Obdachlosigkeit des Rausches u. a. m. Andererseits wird jeder, der in der Armenpflege größerer Städte tätig war, eine Bestimmung freudig begrüßen, die in dem typischen Fall einer durch einen Trunkenbold zerrütteten Häuslichkeit vorbeugende Maßregeln möglich macht.

Wenn die Selbstverstümmelung des Rekruten in der Absicht, sich der Dienstpflicht zu entziehen, mit Recht strafbar ist, so wird man grundsätzlich auch nichts Irriges einwenden können gegen die Bestrafung von Menschen, die sich durch Selbstbetäubung unfähig machen zur Erfüllung ihrer gesellschaftlichen Pflichten.

* * *

Eine Kraftprobe. „Es wird fortgewurstelt," sagt man bei uns wohl, wenn, nachdem es eine Zeitlang schien, daß die Regierung sich zu entscheidenden Schritten, zur Abschaffung von Mißständen und Uebelständen aufraffen wollte, Alles beim Alten bleibt. Lang beim Alten bleibt es eigentlich in solchem Falle doch nicht. Denn die Uebelstände, die man so sorglältig konserviert, werden allmählich schlimmer. Jede Enttäuschung von Hoffnungen bestärkt den Gleichmut der Einen, die Unzufriedenheit und Erbitterung der Anderen. Ihrer verächtliche Ausdruck zeigt an, daß die Regierung allmählich immer mehr die Achtung des Volkes verliert.

Wir sehen in Rußland das Spiegelbild unseres Regierungs-Systems, nur mit verstärkten und noch häßlicheren Zügen. Der Gegensatz zwischen den hochtönenden Redensarten, womit seit Jahren die Reaktionäre den Absolutismus oder eine dem Absolutismus möglichst nahe kommende Regierungsform als Wohltat für die Völker gepriesen haben, und der Wirklichkeit der Dinge, der tatsächlichen Wirkung solches Systems, wird durch die in Rußland herrschende Verwirrung und Ratlosigkeit klar. Die Unwahrheit der Vorstellung, daß eines einzelnen Mannes Einsicht und Willenskraft das gewaltige Getriebe eines großen modernen Reiches leiten könne, ist die Ursache dieser Nöte.

Man hat bei uns über den „Zickzackkurs" der Regierungspolitik gespottet, über die unberechenbaren Einflüsse, die plötzlichen Entschlüsse, die das Staatsschiff bald ein wenig nach der einen, bald nach der anderen Seite treiben. Solches Schwanken der Regierungspolitik konnte man in der letzten Zeit auch in Rußland beobachten, aber es macht einen Unterschied, ob jemand mit unsicherem Gang am Rande eines Abgrundes einherwandelt oder auf ebenem, gefahrlosem Wege dahinschreitet. Lange lassen die Wirkungen einer Mißwirtschaft sich dem oberflächlichen Beobachter verbergen. Lange hat Rußland durch den Schein großer Macht die Völker geblendet. Aber der Krieg, den die russische Regierung frevelnd heraufbeschworen hat, wurde zur Feuerprobe für die Brauchbarkeit und Stärke dieses Systems. Und wie könnte es anders sein, als daß, wenn schweres Unglück über ein Volk kommt, wenn das Verschulden der Regierenden klar zu Tage liegt, wenn von Tausenden Aufopferung des Lebens für eine Sache verlangt wird, für die keinerlei Begeisterung im Volke vorhanden ist, dann die Berufung auf ein falsches Autoritätsprinzip sich als morsche Krücke erweist und die darauf sich stützende Macht zusammenbricht, alle Kräfte des Widerstandes sich regen und die lange unterdrückte Feindseligkeit gegen die Regierung mächtig hervorbricht.

Wir fürchten, daß auch die neuen „Reformen" mit ihrer unentschlossenen Halbheit an diesem Urteil nicht viel ändern werden.

Theodor Brix.

Aus der ethischen Bewegung.

Sitzung des Hauptvorstandes am 18. Dezember 1914.

1. Dr. Penzig berichtet über seine Wanderredenreise. Im Anschluß daran wird die Versendung der Broschüre „Konfessionelle oder weltliche Schule" beraten. Nach längerer Diskussion wird beschlossen, mit der Broschüre, die zunächst an alle preußischen Landtagsabgeordnete, Magistrate und Stadtverordnete von Groß Berlin zu senden ist, die „Leitsätze" zu verschicken. Ferner sollen die bayrischen und süddeutschen Bezirksfeiertvereine beschickt werden; sodann die preußischen Lehrervereine und Rektoren. Zu einer zweiten Sendung an diejenigen Adressen soll dann das heut noch zur Beratung stehende Flugblatt mit Beitrittskarten übersandt werden.

2. Penzig berichtet über die in Breslau geplante Aktion, zu der Professor B. Meyer und er als Redner angeworben worden seien. Eine Beanspruchung des Rednerfonds ist zunächst nicht verlangt. Ferner werden Anträge der Wiener Gesellschaft für ethische Kultur und der Abteilung Danzig auf Entsendung von Rednern der Gesellschaft eingehend beraten und zur Zeit aus verschiedenen Gründen mit eingehender Motivierung abgelehnt.

3. Der von dem engeren Ausschuß modifizierte zweite Entwurf des Doringschen Flugblattes liegt vor. Dasselbe wird ausführlich beraten und der Wortlaut definitiv festgestellt.

Der Aufruf für Moralpädagogik soll mit einem Verzeichnis der Namen, die zur Unterzeichnung aufgefordert werden, in der nächsten Sitzung vorgelegt werden.

W. Foerster. Dr. Penzig.

* * *

Die Abteilung Breslau sendet uns folgenden Aufruf, den sie in der Breslauer Presse verbreitet hat, zum Abdruck: „Der stumpf um die paritätische Ausgestaltung unserer Volksschule ist seiner Entscheidung nahe gerückt. Die politischen Parteien haben Stellung genommen zu den vielgenannten Schulantrage, durch den der weiteren Simultanisierung der Schule ein Halt geboten, die Konfessionsschule zur allein berechtigten erhoben werden soll. Da hinter dem Antrage die Mehrheit des Landtags steht, so kann die Entscheidung zweifelhaft sein.

Doch der Fortschritt kann hierdurch nur aufgehalten, nicht verhindert werden. Er wird um so gewisser und rascher eintreten, je geklärter die Einsicht in die Schäden der Konfessionsschule wird, je mehr sich die Erkenntnis verbreitet und vertieft, daß die konfessionsschule und der blos religiöse Moralunterricht in unseren Tagen außer Stande sind, die sittliche Erziehung der Jugend wirksam zu leiten. Erhebliche Verschärfung der schon durch die verschiedenen Konfessionen geschaffenen Gegensätze und hierdurch Gefährdung eines den sozialen Fortschritt hemmenden freundlichen Zusammenwirkens aller Volksteile sind ihre notwendige Folge. Eine vor Jahrtausenden entstandene, auf das religiöse Bekenntnis gegründete, zu festen Dogmen erstarrte Morallehre kann eben den sittlich-sozialen Anforderungen der lebendigen Gegenwart nicht genügen. Und sie verliert zudem ihre Stütze überall, wo der dogmatische Glaube ins Wanken gerät.

Dem gegenüber wird von der Wissenschaft der Satz vertreten, daß die Moral, wie sie aus dem Zusammenleben der Menschen erwachsen ist und gemäß der nie stillstehenden Entwickelung der Daseinsbedingungen einer stetigen Entwickelung unterliegt, nur auf menschlich-natürlicher Grundlage aufzubauen ist.

Digitized by Google

Die lebendige Erkenntnis jener Bedingungen ist also Voraussetzung geläuterter Sittlichkeit, die nicht als bloße Gehorsamsleistung, sondern als freier Willensentschluß erscheinen soll, gewecht und gefördert durch eine Erziehung, die, unbekümmert durch die Stürme, welche über menschenrennende Dogmen hinwegbrausen, dem Ideale einer Schaffung sittlicher Charaktere allein oder vornehmlich zu dienen hat.

Dieser Erkenntnis den Weg in die breiten Massen des Volkes zu bahnen und hierdurch den Anstoß zu einer gründlichen Umwandlung des öffentlichen Unterrichts zu geben, ist die Aufgabe, welche sich die Ethischen Gesellschaften Deutschlands gesetzt haben.

Am 20. Januar soll in Breslau eine öffentliche Versammlung stattfinden, in der von verschiedene Seite diese Bedeutung des konfessionslosen Moralunterrichts dargelegt und das Für und Wider erörtert werden soll.

Wer ernstlich Klarheit über die Bedeutung des angestrebten Fortschritts gewinnen will, sei hiermit freundlichst eingeladen.

Der Vorstand der Abteilung Breslau D. G. E. K.

Sprechsaal.

Die Grenzen des Verstandes in Fragen der Lebens- und Menschenkenntnis. Unter diesem Titel polemisiert Freund F. W. Förster in der letzten Nummer d. Bl. gegen meine Ausführungen über Wahrheit und Gemüt in Nummer 22 vor. Jahrg. Dagegen muß notgedrungen ein ganz grundsätzlicher Einwand erhoben werden.

Tatsache ist freilich, daß der Verstand bei weitem nicht in der Lage ist, alle Zusammenhänge des Lebens und besonders des Innenlebens zu erkennen. Das Gebiet dessen, was wir wissen, ist nur ein kleiner Ausschnitt aus einer unendlichkeit von Beziehungen. Und jemehr unser Wissen sich ausdehnt, umsomehr dehnt sich auch die Sphäre dessen aus, wovon wir wissen, daß wir es nicht wissen. Wenn aber daraus der Schluß gezogen werden soll, wir müßten uns nun von etwas anderem führen lassen, als von dem, was wir wissen, so ist eben das eine Zumutung zur Ueberschreitung der Grenzen unseres Könnens, die wir nicht entschieden genug zurückweisen können.

Wo wir eben keine Führung durch den Verstand haben, da haben wir überhaupt keine von uns kontrollierbare Führung und handeln nach dunklen Instinkten, die uns einmal richtig, ein andermal falsch leiten. Ob, und wie weit sie das eine oder das Andere tun, darüber kann wiederum nur lange, sorgsam durch den Verstand kontrollierte Erfahrung entscheiden. Da probieren, tasten wir eben noch. Dieses Tasten ist den Einen intuitives Wissen, bei Anderen. die wir geniale Personen nennen, wird dann zuweilen an den Grenzgebieten unserer bisherigen Erkenntnis eine Kombination vorempfunden, die der Zurückgebliebene erst später in ihrer Tragweite begreifen lernt.

Wenn Förster nur das meinte, so wäre mit ihm zu reden. Denn dann handelte es sich nur darum die Geister zu wecken und so die durch unsere autoritären Erziehungsmethoden vielfach geradezu aufgerissene Borniertheit so weit als möglich zu mindern. Aber Förster meint eben etwas anderes. Er denkt an eine Führung, die — man versteht nicht recht, wie? — einerseits durch das innere Erleben des Individuums, andererseits durch eine äußere Autorität der „Genialen" bewirkt wird. „Gemeinschaft der Weisen" nennt er das. Gut! Aber wer sind diese Weisen? Und wer setzt deren Autorität fest? Doch nur wir selbst, wenn wir autonom sind. Einer Autorität vertraut man ja bekanntlich auch auf streng wissenschaftlichen Gebieten, ohne daß man ihre Behauptungen bis ins einzelne nachprüft. Wer sie muß sich eben als Autorität durch kontrollierbare Leistungen beglaubigt haben. Förster jedoch will diese Autorität offenbar durch etwas Anderes, durch Appell an das berühmte „innere Erleben", feststellen. Gerade dies aber hatte ich in jenem Artikel über Wahrheit und Gemüt als höchst ungeeignet zur Führung bezeichnet. Das „Gemüt" liebt die Argumente, mit denen die Romantik und der Abergläuve alles, aber auch geradezu alles rechtfertigen können, ohne daß, wenn man diese Autorität einmal als berechtigt anerkannt hat, ein Eingreifen möglich ist. Kreuzzüge, Hexenprozesse, Ketzerverfolgungen kann das durch sein inneres Erleben dazu disponierte Gemüt ebenso eine „Uebereinstimmung der Weisen" finden, wie für mystisches Versenken, Askese und Unphalopsyche. Ein durch seelische innere Lebenserfahrungen verkümmertes und verödetes Gemüt kann da Unwunderlichsten Forderungen stellen. Und diese Gemüter sind in unserer Zeit, die sich von altautoritären Gängelbanden loszureißen beginnt, recht häufig. Wessen geistige Gliedmaßen ungeübt geblieben sind, der wird die Aufforderung, nach eigner Verantwortung sich entscheiden zu sollen, für eine ebenso unmögliche Zumutung halten, als der jahrelang im Kinderwagen Gefahrene, das Gehn auf eigenen Füßen. Sollen wir uns deshalb mit Rücksicht auf die Angstrufe der in solcher Art Hilflosen abhalten lassen, die Ueberwindung solchen inneren Erlebens zu fordern? Auch auf dem Kampfplatze des Geistes gibt es Tote und Verwundete; und ihre Wunden sind oft furchtbarer, als die von der Granate geschlagenen Leibeswunden. Aber das kann nichts heißen. In diesem, wie in jenem Kampfe heißt es: Voran!

Wir kämpfen heute den Kampf der menschlichen Autonomie gegen die autoritäre Heteronomie auf allen Gebieten des Lebens, den Kampf um die endliche Loslösung von den Gewalten der Unterdrückung und des nebelnden Aberglaubens, den jene zu Hilfe rust. In diesem Kampfe können und dürfen wir uns nicht lähmen lassen durch Rücksichten auf die, welche der Gemütsdrang ihres inneren Erlebens nach rückwärts drängt, auch nicht durch die Mahnungen derer, welche, um ein paar Blümlein zu retten, die der Kampf zu zertreten droht, halt! rufen! Wir dürfen es aber ganz besonders nicht, wenn, wie die Förster — es wird mir schwer es zu schreiben, aber es muß unerbittlich ausgesprochen werden — die ganze Beweisführung, trotz aller Feinheit und Schöne auf jene Logik hinausläuft, die da sagt: Weil mir der Arzt nicht überall helfen kann, darum gehe ich zur weisen Frau.

Darmstadt. F. Staudinger.

Vermischtes.

Die freie Hochschule Berlin bietet im Wintersemester Januar bis April folgende Vortragsreihen: Dr. Heinrich Wille, Der Geist der Natur. — Dr. Magnus Hirschfeld, Probleme der Naturwissenschaft. — M. H. Baege, Himmels- und Weltbild im Wandel der Zeiten. — Dr. Benedikt Friedländer, Wesen, Entstehung und Tätigkeit der Vulkane. — Heinrich Driesmans, Urgeschichte der Kultur. — Wolfgang Kirchhoff, Die Worte Jesu. — Adolf Damaschke, Moderne volkswirtschaftliche Probleme. — Dr. M. Maurenbrecher, Soziale und politische Wandlungen in Deutschland. — Frau Elise Berwig, Dr. med. Allgemeine Gesundheitslehre. — Dr. M. Apel, Einführung in die höhere Mathematik. — Dr. Rudolf Steiner, Schiller und unser Zeitalter. — Theodor Kappstein, Führende deutsche Dichter der Gegenwart. — Dr. Alfred Koeppen, Die Hauptströmungen der modernen Malerei Deutschlands. — Dr. R. Hoffmeister, Kurze Darstellung der Entwicklung der Tonkunst bis Beethoven. — Friedrich Moest, Die Kunst des Vortrags. Beginn zumeist Ende Januar, Anfang Februar. Ausführliche Programme in allen größeren Buchhandlungen und Filialen von Loeser & Wolff.

•

Einen guten Ueberblick über die Arbeit des „wohltätigen Berlin" gibt das von der Auskunftstelle der deutschen Gesellschaft für **ethische Kultur** herausgegebene Auskunftsbuch „Die Wohltätigkeitseinrichtungen Berlins und seiner Vororte." Bereits zum dritten Male erscheint dieses Auskunftsbuch, das bei jedem Neuerscheinen immer mehr dem Ziel entspricht, das seine Herausgeber sich setzten: „ein Handbuch für jeden zu schaffen, der zum Wohle seiner bedürftigen Mitbürger wirken will, ein Handbuch insbesondere der Armenpflege für Berlin und seine Vororte." Alle Einrichtungen, die für die ausübende Armenpflege von Bedeutung sind, haben Aufnahme gefunden. Ein Vergleich mit den früheren Auflagen läßt bedeutende, sehr erfreuliche Fortschritte auf dem gesamten Gebiet der Armen- und Wohlfahrtspflege erkennen. Das Verständnis für eine geregelte und vertiefte armenpflegerische Fürsorge bricht sich mehr und mehr Bahn; dafür zeugen u. a. die zahlreicher gewordenen und auf den verschiedenen Gebieten begründeten Einrichtungen, die den Zusammenschluß und das Zusammenarbeiten von einzelnen Einrichtungen mit gleichen und verwandten Bestrebungen bezwecken. Auf den Einzelgebieten zeigen besonders die der Fürsorge für Ungeborene, für Wöchnerinnen, für Säuglinge, für unbemittelte Erholungsbedürftige und für die Familien von Kranken, die in Heilanstalten untergebracht sind, eine äußerst wertvolle Ausgestaltung. Auch der Berliner Magistrat weist die Branchbarkeit dieses Buches, das durch einen Anhang über Bestimmungen des Familien- und Erbrechts, der Arbeiterversicherungsgesetze u. s. w. noch sehr gewonnen hat, zu schätzen. Er hat 1000 Exemplare des Buches für die Organe der städtischen Armenverwaltung, insbesondere die Mitglieder der städtischen Behörden selbst, sowie die Bezirksvorsteher, Armenkommissionsvorsteher ꝛc., angeschafft. (Vossische Zeitung).

Zur Ablösung der Neujahrsgratulation

erhielten wir von folgenden Damen und Herren Beiträge: Kurt Michaelis, Berlin; Dr. Benzig, Berlin; Fr. B. v. Gusfeld, Berlin; Justizrat H. Stern, Berlin; Rechtsanwalt Dr. Bieber, Berlin; Frl. J. Jaffé, Berlin; Albert Stern, Berlin; Paul Jaffé, Berlin; in Summa Mk. 37,00, für die wir hiermit herzlich danken.

Zum Wanderrednerfonds

gingen bei uns seit 15. November 1904 (Quittung in Nr. 22 d. J.) ein: Frau Heinstus, Berlin Mit. 3; Frl. H. Raken, Berlin 10; E. H. Freiburg i. B. 5; Ungenannt 10; Rheinbold Müller, Berlin 3; Frau Joseph, Berlin 3; Frl. L. Jaffé, Berlin 6; L. Berlin 5; Prof. Knoere, Berlin 8, Frl. L. Jannasch, Berlin 5, in Summa Mk. 57.— Mit bestem Dank für die freundlichen Geber.

Dr. Benzig.

Digitized by Google

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur
Abteilung Berlin.

Voranzeige für das 1. Quartal 1905.

☞ NB. Wir machen **wiederholt** unsere Mitglieder ☜ und Leser darauf aufmerksam, daß alle unsere **Bekanntmachungen, Programm-Anzeigen** ꝛc. **ausschliesslich durch die Zeitschrift „Ethische Kultur"** (Abonnentenliste) erfolgen, da diese Zeitschrift seit 1. Januar 1904 **allen Mitgliedern** zugeht. Sondereinladungen wolle man also **nicht mehr** erwarten!

Montag, den 30. Januar, abends 8¼ Uhr **Zimmer 109** des städtischen Rathauses. Vortrag Frl. Thetla Friedländer. **„Einblicke in Frauenelend, Frauenlust und unsere Aufgaben."** Diskussion. Eintritt frei.

Anfang Februar (Tage und Ort sind noch zu bestimmen) wird Professor Dr. Bruno Meyer eine Reihe von drei Vorträgen über das Thema: **„Zur Harmonie des Schönen und Guten"** halten. I. Die gemeinsamen Wurzeln des Schönen und des Guten. II. Die getrennten Gebiete des Schönen und des Guten. III. Das Zusammengehen des Schönen und des Guten. — Näheres folgt.

Donnerstag, den 16. Februar, abends 8 Uhr: Volksunterhaltungsabend zu Gunsten der ersten öffentlichen Leihhalle der D. G. E. K. in den Festsälen der Gewerkvereine, Greifswalderstraße 221—223. Mitwirkende u. A. Konzertsängerin Elsa Saal, Frauenchor des Herrn A. W. Meyer, Regis. Eugen Albu usw. Näheres später. Karten zu 25 Pf. im Bureau, Unter den Linden 16 und im Verlag für ethische Kultur, SW. Wilhelmstraße 121.

Sonnabend, den 25. März, Bürgersaal des Rathauses, abends 8¼ Uhr: Vortrag von Herrn Pastor Wlaß, Direktor des Erziehungsheims am Urban: „Ausbau der öffentlichen und privaten Fürsorge für die verwahrloste Jugend." Diskussion.

Sonnabend, den 15. April, abends 8¼ Uhr, Bürgersaal des Rathauses. Vortrag Frl. Blum (Svandau): „Die ethische und wirtschaftliche Bedeutung der Erwerbsarbeit der verheirateten Frau und Familienmutter." Diskussion.

Montag, den 1. Mai, abends 8¼ Uhr, Bürgersaal des städtischen Rathauses: Redner und Thema vorbehalten.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur, Abteilung Breslau.

Freitag, den 20. Januar, abends **8 Uhr** (präzis), in **Göttchers** Festsälen (I)

Oeffentliche Versammlung.

Tagesordnung:

a) Vortrag der Herren Prof. Dr. **Bruno Meyer** und Dr. **Rudolf Penzig** aus Berlin über **Wesen und Bedeutung des konfessionslosen Moralunterrichts.**

b) Diskussion.

Jedermann ist eingeladen. **Der Vorstand.**

Von **Dr. Max Thal** erschienen kürzlich in meinem Verlage:

Sexuelle Moral. Ein Versuch der Lösung des Problems der geschlechtlichen, insbesondere der sogenannten doppelten Moral. Preis: **1 Mark.** Aus den zahlreichen Urteilen der Presse:

Breslauer Morgenzeitung: „Die Schrift des Breslauer Philosophen gehört zu den vornehmsten Erzeugnissen unserer Literatur". . . **Mitteilungen der Ethischen Gesellschaft, Wien:** „Wir kennen über diesen heiklen Gegenstand kaum ein zweites Buch, das so streng wissenschaftlich und dabei im besten Sinne des Wortes populär wäre".

Das Christentum u. d. moderne Frauenbewegung. Preis **60 Pf.** I. Bibel und Frauenfrage. II. Christliche Ehe und Ehe der Zukunft.

Ferner im Verlage von **S. Schottländer, Breslau:**

Mutterrecht. Frauenfrage und Weltanschauung. Preis: **2,50 Mark.** Hierüber schreibt u. v. a. der **Frauenberuf:** „Durch diese außerordentlich scharfsinnige und unparteiische Darstellung der Frauenbewegung in ihrer natürlichen und sozialen Begründung hat Dr. Thal die einschlägige Literatur um ein wertvolles Werk bereichert."

Wilhelm Röbner (Inh. Barasch & Riesenfeld), Breslau.

Verlag von Leonhard Simion Nf., Berlin SW. 48.

Moderne ärztliche Bibliothek

Herausgegeben von

Dr. med. F. Karewski (Berlin).

Geh. Medizinal-Rat Professor Dr. **A. Eulenburg:**

Heft 17: Die Hysterie des Kindes.

Preis pro Heft 1 Mk.

Der Inhalt dieser Broschüre hat nicht nur für alle ärztlichen Kreise, sondern auch für die Lehrer, Erzieher, sowie für alle Eltern höchstes Interesse.

Bisher sind von der **Modernen ärztl. Bibliothek** erschienen:

Heft 1. Prof. Dr. **A. von Koránji,** Budapest: Die wissenschaftlichen Grundlagen der Kryoskopie in ihrer klinischen Anwendung.

Heft 2. Dr. **Albers-Schönberg,** Hamburg: Wert der Röntgenuntersuchung für die innere Medizin.

Heft 3. Prof. Dr. **W. Freund,** Berlin: Ueber Neurasthenia hysterica und die Hysterie der Frau.

Heft 4/5. Prof. Dr. **Strauss,** Berlin: Bedeutung der Kryoskopie für die Diagnose und Therapie von Nierenerkrankungen.

Heft 6. Dr. **Beyer,** Dresden: Ueber die Verwendung kolloidaler Metalle (Silber und Quecksilber) in der Medizin.

Heft 7. Prof. Dr. **Marckwald,** Berlin: Ueber Becquerelstrahlen und radioaktive Substanzen.

Heft 8. Prof. Dr. **Spies,** Posen: Erzeugung und Eigenschaften der Röntgenstrahlen.

Heft 9. Geh. Med. Rat Prof. Dr. **C. A. Ewald.** Berlin: Erkrankungen der Gallenblase und der Gallengänge.

Heft 10. Geh. Med. Rat Prof. Dr. **Brieger** und Dr. **M. Mayer,** Berlin: Licht als Heilmittel.

Heft 11. Marine-Oberstabsarzt Prof. Dr. **Erich Martini,** kommandiert zum Institut für Infektionskrankheiten: Insekten als Krankheitsüberträger.

Heft 12. Stabsarzt Dr. **Hetsch,** Berlin: Die Grundlagen der Serumdiagnostik

Heft 13/14. Geh. Med.-Rat Prof. Dr. **Brieger** und Dr. **Laqueur,** Berlin: Moderne Hydrotherapie.

Heft 15. Dr. A. **Moll,** Berlin: Sexuelle Perversionen und Geisteskrankheit.

Heft 16. Dr. **Carl Oppenheimer,** Berlin: Bedeutung der Fermente für den Stoffwechsel.

Weitere Hefte werden in kurzer Zeit zwanglos folgen.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten über Politik, Handel, Industrie, Kunst und alle sonstigen Themata liefert zu mässigen Preisen das

Redaktions-Bureau Adolf Schustermann

BERLIN W. 57, Hildebrandstr. 6, Parterre, gratis und franko.

Sanatorium

GROSSJENA

b. Naumburg a. Saale, Thür.

Herrl. Lage, stets besucht, ill. Prosp. Erfolge. Winterkurort. Aerztliche Leitung.

Gesucht Ethische Kultur 1893 Nr. 34 apart, 1897 Nr. 1 bis 26 und 1898 Register. Für gütige Uebersendung im Voraus herzlichen Dank. Verlag für ethische Kultur Berlin SW. 48.

Das Bureau der D. G. E. K.,

Unter den Linden 16 befindet sich jetzt nicht mehr wie bisher im dritten, sondern im **zweiten Stock** rechts. Auskünfte ꝛc. werden, falls der Unterzeichnete nicht anwesend ist, aber, nach wie vor, auch in der Auskunftsstelle im III. Stock erteilt. Sprechstunden des Unterzeichneten nur Montag, Mittwoch und Freitag von 10—12 Uhr. Eilige Zuschriften sind daher besser an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmanstraße 15 zu richten.

Dr. Penzig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1,60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

XIII. Jahrgang. | Berlin, den 1. Februar 1905. | Nr. 3.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Klagen über unregelmäßige Zustellung bitte uns freundlichst direkt zugehen zu lassen, damit wir Abhilfe schaffen können. —

Hochachtungsvoll

Verlag für Ethische Kultur, Berlin SW. 48.

Inhalt:

Das ist der Tag des Herrn. Von Bruno Meyer.
Die Formen des Patriotismus. I. Von Dr. Robert Michels.
Ein Sozial-Reform-Programm in Finnland. Von Dr. Heinrich Pudor.
Vom Quell des Sittengesetzes. Von Fr. Staudinger.
Streiflichter:
Glossen eines Friedensfreundes zur russischen Anleihe.
Sprechsaal. Von F. W. Foerster.
Aus der ethischen Bewegung.
Vermischtes.

Das ist der Tag des Herrn!

Petersburger Sonntagsfeier am 22. Januar 1905.

Ein Verbrechen ist begangen, wie es außer der Bartholomäusnacht in der Weltgeschichte nicht seines Gleichen hat: der prämeditierte Massenmord eines Nur-Faust-Regimentes gegen Andersdenkende.

Als die heimtückische Hugenottenschlächterei die Seine bis nach Rouen hinunter mit Menschenblut gefärbt hatte, da stand der französische Gesandte wie ein armer Sünder vor dem Throne der Königin von England, die mit ihrem Hofe tiefe Trauer angelegt hatte, und vernahm in Zerknirschung das vernichtende Urteil der gegenwärtigen und zukünftigen Menschheit aus dem leisen Schluchzen der fassungslosen Versammlung.

Heute birgt sich die Schandtat, wie das jedes feigen Verbrechers Art ist, hinter der Lüge: ein offizieller Nachrichtenapparat wagt, der Welt die Wahrheit über die Schandtat „im Dienste der Religion" (wie gewöhnlich!) zu verschleiern. Und wie stehen die Mächte, die heute, wie damals England, „in der Welt voran" sein wollen, zu dem modernen Henker-Sabbath? Gott sei's geklagt! Eine, vielleicht gar apokryphe, Geschichte, wie ein einigermaßen zivilisierter Miteleuropäer einem hohen Schergen der Gewalt ins Gesicht gespien, dürfte die einzige stilgemäße Lebensäußerung bleiben.

So tief sind wir in drei und einem drittel Jahrhundert in Barbarei versunken, daß die Roheit und Frechheit legitimer Mordgesellen nicht einmal mehr die Maske der Reue und der Entschuldigung nötig hat!

Leider stehen ja bei solchen Ereignissen im entscheidenden Augenblicke beide streitenden oder unterhandelnden Teile in der Regel nicht ganz makellos da. Verstieß es schon gegen die Landessitte und Gewohnheit, dem Zaren eine persönliche Begegnung abzutrotzen, so war es mehr als töricht, für den Fall der Nichtbewilligung wahrlich recht weit gehender Forderungen mit Gewalttaten zu drohen. Aber ein Menschenkennер hätte solche Herzensergießungen nicht ernst nehmen dürfen. Wahrlich! nur Kinder von Verstand und Gemüt konnten solche Dinge vorher ankündigen; und mit gutartigen Kindern, wenn sie auch außer sich und zum Aeußersten gebracht sind, läßt sich reden. Wem Gott ein Amt gegeben hat, der muß doch wenigstens nicht selber daran verzweifeln, daß ihm auch der dazu nötige Verstand — nebst sonstigen schätz- und brauchbaren Eigenschaften — verliehen ist. Der erste Träger des Namens Nikolaus auf dem Zarenthrone, der sicherlich mehr zum „Selbstherrscher" geboren war als der ungleiche Erbe seines Namens, würde es als eine unauslöschliche Schmach für sich angesehen haben, wenn er sich nicht die Kraft zugetraut hätte, einen solchen Sturm durch die Wucht seiner Persönlichkeit zu beschwören; und er würde die elende Rolle verschmäht haben, wenn es zum äußersten kommen mußte, gleich den verkommensten römischen Kaisern und ähnlichen Potentaten sich „fern vom Schuß" hinter seinen Söldnerschaaren zu verkriechen. Wenn es etwas gibt, was über die Nichtsnutzigkeit des Hekatombenopfers von Menschen an Verächtlichkeit und Niedrigkeit noch hinausgeht, so ist es die Inschlotterende — Sicherheitsbedürftigkeit dieses „Selbstherrschers", dieses „Väterchens", das ein nicht wagt, seinen Kindern ins Auge zu schauen, wenn sie einmal ein bischen aufbegehren! und das durch die Schnellfeuersalven seiner „Garden" ihnen seine Grüße aus der Ferne vermelden läßt!

Wer trägt die Schuld an so unerhörtem Geschehen?

Lächerlich, bei einiger Intelligenz und Gewissenhaftigkeit heuchlerisch, sie nur an der Newa zu suchen und das gegenwärtige Ereignis wie etwas Vereinzeltes, Unbegreifliches anzustarren. Wenn zu einer solchen blutriefenden Scheußlichkeit die Rollen wie zu einer Fastnachtsposse vorher zurechtgelegt und verteilt werden konnten, so zeugt das von einer moralischen Verlotterung, deren Pestbauch schon längst jeden Edleren fern gehalten haben müßte. Es ziemt sich nicht, den Vertreter ganz untergeordneter und minderwertiger Lebensanschauungen

Digitized by Google

und ständigen Urheber dementsprechender menschenunwürdiger Handlungen auf dem Fuße der Gleichberechtigung zu behandeln. Womit man umgeht, das klebt einem an; und man geht mit nichts um, wovon man ernstlich fürchtet und verabscheut, daß es einem ankleben könnte. Und wenn gewisse Berührungen nicht ganz zu vermeiden sind, so gibt es Formen, die sich dafür eignen. Man verkehrt ja auch mit pestverseuchten Gegenden; aber man hält sich ihre Vertreter zehn Schritt vom Leibe. Einem — in des Wortes guter Bedeutung — modernen Menschen sollte es gegen die Natur gehen, schuldhafter Zurückgebliebenheit Ehren anzutun, wie wenn es eine Brücke — außer der hilfreicher Menschenliebe, die das Verlorene sucht, — gäbe, die über den trennenden Abgrund führte. Wenn man dergleichen als seinesgleichen anerkannt hat, so hilft kein Sträuben dagegen, daß solche gigantischen Verfehlungen dem „Prinzip" zur Last gelegt werden, und eine moralische Mitschuld sich allen seinen nicht hinreichend wählerischen Vertretern auf die Schultern legt.

Die Forderung, daß auch der Verkehr zwischen den Nationen sich nach ethischen Grundsätzen regeln und abwickeln soll, wird oft mit unterscheidungsunfähiger Uebertreibung aufgestellt. Aber gerade da, wo er sich zu einer Berührung zwischen Personen verdichtet, in denen die Nationalitäten sich verkörpern, ist es nicht nur möglich, sondern notwendig — bis zur Pflicht der Selbsterhaltung —, die strengsten ethischen Rücksichten zur Geltung zu bringen.

Nun wird vielfältig eingewendet, der Zar sei für die gesamten heillos verfahrenen Zustände des russischen Reiches und die jüngsten Vorkommnisse persönlich nicht verantwortlich zu machen, da er in Unkenntnis über die Verhältnisse — jetzt z. B. auch über die Unzahl der Blutopfer — erhalten werde und überhaupt nicht so könne, wie er vielleicht möchte..

Schlimm genug!

Aber zunächst zeige man dann den oder die Schuldigen auf, damit sie zur Verantwortung gezogen werden. Denn daß der ganze „Tschin" solidarisch und von oben bis unten gleichmäßig für alles Geschehende haftbar sei, das ist eine unhaltbare Fiktion. Den Zaren „kalt zu stellen" kann wohl gelingen; aber die ganze Maschinerie muß eine persönliche Triebkraft haben, von deren Natur die Art der Bewegung abhängig ist.

Sodann aber: Der Zar persönlich trägt die volle Verantwortung dafür, wenn er sich aus unwürdiger Hörigkeit nicht befreien läßt. Solche, die ganze Welt durchgellenden Schreie, wie sie jetzt aus der tiefsten Volksseele erschallt sind, lassen sich durch keine Macht der Erde von dem Ohre des Zaren fern halten. Was dann geschieht, muß unter seiner Verantwortlichkeit geschehen; und unmännliche Schwäche, die sich auch in solchen Momenten unwürdiger, erniedrigender Umstrickung nicht zu entreißen vermag, ist an solcher Stelle — Verbrechen. Es ist schwer, daß solche Verbindlichkeiten einem Menschen ohne Rücksicht auf sein Vermögen aufgeladen werden. Aber das Prinzip, nach dem das geschieht, hat nirgends leidenschaftlichere und unbeugsamere Verfechter als in den also „Begnadeten" selber. Dann geschehe ihnen also nach ihrem Willen. Wie die Münzen mit ihrem Bilde geschlagen werden, so tragen auch die Regierungshandlungen ihr Gepräge. Zulassen ist nicht allein Mitschuld, sondern Schuld schlechthin. Daran ist nichts zu ändern.

Dem XX. Jahrhundert aber ist ein Kainszeichen auf die Stirn gebrannt, dessen Schmach durch nichts abgewaschen werden kann, Auch bei der Mitwelt ist Zulassen — Schuld. B. M.

Die Formen des Patriotismus.

Von Dr. Robert Michels (Marburg i. H.).

In Johann Gottlieb Fichtes Schrift über den Gelehrten finden wir einmal die Worte:

„Seine für die Gesellschaft erworbene Kenntnis soll er (der Gelehrte) nun wirklich zum Nutzen der Gesellschaft anwenden. Er soll die Menschen zum Gefühl ihrer wahren Bedürfnisse bringen und sie mit den Mitteln ihrer Befriedigung bekannt machen."*)

Hat Fichte Recht — und er hat Recht —, so ist jener Vorwurf, den man denjenigen Gelehrtenschulen zu machen pflegt, deren wesentlichstes Bestreben es ist, die Menschheit, unbekümmert darum, in ihr etwa ihr liebgewordene Traditionen zu zerstören, zum Gefühl ihrer wahren Bedürfnisse zu bringen, Männern, die man im günstigsten Falle mit dem Spottnamen „Weltverbesserer" der Lächerlichkeit, in ungünstigeren mit der Invektive „Unruhestifter" dem Zuchthause preisgibt, ungerecht. Es gibt keine Aufhetzer und Aufwiegler unter ihnen, den Männern bonae fidei, sondern, in welcher Form sie auch vorgehen mögen, nur Aufklärer und Erzieher. Aufgabe der Wissenschaft ist es, alles zu zersetzen und zu zerlegen. Selbst vor den „heiligsten Gütern" der öffentlichen Meinung darf sie nicht Halt machen. Natürlich ist diese Zersetzung nicht Selbstzweck, sondern dient lediglich als Erkenntniskritik. Nicht eine Zertrümmerung des untersuchten Gegenstandes an und für sich, sondern ein, nach geschehener teilweiser oder vollständiger kritischer Demolierung, Wiederaufbau — Schaffung einer neuen Norm, eines neuen Begriffes — ist als das Endziel jeder Einzeluntersuchung zu betrachten.

In diesem Sinne möge beifolgende Analyse vom Wesen des Vaterlandsbegriffs aufgefaßt werden.

*

1. Die megalomanische**) Form des Patriotismus.

Es gibt kaum einen Begriff, über den heute eine derartige Begriffsverwirrung herrscht, die dann zum Deckmantel für so verschiedenartige persönliche Interessen benutzt wird, und der andererseits so sehr von psychischen Stimmungen und Gegenstimmungen abhängig und deshalb veränderlich ist, als der des Vaterlandes.

Als Vaterlandsliebe, Patriotismus, wird heute in der Regel eine Sinnesrichtung verstanden, welche darauf hinstrebt, das eigene Volk auf alle Weise als das auf allen Gebieten entwickelteste hinzustellen, sowie die Willensrichtung (ihr Korrelat), es zum in der Welt herrschenden zu machen. Er äußert sich vor allem darin, daß es ihm überaus schwer fällt, Fremdes zu achten, und daß er zwar andere leicht reizt, aber dabei selber unendlich leicht reizbar ist. Daher ist er der geschaffene Nährboden für alle kriegerischen Verwicklungen der Nationen untereinander und ein Schädling im intellektuellen Völkerleben. Für die Beziehungen der in sich geschlossenen Nationalstaaten untereinander ist dieser „Patriotismus" insofern von geringerer Schadensmöglichkeit, als er sich gegen Völker wendet, denen er, weil außerhalb der Grenzpfähle wohnend, also außerhalb des nationalen Machtgebietes liegend, wenigstens zu Friedenszeiten nichts anhaben kann. Tritt er aber, wie in Deutschland und Ungarn, Bewohnern desselben Staatsgebietes gegenüber, die in sprachlicher und kultureller, sowie ethnologischer Hinsicht vom herrschenden Volke abweichen, so wird er auch im Frieden die unheilvollsten Wirkungen hervorbringen. Dann ist sein Teil die „Assimilierung" der „Fremdkörper," sein innerstes Wesen Anmaßung und Unduldsamkeit und seine Waffe Gehässigkeit

*) In den „Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten."
**) Megalomanie = Größenwahn.

Digitized by Google

und rohe physische Kraft, die alle Grade bis zur Grausamkeit geht. Stets aber, möge sich diese Art von „Patriotismus" — man nennt sie auch Chauvinismus und Jingoismus — nun gegen zufällig im Reiche oder zufällig außerhalb desselben lebende fremde Nationen richten, ist ihr hervorragendster Charakterzug die Selbstüberhebung. Was wir im individuellen Leben als Egoismus bezeichnen, das ist im rassenkollektivistischen der Patriotismus: ein Reflex der Selbstüberschätzung und Selbstüberhebung. In der Tat wird es seitens gewisser Patrioten stets als eine „unpatriotische Handlung bezeichnet werden, zuzugeben, daß wir mit unserer Handlungsweise anderen Nationen gegenüber einmal im Unrecht gewesen seien. Die eigene Nation hat, was auch vorfallen möge, das Recht gepachtet. Sie hat prinzipiell Recht.

Am schärfsten wird dieser Größenwahn formuliert in dem amerikanischen Jingo-Wort: „Right or wrong my country!" Wer sich zum Träger einer derartigen Gesinnung macht, besitzt nicht jenes Gleichgewicht des Gefühls, welches zu einer wissenschaftlichen Betrachtungsweise sozialer und historischer Erscheinungen erforderlich ist. Er ist noch in der unendlich naiven, durch keine Geistesarbeit gestörten Überzeugung von der auf Erden einzig dastehenden, unübertroffenen und unübertrefflichen Vorzüglichkeit der eigenen Nation befangen. Nur ein derartiger Wahnglauben läßt ihn annehmen, daß, welcher Konflikt mit Nachbarnationen auch entstehen mag, seine eigene Nation allüberall und jederzeit im unbedingtesten Rechte sei. Daher denn auch die kindliche Annahme, daß der Herr der Heerscharen ebenfalls prinzipiell auf seiner Seite stehe und durch eifriges Gebet nur noch an seine Pflicht der Hilfeleistung gebührend zu erinnern sei.

Der Erkenntniswert eines so verstandenen Patriotismus ist natürlich gleich Null. Denn eine derartige Auffassung desselben könnte nur dann richtig sein, wenn außer dem Volke der Patrioten alle übrigen Nationen aus unheilbar kulturunfähigen Idioten und Barbaren bestünden. Das aber wäre eine These, die, zu Gunsten welcher „Kulturnation" sie auch immer aufgestellt werden möge, der vergleichenden Kultur- und Entwicklungsgeschichte niemals Standhalten könnte.

2. Die pseudoethische Form des Patriotismus.

Wie aber jede besangene, ja, selbst jede bewußt unmoralische Denkweise sich gerne in ein unbesangenes oder auch moralisches Mäntelchen einhüllt und wenigstens eines ethischen Scheines bedarf — Eudämonisten und Opportunisten leiten aus dieser Tatsache der Notwendigkeit einer sei es auch pseudoethischen Begründung in der modernen Welt bekanntlich ihre Theorien von der Penetration der Moral auf dem Wege ihrer zunächst objektiven Anerkennung ab — so hat auch der agressive Patriotismus auf diese Weise sein Stückchen Idealismus zur Begründung gefunden. Der megalomanische Unterdrückungs-Patriotismus rechtfertigt seine Existenz mit ethischen Motiven. Die „Ausbreitung des Kulturgedankens" wird zum Zauberwort, das allen Fluch der bösen Tat lösen soll. Die angebliche oder wirkliche Kulturnation beansprucht kraft ihrer höheren Kultur die politische und intellektuelle Herrschaft über die angeblich oder wirklich auf geringerer Kulturhöhe stehende Nation. So rechtfertigt der patriotische „Ethiker" die Eroberung innerafrikanischen Gebietes durch den Hinweis auf die Ausbreitung der Kultur und des Christentums unter der schwarzen Rasse und beweist die Kulturfreundlichkeit der Besetzung polnischen Landes durch die bekannte These von der inferioren Natur der polnischen Kultur und der Unfähigkeit des polnischen Volkes zu eigenem geordnetem Staatsleben. Nun sind diese Rechtfertigungen ja schon aus den Gründen hinfällig, weil, in dem einen Falle, bekanntlich die den Negervölkern gebrachte Kultur zumeist in Entrechtung, Eigentumsberaubung, Aufpropfung einer keineswegs gereinigten Religion, Schnaps und endlicher Ausrottung der Eingeborenen besteht, in dem anderen Falle die Polen aber eine alte zwar „fremd" geartete, aber der damaligen deutschen gleichartige Kultur besaßen, wie sie denn im Besitz einer bedeutsamen Litteratur waren, ferner als die ersten die Juden vor dem Gesetz gleichgestellt und in ihrem Lande Preßfreiheit eingeführt hatten. Der Vorwurf der „polnischen Wirtschaft" aber, so berechtigt er an und für sich war, durfte gerade von den Deutschen zu Ende des XVIII. Jahrhunderts nicht erhoben werden. Wenn irgendwo „polnische" Wirtschaft im Extrem und noch Schlimmeres bestand, war es in deutschen Staaten: in Würtemberg, in Kurhessen, in Braunschweig und anderswo, und was gar die ansscheinende staatliche Unfähigkeit anlangt, so war wiederum Deutschland, jener jahrhundertelange Spielball fremder Interessen, das letzte Land, welches diese Beschuldigung hätte erheben dürfen. Nur Zufall, nicht eigenes Vermögen hat Deutschland damals vor dem Schicksal Polens bewahrt. Ganz abgesehen davon, daß sich aus einer aus gegebenen zeitlichen und politischen Voraussetzungen erwachsenen Situation staatlicher Ohnmacht und Zerfahrenheit eines Volkes niemals eine für alle Ewigkeit geltende politisch-administrative Unfähigkeit desselben ableiten läßt, wie gerade die endlich dennoch vollbrachte nationale Einigung oder doch Dreiviertelseinigung und Staatenbildung der beiden typischen Beispiele zerrissener Nationen, der Deutschen und Italiener, dartun sollte. Aber alle diese Beweise von der Richtigkeit der These der patriotischen „Ethiker" sind bloß sekundärer Art. Auch wenn diese Ethiker mit ihren Behauptungen Recht hätten, wenn also die deutschen Kolonisatoren nicht den Krieg und den Raub, sondern wirklich die Zivilisation ins Hereroland gebracht hätten, und die deutsche Kultur des XVIII. Jahrhunderts nicht mutatis mutandis der polnischen gleichwertig, sondern himmelhoch überlegen gewesen wäre, so würde ihre aus diesen Prämissen gezogene Folgerung dennoch falsch, ja, kulturfeindlich bleiben. Höhere Kultur gibt einem Volk kein Recht auf Unterdrückung und Mißhandlung eines anderen. Die höhere Kultur schändet sich selbst, wenn sie sich anderen Kulturen mit Gewalt aufdrängen will. Durch eine solche Willensrichtung beweist sie nichts als ihre Negative: den Fonds von Barbarei, den sie verleugnet noch in sich birgt. Jedes Volk, auch das auf niederer Stufe stehende, hat das unveräußerliche Menschenrecht auf volle Selbstbestimmung und Selbstverwaltung. Das im Besitz höherentwickelter Kultur befindliche Volk hat allerdings eine Pflicht: die anderen zu belehren, zu ihrer Vervollkommnung beizutragen. Niemals aber besitzt es das Recht, sich als ihr Herr zu erklären. Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet erhellt es auch sonnenklar, daß die Geschichte der Einheit Deutschlands weit davon entfernt ist, uns Anlaß zu irgend welchem wahrhaft nationalen Stolz zu geben. Alle drei Kriege, die zu unserer Einheit führten, endeten mit schweren Rechtsbrüchen, mit ethisch in keiner Weise zu rechtfertigenden Vergewaltigungen von Volksstämmen, mit trauriger Verletzung des Grund- und Kardinal-Rechtes internationaler Ethik: Des Rechtes auf volkische Selbstbestimmung.

(Schluß folgt.)

Ein Sozial-Reform-Programm in Finland.

Von Dr. Heinrich Pudor.

Der gewaltige Aufschwung, den Finland seit wenigen Jahrzehnten genommen hat, wurde weiteren Kreisen ge-

Digitized by Google

wissermaßen indirekt bekannt, nämlich durch die gewaltsame Beugung dieses „Großherzogtums“ unter das russische Szepter. Aber auch die Besucher der Weltausstellung von Paris im Jahre 1900 erhielten einen zureichenden Eindruck der Kulturgröße des nicht gar so kleinen, aber nur wenige Millionen Einwohner zählenden Landes durch die finnische Ausstellung, der von manchem Sachkenner die Palme zugesprochen wurde. Wie es scheint, vermag nun die russische Knute diesen Aufschwung Finlands zwar zu verlangsamen, aber nicht rückgängig zu machen. Von dem Kulturfortschritt Finlands bringt jeder Tag neue Zeugnisse. Aber selbst die Bevölkerungsziffer geht nicht, wie man befürchtet hatte — beträgt doch die Aufwanderung jährlich durchschnittlich 15000 Menschen — zurück, sondern steilig voran, im Jahre 1903 um 25 281, die gegen das Vorjahr ein Mehr von 784 bedeutet. Aber natürlich war die Bevölkerungszunahme vor dem Beginn der Russifizierungsarbeit noch wesentlich größer.

Die Kulturfortschritte Finlands beziehen sich nicht etwa nur auf die Gebiete der schönen Künste, der Musik und der Literatur, sondern in gleicher Weise auf die Pädagogik, auf die öffentliche Wohlfahrt, auf Alles, was der sozialen Frage zuzuweisen ist. Die soziale Frage hat man in Finland mit besonderer Energie verfolgt der Lösung nahe zu führen. Die soziale Reformpartei, mit deren Programm wir uns im Folgenden beschäftigen wollen, geht stellenweise noch über deutsche sozialdemokratische Forderungen hinaus, aber ihr Programm enthält so viele beherzigenswerte Anregungen, wie sie auf skandinavischem Boden weit allgemeiner angetroffen werden, als in Deutschland, daß wir die Aufmerksamkeit des Lesers für dasselbe in Anspruch nehmen zu dürfen glauben.

„An Stelle des jetzigen Gemeindewesens,“ sagt das Programm, „welches kein wirkliches Gemeinwesen ist, soll das künftige errichtet werden auf der Zusammengehörigkeit, Zusammenarbeit und Solidarität. Der Boden soll allen Menschen gemeinsam sein, desgleichen die Reichtümer, welche durch die Arbeit von Generationen aufgehäuft sind. Das Erbrecht soll abgeschafft werden. Nur einen Arbeitgeber soll es geben: das Gemeindewesen: alle Menschen aber sollen Arbeitnehmer sein.

Wir sollen streben nach der Aufhebung aller Klassenunterschiede und des ganzen Klassenwesens, wir wollen arbeiten für die Verbrüderung der Individuen und der Völker, ungeachtet der Glaubensunterschiede, der Rassen-Sprach- und politischen Grenzen; wir wollen erstreben die Allen gemeinsame Kultur.

Die Grundlage der gegenwärtigen Kultur ist die Konkurrenz, das Recht des Stärkeren, der Streit Aller gegen Alle. Wir setzen an Stelle dessen den Frieden der Zusammengehörigkeit.

Als Reformen, welche die sozialen Kulturverhältnisse verbessern sollen, fordern wir zunächst:

1. Beseitigung aller Gesetze, welche die Frau in einer untergeordneten Stellung halten wollen und Anerkennung ihrer vollständigen Gleichberechtigung neben dem Mann.

2. Beseitigung des Census, nach dem die Bürgerrechte des Einzelnen von seinem Vermögensstand abhängig gemacht werden. Einführung des allgemeinen und gleichen Stimmrechts, auch für Frauen.

3. Verbot des Ausschankes alkoholischer Getränke und der Prostitution. Also Schließung der Destillen und Aufhören der staatlichen Realeneinkerung.

4. Radikale Sozialpolitik gegenüber den Proletariern in den Städten und auf dem Lande. Im Zusammenhang damit die Forderung: eigene Scholle und eigenes Heim.

5. Normalarbeitstag von höchstens 8 Stunden in den städtischen Industrien und 9 Stunden in der Landwirtschaft. In Fällen besonderer anstrengender Arbeit oder gesundheitsschädlicher Arbeit weitere Herabsetzung. Hierbei ist man sich klar, daß auch 9 Stunden angestrengte körperliche Arbeit von der Jugend vermieden werden müssten, aber gegenüber den heutigen Verhältnissen (12, 14, 16 Stunden) bedeuten schon 9 Stunden einen Fortschritt.

6. Jedermann soll Gelegenheit zur Arbeit geboten werden gegen einen garantierten Minimallohn.

7. Menschenwürdige Wohnungen sind allen Bürgern zu garantieren. Der Zustand, daß an der Seite großer Paläste unterirdische Keller als Wohnung für finnische Bürger dienen, soll aufhören.

8. Größtmögliche Garantien gegen Nacht- und Sonntagsarbeit.

9. Verbot der Kinderarbeit und wirksame Schutzgesetzgebung zu Gunsten des heranwachsenden Geschlechtes auch in Uebrigen.

10. Separatgesetz ausgedehnte Fabrikinspektion und Garantien, daß die Gesetze betreffs eines wirklichen Gemeinwesens auch befolgt werden.

11. Krankheits- Unglücksfall- und Altersversicherung.

12. Bekämpfung der Volkskrankheiten, der Trunkenheit, der Unsittlichkeit, Förderung der Naturheilkunde, kostenlose ärztliche Hilfe.

13. Reformierung des Armenwesens, das nicht mehr den Charakter von Strafanstalten, sondern der wirklichen Armenfürsorge erhalten soll. Das Gemeinwesen soll sich selbst zu hoch einschätzen um länger hochjährige Greise betreut von Hof zu Hof ziehen zu lassen.

14. Reorganisierung des Strafgefängniswesens und Gefängniswesens und Abschaffung der Prügelstrafe.

15. Kostenfreie Rechtsberatung.

16. Beseitigung des Wuchergesetzes. Ueberführung der heute in reichen Privathänden befindlichen Pfandkammern in öffentliche Hand.

17. Progressive Besteuerung.

18. Kostenfreier Unterricht an allen Lehranstalten.

19. Gewissensfreiheit und Religionsfreiheit.

20. Vereins-, Versammlungs-, Preß- und Redefreiheit.

21. Umbildung der Parlamente zu einer Repräsentation des ganzen Volkes.

22. Hand in Hand mit der sozialen Reformarbeit soll die innere Ausbildung des Individuums gehen.

23. Die geistig moralische Ausbildung unseres Volkes soll mit allen Kräften gefördert werden, die Sittenverwilderung aufgehalten werden. Eine umfassende Reform des Erziehungswesens wird notwendig sein.

24. Es ist offenkundlich, daß entweder eine tief eingreifende geistige, soziale und politische Reform oder eine Revolution kommen muß. Wir haben die Wege gezeigt, welche die erstere nehmen muß.

25. Fort mit einem System, dessen Früchte einigen wenigen bevorzugten Ständen zufallen, während hunderttausende in gerichlissenen Kleidern gehen und ihren Kindern kaum Brot reichen können. Fort mit einem System, das die großen Massen der Existenzmittel beraubt, die Bedingungen für die geistige Kultur zerstört und somit für die Laster und Ausartungen des Volkes verantwortlich zu machen ist.“

Soweit das Programm der sozialen Reformpartei Finlands. Es ist kein Zweifel, daß dasselbe nach mancher Hinsicht uns zu weit zu gehen scheint. Doch müssen wir bedenken, daß Finland heute russische Provinz ist. Auf der anderen Seite ist kein Zweifel, daß dies Programm in einigen wichtigen Punkten nicht weit genug geht — mit halben Maßregeln sind die schweren inneren Krankheiten des modernen Staatskörpers am allerwenigsten zu heilen. Wundern muß man sich aber, daß die Veröffentlichung eines derartigen immerhin als radikal zu bezeichnenden Programms in der russischen Presse heute möglich ist. Auch hierfür ist der Grund im russisch-japanischen Krieg zu suchen.

Vom Quell des Sittengesetzes.

Von Fr. Staudinger.

Ein Indianer liegt in seiner Hütte und bläst, an die büffelreichen Gefilde des indianischen Jenseits denkend, den Rauch in die Lüfte. Ein anderer tritt eilend herein und sagt: „Die Häuptlinge haben beschlossen, den Kriegspfad gegen die Weißen zu beschreiten, die uns vernichten.“

„Ihr seid vom Zauber besessen!“ ruft jener. „Wie könnt ihr hoffen, die Weißen, die da Feuer blasen, zu schlagen? Wenig Skalpe werden uns werden und viel des Elends. Unsere Hütten brennen sie nieder, und das Land, das wir haben, wird Beute für sie.“

„Das wird es, wenn wir warten und zusehen. So schrecken wir sie vielleicht noch, oder wir gehen als Helden

Digitized by Google

zum großen Geiste hinüber. — Du willst nicht mit uns ziehen?“ fragte er, zum Gehen sich wendend.

„Verhüten es die guten Geister!“ rief der erste. „Es ist Verblendung zu ziehen. Aber wenn ihr den Kriegspfad wählt, wird mein Kriegsbeil nicht fehlen.“ —

Es war wohl um dieselbe Zeit, da ruhten in Deutschland am Rande eines Waldes ermüdete Krieger. Das Heer des Herrn, der sie zum Dienste gepreßt und durch Eid sich gebunden, war geschlagen; die Flüchtigen fragten sich, was nun weiter zu tun sei.

„Fliehen wir zur Heimat!“ so ruft in einem jeden die Lust. „Fliehn wir aus den Banden des gezwungenen Dienstes!“ so ruft laut der Dreifteste der Schar. „Eine solche Gelegenheit ohne Gefahr zu fliehen, kommt schwerlich zum zweitenmal wieder.“

„Ja, wenn der Eid nicht wäre,“ so meint ein anderer, „da täte ichs gleich. Aber den Eid brechen — nein! das ist von den schwersten der Sünden!“

„Dummes Zeug!“ meint der erste Redner, „haben wir aus freiem Willen geschworen? Gezwungner Eid und frohern Band, die halten nicht beim Wetter stand! Und so mache ich, daß ich fortkomme. Gehabt euch wohl!“

Er ging davon und einige andere folgten ihm, teils entschlossen, teils zögernd; ein Teil aber ward vom Bande des Eides bei der Fahne gehalten und ging trauernd zurück, das Kommando zu suchen. —

Nicht lange nachher, da zeigte sich ein ander Bild an einer anderen Stelle. Vor Versailles lagen französische Garden, die man berufen, die widerspenstige Versammlung, die der königlichen Satzung nicht gehorcht hatte, zu Paren zu treiben. „Was wollen sie mit uns?“ so sagte einer zum anderen. „Erst rufen sie die Versammlung, und sagen, sie solle das Beste von Frankreich beraten, und dann soll doch alles beim alten bleiben, und wir seufzen fort im Drucke des Adels? Heut geht der Befehl, sie sollten sich alle zu einer Versammlung vereinigen, und morgen holt man uns her, sie auseinander zu treiben!“

„Du hast recht!“ rief der andere begeistert. „Ich dachte es schon lange: das bessere Recht ist beim Volk, und wir sollen seine Metzger sein? — Das tu ich nicht! Auf das Volk ziele ich nicht, wenn es die Versammlung beschützen will.“ . . .

. . . „Aber — auf jemand anders,“ so willst du sagen! So mach' ich's auch, und ich glaube, wir alle tun's. Bei den Herrn ist Tyrannei und Willkür, bei der Versammlung ist das Gesetz und das Recht!“

Sie drückten sich die Hand, und als der Befehl kam, wider das Volk zu schießen, da richteten sie ihre Gewehre wider die fremden Kameraden, die des Königs Befehl zu beolgen gedachten. Und der alten Willkür Macht brach, wie mürbes Holz, auseinander. —

Dasselbe Gesetz, das den Indianer bewegte, das bewegt nun auf höherer Stufe die Männer aus Frankreich. Ganz anders ist ihr Gewissen als das jener Krieger des Despoten, die den Eid, der sie der fremden Sache verknüpft, teils aus gebundenem Gewissen bewahren, teils aus Begierde zerbrechen. Gemeinschaftsgedanke ist das Gewissen des Selbsteigenen; mehr noch Instinkt bei dem Indianer, klareres Erkennen des höheren Rechtes schon bei den Soldaten der Revolution. Sie handeln im Bewußtsein des Rechts ihrer eignen Entscheidung. Welches die größere Pflicht sei, kann nur eignes Ermessen, kein Eid, kein Priestergebot mehr sagen.

Das ist der weltweite Unterschied, der sich aufgetan hat, zwischen gebundenem Gewissen und dem Gewissen des Freien. Nicht, daß dieses nach Laune und Willkür entscheide, und jenes der Ordnung Freund sei! Das ist der Unterschied nicht. Nein, darin liegt die Kluft, daß dort von außen her sich ein dem Denken unerforschlich Gebot auf das Gewissen herabsenkt, das die Sklaven befolgen, und daß hier nur das als wahr und als recht gilt, was sich im Geiste selber beglaubigt. Wenn der Gebundene hört, ein Gebot sei heilig, so beugt er sich, weil es Gebot ist. Wenn der innerlich Freie sich dem Gebote von außen ergibt, so tut er es, weil er es für besser an sich hält, oder doch für besser, es zu beachten. Denn oft keimt größeres Uebel aus dem Mißachten auch eines unwerten Gebots als aus seinem Befolgen. So achtet er es oftmals auch nur, wie er den Stier achtet, der ihm brüllend im Wege steht.

„Furchtbare Gefahr solch losgebundenen Gewissens!“ so rufen da schaudernd die Alten, die Gebundenen, die Moralpatriarchen. — „Wir allein haben noch Autorität!“ So empfahl ja einst Windthorst seinen wohlgebundenen Moralkehrapparat den Gewaltigen der Erde. Ganz vorzügliches Werkzeug, die Freiheit nicht nur vom Boden, nein auch aus dem Gewissen zu kehren. — „Aber wo bleibt denn“ — so meinen sie — „eine Moral, wenn selbst der Eid nicht mehr gelten soll, weil der Eid ist, sondern nur, weil und wenn die Willkür des Denkenden seinen Inhalt oder seine Klammer als berechtigt beglaubigt? Welche Schranke gibt es dann noch für die Willkür des Frechen?“

Keine mehr! Das ist wahr — außer im eignen Urteil! Aber ob diese Schranke auf die Dauer nicht besser in Zucht hält, als die des alten gebundenen Gewissens? Denn die hält nicht fest; die Proben erweisen es. Die freien Krieger des Leonidas waren stärker als die persischen Sklaven. Und wo ist die sittliche Wirrnis heute größer: bei den Glaubenslosen, wie man sie fälschlich nennt, oder bei den Sklaven des Glaubens? Wohl mögen die, welche erst jetzt die Fessel zerrissen, die Schlimmsten sein: ein lebend'ger Beweis, wie schlecht des Gewissens Bindung die Seelen versittlicht. Aber die Anderen, die schon wenigstens ahnend das Gesetz ihres Wollens in sich selber fanden, sie sind nicht Priester der Willkür. Denn das Gesetz des Geistes heißt: Ordnung. Und was an Ordnung war, schon in dem alten Gesetz der Knechtung, das war erborgt aus diesem freien Gesetze des Geistes.

Wo also der Quell der Moral sei? In der Notwendigkeit, daß Menschen zusammenleben und ihre Zwecke verbinden. — Aus diesem Grunde quillt alle Moral. Aber dann spaltet sie sich je nach der Art, wie die Menschen zusammenleben und ihre Besammen zu ordnen vermögen. Wo sich da Herren- und Knechtstum entwickelt, da entsteht auch jene dunkle Bindung der Gewissen, die nur ein Priestergebot heiligt. In dem Maße aber, als des Lebens Gemeinschaft bewußt von Freien geordnet wird, wächst auch eine Moral auf, welche die Zusammenordnung freier Menschen als letzte Richtschnur alles Gesetzes erkennt, und jedes andere Gesetz als verwerflich verabscheut.

Wohl ist es Entwickelung, langsame Entwickelung, die zu solchem Gesetz führt. Doch das Gesetz selbst begründet sich aus der Bedingung eines Reiches der Zwecke in freier Gemeinschaft. Kant gab die allgemeine Formel dafür. Jeweils sich neu entwickelnde Zwecke gemäß solchem Gesetze zu ordnen, das ist die ewige Aufgabe kommender freier Geschlechter. — Warum will man das heute noch so selten verstehen? Es ist doch so einfach! So lange man es aber noch nicht klar versteht, bleibt trotz allem noch dem Zwang und der Willkür — die Herrschaft.

Streiflichter.

Glossen eines Friedensfreundes zur russischen Anleihe.

Welche Ideenverwirrung ist es, den Krieg zu verabscheuen und zugleich fremden Völkern die Mittel zu liefern, mit denen die gegenseitige Abschlachtung besorgt werden kann! Dem deutschen Kapitalisten ist soeben wieder einmal Gelegenheit geboten worden, den Beweis zu liefern, wie die Unlogik im tiefsten Kern der menschlichen Natur liegt. Wer wollte bezweifeln, daß unter der Klasse der Rentenbezieher Mitleid, Gerechtigkeit, Menschenliebe in den-

Digitized by Google

selben Prozentsatz verteilt sind, wie in anderen Klassen? Mit aufrichtigem Mitgefühl lasen diese Leute von den furchtbaren Greueln des ostasiatischen Krieges, von ganzem Herzen ersehnten sie das Ende, — aber das hält sie nicht ab, sich an einer Anleihe zu beteiligen, die behufs Fortsetzung der Metzelei aufgenommen wird. Welch' ein Schauspiel! Barmherzige Naturen, die die krampfhaftesten Anstrengungen machen würden, um eine in die Waschschüssel gefallene Fliege vom Ertrinken zu erretten, geben, ohne mit der Wimper zu zucken, ihre Ersparnisse her, zu dem ausgesprochenen Zweck, sie in Pulver und Dynamit umsetzen zu lassen, mit denen dann brave Menschen, Lieblinge ihrer Eltern, zerrissen werden. Es ist als ob eine andere Seele von ihnen Besitz ergreift, wenn sie nach den blutigen Schilderungen im ersten Teil ihrer Zeitung zum Handelsblatt übergehen. Eben noch ganz Mitleid, setzt Rechenmaschine, die losgelöst von allem Gefühl, die Chancen des neuen Papiers prüft. Und dennoch haben wir nicht das Recht, sie der Heuchelei zu zeihen. Ihr Verhalten zeigt nur jenen unbewußten Widerspruch, den sie mit tausend anderen Handlungen des menschlichen Lebens gemein haben. Welcher klaffende Zwiespalt liegt nicht allein in dem Verhalten unserer Regierung, die keine Gelegenheit versäumt, um ihre aufrichtig gemeinte Friedensliebe zu betonen und dabei die russische Kriegsanleihe als eine der Bedingungen des deutsch-russischen Handelsvertrages stillschweigend akzeptiert.

Mit Rücksicht auf den internationalen Frieden haben unseres Erachtens die unbeteiligten Nationen die Verpflichtung, alles zu unterlassen, was im Ausland einen Krieg hervorrufen, bezw. dessen Dauer verlängern könnte. Prinzipiell steht ja schon jetzt jede Anilinnation auf diesem Standpunkt und es mangelt nicht an offiziellen und offiziösen Verlautbarungen, die diese Verpflichtung immer aufs Neue bekräftigen. Deshalb wird es einem, angesichts der Bereitwilligkeit, mit welcher man kriegführenden Nationen gestattet, sich das Kriegsmittel par excellence — das Geld — im Ausland zu verschaffen, außerordentlich schwer, um das Wort Heuchelei herum zu kommen. Wenn Rußland vor dem Krieg im Ausland Schulden gemacht hat, so ist das eine Angelegenheit, die nur die Kapitalisten etwas angeht. Daß aber nach der Kriegserklärung die Anwerbung von Geld im Ausland ebenso verhindert werden sollte, wie die Anwerbung fremder Soldaten, ist doch selbstverständlich. Da eine Plazierung von Millionenanleihen nicht ohne, wenn auch nur stillschweigende, Genehmigung des betreffenden Staates unternommen wird, so trägt dieser die Verantwortung. Zum Ueberfluß stellt er noch staatliche Börseneinrichtungen, wie z. B. amtliche Kursnotierung durch vereidete Beamte in den Dienst der Anleihe.

Man muß erstaunt sein, daß die Friedensbewegung ihr Augenmerk nicht mehr wie bisher auf diesen Punkt lenkt. Wenn man ihr sonst den Vorwurf zu machen pflegt, daß sie bei ihren Vorschlägen den realen Boden der Wirklichkeit verläßt, wäre hier eine Möglichkeit, die Kriegsgefahr erheblich zu vermindern. Oder soll man es auch für utopisch halten, daß eine internationale Abmachung Kriegsanleihen für Kontrebande erklären könnte? Welcher Staat sollte beispielsweise gegenwärtig einem solchen Vorschlag widersprechen? Die Hauptmilitärmächte, die zugleich die Hauptgeldgeber sind, haben durch ihren Handel das größte Interesse am Frieden. Daß das Kriegführen vielleicht ein Monopol der kapitalkräftigen Länder wird, kann den in Betracht kommenden Regierungen nicht sehr schreckhaft erscheinen. Eine solche Abmachung, vor zwei Jahren getroffen, hätte sich schon damals faktisch gegen Rußland gerichtet. Sie hätte den ostasiatischen Krieg, wenn nicht verhindert, so doch stark abgekürzt. Sie hätte den russischen Kredit vor der jetzigen Erschütterung bewahrt und die Verbindung seiner militärischen Macht verhindert. Diese Folgen treffen neben Rußland in [illegible] Frankreich, das seinen Verbündeten auf lange Zeit aktionsunfähig sieht. Und diese Folgen würden in beschränkterem Maße auch im Falle eines russischen Sieges eintreten. Frankreich hätte also gewiß keine Ursache gehabt, einer im obigen Sinne erweiterten Neutralitätsauffassung zu widersprechen.

Die Beschneidung des Auslandskredits im Kriegsfall muß die Kriegslust dämpfen und die Kriege selbst verkürzen. Wenn man die Kriege für eigene Rechnung in absehbarer Zeit auch nicht beseitigen kann, so würde doch der Krieg auf Pump eine erhebliche Einschränkung erfahren.“ Und das wäre immerhin ein Schritt auf dem Wege zum ewigen Frieden. Ludwig Eschwege.

Sprechsaal.

Zur Erkenntnistheorie der Ethik. Da es sich diesmal nicht um eine uferlose Religionsdebatte, sondern um die Frage der Erkenntnismittel für die Ethik handelt, so möchte ich die Debatte mit unserem verehrten Freunde Professor Staudinger noch etwas weiterführen. Denn es handelt sich hier um sehr fundamentale Fragen — weshalb ich auch die stark erregte Abwehr verstehe, welche meine Aufstellungen über „die Grenzen des Verstandes in Sachen der Lebens- und Menschenkenntnis“ bei einem so verdienten und begeisterten Kämpfer für Vernunft und Wissenschaft hervorgerufen haben. Er muß in der Tat das Gefühl gehabt haben, als wolle man ihm den Boden unter den Füßen fortziehen: denn wenn unsere persönliche Vernunft nicht im Stande sein soll, alle die Tatsachen und Zusammenhänge zu erfassen, welche für die Feststellung und Begründung der ethischen Wahrheiten in Frage kommen, sind wir dann nicht allen dunklen Instinkten und Gefühlen schutzlos preisgegeben — ohne jeden festen Maßstab? Und wenn wir uns, zum Schutze gegen das Chaos subjektiven Erlebens, nun etwa an das übereinstimmende Erleben der „großen Subjekte“ halten — wo werden wir dann erst enden? Vielleicht gar im Hafen irgend einer Art von Autorität??

Diese erregten Fragen sind es, welche durch Professor Staudingers Entgegnung klingen und welche seiner Argumentation, ohne daß er es merkte, gerade den wissenschaftlichen Geist der vorurteilslosen Prüfung genommen haben. Es kommt doch zunächst garnicht darauf an, zu welchen Konsequenzen meine Zweifel an der Zulänglichkeit der bloßen Vernunft in ethischen Feststellungen führen, sondern es handelt sich darum, ob diese Zweifel durch die Wirklichkeit des Lebens bestätigt werden oder nicht. In meinem Artikel suchte ich an drei Beispielen (Frage der Ehe, Frage des Taktes, Frage des Schutzes der Schwachen) nachzuweisen, daß es tatsächlich eine Reihe fundamentaler ethischer Fragen gibt, bei denen unser sittliches Urteil vom Tatsachen abhängig ist, die von eingeschränkter Bedeutung sind und doch nicht durch das Nachdenken erschlossen werden können, sondern nur dem zugänglich sind, der in ihrem inneren Besitz ist, d. h. sie erlebt hat. Ich könnte meine Beispiele noch vielfach vermehren, z. B. indem ich daran erinnerte, wie von jeher das sittliche Urteil über Gewalttaten weit weniger durch das bestimmt worden ist, was der Verstand dinglichkeitlich der äußeren Konsequenzen feststellen konnte, als vielmehr durch das, was inneres Erleben und seherische Intuition über die innerlichen Rückwirkungen solcher Taten zu berichten wußte. Daraus ist es auch zum Fall, daß nicht Männer der wissenschaftlich forschenden Vernunft, sondern die Genies der Intuition und des Erlebens, Aischylos, Dante, Shakespeare, Goethe, (Ibsen?) den größten Beitrag zu unserer sittlichen Stellung gegenüber der Gewalt geliefert haben. Sie lösten Verwirrungen und Widersprüche der Instinkte literell in Fragen der Gewalt sind dagegen gerade von denjenigen Menschen gelöst worden, die an das menschliche Leben mit der abstrakten Vernunft herangingen, von Machiavelli bis zu den Vernunftanbetern der französischen Revolution und — Nietzsche.

Warum setzt man sich nicht mit diesen Tatsachen auseinander? Es wäre ja viel bequemer und entsprechte dem zu gedultigen Verlangen unseres Geistes nach Einheitlichkeit, wenn alles von der Vernunft aus zu fassen wäre — aber wo in der Welt darf der Wunsch nach Einfachheit oder die Furcht vor gewissen Konsequenzen bestimmend für unserer Ueberzeugungen sein?

Was nun die Konsequenzen meines Zweifels an der Möglichkeit einer nur auf der Vernunfterkenntnis begründeten Ethik betrifft, so schildert Professor Staudinger in lebhaften Farben, wohin wir durch die Diktatur des subjektiven Erlebens kommen würden. Er vergißt dabei erstens, daß gerade mein Standpunkt diesen entfesselten Individualismus ausschließt, indem er das Individuum wieder zur Ehrfurcht erziehen will in dem Sinne, wie ihn Goethe formuliert: „Das Wahre war schon längst gefunden — hat edle Geisterschaft verbunden — das alte Wahre pact es an!“

Digitized by Google

Zweitens übersieht unser verehrter Freund, daß gerade sein Losbinden der individuellen „autonomen" Vernunft von einer beschränkenden Unterordnung unter jene „die Geisterschaft," deren Uebereinstimmung in den großen Grundfragen des Lebens und der Seele weit über die Grenzen der Kirche hinausgeht, zu dem von ihm geschilderten Chaos führen muß — schon darum, weil die meisten Menschen, auf sich allein gestellt, garnicht wirklich denken können, sondern nur ihre Interessen, Leidenschaften und Neigungen in Gedanken verkleiden — oft ohne es zu wissen. Echtes, tiefes, weitblickendes Denken über das Leben setzt schon eine hohe sittliche Freiheit voraus, die nur in Auserwählten verwirklicht wird. Der Verfasser dieser Zeilen rechnet sich nicht zu ihnen — darum bekennt er seine Unzulänglichkeit. „Ihr redet so viel von Menschenrechten" so sagt Carlyle „habt ihr denn auch schon einmal über die Menschenkräfte nachgedacht?" Wer diese Frage überhört und das Leben ordnen will auf Grund eines begeisterten Glaubens an die kommende Fühlgleit jedes Ein zelnen, mit der eigenen Vernunft alles zu durchdringen und zu richten, was führend sein soll im Leben — der hat selber den nüchternen Wirklichkeitssinn verloren und wird in seinem Denken von Träumen und Wünschen inspiriert, die keine Bürgzeln in den Tatsachen der menschlichen Natur haben. Man vergegenwärtige sich allein blos das, was von der autonomen Vernunft ehrfurchtsloser Moderner ohne Lebenserfahrung und Menschenkenntnis über das Problem „Ehe und Ehe" ausgestellt worden ist, von Ellen Keys Essays bis zu Ruth Bres „Recht auf Mutterschaft" — dann wird man wissen, was ich meine.

Was den Beitrag der Wissenschaft für die sittliche Kultur betrifft, so besteht er vor allem, wie mein Vater mehrfach hervorgehoben, in der Urteilsdisziplin und Genauigkeitszucht, mit der wir an all unser Material unvoreingenommen herangehen, in der Vorsicht und Selbstkritik beim Schlußfolgern — nicht aber werden wir von den Männern der Wissenschaft ergreifende und das Leben wahrhaft durchdringende Bücher der Ethik bescheert bekommen. Und wenn aus diesen Kreisen wirklich etwas Derartiges kommt, so stammt es nicht aus der wissenschaftlichen Vernunft, sondern aus der Lebenserfahrung und tiefem Mitgefühl. Und wird infolge dessen auch von den geehrten Herren Kollegen sofort als „durchaus unwissenschaftlich" bezeichnet werden.

Ist es etwa nicht so?

Zürich. Fr. W. Foerster.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Wiesbaden. (Die soziale Satire in Ibsens Dramen.) Dieses Thema behandelte Professor Hansen-Luxemburg Donnerstag Abend in einem von der hiesigen Abteilung der „Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur" veranstalteten gut besuchten Vortrage im Rathaus-Wahlsaale. Als Stationen in der geistigen Entwickelung des Dichters bezeichnete er den „Kronprätendenten", „Brandt", „Peer Gynt" und „Kaiser und Galiläer". Die sittliche Regeneration der Menschheit ist nach Ibsen nur eine Frage der persönlichen Kraftentfaltung. Das Durchschlagen am Geist und Gemüt müssen die gedankenlos ihr Dasein leben, sind die sittlichen Kräfte der art erschöpft, daß sie selbst zur Begehung einer Sünde nicht mehr fähig sind. Ibsen will sittliche Gestalten formen, die sich in den Dienst strenger, reiner Ideale stellen. Er wirkt nach dieser Richtung nur auf dem Boden der dramatischen Suggestion. Seine Dramen wirken mehr durch das, was sie anregen, als was sie ausdrücken. Sein Durchschnittsmensch repräsentiert die ganze Menschheit. Kein Gesetz, auch nicht das beste, vermag den inneren Menschen umzugestalten. Er legt sich die Frage vor, ob die Prinzipien des korrekten Durchschnittsmenschen denn wirklich mehr seien, als ein Sammelsurium von Phrasen und Charlatanismus. Werte, die jeder als solche anerkennt, läßt er links liegen. In den sozialen Dramen, die sich hauptsächlich der Gesellschaft, die zur „Wildente" zeigt sich, wie er die Triebfedern des Menschen bis in das heimlichste Eckchen des Herzens verfolgt. Im „Volksfeind" wender er sich wider die große Masse, die kompakte Majorität der niederen Klassen, von der manche die Regeneration der ganzen Menschheit erwarten. „Stützen der Gesellschaft" machen Front gegen die Entsittlichung der Ehe und des Familienlebens von heute. Eine eigene Konklusion gibts nicht in Ibsens Werken. Er läßt das Leben zu uns reden; wir sollen urteilen. In der „Wildente" behandelt er die Lüge, die nun nicht alle die Gestalten, die er als bahnbrechend dargestellt hat, die die Welt aus dem Sumpfe der Lüge befreien sollen, selbst zu den schlimmsten Ausschreitungen führen und statt die Persönlichkeit zu entwickeln, einen schrecklichen Egoismus entfalten würden? Er verspottet und verlästert darin seine schönsten Träume. Immerhin zeigt die Bitterkeit, die aus ihm spricht, daß ihm der Glaube an die Menschheit noch nicht abhanden gekommen ist. Er parodiert seine Ideale, verleugnet sie aber nicht. Ohne etwas von diesen preis zu geben, zieht er sich in die Einsamkeit zurück, versichert darauf, die große Masse der geistig Toten zu beleben. Er will nur auf die Elite der Menschheit, auf auserwählte Seelen wirken. Die Erfüllung seines Ideals führt er an seinen Adelsmenschen Rosmer, dem Baumeister Solneg, und dem Bildhauer Rubek vor Augen. Bislang hat Ibsen nur die soziale Satire in seinen Gesellschaftsdramen gepflegt, hier bringt er Positives. Daraus erklärt sich das rege Interesse für diese Gestalten. — An den lebhaft applaudierten Vortrag schloß sich eine im Vortragslokale begonnene und im Vereinslokale zu Ende geführte recht anregende Besprechung an.

Vermischtes.

Für das diesjährige Fest zur Förderung der Jugend-Konzerte, welches unter Mitwirkung erster künstlerischer Kräfte am Donnerstag, den 25. Februar 1905 in den Gesellschaftsräumen des Kroll'schen Etablissements am Königsplatz stattfindet, wurde die erste vorbereitende Sitzung am 6. Januar im Kultusministerium abgehalten. Ein über hundert Mitglieder zählendes Komitee aus den ersten Kreisen der Berliner Gesellschaft hat sich wie in den Vorjahren unter Vorsitz Ihrer Exzellenz, der Frau Staatsminister Dr. Studt die Aufgabe gestellt, in würdiger Weise die Mittel zum Weiterbestehen eines als hervorragenden erzieherischen Faktors anerkannten Unternehmens wie die Jugend-Konzerte, aufzubringen.

*

Das Bücherverzeichnis der Öffentlichen Bibliothek und Lesehalle, Berlin, Alexandrinenstraße 38 ist in zweiter Auflage erschienen als ein stattlicher Band von nahezu 800 Seiten. die vor dem Leser eine Fülle des belehrenden, anregenden, unterhaltenden Lesestoffes ausbreiten, der ebenso sorgfältig gewählt wie übersichtlich angeordnet erscheint. Die Bibliothek ist wie bekannt — das reiche Geschenk eines Mannes an das Volk von Berlin und wie ein Geschenk, für das dem Geber nichts zu gut, nichts zu teuer erscheint, ist auch der Katalog angelegt und ausgestattet. Um sich ein Bild von dem Reichtum des Büchermaterials zu machen, muß man die 800 Seiten durchblättern, die auf allen Wissens- und Lebensgebieten eine reiche gediegene Auswahl bieten, unter denen die sozialwissenschaftlichen Fächer, die Naturwissenschaften und die Technik noch besonders betont sind als die Gebiete, die das Interesse des Arbeiters am wesentlichsten fesseln und betriedigen. Die Bibliotheksverwaltung betont mit Genugtuung, daß die Berufsstatistik der Leser in der Tat ergibt, daß die Bibliothek zum überwiegenden Teil von gewerblichen Arbeitern benutzt wird; aber — und das ist mit Freude auszusprechen — es sind doch alle Bevölkerungsklassen an der Benutzung beteiligt und wahrlich — die Bibliothek ist so ausgestattet, daß sie eines gebildeten, büchergebildeten, selbst büchersteptischen Publikums sicher ist und sich diesem auch nicht entziehen kann und will. Und auch der gebildete Leser wird mit Vergnügen die Klarheit und Uebersichtlichkeit der Anordnung empfinden, die mit Rücksicht auf den minder gebildeten Leser erstrebt worden ist. Die sachliche Einteilung hat es glücklich vermieden, bis über die Grenze zu gehen, die den Leser eines Katalogs zu einer wissenschaftlichen Arbeit macht. Werke, deren Inhalt mehreren Wissensgebieten angehört, sind überall da aufgeführt, wo der Laie sie vermuten könnte, Autoren- und Sachregister erleichtern das Auffinden so sehr, daß sich auch der ungeübte Leser in diesem umfangreichen Katalog mühelos zurechtfindet. Der klare große Druck auf jedes Durchscheinen vermeidenden Papier und die einfache Numerierung der Bücher trägt zu dem wohltuenden Gefühle großer Klarheit und Uebersichtlichkeit bei.

Bona Peiser.

*

Eine soziale Frauenschule, die erste ihrer Art, soll in einem der Zimmerschen Reformmädchenpensionate, dem (internationalen) Töchterheim Heimathaus in Berlin-Zehlendorf, zu Ostern eingerichtet werden. Es ist das wohl überhaupt der erste Versuch einer zusammenfassenden theoretischen Einführung in das Gesamtgebiet der „Volkspflege," einer erst im Werden begriffenen Wissenschaft, die Volkserziehung und Wohlfahrtspflege zusammenfaßt. Selbstverständlich wird in dieser Erziehungs- und Bildungsanstalt für junge Mädchen die Volkspflege speziell unter dem Gesichtspunkt der sozialen Frauentätigkeit behandelt. Der Unterricht erstreckt sich auf allgemeine Volkserziehungslehre, die Organisation der Volkspflege, Volksgesundheitspflege, wirtschaftliche und staatsbürgerliche Volkserziehung, Volksbildung, Moralhygiene, sittliche und religiöse Volkserziehung. An Übungen tritt ergänzend hinzu der Besuch von Anstalten der kommunalen, industriellen, konfessionellen und humanitären Wohlfahrtspflege, ein Fröbelkursus, Beteiligung an der Arbeit in Bewahranstalt und Kindergarten, an hauswirtschaftlichem Jugendunterricht, an Museumsführungen, wissenschaftlichen Bilderausstellungen, Volkskonzerten, -Theatern und Vorträgen, an Volksunterhaltungsabenden und am Kindergottesdienst. Wegen alles Näheren wende man sich an den Begründer der Töchterheime, Professor Dr. Zimmer in Berlin-Zehlendorf.

Digitized by Google

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur
◆ Abteilung Berlin. ◆

Dienstag, den 21., Freitag, den 24. und Montag, den 27. Februar abends 8½ Uhr im großen Saal des Victoria-Lyceums, Potsdamerstraße 39, Gartenhaus parterre, Vortragszyklus von Herrn Professor Dr. Bruno Meyer über das Thema: **„Zur Harmonie des Schönen und Guten."** I. Die Vorklang zur Schillerfeier. I. Die gemeinsamen Wurzeln des Schönen und des Guten. II. Die getrennten Gebiete des Schönen und des Guten. III. Das Zusammengehen des Schönen und des Guten. — Näheres nebenstehend.

Donnerstag, den 16. Februar, abends 8 Uhr: 23. Volksunterhaltungsabend zu Gunsten der ersten öffentlichen Lesehalle der D. G. E. K. in den Festsälen der Gewerkekrone, Greifswalderstraße 224. Unter gütiger Mitwirkung der Konzertsängerin Frl. Elsa Sant, des Herrn M. Rouis (Geige), des Herrn Eugen Albu (Rezitation) und eines Frauenchors (Dirigent Herr A. Meyersberg). Am Klavier: Fr. Heidemann und Dr. O. Abraham. Karten zu 25 Pf. im Bureau, Unter den Linden 16 und im Verlag für ethische Kultur, SW. Wilhelmstr. 48.

Sonnabend, den 1. März, abends 8½ Uhr, Lesesaal der D. G. E. K. Unter den Linden 16. **Abteilungstag:** Jahresbericht, Kassenbericht. Vorstandswahl. Wahl der Delegierten zum Gesellschaftstage in Jena. Aufnahme neuer Mitglieder.

Sonnabend, den 25. März, Bürgersaal des Rathauses, abends 8½ Uhr: Vortrag von Herrn Pastor Plaß, Direktor des Erziehungsheims am Urban: „Ausdau der öffentlichen und privaten Fürsorge für die verwahrloste Jugend." Eintritt frei für jedermann. Gäste willkommen. Diskussion.

Sonnabend, den 15. April, abends 8½ Uhr, Bürgersaal des Rathauses. Vortrag Frl. Blum (Spandau): „Die ethische und wirtschaftliche Bedeutung der Erwerbsarbeit der verheirateten Frau und Familienmutter." Diskussion. Für Mitglieder freie Gastkarten zu 50 Pf. bei Stahy (Königstr. 52) Nicolai (Potsdamerstr. 123 b), bei Wertheim (Leipzigerstr. 132/7), und im Bureau (Unter den Linden 16, II).

Montag, den 1. Mai, abends 8½ Uhr, Bürgersaal des städtischen Rathauses: Redner und Thema vorbehalten.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Verlag von Leonhard Simon Nf. in Berlin.

Preussisch-deutsche Eisenbahntarife,
insbesondere die Reform des Personenverkehrs.

Von **A. Schiplar.**

Gr. 8°. Brosch. 1 Mk. (Bildet Heft 209 der Volkswirtschaftlichen Zeitfragen).

Diese im Hinblick auf die am 9. Januar 1905 beginnende Tagung des Vereins der Deutschen Eisenbahnverwaltungen höchst zeitgemäße Broschüre dürfte allgemeinem Interesse begegnen.

Von **Dr. Max Thal** erschienen kürzlich in meinem Verlage:

Sexuelle Moral.
Ein Versuch der Lösung des Problems der geschlechtlichen Ethik, insbesondere der sogenannten doppelten Moral. Preis: **1 Mark.** Aus den zahlreichen Urteilen der Presse:

Breslauer Morgenzeitung: „Die Schrift des Breslauer Philosophen gehört zu den vornehmsten Erzeugnissen unserer Literatur." — **Mitteilungen der Ethischen Gesellschaft, Wien:** „Wir kennen über diesen heiklen Gegenstand kaum ein zweites Buch, das so streng wissenschaftlich und dabei im besten Sinne des Wortes populär wäre."

Das Christentum u. d. moderne Frauenbewegung.
Preis **60 Pf.** I. Bibel und Frauenfrage. II. Christliche Ehe und Ehe der Zukunft. Ferner im Verlage von **S. Schottländer, Breslau:**

Mutterrecht. Frauenfrage und Weltanschauung.
Preis: **2,50 Mark.** Hierüber schreibt u. v. a. der **Frauenberuf:** „Durch diese außerordentlich scharfsinnige und unparteiische Darstellung der Frauenbewegung in ihrer natürlichen und sozialen Begründung hat Dr. Thal die einschlägige Literatur um ein vorzügliches Werk bereichert."

Wilhelm Rödner (Inh. Harasch & Riesenfeld), Breslau.

Vortragszyklus von Herrn Professor Dr. Bruno Meyer:

„Zur Harmonie des Schönen und Guten."

Ein Vorklang zur Schillerfeier. Im großen Saal des Victoria-Lyceums, Potsdamerstr. 39, Gh. part., abends 8½ Uhr. **I. Dienstag, den 21. Februar:** Die gemeinsamen Wurzeln des Schönen und des Guten. Einheit des Geistes. Hauptrichtung seiner Tätigkeit: Erkennen, Empfindung und Wollen. Schöpferische Richtung dieser beiden. Gestaltung. Verhältnis zu der sinnlichen Natur des Menschen. Verkünstlichkeit. Gesetzmäßigkeit. Naturähnlichkeit. Nachahmung? Idealistische Menschheitsform, auch in der Ethik. **II. Freitag, den 24. Februar:** „Die getrennten Gebiete des Schönen und des Guten." Widerstreit beider. Unverträglichkeit der Ethik. Einmischung des Religiösen. Unnatürliche Verschärfung des Konfliktes. Tendenziöse Betonung des Sinnlichen. Verhältnis der Kunst zu ihren Stoffen, insbesondere sittlich nicht indifferenten. Unbedingte Verwerfung: Rousseau. Der Feldzug gegen das Geschlechtliche und das Nackte in der Kunst. Askese und Uebung. Kunstfeindlichkeit — Askese. Bedenken gegen Kunst- und anderen Luxus. Vorteilhaftigkeit der ethischen Treinrede. Stellung des Ethischen zu den höchsten Menschheitsaufgaben und Leistungen. **III. Montag, den 27. Februar:** „Das Zusammengehen des Schönen und des Guten." Lessing wider Rousseau. Wechsel der Kulturen. Dekorative Tugenden. Die Kunst in der Weise sittlich anschädlich zu machen — eine Erziehungsaufgabe. Ideale Gestalte. Ebenwürdigkeit der tragischen Kunstmotive. Verteilung des Vereinigungsbedürfnis. Philosophisch: Herbart, Herder. Psychologisch: Schiller. Anmut und Würde als Ausdruck sittlicher Zustände. Die ästhetische Erziehung des Menschen. Durch Schönheit zur Freiheit. Aesthetische Kultur. Die Empfindung — das natürliche Eingangstor für die erzieherische Tätigkeit. Aesthetische Pädagogik. Einwürfe. Beispiele. Künstlerische Selbstanschauung. Größe der Aufgabe. Verluche, „Die Kunst im Leben des Kindes." Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur. Ausblick. Karten für alle drei Vorträge: reservierter Platz Mk. 4,00, nicht reservierter Mk. 2,50 sind in den Buchhandlungen von Nicolai (Potsdamerstr. 123 b), Stahy (Königstr. 52), bei Wertheim (Leipzigerstr. 132/7) zu haben. Die Mitglieder der D. G. E. K. erhalten Zollfreikarten zu dem Vorzugspreise von Mk. 2,50 reserviert, nicht reserviert Mk. 1,50 nur im Bureau der D. G. E. K., Unter den Linden 16, II. Eingekarten zu Mk. 1 (reserviert Mk. 1,50) nur abends an der Kasse, soweit der Raum es erlaubt.

Leonhard Simon Nf. Soeben erschien:

Moderne Kultur. Eine philosophische Betrachtung
von **Dr. F. Wollny.**

Gr. 8°. 20/2 Bg. Preis 1 Mark.

Sanatorium

GROSSJENA

b. Naumburg a. Saale, Thür.
Hervorragende Heilerfolge bei Nervenleiden, Arterienverkalkung, Asthma, Herz-, Lungen-, Magen-, Darm-, Leber-, Nieren-, Blasen-, Frauenleiden, Fettsucht, Gicht, Rheumatismus, Ischias, Hautkrankheiten, Syphilis, Skrofulose, Rachitis, Blutarmut, Bleichsucht, Neurasthenie, Hysterie, Epilepsie, Veitstanz, Alkoholismus, Morphinismus, Onanie, Impotenz, Sterilität, Prostatitis, Blasenkatarrh, Harnröhrenleiden, Hämorrhoiden, Mastdarmfistel, Krampfadern, Unterleibsbrüche, Frauenleiden, Hysterie, Neurasthenie, Bleichsucht, Blutarmut

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1.00 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „**Kinderland**," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

XIII. Jahrgang. | Berlin, den 15. Februar 1905. | Nr. 4.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Um Gerechtigkeit und gegenseitige Achtung. Vom Herausgeber.
Die Formen des Patriotismus. II. Von Dr. Robert Michels.
Das Lebenswerk Gustav Schmollers. Von Landgerichtsrat W. Kulemann (Bremen).
Streiflichter:
Die soziale Bedeutung der Zollerhöhungen.
Sprechsaal. F. Staudinger. F. Nötticher. W. Foerster. A. Fried.
Aus der ethischen Bewegung.
Bücherschau.

Um Gerechtigkeit und gegenseitige Achtung.

Zweimal hunderttausend Menschen ohne die gewohnte Arbeit, ohne den sehnsüchtig von der Frau erwarteten Wochenlohn — wenn auch in der ersten Streikwoche noch vor äußerstem Mangel bewahrt durch den Gerechtigkeitssinn fast des ganzen deutschen Volkes — und doch keine Ausschreitung, keine zertrümmerten Fensterscheiben; ruhig und unbelästigt konnten die Bergherren in ihrer Equipage durch die Gassen der Grubenniederlassungen fahren, wenn sie sonst wollten.

Wenn wir eine Versammlung von fünfhundert bis tausend Menschen geleitet haben, ohne daß, auch bei starker Erhitzung der leidenschaftlichen Debatten, „etwas vorgekommen" ist, dann gehen wir mit dem stolzen Gefühl, etwas geleistet zu haben, nach Hause. Das Zwei- bis Vierhundertfache ist dort geleistet worden, wochenlang, von unstudierten Leuten, vor Hörern, die sich nicht über theoretische Fragen die Köpfe zerbrachen, sondern denen die blasse Not ins Gesicht grinste, deren Beschlüsse unter Umständen Tod oder Leben für die Kranken und Kinder bedeuten konnten. Und selbst als die Organisationen versagten, als gegen Wunsch und Weisung der Führer die Massen den allgemeinen gesetzlichen Kampf bis zum Letzten beschlossen — noch immer keine Ausschreitung: eiserne Selbstzucht; freiwilliger Verzicht auf das gefährliche Reiz- und Trostmittel des Alkohols — Polizei und Militär hatten langweilige Feiertage.

Wäre nichts als der Wunsch nach besserer Löhnung, besseren Arbeitsbedingungen, oder gar die beliebte „Verhetzung" durch unzufriedene Agitatoren das Motiv zu dem Riesenaufstand gewesen — die Leidenschaften wären aufgeflammt und Deutschland hätte nicht das ergreifende Schauspiel dieses stummen Kampfes ums Recht gehabt. Nein, es ging um höhere Güter: um Gerechtigkeit und gegenseitige Achtung wurde gestritten. Und solches Kampfobjekt adelt den Kampf selbst, hebt ihn hinaus über den Brausezorn der Leidenschaft und weckt in den Kämpfern den sittlichen Entschluß, selbst um keines Haares Breite von dem erstrebten Ziel abzuweichen.*)

Es ist, um die tiefe Erbitterung der Bergarbeiter zu verstehen, hingewiesen worden auf das Stillegen einzelner Zechen im kapitalistischen Interesse, auf die Gefahren der Wurmtrockheit, auf die unverhältnismäßige Höhe der Unfalls- und Invaliditätsziffer im Ruhrgebiete, ganz abgesehen von den kleineren Beschwerden über das Wagennullen, die Behandlung der Leute und dergleichen. Gewiß hat auch alles dies mitgespielt. Aber ganz in der Tiefe des Bewußtseins der Massen liegt doch als Hauptmotiv die berechtigte Empörung darüber, daß sich der bergbauliche Verein, daß alle diese großen Herren von den Syndikaten und Kartellen sich grundsätzlich weigerten, die Arbeiterorganisation als berechtigte Vertreter des Einzelnen anzuerkennen, daß sie, obwohl selbst im Kohlensyndikat eng zusammengeschlossen, das „patriarchalische" Verhältnis von Herr und Knecht künstlich aufrecht zuerhalten suchten, daß sie mit einem Wort gegen die Grundelemente der modernen Gesellschaft: Gerechtigkeit und gegenseitige Achtung gröblich verstießen.

Darum ist der Kampf nicht etwa zu Ende, weil der Streik enden mußte. Er hebt erst an. Wenn es noch einer nachträglichen Bestätigung der Berechtigung zu diesem Kampfe bedurfte — die Herren Kohlenbarone haben sie vollauf durch ihr übermütiges Verhalten zu den Arbeitswilligen und zu der Regierung ihres Landes und ihren Friedensvorschlägen erbracht. Was aber noch vor einem Menschenalter leider noch möglich war: öffentliche Mißachtung der ersten Gebote der gesellschaftlichen Sittlichkeit, der Gerechtigkeit und der Achtung auch vor dem in schwerer Arbeit um die Existenz Ringenden, heute wird es unmöglich werden. Die einmütige Sympathie und Mithilfe der ganzen Bevölkerung für die Unterdrückten hat einen deutlichen Fingerzeig gegeben, wohin der Volkswille zielt. Ist das nicht ein Fortschritt ethischer Kultur? Am Ende werden auch die Verblendesten langsam erkennen, daß sittliche Forderungen nicht Träume weltabgewandter Phantasten, sondern eine Macht sind.

P.

*) Wer zuerst den „Kontrakt" gebrochen, wem die „Schuld" am Ausbruch des Kampfes zuzuschreiben sei, ist ebenso müßig zu fragen, wie bei großen Volkskriegen die Frage nach der letzten „Veranlassung" hinter der Frage nach dem Streitobjekt verschwindet.

Digitized by Google

Die Formen des Patriotismus.

Von Dr. Robert Michels (Marburg i. H.).

II.

3. Die phantastische Form des Patriotismus.

Das ist der Idealismus, der, ohne empirisch-historische Kenntnisse, glaubt, die Souveränität über die Ideenwelt erlangt zu haben, in Wahrheit aber unter ihr schmachtet und verschmachtet. Das ist der Patriotismus, der überzeugt ist, daß er ein „heiliges Gut" ist, der, der dem abstrakten Begriff des „Vaterlandes" Tempel baut: der Patriotismus der Metaphysik. Die Menschen, die von diesem Patriotismus erfüllt sind, sind meist zu großem Opfer fähig. Freudig geben sie, wenn es sein muß, selbst ihr Leben für „die Idee". „Die Idee" ist ihnen alles. Ob es dem menschlichen Inhalt des Reiches schlecht geht, ob ihn Wassernot und Syphilis, Seuchen und Pauperismus dezimieren, das läßt ihr Patriotenherz kühler, als wenn irgend ein haitianischer oder feuerinsulanischer Diktator-Präsident „das Reich" beleidigt. Daß in Wahrheit nicht etwa „das Reich", sondern vielleicht irgend ein anmaßender Gesandter desselben oder gar ein nicht ganz reinlicher Handelsmann „beleidigt worden" ist, das sieht er nicht. Ihm stellt jeder im Auslande lebende Landsmann „das Reich" vor. Alles das, was „das Reich" nach außen und innen schön drapiert, ist ihm deshalb heilige unantastbare Handlung. Machtentfaltung nach außen — und innen, Protz, Prunk, militärisch-herrisches Gebahren gelten ihm als Attribute des „Reichs"gedankens, der ihm zum Patriotismus geworden ist.

Diese Spezies von Patriotismus ist — es mag auf den ersten Blick sonderbar scheinen — nicht nur hohlen Phantasten, sondern auch sehr klaren und nüchternen Köpfen zu eigen. Die Erklärung dafür liegt auf dem Gebiet der Schule. Der abstrakte Vaterlandskult mit seinen pomphaften, aber durch vielfachste Wiederholung auch auf nichtphantasiebegabte Schüler ihre Wirkung selten verfehlenden Schilderungen nationalen Heldentums, wie sie auf unseren Schulen aller Grade Usus und . . . Ukas geworden, nimmt schon die Gedanken unserer Jugend verwirrend in Beschlag, und auch wenn Hänschen später zum Hans geworden ist, erweist sich das Unkraut meist als unausrottbar.

Dieser metaphysische Patriotismus aber ist die Frucht des interessierten Patriotismus.

4. Die interessierte Form des Patriotismus.

In diesem Sinne hört man häufig auch die Anhäufung des sogenannten nationalen Reichtums als eine patriotische Tat preisen und deshalb die auf eine Verteuerung der Arbeitskraft hinzielende gewerkschaftliche Arbeiterbewegung als Hinderung dieser erstrebten Anhäufung heftig verwerfen. Die Arbeiterbewegung als warenverteuerndes und den nationalen Reichtum schmälerndes Element vermindere die nationale Konkurrenzfähigkeit mit dem Auslande und sei als solche unpatriotisch, ja, stehe in vaterlandsverräterischem Bunde mit dem Auslande. Zumal in englischen und norddeutschen Kapitalistenkreisen ist diese Argumentation gang und gäbe. Da diese Argumentation, so banal sie auch ist, uns auf den Grund und Boden des offiziellen Vaterlandsgedankens führt, so lohnt es sich vielleicht, ihr einmal nachzugehen.

Worin beruht das ganze Produktionsproblem? Der Proletarier besitzt, durch einen Geburtsfehler, der ihn gewiß schuldlos trifft, nichts anderes als seine Arbeitskraft. Die Werkzeuge, deren diese bedarf zur Warenproduktion, sind in festen Händen einer Minderheit. Um also sein Leben fristen zu können und nicht Hungers zu sterben oder als mit Willen Beschäftigungsloser zwangsweise in ein staatliches Arbeitshaus eingesperrt zu werden, sieht sich der Proletarier genötigt, wenn er es kann, „Arbeiter" zu werden, mit anderen Worten, im Dienste des Besitzers der Arbeitsmittel Arbeit zu nehmen. Um dies tun zu können, muß er das einzige Besitztum, dessen er sich erfreut, seine Arbeitskraft, verkaufen. Seine Arbeitskraft ist also eine Ware wie jede andere; und wie jeder andere, der Waren zu verkaufen hat, hat er das natürliche Bestreben, diese Ware — noch dazu, wie gesagt, die einzige, die er besitzt, was ihm naturgemäß noch als besonderer Ansporn dazu dienen muß — so teuer zu verkaufen als nur irgend möglich. Der Arbeiter ist also als eine Art von Miniaturkaufmann zu betrachten. Genau wie jener denkt er bei dem Verkauf der Ware zunächst nur an sich selbst. Beim Arbeiter auf höherer Kulturstufe und mit sozialistisch geläutertem Moralbegriff erweitert sich freilich das Beziehungsgebiet: er wird beim Verkauf seiner Arbeitskraft auch seiner Familie, endlich auch der Klasse, der er angehört, mitgedenken. Der Gedanke an sein „Vaterland" aber wird ihm nicht kommen. Und das ist nur natürlich. Wir brauchen, um ihn voll zu begreifen, uns nur einmal darüber klar zu werden, aus welchen Ursachen der Kapitalist das Wachstum des „nationalen Wohlstandes" und die Erhaltung oder Vermehrung der „nationalen Konkurrenzfähigkeit" zu patriotischen Taten erklärt. Wir werden sehen, daß auch er beim Warenverkauf nur an sich, höchstens noch an seine Familie, aber selten an seine Klasse und niemals an sein Vaterland denkt. Ihm ist Geschäft Geschäft. Die Firmen Krupp und Stumm (Dillinger Hütte) liefern ihre Mordwerkzeuge dem Negerpräsidenten auf Haiti und der Kaiserin-Witwe von China genau unter denselben Bezugsbedingungen und in genau derselben Qualität wie dem Kriegsministerium des deutschen Reiches, und für den Verkauf ist ihnen nicht entscheidend, an wen und zu welchem Zweck, also vielmehr zu welchem Preise die Ware abgegeben wird. Die Chinesenbesetzung der Takuforts beschoß und tötete deutsche Matrosen mit aus Deutschland bezogener Geschützmunition. Auch beim Einkauf seiner Ware kennt der Kapitalist kein anderes Prinzip als der Arbeiter, an das Vaterland denkt er nicht. Er ist einzig und allein auf die Billigkeit und Güte, kurz die Nutzbarkeit der Ware für seine — egoistischen — Zwecke bedacht. Der englandfeindlichste Wollhändler bezieht seine Wollen aus den englischen Kolonien Australiens und Südafrikas und auf dem Mittelwege der Londoner Wool Exchange, während er doch, wenn er sich in seinen Geschäftsprinzipien von „der nationalen Idee" leiten ließe, den ausländischen „deutschfeindlichen" Markt boykottieren und seine Kaufkraft dem deutschen Schafzüchter zuwenden müßte. Nicht anders auch benimmt er sich, wenn es sich um den Einkauf der Ware Arbeitskraft handelt. Wenn es ihm opportun erscheint, erhandelt sich der deutsche Unternehmer ohne Zaudern tschechische und italienische Arbeitskraft und läßt die beschäftigungslose „nationale" Arbeitskraft, mit der ihn doch Sprache, Rasse und Gewohnheiten vielfach verbinden und die er also, wenn er sein Geschäft nur nach einigermaßen „vaterländischen" Gesichtspunkten betriebe, nach Kräften unterstützen müßte, als Arbeitslose Hunger leiden. Wenn der Unternehmer nun also, trotzdem er sein Geschäft nach genau denselben Prinzipien betreibt als jener, den Arbeiter des Vaterlandsgedankens bar erklärt, die Hebung des Nationalwohlstandes aber für identisch mit Vaterlandsliebe proklamiert, so wissen wir, daß er das in diesem Zusammenhang nur deshalb tun kann, weil Vaterlandsliebe und Profitinteresse bei ihm zusammenfallen. Der Patriotismus ist ihm — ob bewußt oder unbewußt kommt hier nicht in Betracht — nur die sehr euphemistische Ausdrucksform für Dividende.

Merkwürdig ist auch die Gleichsetzung gewisser augenblicklich bestehender Staatseinrichtungen mit der Idee des

Digitized by Google

Patriotismus selbst. So hört man in Deutschland häufig den Antimonarchisten und Republikaner einen Vaterlandslosen gescholten werden. Monarchie und Vaterland wird also als synonym angenommen. Dies ist um so merkwürdiger, als hier nicht einmal eine Verwechselung partis pro toto vorliegen kann. Der Monarchismus ist absolut kein integraler Bestandteil der Vaterlandsidee, ebensowenig als etwa eine königliche Polizeiwache oder eine städtische Schwimmanstalt ein solcher wäre. Man könnte sich ein Vaterland auch ohne Monarchie, königliche Polizeiwache und städtische Schwimmanstalten denken. Der Wert dieser Einrichtungen für das Vaterland ist dem freien Urteil des Wertenden unterworfen. Ueber die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Einrichtungen entscheidet lediglich die Zweckmäßigkeitsfrage. Vorausgesetzt, der Beurteiler dieser Einrichtungen läßt sich in seiner Beurteilung von dem Wunsche leiten, der vaterländischen Menschheit den größtmöglichste Nutz anzutun, so kann sowohl der Entscheid für die Monarchie als der für ihre Abschaffung ein Akt subjektiv unanfechtbarer Vaterlandsliebe sein.

Aus der falschen These: Monarchismus gleich Patriotismus ergibt sich auch der falsche Schluß, daß die Wahrung dynastischer Sonderinteressen eine „patriotische Pflicht" bedeute. Das Pro Rege mori wird zum höchsten Sittengesetz des Patriotismus.

Auch diese Form des metaphysischen Patriotismus ist auf dem Boden des interessierten Patriotismus gewachsen. Es liegt im persönlichen Interesse der Monarchie, und derjenigen Cliquen und Stände, die an der Existenz dieser Institution ein materielles oder „moralisches" Interesse haben, diese mittelalterliche Form des Patriotismus, die sich historisch noch auf das alte Hörigkeits-, später das Vasallenverhältnis zum Könige bezieht, noch heute im Volke lebendig zu erhalten. Die Monarchie selbst hat den Vorteil davon: sie schickt, wenn es sich so ergibt, zur Verteidigung „ihrer" Ehre ihr „Volk" den Feuerschlünden des „Feindes" entgegen, ist aber selber, durch ihre Pflichten gezwungen, daheim zu bleiben. Kein deutscher Prinz (und wir haben deren über 200) hat, weder 1866 noch 1870, weder im China-Krieg noch im Herero-Feldzug, seine Vaterlandsliebe mit seinem Blute besiegelt.

5. Die atavistische Form des Patriotismus.

Der interessierte Patriotismus der Minorität ist aber undenkbar ohne den atavistischen Patriotismus der Majorität. Dieser äußert sich in einem Hymnus auf die große gewaltige physische Kraft des eignen Volkes. Das allein gilt ihm als Anfang und Ende nationalen Stolzes und berechtigten Glückes. Der unterliegende Gegner wird — wir können das in den humoristischen Preßerzeugnissen zur Zeit von Völkerkriegen beobachten — verhöhnt und verlacht, weil er klein und schwächlich von Wuchs ist, keine „Backenknochen zerschmettern" und keine „Brust durchschießen" kann. Die Quantität der Fäuste und die Qualität der Knochenstärke ist der Ruhm und die Zukunft des Volkes. Kultur, Verfassung, rechtliche Stellung, Wissen und Willen sind nützliche, aber erst in zweiter Linie zu berücksichtigende Dinge. Das Bezeichnende an dieser Sorte von Patriotismus ist — wie das auch Spencer bemerkte — daß sich zivilisierte sogenannte Kulturnationen mit einer Eigenschaft brüsten, in welcher sie von den auf primitiver Stufe der species homo sapiens stehenden Völkern, ja, selbst von niederen Tiergattungen bei weitem übertroffen werden.

6. Die Reaktion: Der antinationale Internationalismus.

All diese Vaterlandsgedanken müssen natürlich sowohl einer normal empfindenden Arbeiterschaft als auch dem Erkenntnistheoretiker notwendiger Weise fremd bleiben. Soweit aber der Vaterlandsbegriff nicht Profitbegriff oder methaphysische und megalomanische Idee oder ein Kult von Atavismus ist, wird er von der Wissenschaft wie von der modernen Kulturbewegung stets anerkannt und betätigt werden.

Wie die Entwicklungsgeschichte der Gedankenwelten noch stets in Aktionen und Reaktionen, Wirkungen und Gegenwirkungen ihren Ausdruck gefunden hat, so mußten freilich zunächst die verschiedenen Formen des „Patriotismus" als Gegenwirkung die Doktrin vom absoluten und abstrakten Internationalismus erzeugen. Diese lehrt, daß alle Menschen Brüder seien. Aus dieser richtigen These aber zieht sie den falschen Schluß, auch die Verschiedenartigkeit der Menschen unter einander in Charakter, Sitte, Sprache, Rasse u. s. w. zu leugnen, oder, wenn sie dieselben auch nicht direkt zu leugnen wagt, so erklärt sie dieselben jedoch nicht als Produkte von Rassenpsychologie, klimatischen Verhältnissen und historischen Bedingungen, sondern scheidet die anthropologischen und geographischen Faktoren willkürlich aus, um die Nationen als bloße Erzeugnisse des Zufalls und böswilliger Politik (Krieg, Absonderung, Zollgrenzensystem u. s. w.) auffassen zu können, Unebenheiten der Menschengeschichte, die der Hobel einer energischen Aktion ohne weiteres wieder abzuhobeln vermöge. Da die Sonderart der einzelnen Nationen aber 1. korrigierbar sei und 2. auf die Weiterentwicklung wahrer Kultur nur hemmend und schädlich wirken müßte, so halten sich die absoluten abstrakten Internationalisten für theoretisch und praktisch berechtigt, dem Gedanken der Nation rundweg den Krieg zu erklären und, sei es nun auf dem Wege eines Volaspüt oder der radikalen Abschaffung der Grenzen nicht nur im verkehrspolitischen, sondern auch im völkerautonomen Sinne, für seine tunlichste Vernichtung zu plädieren. Mechanische Gleichmacherei ist ihnen oberstes Gesetz, Nichtbeachtung nationaler Fragen erstes praktisches Prinzip.

Diese Art Internationalismus leidet an zwei Fehlern, einem theoretischen und einem praktischen. Beide werden durch den Satz bezeichnet: er ist antinational. Sein wissenschaftlicher Fehler ist es, daß er einen vitalen Faktor der Kulturentwicklung, die Nation, absichtlich übersieht. Eine Rechnung aber, bei welcher ein Faktor unberücksichtigt geblieben ist, kann weder in der Geldrechnung, noch in der wissenschaftlichen Synthese stimmen. Praktisch aber wirkt der abstrakte Internationalismus — zumal da, wo wegen der noch bestehenden politischen Herrschaft einer Nation über die andere, noch ungelöste „nationale Fragen" bestehen — in höchstem Grade verderblich: er verlängert durch sein systematisches Verneinen eines von weitesten Massen im innersten Herzen gefühlten idealen Bedürfnisses einen unwürdigen Zustand, bekräftigt die herrschende Nation in ihrem falschen Rechtsbewußtsein und erbittert die unterdrückte Nation bis zur Bildung eines Chauvinismus auch in ihr.

7. Die Versöhnung der Gegensätze zwischen Vaterlandsliebe und Weltenliebe im nationalen und sozialen Internationalismus.*)

Wenn wir all den Wust, der sich an das Wort und den Begriff des Patriotismus Kletten gleich angehängt hat, sorgfältig absondern, dann stoßen wir trotzalledem auf einen gesunden Kern. Es läßt sich nämlich wissenschaftlich nicht leugnen, daß unter dem Einfluß von Rasse, Klima sowie anderen, ökonomischen, historischen ethischen und intellektuellen Coefizienten, die einzelnen

*) Anmerkung. In diesem Abschnitt habe ich geglaubt, mich kurz fassen zu dürfen. Im übrigen wolle man meinen Artikel über den „Internationalismus der Arbeiterschaft" (Sth. H. XII, Nr. 15), in dem diese Seite des Patriotismus ausführlicher erörtert, zur Ergänzung des in ihm Gesagten heranziehen.

Digitized by Google

Völker sich von einander differenzieren, indem sie besondere Völkerphysionomien erhalten. Durch jahrhundertelanges, wenn auch vielleicht erzwungenes Zusammenleben von, wenn auch ursprünglich der Rasse nach verschiedenen Stämmen, hat sich im Laufe der Zeit eine gewisse gemeinsame Lebensauffassung einer Vielheit herausgebildet, die, obgleich tausendfach durchkreuzt von den lebendigen wirtschaftlichen Interessen der zwei, in jedem Volke vorhandenen großen Volksklassen, sich in wichtigen Lebensäußerungen, wie Sprache, etlichen Lebensgewohnheiten und Sitten, in der Art sich zu geben u. s. w. offenbart. Diese Gemeinschaften aber schaffen eine ganz bestimmte Form der Kultur und die Individuen, welche von dieser Kultur, und mag das quantitativ noch so verschieden sein (die Qualität ist hier das Maßgebende), berührt sind, bilden die Gemeinschaft eines Volkes. Ein zum Bewußtsein seiner nationalen Eigentümlichkeiten und seiner Sonderkultur gelangtes Volk aber hat das natürliche Bestreben, sie in ihrer Integrität zu bewahren. Diese Wahrung der kulturellen Integrität des Volkes nun ist die einzig ethisch berechtigte Form des Patriotismus.

Aus diesem Satz ergibt sich eine wertvolle Folgerung: die nationale Emanzipation aus fremder Unterdrückung bedeutet die Verminderung eines Kulturhindernisses auf dem Wege der Menschheit. Die nationale Einheit und Freiheit ist die unerläßliche Vorbedingung zu sozialer Freiheit und zum freien Menschentum.

So haben wir neben den „Patriotismen" aus Profitsucht, aus Träumerei und aus Megalomanie noch den Patriotismus aus Kulturbedürfnis, dessen Grundbestreben es ist, dem eigenen Volke das Recht auf seinen Grund und Boden und auf sein eigenes Menschenmaterial zu wahren. Ueber das Wesen dieses Patriotismus, den er den „demokratischen Nationalismus" — man könnte ihn auch als „ethischen" bezeichnen — nennt, schrieb mir Ladislaus Gumplowicz einmal folgende Worte, die ich ihrer Präzision wegen hier wörtlich anführen möchte:

„Strebt der Chauvinismus nach unbegrenzten Eroberungen nach außen hin, so strebt der demokratische Nationalismus in die Tiefe, er sucht auch in den unteren Schichten der eigenen Nation das schlummernde Bewußtsein kultureller Eigenart zu erwecken und in bodenmächtiges Kulturschaffen umzusetzen, welches das Konzert der Menschheitskultur um eine neue Note bereichert. Aber der Wert und die Schönheit eines solchen eigenartigen Kulturtypus beruht nicht zum mindesten gerade darin, daß er sich von anderen gleichwertigen aber ungleichartigen Typen charakteristisch abhebt. Schon deshalb führt der demokratische Nationalismus ganz von selbst zu dem Wunsch, daß sich die Nachbarnationen ganz ebenso frei und original entfalten mögen wie die eigene. Demokratischer Nationalismus heißt, mit fremdem Gebiet und mit fremden Volksbestandteilen nichts anzufangen wissen, aber eben deshalb auch auf den kleinsten Teil eigenen Volkstums und Volksbodens nicht verzichten können. Sind demnach der Chauvinismus und der abstrakte Internationalismus unversöhnliche Feinde, die einander immer wieder zu fanatischer Fehde entflammen, so verlangt umgekehrt der demokratische Nationalismus nach dem konkreten Internationalismus als nach seiner natürlichen Ergänzung."

Diese Gedanken von Gumplowicz führen uns zur Erkenntnis des wahren Patriotismus, die sie bereits andeuten. Der wahre Patriotismus weist uns auf unsere menschheitlichen Aufgaben im eigenen Lande hin. Er arbeitet im Dienste des auf die unbegrenzte Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen begründeten Ideals der Menschheit, das in allen Nationen der Substanz nach Eins, in der Form aber hundertfältig differenziert erscheint. Dieser wahre Patriotismus aber will — wie das in einem offiziellen Werk „vaterlandslosefter" Edition, dem „Handbuch für sozialdemokratische Wähler", treffend gesagt ist:

„das höchstmögliche Wohl Aller, ohne Ansehen der Person, will einen Zustand höchster Gerechtigkeit und bekämpft deshalb alle Einrichtungen, die der Verwirklichung dieses Zustandes entgegenstehen, so die politische Rechtlosigkeit der Massen und die Unterdrückung und Ausbeutung des Menschen durch den Menschen in jeglicher Gestalt. Ein Patriot sein heißt zu deutsch, ein Mann sein, der sein Vaterland liebt, der also alles aufbietet, um die Zustände in seinem Vaterland zu möglichst guten, vernünftigen und gerechten zu machen, ohne Rücksicht auf persönlichen Vorteil.*)

Diese Worte bedürfen zwar wahrlich keines Kronzeugen. Immerhin ist es lehrreich zu sehen, daß schon der alte Goethe, der ja ebenfalls oft der Vaterlandslosigkeit beschuldigt wurde, dieselbe Idee vom wahren Wesen des Patriotismus vertrat. Er meinte:

„Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, schädliche Vorurteile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkstums aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen und dessen Gesinnungs- und Denkweise zu veredeln, was soll er dann Besseres tun und wie soll er dann patriotischer wirken?**)

— Der „Patriotismus" ist kulturschädlich. Der Patriotismus der Menschenliebe und Menschenbefreiung wird ihn überwinden.

*) Herausgegeben vom sozialdemokratischen Parteivorstand. Berlin 1908. Verlag Vorwärts. — p. 173.

**) an Ackermann, bei Wilhelm Bode: „Meine Religion und mein patriotischer Glaube. Zwei vertrauliche Reden von J. W. von Göthe." Berlin 1899. — p. 77.

Das Lebenswerk Gustav Schmollers.

Von Landgerichtsrat W. Kulemann (Bremen).

Unter diesem Titel habe ich in Nr. 11 dieses Blattes vom 16. März 1901 den Lesern Kenntnis gegeben von dem Schmollerschen „Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre," von dem damals der erste Band vorlag. Jetzt ist auch der zweite erschienen, mit dem das Werk seinen Abschluß erlangt hat. Behandelte der erste nach einer umfangreichen Einleitung in dem I. und II. Buche die Abschnitte: „Land, Leute und Technik als Massenerscheinungen und Elemente der Volkswirtschaft," sowie „die gesellschaftliche Verfassung der Volkswirtschaft, ihre wichtigsten Organe und deren Hauptursachen," so haben es die beiden letzten Bücher III und IV zu tun mit dem „gesellschaftlichen Prozesse des Güterumlaufes und der Einkommensverteilung," sowie der „Entwicklung des volkswirtschaftlichen Lebens im ganzen." Es werden behandelt: „Der Verkehr, der Markt und der Handel," „die wirtschaftliche Konkurrenz," „das Maß-, Gewichts-, Münz- und Geldwesen," „der Wert und die Preise," „Vermögen, Kapital und Kredit, Kapitalrente und Zinsfuß," „die Kreditorgane und ihre neuere Entwicklung, das Bankwesen," „Arbeitsverhältnis, Arbeitsrecht, Arbeitsertrag und Arbeitslohn," „die wichtigeren neuen, sozialen Institutionen, Armen- und Versicherungswesen, Arbeitsnachweis, Gewerkvereine und Schiedsgerichte," „das Einkommen und seine Verteilung, Unternehmergewinn und Rente, Vermögens- und Arbeitseinkommen," „die Schwankungen und Krisen der Volkswirtschaft," „die Klassenkämpfe, die Klassenherrschaft und deren Rückbildung durch Staat, Recht und Reform," „die wirtschaftlichen Beziehungen und Kämpfe der Staaten unter einander, die Handelspolitik," „die wirtschaftliche und allgemeine Entwicklung der Menschheit und der einzelnen Völker, Aufstieg, Blüte und Verfall derselben."

Ich habe diese Ueberschriften der einzelnen Abschnitte angeführt, um wenigstens einen Ueberblick über die ungemeine Mannigfaltigkeit des Gebotenen zu geben. Aber nicht dies ist die Seite des Buches, von der ich annehme, daß sie den Lesern dieser Zeitschrift die wichtigste ist und die ich deshalb in den Vordergrund rücken möchte, sondern dies sind einerseits die allgemeinen Bemerkungen, die Schmoller macht über das Verhältnis des Einzelwissens zu dem Gesamtwissen und andrerseits sein Urteil über die in unserem wirtschaftlichen Leben zu Tage tretenden Kräfte.

Digitized by Google

Schmoller hat nach seiner eigenen Erklärung zwei Entwicklungsperioden durchlaufen, nämlich die abstrakt-philosophische und die der Detailforschung. Die erstere war der Ausgangspunkt seiner Jugend, und zu ihr ist er in dem Buche, das er selbst als sein Lebenswerk bezeichnet, zurückgekehrt. Die zweite liegt in der Mitte und hat den Hauptteil seiner wissenschaftlichen Tätigkeit ausgefüllt. Er erklärt auch heute die Einzelarbeit für unvermeidlich, wenn die Volkswirtschaft sich auf dem Boden der Tatsachen halten und nicht in bloße Gedankenspekulation ausarten soll, aber er findet doch nur in der Zusammenfassung, der Unterstellung der Ergebnisse der Einzelforschung unter große allgemeine Gesichtspunkte, die in letzter Linie auf philosophischer Grundlage beruhen, das wahrhaft Wertvolle und Befriedigende. Er behauptet von sich, daß er freilich den größten Teil seiner 40jährigen wissenschaftlichen Tätigkeit der nationalökonomischen und wirtschaftsgeschichtlichen Detailforschung gewidmet habe, daß er aber stets bemüht gewesen sei, diese Spezialforschung in den Dienst der allgemeinen Probleme zu stellen und das rechte Augenmaß für den Wert des einzelnen dadurch zu wahren, daß er die großen Richtlinien der wirtschaftlichen, politischen, rechtlichen und physischen Gesamtentwicklung sich klar zu machen gesucht habe. Er ist der Ansicht, daß sein Werk ebenso wenig die theoretischen Nationalökonomen, wie die eigentlichen Historiker ganz befriedigen werde, meint aber, daß der Versuch einer Zusammenfassung gerade von einem Gelehrten habe unternommen werden müssen, der ebenso Verfassungs-, Verwaltungs- und Wirtschaftshistoriker sei, wie Nationalökonom und der die psychischen und sozialen Entwicklungsprozesse ebenso verfolgt habe, wie die rein wirtschaftlichen. Er selbst werde den Rest seiner Kraft jetzt wieder der Wirtschaftsgeschichte überhaupt und insbesondere der inneren preußischen Geschichte und seinem Lieblingsstudium, der Fortführung der Acta Borussica zuwenden. Er behauptet, daß er erst jetzt mit der nötigen Klarheit über die Grundfragen der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung zu diesen Spezialproblemen zurückkehre.

So viel über die Stellung Schmollers zu der Frage des Verhältnisses zwischen Einzelwissen und Gesamtwissen.

Wenn ich als zweiten Gegenstand des Interesses seine Auffassung über die in unserer neueren Entwicklung zu Tage tretenden treibenden Kräfte bezeichnete, so muß ich natürlich auch hier auf ein tieferes Eingehen verzichten und mich auf den hauptsächlichsten, allgemeinen, gewissermaßen philosophischen Grundgedanken beschränken.

Im wirtschaftlichen, wie im menschlichen Leben überhaupt, streiten miteinander, wie auch Schmoller betont, zwei Grundrichtungen, die egoistische und die altruistische, auf Befriedigung des Gesamtwohles und des Interesses Aller abzielende. Die Sozialisten glauben bekanntlich den egoistischen Trieb ganz beseitigen und durch eine völlig veränderte Erziehung und Staatseinrichtung aus der Welt schaffen zu können. Wer das für psychologisch unmöglich hält und außerdem in der Ausschaltung der eigenen Verantwortlichkeit ein sittlich verwerfliches Ziel sieht, muß sich damit abfinden, daß beide Grundtriebe stets vorhanden sein und sich gegenseitig bekämpfen werden. Für ihn bleiben nur übrig die beiden Fragen: *einerseits*, welches Mischungsverhältnis beider für den sittlichen und wirtschaftlichen Fortschritt zu wünschen und deshalb anzustreben ist, *andererseits*, ob es wahrscheinlich ist, daß dieses richtige Verhältnis sich von selbst einstellen wird, oder ob es nur durch mehr oder weniger eingreifende staatliche Maßnahmen herbeigeführt werden kann. Die Stellungnahme zu dem letzteren Punkte und deshalb zu der Frage, ob wir hoffen dürfen, in absehbarer Zeit zu einer Gestaltung unseres wirtschaftlich-sozialen Lebens zu gelangen, bei der die sittlichen Forderungen mehr als bisher zu ihrem Rechte gelangen, ist weitgehend abhängig von einem durchaus subjektiven Faktor, nämlich dem Maße an Optimismus oder Pessimismus, das dem Beurteiler nach seiner ganzen Eigenart und Lebenserfahrung eigen ist. Schmoller ist in diesem Punkte Optimist. Er findet nicht allein in vielen Erscheinungen, die zweifellos an sich bedauerlich sind, doch auch günstige Seiten, wie z. B. in den Wirtschaftskrisen, die Erziehung der Menschen zur Vorsicht („ohne Not und besonderen Anstoß schläft die Gesellschaft ein"), sondern er hofft auch, daß die Menschen immer mehr die Bahn einschlagen, „nüchtern, verständig, reell zu handeln und neben ihren egoistischen Gewinnabsichten Rücksichten auf Andere und die Gesamtheit zu nehmen, auch neben dem heutigen Gewinn die „Zukunft im Auge behalten." Ja, er sieht diese Besserung schon jetzt. „Die Ausartung des Erwerbstriebes in der Ueberspekulation, Uebergründung, Preistreiberei, Betrug, Schwindel und Wucher haben schon heute da und dort nachgelassen. Es gibt heute an den verschiedenen Zentralplätzen des Handels, in den verschiedenen Schichten der Beteiligten, in den verschiedenen Börsen, kaufmännischen Zeitungen ein recht verschiedenes Maß von Anstand, Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit, Reellität." „Wir werden sagen können, daß, da manches sich gebessert hat, wahrscheinlich noch mehr sich ändern wird." Er sieht in der Zusammenfassung der Großbetriebe einen Fortschritt und meint: „es liegt in der Natur der Sache, daß, je höher eine leitende Stelle steht, sie desto mehr nicht bloß auf den Gewinn des Tages sehen kann, sondern desto mehr neben den eigenen Vorteil die Gesamtinteressen berücksichtigen wird." Ja selbst der heute vorhandene Egoismus scheint ihm nicht so tadelnswert, wie er scheinen könnte: „Der Geschäftsmechanismus ruht auch heute bei den meisten Menschen nicht bloß auf Gewinnsucht und rücksichtslosem Egoismus. Soweit er so verfährt, bedarf er der Korrektiven. Wir sind mitten in ihrer Ausbildung begriffen, und soweit sie gelingen, schränken sie auch die Krisen, die falsche Preisbildung, die Ueberspekulation ein." „Jedenfalls haben die Sozialisten, die nur die panpyxarative Kapitalistenbahsucht kennen, so wenig Recht, wie die bananistischen Handelskammersekretäre und Gelehrten bürgerlicher Art, welche so gern der Sozialethiker spotten und die immergleiche Gewinnsucht in der Ausnutzung jeder Konjunktur als ein unwandelbares Gesetz der Geschäftswelt, der kapitalistischen Produktion bezeichnen."

Es ist nicht meine Absicht, die Frage aufzuwerfen, ob diese optimistische Grundanschauung berechtigt ist, jedenfalls zeigt sie uns diejenige Seite in Schmollers Wesen, die jeden sympathisch berühren muß, nämlich den Standpunkt der Beobachtung so hoch zu wählen, daß von ihm aus Alles, auch das zunächst gegensätzlich und unbefriedigend Erscheinende verständlich wird und sich zu innerer Harmonie zusammenschließt.

Streiflichter.

Die soziale Bedeutung der Zollerhöhungen.

Zwischen der deutschen Wirtschafts- und der Sozialpolitik der letzten Jahrzehnte hat, seitdem Fürst Bismarck diese Politik einleitete, immer ein Gegensatz bestanden, aber nie ist derselbe doch so deutlich und scharf hervorgetreten, wie gegenwärtig. Und dabei scheint es, daß die Leiter unserer Politik sich dieses Gegensatzes gar nicht bewußt werden. Mit großer Unbefangenheit werden am einen Tage arbeiterfreundliche Gesetze gemacht, am andern starke Zollerhöhungen beschlossen.

Das Verhältnis zwischen der Höhe des Arbeitslohnes und der Höhe der Lebensmittelpreise ist für die Lage des Arbeiterstandes mehr als irgend etwas Anderes, entscheidend. Die bisher schon recht hohen Lebensmittelzölle werden nur deshalb nicht geradezu drückend von der großen Masse des Volkes empfunden, weil die Weltmarktkonjunkturen im ganzen in dem letzten Zeitraum preiserniedrigend gewirkt haben und weil die Handelsverträge einen wirtschaftlichen Aufschwung herbeigeführt hatten, der auch zur Erhöhung der Arbeitslöhne beitrug.

Digitized by Google

Nun aber wird durch die neuen Verträge, deren Annahme im deutschen Reichstage wohl als gesichert gelten kann, in zweifacher Weise auf Verschlechterung der Lage des Arbeiterstandes hingewirkt. Der Absatz der Industrie wird geschädigt, und in Folge davon wird sie auch nur weniger Arbeiter beschäftigen können. Zugleich werden die Zollerhöhungen eine bedeutende Verteuerung der Lebensmittel bewirken. Es hängt freilich immer von der Preisbildung auf dem ganzen Weltmarkt ab, ob die Preiserhöhung durch die Zölle in ihrem ganzen Umfang zum Ausdruck kommt oder nicht. Aber immer hat der deutsche Konsument den Betrag der Zollhöhe mehr zu bezahlen, als der ausländische. Und wenn Ursachen der Verteuerung auf dem Weltmarkt eintreten, so können sie in Verbindung mit den Zöllen leicht eine geradezu unerträgliche Teuerung hervorrufen.

Schon jetzt kann eine größere Arbeiterfamilie nur auskommen, wenn sie sich schwere Entbehrungen auferlegt und eine Lebensweise führt, die dem Wohlhabenden unerträglich vorkommen würde. Was anders hat sie bei starker Preiserhöhung der Lebensmittel zu erwarten, als Hunger und Not? Und nun denke man sich, daß gleichzeitig die Arbeitslosigkeit einen weiten Umfang annehmen könnte. Es gibt immer eine Schaar von Arbeitslosen, und wie sie eigentlich auskommen, begreift man nicht. Aber wenn durch die Schuld der Gesetzgebung, welche die Interessen der Industrie und damit des ganzen deutschen Wirtschaftslebens preisgibt, um agrarische Wünsche zu befriedigen, die Lage des Arbeitsmarktes bedeutend verschlechtert wird, so wird man das Sinken der Löhne und das Anwachsen der Arbeitslosigkeit eben dieser Gesetzgebung zuschreiben, und wie sollte dann die soziale Unzufriedenheit durch sozialpolitische Maßregeln wirksam bekämpft werden können, wenn dem Arbeiter durch Verschlechterung seiner Erwerbsverhältnisse viel schwererer Schaden zugefügt wird, als durch sozialpolitische Maßnahmen gut gemacht werden kann?

Es ist selbstverständlich, daß in konservativen Blättern keine Spur von solchen Besorgnissen zu merken ist. Aber auch die liberale Presse behandelt die Sache mit großem Gleichmut. Sie weiß wohl auf die Schädigungen der Industrie hin, aber sie hebt die soziale Bedeutung der neuen Zollgesetze nicht in gebührender Weise hervor.

Ih. Brix.

Sprechsaal.

Wer setzt die Autorität fest? Diejenige Autorität nämlich, nach der wir etwas als wahr, oder als recht anerkennen sollen. Das war die Frage, welche ich in Nummer 2, an meinen Freund F. W. Foerster zu stellen mir erlaubte. Auf die Beantwortung dieser Frage kommt meines Erachtens alles an. Was sonst streitig sein kann, sind Nebensachen; hier aber scheiden sich zwei Ströme, von denen der eine unabwendbar zurück zum alten autoritären Vorstellungszwang führt, der andere aber zur sittlichen Autonomie des modernen Menschen.

Wie dieser Gewissenszwang eingewickelt ist, das ist grundsätzlich gleichgiltig. Es ist da durchaus nicht nötig, mit Scheiterhaufen und Höllendrohungen zu kommen. Es genügt schon, wenn man verkündet: Es gibt eine verbindliche Autorität außerhalb der eigenen Entscheidung, eine Autorität, die man anerkennen muß, ohne sie durch sein eigenes freies Urteil als solche beglaubigen zu dürfen.

Eine zweite Frage ist die, auf welche Weise das Individuum die Autoritäten, die es für sich anerkennt, beglaubigt. In dieser Hinsicht bin ich keineswegs der Meinung, die mir Foerster beilegt, daß der bloße Verstand das vermöge. Ich habe ausdrücklich auf „die durch den Verstand kontrollierte Erfahrung" hingewiesen. Die innere Erfahrung schlechthin für wertlos zu erklären, ist mir nicht eingefallen. Ich habe nur auf die nüchternen Bedenken, die die unkontrollierte, oder gar autoritär und selbstherrlich auftretende Innenerfahrung hat, hingewiesen, habe gezeigt, daß sie ohne Kontrolle des Verstandes oft gar wüst in der Luft geht.

Wie steht nun Foerster dazu? Es wird erlaubt sein, das zu fragen, da er zu dieser Frage angeregt hat; zumal sie für die Frage des Zusammenwirkens geradezu entscheidend sind.

In Bezug auf die erste, die wichtigste, hat Foerster in seinem letzten Artikel keine Andeutung gemacht, wenn er auch schon früher Andeutungen machte, die darauf schließen ließen, er möchte sich in Bezug auf diese Fundamentalfrage nicht so ganz sicher fühlen. In seiner letzten Entgegnung, in der ich das allermeiste gar nicht gegen mich gerichtet ansehen kann, ist allerdings ein Satz, der die zweite Frage berührt. Sein Inhalt liegt sogar hart auf der Schwelle, wo die zweite in die erste überführt. Er spricht da von Problemen, wie denen „der Ehe, des Duells, des Schutzes von Schwachen," die nicht „durch das Nachdenken erschlossen werden können, sondern nur dem zugänglich sind, der in ihrem inneren Besitz ist, d. h. sie erlebt hat."

Was soll das heißen? Das bekenne ich, wenn es überhaupt zu verstehen ist, nur so verstehen zu können, daß diese Gebilden durch irgend ein magisches Innenerlebnis kommen könnten, und daß dann das sie vermeintlich besitzende Individuum, oder Konsortium behaupten wäre, den Anderen er Cathedra zu sagen, wie sie es da halten müßten.

Nun meine ich allerdings, daß diese Fragen nicht anders wie alle anderen zu behandeln sind. Der sogenannte Takt ist doch nur eine Gewöhnung an bestimmte Lebensformen, innerlich wie äußerlich, an deren Erwerb der eine mehr, der andere weniger Anlagen und Uebungsgelegenheit haben mag. Die beiden anderen Fragen aber sind so sehr mit sozialen Gesichtspunkten durchtränkt, daß ich da erst recht nicht weiß, wie das Innenerleben ein sicheres Urteil schaffen soll. Kann es etwa sagen, wie die durch eine rapide Entwickelung aus dem Gleichgewicht gebrachten Kräfte wieder eine gewisse Harmonie erlangen sollen? Daß gerade in derselben Fragen heute eine der letzten Stützen Zeit das böse Doppelspaar Prüderie und Zynismus, Aeketerei und Schrankenlosigkeit sein Wesen treiben kann, hat doch wohl im wesentlichen soziale Ursachen. Wenn Foerster da glaubt, aus innerer Erfahrung ein abschließendes Urteil geben zu können, so hatte ich das offen gesagt für überkühn. Ich meinte, daß noch Generationen an den Prüfen und Ordnen zu tun haben werden, bis wieder auch nur einigermaßen ein fester Boden gewonnen sein wird.

Wenn nun Foerster Ehebruch vor den Augen verpönt, so ist es zuzugeben, daß auch dies Gefühl heute noch anderen Einbuße erlitten hat. Seiten harter Kritik sind der Ehebruch nicht günstig. Aber bei alledem hat sie mit dem eignen Wollen oder gar mit der Erkenntnis nicht viel zu schaffen. Ehebruch in guten Sinne hat man stets vor großem reinen Wollen, auch wenn man es nicht auf das rechte Ziel gerichtet glaubte. Man hat man nicht sogar vor des Ignatius von Loyola Willensreinheit und Größe entschieden Ehrfurcht haben können, auch wenn man seine Willensrichtung mit allem erdenklichen Abscheu verwirft? Freilich, einer „Ehrfurcht" gegenüber, die trifflos bleibt, sage ich entschieden: Nein! Ihr soll nicht gezogen werden.

Wenn dann Foerster sagt, ich verpasse, daß sein Standpunkt den entfesselten Individualismus anschließe, da er das Individuum wieder zur Ehrfurcht erziehen wolle, so erlaube ich mir bescheidentlich zu bemerken, daß ich das keineswegs verpasse. An dem guten Willen Foersters in Bezug darauf habe ich nicht den leisesten Zweifel, kann einen solchen also auch nicht geäußert haben. Den allerstärksten Zweifel aber habe ich allerdings daran, daß er mit seiner Denkmethode tatsächlich zu etwas anderem als zu schrankenlosem Individualismus führen kann. Seine Bevormundung der Ehrfurcht mit der Forderung Erziehungsziele, seine Entscheidung über die fernelle Frage aus dem subjektiven Erleben heraus und noch mehreres in seinen letzten Entgegnungen, das nicht mehr erörtert werden kann, haben mich in dieser Ansicht nur bestärken können. Es scheinen in Foerster verschiedene Gedankenrichtungen inelnanderzutreiben, die nicht recht mit einander vereinbar sind.

Die anfänglich gestellten Fragen dienen hoffentlich dazu, ihn das Problem, darauf es hier ankommt, einmal scharf auf das Korn nehmen zu lassen. Hoffentlich erhalten sie eine solche, die nicht wieder in der Schwebe hängt.

Darmstadt. F. Staudinger.

* * *

Gestatten Sie mir bitte nur ein paar Worte, zu der Controverse Förster Staudinger. Förster schreibt: „Die meisten Menschen, auf sich selbst gestellt, können gar nicht wirklich denken." Positiv würde dieser Satz lauten: „Die Menschen können von einigen Ausnahmen abgesehen, nur zu Zusammen denken." Wenn ich unter Denken nun das Ziehen von Schlüssen aus gemachten oder erfahrenen Beobachtungen verstehe, so kann dieses Denken nicht von einer Vielheit von Menschen gemeinsam zusammen ausgeübt werden, da jeder einzelne auf einer anderen Voraussetzung eben den verschiedenen Beobachtungen denkt. Shakespeare läßt Hamlet sagen: „Nichts auf der Welt ist weder gut noch schlecht, sondern unser Denken macht es erst dazu." Wenn nun nach Förster das Denken nur gemeinsam ausgeübt werden kann, dann könnte Gutes oder Schlechtes immer nur durch eine Vielheit von Menschen entstehen. Der Satz, daß erst die böse Absicht die wirkliche böse Tat macht, hätte keine Geltung, denn da der Einzelne nicht denken kann, so darf man ihm auch keine böse Absicht

Digitized by Google

imputieren, da jegere ohne das Denken undenkbar ist. Den Einzelnen zum nachdenken über alle seine Handlungen zu bringen, durch Vorträge, Lektüre ꝛc. ꝛc. erschöpft drei viertel aller Tätigkeit der ethischen Gesellschaft — wenn der Einzelne doch nicht denkt; wozu denn die Arbeit? — Herr Förster steht mit seiner Ansicht isoliert da, trotzdem zweifle ich nicht, daß seine Gedanken das Produkt ernster eigener Denkarbeit sind — „wenn die meisten Menschen auf sich allein gestellt, gar nicht wirklich denken können, sondern nur ihre Interessen, Leidenschaften und Neigungen in Gedanken verkleiden" wozu dann der Lärm?

Wiesbaden. Fritz Möttcher.

* * *

Die in Nummer 2 der Ethischen Kultur veröffentlichte Uebersetzung von Herrn L. Fried aus einem Artikel von R. Massa-longo in „La nuova Parola" ist höchst dankenswert. In einer vom Lokalanzeiger nur kurzen veranstalteten Sammlung von Stimmen über den Prozeß Berger hatte ich ähnliches, wenn auch lange nicht so eindrucksvolles, über die Berichterstattungen betreffend Mordvorsätze und dergl. ausgesprochen. Wie soll gegen diese zunehmende Gefahr und Not geholfen werden? Das kann doch nur mit Hülfe der Presse selber geschehen. Und diese behauptet wieder, das Publikum verlange solche Berichte und markiere sofort den leisesten Versuch einer Einschränkung oder Modernierung der fraglichen Berichte durch verdrossene Abwendung von den beglaßlichen Blättern. Ueber einer der Fälle, in denen die edlere Menschheit machtlos erscheint gegenüber den niederen Lebensinstinkten.

Unsimmen von Mitschuld sind da von uns Allen aufgehäuft in Gedankenlosigkeiten und Bequemlichkeiten, sonder in geisgentlichen Leichtfertigkeiten der Kenntnisnahme. Und die soll nun sofort durch große Aktionen, womöglich mit Hülfe der Behörden, geholfen werden. Schon der Herr Ueberlehrer äußert seine Zweifel hierüber.

In Erziehung und Leben müßte sich Jeder tagtäglich jene Nöte und Gefahren vor Augen halten. Jeder, der überhaupt anfängt, in Betreff der Grundfragen der sittlichen Kultur und ihrer unsittlichen Verzweigungen im täglichen Leben nachdenklicher und gewissenhafter zu werden, geistig sich dadurch zu jener höheren Menschheit, zu den Frommen in diesem Sinne. Aus und dem stillen Wachstum dieser unsichtbaren Gemeinde kommt die Hülfe und erliebt allmälig eine höhere Kultur.

Hierzu hilft in Rede und Schrift, in Lehre und Dichtung jedes gute und hoffnungsreiche Wort nach, mehr als die unbedächtige Klage. Aber eine himmelschreiende Klage bei gezeigeten Anlässen wird auch zu einem eminent förderlichen Antriebe.

In dieser von Robert Massalongo erhobenen Klage möchte ich heut nur einen schreiber zum hervorheben Zweig machen, der aber, obwohl er nur ein einzelnes Wort in den Berichterstattungen betrifft, bei näherer Ueberlegung als recht schwer wiegend erkannt werden wird. Ich möchte anraten, daß recht Viele von uns, wo sie nur irgend in die Tagespresse hineinreden können, daran dringen, daß das Wort „Lustmord" aus den Berichterstattungen abjolut verschwindet. Sage man doch „Ständung und Ermordung" aber beseitige man doch endlich die schändliche Verbindung der Worte Lust und Mord, die so furchtbar entartend wirkt.

W. Foerster.

* * *

Herrn Ludwig Eschwege zur erg. Nachricht, daß sich bereits der im Jahre 1851 abgehaltene Friedenskongreß zu Frankfurt a. M. über die Verwerflichkeit der Kriegsanleihen aussprach, daß sich außerdem die Friedenskongresse zu Antwerpen 1894 und zu Bern 1892 mit dieser Frage beschäftigten. Der der Friedensbewegung gemachte Vorwurf ist daher hinfällig. Ich verweise übrigens auf mein „Handbuch der Friedensbewegung". Hochachtungsvoll Alfred H. Fried.

Aus der ethischen Bewegung.

Sitzung des Hauptvorstandes vom 29. Januar 1905.

1. Das Flugblatt zur Schulfrage soll nunmehr in ca. 5000 Exemplaren zum Drucke gegeben und der Versendung der zweiten Hälfte der Broschüren „Konfessionelle oder weltliche Schule" beigelegt werden. Auf Antrag Stern soll ein facsimiliertes Anschreiben mit der Bitte um Aufklärung und die Beitrittserklärung dazu kommen. Die Kouverts sollen den Aufdruck erhalten: „Zum Schulstreit." Ebenso sollen die Redaktionen der großen Blätter damit beschickt werden.

2. Der Gesellschaftstag soll in Jena am 12., 13., 14. Juni 1905 oder am 8., 9., 10. der Woche vor Pfingsten stattfinden; bei der Abteilung Jena soll angefragt werden, ob sie die Arrangements übernehmen will, und ob ihr dieser Zeitpunkt geeignet erscheint.

3. Die Abteilung Danzig hat nochmals angefragt, welche Schritte der Hauptvorstand zu tun gedenkt, um die ethische Bewegung dort zu fördern. Der Vorsitzende berichtet über seinen Schriftwechsel mit dem dortigen Vorstand. Es wird beschlossen, aus dem Wanderrednerfonds die Garantie für Honorare und Spesen zu übernehmen, wenn die Abteilung die Reisekosten und Lokalkosten aufzubringen in der Lage ist. Dr. Penzig erklärt sich auf Anfrage zu der Reise bereit. Die Abteilung München bittet zur Deckung ihres Defizits aus den letzten Wanderrednervorträgen um einen Beitrag aus dem Wanderrednerfonds. Es wird beschlossen, der Abteilung Mark 50.— aus diesem Fonds zu bewilligen.

4. Der Vorsitzende berichtet über die Konstituierung des neuen internationalen Sekretariats in London und ersucht, die erste Rate des vom Hauptvorstand bewilligten Jahresbeitrags dazu mit Mark 250.— für Oktober 1904 bis April 1905 an den internationalen Sekretär in London zu senden. So wird beschlossen.

5. Der internationale Kongreß des ethischen Bundes soll nach Berichten des Sekretariats mit Rücksicht auf die Teilnahme der Amerikaner, insbesondere Professor Adlers, von dem vorläufig beabsichtigten Termin 1905 auf 1906 im September vertagt werden. Der Hauptvorstand nimmt davon Kenntnis.

6. Der Vorsitzende fragt an, ob die D. G. E. K. als solche zu dem Streik im Ruhrrevier Stellung nehmen solle. Nach eingehender Debatte wird der Antrag Bieber, auf der bevorstehenden größeren Versammlung der Gesellschaft für Sozialreform ein Mitglied des Vorstandes mit der Abgabe einer kurzen Sympathieerklärung der D. G. E. K. für das Recht der Arbeiter zu betrauen, angenommen. Herr Rechtsanwalt Dr. Bieber wird ermächtigt, jene zustimmende Erklärung abzugeben und nach Lage der Sache sein Verhalten einzurichten.

7. Für die von bekannten Namen der Schriftstellerwelt angeregte Kundgebung zu Gunsten von Maxim Gorki und der übrigen antäglich der Unruhen in Rußland Verhafteten erteilt der Hauptvorstand seine Unterschriften.

Dr. Penzig. W. Forster.

Bücherschau.

Geschichte der Philosophie seit Kant. Von Dr. Otto Gramzow, Charlottenburg, Verlag von Eg. Bürkner. 1904. 16 Hefte zu M. 0,75.

„Dieses Buch ist für die Gebildeten unseres Volkes bestimmt, die von dem Sehnen nach klarer einheitlicher Weltanschauung erfüllt sind." Damit rechtfertigt der Verfasser sein Werk und gibt dem Beurteiler zugleich einen Fingerzeig, wie es verstanden sein will. Grade die Philosophie ist weiten Kreisen noch nicht zugänglich geworden trotz der vielen Einleitungen und Katechismen die wir darüber besitzen. Den Mangel der Volkstümlichkeit, der leicht faßlichen Ausdrucksweise, der ihnen allen anhaftet, kann man Gramzows Werk nicht vorwerfen. Der richtige Ton ist hier vorzüglich getroffen; höchstens einige auch dem Gebildeten nicht stets geläufigen Fachausdrücke bedürfen noch der Erklärung. Das ganze Werk besteht aus einzelnen Heften — im ganzen werden es 16 sein —, von denen jedes die Persönlichkeit und die Lehren eines Philosophen behandelt. Obgleich jedes Heft für sich künstlich und unabhängig von den andern leicht ist, bleibt doch der Zusammenhang zwischen allen gewahrt. Die biographische Form der Darstellungsweise, die Gramzow gewählt hat, dürfte sich bewähren und erscheint mir grade besonders geeignet, wenn es sich um volkstümliche Behandlung eines Stoffes handelt. Von den bisher erschienenen Heften (Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Schleiermacher, D. Friedr. Strauß) ist jedes mit dem Porträt des behandelten Philosophen ausgestattet. Das letzte Heft mit drei bis jetzt von allen am besten gelungen. Gramzow versteht es sehr gut, uns die Persönlichkeit Dav. Friedr. Strauß nahe zu bringen. In den noch zu erwartenden Heften sollen Feuerbach, Herbart, Beneke, Schopenhauer, Fechner, Ed. v. Hartmann, Haeckel und Fr. Nietzsche behandelt werden, während das letzte Heft sich mit den Hauptströmungen im philosophischen Denken der Gegenwart beschäftigen wird.

Franz E. Willmann.

* * *

Spleißstößer: Maxim Gorki. Eine Studie über die Ursachen seiner Popularität. Charlottenburg, Georg Bürkner. 1904. Mit einem Bildnis Gorkis.

Daß Gorki schnell in Deutschland bekannt und beliebt wurde, besonders durch sein „Nachtasyl," zeigte auch der große Beifall, den einst Dr. Hasenklein von den zahlreich erschienenen Mitgliedern und Freunden der D. G. E. K. erntete nach einem Vortrag über dieses populäre Stück Gorkis. In der vorliegenden Schrift verbreitet sich gleichfalls ein feiner Kenner Gorkis über die Ursachen seiner Popularität. Nach Spleißstößers Unterfuchung ist es Wahl seiner Stoffe und die Art der Fragen, die er aufwirft und beantwortet ebenfoleise, wie Gorkis Weltanschauung und die Form, die er seinen Werken gab. Die Art, wie der Verfasser zu diesen Resultaten kommt und die ganze Schilderung Gorkis, ist in hohem Maße interessant.

Franz E. Willmann.

Digitized by Google

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur
• Abteilung Berlin. •

Donnerstag, den 16. Februar, abends 8 Uhr: 23. Volksunterhaltungsabend zu Gunsten der ersten öffentlichen Leichalle der T. G. E. A. in den Festsälen der Gewerkevereine, Greifswalderstraße 221. Unter gütiger Mitwirkung des Herrn Dr. A. Guttmann (Geiang), des Herrn M. Nonis (Geige), des Herrn Eugen Albu (Rezitation) und eines Frauenchors (Dirigent Herr A. Meyersberg). Am Klavier: Fr. Heidemann und Hr. O. Abraham. Karten zu 35 Pf. im Bureau, Unter den Linden 16 und im Verein für ethische Kultur, SW. Wilhelmstr. 121.

Dienstag, den 21., Freitag, den 24. und Montag, den 27. Februar abends 8¼ Uhr im großen Saal des Victoria-Lyceums, Potsdamerstraße 39, Gartenhaus parterre, Vortragszyklus von Herrn Professor Dr. Bruno Meyer über das Thema: **„Zur Harmonie des Schönen und Guten."** Ein Vorklang zur Schillerfeier. I. Die gemeinsamen Wurzeln des Schönen und des Guten. II. Die getrennten Gebiete des Schönen und des Guten. III. Das Zusammengehen des Schönen und des Guten. — Näheres nebenstehend.

Sonnabend, den 4. März, abends 8¼ Uhr, Leseabend der T. G. E. A. Unter den Linden 16. **Abteilungstag:** Jahresbericht, Kassenbericht. Vorstandswahl. Wahl der Delegierten zum Gesellschaftstage in Jena. Nur für Mitglieder.

Sonnabend, den 25. März, Bürgerlaal des Rathauses, abends 8¼ Uhr: Vortrag von Herrn Pastor Plaß, Direktor des Erziehungsheims am Urban: „Ausbau der öffentlichen und privaten Fürsorge für die verwahrloste Jugend." Eintritt frei für jedermann. Gäste willkommen. Diskussion.

Sonntag, den 5. April, abends 8½ Uhr, Bürgersaal des Rathauses. Vortrag von Frl. Blum (Spandau): „Die ethische und wirtschaftliche Bedeutung der Erwerbsarbeit der verheirateten Frau und Familienmutter." Diskussion. Für Mitglieder frei. Gastkarten zu 50 Pf. bei Späth (Königstr. 53) Nicolai (Rotdornerstr. 123 b), bei Wertheim (Leipzigerstr. 132/7), und im Bureau (Unter den Linden 16, II).

Montag, den 1. Mai, abends 8¼ Uhr, Bürgersaal des städtischen Rathauses: Redner und Thema vorbehalten.

Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Verlag von Leonhard Simion Nf. in Berlin.

Wir bringen in empfehlende Erinnerung:

Dr. Rudolph Penzig,

Zum Kulturkampf um die Schule.

Ein Mahnwort an Denkende.

8°. 10 Bg. Preis brosch. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Der wohlbekannte Verfasser tritt hier für eine unumgängliche Reform unseres öffentlichen Erziehungswesens ein und gibt einen trefflichen Wegweiser in den Wirren des Kampfes um die Zukunft der Schule.

Zum Druck von **Broschüren**

wissenschaftlichen Werken,

Jahresberichten, Flugblättern,

sowie zur Anfertigung

• • • **sämtlicher anderen Druckarbeiten** • • •

in moderner und sauberer Ausführung, bei billigster Berechnung, empfiehlt sich

Oskar Hensels Buchdruckerei

Gottesberg (Schlesien).

Druck der „Ethischen Kultur," des „Freidenker" und freireligiösen „Sonntagsblatt."

☞ Bei Bedarf verlange man Kostenanschlag. ☜

Vortragszyklus von Herrn Professor Dr. Bruno Meyer:

„Zur Harmonie des Schönen und Guten."

Ein Vorklang zur Schillerfeier.

Im großen Saal des Victoria-Lyceums, Potsdamerstr. 39, Gh. part., abends 8¼ Uhr. **I. Dienstag, den 21. Februar:** „Die gemeinsamen Wurzeln des Schönen und des Guten." Einheit des Gefühls. Hauptrichtung seiner Tätigkeit: Erkennen, Empfindung und Wollen. Schöpferische Richtung dieser beiden. Gestaltung. Verhältnis zu der sinnlichen Natur des Menschen. Persönlichkeit. Gesetzmäßigkeit. Naturschönheit? Nachahmung? Idealisierte Menschheitsform, auch in der Ethik. **II. Freitag, den 24. Februar:** „Die getrennten Gebiete des Schönen und des Guten." Widerstreit beider. Unvertrüglichkeit der Ethik. Einmischung des Religiösen. Unnatürliche Verschärfung des Konfliktes. Tendenziöse Betonung des Stofflichen. Verhältnis der Kunst zu ihren Stoffen, insbesondere hinsichtlich nicht indifferenten. Unbedingte Verwerfung: Rousseau. Der Feldzug gegen das Geschlechtliche und das Nackte in der Kunst. Absicht und Uebung. Kunstfeindlichkeit — Askese. Bedenken gegen Kunst- und anderen Luxus. Vorzüglichkeit der ethischen Treurede. Stellung des Ethischen zu den höchsten Menschheitsaufgaben und Leistungen. **III. Montag, den 27. Februar:** „Das Zusammengehen des Schönen und des Guten." Lessing oder Rousseau. Wechsel der Kulturen. Heroische Tugenden. Die Kunst in jeder Weise sittlich anschädlich zu machen — eine Erziehungsaufgabe. Ideale Gefühle. Ehrwürdigkeit der tragischen Kunstmotive. Vertiefung des Vereinigungsgedankens. Philosophisch: Herbart, Herder. Psychologisch: Schiller. Anmut und Würde als sichtbarer Ausdruck ethischer Zustände. Die ästhetische Erziehung des Menschen. Durch Schönheit zur Freiheit. Aesthetische Kultur. Die Empfindung — das natürliche Eingangsstor für die erzieherische Tätigkeit. Aesthetische Pädagogik. Einwürfe. Beispiele. Künstlerische Veranschauung. Ziele der Aufgabe. Verfahren: „Die Kunst im Leben des Kindes." Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur. Ausblick. Karten für alle drei Vorträge: reservierter Platz Mk. 4,00, nicht reserviert Mk. 2,50 sind in den Buchhandlungen von Nicolai (Rotdornerstr. 123 b), Späth (Königstr. 53), bei Wertheim Leipzigerstr. 132/7) zu haben. Die Mitglieder der D. G. E. A. erhalten Zahlkarten zu den Vorzugspreisen von Mk. 2,50 reserviert, nicht reserviert Mk. 1,50 **nur** im Bureau der D. G. E. A., Unter den Linden 16, II. Einzelkarten zu Mk. 1 (reserviert Mk. 1,50) nur abends an der Kasse, soweit der Raum es erlaubt.

Verlag von Leonhard Simion Nf. Berlin SW. 48.

Moderne Kultur. Eine philosophische Betrachtung

von **Dr. F. Wollny.**

Gr. 8°. 1½ Bg. Preis 1 Mark.

Naturwert

GROSSJENA

b. Naumburg a. Saale, Thür.

Erholungsheim. Herrl. Lage. stets besucht. Mt. Prosp. Kräftige. Winterkuren.

Nachrichten Zeitungs-

Nachrichten-Bureau

Adolf Behnsemann

BERLIN O. 27.

Münzstr. Expeditions- u. Redaktionsräume.

Ecke Prenzlauerstr.

Fernsprecher: Amt I, Nr. 1405.

Telegramm-Adresse: Behnsemann, Berlin.

Verlangen Sie Probenummern über alle monatlich erscheinenden Themata liefert zu mässigen Preisen

Orts-Zeitungen

Provinz-Zeitungen

Ausland-Zeitungen

Fachzeitschriften

Reklame-Bureau

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von Mk. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Das Bureau der D. G. E. A.,

Unter den Linden 16 befindet sich jetzt nicht mehr im dritten, sondern im **zweiten Stock** rechts. Auskünfte 2c. werden, falls der Unterzeichnete nicht anwesend ist, über, wie vor, auch in der Auskunftsstelle im III. Stock erteilt. Sprechstunden des Unterzeichneten nur Montag, Mittwoch und Freitag von 10—12 Uhr. Eilige Zuschriften sind daher besser an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Groimanstraße 15 zu richten.

Dr. Penzig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1.60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Rabatte in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin s. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

XIII. Jahrgang. | Berlin, den 1. März 1905. | Nr. 5.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Die Akademische Freiheit. Von Prof. Dr. Wilh. Foerster.
Staatsschutz und Zuchtwahl. Von Ernst Lang.
Streiflichter:
Fürstengeschenke.
Der Bankerott des Totschlages.
Aus der ethischen Bewegung.
Bücherschau.

Die Akademische Freiheit.

Rede in der Versammlung der Berliner Studentenschaft am 17. Februar 1905.

Von Prof. Dr. Wilh. Foerster.

Commilitonen! Auf einen aus der Mitte der Veranstalter dieser Versammlung an mich gerichteten Wunsch habe ich mich entschlossen, die Ansichten eines jetzt im 109. Semester stehenden Universitätsmitgliedes über die gegenwärtigen Konflikte und über die Zukunft der akademischen Freiheit heute vor Ihnen auszusprechen, in der Hoffnung, dadurch vielleicht einen Beitrag zur Sänftigung der augenblicklichen Nöte und Erregungen und zugleich zur Stärkung der sittlichen Zuversicht und Freudigkeit des Studententums geben zu können.

Die im letzten Sommer und Herbst unternommene Aktion der Studentenschaft in Hannover kann ich — und ich bin dabei der fast einmütigen Zustimmung dieser Versammlung sicher — nur als eine für die Erhaltung und den Ausbau der akademischen Freiheit durchaus ungünstige Art des Vorgehens bezeichnen. Auch bei diesem Vorgehen wird eine nähere Kenntnis aller besonderen Umstände und Motive, zu denen die anfänglich nicht abweisende Stellungnahme des Herrn Rektors der dortigen Hochschule einen erheblichen Beitrag geliefert hat, sicherlich Anhalt bieten für eine gewisse Rechtfertigung, oder wenigstens für eine mildernde Erklärung. Aber der allgemeine Eindruck, der solcher näheren Einblicke entbehrte, hat auch diejenigen, welche die Schärfe der konfessionellen Sonderungen in unserem Volke bitter beklagen und nun gar ihr Emporwachsen innerhalb des Hochschullebens, dieser Pflegestätte der gemeinsamsten Ideale, schmerzlich empfinden, zu der unmutsvollen Frage getrieben: wie kann man die akademische Freiheit im Munde führen und zugleich groben polizistischen Zwang gegen anders denkende Commilitonen bei den Autoritäten befürworten, bei den Autoritäten, die ohnehin schon in erregten Zeiten durch ihre Verantwortlichkeiten unablässig in Versuchung geführt werden, mit Gewaltmaßregeln das Emporwachsen sittlicher Freiheit zu stören. Ich meine das Emporwachsen derjenigen wahren Freiheit der Gesinnung und der Lebensführung, welche an die Stelle der Disziplin und der Strafe die Herrschaft der tiefsten Energetik der freien Seele, nämlich der Selbstbescheidung, der Geduld und Großmut und des Hineindenkens in Seele und Leben der anderen setzen. Lasse man doch den konfessionellen Mächten den traurigen Ruhm, in krassem Gegensatze zu den reinen und liebevollen Lehren welche die Grundlagen des Aufbaues ihrer Macht gebildet haben, den Zwang der Unfreiheit auch in äußeren Vergewaltigungen überall da zum Ausdruck bringen, wo sie, wie z. B. gegenwärtig in Rußland, die Macht dazu haben! Uns aber belebe die herrliche, schließlich den reinsten und menschlichsten Sieg verheißende Zuversicht, daß wahre Erfolge in der Aufrechterhaltung und der Erhöhung der menschlichen Kultur niemals durch rohen Zwang, sondern nur durch die treue Pflege des wahrhaft gemeinsamen Erkennens und Gestaltens in den Tiefen der Menschenseelen zu erreichen sein werden!

Allerdings ist der lebhafte Einspruch der Regierung gegen jene Aktion der Studentenschaft von Hannover wohl nicht entschieden durch den Hinblick auf die darin enthaltene Gefährdung der akademischen Freiheit, sondern wesentlich durch politische Gesichtspunkte beeinflußt gewesen.

Die Auffassung der Marburger Studentenschaft trifft sodann nicht das Richtige, wenn sie, unter Hinweis auf die Haltung der Autoritäten, über die Verletzung der Rechte des freien Mannes Klage führen. Die Studentenschaften unserer Hochschulen befinden sich doch zweifellos in bevorzugten Ehrenstellungen. Die Staatsgemeinschaft bietet ihnen aus den Mitteln der Gesamtheit eine Reihe von höchst bedeutsamen Wohltaten und Lebensbereicherungen. Natürlich stehen diesen auch Pflichten gegenüber und zwar neben den Pflichten der sorgfältigen und geordneten Ausnutzung jener Wohltaten auch die Pflichten einer verständnisvollen, maß- und achtungsvollen Haltung gegenüber den Staatsorganen, welche ihnen und dem Staate gegenüber die verantwortlichen Verwalter jener Einrichtungen sind. In diesem ganzen Lebensverhältnis stehen also die Studenten wie die Studentenschaften, am meisten aber ihre geordneten Vertreter doch ganz anders da, als beliebige Gruppen von jungen Leuten in Erwerbsgenossenschaften u. dergl. Hier gilt von ihnen der Spruch: „Vornehmheit verpflichtet," der ihre absolute Freiheit in der edelsten Weise einschränkt, denn Freiheit ist ja überhaupt nicht Ungebundenheit, sondern Bindung durch die edelsten Mächte des Seelenlebens und des Gemeinschaftslebens.

Digitized by Google

Bei den Kundgebungen nach Oesterreich hin hätte ganz besonders diese Repräsentationsstellung unserer Studentenschaften in Verbindung mit der so schwierigen Stellung der reichsdeutschen Regierungen gegenüber den Nöten des deutschen Volkstums jener Länder sorgfältig erwogen werden müssen, besonders bei Kundgebungen, welche geeignet sind, die leidenschaftliche Erbitterung in jenen, ohnehin schon so bedrängenden Verhältnissen zu steigern. Eine tiefere Auffassung der sittlichen Freiheit und Pflicht kann auch hier nur dazu führen, bei den teueren Brüdern da drüben nicht die niederen Elemente der Menschennatur, Zorn, Leidenschaft, Haß und Rache, zu steigern, sondern auch dort den höheren Seelenmächten zu Hilfe zu kommen, welche gerade dem Deutschtum überall auf der Erde die reinsten Erfolge, auch in äußerer Macht, sichern werden.

So viel über die Entstehung und den Berechtigungsgrad der Gegenwirkungen, welche infolge jener Anläße von den Autoritäten gegen die Studentenschaften und ihre Vertretungen im Sinne der Einschränkung bisheriger Befugnisse derselben ausgegangen sind. Diese letzteren Schritte scheinen mir aber über die aktuellen Anläße in betrübender Weise hinausgegangen zu sein, und es erscheint auch mir durch alle diese Schritte der Unterrichtsverwaltung durchaus gerechtfertigt, daß die Studentenschaften von einer starken Beunruhigung ergriffen sind in betreff dauernder und weiter gehender Einschränkungen ihres Zusammenwirkens von Hochschule zu Hochschule, sowie überhaupt in betreff weiter gehender Einschränkungen der Bewegungsfreiheit ihrer Vertretungen und ihrer Gemeinschaftsorganisationen, welche so erfreulich emporzuwachsen begannen. Eine in Hannover vorliegende Erklärung des dortigen Senats vom 14. Januar 1905 hat allerdings die Einschränkung des Zusammenwirkens von Hochschule zu Hochschule auf solche Aktionen begrenzt, wie diejenige des Ausschusses der dortigen Studentenschaft gegen die konfessionellen Studentenverbindungen. Aber auch hier fehlte es an einer ausdrücklichen entsprechenden Stellungnahme der oberen Instanz.

In einem Vortrage, den ich im Winter 1901 vor einer hiesigen Studentenversammlung über das Thema „Der Student und die Politik“ gehalten habe — und von dem ich mir erlaube, heute 100 Exemplare auf dem Tisch der Versammlung niederzulegen — war schon der Rat enthalten, bei den Gemeinschaftsaktionen der Studentenschaften von Betätigungen auf dem Felde der so genannten großen Politik, nämlich der internationalen und interkonfessionellen Konflikte und Interessen und der parlamentarischen Parteikämpfe, abzusehen und die volle Intensität vielmehr der Beteiligung an der wahrhaft großen Politik, an der Kulturpolitik, zuzuwenden, nämlich der Mitarbeit an der bestmöglichen Gestaltung und Handhabung des gesamten Unterrichts- und Erziehungswesens, überhaupt derjenigen Einrichtungen des Gemeinschaftslebens, welche dazu bestimmt sind, dasselbe nicht blos leistungsfähig zu erhalten, sondern seine Kultur und Lebensschönheit zu erhöhen durch die gesunde Entwicklung des Intellektes, des Charakters und der leiblichen Organisation der heranwachsenden Generation. Sind nicht die Vorgänge der letzten Monate ein geradezu klassisches Beispiel dafür, wie die Studentenschaften gerade bei der Eigenart ihrer Stellungen im Staatswesen und bei der Eigenart ihrer besonderen Aufgaben im Gemeinschaftsleben, für die sie zugleich mit dem Vertrauen der Autoritäten auch die vollste soziale Freiheit der Organisation brauchen, in Verkennung und Zwang geraten und auch die Lehrkörper in sittliche Bedrängnisse hineinziehen, wenn sie sogenannte große Politik treiben wollen, die noch lange nicht reif genug ist für ein feineres und konsequentes Denken, wie es gerade das Ideal der studierenden Jugend bildet.

Ich will meine heutige Ansprache schließen mit dem Appell an die Vornehmheit Ihrer sittlichen Stellung im Gemeinschaftsleben. Seien Sie geduldig, aber ausdauernd in der Wahrung und Stärkung der Freiheit, die Sie bei der Erfüllung Ihrer hohen Aufgaben brauchen, mit Festigkeit, aber ohne Leidenschaft und Erbitterung, welche der Tod der wahren Festigkeit sind. Gerade die Autoritäten sind unserer Großmut, die ihnen auch die Rückkehr von Irrungen erleichtert, am meisten bedürftig; denn in diesen bewegten Zeiten sind leitende Stellungen wahre Martyrien.

Lassen Sie mich zu diesen Worten noch etwas hinzufügen, wofür während der vorangehenden Aeußerungen aus Ihrer Mitte mir ein tiefes Bedürfnis emporgewachsen ist. Der Mann, der hier vor Ihnen in einer Weise genannt worden ist, die mich schließlich doch sehr schmerzlich berührt hat, findet wahrscheinlich heute in dieser Versammlung keinen einzigen Fürsprecher. Ich meine, es wäre richtig und wichtig für die Autorität der Unterrichtsverwaltung, daß sie sich in solchen Versammlungen ausdrücklich vertreten ließe, damit nicht über sie bloß einseitig geurteilt wird nach der noch so logal und gerecht sein wollenden Darstellung von einer Seite her. Wir alle müssen das sittliche Bedürfnis haben, daß doch auch ein Wort hier gesagt wird, welches einigermaßen die Eindrücke einschränkt, die hier von den Erklärungen, von den Aussprüchen über Exzellenz Althoff in Ihnen zurückbleiben müssen. Ich erlaube mir daher, ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß der Mann, dessen Aktion in dieser Angelegenheit auch sonst — ich selbst habe mich mehrfach in Konflikt mit ihm befunden — ich garnicht näher erörtern will, daß dieser hohe Beamte doch auch ein Mann von ganz außerordentlichen Verdiensten ist um die Entwickelung des Unterrichts, besonders aber des gesamten Hochschulunterrichts und der Wissenschaft in unserem Vaterlande. Mit diesen Schlußworten bitte ich meine Erklärungen freundlich entgegennehmen zu wollen. —

Staatsschutz und Zuchtwahl.

Von Ernst Lang.

Am Schluß des verflossenen Jahres erschien in der „Schlesischen Zeitung“ ein Artikel, welcher dann in überarbeiteter Form in die „New-Yorker Staatszeitung“ übergegangen ist und aus innern Gründen den Verdacht erweckt hat, er sei dazu bestimmt, später dem deutschen Kaiser vorgelegt zu werden, und denselben in seinem Verhalten zur sozialen Gesetzgebung zu beeinflussen.

In diesem Artikel wird der in Deutschland staatlich organisierten Fürsorge für die Arbeiter, soweit sie in Krankenund Unfallversicherungen und Wohlfahrtseinrichtungen zum Ausdruck kommt, der Vorwurf einer entnervenden und entsittlichenden Wirkung gemacht, und prophezeit, daß sie durch Ausschaltung der auf dem Kampf ums Dasein beruhenden Zuchtwahl ein entartetes Geschlecht züchten werde. Es wurde die Befürchtung laut, daß bei der bekannten Sinnesart des deutschen Kaisers ein derartiger Gedankengang seinen Eindruck auf ihn nicht verfehlen, und in Folge dessen ein Rückschlag in seiner sozialen Denkweise eintreten könnte, wie ein solcher in seinem wirtschaftlichen und sozialen Verhalten schon mehr als einmal beobachtet worden ist, und zwar in Folge ähnlicher Einflüsterungen von Seiten unverantwortlicher Ratgeber.

Ob wirklich so fadenscheinige Sophistereien, die im Mantel sozjologischer Naturgesetze auftreten, im Stande sein werden, den Blick des Kaisers zu trüben, wissen wir nicht zu beurteilen. Aber immerhin verlohnt es der Mühe, die Argu-

Digitized by Google

mente, mit welchen hier operiert wird, näher zu untersuchen, und den Konsequenzen nachzuspüren, zu denen sie führen könnten.

Der leitende Gedanke ist, daß Arbeiter, welche durch Ausübung ihres Berufes in ihrer Kraft geschwächt sind, und somit ohne Krankenpflege und Erholung im Kampfe ums Dasein unterliegen würden, oder solche, denen nach einem Unfalle eine Wiederaufnahme der Arbeit, d. h. eine Fortsetzung des Kampfes ums Dasein auf Staatskosten durch Auszahlung einer Halbinvalidenrente ermöglicht worden ist, eine minderwertige Rasse darstellen, die nach dem freien Walten des Kampfes ums Dasein nicht mehr berechtigt wäre, weiterzuleben, sondern ihrem Schicksal des Hinsiechens oder Verhungerns überlassen werden sollte, soweit nicht die private Fürsorge sich ihrer annimmt. Selbst die private Fürsorge für solche Industriekrüppel wäre nach dem Geist des angerufenen Gesetzes der Selektion, wenn es wirklich maßgebend wäre, schädlich. Denn sie würde die Betreffenden, wenn sie noch in fortpflanzungsfähigem Alter sind, in den Stand setzen, ihre physische Minderwertigkeit auf ihre Nachkommen zu vererben, und so die reinigende Kraft der natürlichen Zuchtwahl zu vereiteln, überdies die Industrie in der nächsten Generation vor dieselbe Aufgabe stellen. Dagegen bliebe, wenn man Tuberkulose, Infektionskrankheiten, Hunger und Kälte ihres natürlichen Amtes walten läßt, nach wenigen Generationen ein starkes Geschlecht übrig, das unter denselben Bedingungen sich fortpflanzend, allen konkurrierenden Industrieen gegenüber der nationalen Arbeit und besonders dem nationalen Unternehmertum ein fragloses Uebergewicht dauernd sichern würde. Dies im Wesentlichen der Gedankengang, der dem Artikel zu Grunde liegt.

In der Tat ein verführerisches Ziel, nicht übel berechnet auf die Sinnesart eines Herrschers, die scharfen, schneidigen Maßregeln besonders zugänglich ist. Die Aehnlichkeit des Kampfes ums Dasein mit dem Krieg führt zu einleuchtenden Schlüssen. Wie dort, wo es sich um Erringung einer entscheidenden strategischen oder taktischen Position handelt, mit Menschenleben nicht gegeizt werden darf, so auch im industriellen Wettkampf. Ein paar Millionen Untauglicher ihrem natürlichen Schicksal zu überlassen, ist vom Gesichtspunkt der Ueberlegenheit der nationalen Arbeiterschaft ganz gerechtfertigt, zumal wenn noch der Gewinn erhöhter Militärtauglichkeit und finanzieller Leistungsfähigkeit zu Kriegszwecken hinzukommt. Das ist die bestechende Seite der Theorie, wenigstens für ein oberflächliches, nur für massige Erscheinungen empfängliches Auge.

Aber auch die Kehrseite der Sache muß bei einiger Ueberlegung sich aufdrängen. Vor Allem die Frage, ob auch wirklich der Wegfall der staatlichen Fürsorge für die Schwächeren die gewünschte Wirkung der Züchtung eines starken Geschlechts haben werde, ob nicht vielmehr die verschlechterten Lebensbedingungen auch die bis dahin noch Intakten physisch verschlechtern werde, und ob nicht die mit der Beseitigung des „skrofulösen Gesindels“ eintretende Abnahme von Arbeitshänden zu einer stärkeren Heranziehung von Frauen führen, und durch deren stärkere körperliche Inanspruchnahme das kommende Geschlecht in seiner Tüchtigkeit schon in der Wurzel seines Daseins durch Verschlechterung seiner Lebensbedingungen vor und nach der Geburt beeinträchtigen würde. Träte aber dieser Fall einer weiteren Ausdehnung der Frauenarbeit nicht ein, so müßte die Folge ein solches Steigen der Löhne sein, daß hierdurch wiederum die an der sozialen Fürsorge gemachten Ersparnisse aufgezehrt, und der Industrie der Wettbewerb mit dem Auslande erschwert würde.

Aus dieser Alternative scheint kein Ausweg, und es müßte ein Sinn, welcher sich anfänglich durch die blendende Perspektive der Selektionstheorie hat bestechen lassen, bei Erwägung dieser Folgen bald wieder auf den Weg der sozialen Reform zurückgeführt werden. Er müßte sich sagen, daß ein zwar langsamerer, aber sicherer Weg zur physischen Hebung der arbeitenden Klasse nur möglich ist durch Schaffung besserer Lebensbedingungen und zwar von der Wiege an, durch Schonung der Mütter, staatlich unterstützte und überwachte Säuglingsnahrung, durch Schaffung guter Wohnungen und Verbreitung hygienischer Einsicht sowohl für das heranwachsende, als für das bereits im Kampf der Arbeit stehende Geschlecht. Eine körperliche und geistige Hebung der Arbeiterklasse durch staatliche Maßnahmen, wenigstens so lange, als die eigene Tätigkeit noch nicht genügend gestärkt ist, müßte ja schon vom einseitigen Unternehmerinteresse aus befürwortet werden. Denn wer hat größeren Nutzen von einer zahlreichen, kräftigen Arbeiterschaft, als der Unternehmer? Nur ein kurzsichtig auf den unmittelbar hervortretenden Vorteil beschränkter Blick kann sich diesem sicher, wenn auch nicht sofort eintretenden Vorteil verschließen. Und wenn der einzelne Unternehmer gegen diesen Zusammenhang zwischen verbesserter Lebensführung der Arbeiterklasse und fruchtbringender Arbeitsleistung blind ist, so ist es eben Sache des Staatsmannes, selbst wenn sich derselbe nur als Delegierter der Unternehmer betrachten sollte, seine soziale Tätigkeit dieser Einsicht anzupassen.

Mit dieser Uebertragung der Fürsorge für das leibliche Wohl der Arbeiterklasse soll aber keineswegs die sichtende Wirkung der natürlichen Zuchtwahl gelegnet und ausgeschaltet werden. Es wird aber kein vernünftiger Politiker daran denken, dieses Gesetz in seiner natürlichen Wucht auf soziale Verhältnisse zu übertragen. Stellt doch jede Rechtsordnung eine Eindämmung dieses Naturgesetzes dar, indem es jedem Menschen ein Gebiet seiner Tätigkeit gegen Stärkere sichert. Ja man könnte den ganzen Kulturforschritt bezeichnen als einen Kompromiß zwischen Selektion und staatlicher Bevormundung und Beschützung der Individuen. Es kommt also darauf an, sich über die Grenzen dieser beiden Kräfte, je nach den Fähigkeiten und der Erstarkung der Glieder der Gesellschaft, zu verständigen, so daß das daraus resultierende Parallelogramm der Kräfte die jeweils möglichst höchste Verwertung der Kräfte der Individuen ermöglicht.

Diese Norm gestattet ein stets den Verhältnissen angepaßtes Regulieren der beiden Kräfte. Von ihr aus ist auch die Frage zu entscheiden, ob wir bereits an dem Punkte der Ueberstätigung mit sozialen Schutzmaßregeln für die Schwächeren angelangt sind.

Und da ist vor Allem eins ins Auge zu fassen, die Frage, ob denn überhaupt die gegenwärtige Gesetzgebung ein freies Walten der Selektion ermöglicht, ob sie nicht mit ihrem starken Arm den einen Teil der ums Dasein Kämpfenden hemmt und wehrlos macht, während sie dem andern Teil freie Bahn läßt, d. h. ob nicht der Staat selbst derjenige ist, der dem freien Spiel der Kräfte den Weg verlegt. Nun ist aber die erste Bedingung für die Arbeiterklasse zu erfolgreichem Eintreten in den Kampf die Möglichkeit, ihre Kraft in gleicher Konzentration zur Geltung zu bringen, wie es der Vertretung des Kapitals teils durch die Natur der Dinge, teils durch staatliche Fürsorge und Duldung ermöglicht ist. Hierzu gehört vor Allem völlige Koalitions- und Versammlungsfreiheit, Preßfreiheit, kurz zum Mindesten völlige Neutralität der Staatsgewalt. Wie es mit diesen Erfordernissen bestellt ist, braucht hier nicht geschildert zu werden. Es genügt auf den § 153 der G. O. zu verweisen, und auf die unaufhörlichen Chikanen, welche sozialpolitischen Versammlungen mehr noch durch administrative Willkür als durch das Gesetz bereitet werden, es genügt, darauf hinzuweisen, daß in den meisten Staaten schon der bloße Verdacht arbeiterfremdlicher Gesinnung genügt, den Betreffenden in seiner Laufbahn zu hemmen, und gesellig zu ächten. Alle diese Umstände bedeuten eine Parteinahme gegen einen Teil der Kämpfenden, d. h. eine einseitige Hemmung des angerufenen Gesetzes der Zuchtwahl.

Digitized by Google

Hierzu kommt noch ein anderes. Um sich mit Hoffnung auf den Erfolg in den Kampf ums Dasein einzulassen, muß man genügend erstarkt sein. Die wilden Tiere schützen ihre Jungen und lassen sie erst allmählich in freiem Spiel erstarken, ehe sie dieselben den Wechselfällen des Lebens aussetzen. Schwächere Gattungen sammeln sich in Heerden, und stärken sich so gegen stärkere Feinde und Mitbewerber. Hat bei uns die Gesetzgebung diese weise Fürsorge auch betätigt? Hat sie nicht vielmehr jeden Versuch der abhängigen Klassen, ihre Kraft zu prüfen, unterdrückt, und durch eine polizeiliche Bevormundung, die durch wenig väterliche Sorge aufgewogen wurde, die Massen in Unmündigkeit erhalten, wodurch sie gar nicht zum Bewußtsein ihrer Kraft kommen konnten? Man denke nur an das Sozialistengesetz! Und nun ertönt der Ruf, man solle dieses unmündige Kind nicht verzärteln, es keck ohne Schutz hinausstoßen in den rauhen Wind des Erwerbslebens; könne es sich dort nicht behaupten, nun dann sei es eben nicht lebensfähig und verdiene untergezogen.

Wenn wir eine Industrie die eben erst im Entstehen ist, aber Aussicht hat, in geeigneten Boden festzuwurzeln, großzüchen, so gewähren wir ihr Schutzzölle, gleichsam als Gängelband für die ersten Gehversuche. Steht sie aber fest auf den Beinen, so daß sie sich aus eigener Kraft ihrer Mitbewerber erwehren kann, so hebt eine verständige Staatskunst diese Zölle auf. Sollte man nicht dem schutzlos dastehenden Teile eines Volkes die gleiche Rücksicht angedeihen lassen?

Mit diesem Bilde kommen wir auf eine weitere Seite der Sache, in der das Walten des Selektion in einem eigentümlichen Lichte erscheint. Auch die Schutzzölle bedeuten im Grunde nichts anderes, als eine Durchbrechung des Gesetzes vom freien Spiel der Kräfte im Kampf ums Dasein. Im Wesen der Sache macht es keinen Unterschied, ob durch künstliche Verteuerung der prodnzierten Ware dem Produzenten vom Staate unter die Arme gegriffen wird, oder ob dem Arbeiter, der ohnehin von dieser Maßregel benachteiligt wird, in der Regel, ohne an ihrer Wohltat teilzunehmen, eine Beihilfe zur Behauptung seiner Kraft zuteilt. Unsere Schutzzölle aber stützen nicht wirtschaftlich Schwache, sondern solche, welche sehr wohl den Wettbewerb mit dem Ausland aufnehmen könnten, und welche diese künstliche Schutzwand benützen, um durch Kartelle und Syndikate die Konsumenten nicht bloß, sondern auch die Verarbeitungsindustrien sich dienstbar zu machen. Wie verträgt sich vor dem Richterstuhl des Naturgesetzes der Selektion diese zarte Rücksicht der Gesetzgebung im Vergleich zu der Handhabung der Bestimmungen von § 153 der G.-O.?

Und welche Folgerungen würden sich ergeben, wenn jenes Gesetz auf alle Beziehungen des wirtschaftlichen und Rechtslebens angewendet würde?

Es gibt eine Klasse in unserem Volkskörper, die ohne künstliche Aufspäpelung durch Lebensmittelzölle, durch eine Ausnahmestellung in der Zulassung zu den staatlichen Aemtern, durch die Möglichkeit, auf Grund sozialer Vorteile sich die erwerbenden Klassen tributär zu machen, also durch einen weitgehenden Schutz gegen die Folgen ihrer wirtschaftlichen Rückständigkeit überhaupt noch am Leben erhalten wird. Hic Rhodus, hic salta! möchte man jener Stelle zurufen, an welche sich die Freunde der Selektion in dem wirtschaftlichen Leben zu wenden scheinen.

Noch manche andere Konsequenzen ließen sich aufrühren, um die Zulassung des ungehemmten Kampfes ums Dasein, wenigstens auf dem Boden unserer heutigen Wirtschaftsordnung und Rechtsanschauung ad absurdum zu führen.

Um nur eins anzuführen, was ist denn das Erbrecht anderes, als eine Verletzung dieses Gesetzes? Wird nicht dadurch eine ganze Klasse, und zwar diejenige Klasse, die durch bessere leibliche und geistige Pflege ohnehin schon von Geburt an einen bedeutenden Vorsprung im wirtschaftlichen Wettbewerb hat, durch Ausschaltung des Stachels des Erwerbstriebes in gemeinschädlicher Weise verweichlicht, entnervt, und wenn man will, entsittlicht? Ja ist nicht schon jene höhere Ausbildung, welche die Kinder der besitzenden Klasse, ohne Rücksicht auf vorhandene Befähigung erhalten, eine Nichtachtung des berühmten Gesetzes?

Selbst das monarchische Prinzip würde mit seiner Ausschaltung des Befähigungsnachweises schwerlich vor demselben bestehen.

Also Vorsicht in der praktischen Einführung an sich ganz berechtigter Natur- und Wirtschaftsgesetze und vor Allem Gerechtigkeit und Verständnis! Eine plumpe Hand kann hier unermeßlichen Schaden anrichten.

Streiflichter.

Fürstengeschenke. Die Sammlungen für die Silberhochzeit des Kaiserpaares und die für die Hochzeit des Kronprinzen fallen zeitlich ungefähr zusammen. Der Fürstenergebenheit wird so eine doppelte Anstrengung zugemutet. Und wenn man weiß, wie — menschlich es meistens bei solchen Sammlungen hergeht, wie sehr für die Höhe der Beiträge äußere Rücksichten mit entscheiden, so erkennt man auch die Unwahrheit der Darstellung, als ob jede derartige Huldigung in klingender Münze ein Beweis für die im Volke herrschende tiefe Liebe und Verehrung für das Fürstenhaus sei.

In den Stadtverwaltungen haben die Sozialisten mehrfach lebhaften Protest gegen die Bescherkung des Kronprinzenpaares aus städtischen Mitteln erhoben, und sie haben dabei ohne Zweifel die Zustimmung vieler gefunden, die außerhalb der Sozialdemokratie stehen. Denn wie oft muß nicht die Unzulänglichkeit der vorhandenen Mittel zur Beseitigung von Uebelständen und zur Erledigung dringender Aufgaben beklagt werden!

In Schleswig-Holstein hat man sich mit dieser doppelten Sammlung nicht begnügt. Es wurde behauptet, in der Bevölkerung gebe sich das lebhafte Bedürfnis kund, die Verehrung für das Kaiserhaus in einer besonderen Weise kundzugeben. Mit Rücksicht darauf, daß die Kaiserin aus einem alten schleswig-holsteinischen Fürstenhause stammt, hat sich eine Anzahl schleswig-holsteinischer Frauen aus den besseren Ständen zusammen, um eine Sammlung für die Silberhochzeit zu veranstalten, und hierbei wurde, im Gegensatz zu den Mitbachsammlungen, erklärt, daß auch die kleinste Gabe willkommen sei. Man wollte das Netz möglichst weit machen. Sogar in den Schulen wurde gesammelt, und es wurde berichtet, daß die Beteiligung an der Sammlung sehr lebhaft gewesen sei. Kann man dies wirklich als einen Prüfstein für die Gesinnung der Bevölkerung ansehen? Ich glaube nicht. In der Aufforderung zum Geben liegt ein indirekter Zwang, dem oft auch Leute aus den unteren Volksklassen nachgeben aus irgend welchen Gründen, die zum Maßstabe ihrer Gesinnung nicht dienen können.

Vor 40 Jahren wurde in Schleswig-Holstein jede Kundgebung der Anhänglichkeit an das Augustenburger Fürstenhaus von dem preußischen Offiziötentum als Zeichen staatsverräterischer Gesinnung gebrandmarkt. Heute, da der Partikularismus in Schleswig-Holstein längst verschwunden ist und auch die Erinnerungen an den Vater der Kaiserin stark verblaßt sind, sucht man die alten Empfindungen, die sich nun hoher Billigung erfreuen, wieder zu beleben. Merkwürdiger Wechsel!

Der Großherzog von Hessen hat ein von der Bevölkerung ihm zugedachtes Geschenk abgelehnt. Das ist ein nachahmungswertes Beispiel. Die Verwertung der Fürstentreue für materielle Leistungen dient ganz gewiß nicht zur Stärkung der wahren Anhänglichkeit an die Monarchie.

Theodor Brix.

Digitized by Google

Der Bankerott des Totschlages.

Unter diesem Titel erhebt mitten in dem Getöse der Salven, die auf unbewaffnete Arbeiter abgegeben wurden und der platzenden Bomben unerschrocken die tapfere Baronin v. Suttner ihre Stimme. („Die Friedenswarte," herausgegeben von Alfred Fried, Berlin, Wien, Leipzig Nr. 2, VII. Jahrg.) Sie schreibt u. a.:

Von verschiedenen Seiten wird die Frage an mich gestellt: Nun was sagen Sie zu den Ereignissen in Rußland?" Die Betonung des „Sie" drückt deutlich aus: Wie steht Ihr Friedensschalmeiblläser jetzt da, in einer Welt, wo, wie seit jeher, statt nur lauter als je die Gewehrsalven nicht nur auf dem Schlachtfelde gegen den äußeren, sondern auch in den Straßen der Städte gegen den inneren Feind knattern? Und ehe ich noch Zeit habe zu antworten, sagt der Fragesteller mit einem Seufzer, wo solchem beradhlasfendes Bedauern und politische Ueberlegenheit zittert: Ja, ja, Weltgeschichte wird durch Gewalt gemacht . . . .

Das Dilemma, welches die letzten russischen Ereignisse in den meisten Geistern hervorrufen, stellt sich so: Die Völker haben ein heiliges Recht, nach Freiheit zu streben und drückender Willkürherrschaft abzuschütteln, folglich also das Recht auf Revolution, auf blutigen Aufstand. Die Regierungen haben die Pflicht, das waltende Regime und die innere Ordnung aufrechtzuerhalten, folglich das Recht auf blutige Unterdrückung jeglicher Revolution. Entscheidung in diesem unlöslichen Zwiespalter kann nur die Gewalt bringen; auch da — wie im Kriege — gilt das Recht des Stärkeren . . . .

Freilich, das sind Wirren und Verwicklungen, die schier unlösbar scheinen und doch, die Lösung ist so einfach, so einfach! In unserer Welt der unaufgestiegen Wandelungen soll — seitdem die Wissenschaft das Gesetz der Wandlung erkannt hat — nicht mehr an der Starrheit festgehalten werden. Was sich der Umwandelung, dem Flusse der Dinge widersetzt, das muß durch Gewalt sich behaupten und kann nur durch Gewalt gebrochen werden. Diese bisher bestehenden ist ja nicht nötig. Anpassen ist die Lösung und die Lösung.

Das vorhin als unentwirrbar hingestellte Dilemma krankt an einem darin versteckten, falschen Satze: Die Regierung habe die Pflicht, das waltende Regime aufrechtzuerhalten. Das Bestehende unter allen Umständen durch Gewalt aufrechterhalten zu wollen — das ist eben jene Starrheit, die am Naturgesetze der Entwickelung zerschellen muß, und deren ultima ratio das Massaker ist. Ist aber einmal aus der Kulturwelt das Massaker als legitimes Ausdrucksmittel ausgeschaltet, so wird bei Gegenlagen zu einem anderen Ausmege gegriffen werden müssen, zur Verständigung. Und dahin weist der Pacifismus, diese Methode gilt für die innerpolitischen Konflikte ebenso gut wie für die äußeren; der Weg der Verständigung war es ja auch, den diesmal die Revolution in Rußland einschlagen wollte. In friedlichen Versammlungen, Denkschriften, Petitionen, Resolutionen — so wurde aus allen Klassen der Gesellschaft an die Regierung die achtungsvolle Vorstellung gerichtet: „Die Zivilisation schreitet überall in der Richtung größerer Volksfreiheiten vor, die Willkürherrschaft unverantwortlicher Beamter hat sosiel Unterdrückung und Unsicherheit zur Folge — solchem Regime ist unter großem Meidgentwachen, also passen wir es dem neuen Geiste an." Zu diesen politischen Beschwerden gesellte sich auch der Hilferuf des darbenden Proletariats, und die Arbeiter rückten aus — nicht etwa, um mit der ultima ratio der Anarchisten, der Bombe, ihrer Verzweiflung Luft zu machen, sondern um sie vertrauensvoll dem Väterchen zu klagen. Auch das war etwas Neues, etwas, das den Ring des gewaltsamen Aufruhrs und der gewaltsamen Repression gebrochen hat. Aber ach, auf die zweite Hälfte des Ringes hat die russische Regierung, die am Alten hängt, nicht verzichtet: die Leute wollen ein anderes Regime? Also flugs das alte Rezept: die Meyelei . . . .

Die alten Rezepte halten weiter her. Zur Ablenkung der inneren Wirren soll der äußere Krieg dienen, und Kuropatkin erhält Befehl zu einem Vorstoß. Das Mittel versängt nicht; der ganze Krieg ist dem russischen Volke verhaßt, er hat das Elend gesteigert, ist gegen den Willen des Volkes geführt und fortgesetzt worden. Auch ein Sieg hätte nichts gut gemacht; es kam aber keiner — nur wieder zu Zehntausenden liegen Tote und Verwundete auf dem hartgefrorenen Boden hingestreckt . . . .

Und weiter werden aus der Requisitenkammer der alten Historie die Instrumente hervorgeholt: Mißtrauensvotum, Belagerungszustand, sausende Nagaiken und geschwungene Säbel, Masseneinkerkerungen der Häupter der Intelligenz, Verbreitung der Anschuldigung; der Fremde hat's getan. Das Syndikat Japaner, Engländer und Jude hat die erforderlichen Millionen ins Land geschmuggelt. Aber auch hier zeigt sich, daß die Welt etwas ganz Neues enthält: nämlich, daß es überhaupt keine von fremdem Mitempfinden und fremder Kritik geschierten „inneren Angelegenheiten" mehr gibt. Nur die Regierungen bewahren noch diese Reserve — obwohl gerade sie im Haag sich verpflichtet hatten, Kriegsgefahren vermittlend abzuwehren und ausgebrochene Kriege zum Aufhören zu bringen; — aber die Völker erheben überall ihre Stimmen, wenn wo immer ein Unrecht oder eine Grausamkeit geschieht und die Kundgebungen eines öffentlichen Gewissens, eines allgemeinen Mitleids und eines allgemeinen Protestes gegen die alte Panacee Massaker brechen überall hervor, unterdrückbar und spontan. Das sind die Symptome der neuen Zeit.

Aus der ethischen Bewegung.

Die Oesterreichische Gesellschaft für Ethische Kultur in Wien veranstaltete anläßlich ihres zehnjährigen Bestandes eine Festfeier. Der Obmann der Gesellschaft, Direktor Dr. Aloisius Brezina, hielt den Festvortrag über „Die ethische Bewegung in Oesterreich während der letzten zehn Jahre." Bedeutsam für diese Epoche — sagte Redner — ist das Schicksal der Friedensbewegung dieser Jahre. Sie fand von allen Seiten aktiven und passiven Widerstand. Nicht viel besser ging es der Frauenbewegung und anderen ethischen Bestrebungen. Die stärkste Entfaltung zeigt sich in einer von der wirtschaftlichen Notlage ausgehenden Idee: in der Arbeiterbewegung. Die Ethische Gesellschaft erstrecke ihre Tätigkeit auf ein großes Gebiet; erst in diesem Jahre entsendete sie ihr Mitglied Frau Frankl-Schefchik nach Berlin, um die dortigen Wohlfahrtseinrichtungen zu studieren. Ihre daselbst gemachten Erfahrungen wurden in einer „Auskunftsstelle" verwertet, welche die Ethische Gesellschaft errichtete. Dieselbe soll einerseits als Zentralstelle für Vereine dienen, anderseits die Armenpflege und Armenfürsorge genau nach Berliner Muster, jedoch unseren Verhältnissen angepaßt, regeln. Es wäre nur zu wünschen, daß diese Institution dem Publikum bekannt und von demselben benützt würde. Die ethischen Erfolge der letzten zehn Jahre, schloß Redner, ergeben bei ihrer Betrachtung ein Gesamtbild, dessen Bedeutung nicht hinwegzuleugnen ist; alle theoretischen Bestrebungen begegnen in weiteren Kreisen ehre Mißtrauen; praktische Erfolge sind zu verzeichnen, wo unter dem Drucke von Notwendigkeiten Dinge ins Wert gesetzt werden. Nach dieser mit großem Beifall aufgenommenen Rede würdigte Dr. Julius Ofner mit warmen Worten die Bedeutung des zur Feier verstorbenen Mitgründers des Feldmarschalleutnants Gustav Rathenhofer. Der Sohn eines einfachen Uhrmachers, selbst für diesen Beruf bestimmt, brachte es Rathenhofer, der beim Ausbruche des Krieges im Jahre 1859 in die Armee als Gemeiner trat, bis zum Range des Generals. Welche Tüchtigkeit, welche Energie, welcher Fleiß gehörte dazu, um im österreichischen Heere ohne Protektion vom Gemeinen zum Feldmarschalleutnant aufzusteigen! Bald wendete er sich auch der Schriftstellerei zu. Wie der Mann selbst, war auch seine schriftstellerische Tätigkeit. Energie, welche das Weltall selbst in sich bildete sein Studium. In seinen konkreten Untersuchungen, deren Ergebnis er in zahlreichen Werken niederlegte, ist Rathenhofer vor allem Soziologe. Der Mensch wird, sagt er, von drei Interessengruppen geleitet, deren erste die Selbsterhaltung ist. Die soziale Frage ist die Frage nach der Futtermenge, die soziale Frage ist die Frage nach dem Futterorte. Zu diesem Triebe kommt der Trieb nach Gesellschaft, der die Menschen veranlaßt, sich aneinander zu schließen. Der dritte Trieb ist der intellektuelle Trieb: der Mensch strebt nach Erkenntnis, er will begreifen. Das ist der Leitgedanke von Rathenhofers Philosophie. Er war ein mutiger und origineller Forscher, ein Pionier auf noch wenig betretenem Gebiete, ein gelehrter und geistreicher Denker von hohem ethischen Werte. Sein Andenken wird stets hoch zu halten sein. Nach Schluß der Versammlung fand ein Festmahl statt. Die Ethische Gesellschaft hat anläßlich ihres Jubiläums Bartholomäus Ritter von Carneri und Professor Dr. Friedrich Jodl einstimmig zu Ehrenmitgliedern ernannt.

* * *

Abteilung Berlin. Zur Jahresschlußfeier sprach, wie seit Begründung der Gesellschaft für ethische Kultur alljährlich, am 30. Dezember des vergangenen Jahres wieder unser verehrter erster Vorsitzender Geheimer Regierungsrat Professor W. Foerster. Als Thema hatte er sich die tiefgründige Frage gewählt: „Sollen die höheren oder die niederen Wohl- und Weh-Gefühle die Welt regieren?" Nach einem in der „National-Zeitung" abgedruckten Bericht, der freilich auch nur skizzenhaft das Gehörene wiedergeben vermag, führte der Redner folgendes aus:

Die uralte, aus dem Reiche der Töne stammende und sodann kosmisch-physikalisch erweiterte Lehre von den Harmoniegesetzen der Bewegungen war die erste Quelle erzalgemeinernder Deutungen der Wohl- und Weh-Gefühle der Seele. Zu diesen Deutungen ist neuerdings die Lehre von der Umwandlung und Erhaltung der Energie als ein wesentliches Element des Verständnisses der Dauererscheinungen des Seelenlebens hinzugekommen. So beginnt sich jetzt überhaupt eine höhere Erkenntnis

Digitized by Google

aufzubauen von der Selbstbehauptung beliebig umfassender und vielartiger Bewegungsformen, die sich gewissermaßen selber harmonisieren, indem sie Konsonierendes elektiv in sich aufnehmen, Dissonierendes aber abweisen oder in andere Energieformen umwandeln. Der Nachweis derartiger Selbstbehauptungen reicht jetzt nicht nur bis zu den niederen Formen und Typen der Lebewelt, sondern sogar hinab bis zu den charakteristischen Dauerformen solcher Bewegungssysteme, wie sie uns z. B. die Gase in ihren Emissionen und Absorptionen von Lichtwirkungen erkennen lassen. Auf diesem Wege physikalisch-mathematischer Forschung, die uns vor kurzem ganz neue Rätsel aufgegeben, aber zugleich unermessene neue Schätze von Energie erschließt hat, haben wir uns jetzt auch einer tieferen Behandlung der ethischen Probleme genähert. Wir lernen nun höhere und niedere Energieformen im Seelenleben sicherer unterscheiden; wir werden auch lernen, die in ihren Konsonanzen und Dissonanzen gehörenden dauernderen oder hinfälligeren Wohl- und Weh-Gefühle besser zu verstehen und diese Erkenntnis für das Einzelleben und das Gemeinschaftsleben weiser zu verwerten. Die Gesichtspunkte dieser Energetik geben uns in der gehobenen Würdigung und Geltung der Bewertungen des höheren Seelenlebens nicht bloß ein freudigeres Vertrauen in den großen Ideal-gedanken der sittlichen Freiheit, sondern sie befreien uns auch wirklich mehr und mehr von den Nöten der Lenkung unseres Wollens und Tuns und die niederen Wohl- und Weh-Gefühle, deren innere Schwäche gegenüber jenen Dauer-Formen der Seelen-Energie noch immer nach atavistischer Gewohnheit durch leidenschaftliches, imponierendes Augenblicks-Gebahren vergänglichster Kurzlebigkeit verhüllt wird.

Mit einigen Hinweisungen auf den gegenwärtigen Zustand hob der Vortragende hervor, wie entschiedenb wichtig es jetzt sei, daß sich die Menschheit, unabhängig von den Verschiedenheiten der Weltanschauung, in den großen Fragen der sittlichen Kultur, die rein leiblichen Charakteres seien, endlich mit Ernst und Weisheit verständige. Die Harmonisierung der Menschenwelt habe im übrigen gar nicht die absolute Konsonanz von Wohlgefühlen zum Ziel, sondern nur die gehörige Einschränkung der niederen Wohl- und Weh-Gefühle und der Gegensätze der von denselben drohenden Entartungen. Die hohen Weh-Gefühle, wie sie von jeher in unbefriedigter Sehnsucht viele der größten Seelen erfüllt hätten, seien ebenso zu dem Reiche der höheren Kultur gehörig, wie die Dissonanzen zu jeder großen Schöpfung der Tonwelt.

* * *

Abteilung Magdeburg. Herr Bernh. Kloß hielt einen Vortrag über „Erziehung zur Schönheit"*). Der Redner führte etwa folgendes aus: „Wenn man unter Schönheit beim Menschen ein gewisses Maß körperlicher Vorzüge versteht, die in mehr oder in überraschender Weise, daß vollkommene Schönheit sich mit vollkommener Gesundheit decke, d. h. nur ein vollkommen gesunder Mensch die Merkmale körperlicher Schönheit in sich vereinige. Wahre Schönheit ist jedoch erst da vorhanden, wo zur Schönheit des Körpers noch die Schönheit der Seele tritt. Deshalb bedeutet Schönheitspflege nicht nur Körperpflege, sondern in weit höherem Maße Seelen- und Charakterpflege. Nach den Gesetzen der Psychologie und Suggestion hat jeder erwartete physiologische oder psychologische Effekt die Neigung einzutreten. Erfüllt der Mensch seine Seele mit Glauben, Vertrauen und Hoffnung auf eine schöne Zukunft, so fördert er dadurch seine Kraft, Schönheit und Gesundheit, während Sorge, Trübsinn, Zorn, Neid u. s. w. Körper und Geist schädigen. Wer also Schönheitserziehung und Selbsterziehung muß der Mensch danach trachten, Herr aller seiner seelischen Erregungen zu werden. Ein nie versagendes Schönheitsmittel ist die ehrliche Freude, die wir uns täglich schaffen könnten, indem wir uns befreit zeigen, unseren Mitmenschen Freude zu bereiten. Entwickeln wir unser ganzes Fühlen, Denken und Wollen nach diesen Richtungen hin, so winkt als Ziel eine alles bezwingende geistige Gesundheit und Schönheit, die rückstrahlend den Körper veredelt und verschönt." An den Vortrag schloß sich eine lebhafte Aussprache.

*) Der Vortrag ist in erweiterter Form mit eingehenden Anweisungen über Körperübungen unter gleichem Titel als Broschüre erschienen und durch den Buchhandel, sowie direkt vom Verfasser Bernh. Kloß, Magdeburg-S. für 75 Pfg. zu beziehen.

* * *

Abteilung Berlin. Fräulein Thekla Friedländer hielt einen Vortrag über „Einblicke in Frauengefängnisse und soziale Aufgaben." Die Unterbringung von weiblichen Gefangenen in Arbeit und geordnete Lebensverhältnisse ist ungleich schwieriger als die der Männer. Wenn der männliche Strafgefangene nicht arbeitet, so steht er der Gefahr gegenüber, wieder seine Freiheit zu verlieren. Die jüngere weibliche Gefangene braucht für den Lebensunterhalt nicht zu arbeiten, sie hat den Ausweg des Leichtsinns. Die Not des Lebens, die den Mann auf den guten Weg führt, wird für die Frau zur größten Versucherin. Das zweite ist, daß der Mann zumeist ein Handwerk erlernt hat, während die Frau gänzlich unvorbereitet für den Lebenserwerb ist. Die weibliche Gefangene bedarf der Unterweisung. Unter den gefangenen Mädchen sind viele, die schlecht erzogen, allein aus Not und Verführung schuldig geworden sind. Unter den Frauen solche, die in ihrer Ehe durch schweres Leid und Trübsal gegangen sind und dann in der Verzweiflung eine Straftat verübt haben. Bei ihnen Freiwerden neben diese Frauen aber Kinder zu erziehen und zu ernähren. Es ist nicht zu verantworten, wenn solche Unglückliche im Gefängnis der Einwirkung verdorbener Elemente ausgesetzt werden. Die Anstalten mit gemeinsamer Haft haben die schädigendste Einwirkung; die schlechtesten Anstalten sind die, wo jedes bis acht Gefangene in einer Zelle untergebracht sind, zumeist ohne Aufsicht, aber auch diejenigen sind schädigende, wo Gefangene am Tage gemeinsam unter Aufsicht arbeiten, aber nachts in Schlafsälen zusammen sind. In dem größten Teile der deutschen Gefängnisse sind jetzt erfreulicherweise Einzelzellen. Die Frauenabteilung steht zumeist unter einem Inspektor, das heißt unter einem früheren militärischen Unterbeamten, Feldwebel u. s. w., in dessen Händen die oft subtilen, psychologischen Aufgaben liegen.

Die neuen Bestrebungen treten ein für Ausführung der besseren Elemente durch erzieherische Beeinflussung und handwerklichen Unterricht. Jede Gefangene sollte eine Arbeit haben, bei der sie etwas lernt, und dadurch vorbereitet wird für den späteren Lebenserwerb. Solche Arbeit erfüllt eine große soziale Aufgabe, sie führt die einzelnen Gefangenen einer redlichen Existenz zu und tritt damit zugleich ein für die Wohlfahrt und Sicherheit der Gesellschaft. Große Reformen sind ausgegangen von dem Ministerium des Innern, durch das Verdienst des Geheimen Oberregierungsrats Dr. Krohne. In den diesem Ressort unterstehenden Anstalten besteht die maßgebende Veränderung darin, daß an der Spitze der Frauenabteilung gebildete, erzieherisch begabte Frauen stehen, Oberinnen, die sich der Gefangenen annehmen, sie individuell behandeln und die hauptamtliche Beschäftigung organisieren. Alle Maßnahmen sind auf Besserung gerichtet. Die Einwirkung gebildeter Frauen als Gefängnisbeamte erweist sich als segensreich. Sehr wichtig ist die Betätigung der Gefängnisfürsorgerinnen, gebildeter, die in Gefängnisse gehen zur Hilfe der Gefangenen. Sie sollen aber nicht allein aus besten Wünsche und Willen ihrer Liebestätigkeit nachgehen, sondern auf dem Untergrunde der Kenntnis der Gefängniskunde und der Gesichtspunkte der Gefangenenfürsorge. Die Hauptaufgabe wäre, überall wo ungeeignete Gefängnisräume vorhanden sind, bei den Regierungen vorstellig zu werden: 1. für Unterbringung der weiblichen Gefangenen in Sonderzellen bei Nacht; 2. für Anstellung von wissenschaftlich und fachmännisch-praktisch vorgebildeten weiblichen Oberbeamten an Stelle der Inspektoren und von geprüften Unterbeamten; 3. für möglichst weite Ausgestaltung des handwerklichen, gewerblichen, hauswirtschaftlichen und wo es angeht, landwirtschaftlichen Unterrichtes. Ferner betonte die Rednerin auf das dringendste die Notwendigkeit eines allgemeinen Strafvollzugsgesetzes und brachte Vorschläge für Gesetzesparagraphen für die Frauengefängnisse. Sie betonte auch die Notwendigkeit der Einführung der Disziplin der Strafvollzugsbeamtinnen an den Universitäten. Ferner trat sie ein für unbedingte Abschaffung „bedingter Begnadigungen", vor allem für zum ersten Male verurteilte Jugendliche; diese können sich den Erlaß der Strafe durch fortgesetzte gute Führung verdienen. Aber die bedingte Begnadigung findet allein dann erfolgreiche Anwendung, wenn sie mit Schutzaufsicht der Fürsorgevereine verbunden ist. Eine Verbindung der Staatshilfe mit sozialer Hilfsarbeit ist notwendig. Dazu kommen die Aufgaben der Familienfürsorge und die großen Aufgaben der Unterbringung der Entlassenen. Es hat sich ergeben, daß die Kriminalität unter den Männern, insbesondere unter den Jugendlichen, erheblich zugenommen hat, während die Zahl der weiblichen Gefangenen einen bedeutenden Rückgang zeigt. Diese bedeutsame Tatsache steht im Zusammenhang mit der intensiven Tätigkeit der Frauenbewegung im letzten Jahrzehnt für vorbeugende Maßregeln auf dem Gebiete der sozialen Hilfsarbeit. („Berliner Tageblatt.")

Bücherschau.

Drei Essays von Oskar Wilde. Uebersetzt von Hedwig Lachmann und Gustav Landauer. Axel Junkers Buchhandlung.

Der Sozialismus und die Seele des Menschen, heißt der erste und bedeutendste der drei Aufsätze. Wilde schildert darin die Höhenentwicklung des Sozialismus, der sich notwendiger Weise zu einem höheren Individualismus ausgestalten muß, je mehr er sich aus dem Uebergangsstadium der unterirdischen Gewalt herausarbeitet. Die neue Gesellschaftsordnung, die der Sozialismus anstrebt, muß immer intensiver daran arbeiten 'm Individuum die größtmögliche sittliche Selbständigkeit zu entfalten, denn nur auf diesem Wege ist die fortschreitende Entsklavung der Menschheit möglich. Der urabschedare Fortschritt der Technik wird, nachdem er die Kinderkrankheiten überstanden hat, dem

Digitized by Google

Sozialismus immer wertvollere Dienste leisten. Die Technik wird immer mehr die materielle Abhängigkeit der Menschen vertingern und dadurch eine Fülle sittlicher Kräfte frei machen, die bisher durch die materielle Not gebunden waren. Sozialismus und Wissenschaft sind die Methoden, welche die moderne Kulturmenschheit sich erwählt hat, um zu einer höheren Gestaltung des Lebens durchzudringen und zu einer Lebensauffassung, die ihre Aufgabe immer mehr darin suchen wird, der ganzen Menschheit die höhere Daseinsfreude zu ermöglichen; zu einer Lebensauffassung, der der Gedanke unerträglich sein wird, auf Kosten anderer die eigene Lebensfreude aufzubauen: In einer solchen Gesellschaftsordnung wird jedem Einzelnen immer mehr die Möglichkeit geboten werden, sich zu selbständiger Menschenwürde emporzuarbeiten, ohne durch ein Uebermaß von körperlicher Arbeit und materieller Not erdrückt zu werden. So wird und muß der Sozialismus zu einem höheren Individualismus führen, weil er eine immer feinere Differenzierung unter den Menschen hervorrufen wird. Nicht die öde Gleichmacherei wird also das Ziel des Sozialismus sein, sondern der Individualismus. Er ist, um mit Wilde zu sprechen „Die Vollkommenheit, zu der jede Form des Lebens unterwegs ist." Im besonderen soll die Menschheit durch die Lebensfreude ergänzen werden; das Leid an sich seinen erziehlichen Wert für die Ausbildung der Persönlichkeit hält W. für ein überwundenes Stadium, das während des christlichen Mittelalters seine höchste Bedeutung erreicht hatte. Ich möchte hier hinzufügen, daß, wie man sich auch die Höherentwickelung der Menschheit denken mag, Leid und Freude immer in gleichen Teilen das Dasein beeinflussen werden, denn sie sind die elementaren Gewalten, das Lebensprinzip der Menschheit, das immer von neuem zum Fortschritt drängt. Freude ohne Leid ist ebenso wenig denkbar, wie Wärme ohne Kälte. Freude und Leid werden sich allerdings immer mehr verteilen und vergeistigen: vielleicht meint auch Wilde das, wenn er den Leidensbegriff früherer Zeiten als überwunden ansieht. W. schließt mit dem Gedanken, daß der neue Individualismus, in dessen Dienst der Sozialismus steht, eine vollendetere Harmonie erzielen wird, als die Kultur der Antike und der Renaissance, weil er mit Hilfe der Maschine zu einer erfolgreicheren Entfaltung der Menschheit führen muß.

Der zweite Aufsatz Wildes behandelt die Zustände im Zuchthaus zu Reading, insbesondere das Kapitel der Kinderbestrafung und die entsetzlichen Grausamkeiten, denen die Kinder in den englischen Gefängnissen ausgesetzt sind.

Der dritte Aufsatz „Aesthetisches Manifest," bespricht die neuere Kunstauffassung in England, die sich im Gegensatz zu der Ruskins — welcher im ethischen W. in der Kunstwerk dessen höchste Bedeutung sah — mehr und mehr der Ansicht zuwendet, daß die eigentliche Bedeutung eines Kunstwerkes lediglich in seinem ästhetischen Wert zu suchen ist.

L. J.

Deutsche Volksabende. Ein Handbuch für Volksunterhaltungsabende. Von Dr. Paul Luther, Pfarrer in Charlottenburg, früherem Oberpfarrer in Kremmen. Berlin, zweite vermehrte Auflage. Verlag von Alexander Duncker. Geheftet 3 Mk., gebunden 4 Mk.

Volksunterhaltungsabende sind für die Mitglieder der D. G. E. V. nichts Neues mehr. So manche Abteilung der ethischen Gesellschaft steht in der vorderesten Reihe derer, die bestrebt sind, den weiteren Schichten unseres Volkes die Schätze der Poesie durch das lebendige, gesprochene Wort zu erschließen. Auf unserer Seite handelt es sich dabei nicht um Darbietung besonders fürs „Volk" zubereiteter Brocken, sondern es gilt, das Volk teilnehmen zu lassen an den Schöpfungen der großen, freien, männlichen Kunst und es zum Verständnis dafür zu erziehen. Was nun das vorliegende Handbuch angeht, so kann ich sagen: Hier ist Geist von unserem Geist. Dieser evangelische Pfarrer ist mit uns der Ueberzeugung, daß solche Einführung in die Schöpfungen der hohen Kunst auch ein Mittel sein kann, die flüchtigen Unterhaltungsbedürfnisse gelenkter wird; er erwartet von der inneren Aufnahme dichterischer Erzeugnisse eine Erweiterung und Vertiefung des Empfindungslebens und damit einen Gewinn für die sittliche Bildung des Volkes. Es ist ihm schon etwas Großes, „unserem Volke hin und her einmal Stunden gemeinsamer Feier zu schaffen, wo jede Seele durch die Zaubermacht reiner Kunst in das Land des Lichtes geführt wird." Für seine Stoffsammlung „aus deutschen Dichtern" ist ihm leitender Grundgedanke gewesen „die ganze Fülle und Weite menschlichen Lebens wiederspiegelnd, unbeengt und unbeeinflußt durch irgendwelche nichtkünstlerische Gesichtspunkte. „Volksunterhaltungsabende" sagt er, „sollen keine Stunden des Spiels und Scherzes sein, sondern Stunden, in denen Menschen, die sich geheiligt haben für die Arbeit am Volke, sein und leise an diesem Volke arbeiten." In diesen Worten kommt eine Wertschätzung der Kunst als einer Hilfskraft für die sittliche Bildung zum Ausdruck, wie sie auch z. B. Prof. Döring in seinem „Handbuch der menschlich-natürlichen Sittenlehre" ausspricht: „Alle wirkliche Kunst entrückt uns dem niederen Alltagstreiben und versetzt uns schon an sich in eine höhere reinere Welt, in der auch das Sittliche besser gedeiht. Alle Kunst, die menschliche Gefühlszustände und Schicksalslagen darstellt, weckt und nährt das Mitgefühl und stärkt damit eine wichtige Hilfskraft des Sittlichen." (S. 275 und 276 a. a. O.)

Für Volksunterhaltung in diesem Sinne zur Weckung und Pflege „reiner Menschlichkeit" will Luthers Handbuch nun Führer und Helfer sein. In einer Einleitung gibt der Verfasser Ratschläge für die wirksame Errichtung von Volksunterhaltungsabenden. Er tritt hier besonders dafür ein, jedem Abende eine einheitliche Grundstimmung zu geben; nicht mit einem bunt zusammengewürfelten Programme vor die Zuhörer zu treten, sondern in den Vortragsstoffen eine innerlich verwandte und zusammengehörige Gefühls- und Vorstellungsmasse zu bieten, wie es dem geringen Fassungsvermögen des schlichten Mannes entspricht. Es folgen dann eine Reihe von Programmen aus des Verfassers eigener Praxis, die solche einheitlichen Themata bieten, sanft den dichterischen Stoffen, die er in den Rahmen seines Vortrags über das jeweilige Thema eingefügt hat. Den Hauptstock des Buches — 259 Seiten — bildet eine reiche Auswahl „aus deutschen Dichtern", die sich auf die neueren Dichter beschränkt, deren Werke ja schwerer erhältlich sind als die älteren. Den Schluß des Handbuches bilden zahlreiche „Musterprogramme deutscher Vereine für Volksunterhaltung."

So ist das Handbuch in doppelter Hinsicht wertvoll. Es weckt Begeisterung für den wichtigen, wirklamen Begriff der Volksunterhaltung, indem es dem Vortäger und Veranstalter Weise die segensvolle Bedeutung dieser Bestrebungen aufweist, und dann gibt es Anleitung und treffliche Hilfe, das Werk der Volksunterhaltung in fruchtbringender Weise zu treiben. P. Sch.

* * *

Theodor Brix: Wider die Halben im Namen der Ganzen oder: Die Vernichtung Kants durch die Entwicklungslehre. Ein Streitschrift gegen die Kantverehrung. Berlin 1904. 67 S.

Der zweite Titel des Verfassers zeigt seinen Anspruch und zugleich seinen grundlegenden Mangel. Er gehört zur großen Menge derer, die aus der Entwicklungsgeschichte der Planeten die Nichtigkeit der Newtonschen Gesetze triftieren möchten. — Bitte, um Verzeihung! das tut doch wohl niemand? — Gewiß nicht! Nur auf philosophischem Gebiete erlaubt man sich heute fortwährend dergleichen zu tun. Ist es da wohl ein Wunder, wenn die derart gezogenen Schlüsse, wie Verfasser beklagt, „verächtlich" abgewiesen werden?

Was besonders gegen die Kantverehrung, Berlin 1904. 67 S.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur
• Abteilung Berlin. •

Sonnabend, den 4. März, abends 8½ Uhr, Lesesaal der D. G. E. K. Unter den Linden 16. **Abteilungstag:** Jahresbericht, Kassenbericht, Vorstandswahl. Bindl der Delegierten zum Gesellschaftstage in Jena. Nur für Mitglieder.

Sonnabend, den 25. März, Bürgersaal des Rathauses, abends 8¼ Uhr: Vortrag von Herrn Pastor Plaß, Direktor des Erziehungsheims am Urban: „Ausdau der öffentlichen und privaten Fürsorge für die verwahrloste Jugend." Eintritt frei für jedermann. Gäste willkommen. Diskussion.

Sonnabend, den 15. April, abends 8¼ Uhr, Bürgersaal des Rathauses. Vortrag von Frl. Blum (Spandau): „Die ethische und wirtschaftliche Bedeutung der Erwerbsarbeit der verheirateten Frau und Familienmutter." Diskussion. Für Mitglieder frei. Gastkarten zu 50 Pf. bei Späth (Königstr. 52) Nicolai (Potsdamerstr. 123 b), bei Wertheim (Leipzigerstr. 132/7), und im Bureau (Unter den Linden 16, II).

Montag, den 1. Mai, abends 8½ Uhr, Bürgersaal des städtischen Rathauses: Redner und Thema vorbehalten.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Verlag von Leonhard Simion Nf. in Berlin SW. 48.

Soeben erschienen:

Die Verstaatlichung des Kohlenbergbaus

von

Bergrat Gothein,

Mitglied des Deutschen Reichstages.

(Vortrag, gehalten in der Sitzung der Volkswirtschaftl. Gesellschaft zu Berlin am 20. Januar 1905.)

Gr. 8°. Brosch. Preis 1 Mark.

Der im Ruhrgebiet ausgebrochene, seit Wochen dauernde Streik der Bergarbeiter hat den Gedanken der Verstaatlichung des Steinkohlenbergbaus wieder in den Vordergrund gedrängt, und behandelt der Herr Verfasser in geistvoller Weise dieses überaus aktuelle Thema.

Wir bringen in empfehlende Erinnerung:

Dr. Rudolph Penzig,

Zum Kulturkampf um die Schule.

Ein Mahnwort an Denkende.

8°. 10 Bg. Preis brosch. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Zum Druck von **Broschüren**

wissenschaftlichen Werken,

Jahresberichten, Flugblättern,

sowie zur Anfertigung

• • • sämtlicher anderen Druckarbeiten • • •

in moderner und sauberer Ausführung, bei billigster Berechnung, empfiehlt sich

Oskar Hensels Buchdruckerei

Gottesberg (Schlesien).

Druck der „Ethischen Kultur," des „Freidenker" und freireligiösen „Sonntagsblatt."

☞ Bei Bedarf verlange man Kostenanschlag. ☜

Die öffentliche Lesehalle
der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.
Münzstraße 11,

ist als eine Stätte der Bildung und edler Unterhaltung seit dem 1. Januar 1895 für jedermann unentgeltlich geöffnet.

Lesestunden

Wochentags 12—3 und 6—10 Uhr, Sonntags von 9½—1 und 5—10 Uhr. Bibliothek von 6700 Bänden — 87 Zeitungen aller Parteien, 100 Fachblätter und Zeitschriften, Landkarten, Wörterbücher und andere Nachschlagewerke.

1904: 95 127 Besucher, über 32 107 Buchbenutzungen.

Anmeldungen von auswärtigen und Jahresbeiträgen an die Lesehalle, Münzstr. 11, oder an den Schatzmeister Herrn **Paul Jacke,** Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 20.

Das Bureau der Auskunftsstelle der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur
Unter den Linden 16, Querg. III.

ist **geöffnet** von 10 bis 1 Uhr und von 3 bis 8 Uhr.

Auszug aus den Satzungen:

Zweck der Auskunftsstelle der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur.

a) Mündliche und schriftliche Auskunftserteilung an Personen, die Hilfe suchen oder Hilfe leisten wollen, im Besonderen über öffentliche oder private Wohlfahrts-Einrichtungen innerhalb Berlins.

b) Methodische Anleitung der Mitglieder der Auskunftsstelle in allen Zweigen persönlicher Hilfeleistung.
1) durch die sich aus dem Verkehr mit den Auskunftsuchenden ergebenden schriftlichen Arbeiten,
2) durch Vorträge, Besprechungen, Referate.

c) Uebermittelung und Ueberweisung persönlicher Fälle von sozialethischen Gesichtspunkten geleiteter Fürsorge für Hilfsbedürftige.

Verlag von Leonhard Simion Nf. Berlin SW. 48.

Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. (Mit Bildnis Rahels). Herausgegeben von Dr. Hans Landsberg, Preis broschiert 3 Mark, gebunden 4 Mark.

Rahel, Bettina und Charlotte. Die bedeutendsten Frauengestalten der Romantik hat uns in ihren Briefen und Tagebüchern ein unvergleichliches Kulturbild ihrer Zeit hinterlassen. Sie ist die erste wahrhaft moderne Frau, ganz erfüllt von der Aufgabe, dem Weibe die geistigen Rechte zu geben, die für seine Entwickelung notwendig sind. **Rahel: Ein Buch des Andenkens ist ein Buch des Lebens, ein Evangelium hoher Weiblichkeit.**

Kurort

GROSSJENA

b. Naumburg a. Saale, Thür.

Erholungsheim. Herrl. Lage, weite Aussicht, III. Prosp. Prosp. frei. Frühjahrskuren.

Zeitungs-Nachrichten

Ausschnitte über Politik, Handel, Landwirtschaft, Kunst und Wissenschaft werden Ihnen alle Zeitungen und Journale der Welt mittelst Presse-Ausschnitten prompt und sorgfältig liefern.

Nachrichten-Bureau Adolf Schustermann HILCHEN 0.37.

Referenzen etc. gratis und franko.

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von Mk. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Das Bureau der D. G. E. K.,

Unter den Linden 16 befindet sich jetzt nicht mehr im dritten, sondern im **zweiten Stock** rechts. Ausflüsse ꝛc. werden, falls der Unterzeichnete nicht anwesend ist, aber, nach wie vor, auch in der Auskunftsstelle im III. Stock erteilt. Sprechstunden des Unterzeichneten nur Montag, Mittwoch und Freitag von 10—12 Uhr. Einige Aufschriften sind daher besser an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmanstraße 15 zu richten.

Dr. Penzig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats
Preis: vierteljährlich 1.60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die 7gespaltene Kolonelzeile 40 Pf. Beilagen nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland." Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 48, Wilhelmstraße 121.

XIII. Jahrgang. | Berlin, den 15. März 1905. | Nr. 6.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Die Religion der Pflicht. Von Dr. Felix Adler.
Ethik und Kapitalismus. Von Karl Vorländer.
Streiflichter:
Bodenlose Gleichgültigkeit gegen den erzieherischen Segen ꝛc.
Vereinheitlichung der Versicherung.
Die Macht des Genossenschaftsprinzips.
Aus der ethischen Bewegung. Abteilung Breslau.
Der internationale ethische Bund.
Sprechsaal.
Vermischtes.

Mit der vorliegenden Nummer schließt das erste Quartal. Wir bitten unsere Freunde und Leser recht herzlich, uns auch fernerhin nicht nur selbst treu zu bleiben, sondern auch uns in der weiteren Ausbreitung der „Ethischen Kultur" und ihrer Monatsbeilage „Kinderland" möglichst zu unterstützen. Probenummern stellen wir bereitwilligst zur Verfügung und senden dieselben gratis und franko an angegebene Adressen.

Unsere Postabonnenten

machen wir bei dem Quartalswechsel auf die seit einiger Zeit bestehende postalische Einrichtung aufmerksam, wonach die Zeitungsgelder von den Briefträgern, welche zur rechtsgültigen Quittungsleistung berechtigt sind, eingezogen werden können. Eine weitere Bequemlichkeit für die Leser liegt darin, dass man die Einziehung der Zeitungsgelder bei Neubestellungen schriftlich beantragen kann. Man wirft einen Benachrichtigungszettel in den Briefkasten, worauf der Briefträger zur Entgegennahme der Bestellung und Abholung des Geldes erscheint. Etwaige Kosten entstehen dadurch nicht. „Reklamationen wegen unpünktlichen Einganges bitten wir bei der Postanstalt des Bestimmungsortes anzubringen."

Redaktion und Verlag für ethische Kultur.

Die Religion der Pflicht.

Von Dr. Felix Adler.*)

In einer Zeit, in der viele sich seelisch vereinsamt fühlen, zu einer Zeit des heftigen Widerstreites zwischen Kopf und Herz — das Herz voll sehnlichen Verlangens nach gewissen Tröstungen, gegen welche die Vernunft sich auflehnt — zu einer Zeit, in der die Welt für den Denkenden, der seinen Seelenfrieden nicht um den Preis intellektueller Selbsttäuschung erkaufen mag, trostlos, kalt und abweisend erscheint — oft weil die Gottheit, die einst das All belebt, daraus verschwunden —; zu einer solchen Zeit erglänzt an unserm Firmament der Leuchtstern der Pflicht und eine Stimme aus den Urtiefen unsres Wesens ruft uns zu: nichts ist verloren, nichts, nichts Unersetzliches! Denn ob die Gottheit, an die wir einst glaubten, lebt oder nicht; ob es ein Jenseits geben mag oder nicht — die erhabenste Tat bleibt unsrer Selbstbestimmung vorbehalten; dem Gemeinen den Dienst zu verweigern und der Leitung jener unteilbaren, innern Stimme zu muß zu folgen, die uns zum Guten ruft.

Viele sind in der irrtümlichen Anschauung befangen, daß eine ethische Religion die Unterdrückung alles religiösen Gefühls in sich schließe; als sei eine solche gleichbedeutend mit einem vorbedachten Sich-Abschließen innerhalb der Grenzen der Menschheit und der Uebernahme aller Fragen über unsre Bestimmung, über Bedeutung und Zweck des Daseins, über der Menschheit Schicksal und Zukunft; daß sie mit Bezug auf Religion eine flotsche, resigniert-entsagende Haltung einnehme — mehr geschaffen um uns über unsern Glaubensverlust hinwegzutrösten, als eine neue Religion erstehen zu lassen. Doch dem ist nicht so. Eine Religion auf rein ethischer Grundlage ist wohl möglich und ich beabsichtige, jene Elemente einer solchen Religion, welche ich als die wichtigsten und von tiefgreifendstem Interesse erachte, in kurzen Umrissen festzuhalten.

Zuerst denn: Pflicht reist zur Religion. Damit will ich indes nicht sagen, daß dieses Ergebnis eine notwendige Folge sei. Mancher geht den Weg der Pflicht, schaut weder zur Rechten noch zur Linken, weder gen Himmel noch zur Erde, einfach auf seine Pflicht bedacht und auf weiter nichts. Dies mag zugegeben werden; doch von diesem Punkt aus möchte ich meinen eigenen Pfad verfolgen, der einen weiteren und umfassenderen Ausblicks verspricht. Pflicht reist in der Tat zur Religion, wenn wir die kosmische Bedeutung des Moralgebots in ihrem ganzen Umfang erfaßt haben. Eine moralische oder unmoralische Handlung betrifft vornehmlich mich selbst und meinen Nächsten. Dies liegt auf der Hand; und viele beschränken sich auf diese Augenscheinlichkeit und behaupten, daß das Prinzip der Moralität einzig und allein auf Menschen und ihre wechselseitigen Beziehungen anwendbar ist. Eine moralische oder unmoralische Handlung hat indessen auch noch eine weitere Beziehung und ist den Naturgesetzen — jenen Gesetzen, denen der Kosmos unterlan ist — nicht völlig fremd.

Wir mögen den Bienenstock und den Instinkt seiner Bewohner von dem Standpunkt aus unter Beobachtung

*) Aus dem Englischen übersetzt von Emanuel Pilpel.

Digitized by Google

ziehen, als ob beide nur auf das Leben der Biene Bezug hätten. Die Biene, mit ihrem Instinkt für Honigerzeugung, ist, isoliert und von diesem begrenzten Standpunkt aus betrachtet, einfach nur ein Geschöpf, das für ihre Gattung lebt; andererseits steht uns ein umfassenderer Ausblick auf das Leben und die Tätigkeit der Biene offen, sobald wir in diesen Instinkten eine Phase jenes umfassenderen Instinktlebens erkennen, welches der ganzen Tierwelt gemeinsam ist. Ebenso und in einem viel bedeutungsvolleren und radikaleren Sinne können wir in einer moralischen Handlung, die augenscheinlich nur uns selbst und unsre Nächsten berührt, die Aeußerung eines umfassenderen Naturgesetzes erkennen. Das Moralgebot kann als die höchste Aeußerung, die zur Vollkommenheit gebrachte Umwandlung desselben Naturgesetzes angesehen werden, welches die Himmelskörper in ihren Bahnen hält und die wechselseitige Anziehung der chemischen Elemente überwacht und leitet. Moralität ist, im innersten Wesen, das Gesetz der Ordnung zur sympathischen und zur harmonischen Auslösung der antipathischen Kräfte, die des Menschen Geist und Seele mit der seiner Mitmenschen einerseits zu binden und andererseits zu trennen streben. Die bedeutsamste Eigenheit der Seele besteht darin, daß sie sich aus ihrer Absonderung heraussehnt und sich mit der Weltseele zu vereinigen strebt; und obgleich ein jeder von uns sich vom andern unterscheidet und wir diese unsre Verschiedenheit zu behaupten suchen, sind wir dessenungeachtet zu einer höheren, seelischen Harmonie ausersehen. Dieses Gesetz der wechselseitigen Anziehung, das die, zwischen Seele und Seele wirkenden Antipathien zu überwinden strebt, ist eben der innerste Kern der uns innewohnenden Moraltendenz; und ich behaupte, daß diese Tendenz jener Anziehungskraft, welche das Sternensystem in seinen Bahnen hält und die Affinitäten der chemischen Elemente überwacht, nicht unverwandt ist.

Vieles Leid und noch größere Verwirrungen und Irrtümer sind den Versuchen unsrer Zeit gefolgt, das Moralgebot von seiner kosmischen Verbindung loszulösen und es als ein Gesetz zu betrachten, das, zusammenhanglos, einer kleinlichen Hausordnung gleich, sich nur mit dem an die enge Scholle gefesselten Menschen befaßt. Der Kosmos ist im Banne einer gewaltigen, aufwärtsstrebenden Tendenz, welche im Menschen als Moralbewußtsein zur Aeußerung kommt. Die alten Perser pflegten diesem Gedanken die folgende schöne Form zu geben: Es gibt zwei Prinzipien, das gute und das böse, die sich ewig bekämpfen; zwischen beide ist der Mensch gestellt und ihm ist die Entscheidung des Sieges anheimgegeben. Unsre Lebensaufgabe und der eigentliche Endzweck jeder moralischen Handlung ist es, unsre Kräfte mit dem den Dingen innewohnenden guten Prinzip zu vereinigen und so den Kampf zu glorreichem Ausgang zu bringen.

Denselben Gedanken finden wir in Wordsworths „Ode an die Pflicht“ ausgesprochen, in welcher der Dichter, die Pflicht apostrophierend, sagt: „Du hältst die Sterne ab vom Bösen!“ Dies ist nicht bloßer Unsinn. Die Pflicht hält in der Tat die Sterne vom Bösen ab. Der Dichter will damit sagen, daß im Rythmus der Gestirne dieselben Naturgesetze der wechselseitigen Anziehung und Affinität, welche wir mit Bezug auf den Menschen als Moralgebote bezeichnen, in Erscheinung treten.

Pflicht reift demnach zur Religion, wenn wir deren Beziehung zum Kosmos stets eingedenk bleiben; wenn wir uns bewußt werden, daß wir durch Ausübung einer moralischen oder unmoralischen Handlung jedesmal eine, das All umfassende Bewegung entweder fördern oder durchkreuzen — ein Etwas, das nach Gestaltung drängt und größer und gewaltiger ist wie wir selbst, durch unser Tun entweder bestärken oder hindern.

(Fortsetzung folgt.)

Ethik und Kapitalismus.

Von Karl Vorländer.

„Ethik und Kapitalismus“ — so überschreibt sich ein Buch, das vor uns liegen haben. Das scheint einen Sozialisten zu verraten. Und „Grundzüge einer Sozialethik“ — so lautet der Nebentitel. Das könnte ein Mitglied der Gesellschaft für ethische Kultur geschrieben haben. Und doch gehört der Verfasser weder der sozialdemokratischen Partei noch unserer Gesellschaft an. Der nationalsoziale, jetzt sozialliberale Pfarrer und Lizentiat der Theologie G. Traub, hat es verfaßt*). Die „Ethische Kultur“ hat früher manchen Strauß mit dem nationalsozialen Machtpolitikertum auszufechten gehabt; ich selbst habe mich daran beteiligt. So wird sich in unseren Kreisen zunächst wohl vorzugsweise Mißtrauen gegen den Theologen wie gegen den Politiker Traub regen. Um so mehr freut es mich, das soeben erschienene Buch als ein solches empfehlen zu können, das den von der „Ethischen Kultur“ vertretenen Anschauungen sehr nahe steht und unsere Aufmerksamkeit wie unser Interesse in hohem Grade verdient.

Der theologische Standpunkt zunächst tritt durchaus zurück. Bekännte sich der Verfasser nicht auf dem Titelblatt und sonst an verschiedenen Stellen als Theologe, würde man es kaum erraten. Und, was Traub einmal (S. 6) als Pflicht und Recht der Theologen bezeichnet, nämlich: „Hüter großer Ideale zu sein, als Unparteiische zwischen den verschiedenen Klassen zu stehen und im Mitempfinden mit Arbeit und Erfolg, Not und Unterdrückung ausgleichend und zugleich zum Fortschritt treibend zu wirken“ — könnte es nicht mit fast den nämlichen Worten der Ethiker von sich sagen? Ueberdies verkennt er die Gefahren, die gerade den theologischen Ethiker bedrohen, nicht: die „spirituelle Verlüchtigung“ sittlicher Wahrheiten, von der in der Tat sein frisch und lebensvoll geschriebenes Buch kaum Spuren an sich trägt, und den „belletristischen“ Betrieb der Sozialethik, den er geradezu zu hassen erklärt. Neben der Gefühls-, der Interessen-, der Berufs- und Klassenethik wird auch eine etwaige konfessionelle Moral als Maßstab des Sittlichen rundweg abgelehnt:

„Das Wesen des sittlichen Gesetzes besteht in der Allgemeingültigkeit seiner Forderung. Eine Ethik, welche den Inhalt sittlicher Forderungen für die Angehörigen eines bestimmten geschichtlichen Glaubensbekenntnisses anders formulierte als für jeden Menschen, würde sich selbst ins Fleisch schneiden. . . . Der Wert des Sittlichen ruht in seiner Selbständigkeit“ (S. 48).

Es ist hocherfreulich, so entschiedene Worte gerade in unserer Zeit aus dem Munde eines im Amte stehenden evangelischen Theologen zu vernehmen. So nimmt es denn auch kein Wunder mehr, wenn der grundlegende Abschnitt (§ 10) vom Wesen des Sittlichen zu einem Ergebnis kommt, das völlig in den Geleisen der autonomen Ethik verläuft, wie der unseren Lesern bekannte Neukantianismus sie vertritt:

Sittlich ist, wer nicht Einzelnes, sondern ein Ganzes will; wer es nicht auf irgendwelche Autorität hin, sondern selbst will und sich darum für sich selbst verantwortlich weiß, wer in dem, was er tut, nach Einheit mit sich selber ringt; endlich, wer das Ideal der Gemeinschaft freier Menschen verwirklichen will und als unbedingte Forderung auffaßt.

Dieser rein ethische Standpunkt wird auch durch die religiöse Stellung des Verfassers nicht wesentlich alteriert. Als Vorrecht der Religion bezeichnet er es, „den Kampf um das Gute durch eine Fülle ewiger Kraft zu erleichtern, den Ernst der sittlichen Forderung immer aufs neue zu vertiefen und ihre sittliche Würde anschaulich zu machen.“ Und unter dem Christentum, das einen Beitrag zur „Durchführung und Vertiefung“ der an sich selbständigen Moral bringen

*) Ethik und Kapitalismus. Grundzüge einer Sozialethik von Lic. theol. G. Traub. Heilbronn, Verlag von Eugen Salzer. 1904. 255 Seiten Groß-Oktav. Mk. 4,20.

Digitized by Google

soll, versteht er doch nur „die religiösen Zentralgedanken Jesu, wie sie durch Reformation und Aufklärungszeitalter uns in neuem Gewande zugeführt worden sind." Freilich, wer dann im folgenden als solche leitende Ideen „Sündenvergebung" und „Gotteskindschaft" bezeichnet findet, möchte an eine Unvereinbarkeit solcher Gedanken mit einer religionsfreien Weltanschauung glauben. Aber „Sündenvergebung" bedeutet unserem Theologen nur: Mut zu dem Recht sittlichen Fortschritts, „Gotteskindschaft:" den unvergleichlichen Wert der einzelnen Menschenseele, mit der Kousequenz der — schon auf Erden nach Möglichkeit zu verwirklichenden — Brüderlichkeit und sozialen Gerechtigkeit, und die „neue Pädagogik," die Jesus gebracht, besteht ihm in nichts anderem, als in „Erziehung zu sittlicher Freiheit," eine Erkenntnis, die wir freilich, wie er zugesteht, „erst seit den Tagen Kants" besitzen, und die den Kirchenchristen „schwer eingeht." Der Differenzen des Urchristentums mit der modernen Kultur ist er sich durchaus bewußt:

„Wir behaupten, daß die moderne Kultur eine Menge sittlicher Interessen auslöst, von denen eben Ulysitus keine Vorstellung haben konnte." „Heute darf sich keiner Christ nennen, der Kunst und Wissenschaft, Volkswirtschaft, Recht und Staat nicht als sittliche Weltordnungen betrachtet, an denen er mitzuarbeiten hat."

Ja, er warnt seine Mitheologen davor, „mit der gewöhnten Ausdeutungskunst (!) Brücken zu schlagen, die bei der Belastungsprobe doch zusammenfallen." Denn — „es wird auch der besten Exegese nie gelingen, Christus und das moderne industrielle Zeitalter einander so anzunähern, daß die beiden einander etwas Deutliches zu sagen hätten." In der Tat ein vielsagendes Zugeständnis!

Doch die Frage, inwieweit Männer von der Gesinnung eines Traub und Naumann noch berechtigt sind, sich Christen im strengen Sinne des Wortes zu nennen, müßte einmal, unter Heranziehung von Naumanns bekannten „Briefen über Religion," in besonderem Zusammenhange erörtert werden. Werden wir uns nunmehr Traubs eigentlichem Thema zu. Wir müssen dabei freilich, um nicht zu ausführlich zu werden, so interessante und frisch geschriebene Kapitel wie die „Charakteristik der kapitalistischen Wirtschaftsform," die Anklagerede gegen und die Selbstverteidigung des Kapitalismus übergehen und wenden uns gleich der Hauptfrage nach dem allgemeinen Verhältnis von Ethik und Volkswirtschaft überhaupt zu.

In seiner Antwort verfolgt Traub, offenbar (wie philosophisch überhaupt) stark von Stammler angeregt, mit Recht den kritischen Grundsatz reinlicher Scheidung. Direkt kann die Ethik keinen Einfluß auf die Volkswirtschaft üben, also nicht etwa gewisse fertige Gesetze bereit halten, nach denen sich Gütererzeugung und Güterverteilung richten müßten. Trotzdem liegt sie nicht einfach neben ihr, sondern sie bedeutet „eine bestimmte Erfassung ihrer Gründe und ihrer höchsten Ziele." Bezüglich der „letzten Gründe", als deren wichtigster ihm die „persönliche Treue" erscheint, können wir dem Verfasser nicht ganz folgen, um so mehr seiner Beleuchtung der „höchsten Ziele." Wir heben einige prägnante Sätze hervor, die teils aus der Allgemeingültigkeit der sittlichen Forderung teils aus der Unendlichkeit der sittlichen Aufgabe entspringen.

„Patriarchalismus als System bedeutet für ein wachsendes großes Volk Stillstand der sittlichen Entwickelung." „Das kapitalistische Zeitalter ist sicherlich in der Verachtung des zukünftigen Historikers mit einer außerordentlich intensiven und extensiven Steigerung des sittlichen Empfindens für Persönlichkeitswert verknüpft." „Das Sittliche ist revolutionär. Es muß sich durchsetzen trotz aller Widerstände. Es läßt den Menschen nie zur Ruhe kommen." „Keine einzige Wirtschaftsform darf sich mit dem Titel ewigen Rechtes schmücken. Das wirtschaftliche Ideal der Ethik kann, zumal bei dem fortwährenden Wandel der Technik, nicht nationalökonomisch im einzelnen konstruiert oder ausgemalt werden, und es ist verkehrt, dies Verlangen an die Verfechter des Sozialismus zu stellen. Wohl aber lassen sich die Linien ziehen, welche von den Gedanken der sittlichen Verantwortlichkeit und vollen Persönlichkeit hinüberleiten zu den Formen gesellschaftlichen Verkehrs- und Erwerbslebens" (78).

Diese Linien aber heißen — und damit kommen wir von der Theorie zur Praxis — Arbeitsgemeinschaft und Geistesgemeinschaft. Arbeitsgemeinschaft, das heißt: Jeder soll arbeiten; unverschuldete Arbeitslosigkeit muß beseitigt werden; das mechanisch Belastende der Arbeit muß immer mehr verschwinden, an seine Stelle der Einblick in den Arbeitsprozeß treten und so die rechte Arbeitsfreudigkeit erzielt werden, zu der weiter gehört, daß die Arbeit sich selber lohnt; dagegen darf die Leistung nicht über ihren Wert bezahlt werden; niemand soll reich werden ohne Arbeit. Der sittlichen Arbeitsgemeinschaft „gilt der Reiche, wenn er nur von Zinsen lebt und der Gesellschaft nichts leistet, genau so viel, wie der Bettler auf der Landstraße." Heranziehung eines arbeitstüchtigen Geschlechtes durch Volkshygiene („Vergemeindlichung" der Aerzte) und gesunde Erziehung. Kein Ersatz der Arbeit durch Sport. Endlich und vor allem organisches Zusammenwirken der Arbeit, das ist wirkliche Arbeitsgemeinschaft.

Aber der Mensch ist nicht bloß ein geselliges, sondern auch ein „werkzeugmachendes" Tier. Ein aussprechenstes Kapitel weist auf die Zusammenhänge hin, welche die Technik als Mittelglied zwischen Natur und Mensch nicht bloß mit der Entwicklung der menschlichen Geselligkeit (Marx), sondern auch mit der Ethik verbinden. „Bewußte (schriftliche) Ethik muß sich über jeden Sieg der Technik freuen." „Jeder Ethiker hat unzweifelhaft auf Seiten des leistungsfähigsten Werkzeugs, der besten Arbeitsmethode, des entwickeltsten Betriebs zu stehen." Wirtschaftspolitisch bleibt die Technik an sich zwar neutral und ihr rasches Wachstum hat sie sogar der privatkapitalistischen Entwicklung zu danken gehabt; aber in ihrer heutigen riesenhaften Ausbildung ist sie doch über diese Entwicklung hinausgewachsen. „Kollektivismus in irgend einer Form wird das Ziel der technischen Entwicklung für die nächsten Jahrhunderte bleiben." Die große Gefahr der Erzeugung eines „Energieproletariats" (Beispiele aus dem Leben nennt Traub nicht, weist aber auf Ibsens „Borkmann" und Björnsons „Ueber unsere Kraft," 2. Teil, hin), soll damit nicht geleugnet werden.

Ebendeshalb müssen, entsprechend der inneren größeren Vertiefung und Verbreiterung der Technik, immer höhere Anforderungen an die geistigen Fortschritte des Menschengeschlechtes gestellt werden. Die reine Arbeitsorganisation muß sich auswachsen zu voller Geistesgemeinschaft. Dazu unentbehrlich ist zunächst ein gemeinsames Maß gleichmäßigen Wissens. Aber eine wirkliche sittliche Gemeinschaft schaffen will, muß die Arbeitsmittel der Erziehung im weitesten Sinne des Wortes vergeselligschaften. „Interesse an politischen, sozialen, künstlerischen, ja auch religiösen Fragen ist genug in den Arbeiterkreisen aufgespeichert. „Das Gerede über Halbbildung hört man sehr oft aus dem Mund von Leuten, die echte Bildung ebensowenig kennen." Freilich das Wissen ist nicht das schließlich Entscheidende, sondern die „Innerlichkeitswelt." „Die Sehnsucht nach eigenen inneren Werten, eigenen inneren Erlebnissen ist charakteristisch für unsere Zeit des hochgespannten Sozialismus," Traub hätte hinzusetzen können (er wird wohl kaum dagegen protestieren): auch des letzteren innerster Trieb und letztes Ziel. Denn es gibt ein Reich letzter Zwecke. „Die Sehnsucht nach einem absoluten Endzweck stirbt nicht aus. Sie kann unterdrückt, hintangehalten werden, aber immer steht sie wieder auf." „Jede Kultur, die nicht zugleich Menschenkultur bedingt, ist kein bleibender Bestandteil volkswirtschaftlichen Fortschritts." Und die Mittel dazu? „Was könnte ein Volk aus seiner Schule und seiner Kirche machen!" So ruft Traub (S. 104) aus und setzt sehr richtig die Vorbedingung hinzu: „Freilich müssen beide vollständig frei sich entwickeln können und keine andere Herrschaft ausüben als die befreiendste, nämlich die des Geistes."

Digitized by Google

Ja, wenn wir viele solcher Schulleiter und Lehrer, solcher Theologen, und wenn wir ein wirkliches „Ministerium des Geistes“ besäßen, dass sie frei schalten und walten ließe!

Gegen die beiden vorhergehenden prächtigen Kapitel fällt das nun folgende von der Erziehung des Gesamtwillens durch den Staat ein wenig ab. Stetige Fortbildung des Rechts und dauernde Verteilung der Lasten erscheinen als dessen Hauptpflichten. Am besten haben uns hier die Worte gefallen, die, er der „ethischen Haltung“ der Masse widmet. Gegenüber der „schlechten Theologeneigenschaft, in Massenschilderung schwarz zu malen,“ betont Traub gerade: „Die Masse des Volks ist weit besser, als man sie darstellt. Wieviel ist an den Völkern schon gesündigt worden, und trotzdem haben wir immer Grund, die Geduld und tragende Hilfe, die Freundschaft und gesunde Lebensauffassung des einfachen Volkes zu bewundern.“ Den Mut zur Erziehung braucht und soll der Sozialethiker daher nie verlieren.

Der Optimismus, dessen in der Tat der soziale Ethiker zu freudigem Wirken unumgänglich bedarf, drückt sich auch in dem zuversichtlichen Vertrauen darauf aus, daß „in letzter Instanz“ Sittliches und Nützliches zusammenfallen. „Eine sittliche Weltordnung ist undenkbar, in welcher dauernd sittliche Gedanken und nützliche Erfolge sich widersprechen.“ Der häufig als allein treibendes Rad des menschlichen Handelns betrachtete Egoismus ist an sich weder natürlicher (vergl. P. Krapotkins schönes Buch über „Gegenseitige Hilfe in der Entwicklung,“ verdeutscht von G. Landauer, Leipzig 1904), noch auch vernünftiger als der Altruismus. —

Damit endigt — ohne daß dies übrigens äußerlich sichtbar gemacht würde — der allgemeine Teil dieser neuesten Sozialethik. Die übrigen Kapitel des Buches behandeln nun nach einander die einzelnen Zweige des wirtschaftlichen Lebens: den Kaufmann, den Konsumenten, den Rentner, den Bauer, den Unternehmer, den Handwerker, den Arbeiter und die Frauenfrage, vom ethischen Standpunkte aus. Und zwar ohne jedes unfruchtbare und langweilige Moralisieren, aus der Sache, aus der Praxis des Lebens heraus, und stets in kernigen, kurzen, allgemeinverständlichen, häufig den Nagel auf den Kopf treffenden Sätzen. Doch wir müssen den Leser auf die Lektüre selbst verweisen, die ihn sicher nicht gereuen wird. Wir könnten hier nur einzelne, aus dem Zusammenhang gerissene Sätze herausgreifen, während im Grunde jedes Kapitel eine ausführliche Spezialerörterung verdiente. Nur das eine sei hervorgehoben, daß unser Autor — mag man auch über Einzelpunkte mit ihm verschiedener Meinung sein — sich in allen Berufsfragen als moderner, fortschrittlicher Mensch zeigt, der seine Zeit begriffen hat. So in der Wertung des Handels (die uns fast zu weit geht), namentlich des Großhandels und der Warenhäuser, des Luxus und der heute noch notwendigen Kapitalbildung, ebenso wie auf dem Gebiete des Genossenschaftswesens, der Landwirtschaft (wo er „Verwesslichung des Ostens, Bekämpfung hoher Getreidezölle, Selbsthilfe, gesunde Industrialisierung“ auch vom sittlichen Standpunkt fordert), des Unternehmertums (Förderung des Großbetriebs, Vergesellschaftung der Rohproduktion, Bekämpfung des „Herr im Hause“), des Handwerks (Empfehlung des Genossenschaftswesens, denn „geschäftliche und sittliche Selbständigkeit decken sich nicht“), der Lohnarbeiter- und der Frauenfrage.

Von den beiden Richtungen, in die sich die Frauenbewegung infolge der Idee des Klassenkampfs gespalten hat, erscheint die proletarische unserem Autor zunächst nicht bloß einheitlicher, sondern auch sympathischer als die bürgerliche. Gehen doch Mann und Weib gewissermaßen unter in dem gemeinsamen Kampfe für das einheitliche Ziel freien Menschentums. Logisch (nicht historisch) gesehen, brauchten indes beide Bewegungen, wie sehr auch „die Atmosphäre in der Kochstube der Heimarbeiterinnen eine andere bleibt, als die in dem Salon der Vorstandsdame,“ einander nicht zu bekämpfen. Denn sie entspringen beide aus der nämlichen sozialethischen Grundforderung: „Achtung vor der Persönlichkeit,“ nur daß die moderne Frauenbewegung im engeren Sinne (also die bürgerliche) diese Forderung zunächst für die Frau als Frau erhebt: bewußte Wiedergeburt der Frauenwerte, Gleichwertigkeit der Frau im gesamten Kulturleben! Das aber ist (meint Traub mit Recht) trotz vielen unklaren und verschwommenen Gedankenmaterials, das die Frauenbewegung — NB, wie alle großen Bewegungen in ihren Anfängen! — noch mit sich schleppt, von dem Sozialethiker mit Freuden zu begrüßen. Darum gleicher Lohn für gleiche Leistung, grundsätzliche Eröffnung aller Berufe, Gewährung des Wahlrechts vor allem um der notwendigen rechtlichen Reformen, der Rechtsebenbürtigkeit willen! „Wir brauchen keine neue, sondern wirkliche Moral. Die beiden großen Bewegungen der Neuzeit sollen uns helfen: Arbeiterbewegung und Frauenbewegung.“

Gerade in diesen Kapiteln zur angewandten Ethik liegt der Hauptreiz und Hauptwert des Buches.

Wir wünschen ihm den besten Erfolg, insbesondere auch in den dem Autor naheliegenden Kreisen. Denn jeder sozial gesinnte Ethiker wird mit seinem am Schlusse noch einmal ausgesprochenen Grundmotiv übereinstimmen: „Mut, Liebe, Opfersinn bleiben die Kräfte jeder Entwicklung. Die Ethik hat sie zu bewahren, zu begründen, nach allen Gesichtspunkten hin als die lebendigen Mächte des Fortschritts zu erweisen. Die Volkswirtschaft wird (?) ihr stets dankbar sein, weil sie nur dadurch vor eigenem Zerfall behütet wird.“ Sie sollte es wenigstens.

Streiflichter.

Bodenlose Gleichgiltigkeit gegen den erzieherischen Segen des Konfessionalismus verrät Prof. Dodel (Lugano), wenn er in der „Frankf. Ztg.“ ohne ein Wort der Entrüstung die derzeitigen Zustände im Kanton Thurgau, wie folgt, schildert:

„Jetzt gehen katholische und reformierte Mädel zusammen nicht allein zur Schule, sondern auch zum Spaziergang in die freie Natur. Sie gehen Freundschaften fürs Leben ein, kennen keinen konfessionellen Zwiespalt, wie ihn die Großmütter gepflegt hatten, als sie wähnten, es gehöre dieser Zwiespalt zur göttlichen Weltordnung. Und die Knaben streifen gemeinsam in Feld und Wald, sie spielen und turnen gemeinsam. Katholische Buben und reformierte fangen auf gemeinsamen Beutezügen ganz und gar friedlich konfessionslose Krebse, und wenn sie friedlich unter einander geteilt haben, so werden die Krebse im reformierten Topfe genau so rot wie im katholischen Topf, und darob ist die Glückseligkeit beiderseits ganz gleich groß: bei den Reformierten, wie bei den Katholiken. Und wenn gelegentlich ein Todesfall in paritätischer Ehe vorkommt, so gehen die Geistlichen beider Konfessionen Seite an Seite ihres Amtes zu walten, wenn es gewünscht ist. Sieht das nicht aus wie „Frieden auf Erden?“

Es scheint mir hohe Zeit, daß endlich wieder einmal eine Jesuitenmission nach dem Thurgau kommt.

* * *

Vereinheitlichung der Versicherung. Sehr warm zu begrüßen sind die verständigen Worte, die der große Arbeiter unser seinen Ministerkollegen, Graf Posadowsky vor einigen Tagen über die Notwendigkeit eines gemeinsamen Unterbaues für unser vielgestaltiges Versicherungswesen aussprach. Heute zehrt die kostspielige und menschenverbrauchende Verwaltung der unzähligen Kassen und Anstalten einen großen Teil der Beiträge auf, und Kranke, Greise, Arbeitsinvaliden, bald auch die Witwen und Waisen können nur spärliche Hilfe bei der Gemeinschaft finden, abgesehen davon, daß noch große Berufskreise, wie die Landarbeiter, Dienstboten, Privatbeamten und Handwerker außerhalb der sozialen Fürsorge stehen. Die Logik des Lebens, die eben den sozialen Staat fordert, ist endlich stärker als alle Vorurteile.

Digitized by Google

Die Macht des Genossenschaftsprinzips.

Die Schnelligkeit, mit der seit wenigen Jahren das Genossenschaftswesen, das in der nordamerikanischen Union sehr spät Eingang gefunden, daselbst sich einbürgert, ist echt amerikanisch. Die entstehenden Einzelgenossenschaften, namentlich die Konsumvereine, sind außerordentlich zahlreich und sie schließen sich rasch zu Regionalverbänden zusammen. Inwonierend ist der Umfang, den das Feuerversicherungs-Genossenschaftswesen angenommen hat. Im August 1904 zählte man bereits 1717 solcher Vereinigungen mit einer Gesamtversicherungssumme von 3122 Millionen Dollar. Hier ersparen die Versicherten jährlich über 12 Millionen Dollar an Prämien und erfreuen sich überdies einer weit größeren Sicherheit als die der üblichen Aktienkanzgesellschaften.

Den allergrößten Nutzen stiften und die umfassendste Tragweite besitzen die amerikanischen Genossenschaften zur Verwertung der Erzeugnisse der Landwirtschaft, wobei ich die Produktion außer Betracht lasse. Die erzkonservativen Farmer beweisen jetzt deutlich, daß sie auch radikalen Neuerungen zugänglich sind, wenn sie sie einmal als praktisch, d. h. einträglich erkannt haben. Die Dinge sind auf dem neuen Wege so weit gekommen, daß nach der Ansicht von Fachleuten binnen wenigen Jahren die Gesamtheit der landwirtschaftlichen Hauptergeugnisse der West- und der Mittelstaaten auf genossenschaftlicher Grundlage verwertet werden wird. So kommt den bislang durch Spekulanten und Trusts ausgebeuteten Landwirten alles zugute, was sie in Gestalt von zwischenhandelsprofiten abgeben gemußt. Der Leiter einer im Staate Kansas bestehenden Elevatorengenossenschaft wies auf dem im letzten Sommer zu St. Louis abgehaltenen Amerikanischen Genossenschaftskongreß nach, daß seine Vereinigung im letzten Geschäftsjahre durch direkten Absatz 1½ bis 4 Cent per Bushel Weizen über den üblichen Marktpreis hinaus erzielt und hieraus allein eine Dividende von 33⅓ % verteilt hatte. Es handelte sich um zwei Millionen Bushel; blos zu 1½ Cent gerechnet, ergibt sich ein Abiatzpreis mehr von 30000 Dollar, abgesehen von dem normalen Geschäftsgewinn per 30170 Dollar. Bei einem Kapital von 90537 Dollar ein Gewinn von 60170 Dollar. — Das macht über 60 % Dividende! . . . In vielen Fällen hat bislang das gute Einvernehmen und gemeinsame Geschäftsinteresse der Eisenbahngesellschaften und des Elevatorentrufts die Farmer empfindlich geschädigt; gegenwärtig haben die Bahnen vor den Landwirten so große Furcht, daß sie ihre Taktik vielfach zu deren Gunsten ändern zu müssen glauben.

Nicht nur die großen Organisationen machen wunderbare Fortschritte, auch viele kleine und isolierte Farmergruppen haben bewiesen, daß eine praktische, umsichtige Vergenossenschaftung des Absatzes gewaltige Ersparnisse bewirken kann. Ein Beispiel nur: Die mit einem Kapital von blos 3500 Dollar vor einigen Jahren ins Leben gerufene Genossenschaft zu Kenyon (Staat Minnesota) besitzt heute einen Elevator im Werte von 14000 Dollar und zahlt bis zu 125 % Dividende! 1903 betrug ihr Umsatz 400000 Bushels, ihr Reingewinn $ 2420, ihr Bankguthaben $ 8535. In Kalifornien liegt fast mehreren Jahren ein großer Teil des Obsthandels in den Händen von Obstzüchtergenossenschaften, und die Zahl der letzteren nimmt so rasch zu, daß es, wie ein hervorragender Sachverständiger meint, nur noch weniger Jahre bedürfen wird, um den ganzen Obstmarkt der Küste des Stillen Ozeans auf genossenschaftliche Grundlage zu stellen. Man kann also getrost sagen, daß sich „brüben" auf einem wichtigen Handelsgebiete in aller Stille eine große wirtschaftliche Revolution vorbereitet.

L. K.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Breslau. In der letzten zahlreich besuchten öffentlichen Versammlung der Gesellschaft wies der Vorsitzende, Herr Rechtsanwalt Marcuse, auf das bekannte Schulkompromiß der Mehrheitsparteien des Landtags hin, das, wie alle Freunde einer paritätischen Ausgestaltung der öffentlichen Schule, so auch die Ethischen Gesellschaften auf den Plan gerufen habe. Ihr Ideal sei aber ein umfassenderes als dasjenige der fortgeschrittensten Politiker, insofern es nicht bloß eine äußere Simultanisierung der Schule, sondern als notwendiges Korrelat die Beseitigung des Religionsunterrichts aus dem Lehrplan und Ersetzung durch einen vom Dogma losgelösten, auf die lebendige Erkenntnis der Zusammenhänge des menschlichen Daseins und der hieraus fließenden Pflichten gegen Mitmenschen und Gesellschaft aufgebauten Moralunterricht fordere. — Hierauf nahm Professor Bruno Meyer das Wort zu seinem Vortrage. Der Redner ging davon aus, daß der Gedanke einer konfessionslosen Moral keinerlei Feindseligkeit gegen die Konfessionen (organisierten Religionsgemeinschaften) oder gar gegen die Religion einschließe. Wenn man sich klar mache, was Religion bedeute (die bei jedem ohne Ausnahme unwillkürlich und vielfach unbewußt in eigenartiger Form entstehende freie Anspannung und Abrundung seines Weltbildes über das wissenschaftlich erkannte und vorläufig Erkennbare hinaus), ersehe man, daß Feindseligkeit gegen die Religion das Innerste, Eigenste und Heiligste auch desjenigen, der solche Feindseligkeit hegen sollte) in sich niederknicken wäre; und selbst gegen die Religionsgemeinschaften, die Vereinigung vieler auf gewisse Glaubenssätze, könne von dergleichen nicht die Rede sein, wofern sie nichts weiter sein wollen. Wo sie freilich als politischer Faktor zu gelten beanspruchen, werden sie eventuell in dieser Eigenschaft, wie jeder andere, gegen Nichtberechtigung ihrer Ansprüche bekämpft. Als ganz subjektive und individuelle Angelegenheit gehen die religiösen Anschauungen des Einzelnen keinen Andern etwas an und haben auch kein Recht, sich Anderen zu zeigen oder gar aufzudrängen, durchaus im Unterschiede von „weltlichen" Dingen, an denen Alle teilhaben und die der Erörterung unterliegen. Zu diesen Dingen gehöre auch die Ethik, die, als Norm für das möglichst glückliche und förderliche Zusammenleben der Menschen, keinen Sinn und Wert habe, wenn ihr nicht Allgemeingültigkeit zukome und ihre Verbindlichkeit nicht vernunftgemäß erwiesen werden könne. Die erstere werde ausgeschlossen, wenn die Ethik auf religiöse Voraussetzungen begründet werde; denn diese seien verschieden und in wichtigen Punkten einander entgegengesetzt. Den besonderen Inhalt aber und die Verbindlichkeit der besonderen ethischen Forderungen aus religiösen Grundanschauungen abzuleiten, sei noch nicht einmal versucht worden. Man habe lediglich die Sittengesetze durch religiöse Autoritäten gestützt. Beweis die Uebereinstimmung aller Religionen in den Hauptzügen der von ihnen gelehrten Sittlichkeit und andererseits die großen Veränderungen der sittlichen Forderungen, keineswegs blos in Nebensachen, unter der Herrschaft wesentlich gleich gebliebener Religionssysteme. Soll die Ethik also sicher und zwingend begründet werden, so müsse sie auf einen schlechthin allgemeinen und unanzweifelbaren Grund gestellt werden. Dieser sei da zu finden, woher in Wirklichkeit von jeher alle ethischen Forderungen entstanden seien: in der reinen, durch keine fremden Einflüsse (allgemeine Kultur, individuelle Erziehung) veränderten Menschennatur und in den Verhältnissen des menschlichen Gemeinschaftslebens. Es frage sich nun, wie eine solche Ethik sich in pädagogischer Beziehung verhalte. Diese wichtige Frage stelle die sittliche Unterweisung in dem sogenannten Religions-, richtig: Konfessions-Unterrichte ein untergeordnetes und kümmerliches Dasein. Es komme in ihm sinngemäß vor allem auf dogmatische Ueberzeugung und gläubige Gesinnung an; die nur deutlich verständlichen ethischen Forderungen aber können nicht ein leuchtend begründet werden, da die meisten Dogmatismen nicht von der Berechtigung, sondern von der Verderbtheit der menschlichen Natur ausgehen, und die ethischen Forderungen werden in längst veraltete und unzulängliche gewordene Formeln (Dekalog usw.) gefaßt. Als Dogmatismus sei aber schädige der Religionsunterricht im Schulorganismus Schüler, Lehrer und Schule. In die Schüler werde gewaltsam die ihrer Natur nach unversöhnliche Zwiespältigkeit hineingetragen, welche durch die Verschiedenheit der religiösen Anschauungen, wenn sie nicht lediglich innerliches und eigenstes Erlebnis des Einzelnen bleiben, bedingt sei. Die Lehrer werden in schwere und unlösbare Konflikte mit ihren Ueberzeugungen und ihrem Gewissen gestürzt, wenn sie nebeneinander wissenschaftliche Erkenntnis und religiöse Anschauungen vortragen sollen, die sich vielfach handgreiflich widersprechen, und mit deren Widersprüchen sich nur jeder Einzelne für sich, in der ihm genügenden Art und Weise abfinden könne und müsse. Die Schule aber büße Ansehen und Liebe ein, wenn dem Schüler das in sich Widerspruchsvolle ihres Tuns immer ausdringlicher klar werde, und sich oft frühe schon der innere Sinn gegen den Gesinnungszwang und -Drill auszulehnen

Digitized by Google

beginne. In dem religiös nirgends mehr einheitlichen und in gemeinsamen Ueberzeugungen festgewurzelten modernen Staate müsse also der Religionsunterricht aus der Schule als ein trennendes und störendes Element beseitigt, der bisher in ihm enthaltene Sittlichkeitsunterricht aber in selbständiger und reicher Ausgestaltung (entsprechend den Anschauungen und Anforderungen des gegenwärtigen Gemeinschaftslebens) an seine Stelle gesetzt werden.

Dem großen Reichtum an Einzelheiten, dazu bestimmt, sich mit gegnerischen Vorurteilen und Einwendungen auseinanderzusetzen und die eigene Anschauung auszubauen und zu begründen, kann an dieser Stelle nicht nachgegangen werden.

Der zweite Redner, Redakteur Dr. Penzig aus Berlin, übrigens ein Sohn des Seniors an der Elisabethkirche hier, der von 1856 bis 1868 hier amtierte, schloß sich dem Vorredner zwar völlig darin an, daß Religion als allerpersönlichste Herzenssache des Einzelnen völlig unangreifbar und unverletzlich sein müsse, hob aber in markiger Sprache doch die Verschiedenheit des religiösen und humanen Erziehungszieles hervor. Dort gehe man aus von der Voraussetzung der gänzlichen Unfähigkeit des Menschen, aus eigener Kraft zu Gott zu kommen; hier glaube man trotz Vererbungstheorien an eine unzerstörbare natürliche Güte des Menschenwillens. Daher bedürfe der Religiöse einer über-natürlichen Offenbarung, des Wunders, einer göttlichen Fremdgesetzgebung, dem modernen Menschen genüge das ewige Wunder der Natur. Endlich brauche der Religiöse wieder gött-liche Grade und jenseitigen Ausgleich von Glückseligkeit und Tugend; der Ethiker hoffe auf allmähliche Selbsterlösung der Menschheit in unendlicher Annäherung an das Ideal und er wisse, daß die Belohnung des Bewußtseins erfüllter Pflicht immer mehr die äußeren Glücksgüter entbehrlich mache. Das Unterrichtsziel der humanen Moral sei, einen besseren Menschen zu schaffen, der frei-willig und mit Lust am Fortschritt des Ganzen arbeite, während die religiöse Erziehung den Einzelnen als Gotteskind retten möchte aus der Befleckung der Welt. Redner entwarf dann mit großzügigen Strichen ein Bild der sittlichen Erziehung in Haus und Schule, wie über die Stufen der Pressur, des unbedingten Gehorsams, der Gewöhnung an gute Handlungen, des begründeten Gebots und bewußten Gehorsams das Kind endlich zu dem Entschluß gelange, freiwillig dem Guten in seinen Willen aufzunehmen," d. h. das „Du sollst" in ein „ich will" zu verwandeln. Auf den Moralunterricht übergehend, wie er in der Schule gepflegt werden müßte, schilderte der Redner aus eigener langjähriger pädagogischer Erfahrung heraus, wie das Kind bis zum zehnten Lebensjahre von Märchen und Sagen aus nur gewissermaßen durch ethischen Anschauungsunterricht (Märchen, Geschichte usw.) unmerklich mit der sittlichen Welt bekannt gemacht, nun vom elften bis dreizehnten Lebensjahre in seine Welt der Wirklichkeit eingeführt werden müßte. Nicht, was sich unter Palmen im Orient, sondern was sich in heimischen Jahren begeben, sei unsern Kindern nötig zu wissen, sondern wie sie mit ihrem ganzen Leben und Wirken eingeordnet seien in die Welt der Gegenwart, welches unzerreißbare Netz von Fäden heute jeden Einzelnen mit allen Menschen verbinde und wie man in engerer und weiterer Gemeinschaft mit den Menschen leben könne. Der Morallehrer habe die herrliche und dankbare Aufgabe, die Kinder die ganze sittliche Welt in ihrem Herzen neu entdecken zu lassen und sie arbeiten zu lehren an der Fort-entwickelung der Zeitmoral, die in niemals abgeschlossen sei. Die Methode des Moralunterrichts müsse zuerst die des Religionsunterrichts, wie er leider meist betrieben werde, entgegengesetzt sein; nicht fertige Wahrheit dürfe man dem Kinde als heiliges Gut aufzwingen, sondern die Freude des steten Forschens nach der Wahrheit sei zu wecken; nicht eine Fülle des Wissens sei über die Köpfe der Kinder auszuschütten, sondern jeder Einzelne sei anzuleiten, sich sein Stückchen erlebten Wissens durch eigenes Denken zu erarbeiten; nicht geistloses Memorieren und stumpfe und dumm machendes Frage- und Antwortspiel des Katechismus, sondern Freiheit von aller Schablone und Weckung des Frage-bedürfnisses im Kinde; nicht Buchhaft sondern Gedenken. Dann werde die Jugend nicht mehr tuftlos und gelangweilt den Redestrom des Lehrers durch die Ohren passieren lassen, sondern freudig die eigenen Kräfte an der Lösung von sittlichen Aufgaben kühlen. Genau wie früher, nur 30 Jahren, der Naturgeschichtsunterricht geistloses blödes Nachbeten von Namen und Zahlen gewesen sei, heute aber durch Einführung der Biologie, der Lebenslehre, zur liebsten und interessantesten Stunde geworden sei, so müsse der konfessionelle Unterricht durch echte, lebendige Lebenskunde verdrängt werden.

Eine durch alle Gebiete der schwierigsten Probleme der Philosophie und Ethik schweifende Diskussion gab dann beiden Rednern Gelegenheit, ihre überzeugenden Darlegungen in Rede und Gegenrede vielfach noch zu erweitern und zu vertiefen.

Mit einer Schilderung der Erfolge, die in anderen Kulturländern, wie besonders in Nordamerika, mit der Einführung des Moralunterrichts in die Schulen bisher schon erzielt wurden, und der Zitierung eines Wortes von Professor Friedrich Jodl, daß, wenn auch keiner von uns, die wir heute den Kampf um die letzte Etappe auf dem Wege zur vollen Gewissensfreiheit führen, den ersehnten Erfolg erlebe, doch nicht um den Tag, sondern um die Jahrhunderte geschafft und gefurcht werde, schloß der Vorsitzende gegen Mitternacht die bemerkenswerte Versammlung.
(Breslauer Morgenzeitung) NB!

Der internationale ethische Bund.

Bericht des Sekretärs.

Nach fast neunjähriger Pause eröffnet sich uns die Aussicht auf einen zweiten internationalen ethischen Kongreß, der die Grundlagen unsrer gemeinsamen Bestrebungen von neuem härten und den Zusammenhang zwischen den einzelnen ethischen Gesellschaften neu befestigen soll. Die Gesellschaften in Europa sowohl, wie die „Amerikan Ethical Union" haben sich dahin geeinigt, daß der Kongreß in London stattfinden soll. Der für denselben festgesetzte Zeitpunkt ist September 1906. Der wichtigste Vorschlag, der zur Zeit vorliegt, ist der, daß zwei Kongresse abgehalten werden sollen, von denen der eine direkt von dem geschäftsführenden Ausschuß des internationalen ethischen Bundes einberufen werden soll, während der andere in Verbindung mit solchen Vereinen tagen wird, die ähnliche Interessen in prak-tischen und theoretischen Fragen verfolgen.

Dieser zweite Kongreß wird demnach nicht nur die grund-legenden ethischen Prinzipien besprechen, sondern auch Probleme der angewandten Ethik erörtern. Die Frage des Moralunterrichtes, die alle unsere Gesellschaften in Europa und den Vereinigten Staaten auf das Lebhafteste beschäftigt, wird voraussichtlich besondere Beachtung finden und die Erfahrungen, die der Kongreß zu Tage fördern und verbreiten dürfte, werden unzweifelhaft dazu beitragen, das Verlangen nach konfessions-losem Moralunterricht in der Schule überall zu stärken. Der internationale ethische Bund ist soeben durch Hinzutritt der „Union pour l'Action Morale" in Paris erweitert worden. Professor Lyon Brunschvicg, der die Unterhandlungen geführt hat, meldete den Beitritt der „Union pour l'Action Morale" und fügte im Auftrage seiner Gesellschaft hinzu: „von ganzem Herzen und ohne Vorbehalt." Falls der bevorstehende Kongreß sich für eine aktive Propaganda entscheidet, werden wir Ver-einigungen, die ähnliche Ziele verfolgen, bitten, sich uns anzu-schließen und außerdem Wandertredner aussenden, um neue Ge-biete zu erobern. Es wird auch vorgeschlagen, außerordentliche Mitglieder zuzulassen, welche die internationale Bewegung in finanzieller und anderer Beziehung fördern und dafür verschie-dene Vergünstigungen genießen sollen. Auch die Herausgabe eines ethischen Jahrbuches wird in Erwägung gezogen.

Bis vor kurzem veröffentlichte der frühere Sekretär des internationalen Bundes einen „Internationalen Nationalen Be-wegung. Diese wichtige Publikation erschien zuerst in englischer, deutscher und französischer Sprache, dann französisch und deutsch und schließlich nur in deutscher Sprache. Diese Art der Ver-öffentlichung war natürlich kostspielig und infolgedessen erschienen die Berichte in immer längeren Zwischenräumen. Es ist nun beschlossen worden, daß der Sekretär, anstatt dieser Sonder-drucke, ab und zu Berichte in den verschiedenen, von den ethischen Gesellschaften herausgegebenen Zeitschriften, veröffentlichen soll und dieser Vorschlag ist auf das Entgegenkommendste von den betreffenden Persönlichkeiten angenommen worden. Für Amerika: Ethical Adresses and Ethical Record," England: „Ethics," Deutschland: „Ethische Kultur," Frankreich: „Bulletin" der Union pour l'Action Morale, Oesterreich: „Mitteilungen der Wiener ethischen Gesellschaft." Diese Maßnahme wird die Berichterstattung wesentlich vereinfachen und es wird von Zeit zu Zeit Spezialberichte der verschiedenen ethischen Gesell-schaften, wie auch Monographien zu veröffentlichen, die beson-dere Zweige der von einzelnen Gruppen oder Vereinigungen ethischer Gesellschaften ausgeübten Tätigkeit darstellen sollen. Um August letzten Jahres trat Herr Dr. Forster von seinem Amte als Sekretär des internationalen ethischen Bundes, dessen Vertreter er seit seiner Gründung gewesen war, zurück, und der Unterzeichnete trat an seine Stelle. Es ist ferner zu erwähnen, daß Mr. Stanton Coit (Lady Ayde Park, London, S. W., England) die Tätigkeit eines Kassenführers des ethischen internationalen Bundes ehrenamtlich übernommen hat.

Die Vereinigten Staaten.

New-York. — Das Ereignis des letzten Jahres war unzweifelhaft die Eröffnung des neuen und imponierenden Heims der „Ethical Culture School". Das neue Gebäude, das zum Teil nach dem Zentral-Park zu gelegen ist, enthält 5 Etagen, außerdem Erdgeschoß, Dachgarten und im Mezzanine Garderobe und Toilettenräume.

Außer den gewöhnlichen Schulräumen sind Klassenzimmer vorhanden für Handfertigkeit und hauswirtschaftlichen Unterricht, Werkstätten für Holz- und Eisenarbeiten, Ateliers, Laboratorien, ein Schulmuseum und eine Aula. Auch für körperliche Uebungen ist reichlich Gelegenheit geboten.

Digitized by Google

Es ist äußerst erfreulich, daß die Schülerzahl derart zunimmt, daß jetzt alle Räume in den Unterklassen überfüllt sind und daß auch die Schulklassigkeit in den höheren Klassen sich über alles Erwarten vergrößert hat.

Ein allgemeiner Bericht über den Moralunterricht, der in der Schule erteilt wird, findet sich in der letzten Nummer des „Ethical Record".

Mrs. Anna Garlin Spencer, die lange Zeit Predigerin einer freien, religiösen Gemeinde in Providenee, R. J. war, sich auf dem Gebiet der gemeinnützigen Bestrebungen und sozialer Reformarbeit ausgezeichnet hat, zudem eine begabte Rednerin sein soll, hat sich jetzt den Führern der Bewegung zugesellt. Ihre Tätigkeit wird hauptsächlich den Frauen gelten. Sie hat kürzlich einen Sonntags- Fortbildungs-Kursus für Schulentlassene, jüngere und ältere Mädchen eingerichtet, der sich über 5 Jahre erstrecken soll. Die folgenden Kurse sollen abgehalten werden. 1. Jahr: Mädchen von 15 bis 17 Jahren. „Das Haus- und das Familienleben und die Stellung der jungen Mädchen in demselben in den verschiedenen Epochen und Ländern". 2. Jahr: Mädchen von 16 bis 18 Jahren. Das religiöse Leben in den verschiedenen Epochen und Ländern und das Verhältnis der Frau zu den religiösen Idealen und Gebräuchen. 3. Jahr: Junge Mädchen von 17 bis 19 Jahren. Heldinnen der Geschichte und der Dichtung. 4. Jahr: Junge Mädchen von 18 bis 20 Jahren. Die Ehegebräuche in den verschiedenen Epochen und Ländern und ihre ethische und soziale Bedeutung. 5. Jahr: Junge Mädchen von 19 bis 21 Jahren. Die besonderen sozialen Aufgaben der Frau in der Vergangenheit und Gegenwart.

150 Personen nahmen an dem 1. Vortrag teil, obgleich derselbe mit der „Thanksgiving"-feier der Ethical Culture School zusammenfiel.

Es ist ferner gelungen Mr. Leslie Willis Prague's wertvolle Unterstützung zu gewinnen, von dessen Organisationstalent die Gesellschaft sich großen Vorteil verspricht. Er ist jetzt der Sekretär des Komitees für die Presse und Propaganda, das soeben gebildet worden ist. Dieses wichtige Komitee bezweckt durch Broschüren, lose Blätter und ähnliche Mittel den größeren Kreis von Personen für die ethische Bewegung zu interessieren.

Mit Bedauern melden wir, daß die Zeitschrift „Ethical Record" ihr Erscheinen einstellt. Der Herausgeber schreibt, daß dieselbe noch nie so viel Anklang auf Erfolg gehabt, noch nie ihren Anhang so klar bewiesen habe, wie eben jetzt. Dennoch kann sie nicht fortgeführt werden und zwar deswegen, weil die zunächstliegenden Aufgaben der Gesellschaft dergestalt alle Kräfte in Anspruch nehmen, daß man auf eine so groß angelegte literarische Tätigkeit, wie die der „Ethical Record" war, der Hand verzichten muß. Die besondere Tendenz der Zeitschrift wird, wenigstens teilweise, im „International Journal of Ethics" und in den „Ethical Addresses" welche jetzt „Ethical Addresses and „Ethical Record" genannt werden sollen, zum Ausdruck kommen.

Chicago. Von den Freunden der ethischen Gesellschaft wird es sicher mit Freude begrüßt werden, daß Mr. Salter, der genötigt war, eine längere Ruhepause zu machen, seine Vortragstätigkeit wieder aufgenommen hat. — Der Bau des „Henry Booth Houses" (Klubhauses) soll begonnen werden, sobald der Restfonds auf 25000 Dollar angewachsen ist. Der noch fehlende Rest von 2400 Dollar wird hoffentlich bald zur Verfügung stehen.

Nach Beendigung des Baues wird die soziale Tätigkeit der Gesellschaft, die jetzt teilweise ruht, wieder im vollen Umfange aufgenommen werden.

Es ist begonnen worden, in den verschiedenen Stadtteilen, da wo Räumlichkeiten und Lehrer zur Verfügung stehen, Moralunterricht für jüngere Kinder einzurichten. Die älteren Schüler vereinigen sich in der „Steinway-Hall", dem Versammlungslokal der Gesellschaft.

St. Louis. Mr. Sheldon, der seit Jahren lebhaften Anteil an den Arbeiten für Moralunterricht nimmt, hat jetzt ein Werk in 4 Bänden unter dem Titel „Moralunterricht für die Jugend" in fortschreitender Folge veröffentlicht. Die Titel der 4 Bände sind: 1. Biblische Geschichten aus dem alten Testament für die Jugend. 2. Gewohnheiten. 3. Pflichten im Hause und in der Familie. 4. Staatsbürgertum und die Pflichten des Staatsbürgers. Mr. Sheldon hat weitere Bände in Vorbereitung. Die Bücher sind im Verlag von W. M. Welch u. Co., Chikago, Ill. U. S. A., im Preise von 1.25 Dollar pro Band erschienen.

Philadelphia. Ein Vortragscyklus über die ethische Erziehung (Unterweisung) der Jugend in den verschiedenen Religionsgemeinschaften im Altertum und in der Neuzeit, wurde unter der Leitung der Gesellschaft abgehalten.

Zwei der ausgezeichneten, von Spezialgelehrten gehaltenen Vorträge: „Die sittliche Unterweisung der Jugend in China und die sittliche Unterweisung der Jugend bei den Juden" sind im „International Journal of Ethics", der letzte im Januarhefte veröffentlicht worden und es wäre zu wünschen, daß alle im Druck erschienen.

(Schluß folgt.)

Sprechsaal.

Meine lange Entgegnung auf die Ausführungen unseres Freundes Professor Staudinger habe ich von der Redaktion zurück erbeten, weil sie zweifellos wieder zu einer aussichtslosen Debatte über religiös-kirchliche Fragen führen würde. Wer durch eigene Lebensauffassung aufmerksam geworden ist auf die unzulänglichkeit des bloßen Verstandes auf dem Gebiete ethischer Grundfragen, wem die entscheidende Bedeutung der Lebenserfahrung für die richtige sittliche Erkenntnis klar geworden ist, wer erfahren hat, wie grundverschieden man bestimmte Lebensprobleme beurteilt, bevor man sie am eigenen Leibe und an der eigenen Seele durchgefühlt und durchgelitten hat und nachher; wer dementsprechend eine Ahnung bekommen hat von der führenden Bedeutung jener größten Genien, die durch tiefstes Erfahren und intuitives Durchschauen alles menschlichen Schicksals die reinsten Kenner der Tatsachen sind, auf denen eine reale und konkrete Ethik ruhen muß, — der wird auch ohne weitere Ausführungen die Selbstbescheidung verstehen, die ich gegenüber der modernen Selbstsicherheit des individuellen Verstandes habe verteidigen und begründen wollen, und wird die weiteren Konsequenzen daraus ziehen.

Fr. W. Foerster-Zürich.

Vermischtes.

Ein Unternehmen, das schon seit mehreren Jahren besteht und sich großen Weiterverbreitung nunmehr zu einem Verein konstituiert hat, sind die „Kinderausflüge" mit schwächlichen und bedürftigen Kindern der Großstadt. Der Verein, der unter dem Vorsitz eines Charlottenburger Schularztes steht, bezweckt schwächlichen und bedürftigen Kindern der Volksschulen allwöchentlich einmal Gelegenheit zu geben, kleine Wanderungen in die freie Natur zu unternehmen, um die Jugend dadurch körperlich und seelisch zu fördern. Jede Kinderabteilung besteht aus 12 bis 15 Kindern, und zwar Knaben und Mädchen von 8 bis 14 Jahren gemischt, die von Schulärzten und Rektoren ausgesucht sind und die unter Leitung von zwei jugendlichen Hilfskräften (Frauen und Mädchen gebildeter Kreise) ins Freie geführt werden. Im vergangenen Sommer sind bereits neun Abteilungen eingestellt worden, jede Abteilung hat im Laufe des Sommers 28 bis 30 Wanderungen gemacht. Die Kosten für Beförderung und Verpflegung der Kinder trägt der Verein.

Im Laufe der Zeit hat sich zwischen den Helferinnen und Kindern eine sehr erfreuliche persönliche Beziehung ausgebildet. Die Helferinnen haben Dank dieser Kameradschaftlichkeit Gelegenheit gefunden, die ihnen anvertraute Jugend auch erziehlich zu beeinflussen. Es ist um so eher möglich auf den Charakter der Kinder einzuwirken, als die allseitige fröhliche Stimmung, die diese Wanderungen erzeugen, die seelische Empfänglichkeit der Jugend steigert. Es ist ja eine alte psychologische Erfahrung, daß jede erzieherische Beeinflussung auf fruchtbaren Boden fällt, wenn sie in einen Augenblick günstiger Stimmung ausgeübt wird. Die dauernde persönliche Beziehung zwischen den Volkskindern und den Töchtern gebildeter Kreise übt diesen Gelegenheit, in die schwierigen Lebensverhältnisse des Volkes einen Einblick zu bekommen und erweitert das soziale Verständnis, sowie die Fähigkeit der Helferinnen, den Charakter der Kinder zu beeinflussen. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, können diese Wanderungen mit den Jahren zu einer sozial-ethischen Arbeit ausgestaltet werden, die der individuellen Betätigung der Helferinnen den weitesten Spielraum bietet. Eine solche individuelle Betätigung im Verkehr mit der Großstadtjugend ist eine außerordentlich gute Einführung in das schwierige Gebiet der sozialen Arbeit und dient durch die unwillkürliche Anbahnung von Vertrauensverhältnissen sogar im Kleinen dem Ausgleich der sozialen Gegensätze.

Auf allgemeinen Wunsch sind die Ausflüge in kleinerem Maßstabe auch im Winter fortgesetzt worden, so daß die einmal geschaffene persönliche Beziehung nicht durch die lange Winterpause unterbrochen wird.

Man hegt die Absicht, im kommenden Frühjahr neue Kinderabteilungen den vorhandenen anzugliedern. Wohl ist es bekannt, daß gerade in Großstädten bereits viel für die Heilsstiftung der ärmsten Kinder zu Allmutter Natur geschieht, z. B. die Charlottenburger Waldschule, die sicher Nachfolge zeitigen wird, die großartige Tätigkeit der Vereine für Ferienkolonien u. s. f., aber gerade für die Kinder, deren Berührungspunkt mit diesen Wohltaten nicht so groß ist, soll hier ein kleiner Ersatz geschaffen werden; sehnen sich doch ihre Herzen nicht weniger nach Sonne, Freude und Licht, als die der Kränkeren und Aermsten. — Meldungen zum Beitritt entweder als Förderer des Unternehmens durch Geldspenden oder durch Bereitschaft zu eigenen Dienst an der Volksjugend nehmen Dr. Max Cohn, W., Lutherstraße Nr. 7, Fräulein Lilli Jannasch, W., Lutherstraße Nr. 5, und die Redaktion entgegen.

Digitized by Google

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur
• Abteilung Berlin. •

Sonnabend, den 25. März, Bürgersaal des Rathauses, abends 8¼ Uhr: Vortrag von Herrn Pastor Plaß, Direktor des Erziehungsheims am Urban: „Ausbau der öffentlichen und privaten Fürsorge für die verwahrloste Jugend." Eintritt frei für jedermann. Gäste willkommen. Diskussion.

Sonnabend, den 15. April, abends 8¼ Uhr, Bürgersaal des Rathauses. Vortrag von Frl. Blum (Spandau): „Die ethische und wirtschaftliche Bedeutung der Erwerbsarbeit der verheirateten Frau und Familienmutter." Diskussion. Für Mitglieder frei. Gastkarten zu 50 Pf. bei Späth (Königstr. 52) Nicolai (Potsdamerstr. 123b), bei Wertheim (Leipzigerstr. 127), und im Bureau (Unter den Linden 16, II).

Zum Kulturkampf um die Schule.

Ein Mahnwort an Denkende.

Von **Dr. Rudolph Penzig.**

Verlag **Leonhard Simion Nf. Berlin S. W. 48.**
VIII und 162 S. gr. 8°, brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Prof. Dr. Friedrich Jodl-Wien schrieb dem Verfasser:

„Indem ich Sie und die Sache, welche Sie vertreten, zu dieser glänzenden Leistung herzlich beglückwünsche, kann ich nur sagen: Ihre Erörterungen sind so vielseitig, dabei getragen von einer solchen Wärme der Ueberzeugung und einem so vollständigen Durchdrensein der ganzen Gruppe von Problemen, die diesem Kulturkampf zugrunde sind, daß ich meine, das Buch kann seinen Eindruck auf weite Kreise nicht verfehlen." . . .

Landtagsabgeordneter Rechtsanwalt O. Muser-Offenburg:

„Ihre Arbeit fesselte mich so, daß ich sie trotz vieler Berufsgeschäfte bereits gelesen habe und mich immer auf den Augenblick freute, in dem ich sie wieder zur Hand nehmen konnte. Ich finde in Ihrer Schrift die überzeugende wissenschaftliche Begründung meiner eigenen bezüglichen Anschauungen und möchte glauben, daß sich kein Denkender ihrer zwingenden Logik wird entziehen können." . . .

Dr. Fr. Wilhelm Foerster-Zürich:

„Trotz der mir vielfach stark entgegengesetzten Ansichten (Ihr Buch hat es ja mit starker Offensive gegenüber einer aktuellen Frage zu tun) bin ich von den rein pädagogischen Kapiteln sehr entzückt . . . auch finde ich so viele neue und schlagende Argumente für den Moralunterricht und seine Möglichkeiten, daß ich mich herzlich freue, daß dies Buch geschrieben wurde. Und auch dort, wo ich „Feind" bin, erkenne ich mit Hochachtung und Vergnügen, daß Ihre Kanonen gut aufgefahren sind." . . .

Prof. Dr. August Döring-Berlin:

„Es ist sehr erfreulich, daß Sie hier einen neuen kräftigen Vorstoß in der Richtung auf das uns vorschwebende Ideal gemacht haben. . . . Mit Freuden finde ich auch in Ihrem Buche so Manches, das mir ganz aus der Schule geschrieben ist oder in dem ich die Zustimmung zu meinen Gedanken mit Befriedigung wahrnehme." . . .

Prof. Dr. Ewald Horn-Berlin im „Pädagogischen Archiv." 1905 Nr. 1.

„Das zur Beantwortung der gestellten Frage: ob man auch einer systematischen Behandlung der Ethik auf der höheren Schule das Wort reden solle, nötige wissenschaftliche Material, wenn anders man nicht glaubt mit bloßem Sentiments die Frage abtun zu können, findet sich in dem Penzig'schen Buche . . . Es kommt also jetzt gelegen, wenn ich hier, nachdem die Redaktion das Thema zur Diskussion gestellt hat, alle, die sich der Sache ernstlich annehmen wollen, ernstlichst bitte, den Penzig'schen Schriften ihre Aufmerksamkeit zu schenken."

Preussische Schulzeitung, Liegnitz, 5. 11. 04:

„Die nicht von irgendwelcher einseitigen Parteidoktrin diktierte, sondern aus ernster Besorgnis um die sittliche Bildung unseres Volkes hervorgegangene Schrift wird allen politischen Interessenten, vor allem aber den Lehrern und Eltern ein trefflicher Wegweiser in den Wirren des Kampfes um die Zukunft der Schule sein. Wir empfehlen sie unseren Lesern dringend."

Frankfurter Zeitung, 23. 11. 04:

„In einer eingehenden Schrift behandelt Dr. Penzig den Streit von allgemein staatlichen und sittlichen Erwägungen aus und kommt, indem er es als einfach logisch nachweist, daß vom Staat eingerichtete Schulen auf nicht konfessioneller Basis begründet werden müssen, da die Religion an sich dem Staatswesen fremd ist, zu der von ihm eingehend erläuterten Forderung, den Religionsunterricht aus der Schule zu verweisen und ihn durch einen praktisch-sittlichen Unterricht in der Lebenskunde zu ersetzen."

Die (pädagogische) Zeit, Wien, 15. 2. 05:

„Obwohl das Buch vornehmlich die Verhältnisse in Deutschland in Betracht zieht, ist es für alle Pädagogen und jene Laien, die als Eltern oder soziale Arbeiter aufs Wohl und Wehe künftiger Generationen Einfluß nehmen, eine bedeutsame Lektüre."

Pester Lloyd, 17. Nov. 1904:

„Das Büchlein behandelt die grundsätzliche Frage der Stellung von Staat und Kirche in streng logischer Weise . . . . In einfacher, voller Weise werden, ohne dem tiefen, sittlichen Wert des religiösen Glaubens zu nahe zu treten, die Mängel des hergebrachten Religionsunterrichts aufgezählt" . . .

Illustrierte Allgemeine Zeitung, 9. 12. 1904:

„Simultanschule oder Konfessionsschule — das ist heute die Losung. Aber mitten in diesen Kampf hinein wirft Dr. Penzig ein Buch, das sich mit der Losung für morgen beschäftigt. . . . Die völlig selbständige Schule ist also die religionslose, auf methodisch-natürlicher Sittenlehre gebaute Schule. . . . Sodann wendet sich der Verfasser in der zweiten Hälfte seines Buches speziell der Ausgestaltung des Moralunterrichts zu und gibt eine gründliche und umfassende Darstellung desselben nach Form, Inhalt und Methodik. . . . Hervorgehoben sei nur, daß gerade dieser Teil eine Fülle von praktischen Fingerzeigen enthält, die jedem, der sich für die Sache interessiert, außerordentlich wert voll sein werden. Man sieht daraus, — nicht bloß, daß es geht, sondern daß es sehr gut geht. Und damit sei das Buch unsern Lesern aufs wärmste empfohlen . . . "

Der Freidenker, Milwaukee, 15. 1. 05:

„Das Buch ist ein Schatzkästlein tiefdurchdachter und praktisch verwertbarer Gedanken, Beobachtungen und Vorschläge . . ."

Es werde Licht, München, Nr. 4, 1905:

„Das Buch bedarf keiner ausführlichen Besprechung. Der Titel besagt in Gemeinschaft mit dem Namen des Autors genug. Von Dr. Penzig kann man in dieser Frage nichts anderes erwarten, als einen flammenden Protest gegen den Religionsunterricht in der Schule . . . und ein begeistertes und begeisterndes Plaidoyer für Moralerziehung und Moralunterricht. Es ist ein Genuß, die ernsten, freimütigen Worte für Aufklärung und geistige Freiheit zu lesen. Mögen sie weiteste Beachtung finden. . . ."

Le Volume, Paris, Directeur Jules Payot, 17. 12. 04., Prof. A. Moulet:

„M. R. Penzig, dans un beau livre de doctrine, expose l'idéal scolaire de l'Allemagne libérale et les luttes de la génération actuelle. Critiquant l'éducation confessionnelle donnée dans les écoles allemandes il analyse longuement et doctement le programme d'un enseignement moral libéré de toute hypothèse confessionnelle, et examine dans son dernier chapitre les conditions politiques de cette réforme, souhaitée par tant d'esprits libéraux.

Zu beziehen vom Verlag für ethische Kultur Berlin S. W. 48.

Naturheilkurort
GROSSJENA
b. Naumburg a. Saale, Thür.
Erholungsheim. Herrl. Lage, stets bewährt, ill. Prosp. Besitzer Feldhahnkuranstalten.

Das Bureau der Y. G. E. A.

Unter den Linden 16 befindet sich jetzt nicht mehr im dritten, sondern im **zweiten Stock** rechts. Auskünfte 2c. werden, falls der Unterzeichnete nicht anwesend ist, aber, nach wie vor, auch in der Auskunftstelle im III. Stock erteilt. Sprechstunden des Unterzeichneten wie Montag, Mittwoch und Freitag von 10—12 Uhr. Etwige Zuschriften sind daher besser an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Groimannstraße 15 zu richten.

Dr. Penzig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Verrretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1,60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage **„Kinderland,"** Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

XIII. Jahrgang. | Berlin, den 1. April 1905. | Nr. 7.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

„Wir sind das Salz der Erde." Vom Herausgeber.
Die Religion der Pflicht. Von Dr. Felix Adler. (Fortsetzung.)
Adolf Menzel. Von Lothar Brieger-Wasservogel (Weimar).
Streiflichter:
Kein Siegesstamm!.
Kaufmannsmoral und Fortschritt.
Der internationale ethische Bund. (Fortsetzung.)
Eingegangene Bücher.

„Wir sind das Salz der Erde."

Einen neuen Charakterzug hat die bedeutsame Rede, die unser Kaiser soeben auf dem Boden der Republik Bremen gehalten, seinem Bilde nicht wohl hinzugefügt; wenigstens nicht in den Augen derer, die ohne jede Voreingenommenheit im Sinne der Vorliebe oder Gegnerschaft an der Selbstdarstellung seiner starken Persönlichkeit mindestens ein ästhetisches Wohlgefallen haben. Wer es wissen wollte, wußte schon vorher, daß sich mit einem aufrichtigen Streben nach Erhaltung des Friedens in ihm ein sehr ausgeprägtes Bewußtsein von der Weltstellung des deutschen Volkes und von den Rechten und Pflichten des Hohenzollernschen Fürstenhauses verbindet. Auch über die — anfechtbare — Bedeutung dieses Weltfriedens auf Bajonette, Kanonen und Panzerschiffe braucht hier neuerdings nicht gesprochen zu werden. Nur das biblische Wort vom Salz der Erde gibt uns Anlaß, einige Bemerkungen daran zu knüpfen.

Zweifellos war es nicht chauvinistisch gemeint. Das beweist schon der Zusatz: „aber wir müssen dessen auch würdig sein" und die ernsten daran geknüpften ethischen Forderungen: „Stetig auszubauen; Streit, Haß, Zwietracht und Neid zu meiden, sich zu erfreuen an dem deutschen Vaterlande, wie es ist und nicht nach Unmöglichem zu streben"; speziell an die Jugend: „lernen, zu entsagen und zu versagen, was nicht gut tut für sie; fernzuhalten, was eingeschleppt ist von fremden Völkern, und Sitten, Zucht und Ordnung, Ehrfurcht und Religiosität zu bewahren." — Es ist also vielmehr zu verstehen als Ausdruck einer „Mission" des deutschen Volkes, als Aufgabe, zu deren Lösung eben jene sittlichen Rezepte gegeben werden.

Dieses Streben, mit der besten Kraft des eigenen Wesens die übrige Menschheit zu durchdringen, im Bilde also zum „Salz der Erde" zu werden oder zum Sauerteig — es ist an sich gewiß ein Ideal, das jedem Kulturvoll gut zu Gesicht steht, wie dem Jüngling der heiße Drang, ein Bahnbrecher und genialer Befreier der Volksgenossen zu werden. Und es scheint mir auch im Ganzen richtig — hier ist Behutsamkeit im Ausdruck sehr geboten, weil auch den besonnenen Beurteiler leicht die Freude an der eigenen nationalen Wesenheit besticht — daß gerade dem deutschen Volke diese Jünglingsrolle nicht übel paßt. Die ganze geistige und auch politische Geschichte der Deutschen weist sie, vielleicht mehr als andere Völker, auf den Weg des Weltbürgertums. Brauche ich in diesen, Schillers Andenken geweihten Tagen an den edlen Humanismus noch zu erinnern, der immer wieder gerade aus der Tiefe des deutschen Gemütes hervorquillt?

Aber mit dem Aussprechen dieses Wortes ist auch der Gegensatz gegeben, in dem die Mahnung, das Salz der Erde zu werden, von unsern Gesinnungsfreunden einerseits, vom Kaiser andrerseits aufgefaßt wird, ein Gegensatz, der doch auch die dort empfohlenen Mittel zum Ziele wesentlich zu beeinflussen geeignet ist. Wohl lehnen auch wir ein falsch und krafloses Weltbürgertum ab, das die nationale Eigenart nur als hemmende Schranke ansehen möchte, das ein aus hundert fremden Flicken zusammengestoppeltes Prunkgewand dem heimischen Flausrock vorzöge und die glückliche Anpassungsfähigkeit an fremde Kulturen bis zur schmieglamen Selbstaufgabe erweiterte. Auch wir „erfreuen uns am deutschen Vaterland, wie es ist" — mit Maßen — immerhin nur so, wie sich der Künstler des endlich errungenen Rohmaterials freut, aus dem seine Hand erst das Kunstwerk schaffen soll; aber wir würden ihm nicht die Mahnung mitgeben, „nicht nach Unmöglichem zu streben," wissen wir doch, daß diese göttliche Unzufriedenheit und der unstillbare Hunger nach dem Ideal die einzige Kraftquelle des Fortschritts ist. Ebensowenig kann die Weisung, „fernzuhalten, was eingeschleppt ist von fremden Völkern" in dieser Allgemeinheit aufrechterhalten werden. Es ist nicht der schlechteste Ruhmestitel deutscher Wissenschaft und Kunst, daß sie stets das Beste, was fremder Volksgeist nur irgendwo in Nord oder Süd, Ost oder West hervorbrachte, mit erstaunlicher Assimilierungsfähigkeit einzusaugen und zu herrlichem nationalen — und damit zugleich internationalen — eigenen Schaffen zu verwerten wußte. Der berechtigte Spott über die „Ausländerei" des Deutschen, die gewiß ihre komischen und auch ernst bedenklichen Seiten hat, darf nicht dagegen blind machen, daß die Fähigkeit, das Gute zu nehmen, woher es auch komme und die Virtuosität, sich in Andere zu versetzen und zu versenken, eine köstliche Morgengabe für ein Zentrum Europas wohnendes Volk ist.

Digitized by Google

Gerade weil wir die ein andermal vom Kaiser ausgesprochene Devise: Deutschland in der Welt voran! als heißen patriotischen Wunsch würdigen, müssen wir uns darüber klar werden, welche Eigenschaften und Fähigkeiten uns zu dieser friedlichen Weltherrschaft berechtigen könnten. Und da will es uns scheinen, als ob eine bloße Wiederholung einer trotzigen, auf Bajonette, Kanonen und Panzerschiffe gestützten Volksindividualität, ein von der Glorie der Macht umstrahltes deutsches Weltreich, selbst wenn es sich, wie das Frankreich des 3. Napoleon, als den Hort des Völkerfriedens fühlt, nicht das eigentliche Ideal der tiefsten deutschen Natur wäre. Unsere Mission liegt auf wissenschaftlichem, auf ethischem und pädagogischem Gebiet. Nicht als ob wir den deutschen Michel unter dem beifälligen Hohnlächeln der andern Völker wieder nur in die Studierstube, in das enge Heim und Kinderzimmer zurückschicken wollten; nein, wir freuen uns mit dem Kaiser und unseren alldeutschen Volksgenossen jeder Handelsflagge, die deutschen Fleiß und deutsche Tatkraft in ferne Weltteile trägt, jedes Kraftzuwachses an Reichtum und Ansehen — nur unser Bestes ist doch noch nicht darin: das, was wir der Menschheit schuldig sind. Unsere Wissenschaft steht in verdientem hohen Ansehen; gelänge es uns, auch deutsches Rechtsbewußtsein, deutsche Sitte und deutsche Erziehung mit einigem Recht in der Welt vorbildlich zu machen, dann erst hätten wir wahrhaft das große und befreiende Gefühl, der Menschheit nach unseren Fähigkeiten gedient zu haben.

Deutschland im Völkerrate die führende Macht, nicht weil es das beste Heer besitzt, sondern weil es die großen völkerrechtlichen, sittlichen Zukunftsaufgaben am bewußtesten mit Wort und Tat vertritt; Deutschland, der soziale Musterstaat, in dessen innerer Verwaltung feinste Gerechtigkeit und liebende Fürsorge für die Schwächsten am klarsten zur Geltung kommen; Deutschland die Stätte freiester menschlicher Erziehung, zu dessen Anstalten die ganze Welt bewundernd aufblickt — das ist das patriotische Ideal, das uns vorschwebt!

Zu allen diesen Aufgaben gehört aber vornehmlich die Fähigkeit, das eigne Selbst opferwillig in den Dienst des Ganzen zu stellen, sich selbst aufgeben können, um das beste Selbst zu retten, ein Stückchen mehr von Selbstentäußerung als von der waffenklirrendeu Selbstbehauptung. —

Salz ist ein eigentümlicher Körper. Um zu wirken, muß es zergehen. Wohlgemerkt, es gibt nur die Form auf, um sein Wesen zu retten.

Wenn aber das Salz dumm wird — womit soll man salzen?

R. P.

Die Religion der Pflicht.

Von Dr. Felix Adler.

(Fortsetzung).

Pflicht reift zur Religion — und dies ist eine zweite und ungleich wichtigere Erwägung — wenn wir der Tatsache inne werden, daß dieselbe auf einem Gesetz beruht, welches auf rein physiologischer Basis und in Ausdrücken sinnlicher Erfahrung unerklärbar bleibt und dessen eigentliches Wesen und Zweckmäßigkeit unserer Vernunft völlig unergründlich und unbegreiflich ist. So wird uns schließlich klar, daß in einem Moralgebot ein Etwas enthalten ist, das uns erschauern macht, welcher Empfindung wir uns freilich zu entziehen trachten. Die Donner auf Sinai sind nicht eitel Mythe und Legende! Die den Sünder verfolgenden Furien sind kein Hirngespinst! Die grundlosen Tiefen der Hölle sind nicht bloß das Zerrbild eines bösen Traumes! All diese sind der phantastische Ausputz eines Etwas, das der Wirklichkeit entspricht; sie sind das Rüstzeug des Schreckens, womit das Moralgebot gewappnet ist, und wir erkennen dessen Schärfe in dem Reuegefühl, das den Schuldigen ergreift und peinigt, in seiner bis zum Uebermaß gesteigerten Selbstverdammung, dem zerknirschenden Gefühl der Verworfenheit, das ihn erfüllt und vor dem er sich am liebsten in den tiefsten Erdboden verkriechen möchte, weil er sich nicht mehr wert dünkt, daß ihn die Sonne bescheint; in dem ihn beklemmenden Gefühl der Aechtung und äußersten Entfremdung von aller Gemeinschaft mit dem Guten und Reinen, aus der er sich für immer ausgestoßen wähnt.

Alle Versuche, diesem Phänomen unsre Augen zu verschließen, sind vergeblich. Lassen Sie uns vielmehr zu ergründen suchen, wie diese Erscheinungen zu erklären sind.

Religiosität ist das Bewußtsein im Menschen, daß zwischen ihm und dem All, der Unendlichkeit, ein Zusammenhang besteht, und die Aufgabe der Religion ist es, den Menschen zur Unendlichkeit in Beziehung zu bringen. Nun behaupte ich, daß wir aus dieser Beziehung zur Unendlichkeit, aus diesem einfach moralischen Denken und Handeln, sobald wir das Wesen des Moralgebots recht erfassen und uns der kleinlichen, an die Scholle gebannten, materialistischen Erklärungsversuche desselben auf immer entäußern, sobald wir den Schleier lüften, der dessen Hehre und unaussprechliche Hoheit verhüllt, mit einem Male Religion für uns gewinnen. Religion liegt im innersten Kern des Moralgebots geborgen, da Religion aus der Beziehung des menschlichen Daseins zum Unumschränkten besteht. Das Moralgebot ist eben jenes Unumschränkte; es durchdringt uns gänzlich und ist der eigentliche Kernpunkt unseres Lebens. Sobald wir demnach zur Erkenntnis des innersten Wesens des Moralgebots durchgedrungen sind, haben wir auch Religion.

Es ist vielfach versucht worden, diese Tatsachen durch allerlei kleinliche, fadenscheinige Erklärungen aus dem Wege zu räumen. In dieser Zeit der Oberflächlichkeit, die gern die Blumenpfade sucht, greifen wir nur zu gern nach allen möglichen sophistischen Erklärungen, welche die Stimme unseres Gewissens beschwichtigen sollen, und es ist uns ein willkommener Gedanke, daß das unumschränkte Moralgebot und jene orthodoxe Theologie, die wir über Bord geworfen, vom gleichen Holze sind.

Ich möchte — und müßte dies mein letztes Wort sein — der Ueberzeugung Ausdruck geben, daß diese Erklärungen absolut unzulänglich sind, und Ihnen an's Herz legen, zur Basis Ihres eigenen Lebens und unserer, nach Gestaltung ringenden Religion, die Erkenntnis zu nehmen, daß das Moralgebot unendlich und unumschränkt ist.

Welches sind die Einwände, die man dieser Ansicht entgegenhält? Es wird behauptet, daß die Ansichten über Moral stetem Wechsel unterliegen; daß dasjenige, was in einer Epoche als recht erkannt, in einer anderen als unrecht wieder verworfen würde. Als ob diese Erscheinung mit dem eigentlichen Grundwesen des Moralgebots in irgend welchem Zusammenhang stünde; als ob eine Rechnung darum weniger untrüglich sei, weil Wilde unfähig sind, dieselbe zu begreifen. Und selbst dieser Einwand ist nicht stichhaltig. Bei all den Wandlungen, denen die Begriffe von Recht und Unrecht unterworfen sind, hat es doch noch niemals einen Menschenschlag gegeben, der nicht ein Etwas als recht und ein anderes als unrecht erkannt — der nicht den inneren Trieb besessen, das Rechte zu tun und das Unrechte zu meiden, welcher den Menschen geheimnisvoll, mächtig und unerklärlich beseelt.

Man hat Moralität eine Reihe von Satzungen zum Besten der Gesellschaft — eine Art verwässerter Schnzmanns-Regeln — genannt. Als ob irgend jemand den Nutzen beweisen könnte, den, beispielsweise, die Befreiung der Negersklaven für den amerikanischen Kontinent im Gefolge hatte: zehn Millionen Menschen, die man einen Dorn in der Seite der kaukasischen Zivilisation genannt; die, was sie selbst

Digitized by Google

betrifft, durch den Wechsel in ihrer äußerlichen Stellung zur Gesellschaft sicherlich nicht beglückt wurden — als ob irgend jemand den sozialen Vorteil dieser Maßregeln beweisen könnte! Und doch würden wir, im Notfalle, ungeachtet der Folgen, ohne Zögern den gleichen Schritt tun, weil es das Recht so fordert; das Resultat ist nicht vorauszusehen — wir hoffen, daß es uns günstig sein wird, doch ist niemand dessen gewiß. Und dennoch müssen diese Fesseln fallen — gleichviel was daraus folgen mag — denn so fordern es das Menschenrecht und die Gerechtigkeit.

Wieder andere ersehen in den Moralgeboten nichts weiter als eine Richtschnur zum Zweck der Erhaltung und Bereicherung des menschlichen Rassenlebens. Dies ist die evolutionistische Ansicht. Mir ist indessen unbegreiflich, wie man dieser Ansicht Vertrauen schenken kann, wenn man bedenkt, daß lange, ehe die Menschheit die höchste Kulturstufe erreichen kann, alles Leben auf unserem Planeten erloschen und die Rasse selbst ausgestorben sein wird. Wir sollen wohl für den Fortschritt arbeiten, doch bleibt das Endziel für jede Generation gleich unerreichbar. Können wir beweisen, daß die von uns eroberte Kulturstufe des Kampfes wirklich wert war? Wir vertrösten uns allerdings, indem wir auf die nächste Generation und von dieser wieder auf die lange Reihe der nachfolgenden Geschlechter verweisen; indes bleibt die Tatsache unverrückbar bestehen, daß jeder Lebensfunken auf Erden erloschen sein wird, ehe es der Menschenrasse möglich geworden wäre, den Zenith ihrer Entwickelung zu erreichen.

Dieser wissenschaftlich-evolutionären Theorie gegenüber möchte ich für eine Theorie — die man als die moralisch-evolutionäre bezeichnen könnte — eintreten, welche in dem Moralgebot ein Gesetz erkennt, das der menschlichen Natur, und insoweit auch der All-Natur, zu Grunde liegt. Dieses Gesetz ist uns im Geiste vorgezeichnet. Wir folgen, wir gehorchen demselben ungeachtet der Konsequenzen, die für uns unberechenbar bleiben und denen wir freie Bahn geben müssen. Das Endergebnis muß mächtigeren Gewalten, deren Wege uns verborgen sind, anheim gestellt bleiben.

Die wissenschaftlich-evolutionäre Theorie jagt nach einem Phantom und führt den Tanz zu einem nie endenden Nebelreigen, trotzdem wir im voraus wissen, oder wenigstens anzunehmen alle Ursache haben, daß vor der Erreichung jenes Endzieles, das allein all' unsere Anstrengungen zu rechtfertigen vermöchte, jedes Zeichen menschlichen Lebens von unserem Planeten verschwunden sein wird. Mein Standpunkt hingegen ist, daß wir jener Tendenz, die sich in uns offenbart, jener Strömung nach aufwärts, jenem inneren Trieb nach Vollkommenheit folgen, gleichviel was auch der Ausgang sein möge, dessen Entscheidung Mächten, gewaltiger als wir, anheimgestellt bleibt.

Ich pflege mir zuweilen den uns innewohnenden moralischen Trieb und das Moralgebot selbst in Gestalt einer auf uns ruhenden Hand vorzustellen. Die früheren Maler des Mittelalters, denen künstlerische Bescheidenheit noch nicht fremd und denen eine gewisse Kenschheit in der Auffassung religiöser Sujets eigen war, trugen Scheu, Gott selbst im Bilde darzustellen und so symbolisierten sie ihn bloß durch eine Hand. Ich stelle mir das Moralgebot gerne in derselben Weise — durch eine Hand symbolisiert — vor. Das Antlitz bleibt unsichtbar, doch fühlen wir die Hand. Sie lastet mit Alleszgewicht auf unseren Schultern und hält uns wie mit ehernen Zwingen unklammert, wenn wir ihr widerstehen; sie ist sanft und lind, einer Segnung gleich, wenn wir ihrem Drucke folgen.

Prüfen wir uns selbst und lassen Sie uns versuchen, jenes wunderbarste aller Phänomene, das Gewissen, nach seiner vollen Bedeutung zu würdigen.

Das Moralgebot erweist sich in der Tat als unumschränkt und bezeugt seine Ueberlegenheit der Sinnenwelt gegenüber, seine Urgewalt und das demselben eigene erdfremde Element, in der Art, in der es sich unseren Neigungen und Leidenschaften, unseren augenscheinlichen Selbstinteresse entgegenstemmt. Oft verbietet es uns Dinge, die uns am Herzen liegen, und sogar wenn wir zum gehorchen zu schwach sind, müssen wir, wider Willen, das Gerechte seines Wahrspruches anerkennen.

Gatte und Gattin zweier verschiedener Ehen haben sich, noch ehe sie der Gefahr bewußt geworden, in einem Netze leidenschaftlicher Liebe zueinander verfangen und verstrickt. Ihre Seelen streben einander zu. Es ist keine Schmetterlings-Leidenschaft, sondern ein Sturmwind der Gefühle, der verheerend losgebrochen ist. „Du sollst nicht ehebrechen!" So lautet das Moralgebot; und damit ist bei dem Manne und der Frau, wenn sie rechtlich denken, alles zu Ende. Und durch den bloßen Gedanken schon — ganz abgesehen von der Tat — wird man des Ehebruchs schuldig! „Du sollst nicht ehebrechen!" Läßt sich dies durch Reden über Möglichkeit erklären? Ist dieses Gefühl des Grauens, der geahnten Gegenwart von Königen und Gebieten, von verhüllten und doch unentrinnbaren Gewalten in uns selbst — ist dies durch den Hinweis auf den „Nutzen der Gesellschaft" erklärbar? „Das Band der Ehe heilig halten! Warum? Fort mit dem „Nutzen der Gesellschaft!" So rufen jene zwei, deren Seelen in voller und reiner Harmonie ausklingen und sich in Sehnsucht für einander verzehren. Doch das Moralgebot tritt zwischen sie und spricht: „Ihr sollt nicht!"

Der häufige Mißbrauch des Wortes „Pflicht" und die dadurch verursachte Verminderung seines Wertgehaltes ist ungemein bedauerlich. Sogar unsere eigenen Dichter — selbst ein Mann wie Lowell — haben sich in dieser Beziehung vergangen, indem sie in dem Leser den Gedanken erwecken, daß das Pflichtgebot nicht unumschränkt sei, und daß ein Etwas vorhanden sei, das ungleich höher stehe als das erstere. Und fragen wir, was dieses Etwas ist, so antworten sie: die Liebe! Nun, das zeugt von großer Einfalt: denn Pflicht und Liebe sind von einander untrennbar, und der Beweis ist leicht zu erbringen, daß die Pflicht der echten Liebe zum Grundstein dient und diese ohne die erstere überhaupt nicht bestehen kann; daß Liebe einfach das Gefühl ist, welches in jenen Seelen zur Entfaltung kommt, in denen das Pflichtbewußtsein bereits vorhanden und wirksam — in der Tat nichts weiter wie die Uebertragung auf das Gebiet des Gefühls ist, was wir, mit Bezug auf den Willen, als Pflicht zu bezeichnen pflegen.

Lowell's beliebtes und in unseren Schulen so viel gelesenes Gedicht, „Sir Launfal's Vision," erzeugt diesen falschen Eindruck. Es erzählt uns von dem keuschen Ritter, der beim Anbruch des Morgengrauens sein Schloß verläßt, den heiligen Gral zu suchen und wie er, durch die Pforte schreitend, einen Aussätzigen davor zusammengekauert findet, der, unter Schmerzen ächzend, ihm die Hand bittend entgegenstreckt. Des Ritters ästhetisches Gefühl empört sich gegen den Anblick dieses kotbeladenen, von Schwären bedeckten Geschöpfs; wie ihm scheint, der einzige, häßliche Fleck, der den jungen Tag entstellt, und von Ekel übermannt, wirft er dem Aussätzigen ein Goldstück verächtlich vor die Füße. Dieser weist die Gabe zurück und die Lehre, die er dem Ritter auf den Weg gibt, lautet:

„Der spendet nichts als wertlos Gold,
Wer nur gibt, weil die Pflicht ihn zwingt."

(Schluß folgt).

Adolf Menzel.

Von Lothar Brieger-Wasservogel (Weimar).

Trotz alles innerlichen Konservativismus war Menzel eine echte Reformatorennatur, ein Held des Gewissens und der Pflicht, denen er in künstlerischen Fragen rücksichtslos und konsequent folgte, wobei es ihm durchaus gleichgültig

Digitized by Google

war, was Standesgenossen und Publikum zu dem Wege sagten, den einzuschlagen ihn seine innere Stimme zwang. Er war innerlich nichts weniger als ein Revolutionär, genau so wenig wie Martin Luther jemals einer gewesen ist. Ja, ich bezweifele gar nicht, daß er glaubte, getreu die Bahnen alter künstlerischer Tradition weiter zu verfolgen, gerade als er im Begriffe stand, sie zu vernichten. Der große Karton aus seiner Jugendzeit, der momentan im Salon Cassirer ausgestellt ist, beweist das bis zur Evidenz. An sich gewiß keine künstlerische Tat, gewinnt er dadurch Interesse, daß er zeigt, wie Menzel durchaus nichts anderes wollte als im Stile seiner Zeit schaffen, das aber einfach nicht konnte, weil er eben mehr bedeutete als die, deren Beispiel ihm maßgebend war. Welche Mühe er sich auch geben mag, offiziellen Anforderungen gerecht zu werden, Köpfe und Gestalten fallen dennoch gänzlich aus dem Rahmen und weisen bereits Ansätze künstlerischer Größe auf, die den Vorbildern, welche dem Künstler vorschwebten, in jeder Weise mangelte. Menzel bedeutet eben die Vollendung und Krönung eines Stiles, und wie alle abschließenden Geister einer Epoche, wie alle auf der Grenzscheide Stehenden enthält er zugleich ein starkes Stück Zukunft und zeichnet bereits die Wege vor, die im Grunde völlig anders geartete Naturen doch noch ihm mit fast gesetzmäßigem Zwange gehen müssen. Die ganze Art von Menzels Natur zeigt sich darin, daß er selbst vom Wesen seiner Bedeutung wohl wenig gewußt hat. Als ihn seine Liebe zur Wirklichkeit nötigte, sich von der schädlichen Ateliermalerei ab und dem Schaffen der Natur zuzuwenden, tat er das ohne das geringste Schwanken, ohne jeden inneren Kampf, der ihm zweifelsohne nicht erspart geblieben wäre, wenn er geahnt hätte, welch unüberbrückbarer Abgrund zwischen der Tradition und seiner Kunst, der schlichtweg Menzelschen Kunst klaffte. Wie noch jedem großen Künstler war auch ihm sein Bestes unbewußt. Daher vermochte er sich auch jene für einen großen Künstler unbedingt nötige Harmonie zu wahren, die dem sonstigen künstlerischen Schaffen unserer Zeit in so erschreckender Weise abgeht. Unsere Modernen stehen mit Bewußtsein in einer Uebergangsepoche, leiden darunter, daß sie erst Tradition schaffen müssen, anstatt auf einer solchen weiter zu bauen. Für Menzel existierten solche Kämpfe nicht. Als er Zukunft schuf, glaubte er gleich Luther noch immer in der Vergangenheit zu stehen. Und gerade weil die Wurzeln so zäh und fest am alten Erdboden hielten, vermochte sich die blühende Krone um so ungehinderter in der freien Luft zu entfalten, während wir von heute Entwurzelte sind, die erst unter sämmerhaften und nachdenklichem Ringen das uns zuträgliche Erdreich sehnend erhoffen und suchen müssen.

Die Parallele mit Luther giebt noch weitere treffende Anhaltspunkte. Menzel — darüber hilft kein Abdisputieren und Vertuschen hinweg — wollte von unserer jungen Kunstbewegung genau so wenig etwas wissen wie früher Luther von den jungen freiheitlichen Bestrebungen seiner Zeit. Und er hat wohl nie recht begriffen, wieso gerade die Modernsten der Modernen innerlich von ihm abhängig wurden, seine Pfade gingen und ihn, den angeblichen Bewahrer der Tradition, als den größten aller neuen Revolutionäre huldigend auf den Schild erhoben. Er glaubte seinen Platz inmitten der Akademiefumst alten Stiles und ihrer Professoren, welche denn auch die Einzigen waren, mit denen ihn eine nähere persönlichste Freundschaft verband. Die Moderne war ihm unangenehm, unsympathisch. Und als sie sich ihm in den letzten Jahren begeistert und bewundernd nähern wollte, stieß er sie zuerst etwas unsanft und feindlich zurück. Ihn, den Abgeschlossenen, Harmonischen, in sich Fertigen störte, was er in den jungen Werken von Gährendem, Ringendem und daher nicht selten auch Verfehltem sah. Er wäre nicht er gewesen, groß, wie er es sicher war, wenn er es hätte verstehen können. Und er hätte auch wieder mehr und größer sein müssen, als er es wirklich war, eine Natur von Art und gewaltigem Umfange Michel Angelos, wenn er diesen bewußten Kampf um eine treue Kunst hätte würdigen und ihm in sich eine Art Vollender und Beendiger schaffen sollen. Das aber konnte er nicht, dazu reichte er nicht aus. Er war fein weltunspannender Schöpfer vom Wesen der Allergrößten, welche die Kunstgeschichte kennt, sondern gleich den alten Holländern, mit denen er ja auch sonst so manche Verwandtschaften aufweist, war es ihm gegeben, im kleinsten Kreise Großes zu schaffen, freilich hier Variables, Vollendetes und Unvergängliches wie nur wenige außer ihm. Zu viel Tradition hastete ihm noch unabschüttelbar an. Aber auch das war unbedingt nötig, damit er das wurde, was er war, der künstlerische Repräsentant einer Epoche, ein Typus und damit in seiner Art ein Einziger in der Kunstgeschichte. Sicher war er viel zu sehr echter Künstler, um in dem jungen Wollen nicht das Echte und Gute zu sehen, das in ihm steckt. Aber es war wohl noch zu leicht mit allen möglichen andern Bestandteilen, um rein zu einem Fühlen wie dem seinigen sprechen zu können. In letzter Zeit hat er denn sogar — auch äußere Anzeichen sprechen ja genügend dafür — mit einigem gewiß nicht unsympathischen Erstaunen entdeckt, wieviel Menzelscher Geist, Menzelsches Empfinden gerade in den Zeichnungen unserer Allerrevolutionärsten steckt, in den Werken der Lesser Urn, Ludwig von Hofmann, Trübner, Slevogt, Liebermann. So war denn, als er starb, eine gewisse Versöhnung bereits erfolgt, ja ein unleugbares Solidaritätsgefühl verband den gerechten alten Meister mit der vorwärtsstürmenden Jugend, und er hat sich nicht gescheut, ihm hier und da Ausdruck zu geben. Er sah sich als modern gefeiert, und er begann sich langsam als modern zu fühlen. Denn bis zuletzt hat er den Weitblick echter Größe nie verleugnet.

Menzel ist darum so groß, weil er ein ganz Einzigartiger ist. Das macht ihn so gewaltig, zu einer unsere Zeit derartig überragenden Persönlichkeit, daß man ein wenig hilflos vor ihm steht, der sich mit den uns zur Verfügung stehenden Maßstäben so gar nicht messen läßt. Die ganze Wucht dieser Tatsache offenbart sich keinem so sehr als gerade dem in den modernen Bewegungen Kämpfenden. Mögen wir uns an Werken unserer jungen Kunst auch noch so sehr erfreuen, ein leises Gefühl des Mißbehagens läßt sich nicht unterdrücken und vermag immer von neuem auch unsere besten Freuden zu stören. Namen und Schlagworte erfüllen die Luft unserer Zeit und schwirren in so verwirrender Menge umher, daß sich normale Köpfe nur schwer und nicht ohne einen gewissen Widerwillen zurecht finden können. Milieu, Naturalismus und Impressionismus, Monet, Pissaro, Degas, Israels, Maure. Das alles hat seine Berechtigung im Kampfe einer Uebergangsepoche, aber Unbehagen erweckt es doch. Wir wissen nie viel, fühlen zu schnell vor den Bildern unserer jungen Meister, wo Barthel den Most geholt hat. Bei allem Originellen besitzen wir eigentlich noch keine Originale. Der bete Leistikow nimmt sich neben einem Monet, einem Maure doch recht schwach und — seien wir ruhig offen — von ihnen befangen aus. Unsere deutsche Moderne hat trotz ihrer erst kurzen Blüte bereits eine unglaublich umfangreiche Tradition, aus der sie vorläufig noch nicht herausgekommen ist. Freilich ist sie auf dem Wege dazu, aber vorläufig ist das Abbild zweifellos noch viel schwächer als das Urbild. Erst wenn es der jungen Kunst völlig gelungen sein wird, sich von letzterem frei zu machen, wird sie alte Kunst — im guten Sinne, im Sinne großer Kunst werden.

Dieser Art Betrachtungen offenbart sich nun erst die ganze mit dem im Zeitgenössischen gegebenen Maßen nicht meßbare Größe in Menzels Schaffen. Er hat alte Kunst im guten Sinne geschaffen, d. h. vorbildliche Kunst, nicht nachbildliche. Kein Meister fällt vom Himmel, und wir haben ja die Strömungen, aus denen sich eine Persönlichkeit wie die Menzels kristallierte, im Vorhergehenden bereits kurz

Digitized by Google

charakterisiert. In Wahrheit aber stand der Menzel, der unbewußte, der Künstler Menzel, garnicht unter dem Banne dieser Tradition. Sie bot nur die Elemente zu seinem Bau, Bannleiter war er in unbeschränktester Weise selbst. Im Gegensatze zu denen, die vorgearbeitet hatten, war er eine ganz eigene Ordnerpersönlichkeit größten Stiles, ein zusammenfassender, konzentrierender Künstler von der Art, welche die Werte einer ganzen Epoche gewaltig in sich verkörpert und zugleich mit Prophetenaugen in die Zukunft schaut. Darum stehen seine Werke so turmhoch über den — übrigens nur dem obersächsischen Blicke — verwandt und vorbildlich Scheinenden, wie eben die Kunst über dem rein Handwerksmäßigen steht. Sein Großes ist, daß er die Tradition überragt und vergessen macht, nicht aber unter ihr steht und an sie erinnert. Wenn das 19. Jahrhundert auch sicher größere Künstler hervorgebracht hat, als Menzel einer ist, das 20. voraussichtlich noch größere schaffen wird, niemals kann man ihm den Ruhm abstreiten, die typische und damit auch die kulturell bedeutsamste künstlerische Größe einer sehr wichtigen Epoche gewesen zu sein. Das ist ein Ruhm, den man gar nicht leicht überschätzen kann, der das Wichtigste ist, was uns von heute z. B. von Raphael blieb. Damit hat sich Menzel einen Platz in der Geschichte der Menschheit erobert, wie nur wenige Große überhaupt, und es wird einer fernen, ihm vielleicht feindlichen Zukunft unmöglich sein, ihn davon zu verdrängen oder sein Schaffen überhaupt vergessen zu machen. Die Berechtigung Preußens in der Kunstgeschichte ist in Menzels Werken dokumentarisch festgelegt. Die rein künstlerische Wertung freilich dürfte andere Wege gehen müssen, als das uns, die wir allzusehr Zeitgenossen sind, möglich ist. Vielleicht, daß es ihm geht, wie es Raphael nach dem Zeitalter der großen Beweiterung für ihn gegangen ist. Ein Böcklin, ein Klinger mögen ihm in der künstlerischen Wertung der Zukunft verdrängen. Aber er wird trotzdem bleiben wie ein unbezwingbarer Urweltblock, wuchtig und schwerwiegend, gleich jenem, den auf Klingers schöner Menzeladresse Riesenhände erdrückend auf schwache Schultern herniederlassen.

* * *

Das Wort: „Kunst ist Können" bedeutet freilich einen Widersinn. Aber ebenso widersinnig wäre es, wollte man ableugnen, daß Können zur Kunst unbedingt nötig, daß sie ohne dasselbe überhaupt nicht möglich ist. Freilich bleibt die Intuition das Erste und Wichtigste, ohne sie wäre ein Künstler eben kein Künstler sondern nur ein Handwerker. Aber selbst die erhabenste Intuition ist eine Nichtigkeit, sobald sie sich nicht die technischen Mittel zu schaffen vermag, um etwas Wirkliches zu werden, in Erscheinung zu treten. Dann wirkt sie lächerlich, wie die ohnmächtigen Versuche einer Hermione von Preußchen. Der kleinste aber gut ausgeführte Gedanke ist da für die Kunst wertvoller. Kunst und Können müssen Hand in Hand gehen. Ich möchte sogar behaupten, daß es im Haushalte der Natur so eingerichtet wurde, daß eine große Intuition ohne ein großes Können zugleich unmöglich ist. Manches, was auf den ersten Blick als mächtig intuitiv erscheint, ist ja nur Phrase, Feuilleton, gestohlene literarische Idee! Ich wollte das nur betonen, weil gerechte Bemühungen unserer Zeit, dem Gedanken gegenüber der absoluten Technik zu seinem guten Rechte zu verhelfen, von Mißverstehenden häufig so interpretiert werden, als genüge nun eine gute Idee schon, um ein großer Künstler zu sein. Das eine ist so widersinnig wie das andere.

Zweifelsohne war nun Menzel der technisch größte Könner unserer Zeit. Es ist staunenswert, was Menzel alles konnte. Er schuf Meisterwerke, wie das Bild einer Berliner Straße oder eines mit einem Papagei spielenden Kindes. Die kräftigen Gestalten der Arbeiter eines Eisenwalzwerkes ziehen ihn an. Echt preußischer Realismus. Mit einer Vollendung, der nun nur mit den höchsten Vergleichen einigermaßen gerecht werden kann. Dann wieder versenkte er sich in die Zeit Friedrichs II. mit einem feinen Verständnis, das keiner der Zeitgenossen des Königs und überhaupt kein anderer Schilderer dieser Zeit je aufzubringen vermochte. So wurde er der größte Ordner unserer Zeit, entwickelte dabei eine Produktivität, der sich heutigen Tages nichts auch nur vergleichend an die Seite stellen läßt. Sein Bestes, seine Zeichnungen, werden noch für Generationen vorbildlich bleiben.

Freilich, oft habe ich mit grenzenloser Beibunderung seines eminenten Könnens vor seinen Werken gestanden und mich dabei doch im stillen fragen müssen, ob sich die Nachwelt zu ihm nicht dereinst stellen wird, wie wir zu den alten Holländern. Das Letzte, Allerhöchste eines Künstlers, das alle mitfortreißende Gefühl, der große Gedanke, die überwältigende Intuition gingen ihm ab. Das hindert, ihn den größten, allerersten Meistern aller Zeiten als Ebenbürtigen beizugesellen, den Erfindern, den Schöpfern neuer geistiger Werte. Das Geistesleben unserer Zeit hat er nicht bereichert.

Aber selbst dann bleibt für Menzel immer noch eine außerordentliche Größe übrig. Er hat eine alte Zeit künstlerisch abgeschlossen und abgerundet, eine neue eingeleitet und ihr fast diktatorisch die Wege vorgeschrieben. Alle Künstler des modernen Deutschland, selbst die ihm scheinbar Entgegengesetzten, stehen dennoch unter seinem übermächtigen Bann. Seine Persönlichkeit, die das Abendrot der Kunst des 19. Jahrhunderts war, steht zugleich beherrschend an der Pforte des 20., und ihr mächtiger Schatten wird auch noch in künftige Generationen hinüberfallen. Darum ehren wir uns selbst, wenn wir Menzel, diesen einzigartigen Riesen an Schaffenskraft, das größte Vermächtnis unserer Zeit an die Zukunft ehren. Es ist jemand gestorben, der stärker, ehrlicher, ernster und mehr Künstler war, als wir alle. —

Streiflichter.

Kein Siegestaumel. Zu den vielen psychologischen Rätseln, die das japanische Volk mit seiner durch keinerlei Zweifelsglauben unterstützten frohen Bereitwilligkeit zum Opfertode, mit seiner beispiellosen Zähigkeit, die doch von allem Fanatismus frei ist, den Völkern des Westens aufgibt, gehört auch die bereits von vielen Beobachtern gemeldete verhältnismäßige Gelassenheit, mit der es die märchenhaften Erfolge dieses Feldzuges aufnimmt. Die Ethik der Stoa war bekannt dafür, daß sie den Gebildeten zum Gleichmut gegenüber dem Leiden erzog; die sogenannte Ataraxie gipfelte darin, sich vor allem durch keinerlei Unlust aus der schönen Ruhe eines beherrschten Gemütes scheuchen zu lassen. Die japanische Ethik verbietet offenbar ebenso jede Gleichgewichtsstörung auch durch berechtigte Freude und teuer erkauften Stolz.

Charakteristisch ist in diesem Sinne die Antwort, die — nach einem Bericht der „Vossischen Zeitung" vom 17. d. Mts. — der japanische Gesandte in London, Vicomte Hajaschi, einem Vertreter des „Matin" erteilte. Diese große französische Zeitung tritt bekanntlich in der letzten Zeit, zum Teil gewiß aus ethisch-humanitären Gründen, zum Teil aber wohl auch im Interesse des verbündeten Rußlands energisch für baldigen Friedensschluß ein. Der Asiate erteilte dem Vertreter der westlichen Sittlichkeit eine recht artige Lektion mit den Worten:

„Sie kennen das japanische Volk nicht. Sie sagen uns: „Schließen Sie Frieden. Ihr Ruhm muß Ihnen genügen; der Platz, den Sie durch Ihre Siege unter den Großmächten errungen, muß für Sie eine äußerst lebhafte Genugtuung sein. Sie haben das Recht, stolz zu sein; die ganze gesittete Welt bewundert Sie, seien Sie nun großmütig." Auf diese Dinge geben wir nicht ein. Wir Japaner glauben uns heute nicht größer, als vor dem Kriege. Wir sind nicht stolzer als vor einem Jahre. Unser Volk, das vor dem Kriege den Frieden liebte und die Gewalt verabscheute, glaubt sich heute in keiner Hinsicht weder sittlich noch gesellschaftlich weitergekommen; im Gegenteil, es bedauert, daß es gezwungen

Digitized by Google

wurde, Menschen zu morden, die es nicht haßte. Wenn wir also in Verhandlungen eintreten könnten, würden wir das, was Sie Ruhm und Platz in der Vorderreihe nennen, sicher nicht in Ansatz bringen."

Wenn der Vicomte wirklich sein Volk genau kennt — und wir haben keinen Grund daran zu zweifeln — dann ist am Ende von der gelben Rasse doch auch für den Europäer manches zu lernen.

* * *

Kaufmannsmoral und Fortschritt. Ein bemerkenswertes Urteil fällte unlängst ein süddeutscher Gerichtshof: Gegen den Inhaber eines großstädtischen Detailgeschäftes wurde dahin erkannt, daß er in öffentlichen Ankündigungen die Angabe, „so billig wie in seinem Geschäft könne man seinen Bedarf in keinem zweiten Geschäft der Stadt decken," bei Vermeidung einer Kontraventionsstrafe von 100 Mark zu unterlassen habe.

Leichter als in manchem anderen Voraussetzung fußt das eingangs wiedergegebene Gerichtsurteil; nicht allein, indem es dem Gesetz und der Rechtsprechung eine ganz andere Aufgabe zuweist, sondern dieses Urteil setzt auch einen sorgfältig erfaßten psychologischen Tatbestand voraus. Offenbar geht jene Gerichtsentscheidung von der Voraussetzung aus, daß der normale, durchschnittlich veranlagte Mensch das Wort des anderen zunächst so nimmt, wie es lautet oder gemeint zu sein scheint; denn die Wahrheit und ihre natürliche Ergänzung, das Vertrauen sind nun einmal die Grundlagen der gegenseitigen menschlichen Beziehungen, während Unwahrheit und Mißtrauen im Leben zwar häufig sind, immerhin aber die Ausnahme bilden. Zwischen vollem Vertrauen jedoch und völligem Anzweifeln gibt es allerlei Uebergangsstufen, z. B. eine Art unbestimmtes „Halbvertrauen," das dem Irreführenden in der Regel mittelbar zugute kommt. „Man kann es ja einmal versuchen," sagt sich der Halbvertrauende — — mehr, als dieses Entschluß hervorzurufen, bedarf es meist überhaupt nicht. Für den Detailverkehr ist bekanntlich „der Versuch" im Guten wie im Schlimmen ein überaus wichtiger Geschäftsfaktor.

Die richtige Auffassung, oder vielmehr diejenige Auffassung, welche sich aus unserer Wirtschaftsordnung ergibt und der Gewerbefreiheit mit dem Wahrheitsbedürfnis in gleicher Weise gerecht wird, dürfte für die öffentliche Ankündigung dahin lauten: „Mag jemand so billig verkaufen, wie er will, mag er sämtliche Konkurrenten im Preis unterbieten und seine Preise der breitesten Oeffentlichkeit bekannt geben — das, was er bekannt gibt, muß auch der Wahrheit entsprechen." —

Wenn vom Richter kaufmännische öffentliche Ankündigungen häufig so leicht behandelt werden und Glaubwürdigkeit für sie von vornherein schon gar nicht in Anspruch genommen wird, so wird sich dessen zwar der Angeschuldigte jedesmal freuen, denn er hat dieser Auffassung häufig seine Freisprechung zu verdanken, aber für den Kaufmannsstand als solchen bedeutet dies nichts weniger als eine Wertschätzung. Von Kindheit an wird es uns eingeprägt, daß wir das öffentliche Wort eines rechtlichen Mannes so zu nehmen haben, wie es lautet. Der Beamte, der Staatsdiener beansprucht nicht nur Glaubwürdigkeit für sein Wort, wenn er kraft seines Amtes verkündet; er würde sich schon dafür bedanken, wenn man an seiner privaten Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe zweifeln wollte — beim Kaufmann jedoch soll diese Voraussetzung von vornherein gar nicht aufrecht erhalten werden, soll der „Zweifel an der Wahrheit seines öffentlichen Wortes für jeden Einsichtsvollen geradezu das normale sein?! Darin liegt unleugbar eine recht geringe Einschätzung des Kaufmannswortes! Freilich nur des Kaufmannswortes gegenüber dem kaufenden Publikum, denn an das Wort zwischen Kaufleuten unter sich werden schon wesentlich höhere Anforderungen gestellt. Um so schätzenswerter aber ist es, wenn sich ein Gerichtshof auf den Standpunkt stellt, daß Treu und Glauben nicht nur zwischen Kaufleuten unter sich, sondern auch zwischen Kaufmann und Publikum, zwischen Ladeninhaber und Ladenkundschaft Geltung haben muß.

Unsere heutigen Anschauungen über das, was sittlich und unsittlich ist, sind nichts ewiges oder „allein richtiges." Immer schärfer wird das menschliche Unterscheidungsvermögen, nicht nur auf dem Gebiet der sinnlichen Wahrnehmungen und intellektuellen Vorstellungen, sondern auch in den moralischen Empfindungen. Hohen Wert legt man heute auf „Treu und Glauben" zwischen Kaufleuten unter sich. Das einfach gesprochene Wort soll gelten, auch ohne Beteuerung, und die Gesetzgebung hat im Lauf der Jahrhunderte diesem Grundsatz mehr und mehr Rechnung getragen. Noch aber ist man nicht dazu gelangt, auch das Wort zwischen Kaufmann und Konsumenten nach so strengen und präzisen Gesichtspunkten zu beurteilen. Wenn der Ladenkunde seine Rechnung nicht rechtzeitig begleicht, obwohl er dazu in der Lage ist, so wird das zwar prinzipiell nicht gebilligt, aber doch verhältnismäßig leicht genommen und längst nicht so scharf beurteilt, als wenn ein Kaufmann seinem Lieferanten die rechtzeitige Zahlung verweigert. Und was umgekehrt das Wort des Kaufmanns gegenüber dem Ladenkunden anlangt, so hat das zähe festgehaltene Herkommen einer übertriebenen und häufig wahrheitswidrigen Anpreisung, verübt durch den Druck einer zu schnell angewachsenen Konkurrenz, bekanntlich Sitten und Gebräuche gezeitigt, die den Anstoß zu einem neuen Gesetz gaben, zu dem bekannten „Gesetz zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes." Galt es zunächst auch nur, den reellen Kaufmann im Wettbewerb zu schützen, so wird eine Verminderung gewisser Geschäftsunsitten doch auch von der fortgeschrittenen Moral aller modern empfindenden Menschen verlangt.

Und wir werden weiterschreiten. Wenn auch gegenwärtig eine Stockung eingetreten zu sein scheint — manche sprechen sogar von einem moralischen Rückschritt — so ist eben nicht zu übersehen, daß dies der Rückschlag einer schnellen Entwicklung ist. Tadeln wir diese Entwicklung darum nicht, freuen wir uns vielmehr der schnell gewonnenen Errungenschaften, in der Erwartung, daß sich der einzelne mit der Zeit einrichtet, und die Auswüchse beseitigt werden.

Jedes Gerichtsurteil aber, das dazu beiträgt, die öffentliche Auffassung von Treu und Glauben im Verkehr zwischen Kaufmann und Ladenkundschaft — wenn auch nur an dem Beispiel eines gegebenen Einzelfalles — zu heben, ist eine fortschrittliche Tat zu begrüßen.

Der internationale ethische Bund.

Bericht des Sekretärs.

(Fortsetzung.)

Deutschland.

Professor W. Foerster ist nach dem Rücktritt aus seiner amtlichen Stellung als Direktor der Sternwarte wieder Vorsitzender der deutschen ethischen Gesellschaft geworden. Wie in früheren Jahren besteht ein Teil der Tätigkeit der Gesellschaft darin, freie Bibliotheken und Lesehallen weiterzuführen, Volksunterhaltungen zu veranstalten und vor Allem Vortragsreisen von ansässigen und anderen Wanderrednern zu veranstalten. Es besteht ein Fonds, aus dem die Ausgaben für die Wander-

Digitized by Google

redner bestritten werden. Seit dem Bestehen der Gesellschaft steht sodann die Frage des Moralunterrichtes, als ein Hauptfaktor der Bewegung im Vordergrunde des Interesses. Versuche werden zur Zeit gemacht um eine weite Kreise umfassende Vereinigung für Moralpädagogik zu gründen.

Vor einiger Zeit veröffentlichte Prof. Dr. A. Döring ein Wert „Handbuch der natürlich-menschlichen Sittenlehre für Eltern und Erzieher" dem ein Teil des Preises, den die Gesellschaft für das beste Lehrbuch der natürlichen Ethik ausgesetzt hatte, zuerkteilt wurde. Ferner hat Dr. Rudolf Penzig, der Redakteur der Zeitschrift „Ethische Kultur", Vorsaßer der Schrift „Ernste Antworten zur Kinderfragen," eine Streitschrift „zum Kulturkampf um die Schule" herausgegeben. Ferner ist so eben von dem Hauptvorstand der Gesellschaft eine Flugschrift „Konfessionelle oder weltliche Schule" herausgegeben worden, welche in den weitesten Kreisen zur Verbreitung gelangt.

Die Zeitschrift „Ethische Kultur," die früher wöchentlich herausgegeben wurde, erscheint jetzt am 1. und 15. jeden Monats. Sie enthält monatlich eine Beilage „Kinderland" Blätter für ethische Jugenderziehung.

Englannd.

Als der internationale, ethische Kongreß im Jahre 1896 tagte, bestand die „Union of Ethical Societies" aus 4 Gesellschaften. Jetzt umfaßt dieselbe 16. Dies ist zum großen Teil Dr. Stanton Coits organisatorischer Tätigkeit zu verdanken und bezeichnend für das schnelle Anwachsen der Bewegung in England. Seit letztem September sind 4 neue Gesellschaften in London und der Umgegend entstanden und diese werden wahrscheinlich bald zu Vereine heranwachsen. In Folge dieses Wachstums ist das Verlangen nach Rednern sehr groß (in allen englischen Gesellschaften werden Sonntagsvorträge gehalten) und es ist erstaunlich, daß diesem Bedürfnisse Rechnung getragen werden kann. Leider ist die englische Gesellschaft noch zu arm, um diejenigen, welche sich für gern wirken würden, voll anzustellen.

Eine der treuesten Mitarbeiterinnen, Miß Zona Ballance, die zu verschiedenen Zeiten Sekretärin der East London Ethical Society, der Moral Instruktion League, der englischen Union, wie auch Mitarbeiterin an der Zeitschrift „Ethics", Rednerin und begeisterte Vertreterin der Frauenrechte war, starb, nur 44 Jahre alt, im letzten Dezember. Ihr Tod hinterläßt eine große Lücke.

Die „Union of ethical Societes" ist ein Bindemittel zwischen den einzelnen Gesellschaften, ein weiteres bildet die Zeitschrift „Ethics," die dieses Jahr ihren 15. Jahrgang beginnt.

Die „School of Ethics" hat jetzt ihre Tätigkeit erweitert, indem sie Vortragskurse in verschiedenen ethischen Gesellschaften in London abhält und 5 verschiedene Gesellschaften zogen hieraus Vorteil.

Die Art der Tätigkeit erhellt am Besten aus folgendem Programm für die Zeit von Januar bis März dieses Jahres: Professor Patrick Geddes: „Die Entwickelung der Ethik auf der Basis der Naturwissenschaften und der Soziologie" (10 Vorträge.) Dr. Stanton Coit: „Die treibenden Kräfte in der Demokratie. (6 Vorträge.) Dr. Gustav Spiller: „Der psychologische Begriff der Kirche." (5 Vorträge). Reo. R. H. Greaves: „Die Entwickelung des christlichen Dogmas." (10 Vorträge). Mr. Harry Snell: „Berühmte Städte. Ihre Geschichte und Entwickelung." (6 Vorträge). Außer diesen Vorträgen wird Unterricht in deutscher und französischer Sprache und in Esperanto erteilt. Die Vorträge, die abends stattfinden, sind außer in ganz seltenen Fällen, unentgeltlich, desgleichen die Sprachstunden.

Die Liga für Moralunterricht ist ein unabhängiger Verein, aber hervorragende Mitglieder ethischer Gesellschaften bekleiden fast alle Vorstandsämter. Berichterstatter im ganzen Lande machen in der Tagespresse Stimmung für Einführung eines konfessionslosen Moralunterrichtes in den Schulen, und Privatpersonen und ethische Gesellschaften bemühen sich an leitender Stelle Interesse für diese Frage zu erwecken. Erst kürzlich ist man in diesem Sinne an jeden einzelne Mitglied aller Schulbehörden des Landes herangetreten und schon haben mehrere derselben sich bereit erklärt, Moralunterricht ausschließlich oder neben dem religiösen Unterricht einzuführen. Die Liga verbreitet in den weitesten Kreisen einen sorgfältig ausgearbeiteten Lehrplan für den Moralunterricht in den Unterklassen und das erste einer Reihe von Lehrbüchern nach diesem Plane ist eben erschienen.

Ein anderer unabhängiger Verein, der in engster Beziehung zu der ethischen Gesellschaft steht, ist der Emerson-Klub, der erst vor kurzem gegründet wurde und schon 150 Mitglieder zählt. Er hat seinen Sitz in dem gleichen Lokal, wie die „Union" und dient den Mitgliedern und Freunden der ethischen Gesellschaft als geselliger Sammelpunkt.

Schweiz.

Die einzige ethsiche Gesellschaft in der Schweiz ist die „Ligue pour l'action morale" in Lausanne unter der Leitung von Professor Forel. Die „Ligue" ist nicht literarisch tätig, sie veranstaltet nur Vorträge und arbeitet praktisch. Ihre erste Gründung, das Volksbaus in Lausanne, gedeiht überraschend unter der großartigen Leitung des Herrn Dr. Suter-Stuffa. Der „Hilfsverein für Geisteskranke" arbeitet ebenso erfolgreich und auf dem Gebiete der Schulreform wird recht Zufriedenstellendes geleistet. Vor etwas länger als einem Jahre gelang es der Gesellschaft, die „Fédération des societés Vaudoises d'éducation populaire" ins Leben zu rufen.

Dr. F. W. Förster setzt seine Versuche in Moralunterricht fort. Er hat kürzlich in Luzern Kinderklassen eingerichtet und bildet jetzt seinen Lehrer heran, der die Arbeit fortführen soll. Dr. Förster hat im letzten Jahre ein Werk, betitelt „Jugendlehre," veröffentlicht, in welchem er das Ergebnis seiner bedeutenden Erfahrung im Moralunterrichte niederlegt. Das ausgezeichnete Buch, das jetzt in zweiter Auflage erscheint, bildete den Gegenstand einer interessanten Diskussion der „Berliner Abteilung der deutschen ethischen Gesellschaft."

Oesterreich.

Die Wiener Gesellschaft feierte im letzten Dezember das zehnte Jahr ihres Bestehens. Die Dezembernummer der Mitteilungen der ethischen Gesellschaft in Wien, — welche von Anfang an erschienen und jetzt in siebzig Nummern, ungefähr tausend Druckseiten umfassend, vorliegen, — enthalten einen ausführlichen Bericht von Wilhelm Börner, dem Sekretär der Gesellschaft, über deren Tätigkeit während des ersten Dezenniums ihres Bestehens. Die Arbeit gliederte sich in drei Gruppen. Die pädagogische Gruppe (Jugenderziehung) sah sich in ihren Veranstaltungen von erstaunlichem Erfolg belohnt. Der erste Vortragszyklus, nur für Frauen und Mädchen bestimmt, wurde Januar 1896 eröffnet, und von ungefähr 100 Damen besucht. Im nächsten Jahre mußten, da sich die doppelte Anzahl von Hörerinnen meldete, zwei parallele Kurse abgehalten werden. Und da im folgenden Vereinsjahre die Beteiligung noch weiter zunahm, so wurde 1897/98 ein neuer Unterrichtskursus abgehalten, der in drei Abteilungen, eine theoretisch-pädagogische, eine hygienische und eine spezielle Erziehungsfragen umfassende Gruppe zerfiel. Im folgenden Jahre wurden ähnliche Vorträge gehalten und bis diesen 1899/1900 wieder 100. Im Jahre 1900 trennte sich die pädagogische Gruppe von der ethischen Gesellschaft und bildet jetzt eine eigene Organisation.

Die soziale Gruppe leistete äußerst Wertvolles. Sie veranstaltete eine Enquete, an der sich Vertreter aller politischen Richtungen beteiligten, über die Arbeits- und Lohnverhältnisse der Wiener Lohnarbeiterinnen. Die Kommission tagte 35 Tage, und fast 400 Sachverständige wurden vernommen. Das Resultat wurde später in Buchform niedergelegt. Durch diesen großen Erfolg ermutigt, wurde eine zweite Enquete von gleicher Bedeutung und noch größerem Umfange veranstaltet, welche die Zustände im Lehrlingswesen in Wien betraf, und die womöglich noch lehrhafteres Interesse erwedte.

Die literarische Gruppe sorgte für rege Berichterstattung über die ethische Gesellschaft durch die Presse und war außerdem bemüht durch verschiedene Maßnahmen die Ziele der Bewegung zu fördern. Sie begründete die „Mitteilungen," deren jetziger Herausgeber Dr. Emil Frankl ist, und eröffnete nach mühsamen Vorarbeiten eine „Auskunftsstelle für Wohlfahrtseinrichtungen" nach dem Muster der von der ethischen Gesellschaft in Berlin begründeten. Dieses Unternehmen wurde aber aus äußeren Gründen von der ethischen Gesellschaft getrennt, und es bildete sich ein eigener Verein, der jetzt seinen ersten Bericht herausgegeben hat.

Von den genannten größeren Unternehmungen abgesehen, bestand die Tätigkeit der Gesellschaft in Veranstaltung gelegentlicher Vorträge (4—10 im Jahre) und geselige Zusammenkünfte, bei denen über ethische Fragen in zwanglosser Weise diskutiert wurde, ferner in der Gründung eines Zweiges in Unalitsch und in Übersendung einer Resolution an die Hager Konferenz und in ähnlichem mehr. (Schluß folgt).

Eingegangene Bücher.

Sozialpädagogik. Von Paul Natorp. Stuttgart 1904. Verlag Frommann. Preis 6,80 Mark.

Das Skeptisismus in der Philosophie. Von Raoul Richter. Leipzig. Verlag der Dürrschen Buchhandlg. Preis 6 Mark.

Das Germanische Papsttum. Von Heinrich Lüdemann. Selbstverlag. Preis 2 Mark.

Der Pfaffel: Jude. Roman von A. Hahndorf. Berlin-Steglitz 1904. Verlag Hans Priebe.

Neue Menschen. Roman von August Wick. Berlin-Steglitz 1904. Verlag Hans Priebe.

Gegen den Alkohol. Von Dr. O. Julius burger. Berlin 1904. Verlag Franz Wunder.

Recht, Wirtschaft und Technik. Von Dr. Hermann Beck. Dresden 1904. R. Verlag Böhmert. Preis 80 Pfg.

Digitized by Google

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur
◂ Abteilung Berlin. ▸

Sonnabend, den 15. April, abends 8¼ Uhr, Bürgersaal des Rathauses. Vortrag von Frl. Blum (Spandau): „Die ethische und wirtschaftliche Bedeutung der Erwerbsarbeit der verheirateten Frau und Familienmutter." Diskussion. Für Mitglieder frei. Gastkarten zu 50 Pf. bei Spath (Königstr. 52) Nicolai (Potsdamerstr. 123 b), bei Wertheim (Leipzigerstr. 132/7), und im Bureau (Unter den Linden 16, II). Vorher: Delegiertenwahl zum Gesellschaftstag.

Charfreitag, den 21. April. Vorlesung aus Schillers Werken. Lokal und Redner in nächster Nummer.

Montag, den 1. Mai, abends 8½ Uhr, Bürgersaal des städtischen Rathauses: Redner und Thema vorbehalten.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Verlag von Leonhard Simion Nf. Berlin SW. 48.

Byrons Tagebücher und Briefe. In neuer Bearbeitung (4. Auflage) mit 2 Bildnissen (Lord und Lady Byron) und mehr als 100 bisher unbekannten zum ersten Mal veröffentlichten Briefen Byrons. Deutsch bearbeitet von Professor Dr. Eduard Engel. Preis broschiert 3 Mk., gebunden 4 Mk. Als notwendiger Ergänzungsband zu sämtlichen deutschen Byron-Ausgaben erschienen, enthält dieses Buch Byrons Leben von ihm selbst erzählt, und ist bereichert durch eine Fülle der interessantesten brieflichen Enthüllungen über sein Leben.

Albrecht Dürers schriftliches Vermächtnis. (Mit Bildnis Dürers). Ausgewählt und eingeleitet von Dr. Max Osborn. broschiert 2 Mk., gebunden 3 Mk. Das Buch enthält Dürers Briefe, sowie sie uns erhalten sind, und man darf annehmen, daß gerade in unserer Zeit eine derartige Ausgabe vielfachen Wünschen entgegenkommt, um so mehr, als der Name Dürers heute mehr als je ein Heiligtum für alle Freunde deutscher Kunst ist.

Konfessionelle oder weltliche Schule?
Drei Ansprachen in der
Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, Abteilung Berlin, am 14. Oktober 1904.

Berlin SW. 48, Verlag für ethische Kultur.

Kl. 8°. 32 Seiten, broschiert. Preis 20 Pfg. (auch in Briefm.)

50 Exemplare Mk. 10.—, 100 Exemplare Mk. 18,—, durch die Exped. d. Zeitschrift und im Bureau der D. G. E. K. zu beziehen.

Mittwoch, den 5. und Donnerstag, den 6. April,
abends 8½ Uhr
im Saal der Berliner Ressource, Kommandantenstr. 57

„Durch Christus hin zu Gott!"

Wir können nicht wider die Wahrheit,
sondern für die Wahrheit.

Zwei reformatorische Vorträge von **Dr. Mulert.** Eintritt frei.

Zum Druck von **Broschüren**
wissenschaftlichen Werken,
Jahresberichten, Flugblättern,
sowie zur Anfertigung
◂ ◂ ◂ sämtlicher anderen Druckarbeiten ▸ ▸ ▸
in moderner und sauberer Ausführung, bei billigster Berechnung, empfiehlt sich
Oskar Hensels Buchdruckerei
Gottesberg (Schlesien).
Druck der „Ethischen Kultur," des „Freidenker" und freireligiösen „Sonntagsblatt."
☞ Bei Bedarf verlange man Kostenanschlag.

Auszug aus den Satzungen der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.

§ 1. Es ist der Zweck der Gesellschaft, im Kreise ihrer Mitglieder und außerhalb desselben als das Gemeinsame und Verbindende, unabhängig von allen Verschiedenheiten der Lebensverhältnisse, sowie der religiösen und politischen Anschauungen, die Entwicklung ethischer Kultur zu pflegen. Unter ethischer Kultur als Ziel ihrer Bestrebungen versteht die Gesellschaft einen Zustand, in welchem Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten.

§ 2. Zur Erreichung des Zweckes der Gesellschaft sollen hauptsächlich folgende Betätigungen dienen: 1. Im Kreise der Mitglieder Anregung und Förderung sozialer Art in Bezug auf ethische Aufgaben, Grundsätze und Pflichten; 2. insbesondere und auch nach außen hin: a) Erörterung der Tatsachen und Formen des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens; Unterstützung der Reformen, die sich als ethisch notwendig erweisen; b) Maßnahmen, um der gesamten Jugenderziehung eine rein ethische Grundlage zu geben und zu sichern; c) Erschließung der Schätze der Kunst und Wissenschaft in ihrer ethisch erzieherischen Bedeutung für das gesamte Volk; d) Herausgabe und Unterstützung von ethisch fördernden Schriften aller Art, Büchern, Zeitungen, Flugblättern usw. u. s. w.; e) Sittliche Einwirkung auf die Formen der Geselligkeit und des Umganges, mit Einschluß des Verkehrs verschiedener Nationalitäten untereinander.

Zu den billigen Koch- und Haushaltungskursen des Vereins **„Jugendschutz" in Berlin und Umgegend** können sich wieder junge Mädchen melden. In der Haushaltungsschule in Neuzelle haben die Schreibestunden eben begonnen und hat die dort eingeführte Beschäftigung mit Obst- und Gartenbau neben der Haushaltungstätigkeit gesundheitlich ganz vorzüglichen Einfluß auf die bleichsüchtigen jungen Mädchen gehabt.

Eltern und Vormünder werden darauf aufmerksam gemacht, daß die jungen Mädchen in allen Mittschaftsgebieten wie: Kochen, Backen, Zimmerreinigen, Waschen, Plätten, Flicken, Bäschenähen, auf Wunsch auch im Schneidern und Putz unter gründlicher Anleitung tüchtiger Lehrerinnen sowohl in Berlin als in Neuzelle ausgebildet werden.

Zu Unbemittelten wird Ermäßigung gewährt.

Meldungen an Frau Justizrat **Rosenbaum**, Berlin C. 2, Kaiser Wilhelmstr. 39[I] erbeten. Persönliche Vorstellung von 9—10 und 3—4 Uhr.

☞ Naturwein
GROSSJENA
b. Naumburg a. Saale, Thür.
Lehdenbesitzer. Wenzel Lange, staatl. beeidigt. lll. Prüfg. Erfolgr. Probejahrsbesitzer.

Zeitungs-Nachrichten
in Originalausschnitten über Politik, Handel, Industrie, Kunst und Literatur, die uns jeden Tag über alle Themata liefert, zu mässigen Preisen das
Nachrichten-Bureau
Adolf Schustermann
BERLIN W. 57.
Potsdamerstr. 123 b.
Handel, Industrie, gewerbliche Anlagen, Kunst und Literatur.

Einbanddecken für die Ethische Kultur
elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von Mk. 1.20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Das Bureau der D. G. E. K.,

Unter den Linden 16 befindet sich jetzt nicht mehr im dritten, sondern im **zweiten Hof** rechts. Auskünfte werden, falls der Unterzeichnete nicht anwesend ist, aber, nach wie vor, auch in der Auskunftstelle im III. Stock erteilt. Sprechstunden des Unterzeichneten nur Montag, Mittwoch und Freitag von 10—12 Uhr. Eilige Zuschriften sind daher besser an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmannstraße 15 zu richten.

Dr. Penzig.

Bei unregelmäßiger Zustellung werden unsere verehrlichen Bezieher gebeten, in erster Linie selbst an der Stelle zu reklamieren, von wo die Zeitschrift zugestellt wird.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1,80 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage **„Kinderland,"** Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

XIII. Jahrgang. | Berlin, den 15. April 1905. | Nr. 8.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Bei unregelmäßiger Zustellung werden unsere verehrlichen Leser gebeten, in erster Linie zuvörderst selbst an der Stelle zu reklamieren, von wo aus die Zeitschrift zugestellt wird. Bei dieser Gelegenheit teilen wir unseren Berliner Lesern mit, daß dieselben von dieser Nummer ab die „Ethische Kultur" ebenfalls durch die Post zugestellt erhalten, da die Paketfahrt die Zeitschriften-Bestellung aufgegeben hat.

Inhalt:

Zwei Weltmächte. Von Franz Staudinger.
Die Religion der Pflicht. Von Dr. Felix Adler. (Schluß.)
Streiflichter:
Der Spielteufel als staatlich konzessionierter Steuererheber.
Imponderabilien.
Der internationale ethische Bund. (Schluß.)
Aus der ethischen Bewegung. Abteilung Berlin.
Sprechsaal.

Zwei Weltmächte.

Von Franz Staudinger.

1. Was hat doch dem Christentum die ungeheure Verehrung und Verbreitung geschaffen? Was erwirbt ihm noch heute die Verehrung so vieler, die über die an die Bibel angeschmiedeten Dogmen lange hinaus sind?

Die Evangelien meine ich da natürlich. Denn die paulinische Blutopfertheologie, mit ihrem Glauben an den Erlösungstod wird wohl nur der kleinste Teil der heutigen denkenden Menschen für annehmbar halten.

Es war eine neue Offenbarung in Wahrheit in den Evangelien enthalten! Aber eine Offenbarung, die keines mystischen Kleides bedarf, um verstanden zu werden. Ein Lebensprinzip begann zum **Selbstbewußtsein** zu kommen, das schon lange vorhanden gewesen, aber unter der Erddecke eines anderen Prinzips geschlafen hatte. Es war der Gedanke, das alle Menschen Brüder seien, der Gedanke **menschlicher Gemeinschaft.**

Jedes Erwachen des Leibes wie des Geistes ist zuerst traumhaft. Die Gebilde des Schlafs kämpfen noch mit denen des Lichts und umhüllen sie, und wenn es dann helle wird, so meint man leicht, es sei etwas ganz, ganz anderes, als was man im Erwachen geschaut hat. So war es auch hier. —

2. Im Kampfe ums Dasein war der Mensch allmählich zum Menschen erwachsen. Daran ist kein Zweifel. Aber „Kampf ums Dasein" ist selbst nur ein mystisches Wort, ein Wort, mit dem nur wenig gesagt ist, wenn wir nicht auseinanderlegen und erkennen, was für Kräfte sich in diesem Kampfe gestritten und entfaltet haben.

Zwei Formen sind es, in denen schon das höhere Tier den Kampf um das Dasein kämpft. Als Individuum will es sich erhalten, seinen Willen durchsetzen, sich aneignen, was seines Herzens Begehr ist. Aber nicht als bloßes Individuum wächst es auf, wächst auch der Mensch nicht auf; er lebt von vorn herein in einer Gemeinschaft mit anderen seinesgleichen. Und diese Gemeinschaft bestimmt seinen Willen, weist ihm den Platz an, auf dem er den Kampf um das Dasein kämpfen muß, hilft ihm und hemmt ihn. Losmachen kann er sich von ihr nie. Wenn er in Wüsten stöhe, so trüge er in seinem Kopfe und den Fertigkeiten seiner Glieder doch das Gemeinschaftserbe mit.

Individuum und Gemeinschaft! Der Gegensatz — und die Einheit beider bestimmt die menschliche Entwickelung. Das ist bekannt, erkannt freilich noch wenig.

Das Individuum wie die Gemeinschaft kämpfen den Kampf um das Dasein gegenüber der toten Natur. Sie tritt den Menschen als freundliche oder als feindliche Macht gegenüber. Ihr tritt dann der Mensch selbst als Naturmacht entgegen. Das Schädliche sucht er zu meiden oder zu besiegen, das Nützliche sich anzueignen oder sich dienstbar zu machen. Im Kampfe oder im Bunde mit der Natur lebt er sein Leben. Wo die Natur wirklich im Bunde mit ihm steht, da läßt er sie einfach gewähren. Wo sie ihm, wie auf glückseligen Inseln, von selber Wärme und Nahrung und Schutz gibt, da nimmt er nur, wie das Tier das Gegebene. Erst wo sie dessen sich weigert, da beginnt der Kampf mit ihr. Da zwingt er das Meer ihm das Schifflein zu tragen, und den Bach, ihm die Fluren zu wässern. Da baut er sich das Haus gegen die Unbill des Wetters und den Damm gegen das wilde Fluten des Stromes. Die Natur sich dienstbar zu machen ist sein Ideal.

Das Individuum und die Gemeinschaft kämpfen so auch gegen das Leben in der Natur. Das reißende Tier meidet oder besiegt und vernichtet der Mensch; das ihm nützliche verzehrt er, wie die Gabe des Baums und der Ähre, oder er beugt es sich zum Dienst in Wagen und Pflug.

Nur seinen eignen Zweck sucht er auch ihnen gegenüber zu verfolgen. Sie sich ganz, bis zum letzten **dienstbar** zu machen, ist sein Begehr.

Das Individuum und die Gemeinschaft kämpfen aber auch genau ebenso gegen die Menschen, die ihnen in anderer Gemeinschaft oder einzeln gegenübertreten. Der Mächtigere wird gemieden, der Schwächere bezwungen, anfangs zur Speise, später zum Dienste, genau wie das

Digitized by Google

Tier oder die Pflanze. Als bloßes Naturding tritt da der Mensch dem Menschen gegenüber und strebt bis zum letzten, ihm zu wehren, oder ihn zu nützen.

Aber so kämpft auch das Individuum oft in der Gemeinschaft selbst wider andere Individuen, ja wider die Gemeinschaft selbst, mit List und Gewalt sie seinen Zwecken untertan zu machen; und Teilgemeinschaften, Klassen und Stände in den größeren Gemeinschaften kämpfen gegeneinander wie gegen die Gesamtgemeinschaft selbst und suchen sie sich untertan zu machen. Die Gemeinschaft aller wird Ding, wie die andere Natur. —

3. Doch grade in der Gemeinschaft selbst keimt langsam und allmählich ein ander Verhältnis von Menschen zu Menschen herauf. Schon bei dem Tiere zeigt sich das neue Verhältnis. Familiengemeinschaft, Schutzgemeinschaft, Erwerbsgemeinschaft: das sind die drei ursprünglichen Hauptformen, die teils für sich, teils sich mannigfach kreuzend, eine engere Verbindung erzeugen. Die Vögel, welche gemeinsam die Nester bauen und gemeinsam die Jungen füttern, sind für die Zeit dieser Tätigkeit durch dies gemeinsame Tun zusammengebunden. Da bildet sich ein Verhältnis der Zärtlichkeit, der Rücksichtnahme, des gegenseitigen Helfens heraus; und schon bei Tieren greift es oft weit über den Zweck hinweg, aus dem es geboren war.

Kameradschaftsgefühl, das ist die Stimmung, die aus jedem Zusammenwirken zu gemeinsamem Zwecke erzeugt wird. Und wie ein Lichtpunkt sich noch, wenn er lange verschwunden, dem Gedächtnisse eingräbt, so kann das gemeinsame Tun eine weit über die Tat hinaus gehende Verbindung der Seelen erzeugen.

Aus Kameradschaftsgefühl wird das Kameradschaftsbewußtsein, und dann das Gemeinschaftsbewußtsein selbst. Dies weiß sich nun auch losgelöst von den engeren persönlichen Empfindungen den Gemeinschaftsgenossen verbunden und kann demgemäß handeln.

4. Aber dies Gefühl, dies Bewußtsein ist lange nur gebannt an die kleine Einzelgemeinschaft. Wer außer ihr steht, der ist fremd und ist nur Ding für sie, wie jedes Ding der Natur. Dicht beieinander wohnen oft die größte Gemeinschaftswärme und gänzliche Fühllosigkeit gegen den der Gemeinschaft Fremden. Ja in der Gemeinschaft selbst wird das Gemeinschaftsbewußtsein — wir sagten es schon — durch die Begier besiegt, den Nächsten als Mittel in den eignen Dienst zu zwingen, oder ihm den Platz, den auch er begehrt, streitig zu machen. Da kann der rohe Dinginstinkt gänzlich der Gemeinschaft Stimme überhören und Kameradschaftsgefühl in blutigen Haß verwandeln. Umgekehrt kann auch vielleicht, wenn Herr und Diener ihr Tun ineinander verweben, das Herrenverhältnis selbst die Ideale der Gemeinschaft erwecken!

Grundsätzlich aber, wenn man nicht schöne Inseln im Meere des Zwanges betrachtet, ist in der bisherigen Welt die Gemeinschaft die Sklavin, das Aschenbrödel im Dienste der Gewalt gewesen. Die Benutzung des Menschen als bloßes Mittel zu eignem Dienste war die überlagernde Schicht in den bisherigen Ordnungen der Menschheit.

5. Wie ein Frühlingshauch im Winter drang — wie ein Schrei nach Leben in verzweifelter Zeit — der Gedanke des Christentums von der Bruderschaft aller Menschen und vom Reiche der Gerechtigkeit und Liebe in das Römertum. Aber die Bruderschaft aller Menschen ward eiligst zur Gemeinschaft der „Gläubigen," und das Reich floh ins Jenseits. Zum Werkzeuge des despotischsten Herrentums bis heute erniedrigt, dämmerte der große Gedanke durch die Jahrhunderte, bis er endlich in dem Befreiungskampfe Nordamerikas und in der großen Revolution in die Oberschicht des Lebens zu dringen und den Kampf mit dem Herrenprinzip ernstlich zu kämpfen begann — ganz anders, als man es einstmals geträumt, und doch vom gleichen Geiste getragen.

So kämpft der Gemeinschaftsgedanke noch heute, heute aber vor allem gegen eine neue Form, den Menschen als Ding in den Dienst des Menschen zu zwingen, gegen die Herrschaft des Goldes. Er kämpft nicht, das sei betont, um Vernichtung des Dingverhältnisses, sondern um dessen Unterordnung unter das Gemeinschaftsverhältnis. Denn sich sein selbst entäußern, wie es die völlige Vernichtung des Naturprinzips forderte, höbe zugleich auch die Lebenskräfte der Gemeinschaft auf. Nur um ein anderes Verhältnis kann es sich handeln. Der Gemeinschaftsgedanke will sich die Instinkte der Natur unterwerfen, sie regeln nach seinem Bedürfen, nicht sie vernichten.

Trotzige Herrennatur bäumt sich dagegen auf und möchte die Unterordnung des Gesetzes unter den Herrenwillen als göttliche Ordnung behaupten. Frommes Gemeinschaftsschwärmen selbst, das, des Kampfes Bedeutung verkennend, mit dem Tiger handeln will, als ob er ein Lamm wäre, hilft oft wider Willen die Herrenmacht festigen.

Aber doch geht die Geschichte ihren Gang. Wo noch die Herrenmacht sich zu behaupten und die werdenden Gemeinschaftsgefühle zu fesseln hofft, da wirft sie mit rücksichtslos blutiger Gewalt selbst den um besseres Recht nur Flehenden zu Boden. Und gegen das so sich offenbarende reißende Tier verfährt dann selbst der Freund der Gemeinschaft notgedrungen wie gegen reißende Tiere; er zerschmettert sie, wo er es vermag. Wo der Gemeinschaftsgedanke sich stark genug fühlt, da fordert er selbst mit dem Schwerte sein Recht.

Ob wir das loben, ob wir es schelten: So ist es. So lange das Dingprinzip herrscht, und mit Gewalt die Entwickelung zum Gesetze verhindert, darin alle Brüder sind, so lange kann auch dessen Vertreter nicht hoffen, anders als nach seinem eigenen Prinzip behandelt zu werden. Dies gilt es vor allem verstehen, das naturnotwendige Verhältnis der beiden Gewalten zu einander erkennen.

Dann erst kommt die Frage der Ethik. Denn sie ist Kind der Gemeinschaft.

Die Religion der Pflicht.

Von Dr. Felix Adler.

(Schluß).

Ein Mensch, der einem Bettler ein Goldstück verächtlich zuwirft, — so sagt dieser Dichter — handelt aus Pflichtgefühl! In der Tat? Als ob ein Mensch, von lauterem Pflichtgefühl beseelt, so handeln würde! Was der Dichter hier als Pflichtgefühl bezeichnet, ist nämlich nichts weiter als das gedankenlose Befolgen eines Impulses, der durch ewige Wiederholung allen Gehalt und alle innerliche Weihe verloren hat. Diesem jämmerlichen Pflichtgefühl stellt sodann der Dichter die Liebe gegenüber; und prüfen wir, was er eigentlich unter „Liebe" versteht, so finden wir, daß es eben das ist, was mit „Pflicht" bezeichnet werden sollte. Pflicht will die Antipathien zwischen Seele und Seele überbrücken, will uns lehren, daß das Selbst des andern mit unserm eigenen Selbst identisch ist, will uns unter der häßlichen, abtötenden Maske das zu Grunde liegende bessere Selbst erkennen helfen. Liebe ohne Pflichtgefühl ist undenkbar. Wie kann ich jenem Aussätzigen, dessen faulende Gliedmaßen eins nach dem andern von seinem Körper abgefallen sind, der über und über mit Pockennarben, Kot und eiternden Geschwüren bedeckt ist, Liebe entgegenbringen; wie kann ich es über mich gewinnen, solch ein Geschöpf zu lieben? Und

Digitized by Google

selbst wenn Sie mir klarlegen, daß ich es lieben soll und muß, kann ich mich dazu zwingen? Doch bedeuten Sie mir, meiner Pflicht zu gehorchen, in jenem Menschen mein zweites Ich zu erkennen, ihn als ein Geschöpf zu betrachten, das, im Wesen mir gleich, ja, ich selbst, in jener Form verhüllt, bin, und unsägliches Mitleid wird in meinem Herzen aufquellen und ich werde ihn um dessentwegen lieben, was die Pflicht mich in ihm und durch ihn erkennen lehrte.

Zwischen einem Ehepaar ist Entfremdung eingetreten. Widerwärtigkeiten, Unverträglichkeit und ausgesprochene Abneigung haben die erste Anziehung verdrängt. Sie fordern sie auf, in ihrer ersten Liebe zu beharren! Wie unvernünftig! Denn daß sie sich nicht länger lieben können, daß ihre Liebe erstorben ist und sie deshalb Befreiung von der verhaßt gewordenen Gesellschaft des Ehegefährten fordern, ist ja der Kern ihrer Klage! Sprechen Sie hingegen so zu ihnen: „Eure erste Liebe ist tot? Wohlan, jetzt folgt eurer Pflicht; sie mahnt euch, unter der Maske der Widerwärtigkeit und Unverträglichkeit, jenes Wesen zu erkennen, mit dessen Wohl Ihr euch gegenseitig feierlich betrautet, indem Ihr die Aufgabe übernahmt, das bessere Selbst, die feineren Charakterzüge, die in dem andern schlummern und der Erweckung harren, zu entfalten und an's Licht zu bringen. Tut nur eure Pflicht — mehr verlange ich nicht — und aus deren Erfüllung wird euch jenes Gefühl entsprießen, welches ich die zweite Gattenliebe nennen möchte und die weit reiner und verklärter wie die vorangegangene ist, da sie auf seelischer Fürsorge für den andern beruht; und wir sind sanft und nachsichtig denen gegenüber, über deren Wohl wir wachen, gleichviel wie abstoßend uns die Aufgabe zuerst erscheinen mochte.

Pflicht, sage ich, erweist das Uebermächtige ihres Ursprungs in der Kraft, mit der sie sich unsern Neigungen widersetzt; doch bekundet sie sich auch in den tragischen Konflikten, in die sie uns stürzt und in ihrer unbeugsamen Weisung, uns selbst, und wenn es not tut, unsre Lieben, dem schwersten Geschick zu unterziehen.

Meiner Ansicht nach gibt es für den Wertgehalt unsrer Moralität keinen besseren Prüfstein als das Problem des Selbstmords, dessen ethische Seite ich hier kurz berühren möchte; zuerst, um des Gegenstands selbst willen und ferner weil das Problem mit meiner Hauptthese zusammenhängt und sie uns Licht setzt.

Unsre Zeit ist geneigt, ihr Urteil über den Selbstmord in einem besorgniserregenden Grade zu mildern und eine überraschend große Zunahme in der Zahl der Selbstmorde ist die Folge davon. Erst vor kurzem fand man einen der angesehensten Führer der Bostoner freireligiösen Bewegung, der die Hand gegen sich selbst gerichtet hatte, leblos auf dem Grabe seiner Gattin hingestreckt. Täglich hören wir von ähnlichen Vorkommnissen.

Ich behaupte, daß das Gebot gegen den Selbstmord nur dann wirksam sein kann, wenn wir das Unumschränkte des Gebots „Du sollst nicht!" völlig erfaßt haben. „Du sollst weder einen andern, noch dich selbst töten! Das Leben ist heilig und kostbar!" Und doch müssen wir zwischen den verschiedenen Fällen zu unterscheiden wissen. In vielen Fällen liegt dem Selbstmord momentane Geistesstörung zu Grunde, wo dann nicht die Person selbst, im Besitz der vollen Vernunft, sondern die Krankheit zur Aeußerung gelangte. In anderen Fällen, in denen eine solche Erklärung nicht zulässig scheint, können wir dem Unglücklichen zum mindesten des Zweifels Wohltat angedeihen lassen; und wer von uns kann, wo selbst für dieses kein Raum bleibt, die Schwere des Druckes ermessen, welchem der Belagenswerte ausgesetzt gewesen? Wer von uns könnte für sich bürgen, daß er, gleich schwerem Drucke ausgesetzt, der Versuchung Herr geworden wäre? Wer sind wir, daß wir richten sollten? Lassen Sie uns vielmehr den Mantel der Nachsicht und Milde über den unglücklichen Täter breiten!

Lassen Sie uns nicht, der katholischen Kirche gleich, uns weigern, ein Wort des Trostes an seiner Bahre zu sprechen, oder seine armen Reste in geweihten Grund zu betten. Wir müssen zwischen unsern Urteilen über andere und unserm Selbsturteil eine strenge Unterscheidungslinie ziehen. Andern gegenüber sei unser Urteil nachsichtig und milde, doch nie so unbeugsamer gegen uns selbst! — streng und unbeugsam, wenn wir, in Augenblicken ruhiger Betrachtung, das Recht und Unrecht einer solchen Tat in uns erwägen! Die Schlußfolgerungen, zu denen wir in solchen Momenten stiller Selbsteinkehr gelangen, werden uns zu gute kommen, wenn die Versuchung an uns herantritt und uns mit ihrer verführerischen Verräterstimme ins Ohr raunt, daß wir in der Kühlen, schweigsamen Gruft von all unsern Lasten und Sorgen Erlösung finden können.

Die größte Zahl der Selbstmorde ist auf Schwermut, durch geschäftlichen Rückgang verursacht, zurückzuführen. „In einer statistischen Zusammenstellung über 10000 Fälle, die ich kürzlich in einer medizinischen Zeitschrift fand, war, wenn ich mich recht erinnere, die Mehrzahl derselben dieser Ursache zugeschrieben. In vielen Fällen ist chronische Krankheit oder die Furcht vor solcher, der Beweggrund. Wieder in andern Fällen ist es Furcht vor Schande infolge begangener Verbrechen, oder Gram und ähnliche Ursachen. Welche hemmenden Motive können sich unter solchen Umständen bewähren? Shakespeares Motiv in Hamlets Monolog:

„. . . . . daß wir die Uebel die wir haben,

„lieber ertragen als zu unbekannten sieh'n . . . . . "

— jene Furcht, die dieses Motiv voraussetzt, beirrt heutzutage nur noch wenige in ihrem Vorsatz. Meiner Meinung nach, dürfte sich dieses Motiv nur noch bei den Strenggläubigen als wirksam erweisen, bei der großen Masse jedoch, die des orthodoxen Glaubens verlustig gangen, hat „das unentdeckte Land" seine Schrecken eingebüßt. Bei Schopenhauer finden wir ein mystisches Argument gegen den Selbstmord, darin bestehend, daß derselbe unstatthaft sei, weil der Selbstmörder durch seine Tat keineswegs den Willen zum Lebey — der fortfährt sich in neuen Geburten zu betätigen — sondern bloß das Leben in der Einzelerscheinung zerstört, wobei die eigentliche Wurzel des Lebens unverletzt bleibt. Dieser Einwand mag mystische Pessimisten, die ihm gleichen, befriedigen; auf alle Fälle ist derselbe nur „Kaviar fürs Volk." Der Theologe sagt: Der Herr hat das Leben gegeben und nur Ihm steht es zu, es zurückzunehmen. Diese Mahnung kann nur jene beeinflussen, die sich Gott als eine Persönlichkeit, mit der sie in unmittelbarer geistiger Beziehung stehen, greifbar vorstellen können.

Das einzig stichhaltige Motiv, auf das sich unsre Zeit hauptsächlich stützt, ist das soziale Motiv. „Wir müssen dem Leben treu bleiben, um uns nützlich zu erweisen. Wir sind — die Menschheit ist — ein korporativer Organismus. Einer ist dem andern zur Hilfeleistung verpflichtet. Es ist uns von andern unschätzbares Gutes zuteil geworden und wir sind verpflichtet auszuharren und die gute Sache nach Kräften und so lange wir können, zu fördern. Wir sind der Zeigheit schuldig und erklären uns schimpflich besiegt, wenn wir das Leben fliehen und der Fahne untreu werden." Leider wird dieses ausgezeichnete Motiv in so materialistischer und unzulänglicher Weise gedeutet, daß es uns in Fällen der größten Not gänzlich versagt. Wir pflegen den als einen zu Nutz wirkenden Menschen zu bezeichnen, der zur Erhaltung seiner Familie beizutragen vermag. „Wir müssen unverdrossen ausharren, um für unsre Familie zu arbeiten, ihr Ernährer zu sein und unsre Kinder zu erziehen; oder um unsern Teil zum materiellen Wohle des Ganzen beizutragen; oder um uns in öffentlichen Leben, in der Politik und anderweitig nützlich zu erweisen." So etwa wird die uns obliegende Verpflichtung, in unserm Wirkungskreise auszuharren, im allgemeinen aufgefaßt. In jenen Fällen jedoch, die unsre Willenskraft

Digitized by Google

auf die schärfste Probe stellen, läßt uns dieses Argument leider im Stich. Der chronisch Leidende, der vom Schlag Gelähmte, mag dagegen einwenden, daß er sich mit Freuden den Seinen nützlich erweisen würde. „Nichts wäre mir erwünschter; doch in welcher Weise kann ich mich nützlich betätigen? Ich kann keine Hand rühren und bin an's Bett gefesselt; statt zu irgend etwas brauchbar zu sein, bin ich meinen Freunden und Angehörigen eine an ihrer Zeit und Kraft zehrende Bürde, ein Mühlstein um ihren Hals. Bei all ihrer fürsorglichen Liebe zu mir, würden sie noch meinem Tode unmißlaunisch erleichtert aufatmen. Weshalb nun soll das meiner eigenen Hand verwehrt sein, was, von der Natur vollbracht, einer Erlösung gleichgeachtet würde?" Oder nehmen wir den Fall des zum Diebe gewordenen Bankpräsidenten oder Kassierers, der sich bis jetzt eines makellosen Rufes erfreute; er hat eine liebenswürdige Frau und Töchter, die sich in der besten Gesellschaft bewegen und überall mit offenen Armen aufgenommen werden. Der Mann ist in seinem Bureau allein; es ist die Nacht vor der unausbleiblich gewordenen Entdeckung der Unterschlagungen und schon die nächsten Morgenzeitungen werden seine Schmach in alle Welt posaunen. Die Frage drängt sich ihm auf, ob es nicht am besten für ihn wäre, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen. „Nun sich nützlich zu betätigen, muß er bleiben!" Ja, ist er denn noch zu irgend etwas nütze? Er sagt sich: „Die gleichzeitige Nachricht meines Todes und meiner Entehrung wird für die Meinen ein furchtbarer Schlag sein — aber ist es nicht schließlich besser so — besser, daß der Schlag mit einem Male kommt und sie Zeit gewinnen, sich allmählich wieder zu fassen, als daß sie, gemeinsam mit mir auf die Folter gespannt, die Qualen einer endlosen Gerichtsverhandlung und die Schande meiner Verurteilung erdulden, um mich späterhin im Zuchthaus zu besuchen! Meine Frau, meine Kinder, denen bisher aller Kummer fremd war — meine Frau, auf die man fortan als das Weib eines Sträflings mit Fingern deuten wird! Träfe die Strafe mich allein, so würde ich ihr mutig in's Gesicht sehen, doch warum soll ich all diesen Gram auf meine Lieben heraufbeschwören?" In diesem Tone des Gefühlsüberschwangs spricht die Moralität unsrer Zeit, der alles das, was andern Schmerz verursacht, als unmoralisch gilt, deren Kriterium, deren einziger Maßstab jeder Handlung die Frage ist: Tut's weh? und je nach der Antwort, die Tat als moralisch oder unmoralisch erklärt. Aber die wahre Moralität, das unumschränkte Moralgebot, spricht eine ganz andre Sprache; es verurteilt uns zur Pein und gebietet uns, unsre eignen Leiden und die Leiden andrer auf uns zu nehmen: so unbeugsam ist es, so ungleich den Dingen, die im Staub geboren, so unumschränkt! Du Siecher, harre aus! Trägst du deine Schmerzen mit heroischer Geduld, so verlohnt sich's der Opfer wohl, die die Deinen dir an Zeit und Kräften bringen; du gibst ihnen mehr, als sie von dir empfangen — du errichtest eine Leuchte in ihrem Leben, welche viele Jahre nicht werden verdunkeln können!

Wie oft haben wir, in ehrfürchtiges Staunen versunken, am Bette solcher Leidenden verweilt, von unaussprechlicher, wehmütiger Dankbarkeit für das erfüllt, womit sie unser Leben bereichert haben; denn die Gabe, gefaßt zu leiden, ist für die Menschheit von solcher Wichtigkeit, daß jeder, der ein Beispiel solch gefaßten Duldens gibt, an ihr zum größten Wohltäter wird.

Leid ist der Kaufpreis jedes Fortschritts. Kein Ergebnis — kein Forschungsresultat, keine Entdeckung, keine neuen Erfindungen, ohne Leid und Mühen. Ohne Mühen kein Fortschritt in der Wissenschaft, in den Künsten, keine meisterliche Schöpfung! Ohne unermüdliche Arbeit und Schmerzensnöte, gleich Geburtswehen, nichts Großes! Ja, und vor allem ist Fortschritt in moralischer Hinsicht von unsrer Gabe zu leiden, bedingt. Wer seine Leiden mit Fassung trägt, wird durch sein Beispiel allein zum Wohltäter der Menschheit; und sogar wenn er allein und unbeobachtet ist, wenn der Kampf sich innerhalb seiner vier Wände vollzieht und niemand durch sein Beispiel gewinnen kann — mit jedem Male, wo er männlich-gefaßt und mit heroischem Mute die übermenschlichen Schmerzen erduldet und überwindet, rückt das Menschentum in seiner eigenen Person weiter vor, zieht die Welle des Fortschritts einen weiteren Kreis.

So auch mit dem Verbrecher. Er hätte den Gram seiner Frau und Töchter vorher bedenken sollen; nun muß er bedenken lernen, daß seine Tat die Leiden, in die er die Seinen versenkt, in sich einschließt; und was diese selbst betrifft, so muß ihm die Erkenntnis wer'en, daß ein Teil ihrer Läuterung und seelischen Erhöhung eben darin besteht, sein Kreuz mit ihm zu tragen, den finsteren Weg der Erniedrigung mit ihm zu wandeln und so, schuldlos wie sie sind, seiner Schuld teilhaftig zu werden und dafür mitzubüßen.

Dies ist eins der unergründlichen Mysterien des Lebens, daß wir für Unrecht, an dem wir schuldlos sind, büßen müssen: der Vater muß für die Uebeltaten seines irregegangenen Kindes leiden — er kann sich nicht lossagen; die Frau muß unter der Schuld ihres Mannes leiden; wir sind unlöslich an einander gegliedert. Wir stehen hier vor einem jener unfaßbaren Geheimnisse, denen die Nützlichkeitstheorie, die Evolutionstheorie und jene ganze Reihe von Theorien nicht gerecht werden. Die Verklärung des Menschen durch das Leid! Dies ist die kostbare, in der Christuslegende enthaltene Lehre, die, lange nachdem die darauf gegründeten Glaubenssätze vergessen worden, der Menschheit Erbteil bleiben wird. Der Gedanke des durch Leid verklärten Menschen war sogar dem klassischen Zeitalter bekannt; Sophokles gab ihm poetische Form und in den plastischen Künsten gewann er in der Laokoongruppe — einem der berühmtesten Meisterwerke der Skulptur, die uns aus der Antike bewahrt geblieben — seine Gestaltung.

Gestatten Sie mir hier einer persönlichen Erinnerung kurz zu erwähnen. Vor etwa 12 Jahren, während eines Besuches der Gallerien im Vatikan, fand ich mich von meinen Gefährten getrennt; den Hof des Belvederes durchschreitend, stand ich plötzlich und unerwartet allein vor der Laokoongruppe. Die Erzählung war mir, von Kindheit auf, aus dem Virgil geläufig und ich hatte oft und wiederholt Abgüsse dieses berühmten Meisterwerkes gesehen. Doch nun ward mir klar, daß ich niemals etwas nur Annäherndes, geschweige denn das Meisterwerk selbst gesehen hatte. Laokoon ist prometheischen Stammes; ein Mensch, der erst durch seine den Göttern mißliebige Heirat und dann durch die Enthüllung eines ihnen genehmen, grausamen Verräterstücks den Göttern Trotz zu bieten wagte, und ihren Zorn auf sich herabbeschwor. Prometheus' Geist erfüllte ihn! Nun soll ihn die Strafe ereilen. Wir sehen, wie zwei schreckliche Schlangen — Typen alles Bösen auf Erden — ihn am Altar ergreifen; sie umschlingen ihn und seine zwei Söhne mit ihren schuppigen Ringen; die eine Schlange bohrt ihre Giftzähne in den linken Oberschenkel des Vaters, während die andre den jüngeren Sohn durch einen Biß in die Brust tötlich verwundet und der ältere sich in den Schlangenringen verstrickt. Laokoon! Welch ein Typus! Welch gepreßte Todesqual und doch, welche Mäßigung! Welche Folter und doch, welcher Seelenadel! So steht der klassische Christus vor meinem Geiste — insoweit diese beiden Begriffe überhaupt vereinbar sind. Dies ist der Schmerzensmensch, der den Becher des Grams bis zur Neige geleert, wie ihn die vorchristliche Zeit erschaute. Ich stelle die beiden Typen natürlich nicht auf gleiche Höhe; die tragische Tiefe, die den christlichen Typus charakterisiert, ist dem andern fremd, doch birgt der klassische Typus wiederum ein Element, das in dem christlichen nicht vorhanden ist. Christus, Gottes Sohn, leidet am Kreuz allein. Laokoon, der Mensch, ist in den Schlangenringen — den Leiden, die das Geschick über ihn

Digitized by Google

verhängt — mit seinen beiden Söhnen verstrickt und zu den Qualen die er an sich selbst erdulden muß, häuft sich das unsägliche Weh, das sein blutendes Vaterherz angesichts der Todesqual seiner Kinder erfüllt.

Tragestatt ist unser Leben, unser Schicksal! Und wir wären geringer wie das Christentum, ja, wir müßten selbst vor dem Götzenglauben an Wert zurückstehen, wenn die Lehre, die aus diesen Typen spricht, an uns verloren ginge. Unsrer Zeit ist jedoch nicht so sehr das Unbengsame, als die Milde des Moralgebots vonnöten, die indes erst folgen kann, nachdem wir dessen Bitterkeit durchgekostet. Wir leben zu einer Zeit, in der der Begriff der Moralität sentimental, weltlich und verweichlicht geworden und das feste Gefüge des Prinzips demselben entwichen ist. So kommt es, daß unsre moralische Kraft sich gerade in jenen kritischen Augenblicken, wo sie allein uns retten kann, als haltlos erweist und die bösen Gewalten über Staat und Individuen zerstörend hinwegjagen, weil der moralische Kern im Seelenleben des Volkes morsch und zerfressen ist.

Zu einer solchen Zeit steht die Religion der Pflicht vor einer schweren Aufgabe — sie muß gegen die Strömung ankämpfen. Ich weiß nur zu wohl, wie sich's in uns dagegen sträubt und welche Selbstzucht und Ueberwindung diese Religion von uns heischt; doch möchte ich zum mindesten hier klarstellen, worin, meiner Auffassung nach, ihre Mission besteht. Wir möchten nicht mit jenen Glückspredigern und Nützlichkeitspropheten verwechselt werden. Ich möchte, soweit meine Kraft reicht, in Ihnen die Erkenntnis zur Reife bringen, daß die Religion der Pflicht ein Weckruf und daß dies ihre Botschaft ist:

Moralität ist kein Konveniengebot; auch ist sie nicht auf willkürlicher Uebereinkunft gegründet; sie ist weder unsern Launen, noch unsern Beliebten unterlan, um uns oder andre glücklich zu machen. Das Moralgebot ist unumschränkt und entspringt endosen Tiefen und Höhen. Eine Stimme aus dem Urwesen der Dinge spricht in uns; sie ist nicht unserm Gehelß unterstellt, sondern wir müssen ihr gehorchen und unsern Stolz vor ihr beugen. Freilich spricht aus dieser Stimme zugleich auch unser bestes Selbst, das insofern mit dem Wesen der Allnatur harmonisch in einsklingt; doch ist unser Natur auch ein niedrigeres Element zu eigen, welches wir bezähmen und jenem, dem All innewohnenden, höheren Prinzip, unterordnen müssen.

Nach Verwerfung des Resultats der oberflächlichen und unzulänglichen Versuche, das Urwesen des Moralprinzips zu erklären, bleibt uns die Auffassung des Moralgebots als eines unendlichen, unumschränkten, majestätischen, hehren, und heiligen Gesetzes, als das erste und wichtigste Element einer religiösen Weltanschauung. Sodann müssen wir uns, durch unermüdliche Selbstzucht, zur Erkenntnis durchringen, daß unbedingter Gehorsam vor dem Moralgebot absolut notwendig ist und lernen, seinem Gehelß widerstandslos zu folgen; und, wenn es an uns steht, zwischen Recht und Unrecht zu entscheiden, von der Tragweite jedes Verstoßes gegen das Moralgebot, in seiner ganzen, ungeheuerlichen Furchtbarkeit, im innersten durchdringen sein und uns unablässig in der Fördernng des Rechten üben und, soweit es in unsrer Macht steht, das Rechte tun. Vollkommenheit darin zu erreichen, ist keinem von uns gegeben, doch jeder von uns kann wenigstens einen Anlauf dazu nehmen — nicht weil es unserer Laune schmeichelt oder unserer Neigung entspricht, oder weil es uns Vergnügen macht, oder weil unser Herz in Liebe zum Rechtun aufgeht, sondern weil es unsere Pflicht ist und wir das Gebot, Unabänderliche dieser Pflicht erkannt haben.

Vor alters stand geschrieben: „Die Furcht des Herrn ist der Anfeginn aller Weisheit.“ Ich möchte nicht sagen: „die Furcht des Herrn“ — denn Furcht ist des Menschen unwürdig — doch Ehrfurcht und heilige Scheu angesichts des Moralgebots ist auch für uns aller Weisheit Anfang.

Streiflichter.

Der Spielteufel als staatlich konzessionierter Steuererheber. Die erste Lesung des Totalisatorgesetzes in der Budgetkommission des Reichstages hat entgegen den auch von unserer Seite erhobenen sittlichen Bedenken (vgl. XII. Jahrg. S. 89 ff.) im Wesentlichen die Annahme des Entwurfs ergeben. Darnach wird, wie in den Bundesstaaten das Lotteriespiel ein nicht übelriechendes Geld in die Staatskasse liefert, so im Reiche der Spielteufel in den Dienst der Vollblutzucht gestellt bleiben. Der Herr Landwirtschaftsminister hat seine moralinfreie Sicherheit wiedergefunden und will an dem Prinzip, den Teufel privater Wettbureaux mit dem Beelzebub staatlich konzessionierter und entsprechend besteuerter Wettmaschinen auszutreiben, nicht rütteln lassen. Vergebens führte Dr. Müller-Sagan (fr. Volksp.) und Abg. Singer (Soz.) die Moralgrundsätze ins Feld, daß notwendige Staatsausgaben nie und nimmer durch Veranstaltungen finanziell begründet werden dürften, die — auch nach dem Zugeständnis der Regierung — nicht völlig einwandsfrei wären. Die privaten Wettspelunken werden in den Motiven des Gesetzentwurfs „geradezu eine öffentliche Kalamität“ genannt und es wird ihnen die „Ausnutzung der Spielwut“ vorgeworfen. Aber wenn der hohe Bundesrat nach § 1 des Gesetzes durch „Ausführungsbestimmungen“ die Sicherheit erlangt, „daß die aus dem Betriebe des Wettunternehmens zufließenden Einnahmen ausschließlich zum Besten der Landespferdezucht verwendet werden“ — dann, Bürger, ist das ganz was anders. Glaubt man denn ernstlich in Bezug auf diesen Passus, daß „hohe Strafen“ (der § 6 setzt Gefängnisstrafe bis zu 6 Monaten oder Geldstrafe bis 1500 Mark fest; ein konservativer Antrag aber auf Festlegung eines Mindestsatzes von 500 Mark wurde abgelehnt!) die überaus gewinnbringende Spekulation auf den Leichtsinn und die Torheit der Massen verhindern werden? Läßt sich von der Schlauheit der Interessenten nicht ohne Weiteres erwarten, daß sie den § 3, der nur „das geschäftsmäßige Vermitteln von Wetten“ und „öffentliche oder durch Verbreitung von Schriften“ erfolgende Aufforderungen dazu verbietet, mit Leichtigkeit umgehen werden? Zumal ausdrücklich die bloß private Wettenvermittelung straffrei bleiben soll!

Der Schluß der öffentlichen Meinung wird unweigerlich lauten: Was der Staat kraft seines sittlichen Charakters den Einzelpersonen verbietet, das darf er unter keinen Umständen mittelbar oder unmittelbar seinen Organen gestatten. Sonst haben wir einfach unlauteren Wettbewerb des Staates in der Ausnutzung der Spielwut und des Leichtsinns der Bevölkerung.

* * *

Imponderabilien. Die nicht jedenfalls und auch nicht bewunderungswerte Ruhe, mit der die preußische Regierung der Verschlechterung der jüngsten Berggesetznovellen durch das Klassenparlament zuschaut, zeigt wiederum deutlich, wie blutwenig in den Kreisen der Gesetzgeber wie der Staatsverwaltung vom Empfinden des arbeitenden Volkes, in diesem Falle hauptsächlich der Bergarbeiter, gewußt wird. Denn an eine absichtliche Verhöhnung dieses Empfindens darf man wohl nicht denken. Die Einbringung jener Gesetzentwürfe hat, zwar nicht augenblicklich, aber doch wesentlich die Beendigung des unheilvollen Streiks im Ruhrgebiet herbeigeführt. Den Bemühungen einzelner Schwarzseher, die vor jedem Vertrauen in die Energie der Regierung bei der Bekämpfung der Zechenfondsidate und bei der Vertretung ihres Entwurfs im Abgeordnetenhaus wankten, setzte die große Masse der Ausständigen die schlichte Ueberzeugung entgegen: man habe das Wort der Regierung und könne nicht glauben, daß diese vor jedem Widerstande der Interessenten sich beugen werde. Jetzt hat die Kommission des Abge-

Digitized by Google

ordnetenhauses in zwei Lesungen einen Entwurf zu Tage gefördert, der auch das bescheidene Mindestmaß der Erfüllung der Arbeiterforderungen noch erheblich unterbietet. U. a. ist die Verpflichtung zum Einsetzen von Arbeiterausschüssen gefallen — wahrscheinlich weil die Herren Arbeitgeber bereits so vollgültige Beweise ihrer sozialen Einsicht abgelegt haben, daß man die freiwillige Einsetzung solcher Ausschüsse als selbstverständlich annehmen darf! Den fakultativen Arbeiterausschüssen wird das Damoklesschwert der Auflösung über die Häupter gehängt, falls sie — natürlich nach der Ansicht der Arbeitgeber — eine „politische Tätigkeit" entfalten oder sonst „ihre Befugnisse überschreiten." Konservative Parteipolitik und Jagagen dürfte ihnen demnach gestattet bleiben. Das Wagenunllen ist zwar beseitigt, aber eine im Monat drennal verhängte Strafe „wegen ungenügender Beladung oder unreiner Förderung" berechtigt den Steiger zur sofortigen Ablegung des Schudtägen ohne Kündigungsfrist, d. h. an die Stelle einer Geldstrafe ist die Entlassung getreten. Die Einführung des Verwaltungsstreitverfahrens, das für den finanziell Schwachen undurchführbar ist, durchdrückt selbst nach dem Urteil des Regierungsvertreters, des Oberbergbauptmanns v. Velsen, den ganzen Grundgedanken der neuen Gesetzgebung, wonach der Arbeiter sein Recht, falls es ihm vom Arbeitgeber verlagt werde, bei den Staatsbehörden und in letzter Instanz beim Ministerium suchen durfte. Der sanitäre Maximalarbeitstag fiel unter den Tisch.

Und die Regierung schweigt dazu, wie sie das bei der Behandlung der Kanalvorlage so trefflich gelernt hat. Regieren heißt Vorausschauen können. Es verrät aber wenig von solcher Voraussicht, wenn man glaubt, daß eine so tiefgehende Enttäuschung, wie sie die Bergarbeiter mit ihrem Vertrauen auf die Gerechtigkeit der Regierung nun erleben müssen, dem innern Frieden nicht bei nächster Gelegenheit sehr gefährlich werden muß. Würde bei uns weniger nach dem wägbaren Geldsack und dem gewichtigen Einfluß von Interessentenklingen regiert, als nach dem unwägbaren, aber deshalb doch nicht ungetraft bei Seite zu schiebenden Drucke der öffentlichen Meinung — Preußen und Deutschland würden ganz anders „in der Welt voran" schreiten. —

Der internationale ethische Bund.

Bericht des Sekretärs.

(Schluß.)

Frankreich.

Der Arbeitsplan der „Union pour l'Action Morale" ist tüchtig in interessanter Weise geändert worden. Seit Jahren bemüht sich die Union dahin zu wirken, daß Fragen von allgemeinem Interesse, öffentliche Angelegenheiten, ernsthaft ruhig, sachlich und unparteiisch diskutiert werden. Dies hat nun zu regelmäßigen, monatlichen Zusammenkünften geführt, bei denen die großen Probleme der Zeit gründlich erörtert werden. Die Zeitschrift der „Union" erscheint jetzt monatlich in zwei Nummern, einmal unter dem Namen „Bulletin" dann unter der Bezeichnung „Libres Entretiens." Der erste Gegenstand, der zur Diskussion kand, betraf das schon geplante Trennung von Kirche und Staat. Die „Libres Entretiens" enthalten in ihren ersten Nummer eine Fülle von wichtigem Material zu der zu erörternden Frage und in der zweiten den Inhalt der ersten Diskussion.

Die Gesichtspunkte, die in Betracht kamen, waren die folgenden: „Worin besteht das Wesen der Kirche?" „Wie kann der Kirche ihre Wachtsphäre im modernen Staate gewährleistet werden?" „In welchen Punkten kann die Kirche mit der Machtsphäre des Staates in Konflikt geraten?" „Welche rechtliche Stellung sollten die kirchlichen Gemeinschaften in Frankreich annehmen?" An der Versammlung, in der diese Fragen zur Diskussion kamen, nahmen unter anderen teil: Professor Gustave Belot, Professor Léon Brunschwicg, Paul Doumergue (Herausgeber von „Foi et Vie." Arthur Fontaine (Gruben-Obringenieur) Professor Charles Gide, Abbé Albert Houtin, Abbé Felix Klein, Jean Lecterc de Bulligny (Brücken- und Straßen-Obringenieur), Professor Frederik Rauh, Salomon Reinach, Charles Seignobos, Abbé Soulange-Bodin und Paul Desjardins.

Italien.

Die ethische Bewegung in Italien ist wesentlich zurückgegangen und das Hauptinteresse wendet sich zur Zeit der Volks-Universität in Bendig zu. Professor Levy-Morenos teilt uns indessen mit, daß man im Begriffe steht, die Bewegung neu zu organisieren und daß in Rom auch die „Unione Morale" auf dem nächsten Kongreß vertreten zu sein hofft.

Neu-Seeland.

Eine ethische Gesellschaft ist in Auckland gegründet worden. Die Ziele derselben sind im Großen und Ganzen die Gleichen, wie die der englischen „Union of Ethical Societies", und die Gesellschaft hat den Wunsch ausgesprochen, sich dem internationalen ethischen Bunde anzuschließen. Ihr Sekretär Mr. Percy G. Andrew schreibt in einem Bericht, datiert den 25. November 1904: „Unsere ersten Versammlungen waren sehr gut besucht und die allgemeine Stimmung sehr enthusiastisch. Mehrere Männer, die hervorragende öffentliche Stellungen bekleiden, gehören unserem Vorstande an und der unitarische Geistliche von Auckland ist Ehrenmitglied. Unsere öffentlichen Versammlungen beginnen Sonntag den 11. Dezember und die Zukunft der Bewegung scheint vielversprechend.

Ernstere Naturen, die außerhalb der Orthodoxie stehen, heißen eine Bewegung willkommen, welche ein positives Ideal aufbaut und eine Gemeinschaft sittlichen Strebens und höherer Gesinnung begründet."

Auch sonst mehren sich die Anzeichen für ein Interesse an der ethischen Bewegung in den britischen Kolonien.

Japan.

Eine japanische, ethische Gesellschaft, die 1895 in Tokio begründet wurde, steht in reger Wirksamkeit. Die Mitglieder sind zumeist frühere Studierende an der Kaiserlichen Universität, sowie einige der Professoren und Lehrer an anderen Lehranstalten. Die Versammlungen finden einmal monatlich statt, abwechselnd einmal für Mitglieder, einmal für das große Publikum. Die Mitgliederversammlungen bestehen in einer Vorlesung mit Diskussion, die öffentlichen Versammlungen in einem Vortrage über ein ethisches Thema. Die Zahl der Besucher der öffentlichen Versammlungen beträgt 200 — 300 Personen. Eine Monatsschrift wird herausgegeben und veröffentlicht die in der Gesellschaft gehaltenen Vorträge und Vorlesungen. Ein hervorragendes Mitglied, Professor N. Motora, der an der Kaiserlichen Universität Ethik und Psychologie liest, befindet sich zur Zeit auf einer auf ein Jahr berechneten Studien- und Erholungsreise in Europa. Einer der Gründer und ein eifriges Mitglied der Gesellschaft ist W. Tokima Yokoi, der vor einigen Jahren die ethische Gesellschaft in Philadelphia, New-York und Chicago Vorträge hielt. W. Yokoi ist jetzt Mitglied des japanischen Abgeordnetenhauses.

Gustav Spiller, Sekretär.

54 Prince of Wales Road Battersea Park S. W., England.

Aus der ethischen Bewegung.

Adelaide Berlin. Ausbau der Fürsorge für die verwahrloste Jugend. Am 25. März hielt Direktor Plaß aus Zehlendorf im Bürgersaal des Rathauses einen Vortrag über den Ausbau der öffentlichen und privaten Fürsorge für die verwahrloste Jugend. Der Redner ging davon aus, daß sich in der Anschauung beir. die Behandlung der Verwahrlosten in der Neuzeit ein anerkennungswerter Umschwung vollzogen habe, nachdem man mit der Anwendung von strafgesetzlichen Maßnahmen zur Besserung der Jugendlichen gänzlich fiasco gemacht habe. Zur Fortschritten der Neuzeit, welche durch das Fürsorge-Erziehungsgesetz seinen Ausdruck gefunden habe, bestehe darin, daß man anstelle strafvollziehlicher Maßnahmen staatlich überwachte Erziehung in einer Familie oder in einer Erziehungsanstalt setzt habe. In der Praxis wäre trotzdem noch vieles unerfreuliches Erfahrenes, das das Gesetz gebracht habe, der mittelalterliche Standpunkt der Strafvergeltungstheorie für die Jugendlichen noch nicht völlig überwunden. Das beweisen unter Anderem die Art des Strafvollzuges an Jugendlichen, der zu frühzeitige Beginn der Strafvollstreckung, die Anwendung von Gefängnisstrafen, in sogar von Ueberweisung in Arbeitshäuser für Jugendliche, die Beschränkung des bedingten Begnadigungsrechtes, die Art der Verweisserteilung u. a. Da die Verwahrlosung vorwiegend ein Produkt der traurigen Erwerbs- und Wohnungsverhältnisse der Großstadt, sowie der zerrütteten und zerstörten Familienverhältnisse sei, wie nachgewiesen wäre, so erfordere es die Gerechtigkeit, diesen Jugendlichen eine erhöhte, staatlich überwachte Fürsorge zuteil werden zu lassen, durch welche sie gleichsam entschädigt würden für die bisher erlittene Vernachlässigung, Misshandlung, Not und Sorge. Die Zwangserziehung habe, zumal wenn sie vom Strafrichter angeordnet wurde, bisher auch den Strafcharakter getragen.

Digitized by Google

Dieser sei aber durch das Fürsorge-Erziehungsgesetz, wie auch der Name bezeugt, in Wegfall gekommen. Sie wäre eine Art vormundschaftsgerichtlicher Fürsorge und eine rein negative Maßnahme zum Schutze und zur Besserung des Jugendlichen. Der Redner hob mit besonderem Nachdruck hervor, daß diese einschneidende Maßnahme der Fürsorgeerziehung, welche die Aberkennung der väterlichen Rechte zur Voraussetzung und eine ergreifende Loslösung des Zöglings von seiner Familie zur Folge habe, nur dann in Anwendung gebracht werden dürfe, wenn vormundschaftsrichterliche Anordnung (Beistand, Pflegeschaft, Unterbringung außerhalb des Elternhauses aber innerhalb des Verwandtenkreises) oder freie Vereinstätigkeit (Kinderhort, Unterstützungen, Hauspflege, freiwillige Unterbringung in einer Erziehungsanstalt) oder private und öffentliche Armenpflege versage. Es herrsche eine Fürsorge-Erziehungs-Manie, indem man glaube, die Anordnung der Fürsorgeerziehung sei allemal das einzig wahre Universal- und Radikalmittel zur Beseitigung drohender und vorhandener Verwahrlosung. Besonders seien vorbeugende Maßregeln nötig nach dem englischen Grundsatze: prevent better than save. Da der Staat gesetzlich die Fürsorge für die Verbrecherinnen, bereits Verwahrlosten auf Grund des Gesetzes vom 2. Juli 1900 zu leisten habe, so wäre es rationell, wenn jetzt die freie Liebestätigkeit vor Allem und zuerst ihr Augenmerk auf die Gefährdeten richtete, welche außerhalb des Rahmens des Gesetzes stehen und bei denen eine Aussicht auf Besserung viel sicherer zu erwarten stände, um den sittlichen Zersetzungsprozeß der Verwahrlosung in ihrem ersten Keime der Entstehung zu erdrücken. Wenn die Erziehungsanstalten sich vorwiegend oder einseitig in den Dienst der staatlich überwachten Fürsorge stellten, verlören sie ihr Existenzrecht freier Liebesbetätigung. Erst wenn sich die Maßnahmen der freien Liebestätigkeit, der Armenpflege und des Vormundschaftsrichters als wirkungslos, aussichtslos oder undurchführbar erwiesen haben, empfehle sich als äußerstes Radikalmittel die Fürsorge-Erziehung.

Die von dem Fürsorge-Geiste angehauchte Theorie unserer verwahrlosten Jugend werde nur dann eintreten, wenn die der Anstaltserziehung noch teilweise anhaftenden padagogischen Mängel beseitigt würden und zwar a) wenn bei der Durchführung der Fürsorge-Erziehung durch die Erziehungsanstalten das pädagogische Interesse der Kinder vom wirtschaftlichen Interesse der Anstalten übergeordnet wird, b) wenn die Leitung dieser Erziehungsanstalten nur pädagogisch geschulten Männern übertragen wird, c) wenn der Gesinnungscharakter, welcher der Zwangserziehung noch anhaftet, gemildert wird, d) wenn die Zahl heterogener Elemente konsequenter nach dem Grade der Verwahrlosung, nach der Art der geistigen, leiblichen und sittlichen Gebrechen durchgeführt wird, e) wenn auch dem berechtigten Bedürfnis der Zöglinge nach Lebensfreude in den Anstalten besser Rechnung getragen wird, indem auch den Kindern mehr Raum zu individueller und korporativer Selbstbetätigung in den Anstalten gewährt wird.

Bei der Unterbringung der Zöglinge in Familien ist eine zielbewußte Organisation und Zentralisation der Fürsorge-Kolonien unter Angliederung auch hier bloß an die vorhandenen Erziehungs-Anstalten, sondern auch an die zu schaffenden Fürsorge-Zentren (Kolonieheime, Erziehungsvereine, Fortbildungsschulen) zu erstreben, welche einerseits die Erziehung der anvertrauten Jugend zu überwachen haben, andrerseits aber auch ihre ersten, leiblichen und beruflichen Interessen gegenüber wirtschaftlicher Ausbeutung oder beruflicher Vernachlässigung, leiblicher oder seelischer Mißhandlung, furchtlos, und gerecht wahrzunehmen haben.

Besonders Schwierigkeit mache den Pädagogen die Erziehung der älteren Burschen und Mädchen. Die Revolten, welche in den Erziehungsanstalten hin und wieder stattgefunden hätten, die Ausbrüche aus denselben, versuchte und erfolgte Brandstiftungen wären nicht einseitig auf das Konto der bedauernswerten Verwahrlosung der Minderjährigen zu schreiben, sondern ein Beweis dafür, daß die in Anwendung gebrachten Maßnahmen zur Besserung der Jugendlichen nicht zweckmäßig seien. Auf Grund seiner langjährigen Erfahrungen in der Fürsorge der älteren Burschen hielt Redner es für empfehlenswert, an Stelle der vorhandenen Zwingburgen mit ihren schroffen Zuchtmitteln combinierte Anstaltserziehung zu setzen, d. h. in den Fürsorge-Kolonien unter Leitung bezahlter, bewährter Pädagogen zu schaffen, in denen die älteren Zöglinge schon höchstens einige Wochen vorübergehend aufhalten könnten und in denen sie geistige Anregung, sittlichen Halt und zweigehendste Förderung ihrer vielseitigen Interessen finden müßten, um dann in Gestalt dienst oder in der Lehre unterge bracht zu werden. Das ganze Geheimnis der Fürsorge gründe auf dem Satz: „Nimm das wirtschaftliche, persönliche Interesse des Minderjährigen wahr, berücksichtige gebührend seinen Drang nach individueller und korporativer Selbstbetätigung, so wirst du sein Vertrauen besitzen; hast du aber sein Vertrauen, so wird es dir gelingen, seine Führung in die Hand zu bekommen." Durch die zu lange andauernde Anstaltserziehung erwerbsfähiger Jugendlicher, durch ungebührliche Beschränkung der persönlichen Freiheit und durch rigorose Disziplin werden die Zöglinge verbittert, verstockt und antisozial, so daß sie sich später nicht mehr in den gesellschaftlichen Organismus eingliedern lassen. Für die genaue Art schon die einfache Verpflanzung aus dem schlechten gesellschaftlichen Umgang heraus in geordnete Erwerbsverhältnisse unter geeigneter Führung, um sie zu retten.

Der Redner schließt damit, daß die Verwahrlosung eine Krankheit des ganzen Volkskörpers sei, die im letzten Grunde nur von innen heraus durch Herbeiführung besserer volkswirtschaftlicher und sozialer Verhältnisse, durch lebendige humanitäre Anteilnahme jedermanns, durch Vertiefung der Gewissensbildung ihres Nachwuchses, durch eine Wandlung der modernen Welt- und Lebensanschauung bekämpft werden könne. Sie sei ein Problem, an dessen Lösung sich der Staatsmann und der Sozialökonom, der Sozialpolitiker und der Arzt, der Pädagoge und der Geistliche, der Philanthrop und der Kinderfreund gemeinschaftlich beteiligen müßten, wenn die Arbeit von Erfolg gekrönt werden solle. Langanhaltender, immer wiederholter Beifall und eine lebhaft zustimmende Diskussion bewiesen, daß der Redner es verstanden hatte, Herz und Kopf der Zuhörer gleichmäßig zu erwärmen und zu erhellen.

Sprechsaal.

Ohne mich in eine weitere Diskussion einlassen zu wollen, möchte ich nur aus meinem Gefühl heraus mir erlauben, doch die Kontroverse Foerster-Staudinger nochmals zur Sprache zu bringen und einiges der Erwägung anheimgeben. — Mir mir werden gewiß viele Leser der „Ethischen Kultur" mehr befriedigt sein, daß der Kontroverse nicht eine Fortsetzung genommen hat. Fast möchte ich dies entschieden als ein stillschweigendes Verlangen der Leser ansehen, andererseits müßte ebenso von beiden Seiten doch wohl auch eine Wahrhaftigkeit und Liebe zur Sache eine Fortbesprechung verlangen. Wenn Dr. Foerster seine Anschauungen als etwas unerschütterlich Feststehendes ansieht, mag die Debatte allerdings ausschlafen. Das ist nun nicht gut anzunehmen, denn da wir doch unter beständiger Verwandlung oder Entwicklung stehen, sollte er schon von diesem Geschichtspunkt aus so sicher, anderen Meinungen näher zu treten und eine Verbindung oder Verständigung herzustellen. Professor Staudinger erwartete vorerst nur im Denken eine strenge Konsequenz gezogen zu sehen. Mir scheint, als habe vielmehr Dr. Foerster schon hierauf das Gefühl gehabt, „als wolle man ihm den Boden unter den Füßen fortziehen." Dr. Foerster schüttet das Kind mit dem Bade aus und hebt schon all das herrliche Erbgut früherer Zeiten über Bord geworfen, während nur von einem Bertiefen und Erweitern die Rede sein kann. — Daß die Strömung eines starken persönlichen Gefühls der Verantwortung auch Unsoziale unberechtigter Selbstsicherheit zeitigt, ist ganz natürlich. Unbeschadet dessen kann aber doch von höherem Gesichtspunkt aus als Norm, an dem Wert, der in der sittlichen Autonomie des modernen Menschen liegt, nicht gerüttelt werden. Die entwickelt einem besonders Fließen, welch dem Lauf alles Geschehens, während die Foersterische Auffassung einem „Festnageln" allzu ähnlich sieht.

Hat uns nicht wieder hier ein großer Genius durch „tiefste intuitives Erschauen" neue Gesichtspunkte eröffnet? Ein neues starkes Gefühl, welches für Dr. Foerster nur noch befremdend ist? Scheint es nicht so, da er Nietzsche zu den kalten Vernunftanbetern zählt, diesen Wissenden durch das Gefühl, dem die Größe seiner Seele, dank tiefste Einsichten in seiner Tiefe seine Absolonne gegeben, wie seiner Zeit der Vater Dr. Foersters, Professor W. Foerster, in einem Aufsatz in der „Ethischen Kultur" ähnlich darlegte. Doch möchte ich zum Schluß an einige Worte Nietzsches selbst erinnern. Er spricht von einer „Freiheit, die ich nicht meine," ferner „Das Böse an uns ist vielleicht am Entschiedensten in früherer Zeiten vererbt, zu denen wir jetzt auf unmittelbarem Wege kaum mehr kommen können." Oder „Frei nennst Du Dich? Deine verrichenden Gedanken will ich hören und nicht, daß Du einem Joche entronnen bist. Bist Du ein Solcher, der einem Joche entronnen durfte? Es gibt Manchen, der sein Bestes fortwarf, da er seine Dienstbarkeit wegwarf." —

Wer solche Worte gesprochen, der dürfte mit der Foersterschen Auffassung Nietzsches nicht in Einklang zu bringen sein.

Darmstadt. J. Arust.

Eingegangene Bücher.

Industrie und Gasthaus-Reform. Von Dr. W. Bode. Weimar 1904. Verlag des Vereins für Gasthaus-Reform. Preis 40 Pfg.

Sozial Eudämonismus ꝛc. Von Dr. G. Burk. Langensalza 1904. Verlag Hermann Beyer & Söhne. Preis 1.20 Mark.

Die Freimaurerei und ihre Wertlosigkeit. Von J. Duffs. Berlin 1904. Federverlag.

Digitized by Google

Verlag von Arthur Felix in Leipzig.

Technik und Ethik.

Eine kulturwissenschaftliche Studie

von

Dr. Fr. W. Foerster,

Privatdozent für Philosophie am eidgenössischen Polytechnikum und an der Universität Zürich.

gr. 8°. 36 Seiten. 1905 Preis 1 Mark.

Das System der technischen Arbeit.

Von

Max Kraft,

o. ö. Professor in Graz.

1. Abteilung: **Die ethischen Grundlagen der Technischen Arbeit.** Lex. 8. 210 Seiten. 1902. Broch. Mk. 5.—
2. Abteilung: **Die wirtschaftlichen Grundlagen der Technischen Arbeit.** Lex. 8. Seite 211—445. 1902. Broch. Mk. 5.—
3. Abteilung: **Die Rechtsgrundlagen der Technischen Arbeit.** Lex. 8. Seite 447—664. 1902. Broch. Mk. 5.—
4. Abteilung: **Die technischen Grundlagen der Technischen Arbeit.** Lex. 8. Seite 1—XVI und 665—986. 1902. Mk. 7.—

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur
• Abteilung Berlin. •

Charfreitag, den 21. April, abends 7 Uhr im „Alstädter Hof," Kaiser Wilhelmstr. 9. Vortrag Prof. Dr. Döring: „Schiller als Ethiker (das Elementische Fest)." Dann Prof. Dr. Bruno Meyer: Rezitation aus Schillers Werken mit verbindendem Text. Später geselliges Beisammensein. Gäste dürfen eingeführt werden.

Montag, den 1. Mai, abends 8½ Uhr, Bürgersaal des städtischen Rathauses: Vortrag Dr. Penzig: „Zur Ethik des Streiks." Diskussion. Eintritt frei. Gäste willkommen.

8., 9. und 10. Juni in Jena: Achter ordentlicher Gesellschaftstag der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. Näheres folgt. —

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von Mk. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Zum Kulturkampf um die Schule.

Ein Mahnwort an Denkende.

Von **Dr. Rudolph Penzig.**

Verlag **Leonhard Simion Nf. Berlin** S. W. 48.

VIII und 152 S. gr. 8°. brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Frankfurter Zeitung, 23. 11. 04:

„In einer eingehenden Schrift behandelt Dr. Penzig den Streit von allgemein staatlichen und sittlichen Erwägungen aus und kommt, indem er es als einfach logisch nachweist, daß vom Staat eingerichtete Schulen auf nicht konfessioneller Basis begründet werden müssen, da die Religion an sich dem Staatswesen fremd ist, zu der von ihm eingehend erläuterten Forderung, den Religionsunterricht aus der Schule zu verweisen und ihn durch einen praktisch sittlichen Unterricht in der Lebenskunde zu ersetzen."

Die (pädagogische) Zeit, Wien, 15. 2. 05:

„Obwohl das Buch vornehmlich die Verhältnisse in Deutschland in Betracht zieht, ist es für alle Pädagogen und jene Laien, die als Eltern oder soziale Arbeiter aufs Wohl und Wehe künftiger Generationen Einfluß nehmen, eine bedeutsame Lektüre."

Le Volume, Paris, Directeur Jules Payot, 17. 12. 04., Prof. A. Moulet:

„M. R. Penzig, dans un beau livre de doctrine, expose l'idéal scolaire de l'Allemagne libérale et les luttes de la génération actuelle. Critiquant l'éducation confessionnelle donnée dans les écoles allemandes il analyse longuement et doctement le programme d'un enseignement moral libre de toute hypothèse confessionnelle, et examine dans son dernier chapitre les conditions politiques de cette réforme, souhaitée par tant d'esprits libéraux.

Zu beziehen vom Verlag für ethische Kultur Berlin S. W. 48.

Das Bureau der V. G. E. K.,

Unter den Linden 16 befindet sich jetzt nicht mehr im dritten, sondern im **zweiten Stock** rechts. Auskünfte 2c. werden, falls der Unterzeichnete nicht anwesend ist, aber, nach wie vor, auch in der Auskunftstelle im III. Stock erteilt. Sprechstunden des Unterzeichneten nur Montag, Mittwoch und **Freitag von 10—12 Uhr.** Einige Zuschriften sind dabei besser an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmanstraße 15 zu richten.

Dr. Penzig.

☞ Der heutigen Nummer liegt ein **Prospekt des Verlages** von **Ed. Roether-Darmstadt** betr. Prof. Dr. **Staudinger,** „Sprüche der Freiheit" bei, worauf wir unsere Leser hiermit aufmerksam machen.

C. H. Beck'scher Verlag (Oskar Beck) München.

Soeben ist erschienen:

Ethische Präludien.

Von

Dr. M. Kronenberg.

8°. VI und 322 Seiten. Preis 5 Mk., elegant gebunden 6 Mk.

Im Erscheinen begriffen ist ferner:

Kant.

Sein Leben und seine Lehre.

Von

Dr. M. Kronenberg.

Dritte aufs neue revidierte Auflage.

Preis elegant gebunden 4,80 Mk.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1,60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „**Kinderland.**" Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

XIII. Jahrgang. | Berlin, den 1. Mai 1905. | Nr. 9.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Schiller. Von Professor Bruno Meyer (Berlin).
Ist Mitleid das Fundament der Moral. Von Bruno Stern.
Streiflichter:
Zur Schillerfeier.
Aus der ethischen Bewegung. Hauptvorstand.
Sprechsaal.
Vermischtes.
Bücherschau.

Schiller.

Von Bruno Meyer (Berlin).

Unter den großen Dichtern, nicht nur Deutschlands, sondern der ganzen Weltliteratur ist Schiller wohl der einzige wissenschaftlich ernst zu nehmende Ethiker. So hat die „Ethische Kultur" nicht bloß als ein Organ für deutsches Geistesleben überhaupt, sondern in ihrer speziellen Aufgabe, die Ethik wissenschaftlich zu pflegen, dringend Veranlassung, sich an dem allgemeinen Feiertage der Nation, dem 100jährigen Gedächtnis von Schillers Tode, zu beteiligen.

Man sagt wohl, dem Dramatiker liegt es ja besonders nahe, sich um sittliche Probleme eingehender zu bekümmern, da ja in seiner Dichtungsart sittliche Konflikte, oft der tiefgreifendsten Art, den Ausgangspunkt und das Hauptmotiv bilden. Aber kein anderer bedeutender dramatischer Dichter hat je das Bedürfnis empfunden, abgesehen von der poetischen Gestaltung, sich auch in rein wissenschaftlicher Weise mit ethischen Stoffen zu beschäftigen. Nur Schiller ist diesen Weg gegangen, wie er sich überhaupt auf dem Wege der Dichtung in die Philosophie hineingelebt hat, um dann durch die Philosophie sich zur Dichtung zurückzufinden. So hat er insbesondere auch die ethischen Probleme, mit welchen er sich bis dahin gestaltend beschäftigt hatte, zum Gegenstande denkender Erörterungen gemacht, um sie dann nach klarerem Verständnis und nach tieferem Erfassen in seinen späteren Dichtwerken noch wahrer und ergreifender behandeln zu können. Und vor allem hat er die eine große Grundfrage, welche die Ethiker von je her, man kann sagen, beunruhigt hat, zum Gegenstande seiner Forschung gemacht, wie sich nämlich die künstlerische Gestaltung zu dem Gesamtgebiete des Ethischen verhält, wie weit ein ethischer Maßstab an ästhetische Gebilde gelegt werden darf, und wie weit die ästhetische Gestaltung auch des Unsittlichen mit den ethischen Forderungen in Uebereinstimmung gebracht werden kann; insbesondere aber, wie überhaupt die künstlerische Freiheit und die sittliche mit und neben einander bestehen können, ohne einander zu beeinträchtigen, ja vielleicht mit gegenseitiger Förderung. Und schwerlich ist es einem anderen Dichter oder Denker gelungen, besser als Schiller die hier sich aufdrängenden Fragen praktisch und theoretisch zu beantworten und zu neuen Einsichten zu führen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß gerade der Dramatiker nicht umhin kann, auch das Unmoralische darzustellen; denn keineswegs sind immer die miteinander in Konflikt geratenden Prinzipien im Drama beide sittlich oder beide rein unsittlich; ja, man kann sogar behaupten, daß die dramatischen Konflikte immer die Relativität der Sittlichkeit beweisen, insofern als an sich für sittlich gehaltene Handlungen und Bestrebungen durch die Verhältnisse, unter denen sie sich geltend machen, sittlich fragwürdig werden. Daneben aber spielen, wie im Leben, fraglos unsittliche Motive und Handlungen in dem Gewebe einer dramatisch bewegten Handlung ihre Rolle mit. Und so kann der dramatische Dichter gar nicht umhin, auch das nicht sittliche zu schildern, und er muß es sogar mit derselben Liebe darstellen, wie das sittliche, weil er auch dem fehlerhaften Streben schuldig ist, es als ein in sich zusammenhängendes, aus bestimmten Voraussetzungen mit Notwendigkeit sich ergebendes erscheinen zu lassen. Der Dichter darf gegen keine seiner Personen insofern Partei ergreifen, als er sie mit Haß und Verachtung behandelt, sondern er muß sie in ihrer Art als interessant und beachtenswert zeigen. Es wäre daher grundfalsch, einem dramatischen Dichter vom Standpunkte unserer ethischen Anschauungen aus wegen der Darstellung gewisser Persönlichkeiten und Handlungen einen Vorwurf zu machen, z. B. unserem Schiller aus dem „Meuchelmorde" Tells, der als ein besonders lehrreicher paradigmatischer Fall in diesem Zusammenhange etwas näher betrachtet werden mag.

Zunächst ist dieser Vorgang sehr weit davon entfernt, als eine Verherrlichung des Meuchelmordes an sich zu erscheinen. Er ergibt sich aus dem Zusammenhange der ganzen Handlung mit einer gewissen inneren Notwendigkeit, und der Dichter hat das innere Widerstreben gegen die Handlung und das Bedürfnis, sich über die Unausweichlichkeit unter den gegebenen Bedingungen sehr weit und tief ausgreifend Rechenschaft zu geben, in dem großen Monologe des Tell ausgiebig berücksichtigt. Außerdem hat Schiller das Bedürfnis gefühlt, durch eine künstlerisch kaum ganz zu billigende Episode besonders vor Augen zu führen, daß auch in diesem Falle, wenn zwei dasselbe tun, es nicht dasselbe ist — einer der beachtenswertesten Grundsätze in der Ethik! —, indem er nämlich

Digitized by Google

den Meuchelmörder Tell dem Meuchelmörder Johann gegenüberstellt, jenen, der sein Volk von einem frevelnden Tyrannen befreit und den ruchlosen Anschlag auf das Leben seines Kindes gerächt hat, diesem, der aus Habsucht die Hand gegen seinen nächsten Verwandten erhoben hat.

Außerdem ist zu berücksichtigen, daß erstens der dramatische Dichter nicht in der Lage ist, aus einem Stoffe, den er der Wirklichkeit — oder in diesem Falle der geschichtlichen Sage — entnommen hat, einen unentbehrlichen Zug willkürlich hinweg zu lassen; denn er kann zwar von der geschichtlichen Wahrheit aus dichterischen Bedürfnissen irgendwelcher Art abweichen, aber er muß, wenn er das tut, — wie Schiller selber sehr überzeugend in seiner beinahe vernichtenden Kritik über Goethes Egmont ausgeführt hat — dadurch den Stoff bereichern und seinen Helden erhöhen. Er darf aber selbst das Widerstrebende nicht beseitigen, wenn ohne solchen Zug der dramatische Aufbau zusammenstürzt oder der Fortgang der Handlung unterbrochen wird. Und des Weiteren wäre es doch falsch, unsere sittlichen Anschauungen in Zeiten hineinzutragen, deren Vorstellungen sehr abweichend waren. Wahrscheinlich würde heute unter ähnlichen Verhältnissen ein Meuchelmord wie der des Tell nicht begangen oder aber schwer verurteilt werden. Ganz anders aber in jener Zeit des Mittelalters, in welcher die Handlung des Tell spielt, und in der ein solcher Akt der Selbsthilfe bei einem Manne, dem „der Arm fehlt, wenn ihm die Waffe fehlt," der also nicht im Absehen von der Waffe zu handeln vermag, ganz natürlich ist.

Gerade die Art, wie Schiller im Tell diesen einzelnen Teil der ganzen Handlung bearbeitet hat, zeigt, mit welchem ethischen Feingefühl und zugleich mit welchem geschichtlichen Takt er an die Sache herangegangen ist, so daß ihm selbst vom Standpunkte unserer heutigen Sittlichkeitsbegriffe aus kein Vorwurf gemacht werden kann, da er sich der Handlung gegenüber, die er geschildert hat, in der geschicktesten Weise den Rücken gedeckt hat und mit Erfolg befreit gewesen ist, den geschichtlichen Standpunkt hervorzuheben und das geschichtliche Ereignis aus seiner Entwicklung heraus zu begründen.

Oder hätte Schiller vielleicht den ganzen Stoff ablehnen müssen, weil eine gewisse Verherrlichung einer Tat, die nach dem gewöhnlichen Moralkodex benannt ein Meuchelmord ist, unternnbar damit verbunden war? Konnte eine größere sittliche Tat überhaupt vollbracht werden, als gerade in den Jahren, in denen dieses Werk entstand, ein solches glänzendes Beispiel von der Erhebung eines Volkes zur Erkämpfung der Freiheit der Nation vorzuführen, deren Verfall er mit seinem klaren geschichtlichen Blicke tiefschmerzlich empfand? Das Gesamtbild ist ein hochsittliches, und wenn darin ein an sich mit den gewöhnlichen sittlichen Forderungen unvereinbares Ereignis sich ergiebt, so ist das keine Beeinträchtigung des sittlichen Feingehaltes der Dichtung, sondern nur ein Zugeständnis an die Wirren des Weltlaufes, in denen nicht überall engelrein zu bleiben möglich ist, und höhere Pflichten oft niedere zurücksetzen zwingen. Der Tell und die Jungfrau von Orleans gehören so streng in den Gedankenzusammenhang der damaligen gärenden geschichtlichen Entwickelung, daß man es sich immer erst künstlich vergegenwärtigen muß, daß Schillers Leben ja schon vor der Schlacht von Jena geendet hat, und er diese dringendste Mahnung zu sittlich vaterländischer Zusammenfassung und die darauf folgende große Erhebung ja nicht erlebt hat.

Wie es sich gerade an diesem Beispiele besonders deutlich zeigt, hat dem Dichter und Denker die Harmonie des Schönen und des Guten, die Uebereinstimmung von Schönheit und Sittlichkeit, von Kunst und Ethik am Herzen gelegen, und er hat von den verschiedensten Ausgangspunkten her diesen Zusammenhang in das rechte Licht zu setzen versucht, sei es, daß er „die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet" hat, wo er zeigt, wie die auf der Bühne dargestellten sittlichen Konflikte zur Klärung der sittlichen Einsicht und zur Befestigung der sittlichen Haltung in dem Zuschauer beitragen, und so das an sich ganz frei konstruierte Kunstwerk zu einem sittlichen Lehrmeister wird, sei es, daß er „Über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten" spricht, wo er zeigt, daß die Gewöhnung an gute äußere Lebensformen einen Damm gegen die Leidenschaftlichkeit und Haltungslosigkeit aufrichtet und somit der Gewohnheitszwang einer guten Form zugleich zu einem zwange sittlicher Mäßigung wird. Und in der großen Abhandlung „Über Anmut und Würde" spinnt er dieses Thema in der ausgiebigsten Weise weiter aus, indem er die körperliche Erscheinung des Menschen in der Bewegung in Betracht zieht, einerseits als Ausdrucksmittel der seelischen Vorgänge, andererseits als ein Motiv der Beeinflussung dieser, so daß also die körperliche Erscheinung, nicht des festen, wie er es nennt: architektonischen Körperaufbaues, sondern der willkürlichen und unwillkürlichen oder besser unbewußten Bewegungen des menschlichen Organismus zu einem Spiegelbilde und einer Veranlassung des sittlichen Wesens wird. Ganz besonders aber hat er in den wundervollen Briefen „Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen" den Zusammenhang zwischen dem Ästhetischen und dem Ethischen in der Ausbildung des Einzelnen wie der Menschheit erschöpfend dargestellt und gezeigt, wie die schöne Form zum Ursprunge der sittlichen Veredelung wird. Der Gedanke „durch Schönheit zur Freiheit" ist nirgends, weder vorher noch nachher, klarer und überzeugender zur Darstellung gekommen als hier. Die künstlerische Bildung des Geistes führt zur ethischen Bändigung zurück, oder mit den wenigen eigenen Worten, die vielleicht am packendsten den Gedankengang der Darstellung resümieren: „Der Mensch in seinem physischen Zustand erleidet bloß die Macht der Natur; er entledigt sich dieser Macht in dem ästhetischen Zustand, und er beherrscht sie in dem moralischen."

Aber Schiller war viel zu sehr Dichter, als daß er nicht auch in rein poetischem Gewande die Gedanken, die er philosophierend produziert hatte, hätte zum Ausdruck bringen sollen. Und so ist namentlich sein großes kultur-historisches Gedicht „Die Künstler" ganz von dem Gedanken erfüllt, daß die Kunst eine Kulturaufgabe an der Menschheit zu erfüllen hat, welche durch die Schönheit zur Sittlichkeit und zur Wahrheit geführt werden muß.

Auch an anderen Stellen tritt der Gedanke deutlich hervor, je nach dem mehr oder weniger nach der künstlerischen oder aber nach der ethischen Seite gewandt. In dem „Eleusischen Fest" führt Schiller die Sittlichkeit als das, was den Menschen erst zum Gemeinschaftswesen befähigt, auf einen unmittelbaren Einfluß der Götter zurück, welche, mit seinem rohen Naturzustande Mitleid empfindend, ihm die Kulturarbeiten zeigen und ihn dadurch „zu sanften Sitten gewöhnen."

Es würde zu weit führen, auch nur annähernd den Stoff zu erschöpfen. Nur auf eins muß noch besonders mit einigen Worten eingegangen werden, weil es den wissenschaftlichen Ethiker Schiller vor allem charakterisiert.

Er ist ausgegangen in seinem Denken von den Anregungen durch die Kantische Philosophie, und er ist unzweifelhaft der bedeutendste und fruchtbarste Kantianer. Aber in der Ethik hat er sich durch seine künstlerische Einsicht von der Beschränktheit der Kantischen Ethik befreit bis zu dem Grade, daß er ihr gegenüber jenen wundervollen Humor entfalten konnte, der ihm, dem gewaltigen Tragiker und dem tiefsinnigen Forscher, in einem meist lange nicht genügend gewürdigtem Maße

Digitized by Google

zuteil geworden war. Namentlich die Kantische Anschauung von dem in allem Ethischen liegenden Opfer, von dem Widerstreben, mit welchem die Unterwerfung unter die ethischen Forderungen beginnt, aber doch nicht endigen soll, und die nüchterne Trockenheit, mit welcher in dem Sittlichen nach den Berechtigungen gefragt wird, fordert seine Kritik heraus, die er gelegentlich in seinen Epigrammen in recht spitzige Formen gekleidet hat, so z. B. in dem Xenion „Gewissensskrupel“:

Gerne dien ich den Freunden, doch tu ich es leider mit Neigung,
Und so wurmt es mir oft, daß ich nicht tugendhaft bin; —

worauf er die „Entscheidung“ gibt:

Da ist kein anderer Rat, Du mußt suchen, sie zu verachten,
Und mit Abscheu alsdann tun, wie die Pflicht Dir gebeut.

Man kann in der negativen Form der Polemik dem Gedanken schwerlich einen klareren Ausdruck geben, daß die Gebundenheit durch die ethischen Forderungen, das Gefühl von der Beeinträchtigung durch sie, doch nur ein Durchgangsstadium sein kann, und daß die ethische Vollendung darin beruht, daß aus dem Gesetze die wahre Freiheit sich ergibt, — wie es Goethe speziell für die künstlerische Produktion ausgesprochen hat. In dem einen wie in dem anderen Gebiete ergeben sich aus dem Gesetze Schwierigkeiten, Beengungen; aber in diesen liegt die Naturnotwendigkeit der Form, in welcher sich erst die ganze Größe und Hoheit des Grundgedankens erkennen läßt. Aehnlich wird der Gedanke der freiwilligen Unterordnung unter erkannte sittliche Notwendigkeiten in dem Distichon „Pflicht für Jeden“ ausgesprochen:

„Immer strebe zum Ganzen“ (beiläufig ist es ein künstlerischer Gedanke, daß die Lebensbetätigung zu einer gewissen Abrundung in sich geführt werden soll,) also:

Immer strebe zum Ganzen, und kannst Du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schlieh an ein Ganzes Dich an!

Das ist der Begriff der sittlichen Freiheit, die sich mit all ihren widerstrebenden Wenns und Abers der erkannten Notwendigkeit des Zusammenschlusses unterordnet.

Auch in der Beziehung hat Schiller sich diesen Dingen gegenüber als Dichter gezeigt, daß er in einer ganz unvergleichlichen Weise die schwierigsten Gedankengänge in die herrlichste Prosaform zu kleiden verstanden hat. Nicht als ob es gerade leicht wäre, seine philosophische Prosa zu verstehen. Sie verlangt eine genaue Würdigung eines jeden einzelnen Wortes, eine scharfe Aufnahme jeder so und nicht anders geformten Wendung. Aber sie ist überaus glücklich in der Wahl der Ausdrücke, sie ist von einer wunderbaren Präzision in der Gestaltung der Gedanken, und sie ist, fern von aller Ueberladung, doch von einem Wiederreichtum und einer Anschaulichkeit ohne gleichen; dabei eignet ihr eine erschütternde Wirkung auf das Gefühl. Sie ergreift neben der sicheren Wirkung auf den Verstand die Empfindung mit einer unwiderstehlichen Gewalt und fesselt den Denker auch als Gefühlsmenschen; denn die Gedankenanordnungen, welche der Dichter vorzulegen im Begriff ist, die Gipfelung, die er z. B. den Briefen über die ästhetische Erziehung zu geben verstanden hat, dürften selbst in dichterischen Produktionen kaum ihres gleichen finden. Und wenn man sich klar macht, was das gegenüber der dunklen, schwerverständlichen Darstellungsweise Kants, unter deren unmittelbaren Eindruck seine Philosophie stand, zu bedeuten hat, dann wird man den Wert dieser Leistung, die der Philosophie erst den Eingang in die breitere Masse des Volks ermöglicht hat, kaum hoch genug anschlagen können. Und das hat insbesondere Wert und Wichtigkeit bei einem ethischen Schriftsteller, der auf den Zusammenhang des Künstlerischen mit dem Sittlichen hinaus will; denn da wird mit vollem Rechte auch eine einschmeichelnde, eine liebenswürdige, eine dem Verständnis entgegenkommende Form verlangt; wie er ja denn dem gar zu Esoterischen in der Sittlichkeit mit seinem treffenden Humor jenes prachtvolle Wort „Inneres und Aeußeres“ entgegengesetzt hat:

„Gott nur siehet das Herz.“ — Drum eben, weil Gott nur das Herz sieht,
Sorge, daß wir doch auch etwas Erträgliches sehn.“

Fragen wir nun zum Schlusse: Was haben insbesondere wir, die wir auf die Durchdringung aller menschlichen Verhältnisse durch ethische Grundsätze und ethisches Handeln hinaus wollen, und eine Ethik auf rein menschlicher Grundlage fordern, was haben wir speziell Schiller zu danken?

Es ist darauf sehr einfach zu antworten: Auch Schiller hat bereits mit unbedingter Deutlichkeit und Klarheit auf die menschliche Natur als auf die Grundlage aller Sittlichkeit hingewiesen; er hat die grundsätzliche Berechtigung des menschlichen Triebelebens und die Verkehrtheit seiner grundsätzlichen Betämpfung auf das allerklarste ausgesprochen und das große Wort geformt: „Triebe sind die einzigen bewegenden Kräfte in der empfindenden Welt.“ Sie sind die unverrückbaren Grundlagen für eine rein menschliche Ethik, die wir in voller Klarheit und überzeugender Formulierung zuerst bei Schiller aufgezeigt finden. Und so ist es ein teures Vermächtnis des großen Dichters, den wir heute feiern, daß wir gewürdigt werden, diesen Grundgedanken auszugestalten. Lange genug hat es gedauert; aber er selber hat es ja vorausgesehen, daß die Anregungen, die er gegeben, Aufgaben für mehr als ein Jahrhundert sein werden; das hat sich leider erfüllt.

Aber wenn nun seine Hauptgedanken für die Ethik ernsthaft aufgenommen, und ihre Durchsetzung in die Wirklichkeit erstrebt wird, so können wir in diesem Wiederaufleben seiner großen Gedanken die schönste und würdigste Feier seines Gedenktages erblicken, und mit berechtigtem Stolze auch uns in die Reihe derjenigen stellen, welche nicht bloß des äußeren Anstoßes wegen, sondern aus innerem Triebe und im wirklichen Verständnis der Größe dieses Geistes an der allgemeinen nationalen Feier sich beteiligen.

Ist Mitleid das Fundament der Moral?

Von Bruno Stern.

In einer vor kurzem erschienenen Schrift „Das Mitleid in der neueren Ethik“ (von Dr. Willy Gießler, Halle 1903) wird insbesondere auf die Auffassungen der modernen Denker über dieses durch Schopenhauer weiteren Kreisen näher gebrachte Problem eingegangen. Von den Urhebern der neuesten Untersuchungen werden hier genannt: Schopenhauer, Richard Wagner, Leo Tolstoi, Ludwig Feuerbach, Wilhelm Stern, Eduard v. Hartmann, Friedrich Nietzsche, Wundt und Paulsen. Von diesen Theorien sind es besonders zwei, die sich durch ihre gegensätzliche Originalität scharf von einander abheben, die Theorie Arthur Schopenhauer's, der das von Rousseau zum ersten Mal in „Emile“ als Wesen der Sittlichkeit bezeichnete Mitleid zum Fundament, zur alleinigen Grundlage seiner Ethik macht, und die Theorie des positivistischen Philosophen Wilhelm Stern, dessen Schrift „Das Wesen des Mitleids“ (Berlin 1903) sich als eine Erweiterung seiner von allen religiösen und metaphysischen Voraussetzungen unabhängigen Ethik darstellt („Kritische Grundlegung der Ethik als positiver Wissenschaft“, Berlin 1897). Rudolf Eisler bezeichnet in seinem „Wörterbuch der philosophischen Begriffe“, Berlin 1904, kurz als den Kern der Stern'schen Mitleidtheorie:

„Das Mitleid ist weder durch das Sichversetzen in die Lage oder an die Stelle des Leidenden zu erklären, noch metaphysisch zu begründen. Es muß vielmehr genetisch begründet werden.

Digitized by Google

„Es ist das allmählich im Laufe sehr vieler Jahrtausende entstandene verletzte Gefühl der Zusammengehörigkeit mit allen anderen beseelten Wesen gegenüber den schädlichen Eingriffen der sowohl unbeseelten, als auch beseelten objektiven Außenwelt ins psychische Leben."

Wilhelm Stern gibt eine historische Uebersicht über die verschiedenen Mitleidstheorien und nimmt besonders eingehend Stellung zu Arthur Schopenhauers Ausführungen:

Nach Schopenhauer sei das einzig Reale der uns durch die innere Wahrnehmung bekannte Wille; er ist das Wesen des Lebens oder Daseins, ein beständiges Leiden. Um von diesem erlöst zu werden, ist die Verneinung des Willens zum Leben das einzige Mittel; nur die Welt- und Lebensflucht, die Askese, befreit uns vom Willen zum Leben. Zwischen allen Wesen besteht Wesenseinheit, sie sind Objektivationen desselben Weltprinzips, des Willens. Im Gegensatz zu Kant hebt er hervor, daß die echte Tugend nie aus der abstrakten Reflexion kommen kann, der bloße Begriff ist für sie so unfruchtbar, wie die Kunst. Das Mitleid ganz allein ist die wirkliche Basis aller freien Gerechtigkeit und aller Menschenliebe. Die allgemeine Maxime der Ethik Schopenhauers lautet: „Niemanden verletzen, vielmehr alle nach Kräften fördern."

Zu dieser Auffassung Schopenhauers bemerkt Wilhelm Stern, daß weder die Richtigkeit noch die Unrichtigkeit der dogmatischen Metaphysik Schopenhauers, welche seiner Ethik zu Grunde liegt, wie überhaupt die irgend einer dogmatischen Metaphysik von irgend einem Menschen erkannt werden kann. Die Ursache des Vorhandenseins des Mitleids, soweit es sich nicht auf nahe Blutsverwandte bezieht, in welchem Falle es sich durch den natürlichen Egoismus, d. h. durch das Gefühl der Einheit des Bluts, erklären läßt, muß vielmehr erst nachgewiesen werden. Die Zurückführung auf das im Menschen vorhandene Bewußtsein der Wesensgleichheit mit allen Wesen ist einer der Hauptfehler der Ethik Schopenhauers.

Den wichtigsten Einwand gegen die Lehren Schopenhauers sieht Stern aber darin, daß seine Begründung nicht im Stande ist, den Teil der sittlichen Erscheinungen zu erklären, welche das Verhalten des Menschen gegen sich selbst betreffen; z. B. das Märtyrertum von Giordano Bruno, Huß, Sokrates oder Luther; ihr Einsetzen des Lebens für die Durchführung ihres Lebensplanes läßt sich durch das Mitleid nicht erklären. Und das Mitleid kann auch bei den Handlungen, welche dazu dienen, dem Nächsten zu helfen, nur immer die erste innere Anregung, niemals die eigentliche Triebfeder der sittlichen Handlung sein. Denn der Mitleid Empfindende könnte etwa den Ort der Mitleid erregenden Handlung verlassen; tut er dies nicht, so ergibt sich, daß zwischen das nur die erste innere Anregung zur sittlichen Handlung gebende Unlustgefühl des Mitleids und den Willen sich ein anderes, und zwar das eigentlich ursächliche Moment einschiebt und erst das zur sittlichen Handlung unmittelbar führende bestimmte einzelne Wollen hervorruft. Und dies ursächliche Moment allein kann das Fundament oder Grundprinzip der Ethik sein. Die Sittlichkeit muß nicht allein in die Gefühls-, sondern auch in die Willenssphäre verlegt werden. Dagegen wird als ein besonderer Vorzug der Schopenhauer'schen Ethik von Wilhelm Stern hervorgehoben, daß die Tiere sowohl direkt, als auch indirekt in dieselbe mit eingeschlossen werden können; sie vermag die sittlichen Erscheinungen, soweit sie bei den Tieren vorkommen, zu erklären und fordert andererseits eine mitleidvolle wie schonende Behandlung derselben.

Stern selbst führt nun den Ursprung der Sittlichkeit zurück auf die in der Urzeit stattgefundene Wechselwirkung zwischen dem Menschen sowie den beseelten Wesen überhaupt und der unbeseelten Natur und besonders den Elementen, die in erster Reihe in schädlichen Eingriffen der letzteren ins psychische Leben der ersteren besteht, welche stets zunächst, sei es direkt oder indirekt, das Gefühlsleben dieser treffen, und auf welche schädlichen Eingriffe alsdann die Reaktion des Menschen sowie der beseelten Wesen überhaupt gegen die unbeseelte Natur und besonders die Elemente oder die unbeseelte, objektive Außenwelt erfolgt. Unter diesen schädlichen Eingriffen der Elemente ins psychische Leben ist hauptsächlich zu verstehen: Die Eiszeit, Ueberschwemmungen, Orkane, Hagel, Blitzschlag, anhaltende Dürre, Lawinenstürze, Waldbrände, vulkanische Eruptionen, Erdbeben u. s. w.

Aus diesem gemeinsamen Leide und Diese in der Urzeit unzählige Male gemeinschaftlich geübten Reaktion oder Abwehr von seiten der Menschen und beseelten Wesen überhaupt entwickelte sich im Laufe sehr vieler Jahrtausende im Menschen und in den Tieren ein mehr oder weniger deutliches Gefühl der Zusammengehörigkeit mit allen andern beseelten Wesen den schädlichen Eingriffen der unbeseelten objektiven Außenwelt gegenüber. Ferner entwickelte sich aus diesem gemeinsamen Leide und dieser gemeinschaftlichen Abwehr neben dem von der Natur gesetzten Selbsterhaltungstrieben ein von einem Groll, einer gegensätzlichen, feindlichen Stimmung gegen diese schädlichen Eingriffe der unbeseelten Natur und besonders der Elemente getragener objektiver, d. h. gegen ein Drittes, Unpersönliches, Sachliches oder Allgemeines gerichteter Trieb zur Abwehr dieser schädlichen Eingriffe ins psychische Leben überhaupt, der Grundstock des sittlichen Triebes. Dieser, verbunden mit dem Gefühl der Zusammengehörigkeit, hat sich allmählich weiter vererbt und ist durch eine nahe liegende Uebertragung auch auf beseelte Wesen ausgedehnt worden und hat sich so zum objektiven Triebe zur Abwehr aller schädlichen Eingriffe der sowohl unbeseelten, als auch beseelten objektiven Außenwelt ins psychische Leben erweitert. So wurde dieser Trieb zuletzt zum objektiven, d. h. gegen ein Drittes, Unpersönliches, Sachliches oder Allgemeines gerichteten sittlichen Trieb zur Erhaltung des Psychischen in seinen verschiedenen Erscheinungsformen durch Abwehr aller schädlichen Eingriffe in dasselbe.

Diese Abwehr ist zu den sittlichen Handlungen zu zählen, gleichviel ob diese schädlichen Eingriffe das handelnde Subjekt resp. das handelnde beseelte Wesen überhaupt selber, oder ein anderes beseeltes Wesen getroffen haben, zu dessen Gunsten die abwehrende Handlung vom Handelnden unternommen wird. Im ersteren Falle gibt das Leid, z. B. das Unlustgefühl der verletzten Ehre, Liebe oder das Unlustgefühl der gehemmten Freiheit des Denkens oder des bestimmten Wollens, und im letzteren Falle das verletzte Gefühl der Zusammengehörigkeit mit allen anderen beseelten Wesen gegenüber den schädlichen Eingriffen der sowohl unbeseelten als auch beseelten objektiven Außenwelt ins psychische Leben oder das Unlustgefühl des Mitleids die erste innere Anregung zur sittlichen Handlung, d. h. sie rufen den sittlichen Trieb wach. Niemals also ist das Leid selber oder das Mitleid selber, wie Schopenhauer von diesem letzteren behauptet, die eigentliche Triebfeder, der eigentliche Beweggrund der sittlichen Handlungen oder das Fundament, das Grundprinzip der Ethik.

Die Rolle des Mitleids in der Ethik bezieht sich demnach nur auf einen Teil der sittlichen Handlungen, und zwar auf den zu Gunsten anderer Menschen und beseelter Wesen überhaupt vollzogenen, nicht aber auch auf den Teil der sittlichen Handlungen, der das Verhalten gegen sich selbst betrifft. Es ist ferner nie die Triebfeder, sondern nur die erste innere Anregung zur sittlichen Handlung. Aus der Mitleidstheorie Wilhelm Sterns ergeben sich zahlreiche, auf das Gebiet der Aesthetik führende Anwendungen, was aber außerhalb der mir hier gestellten Aufgabe liegt.

Streiflichter.

Zur Schillerfeier.

Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung setzt! Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu tun."

„Die Vernunft hat gesetzet, was sie leisten kann, wenn sie das Gesetz findet und aufstellt; vollstrecken muß es der

Digitized by Google

mutige Wille und das lebendige Gefühl. Wenn die Wahrheit im Streit mit Kräften den Sieg erhalten soll, so muß sie selbst erst zur Kraft werden und zu ihrem Sachführer im Reich der Erscheinungen einen Trieb aufstellen, denn Triebe sind die einzigen bewegenden Kräfte in der empfindenden Welt."

„Woher diese noch so allgemeine Herrschaft der Vorurteile und diese Verfinsterung der Köpfe bei allem Licht, das Philosophie und Erfahrungen aufsteckten? Das Zeitalter ist aufgeklärt, das heißt, die Kenntnisse sind gefunden und öffentlich preisgegeben, welche hinreichen würden, wenigstens unsere praktischen Grundsätze zu berücksichtigen. Der Geist der freien Untersuchung hat die Wahnbegriffe zerstreut, welche lange Zeit den Zugang zu der Wahrheit verwehrten .... Woran liegt es, daß wir noch immer Barbaren sind?"

„Es muß also, weil es nicht in den Dingen liegt, in den Gemütern der Menschen etwas vorhanden sein, was der Aufnahme der Wahrheit, auch wenn sie noch so hell leuchtete, ... im Wege steht. Ein alter Weiser hat es empfunden, und es liegt in dem vielbedeutenden Ausspruche verdeckt: Sapere ande!"

„Erkühne dich, weise zu sein! Energie des Mutes gehört dazu, die Hindernisse zu bekämpfen, welche sowohl die Trägheit der Natur, als die Feigheit des Herzens der Belehrung entgegensetzen."

(Schiller, über die ästhetische Erziehung des Menschen.)

•

In dem für 30 Pfg. erhältlichen Büchlein: „Schiller für Deutschlands Jugend und Volk dargestellt" schreibt der Verfasser, Herr Schulrat Mosapp in Stuttgart anläßlich des ersten Briefes Schillers an Goethe vom August 1794 wörtlich auf Seite 44: „Er (nämlich der Brief) nahm Goethes Herz ganz gefangen und (wir unterstreichen) der hochstehende Staatsminister scheut sich nicht, dem einfachen Professor zu gestehen: „Reiner Genuß" .... u. s. w. —" Wie tief ist dieser Herr Schulrat in den Geist Sr. Exzellenz des Staatsministers von Goethe und des simplen Hofrats und Professors von Schiller eingedrungen!

•

Am 26. Oktober 1859, also vierzehn Tage vor der Säkularfeier der Geburt Schillers, die von den Deutschen der ganzen Welt mit so einmütiger Begeisterung begangen wurde, erschien in den Berliner Zeitungen ein merkwürdiges Aktenstück: ein Reskript des Ministers des Innern, Grafen von Schwerin, an den Vorstand des Zentralkomitees für die Feier von Schillers hundertjährigem Geburtstag, in dem es u. a. hieß: „Der Abschluß eines Jahrhunderts nach der Geburt eines Mannes von so großem Einfluß auf die Entwickelung des deutschen Geistes, wie F. v. Schiller, ist gewiß ein würdiger Gegenstand festlicher „Feier," allein diese Feier habe sich doch „in gewissen Grenzen" zu bewegen, und öffentliche Aufzüge, sowie die Feier auf dem Gendarmenmarkt „gehen weit über das Maß dessen hinaus, was bei ähnlichen Erinnerungsfesten des Hergebrachte ist." Eine Anspielung auf dieses ministerielle Reskript dürfte man in einigen Stellen der Festrede finden, die Jakob Grimm am Jubiläumstage in der Berliner Akademie der Wissenschaften hielt. „Nicht einmal drei volle Jahre vor seinem Tode" — so lautete eine dieser Stellen — „wurde Schiller der Adel zutheil, und seitdem erscheint der einfache, schon dem Wortsinne nach Glanz strahlende Name durch ein sprachwidriges vorgeschobenes „von" verderbt. Kann denn ein Dichter geadelt werden? Man möchte es im Voraus verneinen, weil der, dem die höchste Gabe des Genius verliehen ist, keiner geringeren Würde bedürfen wird, weil Talent sich nicht wie Adel oder Krankheiten fortpflanzen; alle Welt aber glaubt es fleiß und fest, daß Dichter geboren werden, und hier galt es einem als König im Reich der Gedanken waltenden." Der berühmte Gelehrte zitiert die Verse Bürgers:

„Mit einem Adelsbrief muß nie der echte Sohn
Minervens und Appoll's begnadigt heißen sollen,
Denn edel sind der Götter Söhne schon,
Die muß kein Fürst erst adeln wollen",

und fährt dann fort: „Dem unerbittlichen Zeitgeist erscheinen solche Erhebungen längst unedel, geschmacklos, ja ohne Sinn. Denn, ist der bürgerliche Stand so beschaffen, daß ein Mensch aus ihm in den Adel gehoben werden mag, müßte auch aus dem Bauernstand in den des Bürgers Erhöhung gelten. Jeder Bauer kann aber Bürger, jeder Bürger Besitzer eines adeligen Gutes werden, ohne daß ihnen die persönliche Würde gesteigert wäre. Ein Geschlecht soll auf seinen Stamm, wie ein Volk auf sein Alter und seine Tugend stolz sein, das ist natürlich und recht; unrecht aber scheint, wenn ein hervorragender, freier Mann zum Edeln gemacht und mit der Wurzel aus dem Boden gezogen wird, der ihn erzeugte, daß er gleichsam in andere Erde übergeht, wodurch dem Stand seines Ursprungs Beeinträchtigung und Schmach widerfährt; oder soll der freie Bürgerstand, aus dem nun einmal Goethe und Schiller entsprangen, aufhören, sie zu besitzen? Alle Beförderungen in den Adel werden ungesehchen bleiben, sobald dieser Mittelstand seinerseits stolz und entschlossen sein wird, jedesmal sie auszurufschlagen. Ein großer Dichter legt auch notwendig seinen Vornamen ab, dessen er nicht weiter bedarf, und es ist undeutscher Styl oder gar Hohn, Friedrich von Schiller, Wolfgang von Goethe zu schreiben. Ueber solchen Dingen liegt eine zarte Eihaut des Volksgefühls. In seine künftigen Standbilder mag nur gegraben werden: Schiller!"

In demselben Sinne, wie Grimm, hat sich an jenem 10. November des Jahres 1859 über denselben Gegenstand Adolf Stahr geäußert: „Wer heute in den Tagen, wo das deutsche Volk den hundertjährigen Geburtstag seines Schiller feiert, von F. von Schiller sprechen kann, der bezeugt dadurch, daß er Theil hat an dem Geist eines hochmüthigen Vorurteils einer vergangenen Zeit, und daß er sich scheidet von dem Volke, dessen Apotheose seiner Lieblinge, seiner großen Männer und Helden darin besteht, daß es, indem es sie allen äußeren Ranges und Glanzes entkleidet, sie dadurch auf die Höhen und über die Höhen der Menschheit erhebt; er bezeugt endlich, daß er sich abtrennt von dem Geist der Bildung unserer Zeit, der nur noch einen Goethe und einen Schiller kennt."

•

Jahrelang bildet der Meister und kann sich nimmer genug tun:
Dem genialen Geschlecht wird es im Traume beschert.

Aus der ethischen Bewegung.

Sitzung des Hauptvorstandes, Donnerstag, den 2. März.

Nach Genehmigung des Protokolls und Besprechung der sich in Anlaß dazu ergebenden Fragen vertieft der Schriftführer zwei auf die Versendung der Flugblätter und Broschüren eingegangene ausführliche Zuschriften.

Der Termin des Gesellschaftstages wird auf den 8. 9., und 10. Juni festgesetzt, nachdem die Antworten aus Jena verlesen wurden. Als Delegierte des Hauptvorstandes werden bezeichnet: Der Vorsitzende Geheimer Rat Foerster, der zweite Vorsitzende Justizrat Stern, Professor Döring, Paul Jaffé, Dr. Penzig, da von den auswärtigen Hauptvorstandsmitgliedern im Wesentlichen angenommen wird, daß sie von ihren Abteilungen ein Mandat erhalten werden. Als Komitee für Vorbereitung der dem Gesellschaftstag vorzuschlagenden Statutenänderung werden Herr Jaffé, Professor Bruno Meyer und Justizrat Stern gewählt.

Von einer Anregung der Abteilung Darmstadt wie Breslau, betreffend Stellungnahme zum Bergarbeiterstreik wird, da durch die Aktion des Vorstandes überholt, nur mit Dank Kenntnis genommen. Berichte sind von Abteilung Jena und Breslau eingelaufen; die Abteilung Breslau hat ihren Beitrag für 1905 mit 69,30 Mark bezahlt.

Digitized by Google

Ueber die Lage der Zeitschrift „Ethische Kultur" berichtet Herr Jaffé ausführlich. Rechtsanwalt Dr. Bieber ergänzt die Ausführungen. Justizrat Stern beschränkt die Frage darauf: was kann der Hauptvorstand zur Prosperität der E. K. die doch nominell in der Hand eines Eigentümer-Komitees ist, tun? In Betracht könnte nur die Erhöhung der Beiträge des Einzelmitgliedes für die Lieferung der E. K. kommen, natürlich nur für die Zukunft, nicht zur Deckung bisheriger Fehlbeträge. Er werde sich einem solchen Antrag auf den nächsten Gesellschaftstag nicht widersetzen. Bieber schlägt vor, einen solchen Antrag auf Erhöhung der Jahresbeauszifffer um 1 Mark zu stellen und gleichzeitig die Minimalbeitragsziffer von Mark 3 auf Mark 4 festzusetzen. Dieser Antrag wird dem Redaktionskomitee für Statutenänderung überwiesen.

Der Vorsitzende berichtet über das Londoner internationale Sekretariat und die englischen Verhältnisse der ethischen Bewegung. Die Anträge des internationalen Sekretariats, daß die ethischen Zeitschriften die internationalen Berichte möglichst bringen möchten, und daß ein Exemplarsaustausch der Druckschaen zwischen den verschiedenen Gesellschaften stattfinden möge, werden angenommen, mit der Maßgabe, daß nur die von der D. G. E. K. bezw. vom Verlag für E. K. herausgegebenen Druckschaen in Frage kommen dürfen.

Endlich berichtet Stern über die neu gegründete Gesellschaft m. b. H. zur Herausgabe wesentlich buchhändlerischer Publikation in reformfreundlichem Sinne. Man beschließt, daß sich die D. G. E. K. zunächst noch zuwartend verhalten solle.

Dr. Penzig. W. Foerster.

* * *

Sitzung des Hauptvorstandes am 26. März 1905. Nach Genehmigung des Protokolls erstattet der Vorsitzende Bericht über die Eingänge der Zwischenzeit. Die Abteilung Magdeburg bittet um Unterstützung eines Vortrages, der demnächst dort stattfinden soll, aus dem Reinertrag. Es wird beschlossen, eine Garantiesumme von Mk. 30 dafür anzuweisen.

Ferner berichtet der Vorsitzende über den Fortgang der in der Berliner Studentenschaft neuerdings hervorgetretenen sozialethischen Bewegung in Gestalt der Fortbildungskurse für Arbeiter. Dr. Lyon und Dr. Penzig ergänzen diese Ausführungen, ersterer vornehmlich durch Schilderung der anfänglichen Unterdrückung der Arbeiterkurse in unserem Wärmen.

Das internationale Sekretariat (G. Spiller) hat auf Ansuchen des Geheimrat Foerster über die Revival-Bewegung in England wertvolle Berichte geliandi.

Die Berichte aus Breslau, Jena, München werden verlesen und der Vorsitzende nimmt mit großer Genugtuung namentlich von der erfolgreichen Arbeit in Breslau Kenntnis. Dr. Penzig berichtet über seinen Vortrag in Danzig. Endlich wird die Korrespondenz mit Abteilung Jena betr. den bevorstehenden Gesellschaftstag verlesen.

Der Schriftführer verliest weitere eli Zuschriften zur Aktion des Vorstandes (Versendung der Broschüre Konfessionelle oder weltliche Schule)

Der Bericht des Ausschusses für Statutenänderung wird auf eine besonders einzuberufende weitere Sitzung vertagt.

Die Anfrage des Schriftführers der Wiener Gesellschaft für ethische Kultur betr. Herstellung von gemeinsamem Flugblättern wird zunächst zur Kenntnis genommen und ebenfalls vertagt, ebenso wie ein Antrag Penzig, unser Schulkompromiß-Flugblatt als Beilage zu entsprechend ausgewählten Zeitschriften zu versenden.

W. Foerster. Dr. Penzig.

* * *

Sitzung des Hauptvorstandes am 4. April 1905. Vor Eintritt in die Tagesordnung teilt Penzig den Einlauf einer weiteren Kundgebung zur Schulkompromißfrage ans Tisli mit; ferner ein Schreiben von Dr. Arnold-München, der für den Gesellschaftstag einen öffentlichen Vortrag über die biologischen Voraussetzungen des Sittlichen anbietet. Der Vorstand nimmt mit Dank davon Kenntnis. Definitiver Bescheid soll bei Festsetzung der Tagesordnung gegeben werden.

Die Abteilung München hat ihren Jahresbeitrag mit M. 101,88 eingesandt.

Die Verlasnnnlung tritt in die Tagesordnung ein. Professor Bruno Meyer berichtet über die Verhandlungen der Kommission für Statutenänderungen. Es wird beschlossen, namens des Hauptvorstandes dem Gesellschaftstag folgende Aenderungen zu empfehlen:

Zu § 2 folgende Anmerkung zu setzen: „Zur Erläuterung der §§ 1 und 2 wird auf die von dem 6. ordentlichen Gesellschaftstage zu Berlin im Jahre 1901 festgestellten, am Schlusse abgedruckten „Leitsätze" verwiesen."

Zu § 4 soll der Mindestbeitrag statt auf drei Mark auf vier Mark festgesetzt werden.

Der zweite Satz wird gestrichen.

Zu § 6 Absatz 1 wird der Zusatz beschlossen: „Die Beitragspflicht erlischt aber erst mit dem Ablaufe desjenigen Rechnungsjahres, in welchem der Austritt erfolgt ist."

Zu § 13 Zusatz zu Absatz 1 „Nach Ermessen der Abteilung kann der Vorstand durch höchstens 3 Mitglieder verstärkt werden, von denen das zuerst gewählte als Stellvertreter des Kassenführers zu fungieren hat."

Zu § 20 Absatz 2 zu Ende soll heißen „und ihre Verbindung" statt „und die Verbindung derselben."

§ 21 1. Absatz: Vor „15 Mitgliedern" das Wort „mindestens" einzusetzen und fortzufahren: „hochstens 21 Mitgliedern besteht, von denen mindestens 7 in Berlin ze."

Zusatz zu diesem Absatz: „Innerhalb vorstehenden Grenzen wird die Zahl der Mitglieder durch Beschluß des Gesellschaftstages bestimmt."

Absatz 4 unter Ziffer 4: „für ihn" statt „für dieselbe."

§ 22 Absatz 2: „alsbald nach Ablauf des Rechnungsjahres" statt „um das Ende des Rechnungsjahres" . . . ferner . . . „über die letztervähnte Prüfung, sowie sonst bei irgend welchen vorgefundenen Anständen einen schriftlichen Bericht . . ."

Zu § 14 beantragt Töring in Absatz 3 die Worte „jedes Vierteljahr" durch „jährlich zu Neujahr und vor der Sommerpause je einen Bericht" . . . Der Antrag wird abgelehnt. Professor Töring gibt zu Protokoll, daß er diesen Antrag seinerseits und den entsprechenden zu § 15 beim Hauptvorstande hiermit annelde, um ihn dem Gesellschaftstag vorzulegen.

§ 23 soll beginnen „Mindestens alle zwei Jahre findet ein Gesellschaftstag statt."

Absatz 2. „Einen Bevollmächtigten für jedes angefangene Hundert" statt „volles Hundert" . . . und „mindestens also" statt „mindestens aber."

Absatz 4 soll heißen: „Jedes Mitglied der Gesellschaft kann dem Gesellschaftstage beiwohnen und mit Genehmigung des Vorsitzenden an der Beratung teilnehmen. Beschlussende Stimmen haben nur die vorermähnten Vertreter und Bevollmächtigten. Mit Zustimmung des Vorsitzenden ist die Einführung von Gästen gestattet.

Schlußabsatz . . . „führt der anwesende erste, bezieheniich stellvertretende Vorsitzende (siehe Absatz 1) oder in deren Verhinderung" . . .

§ 24 Absatz 3: . . . „einerseits auf Beschluß des Hauptvorstandes" . . .

Absatz 5; . . . „des Vorsitzenden und des Schriftführers" . . .

§ 27 Absatz 2: „Die Abteilungsvorstände haben diese Anträge mit möglichster Beschleunigung, erforderlichenfalls in einem außerordentlichen Abteilungstage, zur Verhandlung zu bringen."

§ 29 Absatz 1 ist zweimal „beziehungsweise Abteilungstages" einzuklammern.

Absatz 2. Zweimal „beziehungsweisen Abteilung" einzuklammern.

Schlußzeile: „ihres Jahresbeitrages" statt „Jahresbeitrags."

§ 30. „Der Verein „Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur" und dessen Abteilungen sollen in das Vereinsregister eingetragen werden."

Weitere Anträge der Kommission für Statutenänderung bezogen sich auf § 3, für den folgende Fassung vorgeschlagen wurde: „Die Mitgliedschaft wird erworben durch Aufnahme seitens des Haupt- oder eines Abteilungsvorstandes. Aufnahmefähig ist jede Person, welche das 18. Lebensjahr überschritten hat, gleichviel, welchem Gesellschafts- und Lebenskreise sie angehört. Jedes Mitglied hat vor seiner Aufnahme durch Unterschrift die Satzungen anzuerkennen, sich einer Abteilung anzuschließen und sich zur Leistung eines Jahresbeitrages zu verpflichten."

Absatz 2 fällt weg.

§ 6 zu Absatz 1: „Die Beitragspflicht erlischt aber erst mit dem Ablaufe desjenigen Rechnungsjahres, in welchem der Austritt erfolgt ist."

§ 8 fällt in der jetzigen Form fort und lautet: „Beläuft sich die Zahl der Mitglieder oder solcher, die es werden wollen, an einem Orte des deutschen Reichs auf mindestens 5, beziehungsweise mehr als 25, so können sie einen Zweig, beziehungsweise eine Abteilung der Gesellschaft bilden. Sie haben zu diesem Zwecke unter Einsendung einer Erklärung, durch welche sie sich zu den Satzungen der Gesellschaft bekennen, bei dem Hauptvorstande die Aufnahme der etwa noch nicht zu der Gesellschaft gehörigen Personen zu beantragen und die Genehmigung zu ihrer Konstituierung nachzusuchen. — Zweige werden bei ihrer Errichtung einer Abteilung zugewiesen.

§ 10 Absatz 2. Der Obmann nimmt die Anmeldung von neuen Mitgliedern zur weiteren Beranlassung (siehe § 3) und die Beiträge entgegen. . .

Nach langer und eingehender Diskussion wurden diese Anträge vom Komitee mit Rücksicht auf die nur noch schwache Teilnehmerzahl der Versammlung zurückgezogen, gleichzeitig aber als selbständige Anträge der Unterzeichner: Stern, Bruno Meyer und Jaffé zum Protokoll des Hauptvorstandes gegeben, damit er sie dem Gesellschaftstage vorlege.

Dr. Penzig.

Digitized by Google

Sprechsaal.

Die Behandlung des Menschen als „Tiger.“ In dem sonst so einleuchtenden Artikel „Zwei Weltmächte (Nr. 8 der E. K.) von unserem Freunde Staudinger sind in den letzten Absätzen Auffassungen und Behauptungen enthalten, welche meines Erachtens der Wortes, Konsequenzen und Ziele der ethischen Bewegung höchst ernstlich in Frage stellen würden, wenn sie in unseren Ueberzeugungen und Bestrebungen allgemeinere Zustimmung und danach in unserem publizistischen und rednerischen Wirken Anerkennung und Verbreitung fänden. Die Stellungnahme der Gesellschaft für ethische Kultur würde sich dann auf politisch-sozialen Gebieten nicht wesentlich unterscheiden von derjenigen des revolutionärsten, gewalttätigsten Anarchismus.

Denn, welche Menschen wir in der leidenschaftlichen Erbitterung des gegenwärtigen Freiheitskampfes als „Tiger“ betrachten und entsprechend behandeln dürften oder gar sollten, das wäre ja nach den Ausführungen jenes Artikels eine völlig offene Frage, in welcher dem schrankenlosesten Subjektivismus die Entscheidung anheimgestellt wäre.

Ich will heut nicht näher auf diejenigen ethischen Grundüberzeugungen und Lehren eingehen, welche gegenüber solchen furchtbaren Gefahren des Gemeinschaftslebens Klärung und Festigung des Urteils, sowie Beruhigung leidenschaftlichen Wollens gewähren. An mehreren Stellen der E. K. besonders auch in dem Aufsatze „Zur Ethik der Notwehr und Strafe“ (der auch in dem 1. Bande meiner Lebensfragen und Lebensbilder wieder abgedruckt ist) habe ich mich bemüht, zur Verständigung hierüber beizutragen.

Einstweilen nur noch ein Wort an Herrn Prof. Standinger. Ich bin überzeugt, daß er in tiefster Seele mit mir hierüber völlig einverstanden ist, obgleich es ihm augenblicklich, wo wir Alle durch gewaltsame Krisen der Menschenwelt so stark erregt sind, fast unmöglich sein wird, seine hier in Frage stehende Erklärung zurückzunehmen oder auch nur zu mildern. Ich will mich auch garnicht als überlegenen Richter hinstellen, sondern nur als derubigender Freund und Helfer sprechen. Zu solchen gegenseitigen Diensten ist unsere Gemeinschaft berufen. —

Wilhelm Foerster.

Vermischtes.

„Volksbildung.“ Unter diesem Titel erscheint vom 1. April ab das Organ der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung. Die zeitschrift, die bisher unter dem Titel „Der Volksbildungsverein“ im 35. Jahrgang erscheint, ist bestimmt, das öffentliche Vortragswesen, die Volkslesehallen und alle übrigen Zweige des freiwilligen Bildungswesens in Deutschland zu fördern. Sie bringt größere Abhandlungen über die freiwillige Volksbildungsarbeit, ferner eine Fülle von Mitteilungen aus demselben Gebiet. Durch halbmonatliches Erscheinen kann der Rahmen der Angaben weiter gezogen werden. Jedem, der diesen für unser Volkswohl so wichtigen Bestrebungen praktisch näher steht oder sie aus besonderem Interesse verfolgen will, empfehlen wir den Bezug des Blattes. Es kostet durch die Post bezogen vierteljährlich 1 Mark, bei Zusendung unter Streifband von der Expedition (Berlin NW 21, Lübeckerstr. 6) 1.20 Mk.

* * *

Bachkonzerte der Berliner Sing-Akademie in Eisenach. Die Sing-Akademie zu Berlin beabsichtigt mit dem Berliner Philharmonischen Orchester und unter Leitung ihres Direktors Professor Georg Schumann am 26. und 27. Mai drei große Bachkonzerte in Eisenach zu veranstalten, und zwar zu Gunsten der Erwerbung von Joh. Seb. Bachs dort befindlichen Geburtshause. In der altehrwürdigen Georgenkirche vortiefelt, vor welcher das Denkmal Bachs steht, soll am Abend des 26. Mai die Johannispassion und des 27. Mai die Matthäuspassion aufgeführt werden, während am Vormittag des 27. Mai ein Konzert des philharmonischen Orchesters stattfinden wird, in welchem Bachsche Instrumental- und Kammermusik Kompositionen zu Gehör kommen sollen. Es ist bereits Sorge getragen, daß die solistischen Mitwirkungen allerersten Ranges sein werden. Diese Nachricht dürfte in der musikalischen Welt das lebhafteste Interesse hervorrufen, um so mehr, als es das erste Mal ist, daß nun seit 114 Jahren bestehende, mit der Pflege Bachscher Musik so eng verwachsene Berliner Sing-Akademie sich außerhalb Berlins hören läßt.

* * *

Der Verein Frauen-Erwerb (gegründet 1899) eröffnet Anfang Mai sein erstes Erholungsheim und zwar in einem dicht am Walde gelegenen Landhaus nahe Station Borgsdorf (a. d. Nordbahn). Haus und Garten sind dem Verein von einem Gönner seiner gemeinnützigen Bestrebungen, Herrn Dr. ing. Wolff, in opferwilliger Weise zur Verfügung gestellt, so daß durchgängig Freistellen vergeben werden können. Alles Nähere durch die Zentralstelle des Vereins W 15, Uhlandstraße 13.

Bücherschau.

Das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen im Auslande. Von Dr. Heinrich Pudor. I. Band: Das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen in den skandinavischen Ländern. 153 Seiten mit Tabellen und Sachregister. Preis 7.50 Mark. Leipzig, Felix Dietrich 1904. Die Erfolge des Genossenschaftswesens sind sowohl auf dem Gebiete des städtischen Konsums (England, Schottland), wie auf dem der Kreditorganisation (Deutschland, Ungarn, Italien) und der landwirtschaftlichen Produktion (Dänemark, Frankreich, Irland) außerordentliche. Ein Land gibt es, bei dem das Genossenschaftswesen die Grundlage zu einem wirtschaftlichen Aufschwung des ganzen Landes ohne Gleichen gelegt hat, bei dem die genossenschaftliche Produktion den Hauptteil der Gesamtproduktion des ganzen Landes ausmacht, das ist Dänemark, das Land des modernsten Landwirtschaftsbetriebes und des ländlichen Genossenschaftswesens, das Land der modernen Volksaufklärung, der Sozialreform, der Demokratisierung des freien Bauern, des organisierten Arbeiters. Dem ländlichen Genossenschaftswesen ist daher in dem vorliegenden Buche auch der meiste Raum gewidmet. Es ist nicht eine lückenlose Geschichte der Entwickelung des Genossenschaftswesens beabsichtigt, denn für eine solche ist die Zeit noch nicht gekommen, aber überall, wo es der Stoff verlangte, ist eine genetische Darstellung gegeben. In der Einleitung ist eine Genelogie des Genossenschaftsgedankens an sich versucht worden: Die Entstehung der Diefleitsbewegung, des Individualismus, des Demokratismus und der christlichsozialen Bewegung. Die Elternschaft des Genossenschaftsgedankens war nahin bestimmt, daß der Vater desselben der Sozialismus, und die Mutter die christliche Religion war. Weiter werden die Apostel des Genossenschaftswesens Robert Owen, Charles Fourier, Philipp Buchez, Friedrich W. Raiffeisen und Schulze-Delitzsch behandelt.“)

Bei der Darstellung des dänischen Genossenschaftswesens wird ebenfalls zunächst die Entstehung und Entwickelung des demokratischen Gedankens behandelt. Alsdann wird die Geschichte des Meiereigenossenschaftswesens und der Schweinezucht, die großartige Organisation der Hühnerzucht und des Eierhandels dargestellt. Zu Beginn des Jahres 1904 gab es in Dänemark ca. 475 der Eierexportgenossenschaftszentrale angeschlossene Eierexportgenossenschaften mit 33000 Mitgliedern; dazu kommen 15000 Mitglieder der dänischen Butterverkaufsgenossenschaft angeschlossenen 328 Exportgenossenschaften. Im Jahre 1901 Meiereigenossenschaften mit 56032 Mitgliedern (vergl. St. 140 a. o. W.), welche im Jahre 1903 für 30 Millionen Kronen Eier nach England verkauften. Meiereigenossenschaften gab es Anfang 1903 1057 in Dänemark mit 149000 Einzelmitgliedern. Schweine-Verkaufsgenossenschaften 30 mit 66574 Einzelmitgliedern. Der Hauptexport geht bekanntlich nach England. Im Ganzen hat England für Butter, Schweinefleisch, Eier an Dänemark im Jahre 1903 243 Millionen Kronen gezahlt gegenüber 225 Millionen im Jahre 1902, also pro Tag ein Mehr von ca. 50000 Mark.

Nächst Dänemark hat sich in den skandinavischen Ländern — in Norwegen bildete der Zoll auf Futtermittel ein starkes Hindernis — das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen am lebhaftesten in Finland entwickelt. Im Jahre 1903 3. Buch a. a. O. berichtet. Und zwar nahm die Entwickelung hier nach dem Inkrafttreten des Genossenschaftsgesetzes vom Jahre 1902 ab einen be.onders raschen Verlauf, so daß es am 1. Juli 1904 in Finland 113 Molkereigenossenschaften 140 landwirtschaftliche Konsumvereine, 56 Darlehnskassen, 11 Einkaufs- und Verkaufsgenossenschaften, 3 landwirtschaftliche Maschinengenossenschaften und 22 andere Genossenschaften gab. Die Zentralkreditbankfast für Genossenschaften wurde im Jahre 1902 gegründet; der Staat gab ein Darlehen von 4 Millionen Frcs. Bis zum 15. September 1904 zählte man bereits 96 Darlehnskassen. Es hat den Anschein, als ob das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen gerade in Finland sich besonders günstig und rasch entwickeln wird.

(Selbstanzeige.

*) Bezüglich der dänischen Apostel Pastor Saune und Dr. Nielf wird das obige Buch durch die in dieser Tage erscheinende Schrift des Verfassers „Nikolai Frederik Severin Grundtvig und sein Landvolkerziehungsring in Dänemark“ Leipzig, Felix Dietrich, ergänzt.

Eingegangene Bücher.

Auch eine Philosophie oder Religion? Aus dem Nachlaß des Frankfurter Mathematikers Dr. * * herausgegeben von Theodor Poppe. Frankfurt a. M. Gebr. Knauer. II. Teil 1,50 Mark.

Europa. Wochenschrift für Kultur und Politik. Berlin-Charlottenburg. Verlagsgesellschaft Europa. G m. b. H. Heft 1—3. je 25 Pfg.

Neues Leben. Essays von Dr. Heinrich Pudor. Dresden und Leipzig. Carl Reißner. 1902. 3.00 Mark.

Handbuch der Friedensbewegung. Von Alfred H. Fried. Wien und Leipzig. 1905. Verlag der österreichischen Friedensgesellschaft.

Digitized by Google

Verlag von Georg Reimer, Berlin W. 35, Lützowstraße 107/108.

Jugendlehre Ein Buch für Eltern, Lehrer und Geistliche.

Dr. F. W. Foerster:

740 Seiten. Preis Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

Der Verfasser dieses Buches will den Aufgaben dienen, die in der Gegenwart auf dem pädagogischen Gebiet gefordert werden: mehr Charakterbildung in der Schule, Einführung eines besonderen konfreten ethischen Unterrichts.

Für den Lehrer soll die Jugendlehre ein Hilfsbuch zum Unterricht in der Sittenlehre sein.

Den Eltern soll ein Weg gezeigt werden, wie sie auch mit schwer erziehbaren, nervösen und abnormen Kindern wirksam umgehen können.

7. Tausend — 8. Tausend

Lebenskunde Ein Buch für Knaben und Mädchen.

Dr. F. W. Foerster:

384 Seiten. Preis gebunden Mk. 3.—.

Unter dem Titel „Lebenskunde" sind die Beispiele aus der „Jugendlehre" für die Hand der Kinder gesammelt. Die „Lebenskunde" soll neben der religiösen Erziehung eine Begründung des Sittengesetzes geben, die lediglich an die unmittelbar einleuchtende Lebensbeobachtung und Selbsterfahrung appelliert: „Lebenskunde" nicht als ein Ersatz der Religion, sondern als eine Methode, die sittlichen Wahrheiten der religiösen Tradition auch im Sinne der realistischen Lebensbeobachtung als Lebenswahrheiten nachzuweisen.

Verlag von Leonhard Simion Nachf., Berlin S. W. 48.

Zum Kulturkampf um die Schule

Ein Mahnwort an Denkende

von

Dr. Rudolph Penzig

VIII und 152 Seiten gr. 8°. Elegant broschiert Preis 2.— Mark, gebunden 3.— Mark.

C. H. Beck'scher Verlag (Oskar Beck) München.

Soeben ist erschienen:

Ethische Präludien.

Von

Dr. M. Kronenberg.

8°. VI und 322 Seiten. Preis 5 Mk., elegant gebunden 6 Mk.

Im Erscheinen begriffen ist ferner:

Kant.

Sein Leben und seine Lehre.

Von

Dr. M. Kronenberg.

Mit einem Porträt Kants nach Döbler.

Dritte aufs neue revidierte Auflage.

Preis elegant gebunden 4,80 Mk.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur
Abteilung Berlin.

Montag, den 1. Mai, abends 8¼ Uhr, Bürgeriaal des städtischen Rathauses: Vortrag Dr. Penzig: „Zur Ethik des Streiks." Diskussion. Eintritt frei. Gäste willkommen.

S., 9. und 10. Juni in Jena: Achter ordentlicher Gesellschaftstag der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. Näheres folgt. —

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Vorläufige Tagesordnung zum Gesellschaftstag in Jena.

Donnerstag, den 8. Juni, abends 7 Uhr: Begrüßung der Delegierten im „Gasthof zur Sonne." Vorstandssitzung.

Freitag, den 9. Juni, vorm. 9 Uhr im „Volkshaus": Beginn der Beratungen:

1. Rechenschaftsbericht des Hauptvorstandes.
2. Kassenbericht und Entlastung.
3. Wahl des neuen Hauptvorstandes und Bestimmung der Revisoren.
4. Bestimmung des Orts, in welchem der nächste Gesellschaftstag stattfinden soll.
5. Anträge des Hauptvorstandes auf Aenderung der Satzungen (vgl. S. 70 dieser Nr.)
6. Anträge von Prof. Döring, Justizrat Stern, Prof. Bruno Meyer und P. Jaffé zur Satzungsänderung (siehe ebenda).
7. Antrag Dr. Bieber auf Erhöhung der Jahresbeitragsziffer der Ethischen Kultur für sämtliche Mitglieder der D. G. E. K. um je 1 Mark.
8. Beschickung des internationalen ethischen Kongresses in London im Jahre 1906.
9. Begründung einer Vereinigung für Moralpädagogik oder Antrag Dr. Penzig: Begründung einer Liga für Moralunterricht.

Freitag, den 9. Juni: abends 8½ Uhr, voraussichtlich im kleinen Saal des „Volkshauses." Oeffentliche Versammlung mit Ansprachen der Kongreß-Gäste.

Sonnabend, den 10. Juni: Fortsetzung und Schluß der Beratungen.

Den Delegierten wird der „Gasthof zur Sonne" als Abteilungsquartier empfohlen.

I. A.: Dr. Penzig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1.40 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XIII. Jahrgang. | Berlin, den 15. Mai 1905. | Nr. 10.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Alle, welche die „Ethische Kultur" durch die Post erhalten, werden dringend gebeten, alle Reklamationen wegen unpünktlichen oder unregelmäßigen Einganges stets nur bei der Postanstalt des Bestimmungsortes oder dem Briefträger anzubringen; bei diesen ebenso die Adressenänderungen und auch das Bestellpostamt recht genau anzugeben.

Inhalt:

Die ethische Bewegung in England. Von Emily Allschul (London.)
Einige Züge zu Schiller als Ethiker. Von A. Döring.
Streiflichter:
Amtliche Erziehung zur Gewissenhaftigkeit.
Bremen in Deutschland voran.
Aus der ethischen Bewegung. Abteilung Berlin. Abteilung Breslau. Abteilung Wiesbaden.
Bücherschau.
Vermischtes.

Die ethische Bewegung in England.

Von Emily Allschul (London.)

Da der zweite internationale Kongreß im Herbst nächsten Jahres in London stattfinden soll, so steht wohl zu erwarten, daß sich die Aufmerksamkeit mehr und mehr den englischen ethischen Gesellschaften zuwenden dürfte und es möchten daher vielleicht auch persönliche Eindrücke, wie sie sich mir diesen Winter, bei einem längeren Aufenthalte hier, eingeprägt haben, von allgemeinerem Interesse sein.

Eines abends setzte mich mein „bus" in der Nähe der National-Gallerie ab. Ich warf einen eiligen Blick auf den imponierenden Trafalgar-square und suchte dann meinen Weg durch ein unbeschreibliches Gewühl von Wagen und Fußgängern hindurch, (es war kurz vor Theaterbeginn) bis ich mich schließlich in der stillen Buckinghamstraße vor dem schlichten Hause Nr. 19 befand, das mir in der Folge in der fremden Riesenstadt ein so schönes Heimatsgefühl geben sollte. Hier hat die „Union of Ethical Societies" ihren Sitz. Ehe ich jedoch näher auf dieselbe eingehe, sei es mir gestattet derjenigen Gesellschaften zu gedenken, die nicht zur „Union" gehören.

Es kommen da, außer mehreren kleineren Gruppen, die sich der „Union" noch anschließen dürften, vor Allem zwei größere Vereinigungen in Betracht: die „South Place Ethical Society" und die „Ethical Religion Society."

Die „South Place Ethical Society," vor 14 Jahren von dem Amerikaner Moncure D. Conway gegründet, hat ihren Sitz in der City, nahe der Bank von England. Sie verfügt über vorzügliche Redner und entfaltet eine reiche Wirksamkeit. Außer der regelmäßigen, einen Vortrag umschließenden, ethischen Sonntags-Feier vormittags, veranstaltet die Gesellschaft Sonntags nachmittags sehr interessante Vortragscyclen, die sich über eine längere Zeitdauer erstrecken, wie z. B. die erst kürzlich zum Abschluß gekommene Reihe von Vorträgen über „die Staatssysteme der Welt" zwei Winter in Anspruch nahm. Es finden ferner Diskussionsabende statt, in denen politische und pädagogische Fragen behandelt werden und Abendvorträge an Wochentagen, zur Zeit z. B. ein Vortragscyclus über „Frankreich und französische Literatur." Auch veranstaltet die Gesellschaft populäre Künstler-Konzerte des Sonntags nachmittags, die stets überfüllt sind, leitet eine Sonntagsschule für Kinder, in der Moralunterricht erteilt wird, besitzt eine Bibliothek u. s. w. Die Zahl der zumeist dem besseren Mittelstande angehörenden Mitglieder beträgt 300.

Die „Ethical Religion Society" die ihren Sitz im West-End hat (Steinway Hall, Lower Seymour Street, Portland Square) unterscheidet sich von anderen Gesellschaften dadurch, daß sie nicht von einem Vorstande geleitet, sondern ausschließlich durch ihren Begründer, Dr. Washington Sullivan, vertreten und zusammengehalten wird. Da derselbe vielleicht der glänzendste Redner unter den hiesigen Ethikern ist, so sind seine Vorträge des Sonntags (Sonntagsfeier) immer sehr besucht. Sein Publikum gehört den vermögenden Gesellschaftskreisen an.

So Bedeutendes diese Gesellschaften auch leisten, so kann man doch in Bezug auf dieselben von einer eigentlichen ethischen Bewegung nicht sprechen, da sie sich ausschließlich auf ihren eignen Kreis beschränken und eine organisatorische Tätigkeit, die auf Bildung neuer Gesellschaften abzielt, nicht ausüben.

Die Seele der ethischen Bewegung in diesem Sinne verkörpert sich in der „Union of Ethical Societies," zu der ich nun, nach dieser kurzen Abschweifung, wieder zurückkehre. In 24 Gesellschaften, von denen sich 18 außerhalb der Hauptstadt und ihrer nächsten Umgebung befinden, umfaßt die Union zur Zeit etwa 1800 Mitglieder.

Bedenkt man, daß jeden Sonntag durch die hiesigen Gesellschaften allein 14 verschiedene Themata im Lichte ethischer Anschauungsweise behandelt werden, daß fast allabendlich in den Vorträgen in der „School of Ethics" (Buckinghamstr. und neuerdings auch in anderen Stadtteilen)

Digitized by Google

ein Gebiet des menschlichen Denkens oder Wissens in diese Beleuchtung gerückt wird, daß die einschlägige Litteratur durch die Mac-Intyre Bibliothek zur Verfügung steht, daß durch eine geschickte Propaganda bei jedem denkbaren Anlasse in Wort und Schrift auf die Zwecke und Ziele der Gesellschaft hingewiesen wird und daß schließlich durch eine sehr anspruchslose, aber höchst behagliche Geselligkeit den Mitgliedern reichlich Gelegenheit zu persönlichen Anknüpfungen und anregendem Gedankenaustausch geboten wird, so versteht man meinen ersten Eindruck: „Hier ist Leben und Bewegung." Derselbe sollte sich in der Folge nur verstärken.

Was der Gesellschaft hier ihren großen Reiz verleiht, ist der Umstand, daß sie durch ihre Führer und Redner, deren Namen man auf den Vorstandslisten vieler wissenschaftlicher, politischer, sozialer Vereine begegnet, mit allen modernen Geistesströmungen der Zeit in engstem Zusammenhang steht. So ist es gewiß nicht ohne Bedeutung, daß Dr. Coit z. B. für die Independent Labour-party kandidiert, oder daß die so überaus glänzend verlaufene, öffentliche Versammlung zu Gunsten des Frauenstimmrechts, die vor Kurzem hier statt fand und die große Queen's Hall bis auf den letzten Platz füllte, auf seine Initiative zurückzuführen ist. Aber auch das ist in seiner Art bezeichnend, daß man selbst bei einem der herrlichsten Kunstgenüsse, die London diesen Winter bot, in der wundervollen Watts-Ausstellung an die ethische Gesellschaft sich erinnert fühlte — schmückt doch ein Bild dieses Meisters die „Message of Man," die schöne, ethische Zitatensammlung und darf doch einer der ethischen Führer sich rühmen, daß seine dichterische Wiedergabe des Gedankeninhaltes der symbolischen Bilder des Malers diesem vor allen andern Versuchen in dieser Richtung lieb war. —

Der stete Zufluß des besten intellektuellen Lebens, das außerhalb des ethischen Kreises flutet, kommt diesem zugute und es wird so die ethische Gesellschaft ihren Mitgliedern zum Mittel und Ausgangspunkt ihres besten geistigen Seins. Aber nicht nur das intellektuelle und sittliche Streben der Mitglieder, auch das Gemütsleben des Einzelnen wird in Betracht gezogen. Man ist hier bewußt bemüht, den Geist wahrer Anteilnahme und tieferen Verständnisses unter den Mitgliedern zu pflegen und auch nach dieser Richtung hin die Gesellschaft zu einer Gemeinschaft des innern Lebens im edelsten Sinne zu gestalten. Ein Zug von Wärme und Hilfsbereitschaft macht sich hier bemerkbar, der sehr sympathisch berührt.

„Wir haben keine übernatürliche Hilfe zu erwarten" sagte einer der jüngeren Führer zu mir, „also müssen wir einander Hilfe bringen."

Ein kräftiges, soziales Empfinden drängt zum Ausdruck und will sich zur Geltung bringen, auch in der Fassung des Programms der Gesellschaft. Dies tritt in interessanter Weise in den Komiteesitzungen zur Neu-Redaktion der Zwecke und Ziele der Bewegung, zu denen mir freundlichst Zutritt gewährt wurde, zu Tage.

Zwei Strömungen machen sich bemerkbar. Die eine will die sittlichen Forderungen des modernen, sozialen Empfindens unzweideutig zum Ausdruck gebracht haben, damit — wie mir jemand erläuternd hinzufügte — es nicht wieder vorkommen könne, daß Leute der Gesellschaft beitreten, um, nachdem sie gehört haben, daß Dr. Coit für die „Independent Labour Party" kandidiert, wieder auszutreten. Die andere Strömung will, bei ebenso lebhafter Empfindung für die sozialen Forderungen unserer Zeit, doch vor allem den Charakter der ethischen Gesellschaft als Pflegstätte individueller Sittlichkeit betont haben. Auch hier, wie in der Formulierung der Stellung den kirchlichen Gemeinschaften gegenüber, findet sich die Schwierigkeit, die wir ja auch kennen, die möglichste Weitherzigkeit dem Programm zu wahren und doch eine bestimmte Richtung zu kennzeichnen.

Die einzelnen Gesellschaften haben einen etwas verschiedenen Charakter, wie auch die Mitglieder verschiedenen Gesellschaftskreisen angehören; so z. B. in West-London und Hampstead vorwiegend dem gebildeten Mittelstande, in St. Pancras und Wood Green dem kleinen Mittelstande, in Battersea und East End mehr der eigentlichen Arbeiterbevölkerung. Diese Zusammensetzung richtet sich naturgemäß nach den Stadtteilen, in denen die betreffenden Gesellschaften ihren Sitz haben. Selbstverständlich sondern sich innerhalb der einzelnen Gesellschaften die verschiedenen Kreise nicht voneinander ab. Obgleich die Arbeiterbewegung offiziell der ethischen Bewegung keinerlei Beachtung schenkt, so empfindet doch der einzelne fortschrittlich gesinnte Arbeiter sehr wohl die Notwendigkeit der ethischen Einwirkung auf die Arbeitergeschäft, gerade im Hinblick auf ihre Bekreiung. Ein Schneider, den ich in der „Wood Gren Ethical Society" traf, sagte mir:

„Ich bin Sozialist, aber ich sehe auch, daß wir nie etwas erreichen werden, wenn die Arbeiter nicht einen „andern Geist" bekommen, darum bin ich der ethischen Gesellschaft beigetreten."

Mrs. William Sanders, die in Battersea an der Seite ihres Gatten, des auch bei uns bekannten Ethikers und Mitarbeiters von John Burns, fleißig für die Arbeitersache wirkt, drückte die Notwendigkeit, die fortschrittlichen Elemente mit ethischem Geiste zu durchdringen, in ihrer frischen Art in folgender Weise aus:

„Ich möchte meine Zugehörigkeit zu der Arbeiterpartei nicht missen, aber ebensowenig meine Mitarbeit in der ethischen Gesellschaft — man braucht doch Beides."

Verschiedene Führer der ethischen Bewegung sind tätige Mitglieder der Independent Labour Party und streben eine Vereinigung aller Teile der Arbeiterbewegung zu einer großen Arbeiterpartei an. So knüpfen sich die Fäden hin und her und führen zu einer tieferen Würdigung des Wesens und Wertes der ethischen Bewegung für die Sache des Fortschritts auch von Seitender Arbeiterführer und ihre volle Anerkennung hier, auch in diesen Kreisen, ist nur eine Frage der Zeit. Schon jetzt bringt man der Tätigkeit der Liga für Moralunterricht lebhaftes Interesse entgegen. Nur die Sozialdemokratie Federation verhält sich feindlich ablehnend der ethischen Bewegung gegenüber, doch ist diese Gruppe hier von keiner großen Bedeutung.

Besonderes Interesse brachte ich dem Besuch der St. Pancras Ethical Society entgegen. Mit regster Teilnahme hatte mich vor Jahren der Bericht jenes anziehenden Versuches in sozialer Hilfsarbeit erfüllt der den Lesern dieses Blattes noch aus Dr. Coit's „Nachbarschaftsgilden" bekannt sein dürfte und ich wußte, daß aus diesem Versuch die St. Pancras Gesellschaft hervorgegangen war. Auf dem 16jährigen Stiftungsfeste, das diesen Winter stattfand, erzählte Dr. Coit, wie er frisch von Toynbee Hall kommend, begeistert von dem Gebauten, der damals die Sozialreformer erfüllte, daß man dem Volke Freude, Veranlgen bringen müsse, die Nachbarschaftsgilden gegründet habe. Mit der Zeit sei er aber zu der Ueberzeugung gelangt, daß eine Vereinigung, die nicht durch einen ernsteren Grundgedanken zusammengehalten würde, von keiner tieferen Bedeutung sei, und daß auch die Freude, so wohlberechtigten Anspruch sie habe, doch veredlend und erhebend nur dann wirke, wenn sie im rechten Zusammenhang stünde mit einem tieferen, sittlichen und geistigen Streben. So wurden denn die Nachbarschaftsgilden in eine ethische Gesellschaft umgewandelt, die jedoch in ihren Klubs noch Spuren der früheren Tätigkeit ihres Gründers aufweist. Von den drei Klubs (für die älteren Mitglieder, für junge Leute und für junge Mädchen) scheint namentlich der für die jungen Leute, der ca. 20 Mitglieder zählt, erfolgreich zu sein. Man ist bemüht, dieselben zu sittlich und geistig hochstehenden Persönlichkeiten heranzubilden und hofft durch diese kleine Elitescharr auf weitere Kreise einwirken zu können. Besonders hat man den Beruf der Mitglieder als Staatsbürger im Sinn und sucht sie für diesen vorzubereiten. Zu

Digitized by Google

diesem Zwecke werden Diskussionsabende abgehalten, bei denen hauptsächlich politische, ökonomische und Verwaltungsfragen besprochen werden und man erzählte mir, sehr erfreut, daß einer der diesen Kreise angehörigen jungen Leute jetzt Aussicht habe in den Gemeinderat gewählt zu werden.

Die Verwaltung des Klubs ist ganz demokratisch und der „Berater und Freund" der jungen Leute, einer der Führer der ethischen Bewegung, hat, wie mir eines der Mitglieder mit großem Stolze mitteilte, nicht mehr Rechte in Bezug auf die Verwaltung als einer von ihnen, — „um so mehr" — fügte der junge Mann mit sichtlicher Begeisterung für den Betreffenden hinzu — „schätzen wir seinen Rat!" Viele der Gesellschaften leiten Sonntagsschulen, in denen den Kindern Moralunterricht erteilt wird. Außerordentlich tätig ist die Liga für Moralunterricht, deren unermüdlicher Propaganda es zu verdanken ist, daß in 3 Grafschaften und 4 großen Bezirken, die 2887 Schulen mit ca. 1 Million Kindern umfassen, die Schulbehörden den Moralunterricht entweder schon eingeführt oder für die nächste Zukunft in Aussicht gestellt haben. Derselbe findet neben dem Religionsunterricht statt. Die Liga ist jetzt bemüht dahin zu wirken, daß in allen Lehrerseminaren Unterweisung in den besten Methoden des Moralunterrichts erteilt wird.

Einer der Schuldirektoren, die auf eigene Initiative hin Moralunterricht eingeführt haben, schreibt:

„Meiner Meinung nach haben diese Stunden direkt dazu beigetragen, den Ton und die Disziplin in der Schule zu heben. Die Wirkung auf das Benehmen der Kinder während der letzten 5 Jahre (seit Einführung des Unterrichts) ist überraschend und ich bemerke mit Freude die veränderte Haltung und das bessere Benehmen in den jungen Leuten, die sich jetzt zum Fortbildungsunterricht melden.

(Schluß folgt.)

Einige Züge zu Schiller als Ethiker.

(Aus einer Ansprache in der Abteilung Berlin der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur).

Von A. Döring.

Schiller ist im engsten und eigentlichsten Sinne einer der Unseren. Die mächtige Strömung idealer Gesinnung auf rein menschlich-natürlicher Grundlage, durch die wir uns in seiner Dichtung unwiderstehlich aufwärts getragen fühlten, stempelt ihn zum Ethiker. Bei ihm taucht nicht neben der idealen Faustnatur die niedere Gefährte auf, der dem Edlen und Reinen stets die Kehrseite beifügt und die kalte Teufelsfaust entgegenstreckt; von ihm bezeugt Goethe:

„Denn hinter ihm in weitenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine."

Er ist eine johanneische Natur, im Sinne der innigen Güte und des herzlichen Mitgefühls mit dem Lose der Menschheit, aber auch im Sinne des adlerhaften Emporstrebens. Denn auch ihm könnte, wie dem Apostel Johannes, der Adler als Emblem beigegeben werden. Die Pracht und das Feuer seiner Sprache ist nicht ein äußerer Zierrat, sondern das Gewand, das die hingebende Innigkeit seines Wesens sich mit Naturnotwendigkeit schafft. Er spricht mit Engelzungen, aber er hat auch „der Liebe."

In den sechziger Jahren des vorigen Jahrthunderts hatte der bekannte Publizist Julian Schmidt eine Literaturgeschichte herausgegeben. Gegen diese verfaßte Ferdinand Lassalle eine Streitschrift unter dem Titel: „Herr Julian Schmidt, der Literarhistoriker. Mit Setzerscholien.*) In dieser Schrift wird fingiert, daß der Setzer die ihm bei seiner Setzertätigkeit aufstoßenden Schwächen der Schrift geißelt. Als er auf Schiller kommt, den Julian Schmidt ziemlich geringschätzig behandelt hatte, da tritt auf einmal anstelle des Setzers das Setzerweib auf den Plan:

„Was? Herr Julian Schmidt will uns Schiller verkleinern? Dagegen muß ich als Mutter meiner Kinder protestieren! Schiller haben wir nötig, um unsre Kinder zum Guten und Edlen zu erziehen, nachdem die Religion ihre Tauglichkeit dazu verloren hat."

Ein zweites Zeugnis gehört der allerjüngsten Zeit an. In Bremen hat in diesem Winter ein Geistlicher einen Zyklus von Predigten über Schillersche Dichtungen gehalten. Die Predigt über die Räuber ist in einer Zeitschrift im Druck erschienen. Da wird in zündenden Worten hingewiesen auf die hohe Idealität des Helden dieser Tragödie, der freilich auf erschreckende Abwege geraten ist, von dem aber selbst in dieser Entartung vermöge des ursprünglichen Adels seiner Natur noch mächtig erweckliche und erhebende Wirkungen ausgehen.

Doch wozu fremde Zeugnisse, da ja der edle Dichter selbst in so beredten Worten zu uns spricht! Nur in enger Umgrenzung will ich auf Einiges von den eigenen Worten des Dichters zurückgreifen.

Da möchte ich zunächst ein überaus charakteristisches Zeugnis über den Wert des Christentums aus seinem Briefwechsel mit Goethe anführen. Schiller findet da*) „in der christlichen Religion im Vergleich mit den übrigen Religionen die Anlage zum Höchsten und Edelsten," und die verschiedenen Erscheinungsformen dieser Religion kommen ihm nur deshalb „so widrig und abgeschmackt" vor, weil sie „verfehlte Darstellungen dieses Höchsten und Edelsten sind." Und worin findet er diesen Grundvorzug des Christentums? Worin besteht ihm diese „Anlage zum Höchsten und Edelsten"? Nicht etwa in den religiösen Lehren und Vorstellungen, sondern darin, daß es anstelle „des Gesetzes, des kategorischen Imperativs" die freie Neigung zum Guten gesetzt haben will. „Es ist in seiner reinen Form Darstellung schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen." Es ist leicht ersichtlich, daß Schiller hier von dem Charakter als Religion, von Dogma und Weltanschauung ganz absieht. Er urteilt rein und ausschließlich als Ethiker. Und zwar schätzt er nicht das gesetzliche Sittliche, den kategorischen Imperativ als das Höchste, sondern das naturgewordene Sittliche, verkörpert im ethischen Menschen, der die Gottheit aufgenommen hat in seinen Willen.

Vornehmlich aber lassen Sie mich an einem recht abgegriffenen Erzeugnis der Schillerschen Muse zeigen, was wir in ethischer Beziehung an ihm haben, an einem Gedicht, das in allen Schulen traktiert wird, das wir „gehabt" haben, und dem wir deshalb als einen Abgedroschenen, an den Schuhsohlen Abgelaufenen, dem der Duft der Schulatmosphäre anklebt, behutsam aus dem Wege gehen. Ich möchte an einem konkreten Einzelbeispiel zeigen, wie wir das, was wir „gehabt" haben, oft noch keineswegs haben. Vielleicht hatten auch die selbst es nicht, die berufen waren, uns das Verständnis zu eröffnen. Aber selbst in dem günstigeren aber unwahrscheinlichen Falle, daß ein kongenialer, herzenswarmer Erklärer uns geleitet hat, war mutmaßlich unsere eigene Verständnisfähigkeit noch zu wenig erschlossen, um ihm ganz folgen zu können. Ein Glück, wenn wir es wenigstens „auswendig" gelernt haben. Dann wäre wenigstens die Möglichkeit gegeben, auch ohne das Buch zur Hand zu nehmen, in stillen Stunden uns auch inwendig mit Geist und Herz in diesem Werke der Schillerschen Muse heimisch zu machen und uns noch nachträglich an ihm zu erbauen.

Ich meine das Eleusische Fest.

Das Eleusische Fest gehört zu den kulturhistorisch-lehrreichsten Dichtungen Schillers. Es feiert die grundlegende Bedeutung des Ackerbaues für den Fortschritt der Gesittung.

*) 3. Auflage. Leipzig. 1878.

*) Brief vom 17. August 1795.

Digitized by Google

Die dichterische Einkleidung ist der Kulturlage von Eleusis entnommen, wo man eben die Begründung des Ackerbaues als ein Geschenk der Göttin Demeter-Ceres feierte.

Um nun die ganze Hoheit des Schillerschen Geistes zu ermessen, müssen wir zunächst einen Moment bei der Umgestaltung verweilen, die unter den Händen der eleusischen Priesterschaft dieser Kultus angenommen hatte. Die Handhabe für diese Umgestaltung bot die Beziehung der in Betracht kommenden Gottheiten zur Welt der abgeschiedenen Seelen. Proserpina ist die Gattin, Ceres die Schwiegermutter des Herrschers der Unterwelt. Die Frauen sind überall einflußreich; durch ihre Vermittlung läßt sich überall etwas erreichen. So erhielt die Kultursage von Eleusis eine Ablenkung von der ursprünglichen Bedeutung, eine Ablenkung, die für priesterliche Ausbeutung günstig war. Es wurde der Glaube verbreitet, daß man sich durch Einweihung in die Mysterien, d. h. durch Eintritt in den Kultusverband von Eleusis, ein Anrecht auf einen besseren Zustand im Jenseits erwerben könne. Natürlich war diese Einweihung mit reichlichen Spenden für die Priesterschaft verbunden. So wirksam wurde diese priesterliche Spekulation auf die Jenseitsfurcht, daß Jahrhunderte hindurch fast jeder anständige Grieche sich in die eleusinischen Mysterien einweihen ließ.

Unser Schiller läßt diese mystischen, priesterlicher Anmaßung und Habsucht den größten Vorschub leistenden Blendwerke völlig beiseite und geht auf die reine ursprüngliche Grundidee, die hohe und heilsame Bedeutung des Ackerbaues für die Kultur, zurück.

Noch charakteristischer aber als dieses Beiseitelassen einer ungesunden Weiterbildung der heiligen Sage ist die Art und Weise, wie er diese selbst vertieft und veredelt hat. In der Sage wendet die Göttin, von dem in Eleusis herrschenden König gastlich aufgenommen, als Dank und Gastgeschenk die Aehre. Die Einführung des Ackerbaues ist hier eine Angelegenheit der besseren materiellen Lebensgestaltung ohne tiefere Folgen und Wirkungen für das höhere Kulturleben. Schiller läßt die Göttin auf ihrer Wanderung den Menschen in tiefster Erniedrigung und Entartung erblicken. Tiefstes Mitleid ist der Beweggrund der Aehrenspende. Er erklärt die Göttin zu einer Erlöserin der Menschheit von grauenhaftem Elend und jammervollem Versunkensein. Es sind die Gefühle seines eigenen liebewarmen Herzens, denen er durch den Mund der Göttin Ausdruck gibt:

Fand' ich so den Menschen wieder,
Dem wir unser Bild geliehn,
Dessen schöngestalte Glieder
Troden im Olympos blühn?
Gaben wir ihm zum Besitze
Nicht der Erde Götterschoß,
Und auf seinem Königssitze
Schweift er elend, heimatlos?

Fühlt kein Gott mit ihm Erbarmen?
Keiner aus der Sel'gen Chor
Hebet ihn mit Wundertaten
Aus der tiefen Schmach empor?
In des Himmels sel'gen Höhen
Rühret sie nicht fremder Schmerz;
Doch des Menschen Angst und Wehen
Fühlet mein gerührtes Herz.

Und nicht um eine bloße Verbesserung der äußeren Lebenslage handelt es sich bei der Einführung des Ackerbaues, sondern um eine Vorbedingung und ein Hilfsmittel der Vermenschlichung:

Daß der Mensch zum Menschen werde,
Flecht er einen ew'gen Bund
Gläubig mit der frommen Erde,
Seinem mütterlichen Grund.

Die Göttin läßt durch ein Wunder ein wogendes Aehrenfeld entstehen und auf ihre Bitte entzündet der Blitz des Zeus die Garbe, die sie als reines Opfer auf den Altar gelegt hat.

Und wieder spricht zu uns die innerste Seele des Dichters aus der ergreifenden Innigkeit, mit der er den Eindruck dieser Vorgänge auf die rohe Schar der Wilden schildert:

Und gerührt zu der Herrscherin Füßen
Stürzt sich der Menge freudig Gewühl,
Und die rohen Seelen zerfließen
In der Menschlichkeit ersten Gefühl,
Werfen von sich die blutige Wehre,
Oeffnen den düster gebundenen Sinn
Und empfangen die göttliche Lehre
Aus dem Munde der Königin.

In prächtiger Bildersprache und mythologischer Einkleidung schildert er nun, wie aus dem Ackerbau sich die höhere Gesittung, die Vermenschlichung des Menschen, entwickelt. Alle Götter, die hier die Symbole der höheren Kulturmächte und Kulturgüter sind, eilen der Erlöserin der Menschheit zu Hilfe. Themis, die Göttin des Rechts, heiligt das Eigentum; der Gott der Esse inauguriert den Gebrauch der Metalle und schmiedet den Pflug. Durch einmütiges Zusammenwirken der Götter wird dem Menschen, der auf der Ackerflur zu festen Wohnsitzen gelangt ist, in der von Mauern umschirmten Stadt die staatliche Gemeinschaft geschaffen. Apoll und die Musen finden sich ein; Ehe und Familie wird gestiftet.

Und zum Schluß legt er der Göttin als Mahnung an die neuen Bürger ein Wort von der größten ethischen Tiefe in den Mund, ein Wort, das uns zu ernstem Verweilen und sorgfältigem Nachdenken auffordert:

Freiheit liebt das Tier der Wüste,
Frei im Aether herrscht der Gott:
Ihrer Brust gewalt'ge Lüfte
Zähmet das Naturgebot.
Doch der Mensch in ihrer Mitte
Soll sich an den Menschen reih'n,
Und allein durch seine Sitte
Kann er frei und mächtig sein.

Freiheit ist in seinem Falle absolute Lösung von jeder Nötigung und Gebundenheit. Eine solche Freiheit wäre Motivlosigkeit des Handelns, eine Wirkung ohne Ursache, das Wunder der Wunder. Eine solche Freiheit gibt es nicht. Freiheit ist bei denjenigen Wesen, die durch die Antriebe ihrer Natur eindeutig bestimmt werden, bei denen nur eine Richtung des Begehrens auftritt, das ungehemmte, uneingeschränkte Bestimmtwerden des gesamten Tuns eben durch diese einheitliche Richtung des Begehrens. Als solche Wesen stellt sie hin einesteils das Tier, andernteils den Gott. Ein mendlicher Abstand trennt Beide von einander. Hier bestialisches, dort göttlich reines Wollen. Aber in dem einen stimmen Beide überein, daß es nur eine einheitliche, einhellige Richtung ist, die ihr Wollen bestimmt. Da ist kein Kampf, kein Widerstreit. Anders beim Menschen. Er ist ein zwiespältiges Wesen, halb Tier, halb Gott. Er steht in der Mitte zwischen Beiden. Er hat das Göttliche in sich, aber auch das Tierische. Ihm fehlt der einheitliche Zug von innen, der mit unfehlbarer Sicherheit das Handeln bestimmt. Hier ist Schwanken, Unsicherheit, Kampf. Es muß zunächst von außen her eine bestimmende Macht geschaffen werden, die der besseren, göttlichen, oder wie wir im Sinne des Dichters auch sagen können, der wahrhaft menschlichen Seite im Menschen die Oberhand sicherte. Das ist die Sitte, die eben im engeren Zusammenschluß der seit angesiedelten Gemeinschaft ihren Ursprung findet. Es ist nicht das Letzte und Höchste, nicht die endgültige Lösung der Versittlichungsfrage, aber es ist der erste Schritt. Die edle, wahrhaft menschliche Sitte ist der Anfang, an den sich der Fortgang der Verstittlichung anschließen kann, der Grundstein, auf dem der Bau der ethischen Kultur errichtet werden kann. Jedenfalls wird uns hier vollkommen deutlich, daß das letzte und höchste Kulturproblem, das unserem Dichter auch bei der Verherrlichung des Ackerbaues vorschwebt, das Problem der ethischen

Digitized by Google

Kultur ist. Und so zeigt sich in diesem Schlußakkord noch in einem ganz besonderen Sinne, wie berechtigt es ist, als Beweis für Schiller den Ethiker das Eleusische Fest anzuführen.

Und das war ja auch die Absicht dieser bescheidenen Bemerkungen, einen kleinen Belag dafür beizubringen, daß er unser ist, daß jeder Ethiker berechtigt ist, sich in einem ganz besonderen Sinne zu Schiller zu rechnen. Friedrich Nietzsche hat in seiner grellen, entarteten Ausdrucksweise Schiller den „Moraltrompeter von Säckingen" genannt. Abgetieren wir das Richtige und Treffende, das in dieser brutalen Phrase liegt, verehren wir in Schiller den Verkündiger der ganz und ausschließlich aus der Menschennatur selbst herausgeborenen höchsten sittlichen Identität! Dazu haben wir ein Recht, in diesem Sinne ist er unser.

Streiflichter.

Amtliche Erziehung zur Gewissenhaftigkeit.

Wie überaus notwendig sittliche Eigenschaften besonders für verantwortungsreiche Kategorien von Arbeitern sind, darüber bedarf es keiner Worte. Wird doch seit Jahren bereits z. B. vom Eisenbahnminister Budde die Erziehung seiner Untergebenen zur Nüchternheit und Gewissenhaftigkeit durch Erleichterung der Alkoholenthaltung gefördert. Ob die von derselben Seite ausgehenden Einschränkungen der politischen Rechte der Eisenbahner (Ausschluß der Sozialdemokratie und Beeinträchtigung des Koalitionsrechtes) berechtigte Erziehungsmittel sind, das ist zum allermindesten sehr strittig. Darüber aber kann ganz und gar kein Zweifel herrschen, daß eine Bevormundung der im Eisenbahndienst Angestellten hinsichtlich ihrer Religions- und Gewissensfreiheit nicht nur kein Erziehungsmittel, sondern vielmehr eine direkte Anleitung zur Heuchelei und zu sittlicher Schädigung bedeutet. Man traut kaum seinen Augen, wenn man das, was leider in sehr vielen Verwaltungszweigen noch ein verschämter Mißbrauch der Autorität ist, mit nackten, dürren Worten als Verwaltungsgrundsatz ausgesprochen findet. Die, wie man uns versichert, halboffizielle Zeitschrift „Die Eisenbahn" äußert sich unwidersprochen, wie folgt:

„Daß ein Eisenbahner aus der Landeskirche austritt und einer freireligiösen Gemeinde beitritt, ist zwar an sich zulässig. Wir glauben aber, daß die Behörde ein solches Verhalten als unter § 2, 2 des Disziplinargesetzes fallend ansehen und den Beamten fürderhin nicht mehr des Ansehens und Vertrauens, die sein Beruf erfordert, für würdig erachten wird. Sie wird demgemäß wohl die Kündigung aussprechen oder das Disziplinarverfahren einleiten, zumal der Beamte durch eine solche Handlungsweise der Behörde kundtut, daß er in religiöser Beziehung auf einem wesentlich anderen Standpunkt stehe, als die Behörde bei seiner Annahme als Beamter angenommen hat, daß er also den Voraussetzungen nicht entspricht, unter denen er angenommen worden ist. Im übrigen würde ein konfessionsloser Hilfsbeamter zweifellos nicht Beamter werden."

Und dabei lautet Artikel 12 der von Herrn Minister Budde beschworenen preußischen Verfassung:

„Die Freiheit des religiösen Bekenntnisses wird gewährleistet. Der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig von dem religiösen Bekenntnisse." Und das Bundesgesetz vom 3. Juli 1869 will, daß bei der Besetzung öffentlicher Aemter das religiöse Bekenntnis keine Rolle zu spielen habe.

Es ist doch wohl das Mindeste, was man erwarten muß, daß schleunigst in amtlicher unzweideutiger Form diese Auffassung von den Rechten und Pflichten der Eisenbahnverwaltung zurückgewiesen wird. Aber damit ist es freilich auch nicht getan. Unleidlich und sittlich korrumpierend wirkt fortwährend das Beispiel von Verwaltungen, die, auch wo sie nicht unvorsichtig genug sind, es auszusprechen, den klaren Buchstaben des Gesetzes und der Verfassung in der Praxis mißachten. Wieder die konfessionelle Frömmigkeit noch die Religionslosigkeit eines Weichensteilers gefährdet die Sicherheit des Eisenbahnzuges. Aber auf's äußerste gefährdet jegliche Gewissenhaftigkeit höherer und niederer Beamten das amtliche Beispiel, wonach Bestimmungen und Verordnungen nur dazu da sind, um, wofern man sich dabei nur nicht erwischen läßt, umgangen zu werden.

* * *

Bremen in Deutschland voran.

In theologischen Kreisen ist die überwiegende Mehrzahl der Bremer Geistlichkeit längst als überaus freigesinnt bekannt und wird, je nach dem Standpunkt der Beurteiler, entweder als Herold des Fortschreitens auch auf dem schlüpfrigen Boden der „Weiterentwickelung der Religion" oder als Musterbeispiel der Entartung des „positiven" Glaubens zu „einfacher Ethik" dafür gepriesen oder verurteilt. Jetzt hat nun auch die Lehrerschaft das böse Beispiel angesteckt und wir dürfen den letzten Beschluß dieser wahrlich nicht unvorbereiteten oder der Tragweite ihres Wollens nicht voll bewußten Körperschaft wohl als erstes erfreuliches Zeichen einer Geisteswandlung der Volkserzieher freudig begrüßen. Am 1. Mai 1905 einigten sich über 500 Lehrer und Lehrerinnen endlich einmal in der Ansicht, daß der Religionsunterricht aus den Schulen entfernt werden müsse und beauftragten eine Kommission mit der näheren Behandlung der Angelegenheit. Seit einigen Monaten schon wurde von den Predigern Kalthoff, Steudel und einigen Lehrern ein „Verein für Schulreform" ins Leben gerufen mit ähnlichen, wenn auch vielleicht noch nicht völlig geklärten Tendenzen (wir kommen wohl gelegentlich einmal darauf zurück.) Unser Mitglied, Herr Lehrer J. H. Müller, der eine „Praktische Ethik für Schule und Haus" herausgegeben hat und seit Jahren die Moralunterrichtsfrage auf das ernsteste studiert, hat zu Beginn des Jahres einen praktischen Versuchs-Kursus mit 13jährigen Volksschülerinnen abgehalten, über den die „Bremer Nachrichten" im April schrieben:

„In 18 gegebenen Stunden hat sich dabei herausgestellt, daß es möglich ist, lediglich in Anlehnung an Lebensbeobachtungen und auf Grund der natürlichen Lebensgesetze die Aufmerksamkeit der Kinder auf wichtige Lebensfragen zu richten und sie zu üben und zu gewöhnen, sittlich zu denken, um sie so zum Verständnis einer populären Sittenlehre zu führen."

Ueber eine danach öffentlich veranstaltete Lehrprobe berichtet auch die (sozialdemokratische) Bremer Bürgerzeitung ausführlich und grundsätzlich zustimmend, wenn sie auch — wie natürlich J. H. Müller selbst und wir mit ihm — darin „noch kein Ideal" erblickte.

Die Stellungnahme der bremischen Lehrerschaft ist um so erfreulicher, als die vielfachen Bindungen durch Tradition und Autorität, die ihnen selbst, bewußt oder unbewußt, noch auf unseren Lehrern lasten, eine einfache und klare Meinungsäußerung überaus erschweren. Es darf hier wohl mitgeteilt werden, daß auf unsere in größerem Maßstabe an preußische Lehrerkreise gerichtete Versendung unserer Flugblätter und Broschüren zur Schulfrage nur wenige Rückäußerungen rein zustimmender Art erfolgt sind — immerhin wird man auch diese 6 zumeist aus dem Westen unserer Monarchie stammenden Beschlüsse von Lehrervereinigungen für die konfessionslose Schule bei richtiger Würdigung der entgegenstehenden Schwierigkeiten wahrlich nicht allzu gering einschätzen dürfen. Die große Mehrheit aller Entgegnungen aber hielt, entsprechend den Beschlüssen der großen Verbände, an der bloßen Verteidigung der Simultanschule fest und fürchtete von einem konsequenten Weitergehen eher zur Zeit eine Schädigung des liberalen Gedankens. Die grundsätzlichen Gegner, wie katholische Lehrervereinigungen u. dgl., die uns überhaupt einer Antwort würdigten, verwahrten sich natürlich in mehr oder minder höflicher Form vor einer Störung der konfessionellen Erziehung in ihrem Sinne.

Man ersieht hieraus — und auch diese Erfahrung ist für uns, die wir die Gewissensfreiheit auch beim Gegner unangetastet lassen wollen, hochnötig — wie viel Erziehungs-

Digitized by Google

arbeit auch an den Erziehern der Nation noch zu tun ist. Was wir am meisten fürchten müßten, weil es diese Arbeit unheilbar stören würde, wäre eine plötzliche, wo möglich auf einen Wink von oben kommende Bekehrung zu unserem Erziehungsideal. Um so dankbarer sind wir für eine freiwillige, aus reinster Ueberzeugung geborene Kundgebung, wie die der Bremer Lehrerschaft.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin. In der Monatsversammlung der Abteilung Berlin der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur am 15. April im Bürgersaal des Rathauses hielt Fräulein Blum-Spandau einen Vortrag über: „Die ethische und wirtschaftliche Bedeutung der Erwerbsarbeit der verheirateten Frau und Familienmutter." — Die Tendenz des Vortrages war, den Bestrebungen des äußersten linken Flügels der Frauenbewegung energisch entgegenzutreten, welche in der geforderten Umgestaltung des Erwerbslebens geeignet sind, Ehe und Familienleben, diese festesten Fundamente des Kulturstaates zu erschüttern. Rednerin kennzeichnete den egoistischen Individualismus, der für die „neue Frau," die „Mutter der Zukunft" volle Selbständigkeit in der Ehe durch Beibehaltung des Erwerbs fordert, ferner die Forderung, der Berufs nicht auf die Ehe neben dem Beruf als einen Eingriff in „das Recht auf Befriedigung gesunder Sinnlichkeit" auch für die Frau bekämpft.

Ein kurzer Ueberblick über die geschichtliche Entwicklung der Frauenbewegung, welche die Frauenerwerbs- und -Bildungsfrage erst hervorgerufen und nahezu zum Abschluß gebracht hat, zeigt, daß die Mitarbeit der 6½ Millionen selbständig erwerbender Frauen, davon 1,1 Millionen verheiratet, aus dem Wirtschaftsleben der Gegenwart weder ausgeschaltet werden kann noch darf, ohne tausende von Existenzen wie die gesamte nationale Produktion und damit den Volkswohlstand zu gefährden. Am stärksten sind die Frauen der lohnarbeitenden Stände, von der Not gedrängt, auch die verheirateten, an der Erwerbsarbeit beteiligt. Landwirtschaft und Gärtnerei, Industrie, niedere Gewerbe und häusliche Dienste sind fast ausschließlich ihre Domäne. Im Handel, als ungelernte Arbeiterinnen die schlechtest bezahlten niederen Stellungen einnehmend, machen sie den Frauen des Mittelstandes, die für den Beruf geschult werden, das Angebot unliebsame Konkurrenz, deren soziale Stellung wie Besoldung herabdrückend. Die sogenannten freien Berufe, alle weiteren Erwerbsgebiete umfassend, in denen Frauen tätig sind, und die eine teils fachliche, teils wissenschaftliche Ausbildung erfordern oder die besondere Begabung und Talente voraussetzen, werden fast ausschließlich von den Töchtern des gebildeten Mittelstandes kultiviert.

So ist die Zahl der erwerbenden Frauen, der ledigen wie verheirateten, in den unteren Volksschichten am größesten und nimmt nach oben ab, hier den Erwerbsberuf der verheirateten Frau nahezu ausschaltend. Die rund 13000 einen Erwerbsberuf ausübenden Ehefrauen des Mittelstandes, die in den freien Berufen tätig sind, verschwinden neben den 155 000 unverheirateten — Witwen und Geschiedene inbegriffen — der gleichen Erwerbskategorie. Das soll nun anders werden. Zustände, wie sie durch die im Zwang der Not geleistete Erwerbsarbeit der Frauen der lohnarbeitenden Stände in deren Familien sich entwickelt haben, sollen auch in das bis jetzt im allgemeinen geordnete Familienleben des Mittelstandes eindringen.

Alle Pädagogen und Sozialpolitiker fordern die Rückkehr der Familienmutter ins Haus, damit das Familienleben der unteren Stände wieder gesunden könne. Sie fordern, daß die Arbeitsgelegenheiten der Familienmutter entsprechend den gesteigerten Anforderungen erhöht werden, damit sie die Familie ohne den nur einen augenblicklichen Notbehelf darstellenden Mitverdienst der Frau erhalten können. Einen bemerkenswerten Vorschlag — er ist geeignet, auch in Kinderreichen Beamtenfamilien die Erziehungs-Not zu beseitigen — macht J. Tews in einem Artikel: „Familie und Familienerziehung.*"):

Sollte der für die verheiratete Frau vollberechtigte Ruf: „Die Frau gehört ins Haus" nur der Lohnarbeiterin gelten? Gewiß nicht. Die Aufgaben der Gattinnen und Mütter aller Stände sind wohl quantitativ verschieden, aber qualitativ nicht. Der Zustand der Familien des 4. Standes — der dem Heim entfremdete Mann, die verwahrlosten Kinder, die unordentliche Wirtschaft —, in denen der Hauptberuf der Mutter die Erwerbsarbeit ist, zeigt zur Genüge, wie eine Frauenkraft nicht ausreicht, zwei Hauptaufgaben zu erfüllen. Der Ausbreitung der Erwerbsarbeit der verheirateten Frau muß daher im Interesse der Familie, des Staates, aber auch der Frauen selbst entgegengetreten, ihre volle Beseitigung muß angestrebt werden, anstatt sie noch auf die Kreise auszudehnen, die bis jetzt zum Glück von diesen Uebelständen verschont geblieben sind. Jede Frau muß nach ihrer Doppelbestimmung wohl für einen Doppelberuf — Erwerb und Ehe — erzogen werden, aber ausüben darf und soll sie nur einen, da der Zweiherrendienst immer vom Uebel ist. In der Forderung, die beamtete Frau (die Rednerin polemisierte in der Hauptsache gegen die auf der internationalen Lehrerinnenversammlung im Anschluß an den internationalen Kongreß im Juni 1904 in Berlin gestellten Forderungen) solle Beruf und Ehe vereinen, zeigt sich eine Ueberspannung des Persönlichkeitsgefühls, eine aus der grauen Theorie hervorgehende Mißachtung der Familienbedürfnisse und deren Imponderabilien, eine Verkennung der rechten Stellung des Mannes als des Hauptes und Versorgers der Familie, endlich eine nur aus der linkenmitte zu erklärende Minderwertung der Pflichten wie der Arbeit der Hausfrau und Mutter.

Als Gesamtergebnis ihrer Darlegungen ergab sich für die Rednerin, daß die Erwerbsarbeit der verheirateten Frau abzulehnen sei, so lange Mann und Kinder ihre volle Kraft und Hingabe brauchen, aus ethischen Gründen:

1. in Rücksicht auf die Kinder, weil die im Beruf tätige Mutter weder rechte Pflege noch Erziehern sein kann;
2. in Rücksicht auf den Gatten; die durch den Erwerbsberuf in Anspruch genommene Frau kann seine Interessen nicht teilen, die gegenseitige Stellung der Gatten wird gefährdet und ihr inniges Gemeinschaftsleben gestört;
3. in Rücksicht auf das Familienleben, das die im Beruf gebundene Frau nicht pflegen und erhalten kann;
4. in Rücksicht auf die Frau selbst; im Konflikt der Pflichten, beiden Hauptberufen gerecht zu werden, muß sie körperlich und geistig erliegen.

In wirtschaftlicher Hinsicht ergibt sich: Die vermehrte Einnahme zählt nur rechnerisch, wirtschaftlich hat sie keine Bedeutung, da sie vermehrte Ausgaben gegenüberstehen: 1. in der Kindererziehung, 2. in der Wirtschaft, 3. in der ganzen Lebenshaltung. Die fehlende Mutter muß durch kostspielige Wärterinnen, Kindergärtnerinnen, Erzieherinnen ersetzt werden, die fehlende Hausfrau durch eine kostbegabte Köchin, die teurer wirtschaftet und nicht für die Erhaltung sorgt; die scheinbar hohe Gesamteinnahme verführt zu einer Wirtschaftsordnung, zu Ausgaben, die weder in den Verhältnissen begründet sind, noch den tatsächlichen Einnahmen entsprechen.

Die angeregte Debatte ergab, soweit sie sich an die Ausführungen der Rednerin anschloß, Uebereinstimmung mit denselben. Das behördliche Eheverbot wurde von einer Seite als unberechtigter Eingriff in Privatverhältnisse — Eheschließung ist eine private Angelegenheit — verurteilt. Ein Redner forderte aus kommunistischen Gründen die unbeschränkte Erwerbsarbeit der verheirateten Frau, da im Zukunftsstaat beiden Geschlechtern gleiche Rechte zuerkannt werden, denen gleiche Pflichten gegenüberstehen müssen. Es trat auch hier die bekannte Verwechslung zwischen gleichartig und gleichwertig hervor, an der die radikalen Frauenrechtlerinnen mitschuldig sind.

* * *

Abteilung Breslau. Die deutsche Gesellschaft für ethische Kultur (Abteilung Breslau) kündigt Dichterabende an, und sie machte am Freitag den Anfang mit einer Schillerfeier. Der Vorstand hatte wahrscheinlich an eine Feier im Kreise der Mitglieder und ihrer Freunde des Vereins gedacht und den kleinen Saal des Konzerthauses für ausreichend erachtet; doch es war ihm dabei entgangen, daß die Begeisterung für Schiller schon jetzt, mehrere Tage vor dem Feste, sehr bedeutend ist, und daß sehr viele Menschen freudig bereit sind, mitzufeiern, besonders dann, wenn ein reichhaltiges, vielversprechendes Programm geboten und kein Eintrittsgeld erhoben wird. So viele kamen herbei, daß auch der Nebensaum noch in aller Geschwindigkeit gastlich hergerichtet werden mußte, um auch diesen die Plätze nicht ausreichten. Der Vorsitzende, Rechtsanwalt Marasse, eröffnete die Feier mit einem Vortrage über Schillers Leben und Wirken und über die Helden und Heldinnen in den Werken des Dichters. Die geistvollen, poetischen und von Ueberschwenglichkeiten freien Ausführungen erregten Interesse und Beifall. Zwei tüchtige und bewährte Portragskünstlerinnen, Frau Thekla Eisner-Barber und Fräulein Anna Oberdieck, sprachen Schillersche Dichtungen, und Fräulein Malvine Sternfeld sang, von Herrn Egmont Pollak vorzüglich am Klavier begleitet, „Des Mädchens Klage" von Schubert und „Nacht und Träume" sowie das „Lied des Fischerknaben" von Liszt. Sie erzielte tiefe Wirkungen, besonders mit dem zuletzt genannten Liede. Herr Aschkowitz, der sich oft schon in Wohltätigkeitskonzerten und anderen musikalischen Veranstaltungen als Violinkünstler rühmlich hervorgetan hat, erfreute die Festgesellschaft durch den Vortrag von Bachs „Air." Er spielte mit guter Technik und tiefer Innerlichkeit. Allen diesen Künstlern und nicht zum wenigsten den beiden Damen, die den

*) W. Rein's Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik.

Digitized by Google

rezitatorischen Teil übernommen hatten und ein sehr langes Programm vortrefflich erledigten, wurde schallende und herzliche Anerkennung zuteil.

(„Breslauer Zeitung").

* * *

Abteilung Wiesbaden. Ueber die Darstellung der Arbeit in der bildenden Kunst hielt Fräulein M. Eschkerich in der „Ethischen Gesellschaft" einen interessanten Vortrag. Alle Kunst, führte Rednerin aus, beschäftige sich in ihren Anfängen mit Darstellungen aus dem religiösen Ideenkreise. Aber dann machte sich ein Herausstreben aus dem Kirchlichen geltend. Aus der sakralen entwickelte sich die profane Kunst. Um als solche aber Selbständigkeit zu erlangen, bedurfte es für diese eines leitenden Motives. Aehnlich wie die religiöse Kunst in der Passionsdarstellung ihr Thema hatte, so entwickelte es nun auch die profane in der Lösung des Problemes der Arbeit. Rednerin entwickelte nun in anschaulicher Schilderung, wie die Kunst das Motiv der Arbeit, des arbeitenden Menschen, in den herrschenden Zeitströmungen fand, wie aus einer allgemeinen Not, die ihren Höhepunkt einerseits in den Pestjahren, andererseits in den Bauernaufständen erreichte, die erste Regung einer sozialen Weltanschauung sich künstlerisch geltend machte. In Holbeins Totentanz wird zum erstenmal der arbeitende Mensch geschildert, und von da an begegnen wir dem Arbeiter öfters in der Kunst. Erst im 19. Jahrhundert jedoch gelangt sie zur vollen Entwickelung des Themas. Im Meunier und Millett, deren Charaktere Rednerin in scharfen Umrissen skizzierte, werden zwei Grundlagen gegeben, auf denen die moderne deutsche Arbeiterkunst aufbaut. In ihnen wurde das Verhältnis des arbeitenden Menschen zur Natur bestimmt, während in der deutschen Kunst auch ein Zug der Sehnsucht hinzutrat, der, wie bei Uhde und anderen, zur Flucht ins Religiöse trieb. In dem „Sämann" Thomas, der das Endziel der deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts bedeutet, sehen wir endlich in dem arbeitenden Menschen gleichsam den Hohepriester der Schöpfung. Am Anfang des 20. Jahrhunderts aber finden wir in Klingers „Beethoven" eine neue Lösung des Arbeitsproblems. Der „Beethoven" ist kein Porträt, sondern der Typus des genialen Menschen, des Geistesarbeiters, und in ihm ist die Tendenz der Rechtfertigung des menschlichen Daseins durch das menschliche Schaffen ausgedrückt. Reicher Beifall bekundete das lebhafte Interesse, das die Rednerin bei den Zuhörern für ihr Thema erweckt hatte.

(„Wiesbadener Tageblatt").

Bücherschau.

Pappenheim Berta und Nadmirovitsch Sara: Zur Lage der jüdischen Bevölkerung in Galizien. Reiseeindrücke und Vorschläge zur Besserung der Verhältnisse. Frankfurt a. M., 1904, Neuer Frankfurter Verlag. 98 Großoktavseiten.

Die gemeinsame Arbeit zweier edeldenkender, hochherziger wie mutiger Menschenfreundinnen, die im Frühling 1904 im Auftrag zweier großer sozialreformerischen Vereine (Hamburg und Frankfurt) das schmutzige, kulturlose österreichische Kronland bereisten, um die den galizischen Mädchenhandel betreffenden Möglichkeiten zu studieren, ist hochinteressant. Sowohl was sie über das jüdische Mädchenhandel, der dort in hoher Blüte steht, nicht für sich allein bekämpft werden kann, sondern nur ein Glied in der langen Kette der in einander verschlungenen sozialen, materiellen und geistig-sittlichen Mißstände bildet, die dem ganzen Leben der galizischen Judenheit anhaften, und daß, wenn man den Mädchenhandel, die Folge des furchtbaren Tiefstandes der jüdischen Zustände, wirksam bekämpfen will, man den Bedauernswerten bessere hygienische Begriffe, vernünftigere Lebensanschauungen, mehr Bildung beibringen, ihnen umfassendere Lern- und Erwerbsmöglichkeiten eröffnen muß. Die beiden Damen haben denn auch die meisten einschlägigen Verhältnisse eifrig an Ort und Stelle studiert und gehen allem auf den Grund. Sie knüpfen an ihre Darlegung eine lange Reihe praktischer Verbesserungsvorschläge, die unsichwer ausführbar, von allem Utopischen frei und in der Hauptsache oft geradezu erstaunlich scharfsinnig oder umsichtig sind. Sie appellieren an die Philanthropen, das von Baron Hirsch und von der Jewish Colonization Association begonnene, zum Teil bereits ins Stocken geratene Reformwerk mit reichen Mitteln fortzusetzen. Das von Edelmut und Selbstlosigkeit zeugende Büchlein bildet eine ebenso fesselnde wie lehrreiche und erschütternde Lektüre.

L. K—r.

* * *

Singer, Karl: Soziale Fürsorge der Weg zum Wohltun. München 1904, Oldenbourg. XXIV und 266 S. 8° Mk 4.—

Ein in seiner Art durchaus einzig dastehendes Buch, ein Wert von der höchsten Wichtigkeit, eine wahre Fronde für das Herz jedes eifrigen Sozialreformers, ein reichhaltiger Wegweiser für alle Menschenfreunde — kurz, ein außerordentlich verdienstliches Unternehmen. Wohl nur sehr selten kommt es vor, daß auf so engem Raum eine so vorbildliche Fülle konzentrierter Belehrung geboten wird. Und die Belehrung betrifft einen Gegenstand von großer Zeitgemäßheit und Tragweite: die soziale Fürsorge, um die sich heutzutage jeder halbwegs Gebildete bekümmern muß. Den auf Zentralisierung des örtlichen Wohltuns gerichteten modernen Bestrebungen leistet die S.'sche Arbeit kräftigen Vorschub; ebenso die Bemühungen, der Armut lieber vorzubeugen, als sie nachträglich zu unterstützen. Verfasser weiß nach, wie an die Stelle der landläufigen „Wohltätigkeit" allmählich die weit nützlichere „Wolfswohlfahrtspflege" getreten ist. Bei der Riesenhaftigkeit des Stoffes konnte es selbstverständlich nicht das gesamte vorfindbare Material heranziehen — umso weniger, als er mit Recht auf einen ausgebohnten Lesertreis rechnet. Er hätte an vielen Stellen mit Vorteil ausführlicher sein können; dann wäre das Schrift- oder leicht für das große Publikum allzu umfangreich geworden. Wie sie vorliegt, ist sie ohnehin schon von großartiger Vielseitigkeit, und findet sie die verdiente Beachtung, so wird sie reichen Segen stiften mit ihren knappen, anziehenden, auf den besten Quellen beruhenden Darlegungen der wichtigsten „Fragen" der sozialen Fürsorge und der vorbildlichsten unter ihren vorhandenen praktischen Einrichtungen. Sehr dankenswert ist die einleitende tabellarische Zusammenstellung der bedeutendsten Wohlfahrts-Zentralstellen unter dem Titel „Adressen der sozialen Fürsorge."

L. K—r.

* * *

Die moderne Musik. Von Dr. Leop. Schmidt.
Die moderne Literatur. Von Dr. Hans Landsberg.
Die moderne Malerei und Plastik. Von Karl Scheffler.
Berlin, Verlag von Leonh. Simion Nf. 1905. Mk. 1,20—1,50.

Die vorliegenden drei Hefte, die unter dem Gesamttitel „Die neue Kunst" von Dr. H. Landsberg herausgegeben werden, bezwecken eine kurzgefaßte Geschichte der neuen Erscheinungen aus den Gebieten der Musik, der Literatur, der bildenden Kunst und ihrer Vertreter zu geben. Am besten gelungen scheint mir Schmidts Schrift zu sein, der es sehr gut verstanden hat, auf wissenschaftlicher Grundlage volkstümliche Ausdrucksweise mit einem klassigen, angenehmen Stil zu verbinden; eine fertigkeit, die ich auch bei musikgeschichtlichen Vorträgen, die ich von ihm hörte, bewundern konnte. Scheffler schreibt einen feinen Stil und verwendet viele Kunstausdrücke. Dies und die philosophische, oft sehr subjektive Schreibweise erfordern ein längeres Verweilen bei vielen Stellen, über die man rascher fortkommen möchte. Landsberg, in seinen „Kritischen Essays" Herausgeber und Verfasser einiger Hefte der „Modernen Essays" bekannt, behandelt mehr die modernen, literarischen Strömungen, als ihre einzelnen Vertreter und ist dadurch nicht in die Lage versetzt uns „Kritik" bieten zu müssen, wie sie uns von Berufenen und mehr noch von Unberufenen in der ganzen Presse feilgeboten wird. Kennzeichnend für den Geist, in dem Landsberg sein Buch schrieb sind seine eignen Worte: „Das Wesen der modernen Dichtung entdecken, heißt in mehrfacher Hinsicht Zukunftsliteratur treiben, eine Politik der Offenbarung, deren Gesetzen ich am wenigsten verkenne."

F. E. Willmann.

Vermischtes.

Die diesjährige Hauptversammlung der Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung findet nach einem Beschlusse des Zentralausschusses der Gesellschaft am 27. und 28. Mai in Berlin statt. Zur Verhandlung kommen die Bibliothekarbeit, die Vortragstätigkeit, insbesondere die Veranstaltung von Lichtbildervorträgen. Der Zentralausschuß hat in derselben Sitzung die Errichtung einer Auskunftsstelle im Hause der Gesellschaft (Berlin NW., Lübecker Straße 6) beschlossen. Diese Stelle soll insbesondere die Programme von Volksunterhaltungsabenden, Redner-Prospekte, Kataloge für Volksbibliotheken, Prospekte von Lichtbildervorführungen und von Fabriken für Demonstrationsapparate sammeln, ordnen und den Mitgliedern zur Verfügung stellen. Auch die Literatur und die sonstigen Hilfsmittel für die Veranstaltung und den weiteren Ausbau der Volksunterhaltungsabende und öffentlichen Vorträge sollen gesammelt und an Interessenten versandt werden. Als Schillergabe hat die Gesellschaft 1749 Exemplare einer Geschenkausgabe vom „Wallenstein" an wenig bemittelte Körperschaften verteilt. Zur Begründung und weiteren Ausstattung von Volksbibliotheken wurden vom 1. Januar bis zum 31. März an 1256 Bibliotheken 18758 Bände abgegeben. Die Gesellschaft hat zur Zeit 4294 körperschaftliche und 4251 persönliche Mitglieder.

Eingegangene Bücher.

(Unterredungen mit Epiktet. Ausgewählt und ins Deutsche übertragen von Joseph Grabisch. Jena und Leipzig. 1905. Eugen Diederichs. 3,00 Mark, geb. 4,50 Mark.

Moderne Kultur. Eine philosophische Betrachtung von Dr. F. Wolny. Berlin. 1905. Leonhard Simion Nf.

Gesundheit und Lebensglück. Aerztlicher Ratgeber für Gesunde und Kranke von Dr. Arthur Sperling. Berlin. 1904. Illustein u. Co. 7,50 Mark.

Digitized by Google

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Tagesordnung zum 8. ordentlichen Gesellschaftstag in Jena.

Donnerstag, den 8. Juni, abends 7 Uhr: Begrüßung der Delegierten im „Gasthof zur Sonne." Mandatsprüfung und Einsetzung der Ausschüsse, sowie Vorberatung der Verhandlungen.

Freitag, den 9. Juni, vorm. 9 Uhr im „Volkshaus": Beginn der Beratungen:

1. Rechenschaftsbericht des Hauptvorstandes.
2. Berichte der Abteilungen.
3. Anträge des Hauptvorstandes auf Änderung der Satzungen (vgl. S. 70 der vorigen Nr.)
4. Anträge von Prof. Döring, Justizrat Stern, Prof. Bruno Meyer und P. Jaffé zur Satzungsänderung (siehe ebenda).
5. Antrag des Hauptvorstandes auf Erhöhung der Jahresbeitragsgiffer der Ethischen Kultur für sämtliche Mitglieder der D. G. E. K. um je 1 Mark.
6. Bescheidung des internationalen ethischen Kongresses in London im Jahre 1906.
7. Beratung über die Frage, ob und event. in welcher Form eine Vereinigung für Moralunterricht zu begründen ist.
8. Kassenbericht und Entlastung.
9. Wahl des neuen Hauptvorstandes und Bestimmung der Revisoren.
10. Bestimmung des Orts, in welchem der nächste Gesellschaftstag stattfinden soll.

Freitag, den 9. Juni: abends 8½ Uhr, voraussichtlich im kleinen Saal des „Volkshauses." Öffentliche Versammlung mit Aussprachen der Kongreßteilnehmer.

Sonnabend, den 10. Juni: Fortsetzung und Schluß der Beratungen.

Den Teilnehmern wird der „Gasthof zur Sonne" als Absteigequartier empfohlen. — Adresse des Jenaer Abteilungsvorsitzenden: Dr. Hermann Türk, Jena, Kochstraße. J. A.: Dr. Penzig.

Zum Kulturkampf um die Schule.

Ein Mahnwort an Denkende.

Von **Dr. Rudolph Penzig.**

Verlag **Leonhard Simion Nf. Berlin** S. W. 48.

VIII und 152 S. gr. 8°. brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Dr. Fr. Wilhelm Foerster-Zürich schreibt dem Verfasser:

„Trotz der mir vielfach stark entgegengesetzten Ansichten Ihr Buch hat es ja mit starker Offensive gegenüber einer aktuellen Frage zu tun) bin ich von den rein pädagogischen Kapiteln sehr entzückt. . . . auch finde ich so viele neue und schlagende Argumente für den Moralunterricht und seine Möglichkeiten, daß ich mich herzlich freue, daß dies Buch geschrieben wurde. Und auch dort, wo ich „Feind" bin, erkenne ich mit Hochachtung und Bergnügen, daß Ihre Kanonen gut aufgefahren sind." . . .

Zum Druck von Broschüren

wissenschaftlichen Werken,

Jahresberichten, Flugblättern,

sowie zur Anfertigung

sämtlicher anderen Druckarbeiten

in moderner und sauberer Ausführung, bei billigster Berechnung, empfiehlt sich

Oskar Hensels Buchdruckerei

Gottesberg (Schlesien).

Druck der „Ethischen Kultur," des „Freidenker" und freireligiösen „Sonntagsblatt."

Bei Bedarf verlange man Kostenanschlag.

Verlag von Leonhard Simion Nf. in Berlin SW. 48.

Soeben erschient:

Wilde Rosen

und

andere Erzählungen.

Von **J. Trinius.**

8°. 9 Bogen. Eleg. brosch. 2 Mk., eleg. geb. 2.75 Mk.

Der unermüdliche „Thüringer Wandersmann", dem die Freunde des schönen grünen Berglandes zwischen Werra und Saale nun schon so manche anheimelnde Gabe verdanken, der im gleichen Verlage bereits ein mit so viel Beifall aufgenommenes Skizzenbuch „Goethe-Stätten" erscheinen ließ, erfreut uns jetzt mit vorliegendem Bande durch einen Strauß von Erzählungen, die uns zum Teil hinein in die waldfrische Heimat des Verfassers führen, dann wieder nach des Reiches Hauptstadt wie weit hinaus bis zum blauen Mittelländischen Meere geleiten.

Wie in den früheren Werken des Verfassers tritt uns auch hier wieder das warme Gemüt, die scharfe Beobachtungsgabe, der sonnige Humor wie die verjöhnliche Lebensauffassung entgegen, Eigenschaften, die gerade in unserer so vieles verneinenden, verspöttelnden Zeit, der inneren Adelet nur so vielem, was uns einst heilig und unantastbar erschien, doppelt wertvoll erscheinen müssen. Trinius ist längst in jedem echt deutschen Hause ein lieber Freund und Gast geworden. Auch dieses Büchlein wird ihm neue Freunde erwerben, die alten aber mit Genugtuung und Freude erfüllen.

C. H. Beck'scher Verlag (Oskar Beck), München.

Soeben erschienen:

Ethische Präludien

von

Dr. M. Kronenberg.

8° VI. 322 Seiten. Preis: broschiert 5 Mk., gebunden 6 Mk.

Inhalt:

I. Teil:
Historisches, Charakteristiken.

Die Kantische Gedankenrevolution und die Ethik.
Die Ethik Goethe's.
Nietzsche als Kulturpolitik.
Schleiermacher's „Reden über die Religion."
Feuerbach's Religionsphilosophie.
Ueber den Geist der Renaissance.
Giordano Bruno's Märtyrertod.
Rousseau und die Encyclopädisten.
(Fortsetzung und Schluß folgt.)
Emerson und der deutsche Idealismus.

II. Teil:
Individualethik. Ethik und Religion.

Naturbetrachtung und Naturgenuß.
Ethik und Religion.
Religiöse Aufklärung u. Romantik.
Ueber Feste und ihre Symbolik.
Künstlertum.
Dankbarkeit, Pietät, Frömmigkeit.

III. Teil:
Sozialethik.

Egoismus und Altruismus.
Weltfluch u. Gemeinschaftsbildung.
Der soziale Geist.
Soziale Utopien.
Ethik und Politik.
Das Nationalitätsprinzip.
Die Idee des ewigen Friedens.

Im Erscheinen begriffen ist:

Kant.

Sein Leben und seine Lehre.

Von **Dr. M. Kronenberg.**

Mit einem Porträt Kants nach Döbler.

Treue aufs neue revidierte Auflage. — Preis elegant gebunden 4 ℳ 80 ₰.

Das Bureau der D. G. E. K.,

Unter den Linden 16 befindet sich jetzt nicht mehr im dritten, sondern im **zweiten Stock** rechts. Auskünfte 2c. werden, falls der Unterzeichnete nicht anwesend ist, aber, nach wie vor, auch in der Auskunftsstelle im III. Stock erteilt. Sprechstunden des Unterzeichneten nur Montag, Mittwoch und Freitag von 10—12 Uhr. Eilige Zuschriften sind daher besser an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmanstraße 15 zu richten.

Dr. Penzig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1,60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die 7mal gespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XIII. Jahrgang.	Berlin, den 1. Juni 1905.	Nr. 11.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Alle, welche die „Ethische Kultur" durch die Post erhalten, werden dringend gebeten, alle Reklamationen wegen unpünktlichen oder unregelmäßigen Einganges stets nur bei der Postanstalt des Bestimmungsortes oder dem Briefträger anzubringen; bei diesen ebenso die Adressenänderungen und auch das Bestellpostamt recht genau anzugeben.

Inhalt:

Der achtstündige Arbeitstag. Von Dr. Paul Bergemann.
Die ethische Bewegung in England. Von Emily Alischul (London.) (Schluß.)
In Wilhelm Raabe's „Alten Nestern." Eine Stunde literarischer Träumerei von Fr. Dietert-Zoppot.
Streiflichter:
Studentenaustauschfeste.
Bildung.
Aus der ethischen Bewegung. Sitzung des Hauptvorstandes.
Bücherschau.

Der achtstündige Arbeitstag.

Von Dr. Paul Bergemann.

Wenn man, selbst in den bestrenommierten Tageszeitungen, die Argumente liest, mit denen angesehenste Politiker gegen Forderungen, die von der Arbeiterschaft im Namen der Humanität erhoben werden, zu kämpfen pflegen, so ist man immer wieder von neuem überrascht durch den Mangel an Gerechtigkeitssinn und -gefühl, durch das Fehlen ethischer Gesichtspunkte in der Beweisführung. Ja, es werden gegen solche Forderungen nicht bloß Einwände geltend gemacht, die weit entfernt davon sind, als ethische angesehen werden zu können; und Humanitätsforderungen lassen sich doch überhaupt nur widerlegen durch den Hinweis darauf, daß andere von noch höherer Art durch ihre Realisierung verletzt werden würden; sondern oft genug werden dagegen Einwände vorgebracht, deren Haltlosigkeit nur noch von ihrer Naivetät übertroffen wird. So las ich vor kurzem im „Tag" aus freiherrlicher Feder zu meinem Erstaunen, daß sich über den Maximalarbeitstag an sich schon reden lassen würde, wenn er nicht einen so verdächtigen Anklang an Achtstundentag und sozialdemokratische Agitation hätte. Also: der Maximalarbeitstag erscheint dem Artikelschreiber (ich will seinen Namen nicht verschweigen; es ist der Freiherr von Zedlitz und Neukirch) als eine wohl diskutierbare Sache — an und für sich. Aber da die Sozialdemokratie davon gesprochen habe und spreche, komme dieselbe für einen anderen Politiker nicht in Betracht. Auch deshalb nicht, weil vielleicht der Achtstundentag als Maximalarbeitstag normiert werden dürfte. Gegen den ersten Einwurf eine Widerlegung versuchen wollen hieße: etwas ernst nehmen, das keinen Ernst verträgt. Was aber das andere betrifft, so möchte ich zeigen, daß der Achtstundentag als Maximalarbeitstag sich durchaus empfiehlt.

Die bekannte und oft wiederholte Forderung, den Maximalarbeitstag als achtstündigen zu normieren, wird gewöhnlich begründet durch den Hinweis auf die dem Einzelnen zur Verfügung stehende beschränkte Kraft und die Erwägung, daß eine achtstündige Arbeitszeit eine Vermehrung der Zahl der in einem Betriebe Arbeitenden zur Folge haben müsse. Man meint also, der Einzelne werde durch eine längere Arbeitszeit überanstrengt, und außerdem werde die namentlich im Interesse der Gesundheit des arbeitenden Individuums eingetretene Verkürzung der Arbeitszeit die Folge haben, daß mehr Arbeitsuchende als bisher Beschäftigung finden können. Derartige humane Argumente verfangen nun freilich bei einem egoistischen Unternehmer nicht, so berechtigt sie in den Augen des Ethikers immer sein mögen. Vielmehr sträubt sich jener Arbeitgeber gegen den Achtstundentag aufs energischste, weil er der Ansicht ist, daß er durch seine Einrichtung Einbuße an Vermögen erleiden werde. Diese Ansicht ist aber eine irrige. Professor Abbe, der ehemalige Leiter der weltberühmten Jenaer optischen Werkstätten, der Firma Carl Zeiß, hat den zahlenmäßigen und experimentellen Beweis erbracht, daß eine Verkürzung der wenigstens jetzt meist üblichen Fabrikarbeitszeit von zehn oder neun auf acht Stunden keine Herabsetzung der Leistungsfähigkeit des einzelnen Arbeiters bedingt und daher auch nicht zur Mehreinstellung von Arbeitern in einem Betriebe führt. Der zweite der beiden humanen Gründe obiger Forderung wird damit allerdings ebenfalls hinfällig. Der egoistische Fabrikant kann demnach getrost die Arbeitszeit in seiner Fabrik auf acht Stunden herabsetzen, ohne fürchten zu müssen, daß seine Arbeiter jetzt weniger als zuvor fertig bekommen, und daß er mehr Arbeiter einstellen, also mehr Lohn auszahlen müsse als früher. Ja, die Leistungsfähigkeit der Arbeiter erfährt durch die Verkürzung der Arbeitszeit nicht nur keine Verminderung, sondern vielmehr noch eine Steigerung. Ich finde in den Abbe'schen Aufstellungen z. B. umstehende Tabelle:

Digitized by Google

Spezifikation nach Betriebsabteilungen

Betriebsabteilung	Zahl der Personen	Durchschn. Lebensalter Jahre	Durchschn. Dienstalter Jahre	Verdienst pro Stunde in Pfg. Normalstundentag	Nichtnormalstundentag
Optik					
1. Linsenfasser — feine Handarbeit	21	31,1	12,7	72,8	84,9
2. Schleifer der Mikroskop-Abtlg. — feine Handarbeit	20	33,2	13,8	79,1	86,5
3. Sonstige Handschleifer und Zentrierer — ausschl. Handarbeit	59	26,1	7,5	60,4	70,5
4. Maschinenschleifer — ausschl. Maschinenarbeit	19	32,1	5,8	52,2	62,0

Daraus ergeben sich folgende Verhältnisbaten: 100 : 116,6 — 100 : 109,4 — 100 : 116,7 und 100 : 118,8. Im Durchschnitt ergibt sich das Verhältnis von 100 : 116,3. Die Sache erscheint manchem vielleicht etwas wunderbar, sie ist aber in Wirklichkeit nichts weniger als wunderbar, sondern vielmehr so natürlich wie nur irgend möglich. Man bedenke Folgendes.

Eine sehr lange Arbeitszeit hat Ueberanstrengung zur Folge. Jede Arbeit bewirkt Ermüdung, einen gewissen Kräfteverbrauch. Soll die Arbeit nicht zu Ueberanstrengung führen, also dem Arbeitenden keinen Schaden zufügen; denn Ueberanstrengung bedeutet Gesundheitsschädigung, dann muß dem durch die Arbeit bedingten Kräfteverbrauch ein entsprechender Kräftezufluß gegenüberstehen, muß die durch die Arbeit bedingte Ermüdung durch entsprechende Ruhe und Erholung ausgeglichen werden. Ist die Arbeitszeit zu lang, so bleibt aber nicht genug Zeit zur Ruhe und Erholung übrig. Es findet also bei zu langer Arbeitszeit kein genügender Kräftezufluß statt. Es bleibt ein Müdigkeitsrest zurück, zu dem sich im Laufe der Zeit immer weitere Müdigkeitsreste gesellen. Dieselben summieren sich und ergeben endlich das traurige Resultat der Ueberanstrengung, des Kräfteverfalls, der Arbeitsuntauglichkeit. Wird hingegen die Arbeitszeit derart normiert, daß zur Erholung und Ruhe hinreichende Zeit übrig bleibt, dann ersetzen sich in der arbeitsfreien Zeit die verbrauchten Kräfte, der Arbeiter kann am anderen Tage mit frischer, ungeschmälerter Kraft an die Arbeit gehen und ist daher ganz selbstverständlicher Weise in der Lage mehr zu leisten als der Arbeiter, welcher länger arbeiten muß und stets mit einem Müdigkeitsrest zur Arbeit kommt. Wir haben ja gesehen, daß bei achtstündiger Arbeitszeit jedenfalls nicht nur ebensoviel, sondern sogar noch mehr geleistet wird als bei neunstündiger Arbeitszeit. Das ist eine positive Tatsache, welche den Schluß rechtfertigt, daß bei achtstündiger sicherlich gerade so viel wie bei zehn- oder oder elfstündiger Arbeitszeit geleistet werden kann. Bei starker Reduktion der Arbeitszeit muß nämlich das beschleunigte Arbeitstempo noch besonders in Rechnung gezogen werden als ein Kräfteverbrauch bedingender Faktor. Abbe hat folgende physiologische Bilanzgleichung zwischen Arbeitsprodukt und Dauer der täglichen Arbeitszeit aufgestellt:

$$z\,P + \beta\,P.f\left(\tfrac{1}{a}\right) + \gamma.a \quad i.\gamma\,(24-a).$$

In dieser Gleichung bedeuten: P = Größe des täglichen Arbeitsproduktes; a = tägliche Arbeitszeit in Stunden; α, β, γ numerische Koeffizienten, welche für eine bestimmte Person je konstant sind; f() = eine Funktion, die mit wachsendem Argument, d. h. mit abnehmendem a wächst = $\alpha P + \beta P.f\left(\frac{1}{a}\right) + \gamma.a$ V = täglicher Kräfteverbrauch; i = Intensität des Stoffwechsels i.γ (24 — a) E = täglicher Kräftezufluß. In Worten lautet sich obige Gleichung so ausdrücken: das tägliche Arbeitsprodukt wird für jede bestimmte Person und jede bestimmte Arbeitsart bei einer bestimmten Dauer der täglichen Arbeitszeit ein Maximum; und Verkürzung der Arbeitszeit hat so lange Erhöhung der Tagesleistung zur Folge, wie der Gewinn für den täglichen Kräftezufluß aus der verlängerten Ruhe- und Erholungszeit (und die Ersparnis an Kraftverbrauch für „Leergang") noch größer sind als der Kräfteverbrauch für die Beschleunigung des Arbeitstempos.

Nun aber auch noch ein Wort zur sittlichen Rechtfertigung der Forderung des Achtstundentages. In erster Linie ist hier die Erwägung am Platze, daß der unter günstigen äußeren Bedingungen (wozu außer mäßiger Arbeitszeit auch die Sicherheit einer auskömmlichen Existenz gehört) seine Arbeit verrichtende diese Arbeit freudiger und damit besser vollzieht als derjenige, bei welchem solche Bedingungen fehlen. Mäßige Arbeitszeit im Verein mit auskömmlicher Entlohnung ist einfach überhaupt die Grundbedingung eines geistig und leiblich gesunden, eines tüchtigen Lebens. So ist der günstige Einfluß auf das Familienleben nicht zu übersehen und zu unterschätzen. Der nach außerordentlich langer Arbeitszeit nach Hause kommende Arbeiter hat kein Gefühl und keinen Sinn mehr für sein Heim, seine Frau, seine Kinder. Der überanstrengte Mensch ist zu stumpf für alles andere als für Speise und Trank und Schlaf. Er ist auch überaus reizbar, so daß die geringfügigsten Anlässe häßliche Szenen heraufbeschwören, die weder für das gute Verhältnis der Ehegatten zueinander noch für die dabei anwesenden Kinder etwas Ersprießliches bedeuten.

Alsdann bedenke man, daß einzig der wohlstituierte und nicht überanstrengte Arbeiter in der Lage ist, sich ernstlich um die Fortbildung in seinem Berufe wie auch um seine allgemeine Bildung zu bemühen. Er kann somit ein weit tüchtigerer Arbeiter und weit besserer Bürger sein, kann viel energischer und sachgemäßer seine Pflichten als Arbeiter und als Mensch, als Gemeinde- und als Staatsangehöriger erfüllen, als dies dem kümmerlich bezahlten und übermäßig angestrengten Arbeiter möglich ist. Wir leben in einem konstitutionellen Staatswesen. Unsere dörflichen und städtischen Gemeinwesen sind ebenfalls auf konstitutionellen Prinzipien aufgebaut. Jeder reife Mensch hat daher das Recht nicht nur, sondern auch die Pflicht, durch seine Wahlstimme auf alle öffentlichen Angelegenheiten des Staates und der Gemeinde Einfluß auszuüben. Damit das in der rechten Weise geschehe, so wie es im Gesellschaftsinteresse liegt, muß jeder Wahlberechtigte seine Stimme mit Sachkenntnis, im vollen Bewußtsein der Verantwortlichkeit und Tragweite dessen, was er tut, abzugeben fähig sein. Dazu gehört aber Muße; der Mensch muß Zeit haben, über politische Dinge Belehrung einzuholen und nachzudenken, sich mit der Verfassung und den Gesetzen seiner Heimat, seines Landes und mit den zu ihrer Verbesserung eingebrachten Vorschlägen bekannt und vertraut zu machen.

Nur zu häufig hört man da aber den Einwand, daß größere Muße von den Arbeitern nicht zu solchem Zwecke werde angewendet werden, auch dazu nicht, sich edle Freuden, schöne Vergnügungen zu verschaffen. Vielmehr werde größere Muße mißbraucht werden, werde zu sinnlichen Ausschweifungen und noch stärkerem Wirtshausbesuch führen. Meine Jenenser Erfahrungen widerlegen solche Einwände sehr entschieden. Und das ist ja nur zu selbstverständlich. Gerade bei sehr langen Arbeitszeiten macht sich das Bedürfnis nach starken Sinnesreizen geltend. Der überarbeitete Mensch will sein Vergnügen, seine Freude haben, so gut wie jeder andere: das liegt in der menschlichen Natur. Zu höherer und edlerer Freude ist er aber unfähig, und deshalb ergibt er sich der unedlen, niedrigen, ja gemeinen Freude. Die Gedanken eines körperlich abgearbeiteten Menschen gehen auf Elephantenfüßen. Seine Lebensgeister sind von nichts weniger als leicht beschwingter Art, sind nicht fähig, den Sinn höherer Dinge zu erfassen, sondern schleichen am Boden hin, haften am Groben. Für Belehrung wie für edle Freude dauernd zugänglich kann eben bloß der Arbeiter sein, dessen Kräfte

Digitized by Google

nicht übermäßig angespannt werden, um doch ein nur kärgliches Brot zu verdienen. Alles spricht somit für die Festsetzung eines Maximalarbeitstages, im besonderen des Achtstundentages, nichts gegen eine solche, nicht einmal, wie wir gesehen haben, der Profithunger des Unternehmers. Das sind freilich alles alte Wahrheiten; dennoch erscheint es geboten, dieselben immer und immer wieder zu betonen: vielleicht werden sie dann endlich auch einmal von denen vernommen, die wohl Ohren haben, aber nicht hören, und Augen, jedoch nicht sehen wollen.

Die ethische Bewegung in England.

Von Emily Altschul (London.)

(Schluß).

Es ist nicht möglich, über die ethische Bewegung hier zu sprechen ohne Dr. Coits besonders zu gedenken, ist er es doch, der dieselbe überhaupt erst in Fluß gebracht hat und dem die „Union“ ihr rasches Wachstum verdankt. Sein Einfluß macht sich denn auch überall geltend. Oft überraschend in seinen Gedankengängen und Schlußfolgerungen, ist er doch stets überaus anregend und seine Hingabe an die Sache, seine unermüdliche Tatkraft und die Größe seiner Arbeitsleistung ist bewundernswürdig. Wenn er auch im Einzelnen Widerspruch erregt, so bringt ihm doch alle Welt ein wahrhaft schönes Vertrauen entgegen und man rühmte mir gegenüber, wenn man von ihm sprach, nicht so sehr seine glänzende Rednergabe oder große geistige Vielseitigkeit, sondern die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit seiner Ueberzeugung und seine ausdauernde Begeisterung für die ethische Sache, die nichts abzuschwächen vermag. Er hat es auch verstanden, was bei einer so ausgesprochenen Persönlichkeit hervorgehoben zu werden verdient, Anderen den Platz neben sich einzuräumen, der ihnen gebührt und die Bewegung ist keineswegs auf ihn allein zugeschnitten oder von ihm beherrscht. Wenn ich jedoch eben sagte, daß man seiner bei einer Besprechung der ethischen Bewegung hier besonders gedenken muß, so hatte ich dabei nicht so sehr sein großes organisatorisches Talent im Sinn, als vielmehr den Umstand, daß die uns fremdeste Richtung, die uns also zunächst am meisten auffällt, in Dr. Coit ihren ausgesprochensten Vertreter hat, die nämlich, welche die ethische Bewegung als eine religiöse Bewegung auffaßt und die Worte „religiös, Religion, Kirche“ mit derselben in Verbindung bringt. Diese Auffassung ist aber keineswegs eine den Gesellschaften aufgedrungene, sondern entspricht vielmehr einem tiefen Bedürfnis, dessen sich der Einzelne hier, wie mir scheint, mehr und mehr bewußt wird. Nach einem Zeitalter der Kritik und einer wissenschaftlichen Erkenntnis, die alte Glaubensformen zerstört hat, ist eine tiefe Sehnsucht erwacht nach einem neuen Glauben auf neuer Basis, der vereinigt anstatt zu trennen, aufbaut anstatt niederzureißen. Die in den ethischen Gesellschaften hier Vereinigten, ja selbst die Führer, stehen auf sehr verschiedener Entwickelungsstufe und stellen sehr verschiedene Geistesrichtungen dar. Dem Einen sind die Ideen die Träger allen Fortschritts, dem Andern offenbart sich eine Weltseele im All, diesem ist das Universum von einer sittlichen Macht erfüllt, jenem ist die Menschenseele allein der Quell alles Sittlichen, aber alle beseelt das Verlangen nach einem gemeinsamen Ideal, das zum rechten Tun leitet, das eine feste Lebensrichtung zu geben vermag; so findet man sich zusammen in einem Kultus des Guten, dessen Endziel die vollkommene Einzelpersönlichkeit und die vollkommene Gesellschaftsordnung ist. Ohne Glaube aber ist kein Schaffen und Wirken möglich und jeder Glaube erfordert Hingabe. Höchste Hingabe an ein Ideal aber ist dem englischen Ethiker Religion, höchste Hingabe des Herzens an das ethische Ideal — die ethische Religion! Man würde freilich die ganze Bewegung mißverstehen, wenn man hierin ein Zurückgehen auf überwundene transzendentale Vorstellungen erblicken würde. Hiervon ist nicht die Rede. Als ich im Gespräch mit einem früheren unitarischen Geistlichen, der jetzt eine ethische Gesellschaft leitet, mein Erstaunen darüber äußerte, daß hier so allgemein die Ausdrücke „Religion, religiös“ in Bezug auf die ethische Bewegung gebraucht würden, meinte er: „Wir haben uns eben schon weiter von der Auffassung entfernt, als müsse Religion unbedingt Beziehung auf transzendentale Vorstellungen haben.“ Mr. William Sanders äußerte bei einem ähnlichen Anlasse: „Wir Engländer sind eben ein religiöses Volk“ und sprach sein Befremden darüber aus, daß die Deutschen, wie es ihm scheine, „wenig religiösen Sinn hätten,“ aber er dachte dabei nicht im Geringsten an Religion im alten Sinne.

Einer der jüngeren ethischen Führer sagte mir, er gehöre von Haus aus der englischen Hochkirche an, er wäre aber noch sehr jung gewesen, als diese ihn nicht mehr befriedigt habe und er hätte dann alle religiösen Vereinigungen, die ihm erreichbar waren, aufgesucht und auf ihre Glaubenssätze hin geprüft und mehr und mehr hätte sich die Ueberzeugung in ihm gefestigt, das wahrhaft Menschliche sei allein das wahrhaft Religiöse! So wäre er der ethischen Bewegung beigetreten.

Man kann wohl sagen, daß die Ausdrücke „Religion, religiös u. s. w. für die ethische Bewegung hier allgemein üblich sind. Es fiel mir auf, daß namentlich die tiefer Denkenden unter den jüngeren Leuten dieser Auffassung gewogen sind und die mit derselben eng verbundene tiefere Einschätzung der Einwirkung auf Gemüt und Gefühl für das sittliche Leben als dringende Notwendigkeit erkennen. Da nun dieses Verlangen nach Verinnerlichung und weihevoller Auffassung der ethischen Bewegung am Ausgesprochensten in der Sonntagsfeier zur Geltung kommt, die hier durchgängig als „religious-service“ bezeichnet wird, so sei es gestattet, ein Programm einer solchen in der West London Ethical Society anzuführen. Zur Erläuterung setze ich hinzu, daß die „Erklärung der ethischen Prinzipien“ erst vor Kurzem von Dr. Coit eingeführt worden ist. Sie lautet jeden Sonntag verschieden und enthält in schön gewählten Worten voller Kraft und Schwung einen ethischen Grundgedanken.

Sonntag, den . . . . .

Orgel-Vorspiel
Einleitende Worte
Lied Nr. . . (aus dem ethischen Gesangbuche)
Erklärung der ethischen Prinzipien
Kurze Pause
Lied Nr. . .
Vorlesung (Zitat aus einem beliebigen Schriftsteller)
Gesang (Quintett)
Vortrag
Gesang (Solo)
Ankündigungen
Lied Nr. . . (Während desselben Tellersammlung für die freiwilligen Beiträge)
Schlußworte.

Zur Kennzeichnung der verschiedenen Auffassungsweise möchte ich noch anführen, das während die „Declaration of Ethical Principles,“ die bei uns wohl wenig Anstoß erregen würde, hier als zu rituell, von einzelnen Gesellschaften noch nicht eingeführt worden ist, der gemeinsame Gesang der Lieder des ethischen Gesangbuches, der gewiß bei uns auf Widerstand stieße, hier keinerlei Widerspruch erregt, vielmehr sehr beliebt ist, und eher geeignet erscheint Mitglieder, auch aus Arbeiterkreisen, anzuziehen und festzuhalten.

Ich hatte von der ersten Sonntagsfeier, der ich beiwohnte, einen überwältigenden Eindruck. „Die Frau als Predigerin“ lautete das Thema des Vortrags und Dr. Coit's Auffassung der Frau und ihrer Aufgabe in der Gesellschaft war so edel und schön, so hoch über dem gewöhnlichen banalen Ideal stehend, daß ich aufs Tiefste davon ergriffen wurde. Unzweifelhaft aber wurde dieser Eindruck durch die ganze Umrahmung des Vortrags, wenn ich mich so ausdrücken darf,

Digitized by Google

noch wesentlich erhöht. Die musikalischen Darbietungen, die schön gewählten Zitate, das fein Abgestimmte in dem ganzen Programm verleiht den Worten des Redners eine tiefere Wirkung, als sie sonst auszuüben vermöchten. Es ist, als würden die wesentlichen Punkte in ihrer Bedeutung der Empfindung näher gebracht. Es liegt dies besonders darin, daß die Zitate und die Erklärung der ethischen Prinzipien die Auffassung, die der Redner dem sittlichen Empfinden seiner Hörer besonders einprägen will, direkt hervorheben. Wie wirkungsvoll dies auch da zur Geltung kommen kann, wo der bestrickende Zauber einer großen Rednergabe fehlt, empfand ich lebhaft eines Sonntags, als ein jüngerer Historiker die Sonntagsfeier leitete. Derselbe verfügte nur über eine ziemlich schwache Stimme und sein Thema: „Liberaler Katholizismus“ behandelte nicht ein sittliches Problem, dennoch erzielte er eine tiefe Wirkung; denn Toleranz war der Grundgedanke, den die von ihm gewählten Zitate und die Erklärung der Ethischen Prinzipien hervorhoben, und das Vornehme einer vorurteilsfreien, tief eindringenden, leidenschaftslos prüfenden Denkweise kam durch diese Fassung des Programms so schön zur Geltung, daß dieser Vortrag ohne zu predigen eine Predigt war. Man faßt hier das Streben nach Erkenntnis und Tun des Rechten nicht in einem kalten, puritanischen Sinne auf und ist sich der mächtigen Hilfskraft des Schönen wohl bewußt, und da durch die geistigen Kapazitäten, die der Bewegung zu Gebote stehen, auch das Wahre seine glänzenden Vertreter hat, so wird eine gut geleitete Sonntagsfeier in der ethischen Gesellschaft hier zu einem Dreiklang von gut, wahr und schön, der sehr erhebend wirkt. Daß natürlich da, wo die musikalischen Darbietungen schwach, die Zitate nicht gut gewählt oder schlecht gesprochen werden, der Vortrag durch diese Umrahmung nicht gewinnt, sondern verliert, braucht wohl kaum einer Erwähnung, ich zeichne hier nur die Möglichkeiten, die dieser Art ethischer Sonntagsfeier innewohnen und die Wirkung, die sie ausüben vermag. Wenn eine Vertiefung und Verfeinerung des Empfindens dem sittlichen Sein zu Hilfe kommen kann, so dürfte es wohl außer Zweifel stehen, daß eine Sonntagsfeier, wie die von Dr. Coit angestrebte und zum Teil durchgeführte, ihren wohlberechtigten Platz in der ethischen Bewegung beanspruchen kann. Freilich dürfte sie anderwärts nicht einfach nachgeahmt, sondern müßte den besonderen Bedürfnissen jedes Landes entsprechend, gestaltet werden.

Ein weiterer Punkt in Dr. Coit's Programm, die ethische Staatskirche, dürfte auch hier in der Idee — denn die Ausführungsmöglichkeit liegt ja wohl noch in weitem Felde, — auf Widerstand stoßen. Freilich darf man nicht eine Kirche, wie sie zur Zeit besteht, im Sinn haben; es würde sich vielmehr um eine rein weltliche Institution zur Pflege des sittlichen Lebens der Nation handeln, der nur durch die Machtfülle des Staates größere Wirksamkeit verliehen werden soll, während andererseits ihre demokratische Basis die Möglichkeit, neuen, sittlichen Ideen Gehör und Geltung zu verschaffen, gewährleisten würde; doch, wie schon gesagt, hier gehen die Ansichten auseinander.

Vergangenen Sonntag regnete es in Strömen und ich mußte auf den Besuch der ethischen Sonntagsfeier verzichten. Als das Wetter sich gegen Abend enthellte und ich ausging, bot sich mir auf der Straße Gelegenheit einem Gottesdienste beizuwohnen. Eine Schaar der Heilsarmee hatte sich versammelt und erweckte, nach ihrer Art, die Herzen mit Gebet, Fahnen schwenken und den Tönen der Ziehharmonika. Da gedachte ich der Bewegung in Wales — nicht der ethischen — sondern jener, die zur Zeit jedenfalls die größeren Erfolge aufweisen kann; hat sich doch das Laster bekehrt, stehen doch die Wirtshäuser leer, feiern doch die Gerichtshöfe. „Wie lange,“ dachte ich bei mir, „wird wohl die Wirkung dieser „revival“s vorhalten?“ und ich fühlte tief, wie groß die Aufgabe derer ist, die dauerndes erreichen wollen. „Was,“ fragte ich mich, „wird die Zukunft der ethischen Bewegung daheim sein und allerwärts? Wir können nicht Pauken schlagen und einen frommen Taumel erregen und müssen doch die Herzen für die Sache des Guten gewinnen!“ —

Nicht in dem, was wir gewöhnlich unter sozialer Hilfsarbeit zu verstehen pflegen, liegt, wie diese kurzen Mitteilungen wohl zur Genüge gezeigt haben werden, die Stärke der englischen ethischen Bewegung, wohl aber darin, daß es ihr in bewunderungswürdiger Weise gelingt, im Kreise ihrer Mitglieder und weit über denselben hinaus das neue Ideal persönlicher und sozialer sittlicher Verpflichtungen mit Wärme und Leben zu erfüllen. So wirkt sie im Sinne jenes Lessing'schen Freimaurerriums, dessen wahre Taten bekanntlich dahin zielen, „größtenteils alles das entbehrlich zu machen, was man gemeiniglich gute Taten nennt.“ Was könnte man Schöneres und Höheres einer ethischen Bewegung nachrühmen?

In Wilhelm Raabe's „Alten Nestern.“

Eine Stunde literarischer Träumerei von Fr. Dietert-Zoppot.

Manche Menschen haben hin und wieder kuriose Anfälle in ihrem Leben. Kein Tag und keine Stunde, kein Lebensalter schützt sie, ja uns alle, davor. — Sie wollen allein sein. Verstehe mich bitte nicht falsch, lieber Leser. Ob auch du zu diesen „Sonderlingen“ des Daseins gehörst, denen die Einsamkeit die „bona Dea vitae“ ist, wie Wilhelm Raabe und in diesem Augenblicke just mir, das weiß ich ja nicht. Wenn bei deinem Namen in dem weiten Register unseres Lebensbuches keine Mußestunden inneren Vertrautseins verzeichnet stehen, dann laß dein Auge auf anderen Zeilen ruhen und deine Gedanken hinaus segeln in den Werkeltag.

Ich bin ahnungslos in meinem schönen lustigen Bibliothekszimmer hoch oben am Waldrande in meinem Friedensschlößchen gesessen und habe vergilbte Akten über „Liebe und Ehe“ bei allen schlafengegangenen Völkern durchgestöbert. Da klang in den Bücherstand plötzlich schmetternder Waldhornton. Aus einer fröhlichen Studentenbude nebenan wogten die Melodien, bald laut, bald leiser, daß ich meine Akten zuschlug und hinausträumte in das dämmerige Abendlicht des Frühlings da draußen. Kinderjahre stiegen vor mir auf, da ich sorgenfrei dahingetollt in die weite, weite, unsagbar geliebte Welt, in Wald und Heide, an Bach und See. Und mein Blick glitt zurück in meine Bibliothek zu einer stattlichen Reihe von Bänden hin, die meine erklärten Lieblinge waren. Da standen friedlich neben Goethes „Gesprächen mit Eckermann“ Bände von Carlyle und Ruskin, Fritz Lienhard und Hermann Grimm, Bismarck und Carnegie, Gottfried Keller, Mörike und Conrad Ferdinand Meyer grüßten mich als Wandergenossen meiner Jugendjahre. Und dann kam Wilhelm Raabe.*) Dieser alte Sonderling in der Weltliteratur, der uns aus Abu Telfan oder Nippenburg, in der Sperlingsgasse oder der Apotheke „zum wilden Mann,“ aus Krähenfeld oder Wanza, in Villa Schönow oder Pfisters Mühle, in unseres „Herrgotts Kanzlei“ (Magdeburg) oder sonst irgend einem weltverfunkenen Nest so prächtige kuriose Exemplare der Gattung „homo“ vorstellt, sie sein säuberlich abstäubt und uns in das Herz seines wunderlichen tiefsinnigen und unergründlichen Menschenkrams schauen läßt.

*) Ein prächtiges Büchlein für unsere Leser, das ich in jedem Bücherschrank sehen möchte ist die durch Hans von Wolzogen herausgegebene „Raabenweisheit“ bei Otto Janke, Berlin.

„Für das Innerliche hat die Menschheit nie so als ein sehr scharfes Auge gehabt, und wir wollen ihr keinen Vorwurf daraus machen; denn die Winter sind kalt, die Kartoffeln mißraten sehr häufig und man hat seine liebe Not mit den Regierungen, den Weibern und Kindern. Achtung oder du erfrierst! Achtung oder du verhungerst! Achtung oder man stellt dich unter polizeiliche Aufsicht! Achtung oder die Frau zieht den Pantoffel vom Fuß! Achtung oder deine Tochter kriegt keinen Mann! Zum Teufel

Digitized by Google

mit der Innerlichkeit, die arme Menschheit hat wenig Zeit, sich mit ihrem eigensten Wesen zu beschäftigen" (Leute aus dem Walde).

Die „Leute aus dem Walde" (1863) sind übrigens mit das prächtigste und reichste Buch, das Raabe geschaffen. Wohl war bereits die Chronik der Sperlingsgasse als sein erstes Werk — und heute noch neben dem „Hungerpastor" das verbreitetste — ein wildwogendes Gemisch seltsamer absonderlicher Menschenschicksale gewesen. Aber Hebbel schrieb damals ganz richtig über diese „Ouvertüre" zu Raabes Gesamtschaffen:

„Wo bleibt aber die Oper — — — Wir haben garnichts dagegen, daß auch die Töne Jean Pauls und Hoffmanns einmal wieder angeschlagen werden, aber es muß nicht bei Gefühlsergüssen und Phantasmagorien bleiben, es muß auch zu Gestalten kommen, wenn auch nur zu solchen, wie sie der Traum erzeugt."

Nach der „Sperlingsgasse" kamen die „Kinder von Finkenrode," bereits ausgebildeter in seinen Charakteren. Den „heiligen Born" können wir übergehen, um aber dem nächstfolgenden historischen Romangemälde „Unseres Herrgotts Kanzlei" wieder einige Leser zu erbitten. Adolf Bartels will die beiden letztgenannten Bücher von Karl Spindler'schem Einflusse abhängig machen. Nun kamen unsere wunderlichen „Leute aus dem Walde," ein Buch, vielleicht das einzige Raabes, das dauernden Platz in der deutschen Literatur wie auch in der Weltliteratur beanspruchen kann. Echt deutsch ist der Dualismus dieser echten Menschen aus Berliner Großstadteinsamkeit. „Blick hinauf zu den Sternen" gibt der wunderliche Sternenmensch dem ins Leben tretenden Robert Wolf als Leitspruch: „Blick hinauf zu den Sternen, da droben ist alles Harmonie und Ordnung, nach ewigen Gesetzen wandelt jedes Glied der großen glänzenden Gemeinschaft; selbst die regellosesten unter ihnen, die Kometen, ziehen ihren vorgeschriebenen Weg." Wahrlich Not tut es unserer „Zeit, manchmal hinaufzublicken in den klaren Sternenhimmel, das Herz zu entlasten und die Gedanken frei fliegen zu lassen. Es tut not, dem heranwachsenden Geschlechte die Pfade aus dem Getümmel der Welt zu weisen, ihm Ruhepfade zu zeigen in anderen Welten, im eigenen Ich. Aber die Kämpfe zwischen Herz und Verstand, idealistischer und pessimistischer Weltanschauung bleiben keinem nachdenklichen Erdenwanderer erspart, sie sind die unveräußerlichen Anhängsel des Menschenlebens. Nur den Mut nicht sinken lassen, lieber Mensch, nur den Glauben nicht verlieren an die unveräußerliche Ausgleichung der Welten und Menschenschicksale.

Die dualistische Ausgleichung für Robert Wolf prägt der alte Polizeischreiber Fiebiger, dessen Porträtzeichnung eines „alten Raben" ganz auf unsern Poeten paßt, in seinem bodenständigen Lehrspruch: „Hab acht auf die Gassen."

Und dies „Blick hinauf zu den Sternen und hab acht auf die Gassen," die mitsammen mit ihrem drum und dran von wunderlichen Einzelleben uns die Wahrheit einprägen: Non mollis est ad astra e terra vita, dies wundersame Menschenbuch sollte gerade in unserem träumerisch-religiösen Zeitalter nicht mehr gelesen werden? Ihr kennt den ganzen Raabe und ihr gewinnt ihn herzlich lieb, wenn ihr dies Buch euer Eigen nennt.

Mit Raabes weiteren Schöpfungen: Der Hungerpastor, der Schädderump, und Abu Telfan tritt eine pessimistische Periode in seinem beschaulichen Denken ein. Den „Hunger der Welt" schildert er uns: den Kampf der Weltensehnsucht mit dem täglichen Brot. Der Postkarren Schädderump fuhr ihm über die Seele und rumpelt auch noch in das ganz wirr barocke Abu Telfan Traumgebilde hinein. Aber sein Idealismus siegte. Selbst in das Rumpeln des grausigen Schicksalswagens Schädderump klingt das Credo der Jugend; wenngleich in verdüsterter Stimmung:

„Das war alles damals! — Damals schien die Sonne in der rechten Weise; damals machte der Regen auf die rechte Art naß. Damals vernahm das junge Ohr noch nicht das dumpfe Rollen in der Ferne, bei dessen Ton die Alten stehen bleiben, stutzen und schweigend horchen. Die Räder des goldenen Wagens, auf dem Oberon und Titania über die Welt fahren und dann und wann auch wohl ein begünstigtes Menschenkind als blinden Passagier mitnehmen, glänzen, aber sie pflegen nicht wie die Räder jenes anderen schlimmen Karrens, der nur blinde Passagiere befördert und beiden Lenker sich wenig darum kümmert, wie tapfer Hülon und wie schön Regia ist. — Sie erleben große Wunder, in all der Unsinnigenheit, die eben dazu gehört, um Wunder zu erleben. — — Von allen Fluren und Hügeln, aus allen Wäldern rund um sie her erscholl ihnen tausendstimmig das Credo der Jugend."

In Abu Telfan klagt er:

„Wer verliert nicht mehr, als er findet auf seiner Wanderung? Welche ehrlichen Leute rühmen und freuen sich dessen, was sie heimbringen? Nur die kleinen und nichtigen dürfen Triumph rufen, wenn sie ihren Bettelsack ausschütten; die Großen und Edlen werden immer sich abwenden und sagen: Das Beste gehört nicht uns zu, und wir wissen nicht, von wem wir es haben! Was sind wir allesamt anders, als Toren, die verschiedene Gaben zu unbekannten Leuten tragen? Die größte Schlacht und das höchste Gedicht, von wem kommen und zu wem gehen sie? Kein rechter Sieger auf irgend einem Felde wird je rufen: Dies ist mein Werk und das soll es wirken!" — — — — „Hier stehen wir zwei von allen Wettern zerzauste Männer, der Eine zu Land und zur See, im Kriege und in den Wäldern gehärtet und jeder Gefahr, welche die Materie dem Menschen droht, lachend; der Andere in der Knechtschaft zum Manne geschmiedet, wohlbewandert in der Logik der Tatsachen, mit allen Waffen zum Kampf des Geistes gegen die Geister ausreichend versehen; und doch — Beide wie schwach und schwankend, wie hinfällig und nichtig in all ihrem Tun und Urteilen, in all ihrem Wollen und Vollbringen. Wohin wir uns wenden, stoßen wir gegen die Mauern, welche die dunklen Hände gegen uns errichten. Vergeblich mühen wir uns in Zorn und Angst knirschend und atmend ab und stemmen uns wider die Mächte, die unter spotten. Wir ringen nach Atem, Licht und Luft, und es gelingt uns auch wohl, von der Höhe einer Trümmerhalde einen Blick in die Weite zu werfen und die Welt in goldenem Lichte der Schönheit und des Friedens liegen zu sehen. Dann dünken wir uns klug und gewaltig, rufen Sieg und merken nicht, wie hinter unserem Rücken die schwarzen Wälle wahrend unseres eilen fortgetriumphes höher emporstiegen, und wie wir nun da die Nacht haben, wo uns vor einer Stunde noch der helle Tag leuchtete. Wir riefen Sieg von der Höhe eines Trümmerhaufens und aus den Spalten und Ritzen zu unseren Füßen klingt ein höhnisches Lachen; in unsern Triumph hinein wächst es auch vor uns wieder auf: hinab, hinab, nieder in die Tiefe zu neuer vergeblicher Arbeit, zur Rechten oder zur Linken, bis in den Tod keuchend und ringend."

Aber aus dieser Wahrheit des Pessimismus wuchs bald wieder die größere Wahrheit des humorvollen Idealismus empor. Schon im Träumling prägt er uns seinen köstlichen Satz: „Man spricht viel zu leichtfertig vom Lachen in der Welt; ich halte es für eine der ernsthaftesten Angelegenheiten der Menschheit!" Ueber „Christoph Pechlin," der ihn und wieder Schwermut zeigt, sei gleich zu den rein künstlerischen Kleingemälden in Horacker, Wunnigel, Alte Nester, Das Horn von Wanza übergegangen, die in den Jahren 1876 bis 1881 entstanden. „Ach, wenn der Mensch nur nicht immerfort ebenso schlau sein wollte, als er dumm ist" ruft Rabe in seinen Alten Nestern aus. So wollen auch wir uns der vermeßenden und zeilenraubenden Schläue begeben, die behagliche Gemütlichkeit dieser Menschen in alten Nestern behaglich und gemütlich wiederzukäuen. Uns Ethikern sei noch besonders ein Satz aus Horacker ins Herz geschrieben: „Wie kahl und jämmerlich würde manches Stück Erde aussehen, wenn kein Unkraut darauf wüchse." Eine vierte Periode in Raabes Schaffen könnten wir wohl noch mit Adolf Stern konstatieren, wenn wir in unseres Dichters letzten Worten die „Neigung zum Abnormen, zu rätselvollen Gestalten und traumhaften Schicksalen," die sie von der freien Bahn klarer, überzeugungskräftiger Darstellung „hart an die Grenze manieristischer Wildwege" gedrängt hat, noch besonders hervorheben und registrieren wollen.

„Im alten Eisen," „Kloster Lugau," „Akten des Vogelsangs" sind wohl die besten unter ihnen. Köstliches hat Raabe außer der Reihe seiner großen Romane in den „Gesammelten Erzählungen" geschaffen, die mit ihrem herr-

Digitized by Google

lichen Kolorit auf oft historischen Grundfarben die ganze Kunst Raabe'scher Welt- und Menschenmalerei zeigen. Alle Unehrlichkeit und Maskerade ist ihm auch hier zuwider. Er zeichnet uns die Tapferen, die ausharren im Lebenskampf, die guten, genialischen oder launigen Käuze voll einfältiger sicherer Lebensweisheit und gesunden Menschenverstandes. Sogar die vollkommenen Lumpe und geschickten Diebe bringt er zu ihren Menschenrechten und findet, daß sie noch nicht die schlechtesten Genossen sind.

„Schuld haben sie beide nicht, weder der Mensch noch das Schicksal; sie passen nur immer ganz genau aufeinander." — Mit diesem Zitat aus dem „Deutschen Adel" seien die Akten über Raabe's Schriften geschlossen.

Auch Wilhelm Raabe trägt nicht allein die Schuld an dem Schicksale seiner Bücher. Aus den Geistern, die ihm am früheiten beeinflußten, ist auch er hervorgegangen, „ein Zitat aus seinen Vorfahren." Man muß es nur wagen, alles Gedachte neu zu denken. Aehnlich hat — glaube ich — Goethe sich einmal ausgesprochen. So ist Raabe, der auf dem Grunde eines Jean Paul, E. T. A. Hoffmann, Charles Dickens, Karl Spindler nach dem gelehrten Urteil seiner literarhistorischen Kritiker erwachsen sein soll, trotz aller Zitatierrerei ein Eigener, ein Urbild des echtdeutschen Dichters geblieben. Ueber Jean Paul wuchs er hinaus, denn er brachte sein Wissen in angeborener deutscher Bescheidenheit und Behaglichkeit nicht mit der schwülstigen Arroganz seines Vorgängers unter die Leute. Den Spuk Hoffmann's hat er in abnorme, aber gerade deshalb charakteristische Bilder realen Lebens umgesetzt. Ueber den Engländer Dickens mußte der Deutsche siegen, denn die Bodenständigkeit, der Erdgeruch und das Biedermeiertum seiner Werke wirken nicht so oft kontrast wie Dickens, der eigentlich nur im „Weihnachten am Herde" deutscher Gemütlichkeit nahe kommt. Spindler hat nur sehr gering auf Raabe gewirkt. Wohl aber mögen Hippels „Lebenslaufe nach aufsteigender Linie," die bis jetzt noch nie mit Bezug auf Raabe meines Wissens genannt wurden, einigermaßen mit bestimmend für seine Schaffensrichtung geworden sein.

Doch uns sei es gleich, aus welchem Staub vergangener Zeiten seine Geistesahnen stammen. Er hat sich uns als ein voller und ganzer eigener Dichter gegeben und damit seiner Zeit genug getan. In stillen Stunden aber wollen wir ihn von dem Bücherständer nehmen und seine Menschen lebendig werden lassen, als Zeugen dafür, daß wir noch nicht ganz erstickt sind in Werktagsstrubel und Arbeitshasten.

Streiflichter.

Studentenausschüsse. Die Neubelebung des Kampfes um die „akademische Freiheit," in der so Vieles noch ungeklärt und trübe ist, spitzt sich immer mehr zu auf eine dringend notwendige Neuorganisation der Studentenausschüsse. Eine Zeit, in der trotz aller schweren Hindernisse durch Bureaukratismus und Klassenvorurteil der Gedanke der Selbstverwaltung und Erziehung zur Selbstverantwortlichkeit lebendig und wirksam ist, sollte eigentlich in vielen Punkte nicht mehr schwanken. Wie in allen größeren wirtschaftlichen Betrieben die Tendenz durchbricht, die Arbeiter durch eine geeignete Vertretung (Arbeiterausschüsse) an der Verwaltung teilnehmen zu lassen und aus bloßen Objekten der Leitung zu verantwortungsvollen Mitregierern zu machen — wobei als Nebenfrucht die Verringerung der sonst unvermeidlichen Reibungen zwischen Nutzberechtigten und Nutzgeborchenden erzielt wird — so müßte auch endlich in dem Großbetriebe wissenschaftlicher Produktivität, wie ihn unsere Universitäten darstellen, die Studentenschaft in ihren Vertretern als offizielles Organ der Selbstverwaltung mit genau umschriebenen amtlichen Funktionen dem Senat und der aufsichtsführenden Behörde an die Seite treten. Freilich nicht ein Ausschuß, der, wie heute zumeist, nur ein verkleinertes Spiegelbild der in Korporationen und Vereinigungen aller Art zerrissenen Studentenschaft wäre, bei der die große Mehrzahl aller akademischen Bürger, die Wildenschaft, nur dann gehört wird, wenn auch sie sich korporativ zusammenschließt, sondern ein aus allgemeiner Wahl aller Studenten einer Universität ohne Rücksicht auf die an sich mehr oder minder berechtigten Sonderverbände hervorgegangener Vertrauensmännerausschuß. Ihm läge es ob, die Interessen der Studentenschaft nach Außen, d. h. in diesem Falle gegenüber der staatlichen Aufsichtsbehörde und selbst dem Professorenkollegium zu vertreten, für die Wahrung von Ehre, Sitte und Ordnung innerhalb der Studentenschaft zu sorgen — vielleicht sogar durch eine nach Art der Schöffengerichte geordnete Teilnahme an der Disziplinargerichtsbarkeit; er wäre das geeignete Organ zur Verwaltung der wirtschaftlichen und gemeinnützigen Institutionen, wie sie immer zahlreicher werden — z. B. studentische Krankenkassen, Verwaltung der akademischen Lesehallen, Auskunftsstellen, Studentenheime u. s. w. — vor Allem aber würde seine bloße Existenz und die Heranziehung aller reichsdeutschen Studierenden zu seiner Konstituierung, das heute immer mehr — auch durch die starke Ueberfüllung mancher unserer Hochschulen durch im Uebrigen gern willkommen zu heißende Gäste aus dem Ausland — schwindende Bewußtsein der akademischen Einheit und Solidarität neu festigen und kräftigen.

Jeder Art von Freiheit muß stets eine Art von Gebundenheit gegenüberstehen: die einzig erträgliche Bindung aber — unbeschadet der gesetzlichen Ordnungen und der durch ihren Zweck der Erziehung zur Freiheit geheiligten und geadelten Traditionen — ist aber gerade für den civis academicus die Selbstverantwortlichkeit in der Selbstverwaltung. — —

* * *

Bildung. „Wir gefällt's nit." — „Warum?" — „No, weil mir's nit gefällt." . . . .

„Wer war denn vorgestern auf dem Ball, Frau Geheimrat?" — „Ich, nicht viel." — „Wer denn?" — „Nur eine kleine Gesellschaft, die Sie kaum kennen werden." — „Nun, man kennt doch auch seine Leute. Wer war's denn?" — „Herr und Frau Major X." — „Ach, die jeh' ich öfter vorbeikommen. Wer denn sonst noch?" — „Herr Regierungsrat Y. und Töchter." — „Ach, da kenn' ich den Sohn, der mit unserm Max die Prima besucht." — Und so weiter . . . . .

„Lilli, Du warst ja nicht im letzten Vortrag." — „Ich, ich gehe jetzt nicht mehr gern in die Vorträge, da spricht immer nur einer und das ist so langweilig. Mayo versteht die Hälfte doch nicht. Worüber hat denn Professor A. gesprochen?" — „Ueber Goethes Frauengestalten." — „Siehst Du, ich habe gleich gesagt, die Vorträge sind nix. Was die Dichter so zusammenschreiben, ist ja doch alles nicht wahr. Mein Bräutigam hat mir zur Verlobung den „Faust" im Prachtband geschenkt. Das Buch steht sonntags auch, aber Mama sagt, es ist langweilig und das berühmte Gretchen ist eigentlich eine Dirne und Kindesmörderin. Max hätte einem gebildeten Mädchen solch ein unanständiges Buch nicht schenken dürfen. Wir waren am letzten Vortragsabend in der Vorstellung von „Robert und Bertram" und haben uns himmlisch amüsiert. Schade, daß Du nicht da warst." — „Ja, aber Papa läßt mich nicht zu solchen Stücken ins Theater; er sagt, die Vorträge wären lehrreicher. Der gute Papa ist noch recht altmodisch. Denk mal, er ist sogar stolz darauf, daß er früher einfacher Volksschullehrer war. Uns ist das oft so unangenehm peinlich, aber Papa begreift das nicht. Er hat auch selber auf der Volksschule seine höhere Bildung genossen." . . . . .

* * *

Sie schütteln den Kopf, Herr Redakteur? Da tun Sie recht, ich habe ihn auch geschüttelt.

Ich hätte Ihnen für Ihre Zeitung einen Artikel über die Bildung der „oberen Klassen" versprochen und nicht eine Unterhaltung leichtfertiger Klatschweiber? Ganz recht, ich erinnere mich. Aber bitte, lesen Sie das oben geschriebene noch einmal durch, nachdem Sie sich meine Versicherung gehört haben, daß die Sprechenden ausnahmslos aus den „oberen Klassen" waren, sehr elegante und sehr fein duftende Damen, unter denen ich mir wie ein rechter Plebejer vorkam.

Digitized by Google

Wir saßen in einem von lauter eleganten Herrschaften dicht gefüllten Saale. Die Unterhaltung bewegte sich augenscheinlich überall in den gleichen Bahnen wie die mitgeteilten Gespräche, die ich anhören mußte.

Am Rednertische saß ein kleiner unscheinbarer Mann, Alexander Strakosch. Beim Sprechen wird aus diesem Alexander dem Kleinen ein Alexander der Große, wie Sie wissen. Und er las und lebte den dritten Akt aus Grillparzers „Medea," diesem gewaltigen Drama der Mutterliebe. Wie wühlt uns dieser Kampf der Mutter um ihre Kinder das innerste Kämmerlein des Herzens auf; wie lauschen wir diesem Jammern und Flehen mit schauernder Seele und wie bebt uns solche heilige Stärke des Gefühls aus dem tiefsten Staube zu den reinsten und höchsten Höhen! —

Ja, Verehrtester, so meinen Sie. Aber es sind Holzwege, auf denen Sie wandeln; oder Sie gehören nicht zu den „oberen Klassen." Hören Sie einige Urteile meiner hocheleganten Umgebung, die ich noch belauschen konnte. —

„Ich bin recht entzückt." — „Ich auch. Ich dachte, er sieht viel stattlicher und jünger aus." — „Ja, jung ist er nicht mehr; mein Onkel hat ihn schon als Schüler gehört." . . . .

„Wie hat's Dir gefallen, Lili?" — „Danke, ganz hübsch!" (Sehr leichtfertig.) „Ich finde es recht ermüdend." — sieh mal, da oben sitzt Arthur Stern mit Fräuchen!" — „Ja, und dort Herr Marx. Er ist zu nett." . . . .

„Gnädige Frau sind mit dem Redner zufrieden?" — „Ach ja, er spricht eigentlich sehr rührend." — Es wird aber doch etwas eintönig, wenn eine Person ein ganzes Stück liest. Der Herr schaut nicht gut beraten zu sein, sonst hätte er einige gute Humoresken gelesen. Das giebt immer gleich Stimmung." . . . .

Der arme Alexander — wie bald ist er wieder zum „Kleinen" geworden!

Sie aber, mein Herr, frage ich nun: Wollen Sie noch den Aufsatz über Bildung? Drucken Sie die mitgeteilten Gespräche wörtlich nach; sie sprechen Bände. Und mir erlassen Sie gütigst, noch ein Wort hinzuzufügen. Es wäre zwecklos.

Otto Grund (Mainz).

Aus der ethischen Bewegung.

Sitzung des Hauptvorstandes am 7. Mai 1905. Nach Genehmigung des Protokolls bittet vor der Tagesordnung Herr Jaffé darum, daß der in der „vorläufigen Tagesordnung des Gesellschaftstages" (unter 7) genannte Antrag Bieber, der gleichzeitig ein Antrag Jaffé sei, vom Hauptvorstande als solchem angenommen und eingebracht würde. Es wird beschlossen, den Antrag als Antrag des Hauptvorstandes anzuerkennen und zu bezeichnen. Vor der Tagesordnung wird ferner beschlossen, für die Kranzspende am Schillerdenkmal 30 Mark zu bewilligen; die Inschrift soll lauten: „Dem edlen Künder reiner Menschlichkeit. 9. Mai 1905. Die deutsche Gesellschaft für ethische Kultur."

Dr. Penzig teilt mit, daß von „einem Wohlgesinnten" der T. G. E. K. die Summe von 500 Mark zur Verfügung gestellt worden ist. Das wird mit herzlichem Dank entgegengenommen. Auf Antrag B. Meyer wird beschlossen, am ersten Tage des Gesellschaftstages, 8. Juni abends, noch außer der Mandatsprüfung wenigstens zur Vorbereitung der Beratungen die Kommissionen einzutreten. Am Sonntag, dem 3. Juni, abends 7½ Uhr, soll noch eine Sitzung des Hauptvorstandes stattfinden, in Westend, Ahorn-Allee 40, und inzwischen mit dem Jenaer Komitee über die letzten Vorfragen korrespondiert werden.

Der Schriftführer verliest nach zwei Zuschriften von Lehrervereinen, in Döbritz und Leisnig, erstere zustimmend, letztere ablehnend gegenüber der Broschüre „Konfessionelle oder weltliche Schule."

Der Vorsitzende berichtet über die Zuschriften des Vereins für Schulreform in Bremen und die bisherigen Verhandlungen. Dr. Lloy beantragt, die dortige Lehrerschaft nachdrücklich mit Drucksachen zu versehen. So wird beschlossen.

Ferner teilt der Vorsitzende mit, daß die Gesellschaft für ethische Kultur in Philadelphia, wie sie uns mitteilt, am 17. Mai ihren 20. Stiftungstag feiert. Es ist ihr von Berlin bereits Drucksachenmaterial zugegangen. Der Vorsitzende verliest seinen Glückwunschbrief an die Philadelphiaer Gesellschaft, den er im Namen des Vorstandes abgesandt hat.

Ferner wird der Bericht der Abteilung Wiesbaden verlesen und einer Petition des Bundes deutscher Frauenvereine um Zulassung von Mädchen an die höheren Knabenschulen zugestimmt.

Der Vorsitzende berichtet ferner über seine Eindrücke bei seinem letzten Besuch in Paris, wo die Ethiker und Intellektuellen eifrig und erfolgreich an der Arbeit sind, unter Leitung von Desjardins und Buisson. Ein internationales Komitee unter Baron d'Estournelles will u. a. eine maison d'étrangers einrichten, eine Art Fremdenklub zu ethischer Gemeinschaft. Dies Komitee habe ihn zum Mitgliede gewählt.

Die vorläufige Tagesordnung für den Gesellschaftstag in Jena wird darauf mit den oben erwähnten Aenderungen definitiv genehmigt. Punkt 9 soll die Fassung erhalten: Beratung über die Frage, ob und eventuell in welcher Form eine Vereinigung für Moralunterricht zu begründen ist. Neu ist „Berichte der Abteilungen" einzufügen. W. Foerster. Dr. Penzig.

Bücherschau.

Das Land ohne Armut. Von Dr. Christian Labor. Einfachste und sicherste Lösung der Arbeiterfrage. Leipzig. E. Demme.

Diese pansmental geschriebene, originelle Broschüre gehört zur Kategorie der „Utopien," die sich auf dem Papier ganz prächtig ausnehmen und theoretisch scheinbar einwandfrei sind, sich in der Praxis aber kaum durchführen lassen und viele Häkchen bieten. Freilich, wenn die Durchführung der Laborschen Vorschläge möglich wäre, würde es eine wahre Freude sein, denn dann wäre das Sozialistenschreckgespenst der Revolution gebannt. Um die Lösung dieser Frage dreht sich nämlich die Schrift des Pseudonymus, hinter dem sich ein als Sozialreformer auch in Deutschland wohlbekannter ungarischer Arzt verbirgt. Es handelt sich um die Sicherung eines Existenzminimums auf genossenschaftlichem Wege. Der schwärmerische Verfasser befürwortet die Schaffung eines Netzes von Regional Konsumvereinen in enger Verbindung mit Produktivgenossenschaften, Landwirtschaftsbetrieben u. s. w. Die zahlreichen Einzelheiten der Gestaltung und allmählichen Ausgestaltung sind ungemein geschickt und geschmackvoll ausgearbeitet. Der Aufbau des Ganzen, durchgängig an dem Beispiel der Vaterstadt des Autors illustriert, ist imposant und interessant. Und wenn seine „Lösung" auch weder „einfach" noch „sicher" sein dürfte, kann jeder Menschenfreund aus dem packenden, zeitgemäßen Büchlein viel Stoff zu Anregungen schöpfen, manchen Baustein zu fruchtbringender Reformarbeit herausschlagen.

Leopold Katscher.

* * *

Stimmen der Zeit und des Herzens. Gedichte von Friedrich Thieme. Jena 1904. Bernhard Vopelius. VIII und 254 Seiten gr. 8°.

Einem Bändchen Lyrik ist der Kritiker immer unrecht, und dem Dichter weh, und kann doch nichts dafür. Die Schuld trägt allein der Ungeschmack, die Kinder augenblicklichen persönlichen Erlebens teilnehmweise zu sammeln und ein Buch daraus zu machen. Mich mahnt es immer an die andere entsetzliche Geschmacklosigkeit der Gemäldegalerien, die mit raffinierter Bosheit so eingerichtet sind, daß immer ein Eindruck den andern totmacht, daß der Beobachter nichts hinausträgt als einen wüsten Kopf auf müden Beinen. Nun weiß ich ja wohl, daß der Dichter mir zurufen wird: die Gedichte sind ja nicht zum Hintereinanderlesen, nur zum Blättern! Sehr schöne Regel für den Künstler, aber keine für den Kritiker. Der muß die ganze Galerie ablaufen; er soll ja ein Votum abgeben. Muß er? Erzählte und nicht die Bibel, daß der liebe Gott selbst der erste Kritiker der Welt gewesen wäre, . . . ich hätte wahrhaftig auf einen andern gerateu!

Zur Sache! Es ist vieles, recht vieles in dem Buche, was die Oeffentlichkeit nicht vermißt hätte. Eine ganze Anzahl jener Gedichte, bei denen man, ohne große Emotion sagt: nicht übel gelungen! Nette Gelegenheitsdichtung, meist glatt und geschickt. Die sollte man seinen Freunden vorhandeten, zünftigen Lesern aber findet sich doch auch hie und da ein Gedicht, das Anspruch auf größere Oeffentlichkeit machen darf. Der Verfasser hat sich zu einer tieferen, ethischen Lebensanschauung durchgerungen und seine Gedanken über Gott, Natur und Menschheit dürften des Beifalls unserer Leser sicher sein. Nicht ohne Humor sind z. B. „Der Mensch" (S. 55), „Die große Lotterie" (S. 56) u. a. Am besten aber liegt ihm die soziale Dichtung. Da findet er echte Herzenstöne: „Sehr weich ein Mensch" (S. 52), „Die Lebenden an die Toten" (S. 210), „Barbarei und Kultur" (S. 217), „Das Proletarierweib" (S. 191). „Die Sozialdemokratie vor Gericht" (S. 198 und andere mehr.

Ein Anakreontiker ist er nicht; Liebe und Wein nehmen nur einen geringen Raum ein — was bei der Liederproduktion auf diesem Gebiet nur freudig zu begrüßen ist. Die ernste Dichtung aus der Zeit für die Zeit darf von ihm wohl noch gelegentlich Gutes erwarten. Die Ausstattung ist gefällig, der Preis mäßig.

-ne-

Digitized by Google

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Tagesordnung zum 8. ordentlichen Gesellschaftstag in Jena.

Donnerstag, den 8. Juni, abends 7 Uhr: Begrüßung der Delegierten im „Gasthof zur Sonne." Mandatsprüfung und Einleitung der Aussprache, sowie Vorberatung der Verhandlungen.

Freitag, den 9. Juni, vorm. 9 Uhr im „Volkshaus": Beginn der Beratungen:

1. Rechenschaftsbericht des Hauptvorstandes.
2. Berichte der Abteilungen.
3. Anträge des Hauptvorstandes auf Aenderung der Satzungen (vgl. S. 70 der vorigen Nr.)
4. Anträge von Prof. Döring, Justizrat Stern, Prof. Bruno Meyer und P. Jaffé zur Satzungsänderung (siehe ebenda).
5. Antrag des Hauptvorstandes auf Erhöhung der Jahresbeitragssätze der Ethischen Kultur für sämtliche Mitglieder der D. G. E. K. um je 1 Mark.
6. Beschickung des internationalen ethischen Kongresses in London im Jahre 1906.
7. Beratung über die Frage, ob und event. in welcher Form eine Vereinigung für Moralunterricht zu begründen ist.
8. Kassenbericht und Entlastung.
9. Wahl des neuen Hauptvorstandes und Bestimmung der Revisoren.
10. Bestimmung des Orts, in welchem der nächste Gesellschaftstag stattfinden soll.

Freitag, den 9. Juni: abends 8½ Uhr, voraussichtlich im kleinen Saal des „Volkshauses": Oeffentliche Versammlung mit Ansprachen der Kongreßteilnehmer.

Sonnabend, den 10. Juni: Fortsetzung und Schluß der Beratungen.

Den Delegierten wird der „Gasthof zur Sonne" als Absteigequartier empfohlen. — Adresse des Jenaer Abteilungsvorsitzenden: Dr. Hermann Türk, Jena, Rockstraße 3. J. A.: Dr. Penzig.

Verlag von Leonhard Simion Nf. Berlin SW. 48.

Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Mit Bildnis Rahels. Herausgegeben von Dr. Hans Landsberg. Preis broschiert 3 Mk., gebunden 4 Mk. **Rahel Varnhagen:** Die bedeutendste Frauengestalt der Romantik hat uns in ihren Briefen und Tagebüchern ein unvergleichliches Kulturbild ihrer Zeit hinterlassen. Sie ist die erste wahrhaft moderne Frau ganz erfüllt von der Aufgabe, dem Weibe dieselben Rechte zu geben, die für seine Entwickelung notwendig sind. **Rahel: Ein Buch des Andenkens ist ein Buch des Lebens, ein Evangelium hoher Weiblichkeit.**

Albrecht Dürers sämtliches Vermächtnis. (Mit Bildnis Dürers). Ausgewählt und eingeleitet von Dr. Max Osborn. broschiert 2 Mk., gebunden 3 Mk. Das Buch enthält Dürers Briefe, sowie sie uns erhalten sind, und man darf annehmen, daß gerade in unserer Zeit eine derartige Ausgabe vielfachen Wünschen entgegenkommt, um so mehr, als der Name Dürers heute mehr als je ein Heiligtum für alle Freunde deutscher Kunst ist.

Zum Druck von **Broschüren**

wissenschaftlichen Werken,

Jahresberichten, Flugblättern,

sowie zur Anfertigung

• • • **sämtlicher anderen Druckarbeiten** • • •

in moderner und sauberer Ausführung, bei billigster Berechnung, empfiehlt sich

Oskar Hensels Buchdruckerei

Gottesberg (Schlesien).

Druck der „Ethischen Kultur," des „**Freidenker**" und freireligiösen „**Sonntagsblatt.**"

☞ Bei Bedarf verlange man Kostenanschlag.

Zum Kulturkampf um die Schule.

Ein Mahnwort an Denkende.

Von **Dr. Rudolph Penzig.**

Verlag **Leonhard Simion Nf. Berlin** S. W. 48.

VIII und 152 S. gr. 8°. brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—

Prof. Dr. Friedrich Jodl-Wien schrieb dem Verfasser:

„Indem ich Sie und die Sache, welche Sie vertreten, zu dieser glänzenden Leistung herzlich beglückwünsche, kann ich nur sagen: Ihre Erörterungen sind so vielseitig, dabei getragen von einer solchen Wärme der Ueberzeugung und einem so vollständigen Durchdenken der ganzen Gruppe von Problemen, die diesen Kulturkampf bilden, daß ich meine, das Buch kann seinen Eindruck auf weite Kreise nicht verfehlen." . . .

Landtagsabgeordneter Rechtsanwalt O. Muser-Offenburg:

„Ihre Arbeit fesselte mich so, daß ich sie trotz vieler Berufsgeschäfte bereits gelesen habe und mich immer auf den Augenblick freute, in dem ich sie wieder zur Hand nehmen konnte. Ich finde in Ihrer Schrift die überzeugende wissenschaftliche Begründung meiner eigenen bezüglichen Anschauungen und möchte glauben, daß sich kein Denkender ihrer zwingenden Logik wird entziehen können." . . .

Frankfurter Zeitung, 23. 11. 04:

„In einer eingehenden Schrift behandelt Dr. Penzig den Streit von allgemein staatlichen und sittlichen Erwägungen aus und kommt, indem er es als einfach logisch nachweist, daß vom Staat eingerichtete Schulen auf nicht konfessioneller Basis begründet werden müssen, da die Religion an sich dem Staatswesen fremd ist, zu der von ihm eingehend erläuterten Forderung, den Religionsunterricht aus der Schule zu verweisen und ihn durch einen praktisch sittlichen Unterricht in der Lebenskunde zu ersetzen."

Prof. Dr. August Döring-Berlin:

„Es ist sehr erfreulich, daß Sie hier einen neuen kräftigen Vorstoß in der Richtung auf das uns vorschwebende Ideal gemacht haben. . . . Mit Freuden finde ich auch in Ihrem Buche so Manches, das mir ganz aus der Seele gesprochen ist oder in dem ich die Zustimmung zu meinen Gedanken mit Befriedigung wahrnehme." . . .

Prof. Dr. Ewald Horn-Berlin im „Pädagogischen Archiv." 1905 Nr. 1.

„Das zur Beantwortung der gestellten Frage: ob man auch einer systematischen Behandlung der Ethik auf der höheren Schule das Wort reden solle, nötige wissenschaftliche Material, wenn anders man nicht glaubt mit bloßem Sentiment die Frage abtun zu können, findet sich in den Penzig'schen Bücher. Es kommt also jetzt gelegen, wenn ich hier, nachdem die Redaktion das Thema zur Diskussion gestellt hat, alle, die sich der Sache ernstlich annehmen wollen, ernstlichst bitte, den Penzig'schen Schriften ihre Aufmerksamkeit zu schenken."

Preussische Schulzeitung, Liegnitz, 5. 11. 04:

„Die nicht von irgendwelcher einseitigen Parteidoktrin diktierte, sondern aus ernster Besorgnis um die sittliche Bildung unseres Volkes hervorgegangene Schrift wird allen politischen Interessenten, vor allem aber den Lehrern und Eltern ein trefflicher Wegweiser in den Wirren des kämpfes um die Zukunft der Schule sein. Wir empfehlen sie unseren Lesern dringend."

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur (Abteilung Berlin.)

Sonntag, den 25. Juni: Landpartie nach dem **Liepnitzsee;** zwischen Station Breitenfluß (Berlin-Stettiner Bahn) und Station Wandlitz (Klein-Wahn Berlin—Neustadt—Wandlitz.) Alles Nähere in nächster Nummer. R. P.

Das Bureau der D. G. E. K.,

Unter den Linden 16 befindet sich jetzt nicht mehr im dritten, sondern im **zweiten Stock** rechts. Ausklinke ꝛc. werden, falls der Unterzeichnete nicht anwesend ist, aber, nach wie vor, auch in der Auskunftstelle im III. Stock erteilt. Sprechstunden des Unterzeichneten nur Montag, Mittwoch und Freitag von 10—12 Uhr. Gütige Zuschriften sind daher besser an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmanstraße 15 zu richten.

Dr. Penzig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Bertin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1.60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XIII. Jahrgang. | Berlin, den 15. Juni 1905. | Nr. 12.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Alle, welche die „Ethische Kultur" durch die Post erhalten, werden dringend gebeten, alle Reklamationen wegen unpünktlichen oder unregelmäßigen Einganges stets nur bei der Postanstalt des Bestimmungsortes oder dem Briefträger anzubringen; bei diesen ebenso die Adressenänderungen und auch das Bestellpostamt recht genau anzugeben.

Inhalt:

Die „gelbe Gefahr." Von Herausgeber. — Der Aufstand des Gefühls gegen die Vernunft. Von Bruno Meyer. Erklärung. Von Dr. F. W. Foerster. Streiflichter: „Komisch." Hebung der Moral durch Gewalttat. Aus der ethischen Bewegung. Abteilung Magdeburg. Abteilung Frankfurt a. M. Eingegangene Bücher.

Die „gelbe Gefahr."

Ein Unbehagen geht durch Europa. Sie siegen zu viel, zu kräftig, zu rücksichtslos, diese allzu gelehrigen Schüler der „Zivilisation," mit ihren japanischen Mollke Oyama und Nelson Togo. Auch die scheidenden Herren, die über Hunderttausende von zerfetzten Menschen als unvermeidliche Opfer „höherer" Gesichtspunkte kühl hinwegsehen, gerade diese Realpolitiker großzügigen Stils zitieren wieder das Kaiserwort von den heiligsten Gütern der europäischen Völker, und die feinsten Diplomaten diesseits und jenseits des großen Teiches rüsten sich bereits, bei dem demnächstigen Frieden von Charbin oder sonstwo mit der internationalen Feder zu verderben, was das japanische Ritterschwert „gut" gemacht hat. Entsetzliche Bilder gaukelt ihnen die Einbildungskraft vor: die Preußen des Ostens an der Spitze des aus jahrtausendelangem Schlaf geweckten chinesischen Millionenreichs mit der ältesten Kultur: Die Mongolen über Dir, Europa! Weder republikanisch, noch lokalisch, wie Napoleon I. meinte, sondern heidnisch-hunnisch! Unsere ganze herrliche religiöse und ästhetische, wissenschaftliche und ethische Kultur unter dem Wagen Dschaggernauts; Buddha über Christus triumphierend, die zweitausendjährige Kulturgeschichte Europas ein Traum, die winzige Halbinsel, die sich eine kurze Zeitspanne lang einbildete, geistiger Mittelpunkt der Erde zu sein, eingeheimst zur asiatischen Barbarei! —

Wie gering doch die Menschen von ihrem geistigen Besitz denken, daß er so hinfällig sei! Und wie kolossal sie trotz alledem den heimischen Stand der Menschenbildung überschätzen, daß er so unersetzlich wäre! Wahrlich, es fehlt uns nicht an Stolz und Freude über das, was seit fünf Jahrtausenden in diesem Erdenwinkel von Menschengehirnen und Menschenarmen geleistet worden ist; wir sehen haarscharf die für Zeitalugen riesigen Unterschiede, die den Westeuropäer vom Asiaten, wie vom Afrikaner und Neuseeländer trennen; wir fühlen uns, auch ohne allen Rassenaristokratismus, herzlich und innig verbunden mit dem geschichtlich gewordenen Vaterland im engsten und weitesten Sinne — Deutschlands und Europas Trauer ist unsere Trauer, ihr Triumph der unsere. Und doch summt da eine falsche Note mit in die Symphonie hinein. Oder vielmehr zwei.

Der eine Ton ist ohne Zweifel die Brummstimme eines schlechten Gewissens. Ist die europäische Kultur, die wir hier verteidigen sollen, denn wahr und wahrhaftig, auch nur annähernd, höchste Menschheitsbildung? Wir haben manches zu unseren Gunsten anzuführen, gewiß. Vielleicht sind wir den Asiaten so überlegen, wie seinerzeit die Griechen dem Ostgothen. Immerhin hat die Geschichte dem letzteren und nicht dem feinen Hellenen recht gegeben und eine überfeinerte Kultur zertrümmert, um damit Neuland zu düngen. Schließlich sterben Individuen wie Völker einzig an ihrer Lebensunangepaßtheit. Sehr hoch aber dürfen wir doch wohl mit unserer Ueberlegenheit nicht protzen. Wie sagt doch unsere Gesellschaft, voll ehrlicher Gewissensbedrängnis, in ihren Leitsätzen?

1. Die D. G. E. K. erstrebt denjenigen Zustand der menschlichen Gesellschaft, in dem sittliches Wollen und sittliche Einsicht als maßgebende und gestaltende Mächte für das Tun der Einzelnen wie für die Gesamtrichtung des Gesellschaftslebens entscheidend und ausschlaggebend walten.

Wie für den Einzelnen Sittlichkeit unerläßliche Vorbedingung wahren Wohlseins ist, so ist ethische Kultur das wichtigste Element jeder Kultur, der Gradmesser ihrer Gesundheit und Bestandfähigkeit. Wahre Fortentwickelung der Gesamt-Kultur ist nicht möglich ohne Fortentwickelung der ethischen Kultur.

2. Der gegenwärtige Zustand der Menschheit, auch in den höchstentwickelten Kulturvölkern, ist, an diesem Ideal gemessen, ein beklagenswert unvollkommener.

Ja, ja wohl: ein beklagenswert unvollkommener! Aber vielleicht sind die Brüder im Osten noch unvollkommener, wir immerhin verhältnismäßig die besten? Wen das tröstet, der mag es glauben; ich persönlich halte mich, da ich in jener Kultur nicht aufgewachsen bin, nicht für fähig zum objektiven Richteramt. Und man hört doch auch hie und da manches, das einen stutzig machen könnte: jene heidnische

Digitized by Google

Pietät gegen Eltern und Vorfahren, die barbarische Opferbereitschaft fürs Vaterland, naive Selbstentsagung und autoritätslose Selbstbeherrschung, jene harmlose Anerkennung persönlicher Glaubensfreiheit und kindliche Freude am Wohlsein der Anderen, das sind doch unerlaubt christlich-europäische — Tugenden? nein, aber doch wenigstens Ideale. —

Und nun der zweite Ton, direkt aus der Sphärenharmonie optimistischen Glaubens. Haben wir denn nicht gelernt, daß schließlich und auf die Dauer immer das Bessere siegt? Und da haben wir Angst um unsere europäische Kultur vor der gelben Gefahr? Ei, ei!

Es fehlt ja freilich viel, daß alles was ist, auch vernünftig sei, alles gut wäre, was da kommt. Aber wohl darf man erwarten, daß was wirklich gut ist, kommt und daß das Vernünftige sein wird. Warum also der Kleinglaube? Müssen wir nicht alle, auch wir Völker, „nach ewigen ehernen großen Gesetzen unseres Daseins Kreise vollenden?“ Und was sind denn diese gewaltigen Schicksalsgesetze anders, als jene Gesetze, die wir aus der Völker Blühen und Welken, aus der Einzelnen Leben und Sterben und aus der eigenen Brust schöpfen und zaghaft — Moralgesetze nennen?

Weltgeschichte als Weltgericht ist nichts als ein natürlicher Entwicklungsprozeß, in dem es nichts zweckloses gibt — denn auch das Absterben einzelner Zellen und Individuen und Nationen gehört zur Gesundung, zum Leben. Die Menschheit wächst wie die Pflanze: Anfangung und Aneignung alles Wertvollen, Homogenen, Fortschrittfördernden — Ausscheidung alles Verbrauchten, nicht mehr Nützlichen, Störenden macht ihr Leben aus. Für den Einzelnen, wie für das Volk und die Rasse kommt es nur darauf an, ob man zum ersten oder zum letzteren gehört. Seid die bestens, und ihr werdet leben, genau so lange, als ihr es seid. Keine gelbe, rote oder schwarze Gefahr bedroht die Existenz europäischer Zivilisation, wenn sie nur ethische Kultur geworden ist.

Der Aufstand des Gefühls gegen die Vernunft.

Von Bruno Meyer.

> Glaubst du denn, von Mund zu Ohr
> Sey ein redlicher Gewinnst?
> Ueberliefrung, o du Thor,
> Ist auch wohl ein Hirngespinnst!
> Nun geht erst das Urtheil an;
> Dich vermag am Glaubensleiten
> Der Verstand allein zu retten.
> Drum du schon Vergicht gethan.
> (Wieland, Oberon, Timon).

Die beiden letzten Aeußerungen, welche der Streit Staudinger-Foerster gezeitigt hat, die kurze ausweichende Notiz Friedrich Wilhelm Foersters in Nr. 6 und die Betonung der Wichtigkeit eines Austrages dieser Angelegenheit von Seiten J. Arnst's in Nr. 8 der „Ethischen Kultur“, haben wohl zur Genüge gezeigt, daß die Sache nicht in dem „Sprechsaal“ abgetan werden kann, sondern als das Wichtigste, was in der „Ethischen Kultur“ zu verhandeln ist, an die Spitze des Blattes gehört; und zwar darf dabei kein Versteckenspielen und keine Konnivenz wegen der Persönlichkeiten stattfinden*) sondern hier, wenn irgendwo, gilt es rücksichtslose Wahrheitsliebe und sachlichen Ernst.

Fr. Wilh. Foerster hat der ethischen Bewegung seit Jahren mit Hingebung wesentliche Dienste geleistet, und die Erfahrungen zumal, welche er im Moralunterrichte gesammelt und durch seine „Jugendlehre“ der Allgemeinheit zugänglich gemacht hat, sind von unbestreitbarem Werte, so unbestreitbar, daß die merkwürdig allgemeine günstige, zu großenteils begeisterte Aufnahme, die sein Buch in den verschiedensten Lagern gefunden hat, daraus zu erklären ist. Aber seine ansprechende Persönlichkeit und seine unzweifelhaften Leistungen haben ein wenig zu sehr und einem Werden dem gegenüber zu früh die Kritik eingeschläfert; und daß Foerster ein Werdender in viel höherem Sinne noch ist, als es in seinem Lebensalter gewöhnlich und normal genannt werden kann, das zeigt ja wohl die Wandlung in seinen ganzen Anschauungen, welche sich vor aller Welt Augen im Laufe der letzten wenigen Jahre bei ihm vollzogen hat. Wenn etwas erfreulich und sympathisch aus seinen jüngsten Aeußerungen hervorklingt, so ist es der Ton einer innigen Sehnsucht nach Ausreifung seiner inneren Gärungen; und so kann ihm von Seiten der ethischen Bewegung, die ihm Dankbarkeit schuldig ist, nichts besseres und ethischeres geleistet werden, als ihm bei dieser inneren Klärung durch aufrichtige Gegnerschaft zu Hülfe zu kommen.

Es muß gesagt und gründlich klar gemacht werden, daß er sich augenblicklich in einem ganz unhaltbaren Durchgangszustande befindet, aus welchem er nur durch das, was er leider geringschätzigen gelernt hat, sich heraus zu winden vermag. Er steht augenblicklich auf einem Standpunkte, wo für ihn die Warnung zutreffend ist: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft!“ Denn das ist sie. Wenn es darauf ankommt, zu entscheiden, was für den einzelnen Menschen und für die Menschheit im Ganzen am meisten zum Fortschritt in jeder Hinsicht beigetragen hat, so ist das nicht das Gefühl, sondern es ist die Vernunft, nicht das Empfinden, sondern das Denken gewesen. Das Gefühl hat keine große Wahrheit entdeckt, und das Gefühl hat keine große Erfindung gemacht; das Gefühl hat nicht einmal den hervorragendsten Anteil an den großen Kunstschöpfungen; sondern dasjenige, was die Menschheit zu immer höheren Höhen emporgeführt hat, das ist die Vorherrschaft der Vernunft gewesen, welche gelernt hat, alle menschlichen Fähigkeiten, und glücklicherweise nicht am letzten sich selbst, in die Schule zu nehmen, zu entwickeln, zu verfeinern, zu bilden. Wehe daher derjenigen Richtung des menschlichen Geisteslebens, welche sich dieser Führung zu entziehen versuchen will! Was nicht mit der Vernunft ist und mit ihr fertig werden kann, das ist wider die Vernunft, das ist Unvernunft. Die Vernunft versteht das Gefühl, aber das Gefühl versteht nicht die Vernunft, — das ist der Unterschied; und da hat Hegel Recht: dasjenige, was das andere begreift, ist das Höhere und muß das Niedere bewältigen und beherrschen. So weit das Gefühl mit seinen Anforderungen im Rechte ist, vermag es sich der Vernunft gegenüber zu rechtfertigen und dadurch zu behaupten; die Vernunft hat nichts gegen das Gefühl und keine Notwendigkeiten, wie sie gegen nichts Seiendes an sich etwas hat; denn das wäre ein Vorurteil, und Vorurteile sind immer unvernünftig. Wenn aber das Gefühl Anforderungen erhebt, die es vor der Vernunft nicht rechtfertigen kann, so haben diese Anforderungen keine Berechtigung.

Auf diesem Standpunkte einer Gefühlsrevolte gegen die Vernunft steht augenblicklich Friedrich Wilhelm Foerster; und das darf von Niemandem, der es mit ihm und der Sache ernst und ehrlich meint, vertuscht oder beschönigt werden, sondern es muß gesagt werden, daß damit nicht zu paktieren ist, und daß derjenige, der unglücklicherweise allzu tief in diese Verirrung verstrickt ist, nachdem er früher schon auf einem besseren und gesicherteren Standpunkte sich befunden hat, nichts dringenderes auf der Welt zu tun hat, als sich selbst aus dieser Verstrickung herauszuarbeiten, — wie den ins Wasser Gefallenen nichts mehr in der Welt etwas angeht, bis er erst wieder auf dem Trockenen ist.

Foerster hat eine zu gute wissenschaftliche Schulung genossen, als daß ihm wohl dabei sein könnte, wenn er sich

*) Dergleichen hat unseres Wissens auch nie stattgefunden oder ist auch nur von irgend welcher Seite beabsichtigt gewesen. Wir nehmen auch diesen Artikel unseres geschätzten Mitarbeiters auf, nicht, weil wir völlig mit ihm einverstanden wären, sondern im Interesse einer weiteren Klärung der Gegensätze, die jeder Vermittlung vorangehen muß. D. Red.

Digitized by Google

in einer Welt unlösbarer Widersprüche befindet; das ist aber der Fall, und es kann an dieser Stelle nicht davon Umgang genommen werden, die wesentlichsten herauszuheben und zu beleuchten.

Foerster will, was auch die satzungsmäßige Absicht und Aufgabe der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur ist, eine rein menschlich begründete Ethik. Er beweist sich, zu zeigen, wie eine solche aussieht, und wie sie gelehrt werden kann, und macht daraus ein dickes, vielfältig vorzügliches, seinen Zweck wesentlich erfüllendes Buch; und in demselben Buche schreibt er, nicht mit beiläufigen Ausdrücken in unbewachten Satzlagungen, sondern mit sehr ausdrücklichen Gedankenreihen, daß die Moral ihre höchste Läuterung, und ihre Vertiefung von der Religion zu erwarten hat, daß zu diesem Zwecke die Religion herangezogen werden muß, — und nicht etwa nur Religion in dem allgemeinen Sinne, sondern auch die spezielle Ausgestaltung besonderer in Dogmen ausgeprägter Religionen, die Kirche, wie er ganz ausdrücklich sagt, immer eine Notwendigkeit, nicht bloß für die Menschen überhaupt bleiben wird, weil durch sie einem Bedürfnisse des menschlichen Geistes entsprochen wird, sondern speziell auch zur Vervollkommnung der ethischen Welt und Einsicht erhalten werden muß.

Was heißt nun: ein System auf etwas begründen? ja, es liegt noch eine Frage weiter vorher: was heißt überhaupt eine Ethik, die begründet werden muß und soll? Das ist eine Wissenschaft, ein wissenschaftliches System; und daß eine Wissenschaft Sache des Verstandes ist, bei deren Bearbeitung das Gefühl lediglich als Störung sich bemerkbar machen könnte, versteht sich von selber. Wenn man nun eine Wissenschaft begründen will, so heißt doch das: Ausgangspunkte finden, den Mutterboden und den Urkeim, aus welchem der Baum einer solchen Wissenschaft sich herausentwickeln kann. Was aber soll es heißen, für einen so aus einer Keimanlage heraus entwickelten Baum an anderen Ende der Entwickelung noch von Gott weiß woher eine Vollendung und Erhöhung und Vertiefung und wer weiß was sonst zu verlangen?! Foerster — oder wer ihm die Stange halten will — wird nicht einzuwenden wagen, daß er das ja, in dem eben gebrauchten Bilde bleibend, beantworten könne: das sei eben Sonne und Luft, die die Baumkrone umspielen und sie erst zur Blüte bringen und sie Frucht tragen lassen. Das wäre gedankenlos genug! denn diese Sonne und diese Luft gehören zu denjenigen Dingen, aus welchen die Keimanlage sich herausentwickelt, ohne welche die erste Belebung des Keimes undenkbar wäre. Also wenn der Religion der Ethik gegenüber die Rolle von Licht und Luft zugedacht ist, dann gehört sie an den Anfang, in die Begründung der Ethik hinein; und wenn sie an dieser Stelle unentbehrlich ist, dann gibt es eben keine „rein menschliche“ Ethik, wie sie Foerster sucht und angeblich selber betreibt.

Denn was kann eine rein menschliche Ethik bedeuten? Eine Ethik, die nichts weiter kennt als den Menschen mit alle dem, was zu ihm gehört als nachweislich und erkennbar menschliches. Nein menschlich kann eine Wissenschaft nicht genannt werden, in welcher Dinge zu berücksichtigen sind, welche über das positive Erkennen hinausliegen, Dinge, welche erfahrungsgemäß und weltbekannter Weise auf tausend verschiedene Arten vorgestellt werden, ohne daß eine der anderen gegenüber auch nur den Funken einer Berechtigung hätte, sich ihrer Vorzüglichkeit zu überheben. Es kann der Natur der Sache nach keine „wahre“ Religion geben, denn die Wahrheit ist eine einfache und einige. Der Religionen aber sind unzählige. Religion hat also mit der Wissenschaft grundsätzlich nie und nirgend etwas zu tun. Es gibt eine Religionswissenschaft, das ist nämlich eine Wissenschaft von den Religionen, eine wissenschaftliche Beschäftigung mit denjenigen Erscheinungen im Weltverlaufe, welche sich auf religiöse Vorstellungen der Menschen beziehen, eine wissenschaftliche Beschäftigung, die aber gar keinen Einfluß hat und nimmt auf die Gestaltung dieser Erscheinungen selber, sondern sie mit derselben Objektivität sammelt, beschreibt und ordnet, wie die Botanik die Pflanzen, wo doch wohl auch kein Mensch behaupten wird, daß in den Pflanzen selber Wissenschaft stecke. Wissenschaftlich bearbeiten kann man natürlich alles in der Welt; aber dadurch wird das Bearbeitete nicht zu einer Wissenschaft, sondern nur die Bearbeitung selbst und ihr Ergebnis ist Wissenschaft.

Also wenn Foerster eine rein menschliche Ethik und eine Ethik als Wissenschaft will, dann darf er weder vorn noch hinten Religion zu ihrer Begründung oder ihrem Ausbau in Anspruch nehmen. Wer das will, muß es vorher sagen, — wie es die Religionen tun, die eben die Behauptung zu halten versuchen, daß ohne Religion keine Ethik möglich ist. Ueber diesen Standpunkt hier zu streiten, wäre gänzlich unangebracht. Was hier gesagt werden muß, leuchtet ohne weiteres ein: auch eine auf religiöse Voraussetzungen begründete Ethik kann Wissenschaft sein; aber sie kann niemals behaupten, eine rein menschliche Ethik zu werden. Hier scheiden sich die Geister, nicht bei der Frage nach der Wissenschaftlichkeit. Wer eine rein menschliche Ethik will, hat mit der Religion nichts zu tun; wer eine religiöse Ethik will, will keine rein menschliche. Zwischenwege und Mittelfusen gibt es nicht, sondern nur ein reinliches entweder-oder. Die ethische Bewegung will, ohne den religiösen Bedürfnissen und Bestrebungen auf ihrem Gebiete irgendwelche Vorschriften und Einreden machen zu wollen, also unbeschadet jeglicher religiösen Empfindung und Auffassung des einzelnen, eine rein menschliche Ethik. Foerster will eine Ethik, deren Inhalt in irgend einer — ihm selber ja nicht klaren, von ihm aber deutlich gewollten — Weise von religiösen Vorstellungen abhängig ist. So lange er das will, steht er nicht innerhalb der ethischen Bewegung; und das ist schade für diese und für ihn, aber — es ist nicht zu ändern.

Nun verschlechtert aber Foerster seine Situation noch insbesondere dadurch, daß er nicht einmal auf seinem Standpunkte die wissenschaftlich feststehenden Begriffsunterscheidungen respektiert; denn er spricht von Religion und von Kirche wahllos durcheinander und an vielen Stellen deutlich so, daß er annehmen muß, was von Religion gilt, gelte auch von Kirche; und daß das nicht der Fall ist, das sollte doch jeden mit diesen Dingen sich etwas ernsthaft beschäftigenden unverlierbar klar sein. Aber daß es bei Foerster unklar geblieben ist oder ihm unter der Hand in jedem Augenblicke unklar wird, das hat seinen natürlichen und zwingenden Grund darin, daß die Anfprüche an die Ethik, die er im Namen des Ueberirdischen und Uebersinnlichen macht, nur im Namen der Kirche, nicht im Namen der Religion aufrecht erhalten werden können, und er eben nicht von der Weihe und Hoheit der religiösen Vorstellungen beeinflußt wird, sondern mehr oder weniger unbewußt, aber vollständig, von kirchlich dogmatischen, — wenn sich auch der wissenschaftliche Mensch und der Denker in ihm gegen diese Sklaverei eines fremdartigen aufbäumt, und er gelegentlich gegen dogmatische Voreingenommenheiten polemisiert, sich den Anschein gibt, von ihnen frei zu sein, und sich die Mühe nicht verdrießen läßt, die in diesem Kreise gemachten Anleihen, die nur der Mühe wert sind, wenn man sie das bedeuten läßt, was sie an ihrer Stelle bedeuten sollen, in willkürlich spielender, geistreichender Weise umzudeuten.

Dazu nämlich ist die Ethik zu sehr Wissenschaft — was ihr ja auch die kirchlichen Autoritäten keineswegs bestreiten wollen —, daß sie sich von etwas anderem als etwas wissenschaftlichem könnte beeinflussen lassen. Daher ist in ihr und über sie mit rein religiösen Vorstellungen nichts zu machen, sondern solche religiöse Vorstellungen müssen das pseudo-wissenschaftliche Gewand eines dogmatischen Lehrausdruckes, einer Bekenntnisformel, eines Glaubenssystemes

Digitized by Google

angenommen haben, wenn wo ihnen Ethik soll abhängig gemacht werden können. Sowie Foerster gezwungen würde, an all' denjenigen Stellen seines Buches, wo von Religion oder Kirche oder beiden die Rede ist, die Begriffe von Religion und Kirche streng und deutlich zu unterscheiden, so würde er nur an denjenigen Stellen zu noch vertretbaren Zusammenhängen gelangen, wo er sich für die Kirche — im Gegensatze zur Religion — entscheiden könnte, während er überall zu selbstverständlich hinfälligem kommen würde, wo er sich nicht entschließen könnte, Religion als einen Gegensatz zur Kirche aufzugeben.

Ueber dreißig Jahre nach David Strauß' „Alten und neuem Glauben" sollte doch nicht mehr über den Unterschied zwischen Kirche und Religion wegen Unklarheit in den Köpfen geirrt werden! Strauß, der mit einer bis zum Hohne gesteigerten Bitterkeit die Verneinung der Frage betont: „Sind wir noch Christen?", der beantwortet die sich danach ergebende weitere Frage: „Haben wir noch Religion?" — mit ja; wenn er z. B. sagt:

„Die Religion ist in uns nicht mehr, was sie in unsern Vätern war; daraus folgt aber nicht, daß sie in uns erloschen ist. Geblieben ist uns in jedem Falle der Grundbestandteil aller Religion, das Gefühl der unbedingten Abhängigkeit. Ob wir Gott oder Universum sagen: schlechthin abhängig fühlen wir uns von dem einen wie von dem andern."

Und am Schlusse einer sehr scharfen Polemik gegen Schopenhauer und den Pessimismus überhaupt:

„Es erscheint uns vermessen und ruchlos von Seiten eines einzelnen Menschenwesens, sich so keck dem All, aus dem es stammt, von dem es auch das dischen Vernunft hat, das es mißbraucht, gegenüberzustellen. Wir fühlen eine Verleugnung des Abhängigkeitsgefühls darin, das wir jedem Menschen zumuten. Wir fordern für unser Universum dieselbe Pietät, wie der Fromme alten Stils für seinen Gott. Unser Gefühl für das All reagiert, wenn es verletzt wird, geradezu religiös."

Und er hat auch das Verhältnis zu der Ethik bereits in musterhafter Weise klar gelegt. In einem Nachworte vom Jahre 1872 sagt er:

„Nicht nur das Gebäude unserer Weltvorstellung hat noch seine klaffenden Lücken, sondern noch mehr sind wir mit dem Bau unserer Pflichten- und Tugendlehre zurück. Hier habe ich mehr nur auf die Stellen hindeuten können, wo die Grundsteine zu legen sind, als daß ich schon imstande gewesen wäre, auf etwas fertiges hinzuweisen. Das kommt daher, weil wir noch immer gewohnt sind, uns praktisch an die alten Vorstellungen anzuklammern, die Motive unseres Handelns bald unbewußt bei ihnen zu borgen; wir müssen uns der Unhaltbarkeit jener Vorstellungen deutlich bewußt werden und bleiben, um uns zu nötigen, auf dem Boden unserer neuen Weltanschauung, d. h. in dem erkannten Wesen des Menschen, statt in einer vermeinten übermenschlichen Offenbarung, die festen Anhaltspunkte für unser sittliches Verhalten zu suchen und zu finden."

Und was denkt sich nun Foerster bei seiner Entgegensetzung des Empfindens, des „inneren Erlebens", und wie er es sonst nennt, gegen das Denken? Stellt er sich vor, daß jemals ein Mensch das Denken als solches betrieben hat, ohne daß er in bezug auf die allerverschiedensten Dinge über inneres Erleben verfügt und Gefühle der verschiedenen Art gehabt hat? ja, zeigen nicht die Darstellungen aller Denker deutlich, auf wie viele und wie geartete Erfahrungen dieser Art sie sich stützen? Diese Dinge sind ja doch nichts neues, das Foerster entdeckt und für dessen Berücksichtigung er eintreten nötig hätte, nachdem es vorher sträflich vernachlässigt worden wäre; sondern der Unterschied zwischen ihm und den anderen besteht doch nur darin, daß die anderen ihr und anderer inneres Erleben dahin getan haben, wohin es gehört, nämlich in die Materialsammlung, mit welcher das Denken zu arbeiten hat. Foerster aber proklamiert den hellen Aufstand des inneren Erlebens gegen das Denken, dekretiert die souveräne Herrschaft des ersteren, um sich des letzteren begeben zu können. Das ist ein ganz hübscher Grundsatz für irgend eine asketische Sekte, hat aber doch mit Wissenschaft nicht die allerentfernteste Aehnlichkeit oder Verwandtschaft!

Und straft denn sein eigenes Handeln nicht seine Rede Lügen? Wie sieht denn das „innere Erleben" aus, auf Grund dessen er z. B. von dem weiblichen Empfinden in Liebe und Ehe redet? Ich wäre neugierig, mir vormachen zu lassen, wie er das „innerlich erlebt" hat! — Sehr einfach! Kein Mensch kann innerlich alles erleben, was es in der Empfindungswelt gibt, und er muß diese Materialien ebenso auch aus fremder Erfahrung zu sammeln suchen wie aus der eigenen, um ein brauchbar vollständiges Material zur Verfügung zu haben. Aber vollständig oder unvollständig, oder wie unvollständig auch immer: das ist nur Material, das ist nur das rohe Substrat, das sind die einzelnen Steine, aus denen das Denken als Baumeister erst ein wissenschaftliches System zu errichten hat; und dabei sieht dieser Baumeister eben, wenn er seine Sache versteht, sich jeden Stein darauf an, ob er auch nicht morsch ist, und an welcher Stelle er nach seiner Eigenart am besten in den Aufbau eingefügt werden kann.

Aber von dieser kritischen Sammlung und Sichtung der inneren Erfahrungen als Material hat Foerster eine durchaus falsche Vorstellung, und er betreibt es daher auch gänzlich falsch. Daß er mit seinen eigenen Erfahrungen nicht durchkommt, ist ihm ja selbstverständlich nicht zum Vorwurfe zu machen; nur insofern, daß er das eben nicht bemerkt, wenn er in der souveränsten Weise für das innere Erleben als maßgebende in die Schranken tritt. Aber wie und wo er anderer Erlebnisse sammelt und verwertet, darin zeigt sich seine Kritiklosigkeit und Unwissenschaftlichkeit. Natürlich kann man inneres Erleben anderer nur aus ihren Aeußerungen über diese ihre inneren Erlebnisse entnehmen; aber Foerster arbeitet mit Vorliebe mit Entnahmen aus dritter Hand. Er liebt es, aus Romanen und anderen Dichtwerken innere Vorgänge anzuführen, und zwar gleich mitsamt der Auffassung und Beleuchtung, welche die Dinge in der Dichtung von deren Urheber erfahren haben. Ja, wer fragt ihm denn in solchen Fällen zunächst schon, ob der innere Vorgang, der geschildert worden ist, auf einer wirklichen und korrekt gemachten Beobachtung beruht, d. h. also, ob wirklich ein Mensch in bestimmter Lage so empfunden hat, wie es in irgend einer Dichtung geschildert wird? Und vor allen Dingen: was berechtigt ihn, die Auffassung des Dichters, die sich als solche gibt, als normativ anzuerkennen? Der Dichter hat gar nicht die Verpflichtung, objektiv richtiges zu geben, und er ist in sehr vielen Fällen bewußt oder unbewußt tendenziös, einseitig, von Vorgenommenheiten erfüllt. Wie kann man also mit solchen Dingen hantieren wollen?!

Es darf dagegen nicht eingewendet werden, daß Foerster das eben nur dann tut, wenn er an solchen Stellen einleuchtend richtiges und wertvolles bei sorgfältiger Prüfung erkannt hat. Das mag von seinem Standpunkte aus der Fall sein; aber das ist nicht beweiskräftig für andere, — namentlich dann nicht, wenn jede Spur seiner kritischen Arbeit gegenüber solchen Entlehnungen mangelt, und man den Eindruck empfängt, daß er eben nur Blütenlesen des ihm Gefälligen darbietet. So etwas hat ja auch seinen Wert, aber nicht, wie er es zu benutzen pflegt: zum Aufbau einer naiv wissenschaftlichen Darstellung, sondern höchstens als Unterstützung, als Bestätigung, als Bekräftigung dessen, was auf Grund eigenen Forschens und Denkens gefunden ist; und zwar soll dieses Denken und Forschen sich in einer Weise darlegen, daß es nachgeprüft werden kann. An allen entscheidenden Stellen aber, wo man Beweise und Rechtfertigungen fordern müßte, da kommt bei Foerster irgend eine Behauptung, mit „gerade," „eben," „ja," „doch" oder ähnlichen Partikeln eingeführt, welche nichts weiter ausdrücken, als daß „eben" hier nichts bewiesen wird, sondern die Behauptung als solche oder als etwas bekanntes und zugestandenes, vielleicht in anderer Form als schon eben vorher, hingestellt wird. Foerster muß nicht ahnen, in

Digitized by Google

welche Erregung diese Art von quasi wissenschaftlicher Behandlung der Dinge einen denkenden Leser zu versetzen imstande ist, und wie er sich die Zustimmung und die Ueberzeugungskraft verscherzt, indem er so erkennbar unmethodisch arbeitet.

Wie dem aber auch sei; das Gefühl, das innere Erleben und all' dergleichen kann niemals eine andere Bedeutung für den Aufbau eines wissenschaftlichen Systemes der Ethik haben, als in dem Sinne, daß dadurch das geschaffen wird, was Eduard von Hartmann eine „Phänomenologie" genannt hat, nämlich eine Feilegung von einzelnen Geschehnissen, die in das ethische Gebiet hineinfallen und daher in einer Wissenschaft der Ethik berücksichtigt werden müssen, — Materialiensammlung! Wird inneres Erleben in solchem Sinne geschildert und mitgeteilt, so ist es dankenswert; machen derartige Schilderungen und Mitteilungen aber den Anspruch, für wissenschaftliche Ergebnisse und praktische Normen auf dem ethischen Gebiete gelten zu sollen, so ist das Kinderlogik; es sind Verallgemeinerungen einzelner Fälle ohne jede Begründung für eine solche Verwertung.

Man muß doch eine Vorstellung von den Möglichkeiten wissenschaftlichen Erkennens haben und darf seit 200 Jahren, nachdem die Methode der induktiven Forschung wissenschaftlich begründet ist, nicht gegen deren grundlegende Gesetze verstoßen! Für die induktive Schlußfolgerung ist die einzelne Erfahrung wertlos; erst eine gewisse Menge vorurteilslos beobachteter gleichartiger Fälle bietet die Möglichkeit, nach den bekannten wissenschaftlichen Gesetzen Schlußfolgerungen zu ziehen, welche auf eine gewisse Allgemeingültigkeit, d. h. wissenschaftliche Richtigkeit Anspruch erheben dürfen. Die so gefundenen Sätze sind dann aber von wissenschaftlichem Werte nicht durch die Gefühlserfahrungen und inneren Erlebnisse im einzelnen, auf welchen sie beruhen, sondern durch die wissenschaftliche Bearbeitung, welche die Fälle des Materiales erfahren hat; also das Denken schafft die wissenschaftlichen Tatsachen, nicht die einzelne Erfahrung im Gemüte.

Nun hat Foerster wahrlich Anerkennung genug dafür erfahren, daß er aus seinen inneren Erfahrungen heraus auf allerlei Punkte aufmerksam gemacht hat, die ihm für das ethische Erkennen und das sittliche Leben von Bedeutung zu sein scheinen. — wobei es hier vollständig auf sich beruhen bleiben kann, ob er dabei im einzelnen immer Zustimmung verdient, und ob das von ihm beobachtete neu ist oder nicht. Das ist Sache der weiteren wissenschaftlichen Forschung, für welche er ein von ihm selber noch nicht wissenschaftlich bearbeitetes Material herbeigetragen hat. Der wissenschaftliche Wert der durch ihn gebotenen Materialien mit allem sonst bekannten muß auf den geschichtlichen und sachlichen Wert geprüft und danach in das Gebäude der Wissenschaft eingefügt werden — oder auch nicht.

Foerster hat sich der Frage entzogen, die Professor Staudinger ihm gestellt hat, der Frage: wessen „inneres Erleben" denn nun allgemeine Geltung zu beanspruchen das Recht haben soll. Er hat natürlich darauf nicht antworten können; denn die einzig mögliche Antwort hätte nur lauten können: „Augenblicklich — das meinige!" und daß er vor dieser Antwort Scheu empfunden hat, kann man ja verstehen. Aber nicht die Anmaßung, die in dieser Beantwortung gelegen hätte, wäre das Anstößige daran gewesen — denn in dogmatischen Dingen, und die ganze Foerster'sche Anschauungsweise ist eben nicht wissenschaftlich, sondern dogmatistisch, bedingt es gar keinen Vorwurf, daß ein einzelner sich zum Lehrmeister beim, was geglaubt werden soll, aufwirft —, sondern anstößig daran wäre nur gewesen, daß der volle, bewußte Verzicht auf Wissenschaftlichkeit ausgesprochen wäre, und der Forderung einer objektiven Begründung ins Gesicht eine ethische Dogmatik, ein neuer Glaube proklamiert worden wäre. Dazu kennt Foerster die Wissenschaft und die Ethik doch zu gut, um nicht vor einem solchen eingestandenen Bruche mit allem, was Wissenschaft und Denken heißt, zurückzuschrecken. Er braucht auch öffentlich weder zu erklären, daß er diese Schen hat, noch daß er sie überwunden hat; er soll nur nach dieser Erfahrung leben und handeln, d. h. er soll sich zur Besinnung darüber bringen lassen, daß er vom Wege des Denkens und Forschens abgeirrt ist und sich auf diesen Weg zurückfinden muß, wenn er die Absicht hat, nicht bloß als Schwarmapostel, sondern als wissenschaftlicher Mensch weiter zu leben und zu wirken.

Es ist das Gegenteil von einer höfen oder müßigsinnigen Absicht, wenn er von Staudinger (und hier) mit Schärfe und Rücksichtslosigkeit vor die scharfe Alternative, vor die unbedingte Entscheidung gestellt worden ist, und er soll gar nicht gedrängt werden, sich überhaupt oder sich bald zu entscheiden oder sich darüber zu erklären; sondern es wird nur von ihm gewünscht und erwartet, daß er durch seine ferneren Arbeiten erkennen läßt, daß und in welcher Richtung er sich entschieden hat. Es dürfte ihm zu raten sein, sich für einige Zeit von der produktiven Arbeit auf dem Gebiete gänzlich fern zu halten, um sich zu einer inneren Besinnung, zu einer Auseinandersetzung zwischen den in ihm kämpfenden Gegensätzen zu zwingen und sich zugleich die Ruhe und Ungestörtheit zu sichern, welche dazu nötig ist. Bis zu einem gewissen Grade hat er sich ja von dem positiven Wirken auf dem Gebiete der ethischen Bewegung zurückgezogen: er hat für einige Zeit auf jede Tätigkeit als Wanderredner verzichtet, und er hat seine Berufung zum bevorstehenden Gesellschaftstage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur angenommen. Das deutet auf den Wunsch einer stillen Sammlung in sich hin, und in dieser Absicht kann man ihn wohlmeinend nur bestärken — mit dem Wunsche und in der Hoffnung, daß er aus solcher Besinnung gestärkt und gestartt zu frischer und förderlicher Arbeit hervorgehen möge.

Erklärung.

Der vorstehende Artikel wurde mir von dem Herrn Herausgeber freundlichst zur Beantwortung zugeschickt. Ich muß es jedoch prinzipiell ablehnen, mit einem Gegner, der eine ernst errungene Ueberzeugung derartig von oben herab zu behandeln und persönlich glossieren zu dürfen glaubt, in irgendwelche Diskussion einzutreten. —

Da ich jedoch von mehr als einer Seite interpelliert und zur Fortsetzung der Debatte aufgefordert worden bin, so möchte ich, zur Vermeidung von Mißdeutungen, bei dieser Gelegenheit erklären, daß mir die bisherige Diskussion der in Rede stehenden Probleme deutlich gezeigt hat, daß solche Fragen durch eine Polemik in den Spalten einer Zeitschrift überhaupt nicht geklärt werden können, weil es sich um zu tiefgehende Verschiedenheiten der ganzen Lebensanschauung, Lebenserfahrung und Menschenbeurteilung handelt. Ich bin dabei, meine Ueberzeugungen in einem größeren Buche über „Kulturprobleme" niederzulegen, das binnen Jahresfrist fertiggestellt sein und meinen verehrten Gegnern dann Gelegenheit geben wird, sich mit einer zusammenhängenden Begründung meines Standpunktes auseinanderzusetzen.

Bis dahin aber muß ich lebhaft protestieren gegen alle Versuche, mich wegen meiner von der Mehrheit stark abweichenden Ansichten aus der ethischen Bewegung hinausdrängen zu wollen und gewisse Dogmen der ethischen Bewegung aufzustellen, denen gegenüber ich dann als Ausgeschlossener dastehe. Die Kirche hat Jahrhunderte voll Nachdenken, Erfahrung und Diskussion gebraucht, bevor sie Dogmen fixierte — die ethische Bewegung feierte erst kürzlich ihr zehnjähriges Stiftungsfest und schon will man dogmatisch mit gewissen Problemen fertig sein, die zu den schwersten, kompliziertesten der ganzen menschlichen

Digitized by Google

Kultur gehören. Und das noch dazu im Namen einer wissenschaftlichen Gesellschaftslehre! Die Frage, ob und inwieweit die Einzelnen und die ganze Kultur einer religiösen Heiligung ihrer ethischen Motive bedürftig sind, ob und inwieweit Autorität im Leben notwendig sei und in der Ungleichheit der Menschen begründet liege — alle diese Fragen mögen die Radikalen in ihren eigenen Zirkeln fängst gelöst und entschieden haben: Eine wahrhaft freie, von Vorurteilen unbefangene Kultur- und Erziehungswissenschaft darf sich erst am Anfang der hierauf bezüglichen Untersuchungen fühlen — und dementsprechend hat auch eine von wahrhaft wissenschaftlichem Geiste getragene ethische Bewegung kein Recht, hier irgend welche dogmatische Negationen auszusprechen — mag das sitt ein „Aktionsprogramm" auch noch so verlockend sein.

Meine Herren Gegner vergessen merkwürdigerweise ganz, daß ich kein Neuling auf dem Gebiete des Nachdenkens über ethische und pädagogische Kulturfragen bin. Ich kenne das, was die rein menschliche Ethik leisten kann, sehr genau und habe in meinen Vorlesungen und Jugendkursen alle Begründungen erschöpfend darzustellen versucht, die sich von dieser Seite her geben lassen. Wenn ich gerade durch die konzentrierte Beschäftigung mit den betreffenden Fragen an den radikalen Lösungen irre geworden bin, so darf ich wohl beanspruchen, nicht wie ein verlaufener Knabe angerufen zu werden. Solches Verfahren richtet diejenigen, welche es anwenden, und läßt die sachliche Stärke ihrer Argumente nicht in vorteilhaftem Lichte erscheinen.

Möge die ethische Bewegung alle diejenigen zu ernster Tat und ernster Forschung vereinigen, die ehrlich das Ziel ethischer Kultur in den Vordergrund all ihres Strebens stellen: Nur durch solche Zusammenarbeit auf breitester Basis wird allmählich auch eine Verständigung erzielt werden über die Frage nach den richtigen Mitteln zur Verbreitung, Vertiefung und Befestigung dieser ethischen Kultur und zur Klarheit über das, was in konkreten Lebensfragen das sittlich Wahre ist.

Noch nie war in allen Konfessionen solches Interesse für ethische und pädagogische Fragen wie heute, noch nie ein so deutliches Gefühl von der Unzulänglichkeit vieler bisheriger Methoden der Seelsorge: Wir könnten eine weltgeschichtliche Mission haben, wenn wir allen diesen Bestrebungen entgegenkämen, sie sammelten und für konkrete Aufgaben einigten, statt sie durch negatives oder zu anspruchsvolles Auftreten zurückzutreiben und von uns fernzuhalten. Soll es künftig heißen: Der weltgeschichtliche Moment kam — aber er fand nur eine radikale Sekte?

„Wer recht wirken will," so sagt Goethe, „muß nie schelten, sich um das Verkehrte gar nicht bekümmern, sondern immer nur das Gute tun. Denn es kommt nicht darauf an, daß eingerissen, sondern daß etwas aufgebaut werde, woran die Menschheit reine Freude empfindet."

Zürich. Fr. W. Foerster.

Streiflichter.

„Komisch." Wie gedankenlos der Pressedienst gehandhabt wird und welche Gedankenlosigkeit bei Zeitungslesern voraussetzt wird, beweist eine eben durch alle Blätter laufende Meldung folgenden Inhalts:

Togo an den Mikado.

Auf Europäer wird, so berichtet „Reuters Bureau," die Antwort, die Admiral Togo auf den Dank des Mikado nach Tokio sandte, unbedingt komisch wirken. Admiral Togo drückt zunächst seinen Dank aus für die Botschaft des Kaisers und fährt dann wie folgt fort: „Daß wir über unser eigenes Erwarten Erfolg errungen haben, ist der hervorragenden Tugend Ew. Majestät und dem Schutze, den uns die Geister der kaiserlichen Vorfahren gewährt haben, zuzuschreiben, nicht aber der Tat irgend eines menschlichen Wesens."

Als ob diese Aeußerung etwas anderes wäre, als das in's Japanische übersetzte bekannte „Welche Wendung durch Gottes Führung!" Ebenso neu wie geschmacklos ist es zudem, Tatsachenmeldungen mit subjektiven Werturteilen zu verknüpfen — oder findet es „Reuters Bureau" vielleicht höhlich, wenn demnächst einmal eine Zeitung schriebe: „Alle intelligenten Europäer werden sich vor Lachen schütteln über die uns soeben zugehende wahnwitzige Reuterdepesche"?

* * *

Hebung der Moral durch Gewaltsat. Ein Schulbeispiel verkehrten, weil in der Wahl seiner Mittel nicht skrupulösen Sittlichkeitseifers haben die organisierten jüdischen Arbeiter Warschaus geliefert. „Soziale Reinigungsarbeit" wollten sie leisten, die öffentliche Moral heben — und fingen dieses Werk ähnlich an, wie vor Jahren fanatische Ablösungslerinnen Amerikas, die durch Demolierung der Schnapsbuden und „Salons" der Trunksucht glaubten steuern zu können. Mehrere Tage lang durchzogen Banden tanzfester Gesellen die anrüchigen Quartiere der Stadt, drangen in die Wohnungen der Dirnen und Zuhälter und hausten dort wie Vandalen. Merkwürdigerweise verrieten die Sittlichkeitsretter nicht nur, wie gemeldet wird, eine vorzügliche Lokal- und Personalkenntnis, sondern sollen auch die konzessionierten öffentlichen Häuser verschont haben, sodaß Gerüchte, wonach die Inhaber derselben dieser gewaltsamen Beseitigung der „Konkurrenz" nicht fern gestanden hätten, vielfach Glauben fanden. Wahrscheinlicher ist aber wohl die Vermutung, daß die Polizei einer Bedrohung ihrer speziellen Schützlinge nicht so ruhig zugesehen hätte, wie der Vergewaltigung jener unglücklichen und gefährlichen Elemente. Eine weitere Aktion des Sittlichkeitsausschusses richtet sich gegen die Zunft der Taschendiebe, denen mit sehr drastischen Mitteln das Handwerk gelegt wird.

Nun würde ja die anscheinend völlige Desorganisation der zur Wahrung von Ordnung, Recht und Sittlichkeit berufenen amtlichen Behörden in Russisch-Polen eine gewisse Selbsthilfe rechtfertigen, wenn nur nicht bei der Zulassung des Lynchsystems gerade in den Hütern der Ordnung alle Leidenschaften entfesselt würden. Die liefe Weisheit des „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet" selbst in der Tolstoischen Auffassung wird an solchen Vorgängen besonders deutlich.

Anscheinend ist übrigens die turbulente und leidenschaftliche Reaktion inzwischen in ruhigere und besseren Erfolg verheißende Bahnen eingelenkt. Die „Voss. Ztg." meldet wenigstens von der Organisation:

„Die Leitung liegt in den Händen gewöhnlicher Arbeiter mit kaum elementarer Bildung, aber von starker Intelligenz und Initiative. Die Leute haben beschlossen, den öffentlichen Dirnen, die ihrem trautigen Gewerbe entsagen wollen, Hilfe zu leisten und sie in ehrlichen Arbeiterfamilien unterzubringen, damit sie sich dort an Arbeit gewöhnen. Die Familien, die sich eines der unglücklichen Geschöpfe annehmen wollen, werden, so lange das Mädchen keine entsprechende Arbeit findet, zehn Rubel monatlich zu ihrem Unterhalt von der „Organisation" erhalten. Dieser Beschluß wurde erst vor drei Tagen gefaßt und schon heute haben 14 jüdische Prostituierte Unterkunft gefunden. Das alles geschah ohne Schreiberei und Geschrei, fast ohne Debatten, auf den bloßen Antrag eines Zigarrenarbeiters hin. Im Laufe von zwei bis drei Stunden war alles erledigt."

Man wird sich natürlich über die Wirkung so ephemerer Maßnahmen gegenüber einem so tiefgewurzelten sozialen Uebelstand keinen Illusionen hingeben. Aber das eine springt doch deutlich heraus: Niemals ist es der Sturm der sittlichen Entrüstung, der dem Menschen den Mantel unsittlicher Verstocktheit entreißen wird, sondern einzig der Sonnenstrahl wärmender Liebe.

Digitized by Google

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Magdeburg. Der von der Gesellschaft für ethische Kultur Mittwoch abend im Saale der „Freundschaft" veranstaltete künstlerische Unterhaltungsabend war außerordentlich gut besucht. Mehrere Damen und Herren hatten sich in uneigennütziger Weise der Gesellschaft zur Verfügung gestellt, um durch ihr künstlerisches Können den Besuchern einige recht genußreiche Stunden zu verschaffen. Das Programm des Abends war ebenso abwechslungsreich wie unterhaltend. Der Anfang wurde mit der Pathetique-Sonate von Beethoven gemacht; ihr folgten die Rezitationen der Gedichte „Prometheus" von Goethe, „Hornsignal" von Giordano Bruno und „Wir!" von Heinrich Hart. Hieran schloß sich für uns von Herrn Ostermeyer sehr fein gespielte F-dur-Romanze von Beethoven und die von einer Dame gesungenen Lieder: „Der Engel" von Wagner, „Du bist die Ruh" von Schubert und „Die Mondnacht" von Schumann. Große Aufmerksamkeit wurde dem Vortrage „Vom Leben in Kunst" von Julius Hart geschenkt. In hiefür gedankenstiftenden von der Liebe zur Menschheit beseelten Arbeit will Hart zeigen, wie durch die Kunst die scharfen Gegensätze, die heute in der Welt herrschen, gemildert werden können und wie Kunst und künstlerisches Schaffen die Menschen veredeln und zu einer höhere Entwickelungsstufe bringen können. Namentlich aber sieht Hart die höchste Kunst darin, daß der Mensch nicht so sehr äußere Kunstwerke bildet oder besitzt, als daß er an sich selbst zum Lebenskünstler wird, der sein eigenstes Wesen bildet und veredelnd formt, dem höchsten ethischen Ideale gemäß. Nach dem Vortrage wurden die Zuhörer abermals durch drei Lieder erfreut: „Im Kahn" von Grieg, „An die Musik" von Schubert und „Die Muschel" von Weg, die so rauschenden Beifall fanden, daß die Sängerin sich zu einer Zugabe verstehen mußte. Ungemein fesselnd waren ferner die Rezitationen der Gedichte: „Beethoven" von Adler und „Die neuen Gebote" von Boelsche. Siegmunds Liebeseifang aus der „Walküre" für Klavier und eine Reihe Aphorismen von neueren Dichtern bildeten den Schluß des Programms. Man muß es der Gesellschaft für ethische Kultur Dank wissen, daß sie in selbstloser Weise bestrebt ist, ihren Gästen stets etwas Gutes und Schönes zu bieten. (Magdeb. Ztg.)

* * *

Abteilung Frankfurt a. Main. Soeben ist der 11. Jahresbericht des Vereins „Freibibliothek und Leihhallen" erschienen, welcher Vereins auch der Frankfurter Abteilung der D. G. E. K. hervorgegangen, auf ungewöhnliche Erfolge blicken kann. Dem Bericht, den der 1. Vorsitzende, Herr Dr. Arthur Plungst am 12. Mai cr. erstattet hat, entnehmen wir folgende Daten: Die Freibibliothek hat an 6200 Entleiher im Laufe des Berichtsjahres 153596 Bücher ausgeliehen d. h. durchschnittlich pro Tag 515. Darunter waren 16338 Bücher belehrenden Inhalts. Im ersten Jahrzehnt ihres Bestehens hat das Institut etwa eine Million Bücher an 14776 Personen ausgeliehen. Der Bücherbestand ist z. Zt. über 40000. — Das Lesezimmer war im Berichtsjahre von 118683 Personen besucht, worunter 3867 Frauen und Mädchen. (Die Filiale Bockenheim wurde von ca. 17000 Personen besucht). 357 Tageszeitungen und Journale liegen auf — u. A. 16 Berliner Tageszeitungen. — An Mitgliederbeiträgen wurden 7000 Mark eingenommen, die städtische Subvention betrug 8000 Mark (ab 1905 ist sie auf 12000 Mark erhöht). Der Abdruck war aber derart, daß das Jahr mit 10000 Mark Defizit abschließt. Behufs Erneuerung des Bücherfonds wurde eine Geldsammlung veranstaltet, welche 9930 Mark ergab. Die Zahl der Buch-Entleihungen ist mit die größte in Deutschland. Nur von der Hamburger Bücherhalle und der Krupp'schen Fabrikbibliothek wird sie um Weniges übertroffen.

Bücherschau.

Jesus Ehristus als sittliches Ideal. Von Dr. Benno Rüttenauer. Verlegt bei E. W. Bonsels, München-Schwabing 1905. 53 Seiten.

Ein scharfes und kräftiges Wort gegen jene Neu-Romantiker, die — bewußt oder unbewußt, ich meine (im Gegensatz zum Verfasser) mehr das letztere — ihre Kirchenfeindschaft und Dogmenverwerfung in eine übermäßige Verherrlichung des Menschen Jesus auslingen lassen — um einige Namen zu nennen: von Tolstoi über H. St. Chamberlain, Ernst Horneffer, Arnold Bronnen zu Johannes Müller, dem Laienprediger von Berlin W. — Rüttenauer hebt demgegenüber mit einer gewissen einseitigen Schärfe das zweifellos auch in Jesus vorhandene, ja vielleicht den Grundzug seines Wesens bildende ästetische und weltflüchtige Idealbild hervor. Er schildert Jesus ausschließlich als den heiligen Weltüberwinder, den Verdammer der Arbeit, den Verdammer des Eigentums, den Verdammer der Familie, der den inneren Frieden, die Vergöttlichung, das Reich Gottes einzig in pessimistischer Abkehr von dieser Erdenwelt sucht. Wie gesagt, nicht ohne Grund, wenn auch der Verfasser nicht außer Acht lassen sollte, daß tiefste Versenkung in Gott höchster Selbstgenuß auch sehr leicht in herrlichste Nächsten- und All-Liebe umschlagen kann. Geschieht das aber, dann wird die Weltabkehr zur Weltdurchdringung; daß dann eine von dem geschilderten Jesusgeist durchdrungene Welt die Schopenhauerische Abkehr vom Willen zum Leben bedeuten würde, jenes Wunder tatsächlich, das zur Selbstaufhebung alles Existierenden führen muß, daran zu erinnern war eine verdienstliche Tat des Verfassers.

Das Büchlein regt zum Denken an. Schade, daß den Verfasser sein Temperament nötigt, seine Gegner etwas kräftig zu apostrophieren; sie lesen es dann nicht, oder lehnen es doch von vornherein ab, mit langen Ellenbohren zu hören. -ns-

Zum Wanderrednerfonds

gingen weiter folgende Beiträge ein: (s. letzte Quittung in Nr. 2 des lfd. Jahrg.) Dr. W. Jung, Frankfurt a. M. 10,—; M. Adelung, Tann a. Rh. 2,—; E. Junker, Japan 10,—; E. Wohlfarth, Japan 5,—; Rh. Müller, Berlin 3,—. Ferner für die Zwecke der D. G. E. K. insgemein von „einem Wohlgesinnten" vom 500,—.

Mit herzlichem Dank für die freundlichen Geber

Dr. Penzig.

Eingegangene Bücher.

Des Angelus Silesius Cherubinischer Wandersmann. Nach der Ausgabe letzter Hand von 1675 vollständig herausgegeben und mit einer Studie „Leben und Wert der Muslik für unsere Zeit" eingeleitet von Wilhelm Bölsche. Jena und Leipzig. 1905. Eugen Diederichs.

Das Rechtsverhältnis von Staat und Kirche, insbesondere: Trennung von Staat und Kirche. Von Rechtsanwalt Dr. Franz, Mannheim. Frankfurt a. M. 1905. Neuer Frankfurter Verlag. Mk. 0.80.

Jesus Christus als sittliches Ideal. Von Benno Rüttenauer. München-Schwabing. 1905. E. W. Bonsels.

Von maurerischer Arbeit. Freimaurerische Vorträge von Dr. phil. H. Seedorf, Mitglied der Loge Augusta zum Goldenen Zirkel in Göttingen. Berlin. 1905. Franz Wunder. Mk. 1.—.

Das freie Wort" in seinem Kampfe gegen die Bestechung von Angestellten in Handel und Industrie. Frankfurt a. M. 1905. Neuer Frankfurter Verlag. Mk. 0.50.

Carl Hauptmanns „Bergschmiede". Ein Wort zur Einführung und Erklärung. Von Georg Mischner. München. 1905. Georg D. W. Callwey. Mk. 0.50.

Bulletin. Union pour l'Action Morale. No. 4 and 5 Febr. und März 1905. à 50 Cent.

Libres Entretiens. Sur la séparation des églises et de l'Etat. Union pour l'Action Morale. No. 5. März 1905. 75 Cent.

Ethical Addresses and Ethical Record. Januar 1905. (Vol. XII. No. 5).

I. The Ethical and Religious Outlook. By James H. Leuba, Dickinson S. Miller, Moris Jastrow.

II. The Ethical Movement in various countries. By Gustav Spiller.

Philadelphia. Locust Street 1415. 10 Cent.

Ethical Addresses and Ethical Record. Februar 1905. (Vol. XII. No. 6).

I. Shall Ostracism be used by Religious Societies in the Struggle against Public Iniquity? By Felix Adler.

II. Moral Barbarism. By Percival Chubb.

Philadelphia. Locust Street 1415. 10 Cent.

Aus der modernen Weltanschauung. Leitmotive für denkende Menschen. Herausgegeben von Dr. J. Reiner. Hannover. 1905. Otto Todtes. M. 5.—; gebunden M. 6.—.

Der Bergarbeiterstreik und die Unterstützungskommission. Eine kritische Nachlese, herausgegeben vom Vorstande des deutschen Bergarbeiterverbandes. Bochum 1905.

Ein deutsches Branntweinmonopol. Von Dr. Karl Müller-Brachwede. Bericht, erstattet in der Ausschußsitzung des deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke zu Erfurt am 8. September 1904. Aus „Der Alkoholismus." Neue Folge, 1904, Heft 5. (Verlag von Joh. Ambrosius Barth in Leipzig).

Das System der technischen Arbeit. Von Max Kraft, o. ö. Professor in Graz. Erste Abteilung: Die ethischen Grundlagen der technischen Arbeit. Leipzig. 1902. Arthur Felix.

Technik und Ethik. Eine kulturwissenschaftliche Studie von Dr. Fr. W. Foerster, Zürich. Leipzig. 1905. Arthur Felix. Mk. 1.—.

Was sollen wir lesen und wie sollen wir lesen? Vortrag von Dr. Georg Witkowski, Professor an der Universität Leipzig. Mag. Max Hesses Verlag. Mk. 0.20; bei 100 Exemplaren Mk. 0.10.

Digitized by Google

Held und Holdin. Improvisation von Walter Rodlo. Leipzig-Berlin. 1905. Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Kaiser Tod. Von Walter Frensdorff. Leipzig-Berlin. 1905. Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Fundament eines neuen Staatsrechts. Von Josef Popper (Lynkeus). Dresden. 1906. Carl Reißner. Mk. 2,—.

Peter Rosegger. Schriften. Volksausgabe. Dritte Serie, Lieferung 1 und 2. à 35 Pf.

Ein Wort zum Schulantrag. Von Prof. Paul Natorp. Leipzig. 1905. Julius Klinkhardt. Mk. 0,50.

Ernst Haeckels Naturphilosophie. Von Hans Bétart. Berlin. 1905. Franz Wunder. Mk. 1,—.

Zum Kampf um die deutschen Kohlenschätze. Von Ludwig Eschwege. Heft XXI/XXII der „Sozialen Zeitfragen." Berlin. 1905. Verlag „Bodenreform" (N. W. Lessingstraße 11)

Diana vom Kreuzweg. Roman von Georg Meredith. Deutsch von Felix Paul Greve. Minden i. W. J. C. C. Bruns Verlag. Mk. 4,50; gebunden 5,50.

Passyion über Deutschland. Beobachtungen und Kritiken eines Marsbewohners. Aus dem Marsischen übersetzt von Intrus. Steinrock i. M. 1905. Verlag von C. J. E. Woldmann. Mk. 2,50.

Der Schweriner Regierung Flucht an die Oeffentlichkeit. Weiteres über „höhere" Schulen im deutschen Deutschland. Von Dr. Heinrich Schröder. Gelsenkirchen. 1905. E. Hammerglieser. Mk. 0,60.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur (Abteilung Berlin.)

Die **Landpartie** findet **Sonntag, den 25. Juni**, statt mit dem Ziel: Forsthaus am Grunewsee. Abfahrt 7,40 morgens Stettiner Bahnhof bis Reinickendorf 10 (15) Pfg, von dort Sonntags-Rückfahrkarte Reinickendorf-Basdorf-Wandlitz, 3. Klasse Mk. 1,10. Ankunft Wandlitz 9,15. Wanderung zum Forsthaus am Liepnitzsee bis 9,45. Frühstück am See. Wanderung um den See 10¼ bis 12¼ Uhr. Mittagsmahl im Forsthaus (Kunert Mk. 1,50 trocken). Danach Spiele im Walde. Kaffee 4¼ Uhr. Rückfahrt beliebig (die Fahrt über Biesenthal, Berlin-Stettiner Bahn, erfordert größere Marschleistung).

Wir bitten **dringend** die Zahl der Teilnehmer **bis spätestens 21. Juni** dem Bureau (Unter den Linden 16, II.) anzumelden, damit Wirt und Eisenbahnverwaltungen sich einrichten können.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Das **Beste** für häusliche Geselligkeit!
Unentbehrlich für jede Vereinsbibliothek!

Der „Rhapsode."

Ernste und heitere Vortrags-Dichtungen

herausgegeben von Rezitator **Georg Gerner.**

1. **Band** mit einem Geleitbrief von Reinhold Fuchs.
2. **Band** mit einem Geleitbrief von Martin Greif.

Jeder Band umfasst 400 Seiten gr. 8°, kostet in eleg. Ganzleinwandband gebunden **Mk. 6,50.**

Der „Rhapsode"

bietet die **ausgezeichnetsten klassischen** und **modernen** Vortragsstücke in Poesie und Prosa, **hochdeutsch** und **Dialekt**, **Ernst** und **Scherz**, **sämtlich** von **durchschlagendster Wirkung**, die der Herausgeber auf ihre Wirksamkeit hin erprobt hat;

Der „Rhapsode"

bleibt durch **gediegensten** und **vielseitigen** Lesestoff **treuester Familienfreund** und **Zierde** und **unumgänglicher notwendiger Bestandteil jeder Bibliothek;**

Der „Rhapsode" hat **dauernden Archiwert!**

Die komplett vorliegenden Jahrgänge können auch einzeln in 12 Heften zum Abonnementspreis von 50 Pfg. in beliebigen Zwischenräumen entnommen werden.

Der 3. Band erscheint in monatlichen Heften 1905.

Glänzendste Besprechungen

in den namhaftesten Zeitungen und Zeitschriften.

Probehefte durch alle Buchhandlungen sowie direkt vom „Rhapsode"-Verlag **Paul Stötzner**, Gera (Reuss).

Das Bureau der D. G. E. K.,

Unter den Linden 16 befindet sich jetzt nicht mehr im dritten, sondern im **zweiten Stock** rechts. Auskünfte 2c. werden, falls der Unterzeichnete nicht anwesend ist, aber, nach wie vor, auch in der Auskunftstelle im III. Stock erteilt. Sprechstunden des Unterzeichneten nur Montag, Mittwoch und Freitag von 10—12 Uhr. Eilige Zuschriften sind daher besser an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmanstraße 15 zu richten.

Dr. Penzig.

Aufruf.

Die Ausbreitung der Grundsätze und die Förderung der Aufgaben der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur soll durch Aufsendung unserer

Wanderredner

in energischer Weise weiter betrieben werden, und zwar sowohl dort, wo Abteilungen oder Zweige unserer Gesellschaft bereits bestehen, als auch namentlich an den zahlreichen, wichtigen Plätzen, an denen Vereinigungspunkte für Gesinnungsgenossen erst zu bilden sind. Zahlreiche Gesuche um Vorträge, denen leider aus Mangel an Mitteln nicht immer entsprochen werden kann, beweisen uns ein weitverbreitetes Bedürfnis nach ethischer Fortbildung. Wertvolle Arbeit ist seit Jahren bereits auf diesem Gebiete geleistet worden, aber dauernder Nutzen ist nur zu erwarten von der planvollen Regelmäßigkeit dauernder Organisation.

Wir wiederholen daher, mit herzlicher Danksagung an die freundlichen Geber der Vorjahre, unsere Bitte, unsere Mitglieder möchten persönlich, aber auch durch freundschaftliche Heranziehung solcher Personen, die mit unseren Zielen sympathisieren, ohne aus äußeren Gründen der Gesellschaft beitreten zu können, nach Kräften beisteuern zum

Wanderrednerfonds.

Beiträge werden von den Unterzeichneten, sowie vom Bureau der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur (Berlin W., Unter den Linden 16) mit herzlichem Danke entgegengenommen.

Die Vorstände der Abteilungen und Zweige werden gebeten, diese Sammlung unter Benutzung der ihnen gelieferten eventuell nachzubeziehenden Sammellisten tatkräftig zu unterstützen.

Ueber den Empfang der Beiträge wird wie bisher in der Zeitschrift „Ethische Kultur" quittiert.

Berlin, den 15. November 1904.

Der Hauptvorstand der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.

Namens desselben:

Prof. Dr. W. Foerster, Geh. Regierungsrat, 1. Vorsitzender. Westend, Ahorn-Allee 40.	Justizrat Stern, Rechtsanwalt und Notar, 2. Vorsitzender. W., Französ. Straße 43.	Justizrat Dr. Rothe, 1. Schriftführer, W., Königgrätzerstr. 126.	Dr. R. Penzig, 2. Schriftführer. Charlottenburg, Grolmanstraße 15.	Paul Jaffé, Kassenführer. W., Magdeburgerstr. 30.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1,80 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XIII. Jahrgang. | Berlin, den 1. Juli 1905. | Nr. 13.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Alle, welche die „Ethische Kultur" durch die Post erhalten, werden dringend gebeten, alle Reklamationen wegen unpünktlichen oder unregelmäßigen Einganges stets nur bei der Postanstalt des Bestimmungsortes oder dem Briefträger anzubringen; bei diesen ebenso die Adressenänderungen und auch das Bestellpostamt recht genau anzugeben.

Mit der vorliegenden Nummer beginnt das dritte Quartal. Wir bitten unsere Freunde und Leser recht herzlich, uns auch fernerhin nicht nur selbst treu zu bleiben, sondern auch uns in der weiteren Ausbreitung der „Ethischen Kultur" und ihrer Monatsbeilage „Kinderland" möglichst zu unterstützen. Probenummern stellen wir bereitwilligst zur Verfügung und senden dieselben gratis und franko an angegebene Adressen.

Redaktion und Verlag für ethische Kultur.

Inhalt:

Die Grenzen der Rassenpsychologie. Von Dr. A. Saager.
Berliner Kunstheuchelei. Von Lothar Brieger-Wasservogel.
Streiflichter:
Krieg und Frieden.
Der Achte ordentliche Gesellschaftstag der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur vom 8. bis 10. Juni 1905 in Jena.
Vermischtes.
Der 10. Jahresbericht der ersten öffentl. Lesehalle der D. G. E. K.

Die Grenzen der Rassenpsychologie.

Von Dr. A. Saager.

Wenn eine Theorie den chauvinistischen Ueberhebungen einer Reihe von reaktionären Elementen einen wissenschaftlichen Anstrich zu geben geeignet gewesen ist, so ist es die Rassenpsychologie gewesen, die im Grunde nichts war, als eine Reaktion auf die vielleicht etwas übertriebene Betonung der Einflüsse des Milieus auf das Leben der Individuen, wie der Individuenkomplexe, die man Rassen nennt. Es war in der Tat höchste Zeit, daß diese Scheinwissenschaft im allgemeinen in sachlicher Weise bekämpft wurde, wie es im einzelnen schon nach Erscheinen des bedeutendsten deutschen Werkes dieser Art — Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" — geschehen war. Jean Finot hat sich neulich in der „Revue" dieser Aufgabe entledigt; hier möchte ich von den Grenzen reden, über welche hinauszugehen die Rassenpsychologie nicht die Berechtigung hat, wobei ich allerdings zu einem ähnlichen Ergebnis wie Finot gelange, einem Ergebnis, das ihn bewog, seinen Aufsätzen den Untertitel „La faillite de la psychologie des peuples" zu geben.

Aus der Geschichte kann man bekanntlich alles beweisen, wenn man nur die passenden Tatsachen herausgreift, sie in zweckmäßiger Weise deutet und womöglich noch verallgemeinert. Daher braucht es für die genannte Art von Wissenschaft nur etwas Phantasie zum Aufbau einer geistreichen Theorie; für die Beweise braucht man nicht bange zu sein; ja, es hat sogar Vertreter dieser „Wissenschaft" gegeben, die es in der Zusammenstellung ihrer Beweismittel so wenig genau nahmen, daß sie sich in ein und demselben Buche selbst widersprachen, überzeugt davon, daß der Glanz ihrer Einfälle und Sprache selbst Kreise zu blenden imstande sein würde, denen man sonst nicht den Vorwurf unlogischen Denkens machen konnte; dies glückte z. B. Driesmans mit seinem „Keltentum".

Und da, scheinbar wenigstens, diese Theorien von Rassenmischung und Herrenrassen sich auf evolutionistischen Grundlagen aufbauten, schienen sie auf so modernen und sicheren Fundamenten zu ruhen, daß man Schlüsse daraus zu ziehen sich berechtigt glaubte, die den Folgerungen aus anderen entwickelungsgeschichtlichen Gesetzen gerade entgegengesetzt waren: die Stabilität der Rasseneigentümlichkeiten war mit der Entwicklungsfähigkeit der ganzen belebten Natur nicht in Einklang zu bringen.

Der Fehler lag nicht bloß in der kritiklosen Uebertragung von Gesetzen, die bei Haustieren zweifellos Geltung haben, auf den Menschen, sondern vielmehr und hauptsächlich darin, daß man die Grenzen nicht feststellte, innerhalb welcher man von Rasseneigentümlichkeiten sprechen darf.

So wenig man das ganze Verhalten eines Individuums im Leben aus seinen angeborenen Eigenschaften allein verstehen kann, so wenig ist man berechtigt, das einer Rasse aus den in ihr liegenden Eigentümlichkeiten allein erklären zu wollen. Die Frage ist schließlich dieselbe, ob nämlich die Erziehung auf den — angeborenen — Charakter einwirkt und ihn modifiziert, was doch sicher kein Mensch leugnen wird, denn sonst wäre die Erziehung ja nur ein unsinniger Sport. Die Rasse aber ist eine Summe von Individuen, somit erziehbar, d. h. ihre Eigenschaften, ihr Charakter wird zu einem großen Teile von der Erziehung geformt, die wiederum nichts ist, als eine gedrängte Wiederholung der menschlichen Entwickelung, wie sie sich in den

Digitized by Google

Höhepunkten der Menschheit offenbart, vom Gesichtspunkte des Zeitgeistes aus gesehen. Ziehen wir nun vom Charakter einer Rasse alles das ab, was durch ihre Erziehung, welche der Entwickelungshöhe proportional ist, erklärt wird, so bleibt nur noch sehr wenig übrig: ihr Temperament und, was sehr eng damit zusammenhängt, ihre besondere Befähigung zu irgend einer Betätigung. Freilich gibt es pathologische Individuen, erblich Belastete, geistig oder gemütlich Anormale, bei denen die Erziehung keine großen Ergebnisse zeitigt; aber ganze Rassen von dieser Beschaffenheit sind außerordentlich seltene, künstlich herbeigeführte Ausnahmefälle (so z. B. die durch den Alkohol verkommenen Individuen); solche Rassen natürlich sind dem Untergange geweiht, eben, weil sie nicht mehr entwickelungsfähig sind.

Hat man also das Recht, einer Rasse Fehler als charakteristisch zuzuschreiben, wie z. B. Falschheit, Sklavensinn, Rauhzier, Unsittlichkeit? Diese Beschuldigungen gegen andere Rassen, die natürlich sehr alt und sehr oft derartig schlecht begründet sind, daß die gegenseitigen Vorwürfe genau dasselbe betreffen, hätten sich bei den herrschenden Zeitgeiste, der mehr und mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen sucht, nicht so lange aufrecht erhalten können, wenn ihnen nicht die Rassenpsychologie zu Hilfe gekommen wäre und in ihrem wissenschaftlichen Gewande soviele Geister betört hätte. Liegt denn nicht der beste Beweis dafür, daß diese Eigenschaften keine konstanten Eigentümlichkeiten einer Rasse sein können, darin, daß ihre Bewertung selbst mit der Zeit bei ein und derselben Rasse wechselt? Hörige gab's z. B. bei den alten Germanen; die modernen Germanen haben, wie uns die Rassenpsychologen selbst erzählen, die Sklaverei abgeschafft: was den Alten Recht war, schien den Jungen Unrecht. Wieder sehen wir, wie unser Vergleich der Erziehung bei Individuum und Rasse berechtigt war; und wie bei einer Rasse, so wechseln bei einem Individuum in verschiedenen Perioden seines Lebens die Werte und Ideen.

Die Bedeutung der Ideen im Völkerleben ist längst anerkannt worden; von großen Männern gehen sie aus und werden das Gemeingut der zivilisierten Völker, deren Zahl täglich zunimmt. Die Wissenschaft ist schon international, die Zivilisation, der Kampf um die zum Leben notwendigen Dinge, wird es immer mehr, daher werden es auch die Lebensbedingungen. Die Geiese, welche ein gedeihliches, friedliches Zusammenleben der Menschen ermöglichen und mit den Lebensbedingungen eng zusammenhängen, bilden die Moral, die somit gleichzeitig auch durch ihre größer werdende Freiheit auch einheitlicher wird. So ist es möglich, daß gebildete Vertreter verschiedener Rassen sich näher verwandt fühlen, als verschieden gebildete Vertreter derselben Rasse.

Zur Zivilisation gehören auch die politischen Einrichtungen. Es ist schwer zu begreifen, wie man z. B. die Behauptung vertreten kann, für das russische Volk sei der Absolutismus die einzig passende Regierungsform, weil derselbe seinen Rasseneigentümlichkeiten am besten entspreche. Die Germanen haben doch den Absolutismus gerade so einmal durchgemacht und errungen, wie es bei den Slawomongolen bis jetzt der Fall war, und die letzteren streben jetzt ebenso nach einer höheren Auffassung des Staatslebens, wie es die ersteren getan haben. Wenn man hier von Rasseneigenschaften sprechen wollte, so dürfte man höchstens an die Rolle erinnern, welche das Rassentemperament hiebei spielt, daß z. B. den lebhaften Franzosen der Gedankstaden verhältnismäßig früher riß, als den schwerfälligeren Slaven. Und wenn man, da wir gerade bei der Freiheitsidee stehen, die Geschichte der Reformation ins Auge faßt, welche von den Rassenpsychologen so gerne für ihre Zwecke ausgeschlachtet wird, so muß man zugeben, daß die Einführung der Reformation in verschiedenen Ländern nur von den Landesfürsten, nicht aber vom Volke abhing, somit etwas rein zufälliges war, ganz abgesehen davon, daß die in vielen germanischen Ländern herrschende protestantische Orthodoxie, gelinde gesagt, keine größere Geistesfreiheit vorstellt, als der Katholizismus in vielen romanischen Ländern.

Und wie steht es mit den Eigenschaften, die aus dem Gefühle entspringen, z. B. der vielen Rassen zum Vorwurf gemachten Grausamkeit? Man behauptet, die Spanier seien grausam gegen Tiere. Ein Hahnenkampf ist auch etwas Empörendes für unser Gefühl. Aber das hat mit der Rasse nichts zu tun. Jene Völker sind grausam, wie unsere Kinder: sie denken nicht daran, daß die Tiere auch Schmerz empfinden. Die Grausamkeit, Tieren, wie Menschen gegenüber, hangt vom Entwickelungszustand eines Volkes ab, ebensogut, wie die „Humanitätsduselei" eines Tages auch noch zu denjenigen Völkern dringen wird, die heute noch Sklaven halten, und sie zwingen wird, die Sklaverei abzuschaffen. Genau ebenso steht es mit der Behandlung des weiblichen Geschlechtes, die in verschiedenen Klassen derselben Rasse heutigentags noch oft verschiedener ist, als bei Beschnitten — ich meine damit natürlich nicht Gelehrte! — verschiedener Rassen.

So gelangen wir zu dem Schlusse, daß von den Rassenmerkmalen nichtphysischer Art im Grunde genommen wenig übrig bleibt; wenn dem nicht so ist, so ersuche ich die Herren Rassenpsychologen, z. B. einmal das Verschwinden der Mauren aus der Kulturgeschichte nach ihrer Vertreibung aus Spanien zu erklären, oder vielleicht noch besser — weil in diesem Falle von Vermischung mit andern Rassen keine Rede sein kann — die Frage zu beantworten, wie es möglich gewesen ist, daß die Finländer, reine Mongolen, in ihrem Fühlen und Denken den Schweden näher verwandt sind, als z. B. ihre Nachbarn über der Ostsee, die Deutschen. Das wäre ein Stoff zu einem litterarischen Feuerwerk; nur fürchte ich, die Vorbereitungen zum Schauspiel würden das letztere wegen unüberwindlicher Schwierigkeiten unmöglich machen!

Damit fallen aber auch die brutalen Folgerungen, die man aus der Rassenpsychologie hätte schließen müssen, hätte letztere nicht Fiasko gemacht. Es wäre z. B. schon ein sentimentaler Unsinn gewesen, die Sklaverei in den Vereinigten Staaten auszurotten. Die Erklärung der Menschenrechte war für Chamberlain, wie er von seinem Standpunkt aus mit Recht betonte, „die hohlen Phrasen des phrasenhaftesten Volkes in der phrasenreichsten Periode seiner mit Phrasen gepflasterten Geschichte." Für die Zukunft stand der unerbittliche brutale Kampf zwischen den verschiedenen Rassen ebenso fest, wie er es in der Vergangenheit gewesen; ein Fortschritt war eigentlich ein Ding der Unmöglichkeit, da die Rassenerbsünden für die Zukunft an den Völkern ebenso kleben würden, wie es schon zu Zeiten irgend eines obskuren antiken Schreibers gewesen war, dessen Urteil man ohne Kritik — schon da eine solche meist unmöglich war — als richtig betrachtete, wenn es nur mit der Theorie übereinstimmte.

Wenn aber dem nicht so ist, wenn der Zeitgeist auf das Tun und Handeln der Rassen Einfluß hat, dann ist die Zukunft nicht so trübe, dann hängt keine unverrückbare Fatalität über ihr; dann ist der Gedanke an die Möglichkeit einer vernünftigeren Art sich zu verständigen, als durch Feuer und Schwert, keine Utopie, und der Begriff der Menschheit keine hohle Phrase mehr; er ist nur eine höhere Entwickelungsstufe des Menschen im Verhältnis zu seinen Mitmenschen; hente stehen wir noch im Banne des „Auge um Auge, Zahn um Zahn;" auf dem Banner der Zukunft steht die herrliche Devise, die einer der Größten vor nunmehr bald 2000 Jahren ausgegeben: „Liebet Eure Feinde!"

Im Verhältnis des Menschen zu sich selbst, in der Kultur aber scheint sich gerade das Umgekehrte zu entwickeln: dort vom Einzelnen über die Rasse hinaus zur Menschheit; hier von der großen Herde zur Rasse, von der aber zur Individualität. Das ist in großen Zügen die Entwickelungs-

Digitized by Google

geschichte der Religion oder Weltanschauung, wie der Kunst. Damit aber führt uns die Zukunft keineswegs zu der so oft bedauerten Nivellierung, sondern zu einer noch viel großartigeren Mannigfaltigkeit des geistigen Lebens, soweit es seine produktive und subjektive Seite betrifft.

Aus dem Gesagten aber ergibt sich, daß die Rassenpsychologie nur berechtigt ist, zur Erklärung für diejenigen Perioden der menschlichen Entwickelungsgeschichte herangezogen zu werden, in welchen der Begriff der Rasse sich noch nicht zur Menschheit einerseits, andererseits zur Individualität weiterentwickelt hatte; jedenfalls aber darf sie schon für die Gegenwart keine Verhaltungsmaßregeln mehr diktieren, da die Grenzen der Rassen in beiden Fällen schon verwischt sind, da die Betonung der Rasse nur ein künstlich erzeugter Atavismus ist, dem die Daseinsberechtigung abgeht.

Berliner Kunstplebejismus.

Von Lothar Brieger-Wasservogel.

Eine unserer ältesten und feinsten kunstgewerblichen Firmen, Bellaire in der Friedrichstraße, kündet die Auflage ihres Detail-Geschäfts an. Es ist nicht der erste Fall dieser Art, den wir in letzter Zeit erleben. Vor kurzem geriet hier einer der feinsinnigsten und kunstverständigsten deutschen Goldschmiede in Konkurs, bald darauf machte ein Laden unter den Linden zu, dessen Schaufenster mir Jahre hindurch eine reine ästhetische Freude gewährt hatte. Diese drei hatten nicht dem alles nivellierenden demokratischen Massengeschmacke gehuldigt, der so spezifisch berlinisch ist, nach außen protzig, innen roh und ungebildet, und dem wir jetzt auch glücklich die traurige literarische Neuerung des „book of the season" verdanken, an dessen törichter Auswahl der Erfolg so mancher anderer, literarisch weit wertvollerer Bücher scheitert.

Wer aufmerksamen Blickes die Straßen Berlins durchschreitet, findet noch hier und da, vor allem unter den Linden und in der Wilhelmstraße, eine jener alten Kunstgewerbehandlungen, die, ohne Rücksicht auf Massengeschmack und leichte Verkäuflichkeit, ebenso wunderbar zarte und ausgewählte Bissen für Kenner führen wie nur je die raffiniertesten Händler in Paris, Rom oder Nizza. All diese Berliner Läden können ihre Entstehung fast ausnahmslos auf die Zeit nach dem 70er Kriege zurückführen, da über die frischgebackene Reichshauptstadt der erfrischende Hauch des Kosmopolitentums und damit der Hang zu einer kunstsinnigen Lebensverfeinerung hinstreifte. In jenen Jahren machten solche Läden gute Geschäfte. Man erwarb mehr als früher und gab auch gerne mehr aus. Die Erinnerungen aus der Zeit, da Berlin unter Friedrich Wilhelm IV. zweifellos eine echte Literatur- und Kunststadt gewesen, waren noch lebendig und trugen ihre Früchte. Leider dauerte diese schöne Blüte Berlins nicht lange. Berlin wurde zu schnell groß. Seine Bedeutung als Reichshauptstadt war keine Kulturnotwendigkeit — wie viel alte, weit bedeutendere Kulturzentren gab es doch in Deutschland! — keine Konsequenz einer ruhigen, gesetz- und naturmäßigen Entwicklung, sondern etwas Plötzliches, Eruptives, eine Schilderhebung par force. So konnte der innere Wert mit der äußeren Macht unbedingt nicht Schritt halten. Hieraus soll natürlich kein Vorwurf gemacht werden. Wohlberechtigt hingegen ist der Vorwurf, daß der berechtigte Stolz auf unsere äußere Bedeutung uns dazu verführt hat, auch in allen anderen Fragen eine dominierende Stellung einnehmen zu wollen, uns als Kunstzentrum Deutschlands aufzuspielen. Hierzu lag, wenn man diese Frage unparteiisch zu betrachten im stande ist, auch nicht die geringste Berechtigung vor. Berlin besaß keine bodenständige Kunst; der märkische Sand vermochte nur ein Soldatenvolk zu zeugen, dem solche Neigungen selbstverständlich fremd sein mußten. Wohl war nun die Möglichkeit vorhanden, diese Menschenart in allmählicher Entwicklung zu einem Kulturstaat zu erziehen. Diese Möglichkeit aber wurde gänzlich außer Acht gelassen. In einem durchaus überspannten Selbstbewußtsein glaubte der Berliner ohne weiteres auch in der Kunst die führende Rolle übernehmen zu können. Willige Herolde fanden sich, die zu seiner Befriedigung seine scheinbare Berechtigung dazu in alle vier Winde ausposaunten. Man hatte das Geld und glaubte damit die Kunst kaufen und zentralisieren zu können wie alles andere auch. Damit importierte man wohl von allen Seiten her fremde Kunst, süddeutsche, französische, englische, aber man erzeugte keine eigene, bodenständige. Was man davon hatte, Menzel und andere, war wohl technisch von äußerster Vollendung, aber nicht auf wirklich großer Persönlichkeit, der Vorbedingung jeder erstklassigen nationalen Kunst, beruhend. Berlin wurde zu einem großen Bazar, seine Vorherrschaft ein Sieg demokratischen Geschmacks. Heutigen Tages wehrt sich der Berliner vergebens gegen die im ganzen Reiche wachsende Erkenntnis, daß die Reichshauptstadt keineswegs einen Kulminationspunkt unserer geistigen Kultur bedeutet, sondern vielmehr die drohende Gefahr ihrer absoluten Verflachung in sich schließt.

Der Vergleich Berlins mit Paris, der heutigen Tages von blindenanstarrten Berlinern mit Vorliebe und nicht zum Schaden der deutschen Reichshauptstadt gerne unternommen wird, birgt dafür von vornherein den Fluch der Lächerlichkeit in sich. Paris ist das natürliche Kulturzentrum Frankreichs; in ihm hat sich das ganze Land von vornherein konzentriert, wie das in gleicher Stärke nirgends auf der Erde der Fall ist. Eine sehr alte Kultur hat hier in fortschreitender Verfeinerung eine nationale Kunst hervorzubringen vermocht. Hierzu steht die Führerrolle Berlins schon zeitlich in gar keinem Verhältnis. Abgesehen davon, daß die ökonomischen Bedingungen Deutschlands nie auf Berlin als Kulturzentrum hingewiesen haben. Die Versuche, es dazu zu machen, sind ein krampfhaftes, unter vielem phrasengeschwollenen Tamtam in Szene gesetztes übers Knie Brechen. Kultur läßt sich nicht machen, sie ist etwas von innen heraus Wachsendes, das erzwingen zu wollen ein törichtes Bemühen erscheint. Die heutigen Kraftanstrengungen sind dem Aufwachsen einer Berliner Kultur nicht förderlich, sondern hinderlich. Wer in Berlin lebt, merkt und weiß bald, daß die hiesigen Künstlerischen Bestrebungen von einer verschwindend kleinen Minorität ausgehen. Es handelt sich fast ausschließlich um die Abkömmlinge des alten Bluts und Finanzaristokratien, ferner um ein seit über hundert Jahren bereits feinsinnig durchbildetes Judentum. Allen diesen Menschen haftet etwas durchaus Kosmopolitisches an; sie leben in einer Welt, die an sich mit Berlin durchaus nichts zu tun hat. Einen Teil des Jahres bringen sie in Paris zu, den anderen in Rom, der Rest ist rein aus geschäftlichen oder gesellschaftlichen Rücksichten, keineswegs aber aus innerer Neigung Berlin gewidmet. Unter dieser Oberschicht sind solche, die ihre Heimatsstadt wirklich lieben und hochschätzen, mit der Laterne zu suchen. Das Mitglied der oberen Hunderttausend ist innerlich mehr Franzose, als das in irgend einer anderen deutschen Stadt der Fall ist. Seine Geringschätzung des einheimischen Kunsthandwerks verschuldet das Eingehen solcher Geschäfte wie die, von denen ich vorhin erzählte. Der reiche Berliner, den es freut, für die Kunst, so sein Haus schmücken soll, wirklich viel Geld auszugeben, gibt dies Geld in Paris oder in Rom aus. Es wird ihm nie einfallen, daß er Gleichwertiges auch daheim haben könnte. Bellaire hatte einige wunderschöne Fayencesachen, wie ich Feineres auch im Auslande nie gesehen habe. Im Schaufenster den Blicken aller Vorübergehenden exponiert, blieben sie einsach unbeachtet, während dergleichen in Nizza z. B. gleich in den ersten Tagen der Ausstellung von Bertinern aufgekauft wurde.

Digitized by Google

Fällt somit die fein gebildete und vermögende Minorität der Berliner Bevölkerung als Käufer ziemlich aus, so kommt die Masse erst recht nicht in Betracht. Erstens fehlt ihr das Geld, um für ein Schreibzeug z. B. 100 Mark zahlen zu können, und zweitens mangelt ihr durchaus der nötige Geschmack. Niemand wird abstreiten können, daß der Berliner ein wenig protzig veranlagt ist. Er sucht seinen Ehrgeiz darin, „modern" zu sein, aber diese Modernität soll nach etwas aussehen; man soll den Sachen anmerken, daß sie was kosten. Beim feinen Kunstgewerbe kommt er nicht auf seine Rechnung, denn diese Erzeugnisse vornehm fühlender Kunsthandwerker sind äußerlich von recht bescheidenem Auftreten und verlangen einen Kenner zum Beschauer, ehe sie ihre Schönheiten rücksichtslos entschleiern. Betritt man aber die Wohnung eines wohlhabenden Berliner Bürgers, so wird man über die darin herrschende Geschmacklosigkeit einfach erschrecken. Da stehen Hunderte von Gegenständen auf fürchterlichen Etagören herum. Lauter Gegenstände, die eine wertlose und unverständige Imitation fremdländischer Erzeugnisse bedeuten. Die Anilinfarbe feiert Orgien. Ein witziger Statistiker stellte jüngst in einem süddeutschen Blatte fest, daß die meisten billigen roten Krawatten in Berlin getragen werden.

Wie hat Berlin die Errungenschaften des modernen Kunstgewerbes für sich ausgenutzt? Indem es dieses Kunstgewerbe so fabrikmäßig zu Tode hetzte, daß es bereits jetzt in seinen letzten Zügen zu liegen scheint. Man mache einen Spaziergang durch Berlin und bleibe vor den Möbelhandlungen stehen, in deren Schaufenstern „moderne" Wohnungseinrichtungen ausgestellt sind. Ich meine nicht etwa Keller & Reiner, sondern solche Geschäfte, die auf weniger leistungsfähige Portemonnaies spekulieren müssen. Eine ähnliche Geschmacksverrohung, eine gleiche brutale Verballhornisierung Eckmannscher, von de Veldescher, Behrensscher Motive würde in Paris dem allgemeinen Gelächter anheimfallen. Vom Sofa, das das „Berliner Zimmer" (Schrecken aller Schrecken!) schmückt bis zur Brosche, die das Berliner Bürgermädchen trägt, muß man leider eine verständnislose fabrikmäßige Verflachung dessen finden, was feine Köpfe erdachten, ein Talmi-Kunstgewerbe, das darauf ausgeht, Dinge zu erzeugen, die schnndmäßig billig sind und dabei „nach etwas aussehen." Glaubt man, auf diese Weise eine Hebung des allgemeinen Geschmacks zu erlangen? Ich glaube das Gegenteil. Besuche einen Schöneberger 6 Dreier-Rentier, und er wird Dich mit Stolz durch seine Wohnung führen, damit Du siehst, daß er mit seiner Zeit fortschreitet und sich auch „modern" eingerichtet hat. Modern, ach du lieber Himmel! Ich kenne nur den Unterschied zwischen gut und schlecht. Und daß diese auf Billigkeit arbeitende fabrikmäßige Nivellierung zeitgenössischen Kunstgewerbes, dieses engrossistenhafte Erticken aller der vielen wertvollen Keime, die sich zu regen beginnen, durchaus vom Uebel ist, kann mir das jemand abstreiten?

Charakteristisch für den Berliner Geschmack ist das Metropol-Theater, das beliebteste und pekuniär erfolgreichste Theater der Residenz. Ein Erfolg, der in jeder anderen „Kulturstadt" einfach unmöglich wäre. Ich will damit nichts gegen die Kompositionen des Herrn Viktor Holländer sagen, die immer melodiös, nicht selten geschmackvoll und manchmal sogar von musikalischem Werte sind. Aber der Text, über den sich das Publikum allabendlich vor Lachen nicht zu halten weiß! Und es ist doch nicht das Proletariat, sondern das sog. gebildete Bürgertum, das diesen rohen und ziemlich geistlosen Scherzen fanatisch zujubelt! Ein Schauspieler von der zweifelhaften Begabung und Bedeutung eines Granpietro ruiniert sich langsam an diesem Stumpfsinn. Der Liebling der Berliner aber bleibt Herr Bender, und auch das nur, wenn er in Unterhosen auf die Bühne kommt und einiges Gemauschel von sich gibt. Harry Bender mauschelnd und in Unterhosen — ist das nicht 40000 Mk. pro anno wert?

Was aber für den Berliner Geschmack das Metropol-Theater so charakteristisch macht, ist die Ausstattung, die solchen Stücken zu teil wird. Sie ist reicher und prächtiger als in irgend einem anderen Theater der Residenz. Dabei ist sie roh und brutal auf den Nervenkitzel absoluter Unkulturmenschen berechnet; die jedes künstlerischen Feinsinns entbehrende Geschmacklosigkeit der Farbenzusammenstellungen tut dem einigermaßen gebildeten Auge weh. Dazu kommen dann die von allem Künstlerischen abstrahierende Ballets, die dem Berliner Ehemanne Gelegenheit geben, seinen außerehelichen Lebemannsneigungen wenigstens für billiges Geld ein platonisches Genüge zu tun.

Da aber sitzt das gebildete Berliner Publikum, das womöglich gestern erst die glänzende Salome-Aufführung der Reinhard-Bühne mit ihrer trefflichen Regie gesehen hat, und freut sich wie ein Schneekönig.

Berlin als Kunststadt? In meiner Jugend habe ich wohl auch solchen Utopieen nachgeträumt. Jetzt habe ich sie ganz aufgegeben. Oder wir müßten völlig anders werden. Aber ist denn das überhaupt möglich?

Streiflichter.

Krieg und Frieden. Unter dieser Ueberschrift spricht unser ethischer Gesinnungsfreund Professor F. Jodl-Wien in der „Oesterreichischen Volkszeitung" (Nr. 160, 11. 6. 05) ähnliche Gedanken aus, wie sie im Leitartikel der vorigen Nummer enthalten waren. Deutlicher noch als wir, weist er hin auf die Lehre, die von dem gelben Inselvolke der Begehrlichkeit der alten „Kultur"mächte erteilt worden ist:

„Länast lauerte die zivilisierte Welt auf Ostasien als eine willkommene Beute. Das Schauspiel der Türkei, des ewig kranken Mannes, der langsam zu Tode kuriert wird, sollte drüben am Stillen Ozean seine Fortsetzung erhalten. Rußland in der Mandschurei und am Golf von Petschili; Amerika auf den Philippinen, das Deutsche Reich in Kiao-Tschau, Frankreich und England mit allem Kolonialbesitze obendrein nahegerückt: ebenso volle Polypenarme, die sich nach den ostasiatischen Kulturvölkern ausstrecken. Es muß möglich sein, sie langsam unter europäischen und amerikanischen Einfluß zu bringen, ihre heimische Regierung lahm zu legen, ihre Naturkräfte durch fremdes Kapital auszunützen und sie zur Abnahme auswärtiger Industrieprodukte zu zwingen. Und man erfand das Schlagwort von der „gelben Gefahr." An eine Betreigung Europas oder Amerikas durch die Ostasiaten hat wohl nie jemand im Ernste gedacht. Die gelbe Gefahr konnte nur darin bestehen, daß Ostasien sich den Plänen der übrigen Welt nicht gutwillig fügen würde. Diese Gefahr ist heute größer denn je. Heute weiß jede Macht, daß man in Ostasien gegen den Willen Japans nichts unternehmen kann und daß man, wenn es dennoch versucht wird, nicht einen sogenannten „Kolonialkrieg" führen kann, wie Rußland sein ostasiatisches Abenteuer zu Beginn noch einschätzte, nicht eine militärische Spaziertahrt machen, sondern die ganze Volks- und Staatskraft einsetzen muß. So haben die ostasiatischen Kriegsbegebenheiten nicht nur den Wert eines großartigen Schauspieles der Weltgeschichte, sondern sie regen auch zu ernstem Nachdenken, zur Einkehr und Selbstbesinnung an."

Und diese Besinnung bleibt nun halten an der Frage: Wie ist der „stille schöne Traum des Völkerfriedens, des ewigen Friedens" zu verwirklichen? Jodl findet dabei harte Worte gegen die Tolstoi'schen Gedankengänge, eine Kritik, die unseres Erachtens richtig nur so verstanden werden darf, daß allerdings aller Quietismus vom Uebel ist, wo es sich um die Verteidigung der eigenen Existenz handelt, wobei freilich zugegeben werden mag, daß die fließenden Grenzen zwischen berechtigter Notwehr und unberechtigtem Angriff nie anders als von Fall zu Fall festgestellt werden können. Aber hören wir den Autor:

„Rein theoretisch gibt es zwei Wege, um Ordnung und Friede in der Welt herzustellen: daß niemand Unrecht leiden will weder für sich noch für andere; und daß niemand Unrecht tun will. Das erste Mittel ist das einfachere, aber auch das unvollkommenere; denn es kann immer nur durch Kampf zum Frieden führen. Das andere Mittel ist unbedingt sicher; aber es setzt einen idealen Zustand der Gesellschaft voraus. Man hat

Digitized by Google

einen dritten Weg finden wollen. Man hat die Menschen gelehrt: „Widerstehet nicht dem Bösen; dann wird der Kampf aus der Welt verschwinden und Euer geduldiges Leiden das Unrecht selbst entwaffnen." So lehrte im Osten das Evangelium Buddhas, so das Neue Testament und niemand hat in neueren Zeiten diesen Gedanken mit größerer Wucht und Begeisterung wiederverkündet als Tolstoi, der Prophet des heutigen Russlands. Es ist die grausamste Ironie in diesen schrecklichen Völkerungen, daß gerade das russische Volk, in dem diese Lehren tiefe Wurzeln geschlagen haben, von einer unbegreiflichen Dynastie und Aristokratie in diesen Krieg hineingepeitscht wird, den es in seiner großen Majorität verabscheut. Aber gerade diese Verquickung, die teils listige, teils brutale Gewaltpolitik der russischen Regierung in Ostasien, die Japan zum Kriege genötigt hat, zeigen, daß es gar kein giftigeres Narkotikum für die Individuen wie für die Völker gibt, als die Lehre: „Widerstehe nicht dem Bösen." Von Mensch zu Mensch mag das mannhaft dem Kampfe vorzuziehen sein und als das kleinere Uebel gelten. Aber wenn wir schon den Kampf ums Recht aus dem Einzelleben nicht ausschalten dürfen, ohne Besitz, Leben, Ehre, Stellung in der Welt jedem gewissenlosen Schurken preiszugeben — im Völkerleben wird dieser Gedanke zur Unehrerbietigkeit. Ein Volk, welches sagen würde: Ich bin zu zivilisiert, um Krieg zu führen; ich bin von der Absichenlichkeit und Roheit des Krieges so fest überzeugt, daß mich keine Drohung, keine Gewalttat bewegen kann, die Waffen zu ergreifen — eine solche Nation würde sich selbst aus der Geschichte streichen; es würde gewissermaßen einen Freibrief auf seine eigene Vernichtung ausstellen."

So kann die Hoffnung des Ethikers einzig und allein auf dem zwar überaus langwierigen, dafür aber völlig sicheren Weg der Erziehung der Menschheit ruhen:

„Es scheint also nur übrig zu bleiben, auch die Völker mit tiefer Scheu vor dem Unrecht zu erfüllen; auszumerzen aus ihrem Bewußtsein den furchtbaren, in der Gegenwart so oft ausgesprochenen Satz: Ob recht oder unrecht — mein Land über Alles! Ethisch betrachtet — das muß nichts anderes sein die Grundlage des Weltfriedens sein: Anerkennung fremden Rechtes, fremder Individualität, fremder Kultur. Und es ist vielleicht die providentielle Aufgabe dieses grauenvollen Krieges, daß diese Lehre uns Europäern in so handgreiflicher Weise aufgezeigt wird. Was Europäern unserer Kultur sind die Japaner ebenbürtige Meister geworden. Aus ganz anderen sittlichen und religiösen Voraussetzungen sind Riesenkräfte erwachsen und haben vor unseren Augen gewaltige Arbeit vollbracht. Der Krieg — was muß uns dies Erkennen wie zum Hohn — ist ein Völkergericht. Ein Tribunal, dessen Ausspruch man hören muß, auch wenn man kein anderes anerkennt. Das heilige Rußland behauptet seine providentielle Mission — welcher Schiedsgerichtshof will ihm diesen Glauben abbrechen? Im Stillen halten sich auch andere Völker in ihrem Kreise für providentiell. Nur die überlegene Volkskraft kann einen Halt gebieten. Der Traum von der Einglückt der westlichen, der christlichen Zivilisation ist ausgeträumt. Möge der japanische Sieg auch andere Schüler erwecken."

Der Achte ordentliche Gesellschaftstag der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur

vom 8. bis 10. Juni 1905 in Jena.

Anwesend sind: Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Foerster-Berlin (für den Hauptvorstand und Abteilung Magdeburg), Justizrat Hermann Stern-Berlin (für den Hauptvorstand und Abteilung München), Prof. Dr. Döring-Berlin (Hauptvorstand), Paul Jaffé-Berlin (Hauptvorstand), Dr. R. Penzig-Berlin (Hauptvorstand); ferner fünf Vertreter der Abteilung Berlin: Prof. Dr. Bruno Meyer, Dr. Albert Levy, Dr. M. Kronenberg, Herr Salinger, Herr K. Michaelis. Für Abteilung Breslau: Rechtsanwalt O. Marcuse; für Frankfurt a. M. und Abteilung Wiesbaden: Dr. A. Pfungst; für Abteilung Darmstadt: Rechtsanwalt Dr. Bieber-Berlin; für Abteilung Ulm: G. Eberle; für Abteilung Jena: Dr. Zürcher. Es sind demnach 9 Abteilungen mit 18 Stimmen vertreten. Als Gäste wohnten den Verhandlungen bei: Dr. Stanton-Coit, Vorsitzender der Union of ethical Societies, London; Mr. Gustav Spiller, Generalsekretär des internationalen ethischen Bundes London; Frl. Michel-Dresden, Fr. Marcuse-Breslau, Frl. Zepler-Berlin, Redakteur Billmann-Gießen und eine Anzahl von Mitgliedern der Abteilung Jena.

* * *

Nachdem am 8. Juni, abends 8 Uhr eine Begrüßung der Delegierten durch die Abteilung Jena im Gasthof „zur Sonne" stattgefunden hatte, eröffnete am 9. Juni, vormittags 9½ Uhr, der Vorsitzende, Geheimrat Foerster, im kleinen Saal des Volkshauses die Verhandlungen mit Verlesung von Zuschriften und Begrüßungstelegrammen aus Magdeburg, München, Wiesbaden, Darmstadt, von der ethischen Gesellschaft Wien, Dr. Bergemann-Striegau, Wilhelm Börner-Wien ꝛc. Dann trat die Versammlung in die Tagesordnung ein.

1. Rechenschaftsbericht des Hauptvorstandes über die Zeit seit dem letzten Gesellschaftstag vom Oktober 1903. Der Vorsitzende, Geheimrat Foerster, erinnert daran, daß er erst mit dem Jahre 1904 wieder den Vorsitz übernommen, der seit Anfang 1897 bis dahin in den Händen von Prof. Döring gelegen habe. Was die numerische Ausbreitung der Gesellschaft in Deutschland angehe, so sei leider nach immer kein Fortschritt zu verzeichnen; indessen dürfe man aussprechen, daß die Ausbreitung der Grundsätze und das Ansehen der Gesellschaft zugenommen habe. Durch die Anfang 1904 durchgeführte Umbildung der Wochenschrift „Ethische Kultur" zu einer Halbmonatsschrift mit der Beilage „Kinderland" und ihre dadurch ermöglichte unmittelbare Abgabe an alle Mitglieder in Deutschland sei eine engere Gedankenverbindung zwischen den Ethikern hergestellt worden. Wertvolle literarische Erscheinungen seien aus unserem Kreise hervorgegangen; so nenne er von speziellen Publikationen der letzten 1½ Jahre nur Penzig, Zum Kulturkampf um die Schule (Berlin, Leonhard Simion Nachf.) und F. W. Foerster, Jugendlehre mit der Sonderausgabe Lebenskunde (Berlin, Georg Reimer); besonders das letzte Werk habe eine überaus erfreuliche Verbreitung in solchen Kreisen, u. a. auch gerade bei Geistlichen beider Bekenntnisse, gefunden, die sich uns sonst fernhalten. Obwohl die Gesellschaft bewußt vermeide, eine politische Parteistellung einzunehmen, habe sie doch versucht durch eine eingehend ethisch und volkswirtschaftlich begründete Eingabe an den deutschen Reichstag die Uebelstände im Spiel- und Wettwesen, am Totalisator und bei Wettrennen eindämmen zu helfen. Ferner habe der Hauptvorstand Versuche gemacht, die deutsche Gelehrtenwelt zu gewinnen für eine engere Anknüpfung von Beziehungen zu der Gelehrtenwelt der indischen, ostasiatischen (japanischen, chinesischen), islamischen u. a. Kulturgruppen. Es war eine internationale Zusammenkunft in Hamburg vorbereitet, dessen Senat ebenso, wie die deutschen Reichsbehörden, dem Plan volles Verständnis und Teilnahme entgegenbrachten. Der Ausbruch des russisch-japanischen Krieges habe seine Vermirklichung leider unterbrochen, doch sei immerhin eine Annäherung und Anbahnung künftiger Gemeinschaftsarbeit erreicht worden. Aehnlich habe in Frankreich die durch unseren Gesinnungsgenossen Baron d'Estournelles erfolgte Begründung einer internationalen sozialen Vereinigung gewirkt; wir denen gerade dort die „Intellektuellen," die uns besonders nahe stehen, das Ohr der Regierung haben und einen Einfluß besitzen, der auch auf die leitenden Kreise Deutschlands zurückwirkt. Auf internationalem Boden und ethischer Basis sei auch eine Neuordnung des Nachrichtenwesens, in dem Bureau „Potentia" in die Wege geleitet, eine Reform, die von der Finanzwelt ebenso wie von der ernsten Presse und allen Verwaltungsbehörden wärmste Unterstützung erhoffen dürfe. Ohne allen Zweifel finde die ethische Bewegung in der Verediung der Beziehungen der Nationen untereinander und ebenso in der Ausgestaltung des nationalen sozialethischen Gemeinschaftslebens einen immer kräftigeren Wiederhall.

Herr Jaffé erstattet darauf den Bericht der Kassenführung und verliest das Revisionsprotokoll, wie folgt:

Zentral-Verwaltung der Kasse der D. G. E. K. 1903.

Einnahmen.

1. Beiträge der Abteilungen		
a) Berlin	Mk.	1035,50
b) Breslau	„	55,—
c) Frankfurt a. M.	„	194,—
d) Magdeburg	„	47,80
e) München	„	32,33
f) Stuttgart	„	100,—
g) Ulm	„	10,—
h) Wiesbaden	„	61,33
	Mk.	1535,96
2. Verlags-Konto	„	420,20
	Mk.	1956,16

Ausgaben:

1. Verlags-Konto	Mk.	274,40
2. Miete	„	25,—
3. Honorar an den Bureauvorsteher	„	1112,50
4. Bureaukosten	„	156,87
5. Beitrag an das General-Sekretariat in Zürich für 1902 Mk. 500 „ 1903 „ 200	„	700,—
6. Beitrag an den Zentral-Verband des Antialkoholbundes	„	10,25
7. Für den Gesellschaftstag	„	234,45
	Mk.	2513,47

Digitized by Google

Fehlbetrag aus 1903	Mk.	557,31
Hierzu „ „ 1902	„	3574,55
zusammen	Mk.	4131,86

1904.

Einnahmen.

1. Beiträge der Abteilungen		
a) Berlin	Mk.	1169,59
b) Breslau	„	55,—
c) Darmstadt	„	47,80
d) Frankfurt a. M.	„	235,35
e) München	„	53,50
f) Stuttgart	„	40,—
g) Ulm	„	10,—
h) Wiesbaden	„	73,23
	Mk.	1684,47
2. Verlags-Konto	„	155,25
3. Von einem Wohlgesinnten	„	1000,—
	Mk.	2839,72

Ausgaben.

1. Verlags-Konto	Mk.	655,19
2. Miete	„	175,—
3. Honorar an den Bureauvorsteher . . .	„	1125,—
4. Bureaukosten	„	131,09
5. Beitrag an den Bund Deutscher Frauen Vereine für 1903 u. 1904 . . .	„	20,—
6. Für den Gesellschaftstag 1903 . . .	„	47,80
	Mk.	2154,08
Ueberschuß aus 1904	Mk.	685,64
Fehlbetrag aus 1903	„	4131,86
Bleibt Fehlbetrag	Mk.	3446,22

Dieser Fehlbetrag ist zunächst aus den Mitteln der Abteilung Berlin gedeckt worden.

Auf Grund der heut von mir vorgenommenen Revision bescheinige ich hiermit, daß dieser Ausweis mit den ordnungsgemäß geführten Büchern übereinstimmt. Die Prüfung der Kassenbelege ergab einen Kassen-Bestand von Mk. 1473,60. Auf Grund des Revisionsergebnisses beantrage ich daher, dem Kassenführer für die Jahre 1903 und 1904 Entlastung zu erteilen.

Albert Stern.

Wanderredner-Fonds.

Bestand am 1. Januar 1903	Mk.	998,48
Einnahmen in 1903	„	476,90
	Mk.	1475,38
Ausgaben in 1903	„	514,60
Bestand am 1. Januar 1904	Mk.	960,78
Einnahmen in 1904	„	366,25
	Mk.	1327,03
Ausgaben in 1904	„	259,80
Bestand am 1. Januar 1905	Mk.	1067,23

Die Versammlung überweist den Bericht zur Prüfung einem Ausschuß, bestehend aus den Herren: Markuse, Bieber, Saltinger, Jaffé, Benzig.

Der Vorsitzende eröffnet die Aussprache über den gehörten Bericht.

Professor Döring gibt der Ueberzeugung Ausdruck, daß bei einer so gewaltigen und auf ferne Zukunft berechneten Bewegung die mangelhafte Ausbreitung weniger Jahre keinen Anlaß gebe, die Hoffnung auf endlichen Sieg herabzustimmen.

Justizrat Stern sieht in der Veröffentlichung der Foerster'schen Jugendlehre das allerbedeutsamste Ereignis der letzten Zeit und erhofft davon, obwohl der Autor in seiner persönlichen Entwicklung zu wesentlichen Abweichungen von unseren Grundsätzen gelangt sei, eine starke Einwirkung auf die Reform der Jugenderziehung.

Dr. Pfungst weist auf die ungeheure Bedeutung der eingeleiteten Aktion zur Beseitigung der telegraphischen Tugendfabriken hin und erblickt darin eine Kulturtat allerersten Ranges. Die Frage, warum die ethische Bewegung, die doch die Hoffnung von Millionen sei, so wenig zahlenmäßigen Zuwachs erfahre, nötige zu ernster Selbstbesinnung. Selbst das Freidenkertum finde leichter Anklang. Liege das nun an der einfacheren Formel des Kampfes gegen den Klerikalismus? Habe unsere Zeit mehr Neigung zum Niederreißen als zum Aufbauen? Bauten wir nicht am Ende zu früh, ehe der mittelalterliche Schutt ganz weggeräumt sei? Die Frankfurter Abteilung dränge immer wieder auf ein radikaleres Vorgehen gegen alles, was in unserer Kultur — sagen wir, entfernungswürdig ist. Es genüge nicht, unsere Ideale aufzustellen, sondern die kirchlichen Uebergriffe müßten zurückgewiesen werden.

Dr. Benzig bittet, den theoretischen Streit über die schärfere oder mildere Tonart nicht zu erneuern. Unsere Stellung zu den kirchlichen Gemeinschaften sei erschöpfend und beide Seiten befriedigend in den Thesen des Münchener Gesellschaftstages von 1903, die Redner verliest und erläutert, niedergelegt. Er wollte ferner nur noch die Ausführungen des Vorsitzenden ein wenig statistisch ergänzen. Noch beständen in Deutschland 10 Abteilungen (nur Stuttgart sei hier nicht vertreten); dagegen seien die Abteilungen Königsberg i. Pr. und Danzig zu bloßen Zweigen geworden, die früheren Zweige Straßburg i. E., Offenburg, Bauen, Mühlhausen und Leipzig als solche eingingen. Eine starke politische Bewegung gegen das preußische Schulkompromiß sei wider Erwarten der ethischen Sache kaum zu Gute gekommen, da die Lehrer und weite Volkskreise glaubten, sich auf die Verteidigung der Simultanschule beschränken zu müssen und in der Forderung der konfessionslosen Schule in günstigsten Falle ein Besseres sähen, das dem Guten feind sei. Der Hauptvorstand habe nichtsdestoweniger eine starke Agitation entwickelt und beispielsweise 5000 der Broschüren „Die konfessionslose, weltliche Schule" mit Flugblättern und Leitsätzen direkt an preußische Lehrer versandt. Ueber das bescheidene Resultat sei schon in der „Ethik. Kultur" berichtet. Aus persönlicher Erfahrung könne er berichten, daß Süddeutschland in dieser, es nicht unmittelbar bedrohenden Frage, weit interessierter sein und tatkräftiger sei, als Preußen. In der letzten Zeit sei mit der Berner Lehrerschaft infolge der bekannten Vorgänge dort von uns aus gute Fühlung gewonnen worden. Das Resultat stehe noch aus.

Justizrat Stern: Eine große Mitgliederzahl sei nicht unter allen Umständen wünschenswert; wohl müsse in propagandistischer Richtung noch viel geschehen, aber die grundsätzlich aggressive Methode Pfungst's könne er nicht billigen. Auch die Freidenkervereine, Giordano Bruno-Bund u. ä. seien nur kleine Häuflein. Wir hätten damit zu rechnen, daß in vielen unserer Mitglieder noch ein lebhaftes religiöses Gefühl lebendig sei. Die Grundlage unserer Existenz sei die Pflege der Ethik unabhängig von allem Weltanschauungsstreit.

Geheimrat Foerster konstatiert unter Zustimmung von Pfungst, daß dieser seinen Antrag gestellt habe, sondern nur eine allgemeine Besprechung der Taktik angeregt habe.

Prof. Bruno Meyer: Pfungst sei mißverstanden worden. Er habe sich nur dafür eingesetzt, daß man nicht Zukunftsideale für das Jahr 3000 aufstelle, sondern auf dem Boden der gegebenen Welt freimütig tadle, was nicht gefallen kann. Die augenblicklichen Forderungen gipfelten naturgemäß meist in der Negation: Das muß anders werden! Gerade durch scharfe Kritik gewinne man Anhänger, wie die Sozialdemokratie beweise; streiche man in ihr die Kritik, so bliebe nicht viel übrig. Es sei ein altbekannter Aberspruch, durch einen geringen Mitgliedsbeitrag die Massen heranziehen zu wollen und sich dann damit zu trösten, daß man „das Salz der Erde" sei. Es gelte vor allem, die Intellektuellen an uns zu fesseln; dabei brauche man auch kräftige Mittel nicht zu scheuen. Auch die Kraft habe ihre Berechtigung.

Geheimrat Foerster: Wohl habe die negative Kritik sachlich große Bedeutung, aber bloße Energie löse doch nur Augenblickswirkungen aus. Richtig sei es, die Kraft auf die Schreienden wirksamer zu konzentrieren. Ein solcher Punkt sei z. B. der große Kampf gegen die Vergiftung der Nationen durch Lügennachrichten. Auch könne ruhig gegen die sozialdemokratischen Gefahren kirchlicher Ueberhebung kräftig vorgegangen werden. Dem Hauptvorstande liege ferner ein Antrag von Dr. Marcuse-Breslau vor auf Einleitung einer starken Aktion zur Sammlung, Sichtung und Feststellung der augenscheinlichen Uebel unserer Rechtspflege.

Dr. Pfungst: Warum habe die ethische Gesellschaft zum Fall Famek geschwiegen? Darum zu den sonderbaren Zuchthausurteilen: Es gelte nicht, gegen das Gesetz zu wirken, nur daß man vorgehen gegen konkrete Vergewaltigungen. Unsere großen Ziele würden nur von einer kleinen Minderheit begriffen. Die Feuerbestattungsvereine gewinnen mit Leichtigkeit Tausende von Mitgliedern. Was ein energischer Wille leisten könne, zeige der von ihm mit wenigen Freunden ins Leben gerufene Kampf gegen das Schmutzwesen; es habe kaum einer Agitation eines Jahres bedurft — und heute bereits Graf Posadowsky mit dem Zentrumsabgeordneten Bachem bereits das neue Gesetz vor. An Stoff werde es in Preußen-Deutschland leider nie mangeln.

Dr. Levy: Kritisieren und tadeln möge wichtig sein, aber es bleibe unfruchtbar. Gewiß sei der Fall Famek ein Skandal; aber alle Welt habe ihn so beurteilt — wie wolle man denn damit Anhänger werden? Positive Schaffen sei besser; die beste Kritik sei das Bessermachen. Die Auskunftsstelle der D. G. E. K. kritisiere die Armenpflege der Anderen theoretisch gar nicht, nur praktisch durch stilles Aufzeigen des richtigen Tuns. Ein Abgesandter des Breslauer Fürstbischofs, der die Tätigkeit der Auskunftsstelle studierte, habe sich verwundert, daß dergleichen von einer nichtkonfessionellen Stelle geleistet werde. Damit sei ein Samenkorn praktischer Ethik ohne alle Polemik ausgestreut.

Prof. Döring freut sich über den Vorstoß Pfungsts. Die Leistungen der D. G. E. K. und die Münchener Thesen möchten aber zur Fundierung energischer Aktion aus. Eine Annäherung an die Freidenker und Freigemeinder würde höchstens Augen-

Digitized by Google

blickserfolge zeitigen, aber die Jahrhundertserfolge in Frage stellen, da wir damit unseren ethischen Grundsatz verraten würden.

Professor Bruno Meyer: Auch in der Toleranz liege eine Beleidigung; sie müsse entweder rücksichtsloser Anerkennung oder offener Gegnerschaft weichen. Nur höhnende herunterreißende Kritik sei unfruchtbar; echte Kritik, die forderndes Denken bedeute, trage auch immer einen Baustein für die Zukunft herbei und sei das Fruchtbarste was es gibt. Aber Kritik könne und müsse verschiedene Formen annehmen. Levy sei mit der Armenpflege in der glücklichen Lage, die Ausgangspunkte des Handelns unangetastet zu lassen und positio aufbauende Kritik zu üben. Das gehe aber nicht überall. Regierung und Liberalismus sei nicht ein und dasselbe. Die Augenblickserfolge seien der Sorge in der Hand, die Jahrhundertserfolge die Taube auf dem Dache.

Dr. Penzig: Er wolle die Sperren bei der Debatte über die Zeitschrift „Ethische Kultur" an ihre Wünsche erinnern. Natürlich sei es oortressflich, zu jedem öffentlichen Aergernis sofort Stellung zu nehmen. Dazu gehöre aber eine Tagesseitung, nicht ein Organ, das aus der Wochenschrift zur Halbmonatsschrift geworden sei. Er sei nicht dafür, in allgemeine Entrüstungsstürme nachträglich auch noch einzustimmen. Die „Ethische Kultur" müsse entweder etwas Besonderes zu sagen haben, was anderswo nicht stehen könne, oder schweigen. Man brauche nicht auf jede J das Tüpschen zu setzen. Man verlange nicht zu viel — oder vielmehr, man verlange zuviel zu viel, wie man möge, aber dann sorge man auch für die Mittel!

Jaffé: Nicht auf allen Gebieten könne man nach Levys Beispiel aufbauende Kritik statt niederreißender üben. Im Fall Fameck könnten wir nicht einfach interkonfessionell beerdigen, statt die Intoleranz zu geißeln. Unsere Neutralität, die nicht farblose Ideologie sondern eine bestimmte freiheitliche Lebensauffassung bedeute, stelle nur auf rein religiösem Gebiet, aber nicht eine Kirche gegenüber, die ein Monopol in der Pädagogik beanspruchte. Finsterlinge hätten in unseren Reihen keinen Platz mehr; wir brauchten nur Leute, die klar sehen und energisch vorwärts wollen.

Konzentration der Kraft sei besser als Expansion.

Dr. Kronenberg: Die ganze ethische Bewegung sei wesentlich Kritik. Aber unsere Welt praktischer Ideen müsse auch verwirklicht werden; als Gesellschaft hätten wir wesentlich Aktion zu leisten, die Kritik und Produktion unserer Ideen sei Aufgabe des Einzelnen. Jede ungerechte Lüge sei eine aufgerichtete Wahrheit, sage er mit Jean Paul. Aber wir könnten nicht jedem aktuellen Fall nachlaufen. Nur dort hätten wir das Wort zu ergreifen, wo die allgemeine ethische Betrachtung von anderer Seite nicht geleistet werde. Zum Fall Fameck z. B. hätten sich wesentlich nur die Interessenten, Protestanten und Zentrumsfreunde geäußert; die Ethik hätte ihn als notwendiges Folgeergebnis konfessioneller Tradition hinstellen müssen. Freiherrig könne man nur gegen Menschen, nicht gegen falsche Anschauungsweisen sein. Wir beabsichtigen nicht, den Abschaß von Korum zu verbrennen, aber sollen uns auch nicht durch falsche Toleranz lähmen lassen. Wir müssen radikal sein und bleiben.

Damit wird die Diskussion geschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

Ein alkoholfreies Erholungsheim für junge Mädchen hat Frau H. Bieber-Böhm in ihrer Besitzung auf dem Priorsberg in Neuzelle, Bahnstation in der Mark, für den Verein „Jugendschutz" eingerichtet. Die geräumige Villa liegt im großen Garten mit einen Nuß- und Obstbäumen dicht am Walde auf einer Anhöhe und bietet eine schöne Aussicht über das alte Kloster Neuzelle und die kleine freundliche Stadt bis weit über die Oderwiesen. Geschützte Lage, daher auch angenehmer Wintervaufenthalt. Der billige Preis ist 1,50 Mark die 2 Mark pro Tag. Tuberkulöse, bettlägerige und mit ansteckenden Krankheiten behaftet gewesene Mädchen werden nicht aufgenommen, auch keine schlechten Elemente. Am besten eignen sich blutarme, schwächliche oder etwas nervöse junge Mädchen, da hier sich der Abwechslung von Ruhe und Arbeit, der Haushalts- oder Gartenbeschäftigung sehr bald wohler gefühlt haben. Der Arzt wohnt in der Nähe des Erholungsheims. Badegelegenheit ist im Hause.

Das Erholungsheim ist mit einer Haushaltungsschule verbunden, in der der Preis noch mehr ermäßigt ist. Lehrgegenstände sind: Kochen, Wäschebehandlung, Nähen, Schneidern, Gemüsebereitslehre, Erziehungslehre, Hühnerzucht, Obst- und Gartenbau. Gebildete Lehrerinnen leiten das Heim und die Fortbildung und beaufsichtigen die ingienische Lebenshaltung.

Telephonische und schriftliche Anfragen nimmt die II. Vorsitzende des „Jugendschutz," Frau Justizrat Rosenheim, Berlin W., Schöneberger Ufer 14, I (Amt 6, 3252) entgegen. — Sprechstunde 9 bis 10 und 3 bis 4 Uhr. (Für Unbemittelte Ermäßigung.)

* * *

Das Kinder- und Mütterheim, Uhlandstraße 40/41, das am 1. Januar ins Leben gerufen wurde, ist in ein neueres größeres Heim, Düsseldorferstraße 14, übergesiedelt. Mit Genugtuung und Freude kann der Verein die Monate seines Wirkens überseben — durch Arbeitsamkeit und Sparsamkeit versuchte man denen Hilfe zuteil werden zu lassen, die ihrer am meisten bedürfen: jungen obdachlosen Müttern und ihren Kindern.

An der Hand praktischer Erfahrungen kann man dort sehen, von welchem hohen sittlichen Wert es für die Mütter ist, mit ihren Kindern zusammenzuleben und ihnen Heimstätten zu schaffen. Das Gefühl der Mutterlichkeit kann sich in den Frauen angesichts der Entwickelung der Kleinen immer mehr befestigen und sie beglücken, während im andern Falle sie das Kind durch bittere Erfahrungen nur als drückende Last empfunden hätten. Unter geschützter persönlicher Pflege gedeihen die Kinder, indes die Frauen ihrer Arbeit nachgehen können, die ihnen teilweise auch durch den Verein nachgewiesen wird. Das ist wirklich soziale Hilfe und es sollten sich recht viel Freunde und Gönner finden, um diese anzuerkennenden Bestrebungen zu unterstützen.

Dem zehnten Jahresbericht der ersten öffentlichen Lesehalle

der D. G. E. K. in Berlin entnehmen wir:

Mit dem Ablauf dieses Berichtsjahres hat die Lesehalle das erste Jahrzehnt ihrer Wirksamkeit vollendet. Vor 10 Jahren wurde sie als die erste Oeffentliche Lesehalle Berlins eröffnet, heut ist sie ein Glied einer ganzen Reihe von öffentlichen Lese- und Bildungsstätten unserer Stadt. Aber unter ihnen hat sie trotz dieser bedrängten Mitbewerben und trotz ihrer Bescheidheit behauptet. Noch immer öffnet sie allein auch in den Mittagsstunden und Sonntags an Nachmittagen und Abenden ihre Räume. Wie darf auch eine solche Bildungs- und Unterhaltungsanstalt ihre Pforten gerade in den Stunden verschließen, die für einen großen Teil der Bevölkerung die einzige Zeit der Muße bedeuten!

Unsere Tabellen zeigen auch in diesem Jahre, wie groß der Andrang gerade an den Sonntagen ist; an stark besuchten Tagen ging es bis an die Grenze des Fassens, noch über diesen Raum zu lassen vermag. Wir zählten in diesem Jahre 95 127 Personen (im Vorjahre 89 365), von denen 14 257 auf die Sonntage entfielen, im Tagesdurchschnitt 264, Sonntags 290 Besucher. Im Sommer betrug der Durchschnitt immer noch 218, während sich der Besuch in den Wintermonaten auf 311 täglich steigerte.

Der Wunsch nach größeren Räumen wird immer dringender, da in der eigentlichen Lesezeit, im Herbst und Winter, mancher umkehren muß, weil er kein Plätzchen frei findet. Die Einteilung nach Damen, die in steigendem Maße in Anspruch genommen wird, wirkt nur zum Teil entlastend, denn sie kommt wesentlich einem anderen Publikum zugute. Unsere lesshaften Bücherleser, die nicht nur Nachschlagewerke benutzen oder Bücher einsehen wollen, sondern in stundenlangem Verweilen unbekannte und belehrende Bücher lesen, haben sonst keine Stätte, wo sie im Ruhe der Lektüre sich widmen können. Wir haben es wohl auch in früheren Berichten angedeutet und müssen immer von neuem darauf hinweisen: Die Lesehalle bietet jungen Leuten, die in Schlafstellen wohnen müssen und in ihren Mußestunden sonst auf die Straße oder die Kneipe angewiesen wären, eine Vergnügungsstätte, eine Bildungsanstalt, die Stelle, die ihnen den eigenen Bücherschrank, die Sinderstube, den Schreibtisch ersetzt. Wenn eine solche Stätte eine große Zahl schüniger Besucher aus jenen Kreisen gewinnt, wie es von unserer Lesehalle gesagt werden kann, so darf sie sich ihrer sozialen Bildsamkeit wohl freuen, und mit ihr jeder, der an ihr Bestehen ermöglichen hilft.

Insgesamt wurden 82 468 Buchbenutzungen (im Vorjahre 81 419) gezählt; 25 019 Bände wurden in der Lesehalle gelesen, 7449 zu häuslicher Lektüre entliehen.

Der Bücherbestand konnte während des Jahres um rund 300 Bände vermehrt werden, so daß er jetzt über 7000 Bände umfaßt.

Ueber die Unterhaltungsabende, die wir im Anfang des Berichtsjahres veranstalteten, haben wir bereits im vorigen Jahresbericht gesprochen. Durch den Verkauf des Hauses des Berliner Handwerkervereins selbst es uns möglich an einem gelegenen Saale, so daß wir im Winter 1904 in seiner Veranstaltung kamen. Dagegen war ein Versuch, unsere volkstümlichen Konzerte im neuen Hause der Gewerkvereine, Greifswalderstraße 221, zu veranstalten (am 16. Februar 1905), von schönen Erfolge begleitet.

Unserm Dank an die städtischen Behörden für die gütig wieder bewilligte Beihilfe müssen wir leider das Bedauern hinzufügen, daß sich unsere Hoffnung, städtische Räumlichkeiten zu erhalten, in diesem Jahre noch nicht erfüllt hat. Hier sind bald immonehr darauf angewiesen, daß die Freunde der Lesehalle, alte und neue, unsere Anstalt tatkräftig unterstützen.

Zur Entgegennahme von Beiträgen sind nach wie vor die Herren Gebrüder Kronz, Klavierstraße 34, und sämtliche hiesige Depositenkassen der Deutschen Bank gern bereit.

Digitized by Google

Die öffentliche Lesehalle

der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.

Münzstraße 11,

ist als eine Stätte der Bildung und edler Unterhaltung seit dem 1. Januar 1895 für jedermann unentgeltlich geöffnet.

Lesestunden

Wochentags 12—3 und 6—10 Uhr, Sonntags von 9½—1 und 5—10 Uhr. Bibliothek von 6700 Bänden — 37 Zeitungen aller Parteien, 100 Fachblätter und Zeitschriften, Landkarten, Wörterbücher und andere Nachschlagewerke.

1904: 95 127 Besucher, über 32 197 Buchentnahmen.

Anmeldungen von einmaligen und Jahresbeiträgen an die Lesehalle, Münzstr. 11, oder an den Schatzmeister Herrn **Paul Jaffé**, Berlin W. 35, Genthinerstr. 12.

Das Bureau der Auskunftsstelle der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur

Unter den Linden 16, Querg. III.

ist **geöffnet** von 10 bis 1 Uhr und von 3 bis 8 Uhr.

Auszug aus den Satzungen:

Zweck der Auskunftsstelle der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur.

a) Mündliche und schriftliche Auskunftserteilung an Personen, die Hilfe suchen oder Hilfe leisten wollen, im Besonderen über öffentliche oder private Wohlfahrts-Einrichtungen innerhalb Berlins.

b) Methodische Anleitung der Mitglieder der Auskunftsstelle in allen Zweigen persönlicher Hilfeleistung.
1) durch die sich aus dem Verkehr mit den Auskunftsuchenden ergebenden schriftlichen Arbeiten,
2) durch Vorträge, Besprechungen, Referate.

c) Uebernahme und Uebermittlung persönlicher, von sozialethischen Gesichtspunkten geleiteter Fürsorge für Hilfsbedürftige.

Zum Kulturkampf um die Schule.

Ein Mahnwort an Denkende.

Von **Dr. Rudolph Penzig.**

Verlag Leonhard Simion Nf. Berlin S. W. 48.

VIII und 152 S. gr. 8°. brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Prof. Dr. Friedrich Jodl-Wien schrieb dem Verfasser:

„Indem ich Sie und die Sache, welche Sie vertreten, zu dieser glänzenden Leistung herzlich beglückwünsche, kann ich nur sagen: Ihre Erörterungen sind so vielseitig, dabei getragen von einer solchen Wärme der Ueberzeugung und einem so vollständigen Durchdenken der ganzen Gruppe von Problemen, die diesen Kulturkampf bilden, daß ich meine, das Buch kann seinen Eindruck auf weite Kreise nicht verfehlen." . . .

Zum Druck von Broschüren

wissenschaftlichen Werken,

Jahresberichten, Flugblättern,

sowie zur Anfertigung

sämtlicher anderen Druckarbeiten

in moderner und sauberer Ausführung, bei billigster Berechnung, empfiehlt sich

Oskar Hensels Buchdruckerei

Gottesberg (Schlesien).

Druck der „Ethischen Kultur," des „Freidenker" und freireligiösen „Sonntagsblatt."

☞ Bei Bedarf verlange man Kostenanschlag.

Verlag von Leonhard Simion Nf.

Berlin SW. 48, Wilhelmstrasse 121.

Der Arbeiterfreund.

Zeitschrift für die Arbeiterfrage.

Organ

des

Central-Vereins für das Wohl der arbeitenden Klassen.

Herausgegeben

von

Professor **Dr. Viktor Böhmert** in Dresden.

XLIII. Jahrgang.

Jährlich erscheinen 4 Hefte.

Abonnementspreis pro Jahr 10 Mark.

C. H. Beck'scher Verlag (Oskar Beck), München.

Soeben erschien:

Ethische Präludien

von

Dr. M. Kronenberg.

8° VI. 322 Seiten. Preis: broschiert 5 Mk., gebunden 6 Mk.

Inhalt:

I. Teil:
Historisches. Charakteristiken.

Die Kantische Gedankenrevolution und die Ethik.
Die Ethik Goethe's.
Nietzsche als Antimoralist.
Schleiermacher's „Reden über die Religion."
Feuerbach's Religionsphilosophie.
Ueber den Geist der Renaissance.
Giordano Bruno's Martyrertod.
Rousseau und die Encyclopädisten.
(Tertia lues und bei exportirt).
Emerson und der deutsche Idealismus.

II. Teil:
Individualethik. Ethik und Religion.

Naturbetrachtung und Naturgenuß.
Ethik und Religion.
Religiöse Aufklärung u. Romantik.
Ueber Feste und ihre Symbolik.
Märtyrertum.
Dankbarkeit, Pietät, Frömmigkeit.

III. Teil:
Sozialethik.

Egoismus und Altruismus.
Weltfluch u. Gemeinschaftsbildung.
Der soziale Geist.
Soziale Utopien.
Ethik und Politik.
Das Nationalitätsprinzip.
Die Idee des ewigen Friedens.

Im Erscheinen begriffen ist:

Kant.

Sein Leben und seine Lehre.

Von **Dr. M. Kronenberg.**

Mit einem Porträt Kants nach Tödter.

Dritte aufs neue revidierte Auflage. — Preis elegant gebunden 4 ℳ 80 ₰.

Das Bureau der D. G. E. K.

ist während der Monate Juli und August **geschlossen.** Zuschriften, Sendungen 2c. bitte ich direkt an mich (Charlottenburg, Grolmanstraße 15, vom 7. Juli ab: **Friedrichsthaler Glashütte b. Oranienburg**) oder an Herrn Geschäftsführer der E. E., Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121, zu richten.

Dr. Penzig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1.00 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XIII. Jahrgang. | Berlin, den 15. Juli 1905. | Nr. 14.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Alle, welche die „Ethische Kultur" durch die Post erhalten, werden dringend gebeten, alle Reklamationen wegen unpünktlichen oder unregelmäßigen Einganges stets nur bei der Postanstalt des Bestimmungsortes oder dem Briefträger anzubringen; bei diesen ebenso die Adressenänderungen und auch das Bestellpostamt recht genau anzugeben.

Inhalt:

Bekenntnistreue. Vom Herausgeber.
Walt Whitman. Von Kaethe Schirmacher.
Streiflichter:
Zwei neue Kundgebungen für Verweltlichung der Schule ꝛc.
Der Achte ordentliche Gesellschaftstag der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur vom 8.—10. Juni 1905 in Jena. (1. Forts.)
Vermischtes.
Bücherschau.

Bekenntnistreue.

Ein schönes, aber sauer gewordenes Wort, viel zu gut für das, was heute damit bezeichnet wird. Wer wird an sich Bekenntnistreue nicht loben? Hagen und Luther steigen vor uns auf: treu bis in den Tod dem gewählten Herrn: dem Bekenntnis, zu dem man steht. Ueber die sittliche Qualität ist also kein Zweifel. Schade nur, daß sich im Munde des Fanatikers alles verschlechtert. Die „bekenntnistreuen" Diener des Herrn heben und sondern sich ab in den Synoden von den — andern. Man mag diese, sie selbst mögen sich „liberale Geistliche" nennen oder irgend wie anders: ihren moralischen Kler haben sie weg. Die Bekenntnistreue sitzt eben nur auf den Bänken rechts.

Bismarck und seine Trabanten haben das Konfessionswort bekanntlich auch ins Politische übersetzt. Die „reichstreuen" Parteien klang doch noch schöner und voller als das heute beliebte Wort von den Staatserhaltenden. Reichsfeinde und Bekenntnisfeinde paßte gut zusammen. Die ersteren werden vaterlandslose Gesellen, aus letzteren macht ein gewandter Taschenspieler im Handumdrehen Religionsfeinde. Athesten und Gottlose (mit dem Nebenton des Improbus, das noch heute jeder Sextaner aller Etymologie zum Trotz mit „gottlos," statt „unsittlich" sich einzuprägen hat.) So fälscht die Theologie positiv und negativ die Ethik.

Und der Fanatismus zieht die Konsequenzen. Wie die vaterlandslosen Gesellen nicht wert waren, den Namen Deutsche zu tragen, so werden die Bekenntnistreuigen freundlich aufgefordert, der Kirche Valet zu sagen.

Merkwürdigerweise gehen weder die einen, noch die anderen. Der alte Bebel macht sich im Reichstag dafür stark, daß die Genossen, wenn das Vaterland angegriffen wird, die Flinte auf die Schulter nehmen und tapfer mitkämpfen werden. Ueber echte Vaterlandsliebe hat Robert Michels hier schöne und aufrichtige Worte gesprochen, Kautsky u. A. ebenso neuerdings in der „Neuen Zeit" und den „Sozialistischen Monatsheften." Die Herren wollen sich, mit Recht, ihr Deutschtum nicht absprechen lassen und nehmen nur bescheiden dasselbe Recht in Anspruch, das die Andern meist mit allzugroßem Pathos monopolisieren: die Wohlfahrt des Vaterlandes nach ihrer eignen Einsicht anzustreben. Und auch die freie Theologie wehrt sich ihrer Haut gegen die Bekenntnistreuen und privilegierten Kirchenpächter. Mir geht ein Beschluß zu, den die Vereinigung der Freunde der christlichen Welt dieser Tage in Goslar einmütig gefaßt hat. Man kann einmal von der vorsichtigen Gewohnheit, die Herren Theologen ihre Streitigkeiten unter sich ausfechten zu lassen, eine Ausnahme machen. Warum? davon zum Schluß.

Hier ist der Aufruf:

Wir weisen es mit aller Entschiedenheit zurück, wenn von Seiten orthodoxer Versammlungen und Blätter liberale Geistliche und Gemeindeglieder aufgefordert werden, wegen ihrer mangelnden Zustimmung zu den Bekenntnissen früherer Jahrhunderte die Kirche freiwillig zu verlassen, sehen vielmehr in dieser Aufforderung einen Akt religiöser Ungerechtigkeit, da sie in fast allen Fällen von solchen Männern ausgeht, die selbst den Ansprüchen der Bekenntnisse nicht genügen. Wir bitten inständigst alle diejenigen Geistlichen, die an der Verkündigung des Heils, das durch Jesus Christus kommt, ihre innere Befriedigung haben, sich durch keinerlei Hinweis auf formelle Bekenntnisse beirren zu lassen und nur der äußeren Macht, nicht aber den selbstgemachten höheren geistlichen Ansprüchen derer zu weichen, die sich selbst vor geschichtlich unerfahrenen Gemeindegliedern als bekenntnistreu darstellen.

Den Nachweis, daß die namhaftesten wissenschaftlichen Vertreter der sogenannten Rechtgläubigkeit nicht bekenntnistreu sind, finden wir unter anderem in folgenden bald gemeinsam bald vereinzelt auftretenden Erscheinungen:

1. Die lutherischen Bekenntnisse dulden keine Abendmahlsgemeinschaft mit Reformierten, während die Rechtgläubigen der preußischen Landeskirche sie üben und fordern.

2. Die lutherischen Bekenntnisse verlangen den unbedingten Gegensatz gegen römisches Wesen, während ein großer Teil der heutigen Kirchenvertreter sich in Form und Inhalt des Glaubens und Gottesdienstes an römisch-katholische Kirchlichkeit annähert.

Digitized by Google

3. Die lutherischen Bekenntnisse haben das mittelalterliche Weltbild und einen mittelalterlichen Wunderbegriff, der heute von fast allen wissenschaftlichen Vertretern der Orthodoxie aufgegeben ist. Insbesondern ist aufgegeben worden der Glaube an die räumliche Existenz des Himmels, an das Fortwirken des Wundergesetzes in der Gegenwart und an Existenz und Einwirkung überirdischer Geister.

4. Die lutherischen Bekenntnisse lehren die ungemischte und unverkürzte Existenz zweier Naturen in Christus, was heute nur noch von vereinzelten orthodoxen Theologen vertreten wird. Ebenso ist die Zahl derjenigen Theologen gering geworden, die die zentrale Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben zu alter Reinheit und Klarheit lehren.

5. Zur Bekenntnisgemäßheit gehört die Annahme der wörtlichen Verbindlichkeit der heiligen Schrift. Es ist aber offenbar, daß alle Orthodoxen aus der heiligen Schrift nur das als verbindlich erklären, was ihnen in ihr Systems und in ihre Moral hinein paßt. Es zeigt sich dieses unter anderem daran, daß

a) von fast allen Orthodoxen die Verbindlichkeit der einzelnen Vorschriften der Bergpredigt abgewiesen wird,

b) von fast allen Orthodoxen die Weissagungen über das nahe Ende der Welt und den Anfang des tausendjährigen Reiches nicht geglaubt werden,

c) von fast allen Vertretern der Kirchlichkeit das Mitzanken des Neuen Testaments gegen irdischen Reichtum und irdische Vornehmheit nicht für verbindlich gehalten wird.

Wenn es den Orthodoxen möglich ist, einen wissenschaftlichen Vertreter namhaft zu machen, der heute lebt und sich an den Wortlaut der Bekenntnisse und der heiligen Schrift hält, so sollen sie es tun! Wir unterstellen erklären, daß die Literatur der Orthodoxie nicht den Eindruck macht, als wären ihre Verfasser selbst an Schrift und Bekenntnis gebunden. Wenn es aber so steht, dann haben die Orthodoxen, deren Recht innerhalb der Kirche wir unterstehen nicht bestreiten, kein sittliches und kein formelles Recht, uns das Verbleiben in der Kirche zu verlagen, in der, aus der und für die wir arbeiten.

Den Nachweis, daß keiner, aber auch nicht einer, der sogenannten Orthodoxen mindestens protestantischer Richtung (und nur um diese handelt es sich hier) noch streng auf dem Boden des Apostolicums, der Augustana oder der Konkordienformel stehen, halte ich ohne Weiteres für erbracht. War doch schon Melanchthon Hütern der gegenüber gelegentlich Ketzer, und ich erinnere mich, wie schon vor rund 30 Jahren den professionellen Hütern der Rechtgläubigkeit, Hengstenberg und Luthard, ihre Heterodoxie in gewissen Punkten nachgewiesen wurde. Eine Kirche also, in der nur streng Bekenntnistreue zugelassen würden, dürfte sehr dem Nachmittagsgottesdienst ähnlich sehen, wenn der Probekandidat vor dem Küster und zwei mummelnden alten Weiblein predigt.

Eine solche Kirche hat aber eigentlich nie existiert. Nur da, wo seststehende Formeln in einer der Gemeinde unverständlichen Sprache, wie lateinisch oder kirchenslavonisch, und rituelle Handlungen nach uraltem Schema den ganzen Inhalt des Gottesdienstes bilden, war dergleichen annähernd möglich, nicht in der Predigtkirche, wo Worte augenscheinlich doch Sinn haben sollen und Verständnis und Auslegung sowohl beim Sprecher wie beim Hörer subjektiv bleiben müssen.

Der Grundfehler liegt im Prinzip. Weder Luther, noch die altprotestantischen Dogmatiker erkannten, daß subjektive Gewissens- und Glaubensfreiheit der frommen Seele einerseits, gemeinsames Bekenntnis zu Glaubenssätzen andererseits einander ausschließen, wie Feuer und Wasser. Das Formal- und Materialprinzip der Reformation, Autorität der hl. Schrift und Rechtfertigung durch den Glauben allein, beide widersprachen direkt dem Ursprung der Reformation, die eben Auflehnung gegen kirchliche Autorität bedeutete.

Das erkennen jetzt die Rade, Traub, Schiele, Naumann und Genossen; sie merken den Krypto-Katholizismus der protestantischen Kirche am eignen Leibe.

Uebrigens ist man auf der anderen Seite auch nicht müßig, die Bekenntnisverpflichtung immer weiter auszudehnen und sich damit dem Schoß der Alleinseligmachenden unbewußt zu nähern. Die Wünsche der orthodoxen Synoden nach buchstäblicher Verpflichtung der Geistlichen auf das Apostolikum, nach Reinigung der theologischen Fakultäten von Lehrern des Unglaubens, sind längst bekannt. In konsequenter Verblendung forderte am 3. Mai d. J. die Landeskirchliche Versammlung zu Berlin die Unterstellung der Religionslehrer an höheren Schulen unter das kirchliche Inquisitionsgericht. Sie wollen eine häufigere Revision des Religionsunterrichts, Stimmrecht des kirchlichen Kommissars bei der Prüfung der Religionslehrer, Votorecht der Kirche gegen ungeeignete Kandidaten ꝛc. Endlich setzte Prof. D. Hermann L. Strack das Täpfelchen auf das i mit dem Vorschlage, alle, welche evangelischen Religionsunterricht erteilen wollen, auf das Bekenntnis der evangelischen Kirche zu verpflichten. Was kann einleuchtender sein?

Ich sehe diesem Prozeß der Rechts- und Linksentwicklung — warum sollte ich es leugnen? — mit einigem Behagen zu, ohne gerade den tertius gaudens spielen zu wollen. Man trent sich immer wieder über die immanente Logik der Geschichte. Zwischen Autorität und Freiheit gibt es an einer gewissen Entwickelungsstelle keine Vermittelung mehr. Wie erziehen durch Autorität zur Freiheit; aber wir müssen auch notgedrungen einmal einen Punkt in der Erziehung setzen, wo, unbeschadet der Einsicht in die fortlaufende Erziehung durch das Leben, die Mündigkeit beginnt, die Selbstzucht anstelle des Erzogenwerdens tritt. Das ist im Volksleben nicht anders.

Luther hat das deutsche Volk, vielleicht voreilig, für mündig erklärt. Daran ändert es nichts, wenn immer wieder Einzelne und erst langsam heraufsteigende Schichten nach der Rute des Bekenntnisses rufen. Die artigen Kinder der Mutter Kirche begreifen nicht, warum man den erwachsenen Brüdern nicht auch die Rute geben soll.

Was soll aber nun werden? Es gibt zwei Möglichkeiten. Die eine ist: selbst ruhig aus der Erziehungsanstalt der Kirche herausgehen, die Autoritätsflüchtigen und Bekenntnisfrohen sich selbst überlassen und ethisches Neuland beackern. Wie lange dort der Verfallsprozeß noch dauert, kann dabei gleichgültig sein. Auch Ruinen schmücken die Landschaft. — Das will die liberale Theologie nicht. Sie wählt den zweiten Weg: Reformation innerhalb der Kirche. Ich will darüber mit ihr nicht rechten. Sie kann mit gutem Grunde geltend machen, wie geschehen, daß die jetzigen Inhaber der Kirchengewalt dort so viel oder so wenig Recht haben, wie sie. Sie darf auch darauf hinweisen, daß Rainen einen kostspieligen Luxus darstellen und daß man die alten Mauern lieber zu einem Neubau für die Bedürfnisse der Gegenwart verwenden sollte. Gut! Nur muß sie sich darüber klar sein, daß der Neubau nicht wieder eine Kirche oder Kapelle, sei es in altgothischem oder im modernen Renaissancestil, werden darf. Sie dürfen das Bekenntnis, das sie verwerfen, nicht wieder durch eine Hintertür einschmuggeln — auch unbewußt nicht. Ein Ansatz dazu steckt aber schon ganz leise in dem Goslarer Beschluß; er wendet sich an „alle diejenigen Geistlichen, die an der Verkündigung des Heils, das durch Jesus Christus kommt, ihre innere Befriedigung haben.“ Sehr vorsichtig, recht weitherzig, und doch —? Ist Kalthoff dabei? Die Bremer Stendel und Mauritz? Die Schweizer Kutter und Pfleger? Um nur einige Namen zu nennen und von Freireligiösen ganz zu schweigen. Wird man nicht doch gegen solche Schwarmgeister ein kleines, ganz kleines, beschränktes Bekenntnis aufrichten müssen? Man will ja doch eben eine Kirche aufrecht erhalten, nicht eine ethische Gesellschaft. Und muß schließlich nicht in jeder Kirche das Wort Fleisch werden, der Geist sich einen Körper bauen?

Habe ich aber die Wahl zwischen alter Kirche und neuer Kirche, und es glückt mir nicht, an beiden vorbeizukommen, — ja, dann gehe ich doch lieber in die alte Kirche. Es ist soviel Urväterhausrat darin, es schwebt soviel pietätvolle Erinnerung, auch Jugendeindrücke, soviel Geschichtsweihrauch um die alten Pfeiler — und selbst die alten Weiberchen sind ehrwürdig, wie sie, ganz unangefränkelt

Digitized by Google

von moderner Theologie, ihre Lieder aus dem vergilbten Gesangbuch krächzen. Das ist natürlich ein reines Geschmacksurteil, mit allen seinen Schwächen. Mancher singt eben lieber „O Haupt voll Blut und Wunden“ mit der Dorfgemeinde, als daß er sich den figurierten Choral im Konzertsaal vorspielen läßt.

Aber, da wir schon vom Geschmack sprechen, wie steht es denn mit dem der Menge? Anders ausgedrückt: hat die liberale Theologie denn Gemeinden hinter sich, von denen gedrängt sie ihr Recht und das Recht dieser in der Kirche gegen die Bekenntnisnötigung verficht?

Man wird mir die Großstadtgemeinden anführen, die es für Ehrensache halten, liberale Prediger zu berufen, die sogar, ganz allmählich, anfangen, ihr Wahlrecht zur Zertrümmerung der orthodoxen Mehrheiten in den Synoden zu brauchen. Gut; ich will sie gelten lassen, obwohl man munkelt, daß außer an den großen Festtagen, oder es müßte denn ein besonders geistvoller und eloquenter Redner die Kanzel zieren, das sonntägliche Erbauungsbedürfnis dort nicht eben groß ist. Aber was wollen die wenigen Stadtgemeinden bedeuten gegen das wirklich gewohnheitsmäßig kirchliche Land? Wo ist die unwiderstehliche gewaltige Stoßkraft der nach einer neuen Kirchenreformation lechzenden und drängenden Massen, wie sie Luthers Kampfruf entfesselte? Ich sehe wesentlich nur Offiziere, aber kein Heer. Geistreiche, mit dem ganzen Wissen und Bildungsreichtum der Zeit ausgestattete Männer, die es begreiflicherweise verschmähen, sich unter den Bekenntniszwang der Vergangenheit zu beugen, aber kein Volk, das das Brot der Orthodoxie als Steine zurückweist, notabene, um das andere, wohlschmeckende, frischere Gebäck der liberalen Theologie dagegen einzutauschen. Denn die Massen, die es allerdings müde sind, sich mit dem Kirchenbrot füttern zu lassen, die gehen heut jeder Kirche weit aus dem Wege.

Sollte es nicht wertvoller sein, diese Massen wieder für ideale Gedanken und sittliche Ziele neu zu gewinnen, als die ewige Tanaidenarbeit einer Versöhnung von Glauben und Wissen in einer modernen christlichen Welt zu betreiben?

„Gerade das erste ist ja aber auch unsere Absicht“ werden uns die Goslarer Herren zurufen; „nur innerhalb der Kirche, und vielleicht haben wir dabei bessere Aussicht auf Erfolg, als ihr Ethiker, die sich ja auch noch keiner übergroßen Heeresfolge rühmen dürfen.“

Zugegeben; schließlich wird jeder Streit um die Methode nicht durch Theorie, sondern durch den praktischen Erfolg entschieden. Das Eine nur möchte ich den freundschaftlichen Gegnern, die auf anderem Wege mit uns nach ähnlichem Ziel streben, aus Herz legen: Wer sich sein Heimatsrecht an und in der Kirche nicht rauben lassen will, so wenig wie sein politisches Vaterland, der hat vor allem einen unversöhnlichen Gegner zu beseitigen, und dieser Gegner heißt: das allein seligmachende Bekenntnis zu irgend welchem politischen oder kirchlichen Glaubensdogma.

Walt Whitman.

Von Kaethe Schirmacher.

Walt Whitman ist ein amerikanischer Dichter, in Europa eigentlich noch wenig gekannt. Er wurde 1819 geboren, als Abkömmling eines reisigen Bauerngeschlechts auf Long Island im Staate New-York. Auf eine Jugend voll ungebundener Freiheit an der See folgen bei ihm die Schuljahre in Brooklyn, die Lehrjahre als Drucker, mit 20 Jahren seine Uebersiedelung nach New-York als Journalist. Diesem Beruf blieb er treu, in seinem Aufenthalt zwischen großen Städten, New-York, Brooklyn, New-Orleans, wechselnd und immer wieder in die Natur zurückkehrend, wo seine Erfahrungen zu Poesie wurden. Der Sklavenkrieg 1862 findet Walt Whitman auf dem Kriegsschauplatze und zwar als Krankenpfleger. Drei Jahre aufreibender Tätigkeit unter Verwundeten und Sterbenden, die Spannung und Sorge des Kriegs brachen seine eigne Gesundheit, doch selbst geschwächt hat die Bauernkraft sich noch lange behauptet. Walt Whitman hat bis zum Frühjahr 1892 gelebt, halb anerkannt und halb umstritten, und hat mit außerklassenem Blick das Wachstum seines geliebten Amerikas verfolgt.

Amerika und nichts als Amerika ist der Gegenstand seines Hauptwerks: „Grashalme.“*) Dadurch darf sich aber Niemand abgestoßen oder von des Dichters Gemeinschaft ausgeschlossen fühlen; denn was bedeutet das Wort „amerikanisch“ anders als „die Welt umfassend“ und „modern?“ Sind in den Staaten der Union nicht alle Völker vertreten; alle Verschiedenheiten von Rasse, Sprache, Kleidung und Gewohnheit? Finden sich dort nicht alle Verschiedenheiten von Klima, Boden und Natur? Große Städte, deren Kultur mit der der alten Welt wetteifert und andererseits Strecken, die eben erst urbar gemacht in die Kultur eintreten? Hat dieses neue, gegensatzvolle Amerika nicht alle diejenigen Fragen, Bedenken und Rätsel aufgenommen, an denen vergangene Kulturen sich abgelebt, mit denen die heutige, alte Welt ringt? Finden sich da drüben nicht alle Religionen, Sekten und Kirchen vertreten, die je existiert? häusen sich dort in Schulen, Universitäten und Museen nicht das Wissen, die Schätze und der Trödel andrer Geschlechter? Werden da drüben nicht alle die Schlagwörter wiederholt, die bei uns durch die Luft schwirren? Werden in amerikanischen Laboratorien und Studierzimmern nicht dieselben Probleme untersucht wie bei uns in den alten Zivilisationen? Denn weit entfernt davon, die Vergangenheit zu begraben und zu vergessen, will Amerika sie verstehen, will alle Elemente gewesener Zeiten in sich verfaumeln, um aus tausend und abertausend Versuchen, Mischungen, Erfahrungen die Dinge der Zukunft hervorgehen zu lassen. — In diesem Sinne versteht Walt Whitman das Wort „amerikanisch.“ Und mit diesem Sinne kann der ganze linke Flügel der alten Welt einverstanden sein, bedeutet es ja doch nichts anders als „modern“ in seiner freiesten, vorgeschrittensten Form, nichts anders als den Wunsch: die Menschheit solle sich einmal ungehindert auswachsen können.

Walt Whitmans Ziele sind denn auch die der modernen Menschheit: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. So stehen sie in seinen Gedanken als knappe Losungsworte; er trägt sie aber auch in seinem Herzen, und dort ist es der Wunsch, unaufhaltsam vorwärts zu kommen; der fröhliche Glaube an Entwicklung, an Zeiten größerer Reinheit, reicheren Glücks, an eine goldne Zukunft; die Hoffnung, daß einst die Friedfertigen das Erdreich besitzen werden, kurz eine weltumfassende Demokratie entstehen, blühen und dauern werde, in welcher alle Verschiedenheiten von Stamm, Rang und Glauben sich in Liebe und Sympathie auflösen.

Viele haben vor Walt Whitman diesen goldnen Weltentraum geträumt; die meisten haben ihn aber in das Jenseits verlegt. Walt Whitman dagegen steht fest auf der diesseitigen Erde, und mögen seine Ziele noch so fern der Erfüllung scheinen, mögen sie vielen nach Utopien schmecken — dieser amerikanische Dichter ist kein Träumer: man lese ihn und sehe, mit welchen Mitteln er seine Ideale zu verwirklichen gedenkt.

Nicht umsonst ist er ein Kind aus dem Volke; nicht umsonst hat er mit der Natur gelebt, mit Sturm und See gerungen und Arbeit kennen gelernt. So wie er als Knabe sich in die Wellen des Meeres warf, so springt er als Mann in die Wellen des Lebens, froh bewußt der eigenen Kraft und des kommenden Kampfes. Sein Idealismus, sein warmes Gefühl für das Wahre und Schöne, sein freies

*) Leaves of Grass, the Poems of Walt Whitman, selected. London. Walter Scott 1887.

Digitized by Google

Empfinden für die Seele der Dinge ist gefestigt worden in steiger Berührung mit den Wirklichkeiten: Walt Whitman ist kein Unerfahrener und kein Unversuchter. Er hat Jammer, Elend, Laster der großen Städte kennen gelernt, alles Unschöne, Unwahre, Häßliche der Erde. Und er hat sich gefagt, auch das sei ein Teil des Ganzen, sei notwendig, sei ein Experiment der Natur; Zurückschrecken gelte da nicht. Umdrehen sei feige, also — dem Häßlichen ins Gesicht geschaut, es erkannt, untersucht und dann vorwärts zur Arbeit dagegen! — — Zu solcher Schulung und zu solchem Leben ruft Walt Whitman alle, die es mit der modernen Welt ernst meinen, Männer und Frauen. Er ist ein Realist, ein Wirklichkeitsmensch durch und durch, mit scharfem Blick für das Sichtbare wie für das, was gewöhnliche Augen nicht sehen; und da er der Wirklichkeit Rechnung trägt, da er ein Arbeiter und ein Kämpfer ist, darf er auch hoffen, daß seine Ziele sich einst verwirklichen werden.

Die Eigenschaften, die aus solcher Schulung hervorgehen, und mit denen er hofft, daß kommende Geschlechter sich zu seinen Idealen durchringen werden, sind Kraft, Schärfe, Kampfesfreude, strenge Pflichterfüllung, Selbstvertrauen und freudiger Stolz auf seine Menschengröße. Als verdöhnender Gegenzug dazu gilt Liebe; weniger das von lyrischen Dichtern viel verherrlichte Gefühl als das im Korintherbrief XIII besprochene. Gerade weil Walt Whitman sich so stark fühlt, gedenkt er der Schwachen, und trotzdem er so stark ist, steht er nicht gern allein, sondern braucht und giebt er Ungezähltes an Liebe und Freundschaft.

Und hier darf man die Frage wiederholen: Ist mit solchen rüstigen Kämpfern, solcher Schulung, solchen Eigenschaften eine Verwirklichung jener Ideale möglich? Ueber des Dichters eigne Meinung ist kein Zweifel: durch das ganze Buch geht eine hoffnungsfreudige Ueberzeugung wie ein frischer und doch gelinder Sommerwind, vor dem sich die Aehre ruhig neigen. — Ganz wenige Gedichte werfen einen Zweifel auf, den Zweifel, ob nicht am Ende alle Hoffnung auf bessere Zeiten ein Selbstbetrug, alle Mühe und Arbeit umsonst seien. Aber dieser Zweifel dauert nicht: das Unbekannte, Unglösbare und Unlösbare des Lebens und der Welt bevölkert sich am Ende und verdeckt sich für Walt Whitman mit so viel Erkanntem, mit so viel sichtbarer Herrlichkeit; er sieht auf der Erde so viel Gutes, fühlt sich so rüstig zur Arbeit gegen Leiden und Laster; für ihn sind Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit schon in so vielen Dingen und Wesen handgreiflich verkörpert; für ihn hat die Welt eine so unverkennbare Seele, daß ein Zweifel an dieser Seele, seinen Idealen und Zielen ihm wohl einmal grimmig anfassen und schütteln, nicht aber dauernd festhalten kann. — Dieses im Großen und Ganzen der Inhalt von Walt Whitmans Gedichten. Er nennt sie selbst „Gedichte," und doch sind gerade darüber die Meinungen sehr geteilt. — Er braucht den Reim fast nie, und von Rhythmus ist streng genommen auch nicht die Rede; Verskünstler werden sagen, diese „Gedichte" seien in Prosa geschrieben, und anscheinend haben sie Recht. Hin und wieder findet sich zwar Stropheneinteilung, doch ohne Beobachtung gleicher Linienzahl. Die einzelnen Verse sind so ungleich lang, daß sie von ein bis drei Zeilen füllen. Wir finden halbe und ganze Seiten voll Aufzählungen, darin Worte wie „die vielzylindrige Dampfdruckmaschine." Es wird von Docks, Balken und Planken gesprochen, von moderner Wissenschaft mit ihren Fachausdrücken; reicht das Englisch nicht aus, so müssen französische, italienische, spanische Wörter helfen; mit Vorliebe das klangvolle „Libertad" für „Liberty." Was das Englisch selbst betrifft, so ist es die Sprache des alltäglichen Lebens mit ihren stämmigen Einsilbern, die so bezeichnend sind, auch wenn sie nicht im Wörterbuch stehen. Gewiß, eine vollkommene Form- und Regellosigkeit sei zugegeben; und doch — sie lag in der Natur der Sache. Walt Whitman singt ja das ungebändigte Leben der Staaten, das Ungeformte, Werdende, die Zukunft. Er wiederholt ja so oft: Ich bin erst der Anfang, aber die nach mir kommen werden, müssen vollenden! Ueber Walt Whitman zuerst ergoß sich die ganze Fülle modernen Lebens mit seinen Möglichkeiten, Versprechungen und Ahnungen. Um diese Fülle zu fassen und auszudrücken, hat er die Muskeln der Sprache aufs äußerste anspannen müssen. Trotz seines klaren Blicks, seiner Beobachtungsgabe bringt er es manchmal nur zu einem entzückten Stammeln; er sah eben durch das Bestehende hindurch in die Möglichkeiten der Zukunft, und was er im Geiste sah, war nicht immer in Worte zu fassen, da die feste, äußere Form noch fehlte. Nichts destoweniger wird er uns meist deutlich, und wo nicht, läßt er uns ahnen und erraten. Dazu helfen die scharfumrissenen Bilder, die ihm endlos aus der Feder fließen; dazu hilft das Beobachtete, Selbsterlebte jedes Gedichts; dazu hilft die Kraft der Sprache, der Stolz des Ausdrucks, der Nerv des Ganzen. Diese kraftvolle Einfachheit packt, sie giebt den ungleichen Versen einen ganz eignen Rhythmus, den Schwung einer großen Seele. Das, die treffenden Bilder mit ihrer Sonnenhelle und Naturfrische, dazu die englische Sprache mit ihrer ununterbrochenen Lautmalerei machen Walt Whitman eben zum Dichter — trotz Regeln und Akademie.

Der moderne Geist in ihm aber faßt sich zusammen in den Worten:

„Habt große Menschen; alles andere folgt von selbst."

Streiflichter.

Zwei neue Kundgebungen für Verweltlichung der Schule brachte der Kongreßmonat Juni. Die Kleinmütigen und Kleingläubigen, die nur nur immer das jahrtausende alte Vollwerk der Kirche und den breiten Graben sehen, mit denen die Regierungsweisheit die Schule vor allem Eindringen freiheitlich gesonnener Sturmkolonnen zu schützen weiß, können Mut gewinnen, wenn sie nun uerken, daß dem kleinen Häuflein überzeugter Ethiker, die viele Jahre lang allein Sturm laufen mußten, endlich auch Zuzug von anderen Seiten her kommt. Von Bremen kam der erste Hornruf. Jetzt haben in Frankfurt a. M. die zu einem Bunde geeinigten religiösen Gemeinden Deutschlands zum ersten Mal über die Sorge um die Dissidentenkinder und ihre eigene gefährdete Unterrichtsfreiheit hinausgegriffen und für die allgemeine Volksschule nicht nur die Befreiung von der Kirche, sondern auch weltlichen Moralunterricht verlangt. Daß es 24, z. T. recht ansehnliche, und Tausende von Mitgliedern zählende Gemeinden waren, die in bewußtem Unterschied vom bloßen Freidenkertum Wert legen auf ihren Charakter als religiöse Vereinigungen, macht diese Anerkennung der ethischen Forderung um so wertvoller. Folgende Resolution wurde nach langer und interessanter Debatte angenommen:

„Die Bundes-Versammlung verlangt die Trennung der Schule von der Kirche, d. h. die gänzliche Beseitigung des Einflusses der Geistlichkeit in der Schule und die Ausscheidung jedes religiösen Unterrichts aus dem Lehrstoff der Schule. Die religiöse Unterweisung der Kinder ist für diejenigen Eltern, die sie für wünschenswert halten, deren Privatangelegenheit. So lange dieses Ziel nicht erreicht ist, verlangt die Bundes-Versammlung die Befreiung der Dissidenten-Kinder vom konfessionellen Religionsunterricht und die volle Gleichstellung des freireligiösen Unterrichts mit dem konfessionellen Unterricht. In der völlig weltlichen Schule ist an Stelle des Religionsunterrichts eine rein natürlich-menschliche Unterweisung in der Sittenlehre und eine Einführung in das bürgerliche Gemeinschaftsleben zu setzen."

Gegen den von uns gesperrten Absatz stimmten nur vier Gemeinden, während der ganze erste Teil einstimmige Annahme gefunden hatte.

*

Die zweite bei der Eigenart der in ihr vertretenen Kreise noch überraschendere Kundgebung ging von den

Digitized by Google

Goethebünden aus, die in ihrer Delegiertenkonferenz und einer sich anschließenden großen öffentlichen Versammlung zu Maing sich durch ihre Hauptredner und eine Resolution völlig als Gesinnungsverwandte der Ethiker bekannten. Wir entnehmen dem Bericht der Frankfurter Zeitung vom 23. Juni folgende Stellen:

Reichstags- und Landtagsabgeordneter Dr. David besprach einleitend die Motive, die das Schulkompromiß herbeiführten. Die Schule solle die Dienerin der Kirche sein, damit die Religion dem Volke erhalten bleibe. Die so gepflegte Religion sei eine Summe von Gedächtnisstoff, mit dem das Kinderhirn belastet werde. Es gäbe wichtigere und notwendigere Dinge zu lehren, denn ungebildet geht der größte Teil des Volkes von der Schule ins Leben. Der Religionsunterricht widerspricht den pädagogischen Grundsätzen. Die Kinder lernen Dinge, ohne die Möglichkeit, sie sich vorzustellen. Dazu kommt der Widerstreit zwischen Wunder und Wissenschaft. Das muß den Wahrheitssinn töten, Aberglauben erzeugen und Heuchelei, also eine Schädigung des geistigen und sittlichen Lebens. Darum darf die Schule der Kirche nicht ausgeliefert werden. Besser wäre es, die Kinder zu sozialen Pflichtbewußtsein zu erziehen, als zum Egoismus, wie es die Religionsmoral mit der Verheißung von Lohn und Strafe tut. Durch die Religionsgeschichte mit ihren Kriegen und der Inquisition zieht eine breite Blutspur. Gegen die religiöse Fäulnis und trotz aller Kirchen hat sich die Kultur vorgearbeitet. Das Kinderherz soll Freiheit haben zur Entfaltung der Menschlichkeitsgefühle; sonst sei kein gesundes Volk möglich. Darum: Entfernung des konfessionellen Unterrichts aus der Schule. Wollen Eltern oder Konfessionsgemeinden ihre Kinder Religion lehren, dann sollen sie das außerhalb der Schule tun. Wo der Klerikalismus die Schule in der Gewalt hat, beherrscht er das Volk. Aufgabe der Schule ist es, das Volk höher zu führen. Darum müssen wir sie schützen vor klerikalen Attentaten. Wir brauchen aber die Macht der Geister nicht allzusehr zu fürchten. Stärker als die konfessionelle Schule ist die Schule des Lebens und mächtiger die gemeinsamen Volksinteressen. Die wahre Religion sei eine andere und tiefere, als die Konfessionslehre lehrte. Sie stelle gerechtes und hohes das Volk erzogen werden. Dann leben wir wahrhaft im Geiste Goethes. (Brausender Beifall).

Nach Dr. David sprach Dr. Kalthoff-Bremen: Er komme aus einer Stadtrepublik, wo die Ziele, die wir erstreben, der Verwirklichung nahe sind. Die Bremer seien durch solche Schritte eingeleitet, den Konfessionsunterricht endgültig aus der Schule verschwinden zu lassen. Der Konfessionsunterricht dient nicht der Persönlichkeitsentfaltung, er ist vielmehr ein amtlich reglementierter Massenbetrieb, der nicht dem Selbstzweck, sondern dem Mittel zum Zweck, zur Macht eingeübt über die Masse dient. Der Moralunterricht ist aber als Ersatz für den Konfessionsunterricht ebenfalls bedenklich. Die Moral im Unterricht wird zur Dogmatik. Wir sollen das Leben tiefer durchdringen mit unserer Moralpolitik. Darum stehen wir religionsgeschichtliche Urkunden kulturhistorisch zu erforschen suchen und den wahren Wert und die heute noch lebende Kraft herauszuholen. Wir wollen und müssen Menschen bilden, die nicht der Macht, sondern der Wahrheit gehorchen. Wir vom Goethebund wollen rufen: Gebt die Schule frei zur Entwicklung des Lebens. (Langanhaltender Beifall.)

Schriftsteller Otto Ernst, vom Publikum lebhaft begrüßt, führt aus: Wären wir Feinde der Religion, so könnten wir nichts Besseres tun, als den heutigen konfessionellen Unterrichtsbetrieb unterstützen. Die Scheidung von Kirche und Schule muß restlos und gründlich sein. Es ist traurig, wenn selbst nationalliberale Politiker den Konfessionsunterricht als Grundlage verlangen. Mit dem Hinweis auf die Notwendigkeit, im Leben zu einer höheren optimistischen Auffassung durchzudringen, schloß Ernst seine mit Beifall aufgenommenen Ausführungen. — Nachdem die Versammlung eine Resolution im Sinne des Vortragenden einstimmig angenommen, wurde die Versammlung geschlossen.

Wenn Pastor Dr. Kalthoff-Bremen Bedenken gegen einen dogmatischen Moralunterricht aussprach, so wissen die Leser, daß wir diese Gegnerschaft mit ihm teilen. Daß aber nicht notwendig jede Moral im Unterricht zur Dogmatik werden muß, wissen wir besser. Prof. Döring und Fr. W. Foerster haben es uns gelehrt. Jedenfalls dürfte eine nähere Bekanntschaft mit Inhalt und Methodik unserer Lebenskunde solche Bedenken bald zum Schweigen bringen. Mögen doch die Herren, die ähnliche Befürchtungen hegen, nicht vergessen, daß dogmatische Erstarrung erst als Begleiterscheinung greisenhafter Entartung einer Bewegung eingutreten pflegt. Und bis dahin ist ja wohl noch ein Stückchen Weges.

Der Achte ordentliche Gesellschaftstag der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur vom 8. bis 10. Juni 1905 in Jena.

(1. Fortsetzung).

2. Antrag des Hauptvorstandes auf Erhöhung der Jahresbeszugsziffer der Ethischen Kultur für sämtliche Mitglieder der D. G. E. K. um je 1.— Mark.

Jastrow begründet den Antrag. Der Antrag wird nach kurzer Debatte, in der noch Stern, Michaelis, Dr. Bieber sprechen, mit 16 Stimmen gegen 2 (die Vertreter von Darmstadt und Frankfurt, die, obwohl persönlich zustimmend, durch ihre Mandanten zu dem negativen Votum beauftragt sind) angenommen.

3. und 4. Anträge auf Satzungsänderung werden auf Beschluß der Versammlung verbunden. Da die Anträge in Nr. 9 der Zeitschrift abgedruckt sind, so sei hier nur kurz erwähnt, daß die Anträge des Hauptvorstands zu §§ 2, 4, 6, 13, 14, 20, 21, 22, 23, 24, 27, 29, 30 zum Teil mit unwesentlichen Aenderungen angenommen werden.*) Zu § 3, Abs. 1 und 2, beantragen Stern, Bruno Meyer und Jastrow folgende Fassung:

„Die Mitgliedschaft wird erworben durch Aufnahme seitens des Haupt- oder eines Abteilungsvorstandes. Aufnahmefähig ist jede Person, welche das 18. Lebensjahr überschritten hat, gleichviel, welchen Gesellschaftsstand und Lebensberuf sie angehört. Jedes Mitglied hat vor seiner Aufnahme durch Unterschrift die Satzungen anzuerkennen, sich einer Abteilung anzuschließen und sich zur Leistung eines Jahresbeitrages zu verpflichten."

Abstz 2 fällt weg.

Pfungst verliest folgenden Antrag der Abteilung Wiesbaden:

„Die Satzungen der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur sind durch einen Zusatz zu ergänzen, der es ermöglicht, auch zur Aufnahme meldende Personen abzulehnen und Mitglieder auszuschließen.

Es wird folgende Fassung vorgeschlagen:

Hat der Abteilungsvorstand einer sich zur Mitgliedschaft anmeldenden Person gegenüber Bedenken, so ist er berechtigt, in einer Abteilungsversammlung, deren Tagesordnung mit diesem Punkte allen Abteilungsmitgliedern eine Woche vorher zuzustellen ist, die Aufnahme zur Abstimmung zu stellen. Dreiviertel-Majorität entscheidet.

In gleicher Weise ist der Abteilungsvorstand berechtigt, ein Mitglied auszuschließen."

Begründung.

Die Satzungen der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur gestatten den Abteilungen nicht, die Aufnahme einer sich zur Mitgliedschaft anmeldenden Person abzulehnen und ein Mitglied auszuschließen. Die Erfahrung hat aber gelehrt, daß die Freiheit der Diskussion in den Versammlungen dort leider z. B. durch zu befürchtende Denunziation (bei Majoritätsabstimmung und dergleichen) sehr gefährdet sein kann. Auch kann taktloses, allseitiges Missfallen erregendes Verhalten eines Mitgliedes, das sich einer Beeinflussung durch den Vorstand unzugänglich zeigt, die Teilnahme an den Satzungen den anderen derart verleiden, daß das Vereinsinteresse seinen Ausschluß erheischt.

Es empfiehlt sich daher, diesen Missstand durch die oben vorgeschlagene Ergänzung der Satzungen zu beseitigen.

I. A.: Stiereu.

Stern begrüßt den Wiesbadener Antrag lebhaft; offenbar sei derselbe aus praktischen Erfahrungen hervorgegangen. Anstelle einer einseitigen Anmeldung als Mitglied müsse ein Aufnahmeakt stattfinden. Die Berufung an die Abteilungsversammlung sei freilich bedenklich, da die Ablehnungsgründe meist diskreter Natur seien. Gegen die Befugnis des Vorstandes, ein Mitglied auszuschließen, seien schon im Hauptvorstand starke Bedenken erhoben worden; man habe sie schließlich fallen lassen, weil die Meinung durchschlug, der Abteilungsvorstand habe auch ohne ausdrückliche Satzungsbestimmung das Recht, schädigende Elemente zu entfernen.

Pfungst verliest einen Brief des Wiesbadener Vorsitzenden, der den Antrag der Abteilung erläutert und bittet, seinen Erklärung beim Frankfurter Journalistenverein könne er mitteilen, daß sich die Verhandlung über Aufnahme eines Mitgliedes im Plenum nicht bewährt habe. Jedenfalls müsse dem Abgelehnten aber die Appellation an die Abteilungsversammlung offen bleiben. Eine ethische Gesellschaft dürfe kein Inquisitionstribunal bilden.

Bieber: Man müsse die 2 wichtigen Punkte auseinanderhalten a) den Aufnahmemodus b) die Ausschließungsbefugnis. Er sei für beides. Es genüge aber, wenn der Vorstand Aufnahmekommissionen sei. Das Wort „aufnahmefähig" sei zweifelhaft und mehrdeutig. Ein Ausschluß von Personen, die den Interessen

*) Interessenten erhalten das ausführliche Protokoll gegen Einsendung von 30 Pfg. vom Bureau.

Digitized by Google

des Vereins entgegenwirken, sei wahrscheinlich selbst ohne formelle Statutenbestimmung möglich.

Foerster: Er habe von jeher die Ausschließungsbefugnis bekämpft und sehe noch immer keinen Grund zur Aenderung. Die D. G. E. K. müsse das Ideal einer sozialen Organisation darstellen; auch bürgerliche Beschränkungen oder persönliche Bestrafung dürften keine Ausschließungsgründe sein. Unvergleichbar mit anderen Gesellschaften, stelle die ethische Gesellschaft einen brüderlich neutralen Boden vor, und sei zu absoluter Duldsamkeit verpflichtet. Diese großzügige Stellung dürfe nicht aufgegeben werden.

Jaffé: Der hohe Idealismus unserer ersten Zeit mit einer treuen und hohen Auffassung sei gewiß herrlich, aber gerade in Berlin sei durch langmütige Duldung unreifer Elemente ein Schaden angerichtet worden, der nie mehr gut zu machen sei. Unsere Selbstachtung erfordere die Erschwerung der Aufnahme, die selbst von einer leisen Symbolik umgeben werden sollte. Die Mitgliedschaft der D. G. E. K. dürfe nicht erworben werden, wie durch eine Automatenaufnahme von 30 Pfg. Ein selbstherrliches Vorgehen der Abteilung Wiesbaden in diesem Falle wäre zahnungswidrig.

Stern: will an die Sitte des Satzes: „Aufnahmefähig sc." den anderen setzen: „Personen, die nicht über 18 Jahre alt sind, können nicht aufgenommen werden." Eine Aufnahmebeschränkung müsse notwendig hinein. Was würde Geh. Rat Foerster tun, wenn sich plötzlich eine große Anzahl Theosophen anmelden ließen, um die Richtung der Gesellschaft zu ändern? Dann sei es zu spät. Satzungsänderungen vorzunehmen. Derartige Cautelen würden dann bereits dann getroffen, wenn Alles ruhig sei, wie jetzt, und niemand darin eine auf ihn zielende Spitze erblicke. Inquisitorisch dürfe nicht vorgegangen werden, dafür müsse die Zusammensetzung des Vorstandes sorgen. Eine Berufung gegen den Ablehnungsbeschluß des Vorstandes verwerfe er. Die Aufschiebung möchte er einer Dreiviertel-Mehrheit des Abteilungstages überweisen. Das Reichsgericht habe die Berufung an das bürgerliche Gericht gegen solchen Vorschlag für unzulässig erklärt.

Plunge erklärt sein volles Verständnis für den hohen Idealismus Foersters. Sicher werden wir nicht den Maßstab anlegen, wie das Oberbolmarschallamt. Aber es sei doch zu bedenken, daß gerade Bewegungen, wie die unsere, einen magischen Anziehungspunkt bilden für die Psychopathischen, geistig Unausgeglichene, Pathologische, die die freie Diskussion schließlich zur Ueberfüllung herabwürdigten. Daher sei er für eine Aufnahmebeschränkung und Ausschließungsgewalt. Nur fürchte er, dem Vorstand, der sachlich mannigfaltigen und eine zuzügliche Person sei, diese diskretionäre Gewalt unbeschränkt zu geben.

Bieber beantragt: „Vorzugt der Vorstand die Aufnahme, so ist der Abgewiesene berechtigt, gegen diese Entscheidung die Abteilungsversammlung anzurufen. Ebenso ist der Vorstand berechtigt, Mitglieder auszuschließen. Zu einem dahingehenden Beschluß ist eine Mehrheit von Dreiviertel der Mitglieder des Vorstandes erforderlich. Dem Ausgeschlossenen steht Berufung an die Abteilungsversammlung zu."

Kronenberg: Aufnahmefähig müsse auch der Raubmörder sein, wenn auch die Gesellschaft dessen bisher Unbescholtenheit in Acht und Bann setze. Wer unserer bescheidenen Mitgliederzahl müsse man mit der Gefahr von gelegentlichen Sprengversuchen rechnen. Er möchte einen vom Vorstand unterschiedenen Aufnahme-Ausschuß empfehlen. Die Appellation von diesem an das Plenum sei bedenklich.

Salinger: Die Gesellschaft bestehe nun 13 Jahre und noch nie seien ihr ernste Schwierigkeiten durch Eingetne gemacht worden. In Diskussionen habe nicht der Vorstand, sondern der jedesmalige Vorsitzende die Disziplinargewalt; meist seien es Nichtmitglieder gewesen, die einen falschen Ton in die Debatte brachten. Die G. G. E. K. dürfe nicht so weit gehen, wie die Freimaurerlogen und andere Gesellschaften; sie wolle ja ihre Mitglieder erziehen. Er halte mit Foerster den Nachweis der Notwendigkeit einer Aenderung nicht für erbracht.

Foerster: Wenn Jaffé meine, es wären uns viele bedeutende Persönlichkeiten gewonnen oder erhalten worden, wenn wir die Ausschließungsmöglichkeit gehabt hätten, so sei er dieser Meinung nicht. Wer nicht soviel sachliche Begeisterung habe, um auch über die Entgleisungen Einzelner hinwegsehen zu können, der tauge nicht viel für uns. Den Einbruch der Theosophen halte er für Gespensterseherei; ein hervorragender Theosoph sei auf Grund ernster Erörterungen ausgeschieden, ohne jede Ausschlußdrohung. Er verkenne nicht, daß auch vieles für eine größere Festrichtkeit der Aufnahme spreche, möchte aber doch vor symbolischem Drum und Dran warnen. Schließlich werde er sich der Mehrheit fügen müssen.

Bruno Meyer: Jede Gesellschaft, in die man nicht geboren werde, müsse eine Wahl treffen können. Auch das Vereinsgesetz verlange deutlich Festlegung von Anfang und Ende der Mitgliedschaft. Der schwere Verbrecher, der sich uns anschließen wollte, würde immerhin einwilligen müssen, sich von uns führen zu lassen; wir seien indes kein Verein zur Besserung von Strafgefangenen. Die Satzungsänderung sei heute, wo sich niemand getroffen fühlen könne, harmlos, später vielleicht unmöglich.

Damit schließt die Diskussion. Stern zieht den Antrag Stern und Genossen zugunsten des Antrages Bieber zurück. Es wird beschlossen, zunächst prinzipiell über die Frage abzustimmen, ob grundsätzlich die Aufnahme soll abgelehnt werden können? Das wird mit 12 gegen 5 Stimmen bejaht. Zweitens, ob grundsätzlich Mitglieder ausgeschlossen werden dürfen? Diese Frage wird mit 12 gegen 4 Stimmen (bei Stimmenthaltung) bejaht.

Darauf wird das noch vorhandene Antrags-Material zu § 3, § 6, § 8 und § 10 einem Ausschuß für Satzungsänderungen, bestehend aus den Herren: Stern, Jaffé, Marcuse, Bruno Meyer und Plunge, überwiesen.

Die Versammlung wendet sich zu Punkt

5. Berichte der Abteilungen.

a) Stern berichtet über die Abteilung Berlin. Die Mitgliederbewegung habe im Berichtsjahre 1903/04 einen kleinen Aufschwung genommen, indem die Ziffer von 1903: 533, auf 536 gestiegen sei durch das Mehr von 23, als Differenz zwischen den Neueingetretenen 76 und 53 Ausgeschiedenen. Von den Ausgeschiedenen seien uns 7 durch den Tod entrissen worden, die übrigen: 27 durch formellen Austritt, 11 durch Wegzug ohne Adresse, 8 nach anderen Abteilungen abgemeldet.

Im Jahre 1904/05 sei die Mitgliederziffer infolge des Ausscheidens von 93 Mitgliedern (4 durch Tod, 62 durch Austritt, unbekannt verzogen 21, an andere Abteilungen 6), denen nur ein Zuwachs von 56 neuen Mitgliedern gegenüberstanden, auf 528 gesunken. Der Vorstand habe in beiden Jahren bis zum Mai 1904 bestanden aus Dr. Bieber, Justizrat Stern, Dr. Penzig, Frau Marg. Stern, Stehandlungsassessor Schneider; Revisoren: Jacoby und Dr. Hecht. Von da ab sei Justizrat Stern erster Vorsitzender geworden und Professor Haake in den Vorstand gewählt worden; als Revisor anstelle von Herrn Hecht Herr Albert Stern. Neben dem engeren Vorstand amtiren ein weiterer Vorstand von ca. 25 bis 30 Damen und Herren; dieser habe 1904/04 10, 1904/05 7, der engere Vorstand außerdem 3 und 1 Sitzung abgehalten. Die Abteilung veranstaltete von Mitte September bis Anfang Mai monatlich durchschnittlich 2 Versammlungen, eine größere im Bürgersaal des südwestlichen Rathauses, eine kleinere in einem etwas kleineren Saale; so hätten 1903/04 19 Versammlungen, 1904/05 16 stattgefunden. Im Januar oder Februar pflege ein Redner einen Zyklus von 3—4 Vorträgen über ein umfassendes ethisches Thema zu halten. Im Juni werde meist eine gemeinsame Landpartie gemacht. Bei den Vorträgen, zwei Fünftel nicht direkt propagandistischen Charakters wären, werde in der Regel von Nichtmitgliedern ein Eintrittsgeld von 50 Pf. erhoben, das als Beihilfe zur Honorierung der Redner und Deckung der Publikationskosten diene.

Dr. Levy berichtet über die Tätigkeit der 1893 von Frau Jeanette Schwerin begründeten Auskunftstelle. Ihre Tätigkeit bestehe 1. in Beratung der Hilfesuchenden selbst und Fürsorge für solche, die als geeignet dafür erschienen, Vermittelung und Anrat, Anstalt direkte Gewährung von Geldunterstützung. 2. Auskunftserteilung über Hilfsstellen. 3. Anbahnung planmäßiger Wohltätigkeit durch Herstellung einer organischen Verbindung zwischen Privatwohltätern und Vereinen, sowie zwischen den Vereinen untereinander. 4 Anleitung und Schulung von Personen, die sich der Armenpflege widmen wollen. Redner schildert im Einzelnen die Arbeit und ihre Ausdehnung. Ueber 12100 Personalakten von Bittstellern seien bereits vorhanden; die Auskunftsstelle sei Vertrauensstelle nicht nur für eine große Anzahl von begüterten Persönlichkeiten und Firmen, sondern auch für zahlreiche Behörden und Körperschaften (Reichs-Marineamt, Königl. Amtsgerichte, die Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft, Berliner Handelskammer, Presse, städtische Armendirektion, Stiftungsdeputation u. s. w.). Eine Bibliothek stehe der Sammlung, Verwaltungsberichte, Druckachen aller Wohlfahrtseinrichtungen Berlins; ein bereits in mehreren Auflagen verbreitetes Buch „Die Wohlfahrtseinrichtungen Berlins" (Verlag Jul. Springer, Berlin. 150 Mark) sei neu herausgegeben. Im Jahre 1904 seien 2415 neue Akten angelegt worden; allein im letzten Quartal 1904 hatte die Auskunftsstelle 1253 Bittgesuche zu bearbeiten, darunter 823, die ihr überwiesen, und 430, die direkt an sie gerichtet waren. Obwohl die Gewährung von Geldunterstützung nur ultima ratio sei, seien doch in 1904 fast 2000 Mark durch die Auskunftsstelle verteilt worden. Wesentlich größer sei aber die Summe, die auf ihre Anregung und Befürwortung von anderen Vereinen, Stiftungen, Behörden rc. ihren Klienten gewährt worden ist. Zurzeit seien 15 Beamte seit angestellt; die aktiven (freiwilligen) Mitglieder aber arbeiteten mit der gleichen Pflichttreue. Bedauerlich sei es, daß die eigentlichen Mitglieder der Abteilung Berlin nur zu einem geringen Bruchteile sich an der Arbeit beteiligten. Es sei daher eine Erschwerung vorhanden, die die Auskunftsstelle ganz von der D. G. E. K. trennen wolle;

Digitized by Google

nur, wenn sich die Mitglieder lebhafter als bisher beteiligten, würde ein solcher Schritt vermieden werden können.

Salinger findet den Grund für diese Erscheinung darin, daß von Anfang an eine gewisse Opposition gegen die D. G. E. K. geherrscht habe und zum Teil auch heute noch. Die ihr nicht angehörten, in leitender Stellung beschäftigt habe. So gerate die Abstammung leicht in Vergessenheit, wie das auch beim Schillertheater geschehen sei, das wesentlich aus unseren Kreisen hervorgegangen sei.

Jaffé führt zur Entschuldigung der Mitglieder ihre große Belastung durch das Weihnachtreiben an und bittet, daß das Vermächtnis der hochherzigen Begründerin, die stets auf den innigen Zusammenhang der Ausstunftstelle mit der D. G. E. K. gedrungen habe, in Ehren gehalten werde. Er erstattet darauf den 10. Jahresbericht über die erste öffentliche Lesehalle der Gesellschaft. Da dieser im Druck vorliegt und Interessenten kostenlos zur Verfügung steht, kann hier vom Abdruck abgesehen werden.

Eberle berichtet über Abteilung Ulm. Die beschränkten Mittel und geringe Mitgliederzahl gestatte meist nur einmal im Jahre einen öffentlichen Vortrag, der dann gut besucht sei. Die Freilieferung der Zeitschrift sei freudig begrüßt worden. Die aus der Abteilung hervorgegangene Lesehallengesellschaft, die jetzt aber ganz selbständig sei, zähle 108 Mitglieder und habe eine Vermehrung von ca 1500 Büchern bei 7—8000 Ausleihungen zu verzeichnen. Der städtische Zuschuß betrage 800 Mk., auch stehe ein Freiskal in Aussicht. Eine verwandte Stellung des Konsistoriums habe zur Gründung eines Feuerbestattungsvereins geführt, der sich ein starker Zulauf erfreue. Die Ulmer Presse werde regelmäßig ethisch bedeutsam und ist uns günstig.

Marcuse berichtet über Abteilung Breslau. Das jetzige Bild sei wesentlich verschieden von den letzten in München gezeichneten. Nichts sei mehr zu spüren von Arbeitsmüdigkeit und Stagnation, sondern überall freudiger Aufschwung. Die Presse, namentlich die sozialchristlichen Blätter, wie die Morgenzeitung, unterstütze uns lebhaft. Früher habe man allzu übereilt die Arbeit auf breitere Basis stellen wollen; Proselyt Mag, der verstorbene Vorsitzende, habe unsinnig stets auf Selbstbeschränkung und Kleinarbeit gedrungen. Schließlich habe man sich notgedrungen, da die Kräfte mangelten, darauf eingeschränkt und das habe überaus segensreich gewirkt. Es sei durch diese intensive Schulung der Mitglieder eine fröhliche Intimität erwachsen. Wenn auch manchmal der Vorwurf erhoben werde, die D. G. E. K. wende sich mehr an den Verstand, als an das Gemüt, so lägen doch auch Zeugnisse vor, daß Mitglieder sich regelmäßig durch die Vorträge erhoben und erbaut gefühlt hätten. Erst habe man bei wachsender Hörerzahl über Ursprung, Grund und Natur des Sittlichen debattiert, im letzten Jahre an der Hand des Lenzig'schen Buches über konfessionslosen Moralunterricht. Ein Anfang, der zur Beschaffung der Mittel für eine große Agitationsversammlung, zu der Prof. Bruno Meyer und Dr. Lenzig als Redner berufen worden, hatte ein Dauhundertes guten Erfolg gehabt. Bei der Schillerfeier der Gesellschaft sei der Andrang ein kolossaler gewesen. Die Einrichtung von Dichterabenden werde geplant, ebenso die Begründung einer Auskunftsstelle für Wohlfahrtseinrichtungen. Die sei länger als einem Jahrzehnt fortgesetzte Spendung armer Schulkinder habe nächstens durch eine Stiftung Förderung in Aussicht.

*

Hier werden die Berichte der Abteilungen unterbrochen und die Verhandlungen des ersten Tages um 6 Uhr geschlossen. Abends 8 Uhr fand im Volkshaus eine überaus zahlreich besuchte öffentliche Versammlung statt, in der Prof. Dr. Töring über „Grundgedanken der ethischen Bewegung," Dr. Albert Levy über „Moderne Armeneipflege," Dr. R. Penzig über „Moralunterricht für die öffentlichen Schulen" und Dr. Lürck über „Den sittlichen Grundgedanken des Pandora- und des Sündenfall-Mythus" sprachen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

Der Deutsche Zweig des internationalen Vereins der Freundinnen junger Mädchen, welcher unter dem Protektorat Ihrer Majestät der deutschen Kaiserin steht, zählt zurzeit in 29 Landesteilen über 6000 Mitglieder, die sich den Zweck gestellt haben, jedes junge Mädchen, das allein steht, in seinen Schutz zu nehmen. Die Tätigkeit der „Freundinnen" hat sich in Deutschland seit einem Vierteljahrhundert durch internationale, nationale und lokale Arbeit aufs segensreichste bewiesen. Von diesen sichtbaren Leistungen sind zu nennen: Verlässliche Auskunft und Beistand durch die Kette der „Freundinnen" im In- und Auslande, Bahnhofsdienst, Gründung von Heimaten, Vertreilung des alljährlich neu erscheinenden rosa „Ratgebers" mit tausenden von sicheren persönlichen Adressen im In- und Ausland u. l. w.

Die Vorsitzende dieses Vereins hielten am 16. und 17. Mai im „Weißen Schloß" zu Biasewitz bei Dresden ihre diesjährige Konferenz. Die Vorsitzende des Vereins ist zurzeit Ihre Durchlaucht Fürstin Erbach-Schönberg-Isenburg, die stellvertretende Vorsitzende ist Frau Oberin A. Vollmar-Berlin.

Bücherschau.

Rebellen. Ein sozialer Roman von Karl Morburger. Wien. Moderner Verlag. —

Das bunte Treiben der internationalen Studentenschaft in der gastlichen Schweiz ist in der letzten Zeit oft und gern geschildert worden. Das ist begreiflich. Der Stoff reizt. Aber es hat seine Schwierigkeiten. Es genügt nicht, mit offenen Augen einige Semester in Zürich oder Lausanne das Kaleidoskop sonderbarer Gestalten in sich aufzunehmen, die sich dort zusammendrängen. Dabei kommt nur ein Oberflächenbild heraus. Wer plastisch schildern will, muß mit seinen Gestalten in die Tiefe gehen, ihr Leben miterleben, dann — kann es etwas, wie ein sozialer Roman daraus werden. Gewollt hat dies der Autor; ganz ist es ihm noch nicht gelungen. Aber doch unvergleichlich viel besser, als den von einer skrupellosen Reklame zur Höhe eines Talent-Erfolges hinaufgeblasenen „Götz Kraffft," dessen Autor, mit Karl Morburger verglichen, eine der Marini gleicht, wenn man sie mit einer Clara Viebig zusammenstellen wollte. Freilich, von deren Meisterschaft ist Morburger auch noch weit; aber es stecken sehr gesunde Keime in seiner naturalistischen Schilderung. Zum Roman fehlt noch die Geschlossenheit der Komposition; es getrimmt alles in Einzelbilder. Aber die sind meist gut gesehaut. Da, wo bestimmte Typen der russischen Studentenwelt gezeichnet werden, ist der Autor in die Tiefe gegangen und er hat fast unmissene Individualitäten herausgebracht. Anderswo begnügt er sich mit ziemlich schematischen Figuren. Man kann leicht merken, wo die Erfahrung aufhört und die Konstruktion beginnt. Ihre Sprache verrät sie, wie einst Petrus den Galiläer. Weder den Berliner Dialekt, noch das Zürcher Dütsch, noch auch den Gallimathias der russischen Sektierer beherrscht der Verfasser genügend, um die entsprechenden Gestalten Leben gewinnen zu lassen. Aber immerhin — das sind Nebenpersonen. Die starke gährende Welt der „Rebellen" im selbstgewählten Exil ist vorzüglich dargestellt. Alles in allem eine gute Talentprobe, die nach mehr verlangen begierig macht. Wir wollen uns Karl Morburger merken. Entschlich ist nur die Ausstattung, die der Verlag dem Buch mitgegeben. Solch ein Titelbild ist kunstpolizeiwidrig.

— ue

* * *

Gott, Religion. Von Dr. N. Eleutheropulos. Berlin, Ernst Hofmann & Cie. 1903.

Der Verfasser, Privatdozent in Zürich, hat sich eine große Aufgabe gestellt: „Grundlegung einer wissenschaftlichen Philosophie," wovon einzelne Teile schon früher erschienen sind. Der vorliegende Band bildet den II. Abschnitt des Teiles, der die „geistige Natur" aufzuhellen versucht. Behandelt wird darin das selbständig das religionswissenschaftliche Problem. — Von den gegebenen Tatsachen, d. h. von dem Inhalte des religiösen Volksbewußtseins ausgehend, zeigt er, wie alle die bestehenden Religionen aus demselben Kern sich entwickelt haben. Allerdings wird nicht jeder mit der Definition einverstanden sein, zu der er (p. 73) kommt: „Religion ist der durch eine bestimmte Lebenswandlung angestrebte Versöhnungsversuch der Menschen mit den Göttern um des Wohlergehens willen." Ferner, daß das kosmologische Element, also ein Motiv des Vorstellungsvermögens, zum allerersten Urbestande der Religion gehöre, ist auch von E. nicht bewiesen, sondern vorausgesetzt. Insofern aber hat der Verfasser wohl recht, daß es keine Volksreligion ohne dieses Moment gibt, also keine Religionen, d. h. keine Religionsform. Der Kern, die Quelle bleibt rein psychologisch: Das Erlösungsbedürfnis, also ein Gefühlsmotiv gebiert die Religion „an sich," die Erhebung der Persönlichkeit. Und da die Gefühlsläuterung des Menschen sich stetig zur Höhe bewegt, ist eine einzige Weiterentwickelung auch der Religion verbürgt. E. leitet die „Ewigkeit der Religion" vielmehr daraus ab, daß eine genügende Entwickelung des erkennenden Geistes nie erwartet werden dürfe, also aus der Mangelhaftigkeit des Menschenmatur. Ueberhaupt lehnt er eine rein psychologische Erklärung der Religion ab. Er kennt Religion nur als Volksreligion. Und von diesem Gesichtspunkte aus unterzieht er die historischen Erscheinungen, die Hauptreligionen, Mythos und Mythologie, Gesterglaube, das Phantom Gott," Religionsstifter und Propheten einer eingehenden klaren Prüfung. So bietet das Buch eine vortreffliche Orientierung über das Material und den derzeitigen Stand der Religionswissenschaft.

Baden-Baden. J. Stern.

Digitized by Google

Soeben wird ausgegeben das 8.—10. Tausend von

Dr. Foersters Jugendlehre

Ein Buch für Eltern Lehrer und Geistliche

Das freie Wort schreibt:

. . . . Und so schenkt er uns eine Erziehungslehre, die ohne jeden Streit mit prinzipiellen Gegnern von rechts oder links, ja unter einer sehr weitgehenden herzlichen Würdigung religiöser und kirchlicher Erziehungslorbeeren, einfach durch die siegende Kraft tief eindringenden psychologischen Verständnisses für das Kind und für die Bedürfnisse der Zeit sich die weiteste Beachtung bei allen, seien sie Anhänger des Alten oder Neuen, erzwingen muss.

Preis geheftet **Mk. 5.—**, gebunden **Mk. 6.—**.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W. 35.

Verlag von Leonhard Simion Nachf., Berlin S. W. 48.

Zum Kulturkampf um die Schule

— Ein Mahnwort an Denkende —

von

Dr. Rudolph Penzig

VIII und 152 Seiten gr. 8°. Elegant broschiert Preis **2.—** Mark, gebunden **3.—** Mark.

Die Preussische Schulzeitung schreibt:

„Die nicht von irgendwelcher einseitigen Parteidoktrin diktierte, sondern aus ernster Besorgnis um die sittliche Bildung unseres Volkes hervorgegangene Schrift wird allen politischen Interessenten, vor allem aber den Lehrern und Eltern ein trefflicher Wegweiser in den Wirren des Kampfes um die Zukunft der Schule sein. Wir empfehlen sie unseren Lesern dringend."

Eingegangene Bücher.

Deutsch-Südwest-Afrika ein Ansiedlungs-Gebiet? Von Lic. Dr. Paul Rohrbach. Buchverlag der „Hilfe." Berlin-Schöneberg. Mk. 0,50.

Die Walderholungsstätten und ihre volkshygienische Bedeutung. Von Dr. Oswald Frei, Arzt in Frankfurt a. M. Berlin. 1905. Oscar Coblentz. Mk. 2,—.

Aus Leben und Einsamkeit. Von E. L. Schellenberg. Leipzig-Berlin. 1905. Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Mumutsha. Von Kurt Kamlah. Mit 28 Bildern und Umschlagzeichnung von Otto Boner. Leipzig-Berlin. 1905. Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Die Humanität im Kriege. Die kodifizierten humanitären Vereinbarungen der Kulturstaaten im Kriege. Von August von Reinhardt, General-Major a. D. Berlin. 1905. Alfred Unger.

Familienväter. Tragische Komödie in 3 Aufzügen von Dietrich Eckart. Leipzig-Berlin. 1904. Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Schulrat Weller. Komödie in 3 Aufzügen von Rolph Scherer. Leipzig-Berlin. 1904. Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit. Von Graf von Hoensbroech. Leipzig. Breitkopf & Härtel. 1904. Mk. 1.—; gebunden Mk. 1,50.

Stillers „Wilhelm Teil." Beiträge zur Erläuterung und aufsatztechnischen Behandlung des Dramas. Von M. Strich. Berlin. G. Pintus. 1904.

Gesundes Familienglück. Eine ernste Erzählung aus Schlaf- und Kinderstube. Von M. Heinz. Zürich. Albert Müllers Verlag.

Lessing. Sein Leben und seine Werke. Für die Jugend bearbeitet von Albert Pröhler. 1. Band. Leipzig. K. G. Th. Scheffer. 1904. Mk. 4,60.

Aeneis. In der Sprache der Zehnjährigen erzählt von Helene Otto. Leipzig. K. G. Th. Scheffer. Geb. Mk. 2,25.

Der Monistenbund. Thesen zur Organisation des Monismus. Von Ernst Haeckel. Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag.

Ethical Addresses. Oktober 1904.
I. A Modern Scientist's Answer to the Questions: Whence? Wither? Von Felix Adler.
II. The Christian Church and the Ethical Societies. Von Jesse Vallance.
III. A New Statement of the Aim of the Ethical Culture Societies. Von Felix Adler.

Philadelphia. 10 Cents.

Das Evangelium der natürlichen Erziehung. Von Dr. Ewald Hause. Leipzig. K. G. Th. Scheffer. 1904. Mk. 1,50.

Die Alkoholfrage. Von Dr. E. von Bunge. Verlag der Schriftstelle des Alkoholgegnerbundes. Basel. 10 Pf.

Die alkoholfreien Wirtschaften des Frauenvereins für Mässigkeit und Volkswohl in Zürich. Von Frau S. Orelli. Verlag der Schriftstelle des Alkoholgegnerbundes. Basel. 10 Pf.

Die Schule und der Kampf gegen den Alkoholismus. Von Dr. phil. Herod. Verlag der Schriftstelle des Alkoholgegnerbundes. Basel. 20 Pf.

Die Handarbeit der Grund- und Eckstein der harmonischen Erziehung. Von Robert Seidel, Reallehrer. Leipzig. Richard Lipinski. 10 Pf.

Der Achtstunden-Tag vom Standpunkte der Sozialökonomie, der Hygiene, der Moral und Demokratie. Von Robert Seidel. Leipzig. Richard Lipinski. 10 Pf.

Positive Weltanschauung. Organ der deutschen Positivistischen Vereinigung. Herausgeber: Dr. H. Molenaar. München. Selbstverlag. Heft 50 Pf.

Die Ethische Gesellschaft in Wien im ersten Dezennium ihres Bestandes. Von Wilhelm Börner. Wien. Verlag der Ethischen Gesellschaft. 1904.

Das Bureau der D. G. E. K.

ist während der Monate Juli und August **geschlossen.** Zuschriften, Sendungen 2c. bitte ich direkt an mich **Friedrichsthaler Glashütte b. Oranienburg** oder an den Herrn Geschäftsführer der E. K., Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121, zu richten.

Dr. Penzig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Heusel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1.60 Mk. Von ebenmert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Rabatte in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XIII. Jahrgang. | Berlin, den 1. August 1905. | Nr. 15.

Nachdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Justizrat Hermann Stern †. — Die Petition an den Reichstag, betr. den Totalisator. Von Prof. Wilh. Foerster-Berlin-Charlottenburg. — Die sittliche Erziehung des Kaufmanns. Von Gustav Pauzel. (†) — Streiflichter: Spieler in hohen Beamtenstellungen. Die Heimarbeiterin. Die Begnadigung des Dr. Karl Peters. — Der achte ordentl. Gesellschaftstag in Jena. (2. Forts.)

Justizrat Hermann Stern †.

Mitten in die hohe Zeit des Naturlebens, da auch der Stadtmensch freier und tiefer atmet in der reineren Luft, kommt uns trübe Todesbotschaft: mitten aus kräftigstem Geisteslleben und rastloser Tätigkeit raffte der Tod einen Freund, dessen wohltuende ruhige Stimme wir noch eben hörten, dessen treuen Händedruck wir noch zu fühlen glauben, dahin. Unser verehrter und lieber Justizrat Stern weilt nicht mehr unter uns. —

Ein langes Leben lang bereiten wir uns auf die bittere Wahrheit vor, daß wir sterben müssen, auf die bittrere, daß unsere Lieben von uns scheiden können, auf die bitterste vielleicht, die Schiller's Nänie nennt: „Auch das Edle muß sterben." Und doch trifft uns die brutale Tatsache immer wieder ins Herz und erschüttert tief unsern Glauben an die Vernünftigkeit alles Geschehens. Mußte das sein? Mußte gerade dieser Mann, der scharfsinnige Denker nicht nur auf seinem Berufsgebiet, sondern in allen Fragen höchsten Geisteslebens, der ruhige gefestete Charakter, der sich frei gemacht hatte in ernstem Ringen von jeder trübenden Leidenschaft, der warmherzige Menschenfreund, der Unzähligen mit Rat und Tat in aller Art Not beigestanden, mußte dieser treue sorgende Gatte und Vater seiner Familie, diese gewichtige Stimme dem Rate der Freunde so vorzeitig entrissen werden? Der Frommgläubige spricht vom unerforschlichen Ratschluß seines Gottes und beugt — vielleicht ist diese Demut wirklich ein Triumph höchster Selbstbezwingung — seinen Willen und seine Einsicht unter die Allmacht und Weisheit eines Höheren. Der Ethiker, auch er frommgläubig der unzerstörbaren Macht des Guten denkend, die langsam sich in der Welt verwirklicht, wird, zwar mit Tränen im Auge und Trauer im Herzen um den Verlust einer liebens- und verehrungswürdigen Persönlichkeit, doch Trost finden in dem Gedanken, daß die reichen Ströme geistiger und sittlicher Beeinflussung, die von ihr ausgingen, nicht verloren sind, daß es ein unverdientes, aber hohes Glück war, so lange mit dem Verstorbenen den Austausch ernster Gedanken und aufrichtigen Strebens haben pflegen zu können und daß der Einzelne wohl der Vernunft, diese Weltvernunft aber auf ihrem Siegesgange nicht notwendig des Einzelnen bedarf.

Nur 53 Jahre weilte Hermann Stern unter uns, und doch, welche überreiche Fülle von herzlichen und freundschaftlichen Beziehungen hat er zu knüpfen verstanden. Wenige Gemeinschaften edler Gemeinnützigkeit in der Reichshauptstadt und darüber hinaus wird es geben, die nicht trauernd an seiner Bahre stehen und mit dankbarem Herzen der Förderung gedenken, die sie von ihm erfahren haben. Unseren Freunden brauchen wir nicht zu sagen, was wir an ihm verlieren. Trat er auch, seiner ganzen, allem äußeren Schein abgewandten Natur nach, niemals unnötig in den Vordergrund, ließ er sich auch, in ernstester Gewissenhaftigkeit die auf ihm amtlich bereits lastende Arbeitsmenge mit dem Maße seiner, freilich fast unerschöpflichen Kraft abwägend, nur zögernd zur Uebernahme des Vorsitzes in unserer größten Abteilung bewegen, stets bereit, einfach in Rein' und Glied seine Pflicht zu tun, so wissen doch alle, die mit ihm, im Hauptvorstand oder im weiteren Verbande jemals tätig waren, wie schwer sein stets wohlerwogenes und der Gegenmeinung peinliche Gerechtigkeit zubilligendes Urteil in die Wagschale fiel. Von den Grundgedanken der ethischen Bewegung: Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, edler Menschlichkeit und der Pflicht gegenseitiger Achtung tief erfaßt hat er die Ausgestaltung dieser praktischen Ideale von Anbeginn der Gesellschaft an reichlich gefördert, nicht zum wenigsten durch seine vorbildliche Lebensführung.

Ein reiches Erbe an wohlerworbener Liebe und verdientem Ansehen, an dem Gedenken seiner treuen Pflichterfüllung im Beruf, in der Familie und im bürgerlichen Gemeinschaftsleben hinterläßt er seinen Kindern. In unserer Gesellschaft aber wird sein Name unter den ersten leuchten.

Digitized by Google

Die Petition an den Reichstag, betreffend den Totalisator.

Von Professor Wilhelm Foerster. (Berlin-Charlottenburg).

Unsere in Nr. 12 des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift abgedruckte Petition an den Reichstag zu dem Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Wetten bei öffentlich veranstalteten Pferderennen, hat durch eine gedruckte Erklärung vom 30. Mai 1905, die mir unter dem 1. Juli d. Js. zugefertigt wurde, ihre Beantwortung gefunden, welche nachstehend abgedruckt wird.

Reichstag. Berlin NW., 7, den 30. Mai 1905.

Der Reichstag hat in seiner 188. Plenarsitzung den von den verbündeten Regierungen vorgelegten Entwurf betreffend die Wetten bei öffentlich veranstalteten Pferderennen, in veränderter Fassung angenommen und beschlossen, die zu dem gedachten Gesetzentwurf eingegangenen Petitionen durch die Beschlußfassung über denselben für erledigt zu erklären.

Ferner hat der Reichstag folgende Resolutionen angenommen:

1. „Die verbündeten Regierungen zu ersuchen, baldigst einen Gesetzentwurf vorzulegen, nach welchem die §§ 3 und 6 dieses Gesetzes auf die Wetten bei öffentlich veranstalteten Rennen mit Fahrrädern und Automobilen Anwendung fänden."
2. „Die verbündeten Regierungen zu ersuchen, die Abhaltung von Rennen am ersten Weihnachtstage, am Karfreitag, am ersten Ostertage, am ersten Pfingsttage und in Gegenden mit überwiegend katholischer Bevölkerung am Frohnleichnamsfeste zu verbieten."

Den geehrten Adressaten beehre ich mich von diesen Beschlüssen unter Bezugnahme auf die von ihm beim Reichstag eingereichte Petition ganz ergebenst zu benachrichtigen.

Der Direktor. Knack.

Journal II. Nr. 8984.

Es ist schon schmerzlich genug, daß der Reichstag den von der Regierung vorgelegten Gesetzentwurf in seinen wesentlichen Grundzügen gebilligt hat, aber es ist schwer die richtige Bezeichnung zu finden für die obige vom Reichstage angenommene Resolution 1, welche dem Totalisatorbetriebe eine viel weitergehende Ausdehnung, als bisher von den Regierungen ins Auge gefaßt war, verstatten will.

In den Motiven zu dem von der Regierung im vorigen Jahre eingebrachten Gesetzentwurfe und in den zugehörigen vorjährigen Erklärungen ihrer Vertreter im Reichstage war doch wenigstens das Zugeständnis enthalten, daß das Totalisatorwesen eigentlich gegen die öffentliche Moral sündige und eine ernste Gefahr für die sittliche und wirtschaftliche Gesundheit weitester Volkskreise enthalte.

Zur Rechtfertigung dafür, daß trotzdem solche Wett-Einrichtungen nicht nur auch fernerhin geduldet, sondern sogar ausdrücklicher, als früher, gesetzlich fundiert werden sollten, wurde die Behauptung aufgestellt, daß die Pferdezucht und damit auch die kriegerische Stärke des Vaterlandes in Gefahr sei, wenn den Veranstaltungen von Pferderennen die aus der Zulassung von Wettveranstaltungen erzielbare Einnahme entzogen werden sollte.

Wie abschüssig der Weg solcher Motivierungen ist, und wie schnell die mit dem Rufe „das Vaterland ist in Gefahr" begründete Nichtachtung sittlicher Bedenken zu einer völlig frivolen Behandlung solcher Bedenken überhaupt entartet, dafür bietet die obige Resolution 1 ein geradezu erschreckendes Beispiel. Denn man darf doch keinesfalls behaupten, daß das Vaterland in Gefahr sei, wenn die Entwickelung des Sports in Fahrrädern und Automobilen, sowie die Fabrikation solcher Fahrzeuge nicht durch die Zulassung von Totalisatoreinrichtungen bei den bezüglichen Rennveranstaltungen unterstützt würde.

Man kann also die in Resolution 1 enthaltene Erweiterung der Zulassung der, so stark gegen die Gesundheit des Volkslebens sündigenden, organisierten Wettspiele nur auf die höchst bedauerlichen Uebertreibungen zurückführen, mit denen von den oberen Schichten unseres Volkes jegliche Art des Wettsportes gepflegt wird, natürlich unter dem Jnjauchzen der an niedrigster Stelle stehenden, nämlich der reblich und stetig mühsamen Arbeit abgeneigten Leute.

Es wird ratsam sein, diesen, aus dem Verlauf der obigen Angelegenheit so deutlich hervorgehenden, Sachverhalt unsererseits bei allen denkbar geeigneten Gelegenheiten denjenigen Volkskreisen, welche solche Fragen noch mit gewissenhaftem Ernste betrachten, mit eindringlichster Mahnung vor die Seele zu bringen.

Am schärfsten aber muß dieser Einspruch sich richten gegen die Vertreter der Jnstitutionen, welche mit so großem Anspruch immer den Ruf erheben, dem Volke solle die Religion erhalten bleiben, und welche doch entsittlichenden gesetzgeberischen Maßregeln der obigen Art entweder direkt zustimmen, wie es im Reichstage geschehen ist, oder wenigstens das sittlichen Mutes entbehren, die ihnen so nahestehenden sogenannten konservativen Kreise von jenem gedankenlosen Treiben zurückzuhalten.

Angesichts dieses tieferen Mangels an wahrer Frömmigkeit nimmt es sich doch höchst seltsam aus, daß in der Resolution ausdrücklich die Reinhaltung gewisser hoher Feiertage von dem Totalisator-Unfug ausbedungen wird. An den anderen Feiertagen mag der Teufel sein Spiel treiben.

Die sittliche Erziehung des Kaufmanns.

Von Gustav Bunzel. (†)

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß gegenwärtig die öffentliche Meinung dem Kaufmanne keineswegs wohlwollend gegenübersteht; die verschiedensten sich oft geradezu widersprechenden Anklagen werden gegen ihn erhoben und auch der objektivste Beurteiler wird nicht immer die berechtigte Kritik von gehässiger Verunglimpfung unterscheiden können.

Der Handelsstand wird wohl, wie jeder andere Beruf, stets Anfeindungen ausgesetzt sein, es ist jedoch für ihn geradezu eine Lebensfrage, sie auf ein normales Maß herabzusetzen und vor allem ihnen auch den Schein einer Berechtigung zu entziehen.

Hierzu ist in erster Linie notwendig, daß die heranwachsende Generation von jungen Kaufleuten durch Erziehung und Unterricht befähigt werde, sowohl die allgemeinen wie die speziellen Pflichten, die ihr der Beruf auferlegt, in jeder Hinsicht zu erfüllen.

Im Getriebe des geschäftlichen Lebens, im schweren Kampf des Wettbewerbes vergißt der Kaufmann nur zu leicht, daß ein jeder Mensch neben den Pflichten der Selbsterhaltung und der Förderung des Wohles seiner Familie solche gegen die Gesellschaft besitzt. Während in allen anderen auf einer höheren sozialen Stufe stehenden Berufen auf diese Pflichten, als in erster Reihe stehend, hingewiesen wird, der Offizier, der Beamte und der Arzt sich dessen bewußt sind, daß sie dem Staate, der Menschheit dienen und auch in den Kreisen der Großindustrie die Jnteressen der Allgemeinheit immer größere Berücksichtigung finden, ist sich der größte Teil des Handelsstandes noch immer nicht darüber klar, daß er wie alle anderen Erwerbsgruppen, nur in soweit eine Existenzberechtigung besitzt, als er sich der menschlichen Gesellschaft nützlich erweist. Und doch bedarf es gegenwärtig mehr wie je eines Kaufmannsstandes, welcher seiner Aufgabe gewachsen ist. — Alle Versuche, seine Tätigkeit als Vermittler zwischen Produzenten und Konsumenten überflüssig zu machen, erweisen sich teils als irrationell, teils als Folgen der Fehler in der Organisation des

Digitized by Google

Handels.*) Je größere Fortschritte in der Industrie und in der Produktion überhaupt gemacht werden, je vielseitiger sich der Konsum entwickelt, desto größer wird das Bedürfnis einer entsprechenden, planmäßigen Verteilung der Güter nach Ort, Zeit und Quantum. Als der Mensch nur konsumierte was er selbst produzierte, als er das selbst erlegte Wild verzehrte und das Fell desselben seine Kleidung bildete, war der Kaufmann überflüssig; auch später, als der Bauer seine Produkte selbst in die Stadt brachte und dagegen die Erzeugnisse des Kleingewerbemannes von diesem selbst erstand und mit sich nach Hause führte, konnte sich der Handel nicht entwickeln; gegenwärtig ist es ein leichtes, sich darüber zu informieren, und in Fällen, in welchen man einst eines gewiegten Fachmannes bedurfte, genügt nunmehr ein untergeordneter Beamter eines Handlungshauses. Will sich daher der Kaufmann darauf beschränken, den Vermittler im interlokalen Verkehr zu spielen, so kann seine Tätigkeit in vielen Fällen entbehrlich gemacht werden; seine eigentliche Aufgabe im modernen Verkehrsleben ist jedoch eine andere.

Er soll der Vertrauensmann sein, an welchen sich der Produzent wendet, wenn dieser eines Rates bezüglich der Ausdehnung seiner Produktion resp. der voraussichtlichen Gestaltung der Konsumverhältnisse bedarf, er soll aber auch andererseits den Konsumenten (wir gebrauchen hier dieses Wort im weitesten Sinne) welcher unmöglich Qualität und Preis aller von ihm gebrauchten Waren selbst genau kennen kann, ein treuer Berater sein.

Dies Ziel ist hochgestellt, aber nur in seiner Erreichung liegt die Zukunft des Kaufmannsstandes. — — Schmoller führt sehr richtig aus:**)

„In meiner Untersuchung über die Arbeitsteilung (1889) sagte ich, der Handel ist der Oberbegriff und der Organisator der modernen Volkswirtschaft geworden. Ich wiederhole es heute, aber ich füge bei: er kann es nur bleiben, wenn er seine Ansprüche abschneidet, wenn er vereinlich auf Moral und Ehrbarkeit hält, alle unlauteren Elemente selbst unbarmherzig verfolgt. Alle bedeutenden Handelsvölker sind durch größere Ehrlichkeit, als ihre Konkurrenten sie hatten, emporgekommen, sind gefallen und zurückgegangen, sobald Habsucht, Schmutz, Unehrlichkeit nicht mehr beschimpft wurden. Sitte und Recht, Moral und Ehrlichkeit, die ganzen Handelseinrichtungen müssen die Auswüchse des Erwerbstriebes und der Konkurrenz niederhalten, immer größere Anforderungen an die Einzelnen stellen."

Sind jedoch diese Anforderungen für alle erreichbar, kann man vom armen Hausierer, vom kleinen Landkrämer erwarten, daß er sich der Bedeutung solcher Ideale bewußt sei? Schmoller sagt an anderer Stelle:***)

„Die freie Sittlichkeit, die nur in sich Gesetz und Regel findet, ist bis auf den heutigen Tag nur Sache weniger hochbegabter und ‚bevorzugter Menschen geblieben. Die Menge wird von Sitte und Recht auch heute noch in der Mehrzahl besonders ihrer wirtschaftlichen Handlungen gelenkt."

Daß es aber solche hochbegabte und bevorzugte Menschen gebe, ist erforderlich, damit Sitte und Recht das Verkehrsleben in einer Weise beeinflussen, die uns dem gesteckten Ziele näher bringt. Es darf nicht dahin kommen, daß andere Faktoren ohne Mitwirkung des Handelsstandes die Grundlage des Rechtes, welches die Normen für die Ausübung seines Berufes enthält, umbilden; es muß vielmehr in seiner Mitte selbst die Initiative ergriffen werden, um Mißbräuche, die sich im kaufmännischen Verkehr eingeschlichen haben, zu beseitigen. Die Entwickelung der Sitte, deren Bedeutung für den Handel vom Gesetze selbst anerkannt wird, indem es den Richter zwingt, kaufmännische Usancen zu berücksichtigen, darf nicht durch minderwertige Elemente beeinflußt werden, sondern muß von geistig und sittlich hochstehenden Männern ihre Richtung erhalten. Allgemeinwirtschaftlichen und staatlichen Faktoren haben daher das höchste Interesse, solche Männer als die berufenen Führer der verschiedenen Gruppen, aus denen der Handelsstand besteht, heranzubilden.

* * *

Bei Heranbildung einer solcher Elite der Kaufmannschaft müssen hauptsächlich zwei Momente berücksichtigt werden: Einerseits muß jedermann, welcher für die Wohlfahrt der Allgemeinheit tätig sein soll, wissen, welche Handlungsweise zum gewünschten Ziele führt, anderseits muß er die Absicht haben, ein solches zu verfolgen, d. h. mit anderen Worten, Wissen und Gesinnung müssen zusammenwirken, um den Menschen zu befähigen, einen veredelnden Einfluß auf seine Berufsgenossen auszuüben.

Es ergibt sich somit die Aufgabe, Personen heranzuziehen, die als Subjekte sittlich sind und deren Kenntnisse sie befähigen, die wahren Interessen der Allgemeinheit zu erkennen. Wir sehen daher auch hier Erziehung und Unterricht aufs engste verbunden, und wenn wir diese beiden Faktoren getrennt behandeln, so geschieht dies nicht ohne auf ihre Wechselwirkung bei allen wesentlichen Momenten hinzuweisen. Wenn die Erziehung in der Familie auch im Allgemeinen den voraussichtlichen künftigen Beruf der Kinder nur in geringem Ausmaß berücksichtigen kann, so gibt es doch Eigenschaften, auf deren Entwickelung die Eltern unter allen Umständen hinwirken sollten, da sie gewissermaßen die Grundlagen für einen gediegenen Charakter bilden, die jedoch, wenn der heranwachsende Jüngling die kaufmännische Laufbahn einschlägt, eine ganz besondere Bedeutung gewinnen. — Es sind dies vor allem Wahrheitsliebe und Redlichkeit.

Leider, dem wir so reiches Material bezüglich der Entwickelung der sittlichen Normen verdanken, führt*) aus, wie sich die Wahrheitsliebe als die Hauptugend der Handelsvölker herausbildete, wie hierselben das Hauptgewicht auf die Treue gegenüber dem gegebenen Worte legten, während in Ländern, deren Bewohner vom Handelsgeist wenig berührt wurden, eine gewisse Schlaffheit (laxity) und Unbeständigkeit des Charakters, Tendenz zur Uebertreibung und Mangel am Festhalten eines Versprechens herrschten. Ebenso sagt Ihering:**)

„Das Gesetz der Wahrhaftigkeit hat zuerst seine praktische Geltung erlangt in Handel und Wandel, weil daselbe sich hier praktisch am unabweisbarsten erweist, und für Rom läßt sich die interessante Tatsache nachweisen, daß es speziell der internationale Rechtsverkehr (das Gebiet des jus gentium) gewesen ist, also derjenige, bei dem der Unbekannte dem Unbekannten mit den Waren des Auslandes, d. h. solchen, die der Einheimische minder kannte, als die bei ihm gangbaren, gegenüber stand, wo der Grundsatz der Ehrlichkeit (bona fides) zuerst praktisch verwirklicht worden ist, — — — sämtliche contractus bonae fidei gehören dem jus gentium an."

Derselbe, der als einer der bedeutendsten Rechtsphilosophen des 19. Jahrhunderts hierüber am kompetentesten urteilt, stellt die Folgen der Lüge denen des Betruges gleich, indem er sagt:***)

„Die bösartige Lüge: Das Verbot derselben hat seinen Grund und findet seine Rechtfertigung in ihren nachteiligen Wirkungen für die Gesellschaft. Ich unterscheide innerhalb dieser zwei Arten: die eine, welche lediglich die Verleitung des anderen Teils, die andere, welche mittelst der falschen Vorstellung den Willen zu beeinflussen beabsichtigt; die erste nenne ich Lüge schlechthin, die andere Betrug im moralischen Sinne. Beim Betrug ist es dem Täuschenden nicht darauf abgesehen, in dem

*) Siehe hierüber Gustav Bunzel. Der Handel. Triest 1900.
**) Die Woche. 3. Jahrgang. 2. Heft. Seite 480.
***) Ueber einige Grundbegriffe des Rechts und der Volkswirtschaft. Jänner 1875. Seite 45.

*) History of European Moral from Augustus to Charlemagne. Seite 137.
**) Der Zweck im Recht. Leipzig 1893. S. 613.
***) a. a. O. S. 591.

Digitized by Google

Andern lediglich eine falsche Vorstellung zu erregen, sondern darauf, denselben zu einem Handeln oder Unterlassen zu bestimmen; die Vorstellung soll das Motiv zu einer Willensaktion abgeben."

Cathrein wiederum führt den Vergleich der Lüge mit der Falschmünzerei folgendermaßen durch:*)

„Treffend hat man die Lüge mit der Falschmünzerei verglichen. Der Falschmünzer schädigt nicht bloß diejenigen, bei denen die falsche Münze angehalten wird, sondern er erschüttert auch das allgemeine Vertrauen auf die Echtheit der Münzen. — Auch die echte Münze wird durch die falsche verdächtigt. Geradeso ist es mit der Lüge, welche das geistige Tauschmittel, die Sprache, fälscht und überhaupt das Vertrauen auf die Echtheit desselben, d. h. auf die Zuverlässigkeit der Aussagen, erschüttert."

Diese Sätze erklären, daß Wahrheitsliebe und Redlichkeit nicht nur, wie für jeden anderen Menschen, die Grundlagen der individuellen sittlichen Entwicklung, sondern für den Kaufmann auch die Basis der speziellen im Berufe auszuübenden Tugenden bilden müssen, da überall, wo der Kaufmann bei seinen Kontrahenten nicht jenes Vertrauen findet, welches für einen geregelten Verkehr unerläßlich ist, diese die sichere Basis für ihre Dispositionen verlieren, da gegenwärtig sowohl der Produzent als der Konsument auf die Information seitens des Kaufmanns angewiesen sind. — Die erwähnten Eigenschaften sind nun solche, die sich das Kind bereits in den ersten Jahren seines Lebens aneignen muß; hier kann der Einfluß der Schule und des praktischen Lebens schwer eine Besserung herbeiführen, wenn im Elternhause gefehlt wurde.

Nichtsdestoweniger kann auch die Schule das künftige sittliche Verhalten der heranwachsenden Jugend wesentlich beeinflussen. Ganz abgesehen von der in jeder Unterrichtsanstalt notwendigen Disziplin, die schon an und für sich günstig auf das Gemüt des Knaben und des Jünglings einwirkt, vermögen speziell die Lehrer der Handelslehranstalten die ethische Seite einzelner Wissenschaften in eingehender Weise zu erörtern. Inwieweit dies bei der Volkswirtschaftslehre und Volkswirtschaftspolitik der Fall ist, soll später untersucht und hier nur darauf hingewiesen werden, daß insbesondere das Studium der Wirtschaftsgeschichte reichliche Gelegenheit bietet, die Entwicklung von Recht und Sitte bei den verschiedenen Völkern im Laufe der Jahrhunderte zu verfolgen.

Das Hauptgewicht muß jedoch darauf gelegt werden, daß an den Handelsmittelschulen und Handelshochschulen eigene Lehrkanzeln für Handelsmoral errichtet werden, wie denn auch Böhmert**) auf deren nahe Verwandtschaft mit der Handelsbetriebslehre hinweist. Allerdings wäre, wie Fritz Schulze***) ausführt, im Interesse der „so notwendigen sittlichen Erziehung und Charakterbildung der jugendlichen und im Charakter unfertigen Zöglinge" erforderlich, daß die Studierenden der Handelswissenschaften, welche sich zu Lehrern an Handelsschulen ausbilden wollen, sich auch dem Studium der wissenschaftlichen Pädagogik widmen, und wären so vorgebildete Lehrkräfte wohl in erster Reihe berufen, an der Herausbildung einer auf den Grundprinzipien der modernen Sozial-Ethik basierenden Handelsmoralehre mitzuarbeiten.

Bis jetzt wurde hierin noch wenig getan. In Japan†) ist dieser Wissenschaft ein relativ breiter Raum im Studienplan der Handelsschulen eingeräumt. Auch in der amerikanischen Musteranstalt der Wharton School of Finance and Political Economy wird im zweiten Semester des dritten Jahres Ethik vorgetragen, aber in Europa ist man sich der Bedeutung ihrer Lehren noch nicht genügend bewußt. Insbesondere die dem Handel nahestehenden Kreise sind der Frage selten näher getreten, während sich Nationalökonomen und Philosophen, namentlich in Amerika und England schon mehrfach mit der Reformbedürftigkeit vieler im Handel angewendeten Moralprinzipien beschäftigt haben. Herbert Spencer hat diesem Gegenstande zwei Schriften gewidmet, auf welche wir weiterhin ausführlich zurückkommen werden; John Ruskin weist im ersten Essay seines Werkes „Unto this last" darauf hin, daß die Angehörigen der sogenannten liberalen Berufe größeres Ansehen als Kaufleute genießen, weil letztere weniger für das allgemeine Wohl bedacht sind, und rät ihnen den Handel auf eine weniger egoistische Grundlage zu stellen; während J. Clark Murray in einem im Jahre 1899 im International Journal of Ethics erschienenen Artikel „The merchant of Venice as an exponent of Industrial Ethics" dieses Thema in geradezu glänzender Weise behandelt; Sidgwick††) endlich, der in Fragen, die zur angewandten Ethik in Beziehung stehen, eine unbestrittene Autorität ist, sagt:

„Wir können uns, wie Aristoteles es wohl getan haben würde, nicht länger unter der Begründung, daß solche Personen eines höheren Grades von Tugend nicht fähig sind, weigern, ein Ideal des guten Lebens für Gewerbs- und Handelsleute auszuarbeiten."

Unter den deutschen Gelehrten ist es namentlich Schäffle*†) der auf den schädlichen Einfluß, welcher von den entarteten Zweigen des Handels auf die verschiedensten Faktoren des öffentlichen Lebens ausgeübt wird, wiederholt hingewiesen hat.

Wenn nun auch in der Schilderung der im Handel zu Tage tretenden Uebelstände seitens eines Teiles der Tagespresse vielfach Uebertreibungen vorkommen, Neid und Mißgunst öfter als aufrichtige sittliche Entrüstung der Kritik die Feder in die Hand drücken, nicht selten auch Parteihaß oder Unverstand eine objektive Erörterung unmöglich machen, so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß nicht alle gegen einzelne Gruppen des Kaufmannstandes erhobenen Anklagen als ungerechtfertigt bezeichnet werden können. Wenn Mißbräuche in Berufen vorkommen, zu welchen der Zutritt nur Personen gestattet ist, die durch Bildung oder Besitz, durch Abstammung und Vorleben hiezu geeignet oder tatsächlich ein Anrecht besitzen, deren Ausübung durch bestimmte Vorschriften geregelt ist und in welchen ein durch die Tradition geheiligtes Standesbewußtsein das sittliche Verhalten der Berufsangehörigen günstig beeinflußt, wie sollten solche Mißbräuche im Handel fehlen, dessen Betrieb jedermann gestattet ist und in welchem die Verschiedenartigkeit der Elemente eine einheitliche Denkungsweise geradezu ausschließt. Hierzu kommt noch, daß die Gesetzgebung gerade auf diesem Gebiete in der Entwicklung stark zurückgeblieben ist, da bisher die Juristen wenig Verständnis für kommerzielle Angelegenheiten zeigten, während anderseits die Kaufleute nur in seltenen Fällen die nötige Bildung besaßen und noch seltener Opfer an Zeit brachten, um bei der Bildung neuer Rechtsformen mitwirken zu können.

Unter solchen Umständen, wo Recht, Sitte und Tradition dem einzelnen nur einen geringen Halt verleihen, ist es ein unabweisliches Bedürfnis, daß Juristen, Ethiker, Kaufleute und Schulmänner an der Ausbildung einer Handelsmoralehre mitarbeiten, daß an den Handelsschulen, insbesondere an den Handelshochschulen diese Wissenschaft in geeigneter Weise gelehrt werde, damit die jungen Kaufleute vor ihrem Eintritt ins praktische Leben volles Verständnis für Worte bezeigen, wie sie Professor Naudt gelegentlich der Eröffnung der Leipziger Großhandelshochschule an die Studierenden richtete, indem er sagte:

„Zeigen Sie der Welt, daß der kaufmännische Beruf seinem innersten Wesen nach ein idealer ist! Denn das ist er, wenn der Kaufmann sich in den Dienst göttlicher, weil guter und sit-

*) Moralphilosophie II. B. Freiburg i. B. 1899 S. 82.

**) Handelshochschulen. Dresden 1897. S. 50 ff.

***) Handelshochschulen III. (Veröffentlichungen des deutschen Verbandes für das kaufmännische Unterrichtswesen, Band VII. Braunschweig 1899. S. 132.

†) Tokuyo Fukuda. Zeitschrift für das gesamte kaufmännische Unterrichtswesen. April 1900, Nr. 1 und 2.

*) Practical Ethics, London 1898, S. 33.

**) So besonders „Bau und Leben des sozialen Körpers" II B., Tübingen 1896, S. 294 ff.

Digitized by Google

licher schöner Kultur stellt. Wenn Sie, meine Herren Studierenden, mit solcher Gesinnung, deren erste Grundlage natürlich die strengste Redlichkeit sein muß, in das bürgerliche Leben eintreten, so werden Sie königliche Kaufleute sein, ausgezeichnet allein nicht durch den Besitz, sondern durch adelige, weil ideale Gesinnung, und je größer die Zahl solcher Könige im Kaufmannsstand wird, desto größeren Nutzen wird das Vaterland, wird die Kultur der Welt davon haben."

Während die Erziehung des jungen Mannes in Schule und Haus durch Lehre und Ermahnung ihr Ziel zu erreichen getrachtet, sind nach seinem Eintritt ins praktische Leben diese Mittel nicht mehr anwendbar; an ihre Stelle treten mumehr Beispiel und Gewöhnung, welchen denn auch bei der Charakterbildung des Kaufmanns das entscheidende Wort zusteht. Der selbständige Kaufmann wird dereinst so handeln, wie er es während seiner Lehrzeit und später als Angestellter seitens seines Chefs und seiner Vorgesetzten gesehen hat. Wenn in den Handelshäusern, in denen er tätig war, die Normen des Sittengesetzes streng beobachtet wurden, so können ihn nur außergewöhnliche Umstände veranlassen, andere Wege einzuschlagen. — Anderseits ist es nicht wahrscheinlich, daß ein Kaufmann, welcher infolge seines skrupellosen Vorgehens Reichtümer und wohl gar eine hervorragende soziale Stellung erworben, einen redlichen, sittenstrengen Nachwuchs heranzieht. Die schlimmsten Folgen stellen sich selbstverständlich ein, wenn von den Angestellten direkt ein unredliches Vorgehen verlangt wird. Spencer beschreibt in seinen Essay „The morals of Trade" die Zustände, welche um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts bei einem großen Teile der englischen Geschäftsleute herrschten. — Er erzählt, wie die Vorsteher der einzelnen Abteilungen für unredliche, aber erfolgreiche Transaktionen belobt, wenn aber die Verkäufe nicht den entsprechenden Umfang erreichten, einfach entlassen wurden, wenn auch der Grund des Mißerfolges nur in dem Umstande zu suchen war, daß die betreffenden Beamten die betrügerischen Kunstgriffe, die von der Konkurrenz benutzt wurden, nicht zur Anwendung bringen wollten. Er erwähnt u. A., daß einem Angestellten der Vorwurf gemacht wurde, daß er die Kunst, so zu lügen, als ob er glaube, was er sage, nicht verstehe.

Aber selbst, wo eine solche Zwangs-Verleitung zu Lug und Trug nicht stattfindet, wird die Moral schwer geschädigt, wenn der Leiter eines großen Unternehmens seinen Untergebenen ein schlechtes Beispiel gibt. James Mark Baldwin weist in seinem Werk „Social and Ethical Interpretations in Mental Development" nach, daß der Nachahmungstrieb das stärkste Bindeglied zwischen dem Individuum und der Gesellschaft darstellt und gewissermaßen den Schlüssel sowohl zum intellektuellen wie zum sittlichen Leben liefert. In unserem Fall wird nun dieser Nachahmungstrieb umso mächtiger, als das Beispiel von einer Person gegeben wird, die dem jungen Manne gegenüber gleichzeitig die Autorität eines Vorgesetzten, eines Lehrers und eines Führers in den verschlungenen Pfaden des kommerziellen Verkehrs besitzt. Das größere oder geringere Maß von Sittlichkeit, das eine kaufmännische Generation beherrscht, ist daher von größter Bedeutung für das moralische Verhalten der nachfolgenden, und von einer, vollen Erfolg versprechenden, sittlichen Erziehung des angehenden Kaufmanns kann nur dann gesprochen werden, wenn das Elternhaus, die Schule und das praktische Leben ihren Einfluß in gleichem Sinne ausüben.

(Fortsetzung folgt.)

Streiflichter.

Spieler in hohen Beamtenstellungen. Der im Einklang mit dem Volksurteil durch einen Freispruch beendete Oldenburger Kellner-Prozeß läßt eine Frage offen, an deren richtiger Beantwortung vor allem Frau Justitia höchlichst interessiert ist. Mag die Feinheit des justizministeriellen Gewissens nun Pokern oder lustige Sieben mit der Stellung eines Staatsanwalts oder Oberstaatsanwalts noch eben vereinbar oder nicht mehr vereinbar gefunden haben: soviel ist gerichtlich festgestellt, daß in Oldenburg, wenn auch nicht am Richter-, so doch wenigstens am Spieltisch kein Ansehen der Person galt und die Honoratiorengesellschaft vom jüngsten Referendar bis zur ministeriellen Spitze Gepflogenheiten huldigte, die sie amtlich bei minder ausgezeichneten Mitbürgern mit der gesetzlichen Stufe zu belegen pflichtgemäß nicht zauderte. Hätte jener Herr Justizminister nun etwa den Geschmack und Mut bekundet, z. B. eine Feldwebeltochter zu heiraten, so wäre ihm sicher längst klar gemacht worden, daß er sich des Ansehens und Vertrauens, das Männer in solchen Lebensstellungen genießen sollten, leider nicht mehr erfreue. Glücklicherweise hat er nur gespielt. Das Spiel ist aber bekanntlich nicht nur das Vorrecht unschuldiger reiner Kinder, sondern frei nach Schiller auch die höchste und feinste Betätigung des Kulturmenschen. Mit dieser Erklärung wird sich also künftig der wegen Duldung von Glücksspielen angeklagte Destillenwirt oder wegen Falschierens vorgeforderte Bäckergeselle in Oldenburg begnügen müssen, wenn er sein Recht vor dem grünen Tisch der dortigen Richter sucht: sein Pech ist aber, daß er weder mehr Kind ist, noch auch auf den höchsten Höhen der Menschheit wandelt. —

* * *

Die Heimarbeiterin. Der „Frankfurter kleinen Presse" vom 23. d. M. entnehmen wir folgende Schilderung, die leider noch immer durchaus auf unsere heutigen Verhältnisse paßt:

Im Jahre 1882 erschien ein Buch über die Spielwaren-Industrie in Thüringen und durch dieses erfuhr man zum erstenmal in weiteren Kreisen, welch entsetzliche Zustände auf dem Gebiete der Heimarbeit herrschen. Bis dahin hatte man geglaubt, sie sei der Fabrikarbeit vorzuziehen; nun aber zeigte es sich, daß hier Mißstände vorhanden sind, wie man sie nicht für möglich gehalten hätte. Man erfuhr, daß bis zu 20 Stunden gearbeitet wurde, in ungesunden engen Wohnungen, in der Stube, die als Wohn- und Schlafzimmer und Küche zugleich diente, daß der Lohn unverhältnismäßig gering war. Und bei weiteren Nachforschungen zeigte es sich, daß diese trostlosen Zustände nicht nur in Thüringen herrschen, sondern fast überall, wo man Heimarbeit findet. In der Konfektionsbranche in den Städten, bei der Zigarrenfabrikation in Westfalen und anderwärts. Die Hoffnung, daß die Maschine die Heimarbeit verdrängen würde, hat sich nicht erfüllt; im Gegenteil, diese hat eher zugenommen; die Verhältnisse sind wenn möglich noch trostloser, als sie es früher waren. Allein 300000 Kinder werden in der Heimarbeit beschäftigt, darunter viele unter acht Jahren. Die Fabrikarbeit ist den Kindern untersagt, aber niemand sieht die Eltern zur Rechenschaft, wenn sie ihre Kinder zu Hause mitarbeiten lassen. Freilich zwingt sie nur die dringendste Not dazu, denn die Löhne sind trotz angestrengtester Arbeit so niedrig, daß sie selbst bei den bescheidensten Ansprüchen nicht für das Allernotwendigste ausreichen. So erhält beispielsweise in Görlitz eine Wachstuchtaschen-Arbeiterin 2 Pfennige für die Tasche, und muß das Garn dazu selbst stellen. Solche Beispiele gibt es zu Tausenden.

Für den Arbeitgeber bedeutet die Heimarbeit einen Gewinn. Er braucht kein Lokal, kein Licht, keine Heizung; er muß keine Beiträge für Invaliden- und Krankenkassen bezahlen, die Ueberwachung der Arbeitszeit fällt fort. Da die Heimarbeiter nicht organisiert sind, kann er die Löhne drücken, und so hat er nur Vorteile, indessen der Arbeiter nur Nachteile hat. Und wie die Heimarbeit den Bedürfnissen der Frauen entgegenkommt, ist sie nicht leicht auszurotten. Anfangs waren die Frauen die Helferinnen, oder nach und nach entwickelten sie sich zu selbständigen Arbeiterinnen, und heute besteht gar keine Möglichkeit, selbständig, wie groß ihre Zahl in Deutschland ist. Man schätzt sie auf eine halbe Million, aber gewiß sind es weit mehr, die sich neben ihrem eigentlichen Berufe als Frau und Mutter tagaus tagein in der Heimarbeit aufreiben, die keine Erholung, keine Ruhepause kennen, die manchmal vom frühesten Morgen bis tief in die Nacht hinein arbeiten. Im Vergleich hierzu hat die Fabrikarbeiterin ein glänzendes Los.

Eine große Konkurrenz hat die Heimarbeit in der „Damenarbeit." Viele Damen arbeiten heimlich zu sehr billigen Preisen, um sich ein kleines Taschengeld zu verdienen und der Arbeitgeber läßt natürlich da arbeiten, wo er es am billigsten bekommt. So ist die Heimarbeiterin von allen Seiten bedroht, und es besteht keine Aussicht auf Besserung in diesen traurigen Verhältnissen. Das fautende Publikum säumert sich natürlich nicht

Digitized by Google

um die Herstellung der Gegenstände oder um die Preise, die für die Arbeiten bezahlt werden; denn es ist unbenthar, daß Eltern ihren Kindern zu Weihnachten oder Geburtstagen Spielsachen zu Spottpreisen kaufen würden, wenn sie wüßten, welche Hungerlöhne für die Herstellung bezahlt wurden. Ebenso undenkbar ist es, daß Frauen aller Stände fertige Kleider und Mäntel so billig kaufen und sich des billigen Preises noch freuen könnten, wenn sie sich dessen bewußt wären, wie vielen Kummer und Elend, wie vielen durchwachten Nächten sie ihre billigen Einkäufe verdanken.

-gst.

* * *

Die Degradierung des Dr. Karl Peters. Nach Zeitungsmeldung ist Dr. Karl Peters teilweise begnadigt worden; er darf sich wieder „Reichskommissar a. D." nennen. Deutsche Frauen und Mädchen werden kaum damit einverstanden sein, daß gerade diesem Manne gegenüber Gnade für Recht geübt worden soll, der gezeigt hat, daß er für Frauenwürde kaum so viel Verständnis hat, wie ein asiatischer Despot. Bekanntlich hat Peters seine Konkubine Jagodjo hinrichten lassen, weil sie trotz Peitschenhieben nicht parieren wollte und außerdem hat er eingeborene Frauen, die ihm nicht zu Willen waren, auspeitschen lassen. Die Frage liegt nahe, wie ein Deutscher, der durch deutsche Schulen gegangen, der auf deutschen Universitäten studiert hat, überhaupt zu solchen unerhörten Taten kommen konnte. Es kann trüb stimmen, wenn man solche Erfolge unseres „Religionsunterrichtes" zu sehen bekommt!

Bei Gelegenheit der Verheiratung des Kronprinzen hatte man in weiten Volkskreisen eine Amnestie in Preußen erwartet, die manchem armen Teufel, der sich in seiner Dummheit zu einem Vergehen hatte hinreißen lassen, mancher verzweifelnden Mutter, die ein Brot für ihre bleichwangigen Kinder gestohlen hatte, Gnade gebracht hätte. Diese Amnestie ist ausgeblieben, aber Peters einflußreichen Freunden ist es gelungen, für ihn eine Amnestie zu erwirken. Die Wege der Regierungen sind dunkel für die gewöhnlichen Sterblichen.

Der Achte ordentliche Gesellschaftstag der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur

vom 8. bis 10. Juni 1905 in Jena.

(2. Fortsetzung).

Am Sonnabend, den 10. Juni 1905, vormittags 10¼ Uhr eröffnet der Vorsitzende wieder die Verhandlungen.

6. Kassenbericht und Entlastung. Saltzner erstattet den Bericht der Finanzkommission. Zu monieren sei, daß im Jahre 1904 die Abteilungen Magdeburg und Danzig keinen Beitrag geleistet hätten. Zur allmählichen Sanierung des Defizits, bezw. der Schulden der Hauptverwaltung an die Abteilung Berlin schlage die Kommission vor: Der Hauptvorstand möge sich mit dem Vorstand der Abteilung auf eine Neuverrechnung des Postens: Honorar-Kosten einigen, wonach die Abteilung etwa mit ¾, die Zentralverwaltung mit ¼ der Kosten belastet werde, umgekehrt, wie jetzt. Im Uebrigen beantrage die Kommission die Entlastung.

Jaffé bemerkt zu dem Monitum: Magdeburg habe in 1905 nachgezahlt; Danzig sei zu einem Zweige geworden.

Die Entlastung wird einstimmig erteilt und der Antrag der Kommission ebenso angenommen. Eine kurze Erörterung knüpft sich an die Zahlen des Wanderrednerfonds.

Jaffé bedauert die Sparsamkeit, mit der besonders im letzten Jahre vorgegangen sei. Der Fonds müsse schärfer in Anspruch genommen werden; er wolle zwar die Abteilungen nicht gerade zu seiner Plünderung auffordern, aber es müßte doch energischer vorgegangen werden. Auch Berlin sollte ihn bei Gelegenheit in Anspruch nehmen.

Stern meint, Berlin könne wohl seine Redner selbst bestreiten.

Bruno Meyer: Der Gesellschaftstag sei kompetent dazu, die bisherige Verwaltung zu ändern. Unsere Redner müßten ins Reich geschickt werden auch gerade an Orte, wo noch keine Abteilung oder kein Zweig bestehe. Auf das Ansuchen der Abteilungen solle nicht immer gewartet werden.

Penzig unterstützt diesen Vorschlag und bittet, da z. Zt. gerade Anfragen aus Dortmund und Bremen vorliegen, dort einzugehen. Auch Hannover, Braunschweig, Stettin seien geeignete Versuchsstationen.

Pfungst hat den Eindruck, daß heute für die ethischen Aufgaben viel mehr Sinn und Begeisterung vorhanden sei, als früher. Das Interesse für reine Sozialpolitik sei im Schwinden, z. T. weil sich die wirtschaftliche Lage gebessert habe; das Publikum stürze sich hungrig auf Weltanschauungsfragen. Kant habe seine Auferstehung erlebt, selbst Hegel's Renaissance stehe bevor. Wir müßten jugendlicher denken; alten Leuten fehle es aus Ueberfülle von Erfahrung oft an Wagemut. Straßburg, Karlsruhe, Offenburg seien zu gewinnen.

Saltzner erbietet sich, in Stettin vorzuarbeiten.

Zu 3 und 4) der Tagesordnung: Statutenänderung erstattet Stern den Bericht der Satzungskommission. Sie beantragt:

§ 3. Die Mitgliedschaft wird erworben durch Aufnahme seitens eines Abteilungsvorstandes. Aufnahmefähig ist jede Person, welche das 18. Lebensjahr überschritten hat, gleichviel, welchem Gesellschafts- und Lebenskreise sie angehört.

Versagt der Vorstand die Aufnahme, so ist der Abgewiesene berechtigt, hiergegen innerhalb zweier Monate nach Bekanntmachung die Entscheidung des Abteilungstages anzurufen. — Jedes Mitglied hat vor seiner Aufnahme durch Unterschrift die Satzungen anzuerkennen und sich zur Leistung eines Jahresbeitrages zu verpflichten.

Auch Vereine und Körperschaften können auf dieselbe Weise als Mitglieder eintreten.

§ 6. Dem § 6, wie er mit dem bereits beschlossenen Zusatz zu 4 Absatz 2 lauten wird, soll folgender Absatz 3 hinzugefügt werden:

Durch Beschluß des Abteilungsvorstandes mit Zweidrittel-Mehrheit kann die Ausschließung eines Mitgliedes aus der Gesellschaft erfolgen. Hiergegen steht dem Ausgeschlossenen innerhalb zweier Monate nach Bekanntmachung die Berufung an den Abteilungstag zu. Die Berufung hat keine aufschiebende Wirkung. Die Verhandlung über die Berufung darf nicht länger als drei Monate hinausgeschoben werden.

§ 8. Besitzt sich die Zahl der Mitglieder an einem Orte des deutschen Reichs auf mindestens 5, beziehungsweise mehr als 25, so können sie einen Zweig, beziehungsweise eine Abteilung der Gesellschaft bilden. Sie haben zu diesem Zwecke bei dem Hauptvorstande die Genehmigung zu ihrer Konstituierung nachzusuchen. — Zweige werden bei ihrer Errichtung einer Abteilung zugewiesen.

§ 10, Absatz 2. 1. Satz wird wie folgt geändert. Der Obmann nimmt die Anmeldung von neuen Mitgliedern zur weiteren Veranlassung (siehe § 3) und die Beiträge entgegen.

Jena, den 10. Juni 1905

Stern. Bruno Meyer. O. Marcuse. Paul Jaffé. Pfungst.

Dem Vorschlage einer Annahme en bloc wird von Döring widersprochen. Zu § 3, Absatz 1 beantragt er einzuschieben „abgesehen von der Neubildung von Zweigen und Abteilungen." Der Antrag wird abgelehnt.

Kronenberg bittet um Streichung der Worte: „gleichviel welchem . . . . angehört." Auch dieser Antrag wird abgelehnt und § 3, Absatz 1 in der Kommissionsfassung angenommen.

§ 3, Absatz 2. Penzig beantragt die Worte nach „Bekanntmachung" durch „nach erhaltener Mitteilung" zu ersetzen. Ebenso in § 6. Dieser Antrag wird mit mehr als ⅔ Mehrheit angenommen und ebenso die so amendierte Alinea.

§ 3, Absatz 3. Penzig beantragt Streichung der Worte „durch Unterschrift."

Stern bittet, den Antrag abzulehnen; es sei eine juristische Unterlage für die Mitgliedschaft nötig. Pfungst spricht für den Antrag. Jaffé lebhaft dagegen. Die Erwerbung der Mitgliedschaft sei ein ernster Schritt, der nicht formlos gemacht werden sollte. Am liebsten würde er statt der Unterschrift sogar eine zu Protokoll genommene Erklärung der Annahme der Satzungen vor mindestens zwei Vorstandsmitgliedern empfehlen. Bruno Meyer für den Antrag. In namentlicher Abstimmung wird Antrag Penzig mit 10 gegen 4 Stimmen angenommen und die so amendierte Kommissionsfassung mit 10 gegen 5.

§ 6 wird mit dem Amendement Penzig (s. o. zu § 3) mit 12 gegen drei Stimmen angenommen.

Zu § 8 wirft Kronenberg die Frage auf, ob der Rückgang der Mitglieder einer Abteilung oder in einem Zweige unter die Mindestzahl den Charakter als Abteilung bezw. Zweig aufhebe? Nach kurzer Diskussion, an der sich Pfungst, Penzig, Stern, Saltzner beteiligen, wird beschlossen, protokollarisch die authentische Erklärung festzulegen, daß das Herabsinken der Mitgliederziffer unter die Mindestzahl keine Qualitätsänderung bedinge. Statt „mehr als 25" beantragt Pfungst „mehr als 15", Stern: „mehr als 20." Der letzte Antrag wird zu Gunsten des Antrages Pfungst zurückgezogen, mit 15 gegen 4 Stimmen das Amendement Pfungst und § 8 in der entsprechenden Kommissionsfassung angenommen.

Endlich wird § 10, Absatz 2 in der Kommissionsfassung angenommen.

Die Versammlung wendet sich nunmehr wieder Punkt 5 der Tagesordnung zu: Fortlegung der Abteilungsberichte.

Pfungst berichtet über die Abteilung Darmstadt. Dort herrsche ein reges Leben, wenn auch in kleinem Kreise. Der Vorsitzende, Herr Heilbronn, betreibe die Veranstaltung von Volksunterhaltungsabenden, bei denen 1200—1500 Teilnehmer seien.

Digitized by Google

Der Großherzog von Hessen interessiere sich lebhaft für die Sache. Ferner verliest Redner den schriftlichen Bericht der Abteilung Wiesbaden, aus dem hervorgeht, daß die Abteilung jährlich 6—7 öffentliche Vorträge (im Zyklus, gegen Entgelt) veranstaltet, die durchschnittlich je einige hundert Hörer fesseln. Vereinsmitglieder fänden seltener statt, sollten aber im kommenden Winter mit Referaten und Diskussion wieder aufgenommen werden. Endlich berichtet Pfungst noch über die Abteilung Frankfurt a. M. Die durchweg öffentlichen Vorträge seien so gut besucht, daß häufig kurz vor Beginn die Saalsperre verhängt werden mußte. Der Nietzsche-Zyklus von Dr. Penzig habe einen sehr großen Erfolg gehabt. Diskussion finde nicht statt. Die Abteilung habe sehr unter der großen Not an Sälen in Frankfurt zu leiden. Je nach den Kreisen der Abteilung gestalte Ausschuß für Volksunterhaltungen veranstalte 4 bis 6 mal Volksunterhaltungsabende und Dichterabende, zu denen die 2000 Plätze zu 20, 40 und 50 Pf. in der Regel sofort nach Ankündigung ohne jede Reklame vergriffen seien. Man halte auf ein vorzügliches Programm, meist ernste Sachen und erste Künstler, die entsprechend honoriert würden. So sei auch — als scharfe Kritik gegen die städtische Schillerfeier, die nur aus Musikvorträgen (!) bestanden habe, gemeinsam mit literarischen Vereinen eine vielig belachte, aber sehr gut besuchte Vortrag und Deklamation veranstaltet worden. Die aus unserer Bewegung hervorgegangene Freidibliothek und Lesehalle (siehe auch den gedruckten Bericht) sei neben der Hamburger und Krupp'schen die größte derartige Anstalt in Deutschland. Bei einem Jahresbudget von 30 000 Mk. erfordere sie 15 000 Mk. Zuschuß. Der Zuschuß der städtische Betrag betrage 8000 Mk., von 1906 an 12 000 Mk. Eine Gebühr (wie sie Bremen z. B. versucht habe) werde nicht erhoben. Seit Eröffnung sei weit über eine Million Bände verliehen worden. Der Trieb der Katalog fingerte besonders die Benutzung wissenschaftlicher Werke. In der Lesehalle lägen 400 Zeitungen aller Richtung aus. In Bockenheim sei eine Filiale errichtet. Das sei die beste Bekämpfung des Wohnungselends, Kneipenwesens ꝛc.

Jaffé fragt an, ob das Prinzip der Unentgeltlichkeit aller Veranstaltungen nicht herabdrückend auf die Mitgliederzahl wirke.

Pfungst erwidert, das Bremer Beispiel warne. Man müsse die Vorträge nicht als Gelderwerbsveranstaltungen betrachten, sondern als Mittel, Mitglieder heranzuziehen. Jedes Eintrittsgeld wirke als Prohibitivsteuer gegen Ausdehnung der Kundschaft. Gegen Entree gehe Niemand zum Bußprediger. Hätte Paulus 20 Pf. Eintrittsgeld genommen, das Christentum wäre nie entstanden. In unseren Rahmen gehörten keine Veranstaltungen, wo der Eintritt bezahlt werden müßte.

Stern weist dem gegenüber auf die offensichtliche Erfahrung in Berlin hin; hier kommen mehr Besucher, wenn ein kleines Eintrittsgeld erhoben werde, als bei Gratisvorträgen.

Dr. Türck berichtet über die Abteilung Jena. Er sei erst ganz vor kurzem, gleichsam hintenrücks, zum ersten Vorsitzenden gewählt worden. Alle Montage träfen sich die Mitglieder (ca. 60) in zwangloser Vereinigung. Leider zahlten die Meisten nur den Mindestbeitrag und er stürbe von der hier beschlossenen Erhöhung einen starken Abfall. Die Ethische Kultur habe seither 30 Abonnenten gehabt, jetzt nur noch 13. Einen großen Verlust habe die Abteilung durch den Tod des Professors Abbe erlitten.

Der Vorsitzende, Geheimrat Foerster, drückt an die Erwähnung des unvergeßlichen Mannes und Freundes den Antrag: Der Gesellschaftsrat wolle ihn und den Gesamtvorstand beauftragen, das Andenken des Verstorbenen durch Niederlegung eines Kranzes zu ehren. Die Versammlung, die sich von ihren Sitzen erhoben hat, stimmt dem einmütigst zu.

Nach kurzer Debatte, an der sich Penzig und Bieber beteiligen, empfiehlt Jaffé für notleidende Abteilungen, die ausschließlich mit den Mindestbeiträgen rechnen müssen, folgendes Auskunftsmittel: Wenn eine größere Anzahl von Mitgliedern wegen der Erhöhung, wie ihn uns bevorstehen wollte, zu bitten bleibe als lose „Vereinigung von Freunden der ethischen Kultur" zusammenbleiben und sich als körperschaftliches Mitglied nach § 3. Absatz 4 der Satzungen mit 20 Mk. Jahresbeitrag melden. Der Verlag würde ihnen dann bis zu 10 Exemplaren der „Eth. Kultur" überweisen können.

Pfungst und Oberle weisen darauf hin, daß so auch „Lesevereine" gegründet werden können.

Endlich verliest Foerster einen aus Magdeburg eingegangenen Bericht. Danach hat von Oktober bis Mai monatlich je ein öffentlicher Vortrag stattgefunden, die fast stets sehr gut besucht waren und eine lebhafte Aussprache zeitigten. Auch die Presse pflegt Berichte zu bringen. Die Mitgliederzahl beträgt 46. Die Erhöhung des Mindestbeitrags wird freudig begrüßt werden, da die Mittel stets zu knapp seien.

Nunmehr wendet sich die Versammlung zu Punkt 6. der Tagesordnung: Beratung über die Frage, ob und eventl. in welcher Form eine Vereinigung für Moralunterricht zu gründen sei?

Der Vorsitzende läßt zunächst eine längere Aeußerung von Prof. Staudinger-Darmstadt zur Verlesung bringen. Der Verfasser weist darauf hin, daß das Programm des ethischen Bundes ocrheße: „wir wollten dem Erziehungswesen die verlorene gegangene Einheit wiedergeben" und „daß, was die konfessionelle Religion . . . . einst leistete, durch Aufstellung eines gemeinsamen ethischen Zieles aller Bildung ersetzen." Noch bestehe aber eine solche Gemeinsamkeit des Zieles nicht. Die Frage, woraus das neue Lebensideal bestehe, dürfe nicht unbeantwortet bleiben. In dem Kampf zweier Anschauungen, von denen die eine auf dem Gegensatz von Herren und Knechten beruhe und danach Religion, Moral und Politik beeinflusse, die andere ein, vielleicht noch nicht völlig gerlärtes, Streben darstelle nach einer auf dem Prinzip freier, sich in ihrem Gewissen selbstbestimmender und ihre Geschicke selbst verwaltender Menschen aufgebouten Lebensordnung — in diesem Kampfe müßten wir entschlossen auf die zweite Seite treten. Voraussetzung müßten wir und meinte dem Schicksal einer religiösen Sekte anheimzufallen, entschlossen auf das politische Kampfgebiet begeben und uns einigen auf eine humane Ethik, die als Korrelation von Individual- und Sozialethik eine auf durchgängiger Selbstverwaltung ruhende Gemeinschaft fordere. Folglich sei jede gesetzliche Erweiterung der Selbstverwaltung auf staatlichem und wirtschaftlichem Gebiet zu fördern und alle entgegengesetzten Strebungen zu bekämpfen. In einzelnen Fragen, wie z. B. Bergarbeiterfrist, Hamburger Wahlrechtskrauß, Schulkompromiß u. a. m. müßten wir im Gesellschaftsweges allgemeine Kundgebungen erlassen werden. Ehe eine solche Einigkeit im Ziele vorhanden sei, würde jedes Bestreben nach Reform der individuellen Erziehung unfruchtbar bleiben. Der Vortragende bezweifelt, daß diese wertvollen Anregungen durch seine Schuld nicht schon bei der Generaldebatte über die Taktik der Gesellschaft bekannt geworden seien. Zur Zeit würde ein Eingehen auf die Prinzipienfrage wohl zu weit führen. Die Versammlung nimmt mit Beifall Kenntnis von dem Schriftstück.

Prof. Foerster: Streng genommen sei die ganze D. G. E. K. eine große Vereinigung für Moralunterweisung, aber es handele sich hier darum, was wir im Besonderen in der Frage der Einführung des Moralunterrichts in die öffentliche Schule agitatorisch und organisatorisch tun könnten. Er habe zunächst einen andern Weg, als Dr. Penzig, eingeschlagen; er habe durch einen Aufruf zur Gründung einer Vereinigung für Moralpädagogik die führenden Geister in der Erziehungsfrage für diesen Zweck gewinnen wollen, namentlich solche, die nicht streng auf dem Boden der naturlich-menschlichen Sittenlehre ständen, also auch kirchliche Freie, in denen die „Jugendlehre" Fr. W. Foersters einen lebhaften Anklang gefunden hätte. Leider müsse er mitteilen, daß der Erfolg der Aufklärungsversuche hinter seinen Hoffnungen zurückgeblieben sei und daß es bisher nicht gelungen sei, diese Vertreter der Mittelparteien auf kirchlichem oder politischem Boden in größerer Anzahl zu gewinnen. So bliebe vielleicht wirklich nichts übrig, als agitatorisch-publizistisch an die weiteren Kreise, insbesondere an die Lehrer, sich zu wenden. Die Dresdener Lehrerversammlung sei ein günstiges Omen. Man dürfe aber nicht vergessen, daß eine sehr große Anzahl von Lehrern, und zwar gerade die pädagogisch wertvollsten, sich die Gelegenheit zu einer intimen Einwirkung auf die Kindesseele, wie sie immerhin im Religionsunterricht der Schule noch möglich sei, nicht aus der Hand nehmen lassen. Diese müßten erst überzeugt werden, daß das Neue dem Alten mindestens gleichwertig sei. Auch müsse natürlich der ganze kulturgeschichtliche Teil der Religionsstunde eine feste Stelle im Lehrplan finden. Im übrigen sei Redner der Ansicht, daß Einigkeit in den Grundanschauungen gesammelt, die zu weiterem Ausbau ermutigen, die Ideen sind entwickelt; jetzt komme es wesentlich darauf an, die Idee in weite Kreise zu tragen und dadurch vor allem die Gedanken zu gewinnen, die für Versuche in großem Stile geeignet seien. Die Stellung des Moralelehrers müsse dem festen Lehrberufe gemacht, ihre Ausbildung in feste Formen geleitet werden, daher wolle er sich einer energischen Aktion nicht widersetzen.

Dr. Penzig weist daraufhin, daß der Zeitpunkt, an dem er zum ersten Male dem Gedanken im Oktober 1904 in Berlin die Frage der Bildung einer Liga für Moralunterricht vorgelegt habe, von dem heutigen grundverschieden sei. Damals habe er selbst anerkennen müssen, daß der damalige Zeitpunkt, wo alle freidenkenden Parteien einschließlich der Sozialdemokratie in die lebhaftesten wirtschaftlichen Kämpfe verstrickt waren, und wo aus taktischen Gründen jede Zersplitterung der Kräfte oder gar Uneinigkeit im eigenen Lager zu vermeiden war, kaum für eine große Massenagitation schon geeignet sei — eine Ansicht, die durch die damalige eingehende Debatte durchaus bestätigt worden sei. Darum habe er seinerzeit nur Vorarbeit verlangt und diese sei auch durch den Antrag Kronenberg, der den Hauptvortrag mit der Einleitung einer Aktion betraute, die geeignet sei, die Grundforderung der Verweltlichung der Schule ihrer Verwirklichung entgegen zu führen, ermöglicht worden. Der dritte Vortrag habe unter der energischen Leitung Professor Dörings gearbeitet und zwei wirkungsvolle Flugblätter herausgegeben, die litterarische Aktion betrachtet und die ganze Angelegenheit theoretisch gefördert. Er erinnere an den langen Streit, ob der Moralunterricht anstatt des Konfessionsunterrichts oder neben ihm eingeführt werde.

Digitized by Google

werden könne, der wesentlich mit dem Siege der Freunde des Anstalt gendet habe, wiewohl man sich natürlich auch mit Teilerfolgen gelegentlich begnügen müsse. Auch über die praktische Frage zu exfreulliche Klärung eingetreten. In Preußen sei die erste Breiche bei den Fortbildungsschulen zu schlagen, die ja in den größeren Städten durch Ortsstatut meist obligatorisch seien und die Jugend vom 14. bis 18. Lebensjahre umfaßten. Ihre Stellung unter dem Ministerium für Handel und Gewerbe, statt unter dem Kultusministerium, erleichtere den Versuch wesentlich. Der Einführung einer, zunächst vielleicht fakultativen, Unterweisung in Bürgerkunde, die sich leicht zur Lebenskunde ausbauen lasse, dürfte auch unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen. Sei aber das Bedürfnis nach solchen Lehrern anerkannt, dann werde man in die Seminarien einen Vorbereitungsdienst für solche Unterweisung einführen oder doch dulden müssen. Die Hoffnung des Herrn Geheimrat Foerster, schon in diesem Semester die tätige Hilfe der Lehrerschaft zu gewinnen, teile er nach den bisherigen Erfahrungen nicht; dort seien noch zu viele und zu starke Autoritätsbindungen zu überwinden, was erst einer langsamen Agitation gelingen könnte. Dagegen müsse der Druck von unten ausgehen: von den Eltern der in Fortbildungsschulen und Gemeindeschulen lernenden Kinder. Die Reformbedürftigkeit, Ausloßigkeit und Mangelhaftigkeit des heutigen Katechismusbüffelns springe auch dem einfachen Manne in die Augen. Diese Massen, zunächst natürlich in den Großstädten, seien zu alarmieren und zu organisieren. Daß man bei diesem Versuch nicht um die große sozialdemokratische Organisation herumkomme, sei einleuchtend. Er halte es für ausgeschlossen, die Liga ohne oder gar gegen die Führer der Sozialdemokratie zu begründen. Eine Verständigung müsse vorangehen — und er halte diese nach seinen persönlichen Erfahrungen wohl für schwierig, aber nicht aussichtslos. Er bitte also, prinzipiell der Gründung einer solchen Liga, die in ihrer gewollten Einseitigkeit auch viele Freise umfassen könne, die sonst der Firma D. G. E. K. nicht wohlwollen, zustimmen, ihr ein Aktionskomitee zu geben und diesem die angedeuteten Verständigungsschritte zu überlassen. (Schluß folgt.)

Mittagpause.

Zum Druck von Broschüren

wissenschaftlichen Werken,

Jahresberichten, Flugblättern,

sowie zur Anfertigung

sämtlicher anderen Druckarbeiten

in moderner und sauberer Ausführung, bei billigster Berechnung, empfiehlt sich

Oskar Hensels Buchdruckerei

Gottesberg (Schlesien).

Druck der „Ethischen Kultur," des „Freidenker" und freireligiösen „Sonntagsblatt."

Bei Bedarf verlange man Kostenanschlag.

Verlag von Leonhard Simion Nf., Berlin SW. 48.

Penzig, Dr. Rudolph.

Zum Kulturkampf um die Schule.

Ein Mahnwort an Denkende.

8°. 10 Bogen. Preis broschiert 2 Mark, gebunden 3 Mark.

Die (pädagogische) Zeit, Wien, schreibt:

„Obwohl das Buch vornehmlich die Verhältnisse in Deutschland in Betracht zieht, ist es für alle Pädagogen und jene Leute, die als Eltern über soziale Arbeiter aufs Wohl und Wehe künftiger Generationen Einfluß nehmen, eine bedeutsame Lektüre."

Das Büreau der D. G. E. K.

ist während der Monate Juli und August **geschlossen.** Zuschriften, Sendungen 2c. bitte ich direkt an mich **Friedrichsthaler Glashütte b. Oranienburg,** oder an den Herrn Geschäftsführer der E. K., Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121, zu richten.

Dr. Penzig.

Verlag von Leonhard Simion Nf., Berlin SW. 48.

Moderne ärztliche Bibliothek

Herausgegeben von

Dr. med. F. Karewski (Berlin).

Preis pro Heft 1 Mk.

Bisher sind erschienen:

Heft 1. Prof. Dr. **A. von Korányi,** Budapest: Die wissenschaftlichen Grundlagen der Kryoskopie in ihrer klinischen Anwendung.

Heft 2. Dr. **Albers-Schönberg,** Hamburg: Wert der Röntgenuntersuchung für die innere Medizin.

Heft 3. Prof. Dr. **W. Freund,** Berlin: Ueber Neurasthenia hysterica und die Hysterie der Frau.

Heft 4/5. Prof. Dr. **Strauss,** Berlin: Bedeutung der Kryoskopie für die Diagnose und Therapie von Nierenerkrankungen.

Heft 6. Dr. **Beyer,** Dresden: Ueber die Verwendung kolloidaler Metalle (Silber und Quecksilber) in der Medizin.

Heft 7. Prof. Dr. **Marckwald,** Berlin: Ueber Becquerelstrahlen und radioaktive Substanzen.

Heft 8. Prof. Dr. **Spies,** Posen: Erzeugung und Eigenschaften der Röntgenstrahlen.

Heft 9. Geh. Med. Rat Prof. Dr. **C. A. Ewald,** Berlin: Erkrankungen der Gallenblase und der Gallengänge.

Heft 10. Geh. Med. Rat Prof. Dr. **Brieger** und Dr. **M. Mayer,** Berlin: Licht als Heilmittel.

Heft 11. Marine-Oberstabsarzt Prof. Dr. **Erich Martini,** kommandiert zum Institut für Infektionskrankheiten: Insekten als Krankheitsüberträger.

Heft 12. Stabsarzt Dr. **Hetsch,** Berlin: Die Grundlagen der Serumdiagnostik.

Heft 13/14. Geh. Med-Rat Prof. Dr. **Brieger** und Dr. **Laqueur,** Berlin: Moderne Hydrotherapie.

Heft 15. Dr. **A. Moll,** Berlin: Sexuelle Perversionen und Geisteskrankheit.

Heft 16. Dr **Carl Oppenheimer,** Berlin: Bedeutung der Fermente für den Stoffwechsel.

Heft 17. Geh. Med-Rat. Prof. Dr. **Eulenburg,** Berlin: Hysterie des Kindes.

Heft 18/19. Prof. Dr. **Beck,** New York: Wert der Röntgenuntersuchung für die Chirurgie.

Heft 20. Dr. **L. Feilchenfeld,** Berlin: Für den praktischen Arzt wichtige Fragen aus der Lebensversicherung.

Heft 21. Dr. **J. Boas,** Berlin: Anzeigen und Grenzen für chirurgische Eingriffe am Magen.

Weitere Hefte werden in kurzer Zeit zwanglos folgen.

Verlag von Leonhard Simion Nf., Berlin S. W. 48.

Soeben erschienen:

Amerikanische Streiflichter

Von

Prof. Dr. Carl Beck

(New York)

Motto:

Laßt wehen über Dir den freien Landes Fahnen!
Sei stolz auf eigenes Ringen und Vollbringen!
Das Kraft zum Kosaren und Gelingen
Gab Dir die deutsche Heimat und der Geist
der Ahnen.

Ernst von Bergmann

Gross 8°. 16 Bogen. Preis brosch. **4** Mk., geb. **5** Mk.

Das höchst interessante Werk enthält Reisebeschreibungen, vom Verfasser auf medizinischen usw. Kongressen gehaltene Vorträge, Betrachtungen über amerikanische Charaktere und Verhältnisse, ist unterhaltend, stilistisch hervorragend gut geschrieben und wird für die Bibliothek jedes Gebildeten von dauerndem Wert sein.

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von Mk. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1,60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S.W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XIII. Jahrgang. | Berlin, den 15. August 1905. | Nr. 16.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Die sittliche Erziehung des Kaufmanns. Von Gustav Bunzel (†). (1. Fortsetzung.)
Bei den Zigarrenarbeitern. Carola von Eynatten, Freiburg i. B.
Streiflichter:
Reform des Religionsunterrichts.
Das Kulturbeispiel der Zivilisierten.
Der 8achte ordentliche Gesellschaftstag der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur vom 8.—10. Juni 1905 in Jena. (Schluß.)
Berichtigung.
Eingegangene Bücher.

Die sittliche Erziehung des Kaufmanns.

Von Gustav Bunzel. (†)

(1. Fortsetzung.)

So viel nun auch die Erziehung zur Bildung des Charakters und der Gesinnung des Individuums beitragen kann, so vermag sie allein doch nicht es zu befähigen, dieser Gesinnung den richtigen Ausdruck zu geben. Es genügt nicht, daß der Kaufmann sich seiner Pflicht bewußt ist, für das allgemeine Wohl zu wirken; selbst der Wille dieser Pflicht zu erfüllen hätte nur einen relativ geringen Wert, wenn seine Kenntnisse ihm nicht zu beurteilen ermöglichen, in welcher Weise die wirtschaftlichen, intellektuellen und ethischen Interessen der menschlichen Gesellschaft gefördert werden können. Die Verbreitung dieser Kenntnisse ist nun Sache des Unterrichts, der, wie wir bei Besprechung der Handelsmorallehre gesehen haben, zwar auch an der Erziehung des Schülers direkt beteiligt ist, dessen Hauptaufgabe aber doch auf dem Gebiete des Wissens liegt. Die enge Verbindung der Forschung nach dem Wahren mit allem Edlen und Guten hat Rümelin*) in die Worte gekleidet: „Die Genien des Wahren und Schönen und Guten stehen in einem geheimen Bund und reichen sich uns unsichtbar die Hände". Gleichzeitig zeigt uns auch dieser Gelehrte, wie gegenwärtig dieses Wissen erreicht werden kann, indem er sagt:**)

„Das Objekt dieser Mitteilungen kann nichts anderes sein als das angesammelte Bildungskapital der Menschheit oder des Zweiges derselben, dem der einzelne angehört, und die Mitteilung kann nicht anders erfolgen, als durch Lehre und Unterweisung, durch intellektuelle Tätigkeit des Gebenden wie des Empfangenden. Sie kann aber in den verschiedensten Formen geschehen, in den einfachsten Verhältnissen durch Ueberlieferung vom Vater zum Sohn, in der theokratischen Gesellschaftsform durch den Mund des Priesters, in den Hochherrschaften des Altertums durch ein reich entwickeltes öffentliches Leben, die Anschauung der Kunstdenkmäler, die Vorträge der Redner, durch Musik- und Dichtkunst. — In der modernen Gesellschaft ist aus vielen Gründen die Mitteilung des gesammelten Bildungsschatzes an das heranwachsende Geschlecht in der Hauptsache auf knieent anderen Wege mehr erreichbar als durch methodischen Unterricht. Alle Bildung ruht wenigstens auf der Grundlage der Schulbildung."

In unserem speziellen Falle ist nun mit dem Verweis auf die Schulbildung das Problem nur zum geringsten Teile gelöst. Ganz abgesehen von der noch offenen Frage, in wie weit die Schule überhaupt in der Lage ist, bei der Verbreitung kaufmännischer Fachbildung mitzuwirken, ist die künftige Laufbahn der hier in Betracht kommenden Schüler eine so verschiedenartige, daß eine einheitliche Formel für die Prinzipien, welche dem Unterricht zu Grunde zu legen wären, nicht gefunden werden kann. Nicht als ob die Schulbildung der Angehörigen aller kommerziellen Berufe nicht ungeahnte Fortschritte gemacht hätte. Der schönste Erfolg dieser Fortschritte ist denn auch die entschiedene Besserung, die sich im Handel in sittlicher Beziehung vollzogen hat. Ohne auf die ältesten Zeiten zurückzugehen, aus welchen uns das unredliche Gebahren der phönizischen und zum Teil auch der griechischen Kaufleute gemeldet wird, ohne der Klagen der Kirchenväter zu gedenken, die im Mittelalter das Vorgehen der Kaufleute mit scharfen Worten geißelten, kann auch im Vergleich mit den Zuständen, die um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts herrschten, behauptet werden, daß die kaufmännischen Moralbegriffe einer Läuterung unterzogen wurden. Den besten Beweis hiefür liefern die in den Jahren 1854 resp. 1859 erschienenen Schriften „Railway Morals and Railway Policy" und „The Morals of Trade" von Herbert Spencer. Praktiken, wie sie damals nach dem Urteil dieses gewiß unbefangenen Gelehrten allgemein üblich waren, würden gegenwärtig einen Kaufmann geradezu unmöglich machen, während sie zu jener Zeit sowohl im Klein- wie im Großhandel ohne Scheu angewendet wurden. Spencer klagt „daß sich die Leute, die per Ballen und Tons handeln, mit Bezug auf Moral nur wenig von den Leuten unterscheiden, die per Elle und Pfund handeln". Trotz dieser Besserung kann jedoch der kaufmännischen Moral der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß sie mit der Entwicklung der sittlichen Normen, wie sie in den andern, auf höherer sozialer Stufe stehenden Berufen stattgefunden hat, nicht gleichen Schritt zu halten wußte. Wir haben bereits auf einige Ursachen, welche diesen Rückstand verschulden, hingewiesen; hier begegnen wir jedoch der Wurzel des Uebels. Wie sich die

*) Gustav Rümelin, Reden und Aufsätze, Freiburg i. B. und Tübingen 1881 II ½ Bl.

**) Ueber den Zusammenhang der sittlichen und intellektuellen Bildung. S. 30.

Digitized by Google

kaufmännische Moral im Vergleiche zu früheren Zeiten gebessert, weil die Bildung zunahm, so mußte sie im Vergleiche zu der Moral anderer Berufe zurückbleiben, weil die Bildung des Handelsstandes nicht die gleichen Fortschritte machte wie die jener Erwerbsgruppen, deren Angehörige eine Hochschulbildung genießen. Eine solche kann selbstverständlich nicht für alle, sondern nur für einen Teil der Kaufleute gefordert werden, während der Kleinhändler und der in untergeordneter Stellung befindliche Kommis ihrer eben so wenig bedarf, wie der kleine Staatsbeamte, und wir kommen somit auf unsere frühere Bemerkung zurück, daß der kaufmännische Unterricht nicht nach einem einheitlichen Prinzip geregelt werden kann. Ein Ziel muß jedoch unter allen Umständen im Auge behalten werden: die Fortbildungsschule, die Handelsmittelschule, alle diese Anstalten müssen dem Schüler die Bedeutung seines zukünftigen Berufes und die Pflichten gegen die Gesellschaft, mit welchen seine Ausübung verbunden ist, in einer dem jeweiligen Bildungsgrad angepaßten Weise zum Bewußtsein bringen. In der Fortbildungsschule muß dies in Form von populären Vorträgen geschehen; in der Mittelschule ist es bereits möglich, die Lehren in ein System zu bringen und an die historische Entwicklung der Menschheit anzuknüpfen; an der Hochschule endlich soll die wissenschaftliche Grundlage geschaffen werden, auf welche die Lehre von der wirtschaftlichen und sozialen Stellung des Kaufmannes aufzubauen wäre.

Nach den Definitionen der neuesten französischen und italienischen Fachliteratur würde diese Aufgabe der Soziologie zufallen; doch ist diese Wissenschaft noch zu jung, auch sind ihre Grenzen noch zu unbestimmt, um beurteilen zu können, ob sie einer selbständigen Entwicklung fähig ist; jedenfalls sind die Resultate, zu welchen ihre Jünger gelangt sind, noch nicht geeignet, ihre Anwendung auf das praktische Leben zu finden. Anderseits wäre die Volkswirtschaftslehre, wenn man ihr Gebiet, wie viele Nationalökonomen verlangen, derart einschränken wollte, daß die Motive des wirtschaftlichen Handelns bei der Erörterung ihrer Probleme unberücksichtigt blieben, außer Stande, die von uns aufgeworfene Frage allseitig zu beleuchten. Giddings*) führt mit Recht aus, daß die Spezialisierung der Wissenschaft, und eine solche wird durch diese Einschränkung bezweckt, in soweit vollständig gerechtfertigt ist, als durch sie eine gründliche, eingehende und genaue Erforschung eines bestimmten, begrenzten Gebietes erzielt wird, daß sie jedoch keinesfalls einen weiten Ausblick auf den Weltzustand oder die Vereinigung verschiedener, aber verwandter Elemente hindern darf. Ohne dieses Thema hier weiter ausführen zu können, müssen wir, bevor wir zur Erörterung der Bedeutung der sittlichen Normen für die Volkswirtschaft und ihre Lehre übergehen, noch des Einwandes gedenken, der mehrseitig gegen die Berücksichtigung der Ethik bei Behandlung der einschlägigen Fragen erhoben wird.**) Es wird behauptet, daß dieser Vorgang zu einer reaktionären Wirtschaftspolitik führen müsse. Gustav Cohn hat nun diesen Vorwurf in seiner Schrift „Ethik und Reaktion“ in glänzender Weise widerlegt. Er sagt u. a.:

„Ich glaube gezeigt zu haben, daß die ethische Richtung der Volkswirtschaftslehre weder angesichts ihres Auftretens in der Geschichte unserer Wissenschaft, noch nach ihrer Bedeutung für deren gegenwärtige Aufgaben richtig beurteilt ist, wenn sie als eine Doktrin zur Begründung der wirtschaftlichen Reaktion gekennzeichnet wird die eben darum von denen preisgegeben werden müsse, die der Reaktion abhold sind; daß sie vielmehr mit innerer Notwendigkeit aus dem Wesen ihres Gegenstandes folgt, daher auch von denen nicht verleugnet werden kann, welche mit Bedauern die Uebertreibungen beobachten, die im Sinne der Reaktion aus ihr abgeleitet werden können.“

*) The Ethical Motive im International Journal of Ethics. Vol. VIII. S. 346.

**) Im Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich. 24 Jahrgang.

Wir können nun zwar bei Untersuchung einzelner wirtschaftlicher Fragen, ja selbst bei Aufstellung eines ganzen Systems von Motiven, welche den Menschen bei seinem wirtschaftlichen Handeln leiten, abstrahieren und es wird der Forschung zweifellos ein großer Dienst erwiesen, wenn Gesetze gefunden werden, die in dem Falle Giltigkeit hätten, wenn sich der Mensch nur von der Rücksicht auf seinen wirtschaftlichen Vorteil leiten ließe; aber anderseits muß auf Grund der Ergebnisse dieser Untersuchungen weiter gearbeitet, auf die erwähnten Motive zurückgegangen werden, denn die Volkswirtschaftslehre ist die Basis für die Volkswirtschaftspolitik und diese muß mit allen gegebenen Faktoren, somit auch mit der jeweiligen ethischen, intellektuellen und ästhetischen Entwicklung der verschiedenen sozialen Klassen rechnen. Insbesondere würde das Studium der Volkswirtschaftslehre an den Handelshochschulen nicht den vollen Erfolg erzielen, wenn der Einfluß von Recht, Sitte und Gesinnung auf das wirtschaftliche Handeln nicht entsprechend berücksichtigt würde. Den Zusammenhang zwischen Handelsbetriebslehre und Volkswirtschaft mit Rücksicht auf die Gesamtheit hat Böhmert wie folgt klargelegt.*)

„Man kann es als die ganz besondere Aufgabe der Handelsbetriebslehre bezeichnen, die Handelsgelege nicht nach technischem, sondern nach volkswirtschaftlichem Standpunkte zu betrachten und darauf zu sehen, daß bei der Güterbeförderung und Güterverteilung sowie bei der Gütererzeugung und Stoffveredlung die Kräfte und Mittel gehörig zu Rate gehalten werden, auf deren Gebrauch die wirtschaftenden Personen angewiesen sind, damit nicht nur ein Wettbewerbsnutz und Reingewinn für den einzelnen Kaufmann oder Gewerbetreibenden, sondern auch ein Nutzen für die Gesamtheit erzielt wird.“

Dieser Satz sollte auch von jenem, leider noch immer großen Teil des Handelsstandes beherzigt werden, welcher überhaupt eine theoretische Fachbildung als nutzlos für den Kaufmann erklärt und glaubt, daß sein Beruf in dieser Hinsicht eine Ausnahme von allen andern auf höherer sozialer Stufe stehenden Erwerbszweigen mache. Solche Kaufleute vergessen jedoch, daß sie sich selbst täglich mit Theorie beschäftigen, jedoch mit dem Unterschiede, daß sie statt der in der Statistik aufgestapelten, sich über lange Zeiträume erstreckenden Erfahrung, nur ihre eigene, auf wenige Jahre beznghabende, zu Rate ziehen, daß sie für bestimmte Konstellationen des Marktes Präzedenzfälle in ihrem eigenen kurzen Verschleben, statt in den Annalen der Wirtschaftsgeschichte suchen, daß sie es bei Erforschung der dem Verkehr innewohnenden Entwicklungstendenzen verschmähen, die Ergebnisse zu nutzen, zu welchen Männer gelangt sind, die diesem Zwecke ihr ganzes Leben gewidmet, und daß sie auf diese Weise auf Grund persönlicher Deduktion Schlüsse ziehen, die weder auf einem entsprechenden Tatsachenmaterial, noch auf der geistigen Arbeit von Fachleuten basieren. — Unter solchen Umständen ist es leicht erklärlich, daß die in Folge dieser Schlüsse unternommenen Operationen nur zu oft nicht nur für den Unternehmer, sondern auch für die Volkswirtschaft verhängnisvoll werden. Wie viele Krisen hätten vermieden werden können, wenn die Leiter großer Unternehmungen gewöhnt gewesen wären, ihre Entschließungen von eingehenden Untersuchungen abhängig zu machen, statt blindlings der jeweiligen Stimmung des Marktes zu folgen!

Wenn demnach die Volkswirtschaftslehre einen der wichtigsten Gegenstände des höheren kaufmännischen Unterrichts bilden muß, so darf doch ihr Studium mit dem Verlassen der Schule nicht beendet werden. Die Wissenschaft macht täglich weitere Fortschritte; frühere Ideen erfahren eine Umbildung, neue Verhältnisse entwickeln sich und so hat der Selbstunterricht das Werk der Schule zu ergänzen, wo er es nicht ersetzen muß. Schäffle sagt sehr richtig: „Freie Selbstbildung durch Lektüre, Anschauung und persönliche Erfahrung, die gesellige wechselseitige Bildung

*) Handelshochschulen III. a. a. O. S. 111.

Digitized by Google

durch Umgang und geistigen Verkehr sind gesunde „Andragogik" oder Erwachsenen-Bildung." —

In keinem Beruf können nun Studium, wechselseitige Bildung durch geistigen Verkehr und Erfahrung vereint so segensreich wirken wie in dem des Großkaufmannes. Ist dieser durch seine Studien in die Lage versetzt, geistigen Verkehr mit Männern der Wissenschaft pflegen zu können, so wird er von ihnen immer neue Anregung zu seiner weiteren Ausbildung erhalten und sich hiefür erkenntlich zeigen, indem er seine Erfahrung in den Dienst der Forschung stellt. Leslie Stephen fühlt treffend aus,*) daß wir jedem Versuch, das Wissen in breitere Volksschichten zu tragen, mit Sympathie entgegenkommen sollen und daß eine solche Tätigkeit sowohl dem empfangenden, wie dem gebenden Teil zum Nutzen gereichen wird. —

Je umfassender jedoch die Kenntnisse eines Teiles der kaufmännischen Kreise werden, desto schlechter wird sich das Bedürfnis machen, jenen Elementen, die Zeit, Mühe und Kosten nicht gescheut haben, um sich teils durch den Besuch höherer Unterrichtsanstalten, teils durch Selbstunterricht eine höhere Bildung anzueignen, eine bevorzugte Stellung einzuräumen. Die Einführung des Befähigungsnachweises ist für den Handelsbetrieb aus verschiedenen, hier nicht näher zu erörternden Gründen von vornherein ausgeschlossen, und es müssen andere Wege gefunden werden, um den erwähnten besseren Elementen gewisse Vorteile zu sichern. — Man ist in dieser Frage noch zu wenig näher getreten, um sie schon jetzt der Lösung zuführen zu können, doch sind u. a. die Vorschläge, die Dr. Julius Zichen in seinem Artikel „Das Kommis-Examen" im Dezemberheft 1900 der Zeitschrift für das gesamte kaufmännische Unterrichtswesen macht, sehr beachtenswert. —

Es könnte auch erwogen werden, ob nicht gewisse Ehrenstellen nur denjenigen Kaufleuten zugänglich gemacht werden sollten, die einen entsprechenden Bildungsgrad, z. B. in Form eines Kolloquiums, nachgewiesen haben. —

*) Social Rights and Duties. London 1896. Vol. I. S. 36.

(Fortsetzung folgt).

Bei den Zigarrenarbeitern.

Carola von Ennatten, Freiburg i. B.

Eine ziemlich große, aber sehr niedrige Stube, erfüllt von feinsten Staubteilchen und Fäserchen, zwei enge Fensterchen, die nur spärliche Luftmengen einlassen, rauchgeschwärzte Wände und eine ebensolche Decke, zu der von dem winzigen Herd in der Ecke Rauch und Dampfwolken aufsteigen, wenn ein Windstoß, kräftig daherfegend, die Flammen nach Innen treibt oder der Inhalt der beiden rußigen Blechtöpfe auf der Kochmaschine überläuft.

In der Nähe der Fenster, an einem langen, dick mit Tabaksblättern beladenen Tafelbrette, das über zwei Böcke gelegt ist, sitzen ein Mann, ein Vierziger, und zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, von vielleicht neun und zwölf Jahren. Der Mann und das Mädchen rollen mit bräunlichgelb gefärbten Fingern die Blätter zu Zigarren, der Junge aber reicht ihnen den Bedarf an Blättern zu, nachdem er sie aus den verschiedenen Haufen herausgelesen und die zusammengerollten geglättet hat. Außer den Arbeitern befinden sich aber noch drei Kinder in der Stube. Zwei davon sitzen notdürftig bekleidet und schmutzbarrend auf den gleichfalls sehr unsauberen Dielen, mit Tabaksabfällen und dünnen Stückchen Brennholz spielend, ein ganz kleines aber liegt schreiend und zappelnd in einem Kinderwagen auf wackligem, verrostendem Gestelle, dessen Rad demnächst gänzlich auseinanderzuspallen droht.

„Vater, soll ich nicht 'm Jutche seine Milch gebe?" fragt die Zigarrenwickelin, als ihr kleines Schwesterchen immer jämmerlicher schreit mit einem ganz heiseren, schwächer werdenden Stimmchen.

„'s kriegt, 's kriegt, wir sind nun letzten Tausend, wie's fertig ist, kriegt's!" entgegnet der Vater, noch emsiger wickelnd als bisher.

In der Stube verbreitet sich ein unangenehmer Geruch, der bald den Sieg davonträgt über die andern unangenehmen Gerüche, die sich zu einem undefinierbaren, die Brust beklemmenden Ganzen vermischen. Die Arbeitenden aber scheint er so wenig zu stören, wie die kleineren Kinder. Zuletzt Geschrei geht allmählich in ein schmerzliches, trostloses Wimmern über.

„Vater," beginnt nach einer Weile Joseph, der Sortierer, „'s riecht brenzlich."

Und: „O Vater, schau nur, die Stub ist ganz voll von feinem, blauen Rauch — er steigt vom Herd auf!" kommt das älteste Mädchen, den Kopf hebend, hinterdrein.

Jutchen wimmert nicht mehr, sie röchelt, und die beiden Geschwisterchen auf der Diele fangen stark zu husten an. Mit einem grimmmelten Fluch steht der Vater endlich auf und geht zum Herde. Die dicksten Qualmwolken und an der einen Seite halb eingesunkene Eisenplatte ist überstrichen mit Tabaksabfällen, die ins Glimmen geraten sind, durch aufsteigende Funken des Kohlenfeuers vielleicht. Sie sind die Quelle des beißenden Geruchs. Der Vater fegt das Zeug mit seiner Arbeitsschürze auf die Dielen und leert Wasser darüber. Dann öffnet er die Türe, um Zugluft zu erzeugen und ruft: „Wer hat die Abfälle auf den Herd geschmissen?"

„Der Schorschle," meldet das mittlere Töchterchen, das vielleicht fünf Jahre zählen kann, sobald es sich von dem Hustenanfall soweit erholt hat, um sprechen zu können.

Der schon über den Anfeindungen unwilliger Vater verabreicht dem noch fortbustenden Sünder einige derbe Klapse an den auffallend großen Kopf. „Just so was noch einmal, so schlag ich Dich zu Brei!" herrscht er ihn dabei an.

Schorschle schlägt seinerseits unter gellendem Geheul auf die Angeberin ein, die vom Vater angewiesen wird: „Gib dem Kind sein Schöpple, Annche, 's ist schon kutschiblau im Gesicht vor lauter Kreische, und der Doktor kann jeden Augenblick komme; 's Fläschche steht im Bratofe."

Annchen vollzieht diesen Befehl rasch, doch ohne Ueberlegung. Sie packt zu, verbrennt sich die Hände und bricht ebenfalls in gräuliches Geschrei aus.

„Da soll doch's Donnerwetter dreinschlage! Zu nichts sind sie zu brauche, als zum Schnabelaufreiße und Unheil anrichte, die verwünschte Balgerei!" tobt der erzürnte Mann, abermals von der Arbeit aufstehend.

„Bleib sitze, Vater, ich besorg's Kind und schau auch gleich nach'm Esse," sagt die Aelteste, die sich ohne ausdrückliche Erlaubnis nicht vom Stuhl zu erheben wagt.

Die Arbeit drängt nämlich. Um zwei Uhr sind in der Fabrik 6000 Zigarren abzuliefern, jetzt aber ist es bereits ein Viertel nach elf, und noch fehlt eine beträchtliche Stückzahl bis zur Vollendung des letzten Tausend. Kann man aber nicht pünktlich liefern, so gibt's Unannehmlichkeiten mit den Angestellten und einen Strafabzug am Lohn obendrein, der bei der üblichen geringen Bezahlung schwer ins Gewicht fällt.

„Erst muß 's Annche seine Prügel haben!" schreit jedoch der Vater, und das arme kleine Geschöpfchen mit dem verbrannten Händchen bekommt sie gründlich.

Erst nachdem das vollbracht ist, erhält die Große Erlösung, die unaufschiebbaren Geschäfte zu verrichten, aber auch „schnell zu machen." „Kannst 'm Jutche auch ein rein Bett richten, 's ist von wegen dem Doktor," setzt der Zigarrenwickler hinzu.

Das Halbjährige, ein elendes, mageres Dingelchen mit fahlem, faltigem Gesichtchen, ist kaum imstande, ohne jeden Beistand die Milch durch den Gummisauger zu saugen. Damit es leichter geht, legt die Schwester ein Stück voll

Digitized by Google

unter die Flasche, denn sie hat keine Zeit, neben dem Wägelchen zu sitzen. Sowie das Kleine notdürftig versorgt ist, wirft sie einen Blick in die beiden Kochtöpfe, in deren einem eine schmutzig-gelbe Flüssigkeit brodelt, während in dem andern Kartoffeln kochen. Dann schaut sie nach seiner Wäsche. Damit ist's aber schlecht bestellt. Der Vorrat ist nicht bedeutend, die Mutter und die siebzehnjährige Schwester schaffen vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein in der Fabrik. Ein Hemdchen und ein Kittelchen finden sich zwar, Bettbezüge aber nicht.

„Na, dann laß nur sein," erwiderte der Mann auf seines Töchterchens Bericht. „Zigarren wickeln, Kinder hüten und kochen, das langt, kann nicht auch noch die Waschfrau spielen!"

Als es zwölf Uhr schlägt, deckt die Große hastig und unordentlich einen Tisch zwischen Herd und Kachelofen, das heißt, sie stellt einige irdene Schüsseln darauf und legt neben jede einen schwarz gewordenen Blechlöffel und ein Messer. Der Kochtopf mit der schmutzig-gelben Flüssigkeit kommt in die Mitte zu stehen.

Zehn Minuten später tritt die Mutter und hinter ihr ein junges Mädchen herein. Ihr erster Gang ist zu dem Kinderwagen; 's Julche saugt noch immer an der Flasche ohne sie leer zu bekommen. „Ich mein, 's sieht munterer aus, wir hätten den Doktor vielleicht gar nicht brauchi," sagt sie.

„Ich hab'n auch nur von wegen den Lehrersleuten geholt, die gestern ein solches Aufhebens gemacht haben wegen 'em Julche seine Anfälle. Passiert so 'm Kindche was, und man hat kein' Doktor g'hat, so gibt's ein Geschrei und man kann noch vor's Gericht müssen," bemerkt dazu der Vater.

Die Suppe, die der Mann bereitet, schmeckt nach nichts, die Kartoffeln sind mangels an genügendem Wasser angebrannt. Die Leute schlucken die fast- und kraftlose Speise schweigend hinunter, sie sind es nicht besser gewöhnt.

„Mutter, Kartoffel schälen, hab Weh-Weh am Händchen!" sagt Anuchen weinerlich.

Die Mutter schaut des Kindes Hände an, die Innenflächen sind rot und die eine zeigt eine Brandblase. „Was hast gemacht?"

Die Kleine berichtet den gehabten Unfall und erhält den Rat: in Zukunft besser aufzupassen. Weiter geschieht nichts. Mit dem Schlage halb zwei geht die Arbeit wieder an und bis dahin gehört der Mutter Zeit dem Julchen, dessen Körperchen sie zur Stärkung tüchtig mit „Hefeschnaps" einreibt. Das ist das einzige Mittel, welches die Frau gegen die „Gichter"*) anwendet. „'s hat keinen Anfall mehr gehatt?" fragt sie ihren Mann.

„Seit 'm Morge nimmer, 's ist besser!" bescheidet er sie.

„Aber arg heiß hat's."

„Und vorhin war's ganz blau im Gesicht und hat die Augen verdreht," setzt die Zwölfjährige hinzu.

„Das war der Hunger," erklärt der Vater.

„'s trinkt aber doch nicht, die Flasch ist noch so voll, wie ich 's ihm gebe hab, Vater."

Einen Augenblick schaut die Frau ihr Kleinstes besorgt an, dann sagt sie: „Wenn's der liebe Gott hole will, können wir's nicht habe**) und der Doktor kann's auch nicht."

„Und verlieren tät's nicht viel!" wirft die junge Arbeiterin ein.

Die Zeit vergeht, Mutter und Tochter denken bereits an den Aufbruch, da kommt der Doktor, der sein Domizil in einem benachbarten Dorfe hat.

„Liebe Frau," sagt er nach gründlicher Untersuchung des Kindes, „die Kleine leidet nicht an Zahnkrämpfen, sondern an einem schon länger bestehenden schweren Bronchial- und Lungenkatarrh. In dieser Stube darf es nicht bleiben. Ueberhaupt kann es nur die sorgfältigste Pflege retten — vielleicht retten. — Sie gehen wohl in die Fabrik?" fragt er dann, denn er weiß, daß es im ganzen Orte Sitte ist, daß die Frauen und die erwachsenen Mädchen in die Fabrik gehen, während die Männer und die jüngeren Kinder daheim schaffen.

Die Frau bejaht, der Arzt aber frägt weiter: „Und Ihr Mann besorgt die Kinder und das Hauswesen?"

„Ja, er und 's Lorche, neben der Arbeit her. 's ist ein Elend, aber 's geht nicht anders."

„Nun, dann wird das Beste sein, ich schreibe einen Schein und Sie bringen das Kind heute noch ins Bezirks-Spital."

„Ich kann nicht von der Arbeit bleiben, 's ist gerade sehr eilig."

„So soll Ihr Mann gehen. — Wenn Sie zögern, lebt das Kind keine zwei Tage mehr."

„'s ist gut, Herr Doktor, um drei Uhr komme ich vom Abliefern zurück und fahr dann 's Julche ins Spital," sagt der Mann.

„In dieser Stube schläft doch niemand?"

„Die vier Jüngeren, wir haben keinen Platz für sie und machen nachts zwei Betten herein."

Ehe der Arzt geht, ereilt er den Leuten noch den Rat für möglichst reine Luft zu sorgen, sie öfter gründlich zu erneuern und die Kinder, die alle krank aussähen und heisere Stimmen hätten, nur dann im Hause zu halten, wenn das Wetter den Aufenthalt im Freien entschieden verbiete. Er tut das, weil es seine Pflicht ist, aber er weiß auch, daß es hier keine Hilfe gibt, kein einziger seiner Ratschläge Beachtung finden wird.

Acht Tage später hatte Julche ausgelitten, das schwache, schlecht genährte Körperchen hatte die Krankheit nicht zu überwinden vermocht.

Vom Begräbnis weg, waren die Mutter und die Siebzehnjährige wieder in die Fabrik, der Vater mit den andern Kindern heimgegangen, um gleichfalls die Arbeit sogleich wieder aufzunehmen. Er war mit der Steuer und mit noch allerlei andern Zahlungen im Rückstande als drohte die Pfändung. . . . —

*) Krämpfe, brionders Zahnkrämpfe.
**) haben für halten.

Streiflichter.

Reform des Religionsunterrichts — nicht Moralunterricht! ist der Ruf, der uns häufig aus Lehrerkreisen entgegentönt, wenn wir aus dem Lehrplan der Schule mit scharfem Operationsschnitt das unlängst gewordene Glied lostrennen wollen und die Hoffnung aussprechen, daß sich aus dem Schulorganismus heraus ein natürliches und gesundes neues Glied bilden werde. Man könnte nach den Gesetzen geschichtlicher Entwickelung, die uns fast überall Umkommung des Alten, selten radikale Neubildung zeigt, geneigt sein, diesen Weg für aussichtsvollste zu halten; ja es ist wahrscheinlich, daß die tatsächliche Entwickelung ihn wirklich einschlagen wird. Nur bleibt einmal die Frage, ob nicht, um überhaupt die Entwickelung in Fluß zu bringen, gerade das *ferne Ziel* gezeigt werden muß statt der nächsten Haltestation, und zweitens das schwere Bedenken, ob der Wunsch der *Lehrerschaft* allein genügen kann, jene Reform in's Werk zu setzen.

Wenn über den Religionsunterricht in der öffentlichen Schule allein die Pädagogen zu entscheiden hätten, dann sollte uns um die Erreichung des Zieles nicht bange sein. Aber das ist ja gerade das Verhängnisvolle und Unerträgliche, daß die *Kirche* dabei nicht etwa nur mitreden, sondern das entscheidende Wort haben will. Vielleicht, daß in der Kirche selbst die reformfreundliche Richtung nach schweren Kämpfen, in deren ersten Anfängen wir stecken, einmal

Digitized by Google

siegreich wird — vielleicht! Aber können und dürfen diejenigen, denen die Volksbildung und Erziehung anvertraut ist, auf dieses späte und unsichere Vielleicht warten?

Das möchten wir auch Herrn Lehrer F. Gansberg zu bedenken geben, der im „Saemann" (Monatsschrift für pädag. Reform, herausgegeben von der Hamburger Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung, 1. Jahrg. Nr. 8. Leipzig, B. G. Teubner) unter der Ueberschrift „Am Wendepunkt" sehr beachtenswerte Gedanken vorträgt. Er lehnt die gänzliche Verdrängung des Religionsunterrichts aus der Schule ab, weil dieser dadurch ganz in die Hand der Geistlichkeit kommen würde, und zieht die wohl etwas künstliche Folgerung, die Schule „müsse dann auch andere Gebiete auslesen, vor allem die Kunst, und Malen und Singen und Schriftstellern in die Hände von Fachmännern legen." Was das „Schriftstellern" und die „Kunst" betrifft, so weiß ich nicht recht, was ich mir als Leistung der Schule dabei vorstellen soll; daß aber „Malen" (vor allem wohl Zeichnen) und Singen von Fachmännern unterrichtet werde, ist gewiß keine übertriebene Forderung, die wenigstens die besseren Schulen meist schon erfüllt ist. Ja sogar die Hauptsache ist, daß die von Fachmännern nach ihrer theologischen Fachbildung betriebene Religionsunterweisung ihrem Wesen nach mit der Aufgabe der Schule garnichts zu tun hat. Sie hat Menschen, die Staatsschule höchstens Staatsbürger zu bilden, aber nicht Konfessionsglieder! Aber dies bei Seite. Lassen wir dem Autor das Wort. „Was soll Neues werden?" fragt er und antwortet:

Drei Grundgedanken möchte ich allen Mitarbeitern aus Herz legen.

1. Wir dürfen Religionsunterricht und Religion nicht miteinander verwechseln. Der Religionsunterricht, der lehrplanmäßige Unterricht über die sublimsten Fragen, eingeklemmt zwischen Geographie und Geometrie, soll fort — die Religion soll bleiben. Religion im tiefsten, weitesten Sinne: Ehrfurcht vor der Unendlichkeit, Begeisterung an der Größe — im Menschenleben und in der Natur. Diese Gefühle sollen den ganzen Unterricht durchdringen und beherrschen. Sie sind den Kindern auch nicht fremd, metaphysische Regungen klopfen auch bei den Kleinen an, ihre wunderlichen Fragen, die mit drei Schritten in die Ewigkeit münden, sind immer die Verwunderung der Großen gewesen. Aber täuschen wir uns nicht! In solchen Gedankenflügen erheben sich die Kinder nur gelegentlich. Die Weihestunden melden sich nicht an, sie kommen ungerufen — rufen wir sie, so kommen sie gewiß nicht. Wir können gelegentlich im Unterricht etwa bei großeren Schülern die Majestät des unendlichen Ozeans in ihrem Gefühl wachrufen. Das Meer, wie groß, wo wen und wie weich! Aber wirkkürlich und lehrplanmäßig diese Gefühle im Schüler auszulösen, das steht völlig außer unserer Macht! Aber je mehr wir mit den Kindern in die Unerschöpflichkeit der Erscheinungen eindringen, je mehr ihre Augen sehend werden um so lieber werden sie an Wunder glauben, an Wunder freilich, die in den Erscheinungen selbst liegen. „Die Lehrer der Naturforschung, der Entwicklung des Menschengeschlechts (der Geschichte, der Sprache, der exakten Wissenschaften) müssen immer begeisterer und begeisternder ihre Schüler in ihre Reiche einführen, damit sie — religiöser werden! Und ihre Lehrbücher werden einst die Bücher des Glaubens sein!" (Hugo Salus). Mitten im Stoff werden wir die Blicke öffnen, mitten in der Arbeit, fast ungewollt und ohne große Ueberschrift. Derselbe Stoff wird Religion wird Religion im besten Sinne unsere Arbeit durchdringen, sie wird unser Lebenselement sein ohne daß wir viel Worte über sie machen. Das ist m. E. die einzig würdige Haltung eines Lehrers an den öffentlichen Staatsschulen in Sachen der Religion! Sie kommen die Realien ihren vollen Anteil an der Bildung einer edlen Lebensanschauung haben, und die seltensten Gäste in der Schule, die Andacht und die Lebensfreude, in allen Stunden empfangen werden.

2. Der wir werden das Gefühl nicht los, daß wir im Religionsunterricht, so wie er jetzt ist, manche wertvollen, erhebenden Momente beißen, die wir ungern aus der Hand geben. Wo liegen sie? Wo wir vom Menschenleben reden, und von den Wachen, die auf so ein Menschenleben gestaltend wirken, und von den Kräften, die den Menschen über seine Umgebung hinaustragen! Vom Menschenleben ist zu wenig die Rede in unserm Unterricht. Das Leben ist doch nun mal bester Schulstoff! Weniger das Leben der Dinge, mehr das Leben der Pflanzen und Tiere, weitaus das wichtigste das Leben der Menschen. Eine unerschöpfliche Quelle von Themen schließt das Wort Menschenleben in sich. Von großen Männern und großen Zeiten wollen wir reden, von Leidenschaft und Heldenmut, von Ruhmsucht und Entsagung, von Arbeit und Ausdauer, von sittlichen Konflikten und dramatischen Szenen. Wir wollen aber auch sprechen von den Stätten der Kultur, von den Grenzen der menschlichen Erkenntnis, vom Werden unserer Weltanschauung, von Staat und Gesellschaft, von sozialen und ethischen Problemen. Wir möchten uns mit den Kindern in einer Weise unterhalten, daß wir uns — Mensch zu Mensch — in unserer Denkweise beeinflussen, in unserer Anteilnahme an der Welt unterstützen: Berachtete Arbeit, geschrovite Berufe, Männer aus eigener Kraft, der Mensch im Kampf mit der Natur usw., usw. Von diesen Dingen handelt aber außer dem Religionsunterricht nur noch das Lesebuch und allenfalls noch die Vaterlandskunde; doch aber so wie so in unseren Lehrplänen einen viel zu bescheidenen Raum. Alle Welt sagt: Wir wollen die Kinder reif machen für unsere Welt, für unsere Kultur, für unser Gesellschaftsleben — und alle Welt unterschätzt Vergangenes und Fremdes. Man will den historischen Werdegang darlegen (das heißt doch, Vergangenes und Gegenwärtiges in engste Wechselbeziehung setzen) und macht vor der dreimenden Gegenwart Schluß; man unterrichtet über die Erlebnisse und Meinungen eines verdorbenen atlantischen Volkes bis ins einzelnste aus einem dicken Buch und schweigt sich aus über das Nächste und Gegenwärtigste, worin die Kinder leben und atmen und mit allen Sinnen tätig sind, über die Wirklichkeit. Wenn wir im tiefsten Sinn all das unter religiösen Leben zusammenfassen, was der Menschengeschichte an Arbeiten und Opfern für die Entwicklung des Menschengeschlechts leistet, so bietet uns auch die Gegenwart die reichste Anregung zu religiösen Betrachtungen. Wir wollen in allen Kämpfen und Bewegungen das Menschliche erfassen, in den Kindern aber jenes plastisgefühl, Arbeitslust und Lebensfreude rege erhalten. Das sind die Ziele unserer „Lebenskunde", und wenn wir diesem bedeutsamen Fach einen bevorzugten Platz auf unserm Stundenplan anweisen, so haben wir alle das Gefühl, daß die lehrplanmäßige Religion fallen und einer immanenten Religion den Platz räumen könne.

3. Aber noch eins ist zu bedenken. Wir schaffen da wieder besonderer Stunden, in denen ganz Besonderes erarbeitet werden soll. Wird es unseren schwachen und so vielseitig in Anspruch genommenen Kräften gelingen, Stunde für Stunde mit der nötigen Würde, ja Exzerisenheit den großen Problemen der Menschenkunde nahe zu treten? Nur ein Weg scheint mir aussichtsreich, das neue Arbeitsgebiet vor schulmeisterlicher Verflachung und Verödung zu bewahren. Wir müssen den der Sprachgewalt unserer großen Dichter und Schriftsteller zu den Kindern reden. wir müssen diesen Stunden Literatur zugrunde legen! Das scheint mir heute, in den Tagen der großen Kunstbewegung eine ganz unabweisbare Forderung. Wir wollen also lesen und vortragen, und die Dichtungen rein durch sich zur Wirkung bringen; wir wollen gewiß auch in einer Unterhaltung mit den Schülern den durch die Dichtung oder den Aufsatz angeregten Problemen weiter nachgehen; wir wollen aber alles, was irgendwie nach Reflexion aussieht, was abgetragt und eingeübt werden kann, aus diesen Stunden fernhalten. Dann werden sie von Ernst und Würde erfüllt sein, dann wird aber auch etwas wie Feiertagsluft auf die Kinder überströmen. Auf dem Stundenplan möchten sie immerhin „Lesestunden" genannt werden. — Unser Kampf richtet sich also gegen die armseligen biblischen Geschichtenbücher, die uns 6, 7 Jahre zu den höchsten Dingen begeistern sollen, und unsere Arbeit wird sein: Drei Bücher (Unter-, Mittel- und Oberstufe) zu schaffen, in denen wir die Literatur, die wir in der Schule bieten, erweitern nach den Fragen der Weltanschauung, der Ethik, der Religionsgeschichte und der Kirchengeschichte. Daß hierin auch die edelsten Stoffe der Bibel (etwa das Leben Jesu in gedrängter Darstellung, Proben aus der Entwicklungsgeschichte der Gottesvorstellung, Proben hebräischer Poesie) Platz finden werden, darüber herrschen bei uns keine Zweifel.

Die ganze Lehrerschaft wird an diesen schönen, bedeutungsvollen Werke mitarbeiten — auch darüber gibt es bei uns keine Zweifel. Wir kämpfen für die Schule, wir glauben an ihre Zukunft — aus Religion.

Diese Mitarbeiterschaft begrüßen wir auf das Freudigste.

* * *

Das Kulturbeispiel der Zivilisierten. Eine köstliche, weil unfreiwillige und verschenkliche Kritik unserer herrlichen europäischen und deutschen Kultur leisten sich die „Alldeutschen Blätter" nach einem Zitat der „Tägl. Rundsch." (Nr. 361. 4. d. M.) Sie regen sich über die milde Behandlung der hier zufällig importierten und straffällig werdenden Neger auf, wenn die Gerichte ihnen ihrem Naturell und geringen Bildungsgang entsprechend mildernde Umstände zubilligen. Mißbilligend sagt der Verfasser vom Neger: „In der Kolonie lebt er in wohltätiger Unterordnung unter die weiße Herrschaft, oder er sollte es

Digitized by Google

wenigstens. Hier ist er Herr So und so und genießt dieselbe Bewegungsfreiheit wie jeder andere Mensch.“ Man denke! Ganz als wäre der Neger ein wirklicher Mensch! Dann aber entlarvt dem Verfasser ein bedauerliches Geständnis:

„Für den Neger selbst aber ist es der größte Unsegen, der ihm zustoßen kann, hierher verpflanzt zu werden. Gewöhnlich unterliegt er früher oder später dem Klima. Kehrt er aber in seine Heimat zurück, so kann man sicher sagen, daß er hier der größte Nichtsnutz geworden und für das Leben dort dauernd verdorben ist. Seine Erzählungen über all das, was er hier erlebt hat, sind insbesondere nur in hohem Grade geeignet, das Ansehen der Weißen in der Kolonie zu untergraben und es ihnen zu erschweren, ihre Autorität aufrechterhalten.“

Woran das wohl liegen mag? Es muß doch eine nette Zivilisation sein, die den Wilden zum größten Nichtsnutz macht und deren Schilderung den Weißen in seiner Kulturmission unwiderlich macht!

Der Achte ordentliche Gesellschaftstag der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur vom 8. bis 10. Juni 1905 in Jena.

(Schluß.)

Nach Wiedereröffnung der Verhandlungen um 3½ Uhr erhält als Gast das Wort der Sekretär des internationalen ethischen Bundes, Herr G. Spiller-London: Auch die englische Liga für Moralunterricht habe zuerst große Schwierigkeiten gehabt. Die ganze theoretische Arbeit habe unter Ungunst des Publikums getan werden müssen. Petitionen, auch solche, die mit den Namen hochangesehener Gelehrter und bedeutender Männer geschmückt gewesen wären, hätten beim Parlament keinerlei Erfolg gehabt. Dann habe man sich entschlossen, einmal bestimmte Experimente mit Schulen in London zu machen. Durch intensive Aufklärung der Eltern mittels Flugschriften und Zeitungsbote seien binnen wenigen Wochen in einer Schule 160 Eltern veranlaßt worden, ihre Kinder aus dem offiziellen theologisch-sittlichen Unterricht zurückzuziehen und um Einrichtung weltlich-natürlicher Sittenlehre zu ersuchen. Diese Eltern seien ganz einfache Leute gewesen, Protestanten und Katholiken. Die Fortsetzung dieses Experiments hätte mit Sicherheit etwa 30000 Londoner Kinder freimachen können; es verbot sich aber einfach, weil weder die dann nötigen Lehrkräfte vorhanden gewesen wären, noch das Geld zur Agitation. Daher arbeite man jetzt peinlich auf Verschaffung dieser beiden Erfordernisse hin. Man habe die Erfahrung gemacht, daß sich wesentlich nur die in der unmittelbaren Praxis stehenden Leute, also die Schulbehörden, die Lehrer und das Volk, für die Sache interessieren ließen, während die Mittelschicht teilnahmslos bliebe. Mit den Freidenkern sei ein Zusammenarbeiten nicht leicht möglich gewesen, da diese wohl für die Entfernung der Bibel aus dem Unterricht, nicht aber für Einführung der Ethik zu haben gewesen wären; sie wollen eben negativ die Religion bekämpfen. Daß neben diesen Gegnern links auch rechts die Geistlichkeit Gegnerschaft übe, sei selbstverständlich. Auch die extremen Sozialisten seien nicht zu gewinnen gewesen; nur die Independent labour party arbeite, selbständig, in derselben Richtung. Das „gebildete“ Publikum der besprochenen Klassen stehe sich an dem Experiment: das Kind könne abstrakte Theorie nicht verstehen. Daher sei die Ausarbeitung von Lehrbüchern drei habe F. J. Gould herausgegeben, andere A. J. Waldegrave, Quillier, Everett, Sheldon, ferner Hackwood, ein weiteres der Schulinspektor Jo Fletcher, eines graduated syllabus of moral instruction (abgestufter Leitfaden für Moralunterricht, die Hauptsorge gewesen. Dieser sei zunächst von zwei Lehrern, einem Schulinspektor und einem Rektor, verfaßt, dann von einem Komitee von 30 bis 40 Herren und Damen durchgesehen und verbessert, endlich nochmals von einem Ausschuß geprüft worden. Eine Schulbehörde im Norden habe ihn akzeptiert; er ist mit einer durchweg im ethischen Sinne verfaßten Einleitung versehen und über 30000 Exemplare sind verteilt. Ein graduated syllabus für die höheren Schulen sei ebenfalls vorhanden. Etwa 8 bis 10 dieser Schulen hätten jetzt den Moralunterricht eingeführt, freilich nur neben dem Religionsunterricht; sogar direkt kirchliche, nicht-methodistische Schulen haben ihn angenommen, nämlich alle, wo praktische Pädagogen, nicht Theoretiker das Heft in der Hand hatten. Die Liga gehoren hochansehnliche Herren, wie Lord Avebury, Sir John Lubbock, Sir Michael Foster u. a., an und sie betone tatsächlich viel Einfluß, auch auf die Behörden und die Presse. Durch die systematische Bearbeitung der Zeitungen, die vom Komitee mit Briefen an die Redaktion) auch englischer Stile) reichlich bedacht wurden, sei die Liga in ganz England bekannt. Der Erzbischof von Canterbury habe gegen sie gepredigt, die Bischofe ein Manifest erlassen, das gar die Trennung des Moralischen vom Religiosen bekämpfe, aber doch anerkenne, daß für die Schule das Moralische im Vordergrund stehen müsse. Die beste Förderung erfahre man durch die Schulbehörden selbst, die, wenn man ihnen erst zeige, daß hier etwas Gutes ist, das gelehrt werden kann und muß, sich gegen die Einführung nicht sträuben. Der erste Beamte im Unterrichtsministerium, Mr. Morant, habe dem Unterrichts-„Code“ für das letzte Jahr eine Einleitung vorausgeschickt, die völlig aus den Gedankengängen der Liga entsprungen scheine. Auf die Seminarerziehung werde man in kurzem Einfluß erlangen.

Mr. Stanton Coit-London, Vorsitzender der Union of ethical societies, bestätigt diese Angaben im englischer Sprache und weist darauf hin, daß energische Arbeit notwendig sei. Das Komitee der Liga habe über Jahresfrist alle zwei Wochen Konferenzen gehalten.

Auf eine Anfrage Jaffés, ob auch in der englischen Moralliteratur der Charakter der Moral, als von allen metaphysischen Voraussetzungen unabhängig, gewahrt bleibe, erwidern er, daß ihr Moralunterricht durchaus weltlich sei und nichts von Pflichten gegen Gott oder auch nur dessen Namen enthalte. Noch bis vor zwei Jahren habe es geistliche Schulen gegeben; jetzt unterscheide man nur provided schools (State-) und non provided schools (Privat-Kirchenschulen), die aber auch unter Staatsaufsicht ständen.

Pfungst regt an, die Druckschaften der Engländer zu übersetzen und als Beilage zur Ethischen Kultur, bezw. als Grundlage für einen Wanderredneurstrang zu verbreiten.

Dr. Levy fragt, ob der Moralunterricht da, wo er jetzt eingeführt worden sei, von denselben Lehrern erteilt werde, die früher Religionsunterricht gaben?

Stanton Coit bejaht diese Frage; man habe leider noch keine besonders dazu ausgebildeten Lehrer.

Jaffé: Man nenne das neue Balfourische Schulgesetz auf dem Kontinent überall reaktionär — wie komme es, daß eine solche reaktionäre Regierung dem Moralunterricht günstig sei?

Stanton Coit: Gegen die Bestimmung der ersten Kirchenschulen in nonprovided schools unter Staatsaufsicht habe ihnen neue Mittel zugeflossen; im Grunde sei Balfour reaktionär; der Engländer sei aber zu praktisch, um das Gute nicht zu nehmen, wo er es finde.

Dr. Pfungst: Die gehörten englischen Stimmen müssen unseren Mut erhöhen. Was dort möglich sei, werde es in Deutschland auch werden. Er teile durchaus die Anschauungen Dr. Lenzigs. Nur möge man nicht weder den schwerfälligen Apparat des Hauptvereins mit der Leitung der Liga betrauen, sondern ein ganz kleines Aktionskomité schaffen. Von der Energie des Vorgehens hänge Alles ab. Die Schulgesetzvorlage gebe eine ausgezeichnete Plattform. Durch Versammlungen, Wanderredner, Druckschriften, Presse müsse gewirkt werden, und das Ideal werde sich ohne Zweifel dann finden. Auch durch größere Zeitungsinserate sollte man vorgehen. Die Propaganda für ideale Zwecke auf der Interessenseite der Zeitungen stecke bei uns noch in den Kinderschuhen. Solche, ständige, idealen Zwecken dienenden Inserate müßten einen billigen Vorzugspreis genießen. Verleihen wagten sich in Deutschland erst wenige Vereine daran, wie der Tierschutzverein mit seinem: Gedenket der hungernden Vögel! Man müsse nur mit einer gewissen Stoßkraft dasselbe und immer wieder dasselbe verlangen. Er möchte jetzt gerne auch den Notation der Feuerbestattungsvereine, vor deren Energie ein Staat nach dem andern die Segel streiche. Die Menschen, insbesondere die Machthaber, seien viel schwächer, als man denke, vielfach fast Arrayeren, die häufig hohl sind. Möge die Liga unsere Avantgarde sein dürfen!

Döring freut sich der Energie, mit der hier die Sache in ein neues Fahrwasser geleitet werden solle. Pfungst sei ja sehr optimistisch, aber, wenn er eine persönliche Garantie für den Erfolg übernehmen wolle, warum solle man es nicht einmal versuchen? Erst möchte er freilich den Reinfonds sehen. Gegen Dr. Pfungst meine er mit Foerster, die Sachverständigen, technisch Geschulten, die Lehrer sollten gewonnen werden; das gebe ein besseres Objekt für die Agitation, als die Bibel. Eine Petition in Berlin X oder 9, bei der die Regierung gegen verräumten Unterricht mit Strafmandaten und Gerichtsvollzieher arbeite, werde dem kleinen Mann, dem „Buddker“ bald leid werden. Auf den Lehrertagen und in den Lehrervereinen müsse unsere Sache vertreten werden.

Stern möchte auch einiges Wasser in Pfungst's Wein gießen. Wir sollten der Mittelklasse im Kräfteparallelogramm folgen. Bei uns seien die historischen Widerstände viel feiner, als in England. Keine Schulbehörde werde in Preußen in absehbarer Zeit den Moralunterricht fördern. Der Schulstreit sei zwar eine Plattform, aber eine sehr begrenzte. Unseren politischen Freunden sei bei unserem Vorstoß über die Simultan- auf die konfessionslose Schule ihn unbeimlich zu Sinn geworden. Das Beste sei der Feind des Guten. Alle großen Parteien ständen gegen uns; kein Parlamann werde sich der Liga anschließen. Agitatorische und organisatorische Fähigkeiten seien hinn gerät. Schließlich, warum solle die T. G. E. M. nicht selbst die Sache

Digitized by Google

in die Hand nehmen? Warum sollten wir uns die Diamanten aus unserer Krone ausbrechen lassen? Weil die T. G. E. K. unter Gefahr der Auflösung keine politische Aktion treiben dürfe? Das sei nur ein Gespenst. Wenn man nur wollte, hätte man uns längst auflösen können. Ein Experiment liege nahe: wir sollten es mit einer Petition an die Regierung versuchen. Bekommen wir dazu 10000 Unterschriften, dann bekommen wir auch Geld zur weiteren Agitation.

Spiller: Die Hauptsache sei, wie in England, so in Deutschland, daß etwas durchzuweg nach allen Richtungen hin durchdachtes, ein reifes und praktisches Projekt vorgelegt werde. Da die T. G. E. K., wenn auch irrtümlich, einmal im Rufe der Religionsfeindschaft oder des Atheismus stehe, sei es viel praktischer, die Liga vorzuschieben.

Prof. Foerster: Die Situation klare sich immer mehr, Mißverständnisse und Uebertreibungen blieben weg. Er wolle nicht etwa die Agitation ausschließlich auf die Lehrerwelt beschränken. Auch die Mittel und Wege könne man ihm sympathisch und hoffnungsfreich. Die T. G. E. K. gebe damit nichts aus den Händen, wenn sie selbst, der akademischen Lösung der Probleme treu, die praktisch-agitatorische Arbeit einer neuen Organisation überweise. Aber es müsse ein konkretes Ziel vorhanden sein; nicht nur unsere bereits vorhandenen Bücher zur Moralpädagogik, sondern gleich ein vollkommen brauchbarer Leitfaden. Wenn erst die großen Grundlinien gezogen seien, dann finden sich auch größere Mittel und tüchtige Persönlichkeiten für die großartige Durchführung.

Bruno Meyer warnt davor, diese Sache auf die eignen Schultern zu nehmen. Wir haben noch andere Aufgaben und dürfen uns nicht auf einen Punkt verbeißen. Auf das Wohlwollen der Regierung dürfe nur er rechnen, die lasse uns machen, solange wir ungefährlich seien (in ihrem Sinn). Anders sich das, dann drohe sie uns den Kragen um. Die Begründung der Liga beute er sich nur so, wie wir politische Versammlungen einberufen, nämlich dadurch, daß ein Privatmann als Einberufer zeichne. Daß der Verein von der Wohlfahrtspflege ausgesprochen habe, daß die Mehrheit denke: die Sache selbst ist gut, aber mit der T. G. E. K. mögen wir nicht gehen — das sei die berechtigte Meinung von 99 Prozent. Alles spreche für ein selbständiges Unternehmen, nicht für die Veranstaltung der T. G. E. K. Die Einzelmitglieder sollten die Sache in den politischen Bezirksvereinen und ähnlichen Vereinigungen, auch in der Presse gelegentlich vertreten; das würde mehr als eine planmäßig vorangekündigte Propaganda.

Kronenberg: Er sei durchaus für energischen Vorstoß und einen großen Agitationsfonds: Aber noch scheine es an den theoretischen Voraussetzungen und einem genau umschriebenen Programm. Die Bewegung für Einführung des Moralunterrichts habe zwei Seiten, eine theoretisch-pädagogische und eine praktisch-agitatorische. Nur die letztere könne der Liga zufallen. Uebrigens gehe die Benennung Liga für Moralunterricht von falschen Voraussetzungen aus. Es handle sich nicht um Moral, sondern um Ethik, nicht um Unterricht, sondern um Erziehung. Das Ziel sei die Verweltlichung der Schule, zu der der Moralunterricht sich nur wie das Mittel zum Zweck verhalte. Die Verweltlichung der Schule treffe vor allem die Volksschule, Moralunterricht könne man nur auf höheren Stufen erteilen.

Jaffé: Die T. G. E. K. müsse das Schlachtschiff bleiben, die Liga ein leichter Kreuzer. Auf welche Gesellschaftsklassen und Parteien könnten wir uns stützen? Die ganze Bourgeoisie sei, soweit sie überal, für Simultanschule und die liberale Theologie; die Forderung der Konfessionslosigkeit vertrete einzig die Sozialdemokratie. Die aber wolle gerade feinerlei positiven Ersatz für die verlorene Religion. Abgeordneter Heine sei auf dem preußischen Parteitag mit seiner dogmenlosen Religiosität ausgelacht worden; eine solche verrätten auch die hiesigen Landerziehungsheime. Um aber die Massenklasse zu gewinnen, sei die T. G. E. K., die in ihren Augen erblich belastet sei, nicht geeignet, dagegen die Liga ein unbeschriebenes Blatt. Die Lehrervereine litten zu sehr an äußerer und innerer Gebundenheit. Daß unsere literarische Bourgeoisie auch fragmentarisch sei, müsse zugegeben werden. Wo sei z. B. das ethische Lesebuch?

Eberle: Wer Erfolge haben wolle, müsse in die Hütten, nicht in die Palästhe gehen. Er sei mit Leib und Seele für die Liga und verspreche von Arbeiterkreisen zu Arbeiterkreisen zu gehen und zu werben. Das Volk leide, und wisse, daß es leide, sei aber allein gegen die Leidenden blitzig. Die Zersplitterung der Parteien sei sein Verlaß. Das Prinzip der Arbeitsteilung fordere die Liga. Nur möge man nicht erst mit Petitionen die Zeit verlieren. Kein selbstbewußter Arbeiter unterschreibe derlei noch; wohl aber schließe er sich einem verhältnismäßigen Bunde an. Wenn die T. G. E. K. verlage, solle Pfungs ruhig allein vorangehen.

Pfungst: Lehrreich sei das Verhältnis zwischen den Anhängern eines praktischen Zieles und einer theoretischen Gesellschaft. Die Leibeslahe habe in Frankfurt 1300 Mitglieder, die T. G. E. K. 120. Vor lauter theoretischer Vorbereitung käme manchmal nie zur Tat. Wer hungrig sei, studiere sein physiologisches Lehrbuch über die Zusammensetzung der Nahrungsmittel. Die T. G. E. K. möge es mit der Liga halten, wie die englische Regierung einst mit der ostindischen Handelskompagnie. Gehe die Sache gut aus, dann sei sie es gewesen; wenn schlecht, dann habe sie einen Stündenbock.

Dr. Türck spricht sich für Penzig und Pfungst aus. Die Liga müsse positiv für Moralunterricht, nicht negativ gegen den Religionsunterricht orientiert sein.

Dr. Leyp: Penzigs Liga und die englische seien nicht dasselbe. Dort sei eine kleine Reformgruppe, hier eine stürmisch-revolutionäre Bewegung. Wenn die Regierung uns nach dem Wie des geforderten Moralunterrichts fragte, würden wir noch kaum eine erschöpfende Antwort geben können: die englische Liga bekämpfe den Religionsunterricht nicht. Er würde raten, in einem kleinen Komitee, das nicht nur aus Leuten unserer Kreise bestände, sondern auch die Lehrer und die Sozialdemokratie heranzöge, stille Vorarbeit zu machen; und dann erst ein Aktionsprogramm aufzustellen.

Spiller: Die englische Liga habe alle diese Phasen durchlaufen. Erst habe sie unter der Fahne „Anstatt“ gesochten, aber mit geringem Fortschritt. Nun toleriere sie den Religionsunterricht neben dem Moralunterricht und habe Erfolg. Wo es zum Kampfe zwischen beiden komme, trete sie natürlich stets für den Moralunterricht ein.

Frl. Altschul-Dresden: Der Uebergang vom antireligiösen Unterricht zum bloß moralischen habe auch Opfer gekostet, das der Weihnachtsopferfreudigkeit der Kinder wie radikalen Sozialisten. Die deutsche Sozialdemokratie zu gewinnen, werde schwer, aber doch nicht ganz unmöglich sein.

Stanton Coit: Eine Versammlung sozialistischer Lehrer habe vor Kurzem die Resolution gefaßt: vor dem 17. Lebensjahr sei den jungen Leuten nicht Sozialismus, sondern Ethik zu lehren.

Kronenberg: Es sei vieles noch unklar. Der alte Streit von neben und anstatt lebe wieder auf. Sein Ideal sei nicht das Neben. Das englische Beispiel treffe auf deutsche Verhältnisse nicht zu.

Dr. Türck: Man werde eben doch Kompromisse schließen müssen. Auf die großen Massen dürfe die Liga nicht rechnen. Noch sei in Deutschland der Marxismus zu stark.

Stanton Coit: Auch wir hofften zuerst, die Liga werde rasch groß werden. Sie sei aber klein geblieben, was nicht hindere, daß sie großen Einfluß übe. Die ethische Erziehung dürfe sich nicht nur an den Verstand, sondern müsse sich auch an Gemüt und Willenskraft wenden.

Nach einem kurzen Schlußwort von Dr. Penzig, der bittet, der Liga seine gedruckten Marschroute mitzugeben, sondern sie einmal in Ruhe Zeit verdauen zu lassen, wird die Debatte geschlossen. Der Gesellschaftstag stimmt dem Grundgedanken, eine engere Liga für Moralunterricht zu begründen zu, und wählt dazu ein Aktionskomitee, bestehend aus den Herren: Foerster, Döring, Pfungst, Bruno Meyer, Penzig. Zuvor lehnt der Vorsitzende ab, da er erst die weitere Entwickelung abwarten wolle; dann wird das Komitee ermächtigt, sich erforderlichenfalls durch Kooptation zu ergänzen.

7. Welchickung des internationalen ethischen Kongresses in London im Jahre 1906.

Stanton Coit bittet dringend, möglichst zahlreich nach London zu kommen. Die englischen Ethiker hätten die Absicht, viel gerade von den Deutschen zu lernen. Er beantragt, im Verein die Beschickung des Kongresses zu beschließen und den Vorstand zu beauftragen, geeignete Vertreter auszuwählen und mit dem Londoner Komitee die weitere Ausgestaltung des Kongresses zu vereinbaren.

Pfungst bittet, jetzt noch keine bindenden Beschlüsse zu fassen. Die Versammlung stimmt indessen dem Vorschlage Stanton Coits zu.

8. Neuwahl des Hauptvorstandes. Der Vorsitzende konstatiert, daß diese bereits nach dem revidierten Statut § 21 vorgenommen werden müsse. Es wird also zunächst die Zahl der Vorstandsmitglieder innerhalb der statutarischen Grenzen diesmal auf 20 normiert. Darauf werden in Vorschlag gebracht:

Geheimrat Professor Dr. Foerster, als erster Vorsitzender.
Justizrat Hermann Stern, als zweiter Vorsitzender.
Dr. A. Penzig, als erster Schriftführer.
Justizrat Dr. Rothe, als zweiter Schriftführer.
Paul Jaffé, als Kassenführer.
Professor Dr. Döring-Berlin
Rechtsanwalt O. Marcuse-Breslau
Rechtsanwalt Dr. A. Bieber-Berlin
Dr. A. Pfungst-Frankfurt a. M.
Professor F. Staudinger-Darmstadt
Dr. M. Kronenberg-Berlin
Professor Dr. Bruno Meyer-Berlin
Dr. Albert Leyp-Berlin
Dr. J. Unold-München

} als Beisitzer.

Digitized by Google

Dr. H. Tück-Jena
Professor Dr. Quidde-München
Fräulein Emily Altschul-Dresden
C. Weddigen-Wiesbaden
Rechtsanw. u. Landtagsabg. Muser-Offenburg
G. Eberle-Ulm
} als Beisitzer.

Diese Liste wird durch Akklamation angenommen.

9. Wahl des Ortes für den nächsten Gesellschaftstag. Nach dem neuen Statut würde dieser im Jahre 1907 zusammenzutreten haben.

Pfungst schlägt vor, den Gesellschaftstag entweder kurz vor oder kurz nach dem internationalen Kongreß von London im September 1906 abzuhalten.

Stern bittet, die ganze Beschlußfassung dem Hauptvorstand zu überweisen.

Die Versammlung beschließt nach Antrag Stern.

Justizrat Stern richtet darauf Worte herzlichen Dankes an den Vorsitzenden, Geheimrat Foerster, für die umsichtige und geschickte Leitung der Verhandlungen, denen die Versammlung zustimmt.

Darauf schließt der Vorsitzende um 6 Uhr abends die geschäftlichen Verhandlungen des VIII. ordentlichen Gesellschaftstages der D. G. E. K.

•

Am Abend des 10. Juni, 8¼ Uhr, fand endlich noch eine öffentliche, gut besuchte Schlußversammlung der D. G. E. K. im kleinen Saal des Volkshauses statt. Dr. Stanton Coit-London sprach in englischer Sprache über die Ethik als Religion und über die internationale Ausbreitung der ethischen Bewegung. Dr. A. Pfungst verdeutlichte die Ausführungen mit großem Geschick. Geheimrat Professor Dr. Foerster sprach über die Ethik im Völkerleben und Professor Dr. Bruno Meyer über Kunst und Ethik.

gez. W. Förster. Dr. Penzig.

Berichtigung.

In dem Aufsatz des Herrn Dr. A. Saager „Die Grenzen der Rassenpsychologie" hat sich ein sinnentstellender Druckfehler eingeschlichen. Vgl. Nr. 13 d. Jahrg. S. 96, 1. Spalte, 12. Z. v. o., statt: so z. B. die durch den Alkohol verkommenen Individuen lies „Judianer."

Wir werden darauf aufmerksam gemacht, daß einige Wendungen in der Notiz: „Spieler in hohen Beamtenstellungen" so gedeutet werden könnten, als sollte behauptet werden, der Justizminister R. habe nach dem Ausfall der gerichtlichen Verhandlungen noch als Minister dem Spiele gehuldigt. Eine solche Behauptung lag uns fern. Wir rechnen auch Staatsanwälte zu den höheren Beamten.

Eingegangene Bücher.

Ethical Addresses. November 1904.
I. Ethics in the Schools.
II. The Bible in the Schools. Von William M. Salter. Philadelphia. 10 Cents.

Marx und Kant. Vortrag von Dr. Karl Vorländer. Wien. Verlag der „Deutschen Worte" (E. Pernerstorfer). 1904. 1,— Krone.

Moralunterricht. Ein Programm für die Befreiung der Schule. Von J. H. Müller. Berlin. Ferdinand Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 1905. Mk. —,60.

Ethical Addresses. September 1904. — Is Life Worth Living? Von William James. Philadelphia. 10 Cents.

Was ist Aufklärung? Von Immanuel Kant. Mit einer Einleitung von Professor Dr. Fr. Jodl. Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag.

Neues über das Wesen der Schwindsucht und deren Heilung. Von Gustav Boschem, Erdmannsdorf i. Rgb. Selbstverlag. 50 Pf.

Die Religion eines Gebildeten. Von Francis G. Peabody. Uebersetzung von E. Müllenhoff. Gießen. J. Ricker. Mk. 1,50; gebunden Mk. 2,20.

Das rote Lachen. Von Leonid Andrejew. Einzige Uebertragung aus dem Russischen von Aug. Scholz. 3. Tausend. Berlin 8,59. Scholz & Co. (Verlag Enantie). Mk. 1,20.

Die Entfesselten. Drama in 3 Akten von Hermann Horn. Stuttgart. 1905. Verlag von Strecker & Schröder. Mk. 1,50.

Ethisch gesinntes Fräulein, der deutschen und französischen Sprache mächtig, wird zum 15. Oktober zu zwei Mädchen im Alter von 3 und 5 Jahren gesucht nach Luxemburg. Gefl. Offerten mit näheren Angaben snb. Chiffre **N. R. 100** an die Expedition der „Ethischen Kultur" Berlin S. W. 48, Wilhelmstrasse 121.

Das **Beste** für häusliche Geselligkeit!
Unentbehrlich für jede Vereinsbibliothek!

Der „Rhapsode."

Ernste und heitere Vortrags-Dichtungen

herausgegeben von Rezitator **Georg Gerns.**

1. Band mit einem Geleitsbrief von Reinhold Fuchs.
2. Band mit einem Geleitsbrief von Martin Greif.
Jeder Band umfasst 400 Seiten gr. 8°, kostet in eleg. Ganzleinwandband gebunden **Mk. 6,50.**

Der „Rhapsode"
bietet die **ausgezeichnetsten klassischen und modernen Vortragsstücke in Poesie und Prosa, hochdeutsch und Dialekt. Ernst und Scherz, sämtlich von durchschlagendster Wirkung,** die der Herausgeber auf ihre Wirksamkeit hin erprobt hat;

Der „Rhapsode"
bleibt durch gediegensten und vielseitigen Lesestoff treueste Familienfreund und Zierde und unumgänglicher notwendiger Bestandteil jeder Bibliothek;

Der „Rhapsode" hat dauernden Archivwert!
Die komplett vorliegenden Jahrgänge können auch einzeln in 12 Heften zum Abonnementspreis von 50 Pfg. in beliebigen Zwischenräumen entnommen werden.

Der 3. Band erscheint in monatlichen Heften 1905.
Glänzendste Besprechungen
in den namhaftesten Zeitungen und Zeitschriften.

Probehefte durch alle Buchhandlungen sowie direkt vom „Rhapsode"-Verlag Paul Stölzner, Gera (Reuss).

Verlag von **Leonhard Simion Nf.** in **Berlin SW. 48**
Wilhelm-Strasse 121.

Biblioteca italiana.

Zum Schul- und Privat-Gebrauch
begründet von **Prof. Dr. A. Güth.**
Preis pro Heft 50 Pf.

Heft 1: **Un curioso accidente.** Commedia in tre atti di *Carlo Goldoni.*
Heft 3: **Filippo.** Tragedia in cinque atti di *Vittorio Alfieri.*
Heft 4: **Oreste.** Tragedia in cinque atti di *Vittorio Alfieri.*
Heft 5: **Il vero amico.** Commedia in tre atti in prosa di *Carlo Goldoni.*
Heft 6: **Memorie d'un fanciullo. — Il cappellano della Rovella.** Novelle di *Giulio Carcano.*
Heft 7: **La madre e il figlio.** Novella di *Giulio Carcano.*
Heft 8: **Il burbero benefico.** Commedia in tre atti in prosa di *Carlo Goldoni.*
Heft 10: **Merope.** Tragedia di *Scipione Maffei.*
Heft 11: **Cuore** di *Edmondo de Amicis.*
Heft 12: **Il ventaglio.** Commedia in tre atti di *Carlo Goldoni.*
Heft 13: **O bere o affogare.** Commedia in un atto di *Leo di Castelnuovo.*
Die Hefte 2 und 9 sind vergriffen.

Das Bureau der D. G. E. K.

ist während der Monate Juli und August **geschlossen.** Zuschriften, Sendungen ꝛc. bitte ich direkt an mich **Friedrichsthaler Glashütte b. Oranienburg)** oder an den Herrn Geschäftsführer der E. K., Kurt Michaelis, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121, zu richten.

Dr. Penzig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats
Preis: vierteljährlich 1.40 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.
Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XIII. Jahrgang. | Berlin, den 1. September 1905. | Nr. 17.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Zur Heimkehr. Von L. J.
Das Schmiergeldunwesen.
Die sittliche Erziehung des Kaufmanns. Von Gustav Bunzel (†). (2. Fortsetzung.)
Berichte über die Literatur der ethischen Bewegung in England. Von Professor Wilhelm Foerster (Berlin-Charlottenburg).
Streiflichter:
Philister über Euch, Diplomaten!
Reform des Begnadigungsrechtes.
Aus der ethischen Bewegung. Oranienburg-Eden.
Vermischtes.
Bücherschau.
Eingegangene Bücher.

Zur Heimkehr.

Zu Hunderttausenden ziehen sie nun heimwärts, nachdem sie den dunkeln Mauern und Straßen für einige Wochen entronnen, um draußen in der Natur in Luft und Lichtfülle zu genesen von den Schlacken der Großstadt; Denn wer verbliebe wohl unberührt davon! Bewußt oder unbewußt packt sie einen jeden von uns, den einen da, den anderen dort; haben wir doch alle unsere schwache Seite, in die der Großstadtbazillus sich hineinfrißt.

Solange wir zwischen den engen und dunkeln Straßen der Städte leben, merken wir oft garnicht, wie es um uns steht — unser Blick ist getrübt — wir wissen nicht, was uns fehlt! Kommen wir aber hinaus in das weite und sonnige Bereich der Mutter Natur, so fühlen wir, wie kalt und dumpfig es in uns ist, wie eng unser Herz geworden ist, wie unsere Seele sich eingekapselt hat, in dem staubigen, dumpfen Stadtleben. Wie tun uns doch jene Luft- und Sonnenbäder wohl! Wenn Licht und Wärme es vermag die Krankheitsstoffe, die sich im Körper angesammelt, zu zerstören, wie viel größer muß dann erst ihr läuternder Einfluß auf die menschliche Seele sein, die ja unendlich empfindlicher beschaffen ist. Sie wird mit neuem, frischen Leben von der Mutter Sonne erfüllt, die alle dunkeln und staubigen Ecken durchdringt und allen besseren Trieben in uns neue Kräfte verleiht. Da draußen im Freien weitet und dehnt sich die Sonnenseite unseres Herzens, das ganze Heer kleinmütiger Großstadtzweifel sinkt in die Tiefe und ein neuer Glaube an die Höhenziele der Menschheit wächst empor zum Licht — ein unendlicher Horizont dehnt sich vor uns! Die Natur da draußen muß uns zu einer neuen Kraftstation von Licht und Wärme werden, sie muß uns dazu verhelfen, einen Sonnenwinkel im eignen Herzen anzulegen — nur wem das gelungen ist, der hat eine wahre Sommerfrische gehabt! Groß muß der Vorrat im Sonnenwinkel sein, um all den dunkeln und schweren Augenblicken gerecht zu werden, die das Großstadtleben das Jahr über mit sich bringt. Riesenanforderungen für armselige menschliche Liebeskraft harren auch jetzt wieder unser im Gewühl der Städte — die Riesenanforderungen des täglichen Lebens — und sie sind bekanntlich die größten! Bald wird es sich zeigen, ob wir unsern Sonnenwinkel gut bestellt haben und ob wir genug Licht und Wärme gesammelt haben, um sie weiter geben zu können, verschwenderisch und wahllos, ohne nach der Würdigkeit zu fragen, ebenso wenig wie Mutter Sonne bei uns nach der Würdigkeit gefragt hat, als sie uns beschenkte. Bedürfen doch gerade die dunkelsten Herzen am meisten des Lichtes und der Wärme.

Nur die Gefühle, die aus dem Sonnenwinkel unserer Seele stammen, vermögen den Bann des Großstadtfluches zu lösen, nur durch Betätigung wahrer Menschenliebe können wir zum Sieg des Lichtes über die Mächte der Finsternis beitragen; wem das auch nur in bescheidenstem Maße gelingt, der wird sich nicht mehr als Sklave der engen Großstadtgemeinschaft fühlen, sondern als Herr, weil er der Ketten ledig geworden ist, weil er sie überwunden hat.

Will uns der Mut sinken angesichts der Riesenarbeit, die unser harrt, so mag uns der Gedanke zum Trost gereichen, daß alle Schlacken des Zusammenlebens ja auch nur Menschenwerk sind, und daß der Mensch nur durch den Menschen erlöst werden kann. Darum wollen wir Großstädter auch nicht kleinmütig klagen, wenn wir wieder heimkehren in die dunkeln Mauern und Straßen, sondern wir wollen mit neuem Mut und neuer Liebeskraft herangehen an die große Arbeit und versuchen etwas abzutragen von „der großen Schuld der Zeiten." Jeder möge da, wo er steht, den Kampf aufnehmen gegen die dunkeln Gewalten, sei es im eignen Familienkreise, im Beruf, im öffentlichen Leben oder bei all den tausendfältigen Gelegenheiten, die die Lebenspraxis bietet. Wer weiß, vielleicht bietet gerade die Großstadt den größten Wirkungskreis für den der „am Sinn der Erde" schafft.

L. J.

Das Schmiergelder-Unwesen.

Das Reichsamt des Innern hat die deutschen Handelskammern aufgefordert, ihr Gutachten darüber abzugeben, ob es geboten erscheint, gegen das sogen. „Schmier-

Digitized by Google

gelder-Unwesen" mit gesetzlichen Mitteln vorzugehen. Nachdem eine mehrjährige Agitation der Frankfurter Halbmonatschrift „Das Freie Wort" das Publikum davon unterrichtet hatte, daß in Deutschland Handel, Industrie und Gewerbe schweren moralischen Schädigungen dadurch ausgesetzt sind, daß sich die Unsitte immer mehr einbürgert, Aufträge durch Bestechung von Angestellten zu erlangen, hat sich endlich auch der Reichstag mit der unerquicklichen Materie befaßt und der Minister hat eine Enquete zugesagt.

Es ist aber auch höchste Zeit, daß sich die Gesetzgebung mit diesem Gegenstande befaßt, denn die Nachteile, welche das Schmiergelder-Unwesen im Gefolge hat, sind geradezu unübersehbar. Das Erwerbsleben wird beständig vergiftet durch die heimlichen Beziehungen zwischen den Lieferanten und den Angestellten des Käufers, so daß der Prinzipal gar nicht mehr weiß, ob der Angestellte eine Ware lobt, weil sie preiswert ist, oder weil man ihn bestochen hat. Der Prinzipal weiß auch gar nicht mehr, ob sein Angestellter Wert auf seine Stellung an sich legt, oder ob er sie nur als eine Maut schätzt, an der man den Lieferanten Tribut abverlangen kann. Man betrachte folgenden Fall: Ein Angestellter, der beispielsweise ein monatliches Salair von 200 Mark bezieht, steht sich durch die Einnahme an Schmiergeldern plötzlich auf fünfhundert Mark im Monat. Seine Lebensführung ändert sich insolgedessen. Vielleicht weibt er seine Angehörigen gar nicht in seine veränderte finanzielle Lage ein und benutzt die Nebeneinnahme nur für die Befriedigung seiner persönlichen Neigungen. Da liegt die Gefahr sehr nahe, daß er bald auf die schiefe Ebene des Lasters kommen wird — welche meist über Alkohol, Spiel, Liebschaften zum Untergang führt. Wenn er aber seine Familie in seine Manipulationen einweiht, dann ruiniert er Frau und Kinder moralisch mit. Falls er die „lukrative" Stelle verliert und sich wieder vor die Notwendigkeit gestellt sieht, seine Lebensführung einem geringeren Einkommen anzupassen, dann wird sein ganzes Sinnen und Trachten darauf gerichtet sein, durch neue Unredlichkeiten seine ökonomische Lage um jeden Preis zu verbessern.

Aber noch verwerflicher, als solch ein Angestellter, handelt der Lieferant, der als Verkucher kommt, um Schmiergelder anzubieten. Um Aufträge zu erzielen, ist ihm jedes Mittel der Korruption recht und er scheut dann auch nicht mehr davor zurück, eine schlechtere Qualität zu liefern, wenn er sich einmal das Stillschweigen des Vertrauensmannes seines Abnehmers erkauft hat. Der skrupellose Lieferant hat leider heute die Möglichkeit, in Deutschland schneller emporzukommen als der reelle, weil es natürlich viel leichter ist, Waren durch Bestechung von Angestellten abzusetzen, als auf dem legitimen Wege. Annoncen, Reklamen, Kataloge ꝛc. kosten viel Geld, und da ist es billiger und sicherer, dem Einkäufer oder dem Magazinverwalter, auch dem Meister in der Werkstatt, Provision zu geben! Es ist gar nicht zu übersehen, wie viele Firmen in Deutschland im letzten Jahrzehnt auf „diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege" emporgekommen sind. Wer ihnen darüber Vorhaltungen machen würde, der würde schön ankommen! Der Moral-Codex dieser Leute ist das altbewährte deutsche Strafgesetzbuch, und da in diesem nichts über Schmiergelder steht, kann auch nichts Schlimmes dabei sein. Wir glauben aber, daß bald etwas darüber hineinkommen muß, wenn der moralische Standard in Deutschland nicht rapid sinken soll. Bei dem Einfluß, den wirtschaftliche Macht heute verleiht, kann es dem Staate nicht gleichgültig sein, welche Elemente wirtschaftlich emporkommen. Jedenfalls muß der Staat zu verhindern suchen, daß alle anständigen Elemente im wirtschaftlichen Kampfe erdrückt werden von den unlauteren. Daß unsere Zeit solcher ethischer Korrektive bedarf, hat das Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb gezeigt. Gewiß war es wichtig, gegen schwindelhafte Ausverkäufe u. dergl. Front zu machen, aber hundertmal so wichtig ist es, gegen den Usus der Bestechung der Angestellten vorzugehen, weil das wirklich, um mit dem früheren Minister Maybach zu reden, ein „Giftbaum" ist mit weitverbreiteten Wurzeln und gewaltigen Zweigen. Die unredlichen Firmen ziehen womöglich auch noch Lehrlinge heran, die die erlernte „Weisheit" weitertragen; sie verbreiten eine Atmosphäre von Korruption um sich, die das ganze Erwerbsleben ruiniert. Der technische Fortschritt hört auf — die Ware wird ja doch abgesetzt. Mag der Konkurrent besseres leisten, mag er durch mäßige Preise, höchste Aufmerksamkeit, unermüdliche Sorgfalt die Kundschaft zu bewahren suchen — Alles ist umsonst, wo die Bestechung einsetzt.

Man sollte es nicht für möglich halten, daß so lange mit entschiedenen Maßregeln gewartet wird, nachdem das fressende Uebel einmal erkannt ist. Noch unbegreiflicher ist aber, daß eine Reihe von Handelskammern wohl das Vorhandensein des Uebels zugeben, jedoch auch gemeint haben, daß die vorhandenen Bestimmungen des Handels-Gesetzbuches und des Bürgerlichen Gesetzbuches ausreichen, um den im Dunkeln schleichenden Machenschaften zu begegnen! Als ob nicht das Strafgesetzbuch auch die pädagogische Bestimmung hätte, verbotene Handlungen zu ehrlosen zu stempeln und so Verführer und Verführte zu warnen. Wenn ein Angestellter beispielsweise Fehler in der doppelten Buchführung macht, kann er heute nur in der ersten Hälfte des Kalender-Quartals entlassen werden. Wenn er aber fünfhundert Mark Schmiergeld genommen hat, kann er — sofort entlassen werden. Das ist der ganze Unterschied. Dabei ist zu bemerken, daß Fehler in der Buchführung leicht herauskommen, während die Annahme von Bestechungsgeldern nicht leicht nachzuweisen ist. Nach dem heutigen Stande der Gesetzgebung möchten wir darum lieber einem Angestellten raten, sich schmieren zu lassen, als einige Fehler im Fakturen-Journal zu riskieren. Die „Moral" steht eben nicht auf der Tagesordnung — nach dem bekannten Worte!

Wir wollen sie aber daraufsetzen und nicht eher ruhen und rasten, bis das Geben und Nehmen von Schmiergeldern strafrechtlich untersagt ist.

Die sittliche Erziehung des Kaufmanns.

(2. Fortsetzung.)

Wenn nun der junge Kaufmann, dem Erziehung und Unterricht den rechten Weg gewiesen, dessen Gesinnung und Fähigkeit für ein sittliches Verhalten in seinem Berufe bürgen sollten, in die Lage kommt, ein Geschäft selbständig zu leiten, so wird er bald die Erfahrung machen, daß es nicht leicht ist, im schweren Kampf des Wettbewerbes zu siegen, wenn man es verschmäht, den Gegner mit gleichen Waffen zu bekämpfen. Wer immer die im Handel vorkommenden Mißbräuche objektiv besprochen hat, mußte zugestehen, daß sie zum großen Teil nicht im Charakter der in Betracht kommenden Personen, sondern in den ihre Handlungen bestimmenden Verhältnissen begründet sind. Die dem ganzen Handelsverkehre zu Grunde liegenden Prinzipien, seine Organisation muß geändert werden, wenn Uebelstände, welche die gesellschaftliche Wohlfahrt in so hohem Grade beeinträchtigen, beseitigt werden sollen. Eine jede auf schlechten Prinzipien beruhende Institution bliebe auch dann schlecht, wenn in ihr lauter sittlich gute Menschen tätig wären. Da der kaufmännische Beruf der am leichtesten zugängliche ist, ist auch dies in demselben noch undenkbarer, als auf anderen Gebieten des menschlichen Lebens. Im Gegenteil ist gerade hier die Erscheinung so ungemein häufig, daß Einzelne durch ihr Vorgehen ihre Berufsgenossen geradezu

Digitized by Google

zwingen, gegen ihre bessere Ueberzeugung zu handeln oder aber den Schauplatz ihrer Tätigkeit zu verlassen.*)

Auf diese Weise erringen die moralisch minderwertigen Elemente Sondervorteile und sie sind es, welche es verhindern, daß der Kaufmann seine soziale Aufgabe erfüllt und den Handel in einer Weise organisiert, welche es den breiten Massen der Bevölkerung ermöglichen würde, die großen Fortschritte, welche die Produktion auf allen Gebieten gemacht hat, in höherem Grade auszunützen.

Allerdings ist nicht der Kaufmann allein der Schuldige. Die große Masse der Konsumenten ist von ihrer produktiven Tätigkeit zu sehr in Anspruch genommen, um dem Einkauf die gebührende Aufmerksamkeit widmen zu können, und die Frauen, denen als Leiterinnen der Ausgabenwirtschaft diese Aufgabe in erster Linie zufällt, sind teils genötigt ebenfalls für die Vermehrung der Einnahmen tätig zu sein, teils in Folge ihrer bis in die jüngste Zeit so vernachlässigten Bildung unfähig, hierbei mit der erforderlichen Umsicht vorzugehen. Es wäre daher zu wünschen, daß die Bewegung zu Gunsten der erweiterten Frauenbildung auch diesem Problem ihre volle Aufmerksamkeit zuwendete. Wenn der größere Teil des einkaufenden Publikums mit dem nötigen Verständnisse vorgeht, dann wird es auch immer seltener vorkommen, daß der Kaufmann die größten Opfer an Zeit und Geld nicht im Interesse seiner Kunden, sondern für die Bekämpfung der Konkurrenten verwendet. Mit einem Worte, von beiden Seiten müßten die Fehler in der Organisation des heutigen Handelsverkehrs erkannt werden. Der Kaufmann müßte einsehen, welche Uebel sie die allgemeine Wohlfahrt diese zur Folge haben, seine Kunden müßten lernen, auf welche Weise ihre Interessen am besten wahrgenommen werden.

Wenn nun auch jede Schädigung der allgemeinen Wohlfahrt als unmoralisch bezeichnet werden muß, so können wir uns hier im Speziellen nur mit jenen Vorkommnissen im Handel befassen, welche die öffentliche Moral direkt verletzen. Eine Gruppe solcher Mißbräuche wird unter der Bezeichnung „unlauterer Wettbewerb" zusammengefaßt, indem man dadurch insbesondere jene Art der Bekämpfung der Konkurrenz als unstatthaft hinstellt, welche versucht, sie durch Gebrauch ihrer Firmen oder sonstigen Geschäftsbezeichnungen oder durch Eindringen in ihre Geschäftsgeheimnisse zu schädigen, oder aber die den Kundenfang durch Mißbrauch der Reklame, respektive durch absolut wahrheitswidrige Angaben, durch Quantitäts- und Qualitätsverschleierungen in einer Weise betreibt, die direkt strafrechtlich verfolgt werden muß. Die Beurteilung solcher Manipulationen kann nicht zweifelhaft sein, während in einer Reihe anderer Vorkommnisse die Grenze zwischen erlaubt und unerlaubt nicht in gleicher Weise deutlich zu Tage tritt. Wer wollte z. B. Regeln dafür aufstellen, in wie weit die Inanspruchnahme von Kredit und die auf einem solchen basierenden Operationen eines Kaufmannes gerechtfertigt erscheinen? Es ist bekannt, daß fast jeder Kaufmann auch mit fremdem Kapital arbeitet, und der Geschäftsverkehr in seiner gegenwärtigen Form bringt es mit sich, daß selbst Großkapitalisten, die einen Teil ihres Vermögens in Immobilien, Wertpapieren usw. festgelegt haben, andererseits in ihren Handelsunternehmungen selbst Kredit beanspruchen. In um so weiterem Ausmaße wird dies seitens des Kaufmannes geschehen, welcher nur mit relativ beschränkten Mitteln arbeitet, und da läßt sich wohl der Grundsatz aufstellen, daß hierbei fremdes Eigentum unter keinen Umständen einer Gefahr ausgesetzt sein soll, aber nicht feststellen, wann dieser Fall eintritt. Ein Optimist wird ganz anders urteilen als der Pessimist, und da hierbei nicht nur das Verhältnis des eigenen Kapitals zur Höhe des in Anspruch genommenen Kredites und zum Umfange des Umsatzes, sondern auch die Branche, die Preisschwankungen der Artikel und die Art der Kreditgewährung seitens des betreffenden Unternehmers in Betracht kommen, so wird die Entscheidung um so schwieriger sein, als weiterhin zwischen normalen Risiken und Verlusten durch außergewöhnliche Ereignisse unterschieden werden muß. Wir können hier auf den Komplex der auf den kaufmännischen Kredit Bezug habenden Fragen nicht näher eingehen;**) es muß aber darauf schon aus dem Grunde hingewiesen werden, weil der Mißbrauch des Kredites eine weitere Folgeerscheinung mit sich bringt, d. i. die Unterbietung der Konkurrenten behufs Geldbeschaffung, ein Vorgang, dessen Häufigkeit eine der Hauptursachen des Ruines vieler Existenzen und der Unsicherheit im Handelsverkehre bildet.

Ein weiterer Krebsschaden des Letzteren beruht auf dem Gebrauche, Angestellte der Kontrahenten durch Geschenke und Provisionen für sich zu gewinnen. Es mag ja auch hier vorkommen, daß der schenkende Teil für eine zu seinen Gunsten rechtmäßigerweise geleistete Arbeit die Gegenleistung bieten will; in der Regel jedoch erfolgt die Zuwendung zum Zwecke der Bestechung. Die Londoner Handelskammer hat im Jahre 1898 ein Spezialkomitee beauftragt, entsprechende Erhebungen zu pflegen, das nach Sammlung eines reichen Materials u. A. zum Schlusse gelangte, daß geheime Provisionen in fast allen Branchen und Berufen in weitem Ausmaße vorkommen und daß dieser Gebrauch die Moral des Kaufmannsstandes und die Interessen des ehrlichen Händlers in gleicher Weise schädige. Solche Mißbräuche werfen auch ein grelles Licht auf das Verhältnis selbständiger Kaufleute zu kaufmännischen Angestellten. Sie zeigen, wie diese häufig in moralischer Beziehung, man könnte fast sagen systematisch, verdorben werden, indem der Chef einer Firma die Beamten der anderen zu Handlungen verleitet, die einen Vertrauensbruch einschließen. Wie oft kommt es jedoch vor, daß der Chef seinen eigenen Angestellten eine unmoralische Handlungsweise zumutet, während er selbst eine solche von sich weist. Mr. J. Carter erwähnt folgenden Ausspruch eines Kaufmannes:***) „Eigenhändig habe ich dergleichen nie getan; nur mein Kommis; ich liebe solche Dinge nicht und weiß kaum, was ich tun würde, wenn man mir zumutete, es selbst zu tun. So überlasse ich es dem Gewissen meiner Angestellten; ich muß doch leben und kann einen guten Kunden nicht ohne Weiteres verlieren." Und solche Fälle sind durchaus nicht selten.

Aus den angeführten Beispielen erhellt, wie schwierig sich die Stellung des Kaufmannes bei Ausübung seines Berufes gestaltet, wenn er den Weg genau einhalten will, der ihm von streng sittlichen Grundsätzen vorgezeichnet wird. Diese Schwierigkeiten sind so groß, daß sie unüberwindlich wären, wenn ihm nicht zwei mächtige Faktoren helfend zur Seite ständen: Das Recht und die Sitte. Aber auch diese können nur dann ihre Aufgabe erfüllen, wenn sie sich geänderten Verhältnissen anpassen, entsprechend ausgebildet sind und ebenso gehandhabt werden.

Daß, wie bereits erwähnt, die Entwicklung von Recht und Sitte bis jetzt nur relativ kleine Fortschritte gemacht hat, ist denn auch die Hauptursache, wenn die sittlich höherstehenden Elemente des Handelsstandes im Kampfe gegen

*) Spencer (The Principles of Ethics London 1892 Vol. I. 3. 280) sagt in diesem Sinne: „Eine ideale Lebensführung im Sinne der ethischen Theorie ist auch für einen Idealmenschen unmöglich, wenn er sich inmitten anders Gesinnter befindet. Eine absolut gerechte und vollkommen mitfühlende Person könnte in einem Kannibalenstamm weder leben, noch ihrer Natur entsprechend handeln."

**) Vgl. hierüber Gustav Bunzel a. a. O. S. 28 ff. Derselbe: „Das moderne Geld- und Kreditwesen" in der Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung Bd. VII S. 382 ff. Derselbe in der gleichen Zeitschrift: „Zur österr. Handels- und Verkehrspolitik" Bd. IX. S. 162 ff.

***) Commereial Morality London 1893 S. 10.

Digitized by Google

die minderwertigen nicht die entsprechende Unterstützung finden. Eine erweiterte kaufmännische Bildung wird auch hier eine wesentliche Besserung herbeiführen können. Das Recht wird seine Ausbildung mit Hilfe der Kaufleute, welche eine Handelshochschule absolviert haben, leichter finden können als bisher, da einerseits die staatlichen Faktoren mit den kommerziellen Verhältnissen zu wenig vertraut waren und sich daher entweder einer Einmischung enthalten mußten oder mit täppischer Hand mit den Ausbrüchen auch den guten Kern trafen, anderseits der größte Teil des Handelsstandes nicht über die genügenden Kenntnisse verfügte, um auf die Gesetzgebung einen entsprechenden Einfluß auszuüben. Die Vertrautheit des Kaufmannes mit den Grundlagen, auf welchen jene beruht, wird auch seinen Rechtssinn stärken; er wird immer seltener Unrecht tun, aber auch kein Unrecht dulden.

Die Bedeutung dieses Umstandes wird leider noch vielfach verkannt. Man findet sogar in Schriften, die sonst einen richtigen Standpunkt einnehmen, lobend hervorgehoben, daß die Kaufleute auch unberechtigten Forderungen gegenüber eine nachgiebige Haltung einnehmen. So lesen wir in der kürzlich erschienenen kleinen Schrift von Bußmann „Handel und Ethik“:

„Auch das Verlangen ursprünglich eingerämmten Kredites findet meist ohne jede eintretende Zinsverrechnung statt und gilt z. B. zwischen Grossisten und kleinerem Abnehmer für eine fast selbstverständliche Liebestat, sowie ebenfalls bei dieser Art von Geschäftsverkehr bei dem üblichen Trauenwechsel die vorgeschriebenen Stempelsolsten und ausgefallenen Zinsen stillschweigend („kulant“) von der größeren Firma getragen werden.“

Und selbst Schmoller erwähnt unter den Vorzügen des „vornehmen reellen Unternehmers,“ daß er „seinen Kunden stets mit kleinen Diensten und Gefälligkeiten entgegenkommt.“

Hierbei wird übersehen, daß sich ein Kaufmann ein solches Entgegenkommen bezahlen lassen muß. Die Uebernahme von Kosten und Zinsenverlusten muß kalkuliert und dem Preise der Waren zugeschlagen werden; da ferner der Händler nicht im Voraus wissen kann, in welchen Fällen eine solche beanspruchit wird, so erfolgt der Zuschlag in vielen Fällen ein für allemal, so daß der ordentliche Kunde, der pünktlich zahlt und nichts verlangt, was ihm nicht gebührt, einen für ihn ungerechtfertigt hohen Preis zahlen muß. Dieser materielle Schaden ist jedoch gering im Vergleich zu dem moralischen, der mit diesen Gebräuchen verbunden ist. Die Kaufleute bleiben in Branchen und Ländern, wo Leistung und Gegenleistung nicht genau festgestellt und gefordert werden, in Unklarheit über ihre Rechte und Pflichten. Wo der Grundsatz „Jedem das Seine“ nicht genau festgehalten wird, wo der Einzelne, um Zeit und Kosten zu sparen oder mit Rücksicht auf die Kundschaft, offenbares Unrecht duldet, dagegen anderseits versucht, sich dagegen an den eigenen Lieferanten schadlos zu halten, da geht mit dem Rechtsgefühl auch das sittliche verloren; denn wo niemand auf seinem Rechte besteht, wird der Versuchung im eigenen Interesse dasselbe zu verletzen, Tür und Tor geöffnet. Enlin toute dupe suppose un fripon.

Ihering hat denn auch eine seiner bekanntesten Schriften dem Nachweis gewidmet, daß der „Kampf um's Recht“ nicht nur eine Pflicht des Berechtigten gegen sich selbst, sondern auch eine solche gegen das Gemeinwesen ist.

Das Schlagwort von der „kaufmännischen Kulanz“ ist jedoch nicht das einzige, welches zur Verteidigung von Mißbräuchen im Handel benützt wird. Den gleichen Zwecken dient das von der „Handelsfreiheit,“ mit dem viele Kaufleute für ihren Beruf eine Ausnahmestellung in Anspruch nehmen wollen, indem sie behaupten, diese Handelsfreiheit könne Beschränkungen nicht vertragen und ihre Ansprüche müßten als notwendige Uebel mit in den Kauf genommen werden. Sie vergessen, daß jede Freiheit nur ihre Berechtigung hat, so lange sie nicht die Interessen der allgemeinen Wohlfahrt bedroht, insbesondere aber, daß von der Freiheit nur dort der richtige Gebrauch gemacht werden kann, wo ein strenges Rechtsbewußtsein und sittliches Gefühl ihrem Mißbrauch verhindern. Die Wahrheit dieses Satzes wird durch die Tatsachen bestätigt. Nicht nur Angehörige der anderen Berufe weisen auf die Uebelstände des Handelsverkehres hin, sondern die Kaufleute selbst fühlen sich in ihrer Existenz bedroht und rufen nach gesetzlichem Schutz, allerdings, indem sie andere, insbesondere ihre Konkurrenten, Beschränkungen unterworfen sehen wollen, während sie für sich selbst die Notwendigkeit der Handelsfreiheit ins Treffen führen. (Schluß folgt.)

Berichte über die Literatur der ethischen Bewegung in England.

Von Professor Wilhelm Foerster (Berlin-Charlottenburg).

1.

Es soll in diesem Artikel der Anfang gemacht werden mit einer wiederkehrenden Berichterstattung über die ethische Bewegung in England, und zwar zunächst an der Hand des unter dem Titel Ethics allwöchentlich erscheinenden Organs der dortigen ethischen Bewegung.

Ich beginne mit den vom 1. Juli d. Js. ab erschienenen Heften dieser Wochenschrift. Dieselbe enthält im allgemeinen sieben Quartseiten Text und ein bis zwei Seiten Anzeigen und Inserate u. s. w.

Zuerst gibt es eine Art von Leitartikel, der meistens zwei Seiten umfaßt; sodann eine Reihe von kürzeren Artikeln, unter ihnen eine kurze Erörterung zur Tagesgeschichte mit der Ueberschrift „The Passing Hour“ und eine im allgemeinen in jeder Nummer wiederkehrende Rubrik mit der Ueberschrift „Moral Instruction,“ ferner einen Bericht über die verschiedenen ethischen Gesellschaften, hauptsächlich in England, mit der Ueberschrift „Our Societies“ und schließlich einen Abschnitt „Correspondence.“

Die heut vor uns liegenden sieben Nummern von Juli 1 bis August 12 enthalten Leitartikel von Harold Johnson, Stanton Coit, H. Snell, Philip Thomas und von Gustav Spiller. Außerdem gibt es einige längere Artikel von Henry J. Golding und von Charles J. Whitby, und einen Artikel von unserem Mitgliede Emily Altschul über englische Moral-Unterweisungs-Bücher.

Es wird in diesem ersten Bericht darauf zu verzichten sein, näher in mehrere der sehr interessanten und bedeutsamen Leitartikel einzugehen. Einer in kürzeren Zeiträumen wiederkehrenden Berichterstattung muß diese kritische Würdigung vorbehalten werden. Für diesmal will ich mich auf einige herausgreifende Betrachtungen und Charakterisierungen beschränken.

In einer kurzen Besprechung der hervorragenden Untersuchungen eines englischen Theologen, Mr. Ramsden Balmforth über „Die Bibel vom Standpunkt des höheren Kriticismus“ wird mit Recht und Feinheit darauf hingewiesen, wie nahe ernste und unabhängige Denker unter den Theologen schon mit den Grundsätzen und Zielen der ethischen Bewegung übereinstimmen. Einem längeren Citat aus dem Buche von Mr. Balmforth entnehme ich folgende Stelle:

„Die wahre Grundlage religiösen Friedens ist nicht und kann auf die Dauer nicht sein ein spekulativer Glaube, welcher von Zeitalter zu Zeitalter mit der Erweiterung der Erkenntnis sich ändert. Die wahre Grundlage muß der praktischen Wirklichkeit angehören, muß zu der höchsten Not Aller, nämlich zu der Festigung und rechten Entwickelung des Charakters, in naher Beziehung stehen; denn das ist sicherlich Zweck und Ziel all' unseres Denkens und Strebens. Das moralische Gesetz hat eine bindende Kraft für den Menschen, wenn es zugleich durch die innere Autorität des Gewissens und durch die Summe der Wirkungen jahrhundertlanger übereinstimmender Erfahrungen bezeugt wird, wogegen Glaubensmeinungen über die Autorität der Bibel,

Digitized by Google

über angebliche Wunder-Ereignisse in der Geschichte, über die Einrichtung des Universums und über das tiefe Geheimnis im Hintergrund aller Dinge unablässig in Veränderung begriffen sind."

Von ungewöhnlicher rednerischer Kraft und Wärme sind die Artikel von Dr. Stanton Coit „Our great paradox" (Unsere große Wortverwirrung), Morality and the supernatural world (Moral und die übernatürliche Welt), ferner von Mr. Harrold Johnson „Wanted Ironsides" (Wo sind die Eisenmänner) und „The great educators" (Die großen Erzieher). Man würde diesen eigenartigen und geistvollen Gestaltungen Unrecht antun, wenn man sie durch Auszüge charakterisieren wollte. Sie müßten in guter Uebersetzung bei uns vorgelesen und diskutiert werden; denn gerade durch den Widerspruch, den sie zum Teil herausfordern, würden sie auch bei uns höchst klärend wirken. Unser Freund Mr. Gustav Spiller hat in dem Heft vom 5. August einen Aufsatz „Internationalism" (Internationales Gemeinschaftsleben) beigetragen, ein höchst einsichtsvolles Bekenntnis zu den Grundlehren des ethischen Bundes, der die Erdenwelt bald umfassen soll.

Sei es mir heut nur noch gestattet, einige Worte über zwei Artikel zu sagen, welche unter der Ueberschrift „Life and Reality" (Leben und Wirklichkeit) von Mr. Charles J. Whitby beigetragen sind, der erste über die Ausdehnung des Sternsystems, der zweite über das Zeitproblem. Der Verfasser hat offenbar auf beiden Gebieten reiche Kenntnisse und auch philosophische Klugheit und Besonnenheit. Aber es ist doch überwiegend schmerzlich zu sehen, wie in einem der ethischen Bewegung, also vor Allem der Pflege der Genauigkeit und Korrektheit des Wahrnehmens und Denkens gewidmeten Blatte jene beiden Artikel eine eigentümliche Verbindung klarer wissenschaftlicher Erkenntnis mit überspannt unsinnigen Interpretationen gewisser Verallgemeinerungen, auf dem Gebiete der Raum-Messung und der Zeit-Messung, zum Ausdruck bringen. Man darf begierig sein, ob sich in der Zeitschrift selber nicht Einspruch dagegen erheben wird. Mr. Whitby kommt gegen den Schluß seiner Erörterungen über das Wesen der Zeit zu weit, daß er sogar prophetische Aussagen der allergewöhnlichsten Vorgänge für möglich hält. Sehen wir ab von seinen Ansichten über die Prophezeiungen der Jungfrau von Orleans, deren Realisierung „durch eidliche Aussagen" erhärtet sei - gelegentlich geben wir näheres über diese unsäglichen Phantasterein), so ist es doch fast lustig und doch traurig zu lesen, wie fromm er die unerschwinglich Kindergeschichte Schopenhauers nacherzählt, „wonach dieser, als er eines Abends eine Tintenflasche zerbrochen habe, nachträglich konstatiert habe, daß dieses Ereignis schon Tags vorher von einem seiner Diener gegenüber einem anderen Diener vorausgesagt worden sei." Schmerzlich aber wahr!?

Streiflichter.

Philister über Euch, Diplomaten! Die unerhörte Keckheit des beschränkten Untertans, der seit einiger Zeit gar nicht mehr schicklichergeben die erleuchtete Diplomatie für Krieg oder Frieden sorgen lassen will, sondern unzünftig ein eignes Urteil beansprucht da, wo uns sein Leben und Gut gefviett wird, bereitet den Regierungen offenbar großes Unbehagen. Wenn nicht einmal mehr die auswärtige Politik vor Banausen sicher ist — schlimm genug, daß die ganze innere Politik seit 1870 unrettbar der Kritik jedes Philisters unterstellt! — dann mag der leidige Teufel Reichsangler sein! Daher die Empfindlichkeit, mit der das Hineinpfuschen Unberufener in die zarte Spitzenklöppelei der Diplomatie zurückgewiesen wird.

Bei aller schuld'gen Achtung vor dieser Arbeit, die sicher an den persönlichen Takt, die Urteilsgabe und das Verantwortungsempfinden die höchsten Anforderungen stellt, und bei allem Abscheu vor der philiströhn Allesbesserwisserei des Spießbürgers wird man doch dieses Erwachen des Verantwortlichkeitsbewußtseins im Volke selbst als ein höchst erfreuliches Symptom sittlicher Höh-tbildung begrüßen dürfen. Insbesondere sollte gerade die Diplomatie, die bisher wohl allzusehr gewöhnt war, mit Ländern und Völkern wie mit t bloßen Holzpuppen ihr Schach zu spielen, sich rechtzeitig mit dem Gedank-n befreunden, daß die-e Art der Leitung der Welt „vieux jeu" geworden ist. Wenn sie sich jetzt daran erinnern ließe, daß das beste Regiment das ist, das es versteht, sich überflüssig zu machen, so würden die Lehren des Lütticher Bergarbeiterkongresses dieser Tage nicht verloren sein. Die „Wormser Volkszeitung," ein unseren Bestrebungen nahestehendes Blatt, faßt in ihrer Nummer 188 vom 14. d. Mts. di-se Lehren sehr hübsch zusammen. Sie schreibt:

„Wer nur „Reuter-Telegramme," die neuesten Meldungen von Wolffs Bureau," die „Erklärungen Rouviers," das „Journal des Débats" usw. ernstes als Kochrisch zu verschlingen gewohnt war und natürlich bei der selsensesten Meinung gewesen ist, nunmehr über die „hohe Politik" erschöpfend insormiert zu sein — muß ein sehr verdutztes Gesicht gemacht haben, als er die Reden der internationalen Delegierten auf dem Bergarbeiterkongreß vor die Augen bekam! Diese Herren sprachen ja auf einmal mit vom Krieg und Frieden, als ob sie zum Mindesten Staatssekretäre oder Botschafter wären und hatten dabei noch die Unverfrorenheit, mit konstanter Bosheit immerfort — nur vom Frieden zu reden! Herr Burns von England sagte: „Höher als Patriotismus steht Humanität und Gerechtigkeit" — „Unwissenheit und Vorurteil sind die Hauptquellen des Krieges." — „Harmonie und gegenseitige Zuneigung wollen wir an ihre Stelle setzen." Der Delegierte Manard von Belgien sagte: „Wie die Jaurès-Versammlung in Berlin soll auch dieser Kongreß eine Demonstration für den Frieden sein. Andere werden folgen und wenn auch jede einzelne zu schwach wäre, den Krieg zu verhindern, werden sie alle zusammen doch die verschieden Klassen zwingen, sich zu fragen, ob der schimmlige Feind diesseits oder jenseits der Grenze steht. Für uns ist das Wort Deutscher, Franzose, Engländer oder Belgier ja nur ein Vorname; Adressbruder ist der wahre Familienname." Der französische Delegierte Bergnet sührte aus: „Aber selbst ein siegreicher Krieg, was könnte er uns bringen? Einen siegreichen General, der als neuer Cäsar durch ein neues Konkordat eine neue Kirchenherrschaft heraufführte." Und der deutsche Delegierte, der Reichstagsabgeordnete Pué sagte u. A.: „Jeder von uns ist stolz auf sein Vaterland, keiner von uns ist ein vaterlandsloser Geselle. Aber wir wollen keine Säbelrasler sein, sondern uns dem nationalen Vielklang einen harmonischen internationalen Einklang herstellen. Diese Kongresse sollen eine Vorbedingung schaffen für die Erhaltung des Völkerfriedens. Gerade die Bergarbeiter sind in der Lage im geeigneten Moment die Mittel zu ergreifen, durch die dem Krieg gleichsam die Nahrung entzogen werden kann."

Wenn man einstweilen solche Manifestationen nicht überschätzen darf, soll man sie auch nicht unterschätzen — handelt es sich doch offenbar um nicht mehr und nicht weniger, als um den Anfang einer innigen internationalen Verbrüderung der Volksschichten, welche bei Ausbruch jedes Krieges vor allem ihre Haut zu Markte tragen! Da Kriege nur noch dann möglich sind, wo das ganze Volk einmütig hinter seiner Regierung steht, sind solche Erklärungen, wie auf dem Lütticher Kongresse, eine ernsteverlorene Mahnung an die Regierung, sich auf friedlichem Wege zu verständigen, wenn Streitfragen auftauchen.

Die „Realisten," die nur an Erzgier-Regisseurs, Magazingewehre, rauchloses Pulver u. s. w. zu denken gewohnt waren — sind betrübt, daß ihnen die Felle sortzuschwimmen anfangen. Sattsam, an die nur denkbarste „Schwarmer" denkend, werden auf einmal entschebend und mancher kommandierende General gibt seufzend dem Tänenspringen recht, der da meinte, es gäbe mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als unsere Schulweisheit sich träumen lasse!

Aber auch denjenigen Leuten sollte der Bergarbeiterkongreß zu denken geben, die nicht einsehen wollen oder können, was die Anstrengungen der Reformer und ähnlicher Weltverbesserer eigentlich für einen Zweck haben. Die Weltanschauung, von der die Delegierten beseelt sind, ist wahrlich nicht vom Himmel herniedergefallen. Nein, sie ist die Frucht von Millionen von Zeitungsartikeln und Vorträgen, von unzähligen Büchern und Broschüren, in denen moderne Köpfe seit Jahrhunderten ihr Evangelium verkündet haben; die Märtyrer des freien Denkens aller Zeiten, die Dichter und Künstler, die Soziologen und Naturwissenschaftler, kurz alle, welche für die Befreiung der Menschheit gekämpft haben und noch dafür kämpfen, sie haben die Saat

Digitized by Google

ausgestreut, aus der solche Früchte sprießen. Aus allen den Minziaden-Tropfen ist ein breiter Strom geworden, der die Kultur befruchten wird, dem Ziel gleich, der die Wüste in Ackerland wandelt. Aus solchen Erfolgen müssen wir aber auch neue Hoffnung schöpfen, wenn scheinbar unser Wirken am harten Panzer der Menschheit abprallt. Wer an dem Kulturfortschritte der Menschheit mitarbeitet, der darf nicht glauben einer Aktiengesellschaft anzugehören, die jährlich ihre „Dividende“ verteilt. Es kommt aber der Tag, wo alles bezahlt wird — mit Zins und Zinseszins. Vielleicht ist der Internationale Bergarbeiterkongreß in Lüttich solch' ein Zahltag gewesen?“

*

Reform des Begnadigungsrechtes. Unter dieser Spitzmarke schreibt das „Freie Wort“ (herausgegeben von M. Henning, Frankfurt a. M. 5. Jahrgang, Nr. 11) aus Anlaß unserer Bemerkungen zu der Begnadigung von Dr. Peters: die Ursache des Ausbleibens allgemeiner Amnestien seit 17 Jahren sei wohl darin zu suchen, daß in den größeren Bundesstaaten mit starker Bevölkerungsziffer weder „die Wirkungen einer allgemeinen Begnadigung mehr zu berechnen“ seien, noch die Möglichkeit vorliege, eine sachverständige Entscheidung über Befürwortung von Begnadigungsgesuchen zu treffen.

„In einem Staate wie Preußen,“ heißt es da, „ist die Anzahl der zu behandelnden Gesuche so groß, daß mit der heutigen Praxis über kurz oder lang gebrochen werden muß. Der Justizminister bezw. seine Beamten entnehmen naturgemäß ihre Informationen den Akten. Dabei kann sich die moderne Gesellschaft nicht beruhigen. Die kriminalanthropologie hat uns darüber aufgeklärt, daß unendlich viele Faktoren bei Verbrechen zu berücksichtigen sind, die nicht alle ihren Platz in den Akten finden können. Jedenfalls liegt die Gefahr nahe, daß häufig in fällen, für die das Begnadigungsrecht geradezu geschaffen zu sein scheint, eine Begnadigung gar nicht diskutiert wird, weil die Beamten, welche das Gesuch befürworten müßten, weder über die Zeit, noch über die Kenntnisse verfügen, um den Gegenstand eingehend nach kriminalanthropologischen Gesichtspunkten zu studieren.

Eine Reform auf dem Gebiete des Begnadigungsrechtes ist eine der dringendsten Forderungen unserer Zeit, weil der moderne Mensch so tiefe Einblicke in die soziologischen und anthropologischen Ursachen des Verbrechens getan hat, daß sich sein Gewissen nicht mehr bei der bureaukratischen Handhabung des einschlägigen Bestimmungen zu beruhigen vermag.“

Wir denken über die psychologischen Wirkungen einer allgemeinen, bzw. summarisch für bestimmte Verbrecher-Kategorien, etwa bei Anlaß eines höfischen Festes erlassenen Amnestie recht skeptisch. Hier kommen ja kriminalanthropologische Gesichtspunkte überhaupt kaum in Frage; es wäre denn mit der bedenklichen Erwägung, daß ca. 80—90 % der wegen Majestätsbeleidigung, groben Unfugs oder kleinerer Verfehlungen Bestraften überhaupt ohne eigentlichen Dolus gesündigt hätten, also gewissermaßen mißbräuchlich — summum jus, summa injuria — im Gefängnis säßen. Sind diese Menschen zu Unrecht in Strafe (wobei an der formalen Berechtigung des Urteils nicht gezweifelt werden soll), dann hätte unsere Strafgesetzgebung Vorsorge treffen müssen (durch schärfere Fassung ihrer Definitionen, durch bedingte Begnadigung, Strafaufschub und dergleichen), daß ihre Freiheit nicht auf den Zufall eines höfischen Festes oder auf die Willkür eines Mannes angewiesen ist; sind sie aber mit innerem Recht verurteilt, so gilt der Satz, daß die Strafe das Recht des Verbrechers ist und daß nichts das sittliche Bewußtsein so zerrüttet — neben der ungerechten Verurteilung — als rein willkürliche und zufällige Ausnahmebehandlung und unverdiente Begünstigung. Sollte der fein Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II. ausnahmslos geübte Verzicht auf allgemeine Amnestien diesen oder ähnliche Beweggründe haben, dann hätten wir nicht viel dagegen einzuwenden; es scheint uns förderung bei dem staatsrechtlichen Wesen des Begnadigungsrechtes außer Zweifel, daß die persönliche Entschließung des derzeitigen Herrschers, nicht die vom Freien Wort angeführten weiter abliegenden Gründe den Ausschlag gegeben hat. Wenn nun das „Freie Wort“ weiter darüber Klage führt, daß bei der Befürwortung einzelner Begnadigungen die psychologische Würdigung dessen, was nicht in den Akten steht (und nicht darin stehen kann) zu kurz kommt, so ist das ohne Weiteres zuzugeben. Im Schematismus erstickt eben das Leben. Aber ob der Vorschlag, die juristischen Fakultäten zu Mittlern und „Vertrauensmänner“kollegien zu machen „in allen Fragen, die mit dem Begnadigungsrecht in Zusammenhang stehen“ — das richtige trifft, das scheint uns doch überaus zweifelhaft.

Zunächst müßten sich die Herren Universitätslehrer doch auch eben — wieder aus den Akten und ausschließlich aus diesen — ihr Urteil bilden. Weit näher läge es, wenn was jetzt in Ausnahmefällen geschieht, der verurteilende Gerichtshof selbst, der aus der mündlichen Verhandlung unmittelbaren einen Teil der psychologischen und soziologischen Faktoren der Tat kennen gelernt hat, viel häufiger die Begnadigung befürwortete. Dagegen spricht indessen der Gedanke, daß schließlich dabei auf den Buchstaben des Gesetzes ein mertwürdiges Licht fallen müßte, wenn in irgendwie zahlreichen Fällen die Verurteilenden in gleichem Athemzuge ein Schuldig und ein Minder- oder Nichtstrafenswert aussprechen wollten. Wie unendlich viele Staatsanwälte, Richter, Geschworene und Schöffen bringen wohl täglich ihre geheime Unruhe bei der Verurteilung nur dadurch zum Stillschweigen, daß sie sich auf den Buchstaben des Gesetzes berufen dürfen! Nein, mit der Ausdehnung dieser Praxis ist es nichts. Aber wie sollen die Fakultäten, wohin sie auch vielleicht einen weiteren Gesichtskreis besitzen, als die Gerichte, ohne erneute mündliche Verhandlung, ohne die Möglichkeit eines Studiums der Psyche der Angeklagten, zu besseren Resultaten kommen?

Und dazu noch ein Weiteres: Wer ein wenig in der Geschichte unserer Universitäten bewandert ist, der weiß, daß darin die früher so häufige Erteilung von Rechtsgutachten in Zivil- und kriminellen Sachen seitens der Fakultäten ein recht trauriges Kapitel bildet. Der leider noch immer vorkommende Volksglaube: keine Sache ist so schlecht, daß sie nicht einen juristischen Anwalt fände, ist bedauerlicherweise doch wohl aus solcher Erfahrung erwachsen. Rechtsbeugungen bis zur krassen Unkehrung von recht und unrecht unter dem Druck von Machthabern sind nicht allzuselten gewesen. Mag heute auch die Gefahr geringer sein, mag man selbst zu allen Rechtsgelehrten, die heute unsere Universitäten zieren, das unbedingte Zutrauen haben, daß sie persönlich sich einzig von ihrem wissenschaftlichen und menschlichen Gewissen leiten lassen wollen, jenes Mißtrauen des Volkes wird dadurch nicht ohne weiteres aus der Welt geschafft und — auch das muß gesagt werden — je mehr unsere Universitätsprofessoren aus Dienern der reinen Wissenschaft zu mittelbaren Staatsbeamten werden, desto bescheidener wird das Zutrauen werden, das ihrer Unparteilichkeit entgegengebracht wird.

Unseres Erachtens ist, wer von der Erleichterung und Ausdehnung der Begnadigungen das Heil erwartet, grundsätzlich auf falschem Wege. Nicht mehr Gnade brauchen unsere irrenden Mitbrüder, sondern mehr, besseres und feineres, Recht. Dazu helfe uns die Reform der Strafgesetzgebung!

*

Aus der ethischen Bewegung.

Oranienburg-Eden. Vor zehn Jahren hat sich bei Oranienburg die Obstbau-Kolonie „Eden“ als Genossenschaft auf bodenreformerischen Grundlagen gebildet und entwickelt sich in günstiger Weise, emporwirkend durch den ausdauernden Fleiß der beteiligten ca. 100 Pionniere auf Märkischer Heide.

Als Praktiker auf sozial-ethischen Gebiete trugen nun unsere Genossen das Verlangen, die Bestrebungen der „D. G. E. K.“ kennen zu lernen; ich übernahm die Vermittelung mit dem mir schon länger durch seine erfolgreiche Tätigkeit als Etiker bekannten Herrn Dr. Penzig, welcher bereitwilligst am Sonntag, den 6. August, uns einen Vortrag über „Wesen und Ziele der Ethischen Kultur“ und zwar im allgemeinen und der „D. G. E. K.“ im speziellen in formvollendeter, schwunghafter Darstellung bot.

Anknüpfend von den Urahnungen menschlicher Kultur und Gesittung entrollte der Herr Vortragende den andächtig

Digitized by Google

Lauschenden, welche den Genußfestschaltstaal bis vor den Eingang füllten, den Entwickelungsgang der Ethik bis auf die Gegenwart; es war ein Sonntagsfeiertags-Genuß, die interessanten Streiflichter, welche uns Herr Dr. Penzig aus den Gebieten der kirchlichen, staatlichen wie persönlichen Ethik zeigte, mit anzuhören.

Die versammelten Damen und Herren folgten den sich daran anschließenden Erläuterungen der verteilten Leitsätze der „D. G. E. K." mit großem Interesse und bezeugten durch unterteilten lebhaften Beifall zum Schluß ihr Einverständnis mit dem Dargebotenen.

Der Vorsitzende, Herr Jackisch, führte dann unter Dankesworten an den Herrn Dr. Penzig es aus, daß die Versammlung durch ihre starke Beifallskundgebung die tiefe Wirkung des Gehörten bezeigte.

In einem Schlußworte gab der Unterzeichnete dem sich aus dem Verlaufe der Versammlung erweisenen Bedürfnis, zur Pflege der Ethischen Kultur in „Eden" ein Plätzchen zu schaffen, Ausdruck mit dem Wunsche, daß sich eine Anzahl Genossen bald zur Bildung einer Ortsgruppe zusammenschließe, um hier dauernd durch Vorträge rc. das Gebiet der Ethik zu pflegen.

Von dem nun vor den Toren der Reichshauptstadt sich hoffentlich in Kürze bildenden jüngsten Zweige gedenke ich demnächst etwas Weiteres berichten zu können.

A. P. Luck, Buchhändler. Charlottenburg-Eden, Berlin-Moabit.

Vermischtes.

Kein Fremdwort mehr. Es ist schon oft erwogen worden, ob die Herrschaft des Fremdwortes in den Spalten dieses Blattes etwas eingeschränkt werden sollte. Alle Leser und Leserinnen, die nicht den Vorzug hatten, ein Gymnasium zu besuchen, haben oft Mühe, sich das fremde Wort richtig zu übersetzen. Dennoch kann eine z. T. philosophische Zeitschrift, wie die „Ethische Kultur," das Fremdwort nicht entbehren, sie kann nur einem Teil der Leser dadurch entgegenkommen, daß sie die aus dem Griechischen stammenden Fremdworte nebenstehend verdeutscht. Die lateinischen Worte sind durch den häufigen Gebrauch und durch die allgemeine Kenntnis der Volkssprache leichter verständlich. Gut wäre es, wenn alle Menschen soviel Latein gelernt hätten oder lernen würden, daß sie sich nicht im Verstehen belehrender Aufsätze gehindert sähen.

Man soll aber nicht müssige Bittsche äußern und mit „wenn" und „hätte" um sich werfen, wenn sich irgendwie Abhülfe zeigt. Und es bietet sich allen Lernbegierigen in der liebenswürdigsten und angenehmsten Form jetzt eine Hülfe. Man braucht nur das von Dr. Zamenhof in Warschau erfundene „Neue Latein" oder Esperanto zu erlernen. Allgemein bekannt sollte diese neue Weltsprache sein. Sie will nur eine Hülfssprache sein, ein Band der Verständigung unter den Völkern. Noch kann niemand sagen, ob sie es in sehr hohem Maße werden wird, aber eins ist schon gewiß: wer sie kennen lernt, gewinnt sie lieb, wer sie beherrscht, den drängt es, irgend eine Lieblingsdichtung der eigenen Muttersprache in das wohlklingende Esperanto zu übertragen. Der Lernende findet daher schon eine gediegene Anbrahl guten Lesestoffs in Esperanto vor.

Der Lateiner lernt die neue Kunstsprache fast mühelos, und der Nichtlateiner lernt sie auch verhältnismäßig leicht. Zugleich aber gelangt er in den Besitz eines reichen Wortschatzes, der ihm die Lektüre eines jeden ganz oder halb wissenschaftlichen Werkes sehr erleichtert. Man lernt Esperanto ohne Unterricht mit Hülfe eines kleinen Lehrbuches. Das ist geradezu Fremdwort kommt hier allen Lernenden sehr zu statten!

Wollen sie die neue Sprache empfehlen. Allemand wird es bereuen, sich mit ihr bekannt gemacht zu haben!

Anfragen werden bereitwilligst beantwortet von der Esperantisten-Gruppe Berlin; Geschäftsstelle ist der Verlag Möller & Borel, Prinzenstr. 85. Dort erhält man auch die kleinen Lehr- und Wörterbücher, sowie Broschüren und Ueberzeugungen.

Marie Hankel.

* * *

Internationaler Friedenskongreß in Paris (8.—7. September 1905). Der im letzten Herbst so überraschend stark besucht gewesene Friedenskongreß in Rom faßte den Beschluß, den nächsten Kongreß ausnahmsweise schon im Herbst 1905 in Paris stattfinden zu lassen. Auf diese Weise wollte das Internationale Friedenskomitee sein lebhaftes Interesse für die vorläufig leider nur in Frankreich in den Vordergrund tretende Bewegung für die Trennung des Staates von der Kirche kundgeben.

Die französischen Regierungskreise erachten die Teilnahme der Ausländer an diesem Kongresse nicht als eine Einmischung in innere Angelegenheiten des Landes" und sind im Gegenteil bestrebt, auch den Ausländern den Besuch in Paris so bequem und angenehm wie möglich zu machen. Neben dem feierlichen Empfange der Kongreßfilien im Pariser Rathause sei hier nur noch die Ueberlassung des dem Staate gehörenden herrlichen Trocadérosaales für die Sitzungen des Kongresses erwähnt. Wie die Staatsbahnen, so räumen auch sämtliche Privatbahnen Frankreichs auch den nicht französischen Kongreßbesuchern für die 16 Tage, vom 24. August bis 12. September, das Recht ein, gleichviel in welcher Eisenbahnklasse zu halben Preisen zu reisen.

Die Eröffnung des Kongresses ist auf den 4. September festgesetzt, und als Redner für diesen Tag sind eingeschrieben: der ständige Sekretär der Akademie der Wissenschaften, früherer Minister des Aeußeren, Marc. Berthelot, Odon de Buen von der Universität Barcelona, Buisson von der Pariser Sorbonne, Hector Denis (Universität zu Brüssel), Mangasarian-Chicago, C. Sergi von der Universität Rom, das französische Senatsmitglied Beurlaux und der belgische Politiker Leon Furnement. Deutschland soll durch Ernst Haeckel vertreten werden.

Was die einzelnen Punkte der Tagesordnung betrifft, so werden Hector Denis und der Rektor der Brüsseler Universität de Greef, sowie Herr Gh. A. Nolles (Florzheim) die „Schaffung einer neuen Enzyklopädie" behandeln. Die Frage über „Moral ohne konfessionellen Glauben" soll in verschiedenen Richtungen, sowohl von namhaften Naturwissenschaftlern als Rechtsgelehrten, Pädagogen, schaffenden Künstlern und Literaturhistorikern erörtert werden.

Die gewichtige Frage der Trennung des Staates von der Kirche werden neben den bedeutenden französischen Parlamentariern noch Professor Aulard von der Sorbonne und der belgische Deputierte Lorand behandeln. Zum Thema „Friedenkertum und Friedensbestrebungen" werden sprechen u. a. von Waldeck (Straßburg) „Friedensbestrebungen in Deutschland", in Laillade (im Namen des Pariser Freimaurertums) über internationale Schiedsgerichte, Frau Odette Lagnerre über die Friedensbestrebungen und die Schulen u. s. w.

Mitgliedskarten sind gegen vorherige Einsendung von 5 Frc. oder Mk. 4,15 vom Sekretariat des Kongresses 53 rue Claude-Bernard, Paris (5e) oder einem der unterzeichneten Sekretäre für Deutschland zu beziehen. Die Mitgliedskarten sind möglichst rechtzeitig (wenn es geht vor dem August) zu besorgen und gleich bei der Bestellung die Grenzstation, durch welche man nach Frankreich gelangen will, anzugeben. Auch Pension für 6 Tage inkl. eines Ausflugs nach Versailles kann man schon zu Preisen von 75, 90 und 110 Francs, also ca. Mk. 60.— bis 90.— haben.

Nähere Auskunft über den Kongreß erteilen auf Wunsch die für Deutschland tätigen Mitglieder des Organisationskomitees des Internationalen Friedenkerkongresses 1905.

Ida Altmann, Berlin-Wilmersdorf. W. Schmidthenner, Heidelberg. Platzburgerstr. 53. Neuenheimer Landstr. 48

Bücherschau.

Die Juden. Von Eugen Tschirikow. Schauspiel in 4 Aufzügen von Georg Polonsky. München 1904. Verlag Dr. J. Marchlewski & Co.

Das Stück ist durch die Kischinewer Judenhetze veranlaßt und — ist in der Veranlassung stecken geblieben. Es erhebt sich nicht zur Höhe freier Kunst. Es schildert mit furchtbarer Deutlichkeit die gräßlichen Folgen der unhaltbaren russischen Zustände, die allgemeinen Volksleidenschaften, die zunächst im Massen- und Religionshaß blutig toben, aber, wie die jüngsten Ereignisse wieder lehren, nicht in den Häusern der reichen und armen Juden Halt machen. — Das Stück hat die deutliche Tendenz zu warnen und ist darin mit Karl Weisers „Rabbi David" verwandt. — Aber warnen es auch als Kunstwerk nicht schwer in die Wagschale fällt, so ist es als Sittenbild nicht ohne Interesse. J. Stern.

Nachtfalter. Ein Sittenbild von Rosita Schwimmer. Berlin, Ernst Hahn, 1904. 80. 78 Seiten. 2 Mark.

Ein auf erschütterndes modernes Kulturbild auf der Großstadt. Gewissen Anzeichen nach hat die Verfasserin — eine wohlbekannte Frauenrechterin von geradezu leidenschaftlichem Gerechtigkeitsgefühl — Budapest im Auge, allein die Geschichte könnte ebenso in Wien oder Berlin, Paris oder London, Brüssel oder Petersburg spielen. Es sind hoch-ethische Anschauungen aus dem Leben der Gesellschaften, dieser unglücklichsten aller Sklavinnen. Ein rein gebliebener Jüngling geht mit einem verführten und immer tiefer gesunkenen, gealterten Mädchen in den Tod. Wir gewinnen herzerreißende, halbnovellistische Einblicke in die traurige Vorgeschichte eines großen Teiles der grauenhaften Ungerechtigkeit der doppelten Moral, die ein unschuldiges, zu Falle gebrachtes Wesen zu Wahnsinn, Kindesmord und Bordell führt. Auch lernen wir einen edeln Mann kennen, dem der Unverstand der Welt bei seinem Irrunfang ins Reich der Ideale die Flügel verbrannt hat. Das Weib ist leidenschaftlich in grandiosen Zügen gezeichnet, der Mann leider verschwommen, unklar, unbestreitbegrd. Der Straßen- und Bordellidealist jener Kreise läßt in seiner Biederagbe viel an Richtigkeit zu wünschen übrig. Im übrigen aber ist an dem von hohem Gesinnungsadel und heißer Menschenliebe zeugenden Werkchen nichts auszusetzen. Es ist das schöne, dichterische Erzeugnis einer für die Darstellung psychologischer Vorgänge offenbar hochbegabten Schriftstellerin, von der die Leiwell zweifellos noch vieles Bemerkenswerte zu erwarten hat. L. K.

Digitized by Google

Leonhard Simion Nf., Berlin SW. 48.

Soeben erschien:

Die Bedeutung der Handelshochschule für den Kaufmann.

Von

Professor Dr. Paul Arndt.

Obige Brochüre bildet Heft 215 der:

Volkswirtschaftlichen Zeitfragen,

Vorträge und Abhandlungen

herausgegeben von

der Volkswirtschaftlichen Gesellschaft in Berlin.

(XXVII. Jahrgang.)

Jährlich erscheinen 8 Hefte zum Abonnementspreise von 6 Mark.
Einzelpreis für jedes Heft 1 Mark.
Ausführliche Prospekte auf Verlangen gratis und franko vom Verlag.

Eingegangene Bücher.

„Lyrik." Monatsschrift für Lyrik und Kritik. Herausgegeben von Karl Fessel. 7. Jahrgang. Nummer 7. Lyrik-Verlag. Berlin N. W. 21. Jahresbeitrag M. 5,—.

Vom Kulturmarkt der deutschen Schule. Von Arthur Bonus. Jena und Leipzig. Eugen Diederichs. 1904. Mk. 1,50.

Die freistudentische oder Finkenschaftsbewegung an den deutschen Hochschulen. Von Oberlehrer Dr. Paul Szymank in Rostock. 13. Jahrgang. 4 Stück der Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft. Mk. —,50.

Die neue Frauentracht. Von M. Rudolf. Mit vier Abbildungen. Flachtig in Sachsen Rud. Zimmermann. 1905. Mk. —,30.

Das Sinnesleben der Pflanzen. Von R. Francé. Mit zahlreichen Originalbildern. Stuttgart. Alexander Koch's „Kosmos" (franckhsche Verlagsbandlung). Mk. 1,—.

Der Humanismus. Sein Wesen und seine Geschichte. Von Dr. Ludwig Keller. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung. 1904. Mk. 1,—.

Patria. Jahrbuch der „Hilfe" 1905. Herausgegeben von D. Fr. Naumann. Berlin-Schöneberg. Buchverlag der „Hilfe."

Der Streit der Konfessionen um die Schule. Von D. Fr. Naumann. Berlin-Schöneberg. Buchverlag der „Hilfe." Mk. —,60.

Das Martyrium der Madonna. Leipzig. Verlag der Schriften Moses Maria. 5 Setten Text. Mk. 1,—.

Altjungfernkolter. Randbemerkungen zur Feminiktik von Stefan von Kotze. Berlin. Verlag Continent (Theo Gutmann). Mk. —,80.

Der Charakter Jesu Christi Von F. G. Peabody. Autorisierte Uebersetzung von E. Müllenhoff. Gießen. J. Rickersche Verlagsbuchhandlung (Alfred Töpelmann). 1905. Mk. —,60.

Zur 60jährigen Geschichte der freireligiösen Bewegung. Von Gustav Tschirn. Bamberg. Handelsdruckerei. 1904. Mk. 2,50.

Der Kampf um die Schule. Vortrag von Oskar Muser. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländers Verlag. 1904. Mk. —,60.

Die wahre Ursache der hellen Lichtstrahlung des Radiums. Von J. H. Ziegler, Dr. phil. Zürich. Art. Institut Orell Füßli. 1905. Mk. 1,50.

Wahrheit oder Legende? Ein Wort zu den Kriegsbriefen des Generals v. Kretschmann. Von Lily Braun. Stuttgart. Dietzer & Pfeiffer.

Rene Descartes philosophische Werke. Erste Abteilung. Abhandlung über die Methode. Neu übersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. Artur Buchenau. Verlag der Türrschen Buchhandlung. Leipzig. 1905. Mk. —,60.

Verlag von Leonhard Simion Nf. Berlin SW. 48.

Penzig, Dr. Rudolph.

Zum Kulturkampf um die Schule.

Ein Mahnwort an Denkende.

8°. 10 Bogen. Preis broschiert 2 Mark, gebunden 3 Mark.

Die „Bremer Nachrichten" schreiben:

Das Buch behandelt in zehn Kapiteln ausführlich: Neue Erziehungsideale, Staat, Kirche und Schule, die freie Kulturschule, den Religionsunterricht und den Moralunterricht (Einwendungen gegen denselben, seine Gliederung, sein Abschluß, seine Einführung usw.). Wer in der Schulfrage sich nicht mit einer vorgefaßten Meinung begnügen, sondern sich ein selbständiges Urteil bilden will, dem ist das Studium der vorliegenden Schrift sehr zu empfehlen. Jeder vorurteilsfreie Leser wird mit Dr. Penzig in der Forderung übereinstimmen, die der Schrift als Motto vorgesetzt ist: Sittlichkeit — nicht Bekenntnis! Lebenskunde — nicht Jenseitslehre! Menschenerziehung!

Schriftsteller,

welche ihre Arbeiten: **Dramen, Romane, Novellen, Gedichte** zu publizieren beabsichtigen, bitten wir, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

Gose & Tetzlaff G. m. b. H.

Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 61.

Verlag von: **„Moderne Essays zur Kunst und Literatur."**

Obstkolonie „Eden", a. G. m. b. H., in Oranienburg b. Berlin.

Ansiedelung. — Heilstätten in Kehrpacht. — Intensiver Obstbau mit Anleitung für Laien. — Wasserleitung! — Eigene Schule! — Gute Bahnverbindung.
Prospekt, Jahresbericht, Satzungen etc. für 20 Pf. in Marken durch die Verwaltung.

Edener
Fruchtsäfte, Marmeladen und Gelees
sind naturrein, ohne Färbung oder Beimischung.
Preisliste mit freundlichen Gutachten etc. frei!

Erholungsheim Tilly.
Das ganze Jahr geöffnet!
Prospekt frei.

Konsum-Abteilung.
Versand aller gewerbl. Lebensmittel, insbesondere Kolonialwaren, Kaffee, Tee, Kakao, Schokoladen, Dr. Kellogs und Hohenlohesche Nährmittel, alkoholfr. Obst- u. Traubenweine, Tafelöle.
. . . Preisliste gratis! . . .

Zum Druck von Broschüren

wissenschaftlichen Werken,

Jahresberichten, Flugblättern,

sowie zur Anfertigung

• • • sämtlicher anderen Druckarbeiten • • •

in moderner und sauberer Ausführung, bei billigster Berechnung, empfiehlt sich

Oskar Hensels Buchdruckerei

Gottesberg (Schlesien).

Druck der „Ethischen Kultur," des „Freidenker" und freireligiösen „Sonntagsblatt."

☞ Bei Bedarf verlange man Kostenanschlag. ☜

Das Bureau der D. G. E. K.

Unter den Linden 16, **zweiter Stock** rechts, ist vom 1. September wieder geöffnet. Anschriften 2c. werden, falls der Unterzeichnete nicht anwesend ist, auch in der Auskunftstelle im III. Stock erteilt. Sprechstunden des Unterzeichneten nur Montag, Mittwoch und Freitag von 10—12 Uhr. Eilige Zuschriften sind daher besser an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmannstraße 15 zu richten.

Dr. Penzig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Weber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertreter für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1.60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „**Kinderland**," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XIII. Jahrgang. | Berlin, den 15. September 1905. | Nr. 18.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Mit der vorliegenden Nummer schließt das III. Quartal. Wir bitten alle unsere Leser recht herzlich, uns ihr altes Interesse freundlichst zu bewahren und auch durch Mitwirkung bei der Ausbreitung unserer Zeitschrift zur Förderung unserer Ideen und Bestrebungen beizutragen. Jeder helfe mit im Rahmen seines engeren Wirkungskreises. Viele wenig machen ein viel. Probenummern der „Ethischen Kultur" und ihrer Monatsbeilage „Kinderland" zur Verteilung in beliebiger Anzahl stehen gern franco und kostenfrei zur Verfügung.

Hochachtungsvoll

Verlag für „Ethische Kultur."

Inhalt:

„Heilige und Helden." Von Teresita Friedmann-Coduri, Mailand.
Die sittliche Erziehung des Kaufmanns. Von Gustav Binzel (†). (Schluß.)
Streiflichter:
Glossen zum russisch-japanischen Friedensschluß.
Die deutsche Liga für weltliche Erziehung.
Gute und wohlfeile Populärwissenschaft.
Bücherschau.
Eingegangene Bücher.

„Heilige und Helden."*)

Von

Teresita Friedmann-Coduri, Mailand.

C'est grâce à des hommes, qui paraissent inutiles, qu'il y aura toujours un certain nombre d'hommes incontestablement utiles. Maeterlinck.

Wenn wir in den verschiedenen „Leben der Heiligen" von Beispielen außergewöhnlicher Bußübungen und asketischer Handlungen lesen, die in unsern Augen zwecklos, geradezu wahnsinnig erscheinen, stehen wir ihnen nicht nur völlig verständnislos gegenüber, sondern auch unser gesunder Menschenverstand, der gleichbedeutend ist mit dem Selbsterhaltungstrieb, sträubt sich gegen solch ein Vergeuden des Lebens. So auch, wenn wir von großherzigen Heldentaten vernehmen, die oft nicht der augenblicklichen Notwendigkeit dienen, vielmehr nur als Vorbild von Seelengröße, Edelsinn betrachtet werden müssen, stellen wir uns wohl die Frage: Wozu all' dieser Heldenmut? Weshalb? Und wir meinen, es wäre viel praktischer gewesen, das Leben von der bequemeren Seite zu nehmen, seine paar guten Tage zu genießen und seinen kleinen und großen Uebeln mit möglichster Umsicht aus dem Wege zu gehen. Vor allem dieses erbarmungslose Verzichten auf eigenen Besitz, auf jegliche Annehmlichkeit, dem sich so viele mit solcher Unerbittlichkeit unterziehen, erscheint uns nahezu wie eine Herausforderung, und nur der Gedanke an das Große, das von diesen wunderlichen Menschen ausging, an so mancherlei Wunderbares, das wir in ihrem Dasein entdecken, findet noch Gnade vor unsern Augen. —

Denn nicht um ihrer Werke willen, so sehr diese auch unsere Anerkennung verdienen, sind sie groß. Die Wendepunkte der Geschichte sind weit eher das gemeinsame, fast schicksalsgegebene Werk Vieler und vollziehen sich zuweilen trotz der großen Menschen, die versuchten, ihnen die Richtung zu geben. Nicht um dessen willen, was sie geleistet, sondern um ihrer selbst willen haben die Großen Anspruch auf unsere Verehrung.

Die Menschen müssen die Tugend bis ins Paradoxe sich erheben sehen, um an Tugend zu glauben, sie bedürfen immerwährender Anregung von Seite der Großen, um an Größe zu glauben. —

Die Großen sind die Wahrer der Tugend. Dem Himmel nahe, in Höhen unerreichbar für die Massen der Lebenden, sind sie die Hüter und Pfleger menschlicher Größe. Einer jeden Eigenschaft, die uns zu tüchtigen Menschen macht und Jahrhunderte hindurch die Gesellschaft aufrecht erhalten, lag die heroische Kraft einiger großer Persönlichkeiten zu Grunde.

Eine jede unserer Tugenden wurde an dem Tage geboren, an welchem der erste Barbar eine Roheit zu überwinden verstand, und wenn ein Mensch, der verschieden von den Andern, so sehr verschieden, daß man von einer besonderen Berufung sprechen konnte, den Sieg über diese rohe Eigenschaft bis zu ihrer gänzlichen Vernichtung erlangte, dann durfte man sagen, daß eine neue Menschenwürde das Licht erblickte. —

Solche Gedanken beschäftigten mich, als ich im vergangenen Sommer einen Berg in der Schweiz hinanstieg. Einen bescheidenen Berg nur, dessen Name kaum erwähnt wird neben den Riesen, die ihm zur Seite stehen und von seinem Gipfel aus sich enthüllen.

Oben, an seinem nördlichen Abhang, liegt ein Gletscher, der, nachdem man ein einsames, kleines Thal durchwandert, im Hintergrunde auftaucht und sich im schneeigen Glanze

*) Aus dem gleichnamigen Buche. Autorisierte Uebersetzung von Nina Knoblich.

Digitized by Google

vom blauen Himmel abhebt. — Diesen Gletscher zu erreichen war unser Ziel. —

Die kleinen Bäche rieselten mit leisem Gemurmel zwischen dem vom Wirken der Zeit und der Gewässer noch nicht abgeschliffenen Gesteine, um sich unten im Thale mit dem Fluß zu vereinigen, der rauschend und schäumend seine Fluten hinttried bis zum Rheine, der dort seine lange Reise beginnt. —

Um den Schnee herum nichts als feuchte Erde und etliche seltsame Blumen; dann nahm, unabsehbar, unerbittlich über dem Abgrunde schwebend, das Reich des Todes, der unfruchtbare Gletscher seinen Anfang. —

Von Schnee bedeckt, von der Sonne hell bestrahlt, von tausend Furchen durchzogen, die bis hinauf zur Spitze kletterten, dehnte sich die glitzernde Wüste unter dem Himmelszelt aus in ihrer unwirtlichen Oede; nur weiße Schmetterlinge irrten müde über die schimmernde Weite hin.

Während ich hinanstieg, der Sonne nach, mußte ich an die Wasserbäche denken, die unter dem Gletscher, der sie in seine Tiefen bannte, dahineilten, sprudelnd, hüpfend, von weißem Schaum gekrönt, in rastloser Bewegung, die den Kräutern und Blumen, die sich über ihren Rand neigten, Leben spendeten, weiter unten die Wurzeln der hohen Tannen nährten, die schlank und schwarz an die Felsen sich klammerten. Und an den Fluß dachte ich, der in die von Sonnenglut versengten Ebenen hinunterstieg, um ihnen Kraft und Fruchtbarkeit zu bringen. Vom unfruchtbaren Gletscher kommt das Leben, das die Wasser der Erde enthalten! Von den Höhen, von ewig unfruchtbaren Bergen steigt das Gedeihen der Ebene hinab!

Hier oben war die Grenze alles Lebens und zugleich sein Gipfelpunkt, von wo tausend Spitzen sich rings emporreckten — ein weites, wunderbares Panorama von Zacken und Svitzen, zu deren Majestät die Kenntnis ihrer Namen nichts beitragen konnte. Ihr hehren Gipfel, die ihr dem Himmel zuftrebt, einsam und unfruchtbar, deren Wasser jedoch die Fruchtbarkeit zur Erde tragen, wird die Zeit kommen, da auch Ihr herniederfteigt, um dem Erdboden gleich zu werden? —

Ihr gleicht den menschlichen Größen, die über den Gesetzen, außerhalb der Sitten der Menschen stehen. In jenen jedoch finden sie die Rechtfertigung der Regeln, die ihnen auferlegt werden; in diesen, die man versucht ist, Todtheiten zu nennen, die Bestätigung des Gesetzes, das sie regiert. Denn das Moralgesetz muß von oben kommen, streng sein bis zur Unbeugsamkeit, stark bis zum Wahnsinn. — „Der sinnliche Mensch begreift die geistigen Dinge nicht, da sie für ihn Torheit sind." (I. Cor. II. 14.) —

* * *

Zu einer Zeit, als ich manchen Morgen gegen 8 Uhr an einer Vorstadtgasse vorüberkam, sah ich dort, in Mäntel und Tücher gewickelt, etliche Kinder stehen, mit verkrüppelten Beinen, auf den klugen Gesichtern eine fahle Blässe. Ich entdeckte, daß sie auf den Omnibus der Rhachitischen warteten, der sie zur Heilung nach San Calinero bringen sollte, in jene schöne, sonnige Anstalt, die schon aus diesem Grunde eine Wohltat für diese armen Geschöpfe bedeutet, die an enge, schmutzige Gelasse, in welchen Jammer und Elend haust, gewöhnt sind. —

An einem solchen Morgen war es, als der Anblick dieses täglichen Schauspiels mich mehr als sonst bewegte, und es mir seltsam schienen wollte, daß so viele Leute sich mit diesen so schlecht geratenen Exemplaren der menschlichen Rasse abgeben. Weshalb — fragte ich mich — mühen sich so Viele damit, diese kleinen, verwachsenen Wesen zu pflegen, groß zu ziehen? Wäre es nicht weit besser, sie sterben zu lassen, oder lieber noch, diese Individuen, die der Rasse zur Unehre gereichen, aus der Welt zu schaffen? Warum, statt dessen, all dies Mitleid mit ihnen? Warum stehen wir mit einer Art religiöser Ehrfurcht ihrem Elend gegenüber und fühlen eine gewisse Zärtlichkeit für ihr Unglück? — Die Gelehrten streben mit allen Mitteln darnach, ihre Leiden zu lindern, ihre Glieder zu kräftigen, diese gebrechlichen Körper am Leben zu erhalten. Warum? — Die Erde sei bereits übervölkert, behaupten Einige. Weshalb also Existenzen, welche die Natur selbst dem Untergang geweiht zu haben scheint, erhalten, retten sogar? —

Lange konnte ich keine Antwort auf diese Frage finden, und dachte, auch diese gehöre zu jenen, die besser nicht gestellt werden. Aber später fand ich sie in einem Buche und zwar so, wie sie genau meinem Empfinden entsprach, nur daß sie, wie jedes Empfinden, leichter zu fühlen, als auszusprechen ist. Diesmal jedoch war sie ziemlich klar ausgedrückt:

Nach einem Ausspruch Fénélons ruht unsere Vernunft nur auf unseren klaren Ideen. Aber wir können hinzufügen, unsere Weisheit, d. h. das Beste in unserer Seele und in unserm Charakter, ist gerade in denen unserer Ideen zu finden, die ganz und gar nicht klar sind. Wer sein Leben nur durch klare Ideen leiten ließe, würde sicher in Bälde ein wenig liebens- und achtenswerter Mensch werden. Im Grund ist nichts weniger klar, als die Gründe, mit denen wir uns dazu bereden, es stände uns wohl an, gut, gerecht, großmütig zu sein und überall die edelsten Empfindungen und Gedanken zu haben, die wir nur erreichen können."

Die stärksten unserer Ideen, diejenigen die unser Tun bestimmen, wurzeln nicht etwa in der Vernunft, sondern in jenen Tiefen des Unbewußten, wo die Erfahrung und Ueberzeugung von Jahrhunderten sich ansammelt, und die lange Zeit noch fortdauern, nachdem die Ursachen, denen sie entsprungen, aufgehört haben, zu bestehen. — Noch immer ist es das Christentum mit seiner Lehre der menschlichen Zusammengehörigkeit, der Brüderlichkeit, das unserer Moral Gestalt gibt. —

Wir fahren fort, unserem Nächsten wohlzutun, ihn zu unterstützen, zu lieben um jener großen Toten willen, welche die „Diener und Sklaven der Diener Gottes" (S. Caterina) sein wollten, welche nicht nur mit Worten, die im Winde verhallen, sondern durch ihr Beispiel, das sich den Herzen eingeprägt, jene Wahrheit predigten: daß Andern die Trübsal erleichtern Gott die liebste Anbetung ist. —

Daraus, daß es große, heldenhafte Tugenden gegeben hat, entstehen und verbreiten sich die kleinen Tugenden in der Welt, die sie aufrecht halten, und noch immer fließt die Quelle des Wohltuns, der große Strom menschlicher Solidarität zum Segen des staatlichen Lebens, weil er von den unfruchtbaren Gletschern der heroischen Tugenden, oben auf den unerforschten Höhen der Heiligkeit, gespeist worden. Wird die Zeit kommen, in welcher der große Mensch, der Heilige der heroischen Tugenden verschwunden sein wird aus den Generationen der Menschheit?

Wenn dies der Fall wäre, würden wohl bald genug die Quellen der Tugend selbst versiegen und alsdann eine neue Moral sich einstellen, jene Moral, von welcher wir bereits durch den finstern Propheten Zarathustra gehört, der alle unsere süßlichen Ideale von Altruismus, Duldsamkeit und Mitleid zerstören wird, um an ihrer Stelle die Ich-Moral einzusetzen. —

— — — Es muß Jemand, aus Liebe zu einer übermenschlichen Größe auf die Güter des Lebens, sogar auf das Leben selbst verzichten, um Zeugnis abzulegen für jene Vollkommenheit, die sich der menschlichen Natur als Ziel aufdrängt, damit die Durchschnittsmenschen sie verehren und ihr nachzustreben vermögen. — Niemals noch, als in dieser unserer Zeit, die sich, und mit Recht, ihres demokratischen Gepräges rühmt, war es so wichtig, für die Verehrung der Großen einzutreten, damit die Menschheit nicht in mutlosem Gleichheitswahn, der nur zu bald ein Sieg der Mittelmäßigkeit werden dürfte, jeden Trieb nach Vervollkommnung verliere.

Digitized by Google

Möge die Gesamtheit immerhin gleiche Rechte, gleiche Vorteile besitzen, aber unterdrücken wir eigenartige Individualitäten nicht, auf welchen allein die Zukunft und die Würde der Rasse beruht.

„Der Zweck der Menschheit“ — hat Renan geschrieben — „ist, große Menschen hervorzubringen; von diesen wird die Rettung kommen. Das Werk des Messias, des Erlösers, wird ein Einzelner, nicht eine Menge vollbringen.“

Mit diesen Worten stellt sich der gelehrte Franzose in Widerspruch mit dem Begriff, den man sich vor ihm und heute noch im Allgemeinen vom Helden gemacht. — Das Altertum, das den Wert des Einzelnen nur in seiner Eigenschaft als Bürger anerkannte, das den Menschen nur als ein Glied des Staates betrachtete, bewunderte den Helden einzig als den Vollstrecker der dem Vaterlande ersprießlichen Taten.

Die Entwicklung der Persönlichkeit, der Wert des Menschen an und für sich, galt dem klassischen Altertum noch nichts. Sokrates, als Erster, verteidigte das Recht des Einzelnen der Gesamtheit gegenüber und wurde um dieser Eigentümlichkeit willen zum Trinken des Giftbechers verurteilt.*)

Die Großen sind nicht nur „representative men,“ wie Emerson sagt, sie fassen nicht ihre Zeit in ihrer Person zusammen, sondern sie kündigen die kommende Zeit, eilen der Entwicklung voraus; deshalb wirken sie so anregend auf die Massen, indem sie diesen und sei es nur um einen Schritt, auf dem Wege der Vervollkommnung vorangehen.

Und daher ist es stets nützlich, das Leben solcher ruhmvollen Vertreter unseres Geschlechtes zu betrachten und von ihnen sich leiten zu lassen. —

Ihr Leben ist ein schönes Werk, zu dem nicht die Natur allein und jene Gabe, die gläubige Gemüter mit dem Namen „Gnade“ bezeichnen, das ihrige beitrugen, sondern jene Kraft, der Wille, welcher, wenn nicht, wie Schopenhauer sagt, der Anfang von Allem, so doch gewiß der Anfang jeder sittlichen Schönheit ist.

*) J. Burckhardt, Griechische Kulturgeschichte.

Die sittliche Erziehung des Kaufmanns.

Von Gustav Bunzel. (†)

(Schluß.*)

Es wäre an der Zeit, daß nicht jeder Ruf nach einschränkenden Gesetzen auf dem Gebiete des Handels als reaktionär gebrandmarkt, sondern objektiv auf seine Berechtigung geprüft würde. Wenn eine Kommission der Londoner Handelskammer, die doch gewiß nicht aus reaktionären Elementen besteht, in dem bereits erwähnten Berichte darauf hinweist, „daß viele Leute, die sich an unerlaubten Geschäften beteiligen, diese ängstlich vermeiden würden, wenn sie unter Strafe gestellt würden,“ so verdient doch diese Anschauung in jedem einzelnen Falle die ernsteste Berücksichtigung zu erfahren.

Dies bezieht sich insbesondere auf ein Gebiet, welches für unser Thema von um so größerer Wichtigkeit ist, als auf ihm die Versuchung am häufigsten an den jungen Kaufmann herantritt. Es ist dies das Börsengeschäft und in Verbindung damit das Börsenspiel. Zwar wird vielfach versucht, letzteres in eine Linie mit der legitimen Spekulation zu stellen und selbst ausgesprochene Börsenspieler legen Wert darauf, als Kaufleute angesehen zu werden; der tatsächliche Unterschied ist jedoch, wenn auch die betreffenden juristischen Definitionen nicht immer glücklich waren, jedem Kenner der Verhältnisse klar. Er wird von Schmoller mit folgenden Worten festgestellt:**)

*) Sonderabdrücke dieser ganzen Artikelreihe sind vom Verlag für ethische Kultur zu beziehen.

**) Ueber einige Grundfragen des Rechts und der Volkswirtschaft. Jena 1875, S. 656.

„Kennzeichnet sich doch das Handelsgenie im Gegensatz zum bloßen Schwindelgeist vorzugsweise durch die Fähigkeit, die kleinen, ja vor allem die moralischen Gesetze dieser merkantilen Kulturbewegung divinatorisch zu erfassen und die Kombinationsmöglichkeiten im gewissen Sinne als vorausgesehene der richtigen Berechnung zu unterziehen, während der Schwindelgeist auf Zufall oder glückliches Ungefähr sich verläßt. Nicht ohne Grund hat die Sinnigkeit der deutschen Sprache den materiellen Tauschverkehr als ein Handeln bezeichnet, welches, von durchaus sozialethischer Natur, den Menschen vom Tiere und die menschliche Kulturgemeinschaft vom Bienenstocke und Ameisenhaufen, wie von Zugvögelmassen und Heuschreckenscharen unterscheidet.“

Aehnlich spricht sich W. Douglas Mackenzie aus,*) indem er klarlegt,

„daß ein Kauf oder Verkauf Spiel genannt werden muß, wenn ein solcher nicht geeignet ist, die Güterverteilung zu erleichtern oder mit Hilfe des entsprechenden Kapitals legitime, kommerzielle Ausgaben zu erstillen, sondern nur ein nominelles und vorübergehendes Eigentumsrecht für wenige Stunden oder Tage erworben wird, in der Hoffnung, daß in der Zeit zwischen Kauf und Verkauf eine entsprechende Preisveränderung eintritt.“

Mackenzie erklärt weiterhin das niedrige sittliche Niveau des Börsenspielers mit dem Umstande, daß dieser weder das soziale Bewußtsein des Kaufmanns besitzt, noch ihm die Ehrbegriffe innewohnen, die dem Spieler bei den verschiedenen Formen sportlicher und sonstiger Wetten und Spiele nach herrschender Sitte als Richtschnur zu dienen haben.

Damit werden wir auf den zweiten Faktor hingewiesen, der neben dem Rechte berufen ist, einen großen Teil der im Handel vorkommenden Uebelstände zu beseitigen und dem sittlich höherstehenden Kaufmann die Behauptung gegenüber minderwertigen Elementen zu erleichtern. Nur wenn die psychologische Zwangsgewalt der Gesellschaft neben der physischen Zwangsgewalt des Staates zu Gunsten der Hebung des moralischen Niveaus des Handelsstandes tätig ist, kann ein entscheidender Erfolg erzielt werden.

Dies kann nur in der Weise geschehen, daß die Zwecke, die erreicht werden sollen, die Prinzipien, auf welche man sich stützen will und die Mittel, welche in Anwendung zu bringen sind, klar dargelegt werden und in den weitesten Kreisen Verständnis und Anerkennung finden. Leider begnügt man sich in der Regel bei den Versuchen, sittlichen Ideen im Handel Eingang zu verschaffen, mit allgemein gehaltenen Phrasen und mit der Forderung der Beobachtung der „Moralgesetze,“ ohne den notwendigen Zusammenhang zwischen diesen und der kaufmännischen Tätigkeit zu konstruieren. Es ist ebenso unmöglich, einige für alle Fälle anwendbaren Prinzipien aufzustellen, wie für jeden einzelnen Fall spezielle Vorschriften auszuarbeiten, so sehr dies auch den meisten Individuen, die gerne die Verantwortung von sich abwälzen, erwünscht wäre. Das Ziel ist nur zu erreichen, wenn jeder Einzelne erkennt, in welcher Weise sein Beruf dem Interesse der Allgemeinheit zu dienen hat, welche Mittel hierbei in Anwendung zu kommen haben und auch bestrebt ist, dieser Erkenntnis entsprechend zu handeln.

Der beständige Hinweis auf die Interessen der Allgemeinheit ist umso notwendiger, als sich fast in allen Berufen Tendenzen vorfinden, welche auf die Formulierung einer speziellen Moral hinarbeiten, die von Außenstehenden angeblich nicht gewürdigt werden könne, so daß oft beobachtet werden kann, daß einander widerstreitende Bestrebungen im Namen der Moral verteidigt werden.

„Die sittliche Wertschätzung des Berufes ist hiernach von zwei Momenten abhängig: erstlich von dem, was der Beruf objektiv, für die Zwecke der Allgemeinheit leistet; und zweitens von dem, was er subjektiv, für den im Berufe Arbeitenden selbst leistet in Folge der sittlichen Wirkungen, die er auf ihn ausübt.***)

Es kann nun nicht behauptet werden, daß die anderen Berufe oder auch nur daß ein einziger unter ihnen sich des höchsten Grades sittlicher Wertschätzung in diesem Sinne würdig erweist; den Vorteil haben jedoch alle, wenigstens die auf höherer sozialen Stufe Befindlichen, vor dem Handel

*) The Ethics of Gambling. London 1896. S. 51.

**) Wilhelm Wundt, Ethik. Stuttgart 1886. S. 515.

Digitized by Google

voraus, daß es keinem Zweifel unterliegt, worin die soziale Pflicht ihrer Angehörigen besteht. Nur im kaufmännischen Leben herrscht noch vielfach Unklarheit darüber, was erlaubt und was unerlaubt ist. Hierzu kommt noch, daß gegenwärtig eine Rückscheu enthält, die früher dem Kaufmann gewisse Schranken bezüglich der Wahl seiner Mittel setzte. Noch vor kurzem war seine Tätigkeit auf ein relativ kleines Gebiet, respektive auf einen kleinen Kreis von Kunden beschränkt, die er häufig persönlich kannte und von denen er persönlich gekannt wurde. Infolgedessen bewirkte das Bestreben, in ihren Augen im günstigen Lichte zu erscheinen, unter Umständen auch das Gefühl des Wohlwollens gegen sie, sodaß er sich nicht nur von Gewinnsucht leiten ließ, sondern auch edlere Motive zur Geltung gelangten. Gegenwärtig stehen sich Käufer und Verkäufer fremd gegenüber, insbesondere die Aktiengesellschaft ist ganz unpersönlich, und so schwinden die erwähnten Rücksichten immer mehr. An ihre Stelle müssen nun die gegenüber der Allgemeinheit treten, und es muß Klarheit über ihre Art gewonnen werden.

Dies ist um so notwendiger, als auch in entgegengesetzter Richtung gefehlt wird. Wie oft wird dem Kaufmann überhaupt jeder Gewinn zum Vorwurf gemacht und als „Profitwut“ bezeichnet, wenn derselbe für seine Tätigkeit eine Entlohnung beanspruchte. Insbesondere dem reichen Kaufherrn wird das Streben nach Gewinn unter allen Umständen zum Vorwurfe gemacht, während dieses doch in so vielen Fällen nur der Ausdruck des Bedürfnisses nach Tätigkeit und zwar naturgemäß nach erfolgreicher Tätigkeit ist. Allerdings darf man an ihn in höherem Grade die Anforderung stellen, daß er sich im Konkurrenzkampf nicht nur durch das Gesetz, sondern auch durch strengere sittliche Schranken gebunden fühlte. Mit Recht wurde denn auch in einer von der Christlich-Sozial-Union herausgegebenen Broschüre*) darauf hingewiesen, daß der Kapitalist moralisch auch für die Verwendung, die sein Geld in fremden Unternehmungen findet, verantwortlich sei und der Ausspruch Dr. Liddons zitiert: „Es ist nicht an dem, als könnte man seine persönliche Verantwortlichkeit seinem Kommissionär übereignen und hoffen, Gott werde seine Rechnung nicht mit uns, sondern mit diesem abschließen.“

Wenn die allgemeine Beurteilung, welche die Art der Ausübung seines Berufes seitens eines Kaufmannes erfährt, auf richtigen Prinzipien beruht, dann wird auch der jüngere Nachwuchs deutlich den Weg vorgezeichnet finden, den er zu wandeln hat; denn so lange Unternehmer, die skrupellos nur den Gelderwerb als Lebenszweck betrachtet haben, in späteren Jahren mit Hilfe ihres, auf diese Weise erworbenen Vermögens hoher staatlicher Auszeichnungen teilhaftig werden, wird der junge Mann schwer begreifen, daß ein Lebenslang seiner unwürdig ist, der nicht nur zu Reichtum, sondern auch zu Ansehen und Macht führt. Es sollte überhaupt nicht der Reichtum an und für sich, sondern nur seine edle Verwendung ein Mittel zur Erlangung einer höheren sozialen Stellung bilden. John Davidson bemerkt treffend,**) daß bekanntlich nur Arbeit, sei es physische, geistige oder sittliche Arbeit, wahren Reichtum erzeugt und daß ein Mann keine Ursache hat, ein Verdienst gegenüber der Allgemeinheit aus dem Umstande abzuleiten, daß er Geld und Gut verzehrt. Dagegen ist das Verdienst eines Mannes, welcher wie Leslie Stephen sagt,***) „die Hilfsquellen seines Landes ausschließt, neue Industrien oder neue Produktionsarten einführt,“ um so größer; er ist ein Wohltäter seiner Mitmenschen und kann auf diesem Wege seiner Pflicht im vollen Maße Genüge leisten. Er kann dies jedoch nicht nur als Produzent, sondern auch als Konsument. Selbstverständlich nicht, indem er prunkvollen Aufwand treibt, keine Opfer scheut, um seinen Leidenschaften fröhnen zu können, sondern indem er sein Möglichstes tut, um Kunst und Wissenschaft zu fördern und den Bestand gemeinnütziger Unternehmungen zu sichern.

Man findet die größeren Vermögen bei Großgrundbesitzern, Industriellen und Kaufleuten. Erstere haben die moralische Verpflichtung, für den intellektuellen, sittlichen und wirtschaftlichen Fortschritt der Landarbeiter und der kleineren Bauern der Umgebung zu sorgen, Schulen, Spitäler u. s. w. zu unterstützen. Der Fabrikbesitzer soll das Dasein seiner Arbeiter zu einem menschenwürdigen gestalten, zu ihren Gunsten Wohlfahrtseinrichtungen treffen, für gesunde Arbeiterwohnungen sorgen u. s. w. Das in kommerziellen Unternehmungen investierte Kapital hat dagegen zum großen Teile die Pflichten des Besitzers gegenüber der städtischen Bevölkerung zu tragen. Es soll vor allem zur Hebung des Unterrichts und der Moral in den Kreisen der Berufsgenossen beitragen, aber auch jene Institutionen, welche in den Städten, als den Bildungszentren, dazu dienen, der Kunst und der Wissenschaft würdige Stätten zu bereiten, mit den erforderlichen Mitteln versehen. Aber nicht nur sein Geld, auch seine Zeit und geistige Arbeit soll der Kaufmann der Gesamtheit widmen. Chevalier sagt,*) „daß uns der Reichtum den vollen Genuß unserer Fähigkeiten sichert, indem er uns den rein materiellen Sorgen entreißt und uns gestattet, der sittlichen Seite unseres Seins zene Befriedigung zu bereiten, deren sie bedarf. Diese Befriedigung, die stärker gefühlt wird, als alle physischen Genüsse, sei die einzige, die der Anstrengung, die wir machen, um reich zu werden, wert sei.“

* * *

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß die Aufgabe, den jungen Kaufmann im Geiste einer hohen geläuterten Moral heranzubilden, keine leichte ist. Er muß als Kind im Elternhause zur Redlichkeit und Wahrheitsliebe erzogen werden; als Knabe und Jüngling müssen Erziehung und Unterricht sein Verständnis für die Mittel zur Förderung der allgemeinen Wohlfahrt wecken und ihn auf die Pflicht sich in ihren Dienst zu stellen, hinweisen; wenn er ins praktische Leben tritt, sollen Beispiel und Gewöhnung seine Grundsätze festigen und wenn er endlich als selbständiger Leiter eines Unternehmens sein Ziel erreicht hat, kann er nur durch Recht und Sitte gestützt, den Versuchungen Widerstand leisten, die täglich an ihn herantreten.

Mögen daher diese Faktoren zu allen Zeiten und an allen Orten zusammenwirken, damit, wo immer Kaufleute wohnen, jener Spruch zur Geltung gelange, der zur Blütezeit des venezianischen Handels an der Außenseite der Kirche von S. Giacomo di Rialta eingegraben wurde:

„Hoc circa templum situs mercantibus aequum
pondera nec vergant nec sit conventio prava.“

*) About Investements.
**) Luxury and Extravagance im International Journal of Ethics Vol. IX. S. 54.
***) a. a. O. S. 163.

*) „La richesse considérée au point de vue moral et politique“, im Journal des Economistes 3. Série 3. Année neuvieme Paris 1868.

Streiflichter.

Glossen zum russisch-japanischen Friedensschluß. Wer etwa noch daran gezweifelt hätte, daß ethische Gesichtspunkte die hohe Politik beherrschen, den hätten die Friedensverhandlungen, der Friedensschluß und die Kommentare der Presse vom Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang eines besseren belehren können! Japan verzichtete auf einige Milliarden Kriegsentschädigung, weil es seiner edlen Regierung widerstrebt, wegen schnöden Mammons auch nur die Knochen eines einzigen japanischen Grenadiers zu gefährden. Rußland gab die Hälfte der Insel Sachalin preis, weil der Friedenszar sein Haager Werk krönen wollte. Der Präsident der Vereinigten Staaten begriff nicht, wie zwei Völker so verbohrt sein konnten, um

Digitized by Google

wegen Landerwerbs Krieg zu führen; das grenzte ja schon fast an „Imperialismus“. Also, Kinder seid vernünftig, gebt Euch den Friedenskuß! Die Presse, namentlich die sogenannte christliche, ist ganz verrückt und beschreinigt Japan, daß es beinahe wert sei, ein christliches Volk zu hetzen; Roosevelt ist das Ideal eines echten Christen — vgl. Paulus Korintherbrief: wenn man die Liebe nicht hat, ist und bleibt man eben ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Kurz — nach den Erlebnissen der letzten Wochen kann Niemand mehr behaupten, daß ethische Gesichtspunkte im Interessenkampf der Völker zurücksehen. Die Frage taucht auf, ob man nicht die Friedensgesellschaften, die ethischen Gesellschaften und noch einige ähnliche unpraktische Gesellschaften nach den Erfahrungen dieser glorreichen Wochen einfach auflösen sollte?

Solcher Hohn liegt nahe, wenn man bedenkt, daß beide kriegführende Nationen direkt vor einem Abgrunde standen, indem Japan eine Fortsetzung des Krieges wahrscheinlich mit seiner Existenz bezahlt hätte, während in Rußland die Revolution ausgebrochen wäre. Die Vereinigten Staaten hatten das höchste Interesse, Japan nicht noch mächtiger werden zu lassen. Aber Alles das darf natürlich nicht offen ausgesprochen werden; daher der laute Ruf: „Ethik auf die Walze!“ Wenn es mit Kanonen und Torpedobootzerstörern absolut nicht mehr gehen will, dann darf die Ethik aus ihrer Versenkung aufsteigen — dazu ist sie immer noch gut genug.

Besonders genügsame Leute werden einwenden, daß es doch schon eine Huldigung gegenüber der Friedensidee bedeute, daß man sie wenigstens als Vorwand benutze um harte Notwendigkeiten der „Weltpolitik“ damit zu verschleiern. Es genüge, daß Frieden gemacht werde — über Motive werde am Besten nicht abgestimmt!

Schade, daß die Ethiker so verbohrte Menschen sind und immer und immer wieder nur nach den Motiven fragen. Solche Menschen können es zu nichts bringen. In Portsmouth war ihnen ein Platzchen reserviert, sie hätten sich zu Tisch setzen können. Sogar Brei hat es gereignet; natürlich hatten sie wieder einmal keinen Löffel.

Sandhi.

* * *

Die deutsche Liga für weltliche Erziehung. Zu dem gleichnamigen Flugblatt, das der heutigen Nr. beiliegt, sind erfreulicherweise bereits so zahlreiche und vielfach begeisterte Zustimmungen eingegangen, daß die Konstituierung der Liga für weltliche Erziehung binnen kurzem wird erfolgen können. Es wäre verlockend, eine Anzahl der vielfach gerade aus den Lehrerkreisen stammenden Zuschriften, die sich über das Elend des offiziell geforderten und vorgeschriebenen Konfessionsunterrichtes für die Kinder und für die Lehrenden recht ungeschminkt aussprechen, hier zum Abdruck zu bringen. Wir verzichten vorläufig darauf, da wir bisher vergeblich nach dem überkühnen Ritter ausgeschaut haben, der Lust hätte, für diese pädagogische Ungeheuerlichkeit in die Schranken zu treten. Dagegen folgen wir einem vielfach ausgesprochenen Wunsche, einige Andeutungen über den Arbeitsplan und die nächsten Schritte, die sich als notwendig erweisen, zu geben, mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß uns Anregungen aus dem Leserkreise, wie sie schon vielfach jetzt eingehen, durchaus willkommen sind.

Die erste Aufgabe scheint natürlich die zu sein, alle Gleichgesinnten auch wirklich zum Anschluß zu bewegen, so daß die Zahl der Hunderte von Mitgliedern zu ebensoviel Tausenden wird. Niemand, der der Verhältnisse in Deutschland kennt, wird daran zweifeln, daß diese vorhanden sind trotz der großen Menge von Mitbürgern, die durch ihre von dem Wohlwollen der Regierungen abhängige Stellung am offenen Beitritt gehindert werden. Es gilt nur, sie aufzusuchen. Daß eine Kampforganisation zwar nicht ausschließlich, aber doch auch wesentlich durch Massenentfaltung wirken muß, bedarf keines Beweises. Für die intensivere und darum so erfolgreiche Werbearbeit durch persönliche Beeinflussung hoffen wir auf alle unsere Mitglieder rechnen zu können und werden ihnen binnen kurzem Werbeblätter zugehen lassen. Die extensive Arbeit, d. h. der Versuch die Anfmerksamkeit und das Interesse des großen Publikums zu erregen, wird Sache des aus Freiwilligen bereits gebildeten und vorläufig bis zur Konstituierung mandatslos arbeitenden Aktionskomitees sein. Wir vergessen dabei nicht, daß Gedanken und Worte nur eine beschränkte Werbekraft haben und daß ein namhafter und wertvoller Zuzug aus großen Bevölkerungskreisen erst dann zu erwarten sein wird, wenn das freundliche Vertrauen der bisher Zustimmenden durch Taten gerechtfertigt wird.

Daß zu diesen beiden Aufgaben, wie nun eben zum Kriegführen, Geld nötig sein wird, bedarf keiner weiteren Ausführung, ebensowenig die nüchterne Bemerkung, daß die Werbearbeit durch eine starke Inanspruchnahme der Börsen der Angewerbenden wesentliche Hemmung und Beeinträchtigung erfahren würde. In solchem Falle bleibt nichts übrig, will man nicht die bedenkliche Unterscheidung von eingeschriebenen und zahlenden Mitgliedern schaffen, als den allgemeinen Mitgliedsbeitrag mit einem Minimum, das vielleicht gerade die jährlichen Portoaufwendungen für den einzelnen deckt, festzusetzen und im übrigen zu der Größe und Wichtigkeit der Aufgabe das Vertrauen zu hegen, daß sie die Opferfreudigkeit aller derer Gefallen zweckmäßige Sammlungen oder jährlichen Spenden anregen werden. Demgemäß wird vorgeschlagen, den obligatorischen Mindestbeitrag nur auf jährlich 2 Mark festzusetzen.

Nun nun außerdem weiter getan werden müßte — die Ausführung wird wesentlich von den verfügbaren Geldmitteln abhängen — wäre u. E. zunächst folgendes: Den Kampf für weltliche Erziehung, den es zu führen gilt, denken wir uns nur zum kleinsten Teile als bloße Abwehr und Protest gegen die Uebergriffe der Kirchen auf staatlichem Gebiet, auch auf dem Boden der öffentlichen Erziehung. Wohl darf die Liga so wenig, wie jeder einzelne von uns, fehlen, überall, wo es gilt im politischen und kommunalen Leben die religionsfremden Anspriche irgend einer Hierarchie zurückzuweisen, aber im wesentlichen wird dieser Kampf doch nicht durch eine Freischar, sondern durch die regulären Heere der Wähler in den großen Arena der Politik ausgefochten. Für Private, auch für private Gesellschaften, Klubs (außer den persönlichen politischen Pflichten der Mitglieder) ja nur der lahme und unerspriesliche Weg der Petitionen, die in dem Papierkorb der Landtagskommissionen verderben. Dies Papier sparen wir uns. Hier fällt also die Aufgabe, den Kampf gegen das törichte Bestehende zu führen, wesentlich zusammen mit der propagandistischen Tätigkeit, die in allen Volksschichten das Verurteil, als sei Erziehung nur mit Hilfe der Kirche möglich, zu erschüttern und den Willen zur Lösung von solcher Vormundschaft zu wecken hat. Das gilt besonders von einem großen Teil der Frauenwelt und von der Menge der Gleichgültigen, die noch nicht begriffen haben, daß die Jugend, unsere Hoffnung auf eine bessere vernünftigere Zukunft, aus allem Schiendrian der Kirche zur Ausbildung überlassen ebensowiel heißt, als die Frühlingssaat in Kirchengrüften ausäen. Licht, Luft, Wirklichkeitsinne und Leben muß hinein in die Kinderherzen; Weihrauchdampf und Modergeruch hat da nichts zu suchen! Ob sich gelegentlich in dem einen oder anderen Schulbezirk einer Großstadt ein regelrechter Sturmangriff der Eltern und Rektor, Schulinspektor und Schulbehörden entwickelt, wie ich ihn nach englischen Muster in Nr. 14 des Frankfurter „Freien Wort“ (Jahrgang I) geschildert habe, wird vom Stande der politischen Vorarbeit abhängen.

Diese aufbauende Tätigkeit scheint mir das wichtigste. Man führt seinen vernichtendsten Schlag gegen das Schlechte, wie indem man still und ruhig das Bessere danebenstellt. Das ist die Weise, mit der noch ihrem eigenen Zeugnis die Engländer den Erfolg ihrer Liga gesichert haben. Tüchtige Pädagogen müssen in den Stand gesetzt werden, eine Reihe von Lehrbüchern, Anleitungen, Leitfäden für die Hand der Eltern, der Lehrer und der Schüler im Sinne einer rein weltlichen, von konfessionellen Voraussetzungen und philosophischen Hypothesen freien, gemeinsamen und gemeinschaftbildenden Ethik zu verfassen, sei es nun durch Preisausschreiben (wie kürzergit die Deutsche Gesellschaft für Ethische Kultur, dern Anregung eine ganze Anzahl solcher Werke ihre Entstehung verdanken), durch direkte Unterstützung Berufener oder auch durch Sicherung der Druckegung da, wo der Verlagsbuchhandel noch nicht vorbereitet ist, Vorarbeit leistet. Es gilt die jahrhundertealten Erfahrungen unserer trefflichen Lehrerschaft auf dem Gebiete des religiös-sittlichen Unterrichts zu sammeln und die reinliche Scheidung vorzunehmen zwischen den ethisch-wertvollen Elementen der bisherigen Praxis und den dogmatischen Fremdkörpern, die sich mit ihr verbunden haben. Schade auf die Glut gelagert hat. In den Lehrervereinigungen muß, statt daß z. B. die vom theinischen Konsistorium gestellte Frage nach dem Segen der geistlichen Schulaufsicht erörtert wird, das Problem einer weltlichen Unterweisung in der gemeinsamen Sittenlehre auf Jahre lang nicht mehr von der Tagesordnung verschwinden. Neben die zahlreichen fachwissenschaftlichen, z. B. auch religionsgeschichtlichen ferienkurse für Lehrer haben ethisch-pädagogische Vorlesungen mit Uebungen und praktischen Lehrgängen an allen wissenschaftlichen Zentren Deutschlands zu treten. Ferner, vom Staat unabhängige Seminare zur Vorbildung von Morallehrern müßten gegründet werden, vielleicht im Anschluß an ebenso freie Privaterziehungs- und Unterrichtsanstalten nach Art z. B. an die deutschen Landerziehungsheime, an höhere Mädchenschulen, Kinderhorte und dergl.. Ein vorzüglich dankbares Arbeitsfeld

Digitized by Google

wären die privaten, kommunalen und provinziellen „Besserungsanstalten" für die verwahrloste Jugend, die noch immer zum großen Teil, ohne rechtsschützenden Erfolg für Minderjährigen bereitwillig zugegeben unter der Leitung der Geistlichkeit stehen, aber doch vielfach von freien Stiftungskuratorien oder von kommunalen Deputationen abhängen. In den Städten vermag ein begeisterter und sachkundiger Mann wohl die Deputation für das Fortbildungsschulwesen, die Kuratorien für Handels- und gewerbliche Fachschulen von der Notwendigkeit der Einführung einer fakultativen „Bürger- und Lebenskunde" für die jungen Leute zu überzeugen. Es kann kein beschämenderes und dringender zu ernster Bestimmung nötigendes Zeugnis für die Unhaltbarkeit unserer konfessionellen Erziehung geben, als der sittliche Zustand der „konfirmierten" Großstadtjugend!

Das Arbeitsfeld dehnt sich unendlich! Wenn unser Volk noch die Kraft zu sittlicher Selbstbesinnung hat, kann in der Zeit, daß alle denkenden Männer und Frauen Hand anlegen an die biternötige Reform: Lehrer, Geistliche selbst, Aerzte, Richter, Techniker, Kaufleute, Fabrikanten, Handwerker und — Eltern. Was das Volk nicht tut, bleibt nicht getan. Nicht die Schriftgelehrten brachten ein neues Evangelium; ein aus der Kutte geschlüpfter Mönch reformierte die Kirche. Weltliche Erziehung ruft nach der Mitarbeit der Weltkundigen, der Laien. Für Deutschlands Zukunft gilt die Mahnung:

Noch ist es Tag. Da rühre sich der Mann;
Es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.

Gute und wohlfeile Populärwissenschaft.

Hohe Bücherpreise bilden das Haupthindernis einer ausgebreiteten Volksbildung. Diese Erkenntnis bricht sich immer mehr Bahn, und so ist man denn vielfach bestrebt, durch gute und dabei wirklich wohlfeile Schriften dem allgemeinen Bildungsbedürfnis entgegenzukommen. Allein die Wissenschaften, Handel, Künstchuer u. a. mit ihrer „Universalbibliothek," ihrem „Bücherschatz" 2c. beschränken sich auf Belletristik, Schönliteratisches, Geschichte u. dgl., lassen aber die eigentlichen Wissenschaften fast gänzlich außer Betracht. An populärwissenschaftlichen „Sammlungen" zu niedrigsten Preisen hat es bislang ganz gefehlt. Das Jahr 1904 hat endlich begonnen, Abhilfe zu schaffen, indem es uns die Anfänge von gleichzeitig zwei einschlägigen „Kollektionen" gebracht hat.

1. Sozialer Fortschritt." Verlag von Felix Dietrich in Leipzig. Vom April bis Dezember 1904 erschienen 30 Hefte für Wissenschaft und Sozialpolitik."

2. „Hillgers illustrierte Volksbücher." Berlin, Hermann Hillger Verlag. Bisher 13 Bändchen gemeinverständlicher Abhandlungen aus allen Wissensgebieten."

Schon sind die Anfänge, das muß man sagen, und verblüffend billig werden diese Hefte und Bändchen abgegeben. Die Namen der Verfasser — durchweg anerkannte tüchtige Fachleute in ihren Gebieten, darunter viele Berühmtheiten — bürgen für vorzügliche Behandlung der glücklich gewählten Gegenstände, deren Vielseitigkeit eine rühmenswerte ist. Dietrich bietet für 15 Pf., bei Abnahme einer „Reihe" von zehn Nummern sogar für 12 Pf., sechzehn Textseiten großen Formats in schöner Ausstattung und starkem Umschlag. Hillger liefert für 30 Pf., bei Abnahme von sechs Nummern schon für 25 Pf., ein sich elegant präsentierendes Büchlein von ca. 100 Seiten, überdies mit zahlreichen Illustrationen. Weiter kann die Preiswürdigkeit wahrlich nicht treiben! Solche buchhändlerische Leistungen müssen selbstverständlich auf der Voraussetzung eines sehr erheblichen Absatzes beruhen. Diesen würden die zwei in Rede stehenden Unternehmungen denn auch vollauf verdienen und wir sind uns, indem wir deren Wirken und Leben hiermit aufs allerwärmste empfehlen, bewußt, ein gutes Werk zu tun, denn eine ausgedehnte Verbreitung derselben würde einer erfreulichen Förderung der Volksbildung gleichkommen. Und die beiden machen einander durchaus keine Konkurrenz — im Gegenteil, ihrer Natur nach ergänzen sie einander geradezu.

Treten wir ihrem Inhalt etwas näher. Eine vollständige „Allgemeine Weltgeschichte" für den „kleinen Mann" ausreichend, für 80 bezw. 25 Pf.! Desgleichen eine Astronomie („Die Gesetze der Bewegungen am Himmel und ihre Erforschung"), noch dazu von M. Wilhelm Meyer! Ein Handbuch der Volksbildungskunde, eine Darstellung von Land und Leuten in Japan — jetzt so zeitgemäß! — von dem hervorragenden Eingeborenen Hitomi, eine komplette Botanik, eine Naturgeschichte (von Reinhold Gerling.) Das wären die stofflich wichtigsten unter den bisherigen Bändchen. Sehr willkommen sind aber auch die übrigen: die Padrische „Bitterungskunde," die Große'sche „Luftschiffahrt," Siegerts „Geologie," Haenschels „Dampfmaschine," Haacks „Menschenrassen" 2c. Unter den zunächst geplanten Nummern seien hervorgehoben: Hauswirtschaft, Gesundheitslehre, Elektrizität, Zimmergärtnerei, Chemie, Wirtschaftslehre, Erdkunde, Deutsche Kulturgeschichte, Tierkunde, Spiritismus usw.

Besonderes Lob verdient der überraschende Umstand, daß das Bildermaterial trotz der Niedrigkeit des Preises nicht nur sehr reichhaltig, sondern durchweg auch ungemein wohlgelungen und klar gedruckt ist. Vor „Hillgers illustrierten Volksbüchern" steht selbst der buchhändlerische Fachmann verblüfft ob ihrer Möglichkeit.

Ein viel enges Feld beackert die Sammlung „Sozialer Fortschritt." Naturgemäß für ein kleineres, wenngleich immerhin beträchtliches Publikum berechnet, ist sie dennoch außerordentlich billig. Noch nie sind wirtschaftlich-soziale Kenntnisse auch nur annähernd zu derartigen Preisen geboten worden: 20 große, engbedruckte Bogen in einem Umschlag, elegant gebunden, für drei Mark! In würdiger Form erfolgt hier leichtfaßliche Aufklärung über bedeutsame Probleme des öffentlichen Lebens, über wichtige und „aktuelle" Zeit- und Streitfragen. Die Behandlungsweise sämtlicher Hefte verfasser zeichnet sich durch objektive Unparteilichkeit aus. Ein weiterer Vorteil besteht darin, daß der Verlag von jedem beliebigen Heft an Vereine 2c. Partieen von 100 Exemplaren an in einfacherer „Flugschriften"-Ausgabe schon für 5 Pf. pro Stück zu liefern bereit ist — welch' mervolles Agitationsmittel unter Umständen! S. B. für die Bodenreformer! „Was will die Bodenreform" von Timmermann), für die Stiftsdistrikts vereine (C. v. Leixner: „Zum Kampfe gegen den Schmutz in Wort und Bild"), die Frauenrechtler („Das politische Wahlrecht der Frauen" von Staatsminister Reeve), die Kinderschützer („Kinderarbeit und Kinderschutz" von Agahd; „Wöchnerinnenheime und Säuglingsfürsorge" von Anna Pappritz), die Mäßigkeitsprediger (Adolf Damaschke: „Alkohol und Volksschule" 2c.

Sämtliche Hefte der Dietrichschen Kollektion sind den Stoffen und der Schreibart nach sehr interessant und daher wohl geeignet, die Lesewelt für Sozialreform, Wirtschaftspolitik und ähnliche Gebiete zu erwärmen. Das bedeutet viel, wenn man bedenkt, daß die Gesundung der Verhältnisse nur dann möglich ist, wenn die Bevölkerung sachlich urteilsfähig wird; das erfordert eine gute, gemeinverständliche Anleitung, und eine solche zu werben, könnte „Sozialer Fortschritt" berufen sein, wenn erst eine lange Reihe von Heften dem Publikum eine große Anzahl der in Betracht kommenden „Fragen" vorgeführt haben wird. Inzwischen sind von den geplanten etwa 150—200 Nummern erst 30 erschienen. Von diesen werden, außer den bereits genannten, auf besonderes Interesse stoßen: M. v. Schulz: „Das Koalitionsrecht." Arnold, „Das Wahlrecht." Scheerer: „Fürsorge für Arbeitslose;" Hans Blum, „Bismarcks Sozialpolitik;" Adele Schreiber, „Settlements;" Gaulke, „Kapital und Kapitalismus;" Sydow, „Sozialpolitik und Sozialreform in Deutschland;" Tony Kellen, „Arbeiterbildungsvereine;" Cohn, „Mittelstandsfürsorge;" Hans Ostwald, „Unser Volk, Bauernbonden" und „Die deutschen Herbergen;" Anna v. Wilczek, „Die Frau in der Armen- und Waisenpflege;" Max Hoffmann, „Ländliche Wohlfahrtspflege." An „Aktualität" steht an der Spitze das Heft „Japanische Wirtschafts- und Sozialpolitik." Eingeleitet wird das wirklich originelle und zeitgemäße Unternehmen durch Professor Werner Sombarts lesenswerte Broschüre: „Warum interessiert sich heute jedermann für Fragen der Wirtschaft und Sozialpolitik?" Wir schließen mit dem Wunsche Sombarts, daß die Broschürenfolge „Sozialer Fortschritt" ihre Aufgabe erfüllen möge," nützliche und notwendige Kenntnisse zu verbreiten.

Mögen die „Sammlungen" Hillgers und Dietrichs so erfolgreich sein, daß der deutsche Buchhandel sich bewogen fühle, auf dem von diesen Bahnbrechern eingeschlagenen Wege weiterzugehen und ähnliche „Serien" in größerer Zahl ins Leben zu rufen — zum Heil der deutschen Volksbildung. Dies wäre gewiß das beste Mittel, der sogen. Schundliteratur den Kolportageroman-Umwesen wirksam entgegen zu arbeiten!

Leopold Katscher.

Bücherschau.

Die Philosophie im Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts. Festschrift für Kuno Fischer, herausgegeben von W. Windelband. Band I 486 Seiten. Band II 500 Seiten. Heidelberg. Carl Winters Universitäts-Buchhandlung. 1904 und 1905.

Zu Kuno Fischers 80. Geburtstag hat im vorigen Jahre sein Schüler und Nachfolger auf dem Katheder der Ruperto-Carola, W. Windelband, eine Festschrift herausgegeben, deren zweiter und letzter Band unlängst erschienen ist. Die beiden Bände enthalten einen Ueberblick über das Gesamtgebiet der Philosophie im Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts.

Eine Reihe unserer hervorragendsten Philosophen haben sich dabei mit Abhandlungen beteiligt; neben wohlbekannten sind anerkannten Namen begegnen wir aber auch zwei vielversprechenden Arbeiten jüngerer Philosophen. Das gesitige Band, das die einzelnen Arbeiten zusammenfaßt, sind die Grundüberzeugungen des deutschen Idealismus, ist vor allem das gemeinsame Bekenntnis

Digitized by Google

der Mitarbeiter zu den Grundsätzen der kantischen Philosophie, wie mannigfach auch die persönliche Ausgestaltung und selbstständige Fortbildung sein mag, die Kants Philosophie in den einzelnen Gebieten erfährt. Die Festschrift wird eingeleitet von einem Hymnus Otto Liebmanns „An Kuno Fischer." Ihm folgt die Psychologie von Wundt, die Ethik von Bruno Bauch, einem jungen Privatdozenten in Halle, die Religionsphilosophie von Troeltsch, die Logik von Windelband. Den zweiten Band eröffnet der Heidelberger Privatdozent Emil Lask mit der Rechtsphilosophie, ihm folgt die Geschichtsphilosophie von Rickert, die Aesthetik von Groos und die Geschichte der Philosophie von Windelband. Jede einzelne Abhandlung gibt einen Abriß der Entwicklung der betreffenden Spezialdisziplin während des verflossenen Jahrhunderts unter besonderer Hervorhebung der prinzipiellen Punkte und, je nach Neigung und Ueberzeugung des Verfassers, eine Skizze der zunächst zu lösenden Aufgaben, zugleich mit einer Andeutung ihrer Lösung. Ein Litteraturverzeichnis nennt die wichtigsten Arbeiten in der betreffenden Richtung im Verlaufe des Jahrhunderts. Ueber den hohen wissenschaftlichen Wert der einzelnen Arbeiten ein Wort zu verlieren, erübrigt sich bei der Stellung, die ihre Verfasser im philosophischen Geistesleben unserer Zeit einnehmen; es genüge zu bemerken, daß auch die Ethik und die Rechtsphilosophie sich durchaus im Rahmen des Ganzen halten, wenn auch bei dem Verfasser der Rechtsphilosophie mehr Klarheit und Einfachheit in Stil und Ausdruck zur Erleichterung des Verständnisses erwünscht wäre. Die einzelnen Abhandlungen setzen durchweg Kenntnis der philosophischen Terminologie und wohl auch einige Kenntnisse der Philosophie-Geschichte voraus. Einige freilich — und meines Erachtens gerade die wertvollsten — die Geschichte der Philosophie von Windelband, die Geschichtsphilosophie von Rickert und die Religionsphilosophie von Troeltsch eignen sich auch vorzüglich zur Einführung in die Philosophie, nicht nur wegen der spezifisch philosophischen Denkweise, sondern vor allem wegen der ruhigen Sachlichkeit und tiefsinnigen Entwicklung einer im besten Sinne idealistischen Weltanschauung, in der bei aller Verschiedenheit der Gebiete und Meinungen gerade diese drei Philosophen in ihren Arbeiten sich zusammenfinden. Für denjenigen, der ohne Philosophy von Fach zu sein, für philosophische Fragen Neigung und Interesse hat, wird es ein hoher Genuß und eine überaus wertvolle Bereicherung sein, sich in das Studium dieser Festschrift zu vertiefen.

Wenn die einzelnen Abhandlungen auch weder volkstümlich sind noch sein wollen, so ist doch ihr Reichtum auch ohne eingehende philosophische Vorbildung zugänglich; und wenn in dem Drang nach Erkenntnis und die Sehnsucht nach Wahrheit auch nicht stillt noch stillen will, so zeigt sie doch dem Strebenden den Weg, auf dem der dunkle Drang zum klaren Lichte des Bewußtseins sich durchringen kann.

O. B.

* * *

Der doppelte Garten. Von Maurice Maeterlinck. Jena und Leipzig. Eugen Diederichs 1904. Brosch. 4,50 Mark, geb. 5,50 Mark.

M. verfährt auch als Philosoph nicht mit nackter Logik, sondern ist auch hier Künstler: er versetzt in Stimmung und zaubert Bilder vor die anschauende Phantasie des Lesers, indem er die aus der großen Einheit der Natur und der Menschheit empfangenen Eindrücke in leuchtendem Stile darstellt. Er, der Mystiker, wandelt eben auch hier, wie in der Poesie, „die großen Straßen, die vom Sichtbaren zum Unsichtbaren führen." Vielleicht ist in diesem tieferen Sinne der Titel „der doppelte Garten" zu verstehen. — Mag er den seelischen Regungen in dem Leben eines jungen Hundes mit seinem Ohre lauschen oder die Opfer und Gebräuche im „Tempel des Zufalls," in der Spielhölle von Monte Carlo beobachten; mag er im Automobil weite Landstrecken durchfliegen und in großen Zügen das Leben der Völker und der Natur im Fluge schauen, oder mit dem Mikroskop in Gras und Moos begeisterung der wahren Naturforscher eine einzelne Masche am Gewebe der Natur beobachten, wie den „Zorn der Bienen:" immer findet er die tiefwaltenden und hochtragenden geheimnisvollen Kräfte, deren Pulsschlag nur, nicht sie selbst, der tastende Menschengeist berühren kann. Und der „Monumenter" Maeterlinck: wie sehr lebt er in der Wirklichkeit und in der Gegenwart! Das allgemeine Stimmrecht, das Duellwesen: gibt es „aktuellere" Fragen? M. nimmt dazu Stellung. Und wenn er sich mit dem modernen Drama auseinandersetzt, und wenn er seine Genealogie der Moral entwickelt, greift er im Grunde nicht weniger in das Getriebe der Gegenwartskräfte hinein. Für den Ethiker ist der Aufsatz „Der Letzweig" von besonderem Interesse. Hier spricht M. klar und unzweideutig seine Gedanken von der Ueberlebtheit der alten Religionen und dem notwendigen Zusammenbrang zwischen Weltanschauung und Moral aus. Er klingt in eine heilige Freudigkeit des Hoffens aus: „Wir glauben nicht mehr, daß diese Welt der Augapfel eines Gottes ist, der über unsere geringsten Gedanken wacht, aber wir wissen, daß sie in der Gewalt von ebenso mächtigen Kräften ist, die über Gesetze und Bräuchen wachen, die wir zu erforschen haben. Darum ist auch unsere Haltung gegenüber dem Mysterium dieser Kräfte eine andere geworden. Sie ist nicht mehr furchtsam, sondern verwegen. Sie fordert nicht mehr das Niederknien des Knechtes vor seinem Herrn oder Schöpfer, sondern gestattet das Aufblicken von Gleich zu Gleich; denn was wir in uns tragen, steht auf gleicher Stufe mit den tiefsten und größten Mysterien." — Es ist schwer, sich von dem Buche zu trennen und nicht zu sprechen von der zarten Naturliebe, die in der „Frühlingskunde" jubelt und in den „Feldblumen" und den durch die stolzen „Chrysanthemen" verdrängten „alten Blumen" eine teilnehmende Elegie singt. Der Raum verlangt enges Bescheiden. Ich kann nur herzlich raten: Gehet hin und leset — und ihr werdet euch freuen und euch gebaden fühlen!

Baden-Baden. J. Stern.

Eingegangene Bücher.

Kirche, Staat und Schule von Professor Dr. Wilhelm Rein in Jena. Pan-Verlag, Berlin S. W. 61. Mk. 1.—.

Zum Kampf um die deutschen Kohlenschätze. Von Ludwig Eschwege. Verlag „Bodenreform" (Damaschke), Berlin N. W., Lessingstraße 11. Mk. —,80.

Kritische Blätter für die gesamten Sozialwissenschaften. Herausgegeben von Dr. Hermann Beck in Berlin in Verbindung mit Dr. Hanns Dorn in München und Dr. Othmar Spann in Berlin. Februar 1905. Verlag von O. B. Boehmert in Dresden. Mk. 2,50. Jahrgang Mk. 10,—.

Die Nassauische Simultanschule. Historisch-kritische Betrachtung von einem inaktiven katholischen Schulmanne Nassaus. A. Helmichs Buchhandlung, Bielefeld. Mk —,50.

Die Krüpcel in der Schule. Von Dr. Otto Heine, Spezialarzt für Orthopädie in Dortmund. A. Helmichs Buchhandlung, Bielefeld. Mk. 0,50.

Mit, nicht gegen einander! Zeitgemäße und wichtige Hinweise für Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Leopold Katscher. Verlag der Mbanusschen Buchdruckerei (Hans Furrer). Dresden. 1905. Mk. 1,50.

Allerlei Wissenswertes über den freiwilligen Erziehungsbeirat für schulentlassene Waisen. Herausgegeben vom Vorstande. Berlin. 1904. Verlag und Eigentum des Vereins.

Was ist Liberalismus? Eine Gegenwartsfrage. Von Dr. Theodor Barth. Verlag der „Hilfe." 1905. Mk. —,40.

Bund für Mutterschutz. Von Dr. phil. Helene Stöcker. Mit Beiträgen von Ellen Key und Lily Braun. Pan-Verlag. Berlin S. W. 61. Mk. 1,—.

Zur Erkennung und Bekämpfung der Krebs-Krankheit. Von Dr. A. Pintuß, Berlin. Verlag von E. Simanowski. Berlin. 1905. Mk. —,40.

Leben. Ein Blatt für denkende Menschen. Von Heinrich Lhotzky. Vierteljährlich ein Heft. Pasing. 1905. Mk. 3,50.

Wider die Orthodoxie. Von W. Knaack. Verlag Continent. Berlin W. 50. Mk. —,60.

Germanen-Bibel. 2. Auflage. Herausgegeben von Wilhelm Schwaner.

1. Heftausgabe: Luther, Klopstock.
2. Schiller.

Gustav Theodor Fechner und die Weltanschauung der Alleinslehre. Von Willy Pastor, Berlin-Wilmersdorf. Weidmannsche Buchhandlung. Berlin. 1905. Mk. —,75.

Das neue Weltalter und seine Propheten. Von einem Protestanten. E. Pierson's Verlag. Dresden. 1905. Mk. 2,50.

Altphilologische Beiträge von Max C. P. Schmidt, Gymnasial-Professor in Berlin. 2. Heft: Terminologische Studien. Verlag der Dürrschen Buchhandlung. Leipzig. 1905. Mk. 1,40.

Hegels Religions-Philosophie. In gekürzter Form, mit Einführung, Anmerkungen und Erläuterungen herausgegeben von Arthur Drews. Verlag von Eugen Diederichs. Jena und Leipzig. 1905. Mk. 13,—; gebunden Mk. 15,—.

Sozialen und Sektierer in Berlin. Von Eberhard Buchner. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger, G. m. b. G. Berlin und Leipzig. Mk. 1,—.

Dichtungen von Arwed Hugo. Verlag von Baumert und Ronge. Großenhain und Leipzig. 1905.

Sören Kierkegaard. Buch des Richters. Seine Tagebücher 1833 bis 1855 im Auszug aus dem Dänischen von Hermann Gottsched. Verlag von Eugen Diederichs. Jena und Leipzig. 1905. Mk. 3,—; gebunden Mk. 4,50.

Blütenkranz des heiligen Franziskus von Assisi. Aus dem Italienischen übersetzt von Otto Freiherr von Taube. Verlag von Eugen Diederichs. Jena und Leipzig. 1905. Mk. 6,—; gebunden Mk. 8,—.

Das Moordorf. Kulturroman in zwei Büchern von Max Geißler. Mit Federzeichnungen von J. v. Eckardstein. Verlag von L. Staackmann. Leipzig. 1905. Mk. 5,—; gebunden Mk. 6,—.

Digitized by Google

Allen lieben Freunden, die an dem unerwarteten Verlust, der uns durch das Hinscheiden meines geliebten Mannes, unseres guten Vaters, Schwagers und Bruders des

Justizrats

Hermann Stern

betroffen hat, trauernden Anteil nahmen, sagen wir hierdurch innigen Dank. Es ist uns unmöglich, jedem einzelnen von ihnen die Hand zu drücken und ihm, wie es unseres Herzens Bedürfnis wäre, persönlich ein Dankeswort zu sagen.

Berlin, September 1905.

Margarete Stern geb. **Hirschfeld** und Familie.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur
Abteilung Berlin.

Herbst-Programm.

(Ergänzung und evtl. Aenderung vorbehalten).

Sonnabend, den 23. September, abends 8¼ Uhr im Bürgersaal des städtischen Rathauses: **Ausserordentlicher Abteilungstag** (aus Anlaß des Ablebens unseres verehrten ersten Vorsitzenden). Tagesordnung: 1. Neuwahl des ersten und zweiten Vorsitzenden, sowie dreier Beisitzer. 2. Bericht über den Jenaer Gesellschaftstag. Berichterstatter: Geheimrat Professor Wilh. Foerster (Allgemeines und internationale Beziehungen), Professor Dr. Bruno Meyer (Statutenänderungen), Dr. R. Penzig (Die Liga für weltliche Erziehung). Diskussion. Neue für Mitglieder, diese aber vollzählig!

Dienstag, den 3. Oktober, abends 8½ Uhr in Saal 109 des städtischen Rathauses (Eingang Jüdenstr.) **Diskussionsabend** über das Thema: „Was heißt weltliche Erziehung?" Freie Aussprache. Gäste willkommen.

Freitag, den 20. Oktober abends 8¼ Uhr im Bürgersaal des städtischen Rathauses: **Trauerfeier** für unseren ersten Vorsitzenden Justizrat Hermann Stern. (Alles Nähere vorbehalten).

Freitag, den 10. November, Saal 109 des städtischen Rathauses } Redner
Montag, den 20. November, Bürgersaal des städtischen Rathauses } und Thema
Sonnabend, den 9. Dezember, Saal 109 des städtischen Rathauses } vorbehalten.

Sonnabend, den 30. Dezember, abends 8¼ Uhr im Bürgersaal des städtischen Rathauses: **Jahresschlußfeier** und Ansprache von Herrn Geheimrat Professor W. Foerster.

Es ist außerdem geplant, je einmal im Oktober, November und Dezember **Vorlesungs- und Diskussionsabende** in unserem Lesesaal, W. Unter den Linden 16 III für unsere Mitglieder und Gäste, soweit der Raum reicht, zu veranstalten. Vormeldungen erbeten. Näheres künftig.

Der Schriftführer: Dr Penzig.

Eine erfahrene **Lehrerin,** tüchtig in Sprachen und Musik, moralpädagogisch unterrichtend, sucht Stellung in einer Erziehungsanstalt oder einer ethisch gesinnten Familie. Gefl. Offerten mit **B. E.** Redaktion der „Eth. Kultur," **Berlin S. W. 48,** Wilhelmstrasse 121.

Verlag von Leonhard Simion Nf., Berlin SW. 48.

Scheffler, Karl. Moderne Malerei und Plastik. Broschiert 1,20 **Mk.** Der bekannte Verfasser gibt eine sehr ruhige und klare Uebersicht über das Wesen der modernen Kunst und sucht ältere und moderne Anschauungen mit einander zu versöhnen.

Schmidt, Dr. Leopold. Die moderne Musik. Preis elegant broschiert 1,20 **Mk.** Der berühmte Musikkritiker macht in diesem Buche den Versuch, für das Wesen der modernen Tonkunst erklärende Begriffe zu finden und ihr Entstehen im geschichtlichen Zusammenhange darzustellen.

Neuer Frankfurter Verlag, G. m. b. H.
Frankfurt a. M.

Soeben erschien:

Dr. Rudolph Penzig
Massenstreik und Ethik.

Preis Mark 0.75.

Verlag von Leonhard Simion Nf. Berlin SW. 48.

Penzig, Dr. Rudolph.

Zum Kulturkampf um die Schule.
Ein Mahnwort an Denkende.

89. 10 Bogen. Preis broschiert 2 Mark, gebunden 3 Mark.

Die Elbfelder Allgemeine Zeitung schreibt:

„Simultanschule oder Konfessionsschule — das ist heute die Losung. Aber mitten in diesen Kampf hinein wirft Dr. Penzig ein Buch, das sich mit der Losung für morgen beschäftigt. . . . Die völlig selbständige Schule ist also die religionslose, auf menschlich-natürlicher Sittenlehre gebaute Schule. . . . Sodann wendet sich der Verfasser in der zweiten Hälfte seines Buches speziell der Ausgestaltung des Moralunterrichts zu und gibt eine gründliche und umfassende Darstellung desselben nach Form, Inhalt und Methodik. . . . Hervorgehoben sei nur, daß gerade dieser Teil eine Fülle von praktischen Fingerzeigen enthält, die jedem, der sich für die Sache interessiert, außerordentlich wertvoll sein werden. Man sieht daraus, — nicht bloß, daß es geht, sondern daß es sehr gut geht. Und damit sei das Buch unsern Lesern aufs wärmste empfohlen . . . "

Schriftsteller,

welche ihre Arbeiten: **Dramen, Romane, Novellen, Gedichte** zu publizieren beabsichtigen, bitten wir, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

Gose & Tetzlaff G. m. b. H.
Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 61.

Verlag von: **„Moderne Essays zur Kunst und Literatur."**

Hohe, sichere Verzinsung für Naturheilfreunde.
Genossenschaftsgründung.

Renomm. Thür. Naturheilanstalt in konkurrenzlos schöner gesunder Lage soll in eine Genoss. umgewandelt werden. Kapitalseinlehn. v. Mk. 5.0 aufwärts. Unsere Kfm. kann sich melden, gross. Kap. als Geschäftsführer beteiligen. Off. unter **X. 1377** an **Max Richter, Berlin W. 30,** Speyer-strasse 27.

Das Bureau der D. G. E. K.

Unter den Linden 16, **zweiter Stock** rechts, ist vom 1. September wieder geöffnet. Auskünfte 2c. werden, falls der Unterzeichnete nicht anwesend ist, auch in der Auskunftsstelle im III. Stock erteilt. Sprechstunden des Unterzeichneten nur Montag, Mittwoch und Freitag von 10—12 Uhr. Eilige Zuschriften sind daher besser an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Groimannstraße 15 zu richten.

Dr. Penzig.

Der heutigen Nummer liegen 2 **Beilagen** der **„Deutschen Liga für weltliche Erziehung"** und der **„Kolonie Eden"** bei, auf welche wir unsere Leser hierdurch besonders aufmerksam machen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1.60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die 7gespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin s. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.
Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XIII. Jahrgang. | Berlin, den 1. Oktober 1905. | Nr. 19.

Nachdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Das Schmiergelder-Unwesen. Von Max Cohen, Frankfurt a. M.
Ein Nationalist. Von Otto Birt.
Streiflichter:
Ein Dokument aus der künftigen Schulgeschichte.
Lysol.
Bücherschau.

Das Schmiergelder-Unwesen.

Von Max Cohen, Frankfurt a. M.

Als ich in Nr. 17 dieser Zeitschrift den Artikel gelesen hatte, der, unter der gleichen Ueberschrift, die Frage der Bestechung Angestellter behandelt, war ich nicht wenig erstaunt, wahrzunehmen, welch geringe Mühe der anonyme Verfasser darauf verwandt hatte, dieser Sache auf den Grund zu gehen und sie von allen Seiten zu beleuchten. — „Es wird bestochen in Handel und Industrie, also gebrauchen wir einen neuen Strafgesetzbuchparagraphen, der den Bestecher und den Bestochenen bestraft;" das imgefähr war der Tenor des erwähnten Aufsatzes über diesen komplizierten Gegenstand. Allerdings: es wird bestochen, und die Moral steht im kaufmännischen Leben nicht auf der Tagesordnung, darin hat der Artikelschreiber recht, und ich stimme ihm bereitwilligst darin zu, daß die Moral auf die Tagesordnung gehört. Ob aber ein neues Strafgesetz das geeignete Mittel ist, ihr dazu zu verhelfen, das wage ich zu bezweifeln, um so mehr, als es in dieser Sache durchaus notwendig ist, vorher die vier Hauptfragen gründlich zu beantworten: 1. Wo und weshalb wird bestochen, 2. wie geschieht es zumeist, 3. in welchem Umfange und 4. sind wir gegenwärtig gegen diese Bestechungen gesetzlich machtlos und ungeschützt? Dies hat zu geschehen, ehe man nach dem Gesetzgeber ruft. Es geht doch nicht, einfach das, was andere behaupten, kritiklos als Tatsache hinzunehmen und zu rufen: Strafrichter hilf! Das wäre eine bequeme Methode, die aber absolut ungeeignet ist für die, die sozial-ethische Reformen erstreben. —

Zuerst soll hier (weil die Angelegenheit für den Kaufmannsstand wirklich von größter Bedeutung ist) mit kurzen Worten skizziert werden, welche Behandlung die Sache bisher in der Oeffentlichkeit erfuhr. — Seit ungefähr 3 Jahren hat die Frankfurter Halbmonatsschrift, „Das freie Wort," veranlaßt und bestärkt durch häufige Klagen der Geschäftswelt, es unternommen, gegen das Schmiergelderunwesen mobil zu machen. Im deutschen Reichstage wurde darüber zum ersten Male am 30. November und 2. Dezember 1904 gesprochen. Inzwischen traten verschiedene Handelskammern auf den Plan und forderten ein Gesetz, das die bestochenen Angestellten bestrafen soll. Ende Februar d. J. fanden im Reichstage wiederum verschiedene Besprechungen über die Angelegenheit statt, die das Vorhandensein von Mißständen darlaten; das Zentrum forderte am 1. März die Regierung auf, dem Reichstag einen Gesetzentwurf vorzulegen, der gegen die aktive und passive Bestechung der in Privatunternehmungen angestellten Personen einschreitet. Die Regierung selbst veranstaltet augenblicklich über den Gegenstand eine Enquete, bei der hauptsächlich die Handelskammern und die „geeigneten" Vertretungen der Angestellten befragt werden sollen. — —

Nun ist es besonders ein Umstand, der den sozial Denkenden veranlassen sollte, den Rufen nach einem neuen Strafgesetz gegen Bestechung zurückhaltend gegenüberzustehen, nämlich der Umstand, daß fast alle Rufer im Streite (zu Anfang mertwürdiger Weise auch „Das freie Wort") ein Gesetz fordern, das die Bestochenen bestraft, der Bestecher wird kaum erwähnt. Dieses eigentümliche Verfahren, das den Kenner deutscher Verhältnisse natürlich keineswegs überrascht, tritt am deutlichsten bei einer Auslassung der Handelskammer Sorau, die mit am lautesten nach dem Gesetzgeber ruft, in die Erscheinung. Hier heißt es u. a.:

> Den Angestellten erscheint es nicht als Unrecht, von den Lieferanten Geschenke oder Prozente zu fordern! Es bleibt somit nur die Hoffnung, daß gesetzliche Normen und scharfe Strafen abschrecken werden. Den Lieferanten selbst ist solche Norm sehr erwünscht, da sie mit dem Gesetz sich wirksam gegen die Anforderungen der Angestellten schützen können."

Hier liegt der Hase im Pfeffer: die „unschuldvollen" Lieferanten müssen gegen die unmoralischen Angestellten geschützt werden! Gegen eine derartige, haltlose Behauptung, die ein treffendes Beispiel für den sozialen Unwertand handelskammerlicher Berichte ist, muß auf das Entschiedenste protestiert werden. Es ist absolut unwahr, daß Angestellte Geschenke oder Prozente fordern; es kommt verhältnis so äußerst selten vor, daß man anständigerweise kein Wort darüber schreiben dürfte. Jeder, der das kaufmännische Leben kennt, weiß genau, daß in 99 von 100 Fällen das gerade Gegenteil zutreffend ist. Die Lieferanten selbst sind es, die sich dem Angestellten als Verführer nahen, oft genug ohne Erfolg; gelingt ihnen die Bestechung, so darf man sicher sein, daß, in der guten Hälfte aller ausgeführten Bestechungen, der Bestochene zu den schlecht bezahlten Angestellten gehört. Hier stößt man auch auf das erste Mittel gegen den Unfug: Die Bezahlung verantwortlicher

Digitized by Google

Angestellter muß derart bemessen sein, daß sie auskömmlich leben können, ohne unehrliche Wege gehen zu müssen. Mit dieser hinreichenden Entlohnung liegt es aber noch sehr im Argen. Daß die Urheber des Schmierens in der Tat die Unternehmer sind, kann sehr leicht eingesehen werden, wenn man einmal aufmerksam den Anzeigenteil der Tages- und Fachzeitungen verfolgt. In der ungeniertesten Weise wird da großer Nebenverdienst, hohe „Bonification“ allen kaufmännisch und gewerblich Tätigen zugesichert; oft sind die Angebote noch viel deutlicher. Diese Offerten gehen an die Angestellten aller Grade: an Bank- und Fabrikdirektoren, Aufsichtsratsmitglieder, kaufmännische Leiter und landwirtschaftliche Inspektoren, an Einkäufer und Rayonchefs, Direktricen, Konfektionenfen und Konfektionäre, an Zuschneider, Werkmeister und Heizer, kurz: an Alle, die irgend welchen Einfluß beim Einkauf und Gebrauch von Waren haben könnten.

Weshalb geschieht dies alles? Die Sache ist so furchtbar einfach und klar, daß man wütend werden könnte bei dem Gedanken: Wir wissen genau wie es zugeht, ohne versucht zu haben, Mittel zu finden, die der Misere auf den Grund, an die Nieren gehen. Es ist zweifellos die schrankenlose, kapitalistische Produktionsweise (auch beim Handel), der wahnsinnige Konkurrenzkampf jedes Einzelnen gegen jeden Einzelnen, das unsinnige Streben, möglichst schnell die größten Reichtümer anzusammeln, die jedes Mittel recht erscheinen lassen, dies zu erreichen. Es ist eine unausbleibliche Folge dieser Produktionsart, daß den Kaufleuten unserer Zeit nie der so nahe liegende Gedanke zum Bewußtsein kam, (John Ruskin hat ihn wohl am feinsten formuliert), daß kein Beruf Selbstzweck ist; keiner (auch der kaufmännische nicht) ausgeübt werden darf, um im Gelde wühlen zu können, sondern um dem Volke, der Allgemeinheit zu nützen, d. h. also: auf den Kaufmann (im weitesten Sinne) angewandt, daß er sein Volk auf die beste und billigste Art mit dem zu versorgen hat, was es braucht. Der Schreiber dieser Zeilen ist, als Sozialdemokrat, freilich der festen Ueberzeugung, daß diese Auffassung nur bei einer sozialistischen Produktionsweise in die Praxis übertragen werden kann, während die heutige, vollkommen regellose, froh sein muß, wenn ihre selbstverständlichen Begleiterscheinungen, zu denen ich auch die Bestechungen zähle, etwas eingeschränkt und gemildert werden können. Hierzu beizutragen ist Pflicht eines jeden. — —

Dem bisher Gesagten soll hier hinzugefügt werden, daß die Bestechung durchaus kein Ding ist, das dem Handel und der Industrie eigentümlich wäre. Bestechungen werden heute in den allermeisten Berufen versucht und ausgeübt. Man frage nur einmal in einer Großstadt sämtliche Dienstboten: man würde erstaunt sein, zu erfahren, daß fast alle Lieferanten fast aller Branchen ihnen Geschenke und Zuwendungen jeglicher Art machen, in der heimlich oder deutlich ausgesprochenen Hoffnung, daß sie nur ja bald wiederkommen und recht viel kaufen. Zwei Gründe, die stark gegen ein Bestechungsgesetz für Angestellte sprechen, sind schon jetzt klar erkennbar:

1. Weil die Angestellten die Verführten sind, nicht die Urheber des Schmierens, und weil eine höhere Ethik mit Recht den Verführer stärker strafen, bei schlechten sozialen Verhältnissen der Verführten, nur ihn allein bestrafen sollte.

2. Weil eben in allen Berufen bestochen wird und es Unrecht wäre, nur die Angestellten als Versuchskaninchen für ein Ausnahmegesetz zu behandeln. —

Ein dritter Gegengrund, den noch die Erwägung bestärkt, daß man ein neues Strafgesetz nicht so nebenher in die alten hineinflickt, liegt in der Erkenntnis, daß es schwer, fast unmöglich sein wird, eine einigermaßen feste Grenze zu ziehen zwischen dem, was Bestechung ist und was nicht. Im Handel geht der Verkäufer sehr oft mit dem einkaufenden Angestellten aus, bezahlt stillschweigend für ihn Zigarren, Wein, Bier, Kaffee, Mittag- und Abendessen. Ist das Bestechung oder nicht? In Berlin, Frankfurt und wohl überall, wird den Käufern fast gewohnheitsmäßig Kaffee mit Gebäck oder ein anderer Imbiß geboten, auch Theaterbillets werden ihnen geschenkt. Ist das Bestechung oder nicht? Darf man ferner die Zuwendung von einem winzigen Gegenstand an den Disponenten (aus der Branche, die er gerade disponiert) als ernsthafte Bestechung auffassen? Sicher dann nicht, wenn man aus der Praxis des Tages weiß, wie solche Dinge vor sich gehen. In sehr vielen Detailgeschäften nämlich unterstützt der Chef den Vorsteher oder die Vorsteherin der betreffenden Abteilung beim Einkauf. Gar nicht selten (das wissen alle Eingeweihten) fordert nun der Chef selbst den Lieferanten, offen oder weniger offen, auf, dem Fräulein, das so große Umsätze mit ihm mache, aus Erkenntlichkeit einmal eine Bluse, einen Rock, ein Kleid, einen Schirm oder dgl. zu schenken.

Wenn dies geschieht, so darf man sich nicht allzu sehr wundern, wenn beim nächsten Male der Verkäufer die umgenierte Frage hört: „Na, Herr N., was kriege ich denn diesmal?“ Oder Herr N., der weiß, daß kleine Geschenke den Umsatz erhöhen, entrichtet jetzt von selbst seinen Obolus. Dies sind tägliche Vorkommnisse, über die der Chef, wenn er nicht direkt der Veranlasser ist, fast stets unterrichtet ist und sie nicht verhindert, sondern unterstützt. Ueberall fehlt es an der nötigen Würde, und die Allerwenigsten sind sich klar darüber, was sie dem Ansehen ihres Standes schulden: eine Geldmaschine ist er ihnen, das ist alles. —

Nun will ich gerne zugeben, daß das Schmieren in seinen einfachsten Formen, von denen ich einige geschildert habe, sehr stark betrieben wird; auch ist anzunehmen (es ist im Einzelnen zwar sehr schwer nachzuweisen, jedoch genügen die Indizien) daß die reinen, richtigen Bestechungen keine Seltenheiten mehr sind. Die Regierungsumfrage wird kaum nennenswertes, tatsächliches Material beibringen können; denn die Unternehmer, die mit Bestechungsversuchen operieren, gehen äußerst vorsichtig zu Werke und verbergen sich hinter Chiffreannoncen; die Angestellten, die sich schmieren ließen, werden sich hüten, es zuzugeben, sodaß man fürchten darf, die Enquête werde mehr Denunziationen und Vermutungen der lieben Konkurrenz bringen, als ernste Beweise. Diese aber sind in der allerreichhaltigsten Auswahl notwendig, will man von gesetzlichen Eingreifen überhaupt reden. Will jetzt noch den Nachweis führen, daß dieses gesetzliche Eingreifen überflüssig ist, daß die vorhandenen gesetzlichen Bestimmungen jedenfalls genügen, um gegen untreue Angestellte vorgehen zu können.

Man prüfe nur einmal den § 266, Absatz 2, des Strafgesetzbuches, und man wird einsehen, daß er, in Verbindung mit den §§ 817, 826 und 830 des Bürgerlichen Gesetzbuches, die bestimmen, daß jedermann für den Schaden verantwortlich ist, den er in einer, gegen die guten Sitten verstoßenen Weise, einem anderen zufügt, vollkommen ausreicht, jede erwiesene Bestechung zu fassen. Auch der § 72 des Handelsgesetzbuches, der eine sofortige Entlassung des bestochenen Angestellten gestattet, hat eine größere, vorbeugende Bedeutung, als der Verfasser des Aufsatzes in Nr. 17 dieses Blattes annimmt. Man muß nur immer daran denken, wie sich diese Fälle im praktischen Leben abspielen. Jeder Angestellte, der knallundfall entlassen worden ist, begegnet nämlich den größten Schwierigkeiten, eine neue Stellung zu finden, weil er stellenlos ist, während er unterzukommen sucht, so leicht es hingegen wohl ist, andere Beschäftigung zu finden, wenn man noch die alte Tätigkeit ausübt. Die erste Frage bei jedem Neuengagement lautet stets: „Wo sind Sie augenblicklich beschäftigt?“ und auf das „angenehmso“ des Suchenden folgt mit Bestimmtheit die weitere Frage: „Wo waren Sie zuletzt und warum traten Sie aus?“

Digitized by Google

Die bloße, sofortige Entlassung wegen Bestechung, der mein Gegner so minimale Bedeutung zumißt, hat in Wirklichkeit meist dieselben Folgen wie die vorhandene Bestrafung wegen einer Bestechung; denn die Möglichkeit, beides zu verschweigen, besteht hier wie dort. Und darin wird mir der Verfasser des ersten Aufsatzes wohl ohne Weiteres zustimmen: einer fortgeschrittenen Gerechtigkeit kann, nein muß sogar die Strafe gleichgiltig sein; von Bedeutung für sie ist nur, Möglichkeiten und Besinnungen zu suchen, die die zu strafende Tat selber hindern, und dies vermag in unserem Falle der richtig angewandte Paragraph 72 des Handelsgesetzbuches so gut wie ein besonderes Strafgesetz. Wir haben doch hinreichende Erfahrungen darin, wie z. B. sogenannte Diebstähle (Mundiebstahl, Kohlenraffen u. s. w.) die Einsichtigen niemals solche waren, bestraft worden sind. Und mit diesen Erfahrungen wollte man es verantworten können, die ganze Wucht eines Strafgesetzes gegen Angestellte anzuwenden, deren Bestechungen oft gar keine Bestechungen sind?! Hierzu kommt noch, daß, wie ich nachgewiesen habe, gesetzliche Mittel, gegen bestochene Angestellte vorzugehen, bereits vorhanden sind, während kein Gesetz besteht, mit dem man den Verführer treffen könnte.

Verschiedentlich ist auch darauf aufmerksam gemacht worden, daß in England bereits seit dem 1. Januar 1904 ein Gesetz zur Verhütung von Bestechungen besteht. Das stimmt allerdings, aber gerade dieser Fall beweist mit aller Deutlichkeit, wie oberflächlich man im deutschen Vaterland in öffentlicher Meinung macht. Verschwiegen hat man nämlich hierbei, vielleicht wußte man es auch nicht, daß in England eine so scharfe Norm zur Schadenersatzverpflichtung, wie der Paragraph 817 des deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches sie bietet, überhaupt nicht existiert, daher einem Verfolgen der Bestechung auf zivilrechtlichem Weg erhebliche Schwierigkeiten im Wege stehen, die bei uns einfach fortfallen. Es liegt daher recht nahe, zu vermuten, daß das englische Bestechungsgesetz eben nur eine Folge des Fehlens einer Bestimmung war, wie wir in Deutschland sie besitzen. Die Möglichkeit sofortiger Entlassung bei einer Bestechung besteht auch in England, aber ebenfalls nicht so einwandsfrei wie bei uns. Dann ist auch wohl die bescheidene Frage nicht unberechtigt: Warum preist man uns England nur bei diesem Gesetze als Vorbild, warum nicht auch in anderen Fällen? Es wäre manches Gute von der anderen Kanalseite zu holen; das Schlechte aber sollte man drüben lassen.

Ferner muß darauf hingewiesen werden, daß man sich auch in der Schweiz mit den Vorbereitungen für ein Bestechungsgesetz beschäftigt; dieses sieht aber, horribile dictu, nur die Bestrafung des Bestechers vor, nicht des Bestochenen, aus naheliegenden, bereits vorgebrachten sozialen Gründen. Wenn man also nach Vorbildern sucht: hier ist eines. Zum Schlusse will ich versuchen, kurz einige Maßregeln der Selbsthilfe zu nennen, die energisch angewandt, eine gute Wirkung haben müßten. Und gerade die Kreise, die dem „Freien Wort“ nahestehen, das, wie erwähnt, die Angelegenheit in Fluß gebracht hat, sollten es sich zehnmal überlegen, bevor sie nach dem Gesetzgeber rufen; sie halten ja sonst so viel von der Selbsthilfe, warum nicht auch hier?

Zuerst müßten sich die kaufenden Firmen nach zwei Seiten hin einigen. Erstens muß mit Lieferanten, die Angestellten irgend welche Zuwendungen machen, im ureigensten Interesse, jeder Geschäftsverkehr abgebrochen werden; der schmierende Lieferant ist in der geeigneten Weise zu warnen, ev. öffentlich zu brandmarken. Zweitens müßten die einkaufenden Angestellten bei ihrem Eintritt darauf aufmerksam gemacht werden, daß sie, sobald sie sich einer Untreue schuldig machen, sofort entlassen (§ 72 des Handelsgesetzbuchs) und gesetzlich zur Verantwortung gezogen werden (§§ 817, 826, 830 des Bürgl. Gesetzbuches).

Auch die großen Tageszeitungen könnten bei diesem Werke mitwirken, indem sie den hier in Frage kommenden Annoncen die Aufnahme verweigern — oder ist das zuviel verlangt? — Die Organisationen der Angestellten aber, allen voran der rein gewerkschaftlich organisierte Zentralverband der Handlungsgehilfen und Gehilfinnen Deutschlands, (dem auch der Schreiber dieser Zeilen angehört) werden gerne mitwirken, gegen alle unsauberen Elemente ihres Standes vorzugehen, nicht blindlings, sondern unter Berücksichtigung sozialer Verhältnisse und Lebensbedingungen. Sie verurteilen es aufs Schärfste, wenn Angestellte sich bestechen oder kaufen lassen; der widerlichen Moralschreierei aber, die Geschäftswelt vor den unmoralischen, Schmiergelder heischenden Angestellten zu schützen, können sie sich natürlich nicht anschließen.

Zu allerletzt soll nicht unerwähnt bleiben, daß eine ganze Reihe von Handelskammern die Notwendigkeit eines neuen Bestechungsgesetzes bestreitet. Es sind dies die Handelskammern: Berlin, Straßburg, Karlsruhe, Mainz, Frankfurt a. M., Augsburg, Nürnberg, Würzburg, Rottweil und Gera; Duisburg und Mülheim a. Rh. halten die Schwierigkeiten eines neuen Gesetzes für zu große. Ebenfalls Gegner eines neuen Gesetzes sind die Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft, und selbst der „Zentralverband deutscher Industrieller,“ der im Jahre 1898 durch seine 12000 Mark-Spende zugunsten der Zuchthausvorlage von sich reden machte, hat Bedenken und wünscht vorerst nur eine genaue Feststellung, ob und wieweit tatsächlich Mißstände vorhanden sind. — Bald muß sich jetzt zeigen, ob man bereit ist, den Weg einer kräftigen Selbsthülfe zu gehen, oder ob man den unsauberen Zustand behaglicher findet. Zweifler sagen: jedes Mittel sei heute recht zum Geldverdienen, das nicht entdeckt werden kann; werden diese Recht behalten? —

Ein Rationalist.

Von Otto Wirt.

Gestern haben wir ihn zu Grabe getragen. Ein paar Arbeiter aus dem Verein und Studenten. Rote Rosen legten wir auf sein Grab.

Wir waren schon im Gymnasium Freunde gewesen. Schon damals war er anders als wir alle. Ein Bücherwurm schon damals und ein Spötter. Aber sein grausamer Witz, mit dem er den Wesenskern der Menschen des verhüllenden gligernden Tands zu entfleiden liebte, war etwas anderes als unser harmloser Schülerspott über die Eigenarten der Lehrer und Mitschüler. Nur einen höhnte er nie: unseren alten Professor Müller, der uns Griechisch und Psychologie lehren sollte. Im Grunde war der alte Kantianer ebensowenig Psycholog als Philologe. Es war ein ungewöhnliches Verhältnis zwischen Hans und Professor Müller. Ich erinnere mich der Zeit, da wir in der Schule Platos Phädon lasen. Auch wir anderen fühlten wohl etwas von der unvergleichlichen poetischen Kraft, mit der der hellenische Philosoph den letzten Lebenstag des Sokrates zu malen weiß. Aber ihnen beiden bedeutete der Tod des Atheners doch etwas anderes. „Wenn Knochen und Sehnen mein Handeln verursachen, warum tragen mich denn meine Füße nicht nach Megara?“ . . . Mit seinen kleinen schwarzen Augen blickte der alte Schulmeister unverwandt auf den Schüler in der letzten Bankreihe, dem diese Lektüre zum erstenmale das große Geheimnis des ethischen Rationalismus erschloß.

Dann kamen wir zusammen auf die Universität. Aber in den ersten akademischen Jahren sahen wir uns nur selten. In fröhlicher Gesellschaft, im Theater oder Konzert, im Hörsaal oder Studentenverein habe ich ihn kaum jemals gesehen. So oft wir aber einander begegneten, erzählte er mir, was er gelesen, was er mit seinem scharfen kühlen

Digitized by Google

nüchternen Verstande erdacht. Während wir die neue Freiheit mit vollen Zügen genossen, saß er bei seinen dicken alten Büchern. Wir schalten ihn einen Philister und fühlten doch alle, eine andere Gewalt als die landläufige Strebsamkeit der Seminar-Jugend müsse ihn an seinen Schreibtisch gefesselt halten.

Zwei Jahre etwa, nachdem wir vom Gymnasium geschieden, traf ich ihn allein im Walde. Da erzählte er mir — strahlend vor Glück und stolzer Selbstzufriedenheit —, jetzt habe er gefunden, was er gesucht. Es war, so erzählte er, eine einzige Frage gewesen, die ihn gequält, seitdem er akademischen Boden betreten: Wie soll ich zum sozialen Problem Stellung nehmen? Philosophie und Oekonomie und Geschichte hatte er voll leidenschaftlicher Gier nach einer Antwort auf seine Frage und doch mit seiner ganzen pedantisch ernsten Gewissenhaftigkeit zu studieren begonnen. Von dem Ergebnis seines Studiums sollte es abhängen, welchen Weg er für sein ganzes Leben einschlagen sollte. Nun glaubte er seiner Antwort gewiß zu sein. Er war Sozialist geworden. Was wohl der alte Professor Müller, der in politicis ein recht konservativer Herr war, zu der Ernte gesagt hätte, die da aus seiner Saat aufgegangen?

In den folgenden Jahren erschien Hans oft im Studentenverein und beteiligte sich lebhaft an den Diskussionen. Er liebte es, seine Gedanken bis zu den letzten Schlußfolgerungen durchzudenken, alle Gegensätze scharf zu betonen, jede kleine Schwäche des Gegners unbarmherzig aufzudecken. So gewann er viel Achtung, aber keinen Freund. Auch im Arbeiterverein sah ich ihn oft. Da war er erst recht in seinem Element. Wenn er ein Stück seines großen Wissens den unlieben Menschen schenken konnte, die sich dort nach des Tages Arbeit versammelten, wenn er ihnen einen weiten Ausblick eröffnen konnte über die Kleinlichkeiten des Alltags hinweg, dann leuchteten seine großen schwarzen Augen und er fühlte sich glücklicher als wir alle.

Im Arbeiterverein lernte er Marie kennen. Ein kleines schmächtiges Ding, ein zartes Gesicht mit seinem Farbenton, rotblondes Haar, große kluge Augen, seltsame Augen; wenn sie harmlos lustig, übermütig war, wenn sie sich kindlich irgendeines Tands, irgendeines Scherzes freute oder wenn sie ein kleines Lied vor sich hinsummte, dann mochte man sie wohl für blauäugig halten; aber wenn sie ihre Augen aufschlug zu ihm und ihm tief in die seinen blickte, dann sah er wohl, daß es grüne Augen waren, Verführeraugen, wie sie nicht leicht vergißt, wer sie einmal gesehen. Es ging ihm mit ihr, wie es uns allen ergangen mit 24 Jahren. Er konnte den großen grünen Augen nicht widerstehen und — erfuhr dann, daß sie längst einem anderen gehörte. Die alte Geschichte, nicht wahr?

In einer heißen Sommernacht war es. Ich ging zu ihm, mir ein Buch zu holen. Er hörte mein Klopfen nicht. Er saß an seinem Schreibtisch und hatte den Kopf auf die Tischplatte gelegt. Düster beleuchtete die kleine Petroleumlampe die Bücher, Broschüren, Zeitungen und halbbeschriebenen Blätter, die in wirrer Unordnung auf dem Tische lagen. Die schwüle Luft der Sommernacht strömte aus dem Hofe durch das halbgeöffnete Fenster in das kleine Zimmer. Müde hob er den Kopf, als ich eintrat.

„Meine Freunde sind heute so liebenswürdig, mich nicht zur Arbeit kommen zu lassen."

„Es sieht hier nicht gerade so aus, als ob Du gearbeitet hättest."

„Weißt Du, wer gerade hier war? Herr Berger, Maries Bräutigam."

„Bei Dir?"

„Ja. Er kam, um mich zu bitten, ich möge sein und seiner Braut Freund werden. Freund. Versteht's Du?"

„Na, und?"

„Und ich habe ihn nicht einmal hinausgeschmissen."

„Dazu hättest Du wohl auch keine Veranlassung gehabt."

Er sann einige Minuten ruhig vor sich hin. Dann begann er wieder. „Denke Dir, Du gehst an einem Sommermorgen auf weitem, weitem Feld. Da fällt Dein Blick auf einen glitzernden Gegenstand zu Deinen Füßen. Du bückst Dich und hebst einen kostbaren Diamant empor. Und wie er so herrlich in der Sonne glänzt, freust Du Dich und willst ihn, — Du, der Künstler, — zum Mittelpunkt eines wunderbaren Geschmeides machen, daß Du seiner Dein ganzes Leben lang Dich freuen sollst und die Menschen mit Dir. Da wirst Du rauh unterbrochen. He da! Das ist mein Diamant! Er gehört mir vor Gott und den Menschen, denn ich habe zuerst dieses Feld eingefriedet! Und der Eigentümer des Feldes reißt Dir den Stein aus den Händen. Erst willst Du den Räuber niederschlagen. Aber schnell besinnst Du Dich. Der Stein ist sein, er hat Recht. Wie, wenn du den Mann jetzt niederschlägst um des Steines willen und sein Blut befleckte den Diamant? Würdest Du Dich seiner noch jemals freuen können? Und wenn Du gar nicht der Künstler bist, für den Du Dich hältst? Wenn auch Du jenes Geschmeide nicht wirst schmieden können, von dem Du träumst? Und wenn, fällt Dir plötzlich ein, das gleißende Ding, das Du eben erst vom Boden gehoben, gar kein kostbarer Diamant wäre, sondern nur ein täuschender Krystall? So denkst Du und wirfst noch einen traurigen Blick auf den Stein und gehst. Aber kaum bist Du einige Schritte gegangen, kommt Dir der glückliche Besitzer des Steines nach. „Lieber Freund," sagt er, „ich will nicht, daß Sie so traurig sind. Der Stein gehört natürlich mir, denn ich bin der Eigner dieses Landes. Aber Sie können mich ja von Zeit zu Zeit besuchen und dann will ich Ihnen gern erlauben, sich ihn anzusehen."

Dann saßen wir viele Minuten lang einander wortlos gegenüber. „Wenn Du so denkst," begann ich endlich, „dann hast Du unrecht getan, kampflos das Feld zu räumen. Dein alter Fehler! Die angebor'ne Farbe der Entschließung von des Gedankens Blässe angekränkelt! Zum Teufel! Da redet und schreibt ihr gegen die unlösbare Ehe und Du scheust Dich, ein Verlöbnis zu brechen!"

„Du irrst," sagte er, „das ist es nicht."

„Sondern?"

Er fuhr mit seinen langen Fingern über die heiße Stirn. Dann zündete er sich bedächtig langsam eine Zigarre an und begann: „Du meinst, ich solle um sie kämpfen. Aber was kann ich denn tun? Sie kennt mich besser als ihr alle. Ihr habt mich nur Reden halten gehört; mit ihr habe ich gesprochen. Sie kennt auch den anderen, kennt ihn seit vielen Jahren. Sie kann also selbst wählen. Ich will, daß die Menschen über ihr Geschick in freier Selbstbestimmung entscheiden.

Ich weiß eine schöne Stelle im Walde, eine kleine Lichtung zwischen hohen alten Buchen. Dorthin wollte ich sie einst an einem sonnigen Maisonntag führen. Ein alter gefäller Baum verperrt dort den Weg. Auf ihn hätte sie sich gesetzt und ich zu ihren Füßen. Dort habe ich sie fragen wollen, ob sie mein Weib werden will. Wenn ich gewollt hätte, dort wäre sie es, das weiß ich, geworden.

Ich durfte es nicht tun. Ich habe es nicht getan. Ich verlange, daß die Menschen nicht dem vernunftlosen Instinkt des Augenblicks folgen. Sie soll frei wählen. Sie kann es, denn sie kennt mich und ihn. Darum darf ich das nicht tun, was Du kämpfen nennst."

„Und Du glaubst, sie habe wirklich in freier Wahl Herrn Berger gewählt statt Deiner?"

„Das hat sie nicht. Sie hat ihn gewählt, weil sie an seine Gesellschaft gewöhnt ist, weil sie Konsülte fürchtet, vor allem, weil er der Schwächere ist. Sie weiß: ich bin unendlich reich. Mir bleibt ja meine Arbeit, meine Wissenschaft, die Partei! Ihm nimmt sie alles, wenn sie mein

Digitized by Google

wird. Sie fürchtet, er könnte das nicht ertragen. Er hat ihr vielleicht gesagt, daß er ohne sie nicht leben kann."

„Na also!"

„Darauf kommt es aber nicht an. Sie wählt nicht frei, gewiß. Aber so weit es auf mich ankommt, wählt sie frei. Ich habe nicht darüber zu richten, was Herr Berger tut und was sie tut. Ich habe mich darum zu kümmern, was ich tun soll. Und da weiß ich: ich darf nichts tun, was meinem Gebot autonomer Selbstbestimmung zuwiderhandeln würde. Darum werde ich nicht um sie kämpfen. Ich handle frei, indem ich sie frei wählen lasse."

Ich verstand ihn nicht. Vermessener Wahnsinn schien es mir, der leeren Kantischen Formel das Schicksal zweier Menschen zu opfern.

In den nächsten Wochen besuchte ich ihn einigemal. Aber er sprach zu mir nicht mehr von ihr. Fast schien es mir, als schämte er sich, mir so viel von dem gezeigt zu haben, was in ihm lebte.

Dann kam vor wenigen Tagen das Gründungsfest des Arbeitervereins. Er sollte die Festrede halten.

Ein großer hell erleuchteter Saal. Tannenreisig und rote Guirlanden schmückten die Gallerie. Auf dem Podium die Büsten von Marx und Engels. Im Saale viele Hunderte sonntäglich gekleideter Arbeiter und Arbeiterinnen. Auf dem Podium stand er und feierte den Verein als ein Kampfwerkzeug der Arbeiterschaft des Landes. Einen seltsamen fremden Ton hörte ich in seiner Rede klingen.

„Was ist uns die Partei? Wenn wir kühl und nüchtern sind, sagen wir: ein Mittel für den Zweck, den wir uns gesetzt. Eine freie Menschheit wollen wir schaffen; diesem Zwecke dient unsere Bewegung, dient alles, was wir tun. Aber das ist nur die halbe Wahrheit. Nicht nur wir sind es, die den Sozialismus uns zum Zweck gesetzt, es ist auch der Sozialismus, der uns sich als Mittel zu seinem Zweck geschaffen.

Man hört manchmal das Wort: Wenn ich nicht Sozialist wäre! Ein törichtes Wort! Wenn ich nicht Sozialist wäre, wäre ich eben nicht ich, wäre ich ein anderer. Wir können nicht auslöschen, nicht einmal in Gedanken auslöschen, was der Sozialismus in uns wirkt. Jede Faser unseres geistigen Seins ist zum guten Teile sein Erzeugnis.

Denkt der Leidenschaften des Kampfes, den wir führen! Der Opfer, die wir ihm bringen! Der Arbeit, die wir für ihn leisten! Der Siegesfreude und Siegeshoffnung, mit der er uns belohnt! Wir wären nicht, was wir sind, ohne ihn.

Nicht ein Seelenerwecker, nein, ein Seelenerzeuger ist er. Unser Vater ist er. Was wir sind, hat er aus uns gemacht!"

Atemlos lauschten die Männer und Frauen im Saale seinen Worten. Ahnten sie, was in dem jungen Menschen vorging, der so ihnen sprach? Wie eine Befreiung war es, als er mit einem Hoch auf den Sozialismus endete, in das die Menschen zu seinen Füßen laut einstimmten. Eine Gruppe im Hintergrunde begann, die Arbeiter-Marseillaise zu singen; langsam verbreiteten sich die Klänge des alten Kampfliedes durch den Saal.

Hans wurde auf dem Podium umringt und beglückwünscht. Mit Zeichen der Schicksternheit und doch auch des Stolzes wehrte er ab. Langsam stieg er von der Bühne in den Saal. Unten kam Marie ihm entgegen. Sie war schöner als jemals. Ihr blaues Sonntagskleid stach seltsam ab von ihrem rotblonden Haar. Ihre Augen waren weit geöffnet emporgerichtet zu dem Manne, der ihr langsam entgegenging und ihr jetzt die Hand drückte.

Ich sah sie dann den ganzen Abend in einer Ecke des Saales zusammen stehen. Hans hatte sich wiedergefunden. Sie sprachen anscheinend über gleichgiltige Dinge. Im Vorbeigehen hörte ich seinen boshaften Witz über die Bewegungen der Paare, die im Saale tanzten.

Ich kam spät nach Hause. Nur wenige Stunden hatte ich geschlafen, als ich geweckt wurde. Hans' Hausfrau war gekommen, mir zu sagen, daß Hans sich erschossen hatte.

Als ich in sein Zimmer trat, hatte man ihn schon auf sein Bett gelegt. In dem breiten Armstuhl vor dem Schreibtisch hatte man ihn zwei Stunden vorher gefunden, den Revolver noch in der Hand, die Schußwunde in der Schläfe. Auf dem Schreibtisch das Gewirr von Büchern und Schriften, das ich so oft gesehen. In der Mitte Goethes Lieder. In dem Buche ein Brief, an mich adressiert. Der sonderbarste Brief, den ich je gelesen!

„Seit Wochen quält mich das Bild des Revolvers. Der Hahn gespannt, der Finger am Züngel gekrümmt. Ein Schuß in die Schläfe und alles ist vorüber. Ich weiß: ich darf es nicht tun; aber ich weiß auch: ich werde erliegen. Heute oder später.

Du wirst triumphieren. Du wirst meinen, Du hättest Recht gehabt und ich geirrt. Mit Unrecht! Ich habe recht getan. Daß ich es nicht werde tragen können, beweist nichts gegen mich. Leben heißt dunkler Gewalten Macht bekämpfen in sich; an diesem einzig wahren Lebensinhalt ändert es nichts, wenn einer oder der andere von uns gelegentlich den dunkeln Mächten erliegt.

Gerölle und gewaltige Blöcke hemmen den Aufstieg der Menschheit zu den Höhen, nach denen zu streben ihre Bestimmung. Die Blöcke hinabzuwälzen in die Tiefe, ist unsere Aufgabe. Blöcke liegt daran, daß wir bei dieser harten Arbeit früher oder später selbst von einem solchen Ungetüm zermalmt werden!

Darum darfst Du morgen nicht triumphieren. Wenn ich auch unterliege, ich bin der Sieger — trotz alledem."

Das hat der sonderbare Mensch offenbar in der Nacht geschrieben, nachdem er vom Feste heimgekehrt, wenige Stunden vor seinem Tode.

Hat er Recht gehabt oder nicht? Ihr sollt darüber nachsinnen, Freunde!

Streiflichter.

Ein Dokument aus der künftigen Schulgeschichte liegt in der Denkschrift vor, die von der bremischen Lehrerschaft der dortigen obersten Schulbehörde im September überreicht worden ist*). Wenn spätere Generationen einmal kopfschüttelnd eine Darstellung der Kämpfe geben werden, in denen sich der einfache Grundsatz: Die Schule dem Pädagogen, die Kirche dem Theologen zur Anerkennung durchringen mußte, wird des Mutes und der ruhigen Entschlossenheit der Bremer Lehrer gedacht werden müssen.

Unter lebhaftem Bedauern, daß die Raumverhältnisse unseres Blattes nicht den Abdruck des Ganzen erlauben, geben wir hier einige charakteristische Stellen:

Die Schule ist eine Veranstaltung des Staates; Religion aber ist Privatsache. Diese beiden Grundsätze sind im weentlichen vom modernen Staat bereits anerkannt. Der Staat nimmt das Recht der obersten Aufsicht über das gesamte Unterrichtswesen für sich in Anspruch und zwingt alle seine Angehörigen zum Besuch der öffentlichen oder vom Staat anerkannten Schulanstalten. Dagegen verlangt er von seinen Angehörigen nicht das Bekenntnis zu einer bestimmten Glaubensrichtung und macht ihre bürgerlichen Rechtsverhältnisse nicht von einem solchen Bekenntnis abhängig. Protestanten, Katholiken, Juden und solche Bürger, welche keiner kirchlichen oder religiösen Gemeinschaft angehören, genießen in Deutschland dieselben staatsbürgerlichen Rechte. Dieser Zustand ist der Ausdruck des Prinzips der Glaubens- und Gewissensfreiheit.

Insofern der Staat dieses Prinzip anerkennt, gibt er zu, daß er kein Interesse daran hat, welcher Glaubensrichtung seine Glieder angehören. Dann fällt aber für ihn auch das Recht weg, seinen Angehörigen in den öffentlichen Schulen durch seine beteiligten Organe eine bestimmte Glaubensrichtung zu vermitteln und den Unterricht im Sinne einer solchen Glaubensrichtung erteilen zu lassen. Denn kein Bürger darf vom Staate irgend

*) Unter dem Titel: „Religionsunterricht oder nicht?" im Kommissionsverlag von Gustav Winter, Bremen, erschienen.

Digitized by Google

einem Zwange unterworfen werden, den nicht das Staatsinteresse unbedingt erfordert. Darum darf auch der Schulzwang nicht so weit ausgedehnt werden, daß er die Nötigung zur Teilnahme am Religionsunterricht in sich schließt.

Nachdem dann kurz auf die Durchführung dieses Grundsatzes in Holland, Frankreich, England, Italien, Belgien, der Schweiz und den Vereinigten Staaten von Amerika hingewiesen ist, fährt die Denkschrift fort:

Die Durchführung der Trennung von Kirche und Staat auch auf dem Gebiete des Schulwesens liegt überhaupt im Entwicklungsgange der Zeit begründet. Die staatliche Nötigung zur Teilnahme aller Kinder am Religionsunterricht wird in der Gegenwart viel schwerer empfunden, als früher. Man gesteht im Staate wohl das Recht und die Pflicht zu, für die weltliche, technische und sittliche Bildung der Kinder zu sorgen, nicht aber auch für die dogmatisch-religiöse. Und ohne einen bestimmten, ins Gebiet des Uebersinnlichen hinüberragenden (metaphysischen) Vorstellungskreis ist keine Religion denkbar. Von diesen Vorstellungen übersinnlicher Dinge hängt die Weltanschauung des Gläubigen ab, und übrigens liegt es im Wesen jeder Religionsgemeinschaft, ihre Weltanschauung als die unbedingt wahre und für alle zeiten unabänderlich giltige zu erklären; auch wird sie auf übernatürliche Eingebung (Inspiration) zurückgeführt, und sofern die Eingebung von der die Welt beherrschenden und lenkenden Macht ausgeht, wird sie als verbindlich für alle Menschen angesehen, verbindlich bei Strafe des ewigen Verderbens.

Diese Anschauungen nun sind es, denen weite Kreise der Bevölkerung nicht mehr zustimmen. . . . .

Man ist der Meinung, daß die metaphysischen Vorstellungen und die damit verwandten Ueberlieferungen der herrschenden Religionssysteme, deren Ursprünge Tausende von Jahren zurückreichen, in wesentlichen Stücken dem Wissen und Denken unserer Zeit nicht mehr entsprechen. Auch genießen sie keineswegs selbst innerhalb der kirchlich-gläubigen Kreise allgemeine und übereinstimmende Anerkennung. Denn da sie zugestandenermaßen nicht vernunftgemäß beweisbar sind, so bekämpft eine Konfession die Glaubenssätze der andern; ja nicht einmal die Theologen derselben Konfession sind sich unter einander einig. Aus allen diesen Gründen sprechen die Kreise, die diesen Anschauungen huldigen, dem Staate das Recht zu, öffentlichen Unterricht im Sinne einer dieser Glaubensrichtungen zwangsmäßig zu erteilen, und empfinden den gegenwärtigen Zustand als eine Beschränkung ihrer verfassungsmäßig gewährleisteten Glaubens- und Gewissensfreiheit.

Diese Tatsache ist um so bedeutsamer, als die gekennzeichneten Anschauungen heutzulage nicht mehr auf kleine und abgeschlossene Kreise von Gelehrten beschränkt sind, sondern insolge des gehobenen Standes der allgemeinen Volksbildung in die breiten Massen der Bevölkerung eingedrungen sind. Lange hat sich in diesen Kreisen ein stillschweigender Gegensatz zwischen Haus und Schule herausgebildet, der, wenn er auch nicht immer zu offenen Zusammenstößen führt, doch ein gedeihliches Zusammenwirken vereitelt und dem Ansehen der Schule wie der Lehrerschaft Abbruch tut. . . .

Das Recht und die Pflicht des Staates, Unterricht in den Sitten zu erteilen, wird durch die Abschaffung des Religionsunterrichts nicht berührt. Ein Elementarunterricht ist niemehr ohne Zusammenhang mit dem Dogma sehr wohl durchführbar; ja, er wird auf diese Weise planmäßiger und fruchtbarer gestaltet werden können. Die sittlichen Anschauungen und Grundsätze des bürgerlichen Lebens sind im wesentlichen von metaphysisch-dogmatischen Ueberzeugungen unabhängig. Sie werden vielmehr durch die natürlichen Lebensbedingungen und die kulturelle Entwicklung eines Volkes bestimmt. Völker und Volksschichten mit verschiedenen metaphysischen Ueberzeugungen haben im wesentlichen dieselben sittlichen Grundsätze (z. B. Protestanten, Katholiken und Juden in Deutschland); andererseits haben sich die sittlichen Anschauungen unendlich vertieft und verfeinert, ohne daß die Dogmen der Religionsgemeinschaften der Entwicklung gefolgt wären (man denke an die Hexenverfolgungen des Mittelalters und an die jetzt verfassungsmäßig gewährleistete Glaubens- und Gewissensfreiheit). . . . .

Im übrigen wohnt ein gesunder Geist in einem gesunden Körper. Wenn Völker oder Volksschichten unter Zuständen leben, die ihnen Gesundheit und Lebenskraft nach Möglichkeit gewährleisten, so werden sie auch ein den Interessen und der Entwicklung des Ganzen förderliches geistiges Leben führen, und es steht dem Staate wohl an, solche Zustände zu schaffen, nicht aber, die Richtungen und Strömungen jenes geistigen Lebens zu überwachen und eine mit Hilfe der anderen niederzuhalten.

Die sittlichen Grundsätze, die in Schulen gelehrt werden müssen, sind jedenfalls so allgemein giltiger Art, daß sie bei Zusammenhangs mit dogmatischen Vorstellungen entraten können. Ja, eher ist die Anknüpfung der sittlichen Unterweisung an den Religionsunterricht dieser Unterweisung schädlich.

Dies wird nun an den kirchlichen Vorstellungen vom Opferdienst, Satzungswesen, vom auserwählten Volke, vom Heilsplan u. s. w. im Einzelnen nachgewiesen. Wenn man dagegen unter „sittlich-religiöser Unterweisung“ die Vermittlung einer frommen Stimmung, also des Gefühls der Ehrfurcht vor dem Erhabenen und der Fremde an allem Guten, Schönen und Wahren verstehe, so lasse sich dies sicher besser ohne dogmatischen Unterricht, durch ein gründliches Verständnis der Dinge, Verhältnisse und Gedankengänge der eigenen Zeit, und an der Hand die Schätze der gesamten Weltliteratur erreichen.

Pädagogische Umsicht und Einsicht zeigt sich in der weisen Beschränkung, daß der systematische, lehrplanmäßige auf bestimmte Stunden festgelegte Sittenunterricht in Verbindung mit Rechts- und Verfassungskunde nur für die Oberstufe, oder für die letzten zwei Schuljahre verlangt wird, während in der Unter- und Mittelstufe ein ethischer Anschauungsunterricht durch Behandlung von speziell zusammengestellten Musterstücken in den Lesestunden erteilt werden kann.

Sehr interessant, namentlich für diejenigen, die noch immer von einem objektiven, aus allen Konfessionen destillierten allgemeinen Religionsunterricht träumen, sind folgende Auslassungen:

Auch christlich-gläubige Kreise haben bereits vielfach die Entfernung des Religionsunterrichts aus der Schule gefordert, und das mit Recht, auch vom ihrem Standpunkte aus. Der Unterricht genügt ihren Ansprüchen nicht und kann ihnen nicht genügen. Die dremische Lehrerschaft gewann bisher das stillschweigend gewährte Recht, einen sog. objektiven Religionsunterricht zu erteilen. Dieses Recht wurde dahin ausgelegt, daß der Unterricht nichts weiter als Bibelkunde mit anschließender Worterklärung sowie ethischer oder historischer Belehrung zu bieten hatte; außerdem wurde etwas Kirchengeschichte getrieben. Man ergänzte die biblischen Geschichten und gab in dogmatischer Hinsicht die Beisung, das so gebotene zu entnehmen im bibelgläubigen oder in irgend einem freieren, der Auffassung des Lehrers selbst entsprechenden Sinne genommen werden könnten. Diese „objektive“ Unterrichtsweise hat sich als unhaltbar und undurchführbar herausgestellt. Der biblische Geschichtsunterricht muß den Traditionsstoff der Kirche bieten. Dieser Stoff aber hat in dem Zusammenhange und in der Fassung, wie die Kirche ihn geschaffen oder ausgewählt und adoptiert hat, nur den Sinn, den die Kirche ihm beilegt, und sie kennen andern. Wer nicht glaubt, daß verderbliche und zerstörende Naturereignisse Strafgerichte Gottes sind, kann zu der Geschichte von Sodom und Gontorrha nur eine Stellung einnehmen, nämlich eine ablehnende, aber keine „objektive“. In dem Streit zwischen Samuel und Saul verlangt die Absicht des Verfassers und der Kirche die unbedingte Parteinahme für Samuel, während die unbefangene Betrachtung des historisch Gebliebenen zu ganz anderen Schlüssen kommt. Sobald er aber seine freiere Auffassung sagt, muß er notgedrungen die andere verneinen. Und eine solche offene Stellungnahme im verneinenden Sinne ist an den maßgebenden Stellen wohl eigentlich niemals gern gesehen worden. Es läge auch ein gewisser Widerspruch darin. Denn der Umstand allein schon, daß man Stoffe dieser Art, deren erzieherischer und bildender Wert unter „objektivem“ Betrachtung oft recht fraglich erscheinen wird, überhaupt in den Lehrplan aufnimmt oder sie darin beläßt: dieser Umstand allein schon bedeutet tatsächlich nichts anderes, als eine Konzession an die Anschauungsweise der Kirche. Da ist es denn in der Tat etwas rücksichtsvoll, wenn man bei der Behandlung dieser Stoffe den Ansichten der Kirche wiederum schroff gegenübertreten will. Es ist auch wirklich nicht ausgeblieben, daß selbst in unserm freigesinnten Bremen Lehrer wegen ihrer Stellungnahme zu religiösen Fragen sich Maßregelungen zugezogen haben.

Die Kirche wird eben, so weit ihr Einfluß reicht, den „objektiven“ Religionsunterricht stets bekämpfen. . . .

Es gibt frei gesinnte Kreise, welche befürchten, daß die Abschaffung des staatlichen Religionsunterrichts die Kinder ganz in die Hände der Geistlichkeit, namentlich der orthodoxen, liefern würde. Aber das würde auch später doch nur da der Fall sein, wo die Eltern es wünschen würden. Solchen Wünschen der Eltern entgegenzutreten, kann aber niemals Absicht sein. Uebrigens würde eine nach freien wissenschaftlichen und ethischen Prinzipien geleitete Schule durch ihre Existenz allein ein gewisses Gegengewicht gegen eine geistliche Erziehung im allgemeinen und intoleranten Sinne bilden. Zeigt dagegen liegt die Sache so, daß die Kirche Gelegenheit findet, mit staatlicher Bestilfe dieses Gegengewicht aus der Welt zu schaffen.

Digitized by Google

So gipfelt dann die Abhandlung endlich in den Sätzen:

Aus den angeführten Gründen erlaubt sich die bremische Lehrerschaft, eine hohe Behörde zu bitten,

hohe Behörde möge sagen, daß der Religionsunterricht in den öffentlichen Schulen abgeschafft werde.

Für den Fall, daß eine hohe Behörde geneigt sein sollte, dieser Bitte der Lehrerschaft zu willfahren, erlaubt sich die bremische Lehrerschaft, einer hohen Behörde folgende weiteren Wünsche und Vorschläge zu geneigter Berücksichtigung zu unterbreiten.

1. Die Erteilung des Religionsunterrichts, soweit die Eltern ihn für ihre Kinder wünschen, wird den einzelnen Religionsgemeinschaften überlassen;
2. der Sittenunterricht wird ohne den bisherigen Anschluß an den Religionsunterricht weiter erteilt;
3. der Sittenunterricht wird dabei im weiteren Sinne einer allgemeinen Welt- und Lebenskunde gefaßt, wie sie schon jetzt bei der Behandlung von sog. Musterstücken in der Lesestunde vermittelt wird;
4. der Sittenunterricht wird auf der Unter- und Mittelstufe im Anschluß an gesittig, sittlich und literarisch hervorragende und im übrigen für die Stufe passende Stoffe der gesamten Weltliteratur erteilt;
5. im Zusammenhang mit diesen Vorschlägen wird über die im Lehrplan der Schulen wegfallenden Stunden wie folgt verfügt:
   a) auf der Unterstufe (Klasse VIII und VII) werden dem Unterricht Stoffe aus der Märchenwelt und allertei dem geistigen Fassungsvermögen des Kindes angevaßte und seiner Umwelt entnommene Gegenstände zu Grunde gelegt und nach Art des Anschauungsunterrichts behandelt;
   b) auf der Mittelstufe (Klasse VI—III) wird der Sittenunterricht im Anschluß an geeignete Stoffe in den Leistunden (Literaturstunden) erteilt; die beiden wegfallenden Stunden werden den Religionsgemeinschaften zu ihren Zwecken zur Verfügung gestellt;
   c) die Auswahl der Stoffe wird an der Hand einer planmäßigen Zusammenstellung der beim Sittenunterricht zu berücksichtigenden Momente und Beziehungen getroffen;
   d) auf der Oberstufe (Klasse II und I) wird ein systematischer Sittenunterricht eingeführt, der sich zu einer allgemeinen Gesetzes- und Verfassungskunde erweitert;
   e) auf der Oberstufe (Klasse II und I) wird Unterricht in allgemeiner Religionsgeschichte erteilt.

Wir bitten den deutschen Lehrerverein, diese Anträge ihrer Bremer Kollegen auf die Tagesordnung der nächsten deutschen Lehrerversammlung zu setzen. — Zu einer Lawine genügt eine Handvoll Schnee. —

* * *

Lysol. Wie es in andern Großstädten sein mag, weiß ich nicht; in Berlin ist fast unmöglich, ein Abend- oder Morgen- oder Mittagblatt aufzutreiben, in dem nicht mindestens ein Selbstmord oder Selbstmordversuch mit dem entsetzlichen Mittel registriert wird. Und das geht wochen-, monate-, jahrelang so weiter. Wir haben ja im allgemeinen überaus abgestumpfte Nerven für die Leiden anderer; Notizen, die für unsere Großeltern der Ausgangspunkt erregter Erörterungen über ihre Möglichkeit, Wirklichkeit und Tragweite gewesen wären und gewesen sind — wie der kaltblütige Selbstmord zehn- und zwölfjähriger Kinder z. B. — werden nur noch mit dem Auge, nicht mehr mit dem Herzen gelesen. Andernfalls müßte uns täglich brennende Scham und Empörung vom Tisch aufspringen und eine gesellschaftliche Anarchie verfluchen lassen, die schon Kindern, den hoffnungsseligsten Geschöpfen, die Freude am Dasein verekelt und sie den Sprung ins Dunkle weniger fürchten läßt, als den morgenden Tag! Aber unbegreiflich ist doch, auch rein vom volkswirtschaftlichen und selbst polizeilichen Standpunkt, die absolute Gleichgiltigkeit, mit der die Behörde, die doch sonst in fast kleinlicher Weise die Schritte auch der unbegabtesten Zeitgenossen gängelt, dem ungehinderten Verkauf des in die Mode der Selbstmörder gekommenen Mittels zusieht. Ich rufe ungern und selten nach der Polizei, auch nach der Gesundheitspolizei — aber hier scheint mir doch ein Fall vorzuliegen, wo einfach mit dem bureaukratischen Mechanismus, der den Vertrieb von Lysol dem Drogen- und Kolonialwarenhändler entzieht und dem Apotheker gegen Giftschein überantwortet, einige Dutzend Menschenleben wöchentlich gerettet werden könnten und müßten.

Man wende nicht ein, der hartnäckige Selbstmordsüchtige werde dann eben andere Mittel und Wege finden: dieser gewiß. Aber es handelt sich ja in 9,10 der Fälle eben nur um den verbrecherischen Leichtsinn unserer Großstadtbevölkerung, der im Augenblick einer nervösen Herabstimmung, eines Aergers, eines lässigen Nichts zur bequem erreichbaren Giftflasche greift.

Mag der Wert des Lysols als eines billigen und wirksamen Desinfektionsmittels noch so groß sein: wenn das, was Bazillen tötet, so leicht zu gefahrvoller Menschentötung mißbraucht werden kann, dann gehört es in den Giftschrank des Apothekers; heut ist es selber das Infektionsmittel geworden, von dem die Seuche der verbrecherisch-leichtsertigen Lebensverschleuderung weiter getragen wird. —

Bücherschau.

Raoul Richter, Privatdozent an der Universität Leipzig. Der Skeptizismus in der Philosophie. Erster Band. Leipzig 1904.

Der Verfasser unterscheidet zwischen dem unmethodischen Stimmungsskeptizismus des alltäglichen Lebens und dem methodisch fundierten philosophischen Skeptizismus. Innerhalb des letzteren unterscheidet er wieder den radikalen und totalen und den partialen, nur auf einzelnen Gebieten sich betätigenden. Sein Absehen geht darauf, zunächst den totalen nach seinen sämtlichen Erscheinungsformen in der Gesamtgeschichte der Philosophie zu behandeln. Hier soll außer der antiken Skepsis auch die der Renaissance (Montaigne u. a.), so wie der neueren und neuesten Zeit (Hume, Mach, Nietzsche u. a.) zur Sprache kommen. Dann soll der partielle an die Reihe kommen. Der vorliegende Band behandelt nur den totalen Skeptizismus in der alten Philosophie.

Die Schrift zeigt ein Doppelantlitz. Sie erhebt einesteils den Anspruch, als streng wissenschaftliche Leistung dazustehen, andernteils den, dem „general reader" etwas zu bieten. Wir haben uns an dieser Stelle, die kein Forum wissenschaftlicher Kritik ist, eigentlich nur an den zweiten Punkt zu halten. Doch sei wenigstens in äußerster Kürze auch über den wissenschaftlichen Wert ein Urteil abgegeben.

Die Schrift als Ganzes ist eine tüchtige, geistvolle und scharfsinnige Arbeit. Von den drei Kapiteln, in die sie zerfällt, stellt das erste (S. 3—42) die äußere Geschichte der antiken Skepsis dar. Hier ist im Einzelnen manches kontrovers. Ich muß mich begnügen, in dieser Beziehung auf meine Geschichte der griechischen Philosophie, 2 Bände, Leipzig 1903, zu verweisen. Das zweite Kapitel (S. 42—121) unterwirft ein einheitliches Gesamtbild der antiken skeptischen Lehren, mit dem Bemühen, nicht nur äußerlich Notizen zusammenzustellen, sondern diese barocke Erscheinung als eine nicht nur mögliche, sondern in hohem Maße beachtungswerte und relativ berechtigte dem psychologischen und historischen Verständnis zu erschließen. Und diese überaus schwierige Aufgabe ist dem Verfasser, wenn auch nicht vollständig, aber erheblichen Teiles doch in anerkennem Maße gelungen. Das dritte Kapitel (S. 121—303) unterwirft die antike Skepsis einer Kritik. Dieser fehlt es nicht an bedeutsamen, lichtgebenden Gesichtspunkten, als Ganzes aber erscheint sie doch von dem Ziele einer endgültigen Abrechnung noch ziemlich weit entfernt.

Wenden wir uns nun der Frage zu, in welchem Maße die Schrift als gemeinverständlich dem allgemeinen Lesepublikum empfohlen werden kann. Diese Frage ist einesteils eine Frage der Form, andernteils eine solche des Inhalts. Die Form anlangend, so ist das Streben nach einer gefälligen und lichtvollen Darstellung auf Nachdrücklichste anzuerkennen. Anderteils aber greift doch die Darstellungsweise überwiegend über das Niveau nicht nur des „Gebildeten", sondern auch des durchschnittlichen „Studierten" hinaus und insbesondere hat der Verfasser bei der häufigen Verwendung schwieriger griechischer Termini und selbst Wendungen im Originaltext nicht bedacht, daß wir uns heute wieder mit raschen Schritten dem mittelalterlichen „graeca sunt, non leguntur" nähern. Den Inhalt sodann anlangend, so war das Bemühen, die Gedankengänge der antiken Skepsis gemeinverständlich darzustellen, doch von Hause aus ein zu hoch gestecktes Ziel und insbesondere die vom Verfasser geübte Kritik greift weit über das dem Laien irgend Zumutende hinaus.

A. Döring.

Digitized by Google

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur
Abteilung Berlin.

Herbst-Programm.

(Ergänzung und evtl. Aenderung vorbehalten).

Dienstag, den 3. Oktober, abends 8¼ Uhr in Saal 109 des städtischen Rathauses (Eingang Jüdenstr.) **Diskussionsabend** über das Thema: „Was heißt weltliche Erziehung?" Freie Aussprache. Gäste willkommen.

Freitag, den 20. Oktober abends 8¼ Uhr im Bürgersaal des städtischen Rathauses: **Trauerfeier** für unseren ersten Vorsitzenden Justizrat Hermann Stern. (Alles Nähere vorbehalten).

Mittwoch, den 25. Oktober, abends 8¼ Uhr Unter den Linden 16, III. **Erster Vortrags- und Diskussionsabend.** Prof. Bruno Meyer wird aus Ferdinand Kürnberger's: „Siegelringe" vorlesen.

Freitag, den 10. November, Saal 109 des städtischen Rathauses
Montag, den 20. November, Bürgersaal des städtischen Rathauses
Sonnabend, den 9. Dezember, Saal 109 des städtischen Rathauses
} Redner und Thema vorbehalten.

Sonntag, den 17. Dezember. Volksunterhaltungsabend zum Besten der Ersten öffentlichen Leselhalle der D. G. E. K. im großen Saale des Berliner Handwerkervereins, C. Sophienstr. 18. Programm und Näheres folgt.

Sonnabend, den 30. Dezember, abends 8¼ Uhr im Bürgersaal des städtischen Rathauses: **Jahresschlußfeier** und Ansprache von Herrn Geheimrat Professor W. Foerster.

•

Es ist geplant, regelmäßig je einmal im Monat **Vortragsunge- und Diskussionsabende** in unserem Lesesaal, W., Unter den Linden 16, III, für unsere Mitglieder und Gäste, soweit der Raum reicht, zu veranstalten. Vormeldungen erbeten.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Soeben erschien:

Laienpredigten von neuem Menschentum.
1. Sorgen und Hoffnungen beim Jahreswechsel.

Von **Dr. Rudolph Penzig.**

Druck und Verlag: Oskar Hensel, Gottesberg.

Gegen Einsendung von **30** Pf. in Briefmarken zu beziehen durch die Expedition der „Eth. Kultur."

In meinem Verlage ist erschienen:

Psychologie
der
Französischen Literatur
von Professor **Eduard Engel.**

Vierte, völlig neu bearbeitete Auflage.
Preis elegant broschiert 3,50 Mark, gebunden 4,50 Mark.

Der bekannte Verfasser der **„Geschichte der französischen Literatur"** hat in seiner **„Psychologie der französischen Literatur"** ein höchst eigenartiges Werk geschaffen: **eine Naturgeschichte des französischen Geistes.**

Das längst berühmte Buch ist völlig neu bearbeitet worden und in seiner **jetzigen** Form ein auch **sprachlich** geradezu **klassisches** Werk.

Berlin SW. 48. **Leonhard Simion Nf.**
Verlagsbuchhandlung.

Verlag von Leonhard Simion Nf. Berlin SW. 48.

Penzig, Dr. Rudolph.

Zum Kulturkampf um die Schule.
Ein Mahnwort an Denkende.

8°. 10 Bogen. Preis broschiert 2 Mark, gebunden 3 Mark.

Die Preussische Schulzeitung schreibt:

„Die nicht von irgendwelcher einseitigen Parteidoktrin diktierte, sondern aus erster Besorgnis um die sittliche Bildung unseres Volkes hervorgegangene Schrift wird allen politischen Interessenten, vor allem aber den Lehrern und Eltern ein trefflicher Wegweiser in den Wirren des Kampfes um die Zukunft der Schule sein. Wir empfehlen sie unseren Lesern dringend."

Schriftsteller,

welche ihre Arbeiten: **Dramen, Romane, Novellen, Gedichte** zu publizieren beabsichtigen, bitten wir, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

Gose & Tetzlaff G. m. b. H.
Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 61.
Verlag von: **„Moderne Essays zur Kunst und Literatur."**

Zum Druck von Broschüren
wissenschaftlichen Werken,
Jahresberichten, Flugblättern,
sowie zur Anfertigung
• • • sämtlicher anderen Druckarbeiten • • •
in moderner und sauberer Ausführung, bei billigster Berechnung, empfiehlt sich
Oskar Hensels Buchdruckerei
Gottesberg (Schlesien).
Druck der **„Ethischen Kultur,"** des **„Freidenker"** und freireligiösen **„Sonntagsblatt."**
☞ Bei Bedarf verlange man Kostenanschlag. ☜

Eine erfahrene Lehrerin, tüchtig in Sprachen und Musik, moralpädagogisch unterrichtend, **sucht Stellung** in einer Erziehungsanstalt oder einer ethisch gesinnten Familie. Gefl. Offerten erb. **B. L.** Redaktion der „Eth. Kultur," **Berlin S. W. 48,** Wilhelmstrasse 121.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **zweiter Stock** rechts. Auskünfte rc. werden, falls der Unterzeichnete nicht anwesend ist, auch in der Auskunftstelle im III. Stock erteilt. Sprechstunden des Unterzeichneten nur Montag, Mittwoch und Freitag von 10—12 Uhr. Gütige Zuschriften sind daher besser an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmanstraße 15. zu richten. Dr. Penzig.

☞ Der heutigen Nummer liegen **zwei Beilagen** der **„Neuen Gesellschaft"** und des **„Neuen Frankfurter Verlages"** G. m. b. H. bei, auf welche wir unsere Leser hierdurch besonders aufmerksam machen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1,40 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „**Kinderland**," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Gotteberg.

XIII. Jahrgang. | Berlin, den 15. Oktober 1905. | Nr. 20.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Adalbert Stifter als Schulmann. Von Aug. Hackemann.
Entwickelung und Rasse. Von Dr. Robert Michels.
Streiflichter:
Friedrich Naumann als Ethiker.
Englisch-deutsche Verständigung.
Aus der ethischen Bewegung. Oranienburg-Eden.
Bücherschau.
Eingegangene Bücher.

Adalbert Stifter als Schulmann.

Zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages (am 23. Oktober)

Von Aug. Hackemann.

Als Stifter im Auftrage des Ministers Thun gegen Ende des Jahres 1849 die Stelle des Schulrats und Inspektors sämtlicher Gymnasien in Unterösterreich einschließlich Wiens angetragen wurde, dankte er, erklärte aber, daß er die Inspektion der Volksschulen in Oberösterreich, welches er seit seinen Jugendjahren liebgewonnen hatte und oft besuchte, vorzöge. Und als er diesen Posten denn auch im Juni 1850 erhielt, wandte er seine Aufmerksamkeit zunächst den äußeren Bedingungen zu; hierher gehörten die Schulhäuser, die sich bei seinem Amtsantritte in einem wahrhaft kläglichen Zustande befanden.

Daß es dabei an Arbeit nicht fehlte, ist leicht einzusehen; aber Stifter bewies eine glückliche Hand: seine von kurzsichtiger und engherziger Schreibstubenherrschaft vollständig freien Anordnungen und in vielen Fällen sein wohltuender persönlicher Einfluß bewirkten, daß keine Gemeinde gegen die geforderten Schulbauten Einspruche erhob, ja daß manche aus freien Stücken größere Opfer brachten, als die gesetzlichen Bestimmungen verlangten. Doch kam es bald anders. Seinem regen Geiste genügte diese administrative Tätigkeit nicht; er schritt daran, auch die inneren Fragen des Schulwesens gründlich zu lösen, wobei er leider weniger glücklich war und auf Widerstände stieß, die er nicht zu brechen vermochte.

„Meine Pläne sind nicht flicken, sondern organisch belebend und beseelend zu erzeugen — dazu muß noch die Zeit kommen: vor dem Baue des Geistigen muß erst das Leibliche einmal bestehen"

schrieb er am 6. März 1849 an Heckenast (Band XV, Seite 174) und wollte demgemäß des Lehrers Arbeit in die seinem ausgebreiteten Wissen und gründlichen Können entsprechenden höheren Bahnen lenken, die in großen Zügen bereits entworfen waren und nicht durch kleinliche Maßregeln eingeengt werden sollten. Stifter war nämlich der entschiedenste Feind jener kleinlichen Vorschriften, die alles regeln und lenken wollen. Er sagte:

„Die Natur erzieht und bildet den Menschen nicht durch Maßregeln, und wenn der Staat Menschen erziehen will, so kann er es auch nicht durch Maßregeln, sondern nur durch Menschen, die schon etwas sind; dann muß er sie aber auch etwas gelten lassen."

Mit solchen Ansichten war er in den Staatsdienst getreten und er hielt eine zeitlang an dem Glauben fest, daß es höchstens einer vernunftgemäßen Darlegung bedürfe, um ihnen — wenigstens in dem Kreise, wo er zu wirken hatte — zur Anerkennung zu verhelfen. Allein die Hoffnungen gingen nicht in Erfüllung, sie schwanden von Jahr zu Jahr, sodaß Stifter endlich Mut und Arbeitsfreude verlor; seine Berichte und Vorschläge wurden unbeachtet beiseite gelegt und er sah sich zuletzt einzig darauf angewiesen, von anderer Seite diktierte „Maßregeln" zur Ausführung zu bringen. Aber selbst bei dieser Fügsamkeit blieben ihm bittere Erfahrungen und schwere Demütigungen nicht erspart.

So ward ihm das Amt eine drückende Last und er schrieb unter dem 24. August 1859 an Heckenast:

„Freiheit von amtlicher Zwangsarbeit wäre mir das ersehnteste Labsal; Zwangsarbeit, und zwar höchst peinigende Zwangsarbeit aber nenne ich die, wobei ich klar Wahres verleugnen, dem Gegenteil mich schweigend fügen und es fordern muß. Es mag sein, daß im Staatswesen dies nie vermieden werden kann; aber aufreibend bleibt es immer und wird es für warme und wohlwollende Gemüter mehr als für andere."

Doch der tiefste Schmerz, den ihm sein Amt bereitete, war, daß es ihm so oft die Stimmung raubte für das, was ihm als Höchstes galt: die dichterische Tätigkeit. Darüber schrieb er sehr drastisch am 13. Mai 1854 an Heckenast:

„Durch das Heu, den Häckerling, die Schuhnägel, die Glasscherben, das Sohlenleder, die Korkstöpsel und Besenstiele, die in meinem Kopfe sind, arbeitet sich oft ein leuchtender Strahl durch, der all das Wüste weghränge und einen klaren Tempel machen will, in welchem ruhige, große Götter stehen; aber wenn ich dann in meine Amtsstube trete, stehen wieder Körbe voll von jenen Dingen für mich bereitet, die ich mir in das Haupt laden muß."

Die meiste Anerkennung und das williafte Entgegenkommen fand Schulrat Stifter noch bei den ihm untergeordneten Lehrpersonen und diese erfreuliche Tatsache entschädigte ihn für manche Unbill, die er von anderer Seite erfahren mußte.

Das gute Einvernehmen zwischen dem Vorgesetzten und seinen Untergebenen hinderte indes keineswegs, daß der Schulrat nach Bedarf auch mit Wucht einschritt, getreu der im „Hagestolz" gegebenen Lehre:

Digitized by Google

„Wer nicht zuweilen den Steinblock der Gewalttat schleudern kann, der vermag auch nicht von Ungrund aus zu wirken und zu heilen. Du weißest bei Gelegenheit die Zähne und hast doch ein gutes Herz. Das ist recht."

Als gegen die Mitte der Sechzigerjahre in immer stärker werdenden Zeitabständen Unwohlsein auf Unwohlsein folgte und nur verschwand, um einer ernstlichen Erkrankung Platz zu machen, legte Stifter die Bürde seiner amtlichen Verpflichtungen in jüngere Hände. „Auf Grund und in Würdigung der literarischen Verdienste des Dichters wie auch in Berücksichtigung seines ersprießlichen Wirkens im Staatsdienste" wurde ihm aushahmsweise die Pensionierung mit vollem Gehalte und der Hofratstitel zu Teil (November 1865).

Diese Anerkennung drang wie ein Lichtstrahl in des Meisters Gemüt, und er schrieb unter dem frischen Eindrucke des Ereignisses an seinen Gönner Baron Kriegs-Au:

„Dann ist durch das, was die Regierung an mir getan hat, eine solche Ruhe in mein Wesen gekommen, daß ich auf einem großen, lichten Felde der Zuversicht stehe und überall nur Dinge erblicke, die Frucht versprechen. Und die Genesung des Körpers steht wie eine lichte Morgenröte an dem Rande dieses Feldes und verspricht eine Sonne, welche die Früchte reifen wird."

Es sollte nicht sein. Die finsteren Mächte des Todes ließen nicht mehr ab von dem Manne, den sie sich zum Opfer ausersoren hatten, und zwei Jahre nach Niederschrift dieser hoffnungsfreudigen Worte erlöste ihn der Tod von qualvollem Leiden.

•

Was sich über Stifters pädagogische Maximen und Anschauungen aus seinen Werken zusammentragen läßt, hat nur mehr aphoristischen Charakter; als Motto dazu könnten die Worte dienen, die der Dichter in der Erzählung „Ein Gang durch die Katakomben" ausspricht:

„Es ist ein seltsam, furchtbar erhabenes Ding, der Mensch! Und schwindelnd für das Denken des Einzelnen ist der Plan seiner Erziehung, die ihm Gott als Geschenk seiner sittlichen Freiheit übertragen, daß er sie in Jahrtausenden, vielleicht in Jahrmillionen vollende."

Stifter leitet die Notwendigkeit planmäßiger Erziehung und Unterweisung des Menschen aus der Hilfsbedürftigkeit, die ihm von seiner Geburt her anhaftet, der großen Bildsamkeit seines Geistes und der hohen Bestimmung des Menschengeschlechtes ab und erkennt in diesen Gründen das Recht wie die Pflicht der Familie, der Gemeinde, der Kirche und des Staates, „der Regelung des inneren Seelenlebens der Menge" das höchste Augenmerk zuzuwenden; er klagt über den tiefen Stand alles Erziehungs- und Bildungswesens und die geringe Bedeutung, welche den entsprechenden Besserungsvorschlägen wie deren Vertretern beigemessen wird. Er sagt (Band XV, Seite 176):

„Das arme Erziehungswesen! Der Sündenstuhl seit 2000 Jahren! Wenn man irgendwo alles vernachlässigen will, so ist es gewiß allemal das Erziehungswesen: — dann muß man Revolutionen überstehen und muß Bürgerkriege führen, die tausendmal mehr kosten und mißgliches Elend herbeiführen, bis das verwahrloste Volk durch die eisernen Gründe belehrt ist, die man ihm in der Kindheit leichter durch Worte beigebracht hätte. Ich habe oft Tage, wo mir das Herz brechen möchte. Jetzt nimmt man allerlei Anläufe, aber das oberste Prinzip steht noch nirgends fest: daß nämlich Erziehung die erste und heiligste Pflicht des Staates ist; denn darum haben wir ja den Staat, daß wir in ihm Menschen seien, und darum muß er uns zu Menschen machen, daß er Staatsbürger habe und ein Staat sei, keine Strafanstalt, in der man immer Kanonen braucht, daß die wilden Tiere nicht losbrechen."

Alle Veranlassungen, durch welche der Mensch vollkommener wird, nennt Stifter „Schulen" — und so gibt es nach seiner Auffassung eine Schule des Lebens, das ist die Erfahrung, eine Schule der Familie, eine Schule der Gemeinde, der Kirche, des Staates ꝛc.

Als vorzüglichste, lehrreichste und dauerndste Schule steht nach Stifter das ganze Leben des Menschen da. Sobald das Kind geboren ist, beginnt das Lernen, erst im Spiel, dann allmählich im Ernst:

„Am Kinde entzückt das Lallen, aber der Knabe muß reden lernen." (Studien, 1. Band, Seite 72.)

In dem Maße, in dem der Knabe zunimmt, an Alter, Kraft und Erfahrung, wächst sein Wirkungskreis und der volle Ernst des Lebens tritt in sein Recht. Es folgen Lehrjahre und Wanderjahre und der Jüngling reist im Strom der Welt zum Manne heran; dieser arbeitet und erwirbt und verschafft einer Gattin, Kindern und Enkeln, der Familie und dem ganzen Hause den Unterhalt. Er erweitert seine Tätigkeit über die Familie hinaus, er will endlich das Beste seines Vaterlandes mit besorgen helfen.

„Ist er weise, so genießt er auch die Freuden der Welt mit Maß und Einsicht und lernt auch hierin immer mehr, sich Grenzen zu setzen und die Würde zu bewahren; denn in der Tat, kein einziges Lernen ist schwieriger als das, die Freuden, die Gott in die Welt gelegt hat, recht zu genießen, und vieles Unglück, ja das meiste, das über die Menschen gekommen ist, ist daher gekommen, weil sie sich durch Uebermaß schwächten und ihre Kraft zu jedem Nötigen und Großen verloren. So geht der Mensch durch die Schule des Lebens, er ist immer in ihr, er lernt alle Tage etwas und seine Erfahrungen wachsen, bis er auf dem Totenbette liegt — und selbst da noch kann er das Erlernte über seine Zeit hinaus fortsetzen, wenn er es aufgezeichnet und der Nachwelt hinterläßt." (Band XIV, Seite 230). „Wenn aber nun auch die Schule des Lebens so kräftig ist und den Menschen am innigsten zu Erfahrungen und Wissen hinführt, so kann sie doch nicht die einzige bleiben. Denn es gibt Dinge, die man in ihr durchaus nicht lernen kann, und andere zu deren Selbsterfindung man Jahrhunderte brauchen würde. (Band XIV, Seite 240.)

So kommt denn Stifter auf die älteste eigentliche Erziehungs-Institution zu sprechen, die Familie, wo die Lehre lieblich und leicht in die Kindesseele dringt, wie sonst nirgends auf der Welt: er mahnt die Eltern an ihre hohe Pflicht und verheißt hohen Lohn:

„Kinder sind eine Gottesgabe, daß wir sie erziehen, wie es ihnen frommt, nicht wie es uns nützt." (Studien. Das Heidedorf. Band I, Seite 131.)

Stifter verhehlt sich jedoch nicht, daß der Mensch leider aus seiner Familie nicht gar oft jene Güte und Größe schöpft, die er schöpfen könnte und sollte, und er ist sich auch über die Gründe dieser Erscheinung klar:

„Die höheren Stände geben meist ihren Vergnügungen nach und übertragen das nicht übertragbare Geschäft der Eltern an andere — und die minderen Stände haben nichts, was sie den Kindern übergeben können, als ein sehr geringes Wissen, dann Verderbnis, Affekte und Leidenschaften."

Weil also weder die Schule des Lebens noch die Schule der Familie den Menschen entsprechend auszubilden vermögen, haben von jeher alle Völker, in deren Mitte geistiges Leben pulsierte, Erziehungs- und Bildungs-Einrichtungen von mehr oder minder vollkommener Art getroffen, Schulen im eigentlichen Sinne des Wortes.

Die unterste, aber bei weitem wichtigste Schule ist die, in welcher das gelehrt wird, was jeder Mensch, wer er auch sei, zuerst und notwendig braucht. Wir nennen sie die Volksschule, Stifter die Landschule, weil sie in großer Zahl über das ganze Land verbreitet sein soll. Er sagt darüber:

„Die höchste Schule des Staates ist die Landschule (das heißt also die Volksschule). In einer guten Landschule muß der Mensch nicht blos einige Fertigkeiten im Lesen, Schreiben, Rechnen und dergleichen erhalten, sondern er muß aus derselben auch ein klares vernünftiges Denken und Urteilen, einen ehrenwerten rechtschaffenen Charakter mit sich fortnehmen; das sind Dinge, welche die Welt braucht, Dinge, die den Menschen zieren, die ihn unentbehrlich sind, die ihn eigentlich zum Menschen machen und ohne die der Staat selber in Verwirrung gerät. . . . Die dieser sittliche Teil der Schule ins Werk zu setzen sei, ist eine schwierige Frage; sie muß aber doch gelöst werden, weil sie die erste und dringlichste ist; alle Jahre gehen mehrere Millionen junger Menschen der Barbarei entgegen, Menschen, die der Sitte, der Ordnung, dem Staate und der Zukunft dürfen gewonnen werden können." (Band XV, Seite 251. f.)

„Nur weise, einfache, würdige, von jeder Leidenschaft und Unregelmäßigkeit eminente Männer sollten die Stelle eines Landschullehrers bekleiden, und der Staat und die ganze menschliche Gesellschaft sollten mit Eifer dafür sorgen, daß solche

Digitized by Google

Männer erstehen, daß sie sich mit Liebe zu dem Fache wenden und mit Ehren und Auskommen dabei bestehen können. Wenn wir bis jetzt solche Männer nicht haben, so liegt die Schuld nicht an ihnen, sondern an uns. Wie kann ein Volk, das sich selber ehrt und kennt und Sittlichkeit als ein Gut ansieht, die Lehrer und Erzieher seiner Kinder in einer Lage lassen, wo sie mit Hunger kämpfen und dem Menschenfreunde ein Gefühl des Bedauerns und des Mitleides einflößen? Man muß einen schlechten Begriff von dem Volke selber bekommen, das nicht aus eigenem Antriebe aufsteht und dem Uebel abhilft." (Band XIV, Seite 254.)

Als nächsthöheren Grad der Landschule bezeichnet Stifter die Bürgerschule, welche er auch Gewerbeschule nennt und von welcher Art er je eine für jede Stadt oder jeden Kreis des Landes fordert. Baut die Land- oder Volksschule die allen Menschen nötigen Fundamente, so faßt die Bürger- oder Gewerbeschule, diese Fundamente voraussetzend, ihre Aufgabe als Erweiterung im Sinne und Interesse des Bürgerstandes auf.

Den Abschluß der menschlichen Bildung vollzieht nach Stifter die Wissenschaftsschule, an deren Errichtung jedoch erst dann zu schreiten ist, wenn der tadellose Bestand der Land- und der Gewerbeschule gesichert ist; denn er sagt:

„Sucht nicht mit aller Kraft die hohe Wissenschaft nach ihrem höchsten Fluge zu leiten, sondern sucht sie zu erhalten, daß sie nicht sinke, und wendet für die Zeit eure Augen und eure Kraft dem Bildungsbedürfnisse des unteren Volkes zu, daß diese Bildung sich trete, den Forderungen der Zeit entsprechend in ein Verhältnis mit der Wissenschaft komme. Dann ist es Zeit, beide in ihrem natürlichen Verhältnisse den weiteren und höheren Gang gehen zu lassen." (Band XIV, Seite 264.)

Jedem Lande endlich wünscht Stifter noch je eine Schule für die wesentlichsten Künste, zu welchen er zählt: die Malerei, die Bildhauerei, die Baukunst, die Dichtkunst, die Musik und die Schauspielkunst — leicht begreiflich von einem Manne, den das Schöne in jeder Gestalt entzückte. Sagt er doch so treffend in seiner Erzählung „Brigitta":

„Es liegt im menschlichen Gesichtezie das wundervolle Ding der Schönheit. Es ist nur dem Menschen eigen und adelt den Menschen, daß er vor ihr kniet — und alles, was sich in diesem Leben lohnt und verlieht, giebt sie allein in das zitternde, beseligte Herz. Es ist traurig für einen, der sie nicht hat oder nicht kennt oder an dem kein fremdes Auge sie finden kann. Selbst das Herz der Mutter wendet sich von dem Kinde ab, wenn sie nicht mehr einen einzigen Schimmer dieses Strahles an ihm zu entdecken vermag." (Band II, Seite 154.)

Die Kunst, die Verkörperung des Schönen, gilt Stifter so hoch, daß er sie wiederholt mit der Religion in Beziehung bringt. So heißt es in den „Vermischten Schriften" („Dramatische Dichtung und Darstellung"):

„Kunst war überall und ist überall die Darstellung des Göttlichen im Gewande des Reizes. Wir heißen das Göttliche, insoferne es sinnlich wahrnehmbar wird, auch das Schöne. Was anderes darstellt als das Göttliche, mag allerlei sein, nur Kunst ist es nicht." (Band XIII, Seite 206.)

Wie Stifter aber erst dann die Wissenschaftsschule errichtet wissen will, wenn Land- und Gewerbeschulen in hinreichender Zahl und Güte vorhanden sind, so sollen auch Kunstschulen erst in einer Zeit gegründet werden, da dem allgemeinen Bildungsbedürfnisse der Menschheit zur Genüge entsprochen ist.

Gedeiht und blüht der Kranz dieser Schulen, dann ist nach Stifters Ansicht das Glück der Menschheit begründet: denn die einzigen Uebel, welche an dem Emporstreben der Menschheit nagen, Unwissenheit und Unredlichkeit, haben ihren Boden verloren.

Es ist kein Wunder, sondern der natürliche Entwickelungsgang und zugleich eine Ehre für uns und unsere Zeit, daß die Fortschritte der letzten dreißig Jahre Stifters Pädagogik in vielen Punkten überholt haben. Sagt er doch selbst:

„Die glänzendste Tat der Gegenwart ist eigentlich nur ein Baugerüste der Zukunft und wird abgebrochen, sowie diese Zukunft fertig ist." (Studien, 1. Band, Seite 8.)

Diese Erkenntnis vermag das Bild des Dichters und Schulmannes nicht im geringsten zu trüben, des Mannes, der im I. Bande seiner Briefe bekennt:

„Wäre die Kraft wie die Liebe, so könnten aus meiner Feder nur Meisterwerke kommen." (Band XV, Seite 38.)

Entwickelung und Rasse.

Von Dr. Robert Michels.

Jede der bisher von Europa durchlebten Geschichtsepochen hat der Welt etwas Bleibendes zurückgelassen, jede hat die Kultur und somit auch den menschlichen Fortschritt überhaupt um ein unveräußerliches Gut reicher gemacht, aber auch jede hat der sie ablösenden Periode einen Wust von Vorurteilen und Schäden als Erbteil vermacht, welcher zwar sehr wohl „veräußerlich" ist, aber doch den Fortschritt auf das Schlimmste beschwerend, noch eine ganze Zeitlang weiter mitgeschleppt werden muß, bis neue Errungenschaften ihn endlich beiseite schaffen.

Wir können diese Tatsache leicht im Laufe der ganzen Geschichte verfolgen. Das sogenannte Zeitalter Ludwig XIV. von Frankreich brachte die Assimilierung innerlich gleicher aber äußerlich verschieden gearteter administrativer wie juridischer Formen zu einem Ganzen, die Zentralisation vieler kleiner unvernünftiger Oligarchien zu einer vernünftigeren starken Mittelgewalt. Die Größe Ludwig XIV. und seiner Zeit — und diese Größe war für den Gang der Geschichte deshalb meiner Auffassung nach ein unentbehrliches — bestand darin, daß sie die zerstreuten Kräfte einigte und das Prinzip der Ausbreitung relativ gleicher Begriffe von Staat, Recht, Wirtschaft, Kunst u. s. w. als eine staatliche Grundlehre aufstellte. Aber neben dieser Ordnung der Unordnung, wie man die Arbeit Ludwig XIV. und der Seinesgleichen wohl nennen möchte, hinterließ uns das siècle d'or gleichzeitig auch die selbst heute noch nicht über Bord gewonfene Bürde polizeilicher Allmacht, nach welcher die Selbsthilfe nichts und die Staatshilfe alles bedeutet und nur ein Willen zu befehlen hat, Millionen von Willen aber ohne Widerrede zu gehorchen haben, es hinterließ uns das merkantilistische Märchen von der Allgewalt der Zentralmachtstelle, die mit dem Zauberstabe Industrien schaffen und mit dem Wüttelknüttel in der Hand allgemeine Glückseligkeit dekretieren zu können glaubt und nicht weiß, daß, was gestern gut und groß war, heute unter Umständen schlecht und töricht sein kann. — Dasselbe Phänomen kann man auch erkennen, wenn man einmal die französische große Revolution auf ihre Wirkungen hin betrachtet. Sie war eine große Scheuerkin, überreich an Edelsteinen, die nie ihren Glanz verlieren werden. Sie gab uns das gleiche Recht aller Bürger vor dem Gesetz in der Theorie, sie hat uns auch ein freilich noch weniger vollständig in die Praxis überführtes Recht der Bürger im Staatsleben und am Staatsleben geschenkt. Aber leider hinterließ sie uns auch die gefährliche Begriffsverwirrung zwischen politischer und sozialer Reform, politischer und sozialer Umgestaltung, sowie die törichte Angst der herrschenden Klassen vor den mit ihr zufällig und keineswegs untrennbar verbundenen Menschenmeßeleien, die wahnsinnige Furcht vor jeder „Revolution." — Von diesem Gesetz historischer Erbschaften, welche in einem Sack voll Gold und einem mehr oder minder gleich großen Sack voll Steinen zu bestehen scheint, macht auch die freilich noch keineswegs abgeschlossene Periode der Nationalitätskämpfe keine Ausnahme. Wie sie es fertig gebracht hat, wenigstens einzelne der vielen durch dynastische Wirren auseinandergerissenen Völkerschaften, welche nach Lebensanschauung, Art, Sprache oder Selbstbestimmung zueinander gehören, wieder zusammenschweißen, wie sie hierdurch die Forderung der Staaten nach Rassengemeinschaften wenigstens theoretisch fek-

Digitized by Google

zulegen und die Idee eines gerechtfertigten völkischen Stolzes zu schaffen verstand, so hat auch sie ihre Danaergeschenke außer der Zurückdrängung aller sozialen Fragen hinter die politisch-nationalen, außer der geringen dynamischen Kraft, die sie uns bewiesen — ist sie ja doch bekanntlich, gebannt durch den muskelstärkeren „reinen" Staatsgedanken, auf halbem Wege stehen geblieben — auch eine vorher fast nie gesehene Ueberhebung des Nationalgefühls und seine Verzerrung zum Chauvinismus mitgebracht.

Der Chauvinismus, diese grauenhafte Umkehrung des schönen und stolzen Gedankens: „ich bin ich" in die tollhäuslerische Prahlerei: „ich bin mehr als du" und die damit zusammenhängende Forderung: „weil ich mehr bin als du, mußt du werden wie ich und mir gehorchen," sitzt der heutigen Generation bis tief in die Arbeiterschaft aller Länder hinein, wie ein Pfahl im Fleische und alle Bemühungen gefund denkender Aerzte, von Max Nordau bis Ladislaus Gumplowicz, von Wilhelm Foerster bis Enrico Ferri, haben bisher noch nicht vermocht, ihn zu entfernen. Aber, so unglaublich das auch klingen mag, der Alterpatriotismus der einzelnen Nationen, welchem nur die Masse des arbeitenden Volkes in allmählicher Aufklärung wird Schach bieten können, ist, wenn auch die gefährlichste, so doch nicht einmal die traurigste Erscheinung auf dem Gebiete akuter Rassengrößenwahnsanfälle. Die größte Degeneration wird durch die Eitelkeit jener Pseudo-Kollektion der sogenannt rassenverwandten Völkerschaften rep-äsentiert, welche sich „Germanen" und „Romanen" nennen.

Der Begriff der „germanischen" und „romanischen," oder, wie sich die der letzteren Rasse vermeintlich angehörenden Nationen mit Vorliebe nennen, „lateinischen" Völker ist ein noch sehr neuer. Er entstand erst im Zeitalter des Nationalitätenprinzips. Aber wenn auch das Nationalitätenprinzip einzelnen Völkern zu politischer Einheit verhalf, so hatten sich doch andere, wie Spanien, Frankreich, England, Holland ꝛc. bereits lange vorher als staatlich abgeschlossene Nationen konstituiert und waren doch auch die übrigen, wenigstens in kulturellen und geographischer Hinsicht, ebenfalls bereits nationale Einheiten gewesen. Die Frage drängt sich also auf, wieso es kommt, daß dieser „Gegensatz" zwischen Germanentum und Romanentum sich in der Geschichte nicht früher entwppen konnte. In der Zeit Ludwig XIV. war diese Gruppierung völlig unbekannt. Ein Kavalier von Marly hätte es sicherlich nicht verstanden, wenn ein Gabriele d'Annunzio seiner Zeit ihm erzählt haben würde, die Franzosen und Italiener seien einander besonders nahe blutsverwandt und „lateinische Schwesternationen." Am Hofe des Sonnenkönigs sprach man damals von Spanien, England, Deutschland, Italien, ohne irgend einen qualitativen Unterschied in ihrem allgemeinen Verhältnis zu Frankreich zu machen. Das französische Volk oder, besser weil zeitentsprechender gesagt, die französische Noblesse d'épée und de robe empfanden die aus Italien importierten Maria di Medici, Concini und Mazzarini, historisch sehr wohl nachweisbar, nicht weniger, sondern sogar noch mehr als Fremde als die aus Deutschland importierten Liselotte von der Pfalz, Schomberg und Moritz von Sachsen. Es ist andererseits auch historisch sehr wohl nachweisbar, daß sich die obengenannten Deutschen — und diese sind keineswegs für diesen Zweck besonders günstig gewählt — in französische Art und Eigenart weit besser hineingefunden haben, als ihre italienischen Schicksalsgenossen. Das Frankreich des XVII. und XVIII. Jahrhunderts hat sich durchaus nicht in „lateinischer Schwesterschaft" zu Spanien und Italien besonders hingezogen gefühlt. Im Gegenteil haben die Franzosen jener Jahrhunderte eine gewisse Neigung zu England und Deutschland, deren Kulturzustand dem ihrigen weniger heterogen als derjenige Italiens oder gar Spaniens war, verspürt, eine Tatsache, die sich in den Werken der Gelehrten und selbst der Dichter klar kund gibt. Gegenüberstellungen der südlichen „romanischen" Völker mit den übrigen zivilisierten Nationen — also England, Deutschland, Frankreich usw. — waren sogar sehr an der Tagesordnung.[1]) Bekannt ist das innige geistige Zusammenleben zumal zwischen dem „romanischen" Frankreich und dem „germanischen" Holland, das sich insbesondere im Buchhandel äußerte. Das blieb so bis zu den großen Staatsumwälzungen des ersten Napoleon. Wann der technische Ausdruck der „germanischen" und „romanischen" Nationen geschmiedet wurde, weiß ich nicht. Es ist das wohl auch nicht möglich mit apodiktischer Bestimmtheit festzustellen. Tatsache ist, daß er in jedem Jahrzehnt des XIX. Jahrhunderts sich mehr ausbreitete und schließlich in der wissenschaftlichen wie in der Tagesliteratur Bürgerrecht erwarb. Wie er entstand? Auch dieses keine Frage, hinter deren Beantwortung ein hochtönendes quod erat demonstrandum am Platze wäre. Immerhin glaube ich, lassen sich einige Vermutungen darüber aufstellen. Dieselben sind sehr einfacher Natur.

Die politische Geschichte des XIX. Jahrhunderts hat, wie es scheint, den ökonomischen Gesetzen nicht immer folgend, eine Staatengruppierung zur Folge gehabt, wie sie im wesentlichen der Einteilung in sogenannt germanische nnd sogenannt romanische Völker entspricht. Während Frankreich und Italien einerseits durch den Kampf gegen Oesterreich, in welchem man die vielgehaßten Bedrücker der Apenninhalbinsel die Deutschen „i Patatuc," „i Tedeschi" sah, mit einer Fülle von gemeinsamen Erinnerungen auch eine große Anzahl realer Berührungspunkte erhielten wurden England und Deutschland teils durch die fast leicht zum Krieg geneigten Regierungen Frankreichs, teils, weil sich die Scheidewand zwischen ihnen, die Handelsrivalität, noch nicht entwickelt hatte, sondern sie eher, umgekehrt, Frankreich gegenüber zusammenführte, ebensalls einander näher gebracht oder doch wenigstens auf ein gewisses gegenseitiges Wohlwollen angewiesen. So hat sich denn trotz gelegentlicher Reibungen innerhalb der beiden Gruppen das Bild der ganzen politischen Stellung in Europa lange Jahre lang fast stereotyp festgehalten.

Verschärfend hat hier noch der Krieg 1870/1871 gewirkt, dessen Hauptresultat die Kluft zwischen Deutschland und Frankreich war, ein Krieg, welcher zwar nicht den vermeintlichen Gegensatz zwischen Germanentum und Romanentum, wohl aber den tatsächlichen, wenn auch nicht historisch notwendigen Gegensatz zwischen Deutsch und Französisch auf Jahrzehnte lang selbst in litterarischer und künstlerischer Beziehung festlegte.

So ist also einigen zufälligen historischen Erinnerungen und momentanen Gegensätzen der in den betreffenden Ländern herrschenden Klassen, der Bekämpfung der „Germanen" durch die Franzosen am Po wie in den Vogesen, der abweisenden Haltung der französischen Republik gegenüber den „Germanen" sowohl jenseits des Kanals als jenseits der Vogesen zufolge, im Verein mit der ethnologischen Beobachtung, daß bei denjenigen Völkern, welche man kurzweg die germanischen nennt, der blonde Typus, bei denjenigen jedoch, welche man schlechtweg als die romanischen bezeichnet, der schwarze Typus vorherrscht, sowie der Tatsache, daß die linguistischen Eigentümlichkeiten zumal des Wörterschatzes der verschiedenen Sprachen auf der einen Seite wirklich vorwiegend lateinischen und auf der anderen wirklich vorwiegend germanischen Ursprungs waren, die berühmte Fabel von den germanischen und romanischen Völkergruppen entstanden.

Ich will nun keineswegs bestreiten, daß die Bezeichnung der einen Völkergruppe als die der Germanen und der andern als die der Romanen vom ethnologischen Standpunkt aus direkt unrichtig sei. Ungenau ist sie sicher im Superlativ, denn alle Nationen stellen ein Gemisch aus vielen von ein-

[1]) Ein Beispiel findet sich ein in: „Mémoires de la Vie du Comte de Grammont" a Cologne, chez Pierre Marteau 1718 p. 233.

Digitized by Google

ander sehr verschiedenen Rassen dar, und es liegt auf der Hand, daß zum Beispiel der „germanische" Plame seinem „romanischen" Mitbausbewohner, dem Wallonen auch ethnologisch weit näher steht als seinem „germanischen" Stammesbruder in Siebenbürgen. Auch scheint es mir mehr als fraglich, ob man z. B. den zweifellos auf das allerstärkste mit keltischem Blut durchsetzten Engländer überhaupt noch als „Germanen" auch nur im erweitertesten Sinne des Wortes rechnen kann.

Aber die Unterscheidung der Westeuropäer in „Germanen" und „Romanen" geschieht zumeist garnicht in ethnologischem Sinne. Sie will etwas ganz anderes sagen, nämlich, daß diese beiden Gruppen nicht nur ihrer leiblichen Abstammung nach, sondern auch nach Kultur, Lebensart und Auffassung sortiert seien. Man will den beiden vermeintlichen Gruppen auch noch Eigenschaften, die ihnen innewohnen sollen, andichten. Die Romanen sollen sanguinisch, die Germanen phlegmatisch sein und was dergleichen unwissenschaftliche Abscheschmackheiten mehr sind. Natürlich soll dann auch jede Gruppe ihre ganz besonderen Zwecke verfolgen und ihre eigenen völkischen Ziele vor Augen haben.

Lassen wir die Zwecke und Ziele beiseite, denn diese sind durch die Volksklassen und nicht durch die Volksrassen, geschweige denn durch die Gruppen bestimmt, so ergibt sich uns aber auch die Einteilung nach dem vermeintlichen „Sein" als ein objektver Unsinn. Schon die Geschichte sollte uns zeigen, wie wenig jene Unterscheidung zutrifft.

(Schluß folgt).

Streiflichter.

Friedrich Naumann als Ethiker. Es tut wohl, den trefflichen Mann, mit dem wir früher manche Lanze brechen mußten, und der noch soeben von Professor Schmoller den (diesmal gewiß ungerechtfertigten) Vorwurf der Demagogie erhielt, auf dem Wege der Ethiker zu finden. Und zwar freuen wir uns gerade von dem Vorkämpfer eines Nationalismus, der hart an altdeutschen Imperialismus streifte, und der sogar gegenüber der Internationale nur eine „Sozialreform auf nationaler Grundlage" gelten lassen wollte, so treffende Worte über das **Weltbürgertum** zu hören, wie er sie in Nr. 38 der „Hilfe" äußert. Zwar vermeidet es Naumann auch hier, mit ausdrücklichen Worten von der sittlichen Anpassung des in nationale Schranken eingezwängten Menschen an die großen völkerverbindenden Ideen der Menschheit zu sprechen. Was er aber „Demokratisierung" nennt, ist wesentlich nichts anderes, als sittliche Reform und ethische Kultur. Er schreibt:

Telegraph und Zeitung haben das Gehirn der Menschen umgestaltet. Wir sagen nicht, daß sie es an sich leistungsfähiger gemacht haben, aber sie haben dem einzelnen weitere Auffichtsmöglichkeiten; die Welt aller Volksteile hat sich auf diese Weise ausgeweitet, die Kenntnis der Begebenheiten auf der Erdkugel ist demokratisiert worden. Irgendwo in Thüringen sitzt ein kleiner Bäckermeister abends in der Wirtsstube und liest bei einem Glase Lagerbier, daß es falsch von den Nordamerikanern sein würde, ihren Einfluß über Mexiko auszudehnen, daß es klug vom neuen Papste ist, wenn er sich freundschaft zum italienischen König stellt, daß gestern abend in Tiflis große Ruhestörungen waren, und daß Norwegen seine spärlichen Soldaten wohl machen möchte. Gleichzeitig liest er, daß in Berlin eine neue Art von Sozialdemokraten Spektakel macht, daß Bülow mit der Fleischnot nichts zu tun haben will und daß bei Kassel eine alte Frau ertrunken ist. Nachher spielt er noch einen kleinen Skat und dann schläft er mit allen seinen Weltkenntnissen gerade so ruhig wie seine Väter schliefen, die nur das erfuhren, was sich zwischen Eisenach und Rudolstadt begab, und die von der weiten Welt da draußen nur ferneS, dumpfes Gedröhn vernahmen, wie wenn irgendwo im Walde die Jäger schießen, man weiß aber nicht, wer sie sind und wo sie jagen. Das, was also in diesem Falle die Gegenwart von der Vergangenheit unterscheidet, ist nur eine Vergrößerung der Menge von Urteilen und Nachrichten, die ganz oder halb angeeignet werden, es ist keine Vergrößerung des Charakters des einzelnen im Volke. Die Seele der Menge ist in einer merkwürdigen Umschiebung begriffen, deren Wesen man vielleicht so bezeichnen kann: bei unveränderter Klarheit der Privatinteressen vermehren sich die Allgemeininteressen. Es entsteht der Mensch, der von aller Welt etwas weiß und doch nur über sehr geringe Dinge selbst verfügen kann. . . . . Welchen Wert hat nun für ihn die neue Ausweitung des Wissens? Ist er selbst damit größer und reicher geworden? Sind wir alle reicher geworden, weil wir alle mehr Tagesereignisse und Tagesurteile erfahren als selbst Goethe und Kant erfahren konnten?

Es wird sich auf diese Frage jetzt überhaupt noch nicht endgültig antworten lassen, da die neue Art von Menschheitswissen für unser ganzes Geschlecht noch viel zu jung ist, um ihre Folgen für das Seelenleben ganz zu überschauen. Jetzt erst entsteht in Wirklichkeit das, was schon vor reichlich hundert Jahren in dem Wort „Weltbürger" vorausgesagt wurde. Gleichzeitig mit der Anstauchwirtschaft unseres Handels vollzieht sich ein Anstausch des Geisteslebens, dessen Folgen ebenso in einer Zersetzung alter wie in einem Aufbau neuer Gedanken und Empfindungen bestehen. Zerstört wird der Mensch, der seinen Winkel für die Welt an sich, seine Sitte für die Normalsitte aller Menschen, seinen Dialekt für die Sprache Gottes und seinen Glauben für die Wahrheit aller Erdteile hält. Alle Begriffe der Verantgenheit lockern sich, und es entsteht ein Gemisch von Eindrücken und unausgeglichenen Vorturteilen, durch das sich der einzelne beim besten Willen nicht mehr hindurchfinden kann. Auf diese Weise wird der Gegenwartsmensch zwar gebildeter, aber gleichzeitig formloser, haltloser und unsicherer in seinem Geiste, als es der Vergangenheitsmensch war, und wenn wirklich nur dieses das Ergebnis der modernen Entwicklung sein sollte, so müßten wir zwar ihre materiellen Vorteile rückhaltlos anerkennen müssen, sie aber als geistige Verarmung zu beklagen haben, denn was den Menschen in sich selber zäuflich und reich macht, ist nicht die Menge der Vorstellungen, die er in sich aufnimmt, sondern die Kraft der Bildung von Ueberzeugungen und Grundsätzen. Es ist nicht die Quantität des geistigen Rohstoffes, wovon unsere Seelen leben, sondern die schöpferische Fähigkeit, aus dieser Quantität etwas Persönliches zu machen, sie in Qualität, das ist in eigenen Willen und Glauben, zu verwandeln. Nur wenn diese Fähigkeit wächst, nützt die Erweiterung des Weltbildes den einzelnen . . . .

Langsam und unvollkommen nur werden die zwei getrennten Welten seines Innern ihren Zusammenhang finden können, indem einerseits der Umkreis der verantwortlichen Tätigkeit sich erweitert und andererseits die Kenntnisse der weiten Welt im Kauf der Jahrzehnte sich vollständiger ordnen. Jetzt geschieht von selbst, sobald nur die Schule guten Unterbau liefert, das erste aber ist das Problem des Seelenlebens der Gegenwart in seiner schärfsten Zuspitzung. Es ist die Frage, ob wir in Zukunft Menschen haben können, deren Privatinteressen sich nicht einschränken, sondern sich dem erweiterten Weltbilde anpassen. Man versteht, welches Gewicht von diesem Gesichtspunkt aus die demokratischen Bestrebungen im Staate und im Wirtschaftsleben bekommen. Das Ziel der demokratischen Bestrebungen ist, dem einzelnen Anteil an der Leitung größerer Verantwortungskörper zu geben, ihn irgendwie in den Willensvorgang mit einzustellen, durch den die Geschichte gemacht wird . . . . Alles, was wir in Politik und Sozialpolitik arbeiten, ist im Grunde nur Teilarbeit an dieser Riesenaufgabe der Neuzeit, den Einzelnen irgendwie zum Subjekt des Gesamtwillens zu machen. In dem Maße als es gelingt, aus Untertanen Staatsbürger und aus Arbeitsklaven Mitarbeiter zu machen, wird es gelingen, die Welt des Charakters der Welt des Wissens anzupassen und auch in der weltwirtschaftlichen Zukunft einheitliche Menschen zu erzielen. Gelingt es nicht, die Demokratisierung zu fördern, dann ist der Durchschnittsmensch der Zukunft eine arme Seele, die von allem etwas weiß und dabei einen verkümmerten Willen in sich trägt, dessen Rotationsbezirk nicht größer ist als der Lohn und die Wohnung. Unter diesen Umständen verdirbt uns die Weltwirtschaft den Charakter, denn was dann herauskommt, ist der Mensch, der als Privatperson kleinlich bleiben muß und der dessen Kopf dabei voll von Phantasien, ohne alles Maß der Wirklichkeiten; das aber ist der Mensch, der, wenn es gerade paßt, für sinnlose Revolutionen sich verhetzt opfert. Alle Unterdrückung demokratischer Betätigung im Zeitalter der demokratisierten Weltkenntnis erzieht auf diese Weise eine unsicherbare Gefahr für den Bestand der Kultur überhaupt. Es ist kulturerhaltend, den Willenskreis der Menschen zu erweitern, deren Kenntnisse man nicht einzäunen kann. Vor den Gefahren der ziellosen Phantasie der Masse schützt nichts anderes als die Vergrößerung ihrer praktischen Verantwortlichkeit.

Sehr richtig! Und darum sollte ein Mann, wie Naumann, nicht seine Kraft in dem Wirrwar parteipolitischer Zänkereien zerreiben lassen, sondern den Fragen der Schul-

Digitized by Google

reform und Volkserziehung, als den einzigen Möglichkeiten „den Willenskreis der Menschen zu erweitern“ und die „praktische Verantwortlichkeit zu vergrößern“ ohne Voreingenommenheit endlich einmal näher treten.

Englisch-deutsche Verständigung. Beim 14. Internationalen Friedenskongreß in Lugern sind eine Anzahl von deutschen und britischen Bürgern nach einer Aussprache über die gegenseitigen Beziehungen ihrer Länder übereingekommen, folgenden Aufruf an ihre Landsleute zu richten:

Erfüllt von dem Bewußtsein, daß die Gefahr eines feindlichen Zusammenstoßes der beiden Nationen droht, drängt es uns, der festen Ueberzeugung Ausdruck zu geben, daß kein vernünftiger Grund, sei er ökonomischer oder politischer Natur, für die unfreundlichen Gefühle vorliegt, die leider zwischen ihnen zur Zeit bestehen.

Hinter dem scheinbaren Gegensatz wirtschaftlicher Interessen, den der Wettbewerb auf dem Gebiet des Handels und der Industrie vortäuscht, vertritt sich in Wirklichkeit ein solidarisches Interesse beider Völker, von denen jedes dem anderen die Güter liefert, die es am besten hervorzubringen vermag.

Ebenso wenig stehen die politischen Interessen der zwei Staaten einander entgegen, soweit sie in den Grenzen des wahren Allgemeinwohls bleiben. Daher können alle Verständigen ohne Schaden für das eigene Land ihre Bemühungen auf das richten, was beiden Völkern nützt.

Die stete Verstärkung der Rüstungen auf beiden Seiten ist die Folge blinder Mißverständnisse und bewußter Irreführung aus selbstsüchtigen Motiven. Das eine wie das andere Volk leidet gleichermaßen unter den daraus entspringenden Lasten; jedes hat das gleiche Interesse daran, diesem unsinnigen Wettkampfe ein Ende zu machen, und beide vereint haben die Macht dazu.

Jene Mißverständnisse gehen durchaus auf Leute zurück, die in ihrem eigenen Lande weder Ansehen noch Bedeutung haben, ein Umstand, den man in anderen Ländern nicht kennt, oder den man übersieht. Nur so ist es möglich, daß durch die Wirken kleine Bestimmungen zu feindseligen Gefühlen anwachsen, ja daß man sogar die Möglichkeit eines Krieges ernsthaft erwägen konnte. Und es gibt keine Sicherheit dagegen, daß sich nicht Gleiches wiederholt und daß aus Meinungsverschiedenheiten, die bei guten Willen leicht zu schlichten wären, ernste Konflikte entspringen.

Wir protestieren mit Nachdruck gegen den bloßen Gedanken eines feindlichen Zusammenstoßes, der Wahnsinn und Verbrechen zugleich wäre. Wir kennen keinen einzigen Grund zu einem solchen Streit zwischen den beiden Völkern. Wir finden vielmehr in ihrer Geschichte, in ihren gemeinsamen Anschauungen und Empfindungen, in ihrer langdauernden Freundschaft, in dem, was sie in Kunst und Wissenschaft einander gegenseitig verdanken, die stärksten Gründe für einen noch engeren freundschaftlichen Zusammenschluß.

Wir glauben ferner, weit entfernt, in dem englisch-französischen Uebereinkommen einen Grund zur Trennung zwischen unseren beiden Ländern zu sehen, daß dieses Uebereinkommen im Gegenteil für alle drei Völker die Möglichkeit schafft, in gegenseitiger aufrichtiger Freundschaft dem Frieden der Welt zu dienen.

Darum fordern wir unsere Mitbürger auf, mit uns in Wort und Tat dafür zu wirken, daß ein besseres gegenseitiges Verständnis und damit das Gefühl aufrichtiger Freundschaft beider Länder erwachse und immer mehr erstarke.

Wir bitten jeden, der in diesem Sinne tätig sein will, dazu mit einem der Unterzeichneten in Verbindung zu treten.

Das ständige Komitee für die deutsch-englische Annäherung.

J. A.:

Dr. M. Hoelbel, Stuttgart. G. H. Perris, London S. W., 28, Victoriastreet, Westminster.

Aus der ethischen Bewegung.

Oranienburg-Eden. Am Sonntag, den 24. September bot uns Herr Dr. Penzig einen Vortrag, welcher nach den Aeußerungen der zahlreich versammelten Genossen allen „hörern wiederum einen hohen geistigen Genuß bereitet hat.

War es doch grade uns Praktikern auf dem Gebiete der Lebensreform eine erwünschte Gelegenheit, die Ansichten des Vertreters der „Ethischen Kultur“ über das Thema „Sittliches Gemeinschaftsleben und wirtschaftliches Gedeihen“ zu vernehmen.

Die geistreichen, wissenschaftlich tiefbegründeten Ausführungen des Vortragenden fanden eine ungeteilt günstige Aufnahme bei allen Teilhabern des Abends. In dem nun schon zehn Jahre währenden Leben und Streben der Genossen in Eden ist kaum ein anderer Leitstern für unsere Gemeinnützigkeit bei jenz so treffend als notwendig und zu Recht erachtet, wie das Bemühen um sittliches Gemeinschaftsleben und wirtschaftliches Gedeihen. Daher waren die Erläuterungen der wirtschaftlichen Formen und Systeme, welche alle Seiten des Themas erschöpfend behandelten, auch der besonderen Teilnahme aller „hörer von vornherein sicher!

Das soziale Leben der Gegenwart bot reiche Anknüpfungspunkte zu den anschaulichen Schilderungen, um die geteilten Theien auch ohne Voraussetzung einer nationalökonomischen wissenschaftlichen Bildung dem Verständnis nahe zu bringen.

An den Vortrag schloß sich eine Diskussion, welche durch lebhafte Teilnahme des Interesse der Hörer bewies. Der vorgerückten Zeit wegen mußte der Vorsitzende Herr Jackisch zum Abschluß drängen, nachdem er zuvor der Tatsachspflicht Ausdruck gegeben hatte.

Der Unterzeichnete nahm dann Veranlassung aus den beiden Vortragsabenden dahin zu resümieren, daß zur Gründung einer „Edener Abteilung der D. G. E. K.“ alle Vorbedingungen gegeben seien. Durch frische, frohe Tat solle jeder Genosse sich auch auf diesem Gebiete betätigen.

Hierauf erfolgten Anmeldungen ergaben ein sehr günstiges Resultat, denn nicht weniger als 25 Genossen unterzeichneten sich als Mitglieder.

So ist denn die in Nummer 17 der „Eth. Kultur“ in Aussicht gestellte Gründung einer neuen Horges zur Tatsache geworden; es soll nun mehr an einem der ersten Sonntage im Oktober die Wahl des Vorstandes und die weitere Organisation in Angriff genommen werden.

A. B. Luc, Buchhändler, Oranienburg-Eden, Berlin NW., Alt-Moabit 109.

Bücherschau.

Robert Owen. Sein Leben und seine Bedeutung für die Gegenwart von Helene Simon. Verlag Gustav Fischer in Jena.

Von hoher Warte aus unternimmt es die Verfasserin, uns ein klares, objektives Lebensbild von Robert Owen, dem „Vater des Sozialismus,“ zu geben. Der Hauptwert des Buches liegt aber nicht in der Persönlichkeitsschilderung, wie feinsinnig sie auch ist, sondern in dem Zeitbild, das uns entrollt wird von jener Wirtschaftsepoche, die mit dem Sieg des Maschinensystems einsetzte, der einerseits Englands Frontstellung in der industriellen Weltherrschaft begründete und andererseits die furchtbarste Massenverelendung heraufführte, von der die moderne Wirtschaftsentwicklung uns Kunde gibt. Vor dem gewissen einem solchen Zeitbild wird uns die gigantische sozialreformatorische Bedeutung von R. Owens Wirken und Streben klar.

Es hat einen ganz besonderen Reiz, heute — da das soziale Ringen immer größere Kreise zieht und alle wissenschaftlichen und praktischen Bestrebungen immer mehr durchdringt — auf R. Owen zurückzugreifen und zu konstatieren, daß er vor etwa 100 Jahren die Grundlage zu allen wirtschaftlichen und sozialpädagogischen Reformen gelegt hat, um deren Ausbau wir heute noch ringen. Gibt es doch kein Gebiet der sozialen Arbeit, zu der Owen nicht den Samen ausgestreut hat. — Das Bedeutsame seines Wirkens ist, daß bei ihm immer der Ethiker mit dem Praktiker Hand in Hand geht — nur daraus erklärt sich auch der ungeheure Anhang, den er in England und Amerika und später auch in Europa in allen Gesellschaftsklassen gefunden hat. Gerade diese Verschmelzung praktischer und ethischer Arbeit ist es, die in der Darstellung, die Helene Simon uns von Owens Wirken gibt, so außerordentlich fesselnd wirkt. Diese Verschmelzung bietet dem modernen Ethiker unendliche Anregung, aber sollte sie ihm jedenfalls bieten, denn besonders bei uns in Deutschland wäre es dringend zu wünschen, daß die ethischen Gesellschaften die Fühlung mit dem Volksleben mehr kultivieren sollen, anstatt sich in wissenschaftliche Abstraktionen zu verlieren; das ist auch der Grund, weshalb sie so wenig populär sind. Mag die wissenschaftliche Ethik sich noch immer Stein um Stein entwickeln, als ein Reis am großen Baume der Ethik, sie wird niemals in der Lage sein, das Sehnsuchtsbedürfnis der Masse nach einem tieferen und besseren Lebensinhalt auszufüllen — das kann nur die praktische Ethik tun, die Fühlung mit der Lebensnot und dem Herzensbedürfnis der Menschheit hat. Owens Ethik war durch den Lebensjammer geschmiedet, den die gewerbliche Ellbogenpolitik in seinem Vaterlande verursacht hatte. Aus der Praxis wuchs sie empor — ein Lebensbaum!

In seinen eigenen Fabriken in New Lanark beginnt er alle seine Reformen, an die Wurzel der Uebel legt er die Art und es gelingt ihm nach 25jähriger unermüdlicher Tätigkeit, ein verkommenes Fabrikdorf durch mustergültige sozial-pädagogische Organisationen in ein Musterdorf umzuwandeln und eine schlecht rentierende Fabrik zur höchsten Blüte zu bringen. Er gibt der erstaunten Welt den Beweis, daß auch ein Baumwollenland ein Ethiker im höchsten Sinne des Wortes sein kann. Seine Tätigkeit in New Lanark bildet den Grundstein seiner ganzen späteren

Digitized by Google

Reformarbeit. — Ueberzeugt von der Notwendigkeit, daß alle Reform bei der Jugend beginnen muß, verfocht er das erste Kinderschutzgesetz, um die Jugend vor der schauderhaftesten gewerblichen Ausbeutung zu schützen, die je grassiert hat. Er arbeitet ein neues Schulgesetz aus, um den staatlichen Unterricht anstelle der kirchlichen Schulen einzusetzen.

Nach dem Muster der Kleinkinder- und Abendschulen in New Lanark arbeitet er dieses Gesetz aus, dessen wesentliche Bedeutung darin liegt, daß es die Notwendigkeit betont, daß die Schule in erster Linie der Charakterbildung dienen soll und daß der konfessionelle Unterricht einem Sittenunterrichte Platz machen müsse, um der kirchlichen Intoleranz den Boden abzugraben. Ein Sturm priesterlicher Verleumdung ist die Antwort auf diese Forderungen. Er arbeitet ein Gesetz des Armenwesens aus, sowie eine staatliche Arbeitslosenbeschäftigung. In New Lanark gründet er Krankenkassen, Altersversicherungen, organisiert Bibliotheken, Volksunterhaltungsabende, führt eine Selbstverwaltung des Dorfes durch die Arbeiter ein und errichtet den ersten Konsumverein. Die Genossenschaften und Gewerkvereine sind auf seine Anregungen zurückzuführen. Alle diese Organisationen sollen wie er betont, nicht nur eine Besserung der wirtschaftlichen Lage der Arbeiter herbeiführen, sondern auch einen erzieherischen Einfluß ausüben, weil sie allmählich eine neue Auffassung vom Gemeinschaftsleben anbahnen. War Owen doch der erste, der, dank seiner tiefen Lebenseinsicht, die innere Verbesserung aller wirtschaftlichen, geistigen und sittlichen Faktoren des Gesellschaftslebens klar erkannte. Diese innere Ueberzeugung gibt ihm auch den Mut, überall den Hebel der Reform anzulegen und viele Jahre lang als einzelner gegen eine Welt von Vorbeit und Indolenz, von geistlicher und weltlicher Despotie zu kämpfen und namentlich gegen Unwissenheit eines neuen sozialen Gewissens zu schmieden, ohne sich jemals anderer als der vornehmsten Waffen zu bedienen. Niemals hat er sich in den Klassenkampf hineinreißen lassen, sondern war immer bestrebt, in Wort und Tat die ungeheure Bedeutung der solidarischen Arbeit aller Klassen auf allen Gebieten des Fortschrittes zu betonen. Der Grundsatz Friedrich Wilhelm Foersters: „Es gilt, in allen Klassen der Beoölkerung eine Anzahl Kulturpioniere heranzubilden, das ist die beste Garantie für den sittlichen Fortschritt" — ist bei keinem mehr von St. Owens Mitarbeitern gewesen. Wenn auch viele seiner späteren Pläne, wie die Arbeitsbörse, die Gründung kommunistischer Gemeinden u. s. w. sich als Utopien erwiesen haben, so enthalten doch alle diese Versuche eine solche Fülle sozial-ethischer Anregungen, daß man ihnen derselben müssen möchte. Die glänzende Anerkennung, die Owens zuteil geworden ist, liegt darin, daß die Nachwelt den weitaus größten Teil seines so reformatorischen Nachlasses zu ihrem Eigentum gemacht hat, und noch heute — nach 100 Jahren — eifriger als je benützt ist, denselben auszubeuten. Entsprechend der zunehmenden Differenzierung aller menschlichen Einrichtungen löst sich der gewaltige Strom von Anregungen, den Owen einst gegeben, immer mehr in tausende und überrauschende von kleinen Bächlein auf, die nach allen Richtungen die menschliche Gesellschaft durchdringen und Neukulturen in ehemaligem Brachland hervorrufen. Auch Reformgebiete wie die des Strafrechts, der Frauenbewegung, der Friedensbewegung, den Kampf gegen die Prostitution, die neue Auffassung vom Rechte des Kindes, die Vergeistigung des Liebes- und Ehelebens, wie sie unsere Mitarbeiter, Riesche, Carpenter, Ellen Key, vertreten, hatte bereits Owen beschritten; überall treten wir in seine Spuren. Von ihm gilt im höchsten Maße das Wort Goethes: „Die Stärke, die ein edler Mensch betritt, ist eingestählt, nach hundert Jahren klingt sein Wort und seine Tat dem Enkel wieder." L. J.

* * *

Anterredungen mit Epiktet. Ausgewählt und ins Deutsche übertragen von Joseph Grabisch. Jena und Leipzig, Eugen Diederichs 1905.

Es ist nicht unter allen Umständen gutzuheißen, wenn eine Verlagsfirma die Herstellung ganzer Serien von Büchern, die allgemeinen Bildungszwecken dienen sollen, organisiert und ganze Massen derartiger Schriften auf den Markt wirft. Es entsteht dabei die Gefahr, daß Minderwertiges vielleicht in größer Zahl mit unterläuft und so dem Besseren Licht und Luft genommen wird. Dies gilt auch von dem Unternehmen, dem die vorliegende Schrift ihr Dasein verdankt. Der Verlag von Eugen Diederichs hat in einem umfangreichen Prospekt eine umfassende Mannigfaltigkeit von Publikationen aus den verschiedensten Gebieten in Aussicht gestellt und in rascher Folge mit der Verwirklichung dieses Prospekts begonnen. Was die vorliegende Schrift anbetrifft, so müssen wir leider feststellen, daß sie dem Gebiete des Minderwertigen angehört.

Epiktet ist eine überaus interessante Erscheinung im Gebiete der antiken Philosophie. Das Problem der Lebenswerte, der Vollbefriedigung auch unter den ärgsten Anfeindungen des Schicksals und im Kampfe mit den zügellosen Regungen der eigenen Natur, ist von ihm in so nachdrücklicher und eigenartiger Weise in Angriff genommen worden, daß es wohl lohnt, von diesem bedeutsamen Versuche, den Weg der Glückseligkeit zu bahnen, Kenntnis zu nehmen. Seine Gedanken liegen in zwei Schriften vor, dem „Handbüchlein," einer Sammlung von 52 kürzeren oder längeren Abschnitten, und dem Bruchstück der von Arrian aufgezeichneten „Unterredungen." Erstere Schrift ist im Ganzen trefflich geeignet, in Kürze das Eigenartige dieser Gedankenwelt zu erschließen. Es wird seitens des Verlags eine Uebersetzung auch dieser Schrift, und zwar von demselben Bearbeiter in Aussicht gestellt. Mehr noch aber würde eine gelungene Auswahl aus den „Unterredungen" auch dem heutigen Geschlecht ein wertvoller Besitz sein können. Aber gerade in der passenden Auswahl liegt die erste Schwierigkeit. Daß es dem Herausgeber gelungen wäre, dieser Schwierigkeit Meister zu werden, müssen wir in Abrede stellen. Noch der Beschaffenheit der Schrift müßte eine solche Auswahl ohne Rücksicht auf die Reihenfolge der Abschnitte in derselben und ohne jedesmal einen Abschnitt in seiner Totalität auszuheben, lediglich mit Rücksicht auf das am tiefsten Charakteristische angenommen werden. Systematisch geordnete „Lichtstrahlen," das wäre das zu Erstrebende. Dem Herausgeber sind beispielsweise gleich die im eminentesten Sinne programmatischen Partien des 1. Abschnittes vom Buch I. übergangen worden und im weiteren Verlaufe wirken teilweise schon die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte befremdlich und irreleitend.

Eine zweite überaus große Schwierigkeit für den Herausgeber besteht in der Herstellung einer lesbaren, den Sinn und Gedankengang für den modernen Leser verständlich wiedergebenden Uebersetzung. Der Gedankengang der Schrift hat — entscheidend zum Teil infolge ihrer Entstehung aus Notizen eines Hörers — schon an sich oft etwas Abruptes, das das Verständnis er schwert. Für den modernen Leser wird diese Schwierigkeit durch den Abstand in der Kulturlage und Denkweise noch potenziert erhöht. Daß unser Uebersetzer der durch diese Schwierigkeit ihm gestellten Aufgaben entfernt nicht in dem möglichsten Maße gerecht geworden ist, wird jeder Leser bald wahrnehmen. In dieser Beziehung verdient die, übrigens auch nicht vollkommene Uebersetzung von Enk (Bden 1866) vielfach den Vorzug.

Endlich ist der Uebersetzer auch der Aufgabe, im Einzelnen streng korrekt und sinngemäß zu übersetzen, vielfach nicht nachgekommen. Von der Anführung von Beispielen hierfür kann an dieser Stelle wohl Abstand genommen werden. Daß auch dadurch das Verständnis des Sinnes und Zusammenhangs öfter erschwert wird, liegt auf der Hand.

A. Döring.

Eingegangene Bücher.

Weltblick. Gedanken zu Natur und Kunst. Von Wilhelm Bölsche. 2. Auflage. Verlag von Carl Reißner. Dresden. 1904.

J. Gottlieb Fichte. Evangelium der Freiheit. Herausgegeben und eingeleitet von Max Rieß. Verlag von Eugen Diederichs. Jena und Leipzig. 1905. Mk. 3,—; gebunden Mk. 4,—; in Leder Mk. 4,50.

Die Gemeinde, ihre Schulgebäude und der Staat. Populärrechtlich und politisch erörtert. Von Justizrat Dr. Adolf von Gordon. Berlin. Leonhard Simion Nachf. 1905. Mk. 1,—.

Heilsarmee und Gesellschaft. Von Carl von Schmidt-Hofmann. Ascona, Kanton Tessin. Selbstverlag. Mk. —,50.

Hand-Lexikon der deutschen Presse. Ein Nachschlagewerk. Erste Lieferung. Herausgegeben von Oskar Wedel. Leipzig. Selbstverlag. 1904. Komplett Mk. 10,—.

Freier Almanach deutscher Studenten. 3. Jahrgang. Heft 1. Herausgegeben von Hanns Holzschuher. München. Süddeutscher freier Verlag. Heft Mk. —,50.

Im Zeichen der Forschungsreisen. Eine synthetisch-philosophische Skizze von T. A. Bendrat. Berlin. Franz Wunder. Mk. —,60.

La Libre Pensée Intellectuelle. Morale, Sociale Lettres et rapports. Présentés au Congres de Rome 20., 21., 22. Septembre 1904. Paris. Librairie de „La Raison." 1904.

Die Alkoholfrage in ihrem Verhältnis zur Reformfrage. Ein Vortrag von Dr. Hermann Blocher. Basel. Schriftstelle des Alkoholgegnerbundes. 8 Pfg.

Positivistische Begründung des philosophischen Strafrechts. Von Bruno Stern. Berlin. Herm. Walther. 1905.

Benedictt de Spinoza ethica. Quam curaverant J. van Vloten et J. P. N. Land. Hagae Com tis. 1905. Martinus Nijhoff.

Ausgewählte Dichtungen. Von Heinrich Vierordt. Mit einem Vorwort von Ludwig Fulda. Heidelberg. 1905. Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Das Erziehungsheim „Am Urban" in Zehlendorf bei Berlin. Die Verwirklichung sozial-pädagogischer und sozialpolitischer Ideen. Von B. Koffay. Steglitz. Berlin. 1905. Carl Heymanns Verlag.

Digitized by Google

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur
Abteilung Berlin.
Herbst-Programm.

(Ergänzung und evtl. Aenderung vorbehalten).

Freitag, den 20. Oktober abends 8½ Uhr im Bürgersaal des städtischen Rathauses: **Trauerfeier** für unseren ersten Vorsitzenden Justizrat Hermann Stern. Veranstaltet von der Abteilung Berlin der D. G. E. K. und vom Aufsichtsrat der Schillertheatergesellschaft.

Mittwoch, den 25. Oktober, abends 8½ Uhr Unter den Linden 16, III. **Erste Vorlesungs- und Diskussionsabend.** Prof. Bruno Meyer wird aus Ferdinand Kürnberger's: „Siegeskränze" vorlesen.

Freitag, den 10. November, Saal 109 des städtischen Rathauses. Redner und Thema vorbehalten.

Montag, den 20. November, Bürgersaal des städtischen Rathauses. Vortrag von Frl. Moloff-Berlin: „Die Ethik in der Armenpflege." Diskussion. Gäste willkommen.

Donnerstag, den 24. November, abends 8½ Uhr Unter den Linden 16, III, 2. Vorlesungs- und Diskussionsabend. Eintritt frei. Gäste willkommen.

Sonnabend, den 9. Dezember, Saal 109 des städtischen Rathauses, Frl. Emily Ritschel: „Moralunterricht in England." Diskussion. Gäste willkommen.

Sonntag, den 17. Dezember. Volkskunterhaltungsabend zum Besten der Ersten öffentlichen Lesehalle der D. G. E. K. im großen Saale des Berliner Handwerkervereins, C. Sophienstr. 18. Programm und Näheres folgt.

Mittwoch, den 21. Dezember, abends 8½ Uhr, Unter den Linden 16, III, 3. Vorlesungs- und Diskussionsabend. Thema vorbehalten. Eintritt frei. Gäste willkommen.

Sonnabend, den 17. bis 30. Dezember, abends 8½ Uhr im Bürgersaal des städtischen Rathauses: **Jahresschlußfeier** und Ansprache von Herrn Geheimrat Professor W. Foerster.

*

Es ist geplant, regelmäßig je einmal im Monat **Vorlesungs- und Diskussionsabende** in unserem Lesesaal, W., Unter den Linden 16, III, für unsere Mitglieder und Gäste, soweit der Raum reicht, zu veranstalten. Vormerkungen erbeten.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung,
Berlin, Wilhelm-Straße 121.

Soeben erschien:

Der deutsch-amerikanische Handelsvertrag
und
das Phantom der amerikanischen Industriekonkurrenz.

Von

Dr. Heinrich Dietzel, Professor an der Universität Bonn.

Zweite Auflage. **Preis 1,— Mk.**

Billige böhmische Bettfedern!
10 Pfund: neue geschlissene M 8.—, bessere M 10.—, weiße, daunenweiche geschlissene M 15.—, M 20.—, schneeweiße, daunenw. geschlissene M 25.—, M 30.—. Versand franko, nollfrei, per Nachnahme. Umtausch u. Rücknahme gegen Portovergütung gestattet.
Benedikt Sachsel, Lobes 912.
Post Pilsen, Böhmen

Einbanddecken
für die **Ethische Kultur**, eleg. ausgestattet, sind zum billigen Preise von Mk. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen. Nachlieferung von Einzelnummern gegen Einsendung von je 25 Pfg. in Marken, soweit möglich.
Verlag für ethische Kultur,
Berlin S.W. 48,
Wilhelm-Straße Nr. 121.

Verlag von **Leonhard Simion Nf.** in **Berlin SW. 48.**

RAUCH'S ENGLISH READINGS.
Kartoniert à 50 Pfennig.

Die mit * bezeichneten Hefte haben ein Wörterverzeichnis.
Die mit † bezeichneten Hefte sind in zwei Ausgaben erschienen:
1. mit Fussnoten, 2. mit Anmerkungen in einem besonderen Anhange (Ausgabe für

Heft	Mädchenschule).
*1.	*Sheridan, R. B.*, The School for Scandal
*2.	*Cogne, J. Stirling*, Black Sheep.
*3.	*Bulwer*, Money.
4.	*Tennyson*, Enoch Arden and other Poems.
†*5.	*Bulwer*. The Lady of Lyons; or, Love and Pride.
†6.	*Dickens, Ch.*, A. Christmas Carol in Prose.
†7.	*Sheridan, R. B.* The Rivals.
*8.	*Robertson, T. W.* Society.
9.	The Age of the Stuarts.
†*10.	*Longfellow, H. W.* Tue Courtship of Miles Standish.
†*11.	*Moore, Th.*, Paradise and the Peri and Fire-Worshippers.
12.	*Pope, Alex.* The Rape of the Lock and other Poems.
*13.	*Bulwer*, Richelieu; or the Conspiracy.
*14.	*Dickens*. Sketchens.
*15.	*Jerrold, D.*, Paul Pry. — *Howard, P.*, Opposite Neighbours.
16.	*Smiles*. George Stephenson.
*17.	*Hume*. The Man of Queen Elizabeth.
*18.	Tom Brown's School Days. Part I.
*19.	20. Tom Brown's School Days. Part II & III.
†*21.	*Dickens, Charles*, The Cricket on the hearth.
†*22.	Captain *Marryat*. The tree Cutters.
*23.	*Byron*, The Corsair.
†24.	*Longfellow*, Evangeline.
25.	*Dickens, Ch.*, Extracts from a. Tale of Two Cities.
26.	*Goodby, E.*, The England of Shakespeare.
27.	*Macaulay, T. B.*, Milton.
*28.	*Sc. Scott, Walter*, Tales of a Grandfather.
*29.	*Tennyson*, Idylls of the King. Enid.
*31.	*Irving, Washington*. The Sketch-Book.
*32.	*Irving, Washington*. The Alhambra.
*33.	*Swift, Jon.*, Gulliver's Voyage to Lilliput.
*34.	*Dickens, Charles*, The Wreck of the Golden Mary.
*35.	Treasures of Memory.
*36.	*Dickens, Charles*. The Perils of certain English Prisoners.
*37.	*Shakespeare*, The Merchant of Venice.
38.	*Shakespeare*. Julius Caesar.
39.	*Shakespeare*, Macbeth.
40.	*Irving, Washington*, Dolph Heyliger.
41.	*Thackeray*, Gerge II and George III.
*42.	*Longfellow*. Kavanagh.
†*43.	*Lamb*. Tales from Shakespeare.
44.	*Scott, Walter*. The Lady of the Lake.
45.	*Farrell*, An Englishman's Adventures on German Rivers.
*46.	*Mrs. Mackarness*. Two Sunbeam Stories.
47.	*Scott, Walter*. Marmion.
48.	*Edgeworth, Maria*. Lame Jervas.
49.	*Macaulay, T. B.* Lord Clive.
50.	*Dickens, Charles*. Three Christmas Stories.
†*51.	*Grimm, Brothers*. German Household Stories.

Wenn nicht besonders verlangt wird, „Ausgabe mit Anmerkungen in besonderem Anhange" oder „Ausgabe für Mädchenschulen," wird stets die Ausgabe mit Fussnoten geliefert.

Verlag von Leonhard Simion Nf. in Berlin SW. 48.

Thimm, Rudolf,

Deutsches Geistesleben

Geb. 5 Mark, broschiert 4 Mark.

Aus dem reichhaltigen Inhalte hebe ich folgende Aufsätze als besonders erwähnenswert hervor: **Die öffentlichen Dichtungungen im Mittelalter, Hans Sachs, Bürgers Lenore und ihr Verhältnis zur deutschen Volkssage, Die Brüder Grimm** 2c.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **zweiter Stock** rechts. Auskünfte 2c. werden, falls der Unterzeichnete nicht anwesend ist, auch in der Auskunftstelle im III. Stock erteilt. Sprechstunden des Unterzeichneten nur Montag, Mittwoch und Freitag von 10—12 Uhr. Eilige Zuschriften sind daher besser an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmanstraße 15 zu richten. Dr. Penzig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1,60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „**Kinderland**," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XIII. Jahrgang. | Berlin, den 1. November 1905. | Nr. 21.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Die religiöse Ethik und die evangelisch-soziale Theologie. Von Dr. Max Thal, Breslau.
Entwickelung und Rasse. Von Dr. Robert Michels. (Schluß).
Das „Foundling Hospital" in London. Von M. Marasse.
Streiflichter:
Moralunterricht in Oesterreich.
Liberaler Byzantinismus.
Nochmals das Schmiergelder-Unwesen.
Aus der ethischen Bewegung. Abteilung Berlin.

Die religiöse Ethik und die evangelisch-soziale Theologie.

Von Dr. Max Thal, Breslau.

(Nachdruck verboten).

Unter den mannigfachen Bestrebungen der neuesten Zeit, welche eine gründliche Reform unseres Erziehungswesens zum Ziele haben, steht mit in erster Reihe die Forderung der Einführung eines weltlichen Moralunterrichts in den Lehrplan der Schulen. Diese Aenderung würde die Aufgabe des staatlichen Religionsunterrichts überhaupt, zum mindesten die Ausscheidung des religiös-ethischen Lehrstoffes aus demselben bedingen. Trotzdem in leitenden Kreisen sicher noch wenig Neigung besteht, für eine solche Schmälerung des Besitzstandes der staatlich beschützten Religionsbekenntnisse tatkräftig einzutreten, so hat es doch den Anschein, daß „die Zeit erfüllet" ist und ein andauernder Widerstand dieser Reform nicht wird entgegengesetzt werden können.

Die im Fluß befindlichen äußeren Bestrebungen, die ethische Erziehung zu verweltlichen, hafteten in der Hauptsache auf der Entwickelung, welche die Ethik überhaupt genommen hat. Die ethische Auffassung weiter Volkskreise weicht beträchtlich von der religiösen Ethik ab und vereint insbesondere den Zusammenhang von Religion und Sittlichkeit. Zu diesen Kreisen rechnet auch ein großer Teil der zum religiös-ethischen Unterricht berufenen Lehrerschaft, welcher nur unter schwerem Gewissenszwang mit dem gegebenen Lehrstoff sich abzufinden vermag.

Daneben aber beginnen, mehr von innen heraus, gewichtige Bedenken gegen die religiöse Ethik und ihre bisherige Wertung, welche selbst von berufenen Vertretern der Religion geteilt und geäußert werden, sich geltend zu machen. Und das ist von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Man darf hoffen, daß gerade durch die Verstärkung von dieser Seite der Einfluß gewonnen werden wird, um zunächst wenigstens die Trennung des ethischen vom Religionsunterricht durchzusetzen.

Zwischen der religiösen und der modernen Ethik besteht ein grundsätzlicher, unüberbrückbarer Gegensatz. Nach den Religionslehren ist die Ethik eine „geoffenbarte," d. i. eine von Gott selbst oder in göttlichem Auftrage von besonders inspirierten Persönlichkeiten verkündete. Sie ist daher eine in ihren Prinzipien ein für allemal feststehende, unwandelbare Lehre.

Die moderne Ethik hingegen hat sich dem Einfluß der in der Wissenschaft herrschend gewordenen darwinistischen Weltanschauung beugen müssen. Mag diese auch die Fülle der Lebenserscheinungen nicht restlos aufhellen, so ist doch der Kern der Lehre, wonach alles bestehende Leben in der Natur auf eine stete Entwickelung vermittels Vererbung, Auslese und Anpassung zurückführt, als unvergängliches Besitztum der Wissenschaft anerkannt. Die Folgerungen hieraus haben auch auf das Gebiet der Ethik sich erstreckt und zur Herrschaft der als „Entwickelungsethik" sich kennzeichnenden Richtung geführt. Die Grundanschauung, welche sich hierans ergibt, ist die, daß die Sittlichkeit und ihre Gebote keineswegs etwas ein für allemal feststehendes sind, sondern, hervorgegangen aus den zumteil bereits im Tierreich vertretenen sozialen Instinkten, einer andauernden Entwickelung und Anpassung an die jeweiligen Zustände der menschlichen Gesellschaften unterliegen. Selbst die uns als die elementarsten erscheinenden Grundregeln der Ethik sind fließend; sie sind nicht immer und überall anerkannt gewesen, sondern erst durch allmähliche Entwickelung zur Geltung gelangt. Und sie sind nicht sicher davor, bei veränderten Verhältnissen ihre Geltung wieder einzubüßen. Alle Ergebnisse der vielfach neu angeregten Forschungen auf den Gebieten der Völkerkunde, Kultur- und Sittengeschichte bestätigen den Wandel der Sitten und der sittlichen Gebote so sehr, daß selbst die Gegner der darwinistischen Anschauungsweise der Anerkennung der Tatsache des Wandels und der sozialen Bedingtheit der Moral sich nicht entziehen können.

Von den verschiedenen Richtungen, welche die auf die Entwickelungslehre gestützte Ethik eingeschlagen hat, stellt die konsequenteste die Förderung der Gattungszwecke als neues ethisches Ideal auf. Sie setzt sich dadurch und durch die hieraus abgeleiteten Prinzipien in schroffen Widerspruch nicht nur zur christlichen, sondern zur landläufigen humanen Ethik überhaupt. Ihre Berechtigung zu prüfen und im einzelnen zu verfolgen, erübrigt sich hier; denn jedenfalls müssen alle halbwegs konsequenten Anhänger der

Digitized by Google

Entwickelungsethik ein übernatürliches, irgendwie geoffenbartes System der Sittlichkeit, als dem Prinzip der steten Entwickelung widersprechend, für ausgeschlossen erachten.

Eine Annahme freilich bleibt denjenigen offen, welche den Boden der herrschenden Religionsbekenntnisse nicht verlassen wollen, ohne doch den Fortschritten der wissenschaftlichen Erkenntnis sich grundsätzlich zu verschließen: die Annahme nämlich, daß in einem gewissen Zeitpunkte durch besondere Erleuchtung sittliche Gebote kund gegeben seien, welche nunmehr — trotz des fortdauernden Wandels im übrigen — für alle Zukunft Geltung und die Bedeutung eines bleibenden Ideales sittlicher Zustände haben müßten.

Gerade hiergegen aber, gegen die Kraft und fortdauernde Allgemeinigkeit der christlich-sittlichen Ideale, richten sich die aufkommenden Zweifel und Bedenken. Sie richten sich gegen die Zulänglichkeit sowie gegen die Eignung der dogmatisch-ethischen Lehre überhaupt und die zu erreichenden Ziele der Jugenderziehung insbesondere.

Die Gegenwart hat aufgehört, die Tradition bezüglich der mit der Religion zusammenhängenden Dinge gläubig und ohne Prüfung hinzunehmen. Wer aber mit einigermaßen kritisch geschärftem Geiste an die Vorschriften der religiösen Ethik herangeht, kann sich nicht verhehlen, daß dieselben einerseits gegenüber den sittlichen Anforderungen unserer Zeit, insbesondere in sozialer und politischer Hinsicht, eine Richtschnur überhaupt nicht geben und also ungenügend erscheinen; daß sie andererseits aber mindestens zumteil für uns unanwendbar und undurchführbar sind, derart, daß ihre praktische Betätigung heutzutage als verkehrt verworfen werden müßte. Diese Auffassung über die Tragweite der religiösen Ethik, — wobei wir als für den Schulunterricht bei uns ausschlaggebend nur die christliche Ethik zu betrachten brauchen, — bricht sich, wie erwähnt, selbst in theologischen Kreisen immer mehr Bahn. Wir werden dies an einigen Beispielen alsbald, nach einer kurzen Erinnerung an die wesentlichen Prinzipien der christlichen Sittenlehre, wie sie aus dem alten und neuen Bunde hervorgeht, nachzuweisen haben.

Im Mittelpunkte dieser Sittenlehre steht unbestritten der Liebesgedanke mit den Idealforderungen der eigengleichen Nächstenliebe („wie Dich selbst"), der Feindesliebe, der Verzeihung von Beleidigungen und ihrer Vergeltung durch Wohltun („Sammeln feuriger Kohlen"). Neben diesem Grundprinzip lassen sich zwei größere Gruppen ethischer Vorschriften unterscheiden. In der einen gehören gelegentliche Gebote oder Ratschläge oder allgemeinere Weisheitsregeln, welche sich etwa durch die Maxime: anderen nicht zu tun, was uns selber mißfallen würde, die sogenannte goldene Regel, umgrenzen lassen. Die zweite Gruppe bilden diejenigen wichtigen Vorschriften, aus welchen hauptsächlich die mächtigen asketischen Strömungen im Christentum sich entwickelt haben; die Vorschriften, welche den Verzicht auf Reichtum, Macht und Recht fordern, die Gebote der Selbsterniedrigung (wer sich selbst erniedrigt, wird erhöhet werden) und der Selbstaufgabe im Dienste des Herrn (z. B.: „So jemand zu mir kommt, und hasset nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, auch dazu sein eigen Leben, der kann nicht mein Jünger sein"). Tief im Wesen des Christentums und historisch, im Zusammenhang mit dem damals weit verbreiteten Glauben an das nahe Weltende, begründet ist diese Richtung so mächtig, daß sie noch heute begeisterte Propheten findet, wie das Beispiel und die Erfolge von Tolstoi zeigen, welcher hierin das Wesen der christlichen Ethik erblickt und konsequent deduziert, daß dieselbe „nicht nur das Opfer der Persönlichkeit für die Gemeinschaft, sondern auch das Loslagen von der eigenen Persönlichkeit und von der Gemeinschaft für den Dienst Gottes fordert."

Hiernit sind die Grundlinien der christlich-ethischen Vorschriften erschöpfend gezeichnet. Wir können nun von der Gruppe der allgemeineren und gelegentlichen Moral- oder Weisheitsregeln, welche ihrer Herkunft nach zumeist auf die Propheten und die hellenische Philosophie zurückführen und nicht spezifisch christlich sind, absehen. Es bleibt als wesentlicher Kern der christlichen Ethik die Gruppe der Liebesgebote und diejenigen der Verzichts- und asketischen Vorschriften. Man ist nun freilich allzu sehr gewöhnt, gedankenlos: einerseits das ganze Gebiet der letzteren Gruppe von Geboten im Leben einfach unbeachtet zu lassen und einigen sonderbaren Schwärmern es zu überlassen, sich dafür zu begeistern oder gar darnach zu richten. Andererseits werden die Liebesvorschriften fort und fort als das höchste und extrebenswerteste Ideal des menschlichen Lebens gepriesen, ohne daß man sich jedoch einen klaren Begriff über deren wirklichen Inhalt und Umfang und ihre Durchführbarkeit bildet. Im praktischen Leben und Daseinskampfe ist ja doch bald von selbst von eigengleicher, selbstloser und feindestliebe nicht mehr die Rede. Im übrigen schrumpft die „Liebe," abgesehen von der durch persönliche Bande gebotenen, bestenfalls zu einem bischen Warm- und Barmherzigkeit zusammen, die selten größer ist als das „Loch der Armenbüchs" oder — das ordenslästerne Knopfloch.

Erst in neuerer Zeit gewinnen die Zweifel an der Erreichbarkeit und unbedingten Löblichkeit der mehr für Engel als für Menschen von Fleisch und Blut — und jedenfalls nicht für den heute als berechtigt anerkannten Daseinskampf — berechneten höchsten Liebesgebote immer mehr an Boden. Die — hauptsächlich von D. Fr. Strauß und Ludwig Feuerbach angeregten — Gedanken über Wert und Tragweite und die allerdings auf der Hand liegende Erfolglosigkeit der christlich-religiösen Ethik im politischen und sozialen Leben finden auch bei den berufsmäßigen Theologen immer mehr Eingang.

Es kommt hinzu, daß gerade die Gegenwart den Menschen vor schwierige, neue soziale Probleme stellt. Pflichten und Aufgaben, welche in den Beziehungen des Bürgers gegen Staat und Gesellschaft, sowie im umgekehrten Verhältnis und ferner im wachsenden Verkehr der Staaten unter einander begründet sind, werden neu ins Bewußtsein gerufen. Hier aber läßt die religiöse Ethik, da diese durch die moderne Entwickelung erst hervorgebrachten oder zur Erkenntnis gelangten Aufgaben ganz außerhalb ihres Gesichtskreises lagen, völlig im Stiche. Das fällt schwer ins Gewicht. Denn der Einsicht, daß, um die sozialen Pflichten erfassen und ihnen gerecht werden zu können, eine gründliche ethische Vorbildung des modernen Menschen erforderlich ist, und daß diese der Schule ebenso wie dem Hause obliegt, wird sich niemand, der ernstlich an diese Fragen herangeht, entziehen können. Gerade gegenüber der immer mehr anwachsenden materiellen Gesinnung und Hochschätzung des individuellen Genußlebens, ebenso gegenüber der einseitigen Vernachlässigung der ethischen Wertmomente seitens der Sozialdemokratie, wird eine vertiefte, den bestehenden sozialen Verhältnissen und Einsichten möglichst angepaßte ethische Durchbildung, wie sie naturgemäß die aus vergangenen Jahrtausenden übernommene religiöse Ethik nicht zu gewähren vermag, zur unumgänglichen Notwendigkeit. Wir sollen befähigt sein, einer befriedigenden Lösung der sozialen Fragen näher zu rücken, der wirtschaftlichen und geistigen Not der Massen zu steuern und die Klassengegensätze, ohne Abbruch für die berechtigten Individual-Interessen, nach Möglichkeit anzugleichen. Wir sollen die Kraft haben, — und dieses Moment tritt durch die neuere biologische Wissenschaft gewaltig in den Vordergrund, — unsere Einsichten in die natürlichen Bedingungen des Fortschritts und des Verfalls der Völker nutzbar zu verwenden und

Digitized by Google

so auf den Pfaden fortschreitender Entwickelung uns möglichst zu erhalten. Dies zu erreichen, muß der Staat die wichtigste Grundlage hierfür, d. i. das fähige Menschenmaterial, mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln schaffen; er muß die bildsamen, jugendlichen Gemüter über die sozialen Zusammenhänge und die daraus hervorgehenden Pflichten aufklären und sie zu deren Erfüllung erziehen. Die Frage ist: Kann er das heute noch vermittels der christlich-religiösen Ethik? (Schluß folgt).

Entwicklung und Rasse.

Von Dr. Robert Michels.

II.

Heinrich Heine,[1]) der Vater vieler treffender, nicht nur nach außen hin „geistsprühender," sondern auch tief innerlicher Sentenzen, macht einmal folgende, sehr richtige Bemerkung: „Die allgemeinen Charakteristiken sind die Quellen aller Uebel. Es gehört mehr als ein Menschenalter dazu, um den Charakter eines einzigen Menschen zu begreifen, und aus Millionen einzelner Menschen besteht eine Nation."

Man könnte, mit derselben Berechtigung, auch die ähnliche These aufstellen: „Jedes Kollektivurteil schließt ein Vorurteil entweder in sich oder wird zu einem solchen."

Die leichtfertige Uebertragung der Eigenschaften einiger Individuen auf große Massen ist noch immer auf die alte Torheit des tagebuchschreibenden englischen Reisenden hinausgelaufen, der, weil er in seinem Hotel von einem rothaarigen und stotternden Kellner bedient wurde, nunmehr die Rothaarigkeit und das Stottern als die Kollektivqualitäten des ganzen Volkes, dem jener Kellner angehörte, festgestellt zu haben vermeinte.

Die größten „tagebuchschreibenden Engländer" sind aber unsere „patriotischen" Historiker. Daß sie es vielfach gut und ehrlich meinen, sei ihnen gern zugestanden. Aber ihre meist ebenso unethische wie unvolkswirtschaftliche Betrachtungsweise der Geschichte bringt es so mit sich, daß sie die Völker — auch die buntest zusammengewürfelten — als Einheiten betrachten, denen dann natürlich besondere Eigenschaften innewohnen müssen.

Wie oft haben uns unsere Geschichtsschreiber, von Archenholz bis auf Treitschke und Modernere (quorum nomina sunt odiosa) herab, als das Volk der Treue und der Sittlichkeit gepriesen!

Dabei passieren den patriotischen Pächtern der Sittlichkeit gar sehr leicht die erbaulichsten Stücklein. Der Leipziger Historiker Wilhelm Wachsmuth — nicht zu verwechseln mit dem kürzlich verstorbenen ausgezeichneten Philologen Kurt Wachsmuth, der ebenfalls, allerdings ein gutes Halbjahrhundert später, in Leipzig lehrte —, ein Chauvinist vom reinsten Wasser, rühmt einmal stolzen Bewußtseins, ein deutscher Mann zu sein, dem deutschen Hochadel nach, ihm sei gottlob weder die französische Frivolität noch die spanische Grandezza, noch das italienische Raffinement noch die englische Kälte zu eigen[2]) (man beachte die für den patriotischen Megalomanen typische Art, allen schlechten oder für schlecht gehaltenen Eigenschaften den Namen eines nicht-deutschen Volkes anzuhängen!). An anderer Stelle ist ihm „sittlicher und frommer Wandel ohne südliche Erzentrizität und Stumpfheit des Gedankens" — „die schönste Gestaltung deutschen Gedankens"[3]); an wieder anderer heißt es pathetisch, von der wüsten Sinnlichkeit der Völker im Mittelalter sei das deutsche Volk am wenigsten ergriffen worden. In einem anderen Bande seines selbigen Werkes aber sehen wir den selbigen Patriohistorikus, bei Gelegenheit einer Beschreibung der Turniersitten, nachdem er die Turniergewohnheiten in Frankreich als „poetische Gaukeleien" qualifiziert, von dem Gipfel „grober und gemeiner" Turnierlüste sprechen, wie sie in . . . Magdeburg an der Ordnung gewesen, wo „eine hübsche aber feile Dirne als Preis ausgesetzt war."[4]) Diese eine Mitteilung, die unserem Gewährsmann offenbar nur entschlüpft ist und an die er deshalb wohl auch die nach Maßgabe der ihm eigenen sonderbaren Logik fällige Bemerkung, ergo sei das deutsche Volk von geradezu hehrender Gemeinheit im Sinnengenuß und das unsittliche Volk par excellence gewesen, anzuknüpfen merkwürdigerweise unterlassen hat, würde schon genügen, sein ganzes, nicht sehr kunstvolles Gebäude von der Frumbheit und Züchtigkeit der Teutschen im Gegensatz zu allen anderen Völkern wie ein Kartenhaus, das einem Lufthauch ausgesetzt ist, zusammenfallen zu lassen. Menschliche Laster wie menschliche Tugenden sind nicht national gebunden, sie lassen sich nicht auf eine bestimmte Masse beschränken. Wo der Mensch ist, da ist er da mit allem Menschlichen und nur die heilige Macht einer vernunftmäßigen Sittlichen, auf gesunder volkswirtschaftlicher Basis aufgebauten Erziehungskunst vermag, in schwerem, aufopferndem Ringen ganz allmählich die guten Triebe der Menschlichkeit durch das Zurückdrängen der schlechten Seiten zur Entwicklung zu bringen.

Ein gutes Stück weiter zu unserem Ziele bringt uns auch die Beobachtung, daß die sogenannten Völkereigenschaften wandern und sich wandeln, und sogar binnen kurzer Zeitfrist. Das schlagendste Beispiel hierfür bietet uns das England der letzten Jahre.

England galt uns, und mit Recht, stets als das Land demokratischer Freiheiten. Ungeklärt hatte die Arbeiterbewegung sich dort entwickeln können. Plötzlich vernehmen wir von schweren Attentaten gegen die Gewerkschaften. Die öffentliche Meinung des Landes, zuerst demokratisch — ein „Grundzug des englischen Volkes" — billigt diese. Sie ist plötzlich nicht mehr demokratisch, kein „Grundzug" mehr. England war das Land der ungemessenen Meinungsfreiheit und öffentlichen Toleranz. Als aber während des Transvaalkrieges ein Häuflein Friedensfreunde — Ethiker, Sozialisten, Arbeiter und einige wenige Christliche — ihre Friedensliebe in einer Versammlung demonstrieren wollten, da folgten ihnen die wütenden Haufen hohen und niederen Pöbels und störten sie durch Absingen chauvinistischer Lieder und Vereatrufe so sehr, daß ihre Reden vor dem gemeinen Kriegsradau nicht gehört werden konnten. Und selbst den letzten Ruhm, den seiner nationalen Toleranz in Sprachenfragen, hat Albion durch sein allerdings im letzten Moment mißglücktes Attentat auf die italienische Sprache in Malta noch eingebüßt.

England hat sich, kurz gesagt, also mit einem Male als ein Land entpuppt, welches unerwarteter Weise sich in kürzester Zeit alle Schäden des kontinentalen Europa in reichstem Maße anzueignen gewußt hat. Da muß auch der eingefleischteste Englandsfreund unter den deutschen „Liberalen," die liberalen Frauenkämpferinnen, welche auf die Einlösung Salisburnscher Worte zur Erteilung des Frauenstimmrechts in England schon viele Jahre vergebens warten, mit eingeschlossen, daran verzweifeln, durch vorbildliches Vorgehen von dieser Seite her ihr Heil zu erwarten.

Wir kommen nun den letzten Teil unserer Untersuchung näher. Wir haben gesehen, daß das England des intellektuellen und moralischen Fortschritts nicht mehr ein Faktor ist, von dessen Tätigkeit die Welt vorderhand Großes erwarten könnte, da es, mit Ausnahme des bis jetzt noch intakt erhaltenen Asylrechts, alles, was wir früher an ihm bewundert haben, in seiner neuesten Phase des Imperialismus eingebüßt — Peffimisten könnten sogar nicht mit Unrecht

[1]) Heinrich Heine: „Ueber Polen." In H. H's. sämtlichen Werken (Hamburg 1890. Hoffmann & Campe). Bd. V, p. 194.

[2]) Wilhelm Wachsmuth: „Europäische Sittengeschichte vom Ursprunge volkstümlicher Gestaltungen bis auf unsere Zeit." Leipzig 1838. Teil V, Abt. 1, p. 289.

[3]) p. 284.

[4]) III, p. 300.

Digitized by Google

sagen, fast restlos eingebüßt hat. Auf der Suche nach dem Greater Britain hat England, wie es scheint, sein Great-Britain verloren. Das England von — sagen wir 1900 — weist „nationale Fehler" auf, die das England von — sagen wir 1860 — nicht besaß, oder doch wenigstens nur in sehr geringem Grade zu besitzen schien. Wir sehen aus dieser Tatsache aber mit voller Deutlichkeit Eins: daß es keine Normen des Nationalcharakters gibt, daß, wenn man schon durchaus die Menschen in Nationen strengsteus einteilen und diese Nationen wiederum mit Kollektiveigenschaften belegen will — was unter Umständen eine Notwendigkeit, stets aber ein überaus heikles Verfahren ist, das mit immanenter Ungerechtigkeit verknüpft ist — diese Kollektiveigenschaften keine „gottgegebenen" oder „naturgegebenen," sondern gewordene und — durch die Veränderungen im Wirtschaftsleben, sowie, wenn auch vielleicht in geringerem Maß, durch Veränderungen im Wesen der sozialen Pädagogik der Zeit — selbst veränderlich sind, denen von konstanter Größe nichts anhaftet als die Hallucinationen konstant-kleiner Nationalschmeichler.

Aber noch eins werden wir diesen — allerdings nur sehr flüchtigen und, notgedrungen, plasmotgedrungen unvollkommenen Andeutungen — vielleicht entnehmen dürfen. Daß, wenn man schon durchaus mit „nationalen Eigenschaften" operieren will, man sich vor zwei Dingen hüten muß. Zunächst davor, den Kreis der kollektiv zu beurteilenden Menschengruppen zu groß zu ziehen. Schon „den Deutschen" bestimmte Charakteristika anzudichten, ist bedenklich. Wie immense Unterschiede im Denken, Fühlen und in der Lebensart, im Temperament und in der — Temperamentslosigkeit, weisen nicht die Bayern vor den Berlinern, die Hannoveraner vor den Rheinländern auf! Aber ganz unsinnig ist es, die Rassezirkel noch weiter bis zum „Romanen"- und „Germanen"tum ziehen zu wollen. Auch ganz abgesehen davon, daß, wie bereits erwähnt, diese Bezeichnungen schon rein anthropologisch nicht mehr passen, nie gepaßt haben, sind sie auch — eine Folge davon — volkspsychologisch völlig unsinnig. Es gibt sogenannte „germanische" Völker, die als psychologisches, politisches und volkswirtschaftliches Volksganzes dem einen oder dem anderen sogenannt „romanischen" Volke bei weitem ähnlicher sehen, als eine Reihe sogenannt nahe stammverwandter auch-„germanischer" Völkergebilde. Ein Beispiel: Holland hat in jeder Beziehung intimere Berührungspunkte mit Frankreich als mit Bayern oder gar den ostelbischen Teilen Preußens. Und dieses Beispiel ließe sich beliebig vermehren.

Dann aber sollte es wissenschaftliche Pflicht sein, sich bei Vergleichen zwischen Völkerkollektivitäten vor dem Operieren mit grossen allgemein-menschlichen Charakterfixiken zu hüten. Mit anderen Worten: es ist im höchsten Grade sinnverwirrend, Begriffe wie gut oder schlecht, ehrlich und unehrlich, treu und falsch, oberflächlich und tiefgründlich, sittlich und unsittlich und dergleichen auf irgendeine Kollektivität auszudehnen. Das alles sind Individualeigenschaften. Individualeigenschaften aber überträgt man nicht ungestraft auf Kollektivitäten, die in der Regel aus Trägern der denkbar verschiedensten Eigenschaften, die einander mehr oder weniger auflösen, bestehen. Es gibt zur Falschheit geneigte Franzosen (wie auch Deutsche). Aber deshalb ist das französische Volk noch nicht falsch. Es gibt zur Treue geneigte Deutsche (wie auch Franzosen). Aber deshalb kann das deutsche Volk noch nicht auf den Besitz der etwaigen „Nationaltugend" der Treue Anspruch erheben. Was die einzelnen Völker Eigentümliches an sich haben, als Kollektivitäten, das sind nicht so sehr innere Eigenschaften, als vielmehr äußere, erworbene, anerzogene Züge, gewisse Arten, sich im geselligen Verkehr zu geben, die mit dem Menschen innerwohnenden Eigenschaften fast nur äußere Merkmale gemeinsam haben. So z. B. könnte man — auch das hat nur cum grano salis — behaupten, die Deutschen seien gemütlich, die Italiener offenherzig, die Engländer diskret — man würde allerdings der Wahrheit näher kommen, wenn man den Ausdruck präzisieren und sagen würde, die Deutschen, Italiener, Engländer besäßen eine gemütliche, offenherzige bezw. diskrete Art des Verkehrs. Von da bis zur Behauptung, daß die Deutschen Gemüt, die Italiener Wahrheitssinn, die Engländer Herzensstakt besäßen, hat es natürlich noch weite Wege.

Das wichtigste Argument gegen den Mißbrauch in der Verteilung nationaler Kollektiveigenschaften aber besteht darin, daß an die Stelle der Nation heute ein anderer kollektiver Faktor zu treten sich anschickt. Schon heute kann man, ohne ernstlichen Widerspruch fürchten zu müssen, behaupten, daß die Arbeiter aller Kulturländer, und zwar nicht nur in politischen Dingen, wo sie von dem einigenden Ideenband des Sozialismus vielfach umschlungen sind, sondern in ihrem ganzen immanenten Denken und Fühlen, in ihren ganzen Sitten und Gebräuchen, mehr Berührungspunkte untereinander, als mit den besitzenden Schichten der eigenen Nationen, zu denen sie „gehören," aufweisen. Der deutsche Arbeiter steht dem französischen Arbeiter ungweifelhaft näher, als dem deutschen „Bourgeois." Auch aus diesem Grunde würde ein Krieg zwischen Deutschland und Frankreich ein Bruderkrieg, ein Verbrechen sein, das zu verhindern wir alle Mittel anwenden müssen.

Das „Foundling Hospital" in London.

Von M. Marasse.

Ich verdanke dem englischen Sonntag einen gründlichen Besuch des Foundling Hospitals in der Guilford Street.

Das Hospital trägt heute seinen Namen mit Unrecht. Im Jahre 1760 wurde das Findelhaus in eine Erziehungsanstalt für uneheliche Kinder, die von ihren Müttern eingeliefert werden, umgewandelt. Das Gebäude, welches schon seit dem Oktober 1745 dem wohltätigen Zwecke dient, macht gleich beim Haupteingange den schönsten befriedigenden Eindruck; wohlgehaltene Kieswege und unvergleichlich schöne Rasenplätze, Gruppen prächtiger Bäume vor und hinter dem Hause mildern den Ernst und erwecken Freude. Die einfach schmucklose Kirche war gedrängt voll, aber tiefes Schweigen lag über der Versammlung, bis der noch junge Geistliche — er hatte etwas Martialisches und erinnerte mehr an einen preußischen Militär als an einen Pastor — mit einem „God bless You", den Gottesdienst eröffnete. Dieser Gottesdienst hat seine eigene Prägung. Die Musik beansprucht einen so breiten Raum, daß man ganz gut von Kirchenkonzert mit Zuhilfenahme des Bibeltextes und weiser Ermahnungen, durch den Gesang junger Stimmen illustriert, reden könnte. Das strahlend Glückliche, das von jungen Menschenkindern ausgeht, wurde mir nie so anschaulich demonstriert wie bei dieser ernsten Feier einer Anstalt mit ernstestem Grundmotiv. Zu beiden Seiten der Orgel auf amphitheatralisch ansteigenden Bänkereihen saßen die Zöglinge der Anstalt im Alter von 5 bis 16 Jahren, Mädchen und Knaben. Völlig frei von jedem Hauch der Armeleute-Atmosphäre lobte diese Jugend Gott den Herrn, der sie geschaffen und berechtigt zum Glück wie jegliche andere sterbliche Kreatur. Schon die Tracht war dem Auge gefällig. Die Kleidung der Kinder hatte nichts Klägliches und erinnerte keineswegs an die übliche Gestaltung eines Waisenhauses. Die Kinder sangen mit klangvollen, fröhlichen Stimmen „General Hymns," fromme Lieder, in einfachem Volkston. Zwei Damen in eleganter Toilette, vier sehr deutschaussehende Herren übernahmen mit tieferer Beseeltheit die zahlreichen Soli; es sind Künstler, die auch die Vokal-Uebungen der Kinder leiten. Sie hatten ihren Platz vor der vergoldeten Orgel, die ein Geschenk Händels ist. Händel spielte im Mai 1750 zum ersten Male darauf. Das inzwischen vergrößerte und verbesserte Instrument birgt

Digitized by Google

noch einige der ursprünglichen Teile und genießt eine besondere Verehrung in der Themse-Stadt.

Händel, dessen künstlerisches Wirken in London die abgeschlossene Vollendung fand, interessierte sich lebhaft für die Anstalt, zu deren Wohl er mehrfach den Messias und andere Oratorien dirigierte. Das Hospital besitzt die ganze Partitur und alle Teile seines Oratoriums, genannt Messias, jener wunderbaren „christlichen Epopöe in Tönen“ nach einem Worte von Herder. Ein Porträt des Komponisten von Sir Godfrey Kneller und eine Büste von Francis Roubiliac, demselben Künstler, der die lebensgroße Statue Händels auf seinem Grabmal in Westminster Abbey schuf, erinnern an den innigen Zusammenhang des deutschen Musikers zu dem kinderfreundlichen Unternehmen.

Nach dem Gottesdienst durfte man ungehindert in dem ausgedehnten Institut einherwandeln. An langen weißgedeckten Tischen stand die Mahlzeit — im Sommer werden die Speisen kalt serviert — für die Zöglinge bereit. Zwei Scheiben Hammelfleisch, Salat, duftende Erdbeeren, ein Töpfchen mit frischem Wasser, daraus bestand das sehr lecker aussehende Diner, welches den nun erst eintretenden Kindern — Knaben und Mädchen speisen getrennt in verschiedenen Räumen — geboten wurde.

Der Zug der Knaben tritt mit militärischem Schritt ein, voran vier Trompeterlein; vor seinem Platz bleibt jeder Junge wie gebannt stehen, nur in einem Punkt wirkt der gute Drill nicht gebieterisch: die hungrigen Augen gleiten genußfroh über die aufgetafelte Herrlichkeit. Auf ein Zeichen des Lehrers setzen die Trompeten ein und blasen einen kurzen Tischgruß, auf einen zweiten Wink nehmen alle zu gleicher Zeit Platz, — besser gelang nie ein studentisches Salamanderreiben. Die Wände des langen, schmalen Raumes zieren weise Sprüche, welche zu Tugend, Wissenschaft, Geduld, Frömmigkeit, Bruderliebe, Güte, Mäßigkeit und Barmherzigkeit ermahnen, sie schließen mit dem Befehl: Fear God, honour the King! Aber nun schmaust die junge Schar und hört nur auf die Ermahnungen des stets geschäftigen Magens.

Ich betrachte inzwischen die innere Einrichtung der Anstalt; sie unterscheidet sich nicht wesentlich von gut angelegten Erziehungshäusern, die ich in anderen großen Städten Europas gesehen habe. Geräumige, lustige, hellerleuchtete Schlaf-, Arbeits- und Spielzimmer, tadellose Sauberkeit auf Fußböden, Treppen, Vorplätzen, sprachen von der Besonnenheit, Zweckmäßigkeit, Verständigkeit, die zu dem Erfolg beitragen, von dem in England jedes praktische Unternehmen gekrönt zu sein pflegt. Poetischer Reiz zeichnet die Infantschool, nach Fröbelschem Muster eingerichtet, aus. Der Kindergarten tagt nur bei ungünstiger Witterung in einer großen Halle mit Ausblicken auf den grünen Wiesenplan des Parkes; eine Tür führt direkt zu angenehm schattigen Plätzen, auf welchen junge Mädchen die organisch geordneten Spiele der Kleinen leiten. An diesem blütenreichen Immergrün schien selbst aus den Kronen der alten Bäume der Ruf zu rauschen: „Kommt, laßt uns unseren Kindern leben.“

Die Anstalt hat bereits eine alte Geschichte und mochte verschiedene Wandlungen durch. Unter Georg II. petitionierte im Jahre 1739 ein Kapitän Thomas Coram — ein gutes Porträt von ihm, gemalt von Hogarth, besitzt die Bildergallerie der Anstalt — um die Erlaubnis zur Gründung eines Findelhauses „nach dem Beispiel von Frankreich, Holland und anderen christlichen Ländern.“ Aus dem ersten Stiftungsregulativ entnehme ich folgende Paragraphen: „Ein eigenes Haus soll erworben werden mit einem Hof, der von einer mindestens 6 Fuß hohen Mauer eingeschlossen sein muß. Der Portier läßt jede Person mit einem Kinde, welches er zu dem betreffenden Beamten zu überbringen hat, ein; da aber die Verhältnisse der Korporation nur eine begrenzte Zahl von Aufnahmen gestatten, so muß ein jedes Kind untersucht werden. Zurückgewiesen wird kein Kind unter 2 Monaten, es sei denn mit bestimmt bezeichneten Krankheiten behaftet.“ Wer das Kind brachte, mußte warten, bis die Untersuchung beendet war, doch war dem Personal bei Strafe der Entlassung verboten, irgend eine Frage an den Ueberbringer zu stellen, oder sonst nach Herkunft des Findlings zu forschen. War keine Aufnahme mehr möglich, so wurde an der Außentür ein Schild angehängt: „The house is full!“

Die menschenfreundliche Einrichtung hatte einen zu großen Erfolg; häufig standen 100 Mütter vor der Tür, während nur 20 Kinder aufgenommen werden konnten. Man wählte das Mittel der Ballotierung, doch war die Direktion über jedes abzielende arme Weib so traurig, daß andere Schritte überlegt wurden. Im Jahre 1754 zog man bereits 600 Kinder in der Anstalt auf; aber die jährlichen Ausgaben betrugen fünfmal soviel, als das Einkommen. Man versuchte es daher mit einer Eingabe an das Parlament, welches feine Hilfe auch nicht verweigerte. Das Haus bewilligte 10000 Pf. unter der Bedingung, daß jedes Kind unter einem bestimmten Alter, welches erst mit 2, dann mit 6, zuletzt mit 12 Monaten festgesetzt wurde, aufgenommen werden müsse. Vom Jahre 1770 an wurden ländliche Hospitäler eingerichtet, welche die Pflege der Kleinsten übernahmen; an dem Tore des Londoner Hauses brachte man einen Korb an, zur Aufnahme des Säuglings bereit; der Ueberbringer zog die Glocke, und ein Beamter holte den neuen Gast.

Diese unbegrenzte Erleichterung für die Früchte des Elends und des Leichtsinns, die das Verbrechen des Kindesmords verhüten sollte, förderte das Laster der Prostitution. Auch genügten die Mittel der Verwaltung nicht, um die verkümmerten kleinen Lebewesen dem Dasein zu erhalten. Der Prozentsatz der Kinder, die unter dem dritten Lebensjahr starben, war ein ungeheurer, leicht erklärlich durch den Mißbrauch, der mit der Barmherzigkeit getrieben wurde. Aus vielen Gemeinden schickte man Sprößlinge legitimer Ehen der Armen in die Hospitäler, um sich der Last zu entledigen; Eltern brachten ihre Kinder in sterbendem Zustand in die Anstalt, um sie auf deren Kosten beerdigen zu lassen. So kam man von Einschränkung zu Einschränkung; man nahm für eine Einzahlung von 100 Pf. Zöglinge auf und bevorzugte die Kinder der Soldaten und Seelente. Nach der Schlacht von Waterloo wurde befohlen: „Daß in Anbetracht der großen Zahl britischer Soldaten, welche zum Wohle der Nation ihr Leben in den Niederlanden verloren hatten, 30 Kinder solcher Krieger, 15 Knaben und Mädchen unter dem Alter von einem Jahre in das Hospital aufgenommen werden sollten. Eines dieser Mädchen, 1816 zugelassen, hatte sich bis zum Alter von 86 Jahren allein durchgeschlagen; 1902 wurde der Greisin eine Pension aus dem Wohltätigkeitsfonds zugewiesen, aber sie überlebte diese Gunst nicht lange.

Die wesentlichen Charakterzüge des heutigen Instituts sind folgende:

Die Kinder werden nur auf persönliche Fürsprache der Mutter aufgenommen. Diese Mutter muß nachweisen, daß der Vater des Kindes sie verlassen hat, und daß sie in bedürftigem Zustand lebt. Geld wird für die Aufnahme nicht angenommen, und die Kinder verheirateter Frauen und Witwen sind ausgeschlossen. Die Säuglinge werden unter ärztlicher Aufsicht auf dem Lande in Kent oder Surrey aufgezogen, dem Londoner Hospital werden sie mit 5 Jahren eingeschickt. Die Schulen stehen nicht unter der Regierung, werden aber alljährlich durch einen königlichen Schulrat in weltlicher Wissenschaft und durch den Bezirksgeistlichen in religiösen Dingen inspiziert. Die Knaben lernen schwimmen und haben eine eigene Schneiderklasse für diejenigen, welche das Handwerk der Nadel und Scheere ergreifen wollen. Wer kriegerische oder musikalische Neigungen verspürt, bildet

Digitized by Google

sich für das Militär aus. Seit 1854 haben etwa 300 Knaben diesen Beruf gewählt.

Die Mädchen lernen das gründliche Ausbessern von Kleidern und Wäsche, werden aber auch zu körperlichen Uebungen, Turnen und Schwimmen, angehalten. Die Leitung verwendet sie im Haushalte zu allen Dingen, die ihnen, falls sie in Stellung gehen, zu können notwendig sind. Die Knaben verlassen die Anstalt im Alter von 15, die Mädchen erst mit 16 Jahren; „sie werden auch dann noch überwacht, und wenn es not tut, auf den rechten Weg geleitet.

Die vielfachen Gesuche Außenstehender, welche Kinder zu adoptieren wünschen, können nicht berücksichtigt werden, da den Müttern das Recht erhalten bleibt, ihre Sprößlinge zurückzufordern, falls sie die Mittel zu einem rechtschaffenen und anständigen Leben nachweisen können.

Seit seiner Gründung bis zum 31. Dezember 1903 hat das Hospital 22852 Kinder aufgenommen, 580 Kinder werden im Augenblick dort erzogen. Die moralischen Erfolge sind ausgezeichnete. Vortreffliches wurde durch die vereinten Bemühungen kluger und warmherziger Menschen nun schon im dritten Jahrhundert erreicht. Die Kinder erhalten in der Anstalt eine eigenartige Entwickelung aller ihrer Kräfte; da sie nicht in unmittelbare Beziehungen zu fremden Menschen treten, fragen sie kaum nach ihren Eltern und kennen nur das eine Problem des Lebens, sich durch befriedigende Tätigkeit die Selbständigkeit zu erringen.

Viele Legate und Stiftungen unterstützten das Unternehmen von Anfang an und gaben ihm die Mittel. Zöglingen, die im Dienste das beste leisten, jährliche Auszeichnungen, bei hohem Alter Pensionen zu gewähren. Schon im Jahre 1753 schenkte die Freimaurerloge in Kalkutta 200 Pf., in Indien ging das Interesse für die Armen, von der Mutterbrust Losgerissenen so weit, daß im Jahre 1862 Omyshund, ein schwarzer Kaufmann in Kalkutta die ansehnliche Summe von 18750 Rupien spendete. 1810 verehrte der damalige Prince of Wales dem Hospital 52105 Pf., eine Summe, die er als Prinz-Regent und Georg IV. jährlich spendete; seinem Beispiel folgten William IV. und die Königin Viktoria.

In unserem Jahrhundert des Kindes wenden sich allerorten Pflicht und Neigung dem schönen und herrlichen Erziehungswerk des neuen Geschlechts zu. Auch denen den Makel zu nehmen, die ohne Schuld, vaterlos, verwaist zur Welt kommen, ist man eifrigst bemüht. In diesen Bestrebungen steht das Londoner Foundling Hospital obenan. Auch seinen Zöglingen wird das Leben Kampf und Not nicht vorenthalten; auch sie sind dem Mangel unterworfen und in ihrer Bewegung beschränkt. Jedoch die ideale Wirkung einer frisch-fröhlich, human verlebten Jugend bleibt nie aus. Das Elternhaus, in dem so oft Elend, Laster, Unfrieden herrscht, wird ersetzt durch eine Anstalt, die dem Kinde bis zu seiner Reife die menschliche Gesellschaft, Staat, Religion, ethisches Leben und auch das große Motiv der Zugehörigkeit, des behaglichen Heims bildet und in die Wiege der Verlassenen das unvergleichliche Geschenk der Erinnerung legt.

Streiflichter.

Moralunterricht in Oesterreich.[*]) Das eben eröffnete erste österreichische Landerziehungsheim „Juvenile" in Mürzzuschlag ist unseres Wissens die erste Erziehungs- und Unterrichtsanstalt in Oesterreich, welche „Morallehre" als offiziellen Lehrgegenstand aufweist.

Von dem Grundsatze ausgehend, daß „bloße Vermittlung von Wissensstoff für jugendliche Schüler unfruchtbar ist, ja sogar verderblich wirken kann, . . . wenn nicht neben seinen intellektuellen Kräften die moralischen von kundiger Hand geweckt und geleitet werden, in ihm ein fester sittlicher Grund gelegt . . . wird," fußt das „Juvenile" bei seiner Erziehung auf reiner Ethik und hat daher in seinen Lehrplan unter die „obligaten Nebenfächer" sowohl „Morallehre" als auch „Bürgerkunde" aufgenommen.

Ueber den Unterricht in diesen beiden Fächern erklärt sich das Programm folgendermaßen:

„Morallehre wird in besonderen Lehrstunden im Anschlusse an die im Unterrichte vorkommenden Biographien hervorragender Männer und Frauen betrieben, wobei die Zöglinge aufgefordert werden zu selbständigem sittlichem Urteil über die Handlungen dieser Musterbilder. Aber auch die Vorfälle im Institute selbst und die Tagesereignisse geben zu solchen Betrachtungen Anlaß und die Zöglinge müssen inkassitive dahin kommen, zu erkennen, daß nicht in der Wahrung von äußerem Schein sondern in lauterem und gediegenem Sein die wahre Sittlichkeit liegt, und daß bei aller Achtung vor dem Gesetz, diesem so wichtigen Faktor des sozialen Lebens, die Begriffe Legalität und Moral einander nicht immer decken. Das ästhetische Moment, das in der Kunstpflege seine Entwicklung findet, wird auch hier in entsprechender Weise berücksichtigt in Anwendung der Schillerschen Gedanken über ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes."

„Bürgerkunde soll vor allem die Zöglinge zur Hingabe an das Gemeinwesen und zu nationaler Begeisterung führen. Es wird in ihnen das Verständnis für das Zusammenwirken aller Kräfte im sozialen Leben angebahnt. Sie werden eingeführt in die Grundbegriffe der Nationalökonomie (das wirtschaftliche Prinzip, Werte, Produktion und Konsumtion, Arbeit, Kapital und ihre Wechselwirkung; Gesellschafts- und Rechtsordnung, Eigentum, Arbeitsverteilung und Vereinigung, Verkehr), lernen den Wert gemeinnütziger Einrichtungen kennen und die allgemeinen Pflichten und Rechte der Staatsbürger."

Endlich möchten wir noch erwähnen, daß im „Juvenile" keinerlei alkoholische Getränke verabreicht werden. —

Es ist nicht nur sehr zu wünschen, daß das „Juvenile" — das den mustergiltigen Lieszschen Landerziehungsheimen in Ilsenburg und Haubinda nachgebildet ist — all das Schöne und Gute, das es verspricht, wirklich ausführt und hält, sondern daß ihm auch das gebührende Interesse und Verständnis weiterer Kreise entgegengebracht werde. W. B.

* * *

Liberaler Byzantinismus. In der „Fr. Deutsch. Presse", nebenbei bemerkt bekanntlich ein Organ der Demokratie, lesen wir im Unterhaltungsblatt zu Nr. 339:

Große Geistesgegenwart hat der Deutsche Kronprinz bei folgendem Vorfall, der sich bei einer Automobilfahrt im westlichen Schleswig ereignete, gezeigt. Zwischen Mögeltondern und Hoyer rief der zehnjährige Sohn des Gutsbesitzers Volt auf einem jungen Pferde heimwärts, als der Kraftwagen des Kronprinzen nahte. Das Pferd stutzte, scheute und suchte davonzustürmen. Der kleine Reiter geriet in große Bedrängnis. Der Kronprinz sah die Gefahr und befahl, anzuhalten. Kaum stand der Wagen, da sprang der Kronprinz ab, fiel dem sich bäumenden Pferde mit kräftiger Hand in die Zügel, daß es still stand. Er hoffte das aufgeregte Tiere leicht auf den Hals, sprach dem Knaben zu, und dieser war bald wieder Herr des Pferdes. Das Tier trabte ruhig am Automobil vorüber. Die Kronprinzessin hat die Tat im entscheidenden Augenblick photographisch festgehalten. Der kleine Reiter will seinen Retter, den er jetzt kennt, herzlich danken.

Wörtlich! Uns will scheinen, als ob diese Mitteilung an Servilismus kaum überboten werden kann. Ganz abgesehen davon, daß der geschilderte Vorgang, wenn er sich wirklich so abgespielt, für die weitesten Kreise vollständig bedeutungslos gewesen ist, würde auch — immer die Richtigkeit der Darstellung vorausgesetzt — die ganze Würdigung des Vorganges total verfehlt sein, wenn wir nicht überhaupt einen Druckfehler annehmen wollen. Denn dann hatte wahrlich nicht der „deutsche Kronprinz," sondern seine Frau, welche die „Tat im entscheidenden Augenblick photographisch festhielt," die größte Geistesgegenwart bewiesen. Doch Scherz beiseite; daß deutsche Journalisten „Taten," die sich photographisch aufnehmen lassen können, dem Posten von Heldentaten zuweisen, nur weil der „Täter" ein Mitglied des regierenden Hauses ist, das freilich beweist einen Grad von byzantinischer Verwilderung, der geradezu erschreckend ist. Sie

[*]) Aus den „Mitteilungen der Ethischen Gesellschaft zu Wien," iert von Wilhelm Börner. Nr. 9. 1905.

Digitized by Google

rechnen offenbar mit einem Lesepublikum, das entweder nicht nachdenkt oder an solchen Abgeschmacktheiten Gefallen findet. Die Presse aber soll auch die Pflicht der Volkserziehung haben. Mit dergleichen „Anekdoten" fürstlicher, photographierter Heldengröße erzieht man jedoch nur unser Volk zum Plebs, nicht unsern Plebs zum Volk. R. M.

* * *

Nochmals das Schmiergelder-Unwesen.

Man schreibt uns:

Gegen unsere Ausführungen in Nr. 17 der „Ethischen Kultur" wendet sich in Nr. 19 Max Cohen-Frankfurt a. M. in einem Aufsatze „Das Schmiergelder-Unwesen", indem er vor allem den Vorschlag bekämpft ein neues Gesetz zur Verhütung von Bestechungen zu erlassen. Es sei uns gestattet kurz zu antworten:

1. Der Verfasser kann sich gar nicht genug darüber wundern, daß ursprünglich ein Gesetz gefordert wurde, welches die Bestochenen bestraft. Dies ist aber ganz einfach daraus zu erklären, daß es zunächst indignierte Lieferanten waren, die gegen Provisionsforderungen von bereits korrumpierten Angestellten die Hilfe der Presse anriefen. Wenn man daher den Entrüstelungssang der Campagne gegen das Schmiergelder-Unwesen historisch verfolgt, kann man sich nicht darüber wundern, daß zunächst über die Verderbtheit der Bestochenen geklagt wurde und daß erst weitere Untersuchungen eine primäre Schuld der Lieferanten wahrscheinlich machten.

2. Der Praktiker muß darüber lächeln, wenn Cohen schreibt: „. . . gelingt ihnen (den Lieferanten) die Bestechung, so darf man sicher sein, daß, in der guten Hälfte aller ausgeführten Bestechungen, der Bestochene zu den schlecht bezahlten Angestellten gehört." Leider sind — wenigstens in der Industrie — die Hauptfunden für Schmiergelder häufig sehr gut bezahlte Beamte, wie Ingenieure, selbst Direktoren, hochbelohnte Meister; man denke an Brauereien, Färbereien usw. — Die Schmiergelder gehen dann auch nicht selten in die Tausende, ja Zehntausende per Jahr. Wegen Einkäufern, die schlecht bezahlt sind und sich einige Prozente geben lassen, würde gewiß nicht so viel Aufhebens gemacht worden sein. Nein, es sind leider im Gegenteil vielfach gerade sehr gut bezahlte Angestellte, die ein Vermögen zusammenraffen wollen, welche die Frage der Schmiergelder zu einer brennenden gemacht haben! Wenn Herr Cohen von diesen Dingen nichts weiß, sollte er nicht denen in den Arm fallen, die etwas besser informiert sind als er. Wenn unsere Großindustrie mit ihren Erfahrungen herausrücken wollte, würde auch manche Handelskammer zu einem anderen Votum gelangen als dies jetzt geschehen ist. Ueber manches Votum werden die „Auguren" schon lächeln.

3. Eine Verständigung mit Herrn Cohen ist schwer, denn er spricht vom Kaffee und Gebäck, die den Käufern angeboten werden und von Blusen, die man einem einkaufenden Fräulein schenkt, während es ganz andere Vorkommnisse sind, welche nach einem neuen Gesetze schreien. Um solcher Bagatellen willen regen sich unsere kaufmännischen und industriellen Kreise denn doch nicht auf. Es handelt sich in Wirklichkeit um den gigantischen Konkurrenzkampf, den die Ueberproduktion hervorbringt, um Absatz von ungeheuren Warenmengen, um Abschlüsse von Hunderttausenden, ja Millionen, um Einführung neuer Marken, um die Eroberung von Märkten. Die Frage dreht sich darum: soll eine Stahlforte, eine Ankinforte, eine Werkzeugmaschine deshalb den Markt erobern können, weil der Lieferant Schmiergelder gibt oder nicht?

Herr Cohen — und eine Reihe von Handelskammern mit ihm — sind der Meinung, daß die vorhandenen gesetzlichen Bestimmungen genügen um gegen ungetreue Angestellte vorgehen zu können. Jeder Praktiker wird genau das Gegenteil behaupten. Unseres dafürhaltens sollten nur solche in dieser schwerwiegenden Frage das Wort ergreifen, welche den praktischen Versuch gemacht haben, einen Bestecher oder einen Bestochenen zur Rechenschaft zu ziehen. Hier kann nur angedeutet werden, daß solche Versuche unter den heutigen Gesetzen sehr geschlrickt sind, weil jeder, den man der aktiven oder passiven Bestechung zeiht, mit einer Beleidigungsklage antwortet, die deshalb zu Ungunsten des „Gutlarvers" auszugehen pflegt, weil bei solchen Klagen Eide unzulässig sind. Es genügt aber nicht nur recht zu haben — man muß auch recht bekommen. Ein Bestecher, der heute verurteilt werden will, muß schon Zeugen herbeirufen, wenn er Bestechungsgelder austeilt. Sobald er niederträchtig genug ist, unter vier Augen zu bestechen, wird ihm kein Haar gekrümmt werden.

5. Das einzuführende Gesetz braucht durchaus keine drakonischen Strafen vorzusehen. Das Wesentliche ist, daß eine öffentliche Gerichtsverhandlung stattfindet, durch welche der Bestecher und der Bestochene bloßgestellt werden. Ein Gesetz wird aller Wahrscheinlichkeit nach über kurz oder lang kommen, auch wenn noch so viele Handelskammern vom grünen Tisch aus glauben, es sei nicht nötig. Die skrupellose Gewinnsucht nimmt derart zu, daß nur noch die Gesetzgebung Rettung bringen kann; wie sie in den Versicherungsgesetzen und im Gesetze über die Sonntagsruhe das Gewissen der Arbeitgeber gestärkt hat, muß sie jetzt — wät genug — das Gewissen der Bestecher und der Bestochenen stärken.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin. Eine würdige und erhebende Gedächtnisfeier für das Andenken des so früh verstorbenen Justizrat Hermann Stern, veranstaltet von der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur und der Altiengesellschaft Schillertheater, vereinigte am 20. Oktober eine überaus große Trauergemeinde im Bürgersaal des städtischen Rathauses. Außer den Mitgliedern dieser Gesellschaften waren die Vorstände des Berliner Anwaltvereins, der jüdischen Reformgemeinde, des deutsch-israelitischen Gemeindebundes, der Anwaltskammer und zahlreiche andere Freunde des Dahingeschiedenen erschienen, dessen Bild aus einer stimmungsvollen Umgebung lebendigen Grüns ernst aus die Versammlung niederschaute. Gesang (Johannes Brahms: „O Tod!" und „Unsere" von Stauber) und Rezitation umrahmte die beiden Ansprachen, die von Herrn Geheimen Justizrat August von Simson zur Würdigung der charaktervollen Persönlichkeit des Verewigten in seinem engeren Beruf und von Geheimen Regierungsrat Professor Wilhelm Foerster aus warmer Dankbarkeit für seine hingebende Tätigkeit zur Förderung ethischer Kultur gehalten wurden. Tiefbewegten Herzens, voll Trauer um den unersetzlichen Verlust, aber doch auch voll Dankbarkeit für das, was er seiner Mitwelt gewesen, trennte sich die Versammlung von der Stätte, die so oft seine eindringlichen Worte gehört hatte. Sein Andenken bleibt in Ehren.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Gesucht

Ethische Kultur Jahrgang 1895 Nr. 4, 9, 10, 27, 38.
Für freundliche Ueberlendung herzlichen Dank.
Verlag für ethische Kultur, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121.

Flügel Pianos **Blüthner's** Piano-Magazin Potsdamer Str. 27b.

Digitized by Google

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur
Abteilung Berlin.
Herbst-Programm.

(Ergänzung und evtl. Aenderung vorbehalten).

Freitag, den 10. November, abends 8½ Uhr im Saal 109 des Berliner Rathauses (Eingang Jüdenstr. III.): Vortrag von Herrn Georg Cabanis: „Aschwart" und andere eigene Dichtungen. Gäste willkommen. Eintritt frei.

Montag, den 20. November, Bürgersaal des städtischen Rathauses. Vortrag von Frl. Roloff-Berlin: „Die Ethik in der Armenpflege." Diskussion. Gäste willkommen.

Donnerstag, den 23. November, abends 8¼ Uhr Unter den Linden 16, III, 2. Vorlesungs- und Diskussionsabend. Lektüre von „Plato's Gastmahl" (Reclam's Universalbibliothek Nr. 927.) Eintritt frei. Gäste willkommen.

Sonnabend, den 9. Dezember, Saal 109 des städtischen Rathauses. Frl. Emily Altichul: „Moralunterricht in England." Diskussion. Gäste willkommen.

Sonntag, den 17. Dezember. Volksunterhaltungsabend zum Besten der Ersten öffentlichen Lesehalle der D. G. E. K. im großen Saale des Berliner Handwerkervereins, C. Sophienstr. 18. Programm und Näheres folgt.

Mittwoch, den 21. Dezember, abends 8½ Uhr, Unter den Linden 16, III, 3. Vorlesungs- und Diskussionsabend. Thema vorbehalten. Eintritt frei. Gäste willkommen.

Sonnabend, den 30. Dezember, abends 8¼ Uhr im Bürgersaal des städtischen Rathauses: **Jahresschlußfeier** und Ansprache von Herrn Geheimrat Professor W. Foerster.

Stern'sches Conservatorium,
zugleich Theaterschule für Oper und Schauspiel. Direktor: Prof. Doctor Lessender.
Berlin SW. Gegründet 1850. **Bernburgerstr. 22a.**
Ausbildung in allen Fächern der Musik und darstellenden Kunst.
Elementar-Klavier- und Violinschule für Kinder vom 6. Jahre an.
Seminar zur Ausbildung von Lehrern und Lehrerinnen.
Klavier, jederzeit. Sprechzeit: 11—1 Uhr. Prosp. u. Jahresber. kostenfr. I. Sekretariat.

Zum Druck von Broschüren
wissenschaftlichen Werken,
Jahresberichten, Flugblättern,
sowie zur Anfertigung
sämtlicher anderen Druckarbeiten
in moderner und sauberer Ausführung, bei billigster Berechnung, empfiehlt sich
Oskar Hensels Buchdruckerei
Gottesberg (Schlesien).
Druck der „Ethischen Kultur," des „Freidenker" und freireligiösen „Sonntagsblatt."
☞ Bei Bedarf verlange man Kostenanschlag. ☜

Billige böhmische Bettfedern!
10 Pfund: neue gereinigte ℳ 8.—
bessere ℳ 10.—, weiße, daunenw. ℳ 12.—
gewöhnliche ℳ 15.—, ℳ 20.—, schneeweiße, daunenw. ℳ 25.—, ℳ 30.—. Versand franko, emballiert, per Nachnahme. Umtausch u. Rückn. gegen Portovergütung gestattet.
Benedickt Sachsel, Lobes 912.
Post Pilsen, Böhmen.

Zu beziehen durch den Verlag für Ethische Kultur Berlin SW. 48.

Penzig, Dr.
Laienpredigten von neuem Menschentum.
Preis 30 Pf.
Zum Kulturkampf um die Schule.
Ein Mahnwort an Denkende. 10 Bogen. Broschiert 2 Mk., gebunden 3 Mk.

Das Bureau der D. G. E. K.
befindet sich Unter den Linden 16, **zweiter Stock** rechts. Auskünfte rc. werden, falls der Unterzeichnete nicht anwesend ist, auch in der Auskunftstelle im III. Stock erteilt. Sprechstunden des Unterzeichneten nur Montag, Mittwoch und Freitag von 10—12 Uhr. Eilige Zuschriften sind daher besser an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmanstraße 15. zu richten.
Dr. Penzig.

Mindestens $^{9}/_{10}$ aller erkrankten und schmerzenden Zähne
sind zu retten und dauernd gut zu erhalten, wenn dieselben gewissenhaft behandelt und plombiert werden!
Einige der vielen Anerkennungen!

Exzell. v. Z. Wer einmal bei Ihnen war, sieht, wie ich, auf den ersten Blick, dass sich sehr viele Zahnärzte an Ihren guten Leistungen, sowie der guten Einrichtung Ihrer Sprechzimmer nur ein Beispiel nehmen sollten usw.

Fr. Oberstleutnant J. v. B. schreibt: Es freut mich recht sehr, Ihnen meine vollste Zufriedenheit und besten Dank aussprechen zu können.

Graf v. L.: Obgleich ein Dr. S. erklärte, den von Ihm selbst abgebrochenen Zahn ohne Narkose überhaupt nicht entfernen zu können, haben Sie diese schwierige Operation ohne Narkose und so meiner allergrößten Zufriedenheit tatsächlich völlig schmerzfrei ausgeführt. Ich war im höchsten Grade überrascht.

Zahnersatz ohne Platte, Porzellanplomben.
Garantiert naturgetreu, haltbar und völlig schmerzlos.

Linde jetzt: **Behrenstr. 20** vis-à-vis Metropol-Theater. Telephon I, 3102. Sprechstd. 9—5.

Verlag von Leonhard Simion Nf. Berlin SW. 48.

Soeben erschien:

DAVID HARUM
Amerikas Ungekrönter König
Von **E. Noyes Westcott**

Autorisierte Uebersetzung und Bearbeitung von Georges Hainbolt.
26 Bogen. Elegant brosch. Preis 4 Mk., geb. 5 Mk.

Hiermit erlauben wir uns, dem deutschen Publikum ein Buch aus der amerikanischen Literatur zu übergeben, wie es wirkungsvoller noch keins gegeben hat.

Dieses Buch: „David Harum Amerikas ungekrönter König," hat, was den Erfolg anbetrifft, alle seine Vorgänger mit hundert Längen geschlagen.

600,000 Exemplare

sind schon herausgebracht worden, und man kann wohl mit Recht behaupten, daß es kaum einen gebildeten Amerikaner oder Engländer gibt, der dieses Buch nicht nur gelesen, sondern auch begeistert weiterempfohlen hat. Denn wodurch sollte sonst ein solcher Erfolg möglich sein.

Seinen beispiellosen Rekord auf dem Büchermarkte verdankt dieser Roman nicht seiner Liebesgeschichte, welche durch sympathische Behandlung ein beständig wachsendes Interesse erregt, sondern ausschließlich der Hauptfigur, dem alten Land-Bankier David Harum: trocken, originell und unzweifelhaft ein wenig ungebildet, aber erstaunlich reich an Kenntnissen, hält er fest an dem köstlichen Glauben, daß nichts auf Erden ganz schlecht oder nutzlos ist.

Und wie denken — ein Buch, das voll von Lebensweisheit, Lebensklugheit und entzückend eigenartigem Humor, auch gut ist für jeden Menschen, damit es ihn davon abhalte, zuviel über sein eigenes Leben nachzudenken. Köstliche Stunden wird er in der Gesellschaft von Charakteren verleben, die die wahren Vertreter der Klasse von Männern sind, welche ihr Vaterland zu Reichtum und zur größten Macht gebracht haben — jene ungekrönten Könige Amerikas, die der Typus jener gewaltigen Männer sind, — klug, schlau, in den meisten Fällen ehrlich wie die Sterne, aber in Geschäftssachen stets geneigt die Regel zu befolgen, die Mr. Harum hierfür aufstellt:

„Behandle die anderen so, wie sie Dich behandeln, aber tue es zuerst."

Der Verfasser, Noyes Westcott, hat sich als Arbeitsfeld seine Heimat gewählt, eine natürliche Wahl, denn, wie David Harum ganz richtig sagt:

„Jedes Pferd kann am besten leisten, was es schon als Fohlen kennen gelernt hat."

Unsere Zeit, in der die soziale Frage zu den wichtigsten gehört, berechtigt, so weit die Literatur in Betracht kommt, nicht die Beschreibung von Helden und Märtyrern, sondern von Männern aus dem Volke, wie sie in diesem Buche beschrieben sind; und der Leser wird finden, daß:

„In manchen Leuten mehr menschliche Natur drinsteckt, als in anderen, bei denen man es erwarten sollte."

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1.60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annoncen in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage **„Kinderland,"** Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XIII. Jahrgang. | Berlin, den 15. November 1905. | Nr. 22.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Die Bremer Lehrerschaft und ihre Kritiker. Vom Herausgeber.
Rahmi. Novellette von Ilse Franke.
Die religiöse Ethik und die evangelisch-soziale Theologie. Von Dr. Max Thal, Breslau. (Schluß.)
Streiflichter:
Gleichgiltigkeit gegen Menschenopfer.
Auch eine Schulreform.
Aus der ethischen Bewegung. Hauptvorstand.

Die Bremer Lehrerschaft und ihre Kritiker.

Eins wenigstens hat das Vorgehen der Bremer Lehrer gegen den Religionsunterricht besser erreicht, als alle ihre Vorgänger und Vorarbeiter: sie hat die Gegner gezwungen, in die sachliche Besprechung des ganzen Problems einzutreten. Natürlich meine ich nur solche Gegner, mit denen zu streiten lohnt, weil man hofft, von ihnen lernen zu können oder sie zu überzeugen. Das Anathema der Anderen ist ja gleichgiltig.

Hier wird der Segen eines praktischen, unmittelbar auf Verwirklichung seiner Ideen drängenden Vorgehens recht augenfällig. Theoretische Auseinandersetzungen über den Unwert des üblichen Konfessionsunterrichts, über den bedingten Wert einer unabhängigen Sittenlehre stehen seit Jahrzehnten in Zeitschriften, Broschüren und wissenschaftlichen Werken genug; man kann sie gelesen haben, aber man braucht sie offiziell nicht gelesen zu haben. Wozu — sagt sich Mancher — soll man unnötig stachliche Sachen anfassen? oder gar durch ernsthafte Bekämpfung unschuldige Seelen erst auf die Sache aufmerksam machen? Totschweigen ist ein so mildes, gar nicht brutales, und ein so herrlich wirkungsvolles Mittel! Ohne den Ingolstädter Heißsporn D. Eck schlummerten die Luther'schen Thesen heute noch als schätzbares Material zu einer künftigen Kirchenreform in einem römischen Repositorium. —

Ganz etwas anderes ist es, wenn theologisch unzünftige Lehrer, sogar „nur Volksschullehrer", die Stirn haben, aus solchen harmlosen theoretischen Fündlein der Ethiker im Winkel praktische Folgerungen abzuleiten. Da hilft kein Versteckspielen mehr. Dies Fünklein muß ausgetreten werden. Die Einen rufen nach bewährtem Muster nach autoritativer Zurechtweisung und Unterdrückung — von ihnen rede ich nicht — die andern bequemen sich endlich zu sachlicher Polemik. Vortrefflich. Es soll den Bremern unvergessen bleiben, daß ihr Vorgehen die Sache in Fluß gebracht hat.

Sachliche Polemik? Nun, sagen wir, wenigstens zu dem Versuch einer solchen. Mit zwei Lizentiaten der Theologie möchte ich mich auseinandersetzen, die beide in der „Christlichen Welt" (Nr. 41 und 42) ihre Eindrücke von der Denkschrift der Bremer Lehrerschaft niedergelegt haben: also keine orthodoxen Heißsporne, sondern freigesinnte, feine und geistreiche Köpfe. Am wenigsten möchte ich noch die Sachlichkeit für den Artikel des Lic. Martin Schian gelten lassen, wenigstens für den ersten Teil und seinen Haupteinwurf. Er vermißt auf das schmerzlichste in jener Denkschrift etwas, was ihrem ganzen Zwecke nach in ihr gar nicht gesucht werden durfte: „Das ist das Tiefschmerzliche," ruft er aus, „an dieser Denkschrift über den Religionsunterricht, die 273 Lehrer gutgeheißen haben, daß in ihr kein einziges warmes Wort für die Religion steht!" Und F. Mich. Schiele spricht ebenso von einer „geradezu beschämenden Verständnislosigkeit für die Werte des Christentums." Und so öfter.

Mir scheint dieser Einwand von einer völlig schiefen Betrachtung der Absicht und Tragweite der Denkschrift auszugehen, von ihrer Ueberschätzung, als wollte sie — ein Flugblatt von einem Druckbogen! — eine tiefgründige philosophisch-theologische Abhandlung über den Wert der Religion, speziell des Christentums, ihre psychologischen und historischen Quellen, ihre Bedeutung für die allgemeine Kultur u. s. w. vorstellen. Und doch ist der Zweck im Vorwort, das Schian ja beinahe wörtlich wiedergibt, deutlich dahin begrenzt: die Forderung der bremischen Lehrerschaft nach Entfernung des Religionsunterrichts aus der Schule sollte „in geeigneter Weise vertreten" werden. Die Verfasser der Denkschrift hatten also gar nicht von der Religion, sondern vom Religionsunterricht zu reden; und das tun sie. Sie haben es nicht mit irgend welcher mehr oder weniger sublimen Auffassung der Religion als des persönlichen Verhältnisses der Einzelseele zu Gott zu tun, sondern mit der konkreten praktischen Tatsache eines bisher in bestimmten Formen erteilten Religionsunterrichts: Der ist greifbar vorhanden in Katechismus, biblischer Geschichte, dogmatischer und religiös sittlicher Unterweisung, in Bremen etwas anders (und relativ besser) als etwa in Preußen; darum reden sie von beiden Formen. Ein Anlaß dazu, etwa auf einen „reformierten" Religionsunterricht der Zukunft (wie ihn Schiele am Schluß durch den Hinweis auf Rein's und Natorp's Vorschläge andeutet) einzugehen oder auf die ihnen zweifellos bekannte Tatsache, daß auch

Digitized by Google

der ödeste dogmatische Katechismus hie und da unter den Händen eines genialen Lehrers Geist und Leben bekommen kann, lag für sie nicht vor. Wenn die Herren Schian und Schiele einen von ihnen persönlich vielleicht in dieser Form erteilten Religionsunterricht in Schutz nehmen wollten, dann erweckt das den Anschein, als ob ein solcher überall erteilt würde. Sie wissen aber beide sehr gut, daß dies nicht der Fall ist und hüten sich auch wohlweislich, für die übliche, auch gerade für den religiösen Menschen zum Himmel schreiende Methode auch nur das geringste verteidigende Wort einzulegen oder überhaupt auf die hiergegen gerichteten Angriffe der Denkschrift einzugehen! Gegen einen von wahrhafter Religiosität eingegebenen und getragenen Religionsunterricht erhebt ja niemand, auch die Bremer nicht, grundsätzlichen Protest — abgesehen von der schultechnischen Forderung, ihn aus dem Gefüge der ganz anders orientierten Staatsschule hinaus zu verweisen, worüber sich streiten läßt. Nein, gegen den banausischen, mit saurem Gesicht pflichtmäßig erteilten, in bequemem Dogmatismus und Katechismusdrill erstickten sogenannten Religionsunterricht ist der Feldzug gerichtet. Und da hätte es doch für Theologen, deren ganzes Bestreben es ist, an Stelle des Buchstabens lebendigen Geist zu setzen, nahe gelegen, sich zu fragen, ob nicht etwa die Bremer Lehrer, oder doch ein Teil von ihnen, gerade — wie z. B. Arthur Bonus — „aus Religion" den Religionsunterricht bekämpfen! — „Dann hätten sie das sagen müssen" — wirft man vielleicht ein. Nun, ich möchte wirklich nicht verletzen, aber es muß doch einmal ausgesprochen werden: Laien haben — glücklicherweise — nicht die verhängnisvolle Nötigung, wie sie dem „Geistlichen" obliegt, von ihrem Innenleben und ihrem allerpersönlichsten Verhältnisse zu göttlichen Mächten dem Publikum Kunde zu geben. Ob sie religiös sind oder nicht, das berührt die ganze Frage ja gar nicht, ebensowenig wie ihr wissenschaftliches Verständnis der Religion als Kulturmacht. Man kann diese sehr hoch einschätzen*) und doch jede unterrichtliche Uebertragung der Religion, nicht der Religionsgeschichte, überhaupt oder wenigstens für den Lehrplan öffentlicher Schulen ablehnen.

Schiele hat diese bewußt einseitige Tendenz der Denkschrift besser verstanden, als sein Mitkrieiter, wenn er sagt: „. . . . ein Anderes sind „prinzipielle" Ausführungen in einer Kampfschrift, die nur ad hoc geschrieben ist, ein Anderes ist die prinzipielle Klarheit, die ich für ein religiöses und pädagogisches Glaubensbekenntnis fordern müßte" . . und wenn er meint, er hätte, wäre er Bremischer Lehrer, trotz aller sachlichen Vorbehalte die Denkschrift auch unterschrieben, weil „Schweigen und Beifeitestehen in dieser Not Sünde" sei. Sehr richtig.

Die „Not" erkennt freilich auch Schian unumwunden an, nur daß er kein Wort des Dankes oder doch der Anerkennung für diejenigen hat, die endlich einmal diese Gewissensnot hinausrufen in die Welt; er fertigt sie lieber mit billigen Schlagwörtern, wie „Flachheiten," „Halbheiten," „Verständnislosigkeit," „oberflächliches Räsonnement" u. dgl. ab. Aber er sagt doch auch: „Hier liegen Schwierigkeiten, über die man unmöglich mit raschem Wort weggehen kann"

*) Ganz fehlt übrigens auch in der Denkschrift nicht eine Würdigung des Religiösen. Vgl. S. 10. „Wir können den Ausdruck „religiös" hier nur in dem Sinne anerkennen, daß er sich auf die religiöse Stimmung und Gesinnung im allgemeinen, nicht auf irgend eine besondere Religion mit bestimmtem dogmatischen Inhalt bezieht. Die religiöse Stimmung würde sich dann etwa im Gefühl der Ehrfurcht vor dem Erhabenen, weil über Menschenmacht und -Maß Hinausgehenden, sowie in der Freude an allem Guten, Schönen und Wahren äußern, das Natur-, Geistes- und Kulturleben und darbieten; die religiöse Gesinnung aber würde sich in dem festen und stetigen Willen betätigen, einen reinen und sittlichen Lebenswandel zu führen und alle in der eigenen Person vereinigten Kräfte und Anlagen zum eigenen Wohl und zum Wohl des Ganzen zu entfalten und auszubilden."

und begreift das Problem: „Lehrer, die in einer fest vorgeschriebenen Form Religionsunterricht geben müssen, in einer Form, die gegen ihre Ueberzeugung ist" — sind unmöglich.

Die Schuld kann natürlich an den Lehrern liegen, oder an der fest vorgeschriebenen Form. Merkwürdig freilich, daß gerade die 273 Bremer Lehrer so an „mißverstandener und moderner Bildung" kranken. Schian „hofft," daß andere Lehrerkreise, die preußischen z. B., anders denken. Worauf er diese Hoffnung gründet, weiß ich nicht; ich kann sie aber kaum teilen. Oder sollte am Ende doch die größere — Rechtgläubigkeit der preußischen Seminarleiter den Grund der Hoffnung bilden? Das paßt freilich gar nicht zu der theologischen Stellung der Herren — und doch macht mich auch eine — nicht gerade sehr kollegiale — Nebenbemerkung Schiele's stutzig, der als Ausbildner der Bremischen Lehrer, deren „halbschichtige Gedankenarbeit" er tadelt, „einen Freund Kalthoffs" als Seminardirektor nennt. Wie dem auch sei, die Lehrer werden immerhin mit einigem Rechte — angesichts der durchweg geistlichen Leitung ihrer Ausbildung — die Schuld für ihre mangelhaften religiösen Ueberzeugungen (im Sinne der Kritiker) weiter zurückschieben dürfen. Ob nicht am Ende doch die „perhorreszierte" Kirche nicht die Verwalterin der „eigentlichen wirklichen Religion" Schians, sondern die Verschleuderin einer Pseudo- und Allerweltsreligion ist? —

Aber die Herren wollen sie ja reformieren. Schön; wir warten. Auch die „Reform des Religionsunterrichts" ist jetzt „unabweisbar" geworden. Wir freuen uns dieser Einsicht. Wenn das nur nicht all zu lange dauert! Und was geschieht inzwischen? Was vor Allem mit denen, von denen Schian sagt: „Wer so denkt, der kann und darf seinen Religionsunterricht meiner Meinung nach geben"? Was mit den Eltern, die in ihrer „mißverstandenen Bildung" auch „seinen Sinn mehr für Religion" haben? Was mit den Religiösen, die keinen Sinn für Zwangsreligion haben? Was mit den Millionen Kindern, die von der vorläufig noch „fest vorgeschriebenen Form des Religionsunterrichts" nicht nur an ihrem Sinne für Religion, sondern vor Allem auch an ihrer ethischen Festigung Schaden erleiden? Nein, meine Herren, die Not schreit wirklich zum Himmel, nicht nur in Bremen, sondern im ganzen deutschen Lande und am meisten in den Städten! Das müssen Geistliche und Lehrer wissen, die alljährlich den Zug der Konfirmanden mit ihrem — verzeihen Sie — Lumpenleide von religiös-sittlicher Bildung, das halb für diese, halb für eine jenseitige Welt zugeschnitten ist, und die die Blöße ihrer Ueberzeugungslosigkeit mit den Flicken und Lappen halbverstandener und baldvergessener geistlicher Sprüche, Floskeln und Lieder decken — hinausziehen sehen in das harte Leben!

Man kann wirklich „bitter werden," nicht wie Herr Schian über eine völlig mißverstandene Stelle der Denkschrift*),

*) Herr Schian nimmt — als Theolog mit Grund — Anstoß an dem etwas optimistischen Satze der Denkschrift, der allerdings von der grundsätzlichen Verderbtheit der Menschennatur nichts wissen will, und er spöttelt: „Wir sind ja alle treffliche Leute, wenn es nur die Verhältnisse zulassen." Er vergißt, daß tiefste Einsicht in die eigene und individuelle Sündigkeit den tröstlichen Glauben an die Besserungen der sich entwickelnden Menschheit zum Guten nicht ausschließt, oder doch nur für den, der durchaus nur passiv erlöst werden will. — Ganz mißverstanden hat er den Satz: „Wenn . . . . Volksschichten unter Zuständen leben, die ihnen Gesundheit und Lebenskraft nach Möglichkeit gewährleisten, so werden sie auch ein den Interessen und der Entwicklung des Ganzen förderliches geistiges Leben führen." (Denkschrift S. 9.) Er sucht diese Bemerkung durch den Hinweis auf unsere „oberen Zehntausend," auf die „jeunesse dorée" und die „Karthager in Capua" ad absurdum zu führen. Selbst Volksschullehrer aber pflegen zu wissen, daß Ueppigkeit und völlige Schrankenlosigkeit der Willkür nicht „Zustände schaffen, die Gesundheit und Lebenskraft nach Möglichkeit gewährleisten." Man braucht wahrlich nicht blinder Anhänger der materialistischen Geschichtsauffassung zu sein, um zu sehen, wie innig Verbrechen und Sünde aller Art mit Ueber- und Unterernährung zusammenhängen!

Digitized by Google

fordern aus heißem Erbarmen um die Gewissensnot unserer Jugend, der die Schule statt einer klaren Orientierung im sittlichen Gemeinschaftsleben unserer Zeit und eines durch Verordnung gefesteten Willens zum Guten im günstigsten Falle ein wenig „andächtig Schwärmen“ und die sichere Anweisung auf schwere Weltanschauungskämpfe mit auf den Weg gibt!

Was hindert uns denn, was hindert unsere verehrten Gegner, „um die Wette die Kraft des Steins in unserem Ring an Tag zu legen“? Doch uns alle beide nur eben jene „seit vorgeschriebene Form des Religionsunterrichts“, die gegen unsere und gegen ihre Ueberzeugung ist. Mögen sie doch von ihrem Ende aus den Tunnel bohren und den Religionsunterricht reformieren, aber sie mögen uns auch an unserem Ende endlich anfangen lassen! Daß wir schließlich im Bergsinnern einmal zusammenkommen werden, davor ist mir nicht bange. Sie sollen mit kräftigem Händedruck begrüßt werden! (Schluß folgt.)

Naëmi.

Novellette von Ilse Franke.

In einer hellen, warmen Sommernacht, als tausend und abertausend Knospen von dem starken, heißen Herzschlag des Lebens erweckt wurden und aus ihren Hüllen furangen, in solcher heiligen Nacht brachte das Naëmi sein Kindchen zur Welt.

Es war ein ganz armes Kindchen, ärmer wie der geringste Vogel im Nest. Es hatte keinen Vater, kein Geschwisterchen, keine Liebe, und der Platz, den es in der Welt einnehmen sollte, wurde ihm nicht gegönnt. Denn es sollte eigentlich nicht da sein. Keine Menschenseele freute sich über sein Kommen, und es selber weinte wohl am schmerzlichsten über das kalte Willkommen.

Das Naëmi, das arme, kleine Mütterchen, hatte keine Tränen. In stummer, ratloser Verzweiflung lag es in seinem großen Bauernbett und versank kalt in den blaugewürfelten Federkissen.

Durch das offene Schiebefenster kam der Duft der Linden und der sämtlichen Kresse, und der Pappelbaum, der das Dach überragte, rauschte im leisesten Wind. Das Naëmi starrte auf die kahlen Wände des Kämmerleins, das so eng war, daß neben dem Bett und dem Kleiderkoffer und dem armseligen Gestell von Waschtisch nichts weiter darin Platz hatte. Es ließ das Kleine an seinen zarten Brüsten trinken und wünschte, daß sie Gift hergeben möchten statt des reinen Quells. Ach, wenn doch das Kleine, während es sich labte und ihm so wohl war, sanft hätte einschlafen mögen, daß diese Not ein Ende hatte! Denn all diesen Sorgen war das Naëmi nicht gewachsen. Kaum, daß es selbst mit dem Leben fertig wurde, und nun hatte es noch für ein Zweites zu sorgen. Was wollte das werden!

Daß das Naëmi in diese Angst gekommen war, das war für seine Natur und nach dem Lauf der Dinge wohl unabwendbar gewesen. Es war immer hart herumgestoßen worden, von Kindauf, und alle Leute hatten ihren Aerger an ihm ausgelassen. Wo man ihm liebkos begegnete, da wehrte es sich schon seiner Haut und wappnete sich mit verbissenem Trotz und dumpfer Unempfindlichkeit. Aber wo man freundlich zu ihm war und gut mit ihm sprach, da war es ganz dumm und wehrlos, da schmolz es hin in Dankbarkeit und Vertrauen, da gab es alles was es hatte und konnte nichts versagen. Und wie diese heiße, bestrickende Liebe über es hingeflutet war und ihm Seele und Sinne betört hatte, da war es ganz um das Naëmi geschehen gewesen.

Und nun mußte es so hart büßen. Ach, es wollte ja alle Schuld auf sich nehmen. Ihn, der es so namenlos selig und so namenlos elend gemacht hatte, sollte kein Vorwurf treffen. Ihn wollte es segnen, so lange noch ein Hauch in ihm war.

Das Naëmi litt an Leib und Seele Tag und Nacht die bittersten Qualen, aber keiner tröstete es und half ihm. Die alte Frau, die es bei sich aufgenommen hatte, gab ihm für sein teures Geld das Bett im Kämmerlein und ein mageres Essen. Aber Liebe und freundliche Worte hatte sie nicht feil. Das Naëmi konnte auch nicht lange da bleiben, denn das Bett wurde wieder begehrt.

Aber wo sollte es hin! Es mußte ja Brot schaffen für sich und das Würmchen, und sich einen Dienst suchen. Aber wer würde es nehmen mit dem Kinde! Es konnte es freilich weggeben, als Ziehkind, zu anderen armen Leuten. Das taten die meisten. Aber wer wußte, wie es ihm da gehen würde. Nein, es sollte keine so karge Jugend haben, wie seine Mutter gehabt hatte, es sollte geliebt und behütet werden. Junge Pflanzen müssen Sonne haben und junge Menschen Liebe, sonst verderben sie. Das empfand das Naëmi unbewußt. Aber wenn eins keinen Platz auf der Welt hat und überzählig ist, das ist schlimm. Da heißt es kämpfen um das Fleckchen Erde, und zum Kämpfen gehört Kraft. Die aber hatte das Naëmi nicht mit bekommen.

Ach, was wollte daraus werden!

Nach wenniger Zeit stand das Naëmi auf und tat der alten Frau die leichte Hausarbeit. Es mußte sich bedanken. Wenn es an die Zukunft dachte, wurde ihm schwarz vor den Augen; es sah vor sich nichts als eine einsame und dornenvolle, dunkle, dunkle Wildnis. Und dann verwirrten sich seine Begriffe. In seinem Kopfe hatte sich ein Gedanke festgenistet, der nährte sich von seinem Herz und Hirn und war fest wie mit einem Keil hineingetrieben. Das war der, daß das Kind nicht zu sein brauchte. „Daß ich ihm das Leben geschenkt, so ist es Blut von meinem Blute und Geist von meinem Geiste, und ist mein, und ich hab ein Recht an seinem Leben. Sonst keiner.“

So dachte das Naëmi, nicht in klaren Worten, doch mit einem starken, trotzigen Gefühl, das es immer mehr beherrschte. Und eine müde Unruhe kam allmählich über das ratlose Geschöpf. Es konnte nicht fünf Minuten still auf einem Fleck sitzen, hatte tiefe Schatten unter den Augen, seufzte viel und wurde mager als wäre es krank. Die Arbeit ging ihm verkehrt, und die alte Frau schalt und schmälte und wollte es nicht länger aufnehmen.

Das Kind wuchs ihm mehr und mehr ans Herz, und mit der Liebe wuchs auch seine Sorge. Oft überströmte es das schöne, kleine Geschöpf mit heißer Mutterzärtlichkeit. Dann wieder war ihm sein Anblick eine treffende Qual. Es wickelte es in Lappen und legte es im Garten in das durchsonnte Gras, sah es schon von Ferne an und stöhnte. Oder es hockte bei ihm nieder, rupfte sinnlos an den Grashalmen, starrte lange blöde vor sich her, sprang dann jäh auf und lief mit bloßem Kopf durch die spärrige Lattentür in die Felder hinaus, auf denen die Garben gebunden wurden.

Die alte Frau schüttelte den Kopf und brummte: „Das Naëmi ist als ganz verquer. Das nimmt kein gut End.“

Einmal, als die alte Frau weggegangen war, stellte das Mädchen einen großen Kessel Wassers aufs Feuer und legte ein, als sollte der Herd gepflagen. Als das Wasser kochte, machte es ein siedendes Bad in einem Bömchen zurecht. Darin wollte es das Kind verbrühen. Wie das Wasser brodelte und dampfte, fierte das Naëmi hinein, bis ihm die Augen übergingen, und fierte auf das schlafende Kind in der Kiste und fierte und fierte. Dann schrie es laut auf, goß das Wasser in den Spülstein, lief hinaus auf die Straße und trieb sich die Nacht draußen herum.

Seitdem war in seinem Blick etwas Zerbrochenes, es war scheu, wie eine Verbrecherin. Die Liebe zu seinem Kinde äußerte sich oft so dunkel und wild, daß sie dem Haß verwandt schien.

Ein anderes Mal schabte es die Köpfe von den Schwefelhölzchen und tat das Gift dem Kleinen in die Abendmilch. Lange weg es die Flasche in der Hand, schüttelte um, lachte

Digitized by Google

und weinte in einem Atem, und goß dann bedächtig die vergiftete Milch in den Rinnstein.

Nach kurzer Zeit tauchte ein neuer Plan in seinem überreizten Hirn auf. Es wollte das Kleine in das große Bett legen und in den Kissen ersticken.

Es ging zu ihm hinein in das Kämmerlein mit dem wunderlichen Ausdruck, den sein elendes Gesicht jetzt oft trug. Etwas Listiges, Irres und Hilfloses lag darin. Das Naëmi wußte, daß es niemals seine verbrecherischen Pläne ausführen würde, dazu hatte es weder Kraft noch Willen. Nur seine Gedanken, über die es die Herrschaft verloren hatte, flogen wie tollkühne Vögel über einem Abgrund von Schuld und Sünde hin.

Wie es auf das Kind herabsah, schien es ihm so sonderbar, so schneeweiß. Es focht mit den Aermchen in der Luft, verdrehte die Augen, verzog die Gliederchen, tat einen kleinen, dünnen Schrei, streckte sich und lag dann ganz still wie eine Wachspuppe. Das Naëmi sah, daß es tot war.

Da wurde das Mädchen ganz starr, wie vom Traume befangen, und fing an, ihre vor sich hin zu reden. „Ich habe es umgebracht," murmelte es. „Meine verbotzten Gedanken haben das Balg gemordet."

Wie in der Dunkelheit die alte Frau wiederkam, saß es bei einem Wachslicht auf dem Bette und studierte den Beichtspiegel. Es wies auf das tote Kind und machte ein listiges Gesicht, als wollte es sagen: „Ich weiß etwas, was du nicht weißt". Laut sagte es: „Den Krampf wirds gehabt haben. Es ist mir unter den Fingern tot geblieben."

Das Kind wurde in einen reinen Hemdchen in sein schneeweißes, blanklackiertes Särgelchen gelegt. Das war mit weißer, spröder Gaze ausgeschlagen und hatte an jeder Ecke eine schöne Rosette, und in jeder Rosette stak ein Sträußchen von gemachtem Vergißmeinnicht. Das Naëmi war ganz stolz, daß sein Kindchen eine so schöne Leiche war.

Es ging immer noch wie im Traume umher und hatte ein Lächeln, das auf seinen kalten, weißen Lippen festgefroren war und darauf wartete, daß ein Tränenstrom es auftauen sollte.

„Ob sie wohl wissen, daß ichs umgebracht hab?" War sein einziger, dumpfer Gedanke. Und es summte vor sich hin:

„Mein' Mutter, der mich schlacht,
Mein Vater, der mich aß . . ."

Auf dem Totenschein stand zu lesen, daß das Kleine an Krämpfen gestorben wäre. Das Naëmi lachte höhnisch dazu und sagte: „Der Doktor is ein Esel."

Am Nachmittag wurde das Kindchen begraben. Eine Engelnmann kam in ihrem schwarzen, verstaubten Kleide, legte ein rundes, schwarzes Kissen auf den Kopf, hob das weiße Särgelchen darauf, und sie gingen den Berg hinauf zum Friedhof. Eine Engelmann sah finster geradeaus und sprach kein Wort. Das Naëmi dachte: „Sie weiß es," und senkte schuldbewußt die Stirn. Eine riesengroße Angst kam über sie und rüttelte sie aus ihrer Dumpfheit auf. —

Es war ein wunderbarer Tag. Vogelsingen, Blühen, leuchtende Farben und Freude überall. Auf den Wiesen spielten Kinder und jauchzten. Sie waren arm und schmutzig, aber das drückte sie nicht. Die Welt war so reich, überall war Glanz, Fülle und Schönheit verschwendet. Für alles Lebendige war Platz. Alles durfte sich an der Sonne freuen. Alle, alle hatte sie gleich lieb wie eine gute Mutter. Nicht eins war überzählig und nicht am rechten Ort . . .

Das Naëmi mußte denken, wie sein Kind in der Sonne gespielt, wie es gejubelt und sich gefreut hätte, wenn es größer geworden wäre. Wie sein kleines Leben von dem großen, reichen und gütigen Leben geliebt worden wäre. Wie bös es war, daß es ihm den Tod gewünscht hatte, da Gott es nach seinem Willen in die Welt gesandt hatte.

Da weinte das Naëmi, ach, so bitterlich. Die Erkenntnis kam ihm, daß es in dem weißen Särgelchen alles ins Grab senken mußte, was sein eigenes wertloses Leben gereinigt und gestärkt hätte. Und es sah, daß ihm nichts blieb als seine kalte, dunkle Schuld, die es von dem warmen, lebendigen, reinen Leben schied.

Die religiöse Ethik und die evangelisch-soziale Theologie.

Von Dr. Max Thal, Breslau.

(Nachdruck verboten).

(Schluß.)

Adolf Harnack, wohl einer der kühnsten unter den neueren Interpretatoren des Evangeliums*), nennt zwar in seinem „Wesen des Christentums*": „die Religion die Seele der Moral und die Moral den Körper der Religion." Aber er gibt doch zu:

. . . „ein soziales Programm in Bezug auf Ueberwindung und Beseitigung von Armut und Not — wenn man darunter ganz bestimmte Anordnungen und Vorschriften versteht — hat Jesus nicht aufgestellt. Er hat sich nicht in wirtschaftliche und politische Verhältnisse verstrickt. . . . Wir dürfen nicht vergessen, wir befinden uns mit dem Evangelium im Orient und in wirtschaftlich ziemlich unentwickelten Verhältnissen. Jesus ist kein sozialer Reformer gewesen. . . . Erbschlichter wollte er nicht sein."

Das hindert Harnack freilich nicht, im Widerspruch mit sich selbst das Evangelium als eine soziale Botschaft, welche „nicht überboten werden" könne, zu preisen.

Deutlicher erklärte auf dem evangelisch-sozialen Kongreß 1903 D. Wilh. Herrmann, Professor der Theologie in Marburg, in einem Vortrage über „Die sittlichen Gedanken Jesu in ihrem Verhältnis zu der sittlich-sozialen Lebensbewegung der Gegenwart":

„Von vielen sittlich-sozialen Aufgaben, denen wir uns nicht entziehen können, wußte Jesus nichts. Ueber die Grenzen der Staatshilfe im Wirtschaftsleben hat er noch nicht nachgedacht. Er hat aber vor allem eine Weltauffassung gehabt, die ihn gegen alle Sorgen um die Zukunft der menschlichen Gesellschaft gleichgiltig machte. . . . Von dem Eifer des politischen und wirtschaftlichen Reformators ist nichts bei ihm zu spüren."

In der auf dem bezeichneten Kongresse sich anschließenden Debatte erfuhr diese Auffassung von seiner Seite Widerspruch, wurde vielmehr von einzelnen Rednern noch viel schärfer betont. So erklärte Pfarrer D. Christlieb zusammenfassend:

„Es liegt unsere heutige Kultur außerhalb des Gedankenkreises Jesu, es liegt unser heutiges Rechtsleben und politisches Leben vollständig außerhalb des Kreises seiner Worte und seiner Reden."

Und derselbe Redner bezeichnet das Problem des Kompromisses zwischen modern-humaner und christlich-religiöser Ethik als unbesieglich, den Widerspruch zwischen beiden als „so groß und so schwer wie der Gegensatz zwischen Himmel und Erde überhaupt.***)

Eingehender noch behandelt das gleiche Thema Professor D. Herrmann in einer Broschüre: „Die sittlichen Weisungen Jesu."***) Hier sagte er zunächst bezüglich der Liebes-Gebote Jesu:

„Der verbreiteste und schlimmste Fehlgriff in der Erklärung jener Worte ist der, daß man sie alle als Gesetze nimmt, die in jedem Falle erfüllt werden sollen. Das ist unmöglich . . . Die selbständige, erfinderische, opfervereite Liebe, die wirklich von uns gefordert wird, geht über unsere Kraft . . . Wer

*) Mit Recht sagt Albrecht Rau: „Die Umformungen, welche Harnack mit dem Christentum vornimmt, um es den Zweifelnden, Indifferenten und selbst Glaubenslosen wieder mundgerecht zu machen, sind höchst eingreifender Art" und weist dies im einzelnen nach: „Harnack, Goetze, D. Strauß und L. Feuerbach über das Wesen des Christentums." Leipzig. 1903. S. 11 ff.

**) Verhandlungen des 14. evangelisch-sozialen Kongresses. Göttingen 1903. S. 19, 34 ff.

***) Göttingen 1904. S. 48 ff.

Digitized by Google

sagen uns bei jenen Aeußerungen Jesu, daß wir unmöglich dasselbe tun können. Denn wir haben nicht dieselbe Weltauffassung, leben also in einer anderen Welt."

Und ferner bezüglich der oben skizzierten Gruppe von Geboten, „die den Verzicht auf den Besitz, auf die Uebung der Gewalt, auf das Recht verlangen," bekennt Herrmann:

„Nicht bloß ungeheuer schwer, sondern geradezu unerfüllbar ist dagegen eine solche Forderung als allgemeine Regel verstanden, für jeden sittlich ernsten Menschen .... Als allgemeine Regeln lehnen wir sie (eine Forderung) ab."

In tief eindringender Weise beschäftigte sich ferner auch mit dem vorliegenden Problem der 15. evangelisch-soziale Kongreß in Breslau 1904, insbesondere in einem Vortrage von Dr. Ernst Troeltsch, Professor der Theologie in Heidelberg, über „Das Christentum und die heutige Gesellschaft." Aus der über das gleiche Thema unter dem Titel: „Politische Ethik und Christentum"*) erschienenen Schrift von Troeltsch zitiere ich folgende Grundgedanken:

„In Wahrheit gibt es eine unmittelbar und wesentlich aus den christlichen Ideen abgeleitete politische Ethik nicht. Und es hat in Wahrheit auch niemals eine solche gegeben."

. . . wobei zu bemerken ist, daß Troeltsch unter „politischer" Ethik in einem umfassenderen Sinne auch die sozialen Zusammenhänge, „die ethischen Gedanken, die heute in unserem Volke über den Staat gedacht werden" (S. 8), begreift. Er fährt dann fort:

Die katholische Kirche hat im Grunde überhaupt keine politische Ethik, die im Staate selbständige sittliche Werte anerkennt .... Der Protestantismus, der den Staat freilich in seinen sittlichen Werte anerkennt, hat kein Mittel, ihn auch wirklich aus der religiösen Idee zu erfassen, trotz aller sophistischen Künste und aller patriotischen Gemeinplätze der durchschnittlichen theologischen Ethik."

In einen schroffen Widerspruch zu den Worten Harnacks von der nicht zu überbietenden sozialen Botschaft stellt sich Troeltsch, indem er ausführt:

„Das Christentum . . . hat von Hause aus überhaupt keine politischen Gedanken. Es bezieht sich mit seinen sittlichen Geboten zunächst rein auf die Sphäre der Privatmoral .... Die Liebe zu Gott und zu den Brüdern ist nie und nimmer ein politisches Prinzip .... Die christlichen Ethiker pflegen daraus zwar vielfach die Demokratie im Sinne einer Forderung der Nächstenliebe, des Mitleids mit den Massen, der Kleinen und Gedrückten abzuleiten .... Allein eine richtige Lehre ist es nicht. Die politische Demokratie will nicht Liebe und Opfer, sondern Recht und sichere Ordnung, nicht Gaben einer subjektiven persönlichen Zuneigung oder eines persönlichen Pflichtgefühls, sondern allgemein als Basis des Lebens dienende Zustände und Normen."

Und zugleich auch in bezug auf die private Moral sagt Troeltsch von dem christlichen Liebesideal:

„Es kann von sich aus unter keinen Umständen die einzige und alle anderen Normen hervorbringende sittliche Idee sein. Aus der christlichen Liebe kann in alle Ewigkeit nicht der ganze Umfang sittlicher Betätigungen des Menschen in der Welt abgeleitet werden. So muß die christliche Ethik andere sittliche Prinzipien neben sich anerkennen .... Von dem heutigen Christentum muß die bewußte und prinzipielle Anerkennung dieses Satzes verlangt werden."

Wir glauben, hierdurch zum mindesten nachgewiesen zu haben, daß die Bedenken gegen die religiöse und dogmatische Ethik nicht nur weite Kreise der Gebildeten überhaupt ergriffen haben, sondern auch unter den berufenen Vertretern der Theologie in wachsendem Umfange zur Geltung kommen. Die Einsicht bricht sich auch hier Bahn, daß die „Selbstlaufgabe" und „eigengleiche Nächstenliebe" ethische Ideale überhaupt nicht sein können, zum mindesten nicht für unsere Zeit des bewußten, harten Kampfes ums Dasein; und daß sie, abgesehen selbst hiervon, keinesfalls umfassend genug sind, um den gesamten ethischen Pflichtenkreis des modernen Menschen zu umspannen. Der notwendigen Konsequenz, nicht neben, sondern anstelle der als unzulänglich erkannten Dogmen-Ethik eine andere weltliche Ethik im Schulunterricht zu setzen, werden sich daher selbst diese Kreise und die für das Volkswohl verantwortlichen Behörden schwerlich lange entziehen können. Nicht neben, sondern anstelle! Denn, abgesehen von der tatsächlichen Unvereinbarkeit der ethischen Konsequenzen der Entwickelungslehre mit jeder dogmatischen und insbesondere mit den Grundprinzipien der christlich-religiösen Ethik, kann selbstverständlich nur aus einer einheitlich gegründeten und aufgebauten Ethik auch eine einheitliche Welt- und Lebensanschauung erwachsen, können hieraus allein feste und selbstsichere Maximen sittlichen Handelns abgeleitet werden.

Es kommt aber noch ein weiteres, außerordentlich wichtiges Moment hinzu. Kein Einsichtiger kann leugnen, daß nicht bloß vereinzelt, sondern in breiten Schichten aller Klassen der Bevölkerung die eigentliche religiöse Gläubigkeit geschwunden oder im Schwinden begriffen ist. Was bei den höheren Schichten die naturwissenschaftliche Bildung und der mit der wachsenden Intelligenz zunehmende Geist der Kritik zu Wege gebracht hat, hat in gleicher Richtung bei der arbeitenden Bevölkerung die Sozialdemokratie bewirkt. Ueber die Tatsache selbst sind alle theologischen wie weltlichen Beurteiler einig. Und es kann hier dahingestellt bleiben, ob, wie der Stadtpfarrer Hans Jakob in seinem Werke „Letzte Fahrt" es schätzt: „neunzig Prozent aller Gebildeten, sechzig Prozent aller Halbgebildeten und fünfzig Prozent des Arbeiterstandes" bei uns der Kirche entfremdet und innerlich von ihr abgefallen sind. Daß dies bei einem sehr beträchtlichen Teil der Bevölkerung, vermutlich der Mehrzahl, zutrifft, und daß derjenige Teil, welcher an dem orthodoxen Glauben noch festhält, im großen Durchschnitt betrachtet, nicht der intelligentere oder bessere ist, ist jedenfalls zuzugeben. In jungen Jahren, wenn nicht schon auf der Schule, dann in der darauf folgenden Zeit der geistigen Entwickelung, tauchen bei denkenden Menschen die Zweifel und Bedenken gegen den eingelernten dogmatischen Glauben auf. Es beginnen die geistigen Kämpfe, deren Ergebnis ein mehr oder weniger klarer Unglaube oder religiöse Gleichgültigkeit oder Heuchelei ist. Mit der Erschütterung des Glaubens aber verliert die hierauf allein gegründete religiöse Ethik ihre sichere Grundlage. Das mühsam errichtete Gebäude stürzt über Nacht zusammen und läßt den ins Leben und seinen Kampf hinaustretenden jungen Mann obdachlos. Er muß sich mit den Dingen je nach seiner Veranlagung so gut — und oft, so schlecht — es geht, selbst abfinden und, wenn er die sittliche Kraft hierzu hat, eine eigene neue Moral sich erkämpfen. Mit Recht sagt Dr. Schollmeyer,*) welcher dieses Moment vom soziologischen Standpunkte nachdrücklichst betont:

„Unbestreitbar dürfte jedenfalls das sein, daß gerade bei den an und für sich wertvollsten Volksschichten, nachdem sie die in ihrer Jugend gelegte religiöse Grundlage eingebüßt haben, die Ethik im allgemeinen schlecht begründet ist, ein Zustand, dessen Nachteil für die Leistungsfähigkeit der Gesamtheit im Daseinskampf nicht hoch genug veranschlagt werden kann."

Daß die Folgen dieser Zustände sich vielfach an einem Niedergange der sittlichen Tüchtigkeiten, an mangelnder Kraft des Widerstandes gegen die Versuchungen des Lebens bemerkbar machen, wer wird dies leugnen? Von der Größe und Macht der sittlichen Ueberzeugungen und Maximen aber hängt in hervorragendstem Maße die Kraft, das Glück und die Entwickelungsmöglichkeit der Völker ab. Kein Staat darf dies, will er nicht im politischen und auch im wissenschaftlichen Wettbewerbe zurückbleiben, dauernd außer acht lassen. Zusammenfassend können wir sagen, daß einerseits die stetig wachsenden, auch von einsichtigeren Theologen offen be-

*) Göttingen 1904, insbesondere S. 22 ff., 34 ff.

*) „Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker." Jena 1903. S. 305.

Digitized by Google

kannten Bedenken sowohl gegen die Eignung als gegen die Zulänglichkeit der christlich-religiösen Ethik für die Erziehung des modernen Menschen, andererseits die unleugbare Tatsache des Verlustes der religiösen Gläubigkeit — und damit der bisherigen Grundlage der Moral — in weiten Volksschichten, den Staat mit innerer Notwendigkeit dahin führen müssen, den religiös-ethischen Schulunterricht durch einen fest gegründeten weltlichen Moralunterricht zu ersetzen.

Streiflichter.

Gleichgiltigkeit gegen Menschenopfer heißt die Gefahr, gegen die sich in diesen Zeiten jeder von uns wappnen muß. Niemandem mag und kann ein Vorwurf gemacht werden. Es ist wahrhaftig so, daß uns bald, wie den Kannibalen, etwas fehlen wird, wenn wir zum Morgenkaffee nicht unsere kleine Nervenerschütterung haben. Kaum sind die Tausende in Ostasien ganz, ganz still geworden, deren wahnsinniges In den Todrennen Grausen und Bewunderung erzwang, da reißen wieder die entsetzlichen Bilder entfesselter Tierheit in Südrußland an unseren Nerven. Sechs — vierzig — achthundert — tausend Tote, so und soviel Verwundete; Einzelschilderungen der Greuelszenen von Mord, Schändung, Folterqualen von jüdischen Frauen und Kindern lassen uns in ohnmächtigem Grimm und hilfloser Empörung zucken. Tagwischendurch tröpfeln die Nachrichten über erschossene und verdurstete Afrikakämpfer und Hererobanden — die Hölle ist los. Man wehrt sich durch Stumpfsinn. Ja, ja doch, es sind alles Menschenkinder; alles solche Leute wie du und ich; sie haben alle Mütter gehabt, die sie mit Schmerzen geboren; und Hoffnung, Stolz und Freude weckte und lebte in und um die blühenden Gestalten, deren Reste jetzt in Schmutz und Blutgerinnsel irgendwo zertreten werden — aber, du lieber Himmel, wo soll man nur alle die Mitempfindung hernehmen? . . . Wo man Holz haut, fallen Späne! . . . Ihre Mörder sind ja doch auch Menschenkinder . . . Pack schlägt sich, Pack verträgt sich! . . .

Wenn du soweit bist, lieber Leser, dann ist es Zeit, einen Augenblick stille zu stehen und dann langsam weiterzudenken. Bleibst du auf diesem die angekellten Gleichgiltigkeitsstandpunkt stehen — dann gib nur auch gleich resolut der Moral den Abschied. Man kann ja auch ganz gut ohne sie leben, wenn man nur hübsch bescheiden in Anspruchen an so etwas wie inneren Frieden und dergleichen dummes Zeug ist. Dann sag dir nur ruhig: „So ist die Welt nun einmal; so ist sie immer gewesen, so wird es immer sein. Ich hab' sie nicht geschaffen."

Das sind freilich alles Unwahrheiten, unbewußte, halbbewußte und stramme Lügen. Denn weder war sie immer so, noch wird sie immer so sein (eins folgt auch gar nicht aus dem andern) — und schließlich: Du hast sie wirklich geschaffen, mindestens schaffen helfen. An der betrunkenen Bestialität Iwan Iwanowitschs in Odessa und an der tierischen Mordlust des unaussprechlichen Negers am Duambo bist du, Friedrich Wilhelm Schulze aus Berlin O., allerdings unschuldig. Aber bist du's auch so an der Messerstecherei zwischen Zuhältern gestern abend draußen in Rixdorf? Du warst nicht dabei, ich weiß; du kennst auch weder den Pallisadenkarl, noch den Kaschemmenfritze — aber vielleicht bist du vor 15—20 Jahren, als die beiden Kerle noch ganz leidlich anständige Jungens waren, an dem Hinterhause vorbeigegangen, wo sie mit Muttern in Schlafstelle lagen und hast gedacht: „Das ist so und war so und wird so bleiben. Arme Leute muß es geben und verwahrloste Kinder. Gott sei dank, daß meine nicht darunter sind." Hast du? Oder so ähnlich? Dann hast du dies Stückchen Welt mitschaffen helfen draußen in Rixdorf. Oder in Plötzensee. Am Ende schlingen sich sogar Fäden von dort nach Westafrika oder nach Südrußland. Die Welt ist ja so klein.

Hab' ich dich aber so weit, dann ist's mit der Gleichgiltigkeit aus. Du merkst plötzlich: das muß ja gar nicht alles so sein! Es könnte geändert werden. Man muß nur anfangen. Nur heute nicht mehr in Odessa oder in Windhuk, aber in Rixdorf oder in deinem Hinterhaus! Dort in Odessa sitzt auch dieser oder jener Kleinbürger bei seinem Tee, der hätte seinerzeit ebenso der heutigen „schwarzen Bande" zwei oder mehr saftige Nichtsnutze entziehen können, ohne Revolver und Dynamit. Und ohne den Schnaps, den du fabrizierst oder verkaufst, hätte es wohl auch dort in Afrika anders aus. Da wird es in deinem Kopf plötzlich helle: hier steckt Schuld dahinter. Jahrhunderte, Jahrzehnte alte, Massenschuld, eure, deine, meine Schuld.

Deine Gleichgiltigkeit gegen die blutigen Menschenopfer da hinten weist ist nur die direkte glatte Folge deiner Gleichgiltigkeit gegen die unblutigen, aber nicht minder schrecklichen Menschenopfer, die täglich, um dich her, vor deinen Augen gebracht werden. Du mußt nur die Augen aufmachen.

Nun ist's doch verdammt schwer, gleichgiltig zu bleiben.

* * *

Auch eine Schulreform. Die Lorbeeren des altpreußisch-konservativen Herrn Studt lassen offenbar den „liberalen" österreichischen Unterrichtsminister v. Hartel nicht schlafen. „Seit der Schulnovelle von 1883 hat der Klerikalismus in Oesterreich keine größeren Errungenschaften auf dem Gebiete der Schule zu verzeichnen, als die niederösterreichischen Schulgesetze von 1904 und die Verordnung des Ministeriums für Kultur und Unterricht vom 29. September 1905" — so schreibt in der neuen Wochenschrift für Politik und Kultur „Der Weg" (Wiener Verlag; herausgegeben von Fr. Herz u. R. Charmatz) ein Lehrer, und unterzieht diese Verordnung dann einer vernichtenden Kritik. Wir wollen uns hier, da zweifellos der „liberale" Kurs des klerikalen Nachbarlandes viel Verlockendes auch für unser Schulreformer im Ministerium haben dürfte, auf die Wiedergabe einiger Tatsachen beschränken.

Das Staatsgrundgesetz von 1867 hatte bestimmt, daß die öffentlichen Aemter (auch das Lehreramt) allen Staatsbürgern ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses gleichmäßig zugänglich sein sollten. Die Schulnovelle von 1883 streicht die Worte „ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses," und verlangte von jedem Schulleiter die Befähigung zum Religionsunterricht im Glaubensbekenntnis der Mehrzahl der Schüler. Die Verordnung von 1905 berechtigt den Landesschulrat, vor Ausschreibung eines Konkurses an konfessionell gemischten Schulen zu bestimmen, daß die anzustellende Lehrkraft dem Religionsbekenntnis auch einer Minderheit der Schüler angehören müsse. Konfessionalismus in Trumpf.

Nach Art. 14 des Staatsgrundgesetzes „kann Niemand zur Teilnahme an einer religiösen Uebung gezwungen werden." Trotzdem wird die Nichtteilnahme von Schülern als Schuldverstoß gewahrt, für die Lehrer wird jetzt offiziell bestimmt, daß sich alle an den „öffentlichen Schulfeierlichkeiten," die in der Regel mit einer Messe verbunden sind, zu beteiligen haben.

Privatschulen unterstehen natürlich der Aufsicht des Staates. Der Staat hat den Lehrplan festzusetzen bezw. zu prüfen (§ 63 der Schul- und Unterrichtsordnung); die „religiösen Uebungen" aber sind nach § 50 durch die Kirchenbehörde zu regeln. Wer aber bisher, um diesen religiösen Uebungen der Volksschule zu entgehen, seine Kinder in die Privatschulen flüchtete, sieht sich durch die neue Verordnung grausam betrogen, denn ihr § 191 dehnt die Geltung der staatlichen Vorschriften kurzer Hand auch nicht nur auf die Lehrpläne, sondern auch auf die „Einrichtung und Sicherstellung des Religionsunterrichts" und auf die „religiösen Uebungen" aus. Ein Satz der früheren Unterrichtsordnung, der bei Differenzen zwischen Bezirksschulbehörde und Kirchenbehörde über das Maß solcher religiöser Uebungen der Landesschulbehörde das Entscheidungsrecht gab, ist gestrichen.

„Das Ziel aller Jugenderziehung ist ein offener edler Charakter" (§ 21 der alten Unterrichtsordnung.) Neue Verordnung von 1905, § 71: „Die Kinder sind demnach in der Schule sittlich-religiös zu erziehen; die Schule wird sie namentlich zur Gottesfurcht, Ehrfurcht vor dem Kaiser und dem Allerhöchsten Kaiserhause, zur Achtung vor dem Gesetz und vor der staatlichen Ordnung, zur Liebe zum angestammten Volkstum und zum gemeinsamen Vaterlande, sowie zur konfessionellen und

Digitized by Google

nationalen Duldsamkeit anleiten und sich zugleich auch angelegen sein lassen die ihr anvertraute Jugend zur Menschenfreundlichkeit und zur Wachsamkeit zu erziehen und in ihr Gemeinsinn zu wecken." Das „namentlich" und „auch" (von uns unterstrichen) spricht Bände!

Lehrer sind Lehrer, meint man. Religionslehrer haben also „den schuldbewußten Anordnungen ebenso nachzukommen, wie die anderen Lehrer." — sagt § 129 — aber, führt er fort: „vor dem Einschreiten in geistlichen Fällen sind nach Tunlichkeit Verhandlungen mit der betreffenden Kirchenbehörde einzuleiten." Na ja!

Der bisherige Diensteid „die Dienstpflichten nach bestem Wissen und Gewissen zu erfüllen" wird durch die Kautschukbestimmung erweitert, daß der Lehrer eidlich sich verpflichtet, „jedes pflichtwidrige und jedes das Ansehen des Lehrerstandes oder das Wirken als Erzieher und Lehrer gefährdende Verhalten" sorgfältig zu vermeiden. — Der Kritikus setzt bitter hinzu: „Also in Wien alles meineidig, das nicht christlich sozial ist." — Für Preußen bitte „christlich-konservativ" einzulesen.

Die Prügelstrafe wird in § 82 als unstatthaft erklärt, d. h. für die braven Kinder, denn die unbändigen Rangen sollen jetzt in eigenen „Disziplinarklassen" vereinigt werden, für die eigene Statuten maßgebend sind.

Ist es denn wirklich — so fragt man sich immer wieder staunend — ist es denn wirklich von Leuten in verantwortlicher Stellung, die über die sittliche Erziehung dieser und der künftigen Generation mitzureden haben, zu viel verlangt, wenn sie wenigstens einmal von dem gehört haben sollen, was sich jeder gebildete Volksschullehrer an den Schuhen abgelaufen hat? Nämlich: Gerechtigkeit verlangt Gleichheit vor dem Gesetz! Religion auf Kommando ist Unsinn und Frevel! Jugenderziehung heißt Menschenerziehung, nicht Untertanen- oder Gläubigenzüchtung! Sklaven sind zu Lehrern untauglich! — Ach Gott, wie überschätzt man Regierungsweisheit . . . .

Aus der ethischen Bewegung.

Sitzung des Hauptvorstandes am 14. Oktober 1905. Nachdem der Vorsitzende des schweren Verlustes, den der Hauptvorstand und die ganze Gesellschaft durch den Tod des Herrn Justizrat Stern erlitten, mit warmen Worten gedacht hat und nach einer Vorbesprechung hier, der auch den 20. d. M. gefeierten Gedächtnisfeier, zu der auch Direktor Löwenfeld von der Schillertheater-Aktiengesellschaft erschienen war, berichtet l. der Schriftführer Dr. Penzig über die Eingänge;

a) in der Frage der konfessionellen Schule teilt der Bezirkslehrerverein in Schwäbisch-Hall (Sachsen-Altenburg) mit, daß er für die Simultanschule, als eine der Konfessionsschule mindestens gleichwertige Schuleinrichtung, eintritt. Eine ähnliche Resolution, in der die deutsche Nationalschule ohne Trennung der Kinder nach Glaubens- oder Konfessionen und ein undogmatischer Religionsunterricht gefordert wird, sendet der Zweigverein Güsten. Einen Gesinnungsunterricht, welcher Moral und Religion vereinigt, empfiehlt Rektor Lohmann-Hamburg. Frau L. Schräder-Buttgereit in Grafrat bei München bittet, statt eine Liga für weltliche Erziehung einen Menschheitsbund für Gewissenserziehung zu gründen.

b) Von den durch den Jenaer Gesellschaftstag in den Hauptvorstand gewählten Personen, die schriftlich um die Annahme der Wahl ersucht worden waren, haben Justizrat Dr. Rothe-Berlin und Landtagsabgeordneter Meister-Offenburg angenommen; Professor Dr. Dandde in München und Herr August Weddigen in Wiesbaden lehnen motiviert ab. Es ist ferner die durch den Tod von Justizrat H. Stern erledigte Stelle des stellvertretenden Vorsitzenden zu besetzen. Nach kurzer Diskussion beschließt der Vorstand, die Frage des Ersatzes dieser drei Mitglieder zu vertagen und die anwärtigen Hauptvorstandsmitglieder aufzufordern, geeignete Vorschläge zu machen. Der Zweig Straßburg i. Elsaß und überhaupt die ethische Bewegung hat einen schweren Verlust durch den Tod des Professor Walter Wolfenstetter, der auch eine zeitlang dem Hauptvorstande angehörte. Es ist zur Beileidsfeier telegraphisch die Niederlegung eines Kranzes seitens der D. G. E. K. erfolgt, durch Dr. Pinggt ebendaselbst von der Abteilung Frankfurt.

c) Zur Wanderredner-Entsendung. Die Abteilung Ulm bittet um einen Vortragenden im Winter 1905/06. Der Hauptvorstand beschließt, Dr. Penzig hierzu zu bevollmächtigen. Die Abteilung Wiesbaden bittet, wie schon mehrfach, um Uebernahme einer Ausfallsgarantie von Mark 65.— für den im Winter geplanten Vortragszyklus. Da diese noch nie in Anspruch genommen worden, beschließt der Hauptvorstand nach dem Antrage. Ein Mitglied, Herr Bordollo, bittet, einen Redner nach Grünstadt i. d. Pfalz zu senden, behufs Gründung eines Zweiges. Der Hauptvorstand beschließt, zunächst bei Herrn Dr. Arnold-München und Professor Standinger-Darmstadt anzufragen, ob sie von dort einen Vortrag veranstalten wollen; eventuell könnte auch Dr. Penzig (der bisher von Magdeburg, Frankfurt a. M., Wiesbaden zu Vorträgen eingeladen ist) den Botschafter machen.

d) Die Abteilung begm. der Zweig Straßburg i. Elsaß erlag seine Auflösung an. Der Rest des Vereinsvermögens mit Mark 78,01 und die Kassabücher mit Belägen sind von dem bisherigen Kassenführer, Herrn Verlagsbuchhändler Fritz Schlieser-Straßburg, an den Hauptvorstand geliefert worden. Der Hauptvorstand nimmt Kenntnis und erteilt Herrn F. Schlieser Entlastung.

e) Der Bund deutscher Frauenvereine bittet die Bundesvereine um ihre Stellungnahme zu den zwei von der Sittlichkeitskommission ausgearbeiteten Eingaben an Bundesrat und Reichstag, sowie von denen der erste die strafe Anwendung des § 33 der Gewerbeordnung zur Verhinderung und Beseitigung der sogenannten Animierkneipen verlangt und seine Ergänzung durch eine Bestimmung empfiehlt, wonach die Erlaubnis zum Gast- und Schankwirtsbetrieb auf den zur Verlagung der Konzession berechtigenden Gründen anrückgenommen werden kann. Die zweite Eingabe verlangt einen Zusatz zu § 176, 3, und § 182 des R.-St.-G.-B., wonach der Einwand des Mannes, er habe das Mädchen nach seiner körperlichen Entwicklung für älter gehalten u. s. w., ausgeschlossen wird. Der Hauptvorstand beschließt zunächst, da Frau Bieber-Böhm aus Gesundheitsrücksichten die Vertretung der D. G. E. K. im Bund deutscher Frauenvereine niederlegen will, an ihre Stelle Fräulein Emilie Altschul zu wählen und ermächtigt sie, zu erklären, daß die D. G. E. K. zwar dem ersten Antrage beipflichte, den zweiten aber aus juristischen Gründen nicht unterstützen kann.

2. Der Vorsitzende, Geheimrat Foerster, gibt dem Vorstand Nachrichten über die Entwicklung der internationalen ethischen Bewegung. In England steht die Frage der ethischen Arbeit in den Kolonien im Vordergrunde, die Frage einer Neuorganisation des Nachrichtenwesens auf ethischer Grundlage habe Fortschritte gemacht.

3. Dr. Penzig berichtet endlich ausführlich über die von ihm in der Angelegenheit der Begründung einer Liga für weltliche Erziehung getanen Schritte. Sein erster loslehrender Aufsatz im „Freien Wort" sei von einigen befreundeten Blättern abgedruckt oder besprochen worden. (Berufl. Schulzeitung, Freie Bayrische Schulzeitung, Ethische Kultur, Freitelsglühes Sonntagsblatt, Volkserzieher, Wormser Volkszeitung u. s. w.) Den ursprünglichen Namen „Liga für Moralunterricht" habe er nach langen Beratungen und nach Besprechungen mit Dr. Pinggt, wie gleichfalls, ändern zu müssen geglaubt. Eine ausführliche Broschüre habe sich im „Freien Wort" angeschlossen (bisher 6 Artikel). Die Liga habe vorläufig ca. 240 Anmeldungen von Mitgliedern und ca. 1200 Mark Beiträge erhalten. Die bisher aufgewendeten Kosten betrugen sich auf ca. 270 Mark.

Es entspinnt sich eine lebhafte Diskussion, in der vor allen Dingen die Namensänderung scharf angegriffen wird. Geheimrat Foerster empfiehlt: „Liga für gemeinsame weltliche Lebenslehre." Lasse: „Liga für Sittenlehre und Bürgerkunde" oder kurzweg „Liga für die weltliche Schule." Frl. Altschul und Dr. Levy treten für den alten Namen: „Liga für Moralunterricht" ein. Dr. Penzig und Dr. Bieber für „Liga für weltliche Erziehung." Professor Döring für „Liga für weltliche Schule und Moralunterricht." Ohne daß ein formeller Beschluß gefaßt wird, neigt sich die Ansicht der Mehrheit zuletzt nach dem Dörinschen Vorschlag. Der Hauptvorstand spricht schließlich dem in Jena ernannten Komitee den dringenden Wunsch aus, es möge bald zu gemeinsamen Aktion zusammentreten und diese Aktion tunlichst in Kontinuität mit den Beschlüssen des Gesellschaftstages halten.

W. Foerster. Dr. Penzig.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Gesucht

Ethische Kultur Jahrgang 1896 Nr. 4, 9, 10, 27, 38.
Für freundliche Ueberlassung derselben Dank.
Verlag für ethische Kultur, Berlin SW. 48,
Wilhelmstraße 121.

Flügel Pianinos **Blüthner's** Piano-Magazin. Berlin W., Potsdamerstr. No. 27 b.

Digitized by Google

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur
Abteilung Berlin.

Herbst-Programm.

(Ergänzung und evtl. Aenderung vorbehalten).

Montag, den 20. November, abends 8½ Uhr Bürgersaal des städtischen Rathauses. Vortrag von Frl. Rosoff-Berlin: „Wo braucht man die Ethik in der Armenpflege?" Diskussion. Eintritt frei. Gäste willkommen.

Donnerstag, den 23. November, abends 8½ Uhr Unter den Linden 16, III, 2. Vorlesungs- und Diskussionsabend. Lektüre von „Platos Gastmahl" (Reclams Universalbibliothek Nr. 927) Eintritt frei. Gäste willkommen.

Sonnabend, den 9. Dezember, abends 8½ Uhr Saal 109 des städtischen Rathauses. Frl. Emily Aitichul: „Moralunterricht in England." Diskussion. Gäste willkommen. Eintritt frei.

Sonntag, den 17. Dezember. 24. Volksunterhaltungsabend zum Besten der ersten öffentlichen Lesehalle der D. G. E. K. abends 8 Uhr im großen Saale des Berliner Handwerkervereins, C. Sophienstraße 18, unter gütiger Mitwirkung von Frau Gina Goeh (Alt), Frl. Else Sant (Sopran), Frl. Frida Kanitzberg (Deklamation), Herrn Walter Lemp (Cello). Am Klavier Herr Kapellmeister C. Leog und Herr Dr. Otto Abraham. Karten zu 25 Pf. sind vom Verein für Ethische Kultur, Berlin, Wilhelmstraße 121 schon jetzt zu beziehen, auch sind daselbst ausführliche Programms erhältlich.

Mittwoch, den 21. Dezember, abends 8½ Uhr, Unter den Linden 16, III, 3. Vorlesungs- und Diskussionsabend. Thema vorbehalten. Eintritt frei. Gäste willkommen.

Sonnabend, den 30. Dezember, abends 8½ Uhr im Bürgersaal des städtischen Rathauses: **Jahresschlußfeier** und Ansprache von Herrn Geheimrat Professor W. Foerster: „Die Harmonie des Denkens als höchste Erdenmacht." Eintritt frei. Gäste willkommen.

Stern'sches Conservatorium.
ingleich Theaterschule für Oper und Schauspiel. Direktor: Prof. Gustav Hollaender.
Berlin SW. Gegründet 1850. **Königgrätzerstr. 32a.**
Ausbildung in allen Fächern der Musik und darstellenden Kunst.
Elementar-Klavier- und Violinschule für Kinder vom 6. Jahre an.
Seminar zur Ausbildung von Lehrern und Lehrerinnen.
Eintr. jederzeit. Sprechstd. 11—1 Uhr. Prosp. u. Jahresber. kostenfr. d. Sekretariat.

Billige böhmische Bettfedern!
10 Pfund nicht zu schlissene M 8.—, bessere M 10.—, weiche, daunige, geschlissene M 15.—, M 30.—, schneeweiße, daunenweiße M 25.—, M 36.—. Versand franko, sollfrei, per Nachnahme. Umtausch u. Rücknahme gegen Vergütung gestattet.
Benedikt Sachsel, Lobes 912.
Post Pilsen, Böhmen.

Einbanddecken
für die **Ethische Kultur**, eleg. ausgestattet, sind zum billigen Preise von Mk. 1,80 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen. Nachlieferung von Einzelnummern gegen Einsendung von je 30 Pfg. in Marken, soweit möglich.
Verlag für ethische Kultur,
Berlin S. W. 48,
Wilhelm-Straße Nr. 121.

Als empfehlenswerte Geschenkwerke sind durch den **Verlag Leonhard Simion Nachf. Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121** zu beziehen:

David Harum, Amerikas Yankeehumor Pünig. Von E. Noyes Westcott. Autorisierte Uebersetzung und Bearbeitung von Georges Hainbol. 26 Bog. Elegant brosch. Preis 4 Mk.; geb. 5 Mk. Seinen fabelhaften Rekord auf dem Büchermarkte verdankt dieser Roman nicht seiner Liebesgeschichte, welche durch sinnpathische Behandlung ein beständig wachsendes Interesse erregt, sondern ausschließlich der Hauptfigur, dem alten Land-Bankier David Harum: trocken, originell und ungezogenfehaft ein wenig ungebildet, aber erstaunlich reich an Kenntnissen, hält er fest an dem köstlichen Glauben, daß nichts auf Erden ganz schlecht oder nutzlos ist.

Byrons Tagebücher und Briefe. In neuer Bearbeitung (4. Auflage) mit 2 Bildnissen (Lord und Lady Byron) und mehr als 100 bisher unbekannten zum ersten Mal veröffentlichten Briefen Byrons. Deutsch bearbeitet von Professor Dr. Eduard Engel. Preis broschiert 3 Mk., gebunden 4 Mk. Als notwendiger Ergänzungsband zu sämtlichen deutschen Byron-Ausgaben erscheint diese Buch Byrons Leben von ihm selbst erzählt, und ist bereichert durch eine Fülle der interessantesten briefl. Enthüllungen über sein Leben.

Amerikanische Streitschrift. Von Prof. Dr. Carl Beck (Newyork). Groß 8°. 16 Bogen. Preis brosch. 4 Mk., geb. 5 Mk. Das höchst interessante Werk enthält Reiseschreibungen, vom Verfasser auf medizinischen usw. Kongressen gehaltene Vorträge, Betrachtungen über amerikanische Charaktere und Verhältnisse, ist unterhaltend, ästhetisch hervorragend gut geschrieben und wird für die Bibliothek jedes Gebildeten von dauerndem Wert sein.

Albrecht Dürrers schriftliches Vermächtnis. (Mit Bildnis Dürers). Ausgewählt und eingeleitet von Dr. Max Osborn. broschiert 2 Mk., gebunden 3 Mk. Das Buch enthält Dürers Briefe, sowie sie uns erhalten sind, und man darf annehmen, daß gerade in unserer Zeit eine derartige Ausgabe vielfachen Wünschen entgegenkommt, um so mehr, als der Name Dürers heute mehr als je ein Heiligtum für alle Freunde deutscher Kunst ist.

Engel, Prof. Eduard. Psychologie der französischen Literatur. 3. völlig neu bearbeitete Auflage. Preis brosch. 3,50 Mk., gebunden 4,50 Mk. Der bekannte Verfasser hat hier eine Naturgeschichte des französischen Geistes geschaffen, und bildet das längst berühmte Buch in seiner jetzigen Form ein auch sprachlich geradezu klassisches Werk.

Penzig, Dr. Rudolph. Zum Kulturkampf um die Schule. Ein Mahnwort an Denkende. 8°. 10 Bogen. Brosch. 2 Mk., geb. 3 Mk. Der wohlbekannte Verfasser tritt hier für eine unumgängliche Reform unseres öffentlichen Erziehungswesens ein und gibt einen trefflichen Wegweiser in den Wirren des Kampfes um die Zukunft der Schule.

Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Mit Bildnis Rahels). Herausgegeben von Dr. Hans Landsberg. Preis broschiert 3 Mk. gebunden 4 Mk. Rahel, Varnhagen: Die bedeutendste Frauengestalt der Romantik hat uns in ihren Briefen und Tagebüchern ein unvergleichliches Kulturbild ihrer Zeit hinterlassen. Sie ist die erste wahrhaft moderne Frau ganz erfüllt von der Aufgabe, dem Weibe diejenigen Rechte zu geben, die für seine Entwicklung notwendig sind. Rahel Ein Buch des Andenkens ist ein Buch des Lebens, ein Evangelium hoher Weiblichkeit.

Ramitz, Dr. Bernhard, Privatdozent an der Universität Berlin: **Irrgeschichte, Geschichte und Politik.** Populär-naturwissenschaftliche Betrachtungen. Brosch. 9 Mk., geb. 10 Mk. Ueber Gebilde und Ursachen unseres Daseins, die klaren Ausführungen des Verfassers verfolgen und sich mit dem Gang seiner kritischen Betrachtungen beschäftigen.

Schaffler, Karl. Moderne Malerei und Plastik. Broschiert 1,20 Mk. Der bekannte Verfasser gibt eine sehr ruhige und klare Uebersicht über das Wesen der modernen Kunst und sucht ältere und moderne Anschauungen mit einander zu versöhnen.

Schmidt, Dr. Leopold. Die moderne Musik. Preis elegant broschiert 1,20 Mk. Der berühmte Musikkritiker macht in diesem Buche den Versuch, für das Wesen der modernen Tonkunst erklärende Begriffe zu finden und ihr Entstehen im geschichtlichen Zusammenhange darzustellen.

Trinius, A. Goethe-Stätten und andere Erinnerungen aus Thüringen. Preis broschiert 2 Mk., gebunden 2,75 Mk. **Wilde Rosen und andere Erzählungen.** Brosch. 2 Mk., geb. 2,75 Mk. Wie in den früheren Werken Trinius treten uns auch hier wieder das warme Gemüt, die scharfe Beobachtungsgabe, der sonnige Humor wie die verjüngende Lebensauffassung entgegen, Eigenschaften, die gerade in unserer so vieles verneinenden, verpöttelnden Zeit, der inneren Aöter von so vielem, was uns einst heilig und unantastbar erschien, doppelt wertvoll erscheinen müssen. Trinius ist längst in jedem echt deutschen Hause ein lieber Freund und Gast geworden. Auch diese Bücher werden ihm neue Freunde erwerben, die alten aber mit Genugtuung und Freude erfüllen.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **zweiter Stock** rechts. Auskünfte 2c. werden, falls der Unterzeichnete nicht anwesend ist, auch in der Austunftstelle im III. Stock erteilt. Sprechstunden des Unterzeichneten nur Montag, Mittwoch und Freitag von 10—12 Uhr. Eilige Zuschriften sind daher besser an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmannstraße 15, zu richten. Dr. Penzig.

☞ Der heutigen Nummer liegt eine Beilage des Verlags **J. Engelhorn-Stuttgart**, betreffend „Ralph Waldo Trines Lebensbücher" bei, worauf wir hierdurch besonders hinweisen.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1.80 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „**Kinderland**," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XIII. Jahrgang. | Berlin, den 1. Dezember 1905. | Nr. 23.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Die Ethik und der Kampf um's Dasein. Von Professor Wilhelm Foerster (Berlin-Charlottenburg.)

Die Bremer Lehrerschaft und ihre Kritiker. Von Dr. Penzig. (Schluß).

Das neue „Volksheim" in Wien. Von Emily Alischul.

Streiflichter:

Zum Arbeiterversicherungskongreß in Wien.

Aus der ethischen Bewegung. Abteilung München. Abteilung Magdeburg. Abteilung Oranienburg-Eden.

Bücherschau.

Vermischtes.

Die Ethik und der Kampf um's Dasein.

Von Prof. Wilhelm Foerster (Berlin-Charlottenburg.)

Der in Nr. 21 und 22 dieser Zeitschrift enthaltene Artikel von Dr. Max Thal über das Thema „Die religiöse Ethik und die evangelisch-soziale Theologie" ist sehr eindrucksvoll durch die Zusammenstellung von kritischen und abgeneigten Aeußerungen evangelischer Theologen gegen die christliche Ethik. Sehr schmerzlich aber war es zu sehen, wie in diesem Artikel nur Befriedigung darüber geäußert wird, daß auch „unter den berufenen Vertretern" der Theologie sich die Einsicht Bahn breche, daß die „Selbstaufgabe" und „eigengleiche Nächstenliebe" ethische Ideale überhaupt nicht sein können. Der Verfasser fügt hinzu, daß sie dies zum mindesten nicht für unsere Zeit des „bewußten harten Kampfes um's Dasein" sind, und daß sie „keinesfalls umfassend genug sind, um den gesamten ethischen Pflichtenkreis des modernen Lebens zu umspannen." Herr Dr. Thal ist der Meinung, daß auch abgesehen von der tatsächlichen Unvereinbarkeit der ethischen Konsequenzen der Entwickelungslehre mit jeder dogmatischen und insbesondere mit den Grundprinzipien der „christlich-religiösen" Ethik, selbstverständlich nur aus einer einheitlich gegründeten und aufgebauten Ethik auch eine einheitliche Welt- und Lebensanschauung erwachsen könne, woraus allein feste und selbstsichere Maximen sittlichen Handelns abzuleiten seien.

Die ganze Reihe der bezüglichen Darlegungen des Herrn Dr. Thal ist in starkem Widerspruch mit den Grund-Ueberzeugungen und mit den Zielen der Gesellschaften für ethische Kultur.

Außerhalb der Kreise der ethischen Bewegung könnte es daher doch Verwunderung erregen, wenn der fragliche Artikel in dem deutschen Organ dieser Bewegung dauernd ohne Erwiderung bliebe. Es soll deshalb in den nachfolgenden kurzen Betrachtungen der erforderliche Einspruch erhoben werden, während eine erneute nähere Darlegung unserer Stellung zu der Ethik der sogenannten Entwickelungslehre für die nächste Zukunft vorbehalten bleibt.

Die Lehre von dem Kampf um's Dasein und nun gar von dem „bewußten, harten Kampf um's Dasein," wie ihn Herr Dr. Thal als eine entscheidend wichtige Angelegenheit nicht blos unserer Zeit, sondern überhaupt der neuen Ethik und Weltanschauung hinstellt, ist nach unserer Ansicht eine Verallgemeinerung unrichtigster und gefährlichster Art aus einer Reihe von naturwissenschaftlichen Forschungsergebnissen und Gedankenverbindungen, die an sich eine hohe Bedeutung für unsere Erkenntnis der Entwickelung des Lebens auf der Erde sowohl in der Vergangenheit, als für die Zukunft haben, aber doch noch viel zu unvollständig und unreif sind, um nun schlechtweg als Grundlagen für eine Lösung der Welträthsel und als ein ethisches Evangelium gelten zu können.

Den Kampf um's Dasein mit allen seinen atavistischen, mehr zoologischen, als anthropologischen Elementen der Zuchtwahl, Anpassung und Vererbung, sowie des Rassenkampfes, als entscheidendes Entwickelungsprinzip auch der künftigen Menschenkultur einzusetzen, hieße geradezu als den Gipfel der bisherigen Entwickelung eine Rückbildung zur Tierheit hinstellen.

Die menschliche Seelenwelt und ihr Gemeinschaftsleben ist ja das höchste Ergebnis der bisherigen Lebens-Entwickelung auf Erden, aber zum Verständnis wie zur Pflege der weitergehenden Emporbildung dieser herrlichen Welterscheinung ist die Erforschung der Geschichte und des Wesens der menschlichen Seelen-Kultur von viel höherer Bedeutung, als die Herbeiziehung von bloßen Analogien und Erfahrungen aus der biologisch-physiologischen Entwickelung der ganzen übrigen Lebewelt.

Der Einblick in die Kulturgeschichte dieses Erdenlebens zeigt uns aber aufs deutlichste, daß schon seit den ersten Jugendtagen dieser Kultur die höchstentwickelten Seelenwelten, diejenigen, von denen es im Faust heißt:

„sie dürfen früh des ew'gen Lichts genießen,
das spät sich erst zu uns hernieder wendet"

die Pflege des umfassendsten und reinsten Einklanges der einzelnen, durch die elementare und sichere Gemeinsamkeit der Denk-Gesetze sozial verbundenen Seelenwelten als die Grundbedingung wahren Lebensglückes und höherer

Digitized by Google

Macht über die umgebende gemeinsame Außenwelt erkannt und verkündet haben.

Keine der wahrhaft großen und nachhaltig wirksamen Seelen, in den Tagen der chinesischen, der indischen, der jüdischen, der griechischen und der christlichen Höhe der Kultur-Entwickelungen bis in die Gegenwart hinein, hat auch nur entfernt daran gedacht, zu schnöden, tierischem Kämpfen gegen die Mitwelt, insbesondere gegen andere, geringer entwickelte Verkörperungen menschlicher Seelenwelten aufzurufen oder eine Entwickelung zum Uebermenschen, auf dem Wege solcher Ueberhebungen, zu verkünden. Umgeben von Völkern und Rassen verschiedenster Arten und Entwickelungsstufen, erfüllt von Weltanschauungen verschiedensten Aufbaues, nach Inhalt und Form — welche durch ihre Ausschließlichkeit die einzige Einschränkung der Gesittungswirkungen der hohen Weisheitslehren bildeten — haben sie alle nur unentwegte Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung als die Grundlagen menschlicher Kultur gepriesen und neben der sittigen, würdigen Selbstbehauptung zugleich Großmut und Selbstbescheidung als die hohen Schätzheiten des Erdenlebens in Wort und Beispiel verkündet.

Und das Menschenlos auf Erden ist dadurch wirklich immer beglückender und in dem feineren Zusammenwirken der Geister auch machtvoller gegenüber der Natur geworden.

Man wird uns vielleicht einwerfen, daß dies doch hauptsächlich dem Wirken der großen Kraft- und Heldengestalten zu danken sei, welche in dem organisierten Kampf ums Dasein die stärksten Willenskräfte und die gewaltigste Energie der Selbstbehauptung zu Siegern über die Menge der Geringeren, der Schwachen oder auch der in niedrigem Sinne begehrenden und zerstörenden machten. Sieht man sich aber diesen Einwurf näher an, und dringt man insbesondere in die Seelenzustände jener Gewaltigen da, wo diese Zustände uns in Selbstbekenntnissen und dergl. deutlich genug vorliegen, tiefer ein, so ergibt sich in voller Klarheit, daß die in ihnen enthaltene Mischung von ethischer Seelengröße mit roher Energie und atavistischer Brutalität des Kämpfens ein namenloses Elend ihrer inneren Welt erzeugte und schließlich auch einen Verfall der Größe ihrer Aktion herbeiführte, so daß oft genug die Nachwirkung ihrer Großtaten sich in tiefes Unheil verwandelte, ganz abgesehen von dem zerstörenden Einflusse der in zahllosen weniger starken Seelen erzeugten Beispielswirkungen gewalttätigen und leidenschaftlichen Tuns.

Nicht wenige jener Kraftgestalten haben die innere Not und Torheit vieler ihrer Willensentscheidungen, die höchstens vorübergehend wie wohltätige Auslösungen von Spannungen, nach Art der Ungewitter, wirkten, auch noch selber anerkannt, wie man beispielsweise in den Bekenntnissen des großen Napoleon nachlesen kann.

Seltsamer Weise hören wir nun mitten in diese immer deutlicher gewordene kulturgeschichtliche Erkenntnis und mitten in die emporwachsende und sich auf der ganzen Erde ausbreitende Freude an wahrhaft gemeinsamen, gesetzmäßigem Denken und Erkennen und an der daraus hervorgehenden Harmonisierung der Seelen und des Zusammenlebens der ganzen Menschheit, Stimmen hineindringen, die uns, unter der Wirkung vorübergehender Schärfungen der wirtschaftlichen und nationalen Entwickelungskämpfe, einreden wollen, daß die Lehren der großen ethischen Denker der Vergangenheit nicht bloß in der Form veraltet, sondern überhaupt mißverständlich und unzutreffend seien, und daß der bewußte, harte Daseinskampf jetzt erst recht beginnen müsse.

Und nun gibt es in gewissen Kreisen und in manchen Köpfen keine Besinnung, keine Ueberlegung mehr, wie schrecklich das sittliche Chaos werden würde, das aus diesem Kampf Aller gegen Alle hervorgehen müßte. In der Feindseligkeit zwischen dem Deutschen und dem Slaven ist an manchen Stellen immer mehr die Gerechtigkeit und Menschlichkeit geschwunden, und fast noch mehr in dem Hasse beider gegen den Semiten. Andrerseits hat in erklärlicher, aber doch besonders betrübender Weise auch der Zionismus begonnen, die Wege derselben Art von Feindseligkeit zu wandeln, während er doch eine höhere, gewiß auch wirksamere Art des Kämpfens und der Verteidigung, als Erbe einer uralten ethischen Kultur, wählen könnte.

Wo bleibt bei all dieser Not die beruhigende Wirkung der Religionsgemeinschaften und ihrer Organe, welche doch jetzt erst recht die alte hohe Weisheit der großen Religionsstifter im Sinne der Menschenliebe und Großmut zur Geltung zu bringen berufen wären? Sie sind aber durch Machtinteressen vielfach bei dem Kampf ums Dasein so stark beteiligt, daß sie von den nationalen und sozialen Ueberhebungen und Erbitterungen an vielen Stellen in starke Mitleidenschaft gezogen werden. So kommt es, daß auch die hohen Lehren der Weisheit und Güte, der Friedfertigkeit und Großmut, welche dem Stifter des Christentums in den Mund gelegt und in Leben, Leiden und Tod der ehrfurchtgebietenden und rührenden Jesusgestalt so eindrucksvoll verkörpert sind, auch von den Vertretern der christlichen Konfessionen in einer weit überwiegenden Zahl von Fällen mehr im Munde geführt als wirklich befolgt und zur Richtschnur des Lebens gemacht werden.

Das stärkste an Unweisheit blieb aber doch jenen, von Dr. Thal zitierten theologischen Aeußerungen vorbehalten, welche sich nicht entblöden, selber die maßgebendsten Grundsätze christlicher Ethik zugunsten einer völlig ephemeren nationalen und sozialen Kampfstimmung fallen zu lassen.

Es ist charakteristisch, daß dies unmittelbar von berufenen Angehörigen einer Staatskirche ausgeht, welche allerdings in ganz besonderem Grade von dem Rausche militaristischer und nationaler Erregungen nicht ergriffen wird. Der Umstand, daß einige dieser Grundlehren christlicher Ethik in Gleichnisreden und Beispielen von einer besonderen, fast zum Spott herausfordernden Schärfe und Uebertreibung der Fassung enthalten sind, darf doch Keinen, der über diese Fragen nachdenkt, auch nur einen Augenblick an dem Kern dieser hohen Weisheitslehren und der in ihnen enthaltenen Extremnis der Naturgesetze der Seelenwelten und ihres Gemeinschaftslebens irre machen. Und im tiefsten Grunde stimmen diese Lehren ja auch völlig überein mit dem wesentlichen Inhalt und Sinne erhabenster indischer, jüdischer und griechischer Lebenslehren und Weltgedanken.

Es gibt jedenfalls sehr ernst zu denken über den Beruf der Vertreter irgend welcher Religions- oder Weltanschauungs-Gemeinschaften zur Leitung der sittlichen Erziehung der künftigen Menschheit, wenn wir sehen, wie leicht dieselben infolge der Gewöhnung an überschwänglichen Gemeinschafts-Enthusiasmus in Gefahr kommen, das wahrhaft Gemeinsame und Menschenverbindende einfachen folgerichtigen und gewissenhaften Denkens über die Gesetze der Seele und des Zusammenlebens in den Wind zu schlagen.

Die Bremer Lehrerschaft und ihre Kritiker.

(Schluß.)

Damit ist auch manches schon ausgesprochen, was ich zu der dreifachen Zukunftsvorwegnahme F. W. Schieles zu sagen habe. Er arbeitet mit dem — wie er zugeben wird — gewiß nicht ganz einwandfreien Mittel der phantastischen Utopie, und führt uns das Verhältnis von Schule, Lehrer und Geistlichkeit vor zunächst nach dem Siege der Bremer Lehrerschaft, also nach Abschaffung des Religionsunterichts und Einführung des Moralunterrichts. Dann — 50 Jahre später — läßt er dieselbe Lehrerschaft mit Gründen,

Digitized by Google

die denen der heutigen Denkschrift ziemlich parallel laufen, die Abschaffung des — Moralunterrichts aus der öffentlichen Schule durchsetzen, um wieder 50 Jahre später zu zeigen, wie nun die Entleerung des staatlichen Unterrichts von allen gesinnungsbildenden Stoffen und die damit unausbleiblich verbundene Herabdrückung des Lehrerstandes zu dem bloßer Unterrichtshandwerker die Forderung der Wiedereinführung des Religionsunterrichts in die Schule zur Folge hat. Daß dabei eine Reihe von Annahmen, die auch anders angenommen werden könnten, mit unterläuft, geht aus dem ganzen hypothetischen Charakter des Verfahrens hervor. So gleich dies: Nach der offiziellen Abschaffung des Religionsunterrichts und seiner Ueberlassung an die Geistlichen auf Wunsch der Eltern schreibt Schiele: „Aber merkwürdig: sie wünschten ihn alle. Auch die Sozialdemokraten. Ein paar alte Lichtfreunde und verstaubte Freigemeinder, die dagegen waren, verschwanden in der Masse.“ Ob hier nicht der Wunsch der Väter des Gedankens ist? Schiele scheint sich über das Maß des offiziellen Religionsdienern von der Masse der Bevölkerung entgegengebrachten Vertrauens doch schmerzlich zu täuschen, und zieht jedenfalls zu wenig die psychologische Stimmung der Sieger in Rechnung.

Aber mag diese selbst rasch verstiegen: selbst da, wo heute schon der Religionsunterricht von Geistlichen, immerhin noch im Schulverbande, aber fakultativ erteilt wird, wie z. B. in der Schweiz, pflegen bereits über 25 % der Schüler einfach dispensiert zu werden, obwohl ihnen kein vernünftiger Sitten- und religionsgeschichtlicher Unterricht als Ersatz geboten ist. Auch die Statistik der übrigen Länder, wo ein, ziemlich anfechtbarer, Moralunterricht in den Elementarschulen an die Stelle eines obligatorischen Religionsunterrichts getreten ist, also Frankreichs, Italiens, Hollands, der Vereinigten Staaten, unterstützt keineswegs die kühne Annahme Schieles.

Ebenso willkürlich ist seine zweite Annahme. Die Verweisung des Religionsunterrichts aus der Schule an die Geistlichkeit *kann* gewiß eine Fanatisierung und Auslieferung an die strengere orthodoxe Richtung zur Folge haben, nämlich wenn in leidenschaftlichem „Kulturkampf“ „geistliche Schulen“ der „gottlosen liberalen Staatsschule“ entgegengesetzt werden. (Hier handelt es sich aber nicht um geistliche Schulen, sondern um zwei Wochenstunden!) Es *kann* aber auch gerade im Gegenteil die Notwendigkeit des Wettbewerbs mit der dem allgemeinen Bildungsstand besser entsprechenden staatlichen Schule die Geistlichkeit veranlassen, ihren Religionsunterricht von allen abstoßenden Härten des Dogmatismus zu säubern. Schiele nimmt ohne weiteres das Erste an. Tut er das aber, dann schwebt seine Folgerung in der Luft, daß eben dieser dogmatisierte, intolerante und fanatisierte Religionsunterricht zweier Stunden den ganzen Erziehungsplan der religionsfreien bremischen Schule zu nichte machen würde. Er hat schon recht, wenn er den Umstand, daß „der Geistliche semper idem ist, während der Schullehrer stets wechselt“ zugunsten des Religionsunterrichts bucht. Dieser Fehler aber ist leicht zu vermeiden, wenn man den ethischen Jugendunterricht durch alle Klassen in die Hände eines Fachmanns legt. Aber er hat nicht recht und schlägt seiner eigenen Ueberzeugung von der Verwerflichkeit und Reformbedürftigkeit des orthodoxen Religionsunterrichts ins Gesicht, wenn er uns glauben machen will, katholische und protestantische Muckerei könnte in freiem Wettbewerb mit weltlicher Wissenschaft den Sieg davon tragen. Vielmehr wird mit großer Wahrscheinlichkeit die bloße Existenz eines staatlichen Sittenunterrichts und einer neutralen religionsgeschichtlichen Unterweisung liberalisierend auf den geistlichen Unterricht wirken. Die Kirche kann bekanntlich, je nach dem, auch anders.

Ein sophistisches Meisterstück ist nun weiter die vorgeahnte Denkschrift von 1955: „Moralunterricht oder nicht?“ Weil die Teilnahme an ihm „eine erzwungene“ sei, weil man die Kinder „mit allen erzieherischen Mitteln nötigen wolle, sittliche Menschen zu werden,“ weil Moral niemals auf Zwang und Autorität, sondern auf Freiheit begründet werden könne, müsse der obligatorische Moralunterricht aus der Schule heraus. Der *Inhalt* des Sittengesetzes wechsele, unterliege dem Gesetz der Entwicklung; die Ueberlieferung der traditionellen Sitte und des bestehenden Rechts beeinträchtige die verfassungsmäßig gewährleistete Gewissensfreiheit. Kein Lehrer dürfe gezwungen werden, wider seine Ueberzeugung ethische Dogmen vorzutragen; die ethischen Ueberzeugungen der Einzelnen aber wiesen eine bunte Musterkarte, von denen noch ganz in der Vergangenheit wurzelnden sittlichen Empfinden bis zu dem Propheten der Zukunftsmoral auf. An Stelle des Sittenunterrichts dürfte höchstens — nach Analogie des religionsgeschichtlichen Unterrichts — ein rein historischer Unterricht in der Sittenkunde erteilt werden. —

Es ist klar, daß die Argumente gegen den Zwangscharakter des Moralunterrichts sich überhaupt gegen jeden Unterrichtszwang, gegen die Berechtigung der Erziehung an sich geltend machen ließen. Schiele vertauscht die Nötigung, sich als künftiger Staatsbürger überhaupt erziehlichen und bildenden Einflüssen auszusetzen, unter der Hand mit dem angeblichen Zwang, ein sittlicher Mensch nach staatlichem Normatmaß zu werden. Und er unterschlägt dabei die interessante Tatsache, daß gerade gegen diese Zwangsmoralisierung und Uniformierung (ins Religiöse übersetzt: Zwangschristianisierung), die moderne Ethik Sturm läuft, daß es also hieße, sie ihren eigensten Prinzipien zuwiderhandeln zu lassen, wenn man annimmt, daß sie auf eine sittliche Orthodoxie hinauswollte. Dabei berücksichtigt er gar nicht den ungeheuren und hierbei ausschlaggebenden Unterschied zwischen Religion und Moral, daß jene der Vernunft fertige (sei es nun geoffenbarte oder entwickelte) *Wahrheit* zu überliefern beanspruch, während die Moral nichts als den Willen zum Guten kennt und zugunsten einer ewigen Neubildung und Klärung der sittlichen Begriffe auf jede Festsetzung absoluter Wahrheit *bewußt verzichtet*[*]). Daraus folgt: der Religionslehrer, der die kirchliche oder religiöse Wahrheit anzweifelt, ist freilich ein Ketzer; der Morallehrer, der für sich oder mit seinen Schülern die geltende Sittlichkeit kritisiert, prüft, verwirft sogar, ist eben darin ein echter Ethiker. Er teilt nichts Fertiges mit, sondern erteilt zur Selbstarbeit an.

Religion ist, als Konfession, entwicklungsunfähig geworden und kann daher nur Missionare brauchen, die den fertigen Artikel exportieren; Moral ist selbst Entwicklung des von der Vernunft geleiteten Willens und fordert — im Vergleich zu bleiben — Ingenieure, Techniker, Erfinder und Künstler, die durch ihr Vorleben und Vornachen die eigene Produktionskraft der Jugend wecken wollen. Darum ist die Gefahr überaus gering, daß sie einmal dogmatisch versteinere und die Gewissensfreiheit ihrer Lehrer bedrohe.

Und nun das dritte Zukunftsbild. Dem Lehrerstand ist durch Beseitigung von Religions- und Moralunterricht jeder Einfluß auf die Gesinnungsbildung abgeschnitten. Er unterrichtet handwerksmäßig Kenntnisse und Fertigkeiten. Sein Ansehen ist aufs tiefste gesunken. Dagegen steht die Geistlichkeit groß da. Freilich muß Schiele hier wieder ein ganz plötzliches Wandelbild einschieben. Zwar hatte er noch eben behauptet, die Ueberweisung des Religionsunterrichts an die Geistlichkeit sei der intoleranten, dogmatischen Orthodoxie zugute gekommen; jetzt „ist die orthodoxe Welle alsbald wieder zurückgeflutet“ und der Stand hat „eine erfreuliche innere Wandlung erfahren.“ Die Herren Geistlichen haben sich nämlich — sehr zum Schaden ihrer Rechtgläubigkeit — mit der weltlichen Bildung befassen müssen,

[*]) Näheres habe ich in „Zum Kulturkampf um die Schule“ (Leonh. Simions Nachf. Berlin 1906), wo das ganze Problem schon aufgeworfen ist, auf S. 90 ff. ausgeführt.

Digitized by Google

mit der „Pädagogik Pestalozzis, Schleiermachers und der Kantischen Philosophen." Und nun entwickelt Schiele ein wunderhübsches Bild von einem durchweg psychologisch und pädagogisch begründeten und methodisch unantastbaren Religionsunterricht. Er ist, kurz gesagt, eine Anleitung zum Erleben der undogmatischen Religiosität, „Entwicklung von Innen, nicht Hineinbildung von außen." „gegründet, ebenso wie die sittliche Unterweisung, auf die unbedingte Achtung vor der Freiheit des Gewissens, des Kindergewissens."

Vortrefflich. Kein Wunder, daß man diesen „Religionsunterricht" so wenig wie einen solchen Sittenunterricht (wenn sich beides hier überhaupt noch trennen läßt!) nicht länger außerhalb des Schulorganismus stehen lassen will. Er hält wieder seinen feierlichen Einzug in die Schule. Was aber die Theologen sich in einem Jahrhundert langsam erarbeiten mußten, das „hätten die Lehrer schon 1905 gekonnt, wenn sie nur gewollt hätten." Es hätte für sie „nur der Vertiefung in die Religionspädagogik ihrer Zeit bedurft, um schon damals — ohne Abschaffung des Religionsunterrichts und ohne viel Umwälzungen im Stoffplan — die jetzt so viel gepriesene Unterrichtsweise zu erlernen."

Man faßt sich unwillkürlich an den Kopf, ob man träumt oder wacht. Wenn das keine Utopie ist, dann kenne ich keine. Merkt denn Schiele nicht, daß gerade, weil sie das wollten, aber eben nicht konnten, weil ihnen jeder geistliche Schulinspektor auf die untheologischen Finger klopfte, die Lehrer von 1905 gegen den Religionsunterricht, nicht gegen den eben geschilderten, sondern gegen das Zerrbild von 1905, von der „fest vorgeschriebenen Form," Protest erheben mußten? Daß ohne diesen Protest, ohne diese meinetwegen radikale Forderung: Weg mit dem Religionsunterricht überhaupt, wenn ihr uns schon keinen vernünftigen geben lassen wollt!, die von ihm so schön geschilderte Entwicklung niemals eingetreten wäre? Daß sein „Religionsunterricht" einfach das ist, was die Bremer in ihrer Denkschrift mit der doppelten Forderung des Sittenunterrichts und der objektiven religionsgeschichtlichen Unterweisung, vielleicht nicht so gewandt, wie er, aber ebenso ernst, als ihr Ziel hinstellen? So schießt man auf die eignen Bundesgenossen, weil die Leute nicht den vorschriftsmäßigen Helm auf dem Kopfe haben!

Um den Namen werden wir wahrhaftig nicht streiten! Vorläufig gehört uns das, was Schiele und Schian mit Religion bezeichnen, einfach zur sittlichen Vollbildung des Menschen. Eben, um die Jugend religiöser zu machen als der übliche Religionsunterricht das zuläßt, kämpfen wir unter der Fahne des „Moralunterrichts," der „Lebenskunde" oder der „weltlichen Erziehung." Religiosität gehört zur Sittlichkeit, aber nicht Religionsangehörigkeit oder gar Konfessionalität. Und die Herren werden zugeben müssen, daß das, was von kirchlicher Seite unter Religion verstanden wird, sich mit ihrer Religion herzlich schlecht deckt. Und mit unserer Ethik.

Gemeinsam ist uns der Gegner: der Pharisäergeist, der aus der freiesten vom tiefsten Herzen quellenden Höherbewegung des menschlichen Geistes — nennen wie sie nun Sehnsucht nach Gott oder Drang zur Vervollkommnung — eine an den Buchstaben und das Dogma geschmiedete Zwangsbreffur der Jugend machen will. Gemeinsam ist uns die ernste Sorge um die schwer gefährdete sittlichreligiöse Entwicklung unseres Volks. Sollten wir uns da nicht, unbeschadet, aber auch ungeachtet der kleinen Stimmungsverschiedenheiten, die uns trennen, schon um gegenseitig unsere Einseitigkeiten abzuschleifen, zusammenschließen mit jedem ernstlich das gleiche Ziel Erstrebenden, zu dem hohen und großen Zwecke der Befreiung unserer Schule von einer orthodoxen Parteiherrschaft und kirchenpolitischen Bevormundung, die jedem religiösen und sittlichen Empfinden ins Gesicht schlagen? —

R. P.

Das neue „Volksheim" in Wien.

Nicht jede Stätte der Volksbildung vermag dem Ethiker ein lebhafteres Interesse abzugewinnen, verbürgt ja doch intellektuelle Bildung noch keineswegs einen höheren Grad von Gesittung. Wie oft leibt erst die sogenannte höhere Bildung der Flachheit und Beschränktheit die Mittel des Ausdrucks und wirkt so einer innern Vertiefung, wie eine sittliche Kultur sie erfordert, direkt entgegen. Um so lebhafter erwacht aber unser Interesse, wo so freudiger ist unsere Anteilnahme, wenn mit einer Veranstaltung begegnen, wie der des Wiener Volksheims, die in so hohem Grade alle Vorbedingungen für eine wirkliche Volksbildung erfüllt, deren Ziel nicht bloßes Wissen, sondern edleres Menschentum auf Grund tieferer und umfassenderer, sittlicher Bildung ist. Diese bewunderungswürdige Schöpfung hat sich in kurzer Zeit aus kleinen Anfängen — ich möchte nicht sagen zu ihrer jetzigen Höhe, denn diese zeichnete sie vielmehr von Anfang an aus, wohl aber zu ihrem jetzigen Umfange und ihrer jetzigen Bedeutung entwickelt. Das Wiener Volksheim verdankt seine Entstehung der Anregung von Hörern der volkstümlichen Universitätskurse, die den Wunsch äußerten, das Wissen, welches jene, auf eine bestimmte Zahl von Vorträgen beschränkten Kurse ihnen vermittelt, zu befestigen und zu vertiefen. Vermutlich hat gerade der Umstand dem Volksheim eine so erfreuliche Entwickelung geschert, daß von vornherein die Arbeiterschaft, bezw. die Kreise, für die das Volksheim in erster Linie geschaffen worden, mitberaten den Vertretern der Wissenschaft zur Seite standen. So wurden Vortragskurse von längerer Dauer, je nach dem sich äußernden Bedürfnis ins Leben gerufen. Von Anfang an wurde die Pflege einer edlen Kameradschaftlichkeit im Kreise der Mitglieder mit in Betracht gezogen, so daß Räume zu geselligen Zwecken, Leseräume, in denen gemeinschaftlich geschwiegen und Konversationszimmer, in denen gemeinschaftlich gesprochen wurde, neben den Hörsälen gebraucht wurden. Da nun die Zahl der Kurse und die Zahl der Mitglieder schnell wuchs, stand eigentlich von Anfang an die Notwendigkeit eines eignen, den speziellen Bedürfnissen des Volksheims entsprechend gebauten Hauses den Leitern des Unternehmens klar vor Augen. Als nach nur vierjährigem Bestehen des Vereins der Grundstein zu dem kürzlich eröffneten, eignen Heime gelegt wurde, hatte sich das Volksheim schon derart die Sympathien der werktätigen Bevölkerung Wiens erworben, daß diese Grundsteinlegung in dem dichtbevölkerten Arbeiterbezirk „Ottakring" zu einem wahren Volksfest wurde. Die Aufgabe, die das Volksheim erfüllen soll, der Geist, in welchem seine Begründer dieselbe ersonnen, geht aus folgenden Worten der Urkunde hervor, die dem Grundstein beigelegt wurde. „Am 24. Februar 1901 gründeten Arbeiter, Bürger und Hochschullehrer den Verein „Volksheim" als eine Stätte höherer wissenschaftlicher Ausbildung und reinen künstlerischen Genusses für die breiten Schichten des werktätigen Volkes . . . . Was Volksbildungsvereine und volkstümliche Universitätskurse anbahnen, wurde hier in zahlreichen Lehrgängen und Laboratorien fortgeführt. Jedem Strebenden vermittelt das Volksheim in strenger Unparteilichkeit, aus Freude an Tages fern die gesicherten Erkenntnisse der Wissenschaft und die reichen vollen Schöpfungen der Kunst . . . . Mögen in diesem Hause des „Volksheim," als Heim der freien, hohen Schule des Volks durch die Strahlen des Lichts die Köpfe erhellt und die Herzen erwärmt werden. Vertiefung und Erhebung des Lebens bedeute es allen Aufwärtsringenden und diene den besten Hoffnungen der Zukunft!"

Am fünf. d. November, also vor wenigen Tagen, fand die Eröffnungsfeier im neuen Gebäude des „Volksheims" (Koflerhof 7) statt. Tausende durchwanderten an diesem Tage die neu eröffneten Räume. Als ein einfach, aber vornehm wirkender Bau stellt sich das neue Volksheim dar, mit seinen 3 Stockwerken und der Front von 20 Fenstern. Der große Vortragssaal faßt bequem 600 Personen. Bis ins Souterrain herab und bis unters Dach ist jeder Raum aus Glücklichste für die Zwecke des Vereins ausgenützt. So verlockend auch eine Aufzählung all der verschiedenen Hörsäle, Laboratorien, Sammlungen, Studierzimmer, Ateliers usw. wäre, müssen wir uns doch hier versagen, um etwas näher auf das, was den Geist dieses Hauses ausmacht, eingehen zu können, nämlich auf die Art der hier gebotenen Bildung. Hat nicht der „People's Palace" in London Räumlichkeiten zur Verfügung, die jenen des neuen Volksheim nach überlegen sind und ist nicht doch diese Stätte der Bildung eine überwiegend technische geworden, ganz anders, als ursprünglich geplant war?

Das Wiener Volksheim aber verdient vollauf den Namen der Volksuniversität, den man ihm gegeben, und hierin, nicht in dem neuen, schönen Rahmen, den es für seine Tätigkeit gewonnen, liegt seine Bedeutung. Im Volksheim können tatsächlich alle Kreise des Volkes Belehrung finden. Die Kurse, von denen einzelne 3—4 Jahre umfassen, sind so differenziert, daß sie Hörern, die nur eine Landschule besucht haben und sich die elementarsten Kenntnisse erst aneignen müssen, eben so gerecht werden, wie

Digitized by Google

Leuten auf viel höherer Bildungsstufe, bis heraus zu Universitätsstudenten, ja zu Professoren, und so gründlich, daß z. B. ein junges Mädchen, welches im Volksheim 2 Jahre englisch studierte die Staatsprüfung für Sprachlehrerinnen ablegte, und daß vor kurzem ein Gymnasialprofessor den Vorsitzenden über unsere deutsche Literatur bewohnte, weil die Universität die betreffende Epifode noch nicht behandelt.

Es wurden im Volksheim während des letzten Jahres 73 verschiedene Kurse gelesen aus dem Gebiet der Rechts- und Staatswissenschaft, Philosophie, Sprache, Literatur und Kunstgeschichte, Mathematik, Physik, Chemie, Technik, Naturwissenschaften und Medizin, außerdem wurde Unterricht erteilt im Zeichnen nach der Natur, Gesang und Schönschreiben. Der weitern Vertiefung in einzelne Zweige des Wissens dienen die Arbeiten im chemischen Laboratorium und in den Kabinetten für experimentelle Psychologie, Naturgeschichte und Physik, dem engeren Zusammenschluß der Mitglieder zur Arbeit im kleineren Kreise dienen die besonderen Klubs und Fachgruppen, wie die staatswissenschaftliche, philosophische, naturgeschichtliche, literarische usw. Durch Regitationen, Musik und Vortragsabende, durch gemeinsame Exkursionen wird das kameradschaftliche Gefühl der Mitglieder gepflegt. Eine wissenschaftliche Bibliothek von ca. 6000 Bänden steht den Mitgliedern des Volksheims zur Verfügung. Durch das Zusammenwirken von Volksheim, Volksbildungsverein und volkstümlichen Universitätskursen wird die Fülle des Gebotenen schier unerschöpflich. Die erste öffentliche Volkslesehalle Wiens, eine ganz neue Schöpfung des Volksbildungsvereins, hat in dem Volksheim am Kofferpark Unterkunft gefunden, wie auch die große Auskehbibliothek desselben Vereins, während der große Vortragssaal für die volkstümlichen Universitätskurse zur Verfügung gestellt wird. Obgleich, wie schon gesagt, Mitglieder aller Stände und Berufsarten, auf den verschiedensten Bildungsstufen stehend im Volksheim Belehrung finden, bleibt die Hauptaufgabe des Vereins, wie von Anfang an, darin bestehen, jenen Kreisen der Bevölkerung, die durch die bestehende Gesellschaftsordnung benachteiligt sind, höhere Bildungsmöglichkeiten zu erschließen. Alle Kurse finden abends statt, die Unterrichtenden sind zumeist Universitätsdozenten und Professoren. Der jährliche Mitgliederbeitrag beträgt 6 Kronen (1 Krone Einschreibegebühr) für Mitglieder von Gewerkschaften, Leser der Volksbibliotheken, Hörer von Universitätskursen, für andere Personen 10 Kronen. Die Mitgliederzahl belief sich 1904 auf rund 1300 Personen.

Es darf die Wiener mit Stolz erfüllen, daß im Vorstande des Vereins „Volksheim" (Obmann: Universitätsprofessor Dr. A. Becke) Vertreter der verschiedensten Lebensstellungen und politischen Richtungen einträchtiglich zusammenwirken; so ist z. B. die sozialdemokratisch gesinnte Arbeiterschaft durch den bekannten Abgeordneten Pernerstorfer vertreten. Wie tief die fortschrittlich gesinnte Arbeiterschaft empfindet, daß ihr bestes Streben im Volksheim Förderung und Verständnis findet, beweisen folgende Zeilen, die uns mit einer Schilderung der Eröffnungsfeier vom 5. November nachträglich zugehen: „Gegen Schluß der Feier kamen lange Züge von Arbeitern auf ihrem Rückwege von dem Demonstrationsspaziergange für das allgemeine Wahlrecht am „Volksheim" vorüber; jeder Zug machte vor dem Gebäude Halt und bereitete der neuen Bildungsstätte stürmische Ovationen. Es war ein beeindruckender Anblick: der ganze Platz angefüllt mit festlich Gestimmten, der jungen Volksbochschule zujubelnden Menschen, während aus allen Fenstern des neuen Hauses die sympathische Begrüßung der Arbeiterschaft durch Tücherschwenken erwidert und so der Bund zwischen Wissen und Arbeit augenfällig bekräftigt wurde."

Wie hier im Volksheim der Bund zwischen Wissen und Arbeit beschlossen, der Zusammenhang zwischen intellektueller und sittlicher Bildung erkannt ist, so steht zu hoffen, daß eine spätere Entwickelung die Bedeutung der direkten, sittlichen Beeinflussung erkennen, ihr Rechnung tragen und so die Einwirkung, die von solcher Bildungsstätte ausgeht, bis in ihre feinsten Möglichkeiten auslosen wird. Ein Kurs, der das Leben selbst, mit seinen Höhen und Tiefen, seinen Forderungen an unser sittliches Sein behandeln würde, wäre freilich neuer selbst als jener literarische Kurs, der der Universität noch nicht gelesen wird, aber wie segensreich könnte er sein, welche Hilfe, welcher Ansporn für die vielen jungen Leute, die das Volksheim umfaßt! „Man läßt sich nicht von jedem ersten Besten „Moral" predigen —" nein! gewiß nicht! aber warum nicht von den Besten? Wir tun es ja in jedem guten Buche, das wir lesen. Und wo ist der junge Mensch, dem nicht gelegentlich die Sehnsucht kommt, Fragen und Forderungen, die sich oft zu widersprechen scheinen, nicht blos stumm in sich zu verarbeiten, sondern von einem reiferen Geiste, der all das kennt, was in ihm gährt, geordnet, gesichtet dargestellt zu hören, Fragen stellen zu können? Wenn die Besten die Notwendigkeit einer solchen sittlichen Leitung erkannt haben, werden auch die Lehrer da sein, die Methoden. Doch dies nur als ein Wunsch für die Zukunft. —

Wenn flache, oberflächliche Bildung eine Gefahr ist für die innere Kultur des Menschen, so erkennen wir freudig in einer Stätte, die Bildung von solcher Tiefe und Gründlichkeit vermittelt, wie das Volksheim, einen Bundesgenossen von eminentem Werte für den wahren Kulturfortschritt an und begrüßen den Verein in seinem neuen Heim mit einem herzlichen „Glückauf."

Emily Altschul.

Streiflichter.

Zum Arbeiterversicherungskongreß in Wien.

Es ist eigentümlich, wie die scheinbar unlösbaren Probleme sofort zu leichtlöslichen werden, wenn statt des persönlichen Interesses das rein sachliche allein berücksichtigt wird. Der Arbeiterversicherungskongreß quälte sich vergeblich mit der so selbstverständlichen Forderung einer Vereinigung aller Versicherungen ab; sie kamen zu keinem Ziel, weil die Regierung, die Sozialdemokraten, die Kassenvorstände, jedes seine eigenen heimlichen Ziele verfolgte und keiner das rein humane Interesse über das Eigeninteresse stellen mochte. Die besten Vorschläge scheiterten daran, daß keiner den humanen Standpunkt, um dessentwillen man zusammenkommen vorgegeben hatte, über seine Eigenwünsche stellen wollte. Entweder wollten die Krankenkassen nicht die Invalidenkassen entlasten, oder diese die Unfallskassen mit dem belasten, was sie zu tragen hätten, oder die Regierung nicht den Sozialdemokraten und diese nicht einer konservativen Gruppe die Leitung des Versicherungswesens überlassen. Es vergißt eben in so kleinlichen Zeiten jeder das Interesse der Allgemeinheit über seinen eigensüchtigen Bestrebungen.

Der Vorteil der Allgemeinheit, richtig verstanden, fordert einfach, daß eines jeden Menschen Existenz gesichert sei, gleichviel ob Krankheit, Unfall oder Arbeitslosigkeit und Alter ihn heimsuchen. Es ist sicherlich, daß sich die Kranken- und Unfallkassen den Arbeitslosen einander zuschieben, bis er endlich in der Invalidenkasse endet. Human ist es nur, wenn von dem Grundsatz ausgegangen wird, daß jedem von der Allgemeinheit Hilfe gebührt, wenn er selbst sich nicht genügend helfen kann, sei der Grund seiner Erwerbslosigkeit oder -minderung Krankheit, Unfall, Alter oder Arbeitsmangel.

Aber dabei sei eines zu berücksichtigen: die Hilfe schütze ihn vor der äußersten Not, stelle seine Kräfte wieder her, aber sie gleiche nicht völlig den Schicksalsschlag aus, der ihn getroffen; denn man darf vom ethisch erziehlichen Standpunkt wohl den Menschen vor Not schützen, aber nicht vor dem vom Schicksal verhängten Entbehren und Leiden, dessen großer Wert für die Entwicklung der Persönlichkeit nicht ausgeschaltet werden darf. Dadurch würde jede unrechtmäßige Ausnützung der Kassen von ganz oder halb Arbeitsfähigen verhindert; denn das Verlangen, mehr zu erwerben als die augenblickliche Notdurft würde Simulanten und Faule bald zur Arbeit bewegen. Ganz Arbeitsscheue könnten vielleicht auch um des knappen von den Kassen gelieferten Unterhalts willen simulieren; aber selbst das würde nicht einen großen Unterschied für die Allgemeinheit machen, da diese ohnehin als Vaganten und Bettler von der Allgemeinheit erhalten wurden; es wäre nur geregelter durch die Kassen.

Die Erwerbslosigkeitsunterstützung wäre jedem zu geben, aber damit wäre die Pflicht verbunden, nach Kräften und Gaben die von den Versicherungsgesellschaften (die zugleich öffentliches Arbeitsamt sein müßten) vergebene Arbeit täglich zu leisten. Anstatt Geldunterstützung wäre den Angehörigen ebenfalls Verdienst, und womöglich der lohnendste Verdienst zuzuweisen, nicht aber in dem Maße, daß das Unglück des Ernährers von der Familie als Glücksfall empfunden würde, ein ganz unethischer Erfolg, der heute schon oft in den Angehörigen den häßlichen Wunsch weckte, der Vater oder sonstige Ernährer möchte nur weiter so leiden, weil es der Familie da pekuniär besser gehen würde! Reuesfalls dürfte die Unterstützung in gleicher Höhe mit dem sonstigen Ver-

Digitized by Google

dienst sein, weil dann das Streben nach Genesung, nach freier Arbeit, nach Anspannung der Kräfte zum Schaden der Volkswohlfahrt ausgeschaltet würde. Eine Ausnahme machen natürlich die Alten und Unheilbaren, die wieder ein besseres Leben haben sollen als sie früher gehabt.

So würde der Gerechtigkeit völlig Genüge geschehen; es würden die Anomalien verschwinden, es würde noch Erwerbsfähigen Unterstützung nur gegen leichte Arbeit gegeben, damit nicht Neid der Arbeitenden gegen den Verunglückten oder Kranken aufkommen könne, und es würden die Kassen so entlastet, daß für die wirklichen Bedürfnisse: Herstellung der Kranken und Schwachen und Lebensverlängerung aller nicht gespart zu werden brauchte, wie es jetzt der Fall.

Der Hauptvorzug wäre aber die Herstellung der natürlichen Gerechtigkeit; denn wo gegen diese gefrevelt wird, entweder durch unverdientes Almosen oder ungenügende Hilfe, durch Ausschaltung des Antriebs zur Arbeit oder der Familienliebe, oder der natürlichen reifenden Folgen des Leids, da bilden sich ungesunde Verhältnisse heraus, wie jetzt bei dem Versicherungswesen, so daß dann alle Parteien im so entstandenen Trüben fischen wollen.

Für die Leitung der Versicherungskörper gelte allgemeines Wahlrecht, wie für andere städtische oder ländliche Zivilbehörden, und der Staat übe nur ein Kontrollrecht aus, wie über andere gemeinnützige Einrichtungen.

Der wahre humane Geist vernichtet alle Interessenpolitik und räumt alle Hindernisse aus dem Weg zu höherer Gesittung und geistiger Erfassung des Menschenlebens.

A. von Berg.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung München. Im Anschluß an ein Referat mit nachfolgender Diskussion über die Denkschrift der bremischen Lehrerschaft: „Religionsunterricht oder nicht?“ wurde einstimmig folgende Resolution angenommen:

Die Ortsgruppe München der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur in Uebereinstimmung mit anwesenden Münchener Lehrern spricht der bremischen Lehrerschaft für ihre Bemühungen, die Schule aus den Fesseln einer dogmatischen mit dem Erkenntnissen der Wissenschaft nicht länger vereinbaren Weltanschauung zu befreien, ihre volle Anerkennung aus und billigt den Antrag auf Abschaffung des konfessionellen Religionsunterrichtes und Einführung einer wissenschaftlich-sittenlehre verbunden mit universaler Religionsgeschichte und einer zu bewußter Hingabe an die allgemein menschlichen und staatsbürgerlichen Pflichten anleitenden Welt- und Lebenskunde.

* * *

Abteilung Magdeburg. In der Gesellschaft für ethische Kultur sprach Herr Rektor Dr. Fleisch über die Freiheit des Willens. Der Vortragende erläuterte den Begriff der kosmologischen transzendentalen Freiheit und zeigte, daß dieser weder mit dem Begriff der Kausalität noch mit dem der Notwendigkeit oder dem des Naturgesetzes in Widerspruch stehe. Hierauf wurde der Begriff der moralischen transzendentalen Freiheit erörtert und gezeigt, daß Freiheit im moralischen Sinne Unabhängigkeit unseres Willens von der Sinnenwelt und Bestimmung desselben durch die Vernunft bedeutet. Nach dieser Bestimmung dürfe man nicht den Willen, sondern die Vernunft frei nennen. In diesem Sinne sagt Milton: „Was der Vernunft gehorcht, ist frei.“ Die moralische Freiheit ist nach Kant die notwendige Voraussetzung des Sittengesetzes und dieses der hinreichende Grund zu der Behauptung, daß es eine moralische Freiheit wirklich gibt. Nachdem der Vortragende dann gezeigt, wie das Begehren entsteht und wie es zum Wollen wird, wies er nach, daß unser Wollen entweder durch die Sinnlichkeit oder durch logische, ethische, ästhetische Urteile, kurz durch Verstand und Vernunft bestimmt oder determiniert wird, daß hiernach nicht das Wollen, sondern der Wollende frei genannt werden dürfe. Man habe also unter Freiheit des Willens die Selbstbestimmung des Wollens durch logische, ethische, ästhetische Urteile zu verstehen. Die Fähigkeit dieser Selbstbestimmung sei den Menschen nicht angeboren. Er erlange sie durch Unterricht und Erziehung. Es sei die sittliche Pflicht jedes Menschen, sich diese Fähigkeit zu erwerben, besonders die Fähigkeit, sein Wollen und Handeln durch sittliche Ideen, durch sittliche Grundsätze zu bestimmen. Diese Pflicht ästze er an

Vortragende in das Schlußwort: „Hüte Dich vor jeder Disharmonie Deines Wissens und Wollens und vor jeder Verletzung Deines sittlichen Urteils. Bewahre Dein Wissen von den ethischen Ideen stets rein und folge ihnen gern.“ An die Ausführungen schloß sich eine sehr interessante Besprechung.

„Magdeburgische Zeitung.“

* * *

Oranienburg-Eden. Im Anschluß an den Bericht in Nummer 20 der „Ethischen Kultur“ soll ich heute kurz über die Konstituierung der „Edener Abteilung der D. G. E. K.“ berichten.

Am Sonntag, den 8. Oktober sprach der Unterzeichnete über die Bedeutung der Kolonie, deren Ausbau wie rationelle Benutzung, um dieselbe zu einem ihrer Anlage entsprechenden Bildungsmittel zu machen.

Hierauf wurden die Wahlen vorgenommen; und zwar sind in den Vorstand gewählt: Frau Seiler, Frl. Grüneberg, die Herren Luck, Louis, Kanzer und Rehländer.

Die Mitglieder traten alsdann in die Besprechung über die Tätigkeit im bevorstehenden Winterhalbjahre ein. Es wurde beschlossen, Diskussions- und Leseabende in regelmäßiger Folge zu veranstalten, sowie jeden Monat einen Vortragsabend. Die angezeigte Bildung einer Vegetarischen Gruppe der „D. G. E. K.“ wurde vertagt, da vorerst mit allen Kräften und verfügbaren Mitteln für den Ausbau der „Edener Abteilung der D. G. E. K.“ gesorgt werden soll.

Als Resultat der bisherigen Bemühungen ist also die erfreuliche Tatsache zu konstatieren, daß nun 36 Mitglieder der Obstbaukolonie Eden die in dem 10jährigen Bestehen der Kolonie angesprochenen latenten Kräfte auf dem Gebiete der ethischen Kultur beleben wollen, um sich hier auf diesem Vorpostenfeld in märkischer Heide als werdende Kraft in den Dienst der Volksgenossen zu stellen.

A. P. Luck, Buchhändler, Oranienburg-Eden.

Berlin NW., Alt-Moabit 109.

Bücherschau.

Die religiöse Frage und die Schule. Zur Umgestaltung des Religionsunterrichts. Von Dr. August Ruffarth, Realgymnasialoberlehrer in Jena. Erstes und zweites Heft. Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr (Siebeck). 1905. 178 und 131 S.

Ruffarth, der sich auch auf philosophischem Gebiet durch eine tüchtige Schrift über die platonische Ideenlehre bekannt gemacht hat, steht auf der entschiedenen Linken des kirchlichen Protestantismus, der ja gerade in den thüringischen Ländern und in den Hansastädten seine Hauptstütze hat. So steht er zwar nicht zu uns, aber er zeigt Sympathie und Verständnis für unsere Bewegung, mit der er sich in einem besonderen Abschnitt (S. 5 ff.) auseinandersetzt. Er hält die Forderungen der „Ethischen Kultur“ für im wesentlichen identisch mit den Grundgedanken des „recht verstandenen“ Evangeliums. Er ist der Meinung, die ethische Kultur führe auf dasselbe hinaus, „was die christliche Religion ihrem innersten Wesen nach will.“ Er hält daher eine Verständigung unserer Bewegung mit einer „vertieften religiösen Auffassung,“ wie sie dem freien Protestantismus eigen sei, für „recht wohl möglich.“ Denn, was beide Richtungen trenne, sei nur ein Streit um den Namen des obersten Prinzips: hier „Gott,“ dort — Mutter Natur, Weltall, Idee der Menschheit. Wie die Religion der Ethik bedürfe, um sich von ihr mit sittlichem Gehalt erfüllen zu lassen, so bleibe das sittliche Gemüt unbefriedigt ohne eine der religiösen vergleichbare Grundstimmung. Die ethische Bewegung bewirke das selber unbewußt, denn, sowie sie zu dem Herzen reden und den Menschen packen will, schlage sie unvermerkt Töne an, die wir nur als Klänge aus der Welt des Glaubens bezeichnen können“ (S. 7 f.). Insbesondere für die Gesamtheit des Volkes, für die Gemeinschaftsbildung, bedürfe die Moral der sündenden Gewalt, der begeisternden Kraft, die uns ein solches „Mitsein“ (im tiefen Sinne des Worts) erfülle. Wir können uns an dieser Stelle nicht in ein paar Worten mit dieser Auffassung auseinandersetzen; es kam uns nur darauf an zu zeigen, daß sich eine Lektüre des Buches für diejenigen unter uns, welchen das Problem des Verhältnisses von Ethik und Religion am Herzen liegt, und welche zugleich die ethische Entwicklung der geschichtlichen Religionsgemeinschaften mit einigem Interesse verfolgen, wohl verlohnt. Ruffarth geliebt oft sehr, die Vorstellungsform, in der die Religion dem Volke geboten wird, für weite Kreise nicht mehr glaubhaft ist (S. 1), daß nur die Macht der Gewohnheit die meisten an das Althergebrachte kette (S. 62 f.), daß „die neue Zeit eine neue Fassung der ewigen Wahrheit der Religion geheterisch fordert“ (S. 38); seine Schrift ist ein kräftiges Bekenntnis gegen „die herrschende sterilste Orthodoxie“ (Kap. 2), gegen „das Katholisierende in der evangelischen Kirche“ (Kap. 4). Aufforth hofft noch — und bei seiner Stellung als beamteter Gelehrter ist dies nur natürlich — auf eine Reform der Kirche von innen heraus. Die spätesten Kapitel fordern, auf Grund der im vorigen kurz angedeuteten Grundanschauungen: Reform des

Digitized by Google

Gottesdienstes, Abschaffung des Katechismus als Lehrmittel, Einführung der Schul-anstatt der Volksbibel u. a., und geben (im zweiten Hefte) einen ausgearbeiteten neuen Lehrplan für den Religionsunterricht, der von einer bestimmten Stufe (etwa dem 13. Lebensjahre ab) die kindlich-naive Betrachtungsweise durch die selbständig urteilende, reflektierende ablösen will; insbesondere wird die Behandlung des Alten Testaments auf eine höhere Stufe und die Geschichte Israels nach der neueren Kritik ausführlich erörtert. Einen „Weg zur Verständigung" mit der „einfachsten" Orthodoxie, wie der Verfasser (Heft II, S. 53) meint, hat er zwar, unserer festen Ueberzeugung nach, durch seine Vorschläge nicht gewonnen. Diese kennt nur ein Entweder — Oder und alles Entgegenkommen, alle Vermittlungsversuche sind der liberalen Theologie ist ihr gegenüber vergeblich.

Karl Vorländer.

Arbeiterseketariate und Arbeiterversicherung in Deutschland. Von August Müller. München bei Georg Birk & Cie. 184 Seiten.

Die vorliegende Schrift bietet eine sehr wertvolle Bereicherung unserer sozialpolitischen Literatur. Der Verfasser, — dem Vernehmen nach ein ehemaliger Gärtnergehilfe, der sich aus eigener Kraft zur Absolvierung akademischer Studien durchgerungen und in der Schweiz zum Doktor promoviert hat, — verbindet mit gründlicher Kenntnis und sicherer Beurteilung der einschlägigen Verhältnisse ein eindringendes und unabhängiges, freimütiges Urteil. So gelingt es ihm nicht nur unser Interesse für die von ihm behandelten Fragen zu wecken oder zu vertiefen, sondern auch unsere Kenntnisse wesentlich und wertvoll zu bereichern. Je reger und aufrichtiger jemandes Teilnahme an den Einzelproblemen der sozialen Frage ist, desto lebhafter empfindet er wohl die Schwierigkeit, zu sicheren und umfassenden Erfahrungen auf diesem oder jenem Gebiet zu gelangen, desto schmerzlicher den Mangel eingehenderer Kenntnis der Lebenslage der ärmeren Volksschichten. Mit einigen statistischen Daten ist da nicht sehr viel geholfen, es bedarf eines lebendigen Mitfühlens und Mitlebens einer tiefen inneren Anteilnahme, die dann das Verständnis für dieses oder jenes Einzelproblem ganz von selbst aus sich erzeugt. Eine vorzügliche Quelle, aus der sich solche innere Anteilnahme schöpfen läßt, bieten nun Arbeiten wie die vorliegende, die leben und Leiden bestimmter Bevölkerungsgruppen in einem Brennpunkt gleichsam sammeln. So führt Müller die Arbeitersekretariate auf, als die Verwirklichung einer großen und schönen Idee, die durch ihr Dasein Zeugnis ablegt von dem Umfang der moralischen und intellektuellen Triebe und Fähigkeiten, die in der Arbeiterbewegung schlummern. Im ersten Teil seiner Arbeit schildert Müller eingehend Wesen und Bedeutung der Arbeitersekretariate von der mehr formellen Seite, ihre Entstehung, ihre Verfassung und Aufgaben, die Tätigkeit der Arbeitersekretäre, die Jahresberichte und sozialstatistischen Arbeiten rc. Ein interessantes Stück moderner sozialer Geschichte wird uns in diesen Abschnitten vorgeführt. Wertvoller noch und lehrreicher ist aber der zweite Teil der Schrift, der sich mit der Frage beschäftigt, welche Wirkung die Arbeiterversicherungsgesetze nach dem Urteil der Sekretariatsberichte gehabt haben. Mit großem Fleiße ist das vorliegende Material aus den einzelnen Berichten zusammengetragen und mit einer klaren und stets objektiven Beurteilung zu einem einheitlichen Gesamtbild vereinigt. So lebhaft der Verfasser auch mit seinen Sympathien auf der Seite der Arbeiter steht, so durchaus gerecht und unbefangen weiß er doch auch den gelegentlichen, wenn auch recht seltenen, Uebertreibungen in den Berichten zu begegnen. So vermögen wir aus seinen Darlegungen genauere Einsicht zu gewinnen, wie die drei Versicherungsgesetze, das Kranken-, Invaliden- und Unfallversicherungsgesetz auf die davon Betroffenen wirken, wie diese demnach über die Gesetze denken. Daraus ergeben sich Mittel und Wege, die Mängel der Gesetze zu verbessern und den fruchtbaren Gedanken des Gesetzes zu einem klareren und widerspruchsloseren Ausdruck, damit aber auch zugleich den erstrebten Zwecken zu einer zuverlässigeren Verwirklichung zu verhelfen. Müller lehnt es zwar ausdrücklich und mit Recht ab, daß aus den 22 von ihm benützten Arbeitersekretariatsberichten genügend Material zur Beurteilung der sozialen Gesetzgebung in ihrer Gesamtheit entnommen werden könne. Dazu müßte die gewollte und bewußte Einseitigkeit dieser Berichte durch Beobachtungen und Urteilen aus dem Lager der Arbeitgeber ergänzt werden. Aber für diejenigen, die wissen wollen, wie man in Arbeiterkreisen über jene Gesetze denkt, wie diese Gesetze auf die Lage der Versicherten einwirken und die so aus den Berichten ein Stück soziales Leben kennen lernen und starke Impulse zur Mitarbeit an der Besserung empfangen wollen, für diese ist die Arbeit Müllers vortrefflich geeignet. Es bleibt nur zu wünschen, daß die Zahl derer sehr groß sei, die daraus Anregung und Belehrung schöpfen. Wer das Buch zur Hand nimmt, wird es nicht ohne reichen Gewinn lesen.

O. N.

Vermischtes.

Echte Heimatskunst. Aus der Sammlung von Künstler-Steinzeichnungen, durch deren Herausgabe B. G. Teubners Verlag sich ein Verdienst um die Hebung unserer künstlerischen Kultur erworben hat, liegen eine Anzahl neuer Blätter vor.

Schramm-Zittau: „Schwäne": Anfang März, noch liegt Schnee und im kahlen Wald schimmert nur das Braun des welken Laubes, aber die starre Oede des Sees ist gemildert und es geht wie ein Hauch des nahenden Frühlings durch die Natur. Stolz und still schwimmen die Schwäne auf dem vom leichten Winde bewegten Wasser einher, in dem sich das Blau des Himmels und das Dunkel des Waldes in köstlicher Farbenharmonie spiegelt. Was hier die lithographische Technik geleistet, wie die gebrochenen Töne des Waffers und das Blau der Luft künstlerisch wiedergegeben werden, mag ein Beweis dafür sein, daß unsere deutsche Lithographie sich jetzt ruhig neben die ihr so lange überlegene französische stellen kann.

Georgii „Ernte." Wir befinden uns im hügeligen Gelände. Auf halber Höhe links über uns das steile Schwarz der Tannen, unter unseren Füßen dehnt sich die weite Ebene. Von früh ab haben die Bauern in Scharen gearbeitet die reiche Ernte heimzufahren, schon sind die meisten Felder leer. Da verdunkelt sich auf einmal der Himmel, schweres Gewitter zieht heraus, greift leuchtet das Gelb des Korns und das Weiß der fernen Häuser. Mit Aufbietung aller Kräfte eilt man die letzten Bündel auf den Wagen zu bringen. Die Sicherheit, mit der die Bewegung der Figuren wiedergegeben ist, zeigt ebenso wie die koloristische Behandlung die Reife des Künstlers, der dies Bild geschaffen.

War es fliegende Eile, rhythmische Bewegung der Figuren, elementarer Vorgänge in der Natur, die dem Bild Georgii trotz des schlichten Sujets eine dramatisch gesteigerte Wirkung verschafften, so löst Schachts „Einsame Weide" eine ganz andere Stimmung aus. Hier ist alles Ruhe und Frieden. Ein warmer Septembertag. Hell leuchtet der blaue Himmel, auf dem abziehende Gewölk gerade die Sonne verdeckt. Stillzufrieden liegt der kleine Hirtenjunge im roten Heidetraut; außer dem Rauschen des nahen Waldes schlägt nur das Läuten der weidenden Kühe an unser Ohr. Es ist eine nervenstärkende Stimmung, die über der ganzen Landschaft lagert und man erfreut sich immer wieder von neuem an ihrem Anblick.

Wieder eine ganz andere Note schlägt Hochs „Gletscher" an. Wir befinden uns in der Moräne eines gewaltigen Eisgletschers, eingeschlossen von kahlen Felsen. Im Hintergrund erhebt sich in leuchtendem Weiß der Gipfel des Berges und auch zur Linken dehnt sich ein gewaltiges Schneefeld aus, auf dessen oberem Kamm ein schmales von der Sonne beschienenes Streifen hell erglänzt. Durch die naturwahre Wiedergabe dieses fast typischen Ausschnittes aus unseren Alpen wird des Bild nicht nur von allen Alpenfreunden freudig begrüßt werden, sondern als Anschauungsmittel in der Schule treffliche Dienste leisten.

Zum ersten Male bringt uns die Sammlung ein Schwarz-weiß Bild. Es war wohl das Thema, das diese Behandlungsweise erforderte. Jesus kam bei Nacht zu Nikodemus und sie sitzen bei sternenhellem Himmel am Fenster, das uns hinausblicken läßt in den wondbeschienenen Garten. Ein Lichtstrahl des eben teilweise durch Wolken verschleierten Mondes fällt auf das edle jugendliche Antlitz Christi, der mit ernster zwingender Gebärde sich an den im Kampf des Lebens alt gewordenen wendet. Der blickt suchend umher und wagt nicht in das strahlende Auge des Herrn zu schauen. Kunstmaler Otto hat hier eine ergreifende Szene geschaffen.

Aus all dem Gesagten geht hervor, welch reichen künstlerischen Genuß die neuen Blätter, die zum Preise von 5 und 6 Mark bezogen werden können, vermitteln. Möge die Sammlung die Unterstützung eines jeden Einzelnen finden, der die „künstlerische Kultur" unserer Zeit fördern will.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Gesucht

Eth. Kult. Jahrg. 1893 Nr. 4, 9, 10, 27, 38. 1897 Nr. 12 apart. Für freundliche Ueberlassung herzlichen Dank.

Verlag für ethische Kultur, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121.

Flügel Pianinos **Blüthner's** Piano-Magazin. Berlin W., Potsdamerstr. No. 27 b.

Digitized by Google

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur
Abteilung Berlin.

Herbst-Programm.

(Ergänzung und evtl. Aenderung vorbehalten).

Sonnabend, den 9. Dezember, abends 8¼ Uhr Saal 109 des städtischen Rathauses. Frl. Emilie Altschul: „Moralunterricht in England." Diskussion. Gäste willkommen. Eintritt frei.

Sonntag, den 17. Dezember. 24. Volksunterhaltungsabend zum Besten der Ersten öffentlichen Lesehalle der D. G. E. K. abends 8 Uhr im großen Saale des Berliner Handwerkervereins, C. Sophienstraße 18, unter gütiger Mitwirkung von Frau Gina Goetz (Alt), Fräul. Else Sant (Sopran), Fräul. Hilde Kaniz (Deklamation), Herrn Walter Leipy (Cello). Am Klavier Herr Kapellmeister E. Leipy und Herr Dr. Otto Abraham. Karten zu 25 Pf. sind vom Verlag für Ethische Kultur, Berlin, Wilhelmstraße 121 schon jetzt zu beziehen, auch sind daselbst ausführliche Programms erhältlich.

Mittwoch, den 20. Dezember, abends 8¼ Uhr, Unter den Linden 16, III, 3. Vorlesungs- und Diskussionsabend. Lektüre von „Platos Gastmahl", 2. Hälfte; Fortsetzung und Schluß. (Reclam-Universalbibliothek Nr. 927). Eintritt frei. Gäste willkommen.

Sonnabend, den 30. Dezember, abends 8¼ Uhr im Bürgersaal des städtischen Rathauses: **Jahresschlußfeier** und Ansprache von Herrn Geheimrat Professor W. Foerster: „Die Harmonie des Denkens als höchste Erdenmacht." Eintritt frei. Gäste willkommen.

Stern'sches Conservatorium,
ungleich Theaterschule für Oper und Schauspiel. Direktor: Prof. Gustav Hollaender.
Berlin SW. Gegründet 1850. **Konservatorium. 22a.**
Ausbildung in allen Fächern der Musik und darstellenden Kunst.
Elementar-Klavier- und Violinschule für Kinder vom 6. Jahre an.
Seminar zur Ausbildung von Lehrern und Lehrerinnen.
Eintr. jederzeit. Sprechstd. 11—1 Uhr. Prosp. u. Jahresber. kostenfr. d. Sekretariat.

Billige böhmische Bettfedern!
10 Pfund: neue gebleichte daunige Federn à M. —.90, bessere à M. 1.—, weiße, daunige, geschlissene à M. 1.—, à M. 2.—, schneeweiße, daunige, geschlissene à M. 2.—, à M. 3.—. Versand franko, exklusive, jede Nachnahme. Umtausch u. Rücknahme gegen Portovergütung gestattet.
Benedikt Bachsel, Lobes 912.
Post Pilsen, Böhmen.

Einbanddecken
für die **Ethische Kultur**, elegant gestattet, sind zum billigen Preise von Mk. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen. Nachlieferung von Einzelnummern gegen Einsendung von je 30 Pfg. in Marken, soweit möglich.
Verlag für ethische Kultur,
Berlin S. W. 48,
Wilhelm-Straße Nr. 121.

Das Schmerzloseste Zahnziehen ohne Narkose
ist garantiert die von mir seit Jahren in vielen tausend Fällen mit bestem Erfolge und mir gehalten Zustimmschein meiner Patienten angewandte eigene
Infiltrations-Methode.
Bestempfohlen von Aerzten und höchsten Patienten.
Sorgfältige Erhaltung der Naturzähne
Zähne ohne Platten! Porzellan-Plomben.
Linde, jetzt: **Behren-Strasse 20** vis-à-vis Metropol-Theater.

Zum Druck von **Broschüren**
wissenschaftlichen Werken,
Jahresberichten, Flugblättern,
sowie zur Anfertigung
sämtlicher anderen Druckarbeiten
in moderner und sauberer Ausführung, bei billigster Berechnung, empfiehlt sich
Oskar Hensels Buchdruckerei
Gottesberg (Schlesien).
Druck der „Ethischen Kultur," des „Freidenker" und freireligiösen „Sonntagsblatt."
Bei Bedarf verlange man Kostenanschlag.

Als empfehlenswerte Geschenkwerke sind durch den **Verlag für Ethische Kultur, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121** zu beziehen:

David Harum, Amerikas Angekrönter König. Von E. Noyes Westcott. Autorisierte Uebersetzung und Bearbeitung von Georges Hainbolz. 26 Bog. Eleg. brosch. Pr. 4 Mk.; geb. 5 Mk. Die „Tägliche Rundschau" schreibt u. a.: „Seit Dickens ist wohl schwerlich ein solch humorvoller Typus angelsächsischen Humors geschaffen worden, wie der smarte Geschäfts- und nebenbei Gemütsmensch, der alte Pferde- und Dollarkönig Harum . . . . . ."

Byrons Tagebücher und Briefe. In neuer Bearbeitung (4. Auflage) mit 2 Bildnissen (Lord und Lady Byron) und mehr als 100 bisher unbekannten zum ersten Mal veröffentlichten Briefen Byrons. Deutsch bearbeitet von Professor Dr. Eduard Engel. Preis broschiert 3 Mk., gebunden 4 Mk. Als notwendiger Ergänzungsband zu sämtlichen deutschen Byron-Ausgaben erschienen, enthält dieses Buch Byrons Leben von ihm selbst erzählt, und ist berechtigt durch eine Fülle der interessantesten brieflichen Enthüllungen über sein Leben.

Amerikanische Streiklichter. Von Prof. Dr. Carl Beck (New-York). Groß 8°. 16 Bogen. Preis brosch. 4 Mk., geb. 5 Mk. Das höchst interessante Werk enthält Reisebeschreibungen, vom Verfasser auf medizinischen usw. Kongressen gehaltene Vorträge, Betrachtungen über amerikanische Charaktere und Verhältnisse, ist unterhaltend, stilistisch hervorragend gut geschrieben und wird für die Bibliothek jedes Gebildeten von dauerndem Wert sein.

Albrecht Dürers schriftlicher Vermächtnis. (Mit Bildnis Dürers in Aussprachtband eingeleitet von Dr. Max Osborn, broschiert 2 Mk., gebunden 3 Mk. Das Buch enthält Dürers Briefe, sowie sie uns erhalten sind, und man darf annehmen, daß gerade in unserer Zeit eine derartige Ausgabe vielfachen Wünschen entgegenkommt, nun so mehr, als der Name Dürers heute mehr als je ein Heiligtum für alle Freunde deutscher Kunst ist.

Penzig, Dr. Rudolph. Zum Kulturkampf um die Schule. Ein Mahnwort an Denkende. 8°. 10 Bogen. Brosch. 2 Mk., geb. 3 Mk. Der wohlbekannte Verfasser tritt hier für eine unumgängliche Reform unseres öffentlichen Erziehungswesens ein und gibt einen trefflichen Wegweiser in den Wirren des Kampfes um die Zukunft der Schule.

Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Mit Bildnis Rahels). Herausgegeben von Dr. Hans Landsberg. Preis broschiert 3 Mk., gebunden 4 Mk. Rahel, Varnhagen: Die bedeutendste Frauengestalt der Romantik hat uns in ihren Briefen und Tagebüchern ein unvergleichliches Kulturbild ihrer Zeit hinterlassen.

Einen Zyklus von wissenschaftlichen Vorträgen und künstlerischen Darbietungen veranstaltet der Verein „Jugendschutz" in diesem Wintersemester **zum Besten** seiner Lehrlingsheime, seines Kinderhortes **und seines neuen Erholungsheimes für junge Mädchen.** — Am 6. Dezember, nachmittags, findet ein Kinderfest statt, mit lebenden Märchenbildern und Projektionen von Herrn Marx Möller, mit lebenden Lichtbildern und Reigen. Die Opernaufführung „Undine" für Erwachsene und Kinder schließt sich in den Ferien am 29. Dezember an. Für Dr. Rudolph Penzigs Vortrag „Wie erwecken wir die Kinderseele" mit anschließender Diskussion, der besonders die Mütter interessieren wird, ist der 8. Januar festgesetzt. Bei dem 5 Uhr-Thee am 17. Januar werden erste Kräfte des Königl. Opern- und Schauspielhauses bei den musikalisch-deklamatorischen Darbietungen mitwirken. Die Vorstellung von Grillparzers „Traum ein Leben" am 3. Februar, für Erwachsene und Kinder, wird den Schluß des vielseitigen Zyklus bilden.

Uebertragbare Abonnements à 6 und à 10 Mk. sind im Bureau des „Jugendschutz", Kaiser Wilhelmstr. 39, zu haben.

Verein „Jugendschutz".

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **zweiter Stock** rechts. Auskünfte 2c. werden, falls der Unterzeichnete nicht anwesend ist, auch in der Auskunftstelle im III. Stock erteilt. Sprechstunden des Unterzeichneten nur Montag, Mittwoch und Freitag von 10—12 Uhr. Billige Zuschriften sind daher besser an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmanstraße 15. zu richten.

Dr. Penzig.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1,20 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XIII. Jahrgang. | Berlin, den 15. Dezember 1905. | Nr. 24.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Mit der vorliegenden Nummer schliesst das vierte Quartal der 13. Jahrganges. Wir bitten unsere Freunde und Leser recht herzlich, uns auch im neuen Jahr nicht nur selbst treu zu bleiben, sondern auch uns in der weiteren Ausbreitung der „Ethischen Kultur" und ihrer Monatsbeilage „Kinderland" möglichst zu unterstützen. Jeder helfe mit im Rahmen seines engeren Wirkungskreises. Viele wenig machen ein viel. Probenummern stellen wir bereitwilligst zur Verfügung und senden dieselben gratis und franko an angegebene Adressen.

Ein fröhliches Neujahr Allen!

Redaktion und Verlag für ethische Kultur.

Inhalt:

Schule und Sittlichkeit. Von H. Scharrelmann (Bremen.)
Heilanstalten für soziale Krankheiten. Von Dr. phil. Karl Nötzel.
Oeffentliche Bestattung. Von M. Wallroth-Lübeck.
Streiflichter:
Zur Charakterbeurteilung Bismarcks.
Strafvollzug in Oldenburg.
Flottenspende der Schüler höherer Lehranstalten Deutschlands.
Aus der ethischen Bewegung. Aus dem Hauptvorstand. Abteilung Berlin. Abteilung Magdeburg.
Sprechsaal.
Bücherschau.

Schule und Sittlichkeit.

Von H. Scharrelmann (Bremen.)

Zur Freiheit ist der Mensch geboren und je freier er in seinen Handlungen ist, desto getreuer spiegeln diese seine Gesinnungen wieder. Der Trieb nach Freiheit im Handeln ist besonders in sittlich fein empfindenden Menschen stark entwickelt. Sollte das nicht vor allen Dingen der Schule zu denken geben? Sie baut ihre Arbeit auf auf Kommando und Zwang, und das ist das Bedenklichste in unserer heutigen Jugenderziehung. Je weniger ein vor einer moralischen Entscheidung stehender Mensch von aussen beeinflußt wird, je selbständiger er sich für das Gute entscheidet, desto größer ist seine sittliche Kraft und desto bedeutungsvoller sein Entschluß.

Das befohlene gute Betragen bleibt immer nur secunda Qualität, kommandierte Ordnung schafft nur Ordnung an der Oberfläche. In der Tiefe aber wühlt der niedergedrückte Wille desto mehr oder (und das ist das schlimmste!) — — die Willenskraft wird geschwächt.

„Ja, wissen Sie, Herr Kollege," sagte kürzlich einmal jemand zu mir, „ohne kommandierte Ordnung, die sich bis ins Einzelne hinein erstreckt, gehts eben in der Schule nicht und wenn Sie den Schülern mehr Freiheit gewahrt wissen wollen, so scheitern alle derartigen Versuche unrettbar an unserer komplizierten Schulorganisation. Wohin kämen wir, wenn sich in den Schulen die Disziplin lockerte! Alle Welt klagt so wie so schon über die sittliche Verwilderung der Jugend!"

Nein, nicht gelockert soll die Disziplin werden, sondern gefestigt, viel tiefer gefestigt, als es bisher geschehen ist, aber — zur Freiheit sind wir Menschen geboren! Doch in der Schule herrscht ein raffiniert durchgeführtes System ständiger Beaufsichtigung und Bearwöhnung, dem sich auch der einzelne Lehrer nicht auf die Dauer entziehen kann, viel weniger der Schüler.

So wie des Morgens die Kinder vor Beginn des Unterrichts die Schule betreten, sind sie unter Aufsicht, „damit nichts vorkommen kann." (Siehe Haftpflicht des Lehrers!) Ein Aufsichtführender geht von Klassentür zu Klassentür und achtet darauf, daß keine Ungehörigkeiten vorkommen. Dann beginnt der Unterricht. Während dieser Zeit ist jeder Schüler durch den allesſehenden Lehrer zu jeder Zeit beobachtet. Die geringste Unruhe wird bemerkt und in den weitaus meisten Fällen gerügt. In den Pausen verlassen die Schüler zu zweien in langem Zuge ihre Klassen, um sich auf den Schulhof zu begeben. Lautes Sprechen, Lachen rc. sind verboten. Auf dem Schulhofe hält allwöchentlich ein anderer Lehrer „die Ordnung aufrecht." Dann setzt wieder der Unterricht ein und wieder beginnt das Rügen und Tadeln kleiner und kleinster „Ungehörigkeiten." So spielt sich das Schulleben ab tagein, tagaus, Jahr für Jahr.

Es ist selbstverständlich, daß unter diesem Regiment ständiger Beaufsichtigung nicht viele Vergehen vorkommen. Je konsequenter es angewandt wird, desto weniger. Kommt aber doch einmal in einem unbewachten Augenblicke etwas vor, so wird es meistens schon im Keime erstickt, mindestens aber sehr rasch geahndet.

Nun läßt sich gar nicht leugnen, daß durch eine umfassende und straffe Schuldisziplin in der Tat eine Ordnung erzielt wird, die wohl auf keine andere Weise in gleichem Maße zu erreichen sein würde. Ebenso muß durchaus zugegeben werden, daß für unsere großen Schulkasernen mit 1000 und mehr Kindern diese Schulordnung notwendig ist.

Aber unser Streben nach Ordnung und Gefittung ruft Schäden hervor, die sich nie wieder ausgleichen lassen. Unsere

Digitized by Google

Schulzucht opfert das Wertvollste und Beste im Schüler: seine sittliche Freiheit und Selbständigkeit. Unsere Kinder werden durch die Schule so an den Zwang und das Kommando gewöhnt, daß sie mehr und mehr verlernen, aus eigner Initiative zu handeln und stets auf Befehle warten. Unsere Schule erzieht durch den Militarismus, der sich in ihr breit macht, Sklaven, aber keine freien Menschen. Sie unterdrückt die in allen Kindern mehr oder weniger vorhandenen sittlichen Fehler, anstatt sie ans Licht zu ziehen, um sie bessern zu können.

Es ist eben nicht wahr, daß *diejenige* Klasse die sittlich höchst stehende ist, in der am wenigsten vorkommt. Es gibt eben auch eine Unbescholtenheit, die die Folge der Knute ist. Aber weil die Schüler durch eine straffe Zucht sich daran gewöhnen, ihre Fehler zu verstecken, so findet der Lehrer infolgedessen weniger Gelegenheit sittlich auf sie einzuwirken und Schäden bessern zu können. Seine Wirksamkeit wird also durch die Schulordnung lahm gelegt, und andererseits ist es erklärlich, daß die in den Kindern gewaltsam niedergehaltenen Triebe sich um so stärker äußern, sobald die Schule hinter ihnen liegt.

„Knaben müssen riskiert werden, wenn sie Männer werden sollen!“ sagt Herbart einmal mit vollem Rechte. Für Mädchen gilt das selbstverständlich auch. Das „Riskieren“ aber hat die deutsche Schule vollständig verlernt. Es scheint geradezu ihr Verhängnis zu sein, daß sie äußerlicher Vorteile wegen die Hauptsache vergißt und vernachlässigt. Auch im Aufsatz, überhaupt in allen schriftlichen Arbeiten, die die Kinder zu liefern haben, ferner im Memorieren und bei mündlichen Wiederholungen wird ein Nebensächliches (Orthographie, Grammatik, gedächtnismäßige Aneignung des Stoffes ꝛc.) immer wieder so sehr in den Vordergrund geschoben und betont, daß den Kindern selbst bald dies an und für sich Unwichtige als das Wichtigste erscheint und umgekehrt das eigentlich Wichtige (gute Beobachtungen, Naivität in der Auffassung, Lernfreudigkeit, Begeisterung für alles Wahre, Gute und Schöne, wertvolles Triebleben und starke Willensimpulse) unwichtig wird.

Die Schule ist zur Lern- und Drillschule herabgesunken, daher kann sie auch nur so wenig für die sittliche Entwicklung der Kinder leisten. Aus diesem Grunde ist es aber auch so sehr zu begrüßen, daß in den letzten Jahren eine Schulreformbewegung einsetzte, die gerade bestrebt ist, aus der Lernschule wieder eine Willensschule zu machen.

Wieder zu machen? — Ja, die Schule ist vor Jahrzehnten in gewissem Sinne schon das gewesen, was sie nun in reinerer Form erst wieder werden soll, nämlich eine Erziehungsschule. Das war sie damals, als der Lehrer sich noch weniger als Beamter fühlte und die Lehrmittelfrage nebst Schulbauangelegenheiten weniger als heute im *Mittelpunkt* des Schulinteresses lagen. Damals wirkte auch der einzelne Lehrer viel mehr denn heute als Persönlichkeit, als *sittliche* Persönlichkeit. Das Gesunde jener Zeit muß erst für unsere moderne Schule zurückerobert werden. Wir haben ein Wertvolles, nein das Wertvollste, was es giebt! verloren: den Einfluß der Persönlichkeit des Lehrers. Heute fühlt sich jeder, besonders der Lehrer in der Großstadt als ein winziges Rädchen in einer Riesenmaschine, fühlt sich eingeengt und beschränkt durch tausend Vorschriften und behördliche Verfügungen, die sich nicht nur auf die Aeußerlichkeiten erstrecken, sondern die auch die innersten Angelegenheiten des Lehrers beeinflußen und leiten sollen. Da zieht sich denn die Persönlichkeit scheu zurück und so bleibt nur der Beamte, der seine sogenannte Pflicht tut, sich nicht mucke und des Geschäftes wegen seine „Lehrziele“ glatt zu erreichen sucht.

Fort mit den Riesenschulbauten. Sie wirken vor allem demoralisierend auf die Lehrer und damit auf die Kinder. Je mehr Klassen zu einer Schule vereinigt sind, desto mehr muß der Einzelne Rücksicht nehmen auf andere, desto mehr werden die Individualität des Lehrers und die der Kinder unterdrückt, desto komplizierter wird der Apparat der äußeren Ordnung, desto notwendiger werden Kommando und Strafe.

In der einklassigen Schule, die eine Welt für sich bildet und der Persönlichkeit des Lehrers freien Spielraum läßt, ist die beste Grundlage für die sittliche Entwicklung der Kinder gegeben.

Ein Lehrer, der sich selber frei fühlt, wird auch Kindern Freiheit lassen. Je freier aber das Kind erzogen wird, je weniger Kommando und Strafe es zu beeinflussen suchen, desto natürlicher wird es sich geben, desto sicherer können Unterricht und Erziehung einsetzen, desto sittlicher können sie wirken.

Zur Freiheit ist der Mensch geboren!

Heilanstalten für soziale Krankheiten.

Von Dr. phil. Karl Nötzel.

Als soziale Krankheiten im engeren Sinne bezeichne ich: Bettlertum, Vagabundentum, Verbrechertum und Prostitution, d. h. alle die Fälle, wo die *sittliche Person* betroffen wird, und wo wir bis vor nicht allzu langer Zeit von eigener Verschuldung zu reden gewohnt waren — im Unterschiede von Krüppeln, Invaliden, Irren, Altersschwachen und Arbeitslosen, deren Behandlung im weiteren Sinne der sozialen Krankheitspflege zugerechnet werden kann.

In das Studium dieser eigentlichen sozialen Krankheiten teilen sich Strafwissenschaft, Wirtschaftslehre (im weitesten Umfange), Geschichte (politische, Wirtschafts- und Kulturgeschichte), Medizin (vor allem Pathologie und Anthropologie), sowie Psychologie. Trotz wachsender Erkenntnisse auf allen diesen Gebieten stehen wir einem unbefriedigenden Anwachsen der sozialen Krankheiten gegenüber: Die Praxis ist hinter der Theorie zurückgeblieben. Noch wurden bisher nicht alle hierher gehörigen Resultate der einzelwissenschaftlichen Forschungen zusammengefaßt unter dem einheitlichen Gesichtspunkte einer Lehre von den sozialen Krankheiten. Damit darf nicht länger gezögert werden.

Entsprechend der körperlichen Heilslehre, der Medizin, wird die Wissenschaft von den sozialen Krankheiten einzuteilen sein in die Lehre von den Ursachen (Aetiologie), den Krankheitserscheinungen (Symptomatologie, Pathologie), der Heilung (Therapie), sowie der Verhütung (Hygiene, Prophylaxis). Von vornherein soll unbetrittten sein, daß die Hilfsdisziplinen der neuen Wissenschaft noch vielfach recht rudimentär genannt werden müssen; einige davon stecken sogar noch in den Kinderschuhen, wie die Sozialpsychologie (Psychologie der Wirtschaftsklasse, Lehre von dem Einfluß der wirtschaftlichen Lage auf das Seelenleben), Pädagogische Psychologie (Methoden und Möglichkeiten einer seelischen Einwirkung auf Erwachsene), ferner die Lehre von den Proletarierkrankheiten und wohl noch manche andere. Indessen sind alle Geisteswissenschaften mehr oder minder in der gleichen Lage. Kaum eine von ihnen verfügt über exakte Grundlagen. Ihre Aufgabe besteht in nichts anderem, als unter einem einheitlichen Gesichtspunkte die Ergebnisse der Hilfswissenschaften zu einem widerspruchslosen Ganzen zu vereinigen. Hierbei ist zu bemerken, daß die Hilfsdisziplinen ihrerseits durch Behandlung innerhalb eines einheitlichen Rahmens vielfach außerordentliche Befruchtung erfahren und vor völlig neue Probleme gestellt werden. So sind wir auch hier berechtigt, von einer sozialen Heilwissenschaft bedeutende Bereicherung namentlich der sozialen Psychologie zu erwarten. Im Folgenden soll nur einer ihrer Teile behandelt werden, der praktische, die Heilung der sozialen Krankheiten, die Sozialtherapie. Sie gründet sich auf die Erkenntnis dessen, daß an dem Zustandekommen von Bettlertum, Vagabundentum, Verbrechertum und Prostitution soziale Faktoren mitwirken. Wie weit, das wissen wir in keinem Falle, ebensowenig, ob diese Faktoren nicht

Digitized by Google

an sich schon ausreichen, diese Uebel zu erklären, d. h. ohne daß wir dabei genötigt sind, eine von Hause aus geringere sittliche Kraft oder Begabung anzunehmen als die unsrige. Prinzipielle Skeptiker weisen wir auf folgende Tatsachen hin:

1. Die weitaus größte Anzahl aller Verbrecher gehört, wenigstens bei den Kulturvölkern, den ärmsten Klassen an.

2. Bei der überwiegenden Mehrzahl der Verbrecher und Prostituierten finden wir unnormale häusliche Verhältnisse (Findelkinder, Ganz- oder Halbwaisen), sowie sehr häufig körperliche Degeneration infolge von Unterernährung im Säuglingsalter.

3. Jedes unmündige Kind ist zum Laster zu erziehen: es fehlt das Verständnis für die Handlung. Aus einem verdorbenen Kinde wird stets ein lasterhafter Erwachsener.

Das mag genügen. Nicht Schuldige haben wir vor uns, sondern Kranke. Niemand von uns kann in irgend einem Falle sagen, ob er nicht unter den gleichen Umständen ebenfalls derart erkrankt wäre.

Nicht Richter können wir sein, Aerzte und Heilgehilfen sollen wir werden. Wem das wie Humanitätsduselei klingt, der sei darauf hingewiesen, daß es sich hier nicht ausschließlich um eine ethische Forderung handelt, sondern im eminenten Sinne um unser materielles Interesse: Alle sozial Erkrankten werden freiwillig (Almosen, Armenpflege, Gefängnis, Arbeitshaus) oder unfreiwillig (Diebstahl, Raub) von der Gesamtheit ernährt. Ihr Unterhalt kostet jährlich viele Millionen. Unstreitig sind nicht alle unheilbar. Eine einmalige Kur könnte ihrer viele dauernd auf eigene Füße stellen. Nahe liegt der Vergleich mit der obligaten Krankenversicherung. Bekanntlich sind die bewundernswerten Volksliungenheilanstalten ins Leben gerufen worden auf Grund eines Paragraphen des Reichsversicherungsgesetzes, welcher die Berufsgenossenschaft ermächtigt, den Unterstützungsberechtigten eine kürzere oder längere Kur durchmachen zu lassen, falls dadurch Aussicht vorhanden ist, dauerndes Siechtum völlig zu verhindern oder auf geraume Zeit hinauszuschieben. Die Berechnung liegt auf der Hand. Die Praxis hat sie glänzend erwiesen. In diesem Sinne müßten Heilanstalten errichtet werden auch für sozial Erkrankte, namentlich für die chronischen.

Hinsichtlich der Verbrecher ist Entsprechendes bereits im Gange. Den Kampf um die Umwandlung der Gefängnisse und Zuchthäuser in Besserungs- und Erziehungsanstalten führt die positivistische Richtung der Kriminologen unter der Fahne von Liszts. Ihr Feldgeschrei ist Aufhebung des Strafmaßes, Anpassung der Strafe an die Individualität des Verbrechers. Der Sieg ist unausbleiblich. Möchte er bald eintreten!

Für die Jugendlichen hat das preußische Fürsorgeerziehungsgesetz eine noch viel zu wenig gewürdigte prinzipielle Hilfe angebahnt. Musterbeispiele privater Heilanstalten für soziale Kinderkrankheiten besitzen wir in den Kinderheimen des Dr. Bernardo in England.*)

Viel schlimmer steht es um Bettlertum, Vagabundentum und Prostitution. Was hier an Abhilfe geschaffen wurde in Arbeits- und Korrektionshäusern, verfehlt prinzipiell seinen Zweck. Weiter unten wird hiervon noch die Rede sein. Daß hier chronische Fälle vorlagen, hatte man bald heraus. Leider indes zeigte man sich in der Praxis sehr geneigt, einen chronischen Zustand ohne Weiteres einem unheilbaren gleichzuachten. Das aber ist keineswegs richtig. Eine chronische Krankheit braucht durchaus nicht immer unheilbar zu sein. Nur verlangt sie in jedem Falle eine längere individualisierende Behandlung, und die wurde den chronisch-sozial Erkrankten bisher nicht oder nur ausnahmsweise zu teil. Gerade dies aber erwarten wir von der sozialen Heillehre, und dazu möchten wir soziale Heilstätten gegründet wissen.

Der eingelne Menschenfreund steht ja einem chronisch-sozial Erkrankten fast stets hilflos gegenüber. Mag er sich zehnmal sagen, der Fall ist an sich heilbar, er weiß ganz genau, daß er zu der erforderlichen Pflege keine Zeit hat. Auch könnte er bloß gleichzeitig Einen heilen. Wie viele aber wenden sich an ihn! Was soll er tun? Gibt er Almosen, so unterhält er wissentlich das Laster. Jede Wohltat bedeutet dann für ihn eine Vergewaltigung des Intellekts, ein sich wissentlich belügen lassen. Rasch wird ihm das widerlich, und er wendet endgültig dem Elend den Rücken, halb überzeugt von seiner tatsächlichen Machtlosigkeit, halb sich im Innern als Egoist verachtend, und das bedeutet immer eine Art von Seelenselbstmord. So leiden gerade die sozial wertvollsten Elemente unter dem Mangel an Heilanstalten für sozial Erkrankte; der beste Willen bricht sich an einer dem Einzelnen unlösbaren Aufgabe, und auch das ist Verlust am Nationalvermögen, wenn er sich auch nicht auf Heller und Pfennig berechnen läßt.

Zunächst noch einiges gegen das bequeme Dogma von der Unheilbarkeit der chronisch-sozial Erkrankten. Unstreitig wird hierbei der Einfluß von Erblichkeit und körperlicher Degeneration bedeutend überschätzt. An sich liegt in beiden Faktoren nichts prinzipiell die Heilung Ausschließendes, ferner brauchen sie beide nicht mit Naturnotwendigkeit zum Verbrechen zu führen, und schließlich wird sich gerade bei den chronisch Erkrankten eine Reihe von Fällen finden lassen, wo weder von Erblichkeit noch von Entartung gesprochen werden kann: Das Proletarierkind, an sich zur sozialen Erkrankung disponiert, verfällt ihr aufs Leichteste, wenn es an Aufsicht fehlt in dem noch nicht urteilsreifen Alter. Am gefährdetsten erscheinen daher Findelkinder, Waisen, Kinder kranker oder schwer arbeitender Eltern. Hier genügt eine sehr kleine Veranlassung, und die Ansteckung ist da. Auf Grund langjähriger persönlicher Erfahrungen mit chronisch-sozial Erkrankten bin ich geneigt, das Hauptmoment zur sozialen Erkrankung zu erblicken in einem zufälligen Beisammenleben mit unnormalen Geldverhältnissen bei mangelnder Altersreife und fehlender Aufsicht. Hierfür einige Beispiele aus meiner (allerdings russischen) Praxis:

Ein kleiner in die Lehre abgegebener Dorfjunge trifft abends in der Pferdeschau einen Bettlerknaben. Dieser ist Süßigkeiten, während er selber hungert und keinen Kopeken in der Tasche hat. Es entspinnt sich ein Gespräch: Der Bettlerjunge hat auf einer belebten Straße von 2—7 Uhr nachmittags 3 Rubel „verdient." Der Handwerkslunge hat nur freie Kost und Wohnung, d. h. trockenes Brot und Prügel. Einige Tage später sehe ich sie beide zusammen betteln.

Wer hat hier Schuld? Die Almosengeber.

Ein weiteres Beispiel:

Ein kleines Nähmädchen von 14 Jahren. Es ist seit dem 10. Jahre vom Dorf in die Lehre gegeben, hat dort freie Station, bekommt aber kein Geld in die Hand, keine Näschereien, keinen Putz. Das Kind wird krank. Neben ihm im Krankenhause liegt ein kaum älteres Mädchen. Das wird viel besser behandelt, weil es den Wärterinnen kleine Geschenke machen kann. Man besucht es auch, und es scheint verwöhnt. Es entspinnt sich ein Gespräch. Das Mädchen verdient durchschnittlich 5 Rubel am Tage, oft aber viel mehr. Wieviel? Es geht täglich von 9 bis 11 Uhr abends auf einer bestimmten Straße spazieren. Die verlassene Kranke denkt nach — und kehrt nicht mehr zur Werkstatt zurück.

Soviel zur Entstehung chronischer sozialer Krankheiten ohne Erblichkeit und Entartung, ein weiterer Beweis dafür, daß man sie nicht von vorneherein für unheilbar halten darf. Ihre Heilung kann allerdings nur in geschlossenen Anstalten geschehen, den sozialen Sanatorien. Hinsichtlich ihrer Einrichtung seien im Folgenden einige Vorschläge gemacht. Worauf es zunächst ankommt, ist die Sonderung

*) Etwas näher in der vortrefflichen Anstalt „am Urban" in Zehlendorf bei Berlin unter der Leitung von Pastor Plaß. Die Red.

Digitized by Google

der Patienten in möglichst gleichartige Gruppen:*) nur so erscheint die Gefahr einer intensiveren Erkrankung ausgeschlossen und die Arbeit des Personals auf das Möglichste beschränkt. Die Gruppierung dürfte nicht erfolgen nach den Symptomen der Krankheit: Bettler, Vagabunden und Verbrecher können ruhig derselben Gruppe zugeteilt werden, wenn die Intensität ihrer Krankheit nahezu die gleiche ist.

Im Großen und Ganzen dürften sich folgende Gruppen ergeben:

1) Beobachtungs- und Sortierungsgruppe für zweifelhafte Fälle.

2) Gruppe der vermutlich heilbaren.
Unter-Abteilung 1. Die Gutwilligen: am Erwerb hindert ein Laster oder Mangel an Energie.
Unter-Abteilung 2. Bösartige: Ihre Gesinnung ist in Reaktion auf ein widriges Schicksal momentan antisozial, bietet aber Aussicht auf Heilung.

3) Gruppe derjenigen, welche wenig oder kaum Aussicht auf Heilung bieten.
Unter-Abteilung 1. Gutwillige, aber durchaus unselbständige, chronisch Willenskranke, ohne Widerstand gegen das Laster und ohne alle Energie zur Arbeit.
Unter-Abteilung 2. Durchaus Bösartige.

Natürlich wird die Zahl der einzelnen Unterabteilungen stets von der zufälligen Zusammensetzung der Insassen der Anstalt abhängig sein.

In diese Anstalten sind von Staatswegen unterzubringen 1) alle wegen Bettelei und Vagabondage wiederholt Bestrafte, 2) die chronischen Verbrecher. Letztere Krankheit wird in den Strafanstalten selbst von den Spezialärzten konstatiert. Ihre Diagnose dürfte sich bedeutend einfacher gestalten infolge weitgehender Anwendung der bedingten Verurteilung: Wer in der Prüfungszeit rückfällig wird, bei dem liegt zum mindesten der dringende Verdacht einer chronischen Erkrankung vor.

*) Die Prostituierten nehme ich von der folgenden Betrachtung aus. Ihre Heilung auf ähnlicher Grundlage müssen wir unseren wohlorganisierten Frauenvereinen überlassen.

(Schluß folgt.)

Oeffentliche Bestattung.

M. Wallroth-Lübeck.

In unseren Tagen, wo das Verantwortlichkeitsgefühl der Allgemeinheit wächst, übernimmt letztere Aufgaben, an die man früher nicht gedacht und deren Erfüllung man als Eingriff in persönliche Rechte angesehen hätte.

Wir haben uns daran gewöhnt, daß der Staat die Arbeit der Jugendlichen stark eingeschränkt hat und die Kinderarbeit streng überwacht. Und doch ist es anfangs von der Mehrzahl der Eltern der armen Klassen sehr bitter empfunden worden, daß ihnen dadurch mancher Groschen Mehrverdienst entgeht, der ihnen zum Unterhalt der Kinder beitrug; und dieses Gefühl mag heute noch nicht überwunden sein. So ist es mit manchem andern auch.

Hier handelt es sich um die unentgeltliche Bestattung aller Gemeindeangehörigen auf Kosten der Gemeinde selbst.

Vielen mag das alles etwas ganz Unerhörtes, als ein Eingriff in die persönlichsten Rechte erscheinen. Die Gemeinde sollte uns wehren, unsere Toten selbst zu bestatten? Auf den ersten Blick mag das so als Pietätlosigkeit erscheinen, aber bei näherer Prüfung eröffnet sich uns ein ganz anderes Bild.

Wenn es sich um Fragen handelt, deren Lösung hauptsächlich von pekuniären Faktoren abhängt, so müssen die besitzenden Klassen, für die solche garnicht bestehen, ausgeschaltet werden; die mittleren und unteren Volksklassen müssen da zu ihrem Rechte kommen. Oder sollten sie, wo es sich doch hier um eine Frage handelt, in der die Pietät mitzureden hat, zu kurz kommen dürfen?

Und wie steht es denn da? Wenn kein Vermögen vorhanden ist, so werden bei einem Todesfall die etwa gemachten Ersparnisse, sofern sie nicht schon durch längere Krankheit aufgezehrt worden sind, für die Bestattung geopfert. Jeder möchte seinem Angehörigen ein anständiges Begräbnis zuteil werden lassen, und so wird für diese Zwecke manchmal das Letzte dahingegeben. Zu dem Schmerz gesellt sich schon in den Tagen, die dem Andenken an den Toten ganz gewidmet sein sollten, gleich die bittere Sorge. Das Geld, das nun für die Beerdigung ausgegeben wird, hätte der Witwe über die erste schwere Zeit, wo es heißt, sich nach einem Erwerb umsehen, hinweghelfen können.

Und in den armen Klassen sieht es bei solchen Anlässen noch trauriger aus. Manche haben sich ja in eine Sterbekasse eingekauft, aber bei vielen ist das unterblieben, weil die regelmäßige, wenn auch kleine Abgabe zu drückend empfunden wurde. Das Gewissen der Mehrzahl wird sich in dem Gedanken beruhigen, daß Bedürftige ja im Notfalle so wie so die Unterstützung der Gemeinde in Anspruch nehmen können. Gewiß! Eine Armenbeerdigung! Welcher Mensch, in dem noch nicht alles Mitgefühl erstorben ist, kann eine solche Bestattung ohne ein tiefes Gefühl der Beschämung vorüber gehen sehen? Wer von Pietätlosigkeit reden will, der mag es hier tun; denn hier ist es am Platze. Jede Inanspruchnahme der öffentlichen Wohltätigkeit wird von Menschen mit Ehrgefühl als ein Makel empfunden. Und die Allgemeinheit scheint das leider auch zu tun. Wie könnte es sonst möglich sein, daß mit der Annahme von Armenunterstützung der Verlust der öffentlichen Rechte verbunden ist? Wer hätte noch nicht gehört, daß manche Leute lieber hungern als öffentliche Almosen annehmen? Nein, es darf kein Almosen sein, wenn die Gemeinde ihre Angehörigen unentgeltlich bestattet. Jeder muß ein Recht darauf haben, oder besser noch — denn die Bemittelten würden es nicht ausnützen, und der Makel bliebe, wenn auch nicht in vollem Umfange, bestehen — die Gemeinde muß es als ihr Recht in Anspruch nehmen. Wieviel Not und Sorge wäre dadurch mit einem Schlage beseitigt!

Auch die besitzenden Klassen, für die die Gelbfrage allerdings wegfällt, zögen daraus manchen Vorteil. Wer kennt nicht die furchtbaren Gänge, die ein Todesfall im Gefolge hat? Wer empfände es nicht als eine große Wohltat, sich in solchen Tagen nicht mehr der Geschäftsleute, die aus dem Schmerz ihrer Mitmenschen Gewinn ziehen, erwehren zu müssen? Durch eine einfache Anzeige an die zuständige Gemeindeverwaltung wäre für die Trauernden alles erledigt. Alles für die Bestattung Erforderliche würde dann von der Gemeinde auf ihre eigenen Kosten veranlaßt.

Daß bei einer Bestattung auf Gemeindekosten alle Standesunterschiede unberücksichtigt bleiben müssen, ist selbstverständlich. Aber es liegt darin sogar ein nicht zu unterschätzendes versöhnendes Moment, das sich auch schon im Tode selbst zeigt, der auch keinen Unterschied zwischen arm und reich kennt. Warum sollte das nicht auch in der Bestattung zum Ausdruck kommen!

Hand in Hand mit der unentgeltlichen Bestattung müßte dann auch die Anweisung von Grabstellen durch die Gemeinde gehen. Nur zusammenhängende Familiengruften müßten durch Kauf erworben werden.

Ansätze zu Reformen auf diesem Gebiete finden sich schon hie und da. So wird in einigen Städten das Leichenfuhrwesen von der Stadt für ihre eigene Rechnung betrieben, z. B. in Dresden. Damit ist schon ein erster, wenn auch schwacher Ansatz gemacht. Auf diese Weise ist wenigstens der Gefahr vorgebeugt, daß die Leidtragenden nach dieser Seite hin ausgebeutet werden. Dem steht auf der andern Seite allerdings die betrübende Tatsache gegenüber, daß es Gemeinden gibt, die aus den Friedhöfen möglichst hohen Nutzen herauszuwirtschaften suchen.

Wirklich durchgeführt sind die Reformen in Bezug auf die unentgeltliche Bestattung durch die Gemeinde schon in mehreren Kantonen der Schweiz, in Bern, Basel, Biel,

Digitized by Google

Glarus, St. Gallen, Thurgau und Zürich. Sie üben einen Zwang aus durch die Bestimmung, daß nur die von der Gemeinde gestellten Leichen- und Trauerwagen auf den Friedhöfen zugelassen werden.

Die Frage der Mehrbesteuerung der Gemeindeglieder durch Uebernahme der Beerdigung ist in Württemberg schon eingehend geprüft worden. Das statistische Amt ist da für die verschiedenen Städte zu ganz verschiedenen Ergebnissen gekommen. Nach einer Notiz in der „Sozialen Praxis“ am 16. November 1905 beträgt sie auf den Kopf der Bevölkerung für Heilbronn 23,8 Pf., für Ulm dagegen 86,1 Pf. Man sieht, daß es sich nur um ganz geringe Steuererhöhungen handeln kann. Für die armen Klassen der Bevölkerung könnte diese Mehrbelastung eventuell durch eine progressive Gestaltung der Abgaben gemindert werden.

Es wäre wünschenswert, daß diese Frage, die gewiß von Bedeutung ist, allgemeines Interesse erweckte, damit die auf dem Bestattungsgebiet notwendigen Reformen nicht allzu lange auf warten ließen.

Streiflichter.

Zur Charakterbeurteilung Bismarck's hat Gustav Karpeles in der Beilage des „Berliner Tageblattes,“ „Zeitgeist“ vom 27. November d. J. dankenswerter Weise weiteren Kreisen das Urteil des großen polnischen Dichters Sienkiewicz über unseren „eisernen Kanzler“ bekannt gegeben und gleichzeitig die interessante Tatsache mitgeteilt, daß unser märkischer Dichter Theodor Fontane, der wohl dem großen Publikum als ein begeisterter Bismarckverehrer gilt, diese Kritik als „das weit, weitaus Bedeutendste und Richtigste, was über Bismarck gesagt worden ist, auch wohl je gesagt werden wird“ bezeichnet hat. Wie lautet nun die Kritik? Wir lassen das Wesentlichste folgen:

„Es war etwas in seiner Methode, was die menschliche Phantasie in ungewöhnlicher Weise frappiert. Es verenigten sich in ihm scheinbar die entgegengesetztesten Eigenschaften: Unbefangenheit und der größten Vorsicht; er war gleichzeitig aufrichtig und hinterlistig. Er liebte nicht die Wahrheit, und doch bediente er sich zeitweilig ihrer wie die anderen der Lüge, um seine Gegner irre zu führen. Der Bau, den er aufgerichtet, war fast roh und fein, und zugleich war er wie aus cyklopischen Blöcken hergestellt. In jeder seiner Taten sah man eine geschickte Riesenhand. Ein Verehrer der Kraft, hat er die Kraft ausgebeutet. Er hat auch das Wort vollbracht. Er hat die Einigung Deutschlands mit dem Hammer geschmiedet, mit dem er nicht anstand, auf die deutschen Köpfe zu schlagen, wo er es für nötig fand. Sein Name verdünkelt sich mit der ruhmvollsten Epoche Deutschlands. Darum ist es nicht verwunderlich, daß er für die Deutschen eine Art Tor aus der Walhalla ist und bleiben wird, das ist die Verkörperung des deutschen Ruhmes, das Monument seiner Kraft.

Aber aus derselben Quelle, aus der seine Vorzüge flossen, stammten auch seine Fehler. Der praktische Politiker hat in ihm den großen Menschen getötet. Dieser Verehrer und Schöpfer der Kraft war zugleich oft ein Philister derselben. Je treuer der Erfolg seinen Spuren folgte, je größer sein Werk wuchs, desto weniger war Fürst Bismarck imstande, zu begreifen, daß die Kraft eine Seele besitzen muß, und zwar eine reine und moralische Seele, und daß im ungeheuren Falle die durch ihn geschaffene Kraft ein Damm für die Zivilisation und die Entwickelung Deutschlands selbst werden muß, oder eine Art von Fels, der im Weltmeer des Lebens liegt und die Wege des Lebens verengt. Und in dem Maße ist immer dazu verurteilt, einmal früher oder später durchbrochen zu werden. Ein Land hat das Recht, nach Macht zu streben, aber es muß sich zu den allgemein menschlichen Pflichten bekennen. Dort gerade, wo diese Pflichten anfangen, endete der Genius Bismarcks. Dieser Verehrer des Tor verstand es nicht genug, der Diener der leitenden Moralgesetze der Menschheit zu sein. Er verkörperte diesen rein heidnischen Geist, der unbarmherzig und unerbittlich wie ein Fatum in den internationalen Beziehungen nur die Uebermacht anerkannte.

Es ist ganz gleichgiltig, ob Fürst Bismarck wirklich gesagt hat: „Macht geht vor Recht“ oder nicht. Die Vox populi, die ihm diese Losung zuschreibt, sieht in ihm die Verkörperung des Gedankens, und sie sieht richtig. Denn es war ungweifelhaft die Seele und der Ausdruck seiner gesamten Politik. Und dieses Prinzip leitete Bismarck nicht nur selbst, sondern dank der unerhörten Erfolgen gab er ihm auch den Schein einer positiven Wahrheit. Er veralgemeinerte es, drängte es der Menschheit auf und ermedrigte das moralische Niveau des europäischen Lebens so tief, wie es keiner vor ihm seit Jahrhunderten getan hane.

„Was würde daraus werden, wenn dieses so mächtige Deutschland nun auch gut werden wollte?“ fragte irgend ein französischer Bischof mit der ganzen Zaltschheit einer Ehrfurcht und zugleich mit der Angst eines Franzosen nach der Entlassung des Kanzlers. Aber Bismarcks Deutschland könnte nicht gut sein. Bismarck stellt sich selbst den Deutschen nur zur Hälfte als die Verkörperung der Kraft dar — zur anderen Hälfte aber als die Personifikation der verschiedenen Gefühle des Hasses, beginnend mit dem tatsächlich antichristlichen und zugleich parvenuhaften Haß gegen das große und wehrlose Volk und endend mit dem Haß gegen die verschiedenen Parteien in Deutschland, die eine der jüngsten entgegengesetzte Politik getrieben haben. Das fühlt der Kern der deutschen Gesellschaft, und bei der vollen Bewunderung für Bismarck sagt ihm zugleich der Instinkt der Abwehr wie auch das Bewußtsein der hohen Bestimmung, daß die Einigung Deutschlands vielleicht wirklich das Werk dieses Mannes gewesen sein konnte, daß aber in Zukunft Deutschland nicht mit seinem Geiste sortleben könne. Die Epochen der christlichen Kultur sowie der gesunde Menschenverstand sprechen viel lauter als die Gösenanbeter aus Carlyn, daß diese Kultur, mit der wir verwachsen sei fast zweitausend Jahren lieb, poesiin größer sei und unbesiegbarer als die Bajonette, und daß der Imperator der ungezählten Heerscharen die Gerechtigkeit allein sein müsse.“

Es sei uns gestattet, im Anschluß an diese für die bewunderungswürdige historische Intuitionsgabe des polnischen Schriftstellers so markante Beurteilung die Erinnerung zu knüpfen, daß diese Beurteilung des Bismarckwerkes, ebenso frei von kritiklosser Bewunderung wie von kleinlicher Nörgelsucht, aber gestimmt auf den ernsten Ton eindringlicher Warnung vor der bloßen Blut- und Eisenpolitik, von Anfang an in den Spalten unseres Blattes heimisch gewesen ist. Zum Beweis mögen folgende Zitate aus einem Artikel Wilhelm Foerster's dienen,*) die, wenn auch erst 1899 geschrieben, doch völlig unabhängig von den Meinungsäußerungen jener beiden Großen entstanden sind. W. Foerster schrieb damals:

Aber seit der Zeit des französischen Krieges begann sich auch in den großen Aktionen der eminente hoh was und die weitschauende Klugheit, welche den Augenblicks-Regungen der Massen und der obersten Schichten Trotz geboten hatte, immer öfter unter die nächsten Opportunitäten zu beugen und zugleich dem persönlichen Erfolge und dem in den gewaltigen Erfolgen mächtig entwickelten Selbstgefühl, verbunden mit einer Steigerung seines Hoffens aller Gegnerschaften, allzugroßen Einfluß auf die Entschließungen einzuräumen.

Weiemliche Mitschuld an diesen Trübungen trug die übermäßige und kritiklose Bewunderung, welche ihm und dem Volke der Denker und Dichter zufrömte, am meisten von Solchen, die von „der Blöße des Gedankens angekränkelt“ gewesen waren, die wirkliche Welt nicht kannten und nun dieser eisernen Willenskraft gegenüber, die ihnen als die Fleischwerdung des staatsmännischen Ideals erschien, alles Maß des sittlichen Urteils verloren.

Wie Napoleon die ihm Widerstrebenden als „Ideologen“ abtat, so wurden auch jetzt alle Bedenken, alle Einwürfe, die zum Teil aus Reid und Feindschaft, zum Teil aber auch aus dem redlichsten Volksgewissen hervorgingen, als unpraktischer Idealismus, als Humanitäts-Phrase u. s. w. geringschätzig abgelehnt.

Und über die Wirkung der „Gedanken und Erinnerungen“ fügte er hinzu:

„Einer „Herren-Moral“ schmöbester Art hat der eiserne Kanzler doch in nicht wenigen seiner großen und kleinen Aktionen entsprochen, und sein Buch enthält keinerlei Anstrengung, das in Abrede zu stellen oder menschlicher zu erklären. Es wird eben als selbstverständlich behandelt, daß unter solchen Umständen so gehandelt werden muß.

Und das ist das Unheilvolle des Buches besonders für unsere Jugend. Das Gefühl der Ueberlegenheit, welches darin vorwaltet, wirkt um so ansteckender, je unreifer und je beschränkter ein Intellekt ist. Wir haben die Wirkungen des Tones

*) In Nr. 11 des Jahrg. VII; wieder abgedruckt in „Lebensfragen und Lebensbilder“ Verlag Bita-Berlin 1902. M. 2,00.

Digitized by Google

geiehen, den Schopenhauer und den Nietzsche anschlug. Nicht die arbeitsame und feinsinnige Mehrheit der Jugend unserer Hochschulen wurde davon in Mitleidenschaft gezogen, aber derjenige Teil derselben, der vrahlhansig und schneidig disponiert und dabei gedankenleer ist, im wesentlichen aber die Kandidaten für die Organe unserer Staatsverwaltung u. s. w. enthält. Das Buch Bismarcks wird aber auch einen großen Teil der solideren Jugend an den feineren Grundlagen der Lebens- und Staatsweisheit irre machen, wenn nicht sehr ernstliche Gegenwirkung erfolgt, und wenn nicht Bismarcks ganze Aktion dahin einen Geschichtsschreiber findet, der sich nicht mehr blenden läßt von dem ganzen Gepränge der Macht und des Sieges, sondern hindurchschaut bis zu all' den sittlichen Fäulnissen, wie in diesen Enthüllungen enthalten ist, weil ihre Großtaten allzuehr der Treue zur Wahrheit und zur Gerechtigkeit entbehren, und weil daraus eine Abwendung von den sittlichen Idealen in alle Volksschichten eindringt."

Man wird es als ein Zeichen der allmählichen Gesundung unseres politischen Urteils ansehen dürfen, wenn heute dergleichen Aeußerungen nicht mehr ausschließlich dem Lärm einer in ihrer Götzenverehrung gesteigerten Menge begegnen, sondern zu tieferer und gerechterer Erfassung des Wesens dieser im Guten und Bösen so unvergleichlich bedeutenden Persönlichkeit anregen.

* * *

Strafvollzug in Oldenburg. In der Lübecker Bürgerschaftsversammlung berichtete das Mitglied Rechtsanwalt Dr. Wittern, wie wir der „Frankfurter Zeitung" (Nr. 328 vom 26. November d. J.) entnehmen, unwidersprochen folgende himmelschreiende Tatsache:

Ein noch nicht konfirmierter Knabe wurde in Lübeck, weil er für 25 Pfennig Kohlen gestohlen hatte, zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Da er aus dem Fürstentum Lübeck stammte, mußte er seine Strafe in der Oldenburger Strafanstalt in Vechta abbüßen. Dort sei er monatelang mit zwei Leuten zusammengesperrt gewesen, von denen der eine zwölf Jahre Zuchthaus wegen Lotschlags, der andere zwei Jahre Gefängnis wegen Sittlichkeitsverbrechens abzubüßen hatte.

Der Senatskommissar, Senator Dr. Fehling, erwiderte hierauf, daß Lübeck in dieser Hinsicht auf Oldenburg keinen Einfluß habe; in Lübeck könne so etwas nicht passieren.

Formell ganz korrekt. Um so dringender ist es Aufgabe der unabhängigen Presse, derartige Fälle unglaublichster Justiz- und Strafvollzugspflege gebührend an den Pranger des öffentlichen Gewissens zu stellen. Erzellenz Rudstrat ist freilich in dieser Beziehung ziemlich hartháutig.

* * *

Flottenspende der Schüler höherer Lehranstalten Deutschlands. Die Presse des Kaiser Wilhelms-Gymnasiums in Hannover verfendet, „befeelt von dem Drange," dem Kaiser „ein Zeichen der Verehrung darzubringen," einen „Aufruf an die Schüler höherer Lehranstalten Deutschlands" und fordert die Schüler darin auf, „durch einen Beitrag von ½ Mark (60 Pfg.) sich an der Spende zu beteiligen," die dem Kaiser anläßlich des Festes seiner silbernen Hochzeit „unter dem Namen Flottenspende der Schüler höherer Lehranstalten Deutschlands überreicht werden soll." Es wird in dem Aufruf Bezug genommen auf „das große Interesse, welches Se. Maj. der Kaiser dem Ausbau unserer Flotte entgegenbringt." Weiter heißt es: „Welchen deutschen Jüngling sollte es nicht klar sein, daß nur eine starke Flotte die Sicherheit und Machtstellung unseres Vaterlandes erhalten und nur eine solche unserem Handel in fernen Gegenden einen kräftigen Schutz gewähren kann? Daher glauben wir unserem Kaiser, der auch einmal deutscher Gymnasiast gewesen ist, eine wirkliche Freude zu bereiten, wenn wir durch Darbringung einer Spende nach unseren Kräften zur Förderung unserer Seemacht beitragen."

Man wird kaum etwas dagegen einwenden, wenn auch die Schüler bei der silbernen Hochzeit des Kaisers ihren Gefühlen Ausdruck verleihen wollen; aber auf der andern Seite wird man es ihnen auch nicht verübeln, wenn sie sich mit dem begnügen, was ihnen die Schule an diesem Tage in Gestalt einer Schulfeier oder dergl. bietet. Hingegen verdient der Inhalt dieses Aufrufes scharfe Verurteilung. Wenn man auch den Ausdruck „Spende nach unseren Kräften" für das anzusehen geneigt ist, was er bei einem Primaner sein kann, nämlich für eine stilistische Ungeschicklichkeit, so bleibt doch immerhin bestehen, daß tatsächlich das Geld, das etwa zusammenfließt, nicht von den Knaben, sondern von deren Vätern aufgebracht wird. Der jüngere Schüler — der Aufruf wendet sich ja an alle — wird direkt seinen Vater wegen der 50 Pfg. angehen, denn wir wollen zugunsten der Eltern annehmen, daß einem Sextaner nicht ohne weiteres 50 Pfg. zur Verfügung stehen. Es wird manchen Eltern schwer, einen Jungen auf einer höheren Schule zu haben. Extrausgaben gibt es ohnehin, und da können wir es den Eltern durchaus nicht verdenken, wenn sie ihren Jungen die Bitte abschlagen, vollends wenn 2 oder 3 oder gar 4 Jungen vom Vater ein Scherflein für die Flotte haben wollen. Aber was kann die Folge sein, wenn der Schüler kein Geld mitbringt? Die Jungen ist zu einem raschen Urteil nur allzu leicht geneigt. Da könnte die Sache als ein Nichtwollen aufgefaßt werden, und es wäre schlimm, wenn bei einer solchen Gelegenheit von Schülern gegen einen Mitschüler oder dessen Vater-Ausdrücke gebraucht würden, die an den „unseren Fetzen" oder die „vaterlandslosen Gesellen" erinnern. Wir haben an der konfessionellen Zerrissenheit im Unterricht an den höheren Schulen gerade genug, wir brauchen nicht auch noch eine politische Zerklüftung.

In den Lehrplänen für die höheren Schulen in Preußen vom Jahre 1901 heißt es über den Geschichtsunterricht:

Besonders sicheren Takt und große Umsicht in der Auswahl und Behandlung des einschlägigen Stoffes erheischt die für Untersekunda und Oberprima geforderte Belehrung über wirtschaftliche und gesellschaftliche Fragen in ihrem Verhältnis zur Gegenwart. Der von ethischem und geschichtlichem Geiste getragene Unterricht hat hierbei einerseits auf die Berechtigung mancher sozialen Forderungen der Jetztzeit einzugehen, andererseits aber die Verderblichkeit aller gewaltsamen Versuche der Aenderung sozialer Ordnungen darzulegen. Je sachlicher er die geschichtliche Entwicklung des Verhältnisses der Stände untereinander und der Lage des arbeitenden Standes insbesondere behandelt und den steigen Fortschritt zum Besseren unter Vermeidung jeder Tendenz nachweist, um so eher wird es bei dem gesunden Sinne unserer Jugend gelingen, sie zu klarem und ruhigem Urteil über das Verhängnisvolle unberechtigter sozialer Bestrebungen der Gegenwart zu befähigen."

So vorsichtig soll in dem Geschichtsunterricht, selbst noch in Oberprima verfahren werden! Aber die Herren Primaner in Hannover scheinen das besser zu wissen. Wir wollen hinter dem Aufrufe nicht Byzantinismus wittern, zumal da, wie die Erfahrung lehrt, auch der Byzantinismus blühen kann.

Es scheint modern werden zu sollen, daß Primaner in Flottenpolitik machen. Vor einigen Monaten ging durch die Tageszeitungen ein Gedicht eines Eisenacher Primaners, das in grotzwierlicher Weise von der deutschen Flotte handelte. Wohin soll das führen? Wir haben Geldsammlungen für Flottenzwecke im Volke gehabt, und da liegt es nahe, an das Sprichwort zu denken: Wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen. Aber gibt es denn für die Jungen kein anderes Gebiet, auf dem sie sich im Zwitschern üben können?

Daß nur eine starke Flotte die Sicherheit und Machtstellung unseres Vaterlandes erhalten" kann, ist ein Primanerurteil, das sehr der Korrektur bedarf. Der Satz birgt, so patriotisch er klingt, ein gut Stück Materialismus. Als ob äußere Macht allein imstande wäre, das Vaterland auf der Höhe zu erhalten! Denn fehlen uns die sittlichen Triebkräfte, von denen man jetzt schon ängstlich klagt, sie seien im Schwinden begriffen, dann nützt uns äußere Machtstellung nichts mehr. Das Gebiet der persönlichen Tüchtigkeit, des eigenen Wertes ist es allein, auf dem der deutsche Schüler sich üben soll und kann: etwa der Vorsatz an dem Festtage des Kaisers, ein tüchtiger Mann zu werden. Damit kann man freilich nicht nach außen hin Aufsehen erregen, aber dafür ist es weit mehr wert als eine Geldspende aus fremder Tasche zu einem Zwecke, den der Schüler, auch der Primaner, doch nicht richtig beurteilen kann.

Aus der ethischen Bewegung.

Sitzung des Hauptvorstandes der D. G. E. A. 24. November 1905. 1. Geheimrat Foerster eröffnet die Versammlung und bittet um Vorschläge für die Konstituierung des Vorstandes. Dr. Bieber schlägt für den Posten des stellvertretenden Vorsitzenden Herrn Prof. Dr. Döring vor. Dieser wiederum Dr. Pfungst. Der Letztere lehnt ab und der Vorstand wählt einstimmig Herrn Prof. Döring, der die Wahl annimmt. Die Zuwahl zweier Beisitzer wird für den Bedürfnisfall vertagt. 2. Der Vorsitzende berichtet über die in einer vorangegangenen Sitzung des Komitees für die Liga für Moralunterricht gefaßten Beschlüsse, wonach der Name: „Deutsche Liga für weltliche Schule und Moralunterricht" acceptiert worden ist. Ferner sollen die bisherigen Mitglieder der Liga gebrauchte Mitteilungen über den Stand der Sache erhalten; die weitere Propaganda soll energisch durch Herausgabe weiterer Flugblätter betrieben werden. Die definitive Konstituierung der Liga wird für das Frühjahr 1906 in Aussicht genommen. Vorher soll, etwa Anfang Januar, eine Agitationsversammlung in Charlottenburg-Berlin stattfinden, zu der, wenn möglich, auch Redner aus Bremen eingeladen sind. Ein Statutenentwurf ist vorzubereiten. Es knüpft sich an diese

Digitized by Google

Mitteilung eine kurze Diskussion, an der Jaffé, Penzig, Kronenberg, Foerster, Töring teilnehmen. 3. Dr. Penzig verliest eine Zuschrift von Herrn Bordollo-Heidelberg. Der Hauptvorstand nimmt mit großem Interesse und Dank Kenntnis von den energischen Bemühungen dieses Mitgliedes, die zur erfolgreichen Gründung einer Volksbibliothek und Lesehalle in Florisdorf i. Pl. geführt haben. Der Vorstand des Ilsser Lehrerinnen-Vereins unterbreitet dem Hauptvorstande den Entwurf eines Antrages an das Kultusministerium und Abgeordnetenhaus des Inhalts: Das Volkunterhaltungsgeleg ohne Belastung mit der Forderung der Konfessionalität der Volksschule zu behandeln. Der Hauptvorstand stimmt zu. gez.: W. Foerster. Dr. Penzig.

Abteilung Berlin. Im Bürgersaal des städtischen Rathauses sprach am 30. November Frl. Roloff vor einem sehr zahlreichen Publikum über das Thema: Wo braucht man die Ethik in der Armenpflege? Die Rednerin unterstrich in dem Wort Armenpflege zunächst den letzten Teil Pflege im Gegensatz zu den „Wohltätigen Frauen" der Karrikatur, die sich in durchaus unethischer Weise in s. g. Wohltätigkeitsfestlichkeiten produzieren. Sie streifte dabei den glücklicherweise gescheiterten Versuch des Kinderhilfstages in durchaus verurteilender Weise. Auch die privaten Zeitungssammlungen bei Notständen seien sehr verdächtig. Ethik brauche man vor allem bei der Feststellung der Notlage selbst und dann bei der individuellen dauernden Pflege, die auf die Ursachen des Notstandes verständnisvoll eingeht. Physische Not sei fast immer mit seelischer und moralischer Not verquickt. Nicht zu unterstützen, sondern zu helfen gelte es. Dazu seien allerdings Untersuchungen nötig, die nur der Unverstand als Spionage bezeichnen könne. Es müsse Vertrauen erzielt werden. Das erste Protokoll, das natürlich bei der riesigen Menge der Fälle notwendig sei, werde fast unmerklich für den Antsuchenden aufgenommen. Die weiteren Ermittelungen (Recherchen) seien die unumgängliche Bedingung für die richtige und verständige Hilfeleistung, die einen dauernden Erfolg haben müsse, wenn nicht das Vertrauen der Geldgeber erschüttert werden sollte, wie das der Hilfesuchenden. Die Art der Ermittelung dürfe nie den Charakter des Spionierens haben; man dürfe weder zu gutmütig, noch zu mißtrauisch sein. Zur höchsten Geltung komme die Ethik in der Ausübung der Pflegschaft, die nicht in periodischen Unterstützungen bestehe, auch nicht vom guten Herzen abhänge. Stets müsse man sich fragen: „Wie wirkt die Hilfe auf den Empfänger?" Es gelte die Launen der Verstimmten und Launigsten zu ertragen und Rücksichten feinster Art zu nehmen. Mit Resignation müsse man sich dabei wappnen und auf Dankbarkeit grundsätzlich verzichten, obwohl es auch zur ethischen Aufgabe gehöre, zur Dankbarkeit zu erziehen. Die eigne Persönlichkeit müsse voll eingesetzt und doch nur geringe werden: was wird sich dem Pflegling nützen? Freilich sei das Prinzip der Pflegschaft nichts Neues, das etwa erst die Auskunftsstelle der ethischen Gesellschaft gebracht hätte. In den meisten Großstädten, vor Allem in Berlin, sei dies längst gefordert, wenn auch nicht immer erreicht.

Bedauerlich sei, daß die und da noch die konfessionellchristliche Wohltätigkeit sich von der auf allgemeinster Menschenliebe beruhenden abhondere und, wie noch jüngst in einem Falle, erkläre, ihr Christentum verbiete die gemeinschaftliche Arbeit mit der „Ethischen Kultur." Das sei nicht im Sinne dessen, der den Samariter für seine Nächstenliebe pries. Rednerin kommt im Anschluß daran auf die zufälligen Eigenschaften zu sprechen, die durchaus das Mitgefühl aller Gebildeten, gleichviel welchen Glaubens, herausforderten. Die Armenpflege werde immer mehr und mehr völlig neutral. Speziell die Auskunftsstelle habe fast von allen Seiten seit vielen Jahren die erfreulichsten Beweise von Sympathie erhalten. —

In der Diskussion betonte Fran Süßmann, daß nicht von jedem Verein ein eigenhändiges Gesuch eingefordert werden sollte. Das Ehrgefühl der Bittsteller müsse geschont werden. Rechtsanwalt Dr. Bieber erinnerte daran, daß die Wohltätigkeitsfeste doch trotz ihres unangenehmen Beigeschmacks fast ganz die Mittel für unzählige Wohlfahrtseinrichtungen aufbringen und nicht durch einen anderen bloßen Appell an die Mildtätigkeit ersetzt werden können. Herr Salinger wünschte, daß die städtische allgemeine Armenpflege allmählich auf den Standpunkt ethischer Armenpflege käme. Geheimrat Prof. Foerster warnte vor der in Großstädten möglichen Spezialisierung und Verteilung auf bestimmte Arten von Wohlfahrtspflege; eben die Ethik sei hier, wie den Konfessionen gegenüber, das Verbindende. Die Wohltätigkeitsfeste nehme er im Namen der ästhetischen Kultur in Schutz, sofern sie wirklich der Schönheit und dabei der Güte dienten. Die gemeinsame, verbindende Lebenslehre für die Jugend werde auch die künftige Wohlfahrtspflege beeinflussen. Dr. Levy meint, wenn Wohlfahrtsvereine nur durch Wohltätigkeitsfeste, d. h. unethische Mittel aufrecht erhalten werden könnten, dann sei ihr Bankerott das kleinere Uebel. Es werde dadurch auch der Weg von der Privat-Wohlfahrtspflege zur Verstadtlichung und Verstaatlichung gebahnt. Zum Schluß kraut er wärmste Worte des Dankes für die kleine Schaar begeisterter Mitarbeiter, die bisher in der Auskunftsstelle tätig waren und richtet einen Appell an die Versammlung, diese Schaar zu verstärken.

Abteilung Magdeburg. In der Gesellschaft für ethische Kultur sprach Freitag abend im kleinen Saale der „Freundschaft" Dr. Penzig aus Berlin über „Sittliche Läuterung und wirtschaftliches Gedeihen." Der Vortragende beleuchtete die wirtschaftliche und sittliche Entwicklung im unserer vom Sozialismus erfüllten Zeit, in der die Gegensätze der Parteien immer schärfer hervortreten. Als Preis des Kampfes der Geister müsse der soziale Friede gelten. Dieser Kampf könne wesentlich erleichtert werden, wenn sich der Einzelne auch einmal auf den Standpunkt des Gegners stellen würde. Man biete ihm Gegner die Achtung nicht verlagen. Mit Gewalt, wie es die Sozialdemokratie im Sinne hat, sei nichts zu erreichen. Wirtschaftliches Gedeihen hänge wesentlich von unserem sittlichen Handeln ab. Es müsse größere Wahrhaftigkeit bei unserem Tun und Treiben walten. Alle Standesvereinigungen und Interessengemeinschaften müssten unterbleiben. Mehr Menschlichkeit müsse das Losungswort unserer Zeit werden. Der Vortragende faßte seine Ausführungen in folgende vier Leitsätze zusammen:
1) Freiwillige Selbstbeschränkung der natürlichen Willkürfreiheit, d. h. Sittlichkeit ist die Grundlage jeder gesellschaftlichen Ordnung.
2) Die logische Frage ist meist nicht eine sittliche Frage.
3) Einschränkung der Macht- und Rechtssphäre der Besitzenden ist auf die Dauer nur zu erreichen durch einen Prozeß sittlicher Umbildung, also durch geistige Reform, nicht durch den Sieg der Masse. 4) Die sittliche Läuterung, die der Ungestaltung des Wirtschaftslebens voran und zur Seite gehen muß, besteht in der Verwirklichung von Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitiger Achtung. Dem Vortrage folgte eine lange Besprechung. („Magdeburgische Zeitung.")

Sprechsaal.

Sehr geehrte Redaktion!

Mit Bezug auf den vorliegten Abiag des schönen Artikels „Das neue Volkheim in Bien" in der letzten Nummer der „Ethischen Kultur" gestatte ich mir die Mitteilung zu machen, daß auf Anregung der Wiener „Ethischen Gesellschaft" der bekannte Erkenntnistheoretiker, Prof. Dr. Anton von Leclair, im Volkheim einen Kurs über „Ausgewählte Kapitel der Ethik" halten wird. Ueber den Verlauf dieser Vorträge werde ich später noch berichten.

Hochachtungsvoll

Wien. Wilhelm Börner.

Bücherschau.

Germanenbibel. Aus heiligen Schriften germanischer Völker, herausgegeben von Wilhelm Schwaner, Berlin, Volkserzieherverlag. 2. Auflage. 1905. In 10 Lieferungen gr. 4° zu 60 Pf.

Man stoße sich nicht an dem Titel! Er ist zweifellos buchhändlerisch gut gefunden, enthält aber doch für den Ethiker eine als unnötig empfundene Herausforderung, und zwar in beiden Teilen als „Bibel" und mit der starken Betonung der Rasse. Das ist aber auch das Einzige, was sich auszusetzen hätte. Die Sammlung zeugt von einem feinen Geschmack, von hohem Idealismus und von dem ernsten Erziehewillen der Herausgeber. Immer wieder erfaßt uns ein warmes Gefühl dankbaren Stolzes vor solchen Sammlungen, freilich verbunden mit leiser Trauer über unsere Trägheit, den gewaltigen Goldschatz der Vergangenheit, den wir besitzen, innerlich zu erwerben! Heilen wir der Jugend dann! Legen wir unsern heranwachsenden Kindern dies Buch auf den Weihnachtstisch!

-nz-

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Aeltere Nummern sowie **Jahrgänge** der „Ethischen Kultur", die ohne Zweck und unbenutzt lagern, bitte gütigst dem Verlag für Ethische Kultur Berlin S.W. 48, Wilhelmstraße 121 einzusenden, der dieselben dankend verwenden kann.

Flügel Pianinos **Blüthner** Piano-Magazin. Berlin W., Potsdamerstr. No. 27 b.

Digitized by Google

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur
Abteilung Berlin.

Sonntag, den 17. Dezember. 24. Volksunterhaltungsabend zum Besten der Ersten öffentlichen Lesehalle der D. G. E. K. abends 8 Uhr im großen Saale des Berliner Handwerkervereins, C. Sophienstr. 18, unter gütiger Mitwirkung von Frau Gina Goetz (Alt), Frau Berger-Timmermann (Sopran), Fräul. Hilde Kantik (Deklamation), Herrn Walter Lewy (Cello), Am Klavier Herr Kapellmeister E. Levy und Herr Dr. Otto Abraham. Karten zu 25 Pf. sind vom Verlag für Ethische Kultur, Berlin, Wilhelmstraße 121 schon jetzt zu beziehen, auch sind daselbst ausführliche Programms erhältlich.

Mittwoch, den 20. Dezember, abends 8½ Uhr, Unter den Linden 16, III, 3. Vortjesungs- und Diskussionsabend. Lektüre von „Klaios Gastmahl“, 2. Hälfte; Fortsetzung und Schluß. (Reclam-Universitätsbibliothek Nr. 927). Eintritt frei. Gäste willkommen.

Sonnabend, den 30. Dezember, abends 8½ Uhr im Bürgersaal des städtischen Rathauses: **Jahresschlußfeier** und Ansprache von Herrn Geheimrat Professor W. Foerster: „Die Harmonie des Denkens als höchste Erdenmacht.“ Eintritt frei. Gäste willkommen.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.
Abteilung Berlin.

Ihre Neujahrsglückwünsche

können, wie bisher, unsere Freunde durch eine bescheidene (oder üppige) Zahlung an unsere Kasse zur Förderung unserer Bestrebungen ablösen. Die Namen derer, die sich auf diese Weise wohltätig von konventionellem Zwang befreiten, werden in der ersten Nummer des neuen Jahres mit der Gesamtsumme (ohne Aufzählung der Einzelbeträge) abgedruckt werden.

Berlin W. 64, Unter den Linden 16. Dr. Penzig.

Stern'sches Conservatorium,
zugleich Theaterschule für Oper und Schauspiel. Direktion: Prof. Gustav Hollaender.
Berlin SW. Gegründet 1850 **Berburgerstr. 22a.**
Ausbildung in allen Fächern der Musik und darstellenden Kunst.
Elementar-Vorbereitungs- und Nebenklasse für Kinder von 6 Jahren an.
Seminar zur Ausbildung von Lehrern und Lehrerinnen.
Eintr. jederzeit. Sprechstd. 11—1 Uhr. Prosp. u. Jahresber. kostenfr. d. Sekretariat.

Billige böhmische Bettfedern!
10 Pfund: neue gereinigte „A 8.—, bessere „A 10.—, weiße daunenw. „A 12.—, gewölbtweiße „A 15.—, A 20.—, schneeweiße, daunenw. „geschlissene „A 25.—, A 30.—. Versand franko, solidest, per Nachnahme. Umtausch o. Rücknahme gegen Portovergütung gestattet.
Benedikt Bachsel, Lobes 912.
Post Pilsen, Böhmen

Einbanddecken
für die **Ethische Kultur,** elegant, ausgestattet, sind zum billigen Preise von Mk. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen. Nachlieferung von Einzelnummern gegen Einsendung von je 30 Pfg. in Marken, soweit möglich.
Verlag für ethische Kultur,
Berlin S. W. 48,
Wilhelm-Straße Nr. 121.

Als empfehlenswerte Geschenkwerke sind durch den **Verlag für Ethische Kultur, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121** zu beziehen:

David Harum, Amerikas Ungekrönter König. Von **E. Noyes Westcott.** Autorisierte Uebersetzung und Bearbeitung von Georges Hainholz. 26 Bog. Eleg. brosch. Pr. 4 Mk.; geb. 5 Mk. Die „Nation“ schreibt u. a.: „Keine schwächliche Sentimentalität, aber mehr Verständnisse, verdeckt durch einen urwüchsigen Humor — das ist der Charakter David Harums. Wie der Dichter diesen Charakter in das Leben eingeführt hat, dies Geheimnis jeder echten Gestaltungskraft, läßt sich nur erkennen, wenn man das Buch selbst liest.“

Byrons Tagebücher und Briefe. In neuer Bearbeitung (4. Auflage) mit 2 Bildnissen (Lord und Lady Byron) und mehr als 100 bisher unbekannten zum ersten Mal veröffentlichten Briefen Byrons. Deutsch bearbeitet von Professor Dr. Eduard Engel. Preis broschiert 3 Mk., gebunden 4 Mk. Als notwendiger Ergänzungsband zu sämtlichen deutschen Byron-Ausgaben erschienen, enthält dieses Buch Byrons Leben von ihm selbst erzählt, und ist bereichert durch eine Fülle der interessantesten briefl. Enthüllungen über sein Leben.

Amerikanische Streiflichter. Von Prof. Dr. Carl Beck (New-York). Groß 8°. 16 Bogen. Preis brosch. 4 Mk., geb. 5 Mk. Das höchst interessante Werk enthält Reisebeschreibungen, vom Verfasser auf medizinischen usw. Kongressen gehaltene Vorträge, Betrachtungen über amerikanische Charaktere und Verhältnisse, ist unterhaltend, stilistisch hervorragend gut geschrieben und wird für die Bibliothek jedes Gebildeten von dauerndem Wert sein.

Albrecht Dürers schriftlicher Nachlaß. (Mit Bildnis Dürers). Ausgewählt und eingeleitet von Dr. Max Lehrs, broschiert 2 Mk., gebunden 3 Mk. Das Buch enthält Dürers Briefe, sowie sie uns erhalten sind, und man darf annehmen, daß gerade in unserer Zeit eine derartige Ausgabe vielfachen Wünschen entgegenkommen wird, um so mehr, als der Name Dürers heute mehr als je ein Heiligtum für alle Freunde deutscher Kunst ist.

Engel, Prof. Eduard. Psychologie der französischen Literatur. 8. neu bearbeitete Auflage. Preis brosch. 3,50 Mk., geb. 4,50 Mk. Der bekannte Verfasser hat hier eine Naturgeschichte des französischen Geistes geschaffen, und bildet das längst berühmte Buch in seiner jetzigen Form ein auch sprachlich geradezu klassisches Werk.

Penzig, Dr. Rudolph. Zum Kulturkampf um die Schule. Ein Mahnwort an Denkende. 8°. 10 Bogen. Brosch. 2 Mk., geb. 3 Mk. Der wohlbekannte Verfasser tritt hier für eine unumgängliche Reform unseres öffentlichen Erziehungswesens ein und gibt einen trefflichen Wegweiser in den Wirren des Kampfes um die Zukunft der Schule.

Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Mit Bildnis Rahels). Herausgegeben von Dr. Hans Landsberg. Preis broschiert 3 Mk., gebunden 4 Mk. Rahel, Varnhagen: Die bedeutendste Frauengestalt der Romantik hat uns in ihren Briefen und Tagebüchern ein unvergleichliches Kulturbild ihrer Zeit hinterlassen. Sie ist die erste wahrhaft moderne Frau ganz erfüllt von der Aufgabe, dem Weibe diejenigen Rechte zu geben, die für seine Entwickelung notwendig sind. Rahel: Ein Buch des Andenkens ist ein Buch des Lebens, ein Evangelium hoher Weiblichkeit.

Kawitz, Dr. Bernhard, Privatdozent an der Universität Berlin: **Urgeschichte, Geschichte und Politik.** Populär-naturwissenschaftliche Betrachtungen. Brosch. 9 Mk., geb. 10 Mk. Jeder Gebildete wird mit hohem Interesse die klaren Ausführungen des Verfassers verfolgen und sich mit dem Gang seiner kritischen Betrachtungen anschließen.

Scheffler, Karl. Moderne Malerei und Plastik. 10. Auflage. 10. Tsd. Der bekannte Verfasser gibt eine sehr ruhige und klare Uebersicht über das Wesen der modernen Kunst und sucht Alteres und moderne Anschauungen mit einander zu versöhnen.

Schmidt, Dr. Leopold. Die moderne Musik. Preis elegant broschiert 1,20 Mk. Der berühmte Musikkritiker macht in diesem Buche den Versuch, für das Wesen der modernen Tonkunst erklärende Begriffe zu finden und ihr Entstehen im geschichtlichen Zusammenhange darzustellen.

Erinne, A. Goethe-Stätten und andere Erinnerungen aus Thüringen. Preis broschiert 2 Mk., gebunden 2,75 Mk. **Wilde Rosen und andere Erzählungen.** Brosch. 2 Mk., geb. 2,75 Mk. Wie in den früheren Werken des Verfassers tritt uns auch hier wieder das warme Gemüt, die scharfe Beobachtungsgabe, der sonnige Humor wie die verjüngende Lebensauffassung entgegen, Eigenschaften, die gerade in unserer so vieles verneinenden, verspöttelnden Zeit, der inneren Abkehr von so vielem, was uns einst heilig und unantastbar erschien, doppelt wertvoll erscheinen müssen.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **zweiter Stock** rechts. Auskünfte 2c. werden, falls der Unterzeichnete nicht anwesend ist, auch in der Auskunftsstelle im III. Stock erteilt. Sprechstunden des Unterzeichneten nur Montag, Mittwoch und Freitag von 10—12 Uhr. Eilige Zuschriften sind daher besser an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmanstraße 15. zu richten. Dr. Penzig.

☞ Titel und ein ausführliches **Inhaltsverzeichnis** des XIII. Jahrgangs liegt der heutigen Nummer bei.

Für die Berliner Leser liegt ein Prospekt des Vereins „Bürgerschutz“ bei, betreffend die Vorstellung „Undine“ im Theater des Westens vom 29. Dezember 1905, zum Besten des Erholungsheim, worauf wir speziell hinweisen.

☞ Der heutigen Nummer liegt eine Beilage des Verlags **C. H. Beck, München,** betreffend Dr. M. Kronenberg: „Kant“ und „Ethische Präludien“ bei, worauf wir besonders hinweisen.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Januar 1905.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

Vom Schenken. Vom Herausgeber.
Das Küken. Von Marie Luise Becker.
Schwerer Entschluß. Von Bettina v. Gnseld.
Aus unseren vier Wänden. Von Laura Frost.
Empfehlenswerte Eltern- und Kinderbücher.

Vom Schenken.

Vom Herausgeber.

„Was hast du geschenkt bekommen?" Das ist die Frage, die jetzt überall laut wird, wo die Kinder nach dem Fest zusammenkommen. Ich möchte euch aber lieber fragen: Was habt ihr denn geschenkt? „Ach," sagt der eine, „ich kann janichts schenken; ich bin noch zu klein, außerdem hab' ich kein Taschengeld, und dann — Vater und Mutter haben ja alles! Und die Geschwister — die kriegen ja genug von Anderen!" „Ich hab' ein Gedicht aufgesagt" kräht die Kleine, hochrot vor Vergnügen, und fängt gleich an damit: „Du lieber, heil'ger frommer . . . ." „Na, laß nur gut sein! Und du, Großer?" . . . Nun, wir können die Antworten nicht alle hier sammeln; natürlich gibts auch viele, die etwas „gearbeitet", oder die aus ihren Ersparnissen den Eltern eine Freude bereitet haben, neben den kleinen Lumpenhunden, denen Nehmen vorläufig noch seliger ist als Geben.

Ob wohl auch einer oder eine unter euch ist, die mir antworten könnte: „Wir haben's nicht nötig, uns gerade zu Weihnachten etwas zu schenken, oder eine Freude zu machen — das tun wir das ganze Jahr durch?" Hoffentlich nicht, denn diesem Tugendbold würd' ich gewiß nicht glauben! Aber ein Stückchen Nichtiges würde doch wohl in dem Gedanken stecken. Es wär' schön, wenn man aufrichtig so sagen könnte! Nicht wahr?

Freilich — da fällt mir unser guter Onkel ein, der uns Kindern immer, wenn wir erwartungsfroh unter dem Tannenbaum ihn begrüßten, jedes Jahr feierlich wieder „seine Liebe" schenkte. Manchmal sagte er auch nur: „Na Kinder, ich schenk' euch diesmal wieder dasselbe, wie vor einem Jahr, weil ihr euch so darüber gefreut habt." Da wußten wir Bescheid. Es war ja auch ganz schön und wir lachten und waren gar nicht böse — wußten wir doch, daß der brave Onkel nicht gut anders konnte. Aber böse waren wir auch nicht, wenn bei anderen „ihre Liebe" greifbar oder gar eßbar war.

Ja, ja, man muß die Liebe *merken* können — das ist der Gedanke, der sich nun neben die Vorstellung drängt, daß es eine Liebe gebe, die das ganze Jahr hindurch sich so lebhaft äußert, daß ein äußerer Anlaß da nichts dazu tun kann.

Wenn eure Umgebung bezeugen will, daß sie diese eure Liebe immer spürt, dann nehme ich alles von Lumpenhunden Gesagte und die Anspielung auf meinen Onkel hiermit feierlich zurück.

Aber nun im Ernst gesprochen! Ich kann mir wohl ein köstliches Weihnachtsgeschenk denken, das eben gerade die Kinder den Eltern geben könnten. Wenn unter dem Weihnachtsbaum das eine oder andere Kind Mutter oder Vater leise bei Seite nähme und ihnen zuflüsterte: „Mütterchen, ich schäm' mich so, daß ich nicht immer freundlich und aufs Wort gehorsam und dienstfertig gewesen bin, daß ich mich so oft hab' gehen lassen — aber ich nehm' mir ernsthaft vor, mich im kommenden Jahr besser in Zucht zu nehmen, bitte, hilf mir dabei!" — wäre das nicht ein schöneres Weihnachtsgeschenk als das herrlichste gestickte Kissen mit „Nur ein Viertelstündchen?"

Ihr wißt ja gar nicht, ihr Kinder, wie viel Seligkeit und Freude ihr verschenken könnt! Und wie reich ihr selbst gerade durch das Verschenken werden würdet! Denn das ist das Merkwürdige bei der Liebe: sie macht's genau wie das Feuer. Wenn sich das teilt und immer neue Zungen und Boten aussendet — dann wird es stärker und mächtiger, wo doch alles sonst, das sich teilt, kleiner wird! So geht's genau mit der Liebe. Gib davon ab, an deine Eltern, Geschwister, Kameraden — und du bist plötzlich viel reicher geworden! Nicht nur an der Liebe, die du bei ihnen geweckt hast, sondern in dir selber ist's viel wärmer und heller geworden! Und du siehst plötzlich viel mehr! Wie im Märchen, hast du nun einen Zauberspiegel gefunden, in dem siehst du, was im Herzen deiner Lieben vorgeht. Sie machen die Fensterläden in ihrem Herzen nicht mehr zu; es ist ja „gut Freund," der herein guckt.

Dein Papa hat Sorgen oder Aerger gehabt und kommt mit gefurchter Stirn nach Haus; er ist brummig. Das merkt ihr schon alle, und wenn Dein lieber Bruder es am Ende nicht merkt und mit Getöse in die Stube kommt, dann hat er seinen „Anschnauzer" weg und geht beleidigt ab. Gewitterstimmung. — Wenn nun aber so ein Hausköchterchen leise hinein wischt und Väterchen diesen kleinen Dienst tut, und jenen, und ein freundliches Gesicht dazu macht, und draußen den Bruder besänftigt und die Kleinen unmerklich vom Lärm abhält — ja, dann möcht' ich den Brummbär kennen lernen, der da lange noch knurrt! Plötzlich tun sich die Seelenfenster wieder auf; die Gewitterwolke ist wie weggefegt und Vater erzählt bei Tisch gemütlich, wie er sich heut „beinahe" geärgert hätte!

Oder Mütterchen ist die unablässige Sorge und Mühe mit den Kleinen, mit den Kleidern, mit den Hauslieferanten,

Digitized by Google

mit den Dienstmädchen, mit der Wäsche und, was weiß ich, ein bischen auf die Nerven gefallen und sie nimmt ein Wort von dir, das du gar nicht böse gemeint hast, krumm und schilt dich aus, und wird vielleicht, wie du meinst, ein ganz klein bischen „ungerecht" — jetzt ist die Sache sehr kritisch! Dein Weihnachtsgeschenk her! — Und statt nun zu heulen, oder gar unnütze Worte zu machen, gibst du deinem Herzen einen Stoß und — schenkst Mama einmal das Recht, das du zu haben glaubst! Und sagst nicht, was dir auf der Zunge saß: „Mama, du schiltst aber auch immer!" sondern: „Ja, ja, Mamachen, du magst recht haben; verzeih'! Kann ich dir nicht dies oder das abnehmen?" Da sollst du mal sehen, wie plötzlich die Sonne wieder aus den Augen deines armen zerquälten Mütterchens mit hellen Strahlen bricht, und es tut dir gar nicht mehr weh, nicht „Recht behalten" zu haben, sondern die Freude gibt deinem Herzen einen Stoß, daß es hoch aufhüpft.

Aber natürlich ist das zuerst schwer, und das soll es auch! Was ist das für ein lumpiges Geschenk, das dir gar nichts kostet!

Wißt ihr, was ihr euch dabei schenkt? Nicht mehr und nicht weniger, als einen zweiten Körper, einen Elfenkörper, aus lauter unsichtbaren Fädchen gewoben, mit denen ihr tausenderlei Dinge merkt, an denen ihr sonst dumpf und stumpf vorbeigelaufen wäret. Die Großen sagen: Ihr habt „Takt." Das Wort kommt aus dem Lateinischen und sagt etwa so viel wie: „feinste Berührungsfähigkeit." Wer diesen Takt hat, der hört viel mehr und sieht viel mehr, als alle andern Menschen, und es kribbelt ihm schon am ganzen Körper da, wo ein anderer mit Rhinozeroshäuten noch gar nicht merkt, daß ein Anstoß da ist; er „denkt mit dem Herzen", wie Herr v. Egidy immer sagte, und er fühlt durch Bretterwände, so zu sagen, hindurch, was einem andern wehe oder wohl tun kann. Wollt Ihr davon noch mehr hören? Nun, dann bittet Eure Eltern, sie möchten Euch mal aus der „Lebenskunde" von F. Wilh. Foerster — Ihr habt's Euch doch schenken lassen, will ich hoffen?! — das Kapitel von den „Taubstummen" aufschlagen, und von den „Kleinigkeiten" und viele andere! Da steht's viel schöner, als ich Euch sagen kann.

Seht Ihr? Nun habe ich davon sprechen wollen, was Ihr schenkt, und am Ende kommt's wieder darauf hinaus, daß Ihr etwas geschenkt kriegt! Ja, so geht's immer. —

Das Küken.

Von Marie Luise Becker.

(Nachdruck verboten.)

Es war Pfingsten und Mamas Geburtstag. Zwei große Feiertage auf einmal.

Noch herb wehte die Frühlingsluft, aber Bäume und Sträucher hatten schon ihr grünes Mäntelchen umgelegt und der Schledorn stand in voller Blüte. An Mamas Geburtstag standen alle zeitig auf, es war so eine feine Feststimmung in allen Räumen. Weiße Pfingströschen umkränzten Mamas Geburtstagstisch und ein Fliederstrauß prangte auf dem Kaffeetisch. Alle saßen beisammen und alle gingen dann Arm in Arm über den Holzhof und freuten sich der hellen, herben Morgenluft.

Mitten durch den Hof zog sich ein breiter Graben, der trennte das Mühlengrundstück vom Wohnhause. Ueber den Graben spannte sich eine schmale Laufbrücke. Darüber gingen sonst die Arbeiter, die Verwalter, die Käufer, — es war ein Hasten und Drängen. Heut, am Pfingsttage, war es still dort.

Das kleine Mädchen hatte sich ein wenig abgesondert und schaute von der Brücke in das sanft fließende Wasser, und freute sich, wie der blaue Himmel und die weißen Wolken ihr Spiegelbild zeigten.

Da piepte ein feines Stimmchen neben ihr, — und noch eines — und da kam unter der Brücke etwas hervor gekrochen. — o Wunder! Wunder! kleine, neugeborene Küken! So fein und ungeschickt.

Und sahen sich um und pickten. — und wieder eins — und wieder!

Nun hatten die andern die Kleinen auch bemerkt, und alle kamen und schauten das lebendige Wunder an.

Wo kamen sie her?

Da unter der Brücke?

Da war Sumpf und Gestrüpp, und alle Menschen, die der Hof beschäftigte, gingen mit schweren Schritten darüber hin, daß es dröhnte!

Aber es ließ sich nicht leugnen, neun lebendige reizende Küken kamen darunter hervor und ängsten umher, und reckten sich hervor und pickten und scharrten, daß es eine Art hatte.

Die Knaben begannen, den Bohlenbelag der Brücke abzudecken. Da fand sich des Rätsels Lösung. Die große schwarze Henne mit den grauen Tüpfchen und dem Büschelkopf hatte sich auf eigene Faust diese unruhige Wochenstube ausgesucht. Sie saß noch eifrig auf den letzten Eiern und sah uns bitterböse an.

Mama hob sie nun mit sachkundiger Hand auf, — drei Eier lagen da noch und auch in ihnen pickte und rumorte es.

Die trugen die Kinder die Eier achtsam in die Küche, damit sich die Henne ihren Mutterpflichten gegen die neuen ausgekrochenen Küken widmen konnte, — denn es fehlte ihnen sichtlich an jeder Leitung und Erziehung. Sie liefen planlos umher, gerieten in allerlei Gefahren und bedurften dringend der mütterlichen Fürsorge. Besonders suchten auch einige andere, kinderlose Hennen mit den kleinen Neugeborenen zu kokettieren und ihre Liebe zu gewinnen, um sich damit vor dem Hahn zu brüsten.

Für alle diese zärtlichen Intrigen war die ungeteilte Aufmerksamkeit der opferfreudigen Mutter nötig, die viele Wochen hindurch heimlich unter der Brücke gesessen und das zarte Leben in ihrem Nefte behütet hatte.

Mama nahm also einen großen irdenen Topf, schüttete Federn hinein und setzte ihn auf den Herd. In die Federn legte sie die Eier, so daß das pickende Hühnchen Luft genug bekam und doch warm und wohl behütet war.

Die Kinder liefen ab und zu und krochen auf den Herd, um nach den Eiern zu sehen. Es war auch zu köstlich, so ein eingepacktes Hühnchen. Und wie sich das regte und rührte. Das kleine Mädchen wich nicht von dem Topfe. Und richtig! Am Nachmittag spazierten zwei neue Küken aus den Eiern, schlugen Purzelbaum in den weichen Federn und zeigten sich in ihrem dürftigen Federkleid doch schon als wohlgestaltete Kinder ihrer stattlichen Mama.

Mit Befriedigung empfing sie die Henne, als sie ihr zugeführt wurden.

Nur das letzte Ei wollte und wollte nicht von dem zappelnden Tierchen los. Es lag sichtlich unglücklich in der festen Kalkhülle und konnte sich nicht recht helfen.

Schließlich löste es Mama aus der Schale. — aber — o weh! es hatte ein kurzes Beinchen! Ganz kläglich sah es aus und schaute sich so traurig um, als müsse es alle um Entschuldigung für seine Existenz bitten.

Das kleine Mädchen hatte dies Küken gleich ganz besonders ins Herz geschlossen. Und als Mama und die Brüder gar meinten, das arme lahme Dingelchen wäre besser tot, — da bat und bettelte es solange, bis Mama es ihr schenkte.

Zur Nacht wurde ein weiches Lager in der Küche gemacht, und am nächsten Tage sah der kleine Patient schon wesentlich besser aus.

Leider geriet er weder seiner Mutter, noch seinen Geschwistern. Die suchten ihm jedes Körnchen wegzuschnappen, und weil es ganz klein und ungeschickt war, kam es meist zu kurz. Dann warf ihm die Henne, wenn es ganz jämmerlich piepte, wohl ein Körnchen hin, aber sie schämte sich vor den andern Hennen ihres lahmen Kindes. Der

Digitized by Google

ganze Hühnerhof verachtete das arme kleine Küken, so daß es ganz auf die Liebe des kleinen Mädchens angewiesen war. Die wurde ihm aber reichlich zu teil!

Bücher und Schularbeiten und Puppen mußten zurückstehen, so ganz widmete sich das Kind seinem Küken. Bald hatte es das kleine scheue Ding so zahm gemacht, daß es aus seiner Hand fraß, da bekam es natürlich die schönsten Leckerbissen. Es war eine wirkliche Freundschaft zwischen dem Kinde und dem Tiere.

Das Kind fühlte sich als seine Pflegemutter und das Küken barg sich willig in die schützenden Händchen. Nur den anderen Küken und Hennen hatte das kleine Lahmlingslein noch eine besondere Feindin, — das war die große graue Katze.

Das kleine Mädchen liebte sie schon immer nicht, — mit ihren grauen, stechenden Augen und ihren schleichenden Bewegungen! Wenn sie nun aber sah, wie diese Augen das arme kleine Küken verfolgten, und wie sie sacht hinter ihm herschlich — o! dann hatte sie sie! Muz bekam viel Schläge in den nächsten Wochen, es entspann sich eine stille, heimliche Feindschaft zwischen dem Kind und der Katze.

Wenn das kleine Mädchen in der Schule war, überfiel sie oft eine heiße, schmerzhafte Angst um ihr Küken, und Muz' böse Augen flimmerten vor ihr. Dann stürmte sie mittags mit fliegenden Beinchen durch die Straßen heimwärts und war erst wieder froh, wenn sie ihren Lahmling wiedersah.

Ihre geheime Angst war auch ganz begründet. Muz, die sich nicht an die kräftigen gesunden Tiere krante, hatte sich tatsächlich den kleinen Lahmling als Beute ausersehen und je besser er sich unter des Kindes Pflege entwickelte, desto gieriger umschlich ihn die Katze.

Er war schon ganz hübsch groß. Aber sein lahmes Beinchen, das ganz matt zur Seite stand, hinderte ihn am Laufen, und gar oft wurde er von den Buben ausgelacht, wenn er sich überschlug und zappelnd dalag.

Und eines Tages hatte Muz den rechten Moment erwischt. Das kleine Mädchen saß in der Laube, — da hörte es ein jämmerliches Piepen, — es stürzte hinaus, — da lief Muz spornstreichs nach dem Pferdestalle und trug ein jämmerlich zugerichtetes, zuckendes Küken im Maule. Die Henne schlug mit den Flügeln, und ganz geängstigt umdrängten sie die andern Küken.

Dem kleinen Mädchen war plötzlich ein großes Leid geschehen. In wildem Schmerz stürzte es der Katze nach in den Stall, eine tolle Jagd begann, bis sie das tote Küken seiner Mörderin abgenommen hatte. Es war nun tot, — wirklich tot! Das warme, kleine Herzchen schlug nicht mehr. Wie das Kind weinte! Sie schlich in den Garten und weinte zwischen ihren Blumen.

Dann erbat sie sich vom Papa eine Zigarrenkiste, füllte sie mit Blättern und Blumen und bettete ihren toten Liebling darauf.

Ganz am Ende des Hofes, unter dem kleinen Ebereschenbaum, grub sie ein Grab für das Küken. Wie schwer das ist, ein Grab zu machen! Der weiche, schwarze Boden war mit tausend feinen und starken Wurzeln durchzogen, und die Pflanzen bildeten einen festen Teppich. Lange, lange gruben die schwachen Kinderhände, bis endlich ein Grab gemacht war, breit und tief genug für die Zigarrenkiste.

Auch das Grab wurde mit Blumen gefüllt und das Kistchen hineingesteckt. Dann schüttete sie es zu und pflanzte Blumen darauf. Es war ganz still hier.

Der warme Sommerwind flüsterte in den weichen Ebereschenzweigen und tanzte über die schwankenden Gräser, daß sie ihre feinen Köpfchen bogen. Drüben auf dem Flusse blähte er die weißen Segel. Goldlack und Flachs blühten auf dem kleinen Grab.

Da kniete das kleine Mädchen nieder und betete:

„Lieber Gott, bitte, tue mir einen großen Gefallen. Sieh', ich bin so traurig, daß ich nie, nie wieder froh werden kann. Nie wieder, als wenn ich in den Himmel komme. Und auch dann bloß, wenn Du mein kleines Küken in den Himmel nimmst. Sieh', es war so gut und so brav, und wenn irgend ein Geschöpfchen, dann hat mein armes, kleines Küken verdient, in den Himmel zu kommen. Es war viel feiner und klüger als die anderen Küken und als die großen Hühner. Du kannst natürlich nicht alle Tiere in Deinen Himmel nehmen, — obgleich einige recht gut hineinpassen und es auch verdienen, — aber, sieh mal, mein kleines Küken, mein Lahmling, das ist etwas anderes, damit kannst du doch eine Ausnahme machen. Lieber Gott ich bitte dich von ganzem, ganzem Herzen darum, und wenn es nur vor der Himmelstür picken darf. Ich bitte dich furchtbar darum. Und das sage ich dir, lieber Gott, wenn ich in den Himmel komme, und finde mein Küken nicht, — wahrhaftig! ich kehrte um und ließe Petrus stehen mit der Türe in der Hand. Und wenn der Himmel tausendmal mit Bonbons gepflastert ist und deine Engel glänzende Schuhe haben, was ich mir schon immer wünsche. Lieber, lieber Gott! bitte tue mir die Liebe an und nimm mein kleines Küken in deinen Himmel."

. . . . . —

Schwerer Entschluß.

Eine wahre Weihnachtsgeschichte von Bettina v. Gutfeld.

In einem Schaufenster in der Potsdamerstraße stand eine große Puppe; die war Trudchens größtes Entzücken. Niemals ging sie an dem Schaufenster vorüber, ohne einige Minuten stehen zu bleiben und sich die Puppe anzusehen. Das Schaufenster war immer von vielen Menschen umlagert, die gerade wie unser Trudchen von dem Anblick der schönen Puppe gefesselt waren. Es war aber auch keine gewöhnliche Puppe, die das Interesse der vielen Leute erweckte, denn sie konnte, nachdem ein Uhrwerk aufgezogen war, einige Schritte gehen, eine Verbeugung machen, ihre Arme graziös auf und nieder bewegen und sogar ein Lied erklingen lassen. Diese Puppe zu besitzen, war Trudchens höchster Wunsch. Trudchens Eltern sagten: „Die kostbare Puppe soll hundert Mark kosten, diese Summe wollen wir gern zur Erhöhung der Festesfreude ausgeben. Bedenke aber, ob eine Puppe für zehn Mark Dich nicht auch erfreuen würde, dann hätten wir noch neunzig Mark übrig und könnten dafür noch neunzig Püppchen zu 1 Mark kaufen und viele Herzen erfreuen. Wir überlassen Dir den Entschluß, Trudchen, sage uns morgen Bescheid, was Du willst." Da war nun ein schwerer Kampf in Trudchens Kinderherzen entstanden; sie hätte die Puppe doch gar zu gerne gehabt. Sie lag, ganz gegen ihre Gewohnheit, noch lange wach in ihrem Bettchen. Kaum hatte sie den Entschluß gefaßt, sich unbekümmert um die armen Kinder die Puppe zu wünschen, so überwog im nächsten Augenblick das Mitleid, und sie wollte doch lieber noch neunzig Kinder erfreuen. Bis in den Traum verfolgten sie ihre Gedanken; bald träumte Trudchen, sie hätte die große Puppe im Arm und die wäre so schwer, daß sie sie kaum tragen konnte; und eine ganze Zahl armer Kinder käme und wollte sie ihr fortreißen. Dann träumte sie wieder, sie hätte eine wunderschöne kleine Puppe im Arm und die armen Kinder ebenfalls, und die tanzten um sie herum und riefen immerzu: „Danke, danke, liebes Trudchen, Du hast uns so glücklich gemacht."

Endlich wachte Trudchen auf, sie erinnerte sich noch lebhaft ihrer Träume, aber sie gab nicht viel darauf, denn — Träume sind Schäume — meinte sie. Ich brauche die große Puppe ja garnicht zu tragen, sondern stelle sie in meinem Zimmerchen auf und freue mich an ihr. Die Freude der armen Kinder im Traum war aber auch wunderschön, die muß in Wirklichkeit noch viel schöner sein, meinte sie bald darauf. Es war so schwer, einen Entschluß zu fassen. Als die Eltern sie später fragten, wozu sie entschlossen sei, war sie sich eigentlich noch nicht klar.

Digitized by Google

„Ich möchte gar zu gern die liebe Puppe haben, aber zum lieben Weihnachtsfeste auch die armen Kinder erfreuen."

„Ja, Schatz, eins geht nur," sagte lächelnd der Vater. „Entschließe Dich, Kind," drängte die Mutter.

Trudchen wurde ganz rot: Jetzt stand sie vor der Entscheidung. — Ich will die Puppe haben — klang es aus ihrem Innern, im letzten Augenblick änderte sie aber ihren Entschluß und, „Alle sollen eine Puppe bekommen," rang es sich von ihren Kinderlippen. Trudchen durfte sich nun gleich ein Mäntelchen anziehen, um einzukaufen. War das schön, als sie nun die vielen Puppen aussuchen durfte, und am Weihnachtsfeste war es noch viel schöner als im Traum; wie die helle Freude den armen Kindern aus den Augen glänzte und sie fröhlich mit ihren Püppchen umherſprangen! Daß sie Trudchen die Freude zu verdanken hatten, wußten sie garnicht, denn die hatte ihre Eltern gebeten, nichts davon zu sagen, weil sie sich schämte, nicht gleich die richtige Entscheidung getroffen zu haben. Auf ihrem Platze unter dem Weihnachtsbaume fand sie ein entzückendes Püppchen vor, das hatte Schlafsaugen, richtige Wimpern und wirkliches Haar. Als sie es aufnahm, lag auch noch ein Postealbum auf ihrem Platze, darinnen hatte auf der ersten Seite der Vater geschrieben:

Ta', was jeder loben müßte,
Wenn die ganze Welt es wüßte,
Ta' es, daß es niemand weiß,
Und gedoppelt ist der Preis.

Aus unseren vier Wänden.

Von Laura Frost.

Gegenüber der allgemein üblichen Auffassung, daß die Erziehung eines Kindes vom ersten Tage an energisch angefaßt werden und in den ersten drei Jahren in der Hauptsache beendet sein müßte, stelle ich die Behauptung auf, daß die ersten drei Lebensjahre eines Kindes nicht dazu dienen sollen, um das Kind zu erziehen, sondern um zunächst die Mutter zu erziehen.

*

Wozu soll denn die Mutter vom ersten Lebensjahre ihres Kindes an erzogen werden?

Die Mutter soll zum Verständnis ihres Kindes erzogen werden, d. h. sie soll sich in ihr Kind versetzen lernen, um seine körperlichen und seelischen Regungen und Wünsche zu verstehen.

*

Die Frage, die jede zärtliche Mutter stellt, wenn sie das Kleine weinen hört, die Frage: Was fehlt ihm? heißt nicht: Was hat es getan? Wie soll ich es strafen? sondern im Gegenteil: Was habe ich ihm nicht getan, was es zu verlangen ein Recht hatte — was fehlt ihm?

*

Nicht wie kleine Figuren sollen Kinder zu einer bestimmten Beschäftigung geschoben werden, sie müssen selbsttätig dabei sein, in der Art, wie sie selbst es wollen. Ein Spielen nach den Anordnungen und Ueberlegungen anderer ist mehr oder weniger für das Kind eine Arbeit.

*

Ein Kind muß gestraft werden, wenn es sich oder anderen mit Absicht ein Leid (mit Wort oder Tat) zufügt. Das ist eine ganz klare, bestimmte Weisung, nach der jede Mutter sich gut richten kann.

*

Zum Ueberlegen und zum Erkennen des Richtigen gehören Zeit und Ruhe. Eine Mutter, die dauernd inmitten ihrer Kinder sitzt, hat beides nicht. Sie hat daher die Verpflichtung, sich ruhige Stunden zu verschaffen, in denen sie über ihr Tun nachdenken und durch zeitweilige Entfernung aus dem kleinen Kreise zu der inneren Sammlung und dem weiten Blick kommen kann, die ihr wichtiger Beruf erfordert.

*

Sage Deinem Kinde immer, daß es unartig ist, und Du wirst es unartig machen; behandelst Du es aber so, als ob es das schon wäre, was es sein soll, so wirst Du es dazu erziehen.

*

Ein Kind zur Aufrichtigkeit erziehen, heißt es auf den Weg führen zum Glücklichsein.

*

Das Schweigen des Erziehers zur rechten Zeit ist eine große Klugheit und eine große Kunst der Erziehung.

*

Jedes dauernde Freundschaftsverhältnis besteht auf dem gegenseitigen Gewährenlassen der Eigenart des andern. Leichter ist es, dem Fremde gegenüber diese anzuerkennen, als dem eigenen Kinde gegenüber.

*

Warte nicht in Deiner traulichen Kinderstube auf die Zukunft, die dunkel und unbekannt vor Dir liegt, sondern genieße jeden frohen Augenblick der Gegenwart und verklär ihn Dir noch durch das Bewußtsein Deines Glückes.

*

Ich habe es so gemacht, wie die Kinder mit dem Weihnachtsstollen: ein paar große Rosinen herausgezogen, um die ganze Fülle des Schönen möglichst anschaulich vor Augen zu haben. Aber ich darf verraten, es sind noch deren eine ganze Menge in dem anmutigen Büchlein unserer werten Mitarbeiterin, das in Berlin bei C. A. Schwetschke & Sohn erschienen ist. Eine Mutter, die ohne irgend Anspruch auf pädagogische Lorbeeren zu erheben, ihre Erziehererfahrungen andern Müttern und Eltern mitteilt. „Dieses Fernhalten vom Allgemeinen," sagt sie selbst im Vorwort, „schafft vielleicht etwas Einseitiges, Persönliches; aber einseitig nicht auch die unvollendete, vollkommenste Erziehungslehre der Auffassung ihres einzelnen Verfassers und trägt sie nicht auch den besonderen Stempel seiner Persönlichkeit?" Gewiß; darum wollen wir auch nicht über einzelne Auffassungen mit der Verfasserin rechten (in den Kapiteln über die Lüge, über körperliche Züchtigung, über Erziehung zur Religion u. a. fände sich manch hübsches Häkchen, um den langen Faden einer „prinzipiellen" Debatte daran zu knüpfen), sondern ihr für die reiche Anregung danken; denn „gerade da, wo die Opposition geweckt und das eigene Denken in stärkere Tätigkeit gesetzt wird, gerade da ist ein Fortschritt der Erkenntnis zu erwarten." R. P.

Empfehlenswerte Eltern- und Kinderbücher.

Otto Ernst, Asmus Sempers Jugendland. Der Roman einer Kindheit. Leipzig, L. Staackmann 1905. Mk. 3.50, elegant geb. Mk. 4.50.

Solche Bücher muß man Leuten, die arbeiten müssen, wegschließen. Sie verführen zur Unmoral. Statt die Nacht zum Schlafen zu benutzen, bleibt man in mangelhafter Toilette an den Seiten kleben. Das Bohnerwachs ist gar nichts. Spannender daran. Das einzig Frische an dem Buch ist nämlich der Untertitel: „Der Roman" einer Kindheit. Das giebt ein ganz irreführendes Vorurteil. Ich würde sagen: „Das Erlebnis" einer Kindheit. Denn wer noch ein klein Stückchen Kinderherz hat, wenn es auch noch so verpruzelt und angeschimmelt sein mag, der fühlt es, dies Buch vor der Nase, sich dehnen und ausgähren und hoffnungsselig mithüpfen. — Ich bekenne reuig, daß ich von Otto Ernst bisher nur die Komödien kannte, die mir sagten, daß er einen scharfen Blick für die Schwächen und Lächerlichkeiten der Menschen besaß; jetzt weiß ich, daß er weniger Satiriker, als Humorist ist, daß er eine Kindesseele aus sich zu schöpfen weiß. Seine Gemütstiefe aber hindert nicht im geringsten seinen Schariblick für die Umwelt. Wenn dieser Zigarrenmacher Ludwig Semper wirklich nicht gelebt hat — ich kenne das Volk genug, um mit frohem Herzen zu bekunden, da leben wirklich solche Sempers in allen Schichten! — so lebt er jetzt das unvergleichliche Leben der richtig geschauten Persönlichkeit, die sich nicht mehr vergessen läßt. — Ich würde mir das Buch noch nach Weihnachten schenken, wenn ich — nicht glücklicherweise ein Rezensionsexemplar bekommen hätte. -nr-

Digitized by Google

Februar 1905.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

Allerlei Nachträgliches zur Jugendlehre. Von Fr. W. Foerster (Zürich).
Die Seejungfer. Von Marie Luise Becker.
Lebensringe. Von Lilli Jannasch.
Eine Erinnerung. Von Bettina von Gnttfeld.

Allerlei Nachträgliches zur Jugendlehre.

Von Fr. W. Foerster (Zürich).

I.

Neulich hatte ich Gelegenheit in einen kleinen Leitfaden zu blicken, den ein für die Sache des Moralunterrichts begeisterter Lehrer für den Schulgebrauch zusammenstellt. Daselbst war ein Paragraf überschrieben: „Pflichten gegen die Nachbarn" — unter welchen Pflichten dann Friedfertigkeit, Gefälligkeit, Vermeidung von Lärm ꝛc. genannt waren. Es läßt sich, wie ich glaube, gerade an diesem Beispiel besonders deutlich die falsche und die richtige Methode der ethischen Unterweisung illustrieren:

Begründet wird Moral nicht eigentlich durch eine Reihe von abstrakten Lehren über die soziale und persönliche Notwendigkeit und Förderlichkeit der Selbstbeschränkung, sondern dadurch, daß in dem Zögling das lebendige Bedürfnis nach sittlicher Freiheit geweckt, gesteigert und befestigt wird. So wie alle großen Dichter uns das Tragische im Leben ergreifend vergegenwärtigen und uns dadurch von dem Leichtsinn und jener Oberflächlichkeit befreien, die das Todbringende alles entfesselten Trieblebens nicht sieht oder nicht sehen will — so muß jeder fruchtbare ethische Unterricht etwas von der tragischen Kunst in sich haben: Er muß uns das, was wir als harmlos betrachteten, in seiner lebenzerstörenden Wirkung enthüllen, er muß zeigen, wie sich aus den kleinen Zügellosigkeiten und Unterlassungen die großen Geschicke zusammenballen, er muß Leichtsinn und Leidenschaft in ihren furchtbaren Folgen vor Augen führen und durch dies Alles das Verlangen nach Erlösung von der Sklaverei der Triebe mächtig anfachen. In Dantes Divina Comedia übernimmt Virgil, die natürliche Lebenskenntnis, zuerst die Führung des strebenden Menschen: Er zeigt ihm das Leben wie es wirklich ist, in allen seinen unerbittlichen Verkettungen, zeigt ihm, wie alle Schuld sich rächt, wenn auch nicht auf der Oberfläche des Lebens, so doch im inferno, in den dunklen Tiefen der Seele und des Schicksals: Dieser Anblick ist es, der dann das tiefe Verlangen weckt nach dem Höhersteigen, nach der geistigen Freiheit; Beatrice hilft dazu: d. h. Es lebt eine tiefverborgene Sehnsucht im Menschen nach oben, die oft schläft und erstarrt scheint, die aber gerade durch tiefe Einblicke in das wirkliche Leben mit seiner Not und seinem Unfrieden entscheidend belebt werden kann. Ethik und Religion sind hinsichtlich ihrer Rolle in der Führung des Menschen wie Virgil und Beatrice. — Während die Religion die Sehnsucht nach einem höheren Dasein durch ergreifende Symbole und Darstellungen solchen höheren Seins ansacht, hat die Ethik als „Lebenskunde" die Aufgabe, die Menschen durch die Darstellung der wirklichen Lebenszusammenhänge zur Läuterung zu drängen.

Bloße „Pflichtenlehre" aber ist keine Lebenskunde: Die Pflichten sind ein Abstraktum aus dem Leben, aber nicht das Leben selbst. Bleiben wir bei dem oben gewählten Beispiel von den „Pflichten gegen die Nachbarn." Wenn ich eben sagte, daß eine echte ethische Unterweisung etwas von der tragischen Kunst an sich haben müsse, die den Menschen unerbittlich zum Ernst ruft, so heißt das gegenüber unserm Beispiele: Der Lehrer, welcher über das Kapitel: „Nachbarn" sprechen will, muß zuerst an die Kinder die Frage stellen: Wie entstehen Streitigkeiten und Entfremdungen zwischen Nachbarn? Aus welchen Anlässen und aus welchen Motiven und Charaktereigenschaften? Durch die erschöpfende Beantwortung dieser Frage, unter eifriger Mitwirkung der Kinder, wird diesen überhaupt erst das wirkliche Leben in seinen tragischen Verkettungen gegenständlich gemacht, ihre eigenen Erfahrungen und Erlebnisse kommen ihnen zum Bewußtsein und gewinnen Zusammenhang untereinander und zugleich eine Beziehung zu einem leitenden Gesichtspunkt — und schon diese Ordnung des Innenlebens macht für geordnetes und geistig geleitetes Handeln empfänglich. Kinder, deren Lebenserfahrungen und Beobachtungen in wildem Durcheinander, ohne Zusammenfassungen und Schlußfolgerungen im Bewußtsein lagern, werden gänzlich unfähig sein, auf Pflichtgebote und Weisheitslehren zu reagieren, die ihnen von außen aufgedrängt werden und die von ihrer „ungeordneten Lebenserfahrung" nicht assimiliert und begriffen werden können. Aufgabe des ethischen Lehrers ist also zuerst immer, die dumpfe und zusammenhangslose Erfahrung der Kinder zu einem intensiveren Bewußtsein zu erheben, dieselben sozusagen zu einer Gymnastik der Einbildungskraft anzuleiten, die sich auf die Vergegenwärtigung menschlicher Beziehungen und Wechselwirkungen richtet. Erst auf Grund der dadurch erzeugten anschaulichen Bilder und der dadurch hergestellten deutlichen Uebersichten wird es möglich, Moral konkret zu begründen. Die ethische Beurteilung

Digitized by Google

menschlicher Handlungen ist — von dieser Methode aus — nichts anderes, als das Ergebnis einer geordneten und übersichtlich gruppierten Lebensbeobachtung und Lebenserfahrung. Man hat dann das, was Goethe von der Vorsehung erbat: „Ein klares Bewußtsein von den Folgen der Dinge."

Uebrigens wird der Lehrer, wenn er die oben genannte Frage nach den Ursachen nachbarlicher Zwiste zu beantworten sucht, zu seinem Schrecken merken, wie wenig konkret er selber bisher das Leben beobachtet, wie wenig deutliche Bilder von dem ewig-menschlichen Geschehen er in sich trägt, wie wenig er überhaupt seine tägliche Lebenserfahrung zum Gegenstand des Nachdenkens und Schließens gemacht hat. Hier liegt die Quelle mancher schwerer Irrtümer gerade des modernen Denkens in grundlegenden Kultur- und Lebensfragen, und die „Rückkehr zum Kinde" könnte hier vielleicht auch einer Lebensanschauung den Weg bereiten, die nicht von abstraktem Denken, sondern von der Beobachtung des lebendigen Menschen ausgeht. Zwar meint auch der abstrakteste Denker, er gehe von der Beobachtung des wirklichen Lebens aus — man möge daher selber im Verkehr mit Kindern die Probe machen, wie wenig man gerade vom Allernächsten und Alltäglichen weiß!

Hat der Lehrer das Kind soziologen gründlich heimisch gemacht in dem Gebiete alles dessen, was zum „Nachbar" gehört, hat er u. a. die Frage beantworten lassen, warum der Verkehr mit gelegentlichen Gästen und Bekannten so viel leichter ist als das tägliche Nebeneinander und Sichdurchkreuzen der nachbarlichen Gemeinschaft — dann kommt, zur Ueberleitung auf die gemeinsame Entdeckung von Grundsätzen, die Frage: Wodurch kann man den Frieden zwischen Nachbarn befördern? Bei der Beantwortung dieser Frage wären dann nicht hohe allgemeine Gesinnungen auszusprechen, sondern es wäre das Nachdenken der Kinder auf die kleinen „Gelegenheiten" der Rücksicht, der Nachsicht, der Hilfe, der Selbstüberwindung, der Höflichkeit — aber auch der Zurückhaltung (die Kunst, ohne Hochmut zurückhaltend zu sein!) zu lenken.

In ganz ähnlicher Weise wären dann auch andere „soziale" Fragen zu besprechen, z. B. das Kapitel „Freundschaft": Nicht beginnen mit der Predigt von Freundespflichten, sondern zunächst alle die jugendlichen Erlebnisse und Beobachtungen auf dem Gebiete der Kameradschaft zur Aussprache bringen: Wen man zum Freunde haben will, wie man Vertrauen zu jemand faßt und bei welchen Gelegenheiten man es verliert, wodurch Freundschaften auseinandergehen, wie die Menschen verschieden sind in ihrer Fähigkeit zur Freundschaft und in ihrer Art Freundschaft zu zeigen, welche Gefahren die Kameradschaft mit sich bringt (übermäßige Beeinflussung, Lügen aus Freundschaft rc.), welche Bedeutung die Kritik seitens echter Freunde hat, rc. Erst auf Grund solcher anschaulichen Vergegenwärtigung des ganzen Lebensgebietes „Freundschaft" wären dann allgemeine Grundsätze festzustellen.

Man hat oft genug die Lehre des Sokrates widerlegt, daß Tugend auf Wissen beruhe und daher gelehrt werden könne — und sicherlich muß immer von neuem wieder auf den gefährlichen Irrtum aufmerksam gemacht werden, der darin liegt, daß man meint, das Wissen vom Rechten gebe auch schon die Kraft der Nachfolge. Aber man darf andererseits auch nicht so einseitig sein, zu verkennen, daß, tiefer verstanden, auch ein großer Teil Wahrheit in jenem sokratischen Satze liegt: Es gibt auch keine lebensfähige Tugend ohne rechte Deutung des Lebens und, wie wir oben zeigten, gehen von dieser rechten Deutung des Lebens auch entscheidende Anregungen für Selbsterziehung aus. Vieles Unrechte geschieht und viele Charakterfehler bleiben unkorrigiert, weil man die betreffenden Dinge nicht in ihrer ganzen Wirklichkeit zu erkennen und zu durchdringen gelernt hat. Nehmen wir z. B. die menschliche Eitelkeit. Der Lehrer kann hier schon viel wirken, wenn er die Frage erschöpfend beantworten läßt: „Was ist Eitelkeit"? Es wäre zu zeigen, daß Eitelkeit eine Art von sozialer Knechtung des Individuums ist, eine sklavische Abhängigkeit von dem Urteil unserer Mitmenschen: Man lebt um Eindruck zu machen. Indem man dieses eigentliche Wesen der Eitelkeit in deutlichen Bildern zum Bewußtsein bringt, rückt man die Eitelkeit in Gegensatz zu dem in der Jugend sehr lebhaften Triebe nach Freiheit, Mut und Selbstständigkeit und hat damit eine lebendige Kraft für den Kampf gegen diese Charakterschwäche gewonnen. Im folgenden ein kurzes Beispiel, wie man — im Sinne unserer obigen Ausführungen — in Anknüpfung an eigene Beobachtungen der Kinder das Wesen der Eitelkeit anschaulich vergegenwärtigen kann.

Freie und Unfreie.

Habt Ihr wohl schon beobachtet, wie verschieden die Menschen — Junge und Alte — in ein Zimmer oder in einen Saal hineinkommen, in welchem viele Menschen sitzen und sie beim Hereinkommen anschauen? Erinnert Euch an Kindergesellschaften, oder an die Schule, oder denkt daran, daß ein Knabe oder ein Mädchen hereingerufen wird, wenn die Eltern Gäste haben und man Guten Tag sagen soll. Da steht man den Einen gleich auf dem Gesicht und an der ganzen Haltung an, daß ihre Seele erfüllt ist von dem Gedanken: Wie mache ich Eindruck? Sie bemühen sich, ein möglichst geistreiches Gesicht zu machen, ihr Blick flackert unruhig hin und her, um zu sehen, wie viel Augen bewundernd ihrem Einzug folgen — und jedes Wort, das sie dann sprechen, klingt wie das Wort eines Schauspielers, der auf das brausende Klatschen des Publikums wartet. Und wenn sie nun erst durch einen Saal gehen müssen, ganz allein, wie über ein freies Feld, und alle Blicke auf sich gerichtet sehen — nicht wahr, da wissen sie garnicht, wie sie die Hände halten und die Beine setzen sollen, sie sind förmlich gelähmt durch die Rücksicht auf das hochverehrte Publikum! Ihren Eltern gegenüber reden sie immer viel davon, wie gern sie selbständig sein möchten — hier aber machen sie sich selbst zu Drahtpuppen und wagen keine Bewegung ohne scheuen Seitenblick auf ihre Mitmenschen: sie stellen sich selbst unter strengste Aufsicht — und wie einst ihr Kindermädchen auf all ihr Tun aufpaßte, so lassen sie sich jetzt durch fremder Leute Blicke in jeder Bewegung regieren. Und diese Knechtschaft behalten sie oft ihr ganzes Leben bei. Wißt Ihr eigentlich, was man ein Photographiergesicht nennt? Betrachtet einmal die Schaufenster von Photographen und seht Euch die Gesichter der Photographierten an: Den Meisten sieht man immer an, daß sie im Augenblick, wo der Apparat des Photographen knipste, gedacht haben, jetzt will ich mal ein grundgescheites, vornehmes, edles, schönes, weises, gutes und liebenswürdiges Gesicht machen. Dies sind unfreie Menschen, auch wenn sie äußerlich niemand zu gehorchen haben — sie sind beständig gehorsame Diener dessen, was die Anderen von ihnen sagen, denken, meinen, und können niemals aus vollem Herzen singen: „Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt — komm mit deinem Scheine, süßes Engelsbild!"

Frei sind allein diejenigen, die nur darauf ausgehen, daß sie wirklich vornehm, gut, edel und liebenswürdig werden — denen aber ganz gleichgiltig ist, ob die Anderen das sehen und merken und was sie sonst über ihre kleine Person denken und reden. Sie dieser Freiheit gelangen nur Wenige; denn das Wohlgefallen der Leute an uns, ihr Beifall und ihr Respekt, ist für uns gebrechliche Menschlein so süß und willkommen (besonders wenn wir wissen, wie schwach es mit uns in Wirklichkeit bestellt ist) daß wir da gar zu gern etwas nachhelfen — und da kommt dann gleich dies ängstliche Mühen um den äußeren Schein und Eindruck. Wer hätte das noch nicht an sich beobachtet?

Der Leser wird bemerken, daß in dieser Skizze wieder das Hauptgewicht gelegt ist auf die Frage: „Habt Ihr schon einmal beobachtet?" — weil alles darauf ankommt, daß man das Erlebnis der Eitelkeit bei den Kindern vertiefe. Wer das Leben — und vor allem die eigenen Schwächen — tief erlebt, der hat die größte Aussicht,

Digitized by Google

höher zu steigen und das geistig zu überwinden, was er in seiner ganzen Nichtigkeit und Erbärmlichkeit erkannt hat.

Zur weiteren Orientierung über das Wesen der Eitelkeit und ihre Wirkungen im Leben würde dann noch u. a. die Beantwortung der Frage gehören: Zu welchen niedrigen und gefährlichen Dingen kann uns die Eitelkeit, die Rücksicht auf den Eindruck, den wir machen wollen, verführen (Lüge, Uebertreibung, Verrat, Verleugnung 2c.) Der Stoff des lebendigen Lebens ist hier unerschöpflich.

Die vorliegende methodische Skizze sollte vor allem darauf aufmerksam machen, daß diejenigen, welche Unterricht in der Lebenskunde erteilen wollen, nie vergessen, auch wirklich vom Leben auszugehen — eine anschauliche Vergegenwärtigung des wirklichen Geschehens ist schon darum gerade auf diesem Gebiete so wichtig, weil die bildlichen Illustrationen fehlen, welche den Unterricht in den übrigen Fächern beleben und unterstützen.

Die Seejungfer.

Von Marie Luise Becker.

(Nachdruck verboten.)

Der Garten lag am Wasser, ein kleines, von wildem Wein üppig umranktes Plätzchen, das sich gegen das Wohnhaus legte und daneben von einem lustigen Häuschen begrenzt wurde mit hohem, spitzen Dache. Das Häuschen war die Waschküche, die die Kinder sehr liebten, denn ihre zeitweilige Beherrscherin war Frau Fleischmann, ihre aller-, allerbeste Freundin. Ich will aber nicht von Frau Fleischmann eben erzählen, sondern von einer Seejungfer. Und darum muß ich von dem Garten erzählen und von dem spitzen, roten Ziegeldach der Waschküche. Es war unter dem Dach ein ganz niedriger, kleiner Boden, in dem rein garnichts war. Garnichts als die Träume der Kinder. Zu dem Boden gelangte man durch eine immer offene Luke, an die man eine Leiter legen mußte. Diese Leiter war ziemlich selten grade zu bekommen, noch seltener war die Gelegenheit, sie verbotener Weise zu ersteigen.

Die Fliederbüsche und der Goldregen umblühten duftend die kleine Luke und der wilde Wein kletterte an der Mauer empor, streckte seine feinen goldenen Arme in das dunkle Loch und lockte dann wieder heraus als wollte er rufen:

Komm herein! Schön ist's hier — und geheimnisvoll.
Ja geheimnisvoll war's da.
Still und fein.

Das Wasser murmelte an den Schleusen und im Garten zwitscherten die Vögel in den Flieder- und Rosenbüschen. Oben in dem Waschküchendach war ein großes Geheimnis. Das kleine Mädchen hielt diese Waschküche für ein verwunschenes Schloß, besonders wegen dieses geheimnisvollen Plätzchens da oben. Das kleine Mädchen war grade groß genug, daß es aufrecht über den kleinen, dunklen Boden gehen und bequem die enge Luke passieren konnte. Die Großen mußten draußen bleiben, für die war's zu eng. Es war fest überzeugt, daß da oben Märchengeister hausten, Heinzelmännchen zum Beispiel. Wenn also eine Handarbeit gar zu schwierig und langweilig war, ging das kleine Mädchen heimlich auf die Bodenecke, setzte sich hinein und stickte dort. Dann legte sie die Arbeit weg und sagte: „Liebe, süße Heinzelmännchen, bitte, bitte, helft mir etwas daran, ich lasse es Euch über Nacht hier."

Die Erfahrung lehrte freilich, daß die Heinzelmännchen dergleichen Arbeiten auf Mamas Nähtisch besser fanden und ihre Hülfe zuverlässiger vornahmen. Es mußten da oben wohl also feinere Geister als Heinzelmännchen hausen.

Das Geheimnis sollte schließlich seinen Schleier ein ganz klein wenig heben.

Das kleine Mädchen saß im Garten und dachte an allerlei Wunderfames. Da schwirrte etwas um sie her, so fein, so blau und schillernd, weite, durchsichtige Flügel, ein schlanker, glänzender Leib, kluge, dunkle Augen, es schwirrte über die Blumen hin und um des Kindes Kopf. Dann setzte es sich auf eine schwanke Rebe im Sonnenglanz. Das kleine Mädchen war ganz entzückt.

Sie lief dem Tierchen nach und richtig! in wenig Augenblicken hatte es das feine Geschöpfchen erhascht und hielt es in seiner Hand. Grade so groß wie die Kinderhand war es und äugte sie ganz furchtlos an.

Was mochte es nur sein?

Das Kind lief zum Vater und zeigte ihm seinen wundersamen Gefangenen. „Das ist eine Seejungfer, geh', laß sie fliegen, zerdrücke sie nicht, ich glaube gar, du hast sie schon verletzt mit dem ungeschickten, heißen Händchen," sagte der Vater.

Eine Seejungfer, wie wundervoll! Nun war's sicher, daß sie ein Geheimnis durchschaute!

Sie lief wieder davon, spornstreichs zum Gartentor, da stand gerade wieder die Leiter an dem Waschküchengiebel.

Schnell kletterte die Kleine mit ihrer kostbaren Beute hinauf.

Dann setzte sie die Seejungfer dort auf einen Balken und begann:

„Bitte, liebe Seejungfer, es tut mir furchtbar leid, wenn ich Dich verletzt, ich wußte aber nicht, daß Du so etwas feines bist und dachte, Du wärst nur so ein Tier wie alle andern. Und Du warst so furchtbar hübsch. Es tut mir also nun sehr leid. Und ich will Dich hier pflegen, bis Du wieder gesund bist. Rosenblätter und Klee werde ich Dir alle Tage herbringen und auch ein Näpfchen mit Wasser. Denke nicht, daß ich Dich vergesse. Es ist hier eine ganz feine Krankenstube, kühl und dunkel. Und ich halte das hier ja immer für ein verzaubertes Schloß. Da Du eine Seejungfer bist, wirst Du das heurteilen können. Sei nur nur nicht böse."

Die Seejungfer hörte andächtig zu und äugte das kleine Mädchen ernsthaft an. Ihre Flügel zitterten noch und zuweilen zuckte der schlanke Körper, — das tat dem kleinen Mädchen dann immer sehr, sehr leid, denn sie merkte, sie hatte ihr wirklich wehe getan.

So blieb sie eine lange Weile bei ihr. Dann ging sie an die Luke, um herabzusteigen, aber, — o Entsetzen! Die Leiter war fort. Dort drüben am Pferdestalle stand sie, vor dem Heuboden, weit, weit von ihr getrennt. Unten lief lag der sonnige Hof. Keiner ahnte, daß hier ein gefangenes Kind war. Sie schaute umher, soweit es ging, ohne abzustürzen, aber kein Mensch war zu sehen. Rufen, das wagte sie nicht, denn Mama durfte nichts von ihrem Plätzchen hier wissen, die würde es ihr sonst verbieten.

So ging sie denn, etwas bekommen, zurück. Der Sommernachmittag brütete warm und still über Hof und Häusern. Die Sonne warf ein paar unsichere Strahlen in das Bodenloch, und in dem matten Dämmerlicht sahen die großen Augen der Seejungfer klug und strahlend zu dem Kinde herüber.

Das setzte sich in die Ecke, zusammengeduckt, und starrte die Seejungfer an, zuweilen lauschte es angestrengt über den hellen, stillen Hof.

Länger und länger wurden die Sonnenstrahlen, die schwere, schwüle, duftgesättigte Luft lag heiß und bleiern in dem stillen Raume. Dem Kinde war es, als sei es gar nicht einsam, als sei es mit einem wirklichen Wesen zusammen, mit dem es spräche, ganz wundersam, ohne zu reden. Gewiß, sie sprach, die Seejungfer.

Was für ein feines, schwirrendes Stimmchen die hatte!

„Ich wohne am Teich drüben im Walde, im Schilf, und ich habe viele, viele Schwestern. Des Nachts schlafen wir auf den großen Blättern der Wasserrose. Und des Abends tanzen wir im Reigen. Am schönsten ist's wenn der Mond auf unsere Flügel scheint, daß sie glänzen! Nun aber hast Du mir ein Loch hineingerissen."

Digitized by Google

Da stand die Seejungfer vor dem kleinen Mädchen, — sie war eine schlanke, feine Prinzessin und zeigte ihr ihre Flügel aus feiner Silbergaze, da war ein Fleck auf dem einen und ein Loch auf dem andern. Wie schade! Auf dem wunderherrlichen Stoff! Die Seejungfer strich mit den schlanken Händchen über die Flügel.

„Was ihr Menschen für ein unsichtiches Volk seid. Nicht ein bischen zart und vorsichtig geht Ihr mit unsrer einem um. Wenn Ihr's noch ganz machen könntet! Zerstören, zerreißen, zupacken und dann wegwerfen, — das sieht Euch ähnlich! so seid Ihr! Was wißt Ihr von dem schönen, feinen Leben um Euch her! Ihr! Ihrl und an nichts denkt Ihr als an Euch selbst. Da geht Ihr laut und blind durch eine goldene, singende, klingende Welt! Du meinst das ist ein Schloß? Aber wagst Du's den andern zu sagen? Nein! Du weißt, die würden Dich auslachen, daß Du das für ein Schloß ansiehst. Aber ich denke, es ist eins. Es hat was davon. Wenn ich nicht Seejungfer wäre, könnte ich hier schon leben. So aber ist es mir hier zu trocken und zu staubig. Es kommt übrigens garnicht darauf an, ob es wirklich ein Schloß ist oder keins. Wenn Du es dafür ansiehst, desto besser für Dich. Dann gehörst Du zu denen, die ein bischen was helles in sich haben. Verstehst Du das? Nein! Du bist so ein dummes, ungezogenes Kind und kannst mir blos meinen Flügel zerreißen. Sieh' nur, wie ich flicken und stopfen muß, und ganz wird es doch nicht wieder gut. Na ja, es ist Dir leid, da will ich denn auch nicht so sein. Aber das beste, das ist so: Man sieht ein Schloß, wo andere ein Haus sehen, man sieht goldene Berge, wo andere Wolken sehen, man sieht — na, Du wirst es schon alles erfahren. Das beste, das ist ein Stückchen Flügel. Aber nicht ganz genug, um wirklich zu fliegen. Ihr müßt immer wieder zurück! auf die Erde. Und das ist manchmal recht schmerzhaft. Aber ein schönes Geschenk ist es doch, das Helle, ja. Noch bist Du zu dumm, um das zu verstehen. Es dauert lange, bis Du es verstehen kannst, denn es ist nicht so leicht. Kennst Du die Geschichte vom Vogel Phönix? Der hatte Flügel und Füße, und gebrauchte die Füße, ging hierhin und dorthin, und mit den Flügeln flatterte er ein Stückchen aufwärts, — nicht zu hoch! — und dann war ihm wieder das Gehen bekannter. Da kamen aber Flammen, und die fahlgen über ihn her, daß er hoch emporlog, sich zu retten, denn die Flammen waren auf der Erde. Er flog hoch empor, da konnte er auf einmal fliegen, aber die Flammen haben ihm die Füße verbrannt. Nun flieg er immer, höher, höher — nun ist er der Erde los. Und nun leb' wohl, kleines Mädchen, nun will ich heimfliegen und den Mond bitten, daß er mir ein paar neue Flügel schenkt."

Damit erhob sich die Seejungfer und flog husch — husch hinaus.

Das kleine Mädchen schaute ihr erschrocken nach — gerade in den Mond flog sie — gerade in den Mond, der hell in die Lucke schien, — und unten rief Mama ungiwoll ihren Namen.

Lebensringe.

Von Lilli Jaanusch.

Wenn wir als Kinder allerlei Entdeckungsreisen in der Natur machten, so gehörte es zu unseren ganz besonderen Liebhabereien, an den gefällten Baumrieien, die im Walde lagen, die Lebensringe zu zählen. Jeder von uns suchte sich natürlich einen recht dicken Baum aus und die Freude war groß, wenn man an seinem Erwählten etliche Lebensringe mehr nachweisen konnte als die Anderen. Das Nachzählen war oft keine Kleinigkeit, denn wenn man nach der Mitte kommt, verwischt sich die Klarheit der Ringe, so daß wir oft alle unsere Finger und Augen zusammennehmen mußten, um zu prüfen ob die Rechnung auch stimmte. War die Zahl der Jahresringe besonders groß, dann begab sich unsere Phantasie auf die Wanderschaft und wir überlegten, was so ein alter Baumriese wohl alles erlebt haben mochte an Stürmen, Gewittern, an Sonnenglut und Mondscheinnächten. Was mochte ihm der Wind wohl alles erzählt haben von fernen Ländern, wieviele Generationen waren in seinem Schatten gelustwandelt, wieviel Vögeln und Käfern hatte er Gastfreundschaft gewährt. Leider endlos dehnte sich die Geschichte des Rieien vor uns!

Und die Lebensringe! Sind sie nicht auch ein Gleichnis für die Geschichte der Menschheit? Setzt die Menschheit doch auch mit jeder neuen Generation einen neuen Lebensring an, der dem alten Stamm frische Kräfte zuführen muß, damit er sich wieder verjüngen und verschönen kann, damit er die Aeste wieder weiter emporrecken kann nach Licht und Sonne. Aber der neue Lebensring treibt nicht nur frische Säfte in die Baumkrone, auch in der Tiefe, in dem Wurzelwerk verstärkt er die Kräfte. Weiter und tiefer greifen die Wurzeln aus und vereinigen sich immer mehr mit all den geheimen Kräften und Säften der Erde; denn wenn der Baum nicht tief im Erdreich wurzelt, dann ist Stamm und Blätterpracht nur ein Trugbild, was dem ersten Sturm zum Opfer fällt.

Wenn der Sturm getobt hat und wir kommen hinaus in den Wald, dann zeigt es sich, welche Bäume trotz aller äußeren Schönheit keine wirkliche innere Kraft hatten. Entwurzelt liegen sie vor uns, ein Bild der Hilflosigkeit! Oft sind gerade die vernichtet, die wir mit unserem kurzsichtigen Menschenauge für die stärksten gehalten haben.

Der Sturm ist eben ein strenger Herr, der nicht nach schönen Kleidern fragt sondern nach wirklicher innerer Wurzelkraft!

Eine Erinnerung.

Von Bettina von Gutfeld.

Es war im Februar des Jahres 1881; ganz Berlin stöhnte zu den Straßen, wo Prinz Wilhelm, unser jetziger Kaiser, mit seiner jungen Braut durchkommen mußte. Es waren überall Tribünen für die Zuschauer erbaut. Meine liebe Mutter und ich hatten auch einen Platz bekommen und konnten den schönen Tag kaum erwarten. Kurz bevor sich Mutter mit mir auf den Weg machen wollte — der Vater war verreist und unser Mädchen mit den jüngeren Kindern vorausgegangen — bekam sie plötzlich eine Gallensteinkolik. Das sind sehr heftige Schmerzen, die aber meist nach einiger Zeit vorübergehen. Wir warteten einige Minuten, der Schmerz ließ nicht nach, die Mutter mußte sich auf das Sofa legen, und ich mußte schnell eine Tasse Tee aufbrühen. Trotz alledem wurden die Schmerzen immer heftiger, wohl oder übel mußte ich einige heiße Umschläge machen. Noch war es Zeit zur Einfahrung zu gehen. Wenn die Umschläge gleich halfen, konnten wir noch gut unseren Platz erreichen; schlimmstenfalls blieb Mutterchen eben zu Hause, und ich ging allein, wenn sie nach den heißen Umschlägen sich nicht gleich der Luft aussetzen wollte. Wenn nur die Schmerzen erst vorüber wären, dann wären wir schon zufrieden. Ich mache einen Umschlag nach dem andern; die Zeit verrinnt, ja, es ist bereits die höchste Zeit fortzugehen. Ich fange an ungeduldig zu werden, und in der Küche, als ich allein bin, um einen neuen Umschlag zu machen, fange ich gar an zu weinen. Ich war ganz außer mir in dem Gedanken, vielleicht gar nun das Vergnügen zu kommen und, als ich wieder in das Zimmer zur Mutter trete, werde ich, anstatt fremdlich und behutsam den Umschlag auf die schmerzende Stelle zu legen, ihn unsanft und unfreundlich darauf und denke, warum mußte Mutter auch jetzt gerade krank werden! Plötzlich sagt Mutti: „Ach meine gute Tochter, ich hatte Dich auf, geh nur jetzt, es wird schon besser werden." Trotz ihrer heftigen Schmerzen ist sie die Güte selbst; keine Rüge erfolgt wegen meines schlechten, unfreundlichen Benehmens. Aber bei ihren selbstlosen, gütigen Worten schmelzen auch mit einem Male meine Ungeduld und mein Unwille; nun keinen Preis der Welt hätte ich die liebe Kranke jetzt verlassen. Noch hätte ich meinen Tribünenplatz vielleicht erreichen können, aber nein, hier an ihrem Lager war mein Platz, und hier bleibe ich und versehe still und gerne mein Amt.

Bald ließen die Schmerzen nach, da streichelte mich die liebe Mutter, drückte innig meine Hand und sagte: „Wie soll ich Dir danken, meine goldene Tochter?" Tief prägten sich diese Lobesworte in mein Herz, fortan war mein eigenes Ich nicht mehr der Mittelpunkt, ich hatte es überwunden.

Digitized by Google

März 1905.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

„Die angeborene Frische." Von Fr. W. Foerster (Zürich.)
Bei Ernst und Miese. Von Johanna Meyer-Loewinson.
Arbeitssklaven oder Menschen? D. D.
Gedichte. R. B. Margarete Hopf-Guttmann.

„Die angeborene Frische."

Von Fr. W. Foerster (Zürich.)

In der Münchener „Jugend" war vor einiger Zeit folgende Skizze zu lesen:

Sträflich.

Es ist einer an der Türklinke, und dann steht Grete da in ihrem kurzen Kleid und auf ihren kurzen Beinchen und hält ihr Zeugnisbuch in der Hand.

Sie kommt hin zu mir mit unsicheren Schritten, und ihre Stimme zittert, als sie mir erzählt, daß hier das Buch sei. Ich nehme und öffne es. Auf meinem Gesicht ruht der gegiemende Ernst. Ihre Augen schauen so bang drein. Ich höre, wie es in ihr rumort. Es ist klar, gleich wird sie heulen.

Und wir lesen die fürchterlichen Worte:

„Grete ist ein gutes, kluges, kleines Mädchen. Aber ihre angeborene Frische ist dermaßen übersprudelnd, daß der Unterricht für die ganze Klasse in hohem Grade erschwert wird."

Ich sehe sie an, und sie bricht in Tränen aus. Sie schmiegt sich an mich und sagt schluchzend:

„Du darfst nicht . . . böse sein . . . ich werd' mir schon Mühe geben."

Ich lege meine Hand auf ihr junges Haupt, und in meiner Stimme lebt der Ernst eines Richters aus dem alten Testament, als ich ihr antworte:

„Verspricht mir, liebe Grete, daß Du Die Deine angeborene Frische erhalten und sie entwickeln willst mit all' Deiner Kraft . . . daß Du wie eine Löwin kämpfen willst gegen den, der sie zu bändigen versucht . . . daß Du sie hüten willst wie Deinen größten Schatz, wie den Schlüssel zum Himmelreich aller Himmelreiche. Kümmer' Dich nicht im geringsten um den Unterricht für die ganze Klasse. Das brauchst Du nicht!"

„Ja," sagt sie.

Und dann küßt sie mich und trippelt fort. Sie hat verstanden, daß sie weiteren Anklagen entgangen ist, und sonst kein Wort meiner schönen Predigt. Aber das wird schon kommen, und dann werd' ich ihr helfen.

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von H. Kly).

Soweit die lehrreiche Skizze: Der Geist Nietzsches in der Jugenderziehung. Lebensfremde Spielerei mit der Idee der ungebändigten Kraft. Außerordentlich lehrreich, weil man sieht, wohin eine Pädagogik ohne die Grundlage tiefer Lebenskenntnis kommen muß.

Was wird mit dieser frischen Grete geschehen?

Sie wird aus angeborener Frische dem ersten besten Verführer in die Hände fallen. Und käme sie in die Ehe, so würde jede neue Passion zum Verhängnis für sie werden. Und die Kinder? „Kümmere Dich nicht im geringsten um die Kinder. Das brauchst Du nicht!"

Und selbst wenn der Zufall sie vor solchen Schicksalen bewahrte — ein ungebändigter Mensch wird letzten Endes immer vom Leben ausgestoßen und vernichtet, weil menschliches Leben Gemeinschaft ist und es keine Gemeinschaft gibt, ohne Ueberwindung und Selbstbeschränkung. Menschen, die sich durchsetzen wollen ohne Liebe und Schonung für ihre Mitmenschen — sie enden ja doch stets in tiefster Depression aller Lebenskräfte mit dem Bekenntnis: „O wäre ich nie geboren!"

„Wer aber überwindet — dem will ich die Krone des Lebens geben." Auch die Krone unzerstörbarer Jugend und Freudigkeit.

Darum würde ich zu Grete sprechen:

„Liebe Grete. Ich habe immer gedacht, Du seiest so ein gesundes und starkes Mädel — und jetzt höre ich, daß Du in der Schule immer Schwäche-Anfälle bekommst — ja Schwäche-Anfälle, dann das Sichgehenlassen in Lärm und Unruhe, im Lachen und Schwatzen ist ein Zeichen von Willensschwäche, die ich Dir am wenigsten zugetraut hätte. Was nützt Einem aber alle Jugendkraft, wenn man keine Willenskraft hat, sie richtig zu leiten und zu beherrschen? Was nützen Einem die schönsten und stärksten Pferde, wenn sie nichts können als durchgehen und hintenausschlagen? Nur was man beherrscht, das besitzt man. Benütze nun doch bitte einfach die Schulstunden, um Herrin Deiner Kräfte zu werden. So wie der Indianer seine Kraftprobe leistet, wenn er Schmerzen zu verbeißen vermag und nicht etwa durch ohrenzerreißendes Geschrei — so versuche Du einmal ein loses Wort zu verkneifen, ein Lachen zu verbeißen und zwinge Deine Glieder Dir zu gehorchen und ruhig zu sein, wenn Du es beschließt: Du wirst Dich selber wundern, wie das den ganzen Menschen stärkt, und wirst nun erst merken, wie schwach das Sichgehenlassen macht. „Sichzusammennehmen" das ist ein schönes und deutliches Wort; wer nie erprobt hat, was es bedeutet, wer immer nur nach allen Seiten die Zügel fahren ließ, der wird nie Herr seiner Kräfte werden im Leben, er ist stets nur ein Kutscher mit durchgehenden Schimmeln, der irgendwo und irgendwann aus dem Wagen fliegt und schrecklich zerschellt. Denn selbst in Zaubermärchen kommt es nicht vor, daß die Prellsteine Platz machen, wenn ein durchgehender Wagen daherrast . . ."

Vieles ließe sich noch hinzufügen — auch ein Wort über Mütterlichkeit, über die Fürsorge für die Schwachen in der Klasse, denen das Aufpassen noch schwerer wird und die des Beispiels bedürfen — o wie leicht sind gerade lebendig-fühlende Kinder für solche Hilfe zu gewinnen,

Digitized by Google

während sie durch bloßes trockenes Tadeln und Befehlen nur um so auffälliger gemacht werden!

Unerhört ist es nur, daß man so selbstverständliche Dinge noch sagen muß, unerhört, daß aus dem Sichgehenlassen noch eine pädagogische Theorie gemacht wird, wie dies in der obigen Skizze geschieht. Es zeigt das nur wieder, daß zahlreichen Menschen heute die elementarste Fähigkeit konkreter Lebensbeobachtung verloren gegangen ist — sonst wäre es gar nicht möglich, daß ein ernsthafter Mensch so etwas schrieb und eine weitverbreitete Zeitschrift das ihren Lesern als beherzigenswerte Wahrheit vorzusetzen wagte.

Bei Ernst und Mieze.

Von Johanna Meyer-Loewinson.

Es herrschte eine tropische Hitze, und ich sehnte mich so recht von Herzen hinaus aus der Riesenstadt; doch ans Reisen konnte ich nicht denken. Was also tun? Mißmutig ließ ich die müden Augen durchs Zimmer streifen, und plötzlich ruhten sie aus auf einem Kinderbilde. Gut mußte es ihnen gefallen, das kleine Paar; denn sie verweilten gar lange dort. Und allmählich fühlte ich, wie alles in mir friedlich und still wurde, beinahe wie in einem Kindergemüt. Mit glücklichem Lächeln erhob ich mich. Ich wußte ja nun, daß mir, gar nicht weit von hier, ein kleines Paradies erschlossen war. Aber nur empfangen wollte ich denn doch nicht. So kaufte ich ein Bilderbuch für Ernst, ein Malbuch für Mieze und fuhr hinaus nach Steglitz.

Schon vor dem Garten drang eine sonderbar tiefe Kinderstimme an mein Ohr; die gehörte meiner „Puppe", während der ältere Ernst ganz fein und hoch sprach. Das macht die beiden kleinen Menschen noch um vieles drolliger. Kaum hatte ich die Klingel gezogen, so trippelten zwei flinke Füßchen die Treppe zum Garten hinunter, und dann kam der Jubelschrei, der mich gleich in eine andre Welt versetzte: „Tante Hannchen!" Da kam denn auch endlich die dicke Mieze — kaum, wie immer aus der Stube gewackelt. Sie sagte nichts; aber sie streckte sich so hoch empor, wie man 's bei dieser Glut nur verlangen konnte und hielt mir ihr Mäulchen entgegen.

Ernst warf einen prüfenden Blick auf das geheimnisvoll verschnürte Packet.

„Tante, was hast Du denn da?"

„Ach nichts Kind, ... eine Handarbeit.""

„Tante, ich denke, Du willst mit uns spielen?"

„Ja, mein Herz, das will ich auch, aber dabei möcht' ich arbeiten.""

„Ach Tante, was machst Du denn für 'n Gesicht? Du lachst ja."

„Ueber Dich, weil Du so dumm bist.""

„Du Tante, ich weiß ja, für uns ist da was drin."

„Na Ernstel, ich will Dir 's verraten, es ist ein Buch . . . . für mich.""

„Nein, nein Tante, das ist ein Bilderbuch."

„I bewahre; eine große Schachtel Fußenbonbons.""

„Ach Tante, Du machst ja 'n Witz; die müßten doch klappern."

„„Na, wenn Du denn gar nichts glaubst, dann sey' Dich hier . . . . . so . . . . . auf 'nen Stuhl und wickle fein sauber aus; aber das Papier nicht zerreißen!""

Ich wußte, das war eine schwierige Arbeit, mindestens fünf Minuten würden damit vergehen. Also so lange war ich ihm los und konnte nach dem Dickchen sehen. Das stand mit seinem weißen, frischen Kleid ganz in eine Ecke gedrückt. Was war denn nur? Als ich sie rief, kam sie mit einem sehr niedergeschlagenen Gesicht, das aber zugleich so etwas wie eine Ueberraschung verriet.

„Was hast Du denn, Puppe?"

Sie stand fest an mich gedrückt.

„„Da"" — sagte sie und preßte mir ein unerklärliches Etwas in die Hand, — „„das wollt' ich Dir schenken; aber nu geht's nunner kaput!""

Das kam so rührend traurig aus dem kleinen Mund, daß ich gleich tröstete: „Ach, laß nur, Miezi, es ist auch so sehr hübsch."

Nun mußte ich doch hinsehen, und zugleich begann in mir ein verzweifelter Kampf; aber endlich siegte mein besseres Ich. Ich lachte nicht! Also, was war's denn eigentlich? Das ganz zerrissene Ende eines Papierstreifens aus der Küche, den das Mädchen gewiß heut — es war Sonnabend — aus dem Schrank entfernt hatte. Der Versuch der ungeschickten Fingerchen, einen Ring daraus zu bilden, war vergeblich gewesen; das Papier war natürlich nur noch mehr zerrissen.

Ich beugte mich eben zu dem Kinde herab, als Ernstel auf mich zugestürzt kam, teils von Eifersucht getrieben, teils in überströmender Glückseligkeit. Er hatte das Buch ausgewickelt und sagte nun mit überlegener Sicherheit und auch ein klein wenig Bosheit:

„Tante, ich wußt' es ja!"

Er ließ mir nicht zwei Minuten Zeit, um mit der Minna zu sprechen; sie mußte mir doch wenigstens voll Stolz erzählen, daß der Herr und die Frau auf kurze Zeit verreist und die Kinder ihr allein anvertraut wären. Immer fuhr er dazwischen: „Tante, lies bitte das!" „Ach Tante, sieh doch, was macht denn der Schornsteinfeger mit dem Hahn?"

Wir waren endlich bis auf die Veranda gekommen. Kühl war's auch hier nicht; aber es saß sich doch herrlich. Den Blick in den Garten hinaus gerichtet, die süße Mieze auf dem Schoß haltend, den fragenden Ernst mir zur Seite, so empfand ich einen Hauch des schmerzlich süßen Glückes, das eine Mutter so heilig macht. Nur lange darüber nachdenken, das gab's nicht. „Tante, lies bitte!"

Unaufhörlich klangen diese drei Worte an mein Ohr. — Ich las das kleine Buch von Anfang bis zu Ende.

Dann wollte Mieze „malen". Die Blätter in ihrem Heft waren anscheinend weiß; aber wenn man leise mit einem bunten Stift darüber fuhr, erschienen einzelne, mit Blumen und Tieren geschmückte Buchstaben. Am liebsten hätte sie gleich alles bemalt. „Es sind ja noch so viele da", sagte sie immer von Zeit zu Zeit zu sich selbst.

Erst als Ernst dreimal die Spitze vom Blei abgebrochen und dreimal den Weg von der Küche nach der Veranda gemacht hatte, konnten wir ein neues Spiel beginnen.

„Also kennt Ihr: ‚Alle Vögel fliegen hoch?'"

„‚Nein!'"

„Na, dann paßt auf."

Ich erklärte so kurz, wie möglich. Die Hauptsache war ja doch, mit den Händen in der Luft herumzufuchteln und Minna und mich tüchtig auszulachen, wenn wir behaupteten: „Kamele fliegen hoch!" „Tiger fliegen hoch!"

Dann war's auch bald hiermit genug. Mieze freilich saß noch immer still auf ihrem Stuhl und schrie selig mit, wenn wir schrien; Ernst aber fand schon Gefallen an Turnübungen. Er setzte sich mit einem solchen Aufwand von Kraft aufs Sofa, daß die Beinchen umschlugen und an die Wand trafen. Wir fürchteten mehr für die Tapete, als für den Jungen, denn der Schelm aus den Augen leuchtete.

„Tante, was hast Du denn da?"

Dabei zeigte er auf meine lange Schleife. Unwillkürlich blickte ich nach unten. Nein, der Wahrheit die Ehre! Nicht unwillkürlich; denn ich hatte wohl schon hundertmal an anderen und an mir erfahren, was er wollte. Möglichst erschrocken also, weil ich wußte, wie glücklich ihn das machte, blickte ich nach unten. Da fuhr sein kleiner Finger auf meine Nasenspitze.

„Tante, tipp auf die Nase!" jauchzte er, weil er mich angeführt glaubte. Nun kam der Alt zum Tenor.

„Tante, was hast Du denn da?"

„‚Wo denn?'"

Digitized by Google

„T—a—n—t—e". Mieze sprach das ihr so süß klingende Wort immer fünfsilbig. — „Tante, tipp auf die Nase!"

Ich wußte, nun waren die Schleusen geöffnet; nun gab's kein Halten mehr.

„Tante, willst Du Kirschen?"
„Ach ja. Ernstel.""
„Dann mußt Du Dir welche kaufen." —
„Tante, willst Du Pflaumen?"
„Ja bitte Wuppe.""
„Dann mußt Du Dir welche kaufen." —
„Tante", — Ernstel pruftete seine Bäckchen auf — „wüßt Du 'nen Apfel?"
„„Ja, auf den hätt' ich jetzt gerade Appetit.""

Da hob er sein Köpfchen, ließ die Backen mit einem kleinen Knall wieder dünne werden und zeigte in die Luft:
„Da fliegt er!"
„Tante", begann das Dickchen und blickte in den Garten, „Tante, sieh nur den großen Hund!" Natürlich war nichts da.

Sie wurden gar nicht müde, sie amüsierten sich königlich und ich mich mit ihnen. Das Niedlichste aber war, daß ich selbst ihnen das alles beigebracht hatte, das hatten sie längst vergessen.

Am Himmel zog ein Gewitter auf, nun wollten sie vor dem Zubettgehen noch „das Schönste" erfüllt haben.
„Tante, singen!"
„„Ja gern; aber erst sollst Du mir 'was vorsingen, Mieze, wieder was ausgedachtes, Du weißt schon.""

Ohne auf die Aufforderung ein Wort zu antworten. erkletterte sie den Klavierstuhl und begann zu spielen. Rücksichtslos tappten die Händchen. Ich sage mit vollem Bedacht „Händchen"; denn daß auch einzelne Finger Töne anschlagen können, daon wußte sie nichts. Das Komischste dazu war nun der Gesang, der alles andere, nur eben kein Gesang war. Dieser entsetzliche Klinglang war die Komposition zu eigenen Dichtungen, die Mieze mit heiligem Ernst improvisierte. So sang sie etwa: „Es war einmal eine Rose, und die war so allein, und da sagte die Mutter, liebe Rose, hier hast Du Dein Semmelchen, und nun iß nur alles auf, und laß nichts in der Ecke liegen, und dann kam die Sonne und der Bach, und die Rose spielte artig im Garten. — Aus!"

Das setzte sie gleich hinzu, jedenfalls, damit man auf die Entwickelung dieser interessanten Geschichte nicht länger gespannt sei. Gern ließ sie sich auch ein neues Thema vorschlagen, über das sie dann ohne Besinnen „dichtete". Ich hätte ihr lange noch zuhören mögen. Ernst aber sah sein Schwesterchen mitleidig herablassend von der Seite an und forderte dann ganz energisch „richtige Lieder".

Nie im Leben kann ich mir ein andächtigeres Publikum wünschen. Die Kinder standen so dicht an mich gedrückt, daß ich oft Mühe hatte, zu spielen. Ich wußte, was ihnen das Liebste war, zuletzt klang das aller — allerschönste: „Sonne hat sich müd' gelaufen" durch das stille Haus mit den Schlußworten:

„Mein Kindchen macht es ebenso,
„Mein Kindchen schläft schon ein.
„Sum, sum, sum, sum, sum, sum,
„Mein Kindchen schläft schon ein." . . . .

Es mußte wohl tief in die Kinderherzen hineingezogen sein, denn die großen Augen wurden gar klein, die flinken Füßchen, ach — so müde!
„Schnell Milch und Eier Minna!"

Bald zog die kleine Karawane die Treppe hinauf. Nun gab's für mich noch ein besonderes Fest: Baden. „In der großen Wanne, Tante!" Ich durfte sie ausziehen, die lieben, kleinen Menschen. Kinder ausziehen! Das ist etwas gar zu Liebes! Eine Kindertasche — ein unerschöpfliches Wunder. Was findet man nicht alles darin! Ein Taschentuch von meist recht sonderbarer Farbe, da es gelegentlich auch benutzt wurde um den Eimer vom Sandspielen auszutrocknen, dann eine Glasperle, ein Stückchen bunte Seide; bei Jungen ferner eine Murmel, ein „Ende Strippe", Kreide und bei beiden sicherlich vergessene oder versteckte Brotkrümel.

Es dauerte nicht lange, und Ernst und Mieze planschten vor Wonne. Mieze hielt ihren Badeengel eisern fest. „Er ist so ungezogen", behauptete sie in mütterlichem Tone. Die Heldentat von beiden war das Begießen. Jedes Kind bekam dazu einen Krug mit kaltem Wasser und begoß sich dann selbst. Sie bemühten sich, sehr tapfer auszusehen; aber um den Mund herum zuckte es ein paar Mal ganz sonderbar.

Jetzt war ein Wetter aufgezogen; doch die Kleinen kannten keine Furcht. Sie freuten sich aufs Bettchen und saßen nun da, eins unter dem rosa, das andere unter dem hellblauen Betthimmel. Wie zwei Boten des Himmels sahen sie aus in den langen, weißen Nachthemden, als sie jetzt die Hände falteten und mit andächtigem Gesicht ihre Gebete sprachen. Mutig begann Mieze:

„Ich bin noch klein,
„Mein Herz ist rein,
„Soll niemand drin wohnen,
„Als Gott nur allein."

Amen! Gute Nacht! Lieber Gott, erhalte doch meinen lieben Vater und meine liebe Mutter und meine lieben Großeltern, und alle, die ich lieb habe, gesund. Amen! Gute Nacht! Lieber Gott, laß es doch meinen lieben Eltern jetzt auf der . . . Rei . . . se — weiter kam sie nicht. Mimmas „neuen Vers" brachte sie nicht mehr zu Ende. Da lag schon das Köpfchen tief vergraben in den Kissen, der rechte Arm darunter, während die linke Hand noch fest den „ungezogenen Badeengel" umklammert hielt. Ich wagte kaum, das schlafende Kind noch einmal zu küssen. Mit seinem halb geöffneten Mund sah es engelschön aus.

Ernst sprach seine Gebete anscheinend mit vollem Verständnis. Dann nahm er feurig Abschied von mir, immer wieder, immer wieder. Als ich endlich an der Tür war rief er mich noch einmal zurück.
„Was ist denn noch, mein Junge? Du mußt nun schlafen".
„„Ach Tante, komm' doch bitte, ich muß Dir noch was sagen.""
So beugte ich mich denn noch einmal über ihn.
„„Tante — tipp auf die Nase!""

Er schüttelte sich aus vor Lachen, weil es ihm nun wirklich gelungen war, mich anzuführen, und ich — — ich lachte mit. Ich lachte mir all' die trüben Gedanken weg, die eben wieder in mir aufsteigen wollten, mit neuer Macht, jetzt, da ich das herzige, kleine Paar so friedlich vor mir liegen sah. Was nützt es auch, darüber zu grübeln, wie es wohl nach zwanzig Jahren in ihnen aussehen mag. Keine Macht der Liebe kann ja dem Schicksal wehren! Unerbittlich schreitet es weiter und reißt den Menschen mit auf seine Pfade, hinauf zu flüchtigem Glück oder hinab zu ewigem Elend! —

Als ich in Berlin ankam, war hier das Wetter schon lange vorüber. Kühle, reine Sommerlüfte wehten mir entgegen, alles war frisch und sauber, wohin die heiteren Blicke trafen, und die Menschen hatten alle kluge, gute, zufriedene und vergnügte Gesichter. — Oder schien es mir nur so? —

Arbeitssklaven oder Menschen?

Ein grauer Himmel, kahle Bäume — nicht sehr verlockend zum Spazierengehn. Was meinst Du, wollen wir's doch versuchen?

Na meinetwegen! Heut werden wir aber nichts zum Unterhalten unterwegs finden, Mutti!

Digitized by Google

Vielleicht doch! Wir müssen nur ordentlich suchen. — Sieh einmal, selbst an den kahlen Bäumen kann man sich erfreuen. Man kann so die feinen Verzweigungen besser erkennen als im Sommer, wenn der Blätterschmuck sie überkleidet, besser als wenn der Schnee darauf uns in die Augen flimmert. Und nun kommen wir gleich in's freie Feld; da wollen wir nachsehn, ob etwas Grünes am Boden zu sehn ist.

Jetzt sieh aber mal dahin, Mutti! Das sieht zu komisch aus! Da, wo das neue Haus gebaut wird, sieht es so aus, als ob die Mollen mit Lehm ganz allein ankämen. Jetzt, wo wir näher sind, kann man erst die Gesichter darunter sehn.

Und nun sehen wir die Männer ganz, die den Lehm auf ihren Köpfen tragen. Die Mollen mit Lehm haben ganz gleich aus, und die Männer sind so sehr verschieden. Wie ernst und sorgenvoll sieht der aus mit dem schwarzen Bart! Der andre daneben lacht ganz vergnügt, und den dritten scheint alles „wurscht“ zu sein, wie der Berliner sagt. — Von weitem hast Du am Ende geglaubt, die Lehmmollen kommen ganz von selbst an?

Das gerade nicht! Uebrigens hätte ich doch denken können, es sei eine große Maschine die das macht.

Eine Maschine muß auch von Menschen bedient werden, und sie ist das Werk von Menschenköpfen und -Händen. Wenn Du also recht aufmerksame Augen und Gedanken hast, wirst Du auch hinter einer Maschine die Menschen sehn. Und zwar Menschen sehr verschiedener Art, von denen der eine vielleicht Grund zum Lachen, der andere zum Weinen hat. Jeder hat seine Gefühle, seine Gedanken für sich, seine ganz besonderen Erlebnisse. Jeder war einmal ein Kind, wie Du es bist, und ist mit seiner Mutter spazieren gegangen.

Das ist wahr; es tut mir aber bei großen Menschen noch nie eingefallen.

Aber Du läßt Dir gern von unserer Auguste erzählen, wie es bei ihr zu Hause und in der Schule war, nicht wahr? — Es gibt aber Leute, die so schlecht sehn, auch in ihrer nächsten Nähe, daß sie immer nur den Braten, die aufgerämmte Stube, die geputzten Stiefel sehn, gerade wie wir vorhin nur die Lehmmollen. Und sie kommen nie auf den Gedanken, näher heranzugehn und aufmerksam hinzusehn. — Wenn Du am Winternorgen in das geheizte, saubere Zimmer, an den gedeckten Tisch trittst, mußt Du gleich an die denken, die das bewirkt haben. Dann wirst Du Dankbarkeit für sie empfinden, und natürlich dadurch das Bestreben, gut und freundlich zu ihnen zu sein und ihnen öfters eine Freude zu machen.

Ja, es ist sehr gut, wenn man über alles nachdenkt. Das haben Else und Anni neulich nicht getan. Da brachte der Briefträger gerade am Sonnabend abend keine Zeitung, und sie wollten gern den Theaterzettel wissen. Da räsonierten sie immerzu und sagten, der Mensch wäre faul und nachlässig. Am andern Morgen hörten wir, daß die Frau des Briefträgers gestorben wäre. Ich habe ihnen auch gleich gesagt, ob ihnen ihr loser Mund nicht leid täte.

Das hättest Du nicht zu sagen brauchen; sie waren schon von selbst ganz beschämt. Hoffentlich habt ihr alle daraus gelernt, daß man nicht gleich ärgerlich werden muß, wenn einmal einer, der sonst seine Arbeit gut und pünktlich macht, etwas unterläßt. Es ist immer dieselbe Sache; man denkt nur an die Arbeit, und nicht an den Menschen dahinter. Sonst würde einem ja einfallen, daß jeder Mensch ohne Schuld verhindert sein kann, durch Krankheit oder andere Umstände. — Weißt Du, an welche Menschen ich jetzt alle Morgen denken muß, wenn ich die Kohlen im Ofen so schön flammen sehe, daß einem beim Anblick schon warm und behaglich wird?

Das weiß ich, Mutti! Es ist ja jetzt immerzu davon die Rede. Du meinst die Bergleute, die die Kohlen aus der Erde holen.

Jawohl, mein Kind! — Erinnerst Du Dich noch der stillen, blassen Leute, die wir oft im Harz gesehen haben? Im Gürtel trugen sie eine kleine Lampe und einen Hammer. Das gefiel euch sehr. Ihr wäret gar zu gerne mit ihnen eingefahren. Aber wie blaß und elend sahen sie aus! — In den Harzbergen findet man keine Kohlen, sondern Metalle. Aber am Rhein und in Schlesien, da werden die Kohlen aus der Erde geholt. In diesen Kohlengruben ist es furchtbar heiß und oft sehr feucht; da stehn nun die Leute viele Stunden lang im Dunkeln, fern vom Sonnenlicht, und arbeiten und müssen dabei sehr vorsichtig und bedächtig sein, damit nicht ein Unglück eintrete und sie verschüttet werden. Da ist es wohl zu begreifen, daß sie blaß und ernst und einsilbig sind, wenn sie wieder ans Tageslicht kommen. Was sie für uns heraufholen, die Kohle, ist das Notwendigste und Wertvollste. Wir brauchen sie nicht nur zum Heizen und Kochen.

Na, das weiß man ganz von selbst, zu den schrecklich vielen Lokomotiven, und dann die Maschinen in den Fabriken!

Da müssen wir aber auch daran denken, daß die Bergleute, wenn sie ihre Arbeit geleistet haben, ein hübsches, behagliches Heim und genügend Zeit, sich darin auszuruhn und zu erholen, haben, daß ihre Gesundheit geschützt wird, und daß man freundlich und achtungsvoll mit ihnen verkehrt, nicht wahr?

Ja, können wir denn etwas dazu tun? Wir sind doch keine Bergwerksbesitzer.

Du hast nicht unrecht. Aber wenn wir recht viel daran denken, es uns recht zu Herzen nehmen, d. h. wenn recht viele das tun, so kann es doch mit der Zeit helfen. Die Gedanken von Vielen haben eine Macht; man nennt sie öffentliche Meinung.

Sieh, Mutti, nun kommen wir wieder an dem Bau vorbei und sehen wieder erst nur die Lehmmollen, nun auch die Gesichter.

Und ich hoffe, Du wirst sie in Gedanken noch recht oft sehen.

D. D.

Auf eignen Füßen.

Glückauf dem Mann, der auf sich selber baut,
Der seinem eignen Sinn — mit Recht — vertraut,
Der sorgsam selbstgewählte Wege geht,
Und nicht in fremder Leute Schuhen steht;
Der Dinz und Kunz für sich nicht denken läßt,
Nein, selber urteilt, prüfend — aber fest! —
Der sein Empfinden nicht von Fremden borgt,
Nicht ängstlich um der Leute Meinung sorgt.
Der niemals einstimmt in des Pöbels Schrei'n,
Und still beiseit' tritt, einsam und allein.
Der nicht sein Brot aus fremder Hand erwirbt,
Niemals in Demut vor der Macht erstirbt.
Der nur die eignen Ohren braucht zum Hören,
Pfeift still sein Lied, läßt sich von Niemand stören —
Der nie durch andrer Leute Brillen schaut,
Des eignen Auges scharfem Blick vertraut —
Ein Eigner und ein Freier, ohne Stempel,
Baut unbeweist er an der Menschheit Tempel.

R. P.

Kindertränen.

O schützt die kleinen Seelen
Vor Schmerz und Traurigkeit.
Zu früh noch wird sich stehlen,
Zu früh! — hinein das Leid.
Bewahrt der Blicke Leuchten
Vor trüber Tränen Spur.
Laßt nicht das Aug' sich feuchten,
Weil's „Kindertränen nur.“ —
Es graben jene Schmerzen,
Um die ein Kindlein weint,
Sich ein dem jungen Herzen
Wohl tiefer als ihr meint.

Margarete Hopf-Guttmann.

Digitized by Google

April 1905.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. F. Penzig.**

Inhalt:

Ellen Key über „individualistische Erziehung". R. P.
Kindliche Trauer. Von Bettina v. Gutfeld.
Eltern-Ecke. Diskussionsecke.

Ellen Key über „individualistische Erziehung".

Die letzten Februartage des Jahres ließen die Berliner Frauen- und Erziehewelt die persönliche Bekanntschaft mit der sympathischen schwedischen Autorin des „Jahrhunderts des Kindes" und anderer reformatorischer Schriften machen. Es seien hier die Grundgedanken des Vortrages wiedergegeben, den Ellen Key am 24. Februar in einer vom Verein Mädchenhort berufenen überaus zahlreich besuchten Versammlung hielt. Mit zwar leiser, aber deutlich vernehmbarer Stimme und in einem nur hie und da die Ausländerin verratenden Deutsch führte die Rednerin etwa Folgendes aus:

Oft genug müsse sie die Erfahrung machen, daß ihr vorwurfsvoll überaus ungezogene Kinder von betrübten Eltern vorgestellt würden mit den Bemerken, man habe jene „streng nach den Grundsätzen, die im Jahrhundert des Kindes entwickelt seien", also vor allem auch „ohne Wichse" erzogen. Rednerin habe dann immer das Empfinden, die „Wichse" hätte an der richtigen Stelle gefehlt, nämlich feinerzeit bei den Eltern, die nicht verstanden hätten, Zucht und Erziehung auseinander zu halten. Jedes Kind sei zunächst ein kleiner Wilder und ganz und gar keine Persönlichkeit; dem Wilden gehöre aber strenge Zucht so lange, bis er anfange, sich zu einer Persönlichkeit auszuwachsen; die Kindesseele sei zunächst ein Chaos, aus dem sich aber allmählich ein Kosmos entwickelt. Die die herrlichen Kentaurengestalten am Parthenonfries die vollste Einheit von Pferd und Reiter vergegenständlichen, so sei es Aufgabe, die Kindesseele mit dem Körper zu harmonischer Einheit zusammenzuschmelzen durch strenge Gewöhnung an Zucht. Einer der unglücklichsten Gedanken des großen Immanuel Kant sei es gewesen, daß er der Gewohnheitsmoral den moralischen Charakter absprache. Dem gegenüber müsse betont werden, daß gerade die unbewußt geübte Gewohnheitsmoral die eigentliche Moral sei. Wie der Muskel, so wachse auch das Nervensystem nur an und in der Tätigkeit, an der es ständig geübt werde. Sittlichkeit müsse „zweite Natur" werden und die Gewohnheitshandlungen anlegen aus Unbewußte fallen. Freilich seien die Gewohnheiten scharf darauf hin zu prüfen, ob sie nicht etwa lebenshemmend, statt lebensfördernd-wirkten; sie müßten einen sicheren Kulturwert haben. Ferner sei bei der Erziehung zu Gewohnheiten die unerbittliche Folgerichtigkeit, unter Ausschluß aller Willkür, geboten. Gewiß sei dem Kinde, das ja doch vernünftige Persönlichkeit werden solle, stets ein vernünftiger guter Grund für jedes Handeln oder Unterlassen zu geben, aber wenn das Kind diesen Grund nicht gelten lassen möge, dann sei es grundfalsch, mit ihm sich in ein Räsonieren über die Gründe einzulassen, sondern dann trete der Wille des Erziehers als Autoritätsgebot ein. Das ungezogene Kind sei immer unfrei; es müsse frei gemacht werden von seinen eigenen hemmenden Vorstellungsverbindungen und frei bleiben von einer äußerlichen Verknüpfung von Vorstellungen, die des inneren Zusammenhangs ermangeln. So sei z. B. Lüge und Prügel eine falsche Ideenassoziation; die richtige nur: Lüge und Minderung des Vertrauens. Aber Luft, Licht, Sonne und Wasser dem Körper sei, das bedeute für die Kindesseele Freiheit, Freude, Friede und Folgerichtigkeit.

Rednerin zitiert aus dem Büchlein von Lanza Frost*) die amüsante Beobachtung, wie eine unverständige Mutter ihren „Bubi" durch fortwährendes Berufen und Kommandieren um seine ganze frische, fröhliche Eigenart bringe und knüpft daran die Bemerkung, es verrate doch den ungeförderten Schatz von Güte der Menschennatur, wenn ein so behandeltes Kind seine übergeistlichen Erzieher nicht gelegentlich „hasse".

Individualistische Erziehung bedeute aber ebensowenig Ungerechtigkeit und verschiedene Behandlung der Kinder (was Hinz recht sei, müsse Kinz billig sein) als Unsternierung. Mit Prügeln könne man freilich „Musterkinder" erzielen, der denen dann der Pädagoge nur, wie der Leninant aus dem „Simplizissimus" vor seinen Rekruten, ausrufen müsse: „Kerl's sehen wir immer noch viel zu verschieden aus."

Wie der Verbrecher folge das Kind zunächst stets dem ersten Impuls und handle unbewußt; Instinkte seien ja nichts anderes als vererbte Empfindungen von Lust und Unlust. Es gelte den Zärtlichkeitsdrang und den Tätigkeitsdrang des Kindes in die richtigen Bahnen zu leiten. Sobald es aus dem instinktiven Leben in das bewußte trete, sei es auch mit dem Inhalt der modernen Lebensanschauung vertraut zu machen. Die drei Grundpfeiler desselben seien das Walten einer strengen Naturnotwendigkeit, das Bestehen einer innigen Einheit aller Lebewesen und die Tatsache der Entwicklung. Aus dem Verachten dieser der unbewußten Unsicht müsse das Kind hinaus, um eine zweite, bewußte Unsicht zu gewinnen. Der Gedanke der unabweisbaren Naturnotwendigkeit von Ursache und Wirkung mahne es zur Selbstbeherrschung. Der zweite Gedanke der Einheit lehre es sich in einer Umgebung entdecken, Hilfe uehmend und gebend; so werde das Bewußtsein der Solidarität mit allen anderen Wesen geboren. Der stetige Prozeß des Besserwerdens lasse die Entwicklung als Wirklichkeit empfinden. Durch Notwendigkeit ward das Tier Mensch, durch Liebe der Mensch ein Gesellschaftsglied, durch Selbstätigkeit aus dem bloßen Gesellschaftsglied zur Persönlichkeit. Freilich gebe es geborene Nullen, die auch als Nullen sterben werden — und doch habe der schwedische Forscher Gemzer recht, wenn er meine: „es gibt immer etwas, was ein Mensch besser als alle anderen kann." Denselben Gedanken drücke der Koran mit dem Worte aus: „An dem Menschen, der stirbt, ist alles sterblich; nur ein einziges Knöchelchen habe er, von dem neues Leben aufgehen könne!" Es gilt, dies Knöchelchen im Kinde zu entdecken!

Der neue Persönlichkeitswert müsse geschaffen werden abseits von den direkt schädlichen Gewohnheiten, aber auch abseits von den geistigen Normaltugenden. Artigkeit und Unarten seien zunächst Eigenschaften eines bestimmten Alters. Aber jedes Kind sei neben seiner Artungsbesonderheit noch eine wunderbare kleine Welt für sich, um Sternenweiten von jedem anderen entfernt. Von innen nach außen müsse es, wie ein Stern, in Bewegung gesetzt werden. Nur gegen die allgemeinen Kindermanieren und Fehler dürfe man die Autorität spielen lassen; wo aber ganz individueller Charakterfehler auftrete, da sei Autorität vom Uebel, da gelte es nur, die guten Eigenschaften des Kindes gegen seine

*) Aus unseren vier Wänden, Berlin, E. A. Schwetschke und Sohn 1905, s. auch Nr. 1 des „Kinderland", Januar 1905.

Digitized by Google

schlechten ins Feld zu führen. „Zum harmonischen Klavierspiel brauche man die weißen und die schwarzen Tasten.

Unglaublichen Taktlosigkeiten begegne man auf diesem Gebiete. Wenn das kleine Kind einen ganzen rotbäckigen Apfel — man denke einen Apfel! — geschenkt bekommen habe, also das große Los in der Weihnachtslotterie gezogen, komme eine gute alte Tante: „Nicht wahr, mein Kindchen, du gibst mir den Apfel?“ Das Kind schweigt, tieferschrocken und drückt den Apfel an sich. Neue schmeichelnde Versuche. Die Mutter möcht sich ein, die das Kind zur „Gefälligkeit“, zur „Selbstlosigkeit“ erziehen möchte. Erfolg: Verstimmung, „Ungezogenheit“, Verstimmung der guten Laune und der Mutter! Und doch verlange man von jeder Persönlichkeit, daß sie ihr gutes Recht verteidige! Ein anderes mal werde eine allgemein menschliche Eigenschaft auf Kosten der Individualität zu entwickeln versucht, oder, noch schlimmer, man nehme das Zufällige als das Individuelle. So würde Art und Unart durcheinander bekämpft und gezüchtet. Das Kind müsse bald den Offizier, bald einen Christus spielen — weil den Eltern die Augen fehlen für die richtige Beobachtung der Eigenart ihres Kindes. So erzogene Kinder würden weder zu individuellen Persönlichkeiten noch fühlen sie sich je glücklich. Die Hilfe, die man ihnen angedeihen ließe, werde zum Hindernis ihrer Entwicklung. Eltern mit solcher Erzieherweisheit gleichen den Kindern selbst, wie sie ihren Garten in Pflege nehmen. Da werde eben gesäet, nach einer Stunde die Erde aufgewühlt, um zu sehen, ob die Samen auch keimen; die jungen Pflanzen eben eingesetzt und dann mit dem Unkraut wieder wurzelfrei ausgerissen, die Blüte gewaltsam, um die Frucht zu suchen und das Obst unreif abgerissen zur Ernte. Persönlichkeiten werden aber nur durch freie Persönlichkeiten erzogen und individualistische Freiheit heiße, mit innerer Notwendigkeit und Folgerichtigkeit seiner Natur folgen.

Eine furchtbare Gefahr unserer Zeit sei, daß in der religiösen Erziehung kein Ernst mehr zu finden sei, daß die Religion sich ganz an die moderne Weltanschauung akkommodieren müsse. In der heutigen Verdünnung des Christentums könne sich kein religiöses Gefühl mehr kristallisieren. Von Kindesbeinen in ein Zwangssystem leisen Glaubens eingezwängt, werde das Kind in seiner inneren Unwahrheit erzogen und lerne wie nützlich es sei, Kompromisse zwischen Denken und Empfinden zu schließen. Nichts sei widerlicher als dies Zwitterwesen zwischen erster Religiosität und moderner Frivolität. Die kreuzigste Jugend unserer Zeit rekrutiere sich aus diesen Kompromißlern. Da lernten sie in der Schule: an den größten Helden der Menschheit sei das größte ihre Gottesfurcht gewesen. Aber gottesfürchtig könne auch der größte Halunke sein. Da werde ihr Glauben als etwas verderbenstolles hingestellt und doch sei er nur ein Glück. Das kleine Schulmädchen müsse sich abhärmen, um religiös zum Plappern von Gebeten zu kommen; die Zwangseinlösung der Religion lehre die Kinder Zweizüngigkeit und eine Wahrheit unter Vorbehalt. Mit dem Schwindel der symbolischen Auffassung suche man um den Wortlaut der ehrlichen alten Religion herumzukommen — und dadurch werde jedem das Unterscheiden und jedem Zwang unzugänglichste. Bei Einführung beliebiger Willkür der Ausdeutung fühle sich das Kind betrogen; von der Weltschöpfung bis zur Auferstehung Christi erfahre es halbe Unwahrheiten und lerne um den Lippen bekennen, aber anders glauben. Besser seien tausend Unwahrheiten, als eine Lüge. Nur ohne einen solchen Religionsunterricht könne das Kind wirklich erzogen werden.

Wohl sei das Kind in die Religionsgeschichte einzuführen, zunächst in die Mythen und Sagen, dann in Leben und Lehre Jesu, endlich in die Geschichte aller Religionen nach Entstehung, Umwandlung und Auflösung. Für die Konfirmationszeit müßten ihm die tiefsten Wahrheiten der größten Denker aller Zeiten gegeben werden. Nur so könne das religiöse Gefühl selbst gestärkt und die Religionsfreiheit gesichert werden, im Gegensatz zu aller Unduldsamkeit, den Glaubenszwängen des Christentums und seinen Früchten der Heidenmission und des Antisemitismus.

Zugleich sei dem Kinde ein ethischer Unterricht zu geben. Es müsse start werden und gut gegen seine ganze Umgebung, Selbstbeherrschung, Selbstbefreiung und Altruismus, als Stufen der Notwendigkeit, Entwicklung und Einheit, könnten von ihm auf dem Spielplatz, wie in Turnhalle und Handarbeitsunterricht geübt werden. Der unendliche Wert aller Redlichkeit, Echtheit, Wahrhaftigkeit müsse ihm bewußt werden gegenüber allen Schlagworten von Christentum oder Atheismus: „Das Größte, was dem Kinde begegnen kann, sind nicht Meinungen, sondern Menschen, die nach ihrer Meinung leben.“

Dabei habe jedes Kind ein natürlich religiöses Gefühl der Ehrfurcht und des Wunderns; es sei stets ein Mystiker. Mit dieser Religiosität den tiefen Wirklichkeitssinn zu verbinden, das sei die Aufgabe. „Nichts soll dem Verstande aufgezwungen, nichts dem Gefühl abgezwungen werden.“ Ein Menschenleben sei in dem Maße fromm, als der Mensch Kopf und Knie vor dem Ehrfürchtigen in der Natur beuge; er müsse im Endlichen das Unendliche sehen, sich von Ewigkeit her eins fühlen mit der göttlichen Kraft des Lebens und ohne das Gefühl einer Schuld gegen Gott einen ehrlichen Abscheu vor dem Schlechten haben. Solange der Blick des Kindes allein auf das christliche Weltbild eingestellt bleibe, könne es sich weder als Sträuchlein im Kosmos fühlen, noch die unendliche Größe der Entwicklung begreifen, nach ein Empfinden davon haben, wie schwindelnd reich und schön dies Leben sein könne. Jenes ist Sünde wieder den heiligen Geist der Menschheit; eben das Wachsen und sich Entwickeln sei das Glück und die Quelle aller Religiosität. Wer im bewußten Zusammenhang mit dem Weltall der Menschheit lebe, das sei die wahrhaft religiöse Persönlichkeit. Solange man Ewigkeit und Zeit, Gott und Welt einander entgegenstelle, müsse das eine oder das andere entwertet werden. Die antike Religion habe durch die Plastik ihre höchsten Gefühlswirkungen erzielt, das Mittelalter durch die Malerei, die neue Religion werde durch Musik und Harmonie wirken.

Mit diesem Ausblick in eine Zeit der Verföhnung, in das dritte Reich des heiligen Geistes der Menschheit schloß die Rednerin. — H. P.

Kindliche Trauer.

Von Bettina v. Gutfeld.

Die kleine achtjährige Alice spielte gerade mit ihren Anziehpuppen, die sie aus einem Ausschneidebogen geschnitten hatte, als ihre Mama aus dem Krankenhause, wo Alicchens Vater schon seit vierzehn Tagen schwer krank darniederlag, zurückkehrte. Das Kind sprang der Mutter fröhlich entgegen, um ihr die ausgeschnittenen Püppchen zu zeigen, dabei fragte sie wie gewöhnlich: „Wie geht es Papachen?“ Da zog die Mutter sie auf ihren Schoß und sagte traurig: „Es geht heute nicht gut, Ali,“ dabei fing sie zu weinen an, „es geht sehr schlecht.“ Das Kind wurde blaß, es fühlte mit dem einfältigen und doch so sicheren Begriffsvermögen der Kinder, daß etwas schreckliches sich ereignet hatte. Thränen stürzten ihr aus den Augen und sie flüsterte: „Sehr, sehr krank, Mutti?“ „Ja,“ schluchzte die Mutter, die bis jetzt ihre Fassung bewahrt hatte. „Du hast keinen Vater mehr, Ali, Papa ist tot.“ Vor Schreck war das Kind ganz bekäubt, es ging leise an das Spieltischchen, räumte die Püppchen zusammen und sagte dabei: „Nun mache ich mir gar nichts mehr aus den Sachen, die sehen so lustig aus und ich bin so traurig.“ Weinen konnte das Kind aber nicht. Bald darauf kam die liebe Großmama und viele Tanten und Onkel, um die so schnell ihres Gatten beraubte junge Frau zu trösten und zu beruhigen. Alle sprachen von dem Verstorbenen. Ali saß auf Großmutters Schoß, die leise ihr Köpfchen streichelte, sie saß da ganz dicht angeschmiegt und hörte artig und still zu, was die Erwachsenen sprachen. Da hörte sie viel Tröstliches, was man in den ersten Stunden nach einem unerwarteten Hinscheiden spricht; daß dem früh Entschlafenen viel Leid erspart worden ist; daß ein schneller, plötzlicher Tod, wie ihn der Herrschlag mit sich bringt, für den Betreffenden das schönste ist, was er sich wünschen kann; daß er sonst noch vielleicht viel Schmerzen hätte erdulden müssen und so fort. Die Mutter ließ sich nicht so leicht trösten, aber Alicchen fand das alles sehr richtig, was die Leute sagten; sie fühlte sich dabei auf Großmutti's Schoß so behütet und sicher, daß das traurige ängstliche Gefühl nach und nach von ihr wich. Sie dachte nach, ob ihr lieber Papa wohl nun schon im Himmel angekommen sei, ob es ihm da wohl sehr gut gefiele, daß er ihr nun ganz genau erzählen könne, wie es eigentlich da sei. — Was weiß so ein Kindsköpfchen von Tod und Scheiden, es glaubte im Inneren sicher, daß der Vater doch wohl bald wiederkommen würde! —

Am nächsten Tage durfte Alice aus der Schule fehlen, und am Morgen so lange schlafen, als sie nur mochte. Das war ihr sehr behaglich. Nachdem sie dann endlich aufgestanden war und sich niemand so recht um sie kümmerte, nahm sie doch wieder ihre Papierpüppchen vor. Bald war sie so mit ihrem Spiel beschäftigt, daß sie alles um sich her vergaß. Nachher kam Großmama und brachte sogar neue

Digitized by Google

Spielsachen zur Festfreude ihres Enkelchens mit. Es kam eine Schneiderin und nahm Ali Maß für ein Kleid, auch ein neuer Hut wurde für sie gebracht, der ihr sehr gut gefiel, ein bischen dunkel, aber doch hübsch, dachte sie; auch neue Handschuhe und sogar schwarze Zopfbänder bekam sie; so verging der Tag ganz ungetrübt; freilich, als Ali am Abend im Bettchen lag und wie immer betete: behüte Papa und Mama, da fiel es ihr schwer auf das Herz, daß sie ja nun keinen Papa mehr hatte! —

Am nächsten Tage durfte Ali wieder aus der Schule bleiben, die Schneiderin war da und nähte ihr Kleid, zu der setzte sie sich und machte ihrem Püppchen auch ein schwarzes Kleid.

Inzwischen kamen viele Verwandte, Freunde und Bekannte, um der Witwe ihr Beileid auszudrücken. Dabei wurde die Frage erörtert, ob das Kind am folgenden Tage zu der Beerdigung mitgenommen werden solle oder nicht. Viele waren dafür, viele dagegen. „Sie wird sich zu sehr aufregen," meinte der eine, „So ein Kind versteht doch noch nichts davon," sagte eine andere; „Ich selbst war ungefähr in dem Alter von Alicechen zu der Beerdigung meines Vaters anwesend und erinnere mich, daß ich sehr zerstreut war, garnicht die traurige Bedeutung begriff. So weiß ich noch ganz genau, wie ich mich wunderte, daß eine Dame ein blaues Kleid anhatte, eine andere einen blauen Mantel, auch was gesprochen wurde, weiß ich noch ganz genau, ich guckte immer über mein Taschentuch hinweg und sah zu, was die anderen taten!" — „Ich bin dafür, daß Ali mitkommt," sagte ihre Mutter, „sie ist ein viel zu harmloses Kind, um allzusehr ergriffen zu werden, und sie soll doch eine Erinnerung an ihres Vaters Beerdigung haben; da sie nicht bei dem Tode anwesend war, ist sie sich sonst vielleicht gar nicht desselben bewußt." So war es denn entschieden, Alicechen kam mit. Am folgenden Tage wurde dem Kinde das Trauerkleid angezogen — uns wurde weh ums Herz, als wir die Kleine darin sahen, sind wir doch gewöhnt, Kinder möglichst heil gekleidet zu sehen; Kindheit und Trauer passen schlecht zusammen! Klein Ali war sich aber des traurigen Anblicks, den sie bot, durchaus nicht bewußt! — Palmen und Kränze waren eingetroffen, Ali bewunderte sie; noch eifrig daran herum, las die Karten der Spender und freute sich, daß es so viele waren. Inzwischen waren die Wagen vorgefahren, die die Trauernden zur Beerdigung fahren sollten. Ali hatte schon längst den Wunsch gehegt, einen Friedhof zu sehen, sie war ordentlich neugierig darauf und dachte bei sich, was wohl ihre Schulfreundinnen zu ihr sagen würden, wenn sie ihnen diese Erlebnisse erzählen würde, und wie sie wohl ihr schwarzes Kleid finden möchten und die schwarzen Handschuhe! Jetzt war man auf dem Friedhof angelangt; es war ein schöner, heller Herbsttag, friedlich lag der Gottesacker da; ein leichter Wind ließ die welkes und gelb gefärbten Blätter der Bäume sich grüßend hin und her neigen. In der Trauerkapelle wurden wir mit seelenvollem Gesang empfangen. Hoch aufgebahrt war der Sarg, mit Blumengebinden über und über bedeckt. Gar tröstlich klangen die Worte des Predigers, er verhieß so zuversichtlich ein einstiges Wiedersehen. Hohe Palmen und Blattgewächse schmückten den Raum und viele Kandelaber mit Kerzen; Ali hatte sich alles ganz genau angesehen — immerzu konnte man doch nicht beten und auch nicht zuhören! — Die Lust in der Kapelle, die durch den Geruch der brennenden Kerzen und durch den starken Blumenduft so bedrückend war, hatte sich betäubend auf das Kind gelegt; wie im Traume folgte es dem Zuge nach der Gruft, verständnislos sah sie, wie der Sarg in die Erde gesenkt wurde. Als man wieder daheim anlangte, war es spät geworden, das Kind wurde zu Bett gebracht und schlief auch sogleich ein. —

Am folgenden Tage in der Schule wurde sie von allen Kindern umringt, mit Fragen bestürmt und hie und da mitleidsvoll gestreichelt; als auch die Lehrerin und sogar die Schulvorsteherin mit ihr sprach, vergoß sie wohl vor augenblicklicher Rührung einige Tränen, aber die kamen wohl aus den Augen, nicht aus dem Herzen; innerlich war die Kleine beinahe stolz, der Mittelpunkt der Teilnahme zu sein. —

Nach und nach kam alles wieder in das alltägliche Gleis und ging seinen gewohnten Gang weiter; die Tage gingen hin zwischen Arbeit und Spiel; da der Vater früher viel auf Geschäftsreisen war, hatte das Alleinsein nichts ungewohntes. Ali war wieder fröhlich und wohlgemut wie zuvor; die eigene Mutter verwunderte sich im Stillen, wie schnell das Kind sich über den Verlust seines zärtlichen, über alles geliebten Vaters hinweggesetzt hatte, wie wenig derselbe verhältnismäßig das Kind überhaupt berührt hatte — sie hielt ihr Kind wohl beinahe für ein wenig oberflächlich und herzlos. —

Mehrere Wochen waren schon verstrichen, da waren eines nachmittags zwei kleine Schulfreundinnen bei Alicechen zum Besuch. Die Mutter hatte Aepfel, Zucker und Schokolade zum Kochen gegeben und die Kinder spielten nach Herzenslust, fröhliches Lachen drang aus dem Stübchen. Da kam die kleine Gesellschaft angelaufen und bat die Mutter, mal hineinzukommen und von den soeben gekochten Gerichten zu kosten. Die Mutter hatte den Kopf so voll, sie sagte, die Kinder möchten artig weiter spielen und den Puppen zu essen geben; die Kleinen aber hörten nicht auf zu bitten, bis die Mutter nachgab und in die Spielstube zur Küche ging. Sie stellte sich so, als ob sie kostete, lobte alles und ging dann wieder in ihr Zimmer. Die Kinder waren zufriedengestellt und spielten vergnügt weiter.

Als die Freundinnen fortgegangen waren und Ali wie gewöhnlich zu Bett gebracht worden war und gebetet hatte, und die Mutter glaubte, daß sie schon längst schliefe, hörte sie lautes Weinen und Schluchzen. Schnell sprang sie auf und eilte an das Bettchen. „Ali, was fehlt Dir, tut Dir etwas weh?" „Nein," schluchzte das Kind. „Hast Du Dich mit den Kindern gezankt?" Ali schüttelte mit dem Köpfchen und richtete sich verzweifelt auf von ihrem tränendurchnäßten Kopfkissen. „Was ist Dir, Kind, was ist Dir?" drängt die geängstigte Mutter. Unter heißen Tränen schluchzte das Kind: „Du hast nur so getan, als ob Du gekostet hättest, aber Papa hat immer wirklich gekostet, was ich gekocht habe, mein Papa, mein lieber Papa!" —

Jetzt erst war das Trennungswoh über das Kind gekommen — durch ein geringfügiges Ereignis hervorgerufen — es schrie und jammerte, bis es endlich ermüdet in den Armen der Mutter einschlief. — Lange saß die Mutter noch an dem Bettchen ihres Lieblings, leise weinte sie vor sich hin und empfand die Wahrheit des Spruches: „Verlieren ist schwer, noch schwerer aber ist Vermissen."

Eltern-Ecke.*)

Dissidentenkinder. Als ich mein älteres Töchterlein einschulte, erklärte mir der Rektor in sichtlicher Wohlmeinenheit, daß er mir durchaus raten würde, das Kind taufen zu lassen, da sie den Religionsunterricht in der Schule so wie so mitnehmen müsse und in ihrem späteren Leben auf Schwierigkeiten stoßen würde, wenn sie nicht der Landeskirche angehöre. Er stellte mir als Beispiel das Vorgehen einer andern Familie vor, die noch in elfter Stunde, d. h. vor Beginn der Schulzeit, fünf Kinder auf einmal hatte taufen lassen. Ich blieb aber ungerührt und das so sehr beschämende Beispiel hat doch immerhin

*) Unter dieser Rubrik wollen wir Anfragen von Müttern und Vätern, die ein allgemeineres Interesse haben, veröffentlichen. Die Redaktion übernimmt dabei, wie im Sprechsaal des Hausfreundes, nur die formale Verantwortlichkeit für die Rubrik, nicht aber für den Inhalt der Beiträge. Daß wir die Eltern „in die Ecke setzen," ist natürlich nur so gemeint, wie wir gute Hausfreunde wohl einmal in die Ecke des Kinderzimmers stellen, um mit ihnen ungestört Erfahrungen und Ansichten zu tauschen. Bei der Einführung des „Kinderland" haben wir absichtlich unterlassen, uns darüber zu äußern, ob das Glatt sich an die Aeltern der Kinder oder der Eltern wende, weil die richtige Antwort heißt: an Beide! Nämlich jeder an die Eltern: was diese dann, womöglich durch Ergänzen oder Korrigieren, oder bereits durch Kundgebung des Blattes zum Gefallen ihren Kindern mitteilen wollen, darüber wir mit jenen Vertrauen ihnen überlassen. Die „Eltern-Ecke" reicht nicht immer voll gefüllt.

D. Red.

Digitized by Google

so viel gewirrt, daß in der Schule, in die mein Kind als einzige Dissidentin eintrat, nach fünf Jahren auch die Zahl der Dissidentenkinder auf ca. fünf gestiegen ist.

Es ist nicht zu leugnen, daß es ein zweischneidiges Schwert ist, wenn man ein Kind in eine Ausnahmestellung seinen Altersgenossen gegenüber bringt, daß die Möglichkeit, ein Kind fönnte später um irgend welcher Gründe willen zum Wiedereintritt in die Kirche gedrängt werden, immerhin vorhanden ist und daß dieser Schritt für die Eltern einen großen Schmerz bedeuten müsse. Dennoch dürfen Eltern, die sich selber treu gemacht, nicht anders handeln und müssen versuchen, durch die Festigkeit ihrer Anschauungen und Ueberzeugungstreue den Schaden wieder auszugleichen, den sie einem pädagogischen Standpunkt aus durch ihr Vorgehen verschulden. Diese Stellungnahme rechtfertigt sich aber nicht etwa aus einer Feindseligkeit gegen die Kirche oder gar gegen die Religion, sondern sie ist die einfache Notwehr gegen den Eingriff, den sich Staat und Kirche in ein allerpersönlichstes Bedürfnis des Menschen erlauben; es ist der Protest gegen die Tatsache, daß die Tüchtigkeit in dem, was von der Schule aus als Religion gelehrt wird, maßgebend sein soll für die spätere Lebens- und Berufstüchtigkeit eines Menschen überhaupt.

In meiner schweizerischen Heimat ist die konfessionslose Schule schon seit langer Zeit eingeführt und zwar ist der Religionsunterricht nicht nur für den Schüler, sondern auch für den Lehrer fakultativ. Eltern, die in das, was der Lehrer in den „Religionsstunden" treibt, sei es nun biblische Geschichte, einfache Morallehre oder irgendwie naturwissenschaftliches oder philosophisches Spintisieren, nicht einverstanden sind, schicken ihre Kinder dann einfach zu dem Geistlichen oder weltlichen Lehrer, der ihnen behagt. Es ist bis heute noch nicht erwiesen, daß um dieser Glaubensfreiheit die Züricher z. B. schlechter sind, als andere Leute, oder daß die Frömmigkeit ganz aus dem Lande vertrieben worden sei. Ja, ich persönlich hätte wahrscheinlich, ganz unabhängig von meinen eigenen Anschauungen, in der Schweiz mein Kind ruhig taufen lassen und es ihm gerne selbst überlassen, sich frei zu ringen. Sogar gegen die Einsegnung hätte ich wahrscheinlich nichts einzuwenden gehabt, da doch auch die Landeskirche bis zu einem gewissen Grade einen integrierenden Bestandteil unserer Heimat bildet. Ich selber bin noch als erwachsener und durchaus nicht kirchengläubiger Mensch immer am eidgenössischen Buß-, Dank- und Bettag in die Kirche gegangen, aus dem Empfinden heraus, daß ich dann gemeinsam mit meinem ganzen Volke mich zu etwas Höherem erhob, das über dem Leben des Alltags steht.

In die Forderung, daß mein Kind den Religionsunterricht in der Schule mitnehmen müsse, mußte ich mich fügen. Ich, wie viele dieser Tatsache hat den nicht schon gefügt! „Mutti, ich kann das nicht lernen, ich weiß nicht, was das heißt," das war noch die mildeste Kritik, die geübt wurde. Ich rede gut zu, setze die fremde Sprache, die das Kind verdüstt in gute, einfache Worte um und tut kommen zu Ehren weiter. Da auf einmal hör ich im Nebenzimmer zwei Fäuschen mit voller auf den Tisch schlagen: „O, diese gräßliche Religion," das war der Text zu der Begleitung. Doch so ein Kinderherz ist ja willig und läßt sich zuschwatzen, so viel es der Obrigkeit gefällt, sie hat sich tüchtig gefügt. Von dem Dramatischen des christlichen Gehalt der Religionslehren, ging dem Kind aber ganz wenig auf und noch heute kann sie nur mit äußerster Anstrengung jeweilen auf die Schulstunde die schon oft und oft wiederholten Erklärungen zu den zehn Geboten sich einfindlich verdeutlicht sie's man so gut wie die andern, mechanisch zu lernen und sich mit allerlei Listen und Kniffen auszuhelfen. Dabei ist sie ein seines empfindsames Seelchen, das jedesmal wirklich ergriffen wird, wenn Fräulein in den Stunden einmal eine Salte angeschlagen, mit der etwas im Kinde in Mitklingt, und wo ihr in jugend einer Form religiöse Empfindungen übermittle — freilich bediene ich mich dazu oft der Worte von notorischen Ketzern — so geht sie bis zu den subtilsten Stimmungen mit.

Bei diesem schmiegsamen, älteren Kinde gestaltete sich die Sache nicht so schlimm, da ihr auch die poetischen Vorstellungen sympathisch sind und sie die biblischen Geschichten mit demselben Interesse aufnimmt, wie ihre Märchen. Nun aber ist auch meine Kleine nachgerückt, die ein so rationalistisches Menschenkind ist, daß sie schon von frühester Kindheit an gegen alles Uebernatürliche protestierte. Sogar „Schneewittchen" behagte ihr nicht, denn „ein Spiegel kann doch gar nicht sprechen" rc. Ich mußte daher in der Wahl meiner Erzählungen äußerordentlich vorsichtig zu Werke gehen und hatte die religiösen Geschichten ganz übergangen, freilich aus einer Art Hilflosigkeit ihrem ernsthaften Fragen gegenüber: „Mutti, ist es auch ganz und wirklich wahr, was du sagst." Ich wollte ihr nicht etwas Ehrwürdiges schon unter ihre scharfen Zähnchen geben, bevor sie verstehen konnte, daß es ehrwürdig ist. Ich hoffte auf die Schule, da doch oft eine gute Lehrerin den rechten Weg für so kleines Wünschelzeug findet. Na, an das Lernen des ersten Kirchenliedes werde ich meiner Lebtag denken, das Kind kam denn auch trotz aller Anstrengung Letzte und mir brummte noch am nächsten Tag der Kopf. Dann kam aber die Kritik: „Mama, der Josef ist doch einfach eine alte Hexe," sie sagte in ihrer Entrüstung sogar das mir strenger Logik belege Wort: „alte." „Aber so die kleines Kind können doch alte Leute nicht anbeten" oder sehr despektierlich —: „Da stand doch, daß der der Sohn der Maria ist und nun heißt es auf einmal wieder Gottes Sohn." Den Schluß der Betrachtungen bildet meistens der Ausruf: „Das kann wirklich kein Mensch verstehen." Also es sich um Auswendiglernen von bestimmten Stellen handelt, verlagt sie glattweg, sobald der Sinn oder die Wortstellung ihr nicht einleuchten. In diesem Falle bin ich gezwungen, um dem Kinde die Religion zu mundgerechter zu bald wie möglich irgendwie privatim unterrichten zu lassen, wo ein Lehrer Zeit hat, ihr geduldig und ihrem Wesen entsprechend auf den Weg zu helfen.

Es erübrigt, über die Resultate des offiziellen Religionsunterrichts als solcher überflüssig sei. Er gehört unbedingt mit zu den grundlegenden Fächern, zu denen in den Schulen gehören soll, sich und sein geistiges Dasein an die unendliche Kette des Gewesenen und des Zukünftigen anzuschließen. Gerne mag ihm der persönliche Gott geboten werden, bevor er zu abstrahieren vermöge, doch dürfte nicht nur der Glaube der Juden, sondern es müßte der Glaube aller Kulturvölker ihm verständlich gemacht werden, damit er das Ringen jeglicher menschlichen Kreatur nach einer Weltanschauung und nach einer Religion begreifen und nicht nur die an und für sich unwesentliche Form, in die sich eine Weltanschauung jeweilen für die breiten Massen kleidete, kennen lernte. Um die großen allgemein menschlichen Werte aus der Bibel und aus der Gestalt Christi zu schöpfen, brauchte es unendlich viel weniger Religionsunterricht, als heute obligatorisch ist, aber freilich, es brauchte Lehrer, die nicht nur das Handwerk ihres Berufes verstehen, sondern die „Seelsorger" sind, die ihren Herzgott als lebendige Macht im Herzen tragen.

Nun hat der heutigen Schlage erwächst für dissidentische Eltern manche schwere Pflicht, denn es ist nicht anzunehmen, daß sich die Verhältnisse bald ändern werden. Solange in der Mehrzahl unsere Kinder den Religionsunterricht in der Schule mitnehmen müssen, müssen wir sie in ihrer Stellung zur Schule sein und stete leiten. Sie dürfen und sollen ihre Meinung ruhig eingestehen, aber nicht sich für besser halten, als ihre Genossen, oder gar aufzulehren vorsuchen, so lange sie doch sozusagen noch mitten die Ansicht ihrer Eltern teilen. Sie dürfen von uns keine Spottrede hören, sondern nur ihrem Alter entsprechend einfach Erklärung über die Gründe unserer Anschauung. Vor allem aber darf der Vergleich, den ein Kind zwischen dem Ton in seinem Elternhaus und dem bei gläubigen Freunden zieht, nicht zu unseren Ungunsten ausfallen. Gerade der Vorwurf, daß konfessionslose Menschen an Gemütsarmut verlieren, muß durch die Wärme und Poesie unseres Hauses tattkräftig widerlegt werden. Unsere Feste, vor allem Weihnachten, müssen soolel Licht in die Kindesseele zu gießen vermögen, wie der Stern von Bethlehem.

Wir stehen auf einem vorgeschobenen Posten und sind vorderhand nur ein kleines Häuflein. Es würde viel weniger Mut kosten, als man gewöhnlich annimmt, unsere Schaar zu einer wirklichen Macht anwachsen zu lassen, den konfessionslosen Religionsunterricht für die Schule durchzusetzen vermögen. Es genügte ein einziger dissidentischer Schüler in jeder einzelnen Klasse sämtlicher Berliner Schulen — eine entsprechende Zahl konfessionsloser oder zum mindesten kirchenfremder Eltern wäre mit Leichtigkeit nachzuweisen — um eine Bresche in die konfessionelle Mauer zu schlagen, die unser Schulweisen von jedem freien Luftzug absperrt. Und erst wenn der Jugend die Religion nicht mehr bis zum Ueberdruß eingeimpft wird, wenn die Menschen sich wieder bewußt werden, daß sie Religion brauchen.

Ida Hahn-Lux.

Empfehlenswerte Eltern- und Kinderbücher.

Lustige Märchen aus aller Welt. Gesammelt und für die deutsche Jugend bearbeitet von Mathilde Küstermann. Zeichnungen von Karl Fahringer. Wien 1904. Martin Gerlach u. Co. Mit ersthaftlicher Literaturkenntnis und, was mehr ist, mit prächtigem Humor ausgewählt und dargestellt. Vorzüglich auch die Illustrationen. Prima!

-nr-

Digitized by Google

Mai 1905.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. F. Penzig.**

Inhalt:

Zu Schillers Gedächtnis. Von Laura Frost.
Tatkraft und Erziehung. Von Lilli Jannasch.
Was wir von den Künstlern lernen können. Von D. D.
Mein erster Schulgang. Von Fr. Dieterl-Zoppot.
Schlafendes Kind. Von Margarete Hoyl-Guttmann.

Zu Schillers Gedächtnis.

Prolog zur Erinnerungsfeier des Schiller-Frauenverbandes in Königsberg am 11. April 1905.

Es naht der Tag! Bald sind es hundert Jahre,
Der Maienmonat stand im Blütenkleid;
Da trug man ihn hinaus auf dunkler Bahre,
Den Weg hinaus zum Reich der Ewigkeit.
Erinnerung, die treu unvandelbare,
Erweckt heut wieder lang entschwundne Zeit;
Ganz Deutschland will die Ruhmesfackel schwingen,
Und weit hinaus soll Schillers Name klingen!

Die Jugend zwang er sich zu seinen Füßen,
Voll Jubel hat sie zu ihm aufgeschaut;
Zum Leben weckte er in ihr den süßen,
Der Ideale ersten, scheuen Laut.
Und in den jungen Herzen klang ein Grüßen
Dem Dichter zu, dem sie so schnell vertraut
Und wo sein machtvoll rufend Lied erklungen,
Da haben sie begeistert mitgesungen.

Er lehrte uns, in Sehnsucht aufzuschauen
Nach jenen Höhen, wo die Freiheit wohnt,
Zu flüchten aus der Wirklichkeit, der grauen
Dorthin, wo Phantasie als Herrin thront;
Er schritt voran mit zündendem Vertrauen,
Zu Sphären, die der Tand der Welt verschont;
Weit spannte er des Geistes Adlerschwingen
Und stimmte an der Schönheit frohes Singen.

Und tritist Du heute an des Thrones Stufen,
Sein freies Wort, es blieb nicht ungehört;
Und hörst Du laut nach Wahrheit, Freiheit rufen,
Sein hoher Sinn, er hat es uns gelehrt.
Doch die das schönste Denkmal längst ihm schufen,
Sie sinds, die er am Herzen trug so wert:
Die Kinder seines Volks! Denn ihrem Leben
Voll Arbeit hat er goldnen Glanz gegeben.

Wohl starb sein Leib! Doch die Gedanken leben
In enger Jugend, inachtvoll und gelind!
Millionen werden sie mit uns erheben,
Millionen nach uns stimmen hochgesinnt.
Begeisternd werden sie das Volk umschweben
Mit hellem Brausen, frisch, wie Frühlingswind!
Er bleibt der Unsre! Laßt uns stolz ihn nennen
Und weithin freudig seinen Ruhm bekennen!

Laura Frost.

Tatkraft und Erziehung.

Die Tatkraft der Jugend in gesunde Bahnen zu leiten, muß eine der vornehmsten Aufgaben der modernen Erziehung werden.

Schon beim kleinen Kinde können wir in den ersten Lebensjahren eine außerordentliche Freude an aller Aktivität beobachten, einen ausgesprochenen Hang zur Selbständigkeit. Das normale Kind will alles möglichst allein machen, darin besteht seine größte Lebensfreude. Wer hätte nicht schon die Tätigkeitsfreude der Kleinen beim Spiel um den Sandhaufen usw. usw. beobachtet. Allerdings macht in den ersten Lebensjahren die Schaffensfreude ebenso schnell der Zerstörerfreude Platz; aber vielleicht entspringt auch dieser schnelle Wechsel nicht nur der Unbeständigkeit, sondern dem höheren Instinkte, durch immer erneute Kraftäußerung etwas immer Besseres, Neues an die Stelle des als mangelhaft erkannten Allen zu setzen. Je mehr die Jugend heranwächst, desto stärker macht sich auch der Wunsch geltend, das Geschaffene zu erhalten und es durch weitere Ausgestaltung zu vervollkommnen. Es zeigt sich die Freude der Jugend an der Fortentwickelung besonders bei der Handfertigkeit, der Garten- und Feldarbeit, in der Tier- und Pflanzenpflege, in der Hausarbeit usw. Die Ausgestaltung des Vorhandenen, die erste Aeußerung einer kontinuierlichen Tatkraft zeichnet das Schaffen der Jugend aus, sobald sie die ersten Lebensjahre überschritten haben. Natürlich erstreckt sich diese kontinuierliche Kraftäußerung anfangs nur auf praktische konkrete Arbeiten, nicht etwa auf Auswendiglernen. Das Kind stellt den Menschen auf einer primitiven Kulturstufe dar und hat wie jener durchaus nicht die Fähigkeit, sich für irgendwelche abstrakte Arbeit, deren Notwendigkeit ihm ja nicht einleuchtet, zu interessieren; deshalb ist es auch durchaus verkehrt und für Entfaltung der jugendlichen Tatkraft in höchstem Maße bedenklich, Kinder von 6 Jahren ab schon mit langstündiger Verstandesarbeit zu plagen, anstatt sie im Wesentlichen praktisch zu beschäftigen. Ein solcher Zwang drängt die Lebensfreude, die

Digitized by Google

Schaffenstriebe, das Talent zum Leben, was die Kinder meist in hohem Maße besitzen, krampfhaft zurück anstatt es zu fördern. Das Kind lebt überhaupt nur durch die Tat; die konkreten praktischen Erfahrungen, die es durch die Tat macht, sind seine besten Lehrmeister. Durch die Tat und ihre Wirkungen kommt es allmählich zum Bewußtsein, daß das Leben bestimmte sittliche Forderungen stellt. Je mehr Gelegenheit die Jugend zur Entfaltung der Tatkraft hat, desto häufiger und stärker wird ihr Zusammenprallen mit den unerbittlichen Notwendigkeiten des Lebens, desto leichter wird es infolgedessen auch für den Erzieher sein, auf diesem realen Fundament der täglichen Erfahrungen des Kindes einen läuternden sittlichen Einfluß auszuüben. Das Kind kann nur verstehen, was es selbst erlebt hat; je reicher sein Erleben ist, desto vielseitiger und tiefer kann auch die Wirkung des erzieherischen Einflusses werden, der sich an dieses Erleben anschließt; je weniger Gelegenheit zur Tatkraft der Jugend geboten wird, je mehr sie zur Passivität gedrängt wird, desto lebensfremder wird sie, desto geringer wird ihre Lebensfreude, ihr Talent zum Leben und desto mehr schrumpft auch die Möglichkeit einer sittlich läuternden Beeinflussung zusammen. Die Tat und die Beobachtung ihrer Wirkungen ist von Urzeiten her der sittliche Lehrmeister des Menschengeschlechtes gewesen, deshalb muß auch die Gelegenheit zur vielfältigen Betätigung der Kern aller Jugenderziehung sein. Je komplizierter unser Leben wird, desto differenzierter muß auch die Betätigungsmöglichkeit der Jugend sein, damit sie gut vorbereitet in das Leben hineinwächst. Die Jugend kann gar nicht früh genug zur Schaffensfreude, zur Betätigung ihrer besten Kräfte erzogen werden, denn nur wo die Empfindung für das Gestaltende und Aufbauende entwickelt wird, kann man mit Erfolg die antisoziale Seite der Tatkraft bekämpfen. Die Schaffensfreude ist das einzige sittliche Gegengewicht gegen die Zerstörertriebe der Gewalt.

Nun wird man scheinbar mit Recht sagen, wie sollen in der Großstadt neue praktische Tätigkeitsgebiete für die Jugend geschaffen werden? Aber einmal muß man hiergegen einwenden, daß ja gottlob der bei weiten größte Prozentsatz unserer Jugend nicht in der Großstadt aufwächst und daß in allen mittelgroßen und kleinen Städten die beste Gelegenheit zum praktischen Ausbau der Schulerziehung geboten wäre. Mit Leichtigkeit ließen sich in allen kleineren Städten, Werkstätten, Garten- und Feldbau, Tierpflege ꝛc. den Schulen angliedern.

Aber auch in den Großstädten ließen sich, freilich mit größeren Schwierigkeiten, ähnliche Einrichtungen treffen. Alle derartigen Bestrebungen wären hier natürlich noch viel dringender. Je enger die Menschen zusammenwohnen, desto leichter entgleist die Tatkraft, desto dringender wird die Forderung, alle Kräfte anzubieten um das richtige Gegengewicht zu schaffen, indem man der Jugend Gelegenheit bietet, sich an eine geordnete Kraftbetätigung zu gewöhnen. Die Findigkeit des Erziehers und die Genialität der Jugend in der Ausgestaltung neuer Tätigkeitsgebiete muß hier Gelegenheit haben zur Geltung zu kommen. Auch in den Großstadtschulen müßten vor allem Werkstätten zur Erlernung der Handfertigkeit eingerichtet werden; schüchterne Versuche sind nach dieser Richtung bereits gemacht worden, doch ohne wesentlichen Erfolg, weil die Zeit infolge des übertriebenen wissenschaftlichen Pensums fehlt. In den Mädchenschulen würde der Haushaltungsunterricht die Handfertigkeit ersetzen. Die Handarbeitsstunden, die heute nur Luxusstunde ist, müßte erzieblich ausgenutzt werden, dadurch, daß die Kinder ihre eigene Garderobe und die ihrer jüngeren Geschwister in Ordnung bringen usw. Das Interesse für Hausarbeit könnte dadurch gefördert werden, daß abwechselnd ein Teil der Kinder die Klassen reinigt, wie es z. B. die Kinder von 5 Jahren ab im Pestalozihaus tun. Dadurch würde die Jugend zur Reinlichkeit und Ordnung erzogen und das Leben würde ein konkretes Interesse, einen praktischen Inhalt bekommen. Ferner müßte jede Schule ein größeres Gartengrundstück außerhalb der Stadt besitzen, was die Kinder abwechselnd bebauen müßten. Die Botanik könnte hier im Freien gelehrt werden. In jeder Weise könnten die erzieblichen Bestrebungen des Pestalozzi-Fröbelhauses als Basis für die Zukunftsschule dienen. Natürlich müßte unter diesen Verhältnissen das Memorirpensum der Schulen außerordenlich eingeschränkt werden. Da die Jugend aber sowieso infolge der geistigen Ueberbürdung sehr bald nach Schulabgang den größten Teil des mühsam Erlernten wieder vergißt, so würde aller Wahrscheinlichkeit nach ein bescheideneres Memorirpensum um so eher nachhaltig wirken, als die Jugend durch reichliche Betätigung auf praktischen Gebieten auch eine größere geistige Frische bekäme, während das heutige Programm sowohl körperlich als geistig lähmend wirkt.*)

Wie die Menschheit sich auf ihrem Entwickelungswege durch die gemeinsame praktische Arbeit zur geistig-sittlichen Regsamkeit emporgearbeitet hat, so kann auch die Jugend nur Lebensfreude und Arbeitsbegeisterung gewinnen durch konkrete Beschäftigungen. Nur im Kampf mit der Materie, mit dem Stoff kann der Mensch zum Schaffenden werden. In früheren Zeiten, vor dem Maschinenzeitalter, verlangte das Leben selbst viel mehr praktische Arbeit, die Findigkeit und Geschicklichkeit des Einzelnen hatte von Jugend auf viel mehr Gelegenheit sich zu üben und das war für die Entwickelung der Tatkraft, für die Uebung in Selbstbeherrschung und Gehalt von unschätzbarem Wert; der moderne Maschinenbetrieb und die vollendeten technischen Hilfsmittel, die dem modernen Menschen zur Verfügung stehn, entfremden ihn den praktischen Lebensforderungen, deshalb ist es dringend nötig, daß die Erziehung neue praktische Werte schafft, um diese Lücke auszufüllen.

Wie der bildende Künstler im Kampf mit dem Stoff allmählich, je länger er an seinem Werk arbeitet, einen immer vollendeteren Ausdruck für sein Ideal findet, so kann auch die Jugend nur durch stete Berührung mit der Wirklichkeit Interesse und tieferes Verständnis für ihre Lebensrolle finden und ihre Tatkraft höher entwickeln. An Widerstande des Lebens muß auch sie sich emporranken, um zum Lebenskünstler werden zu können.

Bis etwa zum elften Jahr wird sich die Tatkraft der Kinder — gleichviel ob sie gut oder schlecht geleitet ist — im Rahmen der gegebenen Verhältnisse ohne besondere Katastrophen entwickeln, da bis zu diesem Alter die Phantasiewelt der Kinder so groß ist, daß sie sich die Wirklichkeit meist nach Bedürfnis zurechtlegen. Vom elften Jahr ab wird das anders. Es treten neue selbständige Kräfte auf, der Schaffensdrang wird viel bedeutender und wenn er keinen graden Weg zur Entfaltung findet, so macht er sich in Seitensprüngen Luft. Die vielen Unarten der Jugend sowohl in Schule wie in Haus sind meist nur Folge unterdrückter Tatkraft. Es ist z. B. eine bekannte Tatsache, daß sich in den Entwickelungsjahren bei Knaben ein starker Hang zur Gewalttat kund tut, weil die Gelegenheit zu zweckmäßiger Aktivität fehlt. Körper und Seele wollen sich ausdehnen, wie ein Gebirgsbach im Frühling, dem das alte Bett zu eng geworden ist; sorgt man nicht bei Zeiten dafür,

*) Eine praktische Betätigung würde auch auf die Berufswahl der Jugend einen außerordentlichen Einfluß haben, weil ihr dadurch Gelegenheit gegeben würde zu erkennen, für welchen Beruf sie besondere Neigung oder Talent hat, während bei der abstrakten Unterrichtsmethode von heute die Neigung praktische Berufe zu ergreifen immer mehr schwindet, wodurch auch das wirtschaftliche Gleichgewicht des Volkes außerordentlich gestört wird.

— Die Charlottenburger Waldschule und ähnliche Organisationen würde die beste Gelegenheit bieten, die Tatkraft der Jugend praktisch zu verwerten und Reformversuche auf den verschiedensten Gebieten einzuführen.

Digitized by Google

die Kräfte richtig zu kanalisieren, so tritt die überschäumende Kraft verwüstend über die Ufer.

Je mehr die Jugend heranreift, desto wichtiger ist es, daß der Erzieher allmählich die praktisch körperliche Tatkraft in eine sittliche umwertet, sie auf bäs sittliche Gebiet hinüberleitet. Die Begriffe der gegenseitigen Hilfe, der Selbstbeherrschung und Rücksichtnahme auf andere, deren Bedeutung der Jugend durch die gemeinsame praktische Arbeit schon zum Bewußtsein gekommen ist, müssen immer klarer und eindrucksvoller ausgestaltet werden, immer mehr mit dem ganzen Leben in Beziehung gebracht werden. Nur auf diesem Wege kann das soziale Gewissen sich festigen und kann die Jugend zur Ueberzeugung gelangen, daß die Menschheit eine Arbeitsgemeinschaft ist und ihre höchste Befriedigung im Streben nach gemeinsamen Zielen liegt, nach Zielen die das Zusammenleben vervollkommnen. Auch die Jugend muß sich als ein Teil der Menschheitsfamilie fühlen, man muß ihr Mittel und Wege zeigen wie sie vermöge ihrer Eigenart und Tatkraft an der Veredelung der Gemeinschaft mitwirken kann, anstatt nur ein Abklatsch ihrer Umgebung zu sein.

Durch das heutige Zusammenleben in der Schule erhält die Jugend ein falsches Lebensbild, weil ihre wertvollsten Lebenstalente zur Passivität verdammt sind, und die ganze Sonnenseite jugendlicher Eigenart dadurch verkümmern muß, während die Schattenseiten, die antisozialen Triebe der Tatkraft, in bedenklicher Weise gefördert werden. Neid, Mißgunst, Klatschsucht, Roheit ꝛc. werden durch die heutige Schulpraxis gezüchtet und machen nur zu oft das Zusammenleben zu einer wahren Hölle. Später entwickeln sich dann all diese Triebe noch schrankenloser, dafür bietet die ganze heutige Gesellschaft einen traurigen Beweis. Eine Erziehung, die so wenig haushälterisch mit den Gaben der Jugend umgeht, muß notgedrungen auf die Dauer der gesamten Volkskraft unabsehbaren Schaden zufügen und auf allen Gebieten des Lebens kulturfeindlich wirken.

Je mehr sich das moderne Leben entwickelt, desto bedenklicher wird der Abstand zwischen der Schule, die nur den Herdencharakter züchtet und den modernen Kulturforderungen, die immer höhere Ansprüche an sittliche Selbständigkeit und Initiative stellen. Nur das Volk, welches mit den alten Unterrichtstraditionen endgültig bricht und sein ganzes öffentliches Erziehungswesen zu einem Mansöverfeld für die Betätigung der praktisch-sittlichen Jugendkräfte ausgestaltet, kann zu einem wirklich modernen Kulturvolk werden. L. J.

Was wir von den Künstlern lernen können.

Vor kurzem ist ein großer deutscher Maler gestorben, Adolf Menzel ist sein Name. Vielleicht haben die Kinder, die in Berlin leben, den sehr kleinen Mann mit dem sehr großen Kopfe auf der Straße gesehn. Er hatte eine so ernste Stirn und so aufmerksame Augen. Man geht in der großen Stadt an so vielen Menschen vorbei, ohne sie zu sehen; aber wer Adolf Menzel traf, der sah ihn ganz bestimmt. Große Menschen strahlen so etwas ganz besonderes aus, man kann sie nicht übersehn.

Als Adolf Menzel ein junger Mann war, merkte ihm niemand an, daß etwas ganz Besonderes in ihm war. Niemand, außer ihm selbst. Ihn trieb es unwiderstehlich, alles, was er sah, nachzubilden. Daher wollte er gern von guten Meistern zeichnen und malen lernen. Aber sein Vater starb, und er als ältester Sohn mußte für seine Mutter und seine jungen Geschwister sorgen; also konnte er nicht lange Lehrjahre durchmachen, sondern mußte gleich suchen, etwas zu verdienen. Es ist sehr schwer und bitter für einen jungen, begabten Menschen, auf seine Ausbildung zu verzichten. Wer aber wirklich Großes in sich trägt, der hilft sich selbst. Das tat auch Menzel. Und wißt ihr, wie er es machte? — Er arbeitete, um Geld zu verdienen, bei einem Lithographen oder Steinzeichner. Er mußte da allerhand auf den Stein zeichnen, damit es abgedruckt werde. Dabei kommt es meist nicht so sehr auf das Künstlerische an. Er aber machte alles, was ihm aufgetragen wurde, mit Einsatz seiner vollen Kraft so gut, wie er es verstand und konnte. — Seine Mußestunden benutzte er dazu, für sich zu zeichnen und zu malen. Die Hauptsache dabei war, daß er alles, was er nachbilden wollte, auf's Genaueste betrachtete und nicht eher ruhte, als bis er es auf's Genaueste nachgebildet hatte. Er setzte jedesmal seine volle Kraft ein, war immer mit ganzem Herzen bei dem, was er arbeitete. Er begnügte sich nicht mit dem, was von ihm verlangt wurde, sondern er suchte, seine eigene Befriedigung, seine eigene Freude bei der Arbeit zu finden. Und so wurde er aus einem Kraft ein großer Künstler. Man kann auch sagen, er zeigte eben darin, daß er ein Künstler war; denn gerade diese Gesinnung macht den Künstler. Und dafür will ich euch noch ein Beispiel aus alten Zeiten erzählen.

Ihr wißt, daß die Griechen sehr schöne Tempel bauten, die sie mit herrlichen Marmorbildern schmückten. Ueber den hohen Säulen, die die untere Halle bildeten, zeigte sich meist eine Reihe von Marmorgestalten, deren Rückseite von der Tempelwand verdeckt wurde. Keiner der Beschauer, für welche die Kunstwerke geschaffen wurden, konnte diese von allen Seiten betrachten. — Im Laufe der Jahrhunderte sind die Tempel zerstört worden; die Kunstwerke, die sie schmückten, stehen nun in unsern Museen, und wir lernen von ihnen und haben unsere Freude an ihnen. Und da sehen wir, daß sie von allen Seiten gleich vollendet sind. Wir erkennen daran, daß die griechischen Künstler nicht bloß für die andern, nicht bloß um Geld und Ruhm gearbeitet haben, sondern für sich selbst, zu ihrer eigenen Freude und Befriedigung. Sie konnten gar nicht anders, als alles, was sie machten, so gut zu machen, wie es ihre Kräfte erlaubten.

Nun können wir nicht alle Künstler werden; wir können es nicht und sollen es nicht. Nur Wenige sind dazu auserwählt. Aber wir können und sollen etwas sehr Wertvolles von den Künstlern lernen, nämlich so zu arbeiten, wie sie: zu unserer eigenen Freude alles so gut zu machen, wie es uns irgend möglich ist. Probiert es nur einmal! Wenn ihr eine Schularbeit macht, so macht sie so gut, daß sie euch selbst gefällt. An euren Heften sollt ihr Freude haben, sie sollen euch gefallen. Und so soll es bei allem sein, was ihr tut, auch bei dem, was ihr nicht mit den Augen in euch aufnehmt. Ein Lied, ein Gedicht soll so hübsch aus eurem Munde klingen, daß es euch selbst gefällt. Auch eure Gedanken sollen so klar und ordentlich sein, wie eure Schrift. Darum dürft ihr euch nicht dabei beruhigen, Worte nachzusprechen, die ihr gar nicht oder halb versteht. Könnt ihr nicht durch eigenes Nachdenken zum Verständnis kommen, so müßt ihr fragen. Und ebenso muß es sein, wenn ihr ein Buch lest. Da dürft ihr nicht über unbekannte Worte fortlesen, bei denen ihr euch nichts denken könnt. Ihr müßt die Erwachsenen bitten, euch das Unverstandene zu erklären. Das werden sie gern tun. Manchmal aber werden sie sagen: „Das ist noch zu schwer für dich. Später, wenn du ein wenig älter bist, wird dir das Verständnis schon kommen; und dann wirst du große Freude an dem haben, was dich jetzt nur wirr macht. So viel Freuden stehn dir noch bevor!" Dann laßt das Buch für eine Weile liegen. Denn in eurem Kopfe soll es nicht wirr aussehn, sondern klar und ordentlich. Dann kann man auch an seinem Kopf seine Freude haben. — Ist einmal gar etwas Häßliches in euer Herz gekommen, Freude am Schaden anderer oder Neid und Mißgunst, so entfernt

Digitized by Google

es rasch; denn so lange ihr es in euch tragt, könnt ihr keine Freude an eurem Herzen haben.

Nun will ich euch noch etwas von einem anderen Künstler erzählen, von dem großen Italiener Michel Angiolo. Wenn er einen Marmorblock sah, so meinte er, eine Gestalt darin zu erkennen; und nun mühte er sich, die Stücke Marmor abzuschlagen, die das von ihm geschaute Kunstwerk verhüllten, die nicht dazu gehörten. Dies hat er oft ausgesprochen, auch in sehr schönen Gedichten. Noch einen andern Gedanken hat er in schönen Versen ausgesprochen. Ebenso wie vom Marmorblock, glaubte er auch von jedem Menschen, daß in ihm etwas Schönes, Edles enthalten sei, und daß man nur das Schlechte, Häßliche, das, was nicht zu einem selbst gehört, zu entfernen brauche, damit ein Wesen entstehe, an dem man seine Freude haben kann, wie an einem schönen Kunstwerke. Wenn ihr diesen Gedanken recht in euch aufnehmt, werdet ihr ihn nie vergessen. Ihr selbst sollt zum Kunstwerk werden. Das könnt ihr nur durch eigene Arbeit, indem ihr all das, was häßlich und roh an euch ist, zu entfernen sucht, wie der Künstler die Marmorstücke abhaut, die die edle Gestalt verhüllen. Es dauert lange, bis der Künstler sein Werk vollendet hat. Wenn er die großen Stücke abgehauen, dann merkt er, daß noch viel feine Arbeit zu tun ist, bis die Gestalt so vor den Augen der Andern steht, wie er sie zuerst ganz allein erschaut. Noch länger dauert die Arbeit an sich selbst; sie dauert, so lange man lebt; denn man erkennt immer aufs neue, daß noch manches da ist, was stört; man lernt eben immer besser sehn. Immer wieder muß man an sich arbeiten, damit man ein Kunstwerk werde, Gott zur Ehre, sich selbst zur Freude und den Menschen zum Wohlgefallen. D. D.

Eltern-Ecke.

Zum Thema: Dissidentenkinder. Die Worte von Frau Hänz-Lux sind mit aus der Seele geschrieben. Es ist äußerst erfreulich, daß solche Charakterfestigkeit einmal bewiesen wird in der Wahrung unseres heiligsten Gutes: „der Freiheit unserer Ueberzeugung in religiöser Hinsicht." — Nur darum ja kommen wir nicht vorwärts in religiösen Dingen, weil immer von neuem der Kampf um diese Ueberzeugung, ich meine den „inneren," in den alten Bahnen sich bewegen muß — erst Einimpfung der Anschauungen längst vergangener Jahrhunderte, dann bei wirklich religiös ernsten Naturen bittere Zweifel, endlich das sogenannte „Sacrificium intellectus" oder das Gefühl großer Vereinsamung, das nur die stärksten Gemüter ohne Schaden für ihre wirkliche Weiter- und Höherentfaltung ertragen können.

Nur der weniger fein organisierte Mensch kann behaupten, daß mit dem jetzigen Zwangsvorstehen Dissidenten gegenüber kein Schaden gestiftet würde — aber was sage ich, „Dissidenten," nein gegenüber allen ehrlichen Naturen. Sie werden gegen die feinsten Regungen ihrer Seele unempfindlich gemacht durch die Betrübung entweder: „das versteht ihr noch nicht," oder aber durch das autoritäre Gebot: darüber mußt ihr hinwegsehen, wenn ihr nicht Strafen erleiden wollt, sei es nun gegenwärtig oder später einmal — zumal nach dem Tode. Ich meine hiermit die Widersprüche zwischen dem alten Glauben und dem Wissen — letzteres übrigens keineswegs, um es gleich zu sagen, als materialistisches Denken aufgefaßt.

Nein, man soll nur nicht unserem Geschlecht unbedenklich andauernd zumuten, in den Gedanken unserer Vorahnen weiter zu denken. Wir gebrauchen so nötig wie jene eine „geschlossene Weltanschauung." Aber sie kann so gar nicht anders als eben eine gewandelte sein. Ueberall haben wir Entwickelung und in religiöser Hinsicht sollten wir einen Stillstand haben?!

Lesen wir doch die Einleitung zu Arthur Drews „Die philosophische Spekulation seit Kant mit besonderer Rücksicht auf das Wesen des Absolutен und die Persönlichkeit Gottes." (Leipzig 1886). — Jahrhunderte, so sehen wir hierin in fesselnder Weise entwickelt, hat es gedauert, bis die religiöse Anschauung sich herausbildete, welche unsere Kinder als „feststehende Wahrheit" zu lernen haben. — Und nun soll dieser Werdegang der religiösen Ueberzeugung gewaltsam am Fortschreiten gehindert werden?

Das aber geschieht wirklich, wenn immer wieder und wieder gerade diejenigen, denen es ernst ist mit der Gewinnung eines einheitlichen Weltbildes — und dazu gehört doch in erster Linie unsere Stellung auch in unserem innersten Gemüt zu dem großen unendlichen Nicht-Ich — in rücksichtsloser Weise man kann nicht anders sagen, als vergewaltigt werden.

Vergebens die seelische Arbeit der Eltern zu einem großen Teil, wenn ihre Kinder sie genau eben so wieder leisten müssen, anstatt darauf weiter zu bauen. Zwecklos die ewige Erneuerung der Gewissenskrupel, die immer wieder zu demselben — wie so oft leider „privatisiert" — Resultat führen! Kommen muß ja der Fortschritt, aber muß man ihn denn aufhalten?

Man gebe doch freie Bahn den tiefernsten Innerlichkeitsmenschen, ich brauche ihre Namen hier nicht zu nennen, auf unsere — die Dissidenten-Jugend zu wirken, man befreie uns von diesem wirklich unwürdigen Zwang, unsere Kinder gerade in der Religionsstunde in dem — nicht etwa historisch, nein gerade „religiös" — erziehen zu lassen, was uns nicht mehr als höchste Wahrheit gilt.

Man gebe endlich Freiheit der Ueberzeugung voll und ganz uns Staatsbürgern, die wir nun einmal Dissidenten sind, für uns und unsere Kinder. —

Sellin a. Rügen. Dr. Kruschewsky.

Mein erster Schulgang.

Ich war bisher ein kleiner Bub'
Und spielt' mit kleinen Kindern,
Jetzt will ich mal ein Junge sein
Und keiner soll mich hindern.

Den Ränzel nehm' ich huckepad,
Ein Brötchen in die Tasche.
Ich bin ein richtiger Junge schon
Und längst entwöhnt der Flasche.

Zur Schule führt Mama mich hin,
Wir wird's ein bischen zage;
Doch, ich will ja ein Junge sein,
Drum still und keine Klage.

Der Lehrer kommt, faßt mich zur Hand,
„Nun, Hänschen, wird es gehen?"
Da wird mein Sinn schon wohlgemut,
Wir werden uns verstehen.

Das A und B und C und D
Und all die vielen Sachen,
Die muß ich nach den Bildern dort
Auf meine Tafel machen.

Die Tafel hab' ich voll gekriegt
Ist zwar nicht alles grade,
Mamachen freut sich darum doch
Und macht mit mir Parade.

Die Glocke schlägt, die Schul' ist aus,
Nun kanns nach Hause gehen.
Mein liebes Mütterchen weiß,
Wird draußen wartend stehen.

Ach liebes, liebes Mütterchen
Es ist zu schön da drinnen,
Jetzt werde ich zu Hause auch
Das Abc beginnen.

Und da lißt mir dabei doch, geht,
Toch ich es richtig mache.
Ach, so ein großer Junge sein
Ist doch 'ne schöne Sache!

Fr. Dietert-Zoppot.

Schlafendes Kind.

Du brauchst nicht in die Einsamkeiten.
In Sternen, Wald und See zu gehn;
Die Größe, weiche drauß' in Weiten
Du suchst, kannst in der Näh' du sehn:

Blick an dein Kind, das in den Armen
Erquickungstiefen Schlafes liegt,
Das Blüh'n der Wangen und Erwarmen,
Als ob sich Zephyr darauf wiegt!

Du kannst hier nicht vorübergehen,
Du' daß du spürst instinktlich nah
Der höchsten Rennbett deu'ges Wehen,
Es ist, als küßten Engel sich

An dieser friedumwehten Stelle:
Es ist, als rauschte fort und fort
Ureuw'ger Liebe Wanderwelle
Geheimnisvoll an diesem Ort.

Margarete Dorf-Gutmann.

Digitized by Google

Juni 1905.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

„Fürs Vaterland." Von Fr. W. Foerster.
Das Märchen in der Erziehung. Von Bruno Meyer.
Fröbels „Mutter- und Koseliedер." Von Else Hasse.
Ewig. Von Marie Luise Becker.
Lesefrüchte.

„Fürs Vaterland."

Von Fr. W. Foerster.

Es gibt viele Menschen, die meinen: Wer sein Vaterland nicht über alle andern Ländern erhebe und rücksichtslos nur dessen Vorteil im Auge habe — dessen Vaterlandsliebe sei überhaupt nicht weit her. Ist das wahr? Denkt einmal an Eure Familie. Hat nur der seine Familie lieb, der da meint, daß es solche Leute wie Krügers auf der ganzen Welt nicht mehr gäbe, daß sie edler und liebevoller, gebildeter und stärker, treuer und wahrhaftiger seien als die Familien aller andern Menschen? Und daß man zu Krügers halten müsse, auch wenn sie andern schweres Unrecht zufügen, und daß man dann sagen müsse, ihr Unrecht sei kein Unrecht und schwarz sei in diesem Falle weiß und eine Ente eine Nachtigall? Nicht wahr, Ihr gebt mir Recht, das alles gehört keineswegs zur Liebe. Ich liebe doch meine Familie, nicht weil ich sie für besser halte, als alle andern Familien, sondern weil ich durch Blutsverwandtschaft und gemeinsames Leben ihr näher stehe und sie besser kenne als alle andern Familien. Ja selbst wenn ich wüßte, sie hätte mehr Mängel als andere Familien, so hätte das doch mit meiner Liebe gar nichts zu tun — im Gegenteil, eine Mutter liebt auch oft diejenigen Kinder am zärtlichsten, welche die schwersten Fehler haben, weil sie eben aus der Nähe weiß, wie sie dazu kamen und wie schwer ihnen das Leben dadurch gemacht wird.

Und nun mit dem Unrecht tun — wie steht's damit? Soll man mithelfen und ein Auge zudrücken oder wäre das nicht eine ganz schlechte und ohnmächtige Liebe? Wer es weiß, daß jedes Unrecht sich an dem rächt, der es begeht — muß der nicht gerade aus Liebe zu seiner Familie der allerstrengste Wächter sein? Muß er nicht mit wahrer Angst darum besorgt sein, daß auch nicht im Kleinsten gesündigt wird?

Genau so aber ist's mit dem Vaterlande. Man braucht damit nicht zu prahlen und anmaßend davon zu reden, so wenig wie man die Liebe zur eigenen Mutter und Schwester auf den Gassen ausschreit oder mit Kreide an die Häusermauern schreibt. Nicht nur die tiefen Wasser, sondern auch die tiefen Gefühle sind still. Und ferner, wer sein Vaterland wirklich ernsthaft liebt und nicht bloß sein eigenes kleines Ich etwas aufblähen will, indem er sagt: Seht, ich gehöre zu denen da mit den großen Kanonen! — der wird sich immer in Grund und Boden hinein schämen, wenn sein Vaterland es mit der Redlichkeit und Menschlichkeit nicht so genau nimmt und wird immer für diejenigen eintreten, die von seinem Volke unterdrückt und verletzt werden, ja er wird für sie eintreten um seines eigenen teuren Vaterlandes willen.

Und wer das nicht tut, wer keine Dankbarkeit zeigt für seine Wohltäter jenseits der Grenzpfähle seines Landes, wer sich abhandeln läßt von seinem Gewissen, wenn es gilt das eigene Vaterland in unsauberer Weise auf Kosten der anderen zu bereichern — auf dessen Vaterlandsliebe kann sich auch kein Vaterland verlassen. Denn seine Dankbarkeit und sein Gewissen sind ihm nicht das höchste und heiligste: Er schachert damit — und da wird auch der Tag kommen, wo er sein Vaterland verschachert.

Dies sage ich Euch für die Zukunft. Erinnert Euch daran, wenn auch an Euch einmal die Versuchung herantritt, um des Vaterlandes willen zu schachern mit dem was recht und ehrlich ist. Laßt Euer Vaterland nicht beschmutzen! Haltet es rein!

Das Märchen in der Erziehung.

Von Bruno Meyer.

Schon vor Jahren ist an dieser Stelle die Berechtigung des Märchens in der Erziehung und die von einzelnen bestimmten Märchen insbesondere erörtert und beantandet worden; und in jüngster Zeit ist durch das Salus'sche Engelmärchen, das ja wohl noch in der Erinnerung steht,*) die Aufmerksamkeit wieder auf diese Frage gelenkt worden. Dürfen und sollen Märchen in der Erziehung benutzt werden? und hat das mit besonderer Auswahl zu geschehen? insbesondere in welchem Sinne dürfen Märchen nur verwendet werden?

Kinder sind Wesen, bei denen die Phantasie mehr rege als der Verstand tätig und leistungsfähig ist. Daraus erwachsen für die Erziehung zwei Aufgaben: Einmal die, den Verstand zu kräftigen und zu erziehen, auf der anderen Seite die, die Phantasie zu beschäftigen, und zwar sie anregend und fördernd zu befruchten.

Das erstere ist eine Aufgabe, an die hier nur erinnert zu werden braucht, die aber im einzelnen hier gänzlich außer Betracht zu bleiben hat. Bewußt und unbewußt wird von den frühesten Kindestagen an daran gearbeitet, den Verstand der Kinder mit brauchbarem Inhalte zu füllen und zur

*) vgl. Kinderland, Mai 1904.

Digitized by Google

Arbeit mit diesem Inhalte zu befähigen. Wir wollen hier voraussetzen, daß diese Seite der erzieherischen Tätigkeit in richtiger Weise besorgt wird, und uns also lediglich mit der Pflege der Phantasie im Kinde beschäftigen.

Daß diese letztere bei den Kindern so rege ist, hängt mit der Schwäche ihrer Verstandestätigkeit zusammen. Sie verbinden alle möglichen in ihren Verstand hineingekommenen Vorstellungen miteinander; aber da diese zusammenhangslos sind, und sie keine Schulung in der korrekten Verbindung ihrer Vorstellungen zu geordneten Vorstellungsreihen haben, so schaltet ihre Phantasie regellos mit den ihr zur Verfügung stehenden Vorstellungen und bringt kaleidoskopartig die wunderbarsten Gebilde in ihrem Gehirn hervor.

Daran knüpft verständiger Weise die Erziehung an, indem sie mit der natürlichen Tätigkeit des kindlichen Geistes ein Bündnis eingeht. Aber in das Regellose und Unzusammenhängende nun unvermerkt und für die Entwickelung des Kindes gedeihlich Regel, Ordnung, Gesetz hineinzubringen, das geschieht am einfachsten dadurch, daß man Erzeugnisse der menschlichen Phantasie, welche aber nicht mit kindlicher Unübersichtlichkeit kombiniert, sondern die von einem geordneten Geiste nach einer gewissen innewohnenden Gesetzmäßigkeit hervorgebracht sind, den Kindern als Spiel ihrer Phantasie und zugleich als Regel, als Musterbild für ihre eigene Betätigung übermittelt. Solche Dinge sind dichterische Erzeugnisse, und unter diesen stehen der kindlichen Phantasie jene Gebilde, welche wir Märchen nennen, ganz besonders nahe — aus dem einfachen Grunde, weil sie eine Weile zur Voraussetzung haben, in welcher die strenge Gesetzmäßigkeit der uns umgebenden Wirklichkeit aufgehoben, wenigstens zum Teil durch willkürlich schaltende und waltende Mächte bei Seite geschoben und durchbrochen wird, und diese Ungebundenheit für den noch undisziplinierten Kindergeist etwas besonders Anziehendes hat. Zwar bilden die Verhältnisse der wirklichen Welt die allgemeine Grundlage, die Szenerie, in welcher sich die Märchenvorgänge abspielen; aber auf dieser Szene agieren Mächte, welche mit ihrer Tätigkeit nicht in die Schranken der sterblichen Menschen eingeschlossen sind, sondern denen unter irgend welchen Gesichtspunkten die Fähigkeit beigelegt wird, Dinge zu tun, welche im gewöhnlichen Laufe der menschlichen Ereignisse unmöglich sind. Der Unterschied gegen die blinde Regellosigkeit der kindlichen Phantasie besteht nur darin, daß auch in diese Durchbrechungen des naturgesetzlichen Zusammenhanges eine gewisse Vernunft, eine innewohnende Logik hineingebracht wird — dasselbe, was überall bei der künstlerischen Tätigkeit geschieht, wenn sie sich in irgend einer Weise von den natürlichen Bedingungen der gewöhnlichen Vorgänge entfernt, also irgendwelche Voraussetzungen macht, welche von den Naturgeschehen abweichen und von dem Hörer oder Beschauer des Kunstwerkes dem Schöpfer des letzteren vorweg zugegeben werden müssen, beispielsweise eine Welt singender Menschen in der Oper. Auf der Grundlage der durch solche Voraussetzungen bereicherten und erweiterten Welt muß dann aber im Kunstwerke alles vernünftig und in sich sogisch zusammenhängen. Genau dasselbe leistet der Dichter im Märchen, indem er die Voraussetzung von Persönlichkeiten mit übersinnlichen Kräften macht, diese Persönlichkeiten dann aber in der Umgebung, die ihnen das einzelne Märchen gibt, nach vernünftigem Plan und in sich übereinzugend in Tätigkeit versetzt.

Diese ganze Art von Dichtungen hat erschließlicherweise so viele Anknüpfungspunkte in dem kindlichen Geiste, daß man sagen möchte: wozu wären denn Märchen überhaupt da, wenn sie Kindern nicht mitgeteilt werden sollten? Ja, man kann weitergehen und sagen: „Wenn diese Art von Dichtung noch nicht existierte, so müßte sie auf der Grundlage einer genaueren Erwägung von der Natur und den Bedürfnissen des kindlichen Geistes, wie sie zum Zwecke einer vernunftgemäßen, systematischen pädagogischen Arbeit vorgenommen wird, zur Ausfüllung einer bedenklichen Lücke in den Unterrichtsmitteln neu erfunden werden.“ Also die Frage, ob Märchen in der Kindererziehung benutzt werden dürfen und sollen, ist ohne alle Frage unbedingt zu bejahen.

Damit ist natürlich nicht zu gleicher Zeit auch bejaht, daß jedes beliebige Märchen unbeanstandet in der Kindererziehung verwertet werden kann. Es existieren sehr viele Märchen, in denen nur diese dichterische Einkleidung, welche nicht blos für Kinder, sondern für jede Phantasie Anregung bietet, zur Gestaltung eines Inhaltes benutzt ist, bei dem an Kinder nicht gedacht wird, sondern der an sich oder in der bestimmten Auffassung und Absicht des Darstellers auf erwachsene Menschen berechnet ist. Solche Dinge fallen einfach deswegen aus den Hilfsmitteln der Erziehung heraus, weil sie über das kindliche Verständnis hinausgehen, und in der Regel wohl auch schon deswegen bei den Kindern auf keine Teilnahme zu rechnen haben.

Nun hat man aber auch unter denjenigen Märchen, die ihrem Inhalte und ihrer bisherigen allgemeinen Verwendung nach als für Kinder bestimmt anzusehen sind, aus verschiedenen, namentlich ethischen Bedenken eine strenge Auswahl treffen wollen, mit der Begründung, daß den Kindern teils falsche Vorstellungen in die Seele gelegt, teils Vorurteile in ihnen groß gezogen werden, und somit ethischen Mängeln vorgearbeitet wird, weil Lebensverhältnisse und Lebensanschauungen in den Märchen anklingen, die von den Kindern nicht genügend gewürdigt werden können, und solche Darstellungen an sich, weil von Einseitigkeiten nicht frei, bei den Kindern Verwirrung anzurichten wohl geeignet erscheinen. Es sei nur auf eines der in diesem Zusammenhange hervorgehobenen, im Märchen allerdings nicht ganz seltenen Motive hingewiesen, nämlich das häufige Vorkommen der „bösen Stiefmutter.“

Es soll nun nicht in Abrede gestellt werden, daß es einzelne Märchen gibt, die unter diesen Gesichtspunkte nicht ganz einwandfrei sind. Dann liegt es aber auf der Hand, daß es jedem Erzieher frei steht, solche Märchen bei Seite zu lassen; und der übrige Vorrat bleibt dann immer noch so groß, daß sein zu empfindlicher Verlust dadurch vermieden wird. Als Grundsatz ist aber der Gedanke, der der erwähnten Anfechtung des Märchenschatzes für die Erziehung zu Grunde liegt, durchaus abzulehnen. Eine gewisse Einseitigkeit gehört zu der Natur jeder künstlerischen Gestaltung; denn der Künstler ist weder dazu da, noch dazu befähigt, die Dinge in ihrer Wesenheit erschöpfend zu schildern, sondern er benutzt sie regelmäßig nur unter dem Gesichtspunkte, der für sein e künstlerische Absicht gerade geeignet ist. Und die böse Stiefmutter z. B. ist gar nicht einseitiger als die gute Mutter in anderen Märchen. Dazu — und wir werden ja noch darauf zurückkommen — sind die Märchen nicht da, um Weltkenntnis und Weltklugheit in umfassender und unanfechtbarer Weise zu lehren; sondern sie sind an sich, und sie sind für den Erziehungszweck — gefällige Spiele der Phantasie. (Schluß folgt.)

Fröbel's „Mutter- und Koseslieder.“

Von Else Hasse.

Es wird heute allgemein anerkannt, daß die Eindrücke, welche das Kind in seiner frühesten Lebenszeit empfängt, entscheidend einwirken auf die künftige Eigenart seines Innenlebens, auf Gemütsverfassung, Gewohnheiten, Geschmacksrichtung, sittliche Kraft und religiöses Empfinden.

Friedrich Fröbel, der große Kenner und Erfinder dessen, was die Kindesseele von den ersten Tagen an wecken, beleben und bilden könnte, hat die Eltern seinerzeit mit tiefem Ernst darauf hingewiesen, wie der erwachsene Mensch schwer oder garnicht das in seiner Kindheit Eingefangte, die Eindrücke der ersten Jugendzeit überwindet, „eben weil sein ganzes Wesen, wie ein großes Auge dafür

Digitized by Google

geöffnet, ihnen preisgegeben war. Oft die härtesten Kämpfe des Mannes mit sich selbst, und seine späteren widrigen Schicksale haben in dieser Stufe der Entwicklung ihren Grund: Darum ist die Säuglingspflege so wichtig.“ Und sie darf sich eben auf die körperliche Fürsorge nicht beschränken: ob auch rationelle Kleidung und Ernährung, reine Luft, klares Licht, reiner Raum, so dürftig er auch sein möge, zur gesunden Entfaltung des Kindes unentbehrlich sind, — mindestens ebenso wesentlich sind die seelisch tiefer dringenden Eindrücke, und daher soll auch „der Blick, der Gesichtsausdruck der Umgebenden rein sein, fest und sicher, vertrauenerweckend und vertrauenernährend,“ und gleicherweise soll das Spiel des Kindes vom Geiste derselben Reinheit und einer sonnigen Heiterkeit durchdrungen sein — das Spiel, das, wie die Sonnenwärme im Frühling, alle Knospen und Blüten der Seele aus ihrer Hülle hervorzulocken imstande ist.

Seit dem Jahre 1844 existiert ein Buch, ein wahres Schatzkästlein für die Seelenpflege des Kindes im zartesten Alter: Fröbels „Mutter- und Koselieder.“ In genialer Weise hat sich hier ein Mann in die Empfindungen der Mutter, der echten Mutter mit dem Mariasinn und Martha-eifer, hineingelebt, und höchst sinnreich ist seine so einfach erscheinende Lösung der Frage: wie man das seelische Aufleben des Kindes im Säuglingsalter durch Spiele zu fördern habe?

Das Buch, als Familienbuch gedacht und den deutschen Müttern gewidmet, hat jedoch eine kaum nennenswerte Verbreitung gefunden und wird nur von Kindergärtnerinnen gekannt. Abgesehen davon, daß die alten, wenig handlichen und teuren Ausgaben sich meist beliebt machen konnten, sind an dem langjährigen Infognito des Buches hauptsächlich die falschen Grundsätze unserer Mädchenerziehung schuld, die es ausschließen, daß die weibliche Jugend für ihren natürlichen Beruf vorgebildet wird oder Winke empfängt, wie und wodurch sie sich in ihre heiligsten Verantwortungen einleben könnte. Heute sind zwar schon Ansätze zum Besseren zu bemerken, allein man spielt noch zu sehr mit dem Gedanken an das Kind, und der wirkliche Ernst der Kinderstube bleibt oft auch der jungen Mutter fremd, die sich mit Dienstleuten in ihre Pflichten teilt und nicht daran denkt, die Rätsel, die das junge Wesen dem Erzieher vom ersten Tage an aufgiebt, lösen zu wollen. Auch ist ja die Poesie der Kinderstube, die aus der tiefen und ausschließlichen Genossenschaft von Mutter und Kind erblühte, vielfach im Abwelken begriffen; die Mütter finden sich nicht mehr so mühelos zurecht im Kinderland: früher brachten sie aus ihrer eigenen Kinderzeit eine Erbschaft von alten Kinderliedchen und Spielen mit, während heute das Gedächtnis der Traditionslosen, schnelllebigen und vergeßlichen Menschen der Großstadt von dergleichen entleert ist und die Ueberverständigen das Spielen verlernt haben.

Da ist's denn doppelt dankbar zu begrüßen, daß dem Nichtwissen und der Vergeßlichkeit durch eine neue Ausgabe der Mutter- und Koselieder abgeholfen werden soll, die von Henriette Goldschmidt (Leipzig), der rühmlich bekannten Vertreterin Fröbelscher Erziehungslehren, besorgt worden ist. Die altmodischen Illustrationen der ersten Ausgabe, die dem Kinderauge wenig zu sagen haben, sind zwar beibehalten worden — und man kann das vielleicht bedauern; die Melodien aber sind durch Professor A. Winterberger verbessert worden; manches von der etwas umständlichen Sprache und Symbolik des Altmeisters, Wiederholungen, Archaismen wurden von der Bearbeiterin ausgeschaltet und die Spielliedchen so geordnet, daß diese den Fortgang der seelischen Entwicklung vom Säuglingsalter in das Kindergartenalter hinein darstellen: „von der Glieder- und Sinnenentwicklung zu gemütlich-religiöser Einwirkung, von der Lebensreinigung mit der Natur zur Lebensreinigung mit der Menschheit und mit Gott.“ Das Ganze ist, besonders in den Plaudereien, auf einen frischeren Ton gestimmt worden und der wertvolle Anhang enthält Betrachtungen über den Ball als erstes Spielmittel, 56 Ballliedchen und einen Anhang aus Fröbels „Menschenerziehung“, welcher die Lesern in die Erziehenweisheit des Kinderfreundes aufs Beste einzuführen vermag.

Der Sinn des kindlichen Spiels ist nicht Zeitvertreib, sondern Lebendigmachung. Die Mienen der Mutter, der Klang ihrer Stimme, ihr Lachen, die Spiele mit Händchen, Lippen, Füßchen, später mit Spielmitteln, die spielende Einführung in das Anschauen und Beobachten — das alles wird innere Zustände, Gefühle und Tätigkeiten in der Kindesseele auslösen, und da im Gefühl schon Denken und Erkennen vorgebildet liegt, so muß jede Sinnesempfindung schließlich in die Klarheit einer Vorstellung, eines Begriffs ausmünden: vernehmend wird das Kind vernünftig, schauend lernt es begreifen.

Fröbels Pädagogik des Spiels ist der tiefen Einsicht in den Zusammenhang von sinnlicher Anschauung und geistiger Entfaltung entsprungen: der Meister zeigt uns die „ersten Stufen der Erkenntnisleiter,“ auf welcher das junge Menschenkind zu aller Kunst und Kraft gelöhnt wird, er weiß durch „Scherze, Spiele und sinniges Necken Empfindung und Ahnung zu wecken“; durch die Fingerspiele und Bewegungsspiele mit ihrer Vereinigung von rhythmischer Körperbewegung, Gesang und anschaulicher Darstellung von Naturvorgängen und Handwerkertätigkeiten wird das Kind in der heitersten Weise in die Welt eingeführt, so daß jede neue Entdeckung Freude und Liebe in ihm weckt, und wichtige sittliche Elementarbegriffe werden ihm dadurch vermittelt: Geduld, Ausdauer, Ordnungsliebe, sowie auch Unterordnung, Anpassung an gleichberechtigte Gefährten, Verträglichkeit und Herzlichkeit. Der Körper gewöhnt sich an straffe Zucht und das darstellerische Vermögen wird geübt, während das Kind sich doch frei in seinem Lebenselement, einer reinen Heiterkeit, bewegt.

So werden also durch Vereinigung von Anschauung und spielendem Tun auf eine natürliche Weise die richtigen Gedankenverbindungen in den kindlichen Verstand eingeführt; die spielend gewonnenen Sinneseindrücke werden verstärkt durch Lustgefühle, Nachahmung, sympathische Gefühle, so daß alle seelischen Fähigkeiten im Kinde miteinander und durcheinander leicht und leise zu arbeiten anfangen und die ästhetische, sittliche und geistige Empfänglichkeit gleichmäßig anwächst.

Hierfür einige Beispiele aus den „Mutter- und Koseliedern.“ Die erste Liederreihe behandelt die Gliederentwicklung: die Nachahmung der Uhr wird zur Uebung der Aermchen benutzt, die Nachahmung des Turmhähnchens, des Grasmähens bildet die Beweglichkeit der Hand; eingelne Fingerspiele — Vogelnest, Taubenhaus, Häschen usw. — führen das Kind in das Verständnis des Tierlebens ein; „Fischlein im Bächlein“ weist es darauf hin, jedem Wesen die richtigen Lebensbedingungen zu geben:

„nur im Wasser, seiner Welt,
es dem Fischlein wohlgefällt!“

Das „Reiterchen“-Spiel bringt ihm den Begriff des Familienlebens bei: durch das Mitgefühl mit dem Verlassensein der Jungen und die Freude an der Fürsorglichkeit der Alten werden auch Dankbarkeitsgefühle gegen die eignen Eltern geweckt. Die Fingerspiele „Hoftor, Gartentor“ usw. bilden den Formensinn; die Schattenbilder befördern die Geschicklichkeit; das Liedchen „Längreis—Kreuzpreis“ ist schon eine Vorübung zum Stäbchenlegen und Bauen; die Handwerkerliedchen wecken den Sinn für zielbewußte Tätigkeit; das Liedchen „Taubenhaus“ führt zur Bildung von Gattungsbegriffen: — was alles fliegen kann und Vogel genannt wird; in dem Fingerspielliedchen „Der kleine Gärtner,“ wo

Digitized by Google

das Aufblühen einer Lilienknospe nachgeahmt wird, soll das Kind, durch die Darstellung einer wunderbaren Entwicklung, mit religiösen Ahnungen erfüllt werden: Gott wird ihm genannt als Freudengeber und Dankbarkeit ist der erste Gottesdienst des Kindes.

Die neue Darbietung der schlichten und doch so wertvollen Spiellieder, von denen Fröbel selbst gesagt hat: „Es ahnt niemand, welche Ausdauer mich diese Spiele kosten," ist jedenfalls eine höchst dankenswerte Tat. Die Bearbeitung von Henriette Goldschmidt*) hat das Buch vollends zu dem gemacht, wozu es bestimmt war: zu einem Familienbuch im besten Sinne des Wortes.

*) Jaegersche Verlagsbuchhandlung, Leipzig 1904.

Ewig.

(Nachdruck verboten).

Von Marie Luise Becker.

Ella hatte lange zu den Sternen emporgeschaut. Es war ganz still und dunkel. Der Abendwind wehte leise und lau. Die Wiesen duften und in den Schilfen rauschte das Wasser. Das kleine Mädchen hatte den Tag über im Garten gespielt und war so müde. Es dachte an duftende Blumen und an die weißen, leuchtenden Jasminblüten im Garten und an die Sterne. Und alles schien ihm wie ein Traum. Mama hatte sie zu Bett gebracht und die Fenster weit, weit geöffnet, daß die linde Luft weich über sie hinwehte. Sie konnte die Sterne sehen, die am dunkelblauen Himmel schimmerten und leuchteten. So weit waren die Sterne, so weit. Ob auf einem solchen Stern das Paradies war? Dann mußte sie einmal eine weite, weite Reise antreten. Ueber die Wolken hinweg bis zu solchem Stern. Ob die Seele dann auf den Strahlen weitergliit? Bis oben zum Himmelsstern?

Warum die Sterne so fern und schweigend da am Himmel standen? Ob ihre Strahlen keine Rede bedeuteten, keine Zeichensprache? das Zucken hin und her? Wenn sie die Sterne nun einmal ganz, ganz lange ansah, dann mußte sie sie doch verstehen. Ganz fest wollte sie sie ansehen, ganz fest und lange.

Ewig —! ewig standen die da. — Ewig — das bedeutet immer und immer und immer.

Bis die Welt zu Ende ist?

Nein, die Welt ist ja nie, nie zu Ende! Nie. Ewig ist viel mehr als immer.

Ewig ist nur ein Wort, das nur die Sterne begreifen können.

„Nun aber sollen sie es mir sagen," dachte das kleine Mädchen.

Da fühlte sie, wie die goldenen Sterne sie mit ihren langen, weißen, goldenen Strahlen hinauszogen in die wehende Abendluft. Sie lag ganz still auf den Strahlen, aber doch sie schwebte, ganz, ganz sacht, weiter. Es klang auch von wundervollen Tönen um sie her und überall waren Sterne — tausend, tausend Sterne — dazwischen schwebte sie ganz sacht, so sacht, als läge sie in ihrem Kinderbettchen. Die Sterne sangen alle, es war ein Klingen und Tönen von einer unbeschreiblichen Harmonie.

Wie sie lauschte!

Es war ihr so selig, so selig zu Mute, sie fühlte plötzlich ein großes, großes Glück, das über sie hinwegflutete, als sei sie schon ein seliger Engel. Und sie fühlte plötzlich, daß diese Sterne alle ebenso glücklich waren. Und nun verstand sie sie auch: sie sangen alle: ewig! ewig.

Das Wort brauste über sie her — ewig — ewig — ewig. Nun wußte sie was die Sterne sprachen. Nun wußte sie plötzlich mit voller Gewißheit: „auch ich bin ewig — wie die Sterne."

Und es war ihr als trügen diese Harmonieen, die alle „ewig" tönten, sie weit, weit wesenlos unther, zwischen Sternen und Welten, weit, weit. Wie schön das war!

So weit — so endlos weit — und alles so schön. —

Da schlug sie die Augen auf. Mama beugte sich über ihr Bett. „Nun, schläfst Du nicht?"

Die Sterne schienen durch das Fenster, die Nachtluft wehte und das Wasser rauschte.

„Mama, ich habe etwas Herrliches erlebt," sagte Ella und streckte mit strahlenden Augen ihre Arme der Mutter entgegen. Sie umfaßte den Hals der Mutter und zog den geliebten Kopf herab zu sich.

„Was hast Du denn erlebt?" fragte die Mutter lächelnd, „Du hast ja geschlafen. Laß mich, ich will die Fenster schließen." Da sah das kleine Mädchen hinüber zu den Sternen. Und sie fühlte auf einmal, daß sie ein großes Geheimnis erlebt hatte, und daß ihre Lippen nichts verraten dürften.

„Was ist ewig? Mama?" fragte sie die Mutter.

„Ewig? Das ist der liebe Gott und der Himmel. Was hast Du denn erlebt, sag?"

„Etwas ewiges, Mama."

„Ach, Du Dummerchen, Du hast ja geträumt. So müde, wie Du schon warst! was hast Du denn geträumt?"

„Das ist mein Geheimnis, Mama."

Da schloß Mama die Fenster, daß kein Stern mehr hineinschaute, auch die Wasser tönten nur von ganz fern und weit.

Ella aber dachte: „Das werde ich nun mein ganzes Leben lang nicht vergessen. Nun weiß ich ein für allemal, was Ewig ist und weiß ein für allemal, daß ich ewig bin und immer — immer ewig bleiben werde. Nun sind mir die Sterne garnichts Fremdes mehr."

So dachte sie und schlief ein und träumte.

Und noch oft, noch oft dachte sie an das Wort und an ihren Flug zwischen den Sternen.

Als sie aber groß war, schienen ihr die Sterne so weit und fern und sie konnte ihre Sprache nicht mehr verstehen. Es dauerte lange, lange und weite Wege über Dornen und Disteln mußte das kleine Mädchen später wandern, bis sie wie damals fühlen konnte: „Ich bin ewig, wie die Sterne."

Denn das Wort „ewig" ist ein schweres Wort, das wir erst tragen lernen müssen.

Lesefrüchte.

Unsern Schulen fehlt fast durchgängig etwas, was doch sehr die Bildung der Kinder zur Rechtschaffenheit befördern würde, nämlich ein Katechismus des Rechts. Er müßte Fälle enthalten, die populär wären, sich im gemeinen Leben zutragen, und bei denen immer die Frage angelegt einträte: ob etwas recht sei oder nicht? So z. E. wenn jemand, der heute seinen Kreditor bezahlen soll, durch den Anblick eines Notleidenden gerührt wird und ihm die Summe, die er schuldig ist und nun bezahlen sollte, hingibt: ist das recht oder nicht? Nein! es ist unrecht, denn ich muß frei sein, wenn ich Wohltaten tun will. Und, wenn ich das Geld dem Armen gebe, so tue ich ein verdienstliches Werk; bezahle ich aber meine Schuld, so tue ich ein schuldiges Werk. Fernet, ob wohl eine Nottüge erlaubt sei? Nein! es ist kein einziger Fall gedenkbar, in dem sie Entschuldigung verdiente, am wenigsten vor Kindern, die sanft jede Kleinigkeit für eine Not ansehen, und sich öfters Lügen erlauben würden.

Gäbe es nun ein solches Buch schon, so könnte man mit vielem Nutzen täglich eine Stunde dazu anlegen, die Kinder das Recht der Menschen, diesen Augapfel Gottes auf Erden, kennen und zu Herzen nehmen zu lehren. Kant: Ueber Pädagogik.

*

Das sittliche Gefühl bildet sich dadurch, daß das Kind ethische Begriffe selbst erlebt. Nicht Lehren und Ermahnungen sind es, die dasselbe erzeugen, sondern Handlungen. Sittliche Worte können der Seele ebensowenig das Gepräge der Sittlichkeit geben, wie christliche Worte dem Schulleben das Gepräge der Christlichkeit.

Wigge und Martin, die Unnatur der modernen Schule.

Digitized by Google

Juli 1905.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

Das kranke Rebhuhn. Von Elie Hasse.
Das Märchen in der Erziehung. (Schluß.) Von Bruno Meyer.
Denkt daran! Von M. Hopf-Guttmann.

Das kranke Rebhuhn.

Für die reifere Jugend.

Naturforscher berichten uns, daß die jungen Rebhühner in denjenigen Gegenden Englands, wo eine gewisse klebrige Lehmschicht den Boden bedeckt, an einem sonderbaren Mißgeschick leiden.

Ist das Füßchen eines Rebhuhns ein wenig feucht, so klebt sich ihm ein Lehmklümpchen an, zunächst kaum größer als ein Stecknadelknopf. Das ist aber der Anfang eines wirklichen Unglücks. Denn während das Rebhühnchen nun, Futter suchend, umher wandert, wird das Lehmklümpchen größer und größer; immer unter die Füße getreten und an der Sonne gebacken, bekommt es endlich eine ziegelartige Festigkeit und hindert das Hühnchen am Laufen. Mit nachschleppenden Füßchen hinkt es hinter den Andern her, bis es zuletzt überhaupt nicht mehr fort kann und elend verkommt, falls nicht ein mitleidiger Mensch das Unglück bemerkt, den festgebackenen Lehm aufweicht und das Tierchen von seiner Last befreit.

Zunächst kann dann das Rebhuhn ohne den gewohnten Ballast weder fliegen noch laufen und taumelt bei jedem Versuch, und erst nach langer Anstrengung lernt es die natürliche Art der Fortbewegung. Die klumpfüßigen Rebhühnchen sind gewöhnlich kleiner und elender als die Andern; sind sie aber den Lehm erst los, so erholen sie sich schnell.*)

Tiefer Vorgang spricht zu uns wie ein Gleichnis. Tragen wir nicht auch so etwas wie einen schweren, schmutzigen und klebrigen Klumpen von Erdstoffen mit uns herum? Nichtwahr — unsre Irrtümer, eine Anhäufung von Irrtümern! Mit einer ganz kleinen Portion von Irrtum und Schwäche beginnen wir; die Last nimmt aber immer mehr zu.

Was war denn im Grunde daran schuld, daß das Rebhuhn seine Bürde beibehielt? Nichts als seine Unwissenheit. Hätte es sich sogleich in einer Pfütze gereinigt und den Lehm abgeweicht, so wäre zu seiner Befreiung nichts als ein bißchen Geduld nötig gewesen. Die Mittel fehlten nicht, aber es wußte sie nicht anzuwenden. Es mußte warten, bis Einer, der weniger ein Sklave der Unwissenheit war, es befreite.

Und wie ergeht's uns Menschen? Wären wir gleich anfangs wachsam und wissend genug, hätten wir den vorausschauenden Blick: alles Schmutzige, Häßliche, Niedrige würde gleich abgeschüttelt werden und könnte nicht hängen bleiben und sich vermehren. Kann eigentlich jeder Irrtum entfernt werden? Gewiß; aber wir kennen oft das Mittel, ihn abzustreifen, nicht, und wenn wir es kennen, so wollen viele die Geduld nicht aufwenden, die man braucht, um sich von seinen Mängeln zu befreien.

Und wir haben doch so viel besser als das Rebhühnchen, das sich nur in einer Wasserlache hätte reinigen können; uns strömen von allen Ecken und Enden lebendige Wasser, geistige Hilfsquellen zu, mit deren Hilfe wir allen Schmutz und alle Flecken abwaschen können. Wir brauchen nur auf reine, hohe Vorbilder ehrfürchtig hinzuschauen und sogleich werden wir auf unser „Lehmklümpchen" aufmerksam. Jede Selbsterkenntnis, jedes Bereuen, jede Tat der Nächstenliebe, jede Selbstüberwindung, jedes Voraussbedenken der Folgen unsres Tuns — das alles kratzt schon ein wenig von dem festgebackenen Schmutz ab. Und auch jeder Tadel, den man uns giebt. Kann man sich nicht auch einen scheinbar ungerechten Tadel dadurch erträglich machen, daß man denkt: vielleicht richtet er sich gegen ein verborgenes Lehmklümpchen?! Man muß dann freilich mit der Seele auf einen Tadel hören, nicht mit den gespitzten Ohren der Eitelkeit wie die meisten Menschen, die dann kopflos werden und in jeder Zurechtweisung eine arge Verkennung wittern und sich heftig dagegen wehren. Sie klammern sich oft an ihre Irrtümer und glauben ohne dieselben nicht leben zu können. Und dann wundern sie sich, warum sie im Leben nicht vorwärts kommen und immerfort stolpern und müde werden.

Genau so das Rebhühnchen. Es wehrt sich heftig gegen den, der ihm sein Lehmklümpchen abkratzen will und hält ihn für seinen ärgsten Feind. Denn es glaubt ja, der Lehmball sei ein Teil seiner selbst — so wie auch manche Menschen glauben, einen Teil ihres früheren Selbst aufzugeben, wenn sie ihre Irrtümer und Schwächen aufgeben. Sie fürchten sich vor den Veränderungen an ihrem Charakter. Oder weil die neue Gangart, die neuen Wege oft schwierig sind, möchten sie gern zu ihrem Lehmklümpchen zurückkehren. Sie erklären; so schwer wäre ihnen das Leben vorher nicht geworden, soviel Mühe und Opfer hätte es nicht gekostet. Mit aller Macht sehnen sie sich wieder nach ihrem Ballast von Erde, von dem sie glauben, er sei ein natürlicher Auswuchs des menschlichen Wesens.

War's denn nicht aber grade der verderblichste Wahn des Rebhühnchens, daß es sich einbildete: dieser Schmutzklumpen an meinem Fuß gehört zu meiner Natur und ich muß damit bis ans Ende meiner Tage über den Acker stolpern!? Und der Mensch? Ist er an den Irrtum gefesselt? Haben ihm nicht viele Weisen gesagt, er sei Gott ähnlich erschaffen? Was heißt denn das? Doch soviel, daß wir in innerster Seele uns rein und frei, gesund und

*) Vorstehendes Beispiel ist einer Abhandlung des Amerikaners Lewis E. Strang entnommen.

Digitized by Google

selig fühlen können. Die innerste Seele kann nichts Böses tun. Ist sie erst aufgewacht, so ist es unmöglich, ungöttlich zu denken, zu fühlen, zu handeln. Dieser Gedanke hilft uns auch, einem schuldigen Menschen gegenüber barmherzige Liebe zu üben. Das Unrecht, was ein Mensch tut, das darf man nie dem ganzen Menschen zur Last legen; es hängt sich nur einem Teil seines Wesens an. Das, was kalt, böse und lieblos ist, das ist niemals unser tiefstes Ich. Die schlechten Eigenschaften des Menschen sind etwas Aeußerliches, wovon der innerste Kern seines Wesens unberührt bleibt. Nur die Fruchthülle kann Dornen haben, der Kern niemals. Drum bilde sich niemand auf eine Menschenkenntnis etwas ein, die immer nur das Häßliche und Schlechte ausfindig macht. Das liegt auf der Oberfläche — wie der Lehmklumpen. Echte Menschenkenntnis dringt in die Tiefe, hinein ins Unsichtbare, wo das wahre Leben kommt. Echte Menschenkenntnis verzißt nie, daß der Schuldige sich weit über frühere Schuld erheben kann, wenn nur erst die innerste Seele, die verwunschene Prinzessin, aufgewacht ist. Der Sünder darf nicht mit seiner Sünde verwechselt werden; ihm muß verziehen, nur die Sünde muß verdammt werden. Das Böse kann man nicht lieben, aber die schlafende Seele kann man lieben.

Wir glauben aber alle zu sehr an die Macht des Bösen und zu wenig an die Macht der Seele. Und drum wacht die verwunschene Prinzessin so selten einmal auf. Es kann mit niemand besser werden, solange wir denken wie das Rebhuhn: Ich bin ein junges Rebhuhn und also muß ich einen Lehmklumpen am Fuße haben!

Man sollte es kaum für möglich halten, daß der Mensch soviel Nichtsheit mit einem kranken Rebhühnchen haben könnte! Wie über den Menschen, so hat auch über dies Tierchen der Lehmklumpen noch eine Macht, nachdem er ihm bereits abgenommen ist. Der Vogel muß eben erst einsehen: der Schmutz da am Füßchen gehört garnicht zu meiner wahren Natur! Vielleicht, wenn er seine Gefühle ausdrücken könnte — nun er zunächst ja weder laufen noch fliegen, sondern nur taumeln konnte — würde er den Verlust der gewohnten Bürde bitterlich beklagt haben. Denn das Hühnchen muß sich ja so anstrengen, die ihm neue Art der Fortbewegung zu erlernen. Ueberwältigt von dem Gefühl anwachsender Schwierigkeiten, würde es vielleicht dem mitleidigen Menschen, der ihm Freiheit verschaffte, arge Vorwürfe gemacht haben.

Erst später, als das Tierchen laufen und fliegen lernte, sah es an seiner gesunden Beweglichkeit, was wirkliche Freiheit war. Nun begriff es erst, daß der Lehmklumpen gar nicht zu seiner wahren Natur gehört hatte und ihm durchaus hinderlich gewesen war, seine natürlichen Rechte zu erobern und sein Wesen kraftvoll zu entwickeln.

Vom kleinen kranken Rebhuhn können wir lernen, daß treues Streben und Versuchen uns sicherlich einmal zur Einsicht kommen läßt. Es mag oft hart sein, das Neue zu erlernen, aber weit härter und schlimmer ist's, es nicht zu erlernen. Wer alles Niedrige, Häßliche, Schmutzige an sich haften läßt, sich mit ihm verbindet, weiter mit dieser Last durchs Leben humpelt — was wird mit dem? Das unvermeidliche Ende der Verbrüderung mit Irrtum und Schwäche ist Zerstörung. Freilich kostet's einen Kampf, viele Kämpfe und Mühen, das alles abzuwerfen — aber solange wir den Lehmklumpen scheuen, ist das Fortschreiten, ist ein Aufschwung unmöglich. Und der Aufschwung ist doch das Schönste und Herrlichste im Leben! Was mag wohl das Rebhühnchen empfunden haben, als es zum erstenmal auffliegen konnte! Und was fühlt der Mensch, wenn er spürt: jetzt geht's nach oben — in die Freiheit, in die Kraft, ins Licht hinein!

Ja, ja: alle Dinge sind zum Lernen und Geschehtwerden da — auch das Rebhühnchen mit dem Klumpfuß!

Else Haffe.

Das Märchen in der Erziehung.

Von Bruno Meyer.

(Schluß).

Beiläufig genügt es ja wohl auch dem strengsten ethischen Maßstabe, der an solche Dichtungen angelegt wird, wenn im einzelnen Falle die Stiefmutter, die sich gegen ihre Stiefkinder schlecht aufführt, im Märchen selber ausdrücklich als „böse" Stiefmutter bezeichnet wird, was ja ohne weitere Erörterungen dem Kinde begreiflich macht, daß es auch gute Stiefmütter geben kann und gewiß oft genug giebt; und zu allem Ueberfluß kann das ja der Erzieher gelegentlich für das Kind ausdrücklich hervorheben. Durch einen solchen einfachen Hinweis lassen sich alle ähnlichen, möglicherweise ethisch unangenehmen Motive im Märchen unschädlich machen. Alle derartigen Sachen aber ans dem Unkreise der Dinge, die mit dem Kinde behandelt werden, auszuschließen, ist pädagogisch gänzlich unklug, da der Erzieher immer mit zwei Rücksichten zu rechnen hat, einmal, daß das Kind allmählich unbedingt die Welt, wie sie ist, nach allen Richtungen kennen lernen wird und muß, zweitens aber — und das ist sehr viel wichtiger —, daß es unmöglich ist, das Kind nach dem Wunsche des Erziehers davor zu bewahren, daß ihm zu irgend einer, vielleicht recht unberufenen Zeit, und auch in einer möglichst unbernfenen Form, also auf ganz unpädagogischem Wege, allerhand Dinge des Weltgeschehens zugänglich gemacht werden. Es nützt also gar nichts, dem Kinde Märchen mit bösen Stiefmüttern vorzuenthalten, wenn möglicherweise im Nebenhause eine böse Stiefmutter in voller Realität ihre Wirksamkeit ausübt, was das Kind täglich zu sehen und nebst den Kommentaren der „getreuen Nachbarn" zu hören Gelegenheit hat.

Durch einiges in den früher Gesagten ist auch schon in fast genügendem Umfange auf die Frage geantwortet, was für Märchen im Unterrichte benutzt werden können, und wie das zu geschehen hat. Irgendwie anstößig erscheinende können unbedenklich fortgelassen werden; aber allzu ängstlich braucht man darin nicht zu sein, da immer neben solchen und ähnlichen Darbietungen dem Kinde Belehrungen zuteil werden müssen, welche dafür sorgen, daß es die dichterischen Vorstellungen in richtiger Weise in seinem Ideenvorrate aneinander ordnet. Und hierbei ist noch ein „Wie" ganz besonders und grundsätzlich hervorzuheben. Platen drückt das so aus:

„Schön ist die Fabel, die allein
Als Fabel gilt dem Sinn;
Doch wenn sie Wahrheit möchte sein,
So wird sie Mördrin."

Daraus hat die Erziehung bei der Benutzung nicht nur der Märchen, sondern aller dichterischen und überhaupt künstlerischen Erfindungen zu ihren Zwecken zu lernen, daß sie der Vorstellung deutlich entgegenarbeiten muß, als wenn dem Kinde in künstlerischem Gewande Wahrheit dargeboten würde; und eine künstlerische Gestaltung darf nie als lehrhafte Mitteilung gegeben werden, — es sei denn, daß der Erziehende gleichzeitig die klare Trennung des lehrhaften Kernes von der freien künstlerischen Einkleidung bei dem Kinde herbeiführt. Wird die Vorstellung bei dem Kinde lebendig erhalten, daß es sich bei allen Märchenerzählungen, und überhaupt bei künstlerischen Gestaltungen, um Spiele der Phantasie zum Ergötzen des Geistes handelt, und daß niemals ohne Weiteres von der Kunst auf die Wirklichkeit geschlossen werden darf, so kommen alle die vorher besprochenen ethischen Schwierigkeiten ohne weiteres in Fortfall. Es ist dann auch nicht erforderlich, den erfreulichen und erhebenden Eindruck solcher Kunstgebilde auf das kindliche Gemüt dadurch zu beeinträchtigen, daß man sich vorsichtet hält, die nüchterne und oft recht verschiedene Wirklichkeit den Dichtwerken unmittelbar gegenüber zu stellen. Es wäre z. B. sehr verwerflich, wenn man mit schon etwas größeren Kindern Schillers „Graf von Habsburg" durchnimmt, pedantisch darauf hinzuweisen, daß die in diesem einzelnen Falle in einer ja recht liebenswürdigen und

Digitized by Google

gewinnenden Weise bekätigte Unterthänigkeit des späteren deutschen Kaisers gegen Kirche und Geistlichkeit in der Praxis doch eine recht üble Wirkung gehabt hat, die sich in den späteren Gedrücken Deutschlands und bis in die gegenwärtigen politischen Wirren des österreichischen Kaiserstaates hinein sehr schmerzlich fühlbar gemacht hat und besonders vom protestantischen Standpunkte aus überaus bedauerlich ist. Das gehört da gar nicht hin und ist vollkommen überflüssig, wenn der Zögling ein für alle Male weiß, daß er von der künstlerischen Darstellung nicht auf die Wirklichkeit schließen darf, und daß er selbst von der unwahrsten Darstellung in einem Kunstwerke, wenn sie ihm als solche erkennbar geworden ist, sich nicht daran hindern zu lassen braucht, diese künstlerische Auffassung in der vielleicht sehr bedeutenden künstlerischen Einkleidung, die sie gefunden hat, ganz harmlos auf sich wirken zu lassen und ungehindert durch seine Einsicht in die Wirklichkeit rein zu genießen.

Aber diese pädagogische Brauchbarkeit und sonstigen Parteilosigkeit der künstlerischen Dinge hört auf, wenn der Erzieher zu lehrhaften Zwecke sich dichterischer Einkleidungen bedient. Es geht noch an, wenn er künstlerische Erzeugnisse als solche und als in allem Wesentlichen mit der zu lehrenden oder bereits übermittelten Wirklichkeit übereinstimmend neben diese stellt, wo er ja nur daran zu erinnern braucht, daß selbstverständlich in allen Einzelheiten und in Stimmungen, Gesinnungen und dergleichen der Dichter für sich zu betrachten ist, und die Dichtung als ein Beispiel dafür angesehen werden soll, wie sich die Wirklichkeit in einem Dichterkopfe spiegelt. Man denke beispielsweise an Freiligrath's „Trompete von Gravelotte" — wo belüftig die Sache schon gleich damit anzufangen hätte, daß ein materialer Geschichtsfehler in der Ueberschrift des Gedichtes zu korrigieren ist, denn die behauptete Tatsache hat sich nicht in der Schlacht von Gravelotte, sondern in der zwei Tage vorher geschlagenen von Mars-la-Tour oder Vionville abgespielt. Das kann gleichzeitig als Beispiel dafür dienen, wie gelegentliche Berichtigungen dichterischer Darstellungen gegeben werden können und müssen, ohne daß dadurch der künstlerischen Wirkung vorgegriffen oder Eintrag getan wird. Aber immer ist es bedenklich und verwerflich, lediglich in künstlerischer Form zum Zwecke der Belehrung vorzugehen, oder — um es anders und vielleicht verständlicher auszudrücken — auf wirkliche Orientierungsfragen der Kinder in dichterischem Gewande zu antworten, — es müßte denn sein, daß man in diesem Gewande wenigstens ungefähr die auch wissenschaftlich zu vertretende wahrhafte Aufklärung in sachlicher Beziehung zu geben in der Lage ist, wie beispielsweise, wenn man auf eine Erkundigung nach der begeisterten und bis zu den äußersten Opfern bereiten Hingabe der deutschen Heere im Kriege von 1870 Rede zu stehen hat, wo man sehr wohl damit antworten kann, daß man sagt: „Dafür will ich Euch an einer einzelnen Tatsache, die einer unserer größten damaligen Dichter besungen hat, einen Maßstab geben," — und dann Freiligrath's eben angezogenes Gedicht vorträgt. Das ist ja sozusagen eine Urkunde über jene große Zeit! Aber den Verlegenheitsgedanken Nathan's

. . . Nicht die Kinder blos, speist man
mit Mährchen ab

dürfen wir in der Pädagogik schlechtweg niemals zulassen. Kinder dürfen ebensowenig gefüttert" — sondern es erkennt in ihm die nur schön eingewickelte zu Grunde liegende tiefsinnige Wahrheit, eine Wahrheit, die er vielleicht, in drei Worte gefaßt, sich nicht hätte bieten lassen, die aber nur als diese Wahrheit, die er in der schönen Einkleidung gerne hinnimmt, nicht als schöne Dichtung, an der Stelle brauchbar ist. Das erste beste Märchen aus „Tausend und einer Nacht" hätte es nicht zu Wege gebracht, den Nathan aus der heillen Lage heraus zu retten und den Sultan zu seiner späteren menschlich schönen Handlungsweise zu bekehren.

Wenn man also den Kindern auf die Frage „Wo kommen die Kinder her?" mit dem Storchmärchen oder mit dem Salus'schen Engelmärchen antwortet, so handelt man schlechtweg pädagogisch verwerflich in dem einen wie in dem anderen Falle, weil man nicht sagen kann, daß in dem einen wie in dem anderen Märchen, nur in eine dichterische Form eingekleidet, auch nur ein Körnchen brauchbarer Wahrheit, wie sie sich auf die Frage geziemt, enthalten ist; und in diesem Sinne kommt es, wie ich seiner Zeit behauptet habe,*) — trotz des Einspruches der Redaktion — gar nicht darauf an, ob das eine Märchen etwas weniger dumm und ästhetisch unangenehm ist als das andere, und es kommt auch gar nicht darauf an, wie die Redaktion mir gegenüber einwenden zu dürfen geglaubt hat, ob Salus in seinem Märchen an Kinder eines besonderen Alters gedacht hat; sondern das einzige, was hier in Frage steht, ist dies, ob man mit einer Märchenerfindung, die mit der gewünschten Aufklärung sachlich in gar keiner Beziehung steht, auf eine Orientierungsfrage antworten darf oder nicht; — und hierauf ist nur glatt mit „Nein" zu antworten.

Ob man auf jene Frage bin vier- bis sechsjährigen Kindern überhaupt in irgend einer Weise antworten kann, die verständig und billigerweise wäre, ist eine ganz andere Frage, die ich aber abschneiden möchte, indem ich darauf hinweise, daß der Erzieher seinen Zöglingen gegenüber sich eine solche Autorität muß zu sichern wissen, daß er diesen Zöglingen unter allen Umständen auch einmal mit voller Beruhigung muß sagen dürfen: „Das weiß ich selber nicht" oder: „Das kann Dir vorläufig noch nicht beantwortet — oder klar gemacht — werden." Eine dieser beiden Antworten kann man ziemlich unsichreiben und einkleiden, je nach Lage des Falles auch mit Andeutungen oder Teilen einer wirklichen Beantwortung einer vorgelegten Frage versetzen; aber die Möglichkeit einer solchen Antwort muß der Erzieher sich für alle Fälle offen halten. Hat er das nicht getan, dann ist er eben ein schlechter Erzieher, und dann ist ihm in solchem Falle, wie der hier speziell vorliegende, eben nicht zu helfen. Und wenn er dann seine Kinder damit loswerden kann, daß er ihnen ein Märchen aufbindet, dann mag er das als sehr schlechtes Auskunftsmittel in solcher Lage immerhin tun, — aber nur in seinen vier Pfählen, wo es niemand sonst hört oder sieht, um Gotteswillen nicht als empfehlenswertes und beachtenswertes Beispiel für andere! Das Salus'sche Engelmärchen mag als dichterische Erfindung, oder beschreibe: als hübsches Feuilleton für Erwachsene, etwas sehr nettes sein; als ein Beitrag zu der schwierigen pädagogischen Frage, wann und wie man die Kinder in die schon allzufrüh bei ihnen auftauchende Frage einweiht: „Wo kommen die Kinder her?", ist es mit und ohne begleitende Umstände und Milderungsgründe schlechtlin schlecht. Eine freie Dichtung anstatt einer Wahrheit zu geben, heißt uneingeschränkt Steine für Brot reichen, und das gilt selbstverständlich für alles, was im Unterrichte vorkommen kann; es gilt also auch vom pädagogischen Standpunkte rücksichtslos gegenüber allen religiösen Mythen, gegenüber religiös dogmatischen Einkleidungen, in welchen angeblich religiöse Wahrheiten überliefert werden sollen. Das dürfen Religionen oder richtiger Religionsgemeinschaften ihren Adepten gegenüber tun, soviel sie wollen, denn bei ihnen handelt es sich nicht um Menschenerziehung, sondern es handelt sich um religiös spezifisch gefärbte Unterweisung. Da hinein hat die Pädagogik nicht zu reden, oder vielmehr, soweit wie hier pädagogische Gedanken Anwendung finden, ist es Sache der Lehrer in den verschiedenen Religionsgemeinschaften, sich die allgemeinen Grundsätze der Pädagogik anzueignen und zurecht zu legen, soweit, daß sie in ihrer besonderen Tätigkeit Anwendung finden können. Das geht die Pädagogik genau ebensowenig an, wie die spezielle Fachunterweisung in irgend einem Berufe, die auch, soweit

*) vgl. Ethische Kultur XII. Jahrg. 1904. S. 87.

Digitized by Google

die Sondereigentümlichkeiten des einzelnen Falles dabei in Frage kommen, sich der Feststellung vom Standpunkte der allgemeinen Pädagogik aus völlig entzieht und nur vernünftig methodisch geordnet werden kann von den Fachmännern, welche, mit allgemeiner pädagogischer Bildung und Einsicht ausgestattet, in ihren Fachwissenschaften oder ihren Fachkenntnissen und »Fertigkeiten voranleuchten. Mit dem vorliegenden Gedankengange hängen speziell die religiösen Dinge nur insofern zusammen, als es sich bei ihnen um wissenschaftliche, gegenständlich keineswegs sichere, nur aus der schöpferischen Tätigkeit des menschlichen Geistes gleich den ersten besten anderen Dichtungen hervorgegangene Bildungen handelt, die auch den Beruf haben, wie das Salusische Märchen, auf Orientierungsfragen, und zwar auf die tiefsinnigsten der ganzen Menschheit, zu antworten, es aber pädagogisch und streng wissenschaftlich genommen nicht besser tun als das Salusische Märchen, und die auch nur auf einem annähernd ähnlich kindlich gebliebenen Standpunkte geistiger Entwickelung als genügend angenommen werden, wie unter Umständen wohl auch von kleinen Kindern das Salusische Märchen, beim Glauben an die ehrliche Aufrichtigkeit der befragten Eltern, einstweilen als genügend entgegengenommen wird.

* * *

Nachschrift des Herausgebers. Auf meine Anregung und zu meiner Freude hat Herr Professor Bruno Meyer die seiner Zeit unausgeglichen gebliebene Streitfrage hier ausführlich und sachlich von neuem zur Erörterung gestellt. Mit allem Theoretischen, das er hier gegeben, bin ich völlig einverstanden. Der Streit beginnt erst bei der Beurteilung des Salusischen Märchens, das, wie ja der Autor selbst immer wieder betont, „eigentlich gar kein Märchen ist." Hat B. M. recht — und er hat recht — mit der Behauptung, daß auf wirkliche Orientierungsfragen der Kinder mit Wahrheit und nicht mit Dichtung zu antworten ist, so scheint Salus verloren — es sei denn, daß seine Dichtung eben doch selbst Wahrheit enthält. Und dies behaupte ich — B. M. bestreitet es. Er nimmt Anstoß an dem Hineinziehen der Engel — ich sehe darin nur „dichterische Einkleidung." Was B. M. vom Sultan sagt, daß er in Nathans Märchen „die nur schön eingewickelte zugrunde liegende tiefinnige Wahrheit," die „nur als diese Wahrheit, nicht als schöne Dichtung, an der Stelle brauchbar ist," erkennt, das — meine ich — darf auch von den Kindern gelten, denen das Engelmärchen erzählt wird. Das Problem, das hier gestellt war, heißt: was kann denn sechsjährigem Kind über seine Herkunft gesagt werden? Wahrheitsgemäße Antwort: das Kind verdankt sein Leben der innigsten Vereinigung der Eltern und wächst im Mutterschoß heran bis zum Erscheinen in der Welt. Leibes zeigt Salus völlig deutlich: dem innigen gemeinsamen Wunsch der Eltern nach Kindersegen und als dessen Folge die Entwickelung des Keimes. Daß er es schon sagt, daß er den Wunsch und Trieb in Engelreigen und Sternschnuppenblitze „einwickelt," nehme ich ihm so wenig übel, als dem Nathan seine Einwickelung des Gedankens „an ihren Früchten soll man die echte Religion erkennen" in die Ringfabel. Ein Opal, der die Eigenschaft hat, den Träger vor Gott und Menschen angenehm zu machen, ist ja wohl nicht viel wahrscheinlicher, als die abgebrochene Sternzacke — ein Meteorit — bei deren Aufleuchten in der Erdatmosphäre Wünsche in Erfüllung gehen.

Von der Nebenwirkung — die für mich Hauptwirkung ist — daß gerade diese dichterische Einkleidung die Rätsels„lösung" in der wunderbar reinigenden und heiligenden Sphäre des Geheimnisses läßt, daß dem sechsjährigen Kinde eine Ahnung dämmert, wie das Mysterium der Kindwerdung Himmel und Erde in Bewegung setzt — von dieser will ich gar nicht sprechen, denn allerdings fordert eben ein bestimmtes Märchen für seine Wertung schließlich nichts, als ein Geschmacksurteil des Lesers. R. P.

Denkt daran!

Gar ernst sieht es in manchen Kinderherzen aus!

Ich weiß von einem kleinen Knaben — er sitzt auf der vordersten Bank in der Schule und seine großen Augen hangen immer so hungrig an den Lippen des Lehrers. Er ist schwerhörig. So kommt's, daß trotz allen Aufmerkens ihm doch vieles entgeht, was beiprochen wird, und es ihm trotz allen Fleißes nicht glückt, einer der besseren Schüler zu sein.

Freilich kommt es auch oft vor, daß der hungrige [illegible] in seinen Augen erlischt und er, entmutigt von den ichen Bemühen oder müde vom angestrengten Auf- . Blicke und Gedanken abschweifen läßt auf verbotene Wege: auf sonnige Plätze, die zum Tummeln einladen, zu Lieblingsbüchern und andern kleinen Freuden.

„Paß besser auf!" mahnt dann der Lehrer, und das tut weh. Bitterer aber noch ist's, wenn er von seinen Erziehern und andern Erwachsenen sich sagen lassen muß: „Du giebst oft nur vor, nicht verstanden zu haben." Also der Lüge, der Verstellung wird schon das junge Gemüt beschuldigt!

Geht selbst den meisten Erwachsenen das feinfühlige Verständnis ab für seine geheimen Leiden, so mehr noch natürlich seinen Altersgenossen, der raschen Jugend.

Da scharen sie sich in den Pausen zwischen den Schulstunden schwatzend und lachend zusammen; auch unser kleiner Freund drängt sich dazu. Aber die Knaben sprechen so schnell, oft auch mehrere gleichzeitig, und so vermag er nicht, ihren Worten zu folgen.

Auf sein häufiges: „Was? was sagst Du?" wird er kurz abgefertigt. Dies ewige Dazwischenfragen ist den andern so langweilig. Glaubt er zu wissen, worüber sie streiten, so wirft er wohl auch eine Bemerkung dazwischen. Doch lautes Gelächter, das ihm das Blut in die Wangen treibt, ertönt als Antwort. — Wieder nicht richtig verstanden!

Ja, wenn er nur einen hätte, den er fragen könnte, der ihm geduldig antworten würde! Er versucht's, einen Gutmütigen für sich zu gewinnen und — es glückt! Unter den Kameraden findet er einen, der ihm ruhig und freundlich Rede und Antwort steht und sich gern mit ihm einläßt. Und dankbar und zäh hängt er an dem gewonnenen Freund.

Dauernd aber läßt auch dieser sich nicht fesseln — es treibt ihn von neuem zur lärmenden Menge. So ist nach kurzer Zeit unser Kleiner wieder allein; denn lästig fallen — — nein, das will er nicht! Mehr und mehr zieht er sich von den Gefährten zurück, wird scheuer, einsamer und — mißtrauisch! Immer glaubt er zu beobachten, wie die andern über ihn reden. Und dann — was ihn noch mehr quält: hört er lachen, gleich der Argwohn, sie lachen über ihn! Diese Angst, ausgelacht zu werden, macht ihn befangen und unfrei in seinem Auftreten; denn Lächerlichsein dünkt ihm, dem Ersten, das Fürchterlichste.

Zwar schließt ihn seine Schwerhörigkeit nicht von allen Spielen und Luftbarkeiten der Gefährten aus. Dennoch bleibt ein gut Teil jugendlicher Freuden, die für ihn verbotene Früchte sind. Die andern baden und turnen; er darf das nicht, um sich nicht einer Erkältung oder einem Sturz und der damit verbundenen Gefahr einer Verschlimmerung seines Ohrenleidens auszusetzen.

In jugendlichem Hochgefühl den Mut zu fühlen und wachsen zu fühlen, das ist ihm versagt. Er muß zurückstehen, wenn die Kameraden dem Drang nach Betätigung der jungen Kräfte freudig folgen.

So geht's ihm mit den Schulkameraden. Und wie verlehren die Geschwister mit ihm? Nicht aus Lieblosigkeit, vielmehr aus Mangel an Geduld lassen auch sie sich nur widerwillig auf umständliche Erklärungen, Wiederholungen des schon einmal Gesagten ein — nur das Notdürftigste erfährt er und auch das nicht immer in liebevollem Ton.

Wäre es nun zu verwundern, wenn ihn dies Entsagen, dies Unterdrücken der jugendlichen Wünsche bitter gemacht hätte? Doch bitter ist er nicht geworden; wohl aber fühlt er sich grenzenlos einsam, da selbst der Mutter Liebe nicht alles ihm ersetzen kann, worauf er verzichten muß. Weinend warf er sich jüngst in den Sessel und aus wehem Herzen drängte sich die Klage auf seine Lippe: „Mich will keiner lieb haben." — —

Ja, so ernst ist das Leben meinem kleinen Freund schon in den Knabenjahren — so reich an heimlich durchkämpftem Leid! Und ähnlich wie ihm geht es noch manchem anderen. Und doch: wie leicht könnten Schul- und Spielgenossen ein wenig mehr Licht und Freude in solch ein sonnenarmes Kinderherz hineintragen! Oder ist es denn gerade da so schwer geduldig, freundlich, nachsichtig zu sein, wo ein junges Menschenkind besonders der Liebe bedarf?

M. Popi-Guttmann.

Google

August 1905.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

Die Schonung. Von L. J.
Windgeschwind, Poch-Poch und Schneck. Von Klara Reinecke.
Zwischen den Dornen und am Wege. Quälerei von Fischen durch Kinder. — „Aus der Art geschlagene Kinder."
Mariechen. Nach Anderssen.

Die Schonung.

Wenn der Förster im Walde für kräftigen Nachwuchs an jungen Bäumen sorgen will, so überläßt er das nicht dem Naturwalten, sondern er legt an günstiger Stelle eine Schonung an, d. h. er pflanzt auf einem großen freien Platz inmitten des Waldes, wo günstiger Boden ist, in regelmäßigen Abständen eine große Anzahl junger Bäumchen, die, wenn sie im Hochwald verteilt würden, im Schatten der alten Bäume aus Mangel an Luft und Licht umkommen oder verkümmern müßten. Unendlich begünstigt die Schonung das Gedeihen der jungen Bäume. Von allen Seiten flutet hier Luft und Licht herein. Wie fröhlich grüßen uns solche jungen Pflanzungen, wenn wir die Wälder durchstreifen, sind sie doch den Kinderfluten vergleichbar mit all den frischen kräftigen Trieben. Wenn der Sturmwind vorüberbraust, wenn der Rauhfrost sich herniedersenkt, bieten die jungen Bäume sich Schutz und Schirm gegenseitig. Freilich birgt die enge Gemeinschaft auch mancherlei Gefahr! Scharf muß das Auge des Försters wachen, damit kein Schädling sich in Rinde und Wurzel der Schonlinge einschleicht, denn groß ist die Ansteckungsgefahr.

Sind nicht die Kinder, die allein ohne Jugendhauhang unter Erwachsenen aufwachsen, wie jene armen Bäumchen, die zerstreut im Walde stehen zwischen den großen alten Riesen? Auch ihnen fehlt, wie jenen, Luft und Sonne, wahre Lebensfreude, weil sie in einer ihnen fremden Welt aufwachsen. Wie alles Werdende immer durch das Fertige bedrückt ist, so sind Kinder durch die ausschließliche Umgebung von Erwachsenen bedrückt, denn für das Kind ist der Erwachsene immer etwas Fertiges. Immer bleibt er eine fremde Welt für das Kind; auch wenn er sich noch so sehr schmeichelt, die Kindheit zu verstehen, so bleibt dieses Verständis, selbst im günstigsten Fall, doch nur ein einseitiges. Wohl verstehen wir die Kinder bis zu einem gewissen Grade; die Erinnerungen aus der eigenen Kindheit spielen hier den gütigen Vermittler. Wie weit aber versteht uns das Kind? Das ist die unendlich schwierige Frage bei aller erziehlichen Beeinflussung. Unser ganzes Verhalten hat für das Kind immer eine unendliche Fülle des Unbegreiflichen. Denken wir nur einmal an unsere Sprache. Wir operieren immer mit fertigen Begriffen, die eine Fülle von Lebenserfahrungen enthalten, von denen das Kind überhaupt noch nichts weiß. Alle diese Begriffe, ich will hier nur an die Worte „gut und schlecht" erinnern, mit denen Kindern gegenüber so viel gesündigt wird, sagen den Kindern nichts. Auch unser Aerger und Schelten ist für Kinder fast immer nur eine Unterhaltung; wir brauchen nur daran zu denken, wie die Schulkinder ihre heftigen Lehrer nachmachen.*) Auch erinnere ich mich aus meiner eigenen Kindheit, daß die sehr ausgiebigen Moralpredigten meiner Schulvorsteherin für mich immer den Eindruck eines mehr oder weniger angenehmen Geräusches machten, daß ich aber dem komplizierten Zusammenhang derselben nie folgen konnte. Es hilft also nichts: wir bleiben in vielen Dingen für die Jugend ein Rätsel und umgekehrt. Es ist von größter Wichtigkeit, sich immer wieder darüber klar zu werden, wo das pädagogische Grenzgebiet liegt, und wo das eigentliche geheimnisvolle Kinderland beginnt, das Märchenland, das all' unserer verstandesmäßigen Weisheit spottet, das Land, in das wir nie wieder den Fuß hineinsetzen können, sobald die Pforten der Kindheit sich einmal hinter uns geschlossen! — Diese Erkenntnis wäre trostlos für den Erzieher, wenn ihm nicht geheimnisvolle Hilfe käme. Und da kommen wir wieder auf das Gleichnis von der Schonung zurück. Da wo die pädagogische Leitung machtlos wird, setzt der Gemeinschaftseinfluß der Jugend ein. Diesen zu benutzen und in richtige Wege zu leiten, das ist nun die eigentliche Erzieherarbeit. Nur die größere Jugendgemeinschaft bietet, darch die Verschiedenartigkeit der Kinder, die Fülle von Situationen, die die Erziehung wirklich fruchtbar machen. In der Pädagogik muß sich alles aus der Situation ergeben. Der Erzieher muß wie der Jäger auf dem Anstand stehen, und den günstigen Augenblick erspähen, in dem sich die Jugend Blößen giebt; erst dann kann er seine Geschosse aussenden mit Hoffnung auf Erfolg. Wenn der Erzieher diesen günstigen Augenblick benutzt, dann wird die Jugend auch nicht irgend welche böswillige Absicht wittern, sondern sie wird die erziehliche Maßnahme in ihrem ursächlichen Zusammenhang begreifen und sich ihr nicht verschließen.

So segenbringend die Jugendgemeinschaft unter den genannten Bedingungen wirken kann, so fluchbringend kann sie aber auch wirken, wenn schlechte Einflüsse die Oberhand gewinnen.

Wir brauchen nur an die Auswüchse in unserm Schulleben zu denken und an die sittliche Zerstörung, die das

*) Einer meiner kleinen Bekannten, dessen Großvater einmal in argen Zorn geraten war, sagte diesem, als der Sturm der Erregung sich gelegt hatte, mit dem Ausdruck der höchsten Bewunderung: „Großvater, kannst du aber schön schimpfen, viel schöner als Vater!"

Digitized by Google

intellektuelle Strebertum, was allenthalben gezüchtet wird, hier anrichtet. Dieses Strebertum ist der Giftwurm, der alle Vorteile der Jugendgemeinschaft zerstört. Schonungen im wahren Sinne des Wortes können unsere Schulen erst werden, wenn all die Zeit, Kraft und Mühe, die heute auf die mechanische Dressur der Jugend verwandt wird, der Förderung und dem Wachstum der sittlichen Kraft gewidmet sein wird. Dann wird nicht mehr der Ellbogen vorherrschen, sondern das feinere Verständnis für den Wert des „Händereichens“ wird beginnen. Wer weiß, vielleicht erleben wir doch noch den Tag, da die Sonne über solcher Schonung aufgehen wird, die von einem neuen Geist erfüllt ist. L. J.

Windgeschwind, Poch-Poch und Schneck.

Von Klara Reinecke.

Drei kleine Brüder waren's, die so hießen; aber nicht etwa drei gewöhnliche, kleine Menschenkinder, sondern wirkliche Heinzelmännchen. Windgeschwind verdankte seinen Namen dem schnellen Wunsche der Eltern, er möge als rechtes Heinzelmännchen geschwind wie der Wind werden, und Poch-Poch erhielt den seinen nach einem prächtigen goldenen Hämmerlein, dem Patengeschenk der Frau Holle.

Aber Schneck! Mit dessen Namen hatte es eine betrübliche Bewandtnis. Eigentlich hieß er gar nicht so. Er war Husch-Husch getauft worden in der Hoffnung, er werde seinem Namen einst eben solche Ehre machen wie Windgeschwind und Poch-Poch den ihren. Denn kaum hatte Windgeschwind gehen können, so ging er schon nicht mehr, sondern sauste und flog mit Windeseile, und Poch-Poch tat nichts lieber als sich verstohlen unter die Menschen zu begeben und zu pochen und zu hämmern, geheimnisvoll nach Heinzelmännchen-Art.

Doch da Husch-Husch der Wiege entstieg, glitt er nicht sanft und geräuschlos husch-husch auf fliegenden Füßchen einher, nein er troch langsam wie eine Schnecke am Boden und war ein polternder, täppischer, kleiner Geselle, der erst mit drei Jahren gehen lernte. Und dann tat er es immer noch behutsam, bequem wie ein Alter, schneckengleich.

Inzwischen hatten die größeren Brüderchen ihn längst umgetauft und riefen ihn nicht anders, als „Schneck“ hier und „Schneck“ da. Seinen schönen Taufnamen bekam er nie mehr zu hören; denn auch die Eltern, die es betrübte, daß er so ganz aus der Art geschlagen, nannten ihn hinfort nur „Schneck“. Dabei war es geblieben, obgleich der Schneck nun schon fast ein halbes Dutzend Jährchen zählte.

Aber niemand im ganzen Heinzelmännchenheim konnte ihm je gram sein. War er auch beinah unerträglich langsam, so war er dafür doch immer gefällig und guter Dinge. Hatte Poch-Poch, der stets voller Pläne steckte, in tiefen Gedanken einmal sein goldenes Hämmerchen verlegt, Schneck suchte es für ihn, unermüdlich, mocht' es noch so lang dauern; denn natürlich, schnell fand der Schneck es nie.

Wenn Windgeschwind vor lauter Eile und Geschäftigkeit im Walde gegen einen Baum gerannt und sich eine Beule geholt, Schneck pflegte sein Brüderchen, gewissenhaft und unermüdlich, aber mit liebenswürdiger Heiterkeit.

Doch gerade weil der kleine Schneck so liebenswert, wollten sie ihn alle gern von seinem angeborenen Fehler heilen, zumal ja in den meisten Fällen seine Langsamkeit höchst betrüblich war, mitunter freilich auch zum Lachen. Das ging einmal so zu:

An einem schönen Herbstmorgen sprangen Windgeschwind und Poch-Poch im gleichen Augenblick in aller Frühe aus den Federn; Schneck dagegen zog sich die schneeweiße Bettdecke hoch über die Ohren und lichterte: „Ich dreh' mich noch 'mal rum.“ Windgeschwind ermahnte in aller Eile sein Brüderchen: „Steh' auf“, dann aber schoß er wie der Blitz aus dem Häuschen ins Freie, hüpfte mit einem Satz hinein in den nahen, kühlen Waldbach, daß die Wellen tanzten und spritzten und die kleinen Wasserrixen vor Schrecken erwachten und sich schlaftrunken die Aeuglein rieben. Doch da war Windgeschwind schon längst wieder hinaus aus dem klaren Bach, drehte sich wie der Wind übermütig im Kreise, war trocken im Nu, fuhr hurtig in seine Heinzelmännchen-Kleider und nun gings an sein Tagewerk. Er hatte nicht mehr und nicht weniger vor, als geschwind einmal rund um die ganze Erde zu laufen. Nebenbei wollte er flink bei allen Kindern weit und breit nach dem Rechten sehen.

Poch-Poch war freilich nicht ganz so flink wie Windgeschwind. Er eilte zwar auch in den nahen Waldbach, doch plätscherte er gerne ein Weilchen darin, weil ihm jedesmal die besten Gedanken kamen, wenn ihm die hüpfenden Wellen des reißenden Bächleins lustig und mutwillig über dem Kopf zusammenschlugen. Und Poch-Poch ward auch nicht trocken, indem er sich bloß im Kreise drehte, denn so windgeschwind wie sein älteres Brüderchen konnte er es eben doch nicht. Darum wartete er halt auf die ersten Sonnenstrahlen, sprang mitten hinein, nahm sie spielend in seine beiden derben Fäustchen und rieb sich recht kräftig mit ihnen. Das gab ihm auch immer sonnige, gute Gedanken. Kaum hatte er daher sein braunes Kittelchen angetan, seine kleine Sanduhr in den Gürtel gesteckt, sein goldenes Hämmerlein in die Brusttasche geschoben, da wußte er auch schon, was nun zu tun.

Er lief und lief unaufhaltsam durch die weite Welt — ein Menschenkind hätte geglaubt ins Blaue hinein — doch Poch-Poch kannte den Weg schon seit langem, der just an die Stelle führt, wo die schöne, weite Welt mit Brettern vernagelt ist. Hier konnte selbst so ein flugesk, findiges Heinzelmännchen wie Poch-Poch nicht weiter. Aber dafür hatte er ja sein goldenes Hämmerchen bei sich und nicht das allein, sondern wohlweislich auch all sein schönes goldenes Handwerkszeug. Und was tat er? Ein rundes Guckloch bohrte er sich. Er wollte doch endlich einmal sehen, was es wohl hinter den Brettern gäbe. Während er nun lustig hämmerte und bohrte, dachte er voll Hoffnung und heimlicher Freude: wenn ich etwas Schönes und Neues zu schauen bekomme, so will ich's zur heiligen Weihnacht den armen, frierenden Menschenkindern bescheren. Rasch war das Guckloch rund und fertig. Poch-Poch schaute hindurch und sein Herz klopfte vor Entzücken.

Ueber eine schön gewölbte Brücke, licht und farbig gleich einem Regenbogen, wandelten in dichten Reihen die verschiedenartigsten Gestalten. Es waren deren so viele und wunderliche, daß der kleine Poch-Poch durch sein Guckloch fürs erste nur einige wenige deutlich erkennen konnte.

Den Zug eröffnete ein allerliebstes Kinderpaar, ein Büblein und ein Mädchen. Das Büblein drehte sich häufig um und ließ aller Finger lang einen blanken Kieselstein auf die leuchtende Brücke fallen. Diese führte von einem tiefen Wald zu einer unabsehbaren, sonnenbeglänzten Wiese hinüber. Wollte das Büblein sich und allen, die ihm folgten etwa den Heimweg sichern?

Dicht hinter den Kindern schritten zwei liebliche Mädchen Hand in Hand, von denen war das eine schneeweiß, das andere rosenrot gekleidet. Aber Poch-Poch verlor sie gleich wieder aus den Augen und jetzt erblickte er ein anderes Mägdelein, nicht minder lieblich und schön, um dessen Haupt schwirrten Tauben, doch war es gar ärmlich gekleidet und schien ängstlich über die Brücke zu hasten. Dabei verlor es seinen linken Pantoffel, der war klein und zierlich, doch — o Wunder — ganz golden, und ein Königssohn hob ihn auf.

Aber was kam da für ein ungleiches Paar? Eine kleine, süße Dirne und ein mächtiger Wolf. Der schielte bald in den schweren Henkelkorb, den die Kleine am Aermchen trug, bald auf ihr Köppchen von rotem Sammet.

Digitized by Google

Gleich hinterdrein kamen sieben Zwerge getrippelt; weinend schauten sie sich aller Augenblicke um nach einem gläsernen Sarge, der von Dienern getragen wurde und in welchem eine wunderholde, weißgekleidete Jungfrau ruhte. Traurend schritt zur Seite ein Königssohn. Doch jetzt, was war das, geriet der Zug nicht ins Stocken? Nein, die Träger des Sarges stolperten nur über einen Dornenzweig. Democh gelangten sie glücklich hinüber. Darab erwachte die holde Maid im Sarge, aber kaum schlug sie die Augen auf und sah mit zärtlichen Blicken den Königssohn, mit dankbaren die 7 Zwerge an, die sich vor Freuden nicht lassen konnten, da wuchs und wuchs auch schon der Dornenzweig, sperrte die Brücke und ward zu einer dichten, undurchdringlichen Hecke.

Das kleine, spähende Heinzelmännchen am Guckloch wußte wohl, wer dahinter in hundertjährigem Zauberschlafe ruhte, ebenso, wie es nun längst wußte, daß es durch die häßlichen Bretter hindurch einen Blick getan in das weite, reiche Märchenland. War Poch-Poch nun auch selbst gar heimisch darinnen, alldieweil der Wald, in dem die Heinzelmännchen hausen, ein Teil des unermeßlich großen Märchenreiches ist, so hatte er jetzt doch zum ersten Male just vom Ende der Welt aus hineingeguckt und außer den vielen, ihm wohlvertrauten Bewohnern auch solche entdeckt, die er bis dahin noch nie gesehen. Wieviel weniger je ein Menschenauge!

Da klatschte Poch-Poch vor stolzer, übermütiger Freude in die Händchen. Das hörten gerade die aus dem Märchenlande, welche dem kleinen Heinzelmanne fremd. Neugierig und lustig sprangen sie von der hohen Brücke hinunter und kamen näher immer näher, bis dicht an sein Guckloch. Und wen und was ein Heinzelmännchen einmal aus nächster Nähe gesehen, behält es für alle Zeiten, und hat es einen Liebling unter den Menschen, so schleicht es über Nacht zu ihm und pocht heimlich mit dem goldenen Hämmerlein an seine Schläfe. Da tut sich eine kleine, runde Klappe auf, ein Guckloch, nicht größer als eine goldene Münze. Doch da hindurch sieht der glücklich Schlummernde im Traume, erblickt das Märchenland und die es bewohnen. Und was er dort gesehen und erlebt, ist so wunderschön, er kann nicht anders, beim Erwachen schreibt er es schleunigst auf. Das heißen die Menschen dann ein Märchen und ist doch wahr und wahrhaftig geschehen. — — —

Jetzt endlich hatte Poch-Poch lange genug durch sein Guckloch geschaut und eilte schnurstracks heim.

Wie staunte er nun aber, als er — sein Köpfchen noch voll von Wunderdingen — die scheltende Stimme Windgeschwind's vernahm. Der war natürlich von seiner Reise um die Erde noch einige Sekunden früher als er heimgekehrt. „Schneck," schalt Windgeschwind, „ich traue meinen Augen nicht, Du stehst jetzt erst auf, bist noch nicht fertig?" Wirklich Schneck saß noch auf seinem Bettchen und wollte eben in die Höschen steigen, doch schien es ihm nicht recht zu gelingen. Dabei machte er sein süßestes Schelmengesicht und meinte unschuldig: „Es will heut' garnicht so schnell gehen wie sonst; ich weiß nicht, was es ist; mein Höschen paßt mir auf einmal garnicht mehr," und er wollte sich tollachen, als Poch-Poch rief: „Das glaub' ich, Schneck, merkst du's denn nicht, so fügt ja hinten vorn und vorne hinten." Wenn Schneck lachte, konnte niemand zürnen. Anstatt ihn zu schelten, halfen die Brüderchen ihm sogar, und blitzschnell ging es unter ihren Händen. „Ritsch," drinn saß der Schneck in seinen Höschen, „ratsch," so fuhr er auch schon ins Kittelchen und „ruksch" — da lachte Schnecks rundes Gesicht aus seinem Heinzelmännchen-Käppchen lustig hervor. Fix und fertig war die Toilette!

Im Heinzelmännchen-Heim hatten sie alle gelacht über solch' unerhörtes Pröbchen von Schnecks Langsamkeit. Diesmal hatte das Nesthäkchen zum Glück nichts dadurch versäumt, doch meinten Vater und Mutter, Windgeschwind und Poch-Poch einstimmig, ärger könne der kleine Schneck es nun nicht mehr treiben. Wie irrten sie sich!

Als der Winter kam und es immer dunkler und kälter wurde, fand der Kleine erst recht nicht den Weg aus dem Bette. Während Windgeschwind und Poch-Poch beinahe Tag und Nacht auf den Beinen waren, kroch Schneck umher, als sei er wahrhaftig eine kleine Schnecke und gar kein richtiges Heinzelmännchen. Da meinten die Eltern traurig: „So geht es nicht länger; zu Hause legt er ja seinen bösen Fehler nicht ab, drum muß er fort, in die Fremde — doch wohin?"

Es wurde lange beraten. Schließlich weil es gerade um die Weihnachtszeit war, meinte Poch-Poch:

„Ob der Weihnachtsmann den Schneck jetzt nicht gut gebrauchen könnte? Ich sollte denken, ihm müßte es ein Leichtes sein, unserm Schneck ein wenig Schnelligkeit beizubringen. Fremdes, gutes Beispiel vermag oft mehr, als das Beste in der Familie." Da sich nun der Weihnachtsmann zur Aufnahme des Heinzelmännchens freundlich bereit erklärte, so wurde Schneck zu ihm gebracht; dem Kleinen half kein Bitten und Flehen, so gerne er auch daheim geblieben wäre.

Schon am ersten Tage aber gefiel es dem Schneck recht gut in der Fremde. Was hatte der Weihnachtsmann auch für Herrlichkeiten! Aepfel und Pfeffernüsse, Gold- und Silber-Flitter und vor allem buntes Spielzeug in Hülle und Fülle! Nur ein Gedanke tat Schneck wehe, daß er die vielen, schönen Sachen nach und nach forttragen sollte, hierhin und dorthin. Beim Weihnachtsmanne war alles so schön beisammen! Ja, wenn er bloß etwas davon Windgeschwind und Poch-Poch hätte schenken oder wenigstens zeigen dürfen, dann wäre er wohl gerne im Sturmschritt hin und wieder gelaufen. So jedoch beeilte er sich nicht auf seinen Botengängen und — was war das Ende?

Nachdem erst eine Woche verflossen, sagte der Weihnachtsmann mit ernstem Gesicht zu seinem kleinen Pflegebefohlenen: „Höre, Schneck, heute mußt du schleunigst einen Brief zu deinen Eltern tragen. Zuvor freilich stecke flink das Schönste von allem Spielzeug in deine Taschen und Aepfel und Nüsse obendrein, so viel du zu schleppen vermagst. Bei meinem Zorne, spute dich einmal!"

Wie gern lief Schneck nach Hause; hätte blos der Weihnachtsmann nicht solch' finstre Miene gemacht und sein Gewissen nicht laut geschlagen; und für wen nur die schönen Spielsachen sein mochten? Zuguterletzt hatte der Weihnachtsmann noch ein schweres Paket in sein Kapuzchen geworfen. Was mochte darin stecken? Vor übergroßer Eile, denn recht wollte Schneck diesmal sein Bestes tun, traute er sich nicht, es nur einmal flüchtig anzusehen. Er lief so schnell ihn die kurzen Beinchen, die aufgebauschten, schweren Taschen nur eben laufen ließen.

Die Heinzelmännchen-Eltern staunten nicht wenig, als plötzlich erhitzt und atemlos ihr Nesthäkchen vor ihnen stand, einen Brief vom Weihnachtsmann überbringend. Mit wachsendem Erstaunen lasen sie:

„Leider kann ich Euch nicht helfen, Euren Schneck weder gebrauchen noch ändern, allein noch viel weniger ihn streng mit der Rute zur Eile antporen. Warum? fragt Ihr. Weil ich den kleinen Schelm von Herzen lieb gewonnen habe, trotz seiner drolligen, schier unbegreiflichen Langsamkeit. Wollte ich dem Schneck ferner einige Wege anvertrauen, so müßte ich mindestens drei Weihnachten überschlagen und würde dann wohl knapp im vierten Jahre zum Feste bereit sein. Darum gab ich dem Kleinen nur noch diesen letzten Auftrag. Ist er diesmal ein schneller Bote gewesen, dann sagt ihm, daß alles, was er bei sich trägt, meine Weihnachtsgrüße für ihn und die Brüderchen seien. Für Poch-Poch liegt ein neues Märchenbuch in der Kapuze. Es wird ihn erfreuen, wenngleich es Euch Heinzelmännchen nichts Neues bringt. Doch vor allen Dingen hoffe ich, Schneck sieht nun den Segen des Fünfeins ein."

„Das hast du allerdings nicht verdient," sagten die Eltern und ließen dem Schneck eine ernste Mahnung zu-

Digitized by Google

kommen. Insgeheim freuten sie sich, ihren kleinen Verzug jetzt wieder bei sich zu haben und ergötzten sich an dem Glück ihrer reich beschenkten, vergnügt spielenden Kinderchen. Natürlich faßte Schneck voller Dankbarkeit die besten Vorsätze, und niemand war lustiger, freundlicher, aber — o weh! — bereits nach wenigen Tagen auch wieder langsamer als unser Schneck.

Da sagte der Vater am Morgen des vierundzwanzigsten Dezembers in ernstem Tone zu seinem Jüngsten:

„Jetzt lauf einmal schnell in den Wald. Hier hast Du eine kleine, silberne Axt; mit der fällst Du für uns ein Tannenbäumchen. Sei fleißig, trödele nicht und laß die Axt nicht im Walde liegen. Hörst Du, Schneck, beeil' Dich heute, sonst werde ich diesmal ernstlich böse auf Dich!"

Im ersten Eifer begann Schneck tüchtig zu laufen. Gleichzeitig hielten seine hellen Augen nach einem schöngewachsenen Bäumchen Umschau. Dabei sah er, wie schön der Wald war im Schmuck des glitzernden Schnees! Unwiderstehlich lockte ihn die weiche, weiße Decke. Nur einmal sich darin recken und strecken! Das hält nicht lange auf, dachte er, und dann will ich gleich an die Arbeit. Doch während er sich mit dieser guten Absicht noch recht wohlig im Schnee herumwälzte, stand mit einem Male ein niedliches, kleines Mädchen vor ihm und sagte:

„Du machst Dich ja ganz naß im Schnee. Wer bist Du denn?"

„Wer bist denn Du?" lachte Schneck die kleine freundlich an. „Komm her, wirf Dich mit in den Schnee."

„Das darf ich nicht, da werden meine Röckchen naß und überhaupt, ich hab' keine Zeit."

Das interessierte Schneck. „Ganz wie die Brüder," dachte er und vergaß wie immer, daß auch er selbst die Zeit zu Rate halten sollte.

„Was mußt Du denn tun?" erkundigte er sich höchst angelegentlich.

„Abgefallenes Holz auflesen."

„Wozu?"

„Zum Feuern, wozu denn sonst."

„Warum denn auflesen?" wendete der kleine, weltunkundige Schneck erstaunt ein. „Kann man sich Holz nicht kaufen? Ganz einfach!" (Schluß folgt).

Zwischen den Dornen und am Wege.

Tuckerei von Fischen durch Kinder kann man besonders in den Seebädern beobachten. Am Strande beschäftigen sich die Kinder mit Graben von „Höfen" oder „Fischteichen." Während die anderen eifrig buddeln, watet ein unternehmungslustiger Junge mit nackten Beinen im Wasser umher. Plötzlich bückt er sich. „Ein Fisch, ein Fisch!" triumphiert er und watet dann langsam ans Land. „Seht nur, was ich habe." Die Hand mit dem zappelnden Fischlein wird geöffnet, da schlüpft das Tierchen hinaus und fällt in den heißen Sand. Wieder eingefangen, wird das nach Luft schnappende, erstickende Tier zu dem noch nicht fertigen Schlammloch getragen. Die Mutter der Kleinen besieht den Fang. Da aber das Tier nicht stirbt, so findet sie keinen Grund zum Tadel und verbietet auch nichts. Wenn die Kinder weggehen, lassen sie die Fische im „Teich." Bald ist die Lache ausgetrocknet, das Fischlein unter Erstickungsqualen verendet. — Manche Kinder nehmen die Tiere mit nach Hause; morgen sollen sie wieder ausgesetzt werden. Sie wundern sich dann, daß die Fische im schönen, klaren Wasser des Glases sterben. Niemand sagt den Kleinen, daß die der Salzflut entrissenen Tiere im Süßwasser jämmerlich zugrunde gehen. Die Kinder spielen mit den Tieren wie mit leblosem Spielzeug, ohne zu wissen, daß ein großer Unterschied dabei besteht. Pflicht der Erwachsenen wäre es, die Kinder frühzeitig darüber aufzuklären und sie stets zu ermahnen, die Tiere zu beobachten, ohne sie zu fangen, und ihnen etwas Gutes, aber nichts Böses anzutun.

* * *

„Aus der Art geschlagene Kinder." Unter der Ueberschrift: „Vom Königlichen Amt der Eltern" plaudert der Herausgeber des „Hauslehrer" in der Elternbeilage vom 23. Juli d. J. (Leipzig, K. G. Th. Scheffer) über Erziehungsmöglichkeiten recht anziehend wie folgt:

„Wir können nicht erwarten, daß aus der Erziehung Menschen hervorgehen, die an sittlichen Eigenschaften ihre Eltern unendlich übertragen. Solche Fälle kommen auch vor — denn alle Menschen von ungeheuren sittlichen Leistungen haben doch Eltern gehabt —, aber sie sind so selten, daß sie für unsere zunächst aufs Allgemeine sich beziehenden Betrachtungen ganz unberücksichtigt bleiben können. Keineswegs außerhalb der Wahrscheinlichkeit liegt aber, daß die Kinder in sehr hohem Grade, auch in sittlicher, um ein Wenigstes höher entwickelt sein könnten, als die Eltern es waren; wenigstens liegt das dann im Bereich der Wahrscheinlichkeit, wenn wir eine fortschreitende Versittlichung der Menschheit annehmen. Wer sich zu dieser Annahme nicht entschließen kann, schränkt natürlich die Wahrscheinlichkeit eines solchen Erfolges entsprechend ein, aber immerhin bleibt die Wahrscheinlichkeit, daß die Kinder ebenso gut werden, wie die Eltern.

Aber dagegen spricht doch die Erwägung, daß so sehr viele Kinder aus der Art schlagen, auf Abwege geraten und gänzlich verloren gehen. Vielfach Kinder von durchaus anständigen und ehrwürdigen Eltern, die dann zu ihrem eigenen tiefsten Seelenschmerz genötigt sind, sich von ihren Kindern ganz loszusagen, sie vollkommen zu verstoßen, ungeachtet der Gewißheit, daß die Kinder durch diese Verstoßung noch schlechter werden, als sie ohnehin schon waren!

Gewiß, das kommt vor. Und es ist sicher, daß eine solche Verwahrlosung von Kindern anständiger Eltern der Hauptsache nach auf unglückselige äußere Einwirkungen zurückzuführen sind. Vor solchen schädlichen äußeren Einwirkungen die Kinder zu bewahren, ist ganz sicher in allererster Linie Elternpflicht.

Aber es ist doch noch ein Zweites, fast Wichtigeres zu bedenken. Diesen selben schädlichen äußeren Einflüssen sind immer nachweisbar auch andere Menschen ausgesetzt, die ihnen nicht erliegen. Ebenso sicher wie daß die erste Hauptschuld den äußeren Einflüssen zukommt, ist es, daß eine zweite Hauptschuld in den Charaktereigenschaften des Verwahrlosten selbst liegt, also in dem, was Eltern und Großeltern auf ihn vererbt haben. Auch da meine, Eltern, die ein so furchtbares Unglück haben, wie es die Verwahrlosung eines Kindes ist — ich kann mir wenigstens kein größeres Unglück vorstellen — solche Eltern sollen auf das Sorgfältigste in ihrem eigenen Seelenleben nachforschen, ob sie nicht in sich selbst den Keim zu jenen Sünden und Verfehlungen finden, denen das Kind erlegen ist; aber sie sollen suchen mit dem ganzen fürchterlichen Ernst der Bergredeit: „Wer zu seinem Bruder sagt: Racha, der ist ein Totschläger." So mag der Vater des Mörders sich fragen, ob es seinen Fall ungezügelten Jähzornes in seiner Erinnerung gibt. Der Vater des Betrügers mag sein ganzes Leben durchforschen, ob er sich nie eine faule Ausrede hat zu Schulden kommen lassen und vielleicht gar so, daß das Kind selbst diese Aeußerung mit Verständnis wahrnahm! Und wer etwas Derartiges dann in seinem Leben findet, der möge sich weiter des Wortes erinnern: „Wer seinen Herzens ist, der werfe den ersten Stein auf ihn."

Denn wer selber solche Eigenschaften hat und wer diese Eigenschaften so gezeigt hat, daß das Kind sie wahrnahm, der hat erstens aller Wahrscheinlichkeit nach zum mindesten die Keime dieser Eigenschaft auf das Kind vererbt und dann noch den Nachahmungstrieb dieser Keime Nahrung gegeben dadurch, daß er als Vater, als der Mann, zu dem der Knabe als zu seinem Ideal emporschaut, diese Eigenschaft selbst betätigt hat. Und dann ist wieder das Wort gerechtfertigt von der Notwendigkeit „siebenzig mal siebenzig mal" zu verzeihen.

Nicht als ob damit dem Vater das Recht der Bestrafung abgestritten werden soll; ganz das Gegenteil ist meine Meinung. Ich faße die Bestrafung in diesem Fall als eine furchtbar ernste Pflicht des Vaters auf, und ich habe sogar nichts dagegen, wenn sie bis zur zeitweiligen Verstoßung geht. Eine Verstoßung auf ewig aber ist ein Todesurteil; ein Todesurteil für die Liebe, die zwischen Vater und Kind besteht, und ich bin überall da, wo es sich nicht um Völkerkriege handelt, Gegner der Todesstrafe."

Mariechen.

Nach Anderen.

Mariechen hat ein neues Kleid bekommen,
Ganz rosa, rosa ist dazu der Hut.
Nun steht sie vor dem Spiegel ganz beklommen;
Steht ihr's? Ach ja — es steht ihr gar zu gut.

Wie eine steife Puppe steht sie da,
Die Hände weit gespreizt vom Kleid entfernt,
Da spricht der Vater leise zur Mama:
„Das Vornehmtun hat sie noch nicht gelernt."

„Sieh doch nicht immer nach dem Spiegel hin!
Du darfst es morgen auf der Straße tragen."
Da wird Mariechen freudig-bang zu Sinn:
„Ach Gott . . . . was werden nur die Hündchen sagen?"

Digitized by Google

September 1905.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. F. Penzig.**

Inhalt:

Kinderland. Von D. D.
Windgeschwind, Poch-Poch und Schneck. Von Klara Reinecke. (Schluß.)
Vom „Händereichen." Von L. J.
Empfehlenswerte Eltern- und Kinderbücher.
Leisefrüchte.

Kinderland.

Eine Art „Kinderland" habe ich in diesem Sommer mit körperlichen Augen gesehn, und so will ich davon erzählen:

Es war in einem wenig bekannten Soolbad. Das Gradierwerk liegt in der Mitte des Orts. An der einen Seite befinden sich Parkanlagen, als Aufenthalt der Erwachsenen gedacht, an der andern Spielplätze von bewundernswerter Reichhaltigkeit. Turnapparate aller Art, in verschiedenen Größen, Schaukeln und Karussels, Wippen, Apparate zum Rundlauf, dann Kegelbahnen, Schießstände und noch mancherlei, das mir augenblicklich nicht einfällt. Auch Krocket- und Tennisplätze fehlen nicht, alles zur unentgeltlichen Benutzung. Was mir nun zuerst auffiel, war, daß auch die Erwachsenen auf dieser Seite zu finden waren; sie saßen auf den dort angebrachten Bänken, mit Lesen oder Handarbeit beschäftigt. Die Kinder waren so in Anspruch genommen, daß sie niemals lästig fielen. Die Erwachsenen empfanden nur Wohlstuendes beim Anblick dieses frischen, sich tummelnden Lebens; die Kinder einigten sich ruhig unter einander, es ging ganz friedlich zu. Mir war dies bei einer zufällig zusammen gewürfelten Kinderschar sehr merkwürdig, und ich vermutete einen besonderen Einfluß. Der ist auch vorhanden, und er geht von einem einfachen Arbeiter des Gradirwerks aus, dessen besonderes Talent die Badeverwaltung entdeckt hat, und der nun von Amts wegen täglich zwei Stunden mit den Kindern spielt, auch zuweilen einen Ausflug mit ihnen macht. Er ist, wie gesagt, ein einfacher Mann, dieser Herr Ziesing, dessen Namen ich immer wieder aus Kindermunde höre. Er trägt seine Mütze, wie alle Angestellten des Gradirwerkes, sucht nichts besonders vorzustellen, ist auch nicht Unteroffizier gewesen. Er hat ein gutes, frisches Gesicht und spricht ruhig, freundlich und fest mit den Kindern, zuweilen auch scharf. Ich habe in den acht Tagen, während welcher ich ihn beobachtete, auch nicht die geringste Rebellion bemerkt. Im Gegenteil, jedes drängt sich zu ihm, hat etwas zu fragen und zu sagen. Er läßt die Knaben zuweilen ringen; aber es geht alles ordnungsmäßig zu, artet nicht in Roheit aus. — „Ja, wenn man zu Hause alles gut verlorgt und in Ordnung hat, dann kann man das gern und gut machen," antwortet er mir in gutem Deutsch, als ich ihm ein paar Worte über seine Art, mit Kindern umzugehn, sage. — Dies war das Bild, das mir wie eine liebliche Hoffnung erschien, und das mancherlei Gedanken in mir erweckte.

Ich möchte das Rousseau'sche „Gebieten, nicht verbieten" übersetzen in „Geben, nicht nehmen." — Die Kinder ihrer Natur gemäß beschäftigen, das bleibt die Hauptsache bei aller Erziehung. Man muß ihnen Förderndes geben, damit sie nicht aus Leere, aus ungestillter Beschäftigungs- und Stoffhunger Schädliches nehmen. Ich meine natürlich nicht ein andauerndes Kommandieren und Regieren — nichts schlimmer als das — sondern es handelt sich darum, die Gelegenheit zu geben, das geeignete Drum und Dran zu schaffen. Man muß Fähigkeiten haben, in seelischer Berührung bleiben. Ein taktloser Erzieher ist etwas Schreckliches.

Erziehen ist eben eine Kunst. Wie man nicht Künstler werden kann dadurch, daß man fleißig eine Akademie besucht, ebenso wenig sollte man Lehrer werden, dadurch daß man sich eine bestimmte Summe Wissen angeeignet hat, und weil man wünscht, sich weiter mit einem Zweige der Wissenschaft beschäftigen zu können. Es müßte Gewissenssache sein, die öffentliche Meinung sollte es als Anstandspflicht fordern, daß nur derjenige Lehrer wird, der sich dazu berufen fühlt, der Kinder liebt und versteht. Das nützlichste Mitglied der menschlichen Gesellschaft, der verehrungswürdigste Mensch ist ein Lehrer, der in die Erfüllung seiner Aufgabe die ganze Kraft seines Innern legt, aber nichts Schädlicheres, als ein Lehrer ohne Liebe und Verständnis, darum nicht weniger schädlich, weil der angerichtete Schaden, weil er Seelen trifft, sich nicht so leicht nachweisen läßt, wie bei der Tätigkeit des untüchtigen Baumeisters oder Lokomotivführers.

Wo man aber ein pädagogisches Talent entdeckt, da sollte man sich bewußt sein, daß dies etwas Kostbareres ist, als ein entdecktes hohes C, bei weitem mehr der Ausbildung wert. Und dann — wie sagt Herr Ziesing? „Wenn man zu Hause versorgt ist" — — Es ist Pflicht der Nation und zugleich Notwendigkeit, den Menschen ein sorgenfreies Leben zu gewähren, denen sie ihr Kostbarstes, ihre Zukunft, in die Hände giebt.

Leider sind wir gerade in Deutschland sehr weit von der Verwirklichung solcher Ideale entfernt, hier, wo der Militarismus und das Bestreben, eine bestimmte Klasse zu erhalten, alle anderen Verpflichtungen des Staates in den Hintergrund drängt. Dazu werden noch Versuche gemacht, die kapitalkräftigen Kreise zu veranlassen, ihre Spenden zur Erhaltung einer Kriegerklasse herzugeben! Dieser Bestrebung gegenüber ist nicht genug betont worden, daß die Finanz ihre Ehrenpflicht — „Reichtum ist ein Amt," sagt Friedrich

Digitized by Google

Lange — gerade in Deutschland für die Kulturbestrebungen auszuüben hat, die in Folge des Militarismus vernachlässigt werden. Die wichtigste aller Kulturbestrebungen aber ist die Menschenbildung. — D. D.

Windgeschwind, Poch-Poch und Schneck.

Von Clara Reinecke.

(Schluß.)

„Natürlich kann man", lachte die Kleine, „nur Geld braucht man dazu. Du bist komisch! Wer bist Du nur? Ich hab' Dich noch nie gesehen, im Dorfe nicht, auf dem Markt in der Stadt nicht . . . . halt! jetzt fällt mir's ein, weißt, wo ich Dich doch 'mal gesehen hab'? In einem sehr schönen Bilderbuch. Du siehst nämlich genau wie ein Heinzelmännchen aus!"

Da kicherte Schneck, verstohlen bloß, er verriet sich bei Leibe nicht. Das tun die Heinzelmännchen nie; aber mit Geistesgegenwart und ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, lenkte er die Kleine klug ab und bat sie:

„Nimm 'mal Dein Ding vom Rücken."

„Meine Kiepe meinst Du wohl?"

„Ja."

Und nun nahm Schneck sie auf den Rücken und unter Tanzen, Lachen und Springen lief er ein Ende das andre Mal:

„So eine Kiepe ist ein spaßiger Höcker!"

„Ja, so lange nichts darin ist," seufzte die Kleine; „aber wenn ich die leichte Kiepe nicht ganz schwer von Holz nach Hause trage, dann bekomm' ich Schelte und Schläge."

Eifrig half Schneck nun der Kleinen Fallholz sammeln, darüber vollends den Befehl des Vaters vergessend. Auch die Kleine hatte keine Eile mehr. Sie fand Schneck gar zu drollig. Nach gemeinsam beendeter Arbeit lachten und spielten und schneeballerten sie miteinander und dachten nicht an Zeit und Stunde. Als Schneck endlich, endlich heimkehrte, hatte man seit langem ungeduldig auf ihn gewartet, der Vater erzürnt, die Mutter besorgt, und Windgeschwind und Poch-Poch voller Neugierde. Bei seinem Anblick jedoch waren sie alle ganz verblüfft. Wie sah Schneck aber auch aus! Wie ein eben aus dem Wasser gezogenes Pudelchen! Dazu hatte er sich Gesicht und Händchen kohlrabenschwarz geschmiert — vermutlich beim Holzaufsetzen — und nur in den Höschen und im Kittelchen stand er vor den Seinen, ohne Kapuzenmäntelchen, ohne Tanne und ohne die kleine silberne Axt. Schneck schüttelte sich auch wie ein naßes Pudelchen! Er fror ein wenig; trotzdessen war er sehr vergnügt und ihm wurde erst lange zu Mut, da er des Vaters böses Antlitz sah.

Doch vorerst nahmen ihn die Brüderchen fix in die Mitte. Er wurde gewaschen und in seinen Sonntagskittel gesteckt, wobei es denn an ein Fragen und Erzählen ging, und bald stellte es sich heraus, daß Schneck zuguterletzt für die Kleine ein Bäumchen gefällt, die silberne Axt verloren und ihr aus Mitleid ein Kapuzenmäntelchen geschenkt hatte. „Denn," entschuldigte sich Schneck, „ihr dünnes Röckchen war beim Schneeballeren ganz naß geworden."

Weil nun der „heilige Abend" bevorstand und im Grunde ja Schnecks gutes Herzchen die Hauptschuld an seinem langen Ausbleiben trug, so wurde der kleine Saumselige schon wieder nicht bestraft.

Nach den Feiertagen allerdings nahm ihn der Vater bei der Hand und brachte ihn zur Frau Holle. Die sollte den letzten Versuch machen, Schneck in ein richtiges, geschäftig-eiliges Heinzelmännchen zu verwandeln. Der Vater band es Frau Holle auf die Seele, sie solle ja streng sein mit ihm, Güte habe bisher nichts ausrichten können gegen seinen bösen, bösen Fehler.

Schneck weinte wohl, als er den Vater so ernst und streng reden hörte, dann bat und schmeichelte er: „Nimm mich wieder mit nach Haus, bitte, bitte!" Schneck hatte Angst vor Poch-Pochs Frau Patin, von der die Eltern und Brüder immer nur in den Tönen größter Ehrfurcht gesprochen hatten. Es half nicht. Der Vater blieb unerbittlich und Frau Holle verfuhr, wie sie's gelobt, sehr strenge mit Schneck. Kaum daß er früh — in der Dämmerung mußte es bereits sein — aus den Federn gekrochen war, so rief sie schon: „Jetzt flugs her mit deinen Kissen und schüttle sie tüchtig aus, geschwinde, Schneck, so ist es nichts, das gibt keinen Schnee, und die Kinder lachen uns aus, wenn's im Januar bloß regnet." Damit nahm sie dem Schneck das Kissen aus der Hand und zeigte ihm, wie er's machen müsse und befahl dann: „Sowie Du Dein Bettchen frisch aufgedeckt hast, kommst Du eins, zwei, drei zu mir in die Vorratskammer."

Die steckte von oben bis unten voller Kissen, kleiner und großer, leichter und schwerer, und alle mußte Schneck der Reihe nach schütteln und sie dann fein säuberlich wieder an Ort und Stelle legen. Das war eine harte Arbeit für den Kleinen, die er nie, niemals schnell genug verrichtete. Dieser schwere Dienst, welch' ewiges, weißes Einerlei! Dazu stand Frau Holle stets mit ihrem großen, grauen Federwedel hinter ihm und trieb zur Eile an. Freilich da sputete sich Schneck, anfangs schon aus Furcht, bis er auf einmal wieder von Tag zu Tag langsamer wurde; denn den armen Kleinen plagten solches Heimweh, solche Sehnsucht nach Poch-Poch und Windgeschwind, daß ihm vor Kummer alles ganz gleichgültig wurde, ob er's Frau Holle nun recht machte oder nicht. Während er also traurig und langsam, immer langsamer die vielen Kissen schüttelte, rollten ihm dicke Tränen die Backen herunter. Und richtig! Es gab auf Erden Regen und keinen Schnee. Das mochte Frau Holle im Januar doch nicht dulden. Zudem tat ihr Schneck aufrichtig leid; obgleich sie es ihm nicht zeigte. Daher entschloß sie sich nach drei Wochen — die für den Kleinen endlos lang und bang gewesen — an Schnecks Eltern eine Botschaft zu senden, sie möchten einmal nach ihrem Söhnchen sehen und es womöglich wieder mitnehmen, weil es anscheinend zu arges Heimweh habe.

Auf diese trübe Kunde sauste Windgeschwind herbei, und fast erkannte er sein Brüderchen nicht. Wo waren denn Schelmenaugen, wo die runden Bäckchen geblieben? Weinend stürzte Schneck dem Bruder entgegen und warf sich ihm in die Arme so schnell, so ungestüm, daß Windgeschwind liebevoll tröstend zu ihm sagte: „Bist wohl geschwinder geworden, als ich, mein kleiner Schneck!"

Da brach dieser von neuem in Tränen aus und schüttelte traurig sein Köpfchen. — — —

Während sonst der Jüngste zu Hause stets die ganze Heinzelmännchen-Familie zum Lachen gebracht hatte, mußten sie nun alle den kleinen, betrübten Schneck anheitern. Nachts hörten ihn Windgeschwind und Poch-Poch oftmals leise weinen, und wenn Schneck glaubte, die Brüderchen schliefen schon, fing er laut an zu klagen: „Ich kann nicht so schnell sein wie ihr, niemand kann mich brauchen, ich bin kein gutes Heinzelmännchen."

Solch' und ähnliche Worte des Jüngsten gingen den beiden Aelteren zu Herzen, und sobald sie allein waren, berieten sie miteinander, ob und wie man den lieben Kleinen wohl wieder froh und lustig machen könne. Schließlich meinte Poch-Poch:

„Geschwind muß er jetzt werden, das hat er sich nun selbst in sein Köpfchen gerannt, eher wird er nicht wieder der alte, lustige Schneck."

„Doch wie nur?" seufzte Windgeschwind. „Hast du keinen guten Einfall, Poch-Poch?"

„Bis jetzt nicht, aber mir wird schon bald einer kommen," versicherte Poch-Poch zuversichtlich.

Digitized by Google

Trotzdem verstrichen nach diesem Gespräch noch eine Reihe von Tagen, in denen Schneck langsam und betrübt einherschlich. Da, eines schönen Sonntags war es, kam Poch-Poch, der sich wieder einmal heimlich unter die Menschen begeben hatte, mit seiner geheimnisvollsten Miene freudestrahlend heim. Die Eltern und Windgeschwind sahen ihm sofort an, daß er jetzt irgend einen Plan in Bereitschaft hielt. „Nun was gibt's?“ fragten sie, und Poch-Poch erzählte:

„Auf einem Jahrmarkt lernte ich gestern ein kleines Mädel kennen. Es gefiel mir auf den ersten Blick, weil es mich so an unsern Schneck erinnerte. Die kleine kam auch nicht vom Fleck, bei jeder Bude blieb sie stehn. Ich verging fast vor Ungeduld, folgte ihr aber dennoch aus Neugier, getreu wie ein Hündchen. Ich wollte gern erfahren, wo sie wohnt; denn denkt Euch, sie trug Schneck's Mäntelchen. Nur so weit war es verändert, daß es sich eben für ein kleines Menschenkind schickte. Schließlich, nach einer harten Geduldsprobe für mich, hatten wir glücklich das Städtchen im Rücken und auf der Landstraße begann die Kleine zu laufen. Es währte nicht lang, so schlenderte sie wieder, gewiß von den vielen Jahrmarktsherrlichkeiten träumend. Ihr Gesichtchen sah wenigstens so aus, so strahlend wie das von unserm Schneck in seinen guten Zeiten. In der elterlichen Hütte jedoch empfing der Vater sein Kind mit Vorwürfen und Schlägen. Mir selbst wurde ganz angst dabei, und ich freute mich, als die Mutter ihren Mann bat: „Laß es jetzt gut sein! Ueberdies ist heut auch der Vorabend von Sufels Geburtstag!“

„Ein schöner Grund unsere Trödelsuse zu schonen,“ lachte der Mann laut auf. „Neulich erst ist sie zu spät aus dem Wald gekommen — wir wissen nicht, wer ihr das Mäntelchen geschenkt hat — und heute ist sie schon wieder herumgebummelt. Ein schöner Grund! Papperlapapp!“

Damit ging er aber doch dröhnenden Schritts aus dem Zimmer, die Kleine nur noch einmal finster anblickend. — „Allein mir kam dieser schöne Grund gerade gelegen,“ berichtete Poch-Poch eifrig weiter, „hatte ich ja nun einen triftigen zum Pochen. Sowie der Vater hinaus war, holte ich also mein Hämmerchen hervor. Da tröstete die Mutter das laut aufschluchzende Susichen: „Nun weine nicht länger. In Zukunft wirst du brav und flink sein! Horch! Ich glaube gar, ein Heinzelmännchen pocht, das will am Ende auch noch gerne wissen, was du dir zum Geburtstag wünschst.“

Drauf antwortete Susichen nach langem Bedenken stockend und unter Tränen:

„So für wie ein richtiges Heinzelmännchen möcht ich werden, sonst ist Vater immer bös.“

Hier endete Poch-Poch seinen Bericht.

„Ja, und?“ fragten die Eltern sowohl als Windgeschwind. „Könnt Ihr Euch nichts denken?“

Alle drei schüttelten die Köpfe.

„Ja, ganz einfach,“ lächelte Poch-Poch, „ich meine, dem langsamen Susichen soll unser Schneck das Schnellsein lehren.“

„Der Schneck?“

Die Eltern und Windgeschwind riefen's fragend im Tone des höchsten Erstaunens, und Vater Heinzelmännchen meinte: „Dazu müßtest du schon Windgeschwind anstellen,“ und die Mutter erklärte betrübt: „Schneck lernt und lernt es doch selber nicht, wie soll er's da dem Susichen beibringen?“

„Hat einer von uns Schneck zum Flinksein bewegen können?“ erwiderte Poch-Poch. „Selbst Windgeschwind hat es nicht fertig gebracht; aber Ihr wißt, Schneck besitzt so ein goldenes Herzchen, und ich denke, wenn er erst einmal Mitleid für solch' ein Trödelkuschen hat und sieht wie schlecht dem das Zaudern und Zögern bekommt, dann ist er der Erste, welcher gern helfen möchte. Und während er sich müht, das „Schnellsein“ zu lehren, lernt er es selbst dabei. Den Versuch könnten wir doch wenigstens wagen.“

Dagegen ließ sich nichts einwenden!

Noch an demselben Sonntag, an Susichens Geburtstag, nahm daher Poch-Poch den Schneck mit in sein weitestes Mäntelchen, zusammen krochen sie unter ein Kapuzchen und schlüpften so — von Menschenkindern ungesehen, ungehört — in die Hütte von Susichen Eltern. Heulend hockte die Kleine gerad' am Boden; denn der Vater hatte sie sogar am Geburtstag ausgezankt.

„Warum weint denn die Kleine?“ wisperte Schneck dem Poch-Poch zu. „Das ist ja mein lachendes Susichen aus dem Walde. Hat sie was Dummes gemacht?“ „Ach, weiter nichts, sie hatte sich nur wieder verspätet,“ wisperte Poch-Poch zur Antwort.

Und wie Schneck die kleine, heulende Suse dahein sah, so erblickte er sie auch in der Dorfschule, geschollen und beschämt. Poch-Poch richtete es klug ein, daß Schneck Suse immer in ihren trübsten Lebenslagen zu sehen bekam.

„Du, Poch-Poch,“ meinte Schneck da „findest du Susichen nicht zu niedlich? Was denkst du, ob ich ihr wohl irgendwie beistehen könnt'?“

„Gewiß, Schneck, mußt sie nur immer hübsch leise und zart antreiben oder ihr zur rechten Zeit mal einen kleinen Puff geben — natürlich ganz unvermerkt. Na, du wirst als Heinzelmännchen schon wissen, wie. Bloß ein wenig früher aufstehen, müßtest du, Schneck; Suse hat schon um sieben Uhr Schule. Da wär's gut, du fähest vorher einmal zu, ob sie noch in den Federn steckt, ob sie ihre Siebensachen beisammen hat, kurz, ob sie fertig wird.“

Keine vierzehn Tage waren seit diesem Besuche bei Susichen vergangen, da war Schneck aus reinem Mitgefühl, aus Freundschaft für seine kleine Leidensgefährtin zu einem flinken Husch-Husch geworden und wieder so lustig und guter Dinge wie nur je zuvor.

Trotzdem blieb ihm sein Name, die Eltern und Brüderchen, deren Freude groß war, nannten ihn alle viel lieber Schneck als Husch-Husch. Und sie lachen, wenn Schneck mit wichtiger Miene seine kleine Sanduhr — die er sonst immer verschmäht hatte und erst jetzt wie die anderen Heinzelmännchen beständig bei sich trägt — aus dem Gürtel zieht und eilig ruft:

„Ade, s'ist höchste Zeit für mich, komm' sonst zu spät zu meinem Trödelsuschen.“

Und eilig, geschäftig, husch-husch gleitet Schneck davon.

Vom „Händereichen.“

Gewaltig tobt draußen die See! Aengstlich stehen die badenden Neulinge am Ufer und trauen sich kaum hinein; hilflos sehen sie sich um. Da kommen einige Erfahrene herbei, die mit dem Wellenspiel und seinen Launen schon Freundschaft geschlossen haben und wissen, wie man ihm begegnen muß. Diese Kenner nehmen die ängstlichen Neulinge bei der Hand und in festgeschlossener Kette geht's hinein den schaumgekrönten Kindern des Meeres entgegen! Allein wirde es wohl Jedem schwer, ja verhängnisvoll werden, diesen Wellenkampf aufzunehmen, denn nicht nur die Wellen türmen sich drohend zu Häupten, sondern auch in der Tiefe lauern allerlei tückische Strömungen und Löcher! Verändert doch jede Flut den Meeresgrund! In der Gemeinschaft werden all' diese Gefahren zum fröhlichen Spiel der Kräfte; gleitet einer der Badenden aus, so wird er von den Kameraden wieder emporgeschnellt und der Tanz beginnt von neuem. Nur ein Gebot gilt: „Festhalten!“ Je größer die Wellen heranstürmen, desto krampfhafter anspannen sich die Hände und lachend taucht die Kette der Spielenden aus dem zerfließenden Gischt.

Wie oft stand ich am Ufer und betrachtete das fröhliche Bild. Selbstverständlich erschien allen hier das „Händereichen“, trotzdem es doch meist fremde Menschen waren, die der Zufall zusammengewürfelt hatte, kaum

Digitized by Google

kannte einer den Namen des anderen. Es ist also doch wohl dem Menschen angeboren das „Händereichen."

„Warum," so fragte ich mich, „ist die Hilfeleistung, die hier in der freien Natur so selbstverständlich erscheint, so selten in den Städten anzutreffen? Täglich kann man zahllose Fälle in der Großstadt beobachten, wo keine Hand sich rührt, wenn es sich darum handelt, einem Schwachen und Hilflosen beizuspringen. Und doch handelt es sich dann nicht um Spiel, sondern um bitteren Ernst! „Das ist Großstadtpraxis," hört man da wohl sagen und gedankenlos redet einer dem anderen das nach. Aber warum ist es so, warum kommt nicht in der Stadt alles Mitgefühl zusammen, warum wird das „Händereichen" hier so schwer? Gerade hier, wo es am nötigsten ist, weil die Lebenswellen sich am höchsten türmen und für den Einzelnen zur fortwährenden Gefahr werden. Besonders kummervoll ist es zu sehen, wie wenig schon die Großstadtjugend das „Händereichen" übt, und gerade bei ihr wäre es leicht, Hilfsbereitschaft zu erzeugen. Ein jeder von uns, der die Kindesseele nur ein bischen mit Verständnis beobachtet hat, weiß, wie leicht es ist, Mitgefühl im kindlichen Gemüt hervorzurufen. Leider herrscht vielfach die Ansicht, das Mitleid der Kinder sei eine schädliche Sentimentalität, und deshalb müsse es ausgerottet, oder wenigstens auf ein Mindestmaß beschränkt werden. Es ist dies eine sehr verhängnisvolle Praxis. Gewiß kann Mitleid — wenn es in falsche Bahnen geleitet wird — in Sentimentalität ausarten; versucht man aber das Mitgefühl der Jugend in wirkliche Hilfsbereitschaft umzuwerten und ihr die Wege zu zeigen, die zur wahren Hilfe führen, dann ist die Gefahr der Sentimentalität ein für allemal vorüber, und die Jugend wird dank ihrer Vorliebe für alles Tatkräftige eine wirkliche Freude am „Händereichen" empfinden.

Wie leicht wäre es zum Beispiel, unter gleichaltrigen Mädchen oder Knaben einen Klub für „Hilfskraft" (siehe „Jugendlehre") zu gründen. Jedes Mitglied müßte sich verpflichten, alle sich bietenden Gelegenheiten, Nächstenhilfe zu üben, anzunutzen. Natürlich dürfte diese Hilfe sich nicht aus Almosen rekrutieren, sondern aus wirklicher Hilfstat, sowohl auf praktischem als auf sittlichem Gebiet. Die Phantasie der Jugend würde dadurch auf höhere Ziele hingelenkt werden, was für die ganze spätere Lebensauffassung von allergrößter Bedeutung wäre. Leider fehlt es bisher noch sehr an Erwachsenen, die bereit sind, der Jugend die Hände zu reichen und sie in richtiger Weise in den Kampf des Lebens hineinzuführen, auf daß sie erstarke im Spiel der Kräfte. An Gelegenheit hierzu fehlt es wahrlich nicht; jeder von uns könnte einen solchen Kreis von Neulingen des Lebens um sich sammeln und das „Händereichen" im Lebenskampf der Großstadt üben.

L. J.

Empfehlenswerte Eltern- und Kinderbücher.

Gottfried Kämpfer. Ein herrnhutischer Bubenroman in zwei Büchern. Von Herm. Anders Krüger. Hamburg 1904. Alfred Janßen. Brosch. Mk. 6.—.

„Den deutschen Jungen und ihren Schulmeistern gewidmet von einem, der beides war" steht auf dem Vorstoßblatt. Wer zu Ende gelesen hat, der gibt dem Verfasser zu dem Gewesenen wohl noch den Gegenwartstitel: „Volkserzieher." Denn das Buch hat nicht nur der Jugend, nicht nur ihren berufenen Erziehern, sondern auch dem Volk selbst viel Ernstes und Gewichtiges zu sagen. Es schärft den Blick für die gewaltige Aufgabe einer individualisierenden Erziehungskunst, es führt in die selten aufgedeckten Tiefen eines herben und verschlossenen Charakters und zeigt sein Kämpfen und Werden; es gibt endlich einen wertvollen und offenbar lebenswahren Einblick in die Geisteswelt der „Stillen im Lande." Besonders die herbkräftige Religiosität jener Gemeinden, die dem zerfahrenen und oberflächlichen Urteil der Menge wie hinter der Zeit zurückgebliebene Weltfremdlinge erscheinen, weht durch jede Zeile der Darstellung und weist uns ein männliches Christentum ohne allen Gefühlsüberschwang, das in seiner Geschlossenheit allen Ansprruch hat, auch von dem grundsätzlichen Gegner liebevoll genommen zu werden. An wie viel Schäden deutscher Gemütstiefe und sittlicher Kraftentwicklung gehen wir, geblendet von öden Schlagwörtern, achtlos vorüber, bis uns ein echter Dichter einmal mit seiner Zauberrute die Bergwand öffnet und uns zeigt, wieviel unsere Schulreformer noch von dem Geiste der Vergangenheit lernen müssen, um auch nur Aehnliches, geschweige denn Besseres zu leisten! Gewiß ist es ein Idealbild, das uns Herm. Anders Krüger von den alten Erziehungsstätten der Brüdergemeinden entwirft, wenn er auch wahrlich aufrichtig genug die Schatten neben das Licht setzt, aber es ist ein Ideal, bei dem schon die Annäherung der Wirklichkeit uns weit über das Niveau unserer meisten Schulinternate erhebt. In der köstlichen Schilderung des ganzen inneren Lebens einer solchen Erziehungsgemeinschaft liegt der Hauptwert des Buches; darum durfte auch der Autor ruhig die Entwickelung seines „Helden" an dem Punkte abbrechen, wo sie individualistisch erst „interessant" werden mußte. Er führt ihn nur bis an die Schwelle der Universität; aber wir wissen genug von ihm, um nicht um sein Schicksal bange zu sein.

Wir freuen uns in der Zeit der Gift-Kraftl-meierein einen echten Erziehungsroman zu begegnen, der Nachdenken und nicht Unterhaltung zu bringen versteht.

-nr-

*

Der süße Willo oder die Geschichte einer netten Erziehung. Von Otto Ernst. Dritte verbesserte Auflage (3.—7. Tausend). Leipzig, L. Staackmann 1905. Eleg. kart. Mk. 1.—.

Der warme und aufrichtige Dank, den ich dem Verfasser an dieser Stelle vor Kurzem für seinen prächtigen Asmus Semper aussprechen durfte, berechtigt mich wohl dazu, heute ebenfier ungeschminkt meine Meinung über das neue Büchlein zu sagen. Dabei muß ich den Leser um Entschuldigung bitten für die Ueberschrift. — Zu den empfehlenswerten Elternbüchern (geschweige denn Kinderbüchern!) rechne ich die Arbeit ganz und gar nicht, also brauchte ich, da meine Absicht nicht war, in dieser Ecke kritische Schlächtereien zu verüben, eigentlich überhaupt nicht davon zu sprechen, wenn nicht der Name des Verfassers die Fracht deckte. Aber hier muß eben aufrichtig gesagt werden: Dieser Name ist uns zu gut dazu. „Warum sollte Otto Ernst nicht einmal, falls ihn die satirische Laune anwandelte, dergleichen schreiben?" Nun, weil er Besseres kann. Und wenn schon schreiben, so durfte er es doch nicht in's Publikum werfen. Noblesse oblige; wer über so tiefe Herzenstöne aus dem Kinderlande verfügt, soll uns nicht als Possenreißer kommen.

Otto Ernst täuscht sich hoffentlich nicht darüber, als ob diese faustdick aufgetragene Ironie, die übrigens höchst ermüdend wirkt, irgend ein Gitternaß der angedeuteten Qualität bessern könnte. Karrikaturen erziehen Niemand. „Gott sei Dank, so bin ich denn doch nicht!" ruft das Zielobjekt aus, und sagt behäbig lachend dazu: „aber Freund N. N. müßte man das Buch verehren!" Das ist indeß keine rein ethische Wirkung.

Können denn unsere Schriftsteller nichts mehr im Schreiblisch lassen? Muß denn jeder Einfall gleich unter die Presse? Wer Otto Ernst wirklich verehrt, wird sich der Freundespflicht nicht weigern dürfen, gelegentlich zu sagen: „Solchen Quark magst du Anderen überlassen!"

— ns —

Lesefrüchte.

Gehorcht der Haushalt einer Idee? Siehst du den Menschen — seine Gestalt, seinen Geist, sein Streben — in seiner Haushaltung? Ist diese durch und durch erhellt, durchscheinend? Es sollte in einer Haushaltung nichts Verwirrendes, nichts Konventionelles geben, sondern der Geist und die Liebe des Menschen sollten seinem Besitztum so augenfällig aufgeprägt sein, daß ein Auge, das ihm heute aus seinem Eigentum, aus seinem Schmuck, aus jeder Ausgabe, seinen Charakter lesen könnte. Eines Menschen Geld sollte nicht der Richtung folgen, die des Nachbars Geld nimmt, sondern sollte für ihn die Erreichung desselben bedeuten, was er am liebsten damit tun möchte. Ich bin nicht ein Ding und meine Ausgaben ein anderes! Meine Ausgaben sind Ich. Daß unsere Ausgaben und unser Charakter zweierlei sind, das ist das Laster, woran die Gesellschaft krankt.

Emerson: Häusliches Leben.

Nicht der ist auf der Welt verwaist,
Dessen Vater und Mutter gestorben,
Sondern der, der für Herz und Geist
Kein Wissen und keine Lieb' erworben.

Fr. Rückert.

Digitized by Google

November 1905.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

Die Urnen. Ein Märchen von Sofie Lasé.
Die Hexe. Von Carola v. Eynattten.
Zwischen den Dornen und am Wege. Die Glaubwürdigkeit der Kinder.
Empfehlenswerte Eltern- und Kinderbücher.
Vom Schwesterchen. I. Von Etta Federn.

Die Urnen.

Ein Märchen von Sofie Lasé.

Es war vor vielen, vielen tausend Jahren in einem großen, schönen Lande. In der Mitte des Landes lag eine reich bevölkerte Stadt und den Mittelpunkt dieser Stadt bildete ein Tempel aus Gold und Marmor.

In diesem Tempel stand das Heiligtum des Landes: Eine Urne von seltsam schöner Form und aus seltsamem Stein, wie man ihn nie zuvor anders je gesehen hatte. Und obgleich diese Steinart nicht eigentlich durchsichtig war, ging doch von der Urne ein überirdischer Glanz aus, der auch alles in ihrer Umgebung bestrahlte.

Dieser geheimnisvolle Wunderglanz war so unbeschreiblich schön, daß alle Leute, die in den Tempel kamen, in Entzückung gerieten und sich nicht genug tun konnten in der Lobpreisung dieser herrlichen Urne. Alle glaubten, im seltsamen Material, aus dem die Urne geformt war, liege der Ursprung des Wunderlichts.

Hin und wieder jedoch tauchte da und dort das Gerücht auf, daß die Urne nicht selbst das Licht ausstrahle, sondern daß sich in ihrem Innern das eigentliche Heiligtum befände, von dem die Urne erst ihr Licht erhielt. Aber niemand schenkte diesem Gerücht rechten Glauben. Und dann, wie sollte man es anstellen, dafür einen Beweis zu erlangen? Die Urne stand festverschlossen im Innern des Tempels auf einem Sockel von Gold, und tausend Wächter wachten Tag und Nacht, daß niemand sie berühre.

Weiter eilte die Zeit, weiter, immer weiter.

Da kam eines Tages die Nachricht in das Land, daß in einem andern fernen Lande, von dessen Dasein man eben erst Kenntnis erhalten hatte, eine ganz ähnliche Urne stände. Auch das Heiligtum des Volkes, auch von einer ganz seltsam schönen Form und auch von einem wundersamen Glanze, der alles zur Anbetung zwang.

Und eigen! Nach einer kurzen, weiteren Spanne Zeit, als sich dem Lande durch Handel und Industrie immer mehr Länder erschlossen, vernahm man noch von einer dritten ganz ähnlichen Urne, der auch dasselbe Lichtwunder zu eigen sein sollte, und dann gar noch von einer vierten, fünften und sechsten.

Da gab es nun viele Leute im Lande, die wollten alle Urnen sehen. Und um diese Idee zur Ausführung zu bringen, ließen sie sich keine Gefahr und Unannehmlichkeiten verdrießen und reisten in die Ferne, von einem Lande zum andern Land.

Und sie sahen die andern Urnen außerhalb ihres Landes, alle an Form so anders, doch alle von demselben Wunderglanze durchstrahlt.

Nun, der menschliche Geschmack ist so verschieden; so ist es heute und so war es damals auch. Einem gefiel deshalb die eine Urne, einem eine andere, einem die dritte, einem die vierte, einem noch eine andere und wieder einem wieder eine andere am besten. Man unterhielt sich viel darüber, sehr viel. Man stritt sich, man zankte sich; die menschlichen Leidenschaften wurden wach. Es bildeten sich Parteien. Es gab Hader und Streit der Urnen wegen. Es gab Kampf und Schlacht, Mord und Raub. Die Menschen rieben sich gegenseitig auf, ihrer Meinungsverschiedenheiten wegen und, was das schlimmste war, die Jahrhunderte vergingen, und sie kamen zu keinem Endresultat. Nur hin und wieder schien es, als sollte die eine oder die andere Partei nun endgültig Sieger sein, aber das erwies sich immer wieder als Trug.

Da stand ein Mann auf!

Durch Zufall war ihm das Gerücht zu Ohren gekommen, welches immer noch durch die Jahrhunderte hindurch spukte, daß nämlich das Innere der Urne das eigentliche Heiligtum, der Ursitz des Lichtes sei. Er dachte viel über das Gerücht nach, er, der schon lange von der Nutzlosigkeit und Torheit des Parteihasses der Urnen wegen überzeugt war.

Da faßte er einen großen, mutigen Entschluß. Er genoß Macht und Ansehen im Lande und nun ließ er eine große Versammlung der Urnen wegen einberufen und lud die Ersten und Höchsten jeder Partei aus den fremden Ländern dazu ein.

„Was soll der Hader und Streit schon so viele Jahrhunderte hindurch," sprach er zu den fremden Abgeordneten. „Laßt doch die Urnen selbst entscheiden, welche von ihnen die Schönste sei! Die soll es sein, deren Inhalt der kostbarste ist."

Und wie er vorschlug, so tat man auch. Die Urnen wurden unter feierlicher Prozession in einen Tempel gebracht und dort gemeinsam geöffnet.

Und o Wunder! Was sah man da? Was schauten alle Augen, die im Tempel waren?

Jede Urnen enthielt ein gleich großen, gleich hell strahlenden Edelstein von wundersamer Pracht; so schön,

Digitized by Google

wie man nie zuvor auch nur einen ähnlichen gesehen hatte: Sonnenglanz und Mondenschein, Himmelblau und Waldesgrün schienen sich ineinander zu verweben und strahlten dann wieder in tausendfacher Spiegelung.

Und als die Steine nun beisammen lagen, da wußte keiner mehr, welcher Stein aus dieser oder jener Urne genommen war. Alle Steine leuchteten zusammen in himmlischer Einheit.

Das Volk aber, das in dem Tempel war, fiel auf die Knie.

Und im Hintergrunde des Tempels standen die Urnen, schön und seltsam an Form, aber sie leuchteten nicht mehr, das Schönste war von ihnen genommen.

Das sahen die Leute und empfanden, was für eine Offenbarung ihnen eben geworden war. Und das Licht, das die Steine zusammen ausstrahlten, erleuchtete ihre Herzen.

Und da fingen die Menschen plötzlich zu begreifen an, daß die Urnen ja alle gleich schön wären, weil doch ihr Inhalt der gleiche. Sie schämten sich tief ihres törichten Haders und Streites und gaben sich die Hände und gelobten sich ewigen Frieden und ewige Freundschaft. Und so blieb es dann auch bis ans Ende der Welt.

* * *

Nun, die Urnen mit den Wundersteinen sind die großen Religionsgemeinschaften; in der Form so verschieden, doch im sittlichen Kerne so gleich.

Noch ist nicht die Zeit, da die Urnen in einem Tempel stehen und ihres Inhaltes wegen alle einmütig verehrt werden.

Aber die Zeit wird einst kommen. Gewiß! Und dazu können wir alle helfen, groß und klein.

Dann werden alle Menschen die gleich wunderstrahlenden Edelsteine sehen und alle werden sich die Hände geben und es wird eine alles umfassende Liebe auf Erden sein.

Die Hexe.

Von Carola v. Eynatten.

In der Töchterschule war der Unterricht für heute beendet, und die kleinen und großen Mädel furrten wie ein lustiges Bienenvölklein plaudernd und tänzelnd durch die weitoffenen Türen des Treppenhauses auf den großen Platz vor dem Schulgebäude, sich in mehr oder minder eilig davontrippelnde Gruppen auflösend.

Fünf Mädchen, von denen die älteste höchstens dreizehn Jahre zählen konnte, gingen zusammen bis ans Ende des Platzes, um an der Ecke der Hauptstraße, wo ihre Wege sich trennten, stehen zu bleiben. Die kleinen Dinger hatten einander aber noch allerlei zu erzählen und sie waren so eingenommen von ihrem Geplauder, daß sie nichts von dem bemerkten, was um sie herum vorging, bis die Jüngste von ihnen rief: „Seht doch, die alte Frau drüben fällt gewiß gleich hin!"

Die verschiedenen Köpfchen wendeten sich blitzschnell. — Richtig, quer über den Platz humpelte, auf einen dicken Knotenstock gestützt, ein gebücktes Weiblein in armseliger, halb ländlicher, halb städtischer Kleidung. Ihre Kräfte mußten erschöpft sein, denn sie wankte und schwankte bei jedem Schritt, alle Augenblicke stehenbleibend. Endlich erreichte sie aber doch den von einem breiten Steinsockel emporstrebenden Kandelaber in der Mitte des Platzes und setzte sich auf den vorspringenden Stein.

Die fünf standen noch auf dem nämlichen Fleck; jetzt aber sagte die Größe: „Vielleicht ist die Frau krank, wir werden doch nach ihr schauen müssen," und ohne eine Antwort abzuwarten, sprang sie nach dem Kandelaber hinüber, gefolgt von ihren Gefährtinnen. Inzwischen hatte sich aber ein Häuflein anderer Mädchen und auch ein paar Erwachsene um das Weiblein gesammelt, die zwar die Siebzig schon seit Jahren überschritten haben mochte, aber nicht eigentlich krank aussah. Doch häßlich und schmutzig war sie, ihr Rock und Umschlagetuch an vielen Stellen dick von Straßenstaub bedeckt und sogar zerrissen, das graue Haar wirr und in Strähne aufgelöst, die ihr ins Gesicht hingen. „Ganz wie eine Märchenhexe!" sagte eine von den fünfen.

„Ich kenne sie," sagte die Größe, die ihre Gefährtinnen Nell nannten, „sie wohnt keine fünf Minuten von uns im Waldhüterhäuschen an der Straße nach Herten."

„Ich möchte nicht in ihrer Nähe wohnen, täte mich fürchten!" zischelte eine Kleinere, die alte Frau aus großen Augen anschauend.

„Rede keinen Unsinn, Mia!" tadelte Nelly.

„Hu, sie sieht aber doch zu gräßlich aus!"

„Für sein Aussehen kann niemand; das wird uns gegeben, und wir müssen es behalten, ob es schön ist oder nicht!"

Unter den Umstehenden befand sich auch eine „ganz Große," die wohl schon in der obersten Klasse saß. Nachdem sie eine Weile in einer kleinen Geldbörse herumgesucht, trat sie auf die Frau hinzu, die ein Geldstück reichend. „Damit könnt ihr auf der Elektrischen fahren, Frau," sagte sie.

Die Alte schüttelte jedoch den Kopf, ohne die dargebotene Münze zu berühren, und erwiderte: „Danke schön, junges Fräulein, Geld habe ich selber. Ist's auch nicht viel, für die Elektrische reichts schon. Aber laufen kann ich nicht, mein böses Rheuma ist mir vorhin wieder ins Bein geschossen, und dann bin ich allemal ganz fertig. Dort drüben in der Straße ist ein Radahrer an mich angerannt, daß ich beinahe umgefallen wäre, und gleich darauf hab' ichs gespürt, und jetzt kanns ein paar Tage gehen, bis es wieder recht wird. Tät mir keins von Euch eine Droschke herschicken? Brauchen keine Angst zu haben, hab' vorhin meine Pension geholt, kann schon bezahlen."

„Wenn auf dem Droschkenplatz ein Wagen steht, will ichs dem Kutscher sagen," versetzte die „ganz Große," ihr Geld mit halb beleidigter Miene wieder einsteckend.

Da reifte in Nelly ein guter Entschluß. Sie hatte schnell überlegt, was aus der alten Frau werden sollte, wenn keine Droschke am Platze wäre oder der Kutscher der Weisung keine Folge leistete, und dann sagte sie sich auch, daß, wenn eine käme, die Fahrt wenigstens zwei Mark kostete, und die Alte sah doch garnicht aus, als ob sie überflüssiges Geld hätte; darum wollte sie sie zur Elektrischen führen und mit ihr bis in ihre Wohnung fahren. Verlockend war es ja nicht, denn die Frau sah wirklich zu abscheulich aus, und alle Leute würden gucken, Mama aber sagte immer: man dürfe sich nicht lange besinnen und nach diesem oder jenem fragen, wenn es gelte, einem Bedrängten beizustehen, weil die Hilfe sonst oft zu spät kommt.

Ein letztes Zögern mutig überwindend, sagte sie zu dem jungen Mädchen, das die Droschke besorgen sollte: „Warte noch, vielleicht kann ich die Frau nachhause führen."

Man schaute die brave Nelly verwundert an, einige Mädchen kicherten sogar leise vor sich hin, sie aber bekümmerte sich nicht darum und fragte, dicht an das Weiblein herantretend: „Wollt Ihr nicht versuchen, bis zur Elektrischen hinüberzugehen, Mutter, wenn ich Euch führe! Gleich hinter der Ecke ist eine Haltestelle und bei Eurem Häuschen ist auch eine!"

Die Frau hob überrascht den Kopf, dann sagte sie gerührt: „Du bist ein gutes, arg gutes Mädele, und ich dank Dir auch recht schön. Ich täts schon gern probieren, aber was täten wir denn anfangen, wenn ich trotzdem nicht weiterkäm'!"

„Dann hole ich irgendwo einen Stuhl für Euch und springe um eine Droschke," schlug Nelly vor.

„Das ist erst noch ein guter Gedanke," meinte die Alte erfreut, indem sie, sich auf den Stock stützend, in die Höhe zu kommen suchte.

Digitized by Google

Nelly sprang herzu, ihre Schulter zur Stütze anbietend, und dieses Beispiel wirkte so gut auf die anderen Mädchen, daß ein paar herbeikamen, um mitzuhelfen.

„Hoppla!“ sagte das Mütterlein, als es nach mancher vergeblichen Anstrengung leidlich fest auf den Beinen stand.

„Legt den Arm um meinen Hals, dann gehts besser,“ riet Nelly.

„Und den andern um meinen Hals,“ sagte eine von Nellys Klassenkameradinnen, die nicht zurückstehen mochte an Dienstfleiß.

„Wir gehen mit, um einen Stuhl zu holen, wenn ihr einen braucht,“ schlossen sich noch einige kleine Mädchen an.

Der kleine Zug setzte sich in Bewegung, und wenn es auch nur recht mühsam und sehr langsam vorwärts ging, schließlich gelangte man doch zur Haltestelle, ohne daß ein Stuhl nötig geworden wäre. Mitunter wurde den jugendlichen Samariterinnen allerdings ein wenig warm, denn die Vorübergehenden schauten sie verwundert und gleichzeitig neugierig an, ja es zeigte sich auf manchem Gesicht sogar ein Lächeln, das vielleicht Beifall bedeutete, von ihnen aber für Spott angesehen wurde. Sie ließen sich dadurch aber nicht beirren, und harrten tapfer neben dem Prellstein aus, auf den sich die alte Frau in Erwartung der Elektrischen niedergelassen hatte. Jetzt wurde das Gucken und Lächeln, das Flüstern und Umwenden zwar noch schlimmer, denn in der Hauptstraße verkehrten weit mehr Leute, als auf dem Schulplatz; die Kleinen hatten aber die Empfindung, richtig gehandelt zu haben, und das erhöhte ihre moralische Widerstandskraft.

„Ich dank Euch auch recht schön für Eure Hilfe, ihr Kinder, und wenn ihr mich einmal besuchen wollt, so wird's nich arg freuen und meinen Sohn auch. Milch, Brot, Butter, Eier und Speck gibts alleweil bei uns. Fragt nur nach'm Brenner-Sepp, dem Waldhüter; 's ist gleich das erste Häusli auf der Straß' nach Herten. Und jetzt: vergelts Gott vielmals, und geht heim, damit Eure Eltern nicht in Aengsten sind um Euch,“ sagte Frau Brenner.

„Ja fahre mit Euch, Mutter Brenner,“ bemerkte Nelly, „ich habe ohnehin denselben Weg zu machen — wir wohnen nämlich im vorletzten Hause links in der Hertner-Straße — und kann Euch beim Ein- und Aussteigen behilflich sein.“

Gleich darauf kam ein Wagen der Elektrischen, und unterstützt von den Schaffners kräftigen Armen, von Nelly und ihrer kleinen Freundin gelangte die Alte ziemlich leicht die breiten Fußtritte hinauf und ins Wageninnere.

„Gute Besserung, Mutter Brenner! An einem freien Nachmittag kommen wir einmal alle schauen, wie's Euch geht!“ riefen ihr die zurückgebliebenen Kinder nach.

Der Wagen war ziemlich besetzt, und das Erscheinen der verwahrlost aussehenden Greisin in Begleitung der sehr nettgekleideten Nelly, der man von weitem schon das Kind der besseren Stände ansah, fiel nicht wenig auf. Plötzlich aber rief ein in der fernsten Ecke sitzender eleganter junger Herr, den das Mädchen noch gar nicht bemerkt hatte: „Halloh, Nell! Was treibst Du denn hier!“

Es war Vetter Erwin, der Student, und das Däuchen hatte eine neue Verlegenheits-Anwandlung, denn sie kannte ihn als einen argen Spötter, und fürchtete, hintennach von ihm ausgelacht zu werden.

„Ich führe die Mutter Brenner nach Hause, sie wohnt nicht weit von uns, im ersten Haus an der Landstraße, und Du konntest Mama sagen, sie solle nicht ängstlich sein, ich würde bald heim kommen,“ erwiderte sie, ihm voll ins Gesicht schauend.

„Werd's besorgen, kleine Cousine.“

Die Waldhüterstelente waren beide daheim, und als sie hörten, wie gut Nelly gegen ihre alte Mutter gewesen und wie liebevoll sie sich ihrer angenommen hatte, da wußten sie gar nicht, wie sie ihrer Freude und Dankbarkeit Ausdruck geben sollten. Die Kleine wunte sich schließlich nur durch eiliges Davonlaufen in Sicherheit zu bringen, denn der überschwängliche Dank verwirrte und beklemmte sie.

Daheim aber sagte die Mutter: „Das war recht, Du mußt es ein andermal wieder so machen, wenn Du einen Hilfsloen antrifft. Morgen nachmittag werde ich mit Dir zu der alten Frau gehen und ihr eine Salbe bringen, die gegen Rheumatismus gut ist.“

„Und hier hast Du fünf Mark. Die bringst aber Du der Alten, ohne zu sagen, wer sie Dir gab. Verstanden, Mamsell Nelly!“ sagte der Student bei, ohne einen einzigen seiner schlechten Witze zu machen, die sonst bei jeder Gelegenheit zum Vorschein kamen.

Zwischen den Pornen und am Wege.

Die Glaubwürdigkeit der Kinder. Der Ausspruch Jean Pauls: In den ersten fünf Jahren sagen die Kinder kein wahres und kein lügendes Wort, sie reden nur — bedarf insofern einer Erweiterung, als sich auch über diese Altersstufe hinaus, ja durch das ganze Schulleben hindurch Fälle zeigen, wo man mit Erstaunen, in das sich oft Schrecken mischt, sieht, wie ein Kind, über dem Wahrheitsliebe bis dahin nicht der geringste Zweifel obwaltete, sei es, daß seine lebhafte Phantasie ihm einen Streich spielte, sei es, daß falsche Scham, Angst, Bestürzung oder Parteilichkeit für Geschwister und Freunde das Urteil trübte, unbewußt zum Lügner wird.

In solchen Fällen gleich moralische Minderwertigkeit anzunehmen und mit Strafen dreinzufahren, wird dem erfahrenen Erzieher, der da weiß, wie das Gefühlsleben des Kindes gleich dem Intellekt erst im Werden begriffen ist, nicht befallen. Es scheint in der Tat, als ob das Wahrheitsgefühl, nach Schiller das eigentliche Lebensgefühl und die Zierde des Menschengeistes in der Kindesseele gleich den religiösen und ästhetischen Gefühlen ein Traumleben führe. Das zur Extremität des Wahren notwendige Abwägen von Gründen und Gegengründen, wie die Einsicht in die Folgen, die sich an die so oder anders gestaltete Aussage knüpfen können, setzen neben der geistigen Helle, die das Kind zu erst durch den Unterricht erwerben soll, größere sittliche Reife voraus, als man vom kindlichen Alter in der Regel zu erwarten berechtigt ist. Leider machen sich auch im Leben des Kindes schon sehr frühe Einflüsse geltend, die der Erziehung zur Wahrhaftigkeit direkt entgegenstehen, z. B. das tadelnswerte Verhalten der Erwachsenen hinsichtlich des sogen. Convention llen Lügens, mit denen man es gewöhnlich nicht „so genau“ nimmt. Es ist sehr bezeichnend für die Larheit in der Behandlung der Gesellschaftslüge, daß das enfant terrible, das so hänfig die Angehörigen darüber belehren muß, wie häßlich es ist, einen Besuch freundlich zu empfangen und hernach über ihn zu lästern, zu den stehenden Figuren der Witzblätter gehört. Ein naheliegendes Beispiel ist auch die Stuppelkoftaket, mit der manche Eltern nach der nächstbesten Entschuldigung greifen, um Kinder von der Schule fernzuhalten und zu allerhand Dienstleistungen zu verwenden. In den direkt verkehrten Maßnahmen der Erziehung, die geeignet sind, das unentwickelte Wahrheitsgefühl in falsche Bahnen zu drängen, gehört die harte und tyrannische Behandlung der Kinder. Salzmann schildert in seiner bekannten Anweisung zu einer unverkünstelten Erziehung der Kinder in drastischer Weise, wie ein harmloses Bürschchen durch die grausame Strafe, die regelmäßig auf das Bekenntnis einer Verfehlung folgt, zum habituellen Lügner wird: „Da er sah, daß der Vater durchaus die Wahrheit nicht hören wollte, so fing er nach und nach an, sie sich abzugewöhnen. Log er, so gingen seine leichtsinnigen Streiche ungeahndet hin; redete er die Wahrheit, so bekam er Schläge. War es ihm zu verdenken, wenn er sich aufs Lügen legte?“

Es ist kein geringer Beweis eines richtigen Verhältnisses zwischen Erzieher und Zögling, wenn in letzterem das Bewußtsein lebendig ist, daß ein offenes, freimütiges Geständnis unter allen Umständen strafmildernd in die Wagschale fällt. Durch eine zwar sittlich-ernste, aber dennoch milde und gerechte Behandlung, die auch im kleinen Kinde schon der Menschheit Würde achtet, werden die Keime des Ehrgefühls und der Selbstachtung, der besten Schutztruppe im Kampfe gegen Unwahrhaftigkeit, gepflegt.

Die Praxis der Gerichte, Aussagen von Kindern, die nicht als direkt verlogen bekannt sind, vollen Glauben beizumessen, ist Veranlassung geworden, daß sich die experimentelle Psychologie mit der Erforschung der Kindesliige befaßt hat, um schon jetzt klärt sich überstehen, daß das Gebiet unbewußt falscher Aussagen außerordentlich groß ist. In Berlin hielt kürzlich Privatdozent Dr. Stern Vortrag über seine darauf bezüglichen Versuche. Er hat 50 Kindern ein in grellen Farben gehaltenes Bild einer Bauernstube vorgelegt. Nachdem gesagt war, daß sie es nachher

Digitized by Google

beschreiben sollten, bursten sie es je eine Minute beachten. Das Verhör zeitigte ein ganz überraschendes Ergebnis. Am richtigsten waren noch die Angaben bei dem sofortigen Bericht über das Geschene. Hier waren nur 5—6 Prozent der Angaben falsch. Freilich schilderten die Kinder von dem Bilde nur, was sie wollten. Viel ungünstiger stellte sich das Verhör, das nach 80 Fragen nach allen Einzelheiten des Bildes umfaßte, wobei auch Suggestivfragen, d. h. Fragen nach garnicht vorhandenen Gegenständen angestellt wurden! 33 Prozent, also jede dritte Antwort war falsch! Besonders viele Fehler wurden in der Angabe der Farben gemacht, auch die Zahl der Gegenstände wurde meist falsch angegeben. Sehr zu denken gibt das Ergebnis der Fragen nach Gegenständen, die in Wirklichkeit auf dem Bilde nicht vorhanden waren. Diese Suggestivfragen wurden von 49 Prozent aller siebenjährigen Knaben bejaht. Bei zehnundeinhalbjährigen Knaben betrug der Prozentsatz der falschen Aussagen 26, bei vierzehnjährigen 19. Von den siebenjährigen Mädchen fielen 51 Prozent auf Suggestivfragen hinein, von den zehnundeinhalbjährigen 49 Prozent, von den vierzehnjährigen 19 Prozent. Auch diesen und vielen anderen Forschungsergebnissen zieht Dr. Stern den Schluß, daß die Vertrauensseligkeit gegenüber Kinderaussagen erheblich herabgemindert werden muß. Die Aussagen richten sich ganz nach der Art der Fragestellung, besonders von amtlichen Personen. Daher können gerade vor Gericht von sonst wahrheitsliebenden Kindern in gutem Glauben ganze Lügengewebe vorgebracht werden. Die schlimmste Suggestion des Kindes liegt in der Gegenüberstellung mit den Angeschuldigten. Diese Praxis sollte man vor Gericht ganz fallen lassen, dem Kinde vielmehr die Aufgabe stellen, aus einer Reihe vorgeführter Personen den Schuldigen herauszufinden. — Die Fälle sind nicht eben selten, daß Erwachsene auf Grund der Aussagen von Kindern vor Gericht gezogen werden und trotz eines Freispruches die grausame Wahrheit des semper aliquid haeret am eigenen Leibe schmerzlich erfahren müssen. Wenn die §§ zwischen 55 und 56 des Strafgesetzbuches eine bestimmte Altersgrenze für die Strafmündigkeit jugendlicher Verbrecher vorsehen, ist da nicht — durch einfache Korrelation — die Forderung berechtigt, daß auch für die Zeugnismündigkeit eine solche Altersgrenze festgesetzt werde? Oder besteht der, wenn die Einsicht in die Strafbarkeit einer Handlung mangelt, dennoch Einsicht genug, die Tragweite einer gerichtlichen Zeugenaussage zu ermessen? Das gerichtlich geforderte Gutachten eines Lehrers über einen Schüler, der an Gerichtsstelle zeugen soll, dürfte wenigstens mit der Frage nach der Glaubwürdigkeit, die, wie wir sahen, ein Ding problematischen Charakters ist, nicht erledigt sein, müßte sich vielmehr auf die ganze geistige Kapazität wie den Grad der sittlichen Reife überhaupt erstrecken. — Die Schule steht hier vor konkreten Aufgaben. Man braucht nicht so weit zu gehen, wie Dr. Stern, und dem Unterricht neue Fächer in Gestalt von Erinnerungs- und Aussagepädagogik zuzuschieben, vage Begriffe übrigens, mit denen nichts Rechtes anzufangen ist. Glücklicherweise besitzen wir in der Erziehung zur willkürlichen Aufmerksamkeit, der bewußten und gewollten Konzentration des Geistes auf einen bestimmten Gegenstand ein ausgezeichnetes Mittel, die Kinder zu scharfen Auffassen von Dingen und Vorgängen, wie zu genauer Reproduktion des Gesehenen und Gehörten anzuhalten. Und hier ist zugleich das Mittel geboten, der kindlichen Phantasie, die die Vorstellungen verändert, indem sie dieselben aus der räumlichen und zeitlichen Folge herausbricht, neue Glieder einlegt, die Reihen verlängert und neue Formen kombiniert, heilsame Schranken zu ziehen. Wird so der unbewußten Kindeslüge wirksam entgegengearbeitet, so läßt sich erwarten, daß durch den steten Hinweis darauf, daß die bewußte Lüge eine Feigheit und als solche mit Strafe und Mißachtung unerbittlich zu ahnden ist, erwarten, daß die Schule auf einem der schwierigsten Gebiete der Pädagogik allmählich zu befriedigenden Resultaten gelangen wird.

(Neue Westdeutsche Lehrerzeitung, Elberfeld).

Empfehlenswerte Kinder- und Elternbücher.

Zwei neue Zeitschriften für die pädagogische Reformbewegung seien heute den Eltern unserer Kinder warm empfohlen. Sie sehen ja beide zunächst etwas lehrerhaft aus, als wären sie nur von Berufslehrern für Berufslehrer geschrieben. Aber unsere Mütter und Väter brauchen sich dadurch nicht abschrecken zu lassen; der reformfreudige Pädagog und Jugendbildner hat das alte pedantische Schulmeistergesicht längst abgelegt; er muß jung und schaffensfroh an seine Aufgabe gehen und weiß auch selbst, daß Erziehung heute nicht mehr eine Geheimkunst ist, die hinter den Schulmauern am unwilligen Objekt praktiziert werden kann, sondern daß sie das vollste Tageslicht und die aktive Mitarbeit der Eltern und Kinder fordert.

Aus dem bekannten grundsätzlichen Bremer Schulkampf geboren, präsentiert sich uns zunächst

„Vorkand.“ Organ für freiheitliche Pädagogik, herausgegeben von einer Vereinigung bremischer Lehrer. Verlag von Boesting und Cie., Bremen. Halbjährlich Mark 1,50. Monatlich eine Nummer.

Wir liegen nur drei von den bisher erschienenen Heften vor, da die beiden ersten Nummern, die sich mit den Thesen der Bremer Lehrerschaft gegen den obligatorischen Religionsunterricht vorzugsweise beschäftigten, begreiflicher Weise sofort vergriffen waren. Auch in den vorliegenden schlägt die Kampfeslust noch hohe Wellen in den §. §. T. recht scharfen Auseinandersetzungen mit Geistlichen und Rektoren von der Gegenseite; das wird vorübergehen; aber schon jetzt kommt neben der Abwehr der Aufbau der neuen Schule zur Geltung. Dazu rechne ich §. B. den längeren Aufsatz über „Kultur und Schule“ von F. Gansberg (siehe eine Probe davon in nächster Nr.), über „Die künstlerische Erziehung im modernen Erziehungsproblem“ von R. Jaiche, „Persönlichkeit“ von Sissy Frerichs u. a. m. Es wäre zu wünschen, daß die freiheitlich gesinnte Elternschaft ihre Sympathie für die Vorkämpfer unserer Sache in Bremen durch ein Probe-Abonnement betätigte.

*

Um einige Schattierungen akademischer und zuhiger gibt sich

„Der Säemann.“ Monatsschrift für pädagogische Reform, herausgegeben von der Hamburger Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung. Schriftleiter Carl Götze. Verlag B. G. Teubner, Leipzig. Jährlich 12 Monatshefte von je 2 Druckbogen. Mark 5,—. Einzelheft Mark —,50.

Sowohl die sittlichen Namensreihe der Mitarbeiter, wie die überaus leistungsfähige Verlagsbuchhandlung bürgen für die Güte des Unternehmens; namentlich kommen der Zeitschrift auch die künstlerischen Steinzeichnungen und Bildstöcke zu Gute, über die der Teubner'sche Verlag verfügt. Statt weiterer Empfehlung sei nur eine kurze und nicht einmal vollständige Ueberschau über den Inhalt der beiden letzten Hefte gegeben. Da spricht Alfred Biese-Neuwied beherzigenswerte Worte über die Notwendigkeit der Naturerziehung, d. h. der Erziehung zum modernen Naturgefühl. Lili Dröscher vom Berliner Pestalozzi-Fröbel-Haus berichtet aus ihrer reichen Erfahrung über die ersten Kunstbetätigungen der Kleinen. Der künstlerische Erziehungsplan in Weimar wird von Rudolf Pannwitz beprochen, Wilhelm Bode-Weimar steuert Erinnerungen an Tolstoi in Weimar bei. Ein schön illustrierter Aufsatz von Adolf Furtwängler setzt die Bedeutung der Gymnastik für die griechische Kunst ins rechte Licht. Arthur Bonus-Dresden nimmt sich, als barmherziger pädagogischer Ketzer, des Auswendiglernens gegenüber der pedantischen Schulerklärung künstlerischer Werke an. Eine sehr zum Nachdenken reizende Skizze liefert H. Scharrelmann in seinem „Das kann ich auch“ für die Methodik des Heimatunterrichts. F. W. Forster-Hamburg beginnt eine Besprechung von F. W. Foersters Jugendlehre, die jedenfalls in den Kern der Sache einzudringen verspricht. Dazu bringt jedes Heft eine reiche Rundschau über pädagogisch-wertvolle Neubildungen und Bücherbesprechungen aus demselben Gebiet. Man darf der neuen Monatsschrift, die nunmehr bald ihr „Probejahr“ hinter sich hat, das günstigste Prognostikon stellen. Das viele Neue, das in der letzten Zeit aus dem pädagogischen Erdreich überall zum Lichte drängt, findet hier sachverständige Kritik und sorgfältige gärtnerische Pflege.

— ns —

Vom Schwesterchen!

I.

Denkt Euch, der Storch, ich hab ihn gesehn!
Aber im Schnabel trug er es nicht!
Auf einem Beine nur sah ich ihn stehn
Und er klappert mir frech ins Gesicht!

Mutterli meint, das hab' ich getraumt,
Und das Märchen vom Storch ist nicht wahr;
In ihr selbst war ein Kämmerchen eingeraumt,
Und da schlief es dreiviertel Jahr.

Und manchmal ist es ein wenig erwacht,
Und hat gestrampelt ganz schwach,
Und endlich hat es die Tür aufgemacht
Und kam heraus und war wach!

Und Mutterli sagt, das tat ihr so weh
Und hat sie doch riesig gefreut. —
Na, wenn ich den Storch nu wieder mal seh,
Dem sag ich's, das weiß ich schon heut.

Und ich soll auch so gekommen sein,
Sagt Mutti, einmal in der Nacht.
Erst schlief ich bei ihr in dem Kämmerlein,
Da hab ich ihr Schmerzen gemacht.

Das glaub' ich schon, daß das weh tun tut,
So ein Kindchen im Kämmerlein, —
Und wenn Mutti heute nach Tische ruht,
Will ich ganz, ganz stille sein.

Etta Federn.

Digitized by Google

Dezember 1905.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. F. Penzig.**

Inhalt:

Vom Luxus. Von Else Hasse.
Zwischen den Dornen und am Wege: Die Schule der Zukunft.
Empfehlenswerte Eltern- und Kinderbücher.
Weihnachtsgäste. Von George Paul Sylvester Cabanis, Berlin.
Leiserfrüchte.

Vom Luxus.

(Für die reifere Jugend.)

Von Else Hasse.

Jüngst war ich einmal in einer sehr luxuriös eingerichteten Kinderstube. Da hatten die Kinder alle Bequemlichkeiten, welche die Erwachsenen sich in ihren Wohnräumen leisten: sämtliche Gebrauchs- und Luxusmöbel waren in kleinem Maßstabe für die Kinder und in Miniaturausgaben für die Puppen vorhanden, und diese selbst lagen zu Dutzenden herum, unordentlich angezogen und schlecht gekämmt. „Die Kinder spielten nicht mit ihnen", erklärte die Mutter. Und warum tun sie das wohl nicht? Nun einfach, weil die Ueberfülle sie ermüdet und unlustig macht.

Warum ist das nun so? Streben nicht alle Menschen danach, recht viele und recht hübsche Dinge zu besitzen und reich zu sein?

„Am Golde hängt,
Nach Golde drängt
Doch alles! Ach wir Armen!"

läßt Goethe sein Gretchen sagen, als sie vor dem Spiegel die geschenkten Schmucksachen und Geschmeide um den Hals legt — aber gewiß begreift Ihr nicht, warum ihr bei diesem lustigen Geschäfte der Seufzer über die Lippen schlüpft: „Ach wir Armen!" Beklagt sie sich nur, daß sie bisher so arm und schlicht dahinleben mußte? oder hat dieser Seufzer noch einen tieferen Sinn?

Das wollen wir einmal untersuchen. Wie entsteht denn das Bedürfnis nach Reichtum und Luxus? Aus dem Hang nach Bequemlichkeit, aus der Genußfreudigkeit, aus der Lust am Schmücken.

Wenn Ihr ins Völkerkundemuseum oder sonst in ein historisches Museum oder in eine Kunsthalle geht, da seht Ihr's, wie selbst unzivilisierte Völkerschaften, ja die wildesten Barbaren eine kindliche und zugleich künstlerische Freude am Schmücken haben; wie sie ihre Waffen, Schuhe, Kleider, Töpfe, Zelte mit Stickereien, Malereien, Bijouarbeiten, Schnitzereien verzieren, und wie nichts, kein Gerät so gering und nebensächlich und unscheinbar ist, als daß der Geschmack und die Freude am Schmücken nicht etwas Ansehnliches und Schönes daraus machen könnte. Wir freuen uns dessen, wenn wir hören, wie die Eingeborenen von Neuseeland sich täglich mit köstlichen Blumen schmücken und putzen — und wir, die nicht allein auf die Erzeugnisse der Natur angewiesen, sondern durch soviele Erfindungen und Geschicklichkeiten imstande sind, uns selbst und unsere Wohnungen auf's reichste auszuschmücken, — wir sollten es nicht tun?

Ist aber eigentlich die Lust am Schmücken und der Hang zum Luxus dasselbe? kommen beide aus der gleichen Quelle? Nein. Der Luxus kommt nicht allein aus der Empfindung für das Schöne.

Was für Gefühle erweckt uns denn die Schönheit? welches ist z. B. die Wirkung einer harmonischen Landschaft auf unsere Seelenstimmung? Der fühlende Mensch wird sich selber entrückt, in eine heitre oder ernste, auch wohl erhobene Stimmung versetzt; niemals wird das Auge belästigt durch die wildwuchernde Fülle von Blumen und Sträuchern, mit welchen die Natur jedes Plätzchen und Fleckchen bunt überkleidet. Das ungezwungene Wesen, die natürliche Grazie und anmutige Gruppierung der Ranken, Zweige und Blüten zeugt davon, daß kein Unverstand und Eigenwille der Natur etwas genommen und fremde Formen aufgezwungen hat: so wie in den französischen Gärten einstmals die Hecken geschoren und die Bäume zu allerlei Tiergestalten verschnitten wurden.

Was dagegen ist der erste Eindruck, wenn wir einen Prachtsalon betreten? Wir fühlen uns beklommen und möchten in Zimmern, wo es nach zuviel Möbeln riecht, schnell an die dichtverhangenen Fenster stürzen und sie aufreißen. Dicke goldene Rahmen glotzen zudringlich von der Wand herab, Spiegel zeigen uns die eigene Gestalt — unwillkürlich nehmen wir eine korrekte Haltung an und denken an uns. Stores, Vitragen, Gardinen, Uebergardinen, Lambrequins, gemalte Scheiben verdrehten eine feierliche Dämmerung — dünnbeinige Tischchen und Etageren tragen eine Fülle kostbarer Vasen und Nippes — steif und vorsichtig bleibt man an der Tür stehen und spürt eine leise Angst, so wie ein Kandidat, der nächstens ins Examen steigen soll.

Wie ganz anders ist's, wenn wir draußen die frische Luft trinken und uns mit der Sonne verbrüdern!

Und warum ist das so? Der Luxus ist hervorgerufen durch unzählige künstliche Bedürfnisse, die nicht eigentlich zum Leben gehören.

In unserer Zeit wird der Mensch täglich durch tausend Angebote und Zeitungsannoncen aufgefordert, seine Bedürfnisse immer noch zu vermehren; Hunderte zerbrechen sich täglich den Kopf, durch welchen flugen Trik sie dem Publikum ein neues Bedürfnis aufschwatzen könnten, und die Mode hilft da gewaltig mit. Ein moderner Dichter hat einmal

Digitized by Google

gesagt: „Unentbehrlich ist heute nur noch, was eigentlich entbehrlich wäre." Da führt Frau von Pringlich bei ihren Diners Tellerdeckchen von bedrucktem Seidenpapier ein und Frau Kommerzienrat Geldbeutel hat übermorgen Tellerdeckchen von Brabanter Spitzen, und dann machen alle Andern mit. Es ist wie in dem Märchen „Schwan kleb' an!" Einer geht mit irgend einem dummen Beispiel voran und dann folgen die Andern wie gebannt in einer langen Reihe nach. Das Nachfolgen aber ist in solchem Fall nichts Schwankhaftes, sondern etwas ganz Gänsehnenhaftes. Und das schlimmste ist, daß Leute, die aus lauter Neid und Nachahmungssucht mit tun und sich gegenseitig überbieten, mit hochmütiger Ueberlegenheit auf diejenigen herabblicken, welche das komische Spiel „Schwan kleb' an" nicht mitspielen wollen.

Und was folgt daraus, wenn man sich soviel neue Bedürfnisse zulegt und immer neue Wünsche und Einfälle und Luxusgewohnheiten hervorruft?

Nun doch zunächst das eine: daß diese vielen Ueberflüssigkeiten unsre Lasten vermehren — (die Väter müssen immer mehr Geld verdienen, um die Ansprüche zu befriedigen,) — und daß diese tausend Sachen viel Mühe und Arbeit kosten.

Aber ist Mühe und Arbeit nicht etwas Gutes und ist es nicht schön, sich mit seinen Sachen zu beschäftigen?

Hier muß man sich jedoch darauf besinnen, daß nicht jede Arbeit gleich wertvoll ist. Es gibt einen Götzendienst der toten Sache. Ein starker, frischer und innerlich warmer Mensch will nicht seine ganze Arbeitskraft an tote Dinge verschwenden und sein Leben mit Staubwischen und „Schmücke—Dein—Heim"-Künsten oder mit Automobilfahren oder Sich-Putzen hinbringen; er will mit Lebendigem auf Lebendige wirken.

Aber — werdet Ihr sagen — beim Staubwischen kann man doch auch etwas lernen: Geduld, Ausdauer, Genauigkeit, Ordnung. Gewiß; aber wenn man das gelernt hat und täglich noch ein bißchen übt, dann will man diese Errungenschaften bald noch besser und nicht nur für tote Sachen verwenden.

Nietzsche erzählt einmal von einem Seiltänzer, der bei seinen Kunststücken vor dem gaffenden Publikum vom Seil herabgestürzt ist und sich totgefallen hat; diesen toten Seiltänzer, um den sich niemand kümmert, lädt der weise Zarathustra, um den sich auch niemand kümmert, bei nacht auf seinen Rücken, um ihn irgend wo im Walde draußen zu begraben. Er wandert weit und lang und feucht unter der Last; plötzlich aber läßt er den toten Seiltänzer von seinen Schultern gleiten, indem er zu seinem Herzen spricht: „Gefährten brauche ich und lebendige — nicht tote Gefährten, die ich mit mir trage, wohin ich will." Er mag die tote Last nicht weiterschleppen.

Und eine solche tote Last ist auch der überflüssige Luxus. Nur für den Luxus leben und für Luxusbedürfnisse aller Art sorgen zu müssen — ist das genügend für einen begabten, starken Menschen? Wird er dabei nicht im Innersten verkümmern und ungufrieden mit seinem Lose sein und unruhig werden angesichts derer, die ihre Kraft für würdigere Dinge aufwenden?

Wir brauchen eine Arbeit, wobei die Seele lebendig bleibt, an welcher sie sich mit vielfachen Gefühlen beteiligen darf; eine Arbeit, die dem Leben dient, die bilden und bessern, heilen und helfen kann. Was heißt denn das: dem Leben dienen? Es heller, froher und wärmer machen, geistige Kräfte entbinden, Seelengemeinschaften und Bündnisse stiften, damit sich die Menschen lieben und helfen. — Wer sich aber nur mit seinen Sachen beschäftigt und um sie ängstigt, wird einsam sein und sich mit seinen Mitmenschen zanken — besonders mit den Dienstboten, denen er die Sachen in die Hände gibt. Viel Besitz macht viel Aerger.

Wo findet sich denn die beste Gesundheit, bei den Einfachen oder den Luxuriösen? Bei den Einfachen; denn einfache Gewohnheiten halten den Menschen von aller Unmäßigkeit zurück. Und wo findet sich die meiste Zufriedenheit? Auch bei den Einfachen. Einfachheit spart Zeit und Kraft und bedeutet Freiheit; wer sich aber frei fühlt und nicht mehr die Sklaveneisseln von tausend Wünschen und Bedürfnissen trägt, ist zufrieden.

In der „Göttlichen Komödie" versetzt Dante diejenigen Menschen, die nur ein bequemes, schwelgerisches Leben führen mochten, unter einen Riesenbaum, dessen fruchtbeladene Aeste immer wieder zurückschnellen, sobald eine Hand danach langt. Der Begehrliche wird eben niemals gesättigt und je mehr die Leidenschaft des Besitzes wächst, desto unmöglicher ist ihre Befriedigung.

„Je mehr er hat, je mehr er will;
Nie schweigen seine Wünsche still."

Durch das viele Wünschen aber wird der Mensch dumm. Wie dumm finden wir den König Midas, der da wünschte, daß unter seinen Händen sich alles zu Gold verwandeln möchte und der nun selbst die Speisen sich verwandeln sah und dem Hungertod entgegenging. Ein bißchen so dumm aber ist jeder Begehrliche. Wenn er durch die Geschäftsstraßen der Großstadt wandert und wenn durch die Fülle der ausgestellten Luxusgegenstände nur ein unruhiges Begehren in ihm entzündet wird, dann quält und ermüdet er sich damit blos. Solche unnütze Selbstquälerei ist Dummheit.

Je mehr wir haben und haben wollen, desto unfroher werden wir. Am Uebermaß von Genußmitteln und Vergnügungen erstickt unsre Fähigkeit zur Freude. Wahrhaftig: „An Besitz reicher sein, heißt an Freuden ärmer sein." Das heißt auch unsichöpferisch werden. Freuden müssen wir mit der Seele erschaffen. Wenn ich Tausende blinkender Dinge um mich habe, die mir Lust und Freude zuglängen sollen, so ermüdet meine Seele leicht und verliert ihre Empfänglichkeit; wenn ich aber schlichte Dinge um mich habe, dann wächst Empfänglichkeit und Schaffenskraft: ich fühle die Nötigung, Freude auszugießen, einen Glanz aus schlichten Dingen hervorzulocken, ich bemerke die kleinsten, unscheinbarsten Schönheiten und so kann mir ein geschenkter Holztisch mehr Spaß machen als das ermüdende Bohnen eines goldnen Tisches. Das moderne Kunstgewerbe kehrt ja z. T. auch zur Einfachheit zurück.

Und was bewirkt der Luxus noch in unsrer Seele? Sie wird träge.

Wenn wir beim Arbeiten eine zu behagliche Lage einnehmen, so werden wir schon nach einer Stunde unwiderruflich müde oder faul: die Arbeit sinkt zur Spielerei herab, sie geht nicht von statten und erheitert uns nicht.

Ich kannte ein Mädchen, das sich allmählich aus ihren Ersparnissen eine schöne Stube zusammengetragen hatte: Möbel, Bilder und sonstige Kunst- und Luxusgegenstände. Sie hatte viel geistig zu arbeiten und es erfand sich, daß sie die Augen schließen mußte, wenn sie denken wollte. Schönheit macht träge — der ganze Mensch ist dann ein genießendes Auge und nichts weiter.

„Je unabhängiger du im Geist sein willst, desto unabhängiger mache den Leib von Bedürfnissen," hat Ernst Moritz Arndt gesagt. Wie geistesstarke Menschen über luxuriöse Bequemlichkeiten denken, sehen wir auch am alten Goethe. Er hatte sich einen eleganten Lehnstuhl in einer Auktion kaufen lassen, äußerte aber zu seinem jungen Freunde Eckermann:

„Ich werde diesen Stuhl wohl wenig oder garnicht gebrauchen, denn alle Arten von Bequemlichkeit sind eigentlich ganz gegen meine Natur. Sie setzen in meinem Zimmer kein Sofa; ich sitze immer in meinen alten hölzernen Stuhl und habe erst seit einigen Wochen eine Art von Lehne für den Kopf anfügen lassen. Eine Umgebung von bequemen und geschmackvollen Möbeln hebt mein Denken auf und verleitet mich in einen

Digitized by Google

behaglichen, passiven Zustand. Ausgenommen, daß man von Jugend auf daran gewöhnt ist, sind prächtige Zimmer und elegantes Hausgeräte etwas für Leute, die keine Gedanken haben und haben mögen."

Heißt das nun soviel, daß wir all unsre wirklich hübschen Sachen fortwerfen oder fortschenken und in einer kahlen Stube sitzen sollen? Doch gewiß nicht.

Aber wie man's machen soll, das habe ich einmal auf einem alten holländischen Bilde gesehen. Da war die reizvoll einfache Wohnstube einer reichen Frau abkonterfeit; an den Wänden hingen kostbare Gemälde, aber dieselben waren mit kleinen grünseidenen Vorhängen bedeckt, und nur von einem Seestück war zurzeit der Vorhang beiseite geschoben. Meint Ihr nun, daß ich Euch raten will, alle Büsten und Fauteuils mit Vorhängen zu bedecken? Nein, aber der kleine Vorhang ist ein Gleichnis. Wer recht empfänglich für schöne Dinge bleiben will, muß nicht zuviel davon haben und sehen. Wenn neue Wünsche kommen — schnell den Vorhang drüber!

Luxus treiben heißt sich in die Ueberfülle hineinstürzen und am Ueberfluß stumpf werden. Wie wir den Wechsel von Licht und Schatten brauchen, so gebrauchen wir auch den Wechsel von Behagen und Unbequemlichkeit:

„Tages Arbeit, abends Gäste,
Saure Wochen, frohe Feste,
Sei dein künftig Zauberwort!"

Die Wissenschaft vom Seelenleben lehrt uns, daß derselbe immerwiederkehrende Reiz uns schließlich ganz abstumpft und nur durch starke Unterschiedsempfindungen die Seele frisch und empfänglich bleibt.

Und ferner: Wessen Herz an den Besitz gefesselt ist, der ist an sein Behagen und also an sein Ich gefesselt. Was meine ich damit? Daß ein solcher Mensch selbstsüchtig wird.

Wer ist denn eigentlich am freigebigsten: die Reicheren oder die Aermeren? Ihr meint natürlich: die das meiste Geld und die meisten Sachen haben. Aber die Erfahrung lehrt oft das Gegenteil. Aermere geben leichter etwas weg, weil sie lernten zu entbehren und sich etwas zu versagen. Das sind die Schelme, die manchmal mehr geben als sie haben, während der Reiche oft vor dem vollen Portemonnaie sitzt und mit bewölkter Stirn nachrechnet, wieviel sein Stand und seine Verhältnisse von ihm verlangen, was er und die Seinen alles haben müssen.

Ist nun dies „Mus" immer so unerbittlich wie es scheint? Wie könnte man sich den Hang zu Luxus und Bequemlichkeit abgewöhnen und die Begehrlichkeit bezwingen? Indem man sich zuerst einmal klar macht, was daraus folgen kann: Unlust, Unzufriedenheit. Qual, Abhängigkeit, innere Leere, Schlaffheit, Trägheit, Verdummung. Und wie werden wir bedürfnisloser? Wir müssen lernen, von jedem kleinen Reichtum und Ueberfluß etwas abzugeben. Seine Kraft soll man lieb gewinnen und sie dadurch stählen, daß man sich öfters etwas versagt. Nach echter Freude soll man sich sehnen und dafür sorgen, daß nicht zuviel Vergnügungen uns die Fähigkeit zur Freude rauben. Nach Vergnügungen jagt nur der Mensch, der keine Freude hat. Und man muß sein künstlerisches Gefühl ausbilden und z. B. an den Blumen studieren, was maßvolle Schönheit ist.

Warum lieben wir denn die Blumen und warum lieben wir viele glänzende Gegenstände in einem eleganten Haushalt nicht, obwohl sie uns unentbehrlich scheinen? Weil die Blumen zu unsrer Seele sprechen. Wirklich lieben können wir nur die Dinge, mit denen unsre Seele sich unterhalten kann. Leben wir in einer Umgebung, die nicht zu unsrer Seele spricht, dann erscheint die Welt uns öde, kalt und langweilig; dann empfinden wir mitten unter dem nachtbeladenen, überreichen Baum des Luxus Hunger und Durst.

Zwischen den Dornen und am Wege.

Die Schule der Zukunft. Tabacos Primeros Esquisitos steht auf dem Zauberkasten, der meinem Sechsjährigen neulich eine herrliche Anschauungsstunde vermittelt hat. Allerlei wertloses Gerümpel findet sich darin, einiges auch, das die kleinen mit gelegentlich im Unterricht in die Hände „gespielt" haben: Bindfaden, Draht, Siegellack, Nägel, Streichholzschachteln, Marmel, zerbrochene Griffel und dergleichen. Damit arbeiteten wir, sie waren uns Werkzeug und Rohstoff zugleich. Wir waren nämlich im Unterricht auf die Winde zu sprechen gekommen, und man war sich allgemein nicht recht klar, wie sie eigentlich funktioniert. Und dann das runde Tau, das um die Säcke herumgelegt wird! Es mußte ausprobiert werden. Und nun gabs ein lustiges Erfinden und Hantieren, bis endlich ein Packen Bücher zum Bilderhaken über der Wandtafel in die Höhe flog. Allgemeiner Beifall, und am Nachmittag wurde überall „Packhaus" gespielt. — Auf solche Experimente kann mans gewiß vielerorts im Unterricht anlegen. Ein Glas Wasser, ein brennendes Licht, ein Wagebalken, ein Pendel, ein Magnet, ein Blasebalg, eine Sprungfeder — was braucht man mehr, um eine ganze Physik des alltäglichen Lebens den Elementarschülern schon vorzuführen. Und wie sind sie dabei! Denn zum ersten Mal nach langer, langer Zeit gibt es wieder einen Vorgang, ein Stück Bewegung, ein Stück Leben zwischen den vier Schulwänden, und wo die Jugend Leben sieht, da lebt sie mit! — Leider, sie sieht nur zu; sie darf wohl denken und sprechen dabei, aber nicht mit arbeiten! Wie sind sie in der Schule! — Aber da ist der Handfertigkeitsunterricht! Ich habe einmal als Junge eine schlaflose Nacht gehabt, nicht wegen Zahnschmerzen, sondern weil es eine Festvorstellung auf unserm Kinder-Theater geben sollte, und die Pläne, wie auf dem verdunkelten Hintergrunde feurige Sonnen und glühende Masken aufsteigen sollten, mich nicht zur Ruhe kommen ließen. Das wurde ein künstliches System von Blenden, Gleitschienen, Schnüren und Rollen, das dem Laien völlig unentwirrbar vorkam, das aber ungemein leicht und sicher funktionierte. Leider kam es nicht zur Aufführung. Es fehlte ja eine weise, aber unsichtbare Hand, die den jungen Phantasten gangbare Wege geführt hätte! Wie schön, wenn diese Aufgabe von 30 Köpfen zuvor theoretisch durchgearbeitet und in der Arbeitshalle der Schule in heiter geräuschvoller Tätigkeit verwirklicht worden wäre. Welcher Wetteifer! Und die Fortwirkungen hinterher! Die Stücke der Schule ist oft ohne einen solchen Arbeitsraum gar nicht denkbar! — Aber wie soll gearbeitet werden? Muß nicht methodisch gearbeitet und mit der geraden Linie und mit dem Würfel begonnen werden? Und was soll gearbeitet werden? Tischler- und Buchbinderarbeiten sind in unserm Handfertigkeitsunterricht. Aber warum nicht auch Metallarbeiten und Webearbeiten? Dienen sie nicht auch der Menschheit? Jede Arbeit aber, die ein Stück Kultur bedeutet, die ist, das wird nun immer klarer, wertvollster Schulstoff. In dem Augenblicke, wo wir am Ziel zu sein glauben, stehen wir ratlos wieder vor der Unerschöpflichkeit menschlicher Kultur — weil unvermerkt in unsere Arbeit sich wieder das Lernen gemischt hat. Arbeiten und Lernen — zwei feindliche Brüder. Wer arbeitet, darf nicht mehr lernen, wer lernt, darf noch nicht arbeiten! Nur ein Weg führt noch ein Stück hinauf, in die Schule der Zukunft. — H. M. Witte hat uns neulich von einer Schule erzählt, in der in enger Wechselbeziehung zwischen geistiger und körperlicher Arbeit nicht nur physische Modelle hergestellt und technische Probleme gelöst werden, in der nicht nur die eigenen Bücher gebunden, in der diese sogar mit werden, nativen Lettern gedruckt werden. Ob die Kinder sich ihre Bücher auch selbst schreiben, habe ich leider wieder vergessen. Aber steigt nicht in dir in diesem Augenblicke das Bild einer Schule in helles Licht hinauf, die ganz etwas anderes als unsere Schule und doch so viel gesünder und natürlicher ist? Mir ging es so. — Wir erachten die Kinderjahre für nichts, die Kinder sind der Schule wegen da und die Schule ist des Lebens, d. h. des späteren Lebens wegen da. Unsere Schule ist eine Lernschule, d. h. sie erklärt sich erst aus der Zeit, die der Schulzeit folgt. Wir pferchen die Kinder tagtäglich auf engem Raum zusammen, und da müssen sie lernen, was sie nach acht Jahren gebrauchen oder — über Bord werfen können. Und was könnte die Schule sein? Eine „Miniatur-Gesellschaft", die ihre Aufgaben aus sich selbst gewinnt und alle Kräfte auf ihre Zwecke vereinigt. Da werden keine teuren Anschauungsbilder und Lernmaschinen nötig sein; die Kinder werden sich ihren Arbeitsraum selbst herrichten von den Bildern an der Wand bis zu den Aufbewahrungsorten. Sie werden arbeiten, studieren, schreiben, malen, singen und vortragen dem Augenblick zuliebe und der Gemeinschaft von Kindern zuliebe, die alltäglich in diesen freundlichen Räumen zusammenkommen. In dieser Schule wird man lernen, wie man Menschen übergeugt und wie man Menschen gewinnt! In dieser Schule wird man auch lernen, die menschliche Kultur mit ihren tausendfältigen Arbeiten zu umspannen, denn die Schule der Zukunft wird selbst eine Kultur sein.

(Aus „Roland" Organ für freiheitl. Pädagogik, Bremen, H. Boesking & Cie., von F. Gansberg.)

Digitized by Google

Empfehlenswerte Kinder- und Elternbücher.

Spinnweibchen, (der „Fran Märe" dritter Band), Märchen und Schwänke für Jung und Alt. Seinen Kindern erzählt von Rudolf Vogel, Verlag Waetzel, Freiburg i. Br., Preis: gebunden 3.80 Mark.

Wir wollen vom Märchen reden. Oder nein! Von Mären und Sagen, die im deutschen Vaterland im Schwange sind.

Hüßt ihr noch? Die traulsche Dämmerde am alten Kachelofen! Da drinnen summte der Wasserkessel und aus der halboffenen Feuertüre flogen huschende Lichter über heiße Gesichtchen und spiegelten sich in glänzenden Augen, wenn Großmutter ihre Gesichtchen erzählte.

Wie ist das alles längst den Strom hinab! An den Marmorkaminen und den großen Prunksofen erzählt und träumt sich's nicht mehr so gut und auch die Märchen von heute haben einen alten Zug ins Gesicht gekriegt. Sie sind so furchtbar vernünftig geworden.

Nur die Kinder sind nicht vernünftig geworden (Gott sei Dank!) und manche von uns Großen auch nicht. Die tragen nach wie vor eine ganz unvernünftige Sehnsucht nach Törichtem und Unwahrscheinlichem im Herzen, nach jener Märchenwahrheit, die wahrer ist als Wirklichkeit, nach den Runzeln der Großmutter, in denen tausend Schreine sitzen und nach ihren gütigen, liebevollen Augen, vor denen auch die Kinderstand voll Unvernunft, in der herzliefe Wahrheit, nach Wunderbarkeiten, aus denen das schönste Wunder, das der Menschengüte, emporblüht.

Und da ist wieder einmal einer gekommen. Rudolph Vogel heißt er und weit dahinten im Schwabenland ist er daheim, dort wo die Leute erst mit 40 Jahren ihren Verstand kriegen sollen. So ein bischen Wahrheit ist sicherlich daran, denn auch unser Vogel, der gar schön singen kann, ist nicht so recht praktisch und lebenskling. Er weiß gar nicht, wie man's anfangen muß, um überall genannt und gekannt, um, wie man sagt, populär zu werden. Darum ist er auch gar nicht das, was man einen Schriftsteller nennen kann und heute nennt, sondern weiter nichts als ein Märchenerzähler.

Weiter nichts! Sitzt dahinten und fabuliert was zusammen, weint und lacht, wie's just so kommt und macht uns weinen und lachen! Weiter nichts!

Ja, wahrhaftig, lieben Kinder, so ist's. Und auch wir Großen müssen mitnun, ob wir wollen oder nicht. Denn dieser schwäbische Märchenerzähler ist ein Zauberer. In seinem Herzen brennt eine ewige Flamme. Die steigt empor und umhüllt uns mit wärmender und heilender Kraft. Auch eine Wünschelrute hat er. Mit der streift er in Wald und Feld, auf lieblichen Wiesen und in tiefen Klüften umher, um nach dem Silbererz vaterländischer Sagen und Mären zu forschen. Und wenn er auf eine Silberader trifft, da gibt die Wünschelrute gar hellen Klang. Dort schürft er dann in die Tiefe und gräbt und gräbt und fördert das edle Gestein zu Tage. Das nimmt er mit nach Hause, durchglüht es mit der Flamme seines Herzens, netzt es mit den Tränen, die er je und je um eigenes Leid geweint und um fremdes, schmilzt die Schlacken heraus und formt es zu den freundlichen Gebilden, die er den Kindern auf den Weihnachtstisch legt und den Großen auch. Denn das ist gerade das Schöne an den Geschichten Vogels: ihr werdet sie heute mit Freude und Teilnahme lesen und auch in 10 und 20 Jahren immer wieder gern mal nach ihnen greifen.

Ein lustig Fabulieren ist's und ein liebtrautes dazu. Echter Märchenzauber ist darinnen, erstes Sinnen und ein tiefes Gemüt zusammen mit kindlichem Frohmut und inniger Freude an der Natur. Das Lachen perlt quecksilbern empor, aber auch die Träne quillt. Menschenleid und Menschenfreud', bunt und unwahrscheinlich wie das Leben, leibt es der Sehnsucht Gestalt und zwingt den Herzenswunsch, Wille und Tatsein zu werden. Wie fein getränmt und wie wahr dabei ist das sinnige „Spielmannsglück," wie ergreifend „Glückskindlein," das da anhebt: „Des Menschen Alter zählt nicht nach Jahren, sondern nach gramvollen Nächten." Und die Sage vom Benedikger, der die Träne der Dankbarkeit als das köstlichste auf der ganzen Welt erkennen lernt, was der Mensch mit irdischen Schätzen erwerben kann, als das Weiheopfer, dem alle Türen sich öffnen, das der höchsten Wünsche Erhörung bringt.

Ich sagte vorhin: Vogel ist kein Schriftsteller. Er ist aber mehr: denn er ist ein Dichter.

Dem, was er dem Leben abgelauscht, das, was ihm aus dem tiefen Born des Volksgemütes, aus seiner Sagen- und Märchenwelt entgegenrauschte, hat er von seinem Eigenen und hat ihm damit seine bekondere Form und Farbe gegeben.

In der Tiefe seiner Empfindung und der Gegenständlichkeit seines Ausdrucks hat er einige Aehnlichkeit mit Storm. Während aber über dem Schaffen des norddeutschen Dichters die lastende Schwere des nordischen Himmels liegt, bleibt bei Vogel, so schmerzlich es auch manchmal in ihm weint, die sonnige Heiterkeit und der süddeutsche Frohmut Sieger und schalkhafter Humor treibt in vielen seiner Gestchichten sein lustig Wesen und durchsonnt selbst manche Schwere. Ein köstlicher, manchmal etwas satyrisch gefärbter Humor waltet z. B. in „Täumling und Dies" wie auch in „König und Bauer" (I. Bd.). Auch ist herzenskömmigkeit, die aber nicht mit Wortglauben verwechselt werden darf, ein hervorstechender Charakterzug des Erzählers.

In der ersten Geschichte, der vom „Spinnweibtein", will so was wie Reflexion und jene unechte Moral aufkommen, die auf den Dingen klebt, statt mit ihnen eins zu sein. Das kommt weil darnon her, weil der Dichter hier so eine Art Programm geben will. Das wird aber rasch überwunden und macht jener Anwendung Platz, die darum nicht stört oder verletzt, weil sie überhaupt niemals unmittelbar ausgesprochen wird, sondern organisch, d. h. untrennbar mit den Dingen verwuchst ist. — Das Märchen war lange Zeit hindurch das Aschenbrödel, dem unsere hastende und ach, so realistische Zeit die Aschenstelle grauer Vergessenheit zuwies. Möchte es wieder die lichte Prinzessin werden, die mit Goldglanz den Alltag umspinnt und den Glücksmöglichkeiten und Sehnsüchten in uns Licht und Leben leiht. Denn, wie Vogel sagt: „Die Märe ist als echte Kunstform in sich selbst wahrhaftig. Sie hat es nicht nötig, sich von der Wirklichkeit den trügerischen Mantel zu entlehnen, durch dessen Löcher überall störende Unwahrscheinlichkeiten hervorlugen! Frn zeigt sie sich als das, was sie ist — als das gottentsprossene Kind der Phantasie, vor dessen Augen das innerste Wesen der Dinge offen daliegt und vor dessen Zauberhauch alle Schranken der Wirklichkeit fallen." Henr. Fürth, Frankfurt a. M.

Weihnachtsgäste.

Von George Paul Sylvester Cabanis, Berlin.

Heut sind beim Feste
Drei edische Gäste.
In Carrenkappen
Aus Nebellappen
Kamen die Schlauen.
Sind nimmer zu schauen.

Der Lenz ist der erste;
Er schaffte das Schwerste.
Er lachte
Und brachte —
Es ist kein Traum —
Im grünen Baum.
Wir sollen nicht hungen;
Trotz Reifes Prangen,
Trotz Eises Macht
Und Schneenpracht:
Der Winter wird weichen.
Der Baum ist das Zeichen.
Es muß auf Erden
Frühling werden.

Als zweiter der Gäste
Ist beim Feste
Das Licht;
Das kränzt und durchflicht
Mit goldnem Schimmer,
Mit goldnem Flimmer
Den Baum
Und den Raum.

Mit seiner Macht
Scheucht es die Nacht.
In leuchtenden Gluten
Soll es fluten
Durch Augen und Herzen.
Es strahlen die Kerzen
Des zum Zeichen:
Das Dunkel wird weichen.
Licht muß es werden
Auf Erden.

Als dritter der Gäste
Ist beim Feste
Die Liebe. Sie schreitet,
Und Gaben breitet
Sie aus
Im Haus.
Sie will erheben,
Erquicken, beleben,
Mitfühlend verstehen,
Zur Seite gehen,
Stützen
Und nützen
Und glücklich machen.
Die Gaben lachen
Des zum Zeichen,
Daß nicht Ihresgleichen.
Herrin auf Erden
Muß die Liebe werden.

Lenz, Licht und Liebe, ihr Drei,
Kommet allsährlich herbei:
Gießt euren Segen aus
Ueber dies Haus!

Lesefrüchte.

„Unsere Sittenlehre ist lange nicht strenge genug gegen Tierquälereien. Wer Menschenliebe zu üben verlangt, der muß auch Liebe und Mitleid zu den Tieren predigen. Ein Herz, das gegen die Tiere verroht ist, wird gegen die Menschen nie zart sein … Wäre ich der liebe Gott, ich würde der Abwechslung halber den Gesellen, der heute Fleischer ist, morgen Kalb sein lassen und übermorgen ihn höflich fragen, was er über die Sache denke? Vielleicht käme doch eine gute Verständigung und ein besserer Ausgleich zustande zwischen Menschen und Tier — die schöne Welt würde dadurch sehr viel gewinnen und das Menschenherz noch mehr." Peter Rosegger „Allerlei Menschlichkeit."

Digitized by Google

Ethische Kultur.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Vierzehnter Jahrgang.

1906.

Berlin.
Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des vierzehnten Jahrganges.

Hauptblatt.

Abhandlungen, Skizzen etc.

Altschul, Emily, Die neue Schulgesetzvorlage in England 99
Berg, A. v., Gesetzlicher Minimallohn für Heimarbeiter 59
Creedy, F. L. Mc., Die Radelohrgesellschaft 106
Dittmann, Walter, Aesthetisch-ethische Kultur 186
Dreyfus, Lucien, Gott und Güte 114
Foerster, Wilhelm, Die Zukunft Polens 89
" " Der Zusammenschluß der freien Geister 185
Foerster, Karl, Im Menschengewühl 12
Fürth, Henriette, Mutterschaftsversicherung 73
Gronow, Maria, Die Mutter 43
Halfcher, Leopold, Das Pariser musée social 51
Jannasch, Otto, Weltverkehr und Weltwirtschaft als Grundlage eines Weltgewissen 188
Kellner, Albert, Wächterinnenschutz und Frauenbewegung 86
Kronenberg, Moritz, Ein sozialethischer Roman 156
Kunthemüller, Otto, Freimaurerische Zeit- und Streitfragen 121
Lewy, Immanuel, Die sittliche Beurteilung der Stipendien 180
Lux, Joseph Aug., Volkswirtschaft und Kunst 130
Marasse, Margarete, Die Schönheit als Lehrmittel 139
Marcuse, Oswald, Friedrich Rückert 50
Meyer, Bruno, Haben wir unser Organ schon genügend benutzt? 9
" " Sprachweisheit 53
" " Luxus und Ethik 161, 172
Moebel, Karl, Heilanstalten für soziale Krankheiten 3
" " Die soziale Begründung des Verbrechens 57, 67, 75
" " Die Selbstachtung als Quelle sittlicher Energie 170, 178
Nordau, Max, Das europäische Gewissen 97
Penzig, Rudolph, Zur Jahreswende 1
" " Nach Bremen Hamburg 33
" " Nivellieren oder Emporheben? 49
" " Die Professorenkundgebung und Professor Delbrück 81
" " Die Eisenacher internationale ethische Zusammenkunft 105
" " Eine ungeschriebene Fürstenpflicht 137
" " Vom XV. Weltfriedenskongreß 145
" " Lächerlichkeit, die tötet 161
" " Muttersprache und Religionsunterricht 169
Pfungst, Arthur, Benjamin Franklin 18
Poelsch, Anna, Nutzen- und Innenleben unserer Zeit 123
Politicus, Die Marokkokonferenz 85
Reach, Emil, Morin Emerson irrte 146
Rhenanus, Marokko und die Ethik im deutschen Volke 1
Riesz, Helene, Ruskin über die Erziehung der Frau 41
Fandthi, Das Ende der Dreyfus-Affäre 113
" " Wie die Reaktion Deutschlands Machtstellung gefährdet 153
Schirmacher, Kaethe, Zwei französische Internationalisten 26
" " Genf als geistiges Zentrum 83
" " Vom Ghetto zur modernen Kultur 148
Schwann, Gertrud K., Eine Erinnerung an Leopold Besser 115
Staudinger, Franz, Die Wahrheitsfrage als ethische Triebfeder 17
" " Dreyfus, Ideen und Oekonomie 129
" " Der „Kölner Klassenkampf" und die Aufgaben der ethischen Kultur 177
Stern, Berta, Heinrich Heine 25
Westermarck, Eduard, Ethischer Subjektivismus 154, 164
Yoshida, Die Educationsrede des Kaisers 138

Streiflichter.

Auch eine Auffassung vom Moralunterricht 117
Biologisch Ethisches zur Ehefrage 69
Bombenattentate in Rußland 141
Bürgerliche Wissenschaft und Kunst 158
Christliche Selbstbestimmung 61
Das Amt der Frau 78
Das Bombenattentat in Madrid 91
Das Verhältnis mit Vorgesetzten 5
Der Feind der Eskimos 190
Der Staatsanwalt als Verbilder 166
Dernburg als Pacifist 190
Die Emanzipation der Schule von der Kirche 5
Die Kruppsche Bücherhalle in Essen 92
Die Religion muß dem Volke erhalten werden 141
Die Wünschelrute 142
Ein Denkmal für Kaiser Friedrich 91
Ein internationales Hilfswerk 92
Ein Neujahrsgruß aus Malleu 13
Einwendungen gegen den Bund für Mutterschutz 70
Es kann nicht überraschen 158
Fortschrittliche Bestrebungen in Ungarn 60
Frauenbibliotheken 77
Frauenstimmrechtsbewegung 101
Frauenstimmrechtsbewegung 132
Freimaurerei 53
Frevelhafter Uebermut 126
Friedensfreunde 37
Friedwächterschaft 19
Fürst Bülow und die Ethiker 181
Henrik Ibsen, ein ethisches Vorbild 110
Jena 166
Kaiser Wilhelm als Friedensfürst 4
Kant des Hofe 166
Kommunistische Ansiedlungen 101
Kulturdokumente 45
Lagererlorn 84
Maßlosigkeit 117
Monismus und Ethik 28
Moralunterricht in England 127
Nachahmenswert 101
Neuaufbau der deutschen Kolonialpolitik 158
Onkel Chlodwigs Memoiren 174
Organisierte Trinkerfürsorgegesellen 190
Rassenschmach 85
Rußmäßler, C. A., 46
Scharfe oder milde Tonart? 20
Soziale Pflichten 52
Sozialpolitische Steuern 132
Vom grünen Tisch ein Meisterstück 118
Weltgerichtliches 13
Wenn ich der Dey von Tunis wär' 21
Zur Duellfrage 29
Zurückweisung einer Rockefeller'schen Millionenspende 149
Zusammenschluß der freien Geister 109

Sprechsaal.

Bensheimer, A., zu Kaethe Schirmacher: „Zwei französische Internationalisten" 54
Boelsche, W., zu Ergo: „Ethos" 138
Döring, A., zu Pfungst: „Benjamin Franklin" 62
Dosenheimer, E., zu W. Foerster: „Harmonie des Denkens" 22
Ergo, zu „Ethos" 126
Fetzler, Ch., zu Nöpel: „Die soziale Begründung des Verbrechens" 94
Foerster, Wilhelm, zu Rhenanus: „Marokko und die Ethik". 14, 21
" " zu Nöpel: „Die soziale Begründung des Verbrechens" 86
H., Dr. W. v., zu Pfungst: „Benjamin Franklin" 62
Pfungst, A., zu A. v. Berg: „Frauenbibliotheken" 86
Rhenanus, zu W. Foerster: „Marokko und die Ethik" 24

Digitized by Google

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin . . . 6, 14, 38, 47, 54, 71, 79, 102, 175, 183
„ Frankfurt a/M. 54, 118, 159, 175
„ Heidelberg 183
„ Magdeburg 159
„ München 6, 167
„ Wiesbaden 14, 39, 111
Antrag an den Preußischen Städtetag betr. Schulgesetz . . . 39
Aus dem Hauptvorstande 30, 46, 70, 110, 167, 182
Der ethische Bund 78, 85, 93
Elfter Jahresbericht der ersten öffentlichen Leselalle 111
Gegen die Konfessionsschule 53
Zur Erinnerung an Hermann Stern 118

Vermischtes.

Berliner Fröbelverein 55
Bildwerke von Hugo Rheinbold 39
Den Deutschen Rußlands 39
Die freien Fortbildungskurse für Arbeiter 191
Die Fürsorge-Erziehungs-Konferenz 103
Ein soziales Aufsatzthema 159
Ein zeitgemäßes Preisausschreiben 159
Landesverein preußischer Volksschullehrerinnen 55
Verein für Kinderausflüge 55

Bücherschau.

Auer, Fritz, Zur Psychologie der Gefangenschaft (O. M.) . 7
Brieger-Wasservogel, Aus der Gedankenwelt großer Geister (-ne-) 183
Bunte Blätter (B. G. Teubner) 7
Burghold, J., Ueber die Entwicklung der Ehe (Dr. Kruschewsky) 15
Eppan-Penegal, O., Ist die Kultur ein Fluch oder ein Segen? 191
Franke, Ilse, Trix (-ns-) 47
Fried, A. H., Handbuch der Friedensbewegung (Siemering) . 94
Fürth, H., Kulturideale und Frauentum (-ns-) 151
Göhre, P., Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters (N.) 135
Groos, K., Der Spiele (-ns-) 95
Grisebach, Ed., Schopenhauers Werke (Willmann) 87
Günther, L., Kepler und die Theologie (Döring) 95
Harz, C., Der Menschheit Fluch und Erlösung (-ne-) 167
Hoddis, J., Aphorismenschatz (-ns-) 119
Hofmann, Rafael, Naturgemäße Religions- und Sittenlehre (E. J.) 87
Ich bin ein Volk ein schlechter Lehrer 135
Kaiser, Emil, Karneval (-ns-) 103
Kultur der Familie 95
Löwenberg, J., Geheime Miterzieher (Döring) 159
Mcallin, W., Model factories and villages (Katscher) . . . 103
Mitchell, J., Organisierte Arbeit (Katscher) 127
Müller, J. H., Religionsgeschichtliche Bilder (Dr. Kruschewsky) 15
Paulsen, F., Zur Ethik und Politik (J. B.) 143
Plathoff, Leisure, Religion gegen Theologie (-ns-) 143
Pigou, A. C., Principles and Methodes of Industrial Peace (Katscher) 127
Plotzow, A., Märkische Skizzen (Leser) 135
Röthe, G., Humanistische und nationale Bildung (B. M.) . 118
Schäfer, Dr., Der moralische Schwachsinn 191
Seeßern, 1906 (Siemering) 134
Stiel, W., Gewinnbeteiligung der Arbeiter (Katscher) . . . 87
Vorländer, K., Kants Grundlage zur Methaphysik (Döring) 167
Weiser, K., Jesus (-ns-) 135
Wolffheim, N., Zur Geschichte der Prügelstrafe (E. J.) . . 151

Bei der Redaktion eingegangene Bücher.

23. 39. 55. 63. 71. 88. 96. 104. 112. 120. 128. 144. 152. 160. 168. 175. 183.

Quittungen 7. 8

Monatsbeilage „Kinderland."

Artikel.

Pittmann, W., Sehen lernen 17
„ Lesen lernen 37
Ematten, C. v., Der Geigbals 3
„ „ „ Wie Karl vorwärts kam 25
„ „ „ Stiefelputzer und Kolporteur . . 39
Federn, E., Eine freie Tanzschule 42
Hasse, E., Glückträume 1
„ „ Die Augen des Eitlen 13
„ „ Der Kampf mit dem Schicksal 19. 21
„ „ Wirkungen von Strafen auf Kinder . . 30. 35
„ „ Von der schlafenden Seele 45
Jannasch, L., Robert Owens Kinderland 29
Kradolfer, C., Wie Geschwister treu zusammenhalten . . . 46
Latté, S., Flickarbeit 6
„ Vom Trostessen 14
Levy, J., Soziale Tanzbarkeit 41
Meyer, B., Die Musik und die sittliche Erziehung 5
Penzig, R., Etwas vom Gelde 4
„ „ Die Schule der Entsagung 33
Péris, L., Geschichten 26
Reinecke, C., Eine kleine Geschichte, die um Teilnahme bittet 9
Reinecke, C., Unter heimatlichen Linden 22
Scharrelmann, H., Schule und Leben 43
Sonnemann, E., Biegen oder Brechen 7

Gedichte.

Alsen, O., Mein bester Kamerad 11
Biederstein, M. v., Höhengottesdienst 17
Cabanis, G., Mutter und Kind 4
„ „ Das Ungestüm 8
„ „ Komm', laß' uns beten 8
Cabanis, G., Heimat 11
„ „ Törichter Streit 46
Pittmann, W., Abendfrieden 24
„ „ Der Sonnengott 40
„ „ Einem Schwärmer 44
„ „ Die Kunst 44
Dzieyk, F., Elternglück und Elternpflicht 25
Federn, E., Vom Schwesterchen 4
Julianus, Heft den Kindern 32
Pfungst, A., Henrik Ibsen (Hauptblatt) 91

Zwischen den Dornen und am Wege.

Die Verlierbank 44
Stilles Heldentum 40
Was nicht der Verstand der Verständigen sieht 11
Zum Andenken an E. A. Roßmäßler 15. 20. 24

Eltern-Ecke.

Ein Judenchrist 27. 32. 40
Geburtstagsgespräch 12
Nicht bestanden 16

Empfehlenswerte Kinder- und Elternbücher.

Ferdinands, C., Ri-Ra-Rutsch (-ns-) 48
Kapff, C., Die Erziehungsschule (-ns-) 28
Lobler, W., Ring-Klang-Glorie (-ns-) 48
Scharrelmann, H., Fröhliche Kinder (-ns-) . . . 44, 48
Sievers, W., Das erste Schuljahr (Döring) 44

Lesefrüchte.

4, 8, 28.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1,40 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die zweigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Anzahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.
Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XIV. Jahrgang. | Berlin, den 1. Januar 1906. | Nr. 1.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Zur Jahreswende. Vom Herausgeber.
Marokko und die Ethik im deutschen Volke. Von Rhenanus.
Heilanstalten für soziale Krankheiten. Von Dr. phil. Karl Nögel. (Schluß).
Streiflichter:
Kaiser Wilhelm als Friedensfürst.
Die Emanzipation der Schule von der Kirche.
Das Verhältnis mit Vorgesetzten.
Aus der ethischen Bewegung. Abteilungen: Berlin. München.
Bücherschau.
Zur Ablösung der Neujahrswünsche.

Zur Jahreswende.

Dem Zeit wie Ewigkeit,
Und Ewigkeit wie Zeit,
Der ist von allem Leid
Und allem Streit befreit.
Jakob Boehme.

Es mag heilsam sein und notwendig für die Menschenseele, nicht nur Wochen-, sondern auch Jahrespausen zu haben, wo man versucht, einmal den ganzen Druck und Drang der letzten Vergangenheit, der Gegenwartsforderungen und Zukunftsaufgaben unter sich zu lassen. Aus solcher Stimmung heraus dürfte dem braven Görlitzer Mystiker auf dem Schusterschemel vor drei Jahrhunderten dieser Trostspruch durch die Seele gezogen sein, wenn er, den Blick auf das blinkende Zinngerät geheftet, den Jammer der Vergangenheit, seine ständigen Kämpfe mit der Ortsgeistlichkeit, die nagende Sorge um den Tag, der einer achtköpfigen Familie des Lebens Notdurft schaffen sollte, und die am Zukunftshimmel aufsteigenden schwarzen Wolken des blutigen Glaubenskrieges unter sich versinken fühlte. In die Ewigkeit flüchten, wenn die Zeitlichkeit uns zu erdrücken droht — das ist nicht etwa nur religiöse, mystische, theologische Alterweisheit: es ist auch das letzte Wort des Antimystikers und Ethikers Spinoza; es ist der unangreifbare Zufluchtsort jedes Denkers, wenn er die Unvernunft sich auf dem Throne der Gegenwart spreizen sieht.

Wie sind sie doch lächerlich, alle diese Scheinwahrheiten der Zeit, ausposaunt mit einer Lungenkraft, die das Mißtrauen ihrer Herolde in die Kraft der leisen und doch so eindringlichen Stimme der Vernunft verrät: der Ruf des rücksichtslosen Imperialismus nach einer nationalen Größe, die sich nach Panzerschiffen, Maschinenkanonen, Handelsbilanzen und Kolonien aufrechnen läßt; der billige Spott über die „Träumer" von einem Menschheitsbunde, der durch den Willen der Kopf- und Handarbeiter aller Völker trotz alledem geschlossen werden wird; das tierische Brüllen rasender Leidenschaft, das hinter Blutströmen, Trümmern und Gewalttat schändlichster Art den Anbruch eines neuen Reiches des Friedens und der Versöhnung verkündet; die kleine Schulmeisterweisheit der Regierenden, die, verschwenderisch im Auferlegen von Pflichten auf die Schultern der großen Menge, ängstlich mit Rechten markten und den mündig Gewordenen wegen „mangelnder Reife" die Selbstbestimmung vorenthalten; die hoffnungslose Beschränktheit höchster Erziehungsbehörden, die da wähnen, die Jugend des zwanzigsten Jahrhunderts durch Einsperrung in konfessionelle Pürden und Stallfütterung mit dogmatischen Konserven von der freien lustigen Weide sittlich-sozialen Gemeinschaftslebens fern halten zu können! Ja, lächerlich im letzten Grunde, wenn es uns eben gelingt, uns einmal aus dem Leid und dem Streit der Tagesgeschichte zu der sonnigen Höhe des Ewigkeitsblickes aufzuschwingen und Trauer und Empörung dahinten zu lassen. Was anderes, als ein vertrauensvolles, alles begreifendes Lächeln kann der Anblick auf die Lippen des Denkenden rufen, wenn in zwerchfellerschütterndem Kontrast ihrer Unfähigkeit zu der Größe der gestellten Aufgabe Zwerge und Kobolde es immer wieder versuchen, der leicht durch die Jahrtausende hinwandelnden Urania Vernunft den Weg zu versperren mit den staubigen Spinnenfäden ihrer niedrigen Tagesweisheit?

„Geh' deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung!" rufen wir mit Lessing. „Sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer immer besseren Zukunft sich fühlt, von dieser Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen nicht nötig haben wird, da er das Gute tun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind."

Marokko und die Ethik im deutschen Volke.

Von Rhenanus.

„Es wird den bekehrtesten Völkern nicht erspart, sich zu schlagen, aber sie sind nur Gladiatoren, die sich für einen fremden Zweck schlagen, und, wenn ihre Herren den Daumen niederdrücken, sich erwürgen." — Arnold Ruge an Karl Marx, aus Berlin im März 1843. (Deutsch-Französische Jahrbücher, Paris 1844, p. 19.)

Die internationale Weltpolitik ist ein gar gefährliches Gebiet. Die Völker dürfen von ihr nichts ahnen. Ihre Herrscher allein, die in der Regel nicht einmal über ein

Digitized by Google

anderes Mandat zu diesem Behufe verfügen als das ihnen angeblich durch die „Gnade Gottes“ gegebene, schließen und kündigen Bündnisse, regeln die Verhältnisse des Landes mit den fremden Staaten, machen Weltpolitik. Die Völker, um deren Gut und Blut es sich in dieser häufig lediglich von dynastischen Rücksichten geleiteten Weltpolitik handelt, müssen schon froh sein, wenn sie als Statisten zuschauen dürfen. Häufig, ja meistens, wird ihnen nicht einmal das gestattet. Das hohe Spiel der Diplomaten, dieser größten Schädlinge im internationalen Völkerleben, bleibt ihren Augen verborgen. So war es zu Zeiten Richelieus und Gustav Adolfs. So ist es noch heute.

Vor wenigen Monaten erfuhren wir aus dem Munde eines nationalliberalen Plauderäschchens, daß das deutsche Volk die letzte Zeit hart vor einem Kriege mit England gestanden habe. Die letzten Wochen haben uns gelehrt, daß wir nahe daran waren, vor einem Kriege mit Frankreich zu stehen. Es ist ein bezeichnendes Stückchen, was sich da vor unseren Augen abgespielt hat. Als vor einigen Jahren Frankreich und England ihr Sonderabkommen betreffs Marokkos schlossen, regte sich nichts im Inneren der deutschen Reichsregierung. Kaum aber hatte sie die Macht dazu — oder glaubte sie doch wenigstens zu haben — da inszenierte sie jene Reise Wilhelm II., die Bebel mit Recht eine reine Provokationsreise nennen konnte.

Ein verlorener Krieg übt stets eine in gewisser Hinsicht moralisierende Wirkung aus. Die Franzosen von vor 1870/71 hätten bei ähnlicher Veranlassung vollständig den Kopf verloren. Die „beleidigte nationale Ehre“ hätte im Handumdrehen den Rausch nach Gloire, und dieser den Ausbruch des Krieges herbeigeführt. Die Franzosen von nach 1870/71 sind wie gebrannte Kinder: sie scheuen das Feuer. Mit hoher Genugtuung konnte die Welt der Friedensliebe und der Sittlichkeit gewahren, wie tiefe Wurzeln der Friedensgedanke in allen Schichten des französischen Volkes geschlagen hat. Trotz der zugefügten und empfundenen „Beleidigung“ der „Nation“ durch die deutsche Diplomatie, trotz der wahnsinnigen Kriegshetze eines gewissen Teiles der englischen Börsenpresse blieb das französische Volk in seiner vornehm ruhigen Zurückhaltung. Kein Kriegsgeschmetter drang über die Vogesen zu uns hinüber. Man besiegelte die Friedensliebe mit der Ausstoßung Delcassés aus dem Ministerium. Man ging sogar soweit, trotz der Verjährung des Rechtsfalles der herrschen Forderung des offiziellen Deutschlands die Revision des Marokko-Abkommens mit England im Prinzip als annehmbar zu erklären. Man ließ — Gipfel der Kaltblütigkeit — sogar den Schwall von Appellen an die Waffengewalt, die man von deutscher autoritativster Seite aus zu hören bekam, über sich ergehen. Das Taktgefühl der Regierung Frankreichs ist über jeden Zweifel erhaben gewesen. —

Trotz alledem spricht man in Deutschland auch jetzt noch mit einer an Schamlosigkeit grenzenden Hartnäckigkeit von einer Kriegsgefahr des deutschen Volkes. Die höchsten Stellen — die ja bei uns bekanntlich unverantwortlich sind, dafür aber das loyale, konstitutionelle Recht haben, für ihre nicht verantwortlichen Handlungen die Millionen „Untertanen“ mit ihrem Gut und Blut verantwortlich zu machen — haben davon geredet — im Walde hallt es mächtig wieder. Da ist nun seitens unserer Ethiker, unserer Sozialisten, unserer Friedensfreunde, unserer Philanthropen, unserer Wissenschaftler jahrelang unermüdlich der Völkerfrieden gepredigt und die Verwerflichkeit des Krieges — mit mehr oder weniger glücklichen Argumenten — betont worden. Und das Resultat der Arbeit? Es ist nicht nur möglich, von einer Kriegsgefahr an sich zu reden, es ist nicht nur möglich, daß die parlamentarischen Vertreter der Konservativen und Nationalliberalen im Reichstag diese Möglichkeit des Krieges beinahe garantierten, ja, es ist sogar noch möglich in unseren zivilisierten Lande Deutschland, daß von der Gefahr eines Krieges geredet werden kann, ohne daß irgend jemand in mehr als vagsten Ausdrücken davon zu sagen wüßte, gegen wen und — vor allem! — um was er geführt werden sollte!!

Deutschlands Grenzen sind von niemandem bedroht. Selbst die ungünstigste, am meisten pessimistische Deutung der Delcasséschen Enthüllungen — die wir einmal auch in der Form, in der sie uns in der nationalistischen Presse serviert wurden, als wahr annehmen wollen, — würde nur ein Schutz-, nicht aber ein Trutzbündnis zwischen England und Frankreich bedeuten — England verpflichtet sich, Deutschland anzugreifen (futurum), wenn Deutschland Frankreich angreift, oder besser gesagt — denn unsere Sprache ist ebenowenig präzis wie unsere Diplomatie —, wenn, d. h. falls Deutschland Frankreich bereits vorher angegriffen haben wird (futurum secundum). Niemand wird deshalb behaupten wollen, „das Vaterland“ sei in Gefahr. Aber der Eindruck, den die offizielle Politik des offiziellen Deutschlands in Europa erweckt, ist ganz allgemein der, daß von dieser Seite aus mit dem Kriege geradezu gespielt wird, daß das deutsche Reich zur Erreichung sehr okkulter Pläne, die höchstens im Interesse einiger weniger Spekulanten und Ehrgeizigen liegen, eine Politik treibt, die es nahe an den Rand eines Krieges mit den beiden größten kulturellen Nationen Westeuropas bringt. Das deutsche Reich gilt heute allerwärts — und mit Recht — nicht nur als der stärkste Herd aller kulturrückständigen Reaktion, des Absolutismus, der Ueberhebung, der Geschwätzigkeit, des Kastengeistes, der unfosialen Gesinnung, sondern auch als der ewige Störenfried Europas.

Wir aber müssen uns darüber klar sein, daß es zurzeit keinen Anlaß geben könnte, der die Greuel eines Krieges zu rechtfertigen imstande wäre. Freilich, auch die Reichsregierung läßt ja — vor und nach einer friegerischen Phrase — vernehmen, daß sie nur einen aufgezwungenen Feldzug führen würde. Aber es ist zur Genüge bekannt, was unsere Regierung unter einem solchen aufgezwungenen Kriege verstehen würde: jede Reaktion auf eine ihrer Provokationen wäre ihr Anlaß dazu. Der „aufgezwungene“ Krieg ist eine Phrase.

Im Reichstag und in der bürgerlichen Presse hat man sich darüber aufgeregt, daß Bebel ausgeboten gewagt hat, die deutschen Arbeiter seien nicht für jeden Krieg zu haben. Nie hat sich die Gewissenslosigkeit der Machthabenden im deutschen Volke zynischer enthüllt als bei dieser Entrüstung. Die „Leipziger Volkszeitung“ trifft vollständig das Richtige, wenn sie ihren Gegnern zuruft: „Diese Rasse ist seit jeher gewohnt, mit den Knochen der besitzlosen Klassen zu rechnen, wie der Schlächter mit dem Schlachtvieh. Daß sich jetzt die besitzlose Klasse dafür bedankt, die Rolle des geduldigen Schlachtviehes weiter zu spielen, ist — nach ihnen — eine unerhörte Frechheit, ist die offene Rebellion, ist der Zusammenbruch der göttlichen Weltordnung!“ (Nr. 284). —

Angstvolle Zeiten wie die unsrige, die durchzogen werden von der Pein um ein furchtbares Etwas, das kommen kann, Zeiten, die, kurz gesagt, vor einer möglichen Gefahr stehen, deren Folgen in ihrer Richtung unabsehbar, aber in jedem Falle verheerend sein müssen, derartige Zeiten sind Grabmesser der ethischen Reife eines Volkes. Wir sehen in ihnen, wie die Schichten der Regierenden des deutschen Reiches, jedes sittlichen Verantwortlichkeitsgedankens bar, tänzelnd spielen, am Rande des Abgrundes, mit den Knochen ihrer Mitbürger, über deren Wohl und Wehe in Treuen zu wachen sie angeblich von Gott erlesen sind. Wir sehen weiter gewaltige Scharen solcher, die die Arena füllen und, das grausige Spiel vorahnend, frühzeitigen Beifall klatschen, Lumpenadlige, Lumpenbürger, Lumpenproletarier. Endlich erblicken wir aber auch Männer, die sich mit Energie rüsten, dem Frevel, der mit dem Leben des Volkes Schacher treibt, wenn es sein muß, ein Ende zu bereiten, Leute, die bereit

Digitized by Google

sind, einen Krieg um jeden Preis — auch den ihrer eigenen Freiheit, — zu verhindern. Nur diese Leute — auch wenn sie bisweilen aus Gründen, die wir hier nicht zu erörtern brauchen, den Ethikern gram sind und auf die Ethik spotten — haben die Ethik in sich absorbiert. Denn Ethik heißt praktische Sittlichkeit, angewandte Sittlichkeit, sittliches Schaffen!

So muß denn heute ein jeder, dem es Ernst ist um die Liebe zu seinem Volke, dem die Sittlichkeit nicht Phrase für den Mund, sondern Leitmotiv für sittliches Handeln ist, vertrauensvoll der deutschen Arbeiterklasse seinen Gruß entbieten, daß sie dem deutschen Volke den Frieden erhalte und mit dem Frieden den Spielraum für eine sittliche Weiterentwickelung Deutschlands!

Heilanstalten für soziale Krankheiten.

Von Dr. phil. Karl Nötzel.

(Schluß.)

Wenn auch, wie bereits mehrfach betont, die Behandlung aller Patienten eine individualisierende sein muß, so glaube ich dennoch einige allgemeine Heilprinzipien aufstellen zu können. Es dürfte außer Zweifel sein, daß 1) körperliches Normalbefinden die notwendige Voraussetzung jeder Erziehung bildet, daß 2) ein krankhafter Körperzustand das Verhalten zu den Mitmenschen ungünstig beeinflußt, und daß 3) fast alle chronischsozial Erkrankten infolge fortgesetzter unregelmäßiger Lebensweise an chronischen Körperkrankheiten leiden. Nichtsläufer bilden eine verschwindende Minderheit. Demnach kann die erste Phase der Heilung bei allen sozialen Patienten in nichts anderem bestehen als in eingehender ärztlicher Behandlung. Erst nachdem der Körper gekräftigt und somit der Geist einigermaßen annahmefähig geworden ist, kann mit der eigentlichen Heilung begonnen werden, die natürlich auch unter ständiger ärztlicher Aufsicht und günstigen hygienischen Bedingungen zu erfolgen hat. Dabei ist danach Folgendes vorauszusetzen: die Patienten werden ausgenommen nach Verbüßung ihrer Strafen, nicht als Verbrecher. Es erscheint mir dies von größter Wichtigkeit insofern, als der Patient durchaus den Eindruck bewahren muß, daß man ihn als vollwertigen Menschen betrachtet und an seine endgültige Heilung glaubt. Nur auf dieser Grundlage halte ich eine Erziehung zur Selbständigkeit für möglich, und darauf kommt es vor allem an. Der Wunsch zur Selbständigkeit muß erweckt werden. Andernfalls kämen wir dahin, daß diese Stiefkinder des Schicksals nichts mehr erstreben, als dauernden Aufenthalt in Anstalten, die ihnen das geben, was ihnen das Leben bisher vorenthielt: Sattessen und gute Behandlung. In der Tat liegt in dieser Gefahr der begründetste Einwand gegen die vorgeschlagenen sozialen Sanatorien. Ihn völlig zu entkräften, wird schwer sein. Der praktische Versuch allein kann entscheiden. Daß es zur endgültigen Lösung dieser Aufgabe bisher noch an einer Lehrmethode fehlt, soll nicht bestritten sein. Bevor wir hier völlig auf festem Boden stehen, wird die psychologische Pädagogik noch viel zu tun haben. Denn daß die Methode eine suggestive sein muß, steht außer allem Zweifel. Allerdings darf keine mechanische Suggestion stattfinden: der Patient muß bewahrt sein vor dem unlusterregenden Eindrucke, daß man ihn belehren und bessern will und sich jederzeit voll bewußt bleiben, daß er selbst wählen soll. Nicht fremder Wille soll eingeflößt werden, sondern dem eigenen zu freier Betätigung verholfen werden. Dies wird erzielt, indem jedesmal die Seite der ethischen Willensrichtung in wirkungsvollste Beleuchtung zu setzen ist, welche der Anlage des betreffenden Patienten am meisten entspricht und ihm daher am verständlichsten und sympathischsten erscheint. Ich brauche wohl nicht darauf hinzuweisen, daß dieser Methode der Glaube zu Grunde liegt, daß die ethische Willensrichtung allein im Stande ist, der menschlichen Seele Gleichgewicht zu geben. Jede Erziehung beruht auf diesem Dogma. Jede Erziehung ist ethische Suggestion in diesem Sinne. Sie darf nicht mechanisch sein, sie verlangt selbständiges Denken. Solches kann einzig und allein erweckt werden durch Erregung der Fantasie. Man beginne daher mit Erzählungen aus Weltgeschichte und Weltliteratur. Selbstverständlich muß jede ausdrückliche Moral vermieden werden: das vermindert den Reiz einer reinen Fantasietätigkeit. Vom Fantastischen wäre dann überzugehen zum Logischen in Handeln (Sittlichkeit) und in Erscheinung (Schönheit). Weitester Spielraum sei zunächst der Individualität des Lehrers gewährt. Alle Kulturwerte können herangezogen werden, um den seelischen Kontakt mit dem Schüler zu erreichen. Ist das aber geschehen, so muß die vollständige Heilung für möglich, wenn nicht bereits als erfolgt betrachtet werden.

Zwei Methoden scheinen mir besonders geeignet, dem Lehrer Vertrauen zu erwecken und zugleich das Selbstbewußtsein des Patienten zu heben. Einmal zeige man ihm selber Vertrauen: man vertraue ihm Geld an und Verantwortung jeder Art. Dann aber und — dies vor allem — ziehe man den Genesenden heran zu sozialer Hilfeleistung in und außerhalb der Anstalt. Nach einigen Erfahrungen zu urteilen, scheint mir nichts derart imstande, ein krankes Selbstbewußtsein zu heben als freiwillige Tätigkeit für Leidende. Es ließen sich für beide Methoden mancherlei Beispiele anführen.

Indes kann ich nicht länger eine Frage unbeantwortet lassen, die sich mehr und mehr aufdrängt. Die Frage: wie kann in diesen Heilanstalten gestraft werden? Im Prinzip nur durch teilweises oder völliges längeres oder kürzeres Ausschließen von der Gemeinschaft in Unterricht und Erholung, und, wo das nichts nützt, durch längere oder kürzere Abgabe in die Gruppe der Unbelehrten. Mit dieser Strafbestimmung fällt oder steht das ganze Projekt. Manch einer wird es als Utopie links liegen lassen. Wie mir scheint, mit Unrecht. Wir sind ganz im Allgemeinen viel zu genügsam in unseren Bestrebungen. Immer glauben wir das Mögliche bereits erreicht zu haben oder wenigstens durchaus vorausbestimmen zu können. Es steht für uns unwiderruflich fest, daß ein unmoralisches Individuum (Vagabund, Verbrecher) nur mit Härte erzogen werden kann. Ein Beweis hierfür ist nicht erbracht. Die Gegenmethode wurde nie ernstlich erprobt. Vieles spricht für ihr Gelingen: Nicht einmal die Haustiere werden mehr mit Strafen erzogen. Man denke an die Vorschrift über den Pferdedienst in der preußischen Armee. Ein intelligenter Kunstreiter bestätigte mir einst, die Milde sei die einzig richtige Dressurmethode, leider im Zirkus nicht anwendbar. Sie verlange zu viel Zeit. Die Peitsche sei nur ein Zeitersparer. Ein gut erzogenes Herrenpferd, das die Peitsche nie gesehen haben darf, sei natürlich in jeder Hinsicht einem dressierten Zirkusgaul überlegen. Was dort freiwillig aus Neigung für den Herrn geleistet wird, geschieht hier aus Angst: Künstlerwerk gegen Handwerkerarbeit. Es sei noch garnicht erprobt worden, was man durch individuelle, liebevolle Behandlung aus einem Pferde zu machen imstande sei. Und aus einem Menschen — hat man da erprobt, was man mit Milde erreichen kann? Im Einzelnen wohl, im Ganzen nie.

Auch unsere bisherigen Institute für sozial Erkrankte: Arbeitshäuser und Korrektionsanstalten wenden reichlich Disziplinarstrafen an als Zeitobürger. Was sie erreichen, ist Dressur: Aus Furcht vor Strafe wird, streng im Rahmen der Anstalt, ein äußerlich korrektes Verhalten erzielt, nicht aber das Verständnis für einen moralischen Lebenswandel, noch der Wille dazu. Eine Garantie für die Zukunft ist nicht gegeben. Die große Zahl der Rückfälligen beweist

Digitized by Google

die falsche Rechnung. Das Wesen der Moral liegt eben in der Gesinnung, die sich in allen Handlungen des Individuums äußern muß, nicht nur in den in der Anstalt erforderten. Tadellose Führung in unseren jetzigen Gefängnissen und Korrektionshäusern beweist neben großer Anpassungsfähigkeit meist völligen Mangel an Persönlichkeit. Es bleibt sehr zu bedürchten, daß die Fähigkeit zur freien Wahl ernstlich gelitten hat, und damit wäre dann das Gegenteil erreicht von dem, was beabsichtigt war. Jede Erziehung muß eine Erziehung zur Selbständigkeit sein, zur freien Wahl, und dazu erzieht man nicht durch eiserne Paragraphen, auf deren Nichtbefolgen drakonische Strafen stehen, sondern einzig und allein durch liebevolles Eingehen auf die Person des zu Erziehenden. Eine Strafe wirkt nur dann erziehend, wenn der Bestrafte einsieht, daß man ihn nicht leiden sehen wollte, sondern nur bestrebt war, ihn zu bessern. In diesem Sinne ist jede Prügel- oder Hungerstrafe vom erzieherischen Standpunkte aus vollständig zu verwerfen; sie bringt den Erziehenden um das Vertrauen der Zöglinge. Ganz im Gegenteil erblicke ich die einzig mögliche Strafe darin, daß der Erzieher dem Schüler sein Vertrauen, seine Beachtung sogar auf kürzere oder längere Zeit entzieht. Man wende nicht ein, diese Strafe sei nur vornehmeren Naturen gegenüber am Platze: Sie muß wirksam sein, wo überhaupt Aussicht auf Erziehung vorhanden ist.

Soviel über Einrichtung und Betrieb der sozialen Heilanstalten. Sollte die Erfahrung mir Unrecht geben, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß eine große Anzahl chronisch-sozial Erkrankter zu selbständigen Personen erzogen werden könnten und somit Millionen am Volksvermögen erspart und Unsummen moralischen Elends und Ansteckungsstoffes aus der Welt geschafft werden könnten. Dies wird die Begründung von Heilanstalten für chronisch-sozial Erkrankte über kurz oder lang unabweisbar machen. In welcher Weise daselbst die Behandlung vorzunehmen ist, darüber werden sich Wissenschaft und Erfahrung einigen.

Bisher war immer die Rede von den Heilbaren. Daß diejenigen, bei welchen die Heilung fraglich oder ausgeschlossen erscheint, dauernd in den Anstalten zu halten sind, verlangt das Interesse der Gesamtheit. Natürlich bleibt es nicht verwehrt, sobald ein Patient Aussicht auf Heilung erweckt, ihn in die Abteilung für Heilbare zu überweisen. Die Behandlung muß auch hier eine durchaus humane sein, die Verpflegung eine gute und die Lebensbedingungen hygienische. Nutzbringende, vollbewertete Arbeit — jede andere wirkt demoralisierend — muß stets reichlich angewiesen werden, auch außerhalb der Anstalt, z. B. bei öffentlichen Bauten. Der Lohn wird gut geschrieben, Pension und Kleidung in Abrechnung gebracht. Der Rest kann je nach Wunsch des Internierten entweder bis zur Heilung — er darf den Glauben an eine solche nie verlieren — angesammelt oder Verwandten ausbezahlt oder aber zu irgend welchen von dem Internierten zu bestimmenden Wohltätigkeitszwecken verwandt werden. Der Gefahr, daß sich zu viele unheilbar stellen möchten, um in der Anstalt zu bleiben, ist zu begegnen durch straffe Beschränkung der persönlichen Freiheit.

Zum Schluß einige Worte über das Personal der Heilanstalten. Seine spezielle Ausbildung — ich denke an Fachleute wie Pfarrer, Aerzte, Juristen, Lehrer, aber auch an alle anderen Gebildeten — dürfte es auf neu zu begründenden Akademien für soziale Heilwissenschaft erhalten. Daselbst wären nebenbei auch öffentliche Vortragscyklen für Jedermann zu halten, wer immer soziale Heilkunde ausüben oder begreifen will. Auch könnte das Fach als selbständiges Studium: „Soziale Gesundheitslehre" der philosophischen Fakultät angeschlossen werden. Praktische Kurse würden sich erstrecken auf allgemeine Krankenpflege, Gymnastik, Handarbeit, Gartenbau, Zeichnen, verbunden mit Besuchen von Armenhäusern, Krankenhäusern, Gefängnissen, Herbergen, Diebshöhlen ꝛc.

Das Studium der sozialen Krankheiten wäre so recht ein moderner Beruf im besten Sinne: Gebildete, die keinen Erwerb nötig haben, finden hier ausfüllende Lebensarbeit. Aber auch gegen die Ergreifung dieses Berufs als Erwerbsarbeit ist nichts einzuwenden. Er müßte jedem offen stehen, der Neigung dazu verspürte: die Bezahlung sollte eine durchaus anständige und das Studium durch Stipendien auch Unbemittelten ermöglicht werden.

Sanatorien für soziale Krankheiten dürften zuerst von der Stadtgemeinde begründet werden behufs Erleichterung ihres Unterstützungsbudgets. Das Beispiel wäre sicher von weitgehendster Wirkung, auch prinzipiell: die Stadtgemeinde ist dazu berufen, die sozialen Aufgaben des Staates vorzubereiten.

Streiflichter.

Kaiser Wilhelm als Friedensfürst. In den führenden Blättern des In- und Auslandes ist dieses Thema neuerdings wieder eingehend behandelt worden, und dennoch fehlte bisher immer noch eine wichtige Note — jene nämlich, die Andrew D. White in seinen jüngst erschienenen Memoiren*) anschlägt.

White, der zu allen 3 Kaisern, zu Bismarck, Hohenlohe u. s. w. in regen Beziehungen stand und bekanntlich ein großer Freund Deutschlands ist, gibt uns in seinem fesselnden Buche vielleicht den einzig richtigen Schlüssel für die Gründe des Mißtrauens gegen Deutschlands politische Absichten. Bei ihm finden wir Aufklärung für die neulichen Worte des Londoner „Globe":

„Wenn der Kaiser findet, daß Mißtrauen vorwaltet, so würde er gut daran tun, die Ursache in den von ihm verfolgten diplomatischen Methoden zu suchen . . ."

Mit einem Worte: die Ursache dürfte liegen im Verhalten Kaiser Wilhelms und seiner Delegierten zur ersten Haager Konferenz von 1899.

White — damals Botschafter der Vereinigten Staaten in Berlin — berichtet auf Seite 409, er habe den eigenen Worten des Kaisers angemerkt, daß ihm die Kongreßidee durchaus nicht sympathisch sei. Graf Münster, der Hauptdelegierte mit dem „gesunden Menschenverstand" (nach des Kaisers Meinung), erklärt bei einem diplomatischen Frühstück nicht nur die Schiedsgerichte für „Humbug", sondern auch Telephon und Telegraphen als einen „Fluch" für die Beziehungen zwischen den Nationen (!); „moderner Humbug" war nach Münster auch der Kampf gegen Bakterien und Mikroben.

Unter'm 11. Juni 1898 notiert White: „Münster ist mehr denn je gegen die Schiedsgerichte eingenommen und behauptet, wir seien im Hinblick auf das ursprüngliche Programm nicht berechtigt, sie zum Antrag zu bringen . . ." — Am 15. Juni bezeichnete Münster die Einberufung des Kongresses als „den verabscheuungswürdigsten Trik, der je verübt worden ist." Und dennoch hielt dieser selbe Graf Münster bei der Schlußsitzung wenige Wochen darauf eine feierliche Erwiderungsrede, worin er der Schiedsidee huldigen mußte. „Die Rede muß ihm recht fatal gewesen sein," meint White. — Die Berufung v. Stengels, des Schwärmers für den ewigen Krieg, nennt White „eine seltsame Laune des Schicksals"; hatte Stengel doch kurz zuvor eine die Friedensidee verhöhnende Broschüre veröffentlicht! — Oberst Schwartzhoff wird als beschäftigter Offizier geschildert, „der aber den Vorschlägen Rußlands große Vorurteile entgegenbringt." Nur über Professor Zorn wird Nachteiliges nicht gemeldet.

*) „Aus meinem Diplomatenleben," A. Voigtländers Verlag in Leipzig, 1906.

Digitized by Google

Als die Kongreßmaschine erst in Gang war, wuchs auch die Zuversicht der Delegierten. Doch unter'm 9. Juni notiert White:

„Um 6 kam Dr. Holls und brachte mir sehr betrübende Nachrichten. Augenscheinlich ist jetzt der deutsche Kaiser fest entschlossen, sich jedem Schiedsgerichts-Projekt zu widersetzen; er will von seinem ständigen Tribunal etwas hören ... Prof. Zorn, der bisher für die Schiedsgerichte eifrigst eingetreten ist, erklärt jetzt, es werde ihm wohl nicht möglich sein, sein Votum dafür abzugeben. Ueberdies suchte der deutsche Kaiser allem Anschein nach seinen Einfluß auf seine Alliierten... geltend zu machen.

Am 13. Juni schreibt White:

„... Es scheint allerdings sein Zweifel mehr zu sein, daß der Kaiser nicht nur gegen Schiedsverträge, sondern überhaupt gegen die gesamte Tätigkeit des Kongresses eingenommen ist und an seine Hauptverbündeten, Oesterreich und Italien, die Aufforderung stellt, ihm darin zu sekundieren. Graf Nigra ... war es, der Dr. Holls dies eingestand. ... Es scheint eine Katastrophe im Anzuge zu sein ..."

White bemerkte zu einem namhaften Diplomaten, dem Kaiser sollten doch seine Minister darlegen, daß er durch seinen Widerstand gegen ein Schiedsgericht eine Unsumme Groll gegen sich heraufbeschwöre; bei Münster allerdings predigte er tauben Ohren; dieser sprach mit dem Dünkel des „gewiegten Diplomaten" höchst abfällig von jedem Versuch schiedsgerichtlicher Austragungen.

Trotzdem machte ihm White die eindringlichsten Vorstellungen. White sagte ihm, daß Männer, wie er, den jungen Herrscher niemals den Schmähungen, Vorwürfen und Feindseligkeiten aussetzen sollten, wonnit alle Völker ihn überhäufen würden, wenn es bekannt würde, daß er das Schiedsgericht vereitelt hätte. „Ihr Herrscher," sagte White, „wird als der Feind aller Nationen gelten und den peinlichsten Angriffen und Verleumdungen ausgesetzt sein."

Die nächste Sitzung der Schiedsgerichts-Kommission wurde vertagt, obwohl Lord Pauncefoote, der verdiente Delegierte Englands, ärgerlich meinte: „Deutschland soll, falls es ihm nicht beliebt, sich uns anzuschließen, aus dem Kongreß ausscheiden."

Inzwischen fuhren Holls und Zorn nach Berlin, um das Ministerium über die Sachlage aufzuklären; Kaiser Wilhelm weilte damals in Hamburg. Der Erfolg jener Mission war bekanntlich, daß auch Deutschland nunmehr dem früher so heftig bekämpften fakultativen Schiedsgericht zustimmte.

Aus jenen Haager Tagen datiert die „Isolierung Deutschlands," das sich selbst einen so bescheidenen Versuch, den Frieden auf eine feste Basis als lediglich die der Waffen zu stellen, erst nach harten, ganz isoliert dastehenden Kämpfen abtrogen ließ, aus überaus großer Ehrfurcht vor dem Souveränitätsprinzip sans phrase. Wie schlecht kannte die deutsche Regierung das „Deutsche Staatsrecht" ihres Erwählten Zorn, der darin auf Seite 66 schreibt:

„... Durch die Beschränkung (der Souveränität) wird die für den Staat begrifflich notwendige Einheit der Souveränität nicht alteriert, denn die etwa eingerichtete Zentralbehörde ist nicht das Organ einer bestandigen, höheren Staatsgewalt, sondern nur eine gemeinsame Behörde der beteiligten, einzelnen Staaten selbst."

Im Haag wurden, wie Alfred Herm. Fried neuerdings wiederum nachwies, jene Fehler gemacht, die Deutschland den Ruf einer durchaus kriegsfrohen Macht eintrugen; von Münster zu Delcassé führt ein gerader Weg!

Mittlerweile hat Deutschland vor dem gegen seinen Widerstand errungenen Haager Hof schon zweimal sein Recht gesucht und hat dem neuen Prinzip auch durch 2 ständige Schiedsverträge bereits die Weihe gegeben. Möge es den deutschen Michel gelingen, auf der zweiten Haager Konferenz die Scharte von 1899 dermaßen glänzend auszuwetzen. Nur wenn das deutsche Reich den Friedensworten immer mehr und immer spontaner die Friedenstaten folgen läßt und fortfährt, an der Sicherung und Fundierung des Friedens (nicht an seiner „Erhaltung" mit den alten Kriegsmitteln!) eifrig mitzuarbeiten, dann nur wird es fernerhin nicht mehr nötig haben, fortdauernd mit der Verkennung deutscher Sinnesart rechnen" zu müssen.

Karl Ludwig Siemering.

* * *

Die Emanzipation der Schule von der Kirche

findet einen warmen Fürsprecher in dem schon durch manch offenes und freies Manneswort bekannten Kurator der Universität Bonn, Herrn v. Rottenburg. Nach einem Bericht der „Köln. Zeitung" hielt er einen Vortrag*) zu Gunsten der Entfernung des Religionsunterrichts aus der Schule und führte u. a. etwa Folgendes aus:

In Holland sei durch ein Gesetz von 1806 der Religionsunterricht von dem Unterrichte in den Realien völlig getrennt worden, und diese Trennung habe sich bewährt. Cuvier, der nicht nur ein großer Zoologe, sondern auch ein eifriger Vertreter des Bibelglaubens war, schreibe von einer Reise durch Holland: schon bei einer oberflächlichen Besichtigung der Schulen sei er angenehm überrascht worden; nachdem er das Detail studiert, habe er sich nicht einer wahrhaftigen Emotion erwehren können. Einen gleichen Eindruck habe bald darauf der damals bedeutendste Vertreter der spiritualistischen Philosophie in Frankreich, Viktor Cousin empfangen. Auch die hervorragendsten Staatsmänner Hollands, vor allem Thorbecke, seien für die Trennung eingetreten. Nicht minder konfludent seien die in Amerika gemachten Erfahrungen. Dort sei der Religionsunterricht bedingungslos von der Volksschule ausgeschlossen. Der Unterricht beginne täglich mit einem Gebet und dem Verlesen einer Bibelstelle. Aber das Gebet unterlege es dem Lehrer, Verschiedenheiten in den Dogmen der einzelnen Konfessionen auch nur zu erwähnen. Kein Geistlicher dürfe Mitglied einer Körperschaft sein, welche eine öffentliche Schule zu beaufsichtigen hat. Es gebe sogar einzelne Unterrichtsanstalten, wie zum Beispiel das große, von Girard begründete Waisenhaus in Philadelphia, zu denen der Zutritt den Geistlichen aller Konfessionen untersagt wäre.

In einer gegen den Abgeordneten Windthorst gerichteten Rede, in welcher der große Kanzler Bismarck ihn gemeint) sich gegen die Unterstellung verteidigte, als ob er ein Beleuchtung des allgemeinen Wahlrechts beabsichtige, habe Fürst Bismarck gesagt: „Ich rechne auf den Fortschritt, auf die Entwickelung, auf die Schärfung des Urteils durch die Schule"; aber er sagte hinzu: „nach ihrer vollständigen Emanzipation." In diesen Worten liege ich, erklärte Herr v. Rottenburg, das Programm für die Schulgesetzgebung des modernen Staates. Wie bald es sich werde ausführen lassen, vermag nur der praktische Politiker abzuschen. „Ich mache mir kein Hehl darüber," sagte er, „daß aber ist auch der Theoretiker in der Lage, von der Richtigkeit des Weges sich zu überzeugen, auf den der große Kanzler hingewiesen hat. Es wird neuerdings viel geklagt über die religiösen und sozialen Gegensätze in unserem Vaterlande. Und mit Recht." Aber nur dem Klagen sei es nicht getan. Nur die Tat könne uns helfen, und die Tat müsse schon in der Schule einsetzen. Das „Königliche Zueinanderwehen der Gemüter," wie Plato die vornehmste Tätigkeit der Politik bezeichnet, beginne bei der Jugend. Wenn unsere Kinder zu einem festen Gefüge unterei nander verbunden sein werden, dann will den jene Gegensätze, die freilich niemals sich ganz überwinden lassen, aufhören, eine Gefahr für unsere Nation zu sein."

Es ist offenbar Zeit, daß sich Herr Studt auch um die Konfessionalisierung der Universitäten kümmert.

* * *

Das Verhältnis mit Vorgesetzten.**) Wie ein Schulbeispiel zur Aufklärung einer Streitfrage, die vor längerer Zeit an dieser Stelle zur Sprache kam, aber nicht zum Austrage gebracht werden konnte, sieht eine Gerichtsverhandlung aus, über welche das „Berliner Tageblatt" am 24. Oktober vorigen Jahres, wie folgt, berichtet:

„Die Liebelei. Vor dem hiesigen Kaufmannsgericht klagte ein Handlungsgehilfe gegen den Inhaber eines Großbazars wegen ungerechtfertigter Entlassung. Wie sich aus der Verhandlung ergab, hatte der junge Mann infolge einer Wette (!) mit einer bei derselben Firma angestellten Verkäuferin eine

*) Der übrigens, wie uns der Autor mitteilt, binnen Kurzem als Broschüre erscheinen wird. Die Red.

**) Vgl. E. R. XII. Jahrg. S. 141. 166. 183.

Digitized by Google

Liebelei begonnen lediglich zu dem Zweck, das junge Mädchen zu verführen. Dieses gelang ihm auch, und die Affäre blieb bald den Gepflogenheiten unter den übrigen Angestellten. Der Chef entließ darauf den Handlungsgehilfen. Das Gericht wies den Kläger mit seiner Forderung auf Gehaltszahlung bis zum Kündigungstermin ab. In der Urteilsbegründung wurde zwar anerkannt, daß ein Liebesverhältnis zwischen Angestellten, selbst wenn es einen intimen Charakter trage, noch keinen Entlassungsgrund in sich schließe. Es sei dies aber der Fall, wenn, wie in dieser Streitsache, besondere Umstände vorliegen. Der Kläger habe bei Eingang der Wette unmoralisch gehandelt und später durch seine triumphierenden Reden über seinen Erfolg großes Aergernis unter sämtlichen Angestellten der Firma hervorgerufen. Nach § 12 des Handelsgesetzbuches sei aber der Prinzipal verpflichtet, für Aufrechterhaltung der guten Sitte in seinem Betriebe zu sorgen, und hieraus rechtfertigte sich die sofortige Entlassung."

Man wird mit diesem Urteile sicherlich ohne alles weitere einverstanden sein. Ein Mensch, der sich derartiges zu Schulden kommen läßt, ist unbedingt eine Gefahr für jedes gut geleitete und anständig gehaltene Geschäft und derartige Vorkommnisse sind unbedingt als das anzusehen, was im Gesetze mit dem etwas dehnbaren Ausdrucke „wichtige Gründe" bezeichnet wird, welche zu einer sofortigen Entlassung berechtigen. In dem früheren Falle, in welchem das Gericht eine sofortige Entlassung nicht für berechtigt gehalten hatte, diese Entscheidung aber hier angefochten wurde, handelte es sich, wie erinnerlich, um intime Beziehungen eines Angestellten in einem der in dem Geschäft tätigen Mädchen, einer Verkäuferin, und die plötzliche Entlassung des ersteren war damit begründet worden, daß das Bestehen eines solchen Verhältnisses die geschäftlichen Interessen der Unternehmer gefährde. Wie gefährlich solche Beziehungen werden übertriebene und unbewiesene Behauptungen in's Feld geführt, und so war auch in der Vorinstanz der endgültigen Entscheidung die Rede gewesen, daß der Angestellte seine Stellung zu der „Untergebenen" dazu gemißbraucht habe, sie willig zu machen. Dies war nach dem rassbrandt'schen Feststellungen der oberen Instanz in keiner Weise bewiesen. Es war überhaupt kein unzweifelhaftes Ergebnis bezüglich des von dem Kläger, dem plötzlich Entlassenen, befürchteten Verkehres erzielt worden, und es hatte sich einfach um die Frage gehandelt, ob dem Kläger von dem Maßregeln vorgeworfenen Tatsache, nämlich eines außerehelichen Geschlechtsverkehres, das Recht zu der plötzlichen Entlassung abgeleitet werden könne.

Die ausschlaggebenden Unterschiede sind zwar wohl handgreiflich. Damals handelte es sich um einen Vorfall, der — gelinde gesagt — nicht zu den ungewöhnlichen gehört, wenn man auch von einem gewissen Sittlichkeitsstandpunkte aus noch so abfällig darüber urteilen mag; hier aber liegt eine Infamie des Vorgehens vor, die glücklicherweise recht selten, ja den größten Seltenheiten gehört, und dieses Vorgehen war als eine fertige, nicht nur unbestrittene, sondern „triumphierend" verkündete Tatsache vorhanden, als die Entlassung erfolgte, während in jenem Falle die Entlassung verfrüht wurde, weil von dem Bestehen jenes intimen Verhältnisses Gefährdung für die Geschäftsinteressen in der Zukunft befürchtet wurde.

Für den Laien in juristischen Dingen treffibrend war damals zur Begründung des Urteilsspruches gegen die gerichtliche Entscheidung auf Joseph Kohler's Bezug genommen, der dem Rechte die Aufgabe vindiziert hat, dahnbrechend der Rechtsaufsassung in den breiten Massen voraus zu eilen. Das kann mit einem gewissen Fug von dem Rechte behauptet werden, welches allerdings nicht erst auf die Ueberzeugung der Masse wartet, um dem Rechtsgefühle der Besseren — so wollen wir es einmal ausdrücken — Genüge zu tun; aber die Rechtspflege ist nicht das Recht. Die Rechtspflege hat es lediglich mit der Anwendung des geschriebenen Rechtes, d. h. des Gesetzes zu tun, und es ist unbenrihen von ihr, wenn sie sich vermißt, das geschriebene Recht mit allen Mitteln einer raffinierten Erklärungskunst einem gewissen „Rechtsbewußtsein," welches ihr vorhanden zu sein scheint, anzupassen. Durch die Gewohnheit, das zu tun, und durch den Mißbrauch übrigt, der in der Fassung unser modernen Gesetze liegt, durch die dem „Ermessen des Richters" ein unheilvoller Spielraum eingeräumt wird, ist das Mißtrauen in die Rechtspflege wesentlich entstanden, welches jetzt zum großen Schaden der Gesamtheit ganz allgemein geworden ist. Manchmal aber wissen die Richter doch sehr gut zu unterscheiden, — wie der Vergleich der beiden hier einander gegenübergestellten Rechtsfälle beweist.

B. M.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin. Am Sonnabend, den 9. Dezember, sprach im kleinen Saal des Rathauses Fräulein E. Altschul über „Moralunterricht in England".

Sie schilderte eingangs die ebenso lebhafte als erfolgreiche Agitation, die die „Liga für Moralunterricht" seit einer Reihe von Jahren in England entfaltet, und betonte besonders die ethische Art und Weise, mit der unsere englischen Kollegen es verstehen, sich bedeutende Geldmittel zu verschaffen, indem sie an die „besten Gefühle" im Menschen appellieren. (Vielleicht dürfte dieser ethische Appell auch in unserem Kreise eine stärkere Wirkung haben?)

In eingehender Weise schilderte sie dann das reiche literarische Material, das in England infolge der großen Popularität, deßen sich der Moralunterricht erfreut, bereits vorliegt. Teilte doch die Vorrednerin mit, daß bis jetzt bereits die Zahl von 1000 englischen Schulen eingeführt ist; ganz abgesehen von den zahlreichen sozialistischen Sonntagsschulen, in denen sie praktiziert wird. — Von den bedeutendsten ethischen Lehrbüchern, die unabhängig von der Liga geschrieben worden sind, besprach Referentin das Werk von Louis Bates, was insofern hervorgehoben werden muß, als es reizende Anregungen für die ethische Beeinflussung ganz junger Kinder von 5 bis 8 Jahren bietet. Auch das Buch von Hackwood wurde kurz besprochen, da es sich bereits so lebhafter Sympathien erfreut, daß es sich den Reinamen einer Schulbibel erobert hat; letzteres ist übrigens von der Leicester Schulbehörde herausgegeben worden.

Referentin ging nunmehr zu dem Lehrmaterial der Liga über. Bemerkenswert für die Tätigkeit sei der Lehrplan, den sie herausgegeben hat. Dieser Plan ist mit seinen psychologischen Verständnis für die Kindesseele zusammengestellt. Er findet seinen Abschluß in einer Bürgerlehre und ist bereits in neunhundert Schulen angenommen. Die Bücher, die für den Lehrplan in Frage kommen, sind für das jüngere Alter das Buch von Mis Ebesterton, das sich insolge seines humoristischen, gefälligen Erzählertones auch als Lesebuch großer Beliebtheit erfreut. Für das reifere Alter sind die Werke von Luitter, Gould und Bindegrave bestimmt. Im Anschluß hieran genannten Lehrer gab Referentin eine Charakteristik betreffs der Gesamtrichtung der sittlichen Beeinflussung und ihrer speziellen Einkleidung. Betreffs der Gouldschen Methode wies sie besonders daraufhin, daß er die sittliche Unterweisung in direkte Beziehung zum Kampfe ums Dasein stellt und ganz verstandesmäßig erörtert, wie gerade der Kampf ums Dasein seiner tieferen Bedeutung nach ein Gemeinschaftskampf der ganzen Menschheit gegen die gestürzenden Gewalten ist, und wie schon aus diesem Grunde die gegenseitige Hilfeleistung eine Bedingung der menschlichen Entwickelung ist. Bemerkenswert ist, daß die Gouldschen Bücher von Bekennern der verschiedensten Richtungen, von Pastoren, sowie von den Leitern sozialistischer Sonntagsschulen benutzt werden. — Insbesondere betonte Referentin die durch die ganze englische Moralliteratur gehende Tendenz, der Jugend das Gute und Edele zu zeigen und die undegrenzten Möglichkeiten, es praktisch zu üben, wodurch eine Steigerung der sittlichen Energien erzielt werden soll. Ein weiterer gemeinsamer Zug besteht darin, daß in der Beeinflussung zu gleichen Teilen für den Verstand und für das Gemüt berechnet ist, entsprechend der Verschiedenartigkeit der menschlichen Anlagen. Zum Schluß wies die Vortragende noch darauf hin, daß die schnelle Verbreitung des Moralunterrichts in England zum Teil darauf zurückzuführen ist, daß die ethischen Kurse meist öffentlich sind und zahlreiche Hospitanten denselben beiwohnen. Infolge dessen kann jeder, der sich für die Frage interessiert, sich über den Charakter der Unterrichtsweise orientieren, was, um neue Kräfte zu gewinnen, von unschätzbarem Wert ist.

In der anschließenden Diskussion wurde von Mitgliedern der ethischen Gesellschaft die Hoffnung ausgesprochen, daß durch das geschlossene Auftreten der Bremer Lehrerschaft im Interesse der Einführung des Moralunterrichts auch die langjährigen Bestrebungen der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur immer mehr Interesse und Unterstützung in Deutschland finden möchten. Eine Unterstützung, die immer dringender notwendig wird, je mehr sich die ganze Schulfrage bei uns zuspitzt und je mehr man sieht, wie ungezwungen und selbstverständlich sich in anderen Kulturstaaten der Moralunterricht entwickelt, wo er nicht durch reaktionäre Mächte gewaltsam gehindert wird. — Im Schlußwort betonte die Vortragende noch die humanistische Tendenz, die jedem Moralunterricht zu Grunde liegt und die auch den englischen Unterricht wesentlich beherrscht.

L. J.

* * *

Abteilung München. Ueber ästhetische Erziehung und ethische Werte sprach Prof. Dr. Lipps in der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. Redner definierte zunächst ausführlich den Begriff des Schönen. In aller Schönheit genießt der Mensch das höchste, nämlich sich selbst. In allen Objekten, die wir auffassen, liegen wir selbst. Ein Objekt können wir nur dann auffassen, wenn wir es mit unserer Tätigkeit, d. h. mit unserem Leben durchdringen. Nennen wir das erfaßte Objekt schön, so empfinden wir an der von uns in dasselbe hineingelegten Tätigkeit oder Betätigung Genuß. Alles, was wir wahrnehmen, alles, was existiert, ist beseelt durch unsere eigene Tätigkeit. — Der sittliche Mensch ist nichts anderes als der ganze Mensch, dem absolut nichts Menschliches fremd ist, der in sich alle Möglichkeit menschlicher Lebensbetätigung repräsentiert. Ein

Digitized by Google

allem, was wir menschlich nennen, liegt positive Tätigkeit. Wenn wir ästhetisch betrachten, dringt auch dem ästhetischen Objekte eine Tätigkeitsmöglichkeit in uns ein und fordert von uns, daß wir sie unmittelbar in uns aufnehmen. In diese Tätigkeit nun positiv menschlicher Art, so bleibt es nicht bei dieser Forderung, sondern wir nehmen sie dann gerne und bereitwillig in uns auf. Wir versüßen in diesem Falle eine eigene Lebenssteigerung, eine Lebensausdehnung und -Betätigung. Durch den ästhetischen Genuß werden wir reicher Menschen. Und das Leben ist unendlich voll ist, ist auch ethisch wertvoll. Zujoweit leichen der Wunsch und das Lob der Erziehung durch die Kunst gerechtfertigt. Aber andererseits sind ästhetische und ethische Werte durch eine ganze Welt getrennt. Aesthetische Betrachtung ist lediglich die Betrachtung des Objektes, seiner Beschaffenheit. Sie fragt nicht danach, ob das Objekt dem Wirklichkeitszusammenhang angehört und welche Stellung es in demselben einnimmt. Die ästhetische Betrachtung macht auch dem Inhalt des Kunstwerkes eine vollkommen für sich abgeschlossene, ideelle Welt. In diese wandert der ästhetische Betrachter hinein, um das Leben in ihr mitzuleben. Die ethische Betrachtung hingegen fragt nach dem Zusammenhang eines Objektes mit der Wirklichkeit, nach dem Zusammenhang mit den Anlagen und Pflichten, die die Welt uns auferlegt. Die ästhetische Betrachtung weiß nichts von Wirklichkeit, die ethische ist von ihr nicht zu trennen. Bei rein ästhetischer Betrachtung, die uns ja an sich zu sittlicheren Menschen macht, lauern wir Gefahr, den Zusammenhang mit der Wirklichkeit zu verlieren. Wir lösen dann alles aus diesem heraus und ignorieren uns in eine Welt der Phantasie ein. Die ästhetische Betrachtung kann dadurch die ethische unmöglich machen, oder sie doch wenigstens sehr erschweren. Die Erziehung durch die Kunst, die jetzt so sehr angestrebt wird, erzielt lediglich zu Kunstgenuß. Das, was sie in uns schafft, kann nicht handhaben, wenn wir in die Wirklichkeit hinaustreten. Man spricht von einer ästhetischen Weltanschauung; eine solche gibt es nicht. Wir haben nur eine wissenschaftliche und eine ethische Weltanschauung. Erstere fragt: Was ist wirklich? letztere: Wie steht es mit mir? Selbsterkenntnis.) Wie ist's um die Welt bestellt? Wie hängen die Zwecke, die in der Welt erscheinen, miteinander zusammen? Für diese Weltanschauungen ist der Wirklichkeitssinn Bedingung. Für die ethische Weltanschauung ist es erforderlich, den Aufgaben, die uns die Welt stellt, ruhig und unter Umständen trotzig entgegenzutreten. Jene, welche die sogenannte ästhetische Weltanschauung verteidigen, ziehen sich vor der harten Wirklichkeit und ihren Pflichten und Aufgaben feige zurück. Es ist leichter, ästhetisch zu schwärmen, als gut zu handeln. Durch die ästhetische Weltanschauung laufen wir aber auch Gefahr, die wirkliche zu schönen. Was in der ästhetischen Betrachtung glänzend und mächtig erscheint, ist in Wirklichkeit arm und ohnmächtig. Die Anhänger der ästhetischen Weltanschauung scheinen an geistiger Phthisis zu leiden; sie täuschen sich Größe, Kraft und Gesundheit nur vor und kennen die Wirklichkeit nicht. Deshalb müssen wir uns freuen, daß es eine andere Erziehung als die ästhetische gibt, eine andere Erziehung, als die durch die Kunst, nämlich die durch das Leben. (Münchener Allgem. Zeitung.)

Bücherschau.

Zur Psychologie der Gefangenschaft. Untersuchungshaft, Gefängnis und Zuchthausstrafe. Geschildert von Entlassenen. Ein Beitrag zur Reform des Strafvollzugs, herausgegeben von Dr. jur. et rer. pol. Fritz Auer. C. H. Beckſche Verlagsbuchhandlung, Oscar Beck, München 1905.

Mit dem Zusammentritt der Kommission zur Vorbereitung der Strafprozeßreform hat die Bewegung zur Reform des Strafvollzugs neues Leben bekommen. Unter den literarischen Beiträgen sind die vor allen danknswert, die unter Verzicht auf theoretische Erörterungen über den akademischen Streit um den Strafzweck vor allem unsere Kenntnis der wirklichen Verhältnisse zu bereichern suchen. Nicht als ob jenen Prinzipienfragen ihre entscheidende Bedeutung und ihr maßgebender Wert abgesprochen werden sollte; aber für die praktische Reform, die helfen und fördern will, handelt es sich vor allem einmal um die klare und sichere Einsicht, wo Förderung und Hilfe am dringendsten not tut. Der Herausgeber der vorliegenden Schrift hat den interessanten Versuch unternommen, uns den Strafzweck gleichsam experimentell vorzuführen. Vor einiger Zeit ging sein Aufruf durch die gelesensten Tageszeitungen, es möchten ihm solche, die selbst einmal im Gefängnis oder Zuchthaus waren, über ihre Erlebnisse und Eindrücke berichten. Diese Aufforderung scheint überraschend erfolgreich gewesen zu sein, denn in der vorliegenden Veröffentlichung kann der Herausgeber bereits 29 Berichte veröffentlichen, die ihm zugegangen sind; er will seine Sammlung fortsetzen und gedenkt allmählich genügend Material beschaffen zu können, um auf seiner Grundlage eine systematische Bearbeitung vornehmen. Die Berichte geben einen wertvollen Einblick in das Seelenleben der „Verbrecher," sowohl was die direkte Wirkung der Strafe anlangt als auch hinsichtlich des Resultats, das der Strafvollzug hinterläßt. Die Berichtenden entstammen den verschiedensten Gesellschaftskreisen und Berufsschichten, es sind Männer und Frauen, Junge und Alte. Es wäre zu wünschen, daß in recht weiten Kreisen, — keineswegs nur von Juristen, wie sonderlich es für diese auch sein mag — die Berichte gelesen und überdacht würden. Dann wird wohl das Bewußtsein geſteigert werden für die unsagbare Barbarei und Unkultur, die auf diesem Gebiete noch ihre Triumphe feiert. Hat doch anläßlich des Plötzensee-Prozesses der Präsident der Strafkammer sich, Zeitungsberichten zufolge, dahin geäußert, daß mit der Vollzuge der Freiheitsstrafe eine Schädigung der Gesundheit unabweislich verbunden sei; und ein Sachverständiger sprach das böse Wort: Wer sich eine längere Freiheitsstrafe zuziehe, begehe chronischen Selbstmord. Nur wenn die Oeffentlichkeit in diesen Fragen einmal energisch auf Verbesserung der dringend reformbedürftigen Zustände hinwirkt, können wir hoffen, daß die vielgerühmte Zivilisation auch auf dem Gebiete des Strafvollzugs mittelalterliche Zustände beseitige und im Lichte der Humanität auch hier Fortschritt bringe.

Die Gefahr der vorliegenden Umfrage, durch wahrheitswidrige und gefärbte Berichte ihre gefährt zu werden, ist, trotzdem der Herausgeber sie ernstlich zu vermeiden suchte, anscheinend nicht immer umgangen. Es enthält z. B. der Bericht 10 über Untersuchungshaft, den der Referent zufällig als kontrollieren vermag, grobe Unrichtigkeiten, die für die Beurteilung des Falles wesentlich sind. In der Einleitung, die den Berichten vorausgeht, stört ein wenig geschmackvolles Hervortreten der Persönlichkeit des Herausgebers (z. B. S. 5, Anm.). Im Interesse der Sache wäre zu wünschen, daß der Herausgeber bei der Fortführung seines sehr dankenswerten Unternehmens darin eine Aenderung eintreten läßt.

O. N.

* * *

Bunte Blätter. Farbige Künstler-Steinzeichnungen aus dem Künstlerbund Karlsruhe. Preis des einzelnen Blattes Mark 1.—, in Firnisrahmen Mark 2.—, in massivem Rahmen Mark 3.—, 12 Blätter in Mappe Mark 5.—, 10 Blätter in Leinwandmappe Mark 10.—.

In dem Bestreben, zu billigem Preise Original-Kunstblätter als Wandschmuck für Haus und Schule in Gestalt von Künstler-Steinzeichnungen (Original-Lithographien) zu bringen, hat die Verlagsbuchhandlung G. B. Teubner in Leipzig einen neuen mit besonderer Freude zu begrüßenden Schritt getan. Sie läßt nach den „großen Wandbildern" im Preise von 3 bis 6 Mark und nach den „kleinen Wandbildern" im Preise von 2½ Mark jetzt ganz kleine Blätter zu dem außerordentlich billigen Preise von 1 Mark erscheinen.

So kann sich jetzt auch der Unbemittelte für das kleinste Heim ein Original-Kunstwerk erwerben, und dem schlechten Oeldruck kann mit noch erheblich größerem Erfolg begegnet werden. Die „bunten Blätter" sind wie die „Wandbilder" in Künstler-Steinzeichnungen, sie werden also, wie diese, vom Künstler selbst auf den Stein gezeichnet und — jedes Blatt für sich — unter besten Auflicht gedruckt.

Was zunächst vorliegt, ist von großer Mannigfaltigkeit des Inhaltes und der künstlerischen Darstellung. Mag dies oder jenes Blatt auch nicht jedem Geschmack zusagen und vielleicht auch nicht alle auf gleicher künstlerischer Höhe stehen, so darf doch das neue Unternehmen der Verlagsbuchhandlung auf die gleiche Teilnahme rechnen, wie die früheren Unternehmungen.

Zur Ablösung der Neujahrswünsche

sandten uns Beiträge:

Frau Bettina von Gutfeld, Dr. R. Penzig, Rechtsanwalt Dr. Bieber, P. Jaffé, K. Michaelis, E. Michaelis. Summa Mk. 19,—.

Dr. Penzig.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

☛ **Aeltere Nummern** sowie **Jahrgänge** der „Ethischen Kultur", die ohne Zweck und unbenutzt lagern, bitte gütigst dem Verlag für Ethische Kultur Berlin S.W. 48, Wilhelmstraße 121 einzusenden, der dieselben dankend verwenden kann.

Flügel Pianinos Blüthner's Piano-Magazin. Berlin W., Potsdamerstr. No. 27 b.

Digitized by Google

Verlag von Leonhard Simion Nf. Berlin SW. 48.

Penzig, Dr. Rudolph.

Zum Kulturkampf um die Schule.

Ein Mahnwort an Denkende.

8°. 10 Bogen. Preis broschiert 2 Mark, gebunden 3 Mark.

Die Preussische Schulzeitung schreibt:

„Die nicht von irgendwelcher einseitigen Parteidoktrin diktierte, sondern aus ernster Besorgnis um die sittliche Bildung unseres Volkes hervorgegangene Schrift wird allen politischen Interessenten, vor allem aber den Lehrern und Eltern ein trefflicher Wegweiser in den Wirren des Kampfes um die Zukunft der Schule sein. Wir empfehlen sie unseren Lesern dringend."

David Harum, Amerikas Ungekrönter König. Von E. Noyes Westcott. Autorisierte Uebersetzung und Bearbeitung von Georges Hainbolz. 26 Bog. Eleg. brosch. Pr. 4 Mk.; geb. 5 Mk. Die „Nation" schreibt u. a.: „Keine schoächliche Sentimentalität, aber mahre Herzenswärme, verdeckt durch einen urwüchsigen Humor — das ist der Charakter David Harums. Wie der Dichter diesen Charakter in das Leben eingeführt hat, dies Geheimnis jeder echten Gestaltungskraft, lässt sich nur erkennen, wenn man das Buch selbst liest."

Byrons Tagebücher und Briefe. In neuer Bearbeitung (4. Auflage) mit 2 Bildnissen (Lord und Lady Byron) und mehr als 100 bisher unbekannten zum ersten Mal veröffentlichten Briefen Byrons. Deutsch bearbeitet von Professor Dr. Eduard Engel. Preis broschiert 3 Mk., gebunden 4 Mk. Als notwendiger Ergänzungsband zu sämtlichen deutschen Byron-Ausgaben erschienen, enthält dieses Buch Byrons Leben von ihm selbst erzählt, und ist bereichert durch eine Fülle der interessantesten brieflichen Enthüllungen über sein Leben.

Stern'sches Conservatorium,
englisch: Theatrewissenschaft für Oper und Schauspiel. Direktor: Prof. Gustav Hollaender.
Berlin SW. Gegründet 1850. **Bernburgerstr. 22a.**
Ausbildung in allen Fächern der Musik und darstellenden Kunst.
Elementar-Klavier- und Violinschule für Kinder von 6 Jahren an.
Seminar zur Ausbildung von Lehrern und Lehrerinnen.
Eintr. jederzeit. Sprechstd. 11—1 Uhr. Prosp. u. Jahresber. kostenfrei. Sekretariat.

Billige schöne Bettfedern!
10 Pfund: neue gut gereinigte daunige Sorte M 10.—, weiße, daunige, geschlissene M 15.—, M 20.—, schneeweiße, daunenw. geschlissene M 25.—, M 30.—. Versend. franko, nollfrei, per Nachnahme. Umtausch u. Rücknahme gegen Portovergütung gestattet.
Benedikt Sachsel, Lobes 912.
Post Pilsen, Böhmen

Einbanddecken
für die **Ethische Kultur**, eleg. ausgestatten, sind zum billigen Preise von Mk. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen. Nachlieferung von Einzelnummern gegen Einsendung von je 30 Pfg. in Marken, soweit möglich.
Verlag für ethische Kultur,
Berlin S. W. 48,
Wilhelm-Straße Nr. 121.

Mindestens 3/4 aller erkrankten Zähne sind zu retten und dauernd gut zu erhalten, wenn dieselben und schmerzenden gewissenhaft behandelt und plombiert werden!
Einige der vielen Anerkennungen!

Exmil. v. T. Wer einmal bei Ihnen war, sieht, wie ich, auf den ersten Blick, dass sich sehr viele Zahnärzte an Ihren guten Leistungen, sowie der ganzen Einrichtung Ihrer sprechzimmer nur ein Beispiel nehmen sollten usw.

Fr. Oberstleutnant J. v. B. schreibt: Es freut mich recht sehr, Ihnen meine vollste Zufriedenheit und beste Dank aussprechen zu können.

Graf v. L.: Obgleich ein Dr. B. erklärte, den von ihm selbst abgebrochenen Zahn ohne Narkose überhaupt nicht entfernen zu können, haben Sie diese schwierige Operation ohne Narkose und zu meiner allergrößten Zufriedenheit totalschlich völlig schmerzlos ausgeführt. Ich war im höchsten Grade überrascht.

Zahnersatz ohne Platte, Porzellanplomben.
Garantiert naturgetreu, haltbar und völlig schmerzlos.

Linde jetzt: **Behrenstr. 20** vis-à-vis Metropol-Theater. Telephon I, 3102. Sprechstd. 9—5.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.
Abteilung Berlin.

Programm.

(Aenderungen und Ergänzung vorbehalten).

Sonnabend den 6. Januar 1906, abends 8¼ Uhr, im Saal 109 des städtischen Rathauses (Eingang Jüdenstraße): Vortrag von Frau Regine Deutsch: „Ueber Kinder-Kultur, nach dem gleichnamigen Werk von Charlotte Perkins-Gilman." Diskussion. Gäste willkommen. Eintritt frei.

Mittwoch, den 17. Januar 1906, abends 8¼ Uhr in dem großen Saale der Armhallen (SW. Kommandantenstr. 36). Vortrag von Dr. Robert Michels-Marburg: „Patriotismus und Ethik." Diskussion. Gäste willkommen. Eintritt frei.

Mittwoch, den 24. Januar 1906, abends 8¼ Uhr, im Lesesaal der D. G. E. K., W. Unter den Linden 16, III. Vorlesungs- und Diskussionsabend unter Leitung von Prof. Bruno Meyer. Gelesen wird: Stirner, der Einzige und sein Eigentum. (Reclam Universum Bibliothek Nr. 3057/60). Eintritt frei. Gäste willkommen.

Dienstag, den 6. Februar, abends 8¼ Uhr, im Saal 109 des städtischen Rathauses (Eingang Jüdenstraße): Diskussions- und Leseabend unter Leitung von Prof. Bruno Meyer. Thema vorbehalten.

Im Februar an noch zu bestimmenden Tage und Ort wird Herr Professor Yoshida aus Japan über die japanische Erziehung und den Moralunterricht in den Schulen Japans in deutscher Sprache vortragen. Eintritt für Mitglieder frei. Gastkarten zu 50 Pf. werden binnen Kurzem im Bureau der D. G. E. K., W. 64, Unter den Linden 16, II, sowie im Verlag SW. 48, Wilhelmstr. 121, ferner in den Buchhandlungen von Nicolai, Potsdamerstr. 123b, Spath, Königstraße 52 und bei Wertheim, Leipzigerstr. 132/7 zum Vorverkauf ausliegen.

Dienstag, den 6. März, abends 8¼ Uhr im Saal 109 des städtischen Rathauses: Versammlung. Redner und Thema vorbehalten.

Dienstag, den 27. März, abends 8¼ Uhr im Bürgersaal des städtischen Rathauses (Eingang Königstraße): Vortrag von Herrn Dr. A. Römer: „John Brinkman, der Humorist und Meister des Niederdeutschen, in seinem Leben und Dichten (nach eigenen Forschungen)." Eintritt für Mitglieder frei. Gastkarten zu 50 Pf. bei Spath, Königstr. 52, Nicolai, Potsdamerstr. 123b, Wertheim, Leipzigerstr. 132/7, im Bureau der D. G. E. K., W. 64, Unter den Linden 16, II und im Verlag SW. 48, Wilhelmstraße 121.

Freitag, den 6. April, 8¼ Uhr abends. Saal 109 des städtischen Rathauses: Versammlung. Redner und Thema vorbehalten.

Freitag, den 27. April, abends 8¼ Uhr, im Bürgersaal des städtischen Rathauses. Vortrag des Herrn Geh. Justizrat Prof. Dr. von Liszt: „Ueber die Strafprozeßreform." Eintritt für Mitglieder frei. Gastkarten zu 50 Pfg. bei Spath, Königstr. 52, Nicolai, Potsdamerstr. 123b, Wertheim, Leipzigerstraße 132/7, im Bureau der D. G. E. K., W. 64, Unter den Linden 16, II und im Verlag SW. 48, Wilhelmstraße 121.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Zum Wanderrednerfonds

erhielten wir seit Mitte Juni (letzte Quittung unter 15. Juni 1905 in Nr. 12 der E. K.) bis zum 31. Dezember 1905 folgende Beiträge:

Reinhold Müller, Berlin 2,—; A. Nacken, München 10,—; Von einem Wohlgesinnten 100,—; Reinhold Müller, Berlin 2,—; H. Nacken, Charlottenburg 10,—; R. Heinsius, Berlin S., Abt. Magdeburg 9,70; Max Cohen, Frankfurt a. M. 12,50; Summa Mk. 149,20.

Mit freundlichem Dank

Dr. Penzig.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **zweiter Stock** rechts. Auskünfte ic. werden, falls der Unterzeichnete nicht anwesend ist, auch in der Auskunftstelle im III. Stock erteilt. Sprechstunden des Unterzeichneten nur Montag, Mittwoch und Freitag von 10—12 Uhr. Eilige Zuschriften sind daher besser an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmanstraße 15, zu richten.

Dr. Penzig.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Heniel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1.50 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin s. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage **„Kinderland,"** Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XIV. Jahrgang. | Berlin, den 15. Januar 1906. | Nr. 2.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Alle, welche die „Ethische Kultur" durch die Post erhalten, werden dringend gebeten, alle Reklamationen wegen unpünktlichen oder unregelmäßigen Einganges stets nur bei der Postanstalt des Bestimmungsortes oder dem Briefträger anzubringen; bei diesen ebenso die Adressenänderungen und auch das Bestellpostamt recht genau anzugeben.

Inhalt:

Haben wir unser Organ schon genügend benutzt. Von Br. Meyer.
Im Menschengewühl. Von K. Foerster.
Streiflichter:
Einen Neujahrsgruß aus Italien.
Weltgerichtliches.
Aus der ethischen Bewegung. Abteilungen: Wiesbaden. Berlin.
Sprechsaal.
Bücherschau.

Haben wir unser Organ schon genügend benutzt?

Von Bruno Meyer.

Als ich mich für den diesmaligen Gesellschaftstag in Jena vorbereitete, fiel mir bei Durchsicht der Gesellschafts-Angelegenheiten in meinen Akten mein Antrag vom Jahre 1894 für den zweiten Gesellschaftstag einmal wieder in die Hände, der dahin ging, die damals in zwanglosser Form erschienenden „Mitteilungen" der D. G. E. K. so bald wie möglich als Wochen- oder wenigstens Halbmonatsschrift und als anerkanntes Organ der Gesellschaft erscheinen zu lassen, und ferner zu bestimmen, daß jedes Mitglied ein Exemplar des Gesellschaftsorganes gegen Erlegung des Buchhändlerpreises und der Zusendungskosten zu beziehen habe, wobei mehrere zu derselben Haushaltung gehörige Mitglieder gemeinsam nur ein Exemplar zu nehmen genötigt sein sollten.

Die Begründung dieses Antrages, der in dem damaligen Gesellschaftstage zu sehr erregten Erörterungen führte, aber leider ergebnislos blieb, machte geltend, daß ein Verein von dem Range der D. G. E. K. ohne eine geordnete, regelmäßige schriftliche Verbindung mit allen seinen Mitgliedern auf die Dauer nicht bestehen könne, und daß die sehr niedrigen Beiträge natürlich nicht beibehalten werden könnten, wenn eine umfangreichere regelmäßige literarische Leistung von der Gesellschaft für die Mitglieder übernommen werden sollte.

Ich erinnere an diesen Vorgang, weil es vielleicht im Interesse der Sache ist, manche Mitglieder und selbst ganze Abteilungen mit der neuesten Entwickelung der Dinge, wie sie aus den Beratungen des Jenenser Gesellschaftstages hervorgegangen ist, zu versöhnen. Seitdem die „Ethische Kultur" zum anerkannten Organe der Gesellschaft geworden und jedem Mitgliede der Gesellschaft ohne besondere Zahlung zugegangen ist, hat sich wohl überall die Einsicht festgesetzt, daß für die Zukunft auf ein solches Organ unter keinen Umständen mehr verzichtet werden kann. Andererseits aber konnte es Niemanden überraschen, wenn der erste Versuch mit dem eigenen Organe in finanzieller Beziehung zu einem bedenklichen Fehlschlage geführt hat. Dieselbe Unterschätzung der notwendigen Mittel für ernsthafte Leistungen, die zu der allzu niedrigen Annahme des Minimalbeitrages in den Satzungen geführt hat, ist auch die Veranlassung gewesen, den Preis für das Organ, der an den Verlag gezahlt werden sollte, so niedrig anzunehmen, daß damit unmöglich zu bestehen ist; und so ist nichts weiter übrig geblieben, als was in Jena beschlossen worden ist, nämlich die Entschädigung für das Exemplar von 1 auf 2 Mark hinaufzusetzen, um denselben Betrag aber auch den Minimalsatz für den Mitgliederbeitrag zu erhöhen. Es war vorauszusehen und ist schon berücksichtigt worden, daß hierdurch an manchen Stellen ernsthafte Schwierigkeiten entstehen würden. Nichts desto weniger hat der Schritt als eine Etappe auf dem Wege der Ausgestaltung unserer Organisation furchtlos getan werden müssen, und es muß an alle Freunde der Sache die Aufforderung gerichtet werden, sich mit diesem Gange der Ereignisse abzufinden, — richtiger: zu befreunden.

Der Augenblick scheint aber auch günstig, sich einmal die Frage vorzulegen, ob von unserem Organe bereits derjenige Nutzen gezogen worden ist, den es der Sache der Gesellschaft bringen kann und muß. Diese Frage kann nicht in dem Sinne aufgeworfen werden, als ob der bisherigen Leitung — oder den bisherigen Leitungen — der Zeitschrift aus der Art, wie sie ihres Amtes gewaltet haben, irgend ein Vorwurf gemacht werden könnte, zumal ja die „Ethische Kultur" als Organ der Gesellschaft erst einen einzigen Jahrgang*) hinter sich hat, in dem sie genug damit zu tun gehabt hat, sich in die sehr veränderten Verhältnisse einer anderen

*) ? Zwei! D. Red. — Ja, jetzt; aber nicht, als der Aufsatz im Juni v. Js. geschrieben wurde! B. M.

Digitized by Google

Erscheinungsweise, einer Reduktion des Umfanges und der Beifügung eines Beiblattes und in die Persönlichungen eines Vereinsorganes zu schicken. Aber es ist erforderlich, sich klar zu machen, wozu das Organ in Zukunft zu dienen hat, damit teils von Seiten seiner Leser nichts unerträgliches und unmögliches von ihm verlangt und erwartet wird, und es andererseits sich über Ziele und Möglichkeiten selber klar wird.

Von dem rein Aeußerlichen der ständigen und ausreichenden Mitteilungen aus dem Leben der Gesellschaft selbst und ihrer verschiedenen Abteilungen braucht nicht gesprochen zu werden. Das sind Selbstverständlichkeiten und vergleichsweise untergeordnete Dinge, — wenngleich es nichts weniger als unerheblich ist, daß namentlich die Berichterstattung über die äußere Tätigkeit der Abteilungen in Vorträgen, Unterhaltungsabenden u. s. w. den richtigen Ton trifft und den geziemenden Umfang annimmt. Es ist dies nicht immer ganz leicht, hier das rechte Maß zu treffen, welches die brauchbare Mitte einhält zwischen einer einseitigen Ueberschätzung des gerade an einem Orte Geschehenen und einer etwas oberflächlichen Behandlung desjenigen, was sich vielleicht in einer etwas minder zahlreichen Abteilung zugetragen hat.

Wichtiger ist es, auf die selbständigen Leistungen des Organes einen Blick zu werfen und sich darüber zu verständigen, daß ihm doch die Aufgabe zufällt, durch Diskussion über die wesentlichsten und grundlegenden Punkte unserer Bestrebungen und unserer Agitation in Rede und Gegenrede Verständigung und möglichst vollständiges Einvernehmen herbeizuführen. In dieser Beziehung ist aus den mannigfaltigsten Gründen sehr viel versäumt worden, — wie auch in der Tätigkeit der D. G. E. V. selber. Die große Schwierigkeit, die in der Aufgabe an sich liegt, die Unmöglichkeit, selbst für die größten Abteilungen geeignete Persönlichkeiten zu finden, welche den schwierigsten der ihnen erwachsenden Aufgaben gerecht werden können, die Furcht, über die Köpfe der Mitglieder hin zu arbeiten und ihre Teilnahme zu erschöpfen, und das entgegenstehende Verlangen, durch entsprechende andere Darbietungen die Teilnahme rege zu erhalten und zu steigern, steht sowohl bei der Betätigung der Abteilungen wie bei der Auswahl der Stoffe für das Organ vielfach bestimmend in erster Linie.

Nun läßt sich ja auch gar nicht bestreiten, daß es für die Sache selbst von Vorteil ist, wenn sich die Mitteilungen sowohl wie die Aufsätze des Organes mit den verschiedensten Dingen beschäftigen, welche mit der ethischen Bewegung Berührungspunkte darbieten. Aber es sollte doch in allen irgend erdenklichen Formen, welche ohne große Gefährdung des allgemeinen Interesses an den Betätigungen gefunden werden können, an der Lösung der großen Grundaufgaben gearbeitet werden. Eine Bewegung dieser Art, die sich sehr hohe und weite Ziele steckt, muß vor allen Dingen überdiese Ziele selbst und über die Ausgangspunkte, von welchen deren Verwirklichung in Angriff genommen werden soll, vollkommen klar sein. Ohne verkennen zu wollen, daß von einer endgültigen Feststellung aller ethisch wissenschaftlichen Begriffe und von einer einwandfreien Entwickelung gewissermaßen normativer Anschauungen der Natur der Sache nach gar keine Rede sein kann, wenn man nicht die ethische Bewegung der Gefahr der Erstarrung in Dogmatismus und völliger Unfähigkeit überantworten will, ist es doch unzweifelhaft, daß, so gut wie das im Rahmen jeglicher wissenschaftlichen Forschung und Tätigkeit geschieht, bis zu irgend einem, eben dem zur Zeit möglichen Punkte hin eine gewisse begriffliche Klarheit über das Wesentliche muß verbreitet werden können.

Das gilt insbesondere in mancher negativen Beziehung. Wohin die Entwickelung laufen wird und noch führen kann, das ist in den meisten Wissenschaften und insbesondere in denjenigen, welche sich mit dem menschlichen Geistesleben beschäftigen, kaum abzusehen. Aber über gewisse Dinge hinweg zu kommen und mit ihnen endgültig abzuschließen, muß in jeder Wissenschaft, wenn sie den Namen verdient, möglich sein. Es ist vollkommen unmöglich und unerträglich, daß etwa jeder Einzelne zu jeder beliebigen Zeit es sich dürfte einfallen lassen, wieder alles mögliche Abgetane als diskutabel auf's Tapet zu bringen. Es wäre Unfug, heute etwa wieder das Ptolomäische Weltsystem zur Diskussion zu stellen, oder die Frage zu erörtern, ob es Hexen geben kann, die man verbrennen muß, oder unterirdischen zu wollen, ob beim Verbrennungsprozesse nicht ein besonderer unwohlgerer brennbarer Stoff das Wirksame ist, und hunderte und tausende ähnlicher Dinge mehr, die von der fortschreitenden Erkenntnis ein für alle Male als überwundene Standpunkte und erwiesene Irrtümer zu den Toten geworfen sind.*)

Solche Dinge gibt es in allen Wissenschaften, und der auf dem Boden der jetzigen Disziplin Stehende muß wissen und sich mit seinen Fachgenossen darüber ins Einvernehmen setzen können, was von dieser Art ist. Gewisse methodische Vorfragen der Forschungstechnik, so zu sagen, sind im 19. Jahrhundert endgültig erledigt; gewisse Begriffe haben Grenzbestimmungen erfahren oder sich gelegentlich nach verschiedenen Richtungen in Unterabteilungen auseinandergelegt, so daß nunmehr mit den so geschaffenen Vorbedingungen gearbeitet werden muß.

Für die Ethik kommen in dieser Beziehung zwei Dinge hauptsächlich in Betracht. Zunächst die Konstituierung der Ethik als einer Wissenschaft, die nach dem Bereiche der Möglichkeit von allen fragwürdigen, unbewiesbaren Voraussetzungen freigemacht und losgelöst werden muß. Wir sind gewohnt geworden, das auszudrücken mit den Worten: wir wollen eine rein menschliche Ethik, oder eine Ethik „auf rein menschlicher Grundlage", und wir verstehen unter dieser rein menschlichen Grundlage jenes Erkennbare und in völlig brauchbarem Umfange Bekannte, das uns der Mensch als Naturwesen, und das uns der Mensch in der Gesellschaft darbietet. Die Natur des Menschen physisch und physisch auf der einen Seite, die Zustände des menschlichen Gemeinschaftslebens auf der anderen Seite, das sind die Grundlagen, auf denen sich die Ethik, wie sie der ethischen Bewegung und den Anhängern der D. G. E. V. vorschwebt, aufbauen muß.

Damit hängt die andere Seite der Sache zusammen, nämlich die Festlegung des Verhältnisses zwischen Ethik und Religion. Man sollte meinen, daß darüber leicht und ohne jede Beeinträchtigung von Gefühlsregungen gesprochen werden könnte. Wie sich aus dem ursprünglichen Chaos von mehr oder weniger unklaren Vorstellungen der Menschen über Welt und Dinge eine Reihe von Wissenschaften als Gebiete menschlichen Erkennens und positiver Einsichten abgesondert haben, so soll sich dieser Abtrennungs-Prozeß von dem immer isolierter zurückbleibenden Ingredienz jener ursprünglich chaotischen Masse, den spezifisch religiösen Vorstellungen, jetzt auch bei der Ethik vollziehen. Der Zeitpunkt ist gekommen, und man hat den Weg er-

*) Oder sollte es dergleichen in den Kulturwissenschaften nicht geben? Sollte Ferd. Kürnberger Recht haben, wenn er („Siegelringe", S. 339 fg.) sagt: „Der Herrgottglaube mich nicht den Beweisen, sondern der Stimmung ... Aber ... was ohne Beweis ging, kann ohne Beweis wiederkommen. Nie wird mehr geglaubt werden können, daß sich die Sonne um die Erde dreht; denn das Gegenteil ist bewiesen. Daß aber nie mehr an Hexen geglaubt werden wird, kann nicht mit derselben Sicherheit ausgesagt werden, denn unser Sicherheitsposten ist hier kein einziger Beweis, sondern eine veränderliche Stimmung." Stünde es so, dann könnten wir mit der menschlichen Kurzsichtigkeit nur überhaupt einpacken. Denn eine bloße materielle Kultur, wie sie durch die Naturwissenschaften (einschließlich Technik und Verkehr) allein mit ihren „ewigen Beweisen" nur gesichert werden könnte, wäre für die Katze. Nur als Teil und Werkzeug geistigere Kultur hat sie Wert.

Digitized by Google

kannt, wo und wie die Ethik in einer zulänglicheren Weise begründet und als Wissenschaft ausgebaut werden kann, als es bei der bisherigen Vermischung mit den religiösen Vorstellungen hat geschehen können. Wenn es keine Feindseligkeit gegen religiöse Vorstellungen bedeutet hat, daß sich die Sternkunde oder die Arzneikunde aus jenem urſprünglichen allumfassenden, aber auch sehr ungeordneten Conglomerate selbständig gemacht hat, so ist dasselbe auch bei der Ethik nicht nur möglich, sondern notwendig. Und es ist Aufgabe unseres Organes, diese Frage von den verschiedensten Seiten mit Berücksichtigung aller irgend nennenswerten Einwendungen zu untersuchen und abwechselnde Anschauungen immer klarer als rückständig und überholt nachzuweisen; und zwar gehört das gerade in eine Zeitschrift, in welcher Rede und Gegenrede kurz und präzise, auf den besonderen Streitpunkt bezogen und eingeschränkt, Schlag auf Schlag aufeinander folgen können. Dazu haben sich sämtliche Wissenschaften, Künste, Gewerbe usw. eigene Fachzeitschriften zugelegt, um dieses Vorteiles teilhaftig zu werden und nicht dringende Streitpunkte mit ihrer Erledigung auf denjenigen Zeitpunkt vertrösten zu müssen, an welchem irgendwo nach jahrelangen Bemühungen ein so und so viel bändiges Werk endlich zum Abschlusse gebracht, und dann ein halbes Dutzend anderer in ähnlich ausgiebiger Bemühung und womöglich mit noch größerem Zeitaufwande — denn man kann bekanntlich in 10 Druckbogen oft die Irrtümer nicht erschöpfend erweisen und berichtigen, die in wenigen Zeilen ausgesprochen worden sind, — sich damit auseinandergesetzt haben. Das hält heutzutage selbst die abstrakteste Wissenschaft nicht mehr aus. Eine Disziplin vollende, die dazu bestimmt ist, das Leben zu beeinflussen, und die in bestimmter Auffassung sich die Aufgabe gestellt hat, es möglichst umzugestalten, kann sich auf solche behagliche und beschauliche „Besonnenheit“ nicht einlassen.

Gerade bei dieser Abgrenzung der Ethik gegen die Religion — oder, wie man ein für alle Male richtiger sagt: gegen die Konfessionen, gegen die organisierten Religionsgemeinschaften — fällt der Zeitschrift der D. G. E. K. auch eine ireniſche Aufgabe zu, an die mit vollem Rechte gelegentlich erinnert wird. Man kann mit größter Energie die scharfe Trennung von Ethik und Religion als eine wissenschaftliche Notwendigkeit behaupten und betreiben, ohne deswegen zu irgend einer scharfen Stellungnahme gegenüber dem Religiösen als einem Ingrediens des persönlichen Innenlebens jedes Einzelnen kommen zu müssen, selbst in dem Falle, wenn es sich dabei um besondere dogmatische Feststellungen dieser oder jener Glaubensgemeinschaft handeln sollte, welche, sei es von einem anderen religiösen Standpunkte, sei es von dem rein wissenschaftlichen aus angefochten und vielleicht gelegentlich sogar vom ethischen Standpunkte aus als unethisch bekämpft werden müßten. Wenn sich aber in jüngster Zeit die Erscheinungen mehren, daß auf dem eigensten Boden der verschiedensten Religions-Gemeinschaften ethische und pädagogische Interessen in den Vordergrund treten, so kann dies nur um so mehr uns auf dem Standpunkte befestigen, daß wir auf der reinlichen Trennung dieser Dinge von den religiösen — bei bereitwilligster Schätzung des Religiösen selber, soweit es sich nicht mit etwas fremdartigem vermischt, — mit Schärfe und Klarheit bestehen. Die Religionsgemeinschaften haben lange genug Sitte und Schule allein in der Hand gehabt, daß es nur die eigene Unfähigkeit anklagt und die Beschämung durch fremde, gesunde Anregungen verrät, wenn sie jetzt plötzlich zum Bewußtsein großer ethischer und erzieherischer Aufgaben erwachen. Vermutlich wird ihnen dazu — selber haben sie doch nichts entsprechend Reformatorisches aus ihrem eigensten Wesen zu entwickeln vermocht! — auch noch die Einsicht kommen, daß auch die Kräfte zur Lösung der Aufgaben nur ebenda gefunden werden können, wo die bewegenden Gedanken haben hervorgebracht werden können. Glaubt man, einer ethischen Bewegung in diesen unseren Tagen gärender Entwickelung eine Wirksamkeit voraussagen zu können, so muß man sie logischerweise als etwas über dem Gezänke der Parteien stehendes ansehen und erhalten. Das ist aber nicht möglich, wenn man spezifisch religiös, das heißt irgendwie kirchlich gefärbten ethischen oder pädagogischen Anschauungen und Bestrebungen mit Entgegenkommen sich dienstwillig erweisen wollte. Denn das wäre doch nur von einem Mischmaschstandpunkte aus möglich, der Anknüpfungen für jegliche besondere religiöse oder kirchliche Lehrmeinung und Stellung darzubieten hätte; und daß dies sicherlich nicht die Art einer leitenden und wegweisenden geistigen Strömung im Leben der Zeit sein kann, sollte ohne weiteres auf der Hand zu liegen scheinen. Die ethische Bewegung könnte sich nur um jede Möglichkeit, zu Ansehen und Einfluß zu kommen, selber betrügen, wenn sie sich nicht frei von solchen Beimischungen hielte, die sie ja doch als eine selbständige Bewegung nur entweder von sich ablehnen oder aber — vertreten muß. Daß aber die verschiedenen konfessionellen Standpunkte, die doch für jeden ethisch Denkenden gleichberechtigt sind, gleichzeitig vertreten wollen, charakter- und einsichtslos wäre, versteht sich von selbst, und könnte von den überzeugten Vertretern gewisser konfessioneller Anschauungen unzweifelhaft noch sehr viel weniger mit Achtung aufgenommen werden als, eine völlige Abweisung aller Beeinflussungen durch kirchliche Lehrmeinungen unter gleichzeitiger Betonung williger Anerkennung für diese Anschauungen selber bei jedem Einzelnen, der sie hegt, für diesen Einzelnen.

In dieser Richtung ist für die Zeitschrift der D. G. E. K. noch unendlich viel zu tun; denn das, was hier nur in kurzen Zügen als Gegenstand notwendiger Erörterungen vorgeführt ist, das muß unter Berücksichtigung aller gegnerischen nennenswerten Ausführungen im Einzelnen durchgeführt und zu einem gewissen Abschlusse gebracht werden. Daneben muß dann in der nächsten Zukunft die Frage des rein weltlichen Moralunterrichtes in Haus und Schule einen breiten Raum einnehmen, damit die „Liga für Moralunterricht,“ deren Begründung auf dem Jenenser Gesellschaftstage beschlossen worden ist, an der Tätigkeit der Zeitschrift eine Stütze und in ihr eine Waffe findet, um der sehr schwierigen ihrer harrenden Aufgabe im Kampfe um die vom Religionsunterrichte befreite rein weltliche Schule mit Moralunterricht nicht zu erliegen.

Auch von anderen praktischen, das heißt in das tägliche Leben eingreifenden Bemühungen, die der ethischen Bewegung zu fördern zufällt, sollte die Zeitschrift mehr, als es bisher geschehen ist, Notiz nehmen. Es hat bei dem Jenenser Gesellschaftstage beobachtet werden können, welche rege Teilnahme weiter Kreise es erweckt, wenn man erfährt, wie die ethischen Anschauungen in unserer Gesellschaft und in der ganzen Bewegung umgestaltend und fördernd in ein so wichtiges Gebiet, wie das der Armenpflege, eingegriffen haben, wo eine völlige Umwandlung der Grundanschauungen stattgefunden hat, und infolgedessen Wege betreten worden sind, die eine gegen früher unglaublich viel nachdrücklichere und nachhaltigere Wirkung auszuüben gestatten. Damit gehen dann auch alle möglichen anderen Hilfstätigkeiten zusammen: Fürsorge für verwahrloste Kinder, Fürsorge für entlassene Strafgefangene, Fürsorge für Kranke, Wöchnerinnen und dergleichen.

Aber auch nach den freundlichen, hellen Seiten des Lebens hin hat die ethische Bewegung ihre Wirksamkeit zu richten, und auch da ist das Organ der Gesellschaft verpflichtet, planmäßig und regelmäßig zur Organisation und zum Verständnis dieser Art von Wirksamkeit beizutragen. Hier handelt es sich etwa um die großen Aufgaben der Volksbibliotheken und Lesehallen, der Unterhaltungsabende und Volksbühnen usw., nach deren Richtung es an einer festgefügten Kenntnis des ganzen Gebietes, an einer um-

Digitized by Google

schaffenden, leitunggebenden Vorarbeit fehlt, auf die man hinweisen könnte in der Art, wie man auf das vortreffliche Handbuch der Berliner Auskunftsstelle der D. G. E. K. als etwas derartiges, das nach gewissen Richtungen mustergültig und erschöpfend ist, glücklicherweise ja schon exemplifizieren kann. Aber das ist eben viel zu wenig; und in dieser Richtung muß durch Anregung und eigene Arbeit an der Zentralstelle, das heißt in dem Organe der Gesellschaft, in dem ihr Leben und ihre Tätigkeit den individuellsten Pulsschlag fühlen läßt, von deren berufenen Stellen rüstig und unermüdlich geschaffen werden.*)

*) Die Redaktion ist für solche Anregungen und Wünsche gewiß sehr dankbar; noch dankbarer aber wäre sie, wenn ihr die wachsende Teilnahme der Leser es ermöglichte, den Umfang der Heftchrift diesen Anforderungen anzupassen, und wenn — die Mitarbeiter immer auf diesen Umfang die notwendige Rücksicht nähmen!

Im Menschengewühl.

Auch eine Großstadtbetrachtung.

Im großen Verkehr und in den Versammlungshäusern der Millionenstädte ergreift uns immer neu der Reichtum der Natur, die jede Vorstellung übersteigende Mannigfaltigkeit und Eigenartigkeit der Gesichter. Der Mensch empfängt hier Sinneneindrücke von der Breite und Wucht dieses Menschengeschlechts, wie er sie außerhalb der Städte, dieser Wälder menschlichen Lebens und Schaffens, nicht zu ahnen vermag.

Seltsame Stimmungen und Augenblicke durchlebt der Geist inmitten der wechselnden Fülle neuer menschlicher Erscheinungen und Einflüsse, inmitten dieses schon in kleineren Gruppen und Ansammlungen so eigentümlich imponierenden Lebens.

Auch du ein Glied dieses fremdartig-ungeheuren Wesenreiches. —

Mit geheimnisvollem Vergnügen läßest du das mächtige Leben in dich einstrahlen. —

Namenloses Gefühl durchzuckt bisweilen die Seele bei stillem weiten Blick über die Heerscharen.

„Durch eine so unzählbare, rastlos bewegte Menschenmenge durchzugehen" schreibt Goethe, „ist gar merkwürdig und heilsam, wie alles durcheinander rennt und strömt, und doch jeder Einzelne Weg und Ziel findet. Je so großer Gesellschaft und Bewegung fühle ich mich erst recht still und einsam; je mehr die Straßen toben, desto ruhiger werde ich." —

Etwas Fremdlinghaftes, Verschleiertes liegt über dem Gefühle unseres Selbst, wenn wir von weitem, einsamen Gange aus dem unendlichen Gewimmel in die stille Wohnung zu den Unseren zurückkehren. —

Was für Menschenbilder führt das Leben hier Tag für Tag an unserem Auge vorüber, schweigend, unbekannten Schicksals. —

Aus dem Meere der schattenhaft an uns vorübergleitenden Erscheinungen tauchen Gestalten auf, deren Anblick uns im Innersten trifft und bewegt.

Wie „zerrissen" blicken wir manchen nach. —

Geheimnisvoll vertraute oder fremdartige Menschenbilder, seltsam uns aufrührende, unerhörte Einwirkungen überraschen uns in den Gewühlen.

„Die königliche Verschwendung des Daseins, die unsagbare Erhabenheit der Seele schien in solchen Begegnungen zu liegen," heißt es in einer Novelle Andrians. —

Es geschieht, daß Wesen dicht an uns vorüberwandeln, die uns wie Traumgestalten oder Visionen anmuten, unsern Blick nach sich ziehen, als müßten wir uns noch einmal von ihrer Wirklichkeit überzeugen. —

Vielfältiges Leben im großen Strome der Weltstädte gewährt uns reiche Erfüllung zartester und höchster Ahnungen und Vorgefühle von den Möglichkeiten der äußeren Menschenerscheinung. —

Ideale eines uns lieben Typus oder Anklänge an denselben wecken das frohe Gefühl in uns: Also von dieser Herrlichkeit ist noch mehr auf der Welt. — Herzbewegend erregen Aehnlichkeiten das Gefühl für geliebte Urbilder. —

Gesichter wie aus anderen Zeitepochen blicken in unsere Augen. —

Zuweilen haben wir Gruppen oder einzelne Menschen in unserer Nähe, die ganze Welten in uns wachrufen, eigentümlich unsere Stimmung durchdringen, gleich dem zarten mystischen Einflusse fremder, seltener Düfte. —

Immer auch wieder will neuem besonderen „Gesamtklange," der noch auf dem Heimwege in uns vibriert, wirken die Menschen einer öffentlichen Veranstaltung, eines geselligen Kreises auf uns ein; welch ein Geistesaccord steigt aus mancher Gesellschaft oder Versammlung zum Himmel auf!

Die Erinnerung an ein Antlitz aus der Zuhörermenge in Theatern oder Musiksälen lebt oft wie in geheimer besonderer Beziehung zu dem Kunstwerk in uns weiter, das uns mit ihm zusammenführte. Andere ferne Erinnerungen werden uns durch eine Dichtung, die wir lesen, geweckt und leihen Gestalten äußeres Leben, von denen sie inneres empfangen.

Endlos viele stumme Begebnisse aus kurzen Stunden oder Augenblicken sind uns noch nach Jahren und Jahrzehnten im Gedächtnis, manche unvergeßlich. —

Ein immer größerer Teil der Vielen, die ich sehe, beschäftigt irgendwie meine Aufmerksamkeit.

Wie genieße ich hier in manchen Stimmungen auch das schlichteste Antlitz. Jedes ist mir geheim-ehrwürdig, unergründlich.

Rätselhafte Schrift des Schicksals oder der Stimmung in den Zügen der Mitmenschen erschließt sich uns.

Das Starre und Lebloſe, Sonderbare oder Antipathische im Aeußeren mancher Menschen wird uns oft durch den Anblick augenscheinlich naher Angehöriger eigentümlich gemildert, ja mit einer Art Natur- und Familienwürde umgeben; oder verwandelt sich beim Ausdrucke der freundlichen Höflichkeit, der Heiterkeit oder der Andacht überraschend.

Es bleibt eine gute Vorübung, sich auch hier niemals in Antipathien innerlich gehen zu lassen.

Der Tiefersuchende verwechselt das Aeußere eines Menschen nicht leicht mit dem ganzen inneren Wesen, er sieht mehr Naturgebundenheit als der naive Sinn. Hinter einer bedeutenden oder schönen Außenseite erwartet er nicht sogleich Eigenschaften, sondern Anlagen.

Er weiß, was hinter dem ruhigsten Ausdruck lebendig rein kann, wie eigenartige oder hohe Eigenschaften oft hinter alltäglichen Gesichtern wohnen und welche Entdeckungen wir in letzteren machen können, wie unauffällig herrliche oder bedeutende Menschen, wie unmusisch Künstlernaturen oft in ihrer äußeren Erscheinung sind.

Er weiß, daß man in manchen, anfangs unscheinbaren Gesichtern bei längerem Zusammenleben immer mehr Ungewöhnliches findet, ja Hoheit und Schönheit von unsäglarem Zauber gewahrt, und daß wir Menschen von säkularer Bedeutung, Fürsten der Geisteswelt vor uns sehen können, ohne daß unsere Aufmerksamkeit sogleich gefesselt wird. —

„Stoßen Sie sich nicht an seinen unbedeutenden Aeußeren" stand in einem Empfehlungsschreiben, das Mozart mitgegeben wurde, „aber achten Sie auf ihn, wenn er dirigiert." —

Blicke nicht so stumpf dich in die fremde Menge; es leben Kräfte und Keime in ihr, heilig und weltgeschichtlich, wie Mozarts Musik, und durch ein Netz namenloser Wirkungen und Strahlungen mit deinem Leben verbunden.

„Weißt du, woher diese lebendige Flut, die sich die Straße entlang wälzt, kommt? Weißt du, wohin sie geht?" sagt in den Gesprächen auf dem Stadtturme der alte

Digitized by Google

Professor in Carlyles „Sartor resartus.“ „Aus der Ewigkeit zu der Ewigkeit hin. Dies sind Erscheinungen, denn was wären sie sonst? Oder glaubst du, der rot und gelbe Kleiderschrank da drüben mit Sporen an den Absätzen und einem Federbusch auf dem Kopfe sei nur von heute, ohne eine Gestern und ein Morgen, und habe nicht einen Ahnherrn am Leben gehabt, als Hengst und Horsa mit ihren Scharen dein Land überschwemmten? Freund, du siehst hier ein lebendes Glied in jenem Gewebe der Geschichte, welche alles Sein in sich selbst schließt? beobachte es wohl, oder es geht an dir vorüber und ist verschwunden.“ K. Foerster.

Streiflichter.

Einen Neujahrsgruß aus Italien sendet („Nach altem Brauch Statt leerer Wünsche, die Schall und Rauch, Lebendige Ranken Ernster Gedanken“) unser Freund Gustav Maier, der Herausgeber der schweizerischen „Ethischen Correspondenz“ den Freunden in der Heimat. Wir entnehmen dem Blättchen die folgenden Betrachtungen:

Das erstorbene Venedig ist ein laut redendes Zeugnis für den Fluch eines auf Eroberung und Vielherrschaft begründeten Staatswesens, (heute nennt man diese Richtung Imperialismus.) — Von den armen Flüchtlingen, die sich hierher vom Festlande der zu einer dürftigen Phalanxexistenz auf die einsamen Lagunineinseln geflüchtet haben mögen, sind im Kampf ums Dasein und unter dem sicheren Schutze des natürlichen Wasserwalles im Laufe der Zeiten die Beherrscher der Meere erwachsen. In ihr anfänglich einfaches Leben strömten die Reichtümer der Erde herein. Es ist die Nemesis des Reichtums, daß er die Menschen immer mit überall verdirbt. Er befördert die Ungleichheit des Besitzes und untergräbt damit die gesunden sozialen und politischen Grundlagen eines ursprünglich patriarchalischen Staatswesens. Die Herrschenden werden üppig, und das Volk wird käuflich. Die Reisskaserne entartet, und das Interesse der Massen am Staate erlahmt. Die geistige Höhe ist die heutige Welt durch eine Geschichte kaum verbunden, deren Gefahren wir jetzt eben erkennen: ein einziger böswilliger Mensch kann heute eine Weltwand in Finsternis stürzen, eine einzige unzufriedene Berufsklasse vermag allen Verkehr zu unterbinden. Auch „Roß und Reisige“ helfen da nicht mehr.

* * *

Tie Lehren, die uns die toten Kulturstätten Italiens predigen, sind uns heute nötiger denn je. Mehr als in den kleinen mittelalterlichen Gemeinwesen müssen sich die Zustände unserer modernen Großstaaten auf der Wohlfahrt Aller aufbauen. Mehr als in der Zeit des Handwerks ist die heutige Welt durch eine Solidarität verbunden, deren Gefahren wir jetzt eben erkennen: ein einziger böswilliger Mensch kann heute eine Weltwand in Finsternis stürzen, eine einzige unzufriedene Berufsklasse vermag allen Verkehr zu unterbinden. Auch „Roß und Reisige“ helfen da nicht mehr.

* * *

Aus rauchenden Trümmern und blutenden Volksmassen erhebt sich dringender als je die Forderung politischer Einsicht und sozialer Gerechtigkeit, mehr noch im Interesse der Oberen als in dem der Unteren, die da nichts zu verlieren haben. Die antike Kultur ging an der Sklaverei zu Grunde, (auch Venedig vielleicht nicht zum wenigsten an seinen Galeerensklaven); sorgen wir, daß die moderne Welt sich nicht an den Folgen der kapitalistischen Lohnarbeit verbluet! Denn der Kapitalismus ist es eben, der jene ungeheuere, gefährliche Solidarität der Massen geschaffen hat, die sich, zum Verwüstlein ihrer Kraft gekommen, gegen den Urheber wenden und dann mächtiger sind als er. —

* * *

Auch unter Ruinen wachsen Blumen. Eben in Venedig sah ich ein Beispiel, wie sich unter der Herrschaft moderner Ideen die Schwerter in Pflugscharen wandeln können. Dem unermüdlichen Führer der dortigen ethischen Bewegung, Prof. D. Levi-Morenos, ist auf Grund eines Parlamentsbeschlusses ein altes Kriegsschiff von der Regierung überwiesen worden, das er zu einem schwimmenden Waisenhaus für die armen italienischen Fischer umwandelt. Vielleicht werden darin Pioniere erzogen, die dereinst aus der Lagune das Evangelium der Menschenliebe in die fernen Meere hinaustragen. —

* * *

Weltgerichtliches. Selten ist es einer Generation vergönnt, die tiefen Zusammenhänge zwischen alter Schuld und neuem Schicksal so augenscheinlich vorgewiesen zu erhalten, wie uns jetzt beim Blick auf das östliche Nachbarreich. Sie sind also doch gehört worden — möchte man mit der religiösen Dichtung ausrufen — die unzähligen Seufzer, Verwünschungen und qualentpreßten Verzweiflungsschreie der seit Jahrhunderten Mißhandelten, Unterdrückten, Belogenen und Betrogenen in dem Riesenreiche, wo die Herrenfaust und die Nagaika stets nahe, der Zar immer weit war. Wie viele Schergennaturen mögen durch die Jahrhunderte hin bei dem von den dicken Mauern der Peter-Pauls-Feste erstickten Todesröcheln, bei den Greueln der sibirischen Bergwerke gejaucht haben: „da kräht kein Hahn mehr danach!“ Und siehe — es war alles aufgezeichnet, wenn auch nicht in dem Schuldbuche eines Weltenrichters, so doch in den Herzen der Nachkommen, im Gewissen der Menschheit. Aber nicht nach persönlicher Schuld oder Unschuld der Einzelnen fragt das Weltgericht. Was auch in früheren Jahrhunderten, z. B. am Letten- und Esthen-Volke, gefrevelt oder zum mindesten geseht und unterlassen sein mochte, der lebenden Generation der baltischen Ritterschaft war nur wenig noch vorzuwerfen — und gerade an ihr rächt sich uralte Schuld! „Die Väter haben Heerlinge gegessen und den Kindeskindern werden die Zähne stumpf.“ —

Aber für den scharfblickenden Beobachter zeigt auch die kurze und junge Geschichte der Revolution selbst höchst bemerkenswerte Zeichen engster Verbindung zwischen der verbleudenden Hybris, dem frevelhaften Uebermute der „Sklaven, die ihre Ketten brachen“ und dem Mißerfolg der ganzen Bewegung. Unwiderstehlich siegreich war die gewaltige Erhebung des Volkes oder vielmehr der Völker, solange sie sich — verhältnismäßig — freihielt vom Blutrat und Gewalt. Gauz Europa, die ganze Menschheit folgte mit angehaltenem Atem dem sittlich erhebenden Schauspiel, wie Arbeiter und Bürger, unbewaffnet und in blinden Vertrauen auf die Gerechtigkeit ihrer Sache, ihre Brust den Bajonetten und Flintenläufen der Söldner darboten, wie sie Elend und Hunger freiwillig und froh auf sich nahmen, um durch passiven Widerstand die Macht der Regierenden zu brechen. Wie lange hätte wohl die Disziplin eines in sich selbst bereits uneinigen und tiefunzufriedenen Heeres ausgereicht, um Volksgenossen zum Schlachten wehrloser Brüder und Schwestern zu veranlassen? Solche bestialische Mordarbeit hält auch das stumpfste Henkergehirn nicht aus.

Aber es kam das verhängnisvolle „Sich wehren,“ es kamen die aus dem Hinterhalt in die Reihen der Soldaten geschleuderten Bomben, die Barrikaden und gespannten Stacheldrähte — und das eben noch meuternde Heer wütet, Leidenschaft an Leidenschaft entzündend, unmenschlich und aller einzelnen Knechtschaft vergessend gegen die Aufrührer, gegen die „Feinde des Zaren.“ Zug um Zug ist die Steigerung der gegenwärtigen Mordlust zu verfolgen: hier Verbrennung bei lebendigem Leibe, Verstümmelung der Verwundeten und Toten — dort keine Schonung mehr und erbarmungsloses Vernichten, selbst von Frauen und Kindern. Die Revolution ist an ihrer Gewaltlosigkeit erstickt. Und so sind denn neue Saaten von Tränen, Sterbeseufzern, Verzweiflungsschreien und grimmigen Flüchen in die Seelen der Ueberlebenden gestreut worden. — Auch diese Saaten werden wieder einmal aufgehen. Es wird nichts verloren sein an Tage der Abrechnung — freilich aber auch nichts von den, heute noch und vielleicht für immer, unbekannten Taten der Selbstaufopferung und des Heldenmutes, nichts von dem berechtigten Unwillen und der Empörung eines Volkes, das jetzt zähneknirschend von Neuem den Nacken unter das Joch des Despotismus, vielleicht eines gewarnten und gewitzigten, aber innerlich nicht überwundenen Despotismus beugen muß.

Es kommt der Tag des Gerichts. —

Digitized by Google

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Wiesbaden. Die vor wenigen Wochen in Rußland inszenierten an den Juden verübten Greueltaten gaben uns Veranlassung, dagegen öffentlich Protest zu erheben, und wie sehr wir damit der öffentlichen Meinung entgegenkamen, bekundete der zahlreiche Besuch der zu diesem Zwecke am Sonntag, 26. November, nachmittag 5 Uhr, im „Kaisersaal" veranstalteten Versammlung zu Genüge. Saal und Galerien waren schon lange vor dieser Zeit vollständig besetzt. Es waren wohl über 1000 Personen, Männer und Frauen aus allen Schichten der Bevölkerung erschienen. Eine Versammlung, so stattlich, wie man sie hier lange nicht gesehen. Herr Zahnarzt Stieren eröffnete die Versammlung und erteilte Herrn Levins aus Petersburg das Wort, zur Aufklärung der Lage in Rußland vor und während der Schreckenstage, die Ursachen der Greuel zu schildern und das Wild, das die Zeitungen davon boten, zu vervollständigen, sich völlig gewachsen zeigte. Am 30. Oktober, so bemerkte er einleitend, sei das Manifest erschienen, welches dem russischen Volke die vier Freiheiten gegeben, um welche die Besten des Landes schon lange gekämpft, die Freiheit des Wortes, der Person, des Glaubens und der Versammlung und gleichzeitig, während so die Besten des Landes ihren Wunsch erfüllt gesehen, sei die Kunde von den schrecklichen Greueltaten gekommen, die Regierungsschaften der Kultur vernichtet, Menschenleben zertrümmert, Had und Gut geraubt worden seien. Im Anblick der verwüsteten Städte drängten sich einem die Fragen auf, warum musste es sein, musste es wirklich sein und es ist wirklich das russische Volk, das in jener Wut sich unwürdig der Freiheit zeigte, die ihm verliehen wurde? Die einen behaupteten, das russische Volk sei noch nicht reif für die Freiheit und habe sie zum Morden und Rauben benutzt; andere wieder sagten, das russische Volk wolle keine Freiheit, es fühle sich wohl unter der Knute und durch die Greuel habe es den unliebsamen Willen gezeigt, zu den alten Zuständen zurückzukehren. Andere sagten wieder, in den Genien seien nur noch die letzten Zuckungen des alten Körpers zu suchen, um die, welche für die Freiheit gekämpft, in seinen Armen zu erdrücken. Bei Beurteilung dieser Fragen und der weiteren, warum gerade die Juden die Opfer der Unruhen geworden, führte Redner u. a. aus: Für die Leidenschaften des Volkes habe man früher schon nach einem Sündenbock gesucht und ihn in den fremden Völkerschaften gefunden, fremd eben ihrer ihrem Glauben nach. Alle hätten unter den Verfolgungen der Behörden zu leiden gehabt. Man habe nicht mit Mitteln gespart, um namentlich die Juden als rechtlos, als Parias erscheinen zu lassen. Durch das Verbot, auf dem Lande zu wohnen, sei ein zahlloses Proletariat unter den russischen Juden gezüchtet worden. So habe man allmählich die Juden zum Sündenbock der Volksleidenschaften gemacht. Daß die jüngsten Unruhen an allen Enden und an demselben Tage zugleich ausgebrochen, weise darauf hin, daß sie von einem Zentralpunkt ausgegangen seien. Schlagt die Juden tot, die Intelligenz und die Studenten, so sei der Aufruf durch das Land gegangen in der Zeit, in der es zwei Regime gegeben, das alte und das neue. Die Bauern seien an dem 31. Oktober in Scharen in die Städte gekommen, weil die Polizei ihnen schon vorher dazu geraten, denn an dem Tage konnten sie billig einkaufen. Statt die politischen Gefangenen frei zu lassen, wie es die Anhänger des neuen Regimes verlangt, habe die Behörde den Verbrechern, Mördern und Räubern die Gefängnisse geöffnet und unter den Klängen der Zarenhymne seien Häuser geplündert und Menschen niedergemacht worden. Mit dem Hingeschlachteten konne die Eisenbahnstrecke von Paris bis Petersburg bedeckt werden. Wer den russischen Bauer kenne, der begreife es nicht, wie er in eine solche Wut habe gebracht konnen. Nur der Schnaps und die Musik habe ihn in diesen Taumel versetzt. Ob die Menschen aus dem vierten Stock aufs Pflaster geworfen, ob ihnen der Kopf am Laternenpfahl eingerannt oder die Eingeweide in Leibe gerissen worden, darauf komme es jetzt nicht mehr an, man müsse nur den moralischen Mut der Verfolgten bewundern, die auch in Zukunft mit den Verfolgten zusammenleben und dort schaffen wollten für Kultur und Zivilisation." — Der von diesen Worten gefolgten Resolution lautet: „Die am 26. November 1905 zu Wiesbaden im „Kaiserhof" tagende, over über 1000 Personen besuchte Versammlung gibt ihrer schärfsten Entrüstung darüber Ausdruck, daß in Rußland Tausende unter den Augen der Behörden ermordet, verstümmelt und ihres Eigentums beraubt werden konnten. Die Versammlung erklärt die vorgekommenen Greueltaten für einen Hohn auf die Errungenschaften der Zivilisation und hofft, daß die ganze gesittete Menschheit ihre Entrüstung teilt. Sie erwartet, daß durch den Druck der öffentlichen Meinung die Wiederholung solcher Ereignisse unmöglich gemacht wird und daß den unglücklichen Opfern moralische und andere Unterstützung zuteil werde." Die Resolution fand einstimmige Annahme.

(„Wiesbadener Tageblatt.")

Abteilung Berlin. Im Bürgersaal des Berliner Rathauses hielt am 30. Dezember Professor Wilhelm Foerster einen öffentlichen Vortrag über das Thema: „Die Harmonik des Denkens als höchste Erdenmacht." Deutlicher als jemals habe es sich im Laufe des verflossenen Jahres erkennen lassen, daß die bisherigen Erdenmächte, sowohl die politisch-sozialen als auch die religiös-konfessionellen, weiter als je davon entfernt seien, die Entwickelungen dieses Erdenlebens zu würdigen, geschweige denn dieselben mit irgend welcher Sicherheit zu lenken und zu beherrschen. Fast überall, zumal in den größeren Staaten, wute vielmehr Gegeneinander, Mißtrauen, Haß und Neid, wute wilde überwiegend ein geltegierter Drang rücksichtsloser Selbstbehauptung der Mächte des Gemeinschaftslebens, nicht bloß nach außen, sondern auch nach innen, wo er verderblich ansteckend bis in die kleinsten Kreise wirke, während es in Erziehung und Beispiel schmerzlichst fehle an der kultivierenden, die harmonisierenden Mächte der Selbstbeschränkung, welche doch die Grundlage alles edleren Zusammenlebens, und auch den Kern jeder dauernden wahren und gesunden Autorität bilde.

So sei in einem der großen Staaten ein vollständiges sittliches Chaos entstanden, in einem anderen drohe vielleicht dasselbe, wenn keine weitere Selbstbesinnung eintrete, die wir alle so nötig hätten. Die Hilfe sei auch nicht zu finden in einer parlamentarischen Aktion der leitenden Mächte der konfessionellen Gemeinschaften. Eine derselben, die griechisch-russische Kirche, trage durch ihren schmählichen Terrorismus sogar eine wesentliche Mitschuld an dem auf ihrem Boden entstandenen sozialen Chaos. Die anderen konfessionellen Gemeinschaften ständen zwar in intellektueller und sittlicher Kultur viel höher, aber ihre alte fittigende Wirksamkeit im Gemeinschaftslehen sei gerade in der gegenwärtigen Entwickelungsstufe der Menschheit erheblich in Frage gestellt dadurch, daß die immer höher auftretende weltsäkularisierte Erkenntnistheorie mit ihrer Forderung des Wissens an Stelle des Glaubens, an Stelle von Autorität, an Stelle von schöpferisch ordnendem und gestaltendem Denken eine große Zahl hochgesinnter Seelen von religiösen und metaphysischen Fragen ganz abwende oder doch dazu führe, jenen Betrachtungen und Glaubensanregungen über das Ende und Letzte in der Welt nur eine subjektive, der Erkenntnisgebiete des Wahren liegende Geltung zuzugestehen, nämlich im Gebiete der Poesie und des Schönen im erhabensten Sinne. Nur dort werde ihnen in Zukunft noch Achtsreisung ihres bisherigen Autoritätszwanges, in edelster Freiheit der Entfaltung eine auch für die Erkenntnisarbeit der Menschheit noch hoch bedeutungsvolle Wirksamkeit erstehen.

Jetzt aber sei es an der Zeit, die hohe Erkenntnisarbeit, welche so große Erfolge auf dem Gebiete der Naturerkenntnis und der Technik errungen habe, aber von der tieferen Betrachtung und mildernden Ordnung des Gemeinschaftslebens zumal im Gebiete der Erziehung allzu fern gehalten worden sei, endlich als die höchste Erdenmacht kräftig ans Wert zu bringen.

In allen Stufen der sittlichen und wissenschaftlichen Unterweisung müsse, wie der Vortragende mahnt, diese Kultivierung des Denkens, die sich durch innigere Verbindung naturwissenschaftlicher Erkenntnis immer mehr zur fittigenden Harmonik des Denkens erhebt, zu Wort und Wirksamkeit gelangen. Dann werde auch die Zukunft des Erdenlebens sich allmählich sicherer erhellen! (Hamburger Korrespondent.)

Sprechsaal.

Der in Nr. 1 dieses Jahrgangs enthaltene Artikel „Marotto und die Ethik im deutschen Volke" hat sicherlich vielen Lesern überwiegend Betrübnis bereitet. Ich gehöre wahrlich nicht zu den Schwarzsehern der deutschen Politik, aber ich bin überzeugt ist ein Ton angeschlagen, der nichts weniger als geeignet ist, im deutschen Volke und in seiner Betätigung nach außen hin die Ethik zu fordern. Wenn der Verfasser am Schlusse sagt: „Ethik heißt praktische Sittlichkeit, angewandte Sittlichkeit. Sittlichkeit schaffen." so muß ihm entgegnet werden, daß ein entscheidend wichtiges Element der Ethik in der Gerechtigkeit und sittlichen Genauigkeit des Denkens und Urteilens besteht, und daß eine praktische, angewandte, schaffende Sittlichkeit ohne diese Grundlage ein Unding ist. Offenbar hat der Verfasser geglaubt, daß die Beachtung seines Urteils in diesem Artikel schon dadurch eine sittliche Handlung geworden ist, daß er sich gegen die landläufige Ueberhebung des deutschen Nationalismus wendete, welche jetzt an die Stelle der früheren Ueberschätzung des Auslandswissen im deutschen Volke getreten ist, und daß er die Haltung der französischen Politik in besonders günstigem Lichte mit einer gewissen Noblesse darzustellen suchte. Aber eine solche Großmut ist doch nicht ohne weiteres ethisch, sie kann sogar ganz entgegengesetzte Wirkungen, als die einer Propaganda für internationale Verständigung, hervorbringen, wenn sie den Eindruck macht, gegen die eigene Nation ungerecht zu werden und dabei auch allzu leichtmütig mit der Vollständigkeit und Genauigkeit der tatsächlichen Unterlagen umzuspringen. Auch erscheinen die Zitate aus der sozialdemokratischen Publizistik und

Digitized by Google

die in dem Artikel vorliegenden Urteile über die Regierungen und die Diplomaten sehr wenig geeignet, einer „ethischen" Eroberung über Politik in unserer Zeitschrift als Ausdrucksmittel zu dienen. So hoch wir die Bedeutung und Berechtigung der Arbeiter-Politik schätzen, so müssen wir doch sagen, daß die Ausdrucksformen ihrer Publizistik noch meistens von einer empörenden und das ganze Gemeinschaftsleben zerklüftenden Härte, also im höchsten Grade unethisch sind. Wilhelm Foerster.

Bücherschau.

Julius Burghold. Ueber die Entwicklung der Ehe. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottländer. Preis 1,50 Mk.

Diese Broschüre, welche durch Wohlfeilheit und Gemeinverständlichkeit gleich der über „Fortschritt und Seelenverehrung von J. H. Müller" als Volksschrift sich empfiehlt, ist bei gleichzeitiger Lektüre besonders anregend, da beide Büchlein sich teilweise gegenseitig ergänzen.

Kennzeichnend für den wissenschaftlichen Ernst des Verfehens ist der Satz auf der letzten Seite (117) „Für die Weltgeschichte kommt (aber) nicht, was uns als Einzelwild, herausgenommen aus dem Ganzen, anzuhören oder abzutasten erscheint, in Betracht, sondern was in der Entwicklung der Geschlechter fördernd gewirkt hat."

Eine vierzigjährige wissenschaftliche Bearbeitung des Gegenstandes aus den Gesichtspunkten der vergleichenden Völkerkunde hat, um einige wichtigste Ergebnisse herleiben hier anzuführen, zunächst gezeigt, daß das Gegenteil der „immer noch von einzelnen Gelehrten verfochtenen Ansicht, daß nämlich, unsere aus Vater, Mutter und Kindern bestehende Familie die ursprüngliche Familienform gewesen," wahr ist (p. 10).

Die Definition der Ehe Seite 35 lautet: „Die Ehe ist die gesellschaftlich geordnete Verbindung geschlechtsverschiedener Personen." —

Die Vergesellschaftung der Menschen durchlief der Reihe nach zunächst die Formen der „Geschlechtsgenossenschaft" (des „auf Mutterverwandtschaft beruhenden Friedensverbandes") mit der Gruppenehe (Vordenehe) und Klassenverwandschaft (keiner persönlichen). — Jedenfalls war „die Urehe keine Verbindung zweier Einzelpersonen" (56) und es „wird vielfach sogar die Sonderehe als etwas Standhaftes, der Natur und Sitte Zuwiderlaufendes angesehen."

Dieser Periode entsprach ungezwungen das „Mutterrecht." — Mit dem Beginn der Einzelehe — Raubehe — „tatsächliches Zusammenleben des Räubers mit der Geraubten" (69) tritt das Vaterrecht auf. Aus der Raubehe wird die Kaufehe „die Grundlage des gesetzmäßigen Patriarchats." Freilich finden wir in jenen Zeiten auch Vater- und Mutterrecht noch neben einander, nur allmählich entwickelte sich das erstere aus dem letzteren, und „eine seltsame Nachwirkung hat das zurückgedrängte Mutterrecht in der „Scheu vor der Schwiegermutter" hinterlassen. — Die „Schwiegermutter, verdrängt aus ihrer einstigen Stellung im Mittelpunkt der Familie, bildet einen lebendigen Protest gegen die Neuordnung" (83).

Nun tritt an die Stelle der Blutgenossenschaft die „Hausgenossenschaft der unter der Hausherrschaft des pater familias vereinigten Personen." — Die Herrschaft des Vaterrechts legalisiert die Unterdrückung der Frau." „Die Frau kommt als erste in die Gewalt des jungen Familienhauptes."

Trotzdem aber das Vaterrecht schließlich zum „herrschenden System" wird „insbesondere bei denjenigen Völkern, welche die Träger der höchsten Bildung geworden sind," ist mit ihm „häufig Vielweiberei verbunden" (106) — und zwar meistens auf „höherer Stufe," „nachdem eine soziale Differenzierung entstanden ist" — nämlich bei den Reichen „die sich den Luxus mehrerer Frauen zum Genusse oder zur Arbeit erlauben können." Vgl. Tacitus über die Germanen (107).

Auch späterhin ist infolge wirtschaftlicher bezw. politischer Verhältnisse wiederholt Polygamie rechtmäßig in Deutschland vorhanden gewesen. Und ferner sagt die Ethnographie, daß durchaus nicht Vielweiberei stets gleichbedeutend mit genereller Erniedrigung des Weibes ist, wenn auch die „schroffe Ausbildung des Vaterrechts" oft „ein Herabsinken der Frau zur Sache" bedingt.

Insofern wird endgültig eine Hebung des Weibes herbeigeführt durch die Verdrängung des Vaterrechtes durch das Elternrecht. Letzteres ist wirtschaftlich mit der Umwandlung der Familie der Gütererzeugung in die des Güterverbrauchs verknüpft. Die Rolle des Herrn vertauscht der Vater nunmehr mit der beschränkteren des Erzeugers „Und die Vaterschaft setzt gleich unter allen Umständen wirkliche Abstammung voraus." — „Die Frau ihrerseits steigt" auf dieser höheren Gestaltungsstufe — denn das Vaterrecht ist durchgehends in der Terminologie auch noch rein agnatischen Verhältnissen (100) adjudiziert — „mehr und mehr zu des Mannes gleichberechtigter Lebensgefährtin empor."

Begünstigt wurde ferner in gleicher Epoche die Ehe durch das aus ärmeren Kreisen heraus sich verbreitende Christentum (auch seinen Marienkultus), welchen diese Reformen „zur allein anerkannten stempelte." — Das Christentum als Staatsreligion und der fortschreitende Uebergang der Vaterrechte auf den Staat haben dann als letzte Frucht der Familienrechtsentwicklung in Deutschland die Bestimmungen des bürgerlichen Gesetzbuches gezeitigt, unter denen als interessantester historischer Bestandteil die mutterrechtliche Stellung der nicht aus von dem Staate rechtskräftig eingegangenen Verbindungen stammenden Kinder hervorzuheben ist.

Sonst aber wird nunmehr aus der väterlichen Gewalt — übrigens „plutôt un devoir qu'un pouvoir" wie es schon in der französischen Gesetzkodifikation heißt (114) — die elterliche Gewalt unter staatlicher Aegide, vorläufig allerdings noch mit mehrfachen Ueberwiegen väterlicher Gewalt, „weil — bei bestehender Ehe . . . das Uebergewicht des Vaters in der Natur der Dinge begründet" Bürgerliches Gesetzbuch Motive Bd. IV, S. 736) sei."

Mit Recht sagt unser Buch, daß diese „Erklärung" zufolge der „unterschiedlichsten ethnographischen und anthropologischen Beobachtungen „nicht richtig" ist. Richtig ist nur, daß es sich bei ihr um „eine anererbte und anerzogene Meinung" handelt, gestützt auf jahrtausenderlange Erfahrungstatsachen. — —

Damit genug der Zitate, welche es nahelegen, wörtlich aus der Burghold'schen Schrift angeführt zu werden. —

Und nur ein kurzes Mahnwort sei dem Rezensenten gestattet.

Daß es für die Weltgeschichte nicht auf „Meinungen" ankommt, auch nicht bezüglich der weiteren Entwicklung dessen, was mit Ehe nennen, darauf haben die ersten Sätze, welche wir aus unserem Büchlein referierten, bereits hingewiesen.

Und so wird das „Fahrthundert des Kindes," wie wir sogar hoffen wollen, auch bezüglich unserer monogamischen Einschauungen wesentliche Fortschritte anbahnen. Denn so wenig „die Einehe dem Menschengeschlecht angeboren" ist und ebenso wenig „auf einem Trieb, der den Menschen von Hause aus inne wohnt," beruht — um noch einmal mit den Worten unseres lehrreichen Büchleins zu sprechen, so wahrscheinlich ist es, daß die Entwicklung zu immer höherer Gestttung einerseits das Recht des Staates bezw. der Kirche bezüglich der Entgegennahme der Erklärung des „freien Willens der beiden Eheschließenden" an die „Gesellschaft" übergehen lassen, andererseits die Stärkung der autonomen Moral und die Schärfung des sozialen Gewissens eine immer größere Freiheit in der Wahl von Liebesverbindungen gestatten wird. Zu hoch sind nach unserer Ansicht ja die Persönlichkeitswerte, um welche es sich bei der Verbindung zweier geschlechtsverschiedenen Wesen handelt, um es dabei bei der „bis die „gesellschaftlichen Rechte" des Kindes erst einmal vollständig sichergestellt sind, irgend welche anderen Motive mitzusprechen haben, als Liebe und Freundschaft.

Sanatorium Sellin (Rügen). Dr. Kruschewsky, prakt. Arzt.

„Religionsgeschichtliche Bilder." I. Fetischismus und Seelenwanderung bei Naturvölkern und Chinesen. Von J. H. Müller. Preis 40 Pf. Kommissionsverlag von Mühle und Schlenker.

Ein kleines belehrendes Büchlein, welches in historisch-anthropologischer Weise darlegt, wie wir uns Fetischdienst und Seelenkult entstanden zu denken haben, und wie die Ausläufer davon bis in unsere Kulturepoche zu verfolgen sind. Finden wir doch nicht nur bei Naturvölkern und im Orient, sondern auch bei den höchststehenden Kulturnationen in Sitte und Religionsübungen noch fetischistische Spuren und sehen den Seelenkult manche Blüte treiben.

Das Heftchen wird als volkstümliche Bildungsschrift seinen Zweck erfüllen und auch an den Stellen, wo seine Darlegungen zum Widerspruch reizen sollten, durch Anregung zum Nachdenken seine Wirkung ausüben. Dr. Kruschewsky.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Pensionat Kinderglück.
Swinemünde (Ostsee), Gartenstraße 8.
Sorgfältigste Pflege; ethische Erziehung; Mutterersatz. Aufnahme vom 8. Jahre ab. Beste Referenzen. Näheres Prospekte.
Jenny Zwettels, staatlich geprüfte Lehrerin.

Flügel Pianinos **Blüthner** Piano-Magazin. Berlin W., Potsdamerstr. No. 27b.

Digitized by Google

Zum Besten der ersten öffentlich. Lesehalle der D. G. E. K.

4. Februar d. J., nachm. punkt 3 Uhr,
im großen Saale des **Berliner Handwerkervereins, C., Sophienstraße 17/18,**

Theater-Vorstellung:

Uraufführung
von

„Irrlicht"

Schauspiel in 3 Akten von **Elise Löwenhelm,**
unter Leitung von Regisseur **Paul Pauli.**

☞ Karten im Vorverkauf zu Mk. **1,00** (numeriert), Mk. **0,50** und **0,30** sind zu erhalten: beim Verlag für ethische Kultur, S. W., Wilhelmstraße 121, Buchhandlung Späth, Königstraße 52, Nicolai, Potsdamerstraße 123 b, bei Wertheim, Leipzigerstraße 132/7, im Bureau der D. G. E. K., Unter den Linden 16 II und am Saaleingang.

Zum Druck von **Broschüren**
wissenschaftlichen Werken,
Jahresberichten, Flugblättern,
sowie zur Anfertigung
sämtlicher anderen Druckarbeiten
in moderner und sauberer Ausführung, bei billigster Berechnung, empfiehlt sich
Oskar Hensels Buchdruckerei
Gottesberg (Schlesien).
Druck der „Ethischen Kultur," des „Freidenker" und freireligiösen „Sonntagsblatt."
☞ Bei Bedarf verlange man Kostenanschlag.

Verlag von Leonhard Simion Nf. Berlin SW. 48.

Pentig, Dr. Rudolph. Zum Kulturkampf um die Schule. Ein Mahnwort an Denkende. 8°. 10 Bogen. Brosch. 2 Mk., geb. 3 Mk. Der wohlbekannte Verfasser tritt hier für eine unumgängliche Reform unseres öffentlichen Erziehungswesens ein und gibt einen trefflichen Wegweiser in den Wirren des Kampfes um die Zukunft der Schule.

Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Mit Bildnis Rahels). Herausgegeben von **Dr. Hans Landsberg.** Preis broschiert 3 Mk., gebunden 4 Mk. Rahel, Varnhagen: Die bedeutendste Frauengestalt der Romantik hat uns in ihren Briefen und Tagebüchern ein unvergleichliches Kulturbild ihrer Zeit hinterlassen. Sie ist die erste wahrhaft moderne Frau ganz erfüllt von der Aufgabe, dem Weibe diejenigen Rechte zu geben, die für seine Entwickelung notwendig sind. Rahel: Ein Buch des Andenkens ist ein Buch des Lebens, ein Evangelium hoher Weiblichkeit.

Stern'sches Conservatorium,
zugleich Theaterschule für Oper und Schauspiel. Direktor: Prof. Dr. Ed. Stillmann.
Berlin SW. Gegründet 1850. **Bernburgerstr. 22a.**
Ausbildung in allen Fächern der Musik und darstellenden Kunst.
Elementar-Klavier- und Violinschule für Kinder vom 6. Jahre an.
Seminar zur Ausbildung von Lehrern und Lehrerinnen.
Eintr. jederzeit. Sprechstd. 11—1 Uhr. Prosp. u. Jahresber. kostenfr. d. Sekretariat.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Programm.

Mittwoch, den 17. Januar 1906, abends 8½ Uhr in dem großen Saale der Arminhallen (SW. Kommandantenstr. 20). Vortrag von Dr. Robert Michels-Marburg: „Patriotismus und Ethik." Diskussion. Gäste willkommen. Eintritt frei.

Statt Mittwoch, den 24. Januar, **Donnerstag, den 25. Januar 1906,** abends 8½ Uhr, im Leisaal der D. G. E. K., W. Unter den Linden 16, II. Vorlesungs- und Diskussionsabend unter Leitung von Prof. Bruno Meyer. Gelesen wird: Stirner, der Einzige und sein Eigentum. (Reklam Univ. Bibl. Nr. 3057/60). Eintritt frei. Gäste willkommen.

Dienstag, den 6. Februar, abends 8¼ Uhr, im Saal 109 des städtischen Rathauses (Eingang Jüdenstraße): Diskussions- und Leseabend unter Leitung von Prof. Bruno Meyer. Thema vorbehalten.

Im Februar an noch zu bestimmendem Tage und Ort wird Herr Professor Yoshida aus Japan über die japanische Erziehung und den Moralunterricht in den Schulen Japans in deutscher Sprache vortragen. Eintritt für Mitglieder frei. Gastkarten zu 50 Pf. im Bureau der D. G. E. K., W. 64, Unter den Linden 16, II, sowie im Verlag SW. 48, Wilhelmstr. 121, ferner in den Buchhandlungen von Nicolai, Potsdamerstr. 123b, Späth, Königstraße 52 und bei Wertheim, Leipzigerstr. 132/7, erhältlich.

Dienstag, den 6. März, abends 8¼ Uhr im Saal 109 des Rathauses: Versammlung. Redner und Thema vorbehalten.

Dienstag, den 27. März, abends 8¼ Uhr im Bürgersaal des städtischen Rathauses (Eingang Königstraße): Vortrag von Herrn Dr. A. Römer: „John Brinkman, der Humorist und Dichter des Niederdeutschen, in seinem Leben und Dichten (nach eigenen Forschungen)." Eintritt für Mitglieder frei. Gastkarten zu 50 Pf. bei Späth, Königstr. 52, Nicolai, Potsdamerstr. 123b, Wertheim, Leipzigerstr. 132/7, im Bureau der D. G. E. K., W. 64, Unter den Linden 16, II und im Verlag SW. 48, Wilhelmstr. 121.

Freitag, den 6. April, 8¼ Uhr abends. Saal 109 des Rathauses: Versammlung. Redner und Thema vorbehalten.

Freitag, den 27. April, abends 8¼ Uhr, im Bürgersaal des städtischen Rathauses: Vortrag des Herrn Geh. Justizrat Prof. Dr. von Liszt: „Ueber die Strafprozeßreform." Eintritt für Mitglieder frei. Gastkarten zu 50 Pfg. bei Späth, Königstr. 52, Nicolai, Potsdamerstr. 123b, Wertheim, Leipzigerstraße 132/7, im Bureau der D. G. E. K., W. 64, Unter den Linden 16, II und im Verlag SW. 48, Wilhelmstraße 121.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Am Sonnabend, den 20. Januar, abends 8 Uhr,
wird der bekannte Bremer Lehrer u. Schriftsteller **H. Scharrelmann** in der **Technischen Hochschule Charlottenburg,** Hörsaal 50, (Erweiterungsbau), einen

• • öffentlichen Vortrag • •

halten über das Thema: „Die Schillerfeiche des Guttempler-Ordens und ihre pädagogische Bedeutung." Darauf freie Aussprache. — Eintritt frei.

Anfrage! Wer ist so human und edeldenkend u. dies. pens., lediq., ganz anspruchslos. Beamt. Schlesier, groß. Tierfreund., äußerst bescheid. Reichspens. beziehend, in nicht teurer, etwas wald. Gegend ruhig., ganz bescheid. Asyl, ebenfalls billig. Wohnung ab. anständ., billig. Anstalt nach unt. **Daheim** an die Exped. d. Zeitung.

Einbanddecken für die Ethische Kultur
elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von Mk. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Das Bureau der D. G. E. K.
befindet sich Unter den Linden 16, **zweiter Stock** rechts. Auskünfte rc. werden, falls der Unterzeichnete nicht anwesend ist, auch in der Ausskunftsstelle im III. Stock erteilt. Sprechstunden des Unterzeichneten nur Montag, Mittwoch und Freitag von 10—12 Uhr. Eilige Zuschriften sind daher besser an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmanstraße 15. Dr. Penzig.

Hierzu als Beilage: Die **„Deutsche Liga für weltliche Schule und Moralunterricht."**

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. —
Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 16. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1.60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Kompareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.
Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XIV. Jahrgang. | Berlin, den 1. Februar 1906. | Nr. 3.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Alle, welche die „Ethische Kultur" durch die Post erhalten, werden dringend gebeten, alle Reklamationen wegen unpünktlichen oder unregelmäßigen Einganges stets nur bei der Postanstalt des Bestimmungsortes oder dem Briefträger anzubringen; bei diesen ebenso die Adressenänderungen und auch das Bestellpostamt recht genau anzugeben.

Inhalt:

Die Wahlrechtsfrage als ethische Grundfrage. Von F. Staudinger.
Benjamin Franklin. Von Dr. Arthur Pfungst-Frankfurt.
Streiflichter:
Frohbotschaft.
Scharfe oder milde Tonart.
„Wenn ich der Dey von Tunis wäre."
Sprechsaal: Zur Harmonik des Denkens. Zur Marokkofrage.
Eingegangene Bücher.

Die Wahlrechtsfrage als ethische Grundfrage.

Von F. Staudinger.

Im vorigen Jahrgang der E. K. Nr. 6—8 fand eine längere Diskussion über das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht statt, an der sich eine Reihe hervorragender Ethiker beteiligte. Diese Erörterung nochmals aufzugreifen, liegt keine Veranlassung vor. Die Antworten von Cohen, Natorp, Tönnies, Förster sen., Döring, Höffding und Penzig fielen ja alle für das allgemeine, gleiche Wahlrecht aus — nur Ed. v. Hartmann sprach scharf dagegen. — Die Ansichten sind verschieden, aber doch wesentlich so begründet worden, daß grundsätzlich kein Anlaß zum Widerspruch da ist. Nur ein Gesichtspunkt kam dabei nicht zur Geltung, den wir auf das nachdrücklichste betonen möchten, weil er im Zusammenhang mit dem dort erörterten Gesichtspunkte geradezu ausschlaggebend ist. Es handelt sich doch für den Weiterschauenden auch um die Frage, der Weiterentwickelung. Und hierfür ist auf das entschiedenste der Satz zu betonen: Wenn zwar das allgemeine, gleiche Wahlrecht für sich allein noch nicht durchaus die tatsächliche gesetzliche Weiterentwickelung garantiert, so ist es doch die wesentlichste Voraussetzung dafür, eine solche Entwicklung überhaupt möglich zu machen.

In der bisherigen Entwickelung war es stets so, daß irgendwelche herrschende und die Volksmassen in erster Linie als Werkzeuge zu ihren Zwecken benutzende Gewalten das Gesetz, das sie auferlegt hatten, heilig sprachen und jeden Versuch, dessen Grundlagen zu ändern — wie es bis vor kurzem noch durchaus im Ausland geschah — als Verbrechen behandelten. Da mußte es natürlich dahin kommen, daß mit der Zeit, wenn die Verhältnisse sich soweit entwickelt hatten, daß die alte Form nicht mehr paßte, eine mehr oder minder tumultuarische Umwandlung stattfand. Das Bewußtsein hiervon hat sich ja derart in den Köpfen unserer Zeitgenossen festgesetzt, daß man mit dem Worte „Revolution" ohne weiteres solche Tumulte im Geiste verbindet, und aus Angst vor solchen gar nicht die Entwickelungsbedingungen sieht, welche sie hervorrufen.

In Wirklichkeit sind es durchaus nicht die Leute, welche das Alte zu hassen begannen und nun mehr oder minder geschickt ein Neues vertraten, sondern die hinter dem Rücken aller sich vollziehenden Entwickelungsbedingungen, welche endlich die alten Zustände unerträglich machten. Wenn dann die verständnislosen, nur auf die Interessen ihrer Macht und ihrer Ausbeutung sehenden herrschenden Klassen das Alte mit Gewalt zu erhalten strebten, während das Neue schon genügend entwickelt war, so gab es mit Notwendigkeit jene Zusammenstöße, in denen der Begriff des gegebenen Rechts ganz hinter der Notwendigkeit, neue Bahn zu schaffen, zurücktrat und so Mensch dem Menschen im „Urstand der Natur" so gegenüberstand, wie der Mensch sich auch dem Tier oder dem Naturhindernis gegenüberstellt.

Das mußte und muß sich auch fernerhin so vollziehen, so lange keine Möglichkeiten gegeben sind, der Entwicklung gesetzliche Bahnen zu schaffen. Ob man das beklagen oder wünschen mag, bleibt sich da gleich. So ist es, und das gilt es vor allem vertiefen. Die heute noch so stark vorhandene Sucht, den Nebenmenschen als bloßes Werkzeug, als Arbeitstier für sich zu benutzen, hindert auch heute noch gerade bei denen, die Anspruch auf Bildung machen, oft die Einsicht in diesen einfachen Sachverhalt. Sie sind merkwürdig entrüstet, wenn die bisher Unterworfenen sich von der Beherrschung und Ausbeutung befreien wollen, und statt die Zeichen der Zeit zu erkennen, legen sie, wie es in Sachsen, in Hamburg, in Lübeck geschehen ist, der gesetzlichen Entwicklung noch Fesseln an, statt klug den unaufhaltbar wachsenden Strom in friedliche Bahnen zu leiten. Wenn das dann neue Erbitterung erzeugt, so glauben sie Grund genug zu neuer moralischer Entrüstung zu haben.

Digitized by Google

Hier liegt nun der ethische Gesichtspunkt der Frage: Wer ist, wenn derartige Torheiten begangen werden, moralisch verantwortlich für die Folgen? Ist es wirklich der immernehr anschwellende Strom der Neuentwickelung, oder die, welche tatsächlich, weil sie keine ihrer Räubenfelder opfern, sondern neue gewinnen wollen, den Strom verengen, statt ihn zu erweitern? Vor dem Forum der bloß individuellen Betrachtung waren Danton und die Seinen Mörder. Vor dem Forum des geschichtlichen Gesamtzusammenhangs waren die wahren Mörder vielmehr die Emigranten, welche das Ausland gegen ihr Land zu Hilfe gerufen hatten, um dort die notwendig gewordene Neuordnung zu hemmen. Der heutige Stand der Dinge zeigt für das nächste zwei entgegengesetzte Entwickelungsmöglichkeiten. Entweder die Volksausbeutung, wie sie neuerdings von unseren Grund- und Kapitalherren eben durch Zölle, Ringe u. s. w. in unsäglichster Maße verstärkt worden ist, geht auf diesem unheilvollen Wege weiter. Dann fällt das allgemeine Wahlrecht auch im Reiche notwendig vor diesen Mächten, die darin schlechterdings nichts als ein bedenkliches Hindernis für ihre Ausbeuterinteressen zu sehen vermögen. Oder es gelingt noch rechtzeitig, die Richtung der Entwickelung, wenn auch langsam, auf ein den Interessen der wirklichen Produzenten sowie der Konsumenten dienendes genossenschaftliches Arbeitssystem hinzulenken, und zum Schutz dieser Entwickelung das allgemeine Wahlrecht zu bewahren und zu erweitern. In jenem Falle muß notwendig früher oder später ein Zusammenbruch der gekennzeichneten Art stattfinden, denn auf die Dauer läßt sich das Volk solche schließlich immer weitere Interessen gefährdende Weiterentwickelung sicher nicht gefallen. Im zweiten Falle ist die Möglichkeit einer friedlichen Entwickelung vorhanden.

Welche von beiden Entwicklungen der Menschenfreund wünschen, der Ethiker und der vorausschauende Staatsmann zu fördern suchen muß, ist ohne weiteres klar. Leider ist, wie auch Naumann in Nr. 41 der „Hilfe" in einem Aufsatz über die Mannheimer Tagung des „Vereins für Sozialpolitik" zeigt, der Staat schon stark in den Händen zurückschreitenden Mächte. Ihn diesen Einflüssen wieder zu entwinden, genügt es nicht, individuelle Moral zu predigen, sondern es ist vor allem Aufklärung über die grundlegenden harten Lebenstatsachen nötig. Es ist vor allem nötig, das einzige Mittel sichern zu helfen, das noch vielleicht — wer weiß wie lange noch? — eine gesetzmäßige Weiterentwickelung verbürgen kann.

Wollen wir aber da etwas erreichen, so müssen wir erst einmal in der Grundfrage selbst einig sein. Wenn sogar in unseren Reihen Einer und der Andere in merkwürdiger Verkennung der Sachlage von Berufsvertretung und dergl. träumt und von dem alten Worte Gebrauch zu machen wagt, das Volk sei noch nicht „reif": so ist ihm mit aller Strenge zu entgegnen, daß vor allem die nicht reif sind, welche das Volk bisher erzogen haben und welche solche Maßregeln zu befürworten sich nicht schemen, welche mit eherner Notwendigkeit die Möglichkeit einer den ethischen Anforderungen entsprechenden Entwickelung ausschließen.

Benjamin Franklin.

Von Dr. Arthur Pfungst-Frankfurt.

Am 17. Januar 1906 waren zwei Jahrhunderte vergangen, seit Benjamin Franklin geboren wurde. Nicht in den Vereinigten Staaten allein wird man dieses seltenen Mannes in berechtigter Dankbarkeit gedenken, denn er gehört nicht einem Volke, sondern der ganzen Kulturmenschheit. Wenn man die Geschichte seines Lebens an sich vorüberziehen läßt, — etwa in der Weise, daß man seine Selbstbiographie liest — begreift man gar nicht, warum die deutsche Jugend in den Schulen nicht eingehend mit seinem Lebenswege bekannt gemacht wird, der ein ganzes pädagogisches Kompendium darstellt. Aber vielleicht ist der Mann dazu allzu „modern"; man kann nämlich vor zweihundert Jahren geboren und doch von einer im heutigen Deutschland nicht zu duldenden Modernität sein.

Benjamin Franklin, der, als das 15. Kind eines Seifensieders zu Boston geboren, Buchdruckerlehrling, Journalist, selbständiger Buchdrucker, Buchhändler, Oberpostmeister von Pennsylvanien, Generalpostmeister aller englisch-amerikanischen Kolonien, pennsylvanischer Geschäftsträger in London, Kongreß-Mitglied und Gouverneur des Staates Pennsylvanien wurde, hat gewiß einen höchst merkwürdigen Lebensweg durchmessen. Hierdurch allein wird aber seine einzigartige Bedeutung nicht verständlich. Auch wenn man seine Leistungen als Physiker und vor allem seine Entdeckung des Blitzableiters betrachtet und seine Verdienste um die Volkserziehung und Volksbildung, vor allem durch seine Kalender, sowie seine Mitwirkung an der Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776 heranzieht, kann man die Bewegung nicht verstehen, die von dem Manne ausgegangen ist.

Ralph Waldo Emerson, der etwa hundert Jahre nach Franklin ebenfalls in Boston geboren wurde, hat sich einmal in sehr fruchtbarer Weise mit dem Problem beschäftigt, wie es wohl kommen mag, daß wir bei manchen Männern ihre persönliche Bedeutung in der Welt bei weiten höher gewertet sehen, als ihre Taten zu rechtfertigen scheinen. Er sagt darüber: „Ich habe gelesen, daß die, welche Lord Chatham zuhörten, die Empfindung hatten, daß in dem Manne etwas Feineres war als alles, was er sagte. An unseren glänzenden englischen Historiker der französischen Revolution hat man auszusetzen gehabt, daß, wenn er sein ganzes Material über Mirabeau vorgebracht hat, dieses nicht seine Wertschätzung jenes genialen Menschen gerechtfertigt habe. Sir Philip Sidney, der Earl von Essex, Sir Walter Raleigh sind Männer von imposanter Bedeutung, aber von wenig Taten. Wir können nicht den kleinsten Teil der persönlichen Bedeutung Washingtons in dem Berichte seiner Taten finden." Des Rätsel Lösung findet Emerson in dem Charakter dieser Männer, er definiert den Charakter als *aufgesparte Kraft*, welche unmittelbar durch bloße Gegenwart wirkt und der Mittel entraten kann, und sieht in Männern von Charakter das *Gewissen der Gesellschaft*, der sie angehören.

Es ist merkwürdig, daß er nicht daran gedacht hat, Franklin, seinen engeren Landsmann, zum Beweis für seine These anzuführen, denn dieser war wirklich das Gewissen jeder Gesellschaft, der er angehörte. Und weil unserer Zeit das Erwachen des sozialen Gewissens eigentümlich ist, darum macht Benjamin Franklin auf uns ganz den Eindruck eines modernen Menschen, den die Mehrzahl der Probleme bereits beschäftigt hat, die heute auf der Tagesordnung stehen. Man braucht nur seine Selbstbiographie zu lesen, um auf Schritt und Tritt diese Tatsache bestätigt zu finden. Hier sien einige Stellen aufs Geratewohl herausgegriffen. Im Anfange seiner öffentlichen Tätigkeit rügte Franklin den Mißbrauch, daß unterschiedslos jeder Hausbesitzer für den Konstabler, der Nachts das Haus bewachte, sechs Schillinge bezahlen mußte. Er erklärte dies für ungerecht, weil „eine hausbesitzende arme Witwe, deren gesamtes zu bewachendes Vermögen vielleicht nicht den Wert von fünfzig Pfund überschritt, gerade so viel bezahlte, wie der wohlhabendste Kaufmann, welcher tausende von Pfund in Waren auf seinen Speichern hatte." Er drang durch und die Kosten wurden hinfort durch eine *Steuer* aufgebracht, welche *im Verhältnis zum Besitze* stand, — ein Prinzip, das erst jetzt, wie bekannt, in der preußischen Einkommensteuer streng durchgeführt worden ist.

Auf religiösem Gebiete zeigte Franklin eine *Toleranz*, die dem heutigen Geschlechte unverständlich ist. Als frommer Presbyterianer war er erzogen worden, warf aber bald viele

Digitized by Google

Dogmen über Bord, obwohl er zeitlebens religiös war. Er beklagte aber sehr, daß „die Glaubensartikel — ohne irgend ein Bestreben, Sittlichkeit einzuflößen, zu fördern oder zu befestigen — hauptsächlich dazu dienen, uns von einander zu trennen und gegeneinander unfreundlich zu machen." Um dem entgegenzuwirken, gab er ohne Unterschied jeder Sekte seinen Beitrag, wenn ein Bethaus von ihr errichtet wurde. Aber er ging noch weiter: er setzte es auch durch, daß in Philadelphia ein Gebäude errichtet wurde, das hundert Fuß lang und siebzig Fuß breit war, damit jeder Prediger von jeder erdenklichen Konfession, der zur Bevölkerung von Philadelphia sprechen wollte, einen Saal zur Verfügung habe. Er sagt über diesen Punkt sehr schön in seiner Selbstbiographie: „Denn der Zweck bei der Errichtung war nicht der, daß es irgend einer besonderen Sekte, sondern der Einwohnerschaft: im allgemeinen zu Gute kommen sollte, so daß selbst, wenn es etwa dem Mufti von Konstantinopel eingefallen wäre, einen Missionar herüberzuschicken, um uns den Mohammedanismus zu predigen, derselbe eine Kanzel zu seiner Verfügung gefunden hätte."

Der gute Franklin würde sich wundern, wenn er heute im deutschen Reiche nach solchen Kanzeln Umschau hielte; nicht einmal in der Geburtsstadt seines Zeitgenossen Wolfgang Goethe würde er solch ein Volkshaus finden können!

Uebrigens brachte er das Toleranz-Prinzip auch bei anderen Gelegenheit zur Geltung. Als er im Jahre 1749 eine Akademie zur Erziehung der Jugend in Pennsylvanien gründete, ließ er sich Beiträge für das Gebäude von Leuten geben, die den verschiedensten Sekten angehörten. Die Kuratoren wurden dann auch aus allen Sekten gewählt, so daß Angehörige der englischen Hochkirche, der Presbyterianer, der Wiedertäufer, der Herrenhuter usw. die Schule einträchtig verwalteten. Daran allein schon, daß etwas Derartiges bei uns nicht passieren könnte, kann man ermessen, welche kulturellen Fortschritte wir in den letzten 150 Jahren gemacht haben.

Aber damit sind die Probleme durchaus nicht erschöpft, die Franklin, unserem Zeitalter vorauseilend, behandelte. In seinen Lebenserinnerungen bejaht er sich mit der Frage, ob die Abstinenz von geistigen Getränken, ob der Vegetarianismus zu empfehlen sei. Er selbst lebte als Drucker sowohl abstinent, wie vegetarisch. Die Impfrage beschäftigte ihn, als er 1736 ein vierjähriges Söhnchen an den Pocken verlor. Er empfand bittere Reue, weil er es nicht hatte impfen lassen. Die „Frauenfrage" wird von ihm erörtert. Er will z. B., daß Frauen die Buchhaltung lernen.

Interessant ist auch, daß Franklin die erste Leihbibliothek in Nordamerika gegründet hat (im Jahre 1730). Was das heißen will, versteht man, wenn man bedenkt, daß es 1720 erst eine einzige Zeitung in ganz Nordamerika gab, den „Boston News Letter." Er selbst sagt von seiner Bibliothek: „Sie war die Mutter aller nordamerikanischen Leihbibliotheks-Gesellschaften, welche nun so zahlreich sind. Diese Bibliotheken haben den allgemeinen Konversationston der Amerikaner gehoben, die gewöhnlichen Handwerker und Landleute so intelligent gemacht, wie die meisten gebildeten Leute in anderen Ländern und vielleicht wesentlich zu der Stellung beigetragen, welche die Kolonien in Verteidigung ihrer Rechte so allgemein einnahmen." Auch in dieser Frage vertrat er das Gewissen der Allgemeinheit, welches fordert, daß jeder Bürger, ob reich oder arm, die gleiche Entwickelungsmöglichkeit haben müsse. Dazu dienen in erster Linie die freien Bibliotheken. Deutschland hat erst verhältnismäßig spät begonnen, auf diesem Gebiete den Vereinigten Staaten und England zu folgen, welche Franklins Anregung ihre öffentlichen Bibliotheken verdanken; ein Carnegie erscheint uns förmlich als Testamentsvollstrecker Franklins auf dem Gebiete der Volksbildung.

Selbst an die Begründung einer internationalen ethischen Gesellschaft dachte Franklin schon im Jahre 1731; denn unterm 19. Mai dieses Jahres schrieb er Folgendes nieder: „Es scheint mir gegenwärtig eine herrliche Gelegenheit vorzuliegen, eine vereinigte Tugendpartei ins Leben zu rufen, indem man die tugendhaften und guten Menschen aller Nationen in eine geregelte Körperschaft zusammenfaßt mit angemessenen guten und weisen Vorschriften, und diese guten und weisen Männer würden wahrscheinlich einmütiger in ihrem Gehorsam gegen allgemeine Gesetze als gemeine Leute sein." Und unterm gleichen Datum schrieb er nieder: „Der passendste Gottesdienst aber ist, den Menschen Gutes zu tun" — das ist der gleiche Grundsatz wie „Deed not Creed." welchen Felix Adler bei der Begründung der ersten Ethischen Gesellschaft in New-York zum Leitstern nahm.

Leuchtend steht Benjamin Franklin da als echter Ethiker, der sittliche Ideale nicht nur lehren, sondern auch überall da betätigen wollte, wo ihn das Schicksal hinstellte. In der jetzigen Zeit, wo nicht selten Stimmen laut werden, die verlangen, daß die sittlichen Ideale gegen die Forderungen der praktischen Politik zurücktreten haben, kann ein so erfolgreicher Politiker wie Franklin vorbildlich wirken, der ein großer Patriot war, aber den Satz „right or wrong — my country" nimmermehr anerkannt hätte!

Man hat Franklin wohl den Vorwurf gemacht, daß er für wichtige Seiten des Lebens kein Verständnis bewiesen. Dieser Vorwurf ist nicht ganz unberechtigt. Trotz seiner großen Vielseitigkeit fehlte es ihm an den Eigenschaften, die wir an den Menschen der Renaissance-Zeit so hoch schätzen. Labouläye, der seinen Briefwechsel herausgegeben hat, meint, man könne Franklin in dieser Beziehung vor allem den Mangel an Verständnis für das Alterum und die Kunst vorwerfen, und zitiert einen Ausspruch Franklins, wonach ihn auf einer Reise durch Italien das Rezept für den Parmesankäse mehr interessieren würde als die schönste Inschrift auf dem ältesten Steine. Labouläye entschuldigt Franklin damit, daß er immer nur auf das Wohl der Allgemeinheit bedacht gewesen sei und für alle Arbeit und Brot herbeizuschaffen gesucht habe. Da das Notwendigste ihm noch zu fehlen schien, hatte er keine Verständnis für den Luxus. Diese Erklärung kann uns nicht genügen. Franklin war seiner ganzen Naturanlage nach ein auf das rein Praktische gerichtete Persönlichkeit. Für die tiefsten Abgründe des menschlichen Daseins fehlte ihm das Verständnis. Er war kein Hamlet, der aussenfzte:

„Die Zeit ist aus den Fugen, weh' mir zu denken,
Daß ich geboren ward sie einzurenken."

Wohl war die Zeit aus den Fugen, aber er fühlte sich als der Mann, der sie einrenken konnte. Daraus erklärt sich sein großes Wirken mit seinen weltpolitischen Erfolgen, aber auch das Unkünstlerische, man möchte sagen Undämonische in seinem Wesen, das schuld ist, wenn dieser Große nicht so auf die Phantasie der Nachwelt wirken kann, wie manche andere Persönlichkeit, welche diesem edlen und fleckenlosen Charakter, diesem tapferen Mann der Tat an sich nicht zu vergleichen ist. Unsere Zeit ist leider sehr arm an solchen selbstlosen Charakteren, die es verstehen, das Gewissen ihrer Völker zu sein, und darum können wir nur dankbar auf den Heros aus vergangenen Tagen blicken, der nach dem bekannten Worte dem Himmel seinen Blitz und den Tyrannen ihr Zepter entrissen hat.

Streiflichter.

Freihotschaft. Zum Weihnachtsfest wurde dem Fortschrittsfreund eine freudige, politische Ueberraschung: Italien und Dänemark haben kürzlich durch Minister Tittoni und Graf Moltke ein Uebereinkommen unterzeichnen lassen, wodurch beide Staaten sich verpflichten, alle

Digitized by Google

sich etwa zwischen ihnen ergebenden Streitigkeiten dem Haager Schiedshof zu unterbreiten.

Bisher war es bekanntlich durchweg üblich, die sogenannten „Lebens- und Ehrenfragen" von dem Zwange schiedsgerichtlicher Regelung ausdrücklich zu befreien; mit seltsamer Inkonsequenz wollte man diese wichtigen Fragen, deren Begriffsbestimmung übrigens recht kautschukartig ist, der ungewissen Laune des Kriegsgottes, der mit Sicherheit nur die furchtbaren Opfer verbürgt, nicht von vornherein entziehen.

Doch nein: auch dieses unlogische Prinzip kannte bereits ein paar rühmliche Ausnahmen, und hierbei treffen wir wiederum auf Dänemark, das am 12. Februar 1904 mit Holland einen Schiedsvertrag schloß, ohne Reservierung der Ehren- und Unabhängigkeitsfrage. In Italien sprach wenige Monate darauf, am 17. Juni 1904, der Kriegsminister Pedalti im Senate gegen die Mehrrüstungen — ein wenig bekanntes, aber für Europa gewiß staunenswürdiges Beispiel!

Am 28. Mai 1902 aber hatten die Republiken Chile und Argentinien nach erbitterten Kriegen einen ständigen Schiedsvertrag geschlossen, der — zum erstenmal in der Geschichte — mit einem Abrüstungsvertrage verbunden war. Die beiden „Erbfeinde" fanden es für angemessen, gleichzeitig ihre Heere zu vermindern und ihre Kriegsschiffe zu verkaufen; auf der Grenze aber errichteten sie, zum steten Gedächtnis dieses ersten, wahren Friedensschlusses, eine hochragende Christusstatue. „Nie ward eine solche aus besserem Anlaß errichtet," sagte Baronin Suttner neulich in ihrem Vortrage!

Da sich nun das internationale Leben täglich inniger verzweigt, und da wir das internationale Tribunal, mit seinen durch die Uebergangsperiode gebotenen Einschränkungen, bereits besitzen, so ist vielleicht auch das von Bebel ersehnte internationale Parlament oder der von Barthold, dem Freunde Roosevelts, empfohlene Staatenkongreß, garnicht mehr so wolkenfern, wie die Konservativen, diese Utopisten des ewigen Krieges, glauben machen wollen. Ein Gesetz des Stillstandes gibt es nicht, wohl aber ein unwiderstehliches Gesetz der Entwickelung, das zu immer größeren Fortschritten führt, je mehr sich die Nationen in dieser Zeit des allgemeinen Verkehrs näher treten und einander ergänzen. Keine Verkehrssteuer, kein Zollkrieg und keine Grenzsperre kann die materielle und geistige Vereinigung der Kulturwelt heute noch wirksam hemmen, denn die wachsende Erkenntnis der gemeinsamen Interessen nimmt dem „Kampf der Nationalitäten," von dem Graf Posadowsky neulich sprach, immer mehr und mehr den blutigen Stachel, unbeschadet des natürlichen Gegensatzes, der sich mit wachsender Kultur immer mehr, und schließlich **nur** noch, im friedlichen Wettbewerb und gegenseitigen Ansporn jener Güter äußern wird, die der jeweilig andere Staat besser oder reichlicher zu liefern in der Lage ist.

Ob dieser, wie gesagt naturnotwendige, Fortschritt zu einer Erschlaffung der Nationen führen würde, wie Graf Posadowsky meinte, erscheint doch mehr als fraglich, wenn man bedenkt, daß Schweden, Norwegen, die Schweiz und Holland seit langer, langer Zeit keine Kriege mehr führten und sicherlich keinem denkenden Menschen deshalb als degenerierte Staaten erscheinen. —

Als Bebel neulich im Reichstage erwähnte, daß das Kabinett Balfour das englische Marinebudget um 80 Millionen gekürzt habe, wurden „zweifelnde Zwischenrufe rechts" hörbar. Man braucht nun sicher nicht Bebel als Kronzeugen des Liberalismus anzusehen und kann dennoch feststellen, daß er mit jener Aeußerung einfach eine Tatsache wiedergab, wenngleich diese den Herren von „rechts" ebenso unbenannt wie unbekannt (?) gewesen sein mag. Dieser offiziell nur zu gerne verschwiegene Vorfall hat in Kürze folgende Geschichte, die man ausführlicher in der Pariser Parlamentsrede des Baron d'Estournelles vom 11. April 1905 findet.

Am 9. März 1899 erklärte der erste Lord der Admiralität, Mr. Goschen, im Hause der Gemeinen, die englische Regierung wünsche nichts sehnlicher, als eine Verminderung ihrer maritimen Rüstungskosten, und sei bereit: „wenn die andern großen Seemächte geneigt sind, ihre Bauplänе zu vermindern, mit ihnen denselben Weg zu beschreiten." Die Schwierigkeiten würden bei der „Aufrichtigkeit des Wunsches nach Erleichterung der „entsetzlichen Rüstungslasten" nicht unüberwindlich erscheinen.

Am 28. Juli 1903 bestätigte der bekannte Kolonialminister Chamberlain, gewiß auch kein idealistischer Träumer, daß Goschens Erklärung „auch heute noch ihre Giltigkeit" habe. In gleichem Sinne äußerten sich die geachtetsten der britischen Admirale. — Auch 1904 vertrat die britische Regierung ausdrücklich denselben Standpunkt, glaubte aber nicht, eine Initiative ergreifen zu können; der dahin gehende Antrag Campbell-Bannermans, des jetzigen Ministerpräsidenten, wurde mit 174 gegen — **122** Stimmen abgelehnt. Am 19. Mai 1904 wiederholte Mr. Austen Chamberlain im Hause der Gemeinen Lord Goschens Erklärung, und am 6. März 1905 befolgte die englische Regierung die Theorie von dem zunächst zu gebenden Beispiel und verminderte ihrerseits ihre Ausgaben um mehr als 80 Millionen Francs.

Man sollte dieses Histörchen doch nicht mehr, wie bisher, absichtlich totschweigen, sondern es den Herren vom Flottenverein immer wieder und unablässig in die Ohren rufen, bis sie — oder ihre schlecht informierten Mitläufer darüber stutzig werden. Carl Ludwig Siemering.

* *

Schärfe oder milde Tonart? Wie sich die sittlichen Probleme doch gleich bleiben! Platon läßt seinen Sokrates die Menschen darüber examinieren, ob sie eher mit Milde und Sanftmut, als mit starken Worten und Drohungen die Andern ihrem Willen geneigt machen können; als Kinder lernten wir das weniger schöne, als hochmoralische Gedicht Joh. Gottfr. Herders von dem Wettstreit zwischen Sonne und Wind, wer wohl dem Wanderer den Mantel wegnehmen könnte; Theodor Storm prägte das Wort von den zu Zeiten wie Gewitter erfrischend wirkenden „goldenen Rücksichtslosigkeiten" — und immer wieder taucht im politischen, wirtschaftlichen und ethischen Kampf die Frage auf, ob dem Gegner gegenüber scharfe oder milde Worte wirksamer seien. Beide Tonarten finden eifrige Verteidiger. Da wird auf der einen Seite das „sittliche" Recht auf Entrüstung über Unsittlichkeiten proklamiert, die Pflicht der Wahrhaftigkeit als Kronzeugin angerufen und mit pädagogischen Gründen bewiesen, daß abschreckend gleichzeitig und heilsam erschütternd nur der Freimut wirke, der jedes Ding, unbekümmert um schwache Nerven, beim rechten Namen nenne. Die Vertreter der Milde aber weisen hin auf die unleugbare Tatsache, daß kein Lebender volle Richterqualität über Andere besitze, daß unendlich viel mehr Unverstand und Mißverstand, als Böswilligkeit, die Welt regiere, daß starke Worte die Ohren verhärten und zuschließen und daß ein Zehntelgramm Zuviel der Entrüstung hier, dort auf der Gegenseite einen Zentner Schuld in die Höhe schnellen mache.

Als „Realpolitiker", d. h. wenn ich die erhoffte Wirkung allein im Auge habe, halte ich es mit der milden Tonart.

Ein Beispiel liegt nahe. Die Sozialdemokratie hat soeben ihrer — ganz gewiß nur allzu berechtigten — Entrüstung über das sträflichst zu hohen Jahren gekommene Elend unseres Landtagswahlunrechtes und über die geradezu unverantwortlich leichtsinnige Spielerei mit dem Gedanken

Digitized by Google

der Wahlrechtsverschlechterung einen lapidaren Ausdruck gegeben.

Mögen die halb lächerlichen, halb traurigen Begleiterscheinungen dieser Massendemonstration und die durch sie geweckten Befürchtungen hier ganz außer Ansatz bleiben: Frauen wie uns nur, was ist heute für die absolut notwendige Reform u n e h r erreicht, als vor dem 21. Januar?

Die Antwort kann nur sein: W e n i g e r als nichts. Es konnte sich nicht darum handeln, einer schlecht unterrichteten Regierung mitzuteilen, daß das Volk — gewiß seiner Mehrzahl nach — jenes elende Wahlrecht verurteile. Eine Regierung, die das nicht wußte, müßte aus Blinden und Taubstummen bestehen. Der Gedanke an E i n s c h ü c h t e r u n g durch die Masse und ihre drohende Haltung ist, wenn er überhaupt gefaßt worden war, schnell aufgegeben worden. Ganz ebenso aber lag auch die Idee eines Massenbittgesuches aller Welt fern.

Was konnte also demgemäß einzig und allein der Sinn eines solchen Massenaufgebotes sein? Mir scheint: eine würdige, feste, unbeugsame, unverklausulierte W i l l e n s k u n d g e b u n g der durch den bisherigen Zustand Beeinträchtigten, eine W a h l r e c h t s r e f o r m m i t a l l e n g e s e t z l i c h e n M i t t e l n z u e r z w i n g e n. Dieser Willensmeinung hat nun der sozialdemokratische Parteivorstand gleichlautend für alle Versammlungen (in der scharfen Tonart) folgenden Ausdruck gegeben:

„Der preußische Landtag besteht aus Herrenhaus und Abgeordnetenhaus; er ist die Spottgeburt einer Volksvertretung. Das Herrenhaus ist die Vertretung einer rückständigen kulturfeindlichen Aristokratie; das Abgeordnetenhaus, das auf Grund eines Wahlsystems gewählt ist, das selbst Bismarck schon im Jahre 1867 als das elendeste und das verrotteste und widersinnigste Wahlsystem bezeichnet hat, ist zusammengesetzt aus den Vertretern eines kaltherzigen Junkertums und einer anmaßenden Kapitalistenklasse. Das arbeitende Volk, das den Staat erst erstinnigtig macht, geht bei dieser sogenannten Volksvertretung vollkommen leer aus; ein Zustand, der eine brennende Schmach für einen modernen Staat ist. Eine so zusammengesetzte Volksvertretung verkörpert die nackte Klassenherrschaft. Die Versammlung fordert die schleunige Beseitigung eines solchen Privilegienparlaments und die Wahl einer Volksvertretung, die auf Grund des allgemeinen gleichen und direkten Wahlrechts von allen Staatsangehörigen ohne Unterschied des Geschlechtes gewählt wird, die das 20. Lebensjahr überschritten haben, nach Maßgabe der Verhältniswahl. Die Versammelten verpflichten sich, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Kräften für die Beseitigung des preußischen Junker- und Dreiklassenparlaments und für die Schaffung einer den allgemeinen Interessen entsprechende Volksvertretung zu wirken."

Man mag zweifelhaft sein, ob die Festlegung auf eine ganz bestimmte Ausgestaltung des künftigen Wahlrechts mit Bestimmung der Altersgrenze, Forderung des Frauenstimmrechts und der Verhältniswahl) t a k t i s c h geschickt war; bei wuchtigen Protesten gegen bestehendes Unrecht ist es im Allgemeinen richtiger, zunächst die Gegner zu sammeln und alle Zukunftsmusik, bei der es Meinungsverschiedenheit geben kann, bei Seite zu lassen. Darüber aber wird unter Anhängen und Verständigen kaum ein Zweifel sein, daß die drei Schimpfworte der Resolution nicht nur rein ästhetisch und rein ethisch einen üblen Eindruck machen, sondern auch die sehr sichere (man kann sich bewahr fragen, ob nicht gewollte!) Wirkung haben müssen, die so heftig Angegriffenen, und zwar eben weil sie ein schlechtes Gewissen haben, um so ärger zu verstocken. Eine „Spottgeburt" (jeder Deutsche ergänzt: von Dreck und Feuer) entnimmt aus solcher Bezeichnung kaum den Anstoß, ihre „Existenz zu revozieren," sondern wird sich trotzig in ihrer unheilbaren Verpfuschtheit zu erhalten suchen; das „raffgierige Junkertum" und die „anmaßende Kapitalistenklasse" quittiert über solche, in ihrer Allgemeinheit jedes Maß überschreitenden Vorwürfe mit dem kühlen Achselzucken des ungerecht Angegriffenen, wobei der immerhin nicht unberechtigte Kern Wahrheit solcher Beschuldigung um der schmutzigen Umhüllung willen mit weggeworfen wird.

Wäre es nicht unvergleichlich viel — ich will gar nicht sagen: vornehmer und würdiger, aber e i n d r u c k s v o l l e r gewesen, wenn man sich darauf beschränkt hätte, die völlig unleugbare Tatsache zu konstatieren, daß das Dreiklassenparlament unendlich weit davon entfernt ist, Ausdruck des Volkswillens zu sein? Daß seit vielen Jahrzehnten die Gesetzgebung in den Händen von Interessentengruppen mißbraucht worden ist, um für diese ungerechte Vorteile auf Kosten der dort unvertretenen Volksmassen zu erlisten? Ist ein solcher Vorwurf schwächer? Nennt er nicht auch das Kind beim rechten Namen, nicht erst recht beim rechten Namen, weil er auf Schimpfworte verzichtet?

Ja, aber er erbittert nicht, verstockt nicht, entzündet keine Leidenschaften! Das ist's. Man braucht dort Leidenschaften, Klassenhaß, Wut und Vergeltungsdrang. Man g l a u b t im Grunde nicht, daß die einfach und klar ohne Pathos dargelegte Ungerechtigkeit einer Sache stark genug ist, dem Recht zum Siege zu verhelfen. Man ruft den F a n a t i s m u s zur Hilfe, weil man die r e c h t e B e g e i s t e r u n g nicht hat. Man meint, um Gottes Ehre zu retten, Scheiterhaufen für die Ketzer anzünden zu müssen. Man protestiert gegen gesetzliche Vergewaltigung der Schwächeren durch die Stärkeren, und probiert, die noch gesetzlich Schwächeren durch das Bewußtwerden ihrer numerischen und ökonomischen Macht ihrerseits zur Vergewaltigung der Anderen aufzurufen. D. h. man bleibt in dem v e r r u c h t e n G e d a n k e n k r e i s stecken, daß Gemeinschaftsleben nicht auf g e g e n s e i t i g e m V e r s t ä n d n i s und w e c h s e l s e i t i g e r H i l f e, sondern auf U n t e r d r ü c k u n g der Einen durch die Andern beruhe. Das ist der eigentliche Sinn der scharfen Tonart.

Man kann und soll dem Unrecht Leidenden viel zu Gute halten. Mit dem berechtigter Weise Erbitterten rechtet man nicht um die Wahl des Ausdrucks. Auch aus Kraftworten und Schimpfreden hört ein feines Ohr den Unterton ehrlicher Begeisterung für das Gute heraus. Aber ist nicht eigentlich die Sozialdemokratie heute über dieses Kindheitsstadium hinaus? Ist sie nicht zu erwachsen und kraftvoll, um noch solcher Nachsicht zu bedürfen?

Es ist Zeit, daß sie sich auf den zweiten Teil ihres Namens besinnt. Appell an die Leidenschaften heißt D e m a g o g i e, nicht Demokratie.

Durch die T a t hat sie am 21. Januar das Musterbeispiel einer von Vernunft beherrschten Macht und vortrefflicher Selbstzucht gegeben. Aber auch das W o r t rust nach Zügelung durch Vernunft. Volksherrschaft heißt Selbstbeherrschung.

* * *

„Wenn ich der Dey von Tunis wäre." (Prinz von Homburg.) Der Beginn des Jahres 1906 hat den drei großen Kulturvölkern Gelegenheit gegeben, den Grad ihrer politischen Reife zu erweisen. Und Deutsche, wie Engländer und Franzosen haben diese Probe vorzüglich bestanden.

Trotz Arbeitslosen-Agitation, trotzdem es sich um Zollfragen handelte, die die materiellsten Interessen der breiten Masse treffen, hat sich der Uebergang der Regierungsgewalt aus den Händen der englischen Konservativen in die der Liberalen so glatt und ohne Anstoß vollzogen, wie ein Szenenwechsel unter der Leitung eines tüchtigen Regisseurs.

Trotz Antimilitarismus auf der einen Seite, Nationalismus und Klerikalismus auf der andern ist der neue Präsident der französischen Republik in schlichter, würdiger, vornehmer Weise gewählt worden, ohne jeden Apparat, wenn man sich so ausdrücken darf.

Ebenso muß die Besonnenheit, Ruhe und Würde der deutschen Arbeiter imponieren, die am letzten Sonntag Protest erhoben gegen ein Wahlrecht, das den größten Teil des Volkes entrechtet, und über dessen aller Vernunft Hohn sprechenden Widersinn das Urteil längst gesprochen

Digitized by Google

ist. Diese Ruhe und Besonnenheit hielt Stand trotz der an diesem Tage zur Leidenschaft erregten Sympathie für die russischen Märtyrer, trotz der im Schlosshof aufgefahrenen Kanonen und der Ausgabe der Parole: „Pardon wird nicht gegeben.“

Das deutsche Volk hat die Probe am 21. Januar glänzend bestanden. Von den deutschen Regierungen, speziell der preußischen, läßt sich dies nicht sagen. Anstatt der ruhigen, nüchternen Bevölkerung gegenüber Ruhe, Besonnenheit und Vertrauen zu zeigen, „in märkischer Weise sich zu fassen,“ wie es Kleist's großer Kurfürst tut, indem er es ablehnt, den Spuren eines „Dey von Tunis“ zu folgen, glaubte man die Gelegenheit für eine militärische Demonstration geeignet:

„Und vor das Schloß, verrannt mit Palisaden,
Führt' man Kanonen und Haubitzen auf.“

Man konnte verstehen, den Leitern der preußischen Regierung sei es bewußt, daß die Gepflogenheiten der orientalischen Despotie, die Waffen, nach denen die unreinen Hände russischer Großfürsten gierig greifen, nicht für das Hohenzollernschloß an der Spree, für den Sitz des Oberhaupts eines großen Kulturvolks passen. Da diese Einsicht nicht vorhanden war, dürfen wir uns nicht wundern, wenn die westlichen Völker, trotz des Austausches von Liebenswürdigkeiten, das Mißtrauen und die Antipathie gegen unsere leitenden Kreise nicht so rasch abstreifen und das Gefühl eines gewissen Kulturgegensatzes trotz aller unserer geistigen und sozialen Errungenschaften nicht verlieren werden.

Daß auch die innere Politik, ganz zu schweigen von der Ethik, hinreichende Gründe bietet, die ein Unterbleiben auch dieser Art von „Tunisierung“ erwünscht machten, bedarf keiner Ausführung. D. D.

Sprechsaal.

Nachklänge in dem Portrag des Herrn Professor Foerster über die „Harmonie des Denkens als höchste Erdenmacht.“*)

Das war eine frohe, eine tröstliche Botschaft, die uns da zum neuen Jahre verkündet wurde. Ich denke in erster Linie an das, was der Vortragende über die Mission, die Bedeutung der Kunst für die Harmonie unseres Denkens oder besser gesagt, unseres gesamten Daseins sagte. Wenn wir sonst überall im Leben, bei allem, was wir erstreben, es nun praktischer, intellektueller und nicht zuletzt ethischer Art, uns hemmender Schranken in uns und außer uns bewußt werden, wenn wir nur zu oft gezwungen sind uns des Apostelwortes zu erinnern, daß alles nur Stückwerk ist, — die Kunst, das Leben, das wir leben als künstlerisches Genießen, steht unter anderen Gesetzen. Hier fallen alle jene Schranken von uns ab; die „Freiheit in der Erscheinung“, welche die Natur des wahrhaft großen Kunstwerkes ist, geht auf uns, die Empfangenden über; das Gefühl, die Sicherheit der vollen, reinen Harmonie, der von allem Trieb, allen Einschränkungen der Wirklichkeit unentstellten Idee, durchdringt uns; wir genießen das Glück der Ganzheit, der „Totalität“, um mit Schiller zu reden:

„Aber fünf des Maßes flücht'gen Flügel
Bei der Schönheit ewigem Gewicht,
Dann erblicket von der Schönheit Hügel
Freudig das erfloßene Ziel!“

„Aber Kunst und Wissenschaft hat, der hat auch Religion“, lautet das bekannte Göthewort. Hier und zu und zu oft, wenn die höchsten Güter der Menschheit bezeichnet werden sollen, werden Kunst und Wissenschaft zusammen genannt. Selbstverständlich gehören sie auch zusammen. Aber der Kunst gebührt in ihrer Bedeutung für den Einzelnen unzweifelhaft der Vortrang. Trotz aller Popularisierung kann die Wissenschaft immer nur das Vorrecht Weniger sein. Wer aber nie in der Lage ist, streng wissenschaftliche Werke über die griechische Staatslehre oder den Bau der griechischen Sprache zu lesen, der kann sich an der ewig leuchtenden Schönheit eines Homer erquicken, an den unsterblichen Tragödien eines Aeschylos und Sophokles erheben

Und ist das einzelne große Kunstwerk nicht in gewissem Sinne das größere, das höhere gegenüber dem wissenschaftlichen Erzeugnis, insofge der durch es repräsentierten vollendeten Ganzheit, während auch das bedeutendste wissenschaftliche Werk doch immer nur den Teil eines Ganzen darstellt, wenn anders ein Ganges genannt werden kann, was nie vollendet sein wird? Und — was wichtiger ist, erleben wir nicht täglich, daß das, was heute in der Wissenschaft als groß und wahr gepriesen, — morgen überholt und veraltet genannt wird? Diesem Schicksal verfällt das große Kunstwerk nicht. Hier gibt es kein Ueberholt-, kein Veraltetsein. Es überdauert alle Störungen, alle Wellenbewegungen im geistigen Leben, es verknüpft die Zeiten mit den Zeiten, den letzten Menschen mit den ersten Menschen, es ist nicht nur Totalität, es bewirkt sie nicht nur bei dem empfangenden Individuum, es bewirkt die Totalität des Menschengeschlechtes.

Man denke an das, was uns heute noch die „göttliche Komödie“ bedeutet und immer bedeuten wird, und daneben an die Universalwissenschaft der gleichzeitigen scholastischen Gelehrten; man denke an die oben genannten griechischen Dichtungen, und die Ueberreste der antiken bildenden Kunst und daneben an das, was der größte Denker des Altertums, was Aristoteles über die Beschaffenheit des Kosmos uns überliefert hat. Aber wir brauchen soweit gar nicht zurückzugehen. Was bedeuten uns heute gegenüber Ranke und Mommsen die Geschichtsschreiber des 18. Jahrhunderts? Noch prägnanter ist der Fall, wo, wie das ja bei unsern zwei größten Dichtern wenigstens zeitweise geschieht, Künstler und Denker in einer Person zusammenfallen. Schillers dreißigjähriger Krieg, Göthes Farbenlehre sind bei aller subjektiven Bedeutung heute überholt —, von der Unvergänglichkeit des Wallenstein, des Faust zu reden, dürfte wohl überflüssig sein.

Aber das ist ganz natürlich, das kann gar nicht anders sein. Die Wissenschaft beruht auf dem steten Fortschreiten der menschlichen Erfahrungen, der Höherentwicklung des menschlichen Intellekts, und damit muß notwendigerweise die frühere Erfahrung der späteren, das Produkt einer niedrigeren Entwicklungsstufe des menschlichen Geistes dem einer höheren weichen, so notwendig, so epochemachend vielleicht auch jene zu ihrer Zeit waren.

Die Kunst dagegen beruht auf dem Ganzen des Menschen, auf dem Absoluten, dem Menschsein an sich, ja, man könnte vielleicht sagen auf dem Ganzen an sich, dem Weltall. Sie trägt dieses gleichsam in sich, verbindet es in jeder ihrer Erscheinungen. Das ist, was wir Intuition des Künstlers nennen. Ist es nicht, als ob der Künstler, besonders der Dichter, ein Vorgefühl hätte von allem, was je war, ist und sein wird? Ist es nicht, als ob die Natur dem Genius, ihrem Liebling, einen Einblick gestattete in ihre heiligsten Gesetze, ihre verborgensten Tiefen auch sich deshalb so rein und klar in seinen Werken abspiegelt? Deshalb ist das, was der echte Genius der Menschheit gelegt hat, ewig wahr wie die Natur und wird nie von seiner Bedeutung verlieren, gültig für alle Zeiten!

„Mit dem Genius steht die Natur in ewgem Bunde,
Was der Eine verspricht, leistet das andere gewiß!“

Man gestatte mir nun noch, mit einigen Worten auf eine Aeußerung des Herrn Professor Foerster hinzuweisen, mit der ich weniger einverstanden sein konnte, als mit dem, was ich oben eine freudige Bestätigung nannte, einer Aeußerung, die so reizvoll war wie jene freudig bestätigend. Der Vortragende sprach von den „Fragen nach den letzten Dingen“. Und er kam zu dem Resultat, daß man diese Fragen ausschalten, auf sie verzichten könne, weil uns ja doch nie eine Antwort würde, weil die Fragen jedoch ewig nutzlos bestehen bleiben müßten. Es erhebt sich nur die Frage, ob es in unserer Macht steht, dies zu tun?

Wahr ist's, auf diesem Gebiet wird es wohl ewig heißen: „Und siehe, daß wir nichts wissen können.“ Aber ebenso ewig wie das Nichtwissenkönnen wird nichts destoweniger das Wissenwollen sein. Ewig wird sie verstummen: die Frage, weil sie nicht verstummen kann. Wir könnten sie gar nicht verstummen machen, selbst wenn wir es wollten, denn sie ist ebenso sehr einer der Grundtriebe, ein in den Tiefen der Menschennatur begründetes, mit dem Sein, dem Wesen des Menschen unauslöschlich gegebener Zug — wie die Kunst. Und so wenig der Mensch aufhören könnte, dem Triebe zur Kunst zu folgen, ohne aufzuhören — Mensch zu sein, so wenig kann er jenem Triebe, jener Frage nach den Absoluten, Schwierigen gebieten, trotzdem er sich dessen nur zu sehr bewußt, daß er mit jenen Fragen dem gefangenen Vogel gleicht, der immer vergebens und immer wieder von neuem mit dem Kopf an das Gitter des Käfigs stößt, freiheit begehrend. Und so wie sie, die Frage nach dem Woher und Wohin der Menschheit, die Wahnsinnsvolle Frage des erwachenden, suchenden Menschengeistes war, wie uns die Mythologie alter Völker bezeugt, so wird sie auch die letzte sein. —

Wenn also herr Professor Foerster diese beiden Seiten des Menschenseins berührte, und zwar so, daß er von der einen die höchste Erfüllung erhofft, dagegen glaubt, der andern nur resigniert-verneinend gegenüber stehen zu können, so möchte ich

*) Im Anschluß daran sei ein störender kleiner Druckfehler berichtigt. In dem betreffenden Bericht über den Vortrag, auf Seite 14, Spalte 2, letzter Absatz, Zeile 4 u. 5 ist zu lesen: „innigster Verbindung naturwissenschaftlicher mit kulturgeschichtlicher Erkenntnis.“

Digitized by Google

trat im Gegensatz hierzu die Frage erlauben, ob die Natur der Dinge dies überhaupt erträgt, ob nicht beide gewissermaßen zusammengehören und zwar so, daß das Aufsuchen der einen Seite, der Frage nach dem Absoluten, nur zum Schaden der andern, der Kunst geschehen könnte? Beide können nicht anders als wesensverwandt genannt werden; sie entspringen dem gleichen Triebe der Menschennatur, indem sie beide auf das Harmonische, das Vollendete, das Ganze ausgehen, auf die Ergänzung der unzulänglichen Wirklichkeit in der Vollkommenheit, der Restlosigkeit der Idee. Nur daß die Kunst so glücklich ist, in Wort, Bild oder Ton außer sich darstellen zu können, was jene nur ahnen, aber nicht schauen kann. Und ist die Kunst nicht von jeher von diesem menschheitsgegebenen Zug beherrscht worden, indem wir sie sich dessen nicht als ihres erhabensten Symbols bedienen? Und gerade dort, wo das der Fall war, wo dieser Zug zum Inhalt künstlerischer Form gemacht wurde, wo beide sich verschmelzen, sehen wir die größten, künstlerischen Schöpfungen erstehen. Ein Wort genügt — Faust. Was also das Eine, die Kunst will, darf das andere nicht lassen, und wenn es auch nur deshalb wäre, weil der Mensch, dessen Gemüt auf jene Frage gestellt ist, sicher nicht der wenigst empfängliche für künstlerische Eindrücke sein dürfte.

Herr Professor Foerster wies im Gegensatz zu diesem Unerfüllbaren auf wichtigere Aufgaben hin, die der menschlichen Gesellschaft im Rahmen des Erreichbaren, des Notwendigen bleiben, auf die Aufgaben, die sich die Gesellschaft der „Ethischen Kultur" in erster Linie gestellt, die Vervollkommnung, die Verfittlichung, die Höherentwicklung der bürgerlichen Welt, der Völker und durch diese der Menschheit. Dieser Hinweis konnte nur auf Grund der Voraussetzung stattfinden, daß jenen Fragen nach den letzten Dingen nur auf Kosten dieser dringenderen menschlichen Aufgaben nachgegeben werden könne. In der Priorität dieser Aufgaben vor allen andern soll selbstverständlich nicht gerüttelt werden; denn wer wird bezweifeln, daß sie die wichtigsten sind? Es fragt sich nur, ob das Eine das Andere notwendigerweise ausschließt, ob die „Frage nach den letzten Dingen," die Frage nach dem Absoluten, der möglichst vollkommenen Ausgestaltung des Endlichen unbedingt Abtrag tut? Wenn dem so wäre, dann allerdings müßte man verzichten, die Konsequenzen zu ziehen; man müßte verlieren, jenen mit der Natur des Menschen gegebenen Trieb auszurotten, wenn wir nun um diesen Preis selbst und glücklicher werden könnten. Aber das darf doch füglich bezweifelt werden. Ja, ich möchte sogar eher das Gegenteil erhoffen, nämlich, daß einer Veredelung der Menschheit und zumal der heutigen, durch ein zeitweiliges Beschäftigen mit diesen „letzten Fragen" nur gedient sein könne. Die Stimmung, die dadurch hervorgeht, das Gefühl des Zusammenhangs mit dem Unendlichen, das wir auf alle Weise in uns wach halten sollten, die „ruhige Verehrung des Unerloschlichen," um mit Göthe zu sprechen, — weit davon entfernt, einer Beklärung im Sinne des Vorhergehen hinderlich zu sein, dürfte vielmehr nur nichts geeigneter sein, den Boden für sie zu bereiten. Denn sie kann nicht anders, als den Menschen aus dem engen Kreise seiner selbstlichen Interessen herausheben und für das Ueberzeben zu größeren, allgemeineren Zielen empfänglich machen.

Elise Dosenheimer.

*

In der letzten Nummer der Ethischen Kultur kritisiert Herr Professor Foerster meinen Artikel zur Marokkofrage. Oder vielmehr er beklagt ihn. Soweit ich ihn richtig verstanden habe, ist es neben einer verschiedenen Wertung der französischen Marokkopolitik — auf die hier nicht eingegangen werden kann — insbesondere der sogenannte „scharfe Ton", den angeschlagen zu haben meinem Artikel von Herrn Professor Foerster zum Vorwurf gemacht wird. Scharfe Beurteilung einer Sachlage sei nicht ethische Beurteilung; auf diesen Satz laufen die Ausführungen Herrn Professor Foersters doch wohl hinaus. Ich erlaube mir allerdings, in diesem Punkte anderer Ansicht Anderung zu sein. Im Wesen der Wahrheit allein liegt schon die Schärfe eingeschlossen. Jede unverblümte Schilderung eines sittlich verwerflichen Zustandes ist schon an sich eine Schärfe. Der „gute Ton" ist, soweit er verschleiert sowohl, als soweit er Zweideutigkeiten ausspricht, in diesem Punkte unethisch. Darüber jedoch vielleicht später einmal ausführlicher! Heute nur noch zwei Worte:

Herr Professor Foerster entrüstet sich über die Sprache der Entrüstung in der Arbeiterpresse. Das ist mir sehr unverständlich. Bei empörender Behandlung ist Empörung am Platze. Wie kann man im Namen der „Sittlichkeit" ernstlich vom Hungernden verlangen, er solle doch das für die schwachen Nerven Satter allerdings sehr störende Schreien nach Brot — und sei es auch mit drohender Gebärde als Begleiterscheinung — einstellen? Die Arbeiterschaft hat solange ein gutes Recht (P. D. Red.) auf den schlechten Ton — sofern er wahr ist — als sie politisch, wirtschaftlich und intellektuell — sprechen wir das „harte" Wort ruhig aus! — unterdrückt ist.

Nicht anders steht es mit dem Vorwurf des „schlechten Tones" bei Behandlung der Marokkopolitik der Herrschenden im deutschen Volke. Kurz und klar: wer sieht, daß einer verschwindenden Spekulanten- und professionellen Militärklique zu Liebe das kulturhungrige deutsche Volk von 64 Millionen möglicher oder wahrscheinlicher Weise in einen Krieg gehetzt wird gegen ein anderes hochzivilisiertes Volk, einen Krieg, der Europa um ein Halbjahrhundert in der Kultur zurückschleudern würde — und dennoch in seinem Herzen nicht von Empörung gepackt wird — wer in Momenten furchtbarsten Unrechtes ruhig bleibt, und dem, der Alarm schlägt, noch obendrein schlechten Ton vorwirft, der mag ein ausgezeichneter ethischer Theoretiker sein, ein praktischer Ethiker, ein fühlender Ethiker ist er nicht!

Doch das steht Herr Professor Foerster vielleicht selber ein, und er erwartet sich nur für eine Angelegenheit, in der solche Eventualitäten nicht vorliegen, er verwahrt sich nur gegen meinen Pessimismus? Doch auch hier wäre noch Manches zu erwidern.

Rhenanus.

Eingegangene Bücher.

Die Wohnungsfrage und die Eingemeindung der Berliner Vororte. Vortrag, gehalten in der Volkswirtschaftlichen Gesellschaft zu Berlin am 15. März 1905 von Professor Dr. E. Hirschberg, Direktor des statistischen Amtes der Stadt Berlin. Berlin. 1905. Verlag von Leonhard Simion Nachf. Mk. 1.—

Im Werden und Reifen. Eine Pfingstepistel von Fr. Dietert-Joppot. Danzig-Joppot. Fr. W. Dietert. Grenzfragenverlag. Mk. —,20.

Naturgemäße Religions- und Sittenlehre. Eltern und Erziehern dargegeben von Rafael Hofmann. Mit einem Begleitwort neu herausgegeben von C. v. Schmidtz. 3. Auflage. Ascona. Casa Ettirica-Verlagsbuchhandlung vom Verlag C. v. Schmidtz. Mk. 1.—

Zur Schulreform in Bremen. Grundsätze und Vorschläge von J. H. Müller. Bremen. 1905. Verlag von Rühle und Schenker. Mk. —,20.

Der gesetzliche Arbeiterschutz der gewerblich beschäftigten Jugend. Von Dr. Arthur Esche. Dresden. 1905. Von Zahn & Jaensch. Mk. 1.—

Zürcher volkswirtschaftliche Studien. Herausgegeben von Heinrich Herkner. Viertes Heft. Die Entwicklungstendenzen und Betriebsformen im Tuchhandel der Stadt Zürich. Ein Beitrag aus der Gegenwart von Siegfried Bloch. Zürich. 1904. Verlag von Gb. Raschers Erben.

Die Kunst und die Natur. Von Victor Cherbuliez, Mitglied der französischen Akademie. Uebersetzt von H. Weber, Sprachlehrer. 2. Auflage. Ascona. 1905. Verlag von C. v. Schmidtz. Mk. 2.35.

Neue Pfade zum alten Gott. Herausgegeben von Pfarrer F. Gerstung in Ulmannstedt. — 9. Persönliches Christentum. Von Otto Hering. — Freiburg i. B. und Leipzig. 1905. Verlag von Paul Waetzel. Gebunden Mk. 2.—.

Die Teilung der Erde. Von Johannes C. Barolin. Mit 4 Karten. 2. Auflage. Dresden. 1905. C. Bierfons Verlag.

Annuaire de la vie internationale. Par Alfred H. Fried. Monaco. 1905. Institut international de la paix.

Kepler und die Theologie. Ein Stück Religions- und Sittengeschichte aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert. Von Ludwig Günther. Mit dem Jugendbildnis Keplers. Gießen. 1905. Verlag von Alfred Töpelmann (vorm. J. Ricker). Mk. 2,50; gebunden Mk. 3.—.

Probleme der Firsorge. Abhandlungen der Zentrale für private Fürsorge in Frankfurt a. M. — 2. Band. Dr. Elsner Spann: Untersuchungen über die ungeheilte Bevölkerung in Frankfurt a. M. — Dresden. 1905. Verlag von C. A. Böhmert.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. A. Penzig, Charlottenburg

Pensionat Kinderglück.
Swinemünde (Ostsee), Gartenstraße 8.
Sorgfältigste Pflege; ethische Erziehung; Moralunterricht. Aufnahme vom 8. Jahre ab. Beste Referenzen. Näheres Prospekte.
Jenny Zwettels, staatlich geprüfte Lehrerin.

Flügel Pianinos **Blüthner** Piano-Magazin. Berlin W., Potsdamerstr. No. 37 b.

Digitized by Google

Zum Besten der ersten öffentlich. Lesehalle der D. G. E. K.

4. Februar d. J., nachm. punkt 3 Uhr,
im großen Saale des **Berliner Handwerkervereins, C., Sophienstraße 17/18,**

Theater-Vorstellung:

Uraufführung
von

„Irrlicht"

Schauspiel in 3 Akten von **Elise Löwenheim,**
unter Leitung von Regisseur **Paul Pauli.**

☞ Karten im Vorverkauf zu Mk. **1.00** (numeriert), Mk. **0,50** und **0,30** sind zu erhalten: beim Verlag für ethische Kultur, S. W., Wilhelmstraße 121, Nicolai, Potsdamerstraße 123 b, bei Wertheim, Leipzigerstraße 132/7, im Bureau der D. G. E. K., Unter den Linden 16 II und am Saaleingang.

Zum Druck von Broschüren

wissenschaftlichen Werken,
Jahresberichten, Flugblättern,
sowie zur Anfertigung
sämtlicher anderen Druckarbeiten
in moderner und sauberer Ausführung, bei billigster Berechnung, empfiehlt sich

Oskar Hensels Buchdruckerei

Gottesberg (Schlesien).

Druck der „Ethischen Kultur," des „Freidenker" und freireligiösen „Sonntagsblatt."

☞ Bei Bedarf verlange man Kostenanschlag.

Verlag von Leonhard Simion Nf. Berlin SW. 48.

Penzig, Dr. Rudolph. Zum Kulturkampf um die Schule. Ein Mahnwort an Deutsche. 89. 10 Bogen. Broſch. 2 Mk., geb. 3 Mk. Die **„Elſäſſer Allgemeine Zeitung"** ſchreibt: „Simultanſchule oder Konfeſſionsſchule — das iſt heute die Loſung. Aber mitten in dieſen Kampf hinein wirft Dr. Penzig ein Buch, das ſich mit der Loſung für morgen beſchäftigt. . . . Die völlig ſelbſtändige Schule iſt alſo die religionsloſe, auf menſchlich-natürlicher Sittenlehre gebaute Schule. . . . Sodann wendet ſich der Verfaſſer in der zweiten Hälfte ſeines Buches ſpeziell der Ausgeſtaltung des Moralunterrichts zu und gibt eine gründliche und umfaſſende Darſtellung desſelben nach Form, Inhalt und Methodik. . . . Hervorgehoben ſei nur, daß gerade dieſer Teil eine Fülle von praktiſchen Fingerzeigen enthält, die jedem, der ſich für die Sache intereſſiert, außerordentlich wertvoll ſein werden. Man ſieht daraus, — nicht bloß, daß es geht, ſondern daß es ſehr gut geht. Und damit ſei das Buch unſern Leſern aufs wärmſte empfohlen . . ."

Schmidt, Dr. Leopold. Die moderne Musik. Preis elegant broſchiert 1,20 Mk. **Der berühmte Muſikkritiker macht in dieſem Buche den Verſuch, für das Weſen der modernen Tonkunſt erklärende Begriffe zu finden und ihr Entſtehen im geſchichtlichen Zuſammenhange darzuſtellen.**

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.
Abteilung Berlin.

Programm.

Dienstag, den 6. Februar, abends 8½ Uhr, im Saal 169 des ſtädtiſchen Rathauſes (Eingang Jüdenſtraße): Diskuſſions- und Leſeabend unter Leitung von Prof. Bruno Meyer.

Donnerstag, den 22. Februar, abends 8¼ Uhr in der Aula des Friedrich Werderſchen Gymnaſiums, Dorotheenſtr. 13/14. Vortrag von Herrn Prof. Yoshida aus Japan: Ueber die japaniſche Erziehung und den Moralunterricht in den Schulen Japans (in deutſcher Sprache). Eintritt für Mitgl. frei. Gaſtkarten zu 50 Pf. im Bureau der D. G. E. K., W. 64, Unter den Linden 16, II, ſowie im Verlag SW. 48, Leſſingſtr. 121, ferner in den Buchhandlungen von Nicolai, Potsdamerſtr. 123b, Späth, Königſtraße 52 und bei Wertheim, Leipzigerſtr. 132/7, erhältlich.

Dienstag, den 6. März, abends 8¼ Uhr im Saal 169 des Rathauſes: Vortrag von Frl. Dr. phil. Olga Stieglitz: „Ueber Max Dauthendeys Zyniſmus." Diskuſſion. Eintritt frei.

Dienstag, den 27. März, abends 8½ Uhr im Bürgerſaal des ſtädtiſchen Rathauſes (Eingang Königſtraße): Vortrag von Herrn Ir. H. Romer: „John Brinkman, der Humorift und Meiſter des Niederdeutſchen, in ſeinem Leben und Dichten (nach eigenen Forſchungen)." Eintritt für Mitglieder frei. Gaſtkarten zu 50 Pf. bei Späth, Königſtr. 52, Nicolai, Potsdamerſtr. 123b, Wertheim, Leipzigerſtr. 132/7, im Bureau der D. G. E. K., W. 64, Unter den Linden 16, II und im Verlag SW. 48, Wilhelmſtr. 121.

Freitag, den 6. April, 8¼ Uhr abends, Saal 169 des Rathauſes: Vortrag von Herrn Otto Jaciſch aus Eden bei Oranienburg: „Die Bedeutung bodenſtändiger Siedelungsgenoſſenſchaften." Diskuſſion. Eintritt frei.

Freitag, den 27. April, abends 8¼ Uhr, im Bürgerſaal des ſtädtiſchen Rathauſes: Vortrag des Herrn Geh. Juſtizrat Prof. Dr. von Liszt: „Ueber die Strafprozeßreform." Eintritt für Mitglieder frei. Gaſtkarten zu 50 Pfg. bei Späth, Königſtr. 52, Nicolai, Potsdamerſtr. 123b, Wertheim, Leipzigerſtraße 132/7, im Bureau der D. G. E. K., W. 64, Unter den Linden 16, II und im Verlag SW. 48, Wilhelmſtraße 121.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Wanderredner. Anfang und Mitte März d. Js. werde ich in Weſt- und Süddeutſchland Vorträge über ethiſche Themata halten. Reflektiere auf Städte, Frankfurt a/M., Wiesbaden, Stuttgart, Ulm, Luzern (Schweiz) uſw. Intereſſenten (auch für die Liga für weltliche Schule und Moralunterricht) bitte ich, ſich wegen Abhaltung eines Vortrages mit mir in Verbindung zu ſetzen. Dr. Penzig, Charlottenburg, Grolmanſtr. 15.

Das Schmerzloseste Zahnziehen ohne Narkose
ist garantiert die von mir seit Jahren in vielen tausend Fällen mit bestem Erfolge und nur grösster Zufriedenheit meiner Patienten angewandte eigene
Infiltrations-Methode.
Bestempfohlen von Aerzten und hochelten Patienten.
Sorgfältige Erhaltung der Naturzähne
Zähne ohne Platte | Porzellan-Plomben.
Linde, jetzt: **Behren-Strasse 20** vis-à-vis Metropol-Theater.

Montag, den 12. Februar 1906, abends 8 Uhr
im Saale der Sing-Akademie zu Berlin

KONZERT der Musikalischen Gesellschaft

Dirigent: Eduard Levy.

Solistische Mitwirkung:
Klara Erler. Gina Goetz-Levy. Hjalmar Arlberg.

Chöre, Lieder u. Duette von Mendelssohn, Schumann u. Schubert a capella und mit Klavierbegleitung.

Karten à Mk. 4.—, 3.—, 2.— im Bureau der Ethiſchen Kultur Berlin S. W. 48, Wilhelmſtraße 121.

Einbanddecken für die Ethiſche Kultur
elegant ausgeſtattet, ſind zum billigen Preiſe von Mk. 1.20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet ſich Unter den Linden 16, **zweiter Stock** rechts. Ausklinke ꝛc. werden, falls der Untergeſchriebene nicht anweſend iſt, auch in der Ausſtuhlſtelle im III. Stock erteilt. Sprechſtunden des Unterzeichneten nur Montag, Mittwoch und Freitag von 10–12 Uhr. Gütige Zuſchriften ſind daher beſſer an die Privatadreſſe des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmanſtraße 15, zu richten. Dr. Penzig.

Verantwortlich für den Inſeratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethiſche Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmſtr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmſtr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1.60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die 6mal gespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.
Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XIV. Jahrgang. | Berlin, den 15. Februar 1906. | Nr. 4.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Heinrich Heine. Von Berta Stern (Baden-Baden.)
Zwei französische Internationalisten. Von Dr. Käthe Schirmacher (Paris).
Streiflichter:
Monismus und Ethik.
Zur Duellfrage.
Aus der ethischen Bewegung. Aus dem Hauptvorstand. Antrag zum preußischen Städtetag.
Sprechsaal: Foerster contra Rhenanus.

Heinrich Heine.

Zum 17. Februar 1906.

Von Berta Stern (Baden-Baden).

„Wer bist Du, und was fehlt Dir,
Du fremder, kranker Mann?"

„Ich bin ein deutscher Dichter,
Bekannt im deutschen Land;
Nennt man die besten Namen,
So wird auch der meine genannt.

Und was mir fehlt, Du Kleine,
Fehlt manchem im deutschen Land;
Nennt man die schlimmsten Schmerzen,
So wird auch der meine genannt."

Am 17. Februar ist ein halbes Jahrhundert vorübergeeilt, seit der letzte Seufzer den großen Märtyrer aus der Matratzengruft in das Pantheon der Unsterblichkeit hinübertrug. „Und seine Seufzer wurden ein Nachtigallenchor."

•

Er hatte nicht zu viel gesagt; nennt man die besten Namen, so wird auch der seine genannt, der viel bewunderte und verehrte, der viel beschmutzte und viel geschmähte.

„Vergiftet sind meine Lieder —
Wie könnt' es anders sein?"

Die zarte, empfindsame Dichterseele litt unaussprechlich an der Zersplitterung seines Vaterlandes, an der ungerechten Beurteilung der Konsequenzen, die er daraus zog. „Meine Seele, die arme Sensitive, welche die Scheu vor vaterländischer Grobheit so sehr zusammengezogen hatte," liest man in den „Geständnissen." — Sie litt unsäglich an den Enttäuschungen der ersten Liebe und an dem sittlichen Niedergang, in den der Verzweifelte geriet. Er litt bis an sein Ende an der tiefen Sehnsucht nach dem Vaterlande, das er so heiß liebte. „Seit fast vier Jahren habe ich keine deutsche Nachtigall gehört."

Der Riß, der die Welt scheidet, geht mitten durch sein Herz. Die Liebe zum Vaterlande und der Schmerz über dessen trostlose Zustände entzündeten eine glühende, ich möchte sagen: eine Schiller'sche Freiheitsliebe in ihm. Dieses lohende Feuer klärt sich zu dem weißglühenden Lichte, zu der heiligen Flamme, in der sein Freiheitsglaube für ihn Religion wird, die „englischen Fragmente" beginnen mit den Worten: „Land der Freiheit, ich grüße Dich! — Sei mir gegrüßt, Freiheit, junge Sonne der verjüngten Welt!" Und sie schließen mit der Erkenntnis: „Die Freiheit ist eine neue Religion, die Religion unserer Zeit."

•

Der Weg zu Heines Freiheitskultus war die Philosophie. Er war Kenner und geistvoller Interpret der deutschen Geistesentwickelung von Luther bis Kant und ein Jünger der Hegel'schen Weltanschauung. Erst in den letzten Jahren seines qualvollen Siechtums überkam ihn das „himmlische Heimweh." „Wenn man auf dem Sterbebette liegt, wird man sehr empfindsam und weichselig und möchte Frieden machen mit Gott und der Welt," bekennt er im Vorwort zum „Romancero."

•

Heine litt an seiner Zeit und an sich selbst.

„Vergiftet sind meine Lieder,
Wie könnt' es anders sein?"

„Die kolossalen Schmerzen wären nicht zu ertragen ohne solche Witzreißerei und Persiflage! Der Ernst tritt um so gewaltiger hervor, wenn der Spaß ihn ankündigt," sagt er einmal von seinem Zeitalter; und dies ist auch die schlichte Erklärung seines eigenen Wesens. Dem Hassen, Verabscheuen, Beleidigen antworten sein Witz, die Geistesblitze, die wie glühende Raketen emporzucken und ihn in die Atmosphäre leiteten, verleiteten, deren herber, giftgeschwängerter Dunst so oft die zartesten, rührendsten Blüten seines Gesanges trübte.

•

Der Prosa Heines verleiht diese Mischung lyrischer Innigkeit mit dem echt französischen Esprit und der scharfen Satire das besondere, persönliche Gepräge, das eine neue Epoche für den im guten Sinne journalistischen Stil bedeutet. Hier erheben sich seine „satirische Begabung und die Bedürfnisse seines parodierenden Uebermutes," wie er sich selbst charakterisiert, oft zu der Höhe des Humors. Des Humors, dessen Wesen er in kurzen Worten so wundervoll erschöpft, „des Humors, der die lachende Träne im Wappen führt." Das beredteste und zugleich ergreifendste Zeugnis dafür, wie er gegen das Ende seiner fast zwölfjährigen

Digitized by Google

beispiellosen Leidenszeit die Schellenkappe köstlicher Satire über seinen eigenen Qualen schwingt, gibt der Schluß seiner „Geständnisse.“

•

Oft nahm er auch die Larve Mephistos auf für den frohen Maskenball des Lebens, unter ihr das leidvergrämte schmerzdurchwühlte Antlitz zu verbergen.

„Gib her die Larv', ich will mich jetzt maskieren“ usw.

Und niemand erkannte die Vermummung, man nahm sie für sein wahres Gesicht und bespie es mit dem Auswurf der Verachtung. Wenn die „stolzen Gerichtsrichter,“ die „hochgelahrten Affen,“ die „feigen Böserwichter“ ihn „bedrohen mit giftgetränkten Waffen,“ dann bleibt ihm noch das bittere Lachen.

„Denn wenn des Glückes hübsche Siebensachen
Uns von des Schicksals Händen sind zerbrochen,
Und so zu unsern Füßen hingeschmissen;

Und wenn das Herz im Leibe ist zerrissen,
Zerrissen und zerschnitten und zerstochen, —
Dann bleibt uns noch das schöne gelle Lachen.

•

Aber auch diejenigen, die dem Schöpfer einer neuen Prosa nicht verzeihen können, daß er in nackter Wahrheit alle Höhen und alle Tiefen seiner glühenden, verwundeten Seele enthüllte, müssen bewundern.

„Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb' und Flut,
Und manche schöne Perle
In seiner Tiefe ruht.“

Manche schöne Perle! Wir alle kennen sie, die reich verstreut sind im „Buch der Lieder“; die schönsten Perlen, die die deutsche Lyrik besitzt, aneinandergereiht in schimmerndem Glanze, in zartester Reine. Es bedarf keiner literarischen Bildung, keines überschwenglichen Herzens. Ein stilles, schlichtes Gemüt erbebt, in Andacht erzittert die Seele:

„Du bist wie eine Blume,
So hold und schön und rein,
Ich schau Dich an, und Wehmut
Schleicht mir ins Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
Aufs Haupt Dir legen sollt',
Betend, daß Gott Dich erhalte
So rein und schön und hold.“

Musik! Ferne, weiche, schluchzende, fromme Töne. Keines Dichters Lieder sind so mannigfach komponiert worden wie die Heines, sie sind selbst Musik, sie lechzen nach Vertonung.

„Aus meinen großen Schmerzen
Mach' ich die kleinen Lieder.“

Die kleinen, süßen, wehmütigen Lieder, wir alle kennen und lieben sie.

•

Die bebende Naturschwärmerei des Romantikers offenbart sich in strahlender Schönheit in den „Nordseebildern“, den stimmungsatten, plastisch geschauten, innig erlebten Gemälden. Ueberraschend wirken auf uns die freien Rhythmen und die poetischen, bei aller Eigenart so natürlichen, prägnanten Wortgebilde. Wir haben uns daran gewöhnt, beide Erscheinungen als Vorzüge der Modernen hinzunehmen. Aber der Klassiker des Liedes steht über dem Wechsel der Zeiten, ist ewig jung, ewig neu.

Leider hat auch manchem der schönsten Gedichte der Nordseebilder die salzige Flut der cynischen Satire den silbernen Duft hinweggespült.

•

Wir wollen uns der kleinen, undankbaren Gesinnung nicht schuldig machen, den Dichter zur Rechenschaft zu ziehen, den Dichter, der uns so „Schönes, Holdes und Reines“, mit seinem Herzblut Getränktes schenkte. Wir wollen nicht erröten bei des Dichters Worten: „Die Felsen, minder hart als Menschenherzen, die ich vergebens anflehte, öffnen sich, und der schmerzlindernde Quell rieselt hervor.“

•

Wer tiefer hinabtaucht in diese wunde, wehe Dichter- und Menschenseele, dem werden von heißem Mitleid „die Augen übertauen.“ Er bittet den Dichter für die Lieblosen, wie in seinem schönen Liede die Blumen bitten:

„Es flüstern und sprechen die Blumen
Und schaun mitleidig mich an:
Sei unserer Schwester nicht böse,
Du trauriger, blasser Mann!“

•

Seiner Vaterlandsliebe gibt der Dichter in Lied und Wort ergreifenden Ausdruck. Seiner Mutter setzt er ein Denkmal in zwei Sonetten. Da sie erstarrte Tränen, reine Perlen sind, die der Dichter aus der Tiefe seiner Seele ans Licht hob, Perlen, in Gold gefaßt und in feuchtem Glanze schimmernd, mögen sie hier von dem großen Dichter und dem schönen Menschen zeugen.

An meine Mutter.

1.

Ich bin's gewohnt, den Kopf recht hoch zu tragen,
Mein Sinn ist auch ein bischen starr und zähe,
Wenn selbst der König mir ins Antlitz sähe,
Ich würde nicht die Augen niederschlagen.

Doch, liebe Mutter, oft weiß ich's zu sagen:
Wie mächtig auch mein stolzer Mut sich blähe,
In Deiner selig süßen, trauten Nähe
Ergreift mich oft ein demutvolles Zagen.

Ist es Dein Geist, der heimlich mich bezwinget,
Dein hoher Geist, der alles kühn durchdringet
Und blitzend sich zum Himmelslichte schwinget?

Quält mich Erinnerung, daß ich verübet
So manche Tat, die Dir das Herz betrübet,
Das schöne Herz, das mich so sehr geliebet!

2.

Im tollen Wahn hatt' ich Dich einst verlassen,
Ich wollte gehn die ganze Welt zu Ende,
Und wollte sehn, ob ich die Liebe fände,
Um liebevoll die Liebe zu umfassen.

Die Liebe suchte ich auf allen Gassen,
Vor jeder Türe streckt' ich aus die Hände
Und bettelte um g'ringe Liebesspende, —
Doch lachend gab man mir nur kaltes Hassen.

Und immer irrte ich nach Liebe, immer
Nach Liebe, doch die Liebe fand ich nimmer,
Und kehrte um nach Hause, krank und trübe.

Doch da bist Du entgegen mir gekommen,
Und ach! Was da in Deinem Aug' geschwommen,
Das war die süße, langgesuchte Liebe.

•

Dichter der Sehnsucht und der Liebe, der Schönheit und des Schmerzes, dem die Schlange des Cynismus am wehen Herzen nagt; Mensch, dem nichts Menschliches fremd war, und der das Göttliche ahnte im Leide, der alles genossen hat und alles erlitten an Seele und Leib: Das Vaterland hat dir ein Denkmal versagt, du hast es selbst errichtet in unseren Herzen; ein Denkmal, dauernder als Erz und Marmor.

Zwei französische Internationalisten.

Von Dr. Käthe Schirmacher (Paris).

Kein Land der Welt vielleicht wird gleich Frankreich zwischen Nationalismus und Internationalismus hin- und hergezerrt. — Die Forderungen des ersten sind bekannt. Der Internationalismus hingegen setzt sich aus sehr verschiedenen Richtungen zusammen, die ein näheres Studium verdienen. Wir haben die beiden Gegenfüßler des Internationalismus gewählt, Monsieur Constant d'Estournelles und Gustave Hervé: der Prozeß der Antipatrioten und die Konferenz von Algeciras geben letzterem wie ersterem die Bedeutung einer Vordergrundsfigur der Zeitgeschichte.

•

Digitized by Google

Der Antipatriot Hervé.

Mittelgroß, stämmig, breitschultrig, mit einem großen, eckig-harten Kopf, einer jener bekannten Bretonenschädel, die dem Sturm der Andersmeinenden trotzen, wie der Granit der heimatlichen Küste dem Meer.

Die Bretonen haben eine stille, verbissene Art, auf ihrem Stück zu beharren: im Gefecht stehen sie wie die Mauern, ein Zurück gibt es nicht und bei ihren Raufhändeln zur Zeit der heimischen Jahrmärkte bearbeiten sie sich schweigend, so daß man nur den Aufschlag der dröhnenden Fäuste, der schweren Holzschuhe hört. Ein stammer, in sich gekehrter Stamm, dessen starke innere Wut und Leidenschaft, wie bei unseren Friesen und Holsteinern, verzehrend ausbrennt, aber nicht prasselt.

Hervé ist eine durch und durch streitbare Natur, weit davon entfernt, gleich Monsieur Constant d'Estournelles, abrüsten und Weltfrieden stiften zu wollen. — Sein eigenes Leben ist ein fortwährender Kampf gewesen, ein Kampf erscheint ihm die Zukunft.

Er ist der Sohn eines Aufsehers im Marinezeughaus von Brest. Die Bildungsmöglichkeiten der dritten Republik benutzend, hat er sich von der Volks- bis zur Hochschule durchgearbeitet. Sein Hauptinteresse und Hauptfach war Geschichte. Schon als Lehrer im Amt stehend, bereitete er sich ganz allein auf das Staatsexamen als Oberlehrer (agrégé) der Geschichte vor, was ebenso viel Begabung wie Energie erfordert, denn diese Staatsprüfungen, für die begüterte Studenten sich 3 Jahre lang von den besten Lehrern auf den Universitäten vorbereiten lassen, sind Wettbewerbe, (concours), in denen von 60 Kandidaten kaum 10 angenommen werden.

Im Laufe seiner Studien hatten sich bei Hervé folgende Anschauungen und Ueberzeugungen gebildet:

Die Religion und die Kirche beruhen, die eine auf hohler, unbeweisbarer Metaphysik, die andere auf bewußter Verdummung, Ausbeutung und Beherrschung der Massen. Weg mit Kirche und Religion. Allein Wissenschaft und Wissen macht frei; also unentgeltliche, konfessionslose, ja antiklerikale Volksbildung.

Der Unterschied der Nationalitäten wird von den herrschenden Klassen in ihrem Klasseninteresse gelehrt und aufrecht erhalten. Fast alle Kriege wurden bisher zum Nutzen der Fürstenhäuser oder der Besitzenden von dem törichten Volk ausgefochten, das sich einreden ließ, es könne ihm darauf ankommen, französisch zu bleiben, deutsch oder holländisch, während es der besitzlosen Masse völlig gleichgiltig sein kann, ob sie französisch oder deutsch ist, so lange sie zu beiden Seiten des Rheins in ihrem proletarischen Elend stecken bleibt.

Der Proletarier hat kein Vaterland, ihm geht es überall gleich schlecht. Der Proletarier hat deshalb auch gar kein Interesse an der Aufrechterhaltung und Verteidigung der alten Vaterländer. — Das Vaterland der Besitzenden ist ihm kein Vater, sondern ein Stiefvater.

Wenn die Kapitalisten also das Volk zu den Waffen rufen, um ihnen die Kastanien aus dem Feuer zu holen, antwortet der international gesinnte, zielbewußte Proletarier, indem er auszurücken verweigert.

In diesem Sinne hatte Gustave Hervé die ihm anvertraute Schuljugend, die französische Volksschullehrerschaft und einen Teil der französischen Bauernschaft (im Departement der Yonne, wo er in Sens als Oberlehrer tätig war) zu beeinflussen gesucht. Propagandamittel waren ihm seine Lehrstunden, die Revue d'enseignement primaire, der Pioupiou*) de l'Yonne und seine Vortragsreisen unter der Bauernschaft.

Weil Hervé sich in seinem Unterricht, seinen Geschichtsbüchern, seinen Vorträgen sehr energisch gegen den Krieg, den Chauvinismus, die internationale Verhetzung ausspricht, hat man geglaubt, er sei ein Gegner des Krieges als solcher, ein Anhänger der Friedensidee.

Das wäre aber weit gefehlt.

Hervé ist ein Gegner der Kriege zwischen Nationen, weil das Proletariat kein Interesse an diesen Kriegen hat; weil es, seines Erachtens, einem französischen Arbeiter ganz gleich sein kann, ob er von französischen oder deutschen Kapitalisten ausgebeutet wird,*) ob er den Vertretern einer kapitalistischen Republik oder denen einer kapitalistischen Monarchie gehorcht. — Hervé scheut aber durchaus nicht vor einem internationalen Klassenkampf zurück, in dem die Proletarier aller Länder gemeinsam gegen den Kapitalismus der ganzen Welt kämpfen, um überall dem sozialistischen Staate zum Siege zu verhelfen, der dem Arbeiter erst ein wirkliches Vaterland geben soll, ein Vaterland, in dem es ihm wohl ist, das er lieben kann und das er dann auch mit der Waffe in der Hand gegen kapitalistische Bedrohung zu verteidigen bereit wäre. Die bisherigen Vaterländer sind ihm aber, wie Reinecke Fuchs sagt, „nicht einen Pappenstiel wert."

Da Hervé sich die antipatriotische Propaganda in allen Kulturländern gleichzeitig denkt, begegnet er auch dem Vorwurf, Frankreich dem Ausland zu überliefern, indem er den Ausstand der Rekruten und der Reserve predigt. In allen Staaten wird dieser Ausstand gleichzeitig eintreten, überall Kapitalismus und Militarismus gleichzeitig durch den Streik der Proletarier gelähmt werden. —

Hervé glaubte, einen bedeutenden Anhang unter den Volksschullehrern, den Arbeitern und Bauern zu haben. — Als er mit einigen Gesinnungsgenossen im Herbst seinen „Aufruf an die Rekruten" erließ und sie zur Verletzung ihrer Militärpflicht aufforderte, wurden nun sämtliche Unterzeichner des Aufrufs in Anklagezustand versetzt, und soeben sind sie von den Geschworenen des Seinedepartements verurteilt worden: Hervé zu 4 Jahren Gefängnis. Die kapitalistische Gesellschaft wehrt sich kräftig gegen den internationalen Proletarier.

Vorher schon war Hervé seines Amtes als Oberlehrer enthoben worden; er hatte dann seine Redakteurstelle an der Volksschullehrerrevue verloren, die seine Hauptverdienstquelle war; die Einführung seiner Bücher in die Volksschulen und damit ihr Absatz wurden durch Verbot gehindert und geschmälert. Als er, unstattend und zur Juristerei übergehend, sein Lizentiatenexamen bestand und sich bei der Pariser Anwaltskammer zur Ablegung des vorgeschriebenen Amtseides meldete, verweigerte die Kammer ihm die Abnahme des Eides.

Hervé hat also um seiner Ueberzeugungen willen Verlust von Amt und Würden, ja materielle Bedrängnis kennen gelernt. Jetzt kommt das Gefängnis. Es ist nicht anzunehmen, daß diese Freiheitsstrafe Hervé anderen Sinnes machen wird.

Der Kapitalismus und die Vaterlandsidee haben es hier mit einem rücksichts- und rücksichtslos entschlossenen Gegner zu tun, der alle Folgen seiner Weltanschauung zu tragen gewillt ist.

Er hat bei den Verhandlungen vor dem Geschworenengericht für „nichtschuldig" plaidiert und die Geschworenen im Namen und im Interesse ihrer Kinder zum Freispruch aufgefordert. „Denn," schloß er, „nach uns kommen andere; Sie machen Märtyrer aus uns; wo heute 5 stehen, stehen morgen 50; seien Sie milde gegen uns, damit wir am Tage der Abrechnung milde gegen ihre Nachkommen sein können. Sonst — wehe der Vergeltung."

Monsieur Constant d'Estournelles.

Ein feiner Diplomatenkopf, eine schlanke und elegante Gestalt. Der Eindruck des Zierlichen, Geistigen, Verbindlichen, des Idealen herrscht durchaus vor. Dieser Abkömmling alten französischen Adels, dieser frühere Diplomat, ist ein Anhänger von Ideen, ist in der ganzen Art des Auftretens das strikte Gegenbild von Gustave Hervé.

*) Volkstümlicher Ausdruck für Soldat.

*) . . . denn daß z. B. eine deutsche Herrschaft den Franzosen sowohl ihre Sprache, wie ihre Sitten lassen würde, erscheint ihm außer Frage.

Digitized by Google

Seit 10 Jahren hat er die Diplomatenlaufbahn verlassen, um sich der Propaganda für die Friedensidee zu widmen. Er ist Senator, war Mitglied der ersten Friedenskonferenz im Haag, leitet das Komité zur Verteidigung der nationalen Interessen und die parlamentarische Gruppe, die in Frankreich dem Schiedsgericht seinen Platz in unseren öffentlichen Institutionen erobern will. Monsieur Constant d'Estournelles glaubt an die Möglichkeit des Friedens zwischen national abgegrenzten Monarchien und Staaten, er ist Republikaner, aber nicht Sozialist, ist Patriot, nicht Internationaler und sucht unter den heutigen Verhältnissen dem Frieden durch die Dornen der Wirklichkeit einen Pfad für seine weißen, leicht beschuhten Füße zu bahnen.

Bei Hero⁵ das Scharfe, Angreifende, Vierschrötige, Robuste, bei Monsieur Constant d'Estournelles das Gedämpfte, Vornehme, Zarte, ja, hier und da das etwas Schmerzliche der hochgebildeten Idealisten. Zielbewußter Proletarier der eine, und zielbewußter Diplomat der andere. Ersterer mit der Kraft der Dogge ausgerüstet, letzterer mit der Anmut und Feinheit des Windspiels.

Monsieur d'Estournelles hat kürzlich einen Brief an Monsieur Brunetière gerichtet, in dem er auf den Vorwurf antwortet, durch Verbreitung der Friedensidee die Nationalitäten zu zerstören, die Menschheit in ihrer Freiheit zu bestärken, den Mut zu lähmen und den Tod als der Uebel größtes hinzustellen.

Auf diesen Brief: le mensonge de la paix (die Friedenslüge) antwortet zunächst Frédéric Passy:*)

Der Schiedsspruch in politischen Dingen gewinnt täglich an Boden. In den letzten 20 Jahren wurden 30 Streitfälle durch Schiedsgericht geregelt. Bei Eröffnung der IX. Session des Interparlamentarischen Friedensverbandes erklärte der Präsident des Oesterreichischen Reichsrats: Das Schiedsgericht bildet heute einen Bestandteil des ordentlichen Rechtsverfahrens der gebildeten Völker, und der Premierminister, Herr von Koerber, fügte hinzu: Die Einführung des obligatorischen Schiedsgerichts wird Ihre Arbeit krönen.

Die gemeinsame friedliche Arbeit der Nationen ist unser Ziel. Nicht nur die Nationalökonomen, die Monsieur Brunetiere nicht mag, predigen sie, sondern auch die Bibel, die er liebt; heißt es nicht: die Friedfertigen sollen das Erdreich besitzen?

Das glauben alle, die sich um das irdische Wohlergehen der Menschheit kümmern, nur nicht die Gerechtigkeit, man sage, was man wolle, doch die Königin der Welt ist, die Gewalt aber, wie Mirabeau es schon bezeichnete, nur ihr Tyrann.

Die Industrien des Krieges würden sich in Industrien des Friedens verwandeln und das Gedeihen der Menschen fördern. So weit sind wir freilich noch nicht. Keiner der heute Lebenden wird diesen Tag sehen und deshalb ist es töricht, uns vorzuwerfen, wir wollten das Vaterland wehrlos den Feinden überliefern. Solche Fortschritte vollziehen sich langsam. Das wissen wir Friedensfreunde wohl, und als nach dem Zarenmanifest vom 12. 8. 1898 von allgemeiner Abrüstung und Weltfrieden geschwärmt ward, haben wir Friedensfreunde unsere Einschränkungen vorgetragen: Erst wenn der Geist der Abrüstung in die Massen gedrungen, erst wenn die schiedsgerichtliche Lösung eine stehende Gewohnheit geworden, kann abgerüstet werden.

Monsieur Constant d'Estournelles geht feinerseits, durch Brunetières Ausfälle gereizt, schärfer ins Zeug:

Sie scheinen weder Menschen noch Dinge zu kennen; Ihre Dokumentierung ist gleich Null. Sie haben sicher nicht eine unserer Reden gelesen und nichtsdestoweniger schleudern Sie eine vernichtende Anklage gegen uns: die Friedensfreunde überliefern Frankreich seinen Nebenbuhlern.

Seitdem ich freiwillig die Diplomatie verlassen, um meine Meinung ganz frei sagen zu können, habe ich das Ziel verfolgt, in Frankreich einen wirtschaftlichen und nationalen Aufschwung zu bewirken. — Gibt es etwas Patriotischeres? etwas, das ein Land besser in Verteidigungsstand versetzt? Wirtschaftlicher Aufschwung aber braucht Frieden. — Im Parlament hat man das verstanden und heute gibt es dort eine Gruppe, die sagt: Führen wir das Schiedsgericht in die Sitten ein, so kann, zwar nicht an Abrüstung, wohl aber an eine Beschränkung der Marine- und Militärausgaben gedacht werden.

Zuerst waren wir 12, die über die Friedensidee sprachen, heute zählen wir nach hunderten. 300 Senatoren und Abgeordnete haben ganz Frankreich im stillen bearbeitet; fast alle Conseils généraux (etwa den Provinziallandtagen entsprechend), fast alle Handelskammern haben sich in unserem Sinne ausgesprochen. Und das Gleiche geschieht außerhalb unserer Grenzen. Auch die Presse hilft uns, sowie eine Anzahl von Vereinen, Privatpersonen u. s. w. und diese Friedensliga sollte Frankreich schädlich sein?

Wir verfolgen ja nicht die Abschaffung sondern die Verbrüderung der verschiedenen Vaterländer. Und warum verwerfen Sie dieselbe? Entspricht sie nicht den Lehren Jesu und Pauls? — Ich persönlich verabscheue den Krieg und würde freudig mein Leben geben, könnte ich ihn meinem Vaterlande dadurch ersparen; bei alledem habe ich aber doch nie an Abrüstung und ewigen Frieden gedacht.

Wohl aber haben wir die Atmosphäre unserer internationalen Politik geändert. Als ich in das Parlament trat (1895), schwankte diese Politik zwischen dem Haß gegen England und dem Haß gegen Deutschland. . . Wir haben das Einvernehmen mit allen Mächten und die Einsetzung des Schiedsgerichts gelehrt. . . .

Denn die Zukunft gehört den großen internationalen Bündnissen. . . . Auch die elsaß-lothringische Frage wird zwischen Revanche und Verzicht ihre Lösung in einem Vertrage finden. . . . Die Vereinigten Staaten von Europa werden durch eine Reihe von Einzelbündnissen entstehen. Wir sind auf dem besten Wege der Einigung durch den Weltpostverein, die Zuckerprämienkonferenz, den Internationalen Arbeitsschutz, internationale Maßregeln der Hygiene ꝛc.

Eine Uebereinkunft betreffs der Rüstungsbeschränkungen entsteht vielleicht auf der zweiten Haager Konferenz. Wer sieht in die Zukunft?

*) Revue de la Paix, août 1905.

*) Angemerkt muß nur noch werden, daß der an viele Zeitungen versandte Aufruf des Deutschen Monisten-Bundes merkwürdiger Weise gerade rühmt, daß „Vereinigungen von Freidenkern, freie Gemeinden, ethische Gesellschaften, freireligiösen Gemeinden" ꝛc. „der alten Weltanschauung den Rücken gewandt haben und sich zum Monismus bekennen." Für die freien Gemeinden protestiert gegen diese Unterstellung bereits der Prediger der Fr. Gem. in Danzig und Tilsit, Dr. Schieler, in Nr. 45 der Danziger Zeitung mit folgenden Worten: „Mögen auch einzelne Personen in solchen Gemeinden und mag selbst die Mehrzahl der Mitglieder in verschiedenen Gemeinden der monistischen Weltanschauung zustimmen, die Freireligiösen Gemeinden, wenigstens die Gemeinden des ostdeutschen Verbandes beharren streng auf dem Grundsatz der freien Selbstbestimmung in allen religiösen Angelegenheiten. Sie schreiben kein Glaubensbekenntnis und auch keine Weltanschauung ihren Mitgliedern als Norm ihres religiösen Glaubens und Lebens vor, sondern überlassen es jedem Mitglied, sich eine Weltanschauung zu wählen, die ihm zusagt; die ihn befriedigende Weltanschauung zu finden, ist die erste Aufgabe eines jeden Mitgliedes, eine Aufgabe, welche ihm Predigten, Vorträge und Lektüre erleichtern." Dies gilt — mutatis mutandis — natürlich auch von den ethischen Gesellschaften. Sollte wirklich eine solche — vielleicht Jena — den Anschluß vollzogen haben, so bemerken wir, daß eben diese Abteilung sich soeben von der D. G. E. K. getrennt hat.

Digitized by Google

Die Gründe, die m. E. den Ethiker zu einer Stellung gegen den Monisten-Bund nötigen, sind andere. Es sind dieselben, die uns seit vierzehn Jahren immer und immer wieder zwangen, bald hier bald da scharfe Demarkationslinien zu ziehen zwischen christlicher Kultur, Neuprotestanten, Ezidyfreunden, Freireligiösen, Theosophen u. s. w. rechts, zwischen Freidenkern, Giordano Bruno-Bund, politischen Parteien u. a. links. — „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten!“ Unsere Ethik allerdings und sehr bewußt als das Weltkind gedacht, das, unbekümmert um die religiöse Mystik der Lavater und das Natur- und Vernunftevangelium der Basedow praktisch zugeeist in das wirkende wollende Menschenleben.

Ohne zu verkennen, daß die soeben veröffentlichten „Leitsätze“ des Monisten-Bundes einen wesentlichen Fortschritt gegen die „Thesen zur Organisation des Monismus“ aus der Feder des Verfassers der „Welträthsel“ darstellen, muß ich doch auch gegen sie den Vorwurf erheben, daß sie in einer heute kaum mehr erlaubten Weise die Grenzen zwischen Weltanschauung und Lebensführung verwischen. Allmählich tagt es doch auch in den krausesten Köpfen, daß alle Art Weltanschauung zu den unveräußerlichen Sonderrechten und Spezialwerten der individuellsten, wissenschaftlichen, künstlerischen und religiösen Persönlichkeit gehört, in die schlechterdings Niemand, am wenigsten aber eine „Wahrheits“-Gemeinde hineinzureden hat; daß andererseits Lebensführung die Ordnung und Lenkung des Einzel- und Menschheitswillens nach dem Ziele des Guten d. h. des Gemeinsamgewollten hin bedeutet. Weltanschauungsgemeinden setzen ihren Gläubigen, ob sie nun wollen oder nicht, gefärbte Brillen auf und freuen sich dann, daß anscheinend alle gleich sehen. In Wirklichkeit wird die Uniformität nur auf Kosten der persönlichen Originalität erreicht. Im günstigsten Falle ist man einig in Binsenwahrheiten. Ueberaus verhängnisvoll aber und gefährlich wird gerade die Verquickung von Weltanschauung und Lebensführung in der Einleitung zu These 1): hier liegt die Wurzel aller Unduldsamkeit, alles Zwanges und aller Unwahrhaftigkeit. Allem vermeintlichen Wahrheitsbesitz ist Intoleranz natürlich; tolerant ist nur die Wissenschaft. Diese gibt mit erfreulicher Pietätlosigkeit die ältesie „Wahrheit“ der neuen blutnahen Erfahrung preis; sie bildet keine Bekenntnisgemeinde, bindet weder sich noch andere an ein unumgreifbares Dogma und lebt gerade von der Uneinigkeit der Meinungen. Wo aber immer sich Leute um einen Aufsatzsatz scharen und eine bestimmte Wahrheit in Erbpacht nehmen, da hält die Wissenschaft ihren Auszug und der Fanatismus seinen Einzug.

Dr. H. Schmidt schreibt:

„Als gebildeter Mensch besitzt jeder eine Summe von Kenntnissen und Erkenntissen, die er mit anderen teilt, und die ihm die Grundlagen seiner Weltanschauung liefern, die Bausteine, die er nach seiner besonderen Veranlagung und unter Berücksichtigung ihrer Eigenart zusammenfügt.“ . . . Gemeingut mehr als Materielles, erzeugt von selbst den Wunsch nach engerem Zusammenschluß, wenn auch zunächst noch nicht als Organisation. Wenn aber die neugenommenen gemeinsamen Ueberzeugungen und ihre Aeußerungen im Leben und Handeln von der organisierten Macht einer alten Weltanschauung feindlich bedroht und mit heimlicher und öffentlicher Gewalt unterdrückt werden, dann ist Organisation nötig als Mittel zum Zweck: nämlich dazu, die Freiheit der Persönlichkeit zu erzwingen.“ —

Welch' eine Mischung von Richtig und Falsch! Auf jene „Summe von Kenntnissen, die wir mit anderen teilen, die Bausteine“ eine Gemeinschaft gründen wollen ist das Ueberflüssigste der Welt, denn eine solche ist ja ungewollt und unorganisiert da. Es wäre etwa so, als wollte man alle Anhänger der Richtigkeit des pythagoräischen Satzes zu einer Gemeinschaft sammeln. Man „kämpft“ für eine Wahrheit, indem man sie ausspricht und ihre Erkenntnis verbreitet, aber nicht mit dem Pathos des Missionars, geschweige denn mit dem Glaubenseifer des Bekehrers, sondern je leidenschaftsloser, desto eindringlicher. Auf dem Gebiete der Erkenntnis ist „die Freiheit der Persönlichkeit“ nie bedroht gewesen, weil das eine bare Unmöglichkeit ist. Diese Freiheit wird auf dem Gebiete des Handelns angegriffen, und darum bedarf es einer Gemeinschaft gleiches Wollender und entsprechend Handelnder, aber nicht einer Bekenntnisgemeinde. Unsere Gemeinschaften brauchen keine Thesen, kein Bekenntnis (wie es, sehr angreifbar, in These 2 vorhanden ist), keine Streitsätze und Dogmen, sondern ein Aktionsprogramm. Organon heißt Werkzeug; organisieren heißt sich zu gemeinschaftlichem Wirken verbinden, nicht zu gemeinsamer Betrachtung. Das heißt: wenn der Monistenbund wirken will, so muß er die Wege der ethischen Gesellschaften gehen.

* * *

Zur Duellfrage. Wohin man gerät, wenn man, wie neulich Minnier v. Einem, den Boden der strengen Logik verläßt und blindlings vor dem „Ehrgefühl des ersten Standes“ dienert, zeigt folgendes:

Wenn das Duell zugestandenermaßen „gegen göttliche und menschliche Gesetze verstößt,“ so folgt doch daraus sonnenklar, daß niemals ein Duellzwang gestattet sein darf. Aber nein, nicht nur das geschieht, sondern einem ganzen Stande, dem sog. „ersten,“ wird das Duell als einem einziges Mittel zur Wiederherstellung der „verletzten Ehre“ ohnejuri. Wenn dem aber so ist, dann dürfte man doch keinesfalls das Duell einzuschränken versuchen, denn dadurch würde ja die verletzte Ehre der Offiziere der einzig möglichen Sühne in vielen Fällen beraubt; es ist mithin von diesem Standpunkt aus unerhört, daß 1905 nur ein Duell zwischen aktiven Offizieren stattgefunden hat. Das zeugt ja direkt von mangelndem Ehrbewußtsein, nicht wahr?

Was mag dieser Begriff „Ehre“ wohl eigentlich bedeuten? Graf Coudenhove*) sagt:

„Die Ehre besteht in der Meinung der anderen Menschen von uns; die falsche Ritterehre im Freisein von jeder Insulte und dem Nichtdulden einer jeden beleidigenden Aeußerung . . .“

„Die bürgerliche Ehre kann, wenn sie tatsächlich rein bastelt, nur auf dem Wege der Verleumdung verloren gehen, die falsche ritterliche Ehre durch jede Insulte und beleidigende Aeußerung eines „Satisfaktionsfähigen“.“

Schon Kaiser Matthias sprach es aus (1617):

„Durch die Duelle wird das Ziel und Ende der ritterlichen und adelichen Tugenden, auch alten deutschen Redlichkeit, welche in diesen Exzessen gar nicht, sondern in der Ehrbarkeit und erlaubten Tapferkeit bestehet, mit nichten erhalten.“

Auch irrt der Herr Minister, wenn er das Duell für eine altgermanische Sitte erklärt; der Tübinger Historiker Professor v. Below hat vielmehr schon 1896 nachgewiesen, daß das Duell zweifellos romanischen Ursprungs ist und „nicht etwa ein Recht von Einrichtungen des alten deutschen Rittertums, sondern von Liebhabereien einer erbärmlichen Gesellschaft, wie sie kaum sonst das Mittelalter und die Neuzeit kennen.“

Der Theologe Cremer sagt sehr treffend: „Je mehr die Sitte des Zweikampfs in Blüte steht, desto mangelhafter ist in Theorie und Praxis das Verständnis für wirkliche Ehre.“ Die Blütezeit des Duells in Frankreich (1550 bis 1600) fällt nach Below „mit einem wahren Zeitaller des Meuchelmordes zusammen, mit König Heinrich III., der das Duell schützt und pflegt, ist zugleich einer der berüchtigsten Meuchelmörder.“ Auch Brantôme erzählt von einem venetianischen Grafen, der ein großer Duellant und entschiedener Meuchelmörder war.

Der Vergleich des Herrn Kriegsministers mit dem heutigen Frankreich aber hinkt in bedenklichster Weise, denn in Frankreich herrscht heute, wie Graf Coudenhove betont, kein Duellzwang; der ein Duell verführende Offizier braucht in Frankreich nicht zu demissionieren, und es ist

*) „Der Minotaur der Ehre.“ Studie zur Duellfrage, Berlin, S. Calvary u. Co., 1902.

Digitized by Google

auch der Mannschaft erlaubt, zu duellieren. Dort ist das Duell also zur reinen Privatsache degradiert; wer das Duell hat, kann es ungestraft ignorieren. Das sollte man wissen, Herr Kriegsminister, bevor man öffentliche Vergleiche zieht!

Nein, mit keinerlei Sophismen läßt sich eine so verrottete und verlogene Institution wie der Duellzwang beschönigen.

„Das Duell," sagt Graf C., „ist ein Ueberbleibsel der alten Barbarei, wo Selbsthilfe und Faustrecht herrschten, eine wahre Rothautmoral. (Nordau.) Es ist daher mit Sicherheit anzunehmen, daß es l. B. ganz von selbst verschwinden wird, gerade wie die Gladiatorenspiele, die Sklaverei, die Ketzer- und Inquisitionsgerichte, die Hexenprozesse, das Harakiri in Japan, die Witwenverbrennung in Indien, die Orakel und Gottesurteile, die Tortur und das Gassenlaufen."

Verschwinden wird es, wie es in England, Schweden, Norwegen, in der Schweiz, ganz Asien und großenteils in Dänemark, Holland und Belgien bereits verschwunden ist. Ob nun aber jemand wirklich so verwegen ist, den Schweizern oder Dänen nachzulaufen, daß sie „keine Ehre im Leibe" haben? Und ob er das irgendwie begründen kann? — Carl Ludwig Siemering.

Aus der ethischen Bewegung.

Aus der Sitzung des Hauptvorstandes am 6. Januar 1906. Der Schriftführer verliest einen Brief des Herrn Dr. Türck, Jena, der die Auflösung der Abteilung Jena als Zweig der D. G. E. K. mitteilt und die Gründung einer freien ethischen Gesellschaft von Jena ankündigt. Auf Anregung von Herrn Jaffé wird beschlossen, die Herren, da sie nur finanzielle Gründe für ihre Entschließung anführten, auf die Möglichkeit korporativer Mitgliedschaft in der Abteilung Berlin hinzuweisen. In ähnlicher Weise soll an Abteilung Darmstadt geschrieben werden, von wo an den Verlag die Nachricht von der Auflösung der Abteilung gelangt ist, obwohl an den Hauptvorstand keine offizielle Benachrichtigung eingegangen ist. Dr. Penzig berichtet auch über die neue Abteilung Cranienburg-Eden, die aus anderen Gründen die offizielle Konstituierung noch vertagt hat. Endlich teilt er mit, daß der Mitgliederbestand der seitherigen Abteilung Dresden in Höhe von Mk. 114,76 an die Kasse der D. G. E. K. abgeführt worden ist.

Dr. Penzig berichtet über die gestrige Protestversammlung der deutschen Liga für weltliche Schule und Moralunterricht gegen den Volksschulunterhaltungs-Gesetzentwurf. Die Versammlung kann aus verschiedenen praktischen Gründen erst am 28. Februar stattfinden.

Geheimrat Foerster legt einen Entwurf eines Antrages an den bevorstehenden Städtetag vor, betreffend die Einführung einer Lebens- und Bürgerkunde in die städtischen Fortbildungsschulen. Es knüpft sich daran eine längere Diskussion und wird darauf beschlossen, diesen Entwurf mit wenigen redaktionellen Aenderungen fertigstellen zu lassen und der Antragstellung möglichst seitens städtischer Magistrate zu veranlassen.

Die Mitglieder des Hauptvorstandes werden ersucht, ihre Freunde und Bekannte in städtischen Ehrenämtern auf diesen Antrag hinzuweisen und seine Unterstützung zu empfehlen.

W. Foerster. Dr. Penzig.

Sitzung des Hauptvorstandes Sonntag, den 28. Januar 1906. Dr. Penzig berichtet über das weitere Wachstum der Liga für weltliche Schule und Moralunterricht, über die Herausgabe zweier Flugblätter und die für den 28. Februar geplante Versammlung.

Darauf berichtet Herr Geheimrat Foerster über seine Schritte, um den Antrag des Hauptvorstandes, betreffend Einführung der Lebenskunde in die Fortbildungsschule, vor den preußischen Städtetag zu bringen. Dies ist geschehen; eine Antwort ist noch nicht eingelaufen. Die Tagung des Städtetages hat mit Rücksicht auf die erwünschte Einstimmigkeit sich einzig auf die Zurückweisung der Angriffe auf die städtische Selbstverwaltung beschränkt und jede Diskussion über Spezialfragen abgelehnt. Es wird beschlossen, sowohl bei dem ständigen Vorstand des Städtetages, wie beim Magistrat von Berlin und beim Magistrat von Charlottenburg direkte Anträge zu stellen im Sinne unserer Forderung.

Es soll ferner eine Bitte von Adressaten aufgestellt werden, an die der Antrag noch gesandt werden soll.

Endlich berichtet Herr Geheimrat Foerster über Zufendungen des Herrn G. Spiller, Sekretär des internationalen ethischen Bundes, betreffend den bevorstehenden Kongreß, der vom 10. bis 17. September 1906 in London stattfinden soll. Programm und praktische Vorschläge liegen provisorisch bereits vor. Der Vorsitzende regt an, einem kleinen Ausschuß die Verhandlung mit dem Londoner Vorstand zu übertragen. Dies geschieht und die Herren Foerster, Penzig, Jaffé, Dr. Pfungst-Frankfurt a. M. werden gewählt. W. Foerster. Dr. Penzig.

* * *

Dem Preußischen Städtetag vom 15. Januar 1906 überreichte der Hauptvorstand D. G. E. K. einen Antrag betreffend die Schulgesetzgebung und die Fortbildungsschule, den wir in kurzem Auszuge hier wiedergeben.

Nach einer Einleitung die eine kurze dokumentarische Geschichte der ethischen Bestrebungen gibt, heißt es weiter:

Obgleich nun zweifellos bei den obersten Schulbehörden aller Kulturländer Gesichtspunkte obiger Art bereits ernste Würdigung finden, erscheint es doch in Deutschland, zumal in Preußen, in Betracht der gesamten politischen und sozialen Verhältnisse zur Zeit noch ausschließlich, den Privatinteressen Schwierigkeiten die natürliche und schließlich auch für die konfessionellen Gemeinschaften würdigste und befriedigendste Lösung zu geben, daß nämlich der Religions-Unterricht den verschiedenen konfessionellen Gemeinschaften selber, nötigenfalls mit angemessenen staatlichen Zuschüssen, überlassen würde, wogegen in der gemeinsamen Schule ein gemeinsamer Unterricht in Lebenskunde und Bürgertunde die feste Grundlage der erzieherischen Wirkungen zu bilden hätte.

Aber schon jetzt in der Erwartung der kommenden Durchführung eines solchen großen Schrittes der Kulturentwickelung — dessen Vorbereitung oder dessen mehr oder minder vollständige und befriedigende Durchführung fast in allen anderen Kulturländern bereits in die Wege geleitet ist, — erscheint es auch in Deutschland nicht ganz ausschließlos und zugleich dringend rathsam, den Versuch einer solchen menschenverbindenden, gemeinsamen Unterweisung wenigstens auf einer Stufe der Unterweisung und Erziehung zu machen, die vielleicht zur Zeit wohl die größten sittlichen Nöte vorliegen, nämlich auf dem Gebiete der für die erwachsenere Jugend bestimmten Fortbildungsschule, sei es in der obligatorischen, sei es in der fakultativen Gestalt.

Gerade hier, für die jungen Leute, sind die das tiefste Bedürfnis einer wirksameren und wärmeren Pflege bekundenden Nachdenkens, Verstehens und Urteilens, insbesondere der Lebensführung, sowie insbesondere der Anforderungen und Verpflichtungen des Gemeinschaftslebens, allseitig anerkannt worden, da Zustände sittlicher Verwahrlosung gerade bei diesen Volksgenossen immer schmerzlicher hervorgetreten sind. Auch ist bisher — abgesehen von einer Reihe dankenswerter sozialer Veranstaltungen durch konfessionelle oder durch Arbeiter-Organisationen — fast garnichts für die Sättigung jener Volksbedürfe innerhalb der Gemeinschaftsordnungen, nämlich ohne Nebenintereffen engerer Art, geschehen.

Möglicherweise sind indessen von seiten der staatlichen Organe der Schulverwaltung in demselben Sinne, in welchem das neue Schulgesetz in Preußen den Einfluß auf die städtischen Behörden auf die Leitung des Schulwesens einzuschränken beabsichtigt, schon Vorkehrungen getroffen, welche einer Verwirklichung der obigen Vorschläge entgegenstehen und auch schon in den Pflicht-Fortbildungsschulen für die Pflege des konfessionellen Elementes Sorge tragen.

Ob und wie die städtischen Behörden eventuell hiergegen noch Stellung nehmen könnten, entzieht sich unserer Beurteilung, aber wir glauben doch, daß sie sich jedenfalls auf diesem Gebiete den erforderlichen Einfluß auf die Dauer nicht nehmen lassen werden; denn gerade hier handelt es sich gegenwärtig mit besonderem Ernst um die Pflege der gemeinsamen Gesittung gegenüber den verschiedensten Einzelinteressen von Interessen und Parteien, auch gegenüber ungeeinden staatlichen Macht- und Autoritäts-Ansprüchen, sowie um die Bekämpfung des konfessionellen Haders.

Und wir erlauben uns zu beantragen, daß auf alle Fälle die Anerkennung dieser Aufgabe und dieses Zieles von seiten der städtischen Behörden schon gegenwärtig in einer unverbindlicheren Weise durch eine gemeinsame Maßregel zum Ausdruck kommen möge, nämlich dadurch, daß der jetzige Städtetag einen Ausschuß einsetzt, welcher sofort auch mit korporativen Organen der Lehrerwelt in Verbindung zu treten hätte, um die Grundlagen einer gemeinsamen, von konfessionellem Geiste und von jeglichem Parteigeiste unabhängigen Lebenskunde und Bürgerkunde in eine geeignete und einheitliche Gestalt zu bringen und dann demnächst mit allen dabei zur Mitwirkung berufenen Kreisen zu verbreiten, daß dadurch ein Ausgangspunkt für eine fernere gemeinsame Wirksamkeit der städtischen Bevölkerungen gegen jegliche einseitige Beeinflussung der Volkserziehung geschaffen werde.

Es ist sogar zu hoffen, daß, sobald den städtischen Behörden klare Vorschläge zu einer bestimmten Gestaltung jener Unterweisungen vor Augen liegen, schon in nächster Zukunft die Mittel und Wege zu finden sein werden, um sofort auch, trotz aller Hemmnisse, auf die einer solchen Unterweisung so dringend bedürftige Jugend einzuwirken zu können und ihren Seelen das tägliche Brot zu spenden, welches doch neben allen Volksunterhaltungen nicht fehlen darf.

Digitized by Google

Vielleicht, daß sogar die staatlichen Schulbehörden ein solches Vorgehen als eine Wohltat empfinden?

In Bayern haben auch Schulbehörden bereits begonnen, in diesem Sinne zu wirken, indem sie eines der aus unseren Bestrebungen hervorgegangenen Erziehungsbücher zur Anschaffung für die Bibliotheken der Fortbildungsschulen empfohlen und den Verfasser um seine Zustimmung zu längeren Entnahmen aus seinem Buche für die gangbaren Lesebücher ersucht haben.

Unsererseits werden wir bemüht sein, in derselben Richtung kräftig weiter zu wirken, wenn uns auch keinerlei öffentlicher Anteil an einer solchen Aktion gewährt wird, was vielmehr der Unabhängigkeit unseres Wirkens zu gute kommen würde. Wir haben das feste Vertrauen zu den Lehrerschaften, denen jedenfalls die städtischen Behörden die die Führung auf diesem Gebiete anvertrauen werden, daß sie bewähren, was wir bringen und erstreben, bereits heute würdigen und hinreißt bald in lebendige Wirksamkeit setzen werden.

Berlin, Anfang Januar 1906.

Namens des Hauptvorstandes der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur

Prof. Dr. Wilhelm Foerster. Prof. Dr. August Döring.

Sprechsaal.

Die Entgegnung des Herrn Rheinauus in Nr. 3 hat schon in derselben Nummer in der Betrachtung „Scharfe oder milde Tonart“ von dritter Seite eine seinweise Beantwortung gefunden. Ich kann mich daher auf wenige Bemerkungen zu jener Entgegnung beschränken, möchte jedoch an die vorliegende Erörterung, im Zusammenhange mit einer ebenfalls in Nr. 3 enthaltenen Darlegung von Herrn Foerster Staudinger über die Wahlrechtsfrage, einige sozial-ethische Betrachtungen anschließen.

Zunächst bemerke ich, daß es mit dem Satz des Herrn Rheinauus „Im Wesen der Wahrheit allein liegt schon die Schärfe eingeschlossen,“ doch eine ganz besondere Bewandtnis hat. Wahrheit ist Uebereinstimmung unsere Denkens und seiner Gestaltungen in der Sprache u. s. w. mit den wirklichen Vorgängen in der Außenwelt, deren Abbild und Nachweisen unser Denken und seine Gestaltungen sein wollen und sollen, um jene Vorgänge immer besser verstehen und gemeinsam ordnen zu können. Wenn man nun mit dem Worte „Schärfe“ bloß das Genauigkeitsmaß dieser Uebereinstimmung bezeichnete, dann wäre allerdings die Schärfe einer Aussprache „im Wesen der Wahrheit eingeschlossen.“ Aber sehr oft, ja gewöhnlich, verbindet man unter Schärfe etwas wesentlich anderes, nämlich die persönliche Energie, mit welcher eine Denkgestaltung zum Ausdruck gebracht wird. Und gerade diese persönliche Energie das Pathos, der Affekt, die Leidenschaft) ist der größte Feind solcher Schärfe, welche man hierunter die objektive, wahrheit menschenverbindende Gerechtigkeit und Genauigkeit der Aussprache versteht; denn die Elemente der persönlichen Energie sind noch allzu häufig mit den, unser Denken so stark fälschenden Irrtümer, Wahn- und Wahnfelsinn des Organismus des Einzelnen nicht nur im Augenblick, sondern in vielen Fällen andauernd verbunden.

Herr Rheinauus hat nun offenbar in seiner Abwehr die beiden Bedeutungen des Wortes „Schärfe“ vermischt, gewiß nur leidenschaftlich und ohne absichtlich, aber es hat damit der Darstellung des Sachverhalts sehr stark getrübt. Ich selber hatte den Ausdruck „Schärfe“ gerade wegen jenes Doppelsinnes gar nicht gebraucht.

Und dann, was den „schlechten Ton“ der Arbeiterschaft betrifft, so habe ich nur von der Publizistik der Arbeiterpolitik gesprochen. Der Ton der Arbeiterschaften ist derb, aber er ist viel besser, als der Ton ihrer Publizistik. Diesen letzteren habe ich empfunden Härte vorgeworfen, und ich bleibe bei dieser Beschuldigung. Den hungernden Arbeiter und Familienvater kann wohl Empörung beschleichen, aber die Publizistik, die im allgemeinen nicht hungert, tut nicht recht daran, solcher Empörung eine so brüskende Resonanz zu geben, die dem hungernden gewiß keine Wohltat ist und seine Lage meist innerlich und äußerlich verschlechtert; denn es gibt schließlich ganz andere wirklamere Erbedung und Hilfe für den Menschen, als seine Empörung in Worten auszuleben oder gar sich dieselbe durch Resonanz steigern zu lassen. Es gibt statt dessen den klugen und treuen Zusammenschluß in trefflichen Gemeinschaftsbildungen ohne übermäßig große Worte. Und unsere Arbeiterschaft ist in dieser Hinsicht auf guten Wegen.

Da kommen nun aber wieder die Gefahren der engeren oder weiteren Gemeinschaftsbildungen, auf welche der in Nr. 3 enthaltene Artikel von Herrn Professor Staudinger „Die Wahlrechtsfrage als ethische Grundfrage“ unsere Gedanken hinlenkt. Es sind nicht blos die Nationalisten und Militaristen, überhaupt die Anhänger der alten Gemeinschafts-Normen und -Autoritäten, einschließlich der konfessionellen Institutionen, welche wieder und immer mehr ohne sittliche Scheu von der Zulässigkeit, ja von der Unerläßlichkeit und Selbstverständlichkeit einer besonderen opportunistischen Gemeinschafts-Moral reden und daneben die private oder „individuelle“ Moral als etwas Ungenießbares, Unsicheres und schwächlich-philisträses behandeln. Nein, auch diejenigen, welche einer freieren und friedlicheren Gestaltung des Zusammenlebens auf der ganzen Erde, einer liebevolleren und weiteren Organisation der Gleichheits-Bedingungen ihre Hoffnungen und Bestrebungen zuwenden, auch diese beginnen in der Leidenschaft des Kämpfens wieder und immer mehr der Sicherheit des sittlichen Urteils über die großen Gemeinschafts-Fragen und -Vorgänge zu entraten. Unterschiedene gegenüber dem vielfach so sehr erbitterten Reden und Tun der Vertreter und Diener der alten Energie-Plätze haben sich die Sophismen der doppelten Moral auch in die Gedankenkreise und in die Aktion der neuen Gestaltungsmächte eingeschlichen, deren höchste Berechtigung und sicherste Erfolgsöffnung doch nur in der reinsten Sittlichkeit Sittlichkeit Denkens und Tuns, auf der Grundlage sorgfältiger, objektiv gemeinsamer Erfahrung und Verständigung, beruht, mit Ausschluß aller und jeder Art der Vergewaltigung.

Immer wieder wird derselbe verhängnisvolle Denkfehler begangen, daß man die sittliche Entwickelung des großen Gemeinschaftslebens von der Besolgung der im individuellen und im engeren sozialen Leben so deutlich erkannten und in unzähligen bewährten Erfahrungen und Normen bisherigen zu müssen und zu dürfen glaubt. Und zwar deshalb, weil die Anwendung dieser heilbringenden Normen auf die sittliche Ordnung des immer umfassenderen Gemeinschaftsbildungen in jedem neuen Entwickelungsstadium der sozialen Organisation der Menschheit ihre besonderen Schwierigkeiten gebahd hat und deshalb in eben solcher Weise, wie die gesamte Erkenntnis und Sittigung der Menschheit, nicht ohne folgenschwere Irrungen und schlagende emporgekommen ist. Das darf uns aber doch nimmer irre machen in unserer Behauptung der idealen Forderungen unserer Seelenwelt. Es bedeutet eine der gefährlichsten Hemmungen der Sittigung und Befreiung des Erdenlebens, wenn einesteils jene Irrungen und Gefährte, von denen auch wir noch bedrückt sind, ohne gehörige Würdigung des ganzen Werdeprozesses, mit allzu scharfen Härte verurteilt werden, zugleich aber anderteils auf der früher für unbedenklich erachteten und noch vielfach tatsächlich andauernden Sanktionierung jener Irrungen überhaupt im Gemeinschaftsleben eine Art von unbefugtem Mißtrauen abgeleitet wird. Und zwar eine Art Mißtrauen, welche fast jeder ernsten Kritik gegenüber der so selbstgewissen Aktion politisch-sozialer Leidenschaft den Mund verbietet, u. B. der völlig atavistischen Parole „Gewalt gegen Gewalt,“ auch entgegen der zweifelslosen unmittelbaren Notwehr, dauernde Geltung zugestehen will.

So hat sich bei vielen Freigesinnten die traurige Verwirrung entwickelt, daß man schlechtweg die Kriege, ohne des mitbedingten Umstandes ihrer bisherigen sozialen Organisation und Sanktion zu gedenken, als ein teuflisches Morden bezeichnet, hingegen dem revolutionären Morden eine Art von sozialer Sanktion zugesteht, besten Falls mit dem achselzuckenden Ausdruck der Resignation, daß sich das „naturgesetzlich“ politische und das sozusagen individuelle Moral nebeneinander. „Naturgesetzlich!“ als ob die Menschenwelt nicht gerade dazu berufen erscheint, das niedere naturgesetzliche in eine höhere Ordnung von Wirkungen und Gesetzen emporzuheben. Und so bleibt es vielfach noch ganz bei dem alten Verfahren, krasse Augenblicksnöte durch andauernde Perversitäten ablösen zu lassen.

Es wird immer unerläßlicher, diese Fragen, insbesondere auch die sozial-ethischen Probleme, die in dem Gebot: „Du sollst nicht töten“ enthalten sind, in unserer Zeitschrift auf's Neue eingehend zu behandeln; denn die ethische Bewegung hat ja sonnengemäß die hohe Aufgabe, unter allen Umständen für die Pflege der Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitigen Achtung einzutreten.

Wilhelm Foerster (Charlottenburg, Westend).

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Pensionat Kinderglück.
Swinemünde (Ostsee), Gartenstraße 8.
Sorgfältigste Pflege; ethische Erziehung; Moralunterricht. Aufnahme vom 8. Jahre ab. Beste Referenzen. Näheres Prospekte.
Jenny Zwettelo, staatlich geprüfte Lehrerin.

Flügel Pianinos **Blüthner** Piano-Magazin. Berlin W., Potsdamerstr. No. 27 b.

Digitized by Google

Verlag von Leonhard Simion Nf., Berlin SW. 48.

Der seit langen Jahren bestehende, in allen Kreisen der Industrie und des Handels hochgeachtete Central-Verein für das Wohl der arbeitenden Klassen hat in Arbeitgeber- und Arbeitnehmer-Kreisen infolge wiederholter Anregung unter Redaktion der Herren Prof. G. Schmoller, Geheimrat Böhmert, Dr. Bernhard, Dr. Francke, Th. Harms und Geheimrat G. Zacher

Untersuchungen über die

Entlöhnungsmethoden

in der **deutschen Eisen- und Maschinenindustrie**

veranstaltet, um dem Ziele näher zu kommen, möglichst zweckmässige Lohnsysteme zu finden und dadurch der herrschenden Unzufriedenheit in den betreffenden Kreisen möglichst zu steuern.

Es ist dafür gesorgt, dass alle Interessen in gleicher Weise zur Sprache kommen. Die Arbeiter sind ebenso gefragt worden wie die Unternehmer, denn die Untersuchung hat nur das eine Ziel: Die Wahrheit festzustellen.

Der erste Band dieser Untersuchungen ist unter dem Titel:

Die Entlöhnungsmethoden in der südwestdeutsch-luxemburgischen Eisenindustrie

von Otto Bosselmann

gr. 8°. Eleg. brosch. Preis 8 Mk.

soeben erschienen und legt die gefundenen Resultate aus dem Eisenhüttenbetrieb in Luxemburg-Lothringen und an der Saar, sowie aus dem Maschinenbau der Kleineisenindustrie im Elsass in objektiver und klarer Weise dar.

Wer die deutsche Industrie kennt, weiss, dass es sich hier um Fragen von grösster, praktischer Bedeutung handelt, was schon daraus hervorgeht, dass in den hervorragendsten Maschinenfabriken und Hüttenwerken Versuche gemacht wurden, um zweckmässige Lohnsysteme zu finden.

Im Druck befinden sich und werden in Kürze erscheinen:

Dr. Fritz Schulte, Entlöhnungen in der Berliner Maschinenindustrie und **Bruno Simmerbach**, Entlöhnungen in der Eisenindustrie Schlesiens und Sachsens

während die die Entlöhnungs-Methoden in den anderen preussischen Provinzen und deutschen Staaten behandelnden Bände später zur Ausgabe gelangen werden.

Leonhard Simion Nf., Berlin S. W. 48.

Soeben erschienen:

Briefe an Eltern

von Peiphobe. J. L. G.

Klein Oktav. 11 Bogen. Preis broschiert 2 Mark.

In diesem kleinen, hübsch ausgestatteten Werke gibt die hochgesinnte, pseudonyme Verfasserin Eltern und Erziehern von Herzen kommende Ratschläge für die geistige Ausbildung der Kinder und plädiert für eine möglichst kraftvoll strahlende Jugend derselben.

Gewerbe-Akademie

Berlin, Königgrätzerstr. 90.

Ausbildung von Ingenieuren, Architekten und Technikern.

24 Dozenten. Ueber 500 Studierende p. a.

Programme kostenlos.

Das Bureau der Y. G. E. S.

befindet sich Unter den Linden 16, **zweiter Hof** rechts. Auskünfte 2c. werden, falls der Unterzeichnete nicht anwesend ist, auch in der Auskunftstelle im III. Hof erteilt. Sprechstunden des Unterzeichneten nur Montag, Mittwoch und Freitag von 10—12 Uhr. Eilige Zuschriften sind daher besser an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmannstraße 15, zu richten.

Dr. Penzig.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Programm.

Sonnabend, den 17. Februar, abends 8¼ Uhr im Turnersaal des Berliner Handwerkervereins C. Sophienstraße 18: Zu Heinrich Heines 50. Todestag. Diskussions-Abend: Das Heine-Denkmal in Deutschland. Eintritt frei. Gäste willkommen.

Donnerstag, den 22. Februar, abends 8¼ Uhr in der Aula des Friedrich Werderschen Gymnasiums, Dorotheenstr. 13/14. Vortrag von Herrn Prof. Hoshida aus Japan: Ueber die japanische Erziehung und den Moralunterricht in den Schulen Japans (in deutscher Sprache). Eintritt für Mitgl. frei. Gastkarten zu 50 Pf. im Bureau der D. G. E. K., W. 64, Unter den Linden 16, II, sowie im Verlag SW. 48, Wilhelmstr. 121, ferner in den Buchhandlungen von Nicolai, Potsdamerstr. 123b, Spath, Königstraße 52 und bei Berthen in, Leipzigerstr. 132/7, erhältlich.

Dienstag, den 6. März, abends 8¼ Uhr im Saal 109 des städtischen Rathauses (Eingang Jüdenstraße): Vortrag von Frl. Dr. phil. Olga Stieglitz: „Ueber Max Halbe's Insel der Seligen." Diskussion. Eintritt frei. Gäste willkommen.

Mittwoch, den 14. März, abends 8¼ Uhr. Unter den Linden 16 III, Vorlesungs- und Diskussionsabend. Lektüre von Spinoza Ethik. (Fortsetzung und Schluß). Reclam Nr. 2361—64. Eintritt frei. Gäste willkommen.

Dienstag, den 27. März, abends 8¼ Uhr im Bürgersaal des städtischen Rathauses (Eingang Königstraße): Vortrag von Herrn Dr. A. Römer: „John Brinkman, der Humorist und Redner des Niederdeutschen, in seinem Leben und Dichten (nach eigenen Forschungen)." Eintritt für Mitglieder frei. Gastkarten zu 50 Pf. wie oben.

Freitag, den 6. April, 8¼ Uhr abends, Saal 109 des städtischen Rathauses: Vortrag von Herrn Otto Jastich aus Cöthen bei Oranienburg: „Die Bedeutung bodensparender Siedelungsgenossenschaften." Diskussion. Eintritt frei. Gäste willkommen.

Freitag, den 27. April, abends 8¼ Uhr, im Bürgersaal des städtischen Rathauses: Vortrag des Herrn Geh. Justizrat Prof. Dr. von Liszt: „Ueber die Strafrechtsreform." Eintritt für Mitglieder frei. Gastkarten zu 50 Pfg. wie oben.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Wanderredner-Cursus. Anfang und Mitte März d. Js. werde ich in West- und Süddeutschland (bisher sichere Stationen: Marburg, Frankfurt a. M., Wiesbaden, Stuttgart, Ulm, Luzern (Schweiz) sprechen. Interessenten (auch für die Liga für weltliche Schule und Moralunterricht) bitte ich, sich wegen Abhaltung eines Vortrages mit mir in Verbindung zu setzen. Dr. Penzig, Charlottenburg, Grolmannstr. 15.

Humanistische Gemeinde Berlin.

Versammlungen

in der **Aula der Friedrich Werderschen Oberrealschule** Niederwall-Str. 12, auf dem Hofe links 1. Etage, vorn. 10½ Uhr.

Vortragsreihe von Herrn Dr. M. Penzig.

Kindererziehung: Selbsterziehung.

Sonntag,	18. Februar:	III. Körperpflege als Grundlage geistiger Zucht.
„	4. März:	IV. Die Gehorsamsforderung u. ihr Mißbrauch.
„	18. März:	V. Züchtigung oder Zucht?
„	1. April:	VI. Das Wort als Lehrmittel der Sittlichkeit.
„	15. April: (Ostersest)	VII. Die Ehrfurcht vor der Jugend. (Jugendaufnahme).
„	6. Mai:	VIII. Der Kampf gegen die Lüge.
„	20. Mai:	IX. Die Schuld des Irrtums.
„	3. Juni: (Pfingstfest)	X. Der „heilige" Geist in der Erziehung.
„	17. Juni:	XI. Erziehungshilfe durch Andere.

Der Jugendunterricht

wird im neuen Jahr für die jüngere Abteilung (10—13 Jahr) von Fräulein Lilli Jannasch (W., Lutherstr. 5), für die Aelteren von Herrn Dr. Rud. Penzig, Charlottenburg, Grolmanstr. 15 erteilt und zwar Unter den Linden 16, III. Sonnabends nachmittags von 3 bis 4, bezw. 4 bis 5 Uhr. Beginnen am 9. Januar. Kinder im Alter von 10 bis 16 Jahren sind willkommen. Anmeldungen nehmen Fräulein Jannasch, Herr Dr. Penzig, sowie der Vorstand B. Limper, Südende, Steglitzerstr. 15, gern entgegen.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Heniel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1,60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „**Kinderland**," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XIV. Jahrgang. | Berlin, den 1. März 1906. | Nr. 5.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Nach Bremen Hamburg. Vom Herausgeber.
Spruchweisheit. Von Professor Bruno Meyer.
Wöchnerinnenschutz und Frauenbewegung. Von Albert Kellner.
Streiflichter:
„Friedensfreunde."
Aus der ethischen Bewegung. Abteilungen: Berlin. Wiesbaden.
Vermischtes.

Nach Bremen Hamburg.

Wie die „Berliner Volkszeitung" (Nr. 88 vom 22. Februar 1906) berichtet, hat die aus Hamburger Volksschullehrern bestehende Vereinigung der Gesellschaft der Freunde des vaterländischen Schul- und Erziehungswesens mit Zweidrittelmehrheit eine Resolution gefaßt, die über die Simultanschule hinaus eine gänzliche Befreiung der Schule vom Religionsunterricht als einzig befriedigende Lösung der Frage des Religionsunterrichts bezeichnet. Der Schule verbleibe die wichtige Aufgabe, durch den Geist ihres Gesamtunterrichts jene seelischen Kräfte lebendig und stark zu machen, durch die der reifende Mensch seine Religion, seine Weltanschauung sich erkämpft. Die Religionsgeschichte sei als Kulturgeschichte dem Geschichtsunterricht zu überweisen. Diese Beschlußfassung ist nun so beachtenswerter, als schon heute nach Hamburger Gesetz jeder Vater berechtigt ist, bei der Oberschulbehörde die Befreiung seines Kindes vom Religionsunterricht zu beantragen.

Wenn dies bisher nur in seltenen Fällen geschieht, so meinen wir eine Hauptursache — abgesehen von dem Trägheitsmoment der religiösen Gleichgültigkeit — eben darin zu erblicken, daß Manchem die Ersetzung des Religionsunterrichts durch „den Geist des Gesamtunterrichts" nicht ganz genügen dürfte. Unsere Zeit verlangt von der Jugend nicht nur ein allgemeines sittliches Empfinden und eine kursorische Einführung in die moderne Kultur, sondern allseitige und festgegründete Orientierung in der sittlichen Gemeinschaftswelt. Eine solche läßt sich aber nicht so nebenbei in der Geschichts- und Lesestunde geben, sondern verlangt, zum mindesten in den oberen Klassen, wo die 13- und 14jährigen „Konfirmanden" sitzen, stofflich und methodisch einen eigenen Unterrichtskursus. Was der Geographie und Naturwissenschaft, die man früher auch glaubte so nebenbei im Geschichts- und Lesenunterricht lehren zu können, recht ist, dürfte der Sittenlehre billig sein.

Freilich — eine Einführung in die Rechts- und Bürgerkunde dürfte für die Hamburger Volksschuljünglinder nach der so unglaublichen, alle Zeichen der Zeit verkennenden Wahlrechtsvernichtung der Arbeiter Manchem vielleicht nicht mehr allzu notwendig erscheinen! Aber wenn hier, wie überall, das Kapitel von den Rechten des Bürgers von den Regierungen möglichst zusammengestrichen wird, so mögen die Herren Senatoren und Patrizier nicht verkennen, daß damit die Schwierigkeiten der Einprägung des Kapitels von den Pflichten des Bürgers steigen. Vielleicht stimmt wenigstens diese Erwägung sie für die Wünsche der Hamburger Volksschullehrerschaft günstig!

Aber die Sache hat eine weit über alles Lokale hinausgehende kulturelle Bedeutung. Es ist ein überaus gewagtes Spiel, das heute auf preußischem, sächsischem, mecklenburgischem und hanseatischem Boden mit der sittlichen Selbstzucht der großen Masse getrieben wird. Man scheut sich nicht, tiefgreifende Schmälerungen von Rechten vorzubereiten in einem Augenblick, wo das Bewußtsein von den staatsbürgerlichen Pflichten, dank einer kühl an allem „Weltlichen" vorübergehenden religiös-konfessionellen Sittenlehre, aufs tiefste erschüttert ist. Wo durch die ganze gesittigte Welt, — vom frangösischen Proletarier, der nicht einsieht, was ihn zur militärischen Dienstleistung (in der Republik!) verpflichtet, bis zum Muschik, der es satt ist, die Taschen nichtsteuerischer Bureaukraten zu füllen — ein staunendes Besinnen geht um die soziale Grundfrage: Warum man denn eigentlich gehorchen solle?! Denn kläglicher ist wohl die Ohnmacht der dürftigen religiösen Sanktion: „Seid untertan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat!" noch nie zu Tage getreten, als in unseren Tagen. Man sollte meinen, jede Regierung müßte mit beiden Händen zugreifen, wenn ihr die Reformpädagogik ein Mittel an die Hand gibt, den in allen Fugen krachenden Bau der sozialen Gemeinschaftsbindung zu stützen — statt dessen zieht sie, man ist versucht zu sagen: mit frevelnder Hand, die letzten Stützen weg und gibt den „Enterbten" den Schein des Rechtens, über Klassentyrannei zu klagen!

Wen Dämonen verderben wollen, den entthirnen sie zuvor! Die Regierung wird nach der Ethik in der Schule rufen, wenn es zu spät ist. —

R. P.

Spruchweisheit.

Von Bruno Meyer.

In einem Rückertschen Gedichte wird ein weisheitsdurstiger Fürst geschildert, der auf allen seinen Reisen viele Kamellasten Bücher mit sich schleppt, um immer diese hochverehrten Quellen der Weisheit bei sich zu haben. All-

Digitized by Google

mählich aber kommt er dahinter, daß das ein Ueberfluß ist, vieles unnötige, doppelte, ja schädliche mitgeführt wird, und so begnügt er sich mit einer Auswahl, die immer mehr zusammenschrumpft, bis ihm schließlich ein einziges Buch als Begleitung genügt; und auch das wird ihm mit der Zeit lästig; es ist zu viel, und es gelingt ihm, aller Weisheit Inbegriff in einen kurzen Spruch zusammenzufassen, den er im Gedächtnis tragen kann.

Nicht ganz so unstädtisch, aber in dem leitenden Gedanken ganz damit übereinstimmend ist der Weg, den das Volksbewußtsein und ihm folgend die dichterische Produktion eingeschlagen hat, wenn beide sich bemühten, ganze Schätze von Lebenserfahrung und Einsicht in kurze schlagende Sätze zusammenzufassen, die durch die Prägnanz ihres Ausdruckes ebenso das Gefühl künstlerisch befriedigen, wie ihr überzeugend wahrheitserfüllter Inhalt dem Verstande Genüge tut; und so hat sich das Volk seine oft etwas kompakte Lebensweisheit in Sprichwörtern zurechtgelegt, und die Dichter sind mehr oder weniger direkt auf das Ziel losgegangen, es dem Volksgeiste in derselben Richtung nachzutun. Teils hat man ausführlichere Dichtungen ersonnen, deren lehrhafte Absicht am Schlusse in einer kurzen Lebensregel wiederholt und zusammengefaßt wurde — man denke an die Fabel mit angehängter „Moral" —, teils hat man bei beliebiger Gelegenheit in den Zusammenhang größerer Dichtwerke, gewissermaßen als hervorragende Spitzen der Gedankenbewegung, ähnliche kurz gefaßte Sätze eingemischt, welche sich einleuchtend als Folgerungen aus dem Vorangegangenen ergeben und auf das Folgende Licht zu werfen bestimmt sind, teils hat man die Spruchdichtung gepflegt, d. h. in derselben schlagenden Kürze, deren sich das volkstümliche Sprichwort befleißigt, ähnlich packende Lebenswahrheiten, Anschauungen, Urteile und dergl. niedergelegt, anfänglich selbstverständlich in der Form von Versen — denn ohne künstlerische, von der gewöhnlichen Rede sich deutlich entfernende Form ist ursprünglich Poesie (ja literarische Produktion überhaupt) nicht denkbar —, später aber auch in dem schlichten Gewande der Prosa. Auch die Epigrammdichtung in einer bestimmten Art ihrer Behandlung schließt sich dieser Spruchdichtung an.

Es braucht nicht besonders gesagt zu werden, welchen außerordentlichen Reiz und welchen gewaltigen Eindruck diese Art von Dichtung auf den empfänglichen Geist der Menschen ausübt. Gerade das einfach Selbstverständliche und selbstverständlich Einfache wirkt mit doppelter Gewalt; gilt es doch als ein anerkannter Satz, daß alles Große, daß jede tiefsinnige Wahrheit einfach sein soll; und kommt nun gar noch eine anmutige oder auch durch Spitzigkeit den Geist erfreuende Form hinzu, so ist der Erfolg solcher Produktion gesichert. Die unzähligen zu „geflügelten Worten" gewordenen Erzeugnisse dieser Art aus allen Weltliteraturen, von denen manche sich sogar im Gewande der Ursprache das Heimatsrecht im Umgangstone der Gebildeten aller Länder erworben haben, zeugen von dem Reichtum und der Beliebtheit dieser Art von Dichtung. Und auch wir Deutschen sind an dieser Produktion sehr reichlich beteiligt; nennen wir doch zwei der allerhervorragendsten Spruchdichter aller Zeiten unser eigen: Rückert und Goethe; — Goethe insbesondere, der an Fruchtbarkeit in dieser Dichtart alle irgend mit ihm vergleichbaren um ein vielfaches übertrifft, namentlich wenn man die Vielseitigkeit und Ueberzeugungskraft seiner Sprüche mit zum Maßstabe nimmt.

Aber die Sache hat doch auch eine Kehrseite. Schon in den ersten Zeiten der Tätigkeit der „Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur" wies der Vorsitzende, Geheimrat Foerster, auf die Notwendigkeit hin, die ethisch wichtigen Aussprüche großer Männer aller Zeiten und Völker zu sammeln und zu sichten, machte aber dabei den Vorbehalt: mit Ausnahme der eigentlichen Spruchdichtung! Er konnte das einleuchtend und unwidersprechlich damit motivieren, daß er auf die Unsicherheit, das Schillernde, oft nur Blendende dieser Dichtart hinwies, das die natürliche Folge davon ist, daß nach witzigen Pointen, nach überraschenden Geistesblitzen, nach scharfgeschliffener Form gehascht wird, wobei um so leichter die strenge Richtigkeit des Gedankens leidet, als die Wahrheit eben doch keinesmegs immer einfach ist, und namentlich nicht einfach sein kann, so lange sie noch nicht vollkommen sicher gestellt ist. Auf dem Wege zur Wahrheit, im Suchen nach der Wahrheit aber sind wir begriffen, und die Wahrheit selber ist uns meist noch ein Problem, dem wir nachjagen; und so kann zumeist eine uns zuträgliche Wahrheit, d. h. ein vertrauenswürdiges Ergebnis unserer bisherigen Erforschung der Dinge ohne Schaden und ohne Gefahr von Mißverständnissen nicht in kurzer, prägnanter Fassung erschöpfend dargelegt werden, sondern es bedarf der Einschränkungen, der Bedingungen, nicht selten der Umschreibungen.

Dazu kommt, daß, wie ja auch der Volksmund sagt, „jedes Ding seine zwei Seiten" hat — und oft noch mehr —, und daß es daher darauf ankommt, von welcher Seite eine Sache jeweilig betrachtet wird, um einen über sie getanen Ausspruch auf seine Richtigkeit gerecht zu beurteilen und einen solchen Ausspruch daher auch gelegentlich wieder richtig und zutreffend zu verwenden. Rückert selbst, in seiner reichen Spruchsammlung der „Weisheit des Brahmanen", spricht sich darüber also aus:

Wenn den Aussprüchen ich der Weisen aller Zeiten
Ging gläubig nach und mich von ihnen gern ließ leiten,
Da stellt' ich jeden mir als einen Leitstern vor,
Und jede Perle nahm ich willig in mein Ohr.

Wenn meine Sprüche nun, die goldnen, ich verglich,
Mit Staunen nahm ich wahr: sie widersprachen sich,
Und weil ich konnte nun nicht alle mehr zusammen
Annehmen, half ich Kunst, sie alle zu verdammen.

Denn welchen hätt' ich Recht, dem andern vorzuzieh'n,
Da mir an seinem Platz jeder der rechte schien?

Bis mir die Einsicht kam, daß alle Weisheit bringt
Bedingte Wahrheit nur, nicht Wahrheit unbedingt;

Daß alles, was ist wahr in eigener Verbindung,
Und wie hervor es ging aus eigener Empfindung,

Falsch wird, sobald man der Verbindung es entzieht,
Und mit veränderter Empfindung es besieht.

Seidem ließ ich gestellt, und so magst Du's auch lassen,
Jedes an seinen Ort, und sah ein jedes passen,

Dankbar den Weisen all für ihre Weisheitsspendung,
Und vorbehaltend mir die eigne Anwendung.

Ich räume gleiches Recht dir ein auf dieses Buch;
So widerspricht sich nicht der Sprüche Widerspruch.

Es ist also notwendig, bei der Benutzung der Spruchdichtung zu ethischen oder polemischen oder welchen sonstigen ernsthaften Zwecken auch immer die Sprüche der Dichter auf ihre Richtigkeit und Anwendbarkeit streng zu prüfen; denn es ist nicht nur denkbar, sondern unvermeidlich, daß bei der Spruchdichtung oft einseitige Standpunkte eingenommen werden, welche die Wahrheit und Anwendbarkeit der Sprüche auf diejenigen Fälle einschränken, bei welchen dieser selbe Standpunkt eingenommen wird, und wo dieser Standpunkt ein berechtigter ist.

Es ist nicht schwer, bei unserem größten Spruchdichter die Wahrheit dieser Einsicht in das Wesen der Spruchdichtung durch eklatante Beispiele von Widersprüchen zwischen seinen eigenen Aussprüchen zu beweisen.

Als der Mensch und der Dichter in ihm zur Aussprache kam, an einer Stelle, wo er zu fast übermütigem Hohne aufgelegt und berechtigt war, da spricht Goethe — erster, als es in den dortigen Zusammenhang sonst hineinpaßt, — die unvergänglich schönen Worte:

Es erben sich Gesetz' und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort;
Sie schleppen von Geschlecht sich zum Geschlechte,
Und rücken sacht von Ort zu Ort.

Digitized by Google

Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage;
Weh Dir, daß Du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist, leider! nie die Frage.

Aber gelegentlich erinnert er sich sehr lebhaft, auf welchem Wege er Dr. jur., Geheimrat und Minister geworden ist, und da höhnt er über den Philister und Laien:

Die Deutschen sind ein gut Geschlecht,
Ein jeder sagt, will nur, was recht;
Recht aber soll vorzüglich heißen,
Was ich und meine Genossen preisen;
Das übrige ist ein weitläufig Ding,
Das schätz' ich lieber gleich gering.

Ein größerer Widerspruch in der Auffassung derselben Dinge, des geschriebenen Rechtes und der Rechtsgelehrsamkeit, ist schwerlich anzudenken. Und derselbe Goethe leidet als Dichter an der Idiosynkrasie aller Künstler gegen die Kritik bis zum äußersten Uebermaße. Es ist unnötig, Stellen zu häufen; es genügt an den Schluß eines seiner kleinen Gedichte zu erinnern:

„Schlagt ihn tot den Hund! Es ist ein Rezensent."
Doch ist derselbe Goethe auch wiederum Denker genug und Selbstkritiker genug, um für die Kunst den Leitsatz aufzustellen:

In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Und allen Einwendungen gegen die Berechtigung und die Möglichkeit einer künstlerischen Kritik zum Trotze, welche immer und immer wieder darauf zurückkommen, daß es sich in der Kunst im tiefsten Wesen um ein Geheimnisvolles handelt, sagt er kurz und bündig:

„Vom Schönen kann man einen Begriff haben, und dieser Begriff kann überliefert werden."*

Ja, er spricht sich noch eindrucksvoller und ausführlicher darüber aus, indem er sagt:

„Die Kunst ist eine Vermittlerin des Unaussprechlichen; darum scheint es eine Torheit, sie wieder durch Worte vermitteln zu wollen. Doch indem wir uns darüber bemühen, findet sich für den Verstand so mancher Gewinn, der dem ausübenden Vermögen auch wieder zu Gute kommt."

Hier erkennt er also sogar die Wichtigkeit des ästhetischen Erkennens für die positive künstlerische Produktion an, also einen Nutzen der Erkenntnis, der weit über das rein wissenschaftliche Interesse an ihr hinausreicht. Und wie er hier an einer der schwierigsten Stellen die Berechtigung und die Möglichkeit des menschlichen Denkens zur Erforschung des Wesens der Dinge anerkennt, so tut er es inbezug auf die philosophische Erkenntnis überhaupt; wenn er dem gegenüber auch einmal mit fast durchlöcherter Verachtung sich über dieses Denken als etwas überflüssiges lustig macht:

„Wie hast du's denn so weit gebracht?
Sie sagen, du habest es gut vollbracht!"
Mein Kind! Ich hab' es klug gemacht,
Ich habe nie über das Denken gedacht.

Besonders bemerkenswert und sehr lehrreich zeigt sich dieser Widerstreit in Goethe selber an einer anderen Stelle, nämlich, wo es sich um die polemische Kritik handelt, um die Beurteilung und Behandlung fremder Leistungen mit der Tendenz, sie nicht nur nicht anzuerkennen, sondern sie zu bestreiten und zu beseitigen. Da sagt der Dichter in ihm:

„Du bist ein wunderlicher Mann,
Warum verstummst du vor diesem Gesichte?"
Was ich nicht loben kann,
Davon sprech' ich nicht.

Oder in Prosa*):

„Wer recht wirken will, muß nie schelten, sich nur das Verkehrte gar nicht bekümmern, sondern immer nur das Gute tun. Denn es kommt nicht darauf an, daß eingerissen, sondern daß etwas aufgebaut werde, woran die Menschheit reine Freude empfindet."

*) In der obigen Fassung aus einer fremden Aufführung entlehnt; daher ohne Gewähr. B. M.

Es liegt auf der Hand, daß hier von künstlerischer Produktion geredet wird, und daß man das Wort durchaus nicht auf wissenschaftliche Forschung anwenden darf. Derjenige, der in der Lage ist, selber „recht zu wirken", das Gute und Treffliche zu vollbringen und „aufzubauen", was der Menschheit zu „reiner Freude" gereichen kann, der soll ja sich um nichts kümmern, was geringere Kräfte auf gleichem Gebiete unbrauchbares hervorbringen. Wozu soll er seine Kräfte mit irgend einer „einreißenden" Tätigkeit vergeuden, da ihm das, was nichts besseres, als eingerissen zu werden, verdient, ja doch nicht im Wege steht; weder eine schlechte noch eine gute Dichtung, weder in deutscher noch in anderer Sprache, weder in Gegenwart noch in Vergangenheit kann einen Goethe verhindern, das Herrliche zu dichten, was ihm die Muse ermöglicht, und damit auf die dankbare Menschheit zu wirken. Ganz anders aber liegt die Sache, wenn es sich nicht um freie Schöpfungen der Phantasie, sondern wenn es sich um die realen Interessen der Wirklichkeit oder um die Wahrheit in der Wissenschaft handelt. Hier hat derselbe Goethe zwei Worte von erhabenster Einfachheit, aber wirklich leuchtender Pracht geprägt:

„Das Wahre fördert; aus dem Irrtum entwickelt sich nichts, er verwickelt uns nur" —

und:

„Einer neuen Wahrheit ist nichts schädlicher als ein alter Irrtum."

Das letztere heißt: Eine neue Wahrheit kann nicht durchdringen, bevor ein alter Irrtum, d. h. eine früher gefundene — damals, bisher scheinbare — Wahrheit, die nunmehr als Irrtum erkannt worden ist, bei seite geschafft, vernichtet, „eingerissen" ist. Hart im Raume stoßen sich die Sachen. Eine der Grundeigenschaften des Stoffes ist seine „Undurchdringlichkeit", d. h. die Unmöglichkeit, daß an derselben Stelle zweierlei gleichzeitig sich verhält. In Wissenschaft und Leben also ist es unmöglich, vorwärts zu kommen, „aufzubauen", bevor das alte Gerümpel, das im Wege steht, eingerissen und bei seite geschafft ist.

Es gibt allerdings eine Möglichkeit, auch hier aufzubauen, ohne erst zu zerstören; die besteht dann, wenn ein noch unbebautes Erdreich für den Neubau benutzt werden soll und kann. Aber diese Erweiterung des bebauten Grund und Bodens geht in Wissenschaft und Leben verhältnismäßig langsam vor sich und bedeutet im weltenlichen nicht so viel wie der Umbau an den alten und der Neubau auf der Stelle des alten. Das Wichtigste und Notwendigste für die Menschheit in Wissenschaft und Leben ist zu allererst in Angriff genommen und von alters her in irgend einer, meist einer einimalig befriedigenden und für längere Zeit ausreichenden Weise geleistet worden; aber gerade an diesen Kernpunkten menschlichen Erkennens und menschlicher Gemeinschaftsformen hat die Kultur am meisten gerüttelt und am häufigsten einschneidende Veränderungen vollzogen; — und hier ist niemals eine Aenderung oder eine Erneuerung — ein „Aufbau" — möglich gewesen, ohne zuvor einzureißen, zu zerstören, zu beseitigen.

Das hat auch der große Goethe sehr wohl gewußt; denn wo er als Mann der Wissenschaft eine wissenschaftliche Lehrmeinung gegen eine andere, seiner Ansicht nach irrige und schädliche zu verteidigen und zu vertreten hatte, da hat er es an zerstörender, einreißender, vernichtender Tätigkeit nach dem Maße seiner Kraft nicht fehlen lassen: man sehe seine ganz unglaublich ausgedehnte und hartnäckige Polemik gegen die Newton'sche Theorie vom Lichte zu Gunsten seiner eigenen Farbenlehre, — eine Polemik, wie sie wilder, heftiger, rücksichtsloser gar nicht gedacht werden kann, eine Polemik, die selbst vor der gröbsten persönlichen Verleumdung und Verketzerung des Gegners nicht zurückscheut — und hierin allerdings nichts weniger als vorbildlich ist; die Tatsache selber aber zeigt, daß Goethe den Unterschied sehr wohl gekannt und sehr gründlich berücksichtigt hat, und daß die

Digitized by Google

angeführten Grundsätze, welche einer Enthaltung von der Kritik das Wort reden, von ihm selber nur auf die Kunst bezogen sind und auch nur auf das Kunstgebiet angewendet gelten dürfen.

Und selbst hier haben sie selbstverständlich nur so weit eine Berechtigung, wie Goethe selbst ihnen den Geltungsbereich gezogen hat: sie gelten für denjenigen, der selber produziert, und für den es daher eine Vergeudung unvergleichlicher Kraft an ungeeigneter Stelle bedeutete, wenn er sich der Kritik widmen wollte, — ganz davon abgesehen, daß die Erfahrung zeigt, wie beschränkt in der Regel der kritische Gesichtskreis der Künstler gerade in ihrer eigenen Kunst ist, und zwar umsomehr, je bedeutender sie selber sind.

Nichtsdestoweniger hat auch Goethe keineswegs mit Kritik über dichterische Erzeugnisse aller Art, auch nicht mit sehr abfälliger, zurückgehalten, wenn er in der Sachlage selber eine Veranlassung gerade für sich fand, seine Meinung zu äußern. Man denke z. B. an sein beinahe fanatisches Auftreten gegen Kotzebue, bei dem allerdings auch sittliche Gesichtspunkte das Leitmotiv abgaben.

Nach einer anderen Richtung ist der Geltungsbereich der Goethe'schen Enthaltungsmaxime dadurch begrenzt, daß für den Nichtberufenen Zurückhaltung mit seiner kritischen Meinung, zumal in der Oeffentlichkeit, geraten, wenn nicht geboten ist. Die Kritik ist ein Beruf und ein Amt. Soweit sie ein Beruf ist, verlangt sie eine zweckentsprechende Vorbereitung; soweit ein Amt, eine Berufung zur Wirksamkeit. Daß bei den vorwitzigen Urteilen der Menge nichts herauskommt als Ueberhebung und Schädigung der künstlerischen Wirkungen, versteht sich von selber. Daher kann nach dieser Richtung die Abschreckung kaum weit genug gehen. Die abbrechende Manier, mit der jeder Beliebige sich plebejisch an das unverstandene Beste heranwagt, und die Gewöhnung auf Seiten der anderen daran, dergleichen ohne Grimm und Strafe hinzunehmen, führt zu einer Nivellierung aller Unterschiede in der Kunst vor den Augen der Masse und dadurch zu dem heutigen Zustande, der insofern den Anhm der Konsequenz für sich in Anspruch nehmen kann, als er nach dem schönen Grundsatze „wenn schon, denn schon" unfähig, sich vor höherem in der Kunst zu beugen, sich lieber an dasjenige hält, was er nicht erst zu erniedrigen, herunterzureißen braucht — in der Weise, wie jüngst erst an dieser Stelle davon die Rede gewesen ist, daß sogenannte gebildete Leute mitleidig achselzuckend von „Kabale und Liebe" gesprochen haben und zugleich ihrem Entzücken über eine Aufführung von „Robert und Bertram" Ausdruck gaben.

Goethe weist die wissenschaftliche Forschung, namentlich wo sie mit Erleben, innerem und äußerem, mit Erfahrung ufw., kurz mit der Induktion zu arbeiten gezwungen ist, auf die Verpflichtung sogar zu einer sehr strengen und besonnenen Kritik hin, die sich selbstverständlich auch gar nicht vor dem „Einreißen" und Verwerfen zu scheuen hat, aber allerdings schwer und daher nicht von jedem zu handhaben ist, der dieses Weges daher kommt. Er sagt:

„Man braucht nicht alles selbst gesehen noch erlebt zu haben; willst du aber dem andern und seinen Tatheilungen vertrauen, so denke, daß du es nun mit dreien zu tun hast: mit dem Gegenstand und zwei Subjekten."

So kommt es also immer darauf an, welchen Standpunkt der Spruchmeister eingenommen hat, um von seiner Weisheit den richtigen Gebrauch zu machen; und ein unrichtiger Gebrauch fällt nicht der Spruchdichtung, sondern dem Mißbrauchenden zur Last.

Da fällt mein Blick auf einen Spruch Goethe's, der mir noch zu einer Erwägung Veranlassung gibt.

„Das Jahrhundert ist vorgerückt; jeder Einzelne aber fängt doch von vorne an."

Das ist ein Warnungszeichen für alle diejenigen, welche den Unterschied zwischen individueller und allgemeiner Entwickelung schwer begreifen können. Das Individuum hat ebenso wie in seiner körperlichen Entwickelung alle möglichen früheren biologischen Zustände, in seiner geistigen Entwickelung alle früheren intellektuellen Kämpfe und Errungenschaften an sich zu erleben. Aber ebenso, wie es jene in den kurzen embryonischen Zeitraum vor der Geburt zusammendrängt, hat es diese an der Hand der älteren Generation in einem möglichst kurzen Abschnitte seines jugendlichen Daseins zu durchlaufen, um zunächst einmal auf den Standpunkt sich zu erheben, bei dem die Gesamtheit auf ihrem Jahrtausende langen Kulturgange angelangt ist. Alsdann kann es in und mit der lebenden Generation an weiteren Menschheitsaufgaben nach seiner Kraft arbeiten. Ueberall da aber, wo es sich um gemeinschaftliche Arbeit handelt, wo genossenschaftliche und gesellschaftliche Tätigkeit einsetzt, ist es unmöglich, den Maßstab des Einzelwesens anzulegen. Kulturbestrebungen organisierter Massen, welche heute einsetzen, fangen nicht mit tabula rasa an, sondern — wofern sie nicht unberufen sind, — mit dem vollen Besitze aller bisherigen kulturgeschichtlichen Errungenschaften, und sie arbeiten von diesem schon hohen Standpunkte aus, mit allem notwendigen vollauf ausgerüstet, mit vereinigten zahlreichen, oft sehr hervorragenden Kräften in der von ihnen erwählten Richtung auf die selbstgesetzten Ziele hin. Da kann also in einem Jahrzehnt oder in einem Menschenalter etwas geschafft werden, dessen ein einzelner in dem gleichen Zeitraum nur allenfalls einmal fähig wäre, wenn er zu den auserlesensten menschlichen Ingenien gehörte.

Der Durchschnittsmensch allerdings kann wegen der Unzulänglichkeit seines eigenen Wissens und Könnens kaum skeptisch genug inbezug auf den Wert seiner persönlichen Errungenschaften sein und hat daher alle Veranlassung, dafür zu sorgen, daß er den Maßstab der rücksichtslosesten Vergleichung mit den Errungenschaften der Gesamtheit nicht verliert. Für den einzelnen bedeutet schon das Schritthalten mit der fortschreitenden Menschheit eine ungeheure Anstrengung, und hier gilt es zu beherzigen:

„Ach Gott, die Kunst ist lang, und kurz ist unser Leben!" oder wie der allgewaltige Geist Goethe's — allen Geringeren zur nicht wegzudenkenden Nachachtung — auch gesagt:

„Denke nur Niemand, daß man auf ihn als den Heiland gewartet habe."

Wöchnerinnenschutz und Frauenbewegung.

Von Albert Kettner.

(Nachdruck verboten.)

Es muß einleuchten, daß eine hinlängliche Fürsorge für die mittellosen Wöchnerinnen aus dem Volke von ungeheurer Tragweite ist nicht nicht nur für Mann, Weib und Kind, sondern auch für Staat und Gesellschaft, die an einem gesunden, kräftigen Volkstum interessiert sind.

Die Erreichung dieses Zieles müßte, wie man meinen sollte, allen Gesetzgebungen am Herzen liegen. Was geschieht aber in Wirklichkeit? Rußland, Spanien, Dänemark, Frankreich, Schweden usw. haben gesetzlich überhaupt noch nichts getan. Die Schweiz zwar verbietet die gewerbliche Arbeit in den zwei Wochen vor und den sechs Wochen nach der Niederkunft, und in England, Belgien, Norwegen, Holland, Portugal besteht ein gesetzliches Arbeitsverbot von vier Wochen nach der Entbindung. Diese Länder bewilligen jedoch den armen Müttern, die das wohlgemeinte Verbot trifft, keinerlei Schadloshaltung für den Verdienstentgang! Das deutsche Reich und Oesterreich-Ungarn aber, die die gewerblich tätigen Wöchnerinnen als Kranke von den Versicherungskassen entschädigen lassen, tun dies zwar, aber nur mit 50 bis 75 Prozent des Lohnes und bloß 4 bis 6 Wochen lang.

Digitized by Google

Die deutsche Frauenbewegung ist es nun, die die Notwendigkeit ausgedehnteren Wöchnerinnenschutzes mit allem Nachdruck betont. Vor allem sind es die Veröffentlichungen von Nina Carnegie-Mardon.*) Lily Braun, Pauline Schiff und Else Lüders, die für ihn eintreten. Auch Adele Schreiber, Alice Salomon und a. m. befassen sich eifrig mit dem uns beschäftigenden Problem in der Richtung einer zielbewußten, zweckmäßigen staatlichen „Mutterschaftsversicherung." Lebhafter Beifall gebührt dem Mannheimer Zweig des Vereins „Frauenbildung — Frauenstudium" für die dem Bunde deutscher Frauenvereine gegebene Anregung zur eingehenden Prüfung der Frage. Diese Prüfung, von der Arbeiterinnenschutzkommission des „Bundes" im Jahre 1903 vorgenommen, hatte das Ergebnis, daß nicht die von Frank und Mardon angestrebte Schaffung eigener Mutterschaftskassen als wünschenswert erklärt wurde, sondern die Ausgestaltung der Wöchnerinnenversicherung innerhalb der gesetzlichen Krankenkassen im Sinne der Forderungen einer gesunden Sozialpolitik. Diese Forderungen lassen sich etwa wie folgt zusammenfassen:

Strenges Verbot für sämtliche Gattungen von Arbeiterinnen ohne Ausnahme während der letzten zwei Wochen vor und der ersten sechs nach der Niederkunft; wo operative Eingriffe oder andere zwingende Umstände eine längere Erholungs- oder Pflegefrist dringend nötig erscheinen lassen, tritt eine längere Arbeitspause ein. Kassenzahlung des vollen Lohnes während der ganzen Zeit des Nichtarbeitens. Gewährung unentgeltlicher Behandlung nebst Heilmitteln, Windeln, Kindernahrung usw. Frank verlangt für den Fall, daß eine Wöchnerin in einer Anstalt gepflegt wird, Ersatz der eventuellen Anstaltsauslagen durch die Versicherungskasse, und er fügt hinzu:

„Sollte eine in eine solche Anstalt aufgenommene Frau einen erwerbsunfähigen Gatten haben oder Kinder, die auf den Ertrag ihrer Arbeit angewiesen sind, so soll die Kasse während der Dauer der Rekonvaleszenz diesen Angehörigen mindestens die Hälfte der Unterstützungsgelder zukommen lassen."

Else Lüders wünscht, daß

„auch all die hart mitarbeitenden Ehefrauen der Handwerker, Unterbeamten, kleinen Kaufleute usw. in Betracht gezogen werden, wenn sie schon nicht obligatorisch zu versichern wären, so müßte doch den selbständigen Frauen unter einer gewissen Einkommengrenze das Recht eingeräumt werden, sich selbst bei den betreffenden Kassen zu versichern, um eine pekuniäre Beihilfe für das Wochenbett zu haben."

Was die Mittel betrifft, so schlägt Frank vor, abgesehen von den Beiträgen der Arbeiterinnen und ihrer Brotgeber, alle Kinderlosen (Hagestolze, alte Jungfern, kinderlose Ehepaare) mit einer Wöchnerinnensteuer zu belegen — als ob diese Gruppen der Bevölkerung an dem Mutterschaftsschutz ein höheres Interesse hätten als andere! Bis das große Ziel der allgemeinen staatlichen Wöchnerinnenversicherung erreicht ist — was wegen gewisser Bedenklichkeiten der Regierungen und wegen der Schwierigkeiten pekuniärer und technischer Natur wohl noch lange dauern wird — muß die Privathilfe möglichst Bedeutendes zur Erleichterung des Loses der armen Mütter und Kinder tun. Die Gründung privater Mutterschaftskassen ist wünschenswert. Nach Frank „könnten solche mit Leichtigkeit in Form kleiner Hilfsgenossenschaften eingeführt werden, die sich, auf versicherungs-mathematischer Grundlage errichtet, selbst verwalten" und eine Staatssubvention beziehen würden. Auch die obligatorische Errichtung von Krippen in der Nähe der Arbeitsstätten behufs Unterbringung der Säuglinge tagsüber nach dem Wiedereintritt der Mutter in die Arbeit wäre dringend geboten; bislang sorgt die Gesetzgebung nur in Portugal und Ungarn für das Vorhandensein einer ausreichenden Anzahl von Krippen.

*) Die Versicherung der Mutterschaft, aus dem Französischen des Louis Frank. Leipzig-Berlin H. Seemann Nachf.

Schon jetzt besteht da und dort eine oder die andere aus privater Initiative hervorgegangene Veranstaltung für arme Wöchnerinnen, und die Ergebnisse sind hocherfreulich. Ein Tornacher Fabrikant z. B. gewährt seinen Arbeiterinnen eine Ruhepause von sechs Wochen nach der Entbindung bei voller Lohnzahlung; die Folge war von Anfang an ein auffallendes Sinken der Säuglingssterblichkeit. Neun Mühäuser Großindustrielle haben für ihr weibliches Personal eine Association des femmes en couches gegründet, deren Beiträge teils von den Mitgliedern, teils von den Firmen entrichtet werden, und zwar je 30 Centimes (24 Pf.) monatlich, also 60 Centimes (48 Pf.) pro Mitglied und Monat; dafür erfolgt Wochenbettunterstützung in voller Lohnhöhe. In Paris gibt es eine 1891 vom „Zentralausschuß der Textilunternehmungen" ins Leben gerufene Kasse, deren Mitglieder monatlich 50 Centimes einzahlen und dafür im Entbindungsfalle vier Wochen lang wöchentlich 18 Franks empfangen; erklärt ein Arzt die Wiederaufnahme der Arbeit nach dieser Zeit für untunlich, so läuft die Unterstützung noch zwei Wochen lang. Diese Hilfskasse zählte im Jahre 1902 rund tausend Mitglieder; sie bietet ihnen noch andere Vorteile: ärztliche Sprechstunden, 20 Prozent Ermäßigung in den Apotheken usw. Auch in Lille und in Dammarin-les-Lys sind ähnliche Einrichtungen vorhanden; kleinere noch in 80 anderen französischen Ortschaften; davon sind über 30 vom Staate anerkannt und subventioniert. Diese Vereine heißen societés de charité maternelle und stellen die Bedingung, daß die Mütter, wenn irgend möglich, ihre Kleinen selbst stillen. Hinsichtlich des Erfolges der Pariser Kasse teilt Else Lüders mit, daß in dem angeführten Rahmen die Säuglingssterblichkeit nur 6 v. H. beträgt — gegenüber einer solchen von 36 v. H. für ganz Frankreich! Angesichts so beredter Ziffern muß man sehnlichst wünschen, solche Veranstaltungen allenthalben in großer Zahl entstehen zu sehen, und in Italien ist denn auch Neujahr 1905 eine große private cassa di maternità (Mailand) ins Leben getreten, deren sich besonders Frau Professor Pauline Schiff eifrig annimmt.

Die Hauptsache bleibt aber unbedingt eine eifrige Agitation zwecks Erreichung einer ausreichenden und allgemeinen staatlichen Mutterschaftsversicherung im Sinne der oben zusammengefaßten durchgreifenden Reformvorschläge. Glücklicherweise ist dies ein Gebiet, auf dem die Anhänger und die Gegner des Grundsatzes der Staatshilfe gemeinsam vorgehen können, denn hier handelt es sich für den Staat nicht um einen Eingriff in die Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit oder um die Deckung des pekuniären Risikos eines Standes, sondern lediglich darum, weibliche Personen für ein ihnen staatlich auferlegtes oder auszuerlegendes Arbeitsverbot schadlos zu halten. Und dieses Arbeitsverbot ist dringend notwendig im Interesse des Volkes, das gesund zu erhalten die erste Pflicht eines Staates ist.

Streiflichter.

„Friedensfreunde." Es gibt wohl in jeder Sprache ein paar Wortverbindungen, deren Sinn so schal und allgemein ist, daß die davon Betroffenen mit Eifer danach streben, ihre Organisation mit einem Namen belegt zu sehen, der ihr Wirken und Streben deutlicher, zutreffender kennzeichnet. Sind etwa die Liberalen nur „Freiheitsfreunde," oder sind sie nicht, wollen sie nicht vielmehr Arbeiter an der Volksbefreiung, tätige Widersacher jeder Reaktion sein? — Sind die Sozialdemokraten nur „Freunde des Zukunftsstaats," wie er ihnen vorschwebt, und nicht vielmehr — und vor allem — Streiter für denselben und grimmige Feinde der „Bourgeoisie?" Warum also muß es durchaus nur „Friedensfreunde" geben, wenn man sich auf allen anderen Gebieten längst klar geworden,

Digitized by Google

daß „Freundschaft“ einer Sache gegenüber so gut wie nichts besagen will, da ein so matter Begriff, der lediglich einen freilichen Zustand bezeichnet, an sich noch zu keinerlei praktischer Mitarbeit verpflichtet? Ich kann ein großer „Freund“ guter Zigarren sein, ohne mir die Mühe und das pekuniäre Opfer anferlegen zu wollen, welche zu kaufen.

So las man denn auch kürzlich wieder, daß die „Friedensfreunde“ zur Algeciras-Konferenz das Wort ergriffen hätten, indem Frédéric Passy in einem Brief an Professor Quidde-München die solidarische Betätigung der französisch-deutschen „Friedensfreunde“ empfahl. Was soll sich der Fernerstehende unter so vagen Begriffen denken? Leute wie Quidde, Fried, Dr. Hirsch ⅔, Baronin Suttner, wie Passy, Richet, Bourgeois, d'Estournelles und die Sévérine sind eben mehr als bloß „Friedensfreunde;“ sie sind Friedenskämpfer; Friedenerstrebende, d. i. Pacifisten — und für jemand, der die Fremdworte und „ismen“ nicht liebt, Kriegsfeinde und Vorkämpfer des organisierten Rechtsfriedens.

Damit kommen wir auf den zweiten Irrtum, den das unselige Wort „Friedensfreunde“ bei Fernerstehenden — also bei der großen Mehrzahl aller Deutschen — hervorrufen muß: Welchem Frieden, so fragen jene, sind diese Leute denn eigentlich „freund?“ Vielleicht jenem Kirchhofsfrieden, der den Kampf aus der Welt schaffen will und damit alles Leben zum Stillstand bringen müßte? — Leben wir denn nicht bereits im „tiefsten Frieden?“ Ist uns dieser nicht seit Jahrzehnten erhalten geblieben? Was wollen also jene Leute eigentlich, so fragt man wohl.

Antwort: Wenn die Friedensbewegung dahin strebt, den Krieg aus der Welt zu schaffen, so sind die zum Ziele führenden Wege, auf denen besonnen und nie sprungweise vorgeschritten werden muß, sehr mannigfaltig und noch mit reichlichen Hindernissen gepflastert. Man muß zunächst suchen, der großen, gleichgültigen Masse mehr und mehr klar zu machen, daß es ein nationalökonomischer Irrtum sei, zu glauben, bei der internationalen Verzweigung des heutigen Weltthandels werde der eigene Reichtum vermehrt, wenn man den Gegner niedertrete. Man muß ferner die Wahrheit (nicht nachweisen, weil sie selbstverständlich ist, sondern) landläufig machen, daß jede Neurüstung eines Staates nicht, wie man seltsamerweise immer noch glaubt, ein vermehrter Schutz des Friedens, sondern eine erneute Bedrohung jenes Zustandes ist, den man gemeiniglich als „Frieden“ bezeichnet, denn jede Neurüstung ruft eine gleiche oder womöglich noch stärkere bei allen konkurrierenden Mächten hervor; mit seltsamer Logik nimmt jeder die Rüstung des Nachbars als Begründung seiner eigenen, und auf diesem circulus vitiosus basiert unser „bewaffneter Friede, der durch seine die Kultur hemmenden Lasten und Folgeerscheinungen manchem schon nicht besser erschien als der Krieg selbst. Der latente Rüstungskrieg, der sich hinter dem Begriff des „bewaffneten Friedens“ versteckt, muß schließlich zu eben dem führen, was durch ihn angeblich vermieden werden soll, zum offenen Kriege — falls nicht rechtzeitig eine Umkehr auf der ganzen Linie erfolgt. Nicht mehr „para bellum,“ sondern para pacem, para pactum (wie Justizrat Strauß in der „Deutsch. Jur.-Ztg.“ schrieb) muß die Losung des modernen Patrioten sein, wenn er sein Vaterland vor unabsehbarem Unheil bewahren will — denn Krieg und Sieg sind nicht identisch, und Mars verbirgt mit Sicherheit nur die schier fabelhaften Opfer an Gut und Blut (man denke an Liaojang, Mukden, Tschuschima u. s. w.)

Para pactum, d. h. rüste den Schiedsvertrag, oder in allgemeiner Deutung: Unterstütze jene, die an der internationalen Verständigung arbeiten, die einen friedlichen Ausgleich widerstreitender Interessen vorbereiten wollen durch Regelung eines auf gegenseitiger Achtung beruhenden Nebeneinanderlebens der Nationen, durch Handelsverträge, wissenschaftliche Weltkongresse, Weltausstellungen, Zollerleichterungen und wie die Mittel zum Zwecke der Friedfertigung sonst heißen mögen.

Nicht im entferntesten denken die Pacisisten daran, dem nichts weniger als schönen Traum einer Beseitigung des Kampfes nachzujagen. Kampf ist Leben, ist Entwickelung und daher ewig notwendig, weil einem Naturgesetz entsprechend. Auch der Krieg ist Kampf, gewiß! Daraus aber zu folgern, daß auch er ein Naturgesetz ist, wäre ein Trugschluß, denn der Krieg ist nur eine besondere Form im ewig sich wandelnden Kampfe der Menschheit, eine immer seltener angewandte Kampfesart, die in der großen Reihe der Kämpfe, die zwischen den höheren Einheiten der menschlichen Organisation obwalten, nur mehr einen winzig kleinen Raum einnimmt und heutzutage — bei der furchtbaren Höhe der modernen Waffentechnik — ein ganz anderes Gesicht trägt wie etwa zu Zeiten des alten Fritz. Die Geschichte lehrt, daß mit fortschreitender Kultur der Kreis jener Verbände, zwischen denen der Krieg ausgeschlossen war, immer größer wurde. Im Anfang kämpfte Mann gegen Mann, dann Sippe gegen Sippe, dann Hundertschaft gegen Hundertschaft, Burg gegen Burg, Provinz gegen Provinz, Staat gegen Staat, schließlich Staatenbünde gegeneinander. Wo aber steht geschrieben, daß damit die Entwickelung zum Stillstand gekommen ist? Das Entwickelungsgesetz kennt einen solchen seiner Natur nach nicht, und wenn heute ein Krieg zwischen Deutschland und Italien, zwischen Deutschland und Oesterreich (vgl. 1866!) bundesgemäß als ausgeschlossen erscheint, warum soll dann das Streben nach einem Fünfbund, nach den „Vereinigten Staaten Europas“ utopisch sein? — Nur ein einiges Europa kann der Konkurrenz des militaristisch weniger belasteten, schaffenskräftigen Amerika wirksam begegnen.

Hiernach wird man ungefähr ermessen können, welchem Frieden die modernen Pacifisten „freund“ sind, und aus welchen Gründen sie ihm mehr als „freund“ sein wollen. Ist es doch, bevor man einer Sache auf den Grund gehen kann, vor allem nötig, die Mißverständnisse zu beseitigen, die nur zu oft eine ebenso einfache wie selbstverständliche Wahrheit zu einer Karikatur ihrer selbst machen.

Carl Ludwig Siemering.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin. Am Sonnabend, den 6. Januar fand im kleinen Saal des Rathauses, ein Vortrag von Frau Regine Deutsch statt über das neu erschienene Buch von Charlotte Perkins-Gilman: „Kinder-Kultur.“*)

Die Sprecherin hob besonders die Unterschiede zwischen diesem Erziehungswerk und den sonstigen vortrefflichen Büchern auf diesem Gebiet hervor. All diese behandeln die Erziehung des vorhandenen Menschen meist erst nach so und so viel Lebensjahren. Verfasserin dagegen sagt, es genügt nicht, daß der Mensch besser erzogen werde, er muß besser geboren werden. „Erziehung vermag viel, aber der Körper und das Gehirn, mit denen das Kind geboren wird, ist alles was man zum Erziehen in Händen hat. In lebendigem Fleisch muß der Fortschritt der Menschheit verzeichnet stehen.“ Damit das Kind besser geboren werde, müssen die Eltern sich selbst zu diesem höchsten Beruf erziehen, und zwar, wie Verfasserin sagt, zehn Jahre vor der Elternschaft, d. h. allgemein gesprochen, von Beginn der Reife an sollen Knaben und Mädchen daran denken, daß sie dereinst Eltern werden können, Eltern werden sollen, Eltern werden wollen. Um aber junge Leute auf diese Höhe zu bringen, so früh in ihnen das Verantwortlichkeitsgefühl zu wecken, dazu bedarf es einer ganz anderen Erziehung als bisher. „Die Kraft des Urteilens und Wollens zu entwickeln“ wird als Hauptzweck dieser Erziehung gefordert. Man kann wohl sagen, daß dies bisher nicht Ziel der Erziehung war. Gerade im Gegenteil, diese Kraft zu unterdrücken galt für nötig. Darum forderte man vor allem vom Kinde Gehorsam. „Ueber die Wirkung des

*) Deutsche Kulturverlag. Berlin S. W. 61.

Digitized by Google

Gehorsams" handelt denn auch das 2. Kapitel. Verfasserin verwirft die Erziehung zum Gehorsam vollkommen. Sie führt aus, daß man dadurch nur denkfaule, unterwürfige Menschen erzieht. Gerade das, was man durch diese Methode erreichen will: das Kind vor Gefahren zu schützen, wird nicht erreicht. Das Kind kommt ja zu leicht auf den Gedanken, daß es nur folgen soll, weil es den Erwachsenen bequem ist; man bewahrt es oft vor den natürlichen, folgenschweren Folgen der Ursache und Wirkung, statt es diese fühlen zu lassen. So, wenn ein Kind mit dem Feuer spielt. Statt es die Wirkungen des Feuers in nicht allzu schmerzhafter Weise fühlen zu lassen, heißt es: Ich verbiete Dir mit dem Feuer zu spielen, Du wirst bestraft, wenn Du es tust. Die Referentin gibt auf diese rein pädagogischen Kapitel nicht näher ein — es ge.hab dies nachher in der Diskussion seitens des Herrn Dr. Penzig — um, anknüpfend an das 1. Kapitel „Die kostbare Zeit" über das weitere, der Vorbereitung zur Ehe gewidmete Kapitel „Die natürliche und die unnatürliche Mutter" zu sprechen. Verfasserin hebt in scharf pointierter Weise hervor, was man setzt unter „natürlich" und „unnatürlich" die Mutterschaft betreffend versteht. Als „natürlich" empfindet man es, wenn das junge Mädchen mit keinem Gedanken an seine künftige Pflicht denkt, denn „die Tiere tun es nicht, die Wilden tun es nicht, und unsere reifenden jungen Mädchen tun es auch nicht." Als „natürlich" empfindet man es, wenn ein junges Mädchen vor der Gattenwahl sich entweder von Instinkten leiten läßt, oder falls sie einmal ihre Vernunft befragt, mehr aus finanziellen Erwägungen handelt. Verfasserin ersehnt eine Generation künftiger Mütter, die „unnatürlich" genug ist, ernste Gedanken der ihr bevorstehenden großen Pflicht zuzuwenden, die darnach strebt, selbst besser zu werden — an Charakter und körperlichen Eigenschaften — um des Kindes willen, und die einen hochstehenden Vater für ihr Kind ersehnt.

Den beiden zusammengehörenden Kapiteln „Die Anmaßung der Alten" und „Die Achtung vor der Jugend," wurde ihrer Neuheit wegen eine eingehende Erörterung zu teil. Verfasserin wendet sich gegen die Ansicht ihre Vernunft befragt, mehr aus finanziellen Erwägungen handelt. Verfasserin ersehnt eine Generation künftiger Mütter, die „unnatürlich" genug ist, ernste Gedanken der ihr bevorstehenden großen Pflicht zuzuwenden, die darnach strebt, selbst besser zu werden — an Charakter und körperlichen Eigenschaften — um des Kindes willen, und die einen hochstehenden Vater für ihr Kind ersehnt.

Den beiden zusammengehörenden Kapiteln „Die Anmaßung der Alten" und „Die Achtung vor der Jugend," wurde ihrer Neuheit wegen eine eingehende Erörterung zu teil. Verfasserin wendet sich gegen die Ansicht, daß die Kinder Eigentum der Eltern, die lediglich aus der Tatsache des ins Leben setzen gefolgert wird. Sie führt aus, daß dies die Kinder zu nichts verpflichtet, den Eltern dagegen eine ungeheure Verantwortung auferlegt. Die kindliche freiwillige Liebe, die sich an der Liebe der Eltern entzündet, sei etwas ganz anderes; sie werde am stärksten den Eltern gegenüber empfunden, die keine Dankbarkeit fordern. Wie viele Mütter fordern aber von der Tochter die Opferung des eigenen Lebens, statt diese, für den Fall daß sie nicht heiratet — ihren eigenen Weg gehen zu lassen. Die Eltern sollen mit den Kindern vorwärts gehen, nicht diese rückwärts zu ihnen; ihnen allen gemeinsam soll sein der große Dienst an der Menschheit, dem jeder Mensch verpflichtet ist. „Soziale Elternschaft" heißt das letzte Kapitel, welches den Begriff der mütterlichen Fürsorge für das leibliche Kind in die allerumfassendste Fürsorge aller Mütter für alle Kinder umgelegt wird. —

* * *

Abteilung Wiesbaden. In der letzten Sitzung sprach Herr Rötscher über die „Ethik auf dem Pariser Freidenker-Kongreß." Er begann mit dem Hinweise, daß die Trennung der Moral von allen religiösen und metaphysischen Voraussetzungen eine Aufgabe sowohl der Freidenker wie auch der Ethiker sei. Frankreich ist durch die Einführung des Moralunterrichtes bahnbrechend vorangegangen. Auch in Deutschland hat sich in den letzten Monaten eine Liga für ethische Erziehung gebildet. In der „Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur" sind die Ansichten über die Art der Einführung des Moralunterrichtes noch geteilt. Die einen wollen die Einführung neben dem bisherigen Religionsunterricht, die anderen an Stelle des Religionsunterrichtes. Religion und Moral sind aber zwei grundverschiedene Dinge und widersprechen sich an manchen Stellen. Das kommt daher, daß die in der christlichen Religion enthaltene Moral sich nicht hat fortentwickeln können und auf dem Standpunkt stehen geblieben ist, der bereits vor 1800 Jahren erreicht war. Wie das Gute das Besseren feind ist, so hat sich auch die christliche Moral zu einem Hindernis für die Entwickelung der natürlichen Moral erwiesen. In der Resolution Bussion heißt es: „Alle Moralsysteme, welche auf den Glauben gegründet sind, bieten heute einen fast unbesiegbaren Widerstand der Vernunft und dem Gewissen: Der Vernunft, weil sie einen Gehorsam verlangen für eine angeblich unfehlbare, außerweltliche Autorität, über die man nichts weiß als angebliche, mit den Gesetzen der Natur in Widerspruch stehende Offenbarungen. Dem Gewissen, weil dieses nicht aus sich selbst bestimmen soll, sondern durch die Idee von Strafe und Belohnung durch eine außerweltliche Instanz zu einem bloßen Werkzeug herabgewürdigt wird." Demgegenüber verpflichtete sich der Kongreß auf eine absolut natürliche Moral und auf deren zwei Fundamentalsätze: 1. Die Entwicklung der Persönlichkeit durch die Freiheit; 2. die Betrachtung der eigenen Freiheit nicht anders wie diejenige aller übrigen Menschen. Aus dieser Erwägung fließt die Erziehung der Kinder zur Benutzung ihrer staatsbürgerlichen Rechte und Erfüllung ihrer staatsbürgerlichen Pflichten. Einen weiteren Gegenstand der Kongreßtagung bildete die Lehre von der Voraussbestimmung und der Moral. Das moralische Ideal ist für den aktionsfitionellen Menschen durch seine eigene sorischreitende Erkenntnis gegeben, für den christlichen Gläubigen aber ein- für allemal in der Bibel festgelegt. Das Verständnis und die Erkenntnis der Moral als des Gesetzes von der Harmonie des Ganzen ist „Ethische Kultur." Sie ist nichts Neues, sondern hat von Urzeiten her existiert. In seiner Geschichtsepoche, nicht einmal in der geologischen, ist das wohlverstandene Interesse des einzelnen dem Interesse der Gesamtheit entgegengesetzt gewesen. Diese Erkenntnis ist das wichtigste an ihr. Sokrates führt in seinen Gesprächen aus: „Die Erkenntnis ist nicht ein Weg zur Tugend, sie ist die Tugend selbst. Mit der Erkenntnis hat der Mensch die Tugend. Wer das Gute wirklich erkennt, muß das Gute tun. Erkennen und sittlich sein ist dasselbe." In der Bedanta heißt Mahatamia das große Wort: Wer sich mit ruhiger Ueberlegung und selbst weniger Schwierigkeit über seinen Gegenstand, mit dem er in Berührung kommt, zu sich selbst aussprechen kann, der ist eben damit aller Seligkeit gewiß und auf dem geraden Wege zur Erlösung." Den gleichen Sinn hat Schillas Poesie: „Nur durch das Morgentor der Schönheit dringt ihr in der Erkenntnis Land — Das sittlich Schöne ist das Gute." In der Richtlinie des Denkens aller großer Menschen liegt die Pariser Resolution, und das gibt die Gewißheit von der Ueberwindung des Glaubens durch die Erkenntnis und der Religion durch die Ethik.

(Wiesbadener Tageblatt.)

Vermischtes.

Den Deutschen Rußlands. Zu dieser Schrift, die von im deutschen Reiche tätigen Kräften zu Gunsten der notleidenden Deutschen Rußlands herausgegeben wird, hat Ernst von Wildenbruch als Einleitung ein Gedicht beigesteuert, das in erschütternder Weise das Schicksal der Balten schildert. Die künstlerische Ausstattung des Werkes ist dem hervorragenden Münchner Künstler Otto Ubbelohde übertragen worden, der zu den 12 Skizzen einen schönen Rahmen liefert und uns mit den Städten und Schlössern vertraut macht, um die jetzt der Kampf tobt. So bietet die Schrift in Wort und Bild eine Fülle von Belehrungen und Anregungen, und in der Gesamtreinheit dem Hilfsausschuß für die notleidenden Deutschen Rußlands abgeliefert wird, so sollte Niemand versäumen das Heft zu kaufen.

Bestellungen werden entgegengenommen vom Hilfsausschuß, Berlin, Dessauerstraße 30, dessen Zweigausschüssen, der Verlagsbuchhandlung S. F. Lehmann in München, sowie allen Buchhandlungen. Die Volksausgabe kostet Mk. 1.—, die gebundene Prachtausgabe Mk. 4.—.

* * *

Bildwerke von Hugo Rheinhold. Wir glauben unsern Lesern eine Aufmerksamkeit zu erweisen, wenn wir ihnen mitteilen, daß verschiedene Werke unseres verstorbenen Mitbegrunders, des bekannten Bildhauers Hugo Rheinhold, vervielfältigt im Kunsthandel erschienen sind, die in ihrer Eigenart besonders zu Geschenken sich eignen.

Es handelt sich namentlich um den „Affen," der in 3 verschiedenen Größen erschienen ist, ferner um die Gruppe „Mönche," welche die Firma Gladenbeck jüngst vorzüglich in Terracotta vervielfältigt hat.

Eingegangene Bücher.

Ueber die Bedeutung der Berufsvormundschaft im besonderen für die Bekämpfung der Kinderarbeitslichkeit in Deutschland. Von Dr. Chr. J. Klumker. Frankfurt a. M. Sonder-Abdruck aus „Soziale Medizin und Hygiene," Band I. 1906. Verlag von Leopold Voß, Hamburg und Berlin.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. A. Penzig, Charlottenburg.

Zeitere Nummern sowie **Jahrgänge** der „Ethischen Kultur", die ohne Zweck und unbenutzt lagern, bitte gütigst dem Verlag für Ethische Kultur Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121 einzusenden, der dieselben dankend verwenden kann.

Flügel Pianinos **Blüthner's** Piano-Magazin. Berlin W., Potsdamerstr. No. 27b.

Digitized by Google

Mindestens $^9/_{10}$ aller erkrankten und schmerzenden **Zähne**
sind zu retten und dauernd gut zu erhalten, wenn dieselben gewissenhaft behandelt und plombiert werden!

Einige der vielen Anerkennungen!

Rixdorf, v. 7. Wer einmal bei Ihnen war, sieht, wie ich, auf den ersten Blick, dass sich selbe viele Zahnärzte an Ihren guten Leistungen, sowie der grossen Einrichtung Ihrer Sprechzimmer nur ein Beispiel nehmen sollten usw.

Fr. Oberstleutnant J. v. S. schreibt: Es freut mich recht sehr, Ihnen meine vollste Zufriedenheit und besten Dank aussprechen zu können.

Graf v. X.: Obgleich ein Dr. S. erklärte, den von ihm selbst abgebrochenen Zahn ohne Narkose überhaupt nicht entfernen zu können, haben Sie diese schwierige Operation ohne Narkose und zu meiner allergrössten Zufriedenheit tatsächlich völlig schmerzfrei ausgeführt. Ich war im höchsten Grade überrascht.

Zahnersatz ohne Platte, Porzellanplomben.
Garantiert naturgetreu, haltbar und völlig schmerzlos.

Linde jetzt: **Behrenstr. 20** vis-à-vis Metropol-Theater. Telephon I, 3102. Sprechstd. 9—5.

Zum Druck von **Broschüren**
wissenschaftlichen Werken,
Jahresberichten, Flugblättern,
sowie zur Anfertigung
sämtlicher anderen Druckarbeiten
in moderner und sauberer Ausführung, bei billigster Berechnung, empfiehlt sich
Oskar Hensels Buchdruckerei
Gottesberg (Schlesien).
Druck der „Ethischen Kultur," des „Freidenker" und freireligiösen „Sonntagsblatt."
Bei Bedarf verlange man Kostenanschlag.

Die erste öffentliche Lesehalle
der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.
Münzstraße 11,
ist als eine Stätte der Bildung und edler Unterhaltung seit dem 1. Januar 1895 für jedermann unentgeltlich geöffnet.
Lesestunden
Wochentags 12—3 und 6—10 Uhr, Sonntags von 9½—1 und 5—10 Uhr. Bibliothek von 6700 Bänden — 37 Zeitungen aller Parteien, 100 Fachblätter und Zeitschriften, Landkarten, Wörterbücher und andere Nachschlagewerke.
1904: über 95 100 Besucher,
über 32 200 Buchentnahmen.
Bücher-Verzeichnis soeben erschienen, Preis 50 Pf.
Anmeldungen von einmaligen und Jahresbeiträgen an die Lesehalle, Münzstr. 11, oder an den Schatzmeister Herrn Paul Jaks, Berlin W. 35, Genthinerstr. 12.

Zum Kulturkampf um die Schule.
Ein Mahnwort an Denkende.
Von **Dr. Rudolph Penzig.**
Verlag **Leonhard Simion Nf. Berlin** S. W. 48.
VIII und 152 S. gr. 8°. brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.
Prof. Dr. Friedrich Jodl-Wien schrieb dem Verfasser:
„Indem ich Sie und die Sache, welche Sie vertreten, zu dieser glänzenden Leistung herzlich beglückwünsche, kann ich nur sagen: Ihre Erörterungen sind so vielseitig, dabei getragen von einer solchen Wärme der Ueberzeugung und einem so vollständigen Durchdenken der ganzen Gruppe von Problemen, die diesen Kulturkampf bilden, daß ich meine, das Buch kann seinen Eindruck auf weite Kreise nicht verfehlen." . . .

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.
Abteilung Berlin.
Programm.

Dienstag, den 6. März, abends 8¼ Uhr im Saal 109 des städtischen Rathauses (Eingang Jüdenstraße): Vortrag von Frl. Dr. phil. Olga Stieglitz: „Ueber Max Halbe's Iniet der Seligen." Diskussion. Eintritt frei. Gäste willkommen.

Mittwoch, den 14. März, abends 8½ Uhr. Unter den Linden 16 III, Vorlesungs- und Diskussionsabend. Lektüre von Spinoza Ethik. (Fortsetzung und Schluß). Reclam Nr. 2901—04. Eintritt frei. Gäste willkommen.

Dienstag, den 27. März, abends 8¼ Uhr im Bürgersaal des städtischen Rathauses (Eingang Königstraße): Vortrag von Herrn Dr. R. Penzig: „Darwin und seine Bedeutung für die Kultur." Eintritt für Mitglieder frei. Gastkarten zu 50 Pf. im Bureau der D. G. E. K., W. 64, Unter den Linden 16, II, sowie im Verlag SW. 48, Wilhelmstr. 121, ferner in den Buchhandlungen von Nicolai, Potsdamerstr. 123 b, Späth, Königstraße 52 und bei Wertheim, Leipzigerstr. 132/7, erhältlich.

Donnerstag, den 29. März, abends 8¼ Uhr, Unter den Linden 16, III. **Abteilungstag.** Jahresbericht des Vorstandes. Vorstandswahl u. s. w. Nur für Mitglieder.

Freitag, den 6. April, 8¼ Uhr abends. Saal 109 des städtischen Rathauses: Vortrag von Herrn Otto Jastich aus Eden bei Oranienburg: „Die Bedeutung bodenreformerischer Siedelungsgenossenschaften." Diskussion. Eintritt frei. Gäste willkommen.

Freitag, den 27. April, abends 8¼ Uhr, im Bürgersaal des städtischen Rathauses: Vortrag des Herrn Geh. Justizrat Prof. Dr. von Liszt: „Ueber die Strafrechtsreform." Eintritt für Mitglieder frei. Gastkarten zu 50 Pfg. wie oben.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Das Bureau der Auskunftsstelle der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur
Unter den Linden 16, Querg. III.
ist **geöffnet** von 10 bis 1 Uhr und von 3 bis 8 Uhr.

Auszug aus den Satzungen:
Zweck der Auskunftsstelle der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur.

a) Mündliche und schriftliche Auskunftserteilung an Personen, die Hilfe suchen oder Hilfe leisten wollen, im Besonderen über öffentliche oder private Wohlfahrts-Einrichtungen innerhalb Berlins.
b) Methodische Anleitung der Mitglieder der Auskunftsstelle in allen Zweigen persönlicher Hilfeleistung,
1) durch die sich aus dem Verkehr mit den Auskunftsuchenden ergebenden schriftlichen Arbeiten,
2) durch Vorträge, Besprechungen, Referate.
c) Uebernahme und Ueberwachung persönlicher, sozialethischen Gesichtspunkten geleiteter Fürsorge für Hilfsbedürftige.

Student der Rechte, IV. Semester, wünscht ab Mai cr. Schularbeiten bei 1 bis 3 jüngeren Schülern zu übernehmen, ev. auch noch Nachhilfe in den einzelnen Fächern zu erteilen (Realfächer, außerdem Latein für Sexta und Quinta.) Schon seit 4 Jahren erteilt er Privatunterricht, besonders in Deutsch, Französisch, Englisch, außerdem ist er seit 2 Jahren als Erzieher am Pädagogium in Godesberg tätig.
Gefl. Zuschriften an die Redaktion der „Eth. Kult." erbeten.

Schaffler, Karl. Moderne Malerei und Plastik. 1.20 Mk.
Der bekannte Verfasser gibt eine sehr ruhige und klare Uebersicht über das Wesen der modernen Kunst und sucht ältere und moderne Anschauungen mit einander zu versöhnen.

Das Bureau der J. G. E. K.
befindet sich Unter den Linden 16, **zweiter Stock** rechts. Auskünfte 2c. werden, falls der Unterzeichnete nicht anwesend ist, auch in der Auskunftsstelle im III. Stock erteilt. Sprechstunden des Unterzeichneten nur Montag, Mittwoch und Freitag von 10—12 Uhr. Etwa Zuschriften sind daher besser an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmanstraße 15. zu richten.
Dr. Penzig.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. —
Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1.80 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die beigedruckte Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „**Kinderland**," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XIV. Jahrgang. | Berlin, den 15. März 1906. | Nr. 6.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Mit der vorliegenden Nummer schließt das erste Quartal. Wir bitten unsere Freunde und Leser recht herzlich, uns auch im neuen Jahr nicht nur selbst treu zu bleiben, sondern auch uns in der weiteren Ausbreitung der „Ethischen Kultur" und ihrer Monatsbeilage „Kinderland" möglichst zu unterstützen. Probenummern stellen wir bereitwilligst zur Verfügung und senden dieselben gratis und franko an angegebene Adressen.

Unsere Postabonnenten

machen wir bei dem Quartalswechsel auf die seit einiger Zeit bestehende postalische Einrichtung aufmerksam, wonach die Zeitungsgelder von den Briefträgern, welche zur rechtsgültigen Quittungsleistung berechtigt sind, eingezogen werden können. Eine weitere Bequemlichkeit für die Leser liegt darin, dass man die Einziehung der Zeitungsgelder bei Neubestellungen schriftlich beantragen kann. Man erhält einen Benachrichtigungszettel in den Briefkasten, worauf der Briefträger zur Entgegennahme der Bestellung und Abholung des Geldes erscheint. Etwaige Kosten entstehen dadurch nicht.

„Reklamationen wegen unpünktlichen Eingangen bitten wir bei der Postanstalt des Bestimmungsortes anzubringen."

Redaktion und Verlag für ethische Kultur.

Inhalt:

Ruskin über die Erziehung der Frau. Von Helene Riesz.
Die Mutter. Novelle von Martha Granow.
Streiflichter:
Kulturdokumente.
Emil Adolf Roßmäßler.
Aus der ethischen Bewegung. Hauptvorstand. Abteilung Berlin.
Bücherschau.

Ruskin über die Erziehung der Frau.

Von Helene Riesz.

Wenn große Menschen sterben, da zieht man die Summe ihres Lebens und verkündet sie den Völkern in den klingenden Worten: Das hat er geleistet, solch ein Mann war das! Dann übergibt man sie der Geschichte und setzt ihnen ein steinernes Denkmal. Was sie von ihrer Weisheit in Taten und lebendige Werke umgesetzt haben, das lebt und wächst weiter; was aber in ihren Büchern steht, was sie zur Menschheit gesprochen haben, ihre edlen hilfreichen, segnenden Gedanken, das wird, vom Tageslärm übertönt, vergessen. Reichtum und Kraft schläft in solchen verstaubten Büchern, und wenn ein Mensch einmal durch eines davon bis ins Innerste ergriffen und verwandelt wurde, dann möchte er weinen um die Millionen seiner Brüder, die nie diese Erleuchtung erfahren sollen.

Es ist ja für ein kurzes Menschenleben zu viel Gutes, Großes, Wichtiges geschrieben. Niemand kann alle guten Bücher lesen, so wenig einer alle Wissenschaften studieren kann.

Aber in der Schule gewinnt man doch einen gewissen Einblick in alle Gebiete des Wissens, es gibt enzyklopädische Werke aller Art, die in gedrängtester Form die Hauptsachen behandeln oder doch wenigstens bekannt machen.

Wie schön wäre es, wenn ein kluger objektiver Mann sein Leben der Aufgabe widmen wollte, Rundfragen an die toten Geisteshoroen zu richten, in gründlicher, klarer Weise ihre Meinung einzuholen über diese oder jene brennende Weltfrage! Solche Fragen müßten da behandelt sein, die allen auf dem Herzen liegen, und deren gibt es genug. Und da müßten alle guten und großen Menschen aller Zeiten befragt werden, sofern sie eine Meinung über den betreffenden Gegenstand gehabt haben.

Da gäbe es beispielsweise ein Büchlein über das Lügen, über den Selbstmord, über den Staat und manche andere, die jeder gelesen haben müßte, ehe er den Anspruch erheben dürfte, ein „gebildetes" Glied der menschlichen Gesellschaft zu sein. Dann würde vielleicht weniger verhandelt und mehr gelesiet werden, wenn man im Kampfe der Parteien der überlegenen Weisheit aller Zeiten und Völker das Wort erteilen wollte.

Ein ganz dickes Bändchen würde da den wohlbekannten Titel tragen: „Frauenfrage." Da würde es viel mannigfaches Für und Wider geben, und viel Streit und Heftigkeit, viel Kampf um Recht und Pflicht, Vergangenheit und Zukunft des Menschengeschlechtes, um die relative Größe der Gehirne und die Unzulänglichkeit der Psyche und die natürliche Bestimmung der Frau, und die einen würden es verfechten und die anderen verdammen, das Gesetz der römischen Kirche, mulier taceat in ecclesia. Sanfte und wuchtige Stimmen würden da zu Wort kommen.

Eine von den sanften, ruhigen Stimmen müßte die Ruskins sein.

Aber das ist eine Stimme, die über die Weltmeere klingt in Weichheit und doch innigem Feuer. Auch er hat

Digitized by Google

von der Frauenfrage gesprochen, hat in seinem Vortrage über die „Gärten der Königinnen“ seine Ansicht ausgesprochen über die Stellung der Frau im Leben, über das, was sie fordern und leisten muß.

Wer aber den Wert von Ruskins Ansicht über diesen Punkt richtig und ganz erfassen will, der muß das Bild seiner Persönlichkeit sich vor Augen führen, muß sich an der Größe seiner schönheitstrunkenen Seele berauscht und seine herrliche Güte ahnend empfunden haben. Seine Worte müssen wie die eines Apostels gehört und verstanden werden, anders als die der vielen, die da diskutieren und argumentieren und mit ihrer knöchernen Weisheit dem Lebensflug der Menschheit die Wege weisen wollen. Er ist einer von jenen Gläubigen, denen die Gabe der Weissagung eigen zu sein scheint, weil sie dem wahren tiefsten Leben der Natur näher stehen und ihren Pulsschlag besser zu deuten wissen als die anderen. Darum liegt in allem, was er sagt, eine beglückende Verheißung. — Mögen ihn die flügelnden Ueberflügen tausendmal einen Utopisten schelten und zu ihren ärmlichen „praktischen“ Systemen zurückkehren; die, die Ruskin richtig verstehen können, werden sich von seinem Idealismus gläubig auch aus der Wirrnis dieses aktuellen Problems geleiten lassen.

Ruskin lächelt über das „törichte Gerede“ von der Superiorität des einen Geschlechtes, als ob Mann und Frau gleicharterige Dinge wären, die man in gleichen Punkten vergleichen kann! „Jedes hat, was dem andern fehlt,“ sagt er, „eines ergänzt das andere und wird durch das andere ergänzt.“

Wenn er die Orakel aller großen Dichter befragt, so sprechen die Frauentypen Shakespeares, Spencers, Sophokles und Dantes sicher nicht für die Inferiorität des Weibes. Da gibt es überall Heldinnen statt Helden; die Frau ist immer die Starke, Gute, Weise, während der Mann versagt; wo der tragische Konflikt vermieden wird, geschieht es durch die überlegene Klugheit, Klarheit und Tapferkeit der Frau. Und Ruskin glaubt nicht nur an die höhere Einsicht jener Großen in das menschliche Leben, sondern auch an ihre Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe — sie haben nicht Phantasiegespinste erlogen, Puppen konstruiert, sondern die Frau, wie das Dichterauge sie sah und verstand, das weibliche Ideal aus lebendigen Linien zusammengesetzt.

In all den Lärm über die „Stellung der Frau im öffentlichen Leben“ mitten hinein fragt Ruskin ganz ruhig: Seid ihr euch denn schon klar geworden über die Stellung der Frau im Leben überhaupt, über das, was sie zu leisten hat, über ihre Kraft und ihr Gebiet? „Des Mannes Kraft ist aktiv, progressiv, defensiv, seine Energie ist für Kampf und Eroberung, wo der Kampf gerecht und die Eroberung nötig ist.“ — Die Frau ist das regulierende Element, ihre Energie ist nicht für den Kampf, sondern für die Ordnung, nicht für die Erfindung, sondern für die Einteilung des Erfundenen, nicht für die Verteidigung, sondern für die Entscheidung. Ihr hohes Amt ist Lob; sie selbst steht außerhalb des Wettbewerbes, aber sie spricht die Krone des Wettbewerbes in untrüglicher Gerechtigkeit dem Sieger zu.

Nach diesen ihren verschiedenen, einander ergänzenden Anlagen teilt sich also die Lebensarbeit zwischen Mann und Frau. Ruskin erscheint es unbegreiflich, daß beide um einen Platz im Leben kämpfen, wo sich doch so natürlich der Platz ergibt, an dem jedes von ihnen stehen muß wie ein guter Seemann, damit das Schiff nicht irrefährt. Die Stelle die er der Frau in der Familie anweist, ist der des Königs im französischen Staate vergleichbar, der herrscht, aber nicht regiert. Sie muß leiten, nicht bestimmen, sie muß gleichsam die Richtung bezeichnen, in der sich dann der Mann selber den Weg bahnt. Die Frau schafft jenes kostbare Gut, das die Engländer so unendlich heilig halten, wofür sie ein Wort haben, das sich mit seinem wundersamen innigen Klang in keine andere Sprache übertragen läßt: Home. Home, das ist nicht bloß ein Stück Erde, mit einem Dach überdeckt und durch ein Feuer erwärmt, wie es auch die wilden Urvölker haben — Heim ist eine heilige Stätte, ein Leuchtturm in den Stürmen des Lebens, wo die Drangsale und Mühen der Außenwelt keinen Zutritt haben. Und Heim soll sein, wo immer eines echten Weibes Fuß den Boden berührt.

Es ist aber unrichtig, was so oft behauptet wird, daß der Mann öffentliche, die Frau hingegen nur private Pflichten habe. Der Mann ebensowohl wie die Frau haben Verpflichtungen gegen ihr Haus und ihre Familie und daneben Verpflichtungen gegen den Staat; diese sind die Expansion der ersteren. Hat der Mann für Existenz, Fortschritt und Verteidigung des Gemeinwesens zu sorgen, so ist die Frau für alles verantwortlich, was der Existenz Dauer verleiht und was den Fortschritt nützlich und die Verteidigung wünschenswert macht. Sie soll den Staat zum Home machen. Ihr großes Gebiet sind die schönen Künste, überhaupt „das Schöne in der Welt, der Ursprung aller Frömmigkeit und der Endzweck alles Wissens.“ Sie soll eine Königin des Friedens sein, soll alles Uebel ausrotten suchen; ihre Bezirke sollen sein wie ein Garten voll blühender Blumen, aus denen sie das wuchernde Unkraut ausjätet in Sorgfalt und eifriger Arbeit.

„Es ist kein Krieg in der Welt, nein, und keine ungerechtigkeit, für die Ihr Frauen nicht verantwortlich seid; nicht dadurch, daß ihr sie hervorgerufen, sondern dadurch, daß ihr sie nicht verhindert habt. Es gibt kein Leiden, kein Unrecht, kein Elend auf Erden, an dem die Schuld nicht auf euch liegt!“

Um ihren Platz ausfüllen zu können, muß die Frau unfehlbar gut und unfehlbar weise sein. Nicht die Weisheit der Strenge und des hochmütigen Stolzes, sondern die Weisheit der Milde und Demut soll sie besitzen und jene unendliche Empfindlichkeit, die unter den Pflanzen der Mimose eigen ist und die wir beim Menschen Takt nennen, die höchste volle Feinheit der Empfindung, „die gottgeschenkte Leidenschaft, die Humanität.“ Ihr Takt muß in seiner Zartheit den schärfsten, klarsten Verstand an Sicherheit des Urteils übertreffen.

Welche Erziehung wäre geeignet, dieses Ideal verwirklichen zu helfen?

Nach Ruskins Ueberzeugung müßte das Mädchen physisch und psychisch ausgebildet werden, vor allem durch Freiheit. Sie braucht viel, viel mehr Freiheit als der Knabe, der aus sprüderem Stoff besteht und in die Form geschmiedet werden muß — sie muß aufwachsen wie eine Blume, in Luft und Licht, und so, wie es ihre Natur verlangt. In allen grundlegenden Dingen müßte sie den gleichen Unterricht erhalten wie ihre Brüder, anders wie jetzt. — Man erzieht jetzt, meint er, die Mädchen so, als ob sie bestimmt wären, Seltenornamente auf dem Gemälde des Lebens zu bilden — und dann klagt man über ihre Seichtheit. Man gebe ihnen die gleichen Beheife wie ihren Brüdern, lehre sie gleichfalls, daß Mut und Wahrhaftigkeit die Grundpfeiler ihres Lebens bilden müssen, statt sie zu konventionell verlogenen Puppen zu erziehen und das Hauptgewicht ihrer sittlichen Ausbildung auf die Art zu legen, wie man zur Tür hereinkommt und wie man sich verbeugt. Man gebe ihnen Lehrer und Lehrerinnen, denen man die gleiche Achtung bezeugt wie den Erziehern der Söhne, man lege die Sorge für ihre seelische Entwickelung nicht Leuten in die Hände, die man als tief unten stehend betrachtet und von der Dienerschaft als ihresgleichen behandeln läßt.

Man lasse den jungen Mädchen auch freie Wahl in bezug auf Lektüre. Wie die Pflanze nur jene Stoffe aus dem Erdboden in sich aufnimmt, die ihr zuträglich sind, so wird auch sie instinktiv am sicherſten herausfinden, was ihr gut tut, und zurückweisen, was ihr schadet. Nur zwei Arten von Büchern halte man ihr womöglich ferne: Jene Romane, die einen falschen Begriff vom Leben geben und

Digitized by Google

die junge werdende Kraft der Interessen auf ein Gebiet ziehen, wo sie nichts holen und nichts leisten können. Besonders aber, noch sorgfältiger hüte man sie vor dogmatisch-religiösen, unduldsam-orthodoxen Büchern. Die Theologie ist die einzige Wissenschaft, die der weiblichen Psyche Schaden bringen kann.

Sonst mag sie alles lernen, jede Wissenschaft betreiben, in jedem Fach soweit vordringen wie der Mann — „bis in jenes bittere Tal der Demütigung, in das nur die Weisesten und Besten der Menschen hinabsteigen können in der Erkenntnis, daß sie für immer Kinder sind, die Kiesel sammeln an einem Ufer ohne Grenzen."

Das Mädchen soll lernen, was der Knabe lernt, aber alles in anderer Weise. Es ist für sie nicht so wichtig, alles zu wissen, aber unendlich wichtig, alles zu empfinden und zu beurteilen. Sie braucht kein lebendiges Lexikon zu werden; aber sie muß imstande sein, mit ihrer ganzen Persönlichkeit in alles einzudringen, womit sie sich beschäftigt — sie muß den toten Buchstaben Leben einhauchen lernen. Und mit aller Kraft ihres Wissens und Empfindens muß sie sich auf ihr höchstes, heiliges Ziel richten: bestrebt sein, das Elend, das um sie ist, zu lindern und aus der Welt zu schaffen, soweit sie kann.

Der Mann braucht Härte, um im Daseinskampfe widerstandsfähig zu sein. Die Frau aber sollte es nimmer fertig bringen, den Anblick des Leides ruhig zu ertragen, ohne daß sie versucht, zu helfen.

„Doch anstatt dies zu tun, wendet ihr euch davon ab; ihr schließt euch ein in eure Gartenmauern und leid zufrieden, zu wissen, daß jenseits dieser Mauern eine ganze Welt in Verwilderung ist — eine Welt von Geheimnissen, in die ihr nicht eindringen, von Leiden, die ihr nicht wahrnehmen dürft!"

Das ist eine bittere Anklage, ein herzergreifender Appell. Wenige sind, die nicht die Augen niederschlagen müssen vor diesen Worten in der vollen Bekenntnis ihrer Wahrheit. Sie richten sich aber nicht nur an die vielen, die ihr Leben verlieren in zwecklosem Dahindämmern oder in mittelbloser Zurückgezogenheit, die erfüllt sind von Phantomen oder hohl und empfindungsleer — sie richten sich vor allem an die Mütter, die Erzieherinnen des kommenden Geschlechtes. Die Seele des Weibes ringt nach Freiheit allenthalben. Laßt sie nicht im Dunkeln sich Wunden schlagen, ihr Mütter, die ihr eure Töchter liebt; haltet sie nicht in den rostigen Fesseln, die eure Hände verkrüppelt haben — gebt sie frei, führet sie zum Lichte, lasset sie erkennen und wirken! Macht eure Töchter stark und klug und wahr und seid getrost. Es gibt kein Zurück in das wohlbehütete Dämmerlicht, das eure Jugend umgab. Ihr könnt eure Töchter nicht verbergen vor dem Schicksale, so lehrt sie dagegen kämpfen, wie es die Söhne tun. Wenn ihr sie gelehrt habt, wie die Welt sein soll, dann zeigt ihnen auch, wie sie ist; und dann gebt ihnen die Bahn frei und lasset sie bauen helfen an der schöneren Zukunft!

Die Mutter.

Novelle von Martha Granow.

Die Fabrikglocke läutete. Gott sei Dank! Maria packte hastig die Arbeit fort, ergriff Putzlappen und Oelkanne, wischte und gab überall einen Tropfen Oel, damit der Webstuhl bei ihrer Rückkehr nicht so schwer lief. Dann nahm sie schnell das große Umschlagetuch vom Haken, die Kaffeekanne und das übrige Vesperbrot aus ihrem Fach — sie hatte vor Aufregung nicht essen können.

„Na also gute Reise, Marie!" riefen ihr die andern zu. „Nee, daß Dir das Geld nicht leid tut, wegen so a paar Tage. I, ich wüßte was Besseres damit anzufangen," meinte die Lene. „Familienangelegenheiten!" erwiderte Marie kurz und doch mit einem stillen Lachen im Gesicht. „Ach, was hab ich von der Familie — nischt wie Scherereien und Geldkosten!" meinte Minna. Marie zuckte die Achseln. „Na adies ihr alle, adies! ich muß machen!" damit eilte sie froh davon.

Im zugigen Torgang schäferte eben der Stuhlmeister mit der kleinen neuen Spulerin. Hm! — und er war auch verheiratet. „Kind!" hätte sie sagen mögen, „es bleibt nichts wie Gram und Kummer übrig — und der ist nicht einmal so wie der Albert, so rechtlich und gut. Der will bloß seinen Spaß haben." — Aber was half so ein Wort — sie wußte es wohl!

Nur den Kopf wandte sie noch einmal zurück: sie standen noch da und trennten sich eben mit einem Blick, so vielverheißend — mein Gott! — Dann eilte die ältliche Weberin weiter in den dunklen Abend hinein — dem trockenen scharfen Aprilwind grad entgegen.

* * *

Endlich saß sie im Frauenabteil 4. Klasse. Ein Pfiff — die Koupeetüren wurden zugeschlagen und langsam fuhr der Zug aus dem rußigen Bahnhof der Fabrikstadt. Marie drückte sich tief in eine Ecke — sie wollte sich still für sich freuen. Denn jetzt mußte es wohl wahr sein, sie reiste zu ihrem Kind.

Meine kleine Elsbeth! Da hat man nun nichts auf der weiten Welt als Arbeit früh bis spät. Und da — fern — wächst ein Kindchen auf, da schlägt ein liebes Herz, zu dem man Mutter ist — und das weiß nichts einmal von Einem! Aber nun — endlich — — —.

Warum hatte sie es nur nicht behalten dürfen? Die englische Krankheit — wenn die nicht gekommen wär'! Man durfte ja nicht acht Tage aus der Fabrik bleiben, gleich war der Stuhl besetzt, und man konnte mit der Kleinen verhungern! —

Wieder fühlte Marie den rasenden Schmerz, als sie damals in der ersten Nacht plötzlich aufwachte und halb unbewußt nach dem Korb an ihrer Seite tastete. Nichts war mehr da! Zuerst ein Schreck — und dann — ja dann kam das furchtbare Bewußtsein, daß sie nun für immer allein war, daß sie nie mehr die kleinen weichen Händchen in den ihren fühlen würden — nie mehr auf das eifrige Atmen des Kindes lauschen dürfe. Da erst kam der wütende Schmerz und machte sie fast krank. Nacht für Nacht mußte sie aufstehen, und Hemdchen und Häubchen herholen, die sie zurückbehalten. Am Tage bei dem Surren des Webstuhls hat man ja keine Zeit zum Nachdenken!

Wie fein und zart das Mädelchen war! Der rosige Kinderkopf mit den flaumweichen blassen Bäckchen und den großen, runden, erstaunten Augen; die Patschehändchen, die alles erhaschten, was sich nur irgend erreichen ließ und es in das ewig hungrige Mäulchen stopften; die Härchen blond und weich, wie seidige Fusselchen, am Hälschen hatten sie sich ein wenig geringelt — — —. Wie mochte es nun jetzt aussehen, das angehende Fräulein? . . .

Eben hielt der Zug mit großem Lärm. Die mitreisenden Frauen erwachten und rückten sich zurecht. Ein kleiner Junge weinte und warf sich hin und her; er wußte ja nicht, daß er nur die Neugierin zuzumachen brauche, um alles Unbehagen los zu sein. Aber die Mutter schalt so unverständig. . .

Der Zug setzte sich wieder in gleichmäßig schaukelnde Bewegung. Der kleine schlief; auch die Frauen nickten. Nur zweie plauderten noch eifrig. Marie zog fröstelnd ihr Tuch noch fester um die Schultern. Vielleicht daß auch sie ein wenig schlafen könnte. So mit müßigen Händen saß sie still sitzen — sie lächelte — da war sie sicher noch ein Kind gewesen, daß ihr das geschehen war — stundenlang wie jetzt. Immer arbeiten, Tag für Tag — und Sonntags waschen und flicken und die Kammer sauber machen.

Das war schon gut so. Aber Elsbeth mußte ihr wieder gehören — ihr eigen Kind. Darauf hatte doch jedes Tier Anspruch. Und sie hatte jetzt lange genug ge-

Digitized by Google

wartet und sich gesehnt. O, es würde Mutter sagen und zu ihr kommen, jetzt, wo sie nicht mehr in die Schule brauchte. Und ihre ganz heimliche Hoffnung, daß ihr Albert das Kind für immer ließe — für immer! — Sie erschrak ordentlich bei dem Gedanken. Das Geld, das sollte diesmal schon reichen — sie hatte ja die ganzen Jahre her dazu gespart. — Dann atmete wieder so etwas Liebes, Junges an ihrer Seite — zwei Augen schauten aus, wenn sie abends heim kam. Dann war schon die Stube warm, die Lampe brannte auf dem Tisch und die Teller standen da und warteten, daß sie sich nur davor zu setzen brauchten. Wie eine reiche Frau würde sie es haben — wirklich, viel besser! Und Sonntags erst — Sonntags. . .

Marie lächelte. Wahrhaftig, sie kam ganz ins Träumen. Grade wie damals, als sie noch nicht wußte, daß Albert verheiratet war. — O, wie sie beide durch die blühenden Felder gingen! So warme, stille Abende, so glühendes Abendrot war seitdem nie mehr gewesen. Und die Vögel — die Blumen — die weiche linde Luft! Es roch nach lauter Veilchen! Der Hollunderbusch — wie heimlich flüsterten die Blätter und schwankten und spielten im Winde. — So ein paar Tage des Glücks, die mußten für das ganze Leben ausreichen.

Dann, ja dann war Herbst. Seine Frau kam mit den Möbeln nach. Aber es dauerte nicht lange: er wurde entlassen und mußte noch vor Weihnachten fort. Und das Kind sollte kommen! Mein Gott! das möchte man doch nicht noch einmal durchmachen — das nicht. Und auch nicht, wie es da war und die Sorge und die Sehnsucht einem am Herzen fraß. Wie dann Bertha eines Abends kam: ihr Scheitel war so glatt und ihre Hand eiskalt. „Er hat geschrieben, daß es seine ist, das Kind da!“ Ihre Stimme war rauh — und wie sie das kleine süße Wesen musterte! „Wie es aussieht, will er wissen — ganz närrisch ist der Mann, daß er Vater geworden ist. —“ Sie krampfte die Hände zusammen; dann fuhr sie leiser fort: „Und ich durfte ihm keins schenken, ich durfte kein Kind haben!“ Das klang so bitter und traurig — und verhöhnte die arme Mutter wieder.

„Ich wollte ihn Dir nicht nehmen, Bertha,“ hatte sie nach einer Weile gesagt — „ich wußte nicht, daß er verheiratet war! Es war schrecklich, als ich's dann erfuhr!“ Mit ihren großen scharfen Augen hatte ihr Bertha forschend ins Gesicht gesehen. Dann nickte sie nur. Elschen fing eben an zu schreien. Vorsichtig nahm die Frau das kleine Bündel aus dem Korb und brachte es der Mutter an's Bett. „Da sieh, es kennt Dich schon — ach so ein kleines hilfloses Ding! Die Händchen und das kleine schmatzende Mäulchen!“ Da war sie plötzlich wie eine Schwester geworden: während das Kind trank, machte sie sein Bettchen, räumte die Kammer auf und kochte gar Suppe — garnicht als wäre sie Alberts Frau. Dann kam sie täglich und brachte Essen mit und war immer um das Kind. „Es ist ja auch seins, und Du wirst's noch schwer genug haben.“

Als dann Albert eine feste Stellung gefunden hatte und Bertha ihm nachreiste, da war's beinahe so schwer, wie bei seinem Fortgehen.

Hätte sie doch länger bleiben und tagsüber neben ihrer Näherei die Ziehfrau ein bischen kontrollieren können, dann wäre Elschen sicher nicht so krank geworden. War das ein Elend! Es lag blaß in den Kissen und wimmerte immer ganz leise; es spielte nicht mehr und griff nicht mehr mit den Händchen umher — ganz stumpf war es geworden; man traute es sich garnicht anzufassen. Das konnte man nicht fremden Leuten überlassen; da hatte sie schweren Herzens Alberts und Berthas Briefen nachgegeben.

O, gut hatte es Elschen gewiß! Und es war wohl auch richtig wegen der Erziehung, daß sie nicht anders wußte, als Bertha sei die Mutter. Aber nun war's reichlich Zeit, daß es zu seiner rechten Mutter kam!

Und lächelnd schlief Marie ein.

* * *

Es war niemand am Bahnhof. Marie war enttäuscht. Aber Bertha würde wohl zu tun haben, Albert war in der Fabrik und Elschen — kannte sie ja nicht. Aengstlich erfragte sie sich den Weg. Das Herz klopfte ihr, als sie die Treppe hinaufstieg. Bertha begrüßte sie mit demselben glatten Scheitel und demselben festen Händedruck! Forschend sahen sie sich an — sie waren beide alt geworden.

„Aber wo ist denn Elschen?“ fragte Marie endlich, als sie schon am Tische vor dem warmen Kaffee saß.

„Bei einer Freundin, ich habe sie fortgeschickt.“

Marie sah erschrocken auf. „Ich hatte mich so gefreut! Kommt sie bald?“

Bertha strich mit der Hand über die blendend weiße Deckdecke, die feine Falte schlug und rückte den Stuhl zurecht, der doch nicht schief stand. Dann senkte sie sich der Andern gegenüber. „Es ist nur, weil ich mit Dir reden wollte!“ sagte sie und schlug ihre großen grauen Augen auf.

„Wie hast Du Dir's gedacht, wie wir's ihr sagen wollen? Denn sie weiß nicht anders, als daß wir ihre Eltern sind?“

„Ja wirklich!“ Marie wurde nachdenklich.

„Wir dürfen sie doch nicht vor den Kopf stoßen — sie wird auf einmal — Gott na, es soll ja vielleicht keine Schande sein — aber es ist doch nu mal auf der Welt so. Ob es nicht besser wäre — ?“

„Sie ist mein Kind und basta! Ich habe mich lange genug gebangt. Hast Du denn kein Herz?“ Marie wurde fast zornig.

Bertha zuckte ruhig die Achseln. „Das will bedacht sein. Ordnung, sieht Du, die muß überall auf der Welt sein. Nur nichts am unrichtigen Ort! Und wenn so ein armes in die Welt verlaufenes Kind wie alle Menschen einen Vater und eine Mutter hat — da sollte man es doch nicht aus dem warmen Neste scheuchen.“

Marie sah die andere verständnislos an. „Ja, es ist doch nun einmal so — und Elschen, nun sie hat ja eigentlich zwei Mütter; Albert ist doch ihr Vater!“

„Nun ja!“ meinte Bertha ungeduldig, „nur ob sie es Dir danken würde. Jetzt, wo wir all sind, könnten wir sie adoptieren. Albert war schon auf dem Amt.“

Marie sprang auf. Sie zitterte am ganzen Körper. „Nun verlieh ich Dich: mich, die Mutter willst Du einfach ausstreichen aus Elsbeths Leben, wie man ein Wort ausstreicht auf einem Papier. Sie soll nichts von mir wissen, mich garnicht kennen. Du willst sie ganz für Dich haben! Nein! Nein! Du hast sie gewiß gut gepflegt und ich bin Dir dankbar. Aber Du hattest auch die Freude am Kind — ich war immer allein! Ganz wollte ich sie Dir nicht nehmen, weil ich weiß, wie es tut — wie es auf einmal so still ist um einen, so gräßlich still. — Aber nun, Bertha, nun sind wir quitt! Elschen geht mit mir. — Und schon soll's schon werden,“ setzte sie lächelnd hinzu.

Bertha schob ihren Stuhl zurück. Gelassen stand sie der aufgeregten Mutter gegenüber.

„Immer mit dem Kopf durch die Wand, ohne alle Ueberlegung! Ich meinte, Du müßtest für Dein Kind mit beiden Händen zugreifen, daß es seine Ordnung im Leben kriegt — so ein armes Ding.“

Marie schüttelte den Kopf. „Was Ordnung, ich will was mein ist, das ist auch in der Ordnung.“ Tränen traten ihr in die Augen.

„Um! Hm!“ Bertha trommelte mit ihren harten Fingern auf den Tisch. „Meinetwegen ist es nicht, aber das Kind wird mir unglücklich; es wird sich grämen, vielleicht gar schämen vor ihren Freundinnen. Es ist doch nun einmal so! Sie wird den Kopf ducken und sich zurückgesetzt fühlen. Wir pflanzen ihr einen Stachel ins Herz, an dem sie vielleicht verblutet. Denn noch ist sie jung — sie ver-

Digitized by Google

stünde es nicht, wenn wir sagten: s' ist alles so gleich im Leben: wer Dich darum nicht achtet, den kannst Du getrost laufen lassen!"

Marie hatte sie groß angesehen, dann bedeckte sie die Augen mit der Hand. Das Kind unglücklich? — ihretwegen? Unsinn! Aber doch — sie hat recht. In bitterem Schmerz schlug sie die Hände vor's Gesicht.

„Lieber Gott! Marie!" Bertha strich ihr das wirre Haar glatt. „Ich mein's nur gut mit Elschen und mit Dir. Es wäre ja noch schlimmer, als in der Ferne sieben!"

„Von weitem zusehen! — ja, Du hast Recht!" Sie lachte bitter auf. „Hätt' ich's doch nicht hergegeben, dann wüßte sie es eben nicht anders. Aber damals wußt' ich mir keinen Rat."

„Eben!" meinte Bertha bestätigend, „aber weiß, ob das Kind noch am Leben wäre."

Marie nickte mit zuckenden Lippen. Sie wußte, es war unrecht, aber sie sagte doch: „Dafür hast Du's auch ganz genommen!"

„Ach, glaube, es ist schön das Kind zu haben und ich hab es lieb — aber es ist doch kein eigenes. Und Albert, der sieht in Elschen noch heute die Mutter. Das tut weh —" sie preßte die zusammengeballte Hand auf's Herz, „wirklich es tut weh!"

Marie hatte aufgesehen, zuerst erstaunt, daß die andere noch klagen konnte. Aber ja — „wir haben wohl jede unser Päckchen zu tragen" —.

Langsam stand sie auf. Die Füße waren ihr schwer. Heiße Tränen traten ihr in die Augen, als sie das neue schwarze Kleid am Schrank hängen sah, das sie für Elschen geschickt hatte. Ein Häkelzeug lag sauber in einem Körbchen auf dem Fensterbrett, ein Paar Schulbücher daneben. Sie strich leise und vorsichtig darüber. „Dann geh' ich wohl lieber gleich," meinte sie nach einer Weile. Es war so anders gekommen, sie konnte sich garnicht zurechtfinden und wußte kaum noch, was sie hier wollte — nur daß sie fortgehen mußte — ohne das Kind.

„Bleib doch!" meinte Bertha und strich mitleidig über ihre zitternden Hände, „Du bist die Pate oder die Tante — dann hast Du auch etwas."

Da schüttelte sie langsam den Kopf. „Ich hielt es nicht aus, ich müßt' es rausschreien!"

Noch einmal sah sie sich rundum; sie meinte die flinken Mädchenfüße trippeln zu hören — und das Lachen und Sprechen des Kindes, als sei es gefangen in dieser Stube und klänge ganz leise, ganz wunderfam, wie Engelsklang in ihr Ohr. Sie preßte ihren Kopf gegen die Schrankecke, bis er schmerzte . . .

Sie küßte Bertha zum Abschied. Dann fiel ihr Albert ein. Ja, sie hätte ihn fast vergessen. Von der ersten Stufe wandte sie sich zurück. „Grüß' ihn — und sag ihm, ich hätte nimmer einen andern — oder sag ihm nichts, grüß' ihn nur!" Dann stand sie auf der Straße — zum zweiten Mal allein, als sei die Welt rundum gestorben.

*

Marie saß wieder in einer Wagenecke, ganz zusammengeduckt und sah den Sonnenschein nicht, der draußen die jungen Saatfelder in eine köstlich grüne Flut verwandelte, die im Winde leise wiegte. Sie sah nur den dämmrigen Kirchenraum und dort drüben Albert neben Bertha, der vorsichtig umherspähte und heimlich eine Thräne trocknete. Dann kamen die Konfirmandinnen. Und dort das blonde Köpfchen ihres Kindes, vom Kerzenschein leis umspielt. „Die Liebe höret nimmer auf!" Sanft segnend strich der Pfarrer über das demütig gesenkte junge Haupt. Ein Schauer rieselte der Mutter den Nacken herab. Wenn es von Gott dem Großen, Allmächtigen so heißt, der alle Menschen in sein väterliches Erbarmen schließt, wie mußte da erst eine Mutter ihr einzig Kind lieb haben — ihr einziges Gut auf dieser Welt! — — Aber es nie an sein Herz drücken, nie sehen und küssen dürfen — ausgetilgt sein aus seinem Leben — es war kaum zu ertragen.

Die alte Weberin faltete die Hände fest zusammen. Unaufhaltsam stürzten die Tränen über ihre welken Wangen. „Es muß sein! Mein Kind darf nicht unglücklich werden — durch seine Mutter — — aber die Liebe, die höret nimmer auf!"

Der tobende Zug trug sie heimwärts, in ihre einsame Kammer. Und morgen stand sie wieder am Webstuhl, wie alle Tage, bis spät abends. Und niemand wartete daheim! — Aber es war und blieb ihr Kind — ihre einzig geliebte Elsbeth!

Streiflichter.

Kulturdokumente. Von den vielen Ausstellungen, die diesen Winter in Berlin stattgefunden haben, sind es vor allen zwei gewesen, die als charakteristische Dokumente der modernen Entwickelung das größte Interesse erregt haben: Die Meunier- und die Heimarbeitsausstellung! Sie haben uns einen Anschauungsunterricht gegeben, der so ergreifend war, daß selbst der oberflächliche Beschauer sich dem Eindruck nicht entziehen konnte. Es ist gewiß mehr als ein Zufall, daß beide Ausstellungen gleichzeitig stattgefunden; diesem geheimnisvollen Zusammentreffen liegt die für unsere Zeit so charakteristische Verquickung aller sozialen Interessen zugrunde. Führen doch zahllose Beziehungen von den Kunstwerken eines Meuniers, die von höherer Warte aus gesehen in einen Hymnus auf die menschliche Arbeit ausklingen, hinüber zu jenen fluchwürdigen Produkten der Heimarbeit.

Wenn Meunier die fortgeschrittene menschliche Arbeit schildert, die sich immer mehr vom Fluche stumpfsinniger Massenarbeit loslöst um sich zur wirklichen Gemeinschaftsarbeit auszugestalten, so giebt uns im Gegenteil die Heimarbeit ein Bild einer verhängnisvollen reaktionären Produktionsweise, die in Widerstreit mit unserer ganzen geistig-sittlichen Entwickelung alle Schäden der niedrigsten Massenarbeit aufweist.

Meuniers Darstellungen von der Arbeit sind aber noch weit mehr als ein modernes Kulturbild, sie sind das Hohelied auf die Arbeit als solche, auf die Arbeit des ganzen Menschengeschlechtes. Wenn der Künstler sich in der Auswahl seiner Motive auf die letzte, moderste Entwicklungsstation beschränkt, so hat ihn der Gedanke geleitet, daß eben in dieser modernsten Arbeitsform alle körperlichen, geistigen und sittlichen Energien des Menschengeschlechtes verkörpert sind; stellt doch das moderne Arbeitsverfahren mit seinen Werkzeugen, Maschinen, seinem Verkehrswesen 2c. die Multiplikation menschlicher Denkkraft und Willensstärke ungezählter Jahrtausende dar und ist als solche die gewaltigste Kraftäußerung der Menschheit. Meuniers Kunst feiert die Arbeit als Grundlage aller Kulturentwicklung. Indem er seine Gestalten ausschließlich den arbeitenden Volksklassen entnimmt, verleiht er auch der bisher als mechanische körperliche Arbeit vielfach weniger geschätzten Betätigung einen neuen Adel, indem er aus den einfachen Arbeiter zu einem vollwertigen Kulturfaktor erhebt. Meunier zeigt sich hier als der Modernsten einer. Nicht stumpfsinnige Massenarbeiter schildert er, sondern Persönlichkeiten, hat doch jede seiner markigen Gestalten ihr individuelles Gepräge. Diese Schmiede, Bergleute, Eisen- und Hafenarbeiter mit ihren trotzigen Köpfen, sie stehen für sich ein, sie tragen eine persönliche Verantwortung für die Arbeit, der sie dienen und für die Gemeinschaft, in der sie arbeiten. Und in diesem erwachenden Bewußtsein einer persönlichen Verantwortlichkeit besteht der neue Adel auch der geringsten Arbeit! Aber noch ein anderes psychologisches Moment von größter Tragweite zeigt uns Meuniers Kunst. Sie überzeugt uns mit springender Deutlichkeit davon,

Digitized by Google

wie die tägliche enge Zusammenarbeit, die einerseits eine so gewaltige wirtschaftliche Kräfteentfaltung für das Unternehmertum zeitigt, andererseits naturgemäß dazu führen muß, ein unzerreißbares Gemeinschaftsband um die Arbeiter zu schlingen und eine Solidarität zu schmieden, vor deren Macht und Wucht alle bisherigen Gemeinschaftsgefühle erblassen. Es wird nun die vornehmste Aufgabe der Zukunft sein, diesen neuen Arbeitsadel, der in allen Kulturländern im Werden ist, immer mehr zu verschmelzen mit allen anderen Schaffensgebieten der Menschheit und darauf hinzuwirken, die wirtschaftlichen Interessen immer mehr mit sittlichen Werten zu durchdringen.

Schildert Meunier die Arbeit als Grundlage aller Kultur, so giebt uns die Heimarbeit ein Bild jener Arbeit, die aller Kultur Hohn spricht, jener Arbeit, die alle sittlichen Empfindungen systematisch mordet, die alle schändet, die mit ihr in Beziehung stehen. Sie entwürdigt den Produzenten, indem sie ihn in einem Maße abstumpft, daß ihm jedes Verständnis für die Verbesserung seiner Lage abhanden kommt. Geradezu charakteristisch für die Heimarbeit ist die Tatsache, daß jene Leute es nicht besser haben wollen. Dieser Umstand ist der tragischste Beweis dafür, daß Jammer und Elend alle Fähigkeiten erschöpft haben, die zu einer Selbsthilfe nötig wären. Die Hilfe muß also hier vorläufig lediglich von Außenstehenden kommen. Nächst den Produzenten demoralisiert die Heimarbeit den Zwischenhändler, der unbehindert seiner Gewinnsucht die besten Menschengüter opfert. Ferner, und nicht zum wenigsten, wird der Konsument demoralisiert, weil er sich immer mehr an den „billigen Einkauf“ gewöhnt und die Mündigkeit der soliden Arbeit vergißt. Wie viele Menschen kaufen heute nicht nach Bedarf ein, sondern „weil es so billig ist.“ Und weil „es so billig ist,“ wird es auch achtlos und schlecht behandelt, was besonders bei der jüngeren Generation zu einer höchst bedenklichen Mißachtung der menschlichen Arbeit im allgemeinen führen muß. Es ist daher gar keine Frage, daß die Heimarbeit nicht nur unseren gesamten Arbeitsmarkt, sondern auch unser Gemeinschaftsleben in bedenklichster Weise verseucht hat. Wir können deshalb für den Anschauungsunterricht, den uns die Heimarbeitsausstellung gegeben hat, nicht dankbar genug sein, hat sie doch allen Kreisen die Augen geöffnet und den Abgrund bloß gelegt, an dem wir gedankenlos entlang wandelten.

Die Heimarbeit erinnert lebhaft an die schlimmsten Zeiten des Manchestertums. So machtlos und rechtlos wie damals die Industriearbeiter, sind heute die Heimarbeiter; aber wir sind heute reicher an Erfahrungen und Kenntnissen, und wenn auch die Schutzorganisationen für die Hebung der Heimarbeit noch viel schwieriger sind, so haben sich die sozialen Hilfsmöglichkeiten so gemehrt, daß man auch mit frischem Mut an die Lösung dieser Fragen herangehen kann.

So sind denn beide Ausstellungen Kulturwerke von größter, weittragendster Bedeutung. Verkörperungen der menschlichen Arbeitstragödie! Zweck beider ist es, die Arbeit von ihrem Charakter als Frohndienst zu erlösen und sie immer mehr zu einem Gottesdienst zu erheben, d. h. sie auf der ganzen Linie den Interessen des Kulturfortschrittes dienstbar zu machen. Erst dann kann das Dichterwort, was in weite Fernen weist, Wahrheit werden:

Nicht zu erraffen und zu erjagen,
Nicht um blutende Wunden zu schlagen,
Um zu erbauen die bessere Welt
Tagu als Bruder den Brüdern gesellt
Diener der Arbeit!. .

L. J.

. . .

Emil Adolf Roßmäßler, dessen hundertjährigen Geburtstag das deutsche Volk und vor allem alle Erzieher und Lehrer soeben feierten, war, wie nicht allgemein bekannt, nicht nur Naturforscher, Politiker (Mitglied des ersten Frankfurter Parlaments von 1848) und dementsprechend „Hochverräter“, sondern auch Volksbildner und ein eifriger Vorkämpfer für die rein weltliche Schule. Die „Vossische Zeitung“ schreibt in ihrer Nummer vom 3. d. M. sehr anregend:

Es war für Roßmäßler zu einem weltweitlichen Teile seiner Lebensaufgabe geworden, naturkundliches Wissen in die weitesten Kreise hinaus zu tragen. Als leuchtendes Beispiel schwebte ihm hier Alexander von Humboldt vor. Wir haben es in unsern Tagen erlebt, wie immer mehr und mehr bei den Fachgelehrten und Hochschullehrern die Anschauung zum Durchbruch gekommen ist, daß es zu ihren Pflichten gehört, von den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung auch der Allgemeinheit Kenntnis zu geben. Das kräftige Aufblühen der Universitätsausdehnungsbewegung ist ein lebendiges Zeugnis dafür. Es ist lediglich billig, wenn Roßmäßlers als einer der Vorläufer dieser ganz modernen Bewegung gedacht wird, und das um so mehr, weil er noch gegen die Meinung manches Fachgelehrten anzukämpfen hatte, die dahin ging, es ziemte sich nicht, Fachwissen zu popularisieren. Noch aktueller ist der große Hauptteil der Lebensarbeit Roßmäßlers. Er galt dem Bildungswesen, vor allem der Volksschule. Es ist ein verdienstliches Unternehmen von Dr. Gustav Schneider in Dresden, daß er es unternommen hat, zur hundertsten Wiederkehr des Geburtstages von Roßmäßler ihn und vor allem als Pädagogen zu schildern. Schneider, Emil Adolf Roßmäßler als Pädagog. Pädagogisches Magazin, 279. Heft, Hermann Beyer u. Söhne, Langensalza.) Roßmäßler ist der eifrigste Vorkämpfer der selbständigen, von aller geistlichen Aufsicht befreien Volksschule. Er will der Kirche auch nicht den geringsten Teil eines Rechtes auf die Schule oder auch nur eines Anteiles an ihr eingeräumt wissen. Die Schule dem Schulmann und nur diesem, das ist seine Hauptforderung. Er will, daß der Religionsunterricht in dem üblichen Sinne ganz aus dem Schulplane gestrichen werde, nur Moralunterricht soll erteilt werden. Lebhaft tritt er für eine vollkommene Umwälzung des Lehrplanes ein. In den Mittelpunkt aller Unterrichts soll die Naturerkenntnis gestellt werden. Nicht Wissen, das Jahrhunderte hindurch, sondern solche, die wissen, soll die Volksschule erziehen. Dazu bedarf es einer starken Vermehrung und Verbesserung der Lehrmittel und vor allem des Anschauungsunterrichtes. Hand in Hand mit der Reform des Lehrplanes müßte eine Umwälzung gehen, die es ermöglichen, das übliche Maß des durchgängigen Wissens des Volksschülers wesentlich zu steigern. Ist doch das Schulwissen das Hauptmittel für den Volksschüler, sich im Leben zu behaupten. Eine natürliche Folgerung aus dieser Anschauung von der unerläßlichen Hebung des Volksschulunterrichts war für Roßmäßler die Forderung, daß die Lage des Lehrerstandes wesentlich aufgebessert und das Lehrerbildungswesen kräftig gehoben werden müsse. Auf alles das, was Roßmäßler bewegte, muß gerade jetzt nochmals hingewiesen werden, wo die Schulgesetzvorlage uns zeigt, wie weit wir heute noch von dem entfernt sind, was vor 50 Jahren und mehr den Sachkundigen als etwas Unerläßliches in der Volksschule erschien. M. B.

Aus der ethischen Bewegung.

Aus dem Hauptvorstande vom 25. Februar 1906.
Der Vorsitzende regt an, nach dem Muster der eben von der Berliner Gesellschaft veranstalteten Vortragsversammlung, in der der Professor Hoshida aus Tokio sprach, ähnliche Versammlungen mit außereuropäischen Gästen einzuberufen. Ferner berichtet er über die Verhandlungen mit London betr. den kommenden internationalen ethischen Kongreß. Es hatten sich da gewisse Schwierigkeiten ergeben, er hoffe aber auf deren Beseitigung. Nach längerer Besprechung wird das Vorgehen des Vorsitzenden durchaus gebilligt. Dr. Weig berichtet über die geplante Wanderrednerfahrt, die über Luzern, Ulm, Stuttgart, Karlsruhe i. B., evtl. Baden-Baden, Frankfurt a. M., Marburg, Wiesbaden führen soll. Es wird beschlossen, aus dem Wanderrednerfonds nach Bedürfnis, wo der Normalsatz von den betr. Veranstaltern nicht erreicht werden kann, bis zu dieser Höhe zuzuzahlen und evtl. mit der ebenfalls beteiligten Liga für weltliche Schule die Kosten zu teilen. Ferner beschließt der Vorstand, Herrn Dr. Penzig zu ermächtigen, mit dem Vorstand der Abteilung Darmstadt persönlich zu verhandeln, der die nahe Auflösung der Abteilung in Aussicht stelle. Auch gegen eine evtl. Ausdehnung der Reise nach Dortmund, Elberfeld, Essen, wohin Einladungen vorliegen, werden Einwendungen nicht erhoben. Endlich wird genehmigt, daß für die Vorträge in Eden-Crantenburg

Digitized by Google

ein Zuschuß von je 15 Mark gezahlt werden soll. Eine Anstrage des Zweiges Königsberg i. Pr. liegt vor, der seine Neukonsolidierung und stärkere Beteiligung plant und Dr. Penzig um einen Vortrag ersucht. Es wird beschlossen, bei der starken Belastung von Dr. Penzig anzufragen, ob nicht Professor Bruno Meyer den Vortrag übernehmen könne, der dazu bereit ist. In Angelegenheit in Dauggebortgkeit der D. G. E. V. zum Bund deutscher Frauenvereine wird beschlossen, zunächst für das laufende Jahr bis Oktober 1906 den Jahresbeitrag von 20 Mk. zu zahlen und anstelle der erkrankten und in England befindlichen Frl. Altschul Frl. Anna Blum aus Spandau zur Vertreterin der D. G. E. V. zu bestellen, im übrigen aber die weitere Zugehörigkeit zum Bunde von der Neuorganisation desselben abhängig zu machen, über die Frl. Blum zu hören sein wird. Dr. Penzig gibt Kenntnis vom seiner Korrespondenz mit einem holländischen Herrn, der dort eine Liga für ethische Schulen gründen möchte. Auf Antrag Professor Döring beschließt der Vorstand, in eine der erledigten Hauptvorstandsstellen Herrn Professor Haake aus Steglitz zu berufen. Endlich richtet der Hauptvorstand an alle Abteilungsvorstände das dringende Ersuchen, die zum Januar 1906 fälligen Halbjahrsbeiträge für die Beiträge zur Hauptkasse freundlichst einzusenden.

W. Foerster. Dr. Penzig.

* * *

Abteilung Berlin. Am 22. Februar sprach Professor Yoshida, der von der japanischen Regierung nach Europa geschickt worden ist, um hier Erziehungsfragen zu studieren, über das Thema: Japanische Erziehung und der Moralunterricht in den Schulen Japans. Einleitend betont er die Hoffnung aus, daß seine Ausführungen dazu dienen möchten, zahlreiche Mißverständnisse zu zerstreuen, die bei und über die japanischen Kulturverhältnisse Platz gegriffen hätten. In einem langen geschichtlichen Ueberblick führt er aus, daß Japan vor der Restauration i. J. 1868 ausschließlich unter chinesischem Einfluß gestanden habe. Schon mehrere Jahrhunderte vor Christi wanderten zahlreiche koreanische und chinesische Schriftgelehrte nach Japan aus; später, in dem siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, wurde ebenfalls unter chinesischem Einfluß die erste japanische Universität in Tokio gegründet und das erste Schulgesetz veröffentlicht. Ihre erste Blütezeit feierte die japanische Literatur in der Epoche vom neunten bis elften Jahrhundert. In jener Zeit fand auch der Buddhismus Eingang in Japan und die Volkserziehung, die in den Händen der Geistlichkeit lag, nahm später im Jahr 1600 einen großen Aufschwung. Die ganze Bildung jener Zeit trug einen konfuzianisch-buddhistischen Charakter.

Seit der Restaurationszeit 1868 macht der europäische Einfluß sich stark geltend. Er zerfällt in drei Perioden: in den französischen, den anglo-amerikanischen und den deutschen. Seit den neunziger Jahren herrscht besonders in Erziehungsfragen der deutsche Einfluß im Sinne Pestalozzis vor. — Die Schulen Japans zerfallen in Elementar-, Mittel-, höhere Schulen und Universität. Die Elementarschulen erfüllen die Forderung der Einheitsschule, es gibt ihrer 27636. Seit 1868 ist jeder priesterliche Einfluß aus denselben ausgeschaltet und es wird keinerlei Religionsunterricht daselbst erteilt. Desgleichen gibt es auch auf den Universitäten keinen Lehrstuhl für Theologie; diese beschränkt sich auf die Priesterseminare. Frauen sind auf der Kaiserlichen Universität nicht zugelassen und müssen sich auf eine private Hochschule beschränken. Das sittliche Bewußtsein der Japaner, welches früher aus einer Mischung konfuzianisch-buddhistischer Begriffe gebildet war, beginnt nunmehr christlichen und ethischen Anschauungen Platz zu machen.

Da die japanische Regierung besonders auf die ethische Durchbildung aller Volksklassen großen Wert legt, weil sie darin die besten Garantien für eine gesunde Weiterentwicklung sieht, so hat sie schon im Jahre 1890 in allen Schulen den Moralunterricht eingeführt und von jeher den größten Wert auf seine Ausgestaltung gelegt. Professor Yoshida betonte, daß das sittliche Ideal der Japaner, welches an der Hand der Weisheitslehrer Konfuzius und Buddha immer ein sehr hohes gewesen ist, früher hauptsächlich kollektivistisch war, während es neuerdings durch den Einfluß Europas einen individualistischen Ideal Platz macht. Auch macht sich eine immer mehr um sich greifende sozialistisch-demokratische Richtung stark geltend. Von jeher hat in Japan die Moral mehr im Vordergrunde gestanden als die Religion und sind ja auch Konfuzius und Buddha weit eher Weltweise im Sinne eines Sokrates als Religionsstifter.

Auf Veranlassung der japanischen Regierung ist, dank langjähriger Arbeiten vieler Pädagogen und Professoren, die in Europa und Amerika die ethischen Fragen studiert haben, ein achtbändiges Werk über Moralunterricht herausgegeben worden, das seit 1903 in allen Schulen Japans eingeführt ist.

Die Moralbücher von Felix Adler, Professor Döring u. a. m., die Werke vieler Franzosen haben den Japanern als Beispiele gedient. Auf der untersten Stufe des Moralunterrichts wird jedoch von Belohnen abgesehen, und Lesebücher die Kinder lediglich durch Anschauungsunterricht für sittliches Handeln interessiert. Märchenerzählungen sind als ungeeignet für den Unterricht ausgeschaltet. Auch für die höheren Kurse ist Anschauungsunterricht sehr beliebt; überhaupt wird der ganze Unterricht weniger logisch und systematisch als anschaulich und lebensnaram gegeben. Beispiele berühmter Männer und Ereignisse aus dem täglichen Leben stehen im Vordergrund der Betrachtungen. In derselben Reihenfolge wie in unseren Lesebüchern werden die Pflichten in der Familie, Schule und später die Bürgerpflichten besprochen. In den höheren Kursen werden die ethischen Systeme klargelegt. Der Moralunterricht in Japan ist durchaus nicht antireligiös, sondern hat nur den Zweck das sittliche Bewußtsein zu festigen. L. J.

Bücherschau.

Iris. Gedichte von Ilse Franke. Hamburg, W. Gente.

Es wird mir, je älter ich werde, immer schwerer, das Bedürfnis nach lyrischen Gedichten anzuerkennen. Ist das nun Marasmus senilis oder reife Erfahrung? Ich weiß es nicht. — Das heißt übrigens, das Bedürfnis, lyrisch zu dichten, erkenne ich durchaus an. Es ist die feinste und künstlerischste Art, sich mit sich selbst auseinanderzusetzen. Ibsen, der wuchtige Dramatiker, nennt das kräftiger: „Gerichtstag halten über das eigne Selbst.“ Aber auch der Lyriker schielt, indem er sie verdichtet, die Gift-Lilie Oberschwänglicher Gefühlsseligkeit aus seinem Herzen, Lotte Werther. Nur begreife ich immer weniger, warum man Publikum zu diesem Prozeß einladet — und warum es mitunter wirklich kommt. „Seinen Hausbedarf an Liedern schafft ein jeder selbst sich heute“ — Veit Rückers „Didrichswald“ ist kaum ein ernsteres Wort für deutsche Dichter gesprochen worden, als dies Scheffelsche. Aber gute Lyriker erleben auch heute noch immer zweite und vielfache Auflagen. Also stimme ich doch mehr für den Marasmus. Damit stimmt nun aber wieder nicht, daß mir auch jetzt noch manche lyrische Gabe gut gefällt. Zum Beispiel die vorliegende. Die Wage neigt sich also wieder nach der Erfahrungsseite. Aber lassen wir's gut sein; das Entscheidende ist doch, ob der Dichter statt genug ist, auch den leise Widersprechenden mitzunehmen in seine Empfindungswelt und ob wir statt Reines und Schönes erleben.

Und dies kann ich bejahen. Ilse Franke ist ein Mensch, mit dessen Fühlen und Denken man gern Bekanntschaft macht und darauf man etwas gewinnt. Das lehrt mich der stattliche und auch äußerlich schön ausgestattete Band. Es geht davon ein reines stilles Leuchten einer Seele, die still geworden in Kraft und Tiefe. Man findet hier kein verzücktes Stammeln der Leidenschaft, kein Haschen nach modernen Rhythmen und Wortklingeleien, ja selbst nicht gewisse Reize der Strophe und Verbindungen, die heute unser Gemeinschaftsleben so gewaltig durchrütteln — aber dafür ein mildes, sanftes Verstehen des Menschenherzens, ein frommes Sichbescheiden, ein seliges Aufgehen in Gott-Natur, mit einem Wort: inneres gutes Erlebnis. — Man sollte in einer Dichtwerk-Anzeige eigentlich immer den Dichter selbst sprechen lassen — und ich wiederhole nur schwer der Versuchung, solche kleine Perlen von Naturerlebnis, wie z. B. „Mittag“, „Vorfrühling“, „Lebenssteier“, „Reife“ hier aufzureihen. Jedenfalls ist auch für die Komponisten hier reiche Ernte an musikalischen Texten zu holen. Nur die den Titel „Iris“ rechtfertigende Eingangsstrophe mag endlich hier stehen:

„Der Bogen, der den Himmel überspannt,
Wenn über nassem Laub die Sonne schimmert,
Der Tau, der dunk fällt aus den Morgens Hand
Und in dem Kelch der blauen Lilie schimmert,
Ein Menschenauge, braun der Seele Licht
In einem kindlich reinen Lächeln spricht,
Sie alle spiegeln Gottes Liebe wieder,
Und ihren Abglanz suchen meine Lieder“. —n-

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Penzig, Charlottenburg.

☛ **Aeltere Jahrgänge** sowie **Jahrgänge** der „Ethischen Kultur“, die ohne Zweck und unbenutzt lagern, bitte gütigst dem Verlag für Ethische Kultur Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121 einzusenden, der dieselben dankend verwenden kann.

Flügel Pianinos **Blüthner's** Piano-Magazin. Berlin W. Potsdamerstr. No. 27 b.

Digitized by Google

Gewerbe-Akademie

Berlin, Königgrätzerstr. 90.

Ausbildung von Ingenieuren, Architekten und Technikern.

24 Dozenten. Ueber 500 Studierende p. s.

Programme kostenlos.

Freigemeindliche Predigervakanz.

Die Stelle des Predigers an der freien religiösen (evangel.) Gemeinde zu **Königsberg** Pr. ist baldmöglichst neu zu besetzen mit einem Anfangsgehalt von 3000 Mk.

Gefällige Meldungen bis Ende März cr. erbeten; etwaige Anfragen erledigt umgehend der zeitige Vorsteher

1. März 1906. **Dr. J. Rupp,**

Königsberg i. Pr., Kalthöfische Str. 27/28.

Leonhard Simion Nf., Berlin S. W. 48.

Soeben erschienen:

Briefe an Eltern

von Zeitphobe. J. L. G.

Klein Oktav. 11 Bogen. Preis broschiert 2 Mark.

In diesem kleinen, hübsch ausgestatteten Werke gibt die hochgesinnte, pseudonyme Verfasserin Eltern und Erziehern von Herzen kommende Ratschläge für die geistige Ausbildung der Kinder und plädiert für eine möglichst kraftvoll strahlende Jugend derselben.

Zum Kulturkampf um die Schule.

Ein Mahnwort an Denkende.

Von **Dr. Rudolph Penzig.**

Verlag **Leonhard Simion Nf. Berlin** S. W. 48.

VIII und 152 S. gr. 8°. brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

„Die Jahresberichte über das höhere Schulwesen" schreiben:

„Um die Erziehung zum reinen Menschentum, die allein imstande sei, auch unser Vaterland aus der konfessionellen und Partei-Zerklüftung zur Einigkeit und Macht zu führen, darum handelt es sich in Penzigs Buch: *Zum Kulturkampf um die Schule.* Das Gejetz von der Erhaltung der sittlichen Kraft und von der unendlichen Fernwirkung von Gut und Böse nötige uns zu der Gewißheit, daß unser Leben und das unserer Kinder mit dem sittlichen und kulturellen Hoch- oder Tiefstand unserer Umgebung unseres Volkes, ja der ganzen Menschheit im engsten Zusammenhange stehe. Daraus folge die Neugestaltung unseres Erziehungswesens. . . . . ."

Amerikanische Streiflichter. Von Prof. Dr. Carl Bock (New-York). Groß 8°. 16 Bogen. Preis brosch. 4 Mk., geb. 5 Mk. Das höchst interessante Werk enthält Reisebeschreibungen, vom Verfasser auf medizinischen usw. Kongressen gehaltene Vorträge. Betrachtungen über amerikanische Charaktere und Verhältnisse, ist unterhaltend, kulturlich hervorragend gut geschrieben und wird für die Bibliothek jedes Gebildeten von dauerndem Wert sein.

Albrecht Dürres schriftlicher Vermächtnis. (Mit Bildnis Dürers). Ausgewählt und eingeleitet von Dr. Max Osborn. broschiert 2 Mk., gebunden 3 Mk. Das Buch enthält Dürers Briefe, sowie sie uns erhalten sind, und man darf annehmen, daß gerade in unserer Zeit eine derartige Ausgabe vielfachen Wünschen entgegenkommt, um so mehr, als der Name Dürers heute mehr als je ein Heiligtum für alle Freunde deutscher Kunst ist.

Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Mit Bildnis Rahels). Herausgegeben von Dr. Hans Landsberg. Preis broschiert 3 Mk., gebunden 4 Mk. Rahel Varnhagen: Die bedeutendste Frauengestalt der Romantik hat uns in ihren Briefen und Tagebüchern ein unvergleichliches Kulturbild ihrer Zeit hinterlassen.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Programm.

Dienstag, den 27. März, abends 8¼ Uhr im Bürgersaal des städtischen Rathauses (Eingang Königstraße): Vortrag von Herrn Dr. R. Penzig: „Darwin und seine Bedeutung für die Kultur." Eintritt für Mitglieder frei. Gastkarten zu 50 Pf. im Bureau der D. G. E. K., W. 64, Unter den Linden 16, II, sowie im Verlag SW. 48, Wilhelmstr. 121, ferner in den Buchhandlungen von Nicolai, Potsdamerstr. 123 b, Späth, Königstraße 52 und bei Wertheim, Leipzigerstr. 132/7, erhältlich.

Donnerstag, den 29. März, abends 8¼ Uhr, Unter den Linden 16, III. Abteilungstag. Jahresbericht des Vorstandes. Vorstandswahl u. s. w. Nur für Mitglieder.

Freitag, den 6. April, 8¼ Uhr abends. Saal 109 des städtischen Rathauses: Vortrag von Herrn Otto Jacisch aus Eden bei Oranienburg: „Die Bedeutung bodenreformerischer Siedlungsgenossenschaften." Diskussion. Eintritt frei. Gäste willkommen.

Freitag, den 27. April, abends 8¼ Uhr, im Bürgersaal des städtischen Rathauses: Vortrag des Herrn Geh. Justizrat Prof. Dr. von Liszt: „Ueber die Strafprozeßreform." Eintritt für Mitglieder frei. Gastkarten zu 50 Pfg. wie oben.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Humanistische Gemeinde Berlin.

Versammlungen

in der **Aula der Friedrich Werderschen Oberrealschule** Niederwall-Str. 12, auf dem Hofe links 1. Etage, vorm. 10½ Uhr.

Vortragsreihe von Herrn Dr. R. Penzig.

Kindererziehung: Selbsterziehung.

Sonntag,	18. März:	V. Züchtigung oder Zucht?
„	1. April:	VI. Das Wort als Lehrmeister der Sittlichkeit.
„	15. April: (Osterfest)	VII. Die Ehrfurcht vor der Jugend. (Jugendaufnahme).
„	6. Mai:	VIII. Der Kampf gegen die Lüge.
„	20. Mai:	IX. Die Schule des Irrtums.
„	3. Juni: (Pfingstfest)	X. Der „heilige" Geist in der Erziehung.
„	17. Juni:	XI. Erziehungshilfe durch Andere.

Pensionat Kinderglück.

Swinemünde (Ostsee), Gartenstraße 8.

Sorgfältigste Pflege; ethische Erziehung; Moralunterricht. Aufnahme vom 8. Jahre ab. Beste Referenzen. Näheres Prospekte.

Jenny Zwettelo, staatlich geprüfte Lehrerin.

Student der Rechte,

IV. Semester, wünscht ab Mai cr. die Beaufsichtigung der Schularbeiten bei 1 bis 3 jüngeren Schülern zu übernehmen, ev. auch noch Nachhilfe in den einzelnen Fächern zu erteilen (Realfächer, außerdem Latein für Sexta und Quinta.) Schon seit 4 Jahren erteilt er Privatunterricht, besonders in Deutsch, Französisch, Englisch, außerdem ist er seit 2 Jahren als Erzieher am Pädagogium zu Godesberg tätig.

Gefl. Zuschriften an die Redaktion der „Eth. Kult." erbeten.

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von Mk. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **zweiter Stock** rechts. Auskünfte 2c. werden, falls der Unterzeichnete nicht anwesend ist, auch in der Ausskunftstelle im III. Stock erteilt. Sprechstunden des Unterzeichneten nur Montag, Mittwoch und Freitag von 10—12 Uhr. Etwige Zuschriften sind daher besser an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmanstraße 15, zu richten.

Dr. Penzig.

☞ Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Wochenschrift **„Die Neue Gesellschaft"**, Herausgeber: Dr. Heinrich Braun und Lily Braun bei, worauf wir hierdurch besonders hinweisen.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1.60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die 5mal gespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 68, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 68, Wilhelmstraße 121.
Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XIV. Jahrgang. | Berlin, den 1. April 1906. | Nr. 7.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Nivellieren oder Emporheben? Vom Herausgeber.
Friedrich Rückert. Von Oswald Marcuse (Breslau).
Das Parlier „musée social." Von Leopold Katscher.
Streiflichter:
Soziale Pflichten.
Freimaurerei.
Aus der ethischen Bewegung. Gegen die Konfessionsschule. Abteilung Berlin. Abteilung Frankfurt a. M.
Sprechsaal. „Zwei französische Internationalisten". „Böchnerinnenschutz und Frauenbewegung."
Vermischtes.

Nivellieren oder Emporheben?

Selten sind so gute und richtige Worte an einen so schlechten und verkehrten Gegenstand gewendet worden, wie jüngst die kulturgeschichtlichen Ausführungen des Ministers Dr. v. Bethmann-Hollweg an das Flick- und Notgesetz zur Verewigung des preußischen Klassenwahlunrechts. Erfreulich allerdings war es unter allen Umständen, nach Jahrzehnten der Türre, wo im preußischen Abgeordnetenhaus kaum jemals weder von der Ministerbank noch von den Sesseln der „Erwählten des Volkes" höhere, kulturgeschichtliche Gedankengänge zu Wort kamen, einmal wieder Töne zu vernehmen, die auch den von dem ewigen Interessengezänk längst Angewiderten zur Aufmerksamkeit zwangen. Und merkwürdig — trotzdem charakteristisch — mutet das von allen folgenden Parteireden ausgedrückte Verwundern an, daß überhaupt ein Minister das Bedürfnis empfunden hatte, seine politischen Maßregeln auf großzügige Weltanschauungsgedanken, statt auf Nüchternen nach oben oder unten, rechts oder links, zu begründen.

Nun so niederdrückender wirkte aber nun auch das Mißverhältnis dieser großen Worte zu dem kleinlichen Gegenstand. Nicht als ob die Wahlrechtsfrage an sich kleinlich wäre — die preußische Regierungsweisheit sorgt dafür, daß sie noch auf viele Jahre hinaus immer wieder der Mittelpunkt erbitterter Kämpfe und einer wachsenden Entfremdung zwischen Volk und Regierung bleiben wird — sondern, kleinlich und besremdend ist das Gebahren, einer gewaltig drängenden Zeitforderung einige winzige Konzessionchen zu machen und dabei doch alle Register höchster Beredsamkeit zu ziehen, als ob es sich hier in der Tat um den großen geschichtlichen Kampf zwischen „demokratischer Gleichmacherei" und dem Herrscherrechte einer Aristokratie des Geistes handelte. Empfand wirklich der Minister das Bedürfnis, seine grundsätzliche Stellung zu den im Reich und in Preußen geltenden Wahlsystemen der lauschenden Welt zu verkünden, so hätte man wünschen müssen, daß es bei einem der Mühe werten Gesetzentwurf geschehen wäre, einem Gesetzentwurf, der mit einer statt auf Klasseneinteilung und Steuerleistung, aber statt auf Gleichheit und Zahl, vielmehr auf Qualität der Bildung und Alters-Erfahrung und auf Verhältniswahl beruhenden Volksvertretung Ernst machte.

Hier wären diese Ausführungen am Platze gewesen — und hätten wohl auch die nötige Erwiderung und Korrektur gefunden.

Immerhin soll hier doch ein Punkt aus den ministeriellen Gedankengängen hervorgehoben werden, der am meisten geeignet ist, das unbefangene Urteil über die Wünschbarkeit der Ausdehnung des Reichstagswahlrechts auf die Einzellandtage zu trüben, und der denn auch den uneingeschränkten Beifall nicht nur der Herren Irmer und v. Zedlitz, sondern bis weit in die Reihen der Nationalliberalen hinein gefunden hat. Herr v. Bethmann-Hollweg bekannte sich als warmen Freund der „modernen Entwicklung und sehnte sich nach Befreiung „der besten und idealsten Kräfte, die ein Volk, ja darüber hinaus: die die Menschheit zu produzieren vermag"; sie wollte er zu „Führern des Lebens machen"; es sei „hohe Zeit, daß die Kräfte, die nach aufwärts ziehen, wieder frei werden." Und er fuhr fort:

> Aber, meine Herren, die Entwicklung läßt sich aus unseren Daseinsbedingungen niemals eliminieren, und welche Kräfte es sind, die sie beherrschen, oder richtiger noch, welche Kräfte heranwachsen, um sie zu beherrschen, das soll der Politiker zu ergründen trachten. Und wohin streben denn nun diese Kräfte? Wenn man lediglich auf die Stimmen hört, die sich auf dem Markte der Oeffentlichkeit hervordrängen, dann müßte man vielleicht besorgen, daß mit einer allmählichen Nivellierung des Besitzes, was wir haben, rettungslos entgegensteilen. Aber das ist ja gerade das Verderbliche unserer Zustände, daß diejenigen Kräfte, welche die Produzenten unserer materiellen und geistigen Güter sind, welche das wirkliche Leben schaffen, daß die Kräfte, die vielleicht auch der Dichter im Auge hatte, wenn er sagte, daß sie der Gottheit lebendiges Kleid wirken, daß diese Kräfte vielfach leihab stehen, daß von dem, was sie wollen, was sie anstreben, so unendlich wenig hindurchdringt in das Getriebe unserer politischen Kämpfe. Und doch sind diese Kräfte vorhanden, und wir wollen, meine Herren, bei Gott, es ist nicht demokratische Gleichmacherei!

Die Fortschritte unserer Industrie, die Erfindungen auf dem Gebiete der Technik, der Chemie, der Physik, der erobernde Fleiß unseres Kaufmanns, die Entwicklung unserer Landwirtschaft und, so paradox es klingen mag, das gewaltige Aufstreben unserer Arbeiterschaft, meine Herren, was sind denn diese Dinge anderes als Zeichen dafür, daß Triebkräfte in unserem Volke arbeiten, welche nicht schematisch wollieren, welche nicht gleichmachen wollen, sondern höher hinaus, welche das Beste anstreben wollen?

Digitized by Google

Wer möchte nicht solchen schönen Worten zustimmen? Schade nur, daß aus ihnen genau das Gegenteil von dem folgt, was der Herr Minister daraus folgern zu können meinte. Wem scheint das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht als die Wurzel alles Uebels; ihm bürdet er die Schuld der „Nivellierung“, soll heißen des Herabdrückens aller emporstrebenden Kräfte unter die platte Gleichheitsform, auf; aber er kommt nicht auf den Gedanken, daß man nivellieren kann auch durch Emporhebung der bisher gedrückten, niedergehaltenen und zur Ohnmacht verurteilten Kräfte des unverbrauchten Volkes. Wenn diese besten Kräfte frei werden sollen, „das Niedere zum Höheren aufzusteigen berufen ist,“ wenn an Stelle der schematischen Nivellierung übrigens ist auch die Zensur und Klassenwahl eine schematische Nivellierung, nur in Stufenform!) die Entwicklung zum Besseren treten soll, dann gerade bedarf es der breitesten Basis für den Aufbau einer von dem guten Willen Aller getragenen Gesellschaftsordnung. Wie will man hoffen, „Untertanen“ und je nach der Fülle oder Leere ihres Geldbeutels berechtigte oder entrechtete Bürger zu freudiger Mitarbeit an gemeinnütziger Tätigkeit und zur Selbstverwaltung zu begeistern? Nicht öde Gleichmacherei strebt die Demokratie an, wohl aber sieht sie in der Gleichberechtigung aller Staatsbürger zur tätigen Mitwirkung an Verwaltung und Regierung die einzige und unerläßliche Vorbedingung für die Entwicklung jener segenreichen Ungleichheit, bei der die wahrhaft Besten ihre Kraft dem Gemeinwohle widmen können, unabhängig von Standes-, Klassen- oder Besitz-Privilegien! Die schwere Unlust am öffentlichen Leben und das bittere Gefühl der Reichs- und Staatsverdrossenheit, über die der Minister am Anfang seiner Rede so beweglich klagte, sie haben ganz andere Ursachen, als den Verdruß über eine allerdings aufdringlich laute und lärmende Marktagitation der unzufriedenen Massen. So wenig schön dies Treiben auch ist, es kann und muß entschuldigt werden als unvermeidliche Gegenwirkung gegen die unaufhörliche Verletzung der Gerechtigkeit von oben her. Die wahre Ursache aller Unlust und Unzufriedenheit ist die Blindheit einer Regierung, die seit Jahrzehnten ein mündig gewordenes Volk mit den alten Mitteln polizeilicher und patriarchalischer Bevormundung künstlich zurückhalten will von aller eigenen freien Betätigung; die eine industriell regsame und freudig arbeitende Bevölkerung nach den Rezepten des Junker- und Polizeistaates behandelt; die, im Innersten und eigentlich durchaus auf Seiten aller privilegierten Klassen stehend, sich nur widerwillig und ewig zurückfindend mit der Rechte des Bürgers und Menschen entreißen läßt, statt voranzugehen auf der Bahn des Fortschritts; die lieber die Karrikatur einer Volksvertretung, wie sie das Dreiklassenparlament darstellt, unter Beugung des Rechts konserviert, als der Unbequemlichkeit einer starken Opposition ins Auge zu sehen; die der nur allzu deutlich bloß unlustig gebuldeten Volksvertretung jeden Einfluß auf Regierung und Verwaltung unterbindet; die am liebsten die Steinsche Selbstverwaltungsreform rückgängig machen möchte und keine Gelegenheit verabsäumt, ernste und ersahrene Bürger durch Bestätigungsschikanen und Bevormundung an ihren beschränkten Untertanenverstand zu erinnern; die endlich (denn der Satz könnte fast unendlich fortgesponnen werden) soeben noch den Versuch macht, den konfessionellen Hader und Zank an der geweihten Stelle der Jugenderziehung zu verewigen!

Gleichheit vor Recht und Gesetz und Freiheit der Betätigung für jeden guten Willen, das sind, Herr Minister, die Mittel nicht zur Nivellierung, sondern zur Emporhebung einer Nation!

R. P.

Friedrich Rückert.

Vortrag, gehalten am vierten öffentlichen Dichterabend der Abteilung Breslau D. G. E. K.

Von Oswald Marcuse (Breslau).

Den drei Geisteshoroen Schiller, Goethe, Herder, denen unsere bisherigen Abende gewidmet waren, läßt sich ungezwungen ein vierter anreihen, der zwar mit jenen nicht den Gipfel teilt, auf dem sie in die Jahrhunderte hineinragen, der gleichwohl aber durch den seltenen Gedankenreichtum und die alle bezwingende Gewalt des Worts, die seinen Werken eigen, einen erhabenen Platz in dem Geistesleben unseres Volkes errungen hat. Friedrich Rückert, der geboren ward zu einer Zeit, da jene drei, die Schöpfer unserer klassischen Literatur, bereits auf der Mittagshöhe ihres Lebenswerks standen, ist schon früh ihren Spuren gefolgt, besonders denen des Olympiers, den er als Einzigen und Höchsten, als Leitstern und Vorbild bis zu seinem Lebensabend verehrte. Er erinnert in seiner schon frühzeitig hervorgetretenen Hinneigung zu den aus dem Orient stammenden Geistesquellen an Herder, den er aber in der freien Nachdichtung ersischer und lyrischer Erzeugnisse des Ostens weit übertroffen hat. Sein etwa 3000 Gedichte umfassendes Lehrgedicht: „Die Weisheit des Brahmanen“ sucht in Stoffreichtum, Mannigfaltigkeit der Melodien, Beherrschung der Form seinesgleichen in der gesamten Weltliteratur.

Was aber unseren Dichter von jenen drei Männern unterschied, das war, daß er neben seiner die Menschheit umfassenden Gedankenwelt, seinem Weltbürgertum, nicht aufgehört hat, mit seinem Volke zu fühlen, das er, als die Fremdherrschaft auf ihm lastete, in seinen „Geharnischten Sonetten“ unermüdlich anfeuerte, sich seine Freiheit zu erkämpfen. Doch als in Deutschland die Zeit der Reaktion hereinbrach, da die Regierungen in unseliger Verblendung die nach Selbständigkeit und politischer Freiheit ringenden Untertanen, die soeben erst begeistert Gut und Blut für Befreiung des Vaterlandes eingesetzt hatten, als Feinde ansahen, alle Einheits- und Freiheitsklänge als rebellisch verfolgten und hochherzige patriotische Jünglinge in die Kerker warfen, da zog es ihn gleich vielen anderen hinweg aus dieser unwirtlichen Atmosphäre, um in dem Lande des alten Klassizismus, in Italien, im Anschauen der antiken Kunstwerke die innere Befreiung zu finden von den Nöten, in die sein hoher Geist durch die Misere des Vaterlandes verstrickt worden war. Dort steigerte sich die dichterische Produktivität, die er früher bereits in seltenem Maße besessen hatte und die ihn bis zum Ende seines langen Lebens nicht mehr verlassen sollte. Die Gabe poetischer Sinnigkeit, das Vermögen, in großen und kleinen Dingen dieser Welt die lebendige Idee zu schauen, mögen nur wenige gleich ihm besessen haben; die Fähigkeit, die mit dem Auge der Seele geschauten Ideen in das Gewand der Sprache so mannigfaltig einzukleiden, hat keiner, auch nicht der Größte, mit ihm geteilt. —

Doch noch ein anderes ist's, das uns den Dichter nahe bringt, etwas, das wir auch bei Herder gefunden haben. Das echt Menschliche, die reine Menschenliebe, die in allen seinen Werken uns entgegentritt, läßt uns mit steigender Andacht seinen Offenbarungen lauschen. Er war religiös in des Wortes schönster Bedeutung: seine Religion war gleich derjenigen Herders und Lessings eine Religion der Vernunft, der energischen Sittlichkeit, der Toleranz und Humanität. Mit mildem Brudersinn wußte er in allen verschiedenen Glaubensformen den Kern zu verehren; er vertrat das Recht der freien Forschung, nachdem sich seine Religiosität von kindlichen Anschauungen losgerungen und sich dem Fortschritt der Zeit und der wissenschaftlichen Erkenntnis zugewendet hatte. Aus seiner allumfassenden Menschenliebe entsprang seine Gerechtigkeit, die ja doch im Wesentlichen nichts anderes ist als die von klarer Ein-

Digitized by Google

sicht in den Wert alles Menschenlebens geleukte oder geordnete Liebe, die von dem Philosophen Leibniz so genannte Liebe des Weisen. In seiner tiefsinnigen, daß Leben in seinen Höhen und Tiefen umfassenden „Weisheit des Brahmanen“ finden sich folgende Verse:

Es wirkt Gerechtigkeit, es wirkt die Lieb' ein Band;
Wie wirken beide schön verbunden Hand in Hand!

Warum Gerechtigkeit, warum trägt Liebe Binden
Um's Aug'? um für der Welt Ungleichheit zu erblinden.

Was die Gerechtigkeit hält äußerlich im Bund,
Hält nur, weil innerlich die Liebe legt den Grund.

Zwar was Gerechtigkeit verbindet, ist verbindlich,
Doch nur Verbindlichkeit der Lieb' unüberwindlich.

Wenn nicht Gerechtigkeit mit Liebe sich verbände,
Wer wäre so gerecht, der im Gericht bestände?

Nur wo Gerechtigkeit und Liebe sind verbündet,
Ist Menschenschuld gesühnt und irdischer Sinn entsündet.

Diese echte Religionsidee mit ihren Bestandteilen der Liebe und Gerechtigkeit ruht auf dem granitenen Grunde klarer Erkenntnis von dem Werte der Unwelt für den Menschen. Hier zeigt sich uns der Dichter als ein Sohn unserer Zeit, die uns gelehrt hat, den Menschen nicht als isoliertes Wesen zu betrachten, sondern in inniger Wechselwirkung mit seiner Umgebung, der näheren wie der entfernteren, durch die seine Entwickelung, die leibliche und geistige, bedingt und bestimmt ist. Sie hat uns die Idee von einem Reiche der Humanität geschaffen, von einer Gesellschaft harmonisch und reich entwickelter Persönlichkeiten, in der jeder Einzelne auf selbständige Weise seine Individualität zur Entfaltung bringt und hierdurch zugleich bewußt und unbewußt den anderen zu einer gleichen Entfaltung auf ihrem Standpunkt verhilft. Mag auch dieser Geist der Solidarität im Verkehre der Völker noch zurückgedrängt werden durch gewisse Lehren, die sich in naturwissenschaftlicher oder philosophischer Form eingeführt haben, so dürfte doch die fortschreitende Wissenschaft und die fortschreitende Technik in Verbindung mit dem stetig wachsenden Austausch von Gütern und Ideen gar bald seine Bedeutung als vornehmsten Hebel aller Kulturentwicklung, materieller wie ethischer Kultur, in's helle Licht rücken, seine Bedeutung als Führer unserer Gewissen gegenüber den Versuchungen zu rücksichtsloser Verfolgung engerer Gemeinschaftsinteressen.

In einem Gespräche unseres Dichters, das uns von seinem Biographen überliefert wird, heißt es:

„Der Einzelne steht stets unter der Einwirkung aller durch Erziehung, Verkehr, Bedürfnis jeder Art; er gehorcht seiner Zeit, die sich in ihm ausspricht, und was man Zeit nennt, ist nur der göttliche Geist, der in jedem Volke lebt, der dessen Lebensprinzip ist, dessen Seele, dessen über die Materie erhabene, innere, bestimmende Kraft.“

Hier finden wir außerdem eben erörterten noch einen anderen Gedanken, der ebenfalls unserer, der ethischen Gedankenwelt als Grundelement angehört, den Gedanken, daß im Fortschreiten der menschheitlichen Entwickelung die ethischen Ideen, insbesondere die alles umfassende Idee der Gerechtigkeit, ein selbständiges, tiefgreifendes, zwar oft entscheidendes Mitbestimmungsrecht ausüben, und daß der menschliche Fortschritt um so nachhaltiger ist, je mehr er von sittlichen Kräften getragen wird; der Geist nur macht lebendig.

Mit Recht also grüßen wir Friedrich Rückert als einen der Unsrigen, als einen unserer Führer auf der Bahn zu jenem fernen Ziele, das uns die Menschheit zeigt in engster Verbrüderung, ipotend aller Schranken, die Eigennutz und Eigendünkel, Rassenhaß und Rassendünkel bisher noch allenthalben aufgerichtet, eine Gemeinschaft von Guten, von denen unser Dichter in seinem ethischen Gedichte „Sawitri“ singt:

Die Guten sterben nicht, von Guten der Verein
Lebt ewig, und die Welt erhalten sie allein.

Das Pariser „musée social.“

Von Leopold Katscher.

(Nachdruck verboten.)

Nach dem Tode seiner Frau, vor etwa zwölf Jahren, beschloß der französische Parlamentarier Graf Chambrun, damals bereits fast erblindet, den Rest seines Lebens einem gemeinnützigen Wirken zu widmen, insbesondere zugunsten des Arbeiterstandes. Nachdem er da und dort beträchtliche Summen geopfert hatte, denn er war reich, sagte er eines Tages zu dem gewesenen Handelsminister Jules Siegfried, der bei den Bestrebungen der französischen Sozialreformer eine große Rolle spielt: „Ich möchte irgend eine neue, bedeutende Stiftung im Interesse der geistigen, sittlichen und materiellen Wohlfahrt der Arbeiter ins Leben rufen. Wozu raten Sie mir?“ Zunächst versprach er, 200000 Franks herzugeben. Nach achttägiger Ueberlegung und nach Zurateziehung einiger gleichgesinnter Freunde, unterbreitete Siegfried dem Grafen den Gedanken eines großen „Sozialmuseums“ — ein lächerlich kleines war zu jener Zeit von der Regierung geplant — und sofort bewilligte der von dieser Idee begeisterte Graf nicht 200000 Franks ein für allemal, sondern eine dauernde Jahresdotation von 100000 Franks! Das ihm vorgelegte Programm, das ihm außerordentlich gefiel, lautete folgendermaßen:

1. Eine ständige sozialwirtschaftliche Ausstellung, vorzüglich aus stets zeitgemäß zu verbessernden graphischen Tafeln bestehend. — 2. Eine umfangreiche zu benutzende Bücherei nebst Lesesaal, enthaltend die wichtigsten Druckwerke, die einschlägigen Zeitschriften und Faszikel mit den Artikeln der besseren Presse aller Länder über die sozialen Zeitfragen. — 3. Entsprechende Auskunftserteilung an Interessenten. — 4. Ratschläge, betreffs der Schaffung von Einrichtungen zugunsten der Arbeiter. — 5. Veranstaltung von Vorträgen und Lehrkursen über Wohlfahrtsfragen, sowie praktischen Erläuterungen der Ausstellung im Museum. — 6. Entsendung von Fachleuten, behufs Studiums bestimmter Fachfragen im In- und Auslande. — 7. Veröffentlichung der Ergebnisse der Tätigkeit des „Museums“ in Gestalt von Zeitschriften, Büchern und Heften. — 8. Verteilung von Preisen und Prämien für verdienstliche Leistungen und Veranstaltungen von Preisausschreibungen.

Bei Gründung der neuartigen Institution waren sich die an die Spitze ihrer Verwaltung und Leitung tretenden ausgezeichneten Männer — theoretische und praktische Sozialreformer ersten Ranges — darüber klar, daß ihr Hauptzweck sei, allen Politikern, Unternehmern, Arbeitern, Beamten, Studenten und Volksfreunden das Studium sozialer Fragen zu erleichtern durch Vorführung der gemachten Erfahrungen bezw. der etwa schon gefundenen Lösungen. Ferner darüber, daß sie, um wahrhaft ersprießlich zu wirken, von jedem konfessionellen oder politischen Anstrich frei bleiben und sich lediglich von einem rein wissenschaftlichen Geist lenken lassen müsse, d. h. mit völliger Unbefangenheit die Tatsachen prüfen, die Ergebnisse zur Kenntnis nehmen und dem Publikum die auf Grund gewissenhafter Forschungen gewonnen Erfahrungen zugänglich zu machen. Jetzt, wo Chambruns Schöpfung ihr erstes Jahrzehnt hinter sich hat — dieses Jubiläum bildet den Anlaß unseres Artikels — läßt sich auf das Genauste feststellen, daß sie diesen Grundsätzen unwandelbar treu geblieben ist.

Dieser Umstand, sowie die bewundernswerte Organisation, die dem Pariser „musée social“ von vornherein gegeben und die stetig vervollkommnet und ergänzt wurde, haben ihm zu einem Erfolg verholfen, einem hohen Nützlichkeits- und Anerkennungserfolg, der die Erwartungen der Gründer weit übertrifft. Die Freude des Stifters war so groß, daß er dem Museum immer neue Fonds zuwendete: bald 100000 Franks für Preise und Prämien, bald ein Haus im Werte von 1½ Millionen (Rue Las Cases 5, wo die Anstalt ihren Sitz hat); schließlich machte er es — er starb schon 1898 — zu seinem Universalerben und sicherte ihm dadurch für immer eine Jahresdotation von 130000 Franks, die eine immer umfassendere Ausgestaltung des Wirkungskreises gestattet.

Digitized by Google

Bei der Jubiläumsfeier sagte Jules Siegfried:

„Man kann sagen, daß dies Museum ein sozialwissenschaftliches Laboratorium ist. Es erfreut sich eines Stabes von Elitemenschen, deren große und vielfältige Fachkenntnisse unablässig und unentgeltlich aller Welt zur Verfügung stehen. Wir haben es da mit einem aufgedehnten öffentlichen Solidaritäts- und Forschrittsdienst zu tun. . . Unser Sozialmuseum hat sich sowohl zu einem Studien- als auch zu einem Tätigkeits-Mittelpunkt herausgebildet. Bei uns und vom Auslande her wird es fortwährend um Auskünfte und Urkunden gebeten; häufig ersuchte man es auch, neue Institutionen ins Leben zu rufen."

Und der Direktor des musée, der hervorragende Sozialpolitiker Professor Leopold Mabilleau, fügte hinzu:

„Hier sehen wir in erster Reihe ein Institut für wissenschaftliche Auskunfterteilungen und aus der Wirklichkeit geholte Tatsachen. Hier findet sich alles Geschehene zusammen, soweit es das soziale Leben, ganz besonders aber das Arbeiterleben betrifft. . . Diesem Ziel dient u. a. unsere auf Grund der modernsten Erfahrungen möglichst zweckmäßig zusammengestellte Bücherei, welche sich durch Neuanschaffungen, Spenden und Zuwendungen so sehr vergrößert hat, daß sie von 9000 auf 22000 Bände angewachsen ist, während die Zahl der Leser im ersten Jahre 900, im letzten 5000 betrug und wohl zehntausend betragen würde, wenn wir über größere Räume verfügten. Und von welcher Beschaffenheit die Leser sind! Die Professoren und Studenten der freien Schule für Staatswissenschaften und der Rechtsfakultät finden sich täglich ein, um unsere 400 Fachzeitschriften zu lesen, unter denen die regelmäßigen Veröffentlichungen sämtlicher Arbeitsämter der Erde keine kleine Rolle spielen. Die Gelehrten Frankreichs und des Auslandes wissen unsere so leicht zugänglichen, so wohlgeordneten und von unserem Bureau so gern erläuterten Sammlungen gar sehr zu würdigen."

Seit drei Jahren können die Interessenten auch die Archive zurate ziehen, die ein sonst nirgends in dieser Fülle, Vielseitigkeit und Vollständigkeit zugängliches Material bergen, welches in 1600 Spezialfaszikeln gruppiert ist. Jedes Faszikel behandelt irgend einen Fachgegenstand, ein soziat wichtiges Ereignis, eine „Frage," einen Kongreß usw. usw. Es besteht aus Berichten der Vertreter und Korrespondenten des Museums, aus Zeitungsausschnitten, Briefen, Denkschriften, Aufschlüssen usw. Die Anstalt begnügt sich nicht mit dem Sammeln des ihr von selbst zufließenden Materials; sie sucht solches vielmehr auch heranzuziehen, indem sie nicht nur in vielen Ländern ständige „Korrespondenten" unterhält, sondern auch häufig Sachkenner in die Provinz oder ins Ausland — auch in die Neue Welt — entsendet, damit sie bestimmte Erscheinungen des Wirtschafts- und Arbeitslebens an Ort und Stelle studieren. Ebenso läßt sie sich auf allen Fachkongressen durch eigene Abgesandte vertreten. Während in den ersten Jahren je vier bis sechs Forschungs-Missionen ausgeschickt wurden, gehen ihrer jetzt zehn bis dreizehn in die Welt hinaus. Der Direktor selbst hat drei Jahre hintereinander eine Untersuchung über die nordamerikanische Arbeiterbewegung geleitet. Dazu kommen noch die Inland-„Missionen."

Vor zehn Jahren, anläßlich der Eröffnung des Museums, verglich Emile Chevysson diesen gangen Apparat, der schon damals geplant war, mit einer Saug- und Druckpumpe, die das Material an sich zieht und es dann wieder verteilt. Die Verteilung geschieht durch Vorträge, durch Herausgabe einer Monatsschrift, durch Veröffentlichung zahlreicher Broschüren und Bücher über die Forschungs- und Sammlungsergebnisse, durch mündliche oder schriftliche Auskunfterteilung, durch Ratgeben bei der Wahl von Mitteln und Methoden. Schriftliche Aufschlüsse werden jährlich über dreitausend erteilt; die mündlichen sind zu zahlreich, um gezählt zu werden. Die Bewältigung dieser Fülle von Arbeit erfordert eine gewaltige Organisation, eine ganze Reihe von „Dienstabteilungen!" Zwar hat es schon seit dem Aufbeginn sieben „Fachsektionen" für die sieben Hauptgebiete des Tätigkeitskreises des musée social gegeben; allein der Generalsekretär war das einzige zum Sammeln und Verteilen ihrer Beschlüsse und Ratschläge berufene Organ. In neuerer Zeit wurde es notwendig, für einzelne besonders arbeitsreiche Stoffgebiete eigene Sekretariate zu schaffen. So entstanden allmählich: Der „Industrie- und Arbeitsdienst," der „landwirtschaftliche Dienst," die „Wohlfahrtsabteilung," die „Rechtsabteilung" und zuletzt (1905) die Abteilung für die soziale Hygiene. Die Arbeitsleistungen dehnen sich immer mehr aus; jetzt gehört zu ihnen auch schon die Organisation von Arbeitervereinen in Frankreich und von Aufstellungsabteilungen für Sozialwissenschaft im Ausland (bisher St. Louis und Lüttich.)

Es würde an dieser Stelle zu weit führen, wollten wir auf die zahlreichen interessanten Einzelheiten der Geschichte, der Tätigkeit und Ersprießlichkeit des Pariser Sozialmuseums eingehen. Ich darf in dieser Beziehung wohl auf meine im Frühling 1904 erschienene Broschüre „Die sogenanten Sozialmuseen" (Leipzig, Dietrich, Preis 15 Pf.) verweisen. Dort findet sich auch näheres über die Sozialmuseen in Amsterdam, Pest, Moskau, München, Hamburg, Charlottenburg. Diese Anstalten haben aber andere Zwecke als die Ehambrunsche; sie sind gleich dem Wiener Gewerbehygienischen Museum, hauptsächlich Unfallverhütungsausstellungen. Das einzige Institut, das nach dem französischen Vorbild arbeitet, ist das seit 1903 bestehende, musterhaft eingerichtete und von den sehr tüchtigen Sozialpolitikern Dr. Ignaz Cahn und Dr. Philipp Stein geleitete „Sozial-Museum" in Frankfurt a. M., das regelmäßige Berichte veröffentlicht und die Zeitschrift „Gemeinnützige Blätter" herausgibt. Es müßte eine ganze Anzahl solcher Museen geben und jedes sollte mit einer ständigen gewerbhygienischen Ausstellung verknüpft sein. Gibt es denn bei uns keine Ehambruns?

Streiflichter.

Soziale Pflichten.

Neue Zeiten bringen neue Pflichten. Zu den altbekannten der leiblichen und geistigen Barmherzigkeit kommen jetzt die sozialen Anforderungen, die wohl auch in dem Gebot der Menschenliebe enthalten sind, gegen die aber durch Gedankenlosigkeit, Bequemlichkeit und Unverstand so sehr viel gesündigt wird. Hier ist eine Unterlassungssünde so schlimm wie eine böse Tat.

Man sollte zur Erleichterung der sozialen Gewissenserforschung kleine Fragebüchel verteilen, etwa ähnlichen Inhalts:

Bin ich ohne größte Not nach 8 Uhr einkaufen gegangen?
Habe ich meine Bestellungen so spät gemacht, daß andere deswegen Ueberstunden oder gar die Nacht durcharbeiten mußten?
Habe ich meine Dienstleute um die gesundheitlich nötige Nachtruhe verkürzt?
Habe ich einen Gegenstand gekauft, der unterm Preis ausgeboten wurde, also auf Kosten des Verfertigers so billig war?
Habe ich meine Dienstleute und Angestellten in sittliche Gefahren gebracht, durch späten Ladenschluß, oder spätes Nuschicken?
Habe ich mich um die Lebensverhältnisse meiner Nächsten, z. B. Hinterhausbewohner, sürsorglich bekümmert?
Habe ich gleichgültig oder leichtfertig über Unsittlichkeit von jungen Leuten gedacht oder geurteilt, sie entschuldigt?
Bin ich an Hausierer oder Bettelfind vorübergegangen oder habe sie von der Tür fortgehen lassen ohne ihren Namen notiert zu haben, um nachzusehen, ob ihm nicht zu helfen wäre? es nicht von der Straße zu retten wäre?
Habe ich Tiere getrieben, obgleich ich weiß, der Nächste geht in Lumpen oder hungert?
Habe ich meinen Untergebenen einen sür ihre normalen Bedürfnisse voll ausreichenden Lohn bezahlt, so daß sie nicht zu unsittlichem Nebenerwerb verleitet wurden?
Habe ich Kinder beschäftigt oder Gewinn aus Kinderarbeit gezogen? (Eine sehr schwere Schuld.)
Habe ich nicht die materielle Not eines Geschäftsmanns oder Produzenten zu meinem Vorteil ausgenützt? indem ich unter dem üblichen Preis kaufte?
Habe ich die Gesundheit und Lebenskraft anderer zu meinem pekuniären Vorteil gemindert oder verdraucht, was auch Sünde bleibt, wenn man dafür bezahlt?

Digitized by Google

> Habe ich unrätig zugesehen, wenn Menschen Kinder oder Tiere geaualt haben? (Das ist doppelte Schuld, einmal gegen die Liebe, dann gegen die Vernunft, weil das zur Verrohung der Menschheit beitragt.)
> Habe ich jemand zum Trinken verleitet?

Diese Fragen ließen sich sehr vermehren, und sollten jedem Kinde in die Hand gegeben werden. Man wende nicht ein, daß mit der einfachen Forderung nach stetem Handeln in Liebe und Gerechtigkeit das gleiche erreicht würde; die Fassung der wenigsten Menschen reicht aus sich die konkreten Anwendungen solcher Morallehren stets gegenwärtig zu halten. Möchte diese Anregung auf fruchtbaren Boden fallen!

Die sogiale Frage ist zu lösen, aber nur durch ins Detail gehende Gerechtigkeit, von Barmherzigkeit noch gar nicht zu reden. A. v. Berg.

* * *

Freimaurerei. Vor kurzem berichteten die Zeitungen, daß eine Anzahl deutscher Freimaurerlogen für die Opfer der Judenverfolgungen in Rußland größere Beiträge hergegeben haben, um dadurch die Lehren ihres Bundes zu betätigen. Diese Kundgebung dürfte das Interesse an den Freimaurern wieder in weiteren Kreisen erweckt haben. Diesem Interesse kommt nun die kürzlich erschienene, gänzlich umgearbeitete 2. Auflage von Professor Heinrich Boos' „Geschichte der Freimaurerei“ entgegen. Der Verfasser hebt das strenge Geheimnis hervor, mit dem die Brüder des Ordens ihre Einrichtungen, Gebräuche und Satzungen umgeben haben, was natürlich dem unbedachtigten Irrtum wie der absichtlichen Verleumdung nur zu sehr Vorschub leisten mußte; er betont weiter, daß nicht die deutschen Steinmetzen und ihre Bauhütten, wie immer wieder gelehrt wird, sondern die englischen Werkmaurer die Väter der Freimaurer sind. Nachdem Boos in den beiden ersten Kapiteln die mittelalterlichen Gilden, Baukorporationen, die deutschen Steinmetzen und die Bauhütten vorgeführt hat, geht er in den folgenden auf die geheimen Gesellschaften im 17. Jahrhundert und auf die Moralphilosophie sowie das Toleranzprinzip in England ein, schildert die englischen Bauhütten und Werkmaurerlogen und gelangt im 6. Kapitel zur Großloge in England, der ersten Freimaurerloge, deren Mitglieder „gute und treue Männer sein sollen, Männer von Ehre und Rechtschaffenheit, durch was für Benennungen oder Glaubensmeinungen sie auch sonst sich unterscheiden.“ Ueber ihre Gründung sind wir nur ungenügend unterrichtet; ihre Protokolle beginnen erst mit dem 24. Juni 1723. — Nachdem das 7. Kapitel des Buches und die Freimaurerei in Frankreich gezeigt hat, macht uns das 8. mit den Wegen bekannt, auf denen die „königliche Kunst“ nach Deutschland kam. Als erster deutscher Freimaurer hat sich Albrecht Wolfgang Graf von Schaumburg-Lippe als Mitglied der Loge „Zum Römer und Trauben“ in London aufnehmen lassen. Auf seine Veranlassung trat auch Friedrich der Große noch als Kronprinz dem Bunde bei, und zwar in der Nacht vom 14. auf den 15. August 1738. Bei seiner Thronbesteigung bekannte er sich öffentlich als Freimaurer. Am 20. Juli 1740 hielt er eine feierliche Loge in Charlottenburg, 1744 wurde er Großmeister der Loge „Zu den drei Weltkugeln“ (Aux trois Globes) in Berlin. Wir erwähnen von freimaurerischen Hohenzollern nur noch Kaiser Friedrich, der als Kronprinz in einer bedeutsamen Rede sich gegen das Veraltete in den Formen des Bundes wandte und die Brüder zum Forschen und Prüfen aufforderte. — Die erste deutsche freimaurerische Zeitung, „Der Freimaurer,“ gibt als Pflichten eines Bruders an: Er bemüht sich, die Pflichten zu erfüllen, die ihm die Gesetze der Natur vorschreiben. Er bestrebt sich, stets ein treuer Untertan seiner Obrigkeit zu sein; er beugt sich vor keiner vergoldeten Kutsche . . . . Der Arme und Niedrige ist ihm angenehm, wenn er Wissenschaft und Tugend besitzt. Am schönsten hat Goethe, der auch dem Bunde angehört hat, die Pflichten in dem bekannten Gedichte „Das Göttliche“ ausgesprochen, das mit der Strophe beginnt:

> Edel sei der Mensch,
> Hilfreich und gut!
> Denn das allein
> Unterscheidet ihn
> Von allen Wesen,
> Die wir kennen.

Goethe hat uns auch an einem berühmten Beispiel gezeigt, wie die Geheimnistkrämerei des Ordens zum Betrug ausgebeutet wurde und uns den größten aller Gauner, Joseph Balsamo, den Grafen Cagliostro, in seinem „Großkophtha“ vor Augen geführt. Diese Entartung der Freimaurerei behandelt Boos noch in seinem 8. Kapitel, das 9. beschäftigt sich mit dem Einfluß der Freimaurerei auf die geistige Kultur, das 10., das mit ernsten Beschwerden gegen das gegenwärtige Logenwesen schließt, mit der Reform der Freimaurerei. Hoffen wir, daß das 20. Jahrhundert ihr wirklich eine Verjüngung bringe, und daß die Freimaurer sich wieder als Freidenker, frei von jeder feigen Menschenfurcht und unbeengt von konfessioneller Beschränktheit zeigen.

R. B.

Aus der ethischen Bewegung.

Gegen die Konfessionsschule.

Die vor wenig Monaten begründete und bereits gegen 400 Mitglieder zählende „Deutsche Liga für weltliche Schule und Moralunterricht“ hielt am Mittwoch den 28. Febr. d. J. im großen Saale des Restaurants „Thiergartenhof“ eine Protestversammlung ab gegen die Konfessionalisierung der Volksschule. Es mochten etwa 500 Personen aller Berufe sein, die den Rednern des Abends mit gespannter Aufmerksamkeit und großem Beifall am Schluß folgten. Dr. Penzig eröffnete die Versammlung. Die Liga erstrebe die Befreiung der Schule von jeglicher kirchlicher Bevormundung, so führte er aus, sie wolle den Ersatz des die Menschen trennenden konfessionellen Religionsunterrichtes durch den Moralunterricht im Sinne einer menschenverbindenden Lebenskunde, und sie wisse sich in ihrer Bekämpfung der seit Jahrzehnten in Preußen betriebenen kulturfeindlichen Unterstellung der Schule unter die Kirche eins mit den führenden Geistern der Nation, u. a. mit Luther, der von der Erziehung der Kinder gesagt habe, „es ist ein weltlich Geschäft“, in das die Kirche nichts hineinzureden hat.

Es sprach sodann als erster Redner Pfarrer Steudel-Bremen über „Schule und Konfession“. Man müsse scharf unterscheiden zwischen Religion und Konfession; die letzte dürfe als der Geister verwirrend nichts zu schaffen haben mit der Jugenderziehung, wogegen Religion, religiöse Empfindung, sich als das natürliche Produkt der Geistesbildung von selbst ergebe; denn Religion und Kultur seien unzertrennlich. Möge der Staat im Sinne des friderizianischen Staatsideals nur dafür sorgen, daß Kunst und Wissenschaft sich frei entfalten könne und Religion Privatsache werde und bleibe! Doch davon scheine man im gegenwärtigen Preußen weit entfernt. Angeblich um der Welt die Religion zu erhalten, wolle man den Einfluß der Konfession auf die Schule, der ohnedies unheilvoll genug wirkt, weiter verstärken. In Wahrheit bezweckt man damit, die Religion zur dienenden Magd für bestimmte mehr oder minder kulturfeindliche Staatsinteressen zu machen, man fürchtet ein Volk von Männern, von lebendigen Persönlichkeiten. Unleugbare Tatsache ist doch, daß eine tiefe Kluft zwischen der christlichen Welt und der modernen Welt klafft. Diese Kluft scheint unüberbrückbar, sie besteht, sie immer erweiternd, schon seit Kopernikus, seitdem eine neue Weltanschauung immer siegreicher die Geister ergriffen hat. Die versuchte kirchliche Ueberbrückung dieser Kluft hat die gegenwärtigen unleidlichen Zustände geschaffen. Dem Redner bleibt auch die Simultanschule eine unbefriedigende Lösung der Schulfrage. Grundsätzlich müsse der konfessionelle Unterricht in jeder Gestalt von der Schule getrennt werden. Möge die Staatsregierung erwägen, daß sie mit der Unterstellung der Schule unter die Kirche für die Erreichung politischer Zwecke einen viel zu hohen, sittlich gar nicht zu rechtfertigenden Preis zahle! Daß tüchtige Männer sich zu einer Gruppe zusammenschließen, um gegenüber jenen finsteren Bestrebungen ein neues, freies Geistesleben zum Erblühen zu bringen, sei mit Freude und Genugtuung zu begrüßen.

Als zweiter Redner sprach Lehrer Gansberg-Bremen über das Thema „Auf dem Wege zur weltlichen Schule.“ Seine von edlem Freisinn getragene Rede wird den zaghaften Gemütern ein Trost gewesen sein, welchen die Beseitigung des konfessionellen Unterrichts aus den Schulen als ein zu radikaler Schritt

Digitized by Google

dünkt. Denn der Vortragende wurde der sittigenden Wirkung vieler Geschichten des alten und neuen Testamentes vollkommen gerecht. Er bekämpfte nur die gegenwärtige und noch weiter zu verschärfende Alleinherrschaft der Bibel und der biblischen Geschichte in der Schule und verlangte freie Konkurrenz der gewaltigen Ideallen aus der Geschichte aller Völker und Zeiten im Sittenunterricht. Er malte ein fesselndes und anschauliches Bild einer solchen Schule einer hoffentlich nicht zu fernen Zukunft. Das wird eine Götterdämmerung sein! ruft der Redner aus, und voll Ernstgefühl in freudiger Begeisterung hat der vorgetragenen Gedanken über die Gestaltung einer Schule, aus der der konfessionelle Unterricht mit seinem öden Gedächtnisstramm verbannt sein wird zu gunsten eines Sittenunterrichts, der zugleich ein Unterricht in der Lebenskunde sein wird, wie er dem Fassungsvermögen der Kinder angemessen ist. Lebrer Gunäkorn erkennt an, daß seine preußischen Kollegen, deren große Mehrheit sicher von dergleichen Ideen erfüllt ist, nicht könnte, wie ihr Herz und ihre Ueberzeugung sie trieben, aber er weiß einige gute Ratschläge für sie, die ausführbar scheinen. Er empfiehlt ihnen, daß sie so lange der Zwang des Konfessionsunterrichtes besteht, nach Möglichkeit den dogmatischen Inhalt des zu gebenden Religionsunterrichtes zurückreten lassen, und daß sie die biblischen Geschichten in das Gewand der Kunst, der frommen, deutungsreichen Legende, des hübsch erfonnenen, Gedanken weckenden Märchens hullen.

Den letzten Vortrag hielt Professor Dr. Bruno Meyer-Berlin über „Religion und Ethik.“ Auch seine Ausführungen dürften weientlich dazu beigetragen haben, die Bestrebungen der Liga gegen den Konfessionalismus zu fortschreiten, auf welche Gemüter verletzend wirkenden Radikalismus zu schützen. Denn gleich dem ersten Vortragenden betonte auch der Redner, daß in diesen Bestrebungen keinerlei Feindseligkeit gegen Religiöses, auch nicht gegen Religionsgemeinschaften liege, im Gegenteil werde anerkannt, daß Religion als Summe des Gedankens, die sich der Mensch über das Welträtsel, die ersten und letzten Dinge machte, jeder Menschenseele unentbehrlich sei, daß sich diese unwillkürliche und unbewußte Ergänzung des Weltbildes einem Jeden aufdränge. Aber Religion sei immer subjektiv, keiner dürfe darüber genau wie der andere denken, und deshalb sei es unlogisch und habe sich in der Geschichte der Menschheit als verhängnisvoll erwiesen, vom Menschen den Anschluß an ein bestimmtes Bekenntnis zu verlangen, ihm ein solches zwangsweise aufzuerlegen. Diese Ueberzeugung ist der Grund, die konfessionelle Schule zu erlegen durch eine weltliche. Ueber das Verhältnis zwischen Religion und Ethik sei zu sagen, daß ursprünglich viel Religion Alles umfaßte, worüber die Menschen nur Ahnungen besaßen, z. B. auch die Summe der Vorstellungen über den Bau des Himmelsgewölbes. Als sich die Astronomie einbildete von ihr losgelöst, so nach und nach auch andere Vorstellungskreise der wachsenden Gewißheiten. Im gleichen Falle sei jetzt die Ethik, ohne daß mit ihrer Ablösung dem Kern der Religion irgend welcher Eintrag geschehe. Denn Niemand werde leugnen, daß die Inhalte der Gemeinschaftsliebe, die Verbindlichkeit von Mensch zu Mensch, welche Gegenstand der Ethik seien, in den immer verwickelter werdenden Beziehungen der Menschen zu einander einer besonderen wissenschaftlichen Behandlung ebenso zugängig als bedürftig sind. Zumal auch diese Wissenschaft, wenn auch auf festem Untergrund ruhend, in beständigem Fluß sei, wie die veränderten Anschauungen z. B. über Sklaverei bezeugen. Deshalb sei die Abtrennung der Ethik von der Religion und ihre gesonderte Behandlung in der Schule nur eine Forderung der Konsequenzlehre, sie werde bestimmt sein für die dem Kinde schädlichen Differenzen, welche jetzt zwischen der naturwissenschaftlichen Weltanschauung der Eltern und dem dogmatischen Unterricht der Schule bestehen!

In einer kurzen sich anschließenden Diskussion wurde von zwei Rednern einzig und allein der tief pessimistischen Anschauung Ausdruck gegeben, daß wir und in Preußen z. Z. im Fahrwasser einer übermächtigen Reaktion befinden und leider trotz aller Proteste des Volkes das Gesetzchete eintreten und die verhängnisvolle und verhaßte Schulvorlage Gesetz werden wird.

* * *

Abteilung Berlin. Einen wichtigen Beschluß hat im Februar der weitere Vorstand gefaßt. Um eine engere Fühlung unter den Mitgliedern zu erreichen und durch häufigere Veranstaltungen von Vorlesungs- und Diskussionsabenden Stoffe heranzuziehen, wurde die Bildung von Lokalgruppen beschlossen; vorläufig bildeten sich die folgenden: Berlin S.: Prof. Bruno Meyer und Fräulein Peiser; N.: Herr und Frau Jacoby; W.: Herr Salinger und Justizrat Dr. Rothe; C.: Rechtsanwalt Dr. Bieber; Charlottenburg: Dr. Penzig; Grunewald: Dr. Simon; Berlin NW.: Frau Lattè. In Berlin N. fand bereits eine gut besuchte Heine-Feier am 17. Februar statt.

* * *

Abteilung Frankfurt a. M. Auf Einladung der hiesigen Abteilung der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur sprach Professor Staudinger aus Darmstadt am 19. Januar im Saale der Polytechnischen Gesellschaft über die wirtschaftlichen Grundlagen der Ethik. Nach einer Einleitung über die Notwendigkeit, die Moral zur Ethik zu machen, d. h. sinnlich in ihr Wesen zu schaffen, und nach Kennzeichnung der bisherigen Hauptversuche dazu hob der Redner besonders Kant als den hervor, der das eigentliche Fundament der Ethik abstrakt wissenschaftlich festgestellt hat. Aber in der Art, wie er seinen Imperativ in die Wirklichkeit einsetzt, bleibt er in Widersprüchen stecken. Für uns, fuhr er fort, hat die Kantsche Lehre paßt, muß in den wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Mensch und Mensch gesucht werden. Deren sind dreierlei: Der Mensch steht zum Menschen ebenso wie zur Natur in einem rein gegenständlichen Verständnis, indem er teils bekämpft und meidet, teils aneignet und sich dienstbar macht. Wissen dabei sind List und Gewalt. Er steht ferner zum Menschen allein von Geburt an in einem Gemeinschaftsverhältnis, das auf freiem Zusammenwirken zu gemeinschaftlichen Zielen gründet, und in einem Gesellschaftsverhältnis, meist Verkehrsverhältnis, einem labilen Mittelding zwischen beiden. Keines der drei Grundverhältnisse kann allein bestehen, es handelt sich nur darum, wie sie sich über- oder untergeordnet sind. In den alten Gemeinwesen herrschte das Naturverhältnis, im inneren Gemeinschaft, nach außen Gewaltverhältnis; in der Periode der Zivilisation bestand Ueberordnung der Gewaltverhältnis-Herrenmoral mit den Grundsätzen: Zuckerbrot und Peitsche, teile und herrsche und seid untertan dem Herrn! Die neue Zeit beginnt mit dem Uebergang zur Verkehrsgesellschaft mit Verfassungsstaat, der aber in Kapitalismus, nun schon in Kapitalmonopolismus zu neuem Herrentum ausartet. Ueberordnung der Gemeinschaft muß das Ziel sein und ist es bereits in den Arbeitermassen. Das Treiben nach entgegengesetzter Richtung wird moralzersetzend und staatsauflösend. Nur in der Gemeinschaft gibt es eine Moral, die Pflicht, den Imperativum von Kant zu Grunde liegt. Auf die Zielrichtung kommt es an, und diejenigen haben die Verantwortung für die Folgen, welche die Macht haben, sie zu bestimmen.

(Frankfurter Zeitung)

Sprechsaal.

Zu dem Artikel „Zweifranzösische Internationalisten“ von Fr. Kaethe Schirmacher. Wenn die Autorin Hervé und d'Estournelles als Gegensätze des Internationalismus bezeichnet, so ist dieses Urteil nur in gewisser Hinsicht zutreffend. Unterschiede zwischen den Genannten finden sich, vom Aeußern abgesehen, zunächst darin, daß Hervé Sozialist, d'Estournelles aber Republikaner ist (— übrigens auch ein gar tief gehender Unterschied), und daß letzterer die von Hervé für den Kriegsfall gewünschte Dienstverweigerung der einzelnen Soldaten verwirft. Diese auch von Tolstoi gepredigte Lehre ist deshalb so abwegig und gefährlich, weil sie nur ein paar Märtyrer zu schaffen geeignet ist und durch ihren sicher unausbleiblichen Mißerfolg den Friedensbestrebungen mehr schaden als nützen würde. Die Ursachen der Kriege muß der logisch Vorgehende beseitigen helfen, nicht aber das Militär durch Entziehung von 100 oder 1000 Rekruten (falls dies wirklich gelänge) absichtlich wollen.

Mit diesen Unterschieden ist es dann aber auch abgetan. Unzutreffend ist insbesondere, daß d'Estournelles nur „Patriot, nicht Internationalen“ ist; der von Dr. Schirmacher zitierte Text seines prächtigen Briefes an Brunetière beweist schon zur Genüge das Gegenteil: er spricht auch „Verbrüderung der verschiedenen Vaterländer,“ spricht von der Zukunft, die „den großen internationalen Bündnissen“ gehöre u. s. w., kurzum er ist Internationalist aus gefestigtem, wohlverstandenem Patriotismus heraus. Nur ein so fundiertes Weltbürgertum ist berechtigt, und jeder echte Patriotismus sieht im letzten Ende auf dieses Ziel hin; man dient eben heutzutage seinem Vaterlande nicht mehr dadurch, daß man es gegen die Nachbarstaaten hysiliert; dazu ist das Gefüge der Kulturwelt bereits viel zu solidarisch geworden.

Ganz versteht aber ist die Taktik der sozialistischen Friedenspropaganda Hervés, die sich gegen das Militär richtet, also gegen ein Symptom, nicht aber gegen die Wurzeln der Kriegsinstitution. „Diese Leute,“ sagt Alfred H. Fried, „gleichen einem Törichten, der eine Lokomotive bei den Rädern aufhalten will, weil diese das sichtbar sich Bewegende sind, statt nach dem Ventil zu streben und dieses abzustellen.“ So kleinlich aber verfährt die große sozialdemokratische Partei in pacifistischen Dingen!

Die Autorin irrt ferner, wenn sie, wie mehrfach geschieht, Krieg und Kampf synonymisch gebraucht und eins für das andere setzt. Kämpfen muß auch der Kriegsfeind gegen Gegnerschaft, Gleichgültigkeit und hundert andere Klippen, die oft der Weg zu verrammeln scheinen; mehr noch: Der Pazifist kann sich selbst nach Erreichung des geschetzten Rechtsfriedens sehr wohl

Digitized by Google

theoretisch noch Fälle denken, in denen eine bewaffnete Exekutive gegen widersetzliche Bundesglieder vorkommen könnte, analog etwa der in Artikel 19 der deutschen Reichsverfassung, wonach dem Bundesrat eine — sonst nötig auch militärische — Exekutive gegen säumige Bundesglieder zusteht. Allerdings dürfte ein solches Einschreiten aus Gründen, die zu erörtern hier zu weit führen würde, im praxi kaum jemals vorkommen.

Was die von der Autorin genannte Rüstungsbeschränkung betrifft, so ist man heute in pazifistischen Kreisen wohl einstimmig der Ansicht, in welche Fr. Passy seinen Brief an Brunetiere ausklingen läßt: „Erst wenn der Geist der Abrüstung in die Massen gedrungen, erst wenn die schiedsgerichtliche Lösung eine stehende Gewohnheit geworden, kann abgerüstet" — d. h. zunächst an Rüstungsstillstand gedacht — werden. Die Abrüstung wird die notwendige Folge, die krönende Kuppel des Rechtsfriedenspalastes bilden.

C. L. Siemering.

* * *

Ich lese soeben in Nr. 5 der Ethischen Kultur den Aufsatz „Wächnerinnenschutz und Frauenbewegung." Bei der Angabe der Frauen, die sich dieser Frage besonders angenommen haben, fehlt bedauerlicherweise Frau Henriette Fürth-Frankfurt. Es wäre im Interesse der Bestrebungen, wenn Sie eine Notiz brächten, des Inhalts, daß Frau Fürth's Name vergessen wurde; sie war diejenige, welche die Abteilung Mannheim des Vereins Frauenbildung—Frauenstudium in einem hier gehaltenen Vortrag (im Jahre 1901) auf diese Frage aufmerksam machte und sie hat im März 03 in der „Sozialistischen Zeitschrift für praktische Arbeiterversicherung" und im April 03 in „Deutschland" Arbeiten über die Mutterschaftsversicherung veröffentlicht. — Es würde mich freuen, wenn Sie die betreffende Notiz bringen wollten; sie erscheint mir nicht unwesentlich in einem zusammenfassenden Aufsatz wie dem vorliegenden. Hochachtend

Mannheim. Alice Bensheimer.

Vermischtes.

Jahresbericht des Vereins für Kinderausflüge (E. V.). Das erste Arbeitsjahr des Vereins für Kinderausflüge begann am 1. Januar 1905 gleichzeitig mit der Begründung des neuen Vereins.

Dank den zahlreichen, freiwilligen Helferinnen, die sich dem Verein zur Verfügung gestellt hatten, konnten die allwöchentlichen Ausflüge bereits im April 1905 begonnen werden. Wir waren in der glücklichen Lage im Laufe, von 4 Wochen 180 bedürftige und freudlose Großstadtkinder der hiesigen Gemeindeschulen einstellen zu können. Bei der Auswahl der Kinder wurde der Verein in dankenswerter Weise von den Herren Rektoren und Schulärzten unterstützt. Außerdem wurden in allen Familien von den Helferinnen genaue Ermittelungen angestellt und so glauben wir unserer Absicht, gerade den Aermsten der Armen durch die Ausflüge allwöchentlich einen Freudentag zu bereiten, möglichst gerecht geworden zu sein. Da der Verein nicht nur sanitäre Zwecke verfolgt, sondern den Wunsch hat, die Volksjugend auch sozial-ethisch zu beeinflussen, so sind die Ausflüge nicht als Massenbetriebe organisiert worden. Es werden vielmehr kleine Abteilungen von 15 Kindern (Knaben und Mädchen) gebildet, die von je 2 Helferinnen (Frauen und Mädchen gebildeter Stände) geführt werden. Dank dieser Organisation haben unsere Helferinnen Gelegenheit gehabt in intime, persönliche Beziehungen zu den Kindern zu treten und sie auch charakterlich zu beeinflussen. Wir können mit Freuden feststellen, daß das Solidaritätsgefühl in den einzelnen Abteilungen sich dauernd steigert. Die gehobene Stimmung gelegentlich der Ausflüge ist allgemein und es wäre schwer zu entscheiden, ob die Helferinnen oder die Kinder mehr Freude an dem Zusammensein haben.

Von April bis Oktober hat jede Kinderabteilung ca. 26 bis 30 Ausflüge gemacht. Als „Ziel" der Wanderungen war zumeist der Grunewald. Um auch während des Winters die Beziehungen zwischen Kindern und Helferinnen aufrecht zu erhalten, wurde auf allgemeinen Wunsch eine Winterorganisation getroffen, die darin besteht, daß die Abteilungen sich alle 14 Tage auf Spielplätzen versammeln. Bei Anbruch der Dunkelheit begeben sich die Kinder in private Schulräume, die uns freundlichst zur Verfügung gestellt worden sind, dort werden Spiele, Fröbelarbeiten 2c. gemacht. In den Weihnachtsferien fand ein Ausflug in den Grunewald statt.

Der Verein hat den dringenden Wunsch, die Zahl der beteiligten Kinder im kommenden Frühjahr auf 240 zu erhöhen, wenn die genügende Zahl von Helferinnen sich findet und die pekuniäre Lage es gestattet. Die Kosten für jeden Sommerausflug betragen sich der Mitnahme von Proviant. Verabreichung von Milch inkl. Fahrkarten pro Abteilung auf 7,50 Mk., also für 180 Kinder auf 90 Mk. Um die Helferinnen für ihre sozialpädagogische Aufgabe einheitlich vorzubereiten wird der Verein im März einen Kursus von 2—3 Vorträgen veranstalten und werden besonders die neueintretenden Hilfskräfte freundlichst gebeten, sich bei Zeiten anzumelden, um an dem Kursus teilnehmen. Es sei hier noch besonders betont, daß unseren Helferinnen aus ihrer Tätigkeit keinerlei Kosten erwachsen.

Mit dem Hinweis auf die gewaltige Vergrößerung richten wir an alle diejenigen, die uns in dankenswerter Weise durch ihre Mitgliedschaft oder durch freie Beiträge unterstützt haben die inständige Bitte, in ihrem Bekanntenkreise für uns werben zu wollen. Mit besonderem Dank gedenken wir an dieser Stelle der Stadt Charlottenburg, die uns mit einem jährlichen Beitrag von 300 Mk. unterstützt.

Je mehr sich unsere Vereinstätigkeit ausdehnt, desto mehr sind wir erfüllt von der hygienischen Bedeutung der Kinderausflüge und von der dringenden Aufgabe, immer weitere Kreise für die Sache zu gewinnen. Sieht man doch selber aus den unwirklichen Berichten der Lehrer und Schulärzte, daß die Zahl der körperlich verwahrlosten Kinder sich erschreckend steigert, und daß die Forderung, hier zu wirken, für die besitzenden Klassen immer dringender wird.

Anmeldungen zum Mitgliedern oder Helferinnen nimmt entgegen die Schriftführerin

Lilli Jannasch,
Lutherstr. 5, I.
Sprechstunde: Sonnabend 5—8 Uhr.

* * *

Die sechste Generalversammlung des Landesvereins Preußischer Volksschullehrerinnen wird in den Oberstern dieses Jahres vom 8. bis 12. April in Altona tagen. Volksschullehrerinnen aus allen Provinzen sind bereits angemeldet. — „Die Ausbildung der Volksschullehrerinnen" und „Die Kunst dem Volke" werden in den öffentlichen Versammlungen Gegenstand der Verhandlungen sein. Nach Erledigung der Tagesordnung wird die Wirtschaftliche Hilfskasse des Landesvereins ihre Generalversammlung haben und eine Versammlung abstinenter Lehrerinnen stattfinden.

* * *

In den Bildungsanstalten des Berliner Fröbel-Vereins (Corporations-Vorsteher Prof. Dr. Dr. Zimmer) beginnen Anfang April neue Kurse. Junge Mädchen mit höherer Töchterschul-Bildung, die Interesse für die Erziehung jüngerer Kinder haben, finden im Kindergärtnerinnen-Seminar, sowie in den sechs Vereinskindergärten und im zwei Säuglingsheimen Gelegenheit, sich mit den Grundgedanken der Kleinkinder-Pädagogik bekannt zu machen und sich praktisch auf dem Gebiete der Erziehung und Kinderpflege zu betätigen. Junge Mädchen aus der Volksschule finden in der Kinderpflegerinnenschule, sowie im Säuglingsheim, Kindergarten und Hauswirtschaft Vorbereitung für Familienstellungen. Die Kurse dauern 1 bis 1½ Jahr. Prospekte im Vereins-Bureau: S. W., Johanniterstraße 19, II (3—6).

Eingegangene Bücher.

Ist die Landwirtschaft die wichtigste Grundlage der deutschen Wehrkraft? Von E. Auczynski. Berlin. 1905. Verlag von Leonhard Simion Nachf. Mk. 1,—.

Wanderungen eines Menschen am Berge der Erkenntnis. Philosophische Skizzen von Johannes Terwin. Zürich. Verlag Art. Institut Orell Füßli. Mk. 3,—.

Religion gegen Theologie und Kirche. Notruf eines Weltkindes von Ed. Plaghoff-Lefeune, cand. theol. Dr. phil., Privatdozent in Genf. Giessen. 1905. Verlag von Alfred Töpelmann (vorm. J. Ricker). Mk. 1,40.

Im Jahrhundert des Niederganges. Gedanken und Empfindungen eines Kulturbürgers von Ernst Weser. Bremen. Verlag von Otto Micthers. Geh. 2.— Mk., geb. 2,50 Mk.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Verein Jugendschutz. Bleichsüchtige junge Mädchen können zur Erholung und Genesung für das Erholungsheim in Neuzelle beim Verein Jugendschutz, Berlin O. 2, Kaiser Wilhelmstraße 89 angemeldet werden. Bei längerem Aufenthalt und Erlernung des Haushalts und Gartenbaus besondere Ermäßigung für wenig Bemittelte.

Flügel Pianinos **Blüthner** Piano-Magazin. Berlin W., Potsdamerstr. No. 27b.

Digitized by Google

Das Schmerzloseste Zahnziehen ohne Betäubung
ist unstreitig die von mir seit Jahren in vielen tausend Fällen mit bestem Erfolge und nur grössten Zufriedenheit meiner Patienten angewandte eigene
Inflirations-Methode.
Bestempfohlen von Aerzten und höchsten Patienten.
Sorgfältige Erhaltung der Naturzähne
Zähne ohne Platte | Porzellan-Plomben.
vis-à-vis
Linde, jetzt: Behren-Strasse 20 Metropol-Theater.

Freigemeindliche Predigervakanz.

Die Stelle des Predigers an der freien religiösen (evangel.) Gemeinde zu **Königsberg** Pr. ist baldmöglichst neu zu besetzen mit einem Anfangsgehalt von 3000 Mk.

Gefällige Meldungen bis Ende März cr. erbeten; etwaige Anfragen erledigt umgehend der zeitige Vorsteher

1. März 1906. **Dr. J. Rupp,**
Königsberg i. Pr., Kalthöfische Str. 27/28.

Zum Druck von Broschüren
wissenschaftlichen Werken,
Jahresberichten, Flugblättern,
sowie zur Anfertigung
sämtlicher anderen Druckarbeiten
in moderner und sauberer Ausführung, bei billigster Berechnung, empfiehlt sich
Oskar Hensels Buchdruckerei
Gottesberg (Schlesien).
Druck der „Ethischen Kultur," des „Freidenker" und freireligiösen „Sonntagsblatt."
☞ Bei Bedarf verlange man Kostenanschlag.

Leonhard Simion Nf. in Berlin S. W. 48.

Von der vom „Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen" veranstalteten Untersuchung über die

„Entlöhnungsmethoden in der Deutschen Industrie"

erscheint soeben der zweite Band unter dem Titel:

Die Entlöhnungsmethoden in der Berliner Maschinenindustrie

von **Dr. Schulte.**

Gr. 8°. Ca. 8 Bogen. Preis 3 Mk.

Der erste Band des obigen Werkes: „Entlöhnungsmethoden in der süddeutsch-thüringischen Eisenindustrie von Otto Bosselmann" (siehe Inserat in Nr. 4 dieser Zeitschrift) hat einen derartigen Anklang gefunden, daß sicher darauf zu rechnen ist, auch die folgenden Bände werden gleichen Erfolg haben.

Ich gestatte mir gleichzeitig, darauf aufmerksam zu machen, daß in Vorbereitung sind:

Dr. Walter Timmermann, „Entlöhnungsmethoden in der Hannoverschen Eisenindustrie",
Dr. H. Beichelt, „Berliner Werkzeugmaschinenfabrik",
Ing. Bruno Simmersbach, „Schlesische Eisenindustrie",
Dr. Beichelt, „Eisenindustrie Rheinlands und Westfalens",
Ing. Ernst Bernstaedt, „Berliner Eisenkonstruktion".

☞ Prospekte gratis und franko direkt vom Verlage. ☜

Penzig, Dr. Rudolph. Zum Kulturkampf um die Schule. Ein Mahnwort an Denkende. 8°. 10 Bogen. Broschr. 2 Mk., geb. 3 Mk. Der „Hester Lloyd" schreibt unter anderem:

„Das Büchlein behandelt die grundsätzliche Frage der Stellung von Staat und Kirche in streng logischer Weise .... In eindrucksvoller Weise werden, ohne dem tiefen, sittlichen Wert des religiösen Glaubens zu nahe zu treten, die Mängel des herkömmlichen Religionsunterrichts aufgezeigt" . . .

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Programm.

Freitag, den 6. April, 8½ Uhr abends. Saal 109 des städtischen Rathauses: Vortrag von Herrn Otto Jacksch aus Eden bei Oranienburg: „Die Bedeutung bodenformerischer Siedelungsgenossenschaften." Diskussion. Eintritt frei. Gäste willkommen.

Mittwoch, den 18. April, 8½ Uhr abends, Unter den Linden 16, III. Lese- und Diskussionsabend, geleitet von Prof. Dr. Bruno Meyer. „Wilhelm v. Humboldt's Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen." (Reclam 1901/2.) Gäste willkommen.

Freitag, den 27. April, abends 8½ Uhr, im Bürgersaal des städtischen Rathauses: Vortrag des Herrn Geh. Justizrat Prof. Dr. von Liszt: „Ueber die Strafzweckstheorien." Eintritt für Mitglieder frei. Gastkarten zu 50 Pfg. im Bureau D. G. E. K., W. 64, Unter den Linden 16, II, sowie im Verlag SW. 48, Wilhelmstr. 121, ferner in den Buchhandlungen von Nicolai, Potsdamerstr. 123 b, Späth, Königstr. 52 und bei Wertheim, Leipzigerstr. 132/7.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Humanistische Gemeinde Berlin.

Versammlungen

in der **Aula der Friedrich Werderschen Oberrealschule** Niederwall-Str. 12, auf dem Hofe links 1. Etage, vorm. 10½ Uhr.

Vortragsreihe von Herrn Dr. R. Penzig.

Kindererziehung: Selbsterziehung!

Sonntag, 1. April:	VI.	Das Wort als Lehrmeister der Sittlichkeit.
„ 15. April: (Osterfest)	VII.	Die Einsamkeit vor der Jugend. (Jugendaufnahme).
„ 6. Mai:	VIII.	Der Kampf gegen die Lüge.
„ 20. Mai:	IX.	Die Schuld des Irrtums.
„ 3. Juni: (Pfingstfest)	X.	Der „heilige" Geist in der Erziehung.
„ 17. Juni:	XI.	Erziehungshilfe durch Andere.

Verlag von Leonhard Simion Nf., Berlin SW. 48.

Soeben erschienen:

Fiskus als Wohltäter.

Betrachtungen über Nebenzwecke bei der Besteuerung.

Von **Prof. Dr. Walther Lotz** in München.

Preis broschiert 1 Mark.

(Bildet Heft 219 der **Volkswirtschaftlichen Zeitfragen.** Vorträge und Abhandlungen herausgegeben von der **Volkswirtschaftlichen Gesellschaft, Berlin.**

Ausführliche Prospekte gratis und franko vom Verlag.

Heil-Sprechunterricht

zur Beseitigung auch angeblich unbeseitigbarer schwerster Sprachstörungen, deren Hebung anderwärts vergeblich versucht wurde. **Stotternden** bekannt nach individueller Methode sicher und unter Garantie. **Gründlich durchgeführte** fördert durch allein richtigen und zu überraschenden Erfolgen führenden Einzelunterricht. **Scheinbar-Gehörlose** bildet im möglichst vollkommenen Hören und Sprechen aus.

Zu sprechen täglich 12—1 Uhr.
Rudolph Isenbeck, Berlin O. 17, Nibelungenufer 15. 4 Hof r. III.

☞ Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt **„Das Freie Wort"** des Neuen Frankfurter Verlages G. m. b. H. bei, worauf wir hierdurch extra hinweisen.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **zweiter Hof** rechts. Auskünfte rc. werden, falls der Unterzeichnete nicht anwesend ist, auch in der Auskunftstelle im III. Stock erteilt. Sprechstunden des Unterzeichneten nur Montag, Mittwoch und Freitag von 10—12 Uhr. Etwige Zuschriften sind daher besser an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmanstraße 15, zu richten. Dr. Penzig.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1.60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 4 · Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XIV. Jahrgang. | Berlin, den 15. April 1906. | Nr. 8.

Nachdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Die soziale Begründung des Verbrechens und ihre Gegner. Von Dr. phil. Karl Noetzel (Moskau.)
Gesetzlicher Minimallohn für Heimarbeiter! Von A. von Berg.
Streiflichter:
Fortschrittliche Bestrebungen in Ungarn.
Christliche Selbstbesinnung.
Sprechsaal. Ueber Benjamin Franklin. Von Dr. W. v. H.
Eingegangene Bücher.

Die soziale Begründung des Verbrechens und ihre Gegner.

Von Dr. phil. Karl Noetzel (Moskau).

I.

Wer sich einen Begriff davon bilden will, wessen menschliche Borniertheit, Grausamkeit und Ungerechtigkeit fähig ist, dem raten wir, sich etwas eingehender mit der Geschichte der Strafrechtspflege zu befassen. Auch der verstockteste Fortschrittsspeichelleckerei dürfte so bekehrt werden. Die Arbeit von Jahrhunderten und unzählige Opfer waren nötig, bevor politischer Despotismus, religiöser Fanatismus und allgemeine Ignoranz so weit überwunden wurden, daß einzelne Erleuchtete es wagen durften, in dem Verbrecher überhaupt einen Menschen zu erblicken und menschliche Rücksichtsnahme auf ihn zu verlangen. Ob nicht einst der eigentliche Ruhmestitel unserer an technischen Erfolgen überreichen Zeit der sein wird, daß sie zuerst diesen Gedanken in seinem vollen Umfange klar zu erfassen wagte?

Die Erkenntnis von der sozialen Bedingtheit des Verbrechens und die Mitverantwortung der Gesellschaft an ihm ist dazu berufen, eine völlige Umwandlung in unserem sozialen Empfinden herbeizuführen: an Stelle träger Selbstgefälligkeit muß endlich die Kritik eines geschärften sozialen Gewissens treten. Ohne Kampf wird das natürlich nicht abgehen. Um den endlichen Sieg ist uns aber nicht bange. Auf die Dauer läßt sich der Menschheit heutzutage weniger wie je wissenschaftliches Denken verbieten. Und wissenschaftlich durch und durch ist die neue Lehre von dem Verbrechen als sozialer Erscheinung. Bietet sie doch das großartigste Beispiel dafür, wie Geisteswissenschaften mit den exakten Wissenschaften Hand in Hand gearbeitet haben, um zu einem jener Erkenntnisse zu gelangen, die uns nicht blos umsichtiger und stärker, sondern vor allem gerechter, menschlicher, besser machen. Jeder Erkenntnis liegt ein erziehendes Moment zu Grunde. Bei wenigen ist dieses von derartiger Tragweite wie bei der Erkenntnis von dem Verbrechen als sozialer Erscheinung.

Lombroso gab den Anlaß, und das bleibt sein unsterbliches Verdienst. Er zuerst sah sich den Verbrecher einmal als Mensch an, rein körperlich genommen; er glaubte in ihm ein durch physische Degeneration zum Verbrecher prädestiniertes Individuum zu erblicken. Ist auch diese Anschauung als unhaltbar einstellig längst widerlegt, so lag doch etwas Neues, unerhört Kühnes darin zum ersten male wurde hier die persönliche Schuld des Verbrechers verneint und damit menschlicher Selbstgefälligkeit und pfäffischer Bevormundungssucht kühn der Handschuh hingeworfen. Lombroso wagte es, für die Wissenschaft ein gewaltiges Gebiet zu beanspruchen, wo bisher ungehindert nebelhafter Mystizismus, selbstverblendeter Fanatismus, starres theologisches Dogma und kalter Doktrinarismus gewirkt hatten. Der kritische Verstand sollte, die abstrakte Doktrin verdrängend, auch hier herrschen im Namen der Gerechtigkeit.

Auf Lombroso's Anregung hin waren im weitesten Umfange körperliche Untersuchungen an Verbrechern vorgenommen worden, und da brach sich allmählich die Erkenntnis Bahn, daß die Merkmale des sogenannten geborenen Verbrechers sich zum größten Teile auf physische Degeneration infolge schlechter Ernährung im Säuglingsalter zurückführen lassen. Damit war Lombroso's Lehre unhaltbar geworden. Nicht unbekannte Mächte schaffen das Verbrechen, sondern einfach das Elend, die Armut. Somit konnte der geniale Liszt das Verbrechen als soziale Erscheinung ansprechen und die ganze Gesellschaft dafür mit verantwortlich erklären. Noch ist es schlechterdings unmöglich, die von Grund aus umgestaltende Wirkung dieser großartigen Findung auf Anschauung, Sitte und Gesetz auch nur im Umriß voraus zu bestimmen. Die Formel freilich: „Das Verbrechen als soziale Erscheinung" — wie notwendigerweise alle Formeln, bedarf einer genaueren Umschreibung und Definition. Die Vertreter der neuen Richtung sind wissenschaftlicher Kritik stets dankbar gewesen; sie haben sich keineswegs eingebildet, der Weisheit letzten Schluß gefunden zu haben, noch im Stande gewesen zu sein, die ganze Fülle der Erscheinungen in eine Formel zu bannen. Was sie geben wollten, war ein brauchbares wissenschaftliches Prinzip und das ist ihnen vollauf gelungen. Eine Hypothese gilt für um so wertvoller, je größer die anregende Wirkung ist, die von ihr ausgeht. Auch in dieser Hinsicht muß der obigen höchster Wert beigelegt werden; sie gibt wissenschaftliche Arbeit für Jahrzehnte, vielleicht für Jahrhunderte und nicht allein der engeren Kriminalwissenschaft.

Liszt und seine Schüler behaupten keineswegs die Ursache des Verbrechens gefunden zu haben, sondern eine Ursache.

Digitized by Google

Wir kennen einen Faktor, die sozialen Verhältnisse. Wir wissen weder, wie weit sie mitwirken, noch ob sie allein das Verbrechen erklären; daß sie überhaupt an seinem Zustandekommen Anteil haben, das wissen wir. Da wir nun das Verbrechen bekämpfen wollen, so halten wir uns natürlich an die Ursache, die wir kennen, und das sind eben die sozialen Verhältnisse. Wir bilden uns aber gar nicht ein, mit der Beseitigung der sozialen Anomalien sei gleich auch alles Verbrechen aus der Welt geschafft. Daß allerdings damit ein großer Teil geschwunden sein wird, und daß uns diese Theorie befähigt, sehr viele Ungerechtigkeiten und Härten der heutigen Strafpraxis zu vermeiden und einen gewissen Rechtsschutz zu gewähren, das glauben wir beweisen zu können.

Alles dies scheint unendlich einleuchtend. Es wäre schwer, den noch immer hartnäckigen Widerstand zu begreifen, wenn er nicht wenigstens teilweise von Theologen ausginge, die ja von altersher gewöhnt sind, sich als die Vornünder der Menschheit anzusehen und die ganze moralische Welt als ihr unbestreitbares Eigentum zu betrachten. Ein wissenschaftlicher Streit würde nun allerdings bei der Verschiedenheit der Voraussetzungen von Kriminalwissenschaft und Theologie als zwecklos von wissenschaftlicher Seite abgelehnt werden, wenn es nicht ein Gebiet gäbe, wo der Theologe nicht ganz als Laie in der Strafrechtspflege auftritt und ihm eine große Praxis im Umgange mit Verbrechern nicht abgesprochen werden kann; ich meine das Gebiet der Seelsorge im Gefängnis. In der Tat sind es Gefängnisgeistliche, mit deren Kritik der neuen Strafrechtslehre ich mich zu befassen habe. Ihre Angriffe sind meiner Ansicht nach noch zu berücksichtigen, auch abgesehen von der ihnen zu Grunde liegenden Praxis, weil sie beim großen Publikum einen gewissen Eindruck nicht verfehlen werden.

Herr R. Stade, Superintendent und langjähriger Gefängnisprediger, veröffentlichte vor kurzem eine Arbeit: „Frauenkuppen aus dem Gefängnisleben“ — (Leipzig, Dörfling und Franke). Das Buch verdient des gewissenhaft gesammelten Materials und vieler psychologischer Feinheiten wegen volle Beachtung. Womit ich indes nicht einverstanden sein kann, das ist Herrn Stades prinzipieller Standpunkt dem Verbrechen gegenüber. Herr Stade läßt von vorn herein keinerlei Zweifel über seine Grund-Anschauungen. Er schreibt (S. 11, 13): „Wir müssen es als ganz falsch erklären, von einer sozialen Wurzel des Verbrechens zu reden: die Wurzel einer geistigen Erscheinung des Menschenlebens muß stets etwas innerliches, dem Menschenleben original innewohnendes sein . . . Wir erkennen es gern an, daß alle diese äußeren Faktoren mit einem hohen Werte in die Schuldberechnung und in das kriminelle Konto des einzelnen gefallenen Individuums eingereicht werden müssen.“ Und schließlich: „Kein äußerlicher oder materieller Umstand kann einen sittlich normalen Menschen zum Verbrecher machen, sondern immer nur einen solchen, der kampflos seinem natürlichen Menschen mit allen seinen sinnlosen Begehrungen und Trieben die Zügel schießen läßt, der kein sittliches Ideal mehr als festen Lebensbesitz in seinem Herzen trägt und somit durch mannigfache Gedankensünden sich selber schon zur Todsünde prädisponirt hat.“

Herr Stade ist also bereit, die sozialen Faktoren sogar mit einem hohen Werte im kriminellen Konto des gefallenen Individuums anzuziehen? Nach welchem Maßstabe sollen aber diese Faktoren berechnet werden? Hier, wo es sich um Ehre und Leben handelt, ist doch der exakteste Maßstab nur eben der rechte. Nun muß ich von vornherein offen erklären, ich weiß keinen solchen. Und wenn Stade des weiteren behauptet, ein sittlich normaler Mensch könne durch keinerlei äußere oder materielle Verhältnisse zum Verbrecher werden, so muß ich wiederum eingestehen, daß ich einen solchen Menschen weder gesehen habe, noch auch im Stande bin, mir eine nur einigermaßen greifbare Vorstellung von ihm zu machen. Mich selber kann ich keineswegs als sittlich-normal in diesem Sinne betrachten. Ich weiß nicht, ob es nicht Umstände geben kann, unter denen ich zum Verbrecher geworden wäre.

Auch vermag ich durchaus nicht zu begreifen, wie Stade behaupten kann, alle Verbrecher seien „kampflos“ ihren Begehrungen unterlegen. Das ist denn doch ein furchtbarer Vorwurf, gegen alle früheren, jetzigen und zukünftigen Insassen der Staatsgefängnisse. Dem gegenüber muß ich mich allerdings durch mancherlei Gedankensünden zur Todsünde prädisponirt erklären: Ich habe in meiner Seele die Wurzel manches Uebels angetroffen und weiß wirklich nicht, ob es nicht blos glücklicher Zufall gewesen ist, daß der Nährboden fehlte, auf dem dann das Verbrechen hätte emporschießen können.

Weiter unten sagt Stade ausdrücklich: „Wenn auch alles soziale Elend beseitigt wäre, ständen wir um kein Atom höher, die „böse Lust“ sei damit nicht aus der Welt geschafft. Verständigen wir uns zuerst über den Ausdruck „böse Lust.“ Ich leite dafür die „gesellschaftsfeindlichen Instinkte“ und glaube, daß wir dann beide das gleiche verstehen: den Quell aller verbrecherischen Handlungen. Für Stade kommt es demnach prinzipiell darauf an, daß diese böse Lust beseitigt werde. Zugegeben! Da er sich die böse Lust unabhängig von den sozialen Ursachen denkt, muß er sie für angeboren halten. Gut! Sie sei also allen nicht normalen Menschen angeboren. Ich kenne aber leider, wie bereits oben bemerkt, keinen normalen Menschen in diesem Sinne; ich war immer der Ansicht gewesen, ausmerksame Erziehung und gewissenhafte Bildung vermöchten bei normalen, wirtschaftlichen Verhältnissen und entsprechender päpstlicher Konstitution in der Regel diese angeborene böse Lust wohl in Schranken zu halten. Stade glaubt das offenbar nicht, da er durchaus keine äußeren Umstände als ausreichende Ursachen des Verbrechens gelten lassen will, also auch nicht völligen Mangel an Erziehung und Bildung und unnormale Familienverhältnisse, wie sie die internationale Verbrecherstatistik bei der überwiegenden Mehrzahl aller Verbrecher unwiderleglich nachweist. Nehmen wir nun an, — und das ist wieder durchaus denkbar — ein nicht beitrattes Individuum, z. B. ich, hege von der „bösen Lust“ ein ebenso großes Quantum — auch hier bin ich um ein exaktes Maß äußerst verlegen — als etwa der uneheliche Sohn eines Alkoholikers und einer kranken Dirne. Wenn man das immerhin annehmen. Nun habe ich das Glück, mit gesunden Säften zur Welt gekommen zu sein, die Vermögensverhältnisse meiner Eltern erlaubten für meine körperliche und geistige Entwicklung zu sorgen, ich habe beständig ihr gutes Beispiel vor Augen, mache infolgedessen nicht allzuviel dumme Streiche auf dem Gymnasium, studiere dann in Ruhe Theologie und werde ein tüchtiger Gefängnisgeistlicher. Mein angeborenes Quantum böse Lust hege ich dabei unvermindert in mir. Da ich indes weder hungere noch friere, ist mir auch nie der Gedanke gekommen, zu stehlen, da ich die Freuden des stillen Studiums in behaglicher Studierstube kenne, habe ich gar keine Lust nach der vollgeräucherten Wirtshausstube, und da schließlich meine Eltern mich in der Jugend beaufsichtigen konnten, wurde meine Sinnlichkeit nicht vor der Zeit geweckt und auf Kosten anderer Kräfte zum chronischen Laster entwickelt. Kurz und gut, ich lebe tadellos und werde hoch geachtet. Als Gefängnisgeistlicher lerne ich nun den mit mir gleich Veranlagten kennen. Er wuchs ohne Aufsicht auf, wurde früh zum Diebstahl angehalten, noch früher moralisch verdorben, ist Alkoholiker und wegen Notzucht vorbestraft. Ich trage in sein Schuldkonto als strafmindernd ein: Vater Säufer, Mutter Dirne, selber körperlich degeneriert, ohne alle Schulbildung auf der Straße groß geworden ꝛc. Würde ich hier nun von einem Individuum sprechen, das durch Nichtbeherrschen seiner tierischen

Digitized by Google

Triebe zur Todsünde prädisponirt ist, so würde ich mich einer schreienden Ungerechtigkeit schuldig machen. Denn wir hatten doch ursprünglich dasselbe Maß von böser Lust in uns und sind demnach gleich zu bewerten. Der ganze Streit ist wie die meisten Streitigkeiten hier auf Erden eigentlich nur ein rein grammatikalischer. Stade sagt: „Kein Verbrechen kommt durch äußere Umstände allein zu Stande, die eigentliche Ursache ist die böse Lust." Ich stimme bei. Stade bestreitet aber nicht, daß es auch böse Lust gibt ohne äußere Umstände, die zum Verbrechen mitwirken. Demnach laufen in der Welt eine Menge Verbrecher ohne Verbrechen herum, wie Dichter ohne Werke. Ich glaube nun fest, wir alle sind Verbrecher ohne Werke, wir alle sind durch mannigfache Gedankenfünden zur Todsünde prädisponirt, wir verfallen ihr nicht, weil die hierzu erforderlichen äußern Umstände eben nicht hinzu kommen. Selbst das einfachste Seelenleben bleibt ein Buch mit sieben Siegeln für den, der es nicht selbst erlebt. Daher ist meine persönliche Stellungnahme zum Verbrecher die eines Sünders zu Sündern ohne Unterschied.

Zur weiteren Illustration wähle ich einen Vergleich aus der physischen Welt: Wir alle haben allerhand schädliche Bazillen in uns, wir atmen solche täglich in großen Mengen ein. Die Mehrzahl von uns wird mit ihren Bazillen fertig. Wir stammen von gesunden Eltern, verfügen ferner über eine kräftige Konstitution und sind weder durch Krankheiten noch durch Entbehrungen geschwächt. Eine Minderheit von uns unterliegt, sie können nach einer überstandenen Krankheit oder in Folge fortgesetzter Unterernährung ihren Bazillen nicht mehr den nötigen Widerstand entgegenbringen oder aber sie sind durch schlechte Ernährung im Säuglingsalter oder erbliche Belastung an sich schwächlicher Konstitution. Es können nun allerdings auch derartige von belasteten Eltern stammende Individuen den Krankheitsstoff überwinden, aber dazu gehören besonders günstige, die Erkrankungs*möglichkeit* ausschließende Lebensumstände wie: keimfreie Umgebung, gute Ernährung, keine Überarbeit 2c. —

Setzen wir in diesem Beispiel für den Krankheitserreger die „böse Lust", d. h. die in jedem Menschen liegenden sozialfeindlichen Richtungen seiner natürlichen Instinkte, so läßt es sich bis in die letzten Folgerungen auf das moralische Leben des Individuums übertragen.

Nehmen wir nun einmal mit Stade ruhig an, der Mensch könne unter allen Umständen dem Verbrechen Widerstand leisten. Indem Stade sich aber bereit erklärt, äußere Umstände als strafmildernd im Konto des gefallenen Individuums zu verzeichnen, gibt er zu, daß der Widerstand gegen solche Umstände verschieden schwer sein kann, wie schwer, davon vermag er uns leider in keinem Fall eine Vorstellung zu geben. Es steht demnach durchaus nichts der weiteren Annahme entgegen, daß die erforderliche Widerstandskraft bisweilen sogar bedeutend größer sein kann, als die, welche in normalen sozialen Verhältnissen aufgewachsen sind, zu beweisen nötig haben. Es muß folglich ohne weiteres zugegeben werden, daß ein unter erschwerenden Umständen der Versuchung Erliegender noch immer moralisch höher stehen kann, als sein Richter.

Es erübrigt noch einiges nachzutragen über das Verhältnis der bösen Lust zu den äußeren Umständen. Nehmen wir als Beispiel die böse Lust par excellence, die Sinnenlust, die Fleischessünde, die eigentliche Sünde wider den Geist. Jedes unmündige Kind kann zu einem Werkzeug der Sünde gemacht werden, weil es außer Stande ist, mit der unsittlichen Handlung irgend einen Begriff zu verbinden. Es weiß durchaus nicht, was es tut. Das kann ebensowenig bestritten werden, wie die Tatsache, daß aus einem moralisch verdorbenen Kinde ein lasterhafter Erwachsener wird. Weshalb? War das Kind besonders disponirt? Das ist keineswegs in allen Fällen zu beweisen. Es wurde nur ein an sich natürlicher Instinkt vor der Zeit und somit auf Kosten der anderen einseitig zur Entwickelung gebracht. Wie groß bleibt der Rest im Schuldkonto des gefallenen Individuums, nach Abzug dieses äußeren Umstandes, der ja an sich, Stades Meinung nach, noch immer nicht ausreichend ist, das Verbrechen zu erklären? Die Sachlage ist tatsächlich die folgende: der Geschlechtstrieb hat mit allen anderen Trieben, Erkenntnistrieb, Miteidstrieb 2c. die einmal vorhandene Energie des Individuums zur Verfügung. Wird nun ein Trieb besonders entwickelt, und dies geschieht ebenso wie bei Muskeln blos durch fortgesetzte bung, so bleibt natürlich für die übrigen Triebe umsoweniger Kraft zur Entwickelung. Was aber den normal entwickelten Geschlechtstrieb, der ja an sich weder gut noch böse ist, besonders sittlich gefährdend gestaltet, ist der Umstand, daß zu seiner Befriedigung andere Individuen in Mitleidenschaft gezogen werden und das Verständnis für die solchen erwiesene körperliche und moralische Schädigung ein sehr dunkles, getrübtes bleibt, in Folge der in diesem Falle unausbleiblichen Verkümmerung des Intellekts. Unsittelig wohnt dem Geschlechtstrieb ja ein reflektionshemmendes Moment inne. Stade würde hierauf vielleicht entgegnen: Wie können wir da strafen, wo keine Schuld ist? Von einer Strafe im eigentlichen Sinne kann allerdings unserer Meinung nach blos in theologischen Kreisen noch die Rede sein, und die persönliche Verantwortung heben wir auch bei den „verkommensten Lumpen" auf, weil uns Niemand beweisen kann, daß nicht auch die stolzesten Zierden der Gesellschaft unter denselben Umständen ebenso geworden wären. Aber haben wir deshalb das Recht verloren, uns vor Raub, Mord und Schändung zu schützen? Ich denke nicht. Wir würden übrigens auch garnicht danach fragen, ob wir Recht oder Unrecht haben: es herrscht einfach die Notwendigkeit. Und ich denke, wir verfahren durchaus logisch wenn wir somit an Stelle der persönlichen Verantwortung die soziale Verantwortung setzen und zwar in doppeltem Sinne: einmal die des Verbrechers gegenüber der Gesellschaft, zweitens die der Gesellschaft gegenüber dem Verbrecher. Als praktische Folge ergiebt sich die Forderung: Erziehung der Besserungsfähigen, Unschädlichmachung der Unverbesserlichen.

(Fortsetzung folgt.)

Gesetzlicher Minimallohn für Heimarbeiter!

Von A. von Berg.

Um einen nicht willkürlichen Minimallohn festzusetzen, durch welchen die Heimarbeiter vor Ausbeutung und vor Verkommen geschützt werden sollen, muß zuerst ein eignes wissenschaftliches Lohngesetz geschaffen und das alte, ungerechte, sich auf die Zufälligkeit von Angebot und Nachfrage gründende beseitigt werden, denn dieses stützt sich auf einen, außerhalb der Arbeit, um die es sich handelt, liegenden, schwankenden Grund. Jetzt ist der Moment gekommen dies Gesetz zur Richtschnur zu nehmen. Die medizinische und psychologische Experimentalwissenschaft, im Verein mit Statistik und Mechanik, hat die Grundlagen der Erhaltung und Abnützung der Menschenkraft ermittelt, mit Hülfe von Ergographen die Ermüdung der Nerven festgestellt, hat die Muskelbewegungen gezählt, die Gehirnarbeit gewogen, hat die Schädlichkeit jeder einseitigen fortdauernden Tätigkeit auf den Organismus, die Grade der als Vergiftung erkannten Übermüdung ermittelt und gefunden, daß Arbeit im ungeeigneten Alter die Morbidität vermehrt. Anderseits kennt die Wissenschaft die Summen der zur Herstellung des Gleichgewichts zwischen Kraftausgabe und Einnahme nötigen Nahrung, und die Größe der nötigen Ruhepausen.

Erst wenn die Gelehrten, auf all das gestützt, ein abgerundetes Bild der Wirkung jeder Arbeitsart auf den Organismus festgestellt haben, wird es möglich sein, einen

Digitized by Google

Lohntarif aufzustellen. Bis dahin ist er, ebenso wie der Normalarbeitstag, ein Schritt ins Blaue hinein. — Es muß der Tag kommen, wo für jede Arbeitsleistung die zulässige Stundenzahl am Tag als Normaltag gerechnet werden wird, wo genau präzisiert wird, welcher Minimallohn genügt, um die durch die Arbeit hervorgerufenen Kräfteverluste und Lebensschädigungen wieder durch Nahrung und Pflege auszugleichen.

Wer ungewöhnlich schwerer Arbeit sich unterzieht, wie der Caissonarbeiter, der Bergmann, der Heizer auf Dampfschiffen oder dergleichen, dürfte nur wenige Stunden arbeiten, müßte aber dafür den vollen Tagesunterhalt bekommen, zuzüglich eines Betrages, der in die obligatorische Gesundheits-Versicherungskasse vom Arbeitgeber abzuliefern ist, und welcher den Arbeiter in den Stand setzt, bald den Beruf gegen einen leichtern zu tauschen oder sich, wenn seine Gesundheit nicht kräftig genug, zur Ruhe zu setzen. Das Gesundheits-Versicherungsamt hätte auch die Verpflichtung durch Wohnungsinspektion und geeignete Maßnahmen dafür zu sorgen, daß dem Arbeiter hygienische Lebensbedingungen verschafft werden, so daß dadurch die Störungen in seinem Organismus ausgeglichen werden. Wie bei diesen krassesten Beispielen müßte auch bei leichteren Berufen, wie die der Heimarbeit, verfahren werden, genau die Schädlichkeit ermittelt und darnach die Lebensbedingungen während der Arbeit geregelt und der Lohn bemessen werden.

Es muß bei all dem von dem Grundprinzip ausgegangen werden, daß der Mensch ein, auch ihm unveräußerliches Recht auf normale Lebensdauer und auf ungestörte Gesundheit hat, und daß keins von beiden durch die Arbeit unnormal vermindert werden darf.

Auch darf nicht mehr gefragt werden: Bekomme ich für diesen Mindestlohn eine Arbeitskraft? sondern die Frage muß lauten: „Genügt der Minimallohn, den ich zahlen kann, dem Arbeiter eine menschenwürdige Existenz und eine normale Lebensdauer zu ermöglichen?"

Wenn nicht, darf seine Kraft nicht zu diesem Zweck von mir verwendet werden. Und erscheint es dem Besitzenden, der gewohnt war, durch die Lebenskraft anderer einen unverhältnismäßig hohen Gewinn zu erlangen, daß der wissenschaftliche und behördlich geforderte Lohnsatz die Rentabilität seines Kapitals aufhebt, dann muß er in seinem eignen Interesse zum Ersatz der Menschen durch Maschinen schreiten, auch dort wo er es bisher unterließ, weil Menschenleben sich im Verbrauch billiger stellen.

Die Ueberzahl der materiell Unfreien bewirkt eben, daß heute der Arbeiter für den Besitzenden wohl ein Nutz- aber kein Wertgegenstand ist, wie noch zu Sklavenzeiten, denn für eine verbrauchte Kraft melden sich viele andere, die noch einen Vorrat von Eigenkraft mitbringen, deren Ausnützung Reingewinn des Arbeitgebers ist, weshalb diesem an der Stabilität und Lebensdauer seiner Fabrik- und Heimarbeiter gar nichts gelegen ist.

Die Heimarbeit ist ein typisches Bild, eine Illustration des eben Gesagten; bei dieser muß daher mit der Schaffung eines wissenschaftlichen Lohngesetzes begonnen werden. Sollten die bisherigen Erforschungen und Feststellungen der Gelehrten wie Mosso (Ermüdung) noch nicht genügen, um das neue Gesetz auf ihre Ermittlungen basieren zu können, so müßte als Uebergang ein Lohn festgesetzt werden, der dem Heimarbeiter die für seinen Stand beste Lebenshaltung bei normaler Arbeitsdauer ermöglicht, doch sollte baldigst eine genaue Schätzung jeder einzelnen Arbeit in Bezug auf Schädlichkeit folgen und die dementsprechenden ausgleichenden Lohnsätze ermittelt werden. Dabei können auch sehr wohl die Interessen des Lohnherrn berücksichtigt werden. Es kann geprüft werden, ob die Leistung eines Arbeiters eine normale sei; dazu kann die Wissenschaft Hülfe bieten durch Apparate ähnlich wie Schrittzähler, wodurch verhindert wird, daß der angemessen zahlende Unternehmer nicht durch eine ungeeignete Kraft geschädigt werde.

Möchte der so günstige Augenblick nicht versäumt werden, in welchem sich das um seiner Wissenschaftlichkeit berühmte Deutschland an die Spitze aller sozialen Reform stellen könnte.

Gleichzeitig müßte überall auf Kosten des Staates und der Arbeitgeber eine Prämienanstalt gegründet werden, aus welcher jedem Arbeiter, der gesund und kräftig und ohne Unfall ein genau bestimmtes Alter erreicht hat, eine bestimmte Summe auf Renten angelegt würde, so daß es im Interesse des Arbeiters selbst liegt, sich nicht um momentanen Gewinn zu Grunde zu richten, sondern maßvoll zu arbeiten. Da der Unternehmer auch an den Invaliditätskosten und bei Unfällen belastet wird, liegt es auch in dessen Interesse, die Maßregeln gegen Unfall zu verbessern, ebenso wie die Arbeitsanforderungen nicht zu übertreiben.

Desgleichen müßte eine Kommission von Aerzten alljährlich die Gesundheit der Kinder prüfen, um je nach dem Befund Prämien den Eltern auszuteilen oder bei Verkümmerung derselben durch für ihr Alter nicht passende Arbeit, sie zu bestrafen. Jetzt stellt der Arbeitslohn für Kinderarbeit geradezu eine Prämie für langsamen Kindermord dar!

Es wird all das eine Ersparnis bedeuten, im Gegensatz der so enormen Kosten für Krankenhäuser, Irrenanstalten, Gefängnisse, und dem immer wachsenden Beamtenpersonal für derartige Zwecke. Auch der beginnende Geburtenrückgang in einigen Teilen Deutschlands würde dadurch aufgehalten, die Militärtauglichkeit unter der Bevölkerung vermehrt, die gänzlich nutzlose Ausgabe für Begräbnisfosten Unmündiger dem Nationalvermögen und eine Unsumme von Qual und Leid der Menschheit erspart werden!

Alles durch ein wissenschaftliches Lohngesetz!

Streiflichter.

Fortschrittliche Bestrebungen in Ungarn.

Welche staatsrechtliche Folgen die unglückselige ungarische Krise nach sich ziehen wird, ist zurzeit noch ebenso unabsehbar, wie ihre ökonomischen Folgen, eines aber steht fest: sozialpolitischen Vorteil wird Ungarn aus dieser Zeit schwerer Not ziehen.

Was nur leicht, wie Altweibersommerfäden periodisch in der Luft herumflog, die Frage des allgemeinen Wahlrechtes, Freidenkertum, freiheitliche Schulreformen, lütger Antiklerikalismus, fällt jetzt inmitten des politischen Chaos schwer, glühenden Lavatropfen gleich auf den Boden der ungarischen Gesellschaft. Eine gesellschaftliche Bewegung um die andere erhebt sich, um nach der entnervenden Aera des dulenden Liberalismus dem Körper der ungarischen Gesellschaft den neuen Geist des Fortschrittes, des Radikalismus einzuhauchen.

Das Schlagwort „allgemeines Wahlrecht" hat sich so in Fleisch und Blut des Volkes eingesaugt, daß es unter allen Umständen zur Verwirklichung der demokratischer Parlamentsreform kommen muß. Viel Mißbrauch wurde mit dem Schlagwort getrieben, schließlich wird aus dem Spiel Ernst werden müssen.

Die Freidenker organisieren sich in den letzten zwei Jahren auch intensiver. Auch ihre Organisationen stehen im Dienste der Wahlreform. Die freidenkerische Bewegung leidet vorläufig an dem Fehler, dogmatisch und unfreidenkerisch-undulsam zu sein. Aber nicht etwa gegen konservative Strömungen, sondern gegen — die äußerst radikale Frauenbewegung. Die ungarischen Freidenker brauchen die Frauen als Staffage für ihre Veranstaltungen, sonst sind ihnen die Frauen, besonders die selbstbewußten, nur „lästige Fremde," gegen die man mit Wort und Schrift

Digitized by Google

ankämpft. Hoffentlich schütteln die ungarischen offiziellen Freidenker die konservative Last des Männerdünkels baldigst ab, da sie sonst ihre Bewegung zu sehr diskreditieren.

Auch von einer ethischen Bewegung hören wir. Vorläufig soll sie erst eingeleitet werden. Die Bewegung für eine fortschrittlichere Schulreform hat ein tüchtiges Stück Arbeit hinter sich. Im Jahre 1904 erschien unter dem Titel „Schulreform-Ideen" ein Büchlein, das in verzopften Pädagogenköpfen helle Empörung, in objektiven Lesern aber zufriedene Freude erweckte. Der Autor, Karl Szalay, selbst Professor an einem Staatsgymnasium, weist in dem Büchlein auf die rückständige, Individuen- und Rassenschädigende Lehrmethode, auf die Unhaltbarkeit der jetzigen Mittelschul-Systeme hin und stellt dagegen seine klaren, einfachen, radikalen Reformideen auf. Bald schloß sich ihm der Soziologe Karl Méray-Horváth an. Die Sozialwissenschaftliche Gesellschaft legte die Forderungen dieser beiden Männer als Grundlage einer umfangreichen Enquête nieder. Pädagogen, Laien, Eltern, Aerzte u. A. m. beteiligten sich in überaus großer Anzahl an dieser Enquête, deren Material einen stattlichen Band als Dokument für die allgemein empfundene Unzulänglichkeit der Mittelschule ergab.

Auch die Regierung war vom Fieber der Mittelschulreform erfaßt, auch sie leitete eine Enquête über diesen Gegenstand ein. Daß sie aber nur auf die Ansichten konservativer alter Herren neugierig war, ist nur zu verständlich. Das Material der Sozialwissenschaftlichen Gesellschaft wird aber laut genug sprechen, um bei einer praktischen Schulreform gehört werden zu müssen. Auch der Feministenverein rüstet zum Sturm auf die jetzigen Schulverhältnisse. Er dringt vor allem auf Coedukation, besonders um Zulassung der Mädchen zu den bestehenden Gymnasien und Handelsschulen.

Die Kasernierung der Prostitution wird angegriffen, vorläufig vom Feministenverein, wohl baldigst aber auch von der jüngst gegründeten Gesellschaft zur Verhütung geschlechtlicher Krankheiten. Daß derartige Fragen überhaupt zur Erörterung kommen, zeugt von der frischen Luft, die durch den Sturm der ungarischen Krise ins Land gekommen ist. Wo man sonst in staatsrechtlichen Tüfteleien aufging, befinnt man sich endlich, daß Individuum und Gesellschaft neben dem Staat an sich, doch auch Rechte haben, die der Beachtung wert sind.

Wohl spielt im ungarischen Konzert die Staatsrechtelei noch immer die Baßgeige, doch wird dies wohl nicht zu ändern sein, solange die Länder der Monarchie unter dem Drucke eines patriarchalischen Familienverhältnisses leben. So unerquicklich das harte Regiment eines Vaters über seine verschieden gearteten Kinder, so aufreizend der Zwang zum Zusammenleben von Ungarn mit Oesterreich.

Die politische Lage wird von Stunde zu Stunde verzweifelter,*) die innere Ermannung der Bevölkerung für seine individualen Rechte immer steter. Nach Klärung der staatsrechtlichen Fragen wird ein seiner Rechte viel bewußteres Volk sozialpolitische Ansprüche an die Gesetzgebung stellen, deren Erfüllung Ungarns Kultur um Schätze bereichern wird, die sich viele Länder schon erkämpft haben.

Rosita Schwimmer-Budapest.

*) Inzwischen ist ein vorläufig wenigstens eine gewisse Dauer versprechender Ausgleich zu Stande gekommen. T. Red.

* * *

Christliche Selbstbesinnung. Wir haben nie in den Chorus derer vorbehaltlos einstimmen können, die das Christentum einfach als Aberglauben, Pfaffentrug und im besten Falle weichliche Selbsttäuschung abtun zu können meinten. Daran hinderte uns die Ehrfurcht vor dem sittlichen, guten Willen, der nicht nur zufällig in vielen seiner ehrlichen Bekenner, sondern der auch ursprünglich in der Institution selbst lebte, trotz aller kirchlichen Verzerrungen, die die einfache Sehnsucht des Menschenherzens nach göttlicher Reinheit erfahren mußte. Unsere Hoffnung darauf, daß sich, wie seiner Zeit in der Reformation, die ethische Idee endlich auch aus dem noch recht ansehnlichen Reste dogmatischer und kirchlicher Erstarrung frei machen könnte und würde, ist freilich — offen gestanden — sehr bescheiden geworden. Manchmal wird die Schale so grob und dick, daß der keimende Kern sie nicht mehr durchbrechen kann und erstickt. Und die heutigen Reformatoren (und, wie billig, Märtyrer) der Kirche haben ihren Blick meist zu sehr noch rückwärts gewandt, nach dem Bekenntniszwang, dem sie zu entrinnen trachten — uneingedenk des Wortes ihres Meisters: „Wer die Hand an den Pflug legt und schauet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes."

Dies Mißtrauen aber darf kein Hindernis sein, anzuerkennen, daß in der neuen christlich-theologischen Welt hie und da Stimmen laut werden, die in ihrem Rufe nach sittlicher Erneuerung des Christentums wohl zusammenstimmen mit unserer Forderung einer idealitischen Reform unseres ganzen Gemeingeistes. Wie weit sie sich in ihrem engeren Kreise werden Gehör verschaffen können, mag der Zukunft überlassen bleiben; bei uns sind sie der Aufmerksamkeit gewiß.

Die „Chronik der Christlichen Welt" erläutert in ihrer ersten Aprilnummer die Ursachen der unerwünschten Isolierung, ja Mißachtung und Verhaftheit Deutschlands im Völkerkonzert. Sie meint zwar, offenbar übertrieben, der „Neid auf unseren wirtschaftlichen Aufschwung erkläre das vollkommen," fährt aber in richtigerer Selbstbesinnung dann fort:

„Wir sind aus dem Volke der Dichter und Denker ein Volk der „Real"politiker geworden. Wir sind nicht mehr Idealogen, sondern wir treiben Interessenpolitik. Wir schelten darüber, daß es vor einiger Zeit noch Deutsche gab, welche die unsichtbare Welt für die allein starke hielten, und suchen mit Gewalt unsern Platz an der Sonne der sichtbaren Welt. Weil hinter uns liegt eine Politik, die mit den unbrauchbaren Begriffen Wahrheit, Sittlichkeit oder gar Menschheit und Vernunft die Welt zu gestalten unternahm; an die Stelle der Wahrheit ist uns die „Erfahrung" getreten, statt der Sittlichkeit gehorchen wir dem Nutzen, die Menschheit hat sich uns konzentriert zur stolzen Nationalität, und nicht nach der Vernunft fragen wir in der Politik — den törichten Rationalismus haben wir gründlich überwunden —, sondern nach der Natur, nach der „Wirklichkeit" mit ihrer Kraft und ihrem Glück."

Nachdem dann die Gewaltanbetung und gründliche Mißachtung der Ueberzeugung, der Idee, in Kirche, Staat und unserem öffentlichen Parteileben gegeißelt worden ist, wendet sich der Verfasser zur Schulfrage und verwirft auf dem Boden der Erziehung alle Zwangseinrichtungen:

„Mit keinem Sprichwort wird bei allen Parteien in der Schulpolitik ein solcher Mißbrauch getrieben wie mit dem: Wer die Schule hat, hat die Zukunft. Als ob die Gewalt über die Schule, als ob das Haben der Schule, irgend einen dauerhaften Einfluß gewähre auf die Ueberzeugungen, die in der unmittelbar Generation heranwachsen. Man kann gewaltiam noch so viele unbegründete Ueberzeugungen einpflanzen: entweder wachsen sie nicht (das ist noch das Beste), oder — wenn sie wachsen — dann gilt von ihnen das Wort: Wer Wind sät, wird Sturm ernten. Und „Wind" ist jede — auch jede richtige — Ueberzeugung, die man nicht in Freiheit darbietet, sondern der Jugend einlößt, weil man die Schule „hat." Vaterlandsliebe, Frömmigkeit, Verehrung für den Herrscher, Vertrauen zur Regierung, Abscheu gegen die Eltern und die natürlichen Autoritäten — alle diese Gesinnungen sind entweder begründet (dann bedarf es keines Zwanges, um sie aus ihrem Grunde hervorzuholen; vielmehr erwachsen sie dann unter der Pflege des Erziehers aus eigener Kraft), oder sie sind unter den heutigen Verhältnissen und im gegebenen Falle unbegründet (dann mag man noch so sehr die Schule „haben", die Zukunft hat man doch nicht).

Der Staat darf in allen seinen Schulen nur solchen Unterricht erteilen lassen, bei dem gegen und für Ueberzeugungen keine Gewalt, kein grober und kein feiner Zwang angewendet wird. Die These klingt zwar ganz selbstverständlich, wenn man sie so aufstellen hört. Und doch: welches verwüstende Urteil über den ganzen Parteikampf um die „konfessionelle" Schule im abgelaufenen Vierteljahre ergibt sich, wenn man mit diesem Satze Ernst macht.

Digitized by Google

liberale kämpfen gegen die konfessionelle Schule, weil sie gegen die Ueberzeugungen der christlichen Bekenntnisse und für die Ueberzeugungen, die sie mit dem Worte simultan verbinden, die Gewalt des Staates über die Schule engagieren möchten. Auf der anderen Seite kämpfen Konservativ-Klerikale für die konfessionelle Schule, weil sie durch die gesetzliche Festlegung des Prinzips der Konfessionalität einen erfolgreichen Zwang auf die Schule dahin glauben ausüben zu können, daß die Jugend, konfessionell erzogen, auch konfessionelle Ueberzeugungen mit ins Leben nehmen wird."

Endlich wendet er sich zu unserer Forderung der konfessionslosen Schule, allerdings mit einem Ausfall gegen angebliche Bestrebungen nach einer Zwangsentchristlichung der Jugend, von denen wir wenigstens nnS frei wissen.

„Die Religion aus der Schule," diese Forderung, die im abgelaufenen Vierteljahr besonders laut erhoben ist, läßt uns bei ihren Anhängern und Gegnern dieselbe Stadie machen. Die meisten unter denen, welche den Religionsunterricht abschaffen wollen, streben danach, das Christentum mit Gewalt aus dem Kulturgebiete auszuscheiden, das durch den modernen Kulturstaat gestiegt wird. So liberal sie sich gebärden: durch diesen Appell an die potestas gladii") zur Aufdrungerung des Gesetzes zeigen sie, wie reaktionär sie sind. Ihnen gegenüber, aber doch innerlich ihnen gleich, stehen alle die vielen Kirchlich-Positiven, die den Religionsunterricht in der Schule behalten wollen, damit die Macht des Staates verleihe ihrer die Erhebung religiöser Ueberzeugungen zwangsweise sorgt. Es sind die, welche die Methode des religiösen Unterrichts nicht pertrauensvoll auf das testimonium spiritus sancti internum,**) nicht auf die innere Prüfung der religiösen Wahrheit, sondern allein auf die äußere Autorität der Kirchenlehre gründen wollen. Es sind diejenigen, welche wähnen, daß Ueberzeugungen übertragbar sind durch unverstandene Formeln, die man dem Gedächtnisse zwangsweise anfmöglich, welche verlangen, daß der Religionsunterricht kirchlich-dogmatisch erteilt werde, und welche die Formen, in denen eine unterzeugungene Welt ihre fromme Ueberzeugung ausgesprochen hat, noch heute für geeignet halten, die zwingende Norm für die Ueberzeugung unseres heranwachsenden Geschlechts zu sein. Es sind die, welche die Dissidentenkinder zwingen, an dem dogmatisch kirchlichen Religionsunterrichte teilzunehmen; es sind die, welche ignorieren, daß ungezählte Scharen unseres Volkes von der Wahrheit zumal des christologischen Dogmas ebenlowenig überzeugt sind, als etwa die Dissidenten, und die trotzdem durch seinen und geboten Zwang den Kindern dieser Scharen das Dogma als Bekenntnis anfnötigen. Es sind die, welche mit ihren unbeugsamen Forderungen daran schuld sind, daß in seiner Unterrichtsstunde so viele deutsche Schulkinder körperlich gezüchtigt werden, als in der „Religion." Es sind die, welche nicht etwa pädagogische Ansicht über den Lehrer fordern (um zu kontrollieren, ob er gewissenhaft dafür Sorge trägt, daß die im Unterricht nachgerufenen Gesinnungen auf ihre eigene Wahrheit, nicht auf fremden Fürwahrhalten und den Zwang einer innerlich nicht anerkannten Autorität begründet sind), sondern welche die geistliche Schulaufsicht über ihn verhängen (um ihn zwingen zu können, daß er das Dogma der Kirche seinen Zöglingen korrekt einflößt).

Aber auch hier finden wir auf beiden Seiten einzelne, die nicht die Gewalt anbeten.

Nur Einzelne? Die von den ethischen Gesellschaften immer wieder erhobene Forderung nach der konfessionslosen Schule will gerade auch den Religionsunterricht frei machen von der Zwangsverteilung durch staatliche Organe und ist weit davon entfernt, an seiner Stelle eine staatlich approbierte (nichtchristliche oder sonst irgendwie gefärbte) Weltanschauung, nicht einmal eine Staatsmoral, durch die Schulautorität der Jugend aufzwingen zu lassen. Einzig und allein im Vertrauen auf die innere Güte unserer Sache, ohne jeden Appell an die Staatsgewalt, wünschen wir nichts als die Erlaubnis, unsere von konfessionellen Voraussetzungen freie sittliche Erziehung in freien Wettbewerb treten zu lassen mit jeder kirchlich oder konfessionell gebundenen Pädagogik und brauchen dazu allerdings die allen Staatsbürgern zugängliche und von ihnen erhaltene öffentliche Schule als Arena. Darin liegt keine Sour von Vergewaltigung Andersdenkender, sondern es ist einfach das Werk der Befreiung der Schule von der ihr bisher angetanen Gewalt, durch jenes Staatskirchentum, das oben von einem Wissenden so portrefflich gezeichnet ist. —

*) Schwert- = staatliche Zwangsgewalt.
**) Innenzeugnis des hlg. Geistes.

Sprechsaal.

Sehr geehrte Redaktion!

In Nr. 8 d. Js. der Ethischen Kultur ist ein Aufsatz über Benjamin Franklin erschienen, der gewiß viele Leser dieser Blätter ebenso erfreut haben wird wie mich. Ist ja doch Franklin für den sich um ethische Fragen irgendwie kümmernden modernen Menschen eine der immerhin sichtlichen Gestalten aller Zeiten und Völker und sein Andenken Wiederkehr seines Geburtstages der passendste Anlaß, um ein würdiges Zeichen der Dankbarkeit und Verehrung seinem Andenken darzubringen; so sehr, daß vielleicht manches Leser bei diesem Anlasse und in einer ethischen Zeitschrift etwas mehr von dem großen Moralisten wiederzufinden sehen möchte. Gewiß kann ich heute nicht behaupten, der ich seit meinen Knabenjahren eine noch niemals gestillte Sehnsucht empfinde, eine erschöpfende Darlegung und eine angemessene Würdigung von Franklins Leben und Wirken zu erleben.

So unerwünscht mir dies ist, bin ich doch um im Folgenden etwas von mir zu sagen genötigt, da mir eine anderweitige Erfahrungen nicht zur Verfügung stehen.

Wenn ich an meine Jugend zurückdenke und die Einwirkung der verschiedenen Erziehungsfaktoren auf mich überdicke, komme ich zu dem Ergebnisse, daß kein Ereignis, kein System und auch kein Erzieher, wenn guter, hochgebildeter Vater nicht ausgenommen, so tief und nachhaltig auf die Gestaltung meines Charakters eingewirkt hat, als Franklins Selbstbiographie; so ich muß sagen, wenn diese Gestaltung des ethischen Wesens so weit von dem Ideal zurückgeblieben ist, welches anzustreben war und etwa erreicht werden konnte, so finde ich die Ursache des Mißerfolges — von der selbstverständlichen und hauptsächlichen unseren Ursache der eigenen Unzulänglichkeit abgesehen — in seinem äußeren Umstande so sehr, als darin, daß ich — zu wenig Franklin betrieben habe! Dies nicht in dem Sinne, daß ich dieses einzige Buch zu wenig gelesen hätte, denn ich glaube, es gibt wenige Seiten, von welchen ich nicht einige Züge hingerissen wiedergeben könnte, aber es fehlte mir willensrichwachem Jüngling zu sehr die äußere Stütze, um nach dem Geiste Franklins zu leben, um konsequent jene Ratschläge zu befolgen. Was half es mir, daß ich mir sagte, mein Vorbild habe zuweilen als Jüngling diese Weisungen nicht nur befolgt, sondern sogar selbst ausgedacht und aufgestellt. Ich war eben kein Franklin und mir dessen vielleicht nur zu sehr bewußt. Einen für ihn ebenso begeisterten Gesinnungsgenossen oder gar einen mich weiter leiten leitenden Menschen fand ich nicht, ja selten fand ich an der Mittel- oder Hochschule jemanden, der auf den Namen Franklin etwas mehr antworten konnte als: Franklin, ja . . . Pfennighalter — Franklinsöen . . . — Ach, weg dem mensand, wie Franklin die Menschen ohne Ofen erwärmen, ohne Blitzableiter vor furchtbaren Gefahren schützen kann und daß diese Leistungen seine technischen unendlich übertragen? — hätte ich anbrufen mögen.

Meine späteren Erfahrungen scheinen mich noch jetzt zu der Annahme zu berechtigen, daß es wirklich wenig Leute gibt, die von der Bedeutung Franklins für die moralische Erziehung der Jugend — und nicht dieser allein — durchdrungen sind. Meinen ersten Franklin las ich in einer italienischen Ausgabe, bis er bekam ich eine französische — von Labonlaine, 1865 — und fand, daß diese dem italienischen Texte zur Vorlage gedient haben dürfte, doch enthielt jedes Buch Beigaben, die im anderen fehlten; um nun eine möglichst vollständige Sammlung Franklinscher Schriften zu besitzen, wandte ich mich vor Jahren an österreichische und reichsdeutsche Buchhandlungen, von welchen ich erfuhr, daß die letzte deutsche Ausgabe — ich weiß nicht mehr aus welchem Jahre — vergriffen und vielleicht bei Antiquariatsbuchhandlungen zu beziehen sei: Nach mehreren vergeblichen Versuchen erhielt ich richtig antiquarisch eine deutsche Ueberzeugung der Autobiographie mit einer Fortsetzung derselben von B. L. Franklin und anderen Zugaben, aus dem Jahre 1829!

Dementsprechend kann man in jeglichem Büchertalologe die ältesten und abgeschmacktesten Sensationsromane viel eher als eine Zeile von oder über Franklin angekündigt finden.

Meyers Konversationslexikon (V. Auflage) widmet der Wirksamkeit Franklins als Moralist etwa 20 Zeilen, seinem Gesamtwirken dem drei Spalten, während — um in demselben Bande zu bleiben — Sir John Franklin, der Seefahrer, mit nicht viel weniger, Fichte mit dreimal, die Festungen mit zehnmal soviel Betrachtungen bedacht sind. In den mir zugänglichen Lesebüchern für die Jugend fand ich nur hie und da eine Franklinanekdote. In mehreren meist populären Abhandlungen über Ethik, Moralphilosophie u. dergl., die ich besitze, kommt der Name Franklins nicht vor, ebensowenig in Försters ausgezeichneter „Jugendlehre", die nach Inhalt und Tendenz in manchen Punkten an Franklin lebhaft gemahnt und zur Anführung seiner Beispiele und Betrachtungen Gelegenheit genug gefunden hätte. Endlich glaubte ich weder in den „Mitteilungen" der (österreichischen) Ethischen Gesellschaft während ihres 10-

Digitized by Google

jährigen Erscheinens noch in der „Ethischen Kultur", die ich seit einem Jahre aufmerksam lese, bis zum jetzigen Artikel diesen Namen gefunden zu haben. Auch das liebe „Kinderland" scheint dem Amerikaner Fremdland zu sein.

Ethische Schriften und Gesellschaften streben praktische Ziele mit praktischen Mitteln an; und eminent praktisch waren Franklins „Tiele und Mittel"; so meine Meinung ist, daß sie derart praktisch waren, daß sie von seinen Nachkommen in dieser Beziehung kaum jemals erreicht wurden und wir noch immer viel von ihm zu lernen hätten. Ich kann mich zwar keiner ausgedehnten Kenntnis der ethischen Literatur rühmen, aber ich fand oft in ihr Stellen, auf die Franklins Zitat von dem Menschen paßte, der ohne dem Nackten und Hungrigen zu zeigen, wo er Kleidung und Nahrung finden könne, sich damit begnügt, ihn zu ermahnen, daß er sich kleiden und ernähren möge.

Gerade an dieser Stelle seiner Biographie entwickelt dieser Menschenfreund eine seiner praktischsten und herrlichsten Ideen, von welcher es am meisten zu bedauern ist, daß sie nicht durch ihn — und, soviel ich weiß, auch durch sonst niemanden — zur Verwirklichung gelangte, nämlich der Abfassung eines Werkes über die „Kunst der Tugend" mit einer kleinen Betrachtung jeder Tugend, „worin" — wie er selbst sagt — „ich die Vorteile derselben nebst den Nachteilen des ihr entgegenstehenden Lasters darstellen wollte. Dieses Buch hatte ich „die Kunst der Tugend" genannt, weil es Nachweisungen enthalten sollte über die Art und Weise, wie man zur Tugend gelangen könne, und nicht bloße Ermahnungen, gut zu sein; ich dachte darin auszuführen, daß . . . die lasterhaften Handlungen nicht schlecht, weil verboten, sondern verboten, weil schlecht, sind und daher jeder, der glücklich sein will, sein Interesse daran hat, tugendhaft zu sein" ꝛc.

Eminent praktisch und meines Wissens viel zu wenig beachtet, angewendet oder gar ausgebaltet ist sein Verfahren zur Erreichung der eigenen „moralischen Vollkommenheit", ein Verfahren, auf welches in jedem zur Besserung des Menschen gerichteten Buche wenigstens hingewiesen werden sollte — wenn nämlich Franklin-Biographien verbreiteter wären —, da es kaum ein besseres jemals gegeben haben oder zurzeit geben dürfte.

Bei diesem Gegenstande wird auch ein „großer, ausgedehnter Plan" besprochen, dessen Ausführung die ganze Tätigkeit eines Menschen in Anspruch genommen hätte", nämlich die Gründung eines „Tugendvereins", welcher unseren gegenwärtigen ethischen Vereinigungen nicht unähnlich gewesen wäre. Inwieweit diese letzteren den Anregungen des großen Amerikaners ihr Entstehen verdanken, ist mir fraglich, da der Erstere in der Klarstellung wohl weit wäre; sicher scheint es mir, daß diese Anregungen — so wie alles, was Franklin in Tugendfragen schrieb — in ihrer naiv-genialen und eindringlichen Form zu den stärksten, die je ein Mensch anderen geben könnte, gehören und somit zur Bildung ethischer Vereine geeignet waren. Es schiene mir daher nur recht und billig, wenn die gegenwärtigen „Tugendvereine" Benjamin Franklin als ihren geistigen Vater anerkennten und ihm die einem solchen gebührende Pietät erwiesen, welche darin bestände, nicht nur seinen Namen öfter zu nennen, sondern auch auf seine Lehren Bezug und eingehender zurückzukommen, seine Schriften durchzuarbeiten, zu kommentieren und vollständiger zu machen und endlich diejenigen seiner Anregungen, die es verdienen, zur Ausführung zu bringen.

Von dieser Anerkennung Franklins sollten sich die ethischen Gesellschaften auch durch den Umstand nicht abhalten lassen, daß er — wie Herr Dr. Pfungst sich ausdrückt — „zeitlebens religiös" war. In diesem Punkte möchte ich ihn sogar in etwas anderem Lichte ansehen, als der Ausdruck anzudeuten scheint. Wenn man nämlich als Religion irgend etwas anderes ansieht, als den Inhalt der puren, ausschließlichen Moral, so könnte man wenigstens nicht behaupten, daß ein Mann „zeitlebens religiös" war, der von sich selbst angibt, er habe bald alle dogmatischen Punkte nacheinander und selbst die Offenbarung angezweifelt; nur der Umstand, daß andere Freigeister seines Schlages unmoralische Handlungen begingen, habe in ihm den Verdacht erregt, daß seine Lehren, wenn auch wahr, nicht sehr nützlich seien; er sei schließlich zur Ueberzeugung gekommen, daß Wahrheit, Aufrichtigkeit und Rechtschaffenheit äußerst wichtig seien, wobei die Offenbarung als solche für ihn allerdings kein Gewicht hatte, und vieles andere, was hier der Kürze halber weggelassen werden muß. Aber auch betreffs seines späteren Lebens muß man sagen: Franklin war wie sagt jeder seiner — und leider auch mancher religiösen! — bedeutenden Zeitgenossen Verquickung von Religion und Moral verstrickt. Sein Instinkt — möchte ich sagen — hält sie genug deutlich auseinander (vgl. den obigen Ausspruch, daß die lasterhaften Handlungen nicht schlecht, weil verboten, sind u. v. a.) — die ihm frühzeitig eingeimpften Lehren hemmen zuweilen seinen nach Klarheit so gewaltig strebenden Geist. Die Moral als einen Teil der Religion anzusehen, widerstrebt seinem ganzen Wesen; wo er sich einredet, daß, umgekehrt, die Religion ein Teil der Moral sei, da nimmt er es mit Nehmung auf, aber im innersten Herzen weiß er mit ihr nichts anzufangen, da er keinen Nutzen nicht einsieht; wo aber die zwei im mindesten auseinandergehen, da gibt es für ihn keinen Glauben, kein Dogma, kein Gebot, keine übernatürlichen Dinge; mit einem Worte, da ist die Religion nichts, die Moral alles.

Dies äußert sich in allerlei interessanten, mitunter possierlichen Erscheinungen: So gibt er sich, wie er selbst erzählt, die redlichste Mühe, fromm zu sein und die Predigten anzuhören; bis er die Erfahrung macht, daß das, was der Prediger lehrt, lauter gute Dinge sein mögen, aber nicht die guten Dinge, die er erwartete, nämlich Religion und nicht Moral; so erfindet er einmal — von der vernünftigen Erwägung ausgehend, daß Gott als ein über den Menschen unendlich erhabenes Wesen dieses als ein bedeutungsloses Nichts nicht im geringsten beachten könne — eine Anzahl Untergötter, welche einerlei Gott interessieren, andererseits an den Menschen Anteil nehmen könnten; so erklärt er in seinen herrlichen Briefe an seine Mutter, die ihn wegen seiner Freigeisterei zur Rede stellt, daß er den Wert der religiösen Anschauungen nur nach ihren Wirkungen auf das moralische Verhalten ihrer Besitzer veranschlage; so stellt er — ebensalls in einem noch für die heutigen Verhältnisse sehr zeitgemäßen Briefe — die für jeden „echten Christen" empörende Behauptung auf, Jesus sei der bescheidenen Ansicht gewesen, daß nicht jeder Mensch seiner Lehren bedürfe, um sich zu bessern; so erklärt er einem befreundeten Geistlichen ganz entschieden, daß er ihm einen Freundschaftsdienst nicht um Gottes — sondern nur um seines — des Freundes selbst — willen erweise; so behandelt er konsequent alle konfessionen mit gleichmäßigem lauwarmem — Wohlwollen, was dem Bekenner einer von der Moral irgendwie verschiedenen „Religion" notwendigerweise ganz unmöglich sein muß; so verwirft er zeitlebens ganz entschieden jede Orthodoxie, deren keine „Religion" entbehren kann.

Diese Illustrationen ließen sich erheblich vermehren. Ich habe aber meinen Ausführungen vielleicht schon zu viel Worte gewidmet, jedenfalls genug gesagt, um zu dem Schlusse zu gelangen: daß Franklins Moralschriften popularstark und deren Beschaffung den großen Publikum praktisch erleichtert werden sollte, und daß dies in erster Linie Aufgabe der ethischen Vereine wäre.

Dr. W. v. H.

Eingegangene Bücher.

Unsere Wiedergeburt. Die Grundlagen menschlicher Verjüngung. Von Gustav Simons. Hannover. Gebr. Hiller, Reformverlag. 1.— Mk.

Mut zu endlich Ernst! Auf! Tut wenigstens einen Schritt vorwärts! Vom Verfasser der „Lutherthesen der Jetztzeit." Dr. Johannes Moltmann, Hamburg. Hamburg 17. Selbstverlag des Verfassers.

Das neue Leben. Von demselben. Selbstverlag.

Monatsschrift für christliche Sozialreform. Begründet von Wellaud Freiherr Carl von Vogelsang. 38. Jahrgang. Zürich. 1906. Verlag von Baßler & Drechsler. Halbjährlich 3,20 Mk., einzelnes Heft 80 Pfg.

Schule und Kirche in den Strafanstalten der Schweiz. Von Dr. Karl Hafner, Rechtsanwalt in Zürich. Zürich. 1906. Verlag: Art. Institut Orell Füßli. 1,60 Mk.

Keine Religion ist höher als die Wahrheit. Von Ernst Gorsemann. Bremen. Verlag von Otto Melchers.

Pierre Bayle. Sein Leben und seine Schriften. Von Wilhelm Bolin. Stuttgart. 1905. Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff). 2.— Mk.

Berichtigung.

In dem Aufsatz von Herrn O. Marcuse über Rückert haben sich zwei störende Druckfehler eingeschlichen. In dem vorletzten Absatz muß es statt „zwar oft entschiedenes Mitbestimmungsrecht" heißen „zwar oft —", in dem letzten Absatz statt „ethisches Gedicht" „episches Gedicht". — —

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. A. Penzig, Charlottenburg.

Zur Erholungsheim des Vereins Jugendschutz auf dem Priorsberg in Neuzelle sind außer den Plätzen für unbemittelte bleichsüchtige Mädchen noch Plätze für Zahlenmen (pro Tag 2 Mk.) eingerichtet. Die Reise von Berlin (Neuzelle in 1½ Stunden vom Alexanderbahnhof zu erreichen) ermöglicht für die Ferien einen angenehmen Aufenthalt im Walde. Die Vorsitzende erteilt Auskunft von 9—10 und 3—4 Uhr, Berlin, Kaiser Wilhelmstr. 39.

Flügel Pianinos **Blüthner** Piano-Magazin. Berlin W., Potsdamerstr. No. 27 b.

Digitized by Google

Gewerbe-Akademie
Berlin, Königgrätzerstr. 90.
Ausbildung von Ingenieuren, Architekten und Technikern.
24 Dozenten. Ueber 500 Studierende p. a.
Programme kostenlos.

Leonhard Simion Nf., Berlin S. W. 48.

Briefe an Eltern

von Deiphobe. J. Z. G.

Klein Oktav. 11 Bogen. Preis broschiert 2 Mark.

In diesem kleinen, hübsch ausgestatteten Werke gibt die hochgesinnte, pseudonyme Verfasserin Eltern und Erziehern von Herzen kommende Ratschläge für die geistige Ausbildung der Kinder und plädiert für eine möglichst kraftvoll strahlende Jugend derselben.

Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Mit Bildnis Rahels). Herausgegeben von Dr. Hans Landsberg. Preis broschiert 3 Mk., gebunden 4 Mk. Rahel, Varnhagen: Die bedeutendste Frauengestalt der Romantik hat uns in ihren Briefen und Tagebüchern ein unvergleichliches Kulturbild ihrer Zeit hinterlassen. Sie ist die erste wahrhaft moderne Frau ganz erfüllt von der Aufgabe, dem Weibe diejenigen Rechte zu geben, die für seine Entwicklung notwendig sind. Rahel: Ein Buch des Andenkens ist ein Buch des Lebens, ein Evangelium hoher Weiblichkeit.

Das Bureau der Auskunftsstelle der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur

Unter den Linden 16, Querg. III.

ist **geöffnet** von 10 Bis 1 Uhr und von 3 Bis 8 Uhr.

Auszug aus den Satzungen:

Zweck der Auskunftsstelle der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur.

a) Mündliche und schriftliche Auskunftserteilung an Personen, die Hilfe suchen oder Hilfe leisten wollen, im Besonderen über öffentliche oder private Wohlfahrts-Einrichtungen innerhalb Berlins.

b) Methodische Anleitung der Mitglieder der Auskunftsstelle in allen Zweigen persönlicher Hilfeleistung,
1) durch die sich aus dem Verkehr mit den Auskunftsuchenden ergebenden schriftlichen Arbeiten,
2) durch Vorträge, Besprechungen, Referate.

c) Uebermittlung und Ueberweisung persönlicher, von sozialethischen Gesichtspunkten geleiteter Fürsorge für Hilfsbedürftige.

Die erste öffentliche Lesehalle

der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.

Münzstraße 11.

ist als eine Stätte der Bildung und edler Unterhaltung seit dem 1. Januar 1905 für jedermann unentgeltlich geöffnet.

Lesestunden

Wochentags 12—3 und 6—10 Uhr, Sonntags von 9½—1 und 5—10 Uhr. Bibliothek von 6700 Bänden — 87 Zeitungen aller Parteien, 100 Fachblätter und Zeitschriften, Lexikas, Wörterbücher und andere Nachschlagewerke.

1904: über 95 100 Besucher, über 32200 Buchentnahmen.

Bücher-Verzeichnis soeben erschienen, Preis 50 Pf.

Anmeldungen von einmaligen und Jahresbeiträgen an die Leihhalle, Münzstr. 11, oder an den Schatzmeister Herrn **Paul Jaffé**, Berlin W. 35, Genthinerstr. 12.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Programm.

Mittwoch, den 18. April, 8½ Uhr abends, Unter den Linden 16, III. Lese- und Diskussionsabend, geleitet von Prof. Dr. Bruno Meyer. „Wilhelm v. Humboldt's Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen." (Reclam 1901/2.) Gäste willkommen.

Freitag, den 27. April, abends 8½ Uhr, im Bürgersaal des städtischen Rathauses: Vortrag des Herrn Geh. Justizrat Prof. Dr. von Liszt: „Ueber die Strafprozeßreform." Eintritt für Mitglieder frei. Gastkarten zu 50 Pfg. im Bureau D. G. E. K., W. 64, Unter den Linden 16, II, sowie im Verlag SW. 48, Wilhelmstr. 121, ferner in den Buchhandlungen von Nicolai, Voßbamerstr. 123 b, Spaty, Königstr. 52 und bei Wertheim, Leipzigerstr. 182/7.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Verlag von Leonhard Simion Nf. Berlin SW. 48.

Penzig, Dr. Rudolph.

Zum Kulturkampf um die Schule.

Ein Mahnwort an Denkende.

89. 10 Bogen. Preis broschiert 2 Mark, gebunden 3 Mark.

Die Cisliter Allgemeine Zeitung schreibt:

„Simultanschule oder Konfessionsschule — das ist heute die Losung. Aber hinter dem Kampf steht innerlich Dr. Penzig ein Buch, das sich mit der Losung für morgen beschäftigt. . . . Die völlig selbständige Schule ist also die religionslose, auf menschlich-natürlicher Sittenlehre gebaute Schule. . . . Sodann wendet sich der Verfasser in der zweiten Hälfte seines Buches speziell der Ausgestaltung des Moralunterrichts zu und gibt eine gründliche und umfassende Darstellung desselben nach Form, Inhalt und Methodik. . . . Hervorgehoben sei nur, daß gerade dieser Teil eine Fülle von praktischen Fingerzeigen enthält, die jedem, der sich für die Sache interessiert, außerordentlich wertvoll sein werden. Man sieht daraus, — nicht bloß, daß es geht, sondern daß es sehr gut geht. Und damit sei das Buch unseren Lesern aufs wärmste empfohlen. . . ."

Albrecht Dürers schriftliches Vermächtnis. (Mit Bildnis Dürers). Ausgewählt und eingeleitet von Dr. Max Lehren. broschiert 2 Mk., gebunden 3 Mk. Das Buch enthält Dürers Briefe, sowie sie uns erhalten sind, und man darf annehmen, daß gerade in unserer Zeit eine derartige Ausgabe vielfachen Wünschen entgegenkommt, um so mehr, als der Name Dürers heute mehr als je ein Heiligtum für alle Freunde deutscher Kunst ist.

Erinnu, A. Goethe-Stätten und andere Erinnerungen aus Thüringen. Preis broschiert 2 Mk., gebunden 2,75 Mk. **Wilde Rosen und andere Erzählungen.** Broch. 2 Mk., geb. 2,75 Mk. Wie in den früheren Werken des Verfassers tritt uns auch hier wieder das warme Gemüt, die scharfe Beobachtungsgabe, der sonnige Humor wie die verschönende Lebensauffassung entgegen. Eigenschaften, die gerade in unserer so vieles verneinenden, verspöttelnden Zeit, der inneren Abkehr von so vielem, was uns einst heilig und unantastbar erschien, doppelt wertvoll erscheinen müssen.

Engel, Prof. Eduard. Psychologie der französischen Literatur. 3. neu bearbeitete Auflage. Preis broch. 3,50 Mk., geb. 4,50 Mk. Der bekannte Verfasser hat hier eine Naturgeschichte des französischen Geistes geschaffen, und bildet das längst berühmte Buch in seiner jetzigen Form ein auch sprachlich geradezu klassisches Werk.

Einbanddecken für die Ethische Kultur
elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von Mk. 1.20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock**. Sprechstunden des Unterzeichneten sind Montag, Mittwoch und Freitag von 10—12 Uhr. Eilige Zuschriften sind daher besser an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmanstraße 15, zu richten.

Dr. Penzig.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1.60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XIV. Jahrgang. | Berlin, den 1. Mai 1906. | Nr. 9.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Die Marokko-Konferenz. Von Politikus.
Die soziale Begründung des Verbrechens und ihre Gegner. Von Dr. phil. Karl Noetzel (Moskau.) II.
Streiflichter:
Biologisch-ethisches zur Ehefrage.
Einwendungen gegen den Bund für Mutterschutz.
Aus der ethischen Bewegung. Hauptvorstand. Abteilung Berlin.
Sprechsaal. Ueber Benjamin Franklin. Von A. Döring.
Eingegangene Bücher.

Die Marokko-Konferenz.

Von Politikus.

Seit Jahrzehnten hat es keine internationale politische Aktion gegeben, selbst den Berliner Kongreß nicht ausgenommen, die in gleicher Weise bedeutungsvoll war für die Weltlage, für die Ordnung innerhalb des Völkerreigens, und zwar bedeutungsvoll nach der doppelten Richtung hin: daß sie tatsächlich einen vornaliagen politischen Prozeß abschloß, um einen neuen einzuleiten, und daß sie theoretisch fast alle Probleme des Völkerlebens beleuchtete, und sie wie in dem Fokus eines Brennspiegels, in einem Bilde mit verkleinertem Maßstabe zwar, aber mit klaren und scharfen Konturen und Schattierungen, einheitlich zusammen faßte. Und doppelt bedeutungsvoll war sie für Deutschland, das nicht nur zur Konferenz den Hauptanstoß gegeben hatte, sondern auch innerhalb der ganzen Aktion positiv und negativ fortdauernd die wichtigste Rolle spielte.

Um das zu verstehen, muß man sich einen Augenblick die Hauptereignisse ins Gedächtnis zurückrufen, welche etappenweise zur Konferenz hingeführt hatten und ihre Aktion bedingten.

Vor ziemlich genau zwei Jahren, im Frühjahr 1903, war zwischen Frankreich und England ein Vertrag abgeschlossen worden, der eine neue Epoche in der Gestaltung der internationalen Beziehungen einleitete. Dieser Vertrag, der eine Aera jahrhundertelanger, fast schon traditionell gewordener, Feindschaft der beiden Nachbarstaaten beendigte, hatte seinen Hauptursprung in dem Umschwung, welcher sich seit der Beendigung der Dreyfus-Affaire in der inneren Politik Frankreichs vollzogen hatte, in der Ueberwindung der klerikal-nationalistischen Reaktion und dem Durchbruch echt freiheitlicher und sozial-ethisch begründeter politischer Ideen in der Aera der Ministerien Waldeck-Rousseau und Combes. Dieser englisch-französische Freundschaftsvertrag schloß vor allem ein allgemeines Abkommen über alle noch schwebenden oder möglicherweise zu Kontroversen Anlaß gebenden Kolonialfragen in sich, und eine von ihnen betraf vor allem die Zukunft des marokkanischen Reiches. Es war alsdann nur die logische Folge des englisch-französischen Vertrages, daß Frankreich, nachdem es mit einem der Hauptinteressenten in der marokkanischen Frage, England, zu einem förmlichen freundschaftlichen Uebereinkommen gelangt war, in derselben Weise weiterzuarbeiten sich bemühte, nachdem, wegen der zunehmenden Anarchie im marokkanischen Reiche, grade diese Kolonialfrage immer brennender geworden war.

Die einzigen Interessenten, welche hierbei nach Lage der Sache noch in Betracht kommen konnten, waren in erster Linie Spanien, in zweiter Italien, welche, ebenso wie England, als unmittelbare Nachbarn Marokkos im westlichen Mittelmeerbecken, beanspruchen durften, daß die marokkanische Frage nicht ohne ihre Mitwirkung gelöst wurde. Es gelang aber dann der französischen Regierung, auch mit Spanien und Italien ein freundschaftliches Abkommen über die Zukunft Marokkos abzuschließen.

Mit dem Abschluß dieser beiden Verträge mit Spanien und Italien durfte die französische Regierung mit gutem Grunde glauben, alles getan zu haben, was eine allmählich friedliche Lösung der marokkanischen Frage gewährleisten konnte. Denn andere politische Interessenten außer jenen drei Mittelmeermächten gab es nicht. Zwar gab es daneben noch eine ganze Anzahl von Mächten, die handelspolitisch an Marokko interessiert waren: Deutschland und Oesterreich, Nordamerika und die nordischen Staaten u. s. w. — aber deren Rechte und Interessen waren ja hinreichend gewährleistet dadurch, daß das Prinzip der Handelsfreiheit und der „offenen Tür" in jenen Separatverträgen stipuliert war. Es durfte also genügen, diese Bestimmungen in bindender Weise allen jenen handelspolitisch interessierten Mächten zur Kenntnis zu bringen, um allen Ansprüchen einer aufrichtig friedlichen Politik Genüge zu leisten. Dieser letzte Schritt erfolgte dann auch im Frühjahr und Sommer 1904, und so schien jede Garantie vorhanden zu sein für eine den europäischen Frieden nicht gefährdende Lösung der gefährlichen und komplizierten Marokko-Frage.

Da geschah etwas Unerwartetes: im Frühjahr des vorigen Jahres landete der deutsche Kaiser in aufsehenerregender Weise auf marokkanischem Boden, in Tanger, und proklamierte in einer Rede das Prinzip der Unabhängigkeit Marokkos und der unbeschränkten Souveränität des Sultans. Und zu gleicher Zeit wiesen die offiziösen deutschen Blätter auf das Gefahrdrohende der Lage hin, auf die Absichten Frankreichs, Marokko zu „tunisieren", denen Deutschland entgegen treten müsse u. s. w.

Was war geschehen und worauf stützte Deutschland sein Vorgehen? Auf nichts, als auf — einen Formfehler.

Digitized by Google

Herr Delcassé, der französische Minister des Auswärtigen, hatte die Bestimmungen des Marokko-Abkommens, welche auch Deutschland angingen, die über die Handelsfreiheit, seiner Zeit nur mündlich dem deutschen Botschafter mitgeteilt, nicht aber schriftlich durch eine diplomatische Note der deutschen Regierung notifiziert. Wenn das ein formeller Fehler war, so sicherlich keiner, der an sich eine große diplomatische Aktion mit dem unverhüllten Hinweis auf drohende kriegerische Verwicklungen rechtfertigen konnte. Hierfür konnte er blos als Vorwand dienen, um andere wichtigere Ziele zu erreichen, — und um solche Vorwände ist die Diplomatie von jeher ja nicht in Verlegenheit gewesen.

Dieses wirkliche Ziel der Aktion Deutschlands aber war ein doppeltes, ein von deutscher Seite mehr oder weniger deutlich von vornherein zugestandenes: die Sprengung einer gefährlichen antideutschen Koalition europäischer Mächte; und ein von gegnerischer Seite behauptetes, von der deutschen Diplomatie energisch bestrittenes: die Gewinnung territorialer, oder doch mindestens politisch bedeutungsvoller — nicht lediglich rein kommerzieller — Vorteile in Marokko.

Ob die Bildung einer antideutschen Koalition wirklich im Zuge gewesen ist, ist bis heute noch in keiner Weise erwiesen, ja die offiziellen Dokumente, welche Nowier veröffentlichte, sprechen entschieden gegen eine solche Annahme. Demnach ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, und erwägt man, daß der Minister Delcassé eben noch der alten Diplomatenschule angehörte, daß er zwar der neuen Politik des republikanischen Blocks mit seiner ehrlich sozial-ethischen Orientierung folgte, aber zugleich doch noch mit nationalistischen Ideen liebängelte, so gewinnt jener Verdacht an innerer Wahrscheinlichkeit, und um so mehr, als er nicht nur von deutscher Seite ausgesprochen, sondern auch von vielen ehrlichen französischen Politikern geteilt wurde.

Und nun vollendete sich mit überraschender Schnelligkeit die Peripetie des marokkanischen Dramas: Herr Delcassé wurde von seinen eigenen Ministerkollegen wie von der republikanischen Kammermajorität und der hinter ihr stehenden öffentlichen Meinung zum Rücktritt gezwungen. Diese erzwungene Demission Delcassé's aber war eine Tatsache von größter politischer Bedeutung, nicht nur hinsichtlich der internationalen Politik, sondern auch für die innere Politik Frankreichs. Sie gehörte ganz in die Reihe aller der entscheidenden Schritte, welche seit der Revision des Dreyfus-Prozesses von den geistigen und politischen Führern der Block-Politik erfolgt waren, um die innere Konsolidirung und Regeneration Frankreichs auf einer wahrhaft sozial-ethischen und vom freien Denken geschaffenen Grundlage zu sichern. Diese Demission Delcassé's bedeutete insbesondere: die auswärtige Politik Frankreichs soll, ebenso wie die innere, eine Politik sein, die nicht auf die bloße Macht, sondern auf Gerechtigkeit, und nicht auf Gewalt, sondern auf Gedanken und Ideen, nicht auf Haß und Feindschaft, sondern auf Friedfertigkeit und Solidarität sich gründet.*) Es war doppelt bedeutungsvoll, daß diese entscheidenden Gesichtspunkte nun auch im Verhältnis zu Deutschland zum Ausdruck kamen, dem Lande, zu dem noch immer ein so starker politischer Antagonismus besteht. Es war nicht Schwäche, wie unsere Chauvinisten glauben machen wollten, die diesen Schritt herbeiführte, denn die internationale Situation war, trotz Rußlands zeitweiliger Lähmung, für Frankreich eine unvergleichlich günstige, wie grade die Konferenz von Algeciras auch für den Kurzsichtigsten in frappanter Weise gezeigt hat. So wenig war das Gefühl der Schwäche bestimmend, daß man von französischer Seite sogleich und spontan über das rein politisch zur Sicherung des Friedens Erforderliche weit hinausging und — Deutschland die Hand bot zur gründlichen Verständigung über alle schwebenden und möglichen Streitfragen mit dem Endziel einer dauernden Freundschaft.

Und in diesem entscheidenden Augenblick, wo eine Situation geschaffen war, wie sie gleich günstig zur Herstellung eines stabilen Friedenszustandes vielleicht in vielen Jahren nicht wiederkehren wird, in diesem Augenblick, das muß erneut mit tiefster Beschämung festgestellt werden, hat die deutsche Regierung völlig versagt. Welche Perspektiven eröffneten sich, wenn die deutsche Regierung im vorigen Sommer die dargebotene Hand Frankreichs annahm, wenn es den, immerhin schmerzlichen, Akt der Selbstverleugnung, als welchen die erzwungene Demission Delcassé's sich darstellte, auch ihrerseits mit einem Akte der Großmut und des weitherzigen Entgegenkommens beantwortete, und alsdann die Verhandlungen zwischen beiden Staaten zu einer vollen entente cordiale, wozu die günstigsten Bedingungen gegeben waren, geführt hätten, welche das Gegenstück bilden durfte zum englisch-französischen Vertrag des Jahres 1903!

Will man aber, nach der Vorschrift Spinoza's, die Dinge nicht bewinnen und beklagen, nicht beklatschen oder bejammern, sondern lediglich erkennen, so darf man sagen: es bestand für die deutsche Regierung keinerlei Möglichkeit, jenen historisch bedeutsamen Moment zu benutzen, und sie mußte versagen. Denn auch für Regierungen, als die Repräsentanten politischer Gruppen, gilt in gleichem Maße wie für Individuen das orphische Urwort:

Nach dem Gesetz, wonach Du angetreten,
So mußt Du sein, Dir kannst Du nicht entfliehen.

Und das Gesetz, nach welchem die deutsche Regierungsgewalt angetreten ist, lag dem des französischen politischen Regime's fast völlig entgegen gesetzt. Das letztere ruht auf den ehrlich erfaßten und fortentwickelten Grundideen der französischen Revolution, das erstere auf den alten bureaukratisch-militaristischen Traditionen der Vergangenheit, die innerlich zwar vom deutschen Volke längst überwunden sind, aber politisch noch immer ihre Herrschaft ausüben; das französische Regiment nahm seine Orientierung in stetem und entschiedenem Kampfe gegen Klerikalismus und Nationalismus — und Klerikalismus (katholischer wie protestantischer) und Nationalismus bilden in Deutschland parlamentarisch wie in der öffentlichen Meinung die eigentlichen Stützen des herrschenden Regime's; mehrere der hervorragendsten Führer der französischen Blockpolitik — man denke an Jaurès, Bourgeois u. a. — bekennen sich, und bewiesen dies auch durch die Tat als Schüler des deutschen Idealismus, während von den deutschen Ministern zwar wohl einmal ein Zitat aus Kant oder Goethe oder Fichte vorgebracht, aber von deren Geiste unter ihnen nicht der leiseste Hauch verspürt wird. So kam es, daß man auf beiden Seiten gewissermaßen verschiedene Sprachen redete und sich weder verstand, noch verstehen konnte. Brachte man auf französischer Seite alle Gesichtspunkte vor, die einen gerechten Ausgleich und eine friedlich-freundschaftliche Verständigung ermöglichen und gewährleisten konnten, so bediente man sich auf deutscher Seite aller üblichen diplomatischen Mittel, welche von jeher im Dienste einer reinen Interessenpolitik mit nationalistischer Orientierung angewandt wurden: dilatorisches Verhalten, halbe Andeutungen, untermischt mit offenen oder versteckten Drohungen u. s. w. Allerdings hielt sich auch die französische Regierung von einigen dieser diplomatischen „Kunstgriffe" damals wie später nicht ganz frei, denn mit der Person Delcassé's war ja noch nicht seine diplomatische Methode ganz beseitigt, — aber dies alles wurde auf französischer Seite paralysiert durch die öffentliche Meinung und die parlamentarische Block-Majorität, welche beide ihren

*) Diese Gesichtspunkte hat vor einigen Tagen noch einmal der gegenwärtige Minister des Auswärtigen, Leon Bourgeois, in seiner abschließenden Rede zur Marokko-Frage dargelegt, so wie er sie wiederholt auch in anderen Reden, auch in seinem Buche „Solidarité", entwickelt hat.

Digitized by Google

Willen zur Herbeiführung eines gerechten Ausgleichs und einer friedlichen, wenn möglich freundschaftlichen, Verständigung mit absoluter Entschiedenheit zur Geltung brachten. Wo aber gab es bei uns eine öffentliche Meinung und eine parlamentarische Majorität, die zu gleichem Zwecke mit der französischen hätte cooperieren können? Selbst wenn man damals den Reichstag nicht durch eine Art von Gewaltakt nach Hause geschickt hätte, so wie man Kinder nach Hause schickt, wenn Erwachsene ernste Dinge zu verhandeln haben — die Majorität dieses Reichstages würde keine ernste Kritik geübt und keine entschiedene Opposition gegen die gefährliche Marokko-Politik erhoben haben, sie wäre Herrn v. Bülow gegenüber geblieben, was sie bisher war: eine in ehrfürchtiger Bewunderung vor der schwarzen Geheimkunst der künftigen Diplomatie ersterbende „chambre introuvable."

Unter diesen Umständen durfte man es noch als ein besonderes Glück ansehen, daß wenigstens an der Spitze der deutschen Regierung sich ein Mann befand, dem man ein hinreichendes Maß von Besonnenheit und Verantwortlichkeitsgefühl zutrauen durfte. Ob freilich diese unbestreitbaren persönlichen Qualitäten des deutschen Reichskanzlers allein oder auch nur in erster Linie es vermocht haben, die damalige gefährliche Situation zu retten und die äußersten Konsequenzen abzuwenden, das darf sehr bezweifelt werden. Sicherlich hat nicht wenig zur Erhaltung des Friedens die wachsende Erkenntnis beigetragen, daß im Kriegsfalle nicht Frankreich, sondern Deutschland auf sich allein angewiesen wäre und sich unter Umständen einer höchst gefährlichen Koalition gegenüber sehen könnte. Die Entscheidung für die Erhaltung des Friedens aber gab das Verhalten der französischen Regierung, welche nach langem Sträuben den einzigen ihr gebotenen Ausweg betrat, den auf direkten Wege von Deutschland reflektierten Ausgleich, indirekt, unter Mitwirkung anderer Mächte, also auf einer Konferenz, herbeizuführen.

Daß es gerade vom Standpunkte der deutschen Politik aus ein großer Fehler war, ein Sonderabkommen mit Frankreich zu reflektieren und, gestützt auf die formellen Handhaben, welche die Madrider Konvention von 1880 bot, die internationale Regelung durch die Konferenz von Algeciras herbeizuführen, das konnte jeder klar Blickende voraussehen. Denn nicht nur daß die Möglichkeit, den alten politischen Antagonismus von Deutschland und Frankreich für lange Zeit, vielleicht für immer, zu beseitigen, auf diese Weise verloren ging: selbst vom Standpunkt der reinen deutschen Interessenpolitik war der Fehler offenkundig. Denn wenn Deutschland in der Tat in Marokko gewisse Sondervorteile — vielleicht die Erwerbung einer Kohlenstation oder eines festen Handelszentrums — für sich erstrebte, worin an sich noch nichts Unberechtigtes lag, so war klar, daß diese nur mit Frankreich und im Einverständnis mit ihm, gegen es aber nur unter der Bedingung eines blutigen Krieges mit völlig unsicherem Ausgange gewonnen werden konnten. Und endlich konnte es von vornherein keinem Zweifel unterliegen, daß die politische Isolierung Deutschlands im Völkerreigen auf der Konferenz nicht nur keine günstige Aenderung erfahren, sondern nur noch in verschärftem Maße zu Tage treten würde. Sie ist ja denn auch aller Welt in einer Weise unmittelbar sichtbar geworden, wie es selbst die größten Schwarzseher nicht für möglich gehalten hätten.

Unter solchen Umständen darf man es noch als ein relativ günstiges Ergebnis der langen Konferenzberatungen betrachten, daß es Deutschland ermöglicht wurde, wenigstens, wie es in der Diplomatensprache heißt, sein „Gesicht zu wahren", während Frankreich fast alle realen politischen Ergebnisse davontrug, dank der Unterstützung durch fast sämtliche auf der Konferenz vertretenen Mächte, welche Frankreich ebensoviel uneingeschränktes Vertrauen als der deutschen Politik Mißtrauen entgegen brachten und bringen.

Welchen Quellen dieses fast beispiellose Mißtrauen aller Nationen gegen die deutsche Politik entspringt, das ist an dieser Stelle öfter eingehend dargelegt worden und braucht hier nicht wiederholt zu werden. Wiederholen aber muß man den Protest gegen die abgeschmackten Behauptungen unserer chauvinistischen Organe und ihrer Mitläufer, denen auch Regierungsvertreter sekundieren, die anderen Nationen seien eben neidisch auf das Emporblühen Deutschlands und sämen voller Mißgunst darauf, ihm Böses zuzufügen; und wiederholen muß man mit Nachdruck, daß, wenngleich es auch in anderen Ländern an engherzigem Nationalismus nicht fehlt, der überall einen gewissen politischen Einfluß noch behauptet, so doch dieses unerhörte Mißtrauen gegen die deutsche Politik im wesentlichen lediglich durch diese selbst verschuldet ist. Man sollte also nicht einzelne Personen anklagen, sondern dieses ganze reaktionäre politische System der deutschen Politik, dessen Folgen eben notwendig nach außen ebenso hervortreten müssen wie im Inneren.

Kant hat es schon vor hundert Jahren als wesentlichste Vorbedingung für eine Friedensära unter den Völkern bezeichnet, daß jeder einzelne zivilisierte Staat ein wahrhaft konstitutioneller Staat sei, d. h. ein solcher, dessen Politik, aus dem freien Gedanken entsprungen, durch Vernunftprinzipien und ethische Maximen geleitet, Gerechtigkeit vor allem im Inneren erstrebe, woraus sich dann die Anwendung auf die auswärtigen Beziehungen von selbst ergebe. Für Deutschland ist diese Vorbedingung noch nicht erfüllt — sie kann auch nur durch einen völligen Systemwechsel in der inneren Politik erfüllt werden, der also auch für die internationale Politik von unabsehbaren wohltätigen Folgen sein würde.

Die soziale Begründung des Verbrechens und ihre Gegner.

Von Dr. phil. Karl Roesel (Moskau).

II.

Vielleicht dürfte mein Beispiel hinsichtlich frühzeitig entwickelter Sinnlichkeit allzu einzeln dastehend erscheinen. Blicken wir einmal auf die vielfachen, zum Teil sehr sorgfältig geführten Statistiken über die häuslichen Verhältnisse jugendlicher Verbrecher. Nach Morrison sind 58% aller jugendlichen Verbrecher (in England) Waisenkinder oder unehelich, bei 80% sind die Eltern nachweislich lasterhaft. Es dürfte demnach kaum ein Zweifel darüber bleiben, welchen ungeheueren, sich jeder Messung entziehenden Einfluß unmoralische häusliche Verhältnisse auf das Zustandekommen des Verbrechens tatsächlich ausüben. Und das scheint mir sehr einleuchtend. Was bildet denn den Inhalt häuslicher Erziehung anderes als das Betreben, durch Fernhalten böser Beispiele und ständiges Einpflanzen altruistischer Gegenmotive die selbstischen Instinkte innerhalb gewisser Grenzen zu halten? Dieser Kampf mit der bösen Lust wird aber unstreitig in den Jugendjahren und vor allem mit Hilfe der Eltern entschieden. Mangelnde Erziehung ist folglich unter die äußern Umstände zu rechnen, die auch Stade im Schuldkonto des gefallenen Individuums in Rechnung stellt. Ich frage aber: Welches übermaß siegreich bekämpfter Versuchung bei unter normalen häuslichen Verhältnissen herangewachsenen Individuen haben wir diesem Schuldbetrag entgegen zu setzen?

Des weiteren hat derselbe Morrison einmal je 2000 Knaben von 11 bis 12 Jahren aus den gewöhnlichen Schulen und aus den Besserungsanstalten (in England) untersucht und gefunden, daß letztere im Durchschnitt 24½ englische Pfund weniger wogen und 4½ englische Zoll kleiner waren als erstere. Daher hatten nachweislich 11 und 12jährige Knaben das Aussehen von 8 bis 9jährigen, ferner waren noch 39% davon mit schweren körperlichen Mängeln behaftet. Während zudem die Normalsterblichkeit in diesem Alter etwas über

Digitized by Google

4 pro Mille ausmacht, betrug sie hier fast 12 pro Mille, also das dreifache. Wer würde es wagen, hier von Normalität zu sprechen? Bei Ummormalen kann aber von Schuld auch nicht die Rede sein. Zwei Grundfragen bleiben bei Stade unbeantwortet: Ist Jemand schuld an seiner körperlichen Degeneration? Ist Jemand schuld daran, daß er in der Jugend verdorben wurde, wo er noch keine sittliche Widerstandskraft haben konnte? Meiner Ansicht nach müssen wir beide Fragen verneinen. Es sei denn, wir ständen auf dem Standpunkte der Prädestination. Die Wissenschaft kann aber auf dies Gebiet nicht folgen. Nun noch einen Hinweis. Stade berührt in seinem Buche eine meiner Arbeiten über Klassenmoral (Die Gegenwart 1902 Nr. 15). Ich betonte da unter anderem die soziale Pflicht, finanziell knapp Gestellte nicht in Versuchung zu führen, der sie unter Umständen nicht gewachsen zu sein brauchen, ohne deshalb an sich über eine geringere sittliche Kraft zu verfügen, als die im Durchschnitt erforderliche, die normale. Ich führte das Beispiel eines armen Kommis an, der mit einer Geldsumme zur Post geschickt wird, deren Größe in schreiendem Gegensatze steht zu seinem Gehalte und der dabei zu Hause in der Familie noch Not leidet und nun unterschlägt. Stade versteht mich hierbei falsch, wenn er mich (Seite 25) also apostrophiert:

„Macht man sich denn wirklich klar, was man mit Aufstellung solcher paradoxer Sätze anrichtet 2c. 2c.: wie man in dem Bestreben, den straffällig gewordenen Verbrecher zu entschuldigen, ihn auf eine sittlich höhere Stufe zu stellen und als bloßes Opfer fremder Schuld zu bemitleiden, ihn tatsächlich herunter in den Staub zieht und ihn seiner Menschenwürde erst recht entkleidet?"

Nein, man versteht mich hier prinzipiell falsch. Es ist durchaus nicht meine Absicht, den Verbrecher auf eine sittlich höhere Stufe zu stellen. Ich möchte nur seine Richter von vorne herein auf eine etwas niedrigere Stufe ihm gegenüber stellen, auf die der „möglichen" Verbrecher, „der unerprobten". Auf diese Weise kommt ja doch auch eine gewisse menschliche Annäherung heraus zwischen den „straffälligen" Verbrechern und den nicht straffälligen, d. h. solchen, von denen man nicht nachweisen kann, daß sie unter irgend welchen Umständen nicht zu Verbrechern geworden wären. Und da das niemand von sich selber behaupten kann, so nehme ich an, daß wir Alle, die ganze Gesellschaft, nichtstraffällige Verbrecher sind: „Wir sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben sollten." Es mag ja mancher Selbstgefälligkeit recht schwer fallen sich hier hinein zu finden. Ich sehe indes weder einen Grund, derartige Empfindlichkeiten auf Kosten der Logik zu schonen, noch vermag ich zu erkennen, daß irgend wann den Menschen irgend ein Vorteil aus dem Umstand erwachsen ist, daß sich die einen stets für besser gehalten haben, als die anderen. Vielleicht war das eine historische Notwendigkeit, bevor Jener auftrat, der sagte: „Wer da steht, der sehe zu, daß er nicht falle."

Ebenso wenig versteht mich Herr Stade, wenn er behauptet, ich raubte den wertvollsten Siegeskranz des Menschen, „den Triumph über das eigene böse Begehren" ohne weiteres dem Armsten und Elendsten in unserem Volke. Es scheint vielmehr, ich achte diesen Siegeskranz vielleicht noch etwas höher, als er; ich möchte nicht, daß er so ohne weiteres auch auf dem Haupte Unverfuchter ruhend angenommen wird, und das sind wir doch Alle. Ich behaupte ja blos, nur die Ehrlichkeit des Armen, Hungernden, fleißig Arbeitenden sei ein Verdienst, nicht die von uns, die wir im Studierzimmer die Feder über das Papier fahren lassen. Für uns wäre es direkt pathologisch zu stehlen. Wer aber möchte darin in Hinsicht auf uns etwas anderes erblicken, als eine Reihe glücklicher Umstände, wer gar ein Verdienst?

Unser Gesetz ist nun doch einmal so gemacht, daß der Nichthungernde, Normalerzogene sich ohne irgend welche geistige Anstrengung und ohne irgend welche nennenswerte Selbstbeherrschung (denken wir doch blos an die staatlich konzessionierte Prostitution) in den Grenzen der Strafsolgkeit behaupten kann. Und das ist gut so; wir würden sonst mehr Gefängnisse als Kasernen haben und durchaus nicht im Stande sein, alle Verbrecher auch nur zu ernähren. Aber eins sollte man doch nicht dabei vergessen, daß nämlich bei einer solchen praktisch bedingten Lage der Dinge der in normalen Verhältnissen Lebende, noch nicht mit dem Gesetz in Konflikt Geratene, nun auch durchaus nicht ohne weiteres als sittlich hochstehend, den Siegeskranz bekämpfter Versuchung verdienend, zu betrachten ist. Die Vorstufe des Gesetzes bildet ja die Sitte, sie verlangt mehr als das Gesetz, noch mehr verlangt das soziale Gewissen. Beide wirken als zukünftige Gesetze, aber sie wirken bereits, und wer besteht vor ihnen?

Gehen wir nun kurz auf die Grundlage des Strafrechts ein: als einem Rechte kann ihm nur der Begriff der Gerechtigkeit übergeordnet sein. Wir verstehen unter Gerechtigkeit die Forderung, daß gleiche Handlungen, die unter gleichen Umständen verübt sind, die gleiche Beurteilung finden. Es liegt auf der Hand, daß in diesem Sinne von einer irdischen Gerechtigkeit auch nicht geredet werden kann; wir kennen in keinem Falle genau die die Handlung bestimmenden Umstände. Lassen wir hier wiedermm das Dogma vom freien Willen prinzipiell bei Seite. Nehmen wir an, wir alle sind die Herren unserer Taten. Unser Wille ist frei. Es kann daher logischerweise nichts anders bestraft werden als eben der Wille, als letzte Ursache des Verbrechens. Was ist nun an dem Willen strafbar? Seine Schwäche? Das wäre unlogisch: Schwäche bedeutet nach dem allgemeinen Sprachgebrauche etwas Passives, etwas wofür wir nichts können, und schließlich sind wir infolge unserer stets unvollständigen Kenntnis der bewegenden Motive absolut außer Stande nachzuweisen, ob in einem bestimmten Falle faktisch eine unternormale Schwäche vorlag. Wenn aber nicht der schwache Wille bestraft werden kann, so ist es nur der böse Wille. Hierbei wollen wir völlig bei Seite lassen das zeitlich schwankende Moment in dem Begriff Verbrechen, mit dem die jeweils herrschende Klasse noch immer die Handlungen bezeichnete, die ihren Interessen entgegen gesetzt waren — denken wir nur an die sehr heikle Bestrellung der sogenannten politischen Verbrechen, einen Umstand, der allerdings schon an sich eine absolute Gerechtigkeit unmöglich macht. Der Richter nimmt als Maßstab für den bösen Willen des Verbrechers seine eigene Gesinnung an, die sich in der Regel mit der sogenannten öffentlichen Meinung decken dürfte, wenigstens sollte. Wie kann er nun beweisen, daß der Verbrecher sich vollbewußt dieser Willensrichtung widersetzte? Der Richter nimmt mildernde Umstände, soziale und individuelle Faktoren an. Wie weit diese wirksam waren, und ob sie nicht ausreichen zur Erklärung des Verbrechens bei einer an sich durchaus normalen Willensrichtung, das weiß er nicht, selbst nicht in den einfachsten Fällen. Trotzdem richtet er und entscheidet im Namen der Gerechtigkeit über Ehre und Menschenwürde. Es dürfte kein Denkender mehr die Behauptung verfechten wollen, bei unserm Strafsystem herrsche Gerechtigkeit und nicht Willkür, allerdings eine infolge der Zustimmung der Gesellschaft nicht mehr als solche empfundene, aber doch prinzipielle Willkür.

Das Dogma einer irdischen Gerechtigkeit, einer Sühne, einer dem Verbrechen angemessenen Strafe, erweist sich dem voraussetzungslosen Denken gegenüber als völlig unhaltbar. Unstreitig sind auf diesem Boden größere Grausamkeiten verübt worden als in allen Weltkriegen zusammengenommen. Gestehen wir es uns ruhig ein: wir wissen nicht, was in der Seele des Verbrechers vorgeht, wir haben das nie gewußt und werden es nie erfahren. Alle Mystik und aller Fanatismus hat uns hierüber schließlich nicht mehr zu täuschen vermocht, wir wissen nicht, wie wir gerecht sein

Digitized by Google

können. Wir wissen nicht, wie weit das Individuum persönlich verantwortlich ist, also lassen wir die persönliche Verantwortung fallen. An seine Stelle setzen wir die soziale Verantwortung. Sie muß unter allen Umständen aufrecht erhalten werden. Hier stehen wir total auf sicherem Boden.

Was wir persönlich nötig haben, das wissen wir ganz genau: unsere Ehre, Leben und Eigentum muß unter allen Umständen geschützt werden. Daraus ergiebt sich unschwer der Grundsatz moderner Kriminalpolitik: Verhinderung der Verbrechen um der sittlichen Schädigungen Unbeschützter willen. Eines kommt allerdings noch hinzu. Trägt die Gesellschaft einen Teil der Schuld an dem Zustandekommen des Verbrechens und zwar, wie es scheint, einen recht großen Teil, so ist sie auch verpflichtet, diese Schuld wieder gut zu machen, die Verbrecher, soweit sie es vermag, wieder zu brauchbaren Menschen zu erziehen. Das ist kein neues Prinzip. Es ist aber bisher nie derart energisch betont und in jeder Hinsicht untersucht worden. Vorwürfe der Lauheit und Humanitätsduselei verlieren bei einiger Aufmerksamkeit jede Berechtigung. Auf Grund einer den Psychiatern zu verdankenden vertieften Kenntnis der Verbrechernatur wird nicht selten viel strenger vorgegangen als bisher, allerdings mit dem einen Unterschied: man spricht hierbei nicht von einer Sühne, einer zu bestrafenden Schuld, sondern blos von dem notwendigen Schutze der Gesellschaft. In diesem Sinne verlangten die um Lilzt herum Aufhebung des Strafmaßes und Anpassung der Strafe an die Individualität des Verbrechers. In Hinsicht auf die Einzelheiten dieser Lehren verweisen wir auf das klassische Buch Aschaffenburgs: Das Verbrechen und seine Bekämpfung.*) Es heißt darin Seite 245:

> Die Anpassung der sozialen Reaktion an die Individualität des Rechtsbrechers führt nicht zu einer Schwächung der staatlichen Autorität, sondern zu einer Stärkung. Was könnte das Bewußtsein von der Macht der staatlichen Organisation mehr heben, als das Gefühl, vor den Angriffen derer gesichert zu sein, die sich der Rechtsordnung nicht fügen wollen oder nicht fügen können, was mehr als die gleichmäßige Behandlung der Verbrecher, die sich auch vor dem schwersten Schritt, dem dauernden Ausscheiden, nicht scheut, wenn er notwendig ist."

*) Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

(Schluß folgt.)

Streiflichter.

Biologisch-ethisches zur Ehefrage. Der bekannte englische Gelehrte Woods Hutchinson veröffentlicht soeben eine bemerkenswerte Abhandlung über Ehe und Scheidung vom entwicklungsgeschichtlichen Gesichtspunkten aus. Vor allem stellt er fünf Leitsätze auf:

1. Ihrem wahren Wesen nach ist die Ehe weder eine religiöse noch eine bürgerliche, sondern eine rein biologische Einrichtung.

2. Die Ehe besteht in der Vereinigung der Geschlechter auf einen Zeitraum und unter Umständen, welche zum Ergebnis haben die Hervorbringung der Höchstzahl von Kindern der betreffenden Arten, die in dem betreffenden Klima und unter dem Walten des betreffenden Kulturgrades fortzuleben vermögen.

3. Bei Untersuchung der Ehefrage kommt daher weder der männliche noch der weibliche Standpunkt in Betracht, sondern lediglich der der Gattung.

4. Die Dauer der Ehe hängt zumeist von der Länge der Zeit ab, während der die Sprößlinge zwecks genügender Ausrüstung für den Daseinskampf die Pflege und den Schutz beider Eltern erfordern.

5. Die höchste bisherige Ehenorm ist die lebenslängliche Monogamie. Sie hat alle anderen Formen überlebt und bei allen herrschenden Rassen Anklang gefunden, weil sie die größte Anzahl lebenstüchtiger Sprößlinge erzeugt.

Hutchinson beklagt es, daß die Mehrheit der Anthropologen und Soziologen übersehen habe, wie sehr die dem Menschen verwandten höheren Tiergattungen entwicklungsgemäß zur Monogamie neigen. Eine so große Rolle die Vielehe in der Entwicklung der Tierwelt auch gespielt habe, so sei sie doch bei keiner jener Gattungen je üblich gewesen, die als zum Stammbaum des Menschen gehörend betrachtet werden. Die dem Menschen am nächsten stehenden Affenarten sind in hohem Grade monogam, wahrscheinlich lebenslänglich. Auch die anderen höheren Affen und die Lemurs sind monogam; freilich dauert die Verbindung kürzere Zeit. „Die insektenfressenden Tiere waren nie polygam, wenngleich sie sich gelegentlich mit Mischehen abgaben; dasselbe gilt von unseren nage- und beuteltierartigen Vorfahren." Das gilt auch von den meisten echten Wilden. Schon Prof. Eduard Westermarck hat*) die Ansicht mancher Gelehrten von dem einstigen Vorherrschen der Promiskuität widerlegt. Nach Hutchinson sind 95 v. H. der ehelichen Verbindungen der Wilden monogam, darunter sieben Zehntel lebenslänglich. Der Grund ist, daß die Kinder der Pflege beider Eltern bedürfen und daß die Weiber, wenn sie einmal ihre geschlechtliche Anziehungskraft verloren haben, noch als Arbeiterinnen geschätzt werden. Wo die monogame Ehe, also bei etwa 5 v. H. der Wilden, nicht lebenslänglich ist, dauert sie wenigstens bis nach der Geburt des Kindes. Von zügellosigkeit kann also nicht gesprochen werden; im Gegenteil: „eine verworrene Hecke von Heiratsbeschränkungen umgibt die ehelustigen Wilden." Bei Kulturvölkern kommt die Vielehe viel häufiger vor, und zwar bildet sie, gleich der Sklaverei, ein Zeichen und eine Folge von Wohlhabenheit; aber sie wird entweder wieder aufgegeben oder sie führt zur Vernichtung der Rasse. „Die Völker, die niemals der Sklaverei und der Vielehe gehuldigt haben, schreiten im Entwicklungsgang der Menschheit voran."

Die Frage nach der Stellungnahme zur Monogamie auf Grund der biologischen Tatsachen beantwortet unser Autor folgendermaßen:

> „Die Biologie nötigt uns, der Einehe die höchste Achtung und das größte Vertrauen entgegenzubringen. Die Entwicklungslehre spricht für sie nicht minder, als Geist und Kirche für sie sprechen. Ihre heutige allgemeine Herrschaft beruht keineswegs auf staatlichen oder religiösen Geboten, sondern auf der ihr innewohnenden Ueberlegenheit über alle anderen Ehesormen, auf der Erfahrung von Millionen Geschlechtern. Das Recht des Mannes, ein Weib zu wählen, das er lebenslänglich lieben und schützen will, das Recht des Weibes, sich einen Mann zu erkiesen, das Recht beider, von einander treue Kameradschaft bis zum Tode zu erwarten, leiset sich von den Lebenserfahrungen aller Zeiten her."

Hutchinson erklärt die Einehe für im höchsten Grade veredelnd und altruistisch, da sie nicht die Wohlfahrt des Individuums, sondern die der Rasse bezweckt. Wer in die Ehe trete, ohne sein Hauptaugenmerk auf die Kraft, Gesundheit und Lebenstüchtigkeit der zu erwartenden Nachkommenschaft zu richten, handle vom biologischen Standpunkt aus weit unsittlicher als vom religiösen oder gesetzlichen. Interessant sind auch die folgenden Bemerkungen:

> „Die Biologie erklärt unumwunden, daß bislang bei der Beurteilung der Rasseneignung eines — männlichen oder weiblichen — Lebensgenossen kein besserer Maßstab entdeckt worden ist, als der durch zahllose Monogamiekinderationen veredelte Geschlechtstrieb. Mit anderen Worten: man sollte in der Regel aus Liebe heiraten, nur selten aus anderen Gründen. Innerhalb vernünftiger Grenzen dürfen wir unserem Begattungstrieb ebenso sehr trauen, wie unseren auf Nahrung, Luft, Wasser und Sonnenschein gerichteten Instinkten. Liebesheiraten führen nicht nur zu mehr Lebenspflicht, sie erzielen auch gesundere, schönere, klügere Kinder als jede andere Verbindungsform."

Daher sei eine auf bloßem Eigensinn beruhende Scheidung ein Verrat an den Naturgesetzen. Dagegen sollte in Fällen von Epilepsie, Wahnsinn, Verbrechen, unheilbarem Jähzorn, Trunksucht, verbrecherischen Gewohnheiten und dgl. die Scheidung nicht nur erleichtert, sondern im Interesse künftiger Geschlechter geradezu erzwungen werden. Jedes Weib, das bewußt einem trunksüchtigen oder verbrecherischen Gatten ein Kind schenkt, mache sich eines schweren Verstoßes gegen die Gattung schuldig. Im übrigen sei es nicht wahr,

*) „Geschichte der menschlichen Ehe," herausgegeben von Leopold Katscher. Jena 1892–93.

Digitized by Google

daß die Erleichterung der Scheidung zu einer gewaltigen Flucht aus dem Ehejoch führen würde. Selbst in den scheidungsfreudigsten Staaten Nordamerikas z. B. gebe es nie über 12 v. H. Scheidungen.

„Würden plötzlich alle Ehen für ungiltig erklärt, so wären binnen 48 Stunden vier Fünftel aller Paare wiedervereheliget und mindestens sieben Zehntel könnten nicht einmal mit Gewalt gelöst werden, denn 80 v. H. der Ehen sind vom biologischen Standpunkt erfolgreich."

Das klingt ungemein erfreulich; ob es aber auch wirklich zutrifft? . . . .

* * *

Einwendungen gegen den Bund für Mutterschutz. Der Kompler von Problemen, den man mit dem Schlagwort „Mutterschutz" bezeichnet, läßt sich in zwei Problemgruppen teilen, die man mit den Bezeichnungen: humanitär und ethisch charakterisieren kann. Erstere Gruppe umfaßt alle Probleme, welche auf Verminderung und Beseitigung des physischen Elends und der materiellen Not von Mutter und Kind abzielen. Auf diesem Gebiete sind die Vertreter der verschiedensten — wenn freilich auch nicht aller — Weltanschauungen eines Sinnes und können gemeinsam mit einander arbeiten. Diese Problemgruppe ist daher auch größtenteils dem Streite, d. h. der Meinungsverschiedenheit, entrückt. Anders steht es bei den ethischen Problemen. Hier handelt es sich um die Bewertung menschlicher Handlungsweisen — nicht wie bei den humanitären Problemen um die Reaktionen auf vorhandene Zustände — und hier muß naturgemäß die Weltanschauung, mithin die allgemeine ethische Grundüberzeugung, eine ausschlagende Rolle spielen.

Zur Moral des geschlechtlichen Verkehrs sind drei Bedingungen erforderlich: 1. die physische und geistige Gesundheit beider Teile, 2. die äußere und innere Freiheit auf beiden Seiten und 3. die Bereitwilligkeit, alle Folgen, welche aus dem Verkehre erwachsen, auf sich zu nehmen. Wer gegen eine dieser Forderungen verstößt, handelt unmoralisch. Mit diesem Punkte beginnt die ethische Seite des Eheproblems. Wären alle Menschen so moralisch, daß sie nur aus innerer Freiheit, d. h. nicht beherrscht von der tierischen Leidenschaft des Augenblicks, mit Beachtung aller Konsequenzen und in der Bereitschaft, alle Folgen auf sich zu nehmen, geschlechtlichen Verkehr trieben, dann wäre das Problem sehr leicht gelöst. Bekanntermaßen ist dies aber durchaus nicht der Fall. Im Gegenteil. Erfahrungsgemäß zeigen die Menschen auf keinem Gebiete so grobe Unmoral wie eben auf sexuellem. Da nun die Gesellschaft (der Staat) an den Folgen des geschlechtlichen Verkehrs im höchsten Grade mitinteressiert ist, so muß sie sich vergewissern, daß die Folgen wirklich von denen als Pflichten getragen werden, welche von ihrem Rechte, geschlechtlich zu verkehren, Gebrauch machend, dieselben verursacht haben. Deshalb die Legalisation, die mit der Moral an sich nichts zu tun hat, sondern den Zwang bedeutet, den die Gesellschaft zu ihrer Sicherung dem Individuum auferlegt. Und die höchste Form der Ehe wäre sicherlich die, wo die Legalisation überflüssig wäre und die Ehe aus innerer Freiheit und gegründet auf der reinen Freiwilligkeit, alle Folgen zu tragen, würde eingegangen werden. Dabei müßten die Charaktere aber auch so fest sein, daß es nicht nur beim Entschluß bliebe, sondern daß auch tatsächlich die Folgen würden getragen werden.

Wollen wir also auftreben, die Legalisation überflüssig zu machen, dann müssen wir vorerst das Tier im Menschen zähmen und das Verantwortlichkeitsgefühl und Pflichtsbewußtsein im Menschen wecken, heben und ausbilden; wir müssen uns vorerst vergewissern, daß die Menschen reif dazu sind, aus innerer Freiheit zu handeln und freiwillig auf sich genommene Pflichten wirklich zu halten. Gerade die Tatsache, daß es so viele verlassene, schutzbedürftige Mütter gibt, spricht am deutlichsten gegen die freie, schrankenlose Ehe. Deshalb ist die ethische Seite der Mutterschutzbewegung total unzeitgemäß. Die unehelichen schutzbedürftigen Mütter sollen nicht darin bestärkt werden, daß sie recht gehandelt haben, d. h. inwiefern sie sich gegen eine der drei angeführten sittlichen Forderungen vergangen haben.

1. Moralität und Legalität der Ehe sind also strenge auseinander zu halten.

2. Für die moralische Beurteilung der Ehe sind direkt nur die erwähnten Faktoren, nicht aber die Legalisation maßgebend.

3. Bei dem heutigen ethischen Stand der Menschen ist die Legalisation unbedingt nötig, und dürfte es auch immer bleiben; ihre Beseitigung würde indirekt einen außerordentlich großen, gar nicht abzusehenden, moralischen Schaden nach sich ziehen.

Wilhelm Börner, Wien.

Aus der ethischen Bewegung.

Sitzung des Hauptvorstandes Sonntag, den 25. März 1906.

Der Vorsitzende, Geheimrat Foerster, begrüßt zunächst den neu in den Hauptvorstand eintretenden Professor Haak (Steglitz) und berichtet dann über das Schicksal des an den preußischen Städtetag gerichteten Antrages betr. Einführung der Lebens- und Bürgerkunde in die Fortbildungsschulen. Oberbürgermeister Kirschner, Berlin, habe die mitzeichnenden Lehrbücher der Deputation für das Fortbildungsschulwesen überwiesen und mitgeteilt, daß sich der Vorstand des Städtetages demnächst damit beschäftigen werde.

Ferner berichtet der Vorsitzende über den im Herbst d. Js. geplanten Londoner internationalen Kongreß der ethischen Gesellschaften. Auf Vorschlag von Professor Adler solle im Juni oder Juli d. Js. in Deutschland zunächst nur eine Sitzung des internationalen Komitees stattfinden, der Kongreß indessen soll auf ein Jahr vertagt werden. Der Vorsitzende schlägt Hamburg als Tressunkt vor; auch Milton Salter werde voraussichtlich teilnehmen können, und andere Freunde aus Frankreich, Norwegen, Schweden, Dänemark 2c. — Der Hauptvorstand stimmt dem Vorschlage zu.

In Tokio ist das Interesse für die ethische Sache fortwährend steigend und verschiedene neue Anknüpfungen sind erfolgt.

Dr. Penzig erstattet darauf Bericht über seine Wanderrednertour vom 1. bis 17. März. Dr. Cajetan hat 6 Vorträge über „Das Kind und die Religion") bestehe seit 1901 eine „Freie Vereinigung Gleichgesinnter," die Volksbildung (durch Veranstaltung von Vorträgen) und Volkserziehung (durch Unterrichtskurse in ethischer Lebenskunde) auf ihre Fahne geschrieben habe. In drei Klassen wurden dort über 100 Kinder privatim entsprechend unterrichtet. Seine Vorträge hätten der weiteren Klärung über Religions- und Moralunterricht gegolten; man habe für später mehrtägige Kurse über Methodik des Moralunterrichts in Aussicht genommen. In den Abteilungen Ulm und Stuttgart habe er über die Verwirklichung der Schule gesprochen; ebenso in Karlsruhe i. B. vor einer sehr zahlreichen durch Mitglieder der Liga für weltliche Schule und Moralunterricht einberufenen Versammlung und in Marburg, wo von sozialdemokratischer Seite eine Volksversammlung veranstaltet worden sei. In der Abteilung Wiesbaden habe er über Massenstreik und Ethik referiert und endlich in Frankfurt a. M. an zwei Abenden die Frage ob Religion oder Moral in die öffentliche Schule gehöre, erörtert. Fast überall sei reges Interesse für die behandelten ethischen Probleme zu bemerken gewesen. Finanziell schließe die Reise nach genauester Berechnung mit einem Defizit von Mk. 208.—, das er bitte je zur Hälfte den Wanderrednerfonds und der Liga für weltliche Schule zur Deckung zu überweisen. — Der Hauptvorstand beschließt so. — Im Anschluß daran wurden die Verhältnisse einzelner Abteilungen vertraulich besprochen.

Die Berichte der Abteilungen Wiesbaden und Breslau gelangten alsdann zur Verlesung. Die erstere hat ihren Jahresbetrag für 1905 mit Mk. 71.33 bereits eingesandt. Der ausführliche und sehr interessante Bericht aus Breslau wurde vom Hauptvorstand mit besonderer Freude über das dort zu Tage tretende energische Leben zur Kenntnis genommen.

Weiter verlas der Schriftführer ein längeres Schreiben des Ortsvereins Borbeck des katholischen Lehrerverbandes in Erwiderung der s. Z. überlandten Drucksachen zur antikonfessionellen Schulreform und einige andere Eingänge verschiedenen Inhalts. Eine Besprechung oder Beschlußfassung fand nicht statt.

Digitized by Google

Endlich wurde ein Antrag, den Kgl. Bibliothekar Dr. H. Simon-Halensee in den Hauptvorstand zu kooptieren, einstimmig — unter Vorbehalt der Daten der auswärtigen Mitglieder — angenommen. gez. Wilh. Forster. Dr. Penzig.

•

Abteilung Berlin. Am 6. März hielt Dr. phil. Olga Stieglitz im Saal 109 des Rathauses einen Vortrag über Max Halbes Schauspiel „Die Insel der Seligen."

Es kam der Rednerin in ihrem schön gegliederten, formvollendeten Vortrag weniger darauf an, eine Schilderung des Halbeschen Schauspieles zu unterlegen, als vielmehr darauf, ein allgemeines Bild von der kulturhistorischen und psychologischen Bedeutung der Sehnsuchtsideale der Menschheit nach einer höheren Harmonie zu geben, und die verschiedenen Gestaltungen zu skizzieren, die diese Sehnsucht nach einer besseren Welt im Lauf der Menschheitsentwicklung genommen hat. Dichter, Künstler, Philosophen, Religionsstifter, wie überhaupt alle diejenigen, die an einen Fortschritt in der menschlichen Gesellschaft glauben, haben von jeher entweder als Einzelstehende oder durch Gründung von Gemeinschaften für ideale Zwecke Propaganda gemacht. Die Kulturgeschichte bietet hierfür die interessantesten, reichhaltigsten Beispiele. Falsche wie echte Propheten in buntgewürfeltem Durcheinander sind von jeher der Spottlust und dem Unglauben der öffentlichen Meinung preisgegeben gewesen; denn so leicht sich die kritiklose Masse begeistert für das Neue, so schnell ist sie auch bereit, dem Neuerer ein Leid anzutun.

Im Anschluß an diese Betrachtungen gab die Referentin eine Skizze von der „Insel der Seligen", die eine Satire auf jene lebensfremden, unreifen Gesellschaftsreformer sein soll, die da glauben die Menschheit von heute auf morgen reformieren zu können, und die auf dem naiven Standpunkt stehen, daß Menschen, die heute Fanfaren und Tanzmusik sind, morgen als Idealmenschen erwachen, wenn man ihnen günstige Lebensbedingungen bietet. Natürlich leiden auch diese „neuen Menschen" von der Insel der Seligen mit ihrer individualistischen Gesellschaftsreform kläglich Schiffbruch, und als ihr Prophet, Wiegand mit Namen, das Fiasko übersieht, die Insel verläßt, proklamieren die Zurückgebliebenen, um ja keinen Irrtum über ihre ferneren Absichten aufkommen zu lassen, den ewigen Sonntag, daß unbereutzte Faulenzertum.

Im Anschluß an Halbe's Satire, in der die falschen Reformer, die die Welt nicht von innen, sondern nur von außen, reformieren wollen, gegeißelt werden, sprach die Referentin über die ungeheuere Bedeutung der umgerungen, ewig nach neuer Gestaltung ringenden Schaffenskraft der Menschheit, die sich trotz aller Widerwärtigkeiten dauernd müht, auf allen Gebieten stets Neues und Besseres zu schaffen, von dem unzerstörbaren Trieb geleitet, daß im Schaffen eben das Geheimnis alles Fortschrittes liegt.

Da der Vortrag in allen Punkten ebenso abgerundet als klar war, verzichtete das Publikum auf eine Diskussion.

L. J.

Sprechsaal.

Der warmherzige Verehrer Benjamin Franklins in Nr. 8 klagt über die Schwierigkeiten die es ihm bereitet habe, in den Besitz der so hochinteressanten Selbstbiographie Franklins zu gelangen. Er hat sie zuerst in einer italienischen, dann in einer französischen Uebersetzung und schließlich deutsch nach vielen Bemühungen in den Besitz einer deutschen Uebersetzung von 1829 gelangt. Vor mir liegt ein hübsch ausgestatteter Band unter dem Titel: „Benjamin Franklin." Sein Leben von ihm selbst beschrieben. Mit einem Vorwort von Berthold Auerbach und einer historisch-politischen Einleitung von Friedrich Kapp. Nebst einem Bildnis Franklins, Stuttgart, Verlag von Aug. Berth. Auerbach, 1876.

Aus der Einleitung Fr. Kapps erfahren wir, daß der bekannte amerikanische Schriftsteller John Bigelow in Paris die einzig vollständige und erste Originalhandschrift der Biographie aufgefunden und 1867 veröffentlicht, später dann nochmals in seinem dreibändigen Leben Franklins 1874 herausgegeben hat. Die vorgeianute deutsche Uebersetzung beruht auf diesem Originaltext und ist die erste, die „nicht mit oberflächlicher Vielwisserei oder gar in schimmernder Absicht die Worte des Meisters verballhornt."

Die Uebersetzung ist lesbar und scheint im Allgemeinen treu und zuverlässig. An einzelnen Stellen scheint jedoch der Sinn des Originals nicht verstanden zu sein und öfter fehlt es an den für das Verständnis notwendigen Anmerkungen. Unzweifelhaft ist dies buchmerkwürdige Buch auch in dieser Originalgestalt sehr geeignet, empfängliche Knaben und junge Leute aufs heilsamste zu beeinflussen. Doch aber kann ich nicht so uneingeschränkt in das emphatische Lob des Herrn Vorredners einstimmen. Zunächst ist das Buch so ganz aus den für uns heute schwer verständlichen Zuständen der nordamerikanischen Kolonialzeit heraus geschrieben und behandelt manche Verhältnisse, in die Franklin eingriff und die für uns in diesem Detail ohne Bedeutung sind, mit großer Weitläufigkeit. Andererseits sind die Jugendjahre in einem lakonischen Lapidarstil behandelt, der die feineren psychologischen und ethischen Verunreinigungen fast ganz übergeht. Einige wenige Stellen sind für jugendliche Leser direkt bedenklich. Im Ganzen scheint Franklin auf der Grundlage des damals herrschenden Deismus als eine ethische, aber in erster Linie als eine genial-kluge Natur. Er verwendet diese durchdringende Klugheit sowohl zur Förderung seiner eigenen Angelegenheiten, als auch allerdings in hohem Maße und mit fortschreitenden Jahren mehr und mehr im Dienste des gemeinen Besten. Alles in Allem eine großzügige Erscheinung von überwiegend vorbildlichem Charakter, deren sittlich bildende Wirksamkeit aber ungehemmt in dieser Selbstbiographie nicht zu Tage treten kann. Dazu bedürfte es einer von geschickter Hand unter Benutzung auch der sonstigen Quellen und dem Zwecke entsprechend, teils kürzenden, teils erläuternden und erweiternden Bearbeitung.

A. Döring.

Eingegangene Bücher.

Weigand. Drama in drei Aufzügen von Johannes Schlaf. München. 1905. Verlag von E. W. Bonsels.

Gustav Glogau. Sein Leben und sein Briefwechsel mit H. Steinthal. Mit einem Bildnis. Biel und Leipzig. 1906. Verlag von Velhagen & Klasing. Geh. Mk. 4.—, geb. 4.— Mk.

Die preußische Schulvorlage. Eine Abwehr von J. Tews. Herausgegeben vom Wahlverein der Liberalen. Berlin-Schöneberg. 1906. Buchverlag der „Hilfe."

Frau Anna Lili. Psychologische Studien. Von Titus Petronius Nabelais. Buchschmuck von Cesar Klein. Berlin 8W. 61. Verlag von Goße & Tetzlaff.

René Descartes. Von Abraham Hoffmann. Bd. XVIII von „Frommanns Klassiker der Philosophie." Stuttgart. 1905. Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff). 2.— Mk.

Die Grenzen der kirchlichen Lehrfreiheit. Von W. Kulemann, Landgerichtsrat a. D. Bremen. Verlag von Carl Schünemann. 0,50 Mk.

Karneval. Von Emil Kaiser. Ein Sittenroman aus dem Köln des 20. Jahrhunderts. Köln. 1906. Verlag von Paul Neubner.

Unschuldig Verurteilte und der Menschheitswille als Befreier aus Rechtslosigkeit und Elend. Eine Verteidigung und dritte Kampfesschrift für Recht, Wahrheit und Reform. Von L. Freiherr von Erhardt. Dresden. 1906. E. Pierson's Verlag.

Die Bedeutung der Berufsvormundschaft für den Schutz der unehelichen Kinder. Eine Denkschrift für den internationalen Kongreß für Erziehung und Kinderschutz in Lürich von Dr. Chr. J. Klumker und Dr. Othmar Spann. Dresden. 1905. Verlag von C. L. Böhmert. 1.— Mk.

Bedürfen wir des Pfarrers noch? Ergebnis einer Rundfrage, eingeleitet und zusammengestellt von Theodor Kappstein. 1. Serie. Heft 1/2 von „Das moderne Christentum". Herausgeber Theod. Kappstein. Berlin. 1906. Hüpeden und Merzyn, Verlag.

Der Anfang einer Kultur. Von Dr. Otto zum Lulei. Eine deutsche Antwort auf Tolstoi's: „Das Ende eines Zeitalters." Berlin. Verlag Gose und Tetzlaff, G. m. b. H. 1.— Mark.

Mittelstand und Fleischnot. Nach einem am 20. Oktober 1905 in Greifswald gehaltenen öffentlichen Vortrag von Georg Gothein, Mitglied des Reichstages. 2. Auflage. Berlin. 1906. Buchverlag der Hilfe. 0,30 Mk.

Wilse und ich. Von Thomas Mann. 2. Auflage. München. 1906. Verlag von E. W. Bonsels.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Pensionat Kinderglück.

Swinemünde (Ostsee), Gartenstraße 8.

Sorgfältigste Pflege; ethische Erziehung; Moratunterricht. Aufnahme vom 8. Jahre ab. Beste Referenzen. Näheres Prospekte.

Jenny Zwettelo, staatlich geprüfte Lehrerin.

Flügel Pianinos **Blüthner** Piano-Magazin. Berlin W., Potsdamerstr. No. 41.

Digitized by Google

Mindestens $^1/_{10}$ **aller erkrankten Zähne**
sind zu retten und dauernd gut zu erhalten, wenn dieselben gewissenhaft behandelt und plombiert werden!

Einige der vielen Anerkennungen!

Exzell. v. T. Wer einmal bei Ihnen war, sieht, wie leb, auf den ersten Blick, dass sich sehr viele Zahnärzte an Ihren guten Leistungen, sowie der guten Einrichtung Ihrer sprechzimmer nur ein Beispiel nehmen sollten usw.

Fr. Oberstleutnant J. v. B. schreibt: Es freut mich recht sehr, Ihnen meine vollste Zufriedenheit und besten Dank aussprechen zu können.

Graf v. T.: Obgleich ein Dr. S. erklärte, den von Ihm selbst abgebrochenen Zahn ohne Narkose überhaupt nicht entfernen zu können, haben Sie diese schwierige Operation ohne Narkose und zu meiner allergrößten Zufriedenheit tatsächlich völlig schmerzfrei ausgeführt. Ich war im höchsten Grade überrascht.

Zahnersatz ohne Platte, Porzellanplomben.
Garantiert naturgetreu, haltbar und völlig schmerzlos.

Linde jetzt: **Behrenstr. 20** vis-à-vis Metropol-Theater. Telephon I, 3102. Sprechstd. 9—5.

Zum Druck von **Broschüren**
wissenschaftlichen Werken,
Jahresberichten, Flugblättern,
sowie zur Anfertigung
sämtlicher anderen Druckarbeiten
in moderner und sauberer Ausführung, bei billigster Berechnung, empfiehlt sich
Oskar Hensels Buchdruckerei
Gottesberg (Schlesien).
Druck der „Ethischen Kultur," des „Freidenker" und freireligiösen „Sonntagsblatt."
Bei Bedarf verlange man Kostenanschlag.

Verlag von Leonhard Simion Nf. Berlin SW. 48.

Penzig, Dr. Rudolph.
Zum Kulturkampf um die Schule.
Ein Mahnwort an Tentende.
8°. 10 Bogen. Preis broschiert 2 Mark, gebunden 3 Mark.
Die (pädagogische) Zeit, Wien, schreibt:
„Obwohl das Buch vornehmlich die Verhältnisse in Deutschland in Betracht zieht, ist es für alle Pädagogen und jene Laien, die als Eltern oder soziale Arbeiter aufs Wohl und Wehe künftiger Generationen Einfluß nehmen, eine bedeutsame Lektüre."

Verlag von Leonhard Simion Nf. Berlin SW. 48.

Soeben erschienen:
Feuchtfröhliches u. Feuchtunfröhliches.
Von
Carl Beck, New York.
8°. 9 Bogen brosch. 1,50 Mk.
Dieses von dem bekannten Verfasser der „Amerikanischen Streiflichter" herausgegebene Werkchen enthält Erinnerungen aus Heidelberg, Reichenhall, Karlsbad u. a. und ist in demselben heitern, liebenswürdig-gefälligen Stil geschrieben wie die „Streiflichter."

Das Pianino-Magazin Julius Blüthner (Inhaber Oskar Schweim) hat sich genötigt gesehen, die bisherigen, zu eng gewordenen Räume zu verlassen und größere, W. 35 Potsdamer Straße 41, zu beziehen. Der Weitruf der Firma, den sie in Künstler- sowie allen anderen Kreisen genießt, wird ihr auch in dem neuen, vornehm ausgestatteten Heim treu bleiben. Der rege Geschäftsgang, der die Uebersiedlung erforderlich machte, wird sich von nun an in bequemerer Weise als bisher vollziehen.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.
Abteilung Berlin.
Programm.

Montag, den 7. Mai, 8¼ Uhr abends, Saal 109 des Berliner städt. Rathauses. Lese- und Diskussionsabend, geleitet von Prof. Dr. Bruno Wiener. „Wilhelm v. Humboldt's Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen." Fortsetzung und Schluß. (Reclam 1991/2.) Gäste willkommen. Eintritt frei.

Sonntag, den 24. Juni, Landpartie nach Eden bei Oranienburg. Näheres folgt. Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Verlag von Leonhard Simion Nf., Berlin SW. 48.

Moderne ärztliche Bibliothek
Herausgegeben von
Prof. Dr. med. Ferdinand Karewski (Berlin).
Preis pro Heft 1 Mk.
Bisher sind erschienen:
Heft 1. Prof. Dr. **A. von Koránji,** Budapest: Die wissenschaftlichen Grundlagen der Kryoskopie in ihrer klinischen Anwendung.
Heft 2. Dr. **Albers-Schönberg,** Hamburg: Wert der Röntgenuntersuchung für die innere Medizin.
Heft 3. Prof. Dr. **W. Freund,** Berlin: Ueber Neurasthenia hysterica und die Hysterie der Frau.
Heft 4/5. Prof. Dr. **Strauss,** Berlin: Bedeutung der Kryoskopie für die Diagnose und Therapie von Nierenerkrankungen.
Heft 6. Dr. **Beyer,** Dresden: Ueber die Verwendung kolloidaler Metalle (Silber und Quecksilber) in der Medizin.
Heft 7. Prof. Dr. **Marckwald,** Berlin: Ueber Becquerelstrahlen und radioaktive Substanzen.
Heft 8. Prof. Dr. **Spies,** Posen: Erzeugung und Eigenschaften der Röntgenstrahlen.
Heft 9. Geh. Med. Rat Prof. Dr. **C. A. Ewald,** Berlin: Erkrankungen der Gallenblase und der Gallengänge.
Heft 10. Geh. Med. Rat Prof. Dr. **Brieger** und Dr. **M. Mayer,** Berlin: Licht als Heilmittel.
Heft 11. Marine-Oberstabsarzt Prof. Dr. **Erich Martini,** kommandiert zum Institut für Infektionskrankheiten: Insekten als Krankheitsüberträger.
Heft 12. Stabsarzt Dr. **Hetsch,** Berlin: Die Grundlagen der Serumdiagnostik
Heft 13/14. Geh. Med.-Rat Prof. Dr. **Brieger** und Dr. **Laqueur,** Berlin: Moderne Hydrotherapie.
Heft 15. Dr. **A. Moll,** Berlin: Sexuelle Perversionen und Geisteskrankheit.
Heft 16. Dr. **Carl Oppenheimer,** Berlin: Bedeutung der Fermente für den Stoffwechsel.
Heft 17. Geh. Med-Rat Prof. Dr. **Eulenburg,** Berlin: Hysterie des Kindes.
Heft 18/19. Prof. Dr. **Beck,** New York: Wert der Röntgenuntersuchung für die Chirurgie.
Heft 20. Dr. **L. Feilchenfeld,** Berlin: Für den praktischen Arzt wichtige Fragen aus der Lebensversicherung.
Heft 21. Dr. **J. Boas,** Berlin: Anzeigen und Grenzen für chirurgische Eingriffe am Magen.
Heft 22/23. Prof. Dr. **Tavel,** Bern: Chirurgische Infektion und deren Prophylaxe.
Heft 24. Dr. **V. Schmieden,** Bonn: Neuere Anschauungen über das Wesen und die Behandlung der Prostatahypertrophie.
Heft 25. Dr. **Carl Bruck,** Berlin: Wesen, Bedeutung und experimentelle Stützen der Ehrlichschen Seitenkettentheorie.
Weitere Hefte werden in kurzer Zeit zwanglos folgen.

Einbanddecken für die Ethische Kultur
elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von Mk. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Das Bureau der D. G. E. K.
befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Etage.** Sprechstunden des Unterzeichneten sind Montag, Mittwoch und Freitag von 10—12 Uhr. Gütige Zuschriften sind daher besser an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmanstraße 15. zu richten. Dr. Penzig.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Plichaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1,60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate Die 7mal gespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W., 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XIV. Jahrgang.	Berlin, den 15. Mai 1906.	Nr. 10.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Mutterschaftsversicherung. Von Henriette Fürth.
Die soziale Begründung des Verbrechens und ihre Gegner. Von Dr. phil. Karl Roetzel (Moskau.) Schluß.
Streiflichter:
Frauenbibliotheken.
Das Amt der Frau.
Der Ethische Bund.
Aus der ethischen Bewegung. Abteilung Berlin.
Berichtigung.

Mutterschaftsversicherung.

Von Henriette Fürth.

Jede Erscheinung des sozialen Lebens löst mit Notwendigkeit ihren Gegensatz beziehungsweise ihre Ergänzung aus. So ist der Arbeiterschutz, dessen Ausdehnung und Eindringlichkeit mit jedem Tag zunimmt, nur die notwendige Folgeerscheinung der gesteigerten Extensität und Intensität der Arbeit und, so ist der besondere Schutz der weiblichen Arbeiter, in seinen vorliegenden Anfängen wie in den Bestrebungen und Forderungen zu seiner Ausdehnung und seinem Ausbau, nur die Antwort auf die verstärkte Heranziehung des weiblichen Geschlechtes zu jeder Form von Lohnarbeit.

Unter diesem Gesichtspunkte haben wir auch, wenn schon nicht allein, so doch in erster Linie die stets machtvoller anschwellende Bewegung zum Schutz der Mutterschaft zu betrachten. Von einer Würdigung der mit diesen Bestrebungen einhergehenden Versuche zur Reform der sexuellen Ethik, wie sie ihre wesentliche Verkörperung im Bund für Mutterschutz und dessen Organ finden, muß dabei an dieser Stelle abgesehen werden. Nicht aus Mißachtung dieser Bestrebungen, sondern weil der knappe zur Verfügung stehende Raum diese Selbstbeschränkung im Interesse des Stückes praktischer Ethik fordert, das durch eine sachgemäße und umfassende Verwirklichung des materiellen Schutzes der Mutterschaft sich verlebendigen läßt.

Ich greife zur Beweisführung auf frühere Arbeiten zurück, in denen ich das Problem des materiellen Mutterschaftsschutzes aufgerollt habe.*)

Schon die bloße Tatsache, daß die Zählung vom Jahre 1899 229 000 verheiratete Frauen innerhalb der Fabrikarbeit ermittelt hatte, zeigt an, wie notwendig es ist, die Frau als Mutter und insbesondere in der kritischen Zeit vor und nach dem Wochenbett zu schützen. Zu den Verheirateten kommen aber auch noch die unehelich Gebärenden (ihre Zahl betrug im Jahre 1901 179683*), ferner die in Lohnarbeit wechselnder Art, als Wäscherinnen, Putzfrauen usw. Erwerbstätigen, die Millionen von Landarbeiterinnen und Kleinbäuerinnen, und endlich auch die Millionen, die zwar nur Hausfrauen, die aber gleichfalls aus Mangel an Mitteln in der für sie nicht minder kritischen Zeit vor und nach der Niederkunft sich keine bezahlte Hilfe nehmen und sich daher weder pflegen noch schonen können.

Vergegenwärtigen wir uns nun einmal die Folgeerscheinungen dieser Zustände. Die Folgen der zu lange ausgedehnten, der ungesunden oder der zu früh wieder aufgenommenen Erwerbsarbeit heißen Totgeburten, Säuglingssterblichkeit und Siechtum der Frauen. Dies eine Sonderschädigung der erwerbstätigen Frauen und ihrer Kinder. Alle gleichmäßig trifft dagegen die aus dem Mangel an Pflege, Hilfe und guter Ernährung sich ergebende Schädigung an Gesundheit und Leben, die Verwahrlosung des Haushaltes und der Kinder, die Beeinträchtigung und nicht selten die Verwüstung des Familienlebens.

Den aus der Fabrikarbeit erwachsenden Unzuträglichkeiten arbeitet in bescheidenstem und durchaus unzulänglichem Umfang der den gewerblichen Arbeiterinnen gesetzlich zugebilligte Wöchnerinnenschutz entgegen. Er gibt für 4, bezw. nach der Novelle zum Krankenkassengesetz für 6 Wochen den Wöchnerinnen ein Krankengeld, das die Hälfte, bezw. $^2/_3$ des ortsüblichen Tagelohns nicht übersteigt. Es ist unerfindlich, warum man das Wöchnerinnengeld nicht mindestens in der vollen Höhe des zuletzt bezogenen Lohnes angesetzt hat. Die Bedürftigkeit ist noch größer als in Krankheitsfällen und simuliert kaum ein Wochenbett nicht werden.

Aber der Verdienstausfall ist nicht das einzige Uebel, das im Falle eines Wochenbettes die Familie des armen und kinderreichen Mannes bedroht. Wie häufig kommt es vor, daß die Mutter, um nicht alles verkommen und verwahrlosen zu lassen, schon am Tage nach der Niederkunft wieder alle Hausarbeiten verrichtet, am Waschfaß steht, Lasten trägt und ähnliches mehr. Und tut sie es nicht, ist sie vielleicht zu schwach und krank dazu, dann mag's wohl passieren, daß wenige Tage oder Wochen zertrümmern und verwüsten, was die Sorge und Treue von Jahren aufgebaut hat. Da mag's kommen, daß Schmutz und Unordnung sich einnisten und von den nicht wieder ganz erstarkten Kräften der Hausfrau so lange erfolg- und darum

*) Vgl. Fürth: Fabrikarbeit verheirateter Frauen. Verlag Schnapper, Frankfurt a. M. 1902 und „Deutschland" Bd. 2, April 1903: „Schutz der Mutterschaft."

*) Papritz: „Die Errichtung von Wöchnerinnenheimen." Leipzig 1904, F. Dietrich Verlag.

Digitized by Google

hoffnungslos beklämpft werden, bis sie mutlos die Arme sinken läßt und sich in Oede und Verwahrlosung als in ein Unabänderliches ergiebt. Und kommen mag's, daß der Mann, um der häuslichen Wüstenei zu entfliehen, zum ersten-, aber ganz gewiß nicht zum letztenmale das Wirtshaus aufsucht. So manches Familienglück ist schon in solchen Zeiten auf Nimmerwiederkehr zugrunde gegangen.

Seit etwa einem Jahrzehnt gibt es in einer Anzahl von größeren Städten Hauspflegevereine, deren erster im Jahre 1892 in Frankfurt a. M. von den Brüdern Flesch ins Leben gerufen, d. h. erfunden wurde. Die Hauptaufgabe dieser Vereine besteht darin, durch kostenlose Beistellung einer Hauspflegerin die Hausfrau zu entlasten und den geordneten Fortbestand des Hauswesens ohne Opfer an Gesundheit und Geld zu sichern. Die Hauspflegevereine sind ein rechter Segen, aber aus privater Initiative hervorgegangen und fast ausschließlich auf privaten Mitteln gepeist, können sie nur den Allerärmsten zu Hilfe kommen und gleichen, in Ansehung des Bedürfnisses, dem Tropfen auf heißen Stein.

Soll aber so geholfen werden, wie es im Interesse der Volksgesundheit und Wohlfahrt durchaus notwendig ist, dann muß für alle hier in Frage kommenden gesorgt, dann muß unter Beihilfe von Staat und Gemeinden eine alle Möglichkeiten und Zwischenfälle berücksichtigende Mutterschaftsversicherung großen Stils geschaffen werden. Eine Versicherung, die alle Personen und Familien unterhalb der Einkommensgrenze von 3000 Mark obligatorisch umfaßt und die man am zweckdienlichsten der Verwaltung der allgemeinen Krankenkassen unterstellte, ohne sie indessen völlig in den Kassen aufgehen zu lassen. Personal- nicht Sachunion.

Aus den Mitteln dieser Versicherung wären zu bestreiten:*) „Für die arbeitende Frau ein Aufhören der Erwerbsarbeit mindestens 14 Tage, je nach Notwendigkeit bis 4 Wochen und mehr vor der Niederkunft. Dann eine Schonzeit nach der Geburt von 6, nach Bedarf bis 8 Wochen. Während dieser ganzen Zeit ein Wöchnerinnengeld in der vollen Höhe des während der vorausgegangenen 6 Monate bezogenen Lohnes. Daneben für mindestens 10—14 Tage kostenlose Beistellung einer Pflegerin, die das Hauswesen besorgt. Ferner da, wo es sich als notwendig erweist, Hospitalpflege, bezw. Aufnahme in ein Wöchnerinnenheim, kurz: ein Eintreten für alle Sonderaufwendungen, die mit dem Wochenbett im Zusammenhang stehen. Für die nur hausarbeitenden Frauen das nämliche mit Ausschluß des Wöchnerinnengeldes."

Welcher Mittel bedürfte es, um diese Pläne zu verwirklichen und wer sollte die Mittel aufbringen?

Bezüglich des ersten Punktes ist man zur Zeit noch völlig auf Schätzungen angewiesen. Wir wollen im folgenden versuchen, ihnen einen zahlenmäßigen Halt zu geben.

Im Jahre 1899 gab es in Deutschland 22 872 Krankenkassen mit 9 155 582 Mitgliedern, von denen 4 283 370, also knapp die Hälfte, den Ortskrankenkassen angehörten. Die Erfahrungen innerhalb dieser Kassen werden uns also am ehesten Aufschluß über die Gesamtverhältnisse geben können und dies noch besonders darum, weil ihr weiblicher Mitgliederstand ein überdurchschnittlicher ist. Nun veranschlagten die Ortskrankenkassen insgesamt 64 713 816 Mark. Davon entfielen auf Krankengelder ausschließlich Wöchnerinnenunterstützung 27 637 309 Mark, während an Wöchnerinnengeld nur 1 314 117 Mark ausgezahlt wurden bei einem 32% betragenden weiblichen Mitgliederstand.

Damit hätten wir einen Bilanzposten gewonnen, den wir nur zu verdoppeln brauchen, um annähernd über die heutigen bezüglichen Aufwendungen orientiert zu sein.

*) a. a. O. S. 15 ff.

Damit ist aber wenig erreicht, denn nicht um das unter heutigen Normen Notwendige handelt es sich für uns. Wir haben also zunächst zu fragen: wie groß würde nach unsern Intentionen der Kreis der zu Versichernden sein, d. h. also der Kreis, der nicht nur die gewerblichen Arbeiterinnen, sondern auch sonstige Lohnarbeiterinnen und alle Ehefrauen umschließt, die mit einem Einkommen von 3000 Mark zu rechnen haben? Nähere Angaben stehen mir hier für Preußen zur Verfügung. Es hatte im Jahre 1900 eine Bevölkerung von 33 469 818 Seelen. Davon waren 20 881 587 steuerfrei. Die Haushaltung zu 4 Köpfen gerechnet, ergäbe das 5 220 394 Haushaltungen. Dazu kämen 3305 103 Zensiten, die bis zu 3000 Mark steuerpflichtiges Einkommen hatten. Doch ist als Fehlerquelle in Betracht zu ziehen, daß die Durchschnittszahl der Haushaltungen der Steuerfreien mit 4 Köpfen vielleicht zu niedrig angenommen ist, und weiter, daß sich unter den Zensiten nicht nur Haushaltungsvorstände, sondern auch Einzelsteuernde befinden. Das ist für unsern Fall schwerwiegend. Trotzdem glauben wir kein Unrecht zu begehen, wenn wir die Geburtsfrequenz der für uns in Betracht kommenden Fälle mit 1 225 000 pro Jahr eher etwas zu hoch ansetzen.

Wie viele davon kämen für Wöchnerinnengeld, wie viele nur für Hauspflege ꝛc. in Betracht? Die Zahl der erwerbstätigen Frauen betrug im Jahre 1895 6½ Millionen. Ziehen wir davon die Kinder, Jugendlichen und Matronen ab (es wurden allein 618 000 Witwen von 50 und mehr Jahren als erwerbstätig ermittelt), so ergibt sich, daß wir höchstens mit 500 000 Geburtsfällen im Jahr zu rechnen hätten. Setzen wir nun die Durchschnittshöhe des Verdienstes auf 12 Mark die Woche fest (man bedenke, daß es sich nicht nur um gewerbliche, sondern auch um Landarbeiterinnen, Dienstboten ꝛc. handelt) und multiplizieren wir diese Zahl mit 8 (Wochen) so ergibt sich ein Wöchnerinnengeld von 96, oder rund 100 Mark für den Fall, d. h. von 50 Millionen Mark für 500 000 Fälle. Dazu kämen an Hauspflegekosten, die nach den Berichten des Frankfurter Vereins ungefähr 21 Mark, mit Arzt, Apotheke und Hebamme etwa 30 Mark jedesmal beanspruchen dürften und für die 2 Millionen**) Fälle für das ganze Reich anzusetzen wären. Das ergibt noch einmal 30×2 Millionen gleich 60 Millionen Mark oder zusammen 110 Millionen Mark. Da diese 110 Millionen Mark sich auf 8½ Millionen Versicherungspflichtiger verteilen würden, ergäbe sich eine Belastung von 13 Mark auf Kopf und Jahr.

Eine Bagatelle in Ansehung der Segnungen, die eine derartige Versicherung im Gefolge haben müßte. Keine Bagatelle aber für die allermeisten Versicherungspflichtigen, denen eine Mehrausgabe da und eine Mehrausgabe dort geradezu unmöglich ist. Aber sie sind auch nicht die einzigen, die hier verpflichtet sind. Staat und Gemeinde, Krankenkassen und Unternehmer, sie alle sind gleichermaßen interessiert und verpflichtet. Die Krankenkassen werden ein Stück Geld sparen, wenn ein umfassender Mutterschutz ihre weibliche Mitgliedschaft vor Siechtum und vorzeitigem Kräfteverfall schützt. Der Unternehmer wird gleichfalls Vorteil davon haben, denn er wird über eine frischere und leistungsfähigere Arbeiterschaft verfügen und vielleicht noch an Krankenkassenbeiträgen sparen, was er für Mutterschaftsversicherung verausgabt.

Die Gemeinden werden es der Mutterschaftsversicherung zu danken haben, wenn so mancher Haushalt vor unaufhaltbarem Niedergang und der Inanspruchnahme der Armenpflege bewahrt bleiben wird. Und endlich der Staat! Er ist es, der das lebendigste Interesse an der Gesundheit, Kraft und Leistungsfähigkeit aller seiner Bürger hat und dem sich eine Beitragsleistung nicht nur durch Ersparnisse

**) Papritz a. a. O. S. 2: „In Deutschland wurden im Jahre 1901 2 067 838 Kinder geboren."

Digitized by Google

am Invalidenfonds, sondern auch durch die erhöhte Lebenstüchtigkeit des Volksganzen bezahlt machen wird. Das kräftigere Volk ist das überlegene. Bei den Müttern aber ist die Wurzel der Volkskraft.

Ich unterlasse in Einzelheiten der Lastenverteilung einzutreten und auch die Anschlußgebiete der Säuglingsfürsorge zu behandeln. Nur eine Anregung sollte gegeben werden. Es wird mich freuen, wenn sie nun „anregt."

Die soziale Begründung des Verbrechens und ihre Gegner.

Von Dr. phil. Karl Roenzel (Moskau).

III.

Nunmehr komme ich auf einen zweiten Gegner der neuen Lehre aus theologischem Lager. Herr von Rhoden schreibt im Heft 8 und 9 der Zeitschrift für Sozialwissenschaft „von den sozialen Ursachen des Verbrechens." Er vertritt dieselben Anschauungen wie Herr Stade, nur dient das nicht wie bei diesem zum Eingang einer an sich sehr lesenswerten Materialiensammlung, sondern geschieht in Form einer Kritik der positiven Schule, einer Kritik, die durch den Ort des Abdrucks wissenschaftliche Beachtung beanspruchi. Herr von Rhoden kommt zu dem Schlusse, die Frage nach den Verbrechensmotiven sei doch im Grunde eine nur moralische. Leider vermag er dafür einen Beweis ebensowenig zu erbringen wie Herr Stade.

Rhoden bestreitet nicht, daß das sittliche Bewußtsein auch durch wirtschaftliche Faktoren beeinflußt werden kann. Nur sucht er nachzuweisen, daß dies im allgemeinen weit seltener der Fall ist, als gewöhnlich angenommen wird und derart sich hierbei auf den übrigens nicht neuen Nachweis, daß die Mehrzahl der Eigentumsdelikte nicht aus direkter Not geschieht. Auch Aschaffenburg erklärt das Verbrechen als ein Produkt aus sozialen und individuellen Faktoren, betont aber ausdrücklich, daß sich die individuellen Faktoren nie völlig von den sozialen trennen lassen und teilweise unmittelbar auf sie zurückzuführen sind. Denn wenn die direkte Not, das soziale Elend, dessen unermeßliches, weil leider noch nie ernstlich ermessenes Vorhandensein doch niemand bestreiten kann, tatsächlich viel weniger die Gefängnisse, als die Krankenhäuser und Kirchhöfe füllt, so haben wir hier doch den Nährboden, auf welchem nicht nur das Verbrechen gedeiht, sondern auch die Entartung auf Grund erblicher Belastung, die wiederum zum Verbrechen führt: Ein flüchtiger Blick auf die körperliche und geistige Beschaffenheit namentlich der jugendlichen Verbrecher läßt hierüber keinen Zweifel bestehen. Wenn zudem Aschaffenburg in seinem ständigen Bestreben, durchaus wissenschaftlich objektiv zu sein, einen Teil der Eigentumsdelikte hervorgegangen erklärt aus der „Unsähigkeit sich veränderten Verhältnissen anzupassen," so dürfte es wohl nicht allzu schwer sein nachzuweisen, daß eben diese Unfähigkeit von sozial notleidenden Eltern stammen. Und dann vergesse man doch eines nicht: die veränderte soziale Lage, an welche die Anpassung erschwert ist, bedeutet fast nie etwas anderes als das Existenzminimum. — Völlig unbegreiflich bleibt nur angesichts dieser tatsächlichen Verhältnisse, wenn Rhoden bei jugendlichen Verbrechern von straffälliger Unbekümmertheit der Eltern redet. In der These, nicht die Armut verleite zur Unehrlichkeit, sondern der Mangel an väterlicher Zucht, erblicke ich einen direkten Widerspruch zu seiner Grundanschauung: Die Ursache des Verbrechens sei eine sittliche, in der Brust des Verbrechers zu suchen. Also hier trifft die Schuld der Unsittlichkeit doch nicht den Verbrecher, sondern die straffällig unaufmerksamen Eltern. Der Verbrecher selber ist hier nur das Opfer seiner sozialen Verhältnisse, was Rhoden im Prinzip bestreitet. Lassen wir aber zunächst diesen Widerspruch bei Seite. Ich frage nur eins: Sind wir auch nur in einem einzigen Falle in der Lage zu beweisen, daß der Mangel an elterlicher Aufsicht nicht lediglich die Folge von deren sozialer Lage ist, also ganz einfach Mangel an Zeit und Kräften? Sollten sich indes bei schwerer Berufsarbeit, und es handelt sich in den angegebenen Fällen lediglich um die Proletarierkinder, deren Eltern in der Regel von morgens bis abends angestrengt arbeiten müssen, um nur eben sich und ihre Kinder erhalten zu können, sollte sich also wirklich Zeit und Energie zu elterlicher Aufsicht finden, wäre das nicht viel verdienstlicher, als wenn die Eltern bürgerlicher Kreise für ihre Kinder Gouvernanten und Bonnen halten? Können wir die Behauptung verfechten, daß man solche Aufopferung für die Kinder, — wie wir sie tatsächlich in den meisten Proletarierfamilien finden, — zu verlangen ein Recht habe, ohne uns des Vorwurfs schuldig zu machen, wir müßen mit verschiedenem Maße?

Ebenso halte ich es für vom grünen Tische aus geurteilt, wenn Rhoden behauptet:

„Von Eltern, die fähig sind an Prostituierte zu vermieten, werden die Kinder keine guten Sitten lernen, auch wenn sie ihre Räume nicht dem qualifizierten Laster öffneten."

Ist es wirklich so schwer zu verurteilen, wenn eine nolleidende Mutter, — und wer hätte noch nicht gelbweiße Kinder auf den dürren Armen abgearbeiteter Mütter gesehen? — wenn eine solche Mutter durchaus keine Schande darin erblickt, an Prostituierte zu vermieten? — Warum nicht? Die Polizei duldet ja das Laster. Die notleidende Mutter aus dem Volke würde indeß auch an Prostituierte vermieten, wenn sie darin etwas Unsittliches sähe. Sie tut das doch für ihre Kinder, und ich möchte den sehen, der den ersten Stein auf sie zu werfen wagte! Ich habe einmal folgenden Fall in meiner Moskauer Armenpraxis erlebt: Eine arme Familie konnte ihre Miete nicht entrichten. Da der Wirt nach russischem Strafgesetz nicht das Recht hat, Mieter mit Gewalt herauszuwerfen, so beschloß er sie auszufrieren. Er ließ mitten im Winter die Türen ausbeben. Die Kinder erkrankten. Ein im selben Hause wohnendes „Mädchen" hatte Mitleid. Sie ging abends aus . . . . . und brachte gegen Morgen das Geld. Eines der Kinder starb nachträglich an der Erkältung. Ich frage nun, hätte die Mutter dies Sündengeld nicht nehmen, und lieber ihre Kinder umkommen lassen sollen? Je mehr ich das Elend kennen gelernt habe, — und es ist mehr als ein Jahrzehnt, daß ich es aufsuche und mich hinein zu fühlen bestrebe, — um so größer wird mein Glaube an die sittliche Kraft des Volkes und meine Ehrfurcht vor ihr. Wenn ich das wenige, was man in meinen Kreisen an Aufopferung beweisen hat und dessen man fähig zu sein scheint, vergleiche mit dem, was da unten einfach nötig ist, damit ein Kind armer Eltern überhaupt die ersten Lebensmonate überlebt, wenn ich ferner die Hungerlöhne ehrlicher Frauenarbeit vergleiche mit dem üblichen Sündenpreis, so wächst mein ehrfürchtiges Staunen vor der sittlichen Kraft da unten ins Maßlose. Es würde wirklich nichts schaden, wenn man diese latenten sittlichen Werte, die in einem Unterlassen der Sünde gegenüber größten Versuchungen bestehen, wenn man diese Werte auch nur etwas anerkännte.

Weiter unter erklärt Rhoden es für gefährlich, wenn die Lehre von der Mitschuld der Gesellschaft an dem Verbrechen in das Volk dringe: es werde ihm von seinem moralischen Halt genommen, wovon so wie so nicht allzuviel vorhanden sei. Ich bin prinzipiell anderer Ansicht. Ich halte es für viel bedenklicher, die tatsächlich unten vorhandenen bewährten sittlichen Kräfte zu übersehen und zu verschweigen, daß dort die Versuchung eine größere, der Sieg ein ruhmvollerer ist. Zum Schlusse seiner Arbeit sagt er:

„In der Tat kann der herrschenden Klasse nicht deutlich genug das Gewissen geschärft werden, im Hinblick auf die schwere Mitschuld der Gesellschaft an dem Verbrechen. Dann aber schlägt dieser sittliche Ernst, mit dem der Gesellschaft die Bänderei

Digitized by Google

gesagt wird, in sein Gegenteil um, wird zur verhängnisvollsten sittlichen Lazheit, wenn man mit eben dieser Anklage wider die Gesellschaft die einzelnen Verbrecher als Opfer der sozialen Mißstände entschuldigt."

Diese Sätze heben sich tatsächlich einander auf. Nur Eines geht aus ihnen hervor: Rhoden wünscht nicht, daß die unbestrittene Mitschuld der Gesellschaft ausgesprochen werde. Er fürchtet, die Wahrheit könnte hier schaden. Er behauptet des weiteren:

„Der Rest von Energie und Widerstand wird hier erstickt," „der beste Hatt, das Gewissen und Verantwortlichkeitsbewußtsein, an dem sie schon so nicht allzuschwer tragen (!!) wird den jungen Leuten so geraubt." . . . „Das geistige Morphium wirkt viel schlimmer zum Rückfall ins Verbrechen, ja zum Verbrechen selbst, als der Alkohol!"

Was für ein Morphium ist damit eigentlich gemeint? Etwa die klassischen Arbeiten eines Kräpelin, Liszt und Aschaffenburg? Solche Sachen liest der Proletarier nicht. Aber wenn er sie auch läse, er würde dadurch weder zu einem Verbrechen angereizt, noch würde er sich gegebenenfalls vor sich selber entschuldigen. Ich denke, die innere Selbstkritik läßt sich durch wissenschaftliche Abhandlungen nicht bestimmen, allerdings zumal dann nicht, wenn sie, wie die Rhodens, von vornherein gegen den arbeitenden jungen Mann ganz im allgemeinen den Vorwurf erheben, er habe an sich schon nicht allzu schwer an Gewissen und Verantwortlichkeitsgefühl zu tragen. Glaubt sich Rhoden wirklich imstande, die Versuchungen und Lebensverhältnisse eines jungen Mannes aus dem Volke sich so genau vorzustellen, daß er zu solchem Urteil berechtigt wäre?

Ferner glauben wir nicht mehr, daß man eine Wahrheit, wie die der Mitschuld der Gesellschaft an dem Verbrechen, wirklich verheimlichen kann, wenn man auch zehnmal von ihrer Schädlichkeit überzeugt wäre. Die Wahrheit ist immer stärker als wir. Ich möchte übrigens überhaupt erst erwiesen haben, daß eine Wahrheit auch nur vorübergehend schädlich wirken kann. Meines Wissens hat die Geschichte bis jetzt diesen Beweis noch in keinem Falle erbracht. Bei näherem Zusehen konnte man die Nachteile einer Wahrheit noch immer auf gewisse Machinationen von Gegnern und Freunden zurückführen, die an und für sich nichts mit ihr zu tun hatten. Aber nehmen wir wirklich an, ein oder der andere Verbrecher habe in solchen Theorien eine Entschuldigung für sein Tun gefunden, der Schaden wäre viel geringer, als wenn die Theorie von der Mitschuld der Gesellschaft an dem Verbrechen unverkündet geblieben wäre.

Nun noch ein paar Worte über Rhodens Stellung zur Alkoholfrage im Zusammenhang mit dem Verbrechen. Aschaffenburg schreibt hierüber:

„Es wäre unrichtig, die Vergnügungssucht für die Zunahme der Verbrechen, besonders solcher gegen die Person, verantwortlich zu machen. Sie ist nur die rohe, äußerliche Ursache; der bei den Festen und Gelagen genossene Alkohol, die wahre, tiefere."

Herr v. Rhoden und Herr Stade meinen hiergegen, es sei unlogisch, „für eine persönliche Handlung, für einen sittlichen Vorgang, einen materiellen Gegenstand verantwortlich zu machen."

Es heißt aber einfach die ganze entsprechende Literatur der letzten Jahre, es heißt die ganze exakte Psychologie einfach ignorieren, wenn Jemand heutzutage noch behaupten will, der Wille sei gegenüber gewissen toxischen Einwirkungen absolut autonom. Dies aber und nichts anders kann obige Behauptung nur bedeuten. Nachgewiesenermaßen übt der Alkohol eine infinktstärkende und die Hemmungsmotive lähmende Wirkung aus. Die Grenze der Widerstandskraft, die der Nüchterne eben noch erreichte, wird überschritten. Das Verbrechen geschieht. Darüber kann natürlich keinerlei Meinungsverschiedenheit zwischen uns herrschen, daß Niemand mehr trinken soll, als er vertragen kann. Indeß wird selten Jemand von vornherein diese Absicht haben. Das bringt unsere Geselligkeit so mit sich. Von einem geselligen Menschen wird in Deutschland leider verlangt, daß er mittrinkt. Am Rhein — wo übrigens die Kriminalität eine sehr günstige ist — pflegt man zu sagen: „Wer nicht trinkt, hat kein Gemüt." Gewiß ist der Alkohol ein Uebel und der Kampf mit ihm eine unserer wichtigsten Aufgaben. Indessen werden wohl hier Predigten weniger nützen als gutes Beispiel von Seiten der Besitzenden und resolute Sozialreform: bessere Wohnungen, mehr Zeit, Kraft und Anleitung zur Weiterbildung, Sicherheit gegen Arbeitslosigkeit und noch viele andere legale Bedürfnisse, deren Nichtbefriedigung Alkoholismus und Verbrechen fördert.

Während ich eben noch mit der ersten Arbeit des Herrn v. Rhoden beschäftigt bin, erscheint im Heft 10 der Zeitschrift für Sozialwissenschaft eine weitere Arbeit von ihm „Mißstände des Strafvollzugs." Er sagt daselbst (S. 645):

„Grade in diesem Punkte (die Handhabung der Disziplinarstrafen) zeigt sich die Hinfälligkeit der ganzen sozialistischen (!) Hypothese aufs deutlichste, daß die Verbrecher lediglich die beklagenswerten Opfer wirtschaftlicher Mißstände seien. Wären sie das, so müßten sie ja mit Freundlichkeit und Sanftmut allmählich von ihren schlechten Wegen abgebracht werden können."

Nach welcher Logik, so frage ich, folgt aus dem Vordersatze: der Verbrecher ist das Opfer sozialer Verhältnisse, er muß also erzogen werden, daß er auch in jedem Falle erzogen werden kann? Und dann, wo ist von den wissenschaftlichen Anhängern der neuen Lehre je diese Behauptung aufgestellt worden? Meines Wissens nirgends. Wohl aber dürften sich leicht viele Hinweise darauf finden, daß in sehr zahlreichen Fällen eine aus sozialen Gründen total verwahrloste Jugend, oft verbunden mit Degeneration infolge Abstammung von darbenden Eltern, eine Erziehung von vornherein auszuschließen schienen; ich sage „schienen," denn unsere bisherige Gefängnispraxis gibt uns meiner Ansicht nach nicht die Berechtigung auf eine absolute Unmöglichkeit der Erziehung zu schließen. Aber nehmen wir grade solche Fälle, wo eine Erziehung ausgeschlossen erscheint. Hier vor allem erweist sich die neue Lehre bedeutend wirksamer als die herrschende. Pochend auf den Willen der Gesellschaft, ihre Mitglieder vor Schaden zu bewahren, verlangt sie, von einem bestimmten Strafmaß abzusehen und unter Umständen sogar dauernde Einschließung zu bestimmen. Das bis jetzt übliche, auf dem Vergeltungsbegriff der Beugung des Verbrechers unter die verletzte „Rechtsordnung" beruhende Strafgesetz läßt in diesem Falle die Gesellschaft ungeschützt. Es wird der einzelne Fall betrafft. Jedesmal ist ein neues unschuldiges Opfer des Verbrechers erforderlich, bevor der Richter ihn wieder auf einige Jahre einschließen darf. Und diese sozialen Opfer, von denen weder Rhoden, noch Herr Stade überhaupt reden, sind meiner Ansicht nach durchaus keine quantité négligeable. Aschaffenburg führt den sicherlich nicht vereinzelten Fall an, wo ein Sittlichkeitsverbrecher jedesmal direkt nach Abbüßung der Strafe wiederum ein Mädchen vergewaltigte: 3 zarte Leben waren nötig, bevor der Uebeltäter nach dem jetzt geltenden Gesetze dauernd interniert werden konnte. Hätte man hier den Begriff, Vergeltung, Schuld, Sühne, persönliche Verantwortung ruhig fallen lassen, sich mit der sozialen Verantwortung begnügt und den Verbrecher auch hier als Opfer der Gesellschaft aufgefaßt, als degenerierten Kranken, was er unstreitig ist, hätte man ihn auch nur mit Milde verwahrt und verpflegt, so wären drei Leben erhalten geblieben.

Rhoden kommt zu folgenden Endergebnissen:

„Erreicht man diesen Zweck (Erziehung aller Verbrecher) nicht, so muß man sich mit dem ersten, allgemeinsten: „Vergeltung" und „Beugung" des Verbrechers unter die verletzte Rechtsordnung begnügen. Die Strafe hat auch hier ihre hohe und sehr ethische Bedeutung."

Leider bleibt Rhoden auch hier jede Definition schuldig. „Beugung des Verbrechers unter die verletzte Rechtsordnung" ist an sich Phrase. Was bezweckt sie? Worin besteht ihre hohe und sehr ethische Bedeutung? Auf wen soll eingewirkt

Digitized by Google

werden? Auf den Verbrecher oder abschreckend auf alle? Erziehend oder strafend? Wozu? Daß er es nicht wieder tue? Und wenn das? Wird er dann zum zweiten mal unter die verletzte Rechtsordnung gebeugt? Und wenn er ein drittes mal straffällig wird? Aber dazu ist doch jedesmal ein geschädigtes Individuum erforderlich, damit man das Recht hat den Verbrecher zu bengen! Oder sollte die Beugung abschreckend wirken? Aber das wäre ja eigentlich kein Vorteil: die böse Lust bestände. Furcht vor Strafe ist durchaus kein hohes, noch weniger ein sehr „ethisches Motiv." Die hohe und sehr ethische Bedeutung dieser Theorie ist mir nicht klar geworden. Es ergeben sich da eine Menge Fragen, die völlig unbeantwortet bleiben.

Hingegen läßt die Theorie von dem Verbrecher als sozialer Erscheinung an Klarheit durchaus nichts zu wünschen übrig. Und dann liegt etwas ungeheuer Beruhigendes in ihr. Bisher gab es eine unwiderlegliche Tatsache, die wie eine schwere Wolke um das Gewissen eines jeden Wohlwollenden hing: Die Tatsache, daß in allen Ländern und zu allen Zeiten die weitaus überwiegende Mehrzahl aller Verbrecher den nicht besitzenden Ständen angehört. Von Zufall kann hier nicht die Rede sein. Es gab zwei Auslegungen: Einmal wurde behauptet, das Strafgesetz sei von den Besitzenden für die Besitzenden gemacht. Dem konnte entgegnet werden, daß von den Verbrechern auch die Nichtbesitzenden bedroht werden, daß mithin alle Klassen vor ihnen geschützt werden müssen. Es bleibt eine zweite Erklärung, und in ihr liegt die klärende Wahrheit: Das Verbrechen ist durch wirtschaftliche Verhältnisse mitbedingt, wir Alle tragen Schuld an seinem Zustandekommen. Wir wollen unsere Schuld wieder gut machen, und das nicht allein den Verbrechern gegenüber: dazu hätten die wenigsten von uns Gelegenheit, nein, vor allem denen gegenüber, die Verbrecher werden könnten, und das sind wir Alle ohne Unterschied, am meisten gefährdet allerdings die wirtschaftlich schwer Ringenden. Wie bewahren wir nun einander vor dem Verbrechen? Dadurch, daß wir Augen und Herz offen halten für des Nächsten Not, daß wir die erprobte Tugend des Armen verstehen und achten lernen, wo wir bisher nur seine oft so verständlichen Fehler rügten, daß wir uns ihm von Herzen gleich achten und unsere bevorzugte Lage erst zu verdienen suchen.

Es wurde uns bisher immer gepredigt, wir sollen gerecht sein. Ja durchaus, wo wir es sein können, und das ist blos uns selber gegenüber der Fall, weil wir nur uns kennen, uns selber nichts vormachen können. Die Gerechtigkeit Andern gegenüber, die strafende Gerechtigkeit vor allem bleibt eine irdischen Verhältnissen nicht angepaßte Forderung. Wir können gleiche Handlungen nicht gleich beurteilen, weil wir keine gleichen Handlungen kennen. Nehmen wir einen Vergleich aus der Physik. Die Fallgesetze gelten nicht für irdische Verhältnisse, nur im luftleeren Raume fallen alle Körper gleich rasch. Hier auf Erden fallen sie verschieden schnell: es kommt die Reibung durch die Luft in Betracht, die je nach Form und Zusammenhalt des Körpers verschieden wirkt. Dem abstrakten Fallgesetz vergleiche ich die Forderung der Gerechtigkeit. Dem luftleeren Raume würde das Paradies entsprechen. Die Reibung der Luft aber, das sind die undefinierbaren, auf jede Individualität anders einwirkenden sozialen Verhältnisse. Es muß demnach der unirdische Begriff Gerechtigkeit eine ihn den irdischen Verhältnissen anpassende Korrektur erfahren. Diese Korrektur besteht in der Erkenntnis unserer tatsächlichen Unkenntnis der das einzelne Individuum bestimmenden Verhältnisse. Die so korrigierte, die irdische Gerechtigkeit nennen wir Güte.

Streiflichter.

Frauenbibliotheken. Die ethische Bewegung wird erst dann rasche Fortschritte machen, wenn die Frauen sich ihr in großer Mehrzahl angeschlossen haben werden. Vorgearbeitet ist durch die Frauenbewegung; nichts anderes als die Forderungen der Ethik vom Frauenstandpunkt gesehen, sind die modernen Frauenfragen. Warum folgen aber noch immer so wenig Frauen mit Verständnis den Vorkämpferinnen? An den seelischen Eigenschaften fehlt es ihnen nicht: sie sind begeisterungsfähig, opferfreudig, ausdauernd, wo sie überzeugt sind; sie sind von brennendem Interesse für alles Schöne und Neue, und haben mehr Zeit als die Männer, sich durch Lektüre zu belehren. Warum sind die meisten noch immer nicht orientiert über die hauptsächlichsten Einzelheiten der Frauenfragen, obgleich die Literatur so angewachsen, Zeitschriften, Flugblätter und Fachschriften in so großer Zahl existieren?

Gewiß, all das ist da, aber wie soll die deutsche Frau dazu gelangen? Wirtschaftlich immer noch in Abhängigkeit vom Manne, der den Ankauf eines frauenrechtlerischen Buches in neunzig von hundert Fällen als tollste Verschwendung erklären würde, wenn er's nicht gar wegen der „sittlichen Gefahr" untersagen würde, steht sie sehnsuchtsvoll vor dem Buchladen, wo die sie so nahe angehende Frage in allen Richtungen vertreten ist. Ihr Herz und ihr Verstand verlangt darnach.

Vom Wirtschaftsgeld die Summe nehmen, würde ihr Gewissen nicht erlauben; es reichte auch nicht weit, angesichts der Fülle wichtiger Werke; die Leihbibliotheken führen die ernsten Bücher nicht, ihre Tageszeitung enthält kein Wort oder ein spöttisches über das heilige Streben der größeren Anzahl der Menschheit nach Gerechtigkeit.

Sie wagt oft nicht einmal ihren Wunsch zu äußern, denn in tausend von deutschen Familien gilt der Ankauf eines Buches, das doch „auszulesen" wird, als unerhörter Luxus, während die Flasche Wein oder Bier, die doch auch ausgetrunken werden, als berechtigtes Bedürfnis betrachtet wird. So bleibt die Mutter, in deren Händen die ethische Kultur der Zukunft ruht, deren moralischer Einfluß der früheste und dauerndste sein würde, taub für die mächtigen Posaunenstöße einer neuen Zeit, einer befreienden Bewegung, einer Unzahl dringender Anforderungen an sie und ihre Kinder. Sie verzichtet, nicht nur für sich, auch für die kommende Menschheit.

Anders die Tochter. Die bejwingt ihr Bildungsbedürfnis nicht ganz; sie schaut da und dort in die einander widersprechendsten Zeitungen hinein und liest kraus zusammen, was sie findet; sie abonniert in einer belletristischen Leihbibliothek, die nicht die ernsten Werke, sondern die dem Sensationsbedürfnis schmeichelnden Auswüchse der Freiheitsbewegung führen, die exzentrischen, Sittenfreiheit predigenden schriftstellerischen Verirrungen, die das Vorurteil gegen das ganze Streben der Frauen wachgerufen haben. Sie empfängt ein verzerrtes Bild, sie wird zum „Auslesen" auf Kosten der Rechte anderer aufgefordert, statt die wahren Lehren der ethischen Frauenbestrebungen zu erfahren, die lauten: „Leben aus und zur Liebe der anderen." So wird sie statt gebildet, verbildet, verdorben! Die frische gesunde Mädchenkraft, die für die hohe Sache zu gewinnen war, ist an ungesunder Kost zu Grunde gegangen!

Gegen das alles gibt es nur ein Mittel: das Bildungsbedürfnis der Frauen muß in großartiger Weise unterstützt werden und auf dem platten Lande (wo die Beschaffung von Kenntnissen noch schwieriger ist) besonders alles getan werden, um die Frauen gründlich in die ganze Bewegung einzuführen. Zu dem Zweck müßten große Vereine gegründet werden, bei denen entweder Geld oder Lieferung der ausgelesenen Bücher und Zeitschriften die Mitgliedschaft erwerben würde, freiwillige Helferinnen die Verteilung und Verleihung der Bücher besorgen und die Leserinnen beraten, freiwillige Sammlerinnen von Bemittelten Bücher erbitten. Nur die ernsten Werke dürften zu finden sein, die erotischen und perversen nicht. Die durch die Mitgliedsbeiträge ge-

Digitized by Google

mieteten Lesesäle ständen allen Frauen offen, die Männer könnten eine kleine Lesegebühr bezahlen, ebenso die Frauen, die Bücher nach Haus nehmen wollen.

Diese Stimmen könnten dann zu neuen Anschaffungen verwendet werden. Dann würde allseitige Aufklärung über diese wichtigsten Seiten des modernen Lebens die bisherige Unwissenheit und die Vorurteile ablösen und die Ethik, unterstützt von der Mehrzahl der Frauen auf der ganzen Linie siegen, zum reichsten Gewinn der Menschheit.

A. v. Berg.

* * *

Das Amt der Frau. Der neue Geist in der Frauenbewegung weiteren Umfanges hat die Frauenzeitungen älteren Stils zu sonderbaren Kompromissen geführt. Diese Blätter, die doch auch gern „mit der Zeit fortschreiten“ und „modern sein“ möchten, wußten zuerst nicht recht, wie sie das anfangen sollten, und verhielten sich indifferent. Auf die Dauer ging das aber nicht, denn die überaus vielgestaltigen Probleme der modernen Frauenbewegung drangen in die weitesten Kreise, so daß man überall wenigstens Kenntnis davon erhielt. Nun konnten die „guten alten“ Frauenzeitschriften nicht mehr schweigen, wollten sie sich nicht den Vorwurf der Rückständigkeit machen lassen. Sie mußten sich mit den neuen Problemen beschäftigen. Das geschah und geschieht in den süßlichen, geistig nicht sonderlich tief schöpfenden Frauenblättern zumeist noch mit sauersüßem Lächeln. Man berichtet über nicht zu verschweigende Erfolge der Frauenbewegung, schreibt auch wohl selbst Artikel mit allgemeinen Wendungen darüber; die eingenommene „Stellung“ ist aber gewöhnlich weder Fisch noch Fleisch, sie schwankt zwischen Baum und Borke, weil man nicht frisch und fröhlich anzuerkennen, aber auch nicht energisch abzulehnen wagt. Denn das Ablehnen könnte „rückschrittlich“ aussehen! Ein reaktionäres Pferdefüßchen hinkt aber gewöhnlich hinten nach; man sagt sich vermutlich: der neueste Eindruck ist der dauerndste, und wenn die Leserin am Schluß des Artikels die verschleierte Ablehnung des neuen Geistes gelesen hat, dann hat sie die zu Anfang stehende noch mehr verschleierte Anerkennung schon vergessen.

An einem typischen Beispiel möchte ich zeigen, wie solche Artikel in den wichtigsten Menschheitsfragen irreführend sind und also letzten Endes schädlich wirken müssen.

Klothilde Ocker veröffentlichte vor einiger Zeit (Nr. 30, 19. Jahrgang der „Deutschen Frauenzeitung“) einen Artikel mit der Ueberschrift „Das Amt der Frau.“ Kurz zusammengefaßt, wurde darin gesagt, daß die moderne Frauenbewegung ja manches Gute geschaffen habe; man möge doch aber bedenken, daß die Frau nicht über die ihr gezogenen natürlichen Grenzen hinaus könne. (Eine viel angewandte, aber nichtssagende Phrase; als ob das Ueberschreiten der natürlichen Grenzen sich nicht schließlich immer und überall von selbst verbietet!) Die Frau hätte doch ganz andere Aufgaben als der Mann. Dieser müsse im großen Geisteskampfe der Zeit stehen und um das Licht der Erkenntnis ringen; die Frau dagegen müsse das Ihr hauptsächlich zustehende Gebiet der Liebe pflegen, der Familien-, und darüber hinaus der Nächstenliebe. Die Frau sei nur des Mannes Ergänzung. — Wahrscheinlich, um diese Ansicht zu stützen, wurde dem Aufsatz — der vielleicht auch erst dadurch entstanden ist — folgendes Zitat von Wilhelm Raabe vorangestellt: „Der Männer Herz muß bluten um das Licht, aber der Frauen Herz muß bluten um die Liebe.“ So schätzenswert, ja verehrungswürdig Wilh. Raabe ist: diesen Ausspruch hat ihm keine glückliche Stunde geschenkt. Richtiger lautete er: Der Menschen Herz muß bluten um das Licht und um die Liebe!

Es geht nicht an, die Männer, wie es Klothilde Ocker tut, hauptsächlich auf das Gebiet des Ringens nach dem Lichte der Erkenntnis zu beschränken, den Frauen dagegen hauptsächlich das Gebiet der Liebe zuzuweisen; diese Trennung ist verhängnisvoll. Der Kampf ums Licht der Erkenntnis wird ohne rechte Frucht bleiben, wenn der Mann ihn allein führen muß, wenn die Frau nicht mit ihm kämpft, wenn sie dem Kampfe gleichgültig zusieht, oder, wie es infolge der Gleichgültigkeit leider so oft geschieht, ihn gar hindert. Denn Gleichgültigkeit steht dicht neben Verständnislosigkeit, und die ist das schlimmste Hindernis für alles Vorwärtsstreben. Es heißt die Frau herabdrücken, wenn man ihr das Gebiet der Liebe ausschließlich zuweist. Denn eine Liebe, die nicht im Lichte der Erkenntnis reifen konnte, ist eine kleine, eine kleinliche Liebe im Vergleich zu jener, welche durch die Erkenntnis gewonnen wird. Erst der Mensch, der im vollen Lichte der Erkenntnis steht, kann, wie Klothilde Ocker schreibt, „anfachen das Feuer der Liebe, daß es die Welt durchglühe und belebe, daß seine Wärme herrliche Blüten und köstliche Früchte zeitige.“ Ein armer Mann, dessen Erkenntnis nicht Ströme von Liebe in seine Brust geleitet hat! Er hat Mauern zu einem Dome gebaut, dem die frönende Kuppel fehlt; er hat Pfeilern ins Erdreich gesetzt, die verkümmern müssen, weil die Sonne nicht scheint.

Vom höheren Gesichtspunkte aus betrachtet, ist die Frau viel mehr als des Mannes Ergänzung: sie ist ein ebenbürtiger Teil der menschlichen Einheit; und auch der Mann ist, so gesehen, die Ergänzung der Frau. Es ist falsch und führt in die Irre, wenn so, wie Klothilde Ocker es tut, eine „Teilung der Arbeit,“ eine Einschachtelung in zwei Gruppen vorgenommen wird; vielmehr ist mit allen Kräften auf eine Verstärkung der Einheit hinzuarbeiten.

Licht und Liebe gehören zusammen. Wohl ist das Licht der Erkenntnis ohne die Liebe kalt, aber die wahre Erkenntnis erzeugt grade die Liebe; und ein noch viel traurigeres Klammern ist Liebe ohne Licht, denn erst das Licht der Erkenntnis gibt der Liebe das tiefe, verstehende und allumfassende, das uns so bitter not tut.

Die Frauen sind auf dem richtigen Wege zum wahren „Amt der Frau,“ die es drängt, ihren Blick in die Weite und in die Tiefe, in die Zusammenhänge des Werdens und Vergehens tauchen zu lassen. Sie werden nicht nur sich selber, nicht nur dem Manne, wohl aber beiden zugleich und damit der menschlichen Einheit nützen.

Otto Grund.

Der Ethische Bund.

Dem in englischer und deutscher Sprache von dem internationalen Sekretariat in London verfaßten Bericht über das Jahr 1905 entnehmen wir Folgendes:

Eines der Hauptinteressen, um das die internationalen Verhandlungen von 1905 sich konzentrierten, war das Vorhaben, zum nächsten Kongreß die Zweigvereine des Ethischen Bundes in London zusammenzurufen, für den die Zeit vom 10.—16. September 1906 vorgesehen war. Leider haben innere und äußere Schwierigkeiten in letzter Stunde diese Absicht vereitelt. Es wird indessen im Laufe dieses Sommers in Hamburg eine internationale Konferenz der leitenden Persönlichkeiten der Bewegung in England, Amerika, Deutschland, Frankreich, Oesterreich, Italien, Dänemark, Norwegen, Schweden und der Schweiz stattfinden zur Vorbereitung einer umfassenderen internationalen Aktion in der Folgezeit.

Das harmonische Zusammenarbeiten einer internationalen Vereinigung in fliegendem Gang zu erhalten, ist nicht ganz leicht; nicht weniger schwer ist es, Interesse für Dinge zu erwecken, die sich in der Ferne vollziehen. Das Sekretariat steht in fortgesetztem Briefwechsel mit den Schriftführern der verschiedenen nationalen Organisationen, und der Vorstand der ethischen Union in England hat einen besonderen Ausschuß gewählt zu dem Zweck, mit dem Bunde in dauernder Berührung zu bleiben. Vielleicht wird Englands Beispiel mit der Zeit allgemeine Nachahmung finden, um auf diesem Wege ununterbrochenes Interesse an der internationalen Arbeit zwischen den Leitern der verschiedenen Nationen und durch dieselben wiederum zwischen den einzelnen Gesellschaften und deren Mitgliedern, aufrecht zu erhalten. Der Erreichung dieses umfassenden Zieles ist ohne Zweifel durch die Veröffentlichung des letzten Jahres-

Digitized by Google

berichts in Ethics, Ethical Addresses, Bulletin, Ethische Kultur und Mitteilungen der Wiener Gesellschaft Vorschub geleistet worden, von denen die drei letztgenannten Zeitschriften den Mitgliedern der französischen, deutschen und österreichischen Gesellschaft zugehen. Zum selben Zwecke wurden Maßregeln zum Austausch der oben angeführten Zeitschriften und zur Einsendung von Berichten und ethischer Literatur getroffen, die von verschiedenen Centren ausgehen. Allerdings bedarf die Redaktionen des ihnen übersandten Material bis jetzt nur wenig Gebrauch gemacht; doch gibt sich das Sekretariat der Hoffnung hin, daß die ethische Presse mit der Zeit den internationalen Nachrichten einen ständigen Platz offen halten wird. Zur Beförderung dieses Zweckes werden von nun an Liste monatliche Berichte zum Druck für die gesamten Zeitschriften verbreitet werden.

Der Schriftführer genoß den Vorzug, während seines zweimaligen Aufenthaltes in Berlin, sich dem dortigen ethischen Hauptvorstande, und in Jena, bei Gelegenheit des Kongresses der deutschen ethischen Gesellschaft vorstellen zu können, was zum Austausch gesammelter Erfahrungen und im letzteren Falle, zur Förderung des Planes führte, einen deutschen Verband behufs Einführung des Moralunterrichts in die Schule zu gründen. Ihr Adler's freundlicher Aufforderung Folge leistend, trat er mit diesem am vorigen Donnerstag für einige Tage zusammen, um Angelegenheiten internationaler Bedeutung mit ihm zu besprechen; auch hatte der Sekretär eine Zusammenkunft mit Professor Desjardins in Paris und mit Professor Leon Brunschwieg in Ostende.

Auch das Werk der Propaganda wurde nicht ganz vernachlässigt. Der Schriftführer legte dem internationalen Freidenkerkongreß, welcher vorigen September in Paris stattfand, eine schriftliche Abhandlung vor über das Thema: „Das Verhältnis der ethischen zur Freidenker-Bewegung", die Anklang und weitere Verbreitung fand. Ihm wurde die Ehre zuteil, während einer wichtigen Versammlung des Kongresses zu einem ihrer beiden „assesseurs" ernannt zu werden.

Das Hauptbedürfnis der Propaganda war dis jetzt der gänzliche Mangel an geeigneter Literatur. Um dem abzuhelfen, wurde eine Reihe von folgenden Flugschriften verfaßt: 1. Organisatorisches, 2. Wie eine ethische Gesellschaft zu gründen und zu leiten ist, 3. Verzeichnis der Gesellschaften, 4. Ethische Literatur, 5. Grundsätze der ethischen Gesellschaften, 6. Internationales Manifest, 7. Die Geschichte der ethischen Bewegung, 8. An Gesinnungsgenossen! (To sympathisers), 9. Unterricht in der Moral, 10. Wer ist ethisch? 11. Gründe für die ethischen Ideale, 12. Ziele der ethischen Gesellschaft. Sobald die zweckentsprechendsten dieser Blätter gedruckt worden sind, soll das Werk der Propaganda in größerem Maßstabe vor sich gehen. Wir können darauf zählen, daß Gesinnungsgenossen in Indien, Aegypten, Rußland und vielen andern Orten der Erde unsere Ideen vertreten und Gesellschaften gründen werden.

Noch andere literarische Arbeiten sind in Vorbereitung und sehen dem Druck entgegen. Ein kleiner Band, vom Schriftführer verfaßt, beleuchtet die Hauptprobleme des Lebens vom ethischen Standpunkte; eine Broschüre, die sich an die Verbindung über den internationalen Freidenkerkongreß anschließt und über die Stellung der ethischen Bewegung zur Religion spricht, wird demnächst fertig werden. Ergänzende Schriften werden sich auf den Unterricht in der Moral, Arbeitsfragen, Nationalökonomie, Politik und dergleichen mehr beziehen. Diese Schriften, welche die vorherrschende Gedankenrichtung der ethischen Bewegung genau wiederzugeben versuchen, könnten von gleichem Nutzen für den Bund und für die Propaganda sein. Eine umfassende Bewegung, wie die unsrige, erfordert die Pflege gegenseitigen Verständnisses.

Mangel an Raum zwingt, mehrere Punkte von internationalem Interesse zu übergehen, wie zum Beispiel die Einrichtung einer internationalen Bibliothek. Ihr schließen dahier dieses Teil des Berichtes und der Bericht selbst, das, ebenso wie eine nationale Organisation auf jede einzelne Gesellschaft des Landes wie ein belebender Hauch zurückwirkt, auch eine internationale Organisation durchaus wesentlich und unentbehrlich für die ethische Bewegung ist, wenn sie nicht Gefahr laufen soll, sich in unsichtige Elemente zu zersplittern und damit aufzuhören, ihre Ansichten zu verbreiten. Ein nationaler Verband vereinigt, stärkt und läßt neue Gesellschaften entstehen; ein internationaler Verband hat denselben Zweck, ist jedoch wegen seiner Tragweite von noch größerer Wichtigkeit. (Fortsetzung folgt.)

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin. Hier wird seit einigen Jahren auch der Karfreitag durch ein Zusammenkunft gefeiert. Bei der letzten Feier im Alsstädter Hof sprach Professor Foerster über das Thema: „Der christliche Bekehrungsdrang und die Erforschung der Erde." Der Bekehrungsdrang an sich, so erläuterte der Redner, ist aller Religion eigen, physiologisch erklärlich dadurch, daß die Gewißheit, die der Inhalt jeder Religion naturgemäß vermissen läßt, auf die aber das Sehnen der Menschen gleichwohl gerichtet ist, vielen Menschen in desto höherem Grade gegeben scheint, je mehr sie sich an den Glaubenswahrheiten, deren Anhänger sie sind, betäuben. Der christliche Bekehrungsdrang hat jedoch in den ersten 1½ Jahrtausenden einen ihm allein eigenen merkwürdigen, in seiner Besonderheit noch nicht genügend gewürdigten Einfluß auf die Entwickelung der Menschheit geübt, der im Grunde genommen mit dem Kern der christlichen Lehre nichts zu tun hat, aber zunächst fast hemmend auf die wissenschaftliche Erforschung der Erde wirken mußte. Die Annahme, daß das Reich Gottes sich auf der ganzen Erde verwirklichen müsse, brachte nämlich die frühesten Förderer des Christentums, im besonderen die Kirchenväter der ersten Jahrhunderte, in einen scharfen Gegensatz zu der seit Aristoteles schon wissenschaftlich feststehenden und seitdem unentwegt von den Gelehrten festgehaltenen Ueberzeugung von der Kugelgestalt der Erde, weil die mathematisch wenig geschulten Geister jener frommen Männer nicht imstande waren, einzusehen, daß jemals eine Verbindung mit den Gegenfüßlern möglich sein könne, die doch die Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden also ausschließen sei, wenn mit der Kugelgestalt der Erde das Vorhandensein von Gegenfüßlern wahrscheinlich werde. Deshalb mußte die Lehre von der Kugelgestalt der Erde totgeschwiegen oder als Irrlehre verdammt werden. Das hatte nun zur Folge, daß der christlichen Welt zunächst alle und jede geographische und astronomische, und im Zusammenhang damit überhaupt die naturwissenschaftliche Forschung unterbunden war, daß die Flamme der wissenschaftlichen Forschung zwar nicht erlosch, ihre Pflege aber auf die Gelehrten des Islam, auf Bagdad, Kairo, Cordova überging. Erst als auch das Jahr 1000 das Reich Gottes nicht gebracht hatte, begann ein sich allerdings sehr allmählich vollziehender Umschwung, und die um die Mitte des 15. Jahrhunderts eingetretene fast vollständige Verbreitung der Russischen einer Verbreitung des Christentums nach Osten lenkte die Blicke selbst der kirchlichen Kreise nach Westen und ließ den Widerstand gegen die Annahme der Kugelgestalt der Erde immer mehr erlahmen. Als nun die Entdeckungen des 15. Jahrhunderts und sogar die Umsegelung Afrikas vollzogen hatten, war das Eis gebrochen, so heftig sich noch lange die Kirche gegen die sonstigen Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung auflehnte. Man muß es sogar offen aussprechen, daß in diesen Jahrhunderten der christliche Bekehrungsdrang in besonderer Weise die Erforschung der Erde befördert hat.

Der Vortragende schloß aus diesen nunmehr zweifelsfrei offenliegenden Gesamtwirkungen des christlichen Bekehrungsdranges, daß daraus gelernt werden müsse, neue Irrgänge zu vermeiden. Er stellt solche in der Hervorkehrung des Konfessionalismus in unserem gegenwärtigen Missionswesen und zeigt sich tief erschreckt durch eine jüngst auch durch die Zeitungen gegangene Nachricht, daß gegenüber der Schwächung, die andauernd die christliche Mission durch die Nebenbuhlerschaft der Konfessionen erfährt, der Islam die größte Russicht habe, die afrikanischen Bevölkerungen unter seiner Fahne zu vereinen. — Vor und nach dem Vortrage trug Frl. Käthe Brämer-Berlin einige ernste Dichtungen von Gustav Falke, L. v. Gaudy u. a. mit beachtenswerter Kunst vor.

Berichtigung.

In der zweiten Spalte der Seite 70, Zeile 3 v. o. hat sich ein finsterer Druckfehler eingeschlichen. „In dem Satze: „Die unbestimmte schutzbedürftigen Mütter . . . ." ist nach den Worten „daß sie recht gehandelt haben" eine Zeile weggeblieben; es muß nach diesen Worten heißen: „sondern sollen unterwiesen werden, daß sie unrecht getan haben, d. h. unwissend . . . ."

Auf Seite 71, Spalte 1 muß der Name des bekannten Historikers und Politikers, der die deutsche Ausgabe der Selbstbiographie Franklins einleitete, natürlich Kapp (nicht Kupp) heißen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Zum Erholungsheim des Vereins Jugendschutz auf dem Prioreberg in Neuselle sind außer den Plätzen für unbemittelte bleichsüchtige Mädchen noch Plätze für Lehrerinnen (pro Tag 2 Mk.) eingerichtet. Die Nähe von Berlin (Neuselle ist in 2½ Stunden von Alexanderbahnhof zu erreichen) ermöglicht für die Ferien einen angenehmen Aufenthalt im Walde. Die Vorsteherin erteilt Auskunft von 9—10 und 3—4 Uhr, Berlin, Kaiser Wilhelmstr. 39.

Flügel Pianinos **Blüthner** Piano-Magazin. Berlin W., Potsdamerstr. No. 41.

Digitized by Google

Verlag von **Leonhard Simion Nf.** in **Berlin SW. 48.**
Wilhelm-Strasse 121.

Biblioteca italiana.

Zum Schul- und Privat-Gebrauch

begründet von **Prof. Dr. A. Gath.**

Preis pro Heft 50 Pf.

Heft 1: **Un curioso accidente.** Commedia in tre atti di *Carlo Goldoni.*

Heft 3: **Filippo.** Tragedia in cinque atti di *Vittorio Alfieri.*

Heft 4: **Oreste.** Tragedia in cinque atti di *Vittorio Alfieri.*

Heft 5: **Il vero amico.** Commedia in tre atti in prosa di *Carlo Goldoni.*

Heft 6: **Memorie d'un fanciullo. — Il cappellano della Rovella.** Novelle di *Giulio Carcano.*

Heft 7: **La madre e il figlio.** Novella di *Giulio Carcano.*

Heft 8: **Il burbero benefico.** Commedia in tre atti in prosa di *Carlo Goldoni.*

Heft 10: **Merope.** Tragedia di *Scipione Maffei.*

Heft 11: **Cuore** di *Edmondo de Amicis.*

Heft 12: **Il ventaglio.** Commedia in tre atti di *Carlo Goldoni.*

Heft 13: **O bere o affogare.** Commedia in un atto di *Leo di Castelnuovo.*

Die Hefte 2 und 9 sind vergriffen.

Gelegenheits-Offerte!

Ich liefere solange der Vorrat:
statt 3 Mk. für **nur 1 Mk. 50 Pf.**

Ein Wort vom Glauben an seine Verfechter und Verächter

von

Dr. phil. Rudolph Penzig.

XII, 320 S. 8° Format. 1. Aufl. 1884. 2. Ausgabe 1900.

Verlag von A. Wehner

Zürich (Schweiz), Seewartstr. 14 u. **Leipzig,** Königsstr. 13.

Durch jede Buchhandlung ebenfalls zu beziehen!

Penzig, Dr. Rudolph. Zum Kulturkampf um die Schule. Ein Mahnwort an Deutsche. 8°. 10 Bogen. Brosch. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Es werde Licht, München, schreibt u. A.

„Das Buch bedarf keiner ausführlichen Besprechung. Der Titel besagt in Gemeinschaft mit dem Namen des Autors genug. Von Dr. Penzig kann man in dieser Frage nichts anderes erwarten, als einen flammenden Protest gegen den Religionsunterricht in der Schule . . ., und ein begeistertes und begeisterndes Plaidoyer für Moralerziehung und Moralunterricht. Es ist ein Genuß, die ernsten, freimütigen Worte für Aufklärung und geistige Freiheit zu lesen. Mögen sie weiteste Beachtung finden. . . ."

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.
Abteilung Berlin.

Sonntag, den 24. Juni, Landpartie nach Eden bei Oranienburg. Näheres folgt. Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Verlag von **Leonhard Simion Nf.** in **Berlin SW. 48.**

RAUCH'S ENGLISH READINGS.

Kartonliert à 50 Pfennig.

Die mit * bezeichneten Hefte haben ein Wörterverzeichnis.

Die mit † bezeichneten Hefte sind in zwei Ausgaben erschienen:
1. mit Fussnoten, 2. mit Anmerkungen in einem besonderen Anhange (Ausgabe für Mädchenschule).

Heft
*1. *Sheridan, R. B.* The School for Scandal
*2. *Cooper, J. Stirling.* Black Sheep.
*3. *Bulwer.* Money.
4. *Tennyson.* Enoch Arden and other Poems.
†*5. *Bulwer.* The Lady of Lyons; or, Love and Pride.
†6. *Dickens, Ch.,* A Christmas Carol in Prose.
*7. *Sheridan, R. B.* The Rivals.
*8. *Robertson, T. W.* Society.
9. The Age of the Stuarts.
†*10. *Longfellow, H. W.* The Courtship of Miles Standish.
†*11. *Moore, Th.* Paradise and the Peri and Fire-Worshippers.
*12. *Pope, Alex.* The Rape of the Lock and other Poems.
*13. *Bulwer.* Richelieu; or the Conspiracy.
*14. *Dickens.* Sketches.
*15. *Jerrold, D.* Paul Pry. — *Howard, P.* Opposite Neighbours.
16. *Smiles.* George Stephenson.
*17. *Hume.* The Reign of Queen Elizabeth.
*18. Tom Brown's School Days. Part I.
*19. 20. Tom Brown's School Days. Part II & III.
†*21. *Dickens, Charles.* The Cricket on the hearth.
†*22. Captain *Marryat.* The tree Cutters.
*23. *Byron.* The Corsair.
†24. *Longfellow.* Evangeline.
25. *Dickens, Ch.,* Extracts from a Tale of Two Cities.
26. *Gosling, R.* The England of Shakespeare.
27. *Macaulay, T. B.* Milton.
*28. 29. *Scott, Walter.* Tales of a Grandfather.
30. *Tennyson.* Idylls of the King. Enid.
*31. *Irving, Washington.* The Sketch Book.
*32. *Irving, Washington.* The Alhambra.
*33. *Swift, Jon.* Gulliver's Voyage to Lilliput.
*34. *Dickens, Charles.* The Wreck of the Golden Mary.
*35. **Treasures of Memory.**
*36. *Dickens, Charles.* The Perils of certain English Prisoners.
37. *Shakespeare.* The Merchant of Venice.
38. *Shakespeare.* Julius Caesar.
39. *Shakespeare,* Macbeth.
40. *Irving, Washington.* Dolph Heyliger.
41. *Thackeray,* Gerge II and George III.
*42. *Longfellow.* Kavanagh.
†*43. *Lamb.* Tales from Shakespeare.
44. *Scott, Walter.* The Lady of the Lake.
45. *Farrell.* An Englishman's Adventures on German Rivers.
*46. *Mrs. Markham.* Two Sunbeam Stories.
47. *Scott, Walter.* Marmion.
48. *Edgeworth, Maria,* Lame Jervas.
49. *Macaulay, T. B.* Lord Clive.
50. *Dickens, Charles.* Three Christmas Stories.
†*51. *Grimm, Brothers.* German Household Stories.

David Harum, Amerikas Yankeekrösus König. Von E. Noyes Westcott. Autorisierte Uebersetzung und Bearbeitung von Georges Hainholz. 26 Bog. Eleg. broich. Pr. 4 Mk.; geb. 5 Mk. Die „Nation" schreibt u. a.: „Keine schwächliche Sentimentalität, aber wahre Herzenswärme, verdeckt durch einen urmächtigen Humor — das ist der Charakter David Harums. Wie der Dichter diesen Charakter in das Leben eingeführt hat, des Geheimnis jeder echten Gestaltungskraft, läßt sich nur erkennen, wenn man das Buch selbst liest."

Wenn nicht besonders verlangt wird: „Ausgabe mit Anmerkungen in besonderem Anhange" oder „Ausgabe für Mädchenschulen," wird stets die Ausgabe mit Fussnoten geliefert.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock.** Sprechstunden des Unterzeichneten sind Montag, Mittwoch und Freitag von 10—12 Uhr. Eilige Zuschriften sind daher besser an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmanstraße 15. zu richten. Dr. Penzig.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1.60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XIV. Jahrgang. | Berlin, den 1. Juni 1906. | Nr. 11.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Die Professorenkundgebung und Professor Delbrück. Vom Herausgeber.
Genf als geistiges Zentrum. Von Dr. Kaethe Schirmacher (Paris).
Streiflichter:
Logenreform?
Rassenschnach.
Der Ethische Bund. (Fortsetzung).
Sprechsaal. Prof. W. Foerster zu Dr. Rötzel. Dr. A. Pfungst zu A. von Berg.
Bücherschau.

Die Professorenkundgebung und Professor Delbrück.

Herr Professor Delbrück macht in seinen „preußischen Jahrbüchern" (49. Jahrgang, 2. Quartal, 2. Heft) den Unterzeichnern des Professorenaufrufes gegen das Schulunterhaltungsgesetz im Wesentlichen den Vorwurf, als seien sie in einer „völligen Verkennung des Wesens des Protestantismus" befangen: sie hätten von ihm „eine so unbestimmte Vorstellung, daß sie ihn mit Orthodoxie identifizierten." Er nennt die Kundgebung „durch und durch undeutsch und unprotestantisch gedacht und empfunden" und entdeckt darin „ein Stück von noch unüberwundenem Voltairianismus," kurz, „die wahre deutsche Bildung," meint er, „stehe nicht hinter diesem Aufruf, sondern werde sich der nationalliberalen, wie den ihr verbündeten Fraktionen zu ewigem Dank (!) verpflichtet fühlen, wenn sie diesen Gesetzentwurf durchführten."

Minder wesentlich scheint mir der etwas überhebliche Ton, mit dem Herr Professor Delbrück an der Zahl, Qualität, an der Competenz,*) und endlich sogar an dem Stil der Unterzeichner mäkeln zu dürfen glaubt. Leider ist es eine allzu häufige Erscheinung (die wir bei diesem verdienten Autor allerdings gern vermißt hätten), daß die Lust zu Angriffen auf Außenwerke und Nebensachen sich in dem Maße steigert, als der zentrale Frontangriff an Treffsicherheit zu wünschen übrig läßt.

Beschränken wir uns also auf den sachlichen Einwand des Herrn Professor Delbrück. Seine Bemängelung bezieht sich auf die von den Professoren gewagte Gegenüberstellung des „religiösen Particularismus" (worunter natürlich als Hauptvertreter des Konfessionalismus die beiden feindlichen Brüder Protestantismus und Katholizismus eindeutig zu verstehen sind) gegen „eine humane und nationale Bildung." Er meint „die Schule, die eine wirkliche und volle „humane und nationale Bildung" gebe, sei eben „allein die echte und rechte protestantische Schule," während das simultane Schulwesen entweder ein „bloßer Nothelf" oder „eine Absurdität und eine Verleugnung des Besten und Heiligsten sei, was das deutsche Geistesleben bisher hervorgebracht habe."

Ich möchte glauben, daß die dem Geschichtsforscher eigenende rein historische Betrachtung hier der unbefangenen Auffassung des gegenwärtigen wirklichen Tatbestandes verhängnisvoll geworden ist.

Man kann zugeben, daß die Entwickelung unseres weltlichen Schulwesens nicht nur zeitlich, sondern auch ursächlich mit der deutschen Reformation zusammenfällt — und wird doch die Behauptung, als ob die heute bestehende protestantische Schule die Verbreiterin wahrhaft humaner und nationaler Bildung sei, als eine ungeheuerliche Uebertreibung zurückweisen müssen. Und zwar eben darum, weil der in der ungeheuren Mehrzahl unserer Schulen wirksame Protestantismus mit seinem dogmatischen Kleben an Luthers Katechismus*) wirklich und

*) Der, geschichtlich betrachtet, ein so reines und volles Bekenntnis einer tiefreligiösen Persönlichkeit ist, daß gerade sein Ableiern durch Kinder des 20. Jahrhunderts, die weder seine Sprache noch seinen Sinn mehr verstehen, eine unleidliche Profanation des Heiligen bedeutet!

*) Aus den ersten 27 Unterschriften waren seit dem 22. März bis Anfang Mai 870 geworden, darunter etwa 800 Akademiker. Seitdem hat die Ziffer der Unterzeichner — es ist nicht zu übersehen, daß die Unterschrift nur ausdrücklich darum ersuchen frei stand — das erste Tausend nahezu erreicht. Die „Köln. Zeitung" 408 vom 17. April gruppierte die Unterschriften wie folgt: „Sucht man darunter pädagogische Autoritäten, so genügt es für Kundige, die Namen Oskar Jäger, P. Natorp, W. Rein und Th. Ziegler zu nennen. Die Philosophieprofessoren, die sich unter den bisher veröffentlichten Namen befinden, sind: Barth, Baumann, Busse, Cohn (Freiburg), Cornelius, Erdmann, Eucken, Falckenberg, Heinze, Hensel, Husserl, Kinkel, Külpe, Lipps, Marcinus, Meumann, Müller (Göttingen), Natorp, Peipers, Rehmke, Simmel, Stumpf, Volkelt, Windelband, Wundt, Ziegler (26, worunter 12 preußische). Es finden sich unter den Unterzeichnern besonders viele und hervorragende Namen von Staatsrechtslehrern, überhaupt Juristen; genannt seien: v. Bar, Binding, Dahn, Hänel, Jellinek, v. Liszt, Schücking, Zitelmann; von Nationalökonomen und Historikern: v. Below, Brentano, Breysig, Bücher, Gothein, Jastrow, Lamprecht, Sombart, Troeltsch, Varrentrapp, Max Weber; zahlreiche Philologen, Literaturhistoriker; von bekannten Namen von Mathematikern, Naturforschern, Medizinern seien beispielshalber ausgewählt: K. Hensel, Hilbert, Pasch, Rein, Schwarz, H. Weber, (überhaupt eine Schar von Mathematikern); Oswald, W. Foerster-Berlin, Haeckel, Weismann; die Psychiater Pelman, Tuczek usw. Auch eine kleine, aber gewählte Zahl nicht-akademischer Literaten und Künstler reiht sich an; wir nennen: Böttticher, Dehmel, O. Ernst, Falke, Fitger, Fernstein, A. Hauptmann, Holz, Klinger, M. Liebermann, Ulbrich, Schlaf, Schultze-Naumburg, Spielhagen, v. Stuck, H. Thoma. Ubbelohde. Von akademischen Theologen haben D. Dorner-Königsberg und D. Mery-Heidelberg unterzeichnet.

Digitized by Google

in der Tat in der Orthodoxie und ihrer Geistlosigkeit stecken geblieben ist, in derselben Orthodoxie, die Prof. Deibrück offenbar für eine Karikatur des Protestantismus ansieht. Die professoralen Unterzeichner der Kundgebung kennen sicherlich auch den Protestantismus, von dem Deibrück richtig und schön sagt, daß „feine Fortbildung als freies Denken allein die Gewähr für dauernde sittliche und geistige Gesundheit unseres Volkes zu geben vermag." Das ist der Protestantismus, dessen Gedankenwelt in Schleiermacher, dessen Gefühlsreichtum in den großen Tondichtern des 18. Jahrhunderts, in Bach und Händel, gipfelte. Dieser Protestantismus führt, in völlig konsequenter Weiterführung des Gedankens der Freiheit eines Christenmenschen von jeglicher Menschensatzung, direkt zur Abwehr alles Zwanges auf religiösem Gebiet, auch und erst recht der unserligen Kindheit gegenüber. Selbst eines indirekten Zwanges, der diesen Beeinflussung, soweit solche durch autoritative Mittel versucht werden soll. Es lohnte wirklich, auch im Sinne Luthers, nicht, den Papst als alleinigen Vermittler der Rechtfertigung und Beseligung abzuschaffen, wenn sehen Pfäffiein oder Schulmeisterlein die Macht behielt, auf streng vorgeschriebenem und geregeltem Wege die Bekanntschaft der Kindesseele mit Gott zu vermitteln. Aber Luther dachte doch wenigstens an die Hilfeleistung zu eigenem Erleben der Religion; die Orthodoxie, die nie etwas erlebt, setzte an die Stelle der Heilserfahrung die Heilswahrheit und lehrte Religion. Gegen diese unprotestantische und unlutherische (wenigstens gegen den Reformator, nicht gegen den späteren Dogmatiker gerichtete) exigonenhafte Rechtgläubigkeit wenden sich die Professoren und sollten dabei billig Herrn Prof. Deibrück zur Seite haben, anstatt zum Gegner. Und wenn sie dabei schlechtweg vom „Protestantismus" reden, so dürfen sie sich mit Recht darauf berufen, daß sie den Gegner mit dem Namen anreden, den er selbst monopolisierend in Anspruch nimmt und den er der „Fortbildung freien Denkens" am liebsten zugleich mit dem Christennamen abdrechen möchte. Es ist ja recht schön, wenn sich Prof. Deibrück oder Harnack für ihr persönliches Bedürfnis einen Protestantismus zurecht zimmern, in dem freiestes Denken (notabene bis zu einer selbstbestimmten, wechselnden Grenze), moderne Wissenschaft, Deutschtum, Humanismus, Anti-Romanismus, und edelste Kunst Platz finden — so lange ihnen nämlich die protestantische Kirchenbehörde nicht auf die eklektischen Finger klopft — aber mit welchem Rechte gehen sie diesen ihren Privatprotestantismus für die historische Erscheinung aus, die sich in Konsistorien und Synoden heute noch und heute gerade wieder laut und vernehmlich genug als echtester Protestantismus dreit macht? Lebt der Geist Schleiermachers oder — Stöckers im Kirchenregiment, vom Generalsuperintendenten und Konsistorialrat bis zum geistlichen Schulinspektor auf der Landpfarre?

Wodurch wird denn die von Deibrück dem Protestantismus zugestandene Mission, „die Gewähr für dauernde sittliche und geistige Gesundheit unseres Volkes zu geben", stärker in Frage gestellt, als durch die katholisierende Zwangskonfessionalisierung des Kindes, als durch die pädagogische Unweisheit, die mit untauglichen Mitteln (Katechismus und Dogma) durch widerwillige Lehrer nach überlebter Methode am untauglichen Objekt (dem aller religiösen Erfahrung ermangelnden Kinde) Lehre statt Leben, Steine statt Brot bietet?

Und das sollte eine wirkliche und volle „humane und nationale Bildung" geben? Herr Deibrück meint es; er behauptet frisch und froh — im vollsten Gegensatz zu der wirklichen Praxis der großen Mehrzahl der konfessionell protestantischen Schulen — daß in diesen „die naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Wahrheiten gemäß den eigenen Gesetzen des Gegenstandes beurteilt werden, und daß nach pädagogischen Rücksichten entschieden wird, was von den Schätzen der deutschen Literatur für die Bildung des Volkes wertvoll ist." Wahrlich, wollte man jener kühnen Unterstellung der „Nordd. Allgem. Ztg.", als hätten die Universitätsprofessoren wirklich keine Ahnung davon, wie es in einer Volksschule aussieht, — wollte man ihr auch nur eine bedingte und minimale Berechtigung zugestehen, dann reigen solche lebensfremden Ausführungen wie die des Herrn Professors Deibrück dazu. Er würde seine These — angesichts des durchschnittlich sehr wenig befriedigenden Standes der naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Belehrung in den Oberklassen der höheren Schulen und der üblichen pedantischen Kleingeisterei in der Darbietung der schönen Literatur — nicht einmal für die Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen aufrecht erhalten können, geschweige denn für die städtische oder gar ländliche Volksschule. Gerade, weil hier besonders, aber nicht nur hier, noch immer der Geist der Stiehl'schen Regulative, der Wöllner und Mühler herrscht — darum erheben diese Männer, wenn auch spät und leider nicht einstimmig, ihre Stimme und zeigen — was offenbar auch bedeutenden Historikern von Fach entgangen ist — daß, mit den Worten des Aufrufes zu reden, „die Verewigung und die gesetzmäßige Verschärfung des konfessionellen Gegensatzes, die seit Jahrhunderten am Marke unseres Volkes zehrt, die Einheit, Freiheit und Kraft der Nation untergräbt."

Wie leicht konfessionelle Eigenart zu konfessioneller Ueberhebung führt, beweist Herr Deibrück selbst. Von der Höhe seines Protestantismus aus ist ihm ja eben nur „die echte und rechte protestantische Schule" die Vermittlerin humaner und nationaler Bildung, und so hat er für die katholische Welt nur einen mageren Trost; er schreibt: „Für unsere katholischen Mitbürger . . . müssen wir wünschen und ihnen helfen, daß sie sich, soweit sie es können und vermögen,*) uns und der modernen Bildung nähern und sich ihr und uns anzugleichen suchen."

Sollte es darum so schwer zu verstehen sein, wenn Männer der Wissenschaft, die nach reiflicher Erwägung Katholizismus und Protestantismus (wie alle einseitigen Konfessionsbildungen), als wesentlich gleich geordnete „nebeneinanderstehende" Gegner der humanen und nationalen Bildung bezeichnen, damit wirklich zum Ausdruck bringen wollen, daß sie über die kindliche Verschätzung der konfessionellen Formen hinausgewachsen sind und eben in der Verstellung auf diese Formen das Haupthindernis der echten Menschenerziehung und nationalen Einigkeit erblicken?

Eins bin ich geneigt, dem Kritiker zuzugeben: er tadelt, daß die Unterzeichneten „nicht die logische Konsequenz gezogen haben, die konfessionslose Schule zu fordern." Er setzt freilich hinzu, sie hätten sich statt dessen für die Simultanschule, d. h. die „gleichgiltig katholische und protestantische Schule" ausgesprochen. Das Letztere ist nicht der Fall, und ich kann nicht ganz meine Verwunderung unterdrücken, daß die Gewöhnung an aufmerksames Lesen historischer Quellen geldgendlichen Dokumenten gegenüber auch hier zu versagen schein. Der Aufruf der Professoren braucht das Wort und den Begriff „simultan" rein historisch referierend; er erklärt es einmal „dem ganzen Prinzip der bisherigen preußischen Schulgesetzgebung" für „widersprechend," daß „alle Volksschulen, die nicht durch besondere Vereinbarung simultan sind," ohne Rücksicht auf die tatsächliche konfessionelle Mischung der Schulkinder für konfessionell erklärt werden sollen. Und an der zweiten Stelle, wo der Begriff überhaupt vorkommt, wird ebenso einfach die Tatsache festgelegt, daß die Gesetzvorlage der Simultanschule nur noch „einen schwachen Schutz" gewähre und ihr den „Charakter der gerade nur gebuldeten Ausnahme" aufpräge. Zwischen der Rüge über die ungerechtfertigte Unterdrückung einer bestehenden Einrichtung und ihrer Empfehlung scheint mir immerhin ein Unterschied zu sein. In Schutz nehmen heißt nicht als Ideal hinstellen.

Wir hätten es aber jedenfalls, selbst auf die Gefahr hin, daß die Zahl der Unterzeichner kleiner geworden wäre, freudig begrüßt, wenn einmal von dieser Seite her die ernste Forderung der konfessionslosen Schule ausgesprochen worden wäre. Einig

*) Ich unterstreiche. D. H.

Digitized by Google

darüber sein, daß man die konfessionelle Schule nicht will, ist gewiß schon etwas; mehr aber wäre die Einigung über die Neugestaltung der Schule gewesen.

Es ist begreiflich, daß diese Einigkeit um so schwerer wird, je sachverständiger und an eigenen Gedanken und Plänen reicher der Kreis der Männer ist, die sich zusammenscharen. Hundert Strahlen sind weniger leicht auf einen Brennpunkt gesammelt, als das Licht einer Kerze. Aber wächst so die Schwierigkeit mit der Fülle eigener Reformideen (und vielleicht, die verehrten Herren Professoren mögen es mir verzeihen: auch einiger pädagogischer Eigenbrödelei), so wächst doch auch die Stoßkraft logischer Konsequenz, zumal unter dem Druck des „Unzulänglichen," wenn es „Ereignis" wird. Es ist einer der beruhigendsten Gedanken, die man aus der Geschichte schöpfen kann, daß der äußerliche Triumph der Unvernunft unmittelbar den Sieg der Vernunft vorbereitet. Das deutsche Volk scheint mit Skorpionen gezüchtigt werden zu müssen, um endgültig zur geistigen Freiheit zu reifen. So begrüßen wir das Werk der Herren Schwartzkopff, von Zedlitz, Spahn, Hackenberg und ihres neuesten Gideahelfers Delbrück frommen und ergebenen Sinns als „eine Prüfung kurzer Tage," die letzten Endes nicht etwa der „konfessionellen Schule als Schule der Zukunft", wie Exzellenz Studt mit einem selbst für einen preußischen Kultusminister unerlaubt großen Mangel an Voraussicht sagte, sondern vielmehr der Förderung der freien deutschen Einheitsschule dienen wird. R. P.

Genf als geistiges Zentrum.

Von Dr. Kaethe Schirmacher (Paris).

Genf hat den großen Vorzug, ein herrschendes protestantisch französisches Milieu zu sein. Herrschend, weil in diesem Kanton französischer Zunge der Protestantismus, aller Einwanderung aus Savoyen und Italien ungeachtet, der Glaube der Majorität ist. Dieser Umstand gibt dem Genfer Protestantismus das Ruhige, Selbstverständliche, das dem französischen Protestantismus vorläufig fehlt, ja fehlen muß.

Ersterer ist Herr im Hause, letzterer in der Zerstreuung und damit Opposition.

Durch seine Zugehörigkeit zu einem dreisprachigen Lande erwirbt der Genfer, dessen Bundeshauptstadt, Bern, im deutschen Sprachgebiet liegt, wenn nicht die volle Beherrschung so doch ein gewisses Verständnis des Deutschen, er tritt in stete Berührung mit Fremden aller Art und ist nicht eigensinnig in die engen Grenzen französischer Art gebannt wie der Franzose. Der Protestantismus und der Zusatz deutscher Elemente haben die Genfer Sitten auch freier gestaltet als die romanisch-französischen. Die Frauen genießen in Genf eine weit größere Bewegungsfreiheit, die jungen Mädchen gehen allein aus; es herrscht der Jugend gegenüber ein Geist des Vertrauens, den die rein französische Erziehung meist nicht kennt.

Die sehr viel kleinere Stadt, (Genf hat nicht viel über 100000 Einwohner) läßt auch eine viel genauere Kenntnis der einzelnen Persönlichkeiten und ihres wahren Wesens zu, als dieses in Paris der Fall. Daraus entsteht, im öffentlichen wie Privatleben, eine sehr viel größere Sicherheit und Zuverlässigkeit des Verkehrs.

In Paris läßt die Größe der Stadt, die Verwickelung der Verhältnisse, die Unsolidarität der Kontrolle, im allgemeinen nur noch einen Maßstab für die Schätzung des Einzelnen zu: den Besitz, den Reichtum, das äußere Auftreten.

In Genf, wo bei großem Wohlstand und unstreitig aristokratischen Tendenzen doch, selbst in ersten Kreisen, oft große Einfachheit herrscht, in Genf findet eine genauere Prüfung der Menschen nach ihrem inneren Werte statt, spielen Besitz, Kleidung, Äußerliches nicht die ausschlaggebende Rolle wie in Paris.

Wer daher von Paris nach Genf kommt, erfährt die angenehme Überraschung, in einfacheren, sichreren, gesünderen und klareren Verhältnissen die Vorzüge hoher aber nicht einseitiger Kultur wiederzufinden.

Dank seiner protestantischen Erziehung und Gewöhnung geht der Genfer, in erster Linie und von selbst, auf den Inhalt der Dinge, die Idee. Vor allem fesseln ihn die Probleme des Geistes und die Fragen der Moral, denen er aber möglichst eine praktische Lösung zu geben sucht. Diese kleineren, freien Gemeinwesen, die sich oft mühsam ihrer Existenz wehren mußten, haben den Wirklichkeitssinn ihrer Bewohner geschärft. Und obgleich der Genfer, stark unter dem Pariser Einfluß stehend, auch gern einmal mit der Phrase liebäugelt, fehlt ihm durchschnittlich doch die Formbegabung und die Formenfreude des Parisers.

Der Genfer ist im Künstlerischen, rein Formellen weit weniger geschult als im Ideellen. Man darf wohl sagen, daß in Genf mit Ernst und Überzeugung und mit persönlicher Gesinnungstreue für Ideen gekämpft wird, während das äußerst Enttäuschende, Verstimmende und Unbefriedigende an Paris der Widerspruch ist, der so häufig zwischen den Worten und den Taten, dem öffentlichen und Privatleben derer besteht, welche Ideen auf ihr Banner schreiben. Die Parteipolitik mit ihren Seitensprüngen, mit ihrer Ueberschätzung der rein oratorischen oder rein geschäftlichen Begabung, mit ihrer groben Ueberschätzung des Moralischen findet natürlich auch in Genf ihren Spielraum, und um so mehr, je stärker der Einfluß der Pariser Parlamentsredner und das Prestige der dortigen Parteipolitiker auf die Genfer Gemüter wirkt.

Die kleineren Verhältnisse machen es aber einer Gruppe überzeugter Idealisten möglich, im Genfer Parlament (dem Grand conseil), wie im öffentlichen Leben und der Presse Gesinnungslosigkeit, Interessenpolitik, Charlatanismus weit energischer und erfolgreicher gegenüber zu treten, als dies in Paris möglich. Das „Salz der Erde" dringt auf diesem bescheidenen Gebiet kräftiger durch. Volksvertretung, Kirche, Universität und Schule, Frauenbewegung und gemeinnützige Vereine sind berufen, dem geistigen Leben der Stadt die Richtung und den Idealisten Raum für ihre Tätigkeit zu geben.

Ich habe die Genfer Kirche nicht genügend kennen gelernt, um ihre Wirkung zum Guten hier eingehend und zuverlässig schildern zu können.

Hingegen ist mir ein anderer Kreis von Idealisten vertraut geworden, dessen teils religiöser, teils politischer, moralischer und sozialer Einfluß sich auf allen Gebieten des Genfer Lebens geltend macht. — Es sind die Verfechter des „Abolitionismus."

Die „Abolitionisten" sind in erster Linie Vertreter der individuellen Freiheit. Als solche haben sie sich, unter protestantisch-englischem Einfluß, (Mrs. Josephine Butler) schon Anfang der siebziger Jahre gegen jede Einmischung des Staats in Sachen der Sittlichkeit Erwachsener ausgesprochen, gegen jede staatliche Konzessionirung des Lasters, gegen jedes Ausnahmegesetz der Frau gegenüber und für eine energische Betonung der gleichen Moral bei Mann und Frau.

Seit 1875 ist Genf das Hauptquartier der Internationalen Föderation zur Abschaffung (Abolition) des staatlich reglementierten Lasters. Seit 30 Jahren werden in Genf Bürger und Bürgerinnen durch die internationale Föderation zu überzeugungstreuen Idealisten auf dem Gebiete der Geschlechtsmoral erzogen. Und obgleich gerade Genf, unter französischem Einflusse stehend, von allen Schweizer Kantonen allein noch die Reglementirung aufrechterhalten hat, hat sich im Kampf mit dieser Einrichtung gerade hier eine besonders tatkräftige und freudige Vertretung aller sittlichen Ideen entwickelt.

Digitized by Google

Im Parlament bildet sie le groupe national, eine kleine aber rührige Partei, die der engen Interessenpolitik den Krieg erklärt hat und verlangt, daß man nicht für und gegen Menschen, sondern für und gegen Ideen kämpfe, daß eine Maßregel ergriffen oder abgelehnt werde, nicht weil sie von diesen verteidigt, sondern weil sie dem Lande nützlich oder schädlich ist. —

Die Hauptführen dieser Gruppe sind zwei Mitglieder der abolitionistischen Föderation, Monsieur de Meuron und Monsieur de Morsier. Ersterer groß, hager, klar und ruhig, ein Redner von tiefer, warmer Ueberzeugung, teilt seine Zeit zwischen dem Parlament, der Föderation und der Societé d'évangélisation populaire. Er ist ein gläubiger Christ, der seine freudige Annahme des Christentums in die Massen trägt. Sein Kollege de Morsier, die vervielfältigte, nervöse Natur, ein Gemisch von Lebhaftigkeit und Phlegma, von Männlichkeit und Kindlichkeit, von absoluter Zuverlässigkeit und witziger Laune, (in seinen Adern fließt Künstlerblut) — Monsieur de Morsier teilt mit de Meuron den Bürgersinn, die Moral, nicht aber den Glauben. Denn die Föderation (sie sagt es ausdrücklich in ihren Statuten) steht außerhalb jeder religiösen und politischen Richtung. Sie kämpft für Menschenrechte, schlechtweg.

Gleich Monsieur de Meuron ursprünglich Ingenieur, ist de Morsier im Parlament einer der Sachverständigen für die Genf so nah berührende Eisenbahnfrage: Faucille-Simplon. Er gibt ein sehr interessantes, einmal wöchentlich erscheinendes Blatt: Le Signal de Genève heraus, das ich ein „gemeinnütziges Blatt" nennen möchte, so stark tritt es für alle das Gemeinwohl fördernden Maßregeln und gegen die einseitige Politikaserei der sozialen Haifische ein. Ihm als dem künstlerisch Veranlagten und mit dem einflußreichen Genf Verschwägerten ist auch die Aufgabe zugefallen, dem Volk die Kunst zugänglich zu machen.

Denn Monsieur de Morsier ist im besten Sinne demokratisch gesinnt. Er sieht nicht ein, warum Musik, Vorträge, gutes Theater, Dichtung, Feierabende, künstlerische Befriedigung allein dem Besitzenden gehören sollen. Er hat daher mit einer Anzahl Gleichgesinnter die Union pour l'art social gegründet, die abwechselnd in der Brauerei „Handwerk" und in einem Saale des Päquis gegen 20 Pfg. Eintrittsgeld Literatur und Musik dem Volke zugänglich macht. Die Propaganda dafür geschieht durch die Arbeitskammer, den Grütli, den Arbeiterklub, die Volksküchen und durch Studenten in den Fabriken.

Die Genfer Frauenbewegung hat ihren Anstoß auch von der Föderation erhalten. Hier in Genf entstand: Der Verein der Freundinnen junger Mädchen, der die alleinstehende erwerbende und reisende Frau schützen, dem Mädchenhandel, dieser Folge der Reglementierung, entgegen zu arbeiten sucht.

In Genf besteht ein sehr reges christliches Leben unter den Frauen, die sich mit karitativer Tätigkeit, mit Rettungsarbeit, Antialkoholismus, Sonntagschulen, Ferienkolonien und Frauenbewegung beschäftigen. In den bedeutendsten Frauenrechtlerinnen Genfs gehört Mademoiselle Camille Vidart, — auch Mitglied des Komitees der Föderation.

Eifrige Mitglieder der Föderation sind auch die Damen Fatio, Schwiegermutter und Schwiegertochter, die in Lyon ein Heim für Gefallene eingerichtet haben, ein wirkliches Heim, kein Gefängnis.

Diese und andere ernste Frauen, die teils auf kirchlichem, teils auf weltlichem Standpunkte stehend, alle den Kampf gegen die doppelte Moral aufgenommen haben, geben der Genfer Frauenbewegung jenen Stempel des Zuverlässigen und Soliden, der bei der französischen leider nicht immer zu finden ist.

Die Stimme dieser Frauen wird deshalb auch im öffentlichen und im politischen Leben vernommen und beachtet. Als 1895 im Großrat eine Partei erklärte, für die Errichtung einer neuen Entbindungsanstalt an Stelle der ganz unzureichenden alten Maternité sei kein Geld vorhanden, unterstützte die Genfer Frauenbewegung Monsieur de Meuron in seiner Forderung, daß hierfür Geld geschafft werden müsse, aufs nachdrücklichste und erfolgreichste.

Die Studenten in Genf sind sehr rührige Träger geistigen Lebens. Die Ausländer, vor allem Russen, Polen, Italiener und Franzosen, sind Vertreter aller „idées avancées", vom Sozialismus und Kollektivismus, bis zum Anarchismus und Terrorismus. Die meisten unter ihnen haben mit jeder Kirche und Religion gebrochen. Sie nennen sich „wissenschaftlich Gebildete", studieren vornehmlich Naturwissenschaften, Philosophie, Medizin und sind Materialisten. Sie behaupten die Nichtexistenz Gottes und hassen den Einfluß jeder Kirche.

Ihnen gegenüber steht, unter Führung gewisser Hochschulprofessoren und Theologen, eine Schar christlicher Studenten, aus allen Fakultäten, von vorwiegend schweizer Herkunft.

Während meines Aufenthalts in Genf hatten diese christliche Studenten die Freidenker, Materialisten, Atheisten, ihre Studienkameraden, zu einer Aussprache in der Brauerei Handiwerk geladen. Vier Redner sollten über „Notre Foi" sprechen und dann eine Diskussion folgen.

Drei junge Leute und eine junge Engländerin legten in schlichten und beredten Worten von ihrem Glauben Zeugnis ab, insofern er auf innerem Erleben, auf persönlichem Verkehr mit Gott und Christus beruhte.

Die Gegner erklärten all diese persönlichen Erfahrungen für visionäre Einbildungen, sie wollten Dogmen und Theorien diskutieren. Ein Jüngling entgegnete ihnen, im Namen Kants, daß solche innerlichen Erfahrungen ebenso wirklich oder ebenso unwirklich seien, wie die Objekte der Außenwelt, deren Existenz ebenso wenig bewiesen sei wie die Nichtexistenz Gottes.

Es war ein hämisches Fechten auf Seite der Freidenker, die niemand angegriffen, die aber für den sittlichen Mut dieser Gläubigen keinerlei Verständnis, sondern nur Arqwohn, Mißdeutung und Spott hatten. Die letzte Diskussionsrednerin des Abends, obgleich keine Gläubige, erklärte deshalb am Schlusse: die sittliche Größe und Schönheit sei an diesem Abend durchaus auf Seite der christlichen Studenten gewesen.

So groß aber war der Wunsch, sich mit den Kameraden zu verständigen, daß Freidenker und Christen eine neue Diskussionsversammlung verabredeten.

Wie leidenschaftlich diese Fragen auch moderne Mengen noch fesseln bewies übrigens das Ausharren der Versammlung an jenem Abend. Die Vereinigung wäre nicht zu gewaltsam, wenn die Bejahung nicht so tief in der Menschennatur läge.

Zu beweisen, daß die Bejahung ohne Gewissenszwang, ohne Verdummung, im Lichte der Forschung geübt werden, und daß die Duldung auch auf kirchlichem Boden wachsen kann, ist der Zweck dieser christlichen Studenten.

Dieser Geist scheint mir ein herrschender in Genf, wo Gläubiger und Freidenker sich einen Kreis geschaffen, der ihnen gestattet, einmütig für Ideen und Moral, für individuelle Freiheit und soziale Zusammengehörigkeit zu wirken.

Streiflichter.

Logenreform? In der „Bauhütte" (Frankfurt a. M., 49. Jahrg., Nr. 10) findet sich ein Aufsatz, der in dankenswerter Weise gegen die vornehme Freundheit polemisiert, mit der die meisten freimaurerischen Logen der fruchtbaren Erörterung der unsere Zeit bewegenden religiösen und politischen Probleme gegenüberstehen. Wir zitieren daraus:

Die Mitarbeit am Tempelbau der Humanität kann keinen Erfolg zeitigen, die Höherbildung und Besserung der Gesamtheit wird zur Unmöglichkeit, wenn die Loge sich um die weltbewegenden Probleme unserer Zeit herumdrückt und es ablehnt, dazu Stellung zu nehmen.

Digitized by Google

Loyenreden, die ressinnig grübeln und andächtig schwärmen, aber nicht den Willen und den Mut haben, zu energischer Tat aufzufordern, nähren der Gesamtheit nicht. In pathetalem Tone und voll Salbung gehaltene Vorträge sind ungeeignet, ideale Menschen zu einem idealen Bunde zusammenzuschließen, wenn man ängstlich und engherzig auf alle religiösen und politischen Erörterungen Verzicht leisten will.

•

Gut ist niemals der Gedanke, gut ist erst die Tat, und immer ist es das Roß Arbeit, das den Reiter Erfolg an's Ziel trägt!

Allerdings soll unser Logentempel nicht mißbraucht werden als Kampfplatz, auf dem über Religion und Parteipolitik gestritten wird, wohl aber sollen darin alle Gegenstände besprochen werden, die zum Ziele haben, die Menschheit emporzubeben.

•

Der Freimaurerbund hat die Aufgabe, die Scheidewände niederzureißen, die durch alle möglichen Vorurteile zwischen den einzelnen Volksgenossen aufgerichtet worden sind; er hat sich von der heutigen Kirche scharf zu unterscheiden, die sich von der ursprünglichen Weltbundidee vollkommen entfernt hat und nicht mehr das Einigende in den Vordergrund rückt, sondern das konfessionell Trennende. — —

•

Gerechtigkeit und Menschenliebe, W. u. J.") zwingen uns heute, im Interesse der Gesamtheit und im Interesse der Selbsterhaltung dazu, zu gewissen Fragen der Gegenwart Stellung zu nehmen.

Sollen wir etwa schweigen, wenn man das Kind den Menschen der Zukunft, zur Intoleranz und Unduldsamkeit und Heuchelei erziehen will, wenn man unser Volk in Konfessionen spaltet, wenn man unsere Kultur um Jahrhunderte zurückschraubt, wenn man unsere Ideale zu zerstören droht, wenn man an dem Fundamente unseres Bauwerkes rüttelt?

Für solche Passivität würde mit jedes Verständnis fehlen. Gerade dort werden meiner Meinung nach die wirklichen und eigentlichen Aufgaben der Loge am besten gelöst, wo man an den Verhältnissen der frisch pulsierenden Gegenwart die rauhen Ecken und Kanten aufgeist, die der Freimaurer an sich selbst und an seinen Menschenbrüdern mit dem Spitzhammer zu behauen und zu glätten hat.

Hoffentlich nicht wieder, wie leider oft schon, die Stimme eines Predigers in der Wüste!

• •

Rassenschmach. Unter dieser Ueberschrift begrüßt Richard Nordhausen im „Tag" (26. April d. Js.) freudig eine Verordnung des Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika, durch welche die Standesämter der Kolonie angewiesen werden, Ehebündnissen zwischen Eingeborenen und Europäern ihren Segen zu verweigern. Die Rassenschmach erblickt er merkwürdiger Weise nicht etwa in der bei unseren „schneidigen" Kolonisatoren üblichen Libertinage und dem empörenden Mißbrauch, der mit den weiblichen Farbigen getrieben wird, sondern gerade in den Eheschließungen selbst, und statt an sittliche Motive zu appellieren, um diesem ekelhaften Skandal unserer „Kulturträger" ein Ende zu machen, meint er den angeblich noch allzu schwachen (!) germanischen Rassedünkel zu Hilfe rufen zu sollen. Er schreibt:

Bekanntlich stellen sich bei uns weite Kreise noch immer so, als glaubten sie an die Wahrheit des liebenswürdigen Schwärmerwortes, daß alles, was ein Menschenantlitz trage, gleich sei. Dank der Beirat Othellos und Desdemonas und dank den ihnen nachgedichteten Cooper-Geschichten, die immer wieder junge Backfischköpfe mit den liebreizenden Palahentasd und anderen roten Rosen vermählten, sehen wir in den Ehen weißer Männer und farbiger Frauen etwas unsäglich Poetisches. Diese Romantik umwittert auch die zweifelhaften Herzensbündnisse, die weiße Frauen mit Mischlingen eingehen. . . . Bis heute galt das für poetisch, und bis heute konnten wir diese Poesie zur Not dulden, weil Deutschland keine Negerfrage hatte. Jetzt pocht sie vernehmlich an unsere Türen, und jetzt müssen wir uns auf unseren Rassestolz besinnen, gleich den an sich höchst demokratischen Amerikanern, die eine schwarzweiße Liebschaft oder gar Ehe mit dem gesellschaftlichen Verruf der beteiligten weißen Person beantworten. . . .

Gelangt die strenge und saubere Yankeeanschauung auch bei uns zur Herrschaft, machen Jungen wie Mädel im kolonialschen, besser noch germanischen Rassedünkel auf, dann werden wir uns nicht mehr an Fremde verlieren, wie es bis in die letzte Zeit hinein allzuoft geschehen ist. . . . Soll an deutschen Wesen einmal die Welt genesen, so muß Fürsorge für seine Erhaltung getroffen werden. Was jetzt bei uns sein Weben treibt, das ist der Geist, der den Turnbau von Babel, die allgemeine Rassenverbrüderung und Farbenvermischung, begünstigt und der zu jotanen Genelungswerke ganz und gar unfähig ist.

Man wird über Ehen zwischen den Angehörigen verschiedener Rassen sehr vorsichtig, generell vielleicht gar nicht, urteilen dürfen. Alles ist hier individuell zu entscheiden. Mit voller Sicherheit kann nur ausgesprochen werden — nicht was Herr R. N. liebenswürdigen Schwärmern in den Mund legt, als ob alle Menschen gleich wären (wer hat je dergleichen behauptet?!) — sondern daß die Rassen an sich vor dem künftigen Tribunal der Menschheit gleichberechtigt sein sollten. So wenig der Richter und Verwaltungsbeamte zwischen den Bürgern eines Landes eine Abstufung der bürgerlichen Rechte nach dem höheren oder geringeren Wert der Person eintreten lassen darf, so wenig kann in einer einmal solidarisch geeinten Menschheit die Zugehörigkeit zu dieser oder jener Rasse Privilegien oder minderе Rechte begründen. Aus diesem Gesichtspunkt ist (obwohl wir von solcher Völkereinigung noch weit entfernt sind) das Vorgehen des Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika sehr merkwürdig. Es ist gar nicht erfindlich, da das Reichsgesetz vom 4. Mai 1870 betr. Eheschließungen und die Befugnisse der Standesbeamten auf die deutschen Kolonien ausgedehnt ist, auf welches gesetzliche Fundament sich das Verbot der Ehe zwischen Weißen und Farbigen stützt. Eine solche Beschränkung der persönlichen Freiheit kann doch unmöglich durch bloße Verordnung eines Gouverneurs eintreten!

Ob das Verbot sachlich zu rechtfertigen ist, kommt erst an zweiter Stelle. Nach dem, was wir bisher von der Qualität unserer Kolonisatoren gesehen haben, wird mancher vielleicht auf die Idee kommen können, daß es weniger zur Erhaltung unserer Rassenreinheit, als zum Schutze der Eingeborenen vor der Degeneration erlassen wäre. Es ist ein unbequemes tatsächliches Gesetz: Wer den Andern heben will, muß tatsächlich höher stehen. Aber gewiß nicht höher an Rassedünkel, sondern an sittlichem Menschheitsverwte. Und ob dieser sittliche Wert gehoben wird durch eine Verordnung, die nicht etwa die Konkubinate und die Prostitution mit einem Makel belegt, sondern sie eher zu fördern geeignet ist, darf doch billig bezweifelt werden. —

Der Ethische Bund.

(Fortsetzung).

Amerika.

Newyork. Abgeleiten von dem gewöhnlichen Laufe der Arbeit der Gesellschaft während des Jahres 1905, fordern zwei miteinander verwandte Tatsachen zur besonderen Beachtung auf. Eine davon ist der Versuch, neue Gesellschaften zu gründen und nicht ansässige Mitglieder aus Orten, an denen noch keine ethische Gesellschaft existiert, heranzuziehen, die andere hat mit der großen Masse ethischer Literatur dieses Jahres zu tun. Aus einem Zirkulare erfahren wir, daß mehrfache Aufforderungen eingelaufen sind, in andern Ortschaften und Städten ethische Gesellschaften zu gründen, diese günstigen Gelegenheiten aber bisher zurückgewiesen wurden, um zuerst die fundamentalen Ideen der Bewegung in einzelnen Centren zu entwickeln und in dieser Weise Vertiefung und Befestigung, statt eine oberflächliche Ausdehnung zu gewinnen. Diese allmähliche Entwickelung hat jetzt bereits gewisse Resultate erzielt, und es scheint der Zeitpunkt gekommen, wo unbeschadet der hier liegenden Beziehungen der Bewegung ein größeres Arbeitsfeld in Aussicht genommen werden kann. Das Ergebnis davon soll jetzt schon ein erstaunliches sein. In der Harvard Universität ist die ethische Gesellschaft der Studenten entstanden, und es verlautet, daß andere Universitäten sich bereits für das Harvard-Experiment interessieren. Mr. Leslie Willis Sprague hat eben eine Reihe von Propagandavorlesungen in Brooklyn beendet; aller Wahrscheinlichkeit nach steht die Gründung einer ethischen Gesellschaft in dieser Stadt bevor. Auch von Elmira und Washington kommt die Nachricht von dem voraussichtlichen Zustandekommen ethischer Gesellschaften an diesen beiden Orten. Als wichtig ist dabei nicht zu übersehen, daß

*) Winkel und Zirkel, die Symbole der Maurerarbeit am Tempel der Humanität. D. R.

Digitized by Google

über ein halbes Dutzend gut vorgebildeter Männer und Frauen zu der Neuworker Gesellschaft gehören, die wohl beständig sind, die Leitung einer ethischen Gesellschaft selbständig zu übernehmen.

Nur im allgemeinen kann hier auf die im Druck erschienenen literarischen Produkte hingewiesen werden. Mit Anfang des neuen Jahres hat die Gesellschaft in New-York zum ersten Mal ein Jahrbuch herausgegeben. Daß es aus etwa 90 Seiten besteht, ist an sich schon ein Beweis von vielseitiger und bedeutender Tätigkeit. Drei ethische Flugschriften sind veröffentlicht worden, enthaltend 1. „Ein Ritual für die Feier der Namengebung", 2. „Funktionen einer ethischen Sonntagsschule", 3. „Ethische Begräbnisse." Folgende 10 ethische Pamphlete sind erschienen, die meisten davon innerhalb des letzten Jahres: „Grundlage und Verpflichtung der ethischen Gemeinschaft", „Was ist ethische Kulturschule bezweckt", „Die Ziele der ethischen Gesellschaft", „Ursprung und Wachstum der ethischen Bewegung", „Über einfache Lebensführung", „Eine neue Fortsetzung der Ziele der ethischen Kulturgesellschaften", „Mission der ethischen Bewegung für Skeptiker", „Was für einen Platz nehmen Zeitfeiern in Schulen ein", „Unsterblichkeit", „Broterwerb von Kindern und dessen Übelstände". Daran knüpfend, sind folgende Bücher von Professor Adler herausgegeben: „Die Religion der Pflicht", „Das Wesen der Spiritualität", „Heirat und Ehescheidung", „Unterricht in der Moral" (erneute Ausgabe), „Leben und Schicksal" (erneute Ausgabe). „Glauben und Tat" (erneute Ausgabe.

Die New-Yorker Gesellschaft hat ungefähr 1000 Mitglieder.

Chicago. Im Anfang des vorigen Jahres setzte es die ethische Gesellschaft in Chicago durch, eine runde Summe von 36000 Dollar für das Henry Booth Haute zu erheben, wohin der Mittelpunkt der philanthropischen Arbeit dieser Gesellschaft verlegt werden soll. Ehe Mr. Salter, im vorigen November, auf seine für ein Jahr geplante Reise ins Ausland ging, hatte er die Beschädigung, das damals fast vollendete Gebäude einweihen zu können. Das Henry Booth Haus ist in einem der ärmsten Stadtviertel Chicagos gelegen, einem jener Distrikte, voll von übervölkerten Mietswohnungen, und mit Spannung richten sich die Blicke Vieler auf den Beginn einer Arbeit, für welche der Besitz eines so geeigneten Gebäudes notwendig war, um eine weiter reichende Tätigkeit zu ermöglichen.

Mr. Salter hat ein kleines Buch veröffentlicht unter dem Titel: „Moralisches Streben und Gesang". Es enthält mehrere Betrachtungen in der Stille, Präludien für Sonntagsversammlungen), Feuchtbringende Lektüre, Gesänge und Schlußworte. Die Zahl der Gesänge beläuft sich auf 36. Die Chicagoer Gesellschaft ist die einzige in Amerika, welche regelmäßig bei ihren Sonntagsversammlungen singt.

Die Chicagoer Gesellschaft zählt ungefähr 300 Mitglieder.

Philadelphia. Im vorigen Mai beging die Gesellschaft in Philadelphia ihre zwanzigste Jahresfeier, und um diese Gelegenheit zu benutzen und auszuzeichnen, wurde die zehnte Konvention der amerikanischen ethischen Gesellschaften zu gleicher Zeit und am gleichen Orte abgehalten. Um den Erfolg zu sichern, schlossen alle Gesellschaften ihre Sitzungen früher im Jahre, so daß sämtliche Mitglieder und Leiter anwesend sein konnten. Unter den Rednern waren: Professor Adler, Mr. Salter, Mr. Burns Weston und Mr. Sheldon, alles hervorragende Leiter der betreffenden Gesellschaften von New-York, Chicago, Philadelphia und St. Louis; wie auch Mr. Spencer, Mr. Percival Chubb, Dr. Elliott, Mr. Mugan und Mr. Sprague.

Die Sonntagschule in Philadelphia betand im Januar 1905 aus 138 Schülern, die in 15 Klassen eingeteilt waren.

St. Louis. Als Mr. Chubb vor kurzem St. Louis besuchte, so berichten die News-Leiter der New-Yorker Gesellschaft, fand er die Angelegenheiten der ethischen Gesellschaft dort in günstigstem Zustande. Mr. Sheldon bringt die Saison zum Abschluß in dem Gefühl, das dieses bis jetzt das erfolgreichste Jahr in den Annalen der Gesellschaft gewesen ist. Der Bericht der Gesellschaft über die Sessionen von 1904—5 führt die Namen von 310 Personen an, die, zur Besterung ihres Leben, einen jährlichen Beitrag einrichten, der Durchschnittsbesuch der Sonntagsschüler betrug ungefähr 70 Schüler, mit einem Verzeichnis von 100 während der Saison.

Im Anschluß an die sonntäglichen Vorlesungen und die Sonntagschule werden folgende Unternehmungen im Jahresbericht erwähnt: Literaturabteilung, philosophische Klasse für Männer, naturgeschichtliche Abteilung, griechisch ethischer Klub, Verband zur Fortbildung der farbigen Rassen unterreinander und Arbeiterklub.

(Schluß folgt.)

Sprechsaal.

Zu den in den letzten drei Nummern dieser Zeitschrift enthaltenen Darlegungen des Herrn Dr. Noetzel (Moskau) „über die soziale Begründung des Verbrechens und ihre Gegner" bitte ich ergebenst folgendes bemerken zu dürfen.

Auch von der theologisch-autoritativen Gruppe der in der Beurteilung des Strafwesens und des Verbrechertums mit einander streitenden Meinungen wird jetzt, wie einige der Zitate des Herrn Dr. Noetzel besonders deutlich erkennen lassen, die „Mitschuld der Gesellschaft und des Staates", überhaupt die Erblichkeit der so oft ohne eigentliche Schuld des Uebeltäters wirkenden Anlässe und Antriebe zur Uebeltat anerkannt, insbesondere auch die Abhängigkeit der bezüglichen Willensentscheidungen von erblich übernommenen oder anderswie im Leben entstandenen, physiologisch verschuldeten Schwächen und Verbildungen.

Der so wünschenswerten Verständigung der verschiedenen Meinungen und der davon zu erhoffenden größeren praktischen Wirksamkeit auf dem Gebiete der fundamentalen Reform des Strafwesens steht aber wesentlich dieselbe Erscheinung entgegen, welche überhaupt das Zustandekommen der menschlichen Intellekte zu höherer Kultur des Gemeinschaftslebens noch immer so nachhaltig hemmt und verwirrt. Ich meine den Mangel an sozialethischer Feinheit und Konsequenz, welcher noch immer dem energischen Radikalismus wissenschaftlicher Extremitäts anhaftet, den logischen Erfolg dieser unausspruchlich wertvollen Gedankenarbeiten so häufig in Frage stellend. Dieser Radikalismus hat noch immer die psychologisch so volkommen erklärliche Richtung und Neigung, das neu Erkannte allzu leidenschaftlich zu verallgemeinern, und er entbehrt dadurch in der praktischen Durchführung desselben im Gemeinschaftsleben der weisen Mäßigkeitsstrenge, die gerade bei den sozialen Feinheiten und bei ihrer relativen Dynamik so unerläßlich ist.

So ist denn auch die so höchst dankenswerte und förderliche wissenschaftliche Erforschung der sozialen und physiologischen Bedingungen des Verbrechertums vielfach darin zu weit gegangen, daß sie die ebenfalls unumgängliche Erforschung und Kultivierung des individuellen Bewußtseins oder Bewußtwerdens der Verantwortlichkeit oder „Schuld" bei begangener Uebeltat gar zu sehr in den Hintergrund gestellt hat, gegenüber der Verantwortlichkeit der Gemeinschaft selber und gegenüber den ärztlogischen Bedingtheit individueller Willensentscheidungen. —

Hilfe hiergegen kommt jetzt in Verbindung mit noch tieferer Erkenntnis der naturwissenschaftlichen Dynamik des Seelenlebens von einigen der bedeutendsten Forscher auf dem Gebiete der Seelenkunde und der psychologischen Erziehungs- und Heil-Kunst. Immer deutlicher läßt sich auch rein wissenschaftlich erweisen, daß für alle Arten von Unvollkommenheiten und Verbildungen der Wirksamkeit des Intellektes und des Willens (sogar bis zu den sogenannten Perversitäten hinab), mögen sie nun erblichen Ursprungs oder im Leben entstanden sein, keine sicherere und steigender wachsende und dauernder in Kraft bleibende Hilfe, Heilung und Erlanbildung zu erringen ist, als durch die Anfuchung, Stärkung und Anerkennung aller wirksamen höheren Antriebe und Befriedigungen, Anklänge und Harmonien, welche der betreffenden Seele noch oder schon vorhanden sind. Es stellt sich immer deutlicher heraus, daß solche Heil- und Ersatz-Kräfte fast in jeder sittlich notleidenden Seele ganz fehlen, und daß sie bei richtiger Behandlung das entscheidende für die emporhebende Entwickelung zu leisten vermögen.

Den eigentlichen Grundton bildet aber dann für alle heilkräftigen Harmonisierungen, wie überhaupt für alle Veredelungen erzieherischer Art, ein Gefühl für persönliche Würde in Selbstbehauptung und Selbstbeschränkung, mit andern Worten ein gesteigertes Verantwortlichkeitsgefühl in dem gefährdeten Individuum.

Somit darf das Bewußtsein individueller Schuld und Verantwortung bei begangener Uebeltat nimmermehr durch allgemein gehende Hervorhebung der sozialen und physiologischen Abhängigkeit und Bedingtheit des Individuellen geschwächt oder gar ausgeschaltet werden. Es ist sogar höchste soziale Fürsorge, an jenes Bewußtsein zu appellieren und es in seiner innerlich läuternden und festigenden Wirkungen zu unterstützen. Gerade hierzu können aber sorgsamere und weitere Anordnungen von gewissen sozialen Folgen der Uebeltat (z. B. in den einleuchtendsten Formen von Buße und Ersatzleistung) wesentlich beitragen, die sich eben bei mäßigstem Teilnahme an dem Schuldbewußtsein auch eine Verstärkung läuternder Nachwirkungen in dem individuellen und zugleich in dem sozialen Erinnerungsleben darstellen.

Also statt unseres über die Maßen veralteten und traurigen Strafwesens, mit seinen aus den Urzeiten herrührenden Vergeltungs- und Rache-Grundsätzen, ein Verfahren ernster, maßvoller Sühne, verbunden mit erzieherischen, an die Weise gewisser gemeinsamer Ideal-gedanken anknüpfenden Einwirkungen und nötigenfalls mit Organisation eines sozialen Schutzes, welcher in dem jetzigen Strafwesen, sogar heilloser Verbildung gegenüber, so unweise vernachlässigt wird.

Wilhelm Foerster.

* * *

Frauenbibliotheken. In Nr. 10 der „Ethischen Kultur" empfiehlt R. v. Berg große Vereine zu gründen, um das Bildungsbedürfnis der Frauen durch Lieferung von Büchern und Zeitschriften zu unterstützen. Nur so könnten mehr Frauen

Digitized by Google

mit den modernen Frauenfragen bekannt gemacht und zu Vorkämpferinnen erzogen werden. Gewiß ist diese Forderung begründet, doch scheinen die Dinge nicht so einfach auf dem fraglichen Gebiete zu liegen, wie der Verfasser meint, denn selbst da, wo den Frauen Bücher und Zeitschriften bequem und unentgeltlich in Fülle geboten werden, greifen sie zuweilen nur sehr zaghaft zu.

Als Beweis möchte ich eine Statistik anführen, welche ich in dem Jahresbericht der Freibibliothek und Lesehalle zu Frankfurt a. Main gab, deren Vorsitzender ich z. Zt. bin.

Von 18846 Entleihern, die in den ca. 11 Jahren seit Bestehen des Instituts von der Gelegenheit Gebrauch machten, Bücher unentgeltlich nach Hause zu entleihen, waren 13471 Männer und 5375 Frauen und Mädchen. Unser Leitsimmer, in dem etwa 300 Tageszeitungen und andere Blätter jeder Richtung zur unentgeltlichen Benutzung in schönen Räumen auflagen, wurde im Jahre 1905 von 118521 Personen aufgesucht. Darunter befanden sich nur 3250 Frauen und Mädchen! Nicht weniger als 12 Zeitschriften für die Frauen der Frau liegen auf, so daß also nichts versäumt worden ist, um Frauen heranzuziehen. — In vielen Fällen wird es daher zunächst wichtiger sein, dafür zu wirken, daß vorhandene Institutionen auch von Frauen ausgenutzt werden, als neue ins Leben zu rufen.

Frankfurt a. M., 18. Mai 1906. Dr. Arthur Pfungst.

Bücherschau.

Wilhelm Stiel: Die Gewinnbeteiligung der Arbeit. Ihre soziale Bedeutung und ihre Durchführbarkeit. Dresden 1905. C. V. Böhmert. VIII und 114 S. gr. 8. Preis 2 M.

Wenn die Verbreitung der Gewinnbeteiligung nicht Schritt hält mit dem Anwachsen der Fachliteratur, so liegt dies zum Teil vielleicht daran, daß nicht alle neuen Werke über den Gegenstand einen hohen praktischen Wert haben. Wenn sie durchweg eine so große propagandistische Bedeutung hätten und überhaupt so gut wären wie das vorliegende, uns Recht preisgekrönte, des Berliner Ingenieurs Stiel, müßte diese Lohnreform schon weit häufiger angewendet sein als es in Wirklichkeit der Fall ist. So aber sind nicht mehr als rund 300 Anwendungen (in Europa und Amerika) bekannt; mehr als 250—300 werden es auch dann nicht sein, wenn man die geheim gehaltenen Fälle hinzurechnet.

Stiels Arbeit ist das Ergebnis einer ungewöhnlich gründlichen Vertiefung in seinen Stoff. Er hat offenbar den größten Teil der reichen Literatur gelesen. Aber er hat auch eigene Gedanken. Es ist ihm gelungen, manche neue Gesichtspunkte aufzustellen, hauptsächlich den, daß dem Personal — Arbeitern und Beamten — darum die Hälfte des Reingewinns gebühre, weil sie in ihrer Art ebensfalls Unternehmer seien; die Chefs seien Unternehmer mit ihrem toten Kapital, die Angestellten seien's mit ihrer lebendigen Arbeitskraft. Dem Kapitalzins entspreche der feste Lohn (Gehalt), der Reingewinn gebühre beiden gleichmäßig; auch die Arbeiter seien in ihrer Art Spekulanten und auch sie laufen ein Risiko, denn wenn die Geschäfte schlecht gehen, risklieren sie Lohnherabsetzung oder Entlassung. Ich lege auf diese Theorien kein besonderes Gewicht, aber sie fit originell und hat etwas für sich. Während also Herm. Beck in seinem „Gerechten Arbeitslohn" (das 1902 in dem gleichen Verlag erschien) dem Unternehmer nur in seiner Eigenschaft als Arbeiter — Beschäftsleiter zc. — einen Anspruch auf einen Teil des Reingewinns gewährt wissen will, was ebensfalls ein ganz neuartiger, sehr interessanter Standpunkt ist, will Stiel den Arbeiter nur in seiner Eigenschaft als Unternehmer gewinnbeteiligen.

Besonders verdienstlich finde ich des Verfassers wiederholtes warmes und wohlbegründetes Eintreten für die reinen, eigentlichen, wirklichen, echten Formen der Gewinnbeteiligung, die das Personal als ebenbürtige Vertragspartei voraussetzen und die Lohnreform zum rechtlichen Vertragsobjekt machen im Gegensatz zu den uneigentlichen, „diskretionären" Formen, die bloß den Wert von wohltätigen Wohlfahrtseinrichtungen haben, zuweilen sogar auf mißbräuchlichen oder gar selbstlichen Motiven beruhen und nicht selten geeignet sind, das an sich und bei richtiger, verständnisvoller Anwendung unbedingt segensreiche Gewinnbeteiligungsprinzip in Verruf zu bringen. Weniger einverstanden bin ich mit seinem Ruf nach gesetzlicher Zwangseinführung des neuen Systems — ein Ruf, in den neben Robert v. Mohl und Karl Crome auch Herm. Beck einstimmt. So dringend ich eine allgemeine Einführung wünschen muß, so wenig halte ich von einer nützlichen Durchführbarkeit des Zwanges. Man kann den Achtstundentag, die Versicherung u. a. mit Nutzen vorschreiben, die Gewinnbeteiligung m. E. aber ebenso wenig wie einen Minimallohn. Da hatte ich schon viel mehr von Becks Alternative, daß, falls die Unternehmer trotz der großen Vorteile, die die Reform für sie hätte, dieser gegenüber gleichgültig bleiben sollten, die Arbeiter in ihrem eignen Interesse ein hohes, gerechtes Maß von Beteiligung als Recht fordern und durch ihre Organisationen erringen lassen mögen.

Angesichts der Schärfe der heutigen Lohnkämpfe und der anerkannt hohen Eignung der Gewinnbeteiligung, den Arbeitsfrieden zu fördern, sei Stiels schönes Buch allen Industriepolitikern, Unternehmern und Sozialreformern warm empfohlen. Es hat nichts utopisches an sich, ist vielmehr bei aller Parteinahme streng nüchtern.

L. Katscher.

Schopenhauers sämtliche Werke in 5 Bänden, herausgegeben von Eduard Grisebach. Band I und II: „Welt als Wille und Vorstellung." (1463 Seiten, Lederband. Preis 9.— Mark. Leipzig 1906. Insel-Verlag.)

Wir hatten bisher nur zwei Ausgaben von Schopenhauers Werken, die eine im Verlag von Brockhaus erschienen und nach Druck und Format für den Gelehrten bestimmt, und die zweite von Ed. Grisebach herausgegeben bei Reklam in der bekannten Universalbibliothek, billig, stark verbreitet, aber nicht schön ausgestattet. Jetzt bringt uns der Insel-Verlag die gleiche Grisebachsche Ausgabe, aber in einer Ausstattung, die jeden Gebildeten von heute, jeder Kunst- und Bücherfreund als die ihm längst erwünschte begrüßen wird. Format und Papier, Druck und Einband teilen alle die Vorzüge, die der Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe zu eigen ist; denn ihr gehört diese Schopenhauer-Ausgabe an. Außer dem Text, für dessen wissenschaftlichen Wert des Herausgebers Name bürgt, finden wir noch die Vorreden zu den ersten drei Auflagen (1818, 1844, 1859) abgedruckt, ferner die im hinterlassenen Handexemplar des Verfassers eingetragenen Zusätze unter dem Text; das „Prooemium in opera omnia" des Schopenhauers letztem Manuskriptbuch „Senilia" entnommen ist, und am Schluß des ersten Bandes in einem „Appendix" Schopenhauers Brief an Professor Rosenkranz, der dessen Ausgabe von Kants Werken bot. Seite 11—14 entnommen und vollständig wiedergegeben ist. Ich möchte allen Lesern und allen Freunden des Philosophen diese vornehme, neue Ausgabe seiner Werke dringend empfehlen.

Franz E. Willmann.

Naturgemäße Religion und Sittenlehre von Rafael Hofmann. Verlag C. v. Schmidt, Haimhausen.

Das Buch gehört zu den unbequemen sälschen Propheten; deshalb darf es auch an dieser Stelle nicht stillschweigend übergangen werden, somit können Interessenten des Moralunterrichts, die mich nicht viel über den Inhalt wissen, gehört haben, eine ganz falsche Vorstellung davon bekommen. Der erste Vorwurf, den man dem Buch machen muß, besteht darin, daß es ganz unkindlich und abstrakt geschrieben ist. Die Kindesseele ist dem Verfasser ein Buch mit sieben Siegeln und das Leben wohl auch, nirgends verrät sich eine Spur von tieferer Lebenseinsicht. Da kann natürlich von einer Beeinflussung des Charakters keine Rede sein. Ein noch viel schlimmerer Vorwurf muß aber dem Verfasser aus seinen Bestreben gemacht werden, die naturwissenschaftlichen Errungenschaften der Neuzeit mit dem Glauben an einen persönlichen Gott vereinigen zu wollen. Auch das ganze Sittengebäu leitet der Verfasser direkt von einem göttlichen Wesen ab und nachdem er ein Loblied auf die wunderbare Gesetzmäßigkeit der Naturvorgänge angestimmt hat, kommt er plötzlich zu dem Resultat, daß hinter allen Naturwundern Gott als Lenker steht, daß er weise, gütig, gerecht zc. ist . . . .

Wo ist da der Unterschied zwischen den Lehren christlicher Priester? Wahrlich schlecht paßt der Inhalt des Buches zu seinem vielversprechenden Motto von Martin Luther: Gott ist eine leere Tafel, auf der nichts weiter steht, als was Du selbst darauf geschrieben hast.

L. J.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Im Erholungsheim des Vereins Jugendschutz auf dem Priorsberg in Neuzelle sind außer den Plätzen für unbemittelte blutarmsüchtige Mädchen noch Plätze für Lehrerinnen (pro Tag 2 Mk.) eingerichtet. Die Reise von Berlin (Neuzelle ist in 2½ Stunden vom Alexanderbahnhof zu erreichen) ermöglicht für die Ferien einen angenehmen Aufenthalt im Walde. Die Vorsteherin erteilt Auskunft von 9—10 und 3—4 Uhr, Berlin, Kaiser Wilhelmstr. 89.

Flügel Pianinos **Blüthner** Piano-Magazin. Berlin W., Potsdamerstr. No. 41.

Digitized by Google

Eingegangene Bücher.

Wider die Schulvorlage. Von Professor Dr. Paul Natorp. Vortrag, gehalten in öffentlicher Versammlung zu Marburg am 19. Januar 1906. Halle a. S. 1906. Verlag von Gebauer & Schwetschke. 0.30 Mk.

Vereinfachungs- oder Meliorationstheorie? Von Rudolf Goldscheid. (Breslauer Beiträge zum Marxismus 1.) Berlin 1906. Verlag der Sozialistischen Monatshefte G. m. b. H. Geh. 0,60 Mk.

Geheime Mitarbeiter. Plaudereien für Eltern und Erzieher von Dr. J. Loewenberg. 3. verbesserte Auflage. Hamburg 1906. Gutenberg-Verlag, Dr. Ernst Schultze. Geheftet 1,50 Mk., gebunden 2,50 Mk.

Jahrbuch der Fürsorge. Im Auftrage der Zentrale für private Fürsorge zu Frankfurt a. M. herausgegeben von Dr. Chr. J. Klumker und Wilh. Polligkeit. 1. Jahrgang. Dresden 1906. Verlag von C. B. Böhmert. 2.— Mk.

Untersuchungen über die Entwicklung der wirtschaftlichen Kultur und die Güterverteilung im Kanton Bern. Von C. Mühlsmann, Vorsteher des kant. statistischen Bureau. Bern 1905. Kommissionsverlag von A. Francke.

Novalis und Sophie von Kühn. Eine psychophysiologische Studie von Johannes Schlaf. München-Schwabing 1906. Verlag von E. W. Bonsels.

Russisches Revolutionstagebuch 1905. Ein Werbegang in Telegrammen. Eingeleitet und herausgegeben von Leopold Katscher. Leipzig 1906. Rengersche Buchhandlung, Gebhardt & Wilisch. 2,— Mk.

Das erste Schuljahr. Von Wilhelm Sievers in Hamburg. Mit einem Nachwort von Berthold Otto. Leipzig 1905. Verlag von K. G. Th. Scheffer. Gebunden 2,— Mk.

Die Dagmar-Bücher. Ein Festmagistschwank von Friedrich Metterhausen. Hamburg 1906. Gutenberg Verlag, Dr. Ernst Schultze. Geheftet 1,— Mk., gebunden 2,— Mk.

Weiße Sklaven. Von Fritz Ohle. Schilderungen aus der französischen Fremdenlegion. Leipzig 1906. Richard Sattlers Verlag. 3,50 Mk.

Der Liberalismus und der Preußische Schulgesetz-Entwurf. Oeffentlicher Vortrag, gehalten am 11. Januar 1906 von Fritz Bühler, Zweibrücken. Zweibrücker. Lehmannsche Buchhandlung. Einzelpreis 30 Pfg.; bei Abnahme von 10 Exemplaren 20 Pfg., 25 Exemplaren 15 Pfg., 50 Exemplaren 10 Pfg. pro Heft.

Die Geschichte der Antonie van Heese. Roman von Adele Gerhard. Braunschweig 1906. George Westermann.

Religionsunterricht? Nötzig's Gutachten. Ergebnis einer von der Vereinigung für Schulreform in Bremen veranstalteten allgemeinen deutschen Umfrage. Herausgegeben von Fritz Gansberg, Lehrer in Bremen. Leipzig 1906. Voigtländers Verlag.

Die Liebe im Jenseits. Offenbarungen eines spiritistischen Mediums. Roman von Walter Homann. Leipzig 1906. Richard Sattlers Verlag. Geheftet 3,50 Mk., gebunden 4,50 Mk.

Das Frauenwahlrecht. Von Eliza Ichenhäuser. Berlin W. 25, Verlag von Carl Duncker. 0,80 Mk.

Der moderne Mensch und Gottesglaube. Eine Kritik und Erklärung der spiritistischen Phänomene von Dr. Richard Hennig. II. Teil des Werkes „Wunder und Wissenschaft." Mit einem Vorwort von Dr. Max Dessoir, a. o. Professor an der Universität Berlin. Hamburg 1906. Gutenberg-Verlag, Dr. Ernst Schultze. Geheftet 4,— Mk., gebunden 5,— Mk.

Zum Druck von Broschüren

wissenschaftlichen Werken,

Jahresberichten, Flugblättern,

sowie zur Anfertigung

sämtlicher anderen Druckarbeiten

in moderner und sauberer Ausführung, bei billigster Berechnung, empfiehlt sich

Oskar Hensels Buchdruckerei

Gottesberg (Schlesien).

Druck der „Ethischen Kultur," des „Freidenker" und freireligiösen „Sonntagsblatt."

☞ Bei Bedarf verlange man Kostenanschlag. ☜

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Sonntag, den 24. Juni, Landpartie nach Eden bei Oranienburg. Abfahrt Berlin (Stettiner Vorortbahnhof) 8.50 vormittags. Ankunft in Oranienburg 9.50. Besuch des Schloßparks (Picknick) und Gang nach Eden (ca. ½ Stunde). Hier um 1 Uhr gemeinschaftliches Mittagessen (1 in J. Zilly's Erholungsheim (Mk. 1,25, vegetarisch, als Fleischeran eine Bratspeise; mit Fleisch 25 Pf. mehr; alkoholfreie Getränke.) Rückfahrt von 5.10 an.

Frühaufsteher können von Berlin 6.45 oder 7.30 nach Lehnitz (eine Station vor Oranienburg) fahren, dort Spaziergang am Lehnitzsee und Fahrt mit dem Dampfer (mehrmals am Vormittag) vom Restaurant Seeblick nach Oranienburg (Luisenplatz.) Dauer der Fahrt ca. ½ Stunde, Preis 25 Pf. Von da Marsch durch den Schloßpark nach Eden.

Im Interesse der bequemen Fahrt und der Verpflegung bitte ich, möglichst bis zum 22. Juni durch Postkarte die Anzahl der Teilnehmer anzumelden.

W. 64. Unter den Linden 16, III.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Das Schmerzloseste Zahnziehen ohne Narkose

ist unstreitig die von mir seit Jahren in vielen tausend Fällen mit bestem Erfolge und zur größten Zufriedenheit meiner Patienten angewandte eigene

Infiltrations-Methode.

Bestempfohlen von Aerzten und höchsten Patienten.

Sorgfältige Erhaltung der Naturzähne

Zähne ohne Platte | Porzellan-Plomben

vis-à-vis

Linde, jetzt: **Behren-Strasse 20** Metropol-Theater.

Verlag von Leonhard Simion Nf., Berlin SW. 48.

Soeben erschienen:

Moderne Versicherungsprobleme

von

Dr phil. et jur. Alfred Manes.

Preis broschiert 2 Mark.

(Bilden Heft 220/21 der Volkswirtschaftlichen Zeitfragen.)

Vorträge und Abhandlungen herausgegeben von der

Volkswirtschaftlichen Gesellschaft, Berlin.

Ausführliche Prospekte gratis und franko vom Verlag.

Humanistische Gemeinde Berlin.

Versammlungen

in der **Aula der Friedrich Werderschen Oberrealschule** Niederwall-Str. 12, auf dem Hofe links 1. Etage, vorm. 10½ Uhr.

Vortragsreihe von Herrn Dr. R. Penzig.

Kindererziehung: Selbsterziehung.

Sonntag, 3. Juni: X. Der „heilige" Geist in der Erziehung.
(Pfingstfest)
„ 17. Juni: XI. Erziehungshilfe durch Andere.

Leonhard Simion Nf., Berlin S. W. 48.

Briefe an Eltern

von **Peipbobe. J. L. G.**

Klein Oktav. 11 Bogen. Preis broschiert 2 Mark.

In diesem kleinen, hübsch ausgestatteten Werke gibt die hochgesinnte, pseudonyme Verfasserin Eltern und Erziehern von Herzen kommende Ratschläge für die geistige Ausbildung der Kinder und pladiert für eine möglichst kraftvoll strahlende Jugend derselben.

Das Bureau der Y. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock.** Sprechstunden des Unterzeichneten sind Montag, Mittwoch und Freitag von 10—12 Uhr. Eilige Zuschriften sind daher besser an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmanstraße 15, zu richten.

Dr. Penzig.

Vera ntwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1.60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate Die dreigespaltene Kompareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage **„Kinderland."** Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XIV. Jahrgang.	Berlin, den 15. Juni 1906.	Nr. 12.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Mit der vorliegenden Nummer schließt das zweite Quartal. Wir bitten unsere Freunde und Leser recht herzlich, uns auch fernerhin nicht nur selbst treu zu bleiben, sondern auch uns in der weiteren Ausbreitung der „Ethischen Kultur" und ihrer Monatsbeilage „Kinderland" möglichst zu unterstützen. Probenummern stellen wir bereitwilligst zur Verfügung und senden dieselben gratis und franko an uns angegebene Adressen.

Unsere Postabonnenten

machen wir bei dem Quartalswechsel auf die seit einiger Zeit bestehende postalische Einrichtung aufmerksam, wonach die Zeitungsgelder von den Briefträgern, welche zur rechtsgültigen Quittungsleistung berechtigt sind, eingezogen werden können. Eine weitere Bequemlichkeit für die Leser liegt darin, dass man die Einziehung der Zeitungsgelder bei Neubestellungen schriftlich beantragen kann. Man wirft einen Benachrichtigungszettel in den Briefkasten, worauf der Briefträger zur Entgegennahme der Bestellung und Abholung des Geldes erscheint. Etwaige Kosten entstehen dadurch nicht. Wer die „Ethische Kultur" nach der Sommerfrische nachgesandt wünscht, wird um gefällige Angabe der genauen Adresse gebeten.

„Reklamationen wegen unpünktlichen Einganges bitten wir bei der Postanstalt des Bestimmungsortes anzubringen."

Redaktion und Verlag für ethische Kultur.

Inhalt:

Die Zukunft Polens.
Zu Henrik Ibsen. Von Arthur Bungst.
Streiflichter:
Das Bomben-Attentat in Madrid.
Ein Denkmal für Kaiser Friedrich.
Ein internationales Hülfswerk.
Die Kruppsche Bücherhalle in Essen (Ruhr).
Der Ethische Bund. (Schluß).
Sprechsaal. E. Faeßler zu Dr. Rötzel.
Bücherschau.

Die Zukunft Polens.

(Ein Briefwechsel.)

Sehr geehrter Herr!

Die weltbewegenden Ereignisse, deren Schauplatz während der letzten zwei Jahre das russische Reich war, haben eine Reihe von der öffentlichen Meinung Europas bislang vernachlässigter Fragen von neuem auf die Tagesordnung gesetzt, darunter mit in erster Linie die Polenfrage. Hat sich doch Russisch-Polen als einer der interessantesten und für die russische Regierung gefährlichsten Revolutionsherde im Zarenreiche erwiesen. Angesichts dessen wären wir Ihnen zu lebhaftem Danke verbunden, wenn Sie uns in den Stand setzen wollten, unseren Lesern Ihre geschätzte Ansicht über folgende Punkte mitzuteilen:

1. Ist vom Standpunkte des Völkerrechts aus das Streben des polnischen Volkes nach Wiedergewinnung einer unabhängigen Existenz in den Grenzen seines heutigen Sprachgebiets als berechtigt anzuerkennen, oder nicht?

2. Ist im Interesse der europäischen Gesamtkultur die Erhaltung und selbständige kulturelle Weiterentwicklung der polnischen Nation im Rahmen eines unabhängigen Staatswesens wünschenswert oder unerwünscht?

3. Welchen Einfluß auf die europäische und Weltpolitik hätte a) die Umwandlung Russisch-Polens (innerhalb seiner heutigen ethnographischen Grenzen, also ohne Litauen und die ruthenischen Lande) in ein autonomes, dem russischen Reiche föderativ angeschlossenes Gebiet mit eigenem Landtag, eigener Landesregierung und eigenem Wehrwesen, b) die Umwandlung des gesamten polnischen Sprachgebiets in eine unabhängige demokratische Republik, in deren Grenzen sämtliche Einwohner ohne Unterschied der Konfession und Nationalität politisch und staatsbürgerlich gleichberechtigt wären?

Wir hoffen, daß Sie, sehr geehrter Herr, angesichts dieses so aktuellen und wichtigen Problems, uns die Aeußerung Ihrer hochgeschätzten Ansicht nicht versagen werden, und erwarten wir dieselbe vor dem 15. Mai l. J.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Redaktion der „Krytyka"

Krakau (Galizien) — Grüne Gasse 28.

* * *

Berlin, Westend, den 2. Mai 1906.

(Thorn-Allee 40).

Der geehrten Redaktion der „Krytyka" erwidere ich hiermit auf die in Betreff der Zukunft des polnischen Volkes gestellten Fragen folgendes:

Zur Frage 1

bemerke ich, daß in der Fassung derselben noch soviel Fragwürdiges enthalten ist, daß es fast unmöglich ist, eine einfache und knappe Antwort darauf zu geben. Zunächst ist doch der sogenannte „Standpunkt des Völkerrechts" noch so unsäglich vieldeutig und unsicher, daß man sich garnicht

Digitized by Google

darauf berufen darf. Sodann ist auch der Ausdruck „unabhängige" Existenz nach meinem Dafürhalten anfechtbar. Schon in der Gegenwart mußten bereits die unabhängigsten und sogenannten „souveränsten" Gemeinschafts- und Staaten-Gebilde einen Teil ihrer gewähnten „Unabhängigkeit" den Pflichten eines, immer mehr die ganze Menschheit umfassenden, Gemeinschaftslebens unterordnen, und dies wird in Zukunft immer mehr und immer allgemeiner der Fall sein, so daß Unabhängigkeit an sich kein wesentlicher Zielpunkt politischen Strebens mehr sein wird. Auch die sittliche Freiheit des Einzelnen kann ja nicht als absolute Unabhängigkeit gedacht werden, sondern nur als größtmögliche Unabhängigkeit von niederem Zwange und niederer Bedingtheit, sowie als Einordnung unter höhere Gesetzlichkeit und Harmonie.

Endlich ist in der Frage 1 der Ausdruck „Grenzen des heutigen Sprachgebietes" in besonderer Weise fragwürdig. Was ist Sprachgebiet? Reicht das polnische etwa bis zum Rhein und nach Westfalen, weil dort sich immer mehr Tausende von polnischen Arbeitern festsetzen? Wenn das deutsche Gebiet soweit reichen sollte, als die „deutsche Zunge klingt," was würde das für internationale Verwicklungen geben. Selbst innerhalb der alten Grenzen der Wohnsitze des polnischen Volkes gibt es große Inseln deutschen Sprachgebietes und echt deutscher Besiedelung und ebenso umgekehrt innerhalb alter deutscher Gebiete große polnische Inseln.

Also die Sprache ist keinerlei absolutes Kriterium für Territorial-Abgrenzungen. Diese können nur mit der allergrößten Vorsicht und mit der ausgleichendsten Gerechtigkeit geordnet werden in dem vollen Vertrauen, daß alsdann keines der Völker von eigenartiger Sprache und Kultur die Angehörigen eines der andern Völker, die innerhalb seiner Grenzen wohnen, irgendwie bedrücken und benachteiligen werde, wie es übrigens auch am Schlusse Ihrer Frage 3 auch von Ihnen schon deutlich in's Auge gefaßt ist.

Angesichts aller dieser Unbestimmtheiten der Frage 1 kann ich nur ganz im Allgemeinen die Antwort geben, daß ich das Streben des polnischen Volkes, zu einer höheren Einheitlichkeit und Selbständigkeit seines Gemeinschaftslebens und zu gemeinsamen Einrichtungen auf dem Gebiete intellektueller und sittlicher Kultur zu gelangen, nicht bloß als sehr erklärlich, sondern als durchaus berechtigt und, auch im Interesse der sittlichen Kultur der andern Völker, als jeder Förderung würdig erachte; denn jeder Unterdrücker schädigt sich selber noch mehr, als den Unterdrückten.

Die Frage 2

habe ich im Wesentlichen bereits in obigen Betrachtungen über die Frage 1 behandelt. Auch in der Frage 2 habe ich den Ausdruck „unabhängiges Staatswesen" zu bemängeln. Ich bin der Meinung, daß auch die polnische Frage nicht im gewöhnlichen Sinne politisch oder völkerrechtlich, sondern nur in Verbindung mit einer höheren Organisation des ganzen Völkerlebens gelöst werden kann und wird. Dabei denke ich an umfassende politisch-soziale Gesamt-Organisationen größerer territorialer Gruppen von sogenannten „unabhängigen" Völkern, für welche es sonst ganz unüberwindliche Schwierigkeiten der territorialen Vereinzelung und Abgrenzung geben würde. Für solche politisch-sozial möglichst einheitliche, aber national und sprachlich gemischte Gemeinwesen gibt es ja auch bereits Beispiele im Kleinen, wie in der Schweiz, oder immer deutlichere konkrete Notwendigkeiten, wie bei den Deutschen, den Slaven und den Italienern Oesterreichs. Und hiermit komme ich auf

Frage 3.

Zu der Alternative a unter Frage 3 möchte ich zunächst bemerken, daß ich eine Föderation von Russisch-Polen mit dem russischen Reiche für unzweckmäßig halten würde, denn das polnische Volk würde darin keine Befriedigung seines Sehnens nach einem umfassenden und einheitlichen Zusammenschluß seiner besonderen nationalen Kultur finden. Viel rationeller erscheint es, im Sinne der Alternative b unter Frage 3, das gesamte polnische Kulturgebiet in intellektueller Einheitlichkeit und Selbständigkeit zusammen zu fassen und dasselbe zugleich in freier politisch-sozialer Organisation obiger Art zunächst mit Deutschland und Oesterreich zu föderieren, in welche beide Staaten das polnische Land und Volk viel stärker hineingreift, als nach Rußland hin, während andrerseits nach Russisch-Polen hin die deutsch-nationale Gesittung und Sprache viel stärker hineingreift als die russisch-nationale Gesittung und Sprache.

Vernünftige Entwicklungen solcher Art werden aber nur möglich sein, wenn alle die beteiligten Völker sich mit einem neuen sozialen Geiste durchdringen, indem sie allen Vergewaltigungen und allen Feindseligkeiten absagen, Gerechtigkeit und Menschlichkeit pflegen und ausüben und, statt dem leidenschaftlichen Kampfe ums Dasein zu fröhnen, die schöpferischen Kräfte des menschlichen Intellekts zur Erzielung größtmöglicher Wohlfahrt und Sicherheit der ganzen Menschenwelt solidarisch organisieren. Es ist ja eine der törichtsten Illusionen, daß die Zukunfts-Entwickelungen der Menschheit aus dem Fortgange gegenseitiger Ueberlistungen und Vergewaltigungen hervorgehen könnten. Jeder Sieg solcher Art, sei er revolutionären oder reaktionären Charakters, trägt den Keim erneuten und noch schwereren Verfalles in sich; denn jeder äußere Erfolg sittlicher Unkultur im großen Völkerleben erzeugt auf den jetzt schon erreichten Stufen des Zusammenlebens nur immer tieferes sittliches Elend bis zu den kleinsten Gemeinschaften hinab.

Es gibt daher auch für das polnische Volk kein anderes Heil der Zukunft, als daß seine geistigen Führer sich mit an die Spitze der großen und reinen Bewegung der Menschheit stellen, welche zur leitenden Lebensmacht die Ueberzeugung erheben will, daß wahre Freiheit und echtes Glück nur aus hilfreicher, sozialer Gerechtigkeit, auf dem festen Grunde wahrhaft gemeinsamer Welt- und Menschen-Erkenntnis, emporwachsen kann, ebensowohl im großen Völkerleben, wie in den kleinsten Gemeinschaften.

Es tritt auch schon immer deutlicher hervor, daß jede persönliche, jede soziale und politische Aktion, welche die von dieser hohen Ueberzeugung verkündeten Gesetze der Harmonie des Seelenlebens zu verwirklichen sucht, z. B. die Weihe der Großmut an der Stirn trägt, weithin einen Hauch von Beseligung verbreitet, während alle diejenigen Aktionen die sich in irgend einem Gemeinschaftsraushe oder in Eigensuchtverblendung von jenen Gesetzen lossprechen, in der Tiefe der Seelen immer allgemeiner verurteilt werden. Aber leider knüpft sich an diese immer einmütigeren Verurteilungen noch keinerlei organisierte Gemeinsamkeit eines tatkräftigen Wirkens, wie es sich überall so energisch aus den Leidenschaften und den Interessen entwickelt. Häufig genug muß derjenige, der ungerecht behandelt wird, die Erfahrung machen, daß die sittliche Energie der Andern, die er in seiner Not zu Hilfe ruft, durch deren leidenschaftliche Aktionen zu eigenen einseitigen Zwecken meistens viel zu stark beansprucht ist, um für hilfreiche Betätigungen wahrhaft gemeinsamen sittlichen Urteils genug übrig zu haben. Und wie leicht trübt sich dann durch diese leidenschaftlichen Aktionen auch das sittliche Urteil über das Unrecht, welches Anderen angetan wird. In besonderem Sinne gilt dies von der Sisyphus-Arbeit der revolutionären Propaganda, welche grade für die befriedigende Lösung solcher schwierigen Probleme, wie der Zukunfts-Entwickelung des polnischen Volkes, die allergrößten Hemmnisse und Gefahren mit sich bringt. Immer mehr wird es daher zur dringenden Notwendigkeit, daß die ruhigeren Köpfe aller Völker

Digitized by Google

anfangen, sich zu umfassender machtvoller Gemeinschaft menschenfreundlichen Denkens und Wirkens zu organisieren.

Professor Wilhelm Foerster,
Geh. Regierungsrat.

An Henrik Ibsen.*)

Von Arthur Pfungst.

Des Lebens Lüge trostlos Dir erschien,
Du sahst der Menschheit Mummenschanz mit Grauen,
Den Masken, die an uns vorüberzieh'n
Begehrtest tief Du in ihr Herz zu schauen.

Drum hast Du nicht beim Lebensfest gelacht
Mit frohen Masken unter hellen Lichtern —
Als Du hereintrat'st ward es Mitternacht,
— Die Larven fielen ab von den Gesichtern!

Streiflichter.

Das Bomben-Attentat in Madrid. Fünftausend Anarchisten kannte die Polizeibehörde in Madrid — aber der Attentäter war nicht darunter. Diese Tatsache wirft helles Licht auf die Weisheit der spanischen Regierung, welche glaubte, man könne Bomben-Attentate durch polizeiliche Maßregeln verhindern! In Wirklichkeit gibt es nur ein Mittel um solchen entsetzlichen Ausbrüchen menschlicher Verzweiflung wirksam vorzubeugen: man schaffe gesellschaftliche Zustände in denen so viel Gerechtigkeit herrscht, daß kein Bürger mehr in solche Raserei versetzt wird, daß er Bomben wirft. Die Gemütsverfassung der einzelnen Individuen ist der Urquell für solche Schreckenstaten und verantwortlich sind im wesentlichen nicht die Täter, sondern die, welche einen Menschen so weit bringen können, daß er ohne Aussicht auf irgendwelchen persönlichen Vorteil als Rachegott Schuldige und Unschuldige niedermäht um Frevel von Jahrhunderten mit Strömen Blutes zu „sühnen." Es ist eine furchtbare Nemesis, daß Bomben-Attentate in so großer Anzahl gerade in den beiden Ländern Spanien und Rußland verübt werden, die offiziell von „Christentum" triefen und sich stolz „konservative Mächte" nennen. Priester, Mönche, Nonnen und Heiligenbilder allein genügen eben nicht mehr — soziale Gerechtigkeit verlangen die zertretenen Völker, und so lange diese Forderung nicht erfüllt ist, werden Bomben geworfen werden — ohne Wahl Unschuldige und Schuldige zermalmend!

Es ist eine wunderbare Erscheinung, daß die sogenannten „konservativen" Mächte in Wirklichkeit die Völker in die Revolution hineintreiben, während die Demokratien von Ausbrüchen elementarer Volksleidenschaft verschont bleiben — man denke nur an England, an die Schweiz, an Holland. Es ist tieftraurig, daß in den „konservativen" Staaten, wie man an Rußland sehen konnte, die Machthaber nur durch unaufhörliches Bombenwerfen zur Vernunft gebracht werden können, namentlich auch deshalb, weil so viele Unschuldige mit zu Grunde gehen. Eine Lehre verkünden die Bomben-Attentäter so laut, daß sie auch von denen begriffen wird, die für andere Arten der Belehrung taub zu sein pflegen: Mit mechanischen Mitteln sind solche Schreckensstaten nicht zu bannen — nur durch strengste Gerechtigkeit gegen alle Volksklassen und durch Erziehung des Volkes auf ethischer Grundlage kann wieder das Vertrauensverhältnis in die verzweifelnden Nationen getragen werden, ohne welches alle Vorbeugungsmaßregeln vergebens sind. Man muß der Wahrheit ins Auge sehen lernen, daß es kein Polizeimittel gibt, um einen zum Opfer seines Lebens begeisterten entschlossenen Menschen zu hindern eine Bombe auf den Fahrdamm zu werfen. Nur wenn man die sittlichen Mächte in der eigenen Brust der „Anarchisten" als Bundesgenossen zu gewinnen vermag, wird kein Bomben-Attentat mehr die Regierenden schrecken. Sandhi.

*) Aus „Neue Gedichte," 3. Auflage, Berlin, Ferd. Dümmler.

Ein Denkmal für Kaiser Friedrich soll nun endlich auch in Königsberg i. Pr. errichtet werden, und über die vielumstrittene Platzfrage scheint man sich bereits im klaren. Wichtiger als die Frage nach dem Standort des geplanten Denkmals erscheint mir jedoch die Frage seiner Ausführungsart. Wird unsere Stadt ein pompöses Reiterstandbild oder eine panzergeschmückte „Heldenfigur" in der üblichen Pose erhalten, oder werden wir „unseren Fritz" sehen, wie er, des kriegerischen Putzes entkleidet, als „Friedrich der Gütige" in den Herzen des Volkes lebt, und wie so viele schöne Bilder ihn zeigen, die, vom Immergrün treuen Gedenkens umrahmt, von den Wänden zahlloser Bürgerhäuser grüßen?

Zweifellos gibt es viele im deutschen Vaterland, denen schon der Gedanke, einer Hohenzollernfigur den Harnisch nehmen zu wollen, als Profanation erscheint; viele, die den Sieger von Königgrätz, Wörth und Sedan mit „dreifach' Erz" im Standbild werden umgürten wollen. Diese erblicken in seiner Siegesfriedsgestalt nur den großen Feldherrn, der seine Truppen zum blutigen Siege führte, und sehen darin den Hauptzweiteinzug seiner Größe, der im ehernen Abbild vor allem betont werden müsse. So ist es ja auch bisher fast in allen Fällen geschehen.

Ist dieser Standpunkt berechtigt, und soll man auch bei uns darauf beharren? — Die Wahrheit ist folgende:

„Unser Fritz," der auf hundert Schlachtfeldern erprobte Heerführer, war der entschiedenste Gegner des Krieges. Er hat es als ein Verhängnis beklagt, daß gerade er, der Frieden liebe, genötigt sei, Schlachten zu schlagen. Bekannt ist sein Ausspruch (1870):

„Ich hoffe, in Zukunft keine Kriege mehr zu erleben, und daß dies mein letzter Feldzug sein möge. Die Blutarbeit ist mir verhaßt."

Oder zu Gustav Freytag:

„Ich habe nie nach Kriegslorbeeren gestrebt; ohne Neid hätte ich solchen Ruhm jedem Andern überlassen, und es wird gerade mein Schicksal, aus einem Krieg in den andern, von einem Schlachtfeld über das andere geführt zu werden und in Menschenblut zu waten, bevor ich den Thron meiner Vorfahren besteige. Das ist ein hartes Los!"

Es verlohnt sich vielleicht, den Leuten, die sich im Preisen der kriegerischen Eigenschaften Kaiser Friedrichs nicht genug tun können, einmal öffentlich vorzuhalten, daß Friedrich der Edle einst Blutschuld gegenüber den Krieg als die entsetzlichste Gottesgeißel bezeichnete, daß er selbst einen siegreichen Krieg ein nationales Unglück nannte, und 1878 den Ausspruch tat:

„Der Bestand Deutschlands ist im voraus allem geschickert, was darauf abzielt, die großen Wohltaten des Friedens zu sichern und zu erhalten."

Wenn man sich diese und andere Worte jenes Edelmenschen — ich habe nur ein paar der markantesten wahllos herausgegriffen — vor Augen hält, so wird man sagen müssen: Es ist eine arge, durch Unwissenheit entstandene Verkennung der Geistesrichtung des großen Dulders, wenn man seinem für künftige Generationen geltenden Erzbilde das Marsgewand anzieht, das er im Leben mit so viel Ersolg zu tragen — gezwungen war, das aber als Wesenszug seines Geistes zu betrachten nach seinen eigenen Aeußerungen als direkter Widersinn erscheinen muß.

Vielleicht finden sich in dem jetzigen oder einem späteren Komitee Männer, die die Tragweite und Selbstverständlichkeit obiger Gedanken zu erfassen und bei der Ausführung des Denkmalsplanes wirksam zu vertreten imstande sind.

Carl Ludw. Siemering.

Digitized by Google

Ein internationales Hülfswerk. Die Leser der „Ethischen Kultur“ erinnern sich gewiß noch alle, der vielen herzergreifenden Schilderungen des Jammers und der Not aus dem Transvaal zurzeit des Krieges und mancher hätte wohl gern den armen unglücklichen Opfern dort Hülfe gesendet, wenn er nur gewußt hätte, wie dies zu machen sei. Aber wie es gewöhnlich geht, so auch hier. Trotz allen Mitgefühls geschah nichts. Nur eine junge Engländerin, Miß Emily Hobhouse, war so erschüttert als die Kunde zu ihr drang von den furchtbaren Verwüstungen und von den Schrecknissen aus den Konzentrationslagern, wo hunderte von Frauen und Kindern elend zu Grunde gingen, daß sie hinreiste, um an Ort und Stelle die Zustände kennen zu lernen. Was sie dort fand, übertraf ihre schlimmsten Befürchtungen und kaum war der Krieg beendet als sie (inzwischen nach England heimgekehrt um Hülfskräfte zu werben) nach Südafrika zurückreiste. Sie verteilte unter der verarmten Bevölkerung Nahrungsmittel, Vieh, landwirtschaftliche Geräte, Kleider usw. Aber bald erkannte sie, daß das keine ausreichende Hülfe sei und nachdem sie die Verhältnisse des Landes und seiner Bewohner genau kennen gelernt hatte, faßte sie den Entschluß, dort eine Hausindustrie in das Leben zu rufen, mit deren Hülfe Tausenden von Frauen und Mädchen ein lohnender Erwerb vermittelt werden sollte. Sie hatte erkannt, daß diese Hausindustrie durch eine rationelle Bearbeitung der reichlich vorhandenen Schafwolle geschaffen werden könnte, die nach und nach dem Lande wieder zu einem gewissen Wohlstand verhelfen würde. Der große Wassermangel im ganzen Lande ließ eine Konkurrenz durch Maschinen nicht befürchten und so reiste Emily Hobhouse nach Europa zurück, wo sie mit einer Freundin Margaret Clark, einer jungen Quäkerin, eine zehnmonatliche Lehrzeit im Spinnen, Weben und Maschinenstricken durchmachte. Dann kehrten die beiden Frauen nach Südafrika zurück, brachten einige alte Spinnräder, Webstühle und Strickmaschinen mit und eröffneten eine Schule. Von allen Seiten strömten Schülerinnen herbei. Aber ans Mangel an Platz, an Material und an Kapital konnte nur mit 6 Schülerinnen in Philippolis begonnen werden, die sich mit großer Geschicklichkeit an die Arbeit machten und ihre Lehrerinnen durch die Leichtigkeit, mit der sie lernten, in Erstaunen setzten. Die jungen Burinnen veranlaßten nun ihre männlichen Verwandten, ihnen Spinnräder nach dem Muster der europäischen anzufertigen, aber es war eine schwierige Sache, denn es fehlte vor allem an Holz und an den notwendigen Werkzeugen. Ein Appell an die Frauen der Schweiz hatte zur Folge, daß nach und nach 450 Spinnräder hingeschickt wurden, wodurch auch in andern Orten Schulen eingerichtet werden konnten. Mit dem Spinnen, Stricken und Weben aber war es nicht getan. Es handelte sich darum die Gegenstände anzufertigen, zu denen die Wolle der in Süd-Afrika vorkommenden Schafe am besten geeignet ist. Eine andere Schwierigkeit bestand in dem Reinigen und Färben der Wolle. Zum Reinigen fehlt es häufig an dem notwendigen Wasser und besonders an den Waschkesseln. Letztere müssen vorerst noch mit großen Kosten aus Europa eingeführt werden. Das Färben geschieht vermittelst der im Lande vorkommenden Pflanzen. Aber der eisernen Energie von Emily Hobhouse gelang es alle Schwierigkeiten erfolgreich zu überwinden und es befinden sich jetzt in vielen Teilen des Landes Schulen. Die Mädchen können, wenn sie das Spinnen erlernt haben, zu Hause arbeiten und das Garn zum Verkauf bringen. Aus der ausgezeichneten Merino- und Mohairwolle werden Decken angefertigt, die große Nachfrage haben. Auch Matten, Bekleidungsgegenstände, Teppiche usw. entstehen unter den fleißigen Händen der jungen Burenfrauen, und bei einer kürzlich stattgefundenen Ausstellung, von der südafrikanischen Frauen-Förderation in Johannesburg veranstaltet, fand eine große Nachfrage nach allen diesen im Lande verfertigten Gegenstände statt. Es wurden so viele Bestellungen gemacht, daß bei den schwierigen Arbeitsbedingungen die Möglichkeit, alles liefern zu können, noch in weite Ferne gerückt ist. Aber das mit so vielen Opfern, unter solch schwierigen Verhältnissen begonnene Werk schreitet erfreulich voran, und verspricht schöne Erfolge. Es handelt sich nun vor allem darum die notwendigen Geldmittel zu beschaffen. Auch werden Spinnräder, Webstühle und Strickmaschinen dankbar angenommen. In Deutschland sind durch die in den letzten Jahrzehnten so außerordentlich vervollkommnete Technik diese Dinge überflüssig geworden, Maschinen haben sie verdrängt. Im Transvaal aber bedeutet jedes Spinnrad ein kleines Kapital. Es ergeht darum an alle, die in der Lage sind helfen zu können, die Bitte, das, was für sie wertlos ist, nach Süd-Afrika zu schicken, wo dankbare fleißige Hände weben, spinnen und stricken wollen, um sich aus dem gänzlichen Ruin herauszuarbeiten, in den ein jahrelanger Krieg eine ganze Nation gestürzt hat. In der Schweiz ist Gräfin Evelyn degli Alfinelli, Grand Pré 8 in Genf, jederzeit bereit, Auskunft zu erteilen, Geld und andere Spenden in Empfang zu nehmen. M. P.

* * *

Die Kruppsche Bücherhalle in Essen (Ruhr) versendet an Stelle eines Jahresberichtes einen bemerkenswerten Aufsatz (Sonderdruck aus Reyer: Fortschritte der volkstümlichen Bibliotheken, Leipzig, B. Engelmann 1903) nebst einer statistischen Tabelle über die Benutzung vom 1. März 1897 bis 28. Februar 1906. Wir entnehmen daraus, daß der Bücherbestand 51750 Bände umfaßt (davon $^1/_3$ auf mehrfache Exemplare) für 13450 Leser aus der Gesamtzahl von 34850 Leihberechtigten; Entleihungen fanden 1905 statt 388001. Ueber die Gründe dieses Erfolges geben recht beachtenswerte Ausführungen Aufschluß, die hier Platz finden mögen:

Es ist immer das dankbarste, einen jungfräulichen Acker zu bebauen, wenn man in solchen Fällen in die Lage versetzt wird, das beste Saatgut zu kaufen, und wenn man als Saatkorn nicht dasjenige verwenden muß, was andere nicht mehr selbst pflanzen möchten. Daraus kommt es ja aber hinaus, wenn wir Volksbibliotheken über Volksbibliotheken durch Schenkungen von abgelegter Literatur entstehen sehen. Und dann werden noch Fehler über Fehler von „Kommissionen“ gemacht, welche zur Einrichtung von Volksbibliotheken zusammentreten. Es sind in der Regel Schulmeister genug darin mit sehr präzisen Ansichten über das, was nützlich und angenehm ist, aber mit ebensoviel Bedürfnis, die ganze Welt so zu schulmeistern, wie die seligen Jungen, die vor ihnen die Bänke drücken. Es dürfte zu den Ausnahmen gehören, daß in solchen Kommissionen nur der Gedanke lebendig ist: „Geben, was wir haben und geben, was wir können und das alles von Herzen.“

Wir sind über die „Zeit hinaus, wo einer unter uns, und wäre es der ärmste Tagelöhner, sich seine Interessen zensieren ließe. Und wo die Zensur in der Presse zu einer Freude aufgehört hat, kommt nun auf Umwegen dieselbe veraltete und in ihrem Erfolge stets zweifelhafte Zensurfrage bei der Einrichtung von Volksbibliotheken immer wieder aufs Tapet. Es ist aber nichts fruchtbar, was wir nicht selbst fruchtbar machen und was wir nicht durch den Reiz des Verbotes dem Begehren erst künstlich, man möchte sagen absichtlich, näher bringen. Es sind der Mittel und Wege so viele und bequeme, um sich des Verbotenen auch an anderer Stelle zu bemächtigen. . . . .

Wer kann dann die Bibliothek ihren vollen Nutzen haben und ihren Zweck ausübend erfüllen, wenn die eine Stimme über sie herrscht: wenn ich dort hinkomme, wird mir geholfen, auf die eine oder die andere Weise, und zwar wird mir freundlich geholfen; keiner der Angestellten sieht mich als Störenfried an, sondern ist, obgleich ich ihm ansehe, daß seine Zeit in Anspruch genommen ist, für mich speziell zu haben. Nicht unmöglich ist, daß hinsichtlich dieser Grundfragen nur zu viel deutsche Bibliotheken an einem Mangel kranken. Wie manchen ist gesagt, als junger Bibliothekar in der Ausleihe stehend, herauskommende Wünsche des Publikums ein wenig als Angriff auf seine Menschenrechte zu nehmen. Das bringt unser Akademismus leider so mit sich. Deswegen sollen aber auch nur solche Leute sich den öffentlichen Bibliotheksdienst widmen, die ihre gelehrten Allüren abgelegt haben, um sich lediglich in den Dienst ihrer Sache zu stellen, und die heißt: „aliis inserviendo consumor,“ oder zu deutsch: Der Bibliothekar ist nichts als ein Handlanger, und je bescheidener er

Digitized by Google

seinen Beruf ausübt, desto erfolgreicher wird auf die letztere sich gestalten, wobei es verhältnismäßig wenig darauf ankommt, ob man der äußeren Ehren ihm soviel gibt, als der Normalmensch im deutschen Vaterlande zu verlangen gewöhnt ist.

Aus dieser Probe mag man entnehmen, daß die zuerst von unserer Gesellschaft energisch vertretenen Grundsätze in erfreulichster Weise Verbreitung bereits haben.

Der Ethische Bund.

(Schluß).

England.

Die ethische Bewegung schreitet zusehends vorwärts, und dem Zustandekommen von vielen neuen ethischen Gesellschaften steht nur der Mangel an Mitteln und Rednern im Wege. Die englische Union besteht zur Zeit aus 27 Gesellschaften, auch sind, während der letzten Monate, verschiedene neue ins Leben getreten. Da die Arbeit der englischen Union beträchtlich zunimmt, ist dem Verwaltungs-Ausschuß ein allgemeiner Schriftführer beigestellt und die Aufforderung zur Beschaffung von £ 6000 — für die nächsten 10 Jahre — in Umlauf gesetzt worden.

Zwei beachtenswerte Werke wurden unlängst von der englischen Union veröffentlicht. Das erste ist gelegte Ausgabe des ethischen Hymnenbuches, welche 327 Lieder und Gesänge enthält — ein großes Unternehmen — und eine 50-Pfennig-Ausgabe von Mr. Salter's wohlbekanntem Buch „Ethische Religion", was auf diese Weise Tausenden von Lernbegierigen zugänglich wird. Einige 20000 Flugschriften sind im zweiten Druck erschienen, und 30000 Nummern von Ethics kamen zur Verteilung.

Die Gesamtzahl der Mitglieder der englisch-ethischen Gesellschaften belief sich am Anfang des Jahres 1905 auf ungefähr 2500, von denen 1774 zu den Gesellschaften der Union, die übrigen teils zu South Place Chapel, teils zur religiös-ethischen Gesellschaft und einigen der eben zusammengetretenen Gesellschaften gehören.

Der Verein zum Unterricht in der Moral hat im verflossenen Jahre beachtenswerte Fortschritte gemacht. Seinem Einfluß ist es zuzuschreiben, daß jetzt schon in mehr als 3000 öffentlichen Schulen ungefähr 1000 000 Kinder Unterricht in der Moral erteilt wird, und daß fehr viele Schulbehörden den Moralunterrichtsplan, wie er vom Verein vorgelegt ist, in Betracht ziehen. Die „Einführung zum Erziehungs-Codex" und „Vorschläge," beides von dem Erziehungs-Ministerium entworfen, sowie das erwähnte offizielle Handbuch zur Regelung der Ausbildung von Lehrern — 1905 — tragen deutliche Spuren von dem einflußreichen Wirken des Vereins, was sogar die „Times" anerkennt.

Um diesem raschen Vorwärts-Schreiten entgegen zu arbeiten, ist ein Aufruf an alle Schulbehörden ergangen, unterzeichnet von 2 Erzbischöfen, 8 Bischöfen und andern Männern von Ruf, zu gunsten des Unterrichts in christlicher Moral, jedoch ohne besondere Wirkung. Der Verein korrespondiert jetzt mit allen Schulvorstehern und Bildungsanstalten im Lande, und man beabsichtigt eine Annäherung an das neugebildete Parlament, um es zu bestimmen, den Unterricht in der Moral an allen öffentlichen Schulen als regelrechte Sache einzuführen.

Den Bericht über **Deutschland** übergehen wir hier.

Oesterreich.

Die Wiener ethische Gesellschaft hegt große Erwartungen. Neuerdings war davon die Rede, daß Zweigvereine in Graz, Linz, Troppau und andern Orten eröffnet werden sollten, und in jedem Falle scheint die österreichische ethische Bewegung entschlossen, hinter andern nicht zurückzubleiben. Jedoch die Hindernisse, welche die Obrigkeit ihr gewöhnlich in den Weg legt, sind der Art, daß an ein schleuniges Wachstum der Bewegung kaum zu denken ist. Selbst die Wiener Gesellschaft, wie die Gesellschaften auf deutschem Boden, wird nur geduldet.

Der feste Vorsatz, die Bewegung zu verbreiten, ist das Resultat eines Ueberfluffes von Energie, und in der Tat ist die Tätigkeit der Wiener Gesellschaft im vergangenen Jahre sehr bedeutend gewesen. Die soziale sowohl als die literarische Gruppe ist von neuem in Gang gebracht und in beiden Gruppen sind Ausgaben erläutert und praktisch eingeleitet worden. Noch einige Jahre solcher zielbewußten Arbeit, und die Wiener Gesellschaft wird in der österreichischen Hauptstadt einen Faktor bilden, mit dem man rechnen muß. Die Anregung zum Unterricht in der Moral ist endlich bis Oesterreich vorgedrungen; hoffen wir, daß sie nicht zu langer Zeit die Bedeutung desselben die ungeteilte Aufmerksamkeit der Oeffentlichkeit in Anspruch nehmen wird.

Zur Wiener Gesellschaft gehören ungefähr 220 Mitglieder; die Gesellschaft in Dualisch hat deren ungefähr 40.

Frankreich.

Die April-Nummer des „Bulletin", im Vormort zum Bericht des ethischen Bundes für das Jahr 1904, bringt eine bemerkenswerte offizielle Darlegung über die Bedeutung der ethischen Bewegung, wie die „Union de Paris" sie auffaßt." „Ein Grundsatz, und allen gemein, verbindet uns: eine Disziplin des Gewissens in Uebereinstimmung mit der Vernunft und ausserhalb jeder Theologie durchzuführen, mittelst freier und offener Debatte dieser Lebensführung ein klares Ziel zu stecken, sie zu beleben mit dem Hauch der Liebe, sie in gegenseitigem Beistand wirken und fortschreiten zu lassen, sie methodisch zu lehren, durch Gebräuche und Gesetze sie zu befestigen und sogar, wenn das Recht es verlangt, durch eine Revolution sie einzuleiten."

Die „Union pour l'action morale" bestand aus den Mitarbeitern und Lesern des „Bulletin" und war bis vor kurzem noch keine Gesellschaft im engeren Sinne des Wortes. Jetzt aber hat sie sich zu einer Organisation gestaltet und wird fortan „l'union pour la Vérité" heißen. Das „Bulletin" erscheint nicht mehr, dagegen werden, wie bisher, „Petit Bulletin pour nos enfants" und „Libres Entretiens" und in der Zukunft „Correspondance", sowie einige nicht periodische Schriften, erscheinen. Die Union nennt sich in ihrem Prospekt eine Vereinigung zu gegenseitiger philosophischer und bürgerlicher Erziehung, und ihr Zweck wird in folgenden Worten auseinandergelegt:

a) Durch Bildung des Urteils und des Charakters unter den Mitgliedern eine Geistesrichtung unausgesetzt offen zu halten, wie sie das Forschen nach Wahrheit und der Kampf für die Gerechtigkeit erfordert. b) Durch Beispiel und Propaganda die tätige Liebe für Wahrheit und Recht ohne Rücksicht zu bestärken und dazu beizutragen, daß die Kritik des eigenen Urteils bei den Vorkommnissen des täglichen Lebens zur Gewohnheit werde.

Die Union begann im Dezember einen neuen Kursus von Debatten, deren Mittelpunkt das Problem der Internationalität bildet. Viele der beförderten französischen Gelehrten nehmen teil an der Aussprache dieser brennenden Frage. Der vorhergehende Kursus über „die Trennung des Staates von der Kirche" führte einen anerkennenswerten Einfluß auf die endgültige Gestaltung des darauf bezüglichen Gesetzentwurfes im französischen Abgeordnetenhause aus.

Die Schweiz.

Die Schweizer Gesellschaft für ethische Kultur in Zürich besteht noch und geht voraussichtlich ihrer Wiederbelebung entgegen. Als die Gesellschaft im Jahre 1896 ins Leben trat, war ihr Erfolg allgemein, und daß ihre Tätigkeit nachließ, mußte, lag nur an zufälligen Ursachen. In einem freien Lande, wie die Schweiz es ist, sollte eine ethische Gesellschaft in vielen Zweigen Wurzel fassen können.

Lausanne's ethische Gesellschaft, die „Ligue pour l'Action Morale" rechtfertigt ihre Existenz durch große Arbeitskraft, trotzdem sie auf entschiedenen Widerstand und unbeugsame Gleichgültigkeit stößt. Im Anfang von 1905 sprach Professor Forel in einer Vorlesung von „la petit Lutte", im Druck wiedergegeben, — die nachdrückliche Aufforderung aus, das Erziehungs-System einer gründlichen Verbesserung zu unterwerfen. Professor Forel und seine Gesellschaft legten großes Interesse für den bevorstehenden internationalen Kongreß an den Tag, und es würde besonders erfreulich sein, eine Deputation von dieser Gesellschaft begrüßen zu dürfen.

Italien.

Professor Levi-Morenos Sympathie mit der ethischen Bewegung ist noch immer die wärmste, und wenn es Umstände nicht verhindern, wird er den Kongreß besuchen. Leider läßt die willkommene Botschaft von einer Reorganisation der italienisch-ethischen Bewegung noch immer auf sich warten. Daß Professor Levi-Morenos von dem italienischen Parlament die Benutzung eines unbestellten Kriegsschiffes erlangt hat, welches er in eine schwimmende Anstalt für die Waisen armer italienischer Fischer verwandeln wird, ist der Gegenstand unsrer wärmsten Glückwünsche.

Indien.

Seit einigen Jahren existiert in Bombay eine Studenten-Brüderschaft, welche mit unserer Bewegung identisch in ihren Zielen zu sein scheint. Wir erfahren aus dem letzten Bericht dieser Brüderschaft, daß unlängst ähnliche Organisationen in Bandra und Lucknow zustande gekommen sind.

Auch in Lahore soll sich eine ethische Gesellschaft befinden. Ein einflußreiches Mitglied des indischen Civil Service, einer der Gründer der bombayischen Studenten-Brüderschaft, erklärt sich bereit, im Propaganda-Fach hilfreiche Hand zu leisten, sobald ethische Literatur zu seiner Verfügung gestellt worden kann.

Der Transvaal und Neu-Seeland.

In Johannisburg und in Auckland bestehen je eine ethische Gesellschaft. Nachrichten über die jüngsten Ereignisse von dort sind uns nicht zugegangen.

Digitized by Google

Japan.

Ein Mitglied der ethischen Gesellschaft in Tokio — so melden die Newyorker „News-Letter", berichtet, daß die ethische Gesellschaft in Tokio vor 8 Jahren entstanden ist. Sie geht darauf aus, ethische Kultur zu befördern, eine willensstarke und verfeinerte Persönlichkeit heranzubilden, ohne Rücksicht auf den Unterschied in Dogma, Religion und moralischer Anschauung. Am Anfang beschränkte sich der Einfluß der Gesellschaft auf einen kleinen Kreis, der sich zusammenfand, um ethische Fragen zu erörtern. Allmählich wachsend, ist daraus ein festes Ganze geworden. Einmal im Monat werden in Tokio öffentliche Vorlesungen gehalten und Debatten geführt über ethische Ideen und ethisches Leben, auch kommt monatlich eine Zeitschrift von etwa 100 Seiten heraus.

G. Spiller.

Sprechsaal.

Hochgeehrte Redaktion!

Im fernen Westen lese ich immer mit großem Interesse das Vereinsorgan „Ethische Kultur", besonders um zu erfahren, was jeweils drüben in Europa auf dem Gebiete des „Ethischen Kulturkampfes" getan wird. Ich habe in Nr. 8 und 9 die Ausführungen von Dr. Karl Roetzel (Moskau) verfolgt, und finde viele seiner Ideen gut und richtig. Zur Bestätigung einiger seiner Ansichten möchte es vielleicht dienen, wenn Sie die Güte haben würden, diese meine kleine Uebersetzung eines Artikels, der neulich in einer amerikanischen ethischen Zeitschrift erschien, in Ihr geschätztes Blatt aufzunehmen:

„Richter Lindsey war kürzlich in Boston und hielt 23 öffentliche Reden in 5 Tagen. Seinen einfachen, herzlichen Geschichten, die er von seiner Wirksamkeit in „Denver" zum Besten der sogenannten „Straßenjungen" erzählte, folgten die Bostoner Bürger mit Bewunderung. Manche zweifelten an der Echtheit des Gesagten. Andere hatten ein Lächeln für seine Reden und Versuchen von „Hypnotismus", und ein „gelehrter" Advokat meinte: „Wir brauchen keine Ratschläge inbezug auf Behandlung unserer Verbrecher in Massachusetts von Leuten, die an der Grenze der Zivilisation leben; wir haben eine 300jährige Erfahrung in diesem Fache. Ich bin imstande, sämtliche während einer Woche in Boston verhafteten Kinder in einer Stunde zu verhören!"

Daß er dies könnte, darüber besteht kein Zweifel, aber er könnte es nicht nach der Art und Weise wie Richter Lindsey die Kinder behandelt. Die Methode, verhaftete Personen vor dem Amt zu verhören mit einer Schnelligkeit von: eine Person die Minute, vielleicht 3 Minuten im besten Falle, diese Methode ist sehr allgemein. Es ist leicht ein Vergehen zu bestrafen, aber seine Ursache ausfindig zu machen, ist ein anderes Ding. Der Richter, der das Vergehen bestraft, kommt dem Arzte gleich, der die Symptome einer Krankheit behandelt, anstatt ihre Ursache zu beseitigen.

Richter Lindsey ist im offiziellen Leben bekannt unter dem Namen: Herr Benjamin B. Lindsay, Judge of the Probate Court and Magistrate of the Juvenile Court. Aber die Straßenjungen von Denver nennen ihn einfach „Daddy Lindsey."

An den meisten Orten ist es Mode, verhaftete Kinder vor der Untersuchung ins Gefängnis zu sperren, zusammen mit Trinkern, Vagabunden und verhärteten Verbrechern. So ist also jedes Kind-haus die Schule aller Verbrechen. Richter Lindsey war der erste in Amerika, der für diesen Zweck eine „Detention School" einrichtete. Diese Schule steht unter Aufsicht eines erfahrenen Lehrers mit seiner Frau, die sich beide mit Liebe der Kinder annehmen. Und hier die nächste Schritt, den Lindsey tat, ist, den Fall ganz gründlich zu untersuchen!

Es ist etwa 3 Jahre her, da wurde ein Knabe zu Lindsey gebracht, angeklagt, Bretter und Sand von einer Eisenbahngesellschaft gestohlen zu haben. Der Knabe wurde von einem Schutzmann herbeigeschleppt, vor die Richter gestellt, schuldig befunden und sollte eingesperrt werden. Da aber war Richter Lindsey anderer Meinung! Dieser frische, intelligente, quicke Junge ins Gefängnis? Nein, Lindsey setzte seinen Hut auf, nahm den jugendlichen Verbrecher an der Hand und so gingen beide zusammen zum Heim des Knaben, welches in einem Arbeiterviertel der Stadt war. Das Haus war ein kleines, bescheidenes Heim eines Arbeiters. Hinter dem Hause in einem engen Hofe lag ein Haufen Sand, gestohlener Sand, 2 barfüßige kleine Mädchen waren fleißig daran, Tunnels und allerhand andere Miniatur-Bauten herzustellen. Und in der Ecke des Hofes hatte der Knabe aus den gestohlenen Brettern ein prächtiges Kinderhaus gebaut.

Nun nahm Lindsey den Knaben sich vor, erklärte ihm das Unrecht, das Gut Anderer zu nehmen, auch dann, wenn jene Leute einen Ueberfluß von diesen Dingen besäßen. Hingegen wurde der Knabe nicht eingesperrt.

Den Jungen verlassend, begab Richter Lindsey sich sofort zum Schuldirekte, hat den Herrn mitzukommen und sie gingen zusammen zurück zum Heim jenes Knaben, wo Lindsey dem Schuldirekt den Sandhaufen und das Bretterhaus zeigte.

Dann brachten Lindsey und der Schuldirekt die Angelegenheit vor die Eisenbahngesellschaft. Das Resultat war, daß diese in der Nähe des Heimes des Knaben ein Stück Land schenkte, darauf eine Wagenladung Sand führte und einen öffentlichen Spielplatz daraus machte.

Doch blieb es dabei noch nicht!

Der Schuldirekt richtete im Erdgeschoß einer öffentlichen Schule Räumlichkeiten ein und stattete diese mit allerhand Werkzeugen für Knabenhandarbeiten aus. Dann wurde jener „jugendliche Verbrecher" gerufen und als Aufseher über diese Einrichtungen bestellt mit der Bitte, alle die bösen Straßenjungen seines Stadtteiles zusammen zu bringen und sie hier mit nützlichen Arbeiten zu beschäftigen. Und der glänzende Erfolg dieses Unternehmens war, daß die Verhaftung von Knaben in diesem Stadtteile um 80 % fiel!

Sollte es Richter Lindsey für notwendig erachten, einen Knaben in eine Besserungsanstalt zu senden, so wird kein Schutzmann oder Aufseher mit dem Knaben gesandt! Lindsey schreibt die Papiere aus, gibt dem Jungen das nötige Geld für die Fahrkarte, schüttelt dem Knaben treuherzig die Hand, gibt ihm einen guten, freundlichen Rat und dahin geht er!

Und das Wunderbare an der Geschichte ist, daß von 100 Knaben, die auf diese Weise von Richter Lindsey in die Besserungsanstalt geschickt wurden, nicht ein einziger Fall da ist, wo der Knabe weggelaufen wäre. Richter Lindsey glaubt an und vertraut dem Knaben und dieser vertraut dem herzensguten Lindsey. Und wenn ein Junge in den Zustand gebracht werden kann, daß er das in ihn gesetzte Vertrauen wiederum mit Vertrauen beantwortet, der Knabe ist auf dem sichersten Wege zur Besserung!"

Ich bin zu Ende, will es unterlassen, meine eigenen Ideen beizufügen und will nur noch 8 Worte von Walt Whitmen anführen:

„Erzieht große Menschen — und der Rest wird folgen!"

Toronto-Canada. Charles Faeßler.

Bücherschau.

„Handbuch der Friedensbewegung." Von Alfred Hermann Fried. Unter diesem Titel ist im Vorjahre*) ein 464 Seiten starkes, sehr übersichtliches und ungemein wohlfeiles Werk erschienen, das für jeden, der sich über das Wesen der Friedensbewegung sachgemäß orientieren will, nahezu unentbehrlich sein dürfte, zumal es durch ein genaues Register den Wert eines zuverlässigen, nimmer versagenden Nachschlagebuchs erhält; ein wahres standardwork des modernen Pacifismus, das, längst als notwendig herbeigewünscht, eine bisher klaffende Lücke aufs glücklichste ausgefüllt hat.

Ueber all' die großen und kleinen Fragen der Friedenswissenschaft finden wir in der Weltliteratur zahlreiche Schriften und wertvolles Material. Ein Sammelwerk aber, eine handliche Zusammenstellung des „Soll und Haben" — des Erreichten, das so unterschätzt, und des zu Erreichenden, das ebenso oft schmählich verkannt wird —, ein statistisch-chronologischer Ueberblick, der trotzdem eine leichte und schnelle Auffindung jeder Einzelheit gestattet — das war es, was der Bewegung bisher noch fehlte, was sie aber bei ihrer Erstarkung, bei dem langgehofft schnellen Erfolgen der letzten Jahre, immer notwendiger brauchte. Die Idee lag also in der Luft, die Mühe des Sammelns und Sichtens aber muß ungeheuer gewesen sein, das sieht jeder, der den großzügige Wurf auch nur mit einem Blicke streift.

Noch einem fesselnden Vorwort gleichen der Autor mit einer Darlegung der so vielfach mißdeutenden Grundbegriffe (die verschiedenen Bedeutungen des Wortes „Frieden"; die landläufige Verwechselung von Kampf und Krieg, Sieg und Krieg; der „ewige" und der Allgemeinfriede, Völkerrechtsinstitutionen und Abrüstung, Patriotismus u. s. w.), um zunächst zwischen der Friedensbewegung und ihrer Karikatur einen scharfen Strich zu ziehen, und geht dann zu den realen Grundlagen über, als da sind: Die Entwickelung des modernen Verkehrs (Postwesen, Eisenbahn, Industrie, Weltmarkt, Weltbank) . . ., die zurzeit noch bestehende internationale Anarchie, die Lasten des „bewaffneten Friedens" und seine Gefahren, die Unmöglichkeit der Rüstungstechnik, Staatsrat v. Blochs Lehren über den Zukunftskrieg zwischen modernen Kulturstaaten, die amerikanische Gefahr, der Rüstungsbankrott etc.

Es folgt „die Organisation des Weltfriedens", ausgehend von einer — übrigens längst gelüfteten — Beschränkung der Staatssouveränität; eine Beleuchtung des Begriffs der „Föderation Europas" (Novicow, Schief) und der Schiedsgerichtsbarkeit in ihrer historischen Entwickelung, sowie als Anhang ein vollständiges Schiedsgerichtslexikon von 1794—1904, worin 241 Schiedsfälle skizziert werden.

*) Wien und Leipzig 1905. Verlag der österreich. Friedensgesellschaft (Wien I, Spiegelgasse 4). Für den Gesamtbuchhandel: Reichenbach'sche Buchhandlung (Westermann u. Stargardt) in Leipzig. Preis 7 Mark.

Digitized by Google

Der IV. Teil erörtert auf 54 Seiten die Vorgeschichte, die Arbeiten und die Ergebnisse der Haager Konferenz von 1899, dieses so wichtigen Meilsteins in der Entwicklung des Pazifismus, bringt den Wortlaut der Schiedsgerichtskonvention, bedeutsame Aeußerungen bekannter Männer über die Konferenz und eine Skizze der ersten drei Fälle, die vor dem neuen Völkertribunal zur friedlichen Schlichtung kamen.

Besonders umfangreich und wertvoll erscheint alsdann die „Geschichte der Friedensbewegung“; vom Amphyktionenbund des Altertums werden wir über den mittelalterlichen „Gottesfrieden“, über Podiebrad, Heinrich IV., Grotius, Spinoza und Penn, St. Pierre, Bentham und Kant, der bereits zumteil die modernen Friedensprinzipien klarer fördert, Jacharias u. a. bis zum Wiener Kongreß und der „heiligen Allianz“ geführt.

Als weitere Stationen auf neuzeitlichem Gebiete passieren wir dann Kobden, Richard und Elihu Burrit; die ersten internationalen Friedenskongresse (von 1848—1853), Napoleons Friedenspläne, die Genfer Convention (deren Gründer, der große Henry Dunant, seit langem ein Anhänger des modernen Pacifismus ist!); Adler und Virchow, das Jahr 1870, den Alabamafall, die Initiative Amerikas (Präsident Garfield), die ersten europäischen Friedensgesellschaften und Justizrat Randal Cremer und Frederic Passy, die Gründung der interparl. Union. — Daran schließen sich (seit 1889) die Weltfriedenskongresse und interparl. Konferenzen; Bertha v. Suttners Roman „Die Waffen nieder!“, die Gründung der deutschen Friedensgesellschaft, das Bekanntwerden deutscher Pacifisten, (Schlief, Wirth, Rich. Reuter, Feldhaus, Dr. Richter, Ilmfrid Eglbo und Fried selbst), die Schiedsaktion in den Parlamenten (Basler, Cremer, Gladstone, Lieber, Dr. Hirsch, Trarieux und Arnaud u.); ferner Bills von Xill, Caprivi, Bülow, Bethmann Hollweg; die Stellungnahme der politischen Parteien in Deutschland, Robels Testament, v. Blochs Werk, das Zarenmanifest von 1898 und seine Wirkung, und schließlich das Jahrfünft nach der Haager Konferenz, eine Zeit des Niedergangs. — In diesen Teil wird u. a. das Verhalten der deutschen Regierung zur Friedensidee, die deutsch-französische Annäherung (neuerdings durch die deutsch-englische wirksam ergänzt!), die westeuropäische Friedenssaktion (Barclay, d'Estournelles, Jaurès), der Venezuelafall und die Bedeutung des Berner Bureaus erörtert; die letzten Kongresse und Konferenzen werden besprochen, und die Erfüllung der Vorhersagungen Blochs an den Kriegen in Transvaal und Ostasien demonstriert.

Der Schlußabschnitt bringt in drei Teilen zunächst eine Aufzählung der Friedensinstitute und -Gesellschaften aller Kulturländer, sodann ein biographisches Lexikon von 85 führenden Pacifisten (von Bassu und Ducommun bis zum Fürsten Albert von Monaco, Hubandi, und schließlich eine Uebersicht über die pazifistische Buch- und Zeitschriften-Literatur aller Länder.

Dieser auf das Notdürftigste beschränkte Auszug aus dem Inhaltsverzeichnis des Friedschen Werkes dürfte zur Genüge dartun, welch eine Quelle reichster Belehrung und Anregung für jeden, der nach Erkenntnis strebt, in diesem Buche fließt, das in Anbetracht des überreich gebotenen Stoffes als spottbillig bezeichnet werden muß. Schon der Umstand, daß es in dem bisher einzigen, wissenschaftlichen Werke des Professors Meurer über die Haager Konferenz nicht weniger als 15 mal (!) zitiert wird, beweist, daß es in ganz ungewöhnlichem Maße brauchbar und sachgemäß abgefaßt sein muß. Dies wird auch durch zahlreiche Urteile in deutschen und ausländischen Blättern bestätigt; der „Concord“ z. B. schreibt im März z. J.: „Das Buch besitzt die Vorzüge, die den Ruhm der deutschen, encyklopädischen Werke bilden: Reichhaltigkeit und Genauigkeit der Details und große Klarheit der Darstellung . . .“, und die „Pariser Zeitung“ vom 11. März 06 erklärt, das Buch biete „ein glänzendes Material, um die Unglaubigen der Wahrheit zu überzeugen, daß der Friedensgedanke sich stetig entwickelt hat.“

Carl Ludwig Siemering.

* * *

Der Zeuge. Gerichtszene in einem Aufzug. Von Julius Greder. Schlesier & Schweickhardt 1906. Mk. 1.

Was jeden gelernten Abhandlungen in juristischen Fachzeitungen lange nicht so deutlich klar legen können, die starke „Menschlichkeit“ unseres Gerichtsverfahrens (Menschlichkeit nicht im Sinne der Humanität, sondern derjenigen, die „paffiert“), das bringt mit lakem Humor und kräftiger Satire, hier ein dichtender Jünger der Themis in den Rahmen einer amüsanten Gerichtsszene zur lebendigen Anschauung. Es ist etwas von der Kraft des Aristophanes in dieser liebenswürdigen Arbeit. Vielleicht auch etwas Selbstverspottung — denn wir dürfen den Verfasser in der Reihe jener höheren Justizbeamten suchen, deren Beruf nicht zu den beim Publikum beliebtesten gehört. Das Stück eignet sich vortrefflich zur gemeinsamen Lesung in der Familie oder zur Aufführung in geistig angeregten Kreisen; denn das Gemez ist selten und nur vorübergehend Komik, über die man echt befreiend lachen kann, auf ernstem Untergrunde, der zu denken gibt. -nr-

* * *

Ludw. Günther, Kepler und die Theologie. Ein Stück Religions- und Sittengeschichte aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Mit dem Jugendbildnis Keplers von 1597 und einem gleichzeitigen Faksimile. Gießen 1905.

Diese kleine, Herrn Geheimrat Foerster, „dem treuen Förderer ethischer Bestrebungen,“ gewidmete Schrift macht durch die liebevolle, auf langjähriger sorgfältiger Beschäftigung mit dem Gegenstande beruhende Behandlung ihres Themas einen recht sympathischen Eindruck und gewährt mannigfache Belehrung. Wir erfahren hier in schlichter Darstellung das Notwendigste über den äußeren Lebensgang, den edlen Charakter und die altromantischen Leitungen Keplers, vornehmlich aber über die Bedrängnisse, denen er durch den verknöcherten Buchstabenglauben der lutherischen Theologen einerseits, durch die jesuitisch geleitete Gegenreformation andererseits ausgesetzt war. An einem sonkreten Beispiel wird uns das ganze Elend der Zeit vor dem 30jährigen Kriege und in den Anfängen desselben (Kepler lebte von 1571—1630) vor Augen geführt. Selbst der Rückkritt hervorragender Gelster zum Katholizismus infolge der Entartung der Reformation und der grausige Hexenwahn der Zeit fehlt in diesem Bilde nicht. Mit besonderem Interesse hat der Verfasser bemerkenswerte Aussprüche Keplers aus seinen Schriften und Briefen, sowie auch sonstige für das Leben Keplers und zur Charakteristerung der Zeit bedeutsame Aktenstücke wörtlich oder auszugsweise mitgeteilt. Mit Staunen hören wir, wie dieser große Vorläufer der Newtonschen Weltbauslehre, dieser für seine Zeit so weitbezig denkende Theologe doch auch wieder in so manchen Punkten den abergläubischen Vorstellungen seiner Zeit, insbesondere der Vorstellung von Wirken von Dämonen im Naturleben, der eist die neue von Galilei und Descartes begründete Naturwissenschaft ein Ende bereitet hat, seinen Tribut zu zahlen hatte. Nicht verschwiegen möchten wir, daß an manchen Punkten kurze, für das volle Verständnis notwendige Erläuterungen erwünscht wären. So hinsichtlich der in jeglichem Grunde theologischen Voraussetzung, die zu Keplers epochemachenden astronomischen Entdeckungen führte, so hinsichtlich des Weltsystems Tycho de Brahes, auf das mehrfach angespielt wird, so hinsichtlich der chronologischen Bemühungen Keplers um das Geburtsjahr Jesu, wo auf die völlige Haltlosigkeit seiner Voraussetzung angesichts der modernen Bibelkritik hätte hingewiesen werden können u. dgl. Ueberhaupt hätte der Verfasser schriftstellerisch aus dem kulturhistorisch so reichhaltigen Stoffe immerhin gerade für den größeren Leserkreis etwas mehr machen können.

Döring.

* * *

Von der Zeitschrift **„Kultur der Familie“** ist soeben das 1. Heft des III. Quartals erschienen, das einen sehr sympathischen Eindruck hinterläßt. Aus dem reichen Inhalt des Heftes erwähnen wir die Artikel „Kinderschutz und Familienschutz“ von Dr. H. Clarenbach, „Wege zur Schönheit“ von Anna van den Elen, „Der Humor in der Familie“ von H. Meyer, „Uebersicht über die neueste Alkohol-Literatur“ von R. H. Liebing, ferner „Die Mütterversorgung der Säuglinge“, „Eigentumsrecht und Eigentumspflicht,“ „Die Erziehung und die Aufgaben der Rechtsprechung im Leben der Gegenwart,“ „Kongreß für Kinderforschung“ usw. Im ersten der genannten Artikel wird u. a. von den französischen und amerikanischen Gesellschaften, welche gegründet sind, um das Erstehen großer Familien zu erleichtern, berichtet, ferner von dem Vorschlag der Gräfin Warwick, in den Volksschulen die Einrichtung zu treffen, daß die Kinder das Mittagsmahl in der Schule erhalten.

Die empfehlenswerte Zeitschrift kostet vierteljährlich 2,10 Mk. und ist zu beziehen durch die Buchhandlungen, die Post oder direkt vom Verlag in Berlin-Steglitz.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Im Erholungsheim des Vereins Jugendschutz auf dem Priorsberg in Neuselle sind außer den Plätzen für unbemittelte bleichsüchtige Mädchen noch Plätze für Lehrerinnen (pro Tag 2 Mk.) eingerichtet. Die Nähe von Berlin (Neuselle ist in 2½ Stunden vom Alexanderbahnhof zu erreichen) ermöglicht für die Ferien einen angenehmen Aufenthalt im Walde. Die Vorsteherin erteilt Auskunft von 9—10 und 3—4 Uhr, Berlin, Kaiser Wilhelmstr. 39.

Flügel Pianinos **Blüthner's** Piano-Magazin. Berlin W., Potsdamerstr. No. 41.

Digitized by Google

Eingegangene Bücher.

Naturerkennen und ethisch-religiöses Bedürfnis. Ein Wort an jeden Denkfähigen, in erster Linie an die deutsche Frau von Dr Erich Maurer. Auflage 5. Königsberg i. Pr. 1906. Verlag von Gräfe & Unger. 1,40 Mk.

Alkohol und Familienleben. Von Dr med. Magnus Hirschfeld, prakt. Arzt in Charlottenburg. 1.—3. Auflage. Berlin-Charlottenburg 1906. Verlag von Fritz Stolt. 0,25 Mk.

Fiskus als Wohltäter. Betrachtungen über Nebenzwecke bei der Besteuerung. Vortrag von Prof. Dr. Walter Lotz. Heft 219 von „Volkswirtschaftliche Zeitfragen." Berlin 1906. Verlag von Leonhard Simion Nachf. Jährlich 8 Hefte zum Abonnementspreise von 8 Mk., Einzelpreis für jedes Heft 1 Mk.

Persönliche Religion innerhalb religiöser Gemeinschaft. Ein Wort der Aufklärung über das Wesen der freireligiösen Gemeinde von Georg Schneider, Prediger der freireligiösen Gemeinden im Großherzogtum Baden. Mannheim 1906.

Die Fürsorgestellen im Kampfe gegen die Tuberkulose mit besonderer Berücksichtigung der städtischen Fürsorgestelle in Charlottenburg. Von Dr. Ernst Becker. Separatabdruck aus der „Zeitschrift für Tuberkulose. Band VIII. 1906. Leipzig. Johann Ambrosius Barth.

Sturm und Stille. Dichtungen von Kiel-Hoffmann. Illustriert von Georg Grünberg. Kiel 1906. Selbstverlag. Geb. 3,50 Mk.

Römische Sonntage. Von Margarete Marasse. 1906. Verlag von Duncker & Humblot.

Die Stellung der Frau im Menschheitsleben. Eine Anwendung katholischer Grundsätze auf die Frauenfrage. Von Dr. Joseph Mausbach, Prof. an der Universität Münster. Apologetische Tagesfragen, 5. Heft. München-Gladbach 1906. Verlag der Zentralstelle des Volksvereins für das katholische Deutschland. 1,00 Mk.

Altchristliche und moderne Gedanken über Frauenberuf. Von demselben. Apologetische Tagesfragen, 6. Heft. Verlag wie vor. 1,00 Mk.

Leben. Gedichte von Berta und Julius Stern. Berlin 1905. Karl Schnabel (Axel Junckers Buchhandlung). Geh. 2,50 Mk., geb. 3,50 Mk.

Die Liebe und die Frauen. Von Dr. Helene Stöcker. Minden i. W. J. C. C. Bruns Verlag. Geh. 2,00 Mk., geb. 2,50 Mk.

Zur Lehrfreiheit auf protestantischen Kanzeln. Von D. Bartwich, Pastor an der Walter Kirche in Bremen. Bremen. Verlag von Carl Schünemann. 0,50 Mk.

Freimaurerei und Dogma. Ein Beitrag zur Entscheidung der Frage: Ob christliche oder ob humanitäre Freimaurerei? Von Professor Dr. Oskar Henke. Leipzig 1906. Max Hesses Verlag. 2,00 Mk.

Der Weg der Menschheit. Von Conrad Alberti. Erster Band. Von Osiris bis Pantus. Berlin NW. 52. Vita, Deutsches Verlagshaus. Geh. 8,00 Mk., geb. 10,00 Mk.

Von J. Bielefeld's Verlag in Karlsruhe:

Die Legende von der Frau Welt. Von Albert Geiger. 1906. 3,50 Mk.

Ausgewählte Gedichte. Von demselben. 1906. 3,50 Mk.

Tristan. Von demselben. 1906. 4,50 Mk.

Kleine Leute. Geschichten aus der Heimat von Wilhelm Kosche. Berlin W. 8. Verlag des Märkischen Bundes. Auslieferung: Albrecht-Dürer-Haus, Kronenstr. 18. Geh. 1,20 Mk., geb. 2,00 Mk.

Johann Winckelmann und G. Ephraim Lessing. Klassische Schönheit. Ausgewählt und eingeleitet von Alexander von Gleichen-Rußwurm. Mit 2 Porträts. Band VII des „Erzieher zu deutscher Bildung." Jena und Leipzig 1906. Verlag von Eugen Diederichs. Geh. 2,00 Mk., geb. 3,00 Mk. in Leder 3,50 Mk.

Friedrich Schleiermacher. Harmonie. Herausgegeben und eingeleitet von Hermann Mulert. Mit Porträt. Band VI des „Erzieher zu deutscher Bildung." Jena und Leipzig 1906. Verlag von Eugen Diederichs. Geh. 2,00 Mk., geb. 3,00 Mk., in Leder 3,50 Mk.

Weg zur Metaphysik als exakter Wissenschaft. Von Dr. Ludwig Tilles. II. Teil. Die Urfaktoren des Daseins und das letzte Weltprinzip. Grundlinien der Ethik. Stuttgart 1906. Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff). 5,00 Mk.

Ethical Pamphlets. Nr. 10. Child-Labor and its Evils. By Felix Adler. Nr. 11. The Mission of the Ethical Movement to the Child. By Percival Chubb. Nr. 12. The Spiritual Attitude Towards Old Age. By Felix Adler. Published by the New York Society for Ethical Culture. New York City. 33 Central Park West.

Ethical Addresses. Vol. XIII. Nr. 6. Feb. 1906. — Nr. 7. März 1906. Published Monthly: Ethical Addresses, 1415 Locust-Street, Philadelphia.

Die Erziehungsschule. Ein Entwurf zu ihrer Verwirklichung auf Grund des Arbeitsprinzips. Von Dr. E. Kapff. Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart.

Eine Erinnerung an Graf Arthur Gobineau. Von Philipp Fürst zu Eulenburg-Hertefeld. Stuttgart 1906. Fr. Frommanns Verlage (E. Hauff). 1,00 Mk.

Talmud-Sprüche. Eine Kultur-Skizze. Von Victor Klemperer. Großenhain und Leipzig. Verlag von Baumert und Ronge.

Der Zeuge. Gerichtsszene in einem Aufzug. Von Julius Greber. Straßburg 1906. Verlag von Schlesier & Schweikhardt. 1,00 Mk.

Giordano Bruno. Von der Ursache, dem Anfangsgrund und dem Einen. Verdeutscht und erläutert von Ludwig Kuhlenbeck. Band IV der „Gesammelten Werke." Jena 1906. Eugen Diederichs Verlag Geh. 4 Mk., geb. 5,50 Mk.

Xenophon. Erinnerungen an Sokrates. Uebertragen von Otto Kiefer. Jena 1906. Eugen Diederichs Verlag. Geh. 4 Mk., geb. 5,50 Mk.

Das Rassenproblem. Von Jean Finot. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von E. Müller-Röder. Berlin 1906. Hüpeden & Merzyn.

Der moderne Jesuskultus. Von W. von Schnehen, Freiburg i. Br. — Frankfurt a. M. 1906. Neuer Frankfurter Verlag. G. m. b. H. 1 Mk.

Werdende Männer! Das sexuelle Problem des gebildeten jungen Mannes vor der Ehe: Reinheit, Kraft, Frauenliebe. Von Hans Wegener. Düsseldorf und Leipzig. Karl Robert Langewiesche. 1,80 Mk.

Im Zukunftsstaat. Roman von Hans Hardt. Umschlag von Carl Jander, Berlin. Berlin, Leipzig, Paris 1905. Hüpeden & Merzyn, Verlag. Geh. 3,50 Mk., geb. 5,00 Mk.

Totengespräche. Von Fritz Mauthner. Berlin 1906. Karl Schnabel, Axel Junckers Buchhandlung. Geh. 2,50 Mk., geb. 3,50 Mk.

Mustamuli-Briefe, herausgegeben von Wilhelm Spohr. Mit 5 Bildern. 2 Bände. Frankfurt a. M. 1906. Literarische Anstalt Rütten & Loening. Geh. 10,00 Mk., geb. 14,00 Mk.

Der Weg des Lebens. Zukunft. Dasein des Lebens nach Neubegründung von Religion und Sittlichkeit. I. Jahrgang. 1. Jahrheft: Die Art an der Wurzel des Christentumbens. Herausgeber: Dr. phil. Rob. Scharf. Duisburg-Ruhrort. Verlag von Dr. Paedeckes Buchhandlung. Einzelheft (monatlich zweimal) 0,75 Mk.; Vierteljährlich 4,00 Mk.

Der Zweikampf und das Gesetz. Von Dr. Karl Binding. 3. Jahrgang 2. Heft der „Neue Zeit- und Streitfragen," herausgegeben von der Gehe-Stiftung zu Dresden. Dresden 1905. Zahn & Jaensch. 1,00 Mk.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.
Abteilung Berlin.

Sonntag, den 24. Juni, Landpartie nach Eden bei Oranienburg. Abfahrt Berlin (Stettiner Vorortbahnhof) 8.53 vormittags. Ankunft in Oranienburg 9.58. Beginn des Schloßparks (Picknick) und Gang nach Eden (ca. ½ Stunde). Hier um 1 Uhr gemeinschaftliches Mittagsmahl in T. Tills's Erholungsheim (Mk. 1,25, vegetarisch, als Fleischeinlage eine Bratwurst; mit Fleisch 25 Pf. mehr; alkoholfreie Getränke.) Rückfahrt von 5.10 an.

Frühaufsteher können von Berlin 6.45 oder 7.56 nach Lehnitz (eine Station vor Oranienburg) fahren, dort Spaziergang am Lehnitzsee und Fahrt mit dem Dampfer (insbesondere am Vormittag) zum Restaurant Seeblick nach Oranienburg (Anlegeplatz.) Dauer der Fahrt ca. ½ Stunde, Preis 25 Pf. Von da Marsch durch den Schloßpark nach Eden.

Im Interesse der bequemen Fahrt und der Verpflegung bitte ich, möglichst bis zum 22. Juni durch Postkarte die Anzahl der Teilnehmer anzumelden.

W. 64. Unter den Linden 16, III.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock**. Die Sprechstunden der Unterzeichneten **fallen im Juli und August aus.** Eilige Zuschriften sind daher besser an die Privatadresse Charlottenburg, Grolmanstraße 15, zu richten, für Verlag und Expedition an Herrn K. Michaelis Berlin S. W. Hedemannstr. 7.

Dr. Penzig.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. —
Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1.00 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „**Kinderland**," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.
Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XIV. Jahrgang. | Berlin, den 1. Juli 1906. | Nr. 13.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Das europäische Gewissen. Von Max Nordau (Paris).
Die neue Schulgesetzvorlage in England. Von Emily Alschul.
Streiflichter:
Frauenstimmrechtsbewegung.
Kommunistische Ansiedlungen oder nicht?
Aus der ethischen Bewegung. Abteilung Berlin.
Bücherschau.
Vermischtes.

Das europäische Gewissen*).

Von Max Nordau (Paris).

In der letzten Zeit ist viel vom europäischen Gewissen die Rede gewesen. Man hat in Zeitungsartikeln darauf angespielt. Es ist in Aufrufen zu Geldspenden davon gesprochen worden. Führer von Abordnungen an Minister und Redner in Volksversammlungen haben es angerufen. Und immer wurde es wie etwas Allbekanntes behandelt, worüber man sich nicht weiter auszulassen braucht, und alle, die es im Munde führten, taten, wie wenn sie selbst, ihre Leser und Hörer, ganz genau wüßten, was das für ein Ding sei, wie es sich damit verhalte, wo und wann man es treffen könne.

Ich mußte mir mit geheimer Beschämung bekennen, daß ich mich über das europäische Gewissen in tiefster Unwissenheit befand, und um diesem demütigenden Zustande ein Ende zu machen, beschloß ich, mir an den Stellen, die ich für die zuständigsten hielt, Belehrung zu holen.

Ich begab mich zu einem Diplomaten, der mir ab und zu die Ehre erweist, mich zu empfangen.

„Exzellenz," sagte ich nach der Begrüßung mit etwas unsicherer Stimme, „es scheint, daß es ein europäisches Gewissen gibt —"

„Zweifeln Sie nicht daran!" unterbrach mich der Diplomat mit Autorität.

„Ach!" rief ich, hernhigt und erfreut, „in diesem Falle darf ich mich vielleicht bei Ihnen erkundigen, Exzellenz, wo dieses europäische Gewissen seinen Sitz hat und durch welche Aeußerungen es sich bemerkbar macht?"

Um die Lippen des Diplomaten spielte ein etwas geringschätziges Lächeln, das seine Höflichkeit rasch unterdrückte. Er hob darauf mit liebenswürdiger Herablassung an: „Das europäische Gewissen hat seine Stätte im Bewußtsein der christlichen Regierungen, insbesondere der anwärtigen Aemter. Es wacht über den Bestand des Völkerrechts und der sittlichen Ordnung, welche die Grundlage der Zivilisation sind. Es ist gewissermaßen die Ergänzung der Verträge, welche die Mächte positiv gegeneinander verpflichten."

„Ein erstes Gebot des Völkerrechts und der sittlichen Ordnung ist ja wohl die Achtung des Menschenlebens und fremden Eigentums. Denn ob sie nun von Hammurabi oder von Moses sind, die alten zehn Gebote binden noch immer jeden gesitteten Menschen."

„Selbstverständlich," stimmte der Diplomat zu.

„Sofern ich also recht verstanden habe, regt sich das europäische Gewissen, wenn irgendwo die Gebote: ‚Du sollst nicht töten!' und ‚Du sollst nicht stehlen!' in größerem Umfang übertreten werden und die berufene Obrigkeit nichts tut, um die Missetaten zu verhindern oder doch zu bestrafen."

„Es regt sich, es regt sich," bestätigte der Diplomat.

„Welche Form nimmt diese Regung aber an? Wie tritt sie in die Erscheinung?"

Die Stirn des Diplomaten umwölkte sich leicht. „Es gab eine Zeit, an die ein guter Europäer nur mit Sehnsucht denken kann; da waren Ordnung und Friede, Gesetz und Recht von den Hauptmächten des Weltteils ausdrücklich verbürgt. Erhob irgendwo der Unhold der Zuchtlosigkeit sein struppiges Haupt und die eigene Regierung war nicht kräftig genug, um ihn sofort zu Unterwürfigkeit und Gehorsam zurückzuführen, so standen ihr ungesäumt die Verbündeten bei. Das war die Zeit der heiligen Allianz." Er seufzte. „Der sogenannte Fortschritt, die berühmte Demokratie haben diesen selbstlosen Bund gesprengt, der nur zur Wahrung der höheren Sittlichkeit geschlossen war. Seitdem ist das europäische Gewissen nicht mehr so feinfühlig und zuverlässig. Aber wenn auch etwas abgestumpft und verwildert, ist es glücklicherweise doch noch immer lebendig."

„Aber es ist nicht mehr kräftig genug um zu handeln?" warf ich ein.

„Doch," versicherte der Diplomat. „Ich brauche nur an die Wirren in China zu erinnern. Die Juho-Käen oder vaterländischen Friedensfäulte, die man unfein Boxer zu nennen pflegt, vergingen sich schwer an Europäern. Sie mordeten sogar einen Gesandten, dessen Person selbst Barbaren geheiligt ist, und metzelten eine Anzahl Missionäre und Schwestern nieder. Sie wissen, was dann geschah."

„Ich weiß, ich weiß," sagte ich rasch; „aus erlauchtem Munde erging die gewaltige Mahnung: ‚Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter!' Ein schönes Bild verinnlichte

*) Mit freundlicher Genehmigung von Autor und Verleger der Sammelschrift „Die Zukunft der Juden" Berlin, M. Lilienthal, entnommen.

Digitized by Google

diese Aufforderung. Ich habe es mir über den Schreibtisch gehängt und blicke andächtig darauf, so oft ich in mein Arbeitszimmer trete. Gegen die vaterländischen Friedensfäuste erhob sich die gepanzerte Faust. Alle europäischen Staaten sandten Truppen nach China. Zu kriegerischen Taten fand sich zwar keine besondere Gelegenheit, aber die Waffen hatten gleichwohl ausreichende Beschäftigung. Es wurde eine herrliche Anzahl meist unbewaffneter Chinesen erschossen und erstochen, wohl auch mit Kolben niedergeschlagen, ungerechnet die chinesischen Frauen und Mädchen, die nebenher geschändet und verstümmelt oder getötet wurden."

„Hunnenbriefe," murmelte der Diplomat achselzuckend.

„Ich habe keine gelesen, Exzellenz. Aber ich habe von einem heimgekehrten Krieger einen goldgestickten Seidenvorhang gekauft, den er in einem chinesischen Hause gefunden hat. Er hängt jetzt in meinem Salon. Andere Funde, wie Silbergeld, Schmucksachen und Stoffe, hat er teils behalten, teils an andere Liebhaber abgegeben. Er hat mir versichert, daß alle seine Kameraden das gebildetste Interesse für chinesische kunstgewerbliche Gegenstände geringeren Umfanges gezeigt haben."

„Worauf wollen Sie hinauskommen?"

„Ich wollte fragen, Exzellenz, wieviel Europäer die vaterländischen Friedensfäuste ermordet haben?"

„Abgesehen vom Gesandten, der nicht als Ziffer abgeschätzt werden kann, werden es wohl einige Dutzend gewesen sein, nicht weit von hundert."

„Diese hundert Europäer waren meist Personen, die ungerufen nach China gegangen waren, um den Chinesen eine Religion zu predigen, von der sie nichts wissen wollen, und eine Gesittung zu bringen, die sie zurückweisen. Um ihren Tod zu rächen, haben alle europäischen Großmächte, abgesehen von den Vereinigten Staaten und Japan, Regimenter, ja, Divisionen nach China geschickt, Arsenale niedergebrannt, Städte beschossen und zerstört, Provinzen mit Feuer und Schwert verwüstet und China gezwungen, einige hundert Millionen Strafe zu zahlen. Da war ich stolz, Europäer zu sein."

„Sie sehen, daß es ein europäisches Gewissen gibt und daß es für Herausforderungen Sühne zu erzwingen weiß."

„In der Tat, Exzellenz. Nun möchte ich mir eine Frage gestatten. In Rußland sind eben 25000 Juden, größtenteils wehrlose Reisende, Beter in Synagogen, versteckte Greise, Frauen und Kinder ermordet und etwa 100000 verstümmelt oder verwundet worden. Die Metzeleien waren von nicht auszudeutenden Scheußlichkeiten und allgemeinen gründlichen Plünderungen begleitet. Die Verbrechen wurden von den russischen Behörden vorbereitet, vielfach ausgeführt, überall unterstützt oder begünstigt. Ich darf also wohl annehmen, daß das europäische Gewissen, da es doch nach Ihrer Versicherung und nach dem Zeugnis des chinesischen Kriegszuges eines gibt, jetzt laut sprechen, die gepanzerte Faust wuchtig niedersausen wird, die Völker Europas ihre heiligsten Güter wahren werden —"

Der Diplomat hatte mit wachsender Ungeduld zugehört. Hier fiel er mir stürmungelind ins Wort: „Ich sehe den Zusammenhang nicht — Europa kann doch nicht in die inneren Angelegenheiten eines unabhängigen Staates eingreifen —"*)

„Aber in China —"

„In China wurden Ausländer ermordet. Dafür durfte das Ausland Rechenschaft fordern. In Rußland sind nur Inländer zu Schaden gekommen. Das geht das Ausland nichts an. Ja, wenn Fremde belästigt worden wären —"

„Würde das europäische Gewissen sich empören —"

„So ist's."

*) Vgl. die Antworten Roosevelts, des englischen und österreichischen Premierministers über die Greuel von Bjelostok!
D. Red.

Ich dankte und empfahl mich. Weitergekommen war ich aber eigentlich nicht. So viel wußte ich nun, daß das europäische Gewissen, das jetzt in vieler Leute Munde ist, nicht dasselbe sein kann wie dasjenige, das nach der Angabe meines Diplomaten seine Stätte im Bewußtsein der christlichen Regierungen, insbesondere der Auswärtigen Aemter, hat. Denn dieses amtliche Gewissen ist von der Abschlachtung der 25000 Juden und der Folterung, Verwundung und Beraubung der vierfachen Zahl augenscheinlich nicht beunruhigt worden. Aber wo war das andere zu finden?

Ich ging, mich bei einem Finanzmann zu erkundigen. Denn die Hochbank ist ein Mittelpunkt der Weltkultur. Hier münden wie in einem Zentralorgan alle Nervenbahnen ein. Hier wird jede Störung als Schmerz empfunden und sie löst proportionelle Abwehrbewegungen aus. Wenn das europäische Gewissen keine bloße Stilblüte ist, mußte ein hervorragender Bänker mir darüber Auskunft geben können.

„Herr Direktor, verzeihen Sie, wenn ich störe. Wissen Sie etwas von einem europäischen Gewissen?"

„Seltsame Frage. Wie sollte ich nicht?"

„Wo wohnt dieses europäische Gewissen?"

„Wo? In jedem guten Europäer. In Ihnen. In mir."

„Und dieses europäische Gewissen handelt?"

„Sie meinen, ob es Geschäfte macht?"

„Nein; ich meine, ob es sich in Taten äußert, wenn es beleidigt wird."

„Sie scherzen, lieber Doktor. Die Beispiele sind Ihnen ganz so gegenwärtig wie mir. Als Griechenland unter der Wucht seiner allerdings etwas teuren Anleihen zusammenbrach und seine allerdings etwas üppigen Zinsen nicht mehr bezahlen konnte, hat Europa da gezögert, seine Flotten mobil zu machen und das griechische Volk an der Gurgel zu würgen, bis ihm die Zunge heraushing? Als die Türkei sich sperrte, die Forderung der Ehrenmänner Tubini und Genossen zu begleichen, ist da nicht ein französisches Geschwader nach Mytilene gedampft? Als der Schuldenmacher Castro den europäischen Gläubigern ein Schnippchen schlagen wollte, haben die Kriegsschiffe der Großmächte Europas nicht sofort die venezianischen Häfen blockiert? Wir können Sie da zweifeln, daß das europäische Gewissen beständig wach ist und jede Beleidigung ahndet?"

„Sie haben recht, Herr Direktor. Das europäische Gewissen der Bankleiter, der Diplomatie und aller guten Europäer ist gegen säumige Schuldner sehr empfindlich."

„Es gibt nichts Unmoralischeres, nichts Empörenderes als schlechte Zahler."

„Ich bin ganz Ihrer Meinung. Nun sind da neulich in Rußland 25000 Juden —"

„Ich weiß."

„— abgeschlachtet und 100000 verwundet worden —"

„Ich weiß. Ich weiß."

„— und ich würde gern erfahren, was das europäische Gewissen der Bank und Börse dazu gesagt hat."

„Was geht das die Bank und Börse an?"

„Ich dachte in ihrer Eigenschaft als Träger des europäischen Gewissens —"

Der Bänker lächelte und drohte mit dem Finger. „Immer paradoxal, lieber Doktor, immer paradoxal! Rußlands Kredit ist gut, trotz des pessimistischen Geredes einiger Theoretiker."

„Und die vorbereitete große Anleihe —"

„— wird glänzend gelingen."

„Es kann also ruhig weiter gemordet worden."

Der Direktor zuckte die Achsel. Die Unterhaltung wurde ihm peinlich. Da trat zum Glück ein Kommis mit einem Bogen ein und meldete ehrerbietig: „Die Sammlung für die Juden in Rußland." Im Abgehen sah ich noch, wie der Bänker mit fester Hand eine mehrstellige Ziffer einzeichnete.

Digitized by Google

Ich war so klug als wie zuvor. Einiges Nachdenken brachte mich auf den Gedanken, mein Glück bei einem bekannten Klubmann zu versuchen, der in Ehrenfragen für eine Autorität gilt. Ich bat ihn, mich über das europäische Gewissen aufzuklären. Er verstand mich anfangs nicht recht. Ich suchte mich deutlicher auszudrücken.

„Ihr Cercle, Herr Graf A . . . ., nimmt nur völlig makellose Männer auf?“

„Diese Frage!“ sagte der Graf verwundert.

„Und Sie alle verkehren gesellschaftlich nur mit klubfähigen Personen?“

„Das liegt auf der Hand.“

„Würden Sie nun einen Mörder, sagen wir einen Mörder, der sich mit politischen Beweggründen ausredet, in Ihre Kreise zulassen?“

Der Graf schraubte sein Monokle ein und erwiderte leicht verletzt: „Nichts rechtfertigt eine derartige Annahme.“

„Endlich! Es gibt also bei Ihnen ein europäisches Gewissen, das Verbrechen richtet —“

„Dazu genügt das Ehrgefühl. Erinnern Sie sich daran, daß wir jeden Verkehr mit den serbischen Königsmördern abgebrochen haben, selbst den diplomatischen. Kein Cercle wird sie aufnehmen. Keiner von uns wird sich mit ihnen an einen Tisch setzen.“

„Gewiß. Nun sind dieser Tage in Rußland auf Veranstaltung der Behörden 25000 Juden niedergemetzelt, 100000 verwundet worden —“

„Das wird wohl stark übertrieben sein,“ wendete der Graf ein.

„Sie finden mich zu einem ansehnlichen Nachlaß bereit, Herr Graf A . . . Jedenfalls wurde massenhaft gemordet und geplündert, und zwar unter der Anleitung der Behörden.“

„Ist das bewiesen?“

„Graf Witte hat es amtlich zugegeben.“

„Dieser Herr Witte ist ein Parteimann.“

„Sie glauben es also nicht?“

„Ach Gott — das sage ich nicht — es ist nur schwer, sich aus der Ferne ein Urteil zu bilden.“

„Nehmen wir an, die Angaben über die Beteiligung der Behörden an den Verbrechen in Rußland werden erwiesen. Wie wird sich das Ehrgefühl der guten Gesellschaft zu den hohen Würdenträgern, den Großfürsten, Exzellenzen, Generalen, Statthaltern, Metropoliten stellen, die das Blutbad angerichtet haben?“

„Ja — was wollen Sie gegen die Herren tun?“

„Man kennt viele von ihnen ganz genau. Die Namen Neidhardt, Kaulbars, Klingenberg sind jedem geläufig. Diese Männer reisen. Sie zeigen sich im Auslande. Sie besuchen Kurorte, Sommerfrischen. Sie werden also mit ihnen in einem Hotel wohnen, in einem Kasino spielen, in einem Botschaftssalon zusammentreffen. Sie werden Grüße und Händedrücke mit ihnen austauschen, sich in Gespräche mit ihnen einlassen?“

Der Graf wurde ungeduldig. „So lange die ordentlichen Gerichte einem Manne in hoher Stellung nicht im regelmäßigen Verfahren die Ehrenrechte aberkannt haben, darf niemand sich unterfangen, sie ihnen abzusprechen.“

„Die Braunschweiger von Barclay in London waren anderer Meinung. Haynau ist nie von einem ordentlichen Gerichte verurteilt worden. Aber als er beim Besuche der Brauerei erkannt wurde, schlugen die Arbeiter ihm sämtliche Knochen im Leib entzwei und rissen ihm eine Hälfte seines berühmten Bartes aus.“

„Das war zugleich pöbelhaft und feig.“

„Die bekannten Großfürsten und Exzellenzen, die Neidhardt, Kaulbars, Klingenberg usw. haben also eine ähnliche Behandlung in den großen Cercles, Botschaften, Kasinos nicht zu befürchten?“

Der Graf begann böse zu werden und ich zog vor, die zwecklos gewordene Unterredung abzubrechen.

Mit dem berührten europäischen Gewissen war es also entschieden nichts. Da es weder bei den Regierungen noch bei der Hochbank noch bei der guten Gesellschaft anzutreffen war, konnte es nur eine Windbeutelei von Schönrednern der Feder und des Wortes sein. In unsern Tagen kann also eine europäische Verwaltung Massenmorde anordnen, ohne daß die Regierungen der Großmächte sich einmischen, ohne daß die Börse den Kredit des Staates niedriger bewertet, ohne daß die Vornehmen und Gebildeten die Verüber der Schandtaten ächten. Während ich in diese Gedanken vertieft den Boulevard entlang ging, stieß plötzlich ein Entgegenkommender, der im Gehen seinen Mantin las, heftig an mich. Er blickte rasch auf und ich erkannte einen jungen Rechtsanwalt, der in Volksuniversitäten häufig Vorträge hielt.

„Was sagen Sie dazu?“ schrie er beinahe, während er mir die Zeitung vors Gesicht hielt. „Ist das nicht, um an der Welt und an sich zu verzweifeln? Diese Metzeleien sind eine unerträgliche Schmach für alle Zeitgenossen. Jeder einzelne von uns ist mitschuldig, wenn er diese Greuel zuläßt, ohne sie zu verhindern, oder zu bestrafen. Ich war bisher nur Sozialist. Diese russischen Mörder machen mich zum Anarchisten. Das Blut der Unschuldigen muß über das Haupt der Mörder kommen. Sie mögen noch so hoch stehen, sie sollen —“

Ich hielt mir die Ohren zu, um kein Wort mehr zu hören, und lief davon.

Ich laufe noch.

Die neue Schulgesetzvorlage in England.

Von Emily Altschul.

Die neue englische Schulgesetzvorlage, die das Parlament beschäftigt und im ganzen Lande die Gemüter erregt, enthält einige radikal demokratische Bestimmungen, deren Bedeutung aber durch andere Bestimmungen so eingeschränkt ist, daß nicht allzuviel für den Fortschritt übrig bleibt. Einsichtige Leute aller politischen Schattierungen beklagen, daß diese Education Bill nichts neues für die „Education“ enthält. Sie dreht sich fast ausschließlich um die religiöse Frage, ohne doch einen Zustand zu schaffen, der einen dauernden Frieden zwischen den verschiedenen religiösen Parteien verspräche.

Zum besseren Verständnis der Vorlage seien einige Worte über die Entwickelung des englischen Volksschulwesens gestattet.

Bis zum Jahre 1870 waren alle öffentlichen Volksschulen in England Kirchenschulen.

Die staatlichen Behörden errichteten erst eigene Elementarschulen, als in diesem Jahre der Schulzwang eingeführt wurde. Beide Arten öffentlicher Volksschulen erhielten Staatsunterstützung, aber während die Kirchenschulen (Voluntary oder Non-Provided Schools, d. h. nicht vom Staate „provided“) im übrigen auf freiwillige Beiträge der (kirchlichen) Gemeindemitglieder angewiesen blieben, wurden für die vom Staate errichteten Schulen (Board-Schools, d. h. unter dem Board of Education stehend) die lokalen Steuern herangezogen.

Die religiöse Unterweisung in den Kirchenschulen ist konfessionell-dogmatisch (katholisch, anglikanisch, Wesleyanisch usw.). Die Board-Schools aber unterstehen dem Schulgesetz von 1870, welches bestimmt, daß in Schulen, die aus den lokalen Steuern unterhalten werden, nur „Simple Bible Lessons“ als religiöse Unterweisung gestattet sind und aus öffentlichen Geldern bezahlt werden dürfen. Diese „Simple Bible Lessons“ bestehen in Lektüre der Bibel ohne dogmatische Auslegung. Wegen dieser beiden Arten von Volksschulen kam es nun erst zu einem Konflikt, als im Jahre 1902 Balfour, um den Kirchenschulen zu Hilfe zu kommen, denen inzwischen die Privatmittel knapp geworden waren, eine Vorlage im Parlament einbrachte, wonach auch für die

Digitized by Google

Kirchenschulen die lokalen Steuern herangezogen werden sollten, ohne daß im übrigen deren speziell religiöses Gepräge angetastet wurde. Hiergegen, als im Widerspruch mit dem Schulgesetz von 1870 stehend, erhoben die Non-Conformists (Anhänger der Sekten) Einspruch und als die Vorlage dennoch Gesetz wurde, bekämpften sie dieselbe durch passiven Widerstand, d. h. indem sie sich weigerten, die Steuern zu zahlen.

Mr. Birrell, der jetzige Unterrichtsminister, ist nun ein eifriger Non-Conformist und die von ihm eingebrachte neue Schulgesetzvorlage kann als ein Sieg der Sekten über Anglikaner und Katholiken angesehen werden.

Die wichtigsten Punkte der neuen Vorlage befinden sich im I. Teil derselben, Paragraph 1—7.

Die Bestimmungen von einschneidendster Bedeutung sind in Paragraph I, VI und VII enthalten. Paragraph I besagt, daß hinfort nur die von den lokalen (weltlichen) Schulbehörden errichteten und geleiteten Schulen den Rang von öffentlichen Schulen haben.

Hiermit sind durch einen Federzug die bestehenden 14082 Kirchenschulen, in denen über eine Hälfte der Schulkinder des Landes unterrichtet werden, aufgehoben, bez. ihre Umwandlung in Staatsschulen angeordnet.

Ein jährlicher Mietzins von 1 £ Sterling ist in der Vorlage für die Abmietung der Schulgebäude von den kirchlichen Körperschaften bestimmt. Dieser Paragraph I ist in 2. Lesung angenommen. Paragraph VI bestimmt, daß die Anwesenheit der Kinder während der Religionsstunde nicht geordert werden dürfe.

Paragraph VII besagt, daß die Lehrer nicht verpflichtet seien, Religionsunterricht zu erteilen und daß ihre Anstellung nicht von ihrer Religionszugehörigkeit abhängig gemacht werden dürfe (wie in den bisherigen Kirchenschulen). Der Lehrer sei Staatsdiener und es dürfe so wenig nach seinen religiösen Anschauungen gefragt werden, wie etwa bei der Anstellung im Postdienst.

Wie wenig es sich indes in der neuen Vorlage um eine Verweltlichung der Schule im Sinne der völligen Trennung von Kirche und Staat handelt, beweist der Umstand, daß ja ein bestimmter Religionsunterricht vorgesehen ist, der aus öffentlichen Geldern bezahlt werden soll.

So ermahnte denn auch kürzlich der Bishop of Ripon, ein angesehner Anglikaner, die verschiedenen Parteien, nicht durch zu starres Festhalten an Sonderinteressen das Zustandekommen des Gesetzes zu verhindern. „Wenn es sich", sagte der Bischof „um einen Konflikt zwischen denen handelte, welche die Religion aus der Schule verbannen und jenen, welche sie der Schule erhalten wollen, so würde ich den Kampf bis zum Aeußersten antraten, aber zwischen Parteien, die alle den Wert der religiösen Unterweisung für die Schule anerkennen, muß doch eine Verständigung möglich sein."

Bezeichnend für die Situation ist auch der Umstand, daß in der Sitzung des Parlaments vom 29. Mai d. Js. ein Antrag Maddison (Arbeiterpartei) auf Streichung des Religionsunterrichtes von dem Lehrplan der Volksschule mit 416 gegen 63 Stimmen abgelehnt wurde.

Es hieße aber die Lage verkennen, wenn man in den, in der Vorlage vorgesehenen „Simple Bible Lessons" eine, allen Parteien gerecht werdende religiöse Unterweisung erblicken würde. Dieselben stellen vielmehr eine entschiedene Bevorzugung der Sekten dar, bei denen die Bibel die gleiche Rolle spielt, wie bei den Anglikanern die Kirche und bei den Katholiken der Papst.

Indessen auch den Sekten bringt die neue Vorlage nicht ungemischte Freude.

Während nämlich Paragraph I und IV jedes speziell dogmatisch-konfessionelle Element aus der Volksschule zu verbannen und diese ganz unter staatliche Leitung zu bringen scheinen, wird durch Paragraph III und namentlich durch Paragraph IV die Stellung der Anglikaner und Katholiken in ihrem Einflusse auf die Schule eher neu gestärkt.

Paragraph III gestattet die Erteilung dogmatisch-konfessionellen Religions-Unterrichts an zwei Vormittagen der Woche in den früheren Kirchenschulen, mit der Einschränkung, daß dieser Unterricht von den religiösen Gemeinschaften zu zahlen ist.

Paragraph IV erweitert diese Vergünstigung noch dahin, daß in Städten von über 5000 Einwohnern dogmatisch-konfessioneller Religionsunterricht an 5 Tagen der Woche (wie bisher in diesen Schulen üblich) von den lokalen Schulbehörden auf Wunsch von $^4/_5$ der Eltern gestattet werden darf und ermächtigt die staatlich angestellten Volksschullehrer, wenn sie dazu bereit sind, diesen Unterricht zu erteilen.

Dieser Paragraph IV ist zur Zeit der umstrittenste der ganzen Vorlage. Die Anfregung ist begreiflich, wenn man bedenkt, daß von 32 Millionen Einwohnern 24 Millionen in solchen unter Paragraph IV fallenden Schulbezirken wohnen, deren Kinder also dogmatisch-konfessionellen Religionsunterricht in der Volksschule erhalten können.

Sind einerseits die Katholiken und Anglikaner außer sich, daß man ihnen ihre Schulen raubt, und entschlossen, an den Vorteilen festzuhalten, die Paragraph IV ihnen gewährt, so schlagen andererseits die Sekten Lärm, weil sie durch denselben die durch Paragraph I geschaffene Situation bedroht sehen. Wenn auch der, in den früheren Kirchenschulen unter Paragraph IV gestattete speziell konfessionell-dogmatische Religionsunterricht nicht mehr wie seit 1902, direkt aus der Tasche der Steuerzahler bezahlt würde, so doch indirekt.

Der Charakter dieser vom Staat übernommenen Schulen würde sich nämlich nicht sonderlich verändern, während sich die Kosten für die betreffenden religiösen Gemeinschaften wesentlich verringern würden, da der Staat nicht nur die jährliche Miete an dieselben zu zahlen, sondern auch für die Instandhaltung der Schulgebäude usw. aufzukommen hat. Wird es nun dazu noch den staatlich angestellten Volksschullehrern gestattet, in den unter Paragraph IV fallenden Schulen den speziellen, dogmatischen Religionsunterricht zu erteilen, so ist es unausbleiblich, daß bei der Anstellung der Lehrer in irgend einer Weise die religiöse Zugehörigkeit des Betreffenden wieder den Ausschlag gibt, und wo bleibt dann, so fragen die „Non-Conformists" besorgt die Wirkung von Paragraph I und VII.?

So scheint vielen auch der Sieg der Sekten eine Täuschung zu sein. Die religiösen Leidenschaften aber sind im ganzen Lande mächtig aufgestachelt, und daß die Vorlage zu einem dauernden Frieden führen könne, scheint niemand recht zu glauben.

Wird sie Gesetz, d. h. kommt sie nicht im Oberhause zu Fall, wo die Bischöfe sitzen, so hat sie dies hauptsächlich der Furcht vor dem Schreckgespenst der wirklichen Verweltlichung der Schulen zu danken. Es liegt so nahe, daß das Land, des konfessionellen Gezänkes müde, sich dazu aufrafft, die Religion ganz aus der Schule zu verbannen!

Und für diese Entwicklung ist Paragraph VI von der größten Bedeutung.

Auch nach dem Schulgesetz von 1870 war der Besuch des Religionsunterrichtes nicht obligatorisch, die betreffende Verfügung war aber so unklar abgefaßt, daß die Eltern allgemein unter dem Eindruck standen, daß die Kinder nicht das Recht hätten, während des Religionsunterrichtes der Schule fern zu bleiben. Selbst wenn sie an dem Unterricht nicht Teil nahmen, blieben sie im Klassenzimmer, und die Eltern vermieden es, die Kinder dieser Sonderstellung auszusetzen, die nicht einmal wirklam war. Jetzt aber ist die Fassung des betreffenden Paragraphen so klar, daß es nicht schwer halten dürfte, von diesem Punkte aus, unterstützt von der allgemeinen Unzufriedenheit, die der von der Vor-

Digitized by Google

lage geschaffene Zustand zur Folge haben muß, zu einer wirklichen Verwellichung der Schule zu gelangen.

Die Vorlage enthält noch einzelne Bestimmungen betreffs sozialer Fürsorge für die ärmeren Kinder und Verordnungen, durch die Wales eine eigene Schulverwaltung erhält, aber diese Fragen haben bisher die öffentliche Meinung noch wenig beschäftigt, und das Interesse scheint sich ausschließlich der religiösen Frage zuzuwenden.

Witzig glossiert F. J. Gould, der bekannte Moralpädagoge in der „Positivist Review", Mai 1906, die Ausführungen des Unterrichtsministers, mit denen er seine Vorlage dem Parlament unterbreitete, wobei er erzählte, wie die Kinder ihn beim Abfassen seiner Rede in Battersea-Park immer unterbrochen hätten, um zu fragen, wie spät es sei.

„Wäre Poe's Rabe dabei gewesen, als der Minister den Kindern darüber Auskunft erteilte, welche Stunde es geschlagen", schreibt Mr. Gould, „so würde der spöttische Vogel gewiß gesagt haben:

„Meine Kinder, es ist der Anfang vom Ende!"

Streiflichter.

Frauenstimmrechtsbewegung. Finnland hat als erstes europäisches Land Ende Mai das wirkliche allgemeine Stimmrecht für alle Bürger, Frauen und Männer gleicherweise gesetzlich eingeführt. Mit 24 Jahren ist in Finnland jedermann Wähler und wählbar. Die Tatsache bedeutet nicht nur einen riesigen moralischen Sieg des tapferen Finnlands, sie bedeutet auch die Niederwerfung jener stärksten Skrupel der europäischen Parlamente, daß es den ersten Schritt kolte, den zu tun man sich besonders überlegen müsse. Die Frauenbewegung aller Kulturländer gewinnt am finnischen Stimmrechtsgesetz eine Brücke, mit deren Hilfe sie einen flotten Uebergang ins Land ihrer Wünsche machen kann.

Dieses Ereignis setzt die am 4. Juni durch Volksabstimmung beschlossene Einführung des Frauenrechtes in Oregon (Vereinigte Staaten von Amerika) ganz in Schatten. Idaho, Wyoming, Utah und Colorado standen der europäischen Bewegung als Beispiele allzuferne, auch Oregon hätte die Bewegung nicht besonders vorwärts gebracht. Eines europäischen Beispieles bedarf es, um die schwankende Gesinnung Englands, Hollands, Schwedens, Norwegens, Ungarns, Dänemarks und Italiens zu Gunsten des Frauenstimmrechtes zu befestigen. Die letzten Ereignisse in den genannten Ländern lassen voraussetzen, daß es nur eines festen Zugreifens bedarf, um die Frauensache zum Sieg zu führen.

Eine eigenartige Beobachtung läßt sich bei der europäischen Presse in dieser Angelegenheit machen. So lange die Frage des Frauenstimmrechtes akademisch behandelt wurde, gab es Preßstimmen für und dagegen; nun es in vielen Ländern ernstlich zur Tat geht, ist eine schwüle Stille im Blätterwald der Presse eingetreten. Ereignisse, wie das finnische Stimmrechtsgesetz wurden mit zwei Zeilen registriert und ohne Kommentar über die große Bedeutung der Tatsache abgetan.

Umso größeren Raum nahm die Behandlung der Schlappe, die die englische Frauenstimmrechtsbewegung erlitt, ein. Mehr oder minder hämisch, im besten Falle mit liebenswürdiger Bosheit wurde der Skandal aufgebauscht und verzerrt: mit Vergnügen versetzte man der europäischen Frauenstimmrechtsbewegung einen Klaps auf den ungeduldigen Kopf.

Die Behandlung der englischen Ereignisse und der Stimmrechtsgewährung in Oregon und Finnland in der Presse — die Ausnahmsblätter bestätigen die Regel — zeigen, welche Voreingenommenheit selbst dort herrscht, wo die elementarste Pflicht Objektivität wäre. Selbst die bloße Berichterstattung nahm Partei gegen die Frauensache.

Aber! der Sieg ist da und die vom 6. bis 11. August in Kopenhagen tagende internationale Versammlung des Weltbundes für Frauenstimmrecht sieht darin das beste Omen für ihre Arbeit. Diese außerordentliche Versammlung (der Weltverband stellte nur fünfjährige Versammlungen fest) wurde von den europäischen Frauen jener Länder gefordert, in deren Parlamenten eine Wahlreform beworben und die aus der internationalen Demonstration Vorteil für ihre Bewegung ziehen wollen. Die Kopenhagener Versammlung wird aus allen Kulturländern beschickt und wirft ihre Wellen schon voraus. Mrs. Carrie Chapman-Catt aus New-York, die Vorsitzende des Weltbundes, die sich im Jahre 1904 die Herzen der Europäer eroberte, leitet von Kopenhagen aus selbst alle Vorbereitung zu dem Feldzuge, der in unblutigem Kampf die schönste Beute gewinnen will: die Stufe zur vollkommenen Gleichberechtigung der Frauen, das parlamentarische Wahlrecht. Rosika Schwimmer, Budapest.

* * *

Kommunistische Ansiedlungen oder nicht? Die herrschenden Uebelstände, die vorhandenen Gegensätze, die mit unserer Wirtschaftsordnung verknüpften Ungerechtigkeiten und Mißbräuche bewegen zahlreiche denkende, ernste Menschen, auf Abhilfe zu sinnen. So entstehen viele „Lösungen" der sozialen Frage, viele literarische „Utopien", viele „Systeme" zur Weltverbesserung. Je tiefer ein solcher Reformer von der Notwendigkeit gründlicher Aenderungen durchdrungen ist und je mehr vom Apostel er an sich hat, desto eher wird sich ihm der Wunsch aufdrängen, seine Vorschläge in Wirklichkeit umzusetzen, seine Theorien praktisch durchzuführen, und wenn irgend möglich, wird er zu diesem Zweck eine Gemeinde zu gründen versuchen. Er schart eine kleinere oder größere Anzahl befreundeter oder auch fremder, sich meldender Personen um sich, denen das Bestehende mit Recht mißfällt und die entweder zur Hebung der Menschheit beitragen oder sich selber ein befriedigendes Dasein verschaffen wollen oder beides. Mit Begeisterung stürzt man sich in die Schöpfung einer kommunistisch-sozialistischen Niederlassung und überwindet die zumeist recht beträchtlichen Hindernisse so gut es geht. In der Regel entstehen aber früher oder später Differenzen, die sehr oft in Zwistigkeiten ausarten. Die anfänglich durch die Neuheit der Sache und den guten Willen übertünchte Verschiedenheit der Temperamente und Charaktere macht sich immer mehr geltend und das Ende ist dann entweder die Auflösung, das Auseinandergehen, oder aber, was den Stiftern selbstverständlich eine ebenso schmerzliche Enttäuschung bereitet, ein Aufgeben der ursprünglichen Grundsätze, auf denen das Gemeinwesen beruht hat und die ja zu seiner Errichtung geführt haben.

Die Ansichten über Wert und Unwert, Bedeutung und Zwecklosigkeit der kommunistisch-sozialistischen Ansiedlungsgründungen, über die Ursachen ihres Gelingens oder Scheiterns u. s. w. gehen stark auseinander.

Ob nun wirklich, wie H. Hugo, E. H. Schmitt und andere nichtreligiöse Forscher meinen, gerade das religiöse Element das einzige geeignete ist, solche kommunistische Ansiedelungen länger zusammenzuhalten, scheint mir nicht ganz sicher. Oft mag es vielleicht so sein, wie z. B. in Amana, bei den Shakers, in Utah 2c. Aber einerseits erhalten sich auch manche nichtreligiöse Niederlassungen recht lange, anderseits lösen sich oft auch religiöse auf, wie Oneida oder Zoar, und nicht in allen Fällen letzterer Art wird die von dem deutschen Sozialdemokraten Hugo gegebene Erklärung genügen, daß „mit dem Schwinden des religiösen Gefühls das wirkende Agens des Zusammenhalts schwand und daß nach diesem Schwinden „egoistische Gefühle die Kolonie in ihren Fundamenten untergraben." Und was den „Materialismus" betrifft, so scheint mir E. H. Schmitt allzu apodiktisch zu sein, wenn er ihn für völlig „kulturunfähig" erklärt. Ich halte das, ohne dem Materialismus sonderlich das Wort

Digitized by Google

reden zu wollen, für eine Uebertreibung. Ich gebe zu, daß rein materialistische Gebilde auf die Dauer unhaltbar sind, möchte dies aber auch von den rein religiösen behaupten. Ich sollte meinen, daß eine gute Mischung von Materialismus und Ethik am kulturfähigsten sein und einem Gemeinwesen auch die längste Dauer verbürgen müßte.

Eine interessante Frage hat vor kurzem der französische Kommunist E. Armand aufgeworfen — ob es denn notwendig sei, daß eine „Sozialkolonie", wie man von einem idealen Gemeinwesen zu fordern pflegt, lange oder gar dauernd bestehe, und ob dieser Punkt nicht vielmehr nebensächlich sei. Er verneint jene Notwendigkeit und bejaht diese Nebensächlichkeit. Ja, er hält es nicht einmal für wünschenswert, daß solche Organismen „von unbegrenzter Dauer" seien, denn „erfahrungsgemäß lassen sie im Laufe der Zeit an Kraft nach" (wahrscheinlich nach Eintritt eines höheren Grades von Wohlhabenheit) und „vernachlässigen dann ihre propagandistischen Aufgaben." Es sei unlogisch, einen langen Bestand zu fordern. Die Ansiedlung habe lediglich den Zweck, „im bestehenden Milieu ein Element des Widerstandes zu bilden." Sie sei bloß Mittel, nicht Selbstzweck. Um „unsrer verrotteten, entsittlichten Gesellschaft" einen Spiegel vorzuhalten, „ihr den Weg zur Zukunft zu weisen," genügen nach Armand unter Umständen auch einige Monate Daseins. Die heutigen Kommunisten seien als Menschen, weil Produkte unserer trägen und verurteilswollen Zeit, noch viel zu unvollkommen, um auf die Dauer einerseits ein wirklich ideales Leben führen (der alte Adam breche bei ihnen nach längerer Zeit immer wieder hervor, „der innere Feind") und andererseits dem Ansturm des „äußeren Feindes," d. h. der sie umgebenden Außenwelt, gewachsen sein zu können.

Armand empfiehlt daher die Gründung möglichst vieler Kommunistenkolonien, freilich mit möglichst günstigen Elementen, bei bestem Willen und mit sorgfältiger Beachtung der reichen bisherigen Erfahrungen. So originell sein Standpunkt auch ist, origineller und meines Erachtens richtiger ist derjenige, den ein gewisser „La Montagne" ganz kürzlich in einem Pariser Kommunistenblatt entwickelt hat. Er hält alle kommunistischen Einzelgemeinden für überflüssig und schreibt:

„Die kommunistische Gesellschaft wird nur dann verwirklicht werden, wenn die Menschen sie nicht künstlich **machen** werden. Sie wird ganz von selbst kommen, sobald sich die Menschen von der gegenwärtig herrschenden Moral befreit haben, sobald Mann und Frau sich nur aus wahrer Liebe vereinen, sobald die Kinder von ihren Eltern nichts andres lernen als allgemeine Menschenliebe. Diese Kinder werden als Erwachsene vom Bazillus des Mißtrauens, dieses Schädlings, frei sein . . . Statt Gruppen, Kolonien und dergl. schöne aber unnütze Dinge zu gründen, erzeuge man das Material zur Vorbereitung der Zukunftsgesellschaft — das ist die Hauptsache."

Soll ich schließlich meine eigene Meinung sagen? Nun denn, ich glaube, daß die Errichtung solcher Gruppen, wenn die von Armand betonten Vorsichten beobachtet werden, nicht schaden, sondern eher — weil letzterenfalls vorbildlich wirkend — nützen kann, daß aber unter den obwaltenden Umständen die meisten Versuche scheitern müssen, weil die Menschennatur, an die herrschenden Verhältnisse und Einflüsse gewöhnt, noch nicht hinlänglich zu Selbstzucht und Selbstlosigkeit erzogen ist. Dieses Moment scheint mir ausschlaggebender zu sein als das der Religiosität oder des Materialismus.

L. Katscher.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin. Die Strafprozeßreform bildete den Gegenstand einer eingehenden Erörterung in einer am 27. Mai nach dem Bürgersaale des Berliner Rathauses einberufenen öffentlichen Versammlung. Es hatte sich ein zahlreiches Damen- und Herrenpublikum, darunter viele Juristen, eingefunden. Geheimer Justizrat Professor Dr. Liszt, der die Besprechung mit einem längeren Vortrage einleitete, führte aus:

Es sei nicht zu bestreiten, daß in weiten Schichten des deutschen Volkes ein arges Mißtrauen gegen die Rechtspflege bestehe. Der Umstand, daß im Volke die Ansicht bestehe, es herrsche eine Klassenjustiz, könne zu schweren Schädigungen des Staatswesens führen. Es sei nun zwecks Umgestaltung des Strafverfahrens eine Kommission eingesetzt. Allein sowohl die Zusammensetzung als auch die Arbeiten der Kommission können nicht befriedigen. Er finde es richtig, daß sechs Parlamentarier hinzugezogen worden seien, sehr zu tadeln sei es aber, daß ein Konservativer, ein Nationalliberaler, ein Freisinniger, drei vom Zentrum, aber nicht einer von der sozialdemokratischen Partei hinzugezogen worden sei, obwohl doch auch in dieser Partei Männer vorhanden seien — er nenne nur Rechtsanwalt Dr. Hugo Heinemann —, die gerade auf dem Gebiete der Strafprozeßreform Hervorragendes geleistet haben. Mißbilligen sei es zu tadeln, daß man Rechtstheoretiker wie Binding nicht in die Kommission gewählt habe. Die Arbeiten der Kommission seien wenig befriedigend; sie seien jedenfalls nicht geeignet, das Mißtrauen des Volkes in die Strafrechtspflege zu beseitigen. Die Zensur der Kommission könne nur lauten: Fortschritt in Einzelheiten, Verschlechterung im Ganzen. Es bestehe schon deshalb ein Mißtrauen gegen die Strafrechtspflege, weil die Richterstellen ein Privileg der besitzenden Klassen seien. Es könne wohl jeder Referendar werden, zur Richterkarriere werde aber nur zugelassen, wer den Nachweis führe, daß er zu einem standesgemäßen Leben die Mittel besitze. Das Hauptmißtrauen richte sich gegen die Strafkammern, die ausschließlich aus Berufsrichtern bestehen. Es komme hinzu, daß die Strafkammern fürmlich überfüllt seien, daß infolgedessen ganz naturgemäß mit einer gewissen Ueberhastung gearbeitet werde. Im weiteren werde die Einführung der Berufung gegen Strafkammerurteile verlangt. Er könne diesem Verlangen nicht beistimmen. Zum mindesten dürften die Verlustgründen nicht dem Oberlandesgerichten überwiesen werden, da dies für die Angeklagten und Zeugen mit großen Mißhelligkeiten verbunden wäre. Berufungsfachen dürften höchstens vor einer andern Strafkammer desselben Gerichts verhandelt werden. Er sei, wie gesagt, ein Gegner der Berufungen überhaupt, da eine Berufungsverhandlung nicht eine Verbesserung, sondern eine Verschlechterung ergeben würde. Zu tadeln sei ferner, daß die Kommission das bisherige Untersuchungsrichtersystem beibehalten habe und Verteidigung gegen Kollusionsgefahr habe bestehen lassen. Wenn man das Mißtrauen gegen die Strafrechtspflege beseitigen wolle, dann müsse man die Strafkammern beseitigen, deren Sachen den Schöffen- und Schwurgerichten zuzuweisen und durch Beiordnung der Referendare dafür sorgen, daß auch Laienrichter es möglich sei, Richter zu werden, und endlich, daß bei der Auswahl der Geschworenen und Schöffen alle Volksklassen berücksichtigt werden. (Lebhafter Beifall).

Kammergerichtsrat Dr. Kronecker: Er sei Mitglied der Kommission gewesen. An der Zusammensetzung sei die Kommission unschuldig. Die Kommission habe es für ihre Pflicht erachtet, nicht bloß die Rechte der Angeklagten, sondern auch die der Staatsgewalt zu schützen. Es sei doch notwendig, daß die wirklich Schuldigen verurteilt werden. Ganz so schlimm, wie Geheimer Rat v. Liszt die Arbeiten der Kommission geschildert habe, seien sie nicht. Die Kommission habe vorgeschlagen, an Stelle der Strafkammern mittlere Schöffengerichte zu setzen, gegen deren Urteile Berufung zulässig sei, die von einem Kollegium besetzten Gerichts zu entscheiden sei. Außerdem habe die Kommission an Stelle der Schwurgerichte große Schöffengerichte vorgeschlagen. Die Urteile sollen ausführlicher begründet werden. Ferner solle es auch schon im Vorverfahren dem Angeklagten und Verteidiger zustehen, bei der Zeugenvernehmung zugegen zu sein und Fragen zu stellen, und endlich solle bei der Beschlußfassung über die Eröffnung des Hauptverfahrens und der Verhaftung der Angeklagte und Verteidiger gehört werden. Er sei der Meinung, es könnte eine Zeit kommen, in der man die Vorschläge der Kommission in die Praxis eingeführt sehen möchte.

Staatsanwalt Dr. Schwickerath: Von einer Ueberrumpelung des Angeklagten könne keine Rede sein, da dieser die Anklageschrift erhalte, sich also auf seine Verteidigung vorbereiten könne. Die Kollusionshaft erfolge nur sehr selten. Notwendig seien juristische Fortbildungskurse. Die Entlastung der Strafrichter und Staatsanwälte von dem vielen Schreibwerk und die vom Minister empfohlene größere Zuvorkommenheit gegenüber dem Publikum dürften zu besseren Zuständen führen. (Beifall). — Rechtsanwalt Müller äußert sein Bedauern, daß zur Kommission ausschließlich Juristen hinzugezogen worden seien.

Geheimer Justizrat Professor Dr. v. Liszt: Es hätte sich empfohlen, daß die Kommission im engen Zusammenhang mit der großen Oeffentlichkeit gearbeitet und ihre Vorschläge der Oeffentlichkeit vorklausiert unterbreitet hätte. Herrn Staatsanwalt Schwickerath bemerke er, daß das große Publikum den Inhalt der Anklageschrift nicht verstehe. Er fordere grundsätzlich die Beseitigung der Kollusionshaft und an Stelle der Berufung die Erleichterung des Wiederaufnahmeverfahrens. (Beifall).

(„Berl. Volkszeitung.")

Digitized by Google

Bücherschau.

Karneval. Sittenroman aus dem Köln des 20. Jahrhunderts. Von Emil Kaiser. Köln. Verlag Paul Neubner. 1906.

Wie der Verfasser sein Werk aufgefaßt haben möchte, sagt er in einem kurzen Nachwort; er wünscht, daß man sein Buch in dem schweren Kampf gegen die Zuchtlosigkeit des Kölner Karnevals auf der Straße, in den Wirtschaften und Ballsalen als Bundesgenossen begrüße. Ohne den Ernst dieser Absicht irgendwie in Zweifel zu ziehen, kann ich doch nur meiner Meinung dahin Ausdruck geben, daß dieser Wunsch sich nicht erfüllen wird. Sittenverderbnis zu schildern, nackt und roh, wie sie ist, kann eine sittliche Tat bedeuten. So beschreibt Tacitus das Rom seiner Zeit. Aber es ist ein sehr gefährliches Unterfangen, weil allzuleicht der Stoff die Tendenz verschlingt. Als einen Mißgriff muß ich vor allem die Form des Romans ansehen. Nicht als ob der Tendenzroman überhaupt zu verwerfen wäre — wie Tendenz und echte Kunst verbunden werden können, hat uns manch ein Dichter, Gustav Freytag z. B., gezeigt — aber zu solcher Meisterschaft reichte die Kraft des Verfassers nicht aus. Er setzt uns eine große Fülle locker verbundener Sitten- oder vielmehr Unsitten-Bilder vor und gibt die Mißbildungen als Beispiel auf den Tisch. Ich fürchte, das große Leserpublikum wird sich an das erste halten und die Myrrhenmixtur stehen lassen.

Demgegenüber ist die weitere Frage, ob der Verfasser etwa zu schwarz male, ziemlich nebensächlich. Ich vermag sie — mangels intimerer Kenntnis des Karnevals überhaupt, speziell des Kölner, nicht zu entscheiden. Im Ganzen, fürchte ich sehr, wird sein Bild leider schon recht sein, und ausgeschlossen ist es nicht, daß die rücksichtslose Schilderung der tatsächlichen Sittenverderbnis diesem oder jenem die Augen öffnet über die Plattheit und Gemeinheit, die diesach hinter dem Narrenkleide sich breit macht. Aber mußte das in einem Roman geschehen, der so leicht in die unrechten Hände kommt? Wer will ernsthaft im Bajazzokleide Buße predigen? — us —

* * *

Budgett Meakin: Model factories and villages; ideal conditions of labour and housing. With 209 illustrations. London 1905, Unwin. 480 S. 8°. Preis 7 s. 6 d.

Eine außerordentlich wertvolle Bereicherung der seit Kurzem mehr als je in die Halme schießenden Literatur zur Förderung eines guten Einvernehmens zwischen Unternehmern und Arbeitern. Zu den besten Mitteln, den wirtschaftlichen Frieden herzustellen, gehört eine Verallgemeinerung der musterhaften Vorkehrungen, welche bisdang nur von einer beschränkten Anzahl von Betrieben zugunsten der Arbeitnehmer getroffen sind. Eine solche Verallgemeinerung wäre aber nur dann möglich, wenn die Brotgeber die unumstößliche Wahrheit beherzigen lernen, daß die gute Behandlung des Personals, die Hebung seiner Gesundheit und Intelligenz ihnen kein Opfer auferlegt, sondern sich reichlich bezahlt macht durch Zufriedenheit, Anhänglichkeit und bessere wie vermehrte Arbeitsleistungen. Es liegt im Interesse beider Parteien, zusammenzuhalten, statt einander zu bekehden. Diese Solidaritätsgrundsätze, die hauptsächlich von den Professoren Böhmert und Gilman, sowie vom Referenten seit Jahrzehnten vertreten werden, versucht Meakin in dem vorliegenden Buche in vortrefflicher Weise. Er theoretisiert viel garnicht, sondern will in erster Reihe durch Vorführung zahlreicher vorbildlicher Einrichtungen ansteckend wirken, wie sie in England, Amerika, Deutschland, Frankreich usw. auf den verschiedenen Gebieten der Arbeiterwohlfahrt bestehen; er schildert in zehn Abteilungen, welche aufs vorzüglichste gruppiert und mit einer Fülle von zumeist guten Illustrationen versehen sind, was in der Wohnungs-, der Unterrichts-, der Arbeitsstätten-, der Mahlzeiten-, der Verwaltungsfrage und den übrigen in Betracht kommenden Beziehungen klage, von erleuchtetem Eigennutz und lohnender Gerechtigkeitsliebe erfüllte Unternehmer Schönes und Gutes geschaffen haben. Mit Recht empfiehlt er die, von ihm größtenteils persönlich besichtigten Einrichtungen zur Nachahmung.

L. Katscher.

Vermischtes.

Die Fürsorgeerziehungs-Konferenz, die am 15. und 16. Juli in Berlin tagte, hat — wenn sie auch keine direkte Resultate gezeitigt — doch das Verdienst gehabt, wieder einmal einem größeren Publikum die unabsehbare Massenverwahrlosung unserer Volksjugend vor Augen zu führen. Die vielen Angriffe, die von den allerverschiedensten Seiten gegen die mangelhafte praktische Durchführung des Fürsorgegesetzes gerichtet wurden, haben ohne Zweifel ihre Berechtigung; denn es wurden eine große Anzahl von Fällen gänzlich verwahrloster Kinder angeführt, für die Fürsorgerziehung von seiten der Lehrer beantragt worden war und die das Kammergericht mit Ablehnung beantwortet hatte. Zur Verteidigung der kammergerichtlichen Beschlüsse wurde angeführt, daß es aus praktischen Gründen unmöglich sei, alle Anträge auf Fürsorgerziehung zu genehmigen, da es eine Unmöglichkeit wäre, eine so große Anzahl von Kindern unterzubringen. Der Vorsitzende betonte, daß augenblicklich in Preußen 30 000 Fürsorgezöglinge vorhanden seien, deren Unterbringung schon die allergrößten Schwierigkeiten mache, während bei Berücksichtigung aller Anträge etwa 300 000 Kinder der Fürsorge überantwortet werden müßten. Ein Kind in Gefahr — schlimm! Zehn Kinder — schlimmer! Hundert Kinder — schrecklich! Tausend . . . entsetzlich! Dreimal hundert solcher Tausende . . . da stockt uns der Atem. — Noch nicht genug:

Wenn offiziell etwa 300 000 Anträge auf Fürsorgeerziehung gestellt werden, so kann man sicher sein, daß diese Anträge mit ganz wenigen Ausnahmen ihre volle Berechtigung haben; denn niemand macht sich die große Mühe und Arbeit die ein solcher Antrag und seine umständliche Begründung verlangt — wenn der Fall nicht wirklich von größter Dringlichkeit ist. Nehmen wir aber an, daß etwa 300 000 Fälle von offenkundiger Gefährdung oder Verwahrlosung von Kindern nur zur Kenntnis solcher Personen komme, die sich die Arbeit machen, Anträge auf Fürsorgerziehung zu stellen, so können wir die wirkliche Zahl der Gefährdeten und Verwahrlosten danach ungefähr ahnen!

Die Ohnmacht aller sozialen Gesetzgebung tritt uns vielleicht niemals deutlicher entgegen als in diesem Fürsorgeerziehungsgesetz, dessen Schattenseiten in der Konferenz so grell beleuchtet worden sind. Ich wußte mich nur immer über zwei Dinge wundern: Einmal darüber, daß eine große Zahl der Anwesenden von einer Abänderung bezw. Erweiterung des Gesetzes sich eine umfassendere Wirksamkeit in der Praxis versprach und der mangelhaften Handhabung des Gesetzes die Verantwortung für die zunehmende Verwahrlosung zuschob, und dann darüber, daß keine Stimme laut wurde, die einen Antrag auf eine bessere und vertieftere Volkserziehung stellte, mit besonderer Berücksichtigung der Volksschule, die der grundlegende Faktor aller volkserziehlichen Bestrebungen sein müßte.

Wir müssen uns doch endlich darüber klar werden, daß die Verwahrlosung nicht durch Fürsorgeerziehung aus der Welt geschafft werden kann, um so weniger als die Anstaltserziehung für Verwahrloste vor der Hand noch sehr im Argen liegt und die meisten Anstalten weit mehr einem Arbeitshaus als einer Erziehungsanstalt gleichen. Nur durch eine tüchtige zielbewußte Volkserziehung und eine grundlegende Sanierung der wirtschaftlichen Verhältnisse kann der Verwahrlosung entgegen gearbeitet werden.

Leider sieht es bei uns nicht so aus, als ob sich in den leitenden Kreisen diese Erkenntnis bald Bahn brechen würde; es muß wohl noch viel, viel schlimmer werden, ehe sie und einmal an Stelle der sträflichen Gleichgültigkeit und des Vertuschungssystems ernste Selbstbesinnung tritt. Wahrlich, wir brauchen nicht nach Rußland hinüber zu blicken um die krassen Bilder der Unkultur zu schauen, wir können sie täglich vor Augen haben in unserer nächsten Umgebung; denn gibt es eine ärgere Barbarei, als tausende und abertausende von jungen Menschenkindern schutzlos in den Abgrund des Verbrechens treiben zu sehen?

Lilli Jannasch.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Das Bureau der D. G. E. A.
befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock.** Die Sprechstunden des Unterzeichneten **fallen im Juli und August aus.** Eilige Zuschriften sind daher besser an die Privatadresse Charlottenburg, Grolmannstraße 15, zu richten, oder an den Geschäftsführer des Verlages Herrn Kurt Michaelis Berlin S. W. Wilhelmstraße 121.
Dr. Penzig.

Flügel Pianinos **Blüthner's** Piano-Magazin. Berlin W., Potsdamerstr. No. 41.

Digitized by Google

Eingegangene Bücher.

Trüpers Erziehungsheim und Kindersanatorium auf der Sophienhöhe bei Jena i. Thür. Programm und Besuchsordnung, ausgegeben Ostern 1906.

Zur Frage der ethischen Hygiene unter besonderer Berücksichtigung der Internate. Von J. Trüper, Direktor des Erziehungsheimes und Kindersanatoriums auf der Sophienhöhe bei Jena. Altenburg 1906. Verlag von Oskar Bonde.

Zwei Menschen. Roman von Georg Schürer, Leipzig 1906. Verlag von Hermann Rohde. 3,50 Mk.

Correspondance. Union pour la vérité. Première Année — 1906. No. 1. Paris. 6, impasse Ronsin, 132, rue de Vaugirard.

Der Zeugniszwang gegen die Presse. Historische und kritische Beiträge von Alex. Giesen. Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag.

Die Volksschule am Abgrund? Enthüllungen und Gedanken von Karl Erdmann. Krefeld, Verlag Thorns und Lüttgen. 3 Mk.

Die geschlechtliche Aufklärung bei der Erziehung unserer Jugend. Von Dr. Richard Flachs. Dresden und Leipzig, Alex. Köhler 1906.

Positive Weltanschauung. Ein Jahrbuch für freie Denker und ernste Wahrheitsucher. V. Band der „Religion der Menschheit", herausgegeben von Dr. H. Molenaar. Leipzig 1906 Verlag von Otto Wigand.

Kritik der Kritik. Ein Wort zur Abwehr und zur Verteidigung der realistischen Christomathie. Von Max C. P. Schmidt, Gymnasialprofessor in Berlin. Leipzig 1906. Verlag der Türr'schen Buchhandlung. 0,80 Mk.

Kulturhistorische Beiträge zur Kenntnis des griechischen und römischen Altertums. Von Max C. P. Schmidt, Gymnasialprofessor in Berlin. Leipzig 1906. Verlag der Türr'schen Buchhandlung.

Die Anfänge der abnormen Erscheinungen im kindlichen Seelenleben. Von J. Trüper. Altenburg 1902. Verlag von Oskar Bonde.

Das Gewissen und das sittliche Grundgesetz, der Trieb zum geistigen Leben und die Gerechtigkeit. Eine neue, gemeinverständliche Erklärung des Gewissens im Anschluß an Kant. Von G. Roth. Stade 1906. Verlag von A. Pockwitz. 1 Mk.

Die wichtigsten Aufgaben der öffentlichen Gesundheitspflege des Geistes (Sozial-Hygiene des Geistes) von Ludwig Jirchow. Lissa i. P. 1906. Friedrich Ebbecke's Verlag.

Geschichte der Philosophie als Einleitung in das System der Philosophie von Walter Kinkel, a. o. Professor der Philosophie an der Universität Gießen. Erster Teil: Von Thales bis auf die Sophisten. Gießen 1906. Verlag von Alfred Töpelmann (vorm. J. Ricker). Geh. 6 Mk., geb. 7 Mk.

Bedeutung des Bauernstandes für den Staat und die Gesellschaft. Sozialanthropologische Studie von Dr. Otto Ammon. Berlin 1906. Trowitzsch & Sohn. 1 Mk.

Die Luthertheben der Zentzeit. Aufgestellt von Dr. Johannes Moltmann, Hamburg 17. Selbstverlag. Januar 1906.

Neichen die bisherigen Bestimmungen des Krankenversicherungsgesetzes zur Heilung von Geschlechtskrankheiten aus? Von Dr. Reinhold Obermann, Berlin, Spezialarzt für Hautkrankheiten. Leipzig, Johann Ambrosius Barth.

Naturgeheimnis. Von Wilhelm Bölsche. Mit Buchornamenten von Anna Gramanzky. Jena und Leipzig 1905 Verlag von Eugen Diederichs. Geh. 5 Mk., geb. 6,50 Mk.

Streifzüge durch die Welt der Großstadtkinder. Lebensbilder und Gedankenzüge für den Anschauungsunterricht in Stadtschulen von F. Gausberg, Lehrer in Bremen. Leipzig und Berlin 1905. Verlag von B. G. Teubner.

Thoughts on Religion by the late George John Romanes. Edited by Charles Gore, D. D., Bishop of Worcester. London, New-York and Bombay 1904. Longmans, Green and Co. Price sixpence net.

Ich bin im Volk ein schlichter Lehrer. Mahnruf zur Friedensarbeit, gerichtet an alle Jugendbildner. Von einem Schulmanne aus Nieder-Oesterreich. Durchgesehen und neu bearbeitet von Karl Ludwig Siemering. 2. Auflage. Wien 1906. Verlag der Oesterreichischen Friedensgesellschaft.

Moderner Staat und römische Kirche. Ein kirchenpolitisches Programm auf geschichtlicher Grundlage. Von Graf von Hoensbroech. Berlin 1906. C. A. Schwetschke & Sohn. Geh. 6 Mk, geb. 6 Mk.

Immanuel Kant's Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. Von Karl Vorländer. Band 41 der „Philosophischen Bibliothek." 3. Auflage. Leipzig 1906. Verlag der Türr'schen Buchhandlung. 1,40 Mk.

Mindestens 9/10 aller erkrankten und schmerzenden Zähne

sind zu retten und dauernd gut zu erhalten, wenn dieselben gewissenhaft behandelt und plombiert werden!

Einige der vielen Anerkennungen!

Exzell. v. F. Wer einmal bei Ihnen war, sieht, wie leid, auf den ersten Blick, dass sich sehr viele Zahnleute an Ihren guten Leistungen, sowie der ganzen Einrichtung Ihrer sprechstunden nur ein Beispiel nehmen sollten usw.

Fr. Oberstleutnant J. v. B. schreibt: Es freut mich recht sehr, Ihnen meine vollste Zufriedenheit und besten Dank aussprechen zu können.

Graf v. L.: Obgleich ein Dr. S. erklärte, den von ihm selbst abgebrochenen Zahn ohne Narkose überhaupt nicht entfernen zu können, haben Sie diese schwierige Operation ohne Narkose und zu meiner allergrössten Zufriedenheit tatsächlich völlig schmerzfrei ausgeführt. Ich war im höchsten Grade überrascht.

Zahnersatz ohne Platte, Porzellanplomben.

Garantiert naturgetreu, haltbar und völlig schmerzlos.

Linde jetzt: **Behrenstr. 20** vis-à-vis Metropol-Theater. Telephon I, 3102. Sprechstd. 9—5.

Zum Druck von Broschüren

wissenschaftlichen Werken,

Jahresberichten, Flugblättern,

sowie zur Anfertigung

sämtlicher anderen Druckarbeiten

in moderner und sauberer Ausführung, bei billigster Berechnung, empfiehlt sich

Oskar Hensels Buchdruckerei

Gottesberg (Schlesien).

Druck der „Ethischen Kultur," des „Freidenker" und freireligiösen „Sonntagsblatt."

Bei Bedarf verlange man Kostenanschlag.

Soeben erschienen:

Der industrielle Arbeitslohn

Vortrag gehalten in der Staatswissenschaftl. Gesellschaft zu Jena von Oberleutnant a. D. **Hahn**, wissenschaftlichem Mitarb. der Firma Carl Zeiß.

Gr. 8°. Broschi. 1 Mk.

(Bilder Heft 229 der Volkswirtschaftlichen Zeitfragen.)

Berlin, im Juni 1906. **Leonhard Simion Nf.**

Von der vom „Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen" veranstalteten Untersuchung über die

„Entlöhnungsmethoden in der Deutschen Industrie"

erscheint soeben der dritte Teil unter dem Titel:

Die Entlöhnungsmethoden in der Hannoverschen Eisenindustrie.

Von Dr. **Walter Timmermann.**

Gr. 8°. Ca. 9 Bogen. Preis 3 Mark 60 Pfg.

Der jetzt beendete Kampf in der Hannoverschen Metallindustrie hat dem größten Teil der Eisenindustriellen Veranlassung gegeben, sich mit den bezüglichen Verhältnissen eingehender zu beschäftigen

Bei dieser Gelegenheit mache ich auf die vor kurzem erschienenen beiden ersten Teile von

Otto Bossermann, „Die Entlöhnungsmethoden in der südwestdeutsch-luxemburgischen Eisenindustrie." Gr. 8°. 18 Bog. Pr. 8 Mk.

Dr. Schulte, „Die Entlöhnungsmethoden in der Berliner Maschinenindustrie. Gr. 8°. 7 Bogen. Preis 5 Mk.

aufmerksam. Bei Bezug der obigen 3 Teile auf einmal stellt sich der Preis für sie zusammen auf 12 Mk.

In Vorbereitung sind: Dr. H. Reichelt, Berliner Werkzeugmaschinenfabrik; Jng. Bruno Simmersbach, Schlesische Eisenindustrie; Dr. Seidels, Eisenindustrie Rheinlands und Westfalens; Jng. Ernst Bernhard, Berliner Eisenkonstruktion.

Prospekte stelle ich auf Verlangen gern zur Verfügung.

Berlin, im Juni 1906. **Leonhard Simion Nf.**

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. —
Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1.60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „**Kinderland.**“ Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XIV. Jahrgang. | Berlin, den 15. Juli 1906. | Nr. 14.

Nachdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Die Eisenacher internationale ethische Zusammenkunft von 1906. Vom Herausgeber.
Die Nadelöhrgesellschaft. Von T. L. Mc. Cready.
Streiflichter:
Zusammenschluß der freien Geister.
Nachahmenswert.
Henrik Ibsen — ein ethisches Vorbild.
Aus der ethischen Bewegung. Hauptvorstand. Abt. Wiesbaden. Der 11. Jahresbericht der Leselhalle zu Berlin.

Die Eisenacher internationale ethische Zusammenkunft von 1906.

Wirken in der Stille, ohne den äußerlichen Aufputz mit offiziellen Ansprachen, Festessen, Toasten und dergl., entspricht am besten dem Wesen von Gemeinschaften, die zur Vereinerlichung, zum Sammeln der sittlichen Kraft im Einzelnen und durch diese zu brüderlichem Zusammenarbeiten für das Wohl des Ganzen aufrufen. So war auch der Charakter der Eisenacher Tagung. Unsere Leser wissen aus den Hauptvorstandsberichten, daß der Plan, einen umfassenden Kongreß der ethischen Gesellschaften der ganzen Erde in diesem Jahre schon nach London zu berufen, aus inneren und äußerlichen Gründen aufgegeben werden mußte. Gleichzeitig empfanden aber die diesseits und jenseits des Meeres die ethische Arbeit leitenden Persönlichkeiten um so dringender das Bedürfnis nach einer freundschaftlichen Aussprache zu gegenseitiger Unterstützung und Ermutigung, vielleicht sogar zu einem festeren Zusammenschluß gegenüber den in jedem Lande zwar ein besonderes Antlitz zeigenden, aber wesentlich doch überall gleichen gegnerischen Mächten, mögen sie immer Indifferentismus, Chauvinismus, Kleingeisterei, nationalistischer Größenwahn, Buchstabengläubigkeit, Herrschsucht, Materialismus, Interessenwirtschaft oder sonst irgendwie heißen.

Dieser ernste Ton gegenseitiger Hilfsbereitschaft in schweren Nöten, denen ja besonders auch Deutschland und seine ethischen Gesellschaften z. Z. ausgesetzt sein, klang denn auch schon aus der Begrüßungsrede hervor, mit der Prof. Felix Adler-New-York am 30. Juni abends in dem herrlich der Wartburg gegenüberliegenden Gasthaus „Elisabethenruhe“ die Freunde von nah und fern begrüßte.

An der drei Tage umfassenden Konferenz, die uns täglich zu mehrstündigen Vor- und Nachmittagssitzungen vereinigte, nahmen regelmäßig teil: der Mann, der vor 30 Jahren zuerst der ethischen Bewegung Auftoß und Kraft gab: Prof. Adler, New-York; er leitete die zweisprachigen Verhandlungen mit großer Umsicht und Meisterschaft; Dr. John Elliott, einer der hingebendsten Erziehungsleiter an der New-Yorker Schule für ethische Kultur, Mr. Percival Chubb, Sprecher der New-Yorker Society for Ethical Religion, Dr. Moszkowski von der dortigen Down-Town-Gesellschaft, — aus England kamen Dr. Stanton Coit, das Haupt der jetzt 27 Gesellschaften umfassenden Londoner Union, der Generalsekretär des internationalen ethischen Bundes Gustav Spiller-London, der sich um Veranstaltung und äußere Ordnung der Konferenz große Verdienste erworben hat, Miß Winterbottom, die verdienstvolle Leiterin einer der 40 großen Londoner Gesellschaften; aus Japan wohnte der von seiner Regierung zum Studium der Ethik und Pädagogik nach Europa gesandte Professor Yoshida-Tokio der Tagung bei. Oesterreich hatte den Schriftführer der Wiener Gesellschaft, Herrn Wilh. Börner gesandt. Aus der Schweiz (Professor Ferd. Vetter-Bern und Gustav Maier-Zürich) und aus Frankreich (Paul Desjardins und Léon Brunschwicg) lagen z. T. ausführliche Zuschriften zu einzelnen Programmpunkten vor. Deutschland wurde vertreten durch Geheimrat Professor Foerster-Berlin, Dr. Arthur Pfungst-Frankfurt a. M., Dr. R. Penzig-Charlottenburg, Dr. M. Kronenberg-Berlin; endlich nahmen als ständige Gäste teil Frau Dr. Keibel-Eisenach, Frl. Marie Walter und Frl. Hedwig d'Arrest.

Es würde den Raum dieses Blattes weit überschreiten, wollten wir die Fülle der in diesen Tagen gegebenen und empfangenen Anregungen und Gedanken auch nur auszugsweise wiedergeben. Wir müssen uns auf eine, naturgemäß nur eine sehr dürftige Vorstellung davon gebende Skizzierung der Hauptprogrammpunkte beschränken.

Vier volle Sitzungen werden ausgefüllt durch eine ausführliche Berichterstattung der einzelnen Delegierten über den Stand der Bewegung in ihrer Heimat, über die Grundauffassung, die man dort von Wesen, Ziel und nächsten Aufgaben der ethischen Gesellschaften hätte und über das, was für sie von der internationalen Vereinigung erwartet und erhofft werde; Fragen und Erläuterungen schlossen sich an. Es war von vornherein klar, daß dabei auch verhältnismäßig bedeutende Meinungsverschiedenheiten namentlich theoretischer Natur zu Tage treten mußten, von der angelsächsischen Auffassung der ethischen Kultur als Befriedigerin des religiösen Bedürfnisses, ja von ihrem fast kirchlichen Charakter (in England), über die in Deutschland vorherrschende Stimmung einer reinlichen Scheidung zwischen Religion und Ethik und der völligen Neutralität gegenüber

Digitized by Google

theologischen und metaphysischen Systemen, soweit diese nicht direkt sittlichkeitsgefährdend auftreten, bis zu der romanischen Auffassung der ethischen Gemeinschaft als Kampfesorganisation gegen den Klerikalismus; aber es gelang, die theoretisch verschiedenen Grundanschauungen immer wieder auf dem eigentlich ethischen Boden der praktischen Aktion für Versittlichung des persönlichen und öffentlichen Lebens und der Begeisterung für das Ideal einer durch ethische Gesichtspunkte geleiteten Entwicklung der Menschheit harmonisch zu einigen.

Dieser gemeinsamen internationalen Aktion galten nun die von Ausschüssen vorbereiteten weiteren Besprechungen. Man einigte sich dahin, neben einem Generalkomitee, das aus den ordnungsmäßig gewählten Vertretern der sämtlichen angeschlossenen nationalen Organisationen bestehen soll (und für das später eine Konstitution durchberaten und angenommen wurde), ein Exekutivkomitee zu bestellen von nur 5 Personen mit dem Rechte der Zuwahl, dem die eigentliche Initiative und praktische Arbeit für die gemeinsam festgestellten Ziele zufallen sollte. Wir dürfen hier schon vorwegnehmen, daß auf der letzten, im Garten des Burgvogtes der Wartburg abgehaltenen feierlichen Sitzung dieses Exekutivkomitee in folgender Weise zusammengesetzt wurde: Geheimrat Professor Foerster-Berlin, Dr. Pfungst-Frankfurt, Dr. Penzig-Berlin, Dr. Stanton Coit-London, Professor Adler-New-York. Die Wahl wurde, um den geschichtlichen Zusammenhang mit den früheren internationalen Kongressen zu wahren, von dem 1896 in Zürich bestellten internationalen Komitee vollzogen; aus praktischen Gründen der leichteren Aktionsmöglichkeit wurde dabei das Prinzip gleichmäßiger Vertretung aller Nationen bewußt verlassen und zunächst Deutschland die Mehrheit seiner Mitglieder entnommen. Dem Exekutivkomitee wird das internationale Sekretariat angegliedert, kommt also diesmal von London nach Berlin. Zum Generalsekretär wählte es einmütig Herrn Gustav Spiller wieder. Die Finanzierung dieser Stellung und die Beschaffung eines nicht unbeträchtlichen Aktionsfonds wurde zunächst durch freundliche Verabredung der amerikanischen, englischen und deutschen Vertreter ermöglicht.

Eine längere Diskussion knüpfte sich an die Frage, ob das seinerzeit vom Züricher Kongreß der nur ein Rumpfparlament darstellte) angenommene internationale Manifest oder Programm weiter als offizieller Ausdruck der gemeinsamen Forderungen anerkannt werden dürfe. Nachdem darauf hingewiesen worden, daß z. B. die Gesellschaften von New-York und St. Louis seine Anerkennung ausdrücklich abgelehnt, während andere, wie die deutsche, es zur Grundlage ihres weiteren nationalen Programms genommen hätten, und nachdem das Prinzip, derartige Fragen überhaupt durch Mehrheitsabstimmung zu regeln, einstimmig verworfen worden war, einigte man sich dahin, das Züricher Manifest mit anderen programmatischen Kundgebungen internationaler Art einfach als historische Dokumente anzusehen und als solche vom Sekretariat zu praktischen Propagandazwecken veröffentlichen und verbreiten zu lassen.

Einstimmig wurde ferner eine von Professor Desjardins-Paris gemachte Anregung den nationalen Vorständen zur Ausführung empfohlen, wonach durch deren Bemühungen eine internationale Liste solcher durch ihre Lebensstellung, ihre wissenschaftliche, parlamentarische, literarische oder soziale Bedeutung hervorragender, opferwilliger Persönlichkeiten aufgestellt werden soll, die, ohne den nationalen ethischen Verbänden direkt anzugehören, doch notorisch der Sache der ethischen Kultur dienen. Diesen, die vielleicht später in einem lockeren Verbande der „Freunde oder Förderer der ethischen Bewegung“ zusammengefaßt werden könnten, sollten die hervorragendsten Veröffentlichungen des ethischen Bundes unentgeltlich zugänglich gemacht werden.

Der Ausschuß für die internationale Förderung der ethischen Erziehung und des Moralunterrichtes (bestehend aus den Herren P. Chubb [New-York], Dr. Stanton Coit [London], Dr. Penzig [Berlin]) empfahl und erreichte folgende Beschlüsse: 1. Das Komitee, verstärkt durch geeignete Zuwahl (Dr. Elliott, Gustav Spiller u. a.), soll eine ständige Organisation für diesen Zweck bleiben. 2. Es ist eine möglichst vollständige Bibliographie und ein Bulletin über die Fortschritte dieser Bewegung zu schaffen. 3. Möglichst in allen Ländern sollen Lizen für Erhaltung oder für Einführung des Moralunterrichts in den öffentlichen Schulen, sowie für Verwertlichung der Schule gegründet werden. 4. Das Komitee hat den Austausch der Erfahrungen über Methodik und Ausgestaltung der ethischen Erziehung unter den verschiedenen Ländern zu vermitteln und dazu 5. die Berufung eines internationalen Kongresses der Moralleherr in's Auge zu fassen.

Die Veranstaltung eines allgemeinen und internationalen ethischen Kongresses in nächster Zeit fand dagegen mehrfache Bedenken. Es wurde darauf hingewiesen, daß dazu Vorarbeiten der erheblichsten Art notwendig wären, sei es nun, daß man, etwa bei Gelegenheit der 2. Haager Friedenskonferenz, völkerrechtliche Fragen nach ethischen Gesichtspunkten behandeln wolle, oder daß die sehr drängenden Probleme, die das Verhältnis der kolonisierenden Mächte zu den Eingeborenen betreffen, zur Beratung kämen, ob man die doppelte Moral in der äußeren und inneren Politik bekämpfen wolle, oder ob gar die schwierige Frage von dem behaupteten und bestrittenen Recht auf Revolution und Gewalttat den Gegenstand der Erörterungen bilden sollte. Es wurde beschlossen, die Angelegenheit nicht zu überellen, sondern dem Exekutivkomitee Vollmacht zu geben, mit den angesehensten und kompetentesten Persönlichkeiten für solche Probleme zunächst Fühlung zu nehmen.

Dies Komitee hat dann später beschlossen, zunächst über die Frage der Behandlung der Eingeborenen und unterdrückten Rassen honorierte Gutachten der sachverständigsten Persönlichkeiten einzuholen, dagegen von Stellung von Preisaufgaben auf diesen und anderen Gebieten abzusehen.

In eingehendster General- und Spezialberatung wurde dann die Verfassung für den internationalen ethischen Bund in 8 Artikeln besprochen und endlich einstimmig angenommen. Sie wird in deutscher, englischer und französischer Sprache gleichzeitig veröffentlicht werden.

Mit einer fast improvisierten, und doch recht zahlreich besuchten öffentlichen Versammlung nahmen dann am Abend des 3. Juli 1906 die Ethiker von Eisenach Abschied. Es sprachen Geheimrat Professor Foerster, Dr. Penzig und Professor Felix Adler.

Vorher hatte noch unter den ehrwürdigen Mauern der Wartburg angesichts der blühenden Thüringer Lande auf Veranlassung des Vorsitzenden eine originelle Selbstkritik der Versammlung stattgefunden, indem jeder Teilnehmer aufrichtig seine Eindrücke, seine erfüllten oder nicht erfüllten Hoffnungen oder Befürchtungen dieser Tage zum Ausdruck brachte. Es darf gesagt werden, daß der Geist ernster und sachlicher Prüfung darüber waltete und daß, trotz mannigfach geäußerter Bedenken im Einzelnen, allgemein der Ton einer hohen Befriedigung über die Zerstreuung von Mißverständnissen, die persönliche und sachliche Näherung der Teilnehmer, die erfahrene Ermutigung und über das einmütige Zusammenwirken an den hohen Aufgaben der ethischen Bewegung zum Ausdruck gelangte.

Die Nadelsbrgesellschaft.

Von T. L. Mc. Creadyᵃ)

„Liebe Frau Titlow“, sagte der Oberdiakonus mit teilnahmsvoller Stimme, „Sie dürfen nicht mutlos werden. Wer

ᵃ) Aus dem „Public“ (Chicago) übersetzt von Gustav Büscher.

Digitized by Google

unter den Armen arbeitet, macht täglich solche Erfahrungen. Dieselben sind von der Vorsehung dazu bestimmt, uns den rechten Weg zu weisen, nicht aber uns zu entmutigen." Und der geistliche Herr schlürfte seinen Tee. Es war 6 Uhr nachmittags, die geheiligte Stunde der Teetrinker, und der Tee bei Frau Tillow war ausgezeichnet.

„Aber Hochwürden," erwiderte die Hausfrau mit klagender Stimme, „es scheint so unmöglich, irgend etwas für die armen Geschöpfe zu tun. Es ist so schwer, irgend was mit ihnen anzufangen. Wissen Sie, wenn ich auf meine Besuchstour ausgehe, so ist mir gerade so zu Mut, als sähe ich durch ein Schaufenster. Ich sehe alles deutlich genug, aber sowie ich die Hand ausstrecke, um es anzufassen, dann finde ich, daß ich nicht heran kann."

Der Oberdiakonus lächelte wohlwollend. „Sie werden über dies Gefühl bald hinwegkommen", sagte er. „Es rührt wahrscheinlich von Ihrem gesteigerten Selbstbewußtsein her. Fahren Sie fort, sich selbst zu sagen: ‚Diese Leute sind meine Freunde,' und nach einer Weile werden Sie fühlen, daß sie wirklich Ihre Freunde geworden sind. Dann wird Ihnen alles leicht sein."

„Ja, aber sie sind eben nicht meine Freunde, das ist ja gerade die Schwierigkeit — ich weiß nicht warum. Sicherlich nehme ich Interesse genug an ihrem Schicksal und bin freundlich genug gegen sie. Aber wenn ich ihnen guten Rat gebe, so bemerke ich schon, daß sie nicht die geringste Neigung haben, ihn zu befolgen. Und ich weiß, daß sie auf meine Fragen oft mit Lügen antworten. Das ist doch nicht freundschaftlich, Ew. Ehrwürden?"

Der Oberdiakonus lächelte wiederum mit seinem milden Lächeln und trank seine Tasse Tee aus, bevor er antwortete: „Wir müssen den Tatsachen ins Gesicht sehen", sagte er dann, „und dürfen nicht zu viel erwarten. Die Armen sind oft schwer zu behandeln. Sie sind geneigt, sich gegen die unerforschlichen Ratschlüsse der Vorsehung aufzulehnen. Sie sind nicht immer so zufrieden mit der Lage, in die es Gott gefallen hat, sie zu stellen, als sie doch sein sollten. Sie sind oft unwissend und verschwenderisch. Und in der Regel mangelt's ihnen leider nur zu sehr an Wahrheitsliebe. Aber all dies, meine liebe Frau Tillow, macht es nur um so notwendiger, daß wir uns ernstlich um sie bemühen. In dem weisen Plane der Vorsehung ist uns die Rolle zugewiesen, die Spender der göttlichen Güte zu sein. Der Allmächtige hätte die Welt wohl so einrichten können, daß es keine Armut darin gäbe. Aber er wußte es besser. ‚Arme,' sagte er uns, ‚werdet ihr allzeit bei euch haben.' Sie dienen dazu, unseren Wohltätigkeitssinn anzuregen und unsere Sympathien wach zu halten. Und wir wiederum, wenn wir unsere Pflicht gegen sie erfüllen, so erwecken wir in ihnen die Tugenden der Sparsamkeit und Mäßigkeit und lehren sie mit Dankbarkeit aufzuschauen, nicht zu uns, sondern zu dem Vater, der alle seine Kinder mit gleicher Liebe liebt und der den Klugen und Wohlerzogenen den Auftrag gegeben hat, die Verteiler seiner Güte unter den Einfachen und Ungelehrten zu sein. Denken Sie nur, wie zwecklos Ihr Leben wäre, wenn es keine Arme gäbe, an deren Besserung Sie arbeiten könnten! Denken Sie ferner, wie trostlos das Leben der Armen wäre, wenn es keine Leute gäbe wie Sie, die sie besuchen und ihnen beistehen! Daher fahren Sie fort, die Armen zu besuchen und lassen Sie Ihre ärmeren Schwestern und Brüder wissen, daß, obwohl Sie nicht blind sind gegen ihre Fehler, Sie fortfahren wollen, sie zu lieben und ihr Freund zu sein."

Der Oberdiakonus setzte seine Tasse nieder und erhob sich, um zu gehen. Frau Tillow fühlte sich nach seinen Worten von dem weihevollen Gefühl einer geistigen Erhebung durchströmt, als wäre sie eben vom Kirchgang heimgekommen. —

„Verzeihen, Gnädige Frau", sagte das Dienstmädchen, „es ist eine Frau im Vorzimmer, die Sie zu sprechen wünscht."

„Eine Frau, Marie?" sagte Frau Tillow, „was für eine Frau denn? Hat sie nicht ihren Namen gesagt?"

„Nein, Gnädige Frau; ich fragte sie, wie ihr Name wäre und warum sie Sie zu sprechen wünschte, aber sie sagte nur, daß Sie ihren Namen doch nicht kennen, aber sie wisse, daß Sie sich freuen würden, sie zu sehen. Ich hätte sie weggeschickt, aber ich dachte, sie ist vielleicht eine von den Frauen von der Wohltätigkeitsgesellschaft und Sie möchten Sie vielleicht doch sehen."

„Um Himmelswillen, Marie, Du darfst doch nicht solch eine Frau allein im Vorzimmer sitzen lassen! Sie kann uns ja inzwischen den ganzen Salon ausplündern. Lauf schnell die Treppe hinunter und sag ihr, daß ich im nächsten Augenblick da sein werde und laß sie nicht allein, bis ich komme."

Als Frau Tillow herunterkam, fand sie die Besucherin auf einem der unbequemen großlehnigen Stühle des Vorzimmers sitzen, während Marie in ihrer Nähe sich mit dem Abstäuber zu schaffen machte. Frau Tillow entschlüpfte unwillkürlich ein Seufzer der Erleichterung. Also wenigstens keine Diebin. Wahrscheinlich irgend eine arme Person, die gekommen war, um sie anzubetteln. Das war das schlimmste an ihrer Wohltätigkeitsarbeit, daß sie ihr so viele unerbetene Besuche dieser Art zuführte. Frau Tillow nahm sich vor, die Frau an das Bureau zum barmherzigen Samariter zu verweisen, wo man ihren Fall untersuchen könnte. Es war doch nicht angängig, die Leute zu Besuchen dieser Art zu ermuntern.

Als Frau Tillow näher kam, erhob sich die Besucherin und streckte ihr die Hand entgegen. Frau Tillow tat unwillkürlich dasselbe. Die Fremde erfaßte ihre Hand und hielt sie mit sanftem Druck. „Sie sind die Hausfrau?" fragte sie.

„Jawohl, das bin ich." Frau Tillow versuchte leicht ihre Hand zurückzuziehen, aber vergeblich.

„Meine liebe Frau Tillow, ich freue mich aufrichtig, Sie kennen zu lernen," fuhr die Fremde mit weicher, freundlicher Stimme fort. „Ich mache meine erste Besuchstour dieses Morgen und bin so froh, daß ich gerade bei Ihnen begonnen habe. Aber kommen Sie doch," fuhr die Fremde fort, die noch immer unbeweglich Hand der Hausfrau drückend, „wir dürfen uns hier nicht wie zwei Fremde gegenüberstehen. Lassen Sie uns in den Salon gehen, wo wir uns zusammen setzen können, wie es guten Freundinnen zukommt."

Sie in den Salon führen! fürwahr ein schöner Gedanke! Was wollte diese Frau eigentlich von ihr? Frau Tillow konnte sich von ihrem Erstaunen gar nicht erholen. Die Fremde öffnete energisch die Tür zum Salon, ging hinein und ließ sich in einem bequemen, gepolsterten Sessel nieder. Frau Tillow folgte ihr verwirrt und blieb vor ihr stehen.

„Welch ein entzückender Sessel," sagte die Besucherin, sich darin behaglich zurücklehnend. „Wie das dem Rücken wohl tut. Ich möchte fast darin schlafen. Ah, meine Liebe, ihr reichen Leute habt doch schließlich viel, wofür ihr dankbar sein könnt. Natürlich, es ist traurig, daß ihr so hilflos seid und daß ihr so viele Leute braucht, um für euch zu arbeiten und euch aufzuwarten. Aber ihr müßt gegen diese Erniedrigung ankämpfen. Denkt nur, wie gütig Gott ist, daß er euch alle diese schönen Sachen geschenkt hat. Wie viel schlimmer würde eure Hilflosigkeit sein, wenn ihr keine schönen, geräumigen Häuser hättet und keine bequemen Möbel darin. Haben Sie daran schon jemals gedacht, meine Liebe, in Ihren mißvergnügten Stunden?"

Frau Tillow richtete sich auf. Sie fürchtete sich fast vor diesem sonderbaren Weibsbild, aber sie fühlte, daß es

Digitized by Google

nicht angebracht wäre, sich ihre Einschüchterung merken zu lassen. „Wollten Sie mich über irgend was besonderes sprechen?“ fragte sie. „Wenn es sich um eine Wohltätigkeitssache handelt, so geben Sie mir bitte Ihre Adresse und ich will dafür sorgen, daß sich jemand bei Ihnen erkundigt. Oder vielleicht wäre es sogar noch besser, wenn Sie direkt zu dem Guten Samariter-Bureau gehen und mit der Sekretärin sprechen wollten.“

Frau Tillow machte diesen letzteren Vorschlag in der leisen Hoffnung, daß die Fremde den Wink verstehen und sofort gehen würde. Aber diese Hoffnung wurde enttäuscht. Die Fremde machte es sich nur noch bequemer in dem Sessel und antwortete:

„Sie über etwas besonderes sprechen? Natürlich ist es etwas besonderes, sonst würde ich Sie nicht mit meinem Besuche belästigt haben. Und es ist eine Wohltätigkeitsangelegenheit, wie Sie ganz richtig erraten haben. Sie müssen nämlich wissen, ich bin Mitglied der Nadelöhrgesellschaft.

Frau Tillow fühlte sich etwas erleichtert. Zweifellos ein Verein von Näherinnen, der diese sonderbare Delegierte zu ihr geschickt hatte, um ihre Patronage zu erbitten. „Gut“, sagte sie in ermutigendem Tone, „was wollen Sie also von mir?“

„Oh,“ erwiderte die Fremde, „ich komme darauf im Augenblick zu sprechen. Aber setzen Sie sich doch, wollen Sie nicht? Nein, ich bestehe darauf,“ fuhr sie fort, als Frau Tillow noch immer stehen blieb, „Sie müssen sich setzen. Ich möchte, daß Sie es fühlen, daß ich Ihre Freundin bin, und wie soll ich mir vorstellen, daß Sie dies fühlen und wie könnte ich zu Ihnen reden, wie eine gute Freundin reden soll, wenn Sie stehen bleiben, während ich in diesem bequemen Sessel sitze. Setzen Sie sich doch endlich, oder ich sage Ihnen wirklich kein Wort mehr.“

Frau Tillow setzte sich. Ihre mühsam unterdrückte Entrüstung über die Zudringlichkeit der Fremden verdichtete sich zu dem Entschluß, daß die Nadelöhrgesellschaft wahrhaftig wenig genug von ihr zu nähen bekommen sollte. Doch die Besucherin fuhr fort:

„So, nun können wir gemütlich ein Stündchen mit einander plaudern. Denken Sie,“ sagte sie leicht auflachend, „da fällt mir gerade ein, daß ich mich Ihnen noch gar nicht vorgestellt habe. Das war dumm von mir, nicht wahr? Wie konnte ich von Ihnen erwarten, mich als Ihre Freundin anzusehen, wenn Sie nicht einmal meinen Namen wissen. Mein Name ist Jones, Frau Sophronia Jones. Ich hoffe, Sie werden lernen, mich Sophy zu nennen. Und mit welchem Namen darf ich Sie nennen?“

„Ich denke, wir brauchen uns damit nicht aufzuhalten, Frau Jones“ sagte Frau Tillow mit milder Ueberlegenheit. „Wollen Sie nun so freundlich sein und mir den Zweck Ihres Besuches möglichst kurz sagen, so werden Sie mich sehr verbinden.“

„Mein Gott,“ rief Frau Jones mit gelinder Ueberraschung aus, „wie lieblos ihr reichen Leute doch seid. Ich denke, das ist eines der Uebel, mit denen ihr in dieser Welt geplagt seid. Wenn Sie nur wüßten, wie viel Gutes Sie davon ernten würden, mich als Ihre Freundin anzusehen und mich Sophy zu nennen. Aber Sie werden es noch und noch lernen. Es ist Gottes Wille, daß die Reichen und Armen Brüder und Schwestern sein sollen, nicht wahr?“

Frau Tillow lief es eiskalt den Rücken herunter. So etwas hatte sie sich nun auf den Hals geladen mit ihrer Wohltätigkeitsbereit. Es war ihr zu Mut, als sei ihr für immer die Lust vergangen, die Armen zu besuchen.

„Ja, meine Liebe,“ fuhr Frau Jones fort, „Sie müssen nicht denken, daß die Armen alle nur selbstsüchtig und herzlos sind. Viele sind zwar so, aber doch nicht alle. Einige von uns haben eine tiefe Sympathie für die Reichen und sehnen sich danach, ihnen Gutes zu tun. Ich weiß, es ist schrecklich für euch, daß euch alle Freuden in dieser Welt beschieden sind und daß ihr in der andern nichts als das höllische Feuer zu erwarten habt. Es macht mich —“

„Mein Gott, Frau,“ schrie Frau Tillow auf, „wo soll das hinaus?“

„Ist es denn möglich,“ sagte Frau Jones, „daß Sie nicht die Bibel gelesen haben? Wissen Sie nicht, daß es leichter ist für ein Kameel durch ein Nadelöhr zu gehen, als für einen Reichen in das Reich Gottes zu kommen? Sie wissen, es war Christus selber, der dies sagte, derselbe Christus, der euch die Versicherung gab, daß ihr Arme allezeit bei euch haben sollet. Aber meine Liebe, wir dürfen dies wohl nicht zu wörtlich nehmen. Es kann nicht bedeuten, daß alle reichen Leute zur Hölle gehen sollen, sondern nur, daß den meisten von ihnen dieser Ort bestimmt ist. Es muß doch auch für einige von ihnen Platz im Himmel sein. Oh, meine liebe, liebe Frau Tillow, wie glücklich wäre ich, wenn ich Sie trösten und Ihnen das Jenseits weniger furchtbar machen könnte. Lassen Sie mich Ihre Freundin sein. Ich möchte gern Ihre Schwester sein. Können Sie mich noch immer nicht Sophy nennen?“

Und wirklich war es Frau Tillow in diesem Augenblick zu Mut, als ob sie die Freunde bei ihrem Vornamen nennen und darin eine Erleichterung finden könnte. Denn der tiefe Ernst, der aus ihren Worten sprach, versehlte seinen Eindruck nicht. Sie war offenbar so tief überzeugt von dem, was sie sagte, ihre Stimme war so erfüllt von gärtlicher Sorge und Mitleid, daß die reiche Dame für einen Augenblick geneigt war, an ihrer Seite wie vor einem drohenden schrecklichen Schicksalsschlag Schutz zu suchen. Aber dann erinnerte sie sich des Herrn Oberdiakonus und ihr seelisches Gleichgewicht kehrte zurück. Wenn dies Gleichnis vom Kameel und Nadelöhr wörtlich zu nehmen wäre, so hätte er ihr das doch sicherlich schon gesagt. So erwiderte sie nichts, sondern schaute nur mit erstaunten Blicken auf Frau Jones.

„Ah, meine Liebe,“ fuhr diese fort, „ich fühle es, wir werden bald liebe Freundinnen sein. Doch ich muß Ihnen auch etwas von unserer Gesellschaft erzählen. Ihr Zweck ist, die Armen zu veranlassen, den Mantel ihrer Liebe über die Reichen zu breiten und sie zu lehren, daß die Armen ihre Freunde sein und die ihnen verheißene Erbschaft der ewigen Seligkeit gerne mit den Reichen teilen wollen. Wir Armen wollen die Verheißungen des Himmels nicht alle für uns behalten. Wir fühlen uns gewissermaßen als Spender der göttlichen Güte, denn wir wünschen das Nadelöhr zu erweitern, um es dem Kameel möglich zu machen, hindurchzukommen, so daß auch der Reiche in das Himmelreich eingehen kann. Und so haben wir denn einen Verein gegründet, um die Reichen zu besuchen, jede von uns einen bestimmten Bezirk, uns von ihnen ihre Geschichte erzählen zu lassen, ihr Leben kennen zu lernen, um diejenigen herauszufinden, die der Wohltat würdig sind und ihnen zu zeigen, daß wir in Wirklichkeit ihre Brüder und Schwestern sind, glücklicher freilich als sie, aber doch von demselben Fleisch und Blut. Und nun, da Sie wissen, was mich hierher geführt hat, versuchen Sie es einmal, sich mir anzuvertrauen. Erzählen Sie mir doch, wie es mit Ihnen und mit Ihrer Familie steht. Was für ein Geschäft hat Ihr Mann? Ist er darin ehrlich? Behandelt er Sie freundlich? Was sind Ihre eigenen Lieblingssünden? Ich bin bereit, alles zu hören.“

„Der Herr Oberdiakonus Ramsey Brown,“ meldete das Dienstmädchen mit lauter Stimme, indem sie gleichzeitig die Tür vor dem Genannten weit aufmachte. Ein tiefer Seufzer der Dankbarkeit entschlüpfte der Hausfrau. Zu ihrer Ueberraschung erhob sich ihre Besucherin und begrüßte den Neueingetretenen mit Vertraulichkeit. „Mein

Digitized by Google

lieber Oberdiakonus," sagte sie, „ich habe die Schrift studiert und ich verstehe alles darin. Es ist wirklich ganz, wie Sie sagen, die Reichen und Armen sind Brüder und Schwestern und sollten einander treue Freunde sein. Sehen Sie nur mich und Frau Titlow an. Wir lieben einander von Herzen. Und wir haben unsere Gesellschaft gegründet . . ."

„Ja, ja, ich weiß, ich weiß," sagte der Oberdiakonus. Dann führte er mit einer entschuldigenden Bewegung gegen Frau Titlow die Abgesandte der Nadelöhrgesellschaft bei Seite und sprach einige Minuten eindringlich auf sie ein. „Meinen Sie wirklich, Herr Diakonus?" fragte Frau Jones schließlich mit lauter Stimme.

„Ja wirklich. Sie dürfen Ihre Freundschaft Ihren reicheren Schwestern nicht aufnötigen. Sie möchten sonst schließlich glauben, daß Sie wünschen, ihre Beschützerin zu spielen."

„Ganz recht," sagte Frau Jones, „dann will ich Frau Titlow für heute Adieu sagen. Aber erinnern Sie sich, meine Liebe, daß ich wünsche, Ihre Freundin zu sein und wenn Sie der Barmherzigkeit bedürfen, zu zaudern Sie nicht, mich rufen zu lassen."

Der Oberdiakonus begleitete die Besucherin zur Tür und kehrte dann zurück. „Ein trauriger Fall," sagte er in mitleidigem Tone, „wirklich ein trauriger Fall. Sie haben natürlich wohl bemerkt, daß sie verrückt ist. Ich will sie morgen nach der Irrenanstalt in Blackwells bringen lassen."

Streiflichter.

Zusammenschluß der freien Geister. Die Frankfurter Halbmonatsschrift „Das freie Wort", brachte eine anregende Betrachtung die von der auch anderwärts gemachten Erfahrung ausging, daß sich bei uns jedes Interesse in Einzelgruppen zusammenschließt, sodaß die notwendige Folge eine Zersplitterung aller Bestrebungen ist. Sie schrieb:

Jeder Bürger, dem alle konfessionell gefärbten Religionsgemeinschaften zu eng geworden sind, sieht sich der beklagenswerten Tatsache gegenübergestellt, daß es den freien Geistern nicht gelingen will, eine einheitliche und straffe Organisation zu schaffen, die — zunächst in Deutschland — das gemeinsame Band für alle zu werden vermöchte, die in religiösen Fragen voran wollen. Gewiß sind die Freireligiösen Gemeinden, die Freidenker-Vereine, die ethischen Gesellschaften usw. jeweilig zu Verbänden zusammengeschlossen. Es fehlt aber eine Zentral-Instanz, welche, Delegierte aller Verbände enthaltend, dem freien Gedanken auf allen Gebieten zu dem Einflusse verhelfen könnte, der ihm heute ohne jeden Zweifel in Deutschland zukommt! Unaufhörlich entstehen neue Gruppen, die sich wieder absondern und nichts kennen wollen, als ihr eigenes engbegrenztes Programm. Die Liga für weltliche Schule und Moralunterricht hat doch wahrlich einem höchst dringenden Bedürfnisse unserer Zeit entgegenkommt, der Monistenbund, antikonfessionelle Bewegungen in der Sozialdemokratie und der Studentenschaft — alles geht nebeneinander her und kein Führender glaubt ein Titelchen von seinem Programm opfern zu dürfen! Die Folgen dieses selbstmörderischen Vorgehens bleiben natürlich nicht aus. Jmmer tiefer breitet sich Zersplitterung sind alle diese Bestrebungen dazu verurteilt, in verhältnismäßig engen Grenzen zu wirken, und so auf die praktische Gestaltung der Politik ohne jeden erkennbaren Einfluß zu bleiben.

Unsere Epoche, die dem Kampfe gegen alle Konfessionalität so überaus günstig ist, wie man an der überaus rasch wachsenden Zahl der Austritte aus den Kirchen am besten erkennen kann, erscheint ganz dazu angetan, jene einheitliche Organisation zu schaffen, die wir brauchen, um den wichtigsten Aufgaben für den Kampf gegen das versteinerte und versteinernde Kirchentum wird bereits von sehr verdienten Vereinigungen nach den verschiedensten Richtungen hin gearbeitet. Für die Aufklärung der Geister sorgen die Freidenker-Vereine und der Monistenbund, für eine Erneuerung und Veredelung des religiösen Lebens die Freireligiösen Gemeinden. Die ethischen Gesellschaften sind eifrig bestrebt, unsere ganze Kultur mit ethischen Ideen zu erfüllen, die Goetheblinde setzen sich das Ziel, die Machtansprüche der Kirchen der Kunst gegenüber abzuwehren, die Liga für weltliche Schule und Moralunterricht will die Schule dem geistlichen Einflusse entziehen, dem sie längst entwachsen ist. Wie einflußreich vermöchten alle diese bereits heute segensreich wirkenden Organisationen zu werden, wenn sie einen Ausschuß besäßen, der in allen Fragen, welche die gemeinsame große Sache der Aufklärung und den Kampf gegen die unerträglichen Anmaßungen der Kirchen betreffen, ein scharfes Schwert in die Wagschale zu werfen hätte! Ein solcher Ausschuß würde sicherlich wie ein Magnet wirken, der alle verwandten Bestrebungen anzöge, und er könnte selbst Organisationen anderer Art, die ihm ihrem Wesen nach fernstehen, in allen Fragen beistehen, welche für Befreiung aus geistiger Knechtschaft an sich wichtig sind.

Seitdem hat der „Deutsche Freidenkerbund" auf seiner 25jährigen Jubiläumstagung in Stettin die Angelegenheit aufgenommen und gemeinsam mit dem „Deutschen Monistenbund" zu einer vorbereitenden Konferenz eingeladen. Die „Deutsche Liga für weltliche Schule und Moralunterricht" hat sich — neben vielen andern — dazu bereit erklärt.

* * *

Nachahmenswert! Es liegt uns eine Reihe von Veröffentlichungen vor, die interessante Beiträge zur modernen Volksbildungsfrage im Yankeeland enthalten. Es handelt sich um eine immer ausgedehntere Verwirklichung der Ruskinschen Anregung, die öffentlichen Schulen mit Bildern und Gipsabgüssen zu schmücken. Man begann damit vor zehn Jahren in den Oststaaten, und seither sorgten Frauenklubs für die Ausbreitung der Bestrebungen in den übrigen Landesteilen. Noch rascher gewinnt die Schulgärten-Idee an Boden. Nach Ansicht der Schulverschönerungs-Enthusiasten kann kein Lehrbuch einen so günstigen erzieherischen Einfluß ausüben wie die Pflege der Liebe zu Gemälden, Skulpturen und Blumen. An manchen Schulen sind mit diesen Schausteilungen leichte Kurse in Malerei, Bildhauerei und Baukunst verbunden. Die Kosten der Ausschmückung werden nur zum kleinsten Teil von den Schulen selbst getragen, bei weitem das meiste Geld geben gemeinnützige Vereine her, in erster Reihe der Bostoner Schulkunstbund. Die Chicagoer Schulkunstgesellschaft verteilt ihre Sammlung von 29 Bildern an die Schulen der ärmeren Stadtteile auf je 6 Monate. Um die Schulgärtenbewegung zu fördern, verkaufte ein Verein zu Cleveland (Ohio) im vorigen Jahr an Schulkinder 121 000 Pakete Blumensamen zum Spottpreise von 1 Cent pro Paket.

Franklin Matthews schrieb ein Buch unter dem Titel: „Wie New-York seine Bürger erzieht." Er erwähnt, daß der Staat New-York im Jahre 1901 nicht weniger als 37½ Millionen Dollars an sein öffentliches Schulwesen wandte. Für diesen Betrag werden 1¼ Millionen Kinder unterrichtet, das macht 25 Dollars pro Kopf und Jahr. Der Staat besitzt auch ein bislang nirgends erreichtes System des Unterrichts Erwachsener — ein System, das in seinen verschiedenen Detailformen fast zwei Millionen Personen unmittelbar zugute kommt. Die von der Stadt New-York veranstalteten unentgeltlichen Vorträge, bei denen die Laterna Magica eine wichtige Rolle spielt, werden allwinterlich von einer halben Million Personen besucht. Diese seit 14 Jahren gehaltenen Vorträge finden eine vortreffliche Ergänzung in den populärwissenschaftlichen Kursen, die ein Professor am naturgeschichtlichen Museum, Dr. Bickmore, seit 1882 leitet und die jetzt, obgleich sie 1882 nur mit 28 Hörern begannen, 25 000 Hörer haben, jährlich 40 000 Dollars Steuergelder verschlingen und in neuerer Zeit in anderen Landesteilen Nachahmung gefunden haben. Die Besucher der letzten Pariser Welt-Ausstellung werden sich vielleicht noch der vorzüglichen kolorierten Nebelbilder erinnern, die Bickmore, der jährlich 24 000 Stück unter seiner Anleitung herstellen läßt, ausstellte; manche waren echte Kunstwerke. Im Juni 1903 zeigte er den Mitgliedern der großen Londoner Naturstudienkonferenz eine reiche Auswahl dieser seiner Arbeiten.

Spezell die Cornell-Universität (New-York) verlegt sich auf die Verbreitung von Bildung unter den Landwirten und opfert diesem Zweck alljährlich 35 000 Dollars. Ihre Kurse haben 30 000 männliche und 8000 weibliche Hörer aus Farmerkreisen. Außerdem werden Tausende von prak-

Digitized by Google

tischen Vorträgen in landwirtschaftlichen Vereinen und Versammlungen gehalten. Im Winter wird an der Universität selbst elf Wochen lang Farmern unentgeltlicher Unterricht in allerlei praktischen Gegenständen erteilt. Dieselbe Universität hat in Hunderten von Schulen „Naturstudienklubs für die Jugend" gegründet und steht in Briefwechsel mit vielen Landwirten des Staates New-York; sie beantwortet durch eigene Angestellte jährlich 5000—10000 schriftliche Anfragen von Farmern. Die New-Yorker Staatsbibliothek verschickt leihweise gegen Ersatz der Frachtkosten auf Wunsch von mindestens 25 Steuerzahlern ausgewählte gute Bücherreihen selbst in die entlegensten Flecken. Das diesjährige Staatsbudget wirft zur Unterstützung kleiner Land-Bibliotheken 50000 Dollars aus. Wie beherzigens- und nachahmenswert ist all dies doch!

L. Katscher.

* * *

Henrik Ibsen — ein ethisches Vorbild. Ueber den löwennähnigen Magus des Nordens ist bereits viel Treffendes und wohl auch viel Verworrenes geschrieben worden; hier soll nur in kurzen Worten auf die ethischen Seiten von Ibsens Lebensarbeit hingewiesen werden, die gerade bei J. besonders schwer bloszulegen, dann aber von um so schönerer Leuchtkraft sind.

Goethe sagt einmal: „Es ist eine falsche Nachgiebigkeit gegen die Menge, wenn man ihnen die Empfindungen erregt, die sie haben wollen, und nicht, die sie haben sollen . ." Ibsen hat in seinen Werken stets das „Sollen" betont; „ein großer Warner," wie B. v. Suttner ihn nannte. „Er pocht an unsere Gewissen und fordert zur Selbsterforschung auf. Das Morsche muß niederbrechen, denn Kommenden gelte unsere unerschrockene Arbeit." (Emil Reich).

Herrlich, wenn er den Dr. Stockmann, dem die „kompakte Majorität" die Fenster einwirft, im „Volksfeind" sagen läßt: „Diese Steine werde ich aufbewahren wie ein Heiligtum. Die Jungen sollen sie vor Augen haben, und wenn sie erwachsen sind, sollen sie sie mir erben."

Man braucht Gestalten wie Nora, Hedda Gabler u. a. nicht kritiklos bewundernd hinzunehmen; man kann gegen Ibsens starre, oft auch mystische Logik gar mancherlei auf dem Herzen haben und wird dennoch mit dem viel zu früh verstorbenen Kritiker Emil Krause „den geklärten Hochsinn seiner Weltauffassung" nicht verkennen, „nach welcher die Dinge, die Worte und Handlungen an sich nichts bedeuten, sondern nur die Gesinnung, die tiefinnerste sittliche Empfindung, gilt und Wert behält."

In der „Königsb. Hartung'schen Ztg." schrieb einmal ein Ibsenkenner, dessen Namen mir leider entfallen ist, folgende Charakteristik des nordischen Magus nieder, die mir als mustergiltig erscheint:

„Was Ibsen, wie jeden großen Dichter, im letzten Grunde beherrscht, ist das Gefühl für die Allgemeinheit, der Wunsch, zu helfen und mitzuarbeiten am Wohle der Menschheit. Darum ist ihm der Deus charitatis, der Gott der Liebe, so nahe, darum empfindet er ein so heißes Erbarmen mit der Schuld, darum spricht er überall sein furchtbares und doch so hilfreiches „Erkenne Dich selbst!" Die Ueberlieferung von der Unschuld des Unbewußten ist ihm ein Märchen; wissend müssen wir werden, wissend zwingen wir die dunklen Kräfte. Es bedarf der Liebe, die nicht nur alles duldet und glaubt, sondern die alles weiß und dennoch liebt; der Liebe, die nicht nur vergibt, weil sie will und soll, sondern weil sie muß, der Liebe, die vergeben muß, weil sie die Hilfsloſigkeit des Schuldigen erkannt hat. „Wissende Liebe" ist die ideale Forderung, die von einem jeden Werke Ibsens erhoben wird."

Wissende Liebe — das sagt alles! Sie klingt auch wieder aus jenen Versen, die er im Dezember 1870 (in Dresden) schrieb:

„Ströme Blutes mit Tedeum
Tränenfluten, Seufzer, Wimmern
Sagen, wie die Menschen zimmern
Des Gottkönigs Mausoleum."

Sie klingt wieder aus jenem Briefe, den er um die gleiche Zeit (an Björnson?) schrieb:

„Worauf es ankommt, das ist die Revolutionierung des Menschengeistes, und da sollen Sie von denen sein, die an der Spitze marschieren."

Seine Gedichte und Briefe, die das Ibsenheft (Nr. 18) des „Kunstwart" neulich im Auszuge mitteilte, lehren uns die manchen wohl überraschende Tatsache erkennen, daß der so verschlossene und schwer zugängliche Dichter den Forderungen der neuen Zeit vollstes Verständnis entgegenbrachte. Bereits 1859 sagt er mit Bezug auf eine ägyptische Mumie:

„Uebermüde
Verachtet sie das Neue, schätzt es prüfte
Nach ihrer dankerotten Zeit Gewicht.
Ein bitt'res Lächeln um den starren Mund
Verhöhnt' die Zeit, weil sie nicht stille stund."

Im Kriegsjahre 1870 aber vergleicht Ibsen „der Kultur Entwicklungsgang mit einer Wendeltreppe:

Reicher Landschaft folgt die Steppe,
Und der Weg ist endlos lang,
Unentwirrbar oft das Weg.
Immer gleiche Sehnsucht, Neigung —
Dauernd nur des Punktes Steigung."

In seinem Briefe vom 3. Januar 1882 erklärt Ibsen im Gegensatz zu „dem praktischen Politiker Björnson," die Minorität habe immer recht, und fährt fort: „Ich meine die Minorität, die da vorangeht, wo die Mehrheit noch nicht hingelangt ist. Ich meine, das Recht hat der, der am innigsten mit der Zukunft im Bunde ist."

Da aber dieser rastlos tätige Geist einen Stillstand nicht kennt, sondern nach eigenem Ausspruch unablässig sich weiter entwickelt — dem Lichte zu, so ist es nur natürlich, daß der Brief vom 30. Oktober 1888 abermals einen wichtigen Fortschritt bedeutet; Ibsen schreibt darin:

„Es kann der Staatsverband, in den wir einfortiert sind, allein nicht mehr maßgebend für uns sein. Ich glaube, das nationale Bewußtsein ist im Begriff auszulöschen und wird vom Stammesbewußtsein abgelöst werden. Jedenfalls habe ich für mein Teil diese Evolution durchgemacht. Ich habe damit angefangen, mich als Norweger zu fühlen, habe mich dann zum Skandinaven entwickelt und bin jetzt beim Allgemein-Germanischen gelandet."

Die Nationalfexen und Chauvins werden diese Worte des großen Denkers mit starkem Unwillen vernehmen! Unsere Dankbarkeit aber wird dadurch nur vermehrt und fester gegründet. —

Es war nicht die Absicht, hier ein selbständiges Essay über das unendliche Thema „Ibsen" zu geben; es sollte vielmehr nur durch Aussprüche berufener Kenner wie durch die eigenen Worte des Dichters aufgezeigt werden, daß auch gerade die ethische Bewegung Ibsen mit gutem Recht als leuchtendes Vorbild betrachten darf. Auch dieser Große war ein Bannerträger ethischer Kultur in ihrer edelsten Ausgestaltung, und freudig stimmen wir — wie immer wir rein literarisch zu Ibsen stehen mögen — den Versen Hans Hoffmanns zu:

„Mag er sich fangen in Grübeln und Grillen,
Ehre in ihm den gewaltigen Willen.
Mag sich dein Herz ihm nicht zerschwiftern:
Aber auch er ruft: Krieg den Philistern!"

Carl Ludwig Siemering.

Aus der ethischen Bewegung.

Aus der Sitzung des Hauptvorstandes vom 25. Juni. Nach Verlesung des letzten Protokolls begrüßte der Vorsitzende das neu wieder eingetretene Mitglied, Kgl. Bibliothekar Dr. Simon. Zur Verlesung gelangten: Der Halbjahrsbericht der Abteilung München (Oktober 1905 — April 1906), den Herr Dr. Kronenberg nach persönlichen Eindrücken eines längeren Aufenthaltes dort ergänzte. Da der Kassenführer von München um Erlaß der satzungsmäßigen Zahlung von einem

Digitized by Google

Drittel der Mitgliederbeiträge bittet, mit der Begründung, die vom letzten Gesellschaftstage beschlossene Beitragserhöhung von 1 Mark jährlich lasse sich dort nicht durchführen, beschliesst der Hauptvorstand nach kurzer Besprechung, den Erlass für dieses Jahr zwar zu bewilligen, aber dem Münchener Vorstand dringend die ganz unerlässliche Ausführung des Jenaer Beschlusses aus Herz zu legen, selbst auf die Gefahr einer vorübergehenden Verminderung des Mitgliederbestandes hin, der jetzt 98 beträgt.

Der Bericht des Zweiges Danzig wird verlesen und, da sich Danzig an Berlin angeschlossen hat, dem Berliner Vorstand überwiesen. Die „freie ethische Gesellschaft Jena" tritt der D. G. E. K. als korporatives Mitglied mit einem Beitrag von 20 Mark bei.

Die Abteilung Darmstadt bittet um die finanzielle Unterstützung des Hauptvorstandes zur Deckung ihrer etwa 400 Mark betragenden Schulden. Es wird beschlossen, zunächst nähere Erkundigungen nach der Solidität dieser Summe einzuziehen.

Fräulein Emmy Altschul, Mitglied des Hauptvorstandes, meldet aus England, daß sie wegen ihres andauernd schwachen Gesundheitszustandes ihr Amt niederlegen müsse. Der Vorstand nimmt davon mit Bedauern und Teilnahme Kenntnis.

Von dem Mitglied der Berliner Abteilung Herrn Eugen Kaufmann aus Heidelberg werden zwei Briefe verlesen, in denen er von seinen Bemühungen berichtet, dort eine Abteilung ins Leben zu rufen. Es wird beschlossen, ihm zunächst die Gründung eines Zweiges und dessen Anschluß an die Abteilung Frankfurt a. M. zu empfehlen.

Ueber die von verschiedenen Seiten neuerdings aufgetauchten Bemühungen zum „Zusammenschluß aller freien Geister" (Gründung eines liberalen Blocks) berichtet Dr. Penzig, der auf dem deutschen Freidenkerkongreß in Stettin sowohl — nach einer vorläufigen Umfrage bei einer Anzahl der Hauptvorstandsmitglieder — die voraussichtliche Stellung der D. G. E. K. zu diesem Plane kundvernehmlich und nicht offiziell erörtert hatte. Der Hauptvorstand beschließt, eine offizielle Aufforderung zum Beitritt abzuwarten, ehe er in die Diskussion eintritt. Professor Otolake aus Tokio wünscht Auskunft über den internationalen Kongreß in London. Er ist vom Schriftführer zu der vom 1. bis 8. Juli d. J. geplanten internationalen Vorkonferenz in Eisenach eingeladen worden.

Ueber diese Veranstaltung berichtet der Vorsitzende ausführlich. Aus England sind zu erwarten: Stanton Coit und Gustav Spiller, William Sanders, Mr. Smith und Frau. Aus Amerika: Professor Felix Adler und John Elliot, auch Percival Chubb. Aus Frankreich: Wilh. Börner, Wilh. Salter-Chicago, Prof. Höffding-Kopenhagen, Gustav Maier-Zürich, Desjardins-Paris u. a. sind leider im letzten Moment verhindert. Die D. G. E. K. werde durch Geheimrat Professor Foerster und Dr. Plungit vertreten sein. Der Hauptvorstand beschließt, auch Dr. Penzig nach Eisenach zu senden. Der Vorsitzende legt das Programm der Konferenz vor und bespricht die Neuorganisation des internationalen Sekretariats. Der Hauptvorstand beschließt, für den Fall, daß eine Neuordnung in diesem Sinne und die finanzielle Begründung durch einen von allen angeschlossenen nationalen Verbänden unterhaltener Zentralfonds zu Stande komme, auch seitens der D. G. E. K. die bisherige Beihilfe von jährlich 500 Mark weiter zu gewähren.

Dr. Kronenberg möchte das Programm der Konferenz auf praktische Fragen richten und empfiehlt die Vorbereitung einer internationalen Erörterung ethischer Streitfragen insbesondere bei Gelegenheit des kommenden zweiten Haager Kongresses.

Geheimrat Foerster berichtet über seine Stellungnahme zur Polenfrage (vergl. Ethi. Kultur Nr. 12), die er als seine persönliche aufgefaßt wissen möchte.

Endlich beschließt der Hauptvorstand, zu dem Anfangs Oktober in Berlin stattfindenden II. Kongreß für Kinderforschung Herrn Dr. Penzig als Vertreter der D. G. E. K. zu delegieren.

gez.: Foerster. Penzig.

* * *

Abteilung Wiesbaden. Von einem schweren Verlust wurde unsere Gesellschaft betroffen durch den plötzlichen Tod ihres langjährigen ersten Vorsitzenden, des Herrn Johannes Wolf Seifern, der zwischen Genua und Spezia auf eine bisher noch nicht völlig aufgeklärte Weise verunglückte. Der Verstorbene, der sich auch als Fachmann eines wohlbegründeten literarischen Ansehens erfreute, hat in selbstloser und hingebender Weise stets die Bestrebungen unserer Gesellschaft aufs Eifrigste zu fördern gesucht und hinterläßt in unserem Kreise ein ehrendes Andenken.

* * *

Der elfte Jahresbericht der von der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur begründeten ersten öffentlichen Lesehalle zu Berlin (C. Münz-Straße 11) für das Jahr 1905 ist erschienen. Wir entnehmen ihm folgende Bemerkungen: Die Leihhalle ist auch im Jahre 1905, dem ersten ihres zweiten Jahrzehnts, kleißig benutzt worden. Wir zählten an 300 Leihtagen 95 768 Besucher (im Vorjahre 95 127, von denen 14 376 (14 257) auf die Sonntage entfielen, im Tagesdurchschnitt also 267 (263), Sonntags 298 (290) Leser. Den geringsten Durchsatz wies der Juni mit 196, den höchsten der Januar mit 395 Personen auf. Die Raumfrage ist uns unter diesen Umständen eine stete Sorge, und wir benützen uns bei jeder Gelegenheit, wenn nicht die Uebernahme der Leihhalle seitens der Stadtverwaltung, so doch wenigstens ein Unterkommen in ausreichenden städtischen Räumen zu erlangen, leider bisher noch immer ohne Erfolg.

Neben den ausgelegten Zeitungen, Fachblättern und Zeitschriften wurden in der Leihhalle 25 947 (25 019) Bücher gelesen, in häuslicher Benutzung 10 057 (7449), zusammen 36 004 (32 468) Bände entliehen.

An der häuslichen Entleihung beteiligten sich auch die Frauen stark. Bei der Versorgung mit Büchern betätigt sich immer aufs neue die Erfahrung, daß nur auf stark gegenständliche Reize gerichtete Sinn der naiven Leser, wie er sich zunächst in dem Begehr nach Räuber- oder Indianergeschichten oder Kriminalromanen ausspricht, auch durch literarisch wertvollere Bücher befriedigt werden kann, ohne daß diese wertlose Erzählungen bleiben das wirksamste Kampfmittel gegen den Hintertreppenroman. Die Bibliothekare haben auch die Freude, die allmähliche Entwickelung ihrer „Kunden" zu beobachten. Mancher, der sich vor Jahren verlegen mit der Bitte um „recht was Schönes" an sie gewendet hat, ist inzwischen vornehmgekommen, holt sich vielleicht Bücher ins eigne Heim und weiß recht gut, was er lesen will. Ihm und andern, die der mündlichen Beratung nicht mehr oder doch nicht immer bedürfen, dient unser gedruckter Katalog, der kürzlich als stattliches Heft von 300 Seiten erschienen ist. Er sucht die Ausnutzung unseres Bücherbestandes, der sich jetzt auf reichlich 7000 Bände beläuft, auch dadurch zu fördern, daß er zahlreiche Hinweise auf gute Romane und Novellen in den vorhandenen Zeitschriften enthält und daß in den wissenschaftlichen Abteilungen die Titel oft durch genaue Inhaltsangaben ergänzt sind.

Die Mittel zur Unterhaltung unserer Anstalt verdankten wir wie bisher zum großen Teile dem Wohlwollen der städtischen Behörden, die uns wiederum einen Zuschuß von 4000 Mark bewilligten, zum andern Teil den Beiträgen unserer Freunde und Gönner. Unsere Finanzlage ist leider nicht als günstig zu bezeichnen; wir hatten 1904 nur 6543 Mark Einnahmen, denen 6799 Mark Ausgaben gegenüberstanden. 1905 betrugen die Einnahmen 6176 Mark, die Ausgaben 6945 Mark. Die Fehlbeträge von 256 + 769 = 1025 Mark haben den Anfang 1904 vorhandenen Bestand von 1247 Mark auf 221,89 Mark zusammengeschrumpft. Selbst wenn es uns also gelingt, die zur Deckung der Katalogkosten nötige Summe von 800 Mark aus einer Stiftung zu erhalten, bei der wir darum nachgesucht haben, müssen wir die dringende Bitte an alle unsere Freunde richten, uns ihre Hilfe zu erhalten und uns, soweit irgend möglich, neue Mittel zuzuführen. Zur Entgegennahme von Beiträgen sind nach wie vor die Herren Gebrüder Arons, Mauerstr. 34, sämtliche hiesige Depositenkassen der Deutschen Bank, sowie die Mitglieder der Bibliotheks-Kommission gern bereit.

Berichtigung.

„Durch ein Versehen ist in dem Artikel über das englische Volksschulgesetz (Seite 100) die Summe, die das Parlament für die Uebernahme der Kirchenschulen bewilligte, mit 1 £ Sterling angegeben; so billig machen es die Denominationen nicht, es soll natürlich heißen 1 Million £ Sterling jährlich."

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Das Bureau der D. G. E. K.
befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock.** Die Sprechstunden des Unterzeichneten **fallen im Juli und August aus.** Eilige Zuschriften sind daher besser an die Privatadresse Charlottenburg, Kreolmanstraße 15, zu richten, oder an den Geschäftsführer des Verlages Herrn Knut Michaelis Berlin S. W. Willhelmstraße 121. Dr. Penzig.

Flügel Pianinos
Blüthner
Piano-Magazin.
Berlin W., Potsdamerstr. No. 41.

Digitized by Google

Eingegangene Bücher.

Tolstoi-Buch. Ausgewählte Stücke aus den Werken Leo Tolstoi's. Herausgegeben von Dr. Heinrich Meyer-Benfey. Mit Tolstoi's Bildnis. Berlin 1906. Franz Wunder.

Wahrheit und Trug im Sozialismus. Von Alex. Petrovic. Berlin 1906. Herm. Walther Verlagsbuchhandlung (G. m. b. H.) W. 30, Nollendorfplatz 7. 2 Mk.

Ethical Addresses. April 1906. Vol. XIII. No. 8. Self-Help in Affliction. By Felix Adler. Inspiration and Ethics. By David Saville Muzzey. 1415 Locust Street, Philadelphia.

Jemand oder ich. Ein Gespräch über Monismus, Ethik und Christentum, den Metaphysikern des Bremer „Roland" gewidmet von Paul Natorp. Stuttgart 1906. Fr. Frommann's Verlag (E. Hauff). 1 Mk.

Neue Zeit- und Streitfragen. 3. Jahrgang. 4. Heft: Staatsverfassung und Heeresverfassung von Otto Hintze. 5. Heft: Individualvertretung und Gruppenvertretung von Theodor Petermann. Heft 6 und 7: Der deutsche Buchhandel und seine Abnehmer. Von demselben. Dresden 1906 von Zahn & Jaensch. Jährlich 9 Hefte für 6 Mk., Einzelheft 1 Mk.

Richard Wagner und das Christentum. Von Carl von Schmidt-Hoffmann. 1. Auflage. 40 Mk. Verlag von Carl von Schmidt von Nicona:

„Wenn Jesus wiederkommen würde auf Erden!"
Ein Zeitbild von Pfarrer F. Grußendorf, Sullingen. 2. Auflage. 0,35 Mk.

Balden ungelöste Fragen ein Hindernis für den Glauben? Vortrag von Dr. phil. Karl Heim, Halle a. S. 3. Auflage. 0,60 Mk.

Malonia. Ein Blick in eine andere Welt. Von Diedrich Bischoff. Leipzig 1905. Max Hesses Verlag. 6,00 Mk., geb. 7,00 Mk.

Iris. Gedichte von Ilse Franke. Hamburg. Verlag von W. Gente.

Beiträge zur Einführung in die Geschichte der Philosophie der „Beiträge zur Geschichte der neueren Philosophie," zweite, umgearbeitete und erweiterte Auflage. Von Rudolf Eucken. Leipzig 1906. Verlag der Türrichen Buchhandlung. 3,60 Mk.

Bismarck und seine Welt. Grundlegung einer psychologischen Biographie. Von Oskar Klein-Hattingen. Berlin 1902—1904. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. I. Band: Von 1815—1871. 8,00 Mk., geb. 9,00 Mk. II. Band, 1. Teil: Von 1871—1888. 8,00 Mk. geb. 9 Mk. II. Band, 2. Teil: Von 1888—1898. 4,00 Mk., geb. 5,00 Mk.

Stimmen der Zeit und des Herzens, Fr. Thieme. Verlag v. Bernh. Popelius. 1904. Jena.

Christus. Ein Schauspiel. Von Baumann. Verlag Gottschaus. Berlin-Charlottenburg. Preis 3,50 Mk.

Rechtspsilosophie und Rechtswissenschaft. Von Dr. jur. Stern. Berlin-Grunewald. 1904.

Nietzsches Metaphysik Von Hans Bélart. Berlin, Franz Wunder. 1904. Mk 2.

Der Geist des Christentums. Von Joseph Kohler. Berlin W. 35. C. A. Schwetschke & Sohn. 1904. Mk. 1,20.

Strafrecht und freie Liebesstätigkeit. Von D. Dr. Wilhelm Kahl. Berlin, Otto Liebmann. 1904. Mk. 0,50.

Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand. Von G. W. v. Leibniz. Herausgegeben von C. Schaarschmidt-2. Aufl. Leipzig. Türrichte Buchhandlung. 1904.

Immanuel Kants Logik. Herausgegeben von G. B. Jäsche. 3. Auflage. Besorgt von Dr. Walter Kinkel. Leipzig. Türr. 1904.

Kapitalanlage. Anleitung zur Vermögensverwaltung von Siegmund Schott. Freiburg i. B. Paul Waetzel. 1904. Mk. 1.

Für die akademische Freiheit. Sonderabdruck des Nachworte aus den naturphilosophischen Strömungen: E Haeckels monistische Weltanschl. Von J. Koltan. Zürich 1905. Verlag von E. Speidel. 0,30 Mk.

E. Haeckels monistische Weltanschl. Naturphilosophische Strömungen der Gegenwart in kritischen Darstellungen. 1 Folge. Von J. Koltan. Zürich 1905. Verlag von E. Speidel. 1,50 Mk.

Aristophile. Von Wilhelm Heinrich Michelis. Berlin 1905. Verlag von Georg Eichler (80., Schmidstr. 24/25). 1,00 Mk.

Weibliche Krankenpflege auch ein bürgerlicher Beruf. Gesammelte Aufsätze von Marie Caner, Oberin des Kaiser Friedrich Krankenhauses, San Remo. Leipzig 1906. Felix Dietrich. 1,60 Mk.

Gewerbe-Akademie
Berlin, Königgrätzerstr. 90.
Ausbildung von Ingenieuren, Architekten und Technikern.
24 Dozenten. Ueber 500 Studierende p. a.
Programme kostenlos.

Verlag Leonhard Simion Nf. Berlin S. W. 48.

Die allgemeines Aufsehen erregende Nichtbestätigung des Herrn Dr. Rudolph Penzig, Charlottenburg, als Mitglied der dortigen Schuldeputation lenkt die Aufmerksamkeit aller sich für die Schulfrage interessierenden Kreise von neuem auf sein im vorigen Jahre in obigem Verlage erschienenes Werk:

Zum Kulturkampf um die Schule.

Lebensstunde — nicht Jenseitslehre!
Sittlichkeit — nicht Bekenntnis!
Menschenerziehung!

Ein Mahnwort an Denkende.

8°. 10 Bogen. Elegant broschiert 2 Mk., gebunden 3 Mk.

Ad. Diesterwegs „Wegweiser für unsere Lehrer." 7. Aufl. 1906. Verlag M. Diesterweg, Frankfurt a. M. schreibt u. a.:

Es ist unmöglich, den reichen Inhalt der Schrift in kurze Sätze zusammenzufassen, es müssen die Ueberschriften der Kapitel genügen, die der kreisinnige Verfasser in gründlicher Weise ausbaut: Neue Erziehungsideale; Staat, Kirche und Schule; die freie Kulturschule; die Mängel des Religionsunterrichtes; Einwendung gegen den Moralunterricht; Moralerziehung und Moralunterricht; Lehrende und Lernende; Gliederung und Abschluß des Moralunterrichtes und Einführung desselben in die öffentliche Schule. — Wer nicht festgefahren ist in mittelalterlichen Banden, den wird die gediegene Schrift von lichteren Höhen aus freie Blicke tun lassen in ein vorbeiliegendes Land.

Verlag von Leonhard Simion Nf. Berlin SW. 48.

Byrons Tagebücher und Briefe. In neuer Bearbeitung (4. Auflage) mit 2 Bildnissen (Lord und Lady Byron) und mehr als 100 bisher unbekannten zum ersten Mal veröffentlichten Briefen Byrons. Deutsch bearbeitet von Professor Dr. Eduard Engel. Preis broschiert 8 Mk., gebunden 4 Mk. Als notwendiger Ergänzungsband zu sämtlichen deutschen Byron-Ausgaben erschienen, enthält dieses Buch Byrons Leben von ihm selbst erzählt, und ist dereichert durch eine Fülle der interessantesten briefischen Enthüllungen über sein Leben.

David Harum, Amerikas Zugkräftiger König. Von E. Noyes Westcott. Autorisierte Uebersetzung und Bearbeitung von Georges-Hailstedt. 26 Bog. Eleg. brosch. Br. 4 M.; geb. 5 M. Die „Täglische Rundschau" schreibt u. a.: „Seit Dickens ist wohl schwerlich ein solch famoser Typus anglo-germanischen Humore geschaffen worden, wie der smarte Geschäfts- und nebenbei Gemütsmensch, der alle Pferde- und Dollarkönig Harum . . . . . ."

Amerikanische Streifzüge. Von Prof. Dr. Carl Beck (New-York). Groß 8°. 16 Bogen. Preis brosch. 4 Mk., geb. 5 Mk. Das höchst interessante Werk enthält Reisebeschreibungen, vom Verfasser aus medizinischen usw. Kongressen gehaltene Vorträge, Betrachtungen über amerikanische Charaktere und Verhältnisse, ist unterhaltend und stilistisch hervorragend gut geschrieben.

Albrecht Dürers schriftliches Vermächtnis. (Mit Bildnis Dürers). Ausgewählt und eingeleitet von Dr. Max Osborn, broschiert 2 Mk., gebunden 3 Mk. Das Buch enthält Dürers Briefe, sowie sie uns erhalten sind, und gerade in unserer Zeit kommt eine derartige Ausgabe vielfachen Wünschen entgegen, um so mehr, als der Name Dürers heute mehr als je ein Heiligtum für alle Freunde deutscher Kunst ist.

Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Mit Bildnis Rahels). Herausgegeben von Dr. Hans Landsberg. Preis broschiert 3 Mk., gebunden 4 Mk. Rahel, Varnhagen: Die bedeutendste Frauengestalt der Romantik hat uns in ihren Briefen und Tagebüchern ein unvergleichliches Kulturbild ihrer Zeit hinterlassen.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Verretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. —
Druck: Oskar Hensel, Gottsberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1,00 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate Die dreigespaltene Kompareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XIV. Jahrgang. | Berlin, den 1. August 1906. | Nr. 15.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Das Ende der Dreyfus-Affäre. Von Sandhi.
Gott und Götze. Von Lucien Dreyfus.
Eine Erinnerung an Leopold Besser. Von O. K.-Schwann.
Streiflichter:
Maßlosigkeit.
Auch eine Auffassung vom Moralunterricht.
Vom grünen Tisch — ein Meisterstück!
Aus der ethischen Bewegung. Zum Gedächtnis Hermann Sterns.
Abteilung Frankfurt a. M.
Bücherschau.

Das Ende der Dreyfus-Affäre.

Durch den Spruch des Kassationshofes und die zwei französischen Gesetze vom 13. Juli d. J., welche bestimmen, daß Alfred Dreyfus zum Eskadronchef und Marie Georges Picquart zum Brigadegeneral mit Patent vom 10. Juli 1903 ernannt worden, ist die Dreyfusaffäre offiziell geschlossen und damit dem Tagesstreit entrückt. Jetzt ist die Zeit gekommen sich ihrer welthistorischen Bedeutung ohne Leidenschaft zu erinnern und die Frage aufzuwerfen, welche Lehren wir aus ihr ziehen können.

Zunächst wohl die Lehre, daß die Vertreter der materialistischen Geschichtsauffassung Mühe haben werden, die Dreyfusfache in ihr System zu bringen. Wir sehen, daß hier Ideen gesiegt haben, welche den Ideen sehr nahe verwandt sind, die unsere ethischen Kulturgesellschaften mit so viel Nachdruck propagieren. Wenn die materialistische Geschichtsauffassung recht hätte, würde sich Oberstleutnant Picquart, der in Esterhazy den wahren Urheber des Bordereau's entdeckt hatte, dabei beruhigt haben, als ihm General Gonse antwortete: „Wenn Sie nichts sagen, wird Niemand etwas erfahren." Er würde sich als „kluger" Mann des schönen Sprüchworts erinnert haben: „Was dich nicht brennt, das blase nicht" und lediglich darauf ausgegangen sein, den Futterkorb im Nachrichtenbureau des großen Generalstabes nicht zu verlieren. Wenn die materialistische Geschichtsauffassung recht hätte, würde Scheurer-Kestner nicht seine Stellung als Vizepräsident des französischen Senates geopfert und seine Reputation aufs Spiel gesetzt haben um einen ihm wenig bekannten jüdischen Hauptmann auf der Teufelsinsel zu retten. Emile Zola würde nicht seine durch jahrzehntelangen beispiellosen Fleiß errungene Position preisgegeben und sich der rasenden Meute zum Fraß hingeworfen haben, wenn das menschliche Leben nichts weiter wäre, als der ewige Streit um den Futterkorb. Und die Dreyfuswirren hätten keinen grundlegenden Umschwung in Frankreich herbeigeführt, wenn wirklich alles nur von wirtschaftlichen Ursachen beherrscht wäre.

Nein; hinter allem Geschehen in der Menschheit sehen wir Ideen wirksam, welche die großen Aktionen der Menschheitsgeschichte regieren. Die Dreyfusaffäre ist hierfür ein Schulfall. Auf der einen Seite die organisierte Staatsmacht mit dem Präsidenten der Republik, den Kammern, den Ministerien; auf der anderen nichts als — das Recht. Man hat oft die Zentralisierung der Staatsgewalt in Frankreich seit den Zeiten des ersten Napoleon dadurch gekennzeichnet, daß man gesagt hat: Wenn der Premierminister in Paris auf den Knopf drückt, pariert Alles in Frankreich bis zum letzten Feldhüter. Während der Dreyfussache ist häufig die Parole auf das Exempel gemacht worden. Alles hat „pariert," nur ein paar „Ideologen" nicht, die von den veralteten Prinzipien der Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit beseelt waren. Diese stellten sich gegen Ministerien und Kirche, gegen Gerichtshöfe und Generalstab und wurden nicht von der Erde verschlungen, sondern — siegten!

Die Dreyfussache lehrt uns aber ferner, daß die Religionsgemeinschaft der römisch-katholischen Kirche, welche den Anspruch erhebt, allein sittlich hochstehende Menschen heranbilden zu können, endgültig ausgespielt hat in Erziehungsfragen. Seit der Epoche der Merowinger konnte sich diese Kirche in Frankreich ausleben. Hunderte von Millionen Franken standen ihr alljährlich zur Verfügung; Erzbischöfe und Bischöfe thronten in allen Provinzen, das Land war mit Klöstern voll Mönchen und Nonnen überfät — hier konnte die Kirche einmal zeigen, was sie vermochte. Die Dreyfusaffäre war das große Examen. Der Generalstab der französischen Republik bestand aus lauter ausgesiebten Söhnen der römisch-katholischen Kirche, die von ihren Beichtvätern treu beraten waren. Und diese „frommen" Männer konnten es vor ihrem Gewissen verantworten, daß ein notorisch unschuldiger Familienvater lebenslänglich auf der Teufelsinsel bleiben sollte — sie konnten es verantworten, daß alle Versuche, seine Unschuld zu erweisen, auf schurkischste Weise vereitelt wurden!

Der Wert einer Sittenlehre ist nicht so ohne weiteres festzustellen. In seltenen Momenten nur kann die Probe aufs Exempel gemacht werden. Wohl der Lehre, deren Jünger in solchen Momenten die Prüfung bestehen!

Eine solche Prüfung war die Affäre Dreyfus. Die klerikale Moral wurde auf einer Wage gewogen — und zu leicht befunden. Rechtschaffenheit und Wahrheitsmut,

Digitized by Google

Ehrlichkeit und Barmherzigkeit waren nicht in den ragenden Kathedralen zu finden, wohl aber bei den „Ketzern“ bei den Scheurer-Kestner, Zola, Picquart, Clemenceau. Ist es wunderbar, daß das französische Volk die Klerikalen von sich stieß, deren Erziehungs-System so viele Schurken hervorgebracht hatte? Die Kündigung des Konkordats, wie die Schließung der Kongregationsschulen war die natürliche Folge. Man wollte nicht mehr Millionen jährlich opfern, um solche moralische Ungeheuer heranzuziehen, wie die Dreyfusaffäre sie enthüllt hatte. Aus dem sittlichen Bankerott des Ultramontanismus zog man unerbittlich die Konsequenzen.

Das ist ja die zweite große Lehre, die aus diesem welthistorischen Ereignis zu ziehen ist: Die Kirche kann keine Menschen mehr heranbilden, die dem Sittlichkeitsideal unserer Zeit Genüge leisten. Die jesuitischen Lehren eines Alfons von Liguori mit seiner reservatio mentalis können wohl Männer wie Mercier, Gonse, Paty du Clam, Esterhazy heranbilden, aber keine Picquarts, Scheurer-Kestners. In Deutschland will man allerdings noch nicht diese Konsequenzen aus der Dreyfusaffäre ziehen. Man wartet offenbar ab, bis sich der Geist des Klerikalismus auch auf deutscher Erde als so sittlich unheilbringend erwiesen hat wie in Frankreich! Das neue preußische Schulgesetz nimmt sich unter diesem Gesichtswinkel besonders zeitgemäß aus! Es wird und muß gelingen auch bei uns solche edle Erscheinungen wie Paty du Clam, Henry, Gonse, Cernuschi, Mercier heranzubilden.

Aber noch eine dritte Lehre ist aus der Dreyfussache zu ziehen: Der Hauptmann im französischen Generalstabe, Alfred Dreyfus, glaubte genug getan zu haben, wenn er sich eifrig um die militärischen Pflichten kümmerte, die das Reglement vorschreibt. Jedenfalls schien es ihm überflüssig, sich um die moralischen Qualitäten der Menschen zu kümmern, unter denen er lebte, mit denen er zusammenwirkte. Es ist die Schuld vieler sonst tüchtiger Menschen, daß sie glauben, alles getan zu haben, was man billigerweise von ihnen verlangen kann, wenn sie ihre engsten Berufs- und Familienpflichten schlecht und recht erfüllen. Dieser Trugschluß hat sich bitter gerächt. Eine furchtbare Fügung hat Dreyfus bewiesen, daß man sich um die ethische Kultur der Andern bekümmern muß, und wer mit offenen Augen durch die Welt geht, wird finden, daß uns Allen unsere „Teufelsinsel“ droht, wenn wir uns nicht um diese Dinge kümmern wollen.

Alle Erfolge der Völker in territorialer, industrieller, kommerzieller, militärischer u. s. w. Hinsicht sind nicht als bleibende Errungenschaften zu buchen, wenn nicht der ethische Kulturfortschritt damit Hand in Hand geht. Das zeigen uns die Vereinigten Staaten mit ihren Trust-Skandalen ebensowohl, wie der unabhängige Kongostaat trotz seines kommerziellen Aufschwungs. Die Schurkerei einiger weniger Banditen hat das mächtige, reiche Frankreich an den Rand des Abgrunds gebracht. Ein paar Ehrenmänner haben es aus dem Schlamme emporgerissen, in dem es schon zu versinken drohte.

So ist die Dreyfusaffäre zu einer ungeheuren Schule der praktischen Sittlichkeit für alle Völker geworden. Furchtbare Probleme, — Konfessionalismus, Militarismus, Nationalismus —, die unserer Zeit eigentümlich sind, hatten drohend ihr Haupt erhoben — eine Handvoll rechtschaffene Männer hat Frankreich und der Welt bewiesen, daß diese Probleme ihre Schrecken verlieren, wenn ihnen furchtlos ins Auge geblickt wird! Wohl dem Lande, dem es vergönnt ist, solche Männer in dem Augenblick zu finden, wo „die große Schuld der Zeiten,“ von der der Dichter singt, ungeheure Katastrophen verbreitet. Aber wohl auch dem Lande, das Generationen heranzuziehen vermag, deren sittliche Kraft so groß ist, daß sich das Böse nie und nimmer aus seinen Schlupfwinkeln hervorwagt.

Sandhi.

Gott und Höhe.

Von Lucien Dreyfus.

Es war ein ganz gewaltiger Irrtum des Zarathustrapredigers, falls er wirklich glaubte, was er vielleicht nur in agitatorischer Absicht schrieb, die deutschen Gelehrten seien innerlich alle arge Atheisten. Ohne nun gleich das gerade Gegenteil dieser übertriebenen Behauptung für wahr zu halten, kann man sagen, daß ein sehr beträchtlicher Teil der deutschen Intellektuellen, zu ihrer Ehre sei gesagt, dem Atheismus fernsteht. Nicht nur ängstliche Professoren der höheren Philosophie oder hoffnungsvolle Privatdozenten, die der kongeniale Kritiker Nietzsches entkuttete Schulmeister nannte, pflegen heutzutage den Atheismus in respektvoller Entfernung sich vom Leibe zu halten, sondern auch sähige, selbhändige Forscher auf philosophischem Gebiete, die keine Menschenfurcht kennen und treu ihrer Wissenschaft die gewonnene Ansicht lehren, verkünden im emphatischen Tone der Ueberzeugung ihr freudiges Bekenntnis zur Gottesidee.

Jedenfalls ist es höchst charakteristisch, daß sogar die vorgeschrittenste Richtung, die Philosophenschule der Neukantianer, in ihrem anerkannten Haupte einen entschiedenen Gegner des Atheismus besitzt. Man braucht Herrn Professor Cohen ans Marburg nicht vor dem Verdacht unlauterer oder reaktionärer Gesinnung in Schutz zu nehmen. Mit den Schildhaltern eines vulgären Theismus, der in metaphysischen Spekulation macht, ist er unmöglich zu verwechseln. Und es gereicht ihm zur Ehre, daß philosophische Schriftsteller aus der Zunft ebenso wie unphilosophische Schriftgelehrte der Kanzel von solchem sonderbaren Heiligen mit einem israelitischen Priesternamen sich entsetzt abwenden.

Wenn Herr Cohen ein erklärter Anhänger des Gottesgedankens wurde, so lag ihm der Ehrgeiz fern, durch sein Zeugnis die sogenannten ewigen Bedürfnisse der Volkes mit einem philosophischen Mäntelchen zu drapieren oder das berühmte innere Erlebnis gottfeig veranlagter Personen geistvoll zu entschuldigen. Darüber läßt er keinen Zweifel bestehen:

„Für die Naturgesetze bleibt der Gottesbegriff außer Beziehung. Ebenso bleibt er außer Beziehung auf die Selbstbestimmung . . . . . Die Religionsvorstellungen von Gott, wie sie bei den Gläubigen dieser Welt vorherrschen, sind himmelweit entfernt von diesem Sinne der Idee. Sie rufen Gott an, um die Forderungen der sittlichen Vernunft zur Resignation zu beugen, und nennen Gottes Ordnung, was den Interessen ihres habsüchtigen Realismus dienstbar ist. Dieser Gott ist nicht der Gott der Ethik . . .“

Hermann Cohen lehrt keinen politischen Gott, der das Bestehende verteidigt, und keine offizielle Priesterschaft irgend welcher Talarfärbung darf sich auf ihn berufen. Um es kurz zu sagen, er verwirft nicht nur die religiöse Dinggottvorstellung, sondern er bestreitet glattweg die selbständige Existenzberechtigung der Religion. Ihr Verhältnis zur Ethik charakterisiert er in den ebenso schönen wie wahrheitstiefen Worten: „Die Ethik kann die Religion nur als einen Naturzustand anerkennen, dessen Kulturreife in die Ethik fällt.“ Und ihr will er die Gottesidee einverleiben.

Wie das geschehen, was das bedeuten soll, ist freilich eine ganz besondere Sache. Herr Cohen hat die professionelle Eigenart des deutschen Professors geerbt, stellenweise sehr tiefsinnig, stupend tiefsinnig, so tiefsinnig zu schreiben, daß wir profanen Leser oft jenen Höhepunkt nicht zu erklimmen vermögen, wo der Lichtschein allmählichen Verständnisses dämmert.

Den Gottesbegriff benötigt er, wenn ich recht verstehe, zur Ausfüllung der Lücke, die in der methodischen Anlage der Grundbegriffe dadurch entstanden ist, daß die Ethik, deren Sein in der Ewigkeit er bewiesen hat, nun unbedingt die räumliche und zeitliche Unendlichkeit der Natur erfordert, mit welcher die Ewigkeit des sittlichen Selbstbewußtseins steht und fällt. Das Sein der Ethik, wenn sie in der

Digitized by Google

Ewigkeit wirklich werden soll, hat die Natur und Menschen mit Willen und Handlungen zur Voraussetzung, obschon das ethische Ideal durchaus nicht die Dauer des Menschengeschlechts in naturwissenschaftlichem Sinne bedeutet. Die Aufnahme der Gottesidee in die Lücke der Grundbegriffe hat demnach den Zweck, den Zusammenhang zwischen der Wirklichkeit der Sittlichkeit in der Ewigkeit und der Wirklichkeit der Natur in der Ewigkeit herzustellen; und damit zwischen der Ethik und Logik. Die Gottesidee liefert die Garantie für den Bestand der Natur und des ewigen Ideals. Um den Begriffen seines ethischen Lehrgebäudes die Möglichkeit praktischer Realisierung zu schaffen, „erfindet“ er, nach seinem eigenen bon mot, den zu Natur und Sittlichkeit transscendenten Gott. Folglich: wenn es keine Logik, nur Ethik gäbe, und somit die Frage nach der Wirklichkeit des ethischen Ideals in der Ewigkeit interesselos sein dürfte, so brauchte man die Gottesidee nicht. Erst aus dem Bedürfnis, einen methodischen Zusammenhang zwischen den Problemen der Logik und der auf ihr beruhenden Ethik zu vollziehen, wird der Begriff Gott geboren.

Dieser Gott hat schließlich nur noch methodologischen Charakter; kirchlichreligiöser Wert ist ihm nicht beizumessen. Und Herr Cohen ist aufrichtig genug, seinen Gottesglauben gleichzusetzen mit der Hoffnung auf die Macht des Guten, den Sieg der gerechten Sache. Mit dem Gotte der Gläubigen, Priester und Professoren mehr oder minder schwarzer Observanz hat die neukantische Gottesidee nur noch den Namen gemeinsam. So könnten alle, die den von einem Ludwig Feuerbach oder auch von Dühring behaupteten Atheismus für theoretisch schlechterdings unwiderleglich halten, mit Cohens ethischer Gottesdeutung sich wohl versöhnen. Und wer gar eine geheime, unüberwindliche Neigung zum alten, lieben — lieben, alten Gotte der Jugend pietätvoll im Busen bewahrte, der wird rasch die Verständigung mit der idealistischen Ethik der Marburger Schule finden und mit ihr erklären, daß der Glaube an die Wirklichkeit der gerechten Sache mehr ist als Affektausdruck der sittlichen Ueberzeugung.

Aber dennoch — die Gemeinsamkeit des bloßen Namens genügt, um der Bedeutung des Begriffs unbeabsichtigte Wirkung im praktischen Leben zu verleihen, die zur Deduktion in recht beschränktem Verhältnisse steht. Mit ethischem Idealismus aus Marburg kann man die herrschende Orthodoxie nicht aus ihrer Stellung drängen, geschweige denn vernichten. Hier stoßen wir unversehens auf den lähmenden Widerspruch zwischen Postulat und Autorisation, zwischen Rechtsanspruch und Rechtstitel, zwischen praktischer Kampfnotwendigkeit und theoretischen Kampfmitteln: Der starre Atheismus, der als vorzüglichstes politisches Werkzeug zur Entwaffnung der kirchlichen Reaktion geschmiedet wurde, läßt sich philosophisch nicht mehr halten. Dieser Widerspruch zwischen Politik und Wissenschaft ist der weltgeschichtliche Fluch, der auf dem modernen Kulturleben so niederziehend lastet.

Was aber der philosophische Materialismus nicht vermochte, das muß der sozialе Atheismus leisten, der dem in der bestehenden Gesellschaft anerkannten Gottesglauben den Krieg macht, und der jenes Idol des Staates und der Kirche bekämpft, das der aufrechte Fichte so charakterisiert hat: „Was sie Gott nennen, ist mir ein Götze.“

Eine Erinnerung an Leopold Besser.

Von Gertrud K.-Schwann, Weiden bei Cöln.

Es ist heute ein Sonntag. Er sieht so im Kalender und machte den ganzen Morgen lang ein trübes und frostiges Gesicht. Und jetzt, wo die Dämmerung bald kommen wird, hat sich der Himmel aufgeklärt und die goldig-rote Sonne färbt den Horizont. Ein klares, ruhiges, strahlendes Leuchten über den ganzen Himmel. Meine müde Stimmung, die ganz dem regenfalten Sonntag entsprach, heitert sich auf, die Wolken über meinem Sinnen verschwinden und eine stille Friedlichkeit beruhigt meine Gedanken. Eine tiefe wundervolle Andacht vor der Herrlichkeit der Welt erfüllt mich. Da denke ich an meinen starken Freund, Dr. Leopold Besser, der im Februar dieses Jahres von uns gegangen ist. Das erste Mal ist es, daß ich seit seinem Tode ohne Schmerz an ihn denken kann. Ein sonderbar ruhiges Trauern mischt sich in meine Erinnerung, als wäre er nur auf kurze Zeit geschieden, als müßte er bestimmt wiederkehren und mit uns sprechen in seiner klaren furchtlosen Weise. Wie vermochte doch sein aufrechtes Wesen uns Junge, die wir oft schon so müde und matt sind, zu stärken! Und er, ein Nimmermüder, rastlos Arbeitender, kämpfend bis zum letzten Atemzuge seines starken Lebens für Alles, was er auf seinem langen Wege als Wahrheit erkannt hatte! Wie der Anblick seiner schlichten Größe ermutigte! In seiner Nähe wurden die Verzagten wieder stark, die Wankenden standen wieder fester, die Wanderer faßten ihr Ziel wieder unerschrockener ins Auge.

Er wird nie mehr mit uns sprechen, seine guten hellen Augen werden nicht mehr auf uns ruhn, und doch wird er unvergeßlich und frisch in lebendiger Erinnerung bleiben bei Allen, denen er je die Hand gereicht. Im energischen, herzhaften Druck dieser Hand sprach sich so viel von seinem besten Wesen aus. Er war ein Junger, trotz seiner 85 Jahre — ein gläubig Ungläubiger, ein Hellseher und ewiger Optimist. — — An einem stürmischen Novembertag vorigen Jahres war es, als ich nach ziemlich langer Zeit eine Karte von meinem Dr. Besser erhielt. Sie meldete nichts Gutes. Er war krank gewesen, hatte sich aber wieder soweit erholt, daß er die Arbeit wieder aufnahm. Ein prächtiger Mensch, dachte ich, immer will er's noch einmal mit dem Leben aufnehmen, immer noch nicht müde geworden von seinem langen Schaffen, greift er an, wie ein Junger, der einen großen Weg vor sich hat. Mich faßte ordentlich die Sehnsucht an, ihn wieder zu sehen, mir einen Festtag zu machen. Rasch sah ich den Fahrplan nach und fand einen Zug, der mich in einer halben Stunde nach dem lieben guten Bonn und dem alten Freunde bringen wollte unter der Bedingung, daß ich sofort den Hut aufsetzte und zum Bahnhof lief. Das schwarze sauchende Ungetüm fuhr eben ein, als ich auf dem Perron ankam und ich fand ein ziemlich vollgestopftes Coupé. Ausnahmsweise geduldig beugte ich mich der benutzten Autorität des Schaffners, der behauptete, ein Platz wäre noch frei. Wohlgemut ließ ich die Blicke der Insassen auf mich niederrasseln, während ich mich zwischen die Röcke zweier Frauen klemmte. Draußen peitschte der Wind den Regen an die Scheiben. Sie waren vollständig blind; so schloß ich die Augen.

Endlich riß man die Türe auf — Bonn. Der Regen trospte vom Wagendach auf die glatten Trittbretter und sprühte auf die heißen Wangen. Nach einem kurzen Kampf gegen den Sturm und glücklichen Hupfern über die Pfützen einer Straße stand ich vor der Türe im Haus meines Freundes. Seither habe ich nicht mehr dort gestanden und ich fürchte mich fast davor, jetzt, weil er nicht mehr da ist. Und damals im November war ich so voll freudiger Erwartung, den lieben Freund wiederzusehen. Etwas wie Beklemmung mischte sich dazu, eine zitternde Angst. Wird er auch der alte Gute sein, wird ihn die Krankheit nicht etwas verändert haben? Und ich tippte auf den Klingelknopf; unbestimmt, wie eine Frage zitterte der seine Ton durch den Hausflur. Da öffnete sich die Türe, er stand vor mir, wie immer. Fast ungebeugt die hohe schlanke Gestalt. Die langen weißen Haare umrahmten sein wenig gefurchtes Gesicht. Die kühlen knochigen Hände drückten meine warmen. Wie immer war alles; wie heimgekehrt in den Frieden kam ich mir vor. Eine laute rohe Welt tobte und brandete vor dieser Türe, die ich nun schloß, und

Digitized by Google

hier umgab mich die Weihe eines gefunden, starken Alters, hier in diesen lieben einfachen Räumen legte sich's wie reine Atmosphäre ums Herz. Feine Gedanken spannen sich vom Haupt des Freundes zu mir hin. Großes Fühlen und tiefes Empfinden war der Born, aus dem alle seine Worte herauskamen. Und so einfach und gütig und herzenswarm war er. Erst schimpfte er mich aus, daß ich bei solch' scheußlichem Wetter komme, aber er blickte mich so freundlich an mit seinem klaren, hellen Blick.

Ich mußte mich in sein behäbiges Sopha setzen. Er selbst nahm auf einem Rohrstuhl Platz. Verkehrte Welt! Aber er tat's nicht anders. Dann sprang er auf wie ein Junger, wie's heute mancher Junge gar nicht mehr fertig bringt, lief mit langen Schritten durch die Stube. Eine Schale mit rotbackigen Aepfeln stellte er vor mich hin, aus dem Schrank die Kakesdose. Alles Protestieren half nichts, alles Beiteln, er möchte sich zu mir setzen, noch weniger. Er verschwand durch die Türe und rief seiner lieben Frau. Das Mädchen mußte die Kaffeetassen auffetzen und endlich war er zufrieden, setzte sich zum Tisch und bewirtete mich im Verein mit seiner treuen Gefährtin mit einer rührenden Ausmerksamkeit. Ein glücklicheres Menschentrio hatte die Welt noch nicht gesehen. —

„Ist das aber auch recht, krank zu sein, und einem nichts davon schreiben zu lassen?“ fragte ich ihn vorwurfsvoll.

„Ach, was,“ brummte er „nein, ich will die Freunde nicht erschrecken. Aber schlimm war's schon, das ist wahr und meine schöne Reise in die Berge hat mir die Geschichte auch verdorben.“

„In den Bergen? ja wann denn?“

„Im Sommer natürlich!“ lachte er. „Und schön war's doch. Zuerst wollte ich mir's ja auch ausreden. Denken Sie, in meinem Alter! Ich habe mir lange, sehr vernünftige Reden gehalten — aber die Sehnsucht war so groß. Die Majestät der Gebirgswelt wollte ich noch einmal recht empfinden. Wie ein Kind hab ich mich über die weißen Nebel und die Sonne gefreut, wenn sie auf den Gletschern erglühte. Und die Farben im Abendrot, das unbeschreibliche Blenden und Glühen auf unerreichbaren Höhen, während im Tal schon tiefschwarze Schatten kauerten!“

„O, so ein Schwärmer!“

„Und die Seen, der Thuner und Zürcher! — Aber dann kam das böse Leiden und sie packten mich auf und waren froh, als ich hier noch lebendig ankam. Es ist auch nicht verschwunden. Nein, keine erschreckten Augen machen, es ist so. Die Andern sagen es mir so oft, in meinem Alter sei jeder Tag ein Geschenk. Haben sie denn nicht recht? Und wie ich's mit dem Tode halte, daß wissen Sie ja auch. So ein Knochenmann existiert für mich ebenso wenig wie Gott. Sie sind alle beide — Luft für mich. Alles geht seinen natürlichen Gang, etwas Außernatürliches gibt es nicht. Wenn die Organe nicht mehr funktionieren können, dann sieht eben dieses feinste, komplizierteste — Werk still. Seine Bewegung nennen wir Leben, das Stillstehn Tod. Eigentlich ist das Stillstehn nur Schein. Ewige Wirklichkeit ist die Bewegung, und was sich bewegt, muß sich verändern, und so ist der Tod im Grunde nichts anderes als eine Veränderung. Nur Kinder können sich davor fürchten. Alles ist so einfach — das Leben kein Rätsel.“

Mein Freund hatte das ganz ruhig gesprochen. Keine Wehmut tönte aus seinen Worten, nichts, was etwas anderes als die größte Seelenruhe verraten hätte. Er erhob sich und verließ mit glänzenden Augen das Zimmer. Wir hörten ihn im Nebenzimmer ein Streichholz anzünden, die Dämmerung kam früh an jenem Novembertag; eine Schublade aufziehen. Ich ahnte schon, was er mir hervorholen werde. Und richtig, er trat herein mit der brennenden Lampe in der einen Hand, in der anderen ein Päckchen Papier, sorgfältig geordnet.

„Das Leben kein Rätsel,“ sagte er wie ein Triumphator der seinen Sieg verkündet und legte das Manuskript auf den Tisch. „So soll das letzte Buch heißen, wirklich das Allerletzte.“ Er lachte wie ein Schelm, dem es nicht ernst ist. Deutlich las ich auf seinem Gesicht, daß, wenn er noch einige Jahre lebte, er uns noch weitere „Allerletzte“ geben wollte. Aber gleich verschwand die Heiligkeit von seinen Augen, wie wenn eine Wolke plötzlich vor die Sonne tritt. „Sehen Sie, Freundin, das möchte ich noch fertig machen, dazu möchte ich noch bis zum Frühjahr frisch bleiben. Man geht doch nicht gern, bevor man sein letztes, allerletztes Wort gesagt hat. Es wäre, als ob man nicht seine Schuldigkeit getan habe. Wenn ich noch dazu beitragen kann, daß die Menschheit vorwärts kommt, darf ich, so weit es in meiner Macht liegt, nichts, das ich weiß und zu sagen habe, in mir vergraben. Unser Wirken ist doch unsere eigentliche und einzige Ewigkeit. Und für diese „ewige Wirkung“ unseres vergänglichen Individuums wollen wir Monisten so gut sorgen, wie der Katholik für seine „ewige Seligkeit.“ Er rückte das Manuskript häufchenb zurecht und las mir einzelne Bruchstücke vor*). „Vielleicht schicke ich Ihnen das Ganze. Sie schreiben mir darüber, finden vielleicht einige Härten,“ sagte er mir in rührender Bescheidenheit. Ich brachte kaum etwas mehr heraus als ein freudiges: „Gern, gern!“ Wie wunderbar die Frische dieses Geistes, wie erstaunlich die klare Beherrschung der Worte. Wie herrlich die immense Kraft, die diese Arbeit zu Stande gebracht hatte! Ich drückte seine tätige Hand. „Ja, ja, es muß vollendet werden, gewiß!“ sagte ich voll Bewunderung und mit dem inbrünstigen Wunsch, daß er gesund werde, frisch bleibe zum Werk!

„Jeden Morgen arbeite ich an diesem allerletzten Buch. Da komme ich mir manchmal noch ganz jung vor. Ein Gefühl habe ich dann, als reichte mein Leben noch so 30 Jahre weiter. Was ich da noch schaffen wollte! Aber wenn ich bedenke — fünfundachtzig! — na, meine Kinder und Enkel können ja jetzt mal dran glauben. Im Uebermut tu ich's ihnen doch nicht mehr gleich.“ Er gab mir mit vergnügtem Lachen ein paar lustige Geschichten von seinen Enkelkindern zum Besten; so viel Liebe zur Jugend schaute aus den blauen Augen, als er erzählte, so viel Verstehen für ihre Tollheiten klang aus seinen Worten!

Und endlich mahnte er selbst zum Aufbruch, wenn er mich auch gern etwas länger da behalten hätte. „Nein, wenn es sein muß, muß es sein und dann aber auch ohne Hetzen.“ Er half mir in den Mantel, litt aber natürlich den gleichen Dienst meinerseits nicht. Ganz ärgerlich wurde er bei meinem Versuch ihm zu helfen. Es war nämlich ausgemachte Sache, daß er mich trotz des strömenden Regens zum Bahnhof brachte. Ich wagte gar keinen Widerspruch, denn da nützte alles Sträuben nichts. Er spannte nicht einmal den Schirm auf. „Ach was, das bißchen Regen.“ Aber das Bißchen tropfte ganz prächtig von unseren Huträndern. Er bot mir seinen Arm, wir wanderten seelenvergnügt durch die nassen Straßen. Jede Biegung des Weges, jeden Trottoirstein könnte ich noch zeichnen, wenn ich dazu Geschick hätte. Und ihn selbst, den aufrechten Greis mit dem schönen edlen Haupt, mit der rosa gefärbten fein geäderten Haut, zu der die frischen Augen so gut paßten. Ich sah ihn manchmal von der Seite an. Ein Prachtmensch! Als gehörte er gar nicht in unsere müde Zeit, in der die Menschen so früh welken.

„Meinen Sie, das werde einmal anders, das mit den Pfaffen und dem äußerlichen Tand und den materiellen Larifari?“ fragte ich ihn, während wir auf dem Perron auf und ab gingen und den Zug erwarteten.

*) Ich vermute, daß das Fragment wohl als Nachlaßwerk erscheinen wird; darum unterlasse ich es, an dieser Stelle einzelnes daraus hier abzudrucken, was mir die Nachkommen Dr. Bessers sonst gewiß gern gestatten würden. D. B.

Digitized by Google

„Ach natürlich“ sagte er so bestimmt, als sei ein Zweifeln einfach Unsinn. „Es geht ja gar nicht anders. Ob die Menschen wollen oder nicht, sie müssen einmal umdrehen, wenn sie so weit gekommen sind, daß es kein Weiter auf dem jetzigen Wege gibt. Dann kommt die dicke Mauer, die gebietet schon Halt!“

„Wenn sie sich aber die Köpfe lieber einrennen an der Mauer, als umkehren?“ entgegnete ich, „die Menschheit könnte so gut eigensinnig sein wie ein Einzelner!“ Er lachte hellauf. „Laß' sie sich die Köpfe nur einrennen. Nur die Vorderstenwerden das tun, die, welche zuerst anlangen. Etwa die heutige „Kultur“ wollt.“ Er betonte das letzte Wort eigentümlich, halb spöttisch, halb belustigt. „Indessen die Menschheit hat doch Ersatztruppen! Nachhut!“

„Bedenken Sie aber die Zeit, die es kostet, bis diese Nachhut wieder am Scheideweg angelangt ist, wo ihre Vorgänger den Weg zur Mauer einschlugen! Kann man dafür garantieren, daß nicht wieder der alte Weg begangen wird? Man hat nun mal Vorliebe für betretene Pfade!“

„Bewahre,“ gab mein Freund zurück, „da ist doch die Geschichte. Irgend ein Warnungssignal wird sie schon an den falschen Wegweiser hinmalen!“

„Das hat sie auch früher schon besorgt“ wandte ich ein, „aber man bemerkte es gar nicht. Ist nicht der Niedergang der römischen Kultur für uns eine solche Warnung? Oder sieht's bei uns nicht in recht vielen Dingen römisch aus?“

Aber mein Optimist und Helfseher ließ sich nicht irre machen. „Was bedeutet denn Zeit? Was sind denn Millionen von Jahren vor der Ewigkeit? Wenn auch ein Kind zehnmal über eine Türschwelle fällt, so sieht es sie doch beim elftenmal. Und die Menschheit, so dünkt es mich, steckt noch in den Kinderschuhen. Nur der, der Fehler machte, wird sie vermeiden lernen, nur das bewußte Rechtgehen hat Wert, und Bewußtsein des rechten Weges erreicht einer nur durch Erfahrungen und Irrwege. Ein Gelehrter, wenn er wirklich einmal vom Himmel fiele, wäre mir nur noch halb so lieb, wie ein halb so Gescheiter, der durch Arbeit und mühseliges Kämpfen das erworben hat, was er besitzt. Und da wären wir bei unserem Meister Goethe und könnten erst recht mit dem Reden beginnen. Aber da fährt der Zug . . .“

Die letzten Worte verloren sich im Getöse des einfahrenden Zuges. Stumm drückte ich die gute Hand des Freundes. Es sollte das letzte Mal sein. Ich stieg ein und sah aus dem Fenster, unsere Blicke begegneten sich in treuer Herzlichkeit. Der Zug begann ganz langsam zu laufen, schneller, und schnell. Ein weißes Tuch winkte mir Abschied — ein Bogen der Schienen — das Tuch verwehte, die Lichter am Bahnhof verschwanden plötzlich. Mein Herz war voll heißer Wünsche auf der ganzen einsamen Fahrt. Sie sind nicht in Erfüllung gegangen. Die Krankheit kam, er konnte sein Allerletztes nicht mehr vollenden, der liebe Frühling traf ihn nicht mehr an. Die letzten Stunden aber, die ich bei ihm war, gehören zu meinen teuersten Erinnerungen und jener Novembertag ward mir ein Feiertag. Etwas Wundervolles ist mir da begegnet. Ein majestätisches Alter sah ich, einen Menschen, der uns Jungen immer ein Vorbild der Kraft und Größe sein wird. Es ihm so in Schönheit und Geisteskraft nachmachen können! So wie er nichts wissen von dem gedrückten mit Ungeduld und Angst gemischten Warten auf den Tod! So wie er immer nur Vorwärtswollen, als gebe es nie ein Ende! —

Es war heute ein trüber kalter Sonntag. Aber als sich der Himmel aufklärte, wurde es mir seierlich zu Mut. Da dachte ich an meinen starken Freund und dieser Gedanke stimmte mich sonntäglich. Und während ich schrieb, stieg der Mond am Himmel auf und glänzt nun auf mein Papier und die Sterne blitzen mich an. Früher stellte ich mir meine lieben Toten in den hohen reinen Himmelsregionen vor, da glaubte ich, sie blickten wie die Sterne zu mir herunter. Heute weiß ich es anders. Und doch macht mich die Erinnerung an meinen Dr. Besser ganz fromm und andächtig, wie es der unergründliche herrliche Sternenhimmel tut.

Streiflichter.

Maßlosigkeit. Auf Ansuchen der Provinzialregierung von Schleswig-Holstein hat Kultusminister von Studt neuerdings eine Verfügung erlassen, die, obwohl sie sich sachlich mit der Ministerialinstruktion Bosse's im Falle der Nichtbestätigung des Stadtverordneten Singer zum Mitglied der Schuldeputation deckt, doch in der Fassung so überaus unglücklich ist, daß man sich mit ernstester Besorgnis fragen muß, ob denn dort das Bewußtsein der Verantwortlichkeit für den inneren Frieden der Bevölkerung, wie auf konfessionellem, so auch auf sozialem Gebiet völlig abhanden gekommen ist.

Der Minister erklärt (nach unwidersprochenen Zeitungsberichten) wörtlich: „Das Vorhandensein der sittlichen Tüchtigkeit für Unterricht und Erziehung ist bei allen Mitgliedern der sozialdemokratischen Partei zu verneinen, da die Ziele und Bestrebungen dieser Partei im geraden Gegensatz stehen zu den Grundlagen des Staatswesens und zu den Aufgaben des Schulunterrichts, die Kinder zur Achtung und Ehrfurcht vor den bestehenden Gesetzen, zur Gottesfurcht, Vaterlandsliebe und Königstreue zu erziehen.“

Was Exzellenz von Studt sagen wollte — und was als Ausfluß einer zwar nicht gerade weisfichtigen und weitherzigen, aber konsequenten Parteipolitik zur Not zu ertragen wäre — ist dies: daß die gegenwärtige preußische Staatsregierung nicht in der Lage zu sein glaubt, Sozialdemokraten staatliche Unterrichts- und Erziehungsfunktionen anzuvertrauen. (In dem gegebenen Falle handelte es sich um privaten unentgeltlichen Unterricht im — Turnen!) Was er gesagt hat, würde in seiner maßlosen Uebertreibung einfach zu der Konsequenz führen müssen, sämtlichen sozialdemokratischen Eltern das Erziehungsrecht an ihren Kindern auf dem gesetzlich vorgeschriebenen Wege zu entziehen, wird aber mit voller Sicherheit in diesen Kreisen eine — berechtigte — tiefste Erbitterung und Empörung hervorrufen. Wir beneiden Herrn von Studt nicht um den — Mut, mit dem er als Zensor schlankweg drei Millionen deutscher Staatsbürger die sittliche Tüchtigkeit abspricht! —

* * *

Auch eine Auffassung vom Moralunterricht. Die Frankfurter Zeitung Nr. 193 vom 15. Juli läßt sich berichten:

Meßkirch (Oberbaden), 12. Juli. Der katholische Pfarrer Forster in Leibertingen hatte den Volksschullehrer Siegrist in Kreenheinstetten wegen Beleidigung verklagt auf Grund eines während der Landtagswahl im liberalen „Oberbadischen Grenzboten“ erschienenen Artikels. Das Schöffengericht sprach den Lehrer frei, weil er den Wahrheitsbeweis erbrachte und außerdem in Wahrnehmung berechtigter Interessen gehandelt hatte. In dem Artikel war geschildert worden, wie der Pfarrer in einer ländlichen Zentrumsversammlung die Lehrer als glaubenslos bezeichnete und behauptete, die Liberalen wollten durch Einführung der Ganztagsschule den Bauernstand schädigen u. a. m. Zeugen bestätigten diese Aeußerungen und führten noch an, wie der Geistliche bei der gleichen Gelegenheit das liberale Schulprogramm ausgelegt hatte. Die Liberalen wollten an Stelle der Religion den Moralunterricht durchsetzen. Den Kindern in der Schule würden dann keine Glaubenssätze mehr gelehrt, ihnen vielmehr schändliche Bilder an der Tafel vorgemalt, nackte Weibsbilder, wie er (der Pfarrer) sie in München gesehen habe usw. Das nenne man Moralunterricht!

Es ist für uns Norddeutsche mitunter doch ganz gut, wenn wir erfahren, mit welchen Mitteln der Kampf gegen uns geführt wird. Darum hängen wir dies Bild etwas niedriger.

* * *

Digitized by Google

„Vom grünen Tisch — ein Meisterstück! Als vor 6 Jahren die Regierung daran ging, die aus dem bürgerlichen Unternehmungsgeist hervorgegangenen Privat-, Brief- und Paketbeförderungs-Anstalten zu erdrosseln, da erlangte sie vom Reichstag die Bewilligung der nötigen Mittel nur gegen die feste Erklärung, die Gebühren würden so, wie nachher geschehen, ermäßigt werden. Als ein freisinniger Abgeordneter — der vor kurzem verstorbene Lenzmann — sich mit einer bloßen Zusage nicht begnügen, sondern die ermäßigten Sätze gesetzlich festlegen wollte, wurde ihm das als ein ganz ungehöriges Mißtrauen sehr verdacht. Uebrigens mache sich der Abgeordnete — so ungefähr äußerte sich der damalige Staatssekretär — ganz überflüssige Sorgen: Wann wäre je schon ein Portosatz erhöht worden — arbeiten wir nicht alle nur auf Verbilligungen hin und auf Verkehrserleichterungen?

Und so war es auch in der That immer gewesen. Der Reichstag beruhigte sich bei diesen Erklärungen und — nach wenigen Jahren verteuert uns das Reichspostamt den wichtigsten Bestandteil des schriftlichen Lokalverkehrs mit einem Federstrich bis um 150%. Kaum 8 Tage bleiben dem Bürger zwischen dem Inkrafttreten dieser Maßregel und ihrer Ankündigung!

Die Post ist ein Speditionsgeschäft im großen. Jeder Spediteur hat die übernommenen Aufträge „mit der Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmanns," wie es im § 407 des Handelsgesetzbuches heißt, auszuführen. Denken wir uns einen Spediteur, mit dem wir als Kauflente jahrelang in täglicher, lebhafter Geschäftsverbindung stehen, und der würde seine Transportsätze der wichtigsten Gattungen plötzlich um 150% erhöhen, mit der Geltung innerhalb 8 Tagen. Unsere Kalkulationen wären mit einem Male über den Haufen geworfen; wir könnten gar nicht daran daran denken, gewisse Waren noch weiter zu versenden, auf die wir aber große Aufträge übernommen haben, von denen wir den bisherigen großen Umsätzen angemessen, ahnungslos ganz bedeutende Vorräte auf Lager genommen und auf die wir weitere große Bestellungen gemacht haben. Hätte jener Spediteur „mit der Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmanns" gegen uns gehandelt?

Hat die Post aber nicht auch durch die ganz unerhört eilige Verteuerung Schaden angestiftet, den sie bei Anwendung der „Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmanns" hätte vermeiden können?

Darum allein soll es sich hier handeln. Wir bezweifeln es keinen Augenblick, daß von der Geschäftswelt sehr viel Drucksachen und Kouverts in Anfertigung gegeben worden sind, deren Verbreitung nach der Ueberzeugung ihrer Besteller nunmehr die Selbstkosten nicht mehr einbringt, so daß sie besser unterbleibt. Dasselbe gilt von Sonderbeilagen, deren Mitbeförderung bisher 2,50 Mark pro Tausend gekostet hat, für die aber die Post nunmehr 5 Mark beansprucht. Endlich gilt das von Postkarten, welche, da Viele dem Geschriebenen eine größere Wirkung beimessen, durch zahlreiche Hilfskräfte wochenlang vorher (mit dem Abendunglase vordatiert) ausgeschrieben werden.

Liegt dem Beamtentum, das so viel über uns vermag, nicht auch die Pflicht und Schuldigkeit ob, Maßregeln, welche bestehende Interessen verletzen, Werte mindern oder gar aufheben, mit so viel Vorsicht ins Werk zu setzen, daß sich der Schaden auf ein Mindestmaß beschränke?

Ist das hier geschehen?

Neiu! Deshalb muß die Frage aufgeworfen werden: wer ist dem Geschädigten für denjenigen nachweisbaren Schaden, der durch die Uebereilung jener Maßregel entstanden ist, verantwortlich und ersatzpflichtig?

Möglich, daß die Gerichte darüber verschieden urteilen werden. Wir meinen, der Versuch, einen Regreßanspruch geltend zu machen, muß mit allem Nachdruck gemacht werden. Die Geduld des erwerbstätigen Bürgers, dem seit Jahren fortwährend Lasten aufgebürdet werden, hat auch ihre Grenze. Die gekennzeichnete Rücksichtslosigkeit ist der Tropfen, der den Becher überlaufen macht.

Wir raten Jedem, der seinen Schaden nachzuweisen imstande ist, ihn schleunigst sorgfältig festzustellen, so daß er dem Richter klar gelegt werden kann, alsdann seiner Handelskammer, Innung oder sonstigen gewerblichen Organisation, der er angehört oder zu der er stenert, davon Mitteilung zu machen und über den wirksamsten Weg, den er zu beschreiten hat, deren Rat einzuholen.

Gelangen an die verschiedenen Kammern, Innungen usw. derartige Anfragen, so würde doch vielleicht von der Regierung auch nachträglich noch ein Entgegenkommen zu erzielen sein, mindestens dahin, daß vorrätiges, oder in Bestellung gegebenes, vervielfältigtes Propaganda-Material, dessen Verwendung erschlicht oder nachweislich erst nach dem 1. Juli erfolgen sollte, etwa noch bis zum 1. Februar 1907 zu den alten Bedingungen befördert werden soll. In diesen Zeitraum würden wenigstens diejenigen Massen-Auflieferungen fallen, die für den Weihnachts- und Neujahrs-Verkehr bereits vorbereitet sind.

Und das wäre nicht mehr als recht und billig.

Der rechte Wille würde auch den rechten Weg finden.

Es gilt also, sich zu rühren und unsere gewerblichen Vertretungen durch zahlreiche Mitteilungen, Anfragen und Anträge zu energischem Vorgehen zu veranlassen.

Hermann Schert.

Aus der ethischen Bewegung.

„Ihrem unvergeßlichen Führer und Freunde!" Diese Worte treuen Gedenkens begleitete eine Kranzspende, die von Mitgliedern des Vorstandes und der Berliner Abteilung der D. G. E. K. am Grabe ihres früheren Vorsitzenden, des Justizrats Hermann Stern am 22. d. Mts. in tiefer Morgenstunde niedergelegt wurde. Ein Jahr war verflossen, seitdem ein jäher Tod am Meeresstrande uns den teuren Mann entrissen hat.

* * *

Abteilung Frankfurt a. M. Freibibliothek und Lesehalle. In der Hauptversammlung des Vereins Freibibliothek und Lesehalle sprach der erste Vorsitzende Dr. Arthur Usinger dem Magistrat und der Stadtverordneten-Versammlung warmen Dank aus für das Interesse, das sie dem Institut im vergangenen Jahr entgegengebracht haben. Die städtische Subvention wurde auf Mk. 12,000 erhöht, ferner gewährten die städtischen Behörden einen einmaligen Beitrag von Mk. 8000. In verschiedenen Konferenzen von Delegierten der Freibibliothek und der hiesigen Volksbibliothek wurde die Frage einer Verschmelzung beider Institute gründlich durchberaten. Es wurde hierbei zifferumäßig festgestellt, daß eine Verschmelzung finanzielle Vorteile nicht bietet und beide Institute sehr wohl neben einander wirken können, ganz besonders, wenn auch die Volksbibliothek einmal zur unentgeltlichen Ausleihung übergeht und die Freibibliothek hierdurch entlastet. Diese besitzt nunmehr 21,452 Bände Bücher und 2000 Broschüren. Zur Bibliotheksbenutzung, bezw. Entleihung von Büchern nach Hause haben sich 3070 Personen neu angemeldet, die höchste bis jetzt erreichte Anzahl. Die Lesezimmer wurden von 118,521 Personen benutzt. Der Vorsitzende dankte der Presse für die Unterstützung. Die Redaktion der „Frankfurter Zeitung" hatte auch im abgelaufenen Geschäftsjahr wieder einen Teil ihrer auständigen Zeitungen zur Verfügung gestellt. Die nächste Aufgabe wird die Errichtung von Zweigbibliotheken bilden. In Bockenheim hat die Stadt geeignete Räume für Lesehalle und Bibliothek geschaffen; der Verein beabsichtigt, diese am 1. Oktober 1906 dem Stadtverein zu übergeben. Auch für den Stadtteil Sachsenhausen sind bereits vorbereitende Schritte getan. Die Musikalien-Freibibliothek besitzt ohne Dubletten 1700 Nummern, sämtlich gebunden. Bis zum Jahresschluß hatten sich 400 Personen zur Benutzung angemeldet, an die im ganzen 3568 Musikalien verliehen wurden. Die ausscheidenden Mitglieder des Vorstandes wurden wiedergewählt.

Bücherschau.

Humanistische und nationale Bildung, eine historische Betrachtung. Vortrag, gehalten in der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin und der

Digitized by Google

Provinz Brandenburg am 6. Dezember 1905 von Gustav Röthe. Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung 1906.

Wenn die kleine Schrift auch nicht unmittelbar ethische Fragen berührt, verdient sie doch, an dieser Stelle bemerkt zu werden, weil sie indirekt der Unterrichtsfrage, die sich in allen ihren Verzweigungen jetzt eng mit den ethischen Bestrebungen berührt, eine fast epochemachende Stellung einnimmt. Es ist ein Vortrag, den der bekannte Germanist der Berliner Universität, Professor Röthe, zur Verteidigung des humanistischen Gymnasiums gegenüber den laodalkühnen Angriffen durch oberflächliche Schlagworte und Redensarten gehalten hat. Er weist darin durch eine überwältigende Fülle aus den verschiedensten Forschungsgebieten hergeholter Tatsachen nach, daß in dem Sinne, wie eine gewisse Koterie unter den Gegnern der humanistischen Bildung mit mehr Lärm als Verstand tut, von einer Entgegensetzung des Deutsch-Nationalen gegen das klassische Altertum, wie es den Kern der humanistischen Bildung ausmacht, gar keine Rede sein kann, insofern als das deutsch-nationale Wesen, wie es als Ergebnis der geschichtlichen Entwicklung vorliegt, vollkommen durchdrungen und durchwirkt sind in seinem innersten Wesen bestimmt ist durch Elemente, welche der antiken Kultur entstammen, so daß eine wirkliche Erfassung des deutsch-nationalen Wesens in seiner wahren Bedeutung ohne das aus an der Quelle zu schöpfende Verständnis für diese antiken Kulturelemente schlechterdings nicht zu gewinnen ist, und eine Bildung, welche für die höchsten Berufs- und Lebensaufgaben in der modernen deutschen Gesellschaft befähigen soll, ohne feste Gründung auf die Kenntnis der Antike, welche ohne direkten Zugang zu den Schriftquellen immer mangelhaft zu bleiben verurteilt ist, nicht erworben werden kann. Wenn man die wutschnaubenden Anmaßungen der deutschtümelnden und modernen Gegner und ihre nichtssagenden Schlagworte, wie „lateinischer Moloch" und dergleichen, mit der Fülle tiefer Gedanken, seiner Beobachtungen und geistvollen Kombinationen in den vorliegenden Schriften vergleicht, dann ist es nicht schwer, zu erkennen, auf welcher Seite das Schwergewicht der geistigen Potenzen zu suchen ist; — wie ja denn auch die Erfahrung schon bestätigt, daß der Bericht, auf verschiedenen — vermittelt der Verfassung für gleichwertig erklärten — Wegen zu den akademischen Studien und den höchsten Berufen in Staat und Gesellschaft den Zugang zu eröffnen, ein wesentlich verfehlter ist. Mit vollem Rechte aber wird hier, wie an anderen Stellen, auf diese verunglückten Versuche, als auf ein Heil für die innere Entwickelung des Gymnasialwesens hingewiesen; denn durch die Befreiung von einer Unzahl ungeeigneter Schüler, mit denen sich das Gymnasium bisher erfolglos und selber belästigt herumzuplagen hatte, ist dem Gymnasium eine freie Entwickelung in dem ihm zugewiesenen mit voller Intensität Kreise ohne beengende Rücksichten ermöglicht; und mit Recht wird behauptet, daß alle vernünftigen und berechtigten Anforderungen an eine den heutigen Bedürfnissen entsprechende höhere Bildungsanstalt von dem humanistischen Gymnasium mit verhältnismäßiger Leichtigkeit erfüllt werden können, weil seine gediegene Grundorganisation es vor den Gefahren der Zersplitterung bewahrt, die ohne einen solchen soliden Kern des Lehrplanes unvermeidlich ist.

Der Vortrag entfesselte, als er gehalten wurde, nachdem die zahlreiche anbetreffende Versammlung ihm mit lautster Spannung gelauscht hatte, einen Sturm des Beifalles, wie nur selten in solchem Kreise gehört wird. B. M.

* * *

Aphorismen-Schatz der Weltliteratur. Weltliche Texte für Rede und Schrift. Von Fritz Doddel. 4. Aufl. Berlin, Haude & Spenersche Buchhandlung.

Ein Werk, wie das vorliegende, mit seinen 46 Druckbogen kleinsten Satzes regensiert man nicht: man exprobt es auf seine praktische Brauchbarkeit hin — und das dauert dann allerdings bedeutend länger, als eine empfehlende Anzeige zu schreiben. Seit zwei Jahren habe ich beinahe wöchentlich Gelegenheit gehabt, die Sammlung zu befragen, und ich darf es aussprechen, daß sie sich würdig an die älteren Sentenzenverzeichnisse unserer Väter, die „Pharus im Meere des Lebens" u. ä. anschließt. Hatten diese einen mehr „erbaulichen" Charakter im Sinne von Stammbuchpoesie und Jean Paul'schen „Streckverse," so stellt der moderne Gedankensammler den praktischen Zweck der Hilfe bei rednerischer oder literarischer Ausarbeitung in den Vordergrund. Man muß von derartigen Werken, deren Zusammenstellung große Belesenheit, peinlichen Fleiß und guten Geschmack erfordert, zweierlei verlangen: 1. daß annähernd alles Wesentliche aus der Weltliteratur berücksichtigt sei, wobei natürlich das „annähernd" stark zu betonen und das 2. daß der Herausgeber es verstanden habe, die Gruppierung der disjecta membra unter praktischen Stichworten vernünftig und ohne allzu großen Zwang vorzunehmen.

Im Großen und Ganzen ist das Fritz Doddel gelungen, denn man darf nicht die ungeheuren Schwierigkeiten einer solchen Arbeit verkennen, die geradezu eine geniale Begabung für Systematik und Katalogisierungsarbeit voraussetzt. Schon jetzt in der vierten Auflage (Bücher dieser Art gewinnen mit jeder neuen Herausgabe selbstverständlich an Wert) kann gesagt werden, daß nicht leicht ein Nachschender auch bei dem verzwicktesten Thema ganz ohne geistige Handreichung bleiben dürfte. Allen Geistesarbeitern also, die unter dem Druck der Stunde eine Anregung durch die besten Denker und Dichter der Vergangenheit nicht verschmähen, sei das Buch empfohlen.

-ar-

* * *

John Mitchell. Organisierte Arbeit. Deutsche Ueberlegung von Dr. Hasse-Dresden. 1905. C. B. Böhmert.

In klarer, fesselnder Weise gibt uns Mitchell hier ein Bild der amerikanischen Gewerkschaftsbewegung, nachdem er in den einleitenden Kapiteln für die mit der Wirtschaftsgeschichte nicht vertrauten Leser eine Skizze der Entwicklung des Gewerkschaftswesens vorausgeschickt hat, um an der Hand dieser Skizze zugleich zu beweisen, daß wir in der Organisation der Arbeiterschaft ein Produkt der modernen Industrie haben, das sich aus den Versuchen der Selbsthilfe, aus den schweren Kämpfen gegen die ausbeuterische Unternehmerselbstsucht herauskristallisierte. Den größten Teil des Buches nimmt aber die Schilderung des gegenwärtigen Standes der Bewegung ein, wodurch es uns einen Einblick in die Theorien des arbeitenden Volkes jenseits des Ozeans gewährt. Diese findet ihre Verkörperung im amerikanischen Arbeiterbund, dessen Ziele und Bestrebungen, wie aus Mitchell's Darstellung hervorgeht, rein wirtschaftlicher Natur sind, wodurch er sich von der deutschen Arbeiterbewegung unterscheidet. Näher kommt letzterer die amerikanische Gewerkschaft, welche auch die politische Tätigkeit in ihr Programm aufgenommen hat, vorläufig aber gegen den Arbeiterbund an Mitgliederzahl weit zurücksteht und auch im Buche weiter keine Erwähnung findet. Sind wir schon bei dem Vergleich der amerikanischen und deutschen Arbeiterbewegung, so möge nicht unerwähnt bleiben, was schon der Ueberleger in seinem interessanten Vorwort betont, daß trotz der ablehnenden Haltung gegenüber der politischen Tätigkeit, trotz des konservativen Geistes, der das Buch durchweht, all jene schönen Worte vom Klassenkampf und Elend zu Brüdern uns in demselben losgelöst von Sozialismus begegnen, die man bei uns mit diesem verquickt, mit ihm identifiziert. Das Buch hat den Vorzug maßvoller Schreibweise und einer unparteiischen Reflektierung und Beleuchtung des gegnerischen Standpunktes. Deshalb sei es auch jedem Leser warm empfohlen, welche mit Mißtrauen derartige Bestrebungen verfolgen, weil sie in jeglicher Organisation der Arbeiterschaft eine Gefahr für den Bestand der Gesellschaft wittern, während sie hier bei aufmerksamem Lesen zur gegenteiligen Ansicht gebracht werden müssen. Was gefährdet wohl mehr den Bestand unserer Gesellschaftsordnung als das fortschreitende Hinabdrücken der Löhne breiter Volksmassen auf ein Existenzminimum! Und wenn wir aus der Lektüre des Buches ersehen, bis zu welcher Höhe die Organisationen drüben gediehen ist, so wird uns das desto mehr mit Bewunderung erfüllen, als sich durch das stete Nachströmen ungelernter und ungebildeter, durch Rassengegensätze entzweiter Menschen aus anderen Erdteilen schier unüberwindliche Schwierigkeiten der Ausbreitung einer Bewegung entgegenstellen, die es sich vor allem zur Aufgabe macht, den Lohndruck zu verhindern. Aus diesen meist des Schreibens und Lesens, wie der Verkehrssprache unkundigen Menschen klassenbewußte, den schweren Opfern, die ihnen die Gewerkschaft oft auferlegt, sich geduldig fügende Arbeiter heranzubilden ist sicherlich eine der schwierigsten Aufgaben. Wie sich die Gewerkschaftsordnung trotz all dieser Hindernisse, trotz der schweren Aufgaben, vor die sie gestellt wurde, doch zum Siege durchgerungen hat, das möge im Buche selbst nachgelesen werden, dem wir eine weite Verbreitung wünschen, damit es zum Verständnis beitrage — nicht nur der amerikanischen, sondern wie oben ausgeführt, auch der einheimischen Arbeiterbewegung.

Dr. Karl Wilschek.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Das Bureau der D. G. S.

befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock.** Die Sprechstunden des Unterzeichneten **fallen im Juli und August aus.** Eilige Zuschriften sind daher besser an die Privatadresse Charlottenburg, Stolmanstraße 15, zu richten, oder an den Geschäftsführer des Verlages Herrn Kurt Michaelis Berlin S. W. Wilhelmstraße 121. Dr. Penzig.

Flügel Pianinos **Blüthner** Piano-Magazin. Berlin W., Potsdamerstr. No. 41.

Digitized by Google

Eingegangene Bücher.

Die Lebenskunst. Zeitschrift für persönliche Kultur. Rundschau auf dem Gebiete moderner Reformarbeit. Herausgeber, Redakteur und Verleger: Karl Lentze. Leipzig, Graffs-Straße 18. 1906. Nr. 1. — Monatlich 2 Nummern. Vierteljährlich 1,00 Mk., einzelne Nummer 20 Pf.

Das Leben zu Point Sema. Von Katherine Tingley, Führer und offizieller Leiter der Universalen Bruderschafts-Organisation und Theosophischen Gesellschaft. Nürnberg 1905. Verlag von J. Th. Heller. 0,40 Mk.

Universale Bruderschaft. Monatsschrift für die Bruderschaft der Menschheit, die Theosophische Bewegung, Philosophie, Wissenschaft und Kunst zur Förderung der Universalen Bruderschaftsbewegung unter der Führerschaft von Katherine Tingley. Jährlich 12 Nummern 3,00 Mk. Einzelne Nummer 45 Pf.

Die Verweigerung des Heerdienstes und die Verurteilung des Krieges und der Wehrpflicht in der Geschichte der Menschheit. Von Dr. phil. Hermann Wehel, Potsdam, Spandauerstraße 28. Potsdam 1905. Selbstverlag.

Elitelbitten. Roman von Wilhelm Heinrich Michelis. Berlin 1906. Verlag von Georg Eichler, SO. 16, Schmidstr. 24/25.

Frauenrecht und Geschlechtsmoral. Eine soziale Erziehungsstrage von Auguste de Morsier. Autorisierte Uebertragung aus dem Französischen von Melanie Klaiklein. Heft 1 von „Frau und Sittlichkeit, Züricher Beiträge zur ethischen und Frauenbewegung." Zürich 1904. Albert Müllers Verlag. 1 Mark.

Das letzte Menschenpaar. Von Hermann Kunibert Neumann. 2. Auflage. Leipzig 1906. Hermann Lauterschläger.

Ueber den physiologischen Stumpfsinn des Mannes. Von Max Freimann. Berlin-Leipzig 1905. Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Die Friedhofsfrage. Konfessions- oder Simultanfriedhöfe? Ein Lösungsversuch auf Grund der Tatsachen von Eberhard Goes. Gießen 1905. Verlag von Alfred Töpelmann (vorm. J. Richter). 3 Mark.

Bob. Der Sonderling. Seine Geschichte und seine Gedanken. Von Hugo Bersch. Stuttgart und Berlin 1906. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfig. 2,50 Mark, gebunden 3,50 Mark.

Japans Frauen und Frauenmoral. Von Shingoro Takaishi. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Annemarie Heinz. Rostock 1905. C. J. E. Volckmann (Volckmann & Witte). 1,50 Mark.

Das Wesen des Christentums. Von Ludwig Feuerbach. Kritische Ausgabe. Mit Einleitung und Anmerkungen. Herausgegeben von Karl Quenzel. Nr. 4571—4575 von Reclams Universal-Bibliothek. Leipzig. Verlag von Phil. Reclam jun. 1 Mark, geb. 1,50 Mark.

Das freimaurerische Geheimnis als Norm maurerischer Werktätigkeit. Eine Johannisfestgabe von J. G. Findel. Leipzig 1905. Selbstverlag. Mark 0,80.

Hinter den Kulissen der Heilsarmee. Von R. Reitzke. Herausgegeben vom Vorstand des Vereins ehem. Heilsarmee-Offiziere. Berlin. Verlag von Herm. Schuster (Pappel-Allee 3). Mark 0,10.

Laiengedanken über Sittlichkeit. Von Dr. med. Rheindorf. Krefeld. Karl Kaestner.

Johannisfestrede 1902. Gehalten von Br. Rheindorf. 2. Auflage.

Klagegeschrift wider das Christentum. Von Dr. Johannes Woltmann, Hamburg. I. Teil. Bamberg. Verlag der Handels-Druckerei.

Vom Lehrling zum Lehrherrn! Ratgeber für junge Kaufleute von Bruno Volger, früherem Dozenten an der Handelsschule zu Halle a. S. Stuttgart. Schwabacherische Verlagsbuchhandlung. Geb. Mark 1,00.

Tierschutz-Kalender 1906. Herausgegeben vom Berliner Tierschutz-Verein und dem Deutschen Lehrer-Tierschutz-Verein. Berlin SW. 11, Königgrätzerstraße 41. Mark 0,10 — portofrei. —

Strandaut. Münchner Monatsschrift für Literatur, Kunst und Kritik. München, Berlin, London; Hassensteinscher Verlag und Bühnenvertrieb. Im Abonnement ½ Jahr 5,00 Mark, ¼ Jahr 2,60 Mk., ⅛ Jahr 1,40 Mk.; Einzelnummer Mk. 0,50.

Werde gesund! Zeitschrift für Volksgesundheitspflege und Krankheitsverhütung. 5. Jahrgang. Herausgegeben von Dr. med. Georg Liebe, Leiter der Heilanstalt Waldhof Elgershausen, Erlangen 1905. Verlag von Theod. Krische, Universitätsbuchhandlung. Monatlich 1 Heft, vierteljährlich Mark 0,75.

Pernunft und Mode in der Kunst. Von A. Rothnagel. Leipzig 1905. Verlag von L. Fernau. Mark 4,00.

Das Schmerzloseste Zahnziehen ohne Narkose

ist unstreitig die von mir seit Jahren in vielen tausend Fällen mit bestem Erfolge und nur grössten Lobeserhebungen meiner Patienten angewandte eigene

Infiltrations-Methode.

Bestempfohlen von Aerzten und höchsten Patienten.

Sorgfältige Erhaltung der Naturzähne

Zähne ohne Platte | Porzellan-Plomben.

Linde, jetzt: **Behren-Strasse 20** vis-à-vis Metropol-Theater.

A. P. Luck's Buch- und Papierhandlung

Alt-Moabit 109, Berlin N. W. 52, Fernspr. II, 2505

liefert den Gesinnungsgenossen alle einschlägigen Artikel für Berlin und Vororte frei ins Haus!

Versandt-Abteilung Kolonie Eden,

Fernspr. Ornamburg II, pflegt als Spezialität: Ethik, Vegetarismus u. Naturheilkunde. Bitte verlangen Sie Kataloge (gratis u. franco.)

Zum Druck von Broschüren

wissenschaftlichen Werken,

Jahresberichten, Flugblättern,

sowie zur Anfertigung

sämtlicher anderen Druckarbeiten

in moderner und sauberer Ausführung, bei billigster Berechnung, empfiehlt sich

Oskar Hensels Buchdruckerei

Gottesberg (Schlesien).

Druck der „Ethischen Kultur," des „Freidenker" und freireligiösen „Sonntagsblatt."

Bei Bedarf verlange man Kostenanschlag.

Altenheim „Baltzer-Dankstiftung."

Nach dem Beschluß des Verwaltungsrates des „Deutschen Vegetarier-Bundes" soll zu dem bevorstehenden Geburtstag Eduard Baltzers ein „Altenheim, Baltzer-Dankstiftung" aus freiwilligen Spenden, Vermächtnissen usw. begründet und erhalten werden. Das wäre die eine äußere und zweckmäßige Betätigung im Sinne des unvergeßlichen Lehrers und Bahnbrechers auf vegetarischem und ethischem Gebiet. Die Verwirklichung soll durch den geschäftsführenden Ausschuß für die Baltzer-Dankstiftung in die Wege geleitet werden. Es müßte aber noch eine weitere Betätigung folgen, und zwar bezüglich Verwendung der uns gebliebenen Geisteskinder des Verblichenen, indem eine Agitation und Propaganda für die Verbreitung der Baltzerschen Schriften eingeleitet würde, insbesondere Veranstaltung von billigen Volksausgaben seiner Werke.

Zur Annahme und vorläufigen Verwaltung der Gelder hat sich der Geschäftsführer der Obstbaukolonie Eden, Herr Jackisch, Oranienburg bei Berlin, bereit erklärt. An ihn sind alle Zahlungen zu richten. Ebenso haben sich Herr Ingenieur Gumprecht in Berlin und der Unterzeichnete bereit erklärt, als geschäftsführende Mitglieder des Ausschusses zu wirken.

A. P. Luck, Buchhändler, Berlin NW, Altmoabit 109.

Verlag Leonhard Simion Nf. Berlin S. W. 48.

Zum Kulturkampf um die Schule.

Ein Mahnwort an Denkende.

Von **Dr. Rudolph Penzig.**

8°. 10 Bogen. Preis broschiert 2 Mark, gebunden 3 Mark.

Die „**Bremer Nachr.**" schreiben: Wer in der Schulfrage sich nicht mit einer vorgefaßten Meinung begnügen, sondern sich ein selbstständiges Urteil bilden will, dem ist das Studium der vorliegenden Schrift sehr zu empfehlen. Jeder vorurteilsfreie Leser wird mit Dr. Penzig in der Forderung übereinstimmen, die der Schrift als Motto vorgesetzt ist: Sittlichkeit — nicht Bekenntnis! Lebenskunde — nicht Jenseitslehre! Menschenerziehung!

Für den redaktionellen Teil und den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1.60 Mk. Von abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate Die dreigespaltene Kompareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin z. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage **„Kinderland,"** Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XIV. Jahrgang. | Berlin, den 15. August 1906. | Nr. 16.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Freimaurerische Zeit- und Streitfragen. Von Dr. Otto Kuntzemüller, Schöneberg-Berlin.
Außen- und Innenleben unserer Zeit. Von Anna Pösch.
Streiflichter:
Moralunterricht in England.
Freveltafter Uebermut.
Sprechsaal. „Ethos." Von Ergo.
Bücherschau.

Freimaurerische Zeit- und Streitfragen.

Von Dr. Otto Kuntzemüller, Schöneberg-Berlin.

Durch die kirchenpolitischen Vorgänge in Frankreich ist die öffentliche Aufmerksamkeit in erhöhtem Maße wieder auf die Freimaurerei gelenkt worden. Denn nicht bloß in Frankreich sehen die Klerikalen und ihre reaktionären Gesinnungsgenossen den eigentlichen Anstifter dieser Vorgänge in den Freimaurern und bezeichnen deshalb die ganze auf Aufhebung jeder gesetzlichen Verbindung der Kirchen und des Staates gerichtete Bewegung als eine „freimaurerische Aktion." Das hat eine gewisse äußerliche Berechtigung insofern, als die Führer und Leiter der Bewegung, zum Teil wenigstens, hervorragende Mitglieder französischer Freimaurerlogen sind; eine innerliche Berechtigung hat jenes Schlagwort jedoch nur insoweit, als sich die Staatsauffassung, die jene Bewegung hervorgerufen hat, mit freimaurerischen Anschauungen deckt. Tatsächlich sind die Urheber der neuen kirchenpolitischen Entwickelung Frankreichs die Klerikalen selbst mit ihren immer offener bekundeten Versuchen, die französische Republik zu beherrschen. Dagegen lehnten sich die Anhänger der autonomen demokratischen Republik auf und suchten nach gesetzgeberischen Maßnahmen, um, wie der Ministerpräsident Waldeck-Rousseau nach Uebernahme der Regierung vor beiden Kammern am 26. Juni 1899 erklärte, „dem Treiben ein Ende zu machen, das sich unter leicht zu durchschauenden Vorwänden gegen die Regierungsform richtet, die das allgemeine Stimmrecht sanktioniert hat und die es aufrecht erhalten wird."

Allein wie groß auch immer der Einfluß gewesen sein mag, den die französischen Freimaurer auf die neue kirchenpolitische Gesetzgebung der dritten Republik ausgeübt haben, durch die klerikalen Beschuldigungen ist die öffentliche Aufmerksamkeit in erhöhtem Maße wieder den freimaurerischen Bestrebungen zugewandt worden, und dabei sind Ansichten zu Tage getreten, deren Verschrobenheit nur noch durch die Unverfrorenheit überboten wird, womit sie ausgesprochen werden. Den tollsten Unsinn aber hat der bekannte österreichische Reichsratsabgeordnete Prinz Liechtenstein in einem Vortrage aufgetischt, der von dem klerikal-antisemitischen Wiener Organ, „Deutsches Volksblatt," unter der Ueberschrift „Ursprung und Wesen der Freimaurerei" im Feuilleton seiner Morgenausgabe vom 11. März 1906 veröffentlicht worden ist. Der Prinz hat nämlich herausgefunden, daß die Freimaurerei „die einfache Uebersiedlung des orientalischen Geheimbundes der Assassinen nach Europa" ist, „ein Werkzeug, das das Judentum dem Orient entlehnt und für seine Zwecke adaptiert hat." „Der Freimaurerbund, wie er jetzt besteht, ist," so schließt Prinz Liechtenstein seine nicht etwa als ein verfrühter Aprilscherz zum besten gegebenen, sondern durchaus ernst gemeinten Behauptungen, „nur der stille Kompagnon der semitischen Weltfirma, ihr Handlungsreisender und Zutreiber." Wer eine solche Behauptung aufstellt, beweist nur, daß er von „Ursprung und Wesen der Freimaurerei" keine Ahnung hat. Seine Weisheit hat Prinz Liechtenstein indes nicht aus eigenen Studien geschöpft, sondern aus der Lektüre eines englisch geschriebenen Werkes über die dogmatische Entwickelung und Verzweigung des Islams, worin aus einem angeblich genauen Vergleiche der beiden Organisationen, der Riten und Zeremonien, der Dogmen und Sittenlehren, ja selbst der Titel, die die verschiedenen Häupter der Hierarchie bis hinauf zum Ordensgroßmeister tragen, „die absolute Identität der alten Ismaeliten und der modernen Freimaurer" nachgewiesen sein soll. Der Verfasser dieses herrlichen Buches, nach der Angabe des Prinzen Liechtenstein „ein indischer Mohamedaner, Ameer Ali, der unter der Regierung der Königin Viktoria die hohe Würde eines Lord Oberrichters der Provinz Bengalen bekleidet hat," kennt offenbar die Freimaurerei aus eigener Anschauung ebensowenig wie sein prinzlicher Nachbeter und redet darüber wie der Blinde von der Farbe. Ueber Dinge, die man nicht kennt, soll man aber nicht urteilen, wenn man nicht dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen will. Ganz anders verfährt da Paul Sabatier, der berühmte Biograph des heiligen Franz von Assisi, indem er auf den Vorwurf, er habe in seiner Ende 1905 erschienenen Schrift „Ueber die Trennung der Kirche und des Staates" in Frankreich nicht von den Freimaurern gesprochen, in der soeben ausgegebenen zweiten Auflage dieser Schrift erwidert: „Ich habe von den Freimaurern nicht gesprochen aus dem einfachen Grunde, weil ich sie nicht kenne." Das entspricht der Zurückhaltung,

Digitized by Google

zu der sich ein besonnener Mann verpflichtet fühlt in der Beurtheilung von Dingen, die ihm fremd sind.*)

So sehr die Ansichten über den Ursprung dessen, was man als Freimaurerei bezeichnet, unter den Freimaurern selbst auch heute noch auseinandergehen, darüber herrscht jetzt allgemeine Uebereinstimmung, daß die moderne Freimaurerei, wie sie in den heutigen Logen gepflegt wird, 1717 in London entstanden ist und daß Juden und orientalische Vorbilder an der Gründung der englischen Großloge nicht betheiligt gewesen sind. Später erst haben auch Juden die Aufnahme in Freimaurerlogen erlangt. Das hat aber sehr bald Widerspruch bei den Freimaurern selbst hervorgerufen, und heute bildet die Judenfrage, d. h. die Frage, ob den Juden die Aufnahmefähigkeit in alle Logen zugesprochen werden soll, den eigentlichen Gegenstand der freimaurerischen Streitigkeiten und das entscheidende Merkmal des Gegensatzes zwischen dem sogenannten christlichen Prinzip und dem Humanitätsprinzip in der Freimaurerei.

An dem christlichen Prinzip, also an dem Ausschlusse der Juden von der Aufnahme, halten fest in Deutschland die Große Landesloge und die Große National-Mutterloge zu den drei Weltkugeln, im Auslande die Großlogen von Schweden, Norwegen und Dänemark; alle anderen Großlogen sehen im religiösen Bekenntniß keinen Hinderungsgrund für die Aufnahme zum Freimaurer. Aufgenommene Juden werden aber jetzt von allen Großlogen als Besuchende, wenn auch mit gewissen Beschränkungen, zugelassen.

Wiederholt sind nun Versuche gemacht worden, zu einer Verständigung über die Aufnahme von Nicht-Christen zu gelangen, in Deutschland zuletzt durch die am 22. August 1897 in Braunschweig vollzogene Gründung des „Einheitsbundes deutscher Freimaurer." An dem Widerstande der beiden altpreußischen Großlogen sind diese Versuche bisher gescheitert, und der Einheitsbund deutscher Freimaurer ist nach kurzem Bestande ohne Sang und Klang entschlafen. Dieser Einheitsbund verfolgte den Zweck, die in der deutschen Maurerei vorhandenen Gegensätze zu beseitigen und eine für das Ansehen und den Einfluß der Maurerei nothwendige Wesenseinheit herbeizuführen. Er stellte sich dabei auf den Standpunkt des keine Konfession ausschließenden, aber allen Konfessionalismus im Bunde selbst überwindenden Humanitätsprinzips, und seine Mitglieder bekannten sich zu dem Grundsatze, daß dieses Humanitätsprinzip seinen Ursprung habe in der Lehre Jesu von einem alle Völker und alle wahre Gottesverehrung umfassenden Reiche Gottes auf Erden, und daß der symbolische Tempelbau nichts anderes sei, als die Arbeit an jenem in Jesu Lehre begründeten Gottesreiche. Der Einheitsbund erstrebte deshalb die Herbeiführung einer gesetzlichen, für alle freimaurerischen Systeme verbindlichen Erklärung, die auf jene Lehre ausdrücklich Bezug nehmen und jede Abweichung von der gemeinsamen Grundlage und jede Mißdeutung des maurerischen Wesens verhindern sollte. Er betrachtete sich dabei als eine freie Verbindung, die die Stellung der einzelnen Mitglieder zu ihren Logen völlig unberührt lassen sollte.**)

Der Einheitsbund deutscher Freimaurer hat, wie gesagt, sein Ziel nicht erreicht, vielmehr hat er, ohne sich offiziell aufgelöst zu haben, seine Betätigung allmählich ganz eingestellt. Interessant aber sind die Bedenken, die von maßgebenden Stellen der altpreußischen Großlogen gegen seine Bestrebungen geltend gemacht worden sind, weil sie zugleich einen Einblick in die Anschauungen gewähren, denen diese Stellen im Hinblick auf die Judenfrage huldigen.

Die Männer vom Einheitsbunde erschienen jenen Stellen als „unpraktische Idealogen," und von ihrem Programm sagte man, daß der Jude, der es aufrichtig annimmt, innerlich kein Jude mehr sei, und wenn er dabei äußerlich Mitglied der Synagoge bleibe, so gerate er in einen moralisch unzulässigen Dualismus. Einen frommen Juden, der am Glauben seiner Väter festhält, könne man als Menschen achten, wenn man auch seinen religiösen Standpunkt für rückständig hält; aber einen Juden, der sich insgeheim zur Lehre Jesu bekennt, könne man gar nicht respektieren; der lüge an der einen oder an der andern Stelle. Aus diesen moralischen Gründen könnten die christlichen Logen keinen Juden aufnehmen; sie wollten es aber auch aus Opportunitätsgründen nicht. „Die Juden wirken, das lehrt hundertfache Erfahrung, wo sie auch hinkommen, zersetzend und gefährlich, und um einiger ehrenwerter vortrefflicher Ausnahmen willen, die es zweifellos gibt, wollen wir keine Bresche in unsern Bau legen lassen."

Die Berechtigung dieser Anschauungen wird von den Humanitätsfreimaurern entschieden bestritten, und sie finden darin die lebhafteste Unterstützung der liberalen Tagespresse, soweit diese sich überhaupt mit freimaurerischen Fragen beschäftigt und ihres Geschäft, teils aus Mangel an Interesse und Unterschätzung der kulturellen Bedeutung der Freimaurerei, teils aus Bequemlichkeitsrücksichten, nicht den ultramontanen Blättern sowie den Organen der konservativen Orthodoxie allein überläßt. Allein gerade der liberalen Tagespresse käme es zu, Aufklärung über eine Kulturerscheinung zu verbreiten, deren Wirksamkeit noch lange nicht beschlossen ist und deren Entwickelung ihren Höhepunkt noch nicht einmal erreicht hat, die vielmehr noch eine große Zukunft vor sich haben kann, wenn sie sich entwickelt, wie es ihrem Ursprunge und eigentlichem Wesen entspricht. Je mehr erkannt wird, daß der Humanitätsbegriff erst durch die Weltanschauung von der Gotteskindschaft aller Menschen, die den Grundgedanken der Jesuslehre und damit alles wahren Christentums bildet, einen positiven Inhalt bekommen hat und dadurch die einzig mögliche und sichere Grundlage für einen die ganze Menschheit umfassenden Bruderbund geworden ist, desto mehr werden zunächst die einen solchen Menschheitsbund als ideales Ziel ihres Strebens hinstellenden Freimaurer einsehen, daß der innerhalb ihrer Gemeinschaft ausgebrochene und deren Ansehen und Einfluß schwer beeinträchtigende Streit, ob das christliche Prinzip oder das Humanitätsprinzip das eigentliche Wesen der Freimaurerei ausmache, ein leeres Wortgezänk, ein „Streit um des Kaisers Bart" ist. Dann aber werden auch alle einsichtigen Nicht-Freimaurer der jesuitischen Behauptung keinen Glauben mehr beimessen, daß das letzte Ziel wahrer Freimaurerei sei, „alle auf dem Christentum beruhenden religiösen und staatlichen Ordnungen von Grund aus zu zerstören und durch neue, rein naturalistischen Anschauungen entsprechende Einrichtungen zu ersetzen." Die Freimaurerei ist weder eine grundsätzliche Gegnerin der Kirchen, noch sieht sie dem sogenannten christlichen Staate oder gar der monarchischen Regierungsform in grundsätzlicher Feindschaft gegenüber; sie will vielmehr nur in brüderlicher Liebe zu gemeinsamem Streben und Wirken alle vereinigen, die erhaben über religionsfeindliche Kirchenstreitigkeiten und unchristliches Dogmengezänk, erhaben über alle konfessionellen, politischen und nationalen Gegensätze dem Kulturfortschritt der Menschheit dienen wollen. Sie fordert daher freie Entwickelung aller im Menschen liegenden sittlichen und geistigen Kräfte durch die selbständige Arbeit jedes Einzelnen, Freiheit der Gewissen, Wahrhaftigkeit der persönlichen Ueberzeugung und Duldung jeder ehrlichen von sittlichem Ernste getragenen Ueberzeugung, Unabhängigkeit aller wissenschaftlichen Forschung von irgend welcher willkürlichen Lehrmeinung, werktätige Menschenliebe. Damit tritt die Freimaurerei freilich in einen unversöhnlichen Gegensatz zu allen Bestrebungen, deren

*) Siehe „Die Freimaurerei und ihre Gegner" in sachlicher Darstellung und aktenmäßiger Beleuchtung von Dr. Otto Kunzemüller. Hannover 1897. Adolf Sponholtz.

**) Näheres in „Der Stern von Bethlehem." Kundgebungen des Einheitsbundes deutscher Freimaurer über Ursprung, Wesen und Ziel der Freimaurerei. Braunschweig 1899. Wienweg & Sohn.

Digitized by Google

letztes Ziel nur erreicht werden kann durch Hemmung jeder freien, sittlichen und geistigen Entwickelung, durch Unterdrückung jeder freien persönlichen Ueberzeugung und deren Betätigung, durch Knechtung der Gewissen, Beschränkung der freien Forschung und der Lehrfreiheit, kurz durch Herabbildung völlig gleichförmig gemodelter Schablonenmenschen, die sich willig und gedankenlos der unumschränkten Herrschaft eines für unfehlbar erklärten Menschenwillens unterwerfen. Das gilt insbesondere von den Bestrebungen, die als Jesuitismus oder Klerikalismus bezeichnet werden. Das künstliche Gebäude einer universalen Weltherrschaft, das die vom Jesuitismus beherrschte römische Papstkirche aufrichten will, kann nur auf Unfreiheit gegründet werden und ohne Sinterlist und Gewalt gar nicht bestehen. Um sein letztes Ziel zu erreichen muß der Jesuitismus jede geistige Selbständigkeit und sittliche Freiheit untergraben und vernichten, ja er muß die Unfreiheit geradezu zum bestimmenden Grundsatze der Erziehung und des Unterrichts machen und die ganze Menschheit in die alles umfassende Schablone eines religiös-asketischen Systems zwängen. Für ihn können die großen, in echt freimaurerischen Anschauungen wurzelnden Lehren der deutschen Reformation keine Geltung haben, die Lehren, daß keine menschliche Gewalt das Recht hat, sich bevormundend zwischen unsern Gott und unser Gewissen einzudrängen, daß in der Wahrheit allein das Heil ist und die Wahrheit nur auf dem Wege freier Ueberzeugungsbildung ergriffen werden kann, daß endlich alle bürgerliche und gesellschaftliche Freiheit ohne Wert und Halt ist, wenn sie nicht ruht auf der inneren sittlichen Freiheit der allein in ihrer Wahrhaftigkeit gebundenen geistig selbständigen Persönlichkeit.

Der Jesuitismus hat denn auch ganz richtig erkannt, daß in der Freimaurerei eine geistige und sittliche Kraft liegt, die seinen Bestrebungen wirksam entgegenzuarbeiten wohl geeignet ist. Das geht deutlich hervor aus der Schrift „Die Freimaurerei und die öffentliche Ordnung“ des Jesuiten Hildebrand Gerber, der sich auch Hermann Gruber nennt; er schreibt:

„Bei der Bekämpfung der freimaurerisch-liberalen Tendenzen, besonders in ihrer schärferen, revolutionären Formulierung, kommt es vor allem auf die Stärkung des Autoritätsprinzips und folgerichtig auch auf die möglichste Verstärkung der moralischen Mächte und Faktoren im Staate und in der Welt an, die das Autoritätsprinzip stützen und es allein aufrecht zu erhalten vermögen. Welches diese Mächte und Faktoren sind, haben wir im Laufe unserer Auseinandersetzungen in dieser Schrift, oft genug aus dem eigenen Munde der Revolutionäre, vernommen: das positive Christentum, die Kirche und das Papsttum. Der Triumph des freimaurerisch-liberalen Humanitätsprinzips ist auch der Triumph der Revolution bis zur Sozialdemokratie und der Anarchie. Nur die entschiedene Rückkehr zum Christentum, und zwar zum positiven und dogmatischen Christentum kann den Staat und die Gesellschaft aus dem Rachen der Revolution erretten. Das positive Christentum, — ein Christentum, das auf das Volk Einfluß haben, dasselbe moralisch heben und die Glieder desselben zur gemeinschaftlichen Lösung der großen Aufgaben der Zeit befähigen soll, ist nicht denkbar ohne Kirche. Und eine Kirche kann nur in dem Maße ihrer hohen Aufgabe gerecht werden, als sie durch eine feste moralische Autorität geeint ist. Deshalb sind selbst Freidenker und Ungläubige wider ihren Willen genötigt, das Papsttum als die größte moralische Macht der Welt, als die moralische Stütze aller übrigen Autoritäten anzuerkennen. Wer daher die Gesellschaft vor den Mächten des Umsturzes, von denen sie jetzt bedroht ist, erretten wissen will, muß, selbst wenn er persönlich ein Freidenker wäre, sofern er nur Einsicht genug hat, um den nun einmal bestehenden Tatsachen Rechnung zu tragen, dafür eintreten, daß man dem Christentum, der Kirche und dem Papsttum es ermögliche, die große soziale Aufgabe, zu deren Erfüllung sie allein befähigt sind, zu vollbringen, daß man das Papsttum sogar bei der Lösung dieser Aufgabe nach Kräften unterstütze.“

Im Freimaurertum bekämpft also die römisch-katholische Kirche den Liberalismus und den Protestantismus. Die Furcht vor der sieghaften Kraft des liberalen und protestantischen Gedankens ist somit die eigentliche Quelle aller Angriffe gegen die Freimaurerei und die Ursache, warum die römische Papstkirche „direkte Unterdrückung und das Verbot der Logen“ fordert und jeden Katholiken, der sich einer Freimaurerloge anschließt, exkommuniziert. Diese Furcht ist ja auch nicht unbegründet. Denn wo immer wahre Freimaurerei lebendig wird, „da untergräbt sie“ — wie Jakob Venedey in seinem „Dankschreiben eines Freimaurers an seinen Bruder in Christo Alban Stolz“ sagt — „ohne ein Wort zu verlieren, die Duldungslosigkeit, die Gehässigkeit, die Kampflust, die Verdammungssucht der streitenden Kirche — mit einem Worte den Jesuitismus. Der Gedanke der Menschenliebe und Menschenachtung, erhaben über alle kirchlichen Streitigkeiten, ist das Gegengift gegen alle Religionskriege im Großen wie im Kleinen, in der Familie, in der Gemeinde, im Staate, unter allen Völkern der Welt. Wo dieser Gedanke erkannt und begriffen wird, da hört der Haß und mit ihm der Streit unter verschiedenen Religionen auf, da regt sich Zorn und Eifer höchstens zur Abwehr gegen die, die im Namen Gottes, im Namen Christi, im Namen des Lehrers der Liebe — Haß und Neid, Unduldsamkeit und Verfolgung predigen.“

Daß sich in Frankreich, wo die römische Kirche die größten, ja man kann sagen, verzweifeltsten Anstrengungen gemacht hat, die politische Herrschaft an sich zu reißen, die Freimaurer als solche zum Teil führend am Kampfe gegen den Klerikalismus beteiligt haben, ist nach vorstehenden Darlegungen durchaus erklärlich. Denn wenn in Frankreich, wie in den romanischen Ländern überhaupt, das Freimaurertum in die kirchenpolitischen Streitigkeiten eingreift, so liegt dies darin, daß die Bevölkerung jener Länder mit geringen Ausnahmen römisch-katholisch ist und von der Kirche und deren Klerus politisch beeinflußt wird. Das deutsche Freimaurertum befaßt sich in seinen Logen grundsätzlich nicht mit kirchlichen und politischen Fragen, aber auch die deutsche Freimaurerei steht im Kampfe gegen den politischen Katholizismus, indem sie mit ihren Grundsätzen von „Bruderliebe, Gewissensfreiheit und Duldung“ Ideen vertritt, deren Erhaltung und weitere Ausbreitung der Befriedigung und Befestigung dunkelmännerischer Herrschsucht schwer zu überwindende Hindernisse bereitet und durch ihr Streben, die einzelnen Menschen sittlich frei und geistig selbständig zu machen, der jesuitischen Verdummungspolitik den Boden abgräbt. Mit dem steigenden Einflusse des politischen Katholizismus und unter dem Eindrucke des erbaulichen Schauspiels, wie leitende Männer des Reiches die Unterstützung des Vatikans suchen, könnten aber auch die deutschen Freimaurerlogen leicht zu tätiger Teilnahme an den politischen Kämpfen der Gegenwart gedrängt werden. Denn wenn große Kulturinteressen, die zugleich seine eigenen sind, in Frage gestellt werden, kann auch das deutsche Freimaurertum als solches nicht müßig und kühl abseits stehen, sondern es muß tätig und kräftig eintreten für die Wahrung und Pflege der nicht zum wenigsten unter dem Einflusse freimaurerischer Ideen errungenen Kulturgüter.

Außen- und Innenleben unserer Zeit.

Von Anna Pötsch.

Wer heute in Wort oder Schrift versucht, unsere Zeit zu charakterisieren, der wird sie als eine ringende, gärende, mit einem Wort als eine bewegte bezeichnen müssen. Bewegung nach irgend einer Richtung hin aber ist Leben, im Gegensatz zu Stillstand, zu Tod; unsere Zeit und intensivste Kräfteanspannung, intensivstes Leben auf allen Linien — diese beiden Faktoren scheinen somit eine unauflösliche Einheit zu bilden.

Wie aber stimmt damit die Tatsache überein, daß in unserer lebenerfüllten Epoche, in unserem Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität, der Lebensdurst und die

Digitized by Google

Lebenssehnsucht sich beständig steigern in allen Volksschichten, in den mannigfachsten Formen der Kunst und Literatur?

Die einen suchen diese Erscheinung zu erklären mit der Behauptung, daß die große Mehrzahl der Menschen übermäßig genußsüchtig geworden und daß ihre ungestüme Lebenssehnsucht daher nichts anderes sei, als ein verkapptes, wein über das Erfüllbare hinauszielendes Verlangen nach Genießen. In vielen Fällen mag das zutreffen; allein man pflegt heutzutage auch dort sich vielfach vom Leben unbefriedigt zu fühlen, wo man als seinen eigentlichen Zweck die Arbeit erkannt und vor lauter ängstlichem Rechnen mit Zeit und Geld den Genuß im gewöhnlichen Sinne längst von der Schwelle gewiesen oder vielleicht überhaupt niemals kennen gelernt hat.

Wenn hier nach einem reineren Lebensgefühl geseufzt wird, so entspringt dies in der Regel aus einer mehr oder minder bewußten Sehnsucht nach freierem Aufatmen, nach Erlösung von Zwang und Alltag.

Genußbetäubung oder Arbeitsbetäubung, oder noch häufiger ein jäher, unvermittelter Wechsel zwischen beiden: das macht heutzutage für viele das Leben aus und bewirkt, daß sie sich unbefriedigt davon fühlen, daß sie meinen, jenes heilige, geheimnisvolle Etwas, dem eigentlich erst der Wundername „Leben" gebühre, existiere für sie nicht, sei nur das Gnadengeschenk weniger bevorzugter Sonntagskinder.

Gewiß waren zu allen Zeiten die weitaus meisten einzelnen geneigt, sich selbst als für besonders vom Schicksale benachteiligt, andere für besonders begünstigt anzusehen, aber in unserer Epoche der Hyperkultur und des Zwiespaltes hat sich der Mangel an echter Lebensbefriedigung doch ganz beträchtlich gesteigert. Er hat sich gesteigert namentlich wohl deshalb, weil Außen- und Innenleben nur selten im rechten Verhältnis zu einander stehen, weil das erstere das letztere fast allenthalben überwiegt.

Cäsar Flaischlen läßt einmal seinen Jost Seyfried an seine geliebte Hannie schreiben:

„Nicht bloß Du und ich — sieh, Alle haben wir zu wenig Ruhe und zu wenig Zeit für unseren inneren Menschen! und das ist der tiefste Urquell unseres ganzen Leids! Das äußere Leben ist zu breit geworden und zersplittert uns an tausend Einzelheiten, und es ist jeden Tag ein ewiger Kampf, nur mit dem Notwendigsten zurecht zu kommen."

Diese Worte charakterisieren in treffendster Weise den Zustand, den die gegenwärtige Kultur für die meisten ihrer Kinder geschaffen hat. Das äußere Leben mit seinen Forderungen und Bedürfnissen, mit seinem Schmuck und seinen gesellschaftlichen Veranstaltungen ist zu breit und mächtig geworden. Gewiß, Tausende fühlen sich äußerst wohl dabei; ihnen ist das Haften von Eindruck zu Eindruck, von Außending zu Außending und die dadurch sich erzeugende Oberflächlichkeit unentbehrliche Lebensbedingung. Andere dagegen — und das sind die wahrhaft modernen Menschen — vermögen sich dem Bannkreis des breiten Außenlebens zwar ebenfalls nicht zu entziehen, sie halten es angesichts der nun einmal herrschenden Kulturverhältnisse sogar für notwendig, sich ihm hinzugeben, aber sie fühlen und fürchten lebhaft die von ihm ausgehende Verflachung; sie hegen eine tiefe, heiße Sehnsucht nach einem gesammelteren, intensiveren Innenleben.

Viele nun hoffen Erfüllung dieser Sehnsucht, Bereicherung ihres inneren Menschen von Kunst und Religion, jenen Mächten, die, wenn sie ihre Aufgabe richtig verstehen, sich in erster Linie an das Gefühl des Menschen wenden und durch dieses heilsam auf sein ganzes Wesen einwirken. Es ist gewiß nicht zufällig, daß unsere gefühlsarme, im Grunde aber doch gefühlsdurstige Zeit seit der Mitte der Achtzigerjahre des vorigen Jahrhunderts von einer neuen Kunst träumt, nach einer neuen Kunst strebt, und daß sie jetzt allen Ernstes sich anschickt, auch eine Erneuerung der Religion anzubahnen. Viele finden, daß diese Erscheinung wenig harmonisch mit unserem nüchternen, fieberhaft nach dem handgreiflichen Vorteil haschenden Zeitalter, aber sie vergessen, daß, wie allenthalben ein Gegensatz den anderen hervorzurufen pflegt, so auch hier die Nüchternheit des Alltags und das ungestillte, unstillbare Verlangen nach Wahrheit, nach Vertiefung einander berühren. Das unstillbare Verlangen! denn bei all seinem Sehnen ist der Gegenwartsmensch so kritisch, so auf der Hut vor sich selbst und einem warmen Gefühl, daß ein großer künstlerischer oder religiöser Eindruck, selbst wenn er sich ihm einmal bietet, nur sehr schwer an ihn heran kann und durch die Meinung guter Freunde, der Presse usw. und vor allem durch den herben, lauten Daseinskampf möglichst bald wieder verwischt oder ganz zu nichte gemacht wird. Dazu kommt auch auf diesem Gebiet die Uebersülle des Gebotenen: was muß der moderne gebildete Mensch nicht alles an Büchern, Zeitschriften, Dramen und Vorträgen lesen, sehen und hören! Wenn man z. B., namentlich im Winter, in den Tageszeitungen der Großstadt die zahllosen Ankündigungen von neuen literarischen Erzeugnissen und öffentlichen Reden liest, da fühlt man sich zuweilen unwillkürlich versucht, verzweifelt auszurufen: ist denn heute jeder dritte Mensch so unbarmherzig, zu schreiben oder Vorträge zu halten? Und doch hält man sich, freilich mehr oder minder bewußt, förmlich für benachteiligt, wenn man nicht möglichst viele dieser geschriebenen und gesprochenen Neuprodukte aus eigener Anschauung kennen lernt.

Also auch auf jenen Gebieten, von denen der moderne Mensch Klärung und Bereicherung seines Innenlebens hofft, ein beängstigendes, oft gehaltloses Durcheinander, die denkbarste Zersplitterung, durch das Zuviel Mangel an Vertiefung und Klarheit!

Rousseau schreibt einmal:

„Zu vieles Lesen bringt anmaßende Unwissenheit hervor. Von allen Jahrhunderten der Litteratur ist keines, in welchem so viel gelesen worden ist als das gegenwärtige, und keines, in welchem man weniger Einsichten gehabt hätte."

Dieser Ausspruch gilt in gewissem Sinne von unserem Zeitalter in vielleicht noch höherem Grade als von dem des großen Genfers; denn wie viel man gegenwärtig auch liest, das Wenigste haftet, das Wenigste gestaltet sich zu einer Potenz, die imstande wäre, die Lebensanschauung und die Erfassung des eigenen Selbst zu läutern und zu befestigen. Der Grund hiervon ist, daß, was der eine Autor im Brustton der Ueberzeugung behauptet, der andere spitzfindig widerlegt, und daß der Laie, meist mehr zu mechanischer Aneignung als zu selbständigem Nachdenken geneigt und erzogen, oft auch durch seinen Beruf daran verhindert, nicht imstande ist, sich ein feststehendes Urteil zu bilden. Nur die Wenigsten vermögen, aus dem Wirrwarr der ihnen entgegenschwirrenden Meinungen den gemeinsamen Grundton heraus zu hören und ihn dominieren zu lassen in ihrem eigenen Leben.

Das Gemeinsame aber, was alle wahrhaft modernen Menschen bei aller sonstigen Verschiedenheit erstreben, worin ein Friedrich Nietzsche, ein Gustav Frenssen, eine Ellen Key, ein Ernst Horneffer einander begegnen, ist die Wertschätzung der starken Persönlichkeit, das Bewußtsein eigener Verantwortlichkeit, Durst nach Leben, Kultus der Gesundheit, der Schönheit.

Gustav Frenssen sagt einmal von seinen drei Getreuen:

„Sie sind alle drei in dem guten Sinne des Wortes moderne Menschen; sie zeigen die beiden stark ausgeprägten Eigentümlichkeiten dieser Menschen: sie haben das Bewußtsein, daß sie etwas wert sind, und die Ueberzeugung, daß sie mit helfen, raten und taten müssen."

Und Ellen Key formuliert ihr Zukunftsprogramm in den folgenden Worten:

„Sich vor dem Unendlichen und Geheimnistiefen innerhalb des irdischen Daseins und jenseits desselben zu beugen, die echten sittlichen Werte zu unterscheiden und zu wählen; von dem Be-

Digitized by Google

wußtsein der Solidarität des Menschengeschlechtes durchdrungen zu sein und von seiner eigenen Pflicht, sich um des Ganzen willen zu einer reichen und starken Persönlichkeit auszubilden; zu großen Vorbildern aufzublicken; das Göttliche und Gesetzmäßige im Weltall, im Entwicklungsverlauf, im Menschengeiste anzubeten — dies sind die neuen Handlungen der Andacht, die neuen religiösen Gefühle der Ehrfurcht und Liebe, die die Kinder des neuen Jahrhunderts stark, gesund und schön machen werden."

Allein, wenn sich auch bezüglich der *Ziele* einzelne klar sein und in Uebereinstimmung befinden mögen, die *Wege*, die zur Erreichung dieser Ziele führen sollen, vermögen sie doch nur sehr ungenügend anzugeben.

So kommt es denn, daß mancher, der anfangs ihren Reden begeistert lauscht, in die bitteren Worte ausbricht: „Die Botschaft hört' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube," der Glaube an die Durchführbarkeit —, wenn er nämlich den Versuch wagt, den ihm gepredigten Persönlichkeits- und Schönheitskultus, die freieren Formen der sogenannten „Zukunftsreligion" auf die Enge des rauhen Lebens mit seinen unerbittlichen Forderungen, seinen festgelegten Satzungen anzuwenden. Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß es der Mensch der gegenwärtigen Uebergangsperiode in dem Bestreben, sein Innenleben zu klären und zu bereichern, schwerer hat als das Kind weniger aufgewühlter Epochen.

Fragen und Probleme, aber keine oder doch einander widersprechende Lösungen; Ziele, aber keine oder doch nur für die Wenigsten gangbare Wege — das ist die Signatur unserer Zeit, die das Innenleben der meisten unsicher macht und veranlaßt, daß selbst mancher tiefer Veranlagte sich willenlos dem breiten Leben hingibt, heimisch wird auf seiner behaglichen Oberfläche oder müde von seinem rastlosen Hin- und Herwogen.

Auf der anderen Seite freilich geben diese ungelösten, nach Lösung dürstenden Probleme, diese verlockend aus unwegsamer, dämmernder Ferne winkenden Ziele unserem Jahrhundert den Charakter eines jugendfrischen Gärens und Werdens, das starke Naturen in Leben und Kunst immer wieder anspornt zu neuem Suchen und Ringen, und diese unermüdlichen, im Suchen selbst ihren Lohn findenden Ringer sind es wohl, die ihrer eigenen Innenwelt und der anderer den meisten Schwung, das reinste Lebensgefühl zu verleihen vermögen. Ihnen ist das breite Außenleben nicht fremd, aber sie lassen sich von ihm nicht unterkriegen; es muß ihnen vielmehr das Material liefern, an dem ihr Innenleben sich reibt, bildet und kräftigt. Sie verlieren nicht, um mit dem Dichter zu reden, „im Taumel eitler Lust das Heimatrecht in ihrer eignen Brust," sie finden sich immer wieder in ihrer warmen, sicheren Gefühlswelt zurecht, auch wenn Berufsnöte, starrer Intellektualismus, Vereins- und Parteitrubel sie daraus verdrängen möchten. Ihnen ist noch die unserer Zeit immer mehr abhanden kommende Kunst eigen, allein sein, wertvolle Zwiesprache pflegen zu können mit sich selbst, einen lieben Menschen zu verstehen ohne Worte, nur durch das leise und doch mächtige Hin- und Widerspiel der gegenseitigen Gefühle. Freilich, eine solch warme, reiche Gefühlswelt, die eigentliche Basis der echten, intensiven Lebensempfindung, die Freude und Leid, Schönheit und Häßlichkeit ganz erfaßt, hat auch sehr ihre Schattenseiten für ihren Besitzer. Mit Recht sagt Ellen Key in vollständig Schopenhauerischem Sinne:

„Je reicher entwickelt ein Individuum ist, desto mehr verwundbare Punkte gibt es, an denen es verletzen kann. Der große Schmerz sowohl wie die große Seligkeit ist für den großen Mensch ein Teil von des Lebens Fülle."

Empfänglichkeit aber für die Fülle des Lebens braucht das Kind des zwanzigsten Jahrhunderts, wenn es dem breiten Leben, dem eigenen Hange zu kalter, nörgelnder Kritik nicht erliegen, wenn es die mannigfachen Aufgaben lösen soll, die seiner im Einzel- und Volksleben harren. Darum sollen sie uns — je nach Bedarf — alle willkommen sein, die heiligen Mächte der alten und neuen Kunst, der alten und neuen Religion, vor allem aber der gewaltige Zauber der gefühlsstärkenden, seelenweitenden Natur!

Viele sind jetzt so glücklich, vor oder in ihrer jährlichen Mußezeit zu stehen, die sie gütig hinausführt in Wald und Feld oder auf die Berge oder an das mächtig wogende Meer, die ihnen die vielleicht lange entbehrte, oft unbewußt heiß ersehnte Gelegenheit gibt zu befreiender Selbstbesinnung, zur Pflege ihres inneren, richtiger: ihres ganzen Menschen.

Diese Gelegenheit in rechter Weise auszunützen, heißt, den quälenden Lebensdurst aus reinster Quelle stillen, dem breiten Außenleben eine gesunde Basis schaffen, am eigenen, kleinen Teile der Gegenwart erfrischende, kräftigende Gefühlsströme zuführen, deren sie dringendst bedarf zu heilsamer Vertiefung, zu ihrer allmählichen Erneuerung.

Streiflichter.

Moralunterricht in England. Der eben erschienene Schulkodex (Code of Education) für 1906 wird bemerkenswert, ja epochemachend durch die Stellungnahme des Unterrichtsministers zu der Frage des Moralunterrichtes. Seine Einführung in den Volksschulen von England und Wales wird allen Schulbehörden nahegelegt. Sind hierdurch die betreffenden Direktoren auch nicht zur Einführung des Moralunterrichts gezwungen, (jeder einzelnen Schulbehörde bleibt das Recht der freien Entscheidung gewahrt,) so wird doch ohne Zweifel die Befürwortung von der höchsten autoritativen Stelle der Einführung des Moralunterrichtes in den Schulen außerordentlich förderlich sein. Auch dieser große Erfolg ist der unermüdlichen Propaganda der Moral-Instruktion League zu verdanken.

Ist durch den Erlaß des Unterrichtsministers die nächstliegende Aufgabe der Liga fast als schon gelöst zu betrachten, so sind doch unsere Freunde von der Liga mehr als je entschlossen, auf dem Posten zu bleiben.

Nicht nur, daß es die Einführung des Moralunterrichtes für die höheren Schulanstalten zu erringen gilt, es bleibt auch vor allem die verantwortliche Aufgabe der Liga, von der die ganze geistige Anregung ausgegangen, dem Moralunterricht selbst dauernd diejenige Vertiefung zu sichern, von der allein der Wert dieser Unterweisung abhängt. In diesem Zusammenhange sind die Aeußerungen Dr. Stanton Coit's in „Ethics" vom 2. und 23. Juni für jeden, dem nicht allein an der Einführung, sondern vor allem — wenn man so sagen darf — an der Ausführung des Moralunterrichtes gelegen ist, höchst beachtenswert.

Die Art, in der Mr. Birrell bei Gelegenheit der Beratungen der neuen Schulgesetzvorlage in der Sitzung vom 28. Mai d. Js. seiner Absicht, die Einführung des Moralunterrichtes in den Volksschulen zu fördern, Ausdruck verlieh, ließ nicht ein allzu tiefes Verständnis für die Bedeutung dieser Unterweisung erkennen. Fast möchte es scheinen, als ob der Minister sich gelüstlich einer recht nüchternen Ausdrucksweise bediente, als er im Parlament von dem Wert des Moralunterrichts sprach, um nicht unnötig Anstoß zu erregen. Jedenfalls zeigen die im Schulerlaß enthaltenen, auf den Moralunterricht bezüglichen Stellen eine viel tiefere Auffassung dessen, was für die Wirkung auf die Lehrer von Bedeutung ist.

Der Moralunterricht bildet einen Teil des „secular curriculum" und sein Besuch ist daher, wo er einmal eingeführt ist, obligatorisch und nicht wie der Religionsunterricht dem Ermessen der Eltern oder Schüler freigestellt.

Den unermüdlichen Leitern der Moral-Instruktion League, namentlich Mr. Harrold Johnson kann man zu diesem neuesten Erfolge nur Glück wünschen.

Emily Altschul.

Digitized by Google

Frevelhafter Uebermut. Hohes Interesse gewährt eine einschlägige größere Veröffentlichung des Schriftstellers Cleveland Moffett, „Schamloser Mißbrauch des Reichtums“ betitelt. Seine früheren Mitteilungen über die riesigen Ausgaben einiger New-Yorker Millionärinnen für Bekleidungszwecke hatten auf mehreren Seiten entrüsteten Einspruch hervorgerufen. Dies veranlaßte ihn, der Sache noch gründlicher nachzugehen, und das Ergebnis war, daß seine angefochtenen Ziffern sich als hinter der Wirklichkeit noch zurückbleibend erwiesen. Er hatte zum Beispiel behauptet, daß manche New-Yorker Dame für eine Zobelpelzjacke bis zu 6000 Dollar (15 000 Kronen) bezahlte, und er hatte diesen Preis für einen ungeheuren gehalten. Seine neueren Forschungen ergaben jedoch, daß der Preis sogar ein sehr mäßiger ist! Von einem ersten New-Yorker Pelzwarenhändler erfuhr er, daß „eine kurze Zobeljacke von nur mittlerer Qualität“ 10 000 Dollar koste, während für die beste Qualität, je nach Länge der Jacke, 33 000 bis 44 000 Dollar bezahlt werden!! Auf die Frage des erstaunten Schriftstellers: „Und kommt es vor, daß Sie Jacken zu solchen Preisen verkaufen?“ erfolgte die überraschende Antwort: „Wir haben Mühe, der Nachfrage zu genügen.“ Eine ganze Garnitur aus feinstem Zobel — Jacke, Boa, Muff — kommt auf fast 50 000 Dollar zu stehen! Und dabei hatte Moffett geschrieben, keine Dame, selbst die verschwenderischste nicht, gebe im Jahre, für Toilettezwecke alles eingeschlossen, mehr als 30 000 Dollar aus! Hier das Jahresbudget einer Dame aus den Kreisen der „oberen Vierhundert“ (obwohl dieses geradezu fabelhaft klingt, haben mehrere „fashionable“ Schneider und Putzmacherinnen New-Yorks es als in vielen Fällen beträchtlich zu niedrig gegriffen erklärt): Pelzwaren 5000 Dollar, Diwertoiletten 5000 Dollar, Ball- und Theaterkleider 8000 Dollar, allerlei Umhüllen 2500 Dollar, Besuchs- und Frühstückstoiletten 3000 Dollar, Schlafröcke und Hauskleider 2000 Dollar, Negligés 1800 Dollar, Wäsche 1500 Dollar, Hüte und Schleier 1200 Dollar, Reitkleider nebst Zubehör 750 Dollar, Schuhe und Wirkwaren 1300 Dollar, Handschuhe und Taschentücher 1050 Dollar, Fächer, Spitzen und Diverses 2500 Dollar, Fleckenputzerrechnungen 1000 Dollar, das sind nicht weniger als 38 600 Dollar! Da hört doch verschiedenes auf! Die Verschwendungssucht ist so gewaltig, daß die bekannte Damenschneiderin Madame Rouff in Cannes, bei der einzelne Kleider nicht selten 40 000 Franken kosten, die Nase rümpfte, als eine Amerikanerin bei ihr für die Brautausstattung einer Tochter Leibwäsche zum Preise von „nur“ 3300 Dollar bestellte. Dabei gab es kein einziges Monogramm, dessen Stickerei mehr als 5 Franken gekostet hätte!“ Moffett bleibt dabei, daß seine Schätzung, wonach sechstausend reiche New-Yorkerinnen jährlich mindestens für 40 Millionen Dollar Toilettenluxus treiben, keineswegs übertrieben sei. „Und wo bleiben alle anderen Großstädte der Vereinigten Staaten? Man kann die Zahl der Verschwenderinnen gut und gern mit zehntausend ansetzen. Wie leicht könnte jede 3000 Dollar an ihrem Bekleidungsbudget ersparen und den Armen zuwenden — das wären 30 Millionen Dollar! Es bliebe noch immer ein Durchschnitt von 3000 Dollar für Toilettenzwecke übrig, und damit läßt sich unbedingt auskommen.“ Sicherlich, wenn man bedenkt, daß eine Arbeiterfamilie von sechs oder sieben Köpfen froh sein müßte, für Bekleidung den fünfzigsten Teil von 3000 Dollar ausgeben zu können . . .

Welchen Zweck haben die großen Geldopfer für Toiletten? Unser Gewährsmann nimmt mit Recht an, daß die betreffenden Damen damit nicht den Männern, sondern sich selber gefallen, überhaupt Bewunderung erregen wollen. Dem Männerfang kann der Kleiderluxus nicht dienen, denn sonst würde er nicht hauptsächlich bei schon verheirateten Damen anzutreffen sein. Moffett führt in diesem Belang ein merkwürdiges Beispiel an. Er wohnte sechs Wochen lang in einem New-Yorker Hotel und hatte beim Diner seinen Stammtisch in nächster Nähe eines Ehepaares, das stets allein speiste; die Dame hatte tagtäglich eine andere Toilette an: „Rotsamtkleider, Samtkleider, gestickte Kleider, Spitzenkleider — und das alles wegen eintöniger Diners in Gesellschaft eines eintönigen Gatten!“ Er gibt eine praktisch-ethische Anregung: „Die reichen Amerikanerinnen sollten mit ihrem Toilettenbudget den einfachen und nützlichen Plan verbinden, bei jedem Ballfeid oder jedem Theatermantel, das oder den sie sich anschaffen, so und so viel für bedürftige Mütter und frierende Kinder wegzulegen. Warum sollte das nicht ebenso üblich sein wie das Trinkgeld für den Kellner oder den Schlafwagenkondukteur? Wie sie diese Trinkgelder geben, ohne dazu genötigt zu sein, könnten sie zehn Prozent ihrer Bekleidungsgelder Armen geben. Ohne es irgendwie zu spüren, würden sie in dieser Weise Riesensummen zusammenbringen, in New-York allein mindestens vier Millionen jährlich.“

Moffett zieht auch jene andere Form des Protzentums in Betracht, die auf die „oberen Vierhundert“ beschränkt ist: die hirnverbrannte Verschwendungssucht, die sich bei Gastereien, Soireen und Ballfesten breitmacht. Die Ostentation, mit der da oft verfahren wird, steht in so großem Gegensatz zur Armut der Massen, daß die Erbitterung nicht ausbleiben kann. Solche Betonungen der Kassenunterschiede sind überdies ganz unamerikanisch und haben nur den Zweck, zu banieren, daß von den Veranstaltern der Feste gesprochen wird. Eine Millionärin ließ ihren Pudel an einem großartigen Souper, das sie gab, teilnehmen und tegalierte ihn mit Trüffeln, Champagner und Eis! Eine andere ließ die betreffende Straße während ihres Balles für das nichtgeladene Publikum absperren! Dabei kommt der größte Teil der ungeheuren Summen, die von all dem übertriebenen Luxus verschlungen werden, Leuten zugute, die ohnehin schon reich sind: den großen Schneidern, Juwelenhändlern, Dekorateuren und den Millionentrusts, die die Massen ausbeuten. Unser Autor findet glücklicherweise, daß die Tage dieses argen Protzentums gezählt sind, da man sich mit dem Problem immer mehr beschäftigt und immer mehr gegen die unsinnige Verschwendung auftritt, die ihren Gipfelpunkt erreicht hat.

L. Katscher.

Sprechsaal.

Seit einigen Jahren besteht in Berlin ein „Verein junger Männer zur Bekämpfung der Unsittlichkeit“. Er heißt „Ethos“ und ist vor einiger Zeit in einen rein akademischen Verein umgewandelt worden. Es soll dies zum Zwecke einer größeren Ausdehnung geschehen sein, da nur sehr wenige Studenten sich bereit finden lassen, sich zu nicht rein akademische Vereinigungen anzuschließen, und man außerdem hoffte, aus Studentenkreisen viele Anhänger der Keuschheits-Idee gewinnen zu können.

Tatsächlich gewann der Ethos von dem Augenblicke der Neukonstituierung an eine recht große Zahl von Mitgliedern, während er sich bis dahin nur recht kläglich hingeschleppt hatte, und, soweit ich es von außen beurteilen kann, trägt er durch eine sehr rührige Tätigkeit viel zur Verbreitung der Sittlichkeits-Idee bei, leider aber nur wieder in akademischen Kreisen, während man außerhalb derselben von dem Bestehen und Arbeiten der Vereinigung entweder keine Ahnung hat oder sich etwas über sie lustig macht. Und das ist schade!

Für jeden ernsten, anständigen Menschen, mag er der freien Liebe (soweit es sich eben um sittliche Liebe handelt) noch so weitgehende Zugeständnisse zu machen geneigt sein, wird eine Benutzung des Sexualtriebes nur zum Zwecke der Erzeugung eines Sinnesrausches etwas Unsittliches bedeuten, weil sie eben nicht im Einklang mit den Absichten der Natur steht, die ja auch jeden, der's nicht so glauben will, die Richtigkeit ihrer Anschauung mit jenen häßlichen Krankheiten, jener Schwäche und Impotenz des Körpers, Geistes und der Seele beweist, an der 90 % unserer jungen Leute kranken.

Daß eine Befriedigung des Sexualtriebes nicht eine zur Erhaltung unserer Gesundheit notwendige Maßregel ist, haben jetzt nicht nur alle bedeutenden Aerzte bestätigt, die offiziell dar-

Digitized by Google

nach gezagt wurden, sondern auch die heut schon wirklich ziemlich große Anzahl der in dieser Hinsicht abstinent lebenden Männer ist Beweis genug. Sie alle werden uns bestätigen, daß die Ueberwindung des Triebes ein größeres Glück sichert, als der Rausch des Augenblickes ihn bietet, ein Glück ohne Reue, Jammer und Ueberdruß, ein Glück auch für die Zukunft, wenn sie, selbst rein, die reine Geschirrin ihres Lebens begrüßen dürfen und sich umgeben finden von Kindern, die nicht durch venerische Folgekrankheiten verunstaltet und vergiftet sind. Der Uebel größtes ist noch immer die Schuld. Wohl kann es einen brechans edlen Menschen geben, der viel gesündigt, aber wohl keinen auf irgend einem Gebiet wirklich anständigen und vornehmen, der viel gelebt hätte.

Da die weitaus größte Anzahl der Eltern sich aus tausend oder gar keinen Gründen noch immer nicht entschließen kann, die Kinder die hier in Betracht kommenden Fragen zu belehren, eine solche Belehrung aber doch zweifellos unbedingt nötig ist, um Unheil zu verhüten, so scheint es mir lobenswert und praktisch, wenn diejenigen, die unterrichtet sind, den andern Aufklärung geben und so weiten, was noch nicht verloren ist. Mit dem Wort und vor allem natürlich mit ihrem Tun mögen sie es einer den anderen lehren und den Eltern entgegen wirken, die selbst heut noch fröhlich zusehen, wie ihre Söhne sich „die Hörner ablaufen“ und den wackeren Aerzten glauben, die eine solche „Abhärtung“ noch empfehlen zu dürfen glauben.

Wenig aber kann ein Einzelner ausrichten gegen solche Verwirrung. Man lächelt freundlich überlegen, manchmal auch wohl etwas ärgerlich über solchen „Träumer“ und seine „verrückten Ansichten“ und „Utopien“, die ihm einen wirklichen Genuß des Lebens unmöglich machen, oder man beziehigt ihn einfach heimlicher Verfehlungen. Alles das wird auch einer geschlossenen Anzahl von jungen Männern gegenüber nicht ganz ausbleiben, immerhin aber wird doch die Menge, besonders wenn es sich wirklich um eine große Zahl handelt, vielen zu denken geben. Das ominöse Wort: „Die anderen machen es ja auch alle so, also wird es doch wohl nicht anders gehen“, dürfte dann doch wohl seine Beweiskraft einbüßen, und gegen die zweite Redensart, die immer wieder hört: „Bei Dir mag's ja gehen, ich bin eben anders“ läßt sich schon leichter ankommen, besonders wenn man im Besitze eines guten Propaganda-Materials ist. Selbstverständlich wird der Einzelne nicht so leicht imstande sein, sich ein solches zu halten wie ein Verein, und das wäre ein weiterer Grund, die Schaffung eines solchen für wünschenswert zu halten. Am genügsichsten aber würde wohl für die Existenzberechtigung eines „Ethos“ die Tatsache, daß seine Mitglieder durch den Verkehr miteinander, wo jeder des anderen Vorbild ist, wo immer neue Gesichtspunkte gefunden und mitgeteilt werden, die den Gesichtskreis klarer erkennen und wirkungen lassen, in ihren Anschauungen und deren Betätigung fester werden, daß ihr Gesichtskreis weiter wird auch über den eigentlichen Wirkungskreis des Vereins hinaus. In immer weiteren Kreisen werden ihre Gedanken zuerst auf nahe, dann auch auf weiter liegende Gebiete der Ethik gelenkt; sie werden fester, älter und kräftiger werden, den Versuchungen natürlich nicht nur des Sexuallebens zu widerstehen.

Solche Wirkungen wird man allerdings nicht erzielen, wenn man sich einseitig auf die ewige Besprechung der einen Frage legt. Vielleicht ist gerade in einem solchen Verein der Vortrag nicht akademische Erhs gestorben (wie auch die Abstinenzbewegung meiner Ansicht sehr leidet unter den Aufzählungen immer derselben Dinge in Versammlungen, die doch niemand anders besucht als Abstinente oder Abstinenzbefliss, welche alle beide die vorgetragenen Dinge schon wissen. Es dürfte hohe Zeit sein, hier auf eine neue Form der Propaganda zu sinnen. Wohl wird man sich hüten müssen, aus einem „Ethos“ einen Vergnügungsverein zu machen, vielleicht aber könnte man ihn als einen Geselligkeitsverein schaffen. Wer die leichte Verwindlichen Schwierigkeiten kennt, die sich einem ernsten jungen Menschen, Mann oder Frau, bieten, der nach passender oder angenehmer Gesellschaft sucht, der wird einen ethischen Geselligkeitsverein nur gern sehen. Selbstverständlich könnte die Sexualfrage in Vorträgen, Besprechungen eigener Erlebnisse sowie der hierher gehörigen Literatur einen breiten Raum in den Gesellschaftsabenden (Sonntag-Nachmittagen?) einnehmen; aber ebenso wohl kann man Lektüre und Besprechung anderer ethischer Schriften (auch Dichtungen) die Rede sein, können heitere Abende, natürlich ohne Plattheiten und ohne Alkohol, die Mitglieder vereinigen, können Gäste geladen, Partien gemacht, alle Sportgeschäfte betrieben werden, ohne daß der ernste Zweck der Veranstaltung in den Hintergrund zu treten brauchte. Man sollte solche Dinge schon deshalb recht rege treiben, damit man sich selbst und besonders den Außenstehenden beweis, daß es sich nicht um Pflege von Askese und Muckertum handelt, sondern daß auch ein anständiger Mensch froh sein kann.

Noch einen ganz kühnen Vorschlag möchte ich machen: Man lasse Damen sowohl als Mitglieder wie auch als Gäste zu. Es steht wohl außer Frage, daß in gegenseitige Einsetzung der Geschlechter, ganz abgesehen von jeder erotischen Regung, eines der schönsten Gefühle für den Menschen, und vielleicht einer der stärksten Faktoren für die Ausbildung des „Edelmenschen“ ist. Man sagt ja auch, daß in jeder Geselligkeit die Frauen den Ton angeben; nun, diejenigen, die einen Verein zur Hebung der Sittlichkeit aufsuchen, werden nicht die Schlechtesten sein. Auch glaube ich, daß die Scham einerseits und der Wunsch, einen Mädchen (besonders natürlich „feinen“ Mädchen) zu gefallen, ein sehr starker Ansporn für einen jungen Mann sein wird. Was nun die Scheu anbelangt, die vielleicht der Besprechung der sogenannten heiklen Dinge in Gegenwart des anderen Geschlechtes es jemandem unmöglich machen könnte, seine Meinung zu äußern, so bin ich der Ansicht, daß es heikle Dinge nicht gibt, wo man ohne Neben-Gedanken und ernst menschliche Dinge bespricht. Ueber Schmutz zu verhandeln ist mir aber ganz gleich unangenehm, ob ich nun mit einem Mann oder einer Frau spreche.

Sollten sich also junge Männer und Frauen für die Entstehung eines solchen Vereins interessieren, so sind sie freundlichst gebeten, ihre Adressen zur Weiterbeförderung an die „E. K.“ gelangen zu lassen.

Ergo.

Bücherschau.

A. C. Pigou: Principles and Methodes of Industrial Peace. London 1905, Macmillan. XX u. 240 S. 8°. 3/3 sh.

Reihi sich den beiden anderen neuesten englischen und amerikanischen Beiträgen zur Literatur des Industriefriedens würdig an den wertvollen Werken von Budgett Meakin und Nicholas Paine Gilman. Ist teils aus den Vorlesungen des Verfassers, eines Cambridger Universitätsdozenten, teils aus seiner 1903 verfaßten Preisschrift über den Gegenstand hervorgegangen. Eine der wissenschaftlich besten und praktisch nützlichsten Abhandlungen über die Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit. Pigou beliesst sich einer besonderen wertvollen Unparteilichkeit und Unbefangenheit. Es kommt ihm weniger auf die Frage an, was die Einigungs- und Schiedsämter in der Industrie haben geleistet hat und wie sie es geleistet hat, als vielmehr darauf, was sie leisten sollte und wie sie es leisten sollte. Er kümmert sich nicht um Wohlfahrtseinrichtungen, Gewinnbeteiligung u. dgl., sondern lediglich um den Lohnkampf und um die Einigungs- und Schiedsämter als Mittel zu dessen Linderung. Er bringt nicht wenige neue Gesichtspunkte vor und teilt für obligatorische Einigungs- und Schiedsämter ein, von denen er freilich — er ist kein begeisterter Schwärmer — durchaus nicht die Lösung der sozialen Frage erwartet: „es genügt, wenn dieses milde Palliativum die herrschende Wirtschaftsordnung ein wenig verbessert.“ Er ergründet die Wirkung der gegebenen Anstöße unter den gegebenen Umständen; um dies genau tun zu können, erforscht er die Geschichte und die Ergebnisse des gegenwärtigen Industriefrieden-Apparats. Dann beschreibt er „Die Vorteile des Industriefriedens“, „Die Grundsätze der Lohnbestimmung.“, „Die staatliche Festsetzung des Normallohnes,“ „Die Lohnschwankungen,“ „Die kleinen Differenzen.“ „Die allgemeinen Fragen“ und „Die Zwangsvermittelung.“ Da das Buch vorzüglich geschrieben, wenig umfangreich und voller Anregungen ist, empfehle ich es der aufmerksamen Beachtung aller auf neutralem Boden stehenden Sozialreformer und Gerechtigkeitsfreunde.

L. Katscher.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Das Bureau der D. G. S. A.
befindet sich hinter den Linden 16, **dritter Stock.** Die Sprechstunden des Unterzeichneten **fallen im Juli und August aus.** Eilige Zuschriften sind daher besser an die Privatadresse Charlottenburg, Froimanstraße 15, zu richten, oder an den Geschäftsführer des Verlages Herrn Kurt Michaelis Berlin S. W. Wilhelmstraße 121.
Dr. Penzig.

Flügel Pianinos
Blüthner's Piano-Magazin.
Berlin W., Potsdamerstr. No. 41.

Digitized by Google

Eingegangene Bücher.

Ist die Kultur ein Fluch oder ein Segen? Ein Beitrag zur Lebenskunst. Von C. Lyman-Beneagel. Stuttgart 1905. Verlag von Strecker & Schröder. Geh. Mark 3,—, geb. Mark 3,80.

Liebe und Ethik. Von Ellen Key. Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Francis Maro. 3. Tausend. Moderne Zeitfragen, Nr. 10. Berlin. Pan-Verlag. Mark 1,—.

„Herbstlese". Gedichte von Hans Wagner-Wittenberg, Verfasser der „Minnefahrt".

Die neue Bildung. Aufsätze zur Bildungsreform von Dr. phil. H. A. Overdiek. Stuttgart 1905. Heimdall, deutschvölkisch-sozialer Verlag. Mark 0,75.

Schuld. Schauspiel in 3 Akten von Siegfried Heckscher. Hamburg 1905. Alfred Janssen. Mark 2,—.

Der Leiermann von Berlin. Weitere Romane aus dem Volksgeist. Von Wolfgang Kirchbach. Dresden 1906. E. Pierson's Verlag. Mark 5,—.

Schiller. Zu seinem Gedächtnis bei der hundertsten Wiederkehr seines Todestages. Von A. Gericke in Jena. Berlin 1906. Verlag von Alfred Unger.

Sonne und Sterne. Von Dr. M. Wilh. Meyer. Mit zahlreichen Abbildungen. 8. Auflage. Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Geschäftsstelle: Franckh'sche Verlagshandlung in Stuttgart. Mark 1,—.

Die steinerne Stadt. Von Ernst Schur, Groß-Lichterfelde, Knelebeckstr. 10. Selbstverlag. Mark 3,—.

Das Bildungsbedürfnis und seine Befriedigung, durch deutsche Universitäten. Von Oskar Herlwig. Jena 1905. Verlag von Gustav Fischer. Mark 1,—.

Die Edessfrage. Von W. Kulemann, Landgerichtsrat. Eisenach und Leipzig 1904. Thüringische Verlagsanstalt. Mk. 1,50.

Vom Meisterbuch. Eine schlichte grundlegende Literaturbetrachtung von Karl Alfred Schulz, Doktor der Philosophie. Berlin 1905. Verlag von Conrad Skomvik.

Rhasver-Dichtungen seit Goethe. Von Albert Soergel. Sechster Band der „Probefahrten", Erstlingsarbeiten aus dem deutschen Schrifttum in Leipzig, herausgegeben von Albert Köster. Leipzig 1905. R. Voigtländer's Verlag. Mk. 4,80.

Der abendländische Nationalismus und der Eros. Von Leopold Ziegler. Jena und Leipzig 1905. Eugen Diederichs. Geh. Mark 2,—, Geb. Mark 3,—.

Balden. Von Henry T. Thayaan. Jena und Leipzig 1905. Eugen Diederichs. Geh. Mark 5,—, Geb. Mark 6,—.

Zur Ethik und Politik. Gesammelte Vorträge und Aufsätze von Friedrich Paulsen. 2 Bände (Band 31 und 32 der „Deutsche Bücherei"). Berlin S. 59, Verlag von H. Steinitzer. Jeder Band 25 Pfg.

Züchtungs-Politik. Von Prof. Robby Kossmann, Doktor der Medizin und der Philosophie. Schmargendorf (Berlin) 1905. Verlag „Renaissance" (Carl Lehmann). Mk. 5,—.

Lebensgeschichte eines modernen fabrikarbeiters. Herausgegeben und eingeleitet von Paul Göhre. Jena und Leipzig 1905. Verlag von Eugen Diederichs. Geh. Mark 4,50, geb. Mark 5,50.

Eine Freundschaft. Von Heinrich Mann. München 1905/06. Verlag von E. W. Bonsels. Mark 1,60.

Die Erde. Neue Dichtungen von Waldemar Bonsels, Hans Brandenburg, Bernd Isemann, Will Vesper. München 1905/06. Verlag von E. W. Bonsels. Mark 2,—.

Georg Tahna. Roman von Henning von Melsted. Berlin 1905. Karl Schnabel (Axel Juncker's Buchhandlung). Mark 4,—, geb. Mark 5,50.

Roman Werner's Jugend und andere Erzählungen. Von Albert Geiger. Berlin 1905. Karl Schnabel (Axel Juncker's Buchhandlung). Mark 3,50, geb. Mark 5,—.

Besiegte Sieger. Novellen und Skizzen von Otto Ernst. Leipzig 1906. Verlag von L. Staackmann. Mark 3,—, geb. Mark 4,—.

Die soziale Frage über die Freiheit der Ehe. Von Prof. Dr. O. Caspari. 2. Auflage. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer's Verlag. Mark 2,50.

Horst und Heide. Lieder und Balladen von Wilhelm Kotzde. Berlin 1905. Verlag des Märkischen Bundes. Mk. 0,75.

In Sachen des Volksbundes. Von Otto v. Leixner. Nr. 2 der Flugschriften des Volksbundes zur Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild. 1.—5. Tausend. Leipzig 1905. Felix Dieterich. Mark 0,15.

Germann Esperantisto. (Der deutsche Esperantist.) Esperantistische Mitteilungen für Deutschsprechende. 2. Jahrgang, Nr. 11 (Nov. 1905). Berlin. Esperanto-Verlag Möller und Borel (S. Prinzenstr. 95). Jährlich Mark 3,—, halbjährlich Mark 1,50. Einzelne Nummer Mark 0,30.

Gewerbe-Akademie
Berlin, Königgrätzerstr. 90.
Ausbildung von Ingenieuren, Architekten und Technikern.
24 Dozenten. Ueber **500 Studierende** p. a.
Programme kostenlos.

A. P. Luck's Buch- und Papierhandlung
Alt-Moabit 109, Berlin N. W. 52, Fernspr. II. 2105
liefert den Gesinnungsgenossen alle **einschlägigen Artikel** für Berlin und Vororte **frei** ins Haus!
Versandt-Abteilung Kolonie Eden.
Bitte verlangen Sie Kataloge (gratis u. franco.) Fernspr. Oranienburg 11, pflegt als Spezialität: die Literatur der Ethik, des Vegetarismus, der Naturheilkunde und des Obst- und Gartenbaues.

Auf der Allgemeinen Hygienischen Ausstellung in **Wien** (Abteilung: „Zahnheilkunde und Dentistik") erhielt Herr Dentist **Theo Linde**, Inhaber des bekannten Instituts für Zahnleidende die **Goldene Fortschritt-Medaille.**

Reform-Kleider
auch **Unterkleidung** fertigt zu mäßigen Preisen und nach gesundheitlichen und künstlerischen Prinzipien
Richard Grunwald, Schönhauser Allee 114.

Leonhard Simion Nf., Berlin S. W. 48.

Briefe an Eltern

von **Deinhobe. J. L. G.**

Klein Oktav. 11 Bogen. Preis broschiert 2 Mark.

In diesem kleinen, hübsch ausgestatteten Werke gibt die hochgesinnte, pseudonyme Verfasserin Eltern und Erziehern von Herzen kommende Ratschläge für die geistige Ausbildung der Kinder und plädiert für eine möglichst kraftvoll strahlende Jugend derselben.

Zum Kulturkampf um die Schule.

Ein Mahnwort an Denkende.

Von **Dr. Rudolph Penzig.**

VIII und 152 S. gr. 8°. brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

„Die Jahresberichte über das höhere Schulwesen" schreiben:

„Um die Erziehung zum reinen Menschentum, die allein imstande sei, auch unser Vaterland und der konfessionellen und Partei-Zerklüftung zur Einigkeit und Macht zu führen, darum handelt es sich in Penzigs Buch: *Zum Kulturkampf um die Schule.* Das Gesetz von der Erhaltung der sittlichen Kraft und von der unendlichen Fernwirkung von Gut und Böse nötige uns zu der Gewißheit, daß unser Leben und das unserer Kinder mit dem sittlichen und kulturellen Hoch- oder Tiefstand unserer Umgebung unseres Volkes, ja der ganzen Menschheit im engsten Zusammenhange stehe. Daraus folge die Neugestaltung unseres Erziehungswesens. . . . . ."

Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Mit Bildnis Rahels). Herausgegeben von Dr. Kurt Landsberg. Preis broschiert 3 Mk., gebunden 4 Mk. Rahel Varnhagen: Die bedeutendste Frauengestalt der Romantik hat uns in ihren Briefen und Tagebüchern ein unvergleichliches Kulturbild ihrer Zeit hinterlassen. Sie ist die erste wahrhaft moderne Frau ganz erfüllt von der Aufgabe, dem Weibe diejenigen Rechte zu geben, die für seine Entwickelung notwendig sind. Rahel: Ein Buch des Andenkens ist ein Buch des Lebens, ein Evangelium hoher Weiblichkeit.

Aeltere Nummern sowie **Jahrgänge** der „Ethisch. Kultur", die ohne Zweck und unbenutzt lagern, bitte gütigst dem Verlag für Ethische Kultur Berlin S. W. 48, Wilhelmstr. 121 einzusenden, der dieselben dankend verwenden kann. Auch sind dort elegant ausgestattete Einbanddecken zum Preise von 1,20 Mk. zu beziehen.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1.60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „**Kinderland**," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XIV. Jahrgang. | Berlin, den 1. September 1906. | Nr. 17.

Nachdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Dreyfus, Ideen und Oekonomie. Von F. Staudinger.
Volkswirtschaft und Kunst. Von Joseph Aug. Lux, Wien-Döbling.
Streiflichter:
Sozialpolitische Steuern.
Frauenstimmrecht.
Sprechsaal. „Ethos" zu Ergo.
Bücherschau.

Dreyfus, Ideen und Oekonomie.

Von F. Staudinger.

„Welche Lehren wir aus der Dreyfusaffäre ziehen könnten," fragt Sandhi in Nr. 15 d. Bl. und er antwortet: „Zunächst wohl die Lehre, daß die Vertreter der materialistischen Geschichtsauffassung Mühe haben werden, die Dreyfussache in ihr System zu bringen." Ich erlaube mir mich als ein solcher zu melden, und gestehe, daß ich über diesen fröhlichen Ausspruch etwas erstaunt war. Denn bisher hatte ich gerade die Dreyfusangelegenheit als einen typischen Fall zur Demonstration wenigstens einer bestimmten Seite der materialistischen Geschichtsauffassung anzusehen mir erlaubt. Prüfen wir, wer füglich umdenken muß.

Sandhi sagt: „Die Dreyfusaffäre ist ein Schulfall." Genau das hat Verfasser dieser Zeilen vor einiger Zeit auch einmal gesagt. Er meinte aber, es sei ein Schulfall, um zu zeigen, wie die Menschheit Jahrzehnte, Jahrhunderte lang sich die gröbsten und massenhaftesten Mißhandlungen gefallen, und sich zu deren Beschönigung mit den gröblichsten Entstellungen der Wahrheit abspeisen läßt, bis dann ein, wenn auch individuell recht schmerzliches aber doch im Verhältnis zu allem Vorangegangenen vereinzeltes und unerhebliches Ereignis die Gemüter in nie gekannten Maße erregt und den ersten Anstoß dazu bildet, daß ein ganzes Herrschafts-System zu Fall kommt. So war es von der Virginiageschichte in Rom, von der Einkerkerung John Hampdens in England, der Halsbandgeschichte in Frankreich bis zur Dreyfusangelegenheit. Und schließlich war der Gräuel des 21. Januar, welcher die russische Revolution auslöste, auch nicht gerade etwas für Rußland so Außerordentliches. Es waren dort schon schlimmere Gewaltsamkeiten geschehen, ohne die gleiche Wirkung. Wie kommt es, so muß man sich da fragen, daß in gewissen Fällen eine Einzelmissetat wirkt, wie der Tropfe, der ein Gefäß zum Ueberlaufen bringt, daß nun auf einmal die Anklagen weiter wirken wie erste Wellen, die über den Damm stürzen und Bahn für die anderen schaffen, die nachstürzend ihn zerreißen? Wie kommt es, daß sonst weit größere Unbill entweder schweigend hingenommen, oder gar unter dem Zujauchzen der Volksmassen verübt wird, und daß die Wenigen, welche sie als Unrecht kennzeichnen, entweder gar keinen Widerhall finden oder verhöhnt, verfolgt und selber vernichtet werden? Oder haben sich nicht etwa unzählige Pogroms unter der Mithilfe der überwiegenden Menge vollzogen? Wurde nicht der große Sozialistenpogrom des Jahres 1878, der auch durch falsche Beschuldigung — nicht gegen einen Einzelnen, wie in der Dreyfusangelegenheit, sondern gegen eine große, nach höherem Rechte und höherer Kultur ringende Partei — erzeugt war, von dem jauchzenden Beifalle der Volksmassen getragen? Und waren die nicht vollständig blind gegen jeden Versuch, ihnen die Wahrheit zu zeigen? Wie doch war es möglich, daß da die „Ideen" „Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit," die Sandhi als Urfachsprinzipien der Dreyfusrehabilitation anspricht, so gar keine Wirksamkeit zeigten — oder vielmehr, daß sie in gerade entgegengesetztem Sinne wirkten? Denn die Volksmassen waren ja eben von der Nichtswürdigkeit und Unmenschlichkeit der königsmörderischen Sozialdemokratie und der Gerechtigkeit solchen Kampfs gegen sie überzeugt. Darum eben reizten damals u. a. „die Ideen" eines hochtönenden „idealistischen" Geschichtsschreibers noch zur Verfolgung an, der es für einen infernalen, aber nicht dummen Plan erklärte, daß die Sozialdemokraten die Hohenzollern wie Spatzen abschießen wollten, und der im Namen von Recht und Menschlichkeit Sicherung gegen solche grauenhaften Absichten forderte. Wie kam das doch, daß man das glauben, daß man solch eine Verfolgung veranstalten konnte, deren Schrecken summiert die Leiden des armen jüdischen Hauptmanns bei weitem übertrafen?

Vielleicht genügen diese einfachen Hinweise schon, um Sandhi von der Höhe seiner Ideenbegeisterung einmal auf das einfache Blachfeld der Frage zu lenken, wodurch denn in einem Fall Ideen der einen Art Macht gewinnen, im anderen Falle aber ganz andere, geradezu entgegengesetzte alles beherrschen. Wenn er triumphierend meint, der Dreyfusfall sei „Schulfall dafür, daß hinter allem Geschehen in der Menschheit Ideen wirksam sind," so muß das auf jemand, der die oben genannten Fragen sich ernstlich gestellt hat, etwa den Eindruck machen, wie auf einen Stadtrat, welcher gerade erwägt, welche zwingende Bedürfnisse zur Erbauung einer neuen Schule drängen, der Einwurf, zuerst sei doch ein Plan nötig, ehe man bauen könne. Er wird ärgerlich sagen: Das versteht sich ja von selbst, wenn einmal über das Bedürfnis entschieden ist. Genau

Digitized by Google

so versteht es sich auch von selbst, daß Ideen da sein und die Geschichte leiten müssen. „Ohne Ideen gibt es keinen Fortschritt." (Kautsky, Erf. Programm, S. 138.) Aber erst einmal zu wissen, welches die hinter den jeweiligen Ideen wallenden Triebkräfte sind, und wohin diese zielen, darauf kommt es doch wohl auch an, und für den modernen Menschen in erster Linie. Denn sonst möchten die Ideen in's Blaue führen.

Freilich, der Ausdruck „materialistische Geschichtsauffassung" macht manchen irre, denn „materialistisch" ist nachgerade ein mehrdeutiges Wort geworden, unter dem der Hörer und Leser leicht etwas ganz anderes versteht, als es der Sprecher und Schreiber meint. Das bewirkt dann, daß jene mit vorgefaßter falscher Meinung an die Sache herantreten, und so will freilich nichts stimmen. In einer Zeit der Neuentwickelung haben leider Worte wie Taten dies Schicksal, bis sich alles nach erfolgter Differenzierung wieder fester ordnet und bestimmt.

Die materialistische Geschichtsauffassung leugnet also keineswegs die Ideen und ihre Bedeutung; sie leugnet nur, daß sie autochthon entspringende Gewalten seien, und sucht sie auf ihren Entstehensgrund zurückzuführen. Da findet sie, daß gerade die ökonomische Entwickelung es ist, die bisher hinter dem Rücken der Menschen neue Gebilde und damit neue Probleme gezeitigt hat, die dann den Menschen nachträglich als Ideen oder unter Ideen zum Bewußtsein kommen, und zu bewußteren Aenderungen der Lebensformen treiben. Die Oekonomie selber aber stelle man sich, wenn man nicht mit Recht dem herbsten Spotte der Anhänger dieser Theorie ausgesetzt sein will, dabei ja nicht als tote Maschinerie vor. Ihre sichtbare Grundlage, die Technik, verkörpert zu selbst ein stetes Zusammenwirken materieller und geistiger Faktoren. In der sausenden Maschine steckt Feuer, Eisen und Menschengeist. Daß die sogenannten geistigen ebenso wie die sogenannten materiellen Tatsachen als zusammenwirkende Faktoren, aber nicht als getrennte metaphysische Qualitäten gewertet werden (Tiezgen), das eben ist die Grundlage dieses Materialismus, der im Grunde ein realistischer Korrelativismus ist.

In demjenigen Zusammenwirken nun, welches sich auf die Produktion der notwendigen Lebensbedürfnisse bezieht, sieht die „materialistische" Geschichtsschreibung nicht etwa den alleinbestimmenden Faktor, wohl aber den, der für große Aenderungen der Entwickelung und sodann für allgemeine Willensbestimmung den Ausschlag gibt. Wer sich nüchtern in der Geschichte umsieht, der kann da kaum „nein" sagen. Wo soll ein Jägervolk die Anregungen her bekommen, die dem Ackerbau entspringen, wo ein Bauernvolk den Antrieb zur Maschinentechnik und damit zu all den geistigen Operationen, die dazu erforderlich sind? Kann man Fabrikgesetze machen, wo noch keine Industrie ist? Ferner umgekehrt: Mit der Zerfetzung der altrömischen Oekonomie zerfiel auch das politische Gefüge; und die Wissenschaft, welche man schon besaß, war nicht fähig darüber hinauszuhelfen. Sie mußte eine Pause spielen, bis die wirtschaftliche Entwickelung wieder soweit war, daß man an alte Errungenschaften anknüpfen konnte. Geistige Fähigkeit zu Entdeckungen hatten die Menschen schon lange. Die Dampfmaschine ward ein Jahrhundert früher erfunden als sie zu allgemeiner Anerkennung gelangte. Allein um sie dazu zu bringen, mußten Antriebe ökonomischer Art da sein, die zu ihrer Benutzung drängten; und erst von da datiert man auch „die Erfindung."

Deshalb kann man zwar ganz wohl die Sätze Sandhis unterschreiben, daß Ideen nötig sind, daß alle Erfolge der Völker nicht bleibend sind, wenn nicht „der ethische Fortschritt damit Hand in Hand geht." Aber man muß eben die Ideen nicht in die Luft stellen, die ethischen Fortschritte nicht von den in der Wirtschaft gründenden Lebensordnungen trennen wollen, also sie auf historisch-materialistischen Boden stellen. Gegenüber dem, der dies verkennt, muß man umgekehrt sagen: Alles Gerede von ethischem Kulturfortschritt ist nichtig, wenn nicht aufgrund des Erreichten solche reale Lebensordnungen geschaffen werden können, welche diesen erreichten Kulturfortschritt dauerhaft machen und weiteren Fortschritt ermöglichen.

Sollten aber die Ideen etwas von ihrem Werte und ihrer Würde verlieren, wenn sie in ihrem unlöslichen Zusammenhange mit dem wirtschaftlichen Leben dargetan werden? Es ist dieselbe Frage, wie die, ob der Mensch etwas verliert, wenn er einsieht, daß er von niederen Lebensformen abstammt. Man sollte denken: Die bessere Einsicht kann das Ideenleben nicht schwächen; sie wird nur vor Phantasterein und Fehlgriffen schützen, und wenn sie das kann, schützt sie auch vor jener Verzweiflung an den Ideen, welche die Menschheit bis jetzt allemal dann überkommen hat, wenn sie durch überspiegenden Enthusiasmus in Sackgassen geraten war. Also behalten wir ruhig die Ideen, aber stellen wir sie unter Kontrole der prüfenden Erwägung. Die aber ist eben schwerlich möglich ohne Zuhilfenahme der materialistischen, oder besser der korrelativistischen Geschichtsauffassung.

Volkswirtschaft und Kunst.

Von Joseph Aug. Lux, Wien-Döbling.

„Der Beweis ist erbracht, daß die Entwicklung unserer Volkswirtschaft in erster Reihe vom Wohlbefinden der Industrie und des Handels abhängt."

Seit zweihundert Jahren pflegen die Volkswirte das zu behaupten und jüngst habe ich diesen Satz in einem amtlichen Bericht über Handel und Gewerbe, nebst einer umfangreichen Begründung gelesen.

Es wäre ganz herrlich, wenn dieser Beweis gelingen würde. Denn er kann nur dann gelingen, wenn sich zeigen läßt, daß Handel und Industrie wetteifern, die wertbildende Kraft des Talentes zu fördern, indem die Industrie einerseits bestrebt ist, das Nützliche in der vollendetsten Weise hervorzubringen und zu diesem Zwecke bedacht ist, immer neue Talente heranzuziehen, den bestehenden Arbeiterstand geistig, sittlich und sozial zu heben, der Kultur unserer Zeit angemessen, weil seine Leistungsfähigkeit nur mit der Freude am Schaffen zunimmt; ferner wenn der Handel andererseits darauf bedacht, immer nur das Beste auf den Markt zu bringen, mit dem geläuterten Verständnis für die Leistungen des Talentes das Bewußtsein verbände, eine verantwortungsreiche Vermittlung von Kulturwerten zu bilden und es vorzüge, die Ware lieber zu verbrennen, als mit tadelhaften Gütern, die entweder dem Hersteller Zwang und Schaden verursachen, oder dem Käufer Enttäuschung bereiten, einen betrügerischen Gewinn zu erzielen. Wenn sich das zeigen läßt, dann ist sicher, daß die wahren Wertquellen einen wunderbaren Strom von Gütern über die Erde verbreiten, daß die Schönheit und das Wohlbefinden im Bereiche aller, auch der geringsten Menschen und selbst in der bescheidensten Hütte aufgeht, daß der Geist der Hersteller und der Genießer erhoben und veredelt wird von der Schönheit und Vollkommenheit der Dinge, die das nackte Leben umkleiden, und dann wird man ernsthaft sagen können, daß sich eine wahre Volkswirtschaft, nämlich die Wohlfahrt des ganzen Volkes und aller seiner einzelnen Glieder, nicht nur der Unternehmer und Händler, entwickle.

Da ich aber fast nirgends in der heutigen Welt die Anzeichen eines solchen glücklichen Wandels, sondern in den meisten Fällen Schmutz, peinigendes Elend, Gewinnsucht und den Unrat einer geschmacklosen und schlechten Produktion erblicke, so hoffe ich, den versprochenen Beweis wenigstens in einem Zukunftsbilde erbracht zu finden, indem der amtliche Bericht mitteilen würde, Handel und Industrie hätten sich heute entschlossen, das bisherige schlechte System auf-

Digitized by Google

zugehen und von morgen ab Fortkommen und Wohlbefinden auf den wahren Wert zu gründen.

Aber von einem solchen Vorhaben war auch in dem amtlichen Bericht nichts zu finden, so wenig wie etwas davon in der Praxis zu finden ist. Im Gegenteil. Der amtliche Bericht gibt die traurige Weisheit zum besten, daß das bisherige schlechte System das empfehlenswerteste sei, und daß das Wohlbefinden von Industrie und Handel nur in dem bekannten Grundsatz von „Billig und Schlecht“ begründet liege, mit anderen Worten, daß die Entwicklung der Volkswirtschaft nicht durch die gute und schöne Arbeit gefördert werde, sondern durch die schlechte und betrügerische, nicht durch die Anerkennung und angemessene Vergütung der Leistung nach Maßgabe der Bedürfnisse, sondern durch Ausschindung und Lohnbedrückung, nicht durch Menschlichkeit und Gerechtigkeit, sondern durch Unmenschlichkeit und Ungerechtigkeit, nicht durch Förderung der Kraft und Entwicklung des Talentes, sondern durch Mißbrauch des Talentes, durch Hemmung und Unterdrückung der entwicklungsbedürftigen Kräfte und Erziehung zur Schwäche und Hilflosigkeit. Freilich ist die Schwäche nicht mehr ganz hilflos, wofern sie sich zur Masse organisiert hat und den Kampf gegen die Unterdrückung führt; aber Masse ist noch nicht Kraft.

Was also ist in Wahrheit erwiesen? Man muß sich die Frage sehr eindringlich vor Augen halten, weil sie von nicht geringer Tragweite ist. Industrie und Handel sind unleugbar die stärksten motorischen Kräfte der Volkswirtschaft. Wie kommt es also, daß in einer Zeit, da alle Kräfte der Industrie und dem Handel dienen, die Kultur immer tiefer in den Zustand der Barbarei und der Trostlosigkeit versinkt, wie kommt es, daß die hauptsächlichsten Stätten der heutigen Gütererzeugung, die Fabrikstädte und Fabrikdörfer, die verhältnismäßig die reichsten Vermögensstände aufweisen, zugleich die häßlichsten, traurigsten und unfruchtbarsten Aufenthaltsorte sind, die von der Menschheit am liebsten gemieden und nur von einer widerwillig ausharrenden Einwohnerschaft bevölkert werden? Wie kommt es, daß der Handel, seit alters ein wichtiger Kultur- und Zivilisationsfaktor, heutzutage die glänzenden Kaufläden der Großstädte und die oftmals kostspieligen Wohnungen des Bürgertums mit einem ganz nichtswürdigen Plunder von Gegenständen, kunstgewerblichen und künstlerischen Dingen anfüllt, die sich bei näherem Betracht fast alle ausschließlich als Surrogatware entpuppen? Seide und tächerliche Rübezahlgeschenke, die, wenn die Menschheit plötzlich die Sehkraft bekäme, den Wert vom Unwert zu unterscheiden (und sie wird diese Sehkraft bekommen, ob, was das betrifft!), einmal als nichtiges Katzengold erkannt werden, an dem allerdings das Vermögen der Nation, nicht ihr Geld allein, sondern ihr Schweiß und Blut, ihre Gesundheit und Kraft verschwendet wurde; es wird ein schrecklches Erkennen sein, ein Bewußtwerden der drückenden Armut und Leere, die im Hintergrunde dieser gleißenden Kultur lauert. Wenn in einem Augenblicke die Schuppen von allen Augen fallen würden, wäre der Sturz aller Werte, die Scheinwerte sind, unvermeidlich, und gut neun zehntel von allem, um deretwillen heute geseilscht, betrogen, geknechtet und geschuftet wird, müßte alsdann auf einen riesigen Schutthaufen zusammengeworfen werden. Aller Reichtum dieser Art wäre ein Handumdrehen Bettelarmut, die mit hinderlichem Ballast beschwert ist, und das Unvermögen, die im langen Mißbrauch erzogene Untüchtigkeit der eingeorsteten Fähigkeiten müßte als furchtbares Verhängnis empfunden werden. Es wäre wie das Erwachen eines Nachtwandlers, der unfehlbar in die Tiefe stürzt. Und doch ist der Sturm unvermeidlich und heilsam, wenn er sich auch nicht plötzlich vollzieht, sondern im Wege organischer Umwandlung. Ein Erwachen ist es immerhin. Unsere ganze Zukunft ist auf unser Auge gestellt. Die Entwicklung unserer Kultur und unserer Volkswirtschaft hängt von der Bildung unseres Auges ab. Das Auge ist der Wächter und Hüter des Paradieses, das sich in eine Wüste verwandelt, wenn das Auge schläft. Sobald das Auge wieder befähigt ist, das Gute vom Schlechten zu unterscheiden, die häßlichkeit des Schmutzes, der Armut und Verwahrlosung wahrzunehmen, den Unwert, sobald es nicht mehr die falschen, geschmacklosen und ungehörigen Erzeugnisse ertragen wird, sobald ihm der Schmutz und die Verwahrlosung des äußeren Lebens ein beleidigender Anblick wird, dann wird es auch das Elend und die Armut vieler Menschen in den Orten dieser ungehörigen Erzeugung nicht mehr ansehen können, und die wahre Volkswirtschaft wird dann im Aufblühen und in der Entwicklung begriffen sein. Nicht die heutige Form von Industrie und Handel fördert die Entwicklung der wahren Volkswirtschaft, die immer nur als eine Entwicklung der schöpferischen und edelsten Kräfte des Volkes zur wahren Nützlichkeit, zur Freude und Schönheit und zur Gesittung verstanden sein soll; Industrie und Handel in der heutigen Form haben gar kein Interesse an einer solchen Volkswirtschaft. Zwar könnte einzig und allein das Wohlbefinden von Industrie und Handel nur von einer solchen Volkswirtschaft abhängen; in der heutigen Form aber wird das Wohlbefinden von Industrie und Handel lediglich als eine Sache der Plusmacherei, der Erzeugung des an sich unfruchtbaren Geldes, auf Kosten der einzig fruchtbaren menschlichen Arbeitskraft und auf Kosten des unerfahrenen und getäuschten Käufers betrachtet. Durch unzählige Beispiele läßt sich dartun, daß ein wirklicher und dauernder Erfolg niemals durch den Grundsatz von Billig und Schlecht, niemals durch Unlauterkeit und Verschlechterung, sondern immer nur errungen werden kann durch eine Steigerung der Qualität, durch den Einsatz der höchsten und besten Eigenschaften, die aber nur möglich sind durch eine Steigerung aller menschlichen Werte.

Alle Fälle, die wir aus den amtlichen Berichten und aus den praktischen Erfahrungen anführen können, enthalten die Nutzanwendung derselben Wahrheit, die in den Berichten und in der Praxis triumphiert, nämlich, daß das unschätzbare volkswirtschaftliche Element, das Talent, aus Handel und Industrie ausgeschaltet ist, und daß William Morris' Worte recht behalten:

„Es wird viel auf den Schein berechnete Arbeit in der Welt hervorgebracht, die dem Käufer Schaden bringt, noch mehr dem Verkäufer, und wenn er es nur wüßte, am meisten dem Verfertiger; ein wie guter Grund zur Erlangung einer guten dekorativen Kunst, das heißt ornamentalen Arbeit, würde gelegt werden, wenn die Handwerker sich entschlössen, nur ausgezeichnete Arbeit zu liefern, statt, wie jetzt nur zu oft geschieht, die Mittelmäßigkeit zur Norm zu machen, die wir oft nicht einmal erreichen. Von den Handwerkern weiß ich, daß das Publikum im allgemeinen darauf erpicht ist, billig zu kaufen, und in seiner Unwissenheit gar nicht danach fragt, ob die Dinge, die es kauft, häßlich sind, ob der Mann erhält, was ihm gebührt; auch weiß ich, daß die (sogenannten) Fabrikanten darauf erpicht sind, einander in bezug auf Billigkeit, nicht aber in Vortrefflichkeit den Rang abzulaufen, daß sie dem Verkäufer, der einen vorteilhaften Handel abschließen möchte, auf halbem Wege begegnen, und ihn mit Freuden mit häßlichen Waren zu dem billigen Preis versehen, was mit seinem schöneren Worte als Betrug bezeichnet werden kann.“

Der wirtschaftliche Mißerfolg ist die unvermeidliche Folge dieser auf Billigkeit und Häßlichkeit gerichteten Politik. Das Talent ist unentbehrlich, wenn die Leistung ihren Rang behaupten soll; wenn das Talent als die Grundlage der Volkswirtschaft anerkannt ist, dann muß auch die Industrie und der Handel zu dieser Grundlage zurückkehren, um den drohenden Krisen zu entgehen, die der bisherigen Wirtschaftsverfassung unzweifelhaft bevorstehen. Der Umschwung hat sich in manchen Gebieten bereits vollzogen und er wird sich alle Gebiete erobern, um der Volkswirtschaft ihr wahres Gesicht wiederzugeben. Der größte Teil hat allerdings noch nichts von dem Hauche des neuen Geistes verspürt, es sei denn, daß er in seinen ungünstigen Bilanzen den Wandel

Digitized by Google

der Kultur bemerkt, dessen unaufhaltsamen Schritt er vergebens zu hindern sucht. Dann heißt es, die neue Richtung sei an allem schuld und man ruft nach der Polizei; Industrie und Handel, die sich bisher als Träger des Fortschritts aufgespielt haben, werden in diesem Augenblick konservativ; im Namen der Freiheit und des Fortschritts rufen sie nach der Zensur. Andere vermeinen sehr modern zu sein, indem sie das Neueste und Modernste zu ihrer Sache machen, ohne zugleich die Vortrefflichkeit zu ihrer Aufgabe zu machen, die in allen Einrichtungen des Lebens gleichmäßig zu verspüren sein müßte und die allgemein sein wird, wenn die Volkswirtschaft und folglich auch Industrie und Handel zu den wahren Grundlagen zurückgekehrt sein wird. Dann wird das Vorurteil, das die Gesellschaft von den Geschäften des Kaufmanns hat, zu den Reaussiten einer überwundenen Barbarei gehören. Die Geschäfte des Kaufmanns werden ebenso ruhmvoll sein wie alle Arbeit, die um sehr edle Dinge geschieht, und ich glaube, es ist im Grunde ein sehr ehrenvolles Geschäft, die Welt mit sehr guten und nützlichen Gegenständen bekanntzumachen, die Achtung und Wertschätzung für solche Gegenstände zu verallgemeinern und an der Erziehung zur Kultur mitzuarbeiten. Daß Merkur der Gott der Kaufleute und der Diebe war, würde aufhören, mehr als eine bloß mythologische Beziehung zu bedeuten. Aber auch das Bild, das die Industrie in jener glücklicheren Verfassung bietet, würde von dem heutigen ein völlig verschiedenes sein. Die Fabrikorte würden aufgehört haben, Stätten des Elends, des Schmutzes und der Roheit zu sein, wie es heute fast allgemein der Fall ist, sondern sie würden im Gegenteil die gern aufgesuchten und gepriesenen Orte der Schönheit und Fruchtbarkeit sein, bewohnt von glücklichen und schaffensfreudigen Menschen, deren Glück und Freude in allen Häusern, Wohnungen, Gärten, Werkstätten ꝛc. sichtbar wird, als Sauberkeit, Vortrefflichkeit aller Einrichtungen und unablässiges Walten eines hochentwickelten Schönheitssinnes, der nichts Unzweckmäßiges, nichts Häßliches, nichts Geschmackwidriges oder Gesundheitsschädliches duldet. Die englischen Gartenstädte industrieller Herkunft bilden den Anfang einer solchen Zukunft, die kommen wird, wie fern und utopisch solche Pläne auch heute noch scheinen mögen, da zum Schaden unserer ganzen Kultur die echte Menschlichkeit vom Throne gestoßen und mit der verbannten Göttin die sonnengleiche und belebende Aureole einer schöpferischen Kräfte- und Talententfaltung entschwunden ist.

Streiflichter.

Sozialpolitische Steuern. Nun schwimmen wir, soweit unsere geschwächten Kräfte es ermöglichen, in den Fluten der neuen Steuern und werden bei jeder Postkarte im Ortsverkehr an das Maß unserer Reichsvernunft gemahnt. Bei einem Rückblick auf die Debatten über das Zustandekommen der Steuern treten wohl die schönen idealistischen Schlagworte, die dabei gebraucht wurden, am ehesten in die Erinnerung. Sozialpolitik oder auch Sozialethik, nationale Größe, Entlastung der schwächeren Schultern, und dergl. mehr! Eine ganz besonders rührende Nuance trägt die Berufung auf Sozialpolitik. Man wird uns schwerlich der Uebertreibung bezichtigen, wenn wir von einem Sozialschwindel sprechen, der seit längerem Mode geworden ist. Daß er hauptsächlich Wasser auf rote Mühlen bedeutet, liegt ebenfalls nahe. — Heute möchten wir an eine Aeußerung der „Germania," Berlin, 24. Juni 1906, anknüpfen; insoferne nicht mit Voreingenommenheit, als Schreiber dieses in seinem Artikel „Deutschlands Presse" (Deutscher Kampf II/11) jenes Blatt eher schlügend als schädigend behandelt hat. Der Leitartikel jener Nummer heißt: „Sozialpolitische Ausgaben und Reichsfinanzreform." Er beginnt damit, daß er die Notwendigkeit der neuen Steuern in erster Linie durch die Ausgaben für die Weltpolitik, in zweiter Linie durch sozialpolitische Ausgaben bedingt sein läßt. Dazu wird weiterhin betont, daß die Interessenten der Weltpolitik in ganz hervorragendem Maß, mit über hundert Millionen Mark, zu den neuen Steuern herangezogen werden. Auch bei der Fahrkartensteuer sollen die leistungsfähigen Schultern die Hauptlasten tragen; dies sei von der „Germania" schon nachgewiesen worden, „ohne Widerspruch gefunden zu haben."

Daß darauf der „Vorwärts," vom 26. Juni 1906, scharf erwiderte, mit der unnötigen Wendung „Jesuiten-Argumentation," ist kaum bemerkenswert. Er betont die Angriffe aus der Zentrumsarbeiterschaft auf das Verhalten der Zentrumsfraktion zu den neuen Reichssteuergesetzen und geht dann der Behauptung zu Leibe, mehr als die Hälfte der neuen Steuern werde für sozialpolitische Aufgaben Verwendung finden. Die Gegnerin halte dabei 50 Millionen für die Witwen- und Waisenversicherung gerechnet; der „Vorwärts" bezweifelt nicht nur die 50 Millionen, sondern macht auch aufmerksam, daß diese gar nicht aus den neuen Steuern, sondern aus bestehenden Zolleinkünften genommen werden sollen.

Indessen hatte aber bereits vor jenem Leitartikel der „Germania" ein katholisch-kirchliches Blatt, welches die „Germania" ganz nahe bei der Hand hat, so geschrieben, daß diese mit ihren Worten: „ohne Widerspruch gefunden zu haben", ein schweres Unrecht begeht. Das in seiner Art bemerkenswerte und inhaltsreiche „Märkische Kirchenblatt" knüpft in seiner Nummer vom 16. Juni 1906 an einen früheren Leitartikel der „Germania" über den sozialen Charakter der Fahrkartensteuer an. Hier wird, also aus intimster Nähe heraus, mit aller Schärfe widersprochen. Namentlich wendet sich das „Märkische" gegen die Annahme, die Bahn werde größtenteils von Vergnügungsreisenden und Ausländern benutzt. Eine kleine Zitierung mag unsere Notiz schließen: „Die Bahn dient dem Verkehr in erster Linie, und die Vergnügungsreisenden bilden den allerkleinsten Teil der Reisenden." „Wenn aber wirklich die gewaltigen Anforderungen an Körper und Geist im heutigen Erwerbsleben dazu geführt haben, daß weitere Kreise im Sommer zu ihrer Erholung reisen müssen, ist es da etwa ein sozialer Gedanke, diesen Personen das Reisen zu verteuern?"

Dr. H. Schm.

* * *

Frauenstimmrecht! Der Frauenstimmrechts-Kongreß, der in den ersten Tagen des Monats August im Odd Fellow Palais zu Kopenhagen tagte, wurde von Mrs. Carrie Chapman Catt mit überlegener, anmutiger Ruhe geleitet. Nachdem man sich am Vormittag über die Verhandlungssprache — man wählte die englische — geeinigt, die Tolmetscher bestimmt und das gutdurchgearbeitete Programm angenommen hatte, brachte die deutsche Delegierte Dr. Anita Augspurg durch eine Ansprache sogleich die weitesten Gesichtspunkte in den Kongreß. Sie führte in kurzen Worten aus, daß die Frage des Frauenstimmrechts nicht eine Frage sei, die nur die Frauen angehe, sondern, daß es eine Menschheitsfrage von weittragendster Bedeutung sei.

Dann brachten die dänischen Frauen dem Kongreß ihre Willkommensgrüße dar. Sie gaben der Hoffnung Ausdruck, daß durch diesen Kopenhagener-Kongreß der Frauenstimmrechts-Sache in Dänemark neue Anhänger gewonnen werden möchten. Sie dürfen sich schmeicheln, die öffentliche Meinung in Dänemark gewonnen zu haben. Denn in allen Zeitungen wurde der Kongreß eingehend und mit Ernst behandelt. Nach der Wahl einiger Komitees, die die besonderen Arbeiten des Kongresses zu erledigen hatten, berichtete Mrs. Carrie Chapman Catt über die bisherigen Erfolge der internationalen Frauenrechtsbewegung, über ihre Gründung in Washington im Jahre 1902 und ihr zweites Zusammentreffen im Juni 1904 in Berlin.

Am Nachmittage nach der Versammlung wurden die Delegierten auf dem Rathaus der Stadt vom Magistrat sehr herzlich empfangen.

Nachdem man am Abend die Grüße der verschiedenen Delegierten entgegen genommen hatte, folgten mehrere Referate. Die Delegierte Australiens Mad. Donohoe legte die Gründe auseinander, weshalb die Frauen Australiens für das Stimmrecht kämpften und es erlangten. Australien ist bekanntlich be-

Digitized by Google

züglich des Frauenstimmrechts das am weitesten fortgeschrittene Land. Und Mad. Donohoe erklärte, daß man nirgends in einem Lande so angenehm lebe. Die alte Kolonie Viktoria ist das politische Wahrrecht seit Jahren in ganz Australien eingeführt, und diese Kolonie werde bald dem Beispiele der andern folgen. Der Einfluß der Teilnahme der Frauen an der Regierung hat sich in Australien in einer Reihe guter Reformen bezüglich des Erb- und Ehrenrechtes, des Eherechtes, der Sittlichkeit und der Erziehung der Jugend geltend gemacht. — Zum Schluß beleuchtete Dr. Käthe Schirmacher einige Mißverständnisse bezüglich des Frauenstimmrechts. Vor allem wies sie die Ansicht zurück, es sei notwendig, daß die Frau ein ähnliches Dienstjahr leisten müsse, wie der Mann. Als ob in der Mutterschaft der Frau nicht ein völliges Aequivalent hiefür zu finden sei.

Am Vormittage und Nachmittage des folgenden Tages brachten die Delegierten der Länder Canada, Dänemark, Deutschland, Groß-Britannien, Ungarn, Norwegen, Niederlande und Schweden ausführliche Berichte über die bisherigen Erfolge des Frauenstimmrechts in den genannten Ländern. Deutschland ist in dem Punkte des Frauenstimmrechts noch eins der rückständigsten Länder. Daß in den beiden nordischen Ländern, Schweden und Norwegen die Frauen bereits das kommunale Wahlrecht besitzen, hörte man gern.

Den Höhepunkt des Kongresses bildete unstreitig die Gedächtnisfeier zu Ehren der Verdienste Susan B. Anthony's, der tapferen Vorkämpferin und Gründerin des Frauenstimmrechtsverbandes. Neben der deutschen Rede, die in begeisterten Worten Erinnerungen an den Berliner Kongreß von 1904 auffrischte, war die Rede der Freundin Susan B. Anthony's Rev. Anna Shaw sehr eindrucksvoll und ergreifend. Sie schilderte in fesselnder Weise die letzten Augenblicke dieser großen Frau, die ein halbes Jahrhundert hindurch ihre Kräfte in den Dienst der Menschheit gestellt hat.

Am Abend hörte man die Fortsetzung der Berichte. Ungarn, Norwegen, die Niederlande, Schweden und die Vereinigten Staaten berichteten von ihren, teilweise recht schwierig zu ertragenden Erfolgen.

Der Donnerstag Morgen brachte die letzten Berichte von Island, Italien, Finland und Rußland. Finland hat bei seiner letzten Verfassungsänderung die Frage des Frauenstimmrechts bereits gelöst und gibt Männern wie Frauen mit 24 Jahren das aktive und passive Wahlrecht. Von diesem europäischen Beispiel und Vorbilde dürfen wir viel hoffen für unsere Kultur. Die Frage, eine allgemeine, internationale Zeitung für Frauenstimmrecht und Leben zu rufen, kam erst am Sonnabend zur Entscheidung. Neben Norwegen und Schweden über Dänemarks und Islands Frauenbewegung, vereinigte man sich am Nachmittage zum Tee in den Lokalräumen der dänischen Frauen. Es dürften diese eine sehr nachahmenswerte Einrichtung für Deutschland sein.

Von den Reden des Abends waren besonders interessant die Ansprachen der russischen Frauen, die in grellen Farben die verzweifelte Lage ihres Landes schilderten, ihr Programm entwickelten und zum Neujahrsfest entschlossen schienen. Den Schluß des Abends bildete die Rede der russischen Delegierten Olga Gustave Heymann, die sich gegen die Politik der Großmächte aussprach und es sehr mißbilligte, daß man eine solche Regierung wie Rußland immer wieder mit Geldmitteln unterstütze.

Nachdem man am Freitag Morgen sich noch über die Beziehungen zwischen den Einzelorganisationen und dem internationalen Verbande in offener Diskussion geeinigt und die Hilfsmittel besprochen hatte, mit denen man den noch nicht organisierten Ländern beistehen könne, fand man sich am Nachmittage zu einem Ausfluge nach Marienhöft bei Steglitz zusammen.

In der letzten Kongreß-Sitzung am Sonnabend Morgen einigte man sich auf eine allgemeine, internationale Zeitung für Frauen-Stimmrecht. Der Sitz des vorderetenden Komitees wurde nach Holland verlegt.

Nach einer Besichtigung des Rosenburg Slot, eines Schlosses der dänischen Monarchen, wurde der Kongreß von den dänischen Frauen zu einem Abschiedsmahle geladen. Ehre ihrer Gastfreundschaft! Von den vielen Reden des Abends war für mich die eindrucksvollste die unserer deutschen Delegierten Else Lüders, denn sie brachte so ganz die wehmütige Stimmung zum Ausdruck, die über dem ganzen Kongreß lag. Sie sprach von Siudings geliebter Mutter, die ihrem Kinde, der Menschheit, ihre edelsten Gaben geben möchte, es aber noch nicht vermag. —

Das war der Frauenstimmrechts-Kongreß zu Kopenhagen.

Alfred Kleinicke.

Sprechsaal.

An die
Redaktion der „Ethischen Kultur“ Charlottenburg.

Gestatten Sie mir ein paar kurze Bemerkungen zu den Ausführungen des Herrn „Ergo“ über den akademischen Bund „Ethos“, da der verehrte Herr Einsender jener Notiz über unsern Bund doch nicht genügend unterrichtet scheint*).

Unser Bund ist kein „Sittlichkeits-Verein“ im landläufigen Sinne, vielmehr sehen wir unsere Aufgabe, nach § 1 unserer (neugestalteten) Satzungen vom 2. Juli 1906, darin, „für eine Vertiefung der Lebensauffassung und Lebensführung, im besonderen für eine vertiefte Auffassung des Geschlechtslebens zu wirken.“ Dieses Wirken erstreckt sich keineswegs allein auf akademische Kreise, sondern durch Verbindung mit einigen Zeitschriften und Gesellschaften, welche ähnlichen Tendenzen dienen, sind wir in der Lage, auch weite, nichtakademische Kreise ins Feld unserer Tätigkeit zu ziehen. Dieser von uns durchaus nicht verkannten Notwendigkeit glauben wir genügend Rechnung zu tragen durch die Bestimmung des § 6 unserer Satzungen, nach welchem „alle, die die Bestrebungen des Bundes unterstützen wollen, auf ihren Antrag vom Bundesvorstande zu Bundesfreunden ernannt werden können.“ Der Beitrag für Bundesfreunde beträgt 5 Mk. jährlich.

Gerade dieses letzte Institut ist es, welches mich veranlaßt, auf Herrn „Ergos“ Ausführungen zu erwidern; denn ich glaube, daß die Gründung noch eines neuen Vereines der doch gewiß allgemeinen Sache nicht im besten Sinne förderlich ist, schon aus Gründen rein materieller kräftezersplitternd. Auch dem Wunsche des Herrn „Ergo“, in solchen Vereinen rege Geselligkeit zu pflegen, entspricht die Tendenz unseres Bundes durchaus, wenngleich wir im verflossenen Semester durch innere Arbeiten zu sehr in Anspruch genommen waren, um noch dem Wunsche geselliger Veranstaltungen gerecht werden zu können; doch liegt es in unserer Absicht, forthin der Pflege jener Interessen die allergrößte Aufmerksamkeit zu widmen.

Darum, hoffe ich, wird Herr „Ergo“ nichts einzuwenden haben, wenn ich auch meinerseits um einen Zusammenschluß derjenigen bitte, die den Bestrebungen des Akademischen Bundes „Ethos,“ die ohne besondere Einschränkungen auch die des Herrn „Ergo“ sind, Interesse entgegenbringen.

Hochachtend!
Walter Boelicke,
Mitglied des Akademischen Bundes „Ethos.“
Geschäftsstelle: Charlottenburg, Canerstr. 28. IV.

*) Kein Wunder, wenn, wie aus dem Folgenden ersichtlich, die letzte Umgestaltung des „Ethos“ erst vom Juli d. J. datiert, nachdem die ursprüngliche Tendenz mehrfach geändert worden ist. D. Red.

Bücherschau.

Jesus. Eine dramatische Dichtung in vier Teilen. Von Karl Weiser. Leipzig, Philipp Reclam jun., geh. 1,20 Mk. I. Teil: Herodes der Große. Tragödie in 5 Aufzügen. II. Teil: Der Täufer, Tragödie in 5 Aufzügen. III. Teil: Der Heiland, dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen. IV. Teil: Judas Leid, Tragödie in 5 Aufzügen. Jeder Teil einzeln zu 20 Pfg.

Wer von der stillen epischen Größe des Jesusbildes in Hilligenlei kommt, wird zunächst keine rechte Stellung zu dem vorliegenden Dramenzyklus finden. Dort erlebte er das stille Werden und Wachsen eines hochbegnadigten Menschenkindes im kleinen Kreise seiner Volksgenossen, da ihn die sittliche Kraft einer Persönlichkeit an den Aufgaben des Lebens reifen, und ganz allmählich, ohne daß der Rahmen reinster Menschlichkeit je gesprengt wurde, weitete sich das Wirken und Leiden dieser gewaltigen Individualität zu der Größe, die seine geschichtliche Unvergänglichkeit endlich begreifen ließ. Hier fallen wir mitten in den Apparat der legendarischen Weisagung post eventum hinein, werden durch trümende Hirten in Bethlehem, wunderbare Friedensgesänge, den Kommentierten und die Weisen vom Morgenlande auf den Gott, der es machina erschienen soll, gebührend vorbereitet, und erfahren schließlich doch so ziemlich unverdünnt, daß es mit der Gottheit nichts ist. Aber erleben wir wenigstens ein gewaltiges Menschenschicksal? Mehr als eines, und doch das eine große nicht recht. Man muß bewundernd zugeben, daß Weiser hat mit feinstem Empfinden für dramatische Wirkung aus dem riesigen Stoffe an packender Handlung herausgeholt, was nur menschenmöglich war; aber es bleibt doch bestehen: Jesus ist für Drama oder Tragödie unmöglich. Das „Passionsspiel“ hat eben keine „Akte“ (Handlungen), sondern zeigt den ergriffenen Zuschauern nur eine Reihe von Szenen, wo etwas mit Jesus geschieht. Darüber können weder einzelne Auftritte von wirklich dramatischer Wucht, wie die Austreibung der Händler aus dem Tempelvorhof, noch die Karl Weiser eigene raffinierte Empfindung für Bühnenwirkung und Aufbau schöner Bilder hinwegtäuschen. Am deutlichsten wird dies natürlich im dritten Teil, wo „der Heiland“ eben notgedrungen doch selbst zur Hauptfigur werden sollte, (insfern die eigentliche dramatische Handlung hier und im vierten Teil von Judas Ischariot getragen wird). Man bewundert immer wieder die große Geschicklichkeit, mit der der Dichter die Predigt des Menschensohnes möglichst ungezwungen

Digitized by Google

in die Handlung hineinpaßt; aber selbst er hat mit richtiger Bescheidung diesem Teil nur den Untertitel: eine dramatische Dichtung geben können. Immerhin hatte ich eine Ausführung des großen Werkes in der geplanten Form gewissermaßen als protestantisches Gegenstück zu Oberammergau keineswegs für unmöglich oder unwirksam. Das natürliche Interesse an dem Stoff würde der Handlung zu Hilfe kommen; die Sprache ist edel und doch realistisch, wo es nötig, ohne Derbheit; die erforderte Ausstattung und eine geschickte Regie, der vom Dichter, wie gesagt, sehr erfolgreich vorgearbeitet ist, würden Bilder von großer Schönheit ergeben.

Eine große Schwierigkeit, die wesentlich auf einem Grundfehler der Dichtung beruht, würde allerdings noch zu überwinden sein: Das ist die unsichere und niemand befriedigende Haltung des Autors zu dem eigentlichen christologischen Problem. Der Dichter hat von der ihm zuzubilligenden Freiheit, die Ueberlieferung der vier Evangelisten nach seiner Wahl und rein nach künstlerischen Gesichtspunkten zu benützen, reichlich Gebrauch gemacht. Nur persönliche Exegeten könnten sich daran stoßen. Aber in dem einen Punkte mußte er Farbe bekennen, wenn er nicht beide Richtungen verstimmen wollte, sowohl die Rechtgläubigen wie die Anhänger der Menschlichkeit Jesu; hier ist ein Schwanken verhängnisvoll und dichterisch unmöglich. Aber er gefällt sich in einem gewissen Halbdunkel. Wohl läßt er uns in Jesu den — leiblichen Enkel des Herodes ahnen und gleitet er über die Stiefvaterschaft Josefs mit unleugbarem Geschick hin, wohl werden aus den Engelschoren bei Jesu Geburt singende Knaben, der Heiland zum Arzt, die Wunder mehr oder minder geschickt naturalistisch erklärt — und doch bleibt ein Rest von Mystik; die Worte Klinge aus dem Morgenlande, Träume, Visionen ist in rechter Zeit, so auch ein messianisches Selbstgefühl Jesu selbst, das menschlich-natürlich nicht erklärt werden kann. Ich habe den Eindruck, als ob ursprünglich eine ganz naiv-orthodoxe Auffassung der Jesuslegende nach Art der Passionsspiele beabsichtigt gewesen ist und daß die kritische Umdeutung erst gewissermaßen nachträglich, aus einer gewissen Luft an rationalistischer Rabulistik, hinzugekommen wäre. Oder aber die Mischung auf theatralische Wirksamkeit des Bühnenbildes hat allein dominiert und haben so heterogene Bestandteile zusammengekoppelt. Keinesfalls kann ich dem Urteil Professor Lehmann-Hohenberg's zustimmen, der das Werk eine „Wahrheitsverkündigung in idealer Sprache" nennt, die „unser Inerstes in seinen geheimsten Tiefen erschüttert" und „eine geistige Neugeburt zu Wege bringt. Gewiß würde die Dichtung erschütternd und auch erhebend wirken, aber doch eben nur als Kunst, niemals als „Wahrheitsverkündigung," selbst wenn man nur von dichterischer Wahrheit sprechen wollte. Denn dieser ist das Bestreben nach möglichst engem Anschluß an die Ueberlieferung doch schließlich zu verhängnisvoll geworden. Was unseren größten bildenden Künstlern, was der Musik oft gelungen ist, nämlich die kirchlich-religiösen Motive so in die Sphäre reinsten Menschentums zu verklären, daß man ihren konfessionellen Ursprung vergißt, das ist hier — wesentlich deshalb, weil der Stoff dazu noch zu nahe gegen die dramatische Dichtungsform — noch nicht erreicht. Wohl aber darf man das Werk als Zeugnis einer ungewöhnlich starken dramatischen Kraft und eines reinen Strebens nach Veredelung religiöser Werte freudig willkommen heißen.

— Rz —

* * *

Seetern „1906". Der Zusammenbruch der alten Welt. Ob es viele Leute geben mag — von Marineschieuten abgesehen —, die dieses Buch wörtlich lesen? Es trieft von Blut und bedeutet die Nautischen Marinesagen [illegible] Kajütlieri, daß wohl nur ein Seeoffizier der Autor sein könnte, wenn man nicht wüßte, daß es der Redakteur eines sächsischen Chauvinistenblattes ist. —

Ein leitsam zwiespältiges Werk! Seine Logik könnte man in zwei Sätzen (— denn einer genügt nicht!) dahin präcisieren: „Der Krieg ist ein schreckliches Uebel, aber er muß sein. Er muß zwar nicht sein, aber er ist ein hohes Gut." Bei solchen inneren Widersprüchen war es nur natürlich, daß in der Reihe die widersprechendsten Tendenzen und Absichten seiner Tendenz hervortraten, denn für alles — mag es sich um die Fragen der Schönheit oder Verwerflichkeit des Krieges, des nationalen oder internationalen Völkerfriedens zc. handeln — schlechthin für alles lassen sich Belegstellen aus dem Buche anführen, das ebenso gut eine Friedensbibel wie ein Kriegskatechismus oder eine Kriegsbibel wie ein Friedenskatechismus zu sein scheint. Da es aber vernünftigerweise nur eines hiervon sein kann, so ist es in Wahrheit keins von beiden, sondern ein kritikos geheftigtes Sammelsurium der verschiedensten Standpunkte, die miteinander zu versöhnen dem Verfasser nicht gegeben war. — Nur soviel steht fest, daß der Autor einer Vermehrung der deutschen Flotte das Wort redet. (Vgl. Seite 135 f.) Er ist also noch in den Flottenglauben befangen, daß die Rüstungsverstärkung dem betreffenden Einzelstaate „zu gute kommt", und scheint nicht zu wissen, daß sie nur den Anstoß zu erneutem Rüstungswettkampf aller Länder geben würde, wodurch der Vorsprung jeder einzelnen Nation illusorisch wird. — Doch lehren wir von solchen Selbstverständlichkeiten zu „Seetern: 1906" zurück!

Das Vorwort („im Mai 1907"), das sich inhaltlich mit dem Schluß des Buches deckt, betont, daß infolge des Weltkrieges von 1906 nicht mehr England und Deutschland die maßgebenden Seemächte seien, sondern daß nunmehr der politische Schwerpunkt in Washington, Petersburg und Tokio liege; es rechnet ab mit „all' den Unverantwortlichen, die in den Parlamenten, in Volksversammlungen, in der Presse . . . immer wieder den Völkerfrieden geschürt, die in gemeinsamen Haffungen zwischen Deutschland und England werde nur wie ein Gewitter die Luft reinigen" . . . und gipfelt in dem Satze, daß allein die Einigkeit der Völker Europas ihnen die verlorene Seeherrschaft wieder zurückgewinnen könne. Seetern rühre hier also leise an Novicows „Föderation Europas"!!

Aber gar so ernst scheint es dem pseudonymen Autor mit der Völkerverbrüderung, die er auf Seite 99 eine „Phrase" nennt, doch nicht zu sein, denn er sagt a. a. O.: „In dem Riesenkampfe, in dem die Nationen sich elementkrend gegenüberstanden, ward die Kümmerliche Zweibundspflanze der Internationalität schnell zu Boden getreten."

Also ist Seetern wohl ein Vorkämpfer des nationalen Gedankens und der davon untrennbaren Idee von der Berechtigung, ja Schönheit des Krieges? — Nun, er schildert mit schonungsloser Realistik die furchtbaren Greuel des Großkrieges (— auf Deck, im Torpedoraum, zu Lande); er beschreibt auf derselben Seite (99) das „herzzerpressende, die Kehle zuschnürende Angstgefühl, wenn es zum ersten Male zur Attacke ging, wenn man zum ersten Mal auf Menschen schießen sollte, . . die einem doch nichts getan hatten", und die „wilde Gier nach Rache", erweckt durch den Anblick der Gefallenen, „bis dann der Blutgeruch die Sinne umnebelt und alles andere Empfinden erstickt, nur das Eine: nur an ihn, nieder mit ihm, der dort drüben immer schießt . . ." —

Spricht so ein Lobpreiser der „Schönheit" des Krieges? — Oder auf Seite 168:

„Selbst der Krieg die wildesten Leidenschaften entfacht, wie er die tierischen Instinkte aufpeitscht, wenn der Soldat die Waffe auf einen Gegner richtet, der ihm persönlich nichts zu leide getan, der ihm unbekannt und gleichgültig; auch ein Mensch, um dessen Leben daheim Weib und Kinder zittern, um den sich die Eltern sorgen, um ihn, der nun zum Manne erwachsen, die Stütze ihres Alters sein sollte. Mensch zu Mensch, nur verschieden nach den Volksempfinden und nach den Farben der Uniform."

Also, auf man unwillkürlich und überzeugt sich durch genaues Hinsehen nochmals, daß das auch wirklich ausgerechnet im „Seetern" steht. Oder — ich blättere um — Seite 164:

„Immer neue Schlachten, neue Gefechte, neue Verlustlisten. Immer mehr Menschen erschienen daheim in schwarzer Kleidung, leben von verminderten Rationen, die glücklicheren stumm und teilnahmslos dahin, ein Leben, dem jede Zukunftshoffnung fehlte, ein Leben, vor dem sich erdrückende Sorgen türmten, und immer neue Schlachten!"

So steht's wörtlich bei Seetern, gewiß! Doch ich habe zu schnell umgeblättert, und das darf man bei Seetern am wenigsten; auf Seite 168 unten nämlich wird ganz unvermittelt gesagt, der Krieg entfessele die niedrigsten und höchsten Instinkte der Menschheit, er wecke „auch die höchste Blüte des Mannesmuts, die Kameradschaft."

Ja dann allerdings muß der Krieg wohl auf dem Plane bleiben, weil ohne ihn die Menschheit zu unkameradschaftlich würde! Besser, der „Kamerad" wird weggeschossen, als daß er überhaupt fehlt . . . — O Seetern!

Und wenn der „Kamerad" zum Krüppel geschossen wird? — Nun, dann schreibt er jenen Brief, den Seetern ihm aufgesetzt hat, und der das schließt (Seite 108):

„Bescheidene Gemüter werden sagen, ich darf mich deshalb wünschen, daß ich noch so Vieles gekommen bin, wo die Blüte unseres Volkes auf dem Schlachtfelde modert. Begleitwünschen dazu, daß das dankbare Vaterland soweit für mich sorgen wird, daß es mich in den Stand setzt, eine Dreborgel zu kaufen, mit der ich als bedauernder Kriegsinvalid hinfort auf der Straße mein Brot suchen darf."

Fürwahr, bei so tierischen Aspekten ist es nur natürlich, daß Seetern den Vorschlag des sozialdemokratischen (?!) Führers im deutschen Reichstag, den Zwischenfall von Samoa dem Haager Schiedsgericht zu überweisen, unter Stürmen der Entrüstung untergehen läßt. Ganz selbstverständlich, daß sich das Bedauern, welches man z. B. dem Mißlingen einer Pestbekämpfung zollt, in „Stürme der Entrüstung," wenn es sich um Bekämpfung der Pest eines Krieges handelt. Denn das ist ja „ganz etwas anderes"! Der Krieg ist von vornherein ein Ideal der Völker, schon weil er über den Parteien steht, nicht wahr? und weil er stets den „stärksten Bataillonen" hilft,

Digitized by Google

foleren nicht beide Teile — die Starken wie die Schwachen — gemeinsam untergehen und das Feld dem tertius gaudens überlassen, — — wie Seestern selbst so trefflich ausführt . . .

Was aber das Traurigste und für unser Volk Beschämendste ist: Mögen Bücher noch so unlogisch und widersprechend voll sein: wenn sie nur den richtigen Blutgeruch haben, so daß man aus ihnen daheim am warmen Ofen deutsch das Grusein lernen kann, dann ist ihnen noch allemal in deutschen Landen der buchhändlerische Erfolg sicher, und sie prangen am heiligen Christfest auf dem Gabentisch so manchen deutschen Spießers, der sich schon an dem blutblauen Umschlag „mit so viel Qualm und Rauch“ höchlichst ergötzt.

„Deutscher Bürger, werde hart“ gegen den blauen Dunst, den eine geschäftige Reklame Dir zielbewußt vornacht! Lerne endlich erkennen, daß es nicht in Deinem und Deines Vaterlandes Interesse liegt, solchen Lesestoff verbreiten zu helfen, weil dadurch nur vermehrt wird, was die Völker trennt, nicht aber, was sie verbindet!

Carl Ludwig Siemering.

Märkische Skizzen von Anna Plothow. Verlagsbuchhandlung Schall & Reuter. Berlin.

Nichts kann wohl mehr für ein Buch sprechen, — vor allem dafür, daß die Grenzen seines Wertes erkannt sind, — als wenn es des Leser veranlaßt, den Spuren des Verfassers nachzugehen, sei es in eine Geistes- oder Seelenlandschaft oder — wie hier — in die tatsächliche Landschaft unserer Mark, die mit Verstand und Herz gesehen, empfunden und wiedergegeben ist.

Schon nachdem wir in Gedanken den Wanderungen der ersten Skizzen gefolgt sind, klingt uns nachhaltig das Zwitschern und Singen der Waldvöglein im Ohr, eine lockende Sehnsucht wieder erwecken, alle, liebe Plätze von neuem aufsuchen, neue Freunde dazu zu gewinnen, oder eine leise Scham wachrufend, weil wir nahe, zarte Geheimnisse so leicht übersehen und vergessen über lärmenden Freuden und in der törichten Sucht, ferner Liegendes, Großartiges „auch“ kennen zu lernen. — Und doch sind es oft und bei vielen Menschen gerade die feineren Linien und Farben, die lieblichen Naturerscheinungen, die sie tiefer und dauernder anfassen werden, sonst notwendiger zum Ausbau ihrer Lebensführung sind, als die im Moment vielleicht überraschender wirkenden, großzügigen Erscheinungen der imposanteren Naturwelt. — Für solche Menschen ist das Buch „Märkische Skizzen“ von Anna Plothow geschrieben und geeignet, für Naturen, denen Kunst, Schönheit, ästhetischer und ethischer Adel keine vom Alltag unabhängige Elemente sind wie ein Ballkleid, sondern denen alle Bedürfnisse des Geistes, des Gemüts und des Geschmacks eng verbunden sind mit jeder Daseinsäußerung. Zu diesen werden diese anmutigen Skizzen sprechen wie der Gesang des Vogels selbst, wie der Duft der ersten Frühlingsblüten, das Rauschen der Geheimnis bergenden Baumwipfel, das leise Kräuseln des Wassers. — Voller Jubel werden sie fühlen, daß diese Freuden für sie erreichbar sind, daß sie doppelt genießend die Umrißlinien, die ihnen diese Skizzen bieten. — Umrißlinien nur in dem Sinn, wie alles von anderen Geschaute nur Anleitung zum eigenen Schauen sein kann —, mit eigenem Erleben füllen können. Mit gleichem liebevollen Verstehen ist die Stimmung des Frühlings, — der unsterblich Jauchzende, — des herbe, stille, — des Winters wie der zu wohliger Ruhe einladende Sommer in der Mark gesehen und geschildert.

Manche historische Erinnerung ist mit diesen Streifzügen verknüpft und läßt Bilder lang vergangener Zeiten vor unserem Auge erstehen. Auch einige hübsche Bilder sind den geschriebenen Skizzen mitgegeben, den Wunsch noch lebhafter anregend, so oft als möglich diese Wälder und Seen aufzusuchen, ihre reine Luft einzuatmen und sich ihres lieblichen Anblicks zu erfreuen. Wer schon einige der hier vom Autor geschilderten Plätze kennt, wird — von diesen Skizzen angeregt — sicherlich nur zu gern noch weiter den Zauber der märkischen Heide kennen lernen wollen; wer aber wenig oder nichts von ihrem Kiefernduft, ihren süßlerenden Birkenwäldchen, ihren „blauenden Seen“ weiß, der gehe hin und lerne die Wahrheit selbst verstehen:

Land, wer dich schönheitsarm schilt,
Wo die Natur karg im Geize,
Dem entpüllt oft ein Bild
Deine heimlichen Reize.

Louise Leser.

„Ich bin im Volk ein schlichter Lehrer.“ Diese Anfangsworte eines schönen Gedichts von Franz Floth bilden den Titel einer höchst wohlfeilen Broschüre, die als „Mahnruf zur Friedensarbeit, gerichtet an alle Jugendbildner“ im Verlage der österreichischen Friedensgesellschaft soeben mit einem Vorwort von Bertha von Suttner in 3. Auflage erscheint.*) Die Grundidee zu diesem vielgelesenen Werkchen hat ein österreichischer Schulmann gefaßt, während die Ausarbeitung im meisterlichen der Feder unseres Mitarbeiters Carl Ludwig Siemering entstammt. — Viele, sogar Lehrerzeitungen haben über die Arbeit höchst anerkennend referiert.

Kein Lehrer oder Laie, der sich für die ethische Erziehung unserer Jugend interessiert, sollte es unterlassen, dieses Büchlein, das auf 39 Seiten so reichen Wissensstoff bietet, mit Aufmerksamkeit zu lesen. Ein katholischer Geistlicher aus Süddeutschland urteilte folgendermaßen: „Die wertvolle Arbeit hat ein lautes Echo in meiner Seele wachgerufen; Schritt für Schritt nur wollte ich das Werkchen lesen, weil es reich ist an edlem Gehalt, an Begeisterung, an den Ergebnissen eines Bienenfleißes und sachkundiger Belesenheit . . .“

*) Preis 20 Pfg., in Partien billiger. Zu beziehen durch das Bureau der deutschen Friedensgesellschaft in Stuttgart, Wächterstraße 5 A.

Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters. Herausgegeben und eingeleitet von Paul Göhre. Eugen Diederichs. Jena und Leipzig 1905. 368 S. 4,50 Mk.

Der Herausgeber verfolgt mit diesem Buche den Zweck, „allgemeine Kenntnisse des wirklichen Lebens des heutigen Proletariats, und zwar auch der Leder von Proletariern selbst, so weit und so tief wie möglich zu verbreiten.“ Dieser Zweck sichert ihm unter den Lesern dieser Zeitschrift wohl mit Sicherheit eingehende Verbreitung. Es ist zu sein Frage, daß von dem wirklichen Leben vieler Tausende unserer Volksgenossen die wenigsten von uns eine klare Vorstellung haben und daß ebenso nur wenige auf dem Wege direkter persönlicher Beobachtung einen so tiefen Blick in Leben und Leiden des Arbeiterproletariats gewinnen können wie durch die Lektüre dieser Veröffentlichungen. Das vorliegende Buch reiht sich an die „Denkwürdigkeiten eines Arbeiters“ an, die derselbe Verfasser früher herausgegeben hat. Während aber dort Verhältnisse geschildert wurden, die weit zurückliegen und in vielen Beziehungen heute nur noch historische Bedeutung haben, führt uns das Buch des „modernen“ Fabrikarbeiters mitten hinein in das Leben, das uns täglich umgibt und das uns doch so fremd und fern ist. Es hieße den Wert des Buches schmälern, wenn man versuchen wollte, seinen Inhalt mit eigenen Worten wiederzugeben. Gerade in der einfachen, anspruchslosen und schlichten Art, wie der Arbeiter Bromme seine Kindheit, seine Eltern und Großeltern, seine verschiedenen Stellungen als Arbeiter einer Steinmetzkopffabrik, als Kellner, Pantoffelmacher, Metallarbeiter, seinen Aufenthalt in der Lungenheilanstalt und schließlich sein Familienleben schildert, liegt das Ergreifende des Buches. Es zeigt uns die tiefe Tragik, die in dem nüchternen und inhaltlosen Leben des heutigen Proletariers liegt. Wenn sein Leben, wie das Brommes's, einen reicheren Inhalt, einen stärkeren Impuls gewinnt, so liegt er aus dem Zusammenschluß der Leidensgefährten, aus der politischen Organisation und Arbeit. Es läßt sich der gewaltige, erzieherische und kulturell fördernde Einfluß der Sozialdemokratie auf die Arbeitermassen hier an einem lebendigen Beispiel vorzüglich beobachten. Außer dieser Einsicht gibt das Buch insofern eine solche Fülle sozialpolitischer, ethischer, psychologischer Bereicherung, daß sein eingehendes Studium jedem, der auch nur einiges soziales Interesse hat, nicht dringend genug empfohlen werden kann.

N.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Für bleichsüchtige junge Mädchen, für erholungsbedürftige Damen und für Rekonvaleszentinnen, denen die Mittel zu teuren Badereisen nicht zur Verfügung stehen, hat das schöne alkoholfreie Wald-Erholungsheim, das der Verein „Jugendschutz“ in Neuzelle in der Mark errichtet hat, Plätze mit billiger Pension zur Verfügung. (1,50—2,50 Mk. Pension pro Tag.) Anmeldungen sind sogleich an die Vorsitzende des Vereins „Jugendschutz,“ Berlin C. 11, Kaiser Wilhelmstraße 39, II. zu richten.

Bei längerem Aufenthalt tritt noch Ermäßigung ein, wenn die jungen Mädchen als Schülerinnen für Haushalt, Obst-, Gartenbau und Hühnerzucht angemeldet werden.

Das Bureau der J. G. F. K. befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock.** Sprechstunden des Unterzeichneten sind Montag, Mittwoch und Freitag von 10 bis 12 Uhr. Eilige Zuschriften sind besser an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Eroismanstraße 15, zu richten.

Dr. Penzig.

Flügel Pianinos **Blüthner's** Piano-Magazin. Berlin W., Potsdamerstr. No. 41.

Digitized by Google

Des Russischen mächtiger Hauslehrer,

möglichst Ethiker, gesucht zu zwei Knaben von 11 und 13 Jahren. Politischer (nicht aber moralischer) Standpunkt irrelevant. Aufenthaltsort voraussichtlich Berlin. Offerten erbeten an Frau Dr. v. Pouzirewsky, Gross-Tabarz, (Thür.) Pension „Waldhütte".

A. P. Luck's Buch- und Papierhandlung
Alt-Moabit 109, Berlin N.W. 52, Fernspr. II, 2105
liefert den Gesinnungsgenossen alle einschlägigen Artikel für Büro und Vereine frei ins Haus!
Versandt-Abteilung Kolonie Eden.
Bitte verlangen Sie Katalog (gratis u. franco). Ferner: Organe, Organisation, Prospekte, Gross-Tabarz, (Thür.)

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1.60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate Die dreigespaltene Kompareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition Berlin s. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XIV. Jahrgang. | Berlin, den 15. September 1906. | Nr. 18.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Eine ungeschriebene Fürstenpflicht. Vom Herausgeber.
Die „Edukationsrede" des Kaisers als Moralideal in Japan. Von Prof. Yoshida aus Tokio.
Die Schönheit als Lehrmittel. Von Margarete Marasse.
Streiflichter:
Bomben-Attentate in Rußland.
Die Wünschelrute.
Bücherschau.

Eine ungeschriebene Fürstenpflicht.

Mit welcher Zentnerschwere das Gefühl der Verantwortlichkeit für sein Amt und alle seine Handlungen auf dem Herzen eines gewissenhaften Fürsten lasten mag, erkennen annähernd wohl nur diejenigen, die, selbst auf der weithin sichtbaren Höhe eines verantwortungsvollen Postens stehend, die Seelenkämpfe durchgefochten haben, die ihnen bei durchaus nicht immer klarer Sachlage die Notwendigkeit einer selbständigen persönlichen Entschließung auferlegt. Diese Gewissensnot ist die von der kurzsichtigen Menge fast stets vergessene Kehrseite der Machtfülle, die von einem großen oder kleinen Selbstherrscherstum auszustrahlen scheint. Auch in unserem konstitutionellen Lande gibt es bekanntlich solcher Selbstherrlichkeit noch genug. Neben dem königlichen Begnadigungsrecht, das oft schwer genug als Richterpflicht empfunden werden mag, gehört dazu bei uns staatsrechtlich auch das Recht der Krone, Minister zu berufen und zu entlassen. Man mag über die Eignung eines strengen, nach englischem Muster etwa ausgebildeten Konstitutionalismus für Preußen und Deutschland verschiedener Meinung sein: eins dürfte nicht vergessen werden, daß die Befürworter eines Regimes, wodurch dem Herrscher jene Befugnis entzogen wird, keineswegs immer so angesehen werden dürfen, als suchten sie die Kronsrechte anzutasten und die Machtfülle des Herrschers zu mindern, sondern gerade als sehr ehrliche Freunde des Amtes und seines Trägers selbst, die Krone und Thron vor dem unvermeidlichen Schmutz, der aus leidenschaftlichen Parteikämpfen um die Ministersessel aufspritzt, nach Möglichkeit sichern möchten. Aber gleichviel: diese Frage steht augenblicklich nicht zur Diskussion, und es gibt niemand, der, wie sein Urteil darüber auch laute, dem Kaiser und König die Berechtigung abstritte, seine Mitarbeiter am Volkswohl allein nach seinem besten persönlichen Ermessen zu wählen und zu verwerfen.

Auf dieses Ermessen selbst einzuwirken, ist bedauerlicherweise — es waren die einsichtigsten Fürsten selbst, die dies Bedauern aussprachen — dem gewöhnlichen Sterblichen völlig versagt. Zwar ist durch ein künstliches und verwickeltes System der Ueber- und Unterordnung von Hofchargen und Amtskompetenzen auf das peinlichste geregelt, wer regelmäßig das Recht des Vortrags an hoher Stelle genießt und unter welchen Bedingungen und Vorsichtsmaßregeln ein minder hoch Beamteter einmal das Ohr des Monarchen erreichen kann; auch überschreitet der persönliche Wunsch und das Temperament des Trägers der Krone oft genug die selbstgesetzten Schranken des Zeremoniells; aber eine Sicherheit, oder auch nur der Volksglaube an eine solche Sicherheit, daß der Kaiser jedesmal gründlich, allseitig, und nach menschlicher Möglichkeit erschöpfend gut informiert sei, besteht nirgends. Dazu kommt, daß die Presse, aus deren Pro und Kontra sich der Privatmann, wahrlich auch schwer genug, sein gerechtes Urteil zu schöpfen sucht, die Presse, deren Schuldkonto (neben einem beträchtlichen „Haben") allerdings schwer belastet ist, die aber eine so einseitige Beurteilung, wie ihr jüngst vom Kaiser zuteil wurde, gewiß nicht verdient, daß diese Presse nach weitverbreiteter Anschauung, wenn überhaupt einen, dann keinen klärenden Einfluß auf die höchste Urteilsfindung und Entscheidung zu üben pflegt.

Es entsteht daraus ein Gefühl der Unsicherheit, ein wachsendes Mißbehagen über allerhand anscheinend Unbegreifliches und eine bedauerliche Neigung, mit vorschnellem Urteil über angeblichen Zickzackkurs, ein angenommenes Willkürregiment u. dgl. abzusprechen, die weder der Krone, noch dem Vaterlande selbst zum Vorteil gereichen.

Bequem genug ist es, diesen, wie ich glaube, auf der äußersten Rechten ebensogut wie bei der Linken empfundenen Mißstand der allgemeinen Unvollkommenheit aller menschlichen Einrichtungen, insbesondere auch einer gewissen historischen Verschuldung der Machthaber selbst, zur Last zu legen. Weiter aber kommen wir nun, wenn wir uns alle der rein menschlichen Mitverantwortlichkeit bewußt werden, gerade nach unserm besten Wissen und Gewissen den Kronenträgern, ob sie nun wollen oder nicht, ihre Last zu erleichtern. Oft genug erheischt die einfache Pflicht, eine Meinung und einen Rat auszusprechen, unbekümmert darum, ob sie genehm sind oder auch nur Aussicht haben, an der rechten Stelle gehört zu werden.

Da nun einmal dem Monarchen gewisse politische Rechte zustehen, die durch die Verantwortlichkeit seiner Minister dem Volke gegenüber nicht gedeckt werden, da ferner für jedes Handeln, das die öffentliche Wohlfahrt berührt, das Bewußtsein der Verantwortlichkeit vor der Nation dem

Digitized by Google

Handelnden selbst eine innere Festigung und Schärfung des Gewissens verleiht, die durch nichts anderes, auch durch ein persönliches Bewußtsein der Verantwortung vor Gott oder dem eignen Selbst nicht, zu erzielen ist, würde ich es für einen außerordentlichen Gewinn halten, wenn unsere Fürsten aus eigener Entschließung das Land jedesmal zum Zeugen und — Richter ihrer Entschließungen machten.

Nicht so, daß wir eines schönen Morgens aus der „Nordd. Allg. Ztg." oder durch den „Reichsanzeiger" erfahren, Se. Majestät habe geruht, Erzellenz X. mit dem Schwarzen Adlerorden und einem huldvollen Handschreiben zu beglücken, oder Majestät habe in Gnaden geruht, mit Rücksicht auf seine erschütterte Gesundheit dem Minister Y. die erbetene Entlassung aus seinen Aemtern mit dem Ausdruck des Dankes für seine Dienste zu erteilen — sondern — wir bitten alle Höflinge um Entschuldigung für den Schreck, den wir ihnen bereiten — einfach dadurch, daß Se. Majestät auch offiziell von dem allgemein bürgerlichen Rechte eines Preußen, seine Meinung in Wort und Schrift frei zu äußern, herzhaften Gebrauch macht, und daß der „Reichsanzeiger" also, meinetwegen in fettesten Druck an der Spitze, diesmal ohne Kurialstil, dessen persönliche Handschreiben ja nicht bedürfen, mitteilt: Der Kaiser und König hat das Bedürfnis empfunden, seinem Volke über die Gründe, die ihn zu dieser oder jener Entscheidung geführt haben, in folgenden Auslassungen Mitteilung zu machen . . . Die Untersuchung der Vorkommnisse, die den Anlaß zu öffentlicher Erörterung gegeben haben, hat nach der Ueberzeugung Sr. Majestät folgendes Resultat ergeben . . . . u. s. f. —

„Das ist gegen das geheiligte Recht der Krone," „gegen alle preußische Tradition," „gegen die Ehrfurcht vor der Majestät!" — alle solche Ausrufe würden mich nicht irre machen, selbst wenn sie berechtigt wären, einem neuen Zeitgewissen und einem bringenden Bedürfnis gegenüber solche unerhörte Neuerung zu empfehlen. Vorgänge (Präzedenzfälle) würden ja wohl in der Regierung Friedrichs des Großen, in Friedrich Wilhelms III. „Aufruf an mein Volk" u. ä. auch noch aufzutreiben sein.

Aber die ungeheuren Vorteile liegen auf der Hand. Wohl wird hier jedermann — Gevatter Schneider und Handschuhmacher — gewissermaßen zur Beurteilung einer „allerhöchsten Entschließung" eingeladen (die Beurteilung, vulgo Kannegießerei, bleibt ja auch ohne Einladung nicht aus, nur erfolgt sie da ungetrübt durch jede sachliche Kenntnis!), wohl könnte es scheinen, als vergäbe sich die Majestät dadurch etwas von ihrer Würde (obwohl selbst der Weiseste die Darlegung seiner Gründe auch dem unvernünftigsten Publikum nicht vorenthält), aber es wäre damit jenes aufrichtige und edle menschliche Verhältnis des höchsten Würdenträgers zu dem einfachsten Staatsbürger gelöpft, das nach allen unseren patriotischen Gesängen besser die Throne stützt, als Roß und Reiße oder die alte „Untertanentreue" der Burgehorchenden.

Fürsten pflegen gern ihren Söhnen und Enkeln einen kernigen und erschöpfenden Wahlspruch für ihre künftige Regierung zu empfehlen. Wie wäre es, wenn ein ungebetener und ungefragter Gast noch nachträglich zur Taufe des Kaiserenkels etwa den Spruch empföhle:

„Wisse, daß keine Deiner Regierungshandlungen es allen Köpfen recht machen kann: um so ernster strebe danach, Dir alle Herzen zu sichern durch rückhaltlose Aufrichtigkeit und Offenheit!"

R. P.

Die „Edukationsrede" des Kaisers als Moralideal in Japan.

Von Prof. Yoshida aus Tokio.

Seit etwa vierzig Jahren ist die Kultur in Japan sowohl in materieller, als auch in geistiger Beziehung fast ganz geändert worden. Unsere Moral war bis zu dieser Zeit kollektivistisch. Patriarchalische Tugenden waren die Hauptmomente unseres überlieferten sittlichen Volksbewußtseins. Nach dieser sittlichen Anschauung hat die Selbstaufopferung anderen oder dem Staat gegenüber höheren sittlichen Wert, als die Selbstbehauptung. Erst nach der sogenannten „Restauration" im Jahre 1868 lernte unser Volk den Individualismus Europas kennen, dessen Hauptgewicht nicht in der Gesamtheit, sondern im Individuum liegt. Das Motto der französischen Revolutionsgeist „Liberté, Egalité, Fraternité" wurde von der demokratischen Partei als Ideal der neuen Kultur angenommen. Diese demokratische Bewegung ging zuerst naturgemäß auf die politische, dann aber unwillkürlich auf die moralische Richtung über. Von Anfang bis Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war diese Bewegung sehr lebhaft, obwohl sie hauptsächlich die großen und kleineren Städte beherrschte. Schon in der Mitte dieser Jahrzehnte wurde die reaktionäre Bewegung bemerkbar, und zwar mit großer Energie. So ist das Moralideal unseres Volkes unsicher und schwankend geworden. Was soll das Ziel des Moralunterrichts in den Schulen sein? Was soll eigentlich die sittliche Norm sein? Diese Fragen waren überall von den Schulmännern aufgestellt; und es gab keine entscheidende Antwort.

Im November 1890 wurde unser Reichstag zum ersten Mal in Tokio eröffnet, und am 30. Oktober desselben Jahres ließ unser Kaiser den Kultusminister kommen und hielt die für unsere Kulturgeschichte außerordentlich bedeutungsvolle „Edukationsrede," deren Wortlaut an alle Erziehungsanstalten vom Ministerium verteilt wurde. Seitdem stand das Ziel unserer Erziehung und das Ideal unseres sittlichen Volksbewußtseins festen fest.

Hier wird der deutsche Leser den Eindruck haben, daß unsere Moral ganz autoritativ, d. h. heteronomisch sei, folglich wissenschaftlich keinen Wert habe. Aber meiner Auffassung nach ist das nicht der Fall. Weit davon entfernt, hier eine Verteidigungsrede für unser Moralideal zu halten, bleibe ich dabei, das Thema streng wissenschaftlich zu behandeln. Zu diesem Zwecke müssen wir zuerst darüber ganz klar sein, was Heteronomie und Autonomie heißen soll, und zwar im wissenschaftlichen Sinne. Kant's klassische Definition dieser Terminologie lautet so:

„Autonomie des Willens ist die Beschaffenheit des Willens, dadurch derselbe ihm selbst (unabhängig von aller Beschaffenheit der Gegenstände des Wollens) ein Gesetz ist. Das Prinzip der Autonomie ist also: nicht anders zu wählen als so, daß die Maximen seiner Wahl in demselben Wollen zugleich als allgemeines Gesetz mit begriffen sein. . . . . .

Wenn der Wille irgend worin anders, als in der Tauglichkeit dieser Maximen zu seiner eigenen allgemeinen Gesetzgebung, mithin, wenn er, indem er über sich selbst hinausgeht, in der Beschaffenheit irgend eines seiner Objekte das Gesetz sucht, das ihn bestimmen soll, so kommt jederzeit Heteronomie heraus."

Kant hat ganz recht, wenn er sagt, daß die Autonomie das Gesetz der Willensbeschaffenheit sei. Aber was sollen wir unter der Beschaffenheit des Willens verstehen? Kant meinte: die Heteronomie giebt nur den hypothetischen Imperativ; die Autonomie dagegen den „moralischen, mithin kategorischen Imperativ; ich soll so oder so handeln, ob ich gleich nichts anderes wollte." Also ist die Moral autonomisch, wenn die Beschaffenheit des Willens oder, was dasselbe ist, der Wille selbst der Bestimmungsgrund dieser Handlung ist. Psychologisch betrachtet, ist „die Beschaffenheit des Willens" nichts anders als die subjektive volle Ueberzeugung des Willens; der kategorische Imperativ ist nichts anderes als die Motivierung des Willens selbst. Es handelt sich nur um die Form, nicht um den Inhalt. Jede beliebige Handlung also kann als aus der Beschaffenheit des Willens fließend aufgefaßt werden, vorausgesetzt, daß der Handelnde volle Ueberzeugung davon habe, und das bestimmende Prinzip der Wille selbst ist. Kant hat offenbar die Willensbeschaffenheit noch enger aufgefaßt, und betrachtet

Digitized by Google

diese mehr erkenntnistheoretisch als psychologisch, mehr metaphysisch als wissenschaftlich. Er glaubte, daß die Willensbeschaffenheit eine bestimmte, apriorische, transscendentale Form habe. Aber diese Ansicht wird, meiner Meinung nach, von der heutigen Wissenschaft wenig anerkannt. Wir können nicht mehr die Worte „Autonomie und Heteronomie" im kantischen Sinne brauchen. Bei der Frage der Autonomie oder Hteronomie im wissenschaftlichen Sinne kommt es nicht auf den Inhalt der Sittengebote, sondern nur auf ihre Form an. Alle Handlungen können autonomisch sein, so weit ihr Motiv und Bestimmungsgrund der ganze Wille selbst ist. Wenn wir die Tugenden, die in der „Edukationsrede" empfohlen sind, ohne innere Ueberzeugung unseres Willens annähmen, dann wäre unsere Moral heteronomisch, aber wenn wir sie als die sittliche Wahrheit mit voller Ueberzeugung unseres Willens annehmen, warum soll man dann unsere Moral nicht autonomisch nennen? Wer nach dem „kategorischen Imperatio" handelt, nur weil er kantische Lehre ist, ist hetoronomisch. Wer aber nach dem „kategorischen Imperativ" handelt, weil er glaubt, daß er sittliche Wahrheit ist, handelt autonomisch. Gerade so ist die Sache bei der „Edukationsrede." Kurz, die Antwort auf die Frage, ob unsere Moral heteronomisch oder autonomisch ist, hängt von dem moralischen Prinzip der „Edukationsrede" ab, die von unserem Kaiser vorgelegt wurde. Wir müssen also zuerst über den Inhalt dieser Rede klar werden. Ich werde versuchen, diese ganze Rede ins Deutsche zu übersetzen.

„Wie es mir scheint, haben unsere Ahnen und Urahnen unseren Staat für die Ewigkeit gegründet, und die Tugenden tief in unser Inneres eingepflanzt. Das Volk war dem Herrscher treu, gegen die Eltern freundlich, untereinander von Herzen einig, und ließ eine glänzende Geschichte hinter sich; das ist die Quintessenz unserer Nationalität und die Urquelle unserer Erziehung. Mein Volk! Seid gegen eure Eltern freundlich, gegen eure Geschwister gütig, Gatte und Gattin einig, euern Freunden treu, ihr selbst mäßig, aber gegen andere barmherzig, studiert die Wissenschaften, erlernet euren Beruf, entwickelt eure Kenntnisse und vervollkommnet eure Tugenden. Ferner: erweitert das öffentliche Interesse, fördert die öffentlichen Geschäfte, achtet die Konstitution, gehorcht dem Gesetze; und, wenn Gefahr droht, opfert euch tapfer und treu dem Vaterland, und befreiet auch unsere Kaiserliche Dynastie ewig wie Himmel und Erde gedeihen zu lassen. Dann leid ihr nicht nur meine braven Untertanen, sondern auch die treuen Nachkommen euer Ahnen, welche deren Tradition hoch in Ehren halten.

Diese Lehre ist nicht nur die Ermahnung unserer Ahnen und Urahnen, welche zu erfüllen uns Nachkommen Pflicht ist, sondern auch die Wahrheit, welche sowohl in der Gegenwart als in der Vergangenheit, sowohl im Inlande als im Auslande, Geltung hat. Ich hoffe mit euch ihr treu zu bleiben und mit euch ein und dasselbe Ideal zu haben."

Wer diese Rede genau durchliest, wird sogleich bemerken, daß sie keine autoritative Sittengebote vorlegt, sondern nur das sittliche Ideal unseres Volkes erläutert. Unser Kaiser hat nicht gesagt, daß das Volk die genannten Tugenden seit halten müsse, weil er selbst so befehle, sondern vielmehr, weil sie den Kern unseres traditionellen Volksbewußtseins bilden. Unser Kaiser hat gesagt, das Volk solle so handeln, weil das nicht nur die Ermahnungen unserer Ahnen, sondern auch die Wahrheit selbst ist. Und ich glaube, die Moral, welche aus der Ueberzeugung der Wahrheit stammt, hat volles Recht, den Ehrentitel der Autonomie zu beanspruchen, weil ihr Motiv vom Willen selbst bestimmt wurde, obgleich Kant diesen Titel der Vollkommenheitstheorie ablehnte.

In neuerer Zeit behauptet man oft: es gebe keine allgemeingiltige Ethik, keine allgemeingiltige Pädagogik, überhaupt keine allgemeingiltige Normen. Wenn das wahr wäre, wäre es sehr sonderbar, von einer allgemeingiltigen Wahrheit der traditionellen Moral eines Volkes zu sprechen. Aber es scheint mir sehr wahrscheinlich, daß die Gesellschaft irgendwelche bestimmte, unveränderliche Gesetze habe, so weit sie als Gesellschaft der Menschheit funktioniert. In der Tat findet man diese gemeinsame Tugenden in der alten und neuen Zeit, im Westen und im Osten. Und die Tugenden, welche in der „Edukationsrede" aufgezählt wurden, gehören zu den gemeinsamsten. Wir können sie in folgender Weise gruppieren:

Familien- und gesellige Tugenden:
Liebe gegen Eltern,
Freundlichkeit gegen die Geschwister,
Einigkeit des Gatten und der Gattin,
Treue gegeu die Freunde.

Tugenden des Menschen als Individuum:
Mäßigkeit für sich selbst,
Barmherzigkeit gegen andere,
Fleiß zum Studium,
Erlernung des Berufes,
Entwickelung der Kenntnis,
Vervollkommnung der Tugenden.

Tugenden des Menschen als Staatsangehörigen:
Erweiterung des öffentlichen Interesses,
Förderung der öffentlichen Geschäfte,
Achtung der Konstitution,
Gehorsam den Gesetzen,
Selbstaufopferung für das Vaterland.

Es fehlt noch in der ersten Gruppe die Royalität, welche eine unserer Haupttugenden ist; vielleicht hat die Bescheidenheit unseres Kaisers diese Tugend absichtlich nicht aufgezählt. Es ist oft gesagt, daß die hier angeführten Tugenden noch nicht erschöpft sind. Aber, meiner Ansicht nach, ist dieser Vorwurf nicht treffend, und zwar aus folgenden drei Gründen: 1. es ist überhaupt unmöglich in einer Rede alle Tugenden aufzuzählen; 2. es ist auch nicht zweckmäßig, als Ideal alle möglichen Tugenden zu nennen; 3. es ist sogar schädlich, den Inhalt des Ideals eines Volkes statutarisch auseinander zu legen. Je einfacher und durchsichtiger das Ideal ist, desto kräftiger und praktischer ist die Moral. Die Tugenden in der Rede sind die hauptsächlichen, d. h. die Quintessenz, nicht die Summe des Moralcodex.

Nach dem jetzigen staatlichen Moraltextbuch in Japan werden die Schüler der Elementarschulen in den letzten zwei Jahren in den folgenden Gegenständen unterrichtet:

I. Lebenskunde im Familienleben:
1. Familie, 2. Liebe gegen Eltern, 3. Freundlichkeit gegen Geschwister, 4. Ahnen, 5. Verwandte, 6. Hausdiener und Hausdiener.

II. Lebenskunde im gesellschaftlichen Leben:
7. Gesellschaftliches Leben, 8. Freunde, 9. Nachbarschaft, 10. Körper des andern Menschen, 11. Eigentum des andern Menschen, 12. Freiheit des andern Menschen, 13. Ehre des andern Menschen, 14. Dankbarkeit, 15. Wahrhaftigkeit, 16. Versprechen, 17. Großmütigkeit, 18. Freundlichkeit, 19. Barmherzigkeit, 20. Gerechtigkeit und Wohlwollen, 21. Publikum, 22. Ordnung der Gesellschaft, 23. Entwickelung der Gesellschaft, 24. Ausländer.

III. Lebenskunde des Menschen als Individuum:
25. Individuum, 26. Körper (a), 27. Körper (b), 28. Körper (c), 29. Kenntnis, 30. Tapferkeit, 31. Dauerhaftigkeit, 32 Besinnung, 33. Selbstbeherrschung, 34. Bescheidenheit, 35. Menschliche Würde, 36. Anstand in Unterhaltung, 37. Kleidung, 38. Nebrit, 39. Beruf, 40. Konkurrenz, 41. Kredit, 42. Geld, 43. Gesetzmäßigkeit, 44. Selbsthilfe, 45. Anwendung der Wissenschaften, 46. Selbstdisziplinierung, 47. Forschrift, 48. Guter Ton in Gesellschaft, 49. Gegen die Tiere.

IV. Lebenskunde des Menschen als Staatsangehörigen:
50. Das Kaiserreich Nippon, 51. Royalität und Vaterlandsliebe, 52. Pflichten des Bürgers (a), 53. Pflichten des Bürgers (b), 54. Gemeinde, 55. Wahl der Abgeordneten.

Schluß.
56. Der ideale Nippon-jin (Japaner).

Diese Einteilung ist nicht streng logisch, und die Behandlung einzelner Themata nicht streng begrifflich, weil die logische Behandlung für die Kinder manchmal nicht paßt. Man kann aber diese ganze Lebenskunde als eine Erklärung der „Edukationsrede" auffassen.

Die Schönheit als Lehrmittel.

Von Margarete Marasse.

„Verschmähe die Lehren jener Kunstforscher, deren Auseinandersetzungen nicht durch die Erfahrung bestätigt sind," diese wertvolle Wahrheit prägte bereits Leonardo da Vinci,

Digitized by Google

der große Florentiner, dessen ungeheure Vielseitigkeit durch die Unkunst des Schicksals, welche auf seinen plastischen Werken lastete, wohl niemals ganz begriffen werden wird. Die überzeugende Kraft seiner Lehren jedoch, jener Fingerzeige, welche den Schülern den harten Gang zur Vollendung wiesen, die lebt noch heute; sie wurde uns erhalten in dem so vielfach kommentierten: Buch von der Malerei.

Die Schule der Schönheit fand in Leonardo den Gründer; ein Werk dieses Bildners scheint daher wohlgeeignet, zum Ausgangspunkt einer Betrachtung gemacht zu werden, welche die Wissenschaft vom Schönen zur Lehrmeisterin einer frohsinnig heranwachsenden Jugend erheben möchte. Der Vermittler zwischen der Göttlichen und der aufhorchenden jungen Menschennatur muß freilich durchlutet sein von jenem Geist, der hinreißend zu wirken imstande ist, seinen Stoff muß er lieben, ihn kennen, in innigster Verbindung zu ihm stehen. Das zugrunde gelegte Leonardosche Wort trägt mit leichter Variation tiefen Sinn für jede Schule und für jeden Schüler:

„Verschmähe die Lehren jedes Pädagogen, dessen Auseinandersetzungen auf toten Buchstaben aufgebaut sind!"

In meiner langen Tätigkeit als Lehrerin einer höheren Mädchenschule habe ich folgende Erfahrung gemacht: Die Stunden der Vertretung für einen plötzlich erkrankten Kollegen, in denen ich mein Thema selbst wählen durfte, trugen den sichtlichsten Segen, besonders bei jenen Kindern, deren natürliche Veranlagung zu selbständigem Denken, eigenem Streben, schöpferischer Betätigung hindrängte. Durch häufige Reisen, eine heilige Begeisterung für Rom war ich in der Lage, das durch Leitfäden und Drillunterricht überlieferte Wissen in den Fächern der Geographie und Geschichte anschaulich auszugestalten, dem Gerippe mit seinem abschreckenden Knochengeklapper Fleisch und Blut zu verleihen.

Ich glaube wirklich, man könnte dem Vorschlage, eine derartige Stunde in den Lehrplan höherer Klassen, sowohl der Knaben- wie der Mädchenschulen aufzunehmen, einige Aufmerksamkeit schenken. Von einem charakteristischen Werke der Vergangenheit, wo möglich einem solchen, das auf den Lehrer tief gewirkt, und das er in einer Reproduktion vorzulegen hätte, müßten die Deduktionen ausgehen. Im Gefolge der Schönheit und der Kunst treten sie alle an, die Wissenswerten; sie erleuchten das junge Herz und wirken, scheinbar ungewollt, in glücklichster Ursprünglichkeit.

Leonardos Abendmahl lege ich vor, von Mailand weiß ich zu erzählen, von Barbarossa, von den Condottieri, die sich zu fürstlicher Dynastie aufschwingen, von dem herrlichen, weiß-schimmernden Dome. Die Biographie des Künstlers, wie sie Vasari, mit zierlichen Anekdoten ausgeschmückt, wiedergibt, fordert hie und da zu Fragezeichen heraus, doch all diese bewiesenen oder gefabelten Erlebnisse, die Turniere, prunkvollen Hochzeiten, die neu erfundenen Musikinstrumente, die Pflege der Tiere, Neigung für Karikaturen, die Nebenbuhlerschaft mit Michelangelo, der angebliche Tod des fast 70jährigen in den Armen des jungen Königs Franz I., gestatten ein buntes Bild der Zeit, das nicht nur belustigt, sondern auch die Wißbegierde zum weiteren Studium der Historie hinlenkt. In Mailand hatte Ludovico Moro die schon 1487 vollendete Kirche S. Maria delle Grazie durch Bramante umbauen, mit der Kuppelanlage versehen lassen. Leonardos Pinsel sollte den Brüdern des anstoßenden Dominikanerklosters eine Darstellung des Abendmahls al fresko an die Wände ihres Refektoriums zaubern. Keine andere Bibelstelle eignet sich so wohl zum bildnerischen Schmuck eines Raumes, in welchem der Blick schweigend speisender Mönche auf gemalter Schönheit auszuruhen verlangte, als das Wort der Evangelien: „Und die Jünger taten, wie ihnen Jesus befohlen hatte und bereiteten das Osterlamm, und am Abend setzte er sich mit den Zwölfen zu Tisch." Das Thema war daher, ehe es die Transsubstantiation im Altarbild illustrierte, häufig und in naiver Weise in Klosterrefektorien verwandt worden.

Gern hatten die Maler den Moment gewählt, da Johannes an der Brust Jesu lag, oder da des Menschen verklärter Sohn den Bissen eintauchte und ihn dem Judas Ischarioth in den Mund steckte. In Florenz findet man derartige Abendmahlsbilder im Kloster von S. Appollonia von Andrea del Castagno und in den ehemaligen Refektorien von Ognissanti und San Marco von Domenico Ghirlandajo. Unter den Fresken der Seitenwände in der sixtinischen Kapelle zu Rom ist gerade Rossellis Abendmahl das unbedeutendste. Seine Anordnung erinnert an jene des derber zupackenden Castagno; beide Künstler isolieren Judas von den übrigen Jüngern; der Verräter sitzt allein vor der Tafel; nichts steht ihm im Wege, sich, sobald er durch den Bissen gekennzeichnet wurde, aus dem Staube zu machen. Leonardo faßte den Vorgang dramatischer auf. Alles, was Leben und Bewegung in der biblischen Szene ausdrücken kann, wird uns durch seine unvergleichlichen Gestalten anschaulich. Jesus hatte gesagt: Wahrlich, einer unter Euch wird mich verraten; die Jünger sahen sich an und ihnen ward bange, von wem er redete, Johannes fragte: „Herr, wer ist's?"

Das sind blitzschnell auf einander folgende Momente der Spannung, zerstreute Strahlen, die in der ruhig vornehmen Gestalt Christi ihren Brennpunkt finden. Leonardos Vorgänger konnten eine so leidenschaftlich bewegte Szenen nicht wiedergeben; sie standen an der Schwelle der höchsten Kunst, ihm aber ward die Tür aufgetan. Das Abendmahl ist eines der wenigen Bilder italienischer Renaissance, das Goethe mit großem Entzücken beschreibt. Es ist interessant, wie der Verehrer der Antike der Mittel gedenkt, die Leonardo zur Belebung seines Werkes anwendet:

„Es ist die Bewegung der Hände; dies konnte aber auch nur ein Italiener finden. Bei seiner Nation ist der ganze Körper geistreich, alle Glieder nehmen Teil an jedem Ausdruck des Gefühls, der Leidenschaft, ja des Gedankens."

Der moderne Kunstschriftsteller Morelli, der es besonders betont, daß nach dem Gesicht die Hand den am meisten vergeistigten und charakteristischen Teil des Körpers bildet, erkennt die Formsprache der Maler an dem Typus, denen sie den Händen ihrer Phantasiegebilde zu geben wissen. Ein Problem sei es, die Hand individuell zu beleben, „diese schwierige Aufgabe vollständig zu lösen, war zu allen Zeiten nur den Heroen der Kunst vorbehalten!" Mit diesem Problem hat sich der Heros Leonardo auf das intensivste beschäftigt. Er gibt in seinem Malerbuch Anleitungen, „wie die Hände und Arme bei allem, was sie tun, so viel als möglich die Absicht dessen, der sie bewegt, zu verdeutlichen haben." Ein guter Redner muß seine Worte durch Gesten illustrieren; nicht wie eine Holzstatue darf er aussehen, nicht wie eine solche sollte ein Mensch im Affekt gemalt werden. Die Hand drückt beim Verzweifeln, dem Zornigen, dem Ueberredenden die Stimmung aus, nicht aber läßt sich aus ihren Linien weissagen. Leonardo leugnet die Wahrheit der Chiromantik, eine Chimäre sei sie ohne wissenschaftliches Fundament.

„Du wirst finden, es seien große Heerscharen von Männern zur selbigen Stunde unter dem Meister angekommen, bei deren keinem die Zeichen in der Hand mit denen der anderen die entfernteste Aehnlichkeit hatten, und so auch beim Schiffbruch."

Solches ward geschrieben im 15. Jahrhundert, was nicht hindert, daß bis zum heutigen Tage in einer mir bekannten Fünflinglichool für junge Damen zu Brüssel Unterricht in der Chiromantik erteilt wird.

Man verzeihe mir die kleine Abschweifung und wende sich wieder Leonardo und seiner großen Aufgabe in S. Maria delle Grazie zu. Mit Feuereifer widmete sich der Meister seinem Werke. Das Haupt des Heilands ließ er unvollendet, weil ihm keine Vision schön und erhaben genug für so viel

Digitized by Google

göttliche Ergebenheit erschien, und ebenso das Haupt des Judas, harrte er doch des Scheusals, das ihm seine Züge für den niedrigen Verrat, für die erkaufte Lüge leihen sollte. Der Prior des Klosters, der Leonardo zuweilen am hellen lichten Tag träumerisch und untätig vor dem Bilde stehen sah, verlangte von ihm, er solle arbeiten gleich dem Manne im Garten, der seine Hacke auch nicht vor Ave Maria niederlege. Vom Künstler nur durch ein geringschätzendes Lächeln abgeschirgt, wandte sich der wahrhaft christlich denkende Mann klagend an den Herzog. Wohl oder übel mußte dieser Leonardo zu sich kommen lassen. Vasari berichtet mit humoristischer Laune von der Szene, in welcher Leonardo seinen Gönner so leicht von der Schönheit Fülle, die sein eigen, übergezogte, wie Lodovico ihn so gut begriff. Worte, scherzhaft vor dem lachenden Herzog hingeworfen, wurden bald saltch kommentiert: „Finde ich für meinen Judas nichts besseres, so kann mir ja der lästige Prior selbst Modell stehen," hatte Leonardo gesagt. So entstand die Anekdote, jener treffischer geschaffene Judas, der in furchtbarer Erregung den Beutel an sich preßt und des Salzfaß umstößt, trage die Züge des damaligen Klosterabtes, des Pater Bandelli. Dies entspricht der Wahrheit nicht; die Menschheit aber glaubt nur zu gern an jeden schadenfroh verübten Schabernack.

Das Bild hatte trübe Schicksale; zur heutigen Beurteilung hält man sich am besten an den trefflichen Stich Raffael Morghens aus dem Jahre 1800; durch dieses kostbare Blatt ward die ganze Schönheit der Konzeption — ohne Farben — der Nachwelt gesichert. Auf weiche, berückende, fein verhauchende Farben aber war Leonardos Sinn von jeher gerichtet, und so ließ er sich zu dem technischen Fehler verleiten, sein Abendmahl in Oel auf die Mauer, welche das wunderbare ihr anvertraute Werk nur wenige Jahrzehnte unversehrt zu bewahren wußte, zu malen. Vasari, der das Bild im Jahre 1566 wiedersah, war über die schnelle Zerstörung im höchsten Grade erschrocken! Ihn tröstete eine treffliche eben vollendete Kopie des Fra Girolamo Monsignori, die sich heute im Privatbesitz zu Paris befindet. Ein Kunstforscher, Scanelli, der im Jahre 1657 ein Buch: „Il microcosmo della Pittura" herausgab, und der sich nach Mailand begeben hatte, nur um Leonardos Cenacolo zu sehen, weiß sich vor Schmerz über den Zustand des Bildes, dem nicht viel mehr als der gute Ruf geblieben, gar nicht zu lassen.

Im 18. Jahrhundert taten unverständige und eingebildete Maler, Bellotti und Mazza, das ihrige, um das Bild durch Ueberpinselungen seines Reizes zu berauben, und Bonaparte im Kloster einquartierte Soldaten gingen nicht glimpflich mit einem Kunstwerk um, dessen Schutz ihr General anbefohlen hatte. Napoleons Stiefsohn, Eugen Beauharnais, wünschte als Vizekönig von Italien, des Bildes äußere Umrisse für ewig zu erhalten; er ordnete eine Kopie in Mosaik an, welche dem von Goethe hochgeschätzten Mailänder Josef Bossi übertragen wurde. Bossi nahm die Sache ernst; um nicht ausschließlich nach dem schattenhaften Original zu arbeiten, studierte er alle vorhandenen Kopien; zu dem großen Karton, der sich heute in der Gallerie Leuchtenberg zu München befindet, skizzierte er Köpfe und Hände. „Gedachte Durchzeichnungen finden sich sämtlich in Weimar, als ein Gewinn der letzten Reise Ihro Königlichen Hoheit des Großherzogs in die Lombardei," sagt Goethe; auch heute bewahrt das Weimarer Museum die Blätter.

Bossi hat in einem trefflichen Buche vom Jahre 1810 über seine Arbeit Rechenschaft abgelegt. Es bleibt nur bedauerlich und ist für die fast barbarische Unkenntnis jener Zeit charakteristisch, daß der Künstler während seiner zehnjährigen Tätigkeit das Refektorium als Atelier eingerichtet hatte, daß ein Ofen gesetzt, Staub erregt, die Schönheit sozugen herausgesetzt wurde. Appiani, ein zeitgenössischer Maler, berichtete mit ein wenig rhetorischer Uebertreibung, daß beim geringsten Anstoß des Werkes kostbare Fragmente zu Boden rieselten.

Die Uebergangsperiode für Italien ist seit mehr denn dreißig Jahren überwunden; der Staat tut für die Erhaltung seiner unvergleichlichen Kunstwerke, was er kann, und die auch im Untergang rührend schönen Reste des Abendmahls werden gehütet wie ein Heiligtum. — — —

Ich habe meine Stunde beendet; ich habe versucht, meinen Schülern ein Fundament zu geben, auf welchem sie nun, je nach ihrer Eigenart, weiter zu bauen vermögen.

In dem Stoff lagen der Elemente viele. Jener fühlt sich angezogt, in der Bibel vergleichend nachzuforschen, dieser in einem Museum, einer Gallerie, einem illustrierten Werk andere Meister kennen zu lernen. In Stunden der Muße tritt an Stelle leichter Unterhaltungslektüre eine Künstlerbiographie, ein Reisebericht. Der Talentbegabte versucht sogar nachzuschaffen. Leonardos Didaktik ist nicht trocken, sie feuert an:

„Zuerst soll der Buriche Perspektive lernen, darauf jeden Dinges Maß. Danach soll er nach guten Meisters Hand zeichnen, um sich an gute Gliedmaßen zu gewöhnen, und dann nach der Natur, um sich die Gründe des Erlernten zu bestätigen. Hierauf soll er sich eine Zeitlang Werke von Hand verschiedener Meister ansehen und endlich sich gewöhnen, die Kunst praktisch auszuüben."

Könnte man diese knappen Lehren nicht jedem Zeichenunterricht zu Grunde legen?

Es sei des Lehrers Aufgabe, den schönen Gott in der jungen Seele wach zu rufen, ein Geschlecht zu bilden, das für Wahrheit, die identisch ist mit Schönheit, in Begeisterung zu erglühen, vor dem Häßlichen aber mit abgewendetem Blick zu fliehen vermag.

Streiflichter.

Bomben-Attentate in Rußland. Das Attentat gegen Stolypin lenkt aufs Neue die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf das unglückliche russische Reich, wo ein Bürgerkrieg mit nie dagewesenen Waffen erbarmungslos geführt wird. Die Reaktion, welche die Anhänger eines freien Rußlands nach Sibirien verschickt und in furchtbaren Kerkern verkommen läßt, Kosaken auf wehrlose Frauen und Kinder hetzt und Judenmetzeleien organisiert, sieht sich einer von Raserei erfüllten Opposition gegenüber, die offenbar nur ein Ziel kennt: alle offiziellen Vertreter des herrschenden Regimes sterben zu sehen und zwar um jeden Preis. Darin liegt das Unbezwingliche dieser Opposition. Hunderte, Tausende, die ihr Leben keinen Kopeken wert schätzen und entschlossen sind, sich für ihre Aufgabe zu opfern, sehen wir nun am Werke. Ein fanatischer Glaube an die Zukunft, ohne Rücksicht, aber auch ohne Selbstsucht; denn diese Männer, Frauen, Mädchen gehen ohne jede Hoffnung auf einen Lohn im Jenseits in den Tod wie zu einem Freudenfest! Aber alle Bedrücker der Vergangenheit sind auch Stümper gegen die „Machthaber" in Rußland! Was ist selbst ein Richard III., ein Gegler, ein Alba gegen die Massenmorde von Kischinew, Odessa, Bialystok? Man könnte sie gegen die Chefs der „schwarzen Hundert" fast als „Philanthropen" bezeichnen. Das Unmaß der Bedrückung hat ein Unmaß der Abwehr zur Folge, die besonders mit Sprengstoffen wahre Orgien feiert. Die moderne Sprengtechnik ist derart entwickelt, daß es schlechterdings keine Rettung mehr davor giebt. Die Bombe, mit der im Hause des Ministers Stolypin dreißig Personen getötet und mindestens ebenso viele verwundet worden sind, konnte in einem Offiziershelm untergebracht werden. Es ist klar, daß diese Bomben-Attentate nicht mehr lange Zeit so weiter gehen dürfen, wenn nicht die offizielle Militär- und Beamtenwelt von der Erde vertilgt werden soll.

So viel scheint sicher zu sein: durch äußere Mittel, wie Polizei, Kosaken, Todesstrafe, Belagerungszustand ist die Bomben-Epidemie nicht zu heilen. Im Gegenteil kann man

Digitized by Google

leicht beweisen, daß die Sache durch Gewaltmaßregeln immer schlimmer wird. Es giebt nur ein Mittel, durch welches der Mordmanie Einhalt getan werden kann: Die Beruhigung der Gemüter. Das Bomben-Problem ist nur psychologisch zu lösen, nicht technisch, weil jeder Bäckerjunge, der Brot bringt, jedes junge Mädchen, das eine Musikmappe trägt, jeder Soldat, der einen Helm in der Hand hat, bei der ersten Gelegenheit eine Bombe werfen kann.

Ob durch Einberufung der Duma, durch neue Gesetze, Habeas corpus-Akte u. s. w. die Gemüter zu beruhigen sind, hängt naturgemäß von vielen Faktoren ab. Voraussichtlich werden die herrschenden Kreise in Rußland bald auf diese Ideen kommen, namentlich wenn die Revolutionspartei jetzt, wie es den Anschein hat, dazu übergeht, die diplomatischen Vertreter der auswärtigen Mächte in Rußland und die russischen Diplomaten im Auslande planmäßig zu ermorden.

Die Machthaber hatten geglaubt, durch geschickte Verblödung mit orthodoxer Religion das Volk noch lange niederhalten zu können. Aber mit den Heiligenbildern werfen weite Kreise des Volks auch alle an religiöse Voraussetzungen geknüpften moralischen Grundsätze in die Ecke. Die „Religion“ verfängt nicht mehr und etwas Anderes ist nicht da — die Folge ist der Krieg Aller gegen Alle. Gerade das Attentat auf Stolypin, — mag es nun von ultra-reaktionärer Seite gegen den „liberalen“ Minister, oder von den Revolutionären gegen den „reaktionären“ Minister verübt worden sein —, zeigt, daß die moralische Verwilderung mit Riesenschritten Fortschritte macht; es sind 60 Unschuldige getötet und verwundet worden in der Hoffnung, einen Schuldigen mit zu treffen. Das ist bereits ein Delirium der Rache.

Früher hatten nur die Machthaber die Möglichkeit, durch Waffengewalt im Innern ihren Willen durchzusetzen. Die Bombe ist zu einem ebenbürtigen Machtmittel des Schwachen heraufgerückt, und es ist gar nicht leicht zu sagen, wer der Mächtigere ist: Der Befehlshaber einer Abteilung Kosaken oder eine Schuljunge, der einige Bomben in der Tasche trägt.

Traurig ist, daß die Machthaber so selten bei Zeiten ein Einsehen haben und die Dinge so auf die Spitze treiben, bis der Druck genug Gegendruck erzeugt hat, um nur noch Raum für gewaltsame Lösungen zu lassen. Allmählich werden doch die Regierenden auch in Rußland hinter das große Geheimnis kommen, daß nur durch Erziehung sittliche Menschen herangebildet werden können und nicht durch die Nagaiken von Kosaken, aber auch nicht durch konsequente Verdummung mit Hilfe der Orthodoxie. In dem klerikalen Spanien, das von Klöstern wimmelt, und in dem Rußland, wo alle Schäden mit Heiligenbildern geheilt werden, erfolgen die meisten Bomben-Attentate. In dem klerikalen Frankreich des III. Napoleon warf Orsini seine erste Bombe. Länder wie England, Holland, die Schweiz kennen diese Seuche nicht.

Man darf gespannt darauf sein, was Rußland noch Alles erdulden wird, bis es der Revolution durch Reformen in die Arme fällt. Durch Pogroms und Kosaken sind die Bombenwerfer nicht zu besiegen — wie wäre es, wenn es Rußland einmal mit dem letzten — verzweifelten Mittel versuchte — bessere Schulen einrichtete und Moralunterricht erteilen ließe?

A. P.

* * *

Die Wünschelrute. Es ist klar, daß die Möglichkeit, von unterirdischen Zuständen und Vorgängen durch Wahrnehmungen an der Erdoberfläche Kenntnis zu erlangen, von großer praktischer Bedeutung ist. Manches ist ja von der Wissenschaft in dieser Richtung schon erreicht worden. Die Geologie vermag für den Bergbau und für Wasseranlagen auf Grund vorsichtiger Verallgemeinerungen der bisherigen Erfahrungen schon vielfach recht nützlich gewordene Fingerzeige zu geben. Die Seismologie vermag durch stetige Aufzeichnung des Verlaufes der in den Oberflächenschichten der Erde fast unablässig wahrnehmbaren Erschütterungen bereits einen an Sicherheit beständig zunehmenden Einblick und bisweilen schon einen, immerhin noch eng begrenzten, Vorausblick zu gewähren in betreff der Auslösungen von Spannungen in den tieferen Schichten. Neuerdings hat man sogar durch feinste elektrische Messungen Hinweisungen auf Verschiedenheiten der elektrischen Zustände in den Tiefen der Erde, je nach der stofflichen Zusammensetzung der Schichten konstatiert. Erdmagnetische Messungen hatten schon längst an der Erdoberfläche die sehr erheblich störenden Einwirkungen mächtiger Schichten von mehr oder minder tiefliegenden magnetischen Erzen oder Gesteinen erwiesen.

Aber neben allen diesen, auf Grund systematischer Wahrnehmungen folgerichtig vorgehenden Forschungsarbeiten haben von jeher seit Anbeginn menschlicher Kultur in den weitesten Kreisen gewisse, mit einer Art von Mystik sich umgebende Lehren und Einrichtungen besonderen Anklang und Verbreitung erlangt, indem sie an die Hilfsmittel und Ergebnisse der Wissenschaft anknüpften, aber, in phantasievollen Verallgemeinerungen darüber hinausgehend, sich sehr früh und rückhaltlos in den Dienst des Dranges nach dem Vorauswissen der Zukunft oder überhaupt in den Dienst der einfachen Ungeduld interessierter Lebenspraxis stellten.

Als solche Lehren und Einrichtungen sind an erster Stelle zu nennen die Sterndeuterei und die mystischen Gebiete der Heilkunst, sodann auch die noch weniger mit der Wissenschaft zusammenhängenden Entdeckungen des Hellsehens, der Ahnungen und Visionen und der Magie jeder Art, sowie des Orakelwesens nebst der Weissagung nach dem Vogelfluge und nach der Eingeweidebeschau bis hinab zu der Schatzgräberei und dergleichen. Alle Welt, sogar eine nicht geringe Zahl wissenschaftlicher Männer, hat einst an solche Lehren und Künste geglaubt, und in der allerneuesten Kulturwelt verbreitet sich mancher Glaube dieser Art sogar aufs neue in gewissen Kreisen.

Es gibt nämlich auch gegenwärtig noch gar nichts äußerlich Erfolgreicheres auf der Erde, als Weissagungen und Prophezeihungen jeglicher Art, und ihr Erfolg ist stets um so größer, je mehr sie sich von der Vorsicht und Kritik der Wissenschaft losgesprochen haben. Denn es ist noch eine fast völlig allgemeine Eigenschaft des menschlichen Urteils (von welcher sich erst sehr wenige frei gemacht haben), daß man so sehr geneigt ist, dem Eintreffen einer Vorhersagung unverhältnismäßig großes Gewicht beizulegen gegenüber jedem Nichteintreffen. Und zwar geschieht dies am meisten und am stärksten zugunsten aller solcher Deutungen und Vorhersagungen, deren innere Berechtigung am wenigsten erprobt ist, so daß ihre anscheinende Bestätigung durch das Eintreffen um so sensationeller wirkt. Sehr bald erlangen sie dann, indem die Erinnerung die Eindrücke des Eintreffens summiert und steigert und die des Nichteintreffens untergehen läßt, den Ruf unumstößlicher Wahrheiten, wie es z. B. mit der Astrologie erging.

Die Wasser-Ansage usw. durch die sogenannte Wünschelrute hat früherhin offenbar zu dem Gebiete jener uralten Hokuspokus-Einrichtungen gehört. Hiermit ist aber gar kein ehrenrühriges Urteil über die gegenwärtigen Praktikanten eines ähnlichen Verfahrens ausgesprochen, zumal in einer Zeit, in welcher die Wissenschaft selber ganz ungeahnte Einblicke in neue Erscheinungsgebiete und Zusammenhänge so unablässig eröffnet. Es ist nicht absolut undenkbar, daß in den Einrichtungen und in den Handhabungen gewisser Arten von Wünschelruten Elemente realer Zusammenhänge enthalten sind, für deren Wahrnehmung gewisse Personen auch vorzugsweise geeignet sind.

Die Wissenschaft aber tut nicht genügend ihre Schuldigkeit, wenn sie sich bei dieser Lage der Dinge entweder blos skeptisch verhält, oder wenn sie andererseits ohne weiteres das leichtmütige Zugeständnis macht, daß die alte Praxis der Wünschelrute durch die Entdeckung der Radiumforschung gerechtfertigt sei, wodurch die bisherigen gewissenhaften Zweifel an der objektiven Berechtigung der Wünschelruten-Weissagung lediglich zum Schaden solchen Denkens in den Bund geschlagen wären.

Die sogenannten okkultistischen Lehren und Veranstaltungen, wie sie gegenwärtig, zum Teil infolge der grundlosen Ausbreitung und Verfeinerung der wissenschaftlichen Entdeckungen, zum Teil infolge des Zurücktretens religiöser Vorstellungen, eine so große Zahl von eifrigen und wahrheitsdurstigen Intellekten in Erregung versetzen, sind zwar schon vielfach zum Gegenstande wissenschaftlicher Kritik gemacht worden, aber es müßte durchaus noch mehr in dieser Richtung geschehen. Es müßte in das Gebiet jener Wahrnehmungen oder Illusionen mit dem vollen Lichte unserer kritischen Methoden, wie sie bei allen exakten Erfahrungen zur Anwendung kommen, hineingeleuchtet werden. Insbesondere müßte auch für die Deutung der okkultistischen Wahrnehmungen die sogenannte Fehlertheorie, nämlich das jenige System der Kritik Verwertung finden, welches uns bei der wissenschaftlichen Behandlung der sogenannten zufälligen, d. h. zurzeit noch nicht als gesetzmäßig erkennbaren Erscheinungen schon so große Erfolge zugunsten der wissenschaftlichen Erkenntnis und der Bemeisterung der Naturkräfte gewährt hat, und welches uns gegenüber der

Digitized by Google

unablässigen Bereicherung und Verwicklung unserer Wahrnehmungen und Entdeckungen in so objektiver Weise die erforderliche sittliche Ruhe gibt. —

Wilhelm Foerster. (Jn: „Die Wissenschaft für Alle," Berlin, H. Hillger, 1. Jahrg., Nr. 6.)

Bücherschau.

Zur Ethik und Politik. Gesammelte Vorträge und Aufsätze von Friedrich Paulsen. 2 Bände (Band 31 und 32 der „Deutschen Bücherei"). Berlin S. 59, Verlag von H. Reelmeyer. Jeder Band 25 Pfg.

Der erste Band enthält folgende Vorträge und Aufsätze: „Goethes ethische Anschauungen." „Die Ethik Jesu im Verhältnis zur Gegenwart." „Zum Nietzsche-Kultus." „Das geistige Leben des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert." „Deutsche Bildung — Menschenbildung." „Bildung." „Simultan- oder Konfessionsschule?" — Fr. Wilhelm Dörpfeld." „Dorf und Dorfschule als Bildungsstätte." Der zweite Band: „Politik und Moral." „Die Monarchie und die Parteien." „Das Sinken des Parlamentarismus." „Parteipolitik und Moral." „August Reichensperger." „Der stille Katholizismus." „Deutschland und England."

Eine der wichtigsten Ueberzeugungen, die Paulsen in diesen Vorträgen und Aufsätzen verficht, ist die, daß wir, Erdbewohner, eine „Jnteressenethik" brauchen, eine Ethik, die auch für die Klugheit und die Tapferkeit, für den Rechtssinn und den Willen der Selbstbehauptung als für Tugenden Raum hat. Zu diesem Zwecke aber eignet sich die Ethik des Evangeliums nicht. Die Ethik für den Himmel kann nicht zugleich die Ethik für die Erde sein. „Wir können den tausend Beziehungen nicht begegnen mit dem: Sorget nicht, und: Sehet die Vögel an oder die Lilien. Also müssen wir auf Arbeit und Besitz, auf Technik und Wissenschaft den Sinn richten. Wir können, wenn wir leben wollen, der Gewalt und der Arglist, der Lüge und dem Betrug, die uns und anderen angetan werden, nicht bloß mit dem Hinnehmen, dem Dulden und Ertragen begegnen; also müssen wir uns wehren und zum Kampf uns rüsten, zum Kampf mit dem Recht und zum Kampf mit dem Schwert." Andererseits aber betont Paulsen, daß er weit davon entfernt ist, die moralische Bedeutsamkeit politischer Handlungen zu verneinen. Er möchte nur die Politik unabhängig von der Moral des Privatlebens wissen, keineswegs aber von der Moral überhaupt. Daher kämpft er, im bewußten Gegensatz zu Machiavelli, sogar dagegen, um eine politische Moral, und zwar sowohl bezüglich der äußeren als auch der inneren Politik.

So muß, was die äußere Politik anlangt, der Staatsmann anerkennen, daß es internationale Rechtsverhältnisse gibt, und daß es seine moralische Pflicht sei, sie zu achten. Andererseits ist es zugleich seine Pflicht, die tatsächliche Unsicherheit der Rechtsverhältnisse nicht außer Acht zu lassen; er wird immer mit der Möglichkeit des Krieges rechnen. Er wird nicht nur bereit sein müssen, das Recht und die Würde des Staates nach außen, wenn nötig, mit dem Schwert zu wahren; der Krieg zum Abwehr eines ungerechten Angriffes auf die Jnteressen und die Ehre des Staates ist eine Pflicht; namentlich soll er nicht vergessen, daß „das höchste Jnteresse der Menschheit" (!) fordert, daß die abnehmenden Völker den zunehmenden weichen. In der Politik Bismarcks sieht Paulsen die Verkörperung seines Ideals der politischen Moral. — Viel enger ist die Beziehung von Politik und Moral in der inneren Politik. Aber auch hier wird sich etwas von der Kriegsmoral einstellen. Völker ohne innere und äußere Kämpfe erstarren. China zeigt es. Jm Hinnehmen ist ewiger Friede, auf Erden herrscht der Krieg, und er läßt sich nicht ausschalten. Parteien und Parteikämpfe können und werden nicht aufhören. Aber sie können und werden humanisiert werden. Paulsen stellt folgende Grundsätze einer „Moral des Parteikampfes" auf: 1. Einen ehrlichen Kampf führen. 2. Mit ehrlichen Waffen kämpfen. Das schließt Zorn und Leidenschaft im Kampf nicht aus; jeder rechte Mann muß lieben und hassen. 3. Den Menschen im Gegner achten. 4. Den Sauerteig des Pharisäismus auskehren, d. h., nicht in der Kästerung des Gegners den eigenen Ruhm suchen. 5. Das Ganze über die Partei stellen.

Paulsens Ausführungen über das Verhältnis von Politik und Moral sind vor allem deshalb sehr beachtenswert, weil man dadurch einen hervorragenden Vertreter des ethischen Dualismus der „Christen"-Gegenwart kennen lernen kann.

Nicht minder beachtenswert ist der Aufsatz über „Bildung." Er gehört zu dem Besten, was je Paulsen geschrieben hat. Namentlich verdient die Kritik der landläufigen Auffassung der Bildung und die Charakteristik der heutigen Halbbildung hervorgehoben zu werden. Gebildet ist, nach Paulsen, ein Mensch, in dem durch Erziehung und Unterricht die menschliche Anlage zu einer das menschlich geistige Wesen rein und voll darstellenden individuellen Gestalt entwickelt ist. Nicht die Masse dessen, was er weiß oder gehört hat, macht die Bildung aus, sondern die Kraft und Eigentümlichkeit, womit er sich angeeignet hat und zur Auffassung und Beurteilung des ihm Vorliegenden zu verwenden versteht.

Was die Frage „Simultan- oder Konfessionsschule?" anlangt, so betrachtet Paulsen als das an sich Natürliche und Erwünschte die konfessionelle Einheit von Schüler und Lehrer. Er vermag nicht die Simultanschule als das Jdeal einer Schulverfassung anzuerkennen. Aber Paulsen ist kein absoluter Anhänger der Konfessionsschule. Er meint: „nicht Simultanschule und nicht Konfessionsschule, sondern Staatsschule mit Berücksichtigung der Konfession, so weit die Entwicklung des nationalen Bildungswesens solche zuläßt."

Goethes ethische Anschauungen charakterisiert Paulsen als „teleologischen Energismus mit perfektibilistischer Tendenz." Ich bezweifle die Richtigkeit der Jnterpretation.

Auf die übrigen Vorträge und Aufsätze kann hier nicht eingegangen werden. Bemerken möchte ich nur, daß das Unternehmen der „Deutschen Bücherei" sehr lobenswert ist. J. B.

*

Religion gegen Theologie und Kirche. Notruf eines Weltkindes. Von Eduard Plaphoff-Lejeune. Gießen, Alfred Töpelmann. 1905. 80 S. Mk. 1.40.

Zu den kleinen, fast unmerklichen, Erlebnissen, die den Denkenden zu der Annahme einer Existenz eines „Gemeinschaftsgeistes" berechtigen können, der mehr ist als die Summe aller individuellen Geister, gehört die oft zu machende Erfahrung von dem gleichzeitigen, und doch völlig von einander unabhängigen Auftreten gewisser Gedankenreihen, Stimmungen und Gefühle. Ohne Zweifel ist der Beweis nicht schlüssig, denn die Möglichkeit bezw. Gleichheit der Ursachen, worunter hier die Summe aller Bedingungen aus der Umwelt zu verstehen ist, erklärt dies zu einem recht hohen Grade die Gleichheit der Wirkungen. Reformbedürftige Zustände rufen eben überall Reformatoren hervor. Wenn man mich sich doch in besonderen Weise durch solche Erlebnisse der wesentlichen Einheit der menschlichen Vernunft bewußt und lernt erkennen, daß der beliebte Streit um die „Priorität" mancher Erfindungen, Entdeckungen und Gedankenreihen ungefähr so gestritzeln ist, als wollten sich die Halme einer aufsprießenden Saat darüber zanken, wer zuerst die Erdrinde durchbrochen! Seien wir froh, daß es überall keimt und drängt!

Jn den Gedanken, die also der Genfer Privatdozent hier in angenehmer und leicht flüssiger Form entwickelt, begrüße ich freudig alte Bekannte, was nicht aus-, sondern hoffentlich einschließt, daß sie Vielen, sehr Vielen etwas Neues zum Aufrütteln des bedeuten. Als Leser wünsche ich ihm die große Menge unserer gebildeten Christen oder christlich Gebildeten, bei denen die verschnitte Mischung von schwarzem Glauben und weißem Wissen jene gediegene Denkarbeit aufgespeichert hat, die spitzfindigerweise stets nur an der Oberfläche haftet, einerlei ob das Schwarze etwas überwiegt, wie bei unsern kirchlichen Liberalen, oder das Weiße, wie bei einer gewissen Art von Freidenkern. Einspruch von unserer Seite könnte man höchstens erheben gegen die Führung des Kampfes gegen Theologie und Kirche im Namen der Religion, obwohl es völlig wahr ist, daß der Religiöse am empfindlichsten unter theologischer Spitzfindigkeit und kirchlicher Gewaltherrschaft leidet. Aber das würde schließlich auf einen Wortstreit herauslaufen. Streiten wir unter diesem Banner der Ethik gegen Unaufrichtigkeit, Mangel an Mut zum Ziehen von notwendigen Denkkonsequenzen, übertriebene Pietät, die den alten Buchstaben dem neuen Geist als Mühlstein um den Hals hängt u. dgl. mehr, so dürfen wir den Religiösen, der die Freiheit seiner Ueberzeugung gegen die Dogmatik verteidigt, nur als Bundesgenossen begrüßen, selbst wenn es uns hie und da vorkommen will, als hätte er — vor gewissen Gefühlsstatsachen — selbst noch nicht ganz zu Ende gedacht. Dergleichen korrigiert sich rasch und gut von selbst, wenn nur, wie hier, der ernstliche Wille zur Klarheit und ein nicht gewöhnlicher Scharfsinn zusammentreffen.

— nz —

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Das Bureau der D. G. E. S.

befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock.** Die Sprechstunden des Unterzeichneten fallen wegen einer Reise bis Anfang Oktober aus. Etwige Zuschriften sind an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmanstraße 15, zu richten.

Dr. Penzig.

Flügel Pianinos **Blüthner's** Piano-Magazin. Berlin W., Potsdamerstr. No. 41.

Digitized by Google

Eingegangene Bücher.

Lebenskunst. 12 Studien aus dem Vorhof der Philosophie für Gebildete. 1. Reihe. Von Eb. Tanzhoff-Letenne, Dr. und Privatdozent der Philosophie. Stuttgart 1905. Strecker und Schröder. Geh. Mk. 1,80, geb. Mk. 2,60.

Eine Entgegnung auf „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts von Houston Stewart Chamberlain." Von Fritz Wolff. 3. Auflage. Stuttgart 1905. Strecker und Schröder. Mk. 3,—, geb. Mk. 4,—.

Gold. Berliner Roman von Hans Hyan. Groß-Lichterfelder Verlag von Kahlenberg & Günther. Geb. Mk. 2,—.

Probleme der Fürsorge. Abhandlungen der Zentrale für private Fürsorge in Frankfurt a. M. 1. Band: Der Arbeitsmarkt in der Presse zu Frankfurt a. M. vom 1. Oktober 1900 bis 30. September 1901. Von N. Neubauer. Dresden 1905. Verlag von C. A. Böhmert. Mk. 3,20.

Die Syphilis eine logische Gefahr. Von Professor Dr. Alfred Fournier, Mitglied der Akademie der Medizin. Deutsch von Dr. med. Gaston Borberg. Leipzig 1905. Felix Dietrich. Mk. 0,60.

Wilhelm der Erste als Erzieher. Von Paul Dehn. Halle a. S. 1906. Hermann Gesenius. Geh. Mk. 4,—.

Patria. Jahrbuch der „Hilfe" 1906. Herausgegeben von D. Friedr. Naumann, Herausgeber der Wochenschrift „Die Hilfe." Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe." Mk. 4,—.

Wie es in der Welt zugeht. Ein Zeit-Tagebuch mit Lebensausschnitten, Glossen, Streiflichtern und interessanten Lese-Früchten. Herausgegeben von Leopold Kaiscber. Leipzig 1905. Felix Dietrich. Mk. 1,—.

Starke Nerven, frischer Geist, überströmende Lebensfreude durch Willensübungen. Von Bernh. Klose. Magdeburg. Verlag von R. Zacharias. Mk. 1,—.

Gewerbe-Akademie
Berlin, Königgrätzerstr. 90.
Ausbildung von Ingenieuren, Architekten und Technikern.
24 Dozenten. Ueber 500 Studierende p. a.
Programme kostenlos.

Des Russischen mächtiger Hauslehrer,
möglichst Ethiker, gesucht zu zwei Knaben von 11 und 13 Jahren. Politischer (nicht aber moralischer) Standpunkt irrelevant. Ausenthaltsort voranssichtlich Berlin. Offerten erbeten an Frau **Dr. v. Pouzirewsky, Gross-Tabarz,** (Thür.) Pension „Waldhütte".

A. P. Luck's Buch- und Papierhandlung
Alt-Moabit 109, Berlin N.W. 52, Fernspr. II, 2105
liefert den Gesinnungsgenossen alle **einschläglichen Artikel** für Berlin und Vororte **frei ins Haus!**
Versandt-Abteilung Kolonie Eden.
Bitte verlangen Sie Kataloge (gratis u. franco). Ferner: Orangeburg 11, pflegt als Spezialität: die Literatur der Ethik, des Vegetarismus, der Naturheilkunde und des Obst- und Gartenbaus.

Humanistische Gemeinde Berlin.

Versammlungen

in der **Aula der Friedrich-Werderschen Oberrealschule** Niederwall-Straße 12, am dem Hofe links 1. Etage, am 1. und 3. Sonntag jeden Monats, vormittags 10½ Uhr.

Vortragsreihe von Herrn Dr. R. Penzig.

Wie kommen wir ohne Kirche aus?

1.	Sonntag, 2. Sept.:	Der Grundirrtum des Kirchentums.
2.	„ 9. „	Kirchlichismus.
3.	„ 7. Oktober:	Kinbertaufe oder Namensfest?
4.	„ 21. „	Kirche und Erziehung.
5.	„ 4. Novbr.:	Erziehungsabschluß.
6.	„ 18. „	Das allgemeine Priestertum.
7.	„ 2. Dez.:	Seelsorge.
8.	Dienstag, 25. „ (Weihnachtsf.)	Sünde und Erlösung.
9.	„ 1. Jan. 07:	Unsere Gemeinschaftsfeste.
10.	Sonntag, 20. „ 07:	Am Sterbebette und am Grabe.
11.	„ 3. Febr. 07:	Die ethische Menschengemeinde.

Reinhold Müller, Vorsitzender, SW. 29, Belle-Allianceplatz 23.

Vorläufiges Programm der D. G. E. K.

Abteilung Berlin.

(Aenderungen und Ergänzungen vorbehalten).

Dienstag, den 18. September, abends 8½ Uhr, Unter den Linden 16, III. Diskussions- und Lesebend unter Leitung von Herrn Professor Dr. Bruno Meyer. Lektüre von Kant: Grundlegung zur Metaphysik der Sitten (Reclam Nr. 4507, 20 Pf.) Eintritt frei. Gäste willkommen.

Mittwoch, den 26. September, abends 8½ Uhr, Bürgersaal des städt. Rathauses. Vortrag: Frl. Dr. Olga Stieglitz: „Ideni Ideale." Diskussion. Eintritt für Mitglieder frei. Gastkarten zu 50 Pfg. im Bureau der D. G. E. K., W. 64, Unter den Linden 16, II, sowie im Verlag SW. 48, Wilhelmstr. 121, ferner in den Buchhandlungen von Nicolai, Potsdamerstr. 123 b, Spaeth, Königstraße 52 und bei Wertheim, Leipzigerstraße 137/8, erhältlich.

Freitag, den 5. Oktober, abends 8½ Uhr, Saal 109 des städt. Rathauses. Vortrag: Frl. E. Jannasch: „Freud und Leid in der Erziehung." Eintritt frei. Gäste willkommen.

Montag, den 29. Oktober, abends 8¼ Uhr, Bürgersaal des städt. Rathauses. Vortrag: Professor Dr. Ewald Horn: „Sitzerianer." Diskussion. Gastkarten zu 50 Pfg. wie oben.

Freitag, den 9. November, abends 8½ Uhr, Saal 109 des städt. Rathauses. Redner und Thema vorbehalten.

Freitag, den 30. November, abends 8½ Uhr, Bürgersaal des städt. Rathauses. Vortrag: Redner und Thema vorbehalten.

Freitag, den 7. Dezember, abends 8½ Uhr, Saal 109 des städt. Rathauses. Vortrag von Frl. Dr. jur. F. Duensing über Jugendfürsorge. (Genaues Thema später.)

Sonnabend, den 29. Dezember, abends 8½ Uhr, Bürgersaal des städt. Rathauses. Schlußfeierfeier und Ansprache von Herrn Geheimrat Prof. Dr. Foerster. Thema vorbehalten.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Verlag von Leonhard Simion Nf. Berlin SW. 48.

Soeben erschienen:

Der Schwedenkonrad.

Eine Geschichte aus dem Neckartal.

Von Carl Beck, New York.

30 Bogen 8°. Brosch. 5 Mk., geb. 6,50 Mk.

Im „Schwedenkonrad" schildert der Verfasser an der Hand des abenteuerlichen Lebenslaufes seines Helden, des Medizinstudenten und spätern Rats des Königs Gustav Adolf, das flotte Studentenleben zu Heidelberg, das fröhliche Milieu der kleinstädtischen Heimat Konrads vor dem dreißigjährigen Kriege, seine unglückliche Liebe, welche ihn Verein mit allerlei Streichereien ihn zur Auswanderung ins Ausland — zuletzt nach Schweden — veranlassen, von wo ihn nach 20 Jahren der Zufall im Gefolge des Heldenkönigs wieder in seine Vaterstadt am Neckar zurückführt. Dort gelingt es ihm, den als Spion gefangen genommenen Sohn seiner Jugendliebe von schimpflichem Tode zu retten. Die Kleinstadtcharaktere sind mit großer Schärfe und zumeist humorvoll gezeichnet. Der Krieg kann der Verfasser nicht verleugnen, entweder ist es die Extraktion einer Kugel oder die Kropfbehandlung im Neckartal oder die Experimente an der von ihm abgöttisch verehrten Heidelberger Klinik, welche er mit epischer Breite schildert.

Der zweite, kleine Teil, spielt sich im Hintergrund einer großen Zeit ab. Tilly und besonders Gustav Adolf sind eingehend geschildert, ferner die erfolglose Belagerung der Dilsberger durch Tilly, die Brandschatzung von Neckargemünd und Heidelberg und die Scharmützel am Neckar.

Wenn wir dem Schlußkapitel die amerikanische Flur der schwedischen Färbung verleihen, so haben wir das Evangelium des Deutschamerikaners, wie es ja auch dem seit 25 Jahren in New York wirkenden Verfasser nahe liegt.

Der Verfasser hat, man möchte sagen, ein neues Genre, den medizinischen Roman, mit seinem neuen Werk kreiert.

Gleichzeitig mache ich Sie nochmals auf die vor kurzem erschienenen beiden Schriften desselben Verfassers

Feuchtfröhliches und Feuchtunfröhliches

8°. Brosch. 1,50 Mk., geb. 2,50 Mk. und

Amerikanische Streiflichter

gr. 8°. Brosch 4 Mk., eleg. geb. 5 Mk. aufmerksam.

Beide Werke haben bei dem gebildeten Lesepublikum eine sehr freundliche Aufnahme gefunden, ebenso wie auch die über sie gebrachten Rezensionen durchaus günstig waren.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Wiebers in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1,60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von Georg Gizycki.

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XIV. Jahrgang. | Berlin, den 1. Oktober 1906. | Nr. 19.

Nachdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Mit der vorliegenden Nummer beginnt das vierte Quartal. Wir bitten unsere Freunde und Leser recht herzlich, uns auch fernerhin nicht nur selbst treu zu bleiben, sondern auch uns in der weiteren Ausbreitung der „Ethischen Kultur" und ihrer Monatsbeilage „Kinderland" möglichst zu unterstützen. Probenummern stellen wir bereitwilligst zur Verfügung und senden dieselben gratis und franko an angegebene Adressen.

„Reklamationen wegen unpünktlichen Einganges bitten wir bei der Postanstalt des Bestimmungsortes resp. dem Briefträger anzubringen."

Redaktion und Verlag für ethische Kultur.

Inhalt:

Vom XV. Weltfriedenskongreß. Vom Herausgeber.
Worin Emerson irrte? Von Emil Reich (New-York).
Vom Ghetto zur modernen Kultur. Von Dr. Käthe Schirmacher.
Streiflichter:
Zurückweisung einer Rockefellerschen Millionenspende.
Bücherschau.

Vom XV. Weltfriedenskongreß.

Wenn der Mailänder Kongreß, der vom 15. bis 22. September täglich vormittags und nachmittags einige hundert Delegierte und Gäste vereinigte, überhaupt unter einem Zeichen stand, so war es das Zeichen des Gedränges. Astrologisch würde ich dieses Zeichen — meine Inkompetenz im Voraus zugestanden — in der Gegend der Milchstraße suchen. Millionen von Sternen erster, zweiter, dritter bis zur unwahrscheinlichsten Größe hin, dicht gedrängt sich zusammenschiebend, wieder auseinanderflutend, und dabei immer wieder in den Fernen neue Massen zeigend — es war ungefähr das Bild, das die Galleria Vittorio Emanuele mir täglich von morgens 8 Uhr bis gegen 2 Uhr nachts bot. Von da ab verwandelte sie sich glücklicherweise für mich in ein dumpfes Meeresbrausen, das nur gedämpft an die ermatteten Sinne schlug. Hoffte man aber aus dem nervenbetäubenden Straßengeschrei, das dem Nordländer noch immer zunächst als Kampfesruf erscheinen will, während es doch nur den üblichen friedlichen Konversationston der Südländer darstellt, sich in das stille Asyl der Villa reale, zu den Friedensfreunden zu retten, so fand man dort ebenfalls ein vielsprachiges Straßenlärmgewirr, das, obwohl von der Milch frommer und friedlicher Denkungsart durchflossen, bei aller Einigkeit im prinzipiellen Ziele doch die unendliche Vielheit der persönlichen Ausgangspunkte niemals vergessen ließ.

Dies als allgemeinster Eindruck. Ob indessen solche Allgemeinurteile das Richtige treffen und nicht vielmehr ein liebevolles Vertiefen ins Einzelne nötig ist, das zu entscheiden mag dem Astronomen überlassen bleiben, der da wissen muß, ob die Laienbewunderung des lichterfüllten Ganzen oder die technische Vertiefung in eine einzige Partie, die sich vor dem Fernrohr in eine Fülle glänzender Sterne auseinanderlegt, einen höheren Wahrheitswert besitzt.

Jedenfalls hat es auch an der letzteren nicht gefehlt. Und ich gestehe gern und mit herzlicher Dankbarkeit, durch die nähere Bekanntschaft mit einer ganzen Anzahl von Persönlichkeiten, deren Namen wie Sterne am Friedens- und Gelehrtenhimmel Europas stehen, bereichert worden zu sein.

Darin — das scheint mir auch richtig, nachdem ich jetzt die ganze Arbeit des Kongresses während so vieler Tage, die immer neue „Resolutionen" brachten, überblicke — liegt ganz offenbar der Hauptwert solcher an Zeit, Kraft und Geld höchst verschwenderischer Kongresse, daß es gelingt, Namen in Fleisch und Blut umzusetzen, abstrakte Gedankengänge in Persönlichkeiten verlebendigt zu sehen und dasjenige praktisch und erfreulich zu erleben, was sonst nur als das ideale Endziel vager Hoffnungen erscheint: eine herzliche und aufrichtige Verständigung der verschiedensten Völker, wenn auch zunächst nur vorgestellt durch 7 bis 8 Dutzend höchst ungleich gewachsener und gewordener Persönlichkeiten. Aber wie es in der physikalischen Chemie nicht auf die Zahl der Elemente ankommt, die zu einem Neuen vereinigt werden, wenn nur die Verschmelzung der Atome überhaupt einmal gelingt — so darf man aus dem Gelingen eines völkerpsychologischen Experimentes mit so widerstrebendem Material, wie es Gelehrtenköpfe zu sein pflegen, doch die ernste und frohe Hoffnung schöpfen, daß die Vereinigung der Völker zu einer Menschheitsgemeinde bedeutend mehr, als einen frommen Traum bedeutet.

Gerade weil es nicht immer ganz friedlich zugeht und die Meinungen scharf aufeinanderplatzen, gerade weil auch die jeden Erfolg gefährdende Leidenschaft und blinder, wenn auch lobenswerten Idealen ergebener Fanatismus nicht ganz fehlen, so darf man ohne alle Satire jeden Friedenskongreß herzlich zu seinem Erfolge beglückwünschen, dem es gelingt immer wieder die Geister zu friedlicher Einigung zu bringen und den oft drohenden Bruch zu vermeiden. Friedenskongresse sind weit davon entfernt, wie philister-

Digitized by Google

hafte Gedankenlosigkeit und billiger Witz wollen, eine harmonische Gesellschaft schwärmerischer Bruder- und Schwesterseelen zu gemeinsamer Anbetung der Phrasen von Versöhnlichkeit, Menschenliebe und Brüderlichkeit darzustellen — ich habe übrigens auch keine Schalmei gehört oder Bertha von Suttner Palmen schwingen gesehen — sondern sie haben die sehr ernste und ungemein schwierige Aufgabe, die verschiedenen Völker in ihrem gemeinsamen Willen nach Verständigung erst einmal zu einigen.

Es ist ein Kinderspiel, internationale Fachkongresse abzuhalten. Hier einigt ohne Weiteres das gemeinsame Interesse, sei es nun an Naturwissenschaft, an Maß und Gewicht, an geographischer Forschung, Polarentdeckung, Meteorologie, Astronomie usw. die Fachvertreter, und die Verschiedenheit der Sprachen und nationalen Färbungen verleiht dem einheitlichen Bilde erst den vollen Reiz. Aber Leute, die ohne den gemeinsamen Boden wissenschaftlicher Spezialforschung einfach mit dem Wunsche zusammenkommen, unter allen Umständen Frieden zu schaffen und sich zu verständigen, solche Leute daran zu verhindern, sich über ihre Friedenswünsche selbst in die Haare zu geraten, ist entsetzlich schwer. Man mache nur einmal den Versuch in der Kinderstube und setze ein Dutzend lebfrischer Knaben und Mädchen zusammen mit dem heiligen Entschluß: „So, jetzt wollen wir uns einmal eine ganze Stunde lang gegenseitig gar nichts tun!“ und man wird sein blaues Wunder erleben.

Ein gutes Mittel, selber Frieden zu halten, ist seit jeher die Einigung darauf hin. Andere gemeinsam zu verurteilen. So fehlte es denn, wie bei den früheren, auch bei dem letzten Kongresse nicht an der ausgiebigen Anzahl von Entrüstungs-Resolutionen: über die russischen Greuel, über die Behandlung der Armenier, der Mazedonier, über die Mißwirtschaft im Kongostaat, überhaupt die Behandlung der Eingeborenen durch Kolonialstaaten, ꝛc. Obwohl nun nicht geleugnet werden soll, daß mitunter das Aussprechen sittlicher Mißbilligung von seiten kompetenter Persönlichkeiten und Gemeinschaften eine unabweisbare Pflicht sein kann, so wurden doch Stimmen laut, die dem Friedenskongreß dies immerhin etwas odiöse Richteramt gern abgenommen wissen wollten und die darauf hinwiesen, daß keine einzige der hier vertretenen Nationen ihr Schuldkonto so reinlich habe, um allein oder mit anderen den ersten Stein aufzuheben. — Mit größerer Einstimmigkeit wurden denn auch die Resolutionen angenommen, die sich über die erfolgte Annäherung zwischen einzelnen Nationen, wie Deutschen, Engländern und Franzosen, voller warmer Dankbarkeit und Anerkennung aussprachen.

Eine aufmerksame Behandlung erfuhr — abgesehen von anderen Fragen rein organisatorischer Bedeutung — die Tagesordnung des künftigen zweiten großen Friedenskongresses im Haag. Es wurde eine Reihe von Vorschlägen für diese Tagung, betreffend die Ausdehnung der internationalen Schiedsgerichtbarkeit, die Ausgestaltung des internationalen Rechts, die Neutralisierung der Handelsstraßen zwischen den Häfen der Vereinigten Staaten und denen Europas ꝛc. in Kommissionen wie im Plenum durchberaten.

Ueberaus interessant war der Bericht der Spezialkommission, die über das Verhältnis der organisierten Arbeiterschaft aller Länder zur Friedens-Bewegung Ermittelungen angestellt hatte. Es ergab sich, daß in den romanischen Ländern die Arbeiterpartei sich noch mißtrauisch von jeder Beteiligung an der Friedensarbeit fern hält; in England, den Vereinigten Staaten und der Schweiz sei fast durchgehend eine Gemeinsamkeit der Arbeit und selbst eine Personalunion der Führer vorhanden. Die deutsche Sozialdemokratie habe zwar durchweg einen pazifistischen Charakter, lehne aber, nach wie vor, jede Zusammenarbeit mit der bürgerlichen Friedensbewegung ab; prinzipielle Gegner seien die deutschen konfessionellen Arbeiterorganisationen; die Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften aber hätten korporativ ihren Beitritt erklärt.

Daß diesmal der Erziehungsfrage ihr volles Recht werden würde, ergab sich schon aus der Tatsache, daß eine besondere Kommission dafür bereits in Luzern eingesetzt worden war. Neben einer Reihe von Maßnahmen, die zur besseren gegenseitigen Kenntnis und Versöhnung der nationalen Jugend beitragen sollen, wie Austausch von Kindern, Errichtung nationaler Schulen im Auslande unter Annahme der dortigen Unterrichtssprache, Vereinheitlichung der Lehrpläne, der Bedingungen für die Lehrbefähigung und der Zeugnisse u. a. m. dürfte hier besonders interessieren, daß es gelang, allerdings unter Opferung des ursprünglich bestimmteren und schärferen Wortlautes, einstimmig folgenden Beschluß zur Annahme zu bringen:

> „In Erwägung, daß der ein Volk beseelende Geist nicht nur von der Erziehung der sogen. oberen Klassen, sondern vielmehr von der gesamten Volksbildung abhängt, und angesichts der innigen Verbindung, die zwischen der Erziehung zum Frieden und der moralischen Unterweisung besteht, empfiehlt der XV. internationale Friedenskongreß den nationalen Regierungen, insbesondere den Ministerien für Unterricht und Erziehung aufs Wärmste in allen Volks- und Mittelschulen einen Moralunterricht und eine Bürgerkunde einzuführen, die sich auf die gemeinsamen Grundsätze der menschlichen Pflichterfüllung, Gerechtigkeit und Solidarität stützt.
>
> Er spricht dabei die Ueberzeugung aus, daß eine solche Unterweisung imstande sein wird, die Erziehung zum inneren (nationalen) wie äußeren (internationalen) Frieden zu sichern.“

Resolutionen und Wünsche sind freilich noch keine Taten. Aber wenn man bedenkt, daß viele der Resolutionen des Kongresses doch schon den wirksamen Anstoß zu Reformen gegeben haben, daß die Haltung der offiziellen Regierungskreise dem Pazifismus gegenüber eine fast überall durchgreifende Aenderung zum Bessern genommen hat und vieles jetzt wohlwollende Unterstützung findet, was früher mit dem Worte Utopie abgetan wurde, so wollen wir uns der Hoffnung nicht verschließen, daß auch die deutsche Regierung, bezw. die Landesministerien, einmal einem Wunsche näher treten werden, der die volle Unterstützung bedeutender und einflußreicher Pädagogen und Professoren aller Länder gefunden hat.

R. P.

Worin Emerson irrte?

Von Emil Reach (New-York).

„Der Weise von Concord“ ist mit den übrigen Poeten des gewöhnlich als „Neu-England“ bezeichneten Teiles der Vereinigten Staaten geistig verwandt; aber man kann nicht sagen, daß der amerikanische Volkscharakter gut in ihm zum Ausdruck käme. Insolge seines puritanischen Blutes unterscheidet ihn vom modernen Amerikaner sein Idealismus, der jede seiner Zeilen umglänzt, und die ausgesprochene Ruhe und Gelassenheit seines ganzen Wesens; anderseits trennt ihn von seinen gestrengen Vorfahren die Traditionsverachtende Selbstständigkeit seiner Gedanken und die sorglose Toleranz, mit der er jeglichen Angriff auf seine Lehren ignorierte.

Diese Vorzüge fallen gewiß schwer in die Wagschale. Doch leider hat er es nicht verstanden, immer das richtige Gleichgewicht in seine Anschauungen zu bringen, so daß bei bestem Willen der Vorwurf der Schwärmerei nicht vermieden werden kann. Allerdings werden wir nicht selten mit großem Nachdruck des Gegenteils versichert, wofür Seite sechs der in Reclams Universal-Bibliothek seinen Essays vorausgeschickten Einleitung ein deutsches Beispiel ist. Aber um diesen Kritikern beipflichten zu können, hätten wir unsere Augen der Tatsache zu verschließen, daß Emerson mit seinem beständig wiederkehrenden Lobe der Natur — und zwar der Natur, die in uns ist, sowohl als jener, die um uns ist — die Grenzen der Objektivität weit überschritten hat.

Digitized by Google

Sein psychologisches ABC ist das der sogenannten „amerikanischen Transzendentalisten.“ Diese glauben, daß die menschliche Seele unmittelbar von Gott inspiriert werde, wodurch unfehlbare Impulse entständen. Alle Mißgriffe menschlichen Handelns wurden aus der Opposition erklärt, in der sich die Sinne so häufig zur Seele befanden. Das oberste Moralgesetz lautete etwa wie folgt: Gehorche dir selbst, nämlich den Impulsen deiner Seele und nicht etwaigen abweichenden Einflüsterungen deiner Sinne. Doch ist es sehr bemerkenswert, daß kein Transzendentalist eine sichere Methode angegeben hat, nach welcher die unfehlbaren Impulse immer von beirrenden Sinnesgelüsten unterschieden werden können (so daß z. B. sowohl Vegetarianer als auch Nicht-Vegetarianer nicht zweifelten, daß ihre diätetischen Grundsätze — und nur die ihrigen — unverfälschte Seelenweisheit darstellen). Im Hinblick auf diesen Mangel, sowie auf die Fortschritte, die die psychologische Forschung in den letzten fünfzig Jahren gemacht hat, glaube ich bei diesem Thema nicht länger verweilen zu sollen, und wende mich zur Kritik jenes Emerson'schen Optimismus, der die uns umgebende Natur betrifft, und der überall in seinen Schriften, wo er nicht den Hauptinhalt bildet, als musikalische Begleitung eingeflochten ist.

Seine beiden „Compensation“ und „Experience“ betitelten Essays gewähren uns einen Einblick in den Optimismus zweier verschiedener Abschnitte seines Lebens. — „Compensation“ schrieb Emerson in seinen dreißiger Jahren. Dies ist die Periode in welche seine meisten Vorträge fallen; immer weitere Kreise lauschten mit Spannung seinen Worten; von seinen Mitbürgern geliebt und geachtet, war er frei von den Nahrungssorgen, die seine früheren Jahre beschattet hatten, und seine Zufriedenheit und Zuversicht erreichte einen beneidenswerten Höhepunkt.

Und so bildet denn den Grundgedanken dieses Essays die Ansicht, daß Gott „mit allen seinen Teilen“ in jedem Moos und Spinnengewebe wiedererscheine, und daß deshalb die ausgleichende Gerechtigkeit der Natur nichts zu wünschen übrig lasse, keiner Korrektur, keiner Ergänzung, im Jenseits bedürfe. Diese Gerechtigkeit meinte er, zeige sich insbesondere darin, daß die Natur nicht imstande sei, dem Menschen ohne seine Verschulden einen für die Dauer unkompensierten Schaden zuzufügen. „Nichts kann mir Schaden verursachen,“ rief er aus, „nur ich selbst! . . . . in Wirklichkeit leide ich nie außer durch meine eigne Schuld.“ Diesen Glauben vermochte sogar der Gedanke an die räuberische Hand des Todes nicht in's Wanken zu bringen, denn er beruhigte sich selbst und seine Leser mit der Beteuerung, daß, wenn unsere Engel weggehn, dies nur geschehe, damit Erzengel nachkommen mögen.

Plötzlich jedoch — es war zu Anfang des Jahres 1842 und nur kurze Zeit nach dem Erscheinen des ersten Bandes seiner „Essays“ — trat ein Umschwung in seinem Fühlen und Denken ein. Es starb nämlich um diese Zeit sein ältestes Söhnchen, noch nicht sechs Jahre alt; und so bitter empfand Emerson diesen Verlust, erzählt sein Biograph,*) daß er nach den ersten Gefühlsausbrüchen für lange Zeit unfähig war sich auszudrücken. „Sie werden niemals erfassen,“ schrieb einige Wochen später der heimgesuchte Vater an Carlyle, „wie viel von mir solch ein Kind mitsichnehmen kann . . . . ich wage nicht nach dem Unsichtbaren und Unbeschriebenen zu forschen, um zu ergründen, was für Beziehungen zu meinen verstorbenen Angehörigen ich noch unterhalte.“ — Monate um Monate verstrichen und sein Schmerz blieb neu, wie ein interessanter Brief bezeugt, den er an Margarete Fuller**) richtete, und den ich im folgenden versuchen will deutsch wiederzugeben:

„Als vergangenen Samstag Lidian*) sagte: Heute sind es zwei Jahre, dörte ich nur den Schlag der Glocke. Kein Ereignis, kein Fortschreiten hat mir näheres Verständnis meines Unglücks gebracht, als ich hatte, da es neu war.

Ich habe vor Kurzem in Drummond von Hawthornden Ben Johnson's Erzählung vom Tode seines Vaters gelesen, welch letzterer der Pest in London erlag. Ben Johnson war damals auf dem Lande und sah in einer Vision den Knaben in mannhafter Gestalt und so groß — meinte der Vater — als er bei seiner Auferstehung sein werde. Mit derselben wunderbaren Reife umkleidete sich die schöne Form meines eigenen Sohnes am Tage nach seinem Tode; und so erscheint er mir häufig.

Welch eine Unbeutlichkeit in der Manifestation der Gottheit! Wie können wir, unbestreidigt von unserem Hören, Sehen, Denken, uns jemals damit abfinden! Wir gütig hat sicherlich und doch gewappnete Menschen werden als gar zu unbedeutend behandelt. Plagt sich vielleicht die Urkraft gleich uns Menschen, unlästig vollkommenes zu leisten, daß der Schaden, den sie uns zufügt, von ganz anderer Art ist-als ihre Entschädigung? Meinen göttlichen Tempel, den alle Engel freudig zu bauen schienen und der in einer Nacht zertrümmert worden ist, kann ich nicht wieder aufbauen — und kann ich vielleicht geistige Zerstreuungen, oder Freundschaft, oder Handel und Wandel, als Erlaß betrachten? Eher erscheint mir all dies als ein Becher des Sammut oder Momus. Und dennoch, allem Augenscheine und allen Besonderheiten zuwider, versichert uns die Natur ihrer ewigen Segnungen. Doch diese Affirmationen sind bloß Schlußfolgerungen und sind preßen, und wenn wir sie in Worte kleiden, so haben sie den hohlen Klang affektierter Phrasen. Und so, liebe Freundin, haben wir unsere ganze Existenz immer wieder von neuem zu verlagen. Geduld und Geduld und Geduld!“

Aber die Tinte dieses Briefes war noch nicht lange trocken, als Emerson folgende Worte seinem Essay „Experience“ einfügte:

„Ist doch jedwedem Unglück Opium beigemischt! . . . . . Nur eines hat mich Gram gelehrt, nämlich seine Seichtheit zu erkennen. Gleich allen anderen berührt er nur die Oberfläche der Dinge und bringt uns nicht mit ihrem wirklichen Wesen zusammen; letzteres erfassen zu können, würden wir selbst Söhne und Gelebte als Preis begahlen. . . . . Durch den Tod meines Sohnes, der jetzt etwas mehr als zwei Jahre ist, scheine ich ein kostbares Eigentum verloren zu haben — es ist dahin. Ich kann es nicht in meine Nähe bringen. Wenn ich morgen vom Bankerott meiner wichtigsten Schuldner benachrichtigt werden würde, so würde der Verlust meines Vermögens einen großen Mißstand für mich bedeuten, und zwar vielleicht für viele Jahre; aber er würde mich zurücklassen, wie er mich gefunden hat, weder besser noch schlechter. Ebenso ist es mit dieser Kalamität; sie geht mir nicht nahe; etwas wovon ich mir einbilde, daß es ein Teil von mir selber sei, daß es nicht von mir weggerissen werden könne ohne mich zu verwunden, oder vergrößert werden könnte, ohne mich zu bereichern — es fiel von mir und hinterließ keine Narbe. Es war reif. Es grämt mich, daß Gram mir nichts lehren kann, oder auch nur einen Weg breit mich in die wirkliche Natur zu tragen imstande ist. Jener Indianer der mit dem Fluche belegt war, daß der Wind nicht auf ihn wehen solle, noch Wasser zu ihm fließen solle, ist der Typus von uns allen. Unsere erstseiten Erlebnisse sind wie Sommerregen, und wir sind die Paramantel, von deßen Oberfläche jeder Tropfen abläuft.“

Wir fragen natürlich, was diesen plötzlichen Gesinnungswechsel bewirkt haben könne; was konnte in der Gedankenwelt eines so feinfühligen Mannes das Bild des Paramantels in solchen Zusammenhang mit dem Tode seines Kindes bringen? Sollen wir glauben, daß in der kurzen Zeit, die seine Aeußerungen trennte, in seinem Gedächtnisse die Züge des Knaben an Farbenfrische verloren hätten? Je öfter wir sein Schreiben an Margarete Fuller lesen, desto weniger können wir uns dem Gedanken entziehen, daß er so lange mit sich selbst hin und her theorisiert hat, bis schließlich das traurige Ereignis sein ganzes Gift verloren hatte. Sein unbezwingbarer Glaube, daß alles was existiert, eo ipso gut und recht sein müsse, triumphierte über seinen Schmerz. Er erlangte tatsächlich die Wetterfestigkeit eines Paramantels. Und obzwar es wahr ist, daß auch die Lüfte des Frühlings und die wärmenden Strahlen der Sonne durch einen solchen Mantel nicht zu dringen vermögen, so fand er doch seinen Frieden wieder — etwas von jenem Osterfonntagsfrieden, nach dem wir lechzen, wenn wir unserer

*) Cabot, A Memoir of R. W. Emerson.

**) Transzendentalistische Schriftstellerin.

*) Emerson's zweite Frau.

Digitized by Google

ewigen Zweifel müde sind; und wann sind wir es nicht? .... Die kindliche Ree des Seelenfriedens — sie folgt der Fährte verschiedener Glaubensbekenntnisse, die nicht mit einander vereinbart werden können. Sie trägt uns (ich wiederhole die Worte, mit denen Emerson vom Gram spricht) „nicht einen Fuß breit in die wirkliche Natur"; im Gegenteil: Wiegenlieder leise singend schläfert sie uns ein, während ihre Mutter „Illusion" zwischen uns und der Wirklichkeit steht und uns sachte und anmutig von der Wirklichkeit hinwegschiebt, immer weiter und weiter hinweg. . . . . .

Und wohin gelangen wir, wenn „Kompensation" der Name unserer Illusion ist? Es ist wohl nicht schwer diese Frage zu beantworten, wenn wir folgende Zeilen lesen, die einem Artikel des amerikanischen Schriftstellers Joël Benton entnommen sind*):

„Als Antwort auf einen Brief, den ich während eines Unwohlseins geschrieben hatte, erhielt ich ein Schreiben von Emerson, in welchem er am Schlusse bemerkte: „Ich bitte Sie dringend gesund zu sein." Ich bedauere sagen zu müssen, daß der Brief, der diese Einschärfung enthält, einer ganz irrigen Auffassung entsprungen ist. Er ist nie veröffentlicht worden. Aber es möge sich niemand einbilden, daß weil Emerson auf diese Weise ein Naturgesetz, betreffend die Macht des Willens aufgestellt hat, es ihm jemals möglich gewesen wäre, jene bulgäre Charlatanerie gutzuheißen, die sich jetzt dieses Gesetzes bemächtigt hat, und die des Profits wegen zu einer angeblichen Betätigung religiösen Glaubens gestempelt wird."

Das Datum dieses interessanten Briefes gibt Mr. Benton nicht an; aber er bemerkt, daß kurze Zeit danach Emerson's Augenlicht zu schwinden begann. Wenn nun auch berücksichtigt werden muß, daß die letzten Lebensjahre unseres Concorder Essayisten durch stetig zunehmende Verdauungsschwäche verdunkelt waren, so ist es dennoch nicht unlogisch, seine schließliche Verkennung der Machtgrenzen des Willens als eine Folge seines Kompensationsglaubens aufzufassen. Schrieb er doch in „Kompensation":

„Ein Fieber, eine Verstümmelung . . . . . erscheint uns zuerst als ein unausgeglichener Verlust und als unausgleichbar; gewiß aber werden die Jahre kommen, da die tiefe heilende Kraft enthüllen werden, die allen Vorgängen zugrunde liegt."

Wenn dieses Dictum einmal unser Glaube geworden ist, und wir finden, daß in einem gegebenen Falle die Jahre dahinstreichen ohne die erwartete Manifestation der heilenden Kraft zu bescheren, dann kann natürlich — außer wir entschlüpfen rechtzeitig dem Zauber unserer Illusion — nichts anderes geschehen, als daß wir lernen, jenes Fieber oder jene Verstümmelung als eine Bestrafung anzusehen, die seinerzeit durch moralisches Verhalten hätte vermieden werden können.

Und damit sind wir noch nicht am Ende des eingeschlagenen Weges. Nehmen wir beispielsweise an, dieses strafende Fieber sei ansteckend gewesen; dann kann die begonnene Kette von Schlüssen nur zu einem weiteren Resultate führen: nämlich zu dem weiteren Glauben, daß infizierende Bakterien manchmal — wo nicht immer — durch die Wahl ihres Aufenthaltes und ihrer Nahrung göttliche Richtersprüche vollstrecken. Können wir es wagen, solche Bakterien zu töten? . . . . . In der Tat, wir können es nicht. Wir beginnen vielmehr die uns umschließende Schöpfung als so durchdrungen von göttlicher Weisheit und göttlichem Willen zu betrachten, als so „gefällig mit Gott," daß die tausend Schlachten, die wir täglich mit Zuhilfenahme aller Naturkräfte gegen die Natur kämpfen, als Gotteslästerung in unsere Augen starren, und dann — — — Hier endet die alte und doch neue Geschichte, das Lob der unsehlbaren Weisheit der Natur verstummt.

*) „The Outlook" (New York) Band 68, Seite 410.

Vom Ghetto zur modernen Kultur.

Eine Lebensgeschichte von Dr. Jakob Fromer.*)

Von Dr. Käthe Schirmacher.

Für den Verfasser liegt ein tiefer, unversöhnlicher Gegensatz zwischen dem Ghetto und der modernen Kultur: der Ghetto bedeutet ihm leibliches und geistiges Verkommen, die moderne Kultur leibliches und geistiges Gedeihen. Kein Wunder also, wenn er seinen Rassen- und Glaubensgenossen rät: unterzutauchen im Strom der modernen Kultur. — Durch diese Anschauung ist Dr. Fromers Buch ein Konfliktsbuch geworden.

Betrachten wir des Autors Leben und Entwickelung, bevor wir seine Anschauungen beurteilen. Sein Vater genoß im Lodzer Ghetto den Ruf außergewöhnlicher Frömmigkeit. Obgleich ganz arm, widmete er sich doch Talmudstudien und verbrachte seine Tage in gelehrter Diskussion. Den Unterhalt mußte die Frau durch Hausieren erbringen. Die Kinder blieben derweil im kalten, dumpfen Zimmer bei ungenügender Nahrung und Pflege zurück. Dem frommen Vater erschien, von seinem Standpunkt aus, das irdische Dasein aber so gleichgültig, daß er keine Anstrengung machte, dem materiellen Elend der Seinen abzuhelfen. Er war auch zu einem Broterwerb nicht fähig, sondern verstand nur, im Gebrauch mit Erwachsenen, nicht mit Kindern, (er hätte also nicht einmal Lehrer werden können), Tugend und Weisheit zu lehren. Seine Umgebung teilte diese Auffassung, nannte ihn einen frommen, heiligen Mann; die geplagte Mutter erlachte sich an seinem Ruhme, und niemand hal ihn je einen schlechten Gatten und pflichtvergessenen Vater gescholten: der jüdische Mann beanspruchl selbst unter den dürftigsten Verhältnissen ein Recht auf geistige Ausbildung und Betätigung.

Im Sommer entsloh Jakob Fromer der dumpfen Stube und schlug sich gegen die Lodzer Christenjungen, die der an Kraft und Zahl überlegenen jüdischen Jugend meist unterlagen. Ein herkulischer Schächter pflegte mit einem Pfahl auf die Gegner mit einzuhauen.

Mit 5 Jahren kam Jakob ins Chedet, die Judenschule, wo er Schmutz und Gehenl fand, als anschläglger Kopf aber rasch vorwärts kam. Freilich, in völlig unkindlichen und dem modernen Menschen ganz nutzlosen Materien: hebräisch, kurze Bibellektüre und als Hauptunterricht das Studium des Talmud, „dieses unüberseh'baren, tiefen Meeres." In unfruchtbaren Spitzfindigkeiten wuchs das begabte Kind auf.

Ungerechte Bestrafung treibt Jakob aus der Schule. Nun erhält er Unterricht beim Vater, der ihn einführt in die „unüberseh'bare Reihe von Kommentaren, Glossen, die den Quellen nachspüren, Widersprüche aufsuchen, Konflikte bei den Haaren herbeiziehen, um sie dann in Wohlgefallen zu lösen."

Diese Zeit war die glücklichste seines Lebens. Doch verlor er den Vater schon nach einem Jahre und kam mit 13 Jahren in das Bethamidrasch, eine Art Hochschule für das Studium des Talmud, doch ohne Hausordnung und ohne Lehrer. — Die Studierenden (Burschen von 15 bis 18 Jahren) sitzen, lesen, singen, gestikulieren durcheinander und bilden sich zu gewandten jüdischen Scholastikern aus. — Hier fand Jakob seinen Freund Osman, dem er fürs Leben verbunden blieb. Dieser Osman nun galt als ein Freigeist, ein Epikores, „ein Mensch, der lelzerische Bücher las, der unter Umständen fähig war, sich jeden Tag zu seifen, zu kämmen, Theater zu besuchen, mit Damen zu tanzen und am Ende gar nach dem Auslande zu gehen, um dort ein Doktor, ein Abtrünniger zu werden."

Osman gibt Jakob verbotene Bücher „aus jener riesigen jüdisch-jargonischen und neuhebräischen Literatur, einem Chaos

*) Charlottenburg, Pestalozzistraße 88a, im Selbstverlage des Verfassers.

Digitized by Google

von allen möglichen Uebersetzungen aus den verschiedenartigsten Sprachen und Literaturgebieten." - Der Roman nimmt darin den größten Platz ein; er behandelt mit Vorliebe die Leiden und Freuden eines Bachurs (Studierenden), der sich zum Doktor und zu einer reichen Heirat emporrang.

Das erste, was die verbotenen Bücher Jakob lehren, ist „die Liebe"; kannte er die Frau bisher doch nur „als die personifizierte Sünde". — Dann lernt er, an der jüdischen Offenbarung zweifeln; einige Tropfen moderner Naturwissenschaft sickern in seinen Geist: er sieht, daß der Glaube an einen persönlichen Gott unhaltbar sei, und nun bringt das, in einen Roman geflochtene System Spinozas ihm die Erlösung von den bittersten Seelenqualen.

Doch packen die orthodoxen Ueberlieferungen ihn immer wieder: er braucht einen persönlichen Gott. — Ein Leidensgenosse, ein schon älterer, verheirateter Mann, rät ihm, auf und davon zu gehen und zu studieren, sonst bleibe er elend kleben, wie die Fliege auf dem Leim. Dazu hat Jakob aber nicht die Kraft: seiner armen Mutter das antun? Unmöglich! Das Studium der jüdischen Rationalisten lindert seine Qual auf einige Zeit, befriedigt Jakob aber nicht dauernd, so daß er in seiner Not den Vorschlag der Mutter annimmt, zu seinem Onkel, dem Wunderrabbi von Szochlin, zu fahren.

Dieser Rabbi treibt Teufel aus, und man muß das Kapitel lesen, um diese vorweltliche Welt als etwas noch heute Lebendiges, als etwas Zeitgenössisches zu erfassen. (S. 51 bis 77).

Bei seiner Rückkehr von dem Wunderrabbi ist Jakob wieder durch die Uebermacht der Orthodoxie ins alte Geleise zurückgepreßt, und die Mutter benutzt seine augenblickliche Abspannung, um ihn zu verheiraten. Auch diesen barbarischen Schacher (S. 78 bis 86) um zwei Menschen, muß man lesen, um ihn für glaubhaft und wirklich bestehend zu halten. Die Braut ist 30 und der Bräutigam 16 Jahre. „Aber schließlich wird die Frau ja nicht „gekocht"; die Hauptsache ist, daß sie gesund und stark ist und die Fähigkeit besitzt, einen Mann zu ernähren." Denn Jakob ist ja ein Gelehrter, der sich um das tägliche Brot nicht mühen darf!

Jakobs Versuch, seine Frau zu den modernen Anschauungen und zur Liebe zu bekehren, Ideen, die immer wieder bei ihm auftauchen — schlägt fehl. All diese „Weigelech" (Vögelchen; wir würden „Raupen" sagen) sollen ihm dann bei schmalster Kost, harter Arbeit (er muß in des Schwiegervaters Kretschem bedienen) und bei einschläfrendem Talmudstudium aus dem Kopf getrieben werden. Da das nicht gelingt, gibt der Alte ihn frei, und Jakob wandert zur Mutter zurück. — In Lodz, dem Zentrum der Textilindustrie will er Kettelschern lernen, um sich so sein Brot zu verdienen. Er ist aber zu praktischer Arbeit unfähig, lernt es nicht und verfällt in schweren Typhus.

Nach seiner Genesung ist der Entschluß gefaßt: so geht es nicht weiter; er muß nach Deutschland und studieren. Mit unendlichen Mühen, auf dem Umweg über hebräisch und russisch, bringt er sich selbst „deutsch" bei. Und da sein Freidenkertum ruchbar geworden, schiebt man ihn, nach einer wilden Szene, ins Ausland ab: in der Hand ein Schnupftuch mit 2 Hemden, Gebetmantel und Gebetriemen; in der Tasche 5 Rubel. — Als mittelloser Ausländer wird er aus Berlin geschickt und endlich, nach langen Wanderungen durch russische Gefängnisse, an der Spitze eines Transports, geschlossen, nach Lodz zurückgebracht.

Vor dem Militärdienst entflieht er nach Krakau; in Wien versucht er vergeblich zu studieren, er wandert nach Stuttgart, bereit zur Judenmission überzutreten; er will nach Paris. Doch in Mannheim greift man ihn auf und schickt ihn nach der Heimat zurück.

„Und jetzt wußte er, was er wollte: die Abiturientenprüfung machen". Er läßt sich in Osmiecim als Lehrer nieder und „pankt" auf eigene Hand für das Examen. Da er nur ganz geringe Kenntnisse hat, verliert er bald sein Brot, doch hilft ihm sein eiserner Fleiß: er lernt, er bildet sich gesellschaftlich, wird Hofmeister in einer angesehenen jüdisch-deutschen Familie, bereitet sich dann, wieder unter den größten Schwierigkeiten, die sein unregelmäßiger Bildungsgang ja mit sich bringt, in Breslau auf die Abiturientenprüfung vor, fällt durch, erzwingt es aber, auch ohne das Reifezeugnis den Doktor zu machen, da seine Dissertation „allen Anforderungen einer wissenschaftlichen Arbeit entspricht". Er wird dann Hauslehrer in Liegnitz, erlangt durch Immediatgesuch an den König, seine Naturalisation in Preußen und wird 1899 zum Bibliothekar der jüdischen Gemeinde in Berlin ernennt. Diesen Posten verliert er 1904 wegen eines in der „Zukunft" veröffentlichten Artikels. Er spricht darin die Ansicht aus, daß nur das Aufgehen der Juden in den modernen Kulturvölkern ihrem Leiden ein Ende machen kann. —

Wir haben deshalb Fromers Lebens- und Leidensgeschichte hier so ausführlich erzählt, weil sie die praktische Rechtfertigung seiner Ansicht ist. — Dr. Fromer weiß, daß er Hunderte, Tausende, ja Millionen von Leidensgenossen in polnischen und russischen Ghetti hat. Wen darf es wundern, daß er ihnen so entsetzliche, zwecklose, unfruchtbare Qualen ersparen will?

Doch spricht er nicht nur als Gefühlsmensch und Philanthrop. Er hat die Rolle der Juden in der Kultur eingehend studiert und überdacht. Und sein Urteil lautet: die orthodox-jüdische Kultur ist eine einseitig-ethische, unlogische, unästhetische, (S. 186 — 208) eine völlig rückständige, veraltete, überlebte. Sie hat sich, von den westlichen Juden abgesehen — eigensinnig, gewalttätig und fanatisch vor allen Kulturfortschritten der Neuzeit verschlossen. Sie züchtet in den östlichen Juden eine ganz ungerechtfertigte Ueberhebung, als seien sie das Kulturvolk, die Nichtjuden aber Barbaren. Nun liegt die Sache gerade umgekehrt: die Ghettojuden haben so gut wie alles von der christlichen Kultur zu lernen. Daher sollen alle Juden ihren Kindern die Schmach und Zurücksetzung ersparen, denen ihre Religion sie selbst im zivilisierten Westeuropa aussetzt; sie sollen trachten, möglichst restlos aufzugehen im Meer der modernen Kulturmenschheit.

Mit diesen Ueberzeugungen hat Dr. Fromer in der Berliner jüdischen Gemeinde Anstoß erregt. — Sein Lebenslauf beweist jedoch eine so gewaltige Beharrlichkeit, daß es kaum anzunehmen ist, der vom Ghetto Befreite werde von der modernen Kultur wieder zum Ghetto zurückkehren.

Streiflichter.

(Nachdruck verboten.)

Zurückweisung einer Rockefellerschen Millionenspende. Dem Petroleum-Millionär John D. Rockefeller in Chicago ist ein eigenartiges Pech zugestoßen. Er wollte für eine gemeinnützige Unternehmung, die in kurzem ins Leben treten soll, eine Summe von 5 Millionen Dollars (20 Millionen Mark) spenden — aber man hat sie aus seinen Händen nicht angenommen.

Noch dazu ist es nicht die erste Spende, die diesem Millionär zurückgewiesen wird. Schon vor etwa zehn Jahren soll er einmal einen Scheck über 100 000 Dollars postwendend zurückerhalten haben, den er dem berühmtesten Volksheim (Social Settlement) Amerikas, dem Hull House in Chicago, gesandt hatte. Auch jetzt soll die Ablehnung hauptsächlich auf den Rat von Persönlichkeiten erfolgt sein, die in der Volksheim-Arbeit stehen. Und es ist gewiß wichtig, daß die Ablehnung auch dieser so sehr viel größeren Summe abermals gerade in der Stadt erfolgt, in der Rockefeller seinen Wohnsitz hat.

Dieswal handelt es sich um das Unternehmen einer großen gemeinnützigen Gesellschaft, die sich über ganz Amerika erstrecken soll und deren Ziel es sein wird,

Digitized by Google

alle Bestrebungen zum Wohle der Kindheit zusammenzufassen und zu fördern. Der Plan geht von dem Richter Lindsey aus, der durch seine Tätigkeit am Kinder-Gerichtshof in Denver (Colorado) im ganzen Lande berühmt ist.*)

Die Einrichtung besonderer Kinder-Gerichtshöfe hat sich mit ganz unglaublicher Geschwindigkeit über das ganze Land verbreitet. Heute haben 22 Staaten der Union ein besonderes Recht für Kinder, die sich gegen die Gesetze vergangen haben, und 40 Städte besitzen Kinder-Gerichtshöfe in verschiedenen Graden der Vollkommenheit. In fast sämtlichen anderen Staaten der Union sind Gesetze für die Einrichtung von Kinder-Gerichtshöfen in Vorbereitung. Auch nach Kanada hat die Bewegung übergegriffen — Toronto besitzt einen Kinder-Gerichtshof — und ganz Australien schließt sich der Bewegung an. In irischen Städten wie Dublin, Cork, Belfast hat man wenigstens bestimmte Tage für die Verhandlung von Kinderfällen festgesetzt, und in England und Schottland werden lebhafte Anstrengungen gemacht, das ganze System der Kinder-Gerichtshöfe einzuführen. Allgemein wird behauptet, daß in den sieben Jahren des Bestehens der Kinder-Gerichtshöfe diese als das einzig wirksame und als das einzig menschliche Mittel erkannt worden seien, Vergehen von Kindern zu verhandeln und darüber zu entscheiden. Amerikanische Juristen behaupten geradezu — vielleicht richtig, aber wohl etwas voreilig — daß die Einrichtung von Kinder-Gerichtshöfen den bemerkenswertesten Fortschritt des Rechtswesens während eines ganzen Jahrhunderts darstellt, und daß niemals eine Reform im Rechtswesen sich schneller Bahn gebrochen habe.

Nun kann an dieser Stelle von der Einrichtung und den Erfolgen des Kinder-Gerichtshofes in Denver nicht näher gesprochen werden. Es genüge zu bemerken, daß man damit außerordentlich zufrieden ist und daß man nun abermals einen Schritt weitergehen will. Richter Lindsey hat selbst sehr vernünftig die Forderung ausgesprochen: „Wenn es die Aufgabe des Kinder-Gerichtshofes ist, den Kindern das Gefängnis zu ersparen, so müssen wir nun noch etwas haben, was ihnen auch den Kinder-Gerichtshof erspart." Er hat daher in Denver eine „Juvenile Improvement Association" ins Leben gerufen, deren echt amerikanischer Titel sich eigentlich nur mit der schwerfälligen Uebersetzung „Gesellschaft zur Verbesserung des moralischen Zustandes der Jugend" wiedergeben läßt.

Vor wenigen Monaten regte Richter Lindsey in einem offenen Brief, der durch alle Zeitungen Nordamerikas lief, die Gründung einer ähnlichen Gesellschaft für die ganzen Vereinigten Staaten an. Ihr Ziel soll sein, die schlimmen Einflüsse zu beseitigen, die die Kinder schließlich vor die Kinder-Gerichtshöfe bringen. Im Juni hat nun in Chicago eine Zusammenkunft von Männern und Frauen stattgefunden, die sich für die Frage interessieren; sie war sehr gut besucht und setzte einen Ausschuß ein, um die näheren Grundzüge des Planes zu beraten. Man will insbesondere auch dort Propaganda machen, wo die Wichtigkeit der Frage noch nicht erkannt ist, und will daher Zweiggesellschaften begründen, ein Auskunftsbureau schaffen usw.

Daß dazu erhebliche Mittel nötig sein werden, liegt auf der Hand — und das hat wohl Rockefeller dazu bestimmt, dem Richter Lindsey jene Spende von 20 Millionen Mark anzubieten. Prompt ist die Ablehnung erfolgt, und in den großen amerikanischen Zeitungen (wie z. B. in der New-Yorker „Times") wird als Grund offen angegeben, daß Rockefeller seine Billionen nicht mit reinen Händen erworben habe.

Selbstverständlich ist diese Zurückweisung des Petroleum-Parvenüs nicht ohne Tadel geblieben. Selbst einige ernste Zeitschriften, die sich ihrer Reformfreundlichkeit und ihres sozialen Sinnes rühmen, geben der Meinung Ausdruck, daß es besser gewesen wäre, die Schenkung anzunehmen. Ein Recht, sie für eine gemeinnützige Sache von der Hand zu weisen, habe man nur dann, wenn das Geld, das gespendet werden solle, nicht dem Spender selbst gehöre, sondern notorisch unrechtmäßig von ihm erworben sei. Diesen Beweis müßte man aber bei Rockefeller erst bringen — oder man müßte ihm Gelegenheit geben, sich zu verteidigen.

Die Frage ist theoretisch sehr interessant, wenn sie auch praktisch für Deutschland keine Bedeutung hat. Die Leute, die ihr Vermögen auf anrüchige Weise erworben haben, pflegen bei uns zu wirklich großem Reichtum nicht zu kommen — oder wenn ihnen das ausnahmsweise gelingt, so denken sie doch nicht daran, Geld für gemeinnützige Zwecke herzugeben. Nur in ganz seltenen Fällen kommt das einmal vor. Vor einer Reihe von Jahren starb in Berlin ein Kaufmann, dessen persönliche Eigenschaften ziemlich zweifelhafter Natur gewesen waren; er hinterließ der Stadt Berlin eine nicht unbeträchtliche Summe — wenn ich nicht irre, für ihre Waisenverwaltung — aber unter der Bedingung, daß man ihm, der noch dazu an Schönheit nicht gelitten hatte, ein Denkmal setze. Die Stadt Berlin hat damals dieses Ansinnen mit vollem Recht von der Hand gewiesen und hat auf die Erbschaft ohne weiteres verzichtet.

Nun nimmt man es ja in den Vereinigten Staaten im allgemeinen nicht so genau. Es ist bezeichnend, daß das Wort „smart", das eigentlich „gerissen" bedeutet, im Munde des Amerikaners ein Lob ist. Häufig mag sich der Fall ereignet haben, daß ein Reichgewordener sich nicht gern der Mittel erinnerte, durch die er zu seinem Mammon gelangt war, und daß er durch reichliche Spenden an wohltätige und gemeinnützige Gesellschaften sein Gewissen zu beruhigen versuchte. Denn die Stelle der Kirche, der manche Europäer ihr Geld zuwenden, um ihre Sünden abzuwaschen, nehmen in Amerika vielfach jene Gesellschaften ein.

Immerhin wird sich der Fall selten ereignet haben, daß Millionen-Spenden von einem Manne kamen, dessen Vermögen durch die wohldurchdachte und mit teuflischer Schlauheit ins Werk gesetzte Vernichtung zahlloser Existenzen zusammengescharrt ist. Dieser Fall liegt aber nach der Empfindung vieler Amerikaner eben bei Rockefeller vor. Man braucht nicht einmal an die schweren Anklagen zu denken, die Theodor Duimchen in seinem temperamentvollen Buche „Die Trusts" gegen ihn schleudert (und die doch den Stempel der Wahrheit an der Stirn tragen), sondern halte sich nur vor Augen, daß Rockefeller in Amerika der am meisten gehaßte Mensch ist, daß er sich mit Geheimpolizisten umgibt, um seines Lebens sicher zu sein, daß die obersten Staatsbehörden der Staaten Missouri, Kansas, Texas u. s. w. in schärfster Weise gegen sein unerträgliches Ausbeutungssystem vorgehen — um zu erkennen, daß doch auch ein sehr großer Teil der Amerikaner mit Abscheu auf die Art blickt, mit der Rockefeller aus einem armen Manne zu einem der reichsten der ganzen Welt geworden ist: und daß ohne irgend eine neue Erfindung gemacht, ohne überhaupt für das Wohl der Menschheit das geringste geleistet zu haben. Welch ein gewaltiger Abgrund trennt ihn von Andrew Carnegie, der sein riesenhaftes Vermögen in ehrlicher Arbeit und nicht durch kaufmännische Kniffe erworben hat, und der seit Jahren fast ausschließlich damit beschäftigt ist, einen Teil dieses kolossalen Vermögens in wohldurchdachter Weise seinem Vaterlande (Schottland) und seinem Adoptivvaterlande (den Vereinigten Staaten) für Bildungszwecke zur Verfügung zu stellen!

Bei Carnegie ist man überzeugt, daß seine großartigen Spenden dem ernsten Herzens-Wunsche entsprungen, Gutes zu tun. Bei Rockefeller kann dies kein Mensch auf seinen Eid nehmen. Er hat der Universität Chicago Riesensummen geschenkt — etwa 40 Millionen Mark unter den 72 Millionen,

*) Unsere Leser erinnern sich gewiß der Schilderung der Arbeit dieses Mannes in Nr. 12 d. Jhg. Jahrgangs, S. 94.

Digitized by Google

die deren Kapital beträgt. Er hat der Kirche der Baptisten, der er mit äußerlicher Frömmigkeit angehört, manche Million geschenkt. Er hat hier und da einmal eine Million oder ein paar Millionen für andere Zwecke gegeben. Aber in all den letzten Jahren hat er keine Spende machen können, ohne daß offen oder heimlich danach gefragt wurde, welchen Schachzug zur Ausbeutung der Allgemeinheit er damit dem Publikum überzuckern wolle. Und diese bittere Stimmung, mit der seine Spenden angesehen werden, scheint von Tag zu Tag zu wachsen.

Eins ist sicher: man läßt sich das Geld viel lieber von jemand anders schenken als von Rockefeller. Recht weit verbreitet ist doch die Empfindung, daß es keine Ehre ist, diesem Manne die Hand zu drücken. Und das mag viel dazu beitragen, die Ablehnung seiner Spenden leichter zu machen. Sind doch zudem gemeinnützige Gesellschaften in Amerika in der angenehmen Lage, um Geld kaum in Verlegenheit zu sein. Denn wenn sie wirklich Gutes leisten, so sind sie sicher, von der Freigebigkeit der Bevölkerung reichlich mit Beiträgen bedacht zu werden. Manche gemeinnützige Einrichtung in Deutschland möchte wohl wünschen, nach Amerika versetzt zu werden, um von dieser wirklich großartigen Freigebigkeit Nutzen zu ziehen, die nicht etwa nur von Millionären und Billionären, sondern auch von der Mehrzahl der Leute mit bescheidenem Einkommen geübt wird.

Ob eine gemeinnützige Gesellschaft Recht daran hat, die Beiträge eines Mannes zurückzuweisen, der bei der Jagd nach Reichtum, um unseren deutschen Ausdruck zu gebrauchen, „mit dem Aermel das Zuchthaus gestreift hat", das läßt sich theoretisch nicht leicht entscheiden. Sicherlich ist es aber weit angenehmer, nur solches Geld im Etat zu haben, an dem nicht der Fluch zerstörter Existenzen klebt. Das empfindet man auch in Amerika, und es berührt uns wie ein frischer Lufthauch, wenn gerade aus dem Lande des Dollars eine so kerngesunde Auffassung berichtet wird. Die Amerikaner machen damit das geflügelte Wort des alten römischen Kaisers zuschanden, der eine Steuer aus unappetitlicher Einnahmequelle mit den Worten rechtfertigte: Non olet!

Dr. Ernst Schultze, Hamburg-Großborstel.

Bücherschau.

„Zur Geschichte der Prügelstrafe in Schule und Haus." Eine pädagogische Studie von Nelly Wolffheim.

In unserer Zeit, wo die Prügelstrafe als Erziehungsmittel bei allen ernsthaften Pädagogen immer mehr in Mißkredit gerät, ist es ohne Zweifel von großer Interesse, einmal zu prüfen, wie sich die bedeutenden Persönlichkeiten früherer Zeiten zur Prügelstrafe verhalten haben. Die Verfasserin der genannten Studie hat mit großem Fleiß die charakteristischen Aussprüche gesammelt, die von Plato bis zu unseren Modernsten über diesen pädagogisch so außerordentlich wichtigen Gegenstand gemacht worden sind. Wir können mit Freuden zum Lobe der Menschheit konstatieren, daß zu allen Zeiten — wenn auch früher nur ganz vereinzelt — hervorragende Persönlichkeiten entweder ausgesprochene Gegner der Prügelstrafe gewesen sind, oder dieselbe nur im äußersten Falle angewendet wissen wollen. — Während bei den Griechen derenz die Anschauung sich Geltung verschaffte, daß Prügel stumpf macht, war bei den Römern die Prügelstrafe als Erziehungsmittel beliebt, trotzdem Leute wie Cicero dringend empfehlen, „daß nicht mit Ungehorsam gestraft werden soll." Ihre höchste Blütezeit — wenn man so sagen darf — erreichte die Prügelstrafe in den Klosterschulen des Mittelalters, aber der Geist der „christlichen Erziehung" begnügte sich nicht mit der Prügelstrafe, sondern führte zur Bekräftigung auch noch die Folter in die Schule ein. Ganz ähnlich wie im Schulleben wurden natürlich die Strafen auch in der häuslichen Erziehung gehandhabt.

Im Anfang des 16. Jahrhunderts beginnt ein etwas milderer Erziehungsgeist sich zu regen, für unsere Begriffe ist er allerdings noch rigoros genug. Es heißt da in einer obrigkeitlichen Verordnung „der Lehrer soll nicht auf den Kopf schlagen, nicht die Ohren umdrehen und nicht mit Stöcken und Kolben schlagen." Praktischen Wert mögen diese Vorschriften, die sich in jener Zeit mehr und mehr häufen, kaum gehabt haben, da ja in den meisten Fällen das pädagogische Einsicht genügt hätte, um die drastische Anschauung von der natürlichen Verderbtheit der Menschen das ihrige dazu beitrug, um in der großen Masse immer wieder die Meinung zu bekräftigen, daß man die Sünde schon bei den Kindern austreiben muß. Einen bedeutenden Fortschritt finden wir in den Jesuitenschulen; man hält zwar auch hier an der Prügelstrafe fest, doch darf dieselbe nicht von einem Ordensbruder, sondern nur von einem auswärtigen Zuchtmeister ausgeübt werden. Der Grund zu dieser Maßregel ist wohl darin zu suchen, daß die Jesuiten sich auch schon klar darüber waren, daß der Strafende durch die Prügel drei er austeilt, entwürdigt wird.

Ganz modern hingegen muten uns die Worte an, die Comenius über die Erziehung sagt; weist er doch auf die geistigen Hilfsmittel hin, die dem Erzieher zu Gebote stehen, und darauf daß es richtiger ist, den Charakter zu bilden, als Wissenschaft in die Menschen hineinzupressen; er betonte auch den großen Wert von Liebe und Freundlichkeit in der Erziehung. Entschiedene Gegner aller Prügel sind Rousseau und Salzmann, und auch Pestalozzi teilt auf einem ähnlichen Standpunkt. Je mehr wir uns dem 20. Jahrhundert nähern, desto größer wird die Zahl, desto energischer das Vorgehen aller Pädagogen gegen die brutalen Strafen. Und doch — wie viel auch über den Gegenstand geschrieben und gesagt worden ist, es ist noch lange nicht genug: das beweisen uns unsere Schulen, insbesondere unsere Volksschulen, in denen trotz aller Vorschriften noch immer „feste gewrigelt" wird. Und was in unseren Schulen an der Tagesordnung ist, erstreckt sich auch auf die häusliche Erziehung. Jeder, der diese Zeilen liest, möge einmal darüber denken, wie oft er von Lehrern und Eltern den Ausspruch gehört, „Ohne Prügel geht es nicht in der Praxis." Deshalb dürfen alle die, die einer besseren Einsicht huldigen, nicht müßig sein, sondern müssen alle zu Gebote stehenden Mittel ins Treffen führen, um die Prügelpädagogen zu bekehren oder unmöglich zu machen. Es gilt vor allem die öffentliche Meinung immer wieder zu bearbeiten und von diesem Standpunkt aus begrüßen wir die Studie von N. Wolffheim mit Freuden als ein Kampfesmittel. Wird doch der Aufsatz so zahlreiche Streitschriften auf den Leidensweg, den die Jugend seit zwei Jahrtausenden gegangen ist, daß auch der Gedankenloseste einsehen muß, daß die Prügel eben nur eine Zuflucht für Beschränktheit und Faulheit ist und keinerlei erzieherischen Wert hat.

L. J.

* * *

Kulturideale und Frauentum. Von Henriette Fürth. Leipzig, Felix Dietrich 1906. 44 S. 8°.

Die in der Frauenbewegung wie in der wirtschaftlichen und einheitlichen Kultur durch ihr Wirken wohlbekannte Verfasserin hat offenbar das Bedürfnis gehabt, einen Augenblick im Kampf stillzustehen und sich Rechenschaft zu geben über das Erreichte und noch zu Erstrebende. Daraus ist denn ein Schriftchen entstanden, das aus der Höheperspektive einen klaren und vollen Ueberblick über Wesen und Bedeutung des Eintretens der Frauenwelt in unsere — noch mehr, als uns in der Regel bewußt ist, — männlich-einseitig bestimmte Kultur bietet. Die Arbeit ist frei von allen Uebertreibungen, wie man das von der Verfasserin gewöhnt ist, und faßt mit unleugbarem Geschick die vielfach verschlungenen Fäden der kulturellen Entwicklung so zusammen, daß ein klares Bild zustande kommt. Ueber Einzelheiten, wie z. B. ihr bedingtes Eintreten für den Neo-Malthusianismus, zu streiten, würde hier zwecklos sein, da die gedrängte Kürze der Darstellung wohl die und da eine scheinbare Härte veranlaßt hat, die bei näherer Erläuterung wahrscheinlich verschwinden würde. Das Wichtigste sei jungen Mädchen, die sich einmal über den Umfang ihrer Aufgaben orientieren möchten, bestens empfohlen.

-nz-

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Das Bureau der V. F. F.
befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock.** Die Sprechstunden des Unterzeichneten sind Montag, Mittwoch, Freitag von 10—12 Uhr. Eilige Zuschriften sind an die Privatadresse des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmanstraße 15, zu richten.
Dr. Penzig.

Flügel Pianinos **Blüthner's** Piano-Magazin. Berlin W., Potsdamerstr. No. 41.

Digitized by Google

Eingegangene Bücher.

Das Zarentum im Kampfe mit der Zivilisation. Von Roman Sembratowycz. Frankfurt a. M. 1905. Neuer Frankfurter Verlag, G. m. b. H. Mk. 1,—.

Karte des deutschen Außenhandels 1904. Entworfen und gezeichnet von W. Ahr. Groß-Lichterfelde W., Kommandantenstraße 6. Paul Richters Verlag.

Bürgerliches Gesetzbuch für das Deutsche Reich. Liliput-Ausgabe. Band I. Verlag von Otto Liebmann, Berlin. 45.—56. Tausend. Mk. 1,—.

Ethische Präludien. Von Dr. M. Kronenberg. München 1905. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). Mk. 5,—, geb. Mk. 6,—.

Jahrbuch moderner Studenten für 1905. Osterwieck (Harz) 1905. Verlag von A. W. Zickfeldt. Mk. 1,—.

Gott und Mensch als Weltschöpfer. Philosophische Betrachtungen von Karl Mühlenhardt. Berlin-Wilmersdorf 1905 Selbstverlag des Verfassers, Weimarschestraße 2. Mk. 3,—.

Verbieten unter König Peter I. Von Konsul Heinz Bothner. 7. Jahrgang des Jahrbuchs „Der Orient." 1905/06 Zentrale des „Deutsch-österreichischen Orientklubs." Berlin-Charlottenburg, Weimarerstraße 35. Mk 1,50.

Die Großstadtals Städtegründerin. Von M. Abendroth, Hannover. Schlachtsteuer 1905. Verlag der deutschen Gartenstadt-Gesellschaft. Flugschrift 8. Mk. 0,50.

Mutterschutz. Zeitschrift zur Reform der sexuellen Ethik. Herausgegeben von Dr. phil. Helene Stöcker. 1. Jahrgang, 2. Heft. A. D. Saueriändersche Verlag, Frankfurt a. M. Preis halbjährlich (6 Hefte). Mk. 3,—. Einzelheft 60 Pf.

Leonhard Simion Nf., Berlin S. W. 48.

Briefe an Eltern

von Peiphobe. J. L. G.

Klein Oktav. 11 Bogen. Preis broschiert 2 Mark.

Ellen Key schreibt im **„Tag"** vom 24. August 1906 u. A.:

Ich öffnete das Büchlein mit sehr wenig Erwartungen. Aber mein Interesse wurde schon durch das Motto aus Dantes „Paradiso" rege. Und als ich die ersten Zeilen gelesen hatte, wußte ich, daß ich jedes Blatt mit Eifer wenden und jede Seite mit hungrigen Augen verschlingen würde, und daß meine Gedanken mit jedem Gedanken des kleinen grauen Buches zusammen zittern würden!

Und so ist es auch geschehen. . . . . .

A. P. Luck's Buch- und Papierhandlung
Alt-Moabit 109, Berlin N. W. 52, Fernspr. II, 2105
liefert den Gesinnungsgenossen alle **einschlägl. Artikel** für Berlin und Vororte frei ins Haus!
Versand-Abteilung Kolonie Eden.
Bitte verlangen Sie Katalog (franko). Fernspr. Oranienburg 11, pflegt als Spezialität: die Literatur der Ethik, der Vegetarismus, der Naturheilkunde und des Obst- und Gartenbaus.

Verlag von Leonhard Simion Nf. Berlin SW. 48.

Soeben erschien:

Dornen

Von Max Jungmann.

80. 5½ Bogen. Preis gebunden 3 Mk., broschiert 2 Mk.

„Dornen" ist der Titel einer Gedichtsammlung, die schon wegen ihres eigenartigen Charakters Interesse erwecken dürfte. Jungmann ist ein Repräsentant der jung-jüdischen Dichterschule, die — besonders in deutscher Sprache — bereits Bemerkenswertes auf dem Gebiete der schöngeistigen Literatur hervorgebracht hat. Jungmanns spezifische Begabung ist die politische und soziale Satire, die in der vorliegenden Sammlung den größten Raum einnimmt. Aber auch die lyrischen Gedichte am Schluß des Werkes zeichnen sich gewöhnlich durch eine leicht satirische Pointe aus, die jedoch die Stimmung nicht zerstört, sondern sie sogar erhöht. Die Einfachheit und Schönheit der Sprache im Verein mit einem zielsicheren und doch nicht verletzenden Witz geben den Gedichten einen über das Interesse des Tages hinausreichenden Wert.

☞ Der heutigen Nummer liegen ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung **Greiner & Pfeiffer, Stuttgart** betr. **„Türmer"** sowie der **Berliner Bezirksdirektion der Mannheimer Lebensversicherungs-Aktien-Gesellschaft, „Pita"** bei, worauf wir unsere Leser hierdurch hinweisen.

Vorläufiges Programm der D. G. E. K.

Abteilung Berlin.

(Aenderungen und Ergänzungen vorbehalten).

Freitag, den 5. Oktober, abends 8½ Uhr, Saal 109 des städt. Rathauses. Vortrag: Frl. L. Jannasch: „Die Entwicklung der sittlichen Tatkraft in der Erziehung." Eintritt frei. Gäste willkommen.

Donnerstag, den 11. Oktober, abends 8½ Uhr, Unter den Linden 16, III. Diskussions- und Leseabend unter Leitung von Herrn Professor Dr. Bruno Meyer. Lektüre von Kant: Grundlegung zur Metaphysik der Sitten (Fortsetzung). (Reclam 4507.) Eintritt frei. Gäste willkommen.

Montag, den 29. Oktober, abends 8½ Uhr, Bürgersaal des städt. Rathauses. Vortrag: Professor Dr. Ewald Horn: „Sterneriana." Diskussion. Eintritt für Mitglieder frei. Gastkarten zu 50 Pfg. im Bureau der D. G. E. K., W. 64, Unter den Linden 16, II, sowie im Verlag SW. 48, Wilhelmstr. 121, ferner in den Buchhandlungen von Nicolai, Potsdamerstr. 123 b, Späth, Königstraße 52 und bei Wertheim, Leipzigerstraße 132/7, erhältlich.

Freitag, den 9. November, abends 8½ Uhr, Saal 109 des städt. Rathauses. Redner und Thema vorbehalten.

Freitag, den 30. November, abends 8½ Uhr, Bürgersaal des städt. Rathauses. Vortrag: Redner und Thema vorbehalten.

Freitag, den 7. Dezember, abends 8½ Uhr, Saal 109 des städt. Rathauses. Vortrag von Frl. Dr. jur. F. Tuenting über Jugendfürsorge. (Genaues Thema später.)

Sonnabend, den 29. Dezember, abends 8½ Uhr, Bürgersaal des städt. Rathauses. Silvesterfeier und Ansprache von Herrn Geheimrat Prof. Dr. Foerster. Thema vorbehalten.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Mein Zahnziehen ohne Narkose
ist von mir seit Jahren in vielen tausend Fällen zur größten Zufriedenheit meiner Patienten angewandt und daher bestens zu empfehlen!
Sorgfältige Erhaltung der Naturzähne
Zähne ohne Platte | Porzellan-Plomben.
Mehrfach mit goldener Medaille prämiirt.
Linde, jetzt: **Behren-Strasse 20** vis-à-vis Metropol-Theater.

Verlag Leonhard Simion Nf. Berlin S. W. 48.

Zum Kulturkampf um die Schule.

Ein Mahnwort an Denkende.

Von **Dr. Rudolph Penzig.**

80. 10 Bogen. Preis broschiert 2 Mark, gebunden 3 Mark.

Die (pädagogische) Zeit, Wien, schreibt:

„Obwohl das Buch vornehmlich die Verhältnisse in Deutschland in Betracht zieht, ist es für alle Pädagogen und jene Laien, die als Eltern oder soziale Arbeiter aufs Wohl und Wehe künftiger Generationen Einfluß nehmen, eine bedeutsame Lektüre."

Zum Druck von **Broschüren**
wissenschaftlichen Werken,
Jahresberichten, Flugblättern,
sowie zur Anfertigung
sämtlicher anderen Druckarbeiten
in moderner und sauberer Ausführung, bei billigster Berechnung, empfiehlt sich
Oskar Hensels Buchdruckerei
Gottesberg (Schlesien).
Druck der „Ethischen Kultur," des **„Freidenker"** und freireligiösen **„Sonntagsblatt."**
☞ Bei Bedarf verlange man Kostenanschlag.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1.60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin s. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XIV. Jahrgang. | Berlin, den 15. Oktober 1906. | Nr. 20.

Nachdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Wie die Reaktion Deutschlands Machtstellung gefährdet. Von Sandhi.
Ethischer Subjektivismus. Von Prof. Eduard Westermarck.
Ein sozial-ethischer Roman. Von Dr. M. Kronenberg.
Streiflichter:
„Es kann nicht überraschen" . . .
Neuaufbau der deutschen Kolonialpolitik.
„Bürgerliche" Wissenschaft und Kunst.
Aus der ethischen Bewegung. Abt.: Magdeburg. Frankfurt a. M.
Vermischtes.
Bücherschau.

Wie die Reaktion Deutschlands Machtstellung gefährdet.

Von Sandhi.

Es ist viel über die traurigen Folgen geklagt worden, welche die spezifisch preußische Reaktion über Deutschland gebracht hat. Im Allgemeinen hatte man dabei die unerquicklichen Zustände im Auge, die im Innern hervorgerufen worden sind. Weniger wird davon gesprochen, daß die Reaktion auch sehr bedenkliche Wirkungen auf unsere auswärtigen Beziehungen ausübt und daß sie viel dazu beigetragen hat, Deutschland in die ungemütliche Situation zu bringen, die seit der Marokko-Affäre und der englisch-französischen Annäherung schwer auf unserem Vaterlande lastet. Ganz unmerklich haben sich in der Welt die Schichten verschoben, von denen der Gang der sogenannten großen Politik abhängig ist. Die Demokratisierung der Völker, speziell in Frankreich und England, und die gewaltige Entfaltung der nordamerikanischen Union haben die alten feudalen Mächte stark in den Hintergrund gedrängt. Man denke nur beispielsweise an den Berliner Kongreß zurück, wie da noch Alles von den Fürsten abhängig war, und vergegenwärtige sich, wie sich seitdem die Welt geändert hat! In England und Frankreich die Radikalen an der Regierungsgewalt; im ersteren Lande die Kirche niedergeschmettert, in England, — wo John Burns bereits versucht im Arbeiterkittel Minister zu sein, wo der Moralunterricht in den Schulen offiziell eingeführt wird, — die ersten Versuche, das Oberhaus ganz abzuschaffen. In Norwegen der König ohne alle Förmlichkeiten fortgeschickt und ein Anderer eingesetzt, der kaum die Macht eines Präsidenten besitzt, Rußland und Oesterreich, die „Horte" der Reaktion, ganz lahmgelegt, Spanien aus seinen Kolonien hinausgeworfen. In Ostasien sprechen die „Heiden" ein gewichtiges Wort in der Weltpolitik mit. Wenn der Berliner Kongreß sich in den Formen eines — sagen wir — Jockey-Klubs abgespielt hat, so würde sich ein neuer derartiger Kongreß mehr — wie eine Journalistentagung präsentieren.

Gewiß wird noch Vieles — allzu Vieles — zwischen den Höfen abgemacht; die „Mutmen und Basen und Vettern" sind immer noch wichtige Figuren auf dem Schachbrett der hohen Politik. Aber man kann doch nicht in Abrede stellen, daß die Unterströmung schon sehr mächtig ist und daß Alles darauf hindeutet, daß sie mehr und mehr die Führung an sich reißen wird. Ja, man kann deutlich merken, daß die Demokratien planmäßig darauf ausgehen, alle reaktionären Mächte matt zu setzen, und diese Tendenz würde noch klarer in die Erscheinung treten, wenn nicht Frankreich aus bekannten Gründen Rücksichten finanzieller und politischer Art auf Rußland zu nehmen hätte.

Die Ueberspannung der reaktionären Bestrebungen von Seiten des offiziellen Deutschlands macht es immer schwieriger für uns, mit den wirklich treibenden Mächten unserer Zeit in Fühlung zu bleiben — das ist die tiefste Ursache unserer Isolierung. Es ist aber ohne Zweifel auch eine sehr gefährliche Situation für Deutschland, als erklärter Hort aller Reaktion dazustehen. Unausgesprochen ist Alles gegen uns verbündet, was voran will, und uns bleiben nur noch solche Verbündete, über die bereits die Wellen zusammenschlagen — man braucht nur an Oesterreich und das Papsttum zu denken. Gegen uns sind die Lichtfreunde, die im Klerikalismus den gefährlichsten Kulturfeind sehen. Sie sind schon recht mächtig in der Welt: sogar in Spanien (!) bereitet sich ein Kulturkampf vor. Italien wird gezwungen sich von Deutschland abzuwenden, weil sein gefährlichster Gegner, der Vatikan, von Deutschland gehätschelt wird; die so wünschenswerte Aussöhnung mit Frankreich ist durch unsere Papstfreundschaft fast unmöglich geworden, und die Liberalen in Staaten, die für uns sehr wichtig sind — man denke nur an Belgien — werden mit Gewalt Frankreich in die Arme getrieben.

Reaktionäre Bestrebungen sind augenblicklich der kostspieligste Luxus für ein Land — das kann man selbst an Rußland studieren. Man bedenke nur das Eine: was haben uns unsere „Missionare" in Ostasien gekostet! Nicht mehr und nicht weniger, als unsere ganze Zukunft in China — von den Kosten und den Blamagen des China-Feldzuges ganz abgesehen. Was wird uns unsere reaktionäre Schulpolitik noch kosten? Vielleicht unsere Weltmachtstellung; denn wenn die mit uns konkurrierenden Staaten fieberhaft an der Verbesserung ihres Schulwesens arbeiten und wir gleichzeitig unsere Jugend methodisch mit Heiligen-

Digitized by Google

geschichten verbläden, dann muß Deutschland ins Hintertreffen kommen. Statt Naturwissenschaft, Sprachen, Zeichnen zu forcieren, werden Kirchenlieder auswendig gelernt — ein weltbhistorisches Pendant zu den Heiligenbildern der Russen die sie den Kanonen und Minen der Japaner entgegenstellten.

Die Polenfrage, die drohend für Deutschland am Himmel steht, ist lediglich eine Folge unseres reaktionären Regierungssystems. Es gäbe — in einem modern regierten Staatswesen — ein ungeheuer einfaches Mittel, um das Polentum matt zu setzen: man erziehe die deutsche Bevölkerung in ausgezeichneten Schulen auf freidenkerischer Grundlage. Dadurch werden sie in ganz kurzer Zeit die klerikal verdummten Polen geradezu kulturell und wirtschaftlich überholen, wie in Baden — was an den Steuerleistungen statistisch bewiesen ist — die Protestanten die Katholiken total überholt haben. Statt die Polen niederzuhalten, sollte man aus der deutschen Bevölkerung eine Elite an Charakter, Wissen und Können heranziehen. Man schaffe nur einmal für die Schulen im Osten den konfessionellen Religionsunterricht ab und behalte ihn für die Polen bei. Diese Maßregel dürfte allein genügen, um in einem Menschenalter jede Polengefahr zu beseitigen. Dann gäbe Polen für uns das, was die klerikal verdummten Irländer für England geworden sind. Solange wir aber die Deutschen mit künstlichen Gewaltsmitteln geistig und moralisch zur Kulturstufe der Polen herunterdrücken, kann doch gar kein Erfolg erzielt werden.

Sehr bedenklich ist auch der Umstand, daß die Arbeiterschaft aller Länder Deutschland für den entschiedensten Feind der Demokratie hält, denn der Einfluß der Arbeiter in den Parlamenten vieler Staaten ist schon sehr groß, und bei internationalen Verwickelungen kann er sehr ins Gewicht fallen, zumal es gar nicht ausgeschlossen ist, daß sich die Arbeiter der Industrie-Länder über den Kopf ihrer Regierungen hinweg mit einander verständigen und bei internationalen Fragen gelegentlich den Ausschlag geben werden.

Die deutsche Reaktion hat viel mehr Feinde gegen sich gewappnet, als man beim ersten Blick annehmen sollte. Man darf auch die große Zahl von Deutschen nicht vergessen, die wegen politischer, sozialer, religiöser Bedrückung ausgewandert sind und die ihre Aufgabe nun darin sehen, das reaktionäre Regiment in Deutschland matt zu setzen. Wie die Irländer und die Russen in den Vereinigten Staaten, glauben auch viele Deutsche, ihr Heimatland „befreien" helfen zu müssen. Wer feinhörig ist, kann in kritischen Zeiten Anzeichen davon in der Presse erkennen.

Jedenfalls ist nicht daran zu zweifeln, daß die Reaktion in Deutschland ihr vollgerüttelten Maß dazu beigetragen hat, unser Vaterland von der Stelle herunterſinken zu lassen, wohin es einst günstige Umstände gestellt hatten. Wenn das die patentierten Patrioten nicht einsehen, sollten doch die einfachen Patrioten, die Deutschland als Kulturmacht nicht im Hintertreffen, sondern im Vordertreffen sehen wollen, alles tun, um endlich einen Wandel herbeizuführen. Die beiden großen Heilmittel sind: Demokratisierung und Entklerikalisierung!

Ethischer Subjektivismus.

Von Professor Eduard Westermarck.

(Nachdruck verboten.)

Die Gesellschaft ist die Schule, in der die Menschen lernen, zwischen Recht und Unrecht zu unterscheiden. Der Oberlehrer ist die Sitte, und die Lektionen sind für alle dieselben. Die ersten Sittenurteile wurden von der öffentlichen Meinung gefällt; öffentlicher Unwille und öffentliche Billigung sind die Urbilder der sittlichen Gefühle. In Fragen der Sittlichkeit bestanden in der frühen Gesellschaft kaum Meinungsunterschiede; daher hatete von Anfang an allen sittlichen Urteilen ein Charakter der Universalität oder Objektivität an. Als später mit dem Fortschreiten der Zivilisation diese Einstimmigkeit in gewissem Maße von einzelnen Persönlichkeiten, die von den Meinungen der Mehrheit abzuweichen wagten, gestört wurde, hing das meist mit Tatsachen zusammen, die keineswegs den moralischen Grundlag beeinflußten, sondern sich nur auf seine Anwendung bezogen.

Die meisten Leute verfahren, wenn sie eine Handlung beurteilen, sehr einfach. Gewisse Handlungsweisen haben ihre althergebrachten Etiketten, von denen viele schon mit der Sprache erlernt werden. Das sittliche Urteil besteht gemeinhin lediglich im Etikettieren einer Handlung auf Grund gewisser augenscheinlicher Merkmale, die sie gemeinsam mit anderen zu derselben Gruppe gehörigen aufweist. Aber ein gewissenhafter, verständiger Richter verfährt anders. Er prüft sorgfältig alle mit der Handlung in Zusammenhang stehenden Einzelheiten, die äußeren wie die inneren Bedingungen, unter denen sie geschah, ihre Folgen, ihren Beweggrund; und da die moralische Schätzung großenteils von der Inbetrachtziehung dieser Umstände abhängt, so kann sein Urteil äußerst verschieden sein von dem des Mannes aus dem Volke, wenngleich bei beiden der angelegte sittliche Maßstab genau derselbe sein mag. Aber in vielen Fällen ist es durchaus nicht leicht, in alle den sittlichen Wert einer Handlung beeinflußenden Einzelheiten vollen Einblick zu gewinnen — ein Umstand, der natürlich die Uneinigkeit des Urteils erhöhen muß. Daher besteht in jeder vorgeschrittenen Gesellschaft eine Meinungsverschiedenheit über den sittlichen Wert gewisser Handlungsweisen, die sich aus Umständen rein geistiger Art — aus der Kenntnis oder Unkenntnis bestimmter Tatsachen — ergibt, ohne einen grundsätzlichen Zwiespalt in sich zu schließen.

Die Verfechter verschiedener ethischer Theorien nehmen nun an, daß alle Unterschiede in den Sittenbegriffen ursprünglich in dieser Weise entstehen und daß es irgend eine letzte Norm gibt, die von jedem, der sie richtig versteht, als maßgebend anerkannt werden muß. Nach Bentham („Grundsätze der Moral und der Gesetzgebung") ist die Richtigkeit des Utilitarismus nur von denen bestritten worden, welche selbst nicht wußten, was sie meinten: „Wenn jemand versucht, das Nützlichkeitsprinzip zu bekämpfen, so beweisen seine Gründe, wenn sie überhaupt etwas beweisen, nicht etwa, daß der Grundsatz falsch ist, sondern daß er nach den von dem Betreffenden vorausgesetzten Anwendungen desselben, falsch angewendet wird." Herbert Spencer, dem gutes Handeln das bedeutet, „was bei allem und jedem zum Leben beiträgt", glaubt sich dabei gestützt von dem „wahren sittlichen Bewußtsein" oder dem „eigentlichen sittlichen Bewußtsein", welches, ob es nun mit dem „proethischen" Empfinden in Uebereinstimmung oder im Widerspruch stehe, entweder unbestimmt oder bestimmt als der rechtmäßige Herrscher anerkannt wird. Der Intuitionist Samuel Clarke ist der Meinung, daß, wenn ein mit Vernunft begabter Mensch die ewigen und notwendigen sittlichen Verschiedenheiten der Dinge leugnet, es daßelbe sei „wie wenn jemand im Besitz der Sehkraft beim Anblick der Sonne leugnen wollte, daß es in der Welt Licht gibt, oder wie wenn ein in der Geometrie oder Arithmetik Bewanderter die augenfälligsten und bekanntesten Linien- und Zahlenverhältnisse in Abrede stellte." Kurz, jede Abweichung in Fragen der Moral wird entweder der Unwissenheit oder einer falschen Auffassung zugeschrieben.

Der Einfluß der Verstandeserwägungen auf sittliche Urteile ist ganz gewiß ein außerordentlich großer. Wir werden finden, daß die Fortentwicklung des sittlichen Bewußtseins in hohem Grade aus seinem Auftreten vom Nichtdenkenden zum Denkenden, vom Unaufgeklärten zum Aufgeklärten besteht. Alle höheren Gefühlsregungen werden durch Erkenntnisse bestimmt; sie entstehen aus „der Darstellung bestimmter objektiver Bestimmungen" und sittliche Aufgeklärtheit schließt eine wahre und umfassende

Digitized by Google

Darstellung jener objektiven Bedingungen in sich, durch welche die sittlichen Gefühlsregungen, eben ihrer Beschaffenheit nach, bestimmt werden. Die Sittlichkeit kann daher in viel höherem Maße als z. B. die Schönheit ein Gegenstand der Belehrung und nützlichen Erörterung sein, wobei die Ueberredung durch die Verführung vorhandener Daten erzielt wird. Aber obgleich in dieser Weise viele Unterschiede ausgeglichen werden können, gibt es Punkte, in denen selbst durch die genaueste Tatsachenanführung oder den schärfsten Denkprozeß keine Einstimmigkeit erreicht werden kann.

Während gewisse Erscheinungen fast mit Notwendigkeit in jedem Geiste, der sie klar erkennt, die gleichen sittlichen Empfindungen erwecken, liegt der Fall bei anderen wieder anders. Die Gefühlsbeschaffenheit des Menschen ist nicht ebenso einförmig, wie die des menschlichen Verstandes. Gewisse Erkenntnisse flößen fast jedem Herzen Furcht ein, aber auch ganz unabhängig von der Schärfe, mit welcher sie eine drohende Gefahr erkennen, gibt es Tapfere und Feiglinge. Es ist kaum anders möglich, als daß manche Leidensfälle auch bei dem unbarmherzigsten Menschen Mitleid erwecken müssen, aber die Veranlagungen der Menschen für Mitleid sind außerst verschieden — sowohl hinsichtlich der Geschöpfe, mit denen Mitleid zu haben sie geneigt sind, wie auch bezüglich der Stärke des Gefühles. Dasselbe gilt auch von den sittlichen Gefühlsregungen. Die bestehenden Meinungsunterschiede betreffs der Rechte verschiedener menschlichen Klassen und der niederen Tiere — Differenzen, die sich aus Gefühlsunterschieden herleiten — können zweifellos durch einen klaren Einblick in manche Tatsachen abgeändert werden; aber solange die Bedingungen, unter deren Einfluß die Gefühlsanlagen sich bilden, unverändert bleiben, kann eine vollkommene Uebereinstimmung nicht erwartet werden. Während ein aufgeklärter Geist die vollständige oder relative Unverantwortlichkeit eines Tieres, eines Kindes, eines Geisteskranken erkennen muß, und unbedingt in seinem sittlichen Urteile über eine Handlung von deren Beweggründen beeinflußt wird, kann keine Erleuchtung, keine Tatsachenprüfung darüber entscheiden, wie weit die Interessen der niederen Tiere, wenn sie mit denen der Menschen in Widerstreit geraten, berücksichtigt werden sollten, oder wie weit jemand verpflichtet oder berechtigt ist, auf Kosten anderer Völker oder Individuen sein eigenes Wohl oder das seiner Nation zu fördern. Sidgwick's wohlbekannter Sittengrundsatz „Ich darf mein eigenes geringeres Wohl nicht dem größeren Wohle eines anderen vorziehen" würde, wenn man ihn einem Feuerländer oder Hottentotten erklärte, diesem nicht selbstverständlich, sondern albern erscheinen; der Grundsatz dürfte noch nicht einmal bei uns auf allgemeine Annahme Anspruch machen. Wer ist jener „Andere", dessen „größerem Wohl" ich mein eigenes geringeres nicht vorziehen soll? Ein Landsmann, ein Wilder, ein Verbrecher, ein Vogel, ein Fisch? alles ohne Unterschied? Vielleicht wird man sagen wollen, daß über diesen und über alle anderen Moralpunkte allgemeine Uebereinstimmung herrschen würde, wenn das sittliche Bewußtsein der Menschen genügend entwickelt wäre. (Diese Erklärung brachte Sidgwick mir gegenüber in einer Unterredung vor.) Reden wir aber von einem „genügend entwickelten" sittlichen Bewußtsein — über das Bestehen auf vollem Einblick in die jeden Einzelfall beherrschenden Tatsachen hinaus — so meinen wir wirklich nichts anderes, als die Uebereinstimmung mit unseren eigenen sittlichen Ueberzeugungen. Der Ausdruck ist falsch und täuschend, weil er, wenn er etwas mehr zu bedeuten beabsichtigt, eine Objektivität der Sittenurteile voraussetzt, die sie nicht besitzen, und weil er zu gleicher Zeit zu beweisen scheint, was er voraussetzt. Wir können davon sprechen, daß ein Verstand genügend entwickelt ist, um die und die Wahrheit zu fassen, weil die Wahrheit etwas Objektives ist; aber ihre Objektivität ist nicht durch die Tatsache bewiesen, daß sie von einem „genügend entwickelten" Verstande als wahr erkannt wird. Die Objektivität der Wahrheit besteht darin, daß Tatsachen für wahr erkannt werden von allen, die sie völlig verstehen, während der Appell an eine genügende Kenntnis ihrer Objektivität nur voraussetzt. Dem Urteilsspruche eines vollkommenen Verstandes — d. h. eines solchen, der alles Bestehende kennt — würden sich alle unterwerfen; aber wir vermögen uns von einem Sittenbewußtsein, das auf solche Tragweite Anspruch macht, keine Vorstellung zu machen. Wenn diejenigen, welche an einen allgütigen Gott glauben, der seinen Willen den Menschen offenbart hat, behaupten, daß sie in dieser Offenbarung einen vollkommenen Sittenmaßstab besitzen und daß demnach alles, was mit diesem Maßstabe übereinstimmt, objektiv richtig sein muß, so kann man fragen, was sie unter einem „allgütigen" Gott verstehen; bei ihrem Versuche, diese Frage zu beantworten, müßten sie unvermeidlich die Objektivität annehmen, die sie beweisen wollten.

Der Irrtum, den wir bezehen, indem wir moralischen Schätzungen Objektivität zuschreiben, wird besonders in die Augen springend, wenn wir in Betracht ziehen, daß diese Schätzungen nicht nur eine gewisse Beschaffenheit (Qualität), sondern auch ein gewisses Maß (Quantität) haben. Es gibt verschiedene Grade von Schlechtigkeit und Güte; eine Pflicht kann mehr oder weniger dringend, ein Verdienst kleiner oder größer sein. Diese quantitativen Unterschiede rühren von dem Gefühlsursprung aller Sittenvorstellungen her. Die Stärke der Empfindungen ist fast endlos verschieden und die sittlichen Regungen machen von dieser Regel keine Ausnahme. Man kann gerechten Zweifel hegen, ob dieselbe Handlungsweise jemals bei zwei Individuen denselben Grad des Unwillens oder der Billigung hervorruft. Viele dieser Unterschiede sind natürlich zu fein, um sich im Sittenurteil äußern zu können; aber in zahlreichen anderen Fällen wird die Stärke des Gefühls durch besondere Worte oder durch die Art, wie das Urteil ausgedrückt wird, bezeichnet. Es sollte indes beachtet werden, daß die Quantität der in einem moralischen Ausspruche niedergelegten Schätzung nicht identisch ist mit der Stärke der moralischen Empfindung, welche eine Handlungsweise bei einer besonderen Gelegenheit erweckt. Wir neigen dazu, empörter zu sein, wenn ein Unrecht vor unseren Augen begangen wird, als wenn wir davon bloß in der Zeitung lesen, und doch geben wir zu, daß der Grad des Unrechtes in beiden Fällen derselbe ist. Das Maß moralischer Schätzungen wird von der Stärke der Gefühlsregungen bestimmt, zu deren Erweckung ihre Objekte unter genau denselben äußeren Umständen geeignet sind.

Außer der verhältnismäßigen Einförmigkeit sittlicher Meinungen verlockt uns noch etwas anderes zur Objektivierung sittlicher Urteile — nämlich die Autorität, die, mit Recht oder Unrecht, den Moralregeln zugeschrieben wird. Man lehrt uns von frühester Kindheit an, daß gewisse Handlungen recht, andere wieder unrecht sind. Auf Grund ihrer außerordentlichen Bedeutung für das menschliche Wohl wird auf die Tatsachen des sittlichen Bewußtseins in weit höherem Grade Nachdruck gelegt als auf irgend welche anderen subjektiven Tatsachen. Wir dürfen über die Schönheit der Dinge unsere eigenen privaten Meinungen haben, nicht aber über Recht und Unrecht. Die unsere Gesellschaft beherrschenden Sittengesetze stützen und berufen sich nicht nur auf menschliche, sondern auch auf göttliche Autorität, und ihre Gültigkeit in Frage stellen, heißt sowohl gegen die Religion als auch gegen die öffentliche Meinung verstoßen. So hat denn der Glaube an eine sittliche Weltordnung den Menschengeist kaum weniger gefangen genommen als der Glaube an eine natürliche Ordnung der Dinge. Und das Sittengesetz hat sein hohes Ansehen auch dann behalten, wenn der Appell an eine äußerliche Autorität für unzulänglich gehalten worden ist. Es flößte Kant ebensoviel Ehrfurcht ein wie das sternenfunkelnde Firmament. Nach Butler ist das Gewissen „eine Fähigkeit, der Art und Beschaffenheit nach höher stehend als

Digitized by Google

jede andere, und es trägt den Stempel seiner eigenen Autorität." Seine Ueberlegenheit wird „von den schlechtesten ebenso wie von den besten Menschen gefühlt und schweigend anerkannt". Adam Smith nennt die sittlichen Fähigkeiten „die Stellvertreter Gottes in uns", die ihre Verletzung unfehlbar durch innere Scham und Selbstverurteilung bestrafen und umgekehrt den Gehorsam stets durch Seelenruhe und Selbstzufriedenheit belohnen". Selbst Hutcheson („System der Moralphilosophie"), der die Frage aufwirft, warum das Sittengefühl bei den verschiedenen Menschen nicht ebenso abweichend sein sollte wie das des Gaumens, ist der Ansicht, daß „es von der Natur dazu bestimmt ist, alle anderen Kräfte zu beherrschen." (Schluß folgt.)

Ein sozial-ethischer Roman.

Von Dr. M. Kronenberg.

Ethische und sozial-ethische Fragen und Problemstellungen sind in der belletristischen Literatur unserer Tage überaus häufig geworden. Noch vor zehn, fünfzehn Jahren, als die Zustandsschilderungen, und hier wiederum die Armeleutemalerei, dominierten, wurden diese Fragen doch nur vereinzelt und wie von fern her berührt, jedenfalls nur selten in den Vordergrund gerückt, — heute haben sie zweifellos die Vorherrschaft in dem vielstimmigen literarischen Orchester, namentlich sowoit Lyrik und Roman, Drama und schöngeistiger Essay dabei in Frage kommen.

Unter diesem Gesichtspunkte würde also auch der Roman, den neuerdings Adele Gerhard unter dem Titel „Geschichte der Antonie van Heese" (Braunschweig, Georg Westermann) veröffentlicht hat, noch keine besonders charakteristische Note deshalb aufweisen, weil man von ihm sagen kann, daß er ein ganz sozial-ethisches Gepräge hat. Aber er hat darüber hinaus auch noch einige andere auszeichnende Eigenschaften, die ihm gerade an dieser Stelle von vornherein eine besondere Beachtung sichern müssen.

Von besonderem Interesse ist zunächst schon das Milieu, innerhalb dessen die Entwickelung des Romans sich vollzieht. Denn es handelt sich hier um jene Zeit Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre, in der die soziale Bewegung ihren Höhepunkt erreicht hatte. Was mit diesem zusammenfassenden Wort gemeint ist, weiß jeder Kenner der zeitgeschichtlichen Entwicklung und vor allem jeder, der an ihr selbst tätigen Anteil nahm. Unter starker Mitwirkung öffentlicher Ereignisse und politischer Vorgänge, namentlich der sozialistischen Parteibewegung, hatten damals Gesellschaftskritik und Gesellschaftswissenschaft, die schon Jahrzehnte vorher mächtig emporgeblüht waren, ihre stärkste Popularität, vor allem auch in den breitesten Schichten der Bourgeoisie, der Gebildeten wie der Halbgebildeten, und auf den verschiedensten Lebensgebieten tiefgehenden Einfluß erlangt. Von welcher fruchtbaren Bedeutung das, namentlich nach der praktischen Seite hin, geworden ist, braucht hier nicht hervorgehoben zu werden. Aber in Verbindung damit zeigten sich auch noch andere Erscheinungen, die als Beiträge zur Zeitpsychologie und zur Charakteristik ihrer typischen Vertreter naturgemäß den Romanschriftsteller besonders reizen, aber auch uns besonders interessant sein müssen, die wir bei der Lektüre des Gerhard'schen Romans zum Rückblick auf jene Zeit, die nur wenige Jahre zurück liegt und doch schon so fernab zu liegen scheint, uns lebhaft veranlaßt fühlen. Dabei — ich weise hier natürlich nur auf einige Hauptpunkte hin — verdienen vor allem die Erscheinungen mit ihren Folgeerzeugnissen besondere Hervorhebung, welche daraus entsprangen, daß die soziale Bewegung eben das Produkt einer hochgesteigerten, oft teilweise schon überreif und matt gewordenen, Kultur war und in den Großstädten, insbesondere natürlich Berlin, ihren eigentlichen Herd hatte. So finden sich hier, in der sozialen Bewegung, vielfach Erscheinungen wieder, wie sie für das übersteigerte Kulturleben, namentlich in der Großstadt, charakteristisch sind. Aus der ehrlichen Begeisterung einiger weniger erwuchs allmählich eine breite Modeströmung, die mit Schlagworten arbeitete; das „Soziale" wurde zum Favoritobjekt eines vielgeschäftigen Dilettantismus, wobei namentlich ein ganzes Heer dilettierender Frauen hervortrat; Sozial-Räsonneure gab es damals allerorten, struppige und salonmäßige, mit und ohne wollschmerzliche Begleitstimmung, wobei wiederum diese letztere bald ehrliche tiefere Ueberzeugung, bald nur oberflächliche Zutat des müden und blasierten Genußmenschen oder Globetrotters war. Es gab Habitués der Sozialkritik so gut wie Habitués der Literaturkritik, und es fehlte so wenig an sozialen und sozialistischen wie an jeder anderen Art von Snobs. Charakteristisch war auch für jene Periode der soziale Wunderglaube, der viel Aehnlichkeit hat mit dem Wunderglauben des ausgehenden Mittelalters. So wie damals, in der Zeit der Agrippa von Nettesheim und Paracelsus, die ersten Entdeckungen der Naturwissenschaft und die frohe Ahnung mehr als die sichere Erkenntnis eines allgemeinen gesetzmäßigen Zusammenhanges aller Naturerscheinungen, zahllose unklare Köpfe dazu verführte, den Stein der Weisen und die Panacee zu suchen, — so hatten in der jüngsten Vergangenheit die populär gewordenen Ergebnisse der Sozialwissenschaften eine Art von Rausch erzeugt, der viele dazu verleitete, eifrig nach der sozialen Panacee zu suchen, nach dem Allheilmittel, das mit einem Schlage aller sozialen Not ein Ende machte und uns — endlich! — nach so vielen mißlungenen Versuchen, die „wahre" und „einzig richtige" Lösung der sozialen Frage brächte. Dieser Wunderglaube spielt auch in die erste Entwickelungszeit der ethischen Bewegung mit hinein, die ja damals von der sozialen Seite her zuerst ihre stärksten Antriebe erhielt. Auch hier gab es solche, welche das Prinzip der ethischen Bewegung so auffaßten, daß die Ethik die „einzige wahre" Lösung der sozialen Frage bieten, also mit den von anderer Seite propagierten Allheilmitteln, Klassenkampf u. dgl., konkurrierend in eine Reihe treten solle.

Natürlich bot sich von diesem sozialen Wunderglauben aus leicht die Möglichkeit, auch zum religiösen Wunderglauben eine Verbindungsbrücke herzustellen. Zum Teil waren es kluge und berechnende Kirchenpolitiker, die den mächtigen Strom der sozialen Bewegung, dem sie lange vergebens den Weg zu versperren gesucht hatten, nun, nachdem sie sich von der Vergeblichkeit ihres Widerstandes überzeugt, — wie so oft in ähnlichen Fällen — auf die eigenen Mühlen zu leiten suchten, die, ach!, schon so träge geworden waren und nur noch so dünnes Mehl lieferten. Zum andern Teil waren es ehrliche Adepten, die, weil sie aus Eigenem die inspirierende Kraft nicht zu gewinnen vermochten, sie aus dem gewohnten religiösen Vorstellungskreise schöpften. Von beiden Seiten her wußte man ohne Schwierigkeiten — denn der Wunderglaube kann eben Berge versetzen — die Verbindung mit dem alten wie namentlich mit dem neuen Testamente, mit den alten jüdischen Propheten, wie mit Paulus und Christus, herzustellen, welch' letzterer, nach so vielfachen Wandlungen, die er im Laufe der Jahrhunderte durch theologische Interpretationskunst erfahren, nun sich die Einfleidung als moderner Sozialpolitiker und Sozialreformer gefallen lassen mußte. Und dabei ergaben sich denn die vielfältigsten Mischungen und die wunderlichsten Legierungen, von dem rein exegetischen Jesuaner, der die völlige Uebereinstimmung der Bergpredigt mit Marx „Kapital" haarklein zu erweisen suchte, bis zum rein gefühlsmäßigen Mystiker oder dem zugleich sozial und religiös inspirierten Vertreter des süßlichsten Jesus-Kultus. Wer auf alle diese seltsamen Erscheinungen zurückblickt, bemerkt leicht, daß vieles davon als allgemein soziale Erscheinung in der unmittelbaren Gegenwart — so schnell lebt unsere Zeit! — schon fast ganz verschwunden ist, anderes zwar noch nachwirkt, aber doch an weitreichender Kraft schon erheblich eingebüßt hat.

Digitized by Google

Nicht alle, aber doch viele, der eben skizzierten Erscheinungen aus der Hochflut der sozialen Bewegung hat auch Adele Gerhard in ihrem Roman verwertet und geschickt als belebenden Hintergrund zu nützen verstanden. Und in dieser lebendigen Schilderung des Zeitmilieus liegt eine Hauptstärke des Buches. Die einzelnen Typen, die dabei vorgeführt werden, sind fast durchweg ebenso klar gesehen als scharf und wirkungsvoll gezeichnet. Als Vertreter des ethisch gerichteten sozialen Wundergläubens erscheint dabei der junge Patrik, mit dem blonden Apostelbart und dem Apostelausdrucke in den sanften blauen Augen. Durch sein Wesen ebenso wie durch die nachdrückliche stereotype Wiederholung seines Sprüchleins von der Ethik als sozialem Allheilmittel, von der inneren Erlösung und der wunderwirkenden Kraft der Großmut und Selbstbeherrschung, machte er wohl zuerst Eindruck, aber schließlich, da man merkte, wie fremd ihm ganze große, ja die weitesten Bezirke des Menschlichen waren, wie er immer nur die eine Melodie, wenn auch wirkungsvoll, vorzutragen wußte, wurde er schließlich selbst der Heldin des Romans, seiner Freundin, wie allen übrigen überlästig und — langweilig. —

In dieses Milieu nun ist die Heldin des Romans, Antonie von Heese, hineingestellt, deren Schicksale uns in fast biographischer Form erzählt werden. Sie ist schon früh erfüllt von einem starken Drange, das Leben, dessen bunte Fülle ihr Verstehenwollen mehr reizt als befriedigt, möglichst von allen Seiten und jedenfalls im innersten Kern zu erfassen. Die erste Erfüllung naht sich ihr in der Gestalt des Oekonomie-Professors Herberg, dessen Gattin sie wird. Leider ist grade diese Hauptfigur, im Gegensatz zu so manscher scharf gesehenen Nebenfigur, etwas blaß, abstrakt und verschwommen gezeichnet. So viel aber sieht man doch, daß er dem Schüler in Faust gleicht, der sich eben nur des einen Triebes bewußt ist, der als tüchtiger Feldarbeiter auf dem Acker der Wissenschaft eifrig sich müht und dabei persönlich, erfüllt von einer ruhigen stillen Güte und einem gefaßten, fast strengen Ernste, in seinem ganzen Wesen alle guten Qualitäten der wohltemperierten, bürgerlichen Wohlanständigkeit zeigt. Antonie aber, deren Pulse heißer und schneller schlagen, welche die atemraubende, niederzwingende Kraft vermißt, fühlt bald ein gewisses Unbefriedigtsein und es lockt sie zu neuen Lebensufern. So gerät sie mitten in das Getriebe der sozialen Bewegung, deren innerste magische Anziehungskraft sie zuerst — bei den Oberammergauer Passionsspielen erfaßt hatte, als sie von der Christus-Gestalt zu dem Gefühl von der Notwendigkeit der Opferung und Hingabe für die Leidenden und sozial Bedrängten dunkelmystische Vorstellungsfäden hinüberspann. Hier, in der Weite und Vielgestaltigkeit des sozialen Wirkens, dessen ganzen Kursus sie alsbald theoretisch wie praktisch, bloß mitheilend und auch führend, absolvierte, hier, so glaubte sie, sei das Leben zu fassen, jenes wahre, echte, in sich befriedigte Leben, das sie immer gesucht. Aber nach der anfänglichen Begeisterung stellten sich zuletzt Müdigkeit und das Gefühl der Enttäuschung ein. Sie spürte vor allem, daß, während sie so ins Weite und für die Vielen wirkte, ihre eigene Persönlichkeit innerlich Hunger und Not litt. So ist es erklärlich, daß sie zuletzt, — ihr Gatte war inzwischen gestorben — sich eine Strecke weit von dem Doktor Heimbach fortziehen läßt, auch einem Professor, der, bald blasierter Gelehrter und Globetrotter, bald Faun und Satyr, jedenfalls diejenige dämonische „niederzwingende Kraft" besitzt, vor der die Weihnatur sich beugen mußte. Nach mancherlei Wirrnissen aber wird die in der Sphäre des Niedrigen heimisch gewordene Natur des Mannes offenbar. Antonie vermag sich noch rechtzeitig zurückzuziehen und rettet sich in die Enge und Stille einer bescheidenen Zukunft, deren Hauptlebensinhalt die Liebe zu ihrem einzigen Sohn bildet, dessen Erziehung sie sich fortan mit ganzer Kraft widmet. —

Diese ganze Entwickelung ist, im Ganzen wie in ihrem reichen Detail, mit voller Klarheit, Wärme und Lebendigkeit, vor allem auch mit feiner poetischer Durchbildung der gegebenen Situationen gezeichnet, so daß der Roman für jeden Leser zu einer fesselnden Lektüre wird, auch für den, der nicht durch das Milieu und die sozialethische Problemstellung besonders interessiert ist.

Doch möchte ich, ohne auf Einzelnes einzugehen, gegen die Lösung und den Ausgang des ganzen Romans erhebliche Bedenken nicht verschweigen. Solche Bedenken erheben sich schon vom Standorte der Romantechnik und der rein literarischen Kritik aus. Denn es ist aus inneren Gründen durchaus unwahrscheinlich, daß eine Frau, die von so starkem Lebensdrange erfüllt ist wie die Heldin des Romans, so frühzeitig auf ein resigniertes „Glück im Winkel" sich einschränkt, nachdem sie Konflikte durchlebt hat, die sich doch nur wenig über das Durchschnittsmaß erheben, die nirgendwo einen tragischen Zug haben, von jener Größe und Wucht, wodurch der Lebenslauf eines Menschen völlig von der bisherigen Bahn abgelenkt werden kann.

Noch stärker aber erheben sich diese Bedenken vom ethischen Standpunkte aus, der ja hier vornehmlich interessiert. Es ist doch eben ein sehr großer Unterschied, ob man an den Grenzen des Universums, der Naturkräfte und der Menschheit — oder innerhalb des eigenen Lebenskreises und im Umfange der eigenen Kräfte resignert. Wenn jene erstere Art der Resignation, da wo sie echt — ein überaus seltener Fall — und das Ergebnis einer tragischen oder auch nur erhabenen Notwendigkeit ist, das Leben steigert und durch Befreiung erhebt, so kann diese letztere Art durch ihre ärmliche Negativität das Leben nur hemmen, niederdrücken oder gar auslöschen und innerlich zerstören, namentlich dann wenn, — ein überaus häufiger Fall — diese Art von Resignation nur die selbstgefällige Draperie für die eigene Schwäche und Unzulänglichkeit ist. Ihr sollte also nicht jener Charakter der Allgemeingültigkeit gegeben werden, wie ihn, selbst ungewollt, die inspirierende Wirkung des Romans fast immer hervorbringt, namentlich eines solchen Romans, der auf die höhere künstlerische Geltung eines Dichtwerkes Anspruch erhebt. Wenn bei der Heldin des unserigen der Drang nach geistiger, nach ethisch-sozialer ins Weite wirkender Arbeit in Widerstreit gerät mit den individuellen Forderungen, den Persönlichkeits-, den Mutterpflichten — ein Thema, das Adele Gerhard in Gemeinschaft mit Helene Simon ja auch wissenschaftlich behandelt hat —, so gab es für diese Frau, wie sie hier geschildert ist, noch die reichsten Möglichkeiten der Ueberwindung und des Weiterschreitens. Und ebenso, wenn sie zeitweise verzweifeln zu müssen glaubte an dem Ideal sozialer Wirksamkeit, das sie einst mit Leidenschaft im Herzen trug, wenn auf der anderen Seite ihr rein menschliches Ideal in der Wirklichkeit kein völlig entsprechendes Gegenbild fand, sondern durch trübe Erfahrungen teils herabgedrückt, teils befleckt wurde — so bestand keinerlei innere Notwendigkeit, das Fazit in der bloßen Resignation zu ziehen und das Ganze in der Philosophie der müden Seelen ausklingen zu lassen. Denn wenn innere Folgerichtigkeit der Entwicklung und äußerste Treue von vornherein auszeichnende Charakterzüge bildeten, die der Heldin unseres Romans als Mitgift auf den Weg gegeben wurden, so muß solche Treue, einerlei ob gegen Menschen oder gegen ein Ideal, dem man anhängt, oder eine Sache, der man dient, grade dann, und dann am meisten, sich bewähren — nicht wenn alles in heiterem Morgenglanze daliegt, sondern wenn die Wolken sich jagen und das ursprünglich gesehaute Bild verdecken, verhüllen oder ganz zu entstellen scheinen.

Vielleicht aber darf man erwarten, daß diese „höhere Synthese" in einem neuen Roman zur Darstellung kommt, zu dem dann also der vorliegende mit seiner negativen Lösung nur gleichsam den Auftakt bilden würde.

Digitized by Google

Streiflichter.

„Es kann nicht überraschen"... Kaiser Wilhelm hat gegen die „ungeprüften Journalisten" neulich Worte gesprochen, die zweifellos zu weit gingen; ein Redakteur hat seine Tüchtigkeit täglich erneut vor der großen Oeffentlichkeit darzutun, und die großen Blätter passen einander heutzutage so scharf auf den Dienst, daß für ein lockeres Sichgehenlassen wirklich sowohl Raum wie Gelegenheit fehlt. In einem Punkte aber „sind sie allzumal Sünder", das soll man ruhig aussprechen; nur in den seltensten Fällen begegnet man einer Preßstimme, die es unterläßt, gegensätzige Abmachungen zweier Staaten gegen irgend ein drittes Land auszuspielen. Dieses dritte Land ist natürlich — je nach der Nationalität des betr. Redakteurs — entweder Deutschland, Frankreich, England oder ein sonstiges.

Gleichviel im Mittelalter, als Pisa gegen Florenz zu Felde zog, der Gedanke an einen Zusammenschluß beider Städte utopisch ausschweifend erschienen sein würde, so will unsere heutige Presse noch einsehen, daß in nicht zu ferner Zeit die Kulturstaaten insgesamt es geraterer finden könnten, statt gegeneinander zu arbeiten, miteinander zur Abwehr der gemeinsam drohenden Gefahren zu wirken. Heute wird noch geflissentlich der Schein aufrechterhalten, als ob niemals eine zwischenstaatliche Abmachung um ihrer selbst willen getroffen werde, sondern stets gegen irgend wen gerichtet sein müsse. Wo für letztere Konstruktion die stichhaltigen Gründe fehlen, da hilft man sich durch einen journalistischen Trick, der bei jungen wie alten Philistern des gleichen Beifalls sicher ist; man schreibt einfach: „Nach allem, was man von den ... Staatsmännern weiß, kann es nicht allzusehr überraschen, wenn man jetzt hört" usw.

Selbstverständlich — und darin liegt der Humor dieser traurigen Sache — tönt es gegebenen Falles genau ebenso von der Gegenseite, und die geduldigen Leser in beiden Lagern merken kaum, wie man sie systematisch — oft auch bloß gewohnheitsmäßig und gedankenlos — gegeneinander zu verhetzen sucht. Dann steht man plötzlich vor drohender Kriegsgefahr, und zielbewußte Gegenaktionen von der Kraft der neuerlichen englisch-deutschen sind notwendig, um dem Unheil wirksam zu steuern. Mutwillige Kraftvergeudung ist es, Situationen zu schaffen, die so umfassende Abwehrmaßregeln erfordern — ganz abgesehen davon, daß letztere auch einmal fehlschlagen können!

Ob im einzelnen Falle die hier gekennzeichnete Hetze inszeniert wird aus Anlaß eines englisch-japanischen, französisch-englischen oder sonstigen (oft nur vermuteten) Abkommens, ist an sich gleichgiltig, denn der Kernpunkt bleibt stets derselbe: Das unselige und national höchst unkluge Bestreben, um jeden Preis Gegnerschaften festzustellen oder doch den Anschein davon erwecken zu wollen. Bei solchem Verhalten unserer Tagespresse „kann es nicht allzusehr überraschen", wenn uns aus dem Wälterwald der andern Staaten der gleiche Argwohn entgegenrauscht, und wir werden diesem circulus vitiosus erst entrinnen, wenn wir aufhören, in jedem Tun oder Lassen außerdeutscher Regierungen eine Spitze gegen Deutschland erblicken zu wollen. Solch' eine Stellungnahme ist eines starken und selbstbewußten Reiches auf die Dauer unwürdig.

Carl Ludwig Siemering.

* * *

Neuaufbau der deutschen Kolonialpolitik. Ueber diesen Gegenstand verhandelte jüngst der Alldeutsche Verband in seiner Dresdener Tagung. Die „Tägl. Rundschau" (Nr. 411) teilt einige Aussprüche der Monopolpatrioten mit. Generalleutnant v. Liebert umschrieb die Aufgaben deutscher Kolonialpolitik mit den Worten: „Für uns handelt es sich nur darum, aus den Kolonien wirtschaftlichen Gewinn zu ziehen. Das ist die Hauptsache; alles Andre (gemeint ist wohl: christliche Mission, humane Kulturförderung, sittliche Hebung der Eingebornen u. a. D. Red.) ist Spiegelfechterei und Nebensache." Um jeden Zweifel zu heben, erläuterte Herr von Stranz diese Worte: „Wir wollen in den Kolonien nicht die Leute zu Christen machen, sondern sie sollen für uns arbeiten. Das wollen wir mal rund herausjagen." — Auch cynische Aufrichtigkeit ist immerhin Aufrichtigkeit. Heil, Heilo dem „deutschen Wesen, daran die Welt genesen" soll! —

* * *

„Bürgerliche" Wissenschaft und Kunst. In den vom Mannheimer sozialdemokratischen Parteitage angenommenen Leitsätzen über Volkserziehung spukt auch die „Weltanschauungsfrage," und zwar ist sächerlicher Weise dort nicht etwa von einer nominalistischen oder realistischen, idealistischen oder materialistischen, wissenschaftlichen oder mystischen, natürlichen oder übernatürlichen Weltanschauung die Rede, sondern nach der allesverbleudenden Klassenkampftheorie von einer „proletarischen" und „bürgerlichen" Weltanschauung. Tiefer kann man den Begriff nicht wohl hinab ziehen. Es verrät die vollkommenste Unbekanntschaft mit dem Geiste der wahren Wissenschaft und echten Kunst, wenn man den Zufall, der dem Weltbetrachter seine durchaus gleichgiltige persönliche Stellung oben oder unten auf der sozialen Leiter angewiesen hat, die Eigenschaft zuspricht, notwendig das Weltbild zu fälschen. Und doch kamen der Sklave Epiktet und der Kaiser Marc Aurel merkwürdiger Weise auf fast völlig gleiche Gedanken!

Natürlich können Wissenschaft und Kunst von Banausen zu klassenkämpferischen Zwecken mißbraucht werden, aber oben nicht weniger oder mehr, als unten. Ob ein Gelehrter oder Künstler seine hehre Göttin prostituiert in byzantinischer Anbetung des Gottes Autorität, Mammon oder des Götzen Popularität, von den Machthabern der Gegenwart oder denen der Zukunft — Prostitution ist Prostitution. Eine große Partei sollte vorsichtiger sein in der Klassifizierung „derjenigen allgemein menschlichen Leistungen," die ihrer Natur nach jenseits aller Klasseninteressen stehen.

Aus dem logisch sehr anfechtbaren Satze, daß die Weltanschauung des Proletariats „zwar die konsequente Fortentwickelung der höchsten wissenschaftlichen und künstlerischen Ideale unserer Zeit" sei, merkwürdigerweise aber trotzdem „in scharfem Gegensatz zu der bürgerlichen Weltanschauung und damit auch zu der bürgerlichen Wissenschaft und Kunst unserer Tage" stehe, ziehen die Leitsätze nun Folgerungen, die natürlich den gleichen inneren Widerspruch aufweisen müssen. Sie erkennen mit wohltuender Milde den „relativen Wert" an, den „auch die wohlmeinendsten und an sich verdienstlichen Bestrebungen bürgerlicher Kreise zur Hebung der wissenschaftlichen und künstlerischen Volksbildung haben." Erfreut denkt der Leser: also will man sich freundlicher Weise — mangels eines besseren — selbst von Gelehrten und Künstlern der Bourgeoisie belehren oder erbauen lassen? Weit gefehlt! Es heißt unmittelbar weiter: „Die Sozialdemokratie kann daher (!) an solchen Bestrebungen keinen Anteil haben." Daher? Weil sie relativ wertvoll sind? Sollte dieses Daher nicht Trotzdem heißen? Lieber in Unwissenheit und Roheit verkommen, als von „bürgerlicher Wissenschaft und Kunst" kosten!?

Aber nein; dahinter reiht sich wieder völlig unbefangen der Satz: „Angesichts der schreienden Bildungsbedürftigkeit der breitesten Massen steht sie (die Sozialdemokratie) ihnen jedoch sympathisch gegenüber, soweit sie nicht bewußt zu Mitteln entwürdigt werden, das Klassenbewußtsein des Proletariats zu trüben und die Energie seines Klassenkampfes abzuschwächen." Daraus werde nun einer klug. Also doch

Digitized by Google

sympathisch, wenn auch nur der Not der Zeit gehorchend, und mit einer Bedingung: Die Hauptsache ist das Klassenbewußtsein und die ungeschwächte Energie des Klassenkampfes — dann erst die Frage nach wissenschaftlicher und künstlerischer Brauchbarkeit! Sehen die Herren denn nicht, daß sie damit Wissenschaft und Kunst zur Parteisache erniedrigen? Was wollen sie einem Bourgeois erwidern, der sich etwa ähnlich über die „proletarische Wissenschaft" ausließe: „Wir stehen den Gedankengängen von Marx, Engels und Kautsky sympathisch gegenüber, soweit sie nicht bewußt zu Mitteln entwürdigt werden, das Herrschaftsbewußtsein der Besitzenden zu trüben und die Energie ihrer Unterdrückungspraxis abzuschwächen."

Proletarische oder bürgerliche Wissenschaft — gleichviel; die Frage ist nicht: wie wird sie wirken? Sondern: wer hat Recht?

Es wäre innig zu wünschen, daß alle, die — gleichviel ob als Lehrende oder Lernende — in den hehren Tempel der Wissenschaft und Kunst eintreten, endlich den Röter „Klassenkampf," der nun einmal nicht stubenrein ist, draußen vor der Schwelle festbinden wollten!

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Magdeburg. In der Gesellschaft für ethische Kultur sprach Herr rand. phil. Fischer aus Zürich über: „Wie läßt sich Sittlichkeit begründen ohne auf Religion und Weltanschauungsfragen zurückzugreifen?" Die Religionen und Weltanschauungen suchen das Handeln des Menschen zu beeinflussen und wünschen darum oft in einem ethischen System aus. Diese metaphysischen Vorstellungsweisen der Religionen und Weltanschauungen sind aber häufigem Wechsel unterworfen und besitzen einen geringen Wahrscheinlichkeitsgrad. Darum ist es methodisch unvorteilhaft, die Forderung des sittlichen Lebens auf dieser unsicheren Grundlage aufzubauen. Diese Forderung läßt sich vielmehr begründen aus der im Laufe der Entwicklung sich gleichbleibenden Natur des Menschen. Auf diese Weise gewonnene Forderungen können vom Menschen wirklich erfüllt werden, da sie aus seinem Wesen gewonnen sind. Solche grundlegenden Fähigkeiten des Menschen sind z. B. die Fähigkeit, Sympathiegefühle zu entwickeln, d. h. an Empfindungen und Vorstellungen Gefühle anschließen und diese zu reproduzieren. Ferner die Fähigkeit der Gefühlsübertragung. Nach den Eudämonisten zielen alle sittlichen Handlungen auf das wahre, dauernde Glück des Menschen ab. Bei ihnen wird die Forderung, sittlich zu leben, also in seiner Weise metaphysisch begründet. Die Eudämonisten beschreiben nur die niederen Formen des sittlichen Lebens. Auch die höchsten Formen desselben entstehen ohne religiöse und sonstige metaphysische Begründung, z. B. die höchste Hebung der geistigen Lust gegenüber der niederen, sinnlichen Lust und das Handeln danach. Ferner Handlungen autonomer Achtung vor dem Sittengesetz. Handlungen, welche die Entstehung und Kräftigung der sittlichen Selbstachtung in anderen bezwecken. In der Entscheidung, ob diese oder jene konkrete Handlung als sittlich zu werten ist oder nicht, darin ist der Mensch abhängig von den wechselnden Anschauungen der Zeit. Aber die Forderung, das einmal als sittlich erkannte auch wirklich durchzuführen, diese läßt sich begründen ohne Religion und Weltanschauung, die für konkrete Individuen nicht Grundlage, sondern krönender Abschluß des Ganzen ist. Den gestoffollen interessanten Ausführungen folgte eine rege Diskussion.

* * *

Abteilung Frankfurt a. M. Die von unserer Gesellschaft begründete Freihbibliothek und Lesehalle hat in dem neu begründeten Volkshaus in Bockenheim der Frankfurter eine Tochteranstalt eröffnet. Ueber die Eröffnung des Volkshauses das der Jugend und dem Bildungsbedürfnis des westlichen Viertels eine neue Heimstätte bieten soll, berichtet die „Frankfurter kleine Presse" vom 8. d. Mts. wie folgt: Im Auftrag des Ausschusses für Volkswerke begrüßte Herr Opificius die Anwesenden. Er wies darauf hin, wie viel durch harmonisches Zusammenwirken von Gelehrtenwelt und Arbeiterschaft in Frankfurt geleistet worden sei. Religiöse und politische Streitfragen seien ein- für allemal ausgeschaltet und so ein für beide Teile wertvolles Zusammenwirken ermöglicht. Direktor Bach dankte im Namen des Vereins Jugendfürsorge den Behörden für die schönen Räume und legte in kurzen Ausführungen die Ziele der Jugendfürsorge dar. Für den Verein Freibibliothek und Lesehalten sprach Dr. Arthur Pfungst, der den städtischen Behörden und der Stadtverordnetenversammlung Dank dafür zollte, daß sie den Verein in den Stand gesetzt haben, die erste große Zweiganstalt zu errichten. Nach dem Vorbild der Stadt Wien habe man das Prinzip verfolgt, die Zweigbibliothek mit sachlichen Büchern auszustatten. Für Bockenheim sei Technologie, Naturwissenschaften und Architektur gewählt. Auch alle wichtigen technischen Blätter liegen neben allen großen Stadtbibliothek über die gesamten Gebiete auf. Die schöne Literatur ist durch 1300 Bände vertreten. Sein Dank galt noch dem Bibliothekar Seerig für seine große Mühewaltung. Stadtrat Dr. Fleisch sprach namens des Magistrats, der sich freue, hier ein Volksheim für Bockenheim errichten zu können, in dem ein schöner Hörsaal für die Volksvorlesungen — etwa 300 Sitzplätze — schöne Räume für die Jugendfürsorge und eine wohlausgestattete Bibliothek mit Lesehalle zusammenwirken sollen. Die Stadt könne die Privatinitiative bei diesen Arbeiten nicht entbehren. Durch freundliches Zusammenwirken sei schon vieles Schöne geschaffen worden. Stadtrat Dr. Quentin sprach über die gesamten Gebiete auf. Die schöne Literatur ist durch 1300 Bände vertreten. Sein Dank galt noch dem Bibliothekar Seerig für seine große Mühewaltung. Stadtrat Dr. Fleisch sprach namens des Magistrats, der sich freue, hier ein Volksheim für Bockenheim errichten zu können, in dem ein schöner Hörsaal für die Volksvorlesungen — etwa 300 Sitzplätze — schöne Räume für die Jugendfürsorge und eine wohlausgestattete Bibliothek mit Lesehalle zusammenwirken sollen. Die Stadt könne die Privatinitiative bei diesen Arbeiten nicht entbehren. Durch freundliches Zusammenwirken sei schon vieles Schöne geschaffen worden. Stadtrat Dr. Quentin sprach über die gesamten Stadtbibliothek

Soeben wird ausgegeben das 16.—20. Tausend von

Dr. Foersters Jugendlehre

Ein Buch für Eltern Lehrer und Geistliche

Das freie Wort schreibt:

. . . . Und so schenkt er uns eine Erziehungslehre, die ohne jeden Streit mit prinzipiellen Gegnern von rechts oder links, ja unter einer sehr weitgehenden herzlichen Würdigung religiöser und kirchlicher Erziehungsforderungen, einfach durch die siegende Kraft tief eindringenden psychologischen Verständnisses für das Kind und für die Bedürfnisse der Zeit sich die weiteste Beachtung bei allen, seien sie Anhänger des Alten oder Neuen, erzwingen muss.

Preis geheftet **Mk. 5.–**, gebunden **Mk. 6.—**.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W. 35.

Eingegangene Bücher.

Was ich nach meinem Tode erlebte. Gedanken und Beobachtungen eines Gestorbenen. 2. Auflage. Leipzig 1905. Verlag von Karl Fr. Pfau. Mk. 0,50.

Mein Leben im Himmel. Aus den Papieren eines Dahingeschiedenen. 2. Auflage. Leipzig. Verlag von Karl Fr. Pfau. Mk. 0,50.

Aus Loge und Welt. Freimaurerische und kulturgeschichtliche Aufsätze von Dr. Otto Henne am Rhyn, Staatsarchivar. Mit dem Bildnis des Verfassers. Berlin und Leipzig 1905. Verlag von Franz Wunder. Mk. 3,—, geb. Mk. 4,—.

Psychologische Studien von Theodor Lipps. Zweite umgearbeitete und verbesserte Auflage. Leipzig 1905. Verlag der Dürrschen Buchhandlung. Mk. 5,—, geb. Mk. 6,—.

Pestalozzigesellschaft in Zürich. Verein für Volksbildung und Volkserziehung. 9. Jahresbericht, umfassend den Zeitraum vom 1. April 1904 bis 31. März 1905. Zürich 1905.

Religionsunterricht oder nicht? Denkschrift der bremischen Lehrerschaft. Bremen 1905. Kommissionsverlag von Gustav Winter. 16 Seiten.

Heinrich Bierordt, Das Profil eines deutschen Dichters. Gezeichnet von Heinrich Lilienfein. Heidelberg 1905. Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Streitschriften russischen Inhalts. Von Henri Garteimann. Bremen 1906. Otto Melchers Verlag.

Fürdas internationaale Schiedsgericht. Von Andrew Carnegie. Ins Deutsche übersetzt von Dr. Moritz Fürst in Hamburg. Hamburg und Leipzig 1906. Verlag von Leopold Voß. Mk. 1,—.

Annuaire de la Vie Internationale. Par Alfred H. Fried. Monaco 1906. Institut International de la Paix.

Die sozialen Utopien. Fünf Vorträge von Prof. Dr. Andreas Voigt. Leipzig 1906. G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung.

Organische und soziale Lebensgesetze. Von Dr. Johannes Unold. Leipzig 1906. Verlag von Theod. Thomas Mk. 6,—.

Aus der Werkstatt der Freimaurerei. Reden und Vorträge von Prof. Dr Oskar Henke. Berlin 1906. Verlag von Franz Wunder. Geh. Mk. 4,—, geb. Mk. 5,—.

Der moralische Schwachsinn. Von Dr. Schaefer, Oberarzt a. D. der Irrenanstalt Friedrichsberg in Hamburg. Halle a. S. 1906. Verlag von Carl Marhold. Mk. 3,—.

Verlag von Max Altmann, Leipzig 1906:

Die Welt als Widerspruch. Von G. Fred Kromphardt. Niagara Falls, N. Y. 1906. 1215 East Falls street. Verlag des Verfassers. 23 Seiten. Mk. 3,—.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock**. Die Sprechstunden des Unterzeichneten sind Montag, Mittwoch, Freitag von 10—12 Uhr. Eilige Zuschriften sind an die Privatadr. des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmanstr. 15, zu richten. Dr. Penzig.

— Internationaler Bund der ethischen Gesellschaften: Generalsekretär Gustav Spiller ist in Angelegenheiten des ethischen Bundes jeden Donnerstag von 10—12 Uhr, Berlin W. 64, Unter den Linden 16 III, zu sprechen.

☞ Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung **Theodor Thomas, Leipzig** Thalstraße 13 bei, worauf wir unsere Leser hierdurch besonders hinweisen.

Vorläufiges Programm der D. G. E. K.

Abteilung Berlin.

(Aenderungen und Ergänzungen vorbehalten).

Montag, den 29. Oktober, abends 8¼ Uhr, Bürgersaal des städt. Rathauses. Vortrag: Professor Dr. Ewald Horn: „Max Stirners ‚Einziger und Eigner' in ethischer Beleuchtung." Diskussion. Eintritt für Mitglieder frei. Gastkarten zu 50 Pfg. im Bureau der D. G. E. K., W. 64, Unter den Linden 16, II, sowie im Verlag SW. 48, Wilhelmstr. 121, ferner in den Buchhandlungen von Nicolai, Potsdamerstr. 123 b, Späth, Königstraße 52 und bei Wertheim, Leipzigerstr. 132/7, erhältlich.

Freitag, den 9. November, abends 8¼ Uhr, Saal 109 des städt. Rathauses. Vortrag Gustav Spiller, Generalsekretär des internat. ethischen Bundes: „Stigen aus der Arbeit der englischen ethischen Gesellschaften." Eintritt frei. Gäste willkommen.

Freitag, den 30. November, abends 8¼ Uhr, Bürgersaal des städt. Rathauses. Vortrag Prof. Dr. Bruno Meyer: „Psychologie und Pädagogik." (Nachträgliches zum Kongreß für Kinderforschung.) Diskussion. Eintritt für Mitglieder frei. Gastkarten zu 50 Pfg. wie oben.

Freitag, den 7. Dezember, abends 8¼ Uhr, Saal 109 des städt. Rathauses. Vortrag von Frl. Dr. jur. F. Duensing über Jugendfürsorge. (Genaues Thema später.)

Sonnabend, den 29. Dezember, abends 8¼ Uhr, Bürgersaal des städt. Rathauses. Silvesterfeier und Ansprache von Herrn Geheimrat Prof. Dr. Foerster. Thema vorbehalten.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Verlag von Leonhard Simion Nf. Berlin SW. 48.

Die allgemeines Aufsehen erregende Nichtbefähigung des Herrn Dr. Rudolph Penzig, Charlottenburg, als Mitglied der dortigen Schuldeputation lenkt die Aufmerksamkeit aller sich für die Schulfrage interessierenden Kreise von neuem auf sein im vorigen Jahre in obigem Verlage erschienenes Werk:

Zum Kulturkampf um die Schule.

Lebenskunde — nicht Jenseitslehre!
Sittlichkeit — nicht Bekenntnis!
Menschenerziehung!

Ein Mahnwort an Denkende.

VIII und 152 S. gr. 8°. brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Dr. Fr. Wilhelm Foerster-Zürich, der Verfasser der „Jugendlehre" schreibt u. a.:

„Trotz der mir vielfach stark entgegengesetzten Ansichten (Ihr Buch hat es ja mit starker Offensive gegenüber einer aktuellen Frage zu tun) bin ich von den rein pädagogischen Kapiteln sehr entzückt . . . auch finde ich so viele neue und schlagende Argumente für den Moralunterricht und seine Möglichkeiten, daß ich mich herzlich freue, daß dies Buch geschrieben wurde. Und auch dort, wo ich „Feind" bin, erkenne ich mit Hochachtung und Vergnügen, daß Ihre Kanonen gut aufgefahren sind." . . .

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1.60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen bitte nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XIV. Jahrgang. | Berlin, den 1. November 1906. | Nr. 21.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Lächerlichkeit, die tötet. Vom Herausgeber.
Luxus und Ethik. Von Bruno Meyer.
Ethischer Subjektivismus. Von Professor Eduard Westermarck (London). Schluß.
Streiflichter:
Jena. D. D.
Der Staatsanwalt als Verbilder. B. M.
Kant bei Hofe. C. L. Siemering.
Aus der ethischen Bewegung. Hauptvorstand. Abt. München. Bücherschau.

Lächerlichkeit, die tötet.

Alle Töne menschlichen Empfindens sind bei der grotesken Tragikomödie von Coepenick angeschlagen worden, von den harmlos amüsierten Lachsalven der Spießbürger über die Düpierung der Machthaber, dem bitter satirischen Hohnlächeln des Volksfreundes über die schonungslose Enthüllung preußischen Uniforms-Fetischismus und militärischen Kadavergehorsams, bis zu dem verlegenen Lächeln der feudalen Kreise über die Gaunerfrechheit, in das sich doch ganz leise ein klein wenig Stolz auf die imponierende Macht von Königs Rock der bürgerlichen Roture gegenüber mischt — nur an den Gemütszustand der zunächst Geäfften, die ja ihrem Schaden um den Spott wahrlich nicht zu sorgen brauchten, denkt kaum jemand. Es genügte, die unglücklich Kurzsichtigen mit der schärfsten Lauge des Hohnes und satt der Verachtung zu überschütten. Ein halbes Hundert Karikaturitengriffel sind in diesem Augenblick dabei, den dankbaren Stoff zu vergröbern und erbarmungslos die angebliche Schmach der Opfer des Betruges zu verewigen. Die ganze Brutalität des schonungslosen Hohngelächters einer schadenfrohen Masse übt ihren stumpfen Witz an dem unglückseligen Bürgermeister und Kassenrendanten — und widerwärtiger spreizte sich niemals pharisäische Selbstgerechtigkeit, als in dem breitbehaglichen Lachen darüber, wie man nur, noch dazu als Reserveoffizier, sich so blind und stumpf konnte hinter's Licht führen lassen!

Und doch kann es Niemandem, der die Durchschnittsintelligenz kennt, zweifelhaft sein, daß neun Zehntel der heutigen Lacher sich genau ebenso hätten verblüffen lassen! Um so abstoßender wirkt die achselzuckende Gleichgültigkeit — um nicht zu sagen Schadenfreude, — mit der das Publikum die Augen davor schließt, daß hier eine wirkliche Tragik des Verhängnisses verhältnismäßig Schuldlose getroffen hat. Denn darüber wird man sich nicht täuschen: Diese köstliche Geschichte bleibt den Betroffenen für ihr ganzes Leben anhaften; dergleichen schüttelt man nicht ab; wir haben hier jene grausame Lächerlichkeit, die tötet. Ein widriges Schicksal, das den ersten Besten zermalmt, läßt sich tragen; aber vielleicht nichts ist so erschütternd grausam, als wenn sich ehrenhafte ruhige Leute plötzlich als Mittelpunkt einer possenhaften Burleske sehen müssen, während um sie herum das Wiehern des gekitzelten Zirkuspublikums dröhnt.

Das mußte auch gesagt werden.

Aber noch ein zweites. Jenes dröhnende Lachen tötet noch etwas Andres: die Scham! Haben wir wirklich den Mut, einzustimmen in das große Weltgelächter? Merken wir denn nicht, daß der ganze Chorus der Völker über uns lacht? Schlimmer, mit Recht lacht? Ueber das Volk der Dichter und Denker, des „Mannesmuts vor Königsthronen", der Sänger von Freiheit und Menschenwürde, das vor einem Fetzen blauen Tuchs mit Messingknöpfen ehrfurchtsvoll zusammennickt! Das eine „Kabinettsordre", durch die Träger der Selbstverwaltung wie Verbrecher verhaftet werden könnten, nicht als vormärzlichen Karnevalsscherz ansieht! Dem die Lakaienhaftigkeit noch immer — vielleicht heut bei unserem Strebertum mehr, nie je — im Blute sitzt! Das ruhig zusieht und es in der schönsten Ordnung findet, wie seine Söhne, in sogenannter „Gottesfurcht" und „Königstreue", zu blinden Automaten für die Machthaber erzogen werden! Ein Volk, das sich — obwohl ihm die tiefe Weisheit, mit der da oben regiert wird, schon oft, und soeben wieder durch indiskrete Memoirenschreiber taghell beleuchtet worden — nicht wohl fühlt, wenn es nicht von fester Hand geleitet wird und das beim Abhandenkommen eines Fürsten ängstlich nach einem angestammten Prinzen Umschau hält, um ihm seine „Untertanentreue" auf dem Präsentierteller entgegen zu bringen!

Nein! Mir ist das Lachen vergangen. Ich schäme mich.

K. P.

Luxus und Ethik.

Von Bruno Meyer.

Wer so große und weite Ziele sich steckt wie die ethische Bewegung, hat vor allen Dingen die Verpflichtung, dafür zu sorgen, daß alle Begriffe, welche bei dem maßgebenden Denken in Frage kommen, so scharf wie möglich gefaßt und so genau wie möglich von allem Benachbarten unterschieden werden.

Das gilt auch, wenn man sich über das Verhältnis der Ethik zum Luxus klar werden will. Da heißt es zu-

Digitized by Google

nächst, zu bestimmen, was unter Luxus verstanden wird, bezw. bei uns darunter verstanden werden soll. Selbstverständlich ist es hierbei, daß Luxus etwas über das Bedürfnis hinausgehendes genannt wird. Also Luxus wäre zunächst Gegensatz des Notwendigen. Aber hierbei tritt uns sofort die Nötigung entgegen, innerhalb des Luxus selber, das heißt des über das bringende Bedürfnis Hinausgehenden, eine Unterscheidung eintreten zu lassen; denn offenbar sind hier so große Gradunterschiede vorhanden, daß, wenn sich auch nicht eine scharfe Grenze an einer bestimmten Stelle begrifflich fixieren läßt, doch die äußersten Enden der Stufenleiter so weit auseinder liegen, daß man beinahe einen Artunterschied darin erkennen möchte.

Es geht hier genau so wie auf einem anderen Gebiete, in das ja die Ethik auch hineinzureden hat, und schon gelegentlich vernehmlich genug hineinzureden versucht hat, auf dem Gebiete des Sportes. Versteht man unter Sport nur, was das Wort in seiner ursprünglichen Bedeutung sagt, das heißt Spiel, insbesondere das freie Spiel der körperlichen Kräfte, also körperliche Uebungen im weitesten Sinne, dann wird es niemandem beikommen, gegen derartiges im Namen der Ethik Protest einlegen zu wollen. Aber auch hier gibt es Grade in der Art und in der Ausführung der Spiele, die ziemlich bald über eine Grenze hinausführen, jenseits deren die Ethik nicht mehr mitkommen kann und ihre Billigung versagen muß: auch hier muß augenscheinlich getrennt werden. Beim Sporte liegt die Sache nun relativ einfach. Man kann sagen: die Uebung des Körpers ist etwas durchaus nützliches und notwendiges, und soweit körperliche Uebungen lediglich zum Zwecke der Stählung des eigenen Körpers bestimmt sind, der zu jeglichem Dienste im Berufs- und Privatleben fähig sein soll, so lange ist gar nichts gegen sie einzuwenden, vielmehr müssen sie als ein notwendiges Element der Erziehung, und selbst über die Erziehungsjahre hinaus als etwas auch für die Erwachsenen fortdauernd Erforderliches bezeichnet werden. Wenn aber die Uebungen ihrer Art nach gesundheits-, ja lebensgefährlich werden, und wenn sie so betrieben werden, daß sie auf eine das Natürliche und Allgemeine weit überschreitende Fertigkeit hinzielen, daß sie, statt lediglich eine Uebung neben einer ernsten Lebensaufgabe darzustellen, das Leben selber ausfüllen und zu einer Art von Beruf — man muß sagen: — entarten, und daß sie sich nicht bei der eigenen Wirtwsität begnügen, sondern zu Wettspielen um hohe Preise sich gestalten, bei denen wieder die Aufgaben ihrer Natur nach so weit über vernünftiges Menschliche hinausgehen, daß die Roheit und Sinnlosigkeit vor Augen liegt, — dann haben wir den Sport (im engeren Sinne); und diesen kann die Ethik nicht mehr billigen.

Nach dieser Seite kann das Thema hier nicht verfolgt werden; wir wenden uns zu dem Gebiete des Luxus zurück, wo, wie gesagt, ein ähnlicher Unterschied gemacht werden muß.

Versteht man unter Luxus lediglich das nicht Notwendige, das, was auch unterlassen und entbehrt werden kann, dann haben wir zunächst damit ein Gebiet, gegen welches die Ethik um so weniger Einsprache erheben kann, als — sie selber in dieses Gebiet gehört. Das klingt schroff, ja unglaublich und nicht zu billigen, ist aber trotzdem richtig. Die Ethik gehört zur Kultur; sie ist ein menschliches Produkt, welches ebenso wie jedes andere Kulturerzeugnis oder -Ergebnis aus dem Zusammenleben der Menschen im Streben nach immer größerer Vollkommenheit entstanden ist. Diese ganze Kultur ist etwas, was über das Notwendige hinausgeht; denn leben, vegetieren, sich fortpflanzen könnten die Menschen auch ohne Kultur.

Man darf nicht einwenden, daß der Mensch doch nicht wie die Tiere im körperlichen Leben vollkommen aufgehe, sondern daß er eine geistige Existenz habe, die doch auch, ja vornehmlich berücksichtigt werden müsse und hierbei vernachlässigt scheine. Dies ist richtig und auch falsch. Richtig ist es, daß der Mensch ein geistiges Leben führen soll, will und muß; aber falsch ist, zu übersehen, daß dieses geistige Leben, insofern es sich als ein selbständiges neben, ja über das körperliche Leben bei den Menschen gesetzt hat, Kultur ist, etwas, was der Mensch zwar auf der Grundlage natürlicher Voraussetzungen, aber doch künstlich erst hat schaffen müssen.

Man braucht nur ein wenig mit klaren und kritischen Blicken in die Kulturentwickelung der Menschheit zurückzuschauen, so wird man erkennen, daß alle Kulturfortschritte durch die Erfindung und Einführung von nicht Notwendigem, von Ueberflüssigem, also in unserem Sinne, wie wir das Wort zunächst gebrauchen, von Luxus bewirkt worden sind. Oder gibt es z. B. einen größeren Luxus, als daß man mit großer Mühe und vielem Kostenaufwande gewisse mechanische Systeme konstruiert zu dem Zwecke, dem Menschen die Arbeit seiner Muskeln abzunehmen? Der Mensch hat seine Muskeln zum Arbeiten; solche Muskelarbeit ist zu seiner Gesunderhaltung unentbehrlich, und es ist ein Luxus, daß er sich diese Arbeit von irgend einem anderen Dinge oder Wesen abnehmen läßt. Und wenn man darauf hinweist, er könne dadurch, da sich ja die Kraft der Maschine weit über Menschlliches steigern läßt, Wirkungen hervorbringen, deren er mit seiner bloßen Muskelkraft nicht fähig wäre, so ist dagen einzuwenden, daß das ja eben auch Luxus ist, wenn er sich solche Aufgaben stellt; — ganz abgesehen davon, daß unter Umständen die Behauptung nicht einmal richtig ist; denn ohne Maschinen haben die Aegypter Bauwerke aufgewichtet und mechanische Arbeiten geleistet, vor deren Wiederholung man noch vor wenigen Jahrzehnten, selbst schon im Besitze recht tüchtiger Maschinen, beinahe ratlos gestanden hat. Man kann also immerhin durch geschickte Vereinigung vieler Menschenkräfte zu einem Zwecke recht viel erreichen, was an sich über Menschenkräfte, das heißt über die Kraft eines Einzelnen oder weniger Einzelnen hinausgeht.

Aber nun läßt sich augenscheinlich wieder sehr bald ein Unterschied bemerken. Es ist doch nicht dasselbe, ob man sich nur gegen gewisse Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten des rein natürlichen Lebens zu schützen sucht, sich also z. B. gegenüber dem ursprünglichen Naturzustande an schützende Kleidung und schützende Behausung gewöhnt, oder ob man Dinge hervorbringt, welche kaum irgendwelche Beziehungen zur nachweisbaren, in jedem Augenblicke fühlbaren Erleichterung des Lebens haben. Ist die Behausung eine unter allen Umständen, bei jeder Witterung, bei jedem Klima fühlbare Wohltat, so ist es vollkommen gleichgültig für einen materiellen Annehmlichkeitszweck, wie diese Wohnung im einzelnen ausgestaltet ist; nur daß sie dem Zwecke des Schutzes genügt, ist erforderlich. Alles, was darüber hinausgeht, und ohne auf diesen Zweck und seine bessere Verwirklichung gerichtet zu sein, an der Behausung vorgenommen wird, ist in dem bisherigen Sinne natürlich auch Luxus, aber etwas anderes als der bisher betrachtete.

Wir sind da unversehens in ein Gebiet gekommen, wo Dinge aus der menschlichen Erfindung und Arbeit hervorgehen, die nicht sowohl der Befriedigung irgend eines körperlichen oder äußerlichen Bedürfnisses dienen sollen, als vielmehr ganz rein zur Befreiung der Seele, zur Erhebung des Menschengeistes durch ein an sich Zweckloses, keinen äußeren Nutzen Erstrebendes bestimmt sind. Das geistige Leben der Menschen beginnt mit solchen Betätigungen allereinfachster Art schon in den Urzuständen. Dergleichen ist im Grunde schon von denselben Naturgesetzen des Geistes regiert, die sich auch in den erhabensten Werken gleicher Art aus späteren Kulturzuständen zeigen. Alles, was Form ist, und was ohne die dringende Notwendigkeit der Zweckerfüllung an dieser Form durch Regelmäßigkeit und Gesetzmäßigkeit erfreut, das ist von dieser Art des nicht Notwendigen, von dieser Art des Luxus also. Gleichgültig, ob die Sprache

Digitized by Google

sich in rhythmischem Falle und in Gleichklängen bewegt, oder ob sichtbare Formen nach dem Gesetze der Wiederkehr, der Symmetrie usw. angeordnet werden, — überall zeigt sich dieses Bestreben des menschlichen Geistes, in seinen Betätigungen den Ursprung von einem geistigen Wesen zu bekunden. Das geht so weit, daß überhaupt kaum irgend etwas aus der Menschenhand hervorgeht, was nicht in diesem Sinne etwas Ueberflüssiges in seiner Formgestaltung enthielte. Dieses Gebiet des rein Ueberflüssigen ist das der Kunst, und es steht im äußersten Gegensatze zu demjenigen Gebiete des nicht Notwendigen, welches rein durch äußerliche Zwecke bedingt und bestimmt wird und nur den Menschen je mehr und mehr von der Abhängigkeit der Natur zu befreien bestimmt ist.

Die Kunst ist unzweifelhaft der reinste Luxus, der überhaupt gedacht werden kann: es gibt keinen größeren Luxus als die Kunst. Das hat sich auch von je her in der äußeren Wertung ihrer Erzeugnisse ausgesprochen. Von ganz vereinzelten materiellen Werten, die vollkommen imaginär sind, lediglich aus Liebhaberei an dem Seltenen, nicht einmal an dem Schönen, besten Falles aus Gründen der Nutzbarkeit entstanden sind, hat man niemals Dingen einen größeren materiellen Wert als Aequivalent für ihren Besitz zugestanden, als den Werken der Kunst. Die Formgebung, welche das künstlerische Erzeugnis charakterisiert, bedingt fast ausschließlich den Gebrauchswert des Kunstwerkes — in dem Maße, daß selbst der Stoffwert, das Material, aus welchem das künstlerische Werk hergestellt ist, dagegen weit zurücktritt. Selbst die edlen Metalle werden in künstlerischer Bearbeitung so sehr in ihrem Werte gesteigert, daß es fast gleichgültig wäre für den Preis, wenn an ihrer Stelle ein billigeres Metall zur Verwendung gelangte, — nur daß in der Regel mit einem anderen Metalle nicht dieselbe Schönheit des Eindruckes zu erreichen ist; und die immerhin in etwas sich fühlbar machende Kostbarkeit dieses Rohstoffes an sich läßt einerseits von der Anwendung der Surrogate absehen, andererseits für die Ausführung in echtem Materiale willig entsprechend höhere Preise zahlen. Das ändert an dem nichts, daß die künstlerischen Erzeugnisse als solche, als die Erzeugnisse und Hilfsmittel des reinsten Ueberflusses, des Luxus, am allerhöchsten gewertet werden um dieser ihrer Eigenschaft willen, nicht um irgend eines materiellen Wertes und nicht um irgend einer materiellen Nützlichkeit willen, sondern rein wegen der Formgestaltung, welche den Geist unmittelbar befriedigt und erfreut.

Die Ethik müßte erst der Kunst den Krieg erklären, wenn sie ernsthaft mit dem Luxus allgemein anbinden wollte; und dagegen wollen wir uns doch mit allen Kräften zur Wehr setzen, daß an diese allerhöchste Errungenschaft des menschlichen Geistes, die wenigstens vollkommen ebenbürtig neben der Wissenschaft steht, im Namen der Ethik die Hand gelegt würde!

Damit scheint nun die Frage des Verhältnisses von Luxus und Ethik erledigt zu sein; und doch ist sie es nicht. Denn so einfach, wie sich das in begrifflichen Distinktionen darzustellen pflegt, liegen die Dinge in der Wirklichkeit nicht. Es ist ja auch schon berührt worden, daß die Kunst sich, wenn auch mit geringeren Betätigungen, in alle Befriedigungen materieller Bedürfnisse hineinmischt, und wir haben für diese Kreuzung der beiden Schaffensrichtungen der Menschen, der auf die Befriedigung materieller Bedürfnisse abzielenden und der rein dem geistigen Vergnügen an der Form dienenden, eine besondere Kategorie, ein technisches Wort gefunden; wir nennen das „Kunstgewerbe" oder „Kleinkunst". Wir haben also wieder trotz der scharfen und richtigen Begriffsunterscheidung doch keine strenge Trennung in der Wirklichkeit, und es ist augenscheinlich, daß bei der Vermischung des Praktischen und des Schönen alle verschiedenen Verhältnisse beider zu einander durchlaufen werden können, — daß wir praktische Dinge finden, an denen die Kunst fast gar keinen Anteil hat, und auf der anderen Seite Kunstwerke, bei denen irgend eine Zweckbestimmung vollkommen ausgeschlossen ist, die außer sich selber also nichts in der Welt bedeuten und leisten können und wollen.

Mit den Dingen nun, die hier in der Mitte liegen, kann in der Tat manches getrieben werden, was der Ethik entgegen ist, was sie zu mißbilligen hat, und was wir im gewöhnlichen Leben, aber leider mit zu wenig scharfer Begriffsbestimmung, insbesondere „Luxus" nennen.

Wir müssen als Kulturmenschen den Begriff des Notwendigen durchaus erweitern und müssen die vielen Errungenschaften der Kultur für die Verannehmlichung des Lebens und für die Erhöhung der menschlichen Leistungsfähigkeit nach und nach in den Bereich des Notwendigen einbeziehen, wodurch sich der Begriff des Ueberflüssigen in entsprechendem Maße einengt. Man nennt das: materielle Kultur. Hierbei ist es klar, daß ebenso wie für die Menschheit im Ganzen nicht zu allen Zeiten und an allen Orten das Notwendige denselben Umfang und Begriff hat, auch für die einzelnen Menschen dieser Umfang und Begriff sich verschieden gestaltet. Es kommt auf die Vorbedingungen an, welche in dem Menschen selber liegen.

Auf der einen Seite gehört, wie bei der Menschheit, eine Erziehung dazu, um dem Leben eine Form geben zu können, in welcher eine gewisse Menge von Dingen notwendig ist. Die Ausdehnung des Notwendigen für die Menschheit und den einzelnen Menschen ist ein Gradmesser für seine Kultur; — kein unmittelbarer, allgemeiner und untrüglicher zwar, nicht also in dem Sinne, daß man den Satz umkehren könnte und sagen dürfte: dieser Mensch hat die und die Bedürfnisse, folglich steht er auf dieser und dieser hohen Kulturstufe. Wir werden gleich sehen, daß es auch eingebildete und künstliche Bedürfnisse gibt. Aber das ist unumstößlich, daß eine gewisse Kultur des Einzelnen ihm bestimmte Bedürfnisse beibringt, ohne deren Befriedigung er sich nicht wohl fühlen und kaum seiner Befähigung ganz gemäß wirken kann.

Auf der anderen Seite spricht die materielle Möglichkeit der Aneignung ein gewichtiges Wort mit. Die Kulturerzeugnisse, welcher Art auch immer, erfordern einen gewissen Aufwand, wenn man sich ihrer bemächtigen und bedienen will; und wer diesen Aufwand nicht bestreiten kann, muß auf sie verzichten. Wenn nun auch keineswegs gesagt werden kann, daß die materielle Möglichkeit, den Aufwand für gewisse Kulturerzeugnisse zu bestreiten, die Benutzung dieser unbedingt zu etwas für den Betreffenden Notwendigem und Erlaubtem macht, so ist doch unzweifelhaft sicher, daß die Grenzen des Erlaubten sich hinausschieben, ohne daß daraus ein Vorwurf gemacht werden kann, wenn die Mittel zur Aneignung in solchem Umfange verfügbar sind.

So weit wie diese beiden Bestimmungen reichen und für den Einzelnen die Benutzung der Kulturerzeugnisse in einem bestimmten Umfange zulässig erscheinen lassen, hat der Begriff des Luxus im engeren Sinne, wo er also nicht nur das schlechthin unter allen Umständen entbehrliche und überflüssige bezeichnet, sondern wo er sich auf ein anderes Maß des Notwendigen bezieht, das schwankend, individuell und subjektiv ist, keine Stätt. Das ist also nicht in diesem Sinne Luxus, wodurch sich im Durchschnitt die häusliche Einrichtung einer gebildeten Familie mit nicht unerheblichen sicheren Einnahmen von derjenigen der Arbeiterfamilie mit beschränkten und schwankenden Mitteln unterscheidet. Ich sage: im Durchschnitt. Daß an sich nicht weniger der Arbeiter als auch eine Familie mit bestimmten, an einer gewissen Grenze aber doch aufhörenden Mitteln Luxus treiben kann in dem engeren Sinne, versteht sich von selbst. Nur das hat hier sollen gezeigt und nachgewiesen werden, daß der allgemeine Lebenszuschnitt der Einzelnen nur bei einer

Digitized by Google

ganz bornierten Welt- und Lebensanschauung für alle gleich gefordert werden kann; und es hat damit gezeigt werden sollen, daß es keinen absoluten Maßstab für den Luxus im engeren Sinne gibt. Dieser Luxus im engeren Sinne fängt überall da an, wo der Einzelne oder die zusammengehörige Gemeinschaft Einzelner, die Familie, sich Bedürfnisse zulegt, die über ihren Bildungsstand und ihre Mittel hinausgehen.

Damit ist ausgesprochen, daß unzählige Menschen auf einen großen Teil der Kulturergebnisse verzichten müssen. Man täte Unrecht, dies eine Ungerechtigkeit zu nennen; aber es liegt darin eine Beeinträchtigung sehr vieler Einzelnen, welche eine höhere Gesittung auf diesen nicht sorglos ruhen lassen kann, weil sie teils die Niederhaltung dieser geistigen Existenzen an sich nicht zu dulden vermag, teils die Schädigungen von der Allgemeinheit abwenden muß, die durch eine allzu untergeordnete Teilnahme vieler Einzelner an den Kulturgütern herbeigeführt werden würde.

Da sich die Ungleichheit der Menschen nicht aus der Welt schaffen läßt, muß hier auf andere Weise eine Aushülfe geschaffen werden. Diese liegt darin, daß der Verkehr gerade mit den höchsten Kulturgütern auch der breiten Masse des Volkes, die mittel- und bildungslos ist, zugänglich und verständlich gemacht wird. Kann den Einzelnemnicht der materielle Besitz gewährt werden, so muß ihnen wenigstens der Umgang mit diesen Dingen eröffnet werden. Hieraus ergibt sich die zwingende Notwendigkeit, die Schöpfungen der Kunst auf jedem möglichen Wege den Massen des Volkes zugänglich zu machen, und auf dem Wege eines kostenlosen Unterrichtes je mehr und mehr den Bann der Unwissenheit von den Massen zu nehmen, der sie an der richtigen Würdigung der höchsten Kulturgüter hindert. Diesen Luxus muß jede Kulturnation, welche auf diesen Namen mit Recht Anspruch machen will, treiben; und nach dieser Richtung wird kaum an irgend einer Stelle in der Welt bisher auch nur annähernd das Schuldige geleistet. Namentlich gerade die Staaten, das heißt die Gesamtheiten, deren Höherentwickelung hierbei auf dem Spiele steht, lassen es an der nötigen Arbeit in dieser Richtung vollkommen fehlen; denn was sie da tun, reicht gerade für den wesentlichen Zweck nicht aus. Wenn noch Kunstsammlungen des Staates nur gegen Eintrittsgeld gezeigt werden, wenn man öffentliche Museen nicht des Abends öffnet, wo ein großer Teil der Menschen einzig die Möglichkeit hätte, sie zu genießen, wenn man den unentgeltlichen Unterricht mit der Volksschule abschließen läßt, — dann sind das Rücksichtändigkeiten, die jedes Versuches, sie zu entschuldigen, spotten.

Die blasierte Ausrede, welche all dergleichen zum beschönigenden Vorwande dienen soll, ist immer die, daß die Massen ja doch kein Interesse und kein Verständnis für das Höhere gewinnen können. Wer sich die Mühe gegeben hat, mit diesen „Massen“ in Verbindung zu treten, weiß, daß dies platte Unwahrheit, schändliche Verleumdung ist, und daß die geringen Ergebnisse, die bisher erreicht worden sind, und auf die sich jene oberflächliche Auffassung stützt, nur der Erfolg der zu geringen Bemühungen sind. Ob man die Wirkung in einem oder in 100 Jahren erst ersehen kann, ist gleichgültig. Daß sie eintritt, und daß sie herbeigeführt werden muß, ist aber sicher. Und das Regept, nach welchem in solchen Dingen gearbeitet werden soll, hat schon vor ca. 100 Jahren Goethe gegeben:

„Was willst Du untersuchen,
wohin die Milde sieht?
In's Wasser wirf Deine Kuchen;
frag' nicht, wer sie genießt.

Die Veranstaltungen zur Heranbildung der Massen, um an den Kulturerrungenschaften möglichst vollen Anteil zu genießen, müssen um ihrer selbst willen getroffen werden, damit die möglichen Erfolge dieser Arbeit heimgebracht werden; — wie schon vor vielen, vielen Jahren ein englischer Fabrikbesitzer sagte, der für seine Arbeiter eine Bibliothek eingerichtet hatte: „Wenn nur ein Einziger, der sie benutzt, dadurch zu einem besonders leistungsfähigen Menschen wird, dann sind die ganzen Aufwendungen bezahlt.“

(Schluß folgt.)

Ethischer Subjektivismus.

Von Professor Eduard Westermarck (London).

(Nachdruck verboten.)

(Schluß)

„Autorität“ ist ein zweideutiges Wort; es kann ebensogut die Kenntnis der Wahrheit bezeichnen, wie eine rechtmäßige Macht, Gehorsam zu fordern. Das dem Sittengesetze zuerkannte hohe Ansehen bezieht sich oft auf beide Arten von Autorität. Der Sittengesetzgeber legt seine Vorschriften nieder, damit man ihnen folge, und sie sind insoweit maßgebend, als ihnen gehorcht werden muß. Aber man traut ihm auch zu, daß er wisse, was Recht und Unrecht ist, und seine Vorschriften werden als Ausdrücke sittlicher Wahrheiten betrachtet. Diese letztere Art der Autorität schließt jedoch, wie wir gesehen haben, eine falsche Annahme betreffs der Natur der sittlichen Aussprüche in sich und kann füglich nicht aus der Macht zu befehlen gefolgert werden. Schiebt man hinwiederum den Gedanken an einen äußerlichen Gesetzgeber beiseite, so scheint das Sittengesetz im allgemeinen in keinem Sinne des Wortes die höchste Autorität zu besitzen; es erfordert in keinem besonders hohen Grade Gehorsam und wenige andere Gesetze werden so häufig übertreten. Auch kann die Rücksicht auf das Sittengesetz nicht als Hauptbeweggrund der Handlungen bezeichnet werden; es ist vielmehr nur eine unter vielen Ursachen und ebenso veränderlich wie alle anderen. Bei manchen Menschen bildet es die herrschende Macht im Leben, bei anderen ist es eine Stimme, die in der Wüste ruft; und die meisten Leute fürchten mehr den Tadel oder den Spott ihrer Mitmenschen oder die Strafen, mit denen das Gesetz ihnen droht, als „die Statthalter Gottes“ in ihrer eigenen Brust. Daß das Menschengeschlecht den Besitz der Tugend allen anderen Freuden vorzieht und das Laster für etwas Schlimmeres als irgend ein anderes Elend ansieht, ist unglücklicherweise die Einbildung einiger Moralisten, welche die Menschen, wie sie sind, mit solchen verwechseln, wie sie sein sollten.

Man sagt, daß das Ansehen des Sittengesetzes sich jedesmal behauptet, wenn dieses übertreten wird, daß das Laster seine eigene Strafe, die Tugend ihren eigenen Lohn in sich trägt. Aber das Gewissen ist wahrlich ein sehr ungerechter Vergelter. Je mehr sich jemand an die Tugend gewöhnt, desto mehr schärft er seinen Stachel; je tiefer er in Laster versinkt, desto mehr stumpft er ihn ab. Die besten Menschen haben das empfindlichste Gewissen, die schlechtesten fast überhaupt keins. Ziegler („Sozial-Ethik“) meint, der gewohnheitsmäßige Sünder habe sich um einen hohen Preis von Gewissensbissen befreit; aber es kann stark bezweifelt werden, ob dieser Verlust eine entsprechende Strafe für seine Schlechtigkeit sei. Wir werden daran erinnert, daß der Mensch durch die sittlichen Gefühle seiner Nachbarn für gute Taten belohnt und für schlechte bestraft wird; allein die öffentliche Meinung und das Gesetz sitzen nur über entdeckte Handlungen zu Gericht und ihr Urteil gründet sich selten auf eine erschöpfende Untersuchung des einzelnen Falles; oft wird ein Maßstab angelegt, der schon an sich nicht einwandfrei ist. Und die Gefühle, mit denen wir unsere Mitmenschen betrachten, und die eine der Hauptquellen menschlichen Glückes und Leidens sind, haben oft sehr wenig mit der Sittlichkeit zu tun. Noch aus anderen Gründen als wegen seines Charakters wird jemand geachtet, gelobt, getadelt oder verachtet, und die Bewunderung, welche man dem Genie, dem Mute, der Kühnheit, der Stärke oder

Digitized by Google

dem zufälligen Erfolge zu zollen pflegt, ist oft weit größer als die Bewunderung für die Tugend.

Trotz alledem jedoch ist die dem Sittengesetz zuerkannte hohe Autorität nicht durchaus eine Täuschung. Im Innern der Besten besteht sie wirklich und dem Buchstaben nach wird sie von den meisten anerkannt. Hierbei beziehe ich mich nicht auf das allgemeine Zugeständnis, daß dem Sittengesetze unter allen Umständen Gehorsam geleistet werden sollte; denn das wäre dasselbe, als wenn man sagen wollte: „Was sein sollte, sollte sein.“ Aber man ist — zumindest in der Theorie — zu der Erkenntnis gelangt, daß die Sittlichkeit, sei's allein, sei's in Verbindung mit Religion, wertvoller ist als alles andere, daß Rechtlichkeit und Güte allen anderen Arten geistiger sowohl als körperlicher Ueberlegenheit vorzuziehen sei. Wenn nicht allgemeiner nach diesem Grundsatze gehandelt wird, so rührt dies daher, daß er bei den meisten Menschen weit weniger ein Ergebnis der eigenen Empfindungen als äußerlicher Belehrung ist. Nachweisbar ist er auf irgend einen großen Lehrer zurückzuführen, der selber von dem Ideal sittlicher Vollkommenheit beherrscht war und dessen Aussprüche — wie die des Konfuzius oder Buddha — wegen ihrer hohen Weisheit oder — wie die Jesu — wegen ihres religiösen Gehaltes geheiligt wurden.

Das hohe Ansehen des Sittengesetzes ist demnach nur der Ausdruck eines stark entwickelten, überragenden Sittenbewußtseins. Schwerlich kann es, wie Sidgwick behauptet, von dem Begriffe der „Objektivität der Pflicht abhängen.“ Es muß im Gegenteil als eine Ursache dieses Begriffes angesehen werden — nicht bloß, wie schon gezeigt worden, da, wo es sich auf eine äußere Macht zurückzuführen läßt, sondern auch dort, wo es sich aus der Stärke der eigenen sittlichen Gefühle des Individuums ergibt. Alle Klarheit und Deutlichkeit der Vorstellung eines Objektes leicht zu dem Glauben an seine Wahrheit führen, so macht die Stärke eines sittlichen Gefühls den, der es empfindet, geneigt, die sittliche Schätzung, die es hervorruft, zu objektivieren — mit anderen Worten: es als allgemein gültig hinzustellen. Der Schwärmer im allgemeinen und auch der sittliche speziell in bezug auf seine Moral, sie werden beide mit Wahrscheinlichkeit ihre Urteile für wahr halten, weil sie beide durch die Stärke ihrer Empfindungen Opfer einer Selbsttäuschung werden.

Da mithin die angenommene Objektivität der Sittenurteile ein Trugbild ist, kann es keine sittliche Wahrheit in dem allgemein verstandenen Sinne dieses Ausdruckes geben. Der letzte Grund hierfür ist, daß die Moralbegriffe auf Empfindungen beruhen und daß der Inhalt einer Empfindung ganz außerhalb des Bereiches der Wahrheit liegt. Aber es kann wahr oder nicht wahr sein, daß wir die und die Empfindung haben; es kann wahr oder nicht wahr sein, daß eine bestimmte Handlungsweise geeignet ist, in uns sittliche Empörung oder Billigung hervorzurufen. Daher hängt die Wahrheit oder Falschheit eines Sittenurteiles davon ab, ob sein Gegenstand die Tendenz, welche der Ausspruch ihm zuschreibt, besitzt oder nicht besitzt. Wenn ich sage, daß es Unrecht ist, dem Uebel zu widerstehen, ein solcher Widerstand aber dennoch keinerlei sittliche Mißbilligung in mir hervorruft, dann ist mein Urteil falsch.

Wenn es keine allgemeinen sittlichen Wahrheiten gibt, so kann es auch nicht das Ziel wissenschaftlicher Ethik sein, Regeln für menschliches Betragen aufzustellen, denn lediglich die Entdeckung irgend einer Wahrheit bildet das Ziel aller Wissenschaft. Bentham und andere meinten, daß sittliche Grundsätze nicht bewiesen werden können, weil sie erste Grundsätze seien, die dazu benutzt werden, alles andere zu beweisen. Allein der wahre Grund dafür, daß sie für die Beweisführung unzugänglich sind, liegt darin, daß sie schon ihrer Natur nach niemals wahr sein können. Wenn also das Wort „Ethik“ als die Benennung einer Wissenschaft gebraucht werden soll, so kann deren Gegenstand nur sein, das sittliche Bewußtsein als eine Tatsache zu studieren.

Ethischer Subjektivismus wird gewöhnlich für die Sittlichkeit als verderblich angesehen; man meint, daß er allen Arten von Zügellosigkeit Tür und Tor öffnet. Wenn das, was jedermann recht und gut scheint, an Stelle dessen tritt, was recht und gut ist, und wenn jedermann sich sein eigenes Gesetz machen darf oder auch gar keins, dann, so sagt man, hat jedermann das natürliche Recht, seiner eigenen Laune und Neigung zu folgen, und ihn daran zu hindern sei eine Verletzung seiner Rechte, ein Zwang, dem zu widerstehen niemand verpflichtet sei, insofern er die Macht habe, ihm auszuweichen. Ein solcher Schluß würde vor langer Zeit aus den Lehren der Sophisten gezogen, und er wird sicher auch ferner wiederholt werden als ein Argument gegen jeden Theoretiker, der zu behaupten wagt, daß nichts als wahrhaft recht oder unrecht hingestellt werden kann.

Gegen eine solche Beweisführung kann vor allem eingewendet werden, daß keine wissenschaftliche Theorie durch die bloße Tatsache, sie könnte Schaden verursachen, unglaubig gemacht wird. Der unglückliche Umstand, daß in der Welt gefährliche Dinge vorhanden sind, beweist, daß etwas gefährlich und doch wahr sein kann. Eine andere Frage ist die, ob irgend eine wissenschaftliche Wahrheit wirklich im ganzen schädlich ist, wenn sie auch manchen Leuten viel Verdruß bereiten mag. Ich wage zu glauben, daß dies auf keinen Fall bei der Form des ethischen Subjektivismus, die ich hier vertrete, zutrifft. Die gegen die Sophisten vorgebrachte Anklage kommt bei ihr gar nicht in Anwendung. Ich unterschreibe nicht einmal den schönen modernen Sophismus, der jedem menschlichen Gewissen ein unfehlbarer Führer zu sein gestattet. Müßten oder wollten wir alles für recht anerkennen, was von wem immer, sei es ein Wilder oder ein Christ, sei es ein Verbrecher oder ein Heiliger, für recht gehalten wird, so würde die Sittlichkeit wahrlich einen schweren Verlust erleiden. Aber das können wir nicht tun und wir tun es auch nicht. Meine sittlichen Urteile gehören mir an; sie entspringen meinem eigenen sittlichen Bewußtsein; ich fälle sie über die Handlungsweise anderer nicht von ihrem Standpunkte aus, sondern von dem meinigen, nicht in erster Linie unter Bezugnahme auf ihre Ansichten von Recht und Unrecht, sondern unter Bezugnahme auf meine eigenen. Tatsächlich geben die meisten von uns zu, daß, wenn wir über eine Handlung urteilen, wir auch die sittliche Ueberzeugung des Handelnden, die Uebereinstimmung oder Abweichung zwischen seinem Handeln und seiner Vorstellung von dem, wie er handeln sollte, mit in Betracht ziehen müßten. Aber wenn wir es auch von jemand für Unrecht halten, daß er gegen sein Gewissen handelt, so können wir ihn doch zugleich dafür tadeln, daß er ein solches Gewissen hat wie er es eben hat. Der ethische Subjektivismus schließt alle Fälle dieser Art in sich. Gewiß erlaubt dieser nicht jedem, seinen eigenen Neigungen zu folgen; auch billigt er nicht die Willkür oder die Laune. Unser sittliches Bewußtsein gehört zu unserer geistigen Beschaffenheit, die wir nicht nach Belieben ändern können. Wir billigen oder mißbilligen, weil wir nicht anders können. Können wir umhin, Schmerz zu fühlen, wenn das Feuer uns brennt? Können wir umhin, für unsere Freunde Mitgefühl zu haben? Sind diese Erscheinungen weniger notwendig und in ihren Folgen weniger mächtig, weil sie im subjektiven Bereiche der Erfahrung liegen? Warum also sollte das Sittengesetz, da es doch einen Teil unserer eigenen Natur bildet, weniger Gehorsam erfordern?

Weit entfernt, eine Gefahr zu bilden, scheint mir der ethische Subjektivismus vielmehr ein Gewinn für die Praxis der Moral. Könnte man der Menschheit beibringen, daß es in der Sittlichkeit keinen absoluten Maßstab gibt, so würde sie in ihren Urteilen einigermaßen duldsamer werden und mehr auf die Stimme der Vernunft zu ihren geneigt

Digitized by Google

sein. Wenn das Rechte ein objektives Dasein hat, so hat das sittliche Bewußtsein seit seinem Bestehen sicherlich Wünderluh gespielt und wird das weiter tun bis zum Erlöschen des menschlichen Geschlechtes. Aber wer wird das einräumen? Der Volksgeist glaubt stets gern, daß er die Kenntnis von Recht und Unrecht wirklich besitzt; ebenso sieht er gern die öffentliche Meinung als den verläßlichen Führer in der Art zu handeln an. Wir haben wahrlich keinen Grund, zu bedauern, daß es Menschen gibt, die sich gegen die festgesetzten Regeln der Sittlichkeit auflehnen; beklagenswert ist, daß es deren so wenige gibt und daß infolgedessen die alten Regeln so langsam sich ändern. Hoch über die banale Vorstellung, daß das Recht ein feststehendes Etwas sei, dem jedermann seine Meinung anzupassen habe, erhebt sich die Ueberzeugung, daß es — das Rechte — in jedem einzelnen Geiste besonders besteht, jeder Ausdehnung fähig, sein eigenes Daseinsrecht verkündend und sich, wenn es not tut, gegen die ganze Welt stemmend. Eine solche Ueberzeugung fördert den Fortschritt!

Streiflichter.

Jena. Die moderne Neigung, Gedenktage zu feiern, hat in diesem Jahre eine merkwürdige Erscheinung gezeitigt: die deutsche Feier der Schlacht von Jena. — Sicherlich hat es viel für sich, in Zeiten nationalen Hochstandes der Zeiten der Erniedrigung zu gedenken, so zu sagen auf der Höhe des Wellenberges des Wellentales. Sicherlich ist es auch ein gutes Tun, für den überwindenen Mann zu zeugen, die Kämpfer von Jena noch einmal vor das Forum der Geschichte zu stellen, um das Maß der Verurteilung, die man ihnen so reichlich zugemessen, nach Gerechtigkeit einzuschränken. Jedoch gerade beim Gedenken des Tages von Jena tritt hervor, daß die Geschichtsbetrachtung schief werden muß, wenn man den Inhalt einer Zeitperiode in einen Tag zusammenfassen will. Preußens Erniedrigung und die Schlacht bei Jena sind nicht gleichbedeutend. Eine verlorene Schlacht bedeutet nicht Erniedrigung. Erniedrigung bedeutet es, wenn eine verlorene Schlacht die Wirkung hat, das ganze Gefüge des Staates auszulösen. Und dies war das traurige Gepräge des Jahres 1806. Wenn man von der Geschichte lernen will, muß man sich die Ursachen dieser Auflösung infolge einer einzigen verlorenen Schlacht vergegenwärtigen.

Wir glauben gern, daß es den preußischen Offizieren und Mannschaften während der Schlacht nicht an der traditionellen persönlichen Tapferkeit gefehlt hat, wenigstens an einer Art derselben, die man vielleicht mit Hurrastimmung bezeichnen kann. Diese Art Tapferkeit, die die eigene Ueberlegenheit über alles Fremde und infolge dessen den Sieg für selbstverständlich hält, bricht zusammen, sobald der Sieg ausbleibt. Wahre Tapferkeit, deren Stimmung das Bibelwort charakterisiert: „Komm ich um, so komm ich um!“, hält Stand in Unglück und Niederlage. So viel über den militärischen Zusammenbruch. Hinsichtlich der andern Volkskreise ist die tiefe Kluft in Betracht zu ziehn, die zwischen den sozialen Schichten bestand, vor allem zwischen Regierenden und Regierten, und zwar sowohl in Bezug auf gesellschaftliche Wertung, als bezüglich der Gedankenkreise. — Vielleicht darf man von einer gemeinsamen Wurzel dieser Schädlichkeiten reden: die Ueberhebung der Regierungs- und Militärkreise, die ja in Preußen ziemlich zusammenfallen, und die Geringschätzung und Zurückdrängung der bürgerlichen Kreise. —

Ferner: das Geschlecht von Jena war in einer Zeit aufgewachsen, in der von oben herab der Versuch gemacht wurde, die intellektuelle Entwicklung gewaltsam zurückzuschrauben, in der Zeit der Wöllner und Bischoffswerder, des berüchtigten Religionsedikts, das jede Abweichung vom kirchlichen Lehrbegriff mit Amtsentsetzung und bürgerlichen Strafen bedrohte, und der Maßregelung Kants, die man wohl als ein kulturelles Jena bezeichnen kann.

Die vorzüglichen Männer, die Preußen wieder aufrichteten, erkannten dies alles sehr klar und wußten, daß es sich nicht blos um eine militärische Reorganisation handelte. Wenn sie auch als Erkennende zu Vorbildern für unsere Zeit werden, dann soll uns die Gedenkfeier des Tages von Jena willkommen sein. D. D.

* * *

Der Staatsanwalt als Verbilder. Vor mir liegen die ungefähr gleichzeitigen Hefte zweier Unterhaltungsblätter mit der gleichen Reklameanzeige: „Mütter, nähret selbst! Lactagol schafft Milch und stärkt Mutter und Kind! u. s. w.“ Beiden Anzeigen ist ein Bildchen beigegeben: eine junge Mutter reicht dem auf ihrem Schoße sitzenden Kinde die Brust. In dem einen Bilde spielt sich die Scene mit der unschuldsvollen Natürlichkeit ab, wie wir es auf Madonnendarstellungen zu sehen gewohnt sind. Die rechte Brust, an der das Kind saugt, ist entblößt, und sein linkes Händchen ruht auf dem Busen der Mutter. Sei es nun, daß ein „Wink von oben“ erfolgt ist, oder daß die ans Irrsinnige streifenden strafgerichtlichen Verfolgungen angeblich „unzüchtiger“ Darstellungen, mit denen die Gerichte besser zu nützende Zeit vertun, den „klugen Mann“ bewogen haben, „vorzubauen“, — kurz, in dem anderen Bilde deckt die Mutter mit einer großen Windel in der Hand die „Schande“ zu, und die Kuh — wollte sagen: die „Sittlichkeit“ — ist wieder einmal glorreich gerettet! Recht bezeichnend ist es dabei, daß das erste Bildchen verhältnismäßig wirklich recht nett gezeichnet ist, das zweite aber eine geradezu abschreckende Kümmerlichkeit zeigt. Für den „Geist“, der die Veränderung diktiert hat, ist natürlich selbst das Untergeordnetste — sich noch zu gut. B. M.

* * *

Kant bei Hofe. Kaiser Wilhelm hat am 15. Oktober d. Js. anläßlich der Hochzeit im Hause Krupp auf Villa Hügel eine Rede gehalten, die von warmer Freundschaft gegen die Familie des verstorbenen „Kanonenkönigs“ diktiert war. Der Kaiser sprach von Christus, dessen Leben „ausschließlich der Erfüllung der Pflicht, des Wirkens für seine menschlichen Brüder, gewidmet war“, und fuhr dann — mit Bezug auf das junge Ehepaar — fort: „Ihr Leben sei erfüllt und beherrscht von dem, was unser großer und klarster Denker, Kant, den kategorischen Imperativ der Pflicht genannt hat.“

Ein hocherfreuliches Kaiserwort, das allerdings seltsame Gedankenfolgen anregt. Nicht immer war Kant bei Hofe gleichermaßen angesehen, und wenn auch seine Büste in der Siegesallee am Denkmal Friedrich Wilhelms II. prangt, so weiß man doch zur Genüge, daß Kant gerade unter diesem Herrscher der schwersten Anfechtung und Verfolgung ausgesetzt war. Im Grunde genommen haben auch gerade überzeugte Monarchen die geringste Veranlassung zum Lobe Kants, der im Interesse der Friedenssicherung den Satz aufstellte: „Die bürgerliche Verfassung in jedem Staat soll republikanisch sein.“

Das Seltsamste aber zuletzt: Kant, der Philosoph des Weltfriedens, gefeiert im Hause des ersten Kriegs-Waffenschmiedes, der auf das Fortbestehen der kriegerischen „Weltordnung“ direkt angewiesen ist, während Kant lehrte: „Stehende Heere sollen mit der Zeit ganz aufhören, denn sie bedrohen andere Staaten unaufhörlich mit Krieg, durch die Bereitschaft, immer dazu gerüstet zu erscheinen; reizen diese an, sich einander in Menge der Gerüsteten, die keine Grenzen kennt, zu übertreffen, und . . . so sind sie selbst Ursache von Angriffskriegen, um diese Last loszuwerden.“

Was würde Frau Krupp und Kaiser Wilhelm zu diesen Worten Kants sagen, in denen er seinem kategorischen Imperativ einen speziellen und unzweideutigen Inhalt giebt?

Digitized by Google

Aber trotz alledem — wir wollen uns des Kaiserworts von Villa Hügel ehrlich freuen. Vielleicht ist es ein Anzeichen dafür, daß kantischer Geist und kantische Ethik unaufhaltsam bis zu den Thronen dringt, und daß wir uns fortgesetzt jenem ethischen Ideale nähern, das der Königsberger Weltweise in die Worte faßt:

„Handle so, daß Du wollen kannst, Deine Maxime solle ein allgemeines Gesetz werden (der Zweck mag sein, welcher er wolle)." Carl Ludwig Siemering.

Aus der ethischen Bewegung.

Sitzung des Hauptvorstandes der D. G. E. K. vom 3. September. Herr Geheimrat Foerster berichtete über den Verlauf der Eisenacher internationalen ethischen Konferenz und gab seiner Freude über das dort Erreichte Ausdruck. Im Anschluß daran schilderte er die Entwicklung der ethischen Bewegung in England seitdem, und die geplante Uebersiedelung des internationalen Sekretariats nach Berlin. Die Konstitution des internationalen ethischen Bundes wurde verteilt. Beteiligt sind vorläufig die Neuyorker Gesellschaft, die englische Union of ethical societies, die Wiener Gesellschaft, die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur, die französische Union pour la vérité, die Schweizer ethischen Gesellschaften, Italien. Es wurde ferner ein Schreiben des Vorstandes des Monistenbundes verlesen, in dem dieser die D. G. E. K. zur Teilnahme an Vorbesprechungen für einen Zusammenschluß freigesinnter Vereinigungen auffordert. Der Hauptvorstand beschloß mit Mehrheit (6 gegen 1), im gegenwärtigen Stadium der Verhandlungen diese Einladung abzulehnen, in seinem Antwortschreiben aber die Genetgtheit auszusprechen, einer solchen Vereinigung unter Umständen beizutreten, falls diese sich unter Ausschließung aller Weltanschauungsfragen auf konkrete praktische Ziele, wie z. B. Trennung von Kirche und Staat, oder Verwirklichung des Staates o. ä., einigen sollte. Auf Anregung von Herrn Jaffe, der über die Wanderredneraktion Auskunft haben möchte, berichtete Dr. Penzig über die bevorstehende Konstituierung der Heidelberger Abteilung, über seine Vorträge in Luzern und die Aktion beim Friedenskongreß in Mailand. Für den Kongreß für Kinderforschung wurde als Ersatzvertreter Herr Professor Döring nominiert.

Abteilung München. Ueber „Monismus und ethische Kultur" sprach am 17. d. M. in einer sehr stark besuchten Versammlung der „Gesellschaft für ethische Kultur" Gemeindebevollmächtigter Dr. Quidde, indem er vor allem die Frage eines Zusammengehens der genannten Gesellschaft mit dem Monistenbund oder eines Aufgehens in demselben erörterte und darauf hinwies, daß nicht nur ein Unterschied, sondern sogar ein Gegensatz zwischen den Auffassungen beider Gruppen bestünde. Die Gesellschaft für ethische Kultur stehe auf dem Standpunkte, es gebe eine autonome Moral, und jeder sittlich Gläubige, der nur diesen Standpunkt teile, könne unbeschadet seiner religiösen Ueberzeugung sich der Gesellschaft anschließen. Auf einer ganz anderen Grundlage stehe der Monistenbund; er werde geradezu geeint durch eine gemeinsame Ueberzeugung gerade in den Fragen, die die Gesellschaft für ethische Kultur der einzelnen Persönlichkeit überläßt. Es sei nicht zu leugnen, daß es sehr vieles gibt, was immer mehr zu den monistischen Anschauungen drängt. Der Monismus behaupte auch, eine Wissenschaft zu sein, und wolle mit jener Auffassung zugleich eine Moral gründen. Die Gesellschaft für ethische Kultur behaupte, daß die Ethik unabhängig sei von allen Voraussetzungen, dagegen wolle der Monistenbund neue Voraussetzungen geben für die Moral. Wenn die Gesellschaft auf ihrer Grundlage bleiben wolle, so habe sie diese Fundamentierung abzulehnen, wie sie die von den Kirchen gebotene Fundamentierung der Moral ablehne. Die Gesellschaft sei undogmatisch, der Monistenbund aber werde wieder dogmatisch, er bekämpfe Dogmen mit einem anderen Dogma und sei insofern nicht fortschrittlich. (Lebhafter Widerspruch.) Damit verlasse der Monismus den Boden der Wissenschaftlichkeit. Es sei zu wünschen, daß aus dem jetzigen Gegeneinander eine Gemeinsamkeit sich herausentwickle, denn wichtiger als der Gegensatz der beiden Anschauungen sei der Gegensatz, in dem beide zugleich stehen zu dem Zwang des Staates und der Macht der Kirchen und Konfessionen. Dann könnte gemeinsam gekämpft werden für die Erreichung einer wahren religiösen und Gewissensfreiheit, die man in Deutschland nur auf dem Papier habe. — Lebhafter Beifall lohnte die Ausführungen des Redners, an die sich eine Diskussion anreihte, die bis Mitternacht fortgeführt wurde, und in der von verschiedenen Rednern der Monistenbund in Schutz genommen wurde. Der Monismus sei etwas Werdendes, er bestrebe die Ausgestaltung einer wissenschaftlich haltbaren Lebensanschauung und deren praktische Verwirklichung. Auch die Ethik bedürfe einer wissenschaftlichen Unterlage. Der Vorwurf, der Monistenbund treibe Dogmatik, wurde ebenfalls zurückgewiesen. Von anderer Seite wurde die Behauptung aufgestellt, es herrsche unter den Monisten selbst noch eine schreckliche Verworrenheit über den Begriff „Monismus", anderseits wurde auch in der Diskussion wie im Schlußwort des Referenten dem beherzigenswerten Winsche und der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß die Anhänger der beiden Richtungen für die Verwirklichung der gemeinsamen Ideale gemeinsam kämpfen möchten.

(Münch. Neueste Nachrichten.)

Bücherschau.

Carl Herz, der Menschheit Fluch und Erlösung. Verlag Gebr. Herz, Altona, Elbe 1906. 20 Pfg.

Wenn ich von der, leider zumeist durch die Mangelhaftigkeit des Inhalts bedingten Zurückhaltung dieser Art von Broschüren gegenüber, hier eine Ausnahme mache, so soll das bereits eine Anerkennung bedeuten. Das Schriftchen unterscheidet sich so sehr vorteilhaft von den in mehrfachem Wortsinn billigen Verfuchen, die sozial-ethischen Probleme und noch ein paar andere Fragen auf 30 Seiten zu lösen, daß ich ihm vielmehr den besten Erfolg wünsche. Es ist ein gereifter Geist, der über Schwärmerei und Unterschätzung der realen Machtfaktoren hinaus ist, der zu uns spricht. Der Fluch, unter dem er die Menschheit dahin siechen sieht, läßt sich nach seinen Anbeutungen vielleicht als Mammonismus und Supranaturalismus bezeichnen; die Erlösung sieht er in einer „Religion der Menschlichkeit", deren priesterliche Grundzüge er festzulegen versucht. Im Einzelnen habe ich Fragezeichen genug an den Rand zu schreiben gehabt: in der Gesamtrichtung seines Strebens ist C. H. unser Bundesgenosse. Das hindert nicht, daß ich seinem völlig ernst gemeinten Versuch, am Ostersonntag 1907 in Altona a. d. Elbe die Gründung der Religion der Menschlichkeit vorzunehmen, sehr skeptisch gegenüber stehe und mir von der Zukunft der auf Grundlage des Genetzheftes an Grund und Boden begründeten Kolonie Reinfeld (Holstein) nichts Wesentliches versprechen kann. Die Versuche der Mose, das gelobte Land, das sie im Geiste schauen, auch zu betreten, sind eben bisher immer — aus einer gewissen höheren Logik heraus — mißglückt. Das Büchlein aber verdient gelesen zu werden. -n-

Immanuel Kants Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. Philosophische Bibliothek Band 41. 3. Auflage. Herausgegeben und mit Einleitung und einem Personen- und Sachregister versehen von Karl Vorländer. Leipzig Dürrsche Buchhandlung 1906. XXX u. 102 S.

Mit Vorliebe wird in den Kreisen der Ethiker häufig die Verschreibung abgegeben, daß es der Wissenschaft heute gelungen sei, eine wissenschaftlich unanfechtbare allgemein anerkannte Ethik zu Tage zu fördern. Das heißt m. E. — mit Verlaub — den Mund etwas zu voll nehmen, und die betreffenden Herren würden wohl in einige Verlegenheit geraten, wenn man sie aufforderte, doch diese vollendete Ethik freundlichst vorweisen zu wollen. Unzweifelhaft muß nach wie vor der Sachen Verständigung über die wahren Grundlagen und die endgültige Gestalt des ethischen Systems durchaus noch zu den Desiderien gerechnet werden. Insbesondere kann nach meiner auf gewichtige Gründe sich stützenden Ueberzeugung die Kantsche Ethik keineswegs als diese endgültige Gestalt angesehen werden, mag dies auch an vielen Stellen mit großem Geräusch verkündigt werden und auch in unserem Kreise diese Ansicht nachdrücklichste Vertretung gefunden haben. Jedenfalls aber wird die Auseinandersetzung mit Kants Ethik, die Verständigung über ihren Wert und ihre Bedeutung jedergeit eine der fundamentalsten und fruchtbarsten Aufgaben der ethischen Forschung bilden. Und so können wir denn auch diese sorgfältige und handliche Neuausgabe der ethischen Erstlingsschrift Kants nur mit Freude und Genugtuung begrüßen. Wenn sie auf dem Titel als dritte Auflage innerhalb der „Philosophischen Bibliothek" bezeichnet wird, so besteht sich das darauf, daß vorher (1870 und 1897) innerhalb derselben zwei von v. Kirchmann besorgte Ausgaben erschienen waren. Tatsächlich ist sie eine völlig neue Arbeit, deren Hauptvorzug in der mit der größten Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit erzielten Herstellung eines gereinigten, authentischen Textes besteht, wie ihn außer der großen neuen Akademieausgabe (1903) keine der bisherigen Ausgaben darbot, auch nicht die vier zu Kants Lebzeiten (1785—90) erschienenen rechtmäßigen Ausgaben. Außerdem aber bringt der Herausgeber nach dem Muster der übrigen von ihm besorgten Ausgaben Kantischer Schriften in einer Einleitung und einem sorgfältig gearbeiteten Sachregister schätzbare Hilfsmittel des Studiums, so daß diese Ausgabe Allen, die sich mit dieser so bedeutsamen Schrift Kants beschäftigen wollen, als die unbedingt beste empfohlen werden kann. Wünschenswert wäre es, wenn der Herausgeber im Sachregister Einiges zur Erklärung der Kantischen Terminologie (wie Transscendentalphilosophie, Metaphysik im Kantischen Sprachgebrauch u. dgl.) geboten hätten. A. Döring.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Digitized by Google

Eingegangene Bücher.

Das Suchen Gottes. Eine naturwissenschaftlich-philosophische Studie von F. Hanus, Ingenieur. Mk. 0,75.

Das sittliche Recht des Krieges. Von D. Ferd. Kattenbusch, Geh. Kirchenrat und ord. Professor der Theologie in Göttingen. Giessen 1906. Verlag von Alfred Töpelmann (vorm. J. Ricker). Mk. 0,60.

Betrachtungen über die 2 Fragen: Pflegedamen für weibliche Arbeiter in Fabrikbetrieben und Arbeiterinnen-Heim. Von Max Krause, Kgl. Kommerzienrat. Berlin 1906. Selbstverlag (S. d. Arbeiterinnenverein. 93).

Die Freimaurerei in zwölf Fragen und Antworten. Von Dr. Otto Henne am Rhyn. Berlin 1906. Verlag von Franz Wunder. Mk. 1,—.

Ostara, die Weltverstehung des Menschen. Eine Osterfestschrift von Dr. phil. Adolf Darpf. Rodaun bei Wien. Verlag der „Ostara". August 1906. 7. Heft. Mk. 0,35.

Kulturprobleme der Gegenwart. Herausgegeben von Leo Berg. Zweite Serie, Band II: Geschlechter. Von Leo Berg. Berlin W. 30. 1906. Hüpeden und Merzyn, Verlag.

Libros Entretiens. Sur l'Internationalisme. V. Les Idées Humanitaires. VI. Unification du Droit. IIe Série, No. 5. Paris 6 impasse Rousin, 152 rue de Vaugirard (XVe).

Ethische Grundfragen. Von Dr. Gustav Störring, ord. Prof. der Philosophie an der Universität Zürich. Leipzig 1906. Verlag von Wilhelm Engelmann. Mk. 6 —.

Lessing als Philosoph. Von Chr. Schrempf. Band XIX von „Frommanns Klassiker der Philosophie." Stuttgart 1906. Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff).

Flugblätter für künstlerische Kultur.

I, 1. Habe ich den rechten Geschmack? Von Prof. Dr. Paul Johannes Rée.

I, 2. Kultur der Feste. I. Von Willy O. Dreßler.

I, 3. Neue Theaterkultur. Von Reg.-Baumeister Moritz, Dr. Herbert Eulenberg und Dr. Felix Poppenberg.

I, 4. Vom Kulturgefühl. Von Willy Leven. Einzelpreis des Heftes 80 Pfg., Subskriptionspreis 60 Pfg., zwölf Hefte (1 Band) Mk. 7,20.

Lehrer für Moralunterricht

gesucht in der **Schweiz.** Gereifte sittliche Persönlichkeit, Vertrautheit mit der ethischen Nachkriegsbewegung. Bei etwa 100 Kindern 6 Wochenstunden Beschäftigung in Schulunterricht nach Belieben; Zeit zu eigener Weiterbildung. Freie Reise und 1600—3000 Franks jährlich, je nach Eignung. Bewerber wollen sich an den Herausgeber der E. K. wenden.

Der Verein „Jugendschutz" Berlin bietet in seinem schön gelegenen, alkoholfreien **Wald-Erholungsheim** in der Mark (Rahnsdorf) bleichsüchtigen oder etwas nervösen Damen, die nicht über genügende Mittel verfügen, einen angenehmen Herbst- und Winteraufenthalt in erfrischender Waldluft. (1,50—2,50 Mk. pro Tag). Jahrelang erprobte Verpflegung in geschlossener Lage und Liegezelt. Der Hausarzt wohnt in der Nähe. Durch die Beschäftigung im Garten und Wald haben eine Reihe junger Mädchen dort ihre Gesundheit schon wiedererlangt.

Meldungen nimmt von 9—10 und 3—4 Uhr die L. Vorsitzende entgegen: Berlin C. Kaiser Wilhelmstr. 39 II.

Der Vorstand des „Jugendschutz" kündigt zum Besten seines schönen Erholungsheimes für junge Mädchen, das sich noch nicht selbst erhält, für Sonnabend, 17. November eine **karnevalistische Festsitzung mit Damen** an, die im neuen Mozartsaal und den anstoßenden Foyers des Theaters am Nollendorfplatz durch die große Karnevals-Gesellschaft „Club der Rheinländer in Berlin" unter Mitwirkung erster Künstler veranstaltet wird.

Im Interesse der vielen erholungsbedürftigen bleichsüchtigen, etwas nervösen wenig bemittelten jungen Mädchen, wird rege Beteiligung sehr ermünscht sein. Billets à 3 Mark im Bureau des Jugendschutz. Berlin C. Kaiser Wilhelmstr. 39 II.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock.** Die Sprechstunden des Untergezeichneten sind Montag, Mittwoch, Freitag von 10—12 Uhr. Einige Zuschriften sind an die Privatadr. des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmanstr. 15, zu richten. Dr. Penzig.

— Internationaler Bund der ethischen Gesellschaften: Generalsekretär Gustav Spiller ist in Angelegenheiten des ethischen Bundes jeden Donnerstag von 10—12 Uhr, Berlin W. 64, Unter den Linden 16 III, zu sprechen.

Vorläufiges Programm der D. G. E. K.

Abteilung Berlin.

(Aenderungen und Ergänzungen vorbehalten).

Freitag, den 9. November, abends 8½ Uhr, Saal 109 des städt. Rathauses. Vortrag Gustav Spiller, Generalsekretär des internat. ethischen Bundes: „Stigen aus der Arbeit der englischen ethischen Gesellschaften." Eintritt frei. Gäste willkommen.

Donnerstag, den 15. November, abends 8½ Uhr, Unter den Linden 16, III. Diskussions- und Leseabend unter Leitung von Herrn Professor Dr. Bruno Meyer. Lektüre von Kant: Grundlegung zur Metaphysik der Sitten (Fortsetzung). (Reclam 4507.) Eintritt frei. Gäste willkommen.

Freitag, den 30. November, abends 8½ Uhr, Bürgersaal des städt. Rathauses. Vortrag Prof. Dr. Bruno Meyer: „Psychologie und Pädagogik." (Nachträgliches zum Kongreß für Kinderforschung.) Diskussion. Eintritt für Mitglieder frei. Gastkarten zu 50 Pfg. im Bureau der D. G. E. K., W. 64, Unter den Linden 16, II, sowie im Verlag SW. 48, Wilhelmstr. 121, ferner in den Buchhandlungen von Nicolai, Potsdamerstr. 123 b, Späth, Königstraße 52 und bei Wertheim, Leipzigerstr. 132/7, erhältlich.

Freitag, den 7. Dezember, abends 8½ Uhr, Saal 109 des städt. Rathauses. Vortrag von Frl. Dr. jur. F. Tuensing über Jugendfürsorge. (Genaues Thema später.)

Sonnabend, den 29. Dezember, abends 8½ Uhr, Bürgersaal des städt. Rathauses. Silvesterfeier und Ansprache von Herrn Geheimrat Prof. Dr. Foerster. Thema vorbehalten.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Verlag von Leonhard Simion Nf. Berlin SW. 48.

Zum Kulturkampf um die Schule.

Lebenskunde — nicht Jenseitslehre!
Sittlichkeit — nicht Bekenntnis!
Menschenerziehung!
Ein Mahnwort an Denkende.

VIII und 152 S. gr. 8°. brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Von **Dr. Rudolph Penzig,** Charlottenburg.

Wie bekannt ist der Autor die Bestätigung der Wahl als Mitglied der dortigen Schuldeputation wohl infolge dieses Buches vom Kultusminister verzögert worden. Er wurde aber trotzdem von der Stadtverordnetenversammlung einstimmig wiedergewählt und dürfte daher obige Schrift erneutes Interesse erwecken.

David Harum, Amerikas Ungekrönter König. Von E. Noyes Westcott. Autorisierte Uebersetzung und Bearbeitung von Georges Hainholz. 26 Bog. Eleg. brosch. Pr. 4 M.; geb. 5 M.

Die „Nation" schreibt u. a.: „Keine schwächliche Sentimentalität, aber wahre Herzenswärme, verdeckt durch einen urwüchsigen Humor — das ist der Charakter David Harums. Wie der Dichter diesen Charakter in das Leben eingeführt hat, dies Geheimnis jeder echten Gestaltungskraft, läßt sich nur erkennen, wenn man das Buch selbst liest."

Zum Druck von Broschüren

wissenschaftlichen Werken,
Jahresberichten, Flugblättern,
sowie zur Anfertigung
sämtlicher anderen Druckarbeiten

in moderner und sauberer Ausführung, bei billigster Berechnung, empfiehlt sich

Oskar Hensels Buchdruckerei
Gottesberg (Schlesien).

Druck der „Ethischen Kultur," des „Freidenker" und feuerleitigsten „Sonntagsblatt."

☞ Bei Bedarf verlange man Kostenanschlag. ☜

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Wichaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1,60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate Die dreigespaltene Konpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage **„Kinderland,"** Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XIV. Jahrgang. | Berlin, den 15. November 1906. | Nr. 22.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Muttersprache und Religionsunterricht. Vom Herausgeber.
Die Selbstachtung als Quelle sittlicher Energie. Vorschläge von Dr. Karl Roetzel.
Lyrik und Ethik. Von Bruno Meyer. (Schluß.)
Steckbriefe:
„Onkel Ehlodwigs" Memoiren.
Aus der ethischen Bewegung. Abt.: Frankfurt a. M. Berlin.

Muttersprache und Religionsunterricht.

Ueber Alles kann sich sogenannte Regierungskunst mit „höheren politischen Gesichtspunkten", diplomatischer Feinheit und Anrufung der „Staatsraison" ungestraft hinwegsetzen, nur nicht über die einfache „Raison", d. h. Vernunft und Logik. Darum ist es, von sachlichen Bedenken zunächst ganz abgesehen, ein unverzeihlicher taktischer Fehler, wenn man sich in einen Kampf einläßt, bei dem der Gegner ohne weiteres diesen höchsten Trumpf in der Hand hat, doppelt unverzeihlich, wenn er außer dem Recht auch noch die Macht hat.

In dieser wenig erquicklichen Lage befindet sich die preußische Staatsregierung dem Erzbischof v. Stablewski gegenüber. Wie herzlich gerne würden wir das Kultusministerium, schon aus Gründen der Selbstverleugnung, einmal in einer nationalen Sache unterstützen; leider aber scheinen Herrn v. Studt und seinen Helfern die Normen bei der Verleihung der Macht das Schicksal gestalt zu haben, stets auf der unrechten Seite zu stehen. Jetzt freilich versagt sogar seine Virtuosität, das Falsche mit Gewalt durchzusetzen. Denn so stark es sich auch eben geberdet und, begleitet von dem enthusiastischen Beifall der „nationalen" Kreise, den Herren Polen eine Vorlesung über Kultur zu halten unternimmt, um so beschämender wird — fürchten wir — der Rückzug sein, zu dem es durch eine Macht gezwungen sein wird, die noch stärker ist als Exzellenz v. Studt: die Logik, — mag doch der geschmeidige Kardinal Fürstbischof von Breslau schon jetzt an der goldenen Brücke zimmern, über die binnen kurzem der Rückzug gehen wird.

Ueber die kurzsichtige Reichspolitik der Aera Bülow, die den geschworenen Gegner des deutschen Reichs unter dem protestantischen Kaisertum, das Zentrum, mit einer Machtfülle begabt hat, deren Mißbrauch von einem mäßig verantagten Schüler, der im Geschichtsunterricht aufpaßt, vorauszusehen war — soll hier nicht gesprochen werden. Es ist eine fable convenue, die durch ewige Wiederholung nicht wahrer wird, daß die Reichsregierung (so eifrig konstitutionell, wie sie bekanntlich nun einmal ist!) nur mit dem Zentrum regieren könne. Noch heute wäre — trotz aller gemachten Fehler — sofern nur der entschiedene Wille da wäre, durchaus die Möglichkeit gegeben, im Reichstag und in den Landtagen durch eine wahrhaft von hohen kulturellen Gesichtspunkten aus orientierte maßvolle Politik, die sich auf das besonnene Bürgertum stützte und endgiltig mit allen feudalen, konservativen und klerikalen Liebäugeleien bräche, eine Regierungsmehrheit zustande zu bringen, der gegenüber die Rechts-als-Interessengemeinschaften: der Bund der Landwirte, die adlige Fronde, das Zentrum und selbst die radikale Sozialdemokratie, allein und selbst in Koalition, zu ohnmächtiger Opposition verurteilt wären.

Aber war es schlimm, die Macht aus der Hand zu geben, viel schlimmer ist es, sich in's klare Unrecht zu setzen. Es entbehrt nicht eines grimmigen Humors, wie das preußische Kultusministerium mit seinen eigenen Sünden gezüchtigt wird. Es hat der Kirche den entscheidenden Einfluß auf die ganze Volksschule, fast völlig vorbehaltlos aber die Leitung des Konfessionsunterrichts eingeräumt — und muß nun wehklagen, daß die Kirche von diesem Vorzug den rücksichtslosesten Gebrauch macht! Der Staat überträgt seine staatlichen Aufsichtsrechte mit einer demütigen Inbrunst, die zu den weitestgehenden Schlüssen auf sein Bewußtsein von der eigenen Minderwertigkeit berechtigt, der Geistlichkeit — und wundert sich dann, daß die Geistlichkeit nach geistlichen Rücksichten handelt. Vielleicht ahnt jetzt einer oder der andere der Herren Ministerialräte, daß es nicht Staatsfeindschaft zu sein braucht, die den Konfessionsunterricht aus der Staatsschule verbannen wollte. Es ist aber auch nicht Religionsfeindschaft. Im Gegenteil, wir erkennen an, der Erzbischof v. Stablewski hat völlig recht. Das sollte und müßte wenigstens das Ministerium für Kultus und geistliche Angelegenheiten wissen, selbst wenn das Unterrichtsministerium mit seiner Schulrats-Pädagogik harmlose Unwissenheit vorschützen könnte. Nach einer konstanten Praxis und überdies einer jüngsten Verfügung „gehört der Religionsunterricht zu den Hauptgegenständen des preußischen Volksschulunterrichts" und bildet „eine der wesentlichsten Grundlagen der preußischen Volksschule". Da eine königlich preußische Religion nun noch nicht existiert, dürfte die Entscheidung darüber, was Religion ist, wohl den Kirchen zugewiesen werden müssen. Oder meint Exzellenz Studt, daß der staatliche Lehrer ein besserer Sachkenner der Religion sei? Dann hat er diese Meinung bisher sorgfältig zu verbergen gewußt. — Ich fürchte indessen, auch die Lehrer würden aus pädagogischen

Digitized by Google

Gründen zu demselben Resultat kommen, zu dem die Geistlichkeit aus religiösen Gründen gelangt ist, daß nämlich — wenn schon Religion unterrichtet werden kann und soll — dann die Religion in der Muttersprache zu lehren ist.

Wir sind alle einig, daß es mit bloßem Vorsagen und Nachplappern oder Memorieren nicht getan ist. Wir sind einig darüber, daß Verständnis des Gehörten und Empfinden der Ueberzeugungswärme dazu gehört. Wir sind endlich einig darin, daß nur das Vorbild eines wahrhaft Frommen nach der erzieherischen Seite Nachfolge, und eine begeisterte Rede, die das Herz auf die Lippen treten läßt, nach der unterrichtlichen Seite mitverstehende Klarheit zu erzielen vermag. Wo zu den ungeheuren sachlichen Schwierigkeiten noch Sprachschwierigkeiten hinzukommen, da ist der Unterricht völlig wertlos.

Das liegt so auf der flachen Hand, daß man sich fast schämt es auszusprechen. Auch hat die preußische Regierung, genau wie die Kirche selbst, den Grundsatz: Religionsunterricht in der Muttersprache! oft genug anerkannt — in Litauen und Masuren, wie in den Nordschleswigschen Kirchspielen mit dänischer Kirchensprache ist der Grundsatz noch heute durchgeführt.

Und warum gegenüber den polnischen Katholiken nicht? Da erscheint die „Staatsraison." Offenbar kennt man im Kultusministerium den polnischen Klerus, man kennt dort den durch die Zwangsgermanisierung zur Siedehitze entflammten Nationalismus der Bevölkerung einschließlich mancher Lehrer, und — man hat die Empfindlichkeit des schlechten Gewissens: der verwüstende Gedanke, mit Gewaltmaßregeln erzwingen zu wollen, was nun einmal nicht zu erzwingen geht: Gesinnungswandlung vom Haß bis zur Liebe hin, erfüllt das Rechtsbewußtsein, wie das pädagogische und — religiöse Gewissen. Der angeblich nationale Zweck muß die Mittel heiligen. Mag die religiöse Unterweisung, die pädagogische Autorität des Lehrers, das sittliche Empfinden des Kindes leiden, wenn nur der Staatsgedanke gerettet wird.

Und doch hieß es einmal: „Wer aber ärgert dieser Geringsten eines, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehänget und er ersäuset würde im Meer, da es am tiefsten ist." —

Wir billigen weder den Fanatismus der Katholiken noch den der Polen und beklagen aufs tiefste die sittliche Verwirrung, die durch den Schulstreik in die Herzen der Kinder und ihrer Eltern getragen worden ist — aber wir verurteilen am schärfsten den nationalen Fanatismus der Machthaber, der sich am Heiligsten — nicht an der Konfession, sondern an der Kindesseele vergreift.

R. P.

Die Selbstachtung als Quelle sittlicher Energie.

Vorschläge von Dr. Karl Noetzel.

I. Sittliches Handeln in Rücksicht auf die Gesellschaft.

Ueberzeugte Anhänger des ethischen Gedankens pflegen zu betonen: einer wissenschaftlichen Erkenntnis läge weder etwas für den Willen Verbindliches zu Grunde, noch sei irgend eine exakte Erklärung des Altruismus im Stande, sittliches Wollen zu erzeugen. Eines wird dabei leicht übersehen: wo sittliches Wollen vorhanden ist da vermag sehr wohl wissenschaftliche Erkenntnis Richtung und Betätigungsmöglichkeit zu geben. Nur wenn wir den Blick ständig gerichtet halten auf die Endresultate der Gesamtforschung, bleiben wir im Stande, den sittlichen Gedanken in der Vergangenheit zu begreifen, in der Gegenwart zu wollen und für die Zukunft vorzubereiten. Unter einem Anhänger des sittlichen Gedankens, einem sittlich gesinnten Menschen, verstehe ich einen solchen, der will, daß 1. jeder einzelne bestrebt bleibe, die Leiden seiner Mitmenschen zu lindern und die Freuden zu vermehren, und daß 2. möglichst viel Arbeit in diesem Sinne geleistet werde.

Betrachten wir von solcher Willensrichtung aus eine der brennendsten Fragen aller Zeiten, die Frage nach Schuld und Sühne, Verbrechen und Strafe. Hier erscheint Kenntnis der wissenschaftlichen Gesamtarbeit einfach unentbehrlich. Ich denke vor allem an die überraschenden Resultate der vergleichenden Völkerkunde, einer jungen Wissenschaft, die nichts Geringeres erstrebt, als die Erforschung der menschlichen Gattungsseele.

In einem solchen Endziel liegt Arbeit für die Dauer des Menschengeschlechtes; nie kann es völlig erreicht werden. Immerhin nähern wir uns der Wahrheit. Bereits ist völlig neues Licht gefallen auf einige wichtige Formen menschlichen Zusammenlebens und Zusammenwirkens. Die praktische Philosophie, Moral und Politik, wird das zu berücksichtigen haben.

Eine jener zur Evidenz erwiesenen Tatsachen aus der Urgeschichte der Menschheit ist die, daß die Gesellschaft früher war, als der Mensch, d. h. als das Individuum. Einzelne herumschweifende Menschen hat es nie gegeben, die Menschen waren von vornherein in gewissen kleineren Gemeinschaften vereinigt. Auf der niedrigsten Stufe des Zusammenlebens decken sich die Bedürfnisse der Gemeinschaft mit denjenigen des Individuums. Es gab für den einzelnen gar nicht die Möglichkeit anders zu handeln als wie es die Gesamtheit verlangte. Wahrscheinlich wurde dieser Gesamtwillen nicht einmal anbefohlen, sondern instinktiv befolgt. Eine sich sehr früh ausbildende Gefühlsgemeinschaft, die Religion, gab dann weiterhin dem Gesamtwillen bindende Kraft, bis er sich zu Sitte und Gesetz verdichtete. Deren Forderungen wurden wiederum auf die Religion übertragen. Es sei hingewiesen auf die Wandlung des Zeusgedankens von Homer bis Sophokles als klassisches Beispiel dafür, wie sehr zunehmende Bedürfnisse der Gemeinschaft (des Staates) den Gottesbegriff beeinflussen. Eine Notwendigkeit, die Bedürfnisse der Gemeinschaft im Gesetz festzulegen, erwies sich erst, als die Persönlichkeit in's Leben trat. Der Gesamtwillen behauptet sich ihr gegenüber dadurch, daß er die Nichtbeachtung seiner Forderungen mit göttlicher Strafe, Schädigung an Freiheit, Besitztum und Leben und vor allem mit Entziehung der allgemeinen Achtung bedenkt. Letzteres Motiv ist bis auf den heutigen Tag bei weitem das wirksamste geblieben zum Einhalten von Sitte und Gesetz. Im Laufe der Jahrtausende, von Generation zu Generation vererbt, hat die Rücksicht auf die Achtung der Gesellschaft eine unermeßliche suggestive Gewalt über den Willen des Individuums erlangt. Die Gesamtheit überwacht tatsächlich die Sittlichkeit jedes Einzelnen. Der ständige Hinblick auf das Urteil der Mitwelt beeinflußt die Durchschnittsmoral in einer ungeheuern, sich jeder exakten Messung durchaus entziehenden Weise. Das meiste Uebel wird unterlassen aus Furcht vor Nichtachtung, das meiste Gute geschieht aus Streben nach Anerkennung. Der Durchschnittsmensch handelt wie ein schlechter Schauspieler in beständigem Gedanken an das Publikum. Ganz davon sich zu befreien, vermögen nur einzelne, wahrhaft überlegene Menschen und auch diese nur zeitweilig. Wie verschwindend wenige haben sich höherer Zwecke wegen auch nur vorübergehend verkennen lassen! Wie groß dagegen ist die Zahl der Prinzen aus Genieland, die zu Grunde gingen, weil sie keine Anerkennung fanden, weil der Schreckengang des Durchschnittsmenschen nicht Schritt zu halten vermochte mit dem Siebenmeilenstiefel des Genies!

Alles in allem genommen, glaube ich zwar, daß der ethische Gesamtfortschritt vielmehr gefördert als gehemmt, ja wahrscheinlich überhaupt erst möglich wird durch den Umstand, daß der einzelne sich die Achtung der Gesellschaft zum Maßstab wählt für Handeln und Streben. Indes dürfen wir keinen Augenblick vergessen, daß hier das Sitt-

Digitized by Google

liche nicht um seiner selber willen geschieht und darum bedauerlichste Nebenwirkungen der Hauptleistung parallel laufen müssen. Zunächst ist das Genie nie dauernd völlig befreit von dem Wunsch nach Anerkennung, nie und nirgend zu vollster Entsaltung gelangt. Ferner aber, und das vor allem, liegt für den Durchschnittsmenschen die große Gefahr vor, daß er, einmal der Nichtachtung verfallen, nun auch gleich die Selbstachtung einbüßt und damit Energie und Anreiz zu produktiver Tätigkeit. Wer einmal mit dem Strafgesetz in Berührung kam, der ist damit auch meistens zum sozialen Tod verurteilt. Und das bedeutet einen gar nicht zu schätzenden Ausfall an sozial unentbehrlicher Produktionskraft. Einen fast gleichzuachtenden Verlust von lebendiger Arbeit haben wir dem Umstande zu verdanken, daß viele der besten, feinfühligsten Elemente die Achtung vor sich selber und damit den nobelsten Antrieb zum Schaffen verlieren, wenn sie, vielsach angeborenen Defekten nachgebend, etwas getan haben, das vielleicht gar nicht dem Strafgesetz unterliegt, aber doch ausreichend wäre, ihnen die Achtung der Mitmenschen zu entziehen, falls die es erfahren würden. Solche, durch ihre Feinfühligkeit geradezu zu sozialer Detailarbeit Vorausbestimmte können sich in der überwiegenden Mehrzahl nicht von der Vorstellung befreien, daß nur der ein Recht habe Gutes zu tun, dessen Hand fleckenlos ist. Was bleibt solchen Mißständen gegenüber zu tun übrig? Einmal ist das sittliche Bewußtsein möglichst selbständig zu gestalten, und das bleibt Aufgabe der Pädagogik, die sozial sein muß oder überhaupt nicht sein kann. Ferner ist dafür Sorge zu tragen, daß die Kenntnis von Taten, welche Herabsetzung in der öffentlichen Achtung zur Folge haben würden, nicht über den Kreis einiger weniger, von berufswegen dazu Bestimmter hinausgelange, und daß schließlich an der Selbstachtung bereits Erkrankte wieder geheilt werden.

Im folgenden seien dazu einige Vorschläge gemacht.

II. Beichte an Laien.

Das Strafgesetz richtet überall nach einem gewissen Durchschnittsmaß der Sittlichkeit. Von dem normalen, d. h. nicht belasteten Durchschnittsmenschen wird keinerlei Willensanstrengung verlangt — man denke nur an das staatlich konzessionierte Laster und Vergehen gegen die eigene Person. Trunksucht, Morphinismus, Ausschweifung werden nicht bestraft, wohl aber durch die öffentliche Meinung verurteilt. Gerade hier zeigt sich so recht der suggestive Einfluß des Gesellschaftsurteils. Man braucht nur hinzuweisen auf die unerhörten Freiheiten, welche sich Europäer in halb- und ganz-ungivilisierten Ländern ohne die geringsten Gewissensbisse herausnehmen, dieselben Europäer, die in der Heimat lieber sterben würden, als sich auf solchen Pfaden ertappen zu lassen. Dieser Zusammenhang ist bedenklicher, als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Grade die wertvollsten sozialen Elemente, Talente und Genies, sind als einseitige Begabungen leicht moralischen Erschütterungen ausgesetzt. Die Gesellschaft bewertet aber das Individuum nicht nach seinen positiven Leistungen, sondern ausschließlich danach, wie weit es ihren Satzungen gerecht wird. Das letzte Motiv jeder individuellen oder kollektiven Beurteilung einer Persönlichkeit ist doch immer der Wille, sich des eigenen Vorzugs vor ihr bewußt zu werden oder ihr wenigstens nicht nachzustehen. Wer über dem Durchschnitt steht, ist an sich ein Objekt der allgemeinen Mißgunst. Die lauert darauf, an ihm Flecken zu finden. Ist das aber geschehen, so wird der Wohltäter gesteinigt. Der Vorgang ist typisch. Was uns hier beschäftigt, ist seine Wirkung auf die Seele des über den Durchschnitt hinaus Empfindenden und Schaffenden.

Leider müssen wir da immer wieder wahrnehmen, daß der Feinfühlende, Vielverfrachte aber auch Vielschaffende unendlich leicht geneigt ist, sich auf Kosten des Unverfuchten und Kaltkorrekten in der eigenen Meinung herabzusetzen, weil er weiß, daß er so beurteilt würde, und das ist in Hinsicht auf seine Leistungen auf's äußerste zu bedauern. Allerdings gibt es auch robuste Gewissen, die, mutig gegen die eigenen Fehler ankämpfend, absolut nicht an Selbstverachtung leiden und sich gar nicht berechtigt glauben, mit den eigenen Häßlichkeiten anderen zur Last zu fallen; indes sind solche noch sehr in der Minderheit.

Im allgemeinen dürften wohl folgende Sätze gelten:

1. Auch der größte Edelmut, die überzeugte werktätige Menschenliebe kann verbunden sein mit sittlichen Mängeln: Führende Geister gingen am Trunke zu Grunde. Wohltäter der Menschheit zerstörten ihren Körper durch Morphium. Propheten und Seher waren Sittlichkeitsverbrecher.

2. Der Mensch verliert in der Regel die Achtung vor sich selber, wenn er weiß, daß seine Mitmenschen ihn verachten würden, wenn sie wüßten, wie er lebte.

3. Hat der Mensch einmal die Selbstachtung verloren, so hält er sich nicht mehr für würdig, andern Gutes zu tun. So geht nicht nur persönliches Glück zu Grunde, sondern auch soziale Produktionsmöglichkeit.

4. Der Mensch gewinnt die Selbstachtung wieder, wenn ein allgemein geachteter Mensch, dem er alles gebeichtet hat, ihm seine Achtung nicht versagt.

5. Das Bestreben in den Augen dessen, dem man sich anvertraut, wieder tadellos dazustehen, ist der wirksamste Anreiz zum Bekämpfen selbstzerstörender Laster.

6. Dauernde Heilung erkrankter Selbstgefühle kann nur erzielt werden durch freiwillige soziale Hilfsarbeit. Die sozialen Heilstätten der Zukunft werden nicht nur den Pfleglingen Heilung verschaffen, sondern auch den Pflegenden. —

Der Inhalt dieser sechs Thesen scheint mir durch Menschheitserfahrung bestätigt. Die darin ausgesprochene Willensrichtung beruht natürlich auf meinem persönlichen Glauben. Die Menschenseele bedeutet für mich die Fähigkeit, die Freuden und Leiden einzelner und ganzer Massen zu begreifen und den Willen zu hegen, erstere zu fördern, gegen letztere anzukämpfen. Diese Fähigkeit der Seele muß unter allen Umständen zu höchster Entfaltung gelangen. Ich stelle darum folgende Forderungen auf:

1. Jedes Vergehen muß vergeben werden, sobald es bereut wird, d. h. sobald der Wille da ist zur Tätigkeit für andere.

2. Kein Vergehen berechtigt, den Schuldigen daran zu hindern, für andere tätig zu sein.

Mein praktischer Vorschlag ist der:

Es müssen Laienbeichtväter eingesetzt werden. Zu dieser praktischen Betätigungsweise wären so recht die Mitglieder der Vereine für ethische Kultur berufen. Es könnte so der Grund gelegt werden zur öffentlichen Wohltätigkeit der Zukunft, die sich nicht mehr damit begnügt, nur Hunger und Durst zu stillen. Berufen dazu sind solche gereifte und hilfsbereite Männer und Frauen (letztere für Frauenbeichte), die im stillen darum trauern, daß sie nicht viel, viel mehr seelisch ausgenutzt werden. Solche, die alles vergeben können, weil sie tief durchdrungen sind von dem Bewußtsein, fähig zu sein zu jeglicher Sünde.

An jedem größeren Orte müßte, seiner Bevölkerungszahl entsprechend, ein oder mehrere Beichtväter ausgewählt werden und ihre Adresse leicht zu erfahren sein. Daß diese Adressen öffentlich ausgehängen werden, würde ich allerdings für höchst unzweckmäßig halten: manch einer könnte durch die Furcht, beobachtet zu sein, abgeschreckt werden. Vorzuziehen wäre ein in den größeren Tagesblättern periodisch wiederkehrender Hinweis auf das Bestehen einer solchen Institution mit der Angabe, wo die Adressen zu finden sind (etwa in jeder ersten Monatsnummer der Zeitschrift für „Ethische Kultur," die dann allerdings im Handverkauf verbreitet sein müßte). Ferner ist jeder peinliche Moment beseitigt, sobald der Beichtvater bei sich zu Hause

Digitized by Google

empfängt. Niemand kann dann wissen, in welcher Angelegenheit der Betreffende kommt.

Ein verabredetes Zeichen auf der Visitenkarte etwa: V(erein) (für) E(thische) K(ultur) könnte den Beichtempfänger benachrichtigen und dem Beichtenden die peinliche Einführung ersparen. Des weiteren würde es sich meiner Ansicht nach durchaus empfehlen, daß dem Beichtvater, der sonst natürlich absolute Diskretion üben muß, das freie Recht zufleht, eventuell Strafantrag zu stellen.*) Der Fall wäre ja so gut wie ausgeschlossen. Indes dürfte die aufrichtende Wirkung auf den Beichtenden eine nachhaltigere sein durch das Bewußtsein, daß er sich gleichsam dem weltlichen Gerichte in der Person des Mitlers stellt. Dieser Vorschlag zielt darauf hin, die Ohrenbeichte der katholischen Kirche den sittlichen Bedürfnissen der „Zeit anzupassen.“**)

Die Tätigkeit des Laienbeichtvaters muß vor allem darauf gerichtet sein, die kranken Seelen der Beichtenden zu heilen. Das ist nicht nur stets eine an sich äußerst schwierige und in jedem einzelnen Falle durchaus neue Aufgabe; sie beansprucht zudem derartig viel Zeit, daß der im praktischen Beruf stehende Beichtvater immer nur eine sehr kleine Zahl Patienten gleichzeitig behandeln kann. Ich würde ihm daher das Recht zuerkennen, sich Gehilfen unter seinen Bekannten zu suchen und ihnen solche Fälle zuzuweisen, welche der Eigenart jedes einzelnen entsprechen. Hinsichtlich der Seelentherapie wäre folgendes zu berücksichtigen: 1. eine einmal begangene Tat muß möglichst in allen ihren Folgen begriffen, soweit wie möglich tatsächlich wieder gut gemacht und dann durch anzuweisende soziale Tätigkeit vergessen werden; 2. einem selbstzerstörenden Laster gegenüber ist dem Leidenden das Versprechen abzunehmen, sich zunächst auf eine bestimmte kurze Zeit zu enthalten und sich nach deren Ablauf, bei sehr starker Anfechtung oder bei Uebertretung sofort wieder einzufinden. Der Einblick auf die wieder zu erlangende oder zu verlierende Achtung eines geachteten Menschen erweist sich als eines der stärksten Hilfsmittel zur Selbsterziehung. Wir wollen gar nicht in Abrede stellen, daß diese ganze Methode eine Art Wachsuggestion genannt werden muß. Nur wird hier kein fremder Wille eingeflößt, vielmehr der eigene in der Weise gestärkt, daß er gewissen als schädlich von ihm selber anerkannten Reizen hinreichenden Widerstand zu leisten vermag. Jede religiöse Einwirkung beruht auf denselben Momenten. Und schließlich weshalb sollten wir die Heilmittel der modernen Wissenschaft von uns weisen? Wir sind dazu umso weniger berechtigt, als doch, wie wir wissen, die seelisch-sittlichen Anomalien, vor allem die chronischen Willenserkrankungen aus Keimvergiftung (Blastophthorie) hervorgegangen sind: das leidende Individuum wurde krank erzeugt, der Keim, der es schuf, war vergiftet. Dieser typische Zusammenhang könnte uns übrigens auf den ersten Blick an der Berechtigung einer sittlichen Weltauffassung verzweifeln lassen. Bei näherem Zusehen erkennen wir indes, daß wir bloß eines aufgeben müssen: das Richten. Schuld kennen wir nur an uns selber; da glauben wir die Beweggründe zu wissen; bei allen anderen sind sie uns unbekannt. Bei allen Belasteten (Keimvergifteten) wissen wir nur, daß sie gewissen Anreizen gegenüber, die wir gar nicht oder nur schwach empfinden, stark zu kämpfen haben. Ob sie überhaupt überwinden könnten, wissen wir nicht, ob wir selbst dazu bei gleicher Belastung imstande wären, wissen wir auch nicht.

Eines aber steht für uns außerhalb allen Zweifeln: wir müssen dem zu so schwerem Ringen und kaltloser Qual unschuldig Verurteilten beistehen und wir können ihm in jedem Falle, wenn auch nur durch Teilnahme, Erleichterung schaffen. Auch ist es nicht ausgeschlossen, daß wir in den meisten, wenn nicht in allen Fällen dauernde Heilung zu bringen imstande sind. Und damit ist die sittliche Weltanschauung nicht widerlegt, sondern vertieft. An Stelle der Verantwortung jedes einzelnen für sich selber tegen wir die Verantwortung jedes einzelnen für alle und die aller für alle. Nur in dieser Erkenntnis ist die Möglichkeit gegeben zum völligen Ausbilden aller sittlichen Fähigkeiten des Individuums.

Als weiteres seelisches Heilmittel erweist sich vor allem soziale Hilfsarbeit; sie ist in ganz wunderbarer Weise geeignet, ein krankes Selbstbewußtsein aufzurichten. Alles Empfinden beruht ja auf Gegensatz und Vergleich. Der Schwache, der einen noch Schwächeren hilft, vergißt die eigene Schwäche. Man denke nur an das so oft beobachtete Kraftgefühl bei Aerzten und berufsmäßigen Krankenpflegern. Daß schließlich auch zur seelischen Heilung eine Reihe von hygienischen Vorschriften zu beobachten ist, liegt bei dem innigen Zusammenhang zwischen Nervenzustand und Seelenleben auf der Hand. Es ist für Laien nicht allzuschwer, sich einen hinreichenden Einblick in die seelisch-körperliche Wechselwirkung zu verschaffen. In pathologischen Fällen ziehe man einen Arzt hinzu. Uebrigens sind grade die Aerzte in hervorragendem Maße zu Beichtvätern berufen; sie sind es so wie so fast stets. Vielleicht ist es nicht zu kühn, wenn ich die Hoffnung ausspreche, es möchte sich aus den Erfahrungen solcher Beichtväter eine weitgehende Lehre aufbauen von der Seelengesundheit — eine Pädagogik für Erwachsene. Mögen Erfahrenere den Vorschlag prüfen und Berufene ihn in die Tat umsetzen. Unstreitig werden sich unter den Lesern eine große Anzahl solcher finden, welche den Beruf eines Laienbeichtvaters mehrfach anklihten. Es gehört ja nur etwas Entgegenkommen dazu und die suchenden Seelen öffnen sich uns.

(Schluß folgt.)

*) Das halte ich für sehr bedenklich. Die Einwirkung auf den Schuldigen zum Zweck einer Selbstanklage müßte, wie bei der katholischen Beichtpraxis, genügen. D. Red.

**) Es sei hier ein allgemeiner Hinweis gestattet. Die Weltreligionen konnten zu ihrer ungeheuren Verbreitung doch nur dadurch gelangen, daß sie auf tiefster Kenntnis der Menschenseele aufgebaut sind. Es wäre an der Zeit, ihre auf tausendjähriger Seelenpraxis beruhende Erfahrung der dogmatischen Schale zu entkleiden und zur Verbreitung ethischen Handelns auszunutzen. Ich habe dabei besonders im Auge das Ignatius von Loyola „Geistliche Uebungen.“ Diese genialste Methode der Autosuggestion scheint mir vorzüglich geeignet zur Selbsterziehung, zur Befreiung von sittlichen Defekten. Leider ist es mir noch nicht gelungen, Fachleute für diesen Gegenstand zu interessieren.

Luxus und Ethik.

Von Bruno Meyer.

(Schluß.)

Nun bleibt aber im Leben der Einzelnen immerhin der Luxus im engeren Sinne, der, wie es schon nach dem bisherigen scheint, ethisch nicht ganz unanfechtbar ist, als Möglichkeit übrig. Es ist möglich, sich Bedürfnisse zuzulegen, die weder zur wirklichen Verbedelung des Daseins führen, noch ohne Einbuße an anderen Stellen im Rahmen der verfügbaren Mittel liegen; und da kann es ja kaum zweifelhaft sein, daß hier die ethische Berechtigung zu solchem Luxus bestritten werden kann. Stellen sich hier doch auch in größerem oder geringerem Umfange diejenigen inneren Schädigungen heraus, welche die Sittenprediger aller Zeiten bei ihrem Eifern gegen den Luxus zu schildern gewußt haben. Schon in der Bibel steht: „Hänge Dein Herz nicht an ein vergängliches Ding!“ — und das ist ja sicher, daß alles, woran der Mensch sich gewöhnt, was er zu haben, zu benutzen und zu genießen pflegt, ihm ans Herz wächst — dergestalt, daß er die Trennung davon schwer empfindet, und es die Wechselfälle des Glückes, wie sie ja leider häufig vorkommen, aufs äußerste erschwert, wenn auf eine große Zahl von angeeigneten Bedürfnissen verzichtet werden muß. Aber ein anderes Wort der Bibel hat fast noch mehr Anspruch auf Beachtung als das vorige: „Besitzet, als besäßet Ihr es nicht!“ Man muß sich daran gewöhnen — und das ist eine ethische Aufgabe, die nicht allein dem Luxus,

Digitized by Google

sondern auch den gewöhnlichen unvermeidlichen Bedürfnissen gegenüber gilt, — man muß sich daran gewöhnen, die Dinge gewissermaßen unter sich zu lassen, sie zu benutzen, aber eben nur, weil sie vorhanden sind und im Augenblicke fördern können, doch in der Weise, daß man sich vor einer Abhängigkeit von ihnen hütet, daß man die Gewohnheit des Besitzens nicht zu einer Herrschaft über die individuelle Freiheit ausarten läßt.

Das ist sehr wohl zu erreichen, wenn man den Schwerpunkt des Lebens und Strebens an Stellen verlegt, wo Verlust nicht droht. „Wo Euer Schatz ist, da ist Euer Herz," heißt es auch in der Bibel. Ist der Schatz, an dem das Herz hängt, die Gesamtheit der törichten, vergänglichen, hinfälligen Dinge, die man um sich versammelt hat, dann freilich ist man ständig von fast unerträglichen Verlusten bedroht. Ist aber das höchste Gut, um das die Gedanken sich drehen, das Wohl der Menschheit, die Welt, das Edle, das Schöne, und gilt alles, was an Einzelnem dem Einzelnen dient, nur als gewissermaßen entlehnt aus dem allgemeinen Besitze und Bestande einer Kulturkategorie und bestimmt, die Teilnahme und Mitarbeit an den höchsten Kulturaufgaben zu ermöglichen, dann ist diejenige Stellung dem Besitze gegenüber gegeben, die niemals mit der Ethik in Konflikt zu kommen vermag, — selbst dann nicht, wenn es sich im einzelnen Falle um wirklichen Luxus handelt, das heißt, wenn in den Kreis der Bedürfnisse und Befriedigungen mehr aufgenommen wird, als selbst nach dem höchsten Maßstabe der Bildung und der Mittel dem Betreffenden zuzukommen scheint. Auf diese Weise entfällt auch die Gefahr, sich mit unnützer Mühe und Arbeit zu überladen, Gesundheit, geistige Frische und Zufriedenheit zu zerstören, zu verdummen, sich abzustumpfen, durch Besitz und Gebrauch träge zu werden und an ernsthaften Freuden ärmer. Alle diese Schädigungen, die von dem Luxus befürchtet werden, drohen nur der unethischen Gesinnung, aus der der aufschäbare entspringt, sind aber bei der eben dargelegten ethischen Grundauffassung des Lebens und der Dinge vollkommen ausgeschlossen.

Nun fragt es sich aber: warum soll — oder vielmehr: wie darf der Einzelne sich dadurch, daß er sich Luxus gestattet, innerhin den geschilderten Gefahren aussetzen? Denn so gesteitet in seiner ethischen Grundstimmung ist wohl selten Jemand, daß man auf alle Fälle bei ihm dafür gutsagen könnte, er werde keiner Versuchung und keiner Schwierigkeit unterliegen.

Hiergegen muß ein Gesichtspunkt angeführt werden, auf den die Eiferer gegen den Luxus zu wenig Gewicht legen.

Es geht mit den äußeren Dingen genau so, wie es mit den geistigen Errungenschaften geht. Wenn man einem Manne der Wissenschaft damit kommen wollte, ihm zu sagen: „Aber lieber Freund, warum gibst Du Dich mit so etwas ab? Das hat ja gar keinen Zweck! Wozu kann man das brauchen?" — dann wird er selbstverständlich sagen: „Ja, darnach frage ich ja gar nicht! Ich gehe nur darauf aus, den Schatz der menschlichen Erkenntnisse, wo ich dazu imstande bin, zu erweitern. Was daraus folgt, ist nicht meine Sache; das wird sich finden, und es kann ja sein, daß nichts daraus folgt. Es kann aber auch sein, daß irgend eine spätere Richtung des menschlichen Tuns und Denkens gerade auf meine Vorarbeiten sich zu stützen vermag, und dann haben sie ihren Dienst getan." Ganz ebenso ist es mit den materiellen Dingen. Wenn man darauf warten wollte, daß die Bedürftigen sich melden, die irgend etwas haben möchten, um es ihnen darnach anzubieten, dann könnten wir heute noch paarweise nackt in den Wäldern umherlaufen und uns von Wurzeln und ähnlichem nähren. Im Fortschritte der Kultur wecken nicht die Bedürfnisse die Produktion, sondern die Produktion weckt die Bedürfnisse, und mit dieser Schaffung der Bedürfnisse wird mit nichten immer eine bloße Komplizierheit des Lebens, eine neue Abhängigkeit usw. geschaffen, sondern es werden auch wirkliche Vorteile dadurch geboten, die man im Einzelnen vielleicht an einer Stelle kaum recht nachweisen kann, die im Ganzen aber unleugbar sind. Wenn vor 10 Jahren Jemand gesagt hätte: „Ich will täglich 9 Kilometer photographische Bilder herstellen," dann hätte man ihm selbstverständlich gesagt: „Wozu sollen denn die sein? Die braucht ja kein Mensch!" Das war damals richtig, und von heute zu morgen wäre eine solche Menge auch schwerlich unterzubringen gewesen. In 10 Jahren, während deren die Produktion sich erst allmählich auf diesen Umfang herausgearbeitet hat, ist das damals nicht vorhanden gewesene Bedürfnis entstanden, und von diesen 9 Kilometern Bilder sieht man jetzt Proben an jedem Schaufenster, in jeder Wohnung; sie haben verschiedene Stellen des öffentlichen Lebens reizvoll geschmückt, sie haben selbst der Reklame häufig zu einem anmutigen Auftreten verholfen; mit einem Worte: es ist ein neues Bedürfnis künstlich geschaffen, dessen vollständige und erfreuliche Befriedigung unzweifelhaft zur Verannehmlichkeit des Lebens für die Gesamtheit nicht ohne Bedeutung geblieben ist.

Die über das strikte Bedürfnis hinausgehenden Befriedigungen stellen immerhin erhebliche und beachtenswerte Kulturarbeit dar; und diese Kulturarbeit würde unmöglich sein, sie würde gehemmt werden, und sie würde mit manchem, was ohne Schaden von der Bildfläche verschwände, auch manches nicht hervorzubringen imstande sein, was sich zu hoher Bedeutsamkeit entwickeln kann und vielfach entwickelt hat, — wenn sie von Anfang an keine Teilnahme fände, das heißt, wenn es nicht Menschen gäbe, die Luxus treiben, auch in dem beschränkten Sinne des Wortes, das heißt Leute, die die gebotene Gelegenheit wahrnehmen, ein noch nicht gekanntes Bedürfnis entweder vorübergehend zu befriedigen oder sich dauernd zuzulegen. Die Grenze des Notwendigen ist in fortwährendem Schwanken begriffen, und die Verschiedenheit dieser Grenze bei den Verschiedenen, die wir betont haben, trägt zur völligen Verwischung jeder scharfen Abgrenzung das ihrige bei. Also selbst wenn man den Begriff des Luxus in dem engeren Sinne faßt, in welchem ein gewisser Vorbehalt vom ethischen Standpunkte aus berechtigt erscheint, so ist damit eine grundsätzliche Feindseligkeit der Ethik selbst gegen diesen Luxus noch keineswegs begründet.

Die Ethik darf sich nicht vermessen, ihrerseits der einzige und überall zulässige Maßstab der Dinge zu sein. Wie am Anfange schon gesagt: sie ist ein Kulturerzeugnis unter vielen, und wenn sie sich ohne weiteres, das heißt ohne ganz genaues Verständnis und Eingehen auf die Bedürfnisse, auf die Eigentümlichkeiten der anderen Kulturrichtungen, vermißt, über diese zu Gericht zu sitzen und ihnen Weisungen zu erteilen, so kann sie sich nicht wundern und nicht beschweren, wenn von den anderen Richtungen aus ähnliche Ueberhebung ihr gegenüber geübt wird, und man ihr von den einseitigen und vorurteilsvollen Standpunkten jener anderen aus ebenso unbedacht die Berechtigung abspricht, ihrerseits überhaupt Forderungen aufzustellen. Man sollte meinen, die Kulturgeschichte predige die Lehre der Vorsicht für die Ethik in recht ausreichendem Maße; denn die häufigen Ueberhebungen, deren sich ihre eifernden Verkündiger schuldig gemacht haben, sind überall zu ihren Ungunsten ausgeschlagen. Nur da, wo sie sich verständnisvoll in das Kulturganze eingefügt, wo sie auf eine einseitige absolute Herrschaft über die gesamte Kultur verzichtet, wo sie sich als ein natürliches Gewächs aus dem Boden der jeweiligen Menschheitszustände entwickelt hat, — da hat sie die segensreichste Wirkung ausgeübt. Man muß nicht Widerstände hervorrufen in einer Stärke, der selbst eine hohe Kraftleistung doch nicht gewachsen ist, sondern sich mit einer ständigen ruhigen, wenn auch minder glänzenden Einwirkung begnügen. Wenn wir von „ethischer Kultur" sprechen, so reden wir nicht von einer

Digitized by Google

besonderen Abzweigung der Kultur, die selbständig und selbst zur Feindseligkeit gegen diese anderen Zweige fähig neben der materiellen, der intellektuellen, der künstlerischen Kultur usw. stände, sondern wir denken an eine in jeder Beziehung zum Höchsten zu entwickelnde Gesamt-Kultur, die in allen ihren Betätigungsrichtungen von ethischen Gedanken sich durchdringen läßt. Und von dieser Auffassung ausgehend sollen die Pfleger ethischer Kultur sich hüten, absprechend in das Menschenleben hineinwirken zu wollen, ohne sich sehr reiflich überlegt zu haben, wie weit ihre Berechtigung geht, das heißt: ohne sich das Gebiet, in das sie hinein zu wirken wünschen, sehr gründlich und vollständig anzusehen und es zu verstehen.

Es ist überhaupt einer geläuterten Ethik durchaus natürlich, je mehr und mehr sich von den untergeordneten Standpunkten ihrer Anfänge zu entfernen, wo sie ihre Tätigkeit darin erschöpfte, zu verbieten: „Du sollst nicht!" Das sind rohe Anfänge. Wenn die Ethik sich vertieft und verfeinert, dann darf sie noch nicht einmal mit dem kategorischen „Du sollst" positive Anweisungen zu geben sich begnügen, sondern sie muß eine auf Einsicht und Ueberzeugung begründete Gesinnung zu erzeugen verstehen, aus welcher sich ein bestimmtes Tun und Lassen selbständig und selbstverständlich entwickelt. Es ist ganz naturgemäß, daß ein solches wirklich ethisches Denken und Empfinden auch von einem schreienden, nach irgend einer Richtung verletzend wirkenden Luxus sich von selber fernhalten wird. Aber Kapuzinerpredigten gegen den Luxus im allgemeinen halten, das ist unethisch, weil es dessen auf dem Standpunkte einer geläuterten Ethik gar nicht mehr bedarf. Jeder Einzelne muß wissen, was er vor sich und der Gesamtheit zu verantworten vermag. Wer nicht eine solche ethische Läuterung an sich erfahren hat, wie sie dem gegenwärtigen Stande der ethischen Einsicht entspricht, der wird sich nach solchen kategorischen Verboten im Einzelnen selbstverständlich auch nicht richten; und wer an sich die ethische Läuterung erfahren hat, der lehnt eine aufdringliche willkürliche Zügelung seines Willens von irgend einem einseitigen Standpunkte aus und nach einer unklaren Richtung hin von sich ab.

Ich möchte wissen, was sich ethisch dagegen einwenden ließe, wenn ein wohlhabender Mann, der eine besondere Freude an diesen Dingen empfindet, sich beispielsweise eine Kupferstichsammlung anlegt. Das ist unzweifelhaft ein sehr großer und kostspieliger Luxus, bei dem von irgend einem Zusammenhange mit einem wirklichen Bedürfnisse gar keine Rede sein kann. Setzen wir den Fall, daß ein solcher Mann hartherzig gegen seine Nebenmenschen wäre, für irgendwelche humanen Bestrebungen, wie sie unserem sozial-ethischen Empfinden entsprechen, gar kein Herz und keine Mittel übrig hätte, dann wäre eben nicht der Luxus bei ihm verwerflich, sondern der Mangel an ethischer Gesinnung; und nicht sein Luxus würde ihn verhindern, auch für seine Nebenmenschen in gewissem Sinne zu leben, sondern der Mangel an Verständnis für allgemein menschliche Aufgaben überhaupt.

Vor längerer Zeit wurde einmal an dieser Stelle gegen den Blumenluxus auf Gräbern geeifert — ich glaube: vollkommen ohne Grund und ohne ethische Berechtigung. Die reichlichen Blumenspenden auf Gräbern sind das Ergebnis von zwei an sich vollkommen berechtigten Dingen nicht nur, sondern sehr erwünschten: Einmal treibt dahin die Pietät. Es hat etwas beinahe niederdrückendes, an gewissen feierlichen Tagen, die zur Erinnerung an die Toten gemahnen, und die die Menschen an die Gräber ihrer Lieben treiben, „mit leeren Händen" zu kommen; und da die Friedhöfe ja gewissermaßen Park- und Gartenanlagen sind, so ist gar nichts natürlicher, als daß man Blumengaben bringt, die von der außerordentlich emporgeblühten Gärtnerindustrie — und das ist das zweite wirksame Element — in Verbindung mit sehr erleichterten Verbindungen mit leistungsfähigen Gebieten in einer Schönheit dargeboten werden, wie sie früher nicht annähernd vorhanden war. Daß im einzelnen Falle dabei über die Mittel hinausgegangen wird, daß damit geprotzt wird wie mit irgend welchen anderen Dingen, läßt sich ja nicht leugnen, hat aber mit dem Ganzen nichts zu tun. Das sind dann eben Verfehlungen Einzelner, die ebenso gut an dieser Stelle wie an anderen bei ihnen hervortreten, und die nur dadurch anfloßig und verwerflich sind, daß sie ihres Zweckes oder ihrer pekuniären Unverantwortlichkeit wegen bedenklich erscheinen, haben aber mit der Art dieser Betätigung, daß es sich gerade um Blumenspenden handelt — wie an anderer Stelle vielleicht um das Fahren in Automobilen —, gar nichts zu tun, und können den sogenannten Blumenluxus auf den Gräbern ethisch nicht verdächtig machen. Wenn man dasselbe Experiment an anderen Stellen wiederholen wollte, was genau ebenso berechtigt wäre, so käme man dahin, die Industrie zu unterbinden; man würde ganze Gebiete der Produktion lahm legen, und in dem vorliegenden Falle speziell damit das Leben um eine Anmut der äußeren Erscheinung berauben, die in so hohem Maße, wie es jetzt der Fall ist, geschaffen zu haben, unzweifelhaft ein Verdienst der modernen Handels- und Bodenkultur-Entwickelung ist. Ohne „Gegenliebe" zu finden, d. h. Luxustreibende, ist das aber unmöglich. —

Mit dem bisherigen dürfte der Gegenstand in unserem Sinne ziemlich erschöpft sein. Es liegt der Stoff für eine sehr umfängliche, gewissermaßen spezialistische Arbeit durchaus nicht vor; im Gegenteil: jeder Versuch, hierbei in Besonderheiten einzutreten, führt die Gefahr mit sich, zu Verallgemeinerungen zu verleiten, die von überaus zweifelhafter Berechtigung wären. Es handelt sich wesentlich nur darum, die begrifflichen Beziehungen klar zu legen und zu der nötigen Vorsicht bei jedem Sonderurteile zu mahnen, — wie es die Absicht des Vorstehenden war, und hoffentlich auch dadurch einigermaßen erreicht worden ist.

Streiflichter.

„Onkel Chlodwigs" Memoiren sind unter gewaltigem Geräusch publiziert und neu aufgelegt worden. Als Indiskretion verdammt, als kleinlicher Klatsch getadelt und als Lichtbringer begrüßt, schwankt ihr Bild in der Parteien Gunst und Haß. Vielen ist besonders leid darum, daß Bismarck in diesen Aufzeichnungen nicht als der von ihnen gefeierte Halbgott erscheint, sondern nur als ein Genie, das, wie alle Menschen, dem Irrtum und sonstigen Schwächen unterworfen war. „Freilich" — so äußert sich Prinz Alexander Hohenlohe — „für die Gläubigen der Bismarck-Gemeinde gehört Fürst Bismarck heute schon nicht mehr der Geschichte, sondern der Religion an. Man darf ihn nicht besprechen, nicht kritisieren, man muß an ihn glauben. Das geht zu weit."

Höchst verwerflich muß dem Ethiker überhaupt die ganze Praxis erscheinen, Handlungen eines führenden Staatsmannes deshalb für recht zu erklären, weil er sie vorgenommen hat und weil er ein großer Mann war. Das ist eine Gemütsstimmung, die nicht nur, wie die „Morning-Post" schrieb, „mit politischem Urteil," sondern auch mit den ethischen Grundsätzen unvereinbar ist; von ihr führt eine gerade Linie zu jenem berühmten deutschen Geschichtsschreiber, der sich gegen die Veröffentlichung der genauen Wahrheit über die Taten einzelner Fürsten aussprach, die in ihrer Zeit großen Ruf genossen.

Hier wie dort erhofft man aus der Verschleierung des wahren Werts, kurzum aus der politischen Unwahrhaftigkeit, Vorteile für die Monarchie; man will dem Volke mit voller Berechnung seine Trugbilder erhalten und glaubt ernstlich, mit solchen Mitteln dem Autoritätsprinzip im 20. Jahrhundert auf die Dauer dienen zu können!! „Wir sind der Meinung," so bemerkt „Morning-Post"

Digitized by Google

treffend, „daß, wenn ein Volk die Jahre der politischen Erkenntnis erreicht hat, die Ammenstube ihm kein guter Aufenthaltsort mehr ist.“ Aus England also, dem Mutterland der „freien Menschenrechte,“ mußte uns erst diese Erkenntnis kommen!

Nur zu oft wird heute noch verkannt, daß alles, was die Oeffentlichkeit zu schenen hat, nicht nur politisch, sondern auch ethisch im höchsten Grade verwerflich ist. Immanuel Kant („Zum ewigen Frieden,“ Anhang II) giebt diesem Gedanken klassischen Ausdruck in dem Satz:

„Alle auf das Recht anderer Menschen bezogenen Handlungen, deren Maxime sich nicht mit der Publizität verträgt, sind unrecht.“

Und Kant fährt fort:

„Dieses Prinzip ist nicht bloß als ethisch (zur Tugendlehre gehörig), sondern auch als juridisch zu betrachten. Denn eine Maxime, die ich nicht darf laut werden lassen, . . . und zu der ich mich nicht öffentlich bekennen kann, ohne daß dadurch unausbleiblich der Widerstand aller gegen meinen Vorsatz gereizt werde, kann diese . . . Gegenbearbeitung aller gegen mich nirgend wovon anders, als von der Ungerechtigkeit her haben, womit sie jedermann bedroht.“

So las man's vor 111 Jahren bei dem Philosophen des Weltfriedens!

Carl Ludwig Siemering.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Frankfurt a. M. Die hiesige Abteilung der „Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur“ hielt kürzlich ihren Abteilungstag im Restaurant Faust ab. Herr Dr. Pfungst erstattete den Jahresbericht und teilte mit, daß die unter den Auspizien der Gesellschaft begründete „Deutsche Liga für weltliche Schule und Moralunterricht“ bereits über 400 Mitglieder gewonnen habe und am 5. November in Charlottenburg definitiv konstituiert werde. Aus den Mitgliedern der Abteilung bildete sich eine Ortsgruppe der Liga, welche die Propaganda zur Verweltlichung der Schule kräftig in die Hand nehmen will. Nach den Neuwahlen besteht der Vorstand aus folgenden Herren: Dr. Pfungst, 1. Vorsitzender, Karl Peters-Frensdorff, 2. Vorsitzender, Jung, Schriftführer, Max Henning, Kassenführer, Schmal, Beisitzer. Zum Revisor wurde Herr Otto Hörth gewählt. Der erste Vortrag wird am 25. November veranstaltet. Prof. Forel-Morges wird über Alkohol und Sittlichkeit sprechen.

* *

Abteilung Berlin. Am 29. Oktober sprach im Berliner Rathaussaal Prof. Dr. Ewald Horn über „Max Stirners Einzigen und Eigenen in ethischer Beleuchtung.“ Der Redner ging davon aus, daß wir in einer Zeit des Uebergangs, der Gährung lebten, daß die geistige Atmosphäre angefüllt sei von Reformideen und Zukunftshoffnungen aller Art, daß nach der Meinung vieler dem 20. Jahrhundert die Aufgabe zufalle, Individualismus und Sozialismus zu versöhnen, um aus den unbefriedigenden Zuständen krasser Selbstsucht herauszukommen. Im Anschluß daran verwerfe Redner auf Max Stirner, den vor gerade 100 Jahren geborenen und vor 50 Jahren gestorbenen, Verfasser des berühmten Buches „Der Einzige und sein Eigentum.“ In diesem sei schon vor 60 Jahren das genannte Problem behandelt. Stirners Gedanken seien heutzutage auf dem Wege, eine geistige Macht zu werden, mit welcher man rechnen müsse. Redner charakterisiert Stirner als Theoretiker des Egoismus. Dieser Egoismus sei aber nicht identisch mit Selbstsucht in des Wortes übler Bedeutung. Solche Selbstsucht sei nur, wo der Egoismus sich versteckt und im Allgemeinen und Gemeinen untertauche. Dieser versteckte Egoismus maskiere sich mit dem Altruismus und beschmarotze ihn. Es gelte, das Ich auf den Schefel zu stellen, daß es gesehen werde und leuchte. Redner bezeichnet Stirner als einen Erhitzer, weil er das Ich, d. h. den Einzelne, konsequent in Gegensatz und Stellung zur Welt, in seinen lebendigen Beziehungen zum Dasein schildert. Es hebt die beiden Stirnerschen Fundamentalsätze heraus: „Wir brauchen einander“ und „Meine Macht findet an der Dingen ihre Grenze,“ und spricht von ethischen Potenzen im allgemeinen. Ethisch wirken könne nur, was ein Ethos habe. Das Ethos sei die natürliche Mitgabe, das Differenzierende, das Charakter-Gebende, Seinsart und Handlungsweise Ausprägende, kurz das spezifische Gewicht des Ich, das einzig sei in seiner Art, determiniert und fatalistisch. Es werde zu einer ethischen Potenz, sobald es sich als einzig begreife und sich zu seinem Willen und damit zu seiner Eigenheit, zu allem ihm Eigentümlichen, d. h. zu seinem Eigentum bekenne. Dieses Ich nun — der Stirnersche „Einzige und sein Eigentum“ —, welches durch sein fatalistisches Ethos Kraft sei, erscheine als die ethische Potenz ersten Grades, eine singuläre Erscheinungsform der allgemeinen Energie, die hier gewissermaßen in einer Spitze wirke. Diese Energie bekunde sich aber auch als ein Ethos auf breiterer Grundlage, mehr flächenförmig wirkend, in der Geschlechtersolge, der Familie. Auch die Familie zeige eine ursprüngliche Beschaffenheit, ein spezifisches Ethos von treibender Kraft; sie sei daher die ethische Potenz zweiten Grades. Als solche könne man sie bezeichnen, das Volk ansprechen, weil die Nation, die Völker wie die Individuen daseien durch ihren Willen, der getragen sei von dem Gefühl der Zusammengehörigkeit. Die Menschheit sei keine ethische Potenz, sie sei ein Allgemeines, Unterschiedslosen sich alle Ethik abstele, sie sei Objekt, aber nicht Subjekt ethischer Betätigung. Auch der Staat nicht; er habe kein Ethos, er sei das unpersönlichste Ding von der Welt. Rechtsstaat, christlicher Staat, sittlicher Staat, seien alles Fiktionen. Im Gegenteil, der Staat knicke und lähme alle ethischen Potenzen, wie Ich, Familie, Volk, zwinge sie in seinen Dienst: Staatsbürger zu sein sei wichtiger als „Kinder Gottes zu heißen.“ Altgermanisch sei bei den Freien nicht die Herrschaft, sondern die Leitung, die Führung. Den Herrschaftsbegriff gelte es zu beseitigen, dem Staate, „dem stolzierenden Distelfresser die Löwenhaare auszuzupfen.“ Dazu sei nötig die Abschüttelung der Herrschaft aller fixen Ideen, der geistigen Spukdinge, eine unbefangene Betrachtung der Wirklichkeit; dazu sei nötig, daß wir uns mit dem Bewußtsein durchdrängen, daß der Staat um der Menschen willen da sei, nicht aber umgekehrt diese um jenes willen. Redner spricht ferner von Weltanschauungen von Diesseits- und Jenseits-Vorstellung. In irgend einer müsse das Ich seinen Schwerpunkt haben, um im Dasein orientiert zu sein. Als diese Orientierung komme es aber an, wenn das Ich sich als ethische Potenz betätige. Als solche bewähre es sich im Verkehr, im Verein. „Wir brauchen einander“, sage Stirner, der Egoist; „wir sind einander etwas“, der Altruist. Es sei dieselbe Sache von entgegengesetzten Seiten aus betrachtet. Bezeichnet werde damit der soziale Sitz, nicht sowohl als etwas, was sein soll, sondern als etwas, das ist, als etwas von der Natur Gesetztes, also Naturgesetzliches. Individualität erfordere als Korrelat die Sozialität oder Geselligkeit (nicht Gesellschaft), den Verkehr, um mit Stirner zu reden. Dieser Verkehr erzeuge aber auch, ebenso wie er seine bedeute, den sozialitären Sinn, der, zum Bewußtsein erwacht, gerechtes Handeln und wohlwollendes Fühlen erzeugt. Recht sei Gewalt, die der Egoist, der sein Eigentum behaupte, ablehne. Etwas anderes als Recht sei jedoch die Gerechtigkeit, von der wir freilich in der heutigen Aera des privaten und öffentlichen Raub- und Raffsystems weiter entfernt seien denn je; aber sie folge von selbst aus dem recht verstandenen und frei bekannten Egoismus. Die Selbstbestimmung des Ich auf sein eigentümliches Ethos sei das Gemeinsame, als das immanente Gesetz: „Handle so, daß du die Achtung vor dir selber nicht verlierst.“ Die Achtung vor Mir selber nicht verlieren heiße aber: Meine Einzigheit und Eigenheit nicht außer Acht lassen. Das bedeute bei Stirner: Egoist sein. — Die Vereinigung des Individualismus mit dem Sozialismus habe Stirner in den von ihm befürworteten „Vereinen der Egoisten“ gesehen und damit in die Zukunft geschaut. Unsere heutigen Interessengruppierungen, Zweckverbände, Genossenschaften seien nichts Anderes als Stirnersche Vereine. Was die weitere Entwicklung anlangt, so sei es vielleicht nicht unwahrscheinlich, daß eine Generation erst den sogen. Arbeitsstaat ausleben müsse, bevor die Stirnerschen Vereine zu Ehren kämen. Inzwischen gelte es aber die ethischen Potenzen zu entwickeln, zu stärken, zu bestätigen im Ich, in der Familie, im Volk. Insbesondere sei die Familie der Prototyp anarchischer Vergesellschung im Kleinen und zugleich die Zelle derselben im Großen. In ihr sei Individualismus und Sozialismus ausgeglichen. Redner schließt mit den Worten: „Nicht der Rechtsstaat, nicht das positive Recht sichert einem Volke seine Dauer, sondern die Familie, in der das Individuum wurzelt. Ein Staat, der nur den „Staatsbürger“ kennt oder den „Genossen,“ ein Staat, der nicht die Familie hegt und pflegt, der vergesellige nicht, sondern atomisiert; er raubt dem Individuum seine natürliche Basis und damit zugleich seine Potenz, d. i. sein Ethos, und er führt das Volk, das er in seine Gewalt bringt, „Ordnung“ einsannt, zum Verfall.“ —

Eingegangene Bücher.

Versöhnung der Gegensätze zwischen Deutschland und Frankreich. Ein Beitrag zur Lösung der Weltfriedensfrage. Von Karl J. Bluthardt. Stuttgart. Strecker und Schröder.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Digitized by Google

Programm der D. G. E. K.
Abteilung Berlin.

Freitag, den 30. November, abends 8¼ Uhr, Bürgersaal des städt. Rathauses. Vortrag Prof. Dr. Bruno Meyer: „Psychologie und Pädagogik." (Nachträgliches zum Kongreß für Kinderforschung.) Diskussion. Eintritt für Mitglieder frei. Gastkarten zu 50 Pfg. im Bureau der D. G. E. K., W. 64, Unter den Linden 16, II, sowie im Verlag SW. 48, Wilhelmstr. 121, ferner in den Buchhandlungen von Nicolai, Potsdamerstr. 123 b, Spaltk, Königstraße 52 und bei Wertheim, Leipzigerstr. 132/7, erhältlich.

Freitag, den 7. Dezember, abends 8¼ Uhr, Saal 109 des städt. Rathauses. Vortrag von Frl. Dr. jur. F. Duensing: „Die Jugendfürsorge als Liebestätigkeit, als soziale Pflichterfüllung und als gesellschaftlicher Selbstschutz." Besprechung. Gäste willkommen. Eintritt frei.

Sonnabend, den 29. Dezember, abends 8¼ Uhr, Bürgersaal des städt. Rathauses. Silvesterfeier und Ansprache von Herrn Geheimrat Prof. Dr. Foerster: „Ethische Energie und feinerlei Gewaltsat." Gäste willkommen. Eintritt frei. Nachher geselliges Zusammensein im Ratskeller (Zimmer vorbehalten).

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Im Mozartsaal (neues Schauspielhaus am Nollendorfplatz) wird zum Besten des Vereins Jugendschutz und seines Wald-Erholungsheimes für junge Mädchen unter Leitung der „großen Karneval-Gesellschaft Klub der Rheinländer zu Berlin" und seines Präsidenten Herrn Wilhelm Langenscheidt ein Ball mit Namen mit folgendem Ball am 17. November stattfinden, zu der erste Künstler, wie Fräulein Francillon Kaufmann, Mitgl. der Komischen Oper, Frau Gisela Schneider, Mitgl. des Neuen Schauspielhauses, Hofschauspieler Valentin v. Kgl. Schauspielhaus; Guido Galdini, Kunstpfeifer und Andere ihre Mitwirkung zugesagt haben. — Eintrittskarten à 3 Mk. sind bei Wertheim, Leipzigerstr., Bote & Bock, Leipzigerstr. 37 in der Nicolaischen Buchhandlung, Potsdamerstr. 123 b zu haben.

Zirkel zum Zweck ethischer Selbsterziehung.

Der geistige Inhalt des Lebens — der Sinn des Lebens, Schicksal und Zufall — und unverkümmerte Gefühle. Der Weg zur Befreiung vom Gewissen u. a. m.

Nach den Vorträgen mündliche auch schriftliche Aussprache über die sich ergebenden Fragen.

Der Zirkel versammelt sich ständig findet statt jeden 2. und 4 (im November 3. und 5.) Donnerstag von 8–10 Uhr abends. Beginn: 15. November. Bedingungen: monatlich Mk. 12.–, Berufsunfähige Mk. 6.–. Sprechstunde: Montag und Donnerstag 4½–5½ Uhr.

Helene von Wiltmoos-Huhm, Berlin W. 62, Keithstraße 10.

Als empfehlenswerte Geschenkwerke sind durch den **Verlag für Ethische Kultur, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121** zu beziehen:

David Harum, Amerikas Angekrönter König. Von E. Noyes Westcott. Autorisiert. Uebertragung und Bearbeitung von Georges Haindels. 26 Bog. Eleg. brosch. Pr. 4 Mk.; geb. 5 Mk.

Die „Tägliche Rundschau" schreibt u. a.: „Seit Dickens ist wohl tiefwertlich ein solch samoser Typus angloamerikanischen Humors geschaffen worden, wie der smarte Geschäfts- und nebenbei Gemütsmensch, der alte Pferde- und Dollarkönig Harum ....."

Byrons Tagebücher und Briefe. In neuer Bearbeitung (4. Auflage) mit 2 Bildnissen (Lord und Lady Byron) und mehr als 100 bisher unbekannten zum ersten Mal veröffentlichten Briefen Byrons. Deutsch bearbeitet von Professor Dr. Eduard Engel. Preis broschiert 3 Mk., gebunden 4 Mk. Als notwendiger Ergänzungsband zu sämtlichen deutschen Byron-Ausgaben erschienen, enthält dieses Buch Byrons Leben von ihm selbst erzählt, und ist bereichert durch eine Fülle der interessantesten briefischen Enthüllungen über sein Leben.

Dr. Carl Sch (New York). Der Schwedenkonrad. Eine Geschichte aus dem Neckartal. Preis 5 Mk. brosch., 6,50 Mk. eleg. gebunden. Der Verfasser hat, man möchte sagen, ein neues Genre, den medizinischen Roman, mit seinem neuen Werk geschaffen.

Sch, Fruchtfröhliches und Fruchtunfröhliches. 8°. brosch. 1,50 Mk., geb. 2,50 Mk. und **Amerikanische Streifsticher.** gr. 8°. brosch 4 Mk., eleg. geb. 5 Mk.

Beide Werke haben bei dem gebildeten Lesepublikum eine sehr freundliche Aufnahme gefunden, ebenso wie auch die über sie gebrachten Rezensionen durchaus günstig waren.

Peiphofe, J. C. G. Briefe an Eltern. Kl. Oktav. 11 Bogen. Preis brosch. 2 Mk.

Ellen Key schreibt im „Tag" vom 24. August 1906 u. A.:

Ich öffnete das Büchlein mit sehr wenig Erwartungen. Aber mein Interesse wurde schon durch das Motto aus Tantes „Paradiso" rege. Und als ich die ersten Zeilen gelesen hatte, wußte ich, daß ich jedes Blatt mit Eifer wenden und jede Seite mit hungrigen Augen verschlingen würde, und daß meine Gedanken mit jedem Gedanken des kleinen grauen Buches zusammen jubeln würden!

Und so ist es auch geschehen. .....

Albrecht Dürers schriftlichen Vermächtnis. (Mit Bildnis Dürers). Ausgewählt und eingeleitet von Dr. Max Osborn. broschiert 2 Mk., gebunden 3 Mk. Das Buch enthält Dürers Briefe, sowie sie uns erhalten sind, und gerade in unserer Zeit kommt eine derartige Ausgabe vielfachen Wünschen entgegen, um so mehr, als der Name Dürers heute mehr als je ein Heiligtum für alle Freunde deutscher Kunst ist.

Engel, Prof. Eduard. Psychologie der französischen Literatur. 3. neu bearbeitete Auflage. Preis brosch. 3,50 Mk., geb. 4,50 Mk. Der bekannte Berliner hat hier eine Meisterleistung des französischen Geistes geschaffen, und bildet das längst berühmte Buch in seiner jetzigen Form ein auch sprachlich gerade klassisches Werk.

Max Jungmann. Dornen. 8°. 5½ Bogen. Preis gebunden 3 Mk., broschiert 2 Mk.

„Dornen" ist der Titel einer Gedichtsammlung, die schon wegen ihres eigenartigen Charakters Interesse erwecken dürfte.

Penzig, Dr. Rudolph. Zum Kulturkampf um die Schule. Ein Mahnwort an Denkende. 8°. 10 Bogen. Brosch. 2 Mk., geb. 3 Mk. „Das Büchlein behandelt die gegenwärtige Lage der Schulfrage von Staat und Kirche in streng logischer Weise .... In eindrucksvoller Weise werden, ohne dem tiefen, sittlichen Wert des religiösen Glaubens zu nahe zu treten, die Mängel des hergebrachten Religionsunterrichts aufgezeigt." .....

Rahel. Ein Buch der Zeichnungen für ihre Freunde. Mit Bildnis Rahels). Herausgegeben von Dr. Hans Landsberg. Preis broschiert 3 Mk., gebunden 4 Mk. Rahel, Varnhagen: Die bedeutendste Frauengestalt der Romantik hat uns in ihren Briefen und Tagebüchern ein unvergleichliches Kulturbild ihrer Zeit hinterlassen. Sie ist die erste wahrhaft moderne Frau ganz erfüllt von der Aufgabe, dem Weibe diejenigen Rechte zu geben, die für seine Entwicklung notwendig sind. Rahel: Ein Buch des Andenkens ist ein Buch des Lebens, ein Evangelium hoher Weiblichkeit.

Rauth, Dr. Bernhard, Privatdozent an der Universität Berlin: **Ärgeschichte, Geschichte und Politik.** Populär-naturwissenschaftliche Betrachtungen. Brosch. 9 Mk., geb. 10 Mk. Jeder Gebildete wird mit hohem Interesse die klaren Ausführungen des Verfassers verfolgen und sich mit dem Gang seiner kritischen Betrachtungen befreunden.

Erinnerungen aus Thüringen Brosch. broschiert 2 Mk., gebunden 2,75 Mk.

Wilde Rosen und andere Erzählungen. Brosch. 2 Mk., geb. 2,75 Mk. Wie in den früheren Werken des Verfassers tritt uns auch hier wieder das warme Gemüt, die scharfe Beobachtungsgabe, der sonnige Humor wie die persönliche Lebensauffassung entgegen. Eigenschaften, die in unserer so vieles verneinenden, verspöttelnden Zeit, der inneren Abkehr von so vielem, was uns einst heilig und unantastbar erschien, doppelt wertvoll erscheinen müssen.

Einbanddecken für die Ethische Kultur
elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von Mk. 1,80 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Stock.** Die Sprechstunden des Unterzeichneten sind Montag, Mittwoch, Freitag von 10–12 Uhr. Einige Zeitschriften sind an der Privatadr. des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmanstr. 15, zu richten. Dr. Penzig.

— Internationaler Bund der ethischen Gesellschaften: Generalsekretär Gustav Spiller ist in Angelegenheiten des ethischen Bundes jeden Donnerstag von 10–12 Uhr, Unter den Linden 16 III, zu sprechen; Privatadr. Schmargendorf b. Berlin, Spandauerstraße 40.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1,60 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.

Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XIV. Jahrgang. | Berlin, den 1. Dezember 1906. | Nr. 23.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

„Der Köter Klassenkampf," und die Aufgaben der „Ethischen Kultur." Von Franz Staudinger.

Die Selbstachtung als Quelle sittlicher Energie. Vorschläge von Dr. Karl Roehel. III. (Schluß).

Die sittliche Beurteilung der Stipendien. Von Immanuel Lewy.

Streiflichter:

Fürst Bülow und die Ethiker.

Die Religion muß dem Volke erhalten werden.

Aus der ethischen Bewegung. Hauptvorstand. Abt.: Berlin, Heidelberg.

Bücherschau.

„Der Köter Klassenkampf," und die Aufgaben der „Ethischen Kultur."

Von Franz Staudinger.

Ja, das ist ein Köter, der Klassenkampf! Darin hat der Verfasser des Streiflichts über „Bürgerliche Wissenschaft und Kunst" in Nr. 20 dieses Blattes ganz entschieden recht! Der Köter ist auch durchaus nicht stubenrein, er beschmutzt sehr, sehr oft die große Stube, die wir unsere Rechtsgemeinschaft nennen. Denn er macht, daß sogar in Wissenschaft und in Kunst-, in Willens- wie in Denkprinzipien einschneidende Differenzen zwischen den verschiedenen Mitbewohnern jener großen Stube entstehen.

Alles das muß man ruhig zugeben. Nur eines nicht: Man kann das reale Dasein jenes Köters nicht leugnen wollen, ihn nicht zu einem bloßen Phantasiegespinnst einer Partei herabsetzen. Gewiß, das Ziel muß sein, jenen Köter aus der Stube herauszuwerfen. Aber er ist einmal drin, und das hinauswerfen ist nicht so leicht. Man kann ihn nicht nach Belieben draußen anbinden, auch nicht, wenn man über Wissenschaft und Kunst verhandelt. Die, so glaubt der Verfasser, ständen ihrer Natur nach jenseits aller Klasseninteressen; aber das möchte denn doch ein schwerwiegender Irrtum sein.

Was Wissenschaft betrifft, so weiß er doch wohl, daß sie zwar über die Bedürfnisse des Tages hinwegreicht, aber doch nicht so ganz unabhängig davon ist. Der Anstoß zu ihrer Entwickelung, wie der Anstoß zu ihrer Hemmung wird durch soziale Bedingungen gegeben. Mit dem sozialen Zerfall des Römerreiches zerfiel auch seine Wissenschaft. Das sich später entwickelnde Bürgertum bedurfte der Naturwissenschaft, dem mittelalterlichen Lebensgefüge gegenüber war sie Scheidewasser. Was Wunder, wenn die unter dem Einflusse der neuen Entwicklung Stehenden sie förderten, die noch im alten Lebenden sie wo möglich als teuflisch verfluchten! Die wissenschaftlichen Untersuchungen über Recht und Staat, welche den werdenden Verfassungsstaat einleiteten, waren natürlich den Anhängern des Alten ein Gräuel. Und wie kommt es, daß heute z. B. die wirtschaftlichen Untersuchungen, die sich etwa an Marx anschließen, in gewissen Kreisen wie ein rotes Tuch wirken, und daß sie von der Universität so gut wie ganz ferngehalten werden? Wie kommt es, daß unsere Agrarier sogar ganz unverblümt Besetzung von nationalökonomischen Lehrstühlen mit ihrer Wissenschaft fordern?

Die Frage ist: Hätte heutige Wissenschaft im Mittelalter entstehen können? oder wenn eine solche bei Einzelnen entstanden wäre, hätte sie Erfolg haben, hätte sie fortwirken können? Denn darauf, nicht etwa, daß einmal ein Einzelner schon über seine Zeit hinausgeht, kommt es an. Die kopernikanische Lehre war schon im Altertum von Pythagoreern entdeckt, aber allgemein konnte sie erst am Ausgange des Mittelalters werden, als mit den Weltumsegelungen auch allgemeinere praktische Interessen zur Vereinfachung der Astronomie drängten. Hätte etwa die Chemie im Mittelalter Anklang finden können? So weit sie auch heute über die direkte Nützlichkeit hinweg betrieben wird: den Antrieb zu ihrer Pflege gibt doch nur der Umstand, daß sie mit den heutigen praktischen Bedürfnissen auf das engste zusammenhängt. Ob im Einzelnen ein Epikur oder ein Kaiser besonderes Interesse daran zeigt, ein Wissen zu pflegen, diese individuelle, ohne genauste Kenntnis der Lebensentwickelung der Einzelnen gar nicht beantwortbare Frage darf man denn doch nicht mit der generellen Grundfrage zusammenwerfen, ob und welchen Anstoß die gesamte wirtschaftliche Entwickelung der wissenschaftlichen gibt, und rückwirkend natürlich wieder davon empfängt!

Und die Kunst? Wäre wirklich ein Meunier im Mittelalter möglich gewesen? Hätte er, wenn er möglich gewesen, Anklang gefunden? Würde heute sogar ein neuer Schiller Anklang finden, so gerne man auch den alten liest? Versagt nicht Sudermanns wie Hauptmanns Kunst heute gerade daran, daß sie die Probleme nicht zu Ende führen kann, die das Leben aufrollt? Müssen beide, um so etwas wie Lösung zu bringen, nicht in die Traumwelt flüchten? — Und gerade das findet Anklang. Wird ferner, um gerade die Klassenfrage ins Spiel zu bringen, Wildenbruch von den Arbeitern, werden Hauptmanns Weber von den aristokratischen Salons geschätzt? Wenige, sehr wenige Menschen gibt es, die ebenso ein Paul Gerhardtsches religiöses Lied wie einen Revolutionsgesang von Mackay,

Digitized by Google

wie die schlichte Arbeitermarseillaise von Audorf, abgesehen von ihrem Inhalte bloß als Kunstwerke schätzen können. Und auch wenn sie das durchaus können, für ihre praktischen Bedürfnisse holen sie doch stets diejenigen Kunstwerke hervor, welche zugleich ihrem sozialen und religiösen Fühlen homogen sind. Der Kirchengläubige wird nicht die Arbeitermarseillaise, der Sozialdemokrat nicht „O Haupt voll Blut und Wunden“ zur Erbauung singen — selbst wenn beide diese Lieder als poetisch gleich einschätzten. Somit stehen die Kunsterzeugnisse doch nicht so „ihrer Natur nach jenseits aller Klasseninteressen,“ wie Verfasser des Streiflichts angibt.

Fernerentsetzt sich dieses als über eine Unlogik darüber, daß in den Schulze-Zeltlinchen Schulthesen auf dem Mannheimer Parteitag der Sozialdemokratie einerseits der scharfe Gegensatz bürgerlicher und proletarischer Weltanschauung betont, andererseits der relative Wert der Bestrebungen bürgerlicher Kreise zur Hebung der Volksbildung anerkannt wird, und daß sodann zwar „angesichts der schreienden Bildungsbedürftigkeit der breiten Massen“ betont wird, man stehe solchen Bestrebungen „sympathisch“ gegenüber, aber doch die Sozialdemokratie daran keinen Anteil haben will. Daran haben sich allerdings auch Sozialdemokraten gestoßen und diesen Satz entfernen wollen. Sicher ist er nicht glücklich formuliert und könnte zu einer dogmatischen Auffassung Anlaß geben. Aber er muß es nicht notwendig. Da fällt mir ein eignes Erlebnis ein. Ich wurde einmal zur Teilnahme an der Gründung einer Herberge zur Heimat aufgefordert, die bekanntlich unter konfessionell evangelischer Verwaltung stehen. Ich erklärte, die Sache sei mir sympathisch, ich werde auch einen Beitrag geben, aber aktiv beteiligen werde ich mich an einem konfessionellen Institut nicht. Das verstanden damals Etliche ebenso wie der Verfasser des Streiflichts obigen Satz. Aber so weigere ich mich auch heute nicht, zu konfessionellen Wohlfahrtseinrichtungen etwas beizutragen, so lange noch nichts ebenbürtiges anderer Art dasteht, und in analogem, doch wohl unverfänglichen Sinn kann man den Satz doch auch auffassen, und so dürfte er auch wirklich gemeint sein.

In diesem Falle aber ist es eine Tatsache, daß proletarisches Fühlen und Wollen und Denken in ganz wesentlichen Beziehungen vom bürgerlichen verschieden ist und sein muß. Man muß also, so viel Berührungspunkte proletarisches und freieres bürgerliches Fühlen, Wollen und Denken haben, doch in der Tat von proletarischer und bürgerlicher Weltanschauung als zwei verschiedenen Dingen reden. Wir, aus dem Bürgerstande Erwachsene, begreifen das nur viel schwerer, als der zum Selbstbewußtsein gekommene Arbeiter.

Aber es dürfte gerade für freier denkende „Bürgerliche“ dringend notwendig sein, dies Verständnis zu erwerben. Mit einer „voraussetzungslosen“ Ethik kommen wir nicht voran. Denn die wirtschaftlichen Voraussetzungen, die Lebensbedingungen, auf denen bürgerliches und proletarisches Wollen gründen, sind eben ihrer Natur nach verschieden, und das muß sich auch in ihrer Ethik ausdrücken. Es ist aber doppelt nötig, hier hineinzudringen, als wir, wenn nicht alle Zeichen trügen, in einer auch in ethischer Beziehung bedeutsamen Wandlung unserer Verhältnisse und vor einer neuen sozialen und politischen Gruppierung stehen. Es hat sich nämlich innerhalb des Bürgertums als ganzem nunmehr eine Richtung immer deutlicher und mächtiger herausgebildet, welche die bisher maßgebende, wenn auch schon kapitalistisch bestimmte freie Verkehrsgesellschaft in zunehmende Abhängigkeit bringt. Das ist im Bunde mit altgrundherrlichen die kapitalmonopolistische Gewalt. Sie strebt notwendig auch die politischen Rechte der Volksmasse zu mindern (Wahlrechtsbeschränkungen), ihre intellektuelle Entwicklung auf dem Gebiete der Allgemeinbildung zurückzuschrauben (Stadtische Schulbehandlung) und sie moralisch wieder der konfessionellen Gängelung zu unterwerfen. (Preußisches Schulgesetz.)“

Diese Entwicklung zwingt nun die noch auf altem Boden stehenden und noch intelligenteren und selbständigeren Teile des Bürgerstands, die jenen Monopolmächten während ihres Entstehens im großen und ganzen Hand- und Spanndienste geleistet haben, von der Reaktion abzuschwenken und sich Schulter an Schulter mit der Arbeiterschaft den nun sie selbst bedrohenden monopolistischen Gewalten entgegenzustellen. Will er das aber mit Erfolg tun, so muß er nicht bloß ein äußerliches Verständigen mit, sondern ein inneres Verständnis für das proletarische Fühlen erlangen, und vor allem auch verstehen, daß der Klassenkampf keine bloße Theorie, sondern eine in der Entwicklung begründete Tatsache ist, die wir zwar mißachten, damit aber nicht aus der Welt schaffen können.

Es sei mir nicht verübelt, wenn ich die Ueberzeugung aussprechе, daß davon, ob wir uns gerade in diesem Punkte untereinander und mit den Arbeitern verständigen können, ganz wesentlich die Wirksamkeit, wo nicht die Existenz der Gesellschaft für Ethische Kultur in der Zukunft abhängen wird. Von dieser Ueberzeugung aus habe ich mir erlaubt, diese Zeilen zu schreiben.

Die Selbstachtung als Quelle sittlicher Energie.

Vorschläge von Dr. Karl Roetzel.

(Schluß).

III. Strafgesetz und Selbstachtung.

Die Reform des Strafrechts ist nur noch eine Frage der Zeit. An Stelle der unheilbar gewordenen Begriffe von persönlicher Verantwortung, Schuld, Sühne und Beugung unter die verletzte Rechtsordnung wird die soziale Verantwortung gesetzt werden mit ihren Grundforderungen: Schutz der Gesellschaft und Erziehung der Besserungsfähigen. Hierzu seien einige ergänzende Vorschläge gemacht.

Ich wiederhole meine Voraussetzungen:

1. Der Mensch verliert die Achtung vor sich selber, wenn ihm diejenige der Gesellschaft entgogen.

2. Der Mensch gewinnt die Selbstachtung zurück durch zweckvolle freigelegtete Arbeit, vor allem durch soziale Hilfstätigkeit.

3. Jede Arbeitskraft und Arbeitswilligkeit (jede Produktionsmöglichkeit) muß ausgenutzt werden.

Zu Punkt 1. ist zu bemerken, daß die Uebergabe an das Gesetz, selbst die nachträgliche Freisprechung stets mit einer Herabsetzung in der allgemeinen Achtung verbunden ist. Meist ist sie gleich dem bürgerlichen Tode: der Durchschnittsmensch, dessen Existenz auf Achtung der Gesellschaft aufgebaut ist, ebenso wie der sehr sensible höher Veranlagte werden in ihrer inneren Kraft leicht für immer gebrochen. Es ist demnach auf's Dringendste zu befürworten, daß die Verhängung des Anklagezustandes dienstleidlich geheim gehalten werden, ebenso die Verhandlung bei allen erstmaligen Vergehen, bei welch' letzteren zudem die bedingte Verurteilung weitgehendste Anwendung finden müßte. Bei Rückfällen oder da, wo auf Grund des ersten Geheimverfahrens die bedingte Verurteilung ausgeschlossen erscheint, wäre allerdings das zweite Verfahren öffentlich und zwar so zu führen, als ob überhaupt noch keine Verhandlung stattgefunden habe. Schließlich ist es auf's Strengste zu ahnden, eventuell durch Bekanntgeben der Namen, wenn irgendwie an eine verbüßte Strafe erinnert wird. Jede nachträgliche Entziehung von bürgerlichen Ehren, sei es staatlicher oder privater Art müßte als unmoralisch verurteilt

*) Einen Anfang zur Unterstützung hierüber habe ich in meinem Buche: „Wirtschaftliche Grundlagen der Moral“ (Darmstadt, Roether 1907) zu machen gewagt.

Digitized by Google

werden. Ein rechtlicher Grund ist selbst nach alter Anschauung nicht vorhanden: Mit der Abbüßung der Strafe wird rechtlich das Vergehen annulliert. Weitere gesellschaftliche Aechtung erzieht nur zu Heuchelei und Selbstüberheben. Zudem raubt die Gesellschaft dem also Geächteten jede Gelegenheit, sich in ihren Augen wieder auszurichten und macht sich so einer Kräfteverschwendung schuldig, die sie sich bei der Fülle dringendster Aufgaben gar nicht gestatten darf.

Es werden damit die beiden Grundforderungen jeder Sittlichkeit mit Füßen getreten: Persönliches Glück wird vereitelt, soziale Arbeitskraft bleibt unausgenützt. Aus eben diesem Grunde halte ich prinzipiell jede Freiheitsberaubung für unmoralisch. Natürlich ist das an sich ein abstrakter Standpunkt. Ich will weder behaupten, daß die Freiheitsstrafe zum Schutze der Gesellschaft (durch Abschreckung oder Unschädlichmachung) zu entbehren ist, noch will ich in Abrede stellen, daß sozialfeindliche Individuen erst zum Handeln in der Freiheit erzogen werden müssen. Die Einzelhaft halte ich allerdings für unter allen Umständen zu verwerfen; sie erscheint mir eine unerträgliche Anmaßung menschlicher Selbstgerechtigkeit, die Spitze der Unmoralität. Einzelhaft macht sittliche Besserung einfach unmöglich: solche kann ja nur aus erhöhter Selbstachtung hervorgehen und diese bildet sich einzig im Umgang mit Menschen in der Arbeit unter ihnen und für sie.

Ich bestreite durchaus, daß der Mensch, der einzelne sowohl wie der Staat, das Recht hat, dem Individuum die Möglichkeit zur moralischen Aufrichtung zu rauben und bin daher ein entschiedener und unbedingter Widersacher der Todesstrafe. Zunächst erblicke ich eine ungeheuerliche Frivolität darin, wenn ein unfaßbares Wunderwerk wie der Mensch — ein unbegreiflicher Glücksfall unter Milliarden Möglichkeiten — einfach vernichtet wird mit allen seinen unendlichen Potenzen zu Glück und Arbeit; ein solches Wunderwerk, das keine menschliche Weisheit wieder herrichten kann, und koste es die Schätze der ganzen Welt an Geld und Geist.

Die Todesstrafe bedeutet ferner eine unverantwortliche Kräfteverschwendung. Kann denn ein Verbrechen, welcher Art es auch sei, den Verbrecher von der Verpflichtung befreien, sein Lebenlang für die Gesellschaft zu arbeiten? Das wäre doch geradezu eine Prämie auf das Verbrechen, vorausgesetzt, der Verbrecher will nicht arbeiten. Ist er aber arbeitswillig, wozu ihn töten? Verliert die Gesellschaft das Anrecht auf die Arbeitskraft eines Menschen, wenn dieser sich gegen sie vergangen hat? Dann wäre allerdings die Gesellschaft gestraft für jene Mitschuld am Verbrechen, die grade von den Anhängern der Todesstrafe geleugnet wird. Selbst schwer erblich belastete Verbrecher — ob es Unheilbare gibt, wissen wir allerdings nicht, da wir die Heilungsmöglichkeiten nicht einmal im bescheidensten Umfang erprobt haben — aber selbst solche, die wir unserer bisherigen Erfahrung nach für unheilbar halten, können zu irgend einer nützlichen Arbeit herangezogen werden.

Wenn ich übrigens weiter oben nicht bestritten habe, daß die Freiheitsstrafe zum Schutze der Gesellschaft, vor allem als Voraussetzung zur Erziehung Willenskranker, nicht zu entbehren ist, so muß ich andererseits darauf bestehen, daß sie ihren Zweck verfehlt und nur hemmend wirken kann, wo die Tat aufrichtig bereut wird. Hier nimmt man dem Reuigen die Gelegenheit, sich durch sittliches Handeln wieder aufzurichten. Bei jeder Freiheitsberaubung ist aber vor allem auf Wiedererlangung der Selbstachtung hinzuzielen. Ich halte es für ebenso unmoralisch wie sozial unverständlich, wenn, wie bisher, die Strafgefangenen nicht sämtlich mit nützlicher vollbewerteter und mit allen Hilfsmitteln moderner Technik ausgestatteter Arbeit beschäftigt werden. Nur eine solche Arbeit wirkt erziehend, sie wirkt aber auch fast immer so. Jede andere Arbeit setzt das Selbstgefühl herab; der Mensch bewertet sich ja in der Regel nach dem Werte, der seiner Berufsarbeit zugemessen wird.

Des Weiteren kommt hier soziale Hilfstätigkeit (Krankendienst ꝛc.) in Betracht, zu welcher Vorgeschrittene unter möglichst unauffälliger Aufsicht innerhalb und auch außerhalb der Anstalt heranzuziehen wären. Ferner müßte auch probeweise entlassenen und erstmalig nicht bestraften Straffälligen Gelegenheit angewiesen werden zu sozialer Hilfsarbeit. Es bleibt überhaupt noch sehr die Frage, ob nicht als neue „Strafe“ oder „Sühne“ für mehr zufällige und augenscheinlich bereute Vergehen zwangsweise Verrichtung von sozialer Arbeit etwa an Sonn- und Feiertagen oder nach Feierabend vorzuschreiben wäre. Man wird dagegen einwenden, eine soziale Hilfstätigkeit solle nur freiwillig geschehen, sonst sei sie wertlos. Nun, sie wirkt an sich immer erziehend und wird auch nur bei solchen anzuwenden sein, die dafür empfänglich scheinen. Zudem vermag angewohnte Verantwortung oft den inneren Menschen völlig umzugestalten und in ihm schlummernde soziale Kraft zu ungeahnter Entfaltung zu bringen. Meist wird auch die natürliche Schönheit solchen Schaffens bewirken, daß eine anbefohlene Arbeit zur gewollten wird. Es gibt doch keine gerechtfertigtere Sühne, als wenn der, welcher sich gegen die Gesellschaft vergangen hat, zu einer entsprechenden Arbeit für sie verurteilt wird. Dabei wird es sich vor Allem um die Pflege der Arbeitsunfähigen handeln. Auch sie sollen in Zukunft ihre soziale Berufung haben: sie werden die erziehen, denen ihre Pflege anvertraut ist. Man braucht deshalb nicht gleich zu behaupten, ein Teil der Menschheit müsse im Elend sein, damit der andere in der Linderung ihrer Leiden seine Sittlichkeit entfalte. Dazu wird immer genug geistige und seelische Hilfsbedürftigkeit vorhanden sein — auch im Zukunftsstaat.

Schließlich empfehle ich als letztes soziales Erziehungsmittel die Freude, namentlich bei vorübergehend oder auch dauernd Freiheitsberaubten. Es handelt sich dabei natürlich um einfachste Freuden, die größtenteils auf Gegensatzwirkung beruhen: Spaziergänge, Spiele, Bilder ꝛc. Die Freude ist ihrem innersten Wesen nach doch bloß ein erstarktes Lebensgefühl, das erhöhte Bewußtsein, unerprobte und ungeahnte Kräfte zu besitzen. Und darum erscheint mir die Freude als eines der wirksamsten Erziehungsmittel zur Freiheit. Wer gegen das Leben gefehlt hat, soll zunächst erkennen, wogegen er gefehlt hat: er soll das Leben begreifen und das heißt die Freude verstehen.

Ich fasse meine Vorschläge kurz zusammen: Jede Strafpolitik muß darauf gerichtet sein, daß die Selbstachtung dessen, der sich vergangen hat, nicht gebrochen werde und daß, wer die Achtung vor sich selber verloren hat, sie wiedergewinne. Mithin ist geheimes Gerichtsverfahren anzuempfehlen in allen erstmaligen Fällen verbunden mit weit gehender Anwendung der bedingten Verurteilung.

Ist aber einmal auf Freiheitsstrafe erkannt, so muß das größte Gewicht gelegt werden auf die soziale Erziehung der Bestraften. Es darf ihnen nur vollbewertete mit allen Mitteln moderner Technik ausgestattete Arbeit angewiesen werden.

Fortgeschrittene sind in- und außerhalb der Anstalt zu sozialer Tätigkeit heranzuziehen. Vielleicht wäre auch probeweise Entlassung zu empfehlen mit der Verpflichtung zu bestimmter sozialer Arbeit.

Nach absolvierter Strafe muß ein Vergehen tatsächlich vergessen sein. Jede Erinnerung daran, jede Beeinträchtigung in der bürgerlichen Ehre müßte von der offiziellen Meinung streng verurteilt und durch Bekanntgeben der Namen gebrandmarkt werden.

Einzelhaft und Todesstrafe sind unbedingt zu verwerfen, weil sie die Möglichkeit nehmen zur sittlichen Wiederaufrichtung.

Digitized by Google

Die sittliche Beurteilung der Stipendien.

Von Immanuel Lewy.

Wenn man den befähigten Gliedern der ärmeren Bevölkerung Anteil an der höheren Schule oder einem höheren Berufsgange gewähren will, so pflegt man ihnen in gewissen Berufszweigen Stipendien zu geben. Ein reicher Privatmann hinterläßt gewöhnlich eine Stiftung, deren Zinsen dieser sozialen Großleistung zu Gute kommen — falls nicht der Staat selbst die Stipendienverteilung besorgt. Es ist kein geringer Prozentsatz der Bevölkerung, der diese soziale Wohltat als ein schönes und segenbringendes Unternehmen mit den höchsten Lobeserhebungen krönt. Und doch, blickt man tiefer, so erweist sich dieser Segen sehr oft als Unsegen. Der Wohltäter hat die edelsten Absichten, aber der gute Wille allein genügt keinesfalls; es gehört eine entsprechende Einsicht in die Folgen dieser guten Absicht zur Erzeugung einer sittlichen Tat. Welches sind die Folgen einer solchen großmütigen Schenkung? Eine solche „Wohltat“ hat eine ganze Reihe von unmoralischen Folgewirkungen. Das nächste Uebel ist, daß der „bedürftige Arme“ für die Unterstützung der Ausbildung seiner Geisteskräfte einem wohlhabenden Bürger zu Danke verpflichtet wird. Diese Verpflichtung bindet ihn; eine unsichtbare soziale Macht stellt unwillkürlich seine Arbeit in den Dienst dieses Kapitalisten; seine wissenschaftliche Forschung, sein politisches oder religiöses Bekenntnis wird — mag er es wollen oder nicht — mehr oder weniger den Interessen des Wohltäters sich assimilieren. Ich kann doch meinem Protektor und Wohltäter nicht vor den Kopf stoßen? — so lautet die natürliche Reaktion des Gewissens des Beschenkten gegenüber dem Schenker.

Welche entsetzliche Folgeerscheinungen diese geistige Unfreiheit hat, kann nur der ermessen, der jahrelang diese Abhängigkeitsverhältnisse, diese Dankbarkeitsknechtschaft miterlebt hat und vor den Folgen dieser sozialen Wohltat einen sittlichen Abscheu bekommen hat. Der geistige Atmosphäreneinfluß ist wie jeder Atmosphäreneinfluß ein sittlicher Rückstand. Er ist recht eigentlich ein Hohn auf unsere Proklamation der Geistesfreiheit und Gewissensfreiheit. In Wirklichkeit beherrscht das Kapitalinteresse eines einzigen Menschen, der zufällig eine Million von seinen Eltern geerbt hat, einen ganzen Lehrkörper, nicht selten den Geist einer großen Institution. Jede dem politischen und religiösen Interesse des Großgebers widerstrebende Meinung kann schon im Denken der Zöglinge dieser Anstalt nicht aufkommen, weil die meisten Menschen bereits im Denken Kompromisse machen, über die sie sich nicht Rechenschaft abzulegen wissen. Ist man unfrei durch soziale Verhältnisse, so ist es psychologisch fast unmöglich, frei und unbefangen zu denken, weil die realen Machtverhältnisse Gemüt und Willen befangen machen, so daß eine neue Gedankenwelle sofort zurückgeschlagen wird und gegen die Selbsterhaltungsmächte nicht bestehen kann. Und welche weiteren Folgewirkungen hat wirklich ein so gefesseltes Denken? Es fesselt wieder viele andere Denkenwollende, oft sieht es die Mitglieder einer ganzen Gemeinschaft in Mitleidenschaft, verdichtet sich zu einer festen Gewohnheit und erstarrt zur Tradition, und packt so die Gemüter, daß es ihnen mit den Jahren immer schwerer wird, dieser großen Macht, die auf sie einwirkt, zu widerstehen. Es ist m. E. psychologisch unrichtig, wenn man oft glaubt, daß solche Menschen bewußt heucheln. Ich glaube überhaupt, daß bewußte Heuchelei sich in Wirklichkeit viel seltener findet, als man allgemein annimmt. Die äußeren Mächte nehmen vielmehr den Willen zum Denken derart gefangen, daß er gar nicht sehen kann, selbst wenn er wollte. Es gehört oft eine riesenhafte Konzentration und Kraftaufwendung dazu, um diese Willensschranke zu durchbrechen. Wer sich anmaßt, diejenigen, welche diesem System zum Opfer fallen, als moralische Schwächlinge zu bezeichnen, der hat den tiefernsten Zusammenhang dieser psychologischen Vorgänge noch nicht deutlich erfaßt. Mit schnöder moralischer Verurteilung dieser Geistig-Abhängigen kann der ehrlich arbeitende Ethiker sich nicht zufrieden geben. Man muß das Uebel an der Wurzel zu fassen suchen.

Es kommt noch ein zweiter Umstand hinzu: Der Beschenkte wird nicht nur geistig abhängig und gefährdet dadurch seinen Charakter, sondern seine Willensenergie wird auch noch in anderer Hinsicht eingeschränkt. Er vergißt gar zu leicht den fundamentalen Gedanken, daß nur der Anspruch auf eine Sache hat, der zu ihrer Erreichung Kräfte ausgegeben. Dieser Gedanke ist das tiefste Fundament der Sittlichkeit. Jede Krafteinnahme muß durch eine entsprechende Kraftausgabe ersetzt werden — so lautet das Gesetz der Energieerhaltung im Sittlichen. Dieses fundamentale ethische Bewußtsein von der Aequivalenz von Leistung und Genuß geht aber allen denen verloren, welche sich in ihrer Umgebung dadurch auszeichnen, daß sie das unentgeltlich erhalten, was gleichstrebende Kollegen nur durch Zeit- und Kraftaufwand sich erwerben können. Wenn der unentgeltliche Genuß — wie z. B. die Benutzung einer Bibliothek 2c. — ein allgemeiner ist, dann ist die schädliche Wirkung nicht so groß wie gerade dann, wenn der eine das selbe umsonst erhält, wofür der andere etwas leisten muß. Das Gefühl, nichts zu tun zu brauchen, wofür andere ja etwas tun, wirkt schwächend und lähmend auf die Energie des Willens; man wird nicht so konzentriert arbeiten, als wenn man sich alles selbst erarbeitet, und was die Hauptgefahr ist, man wird leicht verleitet, auch in anderen Verhältnissen dem Genuß fremder Arbeit vor dem Genuß eigener Arbeit den Vorzug zu geben, d. h. man wird bequemer und arbeitsscheuer. Auch hier genügt eine moralische Verurteilung der Trägheit nicht, denn die psychologischen Triebfedern wirken viel mächtiger als Moralpredigten. Der ernstarbeitende Ethiker hat die Ursache des Uebels zu beseitigen, und nicht die Ursachen zuzulassen und hinterdrein die erfolgenden Rückwirkungen der Seelenkräfte durch Moralpredigt zu verdammen. Diese Art ist billig, aber grausam und unfruchtbar, Ausdruck träger Gesinnung.

Es kommt noch ein drittes Motiv hinzu, welches die Stipendien als unmoralisch abweist. Die Stipendiengeschenke wirken beschämend auf jeden sittlich empfindenden Menschen. Dieser Beschämung ist es vielleicht oft zu danken, daß die moralisch Besserqualifizierten den geistigen Berufen entsagen, weil sie zufällig materiell nicht gut ausgerüstet sind, einen ihnen nicht zusagenden Beruf ergreifen, und damit ihre besseren Kräfte und Anlagen vergeuden. Die Gesellschaft hat aber das größte Interesse an der Vollblüte ihrer Leistungsfähigen, weil die Vervollkommnung jeder ihrer Organe die Funktion des Ganzen verbessert.

Aus diesen Gründen darf die Gesellschaft es nicht zulassen, daß brauchbare Kräfte ihr verloren gehen, und sie muß alle Mittel aufwenden, die Ursachen dieser Kraftentziehung fortzuschaffen.

Alle bisher besprochenen Motive kommen darin überein, daß die Stipendienunterstützung eine „unsittliche“ Wohltat ist, und im Interesse der Ethik von der Gesellschaft beseitigt werden muß.

Also sollen etwa nur die Reichen studieren? so könnte vielleicht jemand einwenden, und in wohlhabenden Kreisen hört man faktisch derartigen Meinungen ausprechen. Gewiß nicht. Die Gesellschaft würde sich ja ihrer tüchtigsten Kräfte berauben, wollte sie nur einen Teil ihrer Tüchtigen ausbilden, den anderen Teil verkümmern lassen. In einer höheren Besifferung der Irrsinnigen und Selbstmörder würde sich ein solches antisoziales Vorgehen bitter rächen.

Was soll geschehen? Es gibt nur ein Mittel: Die Bildungsanstalten müssen vollkommen unentgeltlich sein. Mit den Bildungsanstalten müssen Speise-, Wohn- und Arbeitsräume verbunden sein, deren Benutzung den Stu-

Digitized by Google

dierenden bis auf ein Minimum verbilligt und schließlich kostenlos gestattet wird. Besitzende und Nichtbesitzende hätten dann gleiche Rechte an ihnen und würden damit gleiche Pflichten zu übernehmen haben. Dann wird keiner zu geistiger Anhängigkeit verurteilt, wird nicht arbeitsscheu, weil er kein besonderes Geschenk empfängt und mit gleichstrebenden Kollegen unter gesunden Lebensbedingungen konkurrieren kann. Er wird auch nicht aus Schamhaftigkeit sich der Entwickelung seiner Neigungen entziehen. Die Kosten der Bildungsanstalten fielen dann auf die Kommune oder den Staat, der seinerseits wieder darüber nachzudenken hat, wie er von den Organen der Gesellschaft die Mittel beschafft, deren Ausgabe der Gesellschaft den größten Nutzen gewährt. Die Gesellschaft wird natürlich für die Verbesserung ihrer Leistungsfähigkeit — denn durch Unentgeltlichwerden der Bildungsanstalten und einer infolgedessen notwendig werdenden Verschärfung der Ansprüche würde ja das brauchbarste Material der Gesellschaft erlesen werden — auch gerne ihren Tribut errichten wollen. Diesen entrichtet sie am natürlichsten in der Weise, daß sie für den Genuß an der Arbeit der Kopfarbeiter einen Teil ihrer eigenen Arbeitskraft in Form von Steuern abgibt, die um so höher eingeschätzt werden, je weniger der Besitz das Produkt eigener Arbeit darstellt, sondern das Produkt der Aufspeicherung vergangener Generationen bedeutet. Deutsch gesprochen, der Staat wird gut tun, eine Erhöhung der Erbschaftssteuer einzuführen, damit diejenigen, welche zufällig eines Tages sich die Arbeitsleistung fremder Kraft aneignen einen Gegenwert für diesen Genuß der Gesellschaft zuwenden, um diese „fremde" Leistung nicht unverdient ihr eigen zu nennen. Durch diese Steuer würde die Gesellschaft eine bequeme Handhabe haben, die kolossale Ungleichheit des Besitzes, welche der Gesellschaft beträchtlich schadet, in ihrem eigensten Interesse zu regulieren, ohne jemanden einen empfindbaren Schaden zu verursachen und ohne große soziale Revolution. Denn die Reichen brauchen, falls sie ihre begabten Kinder studieren lassen, nichts mehr zu ihrer Ausbildung, Ernährung und Wohnung zu zahlen; so könnten sie gewiß von der Erbschaft, die sie erhalten, ohne daß sie einen Finger gerührt, um dieses Besitztum sich anzueignen, einen Teil der Gemeinde als Legat entrichten, um die elementare Pflicht der Dankbarkeit gegen die Gesellschaft abzutragen, welche ihre Kinder unentgeltlich ausbildet und beköstigt. Wer ein besonderer Wohltäter sein will und etwas Außerordentliches spenden will, der tut jedenfalls besser daran, sein Legat der Gemeinschaft zu übergeben, statt einen neuen Fonds für „Unbemittelte" einzurichten, der doch nur dazu dient, den Gegensatz der Besitzunterschiede noch zu verschärfen, und Charaktergefährdung, ehrloses Streberturn, Beschönnung der Trefflichen und Verdrängung der wirklich Tauglichen in seinem Gefolge hat.

Streiflichter.

Fürst Bülow und die Ethiker. In der Reichstagssitzung vom 14. v. Mts. hat der Reichskanzler zweimal zu längeren, höchst bedeutsamen und wohldurchdachten Ausführungen das Wort ergriffen. Ein krasser Irrtum allerdings ist ihm bei Erörterung der deutsch-französischen Beziehungen passiert, als er erklärte, daß offiziell noch kein französischer Deputierter oder Senator für die Annäherung beider Länder eingetreten sei. Durch den Zuruf „Jaurès!" konnte Bülow auf der Stelle rektifiziert, und 10 weitere Namen von bekannten Vorkämpfern jener Annäherung können unschwer beigebracht werden. Müssen wir denn den Reichskanzler erst an Emile Arnaud erinnern, oder an Beaunier, an Bourgeois, an den von Kaiser Wilhelm geschätzten Senator d'Estournelles, an den Deputierten Hubbard, an Le Foner, an Gaston Moch, an den greisen Frédéric Passy, an Charles Richet? — Dem Leiter unserer auswärtigen Politik sollte man wirklich eine gewisse Kenntnis davon zutrauen dürfen, daß Frankreich die Hochburg all' jener Bestrebungen ist, die auf internationale Verständigung und Annäherung abzielen.

Fürst Bülow resümierte sich auch diesmal dahin, daß man „militärisch immer en vedette" sein müsse, da wir vielfach mit Mißtrauen gegen Deutschland zu rechnen hätten. Zwei Diskussionsredner wiesen sehr treffend auf die Gründe besagten Mißtrauens hin: Dr. Wiemer nämlich auf die berüchtigte Mandverrede des Generals von Eichhorn (1905), der baldige „kriegerische Großtaten" ersehnt, und Dr. Gothein auf das bei festlichen Gelegenheiten in Deutschland üblich gewordene Säbelrasseln.

Der Reichskanzler selbst hob die großen Verdienste hervor, die Amerika in Algeciras um den Weltfrieden erworben habe; er unterließ aber jeden Hinweis darauf, wie abträglich die Haltung Deutschlands auf der Haager Konferenz von 1899 dem Werke der Friedenssicherung gewesen ist. Als damals das ständige Schiedsgericht am Einspruche Deutschlands zu scheitern drohte, da war es gleichfalls der amerikanische Delegierte (White), der zum Grafen Münster sagte: „Ihr Herrscher wird als der Feind aller Nationen gelten und den peinlichsten Angriffen und Verleumdungen ausgesetzt sein."

Aus jener unglücklichen Stellungnahme der deutschen Regierung dürfte der Hauptfonds des Mißtrauens herrühren, das die Umwelt dem deutschen „Souveränitätsprinzip sans phrase" entgegenbringt. Für die wohltätige Umwandlung eigener Rechte in fremde Pflichten, die das Postulat für gesitteten Völkerleben bildet, hatte die deutsche Regierung damals gar nichts übrig; sie sandte vielmehr als Delegierte nach dem Haag den Freiherrn von Stengel, einen „Schwärmer für den ewigen Krieg;" ferner den auf lediglich nationalen Standpunkt eingeschworenen Oberst Schwarzhoff; Professor Zorn, der nach eigenem Geständnis „zur Begeisterung für internationale Dinge unfähig" ist, und Graf Münster, dem Schiedsgerichte ebenso wie der Kampf gegen Bakterien und Mikroben nur „moderner Humbug" waren.

Die 2. Haager Konferenz tritt 1907 zusammen. Es wird sich also bald entscheiden, ob Deutschland nunmehr die Hauptquelle des internationalen Mißtrauens verstopfen und nach dem Dichterworte handeln will:

„Der Menschheit Würde ist in deine Hand gegeben.
Bewahre sie!"

Carl Ludwig Siemering.

* * *

Die Religion muß dem Volke erhalten werden. Die Frankfurter „Kleine Presse" bringt folgenden Artikel:

Der Adventist als Rekrut. Beim Inf.-Regt. Graf Bose (Nr. 31) in Altona wurde am 12. Oktober mit anderen Rekruten auch ein Adventist eingestellt, der nach seinem Glauben bekanntlich am Samstag nicht arbeiten darf. Schon bevor er eingezogen war, hatte er dem Regiment in einem Schreiben mitgeteilt, daß sein Glaube ihm verbiete, in der Zeit vom Freitag abend bis zum Samstag abend zu arbeiten. In sehr bescheidenem und anständigem Tone, aber in sehr eindringlicher Weise bat er, nach seiner Einstellung auf seine religiösen Gefühle Rücksicht zu nehmen und ihn für die Zeit von jeder Verrichtung befreien zu wollen. Das Regiment hat den Brief gar nicht beantwortet. Am folgenden Freitag sollte der Mann abends an einer Flickstunde teilnehmen; er erklärte jedoch in bescheidener, aber fester Weise, daß er nicht flicken wolle, weil er dadurch sein Gewissen beschweren und gegen den Willen Gottes verstoßen würde. Er kam in Arrest und wegen Gehorsamsverweigerung vors Kriegsgericht der 18. Division. Dort erklärte M..., er müsse bei seiner Weigerung bleiben, er könne nicht anders, denn man müsse Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Die heilige Schrift, die, wenn auch von Menschenhand geschrieben, doch Gottes wahres Wort sei, sage: „Gib dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Sechs Tage sollst Du arbeiten, aber am siebenten sollst Du ruhen." Der erste Wochentag sei der Sonntag, folglich habe Gott befohlen, am Samstag zu ruhen. Hauptmann und

Digitized by Google

Feldwebel, die als Zeugen vernommen wurden, stellten dem M. das allerbeste Zeugnis aus; er sei fleißig und bescheiden und bandle offenbar aus religiöser Ueberzeugung. Der Vorsitzende machte M. auf die Folgen einer bauernden Weigerung aufmerksam. Dieser aber erklärte, er wisse wohl, daß er sich in einer schweren Lage befinde; aber er könne nicht anders. Der Sekretär der Adventistengemeinde war als Sachverständiger geladen; er hat jedoch in einem Briefe erklärt, er bedaure, nicht erscheinen zu können, weil die Verhandlung an einem Samstag stattfinde. Als Sachverständiger wurde der Probst Paulsen vernommen. Dieser erklärte, die Adventisten seien eine noch nicht alte amerikanische Sekte, die nach England und von dort nach Deutschland gekommen sei. Ihre Anhänger glauben fest an eine baldige Wiederkehr Christi und ihr Grundsatz sei, sich genau nach den Worten der Bibel zu richten. Daher feiern sie auch, ebenso wie die Juden, den Samstag. Sie seien nach dieser Richtung sehr streng. Er habe einen Geschäftsmann gekannt, dessen Geschäft durch die Samstagsfeier zugrunde gegangen sei. Der Mann habe seinen Ruin vorausgesehen, sei aber nicht von seiner religiösen Ueberzeugung abgewichen. Der Vertreter der Anklage wies darauf hin, daß alle Bekenntnisse zwar in Deutschland geduldet würden, daß ihre Anhänger sich aber den Landesgesetzen unterwerfen müßten. Er beantragte vier Wochen strengen Arrest. Das Gericht zog die gute Führung des Angeklagten als strafmildernd in Betracht und erkannte auf vierzehn Tage strengen Arrest. Der Angeklagte erklärte in durchaus ruhiger Weise, er wolle auf Berufung verzichten und die Strafe sofort antreten.

Diese Verurteilung eines offenbar wirklich tief religiösen Menschen illustriert besser, als zehntausend Leitartikel der „irreligiösen" Presse, was von dem „offiziellen Christentum" in Deutschland zu halten ist. Endlich ist einmal ein Mensch da, dem es mit den Lehren der Bibel ernst ist — er fliegt natürlich ins Loch. Das Zentrum und die protestantische Orthodoxie müßten schon aus Sympathie mit der auch von ihnen gepredigten Ueberzeugung, daß Gottesgesetz über Menschensatzung stehe, — schon die schärfsten Interpellationen eingebracht haben, weil ein tiefreligiöser Mensch, der den Lehren des Christentums, gleichviel, wie er sie versteht, nachleben will, beim ersten Versuche 14 Tage strengen Arrest bekommt. Aber auch jeder echte Freidenker wird unbedingt auf Seiten des armen Rekruten stehen, denn der wahre Freidenker ist ja bekanntlich der, welcher jede ethische Ueberzeugung achtet.

Wie ist nun der groteske Widerspruch zu erklären, daß derselbe Staat, der geradezu mit fanatischer Konsequenz Christentum in die Kinder hineinpaukt (siehe preußisches Schulgesetz) sofort die einverrt, die der christlichen Lehre ernstlich nachleben wollen? Die Antwort ist einfach die, daß man grade nur so viel Religion duldet, wie nötig ist, um die heilige sogenannte Staatsordnung zu schützen. Was der Religionslehrer zu leisten hat, ist etwa folgendermaßen zu definieren: Genug Religion ist einzupauken, damit das Volk sich ergeben in die Anordnungen der Obrigkeit füge und seine Steuern bezahle — aber nicht zu viel Religion, sonst könnten es schließlich doch zu viele mit den Vorschriften der Bibel ernst meinen und nicht nur, wie unser armer Adventist, am Sabbath ruhen wollen, sondern sich auch weigern, zu töten (vergl. 10 Gebote) ꝛc. Offenbar hat jener Leutnant den offiziellen Geist der Religion am besten erfaßt, der vor einem Leichenbegängnis folgende Rede hielt: „Stillgestanden! Wenn ich hernach kommandiere: ‚Helm ab zum Gebet' — dann zieht jeder leise die 30 und setzt den Helm wieder auf. Daß mir aber keiner nachklappt!"

Solche Vorkommnisse, wie die Verurteilung des tiefreligiösen Rekruten, enthüllen die furchtbaren Abgründe, neben denen unsere heutige Kultur gedankenlos dahinrast. Wir haben es also glücklich so weit gebracht, daß ein charaktervoller Mensch, der nur nicht weltklug genug ist, um die „Heiligkeit" der religiösen Vorschriften auf ihren wahren Wert zurückzuführen, im Gefängnis „gebessert" wird! Man werfe nicht ein, daß die Wehrhaftigkeit Deutschlands in Frage gestellt sei, wenn man religiösen Skrupeln der Soldaten Gehör schenke. Es ist wahrlich nicht anzunehmen, daß plötzlich 100000 Mann zu Adventisten werden, um am Sonnabend nicht zu arbeiten. Schon aus dem Grunde nicht, weil Sonntags die Mannschaften dann natürlich Dienst bekämen. Und daß sich gar im Offizierskorps adventistische Neigungen dann bemerkbar machen würde, wenn man auf religiöse Ueberzeugung mehr Rücksicht nähme — wird wohl niemand annehmen. Der Vertreter der Anklage wies darauf hin, daß sich die religiösen Bekenntnisse den Landesgesetzen unterwerfen müssen. Ja, wie ist uns denn? Leben wir denn nicht mehr in einem „christlichen Staate," ist denn die Bibel bei uns abgesetzt? Ist denn kein Kultusminister von Studt mehr da?

Die „Freidenker" können aus dem Falle des armen Adventisten aber vielleicht Folgendes lernen: Man versuche den sogenannten „christlichen Staat" dadurch matt zu setzen, daß man die Kinder von Jugend auf dazu erzieht, die Lehren der Religion buchstäblich zu erfüllen. Man erwäge nur, wie rasch der Staat seinen Religionsunterricht einpacken würde, wenn jährlich auch nur fünfzigtausend Rekruten erklärten, sie könnten keine Waffe in die Hand nehmen, das verstoße gegen das, was ihnen ihr staatlich angestellter Religionslehrer ausdrücklich beigebracht habe. Bekanntlich haben die Anwerbelisten der italienischen Eisenbahnen nur dadurch alle ihre Forderungen durchgesetzt, daß sie alle Reglements einige Wochen lang strikte und buchstäblich befolgten. Es stellte sich natürlich heraus, daß ein Eisenbahnbetrieb faktisch da unmöglich ist, wo die Vorschriften tatsächlich auch befolgt werden!

Die Verurteilung des armen Adventisten hätte nur ein Mann würdig schildern können: Sören Kierkegaard. Er selbst war ja stets ein Mann, der es verstehe das Christentum ernst zu nehmen und daran selbstverständlich zu Grunde ging. „Gesichts ihm recht", denken unsere Oberlandesjustizialräte, Bischöfe und Kardinäle — wie kann man auch nur auf eine solche barocke Idee verfallen!

Sandhi.

Aus der ethischen Bewegung.

Sitzung des Hauptvorstandes am 10. November 1906. Der Schriftführer Dr. Penzig berichtet über die Eingänge. Er sei vom Hamburger Goethebund eingeladen, am 30. November in einer Versammlung zum Zwecke des Zusammenschlusses gleichgesinnter Vereinigungen zu sprechen. Nach kurzer Debatte, in der von allen Seiten nachdrücklich hervorgehoben wurde, daß der Zusammenschluß nicht auf Grund einer gemeinsamen, „vernunftgemäßen Weltanschauung," sondern einer gemeinsamen autonomen Moral anzustreben sei, wurde Dr. Penzig beauftragt, in diesem Sinne dem Unternehmen die entschiedene Sympathie der D. G. E. K. auszudrücken. Ein Antrag der Wiener ethischen Gesellschaft auf Veranstaltung einer großen gemeinsamen Kundgebung gegen die russischen Gewaltaten und Gräuel wird nach kurzer Besprechung dem Komitee des internationalen ethischen Bundes zur Erwägung überwiesen. Die Abteilung Berlin beantragt, bei Entsendung von Wanderrednern den Zweig Danzig zu berücksichtigen. Das wird beschlossen. Es werden ferner Berichte aus Abteilung Wiesbaden und der neu gegründeten Abteilung Heidelberg (mit 40 Mitgliedern) verlesen. Die Abteilungen Magdeburg und Frankfurt a. M. haben ihren Jahresbeitrag mit 51 Mk. bezw. 239,70 Mk. eingesandt.

Herr P. Jaffé teilt mit, daß der Gesellschaft mit der Zweckbestimmung „für Lesehallen" von dem verstorbenen Landgerichtsrat Dr. Lion ein Legat von 500 Mk. zugefallen sei.

Der Vorsitzende Geheimrat Foerster berichtet sodann über die jüngsten Reiseeindrücke, die er beim Besuche der ethischen Freunde in Paris, Budapest, Wien erhalten habe. Dr. Penzig berichtet, daß sich am 5. November in Charlottenburg der Deutsche Bund für weltliche Schule und Moralunterricht mit 430 Einzelmitgliedern und 9 körperschaftlichen Mitgliedern definitiv konstituiert habe. Vorsitzende seien: Dr. Pfungst-Frankfurt a. M., Dr. Penzig-Charlottenburg, Prof. Bruno Meyer-Berlin; Schriftführer: L. Jannasch und M. Spiller-Berlin, Kassenführer: Albert Stern und K. Michaelis.

Endlich weist Dr. Penzig auf die vom 2. bis 5. Dezember tagende Generalversammlung der Deutschen Gesellschaft für soziale Reform hin und bittet um deren Beachtung.

Digitized by Google

Die Abteilung Berlin hatte für den 9. November zu einer Versammlung nach dem Rathause eingeladen, wo der Generalsekretär des internationalen ethischen Bundes, Herr Gustav Spiller, über die Arbeit der englischen ethischen Gesellschaften sprach. Nach den Ausführungen des Vortragenden zählt der englische ethische Bund 35 Gesellschaften, von denen die Hälfte auf London selbst entfällt. Die Zahl der Mitglieder beläuft sich auf insgesamt 2300. Von den Gesellschaften sind etwa 4 die „labour churches", die nicht im strengeren Sinne ethische Gesellschaften sind. Wenngleich im Prinzip ein Unterschied nicht existiert, so verfolgen doch die Vorträge in den „labour churches" mehr eine sozialistische Richtung. Die Versammlungen der englischen ethischen Gesellschaften haben das gemeinsam, daß sie meist an Sonntagen, sie des Sonntags vormittags, zur gewöhnlichen Kirchzeit stattfinden, die Interessenten also anstatt in die Kirche in die ethischen Versammlungen gehen, in denen auch, gleichwie in dem kirchlichen Gottesdienste, ethische Hymnen gesungen werden. Ein stattliches Gesangbuch, das der Vortragende vorlegte und an dessen Herstellung er selbst mit tätig gewesen ist, umfaßt 320 dieser Hymnen, aus der besten Literatur gesammelt. Der Unterschied zwischen den deutschen ethischen Gesellschaften und den englischen ist lediglich ein praktischer, nicht aber ein theoretischer. In England sind es nicht nur die ethischen Gesellschaften, welche ethische Hymnen haben, sondern auch die Freidenker wie die fortgeschrittenen Sozialisten haben solche. Die Vorträge in diesen Sonntagsversammlungen behandeln, vom kulturellen Standpunkte aus betrachtet, soziale Fragen und alles, was die Menschheit allgemein interessiert, ähnlich wie dies bei uns in den Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur in § 9 ausgesprochen ist, die durch Zusammenschluß ihren Anhängern Halt und Zuversicht sowie Anregung und Förderung für ihr inneres Leben bieten will. Von besonderer Wichtigkeit sind bei den englischen ethischen Gesellschaften die Sonntagsschulen für Kinder, welche meist in einem pädagogischen Anschauungsunterricht bestehen und von 40 bis 70 Kindern besucht sind. Die Liga für weltliche Schule und Moralunterricht, der es gelungen ist, die englische Regierung zu bewegen, den Moralunterricht in den englischen Schulen einzuführen, hat ihre Ziele direkt aus diesen ethischen Sonntagsschulen entnommen; hätten diese nicht existiert, so wäre die genannte Liga heute noch nicht vorhanden. Des weiteren veranstalten die Londoner Gesellschaften, von denen einzelne bereits ein Alter von über 30 Jahren aufweisen, sonntägliche große Gratiskonzerte unter Mitwirkung erster Künstler, welche ohne Bezahlung annehmen. Diese Konzerte erfreuen sich großen Beifalles und sind durchschnittlich von ca. 600 Personen besucht. Außerdem gibt es noch Klubs, in denen gleichfalls Vorträge gehalten werden, welche dem Niveau der Mitglieder sowie ihrem Bildungsgrade angepaßt sind. Die Vortragenden selbst gehören nicht durchweg den ethischen Gesellschaften an, sind auch nicht immer Ethiker im direkten Sinne. Eine Bezahlung erfolgt nicht, es werden den Rednern, welche das ganze Jahr über Vorlesungen resp. Vorträge in London und in der Provinz halten, lediglich die Reisespesen ersetzt. Eine Zentralstelle besorgt die Redner für die einzelnen Gesellschaften, versendet die einschlägige Literatur und Flugblätter usw. Eine der wichtigsten Errungenschaften ist die Schaffung von einigen neuen Grundprinzipien, die sich auf das Positive beziehen: Was dieses zu tun im Stande ist, wird für das Gerechte selbst und für den Nächsten, sowie die Selbstbilfe resp. die Hilfe durch Kooperation mit Nebenmenschen. Die ethische Bewegung hat in England bereits einen großen Einfluß ausgeübt, und in der Theologie herrscht jetzt ein ganz neuer Geist. Man hört bereits von Bischöfen und von anderen hohen kirchlichen Persönlichkeiten Aussprüche, daß die Religion nicht auf der Theologie, sondern auf dem Boden der Ethik aufgebaut werden solle, ferner, daß verschiedene Glaubensartikel nicht zum intellektuellen Standpunkt aus, sondern nur ethisch betrachtet werden müßten. Der Einfluß der ethischen Bewegung würde in England ein weit größerer sein, wenn die Bewegung besser organisiert wäre. Das wird nun aber auch besser werden, da man eine engere Fühlung mit Deutschland gewonnen hat. An den mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrag schloß sich eine Diskussion, die sich vorzugsweise auf eine reiche Fragestellung an den Vortragenden erstreckte. Dr. Penzig nahm noch Bezug auf die ethischen Hymnen, welche Versuche in Deutschland nicht gelungen seien, da man hier ein zu starkes Aversionsgefühl habe, die Kirche nachzuahmen. Der Gedanke des ethischen Gesanges sei in Deutschland unsympathisch. Es sei wohl unmöglich, eine Chormelodie auf irgend einen ethischen Text hin zu singen. Nachdem u. a. noch Rechtsanwalt Dr. Bieber gesprochen, nahm der Vortragende das Schlußwort, in welchem er die Nachbarschaftsgilden beleuchtete und die Beziehungen Dr. Stanton Coits zu der ethischen Bewegung darlegte. Die Frage des Gesanglichen bezeichnete Redner lediglich als eine Geldfrage. Den religiösen Standpunkt betreffend, so nehme man in England keinen Anstand, auch Vorträge solcher Redner zu hören, welche irgend einer Kirche angehören; man hofft sie mit der Zeit doch für die ethische Bewegung ganz zu gewinnen. Ebenso ist man der Ansicht, daß diejenigen, welche des Sonntags anstatt die Kirche regelmäßig zu besuchen, ihn und soweit den Versammlungen der ethischen Gesellschaften beiwohnen, mit der Zeit völlig für die ethische Bewegung zu gewinnen sein werden. (Vossische Zeitung.)

*

Abteilung Heidelberg. Wie wir vernehmen, fand Mittwoch, 7. November, die Konstituierung einer hiesigen Abteilung der D. G. f. E. statt, deren Ziele und Bestrebungen im wesentlichen auf eine Vertiefung des persönlichen und öffentlichen Lebens, auf eine Hebung der Volksbildung und Förderung der Volkswohlfahrt, eine Ueberbrückung und Aussöhnung der Klassengegensätze hinauslaufen. Es ist mit besonderer Freude zu begrüßen, daß bei dem derzeitigen Stand der politischen und sozialen Verhältnisse in Deutschland auch an unserer Universitätsstadt ein, wie wir hören, recht reges Interesse für die Bestrebungen dieser Gesellschaft sich kundgibt. Dieses Interesse spiegelte sich bereits in der konstituierenden Versammlung wieder, welche die Beteiligung aller Kreise der Gesellschaft erkennen ließ. Die Versammlung, zu der keine öffentliche Einladung ergangen war, war aus allen Schichten der Bevölkerung besucht und nahm unter der Leitung des vorbereitenden Komitees und dessen Vorsitzenden, Herrn Privatdozenten Dr. Eisenhans, einen sehr angeregten Verlauf. Beitrittserklärungen erfolgten von ca. 40 Herren, unter denen Vertreter aller Stände, der Universität, der Bürgerkreise (Aerzte, Juristen, Kaufleute), der Studenten und Arbeiterschaft sich befinden. Die Vorstandswahlen ergaben die Wahl der Herren: Dr. Eisenhans, Privatdozent für Philosophie, 1. Vors., J. Erbach, 2. Vors., Professor Karl Vossler, 1. Schriftführer, Dr. med. J. Bruno, 2. Schriftführer, Eugen Kaufmann, Kassierer. Zu Revisoren wurden die Herren Kaufmann Nuzinger und Architekt Busch gewählt. Die hiesige Sektion beabsichtigt u. a., in nächster Zeit eine Anzahl volkstümlicher öffentlicher Vorträge zu veranstalten und im Kreise der Mitglieder regelmäßige Diskussionsabende über ethische, philosophische, soziale und wirtschaftliche Probleme einzurichten. Für den November ist, wie man uns mitteilt, der öffentliche Vortrag des Herrn Dr. Artur Pfungst-Frankfurt a. M. in Aussicht genommen, zu welchem seinerzeit öffentliche Einladung in den Tagesblättern erfolgen wird. Als zweiter Vortrag steht ein solcher des Herrn Professor Heniel-Erlangen zu erwarten. Indem wir einiges Nähere über die moderne ethische Bewegung, wie auch über die deutschen ethischen Gesellschaften im besonderen, an anderer Stelle mitteilen, wünschen wir der neugegründeten Heidelberger Abteilung von Herzen, daß ihre Bestrebungen von Erfolg gekrönt sein mögen.

(Heidelberger Tageblatt.)

Bücherschau.

Aus der Gedankenwelt großer Geister. Eine Sammlung von Ausspruchbänden herausgegeben von Lothar Brieger-Waſſeroogel. Verlag Robert Lutz, Stuttgart. Preis jedes Bandes broch. Mark 2.50, geb. Mark 3.—.

Wir haben bereits gesprochen über die Absichten bei dieser Sammlung folgendermaßen aus:

„Die materielle Färbung unseres Lebens hat allmählich eine Knappheit, eine Präzisität des Ausdruckes hervorgebracht, welche früheren, behaglicheren Zeitalter meist fremd war. Der berufslich jetzt ganz anders angestrengte Mensch hat nicht Zeit und Muße, dem Denker auf all seinen verwickelten Pfaden zu folgen, ihm selbst die Ruhe, aus dem tauben Gestein die goldenen Körner herauszuschlagen. Mit einem Worte: eine Wiederbelebung allgemeinen Interesses an früherer Literatur ist nur möglich, wenn man dem Publikum die Endresultate und die Schönheiten bietet, ohne daß es sich selbst mühsam den Weg dazu suchen muß. Die Auswahl ist eine heute durchaus berechtigte Form, ja vielleicht die einzig berechtigte Form, die Größen der Vergangenheit dem Publikum wieder zugänglich zu machen. „Die Persönlichkeit im Werk" hat sich unsere Sammlung zum Leitmotiv erwählt. Was in England schon längst eingebürgert ist, uns hier in Deutschland aber noch völlig fehlt, wollen wir bieten: das aus dem Gesamtwerk herausgelöste Resultat des Denkerlebens, die Quintessenz seines Schaffens."

Vor mir liegen bereits vier Bändchen: Voltaire, bearbeitet von Dr. Kaethe Schirmacher, Lessing, von Th. Kappstein, Emerson, bearbeitet und übersetzt von Dr. Egon Fridell. Heine, v. Georg Larson. Die meisten Namen haben in unserem Kreise einen guten Klang und die Grundidee der ganzen Sammlung ist ohne Zweifel heute berechtigt, wenn man — sicherlich im Einverständnis mit den Herausgebern — ihre Arbeiten wesentlich als Kostproben ansieht, die zu eingehenderem Studium der großen Geister anreizen sollen. Mit dem Vorbehalt, gelegentlich einmal bei mehr so fürrer Arbeitsgrist, wie heute) diese oder jene Arbeit kritisch näher zu prüfen, können wir zunächst die Sammlung selbst empfehlen.

-bz-

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Digitized by Google

Programm der D. G. E. K.
Abteilung Berlin.

Freitag, den 30. November, abends 8½ Uhr, Bürgersaal des städt. Rathauses. Vortrag Prof. Dr. Bruno Meyer: „Psychologie und Pädagogik." (Nachträgliches zum Kongreß für Kinderforschung.) Diskussion. Eintritt für Mitglieder frei. Gastkarten zu 50 Pfg. im Bureau der D. G. E. K., W. 64, Unter den Linden 16, II, sowie im Verlag SW. 48, Wilhelmstr. 121, ferner in den Buchhandlungen von Nicolai, Potsdamerstr. 123 b, Spaeth, Königstraße 62 und bei Wertheim, Leipzigerstr. 132/7, erhältlich.

Freitag, den 7. Dezember, abends 8½ Uhr, Saal 109 des städt. Rathauses. Vortrag von Frl. Dr. jur. F. Duensing: „Die Jugendfürsorge als Liebestätigkeit, als soziale Pflichtleistung und als gesellschaftlicher Selbstschutz." Besprechung. Gäste willkommen. Eintritt frei.

Sonnabend, den 29. Dezember, abends 8½ Uhr, Bürgersaal des städt. Rathauses. Sylvesterfeier und Ansprache von Herrn Geheimrat Prof. Dr. Foerster: „Ethische Energie und keinerlei Gewaltsat." Gäste willkommen. Eintritt frei. Nachher geselliges Zusammensein im Ratskeller (Zimmer vorbehalten).

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Zum Druck von **Broschüren**

wissenschaftlichen Werken,

Jahresberichten, Flugblättern,

sowie zur Anfertigung

sämtlicher anderen Druckarbeiten

in moderner und sauberer Ausführung, bei billigster Berechnung, empfiehlt sich

Oskar Hensels Buchdruckerei

Gottesberg (Schlesien).

Druck der „Ethischen Kultur," des „Freidenker" und freireligiösen „Sonntagsblatt."

☞ Bei Bedarf verlange man Kostenanschlag.

Deutsche Friedensgesellschaft
Ortsgruppe Berlin.

Mittwoch, den 5. Dezember 8½ Uhr im großen Saale des deutschen Gewerkschaftshauses, Greifswalderstraße 221/3 Vortrag des Herrn Landtagsabgeordneten K. Goldschmidt: **„Weltfriede und Arbeiterbewegung."** Diskussion. Eintritt frei. Gäste willkommen.

Als empfehlenswerte Geschenkwerke sind durch den **Verlag für Ethische Kultur, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 121** zu beziehen:

David Harum, Amerikas Ungekrönter König. Von E. Noyes Westcott. Autorisierte Uebersetzung und Bearbeitung von Georges Hainholz. 26 Bog. Eleg. brosch. Pr. 4 M.; geb. 5 M.

Die „Tägliche Rundschau" schreibt u. a.: „Seit Dickens ist wohl schwerlich ein solch famoser Typus anglogermanischen Humors geschaffen worden, wie der smarte Geschäfts- und nebenher Gemütsmensch, der alte Pferde- und Dollarkönig Harum . . . . . ."

Byrons Tagebücher und Briefe. In neuer Bearbeitung (4. Auflage) mit 2 Bildnissen (Lord und Lady Byron) und mehr als 100 bisher unbekannten zum ersten Mal veröffentlichten Briefen Byrons. Deutsch bearbeitet von Professor Dr. Eduard Engel. Preis broschiert 3 Mk., gebunden 4 Mk. Als notwendiger Ergänzungsband zu sämtlichen deutschen Byron-Ausgaben erschienen, enthält dieses Buch Byrons Leben von ihm selbst erzählt, und ist bereichert durch eine Fülle der interessantesten brieflichen Enthüllungen über sein Leben.

Dr. Carl Beck (New York). Der Schwedenkonrad. Eine Geschichte aus dem Neckartal. Preis 5 Mk. brosch., 6,50 Mk. eleg. gebunden. Der Verfasser hat, man möchte sagen, ein neues Genre, den medizinischen Roman, mit seinem neuen Werk geschaffen.

Beck, Feuchtfröhliches und Feuchtunfröhliches. 8°. broschiert 1,50 Mk., geb. 2,50 Mk. und **Amerikanische Streiflichter.** gr. 8°., brosch 4 Mk., eleg. geb. 5 Mk.

Beide Werke haben bei dem gebildeten Lesepublikum eine sehr freundliche Aufnahme gefunden, ebenso wie auch die über sie gebrachten Rezensionen durchaus günstig waren.

Dziobek, J. C. H. Briefe an Eltern. Kl. Oktav. 11 Bogen. Preis brosch. 2 Mk.

Ellert Kerr schreibt im „Tag" vom 24. August 1906 u. A.:

Ich öffnete das Büchlein mit sehr wenig Erwartungen. Aber mein Interesse wurde schon durch das Motto aus Dantes „Paradiso" rege. Und als ich die ersten Zeilen gelesen hatte, wußte ich, daß ich jedes Blatt mit Eifer wenden und jede Seite mit hungrigen Augen verschlingen würde, und daß meine Gedanken mit jedem Gedanken des kleinen grauen Buches zusammen jubeln würden!

Und so ist es auch geschehen . . . .

Albrecht Dürers schriftliches Vermächtnis. (Mit Bildnis Dürers). Ausgewählt und eingeleitet von Dr. Max Osborn, broschiert 2 Mk., gebunden 3 Mk. Das Buch enthält Dürers Briefe, sowie sie uns erhalten sind, und gerade in unserer Zeit kommt eine derartige Ausgabe vielfachen Wünschen entgegen, um so mehr, als der Name Dürers heute mehr als je ein Heiligtum für alle Freunde deutscher Kunst ist.

Engel, Prof. Eduard. Psychologie der französischen Literatur. 8. neu bearbeitete Auflage. Preis brosch. 8,50 Mk., geb. 4,50 Mk. Der bekannte Verfasser hat hier eine Naturgeschichte des französischen Geistes geschaffen, und bildet das längst berühmte Buch in seiner jetzigen Form ein auch sprachlich geradezu klassisches Werk.

Max Jungmann. Dornen. 8°. 5½ Bogen. Preis gebunden 3 Mk., broschiert 2 Mk.

„Dornen" ist der Titel einer Gedichtsammlung, die schon wegen ihres eigenartigen Charakters Interesse erwecken dürfte.

Penzig, Dr. Rudolph. Zum Kulturkampf um die Schule. Ein Mahnwort an Denkende. 8°. 10 Bogen. Brosch. 2 Mk., geb. 3 Mk. „Das Büchlein behandelt die grundsätzliche Frage der Stellung von Staat und Kirche in streng logischer Weise . . . . In einfachster aber Weise werden, oft dem Nieder, sittlichen Wert des religiösen Glaubens zu nahe zu treten, die Mängel des hergebrachten Religionsunterrichts aufgezählt" . . .

Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Mit Wildnis Rahels. Herausgegeben von Dr. Hans Landsberg. Preis broschiert 9 Mk., gebunden 11 Mk. „Rahel, Varnhagen: Die bedeutendste Frauengestalt des Romantik hat uns in ihren Briefen und Tagebüchern ein unvergleichliches Kulturbild ihrer Zeit hinterlassen. Sie ist die erste wahrhaft moderne Frau ganz erfüllt von der Aufgabe, dem Weibe diejenigen Rechte zu geben, die für seine Entwickelung notwendig sind. Rahel: Ein Buch des Andenkens ist ein Buch des Lebens, ein Evangelium hoher Weiblichkeit.

Rawitz, Dr. Bernhard, Privatdozent an der Universität Berlin; **Urgeschichte, Geschichte und Politik.** Populär-naturwissenschaftliche Betrachtungen. Brosch. 9 Mk., geb. 10 Mk. Jeder Gebildete wird mit hohem Interesse die klaren Ausführungen des Verfassers verfolgen und sich mit dem Gang seiner kritischen Betrachtungen beschäftigen.

Trinius, A. Goethe-Stätten und andere Erinnerungen aus Thüringen. Preis broschiert 2 Mk., gebunden 2,75 Mk.

Wilde Rosen und andere Erzählungen. Brosch. 2 Mk., geb. 2,75 Mk. Wie in den früheren Werken des Verfassers tritt uns auch hier wieder das warme Gemüt, die scharfe Beobachtungsgabe, der sonnige Humor wie die persönliche Lebensauffassung entgegen. Eigenschaften, die gerade in unserer so vieles verneinenden, verspöttelnden Zeit, der inneren Ablehr von so vielem, was uns einst heilig und unantastbar erschien, doppelt wertvoll erscheinen müssen.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich jetzt Unter den Linden 16, **dritter Stock.** Die Sprechstunden des Unterzeichneten sind Montag, Mittwoch, Freitag von 10—12 Uhr. Etwige Zuschriften sind an die Privatadr. des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmanstr. 15, zu richten. Dr. Penzig.

Internationaler Bund der ethischen Gesellschaften: Generalsekretär Gustav Spiller ist in Angelegenheiten des ethischen Bundes jeden Donnerstag von 10—12 Uhr, Unter den Linden 16 II, zu sprechen; Privatadr. Schmargendorf b. Berlin, Spandauerstraße 40.

☞ Der heutigen Nr. liegen **2 Prospekte** vom Verlag **Greiner & Pfeiffer, Stuttgart,** und vom Verlag **J. Engelhorn, Stuttgart,** bei, auf welche wir unsere Leser hierdurch besonders hinweisen.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis: vierteljährlich 1,00 Mk. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Ethische Kultur

Inserate Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition Berlin S. W. 68, Wilhelmstraße 121.

Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Mit der Monatsbeilage „Kinderland," Blätter für ethische Jugenderziehung

Herausgegeben von

Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121.
Die Versendung erfolgt von Gottesberg.

XIV. Jahrgang. | Berlin, den 15. Dezember 1906. | Nr. 24.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Mit der vorliegenden Nummer schliesst das vierte Quartal des 14. Jahrganges. Wir bitten unsere Freunde und Leser recht herzlich, uns auch im neuen Jahr nicht nur selbst treu zu bleiben, sondern uns auch in der weiteren Ausbreitung der „Ethischen Kultur" und ihrer Monatsbeilage „Kinderland" möglichst zu unterstützen. Jeder helfe mit im Rahmen seines engeren Wirkungskreises. Viele wenig machen ein viel. Probenummern stellen wir bereitwilligst zur Verfügung und senden dieselben gratis und franko an angegebene Adressen.

Alle, welche die „Ethische Kultur" durch die Post erhalten, werden dringend gebeten, alle Reklamationen wegen unpünktlichen oder unregelmässigen Einganges stets nur bei der Postanstalt des Bestimmungsortes oder ihrem Briefträger anzubringen; bei diesem ebenso die Adressenänderungen und auch das Bestellpostamt recht genau anzugeben.

Ein fröhliches Neujahr Allen!

Redaktion und Verlag für ethische Kultur.

Inhalt:

Ueber den Zusammenschluß der freien Geister. Von Prof. Wilh. Foerster (Berlin-Charlottenburg.)
Aesthetisch-ethische Kultur. Von Walter Dittmann.
Weltverkehr und Weltwirtschaft als Grundlage eines Weltgewissens. Von Lilli Jannasch.
Streiflichter:
Dernburg als Pacifist.
Organisierte Trinkerfürsorgestellen.
Der Feind der Eskimos.
Vermischtes.
Bücherschau.

Ueber den Zusammenschluß der freien Geister.

Von Prof. Wilhelm Foerster (Berlin-Charlottenburg).

Ich meine, daß die ethische Bewegung ihre größte Stärke darin besitzt (die sie auch gerade für die nächste Zukunft wahren muß), daß sie keinerlei „Credos" oder „Non Credos" vertritt, keinerlei Gemeinschaft der freireligiösen oder philosophischen Ueberzeugung sein will, sondern eben unabhängig von den persönlichen Welt-Anschauungen oder von jeder den besonderen Gemeinschaften als Bekenntnisgrundlage dienenden Weltbild-Gestaltung, nur der Wahrhaftigkeit und Genauigkeit, der Gerechtigkeit und gegenseitigen Harmonisierung im sittlichen Denken und Wollen, im Tun und Lassen soziale Gestaltung und Wirksamkeit geben will.

Zu dieser Reinheit und Schlichtheit des Wirkens gehört wesentlich die Befreiung von dem vulgären Gemeinschafts-Enthusiasmus, d. h. von der Berauschung der Befriedigungen des Denkens mit der niederen kollektiven Zuchtwahl, die sich in der Leidenschaftlichkeit der dadurch erregten Resonanz der instinktiven körperlichen Wohl- und Weh-Gefühle zu erkennen giebt. („Leiden" bedeutet hier eben die Abhängigkeit vom Vorwalten der instinktiven Reflex-Wirkungen, die ohne Mitwirkung und Entscheidung des Intellektes erfolgen.)

Das ist aber die große Schwierigkeit gemeinsamen Wirkens und kollektiver Stärke in der ethischen Bewegung, daß bei ihr nicht jene gewöhnlichen sozialen Energie-Quellen zum Fließen gebracht werden, sondern nur das ahnende Verständnis von höheren und umfassenderen Organisationen des Erdenlebens kultiviert wird. Daher gesellen sich zu uns alle diejenigen, welche mittelbar oder unmittelbar leiden von den niederen Gemeinschafts-Begeisterungen, nämlich von dem religiösen oder dem naturwissenschaftlichen Fanatismus, dem Nationalismus, Rassendünkel, Klassenkampf u. s. w. Aber diese unsere Anhänger und Mitglieder sind eben nicht von den Augenblickswirkungen leidenschaftlicher oder machtsüchtiger Begeisterung erfüllt, sondern die höhere und reinere Gemeinschaft, die ihnen vorschwebt, ist noch ein Zukunftsgebilde.

Deshalb ist unter uns, trotz vorbildlicher Hingebung Einzelner, noch ein Mangel an der impulsiven Opferfähigkeit, wie sie jenen anderen niedriger stehenden Gemeinschaftsauffassungen zu Teil wird. Dem würde aber nicht richtig abgeholfen durch Hinabsteigen unsererseits auf die Stufe dieser letzteren Gemeinschaftsbildungen. Im Gegenteil, die Entwickelung zu der reineren Gemeinschaft, in welcher die höheren Seelenmächte regieren sollen, würde dadurch gehemmt.

Der Aufstieg liegt für uns nicht in der Kameradschaft mit anderen sogenannten „freien Geistern", die sich nur zu Kampf-Gemeinschaften leidenschaftlicher Art zusammentun, und auch nicht auf nationalem Boden (so hoch auch wir die nationale Pietät und Treue halten) sondern in der Kultivierung einer umfassenderen Harmonie.

Es wird gerade für diese, also für die internationale Organisation der ethischen Bewegung und für deren zu erhoffende große politisch-soziale Wirksamkeit im ganzen Erdenleben, nämlich auch auf den Gebieten der chinesisch-japanischen, der indischen, der mohamedanischen, und nicht blos der jüdisch-christlichen Gedankenwelt, von sehr erheblicher Bedeutung sein, daß wir nicht in irgend einer organisierten Verbindung mit Systemen spezifisch germanisch-romanischer

Digitized by Google

Geisteserschöpfungen der Neuzeit auftreten, sondern als die friedenbringenden Vertreter der fine fleur uralter, wahrhaft menschlich-gemeinsamer Grundgedanken der sittlichen Kultur, die aber jetzt auf dem Boden der schlichten und begrenzten Methoden wissenschaftlicher Erkenntnis des Menschenwesens und der Umwelt sicherer und tiefer fundiert und erzieherisch wirksamer gemacht werden können.

Wir dürfen sicher sein, daß schon jetzt eine große unsichtbare Gemeinde besteht, deren Seelenwelt von Gedanken derselben Art erfüllt ist, und deren Lebenstätigkeit von diesen geleitet wird. Diesen wahrhaft freien Geistern, die sich aber meist allzusehr an der inneren Harmonie genügen lassen, fehlt allerdings der äußere Zusammenschluß, und so wird die Welt noch immer geknechtet von den Energieformen leidenschaftlicher Art, bei denen die Neigung zu machtvollem äußerem Zusammenschluß vorwaltet.

Wie ist nun da zu helfen?

Anregungen zu einer machtvolleren Wirksamkeit jener höheren Gemeinsamkeit sittlichen Denkens und Wirkens haben in der ethischen Bewegung, wenigstens im Reich ihrer Ideale, bereits Gestalt angenommen durch den schon auf der ersten internationalen Zusammenkunft in Eisenach (1893) aufgestellten Entwurf der Begründung einer ethischen Akademie, dessen Grundzüge späterhin durch eine von uns in deutscher, englischer und französischer Sprache verbreitete Druckschrift weiten Kreisen vor die Seele gerückt worden sind.

Von derartigen Mittelpunkten könnten Wirkungen ausgehen, welche denen echten Gemeinschaftsgeiste, ohne den größeren Formen agitatorischen Zusammenschlusses zu fröhnen, den entsprechenden Einfluß auch in den äußeren Entwicklungen des Erdenlebens sichern würden.

Von einigen hochgesinnten und über große äußere Mittel verfügenden Stellen sind auch bereits sozialpädagogische Schöpfungen von ähnlichem Charakter in kleinerem Maßstabe ins Leben gerufen worden, aber zu nachhaltigeren Wirkungen solcher Art bedarf es der intensiveren Kraft von großen Strahlungs-Mittelpunkten. Hier ist für die nicht geringe Zahl von wahren Menschenfreunden, die auch in den jetzt äußerlich machtvollsten Kreisen der Geldmächte schon vorhanden sind, eine der höchsten und auch für sie selber beglückendsten Aufgaben gestellt, durch deren Lösung der innere und äußere Wohlstand der Menschheit viel sicherer gefördert werden wird, als durch alle Belohnungen und Belebungen wissenschaftlicher Technik. Eine ethische Akademie in Berlin als einer der Mittelpunkte des internationalen ethischen Bundes wäre auch in Betracht der zu den wissenschaftlichen Männern und Mittelpunkten der Kulturwelt des Ostens bestehenden nahen Beziehungen der deutschen Wissenschaft eine höchst bedeutsame Schöpfung.

Aesthetisch-ethische Kultur.

Von Walter Dittmann.

Aesthetische Kultur ist ein viel umstrittener Begriff, deshalb natürlich, weil man das Ding selbst noch nicht besitzt. Noch vor 50 bis 100 Jahren erfreuten wir uns ihrer, und kein Mensch sprach, ja wußte etwas davon. Geschah dies aber einmal, dann witterte man hinter dem Aestheten einen schwächlichen Zärtling, der sich vor jedem harten Griff und jeder Unsauberkeit fürchtet, weil seine weiße Hand leiden könnte, der jeden Aerger flieht, weil er seine Stirne vor Runzeln bewahren möchte, der aber seine Seele vor allerhand Unsauberkeit und Runzeln nicht schützen kann. Schiller aber hatte schon 1795 gelehrt:

„Der ästhetische Schein kann der Wahrheit der Sitten niemals gefährlich werden, und wo man es anders findet, da wird sich ohne Schwierigkeit zeigen lassen, daß der Schein nicht ästhetisch war."

Diese Auffassung des in Frage stehenden Begriffs kann heute noch als die einfachste und klarste angenommen werden: was der Wahrheit gefährlich wird — nämlich in der Welt der künstlerischen Formen — ist unästhetisch. Positiv: Aesthetische Kultur heißt Wahrheit der Form, oder ist etwa gleichbedeutend mit ethischer Kultur der Form.

Wer also ästhetisch kultivieren will, muß die Formensprache heben. Das wird am zweckmäßigsten dadurch geschehen, daß er das Verständnis für alles, was Form heißt, verbreitet, und daß er das Publikum zu höheren sittlichen Ansprüchen reizt.

Wir haben heut also kein rechtes Verhältnis zur äußern Erscheinung eines Wesens; sie ist uns noch nicht Ausdruck eines inneren Seins, noch nicht Sprache. Die Häuserhaufen der Großstädte erzählen uns noch nichts von Wuchertum, die Mietskasernenfassaden nichts von Täuschung oder Protzentum. Unsere Wohnungen predigen tauben Ohren, wenn sie laut, unangenehm laut, sagen: Narren seid ihr! Lachen müßte man über euch, wenn nicht so viel bewußte Eitelkeit und halbbewußte Unwahrhaftigkeit zu beklagen wäre. Die parfümierte Dame, eingezwängt in das modernste Korsett, oder der schwarze steife Mann mit dem unbehaglichen Röhrenhut auf dem Kopfe spricht uns immer noch nicht von Unfreiheit und Unnatur und daher von körperlicher oder geistiger Ungesundheit. Und nun gar Kunstformen! Gäb's eine Denkmalssprache, wenn wir die Formensprache lesen könnten? Gäb es — vom Standpunkt des objektiven Kritikers aus gesprochen — einen solchen Berliner Dom, wenn jedermann von dem Spiel der Naturformen Ausdruck gefordert hätte, hier also protestantische Einfachheit und germanische Wucht vereint mit majestätischer Feierlichkeit? Ja, gehört nicht auch die Frage hierher: wäre es möglich, daß „Götz Kraftt" und „die Bären von Hohen-Esp" zu den gelesensten Büchern gehören, wenn wir alle den Geist spürten, der aus diesen Formen haucht?

Nun ist ja die Erkenntnis des ethischen Mankos in Werken der hohen Kunst weit schwieriger als in den Erzeugnissen des Kunsthandwerks. Dazu gehört oft eine besondere Veranlagung und jahrelanges Studium, Voraussetzungen, die nicht zu unsern allgemeinen Forderungen gehören können. In dieser Hinsicht müssen wir uns schon der Fürsorge unsrer ernst zu nehmenden Kritiker anvertrauen, die zwar unwahrhaftige oder auch nur eitle Kunst nicht von der Allgemeinheit fernhalten können, die aber doch rechtzeitig warnen: seid auf der Hut, hier werden euch Steine statt Brot geboten. Und wer sich dauernd an Quellen gelabt, der mag dann abgestandenes Wasser nicht mehr, auch wenn er sich seinen Geschmack nicht chemikalisch und physiologisch begründen kann.

Von dem Verlangen aber, jedes Kunstwerk als seelischen Ausdruck, als Vermittler des Unaussprechlichen (Goethe) aufzunehmen, davon kann der rechte Volkserzieher nicht abgehen. In dieser Forderung allein schlummert ja die Hoffnung, den Laien einst von jeglicher Kritik unabhängig zu machen. Was bleibt auch sonst von dem Kunstwerk übrig? Ein rein sinnlicher Genuß, ein Augenschmaus, ein billiges Bewundern der Technik, die Befriedigung eines intellektuellen Interesses, wenn man etwa die Berechtigung der anfangs vielleicht rätselhaft bleibenden Unterschrift eines Gemäldes erkannt hat. Von Böcklin's oder Klinger's Werken z. B. bleibt dann das Beste ungenossen. Der ästhetisch recht Erzogene aber erlebt es mit tiefem Dank. Auerarius hat einmal zusammengefaßt, was sich etwa ausspricht im hohen Kunstwerk und was wir aus ihm herauslesen können, wenn wir seine Sprache gelernt haben:

„Nicht die Kunst genießen wir in der Kunst, sondern im Legten wieder die Natur, wie sie da draußen als Landschaft sich ausbreit in unendlichen Farben und Formen und drinnen in uns als das Reich der Phantasie, millionenfach bevölkert von Erinnerungen, Ahnungen, von Gefühlen und Gedanken, die Natur, wie sie durch Leben und Lieben und Sterben der Tiere und Pflanzen und durch Werden und Vergehen der Berge und Meere und Erden und Sonnen und wie sie durch die Geschichte

Digitized by Google

der Völker geht und durch die Geschicke der einzelnen Menschen, die Natur, wie sie spricht mit Lichtern und Schatten und mit Farben und Klängen und Rhythmen. Mit all den Augen, mit all den Geistern der Künstler, denen er zu folgen vermag, genießt, wie mit verbundenen Augen, wie mit ästhetischen Gebilden durch die Kunst die Natur, das Leben, und er erfreut sich dabei zugleich der Natur in denen selbst, die ihn führen."

So zeugen die echten Kunstwerke alle von der göttlichen Natur und alle von der Sammlung, Andacht, edlen Begeisterung, Gottesahnung der Kreatur. So hoch dürfen wir mit unsern Forderungen greifen! Und mit wie wenigem beginnen wir uns oft!

Wer noch hindurchblicken lernen will durch den wunderbaren Kristall der gemeisterten Erscheinungsform, um dahinter die verklärte Natur zu gewinnen, der muß zunächst „demütig werden und Vertrauen haben." Die Kunst ist dem Verbildeten von heute oft wunderlich. Häufig mit Recht. Wenn aber ein Künstler vom Konventionellen abweicht, verdient er deshalb allein noch lange nicht als wunderlich verurteilt zu werden. Unsere Augen und Seelen sind wunderlich, besonders aber wohl unsere vernachlässigten Augen, die wir doch aber im praktischen Leben für die gesamte Welt der sichtbaren Erscheinungen notwendigst brauchen. Daher unsre Hauptforderung: Selbsterziehung zum Sehen.*) Daher auch die heutigen Reformbestrebungen im Zeichen- und Handfertigkeitsunterricht unserer Schulen.

Diese Bestrebungen leiten uns zu dem anderen Hauptgebiet der künstlerischen Formenwelt, zu den kunstgewerblichen Produkten hinüber. In ihnen den innern Wert oder Unwert zu erkennen, ist ungleich leichter als in den Werken der hohen Kunst. Darum dürfen, neiu müssen wir hier in unseren Forderungen weitergehen. Hier fordern wir auf's bestimmteste Vertrautheit mit der Formensprache. Ist diese Voraussetzung erst einmal erfüllt, dann wird sich im formensprachlichen Verkehr ja wohl jedermann von selbst Wahrheit und Anstand ausbitten, wie es im laut- und schriftsprachlichen Verkehr selbstverständlich ist. Dann wird die Nachfrage eines einsichtigen Publikums das kunstgewerbliche Angebot in den rechten Schranken halten. Geschmack, Schaffenslust und -Kraft unserer Kunsthandwerker werden ohne ängstliches und fieberhaftes Suchen den deutschen Stil unbeirrt finden. Solange wir damit aber noch nicht rechnen können, müssen wir uns bemühen, die Formensprache unseres Kunstgewerbes gewissermaßen auf einen Nullpunkt herabzuschrauben, von wo ausgehend die Entwickelung neu beginnen könnte, und zwar durch folgende unerläßliche Forderungen:

Wir verlangen ehrliche und solide Arbeit.
Die Form jedes Gebrauchsgegenstandes muß erstens dem Zweck und zweitens dem Material angemessen sein.
Sie muß das Dekorative zu gunsten des Konstruktiven zurücktreten lassen.
Zur Ausführung soll, wenn nicht edles, doch mindestens dauerhaftes Rohmaterial genommen werden. —

Also zunächst sagte ich, wir wollen uns zum Verständnis für ehrliche und solide Arbeit erziehen. Ist es nicht eigentlich beschämend, so etwas erst aussprechen zu müssen? —

In vielen Familien finden sich noch wertgehaltene Erbstücke, ich denke an Möbel: Schränke, Truhen, Kommoden usw. Die sind noch von meinem Großvater, sagt wohl die Mutter oft zu ihren Kindern, und sie weiß, was für ein großes Lob sie damit ausspricht. Für den Schrank hat mir ein Händler schon 300 Mark geboten, rühmt sie, aber ich verkaufe ihn nicht, da ist noch nicht ein Wurm darin! — Sie tut recht, wenn sie ihn nicht verkauft; denn der Schrank ist in seiner festen Fügung und seiner ehrbaren Einfachheit ist das solideste Stück ihrer Wohnungseinrichtung. Der wird noch ihren Kindern dienen, wenn schon alle ihre anderen modernen Möbel in Trümmer sind. Solche Dauerkraft muß unser Hausrat wieder gewinnen. Heute gehen ja die Möbel schon ein paar Jahre nach ihrem Kauf auseinander. Da geht ein bloß angeleimtes Bein los; dort beginnt eine Tür schlecht zu schließen; hier bemerkt man, daß der Auflage ja schief sitzt. Anrühren darf man ihn aber nicht, das verträgt er nicht! Wie oft ist auch schon über die gedrechselten Kugeln an unseren Stühlen gespottet worden, die sich herauslösen, wenn man sie anpackt! Und all die Jämmerlichkeiten doch nur, weil das Zeug „nach was" aussehen sollte!

Warum war's früher besser? Nun, da wir nicht gerne eine Schuld eingestehen und sagen mögen: wenn wir's nicht gekauft hätten, wär es nicht gemacht worden, behaupten wir: die Fabrik, die Maschine ist schuld. Gewiß, auch. Der Handwerker, der noch Zeit und Lust hatte, mit Liebe an einem Gerät zu arbeiten und so etwas schuf, das trotz manchmal sehr großer Naivität doch immer Charakter hatte, der mußte grollend der Maschine weichen. Die hat nun nicht bloß Kunstwerke gefälscht — „Kunst ist ein Vorrecht der Menschenhand" — sondern sie führte eine Herstellungsweise ein, die im Gegensatz zur Handwerkertätigkeit auf Massenbetrieb loszielte. Damit beschwor sie eine Reihe von weiteren Uebeln herauf, vor allem eine gegensetzige Unterbietung des Preises.

„War dies Prinzip einmal da, so wandelte es sich bald zu einem Kampf auf Leben und Tod um. Eine mächtige Betriebsanlage frißt in jedem Augenblick Zinsen, in den sie nicht im Gange ist. Es muß also fabriziert werden, mag die Welt die Waren brauchen oder nicht. Der Käufer, der keinen eigentlichen Bedarf für sie hat, wird zum Kaufe verlockt durch eine beispiellose Billigkeit. Die Vorbedingung dazu ist nur zu oft schlechteste Qualität, und diese erfolgt durch den Druck auf den Arbeiter, immer rascher und rascher zu arbeiten. Der Käufer kauft in Unkenntnis des geringen Wertes, über den er durch eine gefällige Aufmachung hinweggetäuscht wird, ja er glaubt durch den billigen Preis noch einen wirtschaftlichen Vorteil erlangt zu haben. Die geringe Haltbarkeit macht diesen Wahn aber nicht nur bald zu schanden, sondern die rasch hervortretenden Mängel geben auch dann zu ständiger Unzufriedenheit Veranlassung, wenn das Ding noch nicht aus den Fugen gegangen ist." (H. Muthesius.)

Sehen wir ihn nun schon deutlicher, den schädigen Geist, der sich in so schädigen Formen offenbart? Muß uns nicht künftig jede derartige Schundware laut und eindringlich entgegenrufen: daß durch diese Produktion der Fabrikarbeiter im Preise gedrückt wird, damit seine Firma die Konkurrenz mitmachen kann? daß er das Interesse an der Arbeit verliert und innerlich geschädigt wird, weil er jede seiner Leistungen verächtlich nennen muß? daß sogar das Volksvermögen dadurch geschädigt wird, weil immerwährend Rohmaterial in ungenügender Form ausgenutzt und also verschwendet wird? —

Die Form jedes Gebrauchsgegenstandes muß dem Zweck angepaßt sein. Wer hat nicht schon einen Schrank gesehen, der zwei Türen anfündigte und nur eine hatte! In einem möblierten Zimmer bekam ich einst einen Kleiderschrank, der sah wie ein Schreibschrank, wie ein sogenannter „Schreibsekretär" aus, hatte Schreibklappe mit Schlüsselloch und Kopfschublade. Aber alles nur zum — —, ja wozu eigentlich? zum Ulk wohl nicht. Denn der Kleiderschrank war aus gutem hartem Holz. — — — Auf einem Stuhl muß man bequem sitzen können. Wo man häufig hinzugreifen muß, um Bücher und dergl. herunterzunehmen — ich denke an Schreibtischaufsätze oder Bücherständer — da dürfen keine Säulchen und Galeriechen stehen, an denen sich die Hand stoßen und die Seele ärgerlich werden kann.

Dem Material muß die Form angepaßt sein. Holz verlangt andere Formen als Stein oder Eisen. Ein steinerner Palast hat andere Stilgesetze als ein Holzschrank, die Tür des einen kann dem andern nicht ohne weiteres als Vorbild dienen. Schwere Bauformen dürfen nicht ohne Stilverletzung auf bewegliche Dinge übertragen werden. Die Form darf auch die eigenartige Bearbeitung des

*) Siehe den Aufsatz „Sehen lernen" in Nummer 5 des „Kinderland".

Digitized by Google

Materials nicht verleugnen. Was mit der Hand geschnitzt wird, kann nicht glatt sein wie gepreßte Steinpappe, sondern trägt die Spuren der Herstellung an sich. Der moderne Münchner eiserne Hausbrat vermeidet es, wie leicht biegsames Blech auszusehen und zeigt in Form und Ornament ehrlich, daß er mit der Hand geschmiedet ist. Beileibe eine Lampe oder ein Feuerzeug wirklich aus Blech, etwa aus polierten Messingblech, so wird die Form möglichst große glatte Flächen bevorzugen müssen, damit es in seinem Glanze schön zur Geltung kommt.

Die ornamentale Dekoration muß sich immer der Konstruktion und der natürlichen Materialschönheit unterordnen. Sie ist doch eben ihrem wahren Wesen nach stets etwas zu garierlegt Hinzugefügtes, etwas Unwesentliches, das nur durch Beschreibenheit unsere Achtung erwerben kann. Sie kann Güte und Schönheit nie schaffen, sondern nur die schon vorhandene heben, wie ja auch einer Handschrift durch Schnörkel allein kein angenehmer Charakter verliehen werden kann. Manchmal wird die Dekoration ganz und gar zurücktreten müssen, und die ausgesuchte Materialschönheit (Holzmaserung) wird der einzige Schmuck sein. Bei viel und rücksichtslos gebrauchten Möbeln, wie Küchenmöbeln, muß die Konstruktion recht hervortreten, um so gewissermaßen von vornherein das Vertrauen zu wecken: das verträgt einen Puff, das ist nicht zimperlich. Zu der Bescheidenheit der ornamentalen Dekoration gehört auch, daß das Ornament nicht zum Bilde ausartet, das an sich mit dem betreffenden Gebrauchsgegenstand gar nichts zu tun hat und häufig genug losgelöst und als selbständiges Bild an die Wand gehängt zu werden verdiente. Was soll auf dem Grunde eines Aschenbechers z. B. ein schöner Frauenkopf? —

Hat man nun guten Hausrat gekauft — ich sage guten, weil er in seiner Einfachheit und nackten Wahrheit vielen noch nüchtern, also nicht schön erscheinen wird; höhere Ansprüche an Schönheit kann die Entwickelung erst befriedigen — so gilt es ihn zur Einheit der verschiedenen Räume zu gestalten und auch hierbei einfach und wahr zu bleiben. Rezepte sind hierzu nicht gut möglich, es sei denn das eine: daß jeder Raum etwas von dem Wesen seiner Bewohner und Behaglichkeit ausdrücke. Wer seine Zimmer aus praktischen Gesichtspunkten und mit etwas Liebe für das einzelne Gerät einrichtet, der erreicht dies Ziel, ohne es zu wissen. Ein kostbares Stück mit zurückhaltenden Schmuck wird man dabei nicht in eine dunkle Ecke stellen; das stark glänzende wiederum wird gewinnen, wenn seine Lichter aus dem Schatten funkeln. Und dann natürliches Leben in's Zimmer, besonders Blumen! Es brauchen nicht immer dieselben altbewährten zu sein. Große Büsche von gefundenen Kiefern z. B., die wir uns von einem Sonntagsausflüge mit nach Hause bringen, können ganz gut mehrere Wochen auf dem Schrank stehen, und sie werden einen zwar herben aber starken Klang zur Wirkung geben und uns nach mancher Werktagsermattung an den letzten Waldsonntag anmunternd erinnern. Auch werden ausgestopfte Vögel so wenig gewertet. Und wieviel Ausdruck liegt doch in den gespannten Flügeln eines Bussards oder Adlers, wieviel Kühnheit und zierliche Kraft! Und wie reizvoll für das Auge sind seine Konturen. Warum denn nur immer nur Bilder — — und Stubrurenschmuck?

Nun hätten wir also die stimmungsvolle Wohnungseinrichtung geschaffen: alles ehrlich, einfach liebenswürdig, sittlich, und, da es sich in künstlerischer Form ausdrückt, ästhetisch. So scheint dieser Abschnitt fertig, alles Erwähnenswerte erledigt zu sein, und doch möchte ich das Wichtigste nicht vergessen: Denken wir uns inmitten solcher Harmonie zwei arme Menschenkinder, die sich nicht lieben und kalt ein Nebeneinanderleben führen. Oder ein Elternpaar, das in dieser Umgebung es fertig bringt, die Kinder zur Unwahrhaftigkeit und zum Prozentum zu erziehen; indem sie sich nicht schämen, direkte Unwahrheiten von ihnen sprechen zu lassen, vielleicht dem Vater zugunsten der Mutter und umgekehrt; oder wenn sie, wenn ich ein recht drastisches Beispiel anführen darf, vor ihren Augen Schminke und Haarfärbemittel gebrauchen, und Gesterezen veranstalten, aber die Mittel dazu borgen müssen. Dann will ein seltsamer Zwiespalt in unsere Seele. Die Freude über die Harmonie der Einrichtung verblaßt zusehends; die Einrichtung erscheint tot, dem Leibe fehlt eine Seele. Das einzelne Hausgerät mag sie noch haben, das drückt sein eigenes schönes Einzelwesen aus. Das Ganze auch wird als ein lebendiger Organismus erscheinen, wenn man die Bewohner nicht kennt, wenn man nur sieht und nicht schaut. Aber kennt man jene Eltern oder jene beiden Einsamen in ihrem beklagenswerten Schicksal, dann wird uns das Haus wie ein Teufel scheinen, daraus die Göttin floh.

Nur wo in schönen Formen sich ein schönes Wesen ausdrückt, da empfinden wir Harmonie, da lebt ästhetische Kultur. Der ästhetische Schein kann der Wahrheit der Sitten niemals gefährlich werden. Denn der Wunsch nach solcher Kultur ist eben kein Wunsch nach Kaviar, Absynth und tadellosen Fingernägeln, sondern letzten Grundes ein Wunsch nach ethischer Lebensführung.

Weltverkehr und Weltwirtschaft als Grundlage eines Weltgewissens.

Von Lilli Jannasch.

Durch Weltverkehr und Weltwirtschaft werden täglich engere Netze um die Erde gespannt; die verschiedenen Völker und Rassen treten in immer regere Beziehungen zu einander, dementsprechend hat sich das Weltbild in wenigen Jahrzehnten völlig umgestaltet. Während früher vorzugsweise einzelne Völker als Kulturpioniere auftraten, treten heute immer mehr Nationen in den Kulturkreis. Durch diese Konkurrenz haben sich alle Lebensverhältnisse umgestaltet, und die Menschheit sieht sich Riesenvorteilen gegenüber, die aber naturgemäß auch Riesenverpflichtungen mit sich bringen. Es liegt tief in der Menschennatur begründet sich der äußeren Vorteile schneller bewußt zu werden, als der damit verknüpften sittlichen Verantwortung. Erst durch bittere Erfahrungen gelangt die Menschheit zur Erkenntnis der tieferen Kulturwerte, die allem äußeren Fortschritt zugrunde liegen.

Die Wandlungen aller Lebensformen müssen, so fordert es das Lebensgesetz, auch eine Reform des Lebensinhaltes zur Folge haben. Wie sich aus der Weltwirtschaft ein Weltgeschehen entwickelt, das in immer intimere Fühlung zu unserem Denken und Handeln tritt, so muß dieses Weltgeschehen auch ein Weltgewissen zeitigen. Dieses Weltgewissen muß die eigentliche Seele des modernen Lebens werden. Die ganze Weltwirtschaft hätte weder Kulturzweck noch Sinn, wenn aus ihr nicht das große Gemeinschaftsgefühl eines Weltgewissens geboren würde. Dieses wird sich nicht etwa aus Begeisterung für das Sittliche entwickeln, sondern muß sich, wie alle Sittlichkeit, aus unbedingter Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit ergeben.

Von jeher ist das Zusammenleben die Grundbedingung aller sittlichen Entwicklung gewesen. Der Urzustand des Menschen war auf Gewalt begründet; erst als sich größere Gemeinschaften bildeten, machten die Menschen tausendfältig die Erfahrung, daß der Gewaltzustand unerträglich ist, weil er das Gemeinschaftsleben auf schwerste schädigt. Die Sehnsucht nach einer besseren Regelung des Gemeinschaftslebens wurde immer größer und gebar sich allmählich das erste primitive Rechtsbewußtsein. So oft auch das Recht im Laufe der Entwicklung mit Füßen getreten wurde und wird, so mehren sich doch dauernd die Be-

Digitized by Google

mühungen, das Zusammenleben im Sinne der Gerechtigkeit zu ordnen; denn je komplizierter die Gemeinschaft wird, desto zerstörender wird jede Willkür empfunden. Jeder Fortschritt in der Kulturgeschichte ist bezeichnet durch eine Einschränkung der Willkür zugunsten der Gerechtigkeit.

Entsprechend dem Ausbau der Völkergemeinschaft durch Verkehr und Weltwirtschaft müssen auch die Rechtsgrundlagen immer einheitlichere werden. Wie bei Errichtung eines Riesenbaues die Grundmauern an verschiedenen Stellen begonnen werden, um sich später zum Ganzen zu fügen, so ist es auch mit der sittlichen Entwicklung der Menschheit, die durch die großen Gemeinschaftszwecke des modernen Lebens allmählich zu einem einheitlichen Organismus zusammenwächst.

Der sittliche Läuterungsprozeß würde sich in großen Zügen etwa so darstellen: Erste Stufe — Entwicklung des Familiengewissens, zweite Stufe — Horden und Stammesgewissen, dritte Stufe — Volksgewissen, (was das eigne Volk als erstberechtigtes annimmt); vierte und letzte Stufe — Weltgewissen, das auf alle Sonderrechte verzichtet zugunsten einer einheitlichen Sittlichkeit.

Als Idealvorstellung ist ein solches „Weltgewissen" schon vor Jahrtausenden von Dichtern, Religionsstiftern usw. verkündet worden; praktisch durchführbar ist es aber erst auf Grund unserer modernen Entwicklung. Wie jede technische Erfindung heute in kurzer Zeit in den Weltkreis aufgenommen wird, so kann man auch beobachten, daß alle Bestrebungen, die eine geistig-sittliche Höherentwicklung begünstigen, ein Weltecho finden, das, wenn auch vielfach noch leise und schüchtern, sich doch immer nachhaltiger Geltung verschafft.

Die durch Weltwirtschaft und Verkehr hervorgerufene Höherentwicklung der Gemeinschaftsgefühle fand zum erstenmal ihren sichtbaren Ausdruck in den Weltausstellungen. Diese haben eine ethische Mission erfüllen helfen, denn sie haben das soziale Verständnis geweckt für die Abhängigkeit der Völker von einander und für die Unsumme von Gemeinschaftsarbeit, auf der sich das moderne Leben aufbaut. Den Weltausstellungen folgte alsbald ein gesteigerter Austausch idealer Interessen durch internationale Kongresse aller Art. Organisationen wie der Weltfriedensbund, der Frauenweltbund, die Sozialistenkongresse, die internationalen Bestrebungen auf dem Gebiete der Hygiene, des Kinderschutzes, Mädchenhandels ꝛc. wären in früheren Zeiten praktisch undenkbar gewesen. Alle diese Bestrebungen verfolgen das Ziel, mit Hilfe der materiellen Vorteile des modernen Lebens eine gerechtere Kulturbasis für die gesamte Menschheit zu schaffen, indem sie Uebelstände bekämpfen, die durch die materielle Interessenwirtschaft herbeigeführt worden sind.

Wenn trotz aller sozial-ethischen Gemeinschaftsarbeit das Elend scheinbar immer zunimmt, so muß betont werden, daß es sich hier wohl weniger um eine absolute Zunahme des Elends handelt, als vielmehr um ein gesteigertes Verantwortlichkeitsbewußtsein unsererseits im Vergleich zu früheren Zeiten. Unser Gewissen kann angesichts der Not nicht mehr zur Ruhe kommen, und gerade in diesem Weckruf, der aus allen Weltgegenden wiederklingt, liegt der sittliche große Fortschritt. Selbst auf dem Gebiete der Politik macht sich ein freieres Empfinden geltend und es sind überall Anzeichen vorhanden, daß auch hier das „Recht" des Stärkeren einem tieferen Verantwortlichkeitsgefühl Platz macht. Auch die mächtigsten Staaten bemühen sich, ihre Friedensgarantieen zu mehren durch Bündnisse, Handelsverträge, Konferenzen etc. Trotz der lächerlich gesteigerten Wehrkraft nimmt die Friedensstimmung bei den Völkern überall zu, wenn auch das Vertrauen zu den friedlichen Absichten des Nachbars noch fehlt, was ja kein Wunder ist, angesichts des Jahrtausende alten Kriegszustandes. Vertrauen ist eben eine zarte Pflanze, die lange gepflegt werden muß, ehe sie zur Blüte gelangt.

Die Hemmungsvorstellungen, welche sich der Kriegspraxis heute entgegenstellen, sind vielfältig und mehren sich dauernd infolge der höchst unangenehmen Erfahrungen, die die gesamte Kulturmenschheit bei jedem neuen Kriege macht. An erste Stelle tritt die Erwägung, daß heute jede vernünftige Politik eine Weltmarktpolitik sein muß. Je größer die Friedensgarantien eines Volkes, desto größer ist auch die Möglichkeit, in der Weltwirtschaft eine Rolle zu spielen. Der Krieg muß heute selbst für den Sieger weltwirtschaftlich nachteilig sein, weil er den neutralen Völkern einen ungeheuren Vorsprung auf dem Weltmarkt sichert. Eine weitere Hemmungsvorstellung liegt ferner darin, daß selbst im Falle glänzender Siege die Friedensbedingungen des Siegers durch die Einmischung aller übrigen Mächte immer stärker beeinträchtigt werden (siehe Japan). Ein weiteres Kriegshindernis ist die technische Entwickelung. In kurzer Zeit werden die technischen Künste einen so hohen Grad erreicht haben, daß ein Krieg zwischen gleichstarken Gegnern beide Völker an den Rand der Vernichtung bringen muß. Betrachtet man ferner den Krieg als eine Folge mißleiteter Tatkraft, als einen Rückfall in jene Zeiten, da die Menschheit noch nicht jene unendliche Fülle von kulturellen Arbeitsgebieten kannte, auf denen sich ihre Kräfte heut betätigen können, so kann man mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß die immer vielgestaltigeren Kulturaufgaben die schöpferischen Kräfte der Menschheit immer mehr fesseln werden, so daß sie infolge dessen immer weniger Zeit und Interesse dafür haben wird, ihre Kräfte durch kriegerische Explosionen zu vergeuden. Damit soll natürlich nicht behauptet werden, daß wir das Ende kriegerischer Gewalttaten erleben werden. Aber das Streben aller Entwickelung steuert auf eine vernünftige Verwertung aller Kräfte hin; dementsprechend wird auch der Glaube an die Kriegsnotwendigkeit immer mehr schwinden. Die Kriegsfreunde wenden gegen obige Argumente ein, daß die Zahl der Kriege in den letzten Jahrzehnten eher zugenommen habe und folgern daraus, daß das starke Zueinandergreifen der Völkerinteressen kriegsbegünstigend wirkt. Demgegenüber muß gesagt werden, daß es allerdings nicht zu verwundern ist, wie die ungeheuren Schwierigkeiten, die aus der schnellen Entwickelung der Weltwirtschaft erwachsen sind, als unmittelbare Folge eine Anzahl blutiger Zusammenstöße gezeitigt haben; trotzdem läßt sich aber leicht nachweisen, daß eine große Anzahl von Konflikten, die früher unweigerlich zum Kriege geführt hätten, heute friedlich beigelegt werden. Hätte sich die Friedensliebe in den letzten Jahrzehnten nicht bedeutend gesteigert, so hätte die Weltwirtschaft sicher eine weit größere Anzahl von Kriegen, ja einen Weltbrand gezeitigt. Die logische Weiterentwickelung des Rechtsgefühls muß notgedrungen dazu führen, auch die völkerrechtlichen Konflikte mehr und mehr nach demselben Maßstab zu richten wie die Rechtskonflikte des Einzelnen. So gewiß sich der Einzelne heute sein Recht nicht mehr mit der Faust verschaffen darf, so gewiß muß auch die Zeit kommen, da die Bestrebungen der Völker mehr und mehr durch Rechtsspruch geregelt werden. Wollte man das bezweifeln, man müßte ja die Entwicklung des Rechtsgefühls leugnen und dazu hat man, angesichts der historischen Entwicklung, keine Veranlassung.

Es ist psychologisch sehr interessant, daß die Sehnsucht der Menschheit nach einer höheren Gerechtigkeit fast in allen Religionen ihren Niederschlag findet, nicht zum wenigsten in jener christlichen Vorstellung von einem Weltgericht. Es ist diese Sehnsucht ein Beweis dafür, daß die Menschheit alle sittliche Höherentwicklung, alle Zukunftshoffnung immer mit dem Gedanken einer Verfeinerung des Rechtes und Gewissens vereinigt hat.

Digitized by Google

Die schönste sittliche Perspektive, die uns die Weltwirtschaft bietet, besteht darin, daß es den zunehmenden Gemeinschaftsgefühlen immer mehr gelingen wird, das gesamte Wirtschaftsleben und die Politik mit ethischen Kräften zu durchdringen. Die fortschreitende Entwickelung des Weltgewissens muß sich aus Gründen der Zweckmäßigkeit zu einem Weltgericht auswachsen, d. h. zu einem einheitlichen Kampf gegen Willkür und Gewalt. Aber nicht vor einen Gottes Thron wird dieses Weltgericht sich abspielen, sondern im Herzen der Menschen, als neue Menschheitsreligion.

Streiflichter.

Dernburg als Pacifist. Mit entschiedenem Glück hat Kolonialdirektor Dernburg am 28. November cr. vor dem Reichstag debütiert. Dernburg, bekanntlich seit langen Jahren Mitglied der Friedensliga, betonte in seiner Rede auch mehrfach die ethischen Gesichtspunkte, wofür wir ihm aufrichtig dankbar sind.

Ein Vorwurf gegen seine Rede, der uns Ethiker angeht, läßt sich anscheer voraussehen und sei daher gleich im voraus abgetan. Der „neue Mann" identifizierte sich nämlich mit dem Standpunkt der verbündeten Regierungen, wonach im gegenwärtigen Stadium eine Einstellung der kolonialen Feindseligkeiten unstatthaft und eine weitere Zurücknahme von Truppen unmöglich sei, da sonst Leben und Eigentum der Farmer auf's schwerste bedroht erscheine.

Demnach — so höre ich schon von gewisser Seite hämisch sagen — verleugnet D. als Exzellenz jene friedliebenden und ethischen Grundsätze, zu denen er sich als Privatmann bekannte: eine alte Erfahrung in neuer Auflage . . . —

Gemach! Die „Unfreimütigkeit" liegt nicht im Verhalten des Kolonialdirektors, sondern in dem Mißverständnis oder Uebelwollen Jener, die den Glauben zu erwecken suchen, als ob der moderne Pazifismus einem gleichmacherischen Allerweltsfrieden nachjage, der selbst rohe und blutdürstige Volksstämme ohne weiteres zu umfassen habe. Eine derart karikierte Friedensbewegung wirksam zu bekämpfen, fällt dann natürlich nicht mehr allzu schwer.

Alfred H. Fried begegnet einmal diesem in deutschen Landen noch üblichen Vorwurf mit folgenden Sätzen:

„Daß sich eine internationale Rechtsgemeinschaft gleichmäßig über alle Völkerschaften der Erde erstrecken soll, liegt außerhalb der Betrachtungen der Pazifisten. Ein derartiger Rechtszustand kann naturgemäß nur das Ergebnis einer sehr hohen Kulturstufe sein und ist deshalb nur möglich unter Völkern, die eine solche Kulturstufe erreicht haben. Die Friedensbewegung träumt keineswegs von einem vielleicht nach vielen Jahrhunderten möglichen Idealzustand, wo Deutsche und Botokuden, Franzosen und Perser, Engländer, Türken und Buschmänner in friedlicher Eintracht eine auf Rechtsgrundsätzen ruhende, kriegslose Zeit genießen werden."

Die Geschichte lehre, so fährt Fried fort, daß der Krieg im Leben der Völker bis zu einer gewissen Stufe der Kulturentwickelung ein kulturförderndes Faktor sei, während er späterhin in's Gegenteil umschlage und kulturhindernd wirke.

Daß bei den Hottentotten jene erwünschte Kulturstufe, die den Krieg entbehrlich, ja verwerflich macht, leider noch nicht erreicht ist, das kann füglich nicht bezweifelt werden. Inwiefern die afrikanischen Eingeborenen durch die von Dernburg zugestandenen Fehler der deutschen Kolonialpolitik zu ihrem feindlichen Verhalten gereizt wurden, sieht auf einem anderen Blatt; darüber ließe sich eine starke Broschüre oder eine Artikelfolge in einer Kolonialzeitschrift schreiben. Hier kam es nur darauf an, festzustellen, daß Dernburg seine pazifistischen und ethischen Grundsätze keineswegs verleugnet hat, als er es für unmöglich erklärte, jetzt bereits die kriegerischen Repressalien gegen unsere blutgierigen Feinde in Afrika einzustellen.

Carl Ludwig Siemering.

Organisierte Trinkerfürsorgestellen. Ueber eine von Stadtrat Rath-Dortmund eingerichtete Alkoholsprechstunde ging jüngst eine Notiz durch die Blätter. Es dürfte von allgemeinstem Interesse sein, über diesen eigenartigen Versuch Näheres zu erfahren. Als Dezernent des Armenwesens machte Stadtrat Rath, wie wohl alle seine Kollegen, die Beobachtung, daß die Trunksucht ganz enorme Aufwendungen aus öffentlichen Mitteln nötig macht und unter den Ursachen der öffentlichen Armenpflege eine um so ungünstigere Rolle spielt, als sie nicht, wie z. B. Krankheit, Arbeitslosigkeit usw., nur vorübergehend zur Unterstützungsbedürftigkeit führt, sondern immer tiefere Risse in der Einzelexistenz wie im Familienleben hervorbringt. Diese Trostlosigkeit der durch Trunksucht herbeigeführten Unterstützungsfälle mußte zu denken geben, wollte man nicht sinnlos die Gemeindemittel verschwenden. Dies die Entstehungsgeschichte der Sprechstunde.

Stadtrat Rath lud nun jeden zum Besuch der Sprechstunden ein, der durch eigenen oder fremden Trunk in Not geraten sei. Insofortgestellen wagten sich besonders die armen, abgehärmten Frauen von Trinkern aus ihrem Elend hervor und klagten ihr Leid. Ihre Klagen wurden unter Zusicherung der Anonymität zu Protokoll genommen und dann dieses Protokoll weiter behandelt. Nach Gewinnung einer genaueren, zuverlässigen Grundlage mit Hilfe der städtischen Ermittelungsbeamten fand die freundlich-ernst verlaufende Vernehmung des Trinkers selbst statt. Als Erinnerungszeichen derselben konnte jedenfalls in den meisten Fällen bezeichnet werden, daß die Betreffenden einmal wieder die Wohltat genossen hatten, wahr gegen sich selbst zu sein. Rath hält dies für das wichtigste Samenkorn, das man überhaupt in der Trinkerfürsorge ausstreuen kann. Mit der Vernehmung des Trinkers hat die Sache für den Vernehmenden selbst einen gewissen Abschluß erreicht. Rath sandte nun Abschrift der Verhandlungen je nach der Konfession des Mannes an die Vorstände der dortigen Abstinenzvereine mit der Bitte um entsprechende Einwirkung. „Hier beginnt die mühselige Samariterarbeit der leider so viel geschmähten, so oft verkannten Vioniere der Nächstenliebe, der Guttempler, der Blaukreuzler, der katholischen Kreuzbündler usw. Ohne sie ist eine ambulante Trinkerfürsorge überhaupt nicht möglich."

Welche dauernde Wirkung das Vorgehen in den einzelnen Fällen erzielt, darüber läßt sich bei dem kurzen Bestehen der Einrichtung noch nichts feststellen. Jedenfalls ist es gelungen, mehrere Alkoholkranke den Abstinenzvereinen zuzuführen und sonst auf eine ganze Anzahl einen günstigen Einfluß auszuüben, so daß die Klagen aus ihrer Familie verstummten. In minder günstigen Fällen erfolgte die Unterbringung in einer Heilstätte, meist ohne Entmündigung, und zwar in der Hauptsache auf Kosten eines der Armenverwaltung zur Verfügung stehenden, aus Sparkassenüberschüssen gespeisten Fonds. — Rath, selbst Vorsitzender des Dortmunder Bezirksvereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, sieht indessen in alledem gleichwohl erst Ansätze zu einer wirklich wirksamen Trinkerfürsorge. Er ist auf Grund seiner Erfahrungen der Ueberzeugung, daß keine Stadt auf die Dauer organisierte Trinker-Fürsorgestellen wird entbehren können. Deren Aufgaben sind unlängst von Nervenarzt Dr. Knuft-Bromberg in programmatischer Weise in der „Medizinischen Klinik" (1906, Nr. 36) gezeichnet worden. Rath selbst wird versuchen, seine Sprechstunde zu einer solchen Fürsorgestelle auszugestalten.

* * *

Der Feind der Eskimos. Friedlich und zufrieden haben seit mehr als 100 Jahren die unter dem Schutze der Herrnhuter Missionare in Nord-Labrador siedenden Eskimos sich dem Kabeljaufang und der Walroß- und Seehundjagd hingegeben und bewiesen, daß durch die Segnungen der Kultur aus einem wilden, grausamen Naturvolke sehr wohl

Digitized by Google

ein in jeder Beziehung gefestetes Volk werden kann. Der Norweger Eivind Astrup, der lange Jahre unter den Eskimos gelebt hat, berichtet, daß sie irgendwelche künstlich anregenden oder stimulierenden Mittel weder kannten noch gebrauchten, daß sie u. a. den alkoholischen Getränken vollständig fern geblieben waren. Doch seit einigen Jahren klagen die Missionare über eine tiefgreifende Wandlung. Weiße Händler haben die berauschende Getränke aus Land gebracht und die Eingeborenen zum Trunke verleitet, und eine beginnende Degeneration erscheint unverkennbar. Auch die unlängst erfolgte, unerwartete Plünderung eines neufundländischen Schoners wird mit dem sich ausbreitenden Alkoholgenusse der Eskimos von sachverständiger Seite in Beziehung gebracht.

Vermischtes.

Die freien Fortbildungskurse für Arbeiter, veranstaltet von der sozialwissenschaftlichen Abteilung der Wissenschaft der Königlichen Technischen Hochschule zu Berlin, fanden im Sommer 1906 an 40 Abenden (160 Doppelstunden) statt. Der Lehrkörper wurde von 33 Herren, 29 Studenten und 4 Herren die ihr Studium bereits abgeschlossen hatten, gebildet. Die Kurse wurden von 205 Hörern besucht — die bisher günstigste Frequenz für ein Sommerhalbjahr. Insgesamt wurden 316 Kurse belegt und zwar: Kursus I Deutsch 124, Rechnen 87, Geschichte 20, Gewerbliche Buchführung 14, Algebra 17, Geometrie 9 und Mechanik 8 mal, Uebungen im Zeichnen 37, insgesamt 316 Anmeldungen. Das durchschnittliche Alter der Hörer betrug 28 Jahre, und zwar standen im Alter von 16—20 Jahren 22, von 21—25 Jahren 68, von 26—30 Jahren 61, von 31—35 Jahren 17, von 36—40 Jahren 26, von 41—45 Jahren 6 und von 46—50 Jahren 5 Hörer, zusammen 205 Hörer. Von den Hörern hatten besucht: 146 eine Gemeindeschule, 48 eine Vorschule, 11 höhere Lehranstalten. Neben der Elementarschulbildung verfügten 6 Hörer über Gewerbeschulbildung. Außerdem fanden Museumsführungen und Exkursionen in gewerbliche Anlagen, Turnhalle, Theaterabende und ein Sommerfest statt. Ein Ueberschuß ergab sich nicht; mit den Einnahmen konnten die Ausgaben soeben gedeckt werden. Für das kommende Winterhalbjahr, dem zweiten Lehrgang, sind folgende Kurse in Aussicht genommen: Deutsch, Rechnen, Gewerbliche Buchführung, Algebra, Geometrie, Ausgewählte Kapitel aus der Mechanik, Ausgewählte Kapitel aus der Physik, Uebungen im Zeichnen, Arbeiterversicherung, Gewerbekrankheiten und Gewerbehygiene. Neben den Kursen sollen wiederum mehrere Theaterbesuche, Museumsführungen und Exkursionen nach gewerblichen Betrieben sowie nach verschiedenen Anlagen von allgemeinem Interesse unternommen werden. Am 15. Dezember vereinigen sich alle an den Kursen beteiligten Personen zur Weihnachtsfeier und am Schlusse des Halbjahres findet ein künstlerischer Unterhaltungsabend statt.

Bücherschau.

Dr. Schäfer, Oberarzt an der Irrenanstalt Friedrichsberg in Hamburg. **Der moralische Schwachsinn**, allgemein verständlich dargestellt für Juristen, Aerzte, Militärärzte und Lehrer. Halle a. S. 1906. 186 S.*.

Ein vielerfahrener Nervenarzt unterzieht sich in dieser Schrift der verdienstvollen Aufgabe, diejenigen Laienkreise, in deren Berufsgebiet sie so häufig vorkommende Erscheinung des angeborenen moralischen Schwachsinns oft genug eine zweckentsprechende Stellungnahme zu dem traurigen Uebel gebieterisch fordert, über das Wesen dieser Krankheit in gemeinverständlicher Weise zu belehren. Eine solche Belehrung ist von der allergrößten Wichtigkeit, da nur so den ärgsten Mißgriffen in der Behandlung der unglücklichen Kranken, andernteils aber auch der Gefährdung Anderer durch sie rechtzeitig vorgebeugt werden kann. Mit Recht hält der Verfasser auch das Gros der Aerzte solcher Belehrung für bedürftig; vornehmlich aber sind es die drei Gebiete der Gesetzgebung, des Militärdienstes und der Rechtsprechung, auf denen die Gefahr arger Mißgriffe vorliegt. Der Verfasser erreicht, besonders auch durch die große Zahl von Tatsachen und Erfahrungen auf diesem Gebiete, die er vorführt und die eine beredte Sprache sprechen, seine wohlmeinende Absicht in eindrucksvoller Weise. Auf die große Zahl bedeutsamer Einzelpunkte, die er zur Sprache bringt, einzugehen, müssen wir uns versagen, doch sei wenigstens hervorgehoben, daß er für die weitaus häufigste Ursache des angeborenen moralischen Schwachsinns den Alkoholismus der Eltern erklärt. Verschwiegen darf nicht werden, daß die ihrer Tendenz und ihrem wesentlichen Inhalt nach so heilsame und sympathische Schrift durch eine Anzahl von ihr anhaftenden Gebrechen arg verunziert wird. Die Gedankenentwicklung ist oft unklar und sprunghaft, der Gedankengang wenig geordnet, die Diktion in stilistischer und selbst in grammatischer Beziehung oft in erstaunlichem Maße vernachlässigt. Die Zeugnisse aus der antiken Literatur und Philosophie, die der Verfasser mit besonderer Vorliebe heranzieht, sind meist wenig am Platze und insbesondere nicht geeignet, eine eigentliche Kenntnis des in Rede stehenden Uebels bei den Alten, wie er meint, zu erweisen. Eine lange Auslassung über „Allgemeine Hebung der moralischen Volksdisziplin“ (S. 127—161) gleicht doch zu sehr einer Kapuzinade, die nach der Polizei ruft, statt den wahren Quellen des Uebels nachzuspüren. Und wenn er in diesem Zusammenhang einen Ausfall gegen „Volkschullehrer“ macht, die den Religionsunterricht durch Moralunterricht ersetzen wollen, vielleicht halten auch diesen einige für überflüssig, singt er dennoch unentwegt ein Loblied auf ihn, er sei dem Religionsunterricht verwandtschaftlich verwandt, er vermeide die Besprechungen“, ein „Appellieren an Humanität, Ehrgefühl, Selbstachtung“ usw. (S. 127, 131). Doch soll über all diesen Entgleisungen der wertvolle Kern der Schrift nicht verkannt werden.

R. Döring.

* * *

Ist die Kultur ein Fluch oder ein Segen? Ein Beitrag zur Lebenskunst. Von O. Eppan-Penegal. Stuttgart 1905. Verlag von Strecker & Schröder. Geh. Mk. 3.—.

Wer von der Ueberzeugung der inneren Zerklüftung des modernen Menschen und der Notwendigkeit einer gründlichen Erneuerung unseres gesamten Kulturlebens durchdrungen ist, wird das vorliegende Buch mit Interesse lesen. Der Verfasser ist ein großer Kulturschwärmer, aber zugleich ein Feind der Unnatur in unserm Leben. Die wahre Kultur ist, nach seinem Dafürhalten, der beste Beweis für die Größe des menschlichen Geistes. Bewußt leben, heißt nichts anderes als Kultur erzeugen. Diese ist also ein Produkt der Entwickelung. Sogar die Würzel der Kultur, der menschliche Geist, ist ebenfalls etwas Gewordenes. Verfasser kann nicht umhin, das hohe Lied der „goldenen Kulturfrüchte“ zu singen, denn sie bilden den Stolz und die Freude des Menschen. Als die schönste Kulturfrucht betrachtet er die Philosophie, dann folgen: die Religion, die Musik oder die Religion des sinnlichen Menschen, die bildende Kunst, die Poesie, die Naturwissenschaft, die Heilgeschichte, die Volkswirtschaft, zum Teil die Mathematik, endlich die jüngste bedeutungsvolle und köstliche Kulturfrucht — das beschauliche Naturverständnis und -verhältnis. Nicht minder weiß Verfasser den Wert der geringeren Fortschritte als Kulturgenüsse, die uns die materielle Kultur heute bietet, zu schätzen.

Trotzdem, oder vielmehr gerade deshalb, weil Verfasser eine Apotheose der Kultur beabsichtigt, sieht er sich genötigt, das Sündenregister derselben zu bearbeiten, die „Kulturübel“ aufzudecken. So klagt er vor allem über die Tyrannei des äußeren Scheins in unserem Leben. Die Sucht nach der Surrogate verdankt ihre Entstehung der Debung und Pflege des süßen Scheins. Die Surrogate sorgen nicht nur für die „Verschönerung“ unseres Körpers und unserer Wohnungen, sondern auch für „geistige Bedürfnisse.“ Daher auch die vielen Musik-Uhrwerke, die Konversationslexika und die Zeitungen. Das Surrogat für Verdienste sind Diplome, Titel und Orden; das Surrogat für Naturverständnis und „freundschaft sind die Jahrradhaha und Rundreisebillets nebst Ansichtspostkarten; das Surrogat für Kunstgeschmack — Mitgliedskarten von Kunstvereinen ꝛc. Andere böse Früchte der Kultur ist die Sittenverderbnis unserer Zeit, wie geschlechtliche Frivolität, Charakter- und Gesinnungslosigkeit, Unredlichkeit, Treulosigkeit, Lügenhaftigkeit, Strebereei, materielle Genußsucht, Menschenausbeutung statt Naturausbeutung. Als weitere Symptome der Unnatur im Leben der Gegenwart betrachtet Verfasser die Prostitution in der Kunst, den Verfall des Sprachgefühls, die Herrschaft des Kapitalismus, die Mißhandlung durch die Schule und andere pädagogische Krankheiten. Mit berechtigter Entrüstung wendet sich Verfasser auch gegen die heutigen politisch-sozialen Lügen. Und da er in allen diesen Verhältnissen eine Verunstaltung des Lebens sieht, so findet er das Heil in der Rückkehr der Natur. Mit Schiller meint er: Durch die Kultur zurück zur Natur.

Wir finden in diesem Werke allerdings nicht viel Positives. Verfasser zeigt uns nicht die Wege, um zu jenem kulturvollen Naturzustand zurückzukehren. Man kann in diesen Bücher manches vermissen, z. B. eine nähere Charakteristik dieses Naturzustandes, eine eingehendere philosophische Behandlung des Kulturproblems usw.; auch wird man manches darin sehr ansechtbar finden, so die Charakterisierung der nordamerikanischen Kultur als die „Karikatur der Kultur,“ die Aufstellung von „Kulturgegezen“ nach Analogie der Naturgesetze ꝛc. Das soll uns aber nicht hindern, die Bausteine, die uns ein ehrlicher Mensch liefert, um Dank anzunehmen. Dergleichen Bausteine haben wir heute sehr nötig.

J. B.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. R. Penzig, Charlottenburg.

Digitized by Google

Programm der D. G. E. K.
Abteilung Berlin.

Sonnabend, den 29. Dezember, abends 8½ Uhr, Bürgersaal des städt. Rathauses. Silvesterfeier und Ansprache von Herrn Geheimrat Prof. Dr. Foerster: „Ethische Energie und keine leere Gewaltat". Gäste willkommen. Eintritt frei. Nachher geselliges Zusammensein im Ratskeller (Zimmer vorbehalten).

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Beginn des **Moralunterrichts** (Unterstufe) am 5. Januar 1907. Anmeldungen nimmt entgegen Frau Prof. Lilli Jannasch, Luther Straße 5. Sprechstunden: Sonnabend 5—7 Uhr.

Leonhard Simion, Verlagsbuchhandlung, Berlin S. W. 48.

Soeben erschienen zum 100jährigen Gedächtnis:

Max Stirners ethischer Egoismus

Eine Säkular-Rede von **Ewald Horn.**

3 Bogen. 8°. 1 Mark.

Verfasser charakterisiert die Stirnersche „Philosophie", wie sie in dem berühmten Buche „Der Einzige und sein Eigentum" niedergelegt ist, als ethischen Egoismus, der nichts zu tun habe mit dem, was man sonst mit wegwerfender Bezeichnung Selbstsucht nennt: er hält an den Grundgedanken Stirners fest, erweitert sie aber durch Hinzufügung von Eigenem und macht aus dem ethischen Egoismus Stirners eine egoistische Ethik. Die Schrift — in lebhaftem Tone gehalten — entbehrt nicht des aktuellen Interesses.

Ethische Umschau
von **Gustav Maier**

enthaltend ein reiches Material von Arbeiten über Ethik, Religion, Politik, Sozial- u. Handelspolitik, Volkswirtschaft, Kunst und Literatur, Geschichte, Kulturgeschichte rc., Reiseskizzen aus Italien, England, Rußland rc. Jahrgang IV—X zusammengebunden zu Fr. 5.20, dito broch. 4.40, franko per Post zu beziehen durch

M. Coradi-Maag, Verlag des Schweiz. Frauenvereins Zürich.

A. P. Buck's Buch- und Papierhandlung
Alt-Moabit 109, Berlin N. W. 52. Fernspr. II. 2565
liefert den Gewinnungsgenossen alle **einschlägigen Artikel** für Berlin und Vororte **portofrei ins Haus!**
Versandt-Abteilung Kolonie Eden.
Bitte verlangen Sie Kataloge (gratis u. franco). Fernspr. Oranienburg 11, pflegt als Spezialität: die Literatur der Ethik, des Vegetarismus, der Naturheilkunde und des Obst- und Gartenbaues.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.
Abteilung Berlin.

Ihre Neujahrsglückwünsche

können, wie bisher, unsere Freunde durch eine Zahlung an unsere Kasse zur Förderung unserer Bestrebungen ablösen. Die Namen derer, die sich auf diese Weise wohltätig von konventionellem Zwang befreiten, werden in der ersten Nummer des neuen Jahres mit der Gesamtsumme (ohne Aufzählung der Einzelbeträge) abgedruckt werden.

Berlin W. 64, Luther den Linden 16. Dr. Penzig.

Als empfehlenswerte Geschenkwerke sind durch den **Verlag für Ethische Kultur, Berlin S. W. 48, Wilhelmstraße 121** zu beziehen:

David Harum, Amerikas Ungekrönter König. Von E. Noyes Westcott. Autorisierte Ueberlegung und Bearbeitung von Georges Hainbois. 26 Bog. Eleg. brosch. Pr. 4 M.; geb. 5 M. Die „Tägliche Rundschau" schreibt u. a.: „Best Dickens ist wohl schwerlich ein solch famoser Typus anglogermanischen Humors geschaffen worden, wie der smarte Geschäfts- und nebenbei Gemütsmensch, der alte Pferde- und Dollarkönig Harum . . . . . "

Dr. Carl Gich (Neu York). Der Schmerdenkonrad. Eine Geschichte aus dem Neckartal. Preis 5 Mk. brosch., 6,50 Mk. eleg. gebunden. Der Verfasser hat, man möchte sagen, ein neues Genre, den medizinischen Roman, mit seinem neuen Werk geschaffen.

Byrons Tagebücher und Briefe. In neuer Bearbeitung (4. Auflage) mit 2 Bildnissen (Lord und Lady Byron) und mehr als 100 bisher unbekannten zum ersten Mal veröffentlichten Briefen Byrons. Deutsch bearbeitet von Professor Dr. Eduard Engel. Preis broschiert 3 Mk., gebunden 4 Mk. Als notwendiger Ergänzungsband zu sämtlichen deutschen Byron-Ausgaben erschienen, enthält dieses Buch Byrons Leben von ihm selbst erzählt, und ist bereichert durch eine Fülle der interessantesten brieflichen Entschlüssen über sein Leben.

Beck, Fruchtfröhliches und Fruchtunfröhliches. 8°. brosch. 1,50 Mk., geb. 2,50 Mk. und **Amerikanische Streifzüge.** gr. 8°., brosch 4 Mk., eleg. geb. 5 Mk.

Beides Werke haben bei dem gebildeten Lesepublikum eine sehr freundliche Aufnahme gefunden, edenso wie auch die über sie gebrachten Rezensionen durchaus günstig waren.

Dreiphobe, J. L. G. Briefe an Eltern. 8L Oktav. 11 Bogen. Preis broich. 2 Mk.

Ellen Key schreibt im „Tag" vom 24. August 1906 u. A.:

„Ich öffnete das Büchlein mit sehr wenig Erwartungen. Aber mein Interesse wurde schon durch das Motto aus Dantes „Paradiso" rege. Und als ich die ersten Zeilen gelesen hatte, wußte ich, daß ich jedes Blatt mit Eifer wenden und jede Seite mit hungrigen Augen verschlingen würde, und daß meine Gedanken mit jedem Gedanken des kleinen grauen Buches zusammen jubeln würden!

Und so ist es auch geschehen. . . . . "

Albrecht Dürers schriftliches Vermächtnis. (Mit Bildnis Dürers). Ausgewählt und eingeleitet von Dr. Max Osborn. broschiert 2 Mk., gebunden 3 Mk. Das Buch enthält Dürers Briefe, sowie sie uns erhalten sind, und gerade in unserer Zeit kommt eine derartige Ausgabe vielfachen Wünschen entgegen, um so mehr, als der Name Dürers heute mehr als je ein Heiligtum für alle Freunde deutscher Kunst ist.

Max Jungmann. Dornen. 8°. 5½ Bogen. Preis gebunden 3 Mk., broschiert 2 Mk.

„Dornen" ist der Titel einer Gedichtsammlung, die schon wegen ihres eigenartigen Charakters Interesse erwecken dürfte.

Penzig, Dr. Rudolph. Zum Kulturkampf um die Schule. Ein Mahnwort an Deutsche. 8°. 10 Bogen. Broich. 2 Mk., geb. 3 Mk. „Das Büchlein behandelt die grundsätzliche Frage der Stellung von Staat und Kirche in streng logischer Weise . . . . In eindrucksvoller Weise werden, ohne dem tiefen, sittlichen Wert des religiösen Glaubens zu nahe zu treten, die Mängel des hergebrachten Religionsunterrichts aufgezeigt" . . .

Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Mit Bildnis Rahels. Herausgegeben von Dr. Hans Landsberg. Preis broschiert 9 Mk., gebunden 4 Mk. Rahel, Varnhagen: Die bedeutendste Frauengestalt der Romantik hat uns in ihren Briefen und Tagebüchern ein unvergleichliches Kulturbild ihrer Zeit hinterlassen. Sie ist die erste wahrhaft moderne Frau ganz erfüllt von der Aufgabe, dem Weibe diejenigen Rechte zu geben, die für seine Entwickelung notwendig sind. Rahel: Ein Buch des Andenkens ist ein Buch des Lebens, ein Evangelium hoher Weiblichkeit.

Engel, Prof. Eduard. Psychologie der französischen Literatur. 3. neu bearbeitete Auflage. Preis brosch. 3,50 Mk., geb. 4,50 Mk. Der bekannte Verfasser hat hier eine Naturgeschichte des französischen Geistes geschaffen, und bildet das längst berühmte Buch in seiner jetzigen Form ein auch sprachlich geradezu klassisches Werk.

Ranzig, Dr. Fernhard, Privatdozent an der Universität Berlin: **Urgeschichte, Geschichte und Politik.** Populär-naturwissenschaftliche Betrachtungen. Brosch. 9 Mk., geb. 10 Mk. Jeder Gebildete wird mit hohem Interesse die klaren Ausführungen des Verfassers verfolgen und sich mit dem Gang seiner frischen Betrachtungen beschäftigen.

Das Bureau der D. G. E. K.

befindet sich Unter den Linden 16, **dritter Hof.** Die Sprechstunden des Unterzeichneten sind Montag, Mittwoch, Freitag von 10—12 Uhr. Eilige Zuschriften sind an die Privatadr. des Unterzeichneten, Charlottenburg, Grolmanstr. 3, zu richten. Dr. Penzig.

— Internationaler Bund der ethischen Gesellschaften: Generalsekretär Gustav Spiller ist in Angelegenheiten des ethischen Bundes jeden Donnerstag von 10—12 Uhr, Unter den Linden 16 III, zu sprechen; Privatadr. Schmargendorf b. Berlin, Spandauerstraße 40.

☞ Titel und ein ausführliches **Inhaltsverzeichnis** des XIV. Jahrganges liegt der heutigen Nummer bei.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Kurt Michaelis in Berlin. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Lieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. — Vertretung für den Buchhandel: Leonhard Simion Nf., Verlagsbuchhandlung, Wilhelmstr. 121. — Druck: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Januar 1906.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

Glücksträume. Von Else Hasse.
Der Geißhals. Von Carola v. Egnatten (Freiburg i. B.)
Etwas vom Gelde. Vom Herausgeber.
Vom Schwesterchen. II. Von Etta Federn.
Mutter und Kind. Von George Paul Sylvester Cabanis.
Lesefrüchte.

Glücksträume.

Für die reifere Jugend.

Von Else Hasse.

Alle Menschen und Völker, in allen Zonen und Zeiten, haben davon geträumt, es müsse eine Zeit gewesen sein oder aber am Ende aller Tage erscheinen, wo es kein Leid, keine Schmerzen mehr gäbe, wo Friede, Glück, Harmonie, Liebe zwischen allen Geschöpfen gewaltet habe oder walten werde. Da sind die lichtschimmernden Sagen vom Paradies, vom goldenen Zeitalter, wo Lamm und Tiger sich vertrugen und die Götter bei den Menschen wohnten. Da sind Zukunftsträume vom tausendjährigen Reich, von einem Kinderland, wo alle Menschen wie harmlose Gespielen herrlich und in Freuden leben; da ist das Schlaraffenland, wo alle Menschen recht viel essen und wenig arbeiten sollen. Und wenn Ihr später einmal Ibsens tiefsinniges Drama „Kaiser und Galiläer" lest, so findet Ihr dort den Traum von einem „dritten Reich," wo sich Güte und Glück, Macht und Milde, Heiligkeit und Erdenfreude versöhnt haben. Der Mensch hat nicht mehr nur das eine oder das andre, er hat und besitzt alles zu gleicher Zeit.

Das sind Glücksträume. Und so wie die großen Menschen sich von Traumeswolken emportragen lassen und aus weiter Zukunftsferne ein blaues Meer von Glück heraufschimmern sehen, so erträumt sich auch jeder kleinere, unbedeutendere Mensch einmal ein drittes Reich, ein goldnes Zeitalter — eine Zukunft, wo es ihm an nichts fehlen werde, einen Himmel des reinen Glücks.

Wie sollen wir uns nun zu solchen Träumen stellen? Dürfen sie Herr über uns werden? Schon mancher Mensch ist an phantastischen Glücksträumen zugrundegegangen, wenn das Leben ihm nicht gehalten hat, was es zu versprechen schien. „Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich alles wissen," sagt der Schüler im „Faust." „Zwar hab' ich viel, doch möcht' ich alles haben, sagen grade die Menschen, die mit Glücksgütern gesegnet sind.

In der Berliner Gallerie hängt ein Bild, das die „Jagd nach dem Glück" darstellt: da ist ein Jüngling, daherjagend auf einem schwarzen Rosse; achtlos zerstampfen dessen Hufe die hingesunkene Gestalt eines Mädchens; über gähnende Abgründe, auf schwankenden Stegen geht der rasende Ritt, der Glücksgöttin nach, die auf einer bunten Seifenblasenkugel voranschwebt und dem Verlangenden die zackige Krone des Glücks entgegenhält und immer wieder doch entzieht.

So wie dieser, so trachten viele nach Glück — vorwärts auf dem schwarzen Rosse der Begehrlichkeit, über Trümmer von Ruhe und Frieden, über zertretene Gefühle, zertretene Pflichten, zertretene Existenzen geht ihr Weg. Wer das Glück so begehrlich sucht, der wird es nie erreichen. In der Bibel steht das Wort: „Wen der Herr lieb hat, dem gibt er es schlafend;" ja, er gibt das Glück demjenigen, dessen Selbstsucht schläft.

In dem Märchen von Amor und Psyche wird uns erzählt, daß Psyche glücklich bleibt, solange sie dem Gebot gehorcht und Amor nicht betrachtet; als sie aber ihre Lampe nimmt und ihn anschaut, entschwindet er ihr. So entschwindet uns auch das Glück, wenn wir immer verlangend danach hinschielen. Wer im Leben nichts gewinnen will, als sein Glück, der wird es verlieren; wer aber gar nicht so begehrlich danach sucht, wer nur lieben, helfen, schenken und arbeiten will, der wird es finden.

Das wahre Glück kommt so, wie Goethe es in seinem lieblichen Gedicht schildert:

„Ich ging im Walde
So für mich hin
Und nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.

Im Schatten sah ich
Ein Blümchen steh'n,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Aeuglein schön.

Ich wollt' es brechen,
Da sagt' es fein:
Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?

Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus,

Und pflanzt' es wieder
Am stillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort."

Er suchte das Glück nicht, aber er fand es — scheinbar nur ein Schattenblümchen, ein ganz kleines, feines — aber er pflegte sein: da zweigte es fort und blüht nun immer.

Das Glück ist ein sehr zartes Blümchen; man muß es hüten. Wie die Samendolde des gelben Löwenzahn, so zerstäubt es leicht nach allen Seiten. Wenn zwei sich vertrauen — durch eine Unaufrichtigkeit, Lüge und Untreue verfliegt dieses Glück. Der kalte Anhauch von lieblosen Gedanken und heftigen Worten zerstört das Glück der Freundschaft. Und das Glück einer Arbeit, die unserm Leben Inhalt gibt, weht in alle Winde, wenn Unlust, Ungeduld

Digitized by Google

und Trägheit dazwischen fahren. Taten wir etwas Gutes — ein eitler, selbstgefälliger Gedanke verscheucht die unbewußte heilige Glücksempfindung. Erhalten wir ein Geschenk oder leuchtet uns die Schönheit der Natur — durch eine anspruchsvolle Kritik, eine plumpe Unzufriedenheit zerstiebt unsre Freude. Haben wir eine liebe, teure Erinnerung, so wird die bittre Klage: warum habe und erlebe ich das nicht täglich? den Glücksschimmer vernichten. Ja die zarte Blume des Glücks will behutsam gepflegt sein.

Wer das Glück vom Leben ertrotzen und es nicht durch Mühe und Pflege gewinnen will, der greift nach falschem Glück — und da kommen dann die schweren Enttäuschungen.

Es ist das böseste Wort, was man von enttäuschten Glückssuchern hören kann: „hätte ich nur nicht!“ Hätte ich nur diese Unwahrheit nicht gesagt — hätte ich mich nur niemals von diesem Menschen beeinflussen lassen — hätte ich nur dies Versprechen nicht gegeben — hätte ich mich nur nicht in diese Gesellschaft gemischt — hätte ich nur jene Gelegenheit nicht verpaßt — hätte ich nur jenen Menschen nicht gekränkt — hätte ich nur nicht die Geduld verloren — ja, hätte ich nur nicht! Sind denn aber all solche Handlungen plötzliche Eingebungen? Worauf beruhen sie denn? Doch auf Gewohnheiten, Schwächen und altem Schlendrian! Wir reden uns ein, daß dieser eine Augenblick für unser ganzes Leben bestimmend war — und wir vergessen daß unser bisheriges Leben diesen Augenblick vorbereitet hat.

Björnson sagt einmal: „Ich glaube, daß das Glück viele Schwächen großzieht, und die werden dann schuld an unserm Unglück.“ Welches Glück meint er da? Nun — den Zustand des Wohlbehagens und Wohllebens, wo der Mensch auf seiner Bärenhaut liegen bleiben kann. Und warum wird er dann schwach? Es fehlt ihm an Gelegenheit, seine Kraft zu üben. Solche ungeübten und schwachen Kräfte aber — Faulheit, Bequemlichkeit, Ungeduld, Eigensinn, Unzufriedenheit, Begehrlichkeit — die können das Glück nicht festhalten.

Die meisten Menschen meinen, das Leben müsse ihnen die Glücksschuld in einer runden Summe, in einem schweren Goldbarren auszahlen. Nicht auf leisen Sohlen über Nacht — in einem prächtigen Hofzug soll das Glück angefahren kommen. So kommt es nie. Niemals zahlt uns das Leben seine Schuld in großer Münze, sondern nur in lauter kleinen. Und wir müssen lernen, mit den kleinen umzugehen, ihren Wert zu erkennen. Es gibt Menschen, die haben einen heftigen Wunsch, auf den sie immerfort hinstarren, und sie sagen: „wenn mir der nicht erfüllt wird, mag ich nicht mehr leben.“ Das ist, wie wenn eine nächtliche Landschaft von einem Scheinwerfer beleuchtet wird — da ist nur ein Fleck erhellt, alles andere liegt im Dunklen. Solche Menschen können im Wohlleben schwimmen oder von Liebe umgeben sein — sie sehen nichts von dem Glück, das um sie herum ist. Dann aber gibt es Menschen, unter deren Händen wird alles zu Glück und Freude. Das sind Sonntagskinder gleichsam — sie haben hellere Augen und feinere Ohren für alles, was um sie herum ist. Ihr froher Blick beschenkt die Welt mit Glanz; wo andere eine Blume sehen; da sehen sie gleich einen ganzen Frühling; mit schmückenden Händen verwandeln sie alles Unscheinbare in etwas Köstliches und erblicken die schlichtesten Dinge mit einem Märchenkrönlein und mit Purpur angetan.

Was sind denn das aber für merkwürdige Menschen, die solches können? Dichter — Zauberer? O, nein, nur liebevolle Menschen. Wenn wir durch Wald und Flur schlendern — die Blumen und Bäume sagen uns nichts, wenn wir sie nicht lieben. Wenn wir kleine Kinder spielen sehen — das erfreut uns nicht, wenn wir nicht mit Liebe auf sie hinschauen. Was uns von einem großen Menschen erzählt wird — es läßt uns kalt, wenn wir ihn nicht lieben. Wer für irgend etwas im Leben Verständnis gewinnen will, der muß Liebe dafür haben. Und mit der Liebe kommt das Glück.

Als wir Kinder waren, entzückten uns die Elfenmärchen immer so sehr. Nun — die Elfen, die da im Sonnenstrahl und in den Blumenkelchen wohnen, sind Sinnbilder für die kleinen feinen Freuden des Lebens. Wenn wir in einem Blumenkelch die Elfe, das feine Schönheitswunder entdeckt haben, erleben wir ein Glück. Wenn unsre Hand von einer finstern Stirn die Falten wegstreicht — huch, da fliegt eine Elfe an uns vorbei. Und sogar im Portemonnaie können Elfen stecken, sobald man nämlich hineinfaßt, um einem Armen zu helfen.

„Kleine Liebestaten, Worte mild und sacht,
Haben oft ins kleinste Haus das größte Glück gebracht.“

Kleine Liebestaten — eine ganze Schar von Elfen!

Es gibt im täglichen Leben rings um uns her unzählige Dinge, die uns beglücken können, sobald wir eben den Blick für das Kleine und Feine bekommen haben. Jeder Atemzug frischer Luft kann uns zum Fest werden, jeder Sonnenstrahl zu einer Freude. Z. B. wenn der Frühling erwacht, beginnt die Zeit der beglückenden Wunder. Wenn Ihr ein Weidenkätzchen betrachtet, wie es aus der harten Rinde hervorquillt, weich und zart, und wie durch sein grauseidenes Gefieder alle Regenbogenfarben schimmern — ist das nicht etwas Herzerfreuendes? Selbst die Oede der Großstadt belebt sich mit Schönheit für den, der Augen hat: wenn z. B. abends der Rauch aus den Schornsteinen sich gegen den purpurnen Himmel wie ein violetter Schleier abhebt, wenn die grünlich funkelnden Straßenlaternen so schön zur Rosenfarbe der Wolken stimmen, wenn der bläuliche Nebel am Ende der Straßenzellen alle festen Umrisse auflöst, usw.

Eine stete dankbare Aufmerksamkeit auf die unzähligen kleinen Freuden, die uns der Lauf der Stunden zufließen läßt, das ist etwas höchst Gedeihliches und Glückbringendes. Jedes Fertigwerden, jedes Buchzuklappen und jeden letzten Stich, jedes Gelingen, jede frohe Begegnung, jedes gesunde Erwachen am frühen Morgen muß man auf die Wagschale des Glücks legen. Vor allem soll man lernen, jede Begegnung mit wertvollen Menschen als ein hohes Glück zu empfinden und sich in jedem reinen Gedanken wie in einem Lichtstrahl zu sonnen.

Ja, das Leben ist voll von Gelegenheiten zum Glücklichsein; wir müssen sie nur zu finden wissen. Aber wie erwerben und erhalten wir uns die Empfänglichkeit hierfür?

Durch Bescheidenheit in unsern Ansprüchen und durch den Wechsel. Hierin liegt das ganze Geheimnis des Glücks. Auf dem Wechsel von Ernst und Heiterkeit, Arbeit und Genuß, Leid und Glück beruht das gesunde, frohe Leben. Wir können die Einförmigkeit nicht ertragen. „Es ist nichts schwerer zu ertragen, als eine Reihe von guten Tagen.“ Wer Genuß will ohne Arbeit, heitre Lust ohne Ernst wird nie glücklich werden.

In einem modernen Schauspiel sagt eine Person, sie wünsche sich ein „Arbeitsleben mit einem Märchen darin.“ Nichts ist leichter zu erlangen als das. Nur die Augen auftun und mit dem Blick der Liebe und Bescheidenheit Achtung geben auf die vielen kleinen Freuden — so wie ich's vorhin beschrieb. Die können wir uns selber schaffen und brauchen nicht auf die gnädige Laune des Schicksals zu warten.

Dem englischen Schriftsteller Samuel Johnson klagte einmal ein junger Schreiber, daß er nicht mehr die Kraft zum Schreiben habe. Da sagte Johnson ruhig: „Nimm Deine Energie zusammen und schreibe.“ So müßte man auch demjenigen Menschen antworten, der uns klagt, er habe kein Glück: Nimm deine Energie zusammen und sei glücklich. Es ist kein Mensch, der nicht durch Wollen und Wirken sich Glück verschaffen könnte; es gibt keinen, der

Digitized by Google

nicht schon unerwartet Gutes erlebt hätte. Wenn man sich das vorhält, wird man nicht an der Zukunft verzweifeln.

„Ja, es ist eine Lust zu leben!
Niemals dürfte die Hoffnung ruhn —:
Wieviel Schönes kann sich begeben.
Wieviel Gutes können wir tun!"

Wir dürfen weder die Menschen, noch das Schicksal, noch Gott beschuldigen, wenn es uns an Freuden fehlt. Menschen in der glücklichsten Lebenslage können unglücklich werden — durch sich selbst. Und Menschen in der bedrängtesten Lebenslage können glücklich sein — durch sich selbst. Nämlich, wenn sie ein reiches warmes Herz haben und die kleinen Münzen des Glücks allezeit dankbar entgegennehmen.

Der Geizhals.

Von Carola von Cynatten, Freiburg i. B.

Der Fredi war ein kluger, netter, munterer Bub, aber er hatte einen sehr häßlichen Fehler an sich, er war geizig, so geizig, daß er sich durch nichts bewegen ließ, etwas abzugeben von dem Seinigen. Mochte er es auch selber nicht, das änderte nichts; er warf es lieber weg oder verdarb es, ehe er es einem andern gönnte. Dagegen nahm er sehr gern, wenn er etwas bekam, was freilich selten der Fall war, denn seine drei älteren Schwestern mochten ihn eben seines Geizes wegen nicht leiden, und das Kinderfräulein, das ihn von seinem vierten Monat an groß gezogen hatte, wollte erst recht nichts von ihm wissen. Er hieß nur der „Geizhals" oder „der Neidhammel." — „Das ist ihm angeboren," sagten alle. „Wie er noch ganz klein war, nicht einmal noch reden konnte, war er schon so. Trieb er beim Essen Unfug, so brauchte man nur zu sagen: mach nur schnell, sonst nimmt's die Vally" — so hieß die älteste Schwester — „oder dergleichen, dann war sein Tellerchen im Nu geleert! Und jetzt, wo er doch schon vernünftig sein sollte, zur Schule geht, ist's nur noch schlimmer."

Hörte der Vater derlei Dinge, so nahm er Fredi vor und hielt ihm unter Androhung von Strafen eine scharfe Predigt, zuweilen verhängte er auch eine Strafe über ihn. Im Uebrigen aber konnte er sich wenig um seines Söhnchens Entwicklung bekümmern, denn die Berufsgeschäfte hielten ihn vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein dem Hause und den Seinigen fern. Sein Mütterchen aber hatte der blonde Fred gar nicht gekannt; es war gestorben wenige Monate nachdem er zur Welt gekommen, und an seine Stelle war das Kinderfräulein getreten, dem die Geschwisterchen gänzlich überlassen blieben.

Der kleine „Geizhals" war gerade in die zweite Klasse gekommen, als es sich fügte, daß sein Fräulein erkrankte und sich zur Erholung für mehrere Monate nach der Heimat begeben mußte. Vally, die Aelteste, war aber erst vor Kurzem vierzehn Jahre alt geworden, besuchte selbst noch die Schule, konnte also nicht ohne jede Hilfe die jüngeren Kinder überwachen. Deshalb berief der Vater eine seiner Nichten, ein junges Mädchen, das im letzten Herbste sein Lehrerinnen-Examen erfolgreich bestanden hatte.

Luise kam und mit ihr zog ein ganz anderes Wesen in das alte graue Vorstadthaus, das in einer noch wenig bebauten Straße inmitten eines hübschen Gartens lag. Immer war sie guter Dinge, immer hilfreich, und der Garten widerhallte an schönen Nachmittagen von dem fröhlichen Lachen und den übermütigen Ausrufungen der Kinder und ihrer jugendlichen Beschützerin. „Bleib doch nur allewil bei uns, Luise, das garstige Kinderfräulein soll nimmer kommen, ich will's nicht!" bettelte Fred schon am zweiten Tage nach Beginn des neuen Regiments. Und ausnahmsweise stimmten ihm die Schwestern einmal bei, die sonst stets andrer Meinung waren.

Das konnte Luise nun freilich nicht zusagen, ehe sie nicht wußte, ob ihr eigenes Mütterlein und der Onkel damit einverstanden wären, aber sie nahm sich vor, wenigstens soviel als möglich gerade zu biegen, was ihr hier krumm zu sein schien. Fredi war nicht so, wie Kinder sein sollen, die Mädchen waren es aber auch nicht, das hatte sie gleich gesehen und es tat ihr arg leid, denn es mußte für sie selber wie für ihren Vater eine Quelle mancher Bitternisse werden.

Als nun eines Tages Fredi auf ihre Veranlassung einige seiner kleinen Kameraden zu sich in den Garten geladen hatte, nahm Luise die drei Kusinen bei Seite und machte ihnen Vorstellungen über ihr liebloses Benehmen gegen das Brüderchen. „Meint Ihr etwa, es wäre schön, wenn Geschwister in stetem Unfrieden leben, einander necken und Possen spielen, wo sie nur können?" fragte sie. „Würde es Euch gefallen, wenn Fredi Euch Namen gäbe, wie ihr ihm?"

„Das kann er auch gar nicht, denn wir sind keine Neidhämmel und Geizhälse!" riefen die Schwestern.

„Das wohl nicht, aber Eure Fehler habt Ihr auch. „Du Vally, bist launisch, Jenny ist vorwitzig und Maria ein kleiner Hutschelpeter."

Luise hatte recht, und die Mädchen verstummten errötend. Sie aber machte ihnen in freundlicher Weise klar, wie sie als die älteren, die Vernünftigen, die Verpflichtung hätten, dem kleinen Bruder zur Bekämpfung und Besiegung seiner unliebenswürdigen Angewohnheit zu verhelfen. „Denn bisher ist es nur eine Angewohnheit, aber eine, die sich mit der Zeit in ein wirkliches Laster umprägen wird, wenn wir nicht die Art an die Wurzel legen," setzte sie hinzu.

„Wir haben aber doch schon alles angefangen, Cousinchen!" klagte Nelly.

„Alles? Ich meine, Ihr täuscht Euch."

„Doch, doch! Fräulein Clara sagt, Fredi wäre unverbesserlich!"

„Das glaube ich erst recht nicht! — Gebt gut acht, wie ich es mit ihm anfange und macht es dann wie ich. Gelt, das tut Ihr?"

Die Schwestern waren sehr begierig zu sehen, wie Luise es anfangen würde, aber eigentlich sahen sie weiter nichts, als daß die Cousine bei jeder Gelegenheit Fredis Ehrgefühl und Vernunft in Anspruch nahm und von allem, was sie hatte, ihm gab. Nicht einen Bissen schob sie in den Mund, ehe sie ihm und den Mädchen davon angeboten hatte.

Eines Tages entdeckte sie im Garten die ersten reifen Frühkirschen, und als die Kinder aus der Nachmittagsschule heimkamen, stand neben jeder Tasse ein Tellerchen voll der schönen roten Früchte bereit, nur Luisens Teller war leer. Bei diesem Anblick brach heller Jubel aus, Fredi umtanzte sogar den Tisch vor Vergnügen, plötzlich aber hielt er inne, schante die Cousine an und sagte: „Magst Du Kirschen nicht, Luischen? Ich mag sie furchtbar gern — furcht — bar!"

„Ich auch," erwiderte sie lächelnd.

Eine Pause, dann ein verwundertes: „Du hast aber doch gar keine — hast Du schon gegessen?"

„Nein, ich hob sie für Euch auf."

Ein paar Augenblicke stand der Bub zögernd, überlegend, dann nahm er die Hälfte seiner Kirschen und legte sie mit den Worten: „Die mußt Du essen!" auf Luisens Tellerchen.

Die Mädchen stießen einander an, kicherten, plötzlich wurden sie aber feuerrot, denn keine von ihnen hatte an Luise gedacht, sie hatten sich vom „Geizhals" beschämen lassen.

Digitized by Google

Etwas vom Gelde.

In einem alten Kalender habe ich einmal ein schönes Rezept gelesen, „wie man immer Geld haben kann.“ Es lautete ungefähr: „Man gehe in einer der zwölf heiligen Nächte, wenn Vollmond ist, schweigend und allein punkt zwölf Uhr nachts auf einen Kreuzweg im Kirchhof und suche dort einen Pfennig oder Groschen zu finden. Gelingt das, so gehe man — immer schweigend — nach Hause, mache drei Kreuze über das Geldstück und schlage es dann mit drei Nägeln fest unter dem Herd an die Diele. So lange nun das Stück dort bleibt, wird man immer Geld im Hause haben — und wäre es auch nur ein unbrauchbarer, durchlöcherter Pfennig!“ Probatum est.

Ich fürchte sehr, ihr werdet mein Rezept, das ich euch geben will, für ähnlich schlau halten; es ist nämlich noch viel einfacher und lautet: Gib niemals eine Mark ganz aus. Leicht gesagt! denkt ihr. Erst einmal eine Mark haben! Und dann — werden die Verkäufer so gut sein, und sich mit 90 oder 95 Pfennigen statt einer Mark begnügen, wenn ihre Ware nun einmal eine Mark kostet? Und was mach' ich schließlich mit dem einen oder den fünf Pfennig?

Das scheint alles ganz richtig. Was nun das „eine Mark haben“ anbetrifft, so kann ich euch freilich nicht helfen. Ich hab auch keine übrig. Die verdient man sich eben. So schwer, wie das Finden auf dem Kirchhofskreuzweg wird das doch immerhin nicht sein. Ich könnte z. B., wenn ich leichtsinnig wäre, sagen: schreibt mir jeder etwa 30 Druckzeilen über das Thema: „Wozu ich Geld haben möchte?“ und die 3 besten Schriftstücke will ich nicht nur mit je 3 Mark bezahlen, sondern sogar abdrucken! Aber ich bin nicht leichtsinnig und ich hasse die jetzt so beliebten Preisausschreibungen. Also prämiiert wird nicht, schon damit sich der oder die, deren Zuschrift ich wirklich abdrucke, nicht wie ein Pfingstochse vorkommt mit dem Kranz um die Hörner. Aber sonst ist's mir ganz ernst damit. Warum sollt ihr nicht auch einmal fürs Kinderland schreiben, wenn ihr vernünftig genug seid, es zu verstehen!?

Aber zweitens: Die Verkäufer sind meistens wirklich so gut. Wer es sich zum Grundsatz macht, alles bar zu bezahlen, nichts anschreiben zu lassen, oder „bei Gelegenheit“ die Rechnung berichtigen zu wollen, der bekommt überall alles billiger. Außerdem hat man noch zwei Vorteile umsonst: erstens braucht man sein Gedächtnis nicht anzustrengen, um all die kleinen Schulden zu behalten, und zweitens weiß man immer, was man wirklich hat. Denn wenn du 50 Pfg. in der Tasche hast, und schuldest dem Papierhändler 60, der Aepfelfrau 40 und einem Kameraden 80 Pfg., dann ist deine halbe Mark, und wenn sie auch eben mit dem frischen Prägeglanz aus der Münze käme, eingebildetes Geld — und dahinter steht noch ein dräuender Schatten von . . . (nun von wieviel?) mit negativem Vorzeichen! Was du mit den paar Pfennigen machen sollst? Sparen und zur rechten Zeit ausgeben! Das ist ich will es euch verraten) auch die ganze Weisheit der Erwachsenen. Den Beutel zur rechten Zeit zuhalten und zu rechtem Zweck öffnen können, das ist die Hauptsache. Welches die rechten Zwecke und wann der rechte Zeitpunkt ist, das sollt ihr mir ja nächstens sagen. Darum nur eins noch: Geld haben ist sehr häufig keine Kunst, sehr häufig aber auch eine große Kunst. Glücklich macht es nicht, aber viel mehr: es macht frei. Frei von der eignen Sorge um den kommenden Tag — das ist das Wenigste. Aber frei von andern Menschen und frei für die eigenen, besten Wünsche. Darüber denkt mir einmal nach! —

Vom Schwesterchen!

II.

Ich habe immer schon manchmal gedacht,
Wenn mein Schwesterchen oftmals so greint,
Warum's mit den Lippen so komisch macht
Und schmatzt und so fürchterlich weint.

Dann nimmt mein Mutti das Schwesterlein
Und schließt die Türe zu —
Und darf man endlich wieder hinein
So schläft es in guter Ruh.

Doch heut' — vielleicht weil ich stille war
Als Mutti nachmittag schlief,
Da strich mir Mutti nur über's Haar,
Als ich schnell mit ihr lief.

Und Mutti hat sich das Kleid aufgemacht
Und das Schwesti auf's Schoß sich gelegt
„Du bist aber hungrig!“ hat Mutti gelacht,
Und es hat sich kaum mehr geregt.

Es hat nur gesogen an Mutterlis Brust,
Erst rechts und auch links noch dann!
Nein sowas hab' ich doch niemals gewußt,
Daß Mutti auch Milch geben kann!

Mein Mutterli ist doch schrecklich gut,
Daß sie's zu trinken läßt!
Wenn Mutti heut nacht mit mir beten tut,
Dann küss' ich sie auch ganz fest!

Etta Federn.

Mutter und Kind.

Mit würdevoller Kraft und Ruhe hebt
Der junge Tag den Sonnenschild empor,
Und unsre ewig junge Mutter Erde,
Zur Morgenfeier lieblich angetan,
Das grüne Kleid durchwirkt mit Taudemanten,
Von Rebesblicken leicht umwallt das Haupt,
Steht da und winkt den Kindern, winkt aufkühn.
Ich trete zu ihr, schaue zagend auf:
Da hebt die Brust sich, heller wird mein Auge,
In meinen Sehnen klingt's und zuckt's, wie Stahl,
Und neue Lebenskraft durchzittert mich,
So greift ich sie und auf ihr Knie gelehnt,
Beglückt es mich, ins Antlitz ihr zu schauen.
Es ziehen tausend Fragen durch mein Hirn;
Zur Mutter wend' ich mich, wie Kinder pflegen:
„Sag du mir, Mutter! Wozu bin ich da?
Wo komm' ich her? Und — wohin führt mein Pfad?
Und, Mutter, sag mir! Gehe ich den rechten?
Das selbst gesteckte Ziel, sprich! ist's das wahre?
Und, Mutter, werde ich es je erreichen?“
So drängt sich eine Frage an die andre.
Die Kinder nun, erwart' ich kaum die Antwort.
Die aber ist meist kurz und rätselhaft
Und gibt mir wohl noch mehr zu grübeln auf.
Oft flehet sie die gut'ge Mutter auch.
In eines Märchens bunte Bilder ein.
Doch — wenn sie sieht, daß ich mit Andacht lausche,
So bringt sie Licht und Ordnung in mein Grübeln.
Ich horche eifrig und mein Herz erhebt sich,
Mein Kopf wird frei, des Daseins Schönheit fühl' ich,
Und heil'ge Andacht zieht mir ins Gemüt.
Und wenn ich nun mich von der Mutter wende,
Betrete ich des Lebens Schule wieder
Mit frischem Mute und mit neuer Kraft.

George Paul Sylvester Cabanis.

Lesefrüchte.

„Die menschliche Rasse ist keineswegs fertig, sie wird noch immer geschaffen; und so schön es auch ist, menschlich zu sein, es wird schöner sein, noch menschlicher zu werden.“

*

Die Gewohnheit der Unterwerfung unter die Autorität, die lange tief eingewurzelte Ueberzeugung, daß „gut sein“ = „nachgeben“ heißt, daß in der Handlung des Unterwerfens Tugend liegt: dies ist eine der Quellen, aus denen wir menschliche Schwäche beständig erneuern und die Welt mit einer trägen Masse von geistlosen, willenlosen Leuten füllen, die umhergeschoben und umhergestoßen werden von jenen, denen sie gehorchen.

Aus „Kinder-Kultur.“ Von Charlotte Perkins-Gilmann. (Deutsch von Helene Stieß. Deutscher Kulturverlag. Berlin 1906.)

Digitized by Google

Februar 1906.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

Die Musik in der sittlichen Erziehung. Von Bruno Meyer.
Flickarbeit. Von Sofie Lati.
Biegen oder Brechen. Von E. Sonnemann.
Das Ungeziefer. Von George Paul Sylvester Cabanis.
Komm, laß uns beten. Von George Paul Sylvester Cabanis.
Leserstimmen.

Die Musik in der sittlichen Erziehung.

Von Bruno Meyer.

Es ist nicht wunderbar, daß bei der eifrigen Beschäftigung mit pädagogischen Fragen überhaupt und mit der Stellung der Kunst innerhalb der Pädagogik insbesondere vielfach von der Musik unter pädagogischen Gesichtspunkten gesprochen worden ist, und so konnte man unter anderem jüngst lesen, daß sehr eifrig für die Musik als ein besonders wirksames Mittel der sittlichen Erziehung eingetreten wurde. Musik und Gymnastik sollten wie bei den Alten wieder gewissermaßen die Angelpunkte der Erziehung werden, und wie die Gymnastik für die Ausbildung des Körpers, so die Musik für die der Seele sorgen, sodaß durch diese beiderseitige Einwirkung jenes sittliche Ideal erreicht würde, welches die Griechen als Kalokagathie bezeichneten, — was ungefähr auf dasselbe herauskommt wie: die schöne Seele im schönen Körper.

Hiergegen dürfte doch mit Fug manches einzuwenden sein.

Zunächst hat bei den Alten die Musik eine ganz andere Bedeutung gehabt, als sie bei uns hat und in der Erziehung haben könnte. Eine griechische Musik hat überhaupt nur existiert als melodisch rhythmische Vortragsform der Poesie, — wie denn überhaupt Poesie und Musik gar nicht in der uns geläufigen Weise von einander getrennt und unterschieden wurden, sondern man die Empfindung hatte, daß beides untrennbar zu einander gehört. Nimmt man nun hinzu, daß die Poesie, insbesondere in denjenigen Erzeugnissen, welche sich für die Benutzung im Unterrichte besonders eigneten, die Schilderung der religiösen Vorstellungswelt enthielt, so gewinnt die musische Kunst — wie man nämlich richtiger sagen muß, an Stelle von Musik — in der Pädagogik selbstverständlich eine Bedeutung, die der modernen Musik zu erreichen völlig unmöglich ist. Die antike Musik führte die Zöglinge in die Dichtung und in den religiösen Vorstellungskreis des Volkes ein und knüpfte, was nicht vergessen werden darf, auch an die Gymnastik dadurch an, daß die Gesänge durch körperliche Bewegungen in rhythmischen Verschlingungen der einzelnen ausführenden Gruppen — also etwas dem ähnliches, was wir Reigentänze nennen — begleitet wurden. Nimmt man hierzu, daß besondere Wissenschaften, in denen hätte unterrichtet werden können, noch nicht existierten oder für den Jugendunterricht nur in einer Form vorlagen, durch die sie mit den religiös-sittlichen Vorstellungen auf das innigste zusammenhingen, so heißt eine Erziehung, die wesentlich auf Gymnastik und Musik beruht, nichts anderes als eine solche, welche den Körper übt und den Geist befruchtet. Das, was an positiven gelernt werden mußte, um den jungen Griechen zu einem brauchbaren Staatsbürger und möglicherweise sogar zu einem späteren Forscher oder Künstler zu machen, das waren tatsächlich nur Elemente, und davon wurde nicht geredet, weil es untergeordnet war und sich von selber verstand. Wir reden auch nicht vom Lesen und Schreiben, wenn wir die Bildungsmittel für unsere Jugend erörtern, sondern wir setzen diese technischen Fertigkeiten als Hilfsmittel für jede irgendwie höhere allgemein brauchbare Ausbildung voraus und handeln nur von dem, was mit diesen Elementen als untergeordneten Hilfsmitteln überwunden werden soll.

Steht die Musik im Sinne der Alten so da, so versteht es sich ganz von selber, daß eine Vergleichung mit der modernen Musik, um dieser auch nur ganz von ferne eine ähnliche Stellung und Bedeutung in der modernen Bildung und Ausbildung zu verschaffen, gänzlich ausgeschlossen ist. Daß wir von der Musik in der Schule nichts weiter aufnehmen können als den Gesang, darüber sind wohl alle einig; alle sonstige musikalische Ausbildung muß dem Hause und dem Privatfleiße überlassen bleiben. Der Gesang in der Schule aber, und wenn er auch zu der höchsten hier erreichbaren Meisterschaft gebracht wird — durch ungewöhnliche Opfer, deren eine einzelne Anstalt vielleicht fähig ist, und durch einen besonders begeisterten, hingebungsvollen und geschickten Lehrer —, hat wesentlich für nichts weiter als für die Ausbildung des gesangstechnischen Könnens und eines gewissen musikalischen Verständnisses einzutreten. Was durch die musikalischen Uebungen an Texten bekannt wird, ist der Masse nach so gering und der künstlerischen Bedeutung nach oft so unbedeutend, daß dadurch der Erziehung kein irgendwie nennenswerter Vorschub geleistet wird. In dieser Richtung kann der übrige Unterricht der Schule, selbst bei ungeschickter Anordnung und Leitung, gar nicht umhin, das vielfache und sehr viel besseres zu leisten, als was hier beiläufig an poetischen Gebilden den Schülern zur Kenntnis und zum Verständnis gebracht wird. Mit den religiösen Vorstellungen aber haben sittlich sehr viele dieser Texte innige Beziehungen. Aber die Texte und ihre Bedeutung werden verstanden auf dem Grunde dessen, was die Schule an solchen Vorstellungen in

Digitized by Google

ihrem sonstigen Unterrichte den Zöglingen bereits systematisch zugeführt hat; sie haben derartiges im Gesangsunterrichte nicht zu lernen. Daß die religiösen Vorstellungen, wenn sie durch künstlerisch schöne Gesänge verklärt werden, eine gewisse Weihe erhalten, ist selbstverständlich mit keinem Worte zu bezweifeln; aber darum handelt es sich hier nicht, sondern vielmehr darum, den Grad von Wichtigkeit zu bestimmen, den der Gesangsunterricht etwa als Einführung in die religiöse Vorstellungswelt spielen könnte. Daß vollends von irgend einer wissenschaftlichen Bedeutung des Gesangsunterrichtes, d. h. von irgend einer nennenswerten Bereicherung der materiellen Kenntnisse auf den heutigen Standpunkten der Kulturentwickelung und des Schulorganismus keine Rede sein kann, versteht sich wohl von selber. Also der ganze Versuch, die heutige Schulmusik mit der „Musik“ der Griechen im Organismus der Bildung in Parallele zu stellen, mißglückt vollständig.

Nun ist aber auch eine Förderung der materiellen Kenntnisse nicht eigentlich behauptet, sondern es ist von der Musik als einem besonders förderlichen Hilfsmittel der sittlichen *Erziehung* im Gegensatze zum wissenschaftlichen Unterrichte gesprochen. Ganz sicher ist die Musik, wie jede andere Kunst und wie beiläufig jeder beliebige Unterricht in der Schule, der richtig erteilt wird, unzweifelhaft auch fördernd für die ethische Erziehung. Aber man darf das, was die Musik in dieser Richtung leisten kann, nicht überschätzen. Daß der Chorgesang, ähnlich wie die Ordnungsübungen des Turnens, den Sinn für Solidarität kräftigt, liegt auf der Hand; der Einzelne lernt sich als Glied des Ganzen fühlen nach den beiden Richtungen, daß er durch das Ganze erst eine Bedeutung gewinnt, und daß er dem Ganzen untertänig sein muß. Aber man kann sagen: hierin liegt nichts eigentümliches der Musik als solcher, sondern lediglich der Handhabung des Unterrichtes in ihr, — wie ja schon daraus hervorgeht, daß genau dieselben Einwirkungen von einem anderen Unterrichte erwartet werden können, nur deswegen weil auch da die Form der Behandlung eine in gewissem Sinne sehr ähnliche ist.

Will man sich über die spezifischen Eigenschaften der Musik als eines Einwirkungsmittels auf die Entwickelung der sittlichen Persönlichkeit bewußt werden, dann muß man von den äußeren Formen der Anleitung und Uebung selbstverständlich absehen und die Kunst der Töne in ihrer besonderen Eigentümlichkeit und ihren Beziehungen zu der Zügelung des Willens in Betracht ziehen. Und in dieser Beziehung kann ich nicht umhin, noch jetzt diejenigen Einschränkungen festzuhalten, die ich vor fehr langer Zeit bei der Betrachtung des Gegenstandes in viel weiter umfassendem Ausblicke machen zu müssen geglaubt habe, und ich möchte der Einfachheit wegen die betreffende Stelle meiner Vorträge „Aus der ästhetischen Pädagogik“ (Berlin 1873, S. 86 ff) hier anführen:

„Es wird aus dem Vorangegangenen bereits klar geworden sein, daß wir in dem Gebiete des Willens nur Einwirkung im Sinne der Milde und Sänftigung von der Musik zu erwarten haben, die unter Umständen bis zum Uebermaß gesteigert werden. Sie regt das Gemüt an, und bewirkt dadurch, daß das Gemüt bei jeder Gelegenheit ein bedeutsames Wort im Rate des geistigen Seins mitspricht.

„In dem Grade nun, wie die musikalische Bildung vereinzelt dasteht und prävaliert, gewinnt das um so leichter erregtere Gemüt ein Uebergewicht, das oft, allzu oft die Entscheidung bestimmt. Daher die Wankelmütigkeit, Launenhaftigkeit und gelegentlich Unzuverlässigkeit und Unberechenbarkeit vorzugsweise musikalisch gebildeter Menschen. Die Phantasie wird nicht mit konkretem Stoff angefüllt, sondern gewissermaßen mit Generalvollmachten versehen, ganze Abgründe des Gemütes, die durch die Musik eröffnet sind, mit willkürlichem Inhalt aus ihrem Eigenen zu erfüllen, was sie dann auch nach Kräften ausrichtet.

„Der natürliche Erfolg ist der, daß die Empfindungen stets um das eigene Dasein und seine mannigfachen Beziehungen kreisen, nicht aus sich herauszugehen vermögen und dabei selbstisch und kleinlich werden. Einseitige musikalische Bildung brütet eine Subjektivität des Denkens, Wollens und Empfindens aus, die bis zur Krankhaftigkeit gesteigert werden kann, und sich in Empfindlichkeit, mißtrauischem Wesen, Mißgunst und prinzipiellem Widerspruch äußert.

„Die durch die Musik hervorgebrachte Sittlichkeit bleibe durchaus innerhalb der subjektivsten Schranken. Sie hat etwas Passives, keine willensstarke, zur Tat drängende Energie. Sie liebt es, sich in sich selbst zurückzuleben und mit einer gewissen selbstgefälligen Beispiegelung die eigenen Schwächen zu hätscheln, die eigenen Erfahrungen, Großes und Kleines, Widriges und Günstiges mit einer staunenden Bewunderung und als das Wichtigste von der Welt anzusehen. Die Fähigkeit zur Selbstüberwindung und der Mut zur Tat schwindet je mehr und mehr.“

Für nähere Ausführung und Begründung muß ich auf das Buch selber verweisen, in dem der Gegenstand nach den verschiedensten Richtungen gründlich erörtert ist. Auf eine so einfache Formel kann, wie von vorn herein anzunehmen ist, das Schema für eine moderne Bildung, die den Anforderungen an dem heutigen Menschen entspricht, nicht gebracht werden, und wie häufig muß hier die Betrachtung ausklingen in die Warnung, sich irgendwo durch blendende Aussprüche befangen machen zu lassen. Die Kunst ist schwer, und zu den schwersten aller Künste gehört die der Erziehung. Da soll man sich am meisten vor blendenden Sätzen hüten, die mehr dazu geeignet sind, das Auge abzustumpfen, als den Gegenstand der Erkenntnis zu beleuchten.

Flickarbeit.

Von Sofie Latté.

Seid Ihr nicht schon alle mit einem durchstoßenen Ellenbogen im Aermel, mit einem Loch im Strumpfe nach Hause gekommen? Und habt Ihr nicht schon alle Mama ausbessern sehen, um Euch die zerrissenen Sachen wieder in Ordnung zu bringen? Es stände traurig auf der Welt, wenn es für die vielen Löcher, die Kinderlust und Uebermut in die Sachen reißen, keine Abhilfe gäbe. Die hätte aller Kinder würde dann wohl mit zerrissenen Sachen herumlaufen. Nun, es gibt ein so prachtvolles Mittel, um wieder gut zu machen, was Kinder zerrissen haben. Die Mutter weiß es am besten: die Flickarbeit.

Ihr habt die Mutter gewiß schon beobachtet, wie sie Nadel und Faden zur Hand nahm und dann nähte, Stich für Stich, bis der Schaden wieder gut war.

Es gibt auch eine Flickarbeit, nach der eine Sache noch schöner wird als sie vorher war. Man kann so geschickt flicken und die genähten Stellen dann besetzen und verzieren, daß keiner auf den Gedanken käme, die Sache könne geflickt sein. Ja, ich kenne Menschen, welche Sachen, die schon einmal schlecht und abgenutzt waren, nun aber mit Mühe und Ueberlegung wieder aufgearbeitet und aufgestrickt sind, lieber haben, als ganz neue Sachen. Sie freuen sich daran, wie schön die Sachen wieder aussehen und gleichzeitig fällt ihnen der Unterschied ein, wie unansehnlich und häßlich sie vorher waren, und ihre Freude verdoppelt sich.

Es gibt aber noch andere Flickarbeit als die, die Mama für Euch tut.

Ihr wißt, daß man sich durch einen unglücklichen Fall das Bein brechen kann. Das ist sehr schmerzhaft und dann muß sofort ein Arzt herbeigeholt werden, um die beiden Teile des gebrochenen Knochens, die sich möglicherweise verschoben haben, wieder zusammenzupassen. Der Arzt legt nun den Fuß in einen festen Verband und wartet. Weiter kann er nichts dabei helfen. Aber wenn dann nach einigen Wochen der feste Verband abgenommen wird, sind die beiden Knochenteile wieder zu einem Ganzen zusammengeheilt.

Das ist die herrliche Flickarbeit der Mutter Natur, die dieses Wunder vollbringt, die die beiden Knochenenden wieder zusammenheilt, sodaß man mit dem Fuße wieder gehen kann.

Ihr habt Euch gewiß schon einmal die Haut geritzt oder in den Finger geschnitten. Wo war es denn? Sind es drei oder vier Wochen her, wißt Ihr kaum mehr die

Digitized by Google

Stelle, wenn nicht eine Narbe die Stelle verrät. Bei jedem Riß, bei jedem Schnitt ist die Natur gleich mit ihrer Flickarbeit dabei. Am nächsten Tag ist schon ein Schorf auf der Wunde, und noch ein paar Tage weiter, dann fällt der Schorf ab und ein frischer Hautetzug sitzt an der Stelle, wo damals die Wunde war. Das ist auch wieder eine herrliche Flickarbeit der Natur. Wie würde Euch wohl zu Mute sein, wenn Ihr alle die Risse und Schrammen, die Ihr Euch in der Kindheit zuzieht, Euer Leben lang behalten müßtet!

Habt Ihr nicht schon oft die kleinen lustigen Vögel herumflitzen sehen und sich in den Baumästen wiegen oder ihr Futter auf der Erde suchen? Wenn so einem Tierchen durch irgend einen Umstand eine Feder ausgerissen wird, dann wächst an derselben Stelle schnell wieder eine andere nach; genau so groß oder so klein wie die, die vorher dort war, und das ist auch wieder so eine Flickarbeit.

Oder habt Ihr schon einmal einen Baum gesehen, in den der Blitz schlug? Dann sahst Ihr einen langen, klaffenden Riß in der Baumrinde. An dieser Stelle legte der Blitz die helle, leicht allen schädlichen Einflüssen von außen zugängliche Schicht bloß, in der die Säfte aufsteigen, um den Blättern Nahrung zukommen zu lassen. Dem Baum gefichelt nun genau so wie Eurer Wunde. Eine harte, widerstandsfähige Schicht bildet sich über dem Riß, den der Blitz schlug, und der Baum kann nun wieder wie früher den Blättern unbeeinträchtigt seine Nahrung zuführen.

Das sind nur einige der Flickarbeiten der Natur, von denen ich Euch eben erzählte und es gibt deren so unendlich viel, schaut Ihr Euch recht um.

Nun will ich Euch noch von einer Art Flickarbeit sprechen, die Ihr selbst ausführen könnt, kleines Volk.

„Nein! Knaben flicken doch nicht," meint Ihr wohl. Ich sage Euch aber darauf, diese Art Flickarbeit, von der ich Euch jetzt erzählen werde, könnt Ihr alle tun, ob Knabe ob Mädchen, ob jünger, ob älter. Und wenn Ihr sie so recht froh und von Herzen tut, werdet Ihr sicher Eure Freude daran haben.

Ihr kennt alle die Baukästen, mit denen man die schönen Schlösser und Türme bauen kann. Der kleine Bruder hat sich eben einen besonders hohen Turm aufgebaut und ist sehr stolz auf sein Werk. Da kommt Ihr mit der Schießertafel. Ihr kommt aus Versehen dem Turm zu nah und der obere Teil fällt ein. Nun schnell an die Flickarbeit: dem kleinen Bruder einen neuen Turm aufgebaut. Und damit die Arbeit extra schön wird, muß der neue Turm nun noch größer und höher als der erste sein.

Ihr habt Euch sicher auch schon einmal mit Euern Geschwistern oder Spielegefährten gezankt. Ein böses Wort gab das andere und zuletzt gingt Ihr ohne Gruß auseinander, jeder seines Wegs. Eure Freundschaft, Eure Kameradschaft hatte einen bösen Riß bekommen. Da gibt es wieder Flickarbeit. Gehe Du hin und sage das erste gute Wort.

Oder Mama oder Papa oder irgend einer Eurer lieben Angehörigen ist krank geworden: seine Gesundheit hat einen bösen Riß bekommen. Den heißt's nun zu flicken. Da gilt es recht genau auf des Kranken Bedürfnisse acht zu geben. Da ist der Kranke an die Medizin zu erinnern. Da streicht Ihr ihm die Bettdecke hübsch glatt. Ihr reicht ihm ein Kissen, wenn er unbequem liegt, oder ein Glas Wasser, wenn er Durst hat, oder zum Lesen ein Buch. Da geht Ihr recht leise auf den Zehenspitzen, wenn Ihr beim Kranken im Zimmer seid und dämpft Eure Stimme in seiner Gegenwart, weil ihm das wohl tut. Da seid Ihr ganz besonders lieb und fürsorglich zu dem Kranken. Das ist Eure Flickarbeit. Und wenn Ihr sie so recht von Herzen tut, dann tragt Ihr gewiß ein gut Teil dazu bei, den Kranken wieder gesund zu machen.

Es gibt auch eine Art Menschen, die Eure Flickarbeit ganz besonders nötig haben. Das sind solche Menschen, die irgend einen Kummer, eine Sorge haben, Menschen, die oft so traurig aussehen, weil in ihrem Herzen eine Wunde ist. Zu denen sollt Ihr besonders lieb und zärtlich sein. Sie bedürfen vielleicht Eures Zuspruches. Ihr Kinder, alle, versteht es gewiß, arme traurige Menschen durch munteres Geplauder zu erheitern und zu trösten.

Und nun noch eins: wenn Ihr ein Kind mit einem geflickten Anzuge seht, so sollt Ihr nicht Eurer Näschen rümpfen oder gar mit Verachtung auf den Flicken sehen. Achtung sollt Ihr vor jedem Flicken haben. Hier hat eine Mutter versucht etwas besser zu machen, was vordem unordentlich und schlecht gewesen war.

Und nun ein frohes Glückauf! Und fangt recht bald mit Eurer Flickarbeit an.

Biegen oder Brechen.*)

Ein offener Brief an die Väter und Mütter.

Von E. Sonnemann.

Jesus Sirach Kap. 30, v. 1: Wer sein Kind lieb hat, der hält es stets unter der Rute . . .

v. 7: Wer aber seinem Kinde zu weich ist, der (be-) klagt seine Striemen . . .

v. 12: Beuge ihm den Hals, weil er noch jung ist . . . . .

v. 11: Laß ihm seinen Willen nicht . . .

Bläue ihm den Rücken, weil er noch klein ist . . . . .

v. 10: Scherze nicht mit ihm . . . .

Das ist das Erziehungsprogramm eines biblischen Weisen. Links steht, was Du zu tun hast und rechts, was Du zu lassen hast. Handle also nach diesem Programm, auf das Du „hernach Freude erlebst" an Deinem Kinde.

Ich aber sage Dir: Du Tor, der Du die vermoderte Weisheit eines kirchlichen Heiligen höher achtest als Deine liebe, gesunde Vernunft, Du bist nicht wert, ein Kind zu besitzen.

Züchtige es, bläue ihm den Rücken, beuge ihm Hals und Willen, sei nicht weich und scherze nicht mit ihm, tue das alles, wenn Du es fertig bringst, und Dein eigen Werk wird Dir die Schamröte ins Gesicht treiben, wenn — Du ein aufrechter Mensch bist. Bist Du aber ein Sklave, der vor jeder angemaßten und halbverschimmelten Wichtigkeit seine Menschenwürde vergißt, nun, dann verdienst Du wahrlich die Früchte jener apokryphen Weisheit des alten Bibelheiligen: Ein blutleeres Wesen ohne Mark und Bein. Denn darüber täuschе Dich nicht, das wird in der Tat das Ergebnis Deiner „Erziehung" sein. Aber der redselige Bibelmann leitet sein Kapitel ein mit den Worten: „Wenn Du Dein Kind lieb hast . . ."

Ich aber sage Dir: Wenn Du Dein Kind lieb hast, dann folge dem falschen Propheten nicht; tust Du es dennoch, so hast Du Dein Kind nicht lieb.

Ist es wirklich so ernst darum? Wir werden sehen.

Vor allem eine Frage: Gibt es wirklich nur Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern oder haben nicht auch die Eltern Pflichten gegen ihre Kinder? Es ist eines der schönsten Verdienste der neueren Pädagogik, daß sie das Recht des Kindes wieder neu entdeckt und in den Mittelpunkt der ganzen Erziehung gestellt hat. Das erste Gebot dieser Erziehungslehre lautet: Achte im Kinde den Menschen, der Fleisch ist von Deinem Fleische und Geist von Deinem Geiste! Ist das aber Achtung vor des Kindes Menschenwürde, wenn Du ihm, ehe es zum Menschenbewußtsein erwacht ist, den Willen, seinen Willen brichst? Das ist ja Mord! Brichst Du ihm den Willen, so sei barmherzig und brich ihm den Hals dazu und erlöse es von einem qualvollen und blöden Vegetieren. Selbst die

*) Aus „Roland," Organ für freiheitliche Pädagogik, herausgegeben von einer Vereinigung bremischer Lehrer. 1. Jahrgang. Dezember-Heft 1905. Verlag H. Boesking & Co. in Bremen.

Digitized by Google

Pflanze hat noch einen Willen: sie strebt zum Lichte. Ein Menschenkind ohne eigenen Willen aber ist schlimmer daran, weil es rettungslos jedem bösen Einfluß preisgegeben ist, ohne auch nur einen Fluchtversuch machen zu können. Es kann ja nicht wollen, weder Gutes noch Schlechtes!

Nimmst Du Deinem Kinde seinen Willen, so raubst Du ihm damit alle anderen Güter, die dereinst für seine Entwicklung wertvoll werden können. Kommt Dir nie der Gedanke, daß Du dazu kein Recht hast? Wenn das Kind aus dem Misterium zum Licht geboren ist, empfindet Du nicht Scheu und Ehrfurcht vor dem neuen Leben, das sich da von Deinem Willen lostringt zu eigenem Leben, zu eigenem Wollen? Ach, stände doch an jedes Kindes Wiege eine holde Göttin, die von seinem zarten Leben alles fern hielte, was ihm hinderlich sein kann. Zahllose Eltern und Lehrer machen sich, ohne daß ein Hüter seine warnende Stimme erhebt, des Verbrechens wider das feimende Leben schuldig, indem sie alles das, was in der jungen Seele ihres Kindes nach eigenem Leben ringt, systematisch unterdrücken. Will sie denn niemals verstummen, die alte traurige Weise von der zertretenen Blume, die, als sie kaum das Sonnenlicht gegrüßt hatte, von groben Füßen achtlos zertreten wurde? Und wieviel mehr ist hier als alle schönen Blumen! Hier ist ein Geheimnis, ein Rätsel, ein unerhörtes Wunder: Eine reine Menschenseele! Ihr Väter, Ihr Mütter! Es ist das Werk Eurer Liebe, Euer Tiefstes und Höchstes. „Bange ihm den Hals, weil er noch jung ist . . ." Dem kleinen, hilflosen, nackten Wesen, das da vor Euch liegt in seinem Bettlein und seine runden Aermchen erhebt, nein, Ihr werdet ihm nichts tun; Ihr werdet das zarte Gebilde behutsam anfassen, und werdet sorgsam Acht geben, daß Eure Liebkosungen den kleinen Körper nicht erschüttern; aber seine Seele werdet Ihr zerbrechen, zertreten . . . . . auf daß Ihr — „hernach Freude an ihm erlebt." Nimmermehr. Ihr dürft es nicht. Es ist nicht mehr Euer Eigentum, mit dem Ihr schalten könnt nach freier Willkür. Ihr seid nur zu Hütern seiner Schwachheit bestellt, die alles Schädliche abwehren sollen; im übrigen aber sollt Ihr die Seele frei lassen, daß sie sich entwickeln kann nach ihren eigenen Gesetzen.

Und niemand kann Euch sagen, ob Ihr „hernach Freude an ihm erlebt." Und das ist gut. Nicht auf Eure Freude kommt es hier an, sondern auf seine Freude. Das Kind soll Freude erleben; das ist das Ziel. Und diese seine Freude wird nicht immer Eure Freude sein. Auch durch Eure Seele wird ein Schwert gehen, wenn das junge, brausende Blut Eurem Schutz sich entwindet und wiederum seine eigenen Wege geht:

. . . Und wenn zu Dir von Sohnespflicht,
Mein Sohn, Dein alter Vater spricht:
Gehorch ihm nicht! Gehorch ihm nicht! . . .

Das ist das Gesetz alles Lebens und seine Tragödie, aber auch seine Verheißung! „Sei Du, sei Du!" „Folge mir nicht nach, sondern Dir, Dir!" Freiheit! Alle Menschensehnsucht liegt in diesem Worte. Freuden — aber meine eigenen Freuden, und Leiden — aber meine eigenen Leiden. Jeder Mensch hat das Recht auf eigenen Schmerz und eigene Lust; es wird mit ihm geboren und ist unveräußerlich; und der tritt die Menschenwürde in den Staub, der dieses Recht nicht heilig achtet, denn auf diesem Rechte ruht das Aufwärtsstreben der Menschheit, ihre Zukunft.

Wem selber dieses Gefühl lebendig in seiner Brust lebt, der wird den rechten Weg schon finden; er wird auch nicht leichtfertig dem „gedankentiefsten und feurigsten" unter unseren modernen Dichtern, der jene inhaltschweren Worte gesprochen, den Vorwurf machen, er reize die Kinder auf zum Ungehorsam gegen die Eltern. Unverstand und Böswilligkeit haben das getan. Wir aber geben ihm begeistert recht, und erwarten alles Heil der Zukunft von der ungebrochenen, freien und stolzen Persönlichkeit.

Der alte Heilige muß es sich gefallen lassen, daß wir seine Weisheit ein wenig umformen; also:

Was Du tun sollst:	Was Du lassen sollst:
v. 7: Sei Deinem Kinde weich...	v. 1: Wer sein Kind lieb hat, der hält es nicht unter der Rute..
v. 11: Laß ihm seinen Willen...	v. 12: Beuge ihm nicht den Hals.
v. 10: Scherze mit ihm . . .“	Bläue ihm nicht den Rücken. . . .

Das Ungetüm.

Ich schlendre jüngst so meiner Wege
Durch kiefernduftend Waldgehege,
Als ich im bläulich schwarzen Grau
Ein schreckliches Ungetüm erschau.
Gewaltig lagert's übern Strom.
Der Rücken wölbt sich — wie ein Dom;
Die Augen gleichen Kirchenfenstern;
Ich hatte sonst nichts von Gespenstern,
Jedoch der Rachen kam mir für
Genau wie eine Kirchentür.
Hatt's auch der Kirche „guten Magen"?
Das, leider, weiß ich nicht zu sagen.
Es reckte sich und streckte sich
Und, wirklich! es erschrecke mich.
Zu winden fing sich's an, zu ducken.
Mir schien, es wolle mich verschlucken.
Und dabei hüllte es sich ein
In einen großen Heil'genschein.
Ich aber konnt nicht widerstehn
Mußt mir das Ding bei Licht besehn.
Ein Handwerkzeug der Wissenschaft
Erfaßte ich dabei mit Kraft.
Mein gutes Fernrohr. Guck mal da!
Was meint ihr wohl, was ich erfah?
Das Tier, mit dem ich mich zum Kampf
Zu rüsten dacht', war Dunst und Dampf.
Aus Wolken, schwarz und nebelgrau
Bestand der ganze Ungetüm.
Zerfließend ward's zum Segen
Es brachte — Regen.

George Paul Sylvester Cabanis.

Komm, laß uns beten.

Der graue Alltag hat dich müd' gemacht,
Du sehnst dich nach Erbauung, nach Erhebung,
Komm, — komm heraus! Ich weiß dir einen Tempel,
Des Kuppel hoch sich wölbt, ob Stadt und Land,
Ob Wald und Fluren. Komm und sieh und staune!
Du armes auf, du reibst die schweren Lider,
Du möchtest niedersinken. Steh nur, steh!
Da schau! Die Sonne säumt mit goldnem Hauch
Der blanken Blätter glänzendrisches Grün,
— Sie säumt wohl auch die alltagsmüden Sinne. —
Von lichter Luft getragen, ziehn die Wolken,
Gestalten sich, zerfließen und gestalten
Sich neu. — Gestaltet sich's nicht auch in dir? —
Der Mond steigt auf. Mit zauberhaften Schatten
Durchwebt Gesträuch und Baum sein Silberschein
— Und gibt dir Frieden, wo das Herze pocht. —
Wenn tropfend Sternenlicht dort droben schwebt,
Mußt du emporschaun in die blaue Nacht —
— Da tränst Unendlichkeit auf dich herab. —
Des Winds sanftem Rauschen sollst du lauschen,
Den Donner rollen hören, Blitze blendend
Hernieder zucken sehn. — Und heil'ges Grausen
Wird dir das Herz durchschaudern wie ein Rausch. —
Und wenn du schärfer schaust und immer schärfer,
So überkommt ein leises Ahnen dich
Von Sein und Werden, Zeit und Ewigkeit.
Dann preßt den Hals dir, feuchtet dir das Auge
Ein wunderlich Gefühl, ein süßes Weh.
Du weißt nicht ist es Lachen, ist es Weinen.

George Paul Sylvester Cabanis.

Lesefrüchte.

Jeder Vater und jede Mutter, wie unvollsend sie auch seien, ist klüger als ein Kind, und stärker; darum kann jeder Vater und jede Mutter die Handlungen eines Kindes leiten und sie in einem gewissen Grade erzwingen. Aber eines Kindes Handeln durch solche Vorgänge zu verändern können, daß es trotzdem seine eigenes Handeln bleibt, seine Handlungen zu verändern, indem man zuerst seine Gefühle und Gedanken ändert und so die gesunde Reihenfolge unumkehrbar läßt, das ist eine weit höhere und schwerere Aufgabe.

Aus „Kinder-Kultur." Von Charlotte Perkins-Gilmann.

Digitized by Google

März 1906.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. F. Penzig.**

Inhalt:

Eine kleine Geschichte, die um Teilnahme bittet. Von Clara Reinecke.
Mein bester Kamerad. Von Ola Alsen.
Heimat. Von George Paul Sylvester Cabanis.
Zwischen den Dornen und am Wege.
Eltern-Ecke.

Eine kleine Geschichte, die um Teilnahme bittet.

Von Clara Reinecke.

Ich war traurig. Da hatte ich soeben meiner liebsten Freundin eine für mich recht ärgerliche Angelegenheit erzählt und gehofft — nein mehr noch — bestimmt erwartet, bei ihr volle Teilnahme zu finden. Und was geschah?

Sie hörte nur mit halbem Ohre zu, war gerade so mit eigenen Dingen beschäftigt, daß sie, nachdem ich zu Ende gesprochen, bloß ein bedauerliches „Wie schade!" hinwarf. Es klang ja nicht unfreundlich, aber gleichgültig, o, wie gleichgültig!

Bald darauf verließ ich meine Freundin und trug meinen doppelten Aerger, den ersten eigentlichen und den über die ungestillte Sehnsucht nach Teilnahme, hinaus ins Freie.

Ein köstlicher Frühlingstag war's, und Blütenduft und Vogelsang hätten wohl zwei gute Tröster sein können. Dazu griff es mir sonst immer ans Herz, wie schön meine Heimat!

Auch jetzt lenkte ich, freilich halb unbewußt, meine Schritte nach dem schönsten Teile des alten Schloßparks. Wirklich, jetzt lag sie schon vor mir, die majestätische, schnurgerade, hochgelegene Allee, die zur Linken durch das noch lichtgrüne Laub der alten Linden den herrlichen Blick auf den weiten tiefruhenden See gewährte.

Doch ich war unzugänglich für jeden schmeichelnden Reiz, für jeden stillen Trost der Natur. Ich sah und hörte nichts. Nur in meinem Innern sprach es wieder und wieder: Warum sind wir Menschen, selbst wir befreundeten, oft so teilnahmlos, so gleichgültig gegen einander?

Ja, was ist eigentlich Teilnahme? Was verlangt man von ihr? An dem, was dem andern Leid und Freud' bedeutet, teilnehmen; das heißt: sein Leid mittragen, es so vermindern, seine Freude mitempfinden und — wie seltsam! — sie dadurch nicht mindern, sondern verdoppeln, erhöhen, verklären. Und ist's denn so schwer, das „Teilnehmen", daß wir es wieder und wieder versäumen können?!

Freilich bei den großen, den wichtigen trüben und frohen Anlässen des Lebens, da stellt sie sich ja selbst bei einem sonst kühlen, egoistischen Menschen rechtzeitig ein. Allein an diese Teilnahme, die mit uns über den Verlust eines teuren Menschen klagt, die sich mit uns über die Ankunft eines kleinen Erdenbürgers freut, dachte ich nicht im Augenblick; nein, ich grübelte gerade über eine ganz andere, feinere Teilnahme, über die, nach der ein liebebedürftiges Herz täglich, stündlich mehr oder minder verlangt. Was erfordert sie wohl zur Hauptsache von uns? Selbstlosigkeit und — ein wenig Phantasie.

Ja, dabei blieb mein Herz, obgleich mein Verstand etwas hochmütig von oben herab den Kopf dazu schüttelte über diese „lächerliche Zusammenstellung." Ohne Selbstlosigkeit keine wahre herzliche Teilnahme. Denn um Glück oder Unglück des andern mitzufühlen so aufrichtig, als sei es unser eigenes, gilt es in erster Linie von sich selbst abzusehen, sich zu vergessen und in die Seele eines andern zu versetzen. Da hilft die Phantasie; sie führt uns so geschwind, so leichtbeschwingt, und unter ihren Fittichen versteht sich, was uns ohne sie unverständlich. Auch braucht für diese Kunst der „Selbstversetzung" ihr Flug nicht allzu hoch zu gehen, und es wird so leicht niemand klagen dürfen: „In einen andern kann ich mich nicht hineindenken. Ich hab' keine Phantasie!"

Und wie gut, wie energisch unterstützt sie uns doch, bei der oft schweren Betätigung der Selbstlosigkeit; willigt unsere Phantasie ja gut und gerne ein, daß wir auch wieder in unser enges, kleines, buntes „Ich" blicken, aber nun, nach einem Ausflug in fremdes Seelenland, nicht länger eigensüchtig, im Gegenteil in liebender Absicht, in dem Bestreben durch Kenntnis des eigenen Herzens das eines andern zu begreifen. Hier mußte mir wohl das schöne Dichterwort in den Sinn kommen:

„Willst Du die andern verstehn, blick' in Dein eigenes Herz."

Und auch die erste Zeile dieses Distichons fiel mir plötzlich wieder ein:

„Willst Du Dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben."

Nur zu wahr! Wie hatte ich es denn getrieben? Nicht um ein Haar besser als die Freundin, der ich gegrollt. Sie hatte heute, vielbeschäftigt, kein Interesse, keine Anteilnahme für mich gehabt; aber hatte ich denn irgendwie Sinn und Verständnis für ihre Angelegenheiten gezeigt? Verletzt, mißmutig hatte ich sie eiligst verlassen. „Schanderhaft," entfuhr es mir unwillkürlich halblaut, „so aneinander vorbeizulaufen!"

Digitized by Google

„Wo bist Du denn mit Deinen Gedanken?“ ertönte es in diesem Augenblick mit einem herzlichen Baß an mein Ohr. „Was murmelteſt Du ſoeben und läuft darüber teilnahmlos an Deinem alten Freund und Paten vorbei?“

Ich mag ihn in der erſten Verblüffung wohl noch recht geiſtesabweſend angeblickt haben, vergaß auch, ihn zu begrüßen, und ſo fügte er ſcherzend hinzu:

„Die Allee iſt allerdings breit, aber immerhin!“

Da hatte ich nun ſo lange über „Teilnahme“ geſonnen, gürnte mir und andern über geſegentlich liebloſes Aneinandervorbeilaufen und gerade dadurch wär' es faſt geſchehen, daß ich im eigentlichſten Sinne des Wortes — an meinem lieben väterlichen Freund vorbeigelaufen wäre, hätte er es nicht mit ſeiner freundlichen Anrede verhindert. Und ſtand ſie nicht in wunderlichem Zuſammenhang mit meinen Gedanken?

Ich ſchüttelte auch vor Verwunderung den Kopf. Mein Pate ſah es und fragte, was dies bedeute. Ein Wort gab das andere, und was ich bis dahin ſtill gedacht, nun ſprach ich es, ach, wie gerne, aus! Auch wieſo ich gerade heute auf ſolche Gedanken komme, alles entlockte er mir, indem er ſo aufmerkſam und anteilvoll zuhörte, nur hie und da eine Zwiſchenfrage ſtellend. Er iſt ſo ſchlicht, ſo liebenswürdig, dieſer alte Freund, der von klein auf mein Vertrauter, und in ſeiner Nähe vergeſſe ich es immer, daß er anſſer einem ſehr guten Paten ja ein ganz berühmter Mann iſt, ein Maler, der nicht bloß heut' und morgen, ſondern dauernd in der Kunſtgeſchichte von ſich reden machen wird.

„Du haſt recht,“ ſprach er, nachdem ich ihm dann mein Herz ausgeſchüttet hatte, mit ſeiner gewohnten harmoniſchen Heiterkeit, „das Teilnehmen iſt auch ein wichtiges Kapitel; aber weil Du Dich ſchon ſo eingehend und ernſthaft damit beſchäftigt haſt, will ich Dir zeigt eine kleine, rührende, gleichſam unter Tränen lächelnde Geſchichte erzählen. Ich erlebte ſie ſelbſt, und ſie brachte mir einen ſo innigen Beweis von Teilnahme, daß dieſer mich in meinem langen Leben über manche Teilnahmloſigkeit getröſtet hat. Und die hab' ich, Gott Lob, nicht oder nimmer vergeſſen, aber wie wohl mir einmal meine kleine Tochter getan hat, das ſteht vor mir, als ſei es geſtern geſchehen:

Helene, meine Aelteſte war es, deren jüngſtes Töchterchen nun ſchon ſo alt iſt, gerade 10 Jahr, wie ſie ſeiner Zeit, da ich ſie bei der Hand nahm und zum erſten Male in unſer beſcheidenes heimatliches Muſeum führte. Die kleine Helene hatte ſich lange auf dieſen Gang gefreut; immer hatte ich keine Zeit gefunden. Endlich kam es dazu, an einem ſchönen Winterſonntag. Helene trippelte an meiner Seite, ſo vergnügt, ſo ſtolz, nun wirklich im Muſeum das vom Rate der Stadt angekaufte Bild des Vaters zu beſehen. Vom Atelier der kannte ſie es ſchon, und zu jener Zeit war es noch ein großes, ein freudiges Ereignis, wenn eines meiner Bilder gekauft wurde. Das wußte auch mein Kind, denn ſeine junge Mutter tanzte dann vor Vergnügen und an dem Tage, da uns die glückliche Nachricht erreichte, gab ſie unbedingt etwas Süßes zum Nachtiſch und war's auch nur Mürbchens, den ich — im Vertrauen geſagt — nicht ſehr liebe. Dafür ſchmeckte er den Kindern doppelt, und ſie wünſchten ſich, Vater möchte bloß alle Tage ein Bild verkaufen. Doch, daß ich bei der Sache bleibe! War Helene glücklich, kindiſch-ſtolz, ſo war ich väterlich gerührt, und meine kleine Eitelkeit bei ihrem erſten Beſuch in einem Tempel der Kunſt benehmen würde. Nun, ich konnte wohl zufrieden ſein! Schon das Treppenhaus — für heutige Verhältniſſe ſehr beſcheiden — entzückte ſie. Mit ſtrahlenden Augen blickte ſie um ſich und erkundigte ſich, wen die beiden Gips-Medaillons darſtellten, welche hier die Wände zierten. Doch als wir erſt einen Saal betraten, hatte ich nun vollends Gelegenheit, ihr auf viele eifrige, halblaut geſtellte Fragen Red' und Antwort zu ſtehen. Und nicht nur die Gemälde, auch die Beſchauer derſelben, deren heut' am Sonntag eine ganze Menge anweſend waren, betrachtete Helene mit ſtiller Scheu und Ehrfurcht. Vor einem Verbeugkoven freilich, einem meiſterlich gemalten Tierſtück, vergaß ſie ſich und rief laut im Tone des höchſten Entzückens: „O Papa, ſieh nur das ſüße, kleine Schaf!“

Die Erwachſenen blickten teils beluſtigt, teils mißbilligend auf die lebhafte, kleine „Kunſtkennerin“, die bei meiner zugeflüſterten Mahnung und unter den Blicken der fremden Leute dunkelrot wurde. Ich wollte Helene noch einige andere Bilder zeigen, die ich für ihr kindliches Verſtändnis beſonders geeignet hielt, aber ſie bat jetzt, ſo leiſe, daß ich ſie knapp verſtehen konnte: „Papa, zeig' mir doch Dein Bild, Deinen Jahrmarkt.“ Wenn ſie ich Helene den Willen. Wir durchſchritten noch zwei Säle, dann ſah uns von der gegenüberliegenden Querwand des darauffolgenden „mein Jahrmarkt“ recht luſtig, übermütig an. Mit einem kleinen, doch bereits im Keim kritiſchen Zaudher wollte Helene darauf zuſtürzen. Allein plötzlich hielten blendend, ſah ſie mich ſo recht glücklich, ſchelmiſch an; denn eben trat eine Gruppe von Leuten auf mein Bild zu. „Wieviele ſich Deinen Jahrmarkt beſehen,“ raunt ſie mir zu, und für die in der Nähe hängenden Bilder zeigt ſie mit einem Male nicht mehr die geringſte Andacht. Verſtohlen blickte ſie immer wieder auf mein Publikum und verging vor Ungeduld, endlich ſelbſt des Vaters Bild zu beſehen. Doch ehe wir herantreten konnten, ſchieg es deutlich an unſer Ohr: „Nee, ſo 'ne Bilderbogenmalerei von dem L. Dem hätt' ich was Beſſeres zugetraut. So ein buntes Durcheinander! Was, Kinder, man meint nur grad', es ſehle noch, daß der Papagei da loslegt und „Lora“ ſchnarrt. Na, wenn man nur ein Tierfreund iſt! Dem Hündchen da gibt der L. doch 'ne Vorzicht!“

Und der Sprecher lachte hell auf bei ſeinen, wie er wohl ſelbſt meinte, überaus ſpaßigen Worten, und ſeine Begleiter und Begleiterinnen ſtimmten luſtig ein, ebenſo rückſichtslos laut wie er. Als ein Aufſeher ſich blicken ließ, entfernten ſie ſich raſch, und ich trat mit meinem Kinde, deſſen Händchen in meiner Rechten zitterte vor mein geſchmähtes Jahrmarktbild. Stumm betrachtete es die Kleine. Aus ihrem ſtillen Geſicht konnt' ich nicht entnehmen, was ſie denken mochte. Und ich — heute noch bin ich der gleichen Meinung — beſchaute das eigene Werk mit einem dankbar ſtolzen Gefühl der Freude! Ich empfand zu tief: heut war's mir nach langem Ringen gelungen. Daran vermochte mich auch das hämiſch-ſpöttiſche Urteil des Fremden nicht irre zu machen. Ja, es ſchien mir ſogar ein verſtecktes Lob zu enthalten. War es nicht ein Zeichen lebensvoller Darſtellung, wenn man meinem kleinen gemalten Papagei, zu dem mir der eigene lebendige dabeim ſehr unandächtig-unruhig geſeſſen hatte, zutraute, er könne gleich „loslegen?“ Immerhin, das gar ſo geringſchätzig hingeworfene Wort: „Bilderbogenmalerei“ hatte mich empfindlich berührt. Auch: „ſo ein buntes Durcheinander“ klang mir plötzlich wieder häßlich im Ohr, und ich verſenkte mich nun doch mit ſinſter prüfendem Malerblick in meine Arbeit. Da zupft mich die Kleine am Aermel: „Papa, nach Hauſe gehen, bitte!“

War Helene ſchon müde? Sie ſah mich ängſtlich ſtehend an. Und da ich ein ſtarkes Verlangen nach friſcher Luft ſpürte, denn die Räume waren überheizt, ſo kam des Kindes Wunſch dem meinen nur entgegen.

Kaum waren wir die Muſeums-Treppe hinabgeſtiegen und im Freien, ſo trieb Helene — wie man zu ſagen pflegt — der Bock. Ich will zuſehen, ob ich recht gehört; aber da verſteht' ich's ſchon wieder: ein krampfhaft unterdrücktes, ſtoßweiſes Schluchzen. „Helene“, frag' ich beſtürzt, beunruhigt und nehme ihr tränenüberſtrömtes Geſichtchen zeſt in beide Hände, um es mir voll zuzuwenden, „Liebling, was iſt Dir?“

Keine Antwort.

Endlich, auf abermaliges Befragen ringt es ſich noch immer ſchluchzend von ihren Kinderlippen:

„Papa, ſie ſollten aber nicht ſo von Dir reden, dieſe fremden Leute . . . . und . . . . und . . . . ſo lachen.“

Ich trachtete ihr die Tränen, ſprach ihr gütlich zu, ſie ſolle nur wieder luſtig ſein und von ihrem erſten Muſeums-Beſuche doch nicht wehmend heimkehren zur Mama.

Wohl ſah ich, da wir ſtumm weiter wanderten, wie es noch ab und zu in ihrem Geſichtl zuckte. Allein ſie bezwang ſich. Ganz tapfer ſchluckte ſie wieder und wieder die aufſteigenden Tränen hinunter.

Doch einer guten Weile, als ich abermals verſtohlen-forſchend nach meinem Kinde blickte, begegnen ſich unſere Augen und, ei es, was es ſei, blicken die meinen anfſallend ernſt oder hatte vorhin durch meine Worte dennoch eine geheime Trauer getlungen, plötzlich wirft meine kleine Tochter, an mir in die Höhe ſpringend, beide Aermchen um meinen Hals und ſpricht — mir klingt es noch heut' wie Muſik in den Ohren —: „Papa, der große Mann ſagte „nee“ und „Vorſicht“ und der eine, der neben ihm ſtand, hatte ganz ſchwarze Nägel. Ich hab's genau geſeh'n. Das,“ ihr Stimmchen zitterte, „ich glaub', das waren wirklich ordinäre Leute!“

Mehr brachte ſie nicht zu meinem Troſte hervor. Aber war es nicht übergenug? Und ſprachen ihre mich innig anſchauenden, großen braunen Kinderaugen nicht beredt und teilnehmend ſort, was ihr Kindermund noch nicht zu ſagen wußte: die Leute, die dein Bild ſchmähten, verſtanden doch nichts von Kunſt, alſo kann es Dich nicht kränken. Mußt darüber nicht traurig ſein.“

Digitized by Google

Meine Pate schwieg. Wiederum in der Erinnerung stieg die Rührung in ihm auf.

Dann sagte er leise: „Ja, ja, es ist eine gute Sache um die Teilnahme und lieblich ist's, wenn sie so von Haus aus einem Menschenkinde als holde Gabe der Natur mit auf seinen Weg gegeben ist."

„Wie Deiner Helene," sprach ich mit einem leichten Seufzer. „Und sie ist heut' noch so mitfühlend. Aber, wenn nun im Gegenteil eine gute Portion Selbstsucht in die Wiege gelegt ist, der ist übel dran."

„Sag' das nicht, mein liebes Patenkind: in dem schlummert oft genug auch noch eine zweite Sucht, die eine wunderbar gute sein kann: die Sehnsucht, meine ich. Wenn die ihn treibt, das dickköpfige, hartnäckige „Selbst" täglich ein wenig zu ducken, dann ist schon viel getan. Und ob sich ein Herz nun, wie das Deinige heut, nach Teilnahme sehnt, nach der zwiefachen: der empfangenden und der erweisenden, oder ob sich ein Herz nach einer anderen Tugend sehnt, glaube mir —" eindringlich wiederholte es der liebenswürdige alte Meister — „mit der Sehnsucht nach allem Guten und Schönen ist schon viel getan: zum mindesten ein Anfang gemacht, und es heißt nicht mit Unrecht: Aller Anfang ist schwer. Also, wenn er schon überwunden, so rufe ich: Frisch vorwärts und Glückauf. — Aber ich muß heim und mir scheint, wir zwei haben genug linkwandelnd philosophiert. Uebrigens — so eine lauschige Allee, sie ist wie geschaffen dazu. Ich hoffe, wir treffen uns hier bald wieder." Meine Pate hot mir die Hand, doch während er die meine fest umschloß, sagte er: „Aber wir trennen uns zu früh. Unsere beiden Heimwege laufen noch ein gutes Stück miteinander. Denn Du willst doch auch nach Hause?"

„Noch nicht, ich . . . ." Unwillkürlich stockte ich, weil ich fühlte, wie mirs verräterisch heiß zu Kopfe stieg. Und seine alten Maleraugen sahen mich auch forschend, herzlich an: „Ich darf wohl nicht wissen, wohin des Wegs?" fragte er lächelnd. „Aber wenn ich's errate?! Ich seh' Dir's ja an, Du willst umkehren, noch einmal zu der Freundin, weil Ihr zwar zusammen wart und doch ein wenig an einander vorbeisetzt. Ist's nicht so?" Ich nickte. Er nickte wieder und sah mich noch immer lächelnd an. Wollte er noch etwas von mir? „Ja", sagt' ich endlich etwas verwirrt, „falls ich Dich lieber noch begleiten soll, Pät, dann . . ."

„Nein, nein," wehrte er lebhaft ab. „Wo denkt Du hin? Ich bab' nur meiner Lebtag Freude daran gehabt, wenn es nicht beim „andächtig schwärmen" bleibt. Und von allen Vorsätzen ist mir einer der liebste: jeden guten geschwind in die Tat umzusetzen."

„Grüß' mir die Freundin, und ein vergnügtes Plauderstündchen."

Mein bester Kamerad.

Von Ola Alsen.

Ich will es Dir nur sagen,
Am schönsten spielt Mama,
Sie will nicht alles haben,
Und sagt zu allem ja.
Und spiele ich den Kutscher,
Dann trabt sie gern als Pferd,
Sie läuft, und scharrt, und wiehert,
Ganz wie es sich gehört.
Auch in dem Kaufmannsladen
Hab' ich die Kundin gern.
Sie sitzt nicht die Rosinen,
Gibt sie dem Laden-Herrn.
Auch wenn wir beide ringen
Werd' stets ich Sieger sein,
Trotzdem Mama so groß ist
Und ich noch ziemlich klein.
Wenn wir denn beide müd sind
Vom vielen Hottehüh,
Dann zieht mich meine Mutter
Stets liebreich auf die Knie,
Und schlingt die beiden Arme
Um ihren kleinen Wicht,
Und drückt vieltausend Küsse
Auf's heiße Angesicht.
Ich bin zwar schon fünf Jahre,
Doch will ich gern gesteh'n,
Auf meines Mütterchens Schoße
Ist's wunder — wunderschön.

Heimat.

Heimatodem, Heimatbrodem
Brausend durch die Brust mir weht.
Wie sich da die Lungen weiten!
Und die Arme muß ich breiten
Und die Hände zum Gebet.

Segenvolle Heimatscholle,
Du gibst meinen Knieen Kraft,
Und aus deinem Muttergrunde
Saugt mit immer durst'gem Munde
Jede Faser Lebenskraft.

Heimatsonne, Heimatwonne,
Wärme mir das deutsche Blut,
Zeig' mir's in deinem Scheine,
Zeig' mir's zum Firnenweine!
Firnenwein hat echte Glut.

George Paul Sylvester Cabanis.

Zwischen den Dornen und am Wege.

„Was der Verstand der Verständigen nicht sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt." Gestern Nachmittag schlenderte ich mit meinem neunjährigen Töchterchen durch die Stadt. Heiter und unbefangen gehen wir beide die Straße entlang. Vor manchem Schaufenster muß ich stehen bleiben und die ausgelegten Sachen betrachten. Hin und wieder treffen wir einen Bekannten und plaudern ein paar fröhliche Worte mit einander. Glückselig hält das Kind neben mir Schritt und freut sich unbändig darüber, mit „Vatern" zusammen zu dürfen. Und ich selber lausche den drolligen Bemerkungen und freue mich der unverkünstelten neuen Aeußerungen und Urteile. Da, wie wir um eine Straßenecke biegen, gibts ein lautes Geschrei und Gejohle, und in weitem Bogen fliegt aus der geöffneten Tür einer Schenkwirtschaft ein Mann heraus bis mitten auf die Straße. Ganz entsetzt bleibt das Kind stehen und schaut auf den Betrunkenen, der so unsanft hinausgeworfen ist. Mit beiden Händen faßt es die meinen und fragt, ohne mit den Augen von dem Trauerspiel abzulassen, das sich da so urplötzlich und mit elementarer Macht entrollt vor der jungen Seele: „Vater, was ist das?"

— „Ja, was ist das?! — Kind, Kind! Denke ich bei mir, wenn Du jetzt auf einmal zu begreifen vermöchtest, was das ist! Wo bleiben Deine Unbefangenheit und Dein froher Mut? Einen Augenblick jögere ich mit der Antwort. Was sage ich denn nur? Ach, denke ich dann, es ist das beste, ihr nicht zuviel zu sagen und leichthin antworte ich: „Ja, siehst Du, der Mann hat zu viel getrunken und — — wahrscheinlich hat er Streit begonnen — — — oder hat nicht bezahlen können, was er verzehrte — — oder hat sonst etwas Häßliches getan und — — — siehst Du, nun hat man ihn hinausgeworfen."

Die Trudel läßt kein Auge von dem Unglücklichen. In der geöffneten Wirtshaustür drängen sich lachend die Neugierigen. Der dicke Wirt renommiert und ruft dem Berauschten häßliche Worte zu. Der aber erhebt sich schwerfällig und zornig und wankt hin und her und erwidert natürlich die Schimpfworte. Ich verliere mein Töchterlein fast vergessend, aber sie hält mich zurück und ich sehe ihr die vollständige Verwirrung an, die dies Stück sozialen Elends in ihr angerichtet hat. Da kommt eine Frau mit einem Umschlagetuch über die Straße und greift den Arm auf, stützt ihn dem Manne auf den Kopf, faßt ihn unter den Arm und will ihn wegziehen. Der jedoch reißt sich los, stürzt nieder, erhebt sich wieder, und im nächsten Augenblicke liegt die Frau, von einem schweren Schlage getroffen, auf der Erde. Dann endlich sprengen Menschen hinzu und führen den Berauschten davon und jemand ruft: „Schämt Euch, Mannsleute!" — Die Frau weint und schlägt ihr Tuch über das Gesicht und eilt hinweg.

Und das alles hat sich so blitzschnell abgespielt, daß sich dies widerliche Schauspiel garnicht rechtzeitig unterbrechen konnte. Und das Kind hat das alles mit großen Augen angesehen und nun — gehen wir beide ganz still nebeneinander her.

Zum ersten Male in Deinem jungen Leben hast Du nun mein Kind, ein Kapitel aus dem dicken Buche der Alltagswelt kennen gelernt. Stumm gehen wir beide nebeneinander.

Digitized by Google

Da fühle ich plötzlich wieder die kleine Kinderhand in der meinen und als ich das Kind fragend ansehe, sagt es leise aus tiefstem Herzen heraus: „O Vater, wie gräßlich war das! — Was hat der Mann getan?“ — „Er hat so viel getrunken, ich sagte es Dir ja schon.“ — „Warum trinkt er denn so viel?“ — „Ja, warum trinkt er denn so viel? — — Weil er es nicht mehr lassen kann!“ — — „Warum kann er es denn nicht mehr lassen?“ — „Weil er es sich angewöhnt hat. Er hat keine Ruhe mehr den langen Tag, bis er betrunken ist.“ — „Wird er denn immer hinausgeworfen?“ — „Nein, sicherlich nicht — Ach, wer weiß, was das früher für ein prächtiger Mann gewesen ist, der war ja nicht immer ein Trunkbold. Er hat anfangs seine Freunden wollen, aber langsam, ganz langsam hat er sich das Trinken angewöhnt, bis er es auf einmal merkte, daß er es nicht mehr lassen konnte, und nun — ja Du hast es ja selbst gesehen, wie weit es mit ihm gekommen ist.“

„Und die Frau hat er geschlagen! — War das wohl seine Frau?“ — „O Vater, wie konnte denn der Mann seine Frau schlagen, die hatte ihm doch nichts getan? Sie wollte ihm ja nur helfen.“

„Ach, der Mann weiß ja nicht, was er tut. Er ist berauscht und hat seine Frau gar nicht erkannt oder er hat sich vor seinem Zorn so hinreißen lassen, daß er nicht bedachte, was er tat“ ... Eine Zeitlang blieb sie stumm. — „Vater, gibt es denn viele Menschen, die so trinken?“ — „Ach, ja, sehr viele, liebes Kind!“ — „Du trinkst garnichts?“ — „Nein, ich trinke niemals etwas, wovon ich betrunken werden könnte.“ — „Vater, die Polizei muß alle Bierhallen zumachen, daß gar kein Bier mehr verkauft wird. Sonst weiß ich nichts.“

Ach so, über ein rationelles Mittel zur Abhilfe hat Du inzwischen nachgegrübelt, kleine Sozialreformerin. Das macht Dir alle Ehre, und wahrhaftig, Du hast uns Schwarze hineingeworfen. — Wirklich, es ist die einzig denkbare Lösung des Konfliktes, nur .... „Ja, weißt Du“, sage ich laut, „das ist ganz richtig, aber das kann die Polizei nicht auf einmal, denn dann würden viele Leute zornig werden und würden sich das nicht gefallen lassen wollen, und neue Bierhallen würden gebaut werden oder die Leute würden Wein oder Schnaps trinken und das wäre dann ebenso schlimm und alles hätte nichts geholfen.“

„Ja, dann .... !“ (lange Pause) .... (Riesenpanik) ... Freilich, da verlagt auch Deine jindisfaitt und das Verständnis und die Kraft zur Lösung dieser wichtigsten Kulturaufgabe unserer Zeit, nun ist auch Deine junge Weisheit am Ende, wie bei so vielen Menschen! Es gibt keine Lösung außer der einen, der unsäglich mühevollen, außer derjenigen, die eine menschliche Geduld und unermüdliche Arbeit jahrein und jahraus erfordert — die Aufklärung.

„Vater, ich trinke einfach niemals so etwas, dann kann ich es mir auch nicht angewöhnen.“ — „Das ist recht, mein Kind“, sage ich, das ist das einzige Mittel, sich vor der Trunksucht zu bewahren. Ein anderes gibt es nicht, kann es nicht geben.“

Wenn doch mancher Erwachsene die Treffsicherheit des Kindes sich bewahrt hätte! Wie viel besser stünde es heute! Aber so geht es immer: „Was der Verstand der Verständigen nicht sieht, das sieht in Einfalt ein kindlich Gemüt.“

H. Scharrelmann.

Eltern-Ecke.

Geburtstagsgespräch. Es bedarf wohl keiner besonderen Begründung mehr, daß wir Mütter die Pflicht haben, unsere Kinder über die sexuellen Verhältnisse aufzuklären, weil es ethisch und ästhetisch wünschenswert ist, daß das Kind aus dem Munde der Mutter auf eine reine und würdige Weise zuerst erfahre, was ihm sonst als Heimlichkeit schmutzig und häßlich zugetragen wird. Dagegen ist die Art, wie das zu machen sei, noch nicht festgestellt, und wir haben einen Weg, der über alle Schwierigkeiten hinwegführt, noch nicht gefunden. Ich möchte behaupten, das liege zum großen Teil daran, daß wir Mütter einer liebergangszeit so viel in uns zu überwinden haben, was durch unsere von ganz anderen Anschauungen ausgehende Erziehung unserm Fleisch und Blut sich mitgeteilt hat. Wir müssen erst eine Entwicklung in uns durchmachen. Ich bin zu dieser Ansicht durch die Erfahrung gekommen, daß es mir meines Dafürhaltens erst bei dem Jüngsten meiner Kinder gelungen ist, die Aufklärung taktvoll und hinreichend zu geben. Vielleicht nütze ich, wenn ich das betreffende Gespräch hier getreu wiedergebe. Ich möchte noch vorausschicken, daß dies kein genau nachzuahmendes Muster sein soll. Es handelt sich bei solchen Gesprächen darum, genau auf den Gedankengang des Kindes einzugehen, und daher muß jede abweichende Antwort des Kindes eine Aenderung im Gefolge haben. Nun zur Sache!

Mein jüngster Sohn feierte seinen zwölften Geburtstag; und da er ein stilles, in sich gekehrtes Kind mit besonderen Liebhabereien ist, war ich noch nicht auf den Gedanken gekommen, ihn aufzuklären. Der zwölfte Geburtstag war mir eine Mahnung, und so benutzte ich einen kleinen Spaziergang, den ich mit ihm machte.

Heute vor 12 Jahren, mein geliebter Junge, bist du aus mir herausgekommen. Du weißt doch, daß du vorher schon eine ganze Weile in mir gesessen hast?

Na natürlich weiß ich das. Das weiß ja jedes Baby.

Im Pflanzen hast du es ja schon oft gesehen, wie in der Blüte sich ganz allmählich die Frucht bildet. Erst ist sie ganz klein, daß man sie kaum zwischen den Blütenblättern entdeckt; später schmilzt sie immer mehr an und wird groß und stark. So mußt du dir das auch beim Kinde im Mutterleibe vorstellen.

Das kann ich mir auch vorstellen und verstehe es ganz gut. Bliebe aber nur Frauen Kinder kriegen, die verheiratet sind, das kann ich mir garnicht erklären.

Da muß ich dir wieder schildern, wie es bei den Blumen ist, von denen du ja schon so Manches gelernt hast. Es entstehen auch nicht aus allen Blüten Früchte. Du kennst die Blütenteile, die man Staubgefäße und Stempel nennt. Der Blütenstaub, der in den Staubgefäßen enthalten ist, muß erst auf den Stempel fallen, damit eine Frucht sich bilden kann. Geschieht dies nicht, so verdorrt die Blüte, ohne Frucht zu tragen.

Das ist doch gerade das, was ich garnicht verstehen kann, das, was anders ist, als bei der Blüte. Da kommt doch der Blütenstaub erst hinein, ehe die Frucht kommt. — Kommt denn durch das Heiraten auch etwas in die Mutter hinein?

So ist es, mein Kind, und daß es so ähnlich ist, wie bei der Pflanze, kannst du daran erkennen, daß man es ebenfalls Befruchtung nennt. Aber so genau erklären, wie bei der Pflanze, kann ich es dir nicht, denn es ist nicht so einfach zu verstehen. Die gelehrtesten Leute haben die dicksten Bücher darüber geschrieben.

Das finde ich aber komisch, Mutti! Du hast doch selbst viele Kinder bekommen. Da müßtest du eigentlich wissen, wie das zugeht.

Das ist garnicht komisch, mein Kind. Du könntest aber sagen, es ist wunderbar, daß wir gerade das, was in uns selbst vorgeht, so schwer erkennen. Ist es nicht wunderbar, daß das, was wir essen, Brot, Fleisch, Früchte, sich in unserm Körper zu Teilen unseres Blutes und Fleisches verwandelt? Davon weißt du vorläufig auch nur, daß es so ist, kannst dir aber nicht vorstellen, wie es zugeht, nicht wahr?

Das ist richtig, das ist ganz ebenso; das hatte ich mir noch garnicht überlegt.

Je mehr du dir alles, was du siehst und hörst überlegen wirst, desto mehr wirst du erkennen, wie wunderbar alles ist. Und zu dem wunderbarsten und schönsten gehört, daß, wenn zwei Menschen so recht voll Liebe immer zusammen sind, dadurch ein neues Menschenkind erstattet. Nicht wahr, mein geliebtes Kind? —

Ja, das finde ich auch sehr schön, aber, Mutti — ich weiß doch nicht — andere Menschen, die nicht verheiratet sind, leben doch auch zusammen in einer Wohnung und haben doch keine Kinder.

So innig und eng zusammen leben anständige, brave Menschen nur, wenn sie sich entschlossen haben, immer beisammen zu bleiben und für die Kinder die dann kommen können, immer treu zu sorgen, und daß sie sich das gegenseitig versprechen und vor allen Leuten sich dazu versprechen, das nennt man eben heiraten. Das sieht du doch ein, daß ein anständiger Mensch so denken muß, nicht wahr?

Ja, das ist ganz richtig; aber weißt du, Mutti — es gibt auch unanständige und schlechte Menschen; bekommen die denn Kinder, wenn sie nicht verheiratet sind?

Ja, mein Kind, das kommt vor, daß unverheiratete Frauen Kinder bekommen, arme, unglückliche Kinder, die dann keinen Vater haben. Denn der Mann, der ihr Vater sein müßte, ist schlecht und kümmert sich nicht darum, ob durch ihn ein Kind entstanden ist. Da hat's denn die Mutter recht schwer, die Sorge für das Kind allein zu tragen. Wenn nun ein Kind bekommen hat, ist man in der ersten Zeit sehr schwach; da drücken die Sorgen doppelt schwer.

Ja, so ein Mann ist sehr schlecht; aber so eine Frau, ist die nicht eigentlich sehr dumm? Daß sie auch so einen Mann lieb haben kann?

Sie ist vielleicht sehr jung und unüberlegt und hat Niemanden, der ihr einen guten Rat gibt. Jedenfalls tut sie mir so leid, daß ich nicht das Herz habe, sie dumm zu nennen.

Wenn sie wieder ganz allein gut für ihr Kind sorgt, kann sie eigentlich garnicht dumm sein. Oder sie ist durch die viele Sorge klug geworden, nicht wahr?

Das kann schon sein, mein liebes Geburtstagskind. Und nun, wo du schon ein bischen mehr davon weißt, wie du geboren worden bist, kannst du dir die Schokolade erst recht schmecken lassen. Wir wollen rasch Schlagsahne dazu bestellen. D. D.

Digitized by Google

April 1906.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

Die Augen des Eitlen. Von Else Haffe.
Vom Trostecken. Von Sofie Lauté.
Zwischen den Dornen und am Wege.
Eltern-Ecke.

Die Augen des Eitlen.

Für die reifere Jugend.

Von Else Haffe.

Ist Euch schon einmal die griechische Sage von Narziß erzählt worden? Narziß, ein schöner Jüngling, kam einmal auf seinen Streifereien durch Flur und Hain an einen kleinen Teich, zu dessen klarem Wasserspiegel er sich herabbeugte, um sich durch einen frischen Trunk zu erquicken. Da sah er auf der frischen Fläche ein wunderschönes Antlitz schwimmen, gleich einer Rosenblüte, das ihm mit dunklen, verwunderten Augen stumm entgegenblickte. Narziß starrte wie gebannt darauf hin, denn — denkt einmal! — er wußte nicht, was ein Spiegel ist und daß es sein eigenes Angesicht war, was ihm aus dem dunklen Wasser entgegenleuchtete. Als er sich erhob, verschwand auch das jugendschöne Gesicht im Teich — und nun, von Liebe für das herrliche Bild ergriffen, wanderte Narziß klagend und sehnsüchtig durch die Lorbeerhaine und Olivenwälder. Er fand nimmermehr, was er suchte!

War der junge Narziß, der sich in sein eignes Spiegelbild verliebte, nicht ein törichtes Menschenkind? — Ihr denkt freilich: solche märchenhafte Einfalt kann nur in einer Geschichte vorkommen, die vor grauen Zeiten passiert sein mag, sodaß sie nun eigentlich nicht mehr geglaubt werden kann!?

Ich meine jedoch, daß es auch heute noch recht viel weibliche und auch männliche Narzissen gibt, die sich in ihr eignes Spiegelbild verlieben, nur mit dem Unterschied, daß sie zu dem Abbild im Spiegel: „Ich — Gretchen!" oder „Ich — Amanda!" oder „Ich — Theodor!" sagen, und nicht wie der kindliche Narziß: „Du fremder Liebling!"

Wie kommts denn nun, daß man sich in sein eignes Spiegelbild verlieben kann? Gehören dazu klare oder trübe Augen? Was meint Ihr?

Ich glaube nämlich, wenn Gretchen oder Amanda oder Theodor nur das Schöne in ihrem Gesicht sehen und an keinem Teich oder Spiegel oder Schaufenster vorübergehen können, ohne nach dem Schönen in ihrem Gesicht zu spähen, so haben sie nur halbklare Augen. Sie sehen vielleicht ihre helle Stirn, aber nicht die kleine Zornesfalte auf der Stirn. Sie betrachten ihren roten Mund und die runden Wangen, aber nicht den leisen, ärgerlichen Zug am Munde. Sie schauen sich ihre blauen Augen an, entdecken aber nicht den trotzigen, kalten oder eitlen Blick in den Augen.

Eitle Augen sind unnatürliche Augen. Durch das viele eitle Schauen werden sie so herausgedreht und so seelenlos blank wie der Spiegel, in den sie immer hineingucken. Ihr wißt, der Spiegel ist leer und grau, wenn kein großes, buntes Bild hineinfällt und niemand davorsteht. So bekommen auch die Augen des Eitlen etwas Leeres, Graues — kein hohes schönes Bild steht davor, keine große fremde Welt, nur der eine kleine Gedanke: „Was bin ich für ein reizender Kerl — wenn ich erscheine, geht die Sonne auf!"

Ich las einmal in einer alten Schauergeschichte von einem Ahnenbilde in einer Schloßgalerie, das bei besonderen Gelegenheiten die gemalten Augen verdrehen und sogar ganz umkehren konnte, sodaß die Ahnfrau sich selber mit den eignen Augen anzublicken schien. Das machte nun einen schaudererregenden Eindruck, und alle, die es sahen, ergriffen die Flucht. Mich gruselts aber garnicht, wenn ich daran denke. Denn so etwas kann man alle Tage sehen. Wenn auch nicht gerade so wie die alte Ahnfrau, so tun dasselbe doch die Eitlen auch: sie schauen nur auf ihr liebes Ich hin, mit Blicken, Gedanken, Worten und Werken.

Aber — werdet Ihr sagen — das macht doch keinen schaudererregenden Eindruck? und die-Menschen ergreifen doch vor dem Eitlen nicht die Flucht? O ja, der Eitle merkt es nur nicht. Das Interesse der Andern, ihre Freundschaft, ihre Liebe ergreift die Flucht, wenn er sich so eitel spreizt.

Die Blicke der Menschen fliegen ihm dann nicht liebevoll entgegen, sondern laufen mißbilligend von ihm weg — manchmal lachen die Blicke auch hinter ihm drein, denn es ist sehr komisch, wenn Einer immer um sein liebes Ich herumtänzelt mit Kosen und Sorgen: „Steht mir dies und das? werde ich gefallen, Eindruck machen? werde ich die Andern anstechen und überstrahlen?"

Wenn Einer in Gesellschaft nur von sich, seinen Taten, seinen Erfolgen redet, dann läuft die Aufmerksamkeit und das Interesse der Andern davon, und das merken wir daran, daß sie nur immer „Hm — ja — J! — Ach! — Was!! — So?? — Nein wirklich — O ja freilich!" sagen.

Selbst das Wohlgefallen der Menschen wendet sich vom Eitlen ab, denn ein Eitler bleibt nicht anmutig und „nur die Anmut macht unwiderstehlich", wie Goethe

Digitized by Google

sagt. Wenn wir über einen großen Saal gehen und plötzlich denken: „Jetzt schauen Dich alle an!“ — nichtwahr, da ist's, als hätten wir Blei an den Füßen und der Gang wird plump, schleppend, steif, gespreizt, geziert. Wer zuviel an sich denkt, verliert alle Anmut und bewegt sich ganz unnatürlich.

Und die Freundschaft nimmt Reißaus vor dem Eitlen — warum wohl? Nun, wenn einer immer nur beweihräuchert und gelobt und unsicheichelt sein will, dann kann es kein ehrlicher Mensch bei ihm aushalten. Denn wenn wir jemandem freundschaftlich ergeben sind, dann wünschen wir, er möge recht, recht hoch stehen, und dann muß er's auch vertragen, daß wir ihn manchmal bescheiden und liebevoll auf einen Fehler aufmerksam machen, damit er ihn überwindet und wir Ehrfurcht vor ihm haben können. Ein eitler Freund aber ist wie der gläserne Berg im Märchen: jede Ermahnung, jeder Tadel rutscht an ihm ab wie der Ritter, der hinaufreiten wollte, an der Wand des gläsernen Berges abrutschte. Und wie in den gläsernen Berg niemand hinein kann, obwohl die Augen alles wahrnehmen, was sich drinnen befindet, ebenso sieht man ganz genau auch alle selbstgefälligen Gedanken in einem eitlen Herzen, aber hinein kann niemand: die Eigenliebe hat das Tor zugeschlossen und da ist jede andre bessre Liebe ausgesperrt.

Aber es will auch niemand gern hinein in ein solches Herz — es ist kalt, ungemütlich und uninteressant dort drinnen. Warum ist denn der Mensch uninteressant, der das Auge immer auf sein liebes Ich richtet? Gehört das nicht zur Selbsterkenntnis, sich selber anzuschauen und zu beobachten? Ja, aber zwischen Selbsterkenntnis und Eitelkeit ist ein großer Unterschied: die Selbsterkenntnis dringt ins Tiefste um der Wahrheit willen, und die Eitelkeit haftet am Aeußeren um der Selbstgefälligkeit willen.

Nein, ein Eitler ist nicht interessant, er hat keine tiefen Gedanken. Nur das sind tiefe Gedanken, die etwas Größeres und Höheres, als unser Ich ist, umschließen. Ein Eitler spricht Worte ohne Seele. Denn seelenvoll sind Worte erst, wenn sie von Liebe erfüllt sind — lieben aber heißt: in Andern leben! Ein Eitler hat ungesunde Gefühle: so wie der süßliche Patschouligeruch die gesunde Luft verdeckt, so daß man sich neben einem parfümierten Menschen nach einem frischen, reinen Luftzug sehnt, so verdecken die eitlen Gefühle alle gesunden, echten Empfindungen und man sehnt sich neben einem eitlen Menschen nach einem Hauch von gesunder Wärme und echtem Frohsinn.

Warum hat wohl der Eitle keine rechte Freudigkeit? Nun, ganz heimlich schaut und lauert er immer, ob ihm auch genug Bewunderung oder Ehre und Anerkennung gezollt wird, er hungert nach Schmeicheleien, er hascht nach Beachtung und benimmt sich auffallend, damit sich die Leute nach ihm umgucken — und dabei wird er ganz unruhig und nervös: denn auch alle Nerven spannen und haben lauernde Augen bekommen. Sehen sie nun, was sie zu sehen wünschen? Leider nein. Denn die Eitlen möchten ja, daß jeder Mensch für sie ein Spiegel des Narziß sein soll, in dem sie sich reizender wiederfinden als sie sind und in welchem sie die Worte lesen wollen: Du bist die Schönste im ganzen Land oder die Beste, Begabteste, Glänzendste, Geehrteste! Wer diese Worte durchaus hören will, der wird auf der ganzen Welt keinen ehrlichen Spiegel finden, der sie ihm zuflüstert — Schneewittchens Stiefmutter fragte auch vergebens, so lange ihr Spiegel ehrlich blieb.

Wie kann man denn nun von der Eitelkeit loskommen?

Es gibt ein schönes Bild von einem berühmten italienischen Meister, das stellt die heilige Lucia dar, wie sie vor das Jesuskind hintritt und ihm in einem Glasschälchen ihre Augen zum Opfer darbringt. Blind ist jedoch die junge Heilige nicht, vielmehr leuchten ein Paar lichtblaue Augen wie Sterne in ihrem Antlitz. Was bedeutet diese seltsame Opferung der Augen, die sie doch nicht verloren hat? Nun nichtwahr: sie opfert den eitlen, selbstgefälligen Blick, damit das Auge rein wird von aller Eigenliebe und Gefallsucht. Nur reine Augen können alle Herrlichkeit und göttliche Schönheit der Welt widerspiegeln. Die Heilige wußte, wozu unsre Augen dienen sollen —: Sterne sind sie und zu Sternen sollen sie aufblicken.

Es gibt Augen, die haften nur am Boden, und was sie da suchen, sehen und finden, das macht den Blick finster und trübe oder begehrlich und wild, das zeichnet Sorgenfalten oder tiefe Furchen der Leidenschaft ins Antlitz. Und dann gibts welche, deren Blick wandert grade aus: er sucht ringsum nach Beifall und Bewunderung, er schindet auf flüchtige Genüsse, er begehrt nach dem Spiegel des Narziß — in solchen Augen steht nichts anderes geschrieben als Ich und noch einmal Ich. Diese Augen, deren Blicke nicht emporsteigen können, sind nicht schön. Schön sind die aufgeschlagenen Augen, die nach oben schauen; die mit sprechendem Ausdruck sagen: ich vergleiche — hier unten ist mein eignes kleines Leben, mein geringes Können, meine flüchtige Jugend und Schönheit und dort oben ist das Große, Hohe, Ewige. Nur durch den sehnenden Aufblick nach der Welt des Guten empfange ich alle Kraft, alle Tüchtigkeit, alles Glück. Das Beste, was ich habe, kann ich mir nicht selber geben.

Die aufgeschlagenen Augen schauen hinein in den offenen Himmel: da sind Sonne, Mond und Sterne, ferne Gipfel und Morgenröten, Helden und Gottesstreiter, alles was uns zur Andacht, Ehrfurcht und Liebe hinreißt — eine Fülle des Reichtums und der Weisheit. Der Eitle aber, der sich selber die höchste Höhe und der Mittelpunkt der Welt ist, steckt mitten in den Wolken der Selbstgefälligkeit und ahnt es nicht, wie reich das Leben ist.

Dante erzählt in der „Göttlichen Komödie“ einmal von einem Traum, den er gehabt: Zwei schöne Frauen sieht er im Paradiese lustwandeln; die Eine, Lea mit Namen, schmückt sich mit farbenreichen, köstlich duftenden Blüten und schaut dann und wann in einen klaren Spiegel, den ihre Schwester Rahel fest in den Händen hält, keinen Blick von ihm verwendend. Die Blumen, mit denen Lea sich schmückt, bedeuten Liebeswerke und Taten der Selbstüberwindung; der Spiegel, in den die Schwestern hineinschauen, ist jedoch dem Spiegel des Narziß nicht ähnlich, es ist kein Spiegel der Selbstgefälligkeit; sie erblicken darin nicht ihr eignes geschmücktes Bild, sondern aus diesem Spiegel strahlt wie eine Sonne das Bild göttlicher Vollkommenheit. Und nur wer in solchen Spiegel hineinschaut, wird sich aus Liebe zu dem, was er darin erblickt, mit paradiesischen Blüten, mit echten Liebestaten schmücken können.

In einem Zeitungsartikel, den eine Gräfin geschrieben hatte, fand ich kürzlich das Wort: „Die Zeit, die vor dem Spiegel verbracht wird, ist die bestangewandte im Leben einer Frau.“ Es kommt darauf an, was für einen Spiegel die Gräfin meint: wenn sie an den Spiegel der Rahel dächte, so würde sie Recht haben; denkt sie aber an den Spiegel des Narziß, der zur Eitelkeit und Selbstgefälligkeit reizt, so hat sie eine rechte Dummheit gesagt — schlechter kann man seine Zeit nicht anwenden, als wenn man sie vor solch einem Spiegel verständelt.

Vom Trostteckchen.

Von Sofie Latté.

Auf den Schultern, da wo sie zum Hals übergehen, haben wir alle zwei Winkel, die Schulterecken. Faßt nur

Digitized by Google

hin! Diese beiden Winkel meine ich, wenn ich Euch vom Trostecken etwas erzählen will.

Ihr wißt gewiß schon aus Erfahrung, daß die Mutter oder der Vater da einen Winkel haben, den man eigentlich Trostecken nennen könnte. Erinnert Ihr Euch nicht, wie Ihr manchmal Euren kleinen Kopf dahin legt, wenn Ihr müde seid oder irgend einen Kummer oder eine Sorge habt? Da liegt es sich gut und sicher in so einem Eckchen. Da kann man sich ohne Scheu ausweinen, wenn man sich gerade darnach sehnt. Da kann man seinen kleinen Kopf hineinlegen, so ganz tief hinein, wenn er voller Sorgen ist, sodaß man gar kein Licht mehr sieht. Und wenn man den Kopf dann wieder hebt, dann sind auch die Sorgen verschwunden. Wie seltsam das ist, nicht wahr, und wie schön?

Ja, aber es ist nicht nur das Eckchen, das das Wunder zustande gebracht hat; da gehört auch noch etwas anderes dazu und das andere ist eigentlich die Hauptsache: nämlich der Kopf, das Herz und die Hände, die zu dem Schulterwinkel gehören. Der Kopf: um den kleinen Wesen, das voller Vertrauen sein Gesicht in den Schulterwinkel legt, mit Verständnis zuzuhören, das Herz: um auf seine Schmerzen einzugehen und sie zu begreifen, und die Hände: zum liebkosen. Ja, Herz, Kopf und Hände haben den Hauptanteil, um den Winkel auf der Schulter wirklich zu einem Trostecken zu machen.

Wenn Ihr's versuchen würdet, Euren mit Sorgen beladenen Kopf auf die Schulterecke eines ganz Fremden zu legen, dem Ihr ganz gleichgültig seid, dann könnt Ihr es noch so lange versuchen. Die Sorgen, die Sorgen wollen nicht fortgehen. Der Kopf, das Herz und die Hände, die zu dieser Ecke gehören, haben eben keinen Anteil daran. Und sie gerade sind doch die Hauptsache.

Ihr Kleinen versucht einmal, ob Ihr Eure Schulterwinkel nicht zum Trostecken gebrauchen könnt.

Da sind Eure Geschwister. Wenn Ihr solche habt, könnt Ihr gleich damit anfangen. Oder habt Ihr keine Geschwister, dann sind es die Nachbarskinder oder Eure Gespiele und Gespielinnen, Eure Freundinnen und Freunde. „Komm in mein Trostecken," sprecht Ihr recht lieb, wenn Ihr sie traurig seht.

Da guckt man Euch wohl erst verwundert an: „Was ist denn das?" Nun, dann braucht Ihr erst garnicht lange zu erklären, ja, Ihr braucht überhaupt garnichts zu sagen. Ihr nehmt den kleinen Kopf, der da voll Kummer ist und zieht ihn sanft in Eure Schulterecke hinein. Und nun versucht mit Eurem Kopf zuzuhören, so gut und aufmerksam wie es nur möglich ist, und mit Eurem Herzen sich an seine Stelle zu versetzen; die Hände zum liebhaben wissen dann schon allein, was sie tun sollen. Und wenn das kleine Wesen dann nach einer Weile wirklich getröstet den Kopf wieder aufhebt, dann wißt Ihr, Ihr habt Eure Schulterecke zum Trostecken gemacht und Euch wird so wohl und froh zu Mute sein. Wißt, es ist etwas Hohes, Herrliches, trösten zu können, wenn jemand traurig und verlassen ist.

Das kleine Geschöpf aber, das Ihr getröstet habt und das nun wieder froh in die Welt schaut, wird vielleicht nun wissen, was ein Trostecken ist. Und weiß es das noch nicht, dann erzählt es ihm und sagt ihm auch, daß es selber zwei davon besitzt, wenn es nur den guten Willen und das Herz dazu hat.

Sagt ihm, daß eigentlich alle Menschen versuchen sollten, solche Trostecken zu haben, alt und jung, groß und klein, Bube und Mädchen. Ja, auch wenn Ihr fröhlich seid, könnt Ihr recht oft davon sprechen, damit recht viele wissen, was das bedeutet und jeder versucht sich selbst eins einzurichten.

Und wenn erst alle Menschen wissen, was ein Trostecken ist und alle Menschen es selbst anwenden, dann wird es keine ganz einsamen Menschen mehr geben, keine Menschen, die ein großes, schweres Leid tragen für sich allein jahrein, jahraus und niemanden finden, dem sie sich anvertrauen können. Dann wird es keine armen unglücklichen Kinder mehr geben.

Darum, Ihr Kleinen und Großen, werbet für das Trostecken! Jede Schulterecke, die da ein wirkliches Trostecken ist, verhilft der allgemeinen Menschenliebe zum Siege.

Zwischen den Dornen und am Wege.

Zum Andenken E. A. Roßmäßler's. Kann uns eigentlich ein Mann, der schon vor hundert Jahren geboren wurde, noch viel Neues sagen? Ach ja, denkt ihr: das tun ja die Klassiker, die Leute, die eine Klasse für sich bilden, gewissermaßen eine Ober-Oberprima oder Sekta, eine „Akademie der Unsterblichen," so genannt, weil sie schon eine so lange Welle unsterblich sind, daß sie sich natürlich an der späten Jugend durch unsterbliche Langeweile rächen!

Pfui, wie unehrerbietig! Aber ich will annehmen, Ihr meint den Cicero oder T. Livius — da will ich's mal hingehen lassen. Nein, man braucht aber gar nicht „Klassiker" zu sein, um heute noch etwas Vernünftiges zu sagen zu haben. Man muß nur seiner Zeit ein tüchtiger Mensch gewesen sein mit Kopf und Herz auf dem richtigen Flecke; der Kopf muß richtig gedacht, das Herz richtig empfunden haben, damit sind solche Gedanken und Gefühle aus der Zeitlichkeit heraus und gehören allen Menschen an. — Es hat sein Gutes, daß unsere Zeit jetzt (ein bischen reichlich!) in die Sucht, Jahrhundertsfeste zu feiern, verfallen ist. Wir leiden ein wenig an Mutationszwang nach dem Kopfe, Ruhmsucht und Trommelsucht, wie wir's so herrlich weit gebracht haben; dagegen ist es immer gut, ein bischen Geschichte einzunehmen zum Purgieren. Darum laßt mich Euch heute hier ein paar Worte des Naturforschers, Volksfreundes und Demokraten Roßmäßler hersetzen, damit ihr seht: so klug wie wir heute, war der vor 70 Jahren schon lange. Will sich aber einer von Euch näher mit dem Verfasser des „Menschen im Spiegel der Natur" beschäftigen, so laßt Euch vom Verleger K. G. Lutz in Stuttgart die vom Deutschen Lehrerverein für Naturkunde herausgegebene „Festschrift zum hundertjährigen Geburtstage E. A. Roßmäßlers" für billiges Geld schicken. Ihr macht da eine feine Bekanntschaft mit einem guten Menschen. Jetzt soll er das Wort haben:

Ueber Gott und Christentum.

„Nicht in meiner Phantasie, sondern in meinem sittlichen Bewußtsein wohnt mein Gott, er ist überall bei mir und ich bei ihm. Von niemand nehme ich einen andern Gott, lasse mir aber auch meinen Gott von niemand nehmen. Denn kann ich ihn nicht, weil er nicht außer mir ist; ich diene aber jedenfalls seinem Willen, der auch mein eigener, geläuterter Wille ist, der da heißt: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Haben andere einen anderen Gott, und ist es ein solcher, der nicht mit einem bloßen Worte hervorgezaubert haben soll, so lasse man sie; kein Mensch hat ein Recht, ihnen darob zu zürnen, am allerwenigsten diejenigen, welche versäumt haben, jenen durch wahre Menschenbildung die Mittel zu bieten, sich für ihren Glaubensgott einen Vernunftsinngott einzutauschen. Wenn nur der oberste Grundsatz ihres Lebens die Liebe ist. Es ist eins der unveräußerlichen Menschenrechte, sich eine Gottvorstellung zu bilden, wie jeder eben befähigt ist. Urteilen aber können und sollen wir über den Gott, der ein Mensch hat. Wer mir sagt, ohne Gott sei es uns zu sagen braucht, leicht die Beschaffenheit des Gottes eines jeden Menschen beurteilen können, wenn wir auf dessen Handlungen sehen. Da werden wir in den meisten Fällen finden, daß die Menschen einen dessern Gott zu haben vorgeben, als ihre Taten bezeugen."

„Das Prinzip des reinen Christentums finde ich einfach, kurz und klar in den zwei testamentlichen Ausssprüchen enthalten: „Liebe Gott über alles und deinen Nächsten wie dich selbst", und: „die Gott anbeten, sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten." Das ist der Kern des Christentums, alles andere ist Seiwerk; und wer nach diesen zwei Grundsätzen lebt und handelt, der ist Christs Jünger, mag er getauft sein oder nicht."

Ein Stückchen Moralunterricht.

Unter dem Titel „Denkt daran!" erzählt Roßmäßler, wie ein junges Ehepaar sich, im Schlitten von einer Ballfestlichkeit heimkehrend, über das Erlebte unterhält. Zuhörer ist ein armer Handwerksburschc, den die Reisenden menschenfreundlich hinten haben aufsitzen lassen.

„Erinnere dich noch einmal" sagte der Gatte, „an die ganze Gestalt der alten Gräfin, als sie die scheidenden Gäste mit ihrem noblen Anstande entließ und, in den kostbaren Zobelpelz gehüllt, bis an die Treppe begleitete. Ich dachte darüber nach, wie viel an Zeit und Kraft und Mühjal erst aufgeboten werden muß, ehe eine vornehme Baldame sie und fertig daseht."

Digitized by Google

Die Pflege der Brillanten beleuchteten mir eine schwarze, nackte Menschengestalt; es war der unglückliche Sklave, der die Brillanten in dem aufgewühlten Boden Brasiliens suchte, während hinter ihm das spähende Auge des Sklaventreibers jede seiner Bewegungen belauschte, ob er vielleicht einen kostbaren Fund verschlucke. Aber der Sklave leiserte seine Funde ab und taucht abends seine harten Maiskörner. Heute glänzten die Brillanten am Halse der Gräfin, durch den die Leckerbissen aller Länder zögernd hinabglitten, weil sie von keinem Hunger gerufen waren.

Dann war es mir, als sei ich auf dem Meere. Ich sah an langem Tau einen Menschen aus der Tiefe des Meeres in das Boot emporziehen. Blut stürzte ihm aus Mund und Nase, und lange lag er bewußtlos da. Andere leerten inzwischen einen Sack, der ihm am Gürtel hing. Er enthielt große, platte Muscheln. Solcher Muscheln sah ich auf dem sonnbeschienenen Ruderraum des nahen Eilandes viele liegen, zu kleinen Haufen aufgeschichtet. Die Fäulnis der Muscheltiere verpestete ringsum die Luft, und doch wurden die Haufen dann zu hohen Preisen an herzugekommene Käufer verteilert. Es war eine Art Lotterie. Die Käufer durchsuchten dann die zu Gallerte in Verwesung stinkenden Tiere nach — Perlen. Ich sah freudige und betrogene Gesichter, und auch das stolz lächelnde Auge der Frau Gräfin mußte dorthin blicken, wo Menschen ihr Köstlichstes, ihren Lebensboden, daran setzen, um ihr Perlen zu suchen, dieses kostbare Exzeugnis einer Krankheit.

Das seidene Kleid der Gräfin — und welche der übrigen Damen hätte an ihrem Ballstaat der Seide entbehrt — verwünschte mir noch inniger meine Lieblingswissenschaft, die Wissenschaft von der Natur, mit den Bedürfnissen der bunten Gesellschaft vor mir. Wie viele Hunderttausende von Seidenraupen hatten sich in ihren Kokons kleine Nahestürzen gewebt, aus denen sie nach wenigen Wochen zu neuem, beschwingten Leben erwachen wollten; — den Mensch machte sie zu ihrem Sarge und setzte sich zum Erben der in der Glut des Ofens Getöteten. Er wickelte mühsam den hunderte von Ellen langen, feinen Faden ab, und hunderte derselben zogen erst einen Faden, der dick genug war, um den schwere Seidenrobe unserer Frau Wirtin daraus zu weben. Die lang ist die Kette von Arbeit, wodurch sich das Maulbeerblatt, welches sich im Magen der Raupe in den Seidenstoff umwandelt, an ein seidenes Kleid knüpft! Gewiß erhöht es den Wert eines Besitzes und den Genuß daran, wenn man es nicht scheut, in Gedanken den langen Weg rückwärts zu gehen, der bis an die Quelle seines Ursprungs führt. Freilich nicht bei jedem. Denn ein solcher Weg führte mich in den Wohnsitz die Menschheit schamrot machenden Elendes. Während unsere Damengesellschaft von heute abend vor der leeren Tafel schwatzte, saß im hundert Kerzen taghellen Glanz verbreiteten, die Luft von Wohlgerüchen künstlich gepflegter Blumen duftete und der Winter von niemand empfunden wurde, sah ich im Gelste hinter jedem Stuhle — es befimmerte mich bitter — eine bleiche Spitzenklöppelin sitzen, wie sie in ihren seinen, weißen, oft abgemagerten Händen die hundert Klöppel spielen ließ. Ich hörte im Geiste das lustige Geplauder der Tafel überdönt von dem einförmigen, stillen Klappern der dem linkundigen so zauberhaft erscheinenden Klöpplerarbeit. Dann sichte jede ihr trübes Lämpchen aus, um mit dem Tagelichte heim zu gehen, der gerade so karg beraus, als das Licht kostete, welches eben eine der Damen — neckend nach ihrem Anbeter warf und dann der Fuß eines Bedienten zertrat. Mußte nicht der Gedanke hieran die Spitzen auf dem Nacken unserer reichen Damen zu frechen Nadelspitzen verwandeln?

„Weber," „Weberdorfer," „Weberspitze," ist das nicht allgemein als gleichbedeutend mit „Not" anerkannt? Von dieser Not sah ich heute Abend allen den Leutchen nichts an, die durch ihre superfeine Wäsche das von aller Welt dafür anerkannte Wahrzeichen der Wohlhabenheit zu tragen hatten. Auf allen diesen feinen Linnen hatte das Vergrößerungsglas des Fabrikanten geruht, um zu sehen, ob der arme Weber, der angstvoll dem Ausspruch entgegensehte, auch den kargen Arbeitslohn verdient habe."

Dem zweiten Zuhörer auf der Pritsche wurde es warm ums Herz. Er war ein armer Webergeselle. Es waren nur Worte, was er gehört hatte, aber auch diese Worte schon taten ihm wohl wie eine bare Erleichterung seiner Not. Mitgefühl stählt immer die Kraft des Notleidenden, und er begrüßt es in nie ermüdender Hoffnung als den Vorboten der Hilfe.

Eltern-Ecke.

Nicht bestanden! Die bleichen, verstörten Mienen, die Tränen der Mutter geben Zeugnis von der Wirkung dieses Schreckenswortes im Elternhause. Was hatte man nicht für den Jungen getan, um ihn vorwärtszubringen! Keine Mühe, kein Geld war gespart worden. Doch auch die sorgsamsten Nachhilfestunden vermochten ihn nicht aus der Unterlekunda zu bringen, die er mit Mühe und Not erreicht hatte. Da gab man ihn nach einer kleinen Stadt, auf deren Gymnasium es leichter sein sollte. Ja, es war leichter. Der Druck, der auf dem Jungen gelastet hatte, wich, die Mienen der Angehörigen heiterten sich auf. Man hoffte von neuem. Da, statt der Freudenbotschaft: „Erreicht!" kam die Schreckensnachricht: „Die Einjährigenprüfung nicht bestanden!" Dem milden Urteil der Lehrer stand das verurtheilende des Schulrats gegenüber. „So leicht darf es ihm nicht gemacht werden. Es könnte ein falsches Zeugnis geben, zu viele veranlassen, eine Schule mit einer anderen zu vertauschen, als wenn eine Anstalt nicht so gut wäre wie eine andere, wenn nur die Jungen etwas taugen." Ja, das ist es, wenn nur die Jungen etwas taugen. Wie kommt es aber, daß so viele Kinder untauglich für die Schule und so gesehen fürs Leben sind? Von diesem selben Jungen, damals noch Quintaner, sagte mir sein Ordinarius auf meine Frage nach dem Stande seiner Versetzung: „Da seien Sie außer Sorge, solche Jungen versetzen wir immer, wenn er auch in der Orthographie kein Held ist. Aber ich hatte ihn für einen der Gescheitesten der Klasse. Schade es sich nun um eine Verstandesfrage handelt, ist er der erste, der sie zu beantworten weiß, daher ihn ich sicher, daß aus ihm noch ein recht tüchtiger Schüler wird." Der Lehrer, der mir das sagte, war einer von denjenigen, der mit seinen Schülern frisch und fröhlich verkehrte, wie mit Seinesgleichen. Darum hingen sie auch mit Begeisterung an ihm, und das Lernen wurde ihnen in seiner Klasse leichter. Schade um ihn! Nicht lange, und die Schule hat auch aus ihm gemacht, was die andern sind: einen Peiboten, der im Schuldrill mehr und mehr verknöchert. Ja, die Schule duldet keinen Sonnenschein. Und nun wird zu der Frage: Wie kommt es, daß die gescheitesten Kinder für die Schule untauglich sein können? Wenn gescheite Kinder in der Schule für dumm gelten, dann muß wohl diese verantwortlich gemacht werden. Die Ursache zu dieser widersprucksvollen Erscheinung ist leicht zu finden. Die Schule findet das Kind an im vertrotteten System, verlangt Dinge von ihm, die außerhalb seines Entwicklungsvermögens liegen. Sie läßt der Individualität keinen Spielraum, sondern beholzt ein Schema, das seit Jahrhunderten dasselbe ist, dem sich das Kind anpassen soll, ob es auch an Leib und Seele dabei zu Grunde geht. Sie erzieht nicht freie Menschen, sondern Sklaven. In dieses System werden nicht immer die begabtesten, temperamentvollsten Kinder passen, denn Staatsanwalt erlangt vornehmlich Schmiegsamkeit und gutes Gedächtnis. Das Gedächtnis verlangt mit dem Intellekt Hand in Hand zu gehen. Was das Kind nicht interessiert, behält es schwerer. Schmiegsamkeit und gutes Gedächtnis haben aber schwachbegabte Kinder oft in höherem Maße als intelligente. Daher erklärt sich die Tatsache, daß jene oft bessere Schüler sind als diese.

Es ist eine traurige Wahrheit, daß die Jungen — die Mädchen nicht ausgenommen — hinter dem Rücken ihrer Lehrer auf diese schimpfen. Der Sklave schimpft auch auf seinen tyrannischen Herrn. Er zerrt an seiner Kette. Unter Verhältnissen, wie sie in der Schule sind, müssen sie ein schiefes Zeichen von Verderbtheit, doch in dem vorliegenden Falle ist es nur natürlich. Die Schule muß den Kindern wie ein Gefängnis erscheinen, in dem keinerlei Rücksicht auf das wahre Leben des Kindes genommen wird, das nur da ist, die schiefen Neigungen unter der Zuchtrute zu halten, ohne sie zu wecken. Gewiß, wie ein Gefängnis muß es ihnen erscheinen, nicht wie ein fröhlicher Tummelplatz, auf dem ihre Kräfte sich frei entfalten sollen, damit sie im wahren Sinne des Wortes Menschen werden. Und wir alle, Eltern und Erzieher, müssen an der Entfaltung derselben mithelfen. Wir müssen dafür sorgen, daß unsere Kinder in der Schule „mitkommen."

Ganz anders ist das Zukunftsbild, das ich mir von einer Schule mache. Der Erzieher oder die Erzieherin inmitten eines kleinen Kreises von Kindern. Ein lebevolles Eingehen auf die Individuen unterstützt, gleichsam als Folge, die Unterweisung, bei dem das Kind auf der ersten Unterrichtsstufe die belehrende Absicht nicht merkt. Ein sich Bewegen und Betätigen in der freien Natur, aus der es die Anschauungsbilder erhält, die es nachzuzeichnen versucht und die ihm den Lesestoff geben. Die Religionsstunde wird keine konfessionelle Unterscheide, sondern nur das wahre innere Leben betonen. Sie wird dem Kinde das soziale Leben mit seinen Forderungen, die Grundsätze, worau die menschliche Gesellschaft krankt, nahe rücken und das Verlangen in dem Kinde wecken, bereit zu der Beseitigung der Uebel mitzuhelfen. Das sind nur einige Andeutungen. Also fort mit dem veralteten System! Schafft ein anderes, unter dem die Jugend sich fröhlich entwickeln kann, das den Sonnenschein nicht ausschließt, welchen das Kind so wenig wie die Pflanze zu entbehren vermag. Die Schule soll das Kind nicht weinen, sondern lachen lehren. Sie soll ihm neben dem Elternhause der liebste Ort auf Erden sein. Wir wollen nicht traurige, gedrückte Kinder, sondern fröhliche, die der Not des Lebens mit frohem Mut entgegengehen. Das Kind soll glücklich sein. Darum müssen auch die Erwachsenen und alles, was das Kind als Schreckgespenst umgibt, aus der Schule verbannt werden. Unter solchen Bedingungen nur kann die Schule für die Kinder eine Stätte des Glücks werden, „ein Sonnenheim."

Martha Kullack.

Digitized by Google

Mai 1906.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. F. Penzig.**

Inhalt:

Höhengottesdienst. Von Martha von Bieberstein.
Sehen lernen. Von Walter Dittmann.
Der Kampf mit dem Schicksal. Von Elsa Hasse.
Zwischen den Dornen und am Wege.

Höhengottesdienst.

Die dichten, grauen Nebel liegen
Da drunt' im Tal —
Hier oben schon die Wipfel wiegen
Im Sonnenstrahl.

Von unten kommt der alten Glocken
Schwermütig'ger Klang —
Hier oben jauchzt mit frohem Locken
Der Vöglein Sang.

Die Messe zelebriert ein Alter
Jetzt auf Latein —
Hier droben baden bunte Falter
Im Sonnenschein.

Mit Weihrauch sie da unten mengen
Die Kirchenluft —
Hier oben auf den Bergeshängen
Liegt Waldesduft.

Die Kerzen mehren fast das Dunkel
Im hohen Bau —
Hier strahlt mit Diamantgefunkel
Der Morgentau!

Da unten geh'n sie heut in Seide
Und Sammt einher.
Hier oben aber blüht die Heide
Zu Gottes Ehr.

Hier zeigt sich als ein zarter Schleier
Der Birke Laub;
Die Saat freut gar Sonntagsfeier
Den Blütenstaub.

Hier öffnet köstlich der Hollunder
Die Händchen leis,
Und wie ein wahres Gotteswunder
Steht rings im Kreis

Der Leberblümchen froh Gewimmel
Im grünen Moos;
Und drüber blaut der Frühlingshimmel
Unendlich groß!

Derweil ihr drunten weihet Palmen
Dem Bild von Erz,
Singt hier dem Weltgeist Dankespsalmen
Mein jubelnd Herz.

Wer zwischen Mauern nicht empfunden
Hat Gottes Nah',
Der hätte sicher ihn gefunden
Hier auf der Höh'!

Karlsbad, den 8. April 1906.

Martha von Bieberstein.

Sehen lernen.

Von Walter Dittmann.

Von ethischer Kultur habt ihr schon oft gehört. Vielleicht wißt ihr auch, daß ethisch heißt: wahr und gut sein in Worten und Taten. Man kann aber auch in Formen wahr und gut sein. Ich meine nicht Umgangsformen, sondern Handwerks- oder Kunstprodukte in Holz oder Eisen, in Seide oder Glas u. s. w. Auch Bilder und Gebäude können wahr sein, auch Romane, ja sogar die Musik. Aber dies zu zeigen, müssen wir uns vorläufig versagen, wir würden uns noch nicht recht verstehen. Bleiben wir zunächst beim Einfachsten. Ob ein Buch in wirkliche Leinwand eingebunden ist, oder in Papier, das gern wie Leinwand aussehen möchte, das ist leichter zu erkennen.

Welchen Wert das hat, fragen einige? Nun, ihr wollt doch vollwertige Menschen werden, die vor sich selbst Achtung empfinden und sich zu möglichster Klarheit, Wahrheit und Güte erziehen wollen. Oder habt ihr etwa daran noch nicht gedacht? — Wer nun über diese Dinge nicht oberflächlich weg liest, sondern sie ein wenig überdenkt, der wird bald merken, daß es auch in Bezug auf all die Formen, die uns in Kleidung und Schmuck, in Büchern, Möbeln oder in Bauten umgeben, eine unendliche Klarheit und Güte gibt.

Wir müssen die äußere Form eines Dinges überhaupt erst einmal sehen lernen. Sie darf uns nicht tot und stumm sein, sondern sie muß uns etwas sagen, etwas mitteilen von dem inneren Wesen des Dinges. Und wenn sie uns etwas mitteilt, dann werden wir auch verlangen, daß sie uns etwas Wahres mitteilt. Da ist z. B. eine Zimmerdecke, die Holztäfelung zeigt. Wir müssen nun ordentlich hören, wie das sagt: „Ja, sieh mich nur an, ich bin keine gemeine Decke, ich bin von gutem Holz!" Und hören wir erst, dann wird es uns wohl stören, wenn wir merken: das ist ja ein Papierüberzug, und drunter bröckelt schmutziger Kalk.

Wir müssen die Sprache der Formen wieder kennen lernen. Wieder, sage ich. Denn unser Volk hat sie nur verlernt. Vor 50 bis 100 Jahren noch war es ihm selbstverständlich, was uns jetzt als etwas Neues und bei-

Digitized by Google

nahe Verwunderliches auffüßt. Denken wir uns doch mal einen unserer Vorfahren aus dem naiven, ehrbaren, handwerksfüchtigen Mittelalter, der in ein modernes Wohnzimmer tritt. Ob er nicht die Tapete mit Holzmaserung-Imitation als wirkliche Holzoberfläche ansehen würde? Und ob er uns nicht für verrückt halten würde, wenn er an einem Schrank zwei Fuß-Schubladen sähe und beim Oeffnenvollen merken müßte: die gibt's ja garnicht, die tun ja nur so, die sind ja nur aufgen vorgetäuscht? Auf dem Tisch steht er ein vielversprechendes, dickes Buch liegen, wohl eine Bibel. Er will es aufschlagen, aber siehe da, es geht nicht, der Deckel hebt sich nicht; er ist auch nicht aus Leder, wie es den Anschein hat, sondern aus Papiermache mit „prachtvoll gelungener Imitation," ja schließlich merkt der Gendrrte, daß er überhaupt kein Buch, sondern eine Spieluhr, einen Musikautomaten vor sich hat. Würde er nicht zweifellos, wenn er seine eigene Verwirrung überwunden hätte, unsere Köpfe für unheilbar verwirrt erklären?

Nun, unheilbar ist das ja, Gott sei Dank, noch nicht; durch Selbstbesinnung werden wir gesund werden. — Aber ist unter solchen Umständen die Sprache der Formen nicht zu einem Geschwätz geworden?

Und wenn wir fragen: warum sind solche Möbel, wie jener Schrank, gekauft worden? so müssen wir antworten: die Käufer konnten die Formen nicht lesen. Sie sahen den schädigen Geist nicht, der sich in so schädigen unwahren Formen zeigte. Warum haben die Leute oft Bilder in ihrer Stube hängen, die sie überhaupt nicht ansehen? Und wenn sie sie wirklich ansähen, würden sie Freude daran haben? Meist nicht. Entweder sind die Bilder so schlecht, daß sie überhaupt keine Freude bieten können. Oder aber die Beschauer können die Freude nicht herausgewinnen; es geht ihnen so, wie es unsern jungen Lesern wohl auch schon in Museen oder vor Kunstländen gegangen sein wird: sie können nicht begreifen, was an dem oder jenem Bilde Schönes sein soll, sie können eben auch hier nicht die Formensprache lesen, können nicht *sehen*.

Das müssen wir also lernen.

Mit der eindringlichen Betrachtung von Blatt und Blume muß die Selbsterziehung anfangen, und sie muß über Muscheln, Fische, Vögel hinweg allmählich zur ganzen Landschaft vordringen. Also vornehmlich die freie Natur mit durstigem Blick durchdringen, besonders die Großstädter hinaus! Bei einer Umfrage in den Berliner Schulen stellte es sich heraus, daß unter hundert Schülern von über sechs Jahren siebzig keinen Sonnenaufgang oder -untergang gesehen hatten, 75 keine Schnecke, 87 keine Birke, 59 kein Aehrenfeld. Unter diesen Verhältnissen muß die Beobachtungsgabe für die Naturerscheinungen versiegen. Aber auch ein Gang durch die Straßen der Stadt kann uns eine ganze Welt von Erscheinungen bieten; auf Schritt und Tritt können wir Anregungen aller Art empfangen und Erinnerungsbilder in uns aufspeichern. Bald erstaunt man darüber, wie sich die Farben des bunten Kleides wandeln, wenn jemand aus dem Schatten in das Sonnenlicht tritt; bald darüber, wie die lackierten Radspeichen schneller und schneller sich drehend und blitzend ihre Eigenfarbe verlieren, wie das schwerziehende Pferd mit seinem Muskel- und Sehnenspiel doch eigentlich etwas recht Reizvolles ist. Und wer mit seinem Skizzenbuch sich zur größeren Aufmerksamkeit zwingen kann, der wird den größeren Segen davontragen.

Wenn unser Sehen uns helfen soll, muß es von Gefühl begleitet sein. Wenn wir eine Blume betrachten, sollen wir nicht ihre Staubgefäße zählen, sondern Freude an ihrem zierlichen Bau oder an ihren satten Farben empfinden. Nicht nur sehen, sondern auch *schauen* wollen wir. Wer den nächtlichen Himmel betrachtet, die Sternbilder sucht, ihre Formen vergleicht, diesen Fixstern als ersten, jenen als zweiter Größe erkennt, wer die Farben an ihnen unterscheidet und daran denkt, woher die Unterschiede wohl kommen mögen, der *sieht* den Himmel nur, dem ist sein Verstand, sein Wissen vom Himmel im Wege, der kann über das Wissen nicht hinweg zum Schauen gelangen. Die Wirklichkeit *fühlend* aufnehmen, das heißt schauen. Den nächtlichen Himmel mit einem Andachtsschauer genießen, wie ein freies, göttergleichendes Naturkind es tut, das heißt schauen. Das wird uns fähig machen, auch die feinsten Formen der Kunst, die Klänge des Tonkünstlers, die Farben des Malers, die rhythmischen Worte des Dichters, nachzufühlen, ihre Sprache zu verstehen.

Wenn wir das Sehen und Schauen gelernt haben, werden unsere beiden vornehmsten Sinne, Auge und Ohr, für alle Reize empfindlicher geworden sein, besonders das Auge. Beständiges *Ueben* im Sehen gehört dazu. Nichts darf unserem Auge entgehen, nicht der majestätische Dom, der für die Ewigkeit gefügt scheint, nicht der moderne Sessel, dessen ungzweckmäßigen Bau es sofort empfindet; nicht die wohlabgestimmte Tönung eines künstlerisch dekorierten Raumes und nicht die Disharmonie zwischen dem zinnoberroten Kleid und der karminroten Kravatte eines Frauenanzuges. Unser Empfinden wird anfangs, ja vielleicht noch jahrelang, unsicher bleiben, und wer's ernst mit sich meint in diesen Dingen, der wird manchmal verzagen und denken: ich werde wohl nie in diesen Dingen ein selbstständiges Urteil gewinnen. Nur Geduld! Wir wollen ja keine Kritiker werden. Aber wer seine Sinne offen hält, seinen Verstand für die Erkennung des Zweckmäßigen in allen Formen schärft und sich für alles, was echte Kunst heißt, ein andachtsfähiges Gefühl erhält, der ist auf dem richtigen Wege.

Zum Schluß noch ein paar Ratschläge, wie wir uns Bilder ansehen sollen, um ihre Formen ganz zu verstehen. Ob es auch nicht auch so gegangen sein wird wie mir als Jüngling: daß auch nämlich — um ein Beispiel herauszugreifen — von Landschaftsmalereien hauptsächlich die Bilder von etwas erschütternd Großem, etwa die schneebedeckten Gipfel der Alpen oder ein Schiff im Sturm gefallen haben? Wohl auch noch schöne Farben und Formen, wie der bunte Golf von Neapel sie zeigt. Wer immer und immer wieder nur solche starke und grobe Reize auf seine Sinne wirken läßt, der macht sie allmählich stumpf und unfähig, sich über eine sanft geneigte deutsche Bergwiese mit ein paar Bauernhäusern zu freuen, oder über eine Birkengruppe im ersten Frühlingsgrün, die sich in dem klaren Wasser eines Teiches spiegelt. Zarte Stimmungen dieser Art können uns nur wirklich gute Kunstwerke vermitteln, während ein Schiff im Sturm *ungeübten* Augen auch dann gefällt, wenn die Formen unwahr sind, die aufgeregten Wellen ganz unnatürlich und die stiebenden Wolken zäh und klumpig sind, wenn *geübte* Augen beim ersten Blick spüren: hier hat kein Künstler eine schöne Stimmung ausdrücken, sondern ein Unfähiger für irgend einen Winkelkunsthändler ein billiges Schundwerk hinschleudern wollen.

Wir dürfen eben vor einem derartigen Landschaftsbilde nicht *nur* an den dargestellten Gegenstand, also an die vereisten Felsen in dem Alpenbilde denken. Den Gegenstand können wir ebenso gut oder gar noch besser durch eine Photographie kennen lernen. Die sogenannten Genrebilder — der treue Hund an der Wiege, der verliebte Briefträger und das lustige Dienstmädchen u. s. w. — wollen allerdings meistens nur den Gegenstand zeigen. Sie wirken auf unsere Seele aber auch nicht anders als ein Witz oder eine Anekdote, und von einem Kunstwerk verlangen wir doch *mehr*.

Wie erziehen wir uns nun zu der Fähigkeit, auch *die* Bilder zu genießen, an denen wir bisher achtlos vorübergegangen sind?

Nun, wir bleiben eben zunächst einmal vor einem solchen Bilde stehen, sagen wir vor einer modern gemalten

Digitized by Google

deutschen Landschaft mit Staffage, d. h. mit lebenden Wesen. Aber in einem guten Museum, bitte, sonst sind wir nicht sicher, daß wir uns in etwas Unwahres vertiefen und leer ausgehen. Wir betrachten das Bild eine zeitlang und sehen Bäume, Berge, Häuser, Vieh und Bauern. Ist das alles? Der Hirt dort knallt mit der Peitsche. In was für einer Stimmung mag er denn sein? Welche Tagesstunde, welche Jahreszeit mag denn in dem Bilde herrschen? Es ist Morgen, ist Frühling. Wir merkens nicht nur an den blühenden Apfelbäumen, sondern auch an den Farben des Grases, des Himmels, die im Herbst ganz anders sein müßten. Ein umfassender Blick auf das Ganze läßt uns nun gewiß schon etwas spüren, eine frische Morgenluft, eine Lust mit der Peitsche zu knallen, wenn wir eine in der Hand hätten. Weiter wollen wir uns aber an den Bäumen oder an der Wiese klar machen, daß der Maler nicht die einzelnen Blätter und Halme abbildet, sondern den Gesamteindruck der Fläche durch zusammenhängende, leise schattierte Farbenflecken viel wirksamer hervorbringt. Zu diesem Zwecke treten wir zuerst nahe an das Bild heran, und dann gehen wir langsam rückwärts. Auf diese Weise wird man auch zugleich die Auflösung der festen Umrisse durch das Licht beobachten können. Man wird gut tun, nach dieser Betrachtung eines modernen Bildes, vor ein älteres Bild hinzutreten, in dem die Einwirkung des freien Lichtes nicht so eindringlich sichtbar wird, um durch den Vergleich zu erkennen, wie bei scheinbar weniger genauer Wiedergabe der Wirklichkeit doch ein viel tieferer und überzeugenderer Eindruck erzielt wird.

Ihr habt vielleicht auch Gelegenheit, ein gutes Bild einer bekannten Persönlichkeit mit einer Photographie derselben zu vergleichen, um die höhere Wahrheit der künstlerischen Form, nämlich die vertiefte Charakterstik, die Betonung des Wesentlichen durch den Maler zu erkennen. Man denke auch an die Wachsfigur im Schaufenster des Friseurs, die sogar wirkliche Haare hat, und frage sich, wodurch sich ein plastisches Kunstwerk von ihr unterscheidet. Nicht der Gegenstand ist's, worauf es ankommt, sondern die künstlerische Form. Aus Formen und Farben heraus die Seele des Kunstwerks gewinnen zu können, oder, um den anfänglich gebrauchten Ausdruck zu wiederholen: die Sprache der künstlerischen Form lesen zu können, darauf kommt's an!

Und Schönres sind ich nicht, wie weit ich wähle,
als in der schönen Form die schöne Seele. (Schiller.)

Durch die Vermittlung der Formen in Marmor, Erz und Farbe halten wir Zwiesprache mit den großen Geistern der Vergangenheit und der Gegenwart. Sie heben uns aus dem Alltagsleben in ein erhöhtes Dasein, das wir mit ihren Augen und mit ihrer Seele schöner erblicken. Unsere Seele wird durch große Künstler in so selige Schwingungen versetzt, deren sie aus eigner Kraft nicht fähig ist. Dank ihnen! — — —

Dieses Kapitel der Ethik handelte von ästhetischer Kultur. —

Der Kampf mit dem Schicksal.

Für die reifere Jugend.

Von Elsa Hasse.

I. Haben wir Macht über unsre Schicksale?

Habt Ihr schon einmal mit angesehen, wie ein Mensch das Wort trostlos herausseufzte: „Das ist nun einmal mein Schicksal!"? Und er senkt den Kopf, zieht die Schultern zusammen und legt die Hände in den Schoß. Und der Andre, zu dem er's sagt, seufzt auch und legt die Hände in den Schoß.

Was nennen wir denn eigentlich „Schicksal"? Wenn es uns ergeht wie dem Fisch, der im Netze des Fischers zappelt und elendiglich gefangen ist und das Element vermißt, in dem er sich wohl fühlt. Krankheit, Unglück, Todesfälle, Verluste an Geld und Gut, Verfolgungen, Rechtlosigkeit, Unterdrückung, Untreue, Hintergehungen, Schuld — das und noch vieles andre nennen wir Schicksal. Meist denken wir uns schlimme Dinge darunter.

Ihr wißt wohl, die alten Griechen glaubten an die Moiren, Schicksalsgöttinnen, gegen die weder Götter noch Menschen etwas ausrichten konnten: mit ehrner Unerbittlichkeit walteten sie über allen Lebendigen und teilten die Verhängnisse aus. Mochten die Menschen über Land und Meer entfliehen, sich in einsamen Grotten und finstern Wäldern verstecken, mochten die Königssöhne in einer Wüstenei die Schafe hüten und die Königstöchter sich im Heiligtum als Priesterinnen bergen — das dunkle Verhängnis ereilte sie doch. Mord, Blutrache, Verfolgung und Schuld hefteten sich doch an ihre Fersen.

Uns wird angst, wenn wir das hören. Wie schrecklich! immer der lauernde Donnerkeil in den Wolken droben oder das Schwert des Damokles, das nur an einem Roßhaar hing, über dem Haupte des Menschen!

Hatten die Griechen Recht? sind wir wirklich so bedroht? Können wir dem Verhängnis nicht entfliehen? Oder haben wir Macht über unsre Schicksale?

Ehe wir die Frage beantworten, möchte ich von einem Bildwerk des großen Leipziger Künstlers Max Klinger erzählen: „Das Drama" hat er's genannt. Da sieht ein wilder starker Mann aus der Vorzeit und richtet sein glühendes Auge in die Ferne: von weitem sieht er Feinde kommen und rammt mit Hand und Fuß eine mächtige Baumwurzel aus, um sich und die beiden Frauen zu verteidigen, die neben ihm hinter einem Erdhügel kauern. Die Frauen machen ganz unbeteiligte, gleichgültige Gesichter; sie sind in kleinliches Geschwätz vertieft und das Schicksal wird unvermutet über sie hereinbrechen. Der Mann dort aber sieht, was kommen muß; er hat den vorausschauenden Blick und will kämpfen. Es macht einen großen Unterschied, ob ein Mensch den vorausschauenden Blick hat oder nicht! Hat er ihn nicht, dann kommt das Drama, das Trauerspiel, die schlagenden Wetter des Schicksals.

Solchen Leuten ergeht's dann wie dem Sonntagsreiter, den Einer fragte: „Wo reiten Sie hin?" „Weiß ich's?" antwortete der Sonntagsreiter, „da müssen Sie mein Pferd fragen." So wissen die meisten Menschen auch nichts von ihren künftigen Schicksalen; man müßte ihre Fehler und Leidenschaften fragen, um es zu erraten.

Und daran merkt ihr nun gleich, was das eigentlich bedeutet: den vorausschauenden Blick haben. Es bedeutet nicht, furchtsam und blind darauf losreiten in das Dunkle hinein, was kommen könnte, sondern mit offenen Augen, mutig und fest im Sattel sitzen, im Vollbesitz der eignen Kraft. Ich muß das Roß kennen, auf dem ich reite. Heißt es „guter Wille" oder „Selbstbeherrschung", dann weiß ich, wohin ich getragen werde, dann kenne ich meinen Schicksalsweg.

Viele aber kennen das Roß nicht, auf dem sie reiten — das sind blinde Reiter, und ihr Roß trägt sie dahin, wohin sie nicht wollen.

Z. B. kommt es vor, daß ein gutmütiger Mensch all sein Geld verborgt, indem er sich vertröstet: „Im rechten Augenblick werde ich's schon wiedererhalten — oder es wird mir jemand beispringen." Er verläßt sich auf Andere und kann ins Elend hineingeraten, denn er tritt auf seiner Gedankenlosigkeit.

Aber die blinden Reiter geben ihren Rossen sehr selten solche Namen: ist's der Leichtsinn, der mit ihnen durchgeht, so nennen sie's „Schicksal", ist's die Wut, so nennen sie's „Verhängnis", ist's die Gewissenslosigkeit, so nennen sie's „die Verhältnisse".

Digitized by Google

Es war einmal ein Mann, der eine Frau heiratete, die er für sehr reich hielt. Sie hatte aber weniger Geld, als er glaubte, und so kamen Sorgen, weil er viele Schulden hatte. Und nun schob er das ganze Unglück auf die Verhältnisse und hielt seiner Frau die elenden Geldsorgen vor, obwohl dieselben durch seine Schulden veranlaßt waren. — Er war ein blinder Reiter, und gab seinem Roß einen falschen Namen.

Eine recht zänkische Frau hörte ich einmal zu ihrem Arzt sagen: „Es ist mir egal, Doktor, an welcher Krankheit Sie mich sterben lassen wollen; jedenfalls aber schreiben Sie in Parentheje auf meinen Leichenstein: ‚Gestorben an Tienstboten'." Sie wechselte nämlich jeden Monat und konnte keinen Frieden halten. Waren nun wirklich die Tienstboten ihr Verhängnis, wie sie sagte? Doch nicht — nur ihre eigne Bissigkeit. — Sie war eine blinde Reiterin und konnte ihr Roß nicht zähmen und zügeln, weil sie sich keine Mühe gab, es kennen zu lernen. Sie hätte sich sagen müssen: Dein Verhängnis — bist Du selbst, und besserst Du Dich, so bessert sich Dein Schicksal.

Das Schicksal lauert nicht irgendwo in den Wolken auf uns, es lauert in unserm Herzen.

Man hört oft den Satz aussprechen: „Wenn Zwei dasselbe tun, so ist es nicht dasselbe." Ebenso darf man sagen: wenn Zwei dasselbe erleben, so ist es nicht dasselbe.

Ein Beispiel: es bekommen Zweie den Schnupfen. Der Eine denkt pfiffig: „Ach, da geben auf einmal sieben Krankheiten weg!" er niest mit Wohlbehagen und pfeift und singt wie eine heisere Nachtigall. Der Andre kriegt, sobald er hustet, einen Wutanfall und jedes Niesen ist eine dröhnende Anklage gegen das Schicksal und die Familie, die sich nicht jede Minute am Tage mit seiner Pflege beschäftigt.

Oder noch ein Beispiel: ein empfindsames Mädchen erwartet einen Brief, der nicht kommt. Sie fängt an, sich tief zu bemitleiden. Wonne der Wehmut kommt über sie, auf Dornen fühlt sie sich gebettet und grämt sich tief darüber, daß die Freundin sie nicht mehr lieb hat. Es fällt ihr nicht ein — was eine Andre vielleicht getan hätte — zu schreiben: „Liebes Kind, Du hast wohl jetzt recht viel zu tun — oder drückt Dich etwas? kann ich Dir vielleicht helfen?"

Es kommt vor, daß in ein und derselben Familie die verschiedenen Glieder ein Ereignis ganz verschieden auffassen. Da war eine Familie, die das Unglück hatte, daß der Vater bei einer Ueberschwemmung ertrank und man munkelte sogar etwas von Selbstmord, da er sich in geschäftlichen Schwierigkeiten befunden hatte. Der leichtlebigen Tochter machte dies schreckliche Schicksal gar keinen tieferen Eindruck; der Sohn wurde dadurch völlig ungewandelt und ist seitdem ein ernster Mensch und die Stütze seiner Mutter geworden. In seinem Herzen verwandelte alles Traurige sich in Segen.

Und so sehen wir, daß unsre Auffassung der Dinge, unsre Empfänglichkeit, unsre Ueberwinderkraft, der Grad unsrer Teilnahme es sind, wodurch das eigne Schicksal bestimmt wird. Nicht so sehr die Ereignisse und Verhältnisse sind unser Schicksal, sondern wir selber und der Widerklang, der als Antwort auf äußere Geschehnisse aus den Tiefen unsres Herzens aufsteigt: unsre Geduld oder Ungeduld, Ausdauer oder Nachlässigkeit, Besonnenheit und Entschlossenheit oder Unentschiedenheit, unser Mut, unsre Freudigkeit oder Angst, Hoffnungslosigkeit, Verzweiflung, unser Verzeihen oder unser Trotz, unsre Bedürfnislosigkeit oder die Ansprüche, die wir ans Leben stellen.

Es kann Einer, wie in dem bekannten Gedicht, blutarm und doch ein lustiger Seifensieder sein, während der Andre, der reiche Bankier, sich in schlaflosen Nächten verzehrt und keinen frohen Ton über die Lippen bringt. — Der Mensch gestaltet sein Schicksal, nicht das Schicksal gestaltet den Menschen.

Ich sprach vorhin vom Vorausdenken und daß es gut ist, wenn's nicht die Formen der Furcht und Angst oder überspannter Hoffnungen annimmt — wie ist's denn nun mit dem Zurückdenken: hat das auch einen Einfluß auf unser Schicksal?

Es gibt Menschen, die sich immer herzählen, was sie entbehrt haben, wie sie entlassücht wurden, was sie für Andre getan und nicht wiedervergangen haben, wer alles Unterlassungssünden gegen sie begangen hat — und so fällt ein Tropfen Bitterkeit nach dem andern in ihr Herz und zerfrißt es förmlich. Und warum? weil sie zuviel zurückdenken.

Und viele der Besten plagen und quälen sich jahrelang mit Selbstvorwürfen, manchmal sogar um geringfügiger Veranlassungen willen; sie kleben mit ihren Gedanken an der Vergangenheit und wiederholen sich ohne Unterlaß frühere Verfehlungen: dabei werden sie matt und schwach und kommen nicht vorwärts. Es geht ihnen wie dem Sänger Orpheus mit seiner Gemahlin Eurydike: er wollte sie, die das Glück und die Freude seines Lebens war, aus der Unterwelt herausholen mit frohen Gesängen; aber was ihm verboten war, das tat er: er blickte zurück und so verlor er sie — sie mußte nun für immer hinab in die Unterwelt. So geht's jedem Menschen, wenn er zuviel zurückblickt: dann schickt er seine Lebensfreude immer wieder hinein in die dunkle Unterwelt, sie kommt nie hinauf in die lichte Sonne. „Ich vergesse, was dahinten ist und strecke mich zu dem, das da vorne ist, und jage nach dem vorgesteckten Ziel," sagt Apostel Paulus.

Wenn ich euch frage: „Wo ist euer Ziel? wo wollt ihr hin?" so werdet ihr antworten: „Natürlich hoch hinaus, wo es hell ist und die Glückssonne scheint." Darauf entgegne ich euch nun wieder: „Gut, so müßt ihr eure Fehler in der Unterwelt zurücklassen!" Da meinen nun vielleicht etliche: „Ach nein, meine kleinen Fehler will ich behalten; wenn ich meine Lieblingsschwäche oder meinen Lieblingseigensinn preisgebe, so wird das Dasein zu Reiz verlieren." Wer aber so redet, kommt niemals heraus aus der Unterwelt der Leiden und Widerwärtigkeiten und hinauf in die Gärten des wahren Glücks. Ein solcher wird niemals Macht über seine Schicksale gewinnen.

Zwischen den Dornen und am Wege.

Noch ein paar Worte von A. Roßmäßler. Vom Menschen. „Unsere ganze leibliche Beschaffenheit deutet darauf hin, daß wir als Naturkörper die allernächsten Verwandten der höchsten Tiere sind, und daß nimmermehr angenommen werden kann, daß zu unserer Erschaffung nach anderen Gesetzen verfahren und mit wesentlich anderen Mitteln gewirkt worden sei als bei den übrigen lebenden Wesen."

„Das Eingeständnis aber unsrer innigen Verknüpfung mit der übrigen Wesenwelt ist mit nichten eine Herabsetzung der Menschenwürde. Je größer der Abstand zwischen dem Ausgangs- und Zielpunkte ist, desto erhebender ist die stolze Freude, das Ziel dennoch erreicht zu haben."

„Man kann sich kein größeres Verdienst um einen Menschen erwerben, als wenn man ihn gewöhnt, neben den Menschen die Menschheit nicht zu vergessen."

„Zum Dienste der Bruderliebe, zum Dienste der Wahrheit, zum Dienste des Rechten bedarf es keiner besonderen, etwa an bevorzugte Lebensverhältnisse gebundenen Gelegenheiten oder Eigenschaften. Wir alle sind dazu gleichermeise fähig und verpflichtet. Liebe nur jeder diesen Dienst, so hat auch jeder Teil an dem Fortschritt der Menschheit. . . . Wer etwas taugt, und wessen Wirken ein nützliches und seinen Nebenmenschen dienendes war, der geht nimmermehr verloren; denn sein Werk folgt ihm nach."

„Den kann man nicht vergessen, von dem man etwas Gutes gelernt hat." „Das Leben und Wirken eines tüchtigen Menschen bleibt für alle Ewigkeiten ein Schritt auf dem langen Wege des Bildungsganges der Menschheit."

Digitized by Google

Juni 1906.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

Der Kampf mit dem Schicksal. II. Von Elsa Hasse.
Unter heimatlichen Linden. Von Clara Reinecke.
Abendfrieden. Von Walter Dittmann.
Leisefrüchte.

Der Kampf mit dem Schicksal.

Für die reifere Jugend.

Von Elsa Hasse.

II. „Wir tragen die Trümmer ins Nichts hinüber."

Wenn Ihr später einmal Goethes „Faust" leit, so werdet Ihr gegen den Schluß hin die erschütternde Schilderung finden, wie Faust der Hoffnung und dem Glauben flucht und wie dann ein Geisterchor die Worte singt:

„Weh — weh!
Du hast sie zerstört,
Die schöne Welt,
Mit mächtiger Faust.
Sie stürzt, sie zerfällt,
Ein Halbgott hat sie zerschlagen!
Wir tragen die Trümmer
Ins Nichts hinüber
Und klagen
Ueber die verlorne Schöne.
Mächtiger der Erdensöhne,
Prächtiger baue sie wieder,
In Deinem Busen baue sie auf!"

„In Deinem Busen baue sie auf," die schöne Welt des Glücks und der Hoffnung — so klingt es mahnend an unser Herz. Aber wie bauen wir auf, wenn Unglück und Enttäuschungen uns vieles entwendet und geraubt haben? Wenn alle unsre Hoffnungen eingestürzt sind wie eine blühende Stadt bei einem Erdbeben?

Da will ich Euch einmal ein Beispiel aus dem Leben erzählen. Nehmen wir an, eine junge Frau habe das Glück, was sie suchte, in ihrer Ehe nicht gefunden, sie sei enttäuscht, ja betrogen worden; mit widrigen Verhältnissen und schlimmen Fehlern ihres Mannes hat sie zu kämpfen, will aber trotzdem ihren Treuschwur halten und nimmt alle Lasten auf sich, die das Schicksal so unverhofft auf ihre Schultern gewälzt hat. Sie steht auf einem Trümmerhaufen, aber sie will wieder aufbauen.

Das ist ein schöner, kraftvoller, selbstloser Wunsch. Nun nehmen wir aber weiter an, daß diese junge Frau, um ihre großen Schmerzen nicht zu fühlen, sich kleine Schmerzen — Dienstbotenärger und dergleichen — schafft und sich daran mürbe macht; daß sie immerfort klagt, was das Leben ihr alles versagt habe, wie gut Andere es hätten, daß sie Vergnügungen, Reisen, Gesellschaften entbehren müsse! Ich nehme an, daß diese junge Frau zwar Liebe, Geduld und Mitleid bis zu einem gewissen Grade besitzt, aber jede härtere Probe nicht ertragen kann: die Grenze der Geduld ist bald überschritten und dann kommen die heftigen Szenen und die Vorwürfe und die Härte.

Ein solcher Mensch wäre wie Einer, der sein Vermögen verloren hat und nun noch die letzten Geldstücke aus seiner Börse zum Fenster hinauswirft. Die junge Frau, die ihr Glück wiederaufbauen wollte, wirft ein Stückchen ihrer schönen Kraft nach dem andern auf den Trümmerhaufen.

Wenn aber — so könnte man einwenden — vielleicht doch nichts mehr aufzubauen und zu bessern war? Wenn die Verhältnisse nicht zu ändern, der Mann nicht zur Einsicht zu bringen war?

So hätte doch aus ihr etwas Großes, Schönes und Starkes werden können. Sie wollte ja den Kampf aufnehmen, sie wollte nicht mehr „Ich" sagen — und sagte doch immerfort „Ich"; sie wollte ihr Schicksal beherrschen und wurde doch die Sklavin kleinlicher Regungen. Sie war wie ein Rosenstock, der leuchtende Blüten treiben wollte und nun doch nichts weiter als wilde dornige Sprößlinge hervorbrachte.

Der große Sebastian Bach wohnte einmal neben einem schlechten Musikanten, und wenn der drüben falsch spielte, eilte Bach an sein Instrument, um die Dissonanzen aufzulösen, die der Nachbar stehen gelassen hatte und die der Meister nicht ertragen konnte. So können wir auch die Dissonanzen auflösen, die das Schicksal stehen gelassen hat. Und sind sie erst aufgelöst, so sind sie nicht mehr da und tun niemandem mehr weh.

Nun ahnt Ihr wohl schon, was der Geisterchor im „Faust" mit den Worten meint:

„Wir tragen die Trümmer
Ins Nichts hinüber."

Alle guten Geister in uns: die Liebe, die Geduld, die Barmherzigkeit, die Güte, der Fleiß, die verzeihende Milde können diese Arbeit besorgen. Wir wollen's gleich mal probieren: ein paar Steine vom Trümmerhaufen des Glücks aufheben und sie ins Nichts hinübersenden.

Wenn man uns eine Enttäuschung bereitet: — wie könnten wir sie ins Nichts hinübersenden? Indem wir sie mit einer Wohltat oder herzlicher Verzeihung beantworten. Die Dissonanz ist dann aufgelöst. Kein Trümmersteinchen ist mehr da, über das wir stolpern könnten.

Digitized by Google

Wenn jemand uns eine grobe Lieblosigkeit an den Kopf wirft — wie könnte man diesen Stein abwenden, daß er ins Nichts hinüberfliegt? Nun nicht wahr, durch den Gedanken: ich will meine Empfindlichkeit und meinen Groll opfern und dem lieblosen Menschen nicht denselben Schmerz zufügen, den er mir bereitet hat.

Wird Euch ein Vergnügen vereitelt, durch Verbot der Eltern oder Krankheit oder schlechtes Wetter, werdet Ihr da auf dem Trümmerhaufen Eurer freudigen Erwartungen zusammenbrechen? Bewahre. Ihr macht Euch an eine schwierige Aufgabe oder besucht eine kranke Freundin oder schenkt das Vergnügungsgeld einem armen alten Mütterchen — der Trümmerhaufen ist verschwunden!

Beantworten wir eine Beleidigung mit einer Verzeihung, eine Zurücksetzung mit einer Zuvorkommenheit — der Aerger schnellt alsbald ins Nichts hinüber.

Wenn ein Glück, auf das wir hofften, unheilbar in die Brüche geht — all die Trümmer verschwinden im Nichts, wenn's uns plötzlich einfällt, Anderen Glück zu bereiten. Wer das Beglücken kennt, ohne dabei viel an sich zu denken, der klagt nicht mehr über die „verlorene Schöne", der ist ein „Mächtiger" unter den Erdensöhnen und baut sich eine Welt auf, die prächtiger ist als die Trümmerwelt des alten Glückes.

Durch eine kleine Geduld, eine kleine Rücksicht kann sich der Mensch oft schon heraushelfen aus einem widrigen Schicksal.

Das lehrt uns der russische Dichter Dostojewsky in einer kleinen Legende, der wir den Titel geben wollen:

Das Zwiebelpflänzchen.

Es war einmal eine Frau, die war sehr böse und starb. Sie hinterließ nicht eine einzige Spur einer guten Tat. Daher wurde sie von Teufeln ergriffen und in den Feuersee geworfen. Aber ihr Schutzengel stand da und dachte darüber nach: „Könnte ich mich nur dessen erinnern, ob sie nicht irgend etwas Gutes getan hat, sodaß ich es Gott sagen könnte!" Es fiel ihm etwas ein und er sprach zu Gott: „Sie hat in ihrem Gemüsegarten eine kleine Zwiebelpflanze ausgerissen und einer Bettlerin gereicht." Und Gott antwortete ihm: „Nimm diese selbe kleine Zwiebelpflanze und reiche sie ihr zum See herab, sie mag anpacken und sich daran herausziehen. Und wenn Du sie aus dem See herauszuziehen vermagst, so mag sie ins Paradies eingehen; wenn aber das Zwiebelkraut abreißt, so soll die Frau da bleiben, wo sie sich jetzt befindet." Der Engel lief zur Frau, reichte ihr die kleine Zwiebelpflanze hin und sagte: „Da, Frau, faß an und zieh' Dich heraus." Und er fing an, sie vorsichtig an sich heranzuziehen und beinahe hatte er sie herausgezogen; aber als die übrigen Sünder im See sahen, daß man jene herauszog, da hängten sie sich alle an sie. Und die böse Frau schlug aus und rief: „Ich soll herausgezogen werden, denn es ist mein Zwiebelpflänzchen und nicht eures!" Und als sie so gesprochen hatte, fiel sie in den See zurück.

Und warum? Nur weil sie die kleine Geduld, das bißchen Freundlichkeit und Selbstlosigkeit nicht hatte, durch welche sie sich hätte retten können. All ihre bösen Taten sollten ins Nichts hinübergeschleudert werden um des Zwiebelpflänzchens, um einer einzigen kleinen Guttat willen, aller Haß und Hader vergangener Jahre konnten ausgelöscht werden durch ein liebreiches Wort — aber die Frau wollte nur nehmen, nichts geben: da fiel sie in den Feuersee zurück.

Ja, ein Wunder, eine Extrazulage dürfen wir vom Schicksal nicht erwarten: wir selbst müssen etwas zulegen — Güte und Fleiß — oder etwas ins Nichts hinübertragen — Eigensinn und Selbstsucht — dann geschieht das Wunder.

Der alte Prophet Ezechiel schildert einmal ein Traumgesicht, das er gehabt: eine ausgereckte Hand übergab ihm einen zusammengelegten Brief, darinnen stand geschrieben: Klage, Ach und Weh! Und eine Stimme erscholl: Du Menschenkind, iß, was vor Dir ist, nämlich diesen Brief. Da aß er ihn und war in seinem Munde so süß als Honig.

Was das bedeutet, könnt Ihr Euch vielleicht denken: wer sein Ach und Weh tapfer hinunterschluckt — es schmeckt freilich nicht schön, so wenig wie der Brief des Ezechiel! — der erlebt dann plötzlich, daß der schlechte Geschmack vollständig vergeht und etwas honigsüßes zurückbleibt: die Freude des Ueberwindens, der keine andre Freude auf Erden gleicht.

Unter heimatlichen Linden.

Noch eine kleine Geschichte.

Von Clara Reinecke.

30° Réaumur im Schatten. Arme Menschen, die da in der Großstadt gleich nach Pfingsten ihrem Beruf nachgehen müssen! Mitleidig muß' ich an sie denken, während ich mich so recht voller Behagen auf meine Chaiselongue warf. Schlaf' ich nun oder träum' ich lieber? Auf alle Fälle schloß ich die Augen. Unbarmherzig brannte die Sonne auf das Südfenster meines Zimmers, und obgleich ich die Vorhänge sorglich zugezogen hatte, meinte ich, selbst unter geschlossenen Lidern noch, die ganze blendende Mittagshelle eines überheißen Sommertages zu spüren. Wunderbar, was man da für Farben schaut! Märchenhafte Regenbogen-Farben in einem gütlich gebeimnisvollen Halbdunkel. Warum erschien es mir wohl so glücklich? Weil ich — sobald mich die Lust ankam — bloß die Augen aufzuschlagen brauchte, um wieder im Lichte zu wandeln. Allein, wer im ewigen Dunkel weilen muß — ein Blinder! Es durchschauerte mich. Hat man eigentlich je Mitleid genug für ihn?

Mitleid! Heute lag mir dies eine Wort im Sinn. Ist es nicht der Teilnahme verwandt? Und doch wie anders! Teilnahme, ich kann sie dem Beglückteren entgegenbringen, Mitleid nur dem Bedauernswerten.

Ist's nun etwas Gutes oder Böses, wünschenswert oder nicht? Kürzlich war mir erst zu Ohren gekommen, es habe jemand öffentlich in einem Vortrag betont: man solle das Mitleid aus der Welt schaffen. Aber warum doch noch? Ach, mir fällt's im Augenblick nicht ein. Wie ein Trost zieht mir's da durch den müden Kopf: wozu mich länger besinnen, lieber will ich mit meinem trenen, alten Freund und Paten einmal darüber sprechen. Daß wir uns auch noch nicht wieder unter den Linden getroffen haben! Und jetzt blühten sie gerade und dufteten so süß!

Wie bald hierauf ich auch schon drüben im Traumland, im Schlummer gewesen sein mag und auf wie lang oder kurz, genau weiß ich es nicht. Plötzlich fuhr ich erschrocken in die Höh', und es hatte wohl nur ganz sanft an die Tür geklopft. Jetzt tut sie sich behutsam auf. Ja, halte ich „Herein" gerufen? Jedenfalls — da steht er, mein lieber Pate, und als ich die weißen Haare seh', die fein auffallend stark gerötetes Gesicht heute so melancholisch umrahmen, werd' ich völlig munter.

„Pät," ruf' ich, ihm entgegeneilend, „woher kommst Du denn? Du bist ja ein ganz unvernünftiger, alter Mann. Bei solcher Hitze! Du siehst wirklich darnach aus." Ich deutete auf das Ruhebett. „Jetzt legst Du Dich, tu mir den Gefallen."

„Kind, ich habe keine Ruhe heute, ich . . ." Er brach ab. Dann wies er auf die Vorhänge. „Zieh' sie nur getrost wieder auseinander. Es gibt gleich was."

Wir traten zusammen ans Fenster. Ich hatte bisher noch nicht bemerkt, wie unheimlich finster es geworden war.

„Du, Pät," sagte ich dann ersten leisen Donnerrollen, „der bösen, schwarzen Wolke verdank' ich wohl bloß Deinen Besuch?"

„Ja, nichts für ungut, liebes Mädel, sonst hätte ich die Einsamkeit unter den Linden für diesmal Deiner Gesellschaft vorgezogen."

„Bei mir kann man auch allein sein; meinst Du, ich laß' mich von ein paar alten Linden in den Schatten stellen?"

Ich war schon an der Tür und ließ mich auch nicht von Pät zurückhalten.

Digitized by Google

Erst nach einer guten Stunde schlich ich mich wieder zu ihm. Er hatte sich also doch hingestreckt, und unter Blitz und Donner war er sanft eingeschlafen. Sanft? Sein schönes Antlitz war gramburchfurcht. Ich schaü mich, ihn zu betrachten, und dennoch, fast wider Willen tat ich's. Hätt ich's ihm nur von der Stirn lesen können, weich ein Kummer ihn bewegte. Vor nicht allzu langer Zeit hatten gerade wir beide uns über Teilnahme unterhalten und waren uns so einig gewesen, was man darunter verstehen sollte. Nun mochte er mir anscheinend nicht sagen, was ihn, den sonst so harmonischen, Helteren bedrückte. Ich war doch ein wenig traurig darüber, allein doppelt unrecht wollt es mir deshalb erscheinen, mich länger in des Schläfers Antlitz zu versenken, und wie ein ertappter Dieb wandte ich mich ab, als er sich plötzlich leise regte. Da, o weh, in der Hast stieß ich an ein Tischchen. Ein Buch fiel zu Boden, und Pät erwachte.

„Wie wäre es jetzt mit einem Gang unter die Linden," meinte er, nach dem Wetter ausschauend, „mir scheint, mittlerweile ist es schön geworden."

„Gerne, wenn Du mich überhaupt mitnehmen willst, und trotzdem ich Dich geweckt hab'?!

Er nickte nur trübe lächelnd, und so wanderten wir schweigend in unseren alten Schloßpark. Erquickende Kühle umfing uns, und mit Behagen sogen wir den kräftig-würzigen Erdgeruch ein. Pätö Gesicht erhellte sich; doch erst als wir die Lindenallee betraten, erkundigte er sich gütig: „Nun, hast Du heute gar keine Frage auf dem Herzen, kein Thema wie damals im Lenz?"

„Eigentlich fiel mir vorhin gerade eines ein, aber . . . .

„Kein aber, heraus damit."

„Dann sag' mir bitte, was Du vom Mitleid hältst?

Er sah mich groß an, fast als verstünde er mich nicht. Seine Stirn umwölkte sich wieder.

„Ja, Pät, wirklich, ich hab' mir erzählen lassen, daß es Leute gibt, die gerne das Mitleid abschaffen möchten, offenbar weil sie's für Torheit, für Charakterschwäche, für ich weiß nicht was halten. Sie müssen doch ihre gute Gründe haben, wenn sie so etwas aussprechen."

„Die sich alle widerlegen lassen würden," fiel Pät mir hier in beinahe zornigem Eifer ins Wort. „Ich frage im Gegenteil: Wohin kämen wir ohne Mitleid? Das braucht die Welt so notwendig wie Luft und Sonnenschein. Leider habe ich in meinem langen Leben oft die trübe Erfahrung gemacht, daß viele wohlmeinende Menschen ihr Mitleid falsch, fast grausam anwenden; grausam, weil sie es den Bedauernswerten gegenüber allzu sehr fühlbar machen. Ich kann auch nicht von mir behaupten, daß ich hierin nie gefehlt. Mehr wie einmal mußte ich mir selber zurufen: „Habe Mitleid, doch zeige es nur, indem du es birgst unter Flügeln der Liebe!"

Was kann man einem Verlassenswerten gegenüber wohl Besseres tun, als sich nach Kräften bemühen, ihn über sein Elend hinauszuheben, es ihn womöglich auf Augenblicke vergessen machen? Lassen wir unserm Mitleid aber die Zügel schießen, so daß es aus unsern Worten spricht, durch unsere Taten blickt, so erinnern wir den Unglücklichen erst recht an sein Leid, welches ohnedies wie sein Schatten mit ihm geht. Eines hingegen hab' ich noch bei jedem armen, hilfsbedürftigen Menschen mit Glück erprobt: ihn so weit wie irgend tunlich selbständig machen, das bedeutete stets eine Wohltat für ihn. Schon früh lernte ich dies. Als ich noch ein kleiner elfjähriger Bube war, faßte ich eines Tages einen älteren, blinden Knaben am Arm und sagte, wohl so recht überlegen, gönnerhaft zu ihm: „Komm, ich will Dich führen!" Leidenschaftlich stieß mich da der Vierzehnjährige von sich: „O, ich kann allein." Und dann — dann wäre er auf ein Haar umsonst gegen eine Schubkarre gelaufen, wenn es mir nicht zu meiner stillen Freude eben noch gelungen wäre, sie ihm geschickt aus dem Wege zu räumen. Jenden anderen Buben würd' ich gegrollt haben. Hier fühlt' ich dunkel, des Blinden Unvermöglichkeit war verborgnes, tiefes Leid.

Freilich verwunderte es mich, wie er es in seiner Unsicherheit vorziehen konnte, allein zu gehen; ich ließ mich ja sogar hin und wieder noch recht gerne bei der Hand nehmen. Und am Abend desselben Tages klagte ich meiner Mutter meinen Kummer, mit dem ich allein nicht fertig wurde. Sie küßte mich. „Der arme Fritz, sorgenlosen hat er Dich? Weißt Du, was wir beide nun versuchen wollen? Ihn so wenig wie möglich zu führen, ihm so gut, wie's irgend geht, die Schubkarren aus dem Weg räumen — genau wie Du's heute früh auf unserm Hof getan hast. Das wird dem stolzen Knaben gut tun."

„Aber es ist doch gar nicht schlimm, „mal gestürzt zu werden," wandte ich ein.

„Für Dich nicht, mein lieber Junge, weil Du die Hilfe nicht brauchst; wer der Stütze bedarf, dem wird sie leicht zu viel. Man kann sich's doch denken, wer sein Leben lang durch irgend ein dunkles Leid, sei es was es sei, auf andere angewiesen und abhängig ist, für den muß jede kleine Selbständigkeit, jede Regung zur Freiheit Erquickung und Labsal sein. Uns Glücklichen, Gesunden fällt es nur zu selten ein, wie viel Glück wir in dieser Selbständigkeit besitzen. Ohne Hilfe essen, trinken, gehen können, was das an sich schon für eine Lust ist, kommt uns erst, wenn wir etwa einmal vier Wochen im Bett liegen müssen."

Und wir saßen noch lange beisammen und planten und überlegten, womit wir unsern armen, blinden Freund so recht von innen heraus ein wenig Licht und Sonnenschein schaffen könnten. Freilich, welch' glückliche Gabe beiaß auch meine Mutter, ihm den Mangel des einen köstlichen Sinnes weniger schmerzlich fühlbar zu machen, ihn gleichsam zu erlesen, indem sie den mir vorhandenen so viel Liebes und Gutes wie nur denkbar erwies. —"

Pät hielt inne. Dann seufzte er leise und doch schwer genug auf. Jetzt meinte ich, sein tiefernstes Gesicht verriete mir wenigstens einen seiner Gedanken: „Könnte ich mich noch einmal wie ein elfjähriger Bub' bei meiner Mutter ausweinen." „Armer Pät!" entfuhr es mir da: „Nun hast Du nur eine Tochter, eine Patentochter, die Dich gerade heute nicht auf so ernste Gedanken hätte bringen dürfen."

„Aber der ich mich endlich anvertrauen sollte, schon aus Erkenntlichkeit für das gute Mittagschläfchen," erwiderte er herzlich, wieder mit einem Anflug seines liebevollen Humors. Dabei schritt er geradewegs auf eine halbverborgene Bank zu. Wir setzten uns, und er begann von neuem:

„Wie in meinen Knabentagen, so habe ich auch jetzt einen jungen, blinden Freund; nur mit dem Unterschied, daß ich nicht mehr der noch jüngere bin, sondern gut sein Großvater sein könnte. Du hast ihn ja schon bei uns getroffen den kleinen Erich, diesen frischen, begabten, lieben Jungen. Seine Fritzhe, sein gehindes, blühendes Antlitz ließen in uns die Hoffnung aufkeimen, ob nicht vielleicht doch die Sehkraft nur in ihm schlummere. So entschloß sich doch meine Frau mit Erich, der kleinen, wie wir wußten, schon früher in ärztlicher Behandlung gewesen war, noch einmal zu einem Augenarzt und zwar zu einem ganz berühmten zu reisen. Heute teilte erreichte mich nun die Nachricht, daß auch er keine Rettung bringen konnte. Da fühlte ich erst, wie sehr ich mich für den Knaben in Hoffnung und süße Träume gewiegt hatte.

Zu zwei Stunden fehren sie heim, meine Frau mit dem armen Jungen — dem alten Mann kann eine Träne über die Wange — „verstehst Du, die dahin muß ich mein Mitleid bergen."

„Damit er nur Deine Liebe spürt", ergänzte ich unwillkürlich leise.

„Wenigstens kein Mitleid und Erbarmen, dem es an Liebe fehlt", verbesserte Pät, und mitten in tiefster Wehmut lächelte er bereits fein liebes, sonniges, tapferes Lächeln, was ich so noch an keinem andern Menschen gesehn. Erst nach geraumer Weile sagte er:

„Da wären wir ja wohl wieder ganz bei Deinem Thema angelangt. Und sieh, wenn mir nun jemand kommt und die kühne Behauptung aufstellt: „Wir brauchen kein Mitleid, Mitleid schwächt, deshalb sollte man keines verlangen, keines geben. Die Welt ist unerbittlich, grausam — deinen Nächsten stoßen, stehen bersten, Blinde und Taube, Bucklige und Gezeichnete müssen ihr Dasein ertragen — warum sollten wir Menschen Mitleid üben?" Dem könnte ich nur aus tiefstem Herzen entgegnen: „Gerade erst recht! Wenn die Natur grausam sein kann, es vielleicht sein muß, liegt sie der Menschheit nicht doppelt die Verpflichtung auf, Gutes zu erstreben, Barmherzigkeit walten zu lassen? Wer weiß, vielleicht mußte uns ein Gott Unglück und Elend geben, damit wir uns rühren und regen, nicht stille stehn. Wenn ich Dir dies heut alles sage, so kannst Du mir glauben, daß es mir tiefinnerst ist mit meiner Ueberzeugung, heute, da ich mich angesehnt habe gegen eine Macht, die größer ist als wir, die noch kein Mensch ergründet hat und die es unserm lieben, kleinen Erich außerdem, weiter in Nacht und Finsternis zu leben.

Das einzige Mitleid, welches ich auf der Welt schaffen möchte, (wenn es überhaupt noch so genannt zu werden verdient,) ist das, in dem auch nur ein Körnchen verlehender Gering-

Digitized by Google

schäpung steckt. Ja, könnte man die Bedauernswerten nur ein wenig mehr vor Kränkung schützen und — vor Enttäuschung!

Wie sehr man sich freilich hüten muß, nicht zu kränken, nicht zu enttäuschen, diese Erkenntnis kam meiner nun längst verheirateten Tochter Helene, von der ich Dir letzthin schon eine kleine Geschichte berichtete, als sie erst 12 Jahre zählte. Da kam sie eines Vormittages aus der Schule direkt in mein Atelier gelaufen und fragte mich:

„Du, Papa, glaubst Du, daß man ganz für jemand lieb kriegen kann?"

Ich mußte fast ein wenig lachen und erkundigte mich meinerseits: „Du hast wohl schon wieder eine neue Freundin in Aussicht, Lene, die wiederlebe, wenn ich fragen darf?"

Wir neckten sie alle ein wenig mit ihren zahlreichen, schnell geschlossenen Freundschaften, die nicht immer lange von Bestand waren.

„Ach, Papa," bat sie, „mach' doch keinen Spaß!" und schaute mich erwartungsvoll an.

„Ja, mein Kind! die Frage ist nicht gar so leicht zu beantworten. Aber Du weißt ja schon, was man unter Nächstenliebe versteht. In diesem Sinne sollte man eigentlich jeden Menschen „für lieb kriegen," wie Du sagst. Weil es jedoch unmöglich ist, alle Menschen in gleicher Weise in unser Herz zu schließen, so bekommen wir wohl die am schnellsten lieb, zu denen wir uns hingezogen fühlen. Du verstehst doch, was das sagen will?"

Sie nickte, und auch ein Aufleuchten ihrer Augen kündete mir, daß sie mich verstand, und dennoch sah sie mich gleich darauf ratlos an, bis sie sich nach einem sichtlichen, kleinen Kampf zu einer neuen Frage entschloß:

„Aber, wenn man sich gar nicht hingezogen fühlt und nur jemand gern haben möchte, weil . . . weil's doch netter wäre."

Hierbei wurde Helene dunkelrot, und ich merkte damals sogleich, sie hatte wohl noch mehr auf dem Herzen, was ihr nicht leicht über die Lippen kam. Ich legte Pinsel und Palette bei Seite, nahm mein Töchterchen auf die Knie und bat es:

„Helene, magst Du mir nicht sagen, wen Du „ganz für lieb kriegen" möchtest und weshalb?"

Da erhub ich bald alles. In ihre Klasse ging seit 8 Tagen ein drolliges Mädchen, und weil es in der Freiwerleistunde nicht an den Spielen der andern Kinder teilnehmen konnte oder wollte, so hatte diese arme Martha in der Pause einsam und abseits gestanden. Das hatte nun meine Helene nicht länger als zwei Tage mitansehen können, am dritten lief sie zu der kleinen Vernachlässigten unter dem Vorwand, sie unterhalte sich auch lieber mal, als nur immer zu spielen.

„Und nun," so schloß Helene ihren Bericht, „glaubt Martha, daß ich schon ganz richtig ihre Freundin wäre, und eigentlich tut sie mir nun furchtbar leid."

Wieder sahen mich meines Kindes Augen ratlos und jetzt zugleich Hilfe suchend an, und ich las deutlich, was darinnen geschrieben stand. Zum Ueberfluß jedoch fragte ich noch:

„So meinst Du nun, das genüge nicht auf die Dauer, bloß Mitleid?

„Ich denke nicht."

„Warum?" forschte ich weiter, ich konnt' es nicht gut lassen.

„Ja Papa, wenn Martha das nun merkt, kränkt sie's doch, und weil sie mich eigentlich schon gern hat, würde sie so . . . . so enttäuscht sein."

Diese zwei triftigen Gründe gefielen mir und der hinzugekommenen Mama ebenfalls, und wir beschlossen einstimmig, es mit Liebe und Freundschaft zu probieren.

„Und das glückte?" unterbrach ich Pät. „Diese kleine Martha ist doch gewiß die jetzige Zeichenlehrerin und Lieblingstante von Helenes Kindern?"

„Ja, die ist's, und doch kommt wir's vor, als sei es gestern gewesen, da sie zum ersten Male bei uns eintrat, die blasse, hochaufgeschossene Helene und die buckelige, kleine Martha. Anfangs waren sie ganz verlegen miteinander und wußten nicht recht, was beginnen. Da meinte meine Frau nach dem etwas einsilbigen Kaffeetrinken: „Nimm die Kinder doch einen Augenblick mit ins Atelier. Du wirst ohnedies kaum mehr zur Arbeit kommen, es dämmert bald." Und die Mama hatte das Rechte getroffen. Mit ihren glänzenden, dunkeln Augen hielt die kleine Buckligе eifrig Umschau, und als sie sich gar von einem meiner Studienblätter, einem Eichhörnchen, nicht trennen konnte und mit ihren langen, dünnen Fingern plötzlich in der Luft zu zeichnen begann, da wurden die Mädchen beide lebhaft, und Helene fragte stolz: „Das gefällt Dir wohl?" Ich aber reichte Martha Papier und Bleistift und sagte ihr, sie solle darauf einmal so zeichnen wie eben in der Luft, und in der Tat, sie brachte ein recht ansprechliches Eichhörnchen zu Stande. Helene, die selbst eine ungelenke Hand hatte, jubelte und staunte; und noch am gleichen Nachmittage wurden die schönsten Puppenstubenbilder geliefert; Helene erteilte die Aufträge, und Martha führte sie zu ihrem Entzücken geschickt und unermüdlich aus. So ergänzten sich die zwei aufs schönste, und die Freundschaft war geschlossen.

„Ja, ja —" Pät nickte gedankenvoll vor sich hin, „hier waren's die Augen, durch die Vertrauen und Freundschaft Eingang fanden. Bei Erich muß es nun alles andere sein, womit wir uns ferner sein liebebedürftiges Herz gewinnen müssen, und nicht genug kann ich mir meine Mutter zum Vorbild nehmen, mich in meine glückliche Knabenzeit zurückversetzen."

In Erinnerung versunken schwieg mein lieber väterlicher Freund.

„Pät," sagte ich endlich, „ich dank' Dir, doch ich will Dich nicht länger begleiten, Dich lieber auch bei den Linden ein Stündchen allein lassen."

„Tu' das, aber sieh Dich nächstens einmal nach uns beiden Alten um und mache für den kleinen Erich ein wenig Musik, willst Du?" Er reichte mir die Hand zum Abschied.

„Morgen, Pät, gerne und dann bald wieder."

Noch hielt er meine Hand fest, während er mit der Linken auf die Wipfel uns zu Häupten deutete: „Schau' Dir die Linden an, sehn sie aus, als ob eine schwarze Wolke über sie hingezogen wär'?"

„Nein, im Gegenteil, so feiertäglich! Sonnenschein und frischer Wind taten wohl schon das ihre."

„Das ist's, mein Kind, und diesen beiden wollen wir nicht nachstehen an Frohsinn und Mut."

Und da ein leichter Windstoß wiederum Regentropfen von den Blättern zur Erde wehte, wischte sich der alte Mann verstohlen eine letzte Träne aus den Augen.

Mir aber war's im Heimwärtsgehen, als die Sonne so heller die alten Linden beschien, deren Zweige sich in frischem Wehen zu einander neigten, als wollten auch sie mit unter Flüstern und Rauschen mit goldenen Lettern in die Seele prägen:

Habe Mitleid, doch zeige es nur, indem Du es *birgst* unter Flügeln der Liebe!

Abendfrieden.

O Welt, wie bist du schön!
Wohin ich blicke leuchtet Schönheit mir entgegen,
Selbst da, wo glanzlos sonst nur Grau und Dunkel lebt.
Am Himmel hoch ein abendrotes Dämmern
Haucht mild ein Friedenswehen überd Land,
Und leise, leise faßt's die Menschen an,
Daß alle Unrast still sich löst und legt,
Und alle Blicke frei und ruhevoll sich heben.

Auch in mir ist es wunderruhig,
Die sonst so wilde Seele
Wie ein See, der schläft —,
Sie träumt — —
— — —

Sie träumt, daß in ein Abendschweigen
Ein Reh geschritten kam,
Und, um das Sonnensinken nicht zu stören,
Am Waldrand lautlos sich im Grase niederließ.

W. Dittmann.

Lesefrüchte.

Von der Natur.

„Die Natur enthüllt einem bei genauem Hinsehen so viele ungekannte Schönheit, daß man sie lieb gewinnen muß. Und wenn nur erst die Menschen die arme, verkannte Natur liebgewonnen haben, so werden sie sich schämen lernen, daß sie dumm und gleichgültig an ihr vorübergeschlendert sind."

„Die Natur ist keine Vorratskammer, keine Studierstube und kein Besichenal, sondern unser aller gemeinsame Heimat, in der ein Frembling zu sein, jedermann Schande und Schaden bringt." „Der Natur gegenüber sind die meisten Menschen wie kleine Kinder, denen man ein schönes Bilderbuch geschenkt hat. Diese ergötzen sich an den Bildern und denken nicht daran, die darunter stehenden Verschen zu lesen." A. Roßmäßler.

Digitized by Google

Juli 1906.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. K. Penzig.**

Inhalt:

Elternglück und Elternpflicht. Von Fritz Dzieyk.
Wie Karl vorwärts kam. Von Carola v. Eynatten.
Geschichten. Von Louise Péris.
Eltern-Ecke. Ein Judenchrist.
Empfehlenswerte Kinder- und Elternbücher.
Leseſrüchte.

Elternglück und Elternpflicht.

Dein Auge lacht. — In weichen Kissen
Ruht unser Kind mit roten Wangen.
Ei, wie geschäftig und beflissen
Bist du, seitdem entschwand das Bangen,
Das tiefe Bangen um zwei Leben,
Eins neu uns, eins zurückgegeben.

Ein kleiner Knabe. — Hilflos Wesen!
Doch ohne Furcht. Ihn deckt die Liebe
Der Mutter, die nun bald genesen.
Sie schützt die zarten Lebenstriebe,
Versteht des Kindes schlichte Laute
Und steht ihm bei als Erstovertraute.

Ein junges Leben. — Ewig schaffend,
Verjüngt sich die Natur; im Kleinen
Selbst ihre Kraft zusammenraffend,
Will sie uns größer noch erscheinen.
Ein morscher Ast brach kaum zur Erde
Und zehnmal spricht Natur ihr „Werde!"

Doch dies ist unser. — Elternrechte
Und Elternpflichten sind uns Beiden
Beschieden. Sieh! Ein neu Geschlechte
Wird mit uns jauchzen, mit uns leiden.
Klein unsre Rechte, groß die Pflichten!
So gilt's, das Beste zu verrichten.

Ein neues Band. — Gemeinsam streben
Wir nach dem einen großen Ziele:
Es kettet Leben sich an Leben,
Doch gibt's der Steigerungen viele;
Drum laß uns sorgen alle Tage,
Daß einst das Kind uns überrage.

Fritz Dzieyk.

Wie Karl vorwärts kam.

Von Carola v. Eynatten.

Es war schon ganz dunkel im Zimmer, so dunkel, daß man nur noch die Umrisse einer größeren Knabengestalt erkannte, die in der Nähe des hohen und breiten Doppelfensters auf den Bodenteppich hingestreckt lag, die gekreuzten Arme unter dem Kopfe. Der Faulpelz regte sich nicht, man hörte ihn nicht einmal atmen, nur seine Augen glänzten. Sie waren auf das Fenster gerichtet, durch das man ein ziemliches Stück des sternbesäeten Osthimmels überschauen konnte, denn es öffnete sich gegen weite Wiesenflächen. Plötzlich fiel blendender Lichtschein durch eine halb offen stehende Türe, und in dem Augenblick, wo er des Knaben Auge traf, sprang er mit einem unterdrückten Ausruf in die Höhe. Die Mutter war mit einer Lampe in der Hand eingetreten und schaute verwundert auf den Jungen, der mit halb erschreckter, halb verlegener Miene vor ihr stand, ohne sie anzusehen, wie ein Bild schlechten Gewissens. „Was hast Du gemacht, Karlchen?" fragte sie, die Lampe auf den Tisch setzend, ernst, doch freundlich. „Nichts, Mütterle," stammelte der Knabe. — „Nichts?" wiederholte sie zweifelnd. „Warum hast Du Dich dann so erschreckt, als ich hereinkam? Wer nichts Böses tut, hat das doch nicht nötig."

„Ich dachte, es wären die andern." — „Welche andern?" — „Der Kurt, Fritz und die Lilly." — „Und Du fürchtest Dich vor Deinen Geschwistern — seit wann?" — „Ich fürchte mich nicht — aber —"

Die Mutter faßte des Knaben Hand und führte ihn nach dem Sofa, das in einer Ecke des Zimmers stand. Er mußte sich neben sie setzen und den Arm um ihn legend, fragte sie sanft: „Hier ist etwas nicht in der Ordnung, gelt, Karlchen? Mein Großer, der bald seinen zwölften Geburtstag feiert, wird es doch nicht wie unvernünftige kleine Kinder machen und mich belügen! Das wäre mir ja ein arger — sehr arger Kummer!" Voll Ungestüm beide Arme um der Mutter Hals schlingend, schluchzte Karl: „Ich habe nicht gelogen, Mütterle, gewiß nicht, ich lüge nie! — Ich habe wirklich nichts gemacht, gar — gar nichts und — das ist es ja eben!"

Die Mutter fing an zu verstehen. „Also gefaulenzt — wieder einmal! Denkst Du denn gar nicht an Deine Aufgaben, an die häßlichen Zeugnisse, die Du heimbringst und daß es höchste Zeit wäre, mit Ernst und Eifer an die Arbeit zu gehen?" Aus ihrer Stimme hatte zwar ein leiser Vorwurf herausgeklungen, doch noch viel, viel mehr Kummer, und das ging dem kleinen Karl erst recht zu Herzen, denn er vergötterte seine Mutter, sie war für ihn die beste und schönste aller Frauen. „Doch, Mütterle, und ich will sie gleich nach dem Nachtessen machen. Ich hätte es schon eher getan, aber es war nimmer hell genug dazu und die Lampen brannten noch nicht. Darum dachte ich — ich —" „Na, nur weiter!" „Ich wollte die Sterne aufgehen sehen, von denen uns Onkel Hermann immer so viel erzählt." „Sie sind aber doch schon seit einer ganzen Stunde aufgegangen." „O!" rief Karl beschämt. Dann sagte er zögernd: „Ja, weißt, Mütterle, wenn ich die Sterne angucke, dann weiß ich nichts, aber auch rein gar nichts mehr,

Digitized by Google

so wunderschön ist's! Und dann — darf ich Dir alles sagen — alles?" „Natürlich!" „Wirst Du mich nicht auslachen, wie die Brüder, die Lilly und die andern Kinder tun?" „Nein, mein Bub, das werde ich nicht; ist das, was Du mir zu sagen hast, töricht oder falsch, so werde ich es Dir eben erklären. Also!" „Siehst Du, Mutterle, wenn ich so recht eifrig gucke, dann ist mir's als ob alle diese lieben Flimmerlichtchen mir zunickten und allerlei wunderliche Geschichtchen erzählten von Menschen und Tieren, Ländern und Städten, die niemand noch gesehen hat und die wir uns auch nicht denken können!" schloß Karl mit tiefem Aufatmen seine Erzählung, und sein Auge hing in verlegen-ängstlicher Spannung an der Mutter Gesicht.

Sie aber strich liebkosend über seinen Kopf und erwiderte lächelnd: „Mein kleiner Phantast! Du selber erzählst Dir diese Geschichten, weil Du Dir, wohl ohne es selbst so recht zu wissen, vorstellt, daß es so sein, daß es alle diese schönen Dinge auf den fernen Weltkörpern geben könnte." „Meinst?" fragte der Knabe zweifelnd. „Weiß nicht; denn siehst, wenn ich draußen bin, ist's mit den Vögeln, dem Bach gerade so, und auch der Wind erzählt mir, wenn er pfeifend um unser Haus huscht. Und was für schöne, wunderschöne Geschichten, Du kannst es gar nicht denken!"

Die Mutter widersprach nicht mehr; nach einer Weile aber begann sie, ganz nachdenklich geworden, von neuem: „Sag mal, Karlchen, Du denkst wohl auch am Tage an diese Geschichten?" — „O ja!" — „Und in der Schule, während des Unterrichts?" — „Manchmal — wohl," gestand Karl bedrückt, um dann lebhaft hinzuzusetzen: „Aber ich kann wirklich nichts dafür! Siehst, die Gedanken kommen, man weiß nicht wie, da sind sie! Wenn ich es aber merke, denke ich gleich an etwas andres."

Nun wußte die Mutter endlich, woran es lag, daß ihr Quartaner so wenig befriedigende Zensuren erhielt, daß sie in beinahe beständigem Bangen und Zagen schwebte, weil er stets in Gefahr war, das Klassenziel nicht zu erreichen, trotzdem er ein kluger und auch guter Junge war! In der Schule galt er freilich nicht für gut, seine Lehrer klagten fortwährend über seine Unaufmerksamkeit, sein träumerisches Wesen. Der eine deutete an, daß es ihm an Fassungsgabe mangle, der andre nannte ihn faul und so ging es weiter.

„In der Schule wirst Du künftighin nicht mehr an solche Dinge denken, gelt, Karlchen, das versprichst Du mir? — Wie Du das anfangen sollst, möchtest Du wissen? — Das ist ganz einfach: Du mußt besser auf dich achten, damit die zudringlichen Gedanken, die Dich vom Unterricht und von Deiner Arbeit ablenken, sich nicht festsetzen können, und dann mußt Du Dich bemühen, mehr Gewalt über Dich selbst und Deine Wünsche zu erlangen." — „Wie kann ich denn das, Mutterle?" — „Mühe wird es wohl kosten, mein Bub, aber ohne Mühe, ohne ernstes, ausdauerndes Streben erreichen wir Menschlein gar nichts, und so schwer, wie Du es Dir vorstellst, ist es doch nicht. Fällt Dir gerade ein, Du möchtest die Sterne angucken oder hinauslaufen, um die Vöglein singen zu hören, so gibst Du Dir nicht gleich nach, sondern fragst Dich erst: habe ich nichts zu tun, was getan sein muß? Heißt es dann: ja, ich muß noch für morgen lernen! so gehst Du sogleich an Deine Arbeit, sührst sie recht sorglich aus, und gibst Dich der Erholung und dem Vergnügen erst hin, wenn die Pflichten erfüllt sind. Du sollst sehen, dann glänzen die Sterne nochmal so hell, nicken Dir nochmal so freundlich zu und ihre Geschichten sind doppelt so schön, denn das Schöne genießt man nur dann voll, wenn das Herz leicht und das Gewissen ruhig ist. — Oder nicht?" „Doch, Mutterle! Wenn meine Aufgaben nicht gemacht sind, ist mir's immer, wie wenn ein ganz, ganz hoher Berg vor mir läge, über den ich noch hinüber muß, und am Morgen, beim Erwachen, bei dem Gedanken an die Schule, drückt's mich, ich kann gar nicht sagen wie stark, und das Atmen wird mir ganz schwer!" stimmte Karl lebhaft bei. „Und das ist sehr unangenehm, nicht wahr?" — „O, und wie!" — „Nun sieh, das alles kannst Du Dir ersparen, wenn Du aufmerksamer bist und trust wie ich sage." „Ja, und jeden Morgen will ich mir oft und oft wiederholen: „Ich muß aufmerksam sein in der Schule!" „Und ich werde Dir in jedes Deiner Bücher und Hefte, genau an die Stelle, an der ihr gerade steht, ein Zettelchen legen, auf dem recht groß geschrieben steht: „Sei aufmerksam und überwinde Dich selbst!" sagte die Mutter.

Karl klaschte in die Hände. „Ja, Mutterle, das tun wir!" „Und wenn wir recht fest und treu zusammenstehen, bleibt der Erfolg nicht aus! Denke mal an Papas und meine Freude, wenn er zu Ostern heimkommt von der großen Frühjahrsreise, und wir können ihm ein nettes Zeugnis vorweisen, in dem keine fünf steht! Und denke auch, um wie viel ich es leichter habe, wenn ich nicht immer denken muß: wird Karl wohl auch versetzt werden? Ach, wenn er nur keine Nachprüfung bekommt oder gar sitzen bleibt!"

Die beiden plauderten noch lange zusammen wie gute Freunde, die sich zusammenschließen zur Vollbringung eines schwierigen, aber lobenswerten Werkes, und als Karl am andern Morgen erwachte, war sein erster Gedanke: „Heute will ich aber aufpassen!" Und beim Frühstück, auf dem Schulweg und in der Klasse wiederholte er es sich und als er in jedem Schulbuch und in jedem Heft das versprochene Mahnzettelchen fand, da freute er sich über die Maßen und mußte immer denken, welch eine liebe, treue Mutter er doch hätte und wie sie es verdiente, Freude an ihm zu erleben. „Mutterle, das Aufpassen ist nicht einmal so schwer, wie ich gedacht habe!" rief er bei der mittäglichen Heimkehr freudestrahlend und warf sich in die Mutterarme, die sich ihm liebevoll entgegenstreckten.

Allemal konnte Karl das abendings nicht sagen, denn es kamen noch viele, viele Tage, wo es ihm ungeachtet aller guten Vorsätze ganz ungemein schwer wurde, seine Gedanken an der Flucht in verbotene Gründe zu verhindern. Und es gab auch solche Tage, wo ihm das überhaupt nicht gelang, wo er des Lehrers Stimme nur wie aus weiter Ferne vernahm und seine Worte unverstanden verhallten. Ertappte er sich aber auf einer solchen Träumerei, so holte er die Ausreißer schleunigst wieder herbei, und mit der Zeit ließen sie sich immer williger einfangen und festhalten. Gut fiel das Osterzeugnis zwar auch noch nicht aus, aber doch mittelmäßig und weit besser als das, welches Karl an Weihnachten heimgebracht hatte. „'s Schlußzeugnis wird noch besser, Mutterle, kannst Dich darauf verlassen!" versprach er, sein Zeugnisbuch in der Mutter Hand legend. „Das soll mich innig freuen, Kind, auch für Dich, denn Dir ist doch gewiß viel wohler zu Mute, wenn Du in der Schule gut stehst." erwiderte sie, ihn auf Mund und Wangen küssend. „O das glaub ich! — Gelt, Mutterle, in den Ferien darf ich treiben, was ich will, die Sterne angucken und an den Bach laufen?" „Gewiß, nur sollst Du darüber Deine Bücher nicht gänzlich vergessen." —

Von der Mutter treuer Hand geführt, blieb Karl standhaft und ein Jahr danach wurde er als Fünfter unter neununddreißig Schülern von Unter- nach Obertertia versetzt. Wer weiß, ihr Kinder, wie weit es Karl noch bringen wird!

Geschichten.*)

— „Erzähle mir, bitte, drei Geschichten!" Drei, verstehst Du wohl? Und das ist noch nicht alles. Wenn Lilly ein Lächeln auf den Zügen ihrer großen Schwester bemerkt, so fügt sie eilig hinzu: „Aber lange, weißt Du,

*) Aus dem ungedruckten Werk von Louise Bétis „An der Schwelle des Lebens." Studien und Skizzen aus der Kinderwelt, übersetzt von Mark B. Paulin.

Digitized by Google

so lange wie von hier nach Straßburg — so lange wie von hier nach Amerika!“

Meint nur nicht, daß es jetzt mit dem Bitten zu Ende sei! Keineswegs! Sieht Lily, daß das wohlwollende Lächeln andauert, so flüstert sie fast mehr als sie spricht, mit einer Engelsmiene und einer Seraphstimme:

„Auf Deinem Schoß, gelt?“

Hat man ihr dies Alles gewährt, so beginnt das Vergnügen.

— „Es war einmal . . . .“ entschuldigt, daß der Anfang der Originalität entbehrt; Fräulein Laura ist nicht daran schuld, denn sie hat schon öfters den Versuch gemacht, etwas Abwechselung in den Anfang zu bringen. Da ist aber Lily bitterböse geworden und die geduldige Schwester sah sich gezwungen, die alten Gemeinplätze beizubehalten. Lily wird schon unruhig, wenn die Erzählerin ein wenig zu lange nachdenkt. (Geschichten müssen warm aus dem Backofen kommen und wehe den Wiederholungen!) Nach einigen Sekunden spricht sie mit schulmeisterlichem Ton die vielversprechenden Worte aus: „Es war einmal . . . .“

Das Stillschweigen zieht sich in die Länge. „Nun, es war einmal . . . .“ wiederholt die Kleine gereizt.

— „Es war einmal“ beginnt nun ihrerseits Fräulein Laura, „ein Löwe . . . .“

— „Aber nein!“ unterbricht sie Lily, Du vergißt, daß diese Woche der Bär an der Reihe ist!“ Auch das noch. Lily hat feststimmte Ideen, unglaubliche Launen, eine Starrköpfigkeit, die an Leidenschaft grenzt und dabei trotzdem etwas Methodisches, eine Gewohnheitsliebe, die einen seltsamen Gegensatz zu ihrem phantasievollen Geschmack bildet. Hat sie sich auf irgend einen Typus versteift, so vermag nichts in der Welt sie davon abzubringen, wäre man selbst die Königin unter den Erzählerinnen. Deshalb muß auch die unglückliche Laura volle vierzehn Tage hintereinander unbekannte Abenteuer erfinnen, die einen Bären als Helden haben. Ueberhaupt zieht Lily die Tiere in dem Maße den Menschen vor, daß Männer, Frauen und Kinder erst in zweiter Linie kommen. Soll ein kleines Mädchen ihr ebenso gut gefallen wie ein Esel, so muß es mindestens ein Ausbund von Tugend, Bosheit oder Verstand sein. Es ist selbstverständlich, daß Lily die aufregenden Erzählungen liebt. Trotzdem hat sie eine besonders schwache Seite für das Komische, selbst für das Groteske. Darum kündigt auch Laura, wenn sie guter Laune ist, ihrem Publikum an:

— „Heute gibt es eine drollige Geschichte!“ Das Lachen ist bekanntlich eine der ansteckendsten, spasmodischen Bewegungen. Deshalb trennen sich zuguterletzt die große und kleine Schwester inmitten der lebhaftesten Freudenausbrüche.

Was ist denn das Geheimnis von Laura, um stets ein anspruchsvolles, geistig geweckes Kind zu interessieren? Der erste und beste Grund ihres Erfolges liegt darin, daß sie selbst an dem Spiele Freude hat. Sie ergötzt sich, in sehr bescheidenem Maße, an dem Vergnügen zu improvisieren. Die Aufmerksamkeit der jüngeren Schwester aber stachelt sie an; die kritische Veranlagung des Kindes hält sie von einer nachlässigen Darstellung ab, seine Beifallsbezeugungen elektrisieren sie. Ist dies nicht schließlich eine verdiente Genugtuung? Es regnet, es ist trübe, Lily ist mürrisch. Aber die Erzählerin weilt nicht fern. Man entflieht mit ihr in sonnerträumte Länder. Hier gibt es keine Wolken mehr, hier dehnen sich keine endlosen Stunden, in denen es nicht aufhören will zu regnen.

Mit einem Geschick, wie es der Scharfsinn ihrer Zuhörerin notwendig macht, weiß Laura den phantastischen Erzählungen einen moralischen Zweck zu verleihen. Sie liebt es, das Urteil des kleinen Mädchens durch unerwartete Fragen zu leiten:

— „Was hättest Du an seiner Stelle getan?“ Ist die Antwort wohl durchdacht, so schließt sich die Heldin der Erzählung ihr natürlich an. Ist das Gegenteil der Fall, so wird Lily durch die entgegengesetzte Entwickelung der Erzählung auf ihren Irrtum aufmerksam.

Einer der befriedigendsten Erfolge der jungen Erzählerin ist der Abscheu, den böse Handlungen, Feigheit und Lüge ihrem Zögling einflößen.

— „Oh, wie häßlich!“ ruft oft Lily mit flammendem Auge, oder: „die Mama war viel zu gut.“ Ihr Gerechtigkeitssinn läßt sie selten im Stiche. So wie sie vor Freude über die Belohnung des Gerechten strahlt, so unerbittlich ist sie für die Sünder. Nachsicht ist den ganz Kleinen ein unbekannter Begriff, und Rudolf Töpfer erklärt uns einmal weshalb:

„Der Geist der Kinder ist absolut, weil er beschränkt ist. Da die Fragen für sie nur eine Seite zeigen, sind sie alle einfach, so daß die Lösung ihrem mehr geraden als erleuchteten Verstande ebenso leicht als selbstverständlich erscheint. Daher kommt es auch, daß die Zartfühlendsten unter ihnen oft die grausamsten Dinge vorbringen, daß die Menschlichsten die bittersten Urteile fällen.“

Um etwas Mannigfaltigkeit in das ewige Einerlei der Tiere zu bringen, hat Laura zwei Systeme aufgestellt, die sie mit Klugheit anwendet. Bald malt sie in ihrer Arche Noah brüllende, bellende, wiehernde, miauende, girrende Tiere, in einem Worte lebenswahre Tiere, bald führt sie Tiere vor, die die Sprache der Menschen reden, ganz genau wie es der gute La Fontaine gemacht hat. Manchmal vermengt sie auch beide Methoden, so daß sich der Hahn mitten in einem sehr verständigen Satze plötzlich in einem hellen „Kikeriki“ vergißt, was die ahnungslose Lily stets aufs höchste erfreut.

Kein erlaubtes Mittel bleibt unangewandt, sowohl Redner- als Schauspielkunst müssen herhalten. Man muß nur sehen, wie Laura aus allem Nutzen zieht, aus der Mimik, aus den Veränderungen der Stimme, die sie entweder bis zum Grollen des Donners anschwellen läßt oder bis zu einem kaum hörbaren Hauche dämpft.

Nichts erweckt größeres Interesse als die Reflexionen, das Staunen und die neugierigen Fragen Lilys.

Als man ihr zum ersten Male von einem Vertreter der schwarzen Rasse erzählte, rief sie beunruhigt aus:

„Ist der böse, der Neger?“

Die Vorstellung der warmen, von der Sonne verbrannten Länder erschreckt sie.

„Ach, ich möchte nicht dort leben!“ Die schönen Blumen aber und die saftigen Früchte, die es dort gibt, söhnen sie wieder bald mit ihrer Ablehnung aus: „Du weißt,“ fügt sie hinzu, „ich möchte nur einmal hingehen um zu sehen, um Blumen zu pflücken und Früchte zu kosten, dann käme ich wieder zurück.“

Man gibt sich nicht Rechenschaft genug über die Nützlichkeit der Geschichten in der Erziehung. Man ahnt noch weniger das Vergnügen, das dabei nicht allein die kleinen Zuhörer sondern auch die großen Erzähler empfinden. Viele Personen würden sonst ihr Zögern überwinden, denn eine mittlere Einbildungskraft reicht aus und man braucht nur die Kinder zu lieben, um gute Erzählerinnen und was noch mehr ist, Erzieherinnen zu werden, die erfreuen, indem sie belehren.

Eltern-Ecke.

Ein Judenschrik. „Papa, sind Juden schlechte Menschen?“ so fragte ein kleiner blondhaariger Knabe einen stattlichen, etwa 50jährigen Herrn, der zeitungslesend auf der weinumrankten Veranda seines schönen Hauses saß. Ein tiefes Weh durchzog das Herz des Vaters bei dieser Frage, indem er sich den späteren Leidensweg seines Kindes vorstellte, da er doch selbst ein Jude war. Die ländliche Abgeschiedenheit, in der er mit seiner Familie lebte, schien ihm eine Möglichkeit zu bieten, das Kind in der Unkenntnis seiner Religion und dadurch in der Arglosigkeit der Welt gegenüber noch recht lange zu erhalten. Denn sein gütliches Vaterherz vermochte es nicht, die Seele seines Kindes zu betrüben. Doch als der Knabe größer wurde und häufig in Raufhändel

Digitized by Google

mit der Dorfjugend geriet, da hörte er zuweilen „Judenjunge“ hinter sich her rufen. Mit flammendem Zorn trat er dann seinen grausamen, kleinen Feinden mit dem Ruf entgegen: „Ich bin kein Judenjunge“ und teilte nach rechts und links Fäuste aus. Nur die Dreistesten aus der ihm sonst ergebenen Schar hatten sich zu solchem Wort erkühnt. Aber wenn der kleine Herzensohn ihnen so zornmütig entgegenrast, so wurden auch sie zum Schweigen gebracht. Das Wort hatte indessen einen tiefen Stachel in der Seele des Kindes zurückgelassen. Bei einem derartigen Anlaß stellte er an seine Eltern die Frage: „Was sind Juden?“ Da hielt die Mutter, welche Bedenken trug, ihre Kinder noch länger in Unwissenheit zu lassen, den Augenblick für gegeignet, eine Erklärung zu geben. Sie erwiderte daher mit Nachdruck: „Du bist Jude, Deine Mutter ist Jude, Deine Geschwister, wir alle sind Juden!“ Bestürzung malte sich in den hübschen Zügen des Kindes. Doch es raffte sich zu einer nochmaligen Frage auf: „Sind Fräulein A.“ Damit meinte er die Erzieherin. „Sie ist Christin,“ lautete die Antwort. „Also doch,“ so war der stille Gedankengang des Kindes, „sie haben recht. Ich bin ein Judenjunge. Wie schrecklich! Ich glaube, Juden wären nur die Männer mit den langen schwarzen Röcken, großen Bärten, schwarzen Augen und krummen Nasen, die Männer, die zuweilen auf den Hof des Vaters kommen, um nach altem Gebrauch zu feilschen, das sie kaufen wollen, und vor denen ich mich als kleiner Junge immer so fürchtete. Aber das sind doch schlechte Menschen. Wie kommt es nun, daß auch meine Eltern Juden sein sollen, die doch ganz anders aussehen und so gut sind?“ Der arme Knabe litt unter den heimlichen Schmerzen. Die einsichtsvolle Erzieherin aber wußte, was in der Seele des Kindes vorging und begann jetzt in der Religionsstunde, die mehr eine Moralstunde war, die Hoheit des Judentums zu betonen, die Gleichwertung und Gleichberechtigung aller Menschen und die Unduldsamkeit der Christen, die dem jüdischen Volk den Stempel der Verachtung aufgedrückt hat. Daß aber der jahrhundertelange Druck die sittliche Kraft des Volkes nicht habe brechen können und daß die Juden, von denen das Kind sich fürchtete, nicht schlecht, sondern nur arm und gedrückt seien.

Der Knabe war mittlerweile zwölf Jahre alt geworden und kam aufs Gymnasium. Trotz offenbarten sich ihm die konfessionellen Unterschiede noch deutlicher. Er sah, daß die christlichen Schüler den jüdischen gegenüber mehr Freiheiten hatten, und oft genug fiel von Seiten der Lehrer ein Wort zu Gunsten der Christen. Das prägte sich der schon verwundeten Seele des Knaben tief ein. Wie auf dem Dorf, so gab es auch hier manche, die ihn bei jeder Gelegenheit seinem Judentum fühlen ließen. So wurde er das Gefühl der Zurücksetzung nicht los. Es begleitete ihn durch seine ganze Schulzeit. Dadurch wurde ihm der ohnedies schon dornige Schulweg noch dorniger.

Eines Tages trat er mit der Forderung der christlichen Taufe vor seine Eltern. Er wollte sich nicht länger dem Manne nach von den bevorzugten Christen unterscheiden. So gut wie sie, wollte auch er es haben. Nach dem Abiturium standen ihm die Studenten- und Militärzeit und damit neue Demütigungen bevor. Er aber wollte und konnte kein Märtyrer um seines Glaubens willen sein, da in demselben nicht ergogen war. Man konnte seine Erziehung eher eine christliche nennen, denn die Person Christi war ihm wohlbekannt und verehrungswürdig geworden. Zuweilen hatten ihn auch die Klänge der Orgel in die christliche Kirche lockend hineingezogen. Gottes gelobt, wo er mit der ihm eignen kindlichen Frömmigkeit auf sie wie auf die Worte des Predigers lauschte. Auch läßt es sich nicht leugnen, daß sich ihm das Christentum in Kunst und Leben beständig aufdrängte. So wurde er Christ, wie es in dieser Zeit so viele gleich ihm werden. Doch wird er dadurch Jude zweiter Zweifelhaften? Wird er sich nicht oft genug versucht fühlen, seine jüdische Abstammung um seines Fortkommens willen zu verleugnen?

Wann wird endlich die konfessionslose Schule kommen, eine Schule, welche lehrt, die Menschen in gleicher Weise zu lieben, in der es keine Juden, Katholiken und Evangelische, sondern nur fröhliche, sorglose Kinder gibt?!

Martha Rullack.

Empfehlenswerte Kinder- und Elternbücher.

Die Erziehungsschule. Ein Entwurf zu ihrer Vervollkommnung auf Grund des Arbeitsprinzips. Von Dr. E. Kapff. Stuttgart, Julius Hoffmann.

Es ist nicht nur eine literarische Reformschrift von hohem Interesse, die ich hier anzeigen möchte, sondern der Beginn einer praktischen Reformarbeit. Die Eröffnung einer Schule, die gerade unserer Leserwelt erwünschten Reformschule in Degerloch bei Stuttgart scheint für den Herbst dieses Jahres gesichert zu sein. Es handelt sich nicht gerade um eine in's Deutsche übersetzte Nachahmung der Ethical school etwa Prof. Adlers — solche Uebersetzungen wären immer mangelhaft — wohl aber um eine höhere Schule, die den in unserem Kreise oft genug gegebenen Anregungen sehr nahe kommt. Die nüchtern und schlicht hier vorgetragenen, aber von guter Sachkenntnis und bemerkenswertem organisatorischen Scharfblick zeugenden Verbesserungsvorschläge des Dr. Kapff sind auch nicht in der Studierstube ersonnen, sondern aus langjähriger praktischer Erziehungsarbeit (in Wertheim a. M.) hervorgegangen. Neben wir hier kurz nebeneinander: Verschmelzung zwischen Schule und Familie, staatlichen Anforderungen und individueller Bildung zur Persönlichkeit, ethischer Erziehung und intellektueller Schulung; Rückkehr zur Natur und einfach ungekünstelten Lebensform trotz völliger Aktivmachung an die Anforderung der Großindustrie; Erreicht soll dies werden durch die Begründung der Erziehungsschulen als Halbinternate in den Gartenvierteln der großen Städte, deren Kosten von freien Schulgemeinden unter Aufsicht des Staates aufgebracht werden müßten. Education etwa bis zur Vollendung des 14. Lebensjahres. Ueberwindung des sklavischen Materialismus der Ueberhäufung mit Lernstoff) und formale Bildung zur selbständigen Aneignung des Stoffes, individualisierende erzieherische Behandlung jedes Zöglings und vor allem Verbrüderung der passiven durch die Elite literarischen Methode. (Dr. Kapff spricht freilich nur von ihrer „gleichmäßigen Heranziehung.“): d. h. also, um mit Dr. Lay-Karlsruhe zu sprechen: „Das neue didaktische Prinzip bekommt den Charakter eines allseitig beobachtenden und allseitig darstellenden Arbeitsunterrichtes, in dem das intellektuelle, das künstlerische, das ethische und allgemeine religiöse Bewußtsein nicht blos nach der passiven, rezeptiven und theoretischen, sondern auch nach der konstruktiven, produktiven und praktischen Seite natürliche Anregung und Entwickelung findet, wobei die Grenzen der „Kunsterziehung“ und des „Handarbeitsunterrichtes“ ihre einfache Lösung finden. Ohne von diesen theoretischen Forderungen etwas preiszugeben, wird doch den bestehenden Verhältnissen soweit wie möglich entgegengekommen. Die Schule ist als Reformrealgymnasium mit Realklassen gedacht, und Dr. Kapff gibt einen wohldurchdachten Plan der Ausgestaltung von Erziehung und Unterricht in neun Klassen, gleich drei Stufen, auf den hier im Einzelnen nicht eingegangen werden kann. Genug, daß — von Kleinigkeiten abgesehen, wogu ich z. B. die Einschätzung der Gesellschaftsreche — auch hier ein durchaus praktischer und psychologisch geschulter Pädagog spricht, dessen Ausführungen über die Methodik der einzelnen Fächer viel Wertvolles enthalten. Von einer Einführung des Moralunterrichts in den Schulplan der neuen Schule ist zwar nicht ausdrücklich die Rede, aber in der Forderung, auf die aktive Mitarbeit des Schülers gerichtete und alles Wortwissen verschmähende Methode für eine dermaßige erzieherische Einwirkung auch auf diesem Gebiete. Die außerunterrichtliche Erziehung, appelliert an die Mithilfe des Hauses (Eltern-Abende). legt aber doch den Hauptnachdruck auf die richtige Stellung des Erziehers zu seinen jungen Freunden. Zum Schluß weist der Verfasser hin auf die Wichtigkeit, die solche aus privater Anregung hervorgegangenen Erziehungsschulen als pädagogische Experimente und Laboratorien für die Staatsschule haben können, auch wichtig er mit großer Objektivität die ähnlichen Versuche (Landerziehungsheime 2c.) der Neuzeit nach Licht- und Schattenseiten.

Der von einer großen Anzahl bekannter Namen unterzeichnete Aufruf zur Begründung der ersten solcher Anstalten in der Nähe von Stuttgart läßt erkennen, daß bereits bedeutende Summen dafür zur Verfügung stehen und ein Garantiefonds (Beteiligungsscheine zu Mk. 10 werden von Herrn Oberbaurat Eisenlohr in Stuttgart ausgegeben, der auch alle weiteren Anfragen gern beantworten bereit ist) die Eröffnung der Sexta, Quinta und Quarta zum Herbstquartal sichert. Wir können dem Unternehmen nur besten Erfolg wünschen.

-nr-

Lesefrüchte.

Man könnte ernstlich verlucht sein, gegen alle Erziehung zu Höflichkeit und Artigkeit zu eifern, weil sie zumeist die Wahrhaftigkeit gefährden. Soll man überhaupt zu freundlichem Entgegenkommen, zu herzlicher Begrüßung und ergebener Verbeugung gegenüber allem Besuch gewöhnen? Es ist zweifellos eine feine äußerliche Zucht. Aber wichtiger als solche äußere Abrichtung ist die Erziehung einer freundwilligen Gesinnung gegen Jedermann, daraus sich ein freundliches Begegnen von selbst ergibt. Zu verbindlichen Redensarten, zumal superlativer und uniformer Art, soll man die Kinder weder durch Abhnung, noch durch Beispiel anhalten. Es ist im allgemeinen besser und wahrer, und schließlich auch angenehmer, wenn Kinder Fremdlingen gegenüber eine schweigende, beobachtende Haltung annehmen.

Unerläßlich wird wohl die Gewöhnung an Danksagen sein; aber entschieden sind die genannungen Dankesbriefe, die den Kinde die Freude an den Gaben trüben; man begnüge sich mit einem kurzen Dankesausdruck! Ich fürchte sehr, daß diese guten Manieren, worauf soviel Gewicht gelegt wird, der wahrhaft gütigen Gesinnung Abbruch tun. Wie anders, wenn uns ein Kind aus freiem, frankem Herzensdrang entgegenspringt, getrieben von der natürlichen herzlichen Empfänglichkeit für alle Güte und Freundlichkeit!“ (Otto Baumgarten, Ueber Kindererziehung.). (Tübingen J. C. B. Mohr 1905.)

Digitized by Google

August 1906.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. F. Penzig.**

Inhalt:

Robert Owens Kinderland. Von Lilli Jannasch.
Wirkungen von Strafen auf Kinder. Von Else Dasse.
Eltern-Ecke. Von Laura Jacobs.
Helft den Kindern! Von Julianus.

Robert Owens Kinderland.

Heute will ich Euch mal von einem Kinderland erzählen, was vor mehr als hundert Jahren von einem großen Kinderfreund gegründet wurde. Das war kein Kinderland wie unseres hier, das leider nur auf dem Papier steht, sondern ein wirkliches Kinderland, wo Freude und Lachen herrschte von früh bis spät, und alle Kinder glücklich waren.

Vor etwa 150 Jahren wurde in England in einem kleinen Städtchen ein Knabe geboren; der hieß Robert Owen (sprich: O-en); seine Eltern waren gütige und kluge Menschen; da sie aber arm waren und viele Kinder hatten, so mußte Robert schon mit elf Jahren in die Fremde gehen und sein Brod verdienen. Er kam als Lehrling nach London in ein großes Geschäft, und da er sehr fleißig und ehrlich war, wurde er bald allgemein beliebt und erwarb sich das Vertrauen seines Brodherrn in weitestem Maße. Seine Arbeit war sehr anstrengend; früh um 6 Uhr mußte er auf dem Posten sein und abends um 8 Uhr, wenn das Geschäft geschlossen wurde, mußte er noch mit den anderen Lehrlingen die Waren aufräumen und alles putzen und reinmachen, so daß er niemals vor elf Uhr sein Nachtlager aufsuchen konnte.

Als er 19 Jahre alt war, hatte er es durch Umsicht und Fleiß schon so weit gebracht, daß ihm der Besitzer einer Spinnerei anbot, die Leitung seiner Fabrik zu übernehmen. Hier hatte er nun Gelegenheit, das ganze Elend der damaligen Fabrikarbeit in England kennen zu lernen. Ihr müßt nämlich wissen, daß damals in England die Kinder von armen Leuten schon mit vier Jahren in den Fabriken arbeiten mußten, und daß 7—8jährige Kinder täglich 10—14 Stunden in den Baumwollspinnereien und -Webereien beschäftigt waren. Die kleinsten Kinder mußten unter den Webstühlen umherkriechen und die Abfälle der Baumwolle auflesen, bis sie vor Müdigkeit zusammenbrachen. Kein Mensch kümmerte sich darum, ob diese Kinder starben und woran sie zugrunde gingen, denn ihre Eltern hatten sie an die Fabrikbesitzer verkauft. Die Kinder hatten keine Heimat; sobald die Arbeit beendet war, wurden sie wie eine Herde in einen gemeinsamen schmutzigen und engen Schlafraum getrieben, und kaum graute der Tag, so mußten sie wieder an die Arbeit. Ungezählte Tausende von Kindern sind damals auf diese Weise zugrunde gerichtet worden, während die Fabrikherren durch die Kinderarbeit zu reichen und angesehenen Baumwollenlords wurden, im Parlament saßen und die Geschicke Engands leiteten. — So waren die Fabrikverhältnisse in England, als Robert Owen auf den Plan trat. Schon als er 19jährig die erste Fabrik übernahm, reisten in ihm die weitgehendsten Pläne. Sein Herz krampfte sich zusammen beim Anblick des entsetzlichen Kinderelendes, und sein ganzes Streben richtete sich darauf, bald möglichst ganz selbständig zu werden um seine Pläne verwirklichen zu können. Mit eiserner Energie rang er sich empor und war in wenigen Jahren so weit, daß er sich an der schottischen Grenze in einem der schönsten Flußtäler Nord-Englands eine Fabrik kaufen konnte.

Alle großen Baumwollspinnereien mußten damals an Flüssen angelegt werden; denn da man die Dampfkraft noch nicht kannte, so mußten die Maschinen durch Wasserkraft getrieben werden.

Die Fabrik, die Robert Owen sich in Neu-Lanark kaufte, war nichts weniger als ein Musterinstitut. Die Arbeiterbevölkerung Neu-Lanarks war durch das Aussaugesystem der damaligen Industrie völlig verkommen; Diebstahl und Verbrechen aller Art, Trunksucht und Arbeitsscheu waren unter den Arbeitern an der Tagesordnung. Auch war die Leistung der Fabrik sehr minderwertig. Am schlimmsten aber stand es um die Kinder der Arbeiter, die schon im jugendlichsten Alter durch tägliche Ueberarbeit geistig und körperlich völlig verkamen. Wie bedeutsam auch das Werk Owens auf dem gesamten Gebiet der Volkserziehung gewesen sein mag, so hat er doch nirgends größeres geleistet als in der Jugenderziehung. In wenigen Jahren verwandelte Owen Neu-Lanark zu einem Kinderparadies.

Für die Kinder seiner Arbeiter gründete er im Jahre 1813 die erste Kleinkinderschule und im Anschluß daran auch eine Schule für die älteren Kinder. In dem Schulhaus waren lauter große, luftige Räume, deren Wände mit hübschen Bildern aus dem Tier- und Pflanzenleben geschmückt waren. Die Kinder waren auch im Winter, wenn das Wetter es irgend erlaubte, viel im Freien, wo sie sich mit Garten- und Feldarbeit beschäftigten. Das Schulhaus selbst lag in einem schönen Garten, der von den Kindern selbst gepflegt wurde. Die beiden Lehrkräfte dieser Schule waren ein einfacher Handwerker und ein junges Mädchen von 17 Jahren, die beide wie gute Kameraden mit den Kindern umgingen. Owen hatte sie sich selbst herangezogen, nachdem er beobachtet hatte, daß sie eine große Liebe zu Kindern hatten.

In Owens Schule gab es weder Belohnungen noch Strafen! Das dürfte wohl für alle Eltern und Lehrer von

Digitized by Google

heute von größtem Interesse sein, da es ja noch immer weite Kreise gibt, die behaupten, daß man ohne diese äußerlichen Mittel nichts in der Erziehung durchsetzen kann. Alles was Owen erreicht hat, hat er durch Güte erreicht — sowohl bei den Kindern als bei Erwachsenen.

Der Unterricht, den die Kinder bis etwa zum achten Jahr erhielten, beruhte lediglich auf Anschauung, denn Owen war ein Feind jedes mechanischen Drills und Auswendiglernens. Die Fragen, welche die Kinder über alle Gegenstände ihrer Umgebung stellten, waren der Ausgangspunkt des Lernens.

Da in Owens Schule für sehr viele Kinder nur ein Lehrer und eine Lehrerin angestellt waren, so wurden die älteren Kinder dazu angehalten, für die kleineren zu sorgen, wie das ja auch in großen Familien Sitte ist, wo kein Kindermädchen gehalten wird und die Mutter sehr beschäftigt ist. Auf diese Weise wurden die Kinder in Neu-Lanark schon frühzeitig daran gewöhnt, sich gegenseitig hilfreich beizustehen.

Großen Wert legte Owen auch auf die körperliche Ausbildung der Jugend. Die Kinder bekamen frühzeitig Turn- und Tanzstunde. In der Tanzstunde wurden Reigen mit Gesang und Flötenspiel einstudiert, und jeden Monat wurde an einem Sonntag nachmittag die ganze Arbeiterbevölkerung von Neu-Lanark eingeladen, um den Reigentänzen der Kinder zuzusehen. Das war immer ein großes Fest für das ganze Dorf. Die Kinder hatten da alle weiße Hängekleider an, die den Mädchen bis an die Knöchel, den Knaben bis an die Knie reichten; die Tänzer waren alle barfüßig.

Während der 28 Jahre, die Robert Owen in Neu-Lanark war, vervollständigte er fortwährend die Schuleinrichtungen und beschäftigte sich selbst eingehend mit den Kindern. Wenn er in die Schule kam, so herrschte immer Festesfreude, denn keiner verstand es besser als er, mit der Jugend umzugehen. Seine Liebe zu den Kindern war so groß, daß Frau Owen oft fast eifersüchtig wurde, wenn ihr vielbeschäftigter Mann seine freie Zeit im Schulhaus verbrachte.

Auch Owens eigene Kinder hatten eine große Vorliebe für die Schule in Neu-Lanark und waren dort als Lehrer und Lehrerinnen tätig, als sie noch ganz jung waren.

Aber nicht nur in seinem eigenen engeren Kreise suchte Owen für das Wohl der Jugend zu wirken, sondern auch im öffentlichen Leben kämpfte er mit Macht für das Kinderland. Seine private Tätigkeit war nur der Ausgangspunkt für sein öffentliches Wirken. Die Schule in Neu-Lanark und die Erfolge, die er dort mit seinem Erziehungssystem errang, sollte die Oeffentlichkeit davon überzeugen, in welche Bahnen die Jugenderziehung geleitet werden muß, um ein gesundes und sittliches Volk zu erziehen.

Er arbeitete, um der Ausbeutung zu steuern, das erste Kinderschutzgesetz aus und hat deshalb die erbittertsten Kämpfe gegen die Regierung und die öffentliche Meinung geführt, bis endlich das Gesetz, freilich zunächst in ganz verstümmelter Form, angenommen wurde. Mit gleicher Energie hat Owen für die Einführung einer staatlichen Volksschule ohne kirchliche Einmischung gekämpft.

Owen hatte einen scharfen Blick dafür, daß nur eine vertiefte Volksbildung auch eine höhere Volksgesittung begründen kann und daß die damaligen Kirchenschulen in keiner Weise den erziehlichen Ansprüchen genügten. Durch das Erziehungssystem in Neu-Lanark hatte er der Welt bewiesen, daß eine Schule nur dann wirklichen Wert hat, wenn sie in erster Linie der Charakterbildung dient und nach diesem Grundsatz wollte er auch die Volksschule begründet wissen. Die sittliche Förderung der Jugend außerhalb aller konfessioneller Beeinflussung sollte das Hauptziel der Staatsschule werden. Kein Wunder, daß Owen, sobald er diese Forderung einmal offen ausgesprochen, die gesamte Geistlichkeit und das ganze konservative England gegen sich hatte. Da er wohl einsah, daß in England für den Augenblick nichts durchzusetzen war, wandte er sich nach den Vereinigten Staaten und gründete dort in seinem Staate der Gleichheit „Neu-Harmony," ein zweites Kinderland, in dem er seine Ideale noch in weit umfassenderem Maße zum Ausdruck brachte.

In Neu-Harmony fand bis zum achten Jahr ausschließlich Anschauungsunterricht statt; ferner wurden die Kinder in die Grundzüge der Menschheitsgeschichte eingeführt, und auf diese Weise das Vorstellungsvermögen der Jugend erweitert. Erst vom achten Jahr ab lernten die Kinder lesen und schreiben, und dann begann auch der Handfertigkeitsunterricht. Im höheren Kursus von 12—15 Jahren wurde in Mathematik, Chemie und Botanik unterrichtet und Gartenbau getrieben. Die Mädchen lernten statt des Gartenbaues häusliche Arbeiten. Im obersten Lehrgang stand es jedem Schüler frei, entsprechend seinen individuellen Anlagen eine Kunst oder Wissenschaft eingehender zu betreiben. Auch Staatswissenschaft und Bürgerkunde wurde auf der Oberstufe gelehrt. Alle erziehlichen Bestrebungen Owens sind von ethischem Geist beseelt und haben als höchstes Ziel, die Jugend zur wahren Vertretung aller menschlichen Pflichten und zum tieferen Verständnis des Gesellschaftslebens zu erziehen.

Von den begeisterten Anhängern Owens wurde die Erziehungsanstalt in Neu-Harmony als das Ideal der „unentgeltlichen, konfessionslosen Einheitsschule" gepriesen. Auch wurden dort zum ersten mal Knaben und Mädchen gemeinsam unterrichtet.

An Owens Seite wirkten in Neu-Harmony eine große Anzahl bedeutender Pädagogen am Ausbau der Erziehungsanstalt mit, und das Interesse, das die Regierung dem Institut entgegenbrachte, war ein ganz außerordentliches. Von allen Teilen des Landes strömten Schüler herbei, und es ist gar keine Frage, daß dieses Kinderland befruchtend auf das ganze amerikanische Schulwesen gewirkt hat, waren doch alle pädagogischen Anregungen Owens so weitgehend, daß heute noch die modernsten erziehlichen Forderungen in ihnen gipfeln.

Lilli Jannasch.

Wirkungen von Strafen auf Kinder.

Von Else Hasse.

Die Aufgabe, unser Fühlen, Denken, Handeln ganz mit Vernunft zu durchläutern, sodaß Irrtum, Unbesonnenheit und fliegende Hitze in keiner Lebenslage mehr mitzureden haben, ist selbst für einen vielvollen Selbstüberwinder und rastlos an sich arbeitenden Selbstläuterer schwer zu erfüllen. Aber noch tausendmal schwieriger ist's, Vernunft „in die Massen", in breite Schichten des Volkes hineinzubringen. Manche Aufklärer mögen sich das leicht denken, weil heute soviel Türen und Ohren offen stehen, weil die Aufklärung gleichsam „Berge spaltet, Mauern bricht und Tore," weil sie auf Zeitungsblättern, in Schulbetten, Büchern, in Vereinsreden oder auf Flügeln des Zeitgeistes jeden verborgensten Winkel heimsucht; aber Hören und Vernehmen, Verstehen, Tun sind recht verschiedene Dinge und der Schritt von einer dieser Stufen zur andern oft sehr groß.

Am schwersten vielleicht haben es die neuen pädagogischen Einsichten, für die doch in allen Kreisen des Volks Interesse vorhanden ist, alte Unvernunft zu verdrängen und bestimmend und umwandelnd einzuwirken auf die Gepflogenheiten der Familienerziehung. Man findet alles sehr schön und richtig; jedermann will seine Kinder aufs beste erziehen — aber Schlendrian, Gedankenlosigkeit, Zeitmangel, Temperamentsfünden u. s. w. drängen den häuslichen Erzieher immer wieder auf den alten Standpunkt zurück — besonders dann und dort, wo er Kinder zu strafen hat. Die Strafrechtspflege der Justiz liegt im Argen, — aber noch vielmehr die Strafrechtspflege im Hause.

Digitized by Google

Es ist darum vielleicht ganz nützlich, durch einige Anekdoten und Episoden aus dem Leben und der Gefühlswelt beitraiter Kinder wiederum ein Schlaglicht auf die unzähligen Fehler zu werfen, die beim Abstrafen der Kinder begangen werden. Aus dem Verhalten und Empfinden der Kinder selber ist leicht zu ersehen, wie verwerflich die unvernünftig und falsch gewählte Strafe in das Seelenleben eingreifen kann.

Die wenigsten Kinder wissen, warum sie gestraft werden. Sie wissen zwar ungefähr, was verboten ist, aber nicht, was Unrecht ist. Die Eltern verlangen oft reife moralische Gefühle von den Kindern, die doch noch so unreifend sind, und klären sie darum über das Delikt und seine Folgen nicht genügend auf; sie strafen nur. Strafe ohne Schuldbewußtsein aber bewirkt das Gegenteil von dem, was sie bewirken soll. Das Kind kommt sich dann mißhandelt vor, denkt nur an die gewaltsame Einschränkung seiner vermeintlichen Rechte — und da ballen sich eben manchmal die kleinen Fäuste unter dem Tisch oder in der Tasche! Da knirschen die zusammengebissenen Zähnchen!

Da ist die kleine Melanie — heftig, ausgelassen und übermütig und wegen Ungehorsam wird sie in das Besenspind eingesperrt, das ihr kaum Raum läßt, das Taschentuch zu benutzen; und sie weiß nun dem Rachegefühl ihres Kinderherzens nicht anders Ausdruck zu geben als durch den Gesang von Chorälen: „Nun danket alle Gott“ und „Zu allen meinen Taten laß ich den Höchsten raten.“ Ein gährendes Kampfgemisch von Empfindungen erfüllt ihr Inneres: instinktiv wünscht sie, ihre Freiheitsberauber jenseits des Besenspinds zu verhöhnen, sich den Gewalttätern moralisch überlegen zu zeigen — und da benutzt sie das, was man sie heiliggehalten gelehrt hat, als Werkzeug ihrer Rache. Das wird die draußen am meisten ärgern!!

Die Hauslehrerin läßt für jede falsche Antwort zur Strafe 10 Exempel rechnen oder ein Gesangbuchslied lernen — die ursprünglich fleißigen, gesunden und begabten Kinder, vom Schuleifer ergriffen, werden träge und nervös; nur die Angst peitscht sie zur Arbeit, und mit denselben Gefühlen des Hasses und der Unlust werden neben den täglichen Strafarbeiten nun auch die übrigen Aufgaben besorgt. In ihren kargen Mußestunden aber ist's die höchste Lust der Kinder, sich auszudenken, wie und wodurch die Lehrerin unschädlich zu machen wäre:

„Sie müßte auf den höchsten Fabrikschornstein gesetzt werden und dann würden wir unten herumtanzen und singen: sie kann uns nichts mehr tun!“

Der Haß gegen die Willkürherrschaft des Erziehers ist bald im Kinde entzündet; damit stirbt das Vertrauen in die Ueberlegenheit der „Großen“: trotzig, heimlich, verstockt, auffässig rottet die kleine Schar sich zusammen und bildet wie eine Räuberbande sich ihre eignen Rechtsbegriffe. Das solche vogelfreie, heimliche Kindermoral höchst verhängnisvolle Folgen nach sich ziehen kann, liegt auf der Hand. Und sobald die Arbeit als Strafe empfunden und von den „Großen“ so bezeichnet wird, geht Eifer und Tätigkeitsfreude verloren. Fr. W. Foerster sagt einmal:

„Die sogenannten Strafarbeiten sind im Prinzip nicht zu verwerfen und für „klüchtig“ angelegte Kinder ganz wirklam — nur sollten sie dann lieber das Prädikat „Bildungsarbeiten“ erhalten und nicht „aufgebrummt“, sondern so erklärt werden, daß das Kind empfindet, das „Unangenehme“ werde ihm hier nicht als Quälerei, sondern als Mittel der Selbstbefreiung von gefährlichen Gewöhnungen zugemutet.“

Wo zuviel gestraft und vor allem oft geprügelt wird, tut sich eine weite, vielleicht in Jahrzehnten nicht mehr überbrückbare Kluft zwischen Kindern und Eltern auf. Die Aussicht auf Prügel macht dem Kinde sogleich die schreckliche Distanz zwischen Großen und Kleinen, Starken und Schwachen fühlbar, und diese Momente, wo das Kind nichts als riesengroße Gestalten mit harten Stimmen vor sich zu sehen glaubt, haften unvergeßlich im Gedächtnis.

In „Asmus Sempert Jugendland“ erzählt Otto Ernst, daß der kleine Asmus von seiner heftigen Mutter viel gescholten und auch geschlagen wird: — erst als er einmal krank ist, merkt er, daß sie ihn lieb hat!

Eine Mutter läßt die Zeitschriften des Lesezirkels offen herumliegen; das elfjährige Töchterchen, eine „Leserate“, schmökert zwischen den Schularbeiten in Abwesenheit der Mutter in den Romanen und schreibt mit entzündeter Phantasie zwei Theaterstücke „mit Liebe“: Das eine endet mit einem Zuſall, das andere fängt gleich mit einem Zuſall an. Sie borgt ihre Machwerke voll Dichterstolz ihrer Freundin; deren Mutter entdeckt das Heft und nun wird die jugendliche Dramenschreiberin bei ihren Eltern denunziert und bekommt Prügel. Während dieser Abstrafung, die unter heftigen Ausbrüchen des Zornes und der Empörung von seiten der Eltern vor sich geht, kommt über das Kind das Bewußtsein einer furchtbaren schwülen Sünde, — aber alles ist so dunkel, und es quält sich fortan mit dem jammernden Gedanken: „Wenn sie mir's doch erklärten — ach, wenn sie mir's lieber erklärten!“ Jahrelang ist dies Kind unter der schwarzen Wolke einer vermeintlichen dunklen Verschuldung schweigend einhergegangen.

Kinder weinen oft entsetzlich, wenn sie gestraft werden, nicht nur aus Furcht oder gar Scham, sondern weil sie so hilflos und ahnungslos sind. Wenn im Kindergarten so ein winziges Schülerlein in der Ecke stehen muß, weil es sich gegen die Disziplin vergangen hat, so wird diese Strafe gewöhnlich unter Heulen und Schluchzen abgebüßt — das Kleine begreift ja noch nicht, warum die Ungebundenheit auf der Schulbank verboten ist.

Ein kleiner Junge, der leicht weint und dem gesagt worden ist, er dürfe nicht ohne Grund heulen, hat einmal eine Ohrfeige bekommen und wird darauf in die Ecke gestellt: nun schreit er jämmerlich einmal über's andere: „Ich habe aber Grund! ich habe aber Grund!“ Daß ihm vielleicht die einzige Erleichterung, die er sich zu verschaffen weiß, auch noch verboten werden könnte, jagt ihn in tiefstes Entsetzen hinein.

Daß die Furcht vor Strafe oft wie eine Gewitterwolke unausgesetzt über einem Kinderleben schwebt, merkt man an plötzlichen Ausbrüchen: ein kleines Mädchen bindet in der Schulstunde der vor ihr sitzenden Kameradin mit Vorliebe die Schürzenbänder auf und soll nun nachsitzen; da wirft sie die Händchen in die Luft und schreit: „Gnade, Gnade!“ Nicht das Nachsitzen, die Furcht vor der zweiten Züchtigung daheim erpreßt ihr den Verzweiflungsschrei.

Furcht vor Strafe kann aber auch zum Heldentum erziehen. Dem Töchterchen eines Fabrikbesitzers war verboten, auf den zum Warentransport benutzten Lowries über den weiten Fabrikplatz zu fahren. Dennoch gönnt die Kleine sich sonntags in Abwesenheit der Eltern diese Lustfahrt, fällt dabei und das Rad der Lowry geht über ihr Bein hinweg. Tapfer verbeißt das Kind den Schmerz, den ihr die starke Quetschung bereitet, geht tags darauf ruhig zur Schule und beichtet erst, als die Geschwulst am Beine bemerkt wird. Freilich pflegt solches Heldentum beschämend für den Erzieher zu sein, der durch zu harte und unangemessene Strafen das Vertrauen des Kindes verloren und seine Verschlossenheit verschuldet hat.

„Nicht immer verbieten, sondern zeigen, was erlaubt ist!“ sagt Fr. W. Foerster. Beständig wiederholte Verbote und Strafen verlieren völlig ihre Wirkung und treiben überdies die Kinder zu listiger Abwehr und Verstellung. Sie lernen es, ihre Erzieher zu „nehmen“ und hinters Licht zu führen. Durch welche Art von Schutzvorrichtungen große Buben sich Prügelstrafen minder empfindlich machen, ist zu hinlänglich bekannt. Aber auch kleinere Kinder haben einem gewohnten Strafverfahren gegenüber schon ihre bestimmte Taktik. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Eltern-Ecke.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Erst in der Sommersfeische fand ich Muße, die „Ethische Kultur“ und „Kinderland“ vom 1. Juli zu lesen. In der „Eltern-Ecke“ fiel mir der kleine Artikel „Ein Judenchrist“ ein wenig auf die Nerven, und ich erlaube mir, meine Nervosität an dem geehrten Herrn Redakteur auszulassen, der solche Seufzer in seinem Blatt wiederhallen läßt. Ich meine, unsere hier in Deutschland lebenden Juden seufzen ein wenig zu stark. Seufzen und Klagen hilft und bessert nichts. Sie sollen nach Rußland schauen und ihre Kinder etwas härter erziehen, damit diese, erwachsen, sich nicht vor Radelstichen in Sicherheit bringen, sondern auf den Posten bleiben, auf den ihre Geburt sie gestellt hat, und ihren unglücklicheren Brüdern die hilfreiche Hand bieten.

Glaubt die Einsenderin der Mitteilung allen Ernstes, daß die konfessionslose Schule (sie ist freilich ein Mittel zum Ziel) in kurzer Zeitdauer diesem Uebel abhelfen wird? Eingewurzelte, Jahrhundert alte Vorurteile lassen sich im Laufe eines Menschenalters nicht ausrotten und „zärtliche Vaterherzen sollten es nicht über sich vermögen, die Seele ihres Kindes zu betrüben“, wenn auch die ländliche Abgeschiedenheit, in welcher die Eltern solchen Kindes leben, ihnen „die Möglichkeit zu bieten scheint, das Kind in der Unkenntnis seiner Religion und dadurch in der Arglosigkeit der Welt gegenüber noch recht lange zu erhalten.“ Aber eben nur zu bieten scheint; das muß die Verfasserin selbst zugeben. Es dauert nicht lange, bis er von der Dorfjugend hinter sich her rufen hört: „Judenjunge.“ Und die allzu weich gebliebene Seele des Kindes leidet härter als die eines anderen Kindes, das verständige Eltern rechtzeitig über die Stellung in dieser feindlichen Welt aufgeklärt haben, dem sie die Pietät vor der Tradition, einen gewissen Stolz auf seine Abstammung und vor allem das schöne Wort einprägten, das ich einmal in der D. G. E. K. hörte: „Man wird in einen Pflichtenkreis hineingeboren.“ So wie das Kind fragt: „Sind Juden schlechte Menschen?“ oder „Was sind Juden?“ ist es höchste Zeit zu einer gründlichen Aufklärung. Besser tritt sie früher ein, damit solche Fragen unmöglich sind. Weit höheren Beifall möchte ich dem Pädagogen zollen, der einen frischen Berliner Jungen in einer solchen Stimmung nach Hause schickt, daß er seinen Müttern zuruft: „Mutti, heut hab' ich gelernt, wir Juden waren ein großes und tapferes Volk, und Abraham war unser Stammvater. Mutti, Stammvater möchte ich auch werden, sag' mal, Mutti, wie macht man das?“ —

Vor allen Leiden können zärtlichste Eltern ihre Kinder nicht bewahren; mögen denn jüdische Eltern darauf bedacht sein, die Seelen ihrer Kinder so zu festigen, daß sie zu anderen Prüfungen auch diese hinnehmen. Weiß nicht, wie meine Eltern es angefangen haben, aber ich war stets bereit, auf jeden Kriegsruf hin in die Schranken zu reiten und mit meinem Gegner eine Lanze zu brechen, es meiner Abstammung noch dankend, daß meine Worte spitzer waren, mein Witz klinker, so daß ich oftmals die Lacher auf meiner Seite hatte. Als ich älter wurde und alle Menschen als meine Brüder lieben lernte, erfüllte mich der tiefe Mitleid mit den Spöttern als den Verspotteten, mit den Menschen, welche noch tief im Haß und Verachtungs-Paragraphen stecken und der Liebe nicht haben. Als von einer hübschen jungen Dame, die mit ihrer Reise-Gesellschaft sprach, vor Jahren häßliche Worte der Art mein Ohr trafen, hüpfte nicht ich mich verletzt, sie aber kam mir vor, wie die verwunschene Prinzessin im Märchen, der bei jedem Wort eine Kröte aus dem Munde sprang. Zur Sonne hinüberblickend, die in all' ihrer Pracht in's Meer hinunterstieg, dachte ich: So ist sie vor Tausenden von Jahren hier untergegangen, als es noch keine Juden und Christen gab; so wird sie (an der nämlichen Stelle) untergehen, wenn es keine Juden und Christen mehr gibt, sondern nur noch Menschen, die einander als Brüder lieben. Du aber, meine Seele, halte inzwischen still und übe dich in der Liebe, die alles duldet und alles trägt, weil sie alles glaubt und alles hofft.“ Und wenn selbst Glaube und Hoffnung trügen sollten, wenn der Kampf ewig dauern sollte, so werdet und erzieht Kämpfer, nicht feige Flüchtlinge. Nichts verächtlicher, als der Mann, der mitten im Kampf die Seinen verläßt, weil sie die Schwachen und Unterdrückten sind, und zum Feinde überläuft. Jüdische Eltern, wenn Euer Kind klagend über erlittene Unbill von der Straße oder aus der Schule kommt, weint und jammert nicht mit ihm. Lehrt es, daß zu den Verfolgten und Verfemten zu gehören, allezeit eine Ehre und — zuweilen ein Vergnügen war, wenn man nur verstand, Schnabel und Krallen zu gebrauchen; lehrt es, im gegebenen Fall sich zu wehren und allzeit sein Haupt hoch zu tragen und sich seines Judentums nicht zu schämen; sagt ihm, daß es, getauft, zwar im heutigen deutschen Reich zu Aemtern, Ehren und Würden käme, die ihm sonst verschlossen blieben, daß es aber ein weit köstlicheres Gut hinwürfe: seine Selbstachtung und Gedankenfreiheit, und daß es dem Staat, auch wenn dieser kurzsichtig genug sei, solche Diener anzustellen, nimmermehr einen solchen Diener bieten dürfe, entwürdigt durch den einzigen Makel, der nicht betraft werden kann, weil er nicht nachweisbar ist. Lehrt es vor allem, daß die Zeit, da die Menschen einander als Brüder lieben, nicht kommen kann, so lange es Menschen gibt, die weder sich selbst noch den Ihrigen Treue halten können, so lange sie untätig die Hände in den Schoß legen und von Institutionen und Dingen das Heil erwarten, die nur kommen können, wenn die Menschen sich und andere zur Reife für diese Institutionen erzogen haben. Der Jude, der in sich reines Menschentum ausbildet und dabei sich weiter Jude nennt und als solcher kämpft und leidet, stellt eine Etappe auf dem Wege zur Erlösung der Menschheit vom alten Hader dar; der Jude, welcher sich taufen läßt, verzögert diese Zeit.

Man glaube auch nicht, daß es immer so heißen muß, wie heut in unserer Eltern-Ecke: „Er aber wollte und konnte kein Märtyrer seines Glaubens sein, da er in demselben nicht erzogen war.“ Es ist nicht nur der alte Glaube, der stählt und geduldig macht im Leiden; es bedarf weder der Flucht in's Christentum, noch der Flucht in die Orthodoxie des Judentums; Kraft zum Ausharren im Streit gibt auch das Bewußtsein, daß man der Menschheit dient, wenn man auf verlorenem Posten bleibt, um derer willen, die nachrücken, um unseren Kindern im Vaterlande ein Land zu bereiten, das ihnen eine bessere und freundlichere Stätte wird als uns. Aber gleichzeitig sollten wir nie vergessen, ihnen einzuschärfen, daß jedes Vaterland nicht ihnen gehört, nicht dazu da ist, ihnen Wohlleben und Ehren zu bieten, daß dieses nämliche Vaterland, das ihnen oft den Namen „Deutsche“ weigert, Anspruch darauf hat, daß sie ihm kraftvolle, ehrenhafte deutsche Männer und Frauen in sich stellen, die es mit dem deutschen Dichter halten:

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken
Weichet fein Elend,
Macht Dich nicht frei.
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen
Rufet die Arme
Der Götter herbei.

Laura Jacoby.

Helft den Kindern! *)

Lange Züge seh' ich wallen
Bleicher Kinder Hand in Hand,
Dem Verderben preisgegeben,
An ein trostlos Heim gebannt.

„Spendet Gaben für die Kinder,
Lindert Not in Nalesund;
Gebt den Armen San Franzisco's
Helft dem ganzen Erdenrund!“

Reichlich fließen rings die Gaben
Für der fremden Länder Not,
Doch die deutschen Kinder leiden
Seelenpein und geist'gen Tod.

Denkt vor allem doch des Landes,
Das als Heimat Euch so wert,
Helft den Kleinen Eures Volkes,
Sorget für den deutschen Herd.

Kaum noch fassen unsre Kerker
Der Verbrecher Riesenheer;
Ungezählte Schätze sinken
Ungenützt in's tiefe Meer.

Auf der Kinder froh Gedeihen,
Ruht der Menschheit künftig Heil;
Ihr Verderben läßt sie siechen
Wie von der Vergiftung Pfeil.

Oeffnet Augen, Ohren, Herzen,
Oeffnet Eure Hände weit;
Und erkennt, wie nach Erlösung
Unsrer Kinder Elend schreit.

Schärft den Reichen das Gewissen,
Zwingt zum Guten auch den Staat,
Sühnet ungeheures Unrecht,
Helft den Kindern! Auf zur Tat!

Julianus.

*) Eine glaubwürdige Meldung besagt: „Wollte und könnte man alle begründeten Anträge auf Fürsorgeerziehung in Deutschland berücksichtigen, so müßten statt der heutigen 90000 Kinder deren ungefähr 300000 in Fürsorgeerziehung gegeben werden.“ (Siehe S. A. Nr. 13, S. 108.)

Digitized by Google

September 1906.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

Die Schule der Entsagung. Vom Herausgeber.
Wirkungen von Strafen auf Kinder. Von Elsi Dasse. (Schluß).

Die Schule der Entsagung.

Brr! Wie fromm das klingt! Hagere Mönche mit tiefliegenden Augen, der berühmte Einsiedel, der von „Wurzeln" lebt, bleiche Büßerinnen im härenen Kleide tauchen, die Geißel schwingend, vor dem inneren Auge auf. Man soll „sein Fleisch kasteien," der Welt entsagen und ihrer Lust, um ganz und gar „geistlich" zu werden. Oder es gilt doch mindestens mit dem, was man sich am Munde abspart, anderen gutes zu tun. „Ach ja," denkt Ihr heimlich, „es wird ja wohl notwendig sein, sich im Entsagen zu üben, aber — ein bißchen langweilig ist doch die ewige Mahnung daran."

Nun, es fällt mir gar nicht ein, Euch zum Entsagen aufzufordern. Das vielleicht ein andermal. Heute will ich mich mit Euch nur freuen, wie herrlich weit wir's im Entsagen schon gebracht haben, ohne es überhaupt groß zu merken! Wißt Ihr wohl, was ich mit der „Schule der Entsagung" meine? Eure Ferien, Euern Sommeraufenthalt, wenn ihr so glücklich wart, einen zu haben.

„Was? unsere Ferien? Wo es uns so extra gut ging? Wo wir alles vollauf hatten, uns ausschlafen konnten, Obst essen, herumlaufen und spielen nach Herzenslust? Wenn das eine Schule der Entsagung ist, ja dann freilich — —"

Ich will nur hoffen, daß Euch allen alles das auch zu Teil geworden. Aber doch ist's so mit der Entsagung. Ihr habt's eben nur nicht gemerkt. Gott sei Dank, daß Ihr's nicht gemerkt habt. Denn damit beweist Ihr mir, daß Ihr noch frische Buben und Mädel seid und keine Zuckerpuppen und feine Fratzen aus dem Modejournal!

Gehn Euch nun die Augen auf? Merkt Ihr nun, daß es das Schönste in den Ferien, aber besonders beim Landaufenthalt (in den Bergen, oder an der See, oder im Dorfe, oder sonstwo) ist, daß man einmal inne wird, wie viel man doch eigentlich nicht braucht?

Das ist wirklich das Schönste. Euch Jungen brauche ich nur an die Indianer- oder Robinsonsgeschichten zu erinnern. Ist das nicht famos, wie man da immer gerade das, was man am nötigsten braucht, eben nicht hat? Und wie man dann mit ungeheurer Schläue und Geschicklichkeit sich doch aus der Klemme zieht! Der Gefangene hat kein Messer um seine Stricke zu durchschneiden — er zerreibt sie an einem scharfen Stein; aus einem zerbrochenen Nagel macht er sich eine Feile; Brot backt man sich aus Algen und meinetwegen Sägespänen (wohl bekommt's!), statt des untergegangenen Bootes benützt der Schiffbrüchige einen gehöhlten Baumstamm, usw.

So ein bißchen Robinsonade ist doch jeder Landaufenthalt! Wie einem da die Augen aufgehen über den Wert dessen, was man zu Hause hat und gar nicht besonders schätzt, weil man daran gewöhnt ist — aber noch viel mehr: wie viele Dinge man jetzt plötzlich ganz gut entbehren kann, deren Fehlen einem zu Hause Verzweiflungsschreie ausgepreßt hätte!

Das Eine ist schon wahr: hübsch ist das Reisenwollen, höchst vergnüglich das Fortsein — aber eben so schön auch wieder das Nachhausekommen, in alle feine Bequemlichkeit hinein. Es war ja ganz originell, daß am Morgen immer einer auf den andern warten mußte, um die eine kleine blecherne Waschschüssel, das Kleinod der Familie, der Reihe nach zu benutzen — immerhin bequemer ist's, in aller Ruhe sein Lavabo für sich zu haben. Komisch waren die Gliederverrenkungen schon, mit denen Erich seine langen Giraffenbeine zu dem leider vorgeschriebenen Maß der Zwergbettstelle zusammenknäueln mußte und das allabendliche Stöhnen des Dicken über das Ungeheuer von Federbett, während er sein „Quallenkissen" (weil es nämlich so nachgab, wie sich die Qualle auf dem Sande verflüchtigt!) zu einer langen Wurst zusammendrehte — ach, wie schön ist's dann, sich wieder einmal in seiner ganzen Vorturnerlänge ausstrecken zu dürfen und das spartanische brettharte Kissen unter dem Kopfe zu spüren! Und diese Mahlzeiten! Wißt Ihr noch, wie wir damals wolfshungrig abends spät in das schmutzige kleine Dorfwirtshaus hereinfielen und „Kartoffeln mit Salz und Fliegen," wie Karl sagte, zu steinhartem Brot, an dem Vater sein Messer zerbrach, essen mußten?!

Ja, wißt Ihr noch? Das gibt für viele Jahre, für Euer ganzes Leben, wenn Ihr Geschwister später mal wieder zusammenkommt und in Erinnerungen schwelgt, den Grundton der Unterhaltung. Und war das nicht schön, bei aller Unbequemlichkeit? Wochenlang wurde dann zu Hause gar nicht „gemäkelt," wenn einmal Bubi etwas „Zedder" am Fleisch entdeckte oder wenn es Kohlradi gab, den Schrecken der kleinen Paula — und heimlich sagten sich's auch die Großen: „Donnerwetter, wie hübsch ist doch eigentlich mein Stübchen! und: „wie unverdient bequem einem hier alles gemacht wird!" Dann kommt wohl mal das „zärtliche" Kind und umschlingt die Mama: „Ach, Mütterchen, wie gut wir's doch eigentlich zu Hause haben!" und selbst der Herr Primaner grunzt wohlgefällig: „Ja ja, ist ja so leidlich auszuhalten!"

Da seht Ihr, wie gut Euch die Schule der Entsagung getan hat. — Es hält ja schließlich nicht vor. Nach ein paar

Digitized by Google

Wochen tun wir wieder gerade so, als müßt's so sein, daß einem alles auf dem Präsentierbrett zugetragen wird, und wir hadern höchst envört mit dem Schicksal (hoffentlich nicht auch mit den Dienstmädchen!), wenn der Kaffee am morgen so unverschämt heiß ist, oder der Bäckerjunge die Semmel zehn Minuten später bringt, als sonst. Da ist's recht gut, daß man die Kur wiederholen kann, nächstes Jahr, alle Jahre — wenn's Euch denn einmal so gut in der Welt geht, daß Eure Eltern sich die teure Luxus-Entsettungskur so oft leisten können. Denn das ist's ungefähr. So wie die Dicken, die sich's mit teurem Gelde den Winter über haben allzu wohl gehen lassen, im Sommer noch Geld zulegen müssen, um in Marienbad oder sonstwo das überflüssige Fett wieder los zu werden, so versucht mancher — beileibe nicht alle; es gibt natürlich auch sehr wohlverdiente Erholungsferien nach schwerer Jahresarbeit! — in den Sommerferien die Fälle der künstlichen Bedürfnisse unseres Stadtlebens wieder einmal abzuschütteln. Einfacher und billiger wär's ja, sich das Luxusfett gar nicht erst zuzulegen — wenn nur die liebe Gewohnheit nicht eine so schreckliche Tyrannin wäre.

Aber Ihr jungen Menschen solltet doch, nun, wo Euch das Entsagen so trefflich geglückt ist, die Kur noch etwas nachwirken lassen. Wer will denn gerne Sklave sein, wenn auch nur Sklave der Gewöhnungen? Hat einmal dicke Grütze mit Speckgrieben an der Ostsee herrlich geschmeckt, warum müssen wir in Berlin zwei Fleischspeisen und einen Pudding zur Glückseligkeit haben? Habt Ihr nicht die merkwürdige Entdeckung gemacht, daß grobes Schwarzbrot eigentlich auch ohne Butter und Belag ebbar ist? Kann man nicht, bei etwas gutem Willen, auch zu dreien und vieren in einem Zimmer sich beschäftigen und aus einem einzigen Tintenfaß stippen, während jetzt Erich sich für seine Mathematikarbeit hermetisch einschließt, Karl durchaus im Speisezimmer laut lernen muß, und Paula unmöglich Klavier üben kann, wenn Bubi in demselben Raume mit Bauklötzchen spielt!

Wie wär's, wenn man mal ein paar Wochen lang Sommerfrischler in der Stadt spielte! Alle Tage eine halbe Stunde früher aufgestanden, selbst das Bett gemacht, die Kleider gebürstet und die Stiefel — weißt Du noch, wie wir damals immer erst mit dem Messer den dicken Lehm herunterkratzen mußten, um sie halbwegs menschenwürdig zu machen? — höchsteigenhändig geputzt! Das Dienstmädchen würd's wohl nicht allzu übel nehmen!

Da merkte man doch, wie die Entsagungskur angeschlagen hat. Und im nächsten Jahr wird sich Paula nicht wieder so unsterblich blamieren, daß sie das Eßgeschirr mit Seife abputzen wollte, wenn sie einmal Auguste in der Küche beim Aufwaschen geholfen hat. Und Bubi wird nicht wieder mit hängenden Höschen verzweiflungsvoll umherirren, bis er einen mitleidigen Menschen gefunden hat, der sie ihm zuknöpft.

Wir Alten aber — im Vertrauen gesagt — wir haben auch so manches gelernt und haben uns auch vorgenommen, uns zu bessern! Du lieber Gott, was glaubte man alles sonst zu des Lebens Notdurft und Bequemlichkeit unumgänglich nötig zu haben — und wie gut sind wir ohne dem ausgekommen!

Da war Vater unglücklich, wenn er am Morgen nicht noch vor dem Weggehen zur Arbeit einen Blick in die Zeitung tun konnte! Jetzt hat er sechs geschlagene Wochen lang weder sein Leibblatt, noch überhaupt eine Tageszeitung zu sehen bekommen, außer einem „Dorfbarbier“ von dem ehrwürdigen Alter von 3 Monaten. Und die Welt hält noch immer zusammen! Wo blieb das Gläschen Bier, das er am Abend, wie er sagt, notwendig braucht, um seine Nachtruhe zu haben? Er hat auch so geschlafen wie ein Murmeltier. Aber sagt ihm das nicht etwa — vorlaute Kinder mag er nicht leiden, er sagt sichs schon selber! Wie wars denn mit der geliebten Zigarre, ohne die er unmöglich zum Verdauungsschläfchen übergehen konnte? Als die Botenfrau mit dem Kistchen ausgeblieben war — nun, da rauchte man eben nicht, und siehe da: es ging! Hat nicht Mutter, die nach Tische immer so todmüde ist, sich resolut das Mittagsschläfchen aus dem Sinn geschlagen und ist mit uns fünf Stunden in den Bergen herumgekraxelt, während sie sonst schon nach einer halben Stunde im Liegarten nach einer Bank Umschau hält? Was ist ihr bequemer Schaukelsinhl oder die Chaise-longue gewesen, ohne die sie sich immer „wie gerädert“ fühlt? Und sechs lange Wochen hindurch hat sie keinen Galanteriewarenladen, kein Posamentiergeschäft, kein Warenhaus gesehen, während sonst doch leider kein Tag vergeht, wo die arme geplagte Frau nicht unumgänglich nötige Einkäufe zu machen hatte.

Aber pfft! Ihr frechen Kinder verliert mir sonst den Respekt, wenn ich noch mehr aus der Schule plaudere.

Schon habt Ihr gemerkt, daß es mit dem Entsagen nicht so furchtbar schlimm war — waren es doch eben meist ziemlich überflüssige Luxusgewohnheiten, aus denen uns unsere Reise einmal aufgerüttelt hat. Habt Ihr aber auch Eure Augen und Ohren gebraucht, um das wirkliche Entsagen kennen zu lernen? Das Entsagen, das neunundneunzig Hundertstel Ernter Volksgenossen tagtäglich üben — nicht als einen Ferienspott, sondern aus bitterer Notwendigkeit? Denkt Euch nur einmal recht lebhaft hinein in das Leben dieser Menschen, die ihr jetzt, im schönen Sommer, womöglich noch beneidet, daß sie immer in der schönen Gegend leben dürfen, die Ihr nur durchstreift, und von dem Ihr nur die Oberfläche seht. Da ist der uralte Hansmichel, den Ihr in der glühenden Sonne sitzen seht, wie er mit den zitternden Händen Gebirgskräuter zerzupft, das Pfund zu einem Dreier beim Apotheker, damit er sich alle Wochen ein Viertelpfund Schmalz zu seinem groben Hartbrot kaufen kann. Habt Ihr seine Lagerstatt gesehen? Wißt Ihr, daß er mit seinen 78 Lebensjahren vielleicht nur ebenso oft ein Stückchen Fleisch zum Mittag bekommen hat, wie Ihr in vierzehn Tagen? Schaut Euch die harten Hände an, wie unbarmherzig die das feste Zupacken haben lernen müssen, bis die Haut so lederfest und die Knochen so knorrig geworden! Da werden nicht viel Morgensonnen gewesen sein — Ihr saht auch den Sonnenaufgang ein- oder zweimal an und kamt Euch sehr entsagungsvoll vor beim Aufstehen um 4 Uhr morgens — die nicht diesen Rücken schon, über harte Arbeit gebeugt, beschienen haben. Und wie er, so sein Sohn und Enkelsohn. Hast Du Dir das „zarte Geschlecht“ betrachtet, Paula? Vielleicht die Fischerfrauen, die mit eisenfestem Griff das schwere Steuerruder herumwerfen, im Südwester den Regen- und Schneesturm, die Wellenspritzer auffangen, die ihre Väter, Männer und Söhne Woche für Woche vom Tode nur durch ein paar Holzplanken getrennt wissen, deren Leben einförmig dahinläuft, von den Kinderjahren, wo sie den Eltern Netze flicken halfen, über die Zeit, da sie harrend am Heerde saßen, schwarze Kessel scheuernd oder die blutigen Fische in die scharfe Salzlauge legend, bis zum Alter, wo die ungelenken Finger wieder die Hanfschnüre des Netzes drehen? Ob wohl der Botenmann, mit dessen federndem Tritt Du, Erich, trotz Deiner langen jungen Beine auf die Dauer nicht Schritt halten konntest, gar nicht die Langweiligkeit spürt, Jahre um Jahre, Tag für Tag, bei Winter und Sommer dieselben paar Meilen zwischen die Füße zu bekommen, wo er jeden Stein am Wegrande kennt?

Ich hoffe, jetzt sagt oder denkt keiner von Euch: „Ach, diese Leute spüren das gar nicht; die sind es nicht anders gewohnt!“ „Diese Leute“ sind aus gar keinem anderen, schlechteren, gröberen Holze als Ihr — und wo habt Ihr denn Euren Adelsbrief her? Ihr seid ja wohl eine ganz besonders seinbesaitete Nummer? Dich, Karl den Dicken, möcht' ich jetzt am liebsten an die Stelle des Gänsehirten dort stecken: ein Hemd und eine Hose, wenn man das noch so ehrenvoll betiteln will, Sommer und Winter; ange-

Digitized by Google

wachsene Strümpfe und Anwartschaft auf das erste Paar Schuhe zur Konfirmation. Ueber „zedrirtes“ Fleisch wirft Du nicht mehr zu klagen haben. In die Schule brauchst Du auch wunderselten — Dein Lebensziel ist Dir ja sicher: Bauernknecht. Und am Ende — Karl, wir wollens nicht untersuchen — steckt da unter dem strubbligen Strohdach von Haarzig ein Gehirn, das hundertmal eifriger und geschickter als Deines die Geheimnisse von typto und des pythagoreischen Lehrsatzes aufnehmen möchte.

Wie? nun guckt Ihr in eine andere Schule der Entsagung hinein! Ja, ja, es gibt eine ganze Menge von Jugend, die herzensgerne lernen möchte, wenn sie nur könnte und dürfte! Und die scheu und, wie Euch scheint, blöde auf Euch, für Ihre Begriffe noch immer geputzte, weil reingewaschene Kinder schauen mit dem stillen Wunsche: ach, hätt' ich's nur einmal so gut, wie die!

Vielleicht seid Ihr auch einmal einer Ferienkolonie begegnet. Die haben noch einfacher gelebt wie Ihr: Brot und Milch und Eier und Obst — wenn auch reichlich. Aber wie vergnügt sehen die Leutchen aus! Für die meisten von ihnen war das, was Ihr schon Entsagung nanntet, ein Gipfel von Wohlleben und Luxus, wie sie ihn nur selten erklettern! Wie schrumpft jetzt Euer Entbehren, daß Ihr nicht täglich Braten hattet und ein bischen unbequemer gebettet wart, usw. winzig zusammen!

Wenn die Ferienkolonisten nach Hause kommen, werden sie sorgfältig nachgewogen und mit Triumph berichten dann die Vereinsberichte, daß sie im Durchschnitt so und soviel Pfund zugenommen haben. Am Ende habt Ihr abgenommen, ihr Armen? Dann will ich Euch leise in's Ohr sagen: Ihr werdet's wohl nötig gehabt haben! Aber an einem, möchte ich, daß Ihr Alle zugenommen hättet — und ich glaube Ihr habt's — an Freude an der Natur nicht allein, an Länder- und Menschenkenntnis, sondern auch an Freude an härterer Schulung Eurer körperlichen und seelischen Kräfte. Stärker werden (nicht dicker, Karlchen!) das ist der Segen der Ferien!

Wirkungen von Strafen auf Kinder.

Von Else Hasse.

(Schluß.)

Ein kleiner Junge ist im Kindergarten immer ungehorsam und ausgelassen und wird von der Vorsteherin beiseite genommen und ermahnt. Während sie auf ihn einredet, macht er ein höchst wehleidiges Gesicht, und als sie fertig ist, ruft er plötzlich und zeigt mit dem Fingerchen auf ihr Gesicht: „Tante, Du hast ein schwarzes Tüpfelchen auf der Nase.“ Der Junge ist schon ein kleiner Heuchler; daheim die Mutter ermahnt ihn unausgesetzt und er macht gewohnheitsmäßig das dazugehörige Gesicht; aber diese Zerknirschungsmiene ist nur Maske; inzwischen arbeiten in ihm ganz andere Gedanken und springen plötzlich heraus, sobald die Ermahnungs-Exekution vorüber ist.

Vieles Verbieten erpreßt dem Temperament und der Phantasie der Kinder ganz wunderliche Gegenäußerungen. Eine recht griesgrämige Großmutter hat ein Enkelkind bei sich und verbietet ihm das Lachen und Singen — aus Wut prügelt die Kleine den Ofen; sie weiß sich nicht anders zu helfen. Schon bei einem noch nicht zweijährigen, etwas nervösen und temperamentvollen Knaben beobachtete ich übrigens, daß er jeden erhaltenen Klapps sofort an einen Stuhl oder Tisch weitergab, und er führte das so prompt wie eine Reflexhandlung aus. Bei bedächtigeren Kindern setzt sich der Zorn in rachsüchtige Ueberlegungen um. Das kleine Elschen darf nicht hinunter in den Garten; die Tante, welche die Aufsicht übernommen hat, will sich ihr Wächteramt erleichtern und verbietet es; Elschen meditiert, auf einer Fußbank sitzend: „Hauen kann ich sie nicht, 'rausschmeißen kann ich sie nicht — ich werde sie vergiften!“ Sie hat einmal gehört, das sei etwas Schreckliches und dies Schreckliche will sie nun in Anwendung bringen.

Die Erzieher begehen in solchen und ähnlichen Fällen oft die Torheit, von Herzlosigkeit der Kinder zu reden, während das kleine Volk manchmal ganz mit Recht etwas abwehrt, was seinen Daseinsbedingungen zu Leibe geht — nur daß eben die Art dieser Abwehr dumm und täppisch und ganz unverfeinert ist und einer Unformung bedarf.

Ich fand eine Mutter einmal empört über die Gefühllosigkeit ihres Kindes. Der Großvater ist gestorben; die Mutter weint tagelang; das siebenjährige Kind weint zuerst ein wenig mit, begreift aber dann die andauernde Trauer nicht, bäumt sich im Innern dagegen auf, trotzt und hadert heimlich mit der Mutter. Zwanzig Jahre später gesteht die Tochter ihrer Mutter dies Erlebnis ihrer Kinderzeit und stößt nun auf die größte Empörung. Diese Frau verstand nicht, daß Heiterkeit das Lebenselement des Kindes ist, worin allein es gedeihen kann und daß ein gesundes Kind sich gegen Trauer und Trübsinn auflehnen muß, weil es die Kraft noch nicht hat, Schmerzen mitzutragen. Zum Mitleid gehört ein Ueberschuß an Kraft und eine ganze Menge eigener leidvoller Erfahrungen. Das Mitgefühl des Kindes ist in allen Fällen, wo ihm eigene Erfahrungen fehlen, nur eine ahnende Widerspiegelung geheimnisvollen fremden Leides. Was ein Verlust ist, weiß das Kind noch nicht, aber das Vermissen und Entbehren lernt es bald genug kennen.

Ein kleines Mädchen, das seine Mutter verloren hat, kommt zu einer Tante gelaufen; diese sieht das Kind auf der Straße weinend näherkommen; alsbald aber springt es mit strahlender Miene ins Zimmer hinein und ruft: „Meine Mama ist tot!“ Die Blumen, das Kuchenbacken, das neue schwarze Kleid, das Kommen und Gehen und die Unruhe, das Ereignisvolle — all dies hat das kleine Ding in eine Aufregung und Spannung versetzt, die ihm zunächst Freudengefühle verursacht. Soll es dafür mit Verachtung gestraft werden? Daßelbe kleine Mädchen hat bald darauf, als das Entbehren kam, ihrer toten Mutter sehnsüchtige Tränen nachgeweint und den Verlust tief genug begriffen.

Meist werden dem Kinde die Strafen zu schnell und ohne tieferen Einblick in den besonderen Fall und in die Eigenart des Kindes zudiktiert. Und nirgends ist das Abstrafen nach einem Schema schädlicher und das Individualisieren nötiger als beim Lügen.

In einer Schweizer Pension saß ich bei Tische einmal einem Ehepaar gegenüber, dessen dreijährigen Söhnchen einen unstillbaren Durst an den Tag legte — es war sehr heiß und die Mahlzeiten sehr lang! — und gegen das Verbot der Eltern ein Glas Wasser nach dem andern herunterstürzte. Das Verbieten fruchtete nichts; so suchte ich denn den Eltern zuhilfe zu kommen, indem ich eine Wette mit dem Knaben abschloß: „Wir wollen mal versuchen, eine Weile nichts zu trinken — wer's zuerst tut, darf den Andern am Ohr zupfen — bis wann wollen wir warten?“ „Bis zur dritten Platte,“ sagt der kleine Schweizer. Wir verbarrikadieren die Gläser mit Brotstückchen; er schielt listig nach dem seinen, trinkt aber nicht. Als die „dritte Platte“ erscheint, erklärt er heroisch: „Nun warten wir noch bis zur vierten!“ Und als es dann ans Trinken geht, ist er sehr stolz, einen kleineren Schluck als ich genommen zu haben. Die „Wette“ wurde täglich wiederholt, bis der Junge erklärte, nun gar keinen Durst mehr zu haben. Eines Tages kam er nicht zu Tisch und der Vater erzählte sehr erregt, sein Hansli habe ihn belogen. Bei einem Spaziergang in ein Seitental des Gebirges ist er vorausgelaufen und hat sich vom Vater den Krimstecher entliehen, um die nächstgelegene Klubhütte am Gletscher zu entdecken. Der Vater, ahnenden Geistes, gibt ihm die Weisung mit: „Schau nach, auf welcher Seite die Fahnenstange steht.“ Hansli kehrt endlich zurück — er hat die Klubhütte gesehen. Der

Digitized by Google

Vater fragt in strengem Ton: „Wie sieht sie aus?“ „Grau.“ Sie sah aber rot aus. „Wo steht die Fahnenstange?“ „Links.“ Sie steht aber rechts. Nun wird der Vater heftig und schreit den Knaben an, er habe ihn belogen, und auf der Stelle erfolgt die Prügelstrafe. Nachdem er sich ausgeweint, bittet Hansli den Vater flehentlich, mir doch bei Tische nichts davon zu erzählen, und tagelang lief er noch scheu und mißtrauisch herum. Ich konnte dem Vater einige Vorwürfe über sein falsches und voreiliges Abstrafen nicht ersparen. Der Junge war phantasievoll veranlagt und hatte sich eingeredet, die Kluhbütte wirklich gesehen zu haben; außerdem hatte er bei Tische gezeigt, daß er Selbstbeherrschung zu üben fähig war; wie leicht hätte es da der Vater gehabt, ihm ruhig zu sagen: Wer seine Zunge beherrschen kann, daß sie nicht fortwährend trinkt, der kann auch seine Zunge beherrschen, wenn sie lügen will; und wer seinen Durst im Zaume zu halten vermag, kann auch seine Augen im Zaume halten, daß sie nichts zur Wirklichkeit hinzuflunkern! Und wenn der Vater dem Sohne dann, zur Uebung im genauen Sehen, täglich einen Naturgegenstand zur ausführlichen Beschreibung gegeben und ihm noch eine Selbstbeherrschungs-Uebung zudiktiert hätte mit dem Vermerk: zum Kraftgewinnen, damit Augen und Zunge ihre Schwachheit verlieren, so würde Hansli gebessert und nicht in Verdissenheit hineingejagt worden sein.

Viele Kinder lügen in der Tat nicht nur, um sich oder Anderen aus einer Klemme zu helfen, sondern weil ihnen angesichts eines drohenden Blicks in ihrer nervösen Angst die Fähigkeit fehlt, Wahres und Falsches zu unterscheiden. Eine kleine Wanduhr ist kaput gegangen und der Verdacht der Täterschaft fällt auf den kleinen Ernst, der so gern mit Uhren spielt und sie auseinandernimmt; er hat's diesmal nicht getan und sagt doch, er sei es gewesen, denn sein Gewissen flüstert ihm zu: Du könntest es getan haben, Du hättest es auch sehr gerne getan — und nun gesteht er stammelnd: „Ja, ja!“ Daraufhin Prügel und Anschreien von der einen Seite, größte Verwirrung der Begriffe auf der anderen Seite!

Oft genügt ja dem Erzieher schon ein Erröten des Kindes, um seinen Verdacht zu bestätigen und dann zur Abstrafung zu schreiten; während feinfühlige und nervöse Kinder grade dann am leichtesten erröten, wenn sie in der Seele des Andern den Verdacht und das schwarze Mißtrauen lesen und bei dem Gedanken zusammenzucken: „Er könnte denken — !!“

Ebenso schädlich, wie falsche, übermäßige, einförmig sich wiederholende Strafen sind, ist jedoch auch die Verpönung aller Strafen. Da ist eine Mutter, die sich mit ihrem sechsjährigen Söhnchen in lange Debatten und Auseinandersetzungen einläßt, um ihm begreiflich zu machen, was er soll und nicht soll. Bei modernen Kindern, deren Verstand sich vorzeitig entwickelt, wird dadurch der Widerspruchsgeist und die Rechthaberei großgezogen, und je mehr Redefreiheit man dem Kinde gewährt, je mehr seine Suada sich entwickelt, desto mehr glaubt es dem „Großen“ gewachsen zu sein — jeder Respekt schwindet, Gebote, Befehle, Bitten fruchten nichts, Gehorsam gibt's nicht mehr, nur Debatten. Die Mutter dieses Sechsjährigen wagte einmal, eine häßliche Grimasse des Jungen nachzuahmen; auf diese „Strafe“ hin erhielt sie die Antwort: „Wenn Du wüßtest, Mama, wie das auf mich wirkt — nun werde ich den ganzen Tag unartig sein.“

Diese Mutter gab ihren kleinen Verstandesgenossen in die Hände einer sehr geschickten Kindergärtnerin. Zunächst hatte diese Mühe, sich von den Antworten des Knaben nicht mundtot machen zu lassen. Als sie ihm einmal drohte: „Du willst wohl mit der Bodenkammer Bekanntschaft machen?“ erwiderte er prompt: „Du darfst mich ja gar nicht einsperren, das würde Mama nicht erlauben.“ Ein Erwachsener hat verspielt, wenn er sich von einer vorlauten Kinderantwort schlagen läßt, und so sagte das junge Mädchen schnell: „Deine Mama schenkt mir Vertrauen; sie wünscht nicht gefragt zu werden, wenn ich Dich strafe.“ Sie zähmte jedoch in der Folge ihren Zögling durch andere, feinere Strafandrohungen. Der Knabe spielte gern mit einem Bären, „Petzchen“ genannt; Petzchen mußte jeden Spaziergang mitmachen und Petzchen war das Kind und er der Vater und die Kindergärtnerin die Mutter. „Ein Vater muß sehr klug sein und sein Kind belehren,“ sagte das Fräulein, „erkläre Petzchen doch, was dies für ein Gebäude und das dort für ein Denkmal ist.“ Der kleine Verstandesgenosse wußte's schon, ist aber noch zu unwissend und wendet sich nun leise flüsternd an die geistige Ueberlegenheit seiner Lehrerin: „Wer ist's denn, dort auf dem Denkmal?“ „Bismarck.“ „Bismarck, Petzchen,“ sagt er laut. So geht der Anschauungsunterricht spielend weiter, aber der Junge wird nach einer Weile wieder ungezogen. Da spielt die Kindergärtnerin ihren Trumpf aus: „Ein Vater muß immer ein Vorbild für sein Kind sein, lieber Papa, und wenn Du ihm kein gutes Beispiel gibst, müssen wir Petzchen, unser Kind, in Pension geben.“ Diese Strafandrohung wirkte. Fortan war der Kleine in Petzchens Gegenwart musterhaft.

Dergleichen frühreife und sensitive Kinder empfinden auch manches als Strafe, was gröbere Kindernaturen garnicht berührt. Der „Vater“ von Petzchen lernt das Flechten und ist sehr eifrig dabei. Die Mutter tritt herein und bemerkt, es sei ja wie in der Schule so still im Zimmer. Das Kind verliert sofort seine Unbefangenheit, zählt laut und affektiert beim Flechten und klagt über Müdigkeit; daß die Mutter zusieht, indem sie zugleich sich außerhalb des Spieles stellt und ein neutrales Urteil abgiebt, das wirkt auf den Kleinen wie eine Strafe. Ebensowenig wie man ein Kind aus dem Schlafe herausreißen würde, darf es aus der Unbefangenheit herausgerissen werden.

Auch das „Beschämen“ ist eine Strafe, die vorsichtig und verständnisvoll angewandt werden muß. Eine Privatlehrerin läßt eine Schülerin nachsitzen, während sie einem Kaufmannslehrling englische Stunde gibt. „Sagen Sie mal dem ungezogenen Mädel, daß sie nun gehen kann,“ beauftragt sie den Lehrling nach einer Weile. Wütender Haß des Kindes ist die Folge; in die Beschämung mischt sich hier verletztes Standesbewußtsein und das Gefühl der Erniedrigung, und das wirkt auf die Kindesseele, als wollte man ein junges wachstumsfrohes Bäumchen mit einem großen Stein erdrücken.

Das Kind ist kein harmonischer kleiner Organismus, dessen Triebe man unbeaufsichtigt und unbeschnitten wachsen lassen dürfte wie ein Tannenbäumchen; das Kind ist wie ein Rosenstock, der unversehens lange dornige Schößlinge treibt. Nur ganz abstrakte Freiheitstheoretiker, die nicht täglich und stündlich mit Kindern zu tun haben, können dem Kinde das Recht zubilligen, sein „Ich will“ in den Vordergrund zu stellen. Aus dem vorzeitigen „Ich will-Sagen“ entwickelt sich nicht Originalität, sondern Eigensinn und Zügellosigkeit. Erst durch den Druck wird eine Masse fest und erhält ihre Form. Auf mein innerstes und eigentliches „Ich will“ besinne ich mich erst, wenn ein anderer starker Wille — Menschenwille oder Schicksalsmächte — mir entgegensteht. (Vgl. den Entwicklungsgang Friedrichs des Großen, Schillers, auch Goethes, u. a.) Zwang, Selbstbezwingung und Charakter sind Glieder einer Kette. Da Kinder sich zunächst durch Impulse und Affekte und erst allmählich durch Einsichten leiten lassen, so haben sie vor geistiger Ueberlegenheit noch nicht den rechten Respekt; Achtung nötigt ihnen nur ein ruhig und konsequent führender Wille ab, der seine Oberhoheit würdig geltend macht und dem Kinderwillen nur dann Gleichberechtigung einräumt, wenn derselbe dem Guten und Rechten zustrebt.

Digitized by Google

Oktober 1906.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

Lesen lernen. Von Walter Dittmann.
Stiefelputzer u. Kolporteur. Von Carola v. Eynatten, Freiburg i. B.
Eltern-Ecke. Von Martha Kullack.
Zwischen den Dornen und am Wege. Von F. v. Bodelschwingh.
Der Sonnengott. Von Walter Dittmann.

Lesen lernen.

Von Walter Dittmann.

Lächerlich, nicht? Als ob man die 25 Buchstaben nicht schon vor x Jahren gelernt hätte und nicht schon längst hinter das Geheimnis gekommen sei, daß auch die gefürchtete lateinische, französische, englische Sprache nur aus denselben simplen Buchstaben bestehen! — Da ist ja eine gewisse Entrüstung wohl begreiflich. Aber es hat sich's doch wohl mancher bald gedacht: es steckt etwas mehr dahinter, so wie damals, als wir gar das „Sehen" erst lernen sollten. Natürlich. So viel sogar ist dahinter zu suchen, daß selbst Goethe gegen das Ende seines Lebens einmal sagte:

„Die guten Deutschen wissen nicht, was es einem für Zeit und Mühe kostet, um lesen zu lernen. Ich habe 80 Jahre dazu gebraucht und kann noch jetzt nicht sagen, daß ich am Ziele wäre."

Um von dieser Zeit und Mühe etwas zu ersparen, wollen wir über dieses Thema ein weniges plaudern. Warum lesen wir eigentlich? Manche junge Dame aus Langerweile, wie unsere Köchinnen an den wenigen Sonntagabenden, wenn sie Zeit, aber keinen „Ausgang" haben. Wenn die jungen Mädel in die Tanzstunde gehen, lesen sie auch, „um mitreden zu können", wenn das Gespräch auf Richard Dehmel oder auf den neuesten Roman kommt. Und wer eine Prüfung machen will — denkt an den älteren Bruder oder auch an die ältere Schwester — hu! der liest und liest, und alle müssen leise gehn und tun's auch meist in ehrfurchtsvoller Bewunderung, und um 11 Uhr nachts muß die Petroleumlampe neu gefüllt werden, damit der arme Leser nur immer weiter lesen kann. Der arme Leser! Hätte er „lesen" gelernt, dann ließ er wohl ab von so eitelehrgeiziger Arbeit und arbeitete nicht für den Herrn Professor sondern für sich, und er bestände seine Prüfung doch, vielleicht sicherer, als wenn er weiter „gebüffelt" hätte. — Dann kennt ihr auch noch sogenannte Bücherwürmer. Es gibt junge und alte, nützliche und schädliche, wie unter allen Würmern. Von beiden Arten aber können wir lernen, aus welchem Grunde die Menschen hauptsächlich lesen: Ob wir an den Zehnjährigen denken, der seinen Indianerschmöker für 20 Pfg. „verschlingt" oder an den Zwanzigjährigen, der Schillers Dramen mit Herzklopfen durchlebt oder an den Fünfzigjährigen, der mit seinen Büchern auf das stillste Dorf zieht, um durch keinen Lärm und keinen Gast in seinem Denken und Lesen gestört zu werden: an allen dreien offenbart sich uns eine hungernde Seele, die durch das wirkliche Leben um sie her nicht satt wird. Der Indianerschmöker soll uns in gefährliche Unruhen stürzen, damit wir dann stolz und siegesruhig mit den Geretteten triumphieren können. Der große Dichter soll uns seine seltenen und kostbaren, jauchzen- oder schluchzen-machenden Freundschafts- und Freiheitsgefühle in die Seele hauchen, und die tiefen Denker heben uns zu ungeahnten Erkenntnishöhen, wo wir der Gottheit nahe zu sein glauben und wo sich alle Rätsel dieser Welt so wunderbar zu lösen scheinen oder auch wirklich lösen. Nicht nach Gedanken jagen wir eigentlich, sondern letzten Grundes nach Gefühlen, wenn wir die ersteren auch sehr gut gebrauchen können; reicher zu werden an seltenen Gefühlen, rascheren Wechsel in die alltäglichen zu bringen aber ist die eigentliche Antwort auf die Frage, warum wir lesen. Auch auf die, warum wir uns Bildwerke und Gemälde ansehen und Konzerte besuchen.

Nebenbei bemerkt: auch die guten Einfälle des Ingenieurs oder des Erfinders, die Beobachtungen eines Forschungsreisenden, also doch Gedanken, sind — wenn gelesen — alle in unserer Seele von Gefühlen begleitet, von Lustgefühlen meist. Wer von euch schon Lebensbeschreibungen berühmter Erfinder oder gute Entdeckungsfahrtberichte gelesen hat, wird mir gewiß freudig zustimmen.

Wer ahnt nun schon das Ziel des Lesen-lernen? Wir wollen uns nicht unterschiedlos allen Gefühlen hingeben, um die kleine Lust ihres bloßen Wechsels zu genießen, sondern Bereicherung durch edle, seltene Gefühle wird wohl das Erstrebenswertere sein. Wer seine Lektüre mit solcher Absicht wählt und so liest, daß er die Gefühlsbereicherung auch wirklich erfährt, der ist auf dem rechten Wege.

Was also tun? Auswählen und richtig lesen ist kaum zu trennen. Wir wollen gleich sehen. Uebrigens bleibt euch ja die Auswahl der Bücher meist nicht überlassen, Eltern oder Lehrer geben sie euch. Aber es kommen doch so manche Bücher auch auf andern Wegen in eure Hände. Freund Soundso aus eurer Bekanntschaft schwärmt von einem „tadellosen" Buch: „Die Diamanten des Grafen von St. Germain" oder auch „Der blaurote Metusalem" betitelt. Er findet garnicht die rechten Worte, um seinen Begeisterungsgefühlen Luft zu machen: unglaubliche Gefahren, wunderbare Erlösungen, tolle Pferde werden gebändigt, gräßliche Schurken bestraft, u. s. w. Und Bilder sind drin! Besonders das eine ist fein: gerade wie der Kapitän den Häuptling am Handgelenk hat, daß er die Pistole nicht abschießen

Digitized by Google

kann! — In 99 Fällen von 100 wird Freund Soundso und das Buch Sieger bleiben. Und warum denn auch nicht? Ein gewöhnlicher Indianerschmöker ist's nicht, mein ihr, sondern ein stattlich gebundener, farbig illustrierter Band, der mindestens 3 Mark gekostet hat. Und Gefühle strömten doch massenhaft durch die Seele des Lesers. — Gut, lest's doch! Aber leit's mit ein wenig Ueberlegung. Paßt auf die massenhaften Gefühle mal ein bischen auf. Was sind das meist für billige Gefühle! Nicht andere, als die wir bei einem beobachteten Straßenunglück auch empfinden. Und weiter nichts als Gefühle! Unser Verstand bleibt fast ohne Tätigkeit, unser Willen wird nicht in Anspruch genommen, weil keine einzige gedankliche Schwierigkeit die beiden rege macht; was wir Gemüt nennen und als unser edelstes Gut dankbar schätzen, das glüht auch nicht ein einziges Mal auf beim Lesen. Und ihr wißt's sicher schon vom Turnen her: die Muskeln, die immer wieder gebraucht werden, das werden die mächtigen, bis sie bei zu häufiger Inanspruchnahme erschlaffen; die unbenutzten aber verkümmern. Es ist mit unsern Geisteskräften natürlich ebenso. Eure Lust an abwechselnden Neuigkeiten wird schließlich zu einem Sensationsgelüste, das nur noch durch die übertriebensten und aufregendsten Abenteuer gestillt werden kann; und für tiefere, schönere, erfrischendere Werke, die, wie das Schwimmen alle Muskeln, so euren ganzen Geist anregen, Verstand, Willen und Gemüt, für die habt ihr euch den Geschmack verdorben. Und meint ihr nicht auch, daß uns Schiller reicher und freudiger machen kann als Karl May? Ist's nicht ein Jammer, wenn jemandem menschenähnliche Drahtpuppen, die nichts können als zur rechten Zeit schießen oder besser laufen als Araberhengste, lieber sind als Schillers Heldengestalten?

Nun ist ja das Lesen eines guten Buches, besonders wenn es belehrender Natur ist, nicht ganz so leicht wie das eines oberflächlichen, eben weil unser ganzer Geist mitarbeiten muß, weil auch mal etwas Fremdartiges uns entgegentritt, was unsern eigenen Anschauungen zu widersprechen scheint. Dann heißt's aber grade weiter lesen, um zur Klarheit hindurchzudringen. Und haben wir das erreicht, dann werden wir fröhlich sein ähnlich wie nach der glücklichen Lösung einer schwierigen Konstruktionsaufgabe. Wir können von einem guten Buch auch nicht hundert Seiten an einem Abend lesen. Aber ist denn das schade? Wir wissens doch jetzt, daß es uns auch reicher werden ankommt und nicht aufs Gelesenhaben. Haben wir das erst voll erfaßt, dann werden wir ruhig und behaglich lesen, werden das Buch oft sinken lassen, um uns in die eben geschilderte Lage oder in den eben gelesenen Gedankengang zu versenken. Dann werden wir auch nicht jedes Buch, das man uns geborgt oder geschenkt hat, lesen, wir werden bei manchem während des Lesens der ersten Kapitel zur Einsicht kommen, daß es uns nichts geben kann, entweder weil der Verfasser dazu nicht reich genug ist, oder weil uns selbst zum Erringen seiner Schätze noch manche Vorbedingung fehlt. Aber sieg wär's gleich bei der ersten Schwierigkeit aussureißen. Gedichtbücher werden wir nicht Blatt für Blatt herunterlesen, weil den meist eine persönliche und vorübergehende Stimmung ausdrückenden Gedichten unser augenblicklicher Zustand besonders angepaßt sein muß, wenn sie uns bereichern sollen. Wir werden sogar oft die meisten überschlagen müssen. Und wenn wir in einer ausgeprägt lustigen oder auch ernsten Stimmung sind, werden wir in dem ganzen Buch vielleicht nur eins auffuchen, das uns in dem Augenblick lieb ist.

Nehmen wir an, ihr wäret in einer besonders heiteren Stimmung und greift zu der Gedichtsammlung und blättert. Ihr findet ein allerliebstes, lustiges Gedichtchen, ein altbekanntes. Wie werdet ihr das lesen? Ich wette, laut, singen möchtet ihr es am liebsten! Und was ihr so in eurer schönen Stimmung unbewußt getan hättet, das müßten wir mit Gedichten immer so halten. Und nicht nur mit Gedichten, sondern mit allem, was poetische Form hat. Denn deren Eingangstor zur Seele ist das Ohr. Die meisten Menschen können Gedichte überhaupt nicht still für sich genießen, wenn's den Gedichten nicht etwa bloß auf einen Witz oder sonst einen vorstandesmäßigen Schlußeffekt ankommt, wie dem Lohmeyerschen: „Geburtstagsgratulant" oder dem von Claudius: „der Esel." Im allgemeinen muß das Leiselesen von Gedichten erst gelernt werden. Es gibt Musiker, die lesen die vielen Stimmen eines Orchesterwerkes oder die Akkorde eines Klavierstückes wie ein gewöhnlicher Sterblicher ein Gedicht liest. Sie lesen es nur, aber hören es mit ihrem inneren Ohre ertönen, genießen es also. Das können nur hochbegabte Menschen. Es wird aber keiner von ihnen diesen beschieden-stillen Genuß der voll klingenden Musik vorziehen. Und es könnte auch von diesen Bevorzugten keiner sich den Ersatz des lebendigen Klanges durch das bloße Lesen verschaffen, wenn er nicht viel Musik mit großer Aufmerksamkeit hätte wirklich tönen hören. So ist's mit dem Gedichtlesen auch: laut lesen und vorlesen lassen von Freunden, die das gut können, muß das Erste sein. Und das Zweite: eine Schärfung der Aufmerksamkeit für die eigenartigen Schönheiten der Sprachklänge, für den Wechsel des Rhythmus, die verschiedene Ausdrucksfähigkeit der Vokale oder der Konsonanten. Ihr müßt erkennen lernen, wie der Dichter bemüht ist, die äußere Form dem Inhalt anzupassen. Ihr kennt alle den „Erlkönig" von Goethe. Sprecht das Gedicht einmal laut durch und achtet auf die Klänge. Hört ihr in der 3. Strophe die lispelnde, spitzige Stimme des unheimlichen Nebelgespenstes?: „Du liebes Kind, komm, geh mit mir, gar schöne Spiele spiel ich mit dir." Oder hört ihr das einschmeichelnde, einlullende Singen der Töchter nicht schon aus dem Rhythmus heraus, wenn man die erste Silbe der Verben ein wenig singend betont?: „und wiegen und tanzen und singen dich ein." Und glaubt ihr, daß das Gedicht von den Heinzelmännchen (Kopisch) nur deshalb so ulkig ist, weil darin von drolligen Zwergen, von Faulpelzen und von einem neugierigen Schneiderweib erzählt wird? Ich glaube nicht. Sondern auch deshalb, vielleicht sogar in erster Linie deshalb, weil der Rhythmus so ulkig ist. Sucht das Gedicht mal auf und sprecht's. Ihr werdet alle zugeben: eine tiefernste Geschichte ließe sich mit so eiligen, sich überstolpernden und so ungleich langen Zeilen garnicht erzählen. — Wer all das nicht erst mit dem äußeren Ohr wirklich gehört, also nicht auch mit den Ohren lesen gelernt hat, der wird am stillen Gedichtlesen nie Freude finden.

Als wir vom „Sehen lernen" plauderten, erkannten wir, daß wir nicht nur sehen, sondern auch schauen müßten, und das eigentlich bereicherude sei das Schauen. Schauen aber heißt: etwas mit starkem Gefühlsanteil aufnehmen. Merken wir, daß wir vom „Lesen lernen" eigentlich genau dasselbe erkannt haben? Wir werden am meisten Freude haben, wenn wir am stärksten mit dem Dichter fühlen, nicht nur verstehen, was er sagt. Wenn er uns mit seiner wunderbaren Kraft einen schönen Abend zaubern will, dann muß es so sein, daß wir mit dem Dichter oder sogar wie der Dichter selber in der Landschaft zu stehen glauben, mit ihm, mit seiner tief und stark empfindenden Seele die Schönheit fühlen.

> Der Wald steht schwarz und schweiget,
> und aus den Wiesen steiget
> der weiße Nebel wunderbar.

Wer da eben nicht gelernt hat, mit ganzer Seele zu lesen, auch Klänge und Rhythmus mit zu lesen, der sieht nicht den Nebel aus den Wiesen steigen und spürt keine feierliche Abendstimmung — der bleibt vor diesen Zeilen ein armseliger Gesell.

Digitized by Google

Stiefelputzer und Kolporteur.

Ein Bild aus dem Leben.

Carola von Eynatten, Freiburg i. B.

Schlotternd und zähneklappernd stand ein magelhaft gekleideter, halbwüchsiger Bursch an einem naßkalten Februarabend auf dem zugigen Bahnhofsplatze. Mochte er auch von Zeit zu Zeit die Arme heftig hin- und herschleudern wie die Flügel einer Windmühle oder aus- und ablaufen vor dem Klappstühlchen an der Laterne mit dem Bürstenkasten davor, er fror trotzdem ganz erbärmlich.

Der Junge war äußerst schlechter Laune und wenn er einem Vorübereilenden wieder einmal vergeblich angeboten hatte, ihm für 10 Pfennig die Stiefel aufzuglänzen, schickte er ihm verschiedene, halblaut gebrummte Verwünschungen nach. Trotz des Sudelwetters ging das Geschäft aber auch gar nicht! Mit der Hand in das ausfaserndе Westentäschchen fahrend, brachte er vier Zehnpfennigstücke hervor. — Die Früchte zehnstündigen Frierens, denn er hatte sich Punkt Sieben des Morgens am „Stand“ eingefunden. Und morgen sollte er vier Mark zwanzig Pfennige bezahlen, das Platzgeld für vierzehn Tage.

Um sechs Uhr endlich packte der Junge seine Geräte zusammen und trabte heimwärts. Er hatte einen ziemlich weiten Weg zurückzulegen, denn die Wohnung seines Vaters — die Mutter war vor zwei Jahren gestorben — lag draußen in der Vorstadt, in einem jener Armeleut-Häusern mit vielen kleinen verwahrlosten Wohnungen, die im grellen Gegensatz stehen zu den einfachsten Regeln der Hygiene.

Den ziemlich geräumigen, aber schmutzigen Haushof querend, gelangte der Bursch zu einer klapperndеn und klaffenden Türe, die unverschlossen war, fündete ein Taschenlaternchen an und betrat eine enge winkliche Küche, in der nichts stand als ein verrosteter Blechherd und ein wackliger, windschiefer Küchenkasten. Nachdem er sich seiner Bürde entledigt, machte er sich an die Durchsuchung des Schrankes, denn seit dem Mittagessen — Brot mit Schmierkäse — hatte er nichts mehr genossen. Sein Suchen war aber vergebens, es fand sich nichts Eßbares darin vor.

Im anstoßenden Zimmer lag der Vater, der Kolporteur Meininger, angekleidet auf dem Bette, die in schmutzigen Stiefeln steckenden Füße auf der schmutzigen und zerfullten Decke. Der Junge trat ans Bett und schüttelte ihn solange, bis er ein lallendes: „Wer ist's!“ aus ihm herausbrachte.

„Ich bin's, der Arnold!“

„Geh' zum Teufel!“ und Meininger schnarchte nach dieser freundlichen Begrüßung ruhig weiter.

Nochmals versuchte der Junge, ihn wachzukriegen, bis dieses Bemühen ihm einen Fußtritt in Begleitung eines derben Fluches eintrug und er achselzuckend von weiteren Versuchen abstand. Der Vater hatte wieder zu tief in's Glas geschaut. Er kannte das, es war beinahe täglich die gleiche Geschichte.

Beim Schein seines Laternchens füllte er eine große Ledertasche, eine Art Sack mit Schließe, mit allerlei Zeitungen, Heften, Büchelchen und warf dann noch eine Anzahl Wachslicht-Schächtelchen hinein, hing sie sich um den Hals und verließ die Wohnung. Jetzt begann das Abendgeschäft, das im Verkauf von Schundliteratur aller Art bestand, und das ihn bis nach elf Uhr nachts von Gasthaus zu Gasthaus, von Tisch zu Tische führte. Zuweilen hatte er schon bis zu acht Mark eingenommen, zuweilen aber auch nur einige Nickel. Darum hatte er sich seit einigen Tagen Wachsstreichhölzchen zugelegt.

Heute hatte Arnold aber einen ausgesprochenen Unglückstag. Wie sehr er auch die „Allgemeine Kriminal-Zeitung“ und den „Geheimnisvollen Mord in der Sterngasse“ anpries, es fanden sich keine Abnehmer dafür; selbst die Streichhölzchen konnte er nur in ganz geringer Menge loswerden.

Er hatte eben wieder ein neues Lokal betreten und ging zwischen den gut besetzten Tischreihen entlang, als plötzlich der Wirt hinter dem Büffet hervorschoß, ihn packte und um sich selber wirbelte.

„Hier wird nicht hausiert! So steht's an den Türen angeschrieben! Kannst nicht lesen, Du Tagedieb? Ein junger Kerl, der Nachts die Wirtschaften ablauft, anstatt richtig zu schaffen! Schämst Dich nicht?“ rief er, die Hand an des Jungen Rockkragen.

Flugs war er draußen auf der Straße, taumelte und fiel gegen die Glastüre, deren eine Scheibe herausfiel, auf dem Straßenpflaster zersplitternd.

Gab das nun einen Lärm. Der Wirt verlangte, Arnold festhaltend, drei Mark Schadenersatz, letzterer erwiderte, er hätte nur 70 Pfennig in der Tasche und wolle auch nicht bezahlen für die große Behandlung. Der Wirt drohte ihm mit der Polizei, er schalt und schüttelte ihn, der Bursch schrie und heulte, Leute sammelten sich, ein Schutzmann kam hinzu, und da Arnold keinen Hausierpaß aufzuweisen hatte, wurde ihm auf der Wachtstube ein unentgeltliches Nachtquartier zugewiesen.

„Ich geh' doch für meinen Vater, den Kolporteur Johann Meininger in der Grünstraße 89, Herr Schutzmann!“ schluchzte Arnold an der Straßenecke stehenbleibend.

Das Sicherheitsorgan aber stieß ihn, seinen Arm packend, weiter. „'s Maul gehalten und vorwärts! Wenn der Meininger, der Lump, sein Vater ist, den kenn ich, hat schon oft bei uns übernachtet, und Du wirst's heute auch nicht zum letztenmal! Marsch, die Beine in die Hand genommen!“

Arnold war nicht der einzige unfreiwillige Gast auf der Polizeistube. Rechts von der Pritsche, die ihn aufnahm, lag ein sinnlos betrunkener, links ein Mann, dessen Hände gefesselt waren, und der ihn mit vergnügtem Augenzwinkern und den Worten begrüßte: „Bist einer vom Geschäft oder ein Gimpel, der bloß ein wenig krakelt hat und denen da in die Schlinge gelaufen ist?“

Der Junge antwortete nicht, einer der Schutzleute aber rief beschleunigt: „'s Maul gehalten, oder Ihr sollt was erleben!“ —

Nach und nach söhnte sich Arnold aus mit seiner ungewohnten Lage. Daheim hatte er es auch nicht gemütlicher. War hier das Lager etwas härter, so war dagegen die Stube gut warm. Und viel konnten sie ihm nicht aufhaben, er hatte ja kein Verbrechen begangen. Dieser Trostgedanke lullte den müden Jungen in einen Schlaf, aus dem er erst am Morgen wieder erwachte.

Gegen neun Uhr wurde er vor den Polizei-Kommissär geführt, der zunächst seine Personalien aufnahm und sich dann den ganzen Hergang erzählen ließ, den intelligent aussehenden Burschen, der jede Frage flink und anständig beantwortete, scharf beobachtend.

„Dein Vater schickt Dich also mit den Druckſachen?“ fragte der Kommissär.

„Ja, Herr; was ihm übrig bleibt, das tu ich verhausieren, wenn's die Leut abnehmen, dafür bekomm' ich 15 Pfennig von jeder erlösten Mark.“

„Was treibt er in dieser Zeit?“

„Wenn er noch kann, sitzt er mit seinem Freund im Wirtshaus, sonst schläft er sich daheim aus,“ entgegnete Arnold, der nicht direkt sagen mochte, daß der Kolporteur sehr häufig schon am Nachmittage betrunken war.

„Und tags über bist Du Stiefelputzer?“

„Ja.“

„Wieviel verdienst Du durchschnittlich im Tage?“

„'s kann eine Mark herauskommen, Herr,“ erwiderte der Bursch nach kurzem Nachdenken. „Mit dem Stiefelglänzen ist's nicht viel, 's will's niemand, man friert sich nur die Beine ab.“

„Warum hat Dich Dein Vater nicht zu einem tüchtigen Meister in die Lehre gegeben?“

„Weil's Lehrgeld kostet und er mir für Kleider und Wäsche hätte sorgen müssen.“

„Sind Ihr so arm?“ fragte der Beamte.

„Ich weiß es nicht. Der Vater redet immer von dem vielen Gelde, das er verdient, haben aber tut er nie was, wenigstens sieht man nie was.“

Digitized by Google

„Und was machst Du mit Deinem Verdienst?“

„O der geht drauf, Herr, bis 's Mangeld mit 30 und 's Schlafgeld mit 20 Pfennig bezahlt ist, ist nimmer viel übrig. Gegessen muß man aber auch haben, Kleider, Schuh —“

„Du mußt also ganz allein für Dich sorgen und dem Vater noch Schulgeld geben?“

„Ja, Herr, schon seit letzte Ostern, wo ich aus der Schul' kommen bin.“

„Sag mal, wenn sich ein Meister fände, der Dich ohne Lehrgeld annähme, würdest Du ordentlich und fleißig sein?“ fragte der Kommissär nach einer Pause.

„Ich deuk's schon. Aber ich hab ja keine Kleider und nichts, als was ich anhab.“ — Im Frühjahr aber mach ich's anders, da geh ich zu die Maurer, die bringen's zu einem schönen Lohn.“

Arnold, gegen den weiter nichts vorlag, wurde entlassen und eilte direkten Weges heim, um seinen Würstenkasten und sein Klapptischlein zu holen. Er fand die Wohnung leer; der Vater war bereits seinem Geschäfte nachgegangen und schien sich wenig über des Sohnes nächtliches Ausbleiben den Kopf zerbrochen zu haben, denn er hatte nicht einmal die nächsten Nachbarn nach ihm gefragt, ihm auch keine Botschaft hinterlassen.

Vier Wochen später trat er bei einem Malermeister in die Lehre, der ihm auf Fürsprache des menschenfreundlichen Kommissärs Aufnahme gewährt, da der Vater sich bei einer polizeilichen Vernehmung außerstande erklärt hatte, nur das Geringste für ihn zu tun. Sein Verdienst sei ein unsicherer, einmal hätte er viel, einmal wieder nichts. Uebrigens sei Arnold all genug, um sich ohne Hilfe durchzubringen; er wäre erst elf Jahre alt gewesen, als ihn seine Eltern aufs „Pflaster“ gesetzt hätten und habe sich trotzdem allezeit ehrlich und redlich durchgeschlagen.

„Ihr seid aber doch schon mehrfach bestraft, Meininger!“ hatte ihm der Kommissär entgegengehalten.

„Jawohl, Herr Kommissär, aber immer nur wegen Ruhestörung oder Schlägerei. Treibt's der Arnold einmal nicht schlimmer als ich, so bin ich sehr zufrieden mit ihm!“ hatte er stolz erwidert. —

Eltern-Ecke.

Noch einmal „ein Judenchrist.“ In Erwiderung des Briefes in der E. L. vom 1. August, der auf meinen Aufsatz erfolgt ist, kann ich nur betonen, daß ich alles das was die Verfasserin dagegen vorgebracht hat, an andrer Stelle selbst in ähnlicher Weise gesagt habe. Denn auch ich bin eine Gegnerin jeder verwerflichen Erziehung. Doch hier leitete mich das Bestreben, das Erziehe einfach wiedergutzumachen und die Anwendung des Lesern zu überlassen. Ich hoffte, man würde darin ein Zeitergebnis sehn, an dem wir alle die Schuld tragen, welche nach Krähen gut zu machen, unsre Pflicht ist. Statt dessen ist zu meinem Bedauern eine Antwort erfolgt, als hätte ich es mit der Verstirtelung der Jugend. Doch auch ich sagte und sage, daß die Eltern ihrem vierjährigen Kinde schon auf seine erste Frage: „Sind Juden schlechte Menschen?“ die nötige Aufklärung nicht schuldig bleiben dursten und ihm in fortgesetzter Belehrung über das Judentum den rechten Stolz auf dasselbe einimpfen und in ihm dadurch die Kraft zum Widerstande gegen seine Widersacher wecken müßten. Dieser Stolz braucht allerdings nicht von einem veralteten Glauben diktiert zu sein, sondern von dem Bewußtsein, einem der ältesten Kulturvölker anzugehören, dessen Größe sich vornehmlich in der unvermüdeten Kraft gezeigt hat, mit der es jahrtausendertelangen Druck ertrug. Mit tiefem Kummer sehe ich, daß diese Kraft sich in den Nachkommen bedeutlich zu verringern beginnt. Indessen habe ich ihm an der gerügten Stelle nicht Ausdruck geben, sondern nur zeigen wollen, wie Eltern am Judentum selbstdaten und dabei ihren Kindern die damit verbundenen Leiden ersparen möchten. Sie erziehen dadurch natürlich keine Helden, sondern eher Weichlinge, die ungeeignet sind, die Vorposten für die im Kampfe Nachrückenden zu halten. Nur sehn darum die schmählichen Fahnenflucht, die Flucht in das Christentum, sich beständig mehren. Eltern, die diese Fahnenflucht begünstigen, wollen ihren Kindern die Zukunft retten und bringen sie dadurch doch um ihr kostbarstes Gut, den Stolz auf ihre Abstammung, worin die Tugenden ihrer Vorfahren wurzeln.

— In dem Fall, um den es sich hier handelt, kam das Kind umgewappnet für einen Kampf zur Schule. Es hatte den Grausamkeiten der christlichen Kinder nichts entgegenzuhalten. Denn es wußte wenig mehr vom Judentum als was sich seinen Augen geboten hatte, wenn ihn und wieder ein Handelsjude auf den Hof seines Vaters kam, oder das, was ihm später am Samstag auf der Promenade auffiel. Was sich ihm nicht durch Geberden und Kleidung als Juden bemerkbar machte, hielt er nicht dafür. In seinen Eltern sind Menschen gekennzeichnet, die vom Judentum nicht mehr gerettet haben als eine allzu große Liebe für ihre Kinder und einen hartnäckigen Widerstand gegen das ihnen feindliche Christentum, für das sie aber im Grunde ihrer Seele mehr Sympathie haben als für das Judentum. Daß solche Eltern nicht Juden, sondern trog aller Hartnäckigkeit, mit der sie selbst am Judentum festhalten, schließlich „Christen“ erziehen, ist wohl begreiflich. Begreiflich ist nach dieser Darlegung wohl auch mein Bedauern mit den armen Kindern, die in anderm Geiste erzogen worden sind als die Verfasserin des Briefes das Glück hat erzogen zu sein und infolgedessen mein Wunsch nach größerer Duldung und Schonung seitens der Christen, wozu die konfessionslose Schule allerdings beitragen wird. Daß Irrtümer und Vorurteile nicht so leicht ausgerottet sind, weiß auch ich, aber genug, daß viele das wahre Reich der Liebe für sie alle, die Unterdrückten und Mißhandelten, herbeisehnen und dafür kämpfen. Endlich wird es doch kommen, das Reich der Liebe.

Martha Kullack.

Zwischen den Dornen und am Wege.

Stilles Heldentum. Wenn Du einem gerateten Trinker begegnest, dann begegnest Du einem Helden. Er lauert in ihm schlafend sein Todfeind, er bleibt behaftet mit seiner Schwäche und setzt nun seinen Weg fort durch eine Welt der Trunksüchtigen, in einer Umgebung, die ihn nicht versteht, in einer Gesellschaft, die sich für nicht berechtigt hält, in jämmerlichen Unzulänglichkeiten auf ihn herabzusehen als auf einen Menschen zweiter Klasse, weil er es wagt, gegen den Alkoholstrom zu schwimmen. Du weißt es jetzt, er ist ein Mensch ersten Klasse, er ist ein wahrer Held. Ich überreiche mich. Ich weiß, sie haben einen Arbeiter zu vieren festgehalten und der stärkste hat ihm Schnaps eingegossen. Noch vor kurzem schrieb mir ein Glasarbeiter, sie hätten ihm seinen Arbeitsrock mit Schnaps getränkt, damit ihm der Alkoholgeruch zum Fallstrick würde. Die sogenannten gebildeten Kreise schütteln den Kopf über solche Roheiten und tun sie als Zorns beiseite. Ich sehe ihn noch vor mir, den Großkaufmann aus einer Hansastadt. Vor 6 Jahren war er bei uns geheilt entlassen. Vier Jahre hatte er enthalten gelebt, dann hatte seine Schwägerin Hochzeit, und die eigene Schwiegermutter drängte und quälte den Armen so lange, er möchte doch sein Abstinenzgelübde mit Wein füllen, um bei den Toasten mit anstoßen zu können, er brauche ja nur eins zu trinken. Nach weiteren zwei Jahren war das grenzenlose Elend da, er kam als gebrochener Mann und bat um Aufnahme in die Arbeiterkolonie. Solange es noch deutsche Frauen gibt, die ihren Männern den Vorwurf der Unmännlichkeit machen, wenn sie nichts trinken, solange noch Frauen ihren Männern beim Besuch in der Anstalt Alkohol mitbringen, solange noch Mütter ihren Söhnen heimlich Geld oder Wein schicken, solange es noch so bodenlos unwissende Mütter gibt, daß sie ihren kleinen Kindern zur Beruhigung Alkohol geben und sich womöglich später über die Folgen solch eines Verbrechens wundern, solange Enthaltsamkeitsvereine noch so geringes Verständnis finden, solange die Angehörigen nicht einmal das Opfer bringen, um das Geretteten während des Alkohol aus dem Hause zu verbannen, solange es noch gebildete Leute gibt, sogar unter Aerzten und Pastoren, die einen geheilten Trinker erklären, mit der Enthaltsamkeit sei es nichts, er könne getrost ganz mäßig trinken, solange, sage ich, leben unsere Geretteten ein stilles, oft verkanntes Heldentum. Aber Du gehst nicht mehr an solchen Ringen und Kämpfen verständnislos vorüber, sondern versuchst vielleicht selbst einmal, was einer aufzusetzen hat unter den Blicken eines Oberkellners, unter den Blicken einer Gesellschaft beim festlichen Glase Wein, wenn er sein Glas Wasser vor sich zu stellen wagt. In Amerika gilt es für nicht anständig, in Gegenwart einer Dame zu trinken. Dir aber steigt das rechte Verständnis auf für ein stilles Heldentum. Aber ich sage Dir, die Sache ist verhängnisvoll, denn wenn Du es einmal mit der Enthaltsamkeit versucht hast, kommst Du schwerlich wieder davon los. Aber die Sache ist auch über die Maßen herrlich und köstlich. Du wirst nicht bloß für Dich selbst Gewinn davon haben. Deine Brüder und Schwestern wirst Du mit anderen Augen ansehen. Ueber einen Trunkenen wirst Du nie mehr lachen oder lächeln können. Sein ganzer Jammer wird Dir an die Seele greifen und Du wirst Deine Hand ausstrecken, um ihm zu helfen.

F. v. Bodelschwingh.

Der Sonnengott.

Ich wollte gerade zur Sünde geh'n,
Da blieb ich mitten im Wege steh'n:
Ich hatte ein Flammen am Himmel geseh'n
Wie die Sonne so klar, so gottesschön!
Das schlug mir nieder den Blick —
Ich ging zurück.

Walter Dittmann.

Digitized by Google

November 1906.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. F. Penzig.**

Inhalt:

Soziale Dankbarkeit. Von Immanuel Lewy.
Eine freie Tauschule. Von Etta Federn.
Schule und Leben. Von Heinrich Scharrelmann.
Zwischen den Dornen und am Wege. Die Verlierbank.
Einem Schwärmer. Von Walter Dittmann.
Deine Kunst. Von Walter Dittmann.
Empfehlenswerte Kinder- und Elternbücher.

Soziale Dankbarkeit.

(Für die Eltern.)

Von Immanuel Lewy.

Es ist ein moderner ethischer Grundsatz, daß nur der Anspruch auf eine Leistung hat, der sie durch eigene Kraftanstrengung sich erworben. Ohne Fleiß kein Preis — sagt ein deutsches Sprichwort. Jede Krafteinnahme erfordert eine entsprechende Kraftausgabe. Felix Adler hat in seinem Buche „Der Moralunterricht für Kinder" die unbedingte Geltung dieses Satzes bestritten. Er weist z. B. darauf hin, daß wir tagtäglich, indem wir die Gesamtarbeit unserer Vor- und Mitwelt genießen, eine Fülle von Wohltaten ohne Gegenleistung empfangen. Welche Gegenleistung geben wir, wenn wir beispielshalber die gebahnte Straße eines Berges besteigen, an der Tausende von Arbeitern jahrzehntelang tagaus, tagein gearbeitet haben? Welche Gegenleistung gewähren wir, wenn wir uns mit hochbegabten Menschen unterhalten und von ihnen Nutzen haben, deren bloßes Vorhandsein eine Umwelt erfordert, deren Zustandekommen wir jahrtausende langer gemeinsamer Arbeit verdanken? Also wir erheben oft Anspruch auf die Erbschaft fremder Leistungen, wofür wir nichts entrichten. Diese Tatsachen zu bestreiten, wird wohl nicht leicht gelingen. In der Tat sind wir uns überhaupt nicht genügend bewußt, wie wir die Riesenarbeit unserer Vorwelt und Umwelt ausbeuten, ohne auch nur den geringsten Entgelt dafür zu leisten. Mit jedem Worte, das wir sprechen, jeder Schrift die wir lesen, jedem Werkzeug, das wir handhaben, jeder Sitte, die wir üben, jedem Gesetz, das wir beobachten usw., an allem haftet der Schweiß, oft sogar das Blut mühsam ringender Menschenkräfte. Welchen Ertrag bieten wir unererseits für diesen Almosenempfang fremder Millionenarbeit?

Diese Frage, einmal in ihrer ganzen Schärfe gestellt und empfunden, erzeugt in dem sittlich feiner veranlagten Menschen ein tiefes Gefühl der Beschämung. Er schämt sich über den großen Abstand von Wirklichkeit und Ideal. Als Ideal will es uns doch scheinen, daß der Mensch nach Kräften jedenfalls das zurückerstattet, was er geliehen. Die Wirklichkeit widerspricht einer solchen Idealmessung in der schroffsten Weise. Indessen, wo das Ideal noch so unerreichbar erscheint, da wäre es doch töricht, das erstrebenswerte Ideal aufzugeben; man wird versuchen, über Mittel und Wege nachzudenken, um dem Ideale entgegenzukommen. Denn in dem Näherkommen zum Ideal liegt ja bereits eine Teilerfüllung desselben. Gewiß der Mensch kommt mit einer Riesenrechnung auf die Welt — einer Erbschuld einem Wohltätigkeitsfonds, den die Geschichte und Gesellschaft durch gemeinsame Arbeit zusammengetragen. Diese Rechnung wächst mit jeder fortgeschrittenen Epoche an Umfang und Inhalt. Sie umfaßt einen größeren Kreis von Personen, je mehr der Austausch der Lebensgüter ein internationaler wird und sie umspannt eine größere Generationskette, je weiter wir uns von den Urmenschen entfernen. Diese Rechnung ist also ein Kapital, daß jeder Spätergeborene um einige Posten vermehrt findet. Das ethische Ideal ist, diese Riesenschuld durch Gegenleistung abzutragen, welche natürlich auch der Gesellschaft und der Nachwelt zu gute kommt, genau so wie wir unseren Kapitalgenuß der Arbeit unserer Vor- und Mitwelt verdanken. Aber dieses Abtragen wird von Generation zu Generation schwieriger. Die geforderte soziale Arbeitsleistung steigt von Jahr zu Jahr. Das fortschreitende Leben und die ansprüchstrebende Entwicklung der Menschheit macht gegen jede entwickeltere und höherstehende Epoche größere Gehaltsansprüche. Das ist ja auch nur ein Ausfluß der Gerechtigkeit. Denn da wir heute mehr haben als unsere Ahnen, mehr genießen und verwerten als der frühere Mensch, so müssen wir mehr leisten als jene. Die Pflicht jedes Einzelnen für seine soziale Mit- und Nachwelt nach Kräften zu sorgen, d. h. jeden Fortschritt auf dem Gebiete der Hebung menschlichen Wohlstandes und Gesittung zu befördern, erscheint unter diesem Gesichtspunkt betrachtet nicht als ein Verdienst, sondern als Gebot der Gerechtigkeit, als der Dank der Spätgeborenen für die Hingabe und Vorarbeit der Früheren. Der Mensch muß sich des Dankes bewußt werden, den er seinen Vorfahren schuldig ist. Dieses Schuldgefühl wird ihn dazu treiben, sich nach Vermögen zu entlasten. In diesem Bedürfnis nach Selbstentlastung liegt ein großer Antrieb zur Fortschrittsarbeit. Die fortschreitende ethische Entwicklung kann Großes leisten, wenn es ihr gelingt, dieses Bedürfnis nach persönlicher **Selbstentlastung** von sozialer Schuld bereits in den noch bildsamen Kinderherzen zu wecken. Zur Weckung dieses ethischen Bedürfnisses bedarf es einer Reihe pädagogischer Motive, die wir hier kurz andeuten wollen: Durch Zusammenarbeit von Vorstellungen und Trieben, von Intelligenz und Strebungen entsteht die **Handlung.**

Digitized by Google

Die Einsicht in die sittliche Angemessenheit einer Handlung und die Gewohnheit ihrer Uebung schaffen gemeinsam die gute Tat, die sittliche Handlung. Wollen wir soziale Dankbarkeitsgesinnung und diesem Geiste entspringende Taten im Kinde anregen, so müssen wir dem bildsamen Zögling eine gründliche und ins Einzelne gehende Aufklärung über die Abhängigkeit seines Seeleninhalts, seiner Gefühle, Vorstellungen, Urteile und Beweggründe von der großen Arbeit der Vorwelt mitgeben. Daneben müssen wir das Dankbarkeitsgefühl in besonders scharfer Form ihm zu etwas Selbstverständlichen machen. Hier gilt Vorsicht. Jenes Pietätsgefühl der Nachahmung der Umwelt ist sittlich wertlos, macht träge und wirkt einschläfernd. Die Pietät gegen Eltern, Lehrer, Gemeinde und Staat muß eine produktive sein, d. h. sie muß die Kraft der Kinder anregen, nicht in allem den Eltern gleichkommen zu wollen, sondern den Besitzstand der Eltern an ethischen, intellektuellen und technischen Leistungen zu vermehren. Wahre schöpferische Pietät sucht über die frühere Generation hinauszutreben, und nicht in passiver Anbetung der Vergangenheit und Gegenwart zu erstarren. Die Eltern selbst müssen den Kindern ein Ueber-sie-hinausgehen-wollen — natürlich mit der gehörigen Beachtung des allmählichen Wachstums alles Werdenden — zur Pflicht machen. Die Eltern müssen sich freuen, wenn die Kinder den fortgeschrittneren Ansichten und Erkenntnissen huldigen und dürfen sich nicht verzweifelnd nach der alten guten Zeit zurücksehnen. Dankbarkeit der Kinder gegen ihre privaten Wohltäter ist in diesem Sinne als Fortsetzungswunsch, Ergänzungs- und Veredelungsstreben über den bestehenden Besitzstand hinaus aufzufassen, natürlich verbunden mit einem Gefühl der Achtung der Würde der elterlichen Arbeit und einer Anerkennung ihrer Verdienste in ihrer Art, in ihrer Zeit, in der die Arbeitsmittel unvollkommener und das öffentliche Bewußtsein unreifer dachte. Wenn das Kind lernt, diese Art dankbarer Gesinnung gegen Privatpersonen zu hegen und andererseits weiß, daß es eine Pflicht der Dankbarkeit und Gerechtigkeit ist, für sozialen Aufschwung in Gesinnung und Wohlstand zu arbeiten, so wird es durch assoziative Momente leicht dazu gebracht, auch dieser größeren Pflicht sozialer Dankbarkeit mit Eifer und Anspannung seiner Gesamtkräfte sich hinzugeben. Wenn dem Kinde nicht nach alter theologischer Weise gesagt würde: Ein unsichtbares Wesen, das Du nicht siehst und hörst, hat Dir Verstand und Aufmerksamkeit, Gedächtnis und Stärke gegeben, sondern eine Riesenwelt von menschlichen Arbeitern hat im Schweiße ihres Angesichts das Glück ihres Daseins hingegeben, um das zu erzeugen, was Du heute genießt, so entsteht in der Kinderseele ein tiefgreifendes Bedürfnis nach Dankbarkeit. Es will auch etwas leisten, besonders wenn es im Privatleben sieht und sehen lernt, wie häßlich das Nichtstun und wie roh die Undankbarkeit ist. Das Kind will seine Kräfte entfalten und man sollte diese natürliche Beweglichkeit und diesen Leistungsdrang nicht durch Einschüchterung und Ablenkung unterbinden. G. v. Gizycki hat in seinem kleinen Buche über Sozialethik einmal gesagt, daß eine künftige Menschheit arbeitsam sein wird — nicht durch den Zwang des Daseinskampfes, sondern aus dem sozialen Zwang, Ehre und nicht Schande einzubringen. Ich glaube, eine noch spätere Generation wird auch dies als Unmoral von sich weisen. Nicht aus Ehre und Verdienst, weil wir selbstlos sein wollen, nein, weil ein elementares Rechtsgefühl in unserer Brust lebt und wir nicht unverdientes Brot genießen wollen, wollen wir den Segen der sozialen Vorwelt durch entsprechenden Beitrag an der Schöpfung einer besseren Nachwelt nach Kräften ersetzen. Weil wir uns schuldig fühlen, mit einer Riesenschuld belastet die bewußte Welt betreten, so wollen wir gerne schuldlos die bewußte Welt einst verlassen. Darum arbeiten und leisten wir, um uns selbst zu entlasten, um frei zu sein — von aller Schuld.

Eine freie Tanzschule.

Von Erta Federn.

Es mag merkwürdig scheinen, wenn man in diesen Blättern von einer Tanzschule berichtet, und doch glaube ich, daß es berechtigt ist, auf jede neue Institution hinzuweisen, die in ethischem Sinne wirkt. Und das tut meiner Ansicht nach die Schule, von der ich hier berichte, im höchsten Maße.

Miß Isadora Duncan, die amerikanische Tänzerin, die die griechische Tanzkunst neu zu beleben sucht, hat im Grunewald ein Heim geschaffen, das ihre Schwester, Miß Elisabeth Duncan, leitet, und in dem bis heute 20 Kinder Aufnahme gefunden haben. 20 Kinder ohne Unterschied der Konfession oder der Nationalität, ohne Berücksichtigung der Stellung der Eltern, werden hier vollkommen frei und unentgeltlich aufgenommen und erzogen. Da lebt die Polin neben der Amerikanerin, die kleine Schweizerin neben den Französinnen und den Deutschen aus allen Teilen des Reiches. Und sie werden zu Tanzkünstlerinnen erzogen.

Das klingt wenig vertrauenerweckend, denn wir sind gewöhnt, wenn wir von berufsmäßigen Tänzerinnen sprechen, an die mit mehr oder weniger Recht berücksigten Balleteusen zu denken. Aber darin liegt ja eben die ethische Tat Miß Duncans, daß sie Künstlerinnen im höchsten Sinne des Wortes zu erziehen strebt.

Auf welche Weise sie dieses hohe Ziel zu erreichen versucht, darüber möchte ich einiges berichten.

Sie hat ein Heim, das allen hygienischen und ästhetischen Anforderungen entspricht; eine hübsche kleine Villa im Grunewald mit sehr, sehr vielen Fenstern, die außer den Privaträumen für Miß Duncan drei Schlafsäle, ein großes Schulzimmer, eine Spielhalle, einen Tanzsaal, einen Speisesaal und alle Wirtschaftsräume enthält. Die Schlafzimmer und das Schulzimmer sind in fröhlichem Hellblau und Weiß eingerichtet. Ueberall sind Abgüsse von Antiken, von Della-Robbia-Madonnen und Engeln, Reproduktionen nach Gemälden und griechischen Vasenbildern als Wandschmuck verwandt. Der Garten des Hauses ist zu einem hübschen Turnplatz umgestaltet.

Die Kleidung der Kinder ist immer in ganz hellen Farben gehalten und so geschnitten, daß sie die freie Körperbewegung absolut nicht hindern kann. Ueberhaupt wird die Körperpflege sehr genau beobachtet und durch eine ganz besonders einfache und gesunde Kost unterstützt. Und hier. in diesem Heim erhalten die Kinder den behördlich vorgeschriebenen Schulunterricht, hier verbringen sie den ganzen Tag mit Ausnahme der Spaziergänge im Walde und der Ausflüge in die Museen. Denn fast jeder Schulfreie Tag wird zu einem Besuch eines Museums verwendet, und es ist interessant zu sehen, wie gut und sein diese Kinder beobachten, wie richtig sie schauen können.

Ein Leben in Schönheit und Gesundheit ist nach Miß Duncans oder auch nach altgriechischer Anschauung die Grundbedingung aller höheren Lebensauffassung, aller künstlerischen Arbeit. Und ein solches Leben wird hier geführt. Auch innerlich, auch in ethischer Beziehung. Das Goethesche Wort: „Erlaubt ist, was gefällt!“ wird hier in seiner ganzen Tiefe zum Ausdruck gebracht.

Die gewöhnlichen Anstandsregeln, mit denen man sonst so oft Kinder quält, gelten hier nicht. Das Wort „anständig“ ist unbekannt. Was „unanständig“ gewöhnlich genannt wird, muß notwendigerweise unschön sein und in diesem Rahmen verschwindet alles Unschöne von selbst. (? D. Red.)

Die ungekunde Scham, die den Kindern gewöhnlich mühsam angezüchtet wird, ist in einer Schule, wo so oft nackt geturnt wird, wo der Tanz im griechischen Sinne geübt wird, der den harmonisch entwickelten freien Körper zeigt, unmöglich. Die Unbefangenheit und Reinheit dieser Kinder läßt sich am besten beurteilen, wenn man sie öffentlich

Digitized by Google

tanzen gesehen hat. Sie zeigen nichts und sie verbergen nichts; sie führen ihre Tänze, ihre schönen rhythmischen Bewegungen mit einer unbedingten naiven Selbstverständlichkeit aus. Diese Selbstverständlichkeit wäre aber nicht möglich, wenn die Tänze etwas eingelerntes, eingedrilltes wären. Aber grade das ist vermieden. Jedes Kind ist selbständig schaffend tätig. Nur die Elemente, die einzelnen Bewegungen und Schritte werden gelehrt. Aber jedes Kind vereinigt sie selbständig zu Tänzen, je nach der Stimmung, die Rhythmus und Melodie des Musikstückes in ihm auslösen. Darum sind die Tänze so wahrhaft künstlerisch und auch so echt kindlich. Darum ist es aber auch das höchste Glück der Kinder zu tanzen und die schmerzlichste Strafe, die auch nur bei den allerschwersten Vergehen angewandt wird, ist der Ausschluß von der Tanzschule. Ueberhaupt, die Strafen! Am Nebentisch essen müssen, die Schaukel nicht benützen dürfen, in den Winkel gestellt werden, vor den andern ins Bett müssen, das sind die schweren Bußen, die verhängt werden. Aber sie wirken! Ich glaube nicht, daß man viele besser erzogene, aber auch übermütigere Kinder finden kann. Eine Lust und ein Glück herrscht in der Schule, ein Jauchzen und Lachen vom frühen Morgen bis zum Augenblick des Zubettgehens. Ein solcher Ueberschwang an Lebenskraft und Freude steckt in den Kleinen, daß sie nicht im Stande sind zu gehen. Hüpfen und springen den ganzen Tag lang.

Und heißt das nicht ethisch wirken, wenn man 20 Kinder so glücklich, so gesund erzieht und noch überdies sie anregt, neue künstlerische Werte zu schaffen?

Schule und Leben.

Von Heinrich Scharrelmann.

Vor wenigen Tagen wurde ich plötzlich auf der Straße von einem mir gänzlich unbekannten Mann angeredet, der sich schließlich als ein alter Schulkamerad aus meiner Knabenzeit entpuppte. Er war gleich nach seiner Konfirmation nach Amerika ausgewandert und kam nun, nach etwa 20 Jahren, als gemachter Mann von dort zurück. Nicht der Umstand allein, daß er sich finanziell jedenfalls sehr gut stand, ließ ihn mir als gemachten Mann erscheinen, sondern vor allem aus seinen Reden und Erzählungen sah ich mit großer Freude, daß aus ihm im Laufe der Zeit ein selbständig denkender, klar und gesund empfindender Mensch geworden war. Freilich mochte ihn das Leben wohl nicht gerade sehr sanft in seine Schule genommen haben; ein paar gelegentliche Andeutungen zeigten mir, daß er auch „schwere Jahre“ jenseits des Ozeans kennen gelernt hatte; doch was sind derartige Prüfungen, wenn man sie mit solchem Erfolge bestanden hat, wie mir Figura zeigte.

Wir haben uns dann zusammen in einen stillen Winkel gesetzt und unsere alte Bekanntschaft wieder aufgefrischt und von vergangenen Tagen geplaudert.

Während er erzählte, tauchte mir sein Bild auf aus unserer Knabenzeit, und ich sah ihn wieder ganz deutlich vor mir, den „faulen Geerd,“ wie ihn sämtliche Lehrer nannten. Du lieber Gott, was ist damals mit dem Jungen herumgescholten worden. „Du kommst dein Lebtag nicht auf einen grünen Zweig!“ Das war das oft ausgesprochene Gesamturteil über seine zu erwartende Zukunft.

Freilich, von ihrem Standpunkte aus hatten unsere Lehrer sicherlich recht. Der Geerd war in den ganzen 8 Jahren, die er auf den Schulbänken seiner Vaterstadt zubrachte, wohl kaum jemals bis in die Mittelpartie der Klasse aufgerückt, bis in die Region der Knaben, die als „Mittelsorte“ den Lehrer wedet zu überschwänglichem Lob, noch zu funkensprühendem Zorn hinzureißen vermögen. Nicht einmal bis in diese Sphäre hatte er sich aufzuschwingen vermocht.

Er hatte eben absolut keine Lust zum Lernen, bekam infolgedessen die denkbar schlechtesten Zeugnisse und so häufig Hiebe, daß sein „dickes Fell“ kaum noch darauf reagierte.

Er zählte schon ein Vierteljahr vor unserem Abgange die Stunden bis zur Entlassung.

Kurz, er war einer der traurigsten Schüler, die mir je vorgekommen waren, und er wußte das selbst und hatte nur den einen Wunsch: Heraus zu können aus dem großen „Staatsgefängnis“, wie er geschmackvoll die Schule heimlich zu nennen pflegte.

Und nun stand er vor mir, als ein Mensch, der seinen Weg doch gefunden hatte, und der ihn auch weiter finden wird, trotz aller mißerabelen Schulzeugnisse und verabreichten Prügelstrafen.

Aber was mir diese Begegnung so überaus interessant machte, ist die Tatsache, daß dieser Fall nicht ein zufälliges Ereignis ist, sondern daß er geradezu typisch geworden ist durch sein häufiges Vorkommen.

Wie viele kenne ich, denen es ebenso gegangen ist! In der Schule wurden sie nicht geachtet, nicht beachtet. Die Schule wurde ihnen nicht gerecht, und hinterher kam das Leben, das ja immer viel weitherziger und großzügiger ist und den einzelnen Menschen viel künstlerischer angreift; das wird auch allen diesen verfehlten Schulexistenzen noch gerecht und hat für jeden noch ein Plätzchen übrig und einen Wirkungskreis bereit. Und wenn auch durchaus zugegeben werden muß, daß es auch in der Schule des Lebens Parias gibt, so ist doch ihre Zahl nicht im Entferntesten der Zahl der Parias gleich zu setzen, die in der Schule dazu gestempelt werden..

Und umgekehrt: Wie mancher Junge und wie manches Mädchen „berechtigen in der Schule zu den schönsten Hoffnungen“ und erleiden hinterher im Leben jämmerlichen Schiffbruch. Mancher „Stolz des Lehrers“ trat später seine eigene Würde in den Schmutz, mancher „hoffnungsvolle Sohn achtbarer Eltern“ ging hoffnungslos und unbeachtet zugrunde.

Natürlich muß man sich vor Uebertreibungen hüten! Nicht alle Lebensschicksale unserer Kinder nehmen ja die eine oder die andere Wendung. Es gibt auch eine ganze Anzahl Musterschüler, die dann auch im Leben Musterschüler bleiben, und auch diese Schule und ihre Prüfungen ebenso glänzend bestehen; aber — und darauf kommt es mir an: Unverhältnismäßig groß ist die Zahl der Kinder, die vom Leben anders gewertet werden, als von der Schule.

Jeder wird diese auffällige Tatsache selbst schon erlebt haben.

Aus ihr folgt aber, daß etwas im Staate der Schule faul sein muß, irgendwo stimmt die Rechnung, die die Schuleute aufstellen, nicht. Wo steckt der Fehler? Wer die Schule kennt, weiß, daß sie einer großen Anzahl von Kinder-Individualitäten gar nicht gerecht werden kann. Ihren Hauptwert legt sie hauptsächlich auf Verstands- und Gedächtnis-Kultur. Das Kind aber hat eine ganze Reihe von Fähigkeiten, die in der Schule überhaupt nicht zu ihrem Rechte kommen. Auch unter den Kindern gibt es schon, gerade wie unter den Erwachsenen, Grübler und Dichter-Naturen, Künstler mit besonderen Anlagen und Talenten, „Klüterer,“ die immer etwas Mechanisches um die Hand haben müssen und Erfinder, Kinder mit starkem Triebleben, andere wieder mit einem goldreinen Herzen, kleine Samariter, die ständig überquellen von Liebe zu Menschen und Tieren, Heldennaturen, die schweigend schon das stärkste Unrecht zu erdulden vermögen usw. usw.

Unsere Schule aber ist Lernschule. Sie wendet sich als solche zunächst nur an den Kopf, sie nimmt nicht den ganzen Menschen. Sie fragt in erster Linie nach dem Wissen des Kindes und nach dem Können nur in soweit, als sich dies unmittelbar aus dem Wissen ergibt.

Das Leben stellt dagegen ganz andere Forderungen. Es fragt allein nach dem Können.

Digitized by Google

Es fragt nicht: Kannst du das Gebot „Du sollst nicht stehlen“ herlagen? Sondern es fragt: Kannst du deine Hände beherrschen, wenn sie in Versuchung kommen, sich in anderer Leute Taschen zu verirren?

Es fragt nicht: Hast du das Gebot „Du sollst keine anderen Güter haben neben mir“ begriffen? Sondern: Kannst du dich soweit beherrschen, daß keine Leidenschaft und keine Begierde dir zum Gott wird?

Es fragt nicht: Hast du Gewinn- und Verlust-Rechnung gelernt? Weißt du, wie man einen „Ansatz“ regelrecht löst? Sondern es stellt viel schwierigere Rechenaufgaben. Es stellt dich zum Beispiel vor einen fremden Menschen und sagt dir: Wahrscheinlich wird dieser Mensch versuchen, dich übers Ohr zu hauen; bist du imstande seine Kniffe zu durchschauen? Kannst du seine schlau versteckten Pläne ausdecken oder nicht?

Es verlangt nicht von dir, daß du alle die hübschen, auswendig gelernten Vokabeln herlschnurren kannst, es fragt dich weder nach den altjüdischen Königen, noch nach Romulus und Remus. Es verlangt brutal das Können und nichts als das Können von dir.

Und wie in der Schule Examen abgelegt werden muß, so auch im Leben. Ja dies ist im Grunde nichts als ständiges Examen, das deine Kraft prüft, deine physische, deine geistige, deine moralische, deine religiöse Kraft, kurz, alle Kräfte, die in dir schlummern.

Es ist dem Leben gleich, was du von „Theseus“ weißt. Es will nur wissen, ob du selbst der Theseus bist, der den roten Faden der Ariadne in seiner Hand hält, der dich heraus führen soll aus dem gewaltigen Labyrinth des Lebens.

Ja, das Leben ist auch eine Schule, eine viel schwierigere sogar als die staatlich eingerichtete Schule für die Jugend, und doch geht dieser größeren Schule und ihren Prüfungen kein Mensch mit so viel Angst entgegen, wie das Kind sie unseren Bildungs-Instituten entgegen bringt.

Es muß ein gewaltiger Unterschied konstatiert werden zwischen den Forderungen, die die Schule, und denen, die das Leben erhebt. Und trotz des oft und gern zitierten Wortes: Non scholae, sed vitae! hat die Schule doch die unmittelbare Fühlung mit dem Leben verloren.

Doch soll mit dieser Behauptung kein Vorwurf irgend welcher Art ausgesprochen werden. Das mußte so kommen. Und weil es kam, war es notwendig und berechtigt.

Alles in der Welt ist dem Gesetze der Entwicklung unterworfen und hat infolgedessen seine volle Berechtigung. Aber alles im Leben muß sich auch fortentwickeln, und damit ergibt sich, daß Bestehendes abgelöst werden kann und muß, durch Neues, Besseres. So gilt es, mit allen Kräften dahin zu wirken, daß die Schule wieder dem Leben ähnlicher werde, sie mehr mit Leben zu füllen.

Um dieses Ziel zu erreichen, bricht sich seit einigen Jahren in der Lehrerschaft eine Reform-Bewegung Bahn, die kräftig und kühn einsetzt, aber doch nicht allein imstande sein wird, das gesteckte Ziel zu erreichen. Erst wenn die bessere Einsicht der Lehrerschaft getragen und unterstützt wird von der Sympathie der Eltern, aller derjenigen, die persönlich an den Erziehungsfragen interessiert sind, erst dann wird sie sich in die Tat umzusetzen vermögen.

Aber wie töricht wäre es andererseits, bis dahin warten zu wollen und jetzt die Hände müßig in den Schoß zu legen.

Zwischen heute und morgen liegt für jede Mutter und jeden Vater die ernste Frage: Was kann ich in meinem eigenen Hause tun, um das sittliche, geistige und körperliche Wohl meiner eigenen Kinder zu fördern?

Diese Frage ist die praktischste und damit die wichtigste für die Familien. Und ihrer Lösung soll von verschiedenen Seiten nahe getreten werden.

Zwischen den Dornen und am Wege.

Die Verlierbank. Zwei Arbeiter kehrten miteinander mit dem Wochenlohn in der Tasche nach Hause zurück. „Komm mit, Hans“, sagte der eine, wir wollen noch ein Stündchen im „Goldenen Löwen“ einkehren und uns nach der strengen Arbeit gütlich tun!“ „Nein“, war die Antwort, „ich bin ein Guttempler und trage mein Geld lieber auf die Sparbank als auf die Verlierbank! Tort gewinne ich nebst den Zinsen Freude, häusliches Wohlbehagen, Ruhe und Pflege für meine alten Tage, Geld zur Erziehung meiner Kinder und viel Gutes mehr. Hier aber depovierest Du:

Dein Geld — und verlierst es,
Deine Zeit — und verlierst sie,
Deine Gesundheit — und verlierst sie,
Deinen Verstand — und verlierst ihn,
Deine Unabhängigkeit — und verlierst sie,
Deine Selbstbeherrschung — und verlierst sie,
Deinen Charakter — und verlierst ihn,
Dein Familienglück — und verlierst es.“

Einem Schwärmer.

Du suchst ein Ideal?
Umsonst! Wenn du's in deinen besten Stunden
Nicht in dir selbst gefunden.

Walter Dittmann.

Deine Kunst.

Was dir gefällt, ist deine Kunst,
Was andre nur preisen, ist für dich Dunst.
Doch was in dem Ruhme der Besten gebieben,
Betrachte es heimlich, versuch es zu lieben!
Vielleicht, daß bald deine erste Kunst
Verloren hat deine große Gunst.

Walter Dittmann.

Empfehlenswerte Eltern- und Kinderbücher.

Wilh. Fiewerts (Hamburg). *Das erste Schuljahr.* Mit einem Nachwort von Berthold Otto. Leipzig 1905.

Es gibt unter dem Titel „Das erste Schuljahr“ mehrere Schriften, die, streng methodisch gehalten, als Hilfsmittel für den Lehrer gedacht sind. So von Mischke, von Rein und Anderen. Das vorliegende Buch hat einen wesentlich anderen Charakter. Es gibt tagebuchartige Aufzeichnungen über die Art, wie der Verfasser in einem ganz konkreten Einzelfalle mit einer Klasse von Anfängern vorgegangen ist. Und zwar ist dies Verfahren ganz individuell, das Verfahren einer Lehrernatur von Gottes Gnaden für die Kleinsten. Das kann und soll so nicht nachgemacht, nicht einmal von demselben genau so wiederholt werden. Die Wiederholung würde nur unwahren Farce, die Kopie zur Fratze werden. Das schließt aber nicht aus, daß ein Lehrer der kleinen Anfänger aus dem originellen und herzigen Buche ungeheuer viel lernen kann. Leider hat der Verfasser nur die ersten 81 Schultage dargestellt und zwar ist er, wie wir aus dem, nur zu kurzen, Nachwort von Otto erfahren, im kräftigsten Mannesalter aus seiner segensreichen Tätigkeit gerissen worden.

A. Döring.

* * *

„Fröhliche Kinder.“ Ratschläge für die geistige Gesundheit unserer Kinder von Heinrich Scharrelmann, Hamburg, Alfred Janssen. Mk. 3.—.

Statt einer ausführlichen Besprechung weisen wir auf das heute im Kinderland abgedruckte Eingangskapitel dieses trefflichen Werkes unseres Gesinnungsfreundes: „Schule und Leben“ hin. Hinzugefügt muß nur noch werden, daß die meisten folgenden Kapitel (Vom Spiel. Vom Fragen und Forschen. Von den schöpferischen Kräften. Von der göttlichen Natur im Kinde usw.) sich durchaus an das Kind selbst wenden und in der geschickten Anpassung an sein Verständnis und sein bestes Wollen an die trefflichen Beispiele aus F. W. Foersters Jugendlehre erinnern, deren Anregungen der Verfasser übrigens selbst dankbar anerkennt. Eine schöne Weihnachtsgabe für unsere Kinder! -nz-

Digitized by Google

Dezember 1906.

Monatsbeilage zu „Ethische Kultur."

Herausgegeben von **Dr. R. Penzig.**

Inhalt:

Von der schlafenden Seele. I. Die Tulpenblüte. Von Else Hasse.
Törichter Streit. Von George Paul Sylvester Cabanis.
Wie Geschwister treu zusammenhalten. Von E. Kradolfer.
Empfehlenswerte Kinder- und Elternbücher.

Von der schlafenden Seele.

(Für die reifere Jugend.)

Von Else Hasse.

I. Die Tulpenblüte.

Es war einmal eine Tulpenzwiebel, die sehr unscheinbar aussah; von zerrissenen beschmutzten Häutchen war sie umgeben, sodaß unwissende Menschen glaubten, sie sei verdorrt und habe kein Herzblut mehr, welchem feurige Blumen entblühen könnten. So nahmen sie die Zwiebel und warfen sie in einen finstern Kellerwinkel; dort trieb sie ein paar gelbe schlaffe Sprossen und starb dann wirklich. Die törichten Menschen! Wenn sie geahnt hätten, daß in der achtlos beiseitegeworfenen Zwiebel die herrlichste flammendrote Blüte schlummerte!

Gibt es wohl Menschen, die jener verkannten Tulpenzwiebel zu vergleichen sind? Ihr kennt gewiß viele: Menschen, die eine rauhe Schale haben und — wie man zu sagen pflegt — einen süßen Kern; äußerlich Unscheinbare mit einer schönen Seele; Schweigsame mit einer reichen Gedankenwelt; oder Widerhaarige und kleine Feuerteufel, in deren Innern doch die Gutmütigkeit wohnt. Ihr kennt und nennt viel solche, aber noch lange nicht alle — denn dieser Tulpenzwiebel mit der schlummernden Blüte im Innern gleicht jeder Mensch, Ihr auch! Nur mit dem Unterschiede, daß Ihr nicht verkannt werdet, sondern Euch selbst verkennt.

In jedem Menschen schläft etwas Geheimnisvolles, von dem er zuerst kaum eine Ahnung hat und dessen er garnicht achtet.

Als kleine Kinder vernahmt Ihr mit tiefem Entzücken die Märchen vom schlafenden Dornröschen und Schneewittchen, und heute meint Ihr, das seien bloß Träumereien der dichtenden Volksseele, phantastische Gespinnste der Frau Sage aus grauer Vorzeit. Wenn wir aber tiefer ins Leben hineinblicken, so erkennen wir, wieviel Wahrheit in diesen Bildern und „Träumereien" liegt. Die meisten Menschenseelen, in langen Zeiträumen ihres Lebens, ja oft bis ans Ende, sind schlafende Seelen, die ihrer Erweckung harren, wie das Dornröschen auf den Prinzen harren mußte.

Und das ist die große Tatsache, um die sich alle Entwicklung des Einzelnen sowohl als des Menschengeschlechts dreht: der Geist ist etwas, das geweckt werden muß. Aus Stumpfsinn und Gedankenlosigkeit, Willensschwäche und Gleichgiltigkeit des Herzens müssen wir erwachen zu allen tieferen Kräften unsrer Seele.

Wie die Tulpenblüte unter vielen Häutchen verborgen schlummert, so auch die Seele. Rings um ihren innersten herrlichen Kern wickeln sich viele trockne und häßliche Hüllen herum: falsche Gedanken, falsche Meinungen und falsches Streben, falsche Wünsche und Gefühle — lauter Täuschungen.

Woher kommen diese Täuschungen? Aus der Sinnenwelt. Die Sinne sind diejenigen Kräfte unsrer Seele, die gleichsam an der Oberfläche liegen, sehr bald wach und regsam werden und sich zuerst entwickeln, die aber auch am meisten Trug und Täuschung in sich schließen. Wie unser Ohr und Auge uns fortwährend täuschen, wie das Auge uns vorspiegelt, daß die Erde stillsteht und die Sonne um die Erde wandelt, daß zwei nebeneinanderlaufende Baumreihen sich in der Ferne schneiden, daß der halb und schräg im Wasser liegende Stab gebrochen ist, und was der optischen Täuschungen mehr sein mögen, so täuscht uns auch die Sinnlichkeit oft über unser wahres Glück. Ein flüchtiges Gefallen, Behagen und Befriedigtsein genügt der Sinnlichkeit, um ihr den Glauben einzugeben: hier liegt Dein Glück! Und da sie von sich aus nicht Maß halten kann, so verführt die Lust an Essen und Trinken zur Unmäßigkeit und Schlemmerei, die Lust an der Bequemlichkeit zu Arbeitsscheu und Weichlichkeit, die Lust an Geld und Gut zu Geiz und Habgier, die Lust an Tand, Schmuck und Flitter zu Eitelkeit und Verschwendungssucht, Lust an weltlicher Ehre zu Ehrgeiz und Machtgier u. s. w.

Das sind die dürren unfruchtbaren Häutchen, die sich um den Blumenkern herumlegen und oftmals mit viel Schmutz beklebt sind.

So gibt es denn in uns selber gleichsam ein Diesseits und ein Jenseits: zuerst die Sinnenwelt mit ihren Täuschungen, und dann das, was dahinter ruht und schlummert, die tiefere Welt der Seele. Sie bleibt für uns zunächst im Unsichtbaren, so wie tagsüber die Sternenwelt, vom Himmelsblau verborgen, ihr lichtes Dasein nicht ahnen läßt.

Wie erfahren wir nun etwas von unserm Jenseits? Von den Kräften, die dort schlummern? Wenn wir die Herrlichkeit der Natur andächtig betrachten und das hohe Sinnen der Künstler aus ihren Werken vor uns auftreigt, wenn wir mit feiertäglichen Gefühlen Musik hören, wenn das Herz Liebe und Dankbarkeit ausströmt und der Geist beflügelt nach Wahrheit sucht, dann wird das Jenseits unsrer Seele groß und schön hereinragen in das Diesseits unsres täglichen Lebens und Bewußtseins.

Digitized by Google

Aber wir brauchen nicht einmal hohe feiertägliche Stimmungen, um von der schlafenden Seele etwas zu spüren. Mitten im Alltag ist das möglich — jetzt — in jedem Augenblick. Wenn Ihr bei einer Streitigkeit zuerst daran denkt: habe ich nicht Schuld? Wenn eine schwierige Arbeit durchgeführt, eine gute Gewohnheit angenommen, ein Angstgefühl niedergekämpft wurde, wenn Ihr einmal nach langem Schwanken zu einem klaren befreienden Entschluß gekommen seid, einen Groll und Trotz hinter Euch geworfen, ein hartes Wort heruntergeschluckt, Euren Beleidiger besänftigt habt, dann erwacht die Seele aus Traum und Schlummer, dann spürt Ihr schon etwas von der flammendrolen Blüte und löst ein schmutziges dürres Häutchen nach dem andern ab. Jede Selbstüberwindung dringt wie ein weckender Sonnenstrahl in das geheimnisvolle Innerste. So oft uns etwas begeistert und hinreißt und wir das eigne Ich vergessen über einer wertvollen Arbeit, einer hilfreichen Tat, über dem Bilde einer höheren Liebe, so oft spüren wir im Innersten ein Sichregen und Bewegen, ein warmes Strömen; schöne klare Gedanken steigen dann plötzlich in uns auf, von denen wir nicht wissen, woher sie uns kamen.

Der Geist ist etwas, das geweckt werden muß! Wenn einer verdrießlich und ungebärdig ist und es ruft ihm jemand zu: „Sei doch vernünftig!“ so findet er das sehr langweilig. Aber das ist ein Weckruf und besagt soviel als: Erhebe Dich über Deinen gegenwärtigen Zustand! Wo die Launen herrschen, da schläft eben die Seele! Sie liegt wie Schneewittchen im Sarge, atmend, Lebensröte auf den Wangen und mit dem Apfelstück des Irrtums im Halse, der ihr Erwachen verhindert. Ein höherer, ein herrlicher Prinz muß kommen und sie erwecken.

Und unter vielen Weckern, die da kommen könnten, ist der nächste die Vernunft, dann dieser Wecker gehört untrennbar zur Prinzessin Seele.

Wie der Prinz im Märchen nicht gleich erscheint, so ist auch die Vernunft nicht gleich zur Stelle. Sie wird nicht mit uns geboren, sie entwickelt sich erst allmählich. Auch sie ist in allerlei Häutchen eingehüllt, und wickelt sich aus dem Verstande heraus. Der Verstand ist das den Sinnen am nächsten stehende, weniger geklärte Geistesvermögen, das am Sinnentrug teilnimmt. Ihr wißt ja, wie der Verstand jahrtausendelang ja gelagt hat zu dem Sinnentrug, daß die Sonne um die Erde läuft; erst in Kopernikus ist die Vernunft zu Worte gekommen und hat den Gegenbeweis erbracht. Dornröschen mußte hundert Jahre auf den Prinzen warten; weit länger aber muß die Menschheit oft auf einen weckenden Vernunftsgedanken harren.

Und so sagt der Verstand zu vielem ja, was nicht richtig ist; er findet für alles, was er verteidigen will, schwerwiegende Gründe: für Trotz, Eigenwillen und Rechthaberei, für die rachsüchtige Vergeltung und das Possenspielen, für die Rücksichtslosigkeit und für alles, was die menschlichen Leidenschaften begehren. Die Vernunft aber sagt nicht zu allem ja; ihre Aufgabe ist es, Trug und Täuschungen des Verstandes zu korrigieren und die Wahrheit ans Licht zu ziehen. Die Vernunft ist eben das durch Erfahrung geklärte, von falschem Schein und Irrtum nach Möglichkeit gereinigte, klare und leidenschaftslose Denken. Verstand hat auch das Tier, Vernunft nur der Mensch. Ein Vernünftiger ist also kein trockener Kauz, sondern eine wache Seele, die über das dämmernde Träumen hinausgekommen ist und ihre Irrtumshüllen abgestreift hat. Denn wo Wahrheit ist, da ist Wachen, und wo hohe Gedanken sind, da ist blühendes Leben.

Ja, es ist etwas herrliches um das Wachwerden, wenn es auch niemals ganz gelingen mag. Auch der beste Mensch trägt noch Schlaf und Traum, Irrtümer, Ermattung und mutlose Stimmungen mit sich herum. Aber von jeder ist der Wecker der größte Held gewesen. Der Dornröschenprinz arbeitet sich durch das mörderische Dorngehege hindurch; Siegfried dringt furchtlos durch die fehrende Waberlohe, die schlafende Jungfrau zu wecken; so darf auch unser Wille keine Mühe scheuen, zur schlummernden Jungfrau Seele zu gelangen. Denkt an sie, so oft Ihr könnt; laßt Euch von der Vogelstimme der Sehnsucht zu ihr leiten — denkt an die unsichtbare Welt im Innersten, an die flammendrote Blüte!

Törichter Streit.

Ein Weiser und ein Künstler stritten
An Baum und Blüte blind vorbei.
Der Weise und der Künstler streiten,
Was auf der Welt das Höchste sei.

„Die Wahrheit! Ihr—“ drauftönt der Weise,
„Den Herrscherthron im Himmelssaal!“
„Die Schönheit!“ — lacht der Künstler leise,
„Den Hochsitz ihr beim Göttermahl!“

Sie streiten hin und streiten wieder.
Streit ist der beste Zeitvertreib.
Da schwebt wie Sternenschein hernieder
Ein hoheitstrahlend, herrlich Weib.

„Du bist die Wahrheit,“ klingt es bebend,
Der Weise faßt zu Boden bricht.
Der Künstler, beide Hände bebend,
„Die Schönheit bist du!“ jauchzend spricht.

„Ich kenne dich. Wie oft schon rührte
Und küßt' ich deines Kleides Saum!“
„Ich kenne dich. Ach! Oftmals führte
Zu dir berückend mich mein Traum!“

„Erhabne, laß mich niedersinken!
Du haust, du hältst, du treibst die Welt.“
„Laß deinen Blick mich, Trunknen, trinken!
Du gibst der Kunst ihr heilig Zelt.“

„Wirst du den Toren nicht belehren?
Tu ihm, daß du die Wahrheit, kund!“
„Der Narr! Die Schönheit soll er ehren
In dir. So schließ ihm doch den Mund!“

Die Hohe winkt den Zänkern schweigen.
„Ihr seid ein wunderlich Geschlecht.“
Beginnt sie ernst mit sanftem Neigen.
„Irrt beide und habt beide Recht.

Ich bin — die Wahrheit. Du, erschaure!
Die Wahrheit ist der Kern des Seins.
Bin auch die Schönheit. Weiser, traure.
Wahrheit und Schönheit sind ja eins!“

George Paul Sylvester Cabants.

Wie Geschwister treu zusammenhalten.*)

Unter der großen Schar lebenslustiger Blumen verstreut stand eine Anzahl winziger Zwergenkinder. Mühsam reckten sie ihre zierlichen Hälse zwischen den Halmen hervor und schauten mit traurigen Augen dem fröhlichen Leben und Treiben zu, das sie umgab. Mit stillem Neide sahen sie auf die schön gepußten Blumenfräulein in sonnenbestrahlten Kleidern, die sich breit machten und Besuch empfingen von gaukelnden Schmetterlingen und eifrigen Bienen und dicken Hummelherren, die sie prachtvoll unterhielten mit ihrem großspälerischen Gebrumm. Wie gerne hätten unsre Zwerglein auch an dem lustigen Blumenleben teilgenommen; aber vergebens streckten sie ihre Köpfchen hervor, vergebens erhoben sie sich auf die äußersten Zehenspitzen, es half ihnen nichts, sie wurden nicht beachtet. Selbst der Käfer, der

*) Wir entnehmen diese Skizze, etwas gekürzt, mit Genehmigung der Autorin dem Büchlein „Geheimnisse aus der Pflanzenwelt.“ Für die Jugend erzählt von E. Kradolfer. Bremen, Verlag Gustav Winter 1907. Mk. 1.20, und empfehlen dasselbe gern zum Weihnachtsgeschenk. D. Red.

Digitized by Google

doch ein ganz gutmütiger Geselle ist, flog unbekümmert an ihnen vorüber, nicht um sie durch seinen Hochmut zu kränken, sondern weil er sie eben nicht sah. Er hätte sich schon eine Brille auf seine dicke Käfernase setzen müssen, wenn er diese winzigen Personchen hätte wahrnehmen wollen.

Da jammerten die Zwergenkinder und sagten zueinander: Was haben wir nur getan, daß wir so ganz vernachlässigt werden? Sind wir denn nicht auch geschaffen wie die Großen, um unsern Beruf in der Welt zu erfüllen und Frucht zu bringen, ehe wir sterben? „Halt!“ rief da ein Bruder aus ihrer Mitte, „ich weiß einen Rat! Wir wollen uns einmal ganz dicht zusammenstellen, vielleicht daß wir dann gesehen werden.“ Und gesagt, getan! Unsre Geschwister rückten näher, umschlangen sich mit den zierlichen Aermchen, reichten sich die kleinen Hände und standen ganz still. Mit verhaltenem Atem und klopfendem Herzen erwarteten sie, was nun geschehen würde. Und wahrhaftig, unser Schlaukopf hatte sich nicht verrechnet! Kaum waren ein paar Minuten verstrichen, da kam auch schon eine Biene geradeswegs auf sie zugeflogen, nahm auf dem bequemen Blütenpolster Platz und tauchte ihre Zunge in eins der feinen Röhrchen. Nun war den Zwergenkindern für immer geholfen; der alte Satz „Einigkeit macht stark“ hatte sich auch hier bewährt. Sie setzten sich jetzt einträchtig in einen zierlichen Blumenkorb, aus lauter grünen Blättchen gebildet, in dem keins verloren gehen konnte und sie zugleich Schutz gegen beißende Käfermäuler fanden. Man nennt diese Blumen daher die Korbblütler.

Der Zusammenschluß der kleinen Blüten allein hat aber mit der Zeit doch nicht ausgereicht, um die nötige Anziehungskraft auszuüben. Augenscheinlich imponierten die großen selbständigen Blumenschönheiten doch mehr als die kleine Kolonie unansehnlicher Zwerge. Da haben einige von ihnen den Geschwistern das Opfer gebracht, auf ihren eigentlichen Beruf, die Hervorbringung von Samen, zu verzichten und nur der Anlockung der Insekten zu dienen. Sie haben die inneren Teile eingehen lassen und dafür die Blumenkrone umso prächtiger entfaltet. So finden wir denn bei den meisten Korbblütlern das unscheinbare tellerförmige Blumenpolster von einem Kranze unfruchtbarer aber auffallender Randblüten umgeben, und so täuschend haben sie das Aussehen einer selbständigen Blume nachgeahmt, daß die Insekten mit ihrem kleinen Verstande gar nicht einmal merken, womit sie es hier zu tun haben.

Oder sollten sie wirklich erkennen, daß dieses freundliche Gänseblümchen hier, das ihnen so munter aus dem Rasen entgegenlacht, gar keine selbständige Blume ist, daß es eine große Gemeinschaft darstellt von lauter winzigen Zwergen, die sich fest zusammengeschlossen haben und mit ihren zarten Füßchen in einem grünen Blumenkorbe stehen? Würden die uns wohl glauben, wenn wir ihnen versicherten, daß alle die feinen gelben Röhrchen in der Mitte richtige Blüten sind, alle mit einer winzigen gelben Blumenkrone aus fünf zusammengewachsenen Blättchen, alle mit ganz kleinen, fast unsichtbaren Staubgefäßen und einem dünnen Stiel, den man Stempel nennt, an dessen Spitze sich die Narbe befindet und dessen Fuß den Fruchtknoten bildet? Und sicherlich würden sie uns noch viel weniger glauben, wenn wir ihnen begreiflich machen wollten, daß der Kranz von schmalen weißen Blättern mit den rötlichen Rändern rund um das gelbe Polster herum auch aus winzlichen Blüten besteht; daß es jene Blüten sind, die aus Liebe zu ihren Geschwistern ganz auf die Hervorbringung von Samen verzichtet haben und nur eine Blumenkrone besitzen. Sie würden es vor allem deshalb nicht glauben, weil diese eigentümlichen Blüten die eine Seite ihrer Krone derartig ausgereckt haben, daß eine weiße Fahne daraus geworden ist und man von einer Krone eigentlich gar nicht mehr reden kann. Aber sie hatten recht daran getan, die Randblüten, ihre Krone nur nach einer Seite hin zu entfalten. Sie stehen ja im Dienste der Gesamtheit; sie durften nicht in erster Linie daran denken, sich selbst zur Geltung zu bringen, sondern sie mußten vor allem darauf bedacht sein, ihrer ganzen kleinen Kolonie das Aussehen einer selbständigen Blüte zu verleihen — und das ist ihnen auf diese Weise vorzüglich gelungen. Ja, die kleinen Blüten haben viel erreicht durch ihre treue Freundschaft; sie stehen jetzt den Großen durchaus nichts nach, nein, sie sind durch die Aufopferung der Geschwister am Rande genau so auffallend geworden wie sie.

Aber viel auffallender als das freundliche Gänseblümchen ist der Löwenzahn mit seinen strahlend gelben Blüten. Jeder der kahlen hohlen Stengel teägt eine an seiner Spitze, und jede einzelne ist auch hier eine ganze Kolonie von gelben Zwergen; doch diesmal sind die Zwerge schlau gewesen und haben sich so einzurichten gewußt, daß sie alle miteinander ihr Früchtchen entwickeln konnten, keiner auf die Hervorbringung von Samen zu verzichten brauchte! Sie haben ihre Blumenkrone alle in schmale Blättchen ausgezogen, in schmale „Zungen“ umgeformt und mit einem leuchtenden Gelb gefärbt. Wenn sie diese Zungen nun sorgfältig ausbreiteten und so ordneten, daß ein gelbes Blättchen neben dem andern lag, ein Kreis von schmalen Zungen sich in den andern schob, dann gab es einen ganzen großen Blütenteller, und die vielen schmalen Blättchen zusammen, alle von derselben Farbe, alle von demselben köstlichen Gelb, strahlten so herrlich in der Sonne, daß keiner vorübergehen konnte, ohne sie zu bewundern. Hier brauchte niemand ein Opfer zu bringen; unfruchtbare Randblüten, die nur für die Anlockung der Insekten sorgen mußten, konnte der Löwenzahn mit seinen hübschen Blütenköpfchen entbehren.

Mit dem Gänseblümchen, dem Löwenzahn und all den andern kleinen Schönheiten, die gar nicht einmal nötig hatten, sich zu einer großen Gesellschaft zusammenzutun, die schon auffallen, wenn sie ganz allein oder mit ein paar Geschwistern zusammen auf ihren Stengeln sitzen, hat nun auch die Wiese ein freundliches Gesicht bekommen. Ueberall lachen gelbe und weiße Blütensterne hervor; sie blitzen zwischen den Halmen hindurch, gucken darüber weg oder liegen gemütlich auf dem grünen Grunde. Da, wo das Gras sich angestrengt hatte mit Wachsen, haben sie sich auf lange Stiele gesetzt, um ja nicht verdeckt zu werden, aber an andern Stellen, wo ihnen niemand die Aussicht nahm, haben sie es nicht für nötig gefunden, sich die Hälse auszurecken.

Es mag den kleinen Tieren wohl gefallen, zwischen all den hübschen Blumen hin und her zu fliegen. Wenn aber schon die Wucherblume und der Löwenzahn ihre Aufmerksamkeit auf sich lenken, wenn schon das freundliche Gänseblümchen sie entzückt, was werden sie dann erst sagen, wenn sich im Herbste all die herrlichen Sonnenblumen entfalten und sie zum Besuch einladen? Die übertreffen denn doch alle andern, selbst der Löwenzahn erscheint klein und unbedeutend neben ihnen.

Die Tiere müssen die Wiese verlassen und ein wenig in die Höhe fliegen, wenn sie die stattlichen Blumen ordentlich sehen wollen. Da oben auf dem Bahndamm, wo das rote Häuschen steht, da haben sie sich hingestellt. In den kleinen Garten am Hause, wo außer ihnen ein einsamer Kirschbaum und noch etwas Gemüse Platz gefunden hat, da stehen sie hochaufgerichtet auf ihren dicken Stengeln. Im Frühling waren ihre Samen in die Erde gelegt worden, und jetzt sind sie schon mannshohe Pflanzen. Aber weil sie es so eilig hatten mit dem Wachsen, weil sie so besonders groß werden wollten, haben sie keine Zeit gehabt sich einen massiven Stamm aufzubauen; sie mußten in aller Geschwindigkeit einen hohlen Stengel herstellen und ihn mit einem weichen Stoff, dem Mark, anfüllen. Sie haben ja auch

Digitized by Google

nicht die Absicht den Winter zu überdauern, und für diesen einen Sommer reicht solch ein dicker hohler Stengel vollkommen aus. An der Spitze trägt er einen riesigen Blütenkorb. Umgeben von einem wahren Panzer aus rauhen, grünen Blättern, sitzen in der Mitte eine Menge brauner Röhrchen dicht nebeneinander; die äußeren sind schon aufgeblüht, haben ihren Griffel mit dem Blütenstaub schon hervorgestreckt, die alleräußersten sogar ihre Narbenäste schon ausgebreitet, die inneren sind noch geschlossen. Prächtig entfaltet sind auch die Randblüten, die in Gegensatz zu der braunen Scheibe in der Mitte, um die sie einen Kreis schließen, leuchtend gelb gefärbt sind. Braun und gelb, wie schon hebt sich das voneinander ab; das soll den Bienen und Hummeln wohl gefallen!

Während die Wucherblumen ihre Köpfchen alle aufgerichtet tragen, mit dem Blick zum Himmel gewandt, wenden die Sonnenblumen ihre braunen Gesichter, mit dem Strahlenschein umgeben, zur Seite. Sie sehen über die blanken Schienen hinweg, die sich ganz hinten in blauer Ferne verlieren, weit in das grüne Land hinein. O, es ist ganz interessant da oben; nicht nur die schöne Aussicht Tag für Tag, auch in nächster Umgebung gibt es immerfort etwas Abwechselung. Von Zeit zu Zeit kommt nämlich auf den glänzenden Schienen, auf denen am Mittag die Sonnenstrahlen tanzen, ein schwarzes Ungeheuer dahergerast; es hat einen langen Schwanz, blitzende Augen und lebendiges Feuer im Leibe. Und jedesmal, wenn das Ungeheuer in Sicht ist, tritt aus dem roten Bahnwärterhäuschen ein Mann mit einer bunten Mütze heraus und dreht an einem Rade, so daß die Schranke an der Seite des Gärtchens und auch die andere gegenüber sich langsam herabsenken und der Uebergang versperrt wird. Und wenn das schwarze Ungeheuer, der Eisenbahnzug, herangebraust kommt mit einem Getöse, daß einem Hören und Sehen vergeht, mit einer solchen Windeseile, daß die Steinchen neben den Schienen einen Wirbel tanzen vor Vergnügen, dann steht der Mann mit der bunten Mütze auf dem Kopf, im Arm einen dicken Stock wie ein Gewehr, stramm wie ein Soldat an der Schranke. Das soll heißen: Es ist alles in Ordnung, der Zug kann vorbeifahren. Und gerade so ernsthaft wie der Mann an der Schranke, gerade so ernsthaft stehen die Sonnenblumen da, wenden alle ihre braunen gelbumränderten Gesichter dem vorüberrasenden Zuge zu, als wollten sie den neugierig aus dem Fenster guckenden Reisenden noch einmal versichern: „Es ist alles in Ordnung, ihr könnt ruhig vorbeifahren!“ Aber wenn das Ungetüm mit den blitzenden Augen, dem schnaufenden Rachen, dem schwarzen Schwanz mit Windeseile vorbeigefegt ist, dann blicken sie wieder über die blanken Schienen hinweg in das grüne Land. Merkwürdig, alle wenden sie ihr Gesicht nach derselben Seite, alle stehen sie mit dem Rücken dem Gärtchen zugewandt, kerzengerade aufrecht und sehen über den Damm hinüber in das Land hinein!

Ob sie wohl jemanden suchen dahinten, jemanden erwarten, irgend einen Freund, daß sie alle so unverwandt nach derselben Richtung sehen?

Empfehlenswerte Eltern- und Kinderbücher.

Fröhliche Kinder. Ratschläge für die geistige Gesundheit unserer Kinder. Von Heinrich Scharrelmann. Hamburg, Alfred Janssen. 3 Mk.

In die Anzeige dieses Buches (Kinderland vom Nov. d. J.) ist durch eine bedauerliche Verwechselung mit einem anderen Werke, wie sie bei der Fülle der Bücher, die vor Weihnachten auf den Tisch des Herausgebers fliegen, vielleicht entschuldbar ist, ein Satz hineingeraten, der zu Irrtum Anlaß geben könnte. Das Buch selbst kann keineswegs als „Weihnachtsgabe für unsere Kinder“ bezeichnet und verwertet werden, wendet sich vielmehr „an die Väter und Mütter.“ „Es möchte ihnen praktische Ratschläge und Fingerzeige geben für die häusliche Erziehung ihrer Kinder. Es will die Eltern aufmerksam machen auf wenig bekannte und gewürdigte Anlagen und Fähigkeiten im Kinde“ und versucht „die innigen Bande zwischen Eltern und Kindern noch um ein wenig enger zu knüpfen, indem es das Kind auffaßt als — unieresgleichen“ (Vorrede). Allerdings ist, wie in Foersters Jugendlehre, eine große Anzahl praktischer Beispiele in erzählender Form zwischen die pädagogischen Darlegungen eingeschaltet, und wir können die warme Empfehlung des Buches an die Eltern durchaus unterstreichen. — Bei dieser Gelegenheit sei mitgeteilt, daß in demselben Verlag kurz vor Weihnachten ein weiteres Buch von unserem Autor herausgegeben werden wird, das des Interesses der Lehrer und Eltern ebenfalls sicher sein dürfte: „Der Geburtstag.“ Ein Geschichtenbuch mit Bildern, gedichtet und gemalt von der 5. Mädchenklasse der Schule an der Birkenstraße. Es heißt in der Vorrede: „Zum ersten Male wird damit meines Wissens ein Buch veröffentlicht, das von A bis Z von Kindern (Schulpflichtigen) geschaffen ist. Es sei ein „Dokument, welche Schaffenskräfte schon im Kinde verborgen liegen.“ Und der Zweck solcher Veröffentlichung? „Möge unser Geburtstag mithelfen, daß dereinst für alle Schulkinder Deutschlands der große Geburtstag anbricht, wo die erzwungenen Arbeiten, die die Schule heute von ihnen verlangt, und der ganze ungeheure Druck, unter dem wir Schulleute leiden, schwindet, und eine neue Schule geboren wird, deren Aufgabe es ist, den Unterricht dem Leben ähnlicher zu gestalten, die große Kluft zwischen Spiel und Arbeit zu überbrücken, daß bald ein neues, gesundes und glücklicheres Volk entsteht, als das jetzige.“ —nz.—

Ri-Ra-Rutsch! Reime von C. Ferdinands; Bilder von H. R. v. Volkmann. B. Behr's Verlag, Berlin W. 35. geb. 1,50 Mk.

Kling-Klang-Gloria. Deutsche Volks- und Kinderlieder. Ausgewählt und in Musik gesetzt von W. Ladler, illustriert von H. Lefler und J. Urban. Wien F. Tempsky, und Leipzig, G. Freytag. 1907. Mk. 4,00.

Kinderbücher müssen eigentlich von Kindern rezensiert werden. Das geschieht ja auch. Leider aber hat dieser Brauch zwei Haken. Erstens pflegt die Kritik der Kinder so durchgreifend zu sein, daß von dem Objekt nicht viel übrig bleibt — ein in Grund und Boden rezensieren, das ebenfogut heftigste Begeisterung, wie schnöde Verachtung bekunden kann — und zweitens kommt die Kritik nach der Anschaffung, nützt also z. B. den Eltern vor Weihnachten nichts. So bleibt noch nichts übrig, als daß man selbst mit einem energischen Ruck entschließt, sich wieder in's Kinder-Empfinden zurückzuversetzen — und daß man für jene Superreflexion der eigenen Kritik, wie sie nachher die Kinder liefern, offene Ohren und Augen bewahrt.

Ri-Ra-Rutsch müßte meines Erachtens den Kindern gefallen. Den Grund dafür sehe ich namentlich in den Reimen, im Text, der durchaus kindertümlich ist, ohne irgendwie in's Läppische zu verfallen. Das ist eine ganz gewaltige Leistung, denn der Sing-Sang oder Kling-Klang einfachster Reimfolgen, deren Tonfall dem kleinen Kinde viel wichtiger ist, als ein noch so „vernünftiger“ Inhalt, verführt nur allzuleicht zu dem sinnlosen Plappern mancher Kindermädchen. Dagegen kann ich mich mit der Holzschnittmanier H. R. v. Volkmanns nicht recht befreunden. Als Illustration sind die Bilder meist nett gedacht, aber die Ausführung entbehrt doch oft der Exaktheit und Grazie; sie sind nicht als Bilder gesehen, sondern erläutern eben schlecht und recht den Text. —

Das zweite der Bücher, das ich nannte, ist in Bezug auf den Text anspruchsloser, was natürlich nicht heißen soll: weniger gut. Es ist eine geschickte Auswahl unserer bekanntesten Lieder mit einfacher und leicht spielbarer Klavier-Begleitung; die Bilder am Randleisten dagegen dürfen als wirkliche Kunstwerte angesehen werden, die mindestens den Erwachsenen entzücken. Ob auch das kleinere Kind? Das ist eine um so schwierigere Frage, als uns Alten in unserer Kindheit diese zarten, kräftigen Dreifarbendrucke mit der zarten Derbheit (man entschuldige das Paradoxon) des Biedermeierstils niemals vorgesetzt worden sind. Aber man sollte meinen, daß neben der natürlichen Freude an Farbe und Zeichnung auch der bald unbewußte Humor vieler dieser Blätter ein begabtes Kind gewinnen müßte; auch laden sie mit der Fülle charakteristischer Details durchaus zu anschauender Vertiefung ein.

Die Ausstattung beider Bücher ist sehr ansprechend und geschmackvoll. -ns-

Digitized by Google

Deutsche Liga für weltliche Schule und Moralunterricht.

Zwanglose Mitteilungen. Charlottenburg im Januar 1906. № 1.

Unser Ziel: Befreiung der Schule von jeder kirchlichen Bevormundung und Ersetzung des konfessionellen Religionsunterrichts in der Schule durch Moralunterricht im Sinne einer gemeinsamen, menschenverbindenden Lebenskunde.

1. Was haben wir getan? Im Jahre 1892 wurde unter dem Eindrucke des v. Zedlitzschen Schulgesetzentwurfs, der die deutsche Volksschule gesetzlich unter die Leitung der Kirchen bringen wollte, von freigesinnten Männer und Frauen aller Parteien die deutsche Gesellschaft für ethische Kultur begründet. Unter den vielen und überaus mannigfaltigen Aufgaben dieser Gesellschaft, die sich vorgenommen hat, einen Zustand herbeiführen zu helfen, in dem Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten, hob sich sehr bald die Sorge um die Erziehung unserer Jugend besonders hervor. Es war unmöglich zu verkennen, daß die sittliche Verwilderung, die unser Volk einerseits durch die scharfe Betonung der Machtinstinkte und der Interessenwirtschaft, andererseits durch die Steigerung konfessioneller und politischer Leidenschaften erfuhr, einen unheilvollen Einfluß auch auf die Schule ausübte. Von den einsichtigsten Pädagogen, Volksfreunden und selbst Theologen wurde mit Trauer, aber aufrichtig, anerkannt, daß der in unseren Volksschulen und höheren Lehranstalten ausgiebig erteilte Religionsunterricht weder nach Ziel noch Methode mehr im Stande war, die Jugend auf die schweren sittlichen Aufgaben des modernen Lebens vorzubereiten.

Demgemäß versuchte schon der erste (internationale) Kongreß der ethischen Gesellschaften in Eisenach (1898) eine Bewegung für die Reform unserer öffentlichen Jugenderziehung einzuleiten, indem er einen Preis von 4000 Mk. auf die Abfassung eines Handbuchs der rein menschlich-natürlichen Sittenlehre aussetzte. Dieser Anregung verdankten, obwohl der volle Preis keiner der eingesandten 22 Arbeiten zuerteilt werden konnte, eine ganze Anzahl bedeutsamer Werke*) ihre Entstehung. Ein Teilpreis von 1000 Mk. wurde 1899 dem Handbuche des Prof. A. Döring (Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag) zuerkannt; 2000 Mk. wurden von dem Stifter dieser Summe zu freihändiger Verwendung in ähnlichem Sinne zurückgezogen, 1000 Mk. stehen noch heute der Gesellschaft zur Verfügung und können nach Beschluß des Hauptvorstandes „zur freien Prämiierung von Druckwerken" verwendet werden, „die der in dem ursprünglichen Preisausschreiben ausgesprochenen Absicht entsprechen und für den gewünschten Zweck durchaus verwendbar sind."

Gleichzeitig wurden praktische Unterrichtskurse für Kinder von 10—17 Jahren in Berlin und bald darauf in Zürich eingerichtet, die seit 1894 bezw. 1898 bis heute eine nicht unbedeutende Anzahl von Kindern und von Lehrkräften in die neue Erziehung eingeführt haben.

Im Jahre 1901 gab die Gesellschaft „Leitsätze" heraus, aus denen wir die hierher gehörigen Paragraphen wiedergeben. Es heißt da:

4. „Die religiösen Vorstellungen eignen sich an sich, als persönliche Angelegenheit des Einzelnen und wegen ihrer trennenden Vielgestaltigkeit, nicht zur Grundlage einer allumfassenden sittlichen Gemeinschaftsbildung.

Sie sind überdies als alleinige Stütze des Sittlichen unzuverlässig geworden, weil sie ihren Einfluß auf die Gemüter in weiten Kreisen verloren haben.

5. Es bedarf daher einer allgemeinen, wirksamen und unbedingt gültigen Begründung des Sittlichen, nämlich einer solchen, die lediglich aus dem einheitlichen Grunde der Menschennatur und den Bedingnissen des Gemeinschaftslebens geschöpft und deshalb der Prüfung durch Vernunft und Erfahrung für jedermann zugänglich ist.

8. Als unentbehrliche Grundlage für die zu erstrebende sittliche Höherbildung muß eine zielbewußte und nachhaltig wirksame Erziehung der Jugend zur Sittlichkeit gefordert werden. Als nächstes Ziel hierfür bezeichnen wir die Einführung eines von religiösen Voraussetzungen unabhängigen Moralunterrichts in die öffentliche Schule."

Die 1893 von G. v. Gizycki gegründete, jetzt in den 14. Jahrgang tretende Zeitschrift „Ethische Kultur" (mit der Monatsbeilage „Kinderland," herausgegeben von Dr. R. Penzig, Verlag für ethische Kultur [Richard Bieber] Berlin) hat in überaus zahlreichen theoretischen und praktischen Beiträgen ihrer Mitarbeiter die pädagogische, politische und ethische Bedeutung der geforderten Schulreform ins helle Licht zu setzen versucht.

Die unserem Vaterlande neuerdings wiederum durch das Schulkompromiß der Nationalliberalen mit Konservativen und Zentrum von 1905 unmittelbar drohende Gefahr der Konfessionalisierung der Volksschule und ihrer Auslieferung an die Kirche veranlaßte uns zu erhöhter Tätigkeit. Außer einer großen Anzahl von Versammlungen in den größten Städten Deutschlands, die von unseren Freunden berufen wurden, verbreitete die Gesellschaft viele Tausende von Flugblättern („Einige Fragen zur konfessionellen oder weltlichen Schule," „Die weltliche Schule") und Broschüren („Konfessionelle oder weltliche Schule?") zumal in Lehrerkreisen. Die von dort uns zahlreich zugegangenen Rück-

*) Vgl. die Literaturübersicht.

Digitized by Google

Äußerungen von Lehrervereinen und Einzelpersonen stimmten zwar, aus begreiflichen Gründen, nur ganz vereinzelt dem letzten Endziel der nichtkonfessionellen Schule zu und traten fast ausschließlich vorläufig nur für die Erhaltung der Simultanschule ein, lassen aber doch deutlich erkennen, auf welcher Seite eigentlich die Sympathien der in dieser Frage Sachverständigen sind.

Endlich stimmte, nach dem die Sache mehrfach als noch nicht zeitgemäß in früheren Jahren vertagt worden war, im Juni 1905 der achte ordentliche Gesellschaftstag der D. G. E. K. in Jena dem Antrage des Herausgebers dieser Blätter zu, wonach der Versuch gemacht werden sollte, die weitesten Volkskreise für eine deutsche Liga für Moralunterricht zu gewinnen, die, wesentlich unabhängig von der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, die noch umfassendere Aufgaben zu verfolgen hat, die völlige Verweltlichung der öffentlichen Schule und die Ersetzung des konfessionellen Religionsunterrichts durch einen gemeinsamen Unterricht in Lebenskunde auf ihre Fahnen schreiben sollte. Ein provisorisches Komitee (Dr. Rudolph Penzig-Charlottenburg, Geh. Regierungsrat Professor W. Foerster-Berlin, Professor Dr. Döring-Berlin, Professor Dr. Bruno Meyer-Berlin und Dr. Arthur Pfungst-Frankfurt a. M.) wurde mit den Vorarbeiten betraut. Darauf hin schrieb der Erstgenannte in der Halbmonatsschrift „Das Freie Wort“ (IV. Jahrg. Nr. 8. Neuer Frankfurter Verlag) einen Artikel: „Eine Liga für weltliche Erziehung“ Anknüpfend an die in England und Frankreich seit Jahrzehnten bestehenden ähnlichen Vereinigungen schilderte er die Notwendigkeit eines Jugendunterrichts in unserem Sinne und forderte zu Zustimmungserklärungen auf.

2. Die Wirkung der bisherigen Arbeit.

Es wäre schön, wenn nun fortgefahren werden könnte: „Die Wirkung war eine überwältigende. Tausende von Zustimmungserklärungen flogen dem Verleger und Autor zu“ u. s. f. Wer aber das deutsche Volk kennt, wer weiß, mit welcher Summe innerer und äußerlicher Gebundenheiten an Rücksichten, Vorurteile und Bedenken über 90 Prozent unserer Mitbürger zu kämpfen haben, wer es erfahren hat, wie schwierig die Denkarbeit ist, sich von der durch Jahrhunderte dem Volke eingeprägten Meinung los zu machen, als ob es eine Sittlichkeit unabhängig von Religion nicht gäbe, wer endlich übersieht, wie ausschließlich die Tagesinteressen, die Sorge um das tägliche Brot, die rein politischen und sozialen Kämpfe Kopf und Herz in Anspruch nehmen, — der wird in dem Folgenden kein Mißlingen, sondern eher einen erfreulichen Anfang einer allerdings nach langen und schweren Arbeit erkennen dürfen.

Zunächst sei erwähnt, daß der Aufruf aus dem Freien Wort — soweit wir davon Kunde erhielten — von folgenden Zeitschriften ganz oder teilweise abgedruckt werden: „Freie bayrische Schulzeitung,“ — „Preußische Schulzeitung,“ — „Freireligiöses Sonntagsblatt,“ — „Tilsiter Allgemeine Zeitung,“ — „Frankfurter Oderzeitung,“ — „Berliner Volkszeitung.“ — „Der Volkserzieher,“ — „Der Roland,“ — „Die Lebenskunst.“ — An die Artikel im „Freien Wort“ schlossen sich daselbst fünf weitere Artikel, in denen der Gedanke der weltlichen Erziehung teils angegriffen, teils verteidigt wurde. Der Berliner „Vorwärts“ gab einen wesentlich entstellenden Bericht über den Aufsatz in der Berliner „Volkszeitung,“ öffnete aber weder einer durchaus sachlich gehaltenen Erwiderung des Herausgebers dieser Blätter seine Spalten, noch sandte er diese, trotz höflichstem Ersuchen unter Beilegung des erforderlichen Portos, überhaupt zurück. —

Zur Mitgliedschaft in der Liga meldeten sich bis Ende Dezember 300 Personen. Von ihnen zahlten bereits 157 Personen Jahresbeiträge für 1905 in Höhe von 782 Mk.; außerdem gingen von 51 Personen in diesem Herbst außerordentliche Beiträge ein in Höhe von 1229 Mk.*) Wollte man nun den Durchschnitt der erstgenannten Jahresbeiträge, etwa mit Mk. 5 für Person und Jahr zu Grunde legen, so wäre von den 143 Personen, die bisher einen Jahresbeitrag noch nicht zahlten, noch die Summe von 715 Mk. zu erwarten, natürlich erst für 1906.

Ein Voranschlag aber, der sicher gehen will, wird besser auf den vorgeschlagenen Mindestbeitrag von Mk. 2 begründet werden müssen. Immerhin darf also ein durchaus vorsichtiger Voranschlag, der den Zuwachs an Mitgliedern und außerordentliche Zuwendungen gar nicht in Betracht zieht, vorläufig auf rund 1000 Mk. ordentliche Beiträge in 1906 rechnen. Die Ausgaben werden begreiflicherweise wesentlich für den Zweck der weiteren Ausbreitung der Liga beansprucht werden; so sind in den ersten vier Monaten der Bewegung bereits etwa 600 Mk. für Druckkosten, Porti, Versendungskosten, Schreibarbeit verausgabt worden, auch muß mit einer Entschädigung der Geschäftsführung für die aufgewandte Zeit und Mühe, wenn auch zunächst in bescheidenen Grenzen, etwa 50 bis 75 Mk. monatlich, gerechnet werden. Bei weiterem Anwachsen der Liga und in fernerer Zukunft wird dann auch die Begründung besonderer Fonds, etwa für die finanzielle Sicherstellung von Ferien-Vortragsreihen an Universitäten und Lehrerbildungsanstalten, für Errichtung einer Musterschule, vielleicht auch ein Hilfsfonds zur Unterstützung gemaßregelter Lehrer, für die Ermöglichung der Herausgabe geeigneter Lehrbücher u. a. m. ins Auge zu fassen sein. Wenn man bedenkt, daß die Ligue française de l'enseignement laique seit ihrer Begründung über 4 Millionen Francs für solche Zwecke zusammengebracht hat, so darf man wohl von dem Idealismus der Deutschen, da wo es sich um die geistige Zukunft der Jugend und des Vaterlandes handelt, ähnliches erhoffen.

Eine kurze statistische Uebersicht über die unter den bisherigen Mitgliedern vertretenen Berufe wird interessieren: Universitätsprofessoren 5, andere Professoren 10, Lehrer 54, Aerzte 17, Redakteure 10, städtische Kommunal-Ehrenbeamte 10, Juristen (Richter, Anwälte) 14, Ingenieure 22 u. a. m. Als körperschaftliche Mitglieder (die in der Liste nur unter einer Nummer stehen) sind zwei Lehrervereinigungen und zwei Freidenkergesellschaften beigetreten.

Das große Interesse, das schon Viele an der neuen Aufgabe nehmen, drückte sich zumeist

*) Laufende Mitteilung im „Freien Wort,“ 5. Jahrgang Nr. 14 und 18 und am Schluß.

Digitized by Google

in längeren Zuschriften, die vielfach auch Organisationsvorschläge enthielten, aus. Es sei gestattet, hier einige markante Stellen mitzuteilen:

„Eine Liga für weltliche Erziehung wäre nach meiner Ueberzeugung in Deutschland nicht nur eines der notwendigsten Zeitbedürfnisse, sondern die ethisch pädagogische Kardinalforderung überhaupt. Ingenieur B. . . .

„Das sind doch endlich praktische, für jedermann verständliche durchführbare Ideen. Wo sind aber die Männer, die Zeit und Mut genug haben, diesen Kampf energisch zu beginnen und auch durchzuführen? Ich tue herzlich gern mit. A. . . . J. . . ., Ingenieur.

„Mit Grausen dachte ich dabei wieder einmal an meine Schulzeit, in der wir, trotzdem ich das Realgymnasium einer Großstadt absolviert habe, in den sogenannten Religionsstunden mit dem entsetzlichsten Gedächtniskram und dem ödesten Dogmenwust abgequält und durch den trefflichsten naturwissenschaftlichen und mathematischen Unterricht lustig in Widerspruch mit unserer „religiösen Bildung" (alias Herzensbildung!) hineingetrieben wurden. . . . Um alles in der Welt möchte ich nicht, daß meine Kinder dereinst auch so gequält werden, wie ich, und ihre Religiosität sich späterhin mühsam wiedererobern müssen." G. . . . J. . . ., Oberlehrer.

„Unzweifelhaft ist genug Energie der geistigen Freiheit im deutschen Volke vorhanden; bald hier, bald dort flammt ein Fünkchen auf, um aber meist nach einiger Zeit unbeachtet zu verglimmen. Wer es verstände, diese Flämmchen zu vereinigen, der könnte wohl daraus eine Glut entfachen, die nicht so bald wieder zu löschen wäre. . . ." Dr. M.

„Ich selbst erteile an der hiesigen Realschule Religionsunterricht. Erst heute morgen habe ich wieder die Erfahrung gemacht, wie schwer es für ein Septanergehirn ist, sich ein Gesangbuchlied einzuprägen. . . . Aber — und das ist mir von jeher das Bedenklichste gewesen — vor lauter Erklärungs- und Memorierstoff bleibt keine Zeit für die Hauptsache; ethische Betrachtungen kommen kurz weg und bilden einzelne Teile, ohne daß sich Gelegenheit bietet, sie zu einem einheitlichen Ganzen zusammenzuschließen." B. M., Oberlehrer.

„Bei einem längeren Aufenthalt in Frankreich verfolgte ich mit großem Interesse den dortigen Schulunterricht und seine Erfolge. . . . Ich konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, daß, wenn bei uns diesen auf dem eben beschrittenen Wege weitergehen, sie uns bald überflügelt haben." D. R. . . .

„Religion ist Geschäft geworden und Magenfrage. Früher Brand und Marter, heute Aushungern und Familie auf die Straße! Klassisch geradezu sind die Windungen, die manche Amtsbrüder machen, die unter dem Zwange sind, die mit 4—5000 Mk., böte man sie ihnen an, das Amt ausstehen, so aber, alt geworden, die Straße und den Hunger fürchten, sich dennoch „liberal" nennen und als Pastoren mithelfen. . . . Wäre ich Carnegie, ich stiftete einige Millionen zur Befreiung dieser Unglücklichen und machte aus den durch und durch „Waschechten" und mit den nötigen Kenntnissen in der Naturlehre Ausgestatteten. Pädagogen für Ihr angestrebtes Pädagogium. C. O. R.

Wer prüft die jungen Menschen auf Begabung, Talent, Anstellung, Neigungen und braucht seinen Einfluß bei den Eltern, und ist auch berechtigt dazu? Der Moralpädagoge und die Moralpädagogin. Hier öffnet sich eine grandiose Perspektive für die Frauenfrage. . . .

Lassen sie solche Institute einige Dezennien arbeiten, und ich bin überzeugt: Wie reife Früchte werden uns erwachsen, Gesundheit der Gehirne, Entladung von unerträglichem Ballast im Lernen und Lehren, erwachsenes Menschentum. Und abfallen wird von dem Baum der Menschheit die faule, 2000 Jahre lang mit dem widerwärtigsten Dünger sorcierte Krüppelfrucht zankender Bekenntnisse.
C. D. R.

Ein . . Geschäftsmann erklärte sich mit meinen freien religiösen Ansichten einverstanden; für sich selbst, sagte er, brauche er keine Religion, aber für den ungebildeten Pöbel sei doch Religion notwendig. . . . Der Mann ist Mitglied des protestantischen Kirchenchors, der Kirchengemeindeversammlung und gilt hier für sehr religiös. C. St., Buchhalter.

Als tätiges Mitglied eines jungliberalen Vereins möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, daß gerade in diesen Reihen der Boden schon vorgearbeitet ist . . . auch auf die akademische Jugend möchte ich Sie hinweisen . . ., wenn man sich auch oft über ihre Gleichgültigkeit kulturellen Fragen gegenüber wundern muß, so herrscht doch auch sehr viel das Gefühl, daß man gegen die sittlichen Anfechtungen aus unserer Schule fast gar keinen Halt mitbekommt. . . . Man wundert sich oft, daß z. B. das Zentrum sehr gebildete Männer zu seinen eifrigsten Anhängern zählt, und man hat geradezu klassische Beispiele dafür, daß darunter sehr viele begabte Leute aus dem Volke sind, denen die Geistlichkeit beim Studium behilflich war oder überhaupt das Studium ermöglichte. Diesen Punkt müßte eine Liga f. w. E. auch zu einem Programmpunkt machen.
K. Sch.

Von den zahlreichen Vorschlägen, die sich mit der Namengebung beschäftigten, seien hier nur registriert: eine ganze Anzahl, die anstelle des Fremdworts Liga die Wörter „Bund," „Vereinigung," „Gesellschaft," „Verbindung" setzen möchten, ferner: „Liga für ethische Kultur in den Schulen," „Liga für Schulung zu neuer ethischer Geisteshaltung," „Menschheitsbund für Gewissenserziehung," „Liga für Moralunterricht," „Liga für gemeinsame weltliche Lebenslehre," „Liga für Sittenlehre und Bürgerkunde," „Liga für die weltliche Schule," „Liga für weltliche Erziehung," „Liga für weltliche Schule und weltlichen Moralunterricht." — Die schließlich endgültige Namensgebung wird natürlich der konstituierenden Versammlung, die auch die Satzungen, die Beitragspflicht und die Ausgabe von Mitgliedskarten zu bestimmen hat, überlassen bleiben.

Für jeden Einsichtigen ist es zweifellos, daß die Hauptarbeit der Liga in einem Volke, das seit vielen Jahrhunderten an die enge Verbindung der Kirche und überhaupt der religiösen Vorstellungen mit Schule und Erziehung gewöhnt ist, in weitestgehender Aufklärung über das Verhältnis zwischen Religion und Sittlichkeit einerseits, über die Aufgabe des Staates und die der Kirche andererseits der Jugenderziehung gegenüber bestehen muß. Wir lassen darum hier eine Uebersicht der betreffenden Literatur folgen, soweit sie ganz oder doch annähernd in unserem Sinne von Freunden oder Fernerstehenden dem Problem gewidmet ist.

Felix Adler, Prof. Der Moralunterricht der Kinder, autorisierte Uebersetzung von Georg von Gizycki. Berlin. F. Dümmler 1894 Gr. 8o. 168 S. Mk. 2,40.

August Döring, Prof. Dr. Handbuch der menschlich natürlichen Sittenlehre für Eltern und Erzieher. Stuttgart, Frommann's Verlag (E. Hauff) 1899. Gr. 8o. 415 S. Mk. 4,00.

Rudolph Ferzig, Dr. phil., Ernste Antworten auf Kinderfragen. Ausgewählte Kapitel aus einer praktischen Pädagogik fürs Haus. 3. Auflage. Berlin, F. Dümmler 1904. Gr. 8o. 273 S. Mk. 2,80.

Fr. Wilhelm Foerster, Dr. phil., Jugendlehre. Ein Buch für Eltern, Lehrer und Geistliche. 2. Auflage. Berlin, Georg Reimer 1904. G. 8o. 724 S. Mk. 5,00.

Digitized by Google

Fr. Wilhelm Foerster, Dr. phil. **Lebenskunde.** Ein Buch für Knaben und Mädchen. Berlin, Georg Reimer 1904. Gr. 8o. 375 S. Geb. Mk. 3,00.

Rudolph Penzig, Dr. phil., **Zum Kulturkampf um die Schule.** Ein Mahnwort an Denkende. Berlin, Leonhard Simion Nf. 1904. Gr. 8o. 152 S. Mk. 2,00 broschiert, Mk. 3,00 gebunden.

H. Wiggo und **P. Martin, Die Unarten der modernen Schule.** Grundlagen zur naturgemäßen Umgestaltung des gesamten Volksschulwesens. Leipzig, Rauert u. Rocco's Verlag 1888. 339 S. 8o.

Friedrich Bnyß, **Handbuch der humanen Ethik für Eltern und Erzieher.** Bern, Schmidt u. Francke 1899 IX und 278 S.

M. v. Egidy, Ueber Erziehung (Ethisch sozialwissenschaftliche Vortragskurse). Züricher Reden. Bern, A. Siebert, 1896. 0,60 Mk.

J. H. Müller, Moralunterricht. Ein Programm für die Befreiung der Schule. Berlin, F. Dümmler, 1905. 0,60 Mk.

Friedrich Jodl, Moral, Religion und Schule. Stuttgart, Cotta, 1892. 0,80 Mk.

3. Was muß zunächst getan werden?

a) Auf den Nägeln brennt uns in Preußen das drohende Elend des Volksschulunterhaltungs-Gesetzentwurfes, mit seiner Zertrümmerung der städtischen Selbstverwaltung und seiner geistigen Vernichtung des Volksschulwesens. Noch muß getan werden, was irgend in den Kräften des Einzelnen, der Gemeinde und des Volkes liegt, um diesen Entwurf zu Fall zu bringen, damit jeder ethische Volksfreund wenigstens sagen dürfe, daß diese Heimsuchung ihn unverdient getroffen. Protestversammlungen, Zeitungsartikel, Petitionen, Resolutionen, Beschlüsse von Stadtverordneten-Versammlungen, Städtetagen, Lehrervereinigungen ꝛc. müssen zeigen, was der Wille des Volkes ist gegenüber dem Zerrbilde des Volkswillens, wie ihn das Dreiklassenparlament darstellt. Oft bedarf es nur eines selbstlosen Mannes, um eine große Bewegung in Fluß zu bringen. Wir erwarten von jedem Liga-Mitglied, daß es seine Pflicht tue.

Als Flugblatt für Charlottenburg verbreiteten wir in 10000 Exemplaren die Verhandlungen der Charlottenburger Stadtverordneten über die Wirkung des Schulunterhaltungsgesetzes auf das städtische Volksschulwesen.

Für Berlin-Charlottenburg wird ferner am 28. Februar eine Versammlung nach dem „Tiergartenhof" berufen, in der die Herren Pastor Steudel-Bremen, Lehrer F. Gansberg-Bremen, Professor Dr. Bruno Meyer-Berlin, Dr. Penzig u. a. sprechen werden. Ein Antrag, betreffend die Einführung von Lebens- und Bürgerkunde in die obligatorischen städtischen Fortbildungsschulen wird von uns dem preußischen Städtetag unterbreitet werden.

b) Wichtiger, weil nachhaltiger und schließlich erfolgreicher aber ist die Vermehrung der Liga. Dreihundert entschlossene und überzeugte Männer vermögen viele Tausende fortzureißen. Jeder sehe es als seine vornehmste Pflicht an — wichtiger, als die Beitragszahlung — seine Freunde und Bekannten zum Anschluß aufzufordern. Diese Mitteilungen sind in beliebiger Anzahl, soweit der Vorrat reicht, portofrei und umsonst von dem Unterzeichneten zu beziehen.

c) Endlich sind in Vorbereitung eine Reihe ganz volkstümlicher, kurzer und doch die Frage möglichst allseitig beleuchtender Flugblätter für unsere Mitglieder und zwar zur unentgeltlichen Verteilung. Wir lassen hier die Titel der zunächst in Angriff genommenen folgen: „Ist Sittlichkeit lehrbar?" „Gegen den Religionsunterricht aus — Religion!" „Die Schule in den Fortbildungsschulen." „Die Schule der Pädagogen!" u. a. m.

Auch hierbei hoffen wir auf die freundliche Unterstützung unserer sach-, schrift- und volkskundigen Mitglieder und bitten geeignete Manuskripte an den Unterzeichneten einzusenden.

Zum Schluß noch ein Wort gegen den Kleinmut, der die ungeheure Schwere und Größe der Aufgabe vergleicht mit dem winzigen Häuflein der Arbeiter an einer neuen Erziehung. Lassen wir Ihering sprechen in seinem „Geist des römischen Rechts":

„Wunderbarer als die Bewegung der Weltkörper im Raume ist die Bewegung des sittlichen Gedanken in der Zeit; denn sie gehen nicht unangefochten einher, wie die Gestirne, sondern sie stoßen bei jedem Schritt auf den Widerstand, den menschlicher Eigensinn und Unverstand und alle bösen Gedanken des menschlichen Herzens ihnen entgegensetzen."

„Aber darin offenbart sich so recht der riesige Fortschritt der Geschichte, daß die folgenreichsten Wahrheiten, zu denen sich in früherer Zeit kaum der kühnste Flug hervorragender Geister erhoben, aus jener Schnee- und Eisregion, in der sie Jahrtausende unzugänglich und verborgen lagen, in die tiefsten Niederungen hinabgewälzt und in dem Maße Gemeingut der Gebildeten wie der Ungebildeten geworden sind, daß niemand in ihnen etwas Besonderes findet."

„Alle neuen großartigen Ideen üben dieselbe Wirkung aus; es sind Sonnenaufgänge in der Geschichte — die Mittagssonne begeistert nicht — nur die Morgensonne."

Charlottenburg, Grolmanstraße 15.
Dr. Penzig.

Quittung.

Zu den im „Freien Wort" quittierten Beiträgen in Höhe von Mk. 1641,10 kamen im Dezember 1905 noch hinzu: Wagner, Tarnowitz, Mk. 2,—; humanistischer Frauenverein, Berlin, Mk. 20; Zuns, Frankfurt a. M., Mk. 20,—; Dr. Kraft, Worms, Mk. 3,—; Heymann, Berlin, Mk. 10,—; Hofmeister, Tarnowitz, Mk. 2,—; H. Fürth, Frankfurt a. M., Mk. 3,; C. Fellinger, Auterath, Mk. 130,—; A. Juns, Delbrouk, Mk. 3,—; Dr. Unna, Hamburg, Mk. 20,—; Frl. Mertins, Tilsit, für 19 Mitglieder Mk. 31,—. In Summa: Mk. 1894,10 Einnahme, denen Mk. 744,10 in Ausgabe gegenüberstehen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig, Charlottenburg, Grolmanstraße Nr. 15.
Druck und Verlag: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Deutsche Liga für weltliche Schule und Moralunterricht.

Zwanglose Mitteilungen. Charlottenburg im Juni 1906. № 2.

Unser Ziel: Befreiung der Schule von jeder kirchlichen Bevormundung und Ersetzung des konfessionellen Religionsunterrichts in der Schule durch Moralunterricht im Sinne einer gemeinsamen, menschenverbindenden Lebenskunde.

Was nun?

Binnen wenigen Wochen, fast Tagen, wird der Studt'sche — nein, geben wir Ehre, dem Ehre gebührt, zumal hier nomen et omen: der Schwartzkopff'sche Schulunterhaltungsgesetzentwurf Gesetz sein. Niemand glaubt mehr, selbst wenn das Herrenhaus noch die seinem Geiste entsprechenden „Verbesserungen" (Entlastung der Großgrundbesitzer, Verschärfung der konfessionellen Bestimmungen und weitere Einschränkung der städtischen Rechte) anbringen sollte, daß ein so überschlau durch alle Klippen gesteuertes Schiff noch im Hafen scheitern könnte. Wir Preußen müßten uns mit dem geschaffenen Elend abfinden, das sicherlich schon die allseitige Angst vor neuer Anrührung der so heißen Materie zu langen Jahren kommen lassen wird. Der parlamentarische Feldzug ist aus. —

Einhundertundzehntausend deutsche Volksschullehrer, neun Zehntel der Gesamtheit, haben sich in München durch ihre Vertreter mit überaus großer Mehrheit für eine Schulform ausgesprochen, die ihnen die glückliche Mitte zu halten scheint zwischen den Extremen der Konfessionsschule und der weltlichen Schule. Man darf annehmen, daß sie in der Simultanschule einen Schulkörper sehen, der, wesentlich vom Geist der Toleranz beseelt, die jeder Konfession natürliche Intolerang auf das kleinste Maß, auf die räumlich getrennten Religionsstunden, beschränken möchte. Dazu kommt, daß sie die schönste, wirkungsvollste und erhebendste erzieherische Aufgabe, die Weckung einer wahrhaft frommen Gesinnung, (die als ethische Willenstat mit dem Glaubensinhalt des Bekenntnisses nichts zu tun hat), nicht dem Lehrer vom Geistlichen aus der Hand nehmen lassen wollten. Endlich meinten sie wohl, als praktische Politiker zunächst ein Ziel aufstellen zu sollen, das unter den gegebenen Verhältnissen eher erreichbar scheint, als das Zukunftsideal der rein weltlichen Schule.

Wir rechten mit ihnen nicht darüber. Auch sie sind ja Besiegte gleich uns, wenigstens äußerlich. Ueber die fast einhellige Verurteilung seines Reformwerkes durch die direkt davon Betroffenen und doch nicht ganz der Sachkenntnis Entbehrenden wird sich das Kultusministerium, nach berücksichtigtem absolutistischen Muster, (oderint, dum metuant, frei übersetzt: raisonnieren mögen sie, wenn sie nur Ordre parieren!) zu trösten wissen. Trotzdem ist die Niederlage des von der Lehrerschaft auf ihre Fahne geschriebenen Simultanschulprinzips weniger bedenklich, als der Sieg, den sie ihrerseits über das kleine Häuflein der Anhänger der weltlichen Schule davontrug. Daß die konservativen Mächte der Vergangenheit über Gegenwartsforderungen triumphieren, ist alltäglich und verhältnismäßig erträglich: die Freude dauert nie lange. Schlimmer ist's, wenn sich die Gegenwart über die Bedürfnisse der Zukunft täuscht.

Das aber war unseres Erachtens hier der Fall. Vielleicht nicht ohne eine leise Mitschuld der temperamentvollen Vertreter der Zukunftsforderung. Aber gleichviel: jedenfalls zeigt diese unsere, *schwerere*, Niederlage, wie unendlich viel noch zu tun ist, um dem Gedanken der rein weltlichen Schule alle die unzähligen Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die ihm heute noch den Eingang in Lehrer- und Elternschaft verperren.

Und das ist *eine wahre Freude*. Der Blick auf ein Arbeitsfeld weitet sich, wo Generationen noch, des künftigen Sieges gewiß, werden wirken können, wo geistige Pionierarbeit der Energie Tausender harrt, wo kein Lorbeer, keine äußeren Ehrenzeichen, keine Machthabergunst, wohl aber das beseligende Bewußtsein winkt, für unsere Kinder und Kindeskinder den Weg zu bahnen aus dem mittelalterlichen Gestrüpp konfessioneller Zänkereien um die Formeln und Worte, in denen Menschensehnsucht von ihrer heiligsten Sehnsucht nach Höherem stammelte, zu der lichten Höhe einer auf dem festen Grunde der Wirklichkeit wurzelnden Sittlichkeit, die gleichzeitig tiefste Ehrfurcht weckt vor allen Menschheitsidealen und der Persönlichkeit zurust: Wage es nur, du selbst zu sein! Wir sehen vor uns in der Ferne, aber erreichbar, das Bild einer Schule, die nicht den Kindergeist in das Prokrustesbett eines kirchlichen Bekenntnisses zwingt, ohne Rücksicht darauf, daß sie ihm den Trieb nach Erforschung der Wahrheit *von morgen* mit der Aufnötigung der Offenbarungswahrheit *von gestern* verstümmelt, nicht eine Schule, die mit ängstlicher Rücksicht vor der möglichen Verletzung fremder Wahrheitspächter dem Kinde die edelsten Gestaltungen menschlichen Dichtens und Denkens in ihrer bunten Mannigfaltigkeit ferne hält, um es in einem gesonderten Konventikel diesem oder jenem Bekenntnisse zuzuschmeicheln oder zuzudrohen, sondern eine dem ganzen jungen Deutschland weit geöffnete Schule, mit dem Erziehungsziel, dem Vaterlande und der Welt *sittliche Vollmenschen* zu schenken, die, geeint in dem ernsten Willen zu gegenseitiger Hilfsbereitschaft und in dem Streben, nach einer immer besseren Menschheit, in der Vielheit der individuellen Anschauungen über Welt und Gott pietätvoll die Einheit des Wahrheitsstrebens erkennen, eine Schule, wo *Sittlichkeit*: edelste Gemeinschaftssache aller Menschen, Religion

Digitized by Google

aber persönlichste, höchste Gewissenssache jedes Einzelnen ist.

Darum flößen uns die letzten Ereignisse, statt uns zu entmutigen, vielmehr den allein siegversprechenden zähen Entschluß ein, nun erst recht auszuharren in dem langwierigen und aller großen entscheidenden Umschwünge entehrenden Kampf gegen das Jahrtausende alte Vorurteil von der Untrennbarkeit sittlicher Unterweisung und religiöser Vorstellungsbildung oder gar kirchlicher Zugehörigkeit. Wahrlich, wir hätten uns des Gegners und des eigenen Wollens geschämt, wenn uns der Sieg gar zu leicht gemacht worden wäre! Rennen wir doch nicht gegen vollendete Unvernunft an, gegen Bosheit und Verstocktheit, sondern gegen etwas, was einst wirklich Vernunft und Wohltat war und heute nur ganz allmählich, nach dem Dichterwort, zu Unsinn und Plage zu werden droht.

Harte Geistesarbeit muten wir Lehrern und Eltern zu. Sie müssen lernen, auch in ihrem eigenen lieben Kinderglauben das Ewige und Unvergängliche, die Religion, als die sittlichfromme Willensergebung des Individuums in den Gemeinschaftswillen der Menschheit, zu scheiden von der mit allen Merkmalen irdischzeitlicher Entstehung behafteten Konfession, um jene nicht bedroht zu fühlen, wenn diese sich als vergänglich erweist. Zum großen Teil müssen sie von uns, von allen Idealisten, erst wieder herausgescheucht werden aus der bequemen Gleichgültigkeit, mit der die „Weltkinder“ diese ernsten Fragen verächtlich bei Seite schieben zu dürfen meinen, weil ihnen die überlieferten Antworten zu schal erschienen. Sie müssen das verstehen lernen, was sie täglich erleben, daß wir den Wert eines Menschen — also auch des Kindes — nicht nach seinen zufälligen Meinungen oder angelernten Sätzen über Gott und Unsterblichkeit bemessen, sondern nach der Energie, mit der er seinen Willen in den Dienst des erkannten oder vorgestellten Guten stellt. Sie müssen sich frei machen von der ihnen zwei Jahrtausende lang gepredigten Lehre, daß der natürliche Mensch eine Bestie sei, die nur durch die harte Faust der Zwangsgewalt oder durch jenseitige Furcht und Hoffnung gebändigt werden könnte. Sie müssen an den Menschen glauben lernen, wie sie an Gott geglaubt haben, mit derselben Inbrunst und gewissen Zuversicht des, das man hofft und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet, wenn auch hundertmal die „blöde Masse“ mit ihrer instinktiven Roheit und Torheit den Menschenseund anwidert und seine Hingebung mit dem Rufe „Kreuziget!“ beantwortet. Und der Pädagog, wie jeder Erzieher muß den Kleinglauben abwerfen, mit dem er meint, die Hoheit und Würde des Sittengesetzes allein nicht aufrecht erhalten zu können ohne die mystische Stimme einer Gottheit vom Sinai her, er muß lernen, die einzige und höchste Gottesoffenbarung in der allmählichen Erhebung der Menschheit aus der Tierheit zu erkennen und in ihrer Kraft, sich selbst sittliche Werte zu setzen. Dann wird er auch inne werden, wie wenig unmöglich es ist, die ganze Wärme und Andacht einer „Religionsstunde“ in die Besprechung zu legen, in der ein wahrhaft nach dem Guten strebender Mensch in leichtempfänglichen Kinderherzen den Wunsch, die Hoffnung und die Sehnsucht danach entfacht, noch mehr, sie zur Selbstentdeckung der Wege unmerklich anleitet, wie sie besser werden und den Mitmenschen das Beste erweisen können.

Ist diese Aufgabe nicht herrlich? Wer von uns will sich entmutigen lassen durch die Beschlüsse einer oder der anderen Körperschaft, die schließlich wachsende Einsicht eines besseren belehren muß?

Ich nicht. Auf, an die Arbeit!*)

Entwurf zu den Satzungen des „Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht.“

§ 1.

Der „Deutsche Bund für weltliche Schule und Moralunterricht“ erstrebt die Verwirklichung der weltlichen Schule im weltlichen Staate.

§ 2.

Der Bund bestimmt, ohne sich im einzelnen dogmatisch festzulegen, seinen Standpunkt in dieser Beziehung genauer dahin:

a. Er hält die Religion für keine Angelegenheit des Staates, der weltliche Geschäfte hat.
b. Die Schule als Staatsanstalt darf daher mit der Religion als solcher nichts zu tun haben.
c. Dies bedeutet keineriei Feindseligkeit gegen die Religion an sich und gegen die besonderen Religionsvorstellungen Einzelner und ganzer Gemeinschaften.
d. Auch bleibt ein objektives Verständnis und eine gerechte Würdigung der Religionen, ihrer Lehren und Gebräuche, wie sie von der Schule in ihrem kulturgeschichtlichen Unterricht angestrebt werden muß, ein unumgängliches Erfordernis für die richtige Beurteilung der geistigen Kulturlage und für den Frieden des Gemeinschaftslebens.

§ 3.

Dagegen liegt es im Interesse des Staates und der bürgerlichen Gemeinschaft, schon die Jugend zu verständigen Erfassen ihrer natürlichen Menschen- und staatlichen Bürger-Pflichten anzuhalten. Hierzu gehört auch die Bekanntschaft mit Natur und Gestaltung der Beziehungen von Mensch zu Mensch und des Einzelnen zur Gesamtheit. Dies, unter dem Namen „Moral“ oder „Sittenlehre“ zusammengefaßt, bildete bisher einen Teil des Religionsunterrichtes, kann aber nicht mit diesem zugleich entbehrt werden, sondern bedarf einer selbständigen und nachdrücklichen Behandlung in der öffentlichen Schule.

§ 4.

Diese rein menschliche Sittenlehre hat gegenüber der als göttliche Forderung vorgetragenen den Vorzug, schlechthin auf allgemeine Gültigkeit Anspruch machen und sich den veränderten Kulturzuständen anpassen zu können. Die religiös begründete Sittenlehre ist dagegen immer nur für die Bekenner der betreffenden Religion verbindlich und beruht, an alten Ueberlieferungen zähe festhaltend, großenteils auf gänzlich überlebten Anschauungen.

§ 5.

Eine solche menschliche Sittenlehre kann dieser ihrer Natur zufolge gelehrt werden — auch dann, wenn der Inhalt der Sittenlehre als in beständigem Flusse befindlich anzusehen ist, und wenn eine streng systematische und streng begründete Ueberlieferung auf den unersten Stufen des Unterrichtes nicht unternommen werden kann, vielmehr hier zunächst eine Art von heuristischer Methode der Behandlung angewendet werden muß. (Anschauungsunterricht usw.).

§ 6.

Der Bund wird sein Ziel auf jede nach Zeit und Ort ersprießlich erscheinende Art von methodischer Vorarbeit, Lehre und werbender Tätigkeit zu erreichen, aber zunächst auch nur in Wissenschaft und Leben vorzubereiten suchen.

---

*) z. B. Weiterverbreitung dieser Blätter! Auf Wunsch sende ich umsonst, soweit der Vorrat reicht.
Dr. P.

Digitized by Google

Organisation.

§ 7.

Jede die Zwecke des Bundes billigende mündige Person kann Mitglied werden. Die Mitgliedschaft ist nicht auf die im Deutschen Reiche Wohnenden beschränkt.

§ 8.

Die Eintretenden haben sich nach ihrem Ermessen mit einem Jahresbeitrage einzuschätzen, der aber nicht weniger als . . . Mark betragen darf. An Stelle des Jahresbeitrages kann auch eine einmalige Zahlung von mindestens . . . Mark geleistet werden, durch welche die dauernde Mitgliedschaft erworben wird.

§ 9.

Ausschluß eines Mitgliedes kann durch den Vorstand mit Zweidrittel-Mehrheit beschlossen werden. Dem Ausgeschlossenen steht die Berufung an die nächste Plenarversammlung zu.

§ 10.

Sitz des Bundes ist . . . . . ; doch kann der Sitz durch Beschluß einer Jahresversammlung auch nach einer andern Großstadt des deutschen Reiches verlegt werden.

§ 11.

Die Verwaltung des Bundes ruht in den Händen eines Vorstandes, der aus 7 ordentlichen und bis zu 8 außerordentlichen Mitgliedern besteht.

§ 12.

Der Vorsitzende und zwei Stellvertreter werden einzeln für ihre Aemter durch die Mitgliederversammlung bestimmt. Danach ordnet (konstituiert) sich der Vorstand, indem er unter den vier gewählten ordentlichen Mitgliedern zwei zu Schriftführern und zwei zu Kassenführern bestimmt. Die Verteilung der Arbeiten im einzelnen ist dem Vorstande selber überlassen; er kann dazu die außerordentlichen Mitglieder nach Bedarf und Ermessen heranziehen.

Die außerordentlichen Mitglieder des Vorstandes sind zu allen Vorstandssitzungen einzuladen, haben aber nur beratende Stimme.

§ 13.

Die Vorstandsmitglieder werden in den Jahresversammlungen auf drei Jahre gewählt. Im ersten Jahre nach der Begründung des Bundes scheiden drei, im folgenden zwei der zuerst gewählten ordentlichen Vorstandsmitglieder durch das Los, das der Vorsitzende zieht, aus, spätertim diejenigen, die drei Jahre im Amte gewesen oder an die Stelle eines im Laufe seiner Amtsdauer ausgeschiedenen Vorstandsmitgliedes als Ersatz eingetreten sind und das Ende von dessen Amtsdauer erreicht haben.

Mit den außerordentlichen Mitgliedern wird entsprechend verfahren.

Wiederwahl ist zulässig.

§ 14.

Vorzeitig erledigte Vorstandsstellen ergänzt der Vorstand zunächst durch Zuwahl (betreffs außerordentlicher Mitglieder nur, wenn er es für nötig hält). Die nächste Jahresversammlung hat dann über die weitere Verwaltung des betreffenden Amtes endgültig zu entscheiden.

§ 15.

Der Vorstand ist befugt, in dringenden Fällen auf eigene Verantwortung für die Erledigung bedeutender Geschäfte ihm geeignet scheinende Persönlichkeiten entgeltlich oder unentgeltlich heranzuziehen. Solche Maßnahmen bedürfen der Bestätigung durch die nächste Mitgliederversammlung.

§ 16.

Im übrigen kann die Mitgliederversammlung Kommissionen für besondere Zwecke einsetzen oder Ortsgruppen begründen, die nach gegebenen oder gebilligten Satzungen (im Rahmen der Bundes-Satzungen) mit einer gewissen Selbständigkeit im Dienste des Bundes-Gedankens zu wirken haben.

§ 17.

Zu einer gültigen Vorstandssitzung müssen wenigstens 4 ordentliche Mitglieder versammelt und während der ganzen Verhandlung zugegen sein.

§ 18.

Alljährlich im September oder Oktober findet — in der Regel am Sitze des Bundes — eine allgemeine Mitgliederversammlung statt. Der Zeitpunkt, der Versammlungsort und die Tagesordnung dieser ist allen Mitgliedern durch besondere Anzeigen — oder durch ordentliche oder außerordentliche Veröffentlichungen des Bundes, die allen Mitgliedern zugehen, — mindestens 14 Tage vor Beginn, falls aber Satzungsänderungen vorliegen, 4 Wochen vorher bekannt zu machen.

§ 19.

Beschlüsse, welche Satzungsänderungen oder Auflösung des Bundes betreffen, bedürfen einer Dreiviertel-Mehrheit, und zwar im letzteren Falle einer solchen aller Mitglieder. Die Abstimmungen der nicht persönlich in der Mitgliederversammlung Erschienenen sind schriftlich mit Fristsetzung einzuholen. Ergibt die erste Einforderung der Stimmen noch keine Entscheidung (Dreiviertel aller Mitglieder dafür oder mehr als ein Viertel dagegen), so ist sie zu wiederholen. Nach Ablauf der hier bestimmten Frist werden nur die abgegebenen Stimmen gezählt.

§ 20.

Außerordentliche Mitgliederversammlungen kann der Vorstand nach seinem Ermessen einberufen, und er muß es tun, wenn 50 Mitglieder es zur Beratung dringender Anträge verlangen.

§ 21.

Die Beurkundung der in den Mitgliederversammlungen gefaßten Beschlüsse geschieht durch das von einem Schriftführer oder einer besonders damit beauftragten Person geführte und von dem Protokollführer, einem Vorsitzenden und zwei Mitgliedern der Versammlung, die nicht zum Vorstande gehören, unterzeichnete Protokoll.

§ 22.

Jeder ordentlichen Mitgliederversammlung liegen folgende Gegenstände zur Erledigung ob:

1. Jahresbericht des Vorstandes.
2. Kassenbericht und Entlastung des Kassenführers auf Grund des Berichtes der Revisoren.
3. Wahl zweier Kassenrevisoren für das nächste Geschäftsjahr.
4. Wahlen für den Vorstand.
5. Berichte über die Tätigkeit der etwaigen Ortsgruppen und Kommissionen.
6. Bestimmung der Zeit und des Ortes der nächsten ordentlichen Mitgliederversammlung.

§ 23.

Wenn die Auflösung des Bundes beschlossen wird, hat die betreffende Mitgliederversammlung auch darüber zu bestimmen, welcher Vereinigung oder Veranstaltung zur Förderung möglichst ähnlicher Zwecke das Vermögen des Bundes nach der Liquidation zufallen soll.

§ 24.

Der Verein „Deutscher Bund für weltliche Schule und Moralunterricht“ soll eingetragen werden.

Gegen die Konfessionsschule.*)

Die vor wenig Monaten begründete und bereits gegen 400 Mitglieder zählende „Deutsche Liga für weltliche Schule und Moralunterricht“ hielt am Mittwoch den 28. Febr. d. J. zu Charlottenburg im großen Saale des Restaurants „Thiergartenhof“ eine Protestversammlung ab gegen die Konfessionalisierung der Volksschule. Es mochten etwa 800 Personen aller Berufe sein, die den Rednern des Abends mit gespannter Aufmerksamkeit und großem Beifall am Schluß folgten. Dr. Penzig eröffnete die Versammlung. Die Liga erstrebe die Befreiung der Schule von jeglicher kirchlicher Bevormundung, so führte er aus, sie wolle den Ersatz des die Menschen trennenden konfessionellen Religionsunterrichtes durch den Moralunterricht im Sinne einer menschenverbindenden Lebenskunde, und sie wisse sich in ihrer Bekämpfung der seit Jahrzehnten in Preußen betriebenen kulturfeindlichen

*) Der Bericht mußte aus räumlichen Gründen leider sehr gekürzt werden.

Digitized by Google

Unterstellung der Schule unter die Kirche eins mit den führenden Geistern der Nation.

Es sprach sodann als erster Redner Pfarrer Steudel-Bremen über „Schule und Konfession". Man müsse scharf unterscheiden zwischen Religion und Konfession; die letzte dürfe als die Geister verwirrend nichts zu schaffen haben mit der Jugenderziehung, wogegen Religion, religiöse Empfindung, die sich als das natürliche Produkt der Geistesbildung von selbst ergebe; denn Religion und Kultur seien unzertrennlich. Möge der Staat im Sinne des freiheitlichsten Staatsideals nur dafür sorgen, daß Kunst und Wissenschaft sich frei entfalten könne und Religion Privatsache werde und bleibe! Grundsätzlich müsse der konfessionelle Unterricht in jeder Gestalt von der Schule getrennt werden. Möge die Staatsregierung erwägen, daß sie mit der Unterstellung der Schule unter die Kirche für die Erreichung politischer Zwecke einen viel zu hohen, sittlich gar nicht zu rechtfertigenden Preis zahle! Das tüchtige Männer sich zu einer Gruppe zusammenschließen, um gegenüber jenen finsteren Bestrebungen ein neues, freies Geistesleben zum Erblühen zu bringen, sei mit Freude und Genugtuung zu begrüßen.

Als zweiter Redner sprach Lehrer Gansberg-Bremen über das Thema „Auf dem Wege zur weltlichen Schule.*") Seine von edlem Freisinn getragene Rede wird den zaghaften Gemütern ein Trost gewesen sein, welchen die Beseitigung des konfessionellen Unterrichts aus der Schule als ein zu radikaler Schritt dünkt. Denn der Vortragende wurde der sittigenden Wirkung vieler Geschichten des alten und neuen Testamentes vollkommen gerecht. Er bekämpfte nur die gegenwärtige und noch weiter sich verschärfende Alleinherrschaft der Bibel und der biblischen Geschichte in der Schule und verlangte freie Konkurrenz der gewaltigen Ideallen aus der Geschichte aller Völker und Zeiten im Sittenunterricht. Er wollte ein Fesseln und anschauliches Bild einer solchen Schule einer hoffentlich nicht zu fernen Zukunft.

Den letzten Vortrag hielt Professor Dr. Bruno Meyer-Berlin über „Religion und Ethik." Auch seine Ausführungen dürften weitestlich dazu beigetragen haben, die Bestrebungen der Liga gegen den Vorwurf eines unfruchtbaren, auf viele Gemüter verletzend wirkenden Radikalismus zu schützen. Ueber das Verhältnis zwischen Religion und Ethik sei zu sagen, daß ursprünglich die Religion Alles umfaßte, worüber die Menschen nur Ahnungen besaßen, z. B. auch die Summe der Vorstellungen über den Bau des Himmelsgewölbes. Wie sich die Astronomie allmählich von ihr losgelöst, so nach und nach auch andere Vorstellungskreise der wachsenden Gewißheiten. In gleichen Falle sei jetzt die Ethik, ohne daß mit ihrer Ablösung dem Kern der Religion irgend welcher Eintrag geschehe.

In einer kurzen sich anschließenden Diskussion wurde von zwei Rednern einzig und allein der tief pessimistischen Anschauung Ausdruck gegeben, daß wir uns in Preußen z. Z. im Fahrwasser einer übermächtigen Reaktion befinden und leider Gottes aller Proteste des Volkes das Gesichtchen eintreten und die verhängnisvolle und verhaßte Schulvorlage Gesetz werden wird.

•

Weitere öffentliche Versammlungen fanden noch statt: in Luzern, wo Dr. Penzig an zwei Tagen über: „Das Kind und die Religion in der Familie und in der Schule" sprach, die dort etwa 100 Mitglieder zählende „Vereinigung Gleichgesinnter" wurde körperschaftliches Mitglied; in Ulm, wo derselbe über „Verwirklichung der Schule" berichtete, ebenso in Karlsruhe i. B. (große Versammlung von etwa 500 Personen), in Frankfurt a. M. (zwei Vorträge bei überfüllten Saale); in Marburg i. H. und in Stuttgart. Die offizielle Konstituierung der Liga ist für Ende September d. Js. in Charlottenburg-Berlin in Aussicht genommen. Zu den vorliegend abgedruckten von dem geschäftsführenden Komitee gebilligten Satzungs-Entwurf erbitten wir Meinungsäußerungen an den verantwortlich Zeichnenden.

*) Selber erschienen in „Der Säemann," Monatsschrift für pädagogische Reform, herausgegeben von C. Götze-Hamburg; Verlag B. G. Teubner; Leipzig.

Quittung.

Vom 1. Januar bis zum Juni gingen ein: Fritz Reinhard, Dresden Mark 4,—. C. H. Thiele, Jena 10,—. L. Schubert, Hannover 5,—. K. Kübler, Geislingen 2,—. A. Andreae, Frankfurt a. M. 3,—. J. W. Salé, Pforzheim 5,—. F. H. Müller, Bremen 2,—. Fr. Bolte, Bremen 2,—. F. Eberspecher, Ulm 3,—. Drei Freiburger Studenten, Freiburg i. B. 30,—. Prof. Döring, Lichterfelde 2,—. H. Graßheim, Berlin 5,—. W. Fallscher, Berlin 5,—. M. Klien, Dresden 3,—. Fr. Hoffmeister, Dresden 3,—. Dr. A. Levinsohn, Berlin 5,—. Dr. Juliusburger, Steglitz 3,—. Bund für alkoholfreie Kultur 2,—. W. Manasse, Berlin 2,—. F. Dannheimer, Worms 3,—. W. Schupp, Charlottenburg 3,—. A. v. Harder, Mannheim 5,—. M. Glausch, Klotzsche 10,—. Dr. Kirchberger, Fulda 3,—. Fr. Jacobu, Berlin 2,—. A. Bantleon, Geislingen 2,—. Basquan, Wetzelheim 3,—. B. Jodlowsky, Charlottenburg 5,—. A. Herbster, Kandern 3,—. W. Wimpf, Liegnitz 4,—. G. Weber, Waldshut 2,—. Dr. Kirchhein, Frankfurt a. M. 10,—. Prof. Dr. Waldeyer, Berlin 8,—. Dr. K. Schmeigelß, Wellmünster 10,—. A. Parzs, Stadt Paura 2,—. Dr. jur. G. Herzfeld, Wilhpark 10,—. H. Wulff, Elbhorff 5,—. M. Roegner, Lauban 6,—. G. Helene, Nürnberg 5,—. Dr. Brandt, Lüchow 5,—. Direktor A. H. Charlottenburg 10,—. Dr. E. Coester, Wiesbaden 15,—. Dr. G. Kienert, Reutti 3,—. W. Schwab, Darmstadt 5,—. W. Stiller, Leipzig 3,—. Oberlehrer Milan, Kreuznach 10,—. W. Händel, Karlsruhe i. B. 15,—. O. Rhenhold, Hannover 10,—. G. Jahn, Jena 2,—. G. Rauch, Straßburg i. E. 2,—. Steudel, Calw 3,—. Prof. Fischer, Karlsruhe i. B. 2,—. A. Beit, Worms 3,—. W. Rohmer, Frankfurt a. M. 20,—. R. Haupt, Frankfurt a. M. 5,—. Neumann, Kreuznach 5,—. W. Wodtke, Nienhorf 3,—. W. Noll, Münchberg 2,—. J. Plager, Aufhausen 2,—. Roggenkamp, Bujendorf 2,—. Fr. Sachse, Dresden 3,—. M. Kirchberger, Niederlahnstein 5,—. Burmeister, Bremen 3,—. Dr. Spiegel, Charlottenburg 5,—. L. Schmidt, Stuttgart 3,—. W. Pflüger, Stuttgart 3,—. A. Reichle, Stuttgart 2,—. M. Kettnaker, Stuttgart 2,—. A. Hennig, Oberspaar 2,—. Joh. Hennig-Bimpf, Oberspaar 2,—. Major von Weger, Köln a. Rh. 15,—. Humanistische Gemeinde, Berlin 30,—. K. Weger, Annahütte 3,—. Freireligiöse Gemeinde Ulm 10,—. M. Marx, Baden-Baden 50,—. C. Peters, Frankfurt a. M. 10,—. E. Dofenheimer, Ludwigshafen 18,—. E. Simon, Wiesbaden 5,—. Reg.-Rat Müller, Gotha 3,—. J. Jaffe, Berlin 5,—. A. Dreßler, Mannheim 40,—. H. Scherbius, Frankfurt a. M. 5,—. Ad. Schmidt, Leipzig 3,—. J. Hedtmann jun., Gadelsberg 5,—. R. H. Schröer, Nicolaistee 20,—. n. b. Leuben, Berlin 10,—. M. Wolff, Berlin 2,—. E. Andreae, Baden 2,—. Geh. Justizrat Friedrich, Berlin 5,—. R. Hoffmann, Jannowitz 3,—. Aug. Foerster, Charlottenburg 5,—. Direktor Stern, Grunewald 10,—. L. Schubert, Hannover 5,60. Dr. Simon, Grunewald 4,—. H. Nacken, Charlottenburg 10,—. S. Boehm, Berlin 3,—. H. Goll, Frankfurt a. M. 3,—. H. Schert, Berlin 5,—. Dr. Christel, Metz 5,—. M. David, Frankfurt a. M. 5,—. Dr. Schulein, Salatiga auf Java 10,—. H. Ockelmann, Hamburg 1,—. Chr. Moormann, Hamburg 1,—. Hutb, Altglienicke 3,—. Dr. E. Feder, Berlin 3,—. Dr. P. Alexander, Charlottenburg 3,—. O. David, Frankfurt a. M. 5,—. Dr. Heltin, München 5,—. A. Offenburger, Karlsruhe i. B. 2,—. Pfarre, Halle a. S. 3,—. S. Jadel, Berlin 3,—. Prof. Schmidt, Müllheim 5,—. Karl Scholl, München 5,—. Dr. Kronenberg, Berlin 9,—. Dominik, Schönneuig 2,—. J. Schneiermann, Ansbach 3,—. A. Silbermann, Ansbach 2,—. Prof. Metzger, Heidelberg 5,—. H. Döring, Bremen 4,—. Summa: Mk. 742,50.

Mit herzlichem Dank

Dr. Penzig.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig, Charlottenburg, Grolmanstraße Nr. 15.
Druck und Verlag: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

Deutsche Liga für weltliche Schule und Moralunterricht.

Zwanglose Mitteilungen. Charlottenburg im Oktober 1906. № 3/4.

Unser Ziel: Befreiung der Schule von jeder kirchlichen Bevormundung und Ersetzung des konfessionellen Religionsunterrichts in der Schule durch Moralunterricht im Sinne einer gemeinsamen, menschenverbindenden Lebenskunde.

Die Konstituierung unseres Bundes.

Nach mehr als Jahresfrist eines verhältnismäßig stillen Werdens für unsere Ideen ist es nunmehr an der Zeit, der lockeren Vereinigung Gleichgesinnter feste Form zu geben. Wir laden also hierdurch alle unsere Mitglieder ein zur

konstituierenden General-Versammlung

am Montag, den 5. November 1906, abends 8 Uhr,

nach **Charlottenburg**, im Saale des Logenrestaurants, Berlinerstr. Nr. 61. Eing. Kirchhofstr.

Die Wahl des Ortes erfolgte aus rein praktischen Gründen, ohne der Bestimmung des § 10 des Satzungsentwurfs vorzugreifen, wonach die Jahresversammlung den Sitz des Bundes bestimmt, da etwa ein Viertel aller Mitglieder in Groß-Berlin wohnhaft sind. Propagandareisen des Unterzeichneten bedingten die Verschiebung des Termins von Ende September, wie zunächst geplant, bis jetzt. Die Tagesordnung wird in folgender Weise festgesetzt:

1. Eröffnungsansprache von Herrn Dr. Penzig.
2. Beratung und Beschlußfassung über den (in Nr. 2 der Mitteilungen veröffentlichten) Satzungsentwurf.
3. Wahl des Vorstandes.
4. Bericht des Herrn Gustav Spiller, London, über die Arbeit und die Erfolge der englischen Liga für Moralunterricht.
5. Entwurf eines Aktionsprogramms für den Bund.
6. Anregungen aus dem Mitgliederkreise.

Wir bitten dringend um recht rege Beteiligung, insbesondere der Mitglieder in Groß-Berlin und ersuchen, obwohl wir von der großen Oeffentlichkeit einer Vortragsversammlung mit Rücksicht auf den Zweck der Tagung absehen mußten, möglichst viel Freunde unserer Bewegung und Gesinnungsgenossen mitzubringen.

*

Seit dem Ausgang unserer letzten Nummer der Zwanglosen Mitteilungen vom Juni d. J. hat begreiflicherweise mit Rücksicht auf die große sommerliche Erholungspause aller Geistesarbeiter nicht viel geschehen können. Wir haben Flugblatt Nr. 3, die gedankenreichen Ausführungen des Herrn Geheimrat Professor Dr. W. Foerster, in über zwölftausend Exemplaren namentlich in den Kreisen der frei gesinnten Geistlichkeit (Beilage zu Nr. 32 der „Christlichen Welt", Marburg), in Lehrerkreisen (Beilage zu Nr. 63 der „Preußischen Schulzeitung", Liegnitz und Nr. 18 des „Ostfriesischen Schulblattes", Norden) und endlich unter den Freunden der ethischen Bewegung (Beilage zu Nr. 13 der „Ethischen Kultur") verbreitet.

Auf eine sofortige und direkte Wirkung haben wir nicht gerechnet und sind darum durch den Mangel eines lauteren Echos nicht enttäuscht worden; wir haben die Arbeit des stetig fallenden Tropfens dem Stein des Vorurteils gegenüber zu leisten. Wer kulturgeschichtliche Wandlungen im Tempo politischer Augenblickserfolge erwartet, der verkennt, daß die Schnelligkeit der Oberflächenbewegung im umgekehrten Verhältnis zur Tiefe eines Stromes zu stehen pflegt.

Auf einer Ende Juni in Eisenach abgehaltenen internationalen Konferenz der ethischen Gesellschaften der verschiedenen Länder, die zur Begründung eines internationalen ethischen Bundes führte, wurde auch unser Problem behandelt.

Ein Ausschuß für die internationale Förderung der ethischen Erziehung und des Moralunterrichtes (bestehend aus den Herren P. Chubb [New-York], Dr. Stanton Coit [London], Dr. Penzig [Berlin]) empfahl und erreichte folgende Beschlüsse: 1. Das Komitee, verstärkt durch geeignete Zuwahl (Dr. Elliott [New-York], Gustav Spiller [erst London, jetzt Berlin] u. a.), soll eine ständige Organisation für diesen Zweck bleiben. 2. Es ist eine möglichst vollständige Bibliographie und ein Bulletin über die Fortschritte dieser Bewegung zu schaffen. 3. Möglichst in allen Ländern sollen Ligen für Erhaltung oder für Einführung des Moralunterrichts in den öffentlichen Schulen, sowie für Verwirklichung der Schule gegründet werden. 4. Das Komitee hat den Austausch der Erfahrungen über Methodik und Ausgestaltung der ethischen Erziehung unter den verschiedenen Ländern zu vermitteln und dazu 5. die Berufung eines internationalen Kongresses der Morallehrer in's Auge zu fassen.

Endlich ist mitzuteilen, daß von dem geschäftsführenden Komitee unseres Bundes der Anregung, die von verschiedenen deutschen Vereinigungen zum Zweck eines Zusammenschlusses der freigesinnten Organisationen für gemeinsame praktische Arbeit ausging, entsprochen wurde; es wurden die Herren Dr. Pfungst-Frankfurt a. M., Prof. Dr. Bruno Meyer-Berlin und Dr. Penzig-Berlin ermächtigt, den betr. Vorbesprechungen als Vertreter der Liga beizuwohnen.

Die Zahl der Mitglieder ist auf 422 Einzelpersonen und neun körperschaftliche Mitglieder (z. T. mit Hunderten von Einzelmitgliedern) gestiegen. In Luzern hielt der Unterzeichnete neuerdings einen sechstägigen Vortragszyklus über „Ethische Kultur in der Schule" ab; es wird dort an etwa 100 Kinder regelmäßig Moralunterricht erteilt, wenn auch neuerdings

Digitized by Google

die klerikale Partei durch ein sehr geschicktes Pamphlet („Der moderne Luzerner, woher er kommt, wie er lebt, wohin er geht") die aufgehende Staat zu vernichten versucht hat.

•

Im Anschluß daran einige Worte über die Schwierigkeiten, die aus der Haltung der Regierungen unseren Bestrebungen gegenüber erwachsen. Für Preußen wird die Sachlage erhellt durch die Antwort, die der preußische Kultusminister neuerdings der Charlottenburger Stadtverordnetenversammlung auf ihre Beschwerde über die Nichtbestätigung des Unterzeichneten erteilt hat, der von dieser Körperschaft einstimmig zum Mitglied der städtischen Schuldeputation gewählt worden war. Die Verfügung hat folgenden Wortlaut:

„Nach Prüfung des Sachverhaltes kann ich mich nicht veranlaßt sehen, die Entscheidung der königlichen Regierung zu Potsdam, durch welche dem zum Mitgliede der Schuldeputation gewählten Dr. Penzig die Bestätigung versagt worden ist, aufzuheben. Der Genannte vertritt in Schriften und Vorträgen die Ansicht, daß der Religionsunterricht aus der Schule zu entfernen und durch einen Moralunterricht zu ersetzen sei. Nach den bestehenden Vorschriften gehört der Religionsunterricht zu den Hauptgegenständen des preußischen Volksschulunterrichts. Wenn Dr. Penzig demnach eine der wesentlichsten Grundlagen der preußischen Volksschule, und zwar, wie insbesondere seine Schrift über den „Kulturkampf um die Schule" beweist, planmäßig und in entschiedenster Form bekämpft, so erscheint er nicht geeignet, in einer autoritativen Stellung an der Verwaltung und Beaufsichtigung der Schule mitzuwirken."

Nach Abzug alles Persönlichen bleibt immerhin als offizielle Anschauung des höchsten Beamten im Schulwesen übrig, daß ein planmäßiges und entschiedenes Eintreten für die Ziele unserer Bewegung für eine autoritative Stellung in der Verwaltung und Beaufsichtigung der Schule (d. h. immer der Volksschule, da meine Stellung als Mitglied der städtischen Deputation für höheres Schulwesen und der Deputation für das Fortbildungsschulwesen nicht angegriffen worden ist,) ungeeignet mache. Es ist daher nicht ausgeschlossen, wenn wir es auch als eine unzulässige Verletzung ihrer staatsbürgerlichen Rechte ansehen müßten, daß von ihrer vorgesetzten Behörde den preußischen Lehrern, die sich uns angeschlossen haben, Schwierigkeiten bereitet werden könnten. Anderseits zwingt uns das preußische Vereinsrecht, wenn wir unseren Bund erst einmal konstituiert haben, zur Einreichung unseres Mitgliederverzeichnisses. Wir halten es daher nur für billig, unseren Mitgliedern, soweit sie sich in der bezeichneten Lage befinden, Gelegenheit zu geben, ihre offizielle Mitgliedschaft gegebenen Falls zurückzuziehen.

Wir wissen, daß sachlich an ihrer freundlichen Stellung zu unseren Bestrebungen dadurch nichts geändert wird, es sei denn, daß die obrigkeitliche Bevormundung, die auch das ehrlichste Reformstreben auf dem eigensten Berufsgebiet von der Genehmigung der Vorgesetzten abhängig macht, die zornige Entrüstung über die Knechtschaft der Schule steigern muß; und wir werden ferner Mittel und Wege finden, mit allen diesen unseren Freunden auf völlig privatem Wege in dauernder Fühlung zu bleiben. Aber wir hielten es für ein Gebot der Klugheit und der Gerechtigkeit, auch hier unseren — vielleicht übertriebenen — Besorgnissen Ausdruck zu verleihen und ausdrücklich zu erklären, daß wir auf eine solche „Fahnenflucht" durchaus keinen Stein zu werfen haben. Eppur si muove!

•

Endlich einige vorbereitenden Worte über das **Aktionsprogramm**, ohne der konstituierenden Versammlung vorgreifen zu wollen. Im Vordergrunde wird nach wie vor

A. die Ausbreitung unserer Bewegung

stehen müssen. Zu diesem Zwecke empfehlen wir 1) die Bildung von Ortsgruppen. Nach unserer Statistik sind fast alle größeren deutschen Städte (ausdrücklich nennen wir: Berlin, Frankfurt a. M., Hamburg, Stuttgart, Bremen, Tilsit, München, Mannheim, Wiesbaden, Magdeburg, Hannover, Karlsruhe, Ulm, Dresden, Kiel, Nürnberg, Worms, Konstanz, Straßburg, Jena, Heidelberg, Bonn, Darmstadt, Schwerin, Freiburg i. B., Leipzig, Breslau) mit einer Anzahl von Mitgliedern vertreten, die von 5 bis 100 schwankt. Es bedarf dort überall nur einer Persönlichkeit, die nicht bloß Auchmitglied ist, sondern die der Sache einige wenige Zeit und Opfer bringen möchte, um die Zerstreuten zu sammeln, vielleicht monatlich einmal zu einer Besprechung zu vereinigen und so einen „Ansteckungsherd für das Gift unserer Anschauungen" zu schaffen. Die betreffenden Adressen und geeignete Flugblätter liefert die Zentrale. Von solchen Gruppen, allein oder in Verbindung mit geistesverwandten Vereinigungen für Volksbildung ꝛc., müßten 2. Redner berufen werden, die über die Fragen der Trennung von Staat, Kirche und Schule, über Moral-Pädagogik, die Praxis des Konfessionsunterrichtes und der moralischen Unterweisung, über die Verweltlichung der Schule in anderen Ländern ꝛc. Aufklärung verbreiten könnten. Auch für die (bescheidene) Honorierung solcher Redner und die Deckung der Reisekosten müßte die Zentrale aufkommen, während die Lokalspesen (Ankündigung der Vorträge durch Plakate und Inserate, Lokalmiete ꝛc.) in der Regel von den örtlichen Gruppen getragen werden sollten, die sich, wo der Brauch es zuläßt, durch ein geringes Eintrittsgeld bezw. Tellersammlung schadlos halten könnten.

Neben dem lebendigen Wort müßten 3. Flugblätter in derselben scheinbar verschwenderischen Art, wie die Natur Lebenskeime zu verbreiten pflegt, ausgestreut werden, nicht nur bei Versammlungen, sondern durch Verteilung von Haus zu Haus, durch Boten, Post oder Paketfahrt u. dgl. Freunden unserer Sache ist hier Gelegenheit geboten, mit verhältnismäßig geringen Mitteln bedeutende Erfolge zu erzielen.

Für die Abfassung kurzer und schlagender Artikel, die sich dazu eignen, erbitten wir erneut die Mitwirkung aller Gesinnungsgenossen.

Für die Redaktion dieser Flugschriften, die Unterbringung geeigneter Propaganda-Artikel in der gesamten Presse, die Herausgabe kleiner Broschüren und der „Zwanglosen Mitteilungen", die vielleicht zu einer Gratis-Zeitungs-Korrespondenz umzugestalten oder zu erweitern wären, sollte endlich 4. ein zentrales Preßkomitee eingesetzt werden, während dem Vorstand die

Digitized by Google

Vertretung der Liga nach außen, die Anknüpfung von Verbindungen mit gleichen Vereinigungen im Ausland und ähnlich gesinnten Organisationen des Inlands, die Sammlung der Literatur zu einer Bibliothek u. a. m. überlassen bleiben.

Damit kommen wir zu der zweiten hochwichtigen Aufgabe:

B. die Vertiefung unserer Bewegung. Es kann auch für den Kenner der bestehenden Literatur nicht zweifelhaft sein, daß, schon ehe an eine wirkliche, selbst nur fakultative Einführung des Moralunterrichts in die Schulen gedacht werden kann, 1) die Reihe der Hilfsbücher, sowohl für die Hand des Lehrers, wie (vielleicht) auch für die der Schüler, erheblich erweitert werden muß. Ist doch die Methodik des Moralunterrichts, mindestens auf dem Boden deutscher Erziehung, noch kaum angebaut, während für Kultur- und religionsgeschichtliche Unterweisung neuerdings eine Anzahl brauchbarer Sammlungen (vgl. z. B. die Literatur für Fortbildungsschulen) erschienen ist. So fehlt es (bei aller Würdigung des bereits von verschiedenen Seiten Geleisteten) wohl zunächst an wirklich guten Anleitungen für die Erteilung des „ethischen Anschauungsunterrichts“ (4.—6. Schuljahr), an praktischen Leitfäden zur Orientierung im Gebiete der Ethik, an geschickt und taktvoll zusammengestellten Sammlungen von Lese- bezw. Erzählstoff, an dem die Schüler unter der nicht aufdringlichen und fast unmerkbaren Leitung des Lehrers ihr sittliches Urteil entwickeln könnten; auch die Systematik verträgt durchaus weitere Anregungen. Hier ist die Mitarbeit gerade der im praktischen Schuldienst stehenden Lehrer und Lehrerinnen von der allergrößten Bedeutung. Solange nun einer solchen Arbeit nicht die Hoffnung auf großen buchhändlerischen Gewinn für Autor und Verleger winkt, müßte der Bund durch Auswahl geeigneter Persönlichkeiten und möglichst finanzielle Unterstützung bei der Drucklegung einspringen.

Hand in Hand damit sollte gehen 2) die Bildung privater Moral-Unterrichtszirkel, mindestens in größeren Städten, wo freigesinnte Eltern für solche Unterweisung, die schon aus rein pädagogischen Gründen vor jeder polemischen Zuspitzung gegen den Konfessionsunterricht frei zu halten ist, ziemlich leicht willig gemacht werden können. Wir müssen notwendig zuerst eine Praxis haben, die unsere Theorie bestrachtet und verbessert. Wo immer Waisenhäuser, Jugendhorte, Fürsorgeerziehungsanstalten, Stiftungsschulen u. ä. weltlichen Patronats bestehen, wäre der Versuch zu machen, die leitenden Persönlichkeiten für einen Versuch mit dem Moralunterricht zu interessieren. An städtischen Fortbildungsschulen und gewerblichen, kaufmännischen ꝛc. Fachschulen dürfte sich die Anknüpfung an den Unterricht in Gesetzes- und Bürgerkunde empfehlen. Aber auch private Erziehungsanstalten mit etwas größerer Bewegungsfreiheit sind zu gewinnen, wofern nur die direkte Bekämpfung des meist von der staatlichen Aufsichtsbehörde geforderten Religionsunterrichtes vermieden wird.

Das leitet uns direkt auf die allerwichtigste und entscheidende Aufgabe 3) die Ausbildung von Morallehrern. Ohne hier auf die weitausschauenden Pläne und Vorarbeiten für Schaffung einer „freien ethisch-sozialen Akademie“ einzugehen, deren Verwirklichung wohl noch einer späteren Zukunft vorbehalten bleiben muß, wollen wir nur den Weg andeuten, auf dem neben der privaten Vorbereitung auf die Erteilung des Moralunterrichts die Gemeinschaftshilfe einsetzen könnte. Für moralpädagogische Studienzirkel, die sich innerhalb der Fachvereine der Lehrer zusammenfinden, müßte die unentgeltliche Beschaffung der vorhandenen Literatur angestrebt werden. Außerordentlich wünschenswert wäre ferner die Veranstaltung freier ethischer Ferienkurse für Lehrer, im Anschluß an die vielfach bereits abgehaltenen Ferienvorlesungen von Universitätslehrern, pädagogische Fortbildungskurse u. dergl. Wenn auch diese Versuche, zum mindesten in Preußen, nicht auf irgend welche wohlwollende Unterstützung seitens der Behörden zu rechnen haben, so könnten sie doch ohne Zweifel im Rahmen der Universitäts-Ausdehnungs-, Volksbildungs- und freien Volkshochschul-Bewegung einen von Gunst oder Ungunst der Regierungen unabhängigen Platz finden. Uebrigens sind auch in den Kreisen der Leiter und Lehrer von Seminaren nicht allzu selten aufrechte Persönlichkeiten zu finden, die, immer im Rahmen des Möglichen, einer allmählichen Reform des Religionsunterrichtes nach ethischer Vertiefung hin nicht völlig abweisend gegenüber stehen.

•

Wenn nun bei all solchen Vorschlägen die Montecuculi'sche Forderung: Geld, Geld und nochmals Geld! für unseren Feldzug Beforgnisse bereitet, dem seien zum Trost noch wenige Worte gewidmet. Es darf kühnlich ausgesprochen werden, und ist uns von denen, die es angeht, ausdrücklich bestätigt worden: für praktische, nicht utopische, Reformforderungen dieser und ähnlicher Art sind, auch in Deutschland, die Summen noch immer zu finden. Zu tief greift ja die Gewissensnot unserer Jugend und ihrer Eltern in das Leben und die Zukunftshoffnungen unseres Volkes ein, als daß sie nicht freudige Opferwilligkeit erzeugen müßte. Und wir dürfen auch, wenn es erlaubt ist, vom Kleinen auf Großes zu schließen, darauf hinweisen, daß, wie aus den s. Z. veröffentlichten Quittungen ersichtlich, in der kurzen Zeit unseres losceren Bestehens, zumeist aus kleinen freiwilligen Beiträgen, die immerhin, mit der Zahl der Mitglieder verglichen, ansehnliche Summe von über 2000 Mk. im zweiten Halbjahr 1905 zusammengeflossen, im Jahre 1906 aber unser vorsichtiger Voranschlag auf rund 1000 Mk. bereits jetzt überschritten worden ist. Auch gibt uns die Zusammensetzung unseres Mitgliederbestandes die Hoffnung, daß, sobald nur erst greifbare praktische Aufgaben zu lösen sind, die Mittel dazu nicht verweigert werden dürften.

Wir bitten also unsere Freunde herzlich, auch wenn im Anfang bei den ungeheuer großen Widerständen, die wir zu überwinden haben, die Erfolge nur sehr langsam und wenig sichtbar erscheinen, dennoch den Mut nicht zu verlieren. Wir kämpfen für die sittliche **und religiöse** Gesundung unserer Jugend.

Dr. R. Penzig.

Digitized by Google

Ein Wort für die weltliche Schule.

Es scheint geradezu verwegen, nach drei solchen Nackenschlägen, wie das preußische Schulgesetz, die Stellungnahme des Münchener Lehrertages und das Scheitern der Bremer Bewegung, noch für die weltliche Schule eintreten zu wollen. Tatsächlich aber findet jeder dieser drei Vorgänge seine Erklärung in momentanen Spezialverhältnissen, die den Versuch nicht ausschließen, die öffentliche Meinung durch zähes Werben für das endgültig Richtige und dauernd Haltbare zu gewinnen. In der Bevorzugung der konfessionellen Schule kommt das Interesse der Religionsgesellschaften, das die bürgerliche Gemeinschaft infolge altgewohnter, aber rückständiger Denkgewohnheiten für mit dem ihrigen identisch hält, durch rücksichtslosen Machtgebrauch zur Geltung. In München handelte es sich um die unter den gegebenen Verhältnissen taktisch allein richtige praktische Haltung einer großen Körperschaft, in Bremen um einen Vorstoß, der das gewonnene Terrain nicht behaupten konnte.

Demgegenüber ist es durchaus kein sinnloses Beginnen, von langer Hand und zunächst rein theoretisch für das Prinzip der Zukunft zu werben.

Die Religionsgemeinschaften erheben im eigensten Interesse Ansprüche an die öffentliche Schule. Mögen sie glauben, daß das ewige Seelenheil der Kinder, für das sie sich verantwortlich glauben, auf dem Spiele stehe, mögen sie nur im Drange der Selbsterhaltung an ihren eigenen Fortbestand denken, jedenfalls fordern sie, daß je nach der äußerlichen Zugehörigkeit der Eltern zu einer Religionsgemeinschaft die öffentliche Schule das heranwachsende Geschlecht in ihre Lehre und ihr Herkommen einführe und zu möglichst lebendigen Gliedern der betreffenden Gemeinschaft heranbilde. Und weil sie diese Aufgabe für die bei weitem wichtigste Obliegenheit der Schule halten, soll nicht nur der ganze Unterricht und das gesamte Schulleben den Stempel dieser bestimmten Religionsgemeinschaft an sich tragen, sondern die Schule muß der Aufsicht der Organe derselben unterstellt werden, und auch die Ausbildung der Lehrer muß in diesem Sinne und Geiste stattfinden.

Dieser extreme Anspruch kann als Rechtsanspruch in keinem Sinne anerkannt werden. Nach dem formalen Rechte hat einen Anspruch an die Schule die bürgerliche Gemeinschaft, die sie als einen unentbehrlichen Faktor ihres eigenen Bestehens unterhält, und die Familie, die ihr Teuerstes ihr übergibt.

Aber es könnte sich ja vielleicht durch einen glücklichen Zufall eine solche Harmonie der Interessen herausstellen, daß durch das von den Religionsgemeinschaften Beanspruchte gerade genau das geleistet würde, was die bürgerliche Gemeinschaft und die Familie von der Schule verlangt. In diesem Falle könnten sich ja diese beiden Interessenten solche Bevormundung der Schule gern gefallen lassen, ja sie dankbar akzeptieren. Leider aber leben wir nicht mehr in so idullischen Zuständen. In unserer zerklüfteten Kulturwelt ist dies friedliche Kompagniegeschäft schlechthin ausgeschlossen.

Der Staat ist, wie Luther von der Ehe sagt, „ein weltlich Geschäfte". Die bürgerliche Gemeinschaft muß von der Schule diejenige Ausbildung der Jugend verlangen, ohne die der dauernde Bestand einer Kulturgemeinschaft in höherem Sinne unmöglich ist. Dazu bedarf es zunächst der allgemeinen Verbreitung gewisser Kenntnisse und Fertigkeiten. Zu den im Interesse des Staates zu fordernden Kenntnissen gehört auch der — in Frankreich seit mehreren Jahrzehnten eingeführte — „Bürgerunterricht", an den sich auch eine ganze objektiv gehaltene Belehrung über die im Staate bestehenden Religionsgemeinschaften anschließen müßte. Vor allem aber muß der Staat eine nachdrückliche und nachhaltige Stärkung des sozialen Geistes in der Jugend fordern, wozu außer dem das ganze Schulleben durchdringenden sittlichen Geiste vornehmlich auch ein zur höchsten Wirksamkeit gesteigerter Moralunterricht, den Pflichtenkreis des modernen Menschen und das verpflichtende Prinzip umfassend, unumgänglich ist. Einen besonderen Religionsunterricht im Sinne der Beibringung bestimmter religiöser Ueberzeugungen zu fordern, hat der Staat an sich kein Interesse. Er müßte ihn im Interesse seines eigenen Bestandes fordern, wenn Religion zur Begründung des sozialen Geistes das wirksamste, das unentbehrlichste Mittel wäre. Ein solches Mittel aber könnte die Religion nur unter einer dreifachen Voraussetzung bilden: 1. Es müßte nicht eine Mannigfaltigkeit sich gegenseitig befehdender, die Eintracht der Bürger bedrohender und den sozialen Geist beeinträchtigender Religionsgemeinschaften geben, sondern es müßte im Staate Glaubenseinheit herrschen; 2. die religiösen Satzungen müßten direkt auf eine sittliche Lebensführung im vorbezeichneten Sinne hinführen, die sittliche Forderung müßte sich in allen Einzelheiten aus ihnen ableiten lassen, der Moralunterricht im vorstehend gekennzeichneten Sinne müßte sich als ein zugehöriger Bestandteil in den Religionsunterricht einfügen; 3. die religiöse Begründung der sittlichen Forderung müßte im Einklang mit der Wissenschaft und Zeitbildung stehen, so daß nicht etwa ein Irrewerden der Erwachsenen oder selbst schon der Schuljugend an der religiösen Voraussetzung zugleich ein Irrewerden an den darauf gestützten sittlichen Forderungen nach sich ziehen könnte.

Soweit auch nur eine dieser drei Voraussetzungen nicht zutrifft, hat die bürgerliche Gemeinschaft kein Interesse, die Konfessionalität der Schule zu fordern. Ja, sie tut damit etwas nicht nur Ueberflüssiges, sondern ihrem eigenen Gedeihen direkt Entgegenwirkendes.

Da fehlt also diese schöne Harmonie der Interessen ganz und gar.

Die Anforderung der Eltern nimmt von dem Wunsche, ihre Kinder dauernd glücklich zu sehen, ihren Ausgangspunkt. Von diesem aus würde ja zunächst das nach dem Vorstehenden vom Staate Beanspruchte auch ihren Interessen entsprechen. Sie werden aber wünschen, daß auch noch darüber hinaus ihren Kindern der wahre Weg des Glücks und Heils gewiesen werde. Welches aber dieser sei, darüber gehen heute die Ansichten der Familien in geradezu beispiellos widersprechender Weise auseinander, und es ist ganz hoffnungslos, durch eine ein-

Digitized by Google

heitliche Veranstaltung in dieser Beziehung den Anforderungen aller Eltern entsprechen zu wollen.

Eine besondere Schwierigkeit erwächst der Vertretung der Interessen auch der Religionsgemeinschaften durch die Schule aus der Beschaffung des Lehrerpersonals. Ein werdender oder im Amte stehender Lehrer ist kein leeres Blatt, auf das man Beliebiges schreiben kann, kein Tonklumpen, den man beliebig kneten kann. Als strebender, ideal gerichteter Mensch wird er von den geistigen Strömungen der Zeit ergriffen. Die Rechtgläubigkeit scheut zwar auch heute noch nicht vor Vergewaltigung der Gewissen durch Ukas und Schikane zurück, aber sie erreicht dadurch doch schließlich nur ein höheres Analogon zur ostelbischen Landflucht: Brandmarkung des Lehrerberufs und immer zunehmender Lehrermangel ist das Resultat.

Angesichts dieser Sachlage kann auch die Simultanschule, die mit ihrem konfessionell getrennten Religionsunterricht wenigstens teilweise eine Konfessionsschule bleibt, in keiner Weise als die endgültige Lösung der Schulfrage gelten, sondern höchstens als eine erste Etappe auf dem richtigen Wege.

Eine etwas kindliche Lösungsform, die aber immer wieder auftaucht und sich der liebevollen Anhänglichkeit selbst von hochgebildeten Männern, wie des so unabhängig denkenden Kurators der Bonner Universität, Rottenburg, erfreut, ist die durch einen allgemeinen, interkonfessionellen Religionsunterricht, der angeblich jede Stellungnahme zur Religion befriedigen soll. Tatsächlich ist der dabei zu Grunde liegende Gedanke einer allgemeinen „natürlichen" Religion oder Theologie ein heute doch nicht mehr kurfähiger Nachklang aus dem 18. Jahrhundert. Auch würde er weder die Anhänger, noch die Gegner der konfessionellen Erziehung zufriedenstellen, und der Staat hätte nach dem Gesagten kein Interesse auch an dieser Form des Religionsunterrichts.

Auch ein anderer Ausweg, die Organisation der Schulen durch Interessengemeinschaften, ist wenig gangbar. An Stelle der von Staats wegen einheitlich organisierten Schulen sollen nach diesem Vorschlage genossenschaftliche Schulverbände gleichgesinnter Familien treten, die nach dem jeweiligen Gemeinsamen in großer Mannigfaltigkeit die Schulen gestalten.

Hier ergibt sich eine fast unüberseh bare Zahl von Schwierigkeiten. Zunächst müßte jedenfalls Staatsaufsicht sein. Die bürgerliche Gemeinschaft müßte verlangen, daß überhaupt der Schulpflicht in vollem Umfange genügt und das geleistet werde, wovon der Bestand der Kulturgemeinschaft abhängig ist. Und ferner: Wer stellt das den einzelnen Verbänden Gemeinsame auf, wer begründet sie, wer hält sie zusammen und sorgt, daß sie normal funktionieren? Soll der Staat, die bürgerliche Gemeinschaft nach wie vor die Unterhaltung dieser Verbandschulen bestreiten? Endlich: Eine solche Mannigfaltigkeit wäre nur in größeren Städten durchführbar, und selbst da meist nur auf Kosten eines vielstufigen Aufbaues der Schulen und naher Schulwege; auf die einklassige Dorfschule ist das Prinzip des genossenschaftlichen Schulverbandes Gleichgesinnter nicht anzuwenden.

Die einzige zutreffende Auskunft ist die weltliche Schule mit Moral- und Bürgerunterricht, wie sie das heutige Frankreich seit fast einem Menschenalter eingeführt hat. Wollen wir im Kulturfortschritt nicht ins Hintertreffen geraten, wollen wir nicht verspunsen, so müssen wir den gleichen Weg einschlagen. Nur wer sich anzupassen vermag, kommt vorwärts; wer es nicht versteht, verkümmert.

A. Döring.

Ethik und Religion.*)

Von Bruno Meyer.

Die Religion geht hervor aus einem Gefühle der Abhängigkeit von Mächten, die zum Teil bekannt, aber so übermächtig sind, daß man ihnen auf Gnade und Ungnade überliefert ist, ohne ihrem oft verderblichen Walten mit Erfolg entgegentreten zu können, teils aber gänzlich unbekannt und nur aus Wirkungen zu ahnen sind, die nicht anders als durch die Annahme solcher Mächte, mag man sie näher bezeichnen können oder nicht, wenn auch nicht erklärt, so doch anschaulich gemacht werden können. Diese überlegenen Mächte erzeugen in dem menschlichen Geiste zwei große Affekte, die Furcht und die Ehrfurcht, und beide führen gleichmäßig dazu, sich mit diesen Mächten durch jedes irgend mögliche Mittel in eine solche Beziehung zu setzen, daß die Gefährlichkeit und Feindseligkeit zwischen dem Unbekannten und der Menschenwelt dadurch wenigstens gemildert und erträglich wird; und das natürlichste Mittel hierzu ist, da der Mensch einen anderen Maßstab nicht hat als den seines eigenen Wesens, daß man versucht, diese unbekannten Mächte auf dieselbe Weise wie Menschen, denen man in ähnlicher Weise gegenübersteht, sich geneigt zu machen. Dazu gibt es zwei Wege: den Willen solcher gegenüberstehenden Machtfaktoren vorteilhaft zu beeinflussen, und sich selber diesem Willen zu unterwerfen. Das eine führt dazu, die vorgestellten Übermächte durch allerlei Opfer, Darbietungen aller Art, sowohl geistiger wie materieller, sich geneigt zu stimmen, das zweite aber dazu, selber zu handeln, wie es den vermeintlichen Wünschen und Absichten der vorgestellten übermächtigen Wesen („Götter") entspricht. Indem nun die sehr naheliegende Verwechselung eintritt, — oder vielleicht richtiger gesagt: bis die Fähigkeit zur richtigen Unterscheidung sich entwickelt, wird dasjenige, was menschlicherweise als förderlich für die Menschenwelt erkannt ist, auch als den Gottheiten wohlgefällig und deshalb von ihnen gefordert angesehen, und diejenigen Normen für das menschliche Handeln, welche wir als sittliche Forderungen bezeichnen, werden auf diesem Standpunkte des Denkens als geoffenbarte Verordnungen der Gottheit aufgegeben. Indem der einzelne sich diesen Forderungen unterwirft, macht er den eigenen Willen dem Willen der Gottheit unterthänig, tut das, was die Gottheit will, und macht sie sich so auf dem zweiten der vorher angedeuteten Wege geneigt, während zu gleicher Zeit die Beschränkung des eigenen Willens, der Verzicht auf die schrankenlose Selbstbestimmung nach augenblicklichem Belieben

*) Bruchstücke aus einem größeren Aufsatze.

Digitized by Google

ohne Rücksicht auf irgend welche Um- und Gegenstände gewissermaßen als ein geistiges Opfer an die Gottheit empfunden wird, von welchem sich annehmen läßt, daß es der Gottheit wohlgefällig sei, sie dem gehorsamen Menschen wohlgesinnt machen werden.

Ueber diesen Zustand des religiösen Denkens erhebt sich die Menschheit erst durch die vorgeschrittene Forschung, welche das Gebiet für das religiöse Denken je mehr und mehr einschränkt. Denn mit jedem Durchbrechen einer Schranke menschlichen Wissens wird ein Grenzgebiet der religiösen Vorstellungssphäre gewissermaßen überflutet und in Besitz genommen, und das religiöse Denken hat nur noch in den übrigbleibenden Teilen einen fruchtbaren Boden. Freilich darf man nicht die Vorstellung haben, als wenn hierdurch das Gebiet des Religiösen wirklich enger und namentlich entwertet würde; genau das Gegenteil ist der Fall. Die Fragen, welche das menschliche Erkennen unbeantwortet lassen muß, gehen immer tiefer, je weiter das positive Erkennen vordringt; und wenn man also in dem vorher gebrauchten Bilde bleiben will, verhält es sich mit dem religiösen Gebiete so, daß, während auf der Grenze gegen das Gebiet des Erkennens hin Teile von ihm durch Erweiterung des Wissens in Beschlag genommen werden, die jenseitige Grenze des Gebietes, über welches eine Aufklärung gewünscht, und ihr Mangel schmerzlich empfunden wird, nicht nur ebenso weit wie vorher, sondern viel weiter hinausgerückt wird. Es ist ein weit verbreiteter Irrtum, daß angenommen wird, die Ausbreitung des Wissens müsse schließlich dahin führen, daß ein religiöses Bedürfnis gar nicht mehr empfunden werde, und keine Religion mehr dem Bedürfnisse des Individuums entsprechen könne, und daher auch keine mehr vorhanden sei. Namentlich glauben sehr viele, daß die Sache damit abgetan sei, wenn sie an der Stelle, wo das religiöse Bedürfnis seine Fragezeichen macht, mit der sogenannten Erkenntnis eintreten, daß da eben „nichts zu wissen“ sei („Know nothings“). Diese Erkenntnis, daß über eine gewisse Grenze hinaus vorläufig noch nichts zu wissen ist, und irgend welche Grenzen voraussichtlich ewig bestehen bleiben werden, jenseits deren das menschliche Erkennen mit positiver Sicherheit nicht vordringen kann, ist gar nicht schwer zu gewinnen, und die hat am Ende jeder, der nur einigermaßen denkfähig und mit etwas umfangreichen Kenntnissen ausgestattet ist. Aber ebensowenig wie im menschlichen Leben das Verlangen, etwas verborgenes und geheimnisvolles kennen zu lernen, dadurch beseitigt wird, daß einem etwa der kategorische und in dem Falle unbedingt ausschlaggebende Wille eines anderen, der die Aufklärung versagt, gegenübersteht, ganz ebensowenig beruhigt sich die unendliche Wißbegierde des Menschen wirklich damit, daß die Vernunft dem Betreffenden sagt: Ueber diesen Punkt hinaus reicht das menschliche Erkennen nicht. So wie im gewöhnlichen Leben durch die mit Gewalt unbefriedigt gelassene Neugierde — nennen wir es einmal so — die Phantasie zu den überspanntesten Versuchen, sich das Verheimlichte vorzustellen, angestachelt wird, so versucht auch selbst gegen den Willen und ohne das Bewußtsein des Menschen sein Geist über die Grenzen des Erkannten und Erkennbaren hinaus vorzudringen und das Weltbild, welches sich nur lückenhaft aus seiner Erkenntnis ergibt, frei zu ergänzen; und das Bedürfnis nach dieser Ergänzung wird nun nicht etwa schwächer dadurch, daß das Erkennen sehr weit vorgedrungen ist, sondern es wird im Gegenteil stärker. Wir haben dasselbe in der Kunst bei der Nachahmung der Natur. Je weiter die Nachbildung der natürlichen Dinge bis zur vollständigen Illusion vordringt, umso empfindlicher wird das fühlbar, was der künstlerischen Nachbildung im Verhältnis zu dem wirklichen Vorbilde noch fehlt. Während der einfach in wenigen Umrißstrichen gezeichnete Kopf befriedigt, die Phantasie fruchtbar anregt und mit einer völligen Beruhigung des Verlangens abschließt, ist die in natürlichen Farben bemalte Wachsfigur mit wirklichen Haaren und wirklicher Kleidung grausenerregend; sie wirkt wie eine Leiche, wie ein entseelter Körper, und es ist gar nicht möglich, bei ihr über diesen Mangel hinwegzukommen, der doch tatsächlich sehr viel geringer ist als bei dem vorher erwähnten gezeichneten Kopfe. —

Die gewöhnlich ausschließlich so genannten religiösen Vorstellungen, die in den geschichtlich aufgetretenen „Religionen“, befriedigen das kindliche Gemüt, das noch nicht weit denkt, lassen aber das gesättigtere Wissen und das gereiftere Denken, dessen Bedürfnisse auf Tieferes und Höheres gerichtet sind und Feineres verlangen, vollkommen unbefriedigt.

Darin liegt der Grund, weswegen sich ein völlig unversöhnbarer Gegensatz zwischen Glauben und Wissen herausgestellt hat, den zu leugnen oder zu überbrücken alle Bemühungen fruchtlos gewesen sind und ergebnislos bleiben müssen. Wo Glauben und Wissen, religiöses Vorstellen und geschertes menschliches Erkennen sich widersprechen, hat ohne jeden Vorbehalt das Wissen recht, und der Glaube hat zu weichen. Der Glaube hat nur in demjenigen Gebiete eine Berechtigung, in dem nichts zu wissen ist, wenigstens vorläufig. Nun ist das menschliche Wissen längst über denjenigen Grenzstrich hinaus gedrandet, bis zu welchem hin das religiöse Vorstellen und Denken noch darstellbare, in Begriffe und Sätze faßbare Ideen zu produzieren vermochte. Alle diese Vorstellungen, ohne jegliche Ausnahme, sind durch das vorgeschrittene Wissen als unhaltbar, als kindlich, als phantastisch erkannt und erwiesen, und das religiöse Bedürfnis derjenigen, die auf der Höhe jetziger menschlicher Erkenntnis stehen, verlangt nach ganz anderen Befriedigungen, als welche irgend eine religiöse Gemeinschaft, die sich auf gewisse Glaubenssätze verständigt hat, zu bieten vermöchte.

Damit ist den „positiven“ Religionen — wie wir sie einmal mit ihrem eigenen Ausdrucke benennen wollen — keineswegs ihre kulturgeschichtliche Bedeutung abgesprochen; denn es hat Epochen in der Entwickelung der Menschheit gegeben, denen sie vollkommen genügten, und deren Bedürfnissen sie zum Teil in glänzender Weise entsprachen; ja, es wird diesen Religionen selbst nicht einmal ihre Berechtigung im Umkreise der jetzigen Welt abgesprochen, nämlich als Mittel zur Befriedigung derjenigen religiösen Bedürfnisse einzelner (es mögen so viele sein, wie sie wollen), die eine Antwort auf ihre Fragen nach den

Digitized by Google

letzten Ursachen in dieser Form noch wünschen und brauchen können. Nicht die religiösen Vorstellungen der Menschen auf verschiedenen Bildungs-, oder sagen wir lieber Kulturstufen sind das entscheidende für ihren Wert, sondern jene Kulturstufen selber, die sie erreicht haben. Je geringer diese Kulturstufe ist, um so weiter ausgedehnt in das Gebiet noch materieller Vorstellungen hinein erstreckt sich das religiöse Gebiet, und umsomehr greifen die religiösen Vorstellungen in die materielle Welt hinein, — oder sie verlangen wenigstens, es zu tun; je weiter diese Kulturstufen vorgerückt, in die Höhe gebaut sind, umsoweniger sind die dementsprechenden religiösen Vorstellungen imstande, sich irgendwie zu materialisieren. Solange das religiöse Denken sich noch materialisiert, solange brutalisiert es auch, d. h. es überhebt sich seiner Bedeutung, es vermißt sich, Wahrheit zu sein, es hält sich für berechtigt, sich als beseligend, beglückend, befreiend den anderen aufzudrängen, d. h. es geht immer auf das Proselytenmachen aus und drängt nach Herrschaft. Die verfeinerte und vertiefte Religion, welche höheren Kulturstufen entspricht, ist etwas unberührbares, ein innerstes Heiligtum des Menschen, etwas, das sich jungfräulich schamhaft vor jeder Berührung mit der Außenwelt zurückzieht, das gar nicht zu dem Gedanken kommen kann, für sich eine Geltung bei irgend einem anderen zu beanspruchen und sich einem anderen als normgebend anzubieten. Der in diesem Sinne Religiöse weiß und fühlt, daß das, was er besitzt, eine individuelle Errungenschaft ist und nur als solche, daher auch nur für das erzeugende und besitzende Individuum, Wert hat, und daß jeder andere das ihm in dieser Richtung Gemäße in derselben Weise ganz individuell aus seiner Natur, aus seinen Erlebnissen, aus seinen Anschauungen entwickeln muß. Hier kann daher auch von Herrschsucht, von Ausschließlichkeit, von Anmaßung und all' dergleichen gar keine Rede sein; dieses religiöse Leben ist Innenleben und hat mit dem äußeren menschlichen Verkehre gar nichts zu schaffen; aber es ist überaus empfindlich gegen die Minderwertigkeiten untergeordneten religiösen Denkens, welches über all' diese materiellen Anschauungen und brutalisierenden Ausdehnungsabsichten noch nicht hinausgekommen ist und sich mit Dingen in die Oeffentlichkeit drängt, die selbst in solcher untergeordneten Form für den seiner organisierten durch eine derartige Behandlung profaniert erscheinen. Nicht die Unverschämtheit einer Religionsübung, die sich mit ihren Kulthandlungen auf die Straße drängt und von jedem Vorübergehenden einen Ehrfurchtsbeweis verlangt, der unter hunderten nicht fünfen von Herzen kommt und mit dem Verstande gebilligt werden kann — nicht diese Unverschämtheit ist für die seiner organisierten das empörende und verletzende — denn dem kann sich jeder ja entziehen, indem er für die kurze Frist den Anmaßenden die Straße überläßt, die sie eben zu ziehen belieben —; das im Innersten empörende an diesen Dingen ist vielmehr, daß das Religiöse selbst in seinem Wesen dadurch prostituiert wird; und an dieser Entweihung sind selbst diejenigen auf das tiefste interessiert, denen gar nichts daran gelegen ist, ob bestimmte untergeordnete religiöse Vorstellungen durch den Kot der Straße gezerrt werden. —

Der natürliche Prozeß, durch welchen das konfessionell Religiöse überwunden ist, hat sich endgültig vollzogen und ist nicht wieder rückgängig zu machen.

In demselben Maße aber, wie die kurzsichtige Vermenschlichung des Religiösen und das Stadium des Konfessionalismus überwunden ist, verliert die Ethik in den religiösen Vorstellungen Wurzel und Halt. Nur die „positiven" Religionen, weil sie überhaupt Greifbares bieten, sind imstande, mit dem Ethischen verquickt zu werden, und sie waren auf den Kulturstufen, denen sie entstammen und entsprechen, auch durchschnittlich leidlich fähig, eine zeitgemäße Ethik zu entwickeln und zu lehren. Das ist aber längst überholt. Die positiven Religionen sind nur noch Kulturüberlebsel, die, weit entfernt, der jetzigen Menschheit Gesetze und Lehren geben zu können, nicht einmal die Fähigkeit haben, deren Denken und Trachten zu verstehen. Sie mühen sich in ethischer Beziehung daher wesentlich unfruchtbar damit ab, eine Ethik der Vergangenheit eintönig zu wiederholen, die in ihren Satzungen zum Teil für uns keinen Sinn mehr hat und zum anderen Teil Bedürfnisse und Anschauungen des modernen Lebens völlig unberücksichtigt läßt, die im Vordergrunde des Interesses für die lebende Menschheit und sicherlich auch für die Zukunft stehen. Noch hat kein Versuch der Darstellung eines ethischen Systemes auf der Grundlage irgend einer positiven Religion vermocht, aus den angeblichen Voraussetzungen heraus ethische Gedanken zu entwickeln, welche den Verhältnissen des jeweiligen Lebens entsprechen. Der Beweis dafür ist ein zwiefacher, von den beiden möglichen Seiten der Betrachtung her. Einmal stimmen in gewissen allgemeinen Forderungen die ethischen Systeme sämtlicher Religionen überein, während die Religionssysteme selbst einander in der schärfsten Weise widersprechen; andererseits haben unter der Herrschaft derselben religiösen Anschauungen, deren Beharrung von den geistlichen Lehrkörpern mit ängstlicher Sorgfalt überwacht wurde, die ethischen Forderungen im Laufe der Zeit die allererheblichsten Schwankungen im einzelnen durchgemacht. Wie aber kann man einen Gedankenzusammenhang annehmen, wenn einerseits die entgegengesetzten Voraussetzungen zu denselben Ergebnissen führen, andererseits dieselben Voraussetzungen unter veränderten äußeren Umständen handgreiflich verschiedene, manchmal entgegengesetzte Erscheinungen hervorbringen?! In der Tat ist denn auch der einzige nachgewiesene Zusammenhang zwischen den religiösen Lehrgebäuden und ihrem ethischen Systeme, wie man es ausdrücken könnte, der der Personalunion. Die religiösen Lehrsysteme geben vor, daß die ethischen Systeme von der Gottheit als Willensmeinung verkündet seien. Wer nun weiß, daß nicht die Götter die Menschen, sondern die Menschen die Götter nach ihrem Ebenbilde geschaffen haben, der weiß auch, daß dies nichts anderes in der Wirklichkeit bedeutet, als daß aus dem Menschengeiste hervorgegangenes der Gottheit in den Mund gelegt ist. In der Tat ist beispielsweise die ganze sehr umfangreiche und komplizierte mosaische Gesetzgebung, welche ja außer den zehn Geboten alles berücksichtigt, was das öffentliche und private Leben in Bezug auf Verwaltung, Hygiene usw.

Digitized by Google

betrifft, nichts weiter als der Niederschlag aus den sittlichen und damit zusammenhängenden politischen und sonstigen Anschauungen des israelitischen Volkes zur Zeit der Auswanderung aus Ägypten, ein Niederschlag, der durch den Geist des Mosis und wohl auch anderer Aktelten des Volkes hindurchgegangen, von ihnen berichtigt, erweitert und systematisiert und in dieser Form rein menschlichen Ursprunges durch einen „frommen Betrug“ als eine Vorschrift der Gottheit verkündet worden ist. Von einem Zusammenhange der ethischen Forderungen mit höheren Formen des religiösen Vorstellens kann einfach aus dem Grunde gar nicht die Rede sein, weil hier keine faßbaren Anhaltspunkte gegeben sind, und für diese Vorstellungen die notwendigste Voraussetzung zu ihrer Eignung für eine solche Grundlage fehlt, nämlich die Voraussetzung ihrer Verbreitung durch eine größere Gemeinschaft hindurch. Alle höheren religiösen Vorstellungen sind individuell und können daher gar nicht auf den Gedanken verfallen, einer allgemeinen ethischen Gesetzgebung zum Ursprunge dienen zu wollen oder zu können. So fällt die Ethik also auf natürlichem Wege aus dem Umkreise des Religiösen, in den sie sowieso nur künstlich eingedämmt war, heraus: sie wird selbständig, sie wird als das erkannt und behandelt, was sie in Wahrheit von je her gewesen ist, nämlich eine autonome, d. h. von dem Menschen selbst gemachte Gesetzgebung zum Zwecke der Ermöglichung eines geordneten Gemeinschaftslebens; und ihre Gesetze können daher nur aus menschlichen Quellen abgeleitet werden; sie gründen sich auf die Natur der Menschen und auf die Verhältnisse der menschlichen Gemeinschaft.

Moralunterricht in England.

Der eben erschienene Schulkodex (Code of Education) für 1906 wird bemerkenswert, ja epochemachend durch die Stellungnahme des Unterrichtsministers zu der Frage des Moralunterrichtes. Seine Einführung in den Volksschulen von England und Wales wird allen Schulbehörden nahegelegt. Sind hierdurch die betreffenden Direktoren auch nicht zur Einführung des Moralunterrichts gezwungen (jeder einzelnen Schulbehörde bleibt das Recht der freien Entscheidung gewahrt), so wird doch ohne Zweifel die Befürwortung von der höchsten autoritativen Stelle der Einführung des Moralunterrichtes in den Schulen außerordentlich förderlich sein. Auch dieser große Erfolg ist der unermüdlichen Propaganda der Moral Instruktion League zu verdanken.

Ist durch den Erlaß des Unterrichtsministers die nächstliegende Aufgabe der Liga fast als schon gelöst zu betrachten, so sind doch unsere Freunde von der Liga mehr als je entschlossen, auf dem Posten zu bleiben.

Nicht nur, daß es die Einführung des Moralunterrichtes für die höheren Schulanstalten zu erringen gilt, es bleibt auch vor allem die verantwortliche Aufgabe der Liga, von der die ganze geistige Anregung ausgegangen, dem Moralunterricht selbst dauernd diejenige Vertiefung zu sichern, von der allein der Wert dieser Unterweisung abhängt. In diesem Zusammenhange sind die Aeußerungen Dr. Stanton Coit's in „Ethics“ vom 2. und 23. Juni sür jeden, dem nicht allein an der Einführung, sondern vor allem — wenn man so sagen darf — an der Ausführung des Moralunterrichtes gelegen ist, höchst beachtenswert.

Die Art, in der Mr. Birrell bei Gelegenheit der Beratungen der neuen Schulgesetzvorlage in der Sitzung vom 28. Mai d. Js. seiner Absicht, die Einführung des Moralunterrichtes in den Volksschulen zu fördern, Ausdruck verlieh, ließ nicht ein allzu tiefes Verständnis für die Bedeutung dieser Unterweisung erkennen. Fast möchte es scheinen, als ob der Minister sich geflissentlich einer recht nüchternen Ausdrucksweise bediente, als er im Parlament von dem Wert des Moralunterrichts sprach, um nicht unnötig Anstoß zu erregen. Jedenfalls zeigen die im Schulerlaß enthaltenen, auf den Moralunterricht bezüglichen Stellen eine viel tiefere Auffassung dessen, was für die Wirkung auf die Lehrer von Bedeutung ist.

Der Moralunterricht bildet einen Teil des „secular curriculum“, und sein Besuch ist daher, wo er einmal eingeführt ist, obligatorisch und nicht wie der Religionsunterricht dem Ermessen der Eltern oder Schüler freigestellt.

Den unermüdlichen Leitern der Moral Instruktion League, namentlich Mr. Harrold Johnson, kann man zu diesem neuesten Erfolge nur Glück wünschen. Emily Altschul.

Quittung.

Vom 1. Juli bis zum 31. Oktober erhielten wir folgende Beiträge: P. Vereinsmeyer, Cadenberge 2,—. F. Bloh, Hamburg 5,—. Lutzschuß, Striegau 2,—. G. Schneider, Mannheim 5,—. A. v. Harder, Mannheim 5,—. H. Schumann, Greifswald 3,—. A. Trier, Darmstadt 10,—. A. Malinsky, Frankfurt a. M. 4,—. Prof. Kocks, Bonn 3,—. A. Rehle, Hannover 2,—. Dr. Hechscher, Hamburg 3,—. Englert, Waldmünchen 2,—. F. Köpke, Altendorf b. 5,—. R. Franck, München 3,—. D. Rathgeber, Bad Dürckheim 10,—. Kaufmann, Charlottenburg 3,—. A. Schmauser, Schwabach 2,—. Dr Olshausen, Hamburg 10,—. Dr. Philipp, Karlsruhe 2,—. B. Doepel, Berlin 5,—. Dr. Saager, Münster 2,—. J. Salz, Worzheim 5,—. Dr. Wolf, Berenkheim 5,—. OOR 100,—. Z. Steinberg, Bonn 3,—. Prof. Stern, Baden-Baden 2,—. K. Hirschenhein, Schwanzheim 3,—. Sommer, Münster 3,—. Kleinsorgen, Gelsenkirchen 5,—. Mutterer, Roth 3,—. G. Hoffmann, Gelsenkirchen 3,—. E. Rau, Frankfurt a. M. 4,—. A. Wagner, Tarnowitz 5,—. F. Steudel, Bremen 5,—. Dr. Wintrin, Deutsch-Eylau 3,—. F. Schulze, Eberfeld 2,—. F. Steidelmüller, Karlshorst 2,—. Dr. Zeyler, Charlottenburg 5,—. R. Wolff, Bensberg 3,—. A. Nacken, München 10,—. Blech, Valparaiso 5,—. Freie Vereinigung Gleichgesinnter, Luzern 8,—. E. Uhde, Zürich 15,—. Dr. Meyer, Charlottenburg 2,—. E. C. Nadde, Hamburg 10,—. F. Dienst, Charlottenburg 3,—. E. M. v. Unruh, Berlin 10,—. Summa Mk. 329,—.

Mit herzlichem Dank

Dr. Penzig.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig, Charlottenburg, Grolmanstraße Nr. 17
Druck und Verlag: Oskar Heusel, Gottesberg.

Digitized by Google

Deutsche Liga für weltliche Schule und Moralunterricht.

Flugblatt Nr. 3.

Unser Ziel: Befreiung der Schule von jeder kirchlichen Bevormundung und Erziehung des konfessionellen Religionsunterrichts in der Schule durch Moralunterricht im Sinne einer gemeinsamen, menschenverbindenden Lebenskunde.

Der Unterricht in Moral und Lebenskunde.

Als vor vierzehn Jahren ein äußerlich erfolgreicher Kampf gegen die Vorlage jenes preußischen Schulgesetzes geführt wurde, durch welches die Abhängigkeit der Volksschule von den kirchlichen Autoritäten verstärkt werden sollte, lag die Sache doch wesentlich anders, als bei der Bekämpfung der gegenwärtigen preußischen Schulgesetzgebung.

Die Gegnerschaft zwischen den verschiedenen Konfessionen, insbesondere zwischen der katholischen und der protestantischen, hat sich seit jener Zeit gesteigert, und zugleich ist die politisch-soziale Machtstellung des Katholizismus in Deutschland unverkennbar gewachsen. So ist zunächst eine Schärfung des Bestrebens entstanden, die Wirksamkeit des Schulunterrichts auf Kinder und Eltern so sehr wie möglich als Machtmittel im konfessionellen Kampfe zu verwerten.

Hierdurch aber wurde die Frage der sogenannten Simultanschule in den Vordergrund des Interesses gerückt, und die Simultanschule wurde jetzt zu einem Zielpunkte besonderer Anfeindung von seiten aller konfessionellen Parteien, während sie zugleich auch der staatlichen Schulbehörde und dem autoritativen Glaubenseifer jeder Art als ein gefährliches Zugeständnis an religiöse Lauheit erscheint und sogar auf freigesinnter protestantischer Seite als eine Gefahr im Sinne der Verminderung der nationalen Spannkraft eines begeisternden Luthertums erachtet worden ist.

Zweifellos hatte bisher die Simultanschule vielfach den konfessionellen Hader innerhalb gemischter Bevölkerungen gemildert, wogegen die strenge Durchführung der konfessionellen Trennungen im Schul-Leben gerade in kleineren Orten fast die ganze Jugend von frühauf mit einem gewissen feindseligen Sondergeist anträkelte. Ebenso zweifellos war die Simultanschule vielfach hinsichtlich der äußeren und der so zu sagen technisch-pädagogischen Entwickelung der bezüglichen Schul-Einrichtungen, sowie der Stellung und Leistung der Lehrer im Vorteil gewesen, während durch die Entwickelung der konfessionellen Schulen überall da, wo die Gemeinden an der Grenze der Leistungsfähigkeit für die gesondert-konfessionelle Gestaltung und Unterhaltung der Schulen waren, erhebliche Verkümmerungen der bezüglichen Schul-Zustände und -Leistungen fast unvermeidlich eintreten mußten.

Anderseits können aber nach formal-pädagogischen Gesichtspunkten ernste Einwendungen dagegen erhoben werden, daß ein unvermitteltes Nebeneinander von religiös-moralischen Unterweisungen auf *verschiedenen* konfessionellen Grundlagen für größere Gruppen von Schülern in *einer und derselben* Schule stattfindet.

Wenn nun versucht worden ist, diesen letzteren Übelstand dadurch zu mildern, daß die religiös-moralische Unterweisung sich tunlichst an die für die *verschiedenen* Konfessionen *gemeinsamen* Lehren anzuschließen hatte, so darf man dies doch als eine befriedigende Lösung der Schwierigkeit keineswegs ansehen. Denn es ist doch ein vergebliches Beginnen, nicht bloß diesen *gemeinsamen Kern der verschiedensten religiösen* Glaubens- und Lehr-Meinungen einigermaßen zutreffend zu formulieren, sondern ihm dabei auch wenigstens einen Hauch von der Weihe und Wärme zu verleihen, welche gerade den eigenartigen Lehren der verschiedenen Konfessionen einwohnt.

Eine *religiöse* Simultan-Unterweisung von so zu sagen *mittlerem* konfessionellem Charakter muß also auf die Dauer von allen Konfessionen abgelehnt werden. Und für die Bekenner von Lebens- und Welt-Anschauungen, welche mit den Glaubenslehren *keiner* der

Digitized by Google

religiösen Gemeinschaften übereinstimmen, würde eine obligatorische Einführung jener Simultan-Unterweisung mindestens ebenso drückend sein, wie der Zwang zur Anteilnahme ihrer Kinder an dem Religions-Unterricht einer bestimmten Konfession.

Wo ist denn aber nun Frieden und „Einigkeit im Notwendigen" für die sittliche Kultur des Gemeinschaftslebens zu finden, wenn fortan die Ansprüche der verschiedenen Konfessionen (mag ihre Anzahl sich auch nur auf die so zu sagen „herrschenden" Konfessionen beschränken) dem Religions-Unterricht, also dem religiösen Moral-Unterricht in den Volksschulen überall in Preußen das Siegel der konfessionellen Besonderheit und natürlich auch des konfessionellen Kampfes aufdrücken dürfen? Kann unsere sittliche Kultur diese offenbare Kultivierung des Unfriedens ertragen? Und ist es nicht zugleich drückendste Unfreiheit, daß in der staatlichen Volksschule, welche das Gemeinsamste aller Volksgenossen sein sollte, die Erziehung und Unterweisung in den sittlichen Grundlehren des Gemeinschaftslebens überhaupt nur in Verbindung mit bestimmten religiösen Glaubenslehren zugelassen sein soll, welche schon durch ihre Verschiedenheiten zu einer Pflegestätte eifriger Feindseligkeiten werden, aber außerdem in den Augen einer großen Zahl von Mitgliedern des Gemeinwesens überhaupt nicht als die maßgebenden und unbestreitbar einleuchtenden Grundlagen und Antriebe sittlichen Wollens und Tuns angesehen werden! —

Man sträubt sich trotzdem in weiten Kreisen Deutschlands, zumal in den mittleren und oberen Bevölkerungsschichten, aber auch innerhalb der Lehrerschaften immer noch dagegen, daß der Moral-Unterricht, welcher doch unbedingt eine fundamentale Aufgabe der Schule bilden sollte, gesondert von der Einführung der Jugend in bestimmte Systeme religiöser Glaubensmeinungen erteilt werde. Man sträubt sich dagegen, eines Teils, weil es als eine Ungeheuerlichkeit erscheint, den Glaubensgemeinschaften die Mitwirkung der Schule bei der Unterweisung ihrer Jugend in denjenigen Lehren, die ihnen als die Grundlagen der sittlichen Kultur gelten, zu entziehen, andern Teils, weil man einen Volks-Unterricht in Moral und Lebenskunde ohne Mitwirkung der religiösen Elemente des Seelenlebens für trocken und unzureichend, ja für völlig unwirksam hält.

Nur letzteres wäre ein entscheidendes Bedenken; denn die Fürsorge für Unterweisungen der Jugend in den Glaubenslehren der verschiedenen Konfessionen könnte sogar am besten diesen Konfessionen selber in solcher Weise anvertraut werden, daß ihnen angesichts der hierdurch erreichbaren hochwichtigen Vereinfachung und Vereinheitlichung des staatlichen Schulwesens alle dafür wünschenswerte äußere Hülfe von seiten des Staates gewährt werden müßte und würde.

Aber würden hierdurch nicht erst recht die konfessionellen Sonderungen und Spannungen kultiviert? Und wie würde es denn dabei mit den Kindern derjenigen werden, denen die Religion „Privatsache" ist, die deshalb in offenbar wachsender Anzahl überhaupt keiner Konfessionsgemeinschaft ernstlich angehören und die Religion überhaupt nicht als einen Gegenstand des Schul-Unterrichts en masse anerkennen?

Es ist zunächst klar, daß, sobald es gelingt, unabhängig von allen Besonderheiten und Verschiedenheiten der religiösen, der philosophischen, der künstlerischen und der naturwissenschaftlichen Welt- und Lebens-Anschauung einen wahrhaft maßgebenden und einleuchtenden, dabei die Seelen erwärmenden Unterricht in Moral und Lebenskunde zu weitreichender Anerkennung zu bringen und diesen Unterricht in voller freudiger Gemeinsamkeit im Schul-Leben wirksam zu machen, dann auch die einseitigsten und eifervollsten, von Seiten der Organe der verschiedenen Konfessionen selber zu erteilenden Unterweisungen in ihren Glaubenslehren und den damit verbundenen Sittenlehren nicht im Stande sein werden, gegenüber jener freudigen Gemeinsamkeit sittlicher Kultur die konfessionellen Spannungen und Feindseligkeiten noch zu irgend einer erheblichen Bedeutung im Gemeinschaftsleben zu steigern.

Eine wahrhaft gemeinsame, menschenverbindende Unterweisung der Jugend in den Grund-Erfahrungen und Grund-Überzeugungen unserer immer komplizierter werdenden individuellen und sozialen Kultur ist aber jetzt zu einem der wichtigsten und dringendsten Bedürfnisse des Gemeinschaftslebens geworden. Hierüber sind alle diejenigen, welche tiefere Einblicke in die Gestittungszustände der Gegenwart erlangt haben, völlig einig.

Und da sollten wir uns durch die Kleingläubigen, welche da meinen, ohne Religion sei das nicht erreichbar, abhalten lassen, diesem hohen Ziele kräftig zuzustreben. Wir sehen doch alle deutlich, daß die Verschiedenheiten des Verhaltens der Gegenwartsmenschen hinsichtlich der religiösen Über-

---

posten zu bieten.

ht nur, daß es die Einführung des nterrichtes für die höheren Schulanstalten

durg 10,—. F. Dzienk, Charlottenburg 3,—. E. M. v. Unruh, Berlin 10,—. Summa Mk. 829,—.

Mit herzlichem Dank

Dr. Penzig.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig, Charlottenburg, Grolmanstraße Nr. 17
Druck und Verlag: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

zeugungen durchaus die Erreichung dieser Gemeinsamkeit verhindern, so lange Moral-Unterweisungen ohne Verbindung mit religiösen Lehren noch als wirkungslos erachtet werden.

Die religiösen Vorstellungen vom Ersten und Letzten, von der göttlichen Weltordnung und von der Unterordnung des Menschenwesens und Menschenschicksals unter diese göttliche Lenkung, hatten sich allerdings in den vergangenen Jahrtausenden mit den moralischen Bindungen im Leben des Einzelnen und der Gemeinschaften so innig verknüpft, daß es erklärlich ist, wie es so vielen Menschen noch als eine Unmöglichkeit erscheint, denselben Bindungen ohne eine Anknüpfung an jene religiösen Vorstellungen die gleiche Wirksamkeit, wie bisher, oder gar eine noch gesichertere zu verleihen.

Andererseits hat aber die wissenschaftliche Erforschung der Natur und des Menschenwesens in denselben Jahrtausenden allmählich in vielen Seelen eine gemeinsame Idealwelt wissenschaftlichen Erkennens und Gestaltens entstehen lassen, die immer weitere Kreise der Menschheit ebenfalls tief beglückt im Lichte der Erfolge, durch welche unsere sich klärende und festigende Denkarbeit, sowohl in der umgebenden Welt, als auch in den Vorgängen des Seelenlebens selber, bestätigt und geweiht wird.

Und gerade für die Erkenntnis von Gut und Böse, für das Verständnis des Wesens der sittlichen Freiheit und Würde bringt uns die sorgfältigere Erforschung der Gesetze unserer Seelenwelt schon jetzt bedeutsame Vertiefung und Festigung ganz im Sinne der bewährtesten Grundlehren sittlicher Kultur.

Insbesondere ist es auch das im Bereiche der Dauer-Erscheinungen unseres Seelenlebens wachsende Verständnis, welches uns eindrucksvollste und sittlich förderlichste Deutungen dieser Herrlichkeiten eröffnet, im Anklang an die Schlußworte, in denen der „Prolog im Himmel“ zum Faust in der Ansprache des „Herrn“ die Gipfelung der Aufgaben der „Göttersöhne“ ausspricht:

„Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken.“

Und diese an sich so schlichte und doch so machtvolle Erkenntnisarbeit der Menschheit sollte nicht imstande sein, auch in Erziehung und Unterricht die rechten Formen, Worte und Töne zu finden, um dem Bedürfnis nach wahrhaft gemeinsamen Grundlagen und Sanktionen der Moral und Lebenskunde Erfüllung zu schaffen? Hat doch im Vergleich mit dem religiösen Moral-Unterricht, überhaupt jedem solchen Moral-Unterricht, welcher seine Sanktionen wesentlich von Überlieferungen oder Denkgestaltungen über die letzten und umfassendsten Welt- und Lebens-Probleme entnehmen will, der an die wissenschaftliche Erkenntnis anknüpfende Moral-Unterricht den unschätzbaren und im Sinne der gemeinsamen Festigung sittlicher Kultur entscheidenden Vorzug, daß er einen festen Boden der Bestätigung seines Denkens und Lehrens besitzt in der Erprobung der gemeinsam geordneten Denkprozesse durch die uns umgebenden, aber von unserm Wähnen unabhängigen Welt- und Lebens-Erscheinungen.

Sicherlich würden Erwägungen vorstehender Art schon viel allgemeinere Anerkennung und Verwertung auch in Deutschland gefunden haben, wenn sich nicht so scharfe Feindseligkeit entwickelt hätte zwischen dem Festhalten an den in uralteste Symbolik eingekleideten, aber auch schon vielfach von tiefer Menschenkenntnis getragenen, traditionellen Morallehren einerseits, zumal in ihren verschiedenen autoritativ-konfessionellen Gestaltungen, und andrerseits dem besonders im letzten Jahrhundert so machtvoll einsetzenden Emporstreben der wissenschaftlichen Welterforschung und Lebensgestaltung.

Der Wissenschaft aber geziemt es, ihre Bestimmung und Befähigung zur Begründung und Leitung einer wahrhaft gemeinsamen und beglückenden Ordnung dieses Erdenlebens auch immer mehr durch die feinste soziale Würdigung der gesamten moralischen Gedanken- und Erscheinungs-Welt zu betätigen und dabei das aus der Vergangenheit her übermommene nicht ohne weiteres wie ein Fossil anzusehen, sondern die darin verkörperten moralischen Erfahrungen und sozialen Lebenskräfte auch in ihrer eigenartigen Bedeutung zu würdigen und dadurch zu wahrhaft freier Entfaltung, mit selbsttätiger Ausscheidung der nicht mehr lebensfähigen, wirklich sosslen Elemente, gelangen zu lassen.

Der obigen langen Darlegungen kurzer Sinn sei nun — unter Vorbehalt künftiger näherer Ausführungen — für die gegenwärtige, durch das preußische Schulgesetz von 1906 charakterisierte Epoche folgendermaßen zusammengefaßt:

Wie schon in den letzten Monaten an dem ganzen Verhalten der Parteien und der öffentlichen Meinung erkennbar wurde, war

Digitized by Google

irgend ein wesentlicher Fortschritt unseres Volksschulwesens in der Richtung der Befreiung des Moral-Unterrichts von den verkümmernden und verseindenden konfessionellen Einflüssen gegenwärtig in keiner Weise zu erreichen. Man muß sich für den Augenblick dabei resignieren, daß hinsichtlich der Stärkung der konfessionellen Einflüsse und der Zurückdrängung der in den Simultanschulen zum Ausdruck gelangten, wenn auch unvollkommenen Abhilfeversuche nicht noch mehr geschehen ist.

Indessen wäre dies doch eine trostlose Lage, wenn nicht gleichzeitig immer deutlicher und zwar sowohl aus buchhändlerischen Erfahrungen über die Verbreitung der in freierem Sinne bereits wirksamen pädagogischen Literatur, als auch aus einzelnen korporativen oder gar behördlichen Kundgebungen schon zu entnehmen wäre, daß in der Geistlichkeit aller Konfessionen und ebenso in der Lehrerwelt bereits ein ernsteres Bewußtsein von den oben geschilderten Übelständen und von den Möglichkeiten ihrer Heilung am Werke ist, und wenn nicht die Hoffnung bestände, daß aus der äußerlich sogar stärker gewordenen derzeitigen Fundierung der Übelstände auch eine schärfer wekende Wirkung auf die Gewissen aller berufenen Kreise entstehen wird, als wenn irgend welche „staatsmännische" formale Milderung der betreffenden Zustände eingetreten wäre.

Die Liga für weltliche Schule und Moral-Unterricht wird sortan ihre Wirksamkeit wesentlich darauf zu richten haben, durch Wort und Schrift zur eindringlichen Beschäftigung mit der uns Allen obliegenden großen Aufgabe der Erziehung und des Unterrichtes anzuregen, insbesondere die in den Kreisen der Lehrer und der Geistlichen aller Konfessionen wirksamen reichen Geisteskräfte, überhaupt aber die Aufmerksamkeit der deutschen Dichter und Denker hinzulenken auf eine Herz und Verstand befriedigende Gestaltung wahrhaft gemeinsamen Unterrichts in Moral- und Lebenskunde. Durch welche Veranstaltungen zunächst in diesem Sinne gewirkt werden kann, soll in weiteren Mitteilungen erörtert werden, für die auch um Ratschläge gebeten wird.

Glaubt Ihr denn aber, so wird man uns einwerfen, daß in den kompetenten Berufskreisen, die so stark von oben abhängig sind, irgend eine lebensvolle Reformbewegung obiger Richtung emporwachsen kann, so lange Gesetz und Verwaltung so stark und so eng konservativ wirksam sind, wie es jetzt mehr als je in Preußen der Fall zu sein scheint?

Sei es gestattet, hierauf mit der nachfolgenden Schlußbetrachtung zu antworten und zwar gerade im Sinne der tieferen Begründung und der feineren sozialen Ausgestaltung der sittlichen Kultur, die wir von dem vollen und maßgebenden Eintritt der Wissenschaft in den Aufgaben- und Pflichten-Kreis der moralischen Unterweisung und der Erziehung zu höheren Formen der Betätigung im Gemeinschaftsleben erhoffen.

Erziehen wir uns zunächst selber mehr und mehr auch mitten im Geisteskampfe zum Maßhalten im Sinne der gerechten Würdigung des Andern und zu jener Milde der Formen, welche im Bunde mit aufrichtiger, ehrlichfolgerichtiger und weitblickender Denk-Arbeit die stärkste intellektuelle Macht darstellt. Dann wird auch oben dieselbe wohltätige Macht einkehren, und es wird keine schnöden Maßregelungen und dergleichen mehr geben.

Die unter der pädagogischen Herrschaft der Glaubenssysteme, trotz aller hohen Worte, so rückständig gebliebene Art des Kämpfens, sowohl auf reaktionärer als auf revolutionärer Seite, verlängert und verstärkt alle sozialen Nöte und Übel und bringt doch nur Augenblicks-Erfolge zu Wege.

Wir wollen also schon durch die Art des Kampfes für „weltliche Schule und Moral-Unterricht" die Zuversicht zu wecken suchen, daß auf diesem neuen Boden höhere sympathische Freiheiten sittlicher Kultur und Freiheit erblühen werden. Und auch der Energie und Ausdauer des Wirkens wird dadurch nur Stärkung erwachsen.

Berlin. Prof. Dr. Wilhelm Foerster.

Beitrittsmeldungen zur deutschen Liga für weltliche Schule und Moralunterricht (Jahresbeitrag nach Belieben) sind an die Adresse des unten verantwortlich Zeichnenden zu richten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig, Charlottenburg, Grolmanstraße Nr. 15.
Druck und Verlag: Oskar Hensel, Gottesberg.

73,41

auf dem Posten zu bleiben.

Nicht nur, daß es die Einführung des Moralunterrichtes für die höheren Schulanstalten

burg 10,—. F. Dzieck, Charlottenburg 3,—. C.M. v. Unruh, Berlin 10,—. Summa Mk. 829,—.

Mit herzlichem Dank

Dr. Penzig.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig, Charlottenburg, Grolmanstraße Nr. 15
Druck und Verlag: Oskar Hensel, Gottesberg.

Digitized by Google

PRINCETON UNIV
32101 067000776

Digitized by Google

Digitized by Google